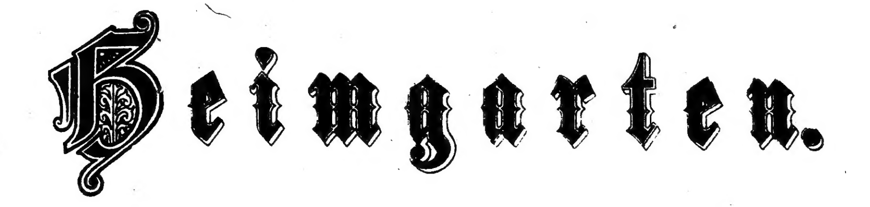


Eine Monatsschrift

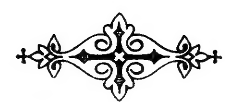
gegründet von

Peter Rosegger,

geleitet von

Hans Ludwig Rosegger.

XXXIX. Jahrgang.



Graz.

Druck und Verlag von „Leykam“.

1915.



Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XXXIX. Jahrgang.

Romane und Erzählendes.

Seite

Alpines und Volkstümliches aus den Alpen.



*

Natur und Kultur.

Literatur, Kunst und Künstler.

Zeitgeschichtliches und Plaudersames.

Tagebuch.

Gedichte.



1. Heft | Oktober 1914 | 39. Jahrg.

Gebet.

Von **Peter Rosegger.**



O Herr, ich kam noch nie zu dir
In solcher Not und Zuversicht.
Es braust, als wär's ein Auferstehn,
Es dräut, als wär's das Weltgericht.

O Herrgott, schütz' mein deutsches Volk
In seiner Ehr' und stolzen Kraft.
Behüte es in seiner stillen,
Hellen Geistesführerschaft.
Auf seiner Wacht, daß allerwärts
Der Menschheit Adel sich erneue,
Das freie, einzig eine Volk,
Erhalte es in seiner Treue!

Behüte, Gott, das frohe Volk
In seines Hauses trautem Rat,
In seines Herzens Innigkeit,
In seines Fleißes rascher Tat!

Verschiedenes.

Militärattaché von Plessing.

Von Hans Ludwig Rosegger.

„Lieber Plessing, das soll doch der Teufel holen — ich meine nämlich meine Gicht, damit Sie mich nicht mißverstehen! Aber auch sonst!“ Der Botschafter Graf Sturz-Altsturz schnitt ein tiefunglückliches Gesicht, was sich durch seine Gicht und die sonstigen Unannehmlichkeiten erklären ließ. Er war schon ein bißchen schwachsinnig, der alte Herr, doch persona gratissima bei seinem Souverän; eigentlich trachtete er nur mehr nach Ruhe, und reichte bereits fünfmal sein Abschiedsgesuch ein, das jedesmal mit einem Orden und einem schmeichelhaften Handschreiben abschlägig beschieden wurde. Er galt mit seinen Erfahrungen, seinen Talenten und seinen Beziehungen auf dem diplomatisch heißen Boden des mächtigen Nachbarstaates, dessen Friedensliebe trotz vieler gegenteiliger Versicherungen nicht recht zu trauen war, als unersetzlich. — „Mein Gott . . .“, seufzte die geplagte Exzellenz.

Rittmeister von Plessing, der schon mehr an seinen bevorstehenden Urlaub und seine Vermählung dachte, die in einer Woche stattfinden sollte, erkundigte sich uninteressiert höflich nach den besonderen Umständen, die den Herrn Botschafter verstimmten.

„Ach, ich bitte Sie! Täglich krieg ich ellenlange chiffrierte Depeschen, die drängen und drängen . . .“ Eine Weile überlegte Graf Sturz, ob er den Militärattaché in die letzten Geheimnisse der großen Politik einweihen dürfe und endlich siegte sein Mitteilungsbedürfnis über die Bedenken. „Kommen Sie näher, lieber Plessing, noch näher, ganz nahe. Hm, ja . . ., was ich sagen wollte . . . Selbstverständlich höchst vertrauliche Sache! Hypersekret. Staatsgeheimnis par excellence. Wenn man davon an unrechter Stelle erführe, könnte meine Lebensarbeit mit einem Schlage vernichtet sein. Ich war immer für den Frieden; na ja, weil man nie wissen kann, wie ein Krieg ausgeht — und geht's schief, sind natürlich die Diplomaten schuld daran gewesen.“

Von Plessing sagte nicht ohne Schärfe: „Ich bin der Ansicht, daß ein hohes und verantwortungsvolles Amt seinen Inhaber dazu verpflichtet, die eigene Person ganz in den Hintergrund zu stellen und sie allenfalls zu opfern, wenn es das Staatswohl erfordert. Jede Würde verpflichtet.“

Unangenehm berührt, wackelte Seine Exzellenz mit dem Kopf: „Ta-ta, lieber Freund, das klingt sehr schön und ist wahrscheinlich sehr ideal, aber entsetzlich unpraktisch, und niemand dankt es einem. Sehen Sie, ich dachte auch einmal so wie Sie, und das hat mir beinahe den Hals gebrochen. Man schickte mich von Paris nach Teheran. Nach Teheran, verstehen Sie! In Asien, tief in Asien drin, bei den Wilden,

O führe es, daß nie der Zwietracht
Wüster Dämon es berücke.
Behüt' vor Kleinmut es im Leid,
Vor Übermut in seinem Glücke!

Geleite du das starke Volk,
O Herr, in deiner Liebe Huld.
Vor zagem Zweifel an sein Heil
Bewahre es, vor aller Schuld.
Verleih ihm kindliches Vertraun,
Wie reinen Herzen es beschieden,
Daß es im stolzen Vorwärtsschaun
Erringe seines Reiches Frieden.

Dein frommes Volk behüte, Gott!
Bis es in der Vollendung Licht
Den Ölzweig wahrer Menschlichkeit
Erlösend um den Erdball flicht.
In wilder Zeiten Sturm und Not,
In Streit und Sieges Morgenrot,
Das schwergeprüfte, hehre Volk,
Mein deutsches Volk, behüt' es Gott!

Beschütze, Gott, mein Österreich
Und unsern heißgeliebten Herrn!
Und seine treuen Völker all'.
Lass' leuchten uns des Glückes Stern,
Daß wir vereint ohn' Haß und Trug
Des Menschentumes höchsten Flug
Dir nah und immer näher fliegen! —
O großer Herrgott, lass' uns siegen!

---

tätig — müssen dickfellig sein wie ein Elefant. Und dann ..." Er zwinkerte mit den Augen. „Die Fürstin Sulkonowska soll sich für Sie interessieren. Die Fürstin hat bei Hof — na, das ist hinlänglich bekannt. Es wäre nun Ihre Aufgabe gewesen, sich der Dame gefällig zu erweisen, statt dessen jedoch zogen Sie sich auffällig zurück. Das war ein Fehler, die Fürstin machte ihren großen Einfluß geltend, und intrigierte gegen Sie. Deshalb und nur deshalb, mein Freund, das steife Wesen der Militärs. Sie verwechseln eine amouröse Angelegenheit mit einer politischen Affäre."

„Exzellenz!" Der Militärattaché reckte seine Gestalt. „Sie vergessen, daß ich verlobt bin und mein Verhalten gegen die Fürstin, die — ich leugne es nicht — mir Avancen machte, schon dadurch allein von selbst gegeben war. Und im übrigen bin ich überzeugt, daß damit die Reserve der Herren Offiziere nicht das mindeste zu tun hat."

„Möglich, möglich auch nicht", sagte der Botschafter kalt. „Die jungen Leute von heutzutage wissen ja alles besser als wir alten mit unserem Sack teuer erkaufter Erfahrungen. Cherchez la femme — merken Sie sich den Satz, junger Freund; in der Politik gilt er noch mehr als in der Kriminalistik. Man muß nur die Zusammenhänge durchschauen. — Ferner noch eine Kleinigkeit. Was Ihre Verlobung anlangt ... Ganz hübsch, ganz angenehme Privatsache ... Wären Sie aber nicht gebunden, so wäre es entschieden besser. — Sie sprachen früher so schön von der Verpflichtung, seine Person dem Staatswohl zu opfern. Darum handelt es sich hier gar nicht, sondern nur um eine kleine Gefälligkeit, die an und für sich sogar ein Vergnügen ist. Ich finde nämlich, daß die Fürstin Sulkonowska eine sehr, sehr hübsche Frau ist, trotz ihrer fünfunddreißig Jahre. Oder nicht?"

Plessing entgegnete außordentlich schroff: „Ich habe Grundsätze, Exzellenz, und leider decken sie sich nicht mit den Ihrigen."

„Allerdings; schade. Doch da kann man nichts machen. Als Ehemann werden Sie ja wieder zur Truppe einrücken, nicht? Attachés mit Anhang haben erfahrungsgemäß geringeren Gebrauchswert."

„Ich habe in dieser Beziehung noch keinen Entschluß gefaßt."

„Doch haben Sie nichts dagegen, wenn ich dem Herrn Minister Ihren Wunsch übermittle, uns hier zu verlassen?" Glatt, freundlich und hinterlistig fragte Graf Sturz.

„Durchaus nicht."

„Also sind wir einig, lieber Rittmeister. Freut mich. Ich lege Gewicht darauf, daß meine Herren die Freundschaft anerkennen, die ich ihnen entgegenbringe. — Und daß ich nicht vergesse: Sie reisen bald ab?"

„In zwei Tagen, Exzellenz."

und ich säße heut noch dort, wenn nicht — aber das gehört eigentlich nicht hieher.

Plessing erinnerte sich an eine kolossale Dummheit, die Graf Sturz in Paris gemacht haben sollte und vor deren bösen Folgen ihn schließlich nur die Vermählung mit einer nicht ganz einwandfreien, doch sehr einflußreichen Dame rettete. Später ließ er sich dann wieder von ihr scheiden. „Exzellenz wollten mir eine Mitteilung machen", lenkte der Attaché das Gespräch auf seinen Ausgangspunkt zurück.

„Sehr richtig, eine hypersekrete Mitteilung; und vielleicht können Sie ein bißchen herumhorchen. — Wissen Sie, unser Minister will erfahren haben, daß sich hier etwas vorbereitet, gewissermaßen eine Haupt- und Staatsaktion, die sich gegen uns kehrt. Ein Bündnis der Südstaaten unter dem Protektorate von — na, Sie begreifen. Natürlich laufen die Fäden auch hier zusammen."

„Das wäre von außerordentlicher Wichtigkeit", meinte der Militärattaché temperamentvoll.

„Allerdings, wäre — w ä r e, wenn die Chose auch nur entfernt den Tatsachen entspräche, was aber Gott sei Dank nicht der Fall ist. Ein Bündnis gegen uns — undenkbar! Davon müßte ich doch auch etwas erfahren haben. Wozu hätte man denn seine Verbindungen und seinen Spürsinn? Vorgestern erst sprach ich sehr vertraulich mit dem Kanzler und er versicherte mich des unbedingtesten Wohlwollens seiner Regierung."

„Ist solchen Versicherungen Glauben beizumessen?" fragte von Plessing zweifelnd. „Man sagt doch, daß in der Diplomatie die Worte dazu dienen, die Gedanken zu verbergen."

„Ja, gewiß, man sagt . . . Und zuweilen dürfte man damit recht haben . . ., jedoch in diesem Fall . . ." Graf Sturz machte eine unwillige Bewegung mit der Hand. „Unsinn, Unsinn! Übereifrige haben unserem Minister ein Märchen erzählt, um sich wichtig zu machen. Nichts weiter. — Lieber Plessing, Skeptizismus ist die notwendigste Eigenschaft eines Politikers, was Sie ja nicht wissen können, da Sie Militär sind und in unserem Beruf gewissermaßen nur hospitieren."

„Wenn ich mir eine Bemerkung gestatten dürfte, Exzellenz, eine Bemerkung, die sich auf Beobachtungen stützt: In der letzten Zeit fand ich bei den Herren Offizieren hier eine fast kränkende Verschlossenheit und Zurückhaltung, die ich mir nicht anders deuten konnte, als daß sich etwas vorbereitet, was eine Kameradschaftlichkeit, wie sie früher zwischen uns herrschte, ausschließt."

Der Botschafter schöpfte hörbar Atem. „So, so . . . Ob Sie sich da nicht täuschten, ob Sie nicht überempfindlich sind! Diplomaten — und bis zu einem gewissen Grad sind Sie ja auch in der Diplomatie

seiner Güter widmete? Der Gedanke tat ihm ungemein wohl. Dann war er frei und brauchte sich nicht von jedem großmannsüchtigen Lümmel schuhriegeln lassen. Der Botschafter — aber dabei erinnerte er sich des Gerüchtes vom Bund der Südstaaten, der sein Vaterland schwer bedrohen konnte. Sofort gewann er seine Spannkraft zurück. Er wollte sich in der kurzen Zeit, die ihm noch blieb, orientieren, was daran wahr und was Erfindung war. Vielleicht war er selbst der eigentliche Urheber der Vermutung und Befürchtung, die der Minister dem Botschafter gegenüber äußerte. Von Plessing teilte vor einigen Wochen dem Chef des Generalstabes, dem er regelmäßig Bericht zu erstatten hatte, mit, daß sich seiner Meinung nach Dinge von höchster politischer Wichtigkeit vorbereiteten. Möglicherweise ergänzte er damit Nachrichten, die der Generalstabschef und der Herr Minister bereits von anderer Seite erhalten hatten. Zuerst machte der Militärattaché den Botschafter auf verschiedene bedenkliche Symptome aufmerksam, aber Seine Exzellenz hörte schon damals sehr ungnädig zu und fragte: „Haben Sie Beweise?"

„Ich glaube . . .", antwortete Plessing.

„Ach was", wurde er unterbrochen, „glauben heißt nichts wissen."

Und deshalb berichtete er unmittelbar seinem militärischen Vorgesetzten durch einen Spezialkurier, der ihm zur Verfügung stand.

Eine Zigarre rauchend überlegte Plessing: Wie kann ich mir Gewißheit über den Bestand oder Nichtbestand des Bundes verschaffen?

Er besuchte einen Obersten im Kriegsministerium, mit dem er befreundet war und den er als Anhänger jener Richtung kannte, die eine vernünftige Friedenspolitik verfolgte. Geschickt brachte der Militärattaché das Gespräch auf Zukunftskriege im allgemeinen und die mögliche Konstellation der Mächte, dabei andeutend, wie sympathisch ihm ein Kooperation beider Großmächte wäre.

Bedachtsam sagte der Oberst: „Sie wissen, lieber Herr v. Plessing, daß auch mich solche Ideen angenehm berühren, zumal bei beiderseitigem guten Willen zwischen unseren Staaten kaum ernstliche Reibungsflächen bestehen, aber ich verhehle Ihnen nicht, daß in unserer Politik Kräfte tätig sind, die nach einer anderen Richtung hin arbeiten."

Der Versuch jedoch, durch eine scheinbar bedeutungslose Plauderei etwas Tatsächliches zu erfahren, mißlang, da der Oberst bald recht einsilbig wurde und erklärte, nur seine Privatmeinung geäußert zu haben, der keinerlei Bedeutung zukomme.

Nachdenklich fuhr v. Plessing heim, überzeugt, daß es ihm nicht gelingen werde, Positives zu erfahren. Er packte im Bewußtsein, seine Pflicht getan zu haben, seine Koffer, um sofort nach dem Empfange beim Kanzler abreisen zu können, und beschäftigte sich im Geiste fast ausschließlich mit seiner persönlichen Zukunft.

*
* *

„Hm, ja. Und morgen vertreten Sie die Botschaft beim Tee, den der Kanzler der abessinischen Mission gibt. Können da gelegentlich einfließen lassen, daß Sie nach Ihrer Vermählung nicht mehr auf Ihren Posten zurückzukehren gedenken. Aus Gesundheitsrücksichten selbstverständlich. Sie oder Ihre künftige Frau, die von zarter Konstitution ist, vertragen das rauhe Klima nicht."

„Zu Befehl Exzellenz."

„Ich hätte gern einen älteren Herrn mit der Vertretung betraut, da ich durch meine Gicht leider selbst verhindert bin, aber unser erster Legationssekretär ist in Monte Carlo und der zweite — na, da sind Sie noch geeigneter."

„Zu Befehl." Immer knapper antwortete von Plessing dem recht ungnädig gewordenen Botschafter.

„Und hören Sie, wie gesagt, ein bißchen herum, woher das unsinnige Gerücht von dem Bündnisse der Südstaaten stammt."

*
* *

Rittmeister von Plessing war wütend und zugleich im Innersten verletzt. Dieser Schwachkopf von einem Botschafter! Dieser Leisetreter und Egoist, dem seine gichtischen Beine wichtiger waren als der Staat, den er vertrat! Der nach oben schmeichelte und schönfärbte und nach unten Fußtritte austeilte! Wie einen Dienstboten, dessen man überdrüssig ist und vierzehntägig kündigt, hatte er ihn behandelt und die Rückversetzung zur Truppe in sichere Aussicht gestellt. Das war eine schwere Kränkung und Seine Exzellenz würde schon sorgen, daß man dem mißliebigen Militärattaché die bittere Pille nicht etwa verzuckerte. Und warum alles? Weil er es wagte, eine eigene Meinung zu haben und eine geradezu infame Zumutung entschieden zurückzuweisen. O, diese geschminkte Kokette, die Fürstin Sulkonowska, mit ihrer Männersucht!

Daheim fand Plessing eine Einladung von ihr zum Tee — „unter vier Augen", wie in Klammern dabeistand, um ja nicht mißverstanden zu werden. Er lehnte mit eiskalter Höflichkeit ab, ohne einen Grund anzugeben, obwohl er sich leicht auf seine nahe Abreise und unaufschiebbare Arbeiten berufen hätte können. Nein, das wollte er nicht. Sie sollte reinen Wein eingeschenkt erhalten.

Plessing setzte sich zum Schreibtisch, um seiner Braut zu schreiben, aber er kam damit nicht vorwärts und begnügte sich nach einigen vergeblichen Bemühungen, einen heiteren und nichtssagenden Brief zu verfassen, mit ein paar herzlichen Worten und der Versicherung seiner Freude, sie bald zu sehen.

Dann wurde er ruhiger und überlegte. Ob er nicht überhaupt den bunten Rock am besten auszog und sich ganz der Bewirtschaftung

„Ich trete einen längeren Urlaub an und werde heiraten, Herr Graf.“

„Ach, da muß man vom Herzen gratulieren — wirklich vom Herzen. Aber Ihr Botschafter, mein lieber alter Freund, den ich heute aufsuchte, weil ihn seine böse Gicht leider hindert, unserem schönen Feste beizuwohnen, sagte mir auch, Ihr Gesundheitszustand hätte sich bedauerlicherweise so verschlechtert, daß Sie beabsichtigten, nicht mehr hierher zurückzukehren. Hoffentlich ist Ihr Entschluß nicht unwiderruflich und wir lernen bald Ihre junge Frau kennen.“

Der Militärattaché errötete über die Taktlosigkeit seines Chefs und entgegnete: „Ich werde mich künftig wahrscheinlich der Bewirtschaftung meiner Güter widmen, zumal meine Braut das Landleben dem Stadtleben vorzieht.“

„Schade, schade . . .“ Aber der Kanzler schien nicht recht bei der Sache zu sein. Inzwischen hatte sich der italienische Gesandte mit dem bulgarischen Geschäftsträger in ein Gespräch eingelassen. Kranilow fuhr fort: „Im Vertrauen, Herr Rittmeister, die Fürstin Sulkonowska bestürmte meine Frau, Ihnen an der Tafel einen Platz neben ihr anzuweisen, und obwohl wir glauben, daß Ihnen die Nachbarschaft nicht ganz zusagen dürfte, konnte meine Frau doch nicht anders. Ich sage Ihnen das nur, damit Sie vorbereitet sind und nicht uns für die unliebsame Sitzordnung verantwortlich machen.“

„Sehr gütig, Exzellenz. Aber ich weiß nicht, wieso Sie auf den Gedanken kommen, daß mir die Fürstin als Gesellschafterin nicht ganz zusagt.“

„Umso besser. Das höre ich gern.“ Der Kanzler nickte freundlich und Plessing hatte das Gefühl, eine Ungeschicklichkeit begangen zu haben. Keine Antwort, nur eine stumme Verbeugung wäre die beste Erwiderung gewesen. Er taugte eben in keiner Weise zum Diplomaten. Graf Sturz hatte recht.

Das etwas späte Erscheinen der Fürstin Sulkonowska wirkte als kleine Sensation. Die schöne elegante Frau blitzte mit Brillanten und anderen Edelsteinen, die sie im Haar, in den Ohren und am tiefen Ausschnitt trug. Sie lächelte, sie grüßte und sprach mit der Hausfrau, mit dem Hausherrn, und dabei suchten ihre schwarzen Augen jemanden, bis sie ihn in der Menge entdeckten. Von Plessing verneigte sich tief und die Fürstin winkte ihm mit dem perlenbesetzten Fächer. Aber er wollte nicht verstehen und wanderte mißmutig durch die langen Zimmerreihen des Palais, das dem Feste alle seine Gemächer öffnete, sogar das Arbeitszimmer des Kanzlers — und der Militärattaché dachte flüchtig: Wüßte ich alle die Geheimnisse, die von hier ihren Ausgang nahmen . . . Hätte ich den Schlüssel zu jener eisernen Kasse, wo die wichtigsten Geheimnisse der europäischen Politik unerreichbar — wenigstens für mich unerreichbar! — verwahrt liegen . . .

Kanzler Graf Kranilow und seine noch immer anmutige Gemahlin, die als ehemalige Hofdame der Kaiserin bedeutende Konnexionen in allerhöchsten Kreisen besaß und sie auch entsprechend ausnützte, empfingen ihre Gäste mit jener übersprudelnden Liebenswürdigkeit, deretwegen sie allgemein gerühmt wurden. Im Mittelpunkte des Festes stand die abessinische Mission, die einige exotische Tiere im Namen ihres Souveräns als Geschenk für den kaiserlichen Wildpark überbracht hatte, doch munkelten Eingeweihte, eigentlich handle es sich nicht um einen solchen Höflichkeitsakt, sondern dieser sei nur der unschuldige Vorwand für eine hochpolitische Aktion, die sich gegen die italienischen Absichten in Abessinien kehre. Graf Kranilow ließ ja niemals eine Gelegenheit vorübergehen, die Interessensphäre seines Vaterlandes zu erweitern.

Die seltsame Tracht der Afrikaner stach merkwürdig von dem protzigen Gold der militärischen Uniformen, der Diplomatenfräcke und dem dumpfen Zivilschwarz ab.

Der ein wenig verstimmte italienische Gesandte, der den letzten Zweck der Mission und des Festes sehr wohl kannte und so gut wie machtlos war, etwas dagegen zu unternehmen, hängte sich in Plessing ein und äußerte seine üble Laune in Sarkasmen: „Die braunen Kerle werden den Kanzler gut hineinlegen. So 'was unterschreibt, was man ihm zum Unterschreiben vorlegt, läßt sich wertvolle wirtschaftliche Zugeständnisse machen und sackt Trinkgelder ein, um sich hinterher ins Fäustchen zu lachen und sich einen blauen Teufel um die eingegangenen Verpflichtungen zu kümmern. Wir in Italien kennen die Brüder und sind gewitzigt.

Von Plessing erwiderte mit einigen Phrasen.

„Ja, ja", sagte der Gesandte nervös, „Kranilow kann aufpassen, daß ihm die geriebenen Halunken nicht ein paar Silberlöffel oder versilberbare Wertstücke ausführen. Einsperren darf er sie dann doch nicht lassen."

„Aber Exzellenz . . ."

Da kam der Kanzler herbei: „Was sagen Sie, meine Herren, zu unseren seltsamen Gästen? Das ist noch unverdorbene Natur, was? Und die Löwen sind prächtig, die sie meinem kaiserlichen Herrn zum Geschenk machten."

„Haben Löwen auch Läuse?" fragte der Italiener boshaft.

Kranilow lachte, aber unhörbar, nur mit den Mundwinkeln und den boshaft zwinkernden Augen. „Man wird den König der Tiere mit Petroleum waschen und bleibt ihm das Ungeziefer dennoch im Pelz, so schadet das nicht viel — er verkehrt ja nur mit seinesgleichen und nicht mit Leuten, die eine überempfindliche Haut haben." Er wandte sich von Plessing zu: „Herr Rittmeister, was hörte ich? Sie wollen uns verlassen?"

Sie unterbrach ihn: „Lügen Sie nicht, ich bin zu gut orientiert. Sie werden Ihre Frau nicht hierherbringen, weil Sie wieder zur Truppe kommandiert werden oder überhaupt den Staatsdienst verlassen."

Widerwillig staunend schaute er sie an: „Wie erfuhren Sie das?"

„Eine Frau, die liebt, erfährt alles und außerdem — Sie sollen ein großes Geheimnis erfahren . . . Ich treibe für meine Regierung Spionage."

Der Kanzler Graf Kranilow erhob sich, ergriff sein Glas und begrüßte sehr förmlich die abessinischen Würdenträger mit herzlichen Worten.

Als er geendet hatte, beugte v. Plessing den Kopf leicht zur Fürstin: „Wenn ich Ihnen auch alles glaube, Durchlaucht, was Sie mir erzählen, daß Sie Spionage treiben, glaube ich Ihnen nicht. Denn wenn auch — mir, dem Vertreter einer fremden Macht, würden Sie es nie eingestehen. Sie wären dadurch in meine Hand gegeben."

Da neigte sich auch die Fürstin Sulkonowska ganz nahe zu ihm: „Ich will mich in Ihre Hand geben." Ein süßer betäubender Parfum hauchte von ihr aus und der Rittmeister schloß verwirrt die Augen. Sie flüsterte: „Nun können Sie mir vertrauen. Von Ihnen allein hängt es ab, ob ich nicht morgen schon in die Verbannung wandere. Ich habe ein wichtiges Geheimnis verraten und mein Souverän pflegt mit Verrätern und Verräterinnen kurzen Prozeß zu machen . . ." Mit leichter singender Stimme fügte sie bei: „Wir lassen noch Weiber in der Politik mitspielen und dem verdanken wir unsere großen politischen Erfolge."

Dem Attaché wirbelte das Hirn. „Was ich da höre, klingt so abenteuerlich, daß ich es unmöglich glauben kann. Wie kämen Sie zu einem solchen — gefährlichen Beruf!"

„Aus Langeweile, aus Tatendrang, Patriotismus, aus Sensationslust. Es ist mein Sport, ein nervenpeitschender Sport. Wie andere Morphium essen oder Haschisch rauchen, so berausche ich mich an den Gefahren, denen ich mich aussetze."

Die Diener servierten Eis.

„Sie werden dafür bezahlt?"

Hochmütig zog die Fürstin ihre Mundwinkel auf. „Ich bin sehr reich. Und einen Sport betreibt man doch nicht des Gewinnes wegen."

„Ich verstehe Sie nicht, ich verstehe Sie bei bestem Willen nicht. Was bezwecken Sie?"

„Dienen möchte ich Ihnen."

„Weshalb?"

„Um Sie mir zu Dank zu verpflichten."

Das Tafeln begann.

Kaum hatte der Militärattaché neben der Fürstin Platz genommen, als sie in seltsamer Weise zu konversieren begann: „Lieber Herr von Plessing, wir können uns ganz ungeniert unterhalten, denn mein Tischherr zur Rechten, General Sebeko, ist vollständig taub.“ Sie sprach ein wunderliebes Pariser Französisch mit einer unermeßlichen Menge von R's im Gaumen.

Der Rittmeister antwortete vorbeugend: „Ich wüßte nicht, Gnädigste, was wir einander zu sagen hätten und was nicht alle Anwesenden hören dürften.“

Die Fürstin runzelte ihre schwarzen seidigen Brauen: „Vederemo. Hören Sie mich einmal geduldig an und dann werden wir sehen, ob wir einander tatsächlich nichts zu sagen haben.“

Plessing neigte leicht den Kopf.

„Ich weiß, daß Sie wütend sind, mich zur Tischnachbarin zu haben — nein, leugnen Sie nicht. Ich bin ausgezeichnet unterrichtet. Und es gefällt mir, daß Sie mich hassen — mehr noch: daß Sie mich verachten. Das ist männlich und Männlichkeit imponiert mir ungemein.“ Ein wenig spöttisch lächelnd und dabei mit einem feuchten Schimmer in den schwarzen Augen blickte die rassige Frau ihn an. „Ich laufe Ihnen ja nach, ich passe überall auf Sie, obwohl ich sehr gut weiß, daß Sie verlobt sind, daß ich Ihnen unsympathisch bin und daß einem Manne von Geschmack nichts widerlicher ist, als ein zudringliches Weib.“

Mit gepreßter Stimme sagte der Attaché: „Warum tun Sie es also?“

Die Fürstin bohrte die Spitze des silbernen Fischmessers in das Tischtuch. „Weil ich Sie liebe.“

Barsch kam es zurück: „Wir wollen von anderen Dingen sprechen.“

„Nein, wir wollen nicht von anderen Dingen sprechen. Wie habe ich gekämpft um diese Stunde! Die Gräfin verweigerte mir lange genug den Platz neben Ihnen! Jetzt nütze ich die Gelegenheit bis zum letzten Augenblick aus und Sie werden mir als Kavalier nicht das Wort verbieten.“

„Reden Sie, Fürstin, aber ich lehne jede Verantwortung für die Folgen ab.“ Er verschlang die Finger ineinander und vergaß völlig, daß rundum Leute saßen und schwatzten und lachten und beobachteten. Er fühlte sich der Situation nicht gewachsen.

Die Frau kaute an ihrer schmalen Unterlippe und überlegte eine Weile. „Mein Freund, Sie treten morgen einen langen Urlaub an, von dem Sie nie mehr hierher zurückkommen werden. Ich habe daher keine Minute zu verlieren.“

„Ich trete einen Urlaub an, um mich zu verheiraten, aber dann werde ich mit meiner Frau hierher . . .“

„Was tun Sie?"

„Haben Sie Angst?"

„Wenn man uns hier findet . . ."

„Niemand wird uns hier finden. Im Saal tanzt jetzt die Primaballerina unserer Hofoper. Den Genuß läßt sich niemand entgehen." Abgerissen schwebten die Rhythmen einer schwermütigen slawischen Melodie herüber.

Sie standen vor der eisernen Kasse des Kanzlers. Die Fürstin nahm aus ihrem Handtäschchen einen flachen Schlüssel. „Hier. Sperren Sie auf. Ich habe ihn gestohlen."

Wie ein Nachtwandler gehorchte der Attaché der Aufforderung. Unhörbar arbeitete der Schlüssel und unhörbar drehte sich die Stahltür in den gölten Angeln.

In drei wohlgeordneten Fächern lagen Akten, Papiere, Schriftenbündel und ein Portefeuille.

Herb befahl die Fürstin Sulkonowska: „Jenes gelbe versiegelte Kuvert!"

Von Plessings Hand zitterte, da er darnach griff. Dann wollte er die Kasse wieder verschließen.

„Halt, mein Freund! Ihre Unvorsichtigkeit würde uns sofort verraten. Man muß an einen gemeinen Einbruch, an einen Diebstahl glauben. Nehmen Sie auch das Portefeuille zu sich."

„Nein, das tue ich nicht." Der Rittmeister machte eine Bewegung, wie um auch das gelbe Kuvert an seinen Platz zurückzulegen.

„Was fällt Ihnen ein! Ich hätte Sie für stärker gehalten." Die Fürstin faßte selbst zu und steckte das Portefeuille und einige Kleinigkeiten schnell entschlossen in die Rocktasche Plessings. „Man wird den Dieb unter der Dienerschaft suchen."

Mechanisch verbarg der Attaché auch das gelbe Kuvert im Waffenrock.

In aufbrausender Leidenschaft schlang die Fürstin ihre Arme um den Nacken des Offiziers und küßte seinen Mund. „Jetzt gehörst du mir . . ."

Er rührte sich nicht, erwiderte den Kuß nicht. Schwieg totenstill.

„Morgen um fünf Uhr, nicht wahr?"

„Zu Befehl, Durchlaucht."

*
* *

Um Mitternacht verließ der Attaché das Kanzlerpalais. Der Kopf schmerzte ihn zum Zerbersten und seine Schläfen brannten. Bleiern fiel er in den Polstersitz seines Automobils. Es war ihm unmöglich, einen klaren Gedanken zu denken. Nur von Zeit zu Zeit fühlte er nach dem Raub in seinen Taschen.

Plessing schwieg lange und als er redete, lispelte er kaum hörbar: „Vermute ich richtig, so sind Sie bereit, mir ein Geheimnis anzuvertrauen . . .“

„Unter Umständen ja.“

„Für eine Gegenleistung?“

„Allerdings.“

„Und die wäre?“ fragte der Rittmeister rauh.

„Daß Sie mich morgen nachmittag um fünf Uhr besuchen . . .“

Im Attaché rangen Gedanken, Gefühle und Instinkte miteinander. Aber Mißtrauen gewann schließlich die Oberhand. „Wie sollten Sie imstande sein, mir ein Geheimnis von so großem Werte anzubieten, daß ich mir selbst untreu werde?“

„Ich bin die Vertraute des Kanzlers. Genügt Ihnen diese Referenz?“

„Und . . .“

„Kann Ihnen jede Auskunft über den Bund der Südstaaten geben, der unter dem Protektorat des Grafen Kranilow steht und seine Spitze gegen Ihren Staat wendet.“

Von Plessing zitterte vor Erregung, aber beherrschte sich. „Ich müßte dafür eine Gemeinheit begehen, meine Braut betrügen . . .“

Die Fürstin erwiderte betonend, als sagte sie eine eingelernte Lektion herab: „Woher auf einmal die kindlichen Skrupel? Deklamierte nicht ein gewisser jemand einen gewissen Botschafter an: ‚Ich bin der Ansicht, daß ein hohes und verantwortungsvolles Amt seinen Inhaber dazu verpflichtet, die eigene Person ganz in den Hintergrund zu stellen und sie allenfalls zu opfern, wenn es das Staatswohl erfordert. Jede Würde verpflichtet . . .‘ Gilt das oder gilt das nicht? Oder gilt es nur für andere?“

Der Attaché starrte die unheimliche Frau, die allwissend sein mußte, verstört an. „Wo steckten Sie, als ich das sagte?“

„Ach Gott, man hat doch seine Freunde!“

Der Kanzler hob die Tafel auf und man begab sich ins Rauchzimmer.

„Entschließen Sie sich rasch“, zischte die Fürstin Sulkonowska. „Wollen Sie Ihrem Staate einen Dienst von unschätzbarem Werte leisten?“

„Ja.“

„Und mich dafür morgen besuchen?“

„Ja.“

„Ihr Ehrenwort?“

„Mein Ehrenwort.“

„Dann kommen Sie.“ Sie schritt voran, durch die lange Flucht der Zimmer. Als sie sich dem Arbeitskabinett des Kanzlers näherten, zögerte Plessing.

Er sah nach der Uhr. Der Morgen kroch bereits grau und schal heran. Der Morgen, an dem er seinen Preis zahlen mußte.

Der Offizier weckte den Botschaftskurier.

„Schopfhagen, Sie reisen sofort ab, ohne sich erst bei Seiner Exzellenz zu melden."

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

„Sie reisen ohne Unterbrechung und übergeben diesen Brief eigenhändig dem Generalstabschef." Der Attaché legte den Vertrag in einen neuen Briefumschlag, den er durch fünf Siegel schloß. „Wohlverstanden, Schopfhagen — eigenhändig dem Generalstabschef. Sie bürgen mir dafür."

„Ich bürge dafür, Herr Rittmeister."

„Ich füge kein Begleitschreiben bei. Richten Sie mündlich aus, daß ich den ... daß ich das Schriftstück teuer bezahlte."

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

„Der Herr Generalstabschef wird bald von mir hören. Vielleicht noch, ehe Sie ihn sehen. Lassen Sie durch nichts, aber schon durch gar nichts Ihre Reise hemmen. — Gott behüte Sie, lieber Schopfhagen. Eilen Sie sich, Sie können noch den Frühexpreß erreichen."

Als der Kurier ging, blickte ihm Plessing eine Weile nach.

Hernach stand er auf und warf die Schultern zurück.

„Wir sind noch nicht fertig", sagte er laut und erschrak über den Klang der eigenen Stimme.

Bedächtig kniete er vor dem Ofen nieder und blies das blinzelnde Holzfeuer zu zehrenden Flammen an. Stück für Stück der entwendeten Banknoten flatterte in die Glut und verglofte zu weißlicher Asche. „So, nun noch das Portefeuille ..." Auch dieses verbrannte, brenzlich, kohlend, qualmend.

„Das wäre getan."

Ein paar heiße Zeilen schrieb Plessing an seine Braut. Nur ein paar Zeilen. Lügen wollte er nicht und die Wahrheit durfte er nicht sagen.

An die Fürstin schrieb er einen Brief und die eckigen Buchstaben waren ein Abbild seines herben Wesens.

„Durchlaucht!

Ich gab Ihnen mein Ehrenwort, Sie heute zu besuchen. Aber das Ehrenwort von Dieben ist wertlos, wie verbrannte Bankscheine. Im übrigen kennen Sie meinen Grundsatz: Wenn das Staatswohl es fordert, muß man seine eigene kleine Persönlichkeit opfern. Ich denke, wir sind quitt, Durchlaucht. Ich zahle mit dem höchsten Preis, den ich zahlen kann.

Ihr ergebener von Plessing."

Das Auto knatterte und rauschte.

Hatte er nicht geträumt, phantasiert? Narrte ihn nicht eine kranke Wahnvorstellung.

Was enthielt das gelbe Kuvert? Wirklich etwas Wichtiges? Oder hatte ihn die fürchterliche Frau nur zum besten gehalten, ihm ein gleichgültiges Papier in die Hände gespielt und würde ihn jetzt auslachen — würde an ihm mit der Drohung, seinen Raub zu verraten, Erpressung auf Erpressung verüben . . . Das ganze im Einverständnis mit Graf Kranilow eingefädelt, um den Botschafter und seine Leute unrettbar zu kompromittieren . . .

In großen Tropfen rann der Schweiß von der Stirn des Rittmeisters.

Daheim angekommen, hinter verriegelten Türen, den Helm noch auf dem Kopf, riß Plessing den gelben Briefumschlag auf.

Der Bündnisvertrag.

Ein handgeschriebenes Dokument, unterzeichnet von den vier Ministern der Südstaaten und dem Kanzler, Grafen Kranilow. Mit angehaltenem Atem überflog der Militärattaché die sechs mächtigen Seiten. Gott sei Dank, er hatte keinen zu hohen Preis dafür gezahlt! Ohne Kenntnis dieses perfiden Angriffsplanes wäre sein ahnungsloses Vaterland verloren gewesen. Jetzt konnte man wirksame Gegenmaßregeln treffen. Die Schlange verlor ihren Giftzahn.

Von Plessing stützte den Kopf in beide Hände und sann. Sann lange und schwer.

Dann raffte er sich auf und blätterte in den anderen Akten, die ihm die Fürstin in die Tasche geschoben hatte. Nichtiges Zeug im Vergleich zum großen Vertrag. Schreibereien, Quittungen, Berichte von Statthaltern und Teilergebnisse der letzten Volkszählung. Wertlos genug, um zu verbrennen. Das Feuer im Offen fraß die Blätter.

Und mit Widerwillen, mit Ekel untersuchte von Plessing den Inhalt des Portefeuilles: Geld! Papiergeld, eine bedeutende Summe. Der Offizier überlegte: Was tun damit? Zurückschicken, ohne Angabe des Absenders? Unmöglich. Ein erfahrener Diplomat konnte aus der sonderbaren Ehrlichkeit des Kassendiebes leicht einen richtigen Schluß ziehen und den Urheber des Verbrechens, den Zweck der Tat erraten. Der Kanzler aber sollte an einen gemeinen Raub glauben.

Wie klug von der Fürstin Sulkonowska, daß sie darauf bestand, nicht nur die Bündnisakten zu entwenden!

Von Plessing lächelte trüb. Wie viele solcher Streiche hatte sie schon begangen? Für ihr Vaterland und als Verräterin ihres Vaterlandes!

„Wirst mir wohl einen guten Rat erteilen müssen, wie ich das Ding anfangen soll."

„Das wird freilich wohl nicht sein können."

„Warum nicht?" begehrte der Gelbe auf.

„Weil ich gar nicht weiß, was du für ein Ding meinst", antwortete der Rote und tat gottlos gleichgültig.

„Ja so, das hätte ich dir noch gar nicht gesagt? Kann gleich geschehen. Ein Dirndel möchte ich haben."

Der Windwachel blieb stehen: „Wie alt bist?"

Der Gelbe hob die Hände und spreizte alle zehn Finger aus: „Nimm sie doppelt und noch einen dazu."

„Einundzwanzig! Und weißt dir nicht zu helfen?! Und wirst rot wie ein Krebs, bevor du noch abgesotten bist! Alois, du hast keine Erziehung genossen."

„Machst meinetweg' schon das Maul auf, so rat' lieber und spott' nicht."

„Das ist leicht", sagte der Windwachel, „wenn's sonst nichts ist. Ich habe nur anfangs geglaubt, du brauchst Geld. — Ein Weibsbild, das ist das wenigste. Du brauchst eins, ich hab' eins übrig."

„Deine Liesel?"

„Wenn sie mir zwei Jahre lang taugt hat, so wird sie für dich wohl auch gut genug sein."

„Eh soweit richtig, wenn du schon so gut bist und sie herleihst."

„Herleih' ich nichts."

„Kaufen kann ich nichts."

„Schenken!" sagte der Rote.

Auf das lugte ihm der Alois ins Gesicht und sprach nicht uneben: „Freund! Etwan zahlst noch was drauf!"

Das war laut genug gesprochen, aber der Windwachel hörte es nicht, sondern gab Belehrung: „Heute abends zwischen Lichten (in der Dämmerung) ist sie im Stall beim Kühmelken. Von mir ist sie locker, wir haben uns gestern tüchtig geriffelt (gezankt). Geh' zu ihr und tu' ihr schön. Die Butterwecken ißt sie gern, wenn du ihr mitbringen willst. Nicht zu früh keck werden, das schreckt die Weiber zurück. Eher ein bissel Traurigkeit spüren lassen, und daß dich ohnehin bald das hart' Soldatenleben treffen tät'. Das wirkt schier allemal. — So, mein Weg steigt jetzt da auf die Alm hinauf."

„Was ich schuldig bin für den guten Rat?" fragte der Gelbe treuherzig.

„Mir nichts. Ich wünsch' — ei ja, Glück wünscht man den Jägern nicht. Guten Anblick kann ich dir auch nicht sagen, weil's im Stall finster ist. Gute Nacht!"

Mit voller Adresse legte er den Brief auf den Schreibtisch.

Das Frührot brandete durchs Fenster und färbte die Welt feurig. Ein klarer, freudvoller Morgen.

Plessing öffnete seinen Waffenkasten.

Der Windwachelbub und seine Elisabeth.

Von **Peter Rosegger.***

In Steiermark geht ein Sprichwort: Das Weib müsse neun Wallfahrten nach Mariazell machen, um einen Mann zu kriegen, und der Mann müsse neunmal neun Wallfahrten nach Mariazell machen, um das Weib — wieder loszukriegen.

Daraus erhellt erfreulich genug der Frauen eisenfeste Lieb' und Treue.

Jener Ritter war ein dürrer, höckeriger, schielender Patron und hatte eine schöne Frau; sie war so schön wie ein Engel, möchte ich sagen, wenn Engel nicht pure Geister wären. Er war bescheidener, wie sonst Ritter von entschieden männlichem Geschlecht zu sein pflegen und fürchtete, ihrer nicht wert zu sein. Und als er vollends im Kriege einst sein rechtes Auge verlor, war er aus Rand und Band, schickte ihr das Auge und ließ ihr sagen, als solch vollendetes Scheusal trete er ihr nicht mehr vor Gesicht, er fliehe bis ans Ende der Welt und sie möge sich einen Besseren nehmen. Was tat hierauf die Frau? Sie nahm die Schere, stach sich das linke Auge aus, schickte es dem Gemahl und ließ ihm sagen, er solle sich einfinden, jetzt passe sie wieder für ihn, sie seien ein Leib, und für einen Leib wären zwei Augen genug. Die schöne Historie fällt mir allemal bei, so oft ich an die Geschichte vom Windwachelbuben und seiner Liebsten denke.

Gingen eines Sonntags nachmittags — da Bauernbursche gern herumschlänkeln und den Erdboden darum so gerne anschauen, weil sie ihn an diesem Tage nicht pflügen oder mähen müssen — zwei Kerle durch den Buchenwald. Zwei hübsche, kernfrische Dorfknechte, der eine hatte gelbe Haare und der andere rote, und auch in ihren Wünschen waren sie leicht voneinander zu unterscheiden.

„Windwachel," sagte der Gelbe, der etwas jünger war als der andere, „ich möchte nur wissen, wie ich das Ding anfangen soll."

„Das kann ich dir auch nicht sagen", entgegnete der Rote.

„Du kannst, du hast's durchgemacht!"

„So!"

---

* Aus dem demnächst bei L. Staackmann in Leipzig erscheinenden, neu bearbeiteten Buch: „Der Schelm aus den Alpen."

jahrszeit — da die an andere Höfe verdingten Dienstboten zu übersiedeln pflegen — hatte die Liesel und den Windwachelbuben schier eine ganze Stunde weit auseinander gerissen. Der Windwachel kam zu einem Bauer ins Gescheid' hinüber, sollte das letzte Dienstjahr sein. Er hatte von einer Base ein Weniges geerbt und dachte ans eigene Nest. Die Liesel hatte ihn beim Abschied fromm und rührend getröstet: Eine Stunde weit, das sei nichts gegen die Kreuzzüge ins heilige Land, und ein Jahr sei nichts gegen die Ewigkeit. Sie würden sich ja doch im Monat ein- oder vielleicht gar zweimal sehen können. Er solle nur die drei Paar Wollsocken gesund tragen, die sie ihm mitgebe, auch auf den heiligen Schutzengel nicht vergessen; sie wolle ihn täglich in ihr Morgen- und Abendgebet einschließen und bleibe ihm treu bis in den Tod.

Der gute Windwachel deutete mit der Hand, sie solle sich keine Mühe geben, ihn zu trösten, und stürzte davon.

Als er allein war, tat er einen so gewaltig tiefen Atemzug, als käme er gerade aus einem heißen Ofen.

An seinem neuen Dienstorte, da gab's feine Dirndeln, aber er konnte sich dieser lieben Geschöpfe nicht lange erfreuen, es kam eine Prüfung daher, an die der gute Windwachelbub wohl sein Lebtag nicht gedacht hatte. Es traf ihn eine scharfe Einsamkeit, und Sachverständige verordneten, daß er wie ein Herrenmensch seine eigene Stube bekomme und daß ihn in derselben niemand Unberufener stören solle. Es tat's auch keiner, und keiner auch wollte berufen sein. Jeden zweiten Abend kam die Liesel, sie bat um aller Apostel willen, daß man sie zu ihm hineinlasse. Und selbst wenn's auch um des Judas Ischariots willen ginge, erklärte der Arzt, so könne er sie doch nicht hineinlassen. Daher hockte sie die ganze Nacht hindurch vor der Kammertür und so oft er drinnen hustete oder sich räusperte, jammerte sie die alte Wärterin aus dem Schlaf, daß sie dem Kranken beispringe.

Endlich wendete sich's zum Besseren, aber als nach Wochen der Genesene in seinen Handspiegel blickte, da — er war kein Weib, aber ein wenig erschrak er doch. Das hatte zu seinen roten Haaren gerade noch gefehlt — blatternarbig wie ein Reibeisen!

Als der Windwachel hierauf das erstemal mit seinen Hausgenossen beim Essen saß und jeder und jede langsam, aber sicher mit dem großen Löffel in den Sterz einhieb, gab er folgende Red' ab: „Nau, Bauer, was sagst du denn jetzt zu meinem Ausgeschau?"

Der Hausvater, an den diese Worte gerichtet waren, lugte so ein wenig schmunzelnd nach dem genesenen Knecht hin und antwortete: „Das macht nichts. Weil du nur wieder gesund und stark bist."

Nun wollte der Knecht aber auch die Meinung des Weibervolkes wissen, er richtete also eine ähnliche Frage an die Großmagd.

Er stieg langsam bergan, und das Buchen- und Haselnußgesträuche streichelte ihn an den Achseln. Da hätte ich nur einmal Buchen- oder Haselnußgerte sein mögen!

Nun stand es an der Tage drei. Da bekam der Windwachelbub vom Postboten einen Brief. „Na, die hätt' sich auch das rote Pflasterl (Marke) ersparen können, wenn man Haus an Haus nebeneinander wohnt."

Er erkannte sofort die gelblich blasse Tinte der Liesel. Sonach brauchte er das Zeug eigentlich gar nicht zu lesen, er weiß schon, was sie schreibt. — Na doch! „Es wird ja der Alois kein Esel gewesen sein; vielleicht gibt sie den Abschied. Das Papier ist wieder mit Kerzenwachs zugeklebt. Jesses, die lange Wurst, was sie schreibt! Die Wurst hat zwei End', dieser Brief hat gar keins, scheint mir. Nau, Lieserl, was gibt's?" So plauderte er im Auseinanderfalten des Papieres, was ihm mühevoller war als das Holzhacken. Dann las er den Brief:

„O Geliebter meines Herzens!

Gott zum Gruß! Ich muß mit Dir sprechen und weiß mir nicht anders zu helfen. Wie unrecht muß unser Warteln (Zanken) am Samstag gewesen sein, weil jetzt der böse Feind sein Spiel hat. O mein liebster Urban, ich sage Dir, wenn mir nit die Heiligen und die Liebe zu Dir zu Hilfe kommen, ich hätt' der Anfechtung nit können widerstehen und wäre zeitlich und ewig unser Verderben. Ich warte Dein mit Schmerzen und werde Dir mündlich erzählen. Ich habe noch keinem Christenmenschen einen Schlag getan, mein Lebtag nit bisher und denke, daß ich den nit hart büßen werde im Fegfeuer. Dir, mein guldener Schatz, verzeihe ich wohl von Herzen und bitte Dich tausendmal, verzeihe auch mir, ich weiß nit mehr, was ich hab' gesagt im Zorn und bitte Dich, laß mich nimmer allein, es kunnt sonst wohl einmal was geschehen —"

„Hol's der Teuxel, daß es nicht schon geschehen ist!" knirschte der Windwachel, zerknitterte den Brief, ohne ihn fertig zu lesen und schob ihn mit derbem Stoß in den Hosensack hinein.

Am nächsten Tage, da er mitten auf dem Dorfplatze dem Alois begegnete, murmelte er ihm zu: „Du bist auch ein . . .!" und legte seine Fäuste an die Ohren, die Zeigefinger hoch gegen den Himmel gestreckt.

„Ja—hu!" gab der andere zurück und fuhr mit der flachen Hand an die Wange.

Das war ihre Verständigung, und wir meinen, sie hat auch genügt.

Nun fehlt uns in der Geschichte ein ganzes halbes Jahr. Allem Anschein nach hat sich in demselben nicht viel zugetragen. Nach Ablauf hatte der Gelbe Eine; der Rote hatte noch die Seine. Indes die Neu-

Die Liesel schrieb:

„Mein trauter Herzensfreund!

Tausend und tausendmal Dank, daß Du Dich endlich hast zu erkennen geben, was Du für ein güldenes Herz hast. Du denkst nur auf mich, und auf Dich denkst Du nicht. Was müßte ich für eine schlechte Kreatur sein, Dich jetzund zu verlassen! O, süßer Schatz, was kümmert mich Dein Äußeres, es wird gut sein, wie es Gott erschaffen und weil Du nur sonst wieder gesund bist. Gestern, wie die anderen der Lustbarkeit nachgehen, bin ich in die Kirche und habe gebetet, und daß ich Dir einen rechten Beweis kunnt geben, wie ich Dich liebe und liebe ohne End'. Ich hab's erbeten, und was Du sagst: Gleich und gleich, es wird freilich wohl das beste sein. Habe ich mir gestern ein Töpfel siedendes Rindschmalz über das Gesicht gossen. Diese paar Zeilen fahren voraus und sollen Dich vorbereiten und ich bin schon selber auf dem Weg zu Dir. Jetzt wirst Du Dir nit mehr einbilden, daß Du Dich sollst schämen vor mir, jetzt sind wir gleich im Gesicht, wie unsere Herzen schon lange vor Gott sind gewesen, jetzt wird uns nichts mehr trennen, mein lieber, herztausiger Mann, und ich beschließe mein Schreiben und verbleibe bis ins kühle Grab

Deine getreue Elisabeth."

Der Windwachelbub hielt seinen Kopf mit beiden Händen; es war ihm, als ob alles Gehirn herausgeronnen wäre. „Ich bin schon selber auf dem Weg zu Dir", dieses einzige schoß wie ein Ungezücht im finsteren Raum seines Schädels hin und her. Endlich lief er davon und versteckte sich in einer Heuhütte.

In derselben Hütte war wenige Wochen früher ein gebrechlicher Mann einsam gestorben. Sein böses Weib hatte ihn mit kochendem Wasser aus seinem eigenen Hause gejagt. In der leeren Heuhütte war er ein paar Tage darauf erfroren gefunden worden. In dieser Erinnerung fiel dem Windwachel was Neues ein. Es fiel ihm ein, daß man nicht eigentlich die Erstbeste nehmen solle, die einem für den Gusto just ansteht, und daß die Herzenstreuen nicht zu kaufen sind, wie beim Öbstler die Feigen. — Ich habe schon auch einen Unterschied kennen gelernt, fuhr er fort zu denken, und werden auf der Welt nicht viel Weibsbilder umlaufen, die sich mir zulieb' das Gesicht verbrennen. Aber fein bin ich jetzt daran — fein! Voreh hab' ich die Saubere verschmäht, jetzt kann ich die Fleckige nehmen. Oder weiß Gott, wie sie mag ausschauen! Zum Erbarmen, wie die dumm ist! Aber mit dem kochenden Waschwasser jagt sie mich nicht davon, das weiß ich. Ich kann sie ja stehen lassen — wenn ich ein Schurke sein will. Hei,

Und diese antwortete: „Ich bleib' auch bei dem, was der Bauer gesagt hat."

Dieser Bescheid befriedigte den Windwachelbuben ganz erklecklich, um so mehr, als die Jungmagd beifügte, bei den Männern sei es leicht, sie könnten dort, wo das Gesicht nicht schön ist, ja den Bart wachsen lassen. Indes bedachte der Knecht, ob sich die ungünstige Veränderung seines Äußeren nicht ausnützen ließe, und als die Liesel für den nahen Fastnachtssonntag einen Besuch ankündigen ließ, „sie müsse doch nachsehen, wie es mit dem Aufgestandenen stehe", war sein Entschluß fest. Der Windwachel schrieb ihr folgenden Brief:

„Gute Elisabeth!

Ich habe Deine Post erhalten und muß Dich wohl bitten, daß Du nicht kommst. Mit mir ist's nichts mehr und möchte ich um alles in der Welt Dir das nicht antun. Ich mache Dir zu wissen, daß ich durch meine Krankheit ein ganz abscheulicher Kerl worden bin. Du hast kein Strohdach gesehen, das so viele Löcher hätt' als meine Haut. Die Augen sind verschwollen gewest und das linke ist kleiner geblieben. Die Haar' werden mir auch ausgehen, sagt der Arzt, was kein Unglück wär', um die fuchsroten Haar. Aber bedenk' nachher die Mißgeburt! So hab' ich's vor Gott geschworen in meiner Krankheit: mit dieser Figur schau ich kein Weibsbild mehr an. Deine Person, wie Du sie hast, kriegt zehn Bessere und Hübschere, will Dir zu Deinem Glück nit im Wege stehen, und es wär' selber meine größte Pein, müßt' ich in solchem Zustand zu Spott mit einer Schönen leben. Gleich und gleich, sage ich immer, sonst ist kein Glück. Dank' Dir Gott für alles, was Du mir Gutes getan hast, und ist's das beste, daß wir einander nichts schuldig sind.

In Eile beschließe ich mein Schreiben und bin mit Schätzung

Urban Windwachel."

Der Brief ist nicht übel, aber ich zweifle, daß er in einem Liebesbriefsteller Aufnahme finden wird. Zur Fastnacht ging der Windwachel nicht ins Dorf hinüber, sondern in ein Wirtshaus, das höher im Gebirge stand und wo auch lustige Leute zusammenkamen. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich — was er hoffend voraussah — daß sein Panzer gegen die Weiber, die Blatternarbenhaut, nicht stich- und hiebfest war. Aber am Aschermittwoch kam ein Schreiben von der Liesel. Er öffnete es mit einiger Beklommenheit. — „Es hilft alles nichts, sie wollen doch immer das letzte Wort haben. Nun, das kann man ihnen ja lassen." — Aber als er den Brief las, da wollte es gerade auf den Rücken fallen vor Schreck.

Dame zum Rektor. Dort bezeichnete sie mit einem vertraulichen Nicken den verwunderten Neumann als denjenigen, welcher . . .

War das eine summende Aufregung in dem Schulhause! Eine Verstörung ging durch die Reihen der Schüler. In einem Nu stand der Neumann in unserer Prima isoliert. Das war keine Feigheit und Niedertracht von seinen Kameraden. Aber es hauchte uns erkältend an von unbekannten Welten da draußen, die außerhalb aller Tangenten, Kreise und deutschen Aufsätze lagen.

In der entscheidenden Lehrerkonferenz sagte im schwülsten Moment der Mathematiker, dessen Lieblingsschüler der Neumann war: „Nun, meine Herren, wenn auch der dumme Mensch . . . seien wir einmal ganz ehrlich: wer von uns denn, meine Herren . . ."

„Ich bitte, Herr Kollege!" schnitt ihm der Rektor das Wort ab. Und das brach dem Neumann den Hals. Er wurde „geschaßt".

Ein Gutes für die Klasse hatte dieses Drama. Der atembeklemmende Wettbewerb zwischen Neumann und Strapinski überschattete nicht mehr unsere Klassenarbeit. Strapinski, der arme und ehrsüchtige Schusterssohn, blieb der unbestrittene Primus und ging so durchs Examen. Der gejagte Neumann, der spielend schaffte, wo dem ehrgeiz-gehetzten Strapinski der Schweiß auf der Stirn stand, war ja ausgeschaltet als Konkurrent.

Der alte Neumann erhob keine Hand und kein Wort für den Sohn. Der durfte beteuern, soviel er wollte; an seine Unschuld glaubte er so wenig wie das Schulkollegium. Da war ja der Brief und das Zeugnis dieser „Person". Später fand ich, daß man selbst rein sein muß, um in diesen Dingen das Gute zu glauben. Natürlich, sagt man, muß er leugnen, aber . . .

Eine Woche nachher sagte der Alte zu dem stumm gewordenen Sohn, oben auf dem Speicher lägen vier neue Anzüge in dem Überseekoffer, die Wäsche, drei Banknoten, ein Durchbillett nach Kapstadt, eine Ecke sei noch frei für Bücher und der „Generoso" ginge am 24. von Genua ab. Als Kaufmann liebte der alte Neumann das Summarische und haßte die Nebensätze und die Tränen.

Ich schäme mich heute noch, daß ich mit zwei Klassenkameraden das Gesicht gegen die Wartsaalscheiben drückte, als er in den Schnellzug stieg, allein und still und stumm. Ob er es noch gesehen hat, daß ich dann doch draußen auf dem Bahnsteig stand und die Arme schwang, als der Zug hinausrollte?"

Die Schule hatte uns längst an das Leben entlassen. Ihre geometrischen Formeln und ihre Geschichtsdaten waren schon halb vergessen, als uns noch das Drama Neumann lebendig war, weil seine blassen, unverstandenen Konturen der Lebenskampf einem jeden von uns nachträglich rot und schmerzhaft nachgezeichnet hatte.

hei, hei, die Weiber! Nur ein Vaterunser lang lehne dich zu einer hin und sie wachst dir an und da hilft kein Reißen und Schneiden mehr. Das beste Mittel, ihrer los zu werden, ist doch, man heiratet sie.

Der Knecht ging endlich wieder aus der Heuhütte hervor, weil's doch allzu kalt war drinnen. Die Liesel kam nicht. Hingegen hörte man am nächsten Tage, es wäre ihr ein Topf mit siedendem Rindsfett auf das Haupt gefallen und sei nachher ein hitziges Fieber dazugekommen.

Jetzt hub im Windwachelbuben ein Herzweh an. — Wenn eine einmal so stark verliebt ist, daß sie Fieber kriegt, dann — dann soll sie der Christenmensch nicht im Stich lassen.

Er besuchte sie in ihrer Krankenstube. Das Gesicht war verdeckt bis auf Augen und Mund. Die Augen schauten ihn glückselig an, und der Mund sagte: „Jetzt wäre ich bald verrückt worden wegen deiner. So lang' hab' ich halt doch gebetet, bist du kommen bist, Haderlump, lieber!" —

Als sie nach drei Wochen gesund war, sah man in ihrem Gesichte wohl rote Wangen, auch dort, wo sie nicht hingehörten, im ganzen jedoch war's erträglich und stand das Paar zusammen.

Der Windwachel heiratete sie, trotzdem blieb sie ihm treu bis zum heutigen Tag.

Das Kuvert.

Von **Fritz Müller**. Nachdruck verboten.

Als mein Freund Neumann sechs Wochen vor der Matura stand, wurde er von der Schule gejagt.

Am Montag früh hatte er bei dem Ordinarius noch einen Kugelhaufen berechnet und einen Kreis konstruiert, der einen anderen Kreis und zwei Gerade berührte. Dann war er aufs Rektorat gerufen worden. Der Rektor hielt einen schmierigen Brief in der zitternden Hand. Darin stand, der Primaner Neumann gehe in einem schlechten Haus in der Wiesenstraße aus und ein. Dora Strapinski heiße das Frauenzimmer. Und es sei ein Skandal.

Neumann sagte verschüchtert, aber wahrheitsgemäß, er wisse nicht, was ein schlechtes Haus sei, und er kenne nur einen Strapinski; der sei sein Klassenkamerad.

Am nächsten Tage aber rauschte eine aufgedonnerte Dame in das schmale Stübchen des Pedells. Der blähte respektvoll die Nase wegen der zwei Dutzend Parfüms, die ihm entgegenströmten und führte die

Fünf Mark das Wort — hm, und Frau und Kinder, und das knappe Oberlehrergehalt?

„Dann schreiben wir ihm wenigstens noch in dieser Stunde“, sagte er. Das „wenigstens“ verriet mir, daß er mit mir dasselbe gedacht hatte.

„Ja, in einem Briefe läßt sich das alles auch viel besser sagen.“

Aber einen Monat oder so muß er dann länger auf die Erlösung warten, dachten wir beide und verschwiegen es.

„Sie gehen doch gleich mit auf das Postamt“, sagte er in einem fordernden Ton, um sich innerlich eine Kompensation zu schaffen.

Ich weiß es noch wie heute: zwischen der gütig glänzenden Brille meines Ordinarius und einem mühsam eine Postanweisung malenden Italiener schrieb ich dann auf dem roten Löschkarton in der Hauptpost, „seine Unschuld sei erwiesen, er solle gleich wiederkommen, das Examen könne er nachmachen, es würde wieder gut werden ...“

„Aber nun haben wir kein Kuvert“, sagte der erregte Gelehrte, der bei praktischen Anforderungen im Handumdrehen ratlos war. Er trat von einem Fuß auf den andern.

Ich griff in den Papierkorb neben mir. Ein Verschwender hatte dort ein leeres, dickes, gelbes Kuvert hineingeworfen. Das nahm ich.

„Schreiben Sie noch ‚via Brindisi‘ links oben drauf“, sagte der Schalterbeamte, „dann kommt es schneller hin“.

Drei Wochen darauf hatte ich eine große Summe für meine Firma bei der Bank zu erheben. Es war zwei Minuten vor Bankschluß, und hinter mir drängte sich noch ein Schweif von Leuten zur Abfertigung an den Schalter. Nervös zählte mir der Kassierer die Gelder auf.

„Zählen Sie da drüben nach“, schrie er. „Der Nächste, bitte!“

Es waren 75 Mark zuviel. Ich drängte mich noch einmal in die murrende Kette von Leuten und sagte es.

„Ach was!“ schrie er mich an, „ich irre mich überhaupt nicht, halten Sie mich nicht auf; der Nächste!“

„Hm“, sagte unser alter Hauptkassierer schmunzelnd bei meiner Erzählung, „das kenne ich. Diese großköpfigen Kassierer bei den großen Banken dürfen sich nicht irren, verstehen Sie, wegen des Geschäftsrenommees bei den Leuten, die drum herumstehen. Sie zahlen etwaige Differenzen aus einem monatlichen Dispositionsfond, den ihnen die Bank gibt“, klärte er mich auf.

„So — und wem gebe ich jetzt die 75 Mark?“

„Die stecken Sie ein, natürlich. Ich kann sie doch nicht auf Geschäftsgewinnkonto verbuchen. Das gäbe eine schöne Fragerei. Und dafür sind Sie ja angeschnauzt worden.“

Eben als ich mich freuen wollte — unvermutete 75 „Märker“ sind „kein Pappenstiel“ für einen Kommis — fiel mir eine vernichtende

Ich addierte an meiner ersten Bilanz im Hause Barbarino & Klipp, als der Portier Pleiner, der so leise auftrat, unhörbar neben mir stand. Ein Herr wäre im Reisendenzimmer; er wollte mich sprechen; ganz aufgeregt sei er, sagte er wichtig. Ich weiß heute noch, daß ich in meiner Addition unter die Ziffer 7 einen Merkstrich machte und verwundert hinausging.

Da stand unser alter Mathematikprofessor. „Denken Sie", sagte er hastig, und hatte mich nach alter Gewohnheit am obersten Westenknopf gefaßt, „der Strapinski war es, der Strapinski, der Strapinski . . ."

Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich sah bei diesen Worten wie in einer Vision den Zug aus der Halle dampfen. Das blasse Gesicht Neumanns schaute heraus.

Strapinski, unser Primus, war an der Lungenschwindsucht heute nachmittag gestorben. Vormittags hatte er seinen ehemaligen Ordinarius rufen lassen und gebeichtet: er habe damals seinen Rivalen Neumann glühend gehaßt. Als erster wollte er durchs Examen kommen. Und seine Schwester Dora, „die Person", — ich sah unsern Pedell ihr respektvoll die Rektorstür öffnen — habe auf seine Bitten die falsche Beschuldigung gesagt und geschrieben.

So logisch wie das Ungeheuerliche hier steht, hat es mein alter Professor nicht herausgebracht. Er schnaufte und keuchte, rannte im Zimmer herum und wischte zwei Mustergläser von Guatemalakaffee vom Tisch mit seinem flatternden Rockschoß.

Ob er denn nicht gleich dem alten Neumann . . . konnte ich endlich fragen.

Der sei doch gestorben, kurz nachdem er Konkurs gemacht habe. Aber ich müßte doch die afrikanische Adresse von Neumann, von unserem Neumann wissen.

Ja, Kapstadt, poste restante, hätte er mir vor einem Jahr auf einer Karte unterwegs von Madeira geschrieben. Sonst wüßte ich nichts.

Dann müßte ich heute noch alles schreiben; seine alte Hand sei zu zittrig dazu. „Eilbote, Expreß, Sie wissen schon, Sie sind ja Kaufmann, gelt? Oder gleich ein Telegramm? Kabeln muß man da, nicht? Was kostet das gleich?"

Ich sah im Tarif nach.

„Fünf Mark fünf Pfennig das Wort."

„Das Wort?"

Und nun schob sich zwei Sekunden lang jene blanke Stelle in unser Denken ein, die in den guten Handlungen fast aller Menschen wiederkehrt: die „vernünftige" Überlegung kränkelte den unbekümmerten Entschluß an.

Fünf Mark fünf Pfennige das Wort. Hm, ein halbes Monatsgehalt ging da drauf mit dem Kabeltelegramm.

„Kimberley, 24. VII.“ konstatierte die Post die Ankunft des wandernden Briefes. Darunter handschriftlich: „Is now cowboy in Kruigersdorp, Rhodesia. Will call for letters later.“ Hirte war er geworden in einem elenden Burennest ohne Post, ohne Bahn, jenseits der Kulturgrenze. Er erwartete wohl keine Briefe aus der Heimat mehr, nachdem der Vater tot war. Ein langer Zeitraum gähnte bis zum nächsten Vermerk. Eine zornige Hand hatte da noch ohne Unterschrift hingeschrieben: „Bulawayo, 14. II. Why, the devil, don't you fetch jour letters!“

Er konnte wohl nicht kommen — er hatte kein Pferd, kein Geld, kein Interesse . . .? Er hatte gehabt weder Glück noch Stern . . .

Der nächste Stempel war ein zusammengedrücktes Oval: „Pretoria, 14. III.“ — wie bleckte diese III die Zähne — und darunter . . . darunter . . . stand:

„Gestorben im Deutschen Hospital Pretoria am 12. März.“

Grete Ingres.

Novelle von **Hans Ludwig Rosegger**. Nachdruck verboten.

I.

„Wolltest du so freundlich sein, liebe Margareta, und mir dein Stenogramm vorlesen?“

Frau Grete legte die Stirn in die rechte Hand und stützte den Arm mit dem Ellenbogen auf den Tisch; die Linke ergriff den quadratischen, mit engen, akkuraten, peinlich genau gedrechselten stenographischen Zeichen beschriebenen Bogen Papier und hielt ihn schief gegen die grellen Lichtstrahlen der grünbeschirmten Studierlampe. Sie las langsam, hie und da ein wenig stockend, und akzentuierte durch eine besondere Betonung die Hauptsätze, um den Sinn der zu kunstvollen Satzverbindungen verschlungenen Gedanken klar und deutlich zum Ausdruck zu bringen: „Sieht man von den den Göttern geweihten Tempeln ab, die zu entdecken erst neuerdings den Forschern vorbehalten war, so kann man mit vollem Fug und Recht behaupten, daß sich die älteste ägyptische Kunst zuerst an den Grabbauten, deren typischeste Form die Pyramiden darstellen, gewissermaßen für die späteren Glanzleistungen unter den memphitischen Priestern einübte. Fassen wir die Anlage und die Ausführung der verschiedenartig hergestellten und aus mannigfach wechselnden Materialien gefügten Königsgräber, die wir mit dem einheitlich zusammenfassenden Namen ‚Pyramiden‘ bezeichnen, näher ins Auge, so ist nicht die höchste, die des Cheops, auch die interessanteste, sondern weit tiefere

Multiplikation auf die Seele: 15mal 5 Mark 5 Pfennige ist fast genau 75 Mark. Und mit fünfzehn Worten ließ sich schon ein Schicksal nach Kapstadt telegraphieren — hätte ich doch damals . . .

Aber, in einigen Wochen mußte ja Neumanns Antwort da sein, oder gar er selbst.

* * *

Dreimal schon war der Professor bei mir gewesen.

„Nein — noch nichts."

Dann getraute er sich nicht mehr zu kommen. Ein Jahr verging. Kein Brief, kein Lebenszeichen. Zweimal war ich aufgebessert worden. Der Professor hatte eine Erbschaft gemacht und war pensioniert.

Einmal uber klingelte es und der alte Postbote brachte mir ein merkwürdiges Kuvert. „Wenn S' dös nimmer brauchen", sagte er, „dann schenken Sie es mir für meinen Sohn, gelten S'. Wissen's, der sammelt und ist ganz verruckt auf solchene Sachen."

Ich starrte das dicke gelbe Kuvert an. Herrgott, das war ja mein Brief an den Neumann, aber über und über mit Stempeln und Vermerken bedeckt. Und jetzt kam er zurück? Ganz schlecht wurde mir.

Ich wußte plötzlich; ich hatte ein Schicksal und ein Urteil in der Hand. Stück für Stück baute sich beides auf aus den Stempeln und Vermerken vor mir.

„München, 14. Mai", stand da rund und hoffnungsvoll über die bayerische Marke gestempelt.

„Brindisi, 16. V." war daneben. Die V war im Zentrum des Kreises. Sah sie nicht aus wie eine fröhliche Nase? Überhaupt, waren diese Poststempel nicht lebendige Gesichter, wenn man sie recht ansah?

„Capetown, 20. VI." las ich weiter, darunter: „13. VII. sent after to Johannesburg."

Drei Wochen also hatte der Brief vergeblich auf den Adressaten in Kapstadt gewartet. Hm, Neumann hatte da keine Stelle gefunden, wo sich alle Einwanderer drängten, und war ins Innere gewandert, ins Goldzentrum. Von dort hatte er wohl die Kapstadtpost um Nachsendung gebeten.

Ganz schwach, fast unleserlich, war der Johannesburger Ankunftsstempel. Deutlich aber stand weiter da von einer ausgeschriebenen Kontorhand: „Workmann Newman left for Kimberley. 17. July: Ferreira Goldmines." Unser Primus Neumann war also Goldgrubenarbeiter da drunten geworden, um schließlich nach der Diamantenstadt Kimberley ruhelos weiter zu ziehen. Warum, warum? Vielleicht fehlgeschlagene Hoffnungen, vielleicht die Unrast, ein Unglück, wer weiß?

schlecht auf das Brot streichen läßt. Wie oft ersuchte ich Sie bereits, meinem Wunsche mit größerer Präzision nachzukommen.“ —

Gewohnheitsmäßig fragte er nun seine Frau: „Hast du die Anmerkung geschrieben, liebe Margareta?“ und überprüfte über ihre Schultern weg das Stenogramm.

Sie bewegte den Kopf bejahend: „Gewiß, Christian.“

„Dann können wir den Text weiterführen: ‚Sonderbar sind in den Pyramiden die kapselartigen Verließe . . .‘“

„Verzeih“, unterbrach die Hofrätin ihn, „wenn es deine Arbeitseinteilung nicht allzu arg stört, so würde ich dich bitten, für heute Schluß zu machen; mir liegt daran, das Diktat sofort kurrent abzuschreiben, da ich morgen vormittags einige unaufschiebbare Kommissionen zu erledigen habe und ich die Ausarbeitung nicht gern über Gebühr verzögere.“ Ohne daß sie es wollte oder auch nur wußte, verfiel Frau Grete aus Gewöhnung und Nachahmung im Gespräch mit ihrem Gatten in seine eigene manirierte Sprechweise, die seine Hörer boshaft „druckreife Emanationen eines filtrierten Intellektes“ nannten.

„Wie es dir angenehm ist, liebe Margareta; ich kann mich anstatt dessen mit der Komposition meines projektierten Vortrages über den Durchstich und die Versandung des Suezkanals in der Antike befassen, den ich im orientalischen Klub zu halten gedenke.“

„Dann gute Nacht, Christian!“ Nachdem sie die beschriebenen Blätter geordnet hatte, stand sie auf und bog den Nacken zurück: „Aber vergiß nicht auf das Schlafengehen.“

Ingres legte die Kopfhaltung seiner Frau richtig aus und berührte mit seinen Lippen flüchtig ihre Stirn: „Ich arbeite höchstens noch ein bis zwei Stunden “

„Und du wirst auch deine Hantelübungen machen?“

„Bestimmt, meine liebe Margareta, ganz bestimmt . . . wie immer.“ Doch der Professor dachte schon mehr an den grandiösen Durchstich und die bedauerliche Versandung des Kanals vor mehr als elfhundert Jahren und beklagte innerlich die Unterbrechung des Fortschreitens seines populärwissenschaftlichen Werkes, das über die „Entstehung und den Zweck der Pyramiden“ weit hinausreichte und zu einer umfassenden Kulturgeschichte der Nilländer anwuchs. Bald aber fesselte Ingres das Problem der Durchfahrt zwischen Afrika und Asien, das nicht schon, wie man oft irrtümlich behauptet, Ramses II. Sesostris verwirklichte, sondern erst König Necho von Saïs, wohingegen die aberwitzige Vernichtung der herrlichen Schöpfung durch den stumpfsinnigen Kalifen El Mansur mehr und mehr außer Zweifel kommt, zumal der Kanal damals schon von selbst teilweise zerfallen war . . .

Bewunderung erregen die Bauten von Sakkara, von Illahun und Hawara, welch letzteres Grab als die Ruhestätte Amenemhets III. und seiner Tochter Neferupthah aufzufassen ist."

Hofrat Professor Christian Ingres schritt mit auf dem Rücken gekreuzten Armen im Zimmer auf und ab; er suchte seinen Gang dem Rhythmus der Sätze anzupassen und nickte bei Stellen, die ihm besonders wirkungsvoll schienen, aber sich vergeblich zu einer poetischen Schönheit emporzuschwingen suchten, befriedigt mit dem Kopfe, verbesserte die Aussprache des Namens „Sakkara", die seine Frau verfehlte, und blickte, so oft er vor der Wanddekoration aus altägyptischen Streitäxten und langen, arabischen Flinten anlangte, liebevoll mechanisch auf ein gehämmertes Prachtstück aus Bronze, das er seinem Kollegen in Paris zum Trotz nicht wie dieser in die Epoche der XII. bis XVI. Dynastie, sondern in die der VI. Dynastie unter Merenre einreihte. Die Augen des Hofrates blinzelten kurzsichtig zwischen den wimpernlosen, rot entzündeten Lidern, hinter einer stark gekrümmten, stets ungeputzten Brille und die schmalen, glattrasierten Lippen bewegten sich beim Zuhören, als wiederholten sie zur Überprüfung den Text Wort für Wort.

„Gut!" sagte der Professor, da Frau Grete geendet hatte. „Nur einen Moment, bitte, ehe wir fortfahren." Und er wiederholte halblaut, um den Zusammenhang zu erhalten: „. . . welch letzteres Grab als die Ruhestätte Amenemhets III. — nicht wahr: des Dritten! — und seiner Tochter Neferuptah aufzufassen ist", während die eingetrockneten Finger des Gelehrten in dem dickften der auf dem Tische aufgeschlagen liegenden Folianten blätterten, bis er die gesuchte Stelle entdeckte, die er mehrmals aufmerksam durchlas.

„Weil das Werk, liebe Margareta, zur Lektüre für die breiteren Schichten des Volkes, für Laien bestimmt ist, bei denen man keineswegs, will man ihres richtigen Verständnisses sicher sein, auf eine genauere Kenntnis der ägyptischen Geschichte rechnen darf, so werden wir den Namen ‚Amenemhet' mit einem Sternchen versehen und damit korrespondierend am unteren Rande die Anmerkung hinzufügen: ‚Ruhmvoller Herrscher der XII. Dynastie (2000 bis 1580 v. Chr.), Erbauer der ökonomisch wichtigen Bewässerungsvorkehrungen des Fayum in Verbindung mit dem Mörissee' . . ."

Ingres diktierte das in demselben dozierenden Tonfall, mit dem er im Hörsaal unterrichtete, die geängstigten Kandidaten examinierte oder dem vergeßlichen Dienstmädchen beim Frühstückskaffee vorwurfsvoll mahnend erklärte: „Sie könnten es sich endlich merken, liebe Marie, daß Sie die Butter eine halbe Stunde, ehe Sie selbe ins Speisezimmer bringen, aus dem Eiskasten zu nehmen haben, da sie sich sonst nur

und meinte, es sei vernünftiger, über die Zerstörungspsyche jenes schrecklichen Kanalvernichters El Mansur, den der Hofrat persönlich haßte, zu grübeln, statt eiserne Gewichte zu schwingen und die Muskeln widerlich zu verdrehen.

II.

Christian Josef Ingres wurde dem berühmten Orientalisten Reinhard Josef Ingres als einziges Kind geboren; Ingres Vater verscholl auf einer Forschungsreise durch den Sudan, und der Leiter der Hilfsexpedition, Mr. Crampon, stellte fest, daß er dem räuberischen Überfalle eines nicht mehr eruierbaren Beduinenstammes zwischen Meschra er Rek und Dembo, einer kümmerlichen Negersiedelung am Bahr el Homo, nahe beim neunten Breitegrad, zum Opfer gefallen war. Mister Crampon brachte der Witwe die Uhr und einige Tagebücher des Ermordeten zurück, die der damals fünfzehnjährige Christian wie ein Heiligtum verwahrte. Die Menschen, die noch Reinhard Ingres gekannt hatten, behaupten, der Typus von Vater und Sohn sei bis zur Lächerlichkeit ähnlich, nämlich der des unverfälschten deutschen Professors, welcher die Welt durch die beängstigend scharf geschliffenen Gläser seiner Brille beobachtet, die letzten Haarsträhne über den nackten Scheitel kämmt und zum Leitspruch die Worte wählt: Pflicht und Arbeit.

Jedenfalls stammte Christian Ingres aus einem pflicht- und arbeitsfreudigen Gelehrtengeschlecht, in dem der Sohn immer den Beruf des Vaters erbte.

Begabt, rastlos fleißig und von einem ausgezeichneten Gedächtnis unterstützt, beherrschte er, noch halbwüchsig, vier lebende und drei tote Sprachen und vervollkommnete von Tag zu Tag seine Kenntnisse. Durch vielerlei, durch Neigung, Tradition und Erziehung geleitet, schien Christian von Geburt an dazu bestimmt, seine Arbeitskraft der Erforschung des Orients zu widmen, und da er nicht der Mensch war, eigenmächtig die so entschieden vorgezeichnete Bahn zu verlassen, so trat er fast unbewußt in die Fußstapfen seines Vaters, mit der einzigen Einschränkung, daß ausschließlich Ägypten das unerschöpfliche Gebiet wurde, das er nach allen Richtungen hin pflügte und durchwühlte.

Die strebende Gegenwart blieb dem Professor fremd.

Er, der zu wissen glaubte, auf welchen ungebahnten Pfaden die Karawanen des Königs Teta von Memphis ins gewürzreiche India, ja bis nach China zogen, drehte verlegen den breitrandigen, vorsintflutlichen Filzhut in den Händen, wenn er ein Postpaket zu siegeln hatte oder einen Eisenbahnfahrplan studieren mußte. Mit solchen praktisch gewöhnlichen Banalitäten sich abzugeben, hatte Ingres schließlich auch gar nicht nötig, denn seine Mutter besorgte umsichtig den Haushalt und wachte darüber, daß ihr Christian ungestört geistig und beinahe auch

An der Hand von Aufzeichnungen, kritischen Spezialwerken und Lexikas löste der Hofrat alle komplizierten Probleme der Technik und der historischen Vergangenheit, die bisher der Mühen der Wissenschaft spotteten, löste sie mit der spitzen Sonde reinster, allerreinster Logik.

Und nicht früher brachte der Professor eine bis in die feinsten Einzelheiten ausgefeilte Wendung zu Papier, bevor er sie nicht reiflichst überlegt und für sich allseitig erörtert hatte, so daß schon die erste Niederschrift seiner gehaltvollen Gedanken selten eine Korrektur aufwies und er lieber, im Gegensatz zu seiner sonstigen Sparsamkeit, einen neuen Bogen Schreibpapier opferte, als dem Drucker ein Manuskript zu überliefern, das die gediegene äußere Form verletzte. Die Setzer ehrten diese klaren, leichtleserlichen Buchstaben, die eine schmale englische Feder gemalt hatte.

Frau Grete ging in ihr Schlafzimmer und knöpfte die graue, dunkelgrau gestreifte Wollbluse am Hals auf; manchmal schien es ihr, als sei diese gewöhnliche, farblose Wolle ein Symbol, das Symbol eines sonnenlosen, matten Lebens; aber nur für wenige Minuten streckte sie sich müde im Duster der Nacht, die alle Bilder und Möbel, den ganzen Hausrat, schwarz verschlang, auf den Diwan, dann, sich aufrichtend, steckte sie eine lockere Nadel im messingblonden Haar fest und trat zum Schreibtisch.

Eine Drehung des Beinknopfes an der Lampe und der gekrümmte Draht in der milchigen Birne glühte.

Es war wenig Platz auf der gebogenen Platte des zierlichen Schreibtisches aus dem Barock, und einige Zettel und eine Schreibmappe mußten aufeinandergeschichtet werden, damit sie genug Raum hatte, um unbehindert das Stenogramm abschreiben zu können. Die Frau Hofrätin arbeitete gedankenlos, weil sie an anderes dachte, als an den toten Tyrannen Amenemhet und seine Tochter Neferuptah, die in Hawara begraben wurden; einen Fehler, den ihre Zerstreutheit verschuldete, tilgte sie vorsichtig mit dem Radiermesser und zwang sich zu größerer Aufmerksamkeit.

Hernach legte sie sich ins Bett.

Zwei Stunden nach Mitternacht fand auch der Hofrat, daß er genug geleistet hatte, und ohne sich zu besinnen, Frau Grete könne vielleicht schon ruhen, stapfte er laut und breit in sein Schlafzimmer, dessen offene Tür in ihr Boudoir führte.

Lange schon waren die zwei eichenen Betten auseinandergestellt.

Die Lampe im Studierzimmer brannte ungestört bis zum Morgen, wo sie das Stubenmädchen abdrehte.

An die vom Arzt verordneten täglichen Hantelübungen dachte Professor Ingres erst, als er bereits gemächlich in den Federn lag,

wegen, mit Vorliebe unaussprechlich gelbgrau, und es kostete das Mädchen eine eiserne Beharrlichkeit, bis der mißmutige Mathematiker gestattete, das schmutzigfarbige Linnen mit gefälligeren roten Borten zu verbrämen.

Ohne gleichaltrige Gespielinnen, fast ohne Bekannte, mit Ausnahme der flachbrüstigen, ewig hüstelnden Nichte des Physiklehrers an dem Gymnasium, an dem auch Laguna wirkte, mehr überwacht als behütet von einer bohnenstangendürren Tante, wuchs Grete heran und ihre gesunde Lieblichkeit spottete den vertrocknetsten Erziehungsmanieren und den braunen, sackartigen Kleidern, in die man sie zu stecken pflegte, um den Teufel sündiger Putzsucht zu erwürgen. Weil sie kein Junge war und dieser Fehler nicht behebbar schien, konnte das Mädchen zwar nicht Mittelschulprofessor werden, aber es stand in ihrer weiblichen Macht, die Lehrerinnenbildungsanstalt zu besuchen. Nach der Reifeprüfung, dem plötzlichen Tode ihres Vaters und einem Zerwürfnisse mit der eigensinnigen Tante allein in die Welt gestellt und durch die Sparsamkeit der Eltern, Großeltern und Urgroßeltern materiell gesichert, konnte sie ihrer Abneigung gegen den Lehrberuf nachgeben und beschloß, ihre Bildung durch Universitätsstudien zu vervollkommnen.

Das erste Semester von Grete Lagunas Studentenleben fiel mit dem Beginn der Wirksamkeit des Professors Ingres in Wien zusammen.

Durch Zufall kam sie ins Kolleg des Ägyptologen, der einstündig über die „Stellung der Frau unter der Regierung Ramses II.“ las; Fräulein Grete wurde durch das Thema des Vortrages merkwürdig gefesselt und konnte die Ursache ihres Interesses nicht ergründen; das dünne Männchen auf dem Katheder, der kaum Vierzigjährige, der über seine Jahre alt und verbraucht aussah, hatte für sie etwas ungemein Rührendes, wie er begeistert die Wissensschätze aus den vom Wüstensand verwehten Trümmern grub, eine zermalmte Kultur wieder aufbaute und an der lückenhaften Materie eine logische Schärfe bewies, die ihr imponierte. Eigentümlich stach dagegen die Unbeholfenheit des Gelehrten im Leben ab, an dessen Kanten, mochten es nun Tischfüße oder Hörsaalbänke sein, er unbeholfen anstieß, und Grete Laguna wurde durch ihn mehr als einmal an ihren verstorbenen Vater erinnert. Und dann war es noch etwas anderes, Unbestimmtes, Reizvolles: Was Ingres von der Frau im alten Ägypten sagte, ohne Schwung sagte, mit nüchterner Sachlichkeit erzählte, berührte die gesunde, bekämpfte, gefesselte Natur des Mädchens. Der Professor, wie viele, die nicht in die Tiefen der Menschenseelen schauen, rühmte die Natürlichkeit der Beziehungen der Geschlechter in jener grauen Zeit, die er von einer Verlogenheit freisprach, an der Grete Laguna unbewußt mitlitt . . . So erkannte sie nicht die

körperlich in einer Welt, die vor Jahrtausenden Pyramiden baute, arbeiten konnte. Frau Marie, die Witwe von Reinhard Ingres, übertrug die Vergötterung, mit der sie ihren nun toten Gatten beweihräuchert hatte, sehr bald auf den Sohn, welcher der Beste in der Volksschule und der ständige Primus im Gymnasium sub auspiciis imperatoris promovierte und als Siebenundzwanzigjähriger im Besitze eines Vermögens, das ihm hinlänglich gestattete, seine bescheidenen Bedürfnisse, unter denen die Bücherliebhaberei das Kostspieligste war, zu befriedigen, Privatdozent der Universität Innsbruck wurde. Diesen ersten, glücklichen, vielversprechenden Schritt auf der fachwissenschaftlichen Laufbahn erlebte Mutter Marie noch, aber schon in dem diesem Triumphe folgenden Frühling raffte sie eine Lungenentzündung hinweg, und böse Mäuler behaupteten, sie sei ruhig und freudig gestorben, da sie wußte, ihr Sohn würde zweifellos ein Ordinariat erhalten . . .

Doktor Ingres fühlte sich vereinsamt und verwaist, und er, der es nie zustande brachte, eine Türschwelle ohne Straucheln zu überschreiten, sah sich vor die drückende Notwendigkeit gestellt, die leidigen Fragen des Körpers, die Probleme der Wäscheausbesserung und Wäschereinigung sowie der Instandhaltung der Wohnung auf eigene Faust zu lösen. Mit Hilfe einer Wirtschafterin, die ihn ausbeutete und bestahl, wurde er schlecht bedient und noch schlechter ernährt, wurde er tyrannisiert und geplagt, aber er war immerhin der qualvollen Sorge um den Haushalt ledig.

In Wien, wohin er als Extraordinarius berufen wurde, lernte der Ägyptologe Fräulein Grete Laguna kennen.

Gretl Laguna gehörte zu einer Familie, die gleichfalls das Motto „Pflicht und Arbeit" führte und in der Stellung eines Mittelschullehrers das erstrebenswerte Ziel menschlichen Ehrgeizes sah. Die meisten Lagunas zog es unwiderstehlich zur Mathematik, darunter auch Gretls Vater, den Doktor Karl, der gleich seinem Großonkel die taktlos langweiligen Zahlenreihen entsetzlicher Logarithmenbücher fetischistisch verehrte und vierunddreißig junge, blühende Oktavanerjahrgänge mit den Geheimnissen der Analytik und Trigonometrie quälte.

„Arbeite und bete" stand über der Tür im Eßzimmer und andächtig beklommen starrten die ins Viola schimmernden Augen des Mädchens, das seine Mutter bei der Geburt verloren hatte, auf die lateinisch-nüchternen Buchstaben, die ein dilettierender Tischler gegen Barbezahlung in geglättetes Eichenholz einbrannte.

Selten, daß ein Sonnenstrahl im messinghellen Haar des Professorentöchterleins spielte, denn zum Vergnügen spazieren zu gehen, nannte der Schulmeister „gewissenlos und unverzeihlich die Zeit vergeuden", die Fenster verhängte er, seiner schwachen, empfindlichen Augen

so nehme ich an, daß Ihr Schweigen eine Ablehnung bedeutet, und wir können mein Ersuchen als nicht geäußert betrachten ..."

Der eng beschriebene achtseitige Brief legte dem „hochzuverehrenden Fräulein Margareta" im breiten Gelehrtenstil die materiellen Verhältnisse des Professors dar, sprach auch ein weniges von seinen Gewohnheiten und schloß mit einem förmlichen, altväterisch-naiven Heiratsantrag, der vielleicht eine stille, abendliche Liebe hauchte und von einem sehnenden Verlangen nach einem ehelichen Kameraden durchzittert war.

Grete Laguna sagte ja und heiratete den Gelehrten.

Frau Grete Ingres hat den Schritt lange nicht bereut.

Der gutmütige Ägyptologe gab sich redlich Mühe, ein aufmerksamer, taktvoller Gatte zu sein, und weihte — darin erblickte er eine Vertiefung und Vergeistigung des Eheglückes — seine Frau in die interessantesten Kapitel der ptolomäischen Vergangenheit ein.

Ihre kleinen weiblichen Wünsche mußte sie dagegen selbst erfüllen, denn daran dachte Christian Ingres nicht; da sie aber, besonders nach seiner Ernennung zum Ordinarius in Prag und später in Leipzig, über ein reichliches Taschengeld verfügte, schaffte sie sich aus eigenem jene Kleinigkeiten, Zierrate und Schmuckstücke an, die sonst in den meisten Fällen von verständigen Ehemännern zu Weihnachten, Geburtstagen oder zum Hochzeitstag geschenkt werden; solche Aufmerksamkeiten von dem in seinen Arbeiten vergrabenen Gelehrten zu verlangen, wäre zu viel gewesen, und Frau Gretl, die er nie anders als „Liebe Margareta" nannte, freute sich schon, wenn ihr Gatte, da sie die neuen Ohrgehänge zum erstenmal trug, kurzsichtig blinzelnd meinte: „Du siehst heute etwas verändert aus, meine liebe Margareta", ohne die Ursache dieser undeutlichen Veränderung wahrzunehmen oder darüber auch nur besonders nachzudenken.

Frau Ingres fühlte kaum Sehnsucht nach heißer Liebe und glühenderen Leidenschaften; sie kannte diese Gefühle zu wenig, um sie zu begehren; ihre körperlose Vergeistigung an der Seite des Ägyptologen machte rasche Fortschritte; bald wäre sie befähigt gewesen, an Stelle ihres Mannes ein Kolleg zu lesen, falls ihn ein Schnupfen daran verhinderte. Ihre aufopfernden Dienstleistungen als gewissenhafter Sekretär, umsichtiger Korrektor und geduldiger Ordner der umfangreichen, von Tag zu Tag wachsenden Bibliothek nahm der Professor als Selbstverständlichkeit an und vergalt sie durch eine beunruhigende Besorgnis, wenn sie Kopfschmerzen hatte oder eine Migräne auf dem Sofa im verdunkelten Gemach überdauerte.

So vergingen fünfzehn Ehejahre.

Und diese fünfzehn Jahre waren für Frau Grete eine nur in wenigen, wenn auch bedeutsamen Einzelheiten veränderte Fortsetzung der

doppelten Wurzeln ihrer Sympathie zu Ingres und seinen Vorträgen: Eine hochachtungsvolle, freundschaftliche Neigung für den gutmütigen Menschen und Wissenschaftler und den sinnlichen Reiz des Gehörten, das sie ganze Romane ersinnen ließ, in denen die eigene Person die Rolle einer umworbenen ägyptischen Königstochter spielte, die einem wilden, kühnen und männlichschönen Hyksos die Hand zum Ehebunde reichte . . . Unerfahren und naiv faßte Grete Laguna ihre Gefühle und Empfindungen in einer unbegrenzten Verehrung zusammen, deren Idol Christian Ingres wurde. Sie besuchte alle Vorlesungen, die er hielt, drängte sich zu seinen Kolloquien und ihre verständigen Antworten fielen ihm auf; sie fehlte nie im Seminar und die Studenten glossierten den Fleiß des Mädchens. Der Professor lieh ihr Bücher, fragte sie um ihre Ansicht über diese und jene Streitfrage und zeichnete sie vor der gesamten Hörerschaft ungewöhnlich aus.

Damit verstrich ein Semester, verstrichen zwei Semester.

Ein Bezirksrichter in Krems, der Chefredakteur einer großen Zeitung und ein Leinenfabrikant wollten das Mädchen vom Fleck weg heiraten, und anonyme Briefe, die um eine postlagernde Antwort unter einer Chiffre baten, trugen der Alleinstehenden unverblümt und zynisch keineswegs ehrende, aber sonst in jeder Beziehung glänzende Versorgungsmöglichkeiten an. In einem verlassenen Korridor der Universität küßte sie ein Student und sie biß und kratzte vor Wut und Empörung. Körperlich reif, sehnte sich Grete nach Sinnenglück und Mutterschaft und wurde zugleich von der rohen Animalität abgestoßen. Der Gedanke, der in ihr zur fixen Idee wurde, von allen Männern als wehrloses und darum um so begehrenswerteres Weib, nur als Weib, als Objekt der Lust betrachtet zu werden, quälte das Mädchen bis zur physischen Schmerzhaftigkeit der Nerven, so daß sie mißtrauisch die Gesellschaft der Menschen floh. Nur mit Professor Ingres trat sie in näheren Verkehr und las die Korrekturen seines neuen Werkes, das die Quellen der ptolomäischen Geschichte behandelte.

Eines Tages brachte sie ihm ein entliehenes Buch zurück; es war in seiner Wohnung und Ingres benahm sich eigentümlich, beugte sich nieder, als wollte er Grete Lagunas Hand küssen, erschrak aber über seine eigene Kühnheit, und die beiden erwachsenen Menschen wurden verlegen und erröteten. Nachdem der Professor hastig und zerfahren ein paar Dankesworte gestammelt hatte, drückte er ihr einen Brief in die Hand, den er sie zu lesen und seinen Inhalt zu erwägen bat.

„Wie immer Sie sich dazu stellen mögen“, sagte Ingres in der ihm eigenen umständlichen Art; „seien Sie mir um Gottes willen nicht böse, liebes Fräulein Margareta. Bekomme ich von Ihnen keine Antwort,

wunden und sehr ungeschickt, worauf Frau Grete lächelnd und mütterlich wohlwollend dem Jungen auf die Schulter klopfte: „Keine Dummheiten, Doktorchen!“

Damit war es gut und die Episode abgeschlossen.

Ein andermal sandte ein sentimentaler Assessor vom Reichsgericht brennendheiße lyrische Gedichte, die ungelesen in den Ofen wanderten; der Assessor verlobte sich einige Monate später mit der Tochter eines millionenschweren Industriellen in Chemnitz.

Verschiedene junge Herren beleidigten brüsk ihre bisherigen Tänzerinnen, wenn Frau Ingres in den Baalsaal trat, und bildeten ihre ritterliche Leibgarde.

Ein stud. jur. Wilhelm Pfeifer aus Berlin äußerte gelegentlich in vorgerückter Stunde: „Schade um die hübsche Grete; die hätte das Zeug 'nen Mann toll verrückt zu machen — nur müßte sie sich die wollenen Strümpfe abgewöhnen und die grauen Spitalskleider . . .“ und es folgte ein Nachsatz, der mit Professor Ingres ein wenig despektierlich verfuhr. Frau Superintendent Klugebach — der Herr Superintendent war in der Kenntnis des Orients ein Konkurrent des Ägyptologen — erfuhr durch ihren Sohn, einen Korpsbruder des stud. jur. Wilhelm Pfeifer, von dieser Bemerkung und erzählte sie der „hübschen Grete“ akzentuiert scherzhaft wieder und wartete gespannt auf die Wirkung.

Aber Gretl Ingres sagte merkwürdig ernst, obschon ihr nur der immerhin schmeichelhafte erste Teil, mit Hinweglassung der üblen Kritik ihres Mannes, allerdings jedoch mit starker Betonung der Wollstrümpfe und der Spitaltracht, mitgeteilt worden war: „Die jungen Leute haben keine Idee, wie taktlos sie sind.“

Die Mehrzahl „junge Leute“ kränkte Mama Klugebach und sie nahm übereilt Abschied.

Und die „hübsche Gretl“ träumte in der kommenden Nacht von entsetzlich dicken und unförmigen grauen Wollstrümpfen und einem Loch darin, an der Ferse . . .

So waren Christian und Margarete Ingres einander in dem einen und einem halben Jahrzehnt in manchem näher gekommen, manches trübten unmerkbare, weil nicht ausgesprochene Mißverständnisse — bedenkliche Mißverständnisse, unter denen Klüfte lauerten; bedenklich, weil der Ägyptologe ein alter, ruhebedürftiger Mann war und seine Frau den Leuten jung, schön und enterbt schien.

Auch Frau Grete ahnte in seltenen Stunden, daß sie ein halbes Mädchen geblieben, daß sie begehrenswert war und daß das Leben zu einförmig an ihr vorbeizog.

Da bekam Christian Ingres den Ruf nach Wien und erhielt den Titel und Charakter eines Hofrates.

Jugend im Hause ihres Vaters, im Bannkreise staubiger Gelehrsamkeit und Weltentrückung. Darüber wurde sie dreißig und einige Jahre alt, ihre Formen rundeten sich, ohne das Ebenmaß einzubüßen, und jeder, der sie sah, hielt sie für jünger, als sie war; glänzend gold, mit keinem Schimmer von Weiß lag das Haar in zwei prächtigen Zöpfen um ihren Scheitel und der rosige Teint war der jugendliche Teint glatter Mädchenwangen.

„Das kommt von dem regelmäßigen, gesunden Leben, das du führst“, pflegte Ingres befriedigt zu sagen.

Den Höhepunkt in ihrem sonst nicht sehr abwechslungsreichen Dasein erblickte Frau Grete in dem Winteraufenthalt in Kairo, den der Professor zur Ausheilung eines hartnäckigen Bronchialkatarrhs und zur Durchstöberung der Museumsschätze verwendete, wobei seine Frau ihn getreulich unterstützte; den Dank dafür enthielt das seiner „lieben Margareta in Liebe und Freundschaft“ gewidmete Werk „Mene oder Zoser“, das König Mene als Erbauer der Stufenpyramide von Sakkara bezeichnete, die allgemein Zoser aus der III. Dynastie zugeschrieben wird. Die „heulenden Derwische“ mit ihrem „jahu! jahu“, zu denen Frau Ingres ihren Mann schleppte, interessierten ihn gar nicht, und von den „unsittlichen Gebärden“ der bronzebraunen Bauchtänzerinnen wandte er sich voll Ekel.

Manchmal stand Frau Gretl in hellen, tropischklaren Mondnächten zu Füßen der Sphynx und es wurde ihr so eigen ums Herz . . .

„Kongestionen infolge des ungewohnten Klimas“, entschied der Professor; „die Nächte hier sind ungesund und ich möchte dir abraten, dich den Gefahren einer schweren Erkältung leichtsinnig auszusetzen.“ —

Einen dunklen Punkt — den einzigen, meinte Grete Ingres — klexte das Schicksal mutwillig in ihr Eheleben: daß es kinderlos blieb. Aber während Frau Grete nach Mutterglück verlangte und die Mütterlichkeit entbehrte, bemerkte der von antiken Problemen gefesselte Ägyptologe nicht, daß die mit Dingen überfüllte Wohnung leer war, weil darin ein lachendes, weinendes, jubelndes und betrübtes kleines, krabbelndes Ding fehlte.

Freundinnen besaß die Frau Professor keine. Aber sie sah in Leipzig hin und wieder die Gattinnen der Kollegen ihres Mannes, Hofrätinnen, geheime Hofrätinnen und wirkliche Geheimrätinnen, bei sich zum Tee und sorgte nach bestem Können für Unterhaltung.

Jeden Donnerstag besuchte Frau Ingres die Gewandhauskonzerte und unterbrach dadurch unliebsam das allabendliche Diktat einer gelehrten Abhandlung, die ihr Gatte verfaßte. —

Einmal verliebte sich ein semmelblonder Privatdozent der semitischen Sprachen in die Gemahlin seines Chefs und sagte ihr auch das unum-

Kleinigkeiten, aber sie putzten das bekannte Gesamtbild eigenartig auf, und seine halb humoristischen, halb ungeahnt ernsten Darstellungen wirkten reizvoll; die Zuhörer wurden nie ganz klug aus ihm, denn mit einem kühnen Gedankensprung karikierte er oft sich und seine soeben geäußerten Ansichten. Immer beherrschte Syrlin die Erscheinungen, formte sie nach Gutdünken und ließ sich von ihnen nicht unterkriegen. Machte man ihn auf Widersprüche aufmerksam, dann knickte er die linke Braue:

„Weltanschauungen sind Stimmungssachen, wechseln wie nur Wetterlaunen wechseln. Im Streit der Geister siegt der gewandtere Dialektiker, und die Abhängigkeit eines philosophischen Systems von den Verdauungsindispositionen der Philosophen zu ergründen, wäre eine dankbare Doktorarbeit."

Das Ungewohnte und Leichte dieser Betrachtungsweise erregte Frau Gretes Widerspruch; bei einer Gelegenheit, da der Neffe von seinen Beobachtungen in Stambul erzählte, wendete sie ein: „Aber Professor Haltenriet, der sich drei Jahre in Konstantinopel aufhielt, betonte oft und oft, daß der Türke faul und indolent und für den wahren Fortschritt verloren sei."

„Professor Haltenriet meint das also? Tante, du zitierst professoral!" Syrlin blickte gegen die Zimmerdecke, und das ersterbende grelle Gelb des Wintertages schnitt aus seinem scharfen Profil eine schwarze Silhouette in den lichten Abendhimmel. „Wenn es Professor Haltenriet sagt, wird es wohl so sein. Könnte mir nur jemand klar machen, was ‚wahrer' und was ‚unwahrer' Fortschritt ist." Werner wurde plötzlich ernst: „Tewfik ben Nasir in Damaskus, kein Dummkopf, meinte, daß alle Werte relativ seien, so auch die Wahrheit; damit ist der Mann nicht originell, aber der eine oder der andere könnte noch immerhin von ihm etwas lernen. Siehst du, du trafst mechanisch das Richtige: Haltenriet hielt sich in Konstantinopel auf — schade, daß er dort nicht lebte, sondern in Museen, Bibliotheken und bei der europäischen Kolonie herumschnüffelte, statt die Völker-, Massen- und Rassenpsychologie zu studieren." Dann wurde Syrlin wieder sarkastisch, und ein paar eingestreute Beispiele und die farbensatte Schilderung des bewegten Treibens in kleinen Türkenstädten teilten Stiche aus, die der streitlustige Doktor dem abwesenden Haltenriet kunstgerecht versetzte; und er schloß scheinheilig bescheiden: „Aber trotz allem muß der Herr Professor im Recht sein, den er ist von Amts wegen verpflichtet, den Orient zu kennen. Arme Türken: ihr seid für den einzig wahren Fortschritt ewig verloren; ein deutscher Gelehrter hat es gesagt, womöglich sogar drucken lassen!"

Frau Grete ärgerte sich, doch da sie nichts Gewichtiges zu entgegnen wußte, schwieg sie. Und allmählich wurde sie gewahr, daß das,

III.

Doktor Werner Syrlin war ein Neffe Christian Ingres, ein Neffe zweiten Grades, der zu Frau Grete, gleich „Du“ und „Tante“ sagte; obschon er seine sarkastischen Bonmots nur ihr mitteilte und mehr gutmütig bedauernd, als ironisch giftig sprach, erfreute er sich dennoch keines guten Rufes innerhalb des Professorenzirkels, weil die Leute instinktiv die in ihm aufgespeicherte Opposition ahnten, die „unpassend“, „unangebracht“ und „verwerflich“ war. Als Privatdozent der internen Medizin hätte er alle Ursache gehabt, den Ordinarien nur Liebes und Gutes ins Gesicht und Lobendes und Ehrendes hinter dem Rücken zu sagen, um sie für sich zu stimmen, denn ein guter gesellschaftlicher Ruf ist die Grundbedingung einer baldigen Berufung auf einen Lehrstuhl, aber Syrlin benahm sich undiplomatisch, und sein spöttischer Humor verdarb ihm allzuviel unter den Menschen, die ein gestrichenes Maß höchst anerkennenswerter Eigenschaften besaßen, doch überempfindlich jede Art Witz auf ihre Kosten verabscheuten und das Leben mit dem Millimetermaßstab maßen. Selbst Doktor Werners Neffenschaft zu dem angesehenen Ägyptologen hätte ihn auf die Dauer vor einer brüsken Zurückweisung nicht schützen können, und nur einige junge Damen, und unter diesen besonders die niedliche Tochter des Internisten Professors Wakenkofen, seines Chefs, fanden Syrlins gelbgrüne Augen „ungeheuer nett“, seinen blassen Teint „ungeheuer interessant“ und die Unterhaltung mit ihm „direkt göttlich“, so daß die Väter und Mütter nicht wagten, ein Souper oder Diner ohne Herrn Doktor Syrlin zu geben.

„Du tust mir in der Gesellschaft leid, Tante . . .“, hatte er zu Frau Grete gesagt, und sie erwiderte unbehaglich: „Warum aber treibst du dich freiwillig unter den Leuten herum, die du so gering schätzest?“

„Warum? Weil ich ja doch zu ihnen gehöre, weil in meinem Schädel ebenfalls Geist von ihrem Geiste brodelt — und werde ich auch nie ganz wie sie werden“, er zuckte die Achseln, „meine wissenschaftlichen Bestrebungen ketten mich an sie “

Die Hofrätin wurde von ihrem Neffen angezogen und abgestoßen. Der um drei Jahre Jüngere betrachtete sie als seine Vertraute, saß häufig in der Dämmerstunde im Rauchzimmer des gelehrten Onkels und drehte mit den Fingern einer Hand seine Zigaretten; Werner plauderte flüssig und gewandt, wie sie noch niemals einen Menschen hatte plaudern hören. Anfangs waren es recht fernliegende, unpersönliche Dinge, die er berührte: Länder, in denen er gewesen, Völker, unter denen er lebte und die er ausforschte; aber nicht was er sagte gab seinen Gesprächen den eigenen Reiz, sondern wie er es vorbrachte, unterschied sich von dem Gerede der Menge, welche dieselben Länder und Völker und Dinge kannte. Schon im Alltagsleben entdeckte Syrlin überall Neues, zumeist

Auch ihr Stammbuch aus der Mädchenzeit hatte die Hofrätin ihrem Neffen gegeben, damit er sich eintrage. Er schrieb zwischen die obligate Freundschaftsversicherung einer Jugendbekannten, der flachbrüstigen Nichte des Physiklehrers, die seitdem an der Schwindsucht gestorben war, und einen Leitspruch des Religionsprofessors der Lehrerinnenbildungsanstalt, die Gretl Laguna besucht hatte, Heines giftigen Sarkasmus:

„Zu fragmentarisch ist Welt und Leben;
Ich will mich zum teutschen Professor begeben.
Der weiß das Leben zusammenzusetzen
Und macht ein verständlich System daraus,
Mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen
Stopft er die Lücken des Weltenbaus.“

Grete Ingres verbarg das Stammbuch zutiefst im Wäscheschrank; sie wollte es nie mehr sehen, aber die Blätter zu verbrennen, dazu konnte sie sich nicht entschließen. —

Die Hofrätin sog die Wiener Luft mit geweiteten Lungen ein.

„Die scharfe Luft“ — sagte sie — „hat mich verändert; ich bin unruhig und zerfahren.“ Ihr fehlte die Lust zu der Arbeit mit ihrem Gatten, dessen Tage und Nächte seine populärwissenschaftliche Abhandlung beschäftigte; interesselos besorgte sie nach dem Diktat die Niederschrift; das Werk machte rasche Fortschritte.

Ingres' Vortrag im orientalischen Klub über den Suezkanal brachte reiche Ehrungen.

Aber seine Frau ließ das gleichgültig, und für sie gewannen Dinge Wert, die sie bisher vernachlässigte, ja verachtete. Stunden, halbe Tage verbrachte die Hofrätin bei der Schneiderin und in den großen Konfektionshäusern; mißmutig betrachtete sie ihre geschmacklose Garderobe und ihre solide hausgenähte Wäsche, die ihr vorher nie Kopfzerbrechen verursachte; voll Neid betrachteten die ins Viola spielenden Augen die Auslagenfenster des Kohlmarktes, der Ringstraße, des Grabens, und starrten die eleganten Damen an, die mit den Schleppen der raffinierten Toiletten das Trottoir fegten. Die alten grauen und braunen schlecht sitzenden Röcke, Blusen und Jacken wanderten in die Bodenschränke oder das Stubenmädchen, die Köchin, bekamen sie geschenkt, und verkauften den häßlichen Plunder; Modistinnen, der Schuster, Probierfräulein eilten vormittags und nachmittags die Hintertreppe im Hause der Alleegasse, wo die Ingres wohnten. auf und ab, und erstaunt gewahrte der Hofrat die Veränderung im Äußeren seiner Gattin. Die toten, langweiligen festgewebten Stoffe verschwanden und wurden durch glattes Tuch, duftigen Batist und glänzende Seide ersetzt; die Stiefelchen

was sie bisher für eine Weltanschauung, für ihre Weltanschauung gehalten hatte, ein gewisser Unfehlbarkeitsglaube an die Hochschulweisheit, erschüttert wurde. Die Leute, mit denen sie verkehrte, bisher für sie große Autoritäten, Leuchten ihres Faches, Bannerträger jeglicher Kultur, stiegen von dem Piedestal, das sie über den gewöhnlichen Durchschnitt emporragen machte, und verschwanden im Dutzend. Sie begann die Arbeiten ihres Mannes mit kritischeren Blicken zu prüfen, erhob Einwendungen gegen dieses und jenes, und der geweckte Skeptizismus wuchs und wuchs und zeigte die Neigung, ins Extrem zu verfallen, das heißt, alles zu bekritteln. Grete Ingres erinnerte sich eines Satzes, den sie einmal gelesen hatte: „Der Mensch, der aus zehn, aus hundert gegenwärtigen Prämissen nicht einen einzigen einwandfreien Schluß mit absoluter Gewißheit zu ziehen vermag, den auch die unwiderleglichen Tatsachen anerkennen, unterfängt sich, aus Trümmern, welche die Zeit zu Staub und Moder zerrieb, das pulsierende Wirken und Schaffen längst entschwundener Äonen zu rekonstruieren . . .“ Diesen lästigen Satz erwähnte die Hofrätin ihrem Manne gegenüber, als er wieder einmal mit spekulativer Phantasie, mit Zirkel und Lineal aus elenden, unkenntlichen Resten einer Steinmauer, die ebensogut vor Jahrtausenden ein Wall gegen die Fluten des Nils, wie eine Bastion oder hundert anderes sein konnte, einen Ammonstempel fabrizierte und sein Elaborat als die einzig richtige und einzig mögliche Lösung einer Frage hinstellte, die ihm niemand zu beantworten befahl, die er sich selbst gefragt hatte. Der Professor warf ihr einen Blick über die Nickelränder seiner Augengläser zu, so forschend und prüfend, fast ängstlich, und bewies mit haarspaltender Logik die absolute Richtigkeit seiner kühnen Deduktionen.

„Du hast diese schale Weisheit von einem halbgebildeten Laien, meine liebe Margareta, von Werner, wenn ich nicht irre; auf jeden Fall von einem, dem nicht einmal die Wissenschaft heilig ist . . .“ Ingres blätterte in Zeitschrifen und die Hände des alten Herrn zitterten.

Frau Grete erschrak, als sei sie auf Abwegen ertappt worden; „Nein, Christian, ich fand die Einwendung in einem Buche und sie fiel mir nur eben ein . . . Ich denke auch, daß sie falsch sein wird.“ Ihr erbarmte der Gelehrte, weil er sich aufregte, daß man an den Grundpfeilern seiner Tätigkeit zu rütteln wagte und ihm das rege, unermüdliche Aufspüren der Elemente verübelte, welche die Bausteine waren, die er benötigte, um seine Werke zu fügen. Er fühlte sich getroffen, persönlich beleidigt, gekränkt, und vor dem Zubettgehen streifte er nochmals das Thema: „Das hättest du nicht sagen sollen, liebe Margareta; gerade du nicht, die du durch die herrlichen Erfolge abstrakten Denkens überzeugt sein müßtest.“ —

bereitete ihr eine wohlige Genugtuung, und wenn sie hastig einem weniger heiklen Gesprächsstoff zustrebte, so geschah es nur, um eine Befangenheit zu besiegen, die sie schwerer atmen ließ.

So mächtig wurde allmählich der Einfluß Syrlins auf die Hofrätin, daß sie zum Beispiel einmal, als er einen schwarzen Ledergürtel, den sie trug, „häßlich" fand, noch vor Geschäftsschluß in die innere Stadt eilte und ein blaßlila Prachtstück mit einer Altsilberschließe kaufte, von der er gesprochen hatte. Nachher schämte sie sich regelmäßig einer solchen nachgiebigen Handlung, aber kaum war Frau Grete wieder in Werners Nähe, so fühlte sie stets aufs neue eine Beklommenheit und Unsicherheit, die ihr Angst einflößte; ihr imponierte sein bestimmtes gegen die landläufigen Ansichten gleichgültiges Wesen; an ihm gefiel ihr alles, der korrekte Scheitel im schwarzglänzenden Haar, das ironische Vibrieren um den Mund, wenn er jene hochmütig kritisierte, die sich dem jungen Doktor überlegen glaubten, und vergebens mühte sich die Hofrätin, die Macht, die er über sie besaß, zu brechen, um frei zu werden, denn oft hatte sie die quälende Empfindung, seine Sklavin zu sein, von seinem Urteile abzuhängen. In Stunden, wo sie sich gegen seinen faszinierenden Einfluß aufbäumte, nannte sie ihn innerlich einen oberflächlichen Stutzer, um sich nur zu bald einzugestehen, daß er weder oberflächlich noch ein Stutzer war, daß er eher in der Tiefe das gesuchte Glück nicht fand und seine Eleganz keinen anderen Zweck verfolgte, als unter gutgekleideten Menschen nicht peinlich aufzufallen. Syrlin ließ sich niemals von einer Mode tyrannisieren, sondern wählte aus jeder Schneiderlaune geschmackvoll das ihm Passende aus. Die der Vergeistigung zuneigende Frau überschätzte, ungewohnt, mit gewandten Gesellschaftsmenschen zu verkehren, seine Formen, die nie steif oder hölzern anmuteten, und stellte die Äußerlichkeiten höher als Werners scharfes, auch gegen seine eigene Person rücksichtsloses Denken, das nie davor zurückscheute, die äußersten Folgerungen einer logischen Gedankenreihe zu ziehen.

Dabei nahm er feinfühlig auf ihre Stimmungen Rücksicht, wenn sie allein sein wollte oder er sonstwie zu stören glaubte.

Wenn du mich nicht brauchen kannst, schmeiß mich einfach 'raus, liebe Tante", pflegte Syrlin häufig zu sagen, „nichts ist unerträglicher und untergräbt schneller ein gutes Einvernehmen, als immer denken zu müssen: jetzt kommst du ungelegen, jetzt bist du überflüssig . . . Ich erwarte von dir natürlich, daß du mit den lähmenden Formen der Höflichkeit, der sogenannten Höflichkeit, brichst und mir deutlich zu verstehen gibst: geh fort! Gerade ich begreife, daß sensible Naturen Stimmungen unterworfen sind, in denen jeder Zweite ein Wesen zu viel auf der Welt ist. Die schrecklichste Erfindung der Kultur ist die konventionelle Verlogenheit einer falschen Rücksichtnahme."

liefen zierlich spitz aus und gingen auf hohen, geschwungenen Absätzen, die Frau Gretls Gestalt hoben, so daß sie den Professor mit seinem mehr und mehr gekrümmten Rücken überragte. Das gelbblonde Haar wurde durch die Brennschere gefällig gewellt und die eng gedrehten Zöpfe mußten einer indiskreten, lockeren Frisur weichen. Die wenigen Bekannten von früher und die vielen neuen besprachen den Wechsel wohlwollend oder glossierten ihn plumpdreist; je nach dem Charakter und dem Geschmack, den sie besaßen.

Frau Ingres, die es als Todsünde betrachtet hatte, die unersetzlich wertvolle Zeit, deren Reichtum ihr Vater und ihr Mann so sehr schätzten, mit Nebensächlichkeiten zu vergeuden, verlor jetzt nicht die Geduld, vor dem Spiegel endlos die Wirkung eines Bandes, einer Schleife, eines echten Schildpattkammes auszuprobieren oder die Klöppelung eines Spitzeneinsatzes zu studieren; bis auf Schuhschnallen und gestickte Leibchen erstreckte sich die nervöse Neuerungssucht, und zuweilen forschte sie in ihrem Innern: „Wozu tue ich das alles?“

Und nicht nur an ihrer eigenen Person verbesserte und verschönerte Frau Grete, sondern auch der Hofrat wurde renoviert: die genähten, verschabten Kravatten machten bunten Selbstbindern Platz, die Beinkleider bekamen Bügelfalten eingeplättet, an denen die Knie rieben und den Zauber bald verdarben. Er ließ das alles still und gelassen über sich ergehen und protestierte nur gegen die Vertauschung der breiten, bequemen Zugschuhe mit Lackstiefelchen und des schattenspendenden Schlapphutes, der keine Form bewahrte, mit einer runden, modernen Fasson; auch die hohen, steifen Kragen, die Frau Grete ihm meuchlings auf die Kommode legte, trug er nicht, sondern verteidigte löwenmutig seinen freien Hals und haßte die Goldkette, die ihm das schlichte schwarze Uhrband raubte.

Aber Doktor Syrlin gab Frau Grete direkt seinen Beifall kund: „Das ist von dir sehr vernünftig, liebe Tante, daß du die greulichen Lappen zum Teufel wirfst und deine Garderobe menschenwürdig ergänzest. Eine so hübsche Frau wie du hat auch die Pflicht gegen den lieben Nächsten, wohlgefällig auszusehen, ihm damit eine Freude zu machen, zumal es dir ganz leicht gelingt. Man darf sein Licht nicht hinter der spanischen Wand placieren, rät schon die Bibel und, ich wette, der Prophet, der das sagte, hat dabei nur an dich gedacht. Vielleicht steht die Geschichte mit dem Licht gar nicht in der Bibel und stammt von keinem Propheten, aber gewiß rächt sich die Natur auf die eine oder andere Weise, wenn man ihre Gaben übel verwendet. Na, die Drohung gilt nicht für dich, denn du hast dich einsichtig zu deinem Vorteil verändert.“

Bei diesem Lob wichen die Augen der Hofrätin den Blicken des Neffen, die mehr als seine Worte sagten, geflissentlich aus. Die Anerkennung

seinem schlummernden Leben erhält, bevor es sorglich mit Erde zugedeckt wird, ein Bröcklein nahrhaften, lebensweckenden Düngers. Das ist das erregende Moment, das die Handlung mit Beihilfe erquickender Regengüsse und wärmender Sonnenstrahlen in Fluß bringt.

Bald regt sich's geheimnisvoll in den Knollenstücklein unter der bräunlichen Decke, bald gucken zarte mattgrüne Blättlein kindlich neugierig aus dem Nährboden, ihrem mütterlichen Grunde, schießen, vorab wenn man nicht vergißt, ihnen das vorwärts treibende Motiv, den etwas übel duftenden und doch so sehr begehrten Jauchetrank zu spenden, mächtig empor und im Hochsommer ist der Acker ein wogendes Meer zahlloser blauer und weißer Blumenkronen. Das ist die aufsteigende Handlung, die im Erscheinen der grasgrünen Fruchtknollen, die in Größe und Form völlig den Kindermarbeln gleichen, den Höhepunkt erreicht.

Nun aber bräunen sich die Blätter und Stengel, die Früchte schrumpfen ein, und neigen sich als lebensmüde Greise in Sehnsucht zur Erde, von der sie genommen wurden, es vollzieht sich die fallende Handlung und es ist an der Zeit, daß Mutter Eva und ich als Werkzeuge des gewaltigen Schicksals mit Spitzhacke oder „Haue", mit Weidenkorb und Maltersack die Sache zu Ende führen.

Also sind wir beide im Herbst des Jahres 1861 auf unsern Teil des städtischen Gemeinbesitzes hinausgeeilt und haben Tag für Tag mit löblichem Eifer und der beseligenden Freude des Erntens Erdäpfel gegraben und aufgelesen und auf knarrendem Kindswägelchen heimgezogen.

Herrgott im Himmelreich . . . es war ein gesegnetes Jahr. Regen und Sonnenschein hatte der Vater aller Wesen so genau geregelt, daß nur selten eine der augenreichen Wurzelknollen angefault war. Und was waren neben kleineren Bürschlein für Prachtkerle darunter, langgestreckte, eiförmige und kugelrunde, manche von geradezu erstaunlichem Gewichte und völlig Kindsköpfe an Größe.

Beide arbeiteten wir barfuß . . . es tat gar wohl, die Füße in das mäßig feuchte Erdreich zu vergraben, und . . . arme Leute müssen ihr Schuhwerk möglichst schonen.

Mutter Eva, in jener Zeit in der Vollkraft der Jahre, schritt, die Hacke schwingend, langsam voran und holte die Knollen etwas unsanft und doch vorsichtig, daß keine zerschnitten wurde, aus ihrem Bette; ich ging oder kroch vielmehr, wenn der gebeugte Rücken gar zu sehr schmerzte, hinten nach und sammelte in der Vorahnung künftiger Genüsse die reiche Ernte in mein Körblein und leerte das Körblein in die Säcke, daß sie bald einer neben dem andern wie römische Meilensteine wuchtig dastanden.

Und nun geschah, was schließlich einmal geschehen mußte, da es in den Sternen geschrieben stand, daß ich ein Dichter, und zwar ein

Dadurch gewöhnte sich Frau Ingres daran, dem Neffen einfach zu sagen: „Heute wäre ich lieber allein“; oder „jetzt bin ich beschäftigt“, und er streckte ihr darauf herzlich die Hand hin: „So ist's recht! Auf Wiedersehen ein andermal.“ (Fortsetzung folgt.)

Mein erstes Gedicht.

Von **Josef Wichner.** Nachdruck verboten.

Mein Gedächtnis wird von Tag zu Tag schwächer und stärker: schwächer für die nächstliegenden, stärker für die zeitfernsten Begebnisse. Wie das Auge, so wird auch die Erinnerung fernsichtig, und so sehe ich soeben in den schärfsten Umrissen jene Zeit, da der Dichtung Quell zum erstenmal aus mir aufgesprudelt ist, und ich sehe auch alle Begleitumstände, die dieses denkwürdige Ereignis herbeigeführt haben.

Es mochte im Herbste des Jahres 1861 gewesen sein. Vor Jahresfrist hatte sich unser Vater zur ewigen Ruhe gelegt, vor wenigen Monaten erst hatten sie die arme Mutter hinausgetragen und nun spielten der Mutter Schwestern im Hause Nr. 5 (später in Nr. 116 umgeändert) in der Bludenzer Au Vater und Mutter mit viel gutem Willen, echt christlicher Werktätigkeit und sehr wenig Geld.

Ich, ein neunjähriger Bub, war, als sich das Ereignis vorbereitete, mit Mutter Eva auf dem „Allmatal“ im vorletzten Akt der Erdäpfeltragödie beschäftigt.

Hier muß ich schon, um verständlich zu werden, etwas weiter ausholen.

In meiner alemannischen Heimat herrschte damals noch der uralte, nunmehr aussterbende Brauch der zeitweisen Aufteilung und pachtweisen Vergebung von Gemeindegründen an die Bürger. Wiese und Feld blieb Eigentum der Gemeinde, wurde jedoch in Teilstreifen gegen mäßigen Zins ihren Angehörigen zur Nutznießung überlassen, und so hatten auch meine Eltern und bis auf weiteres deren freiwillige Nachfolger einige Äckerlein, die uns in fruchtbarer Güte mit Gerste und Roggen, Türken und Saubohnen, diesem mehr billigen als schmackhaften Kaffeersatz, mit Kraut und Rüben und vor allem mit recht viel Erdäpfeln vor dem Hungertod bewahrten und mit ihrem Flachs und Hanf kleideten.

Und das Werden und Vergehen der Erdäpfel ist eben ihre Tragödie, wie leicht zu erweisen ist.

Das ist die Exposition oder vielmehr Imposition, das Legen der in Augenstücke geteilte Knollen der Vorjahres in die Grubenreihen des mit Schaufeln und Pflug gebrochenen Ackers. Und jedes Augenstück mit

nit so gemeint und sei es mir halt nur so herausgerutscht. Das entsetzliche Reimpaar war nun einmal da und ließ sich nicht mehr aus der Welt schaffen und Mutter Eva hörte mich im Eifer des Herrn überhaupt nicht. Schließlich schwand unter dem Einfluß der vernichtenden Kritik das anfängliche Bewußtsein meiner Unschuld und ich kam mir endlich in meiner unergründlichen Schlechtigkeit und Gottlosigkeit so erbärmlich vor, daß ich keine Gnade mehr zu hoffen wagte, weder in diesem noch in jenem Leben.

Ach, wäre jetzt doch nur ein Schriftgelehrter und poesieverständiger Professor mit etwas Sehergabe des Weges gekommen, um unsern Rechtshandel zu schlichten.

Der würde wohl lächelnd gewartet haben, bis sich des Himmels, will sagen des Redeschwalls, Schleusen geschlossen hätten, und dann hätte er meine Partei als die der verfolgten Unschuld ergriffen und etwa folgendes gesagt: Gute Mutter Eva, nun habt ihr den armen Buben genugsam niedergedonnert und er wird sich bis auf weiteres wohl hüten, sich in der Dichterei zu versuchen, nachdem ihn der erste Anlauf bald um eure Liebe gebracht hätte.

Aber . . . nun laßt einmal auch mich reden . . . aber, so schlecht auch die Verse sind, die Geschichte ist doch lange nicht so schlimm, wie sie auf den ersten Blick aussieht . . . Wir wollen einmal das „Werk" wissenschaftlich zergliedern.

Gegen den ersten Vers, „Helf dir Gott", habt ihr vermutlich kaum etwas einzuwenden. Es ist ein frommer Wunsch, der allgemein landesüblich ist, und eigentlich hätte es euch gekränkt, wenn der Bub, wie es vornehme Leute machen, den Ausbruch eurer Verkühlung gar nicht beachtet hätte. Höchstens daß er euch mit „du" angeredet hat, mag nicht völlig in der Ordnung sein, da es im Ländle die kindliche Ehrfurcht verlangt, daß Kinder ihre Eltern oder deren Stellvertreter ihrzen. Aber ihr dürft nicht vergessen, daß den Dichtern seit Anbeginn solche Freiheit gestattet ist, daß sie sogar Kaiser und Könige in ihren Gedichten . . . sonst allerdings nicht . . . duzen dürfen und daß schließlich unser Herrgott selbst nicht gekränkt ist, so wir als seine Kinder allfort beten: „Vater unser, der du bist in dem Himmel."

So . . . und jetzt kommen wir zum zweiten Vers . . . Für sich allein betrachtet, hat er mit Gott sicher nichts zu tun, eher ist er eine etwas derb-volkstümliche Anrufung und Benamsung eurer wackeren Persönlichkeit, und wenn ihr den Buben dafür etwas beim Ohre zaust, wird's ihm nicht schaden; denn ihr seid wahrlich weder alt noch eine Krott. Aber vergeßt nicht, so ein grasgrünes Bürschlein hält jeden, der zehn Jahre mehr auf dem Rücken durch die Welt trägt, für schauderbar alt, und . . . Krott . . . mein Gott, jetzt hab' ich die nämliche Sünde begangen

Volksschriftsteller, werden sollte: das Ding mußte einmal einen Anfang nehmen.

Bekanntlich haben kleine Ursachen oft große Wirkungen, und so eine kleine Ursache löste in mir, ohne daß ich es ahnte, den Poeten aus. Das von Pfarrer Kneipp so sehr empfohlene Barfußgehen, dessen wir uns mit Vorliebe befleißigten, hatte der Mutter Eva doch nicht recht zugesagt. Sie verkühlte sich und bekam den Schnupfen und auf einmal erfolgte eine gar kräftige Niesexplosion ... Nicht so, wie es etwa zarte, wohlgezogene Dämchen mit scheuer Zurückhaltung und verzogenem Gesichtchen machen, wobei nur ein feines „Es" ins duftende, spitzenbesetzte Leinenbatisttüchlein säuselt, sondern ein überlautes „Hatschi" in die freie Herbstluft.

Und augenblicks schrie ich ... ich weiß heute noch nicht, wie es gekommen:

„Helf dir Gott,
Du alte Krott."

Das war mein erstes Gedicht und ... Mutter Eva mein erster Kritiker. Ach Gott ... wie dieser Kritiker mich und mein Werk zerzauste! Heute noch stehen mir die wenigen Haare zu Berge, wenn ich daran denke, und heute noch sehe ich die Gute wie eine leibhaftige Rachegöttin mit brennroten Wangen ihres vollen Gesichtes und bitterbösen Augen vor mir stehen. Die gebräunten Arbeitshände drückte sie im Kreuz auf den Stiel der gegen den Boden gestemmten „Haue", und nun ging, indes die Augen allweil Blitze schossen, ein Donnerwetter mit Hagelschauer und Wolkenbruch über mich los, daß ich mich am liebsten in ein Mausloch verkrochen hätte.

„Also so einer bist du", das war ein geringer Teil der wortreichen Strafpredigt, „so einer, der den lieben Herrgott und eine Krott z'sammstellt. Jetzt möcht i nu ums Himmels willen wissen, wo du solche Nichtsnutzigkeit aufgelesen hast. Da tut man alls, um euch christlich zu erziehen, schickt euch in Kirche nnd Schule, erzählt euch aus der Legende allweil die schönsten Beispiele von den lieben Heiligen, geht mit euch auf den Friedhof, wo eure armen Eltern liegen, und betet jeden Abend mit euch den Rosenkranz ... und ist alles Gutmeinen für die Katz ... Ja ... fürchtest du dich nit, Bue, daß unser Herrgott vom blauen Himmel den Blitz auf dich wirft und du in der Höll mußt braten die schreckliche Ewigkeit lang? ... Bluet möcht' man weinen und wenns die bösen Leut erfahren, o die werden sich die Händ reiben und höhnen: da hast du deine Erziehung, du Betschwester ... mit einer Krott hat er den lieben Gott verglichen, der Bue."

Das ging so weiter und immer weiter, ich mochte noch so sehr weinen und beteuern, ich habe es ganz gewiß auf Ehr und Seligkeit

Die Zusammenstellung des Höchsten und Heiligsten aber mit dem scheinbar Niedrigsten und Verächtlichsten (nur scheinbar . . . denn in der Tat ist auch die Kröte Gottes Wunderwerk und hat viel mehr gute Eigenschaften, als sich die meisten Menschen träumen lassen) darf euch, liebe Mutter Eva, nicht irre machen. Auch das ist den Dichtern bei ihrer Art Musik erlaubt. Deswegen ist der Kaiser nicht heiser, der König nicht wenig, der Graf kein Schaf, der Pfarr kein Narr, die Nonne keine Tonne, der Täufer kein Säufer, der Schuster kein Muster . . . wenigstens nicht immer, der Schneider kein Hungerleider, der Gottlieb kein Dieb, der Friederich nur selten ein Wüterich, der Soldat zumeist kein Magnat und kein Prälat, der Kornschnitter kein Glücksritter und der Himmel blau keine grüne Au.

Trotzdem will ich zugeben, daß die Zusammenstellung, die euch so empört hat, immerhin geschmacklos ist . . . aber Geschmack und feines Gefühl für das Schickliche kann man von einem Abc-Schützen nicht verlangen. Verzeiht also dem Buben. Wenn er's einmal besser versteht mit der Dichterei, wird er solche Reimereien unterlassen und euch durch seine Bücher beweisen, wie sehr er euch liebt und verehrt."

Auf solch gescheite Rede hin hätte mir Mutter Eva, obschon sie selbe aus Mangel an jeglicher literarischer Bildung nur zur Hälfte verstanden hätte, sicher verziehen und mich zum Troste geheißen, dürres Kraut zu Haufen zu schlichten, etliche der schönsten Knollen zu braten und so die Erdäpfelkatastrophe herbeizuführen, in der der Held, wie sich's für eine Tragödie ziemt, untergeht . . . vom gewaltigen Schicksal zermalmt.

Leider aber gab es damals in meiner Geburtsstadt wohl wie überall etliche Pharisäer, doch weder Schriftgelehrte noch Professoren; Mutter Eva konnte also nicht zur Einsicht kommen, daß sie mir Unrecht getan, und so mußte ich, statt Erdäpfel zu braten, mitten in die feuchte Erde knien und mit aufgehobenen Händen „Reu und Leid" und „Die offene Schuld" beten und heilig versprechen, mir nie mehr solche und andere Reimpaare entschlüpfen zu lassen.

Und ich habe lange, lange Jahre meine Lust zu reimen bezähmt. Erst als die junge Liebe in meinem Kopfe etwelche Verwirrung anstiftete, da habe ich mein Versprechen und den guten Vorsatz völlig vergessen . . . ich habe mein Leid den Blumen und Winden klagen müssen und da ist denn vor allen andern das berühmte Reimpaar „Herz—Schmerz" gar oft in Verwendung gekommen.

Heute reime ich selten, freue mich aber doch, wenn sachverständige Kritiker behaupten, ich schreibe selten ungereimtes Zeug.

---

wie der Bub . . . Ja, was ich sagen wollte, das war nur des Gleichklanges oder Reimes, halt der Musik wegen, und der Josef, ich wette zehn fette Engerlinge gegen einen Erdapfel, hat sich nicht das mindeste dabei gedacht. Er sagt ja selbst, es sei ihm nur so herausgerutscht, und das, seht ihr, ist das Kennzeichen, daß er der geborne Dichter ist.

Ihr müßt nämlich wissen, der liebe Gott braucht zu besonderm Werk auch besondere Leute, und damit diese seine Absicht mögen durchführen, gibt er's ihnen schon lange, bevor sie in der Wiege wimmern, mit, wessen sie bedürfen. Also gibt er dem, der einmal König sein soll, den Herrschersinn, dem, der ihm seine Tempel und den Mitmenschen die Rathäuser und die Schulen bauen soll, den Bausinn, dem, der die Gesetze der Natur erkennen und nach ihnen Neues schaffen soll, den Forscher- und Erfindungssinn und dem, der alle Schönheit der Schöpfung in Worte kleiden und die Menschen aus dem Alltag ins köstliche Reich der Phantasie führen soll, den Dichtsinn. Und diese Leute müssen schon als Kinder kommandieren, häuseln, grübeln und fabulieren, sie mögen wollen oder nicht. Ja, sie wissen, da sie noch Kinder sind, selbst nicht, was sie tun . . . gerade so wenig wie der junge Vogel, der seine Stimme in zaghaftem Zwitschern probiert, bis er plötzlich seinen wundersamen Sang über den Wald hin erschallen läßt.

So weiß auch euer Bub nicht, was er angestellt hat, ja, er weiß nicht einmal, was ein Reim ist, und daß sein gutgemeinter Wunsch bereits rhythmisches Gefüge erkennen läßt.

„Oder", so würde sich der poesieverständige Professor an mich gewendet haben, „Bub, kannst du mir Aufschluß geben über den Reim und seine Arten, über männliche, weibliche, reine und unreine Reime, über Alliteration und Assonanz und die Gesetze des Wechsels zwischen Hebung und Senkung? Kennst du die wesentlichen Unterschiede der Epik, Lyrik und Dramatik? Und . . . wer hat dich gelehrt, in Worten Musik zu machen? Bub, jetzt red."

Und ich, der Bub mit den verweinten Augen und den Schmutzstreifen auf den Wangen, diesen Ufern der Tränenbäche, hätte stotternd geantwortet: „Von all dem weiß ich gar nichts und hab' auch nichts gelernt. Aber . . . in dem Lesebuch, da sind so schöne Gedichte vom Kuckuck und dem Esel . . . und von den Jahreszeiten . . . und von der Mühle am rauschenden Bach . . . und das Kaiserlied . . . und die tun am End' alle gleich und das tut so schön . . . und hab's halt auch so machen wollen."

„Nun, da haben wir's", hätte der Professor geschlossen, „da seht ihr . . . der reine Tor . . . wie die Alten sungen, so hat er gezwitschert . . . einmal wird er gar nicht so übel singen.

lerischen wie im ethischen Sinne. Wo anders sonst noch stürmen die Wolken über einsame Höhe wie vor tausend Jahren, werfen Bilder in die Seele voll stiller Kraft, die nichts gemein haben mit dem Heute und Morgen, die zeitlos sind wie die ewige Natur. Der alte Hochwald im letzten Almwinkel schirmt gleichmütig bleichende Baumleichen und saftigen Jungwuchs, kein wehleidiges Menschentum fährt ihm störend in die große Linie des Werdens und Vergehens. Und die vom Anfang aller Zeiten an die freien Höhen durchstreiften, die Hirten und Jäger, sie tragen noch heute ihr Amt heroben still und wetterfest, nur statt der Felle den rauhen Loden, statt des Speers und der Armbrust die Büchse. Nur das Meer zeigt Bilder, die sich vergleichen ließen, voll einsamer Größe und ohne Beziehung zum Zeitlichen. Aber es ist heute noch das feindliche Element, das die Menschen ernst und wortkarg macht im täglichen Kampfe mit Wogen und Nebelstürmen. Das Almvolk dagegen hat klingende Lieder. Die weite Schau über die herrlich prangende Welt zu seinen Füßen hat ihm wohl die Zunge gelöst im hallenden Jauchzer. Und was sie singen, gilt immer wieder dem halb unbewußten Glück des freien Lebens heroben, der sonnigen Schönheit um sie her und der Liebe in ihrer ersten natürlichsten Form.

Ich liege im Grase und muß die Augen schließen vor der Fülle des Lichtes, das noch purpurn durch die Lider scheint. Als ob sich's hier oben wohl gar nicht sterben ließe. Dazu ein körperliches Wohlbefinden, das durch die Glieder strömt wie starker brausender Edelwein. Eine Hummel läutet schwingend vorüber, in leichten Wellen läuft der wehende Wind durch Gräser und Blumen und bringt einen feinen warmen Schwall von Wohlgeruch als köstliches Destillat aus Blütenduft, Erdgeruch und Sonnengold. Ich wende leicht den Kopf und sehe über die nächsten Grasspitzen in meilenweiter Ferne winzigklein eine Kette gewaltiger Berge, blaßkupferrot die Felswände und wie in Silber genietet die Bänder der Schneerunsen, die Tauern. Zur anderen Seite dehnt sich die weite Gotteswelt in blauen Wäldern und Hügeln und blassen Tälern und ganz ferne säumt den flimmernden Äther eine feine Linie, aus der ein kantiges Hügelchen ragt, die Riegersburg, nicht weit von Ungarn.

Ein kleiner Käfer krabbelt mir ans Ohr und mahnt mich aus leuchtenden Weiten bescheiden an die Nähe. Gehorsam wende ich mich und schaue und staune in eine Welt des Kleinlebens. Da tragen die Halme und Blütenglocken ein feines Haarkleid von steirischem Loden gegen die scharfen Schneewinde und stehen stämmig und aufrecht auf starkem Wurzelgrunde, getrost und zufrieden wie kleines Almbauernvolk. Eine wilde Biene steckt bis zur Brust in einem wiegenden Glöcklein. Von der Spitze eines Halmes läßt ein stundenaltes Mücklein die schillernden Flügel spielen und kann sich vor unbewußtem Wohlbehagen

Almrast.

Von Hans Kloepfer.

In meinen Arbeitstag schauen die Almen herein. Nicht immer natürlich, aber oft genug, daß sie mein Wandern und Mühen im Tale verheißungsvoll trösten und mir einen frohen Weitblick gönnen wie einen frischen Trunk an staubiger Straße. Oder wie etwa auch ein Flickschneider zu Zeiten von seiner Stichelarbeit aufblickt nach den hohen Lindenkronen vor seinem Dachfensterlein, um sich ein Stücklein Herrgottsweite in die enge Kammer zu holen.

Und dann kommt ein Tag, von köstlicher Vorfreude begrüßt, an dem ich aufwärts steige im geheimnisvollen Morgengrauen, durch kühle Waldschatten, über tauige Wiesen, langsam erst, dann immer schneller. Einen sandigen Hohlweg geht's entlang am Waldsaum. Nur eine mannshohe Erdwelle und und der eisengraue Almzaun trennen mich noch von den freien Bergwiesen, darinnen die Quellen klingend sprudeln. Nun bin ich oben, und die letzten Schritte führen mich aus traulicher Erdnähe hinaus vor die leuchtende Unendlichkeit.

Da liegen weitum die Almen, schenken mir das Glück ihrer Höhe auf freien leichten Wegen, die ich stundenweit übersehen kann. Und schließen sich zum Kranze wie die schimmernden Gefilde der Seligen. Schon im Raume hoch emporgehoben über allem, was pflügen und graben und roden und schlagen braucht, was harte Arbeit fordert und sauren Schweiß und zitternde Sorge in Wettern und Hagelschlägen. Sehen herab in der lächelnden Selbstverständlichkeit der Schönheit auf das krause Furchennetz, das unser Menschenwerk im Laufe von Jahrhunderten der Erde ins Antlitz gegraben und über dem unsichtbar und ruhelos das Gespinst unserer Sorgen webt.

Das ist ein weiches Fließen der Formen, frei und leicht, und doch durch feine Brechungen der Linie immer wieder reizvoll aufgelöst, mit sparsamsten Mitteln vor Eintönigkeit bewahrt. Und meilenweit gekrönt vom flutenden Sonnenlicht und heiliger Stille. Das laute Gehaben der Industrie, der Kleinlärm werkelnder Alltäglichkeit, all die tausend Stimmen, in denen das Menschenlos zum Himmel schreit, sie sind verklungen, versunken, schon drunten in den blauen Waldgründen, die ihren Fuß umsäumen. Und nur die letzten, die größten, die Grundakkorde aus dem Leben auf Erden werden über diese freien Borde getragen, der mächtige Orgelklang der Winde, das Rauschen der Wasser, all die Stimmen der Tiere, die frei wandeln wie an ihrem ersten Schöpfungstage. Es ist das große Gesetz der Vereinfachung, das auf unser kompliziertes Empfinden wirkt, befreiend und läuternd im künst-

da die Natur so einfach und eindrucksvoll und doch voll von Geheimnissen zu uns sprach, nur in Farben und Formen, ohne Beziehungen ins Weite. Wo man lange in einen Georginenkelch starren konnte und nur das leuchtende Gelb, das flammende Rot empfand, daran das Auge vergessend trank und trank, bis es satt war. Und der goldgrüne Käfer im Herzen der Rose war ein kleines Gotteswunder, ein verstohlenes Märlein. Man bezog nicht alles auf sein eigenes Ich, die Begriffe schädlich oder nützlich hatten noch keinen Raum im weiten Garten der Natur.

Ein leises Dröhnen des Bodens, ein gemütliches Schnauben läßt mich aufschauen. Ein schneeweißes Rind sieht mich aus großen guten Augen an, schüttelt das Haupt vor einer Wolke von Fliegen und schaut gedankenvoll ins Weite. Wie sich diese leuchtende Umwelt wohl auf der Netzhaut seines Auges spiegeln mag? Die Frage ist nicht so müßig, wie sie augenblicklich scheint, wenigstens nicht an einem Feiertage des Lebens, der mir so Seltenes schenkt an Zeit und Ruhe. Was bringt dieser seelenvolle Blick in blaue Fernen dem Tier ins Hirn heim? Wohl treffen die Bilder durchs klare Auge auf seelenblinden Grund, wie die schönste Gletscherlandschaft durch die Spiegelscheiben eines leeren Alpenhotels fällt. Sicher ist's nur aufs nächste eingestellt. Hunger und — ja wenn's nicht eben ein Ochs wäre. Aber irgend ein Zustand der Zufriedenheit, ein behagliches Eindämmern ruht doch unbewußt am Grunde seiner augenblicklichen Lebensempfindung. Glücksgefühl? Das ist wohl zu stark — für einen Ochsen, der jenseits von Gut und Böse im trägen Blut die köstliche brausende Leidenschaft nicht kennt. Mit einem feuchten, innigen Blick des Mitleids wendet er sich von mir armem grübelnden Menschlein und rupft wieder im Schreiten den würzigen Almboden. Daß ich und meinesgleichen die Krone der Schöpfung, quittiert er gelassen mit einem breiten Schlußpunkt seines friedlichen Stoffwechsels.

Im goldenen Spätnachmittage schreite ich der fernen Hütte zu. Wie von selbst fällt der Schritt in ein ruhiges Gleichmaß, das sich einfügt, wie der Takt des Lebens um mich her. So gehen sie auch alle, die in dieser Welt ihr Leben verbringen, die Hirten und Wurzelgräber, die Jäger und Holzknechte, wenn anders sie nicht ein Außenstehendes, ein Ziel zwingt. Das Ziel ist nicht vor uns, ist um uns, ist ein Gehen und Stillestehen und Schauen. So stehen die Rehe unten im Grund, so säumen die leuchtenden Wolken überm Wald, so fällt der Quell in den Brunntrog. Alles gehört zusammen und nichts fällt zu besonderem Zwecke aus dem Rahmen. Der heimkehrende Hirte grüßt mich gleichmütig mit leichtem Nicken als etwas Selbstverständliches, beinahe Erwartetes.

kaum entschließen zum Flug ins weite unbekannte Land. Ein kleiner schwarzer Käfer hastet durchs Urwaldmeer, so eilend und aufgeregt, daß ich schuldbewußt lächeln muß: Das kenn' ich, Kleiner! Wenige Schritte zur Seite ragt ein Felsblock aus den Almwiesen, kaum meterhoch, aber wie ich nun aufs nächste eingestellt bin, ein gewaltiger Berg durch die Wucht der Umrisse. Auf jedem Flecklein seiner firnwindzernagten Rippen trägt er wurzelstarkes Leben. Einen tiefen Spalt hinan steigt ein Fähnlein Moose, lanzenschlank, mit spitzen Sturmhütlein, wie ein Trüpplein Gewappneter, das mannhaft auszieht auf Aventiuren. Und richtig: Da lauert im hintersten Höhlengrunde der gewaltige Drache, ein fingerlanges Eidechslein, braun, schuppig, mit fliegenden Flanken. Auch sonst begibt sich manch Unheilvolles an der Schattenseite meines Mikrokosmus. Da würgt ein schwer gepanzerter Käfer in schauerlicher winziger Einsamkeit einen bleichen Tausendfüßler und im luftigen Raubnetz der Spinne büßt verschmachtend ein stahlgrünes Flieglein seine kurze Daseinspracht. Wie Urformen aus der Sagenzeit unseres heutigen Lebens erscheint alles, was da kreucht an Wurm-, Schlangen- und Echsengestalten. Und das spannenlange Fichtenreislein, das den Gipfel meines Liliputanerberges krönt, es ragt aus dem Urwaldgefilz der Moose und Preiselbeeren krumm und windzernagt, aber hart und zäh wie der sturmzerfegte Baumriese eines uralten Opferhains. Spielzeugklein, aber von einer Gewalt der Umrisse und Kraft der Formen ist diese kleine Welt, als ob der tausendjährige Kampf mit Sturm und Eis alles frohe Ausrecken und Verzweigen niedergezwungen hätte, den Kern aber verstählt. Immer tiefer versieht man sich in diese kleine eindringliche Welt der Wunder, fast betroffen von dem Reichtum, den man kaum geahnt, und der Gedanken auslöst, scheinbar platt und alltäglich, und doch voll innerer Beziehung zur Geschichte des Lebens heroben. Noch vor wenig Wochen lagen die Kräutlein unter fußhohen stahlharten Schneewuchten, und heute wiegt sie der Almwind so lind und zart, als ob jedes gröbere Zugreifen ihnen schaden könnte. Eine fast unendliche Abstufung der Kräfte ist hier am Werke, an die sich das Leben angepaßt hat, mühsam im Laufe von Jahrtausenden, unter tausendfachem Tod und wieder unter vielhundertfachem Werden, siegreich für alle kommende Zeit. So steigt hinter diesen krausen Formen ein großes Gesetz der Entwicklung auf, der Kampf ums Dasein. Bei uns drunten klingt das Wort nicht gut, ist ganz fürs Menschliche in Besitz genommen, für eigennützige Ziele und arglistige Ränke. Ein reißender Strom, der seine trüben Wellen zuzeiten auch ans ruhigste Gestade klatschen läßt und zu Wehr und Sorge zwingt. Und so kann es kommen, daß man solchen Naheblick in die freie Welt des Universums empfindet wie ein Märchenwunder, das ganz fein anklingt aus fernen, fernen Tagen. In der ersten Kindheit gab's auch eine Zeit,

überladene Bergländer diesen heiligen Schicksalsgenossen zu seinem Lieblingspatron erwählt.

Ist ein guter Mann, der heilige Bartholomä. Die unausstehlich langen Tage zwickt er ein wenig ab und legt das abgezwickte Stück der Nacht zu. Das taugt den Leuten, die sich ihre harten Arbeitsstunden von der Sonne müssen vorschreiben lassen und nicht von der Uhr.

Zu Bartholomä sind die Flitterwochen der Sonne mit der Erde zur Neige, ihre glühende Liebe hat ausgebrannt, das Verhältnis wird ein kühleres. Die Hundstage sind vorüber; die gefährlichen Märzennebel, die „nach hundert Tagen gewitterschwer losbrechen", längst verpufft; die „Donnerkeile" zum größten Teile verschleudert für ein ganzes Jahr. Die Luft weht aus dem Hochgebirge; die Blätter der Eschen, Ahorne und Buchen werden falb, und die halblahmen Hummeln machen sich an die verspäteten Herbstblumen und Nesselgesträuche. Den Vögeln ist die Lust zum Singen vergangen, sie halten Hausschau in alten hohlen Bäumen. Die Schwalben versammeln sich auf dem Kirchturmdache und kreisen mitsammen noch mehrmals laut zwitschernd über dem Dorfe, und plötzlich sind sie nicht mehr da und die Katze erklimmt umsonst das Dachgesimse und schielt verdrießlich in das leere Nest. In der Gegend wird es still; die Sonne zieht träge, es wächst nichts auf, es fällt nichts ab. Es ist, als habe der liebe Gott vergessen, die Welt aufzuziehen, da will sie stehenbleiben. — Ja, die Zeit spann Herbstfäden und ist beim Rocken eingeschlafen, hat einmal einer gesagt.

Es wird aber doch anders. Es naht die kalte, trübe, winterliche Zeit.

Darob grämt sich nun die Wiese und das Feld die lange frostige Nacht hindurch, und am Morgen, wenn die Sonne aufgeht, legt keines mehr den funkelnden Diamantenschmuck des Taues an — grau sind alle Halme und Blätter geworden über Nacht. Auf den Wiesen und Heidegründen liegt der Reif. Selbst das höchstgelegene Haferfeld, gestern noch grünlich, von keinem Schnitter beachtet, hat sich über Nacht gebleicht und erwartet nun die Sichel und sehnt sich nach der schützenden Scheune. Aber das Feld bleibt am ersten Herbsttag vereinsamt.

„Sichel zu Bartholomä tut dem Mehlsack weh", sagt der Bauer und nimmt sich einen doppelten Zug aus der Pfeife und läßt das Korn auf dem Felde, wie es Gott erschaffen hat, und hält Feiertag mit seinem Gesinde.

So ganz Feiertag eigentlich nicht. Ein gut Stück Arbeit ist heute zu verrichten. Den kräftigen Knechten obliegt es, *den Herbst einzuschnalzen, den Winter einzuläuten.*

Es ist eine alte, freilich allmählich verfallende Sitte, man weiß ihren Ursprung kaum; haben sie den Wolken das Rollen und Krachen und Hallen abgelauscht, und wollen sie es zu ihrer Ehre fortsetzen in

So wird die Rast auf der Bank vor der Hütte im sinkenden Abendgold zum unbewußten Gottesdienst. Herrgottsfrieden! Das ist das rechte Wort für diese heilige Stille in weitem Rund. Ruhiger, in ausgleichendem Zeitmaße gehen hier die großen Gesetze des Lebens ihren Gang. Die weiten Linien lassen die freie Bahn fürs Auge wie für die Seele. An Segantini muß ich denken, der anbetend dienend ein Größtes in der schweigenden Bergwelt empfangen hat. Schweres Leid, hier sinkt's zum Grunde, zuckender Schmerz um Verlorenes, hier oben müßte er sich lösen, weich verströmen in der weiten Unendlichkeit. Drunten tief im Arbeitsfeld unseres Lebens mahnt uns immer wieder eine schmale Gasse, ein liebes Haus, eine stille Stube an liebe Weggenossen, die wir verloren. Hier oben aber schreiten sie uns wieder zur Seite, frei und leicht, und mit all dem fröhlichen, oft absonderlichen Gehaben, das ihnen im Leben angehangen. Hier oben möchte man wohl einst begraben sein. Oder besser noch verzehrt in reinigenden Flammen und als leichte Asche verstreut in den wehenden Wind, daß bald kein sichtbares Teilchen unseres Körperlichen zu finden wäre, daß wir aufgelöst wären im weiten All, wiedergegeben der mütterlichen Erde. Ein Dichter hat's gesungen, aber wie viele vor ihm haben's ahnungsvoll empfunden.

Zögernd scheidet das Licht. Aber noch lange stehen die Berge klar und scharf gegen den helleren Westen, bis endlich die Nacht die reiche Pracht des Tages in ihren blauen Mantel fängt und das schimmernde Sternenheer unser bewegtes Einzelschicksal für einige Stunden ruhen läßt vor den ehernen Toren der Ewigkeit. — —

Ich aber steige zu Tal durch den schweigenden Hochwald, froh und getrost, mit einer Welt des Erlebens zwischen gestern und heute. Und mit einer Lust zur Arbeit für all die nächsten Tage, unter der's wie ein feiner köstlicher Durst liegt, nach dem Sonnentraum auf der Höhe. Bis ein heiß verdienter Ruhetag mir aufs neue ein Wandern schenkt nach oben, nach Sonne, Licht und Freiheit, „auf die Alm"!

Das Herbsteinschnalzen.

Eine Volkssitte aus Steiermark.

„Barthelmei ist der Sommer vorbei!" sagt unser Nordoststeirer und vergönnt sich für diesen weisen Spruch einen doppelten Zug aus seiner Pfeife.

Am Tage des heiligen Bartholomä feiert er den Anfang des Herbstes.

Wie es in der Legende steht, ist er lebendig geschunden worden, der heilige Bartholomä. Darum hat der arme, vielgeplagte und steuer-

endlich kracht die des Großknechtes dazu. So knattert es nun in langsamem gleichmäßigen Takte, wie Glockenläuten, oft mehrere Minuten lang in einem fort, und dazwischen rauscht und verwebt sich der vielstimmige Widerhall von den Wäldern — wunderlich zu hören.

Wie sagt der Schriftgelehrte Tannhuber, der, artig sein Samtkäppchen lüftend, sich zu uns ins Grüne setzt?

„Das sind die Glocken des Pflanzenreiches", sagt er, während die Schnalzgeißeln knallen. Und nachdem das „Bot" (die Partie) zu Ende ist und die Burschen lächelnd zu uns herantreten, fragte der Tannhuber: „Wißt ihr das, von den Glocken des Pflanzenreiches? Nicht! Nun seht, das muß ich euch erzählen. — Da hat das übermütige Mineralreich einmal zum Pflanzenreiche gesagt: Schäme dich, du hast nicht einmal Glocken zu einem ordentlichen Festgeläute. Ja, ja, deine Glockenblumen! was nützt mich das Duften, wenn sie nicht klingen wie mein Metall auf dem Turme! — Das hat das Pflanzenreich sehr verdrossen, und da hat es zum Hanf gesagt: Du, Hanf, diene nicht mehr dem übermütigen Metall als Glockenstrick; werde lieber selbst ein Schwengel und schlage an die liebe Gottesluft, das wird auch klingen und hallen und das Menschenherz erfreuen! — Seht ihr, und seitdem läutet der Strick für sich und die Glocke mag schweigen auf dem Turme und sich ärgern."

Da schauen sich die Burschen einander an: wie der Tannhuber so eine Sache auslegen kann! Ja, 's ist richtig so, auf ein Gleichnis, die Schnalzgeißel das ist der Schwengel aus Hanf.

Aber nicht bloß am Tage des heiligen Bartholomä allein wird geschnalzt, durch den ganzen Herbst hin geht es fort, bis der erste Schnee fällt. An Sonnabenden und in den heiteren Nächten der Sonntage rotten sich die Burschen der Gegend zusammen und schwingen ihre Peitschen und knallen, daß der gute Mond nur so zwinkert mit den Augen. Da werden die Grillen noch einmal wach, und gar den Sternschnuppen gefällt das lustige Treiben und sie hüpfen vom Himmel nieder gegen die Erde. Das Schnalzen wird in solchen Nächten unterbrochen von heiteren Liedern, von Ringen und Springen und anderen possierlichen Spielen. Und da trägt es sich unter anderem auch zu, daß ein oder der andere Bursche plötzlich abhanden kommt. Ja, der ist gegangen und hat sich ein anderes Schnalzen bestellt. Am mondglitzernden Fenster klopft er in nächtlicher Weil'.

Es schnalzt ein Küßchen.

Und das, o lieber Himmel, hast du gut eingerichtet, daß das Schnalzen eines Küßchens nicht widerhallt in den Wäldern.

Peter Rosegger.

herbstlicher Zeit, da die Donner des Hochsommers verstummt sind? — Oder wollen sie mit den Riesenpeitschen die bösen Geister vertreiben aus den Lüften, damit der Spätsommer von ihrem schädlichen Wirken verschont sei?

Heut' keines von beiden mehr; in den wenigen Gegenden der Alpen, wo das „Schnalzen" doch noch im Schwunge ist, geschieht es der Lust und der Unterhaltung und des „Hallodrias" wegen. Das ganze Haus ist auf, und die Alten schmunzeln und die Kinder jubeln, wenn die „Schnalzgeißeln" aus der Hinterkammer hervorgeholt und zubereitet werden.

Die Schnalzgeißel ist eine riesige Peitsche aus Hanfgarn, welche an einem Ende, das an dem kurzen, derben Stiele hängt, fast die Dicke von zwei Zoll hat, sich aber weiter hinaus immer mehr verjüngt und am anderen ganz dünnen Ende mit einer Seidenfranse ausläuft. Diese Peitsche ist nicht selten mehrere Klafter lang, und damit sie auch die dem Zwecke entsprechende Schwere hat und sich nicht lockern kann, wird sie reichlich mit Harz überzogen. Mancher Bursche läßt das Tabakrauchen bleiben, damit er sich eine Schnalzgeißel kaufen kann. Und wenn der Bauer zur Leihkaufzeit von seinem neuen Knecht zu wissen verlangt, wie schwer dessen Schnalzgeißel ist, so frägt er eigentlich nach nichts anderem als nach dem Kraftmaße seines künftigen Arbeiters. Und ist ein Junge so weit gediehen, daß er eine ordentliche Schnalzgeißel zu handhaben vermag, so wird er nicht bloß dem Arbeitsgeber angenehm, sondern auch dem Weibervolke beachtenswert.

Nun trachten wir, daß wir das Spiel selbst sehen. Hier ist weiches Gras und der Schatten eines Kirschbaumes darüber; der gastliche Tannhuberhof ist nahe, hier wollen wir uns niederlassen und den drei Burschen zusehen, die dort gegen die Anhöhe emporsteigen und sich auf derselben in einer gewissen Entfernung voneinander aufstellen.

Jeder hat eine Schnalzgeißel in der Hand; die kleinste trägt der Halterbub, die größte handhabt der Großknecht. Er faßt den derben Stiel fest in seine beiden Hände und beginnt ihn zu schwingen. Die Geißel hebt sich in langsamen Schlangendrehungen vom Boden — ein paar Windungen, ein paar Kreise in der Luft über dem Haupte, noch eine raschere Schwingung des Handstabes und ein pistolenschußähnlicher Knall entfährt dem Seile und hallt vielfach in den Bergen.

Das ist das erste Zeichen. Noch ein zweiter Knall, daß wieder die Wälder gellen und die Felsen.

Hierauf rüsten sich auch die übrigen Burschen und das Schnalzen beginnt.

Den Anfang macht jetzt der Halterbub mit der kleinsten Geißel, dieselbe gibt den hochtönendsten Knall. Nun fällt die mittlere ein, und

geben!“ Man wird's gewöhnt. Wenn einmal ein paar Tage keine Kriegserklärung kommt, frägt man sich verwundert: Was ist denn los, daß nichts los ist? Nun ist schon bald niemand mehr da, der uns den Krieg erklären könnte. Gut, dann kann sich auch niemand mehr dreinmischen. Es gibt keine „Mächte“ mehr, die den „status quo“ herstellen könnten. Überall Krieg. — Das ist das europäische Gleichgewicht.

Unter der Dorflinde reden zwei Männer über den Krieg. „Das versteh' ich nit“, sagte der eine, ein Bauer, „da heißt's alleweil, wir wollen Frieden haben, aber die andern geben keine Ruh'. Ja, haben denn nit wir den Serben, Russen und Franzosen den Krieg erklärt?!“ — „Nachbar“, entgegnete der andere, „stell' dir just einmal vor: Du sitzest friedlich auf deinem Hof. Da kommen nach und nach so allerlei fremde Leut' daher und umschleichen das Haus. Du fragst freundlich hinaus, was sie wollen? Sie geben keine Antwort. Sie kommen von von oben und unten und rotten sich immer mehr zusammen und haben allerhand Waffenzeug bei sich. Endlich huschen sie ganz heran, spähen frech zu den Fenstern herein und rütteln an den Gittern. Wirst du jetzt nicht deine Knechte rufen, die Hausflinte von der Wand reißen und zum Tor hinausschreien: Abfahren, verfluchtes Gesindel! Sonst schieß' ich! — „Saggra!“ knurrte der Bauer, „däs tat ih scho!“ — „Siehst du! Frieden willst du haben und mußt doch den Krieg erklären!“

Am 15. August.

Dieser Krieg unterscheidet sich in vielem von den früheren. Es fiel gleich auf, daß die abberufenen Gesandten ihres Lebens nicht sicher waren, daß man die Gesandtschaftsgebäude zerstörte, daß man Angehörige feindlicher Staaten auf ihrer Heimreise mit Grausamkeiten verfolgte, daß man sich überhaupt nicht mehr ums Völkerrecht kümmerte. Natürlich, wenn alle Staaten auf dem Kriegsfuß stehen, wenn kein Mächtiger neutral ist, wer soll das Völkerrecht denn aufrecht halten? Es ist jedes Land Partei, Übeltäter, Ankläger, Angeklagter, aber es ist kein Richter. Es sind nicht bloß Diplomatenkriege, es sind Volkskriege. Aber woher kommt denn der ungeheure Haß der Völker gegeneinander? Woher kommt er denn in dieser Zeit des internationalen Verkehrs, der gegenseitigen Handelsinteressen, der allgemeinen Reiselust, der kosmopolitischen Wissenschaft, Technik, Kunst, des allgemeinen Angewiesenseins der Völker aufeinander? Will sich doch kein Volk mehr abschließen, daß es mit sich selber, mit seiner eigenen Arbeit, mit seinen eigenen Erzeugnissen Genüge hätte, wie einst, und daß es in einem gewissen idyllischen Frieden leben könnte. Ein Volk braucht jetzt das andere und haßt es. Eine internationale Kultur ist immer aus, die Völker zu verbinden, sie möglichst gleich zu machen — und der Haß wird immer größer. Die Leute

Heimgärtners Tagebuch.

Am 13. August.

Ich habe die langen Eisenbahnzüge nicht gezählt, die vollgepfropft mit Soldaten, Woche an Woche vorüberfuhren an unserem Dorfe — teils nach Süden, teils nach Norden. Und wenn auch Strecken nach Osten und nach Westen gewesen wären, jede hätte einem anderen Feinde entgegengeführt. Montenegro, Serbien, Rußland, England, Frankreich stehen auf Kriegsfuß mit Österreich und Deutschland. Mit diesem auch noch Belgien. Italien hat noch nichts gesagt, auf welcher Seite es stehen wolle.

Vor Krieganfang fuhren in rasender Eile die langgestreckten Schnellzüge, um die Sommerfrischler nach Wien zu bringen. Eine Flucht, die ich zwar nicht begreifen konnte. Dann aber beginnt der umsichtige und freundlich ordnende Stationsvorstand schon, für die Mobilisierungszüge vorzubereiten. Und sie sind nun gekommen.

Das halbe Dorf ist fast den ganzen Tag auf dem Bahnhofe, um die Soldaten mit Brot, Obst, Milch, Kaffee, Zigaretten und Blumen, aber auch mit Wäsche, Strümpfen usw. zu begrüßen. Mancher von der Mannschaft frägt aus seinem Frachtwagen heraus, ob wir denn nicht wüßten, wohin sie fahren? Denn daß es bei den wenigsten nach Serbien geht, das wird klar. Alles hat es vor allem auf die Serben scharf. Gegen die Russen, Franzosen und Engländer werden sie erst heiß, nachdem sie erfahren, daß diese Leute das Deutsche Reich heimtückisch überrumpeln wollten. „Mit Belgien", rief ein junger steirischer Soldat, „können wir Belgier doch nicht Krieg führen!" Er war vom steirischen Regiment König der Belgier.

Viel tschechische Mannschaft fährt vorüber. Die Deutschen rufen ihnen Nazdar! zu und sie den Deutschen Heil! Viele springen, die paar Minuten Aufenthalt benützend, zum nahen Bächlein hinab, waschen sich das verstaubte und verschweißte Gesicht, dann singen und jauchzen sie oder rauchen behaglich ihre Zigaretten. Man kann keine glücklicheren Menschen sehen, als die sind, die hier den Riesenschlachten entgegenziehen! Sie wissen es wohl und sind doch lustig. „Für Kaiser und Vaterland!" Dieser Ruf weckt alle Seelen, die kleinen wie die großen.

Am 14. August.

Seit drei Wochen elf Kriegserklärungen. Ein solches Gedränge von Gesandten war — wie ein Berliner Witzblatt berichtet — zeitweise im deutschen Regierungsgebäude, daß am Eingange der Bescheid angeschlagen werden mußte: „Kriegserklärungen sind beim Portier abzu-

führte es in sein Haus, behandelte es als Gast und veranlaßte dann ihre Heimreise. Dafür wurde er unflätig beschimpft als „Hochverräter" an der deutschen Sache.

Zwei Herren tauschten über diese Szene ihre Meinungen aus.

„Wie kann man sich um diese Luders annehmen!" eiferte der eine, der ein Streiter war.

„Es sind wehrlose Menschen", antwortete der andere, der ein Lehrer ist, „sie sind unschuldig und können nichts für das uns bekriegende Frankreich."

Der Streiter: „Sind nicht auch die Deutschen unschuldig, die man in Frankreich ausjagt, verfolgt und martert?"

Der Lehrer: „Wenn die Franzosen schändlich sind, so muß es ihnen der Deutsche nicht nachmachen."

Der Streiter: „Und jene harmlosen deutschen Privatpersonen in Frankreich, die man gar nicht über die Grenze läßt, sondern in Gefangenschaft schleppt — wie sollen wir sie denn zu uns bekommen, wenn wir keine Geiseln haben, die wir für sie umtauschen können? Ja, dann glaube ich's, daß die Franzosen vor uns keinen Respekt haben, wenn wir ihre Grausamkeiten mit Höflichkeiten beantworten. Dann werden sie sich gegen uns alles erlauben, denn wir tun ihnen doch nichts."

Der Lehrer: „Wir besiegen ihre Armeen und schonen die Wehrlosen. Das ist nicht bloß vornehmer, sondern auch klüger als umgekehrt. Glauben Sie denn, daß es unseren gefangenen deutschen Brüdern in Frankreich nützt, wenn die Franzosen erfahren, daß wir hier *ihre* Landsleute grausam behandeln? — Nein, mein Herr, so ist es nicht, daß im Kriege alle Unmenschlichkeit gestattet wäre! Nicht einmal auf dem Felde, im Kriege soll absichtliche Grausamkeit vorkommen. Und *wenn* schon, so entschuldigt dort die Wut, das wahnsinnige Ringen um das Leben. — Was hat uns denn dieses arme, hilflose Weib getan, das jahrelang fleißig in unseren Fabriken gearbeitet hat? Das ausgewiesen wurde und dem man den Gatten tötete, weil sie das Unglück hatten, in Frankreich geboren zu sein? Wir führen Krieg gegen die feindliche Macht und nicht gegen wehrlose Leute."

Der Streiter: „Erinnern Sie sich nicht, daß wir den Serben auch ihren von uns gefangenen Generalstabschef im Salonwagen heimgeschickt haben? Daß wir englische Handelsschiffe freigeben, während Engländer die unseren kapern?"

Der Lehrer: „Mit welchem Rechte wollen wir denn andere besiegen, als weil wir glauben, daß wir die Besseren sind Wenn wir Menschen sein wollen, dürfen wir keine Bestien sein. — In so großer Zeit bete ich jeden Tag einmal um Sieg. Aber dreimal jeden Tag

begegnen sich auf ihren Weltwegen und erfahren, daß es in jedem Volke gute Menschen gibt, sie verkehren höflich miteinander, knüpfen freundschaftliche Beziehungen an — und doch hassen sich die Völker mit diabolischem Hasse und schwören einander Vernichtung. Was ist denn das? Wo steckt der Teufel?

In jedem Einzelnen. Unsere Kultur erzieht den Menschen nicht zu einer Einheit, zu einem Charakter. Sie legt in ihn tausend Keime, Zwiespältigkeiten und Ziele, wovon jedes gesehen, keines erreicht wird.

Österreich-Ungarn ist von diesem Völkerhaß noch lange nicht am schlimmsten vergiftet, trotz der Kämpfe, die wir durchgemacht haben. Wir haben in harter Schule gelernt, daß unterschiedliche Völker eine politische und soziale Einheit bilden können und daß unser Vaterland ein kleines, aber natürliches Bild des Erdballs gibt, ein natürliches Bild der Menschheit, die aus unterschiedlichsten Rassen besteht und von der Vorsehung bestimmt, wohl bestehen muß.

Am 16. August.

Diese Tage sind plötzlich still wie ein Karfreitag. Die durchfahrenden Militärzüge haben fast aufgehört. Auf den Straßen sieht man kaum ein Automobil. Die Gerüchte, die bisher Ungeheuerliches verbreiteten, sind verstummt oder man horcht nur mit halbem Ohr auf sie hin. Die Zeitungen wiederholen erläuternd die ersten Siegesberichte und sind peinlich bestrebt, alles Beunruhigende fernzuhalten; sie haben in ihren Spalten unbedruckte Stellen. Da hat die Zensur gestrichen. Zwei Wochen schon wissen wir unsere Südarmee an den Grenzen Serbiens — und man hört nichts. Unsere Nordarmee steht in Galizien, soll zum Teil in Russisch-Polen eingezogen sein, aber man weiß nichts Rechtes. Das deutsche Westheer ist durch Belgien in Frankreich eingedrungen, bei Mühlhausen sind schon vor Tagen die Franzosen zurückgeschlagen worden. Die englische Flotte lauert in der Nordsee, deutsche Kriegsschiffe haben sich ins Mittelmeer durchgeschlagen — das alles wissen wir schon seit vielen Ewigkeit langen Stunden. Und jetzt ist es still. In Bangen und Hoffen sind die Nerven gespannt und seufzen leise auf, wie zu stramm gespannte Saiten, bevor sie reißen . . .

Am 18. August.

Eine Arbeiterfamilie von Mann, Weib und Kind, die nach Frankreich zuständig war, wurde ausgewiesen. Auf der Straße griff sie der Pöbel an. Der Mann wehrte sich und wurde niedergeschossen. Die Frau, den Säugling krampfhaft an die Brust gedrückt, lag unter den Füßen der Menge und flehte in ihrer Muttersprache um Erbarmen. Die französischen Laute machten den Pöbel noch wütender, da trat ein deutscher Bürger vor, befreite das Weib mit dem Kinde,

zuzufallen habe. Es ist das Vermögen eines halbwegs gutgestellten Landpfarrers. Pius war in seiner ganzen Lebensführung der Landpfarrer geblieben, der er einmal gewesen.

Er fühlte sich durch seine kirchliche Würde nicht als der fürstliche Herr, sondern als schlichter Mensch unter Menschen, immer von ganzer Seele bestrebt, den katholischen Völkern zu geben, was sie nach seiner Meinung bedurften, um in Frieden und Wohlwollen zu leben auch mit anderen Bekennern. Nicht seiner Persönlichkeit kann es entsprungen sein, was da Verwirrung und Unmut angerichtet hat, selbst bei Katholiken. — Als nun die Völker wahnsinnig wurden, war sein heißes Bemühen, zu vermitteln, zu versöhnen, die drohenden Gräuel abzuwenden. — Es war vergeblich, der Greis brach zusammen.

Am 21. August.

Man liest in unseren Blättern von der Einnahme der serbischen Festung Schabatz, von einem entscheidenden Sieg im Jardartale. Man hört von der Erhebung des Polenreiches gegen die Russen, von der Eroberung der Festung Lüttich, von einer ruhmreichen Schlacht bei Mühlhausen, von der Gefangennahme von über 3000 Russen bei Stallupönen. — Feindliche Blätter sind voll Berichte von riesigen Niederlagen der Deutschen, Mißernten, Empörungen in Österreich-Ungarn und was für die Feinde dergleichen Tröstendes mehr ist.

Eben kommt die Nachricht, daß auch Japan zum Tröster Rußlands werden und dem Deutschen Reich die ostasiatische Kolonie in Kiautschau wegnehmen will. So brennt's auch im fernen Osten schon. O, König Peter, König Peter! Noch nie ist eine Drachensaat so üppig aufgegangen als die deine.

Böses kommt uns jetzt nur von fremden Diplomaten, Gutes nur von unseren Waffen. — Wenn wir waffenlos dastünden, ob sie uns auch so angriffen? Oder ob Tolstoi recht hat . . .?

In Serbien gehen auch die Weiber um, haben unter den Röcken Bomben und schleudern sie gegen unsere Soldaten. Natürlich schießt man auf sie zurück. Hei, das Geschrei: „Frauenmord! Frauenmord!" — Wenn's einer wäre, wer hat es, ihr Herren Serben, denn aufgebracht, auch die Frauen zu ermorden? Das ist ja euer — Prinzip!

Am 22. August.

Neuerdings fahren durch unser Tal endlos lange Militärzüge, einige südwärts, viele, sehr viele nordwärts. Die Soldaten, Deutsche, Ungarn, Italiener, Slawen, singen und jauchzen. In Serbien, heißt es, soll nicht mehr allzuviel zu tun sein. — Für das Publikum verkehren zwischen Wien und Graz täglich zwei Personenzüge. In Friedenszeit gab es deren ein paar Dutzend. Eine Eisenbahnfahrt von Wien bis Graz

bete ich, daß der Herrgott in diesem Kampfe uns vor Unrechttun behüten möge."

Am 19. August.

Die Engländer sagen, sie führeten die Kriege stets ohne Haß. O wie edel! — Ahnen sie nicht, was sie damit zugestehen? Nämlich, daß sie gar keinen natürlichen, inneren Grund haben, Krieg zu führen, daß sie es nur der Handelsgeschäfte wegen tun. Für Geld und nur für Geld sind sie imstande, kaltblütig die Menschen hinzumorden. Kann es eine teuflischere Verworfenheit geben?

Wir führen Krieg aus Haß gegen unsere Todfeinde, aus Liebe zu unserem Volk und Vaterland.

Am 20. August.

Heute ist Papst Pius X. gestorben.

Diese Persönlichkeit hatte für mich immer etwas tief Rührendes. Die einfältige Frömmigkeit, die Güte! Wie bemitleidete ich den alten Sarto, als er von seiner venetianischen Patriarchenidylle herausgerissen wurde und in die politische Welt geworfen, von der er nichts verstand, die eine kindlich reine Natur nie begreifen kann. Weinend hatte er gebeten, ihn wieder zurückkehren zu lassen in seine nördlichere Heimat — aber er war verurteilt zu lebenslänglicher Gefangenschaft im Vatikan. Da wurde sein Ruf laut: Hin zu Christus! Diesen Weg nahm er durch die Kirche und darin blieb er stehen. Er wollte — wenn wir ihn recht verstanden — die Menschheit in Christus erneuern. Dann aber hätte Papst Pius die Grenzen der Kirche anstatt sie zu verengern erweitern müssen.

Als Pius allmählich gesehen, wie es mit dem kirchlichen Leben stand in der Welt, da konnte er hart werden und er befolgte die Grundsätze seines spanischen Ratgebers. Strenge Satzungen warf er über den Klerus. Und solche Priester, die zu Christus auf etwas einfacherem, geraderem Wege gelangen wollten, die sogenannten Modernisten, setzte er beinahe der Verfolgung aus. Das tat der milde Papst, dessen erster Ruf gewesen: Hin zu Christus! — Anderseits wollten ihn seine Ratgeber selber modernisieren: Er solle die Feiertage abbringen. Und da geschah etwas Seltsames. Die Welt, die immer über die vielen katholischen Feiertage geklagt hatte, nahm die päpstliche Verordnung nicht an, die Feiertage bestehen wie vor und eh.

So war sein Amt nicht ganz einheitlich mit seiner Natur, daher das Walten Pius des Zehnten nicht immer glücklich. Und doch war er persönlich wahrscheinlich der echteste Christ, der frömmste Papst seit langer Zeit. Ein Vermögen von 10.000 Liren hatte er sich erspart. Das vermachte er seiner Schwester, stellte es aber seinem Nachfolger anheim, ob es ihr gebühre oder ob der Betrag nicht doch etwa auch der Kirche

Am 25. August.

Was auf dem Lande so gesprochen wird. Der Bauer und der Handwerker und der Waldarbeiter, sie politisieren gerade so gescheit wie die Stadtleute. Aber manchmal klüger.

Von den Franzosen, sagt einer, könne man es vielleicht noch am ehesten begreifen, daß sie über uns herfallen. Die wollen halt was zurückhaben, was sie glauben, daß es ihnen gehört. Alle anderen sind Schurken!

„Das Wort ist zu stark“, entgegnete ein anderer, „wahnsinnig sind sie geworden, vor Habgier und Neid wahnsinnig“.

„Ich hab zwei Söhne und drei Enkel bei den Soldaten!“ rühmt sich ein weißlockiger Greis, „das ist so, als ob ich selber fünfmal dabei wär!“

„Der Deutsche Kaiser hat sechs Buben, alle sind beim Militär, und er selber geht auch mit.“

Am 26. August.

Nachricht von einem großen Sieg der Deutschen gegen die Franzosen bei Metz. Über 10.000 Gefangene. Flucht des Feindes.

Am. 27. August.

Nachricht von einem Siege der Österreicher gegen die Russen in Russisch-Polen. Über 3000 Gefangene. Flucht des Feindes.

Die Gegner geben diese Siege zu, beschimpfen aber die Siegenden. Das ist begreiflich. Warum jedoch auch so manches unserer Blätter den unterliegenden Feind jetzt noch beschimpft? Dem Sieger steht es an, großmütig zu sein.

Die offenen Schlachten, bei denen die Menschen in Massen zugrunde gehen, sind im Kriege noch lange nicht das Schrecklichste. Aber die Privatgrausamkeiten! Und die unnützen Gewaltätigkeiten! Was in der belgischen Stadt Löwen geschehen ist, war das notwendig? War es zwingend notwendig? Kann man so weit noch mitgehen? — In den Kirchen beten wir: „Vor Kleinmut hüte uns in Leid, vor Übermut im Siege!“ — Aber das der Belgier in Löwen war Verrat! Verrat! — Es war notwendig.

Aufrechtstehend ist der gegnerische Soldat ein Feind, zu Boden liegend ist er ein Mensch.

Am 28. August.

Wenn ihr einst euern Kindern erzählt vom großen Kriege im Jahre 1914, so wird das eine Andacht sein, erhaben wie unser Gedenken an 1813.

Wir spähen nach jedem beschriebenen Blatt Papier aus jener Zeit, um immer wieder Neues und Großes aus den Freiheitskriegen zu

dauert jetzt 14 Stunden. Der Schnellzug ist sonst in 4 Stunden gefahren. Der Frachtenverkehr ist eingestellt, der Postverkehr ganz vermindert. Heute kommen Briefe aus Deutschland an, die Ende Juli dort abgegangen waren. Die Tageszeitungen und Zeitschriften bleiben aus.

Es wird schon bald so, wie es vor einem halben Jahrhundert war — so ferne ein Land dem andern.

Am 23. August.

Wenn man auf den Straßen der Stadt schreitet und durch die großen Scheiben hineinschaut in die Gast- und Kaffeehäuser — wie viel müßige Leute! Gesunde, kräftige Menschen, trinken, rauchen, plaudern von nichtigen Dingen oder treiben Allotria, höchstens daß sie politisieren und in den Zeitungen lesen von der beispiellosen Gefahr! Sollten solche, vom Staat noch zurückgestellte, nicht ein eigenes Wehrkorps bilden? Wenigstens zum Schutz der engeren Heimat für alle Fälle!

Was sieht man auf dem Lande? Alte Leute sagen, sie hätten schon manchen Krieg erlebt, aber so gerne, ja freudig wären die Gerufenen noch nie zur Armee eingerückt als diesmal. Mancher heimgeschickte Bursche ist voller Unmut und schämt sich, nicht mittun zu dürfen.

Am 24. August.

Die Heere stehen an den Grenzen von Frankreich, Rußland und Serbien. Belgien haben die Deutschen fast unversehens erobert. Bald nach der Einnahme der Festung Lüttich hat zwischen dem König von Belgien und dem Deutschen Kaiser ein Depeschenwechsel stattgefunden. Ersterer telegraphierte: „Wilhelm, ich bitt' dich, gib mir Lüttich!“ Der Deutsche Kaiser antwortete: „Wart a bissel, ich komm' so nach Brüssel!“ — Worthalten tut der Willi immer. Die Deutschen zogen in Brüssel ein, und um die Franzosen nicht zurückzusetzen, sondern zurückzujagen, begannen sie eine große Schlacht bei Metz.

Zwischen Rußland und Deutschland will sich das polnische Königreich wieder erheben. An den Grenzen gibt's Gefechte, während sich von allen Seiten die Truppen zusammenziehen.

Serbien muß einstweilen etwas zurückgestellt werden. Darüber wird es sich gar nicht kränken, so vordrängerisch es auch sonst ist. Wir haben jetzt nicht Zeit.

Von Montenegro sagt man, es mache Ausfälle auf fremdes Gebiet. Aber man soll bedenken, daß es gerade für die Montenegriner schwierig ist, bei ihren Feldübungen nicht manchmal unversehens über die Grenze zu treten.

bange. Wie ist es möglich, daß ein solcher Krieg ohne Unfälle vor sich geht? Man verschweigt was. Daß man das Volk nicht entmutigen darf, das verstehe ich schon. Aber wenn unsere Soldaten auf dem Felde so viel Mut haben müssen, um auch Niederlagen ertragen zu können, so werden wir Daheimbleibenden doch auch so viel Kraft haben, um der Botschaft zu stehen. Wir sind nicht Franzosen, denen man die schwersten Niederlagen zu schönen Siegen umdichten muß. Wir sind Leute, die Wahrheit vertragen können. Zerschmetternd wird sie ja nicht sein.

Die Deutschen stehen vor Paris. Die Russen wahrscheinlich vor Lemberg.

Am 4. September.

Benedikt XIV. heißt der neue Papst. Unter dem Kanonenkrachen ist er auf den Thron gestiegen, der Fürst des Friedens. Benedikt, der Gesegnete! Und hoffentlich auch der Segnende. Europa versinkt in einem Meere von Fluch. Wenn es noch einmal an die Oberfläche kommt, wird es des Segens sehr bedürftig sein.

Am 5. Semptember.

Peinvoll, peinvoll! Eine wochenlange ungeheuere Menschenschlacht im Geiste mit ansehen zu müssen, so viele liebe Leute dabei zu wissen und nichts mittun zu können. Die Soldaten kämpfen, wir leiden. Wir leiden mehr als sie. Sonst, wenn man von einer Schlacht hörte, war sie vorüber. Wir müssen dieses Riesenringen, die größte Schlacht der Weltgeschichte, wie es heißt, geradezu persönlich mitmachen. Bisher schon zehn Tage lang in einer Spannung zum Brechen. Der Athem der Menschheit steht still. Heißt es doch, diese Schlacht brächte die Entscheidung für Europa. Aber endlich ist man nicht allein Politiker, Österreicher, Deutscher, man ist bisweilen nebenbei doch auch ein wenig Mensch. Und da denkt man nicht mehr an Landesgrenzen, sondern nur noch an die Hingeschlachteten — darunter die Besten des Volkes, der Völker. Die Besseren müssen den anderen das Land beschützen, die Starken für die Schwachen sterben ... Und so etwas nennt Darwin „natürliche Zuchtwahl“ und Nietzsche „Sieg des Herren-Menschen“. —

Solche Gedanken kommen beim Müßiggang. Der Held im Felde denkt nichts als: In Gottesnamen, drauf los!

Am 6. September.

Provinzblätter brachten gestern Nachricht, daß Lemberg geräumt worden sei. Die großen Wiener Blätter brachten gestern diese Botschaft nicht und bringen sie heute nicht. Hingegen wiederholen sie alte Siegesnachrichten ein drittes oder viertes Mal. Das ist nicht aufrichtig. Wie soll man den Siegesnachrichten Glauben schenken können, wenn Mißerfolge verschwiegen werden? Oder ist das Großstadtvolk so herzensschwach, daß es herbe Botschaften nicht ertragen kann? Wer so laut

erfahren. Werden unsere Nachkommen nicht dasselbe tun im weihevollen Gedenken an *unsere* Tage? Es sollten heute recht viele Menschen *Tagebücher führen* über das, was wir jetzt erleben. Nicht was sie aus Zeitungen lesen, sondern was sie persönlich sehen und erfahren und was mit diesem Völkerkrieg zusammenhängt. Recht genau und wahr sollen sie anmerken, wie es jedem von seinem Standpunkte aus erscheint, welchen Eindruck es auf ihn macht, alles schlicht und einfach aufschreiben. So daß wir es gleichsam persönlich unseren fernen Enkeln erzählen, was wir erlebt und erlitten haben. — Solche Tagebücher könnten kaum von einer noch so ausführlichen Chronik ersetzt werden. Der Schreiber kann sich damit ein Denkmal stiften, besonders wichtig für die Kulturforschung künftiger Zeiten.

Am 1. September.

In einer *Schlacht bei Tannenberg* (Ostpreußen) haben die deutschen Truppen an 70.000 Russen gefangen.* Die übrigen taten, als wollten sie heim zu Väterchen laufen und klagen: „Papa! Der deutsche Michel hat uns weh getan. Wir wollten bloß ein wenig nach Berlin reisen, da fangt er uns zusammen oder jagt uns.“

„Kinderchen, daß man euch nicht nach Berlin läßt, das ist ja gegen das Völkerrecht!“ antwortete Väterchen und suchte die Knute. Aber als er sie fand, war sie zu schanden gehauen über den Rücken seiner Untertanen. Da rief er jammernd: „Meine lieben Polen! Meine lieben Ukrainer! Meine lieben Juden! Bitte, helfet mir den Michel züchtigen. Ich wollte ihm bloß ein wenig Land wegnehmen, da wehrt er sich, der Flegel! Das ist aber gegen das Völkerrecht.“

Am 2. September.

Seit einer Woche schreiben die Zeitungen von einer *Riesenschlacht bei Lemberg*, von einer Millionenschlacht, von der größten Schlacht, so die Welt je gesehen. Von der Entscheidungsschlacht über unser Sein oder Nichtsein. Da horcht man hin. Hört aber immer nur vom siegreichen linken Flügel. Mit *einem* Flügel kann der Adler aber nicht fliegen. Was ist's mit dem zweiten? Ist ein Unglück geschehen? So oft vom „siegreichen linken Flügel“ die Rede ist, muß ich an den rechten nicht siegreichen denken. Es gibt Diskretionen, die mehr verraten, als sie zu verschweigen haben. Der „siegreiche linke Flügel“ seit acht Tagen stachelt die Phantasie auf — man sieht eine Katastrophe, wo vielleicht nur ein augenblickliches taktisches Zurückweichen stattfand.

Bisher waren immer nur Siegesnachrichten, von Süden, von Westen und von Norden. Mitten in der heißesten Freude wurde mir

* Nach neuesten Berichten über 90.000. Die Red.

Kleine Laube

Deutsche Ode.

Von Eduard Adolf Kraus.

Sah ich jemals ein Volk
Zu solchem Kampfe gezwungen?
Nimmer das stolze Athen,
Nimmer Kathago und Rom!
Rußland und Gallien, zugleich
Die seebeherrschenden Briten,
Werfen den Handschuh dir hin, Vaterland Körners und Kleists,
Aber du sprachst nicht verzagt:
Hier ist es vergebens zu ringen,
Nein, mit erhebender Kraft gürtest du dich für die Schlacht!

Alles eilte voll Stolz
Hin zu den flatternden Fahnen:
Jünglinge, die sich noch kaum
Jemals der Waffe bedient,
Aber auch Greise, die längst
Entwöhnt der Mühen des Feldzugs,
Nahten mit freudigem Stolz: Noch ist zu schwach nicht der Arm!
Bürger und Bauern sind eins,
Die Arbeiterschaft ist's nicht minder,
Und aus dem Volk der Partein wurde ein einiges Volk!

Und nun wehe dem Feind!
Germanenkraft wird ihn schlagen,
Wie sie den Varus dereinst
Hinwarf, daß Roma erschrak,
Wie sie die Hunnen bezwang,
Nicht minder auch die Avaren,
Jene germanische Kraft, der die Geschichte sich beugt!
Gallier, gedenket Sedan,
An Löwenherz denket, ihr Briten,
Ihr aber, Russen, erfahrt: Deutschland zerschmettert auch euch!

Aus unserer Zeit.

Unter diesem Schlagwort bringen wir Ausschnitte aus Zeitschriften und Zeitungen, Stimmungsbilder und Tatsächliches aus unserer großen, hinschwirrenden Gegenwart.

„Zenta!“

Du bist gesunken, tapfres Schiff,
Doch bist du nicht verloren,
Zerschelltest nicht am Felsenriff,
Du warst mein braves, tapf're Schiff
Für Besseres erkoren!

Nicht ruhmlos sankst du in die Flut,
Die du so lang befahren,
Du gingst mit tapf'rem Wagemut
Und ließest dort dein gutes Blut
In deiner Feinde Scharen.

In einer Zeit, in der es gilt,
Den Völkern zu beweisen,
Den Geist, der alle uns erfüllt,
Warst du ein edles Musterbild,
Die Nachwelt wird dich preisen.

Du warst des stolzen Namens wert,
Den du so lang getragen,
Du hast dich wie ein Held gewehrt,
Dein alter Ruhm blieb unversehrt,
Nein! Du bist nicht geschlagen!

Du hieltest treue Fahnenwacht
Im Sinn der alten Streiter
Und bei der Feinde Übermacht
Hast du an Prinz Eugen gedacht,
Der Stern dir war und Leiter!

Wo tausend standen gegen zehn
Die Brust, ach! voller Speere,
Da hast du müssen untergeh'n;
In der Erinnerung wirst du steh'n
Ein Winkelried der Ehre!

nach Krieg ruft, muß auch wissen, daß Kriegsglück wankelmütig ist. Übrigens ist eine Änderung der Position noch lange kein Mißerfolg, ja, wenn sie freiwillig geschieht, ein taktischer Vorteil. Aber ich weiß nichts und will nichts anderes gesagt haben, als daß wir starkmütig sein müssen. Viele unserer Söhne und Brüder werden — nach der ungeheueren Schlacht — auf den weiten Feldern Galiziens schlafen. Sollten wir nicht die Erben ihres Heldenmutes sein?

Wieder einer dahin, einer um den andern. Und fast alle jünger als ich. Eduard Pötzl, der liebe Wiener Humorist. Immer las ich mit Lust seine Schriften. Als Schriftsteller stand er so zwischen dem scharf-sarkastischen Friedrich Schlögl und dem harmlos gemütlichen Vinzenz Chiavacci. Die drei (abgesehen von anderen trefflichen Wien- und Wiener-schilderern) gehören zusammen, sie ersetzen sich und haben das Wiener Volk des 19. Jahrhunderts in der Literatur festgelegt. — Eduard Pötzl, der langjährige Feuilletonredakteur des „Neuen Wiener Taglatts", hat mir mit diesem großen, angesehenen Organ getreulich geholfen bei der Nationalsammlung und bei der Gründung des Waldschulhauses in meiner Heimat. Das vergesse ich ihm nicht und auch dem Blatte nicht. Vor zwei Jahren war Pötzl erkrankt. Vor einem Jahre war er bei mir in Krieglach, er sah aus wie sonst, frisch und aufrecht, sagte aber mit zuckendem Munde: „Schreiben, mein Lieber, kann ich gar nichts mehr. Es ist so traurig, wenn die Seele, die man unsterblich nennt, noch vor dem Leibe stirbt." Dabei schaute ihm die Seele zu den großen, runden Augen heraus und schaute gütig und traurig in die Welt.

„Du hast zu viel gearbeitet, ich weiß, wie das ist", meinte ich, „ruhe dich einmal recht gründlich aus."

Darauf schwieg er und schaute so ins Leere hin. Endlich sagte er leise: „Ich werde deinen Rat befolgen . . ."

Der großen Ereignisse wegen ist die Sammlung für unser Lehrer-Erholungsheim einstweilen eingestellt worden. Wenn es wieder ruhig geworden ist, setzen wir sie natürlich fort, um die bisher zusammen-gebrachte Summe von 35.792 Kronen auf die Höhe von 200.000 zu bringen. Die Spender werden auch mit einer Hinausschiebung der End-frist einverstanden sein. Dann werden wir's vollenden.

---

küste, klingt ihr Lied, ihr Lied, das uns von jenem Augenblicke bis heute nicht mehr verlassen hat, das Lied ihrer Kraft und Sittlichkeit, ihres Stolzes und ihrer unbeugsamen Ehre, das Lied: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein.“ . . .

Berlin, Stettiner Bahnhof. Wie eine Faust schnellt uns jäh die Wahrheit entgegen. Keine Frage, kein Zweifel mehr, keine Antwort. Jeder, der den Fuß auf den Boden setzt, weiß nun, daß es längst entschieden ist: Krieg auf Leben und Tod. Durch eine schwarze Mauer von Menschen tasten wir uns Schritt vor Schritt weiter, und dann durch eine fünfstöckige Häuserzeile von aufgestapelten Gepäckstücken. Ade, mein guter brauner Koffer, ihr letzten Anzüge von Pompeji, ade! Was liegt daran? Dort stürmen schon Reservisten die Treppen herauf, ihre Wangen sind ganz rot, ihre Brust arbeitet atemlos, sie winken mit den Händen, sie dürfen als erste fort an die ostpreußische Grenze, den Kosaken entgegen, hurra! Wie ein ungeheuerer Glaspfropfen zerspellt ihr Ruf hoch oben am Eisengerüst des Bahnhofes, hurra! In dem terminalen a, das leuchtend durch die gewölbte Halle nachzittert, breitet sich der Trotz eines ganzen Volkes aus: genug der Stichelreden, genug des Neides, genug der versteckten Widersacher in Ost und West, fest steht und treu die Wacht am Rhein . . . Vor dem Bahnhofstor ist man inmitten der Weltgeschichte. Der Nachmittag will schon dunkel werden, die ersten Lichter flammen auf, in Rudeln und Schwärmen drängen sich die Menschen um die Läden und Kandelaber. Ein Auto jagt vorüber, vom Trittbrett schleudern zwei Männer Extraausgaben der Zeitungen unter die Leute, und mit einer ekstatischen Gebärde, die etwas Erschütterndes hat, haschen die Sorglosen die Einberufungsorder des Gevatters Tod aus der Luft: Rußland fällt ein, Frankreich wirft Bomben, ganz Europa steht in Waffen wider uns, um so besser, wir werden sie alle, alle kleinkriegen . . . Wie schade, daß man sich einen Schriftsteller nennt, zehn Jahre an ein gewisses Worttalent geglaubt hat und nun, in der Stunde des ersten grandiosen Erlebnisses, zu Barnums „Man muß es gesehen haben“ seine Zuflucht nimmt. Dennoch, wer diese Stunden in Berlin nicht selbst erlebt hat, wird ihren unerhörten Rhythmus wirklich nicht nachfühlen können . . . Da Gepäck mich Gott sei Dank und leider nicht beschwert, lasse ich mich vom Bahnhof weg mit der Menge treiben. Friedrichstraße, Unter den Linden. Das Herz der Stadt, schon in friedlichen Zeiten ein über die Maßen lebhafter Muskel, klopft jetzt einen rasenden Takt. An jeder Ecke stülpen sich die Nerven um. Hier fährt der Kronprinz in seinem Auto vorüber, den kleinen blonden Erstgeborenen neben sich, und das Jauchzen der Menschen wirft sich dieser Zukunft entgegen wie ein Heer von Schwimmern in den Strom. An der Neustädtischen Kirchstraße haben sie einen russischen Spion aufgebracht, sie reißen ihm die falsche deutsche Marineuniform von der Brust, zähneklappernd steht der schmale Bursche einen Augenblick da, dann verschlingt ihn der Rachen der Menge. Was ist hier? Ein Zug von einfachen Leuten, unsere gute schwarz-gelbe Fahne voran, bewegt sich in Viererreihen gegen das Brandenburger Tor. „Hoch Österreich! Es lebe Kaiser Franz Josef!“ Hunderte Stimmen fallen jubelnd in den Ruf ein, der Zug schwillt rasch über die ganze Breite der Fahrbahn, plötzlich steigt aus seiner Mitte das herrliche, heilige Lied der Volkshymne empor. Sie singen ihren Text dazu „Deutschland, Deutschland über alles“, aber da ich einen Augenblick verdutzt zuhorche, sagt mein Marschiernachbar: „Na, na, kommen Se nur mit, es ist die österreichische Hymne, natürlich, wir haben bloß die Worte nich so geläufig . . .“ „Gott erhalte, Gott beschütze“ singe ich darum laut z. nächsten Strophe. Da schaut ein Nachbar mich eine Sekunde herzlich an, dann legt er seinen Arm unter den meinen, preßt ihn kameradschaftlich an sich und singt nun von meinen Lippen den gleichen Text ab, den ich selber singe. Diesen Wackeren — er hatte einen Schnauzbart, war nicht gerade schön

Ich habe dich, mein Schiff! gekannt,
Als deine Wimpel flogen,
Dein Mast noch ungebrochen stand,
Du brachtest uns im fremden Land
Auf grünen Meereswogen,

Der Heimat Grüße süß und weich,
Noch feucht von Tränenschimmer:
„In deinem Lager Österreich!"
Wir, der zersprengten Herde gleich,
Ein Ganzes nicht, nur Trümmer!

(„Neue Freie Presse.")

Heut' geb' ich dir den Gruß zurück
Als stille Heimatgabe!
Stolz war dein letzter Augenblick,
Den Feind selbst rührte dein Geschick,
Ruh' sanft im Wellengrabe!

Du hast im Tode triumphiert!
Vor dir mit tiefen Schauern,
Es haben alle salutiert,
Die ganze Menschheit defiliert
Vor dir in stummen Trauern!

P. King. (F. C. v. Kuczynska.)

* * *

Deutschland steht auf.

Ich komme aus Skandinavien. Kopenhagen, der holde Traum, liegt hinter mir, hinter mir das Bild seiner silbernen Wasser, seiner roten Erdbeeren, seiner grünen Samtwiesen, seiner blonden, schlanken Frauen, seiner vieltürmigen Schlösser. Schwedens Südstrand, grellweiß und gezackt wie eines mittelalterlichen Ritters Spitzenkragen, schaut mich nur aus der Erinnerung noch blinkend an; sind es nicht tausend Jahre her, seit wir dort froh im Meersand lagen und schwiegen und lachten? Verraucht der schwedische Punsch, vergessen der Name jener zarten und oft so drolligen Gerichte, die smörgasbord, die schwedische Schüssel, schmückten. Eine Ungeduld sondergleichen, eine Hast, die sich durch helle Sommernächte nicht mehr beruhigen läßt, treibt uns der Heimat entgegen. Nach Wien, nach Wien! Österreichs große Stunde hat geschlagen, seine Völker umfassen sich brüderlich — und wir sollten fernab Feste feiern, Feste der Einsamkeit? Von Trelleborg, der südlichen Stadt des Nordens, sticht unser Schiff in See. Die Fähre nach Deutschland, die uns aufnimmt, soll, heißt es, für ungewisse Zeit die letzte sein; Gerüchte gehen um, daß Deutschland an die russische Tür gepocht habe, noch kennt man nicht die Antwort, aber mit schwarzem Fittich flügelt Gefahr und Abenteuer durch die Luft . . . Gleich an Bord des Schiffes, das mit Heimreisenden bestanden ist wie ein Waldboden mit Morcheln, bildet sich jenes gute deutsch-österreichische Einverständnis heraus, das hoffentlich nie mehr, auch in Friedenszeiten nicht vergehen wird: man politisiert gemeinsam, spricht sich Mut zu, bilanziert Freunde und Feinde, wird gemeinsam ein wenig seekrank (denn leider ist das Meer von uns allen am aufgeregtesten) und läßt abwechselnd Kaiser Franz Josef und Kaiser Wilhelm bei einem Glase Cederlund hochleben. Je näher wir der deutschen Küste kommen, desto tiefer sänftigt sich die Ostsee: schon blaut das Wasser adriagleich, weiße Möwen geleiten unseren Kiel und auf dem Spiegel des Wassers liegt der Glanz der Mittagssonne, als wäre die Erde weithin von Gottesfrieden überschirmt. Plötzlich, eiu liebliches Märchen, taucht Rügen aus der Flut. Ein schmaler, lang hingestreckter Leib, schlummernd unter uralten, dichten, wunderbaren Wäldern. „Rügen, Rügen!" schreit der Matrose laut vom Steuerrad, und er macht doch diese Fahrt nun seit dreißig Sommern unzähigemal schweigend mit! Rügen ist da, deutsches Eiland, deutsche Erde. Was ist es, das uns allen irgendwie die Brust bewegt? Warum klopft uns ironischen, blasierten, törichten, unbrauchbaren Stadtmenschen das Herz unter dem Hemd? Ein paar deutsche Reisende, ältere Herren zumal, beugen sich über die Reeling, ziehen die Hüte vom Kopf und winken hinüber. Rügen, sieh mal an. Ohne daß einer dem anderen etwas sagte, wie auf ein unsichtbares Zeichen fangen sie zu singen an. Sie singen nicht sehr kunstvoll und nicht einmal sehr gleichzeitig, aber — beim Gott, der Eisen wachsen ließ — sie singen brav und gut. Über das stille Meer hin, zur grünen Insel-

besiegt werden. Ein Volk wie dieses, in dessen Poren die Ordnung lebt wie ein natürliches Produkt seiner sittlichen Erziehung, ein solches Volk mag gelegentlich Niederlagen erleiden, mag da oder dort der feindlichen Übermacht weichen müssen: zum Schlusse muß das Schwert für seine ewigen, aufrechten, menschlichen Ziele entscheiden. Denn auch ein Krieg ist nichts anderes als eine Wage, deren Schalen auf- und niederschwanken zwischen Sittlichkeit und Übermut.

Werden wir's durchhalten? Das ist natürlich die Frage, die jetzt Deutschlands ganzes Herz bewegt. Die jungen Bursche, die mit ihren Kartons singend zu den Bahnhöfen ziehen, scheren sich nicht viel darum; für sie ist die Schlacht gewonnen, ehe sie noch angefangen hat, und auf ihre Coupétüren schreiben sie mit farbiger Kreide hübsche Dienstzettel, wie „Durchgangswagen nach Petersburg" oder „Erstes Frühstück in Sedan, zweites in Paris". Sie wissen, was ihr Kaiser gesagt hat: „Nun werden wir sie aber dreschen", und wenn man ihre blanken, blitzenden Augen sieht, kann einem für das dreschfertige Getreide einigermaßen bange werden. Aber die Älteren, die noch hier sind, die in Amt und Geschäft stehen, die Anno siebzig mitgedroschen haben, denken natürlich jetzt einen Augenblick schweigend nach — und auch das ist ein guter Zug des deutschen Bürgers, daß er den Gegner nicht schmält, unterschätzt oder mißachtet, sondern daß er lieber der wirklichen Gefahr entschlossen ins Auge blickt. Keiner verhehlt sich das Ungeheure des Ringens. Keiner war in ganz Berlin, dem nicht bei der Kriegserklärung Englands an die junge aufstrebende Flotte eine Sekunde das Herz stockte. „Also auch England, unser Blutsbruder . . ." Aber dann beißen sie die Zähne aufeinander, sehen die Bilder von Moltke oder Bismarck und nicken sich zu: wir werden's schon leisten. Bis in die letzte Hütte Deutschlands dringt das Bewußtsein von der Gerechtigkeit des Krieges, den die verbündeten Kaiserreiche führen. Und Vertrauen macht aus zwanzig Schiffen zweihundert . . . Am besten antwortete mir ein Hauptmann der Artillerie, den ich vor der Abfahrt um seine Meinung fragte. „Das Prophezeien überlassen wir dem Zivil", sagte er lächelnd, „oder schlimmstenfalls dem Landsturm ohne Waffe. Von uns kennt jeder seine Pflicht, und das Hundertfache dieser Pflicht wird jeder tun. Wenn Sie mehr wissen wollen, dann fragen Sie Gott . . ."

Fragen Sie Gott — solche Worte, zu groß sonst für unseres Lebens gleichgestellte Uhr, jetzt darf man sie wieder sprechen und hören. Von den Tapferkeiten, die diese Tage aufgeweckt haben, ist der Mut zum Pathos nicht die schlimmste. Genug lang waren wir kühl und witzig, kultiviert und geistvoll, ironisch und paradox — nun wollen wir eine Weile nichts anderes sein als Helden, Brüder und Menschen. Wie unter dem Rauschen der Waldwipfel beugt sich unser Haupt ehrfürchtig unter dem Strom von Andacht, Erhebung und Frömmigkeit, den das deutsche Volk an den Beginn seines Ringens gestellt hat. „Betet zu Gott, daß er mit uns sei", so sagte Kaiser Wilhelm vom Erker seines Hauses — und ewig unvergeßbar wird die Sommermittagsstunde bleiben, da Männer und Frauen im königlichen Dom zum Altar traten, den Gott der deutschen Waffen anzurufen. Auf der Empore des Domes sitzt der Kaiser, aufrecht, den Helm in der Hand. Zu seinen Füßen, ein schwarzes Meer, wogen die Gläubigen. Die Orgel braust gewaltig von oben herab, durch die Fenster bricht die Sonne und wie ein heiliger Schrei hebt sich das Leid der Gemeinde empor zur Kuppel, das altniederländische Dankgebet: „Wir treten, zu beten für Gott den gerechten . . ." Der Kaiser ist aufgestanden, stehend singt er mit. Der greise Prediger Dryander, den weißhaarigen Kopf vorgebeugt, die schmalen, dünnen Arme zitternd vor Erregung, fleht den Segen des Herrn auf Deutschland herab und seine Stimme verliert sich in dem ungeheuren Raum wie ein unsichtbarer Vogel. Jetzt fallen Knabenstimmen ein, Frauen und Männer fassen sich an

und auch nicht das, was man hochelegant nennt — habe ich vor der österreichisch-ungarischen Botschaft auf den Mund geküßt. Wahrscheinlich klingt das in der Nacherzählung pathetisch, und der Beifall der Ultraästheten dürfte mir dafür nicht beschieden sein. Aber ich weiß, daß, wenn die Giaconda dereinst selbst aus ihrem Rahmen stiege und mir das einzige Lächeln ihrer Lippen darböte, ihre Umarmung mich nicht so im Innersten beglücken und erschüttern würde, wie der Bruderkuß auf die Lippen dieses wunderbaren deutschen Mannes.

Ich bitte ihnen ab. Wie oft, wenn das Thema Wien-Berlin angeschlagen wurde, haben wir hochmütig uns auf eine ältere Kultur berufen. Es ist nicht wahr, sie haben die Kultur großer, männlicher Herzen — und die Treue, mit der sie zu ihren Eiden stehen, wiegt tausend von den hübschen Barockpalästen auf, die uns so unnachahmlich scheinen. Ich bitte ihnen ab, aus tiefster Überzeugung. Wenn eines meiner Stücke in Berlin durchfiel, fand ich, daß man in Deutschland nicht essen kann. Wenn sie Schlips statt Krawatte sagten, pries ich den österreichischen Dialekt als Sphärenmusik. Über die Siegesallee haben wir Kuplets gemacht, und das Schuhwerk jedes Pasewalkers sollte durchaus vertreten sein. Weg mit diesen Scherzen, weg für alle Zukunft! Dieses Volk ist so im innersten Herzschrein von großen Gedanken und Hoffnungen erfüllt, daß man es im Enthusiasmus sehen muß, um es ganz zu erkennen. Ihre Kultur, Äußerlichem nicht zugetan, blüht zu voller Herrlichkeit erst auf, wenn die Glocken läuten. Sie sind das Volk der entscheidenden Stunde. Sie bewähren sich. Und dann sind sie so frisch, so jauchzend, so gefaßt, so entschlossen, so herzensnobel, so mächtig und so jung, daß man sie lieben muß.

Aber wahrscheinlich hat die Jugend in diesen Tagen auch auf den Boulevards gejauchzt, und vom Newskiprospekt mögen die Hurrarufe nicht weniger laut geklungen haben. Wer sich über die deutsche Zukunft tiefer beruhigen will, der sehe jetzt einmal einem deutschen Amt über die Schultern. Wie sie mobilmachen, wie sie buchführen, wie sie expedieren, wie sie auszahlen, wie sie unterstützen, wie sie Kredite bewilligen, wie sie verfügen und gehorchen, wie sie überwachen, wie sie arbeiten, arbeiten, arbeiten, arbeiten, das ist ein solches Weltbeispiel der Disziplin, das ist eine so unerhörte Probe von Bereitschaft und Organisation, daß man nicht weiß, was man eher an ihnen bewundern soll: ihre natürliche Kraft oder die Planmäßigkeit, mit der sie sie bändigen. Ohne Stockung, ohne Knirschen greift in diesen Stunden höchster Exaltation ein Glied der Staatsmaschine in das andere. Es scheint, als wären sie von Urzeiten her auf alle diese Entscheidungen vorbedacht gewesen. Im Juliusturm liegt unangetastet der Kriegsschatz, in den Büchern findet sich ohne Irrtum jedes Bürgers Pflicht, in den Ämtern warten die Instruktionen für alle Gebiete des öffentlichen Lebens. Nun heißt es nur, den Deckel vom Topf heben, das Huhn ist gar. In vierundzwanzig Stunden haben sie die Erntearbeit gesichert, daß über das ganze flache Land ein Netz von Helfenden sich spannt. Vor Wochen schon stapelte Berlin Vorräte an Brot, an Feldfrucht, an Konserven auf, für Monate hinaus, insgeheim, ohne daß der Markt im geringsten beunruhigt worden wäre. Wußten sie, was kam? Da mehrfach im Reiche Anschläge auf Kunstbauten versucht wurden, galt es, die Bevölkerung so schnell wie möglich zu informieren; über Nacht, innerhalb zehn Stunden, klebten an sämtlichen Koupeefenstern sämtlicher Linien rote Zettel mit der Inschrift: „Reisende, helft uns unsere Brücken und Tunnels schützen.“ Welches Volk! Welche Selbstverständlichkeit in der Erfüllung von Aufgaben, die jeden anderen Staat vor fiebrige Überhastung stellen müßten! Ich verstehe nichts von Politik, noch weniger von Finanzwirtschaft und am allerwenigsten von Strategie (was schon daraus hervorgeht, daß ich dem Landsturm ohne Waffe angehöre): aber wenn es eine Vorhersage nach menschlicher Vernunft gibt, dann kann Deutschland nicht

vor 1859, und die Rumänen, die mehrere Millionen ihrer Stammesbrüder in Österreich-Ungarn sitzen haben, mögen ihn auch haben. Aber niemals haben Italien und Rumänien zu den verlogenen und verruchten Mitteln gegriffen, die die Serben anwandten. Ein Volk, das einen Nationalstaat gründen will, muß zunächst beweisen, daß es ein Kulturvolk ist. Tritt es so auf wie die Serben, so beweist es damit, daß es nicht reif zur nationalen Selbständigkeit, daß es sie mißbrauchen würde, daß es Europa dauernd in Unruhe halten würde. Diese unterirdische Mine des europäischen Staats- und Kulturlebens mußte ausgeräumt und unschädlich gemacht werden. Nicht mehr, nicht weniger durfte Österreich verlangen, denn seine Zukunft war aufs schwerste gefährdet, wenn die großserbische Propaganda noch weiter um sich fraß.

Auch England hatte noch kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges Österreichs Anspruch auf Satisfaktion seitens Serbiens anerkannt, und wiederum Deutschland hat noch in allerletzter Stunde den englischen Vorschlag unterstützt, daß Österreich nach Besetzung Belgrads und serbischen Territoriums sich auf neue Verhandlungen über diese Satisfaktion einlassen möchte. Wir zweifeln nicht, daß Österreich den Wunsch seines Verbündeten erfüllt haben würde, wenn ihm Zeit gelassen wäre, sich darüber zu äußern. Österreich hatte ja von sich aus schon bündig erklärt, daß es keine Gebietserweiterung auf Kosten Serbiens anstrebe. So war alles im Werke, um ein vernünftiges Kompromiß zu finden und den Weltfrieden zu sichern. Da trat Rußland dazwischen. Rußland hatte von vornherein gezeigt, daß ihm sehr wenig an der Satisfaktion Österreichs, sehr viel, ja alles an dem wirksamen Schutze Serbiens gelegen war. Wenn der deutsche Kaiser in seinen Telegrammen an den Zaren an die monarchischen Empfindungen appellierte und Sühne für den Fürstenmord von Serajewo forderte, so glitt der Zar, der doch alle Veranlassung hat, Fürstenmörder gründlich bestraft zu wünschen, in seiner Antwort darüber hinweg und beklagte sich über die Vergewaltigung einer kleinen Nation — er, der Vergewaltiger der Polen, der Finnen, der baltischen Deutschen! Es war ganz klar, daß der Zar gepeitscht war von den Sturmwinden des panslawistischen Nationalismus, der den Weg zum Bosporus und nach Armenien über die Trümmer Österreichs und Deutschlands sich sucht, der den lastenden Druck der russischen Weltmacht noch vergrößern will durch Begründung einer festen Hegemonie über alle südslawischen Staaten. Indem Rußland seinen Schild über die Verbrechen und Leidenschaften eines entarteten Volkes hielt, machte es sich mitschuldig an der Unterwühlung der österreichischen Monarchie. Und indem es die von Deutschland und England im Interesse des Weltfriedens betriebene Vermittlungsaktion in Wien durch seine unmotivierte allgemeine Mobilmachung störte, zeigte es, daß es den Krieg wollte und nicht den Frieden. Warum konnte Rußland nicht warten, bis Deutschland und England ihre Bemühungen um einen Ausgleich erschöpft hatten? Es ist ein englisches Blatt, der „Daily Graphic", das kurz vor Ausbruch des Krieges die Frage aufwarf: „Wozu die russische Mobilmachung, die weit über die Grenzen der notwendigen Vorsichtsmaßnahmen hinausgeht und tatsächlich darauf berechnet ist, die Bemühungen der Diplomaten, und wären sie noch so aussichtsreich, zu schanden zu machen?" Niemand bedrohte Rußland. Bedroht war nur der unvernünftige Anspruch Rußlands, daß Serbien fortfahren dürfe, den Süden Österreich-Ungarns zu unterwühlen.

Wir haben zugegeben, daß England Österreichs Recht auf Satisfaktion anerkannte und die Erhaltung des Weltfriedens wünschte. Aber wir müssen ausdrücklich hinzusetzen, daß England nicht alles getan hat, was es tun konnte, um ihn zu sichern. Die Veröffentlichung des englischen Blaubuches zeigt, daß England in Petersburg sehr milde und schonend aufgetreten ist. Hätte England ebenso energisch, wie es

den Händen, die Orgel braust, der ganze Dom rauscht und singt: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir!“ Ein heißes Würgen steigt mir in die Kehle, noch nehme ich mich fest zusammen, denn ich stehe inmitten von lauter tapferen, beherrschten Männern, und in diesen Tagen darf man sich nicht als Schwächling zeigen. Aber jetzt sehe ich auf den Kaiser Wilhelm, der wie in einem unbeschreiblichen Übermaß vor Erregung den bleichen Kopf senkt, tief hinab, die erschütternden Klänge läßt er über seine Stirn hinziehen, mit einer inbrünstigen Gebärde preßt er den Helm dicht vor seine Brust. Da kann ich mich nicht mehr retten, ich schluchze laut hinaus, und siehe, die tapferen Männer neben mir, grauhaarig und beherrscht, sie alle schluchzen ohne Scham mit mir mit. Wissen sie auch, was dem armen, unmilitärischen Gast in ihrer Mitte das Herz aufwühlt? Durch den Schleier der jäh hervorstürzenden Tränen sehe ich neben ihrem edlen Herrn einen anderen stehen, meinen eigenen Kaiser, meinen ritterlichen, alten, gütigen Herrn, und aus tiefster Seele mische ich jetzt mein Gebet brüderlich mit dem ihren: „O Gott, der du über den Sternen bist, segne in dieser Stunde auch Franz Josef den Ersten, segne mein altes, teures Vaterland, daß es stark bleibe und blühe für und für, segne meine Brüder, die jetzt für unsere Ehre hinausziehen zu Not und Tod, segne uns alle, unsere Zukunft, unsere Faust, unser Geschick — Herr und Gott, der du die Lose der Menschen und Völker in deinen Händen hältst, aus heißester, inbrünstiger Heimatliebe rufen wir alle, alle zu dir . . .“

Berlin, im August. Hans Müller („Neue Freie Presse“).

* * *

Deutschland und der Weltkrieg.

Von Friedrich Meinecke.

Dieser Weltkrieg ist etwas in der Weltgeschichte ganz Unerhörtes. Die Großmächte West- und Osteuropas stehen zusammen gegen die Großmächte Zentraleuropas. Die Entscheidungen, die der Krieg bringen wird, sind schlechthin unübersehbar und unberechenbar, denn die Zukunft ganz Europas und vielleicht der ganzen Welt liegt auf der Wagschale. Unsere Gegner behaupten, daß Österreich und Deutschland den Krieg provoziert hätten — Österreich, weil es seine Forderungen an Serbien übermäßig hoch gespannt habe, Deutschland, weil es Österreich nicht genug gezügelt habe. Wir stellen dieser Behauptung zunächst schon die eine gewichtige Frage entgegen: Ist es irgendwie denkbar und wahrscheinlich, daß Österreich und Deutschland aus reiner Herrschbegier leichtsinnig einen Weltkrieg provozieren, in dem sie um ihre politische Existenz ringen müssen? Ist nicht das Risiko, das sie laufen, viel zu groß dafür? Die numerische Übermacht ist auf Seiten unserer Gegner, der Ausgang des Krieges ist nicht zu berechnen. Deutschland kann, von England vergewaltigt, durch ihn vielleicht total verarmen — Österreich kann in seine Teile zerfallen. Es müßten wahnsinnige Staatsmänner in Wien und Berlin sitzen, die unter diesen Umständen einen Eroberungskrieg provozierten.

Nein, Österreich hat in bitterer Notwehr gehandelt, als es an Serbien seine Forderungen richtete. Die Wurzel dieses Krieges ist darin zu suchen, daß Volk und Staat von Serbien, nicht zufrieden mit den großen Gewinnen des Balkankrieges, die südslawischen Territorien Österreichs zu erwerben trachteten — nicht durch einen ehrlichen, loyalen Krieg, sondern durch eine skrupellose, fanatische, barbarische Verschwörer- und Verbrecherpolitik, die von der serbischen Regierung nicht nur geduldet, sondern begünstigt wurde. Wohl mag man den Wunsch der Serben verstehen, einen großen umfassenden Nationalstaat zu gründen. Auch Italien hatte diesen Wunsch

tertstem Kampfe an die Kehle springen — oder aber ein verständiges Kompromiß miteinander schließen, das die unterbrochenen Verhandlungen über die überseeischen Interessensphären wieder aufnimmt.

Es wird auf der ganzen Linie das Wort von Clausewitz gelten, daß der Krieg nur eine Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln ist. Deutschland wird den Krieg in diesem Geiste führen, — militärisch mit Aufbietung der äußersten Energie, weil Abgründe rechts und links von uns lauern, politisch aber mit jener rationellen Realpolitik, die uns Bismarck gelehrt hat, die nichts mehr erstrebt, als sich dauernd halten läßt. Napoleon I. beging den Fehler, daß er die Politik zur Fortsetzung des Krieges werden ließ. Er glaubte, den Kontinent knechten zu müssen, um England niederwerfen zu können. Wir dagegen wollen den Kontinent nur von den offensiven Elementen reinigen, die in Frankreichs Revanchepolitik und Rußlands panslawistischer Politik lagen. Wir wollen keinen Frieden, der den Keim zu neuen Weltkriegen enthält, sondern einen Frieden, der die Gewähr der Dauer in sich trägt, den auch die neutralen Staaten mit Freuden anerkennen können. Unser Unternehmen auf Belgien, indem wir den Franzosen zuvorkamen und zuvorkommen mußten, kann vorläufig nur als militärische, nicht aber als politische Tat bewertet werden. Wir führen diesen Krieg mit heißem Herzen, aber mit kühlem Kopfe.

Aus der Wochenschrift „Das größere Deutschland".

* * *

Das dankbare Japan.

Ohne jeden Zusatz bringen wir heute einen Brief in Erinnerung, der den Japanern die Schamröte ins Gesicht treiben muß. Er lautet:

Imperial Headquarters, Japan.

Tokio, 19. Februar 1906.

An Seine Hochwohlgeboren

Herrn Generalmajor v. Meckel

Groß-Lichterfelde bei Berlin, Deutschland.

Hochgeehrter Herr General!

Ihr freundlicher Brief vom 17. November des letzten Jahres hat mich sehr erfreut, indem er mich in die Lage versetzte, in Ihr heiteres, glückliches Leben einen Einblick zu tun.

Indem wir den letzten Feldzug glücklich zu Ende geführt haben, sehe ich mich verpflichtet, Ihnen unseren tiefgefühlten Dank von neuem auszudrücken für den wertvollen Unterricht, den Sie einer großen Zahl unserer Offiziere lange Jahre nicht nur bei uns selbst, in Ihrer Heimat immer mit großer Hingebung erteilen zu wollen die Güte hatten und in welchem Sie uns nützliche Lehren gaben, und denen wir unseren Siegeserfolg nicht an letzter Stelle verdanken.

Bald werden die ausgewählten Offiziere nach Deutschland mit der Hoffnung geschickt, bei Ihnen weiter Militärstudien obzuliegen; ich bitte Sie, ihnen gütigst beistehen zu wollen.

Empfangen Sie meine aufrichtigen Empfehlungen.

Marschall Yamagata.

* * *

auf Deutschland einwirkte, auch auf Rußland und Frankreich eingewirkt, so wäre der Weltkrieg nicht entbrannt. Aber England wagte nicht, den Genossen der Tripleentente vor den Kopf zu stoßen. Die Folge dieser zweispältigen Politik Englands kann nur sein, daß es der russischen Macht den Weg nach Konstantinopel bahnt. Nicht von Deutschland, sondern von England konnte das erlösende Wort gesprochen werden, das den Weltfrieden sicherte, denn England war freier in seinen Entschlüssen als Deutschland. Dieses war schon durch Bundespflicht gezwungen, dem von Rußland bedrohten Österreich zu helfen. England dagegen war von allen Großmächten Europas diejenige, die sich am wenigsten durch Bundespflichten gebunden hatte und deswegen allein in der Lage war, zwischen beiden Mächtegruppen zu vermitteln. Hat Rußland durch Handeln, so hat England durch Unterlassen den Weltkrieg heraufbeschworen. Rußland war der Pol, England der Gegenpol dieser Weltkrisis.

Frankreich hat in diesem Augenblicke den Weltkrieg nicht gewünscht. In diesem Augenblicke nicht! Aber seit vier Jahrzehnten hat es seine Politik und seine Allianzen auf das Ziel eingestellt, Elsaß-Lothringen zurück zu gewinnen. Es hat sich dadurch den Weg zum Frieden und zur Neutralität selbst verbaut und mußte nun nolens volens das Schwert ziehen. Dank seiner Revanchepolitik hat es sich ein Nessushemde gewebt, das es nun nicht mehr abstreifen kann.

Auch von Deutschland gilt es, daß es in dieser Schicksalsstunde die Konsequenz seiner vorangegangenen Politik zu ziehen und zu tragen hatte. Diese Politik war, wie wir mit reinem Gewissen sagen dürfen, im Kern durchaus friedlich — auch da, wo sie auf Erweiterung unserer Machtsphäre ausging. Erweitern wollten wir unsere überseeischen Interessengebiete, aber nicht durch das Abenteuer eines von uns provozierten Weltkrieges, sondern durch schiedlich-friedliche Verständigung mit England. Die Vorbereitungen darüber mit England waren in vollem Gange und einem uns befriedigenden Ergebnis ganz nahe. Unsere europäische Politik aber war ausschließlich auf Erhaltung, nicht auf Umwälzung der bestehenden Machtverhältnisse gerichtet. Wir sehen insbesondere in der Erhaltung der österreichisch-ungarischen Monarchie ein Lebensinteresse Deutschlands Würde sie, wie Rußland und Serbien wünschen, zerfallen, so wären wir umgeben von einem Kranz revolutionärer und expansionslustiger Staaten. Wir hätten nicht nur ein Serbien, wir hätten drei bis vier Serbien als Störenfriede vor unserer Tür und dahinter die unersättlichen Instinkte des russischen Panslawismus. Und wir kämpfen, indem wir Österreich beistehen, für kein morsches und dem Untergange geweihtes Staatsgebilde! Diese Tage haben gezeigt, daß die vereinigten Mächte im Innern Österreichs stärker sind als die auflösenden. Österreichs Völker wollen zusammenbleiben! Sie wollen ihren alten säkularen Staats- und Kulturverband nicht zerstören lassen! Dieser ihr einmütiger Wille wird, so hoffen wir, nach dem Kriege eine gesündere Lebens- und Staatsform schaffen und eine friedliche Föderation freier, zufriedener Nationalitäten begründen.

Auch England ist durch alte, wichtige Motive an der Erhaltung und inneren Stärkung Österreichs interessiert! Überhaupt kann England in Osteuropa unmöglich eine Erschütterung des Gleichgewichtes wünschen, die der russischen Macht das Übergewicht gäbe. Aber um Westeuropa bangt es. Es erwartet, wie es scheint, und fürchtet jedenfalls deutsche Siege über Frankreich; es will Frankreich als Großmacht erhalten, vor der Deutschland immer auf der Hut zu sein habe; es will auch Belgien und Holland vor der Umklammerung durch ein siegreiches Deutschland bewahren. Sollte Deutschland aber geschlagen werden, so kann England mit Befriedigung die Schwächung seines gefährlichsten wirtschaftlichen Konkurrenten buchen. Englands Kriegspolitik gegen Deutschland ist ganz kalt, rechnerisch und leidenschaftslos. Das schließt nicht aus, daß im entscheidenden Augenblicke England und Deutschland sich in erbit-

hier sterben? Sie sind doch keine Ratten! Unter freiem Himmel muß man sterben! Kommen Sie mit mir auf den Kalimegdan hinauf. Er ist hier ganz in der Nähe. Von dort bietet sich eine prächtige Aussicht. Man sieht den Rauch aller österreichischen Kanonen. Das ist sehr amüsant. Nicht wahr Sie kommen mit mir hinauf?"

„Wir danken, Hoheit", antworteten die zitternden Damen, „hier im Keller ist es doch noch sicherer."

„Keineswegs", sagte der edle Prinz Georg, „wenn die Österreicher hierher schießen, durchbohren die Kanonenkugeln zuerst das Dach. Die Kanonenkugeln brechen alle Stockwerke durch, fallen in den Keller."

„Machen Sie ein Ende und quälen Sie uns nicht länger", sagte eine deutsche Dame.

Doch der galante Prinz setzte seine Tröstungen fort: „Das ist nur der erste Akt. Wohin denken denn die Damen? Wir fangen die Unterhaltung erst jetzt an. Der letzte Akt wird erst großartig sein! Wenn ganz Belgrad wie eine Staubwolke in die Luft fliegt."

Dann ging er davon. —

So bramarbasiert ein besoffener Feldwebel, das heißt, wenn er ein unerzogener Rohling ist.

Die zwei Adler.

Von Hermann Kienzl-Berlin.

Raubtierkrallen
Strecken sich gierig vor,
Den Leib zu zerfleischen.
Raubtierzähne heischen
Die deutsche Seele.
Korybas, der Sohn der Kybele,
Tritt brüllend, tosend aus dem Höllentor.
Es faucht, es röhrt, es bellt
Der Haß einer Welt.
Verbunden zu rasendem Morden
Mit Asiens Bestien und Horden
Sind die treulosen Söhne des westlichen Lichts —
Scham zerfiel in Nichts.
Rings um das Land der rauschenden Wälder,
Rings um die Städte und reifenden Felder,
Rings um die Tempel der holden Kamönen
Die Furien tanzen, Kanonen dröhnen.
Raubwahn legte die Flammen,
Neidwahn bläst sie zusammen,
Europa in Brand —
Vaterland! Vaterland!

Vaterland! Vaterland!
Wer reicht dir helfend die Hand!
Gehetzt von hundert Hunde-Meuten,
Eingekreist,
Verlassen von Freunden in der Not,
Die lange gespeist
Des Freundes Brot.
Die Raben schwärmen, zu erbeuten
Deutschland — nach Deutschlands Tod.
Die Nebel fallen. O schwerer Traum . . .

Zwei Adler schweben im Himmelsraum.

Auf den Kreidefelsen im Norden
Hat gehorstet der eine;
Der andre im Nestgesteine
Gelugt zu der Adria Borden
Von schroffer Alpenwand.
Und wie sie nun die Flügel spreiten
Über des Westens und Ostens Weiten,
Über Grenz-Strich und -Marke:
All' das Land, das zwiefach-starke,
Das alles — im Vereine
Das eine —
Ist das deutsche Vaterland!

Zwei Adler schweben. Ihrer Flügel Schlag
Scheucht in den Abgrund schwarzer Raben Brut.
Es steigt aus einem Meer von heiligem Blut
In Ost und West der junge deutsche Tag!

Herbst.

Von Hans Mittendorfer.

Der Wald schläft ein. Sein Atemzug
Regt leis das sonnenmüde Laub,
Ein kurzer Tanz im Falterflug,
Darüber schleicht der Fuchs auf Raub,
Durch Zweig und Ast rotgold'ner Schein.
Ein Traum zerrann. Der Wald schläft ein.

Der weiße „Goeben“.

Frei nach Uhland. Von Ludwig Ganghofer.

Drei Dreadnougths am sizilischen Riff,
Die wollten vernichten ein deutsches Schiff.

Das lag im messenischen Hafen verwahrt
Und faßte Kohlen zur Todesfahrt.

Des Schiffes tapferer Führer sprach:
„Uns fangen lassen? O pfui der Schmach!

Hinauf die Flagge! Den Hammer gefaßt
Und nagelt sie fest an den deutschen Mast!

Da stiehlt uns keiner die kostbare Zier,
Die Flagge weht, und wir sinken mit ihr.“

Sie dachten an Heimat und Weib und Haus.
Und sangen. Und „Hurra!“ Und fuhren hinaus.

Und die es sahen vom Ufer her,
Bekreuzten sich und sprachen nicht mehr.

Die Dreadnoughts lagen auf lauernder Wacht
Und hatten schon klar zum Gefecht gemacht.

Und während sie spähten im blauen Raum,
Da hatten die Drei einen englischen Traum.

Der Erste:
„Mir träumte, ich klopfe mein Pfeiflein aus,
Da sauste der weiße ‚Goeben‘ heraus.“

Der Zweite:
„Und eh er sich wandte zur Flucht herum,
Da brannt ich ihm eins auf die Schnauze, bumm!“

Der Dritte:
„Und als ich den ‚Goeben‘ versinken sah,
Da telegraphiert' ich: Viktoria!“

*

Und während sie sprachen, die grimmen Drei,
Da rauschte der weiße „Goeben“ vorbei.

Spie deutsches Feuer und Glut und Tod
Und war entronnen der tückischen Not.

Und ehe die Drei noch erwachten im Rauch,
Da hatten sie Löcher im englischen Bauch.

Der „Goeben“ lachte: „Empfehle mich,
Mit dem berühmten Gedankenstrich!“

(„Woche.“)

* * *

Prinz Georg, der Tröster.

In Belgrad gab es noch während des Krieges Fremde, die nicht nur durch außerordentlich wichtige Interessen zurückgehalten wurden, sondern auch durch den Umstand, daß niemand recht an den Ausbruch des Krieges glaubte und es nachher zur Flucht bereits zu spät war. In dem ziemlich großen Gebäude der deutschen Gesandtschaft waren nicht weniger als dreihundert Damen aus dem Auslande, vorwiegend Deutsche, Österreicherinnen, Ungarinnen, aber auch Italienerinnen. Ich besuchte die Flüchtigen in der deutschen Gesandtschaft. Die Damen befanden sich in einem sehr bedenklichen Zustande. Daß sie hungerten, daß sie sich nicht gehörig reinigen konnten, daß sie im Keller auf Stroh schliefen, war noch das wenigste. Aber sie lebten in der größten Todesfurcht. Eine Italienerin sagte mir: „Das ist ja kein Leben mehr, das ist ja schon die Agonie. Wir müssen jeden Augenblick gefaßt sein, den letzten Atemzug zu tun!“

Während meiner Anwesenheit erhielten die Damen einen vornehmen Besuch: Prinz Georg erschien, der die Damen in ganz eigentümlicher Weise tröstete.

„Fürchten sich die Damen?“ fragte der Prinz höhnisch, ohne die brennende Zigarette aus dem Munde zu nehmen. „Sie brauchen doch wahrhaft keine Furcht zu haben. Sie meinen, daß Sie sich in Gefahr befinden? Gibt es denn etwas Schöneres auf der Welt als die Gefahr? Wie liebe ich diese Gefahr! Sie wissen ja, daß ich den ganzen Tag oben auf der Festung bin, wenn ich mich in der Stadt aufhalte. Die Schrapnells hageln neben mir nieder. Das zerstreut mich. Ich versichere die Damen, daß man sich daran gewöhnen kann. Seien Sie, meine Damen überzeugt, in einigen Tagen werden Sie sich auch daran gewöhnt haben!“

„Jawohl, Hoheit“, sagte eine deutsche Dame, „wir werden uns daran gewöhnen, wenn wir bis bis dahin nicht sterben.“

„Nein! Daran werden Sie nicht sterben!“ antwortete der Prinz, „und dann, wenn schon? Es ist unser Los, sterben zu müssen, und dann werden Sie doch nicht



2. Heft | November 1914 | 39. Jahrg.

Gib unserm Volk Gerechtigkeit!

Von Karl Dankwart Zwerger.


Du Herr der Lande, Herr der Meere,
Der Sieg und Untergehn verleiht,
Wir ringen um der Heimat Ehre:
Gib unserm Volk Gerechtigkeit!

Du, der du weißt, daß wir nie dachten
An Krieg und Wüten, Blut und Streit,
Du Herr des Friedens, Herr der Schlachten:
Gib unserm Volk Gerechtigkeit!

Geläutert schon durch viele Schmerzen
Ist dies Gebet in unsern Herzen,
Es fleht zu dir in Stolz und Leid:
Gib unserm Volk Gerechtigkeit!

Was du in unsre Hand gegeben,
Wir opfern's freudig, Gut und Leben,
Du aber, Herr der harten Zeit:
Gib unserm Volk Gerechtigkeit!



Bücher

Die Schellenkappe. Lustige Historien von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann.)

Nun, ich muß es gleich ehrlich bekennen: Diese elf Geschichterln sind einmal nicht mein Fall! Ich habe von Greinz an kurzweiligen Histörchen und lachenden Kleinigkeiten schon ganz andres gelesen! Witz und Satire, Scherz und Frohlaune — ja, ja: sie sind schon auch hier zu finden; aber in etwas dünner Auflage! Und wenn ein Kind sonst immer an üppig bebutterte Brötchen gewöhnt war und auf einmal eines kriegt, wo nur die Löcher ein bissel glattbeschmiert sind, so raunzt's halt auch! Wir, wir sehen ja nun sehr gut ein, daß im reichsten literarischen Haushalte die Butter mal ausgehen kann, — nu dann möchten wir aber statt wehmütiger Spuren lieber ganz was andres zum Gabelfrühstück!

Das Beste ist noch die Zensorgeschichte und „Die Sittlichkeit". Unter dem andern aber finden sich schon derart — sagen wir belanglose Sächelchen, daß sie einem kaum einmal ein bißchen Lächeln und Freude aufzwingen können.

Trotz alledem wird auch dieses Buch seinen Weg machen. Aber das fällt dann nicht seinem Inhalt, sondern seinem Autornamen zu Verdienst. Nun — nichts für ungut! Aber nächstens kriegen wir wieder unser altgewohntes, schönes, dickgestrichenes Jausenbrot — was?

K. D. Zwerger.

Ausgewählte Lieder aus sieben Büchern. Von Max Dauthendey. Mit einem Porträt des Dichters. Handkolorierter Umschlag von P. Neu. (München. Albert Langen.)

Ein Dichter von ungewöhnlich starker Ursprünglichkeit, Wucht und Sprachmelodik bietet (der Preis ist erstaunlich billig!) eine stolze Lese formvollendeter, wundervoller Lyrik, oft von wilder Trunkenheit des Erlebens durchglutet, oft gleichsam entweht, windvertragen, hingeahnt wie ein altes, altes, inniges Volkslied. Und:

„Es quillt aus dem Abend hervor
Der Kräuter und Gräser Geruch,
Als duften Sträuße verdorrt
In einem uralten Buch."

Und man lauscht und lauscht . . . und verschollene Tage werden einem wach . . . und Menschen, die einst Leben in uns hatten — und verblühten und verkamen . . .

Höchst eigenartige Blätter!

K. D. Zwerger.

Goethe. Sein Leben und seine Werke. Von Baumgartner-Stockmann. (Freiburg i. B. Herdersche Verlagsbuchhandlung.)

Mir ist es in jüngern Jahren so ergangen, daß ich den Goethe nicht recht hab' leiden mögen, weil er mir den Schiller gedrückt hat. Auch Alexander Baumgartner, der ein doppelbändiges Werk über und vielfach gegen Goethe geschrieben, habe ich nicht recht leiden mögen, weil er mir wieder meinen Goethe gedrückt hat. Jetzt nach zwei Jahrzehnten, nachdem ich so viele andere Bücher über den Großen von Weimar gelesen habe und in Thüringen an den Goethestätten weilte, komme ich doch wieder auf dieses Buch zurück, das inzwischen von einem Ordensbruder des verstorbenen Verfassers in dritter Auflage neubearbeitet worden ist, und staune über die mächtige Kraft, die hier an Goethe herangetreten. Die Festbeleuchtung, wie sie in den meisten Goethebüchern strahlt, ist hier allerdings weggeblieben. Der Goethevergötterung wird kein Vorschub geleistet; aber es wird auf Grund eingehendster Studien der Mensch und Dichter geschildert, wie er war. Auch sein Standpunkt zum Katholizismus wird scharf beleuchtet. Warum nicht? Das Buch ist eben in erster Linie für Katholiken geschrieben. Doch ich möchte es in der Hand aller wissen, denen es um die Wahrheit, um das objektive Prüfen zu tun ist. Mir wenigstens hat das Buch unsern größten Dichter erst voll verständlich gemacht. Desgleichen schildert es die aufragenden Männer jener Zeit, so Schiller, Herder, Wieland, den Herzog Karl August u. a., abweichend von der Schablone. Überhaupt ist es in seiner Art ein Monumentalwerk, aller Beachtung wert. Es sucht seinesgleichen an Gründlichkeit, Konsequenz, auch Eigenart.

K. K.

Menschen und Mächte. Ausgewählte Erzählungen von E. T. A. Hoffmann. (Ebenhausen-München. Wilhelm Langewiesche-Brandt.)

E. T. A. Hoffmann ist als unübertrefflicher Geistergeschichtenerzähler bekannt; weniger als Menschenschilderer. Da gibt er sich breit, behäbig, beschaulich — biedermeierisch. Nicht stets sehr unterhaltend, aber immer angenehm, erquickend und freundlich; zuweilen auch ein bißchen sentimental. Man wird die Sammlung „Menschen und Mächte" in stillen Stunden mit Behagen lesen.

(Geschlossen am 20. September 1914.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: Johann Flecker. — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

Am gründlichsten geschieht dies durch die Sprengung des Tunnels zwischen den Dörfern Nouvelle-Maison und Val-de-pré. Es handelt sich also darum, eine Sprengladung von hundert Kilogramm gegen die eine Tunnelöffnung zu schleudern, und zwar diese Nacht. Ich gebe gern zu, daß bei dieser Nachtfahrt die Orientierung nicht leicht sein wird. Und auch die Treffsicherheit wird sehr leiden. Wenn Sie sich hierin nicht sicher genug fühlen, werden Sie eben tiefer hinabgehen müssen; selbst auf die Gefahr hin, daß sie abgeschossen oder von auffliegenden Sprengstücken getroffen werden. Ich habe mir gedacht, es ist das beste, ohne Beobachtungsoffizier zu fahren. In der Nacht kann er Ihnen allzuviel auch nicht nützen, vor allem aber — und das ist das Wichtigste — können Sie sonst Ihre zwei Zentner Sprengstoff nicht mitnehmen."

Er wurde unterbrochen durch einen Adjutanten, der ihm eine geöffnete Depesche überreichte und dann wieder ging. Die stille Ruhe, die bisher auf dem Gesichte des Obersten gelegen hatte, war auf einmal verschwunden.

„Meine Herren, die Sache wird sehr ernst. Ich bekomme eben eine Agentennachricht aus Nouvelle-Maison:

„Tunneleingänge von je einem Zug Infanterie mit Ballonabwehrgeschütz besetzt. Öffnungen durch doppeltes, horizontales Drahtnetz in acht und zehn Meter Höhe gegen Sprenggeschosse aus Luftfahrzeugen gesichert. Beleuchtung: Scheinwerfer, Bogenlampen, Magnesiumfackeln. Petitpierre."

„Ja, dann ist allerdings eine Zerstörung von oben her ausgeschlossen. Nur eine Möglichkeit gibt es noch! Der Flieger muß mit der Maschine selbst unter dem Gitter entlang gegen den Eingang anrennen und so doch noch die Sprengladung am richtigen Fleck zur Entzündung zu bringen. Wir wollen uns freilich keiner Täuschung hingeben: der Flieger ist dem Tode geweiht. Ich bitte deshalb diejenigen Herren vorzutreten, welche sich freiwillig melden."

Wie auf Kommando traten alle acht Offiziere einen Schritt vor. Es mußte also gelost werden. Das Ergebnis war: Leutnant von Heiden und Leutnant Wandel. Oberst Glimm war der erste, welcher die Totenstille unterbrach: „So, dann danke ich den anderen Herren."

„Und nun zu Ihnen, mein lieber Heiden! Sie fahren also diese Nacht zwölf Uhr ab, dann sind Sie gegen ein Uhr an Ihrem Bestimmungsort. Auch Sie, Wandel, steigen zur gleichen Zeit mit derselben Belastung an Sprengstoff auf. Sie sind die Reserve und sollen, wenn Heiden irgend etwas zustößt, ehe er den Auftrag ausgeführt hat, diesen vollenden. Und nun leben Sie wohl! Dulce et decorum est, pro patria mori!"

Er gab ihnen die Hand und schritt zu seinem Schreibtisch. Die beiden waren entlassen. Im Vorzimmer wurden sie von den übrigen

Fliegers Tod.

Von Georg Heidemarck.*

Ein warmer Spätnachmittag im Mai.

Leutnant von Heiden packte seinen Koffer. Gott sei Dank, daß er alle seine Sachen bereitliegen hatte! Nun brauchte er sie nur nach der Packordnung zu verstauen. In einer knappen Stunde war alles in Ordnung. Ein klein wenig Raum war noch freigeblieben, gerade so viel, daß er eine Schachtel Zigaretten und seinen Tasso mit unterbringen konnte. Dann schloß er ab und schnallte den Mantelsack drauf.

So, nun konnte es seinetwegen losgehen! Genau vor einer Stunde war ihm der Mobilmachungsbefehl zugegangen, und jetzt war er fix und fertig. Er lächelte unwillkürlich, als er das kleine, graugestrichene Köfferchen ansah, das nun auf Monate hinaus ihn mit allem versorgen sollte.

Es klingelte. Eine Ordonnanz trat ein.

„Herr Leutnant möchten sich sofort in beliebigem Anzug auf dem Generalkommando bei Herrn Oberst Glimm melden. Herr Leutnant sollen gleich mein Rad benutzen."

Hurra, jetzt ging's los! Säbel um, Mütze auf, Handschuhe an und fort.

Im Vorzimmer traf Leutnant von Heiden schon die andern Fliegeroffiziere versammelt. Sie tauschten Vermutungen aus, um was es sich handeln könnte. Daß es ein sehr wichtiger Auftrag war, ging schon daraus hervor, daß sie persönlich zum Chef des Generalstabes befohlen waren. Das lebhafte Gespräch verstummte mit einem Schlag, als die Tür aufging und Oberst Glimm erschien.

„Wollen die Herren bitte näher treten!"

„Meine Herren", begann der Oberst, nachdem der letzte die Tür hinter sich geschlossen hatte, „es handelt sich darum, den Aufmarsch des feindlichen vierten Korps und damit der zweiten Armee zu stören. Wie Sie aus diesem Übersichtsplan sehen, ist der Gegner dabei auf eine einzige Eisenbahn angewiesen, nämlich auf die Strecke Dieudonné—Pont-de-roi. Morgen zwei Uhr geht, wie wir aus sicherer Quelle wissen, der erste Zug von Dieudonné ab. Deshalb muß um diese Zeit die Strecke unterbrochen sein.

* „Männer" heißt das Buch Georg Heidemarcks (Verlag Amelang, Leipzig), aus dem wir schon die zweite Geschichte für unsere Leser auswählen. Es erschien im Vorjahre und führt den nicht alltäglichen Untertitel „Skizzen aus dem Kriege von morgen und dem Frieden von heute". Dieser „Krieg von morgen" ist seitdem zum Weltereignis der Gegenwart geworden . . . Und Georg Heidemarck steht als Berufsoffizier mit der deutschen Armee im Felde.

fliegender Storch, der seinen gehörigen Anlauf nimmt, in großen Sätzen über den Platz hin. Dann aber verließ es den Boden und schraubte sich in eleganten, großen Spiralen empor. In 500 Meter Höhe nahm es die Richtung auf den Mont-Ciseau auf, dessen steiler Kegel mit dem Aussichtsturm sich klar gegen den monddurchschienenen Silberwölkchenhimmel abhob. Die Stadt, die sie erst überfliegen mußten, war trotz der mitternächtigen Stunde in ein Meer von Licht getaucht; die Straßen wimmelten von Soldaten. Es war ja Krieg! Und er würde der Erste sein, der für sein Vaterland starb, aber im Tode noch siegte. Wandel folgte ihm auf einige hundert Meter, wie er sich von Zeit zu Zeit überzeugte.

Sie hatten den Berg überflogen und nahmen als neuen Richtungspunkt die Lichter von Pont-de-roi auf. Da nämlich das Städtchen Kopfstation der Eisenbahnlinie war, mußten die Ausladerampen hell erleuchtet sein. Auf diese gar nicht zu verkennende Lichterkette flogen sie nun zu. Von da ab folgten sie dann einfach den Silberfäden der im Mondschein gleißenden Schienen.

Es war Viertel auf eins.

Also noch eine Vietelstunde hatte er zu leben. Kindheit und Jugend ließ er an seinem Geiste vorüberziehen. Er lächelte, denn es waren freundliche Bilder. Gestern war er einundzwanzig geworden, jetzt war er mündig, ein Mann.

Wenige Minuten vor eins.

Da! Es war keine Täuschung: dort unten sah er den durch Bogenlampen und Magnesiumfackeln erleuchteten Tunneleingang. Die ausgestellten Posten der Tunnelwache hatten das Surren der Propeller gehört und sofort die ganze Besatzung alarmiert. Heiden sah ganz deutlich, wie sie aus ihren niedrigen Zelten hervorkrochen und an die Gewehre stürzten. Ehe sie aber zum Schießen kommen konnten, war er schon wieder außer Schußweite. Es hätte auch sonst leicht für ihn verhängnisvoll werden können. Denn er war, um sich über die beste Stelle seines Angriffs zu orientieren, in nur 100 Meter Höhe gefahren.

So, jetzt wußte er genug! In einer großen Schleife fuhr er wieder zurück, blieb aber zunächst in achtungsvoller Entfernung. Ursprünglich hatte er der Sicherheit halber den Stoß im Gleitflug ausführen wollen. Aber da konnte ihn beim langsamen Herabschweben gar zu leicht eine Kugel treffen und sein Werk zunichte machen. Er würde also mit voller Motorkraft gegenrennen. Als er die Richtung auf die Tunnelöffnung nahm, wollten die Hände kaum mit. Mit einem Ruck riß er die Steuerung herum. Der große Vogel senkte den Schnabel und stieß herab. „Wie ein Habicht auf den Hasen“, erzählte später Leutnant Wandel.

Fliegeroffizieren erwartet. Sie verabschiedeten sich von den beiden, von denen wenigstens der eine dem sicheren Tode, aber dem Tode fürs Vaterland, geweiht war. Sie sagten kein Wort, sondern drückten ihnen nur stumm die Hand. Dem kleinen Starke von den Karabiniers kamen sogar die Tränen, obwohl er es niemanden sehen lassen wollte. Dann ging man auseinander.

„Du, Wandel", sagte Heiden im Dahinschreiten, „ich denke, wir verbringen unseren letzten gemeinsamen Abend bei mir. Deine Sachen sind doch alle in Ordnung?"

„Ja! Sogar mein Testament liegt schon im Schreibtisch."

„Famos! Dann kannst du ja gleich mitkommen."

Als sie beide ins Zimmer traten, stand mitten in der Stube noch der kleine graugestrichene Offizierkoffer. Als Heiden ihn in eine Ecke stellte, mußte er in Gedanken an sein eifriges Packen vor wenigen Stunden wieder lächeln. Aber es war ein anderes Lächeln als das vom Nachmittag.

Punkt elf waren die beiden Fliegeroffiziere bei ihren Schuppen auf dem Flugplatze angelangt. Es war eine milde Maiennacht. Mondschein, Schäfchenwolken, leichte Brise aus West. Die beiden Flugzeuge, zwei Fokke-Eindecker, waren schon herausgezogen. Ein Feuerwerks-Feldwebel ließ gerade die Sprengladung von Soldaten im Passagiersitz aufstapeln und befestigen. Leutnant von Heiden trat an seinen Apparat.

„Gestatten Herr Leutnant", redete ihn der Feldwebel an, „daß ich die Zündvorrichtung erkläre. Herr Leutnant brauchen nur hier diese Reiß-Zündschnur zu ziehen, dann entzündet sich sofort die gesamte Sprengladung". Er ließ das Ende der Schnur in handlicher Entfernung vom Führersitz an der Außenseite der Karosserie befestigen. Inzwischen hatten die beiden Flieger sämtliche Spanndrähte nachgeprüft. Dann wurde der Motor, während das Flugzeug von kräftigen Soldatenfäusten am Boden festgehalten wurde, Probe laufen gelassen. Der eine Zylinder setzte zeitweilig aus. Nach Auswechslung der Zündkerze machte auch er wieder mit. Inzwischen war es dreiviertel auf zwölf geworden. Die beiden Freunde traten in den Schuppen, wo sie beim Scheine der elektrischen Lampe sich noch einmal die Flugstrecke dem Gedächtnis einprägten. Als das geschehen war, reichten sie sich zum letzten Abschied stumm die Hand. Dann traten sie wieder hinaus und stiegen in ihre Apparate.

Leutnant von Heiden band sich mit einem Riemen am Sitze fest, um bei der Landung nicht herausgeschleudert zu werden, und ließ dann seinen Motor anlaufen. Da alles in Ordnung war, gab er nach wenigen Augenblicken den haltenden Soldaten mit erhobenem linken Arm das Zeichen „Los!" Zuerst torkelte das Flugzeug wie ein auf-

so daß ich, zählt man nicht die Strecke, sondern den Inhalt der Zeit, im schlimmsten Fall dein Onkel sein könnte."

Frau Professor Ingres trommelte mit den Fingern nervös auf der Tischkante und blieb bis zum Abschied sehr kühl.

„Gute Nacht, Tante."

Sie bildete sich ein, er habe das strittige Wort eigentümlich betont, und so entgegnete sie kurz: „Gute Nacht." Ein freundliches: „Komm bald wieder, wenn du Lust hast", wie sie gewöhnlich hinzufügte, blieb diesmal weg.

Am nächsten Abend trafen sie einander bei Professor Wakenkoven, dessen braunhaarigem Töchterchen Erna die Klatschzungen eine Neigung für Doktor Syrlin nachsagten. Eifersüchtig beobachtete die Hofrätin das Mädchen, das er zu Tisch führte; sie haßte es, weil Erna den Neffen aus großen, ausdrucksvollen Augen ansah und er leise und eindringlich in sie hineinsprach.

„Weil sie jünger ist als ich, wenn ich auch hübscher bin als sie", dachte Frau Gretl bitter und kam sich plötzlich alt und lächerlich vor.

Professor Kuhmt, der Astrolog, der zur Linken der Hofrätin saß, beobachtete ebenfalls die beiden jungen Leute und meinte zwinkernd: „Der Schwiegersohn wird Wakenkoven schwer in der Tasche liegen und die schönen Honorare unseres Internisten bald klein kriegen. Das ist schließlich nur gerecht . . ."

Frau Ingres mußte an sich halten, um nicht heftig zu werden; immerhin antwortete sie herb: „Darüber zu urteilen, ist nicht Ihre und ist nicht meine Sache, lieber Freund. Übrigens ist meines Wissens mein Neffe nicht so arg verschuldet."

„Ihr Neffe? Ah — Verzeihung!" Der Astrolog tat, als sei ihm die Verwandtschaft gänzlich unbekannt: „Wohl ein Sohn Ihrer Schwester?"

„Nein."

„Gewiß also ein Neffe Ihres Mannes?"

Frau Grete schämte sich, ein lügenhaftes „Ja" zu sagen, und ihr war es unangenehm, einzugestehen, daß fast nur eine lockere Wahlverwandtschaft bestand. Aber sie blieb bei der Wahrheit: „Werner ist ein Sohn der ältesten Cousine Christians . . . Unser letzter lebender Verwandter."

„So . . . so . . .", erwiderte Kuhmt gedehnt und teilte den graumelierten Spitzbart in zwei ungleiche Hälften: „Meine Frau hat auch einen entfernten Neffen, einen außerordentlich soliden Menschen, dem sie aber nicht gestattet, zu ihr ‚Du' zu sagen. Wir fänden das unpassend. Gewiß, gewiß", besänftigte der Professor, da Frau Gretes Augen böse blickten. „Das alles ist Auffassungssache und Gewohnheit, und auch ein ausgeprägter Familiensinn hat seine Berechtigung." Innerlich faßte der

Heidens Gesicht war fröhlich.

Nur noch wenige Sekunden. Das grelle Licht des Scheinwerfers wollte ihn blenden, eine Salve peitschte ihm entgegen. Mit eisernen Fäusten hielt er das Rad, die Augen starr geradaus, zwischen den Zähnen die Reißleine.

Er flüsterte einen Namen, ihren Namen.

Wenige Meter vor dem Felsen riß er jäh den Kopf zurück. Es zündete.

Er war am Ziel.

* * *

Leutnant Wandel wartete, bis sich die Rauchschwaden verzogen hatten. Für ihn gab es nichts mehr zu tun.

Er flog wieder zurück, um das Gelingen des Werkes zu melden. Er war zwar dem Leben wiedergegeben — aber doch wußte er nicht: sollte er sich darüber freuen oder Heiden um seine Tat beneiden . . .

Welche Folgen der Opfertod des Leutnans von Heiden hatte, wie er den Aufmarsch der zweiten Armee um dreimal vierundzwanzig Stunden verzögerte und damit den Keim zu ihren weiteren Mißerfolgen legte, ist bekannt.

Grete Ingres.

Novelle von **Hans Ludwig Rosegger.** Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Zuweilen kam es vor, daß Syrlin durch Tage, während einer Woche, im stillen Professorenheim nicht auftauchte; dann erschien er wieder täglich; in den Pausen, in denen er nicht da war, wünschte Frau Grete oft, mit ihm zu plaudern, ein interessantes Thema beschäftigte sie, und sie fürchtete, zu vergessen, was sie dazu erwähnen wollte, aber die Hofrätin überwand sich nie zu einem einladenden, auffordernden Brief; obschon sie es nicht eingestand, es war die Furcht, er möchte die Zeilen für zudringlich halten.

Durch ein paar erregte Worte der Hofrätin und eine kühle Entgegnung Werners wären die freundschaftlichen Beziehungen beinahe in Brüche gegangen. Werner hatte im Gespräch „meine liebe Grete“ gesagt, statt ihr den Titel „Tante“ zu geben.

„Das verbitte ich mir“, fuhr sie heftig auf.

„Wie es dir beliebt, Tante; nur daß die geschraubte Anrede unsinnig ist, denn erstens bin ich mit dir kaum verschwägert und die drei Jahre — pardon! — die du älter als ich bist, fallen wirklich nicht ins Gewicht. Dafür habe ich auch das Leben zehnmal intensiver gelebt,

Entwicklungsjahre über Büchern versäumte, daher die Lungen verstaubten und das Blut verdickte; ich spreche natürlich in Bildern. In seinem Alter sind die Arterien zumeist so so . . .“

„Also Sie glauben nicht, Herr Professor, daß ich mich zu sorgen brauche?“ Frau Grete wünschte eine beruhigende Antwort und erhielt sie auch.

„Nein; Menschen mit seiner Konstitution, wenn sie sich nur ein wenig schonen, werden siebzig und achtzig Jahre alt. Sperren Sie ihm energisch Tinte, Papier und Feder vor der Nase weg und sagen Sie ihm, daß er die ägyptische Geschichte ägyptische Geschichte sein lassen soll; man ist lange genug ohne die Kenntnis der Pharaonenkönige und -Minister glücklich gewesen oder auch nicht, je nach Anlage und Temperament, na . . . und ebenso . . .“

Den Schluß unterdrückte die Autorität; noch vor kurzem wär Frau Grete über die mindere Wertschätzung der Forschungen ihres Christian ungehalten gewesen, jetzt hörte sie den Worten gleichgültig zu. Es war gewiß richtig, was Wakenkoven äußerte, zum Teil wenigstens war es richtig.

Hofrat Ingres wies das Ansinnen, seine Tätigkeit einzuschränken, empört zurück: „Wozu bezahlt mich der Staat, wenn ich auf der faulen Haut liege? Es ist meine Pflicht, zu schaffen und zu arbeiten.“

Das so oft vernommene tote Wort Pflicht gab Frau Grete einen fühlbaren Stich: „Was ist ‚Pflicht‘? Ein Phantom!“ sagte sie.

Ihr Mann schaute aus großen, runden Augen: „Pflicht ist die Grundlage jedes menschlichen Fortschrittes.“

Da verzichtete sie auf alles Weitere.

Und der Ägyptologe gelobte, mit seinen Hantelübungen, die ihm schon der Doktor in Leipzig geraten hatte, genauer zu sein, und nach den unermüdlichen Skribeleien des Tages, die Stöße Papieres mit geistreichen Kombinationen und Hypothesen über die Kulturwanderungen aus den Ebenen des Euphrat und Tigris in das Schwemmgebiet des Nils bedeckten, vernahm die Hofrätin das Keuchen seines kurzen Atems, wenn ihr Mann die Hanteln hoch und seitwärts stemmte.

Frau Grete wurde aber der Besorgnis, die ihn erfaßt hatte, nicht gewahr.

War es das flüsternde und böswillige Gerede der Leute, von dem ihm vielleicht ein halbes Bruchstück zu Ohren kam, oder war es einfach das sorgenvolle Mißtrauen des alten um seinen Besitz besorgten Gatten, der einen jungen Mann in der Nähe seiner Frau weiß und der dessen Einfluß auf sie deutlich und deutlicher merkt — jedenfalls verfolgte Ingres gespannt, wie Frau Grete größeres Gewicht als nur jemals auf Äußerlichkeiten, auf ihr Äußeres legte, und zeigte seinen Unwillen

Astrolog, der mit dem Fernrohr die Weiten des Himmelsraumes durchforschte, seine ehrlichen Gedanken, die er verschwieg, in die zwei Worte: „Na, na" zusammen, und es lagen darin mehr Zweifel und Vorwürfe und Bedenklichkeiten, als gewöhnlich in einen fetten Satz unterzubringen sind.

Noch in der Nacht, sofort als Frau Ingres von der Soiree heimgekommen war, schrieb sie an Werner Syrlin: „Ich bin gestern nervös gewesen; verzeih. Mir liegt sicher nichts daran, ob du mich ‚Tante' nennst oder nicht. Auf baldiges Wiedersehen!"

Aber dieser Brief wurde nie zur Post gebracht.

IV.

Der Herbst verging und der Winter verstrich. Fast jeden Tag arbeiteten Hofrat Ingres und seine Frau gemeinsam an dem populären Werk, das er diktierte und sie niederschrieb. Was früher nie oder doch nur selten der Fall war, Frau Gretl stenographierte unlustig die verschnörkelten, ineinandergeschachtelten Sätze, spiegelte bald Müdigkeit, zuweilen Kopfschmerzen vor, um die Diktate abzukürzen, und streckte sich im gedämpften Zimmerlicht auf den Diwan, las wohl auch ein wenig, starrte sinnend ins Leere oder zu der Wandtafel, die sie aus dem väterlichen Hause mitbrachte und die mit ihrer Brandmalerei moralisierte: Arbeite und bete.

Die Arbeit war ihr eine Last geworden und dem Gebete vertraute sie nicht. Wenn Frau Ingres auch nicht ausgesprochen krank war, so sah sie doch angegriffen aus und fühlte sich nicht wie sonst; Professor Wakenkoven, der sie untersuchte, empfahl Spaziergänge, mäßige Bewegung in frischer Luft und verbot das Stubenhocken. Die junge Hofrätin kam der Verordnung nach und hätte gern ihren Mann bewogen, sie hie und da zu begleiten, denn der Ägyptologe bedurfte wie sie einer Erholung, aber die Kollegien und Examina nahmen seine Zeit in Anspruch und was sie an knappen Stunden übrig ließen, das fraßen die Bücher der Bibliotheken, schwer entzifferbare Papyri und ungebrannte Lehmziegel, die zuweilen einige Hieroglyphenrunen trugen. Vor allem diese sechsflächigen, bröseligen Erdstücke und die literarischen Arbeiten ketteten ihn an sein Studierzimmer.

„Christian gefällt mir gar nicht", klagte seine Frau dem Hofrat Wakenkoven, „er ist in dem letzten Jahre stark gealtert und magert ab."

„Ein Gelehrter, gnädige Frau, ein deutscher Gelehrter", beruhigte der Arzt, und ihr blieb es frei festzustellen, ob das eine Anerkennung, ein Vorwurf oder eine bloße Tatsache war.

„Wenn er nur nicht ernstlich krank wird!"

„Du lieber Himmel — krank! Ihr Herr Gemahl ist wahrscheinlich nie gesund gewesen. Ein schwächliches Kind, vermute ich, das die

Stimme; „den Doktorgrad erwarb er bei weitem nicht in der kürzesten dafür vorgesehenen Zeit und mir — mir mangelt auch jetzt das Vertrauen zu seinen Kenntnissen.“ Der an eisernen Fleiß und strengste Pflichterfüllung gewöhnte Professor grollte einem in seinen Augen Leichtfertigen, der ganz anders geartet war, als er, und im Leben ganz andere Ziele verfolgte, als einen bescheidenen Stein in das ewige Gebäude der Wissenschaft einzufügen. Die Wissenschaft! Sie war dem Hofrat etwas Heiliges, Unantastbares, eine Gottheit, für die, wenn man zu ihr auch nicht gerade betete, der Kulturmensch Gut und Blut opferte. „Extra universitates litterarum non est vita“, so lautete Ingres' Glaubensbenntnis.

„Und siehst du, meine liebe Margarete“, schloß der Egyptologe, indem er das Gesagte nochmals kurz zusammenfaßte: „Werner unterbrach gewissenlos und zu häufig seine Arbeiten und mied die Hörsäle; das Versäumte kann er nie, nie nachholen, wenn er auch vermeint, die Lücken seiner Bildung durch Spazierfahrten — die Reisen, die er unternimmt, sind nur oberflächliche Spazierfahrten! — bequem zu ergänzen. Sein Wissen und Können ist unbrauchbares Stückwerk, von dem niemand Nutzen hat.“

„Warum sagst du das mir?“ fragte Frau Grete möglichst unbefangen und zerknitterte die rote Schleife ihres Hauskleides.

„Meine liebe Margarete, ich sage dir das, weil für mich die anfängliche Vermutung, daß Syrlin einen bedenklichen Einfluß auf deine ehedem gesunde Denkweise gewinnt, mehr und mehr zur traurigen Gewißheit wird . . . Versteh mich nicht falsch . . .“ Den Schweiß, den dem alten Herrn eine von Minute zu Minute gesteigerte Verlegenheit auf die Stirn trieb, wischte er mit dem Taschentuch ab. „Bitte laß mich ausreden!“ Ingres stellte sinnlos das Ersuchen, denn die Hofrätin saß starr und bewegungslos in einem Fauteuil und zeigte keine Lust zu irgendeiner Unterbrechung. „Nichts liegt mir ferner, als dir Vorschläge über deinen Verkehr zu machen . . . ich meine es gut mit dir und schließlich auch mit ihm . . . Er stört deine Kreise . . . vielleicht störst du ebenfalls seine Pläne . . . Verschiedenartige Intelligenzen können dauernd einander nichts bieten. Vertrau mir! Es tut nicht gut, die gebahnten Wege zu verlassen und im Gestrüppe umherzuirren . . .“

— Du weißt etwas vom Gestrüppe des Lebens! dachte Frau Grete bitter und erhob sich schwerfällig nach Schluß seiner ziemlich verworrenen Worte: „Wir wollen zu Bett gehen, Christian.“

Und wie Ingres merkte, daß er nicht erreichte, was er erreichen wollte: Frau Grete zu ernüchtern; daß er da zu viel sagte und dort zu wenig gesagt hatte, packte ihn eine förmliche Angst, in der er den

offen dadurch, daß er jede Neuerung, die ihn persönlich betraf, mochte sie noch so unbedeutend und dabei vernünftig sein, leidenschaftlich bekämpfte und hinter allem — hinter der Messingkaffeemaschine und dem blauen Anstrich des Speisezimmers — die Hände des Neffen vermutete. Tausendmal sagte Professor Ingres zu sich, daß sein lauerndes Mißtrauen häßlich und zwecklos sei, daß er damit nichts erreiche; und der abstrakte Theoretiker, der dem Leben stets fern gestanden hatte und niemals die Probleme der Moral und der Ethik erfaßte, suchte sich zu überzeugen, daß er nicht egoistisch etwas fordern dürfe, das er kaum schätzte und das einen Anderen glücklich machen konnte. Aber seine Gedanken gerieten in ängstliche Verwirrung, sobald ihm am Endpunkte seiner Vermutungen und Befürchtungen der Verlust Frau Margaretens drohte, zumal ihm Werner Syrlin unsympathisch war und unsympathisch blieb. Ingres bedauerte sich selbst, sah nun klar auch manchen seiner Fehler ein, weil ihm seine Frau immer mehr Kamerad und weniger Weib gewesen war, und in stillen Stunden entdeckte er, daß er dem Dasein wohl nicht so viel abgerungen hatte, als es zu bieten imstande war. In solchen Skrupeln, aus denen heraus der Gelehrte entweder den Entschluß schälte, dem Neffen kurz und bündig das Haus zu verbieten oder seinen Egoismus zu besiegen und Frau Grete freizugeben, sah er Gespenster, die nicht da waren, überschätzte die Gefahren, die erst aufzogen, und grübelte in schlaflosen Nächten, wie dem Unheil zu begegnen wäre.

Er liebte die, die ihm immer ferner wurde, liebte sie geistig und platonisch, mit dem träg tockenden Herzen des Bücherwurmes, und wie er alle Dinge der Welt mit dem abwägenden Intellekt erfassen wollte, so kristallisierte sich aus seinem Schwanken die Idee, durch eine offene, überzeugende Aussprache die Nebel zu zerteilen, die zwischen ihm und dem Menschen, der ihm zunächst stand, aufquollen.

Ingres bestimmte an jedem Tag den kommenden Abend, um mit seiner Frau zu sprechen, aber sobald sie am Schreibtisch den Bleistift in die Hand nahm und das Diktat erwartete, fehlte ihm der Mut, zu sagen, was er sich zurechtgelegt hatte, und er diktierte ihr Kapitel auf Kapitel des großen Werkes über die „Entstehung und den Zweck der Pyramiden“. Einmal vor dem Schlafengehen, als Frau Grete ihm schon die Stirn zum Gutnachtkuß geboten hatte, überwand sich der Hofrat wenigstens so weit, daß er ziemlich unvermittelt und verlegen seinen Neffen erwähnte; nur daß er an diese Einleitung statt des beabsichtigten Sermons ein paar Wendungen knüpfte, die Syrlin beschuldigten, anklagten, er hätte schon als Junge den Eltern Sorgen bereitet und mit dem Lernen Schwierigkeiten gehabt.

„Die Schulen absolvierte Werner mit Weh und Ach, meine liebe Margarete“, betonte Ingres besonders und dämpfte geheimnisvoll die

machte, fühlte sie sich eigenartig beklommen in der Mitte des eleganten Menschenschwalls, der nichtstuend die Trottoire des Grabens und der Kärntnerstraße auf und ab ging; die Herren, die — so vermutete sie instinktiv — nur das Weib und daneben höchstens den Sport zum Lebensinhalt nahmen, streiften absichtlich an sie an, und die geputzten Damen wichen dem einfach und geschmacklos gekleideten Mädchen keinen Schritt aus . . . Unverschämte Blicke, ein vielsagendes Zwinkern aus den Augen eines schlendernden Nichtstuers verwirrten sie, und daß ein „Luftikus“, eine „Drohne der Gesellschaft“, mit welchem Beinamen Professor Laguna alle belegte, die gut rasiert waren und Lackschuhe trugen, ihr Aufmerksamkeit schenkte, weckte gemischte Gefühle von Genugtuung und Empörung. Während der Ingresschen Ehe in Wien, Prag, Leipzig und abermals in Wien wich allmählich das zwiespältige Empfinden, das ihr die eleganten Menschen einflößten — sie begann zu ahnen, daß sie zu ihnen gehörte . . . Die Brücke zu ihnen schlug Werner Syrlin. Frau Grete sehnte sich, Schmeicheleien zu hören, bewundert zu werden und mit Fröhlichen fröhlich zu sein. Der ironische Neffe zerpflückte halb absichtlich, halb ungewollt ihre Hochachtung für die Bücherweisheit, für logische Erwägungen und abstrakte Gelehrsamkeit. In ihr wuchs ein heimlicher Haß gegen alles Gedruckte und Geschriebene, das dem Hofrat einen Lebensinhalt gab. Frau Ingres atmete mühevoll, wenn sie nur an Bücher dachte, wenn das Wort „Ägypten“ fiel.

Sie hatte jetzt andere Probleme zu erforschen, als die Regierungstaten eines mumifizierten Ptolomäus.

Liebte sie Werner . . .?

Manchmal sprach die Hofrätin diese Frage aus — und antwortete darauf: nein. Sie dachte viel an ihn und wünschte oft, er möchte da sein, wenn sie allein war. Sollte das „Liebe“ sein . . . Dann setzte sie sich ihrem Bilde im Spiegel gegenüber und fixierte ihr zweites Ich: sie sah, daß sie jung war; und sie wollte jung sein und glücklich. Dünne Fältchen um die Augen mahnten leise: N o c h bist du jung, n o c h bist du begehrenswert! Säume nicht! Versäume es nicht, den berauschenden Trunk zu schlürfen, den das Schicksal jedem kredenzt, der ihn trinken will!

Ein paar Stunden später saß Frau Grete mit Werner beisammen und sie hatte Lust, ihn grollend zu fragen: Warum bist du so oberflächlich? Warum gehst du in Äußerlichkeiten auf? Und warum zieht mich gerade das zu dir? Ein andermal widersprach sie sich selbst: Er ist nicht oberflächlich! Er jagt bewußt dem Schein nach, statt den Kern zu suchen, denn der Schein ist schön und süß; der Kern wahrscheinlich ernst und bitter . . .

Da liebte sie ihn gewiß.

letzten Trumpf ausspielte, den er nicht für vornehm hielt und von dem er sich gleichwohl viel erhoffte. Schnellen Schrittes trat er auf seine Frau zu, die schon die Türklinke niederdrückte: „Margarete, bedenk, Werner ist verschuldet, in den Händen von Wucherern; Werner ist ein unsolider Mensch.“

Mit diesem kurzen herausgestoßenen „Werner ist ein unsolider Mensch“ war nach der Ansicht des Professors der Neffe gerichtet. Wie verachtete er dieses leichtfertige In-den-Tag-leben und begriff nur die Naturen, die ihm ähnlich waren, die nie mehr verausgabten, als sie einnahmen, und Pfennig zu Pfennig in die Sparkasse trugen und sich schämen, einen Groschen schuldig bleiben zu müssen, weil der Buchhändler oder der Kommis im Papiergeschäft vielleicht gerade eine größere Note nicht wechseln kann.

„Warum sagst du mir das?“ wiederholte abermals die Hofrätin und wußte doch genau, warum ihr Mann das erzählte; dann schwieg sie, denn w e n n sie redete, war allzuviel zu reden.

„Margareta . . .“

„Schlaf gut, Christian.“

Frau Grete drängte es, den Aufgeregten mit einer Lüge zu beruhigen und sein quälendes Mißtrauen einzulullen, und sie brachte die Unwahrheit nicht heraus; die Art ihres Mannes kränkte sie — eher hätte sie ihm eine eindeutige Frage verziehen; die Hofrätin zwang sich zu dem Glauben, Syrlin würde schuldlos angegriffen und verleumdet; die Phantasie der Frau erblickte in ihm einen Märtyrer gemeinen Tratsches und sie saß lange mit in die Hände gestütztem Kopfe wach im Bette. Aber je länger sie das Gehörte überdachte, desto größere Gewalt gewann es über sie, weil das korrekte Milieu des Vaterhauses und die bedürfnislosen Prinzipien ihres Gatten ihre eigenen Grundsätze streng und unnachsichtig gemacht hatten.

„Er hat Schulden . . . Er ist ein unsolider Mensch, der kein Vertrauen verdient . . .“ murmelte Frau Ingres zwischen Wachen und Träumen. —

Es wurde von den Leuten, bei denen die Hofrats verkehrten, mancherlei von den „Beziehungen“ der „blonden Ingres“ zu Syrlin gewispert.

Frau Ingres entging es, daß sie beobachtet wurde. Durch den Verkehr und den Gedankenaustausch mit Werner erschloß sich ihr eine fremde Welt, eine Welt, die sie immer schon reizte und die sich so grundverschieden von jener zeigte, in welcher sie geboren war, in der sie aufwuchs und mit der sie ihre Ehe aufs engste verknüpfte.

Wenn die hübsche Laguna ehemals aus der Lehrerinnenbildungsanstalt ermüdet und abgespannt einen Umweg durch die innere Stadt

Kind ist nicht einmal so wichtig. Daß du nicht lebtest, das ist's ... Wer weiß übrigens, ob es Glück bedeutet, gelebt zu haben, wie ich es meine."

Über solche eingestreute, phosphoreszierende Splitter kam Frau Grete nicht schnell hinweg, und sie zürnte dem Neffen, der ihr mit seinen flimmernden Philosophien die Ruhe raubte. Die Hofrätin vermutete, Syrlin freute sich, daß sie seiner Ironie mehr und mehr Geschmack abgewann; seine Ausfälle gegen die trockenen Menschen ihres Kreises wurden heftiger und er geißelte die Aufgeblasenheit der Selbstzufriedenen, verhöhnte ihre Kleinlichkeit, und schon wie er den Namen „Professor" mit gespielter Hochachtung aussprach, war eine böse Infamie. Frau Ingres opponierte nicht und stimmte nicht bei; doch hörte sie gern zu. Ihre aufquellende Feindschaft gegen die Kollegen des Hofrates, die Kollegengattinnen und Kollegentöchter, die sie sonderbarerweise alle für ihr verfehltes Dasein verantwortlich machte, freute sich an den Urteilen Werner Syrlins, der einseitig und ohne Nachsicht kritisierte.

Die Bemerkung über seine Verschuldung hatte in Frau Ingres einen unangenehmen Eindruck hinterlassen, einen größeren, als sie ihrem Manne zeigte, aber sie hoffte immer noch, die Leute hätten auch in diesem Fall übertrieben, oder der Professor trug die Farben absichtlich dicker und schwärzer auf, denn er verfolgte ja einen bestimmten, ihr nur zu bekannten Zweck mit der Mitteilung. Doktor Syrlin war von Haus aus wenig vermögend und als Assistent Wakenkovens bezog er ein kleines Gehalt; seine Einnahme aus der Privatdozentur und der Praxis fielen nicht ins Gewicht. Die Patienten scheuten die Art, wie Werner sie behandelte, ein wenig von oben herab und ironisch, und was man einer anerkannten Autorität vielleicht verziehen, sogar als „persönliche Note" angerechnet hätte, nahm man dem jungen Arzt übel.

Frau Grete wünschte Klarheit und fragte den Neffen direkt: „Du bist in Geldverlegenheiten?"

Er lächelte: „Willst du mir etwas schenken, Tante?"

„Laß das Spaßen ... die Menschen tuscheln über deine Ausgaben, die mit deinen Einnahmen in so krassem Mißverhältnis stehen." Die Hofrätin klopfte auf den Busch.

„Die ‚Menschen' tuscheln ... Wie mir das gleichgültig ist."

„Also du gestehst, daß du Schulden hast?"

„Gestehen — nein; aber wenn es dich interessiert, so sage ich dir gern, daß ich Schulden habe." Er nahm die Sache sehr leicht.

„Wie viel?"

Syrlin nannte eine runde Summe.

„Aber Werner!"

Er legte die Stirn in Falten: „Ich nähre mich von den Zinsen meiner Verbindlichkeiten. Das wirst du nicht verstehen. Weißt du, wenn

Dann, wenn die Dämmerung schummrige Schatten gebar und er zurückgelehnt eine Zigarette zwischen den schmalen Fingern drehte, um im leisen Selbstgespräch zu philosophieren: „Wir Menschen haben ein persönliches und ein soziales Gewissen — das persönliche will unser ureigenes Glück und das soziale befiehlt die Aufopferung für den Nächsten. Das sind unvereinbare Widerstreite; vereinbar erst dann, wenn der Kopf kühler zu denken beginnt und das Herz langsamer schlägt; wenn man alt ist. Warum soll ich mich mühen und den Anderen dienen, die es mir kaum danken. Niemand ist unersetzlich, ich zuletzt . . . Auch ohne mich kreist die Erde ihren Gang rund um die Sonne und die krabbelnden Bewohner der Erdkruste lieben und hassen, lachen und weinen ohne mich, mit mir . . . Ja, würde mich mein Arbeiten und Schaffen befriedigen, dann wäre es etwas anderes. Wer Einziges, Höchstes, Unvergängliches wirkt und in seinen Schöpfungen unsterblich wird, der mag darin Befriedigung finden. Die Dutzendleistungen und die Tätigkeit des Durchschnittes mögen unentbehrlich sein, damit das Räderwerk der sozialen Maschine surrend läuft — aber warum soll der Mechanismus ohne Gebrechen funktionieren . . . Wer sagt, daß er es soll? Er, der den Einzelnen beengt; der Einzelne kann in ihm zugrunde gehen, um sein Leben betrogen werden, und sie begraben die Guten und Bösen, die weißen Lämmer und die schwarzen Böcke auf demselben Friedhof, in derselben Reihe, und marmorne Leichensteine registrieren die Daten des Geborenwerdens und des Sterbens."

Syrlins Skepsis strotzte von Unlogik, lobte heute, was sie gestern schmähte, und wenn Frau Grete sagte: „Du widersprichst dir", zuckte der Doktor nur die Achseln: „Natürlich widerspreche ich mir, denn auch ich löse die Gegensätze nicht, die ihr nicht löst, weil sie in das Sein selbst eingewebt sind, oder weißt du vielleicht eine verständige Brücke die von der Naturpflicht der Selbsterhaltung zum Kulturgesetz der Selbstaufopferung führt?" —

Schwankte die Hofrätin bei der Frage: Liebe ich ihn?, so schwankte sie doppelt, wenn sie nachdachte: Liebt er dich? Vielleicht; wie eben egoistische Wesen lieben können; rücksichtslos mit den Sinnen, mit einem Abglanz der Eigenliebe und einem Gran Hochmut, dem eine Eroberung schmeichelt und dem der Besitz die Zeit verkürzt.

„Es ist um dich schade, Grete!" hatte er einmal unvermittelt ins Gespräch geworfen und den Kopf in die Rechte gestützt.

„Es ist nicht schade um mich . . ." Es gelüstete sie, mehr von der Gedankenkette zu hören, deren letztes Glied Werner verriet; aber sie hatte nicht den Mut weiterzuforschen.

Er fügte von selbst noch ein paar erklärende Worte hinzu: „Du verkommst, du verpöbelst. Hättest du wenigstens ein Kind . . . Das

Die Hofrätin krallte die Fingernägel in die Handballen, um ihre zitternde Bewegung zu beherrschen. Dann erschrak sie über ihre eigenen Worte: „Erna Wakenkoven scheint dir gut zu sein."

„Erna Wakenkoven — meinst du?" Syrlin walzte eine weitere Zigarette und ihn interessierte scheinbar nur das Knistern des Tabakes und das Verglimmen der Papierhülse: „Meine liebe Grete, Erna ist ein gutes Kind, das man gern haben könnte. Sie ist mir sehr sympathisch Und gerade deshalb werde ich sie nicht heiraten. Das wäre unanständig. Wer meine Frau werden soll, muß das Leben begreifen und muß mich begreifen, daß ich nicht anders handeln kann. Von einem kleinen Mädchen ist so tiefes Verständnis nicht zu erwarten." Werner bohrte den Finger nachdenklich in das Spitzenmuster der Tischdecke: „Traurig, zugegeben . . . Die Sache von der Decke und dem Strecken danach ist aber unabänderlich . . : Ja, wenn ich Erna sehr lieb hätte und sie mich sehr lieb hätte . . . Ich mag das Mädel gut leiden, recht gut. Ich wüßte nur eine, die mir das viele Geld schenken dürfte; wie schade, daß gerade diese eine weder frei ist, noch etwas zu schenken hat, noch zu schenken Lust hat."

Frau Ingres wurde rot: „Wie hast du die Menge Geld verbraucht?"

„Jugendleichtsinn, glaub mir; eine Kleinigkeit wird bei dunklen Ehrenmännern ausgeborgt, die Prozente sind unerschwinglich, das Kapital wächst täglich und um ein Loch zu stopfen, reißt man zwei andere auf. Mit einer kleinen Flasche Sekt, die für die Geldtasche zu groß ist, beginnt die Misere und läßt nicht mehr locker. Von Tausend, die dir die Ursache ihrer Geldkalamitäten beichten, werden dir neunhundertneunundneunzig dasselbe Lied singen."

„Wenn die Geschichte mit der einen kleinen Flasche Sekt wahr ist — warum beherrschtest du dich nicht zur rechten Zeit?" Die Hofrätin empörte seine kalte Gleichgültigkeit: „Warum hast du nicht gearbeitet?"

„Hab' ja gearbeitet . . . Verstehst du mich, so soll es mich freuen, weil du dann auch verrückt bist, und in unserer wohlorganisierten Welt sind nur die genießbar, die einen Hieb weg haben. Wenn du mich nicht verstehst, gratuliere ich dir, weil dir das Schicksal die tolle Fahrt zwischen der Scylla und der Charybdis hindurch gnädig ersparte . . . Man könnte das Ganze das ‚Märchen von der Flasche Champagner' betiteln. Der junge Mediziner Werner Syrlin verliebte sich in ein Frauenbild, das im Künstlerhaus ausgestellt war. Lach nicht . . ."

Sie spürte keine Lust zum Lachen.

„Ich schrieb sofort an den Maler und bat ihn um den Namen des Modells. Die Antwort, die ich erhielt, fiel stark ironisch aus: Das Original gab es gar nicht; 's war ein Phantasiestück, in das ich mich vergaffte. Dem Künstler kam ich natürlich sonderbar vor und er wollte

man den Wucherern genug abgeknöpft hat, können sie einen nicht fallen lassen und müssen weiter borgen, um nicht alles einzubüßen. Ich habe sie in der Hand, nicht sie mich, ihnen bleibt nur die Hoffnung, daß ich mich rangiere."

Frau Grete war entsetzt: „Das ist Hochstapelei, Werner!"

„Dann gibt es in der besten Gesellschaft Wiens tausend Hochstapler und ein Dutzend darüber ... Ich kann mich jeden Tag mühelos aus der Affäre ziehen."

Sie verstand ihn falsch: „Du willst dich doch nicht ...?"

„Umbringen? Pfui. Nein; übrigens ist auch das eine Form, sich allen Verbindlichkeiten zu entziehen. Aber es geht auch schmerzloser." Mit gleichgültiger Miene zog der Doktor ein paar Briefe aus der Brieftasche: „Da schreibt mir zum Beispiel ein Herr Moses Rosenstock aus Pest: ‚Euer Hochwohlgeboren! Offeriere Ihnen eine gute Partie mit zweihundert Mille Mitgift. Nach dem Tode der alten und kränklichen Eltern ist eine ungefähr doppelt so große Summe, derzeit mündelsicher angelegt, zu erwarten. Voraussetzung des Abschlusses ist, daß die Religion der Dame kein Hindernis bietet. Photographie jederzeit zur Ansicht. Wollen Euer Hochwohlgeboren mir umgehend Ihren Entschluß zukommen lassen, da bereits ein Mühlenbesitzer aus Komorn auf besagte Dame reflektiert. Mit vorzüglicher Hochachtung usw.' ... oder", Werner entfaltete ein zweites Schreiben: „Lakonischer drückt sich Arpad Haas, ebenfalls in Budapest wohnhaft, aus: ‚Mädchen, Mitte der Zwanzig, Erbin eines bedeutenden Vermögens, Mitbesitzerin von Eichenwäldern in Galizien mit 6 bis 8 Prozent Verzinsung. Für vorurteilslosen Kavalier' ... Na, Tante?"

„Genug! Sei um Gottes willen still! Das ist ja entsetzlich!" Frau Grete starrte ihn aus weitgeöffneten Augen an.

„Mag sein, daß es entsetzlich ist..." Die Briefe verschwanden wieder in die Tasche.

„Und du hast darauf schon geantwortet?"

„Nein."

„Aber du wirst darauf antworten?"

„Auch nicht."

Sie sann wenige Augenblicke: „Du weißt keinen anderen Weg, um deine Gläubiger zu befriedigen, als durch eine reiche Frau?"

Syrlin drehte eine Zigarette, zündete sie an und blies den Rauch aus den Lungen zur Zimmerdecke: „Wenn ich nicht das große Los gewinne oder mich nicht ein Erbonkel in Australien oder Amerika zum Universalerben einsetzt ... Selbst eine gutdotierte Stelle gäbe nichts aus... Der Rest ist: man wird heiraten."

— Wie alt und ledern Christian ist — drängte sich ein Gedanke in Frau Gretes gelangweiltes Warten, während der Bleistift auf der Schreibtischplatte spielerische Figuren zeichnete.

Der Hofrat diktierte endlich: „Das vom Nil durch das bei seinen Quellen fallende Regenwasser, welches den Strom periodisch zur Anschwellung bringt, überschwemmte Land bezeichnen die Eingeborenen als ‚Noscha‘, hingegen das durch künstliche Mittel, wie Kanäle und Bassins, bewässerte ‚Scharaki‘; für wüstes, steriles Ödland gilt das Wort ‚Tawalef‘ und solches, das anscheinend ohne Bewässerung Früchte trägt, was durch unmerkbares Einsickern der Feuchtigkeit in den Boden hervorgerufen wird, nennen sie ‚Baali‘, wobei sich der Fellach nicht bewußt ist, daß in dem Ausdrucke der semitische Gott ‚Baal‘ verborgen steckt, dem die abergläubische Antike jedes ihr als Wunder erscheinende Phänomen als Ausfluß seiner Macht zuschrieb . . .“ Ingres machte eine kurze Pause und stellte hernach die typische Frage, indem er die letzte Wendung wiederholte: „Hast du: ‚. . . jedes ihr als Wunder erscheinende Phänomen als Ausfluß seiner Macht zuschrieb‘ . . .?“

Frau Grete aber hatte den Kopf in beide Hände gestützt, statt das Diktat zu Papier zu bringen; nun schrak sie zusammen: „Wie meintest du, Christian?“

Leicht ungeduldig, schon mit dem Aufbau einer weiteren Periode beschäftigt, sagte der Ägyptologe: „Ob du geschrieben hast . . .“

„Verzeih, ich bin heute abgespannt und zerstreut . . ., überhaupt würdest du mir einen großen Gefallen erweisen, wenn du mich für einige Wochen von der Mitarbeit dispensiertest. Ich fühle mich seit Tagen nicht recht wohl und Wakenkoven meinte, mehr Bewegung in der frischen Luft würde mir zuträglich sein.“

„Natürlich, natürlich, liebe Margareta! Wenn der Doktor dieser Ansicht ist, will ich dich keineswegs hindern. Ich finde freilich, daß du beruhigend aussiehst; immerhin kann sich der Laie — und in der Medizin bin ich zweifellos ein Laie — sehr leicht täuschen. Wir müssen uns den Anordnungen des Arztes fügen, der mit seinem geschulten Auge früher als andere die Symptome einer schleichenden Krankheit erkennt.“

Die Hofrätin glaubte einen verborgenen Vorwurf daraus zu hören und schnell gereizt suchte sie Worte, um ihn der Rücksichtslosigkeit, einer Gleichgültigkeit gegen ihren leidenden Zustand zu beschuldigen.

Ingres ließ ihr keine Zeit dazu und legte seine magere Hand auf ihr stumpfblondes Haar: „Du hättest mich schon eher darauf aufmerksam machen sollen, daß dich die wissenschaftliche Tätigkeit angreift . . . Nur nichts versäumen, nichts versäumen . . . Im Keim ist einer Unpäßlichkeit zumeist unschwer beizukommen, vernachlässigt dagegen pflegt sie selbst an und für sich wirksamen Kuren hartnäckig Widerstand zu leisten.

den merkwürdigen Kauz kennen lernen. Ich besuchte ihn. Der Mann hatte eine Frau und er hatte unbewußt die Züge der Frau gemalt — nicht ganz lebenswahr, aber ich erkannte sie mit dem ersten Blick und das Unheil war fertig." Der Doktor tötete eine ausgerauchte Zigarette im kupfernen Aschenbecher, den eine patinierte Faunsgestalt trug. Syrlin kreuzte die Beine und verschlang die Hände im Nacken: „Diese Frau nun hat den Maler nicht geliebt und mich nicht, sondern einen dritten und das Leben wurde ihr plötzlich zu kompliziert, zu dumm. Da hat sie sich vergiftet. Ihr Mann und ich und vielleicht auch noch der andere standen am offenen Grab und die Schollen kollerten. ‚Wir sind alle unschuldig', sagte der Künstler, ‚und sind alle schuldig . . . Daran glauben hat aber die Arme müssen.' Dreimal zwei Tage später begruben wir ihn neben seiner Frau. Das gleiche Gift aus der gleichen Schale. An diesem Abend, liebe Grete, habe ich die Flasche Sekt getrunken, die ich nicht zu bezahlen vermochte."

Die Hofrätin kämpfte gegen Tränen: „Dann bist du auf Reisen gegangen?"

„Dann bin ich auf Reisen gegangen und habe meine Weltanschauung gründlich umgekrempelt oder richtiger ausgedrückt, über Bord geworfen, weil sie ein wertloses Ding war, das dem Leben nicht standhielt. — Da hast du mein ehrliches Bekenntnis und ich rate dir, einfach zu sagen: Ein anständiger Mensch erlebt dergleichen nicht. Frag deinen Mann, ob er das nicht auch glaubt. Und noch eins . . ." Aber Werner verlor die Lust für ein weiteres Gespräch und stand auf. Er zog den Vorhang vom Fenster zurück, doch auch draußen war es finstere Nacht.

„Leb wohl, Tante."

„Kann ich etwas für dich tun, Werner?" Die Hofrätin war in einer weichen, gefährlichen Stimmung.

Syrlin sagte ernst: „Du kannst für mich wirklich nichts tun, meine gute Grete."

V.

„Konntest du meinem Diktate folgen, liebe Margareta? Es hieß also: ‚. . . und so werden die Nilstauungen, abgesehen von ihrem Einfluß auf das Klima, auch die Grundmauern der altehrwürdigen Denkmäler unterwaschen' . . ."

„Es ist schon geschrieben, Christian."

„Dann können wir fortfahren." Professor Ingres nahm seinen Pendelgang durch das Zimmer wieder auf; umständlich öffnete er ein gelehrtes Buch beim Lesezeichen, das die Seite fünfhundertunddreiundzwanzig markierte, schob jedesmal, wenn er am Mitteltisch vorbeikam, einen Sessel ein wenig zu Seite, obschon er durch ihn gar nicht behindert wurde, und legte sich den nächstfolgenden Satz zurecht.

stehen und die Wellen lockten sie und sie warf ein Holzstück, auch einen Rindenbruch, hinein und der Strudel wirbelte die Splitter im Kreise und sie fragte sich laut, ob die Wasser, die im Zirkel jagten, genug Kraft besäßen, einen Menschen fortzutreiben.

Verlosch die Dämmerung und sank die Nacht nieder, so fürchtete sich die blonde Frau vor dem plätschernden Wellenschlag der Donau, die geheimnisschwanger zum Meere eilte, des weiten Weges von den Alpen zur See nicht müde wurde und in den Jahrtausenden der Zeit mancherlei erlebte, das sie nicht ausplauderte — es mochte denn sein, daß ihr Glucksen ein Murmeln war, das nur die Menschen nicht enträselten . . .

Später, da saftiggrünes Gras aus den Wiesen sproß und Feldblumen in den sammetnen Teppich bunte Muster webten und die Natur überall jubelte, auch da lachte die Hofrätin nicht.

Eher daß sie weinte.

Am meisten liebte sie es, wenn ein Gewitter stürmte und gelbblaue Blitze zornig den Himmel spalteten; dann löste Frau Grete die messingblonden Haare und breitete die Arme aus.

Flattrig zerzauste der Wind die mattleuchtenden Strähne . . .

Der April ging.

Der Mai kam.

Ein echter, reicher Frühling.

(Schluß folgt.)

Platon Sanchez.

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

Die Truppen der Republik haben Queretaro, Mexiko, Vera Cruz erobert, sie haben das Land von der Fremdherrschaft befreit und Maximiliano de Habsburgo, der sich Emperador nennen ließ, mitsamt seinen vaterlandsverräterischen Generalen Miguel Miramon und Tomas Mejia auf dem Cerro de la Campana erschossen. Benito Juarez ist wieder Herr des Staates, er hat das kaiserliche Dekret, das alle Republikaner den Banditen gleichstellt, in seiner wilden Art beantwortet und schickt sich an, Mexiko von den Pfaffen, Reaccionarios und den letzten Anhängern des österreichischen Conquistadors, der sich anmaßte, die Krone des großen, unglücklichen Montezuma zu tragen, zu säubern. Der rote Juarez triumphiert über die klerikale Hydra, über die Schlappschwänze in der Union und die europäischen Fürsten und Diplomaten, denen allen zum Trotz der Usurpator gerichtet wurde. Aber doch ist sein Triumph nicht vollständig. Überall in versteckten, sumpfigen, fiebrigen Schlupfwinkeln lauern noch versprengte Monarchisten, verzagte Geistliche, Eingeborene und Fremde,

Wegen einer etwaigen Verzögerung meines Werkes brauchst du dich nicht zu sorgen, ich kann die Abhandlung auch ohne deine liebenswürdige Hilfe bei einigem Fleiße meinerseits vollenden."

Nun tat Frau Grete der alte Herr leid; sie schlug ihm vor, eine bezahlte Kraft aufzunehmen, welche die Niederschrift besorgen könnte.

„Nein, nein!" wehrte der Gelehrte die Zumutung, eine fremde Person ins Haus zu bringen, mit ungewohnter Energie ab, „sie würde doch nur mechanisch stenographieren, was ich sage, würde mir eher hinderlich sein ... Bei dir rechne ich auf dein Verständnis und weiß, du machst mich auf Versehen, die mitunterlaufen, verständnisvoll aufmerksam."

— Ja früher, als ich noch an dich glaubte, warf die Hofrätin in Gedanken ein; wie oft in den letzten Monaten kamen ihr Tränen, und gern hätte sie geantwortet: Christian! Befreie dich von deinem dummen, ertötenden Ägypten; nimm Urlaub! Fahren wir fort — schnell, heute noch, morgen ..., in die Schweiz, irgendwohin, nur fort von hier. Hier gehe ich zugrunde, sterbe ich ...

Aber er würde sie ausforschen, nach den Ursachen suchen, und sagte sie die Wahrheit, er würde sie nicht begreifen und sich nur grämen und niemandem wäre geholfen.

Auch zu einer heimlichen Abreise allein, zu einer Flucht, war die Hofrätin manchmal entschlossen, wenn sie etwas, das wie ein Verhängnis war, näher und näher kommen fühlte; sofort aber sehnte sie sich bebend nach einem großen Schicksal, begehrte im Sturm zu stehen, der Wind sollte brausen und die Wellen sollten kommen ... Und die Angst schnürte ihre Kehle, die Wogen könnten sie erfassen, ersticken ...

So schwieg Frau Grete.

Schwieg zu ihrem Gatten und schwieg zu einem andern, der sie wohl verstanden hätte.

Als es Frühling wurde, fuhr Frau Ingres nachmittags, zuweilen auch schon am Morgen, in den Wienerwald oder in die Wachau; da saß sie auf einer einsamen Bank, im dunkelgrünen, herb duftenden Moos und starrte, daß nicht einmal die Augenlider blinzelten, vor sich hin. Ein Bauer, ein Knecht pflügten die braune Erde um, ein Säer streute die Körner in die gerissenen Furchen, daß die Saat treibe — aber hätte sie nachher jemand gefragt, warum die beiden wintergemästeten Schimmel vor dem Pflug plötzlich scheuten — es war wohl ein geängstigter Hase im Zickzack gesprungen — und weshalb der Säemann zurückblickte — er hörte wohl vom Hof her einen Ruf, der ihm galt —, dann würde Frau Grete den Frager erstaunt angesehen haben: „Welche Pferde? Welcher Mann? ..."

Wo die Donau tiefdunkelblau im Widerspiel des Himmels oder durch Regengüsse schmutziglehmig gurgelte, blieb Frau Ingres am Ufer

davonmachen. Hei, da gibt's eine Hetze! Wie die Weiber miauen und kratzen! Nichts hilft den Katzen, man bindet ihnen die Pfoten einfach auf den Rücken. Keine ist zu alt oder zu schmutzig, und die gefangenen Männer, ehe man sie auslöscht, müssen zuschauen. Platon Sanchez treibt es da nicht anders als sein Reitknecht.

Dennoch verwünscht er seine Mission, die den Herren von Mexiko, die warm im Palacio sitzen, zu langsam vonstatten geht, und die ihn antreiben und drangsalieren — beinahe, als ob sie es ihm nachtrügen, daß er den Emperador richtete. Juarez und Diaz tun manchmal, als wäre Ihnen Maximiliano lieber verbannt als tot, aber sie tun nur so und wälzen ihre Schuld auf andere, auf Escobedo und Platon Sanchez, denen die unversöhnlichen Pfaffen Rache schwuren und denen die Rebellen am heißesten nachspüren. Unter solchen Umständen ist es nicht leicht, ein aufgebrachtes, mißtrauisches, hinterlistiges Volk — Rote und Mischlinge — das ins Gesicht schmeichelt und bis auf die Knochen falsch ist, zu beruhigen, und Oberst Sanchez begnügt sich oft damit, die Leute nur still zu machen — so oder so.

Da brechen auch noch die Herbstregen herein, stete, graue, triefende Regen, daß die Bäche zu Flüssen, die Flüsse zu Strömen, die Ströme zu Seen anschwellen. Den Pferden und Reitern, die durch die Wassermeere waten, steigt die Flut bis zum Leib. Die Tiere versinken, den Soldaten gurgelt die Nässe in die Stiefelschäfte.

Am schlimmsten läßt es sich in der zweiten Novembernacht an, das Regiment löst sich auf, um, in kleine Trüppchen zertrennt, leichter ein Unterkommen zu finden, in einem Steinbruch, unter Bäumen, auf einer Hacienda.

Platon Sanchez reitet stundenlang, stundenlang ohne Absehen, mit drei Kavalleristen und dem Leutnant Garcia; ins Gezisch der Regentropfen auf den Blättern kreischen Papageien und winseln Affen, und baumelnde Schlingpflanzen verwickeln sich in die Mähnen der Gäule, die scheuen, und in die Sporen der Reiter, die gottsjämmerlich fluchen. „Wir ersaufen!" schreit Garcia; „nein, wir werden stranguliert", sagt Sanchez mit verbissenem Zorn. Und kein Stück Brot mehr in der Tasche, keinen Fleischfetzen, das Wetter hat alles Wild verscheucht. Nacht; ein undurchdringliches Dunkel, rechterhand steile Steinhalden und linkerhand ein lärmender Wildbach. Man kann sich den Hals brechen und den Schädel einschlagen — ein Wunder, wenn mon sich nicht die Glieder abstößt!

Da hat der Himmel Einsicht. Die Pferde schnauben ängstlich, weil sie mit den Köpfen beinahe an die Holzwand eines Pueblos prallen, das, an einen Felsen gebaut, fast bis zum Bach vorsteht. „Caramba!" flucht Garcia, aber es klingt Befriedigung aus dem Fluch, obwohl sein Scheck scheut und hochgeht. Aber nirgends ist eine Tür, ein Eingang, nur eine

die den Emperador nicht vergessen wollen, die einen erschlagenen Vater, Bruder, Sohn zu rächen haben. Guerillabanden haben es sogar gewagt, Escobedo in Queretaro anzugreifen. Wegelagerer berauben die Staatspost, Rebellen fangen aus dem Hinterhalt mit ihren Lassos die Patrouillenführer ab, und hascht man einen solchen kaiserlichen Gaucho, knüpft man ihn zur Abschreckung an einen Baum — schon tags darauf baumelt daneben ein republikanischer Hauptmann.

Benito Juarez hat Sorgen.

In jeder einsamen Hacienda, in jedem gottverlassenen Pueblo, auf jedem Rancho verschwören sich die Reaccionarios und konspirieren gegen die liberale Regierung. Die Empörer hausen in den Felsengebirgen, an den unzugänglichen Lagunen, sie durchstreifen frech die Llanos und ihre gefährlichsten Nester haben sie in den Schluchten der wüsten Sierra Gorda. Dort war Mejias Heimat. Schlecht bewaffnet und mehr tückisch als tapfer, wagen sie keine offene Schlacht mit der regulären Armee, aber sie legen Fallen und morden hinterlistig, und vielleicht braucht es noch Monate, Jahre, bis Benito Juarez ohne Lüge sagen darf, das Land sei friedlich, die Bevölkerung gehe ihrer Arbeit nach, die Republik stehe fest.

Besonders schlimm ist es mit den Schluchten der totstarren Sierra Gorda bestellt, wohin auch Maximiliano hätte fliehen sollen, als der Boden Queretaros brannte, aber er weigerte sich, wollte sich nicht wie ein Roßdieb davonstehlen, wollte seine Soldaten nicht im Stich lassen.

Porfirio Diaz, der mit Juarez noch immer um die Präsidentschaft streitet, schickt den Obersten Platon Sanchez in die Berge, um die Revolutionäre zu besiegen, zu zerschmettern, auszurotten.

Sanchez hat dem Gerichtshof vorgesessen, der den Emperador, Miramon und Mejia verurteilte.

Mit seinem ganzen Reiterregiment zieht er aus, ohne Begeisterung, ohne Mut, ohne Vertrauen auf sich und seine Leute, die stetig murren, weil man ihnen den Sold schuldig bleibt.

Vor keinem Busch, keinem Loch im Boden, keinem elenden Erdhügel ist man sicher; man weiß nie, ob dahinter nicht ein verdammter Reaktionär sitzt, einen Pfeil herüberschnellt oder eine Büchsenkugel abfeuert. Werden solche Schufte verfolgt, so kriechen sie spurlos in eine Felsenklumse oder in den vergessenen Stollen eines alten Aztekenbergwerkes, das nur sie kennen. Die Lumpen! Einmal wartet Oberst Sanchez drei Tage vor einer Höhle; zwei seiner Leute und ein Spürhund, die hineinkriechen, kommen nicht wieder. Das Regiment meutert fast und die Bluthunde, die man den Verlorenen nachhetzen will, heulen kläglich, kneifen die Schwänze und nehmen Reißaus.

Dafür halten sich die Reiter anderwärts schadlos, an den Frauen und Mädchen der Kaiserlichen, wenn sie sich nicht rechtzeitig in den Wald

„Wir sind durstig.“

„Er holt zwei gehöhlte Kürbisse mit Branntwein.

„Brav, roter Bruder! Aber kalt ist es!“ Der Oberst schüttelt sich in seinen tropfnassen, angeklebten Kleidern.

„Feuerwasser wärmt“, sagt Tomasito, doch zündet er auch Reisig und Holz auf einer Kupferplatte an; das qualmt und verdirbt die Luft, aber bald wird es auch wärmer.

Der Indianer hat wieder nur mehr Augen für den Tomahawk und blinzelt bloß hin und wieder verschlagen zu seinen Gästen hin, die schmatzend essen und trinken und sich müd über den rohen Holzboden strecken. Der Brandy stärkt und ermuntert sie.

„He, du, du trinkst nicht mit?“ fragt der Leutnant.

Der Indsman schüttelt stumm den Kopf und scheuert einen Rostfleck vom Wurfbeil.

Die Offiziere und Soldaten plaudern laut von ihren Abenteuern und schimpfen auf die Reaccionarios, derenwegen sie sich strapazieren müssen. Es dauert wohl noch den ganzen Winter, bis man die Pfaffen und ihren Anhang ausgeräuchert hat! Der Oberst möchte etwas über die Verhältnisse in der Gegend erfahren und wendet sich leutselig an Tomasito: „Bist du ein guter Republikaner?“

Der nickt. „Ich bin Mexikaner.“

„Was treibst du? Hast du eine Beschäftigung? Wovon lebst du?“

„Er kennt gewiß irgendeine feine Goldader, die beutet er aus“, witzelt der Leutnant.

„Ich jage, ich fische, ich esse, ich schlafe“, erwidert der Indianer karg, und da er sich auch sonst nicht gesprächig zeigt, unterhalten sich die Soldaten wieder untereinander und lassen den Branntwein kreisen. Sie brüsten sich mit den Heldentaten, die sie bei Queretaro verübten, und erzählen von Juarez, von Diaz, von Tegetthoff, der die Leiche Maximilianos nach Österreich führte.

Der Rote putzt unterdes eifrig den Tomahawk und prüft zeitweilig die Schärfe mit dem Fingernagel. Noch einmal redet ihn Sanchez an: „Eine schöne Waffe das, ein Erbstück, nicht?“

„Ein Erbstück, ja.“

Und Garcia: „Hast du schon viele damit erschlagen?“

Tomasito weist auf die Kerben im Stiel: „Zweimal zehn und drei Feinden nahm sie das Leben. Ich bin friedlich, aber meine Vorfahren führten sie in allen Schlachten gegen jeden, der unseren Stamm beleidigte.“

Der Oberst: „Du kommst beim Jagen und Fischen weit herum und kennst das Land wohl genau?“

„So ziemlich, Senor.“

unerreichbare und dazu verschlossene Luke in drei Mannshöhen. Die Reiter lärmen: „Halloh! Halloh!" und trommeln mit den Säbeln und Flinten an die Wände, daß es dröhnt. „Wenn niemand drinnen ist, nützt uns die ganze Herrlichkeit nichts." — „Ohne Leiter kann kein Teufel in so ein verfluchtes Indianergehäuse." — „Die Leitern verstecken die roten Hunde!"

„Halloh! Halloh! Aufmachen!" Es schüttet in Strömen.

Da knarrt es oben und zuerst erscheint ein Büchsenlauf, dann ein dunkler Schädel in der Luke. „Wer da?"

„Gut Freund!" antwortet Platon Sanchez. „Laß uns hinein!"

„Wer ist gut Freund?"

„So fragt nur eine Rothaut", sagt Garcia.

„Der Oberst brüllt: „Hol dich der Satan! Siehst du nicht, daß wir wie die Mäuse gewaschen werden! Wir sind Soldaten der Republik. Wer bist du?"

„Ich heiße Tomasito."

„Wie der selige Mejia." Der Leutnant lacht.

„Hier heißen viele so."

„Das ist uns höllisch wurst. Laß die Leiter herunter, Tomasito, sonst —"

Der Angedrohte überlegt und bestimmt endlich gleichgültig und doch herrisch: „Steigt ab. Bindet die Pferde in der Höhle hinter dem Pueblo an und dann kommt." Kopf und Flintenlauf verschwinden aus der Luke.

Sie schwingen sich aus den Sätteln, zerren die Tiere, die nicht willig sind, an den Zügeln und finden wirklich eine Grotte, die passabel gegen den Sturm und den Regen schützt. Wie sie wieder, jetzt besser gelaunt, nach vorn kommen, lehnt eine Leiter da und der Hausherr lädt höflich ein: „Bitte, Senores."

Die Pistolen halten sie vorsichtig in Bereitschaft und steigen ein.

„Richtig, eine waschechte Rothaut", meint Platon Sanchez und mustert den großen, niedrigen, leeren Raum. Ein Öllämpchen flackert. „Bist du allein, Tomasito?"

Der häßliche Indianer, ein junger, untersetzter, übermäßig breitschultriger Mann mit bronzenem Teint, winzigen Äuglein und wulstigen Backenknochen blickt die Eindringlinge scheu von der Seite an. „Ich bin allein." Und nimmt die Beschäftigung, bei der sie ihn störten, wieder auf, setzt sich auf seine überquerten Beine, die in befransten, weißgegerbten Wildlederhosen stecken und scheuert einen kurzstieligen Tomahawk. „Macht es euch bequem, Senores."

„Wir sind hungrig."

Tomasito bringt einen riesigen Laib Maisbrot und eine gedörrte Büffellende.

Desertionen und Krankheiten die Kaiserlichen dezimierten. Lang genug wogte der Kampf unentschieden hin und her und die Belagerten hielten sich tapfer, das muß ich sagen; freilich ist es leicht, hinter Bastionen den Helden zu spielen! Wir aber, wir fochten auf freiem Feld, dem Bombardement schutzlos ausgesetzt, wir stürmten und schlugen alle Ausfälle zurück. Die Gefangenen, die jeder machte, wurden füsiliert — ein probates Mittel, um hungrige Mäuler, die nur mitessen wollen, zu stopfen. Bald litten die in Queretaro Mangel, der Proviant ging zur Neige, die Munition wurde knapp, sie requirierten Schwefel und Salpeter aus der Apotheke, um Pulver zu mischen, und aus Balkongittern und dem Bleidach des Teatro Iturbide gossen sie Kugeln, aus den Glocken Kanonen. Ihr General Marquez — das war ein Schlauer! — witterte Lunte und zog den Kopf rechtzeitig aus der Schlinge; er erbot sich, Hilfe zu holen und verduftete auf Nimmerwiedersehen!" Sanchez lacht polternd, so sehr gefällt ihm die Schlauheit des ausgerissenen Generals.

„Aber Mejia blieb treu", sagt Tomasito.

„Der und andere. — Und wir hätten uns die Zähne an den Mauern Queretaros ausbeißen können, wäre uns die Festung nicht vom Obersten Lopez, einem Vertrauten Maximilianos, überliefert worden."

„Er ist ein Verräter." Der Indianer wiegt seinen Tomahawk. „Er hat dem Emperador Treue geschworen und die Treue gebrochen. Wir roten Männer würden einen solchen Schurken an den Marterpfahl binden und seine Leiche den Hunden zum Fraß vorwerfen."

„Ihr Rothäute seid eben sonderbare Leute, aber wir Weißen sind die Gescheiteren. Verräter hin, Verräter her, wer uns nützt, der ist ein braver Mann, und Lopez hat uns genützt. — Er öffnete uns also heimlich ein Tor, wir überraschten Maximiliano noch schlaftrunken in der Cruz und Don José Rincon Gallerdo, der den Vortrab kommandierte, hätte ihn sofort fassen können, aber er ließ ihn passieren. ‚Laßt ihn', sagte er, ‚der Mann ist ein ungefährlicher Bürger!' Ein guter Witz, was? Der Usurpator in Marschalluniform ein ungefährlicher Bürger! Allerdings, schaden konnte er uns nicht mehr. Aber Maximiliano benutzte nicht einmal die schöne Gelegenheit zum Entwischen aus der Stadt und General Echeguerray verhaftete ihn und seine Spießgesellen. Hei, war das eine Hetzjagd! Wer sich wehrte, wurde niedergehauen. Santa Madre, ein Dutzend oder mehr hab' ich selbst ins Jenseits befördert! Miramon schossen sie ein Loch in die Wange, da konnte er die Zunge durchstecken!"

„Und Mejia?" fragt Tomasito.

„Mejia wurde gefangen und samt dem durchlöcherten Miramon ins Nonnenkloster Santa Teresa gesperrt. Hör, ins Nonnenkloster, diese Helden! Ein guter Spaß, nicht?"

Der Rote lacht nicht dazu.

„Halten sich in der Umgebung Kaiserliche versteckt — räudige Hunde, die man auspeitschen muß?“

Stumpf stiert der Rote vor sich und knurrt: „Was geht's mich an!“

„Ho, ho, Indsman, antworte gefälligst, wenn du gefragt wirst! Geht's dich nichts an, wenn die Pfaffengarde, die den Staat bedroht, in den Wäldern Unterschlupf sucht — und dir dein Wild verscheucht?“ Platon Sanchez will ihn von dieser Seite packen; vielleicht plaudert er jetzt lieber.

„Wenn sie dir begegnen, blasen sie dich aus“, wirft Garcia bekräftigend ein. „Einem Republikaner geben sie kein Pardon.“

Tomasito grinst: „Zum Ausblasen gehören zwei.“

„Einer, der es tut, und einer, der es sich tun läßt, meinst du?“

„Ja.“ Es ist mit ihm nichts anzufangen und er schleppt jedes Gespräch bis zu dem Punkt, da er bloß noch „ja“ oder „nein“ zu antworten braucht.

Der Feuerrauch beizt die Augen, daß sie tränen. Die drei Soldaten legen das Gesicht auf den Arm und schlafen, auch Garcia gähnt: „Schweinewetter!“ und nur der Oberst bleibt mit dem Branntwein wach und raucht Zigaretten.

Da fragt Tomasito: „Senor, Ihr kommt aus Queretaro. Waret Ihr dabei, als der Emperador, Mejia und Miramon erschossen wurden?“

„Das glaub' ich!“ Platon Sanchez reckt sich stolz, stolz in der Erinnerung an den Höhepunkt seines wechselvollen Lebens, da er Richter war über einen Kaiser, über den Urenkel jenes spanisch-deutschen Karl, der Mexiko knechtete und sich rühmte, in seinem Reich gehe die Sonne nie unter! — Seine Stimme, die Stimme eines einfachen Oberstleutnants, hatte den Ausschlag gegeben, als man dem Bruder, dem Schwager, dem Neffen der mächtigsten Herrscher den Hochverratsprozeß machte. „Ob ich dabei war!“ versichert er protzig, „Die Madonna und alle Heiligen sind meine Zeugen, daß ich den Usurpator und seine Helfershelfer verurteilte.“

Der Rote schließt die Augen, als sei er müde, aber er bittet doch: „Erzählt mir mehr davon, Senor — dafür, daß ich Euch Nachtherberge und Feuer gebe.“ Und leise: „Vielleicht kann ich Euch auch sonst noch dienen.“

Platon Sanchez nimmt einen tüchtigen Schluck Feuerwasser zum Anfeuchten und erzählt: „Zwei Monate belagerten wir Queretaro, wohin sich Maximiliano mit den Trümmern seiner Armee, den Ministern und dem Stab, wie sich die Speichellecker nannten, die für Geld und Orden die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes verkauften, geflüchtet hatte. Mit überlegener Macht griff General Escobedo die Stadt an und unsere Zahl wuchs täglich durch Überläufer und frischen Nachschub, während Flintenkugeln,

„Auch das weißt du? Gut — die Burschen waren von Maximiliano bestochen oder hatten Angst, Europa — ja ja, Europa! — könnte ihnen das Leder versohlen, wenn sie den Habsburger töteten!"

„Europa, nein, das hätte ich nicht gefürchtet." Der Rote bewegt langsam den Kopf auf und ab. „Europa ist weit und kümmerte sich nicht um den Emperador. Aber die milden Richter dachten wohl daran, daß mit Maximiliano auch Mejia fiel — und Mejia hat Freunde, Anhänger . . ., die ihn rächen."

„An diese Freunde und Anhänger dachte niemand, sei versichert, mein guter Tomasito, und du siehst, daß sich keine Hand rührt. Nur die Pfaffen hetzen noch, denen rot und weiß gleich viel gilt, wenn sie nur ihren Wanst füllen. Die Herren des Landes sind wir."

„Beinahe."

„Du wirst frech, Rothaut, und widersprichst gern. Gewöhn dir das ab, die Republik läßt nicht mit sich spaßen." Der Brandy brodelt im Kopf des Obersten und er schwatzt sich in Zorn. „Du bist kein guter Republikaner — bist du überhaupt ein Anhänger von Juarez? Hüte dich! Ha, wenn ich dich packte und mitnähme?" Er möchte sich an einem Zeichen der Angst, des Schreckens in den bronzenen, unbeweglichen Zügen des andern weiden; nichts. Da setzt er die Schnapsflasche an und ist bald wieder gutmütig und betrunken-wohlwollend: „Hab keine Furcht, Tomasito, ich verstehe euch Rote, ihr meint es nicht so, aber ihr klebt wie die Kletten aneinander, und weil Mejia ein Indsman ist, seid ihr böse." Er entschuldigt sich auch gleichsam: „Ich mußte sie nach dem Gesetz verurteilen — Gesetz ist Gesetz! — aber Escobedo hatte das Urteil zu bestätigen."

„Er hat es bestätigt, obwohl Mejia ihm sein Leben schenkte, als er sich im Vorjahr in dessen Gewalt befand."

Platon Sanchez weist ihn unwillig zurecht: „Du vergißt, daß wir einer guten Sache dienen und die Reaccionarios einer schlechten. Das ist ein Unterschied. Aufrührer, Empörer und Flibustier verdienen keine Schonung . . ." Ruhmredig setzt er seine Erzählung fort: „Am 19. Juni fand die Hinrichtung statt. Um sechs Uhr holten wir den Emperador aus seiner Gruft. Ein hübscher Weg, nicht, aus der Gruft zum Grab? ‚Ich bin bereit', erklärte er, als ob ihm etwas anderes übrig blieb, als sich bereit zu halten. Dann klopfte er an die Zellen seiner Generale: ‚Senores, was ist mit euch?' Gemeinsam verließen sie das Kloster, aber einzeln fuhren sie zum Richtplatz. Die Straßen waren scharf bewacht, denn man munkelte, die Pfaffenknechte wollten Maximiliano befreien. Wir sorgten dafür, daß ihnen die Lust zu einem solchen Wagnis gründlich versalzen wurde! In der Nacht vorher hängten wir noch einige Verdächtige, die um das Kapuzinerkloster herumschlichen, zur Warnung. —

„Aber die Nönnlein hatten wir uns ehevor zum eigenen Pläsier herausgeholt. — Möchte man es glauben, Maximiliano bestach seine Wachen und auf ein Haar wäre er uns entkommen. Zum Glück entdeckten wir das Komplott und Escobedo sperrte ihn im Kloster Capuchinas ein; das hatte stärkere Mauern. Sein Leben lang hat sich der Emperador mit den Pfaffen abgegeben, jetzt wanderte er von einer Pfaffenherberge in die andere. Hat ihm hoffentlich gefallen! Er saß im Pantheon, wo die Mönche ihre Toten begraben — zum Angewöhnen. Muß ein angenehmes Schlafzimmer gewesen sein!"

„Und Mejia mit ihm?"

„Mit ihm — das heißt, wir sperrten ihn in eine Zelle daneben, wo der Kerl Tag und Nacht kein Licht sah. Das einzige Fenster wurde zugemauert, damit er nicht entschlüpfte. — Am 13. Juni trat das Kriegsgericht zusammen — ausgerechnet am dreizehnten! — und die Anklage hatte dreizehn — ausgerechnet wieder dreizehn — Punkte! — Dem Gericht präsidierte ich! Platon Sanchez schlägt die Faust imponierend an seine Brust: „Ich! ich! — Maximiliano erschien nicht vor den Schranken, weil er angeblich unpäßlich war, Miramon mit seiner verschwollenen Backe verweigerte jede Antwort und Mejia" — er spuckt aus — „der kühne Mejia zitterte vor Angst."

„Mejia hat nicht gezittert!" Tomasito umklammert den gekerbten Stiel seines Beiles. „Ihr lügt, Mejia war krank und ihr schlepptet ihn ins Teatro Iturbide, das ihr für den Prozeß beleuchtet und geschmückt habt, als gelte es eine lustige Opera."

„Ha, du bist gut unterrichtet, mein Lieber, und weißt sogar, daß Mejia Leibschneiden hatte! Vielleicht erzählst du mir, wie es in Queretaro war, und ich höre dir zu!"

Der Indianer senkt den Blick. „Mejia war mein roter Bruder und wir besingen sein Schicksal in Heldenliedern."

Der Sturm wirft den Regen ans Pueblo. Die mexikanischen Reiter schnarchen und Oberst Sanchez stößt seine Degenscheide dem nächsten in die Weichen: „Still, du Hund!" Er ärgert sich über Tomasito, der Mejia gar zu sehr verehrt. Den verdammten Rothäuten war nie zu trauen!

„Das Gesetz bestimmt, daß jeder bewaffnete Einbruch in die Republik und jede Unterstützung einer solchen Revolution mit dem Tod bestraft wird. Da war es klar, nicht? Und Maximiliano hatte noch hundert andere todeswürdige Verbrechen auf seinem Kerbholz. Seinen Verteidigern wurde es schwer, zu verteidigen, und uns Richtern leicht, zu richten."

Der Rote runzelt die Stirn: „Wenn es so klar und einfach war, Senor, wie erklärt Ihr es da, daß doch die Hälfte eurer Beisitzer für Verbannung stimmte und Euer Votum den Ausschlag gab, daß das Todesurteil zustande kam?"

Freundschaft, die zu teuer bezahlt werden muß . . . Wir hofften auf den schönen, blonden Emperador — ihr habt ihn ermordet."

Beide stehen einander gegenüber und der Oberst überragt den Indianer um Hauptеslänge: „Hüte dich, Tomasito, du sprichst wie ein Kaiserlicher!"

„Senor, Ihr habt Eure Meinung offen gesagt, ich sagte die meine. Und was sagte ich denn, was nicht alle Welt weiß — daß ihr Maximiliano getötet habt? Vielleicht hätte auch er uns nicht erlöst, und wäret ihr klug gewesen, so hätte er sich mit euch versöhnt, denn immer sind die Weißen einig, wenn es gegen die Roten geht." Der kleine Indianer hebt mahnend die Hand, als spräche er in der großen Ratsversammlung aller roten Stämme: „Aber daß ihr auch Mejia ermordet habt, Mejia . . ."

„Die Kreatur des Habsburgers!"

„Ich warne Euch, Senor!" Er beugt sich vor und flüstert: „Mejia hat einen Sohn, und der Sohn hat euch Rache geschworen."

Platon Sanchez fühlt eine schleichende Angst und sein Blick streift scheu seine Begleiter. Sollte er sie nicht wecken . . . und mit dem Roten kurzen Prozeß machen . . .? „Tomasito, du bist mir verdächtig!"

Tomasito schließt die Augen, sein Ausdruck ist undurchdringlich. „Es wird sich erfüllen, was sich erfüllen muß. Der große Manitou wacht über die geringsten seiner Kinder." Des Roten Äuglein blinzeln listig aus einem schmalen Spalt der Lider: „Senor, ich bin nicht euer Feind — aber wenn ihr mir dankbar sein wollt, liefere ich euch den Feind in die Hände." Er zischt dem Obersten ins Ohr: „Mejias Sohn ist in der Nähe!"

Sanchez erfaßt erregt sein Handgelenk: „Mejias Sohn? Wo? Ist es wahr?"

„Was gebt Ihr mir, wenn ich ihn Euch überliefere?"

„Tausend Goldunzen."

„Für tausend Goldunzen verrate ich mein Volk."

Die Trunkenheit und die Aufregung lassen Platon Sanchez den rätselhaften Hohn der Worte Tomasitos nicht beachten; er will seine Gefährten wecken. „Wir fangen den Halunken!"

„Pst!" mahnt der Indsman. „Wir müssen ihn beschleichen, Senor, ihn überrumpeln, ihn überwältigen, ehe er es ahnt, daß Ihr da seid. Es ist besser, Ihr laßt die Soldaten schlafen, sie würden Lärm schlagen und ihn dadurch warnen. Kommt!"

„Wohin?"

„Mit mir."

Der Oberst schwankt, schwankt aus Mißtrauen und weil er mit Brandy angefüllt ist. „Wenn Ihr mich aber in eine Falle lockt!"

Die Bürger und Bürgerinnen Queretaros standen gedrängt und glotzten und grüßten wohl auch den Emperador, der ihnen traurig zunickte. Ich glaub's, daß er traurig war! Am Cerro de la Campana hieß es aussteigen. Don Jesus Diaz de Leon befehligte die Exekution. Miramon in der Mitte, der Kaiser rechts, Mejia links, stellte man sie an die Mauer, sieben Mann und ein Leutnant marschierten auf und ein General verlas nochmals das Urteil. Maximiliano trat auf die Soldaten zu, reichte ihnen die Hand, schenkte jedem eine Unze Gold — mitnehmen konnte er es doch nicht! — und bat: ‚Schießt gut, zielt nicht aufs Gesicht, zielt hieher, aufs Herz!' Er wischte sich mit dem Taschentuch den Schweiß von der Stirn und murmelte, er hätte stets nur das Glück und das Wohl Mexikos angestrebt. — Fünf Schüsse knallten und alle trafen — es war auch keine Kunst, auf drei Schritte zu treffen! — aber da der Kaiser noch zuckte, gaben sie ihm einen Gnadenschuß extra. Davon fingen seine Kleider Feuer und ein paar Eifrige löschten ..." Sanchez lacht, verschluckt sich und hustet. „Ein abgebrannter Emperador! — Miramon war sofort tot, der Mejia hatte ein zähes Katzenleben und brauchte noch zwei Kugeln, daß er still wurde." Der Oberst wirft sich in die Brust: „So züchtigt die Republik ihre Feinde, und ich verdiene den Dank aller Gutgesinnten, weil ich an der Befreiung unseres Vaterlandes von dem Tyrannen und seinen Helfern mitwirkte."

Es folgt eine lange, lange Stille.

Langsam sagt Tomasito: „Wir roten Männer liebten den blonden Riesen mit den blauen Augen, der über das große Wasser kam, um unser Emperador zu sein. Wir glaubten an ihn, wir hofften auf ihn, hofften, daß er uns befreie. Wir sind arm, wir sind verfolgt und müssen euch dienen. Ihr Spanier habt uns die Jagdgründe genommen und das Wild ausgerottet, aber es geht eine alte Sage um, daß aus dem Osten ein lichter Retter kommen wird, der das Reich Montezumas wieder aufrichtet."

Platon Sanchez tastet nach seiner Pistole im Gürtel; das klang so feierlich, klang wie eine versteckte Drohung. „Juarez ist auch ein Indsman", entgegnet er, „und Juarez ist Präsident der Republik. Daß man euch knechtet, ist eine Lüge. Bist du nicht zufrieden, daß ein roter Bruder über dich und uns gebietet?"

Tomasito wehrt kopfschüttelnd ab: „Juarez hat eine rote Haut, aber seine Seele hat sich von seinen roten Brüdern getrennt. Er verachtet uns, er ist einer der Eurigen geworden, er verleugnet die Sitten seiner Ahnen und wohnt in Städten und tut euch Weißen alles zu Gefallen. Deshalb lasset ihr ihn gelten. Aber wir, die wir die Freiheit wahrhaft lieben, die Freiheit in den Wäldern, sind anderer Meinung — und uns verfolgt ihr mit Haß und Feindschaft. Wir glauben nicht an eure

eine Granate durchs Villendach. Ein Stockwerk fort. Nur ein unbeschädigter Korbstuhl balanciert auf der kahlgeschorenen Verandaecke. Dann kommen ganze Villenreihen, wo kein Fäserchen beschädigt ist. Und dann auf einmal ein wüster Trümmerhaufen, ehedem ein Haus. Weiter oben ein anderes mit ausrasiertem Giebel. Von dem stehen nur noch ein paar dünne Streifchen juxig in die Luft. Die Böden durch, die Wände abgeschoren. Nur noch ein elendes Bratpfännchen pappt wie in einer Puppenstube an der inneren Wandfront, und das zerbogene Gerippe eines Kinderwagens fleht gen Himmel.

Hinüber an die Friedhöfe. Dort lagen die Franzosen reihenweise an den Mauern, stumm und still. Und dahinter die alten Gräberreihen. Tote neben Toten. Wie ein Sieb durchlöchert ist die eine Holzfront. Und dort — hat der Totengräber ein neues Grab geschaufelt? Nein, eine Granate schlug herein und hob das Grab des Toten, der seit vierzig Jahren unten friedlich schlief, wieder sauber und unbarmherzig an die Helle.

Daneben steht ein Grabstein, den hat ein Geschoß gespalten. „Thérèse Freier" steht noch auf der einen aufrechten Hälfte. „Née Gondrand" ist auf dem anderen Stück im Gras zu lesen. Ist's nicht wie ein Symbol, daß es zwischen dem deutschen Freier und dem französischen Gondrand mitten durchging?

Und dabei fällt uns ein: Die letzte Nummer der Saarbrücker Zeitung vom 30. August kam eben noch halb französisch und halb deutsch heraus. Im deutschen Lothringen! Und in Belgien läßt von der Goltz sämtliche Zeitungen nur noch deutsch erscheinen!

An zerschossenen und zersplitterten Friedhofbäumen gehen wir vorüber. Ein Bronze-Christus ist in zwei Hälften durchgeschossen. Ein pompöser Blechblumenkranz ist zerfetzt. „Schämt euch, Blumen aus Blech auf Gräbern!" haben die Granaten gepfiffen. Und wahrhaftig, da unten steht schon zum Ersatz ein frischer Strauß. Für zwei Arten von Toten haben die Saarburger nach dem Rechten sehen müssen, nach den alten und den neuen.

Die neuen liegen dort drüben in Massengräbern. Einer steht dabei, der hat geholfen, sie zuzuschaufeln. Er erklärt ganz ruhig: „Hier liegen hundertzehn Franzosen für sich, hier die Offiziere, französische und deutsche beisammen, und da sind achtzig Deutsche, macht zusammen zweihundert, Herr." — „Mit den Kleidern?" fragt einer. — „Freilich, nur Briefe und Geld werden abgenommen, Herr, aber — aber —" Er stockt. „Nun?" — „Aber Geld hat mancher keins mehr gehabt, Herr, nicht einmal die Offiziere, weil — weil — die Malefizhund', die Leichenräuber!"

Wir eilen weiter zu den Kasernen. Unterwegs kommt eine leichte Brise vom Wald herüber. Erschreckt stehen unsere Nasenflügel still. „So

„Ich meine es mit Euch so ehrlich, wie Ihr mit mir.“ Er grinst geringschätzig. „Oder hat Don Platon Sanchez Angst? Er muß ja Mejias Sohn nicht fangen!“

„Vorwärts!“ Wütend stampft der Oberst nieder. „Angst! Ich, Angst!“ Sein gedunsenes Hirn kann nicht klar denken.

Sie steigen die Leiter hinab, der Rote voran; Sanchez die Finger um den Kolben der Pistole gekrampft. Es ist eine stockfinstere Nacht, kein Stern am Himmel und noch immer fließt der Regen in wilden Strömen. Sie tasten sich durchs Dunkel. Sanchez rennt an Bäume, an Steintrümmer, strauchelt über Wurzeln, seine Sporen verfangen sich in den zähen Schößlingen der Lianen. Er flucht.

Plötzlich schrillt ein grausamer, vibrierender Schlachtschrei, Tomasito, Mejias Sohn, schwingt den Tomahawk und ein einziger, furchtbarer Hieb zerschmettert den Schädel Platon Sanchez’.

Ein Gang übers Saarburger Schlachtfeld.

Von **Fritz Müller.**

Bis nach Saarburg in Lothringen waren die Feinde vorgedrungen. Das war ihr östlichster Punkt. Hier sprang der Zeiger ihrer Schlachtenuhr wieder rückwärts, endgültig diesmal. Und hier haben die erbittertsten und fürchterlichsten Kämpfe unseres großen Lothringer Sieges stattgefunden.

Mit Schaudern erzählten uns die Saarburger von der Franzosenherrschaft. Drei Tage und zwei Nächte hat sie gedauert. Ihr Einzug war ein richtiges Theater. Dafür sorgten auch in Saarburg die Franzosenfreunde. Die haben sich nachher freilich verkrochen. Aber beim Einzug hatte der französische Oberst doch seinen Blumenstrauß in der Hand. Sogar französische Fahnen wehten von den Häusern der langen Hauptstraße. Eine Saarburgerin, erzählte unsere Wirtin, hatte neue Schuhe: „In denen tanz ich ’s erste Mal, wenn sie kommen.“ Ach, es war bald ausgetanzt. Denn auf einmal waren die Bayern da. Nicht ohne vorher ihre eiserne Visitenkarte abgegeben zu haben. Einen ganzen Tag lang. Ein ganz kleines Mädchen schlägt zu uns die Unschuldsaugen auf und sagt ganz vergnügt, so hätten die Granaten gemacht: „Whßß — bumm!“ Wir lächeln.

Aber dann am Stadtrand lächeln wir nicht mehr. Dort wird die Wirkung der Geschosse sichtbar. Zuerst noch recht bescheiden. Ein Ladenschild ist zerbeult von Kugeln. Merkwürdige strahlige Verzierungen hat ihr Einschlag auf dem Email hinterlassen. Aber gleich dahinter schlug

„Und wisse Sie, die Bayre können net nur fechte. Drüwe im französischen Blamont hawwe sie die große verlassene Brauerei uf der Stell weiterbetriewe . . .“

Wir schauen noch einmal nach dem Friedhof zurück, der in ein paar Stunden soviel an Leibern aufzunehmen hatte, wie sonst nicht in vielen, vielen Jahren. Dann geht's zur Station zurück.

Sie bringen zwei verwundete deutsche Offiziere in den Wartesaal. Halb können sie noch sitzen. Sie sind guter Dinge. Ob sie etwas essen wollten, fragt einer vom Roten Kreuz.

„Nein, seht zuerst nach dem verwundeten französischen Offizier.“

Sie bringen ihn. Es ist ein herkulischer Mensch. Still, in sich gekehrt. Wenn doch die Leute das Anstarren lassen könnten.

Der Zug fährt in die brütende Augustsonne hinaus. In unserm Wagen schwirren die Gespräche. Krieg, nur Krieg. Wir haben seit vier Wochen nie etwas andres sprechen hören:

„Und denken Sie, alle Offiziers- und Beamtenwohnungen in Saarburg sind von den Franzosen kurz- und kleingeschlagen worden.“

„Ja, sie hatten eine Liste, auf der alle Altdeutschen aufgezeichnet waren.“

„Und die vielen Leute, die sie als Geiseln mitgenommen haben, Frauen sogar und Kinder.“

„Das werden ihnen die Saarburger nicht vergessen. Ich sage Ihnen, die Franzosen haben in den paar Tagen in Elsaß-Lothringen mehr germanisiert, als die Deutschen in vielen Jahren.“

Einfache Leute sprechen im Dialekt dazwischen. Die Granaten hätten einen Schrank in der und der Wohnung zertrümmert.

„Ja, und denken Sie sich“, fällt ein anderer ein, „es war ein ganz, ganz neuer Schrank.“

Fast hätten wir lächeln müssen: Als ob sich Granaten darum kümmerten, ob ein Schrank neu sei oder alt.

Und dann erzählt wieder einer, drüben in Langl hätten der Pfarrer und seine Schwester für 41 Verwundete allein zu sorgen gehabt. Und weil sie keine Fahne vom Roten Kreuz hatten, so hätte die Schwester ein Bettuch genommen, ein weißes. Und der Pfarrer hätte sich von einem verwundeten Franzosen die Hose erbeten, die rote. Und das habe dann zusammen die Rotekreuzfahne auf dem Haus ergeben.

Wir fahren an einem Panzerzug vorbei. Mit nassen Sandsäcken sind die Wagen überdacht. Die Maschine in der Mitte steht immer unter Dampf. Wie ein fürchterlicher Ritter sieht sie mit ihren umgelegten Panzerstücken aus. Und drinnen, in den Wagen, sitzen sie an Tischen, essen vergnügt zu Mittag, winken, rufen . . .

Uns gegenüber sitzt ein ausgemergelter stiller Bauer. Über ihm ein zugedecktes Körblein. Er habe Nachricht erhalten, sein Sohn liege

— so riechen bei uns die weißen, giftigen Morcheln", sagt mein Kamerad unsicher. Und ich nicke. Und wir wissen doch beide, daß es nicht die Morcheln sind, sondern Leichengeruch, der da und dort noch über den Feldern steht und von den Wäldern, wo noch mancher ungefunden liegen soll, genährt wird.

Ein Soldat begleitet uns in die Kasernen. Greulich ist ein Teil davon zusammengeschossen. Aber in dem anderen hantiert schon wieder die neu eingerückte Mannschaft. Dort haben sie die französischen Tornister auf einen Berg zusammengetragen: Holzgestellchen mit Segeltuch. Das hält doch keinen Feldzug aus.

Französische Patronen und Munitionskisten liegen dort durcheinander, und noch weiter türmt sich ein Riesenpfeiler von roten Hosen und blauen Röcken. Ein Windstoß kommt, bläht einen Rock und eine Hose auf. Es ist plötzlich, als fange dieser Kleiderberg zu krabbeln an, als würden die wieder lebendig, die in diesen Kleidern steckten.

Wir steigen auf den höchsten Saarburger Hügel. Dort ist eine Mauerkrönung mit einem Geometerpunkt. Saarburger stehen da, erklären sich die Schlacht: „Hier oben und in den Kasernen lagen die Franzosen. Die Deutschen kamen von den Hügeln im Westen gefegt. Nach der Artilleriebeschießung Sturmangriff der Bayern auf die Stadt. Ich sage Ihnen, in fünf Minuten war die Stadt leer. Was die gelaufen sind! Aber draußen bei den Kirchhöfen hielten sie. Dann ging's Mann auf Mann . . ." Ein Offizier aus Ostpreußen spricht mit uns ruhig, liebenswürdig. Zwei schwarze Damen gehen langsam herunter. Der Offizier grüßt uns: „Ich muß mit meiner Frau und meiner Tochter meinen Sohn im Lazarett besuchen", erklärt er. Wir schauen wortlos auf das Schwarz der Damen. „Und —", fährt er fort, „und nachmittags begrabe ich meinen anderen Sohn, der ist hier gefallen — guten Morgen."

Schüsse in der Ferne. Aber niemand erschrickt. Aufgefundene Granaten, die nicht geplatzt waren, fliegen auf.

Ein zerstampftes Feld. Ein Stock mit einem Zettel dran. Die behördliche Flurkommission hat den Schadensersatzanspruch darauf schon vermerkt. Ordnung — Granaten — Tod — wieder Ordnung . . .

Einer vom Proviantamt gesellt sich zu uns. Er ist ein Bäcker. „Unser zweihundert", sagt er, „backen fünfzehntausend Laib Brot im Tag, ohne Maschinen, Herr, und die Franzose hawwe net emol e Feldbäckerei . . ." Auch dieser Mann ist ein Kämpfer in der Front. Er dirigiert vom Magen aus den Hieb und Stich der Unserigen. „Und was glauwe Sie, was alles dageleche is in unsere Proviantämter, wie der Kriech anganga is? Alles, sach ich Ihne, eefach alles. Bis auf den letzten Knopp . . ."

mich der Grenzmann, was ich hier suchte. Was ich suchte? Nun zunächst meine polnischen Sprachkenntnisse zusammen, um dem guten Manne Rede zu stehen. Die mögen ja nicht gerade allzu hervorragend gewesen sein, aber es war Polnisch. Warum also sah mich der Zöllner oder was er war so grimmig an! Sollte ich mich mit dem Russisch, das ich irgendwo einmal zusammengegabelt hatte, vor ihm blamieren? Nein, man muß sein Eintreffen in einem fremden Reiche doch nicht mit einer Blamage einleiten. So zeigte ich dem Gestrengen wenigstens, daß ich ganz fließend russisch zu schweigen verstünde. Aber plötzlich platzte meine teutonische Ader — ich bitte, nicht zu erschrecken, es floß kein Blut — ich erinnerte mich nur, daß ich ja ein Deutscher sei. Ich sprach deutsch und des Grenzmanns Züge erhellten sich etwas und plötzlich sprach er selbst deutsch. Was er aber sprach, das drehte sich immer nur um einen Paß, den ich jedoch nicht besaß.

„Es geht nicht", suchte mich der Gestrenge zu überzeugen, „ohne Paß unmöglich. Hätte ich Sie nicht gestellt, hätte es einer meiner Kollegen getan. Denn, sehen Sie, das da an der Grenze ist alles scharf bewacht." Dabei wies er auf die Weidenbüsche, und da die Uniform meines Peinigers auch so etwas weidengrau war, so erklärte ich mir jetzt dessen plötzliches Erscheinen.

„Wenn ich aber dennoch wollte, so könnte er mich ja seinem Kommandanten vorführen, vielleicht würde es der erlauben."

Nun, das einem russischen Kommandanten Vorgeführtwerden weckt so gewisse sibirische Gefühle und darum . . . ich wollte nicht. Aus meiner Feldflasche einen Schluck zu tun, das wollte hinwiederum der andere und so wanderte ehrsamer galizischer Schnaps in eine russische Kehle ganz ohne Paß.

Ich tat wieder einen Sprung über das Bächlein und war wieder Österreicher, nicht nur meiner Geburt, sondern auch nach meinem damaligen augenblicklichen Standpunkte. — So machte ich meine erste russische Bekanntschaft.

* * *

Ein Jahr dauert nicht zu lange und fast glaubte man, daß ich inzwischen gescheiter geworden sei, denn als ich in diese Gegend wiederkam, da hatte ich einen Paß. Aber, weiß Gott, war das vorausgegangene Jahr zu kurz gewesen oder hatte ich damals kein Talent, ein Weiser zu werden, ganz gescheit war ich doch noch nicht geworden. Das mußte sich auf meinen Paß verschlagen haben, kurzum, mein Paß war wiederum nicht in Ordnung. Wohl konnte man aus ihm erfahren, woher ich tat die Fahrt, daß ich allenfalls ein ganz schöner Kerl sei, aber er trug kein Visum eines Konsulates.

in einem kleinen Reservelazarett da und da. Da sei er heute mit dem Körblein hingefahren. Aber jetzt bringe er's wieder unberührt zurück. Sein Sohn war nicht mehr da. „Weitertransportiert", sagte er heiter. Denn weitertransportiert bedeutet leichtverwundet.

Wir kommen an dem zerschossenen Bahnhof von Rieding vorbei. Und eine Weile weiter zeigt mein Kamerad stumm hinaus zum Fenster: Ein Stock steht da auf dem Feld mit einem Zettel daran, und ein braver Helm liegt auf dem kleinen Grabhügel. Mit der Vorderseite schaut er hinüber nach Frankreich . . .

Als ich damals in Rußland wanderte.

Von Karl Wilhelm Fritsch.

Vor nicht einmal einem Menschenalter, obzwar auch das kurz genug ist, konnte man in Rußland noch eine friedliche Fußreise machen. Heute wird dort auch marschiert, aber weniger friedlich und viel geräuschvoller.

Konzeptspraktikant, der ich damals war, Schriftsteller, der sich eben einigemale gedruckt gesehen hatte, viel Ideale im Kopf und das entsprechende wenige Geld in der Tasche, so gedachte ich damals einen meiner Jugendträume in Wirklichkeit umzusetzen und die Stätte des „Klosters von Sendomir" aufzusuchen oder doch wenigstens russischen Boden zu betreten. Grillparzer hatte es verschuldet, daß das Land jenseits der galizischen Grenze für mich etwas Geheimnisvolles hatte. Und mein erstes Zusammentreffen mit einem Vertreter dieses Landes war in der Tat ein wenig geheimnisvoll.

Wanderte ich da einmal längs der Reichsgrenze. Die Weidenbüsche, an denen vorbei mein Weg mich führte, waren halb österreichischer, halb russischer Besitz, auch das schmale Bächlein, das zwischendurch sich wand, gehörte zur Hälfte dem Zaren. Da drüben also lag das unermeßliche Reich. Welch eigenartiges Gefühl beschlich mich bei dem Gedanken, daß jenes Reich, dessen Grenzstreif sich vor mir hinzog, weit, weit, weit hinaus bis in die toten Regionen des ewigen Eises sich hindehnte, weit hinaus bis an den stillen Ozean, hinüber zu den Pamirriesen, zum mythologischen Kaukasus — — welche Größe, wer faßte sie, mich überwältigte der Gedanke an sie.

Ein mutwilliger Sprung über das Bächlein und ich stand auf moskowitischem Boden, aber vor mir stand auch plötzlich etwas — ein russischer Grenzsoldate. Zar und Großfürsten mögen es wissen, woher sich der hergenommen hatte. Etwas grob, aber sonst ganz höflich fragte

Weiterhin blieb ich dann unbelästigt, und daß ich nicht Moskau erreichte, ja, das war wieder so eine dumme Geschichte mit meinem eigenen Geldbeutel. Der hatte es auch auf dem Gewissen, daß ich den Rückweg von Iwangorod zur posenschen Grenze zum Teil mit jenen Rappen zurücklegte, die von Fußbekleidungsakademikern besonders bevorzugt werden.

Ja, jene Fußmärsche! Noch gedenke ich ihrer. Nie habe ich ein friedlicheres Mittagsmahl eingenommen als damals, einsam inmitten der weiten, weiten Ebene. Nur Torfbodenwässerchen plauschten damals mit mir und ich verstand sie so gut wie die mitteilsamen Quellchen im heimischen Buchenwald, niemals habe ich friedsamer nach erfüllter Mittagspflicht geschlafen, als damals unter jener Krüppelföhre. Hoch stand zu jener Stunde die Julisonne am russischen Himmel. Freundlich wölbte er sich damals über den Fremdling, Ruhe ausstrahlend wie das Himmelsblau der Heimat. — — —

Das war damals.

Und heute brüllen ebendort Kanonen, knattern Gewehre, rasseln Säbel, blitzen Bajonette, in so manche Brust rote Rosen pflanzend . . .

Ja, wie doch die Menschen sind . . . und wie schnell doch Jahre vorübereilen.

Fritz Stüber-Gunther.

Von **Rudolf Bernreiter.**

Fritz Stüber ist ein Wiener, einer vom alten Schlag der echten. Er hat nichts gemein mit dem literarischen Artistentum des heutigen Wiens, er hat nichts gemein mit dem Jungwien, das die Heilsbotschaft der „Moderne" verkündet und er hat nichts gemein mit jenem Jungwien, das die Heilsbotschaft verkündet von der Kunst der Dekadenten und Symbolisten. Er ist nicht aus jenem Wien, daß wirr und unklar „Gedankengefühle" gibt, das philosophisch zersetzend „fühlendes Denken" und „denkendes Fühlen" vermittelt und er ist nicht aus jenem Wien, das die These predigt von der erwärmenden Liebe zu rätselhaft dunklen Empfindungen, die Lehre vom Grundsatz der Seelenanalyse. Fritz Stüber ist aus dem alten Wien der Ehrlichkeit, Schlichtheit, Wahrheit, er ist aus dem Wien der festen, starken Persönlichkeiten, aus dem Wien mit einer klaren, vernünftigen Weltanschauung. Fern ab von den zersplitterten, zerschlissenen Bestrebungen der modernen Wiener Literatur und fern ab von allen Einflüssen, die sich folgerichtig aus den neuen Bestrebungen ergeben und deren ewig sich regender Fortpflanzungstrieb niemals erfolglos wirkt, steht er da, fast allein, mit nur wenigen anderen, und sendet *seine* Heilsbotschaft ins Volk . . .

Aber was weiter, mehr als zurückgewiesen zu werden, konnte mir schließlich nicht widerfahren, also nicht gezögert . . .!

Doch schon im russischen Grenzbahnhofe schien's, als ob meine Fahrt hier wieder ein frühes Ende erreicht gehabt hätte, denn der russische Grenzpolizeibeamte, ein Kerl, groß wie sein Reich, mit einem Barte, lang wie die Wolga, faltete seine Brauen zusammen, so daß die Täler des Urals noch Flachland dagegen bedeuteten, stand vor mir auf wie so ein Erzengel, machte eine Handbewegung, und die Pforten des russischen Paradieses, wenn man's so nennen will, schienen auch diesmal mir verschlossen. Gram im Busen, Ärger im Hirne, stand ich an eine der Bahnhofsäulen gelehnt und ließ die Glücklicheren, deren Pässe in Ordnung befunden wurden, an mir vorüberziehen.

Grollend blitzte es in mir: Ist denn kein Konsul da? — Herrgott, der hätte mir das Visum geben müssen und wenn . . . Aber da stand der Grenzpolizeibeamte plötzlich vor mir. Der mußte schon einige Rangsklassen hinter sich haben, wenn seine Goldtressen nicht eben nur Blendwerk waren.

„Jemine, jetzt erreicht dich das Verhängnis", dachte ich. Man denke nur: ein russischer Grenzpolizeibeamter, der an einen herantritt! Aber das Verhängnis war damals gerade anderwärts beschäftigt und der Goldbetreßte meinte ganz freundlich: „Ihr Paß ist, wie gesagt, nicht in voller Ordnung, aber wenn Sie wollen, so kann ich Ihnen einen Passierschein ausstellen auf 26 Werst."

Warum es ausgerechnet 26 Werst sein mußten, war mir zwar nicht ganz klar, klar aber, daß ich für diese russische Freundlichkeit eine Gebühr zahlen mußte.

„Ja, Sie sind doch kein . . ." brummte der Gewaltige und sein Polizeiblick zog prüfend über mich.

Nein, ich war kein . . . Davon schien sich jener überzeugt zu haben. Aber eine Gebühr mußte ich eben zahlen. Nun, selbst ärarisch geschult, dachte ich natürlich an einen Stempel; schon sah ich im Geiste so ein russisches Wertzeichen auf dem Passierschein kleben, schon freute ich mich, feststellen zu können, ob und inwieweit jener Stempel nach unserem Gebührengesetze auch als vorhanden anzusehen sein würde — aber mein Finanzjus stand da vor anderen Gesetzen. Wohl sah ich, wie der Gebührenbetrag von jenem Goldbetreßten würdevoll in die Hosentasche gesteckt wurde, niemals aber sah ich den Stempel. Da mir ein Ähnliches noch einmal, und zwar jenseits der gewissen 26 Werst widerfuhr, so kam ich zur Überzeugung, daß hierzulande ein vereinfachtes Gebühreneinzahlungsverfahren bestünde, die Vereinfachung des Verfahrens von den Verwaltungsbehörden eben schon durchgeführt sei in sehr praktischer Weise, mit sehr wenig kompliziertem Apparate. Ein Beamter mit Hosentaschen, sonst nichts.

Sinne und ihm ekelt vor falschen schleimigen Sentimentalitäten, ihm ekelt vor schlüpfriger Liebesschlamastik, aber die Werke enthalten in reichem Maße Heillehren, Ethik und Liebe, freilich nicht in dem heute im modernen Leben läufigen Sinne, sondern in jenem vernünftigen Sinne aus dem alten Wien, von dem heute nur einige stolze Schroffen in den Himmel ragen, von dem ein Großteil, angefressen vom giftigen Zahn des modernen Geistes, dem modernen Leben der neuen Zeit zum Fraße kam, teilweise verfaulte ätzende Stinkluft verbreitend, verpestend den großen Teil der reinen Zeit, die müde zerrann ...

Nur wenige haben den Geist des gemütlichen Wiens behalten. Nur wenige Bücher haben wir, die ihn bringen. Und es liegt dariu so viel der Stärke reiner Herzen, kampfmutiger, hingebungsvoller Menschen, so viel der Liebe junger und alter Wesen, so viel der Güte, Milde, Opfer, Treue, Arbeitslust, so viel des Segens in dem Geiste, und es flammt so mächtig die Fackel der Lebensfreude aus ihm ... Und er birgt das stolze Zeichen der Persönlichkeit, den Stolz des Deutschen, des Vaterlandsfreundes, den Stolz und die Kraft der Individualität. Er trägt die Siegerkrone des festen Charakters, der unbeugsamen Entschlossenheit in Sachen der Ehre, der Liebe, des Vaterlandes, des Volkes. Und doch haben wir nur wenige, die ihn verbreiten, ernst und ehrlich verbreiten. Und unter ihnen ist einer der ersten Fritz Stüber-Gunther, der Dichter Fritz Stüber, er, der Vermittler zwischen Alt und Neu, zwischen Vergangenheit und Gegenwart, er, der zwischen den beiden Perioden steht, fest und sicher auf einer Kommandobrücke, mit dem Tone des gemütlich Überlegenen, mit der klaren Stimme des reinen milden Humors, hinter dem aber der blutige Ernst des Lebens steht, breit und massiv, unverrückbar in seiner Wucht und Gewalt. In farbenreichen epischen Bildern läßt er die Einzelschicksale, die Gesamtereignisse der Völker, der Welt und der Zeit an unseren Augen vorüberziehen. Ganz wie sie sich abspielen im bunten Leben. Ohne gedankliche Reflexionen und ohne philosophischen Kommentar. Er zeichnet das Leben und seine Opfer auch nicht im Tone der Dutzendironik, im Stile wilder Wortprächte.

Er packt das Leben, wie es ist, stellt es hin, wie es ist und zeichnet es mit dem Stifte des Lebens, treu und wahr, und überzieht es mit dem Glanze einer soliden poetischen Erzählerkunst. So wird uns die Dichtung zum Spiegel des Lebens, denn das Leben ward zur Dichtung ...

Bisher sind von Stüber drei Romane erschienen: „C. i.“, „Schwiegersöhne“ und „Der Schönheitspreis“. Sämtliche bei Adolf Bonz und Kompanie in Stuttgart. Eine Serie humoristischer Wiener Skizzen erschien bei Robert Mohr in Wien. Diese Skizzen tragen das Kleid des Humors; unter ihm aber steckt der tiefe Ernst ...

Es liegt ein milder, verhaltener Zauber über den Werken des Dichters. Was andere philosophisch tief, oft schwer, oft gar nicht verständlich schreiben, was andere oft in endlosen reflexiven Abhandlungen verfassen und einmal im hohen Stil, das anderemal im Sekunden- oder Interpunktionsstil veröffentlichen, das sagt Fritz Stüber einfach, klar und leichtverständlich in wenigen Sätzen, in einer Sprache schlicht und rein. Was andere Dichter für brunnentiefe, unergründliche Probleme halten und sie darnach behandeln, geistreich, geheimnisvoll und versehen mit wundervoll verschnörkelten Symbolizismen und Abstraktionen, das hält er, der Dichter mit der Anschauung des Gegenständlichen, für ein natürliches Weltding, für ein Stück Natur, das, losgelöst von dem Wucher literarisch-wissenschaftlicher Großtuerei und Wichtigmacherei, ein Wesen, in sich begründet, leicht zu erklären und leicht zu verstehen ist. Und demnach richtet er die poetische Verwertung seiner „Probleme" ein. Kurz: Stüber-Gunther ist nach dem Volkston kein G'schaftlhuber. Leider Gott ist unsere Literatur das denkbar dankbarste Feld für die G'schaftlhuberei. Je mehr Worte einer braucht, je verworrener und vertrackter einer schreibt und je geheimnisvoller einer tut, desto mehr gilt er, desto mehr werden seine Bücher gekauft und gelesen. Wo nichts drin steht vom Sexualleben, von wilder Sinnenbrunst, von Inzestphantasien, Exkresionserotik, das gilt bei einem Teil der heutigen Leser nicht mehr. Heroenkult, weibisches Leben, männliche Waschläppigkeit, jagende Komplikationen wüster Seelenzustände, erotische Räusche will man und alles im Hetzstil, treibend und nervenaufpeitschend. Von dem allen ist nichts zu finden in den Werken des Dichters Fritz Stüber-Gunther. Wer derlei sucht, muß sich an andere Adressen wenden; es gibt deren leider allzuviele. Nomina sunt odiosa.

Wir haben es hier mit einer dichterischen Persönlichkeit aus dem Gebiete des natürlichen, vernünftigen deutschen Realismus zu tun. Seine bisher erschienenen drei Romane, die für den Referenten zur Beurteilung seiner Schöpfer- und Gestaltungskraft maßgebend sind, stehen insgesamt im schlichten Kleide der einfach-natürlichen Erzählerkunst, haben zum Inhalte Lebensereignisse und Persönlichkeitsentwicklungen, Vorkommnisse, denen wir täglich begegnen können, und entfalten sich unter der Ägide einer gesunden, rein optimistischen Weltanschauung zu poetisch-geklärten, fein kultivierten offenkundigen Bekenntnissen stolzer, kräftiger Lebensbejahung zum sicheren, lebendigen Ausdruck immerwährender Tatkraft, immerwährender Tatenlust, zur Wesenhaftigkeit des Lebenstrostes. Dies erzählt Stüber im lebendigen Wandel der Geschehnisse und Tatsachen an menschlichen Beispielen, an Ereignissen übergossen vom Hauche des Lebens. Er posaunt keine Heillehren, predigt keine Moralabhandlungen, verkündet niemals trockene didaktische Ethik und stellt keine Rundfragen auf, in diesem oder jenem

er führt uns vor das tschechische Eindringen in Wien und schildert in beredten Zeichen das politische Vermögen seiner Vaterstadt. Es geht auch durch dieses, wie durch alle seine Werke der warme Hauch natürlichen Lebens, gesunder Weltanschauung, stolzer Aufrichtigkeitsliebe, ehrlicher Überzeugungstreue, hingebungsvoller Bodenständigkeitsliebe. Manch charakteristisches Wort über den Zustand des heutigen Literaturlebens hören wir aus dem Buche. So zum Beispiel wehrt sich die eine Hauptperson des Romanes, der Schriftsteller Weiland, dagegen, die Revolution 1848 lächerlich aufzufassen und sie in Spott und Possenreißerei auf die Bühne zu bringen. Er sagt: „Eine solche Dramatisierung widerstrebt meinem innersten Gefühl." Und da fällt auch die einzige Möglichkeit, jemals einen Erwerb zu ziehen aus der Schriftstellerei. Eine höhnische, eiskalte Abfertigung, die der Schriftsteller von dem Gewaltigen, der sein Werk aufführen könnte, erhält, zerreißt ihm seine junge Hoffnung . . . Aber er schreibt das Werk, wie es der Gewaltige will, wie es der Zeitgeschmack will . . . und er ist ein berühmter, gemachter Mann. Man darf eben nicht gegen den Strom schwimmen . . .

Dieses Buch enthält einfach-schöne, reizende Naturschilderungen, treffende Typen aus dem Wiener Leben und sichere Charakteristik der Zeitströmung, der sich alles hingeben muß, um weiter zu kommen.

„Der Schönheitspreis" ist sein drittes Werk. Es ist die Psychologie des kleinbürgerlichen Wiener Mädels der Gegenwart. Das Werk mit fesselnder Handlung, glänzender Lokalzeichnung und mitreißender Gestaltungskraft und nicht zuletzt mit dem echten Glanze der Solidität seiner Erzählungsweise ist der Roman der Bekehrung eines jungen Lebemannes, eines Don Juans von heute, der durch die Liebe zu einem reinen Mädchen zu der Überzeugung kommt, daß das Leben auch wirkliche Werte hat und daß der oberflächlichen Liebelei auch eine tiefe, heiße, schöne, ewige Liebe gegenübersteht. Das Buch ist, abgesehen von dem etwas zu sehr romantisch gewordenen Schluß, voll tiefer Lebenswahrheit. Wie alle seine Bücher, so hat auch dieses gesunden Inhaltswert, so hat auch dieses keine tiefsinnigen Thesen am unrechten Platze, dafür aber viel ungekünsteltes, echtes warmes Leben. Seine Gestalten haben alle eine frische persönliche Note, umweht von der Liebe des Autors, der Wiener Bodenständigkeit. Stüber versteht die lebensvolle Charakteristik der Gestalten unaufdringlich, gemütlich und einfach dem Leser zu übermitteln.

Der Dichter Fritz Stüber-Gunther erzählt in einem geschmackvollen Stil, mit einer gewissen behaglichen Überlegenheit, zeichnet sich aus durch liebevolle Kleinmalerei und Situationszeichnung. Und der mitfühlende Menschenfreund schmunzelt aus den Zeilen. Und bezeichnend für den Charakter des Dichters, der Dichtung ist die Art der Auf-

„C. i.“ (cum infamia) ist der Roman eines Wiener Burschenschafters, der durch das Ineinandergreifen der Schicksalsfäden in tiefe Schulden sinkt und dieserhalben mit „Schimpf und Schande“ aus der Verbindung ausgestoßen wird. Die Schilderungen der Umstände, wie der Burschenschafter in mißliche Verhältnisse gerät, wie ihn seine Freunde, Kollegen, seine Nächsten behandeln, wie er in die Zahlungsschwierigkeiten kommt und wie sich vor ihm das grinsende Fratzengesicht des Lebensspottes aufstellt, um ihn dem Abgrund der Verzweiflung, des Verderbens zuzuführen, tragen lebendige Farben und stehen auf höchster Stufe spannender und gemütvoller realistischer Erzählerkraft. Und so sehr es auch scheint, das Schicksal des Burschenschafters, eines grundguten, ehrlichen Menschen, bringe in dem Romane den Pessimismus zur Geltung, trage das tragische Zeichen des vergeblichen Weltenringens an sich, und so sehr auch Sorge, Kummer, Not, Hohn und Spott zur Geltung kommen, so ist der Roman keineswegs ein Werk der düsteren Farben, des versöhnungslosen Lebens ... Es ist ein Buch helleuchtenden, gesunden Optimismus, stiller, beschaulicher Lebensfreude. Wie der Bursch nach dem schweren Konventbeschluß sich wieder emporrafft, arbeitet und vorwärtsdringt in die Lage des bessern Seins und sich ihm langsam die Pforten der Liebe und des Glückes öffnen. Das sind Tatsachen, die sich oft abspielen in ähnlicher Gestalt, die Stüber in seiner soliden Kunst zu greifbaren, plastischen Geschehnissen verdichtete. Gerade dieses erste Buch zeigt am deutlichsten den ehrlichen Charakter der Stüberschen Kunst. Die Nebenumstände, auf deren Zusammenwirken der Burschenschafter fällt und wieder steigt, das Milieu, sind Erzeugnisse großer und größter Gestaltungskraft. Es ist ein Wiener Roman. Der Dichter führt uns tief hinein in das bewegte Leben der alten Kaiserstadt, schildert das Treiben der niederen Beamtenschaft, des Studententumes, der Lokalpolitiker, des Journalismus, des Kleingewerbes, stellt bezeichnende Typen in das Handeln des Gesamttumes und trifft immer mit hingebungsvoller Aufmerksamkeit die Note, von der aus er Zeit und Menschen zu charakterisieren hat.

„Schwiegersöhne“, sein zweiter Roman, behandelt das Leben eines Häufleins Wiener Leute, einer Menschengattung mit dem ewigen Trieb nach dem Besten. Der Autor schildert uns spannend und anschaulich das Schicksal zweier Familien, deren Sein-Richtung von der Erbschaft der sterbenden Schwiegermutter bestimmt wird. Die „Helden“, es sind deren einige in dem Werke, ringen mutig, sieghoffend und schicksaltrotzend mit dem Leben, teilweise ringen sie sich durch, teilweise gehen sie unter im wilden, reißenden Strom des Lebens. Mit aufmerksamer Achtung schildert er die Zeit Wiens in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts. Er zeigt uns das Schriftstellerleben von heute,

geschenk, z. B. einige Taler, im Volksmunde „Leihkauf" genannt. Dieses Leihkaufgeben bei bäuerlichen Bräuten ist sehr alten Ursprunges. In Grimms Rechtsaltertümern wird Seite 4 von einem Brautkauf bei den alten Germanen gesprochen. Man kaufte die Braut, konnte daher rechtlich über sie verfügen. Für eine edle Friesin waren acht Pfund zu zahlen. Die Gegenleistung der Braut bestand in einer Mitgift, Morgengabe genannt, weil sie am Morgen, welcher der Brautnacht folgte, ausbezahlt wurde. Die Heiratswut der Mädchen verspottet der Bauer:

Gwesen bin ih schon überoll,
In Filzmoos* und in Kirchentol,
Ja, alle Heilign ruaf ih on:
Gebts mir doch n Monn!

Daß es mancher auf der Bäuerei mit der ehelichen Treue nicht zu genau nimmt, deutet die Redensart an: Ein Ehbruch ist besser wie ein Beinbruch. Mancher fürchtet eine kinderlose Ehe und es heißt bezeichnend: Auf dem Wege, wo immer gegangen und gefahren wird, wachst kein Gras. In Trieben äußerte sich eine dralle Bauerndirn, die schon vier uneheliche Kinder hatte: Ich heirat' nicht, weil ich keinen Mann trau'. Solang einer einen Metzen Hafer zu ertragen vermag, ist ihm alles zuzutrauen. Andere wieder meinen: Die Kirch' wär' mir schon recht, aber der Heilige ist mir z'schlecht, womit man besagen will, der schöne Hof, den der Bräutigam besitzt, wäre begehrenswert. Doch dieser errege ihr Mißfallen. Eine dritte wünscht sich einen Mann von großer Statur, damit 's Fleisch, wie man sich äußert, nicht übers Häfen hinaussteht.**

Zu den altsteirischen Hochzeitsbräuchen gehört s Büschelbinden, Brauteinfangen, Brautstehlen, Vermachen, Kranzlabfangen, Aufsetzen, Weißern, Truhenführen, Krautsalzen u. dgl., wie im nachstehenden ausgeführt sei, weil sich die altsteirischen Hochzeitsbräuche wie schon vieles andere immer mehr verlieren, ja, manche gar nicht mehr vorfinden, obwohl sie sich jahrhundertelang hielten und teilweise sogar bis in die heidnische Zeit, wie wir hören werden, zurückreichen.

In St. Peter im Sulmtale, meiner Heimat, wo ich von 1864 bis 1888 meine schöne Jugend verlebte, ist's üblich, daß die Gespielinnen einer Brant vor der Hochzeit Kränze und Blumensträuße flechten, falls die Heirat zu einer Zeit erfolgt, wo in den Gärten Rosen und Nelken blühen. Jeder Hochzeitsgast erhält einen „Buschen" (Blumenstrauß) auf den Hut und einen auf die Brust. Beim Büschelbinden wird geschossen und musiziert, es ist gleichsam Vorhochzeit. Ein paar Musikanten, die zur Hochzeit bedungen werden, spielen auch beim Büschelbinden auf. Hiebei

* Wallfahrtsort unweit Mandling bei Schladming (Obersteier).

** Die Braut nicht größer sei als der Bräutigam.

rollung einzelner Schicksale. Er hat in dieser Hinsicht viel gemein mit Theodor Fontane: „er kennt ein Heldentum; das ist nicht auf dem Schlachtfelde zu Hause, das hat keine Zeugen oder doch immer nur solche, die mit ihm zugrunde gehen (oder aufkommen). Alles vollzieht sich stumm, einsam, weltabgewandt (aber mitten drin im Wirbel der Großstadt).“ Und er hat gemeinsam mit Fontane den Haß gegen das Pathos, gegen die Gefühllosigkeiten in der Kunst, die ihm aber dennoch lieber sind als falsche Gefühle, und es mangelt ihm wie jenem der Sinn für Feierlichkeit, für den „großen Stil“ und wie bei Fontane haben wir das Gefühl, es handle sich hier um eine Persönlichkeit, die einen geraden Weg weiß, wo andere irrend tappen, und Werke schafft, wo die anderen nach Werken suchen.

Und mit Paul Heyse, dem jüngst Verstorbenen, hat Stüber gemeinsam, daß er wie jener bleibt „ein ehrfürchtiger Sohn der Natur, ein Bekenner tiefinnerer Sittlichkeit, die nicht von äußeren Gesetzen abhängt. Wie alle seine Kinder der Welt keine platten Nüchterlinge, sondern Lichtsucher sind“, so ergreift uns bei Heyse und bei Stüber die Art der Schilderung der von der Welt geleugneten Offenbarung und Erlösung innerlich erlebter Wahrheiten.

Wir haben es also hier mit einem Dichter zu tun, dessen Bedeutung einer Würdigung wohl wert ist und dessen gesunde Lebensfreude und Schaffenslust, mit dem Signum der Natürlichkeit versehen, zweifellos weitgreifende Anteilnahme zu erwecken vermag.

Altsteirische Hochzeitsbräuche.

Von Karl Reiterer-Wettmannstätten.

Wenn ih amal heirat,
Aft bin ih a Monn,
Aft kenn mir s die Leut
An der Hosn schon on.

Mit diesem Vierzeiler bringt der Älpler zum Ausdrucke, daß für ihn nach der Heirat ein anderes Leben beginne. Bei Bauernehen wird vornehmlich darauf gesehen, daß das Weib eine Mitgift erhält. Von der Lieb', äußert man sich drastisch, kann man nichts herunterbeißen. Pflogen zwei, die auf dem Lande heiraten, schon vor der Hochzeit intimen Umgang, so wird gespottet: die zwei sind auch vorm Zsammläuten in die Kirchn gangen. Bei Vernunftehen schickt der Bauernbräutigam seinem Schwiegervater in spe zwei „Bidelleute“ (Brautwerber) ins Haus. Diese gehen dabei nicht viel umständlicher als bei einem Kuhhandel um. Willigt die Braut ein, erhält sie ein Braut-

Im Waldlande ist's üblich, daß die Brautmutter die Braut beim Ein- und Auszuge von der Kirche begleitet. Wie Weinhold* berichtet, war schon vor Jahrhunderten die Brautfrau bei Hochzeiten zugegen. In Bayern nennt man die Brautmutter Ehrenmutter, in Schlesien Zuchtfrau. Zumeist ist es die Taufpatin der Braut, welche als Brautmutter fungiert. Lebt die Taufpatin nicht mehr, nimmt man die Firmpatin. Bei der Hochzeitstafel nimmt sie neben der Braut Platz und bedenkt diese mit einem ansehnlichen Geschenk. Beim Weißern** händigt der Zeremonienmeister das eingegangene Geld nicht unmittelbar der Braut ein, sondern er überreicht es der Brautmutter. Diese erteilt der Braut auch eine Lehre.

Sowohl im Ennstalerischen als auch im Laßnitztale ist's Vermachen bei Bauernhochzeiten üblich. Wenn der Hochzeitszug die Kirche verlassen hat, werden ihm Hindernisse in den Weg gestellt. Ist beispielsweise ein Schneider in den „hlg. Ehstand" getreten, schlägt man beim Vermachen eine förmliche Schneiderwerkstätte im Freien auf und einer reitet auf einer Ziege, weil die Geiß das Sinnbild des Schneiderhandwerks ist. Einer johlt:

Die Geiß, die Geiß
Hat zwoa lange Haxn
Und die sind halt n Schneider
Sein Hosnkraxn.

In St. Peter im Sulmtale traf ich's, daß ein Kellner des Wirtes, bei dem das Hochzeitsmahl stattfand, den Hochzeitsgästen mit einem blumengeschmückten Bäumchen entgegenging. Bei der Maxltonihochzeit war es der alte Kniely Seppl, der das Bäumchen trug. Die Brautführer versuchen, den Bäumerltrager zu erwischen, um ihm das Bäumchen zu entwinden. Allein der Seppl hatte flinke Beine. Da auf dem Bäumchen auch Zuckerln, Krapfen und süßes Backwerk hing, waren die Dorfbuben, der Pölzl Rudolf, Rauchsimerl und Gassenloibner Franzl, ich unter ihnen, hinterher, um ein Stück Backwerk, wenn es sich vom Bäumchen löste, zu erhaschen.***

Wenn beim Stögerwirt, meinem Schwager in Donnersbachwald, ein Hochzeitseinzug stattfand, versuchte man, die Braut zu stehlen. Ein findiger Bursche versuchte es, die Braut unbemerkt von der Hochzeitsgesellschaft zu entfernen und in ein nahes Gasthaus zu „entführen". Das erinnert an den alten Wegtanz (bortdansingen), bei dem man den Hochzeitsgästen die Braut streitig zu machen suchte. Scheinentführungen gehörten bereits zu den Hochzeitsbräuchen der alten Griechen und Römer. Das

* „Die deutschen Frauen", S. 255. ** Geldeinsammeln für das Mahl.

*** Erinnert daran, daß in Skogboland (Upland) vor dem Brauthause eine junge Tanne (brurifkor) aufgestellt wurde.

drehen sich die Paare fröhlich im Reigen, denn: was sich gern sieht, hat beim Büschelbinden die beste Gelegenheit, sich zu treffen. Die Liebe flicht neue Kränze, aber auch minder poetische Witze werden gerissen. Gut, daß dem Fischelschneider, meint der Gieshüber Gustl, sein Maul kein Evangelibuch ist. Aber standhaft ist er, der Fischelschneider, neckt ein anderer den Bräutigam. Ja, standhaft ist er, witzelt ein dritter, wenn er nicht liegt. No, jetzt kannst dann liegen genug, wenn's zum Balkenzumachen wird.* Peter, liegt er nit, so steht er, reimt der Stögl Franz und johlt:

Buama, seids lusti,
Tuats neahma betn,
Der Tuifl is gstorbn,
Ham n d Säu datretn.

Gelt, meint ein anderer zur Braut, jetzt ist der Erlöser der Welt** gekommen. Hättst den nicht kriegt, wärst überbliebn. Gscheiter überbleibn, wie schlecht ankommen, schnippt die Braut. Wie man sich's bett't, so hat man's. Darauf die alte Knielhyn, was den Gassenloibner Franzl veranlaßt, das Rätsel aufzugeben: Warum schüttelt die Henne, wenn sie vom Hahn gezaust wurde, das Gefieder? Antwort: Damit 's für ein andersmal wieder aufbett't ist.

In Donnersbachwald kommen am Hochzeitsmorgen die Gäste beim Wirt zusammen, wo das Mahl eingenommen wird. Der Wirt schickt der Braut einen Wagen entgegen. Ein Jungherr und zwei Kranzljungfrauen holen die Braut ab. Der Bräutigam, den der Beistand begleitet, kommt später an die Reihe. Hierauf wird das Frühstück beim Wirt eingenommen und man nadelt den Hochzeitsgästen die Blumensträuße an die Hüte und Röcke. Der Zeremonienmeister, im Waldlande Bräutführer genannt, hat indessen den Pfarrer abgeholt, der sich an dem Hochzeitszuge in die Kirche beteiligt. Voran ziehen die Musikanten, ihnen folgt der Pfarrer mit dem Bräutigam, diesen reihen sich die zwei Beistände und die Braut mit zwei Jungherren an. Den Zug beschließen die übrigen Hochzeitsgäste, denen die Zuseher, im Ennstalerischen Bugglkratzer, in der Oststeiermark Moasenschützen genannt, sich anreihen.

Beim Einzug in der Kirche ist in Donnersbachwald seinerzeit das Einsingen üblich gewesen. Als ich 1886 bis 1896 im benannten Orte wirkte, war ich auch Organist, als solcher legte ich beim Einsingen auf:

Ja, du sollst mit Freuden prangen,
Wertes Brautpaar zu dem End',
Weil du heute wirst empfangen
Dieses große Sakrament.***

* Anspielend auf die ersten Nächte im Ehestande.
** Hier ist der Bräutigam gemeint. *** Ehe.

Auch erzählten die Musikanten die saftigsten Anekdoten.

In Obersteier traf ich's, daß bei der Danksagung, also vor dem „Auffsetzen", wie man im Sulmtale sagt, allerlei Dorfereignisse in Verse umgewandelt und vom Zeremonienmeister zu Gehör gebracht wurden. Die Küchenmagd kommt dann mit einem blumengeschmückten Schöpflöffel und sagt zu den Hochzeitsgästen:

Ih bitt um a Kuchelsteuer,
Schüssel und Häfen san ah gar teuer.

Nach Weinhold* war es noch um 1850 in norddeutschen Gegenden gebräuchlich, die Braut am Hochzeitstage dreimal um den Herd zu führen, auf dem ein frisches Feuer brannte. In Donnersbachwald war es noch 1880, wie mir meine Frau, eine Tochter des Stögerwirtes, mitteilte, üblich, daß die Braut bei Bauernhochzeiten in die Küche des Gastwirtes ging, wo das Hochzeitsmahl stattfand, und das Kraut salzte. In früherer Zeit, erzählen alte Bauern, war es ferner üblich, daß man Tobiasnächte kannte und Enthaltsamkeit einige Zeit nach dem Hochzeitstage übte. Französische Bischöfe verschafften sich seinerzeit durch die Dispensation von den Tobiasnächten bei jungen Eheleuten eine Einnahmsquelle.** Mein Vater, Oberlehrer in St. Peter, erzählte mir, Ende der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts sei er auf der Hochmasser-Hochzeit gewesen. Diese habe von Montag bis Freitag gedauert. Auch sogenannte Nachhochzeiten gab es seinerzeit, es war die Nachhochzeit eine Nachfeier. Schon in der Ritterzeit dauerten Hochzeiten mehrere Tage lang. Der zweite Tag war unter anderem den Turnieren gewidmet. Zur Hochzeitsnachfeier gehörte auch s Truhenführen. Der vollgepfropfte Kasten der Braut wurde bald nach dem Hochzeitstage der Braut nachgeschickt, wobei ein Nachtrunk üblich war. Die wirtschaftlichen Verhältnisse, die sich beim Bauern von Jahr zu Jahr verschlechterten, haben es leider mit sich gebracht, daß die alten Bräuche schwinden. Der Bauer kann sich heute kaum mehr eine Hochzeitstafel gönnen, geschweige denn, daß er an eine Nachfeier denken könnte. Wohl aber ist der Humor noch vielfach den Leuten geblieben. Sind große Bauernhochzeiten, geht es trotz der schlechten wirtschaftlichen Verhältnisse noch heiter zu. Da hört man: „Schauts nur, daß bald Kinder kommen." Ein anderer erzählt: „Es war einmal eine Patin. Als sie vom Pfarrer gefragt wurde, wie das Kind, das sie zur Taufe trug, heißen soll, meinte sie resolut: ‚Wie er heißen soll? Hiasl, moan ih, zu n Schofholter wird er wohl z brauchen sein.'" Ein anderes schäkert: „Die Tippelbäuerin in Riemerberg hatte Zwillinge bekommen, die man in einem Tuche zur Taufe trug. Als der Priester bei der heiligen Handlung zwei sah, meinte er: ‚Uh, da habt ihr gar zwei

* „Die deutschen Frauen", S. 257. ** „Weinhold", S. 269.

Brautstehlen erfolgte in Donnersbachwald in der Weise, daß man mit der Braut ins nahe Fischerwirtshaus jenseits des Baches entfloh. Wenn die „Jungherren“ nachkamen, hatten sie die Braut mit Wein auszukaufen. Gleich nach dem Einzuge der Braut kommt der Ehrentanz zur Geltung. Dann zerstreuen sich im Ennstalerischen die Hochzeitsgäste in die umliegenden Gasthäuser, zum Mahl wird erst um sechs Uhr abends „zusammengesessen“, sagt der Waldbauer. „Jeder Hochzeitsgast bekommt eine ‚Beisitzerin‘“. Wer sich hiebei gern zusammenfindet, sagt dies heimlich dem Zeremonienmeister, der den Leuten ihre Sitze einnehmen läßt. Jeder Beisitzer hat seine Beisitzerin zu beschenken oder mit Wein zu regalieren, die Beisitzerin dagegen steckt dem Beisitzer ein Seidentuch auf den Hut, oder sie verehrt ihm einen Bund (25 Stück) Zigarren.

Um Mitternacht ist das Kranzlabtanzen üblich. Die Lichter verlöschen. Wenn sie wieder brennen, sieht man die Braut ohne Kranz. Selbstredend machen die Leute oder die, welche zusehen, derbe Witze, mancher versteht es nicht besser, muß man als Entschuldigung anführen. Der Wein tut seine Wirkung. Der Schilcher* öffnet die Herzen. „Beim Essen“, späßelt der Großloibner Franzl, „muß man sich nach vorn und beim Trinken nach rückwärts neigen“. „Von wem hat denn der Wirt das Fleisch? Eine Sau ist ihm hin wor(d)n“, späßelt ein anderer. „Ja, wir essen s Fleisch von n totn Vieh“, darauf ein dritter, und ein vierter läßt sich hören: „Das Fleisch ist schon auf n Mist glegn.“

Spielleute waren bereits in alter Zeit üblich. Sie suchten, die Hochzeitsgäste zu belustigen. Unsere Väter vertrugen einst viel. Auf der Korbin Marchl- und Marltoni-Hochzeit in St. Peter sah ich's Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhundertes, daß man in der mitternächtigen Ruhepause vor dem „Auffetzen“, wie der Sulmer sagt, allerlei derbe Späße und Allotria trieb. Die Musikanten, der Schnapsmaurer, der alte Blind, der Jöbstl, Wirtannerl und wie sie alle hießen, führten das Schimmelreiten, Schimmelnageln und Mahlen auf. Einer legte sich auf einen Stuhl, mit dem Bauch nach unten. Darüber breitete man ein Leintuch und auf dieses wurde Mehl gestreut. Durch Körperbewegungen rieselte das Mehl in die Tiefe. Dadurch rief man schallende Heiterkeit hervor. Wie derber es kam, desto lieber war's den Bauern. Der Pfarrer, welcher bis Mitternacht der Hochzeit beigewohnt hatte, war schon fort, also fühlte man sich unbeobachtet.

Beim Mahlen trällerte der alte Blind:

Geh, Dirndl, ih sag dir s,
Und tua mir den Gfolln
Und laß mir mein Hawern
In deiner Mühl mohln.

* Eine Art Rotwein, gedeiht nur in der Weststeiermark.

Dirn zu sich in die Kammer den Urberhanselknecht, den Simerl. Der Bauer hörte ein Geräusch und erhob sich vom Bette. Er durchsuchte das ganze Haus, fand aber nichts Verdächtiges. Endlich kam er zur Mägdekammer. Er drückte auf die Schnalle, doch die Tür war von innen verriegelt. Ploni, rief der Bauer, mach auf. Jessas, dachte die Dirn, wo stecke ich denn den Buben schnell hin? In die Truhe mußte er steigen und diese schloß sie ab. Dann öffnete sie dem Bauer die Tür und forschte: Wo fehlts? Der Mattibauer hatte vordem den Truhendeckel einschnalzen hören, er wußte, wo der Bock s Loch gefunden hatte und dachte sich: Wart, dem Kerl werd ich gleich eine Angst einjagen in der Truhe. „Schnell anziehen, Ploni, s brennt, Feuer ist.“ „Dann tragts auch die Truhen aussi!“ ertönte eine klägliche Stimme in der Truhe. „Jetzt, wer ist denn da drinnen?“ sagte mit guter Verstellung der Mattibauer. „Der Urberhansel Simerl, mein Bötter. „So, so, dein Bötter“, gab der Bauer zurück, „dann lassen wir n drinnen braten.“ „Na, um Gottes Willen, Bauer, das nit“, flehte die Dirn, „es is nit mein Bötter, es is mei Bua“. Damit riß die Ploni den Truhendeckel auf und vor dem Bauer stand in Lebensgröße der Urberhansel Simerl. Der Mattibauer packte den Burschen beim Kragen und hänselte: „Wo Feuer ist, muß man löschen.“ Sodann begann er den frechen Eindringling mit einem Ochsenziemer zu bearbeiten, daß der Plonl Hören und Sehen verging. „Bauer, Bauer“, schrie sie, „s brennt nit mehr.“ „Na, wenn das ist, hören wir auf z löschen“, meinte schelmisch der Bauer und ließ den Burschen los, um ihn zur Haustür hinaus zu expedieren. Kaum war der Befreite vor dem Hause, eilte er zum Fenster der Dirn, um seinem Unmut freien Lauf zu lassen. „Weißt, bist wohl arm“, seufzte die Dirn, „dein Buggl muß schön ausschaun“. Darauf der Bub: „Gescheiter noch, wie wenns ganze Häusl verbrunnen war!“ Die Dirn verstand und tröstete sich damit.

Heimgärtners Tagebuch.

Am 10. September 1914.

Den zwei Riesenschlachten, die heute geschlagen werden bei Lemberg und vor Paris, wollte ich entfliehen. Von den Telegraphen- und Telephonsträngen hinweg durch struppiges Lärchendickicht grub ich mich, daß die Zweige mir von der Seele das Blut scheuern sollten, von dem ich mich bespritzt fühlte. Weiterhin über die Matten gab's keinen Krieg mehr. Rinder grasten friedlich, und wo einmal wegen eines fetten Grasschopfes zwei Ochsen gegeneinander mit den Hörnern gaukelten, geschah

beisammen?' ‚Mocht nix', gab die Patin zurück, ‚san früher ah beinander gewesen . . .'"

Als der Prügelschuster sein Weib niederkommen sah, arbeitete er unverdrossen in der Werkstatt weiter. Auf einmal reckte die Hebamme den Kopf zur Tür hinein und rief freudig erregt: „Es ist eins da!" Ein anderer hätte vielleicht gefragt: „Ist's ein Bub oder ein Mägdlein?" Aber der Prügelschuster hämmerte ruhig weiter und sagte bloß: „Meinetwegen ein ganz Dutzend!" Nach kaum einer halben Stunde reckte die Hebamme den Kopf wieder zur Tür hinein und meldete: „Auch ein zweites ist da!" „Meinetwegen ein Dutzend!" gab der Schuster ruhig zurück und hämmerte weiter. Wahrscheinlich dachte er: „Paarweis ziehn s besser." In einer Viertelstunde darauf rief die Hebamme zur Stubentür hinein: „Meister, Meister, es ist auch ein drittes angekommen." Das war dem Schuster allerdings zu viel. Er sagte nicht mehr: „Meinetwegen ein Dutzend", sondern sprang auf und davon und ließ sich beim Feldkreuz mit den Worten nieder: „Unser Herrgott verzeih mir, ih hon Gspoaß ghabt."

Dem Zingerlschuster, erzählt ein zweiter, ist etwas ganz anderes passiert. Der mit seinem Kupferbergwerk hätt schon beinah einen Abbau anfangen können. Als einst ein Agent nach Bergla kam, suchte er auch den Zingerlschuster auf. Beide gingen nach St. Martin hinüber, das nächste Dorf, wo sich auch ein Kupferschmied in neuerer Zeit niedergelassen hatte. Man trank und kam in die beste Laune. Stichelreden fielen hin und her. Dem Agenten fiel es ein, den Zingerlschuster wegen seines Kupferbergwerkes zu hänseln. Drüben der Kupferschmied, stänkerte er, zahlt das Kupfer sehr teuer. Der Zingerlschuster fuhr von seinem Sitze in die Höhe und verließ die Stube. Alle nahmen an, der Schuster sei beleidigt und werde nicht mehr kommen. Aber man hatte sich geirrt. Nach kaum fünf Minuten kam der Zingerlschuster wieder und setzte sich ruhig zu seinen früheren Zechgenossen. Man sprach von unbedeutenden Dingen. Den Agenten biß der Bosheitsteufel, weil der Schuster die freundlichste Miene machte, weshalb er begann: „No, Zingerlschuster, warst nit beim Kupferschmied, was hat er denn gsagt?" „Er sagte", gab der Schuster gelassen zurück, „das müßte ein rechter Esel sein, der meine Nase für ein Kupferbergwerk anschaut."

Der alte Sterzfastl von Steieregg erzählt, daß ein Kind zur Beicht ging. Als es gefragt wurde, ob es viele Sünden habe, meinte das Kind treuherzig: „Ich weiß es nicht, weil mir's der Vater aufgschrieben hat."

Zum Schlusse noch folgende Hochzeitsanekdote: Beim Mattibauern in Weniggleinz hatten sie eine hübsche Magd. Es heißt nicht umsonst: Je schöner, desto liederlicher. Auch die Mattibauern Ploni war von der War, wo die Elle zwei Kreuzer kostet. Eines Tages ließ die

aus taktischen Gründen geschehen sein, aber auch das ist noch kein Anlaß für siegausschreiende Extrablätter.

Übrigens, sei es in Not oder in Sieg, raunzen müssen wir Österreicher immer. Aber wehe dem Fremden, der uns beistimmt!

Am 14. September.

Man ist freudig erstaunt darüber, daß auch unsere Sozialdemokraten voll glühender Begeisterung mit in diesen Krieg ziehen. Freudig bin auch ich darüber, aber nicht erstaunt. Diese freiheitlichste unserer Parteien soll sich nicht wehren wollen, wenn uns die Russen die Schlinge um den Hals werfen möchten? Diese Gleichmacher sollen nicht den gewaltigen Kampf mitringen wollen, der alle gleich macht, wo in der Front der Bauer neben dem Millionär, der Arbeiter neben dem Baron steht, wo der Fürst sich so gut dem Feuer aussetzt wie der gewöhnliche Soldat? — Sozialer im Sinne der Sozialdemokraten kann's ja gar nirgends hergehen als auf dem Schlachtfelde. — Daß sie grundsätzlich gegen den Krieg sind, der vermieden werden kann, das versteht sich doch. Um so feuriger ziehen sie in den Krieg, der nicht vermieden werden kann. Und der ihnen Gelegenheit gibt, Vorzüge, Tugenden zu zeigen, die man ihnen sonst gerne abgestritten hat. Für die Sozialdemokraten ist dieser Krieg schon vorwegs ein gewonnener Feldzug. Sie gewinnen einmal so recht ihr Vaterland, das sie fürderhin mit aller Hochachtung zu seinen treuen Söhnen zählen wird.

Am 15. September.

„Der Verräterzug geht um 5 Uhr 8 Minuten." Er stand wirklich schon wie in der Fahrordnung. Natürlich lief das ganze Dorf auf den Bahnhof, um die Ostgalizier zu sehen, die dem Feind ihr Vaterland verraten hatten und Riesenschlachten für Österreich verhängnisvoll machen wollten. Ich ging diese Leute nicht anschauen, ließ mir aber erzählen, daß ganze Züge davon voll seien: Krämer, Eisenbahnbeamte, Bauern, Popen, Weiber wie Männer. Viele kraß markante Gesichter mit dem Gemisch von teuflischem Haß und grinsender Kriecherei. Andere starren stumpf und blöde vor sich hin. Unser Volk, das früher die durchziehenden Soldaten mit Jubel und Spenden überhäuft hat, steht diesen widerwärtigen, grauenhaften Erscheinungen mit Bestürzung und schweigendem Zorne gegenüber. Die Schurken aus dem Osten! Ob sie es ahnen, was sie erwartet? — Mit Licht und Rauch hätten sie dem Feinde Zeichen gegeben von der Stellung und Bewegung unserer Truppen. Angezündete Heuhaufen, beschnitzte Baumrinden, die in den Bächen rannen, Fahnen und Heiligenbilder bei Wallfahrerscharen und dergleichen mußten Verständigungszeichen sein. Eisenbahnbeamte sollen Zusammenstöße besorgt,

es in einer halb scherzhaften Weise. Was ist doch das liebe Vieh für ein gesittetes Volk! Weiterhin vor Bauernhütten spielten Kinder Krieg, gingen wütend aufeinander los mit hölzernen Schwertern, aber wer hinpurzelte auf den weichen Rasen, der tat es dem „Gegner" zu Gefallen. Die Mädels beteiligten sich nicht am Kampf, sondern pflückten Herbstblumen und brachten sie mir, steckten sie mir an die Brust und auf den Hut. — In dem Augenblick vergaß ich, was da vorgehen mochte in Galizien, in Frankreich und anderswo. — Noch weiter oben in den Schatten eines Kirschbaumes legte ich mich hin, um den Schlaf zu erwarten, der mich in den Nächten flieht. Zögernd kam er, um mich meuchlings mit den grausigsten Schlachtbildern zu zerfleischen. Wohin, o schreckliche Welt, soll man fliehen, um Frieden zu finden? — Zu den Kleinen kehrte ich zurück und half ihnen, am Wege aus weißen Steinchen Häuser bauen, und riß Haselzweige ab, um sie an den Häusern aufzupflanzen. Und pflanzte mit grünen Zweigen eine Allee. Und an deren Ende baute ich einen grünen Bogen über den kleinen Weg, um den Kommenden, den Einziehenden würdig zu empfangen. „Kinder, rufet Heil und Freude! Der Friede kommt!"

Aber wer da kam, war ein Landwehrmann mit bespießtem Gewehr. „Was sind das für Dummheiten! Den Weg frei!" rief er und zerstörte unsere junge Ansiedlung mit einigen Fußtritten.

Am 13. September.

Benehmen wir uns würdig genug gegenüber den Nachrichten, die uns das Schicksal täglich von den Schlachtfeldern zusendet? Bei jedem Erfolg zu große Begeisterung, bei jedem Mißerfolg Verzagtheit, Mutlosigkeit. Das ist kindisch. Der erfahrene und vernünftige Mensch sollte wissen, daß ein gewonnenes Gefecht noch nicht der Sieg und ein Zurückgehen auf dem Felde noch nicht das Unterliegen ist. Jetzt sind die Tage, da man weder jubeln noch klagen, sondern schweigen soll. Der nicht mittun kann, dem gebührt ehrfürchtiges Schweigen vor dem, was andere leisten, vor dem, was die Vorsehung uns bestimmt hat.

Die Zeitungen machen es freilich auch nicht immer gut. Die Berichterstattung ist zu vorlaut, erweckt zu oft Erwartungen, die dann nicht eintreffen. Die Zustände der Feinde werden zu schwarz, die der Unseren zu rosig geschildert. Stimmung machen ist ja nötig, aber das sollte so sein, daß keine allzu großen Enttäuschungen kommen können. Nach überspannter Hoffnung die Enttäuschung, das zerreißt unsere Nerven am meisten.

Gestern war hier großer Jubel über Extrablätter mit großgedruckten Siegesnachrichten, die heute, näher besehen, nichts als einen — Rückzug unserer Armee ankünden. Freilich soll der Rückzug nicht erzwungen, nur

Am 17. September.

Jetzt sind vom Kriegsschauplatz die lebendigen Zeitungen da. Jauchzend sind sie vor wenigen Wochen fortgefahren, still und ernst kommen sie wieder heim. Manche doch auch heiter. Haben sie im Fuß, in der Hand auch ihren Schuß — lustig war es doch. Und wenn sie heil sind, ziehen sie wieder ins Feld. Mir hat's immer etwas Bewegsames, wenn so ein verwundeter Bauernbursche von der Schlacht erzählt. Das geht ruhig, ohne Sentimentalität und ohne Aufschneiderei. Anfangs ist's, als wüßten sie nicht viel, frägt man sie, dann wissen sie sehr viel, dann wird's ihnen selbst erst klar, wie viel sie wissen. Dann geben sie in schlichten Ausdrücken die lebendigsten Bilder einzelner Vorgänge, mildern aber die grausigen Dinge mit leichtem Humor. Das erste Kugelpfeifen — darüber sind alle eins — erweckt ein wenig Schaudern, nur so ein Zucken, dann ist's schon gut, es heißt schießen. Und die Beschäftigung mit dem Laden und Zielen und Schießen läßt sie aller Gefahr vergessen. „Langweilig ist's nur, wenn man schiaßn soll und kein sicht", sagt einer. „Ah na", meint der andere, „ih han nur gschossn, wann ih ein gsehen han. Ma muaß Patronen sparen." — „Nachher sein mir den Kosaken nachglaufen, habn s aber nit derwischt. Derweil hat mih hintenher einer in die Fersen gschossn." — Ein anderer erzählt: „Beim Tag sein mir marschiert, bei der Nacht sein mir ah marschiert. Aftn amal auf n Wasn glegn und ein paar Stund gschlafn. Immereinmal ein paar Täg nix zu essen, nachher wieder so viel, als wenn Ostertag gwest wär. — Aber beim Marschieren der Durst! Nirgendswo Regnwasser, und bei den Brunnen trinkn verboten. Bei ein Brunnen, gleih an den Hebel habn mir den Brunnenvergifter ghängt. Brüder! Brüder! hat er gjammert, s weitere han ih nit verstanden." — Ein anderer schaute sich auf dem Schlachtfeld die toten Russen an. „Einer hat noch den Revolver in der Faust. Saggra, was ih schon gern so ein Revolver ghabt hätt! Han ih n scho wölln nehmen. Ah na, denk ich, s ist Wertsach, s kunnt nit recht sein. Aber s Kokarderl han ih n abagrissn, zu an Andenkn." — Wenn man die Burschen nach den strategischen Truppenbewegungen fragt, da wissen sie nicht viel. Ob sie wüßten, wie dieser Krieg entstanden sei? „Ja, weil sie unsern Thronfolger und seine Frau umbracht haben. Just auf das han ih denkn därfn, wann ih müad wordn bin beim Schiaßn, nachher han ih wieder Kraft ghabt."

Am 18. September.

Ein junger, obersteirischer Volksschullehrer, seit kurzem verheiratet, hatte auch fortmüssen gegen Rußland. Nachdem seine Frau wochenlang nichts von ihm gehört, kam die Nachricht, er sei bei der Schlacht an der Hand verwundet worden, tagelang unaufgefunden im Freien

Popen durch Läuten der Kirchenglocken Signale gegeben haben. — Erzählt wird so; man kann's nicht glauben, daß sie dieses wohlwollende duldsame Österreich gegen die russische Kette und Knute vertauschen wollten. Jetzt allerdings werden sie von Österreich nicht mehr viel Wohlwollen erfahren, ich mag nicht wissen, was ihnen geschieht.

Jemand nahm sich ihrer an und sagte zu mir, die Tiroler Bauern im Jahre 1809 hätten es ja auch so gemacht zueinander mit geheimen Fernzeichen, und ich hätte sie doch in einem Roman verherrlicht. So. Also, das wäre kein Unterschied, ob einer sein Heimatland gegen Bestechung dem Feind verrät, oder ob er seinen Heimatsgenossen Wahrzeichen im Kampfe gibt gegen den Feind! — Herr Schaffner, lassen Sie diesen „Jemand“ in den Zug steigen, er gehört zu der ostgalizischen Reisegesellschaft!

Am 16. September.

„Zu unserem Roten Kreuz müssen wir doch auch einen Roten Kreuzer haben“, sagte ein Witzbold. Und der Gedanke war besser als der Witz. Der Mann zielte auf die rote Kriegsmarke, durch die wir bei jedem unserer Briefe einen Kreuzer spenden für die Witwen und Waisen unserer gefallenen Soldaten. Ja, wir haben ihn schon, den Roten Kreuzer, in unseren neuen Zehnhellermarken, die zwölf Heller kosten. — Die Idee ist so gut, als käme sie aus dem Deutschen Reich; diesmal kommt sie von einer klugen Dame aus Österreich. Es gibt in unseren Ländern gewiß Millionen von Briefschreibern, die freudig bereit sind, jeden ihrer täglichen Briefe mit der Kriegsmarke zu schmücken. Kein Einziger, auch der Arme nicht, spürt dieses Opfer. Und was macht das aus? Täglich wenigstens zwanzigtausend Kronen; in Deutschland sagt man Mark. Vielleicht sogar das Doppelte oder Dreifache. Die Post wird es wissen, wie viele Briefe täglich geschrieben werden, sie hat den kostbaren Einfall mit Freuden sofort durchgeführt. Auch im Deutschen Reich ist er angenommen worden.

Wenn man nun erwägt, was mit diesen täglichen Summen für die armen Witwen und Waisen gemacht werden kann, so ist es einfach undenkbar, daß nicht jeder jeden seiner Briefe mit der roten Zwölfhellermarke oder mit der grünen Siebenhellermarke einem guten Werke weiht! Von all den Kriegssteuern, die uns auferlegt werden, kann wohl keine leichter und segensreicher sein, als der „Rote Kreuzer“ für die Witwen und Waisen der Gefallenen. Man kriegt ihn bei jeder Briefmarkenverkaufsstelle: eine neue rote Marke, die statt 10 Heller 12 Heller, beziehungsweise eine grüne Marke, die statt 5 Heller 7 Heller kostet. Wem dieser Rote Kreuzer doch zu geringfügig erscheint, der kann immerhin auch noch einen roten Dukaten springen lassen.

geworden ist, kaum übler aufmessen, als dem Genesenen, der in Wahnsinnsraserei Untaten begangen hatte. Was man den Völkern zum Vorwurfe machen kann, ist, daß sie sich zu schlecht gehütet hatten vor der Erkrankung. Sie hätten ja aus Erfahrung wissen sollen, wohin es führt, wenn man sich heißhungrig den Magen überladet mit Dingen, die nicht zu verdauen sind, wenn man sich immer mehr erkältet in der Menschenliebe, verhärtet im Egoismus, im gegenseitigen Mißtrauen, und sich erhitzt in Beschimpfungen und Haßbezeigungen, wenn man sich anstecken läßt von fremder Niedertracht, so daß man heute das selbst tut, was man gestern an den Gegnern so leidenschaftlich verurteilt hat.

Also trösten möchte ich mit dem Hinweis, daß die jetzigen Ereignisse nur die Erscheinung einer schweren, schweren Krankheit sind. Wenn die Fieberanfälle vorüber sind, werden wir uns sehr schwach fühlen. Dann wird es Zeit sein, zur Besinnung zu kommen und sich zu hüten vor so ungeheuerlichen Rückfällen. Frieden, Rücksicht und Wohlwollen unter den Völkern ist der gesunde Zustand, der allein es lohnt und rechtfertigt, daß man überhaupt existiert.

Nein, das was wir jetzt sehen, ist das natürliche Antlitz der Menschheit nicht.

Am 23. September.

Waren denn diese furchtbaren Zerstörungen in Belgien und Frankreich notwendig? So muß ich mich immer wieder fragen. Und immer die gleiche Antwort: Es ist der furor teutonicus gegen die ungeheure Falschheit und Lüge. Ja, Falschheit und Lüge, in die wir eingesponnen wurden, daß man uns vernichte. Von allen Niederträchtigkeiten weitaus am meisten haßt der deutsche Charakter die Falschheit. Sie ist gegen seine Natur. Sie macht ihn rasend. Darum gelingt es dem Deutschen auch nicht, so weichmütig schmiegsam zu sein, wie der Slave, es gelingt ihm nicht, so höflich zu sein, wie der Romane ist, weil es ihm schwer ankommt unwahr zu sein. An Eigenliebe und Selbstsucht werden die Menschen im ganzen sich kaum viel unterscheiden; wer das an sich eingesteht, der ist noch der bessere. Wer sich stark fühlt, der ist der Freimütige. Wer bei der Wahrheit bleibt, der ist der Grobe, das liegt in der Natur der Sache. — Wer selbst ehrlich ist, der ist auch leichtgläubig. Dann wird er umgarnt, ohne daß er's merkt und noch während er sich in seiner Haut wohlfühlt, schärfen die Feinde schon ihre Messer, um diese Haut unter sich aufzuteilen. Und da ist es einzig der furor teutonicus, der dem Deutschen gegeben ist gegen die Falschheit.

Hat er sich durchgehauen, dann ist seine Güte so echt, als es vorhin seine Wut gewesen.

liegen geblieben, dann in ein Barackenspital gebracht worden, wo ihm wegen Vergiftungserscheinungen der Arm abgenommen werden mußte. Genesung sei kaum zu erwarten. — Die junge Frau entschloß sich rasch und reiste unter unsäglichen Beschwerden zwei Tage und Nächte lang und allein ins Feindesland. Sie hat ihren Mann endlich gefunden. Als er sein Weib so wie einen Engel Gottes an seinem Bette stehen sah, leuchtete sein brechendes Auge noch einmal auf in Freude und Glück. Dann sagte er noch: „Grüße mir unser Kinderl!" — Dann kam ein Fieberanfall und die letzte Umnachtung.

Am 19. September.

Was wir jetzt zu tragen haben, wir ertrügen es leichter, wenn die Verbindung mit unseren Truppen nicht so fast gänzlich abgeschnitten wäre. Wir erfahren nichts von unseren Angehörigen im Felde und sie nichts von uns. Wenn doch einmal eine Zeile von Soldaten ankommt, so ersehen wir aus derselben nur, daß sie unsere Zuschriften und Sendungen nicht erhalten. Sie schreiben nur, daß sie nicht schreiben dürfen, was sie wissen. — Das ist aber für uns nicht gerade beruhigend, hingegen stachelt es unsere Phantasie auf und erzeugt Gerüchte von ungeheuren Geschehnissen.

Vielleicht ist es bei jedem Kriege so gewesen, aus taktischen und technischen Gründen, ich sage nur, daß dieses Abgetrenntsein von den Lieben unsere Herzensbangigkeit sehr vergrößert. Es ist sicher eine strenge Zensur der Soldatenbriefe nötig, aber monatlich wenigstens eine Zeile, daß der Absender lebt, sollte man doch aus menschlichen Gründen möglich machen. Ganz unverständlich ist, warum unsere Briefe auch sie nicht erreichen. Unsere Zuschriften würden die Soldaten nur ermuntern, stärken. Und das hätten sie vielleicht manchmal nötig.

Daß die Millionen von Briefen und Karten, wovon viele auch unnötigerweise geschrieben werden, nicht zu bewältigen sind, ist wohl zu verstehen. Vielleicht könnte es so geregelt werden, daß an die Mannschaft nur eine bestimmte Zahl amtlicher Feldpost-Blankette abzugeben wären, außer denen keine Karte und kein Brief befördert würde. So hätte die Feldpost die Möglichkeit, die Menge zu regeln. Es würde weniger geschrieben, dafür könnten die wenigeren Posten sicher zugestellt werden. Unter Umständen könnten es auch vorgedruckte Feldpostkarten sein, auf denen der Soldat das Zutreffende stehen läßt und das Unzutreffende streicht. Es handelt sich ja zumeist doch nur um kurze, wichtige oder beruhigende Mitteilungen.

Am 22. September.

Das, was wir jetzt sehen, ist nicht das natürliche Antlitz der Menschheit. Es ist eine durch Fieberwahnsinn entstellte Fratze. Das, was jetzt die Völker verüben, darf man ihnen dann, wenn Friede

immer war, kam er zum Arzt: „Sehn S, das scheniert mich a bissel, werden einbinden müssen, sunst versaut ma s ganze Gwand.“ Es war keine leichte Arbeit, einer der Helfer wurde dabei ohnmächtig. „Tut s Ihna denn weh?“ fragte ihn der Verwundete. Für den eigenen Schmerz hatte er nicht ein Wort. „Bissel bremseln, is ja gar nix.“

Was solche Leute für Vorteile haben! Sie spüren kein eigenes Leid und sie spüren kein fremdes. Kein Selbstleid für sich, kein Mitleid mit anderen. Solche Leute haben's gut. — Ist es so?

Als er verbunden und somit die rechte Hand unbrauchbar war, fuhr er mit der linken in die Tasche und brachte eine recht beträchtliche Gabe zum Vorschein „für verwundete Soldaten. Aber nit in die Zeitung drucken, das tät ma weh . . .“

Am 30. September.

Anfang August, als uns die Binden von den Augen fielen, war es das erste, daß die Deutschen in Frankreich einstürmten. Nicht etwa, weil wir Frankreich vor allem haßten. Vielmehr, weil wir wußten, daß wir von Frankreich vor allem gehaßt wurden. Dieses Land glaubte einen Grund dazu zu haben, wir hatten ihm einst ja zwei Provinzen entrissen. Die waren zwar von Natur wegen unser, aber Frankreich hatte uns Rache geschworen. Es war diesmal nicht unser mächtigster, aber unser gefährlichster Feind, sonst hätten wir gleich anfangs zehnmal lieber einem andern der falschen Nachbarn den Spieß in den Leib gerannt. Wenn Deutschland wütend über das schöne Frankreich herfiel, so galt die Wut mehr den Russen, vor allem den Engländern. Und als wir Frankreichs Wunden bluten sahen, da hatten wir selber Leid und haderten mit dem Geschick, das zwischen uns und „dem liebenswürdigsten der Völker Europas“ die Feindschaft geworfen. Anfangs gab es bei uns noch Berserkerstimmen gegen die Franzosen, aber sie wurden schweigsamer während des Krieges. Wir wollten sie bloß unfähig machen, uns fortwährend zu bedrohen; im übrigen hätten wir ihnen bei einem allfällig gewünschten Friedensschlusse nicht sonderlich wehe tun mögen. Nun, da wir auch ihre große Tapferkeit gesehen, erhoben sich immer mehr deutsche Stimmen für Frankreich und sie wurden immer wärmer. Da liegt vor mir z. B. eine Schrift von Friedrich Naumann: „Deutschland und Frankreich“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), die ihrer maßvollen Art, ihrer menschlichen Wärme wegen wohltuend zu lesen ist. Sie sagt den Franzosen schon auch derbe Wahrheiten ins Gesicht, besonders über den Irrtum in der Wahl ihrer Freunde, aber sie läßt auch ihre Vorzüge gelten. Dieser deutsche Patriot ist von dem Wunsche beseelt, daß Deutschland mit Frankreich im ehrlichen Frieden leben solle, weil ja so viele gemeinsame Interessen vorhanden sind,

Am 24. September.

Nach den Verräterzügen aus Galizien kommen nun die Eisenbahnzüge der Flüchtlinge, fliehend vor dem Meere der Hunnen in das stillere, deutsche Alpenland herein. Unzählige elende, schmutzige, abgehärmte Gestalten, voll Angst und Hunger. All diese Eisenbahnzüge aus Galizien werden umschwirrt von ungeheuerlichen Gerüchten, die so unerhört sind, daß man sie nicht einmal als Gerüchte aufschreiben mag. Auch ist amtlich ein dichter Schleier darüber geworfen. Immer noch Züge voll Verräter. Was soll das sein? Was ist da gewesen? Wie ist es möglich, daß jahrelang eine so große ausgedehnte Organisation heimlich die Grundfesten des Reiches untergraben konnte! Einmal wird wohl alles klar werden, was wir heute ahnen und nicht glauben, sehen und nicht verstehen. Das kriegerische Ringen um Galizien, das jetzt beginnt, ist nicht so grauenhaft, als der unerläßliche Würgekampf mit den Mächten des Verrates.

„Weil unsere Landsleute uns verraten haben!“ klagen die Flüchtlinge, die jetzt das Heimatland und alles, was sie hatten, verlassen mußten und so plötzlich in ein fremdes Land als Bettler geworfen werden. — Das ist das traurigste, so dieser Krieg bisher gebracht hat.

Am 25. September.

Wenn ich in den Straßen der Stadt durch die Spiegelscheiben sehe, daß die Kaffeehäuser stets den ganzen Nachmittag voll schöner, fein aufgeputzter Damen sind, die Zigaretten rauchen und flirten und nebenbei hochpatriotische Gespräche führen, da wird mir warm hinterm Brustfleck und es regt sich ein heißer Wunsch, ein süßes Verlangen: Wenn wir ein Damenkorps hätten, um die holden Nichtstuerinnen gegen die Russen zu beschäftigen! Es ist ja zu bescheiden von diesen Damen, die sich so tapfer alle Männerrechte und Sitten vorwegs aneignen, daß sie just auf das größte und schönste Mannesrecht so willig verzichten. Sie müßten doch die prächtigsten Soldaten sein, denn vor Weibern solcher Art laufen alle Männer davon.

Dem Lord Kitchener, der nicht weiß, woher Männer für ein Landheer nehmen, gibt ein wackerer Sachse den Rat, die englischen Frauenrechtlerinnen, Souffragetten, zu rekrutieren. Er würde damit der Schwefelbande auf einmal los,

„Zudem wär's den braven Deutschen
Einerlei gewiß,
Ob sie einen Mister peitschen,
Oder eine Miß.“

Am 27. September.

Einem siebzigjährigen Arbeiter hatte es in der Fabrik die Finger der rechten Hand weggerissen. Ganz aufgeräumt, wie der Mann

werke, bei diesem ungeheuren Rettungsdienste, bei dieser Schuld der Dankbarkeit für sie, die für uns das Leben wagen! Jeder, was er leisten kann, sei es an Geld, an Stoffen, an persönlicher Arbeit. Mit gewöhnlichen Wohltätigkeiten und Almosen kauft man sich nicht los, jetzt, wo es auf Leben und Tod geht. Um genannt und gelobt zu werden. gibt man jetzt nicht, wo der Einzelne nichts, das Gemeinsame alles ist. Vaterlandsliebe, Menschenliebe, aus diesen reinen Quellen müssen wir leisten und spenden! Ich erinnere an jenen Grundbesitzer, der fürs Rote Kreuz dreitausend Kronen brachte, weil er keinen Sohn hatte, der „mitgehn" könne. Ich erinnere an den Gewerbsmann, der bei der Nachricht, daß sein Bub im Feld gefallen sei, sein Sparkassebüchel für die „Blessierten" spendete. Ich erinnere an die Dienstmagd, welche die von ihr erbetene Schafwolle mitsamt dem Schaf den Soldaten widmen wollte. Und eine arme Beamtensfrau nahm das Bett ihres Sohnes, der im Felde steht, und brachte es ins Lazarett für einen fremden Verwundeten. In derselben Stunde ist wohl ein Engel geflogen, suchend gute Menschen, die auch dem geliebten Sohn in der Ferne eine Mutterswohltat zuwenden. Ich will es nicht nachsagen, daß gerade die kleinen und armen Leute die opferwilligsten seien. Aber wenn in demselben Verhältnisse, wie so viele Arme, alle Wohlhabenden und Reichen spendeten, es wäre keine Sorge mehr, die menschlichen und patriotischen Pflichten könnten restlos erfüllt werden.

Teure Heimatsgenossen! In einer so großen Not war unser Vaterland noch nie. Dieses außerordentliche Schicksal mit seiner dunkel verhängten Zukunft muß uns doch emporreißen aus engem Eigennutz, so daß wir nicht in der kleinen Persönlichkeit, vielmehr im großen Volkstum unser eigentliches Wesen finden. So daß wir im Innersten fühlen: das, was wir anderen tun, tun wir im höchsten Sinne uns selber. Das Kreuz, das rote, ist zum Symbol gewählt worden, die Liebe und das Opferblut. Wer anders als dieses Zeichen kann eindringlicher rufen: Tut, was ihr vermögt, gebt so viel ihr könnt, zur Linderung, zur Heilung für unsere verwundeten Streiter!

Also auf zum Kreuzzug! Höchste Kulturgüter, die in diesem schrecklichen Kriege unterzugehen scheinen, im Roten Kreuze keimen sie jung wieder auf. Opferfreudige Liebe — in diesem Zeichen siegen wir.

Kriegs-Bosheit.

„Sind denn", ward Hindenburg gefragt,
„Die Russenfeldherren tüchtig?"
„Ich weiß nicht", hat er drauf gesagt,
„Ich kenne sie nur flüchtig."

während die Streitursachen nur noch einer demagogischen Phantasie entsprängen.

Just in den Tagen, da in Frankreich das größte Völkerringen tobt, das die Welt je gesehen, wird von einem deutschen Mann, auf den wir zu hören gewohnt sind, diese Schrift veröffentlicht. Und auch um diese Zeit ist es, daß von siegreichen deutschen Soldaten aus Frankreich manche Karte heimfliegt: Nun sei es genug des grausamen Spieles, des sinnlosen Menschenschlachtens! — Freilich ist den Franzosen die Kraft gebrochen, aber nicht der Stolz. Sie haben Furchtbares erlitten und sehen sich in der größten Not von den Verbündeten nahezu verlassen. Aber um Friede bitten werden sie kaum. Vielleicht sollte man ihnen eine goldene Brücke bauen? Meint Naumann. Dann sollen sie billiger daraus kommen, als etwa ein besiegtes Albion.

Gegen England wütet im deutschen Volke ein unerhörter Rachedurst. Ob dem Mister John Bull in solcher Nachbarschaft auf die Länge nicht ungemütlich werden wird?

Ein Hilferuf.

Vor wenigen Wochen sind sie, unsere Soldaten, jauchzend fortgezogen, und begeistert haben wir ihnen nachgejubelt. Und schon kommen sie zurück, kommen in langen Eisenbahnzügen Tausende und Tausende, ernst und schweigend, mit Wunden, aus denen ihr Blut fürs Vaterland geflossen ist. Auch andere Kampfgenossen des Reiches werden geschickt, um in Steiermark zu genesen. Das ganze Land schier will ein Riesenlazarett werden, um die Jünglinge, die Männer heil und gekräftigt dem Leben, vielleicht auch neuen Kämpfen, zurückzugeben. — Und die, die noch gesund vor dem Feinde stehen, im Nahen des nordischen Winters, all diese Brüder und Helden, sie sind jetzt unser Stolz, unsere Hoffnung, aber auch unsere schwerste Sorge.

Im ganzen Lande, in jedem Dorfe bilden sich Vereinigungen zur Hilfe fürs Rote Kreuz, für die kranken Krieger, dann für die frierenden Soldaten, für Hinterbliebene, für Flüchtlinge, für Ruinierte und arbeitslos gewordene. Allerorts sind Frauenhände tätig, Wäsche zu nähen, Wollkleider zu stricken, in aller Weise zu schaffen für die Winterbedürfnisse unserer Wehrmänner. Schon haben sich viele solcher Vereinigungen miteinander verbunden, um die Hilfstätigkeit ersprießlich einzuteilen und rasch dorthin zu leiten, wo Hilfe not tut. — Voran in dieser Arbeit heiligster Liebe stellt sich wohl der Grazer Frauenhilfsausschuß, der unter dem Schutze Ihrer Exzellenz der Frau Statthalterin Gräfin Clary steht.

Von dieser Körperschaft aus geht nun über Stadt und Land ein Hilferuf, so laut und innig, wie noch kaum je einer in unser Land gerufen worden ist: Menschen! Kommt uns zu Hilfe bei diesem Riesen-

Über militärische Bewegungen vernimmt man jetzt aus Blättern nichts mehr, wohl aber kann man durch eigene Beobachtung manches wahrnehmen. Im Herbste 1912 wurde hier eine militärische Luftschifferschule gegründet; sie zählte damals einen Lenkballon und wenige Aeroplane, am Luftschiffpark drei Offiziere, fünf Unteroffiziere nebst einer kleinen Schar von Soldaten. Kommandant war ein Hauptmann. Heute hat die Schule einen Luftschiffpark von 5 Ballons, über 60 Aeroplane und untersteht einem Obersten, der zugleich Kommandant der zu einem starken Bataillon angewachsenen Luftschiffeskader von Odessa ist. Die Zahl der Piloten beträgt über 50. Außerdem hat die Schule eine Filiale in Sebastopol für aviatische Zwecke zur See. Diese Filiale hat eine Franzosen als Kommandanten. Die Leute vom Lande erzählen viel von Masseneinberufungen von Reservisten, von großen Barackenbauten an Heerstraßen, in Eisenbahnstationen fürs Militär, von großen Pferdekäufen fürs Militärärar, von Aufstapelung riesiger Vorräte an Getreide und Futter u. s. w. An der rumänisch-russischen Grenze sind nur kleinere Abteilungen disloziert, dafür aber große Vorräte an Kriegsmaterial angesammelt. Ist das eine neue Probemobilisierung?

Ein serbischer Spion im Ministerium des Äußern.

Vor kurzem verließ der Referent für serbische Angelegenheiten im literarischen Bureau des Ministeriums des Äußern Dr. Grabianska seinen Posten und erhielt eine Stelle als Professor in Kragujevac. Dazu erfährt das neue „Wiener Journal“: Vor etwa zwei Jahren erschien das Herrenhausmitglied Baernreither im Auswärtigen Amt und bewirkte das Engagement eines ihm empfohlenen Herrn im literarischen Bureau. Es handelt sich um Dr. Grabianska, einen Polen von Geburt, der früher in Österreich Lehrer war und während der Annexionskrise nach Bosnien übersiedelte, wo er die serbische Sprache erlernte. Er erhielt das serbische Referat im literarischen Bureau. Kurze Zeit darauf glaubte man bemerkt zu haben, daß es mit dem österreichischen Patriotismus der neuen Akquisition nicht sehr weit her sei. Es wurde mitgeteilt, daß er im Geheimen Konventikel mit der serbischen Gesandschaft pflege, außerdienstlich mit der serbischen Presse rege Beziehungen unterhält und seine im Auswärtigen Amte erworbenen Kentnisse jedenfalls anders verwerte, als ihm seine Pflicht gestatten würde. Man entschloß sich, ihn zu bewachen, und diese Maßregel ergab denn auch die volle Bestätigung des aufgetauchten Verdachtes.

So also sah es im Frieden aus! Als weder Rußland noch Serbien an Krieg gegen uns dachte! Wie lange wird man noch behaupten, daß Österreich und Deutschland die Ruhe ihrer „friedfertigen Nachbarn“ böswillig störten?

* * *

Das Ende der Russenherrschaft in Tilsit.

Von befreundeter Seite wird den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ folgender aus Tilsit, den 20. September, datierter Brief zur Verfügung gestellt, der ein anschauliches Bild von der Kriegsnot in Ostpreußen gibt. Er lautet:

Gestern sind es nun schon acht Tage her, daß wir durch unsere tapferen Truppen von der russischen Herrschaft befreit sind. Drei lange Wochen waren die Russen in der Stadt, und wie groß unser Dank unseren Befreiern gegenüber ist, können Worte nicht ausdrücken. Die ersten Russen sah Tilsit am Montag den 20. August um 8¼ Uhr morgens. Es waren ungefähr 50 Mann und 20 Offiziere. Sie kamen vom Bahnhof die Reitbahnstraße herauf und zogen vor das Haus unseres Oberbürgermeisters Pohl, der übrigens jetzt zum Ehrenbürger unserer Stadt ernannt ist, weil er durch rastlose, aufopfernde Tätigkeit, Umsicht und Energie während der russischen Herrschaft sich wirklich um die Stadt in jeder Hinsicht verdient gemacht



Die drei Gesellen.

Von Friedrich Rückert.

Es waren drei Gesellen,
Die stritten wider'n Feind,
Und täten stets sich stellen
In jedem Kampf vereint.
Der ein' ein Österreicher,
Der andr' ein Preuße hieß,
Davon sein Land mit gleicher
Gewalt ein jeder pries.
Woher war denn der Dritte?
Nicht her von Östreichs Flur,
Auch nicht von Preußens Sitte,
Von Deutschland war er nur.

Und als die Drei einst wieder
Standen im Kampf vereint
Da warf in ihre Glieder
Kartätschensaat der Feind
Da fielen alle Dreie
Auf einen Schlag zugleich;
Der eine rief mit Schreie:
Hoch lebe Österreich!
Der andere, sich entfärbend,
Rief: Preußen lebe hoch!
Der Dritte ruhig sterbend,
— Was rief der Dritte doch?

Er rief: Deutschland soll leben!
Da hörten es die Zwei,
Wie rechts und links daneben
Sie sanken nah' dabei;
Da richteten im Sinken
Sich beide nach ihm hin,
Zur Rechten und zur Linken,
Und lehnten sich an ihn.
Da rief der in der Mitten
Noch einmal: Deutschland hoch!
Und beide mit dem Dritten
Riefen's und lauter noch.

Da ging ein Todesengel
Im Kampfgewühl vorbei,
Mit einem Palmenstengel,
Und liegen sah die Drei.
Er sah auf ihrem Munde
Die Spur des Wortes noch,
Wie sie im Todesbunde
Gerufen: Deutschland hoch!
Da schlug er seine Flügel
Um alle Drei zugleich
Und trug zum höchsten Hügel
Sie auf in Gottes Reich.

Aus unserer Zeit.

Ein Blick zurück.

Ein Stoß alter, veralteter Zeitungen — ich tue auf gut Glück einen Griff hinein und möchte sehen, wie die Dinger eigentlich im Frieden ausschauen . . . Beinahe hat man's schon vergessen . . . Und ich greife das Abendblatt des „Grazer Volksblattes" vom 3. April heraus. Da lese ich nacheinander zwei knappe Berichte:

Rußlands Rüstungen.

Aus Odessa wird uns geschrieben: Seit neuester Zeit haben wir ein Pferdeausfuhrverbot, aber trotzdem gehen täglich Hunderte von Pferden nach Rumänien und Serbien. Seit Neujahr wurden über 20.000 Pferde — lauter Remonten für den militärischen Gebrauch ausgeführt. Man zittert hier schon vor einem neuen Krieg, weil man von offiziöser Seite sich bemüht, auf einen neuen Krieg mit Österreich-Ungarn und Deutschland vorzubereiten und ihn „national und populär" zu machen

Möglichkeit eines Zusammenstoßes der feindlichen mit unseren Truppen gesprochen hatte, hatte man sich gegenseitig den guten Rat gegeben, in den Keller zu flüchten. Aber obwohl die Kanonen schon in nächster Nähe der Stadt donnerten, war fast jeder auf der Straße, ängstlich auf den Donner hörend, mit dem Gebet um Sieg für unsere braven Truppen im Herzen. Da plötzlich, um 4 Uhr, sprengten russische Reiter die Hohe Straße, von der Königsberger Straße kommend, nach der Luisenbrücke herunter, und uns, die wir mit anderen vor unserer Türe standen, wo wir ja genau bis zur Hohen Straße sehen konnten, hielt es nun nicht länger. Wir gingen mit vielen anderen bis zur Hohen Straße und sahen die russische Artillerie und dann die Fußtruppen, denen der Schweiß über die bärtigen Wangen lief, abziehen. Wir dachten nun, unsere Soldaten müßten gleich dahinter sein, aber wir mußten noch etwas warten. Dann aber hörten wir brausendes Hurra. „Unsere Soldaten kommen!“ Der Ruf pflanzte sich weiter und weiter und da bogen auch schon die ersten Dragoner in die Grabenstraße zur Kasernenstraße ein. Der Jubel läßt sich nicht beschreiben. Weiße Tücher flatterten in der Luft, von den Balkonen wurden Blumen auf die tapferen Truppen geworfen und überall drückte man ihnen die Hand. Sie ließen sich aber nicht aufhalten. Schnell zu den Kasernen und der Post. Ein kurzes Gewehrfeuer, die Posten wurden teils erschossen, teils gefangen genommen. Vor der Dragonerkaserne standen noch die russischen Wagen, mit unseren Fahrrädern beladen. Ebenso stand auch noch ein Wagen vor dem Postgebäude, der mit dem Letzten aus der Post beladen wurde.

Vor der Luisenbrücke wurde auch noch geschossen und dann sprengten die Russen über die Brücke. Hauptmann Fletcher mit einigen seiner Getreuen gelang es, die Brücke davor zu bewahren, daß sie in die Luft gesprengt wurde. Der Getreidemarkt wird ihm zum Andenken Fletcher-Platz genannt. Dann zogen unsere Truppen weiter in die Stadt ein. Eine solche Begeisterung, die sich nicht nur in Worten, sondern auch in der Tat zeigte, haben die Truppen, wie sie selbst sagen, nicht erlebt. Bier, Zigarren, Zigaretten, Brot, Wurst, Schokolade usw. wurde ihnen unermüdlich zugetragen. Auch jetzt werden den Posten vor der Stadt in Wind und Wetter, Regen und Sonnenschein, Kaffee, Mittag- und Abendbrot hingetragen. Ein solcher Empfang, wie in Tilsit, ist den Truppen noch nirgends bereitet worden. Der Einzug dauerte die Nacht hindurch. Am Morgen des 13. September hörten wir schon von halb 5 Uhr an Kanonendonner in Splitter, Schillgallen und Dwischaken. Bis 11 Uhr wurde geschossen, und die Russen, die sich dort verschanzt hatten, wurden gefangen genommen. Dabei ist ein Teil des neuerbauten Krematoriums zerstört worden und zwei große Holzplätze von Laaser sind in Flammen aufgegangen. Von den Unsrigen sind gegen 30 verwundet, von den Russen über 50 getötet und ebensoviele verwundet worden. 22 preußische Soldaten, die ihren Wunden erlagen, sind am 16. September mit allen Ehren beerdigt worden. Fast die ganze Stadt mit dem Oberbürgermeister, den Stadtverordneten und Offizieren gaben ihnen das letzte Geleit.

Im allgemeinen haben sich die Russen in Tilsit selbst anständig der Bevölkerung gegenüber benommen, mit Ausnahme einiger Truppen, die am zweiten Tage in einigen Geschäften plünderten. Unsere Soldaten hätten aber nicht einen Tag später kommen dürfen. Die Russen planten, in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag die Tilsiter Bürgerwehr zu erschießen, am Sonntag vormittag Bomben in die Kirche zu werfen und dann Tilsit gänzlich zu zerstören. Durch Gottes Hilfe, der uns in höchster Not und Gefahr unsere Truppen schickte, sind wir einem grauenvollen Tode entgangen. Wir sind alle gesund und munter und hoffen von dir, Onkel, und den kleinen Krabauterchen das gleiche.

Über drei Wochen hatten wir keine Postverbindung und waren überhaupt noch ohne jede Nachricht. Die ganze Stadt stank nach dem Russenpack. Man ging ihnen

hat. Die Offiziere verlangten von der Stadt Brot und Hafer und zogen dann die Königsberger Chaussee hinauf. Preußische Soldaten hatten wir schon am Abend des 21. August nicht mehr. Die Stadt stand daher den Feinden offen. Am nächsten Tage, in den Nachmittagsstunden, kamen dann mehr Russen. Sie ritten bis zum Bahnhof, wo sie alle Telegraphendrähte durchschnitten. Dann ging's auf die Post. Auch hier wurden alle Drähte durchschnitten. Briefe, die auf der Post waren, wurden von den Russen vernichtet und die Post demoliert.

Die Kasernen erhielten russische Posten wie auch Post und Luisenbrücke. Die russische Flagge wurde auf dem Magistrat und den Kasernen gehißt. Die Zeitungen wurden unter russische Zensur gestellt. Sie enthielten stets zu jener Zeit lange weiße Streifen, denn der russische Zensor war sehr genau und ließ so leicht nichts passieren. In die Stadt hinein und hinaus durfte man nur während der Zeit von 7 Uhr morgens bis 8 Uhr abends, ebenso durfte man sich nur in dieser Zeit auf der Straße zeigen. Dann erweiterte der russische Kommandant in Hinsicht auf unsere Friedlichkeit die Ausgehezeit auf die Zeit von 6 Uhr morgens bis 9 Uhr abends. Waffen mußten alle abgeliefert werden. Der Rubelzwang wurde uns auferlegt, der Rubel mit einem Werte von Mk. 2·86, später wurde der Kurs auf Mk. 2·50 heruntergesetzt. In den letzten Tagen wurde den am Rande der Stadt wohnenden Einwohnern verboten, später als bis 9 Uhr Licht zu brennen, ebenso den Bewohnern der oberen Stockwerke in der ganzen Stadt. Später wurde den genannten Häusern überhaupt verboten, nach Eintritt der Dunkelheit Licht anzuzünden, denn nach russischer Meinung konnte man auf diese Weise dem „Pruß“ Nachricht und Zeichen geben. Dann wurden von Zeit zu Zeit verschiedene Straßen abgesperrt und überall ertönte das russische „Pascholl!“ oder „Stoi!“ („Geh weiter“ oder „Steh“). Allenthalben glaubte man, die Russen würden die Kaserne und die Post unterminieren und sie dann im Falle ihres Rückzuges sprengen. Das war aber nicht der Fall. An den Brücken dagegen haben sie lange gearbeitet, und es lag auch in ihrer Absicht, die Brücken zu sprengen, was aber durch die Unsern im letzten Moment verhindert wurde. In den letzten Tagen mußten dann alle Fahrräder abgeliefert werden, und zwar bis Sonnabend den 12. September, um 4 Uhr nachmittags. Dann sollte Haussuchung nach Fahrrädern gehalten werden, und dann hätte wohl unser letztes Stündlein geschlagen und wir hätten das Schicksal der Einwohner von Friedland, Tapiau usw. geteilt, wenn nicht unsere braven Truppen durch ihr Erscheinen der russischen Herrschaft und Tyrannei ein Ende gemacht hätten. Nun, den Befreiungstag selbst den 12. September, den nie ein Tilsiter vergessen wird.

In der Stadt selbst waren nur noch wenig Russen. An den Tagen vorher waren Tausende und Tausende durchgezogen, daß es uns schon ganz angst und bang wurde. Doch die Russen haben sicher gewußt, daß unsere Truppen nahe waren, weil doch nur ein geringer Teil in der Stadt geblieben war. In der Nacht zum Sonnabend den 12. September ging ein heftiges Gewitter über der Stadt nieder. Zuerst glaubte man, Kanonendonner zu hören und wieviele mögen gedacht haben: „Die Unsern sind da!“ Dieses Gewitter soll die Russen, die doch stark abergläubisch sind, sehr geängstigt haben. Am Vormittag waren von den Russen nur wenig Truppen zu sehen, und die wenigen, die man sah, schlenderten nicht wie sonst, die Zigarette im Munde, die Straßen entlang. Es war ziemlich schwül, der Himmel bedeckt und es lag doch schon so etwas in der Luft, daß ein Umschwung eintreten würde. Auch die Einwohner der Stadt selbst waren wenig auf der Straße. Einige wollten schon den ganzen Vormittag über Schüsse gehört haben. Dann aber, um halb 4 Uhr nachmittags begann der Kanonendonner in der Nähe der Stadt, ungefähr in der Richtung nach dem Stadtwalde und über Memel. Der Kanonendonner, zeitweilig von den Maschinengewehren unterbrochen, näherte sich mehr der Stadt. Einige Tage vorher, als man von der

zu urteilen, zählt diese Frau durchaus nicht zur Kategorie jener Wahrsagerinnen, die sich aufs Kartenlegen und auf Ahnungen beschränken. Ihre prophetische Gabe soll vielmehr darauf beruhen, daß sie aus den Handlinien hervorragender Persönlichkeiten das Schicksal der Nationen zu bestimmen sucht, dem diese angehören. Sie betreibt also eine Art Chiromantie.

In dem genannten Weissagungs-Almanach für 1914 ist nun folgendes zu lesen: „In Österreich ist alles beunruhigend. Man erschrickt beim Anblick der ungarischen Hände. Gegen Prag zu, in Böhmen, ist man erregt. Man stellt sich dort den Deutschen nicht freundlich gegenüber. Deutschland ist nur ein scheinbarer Machthaber und Italien eine Wirklichkeit von Intrigen und eine Illusion von Einigkeit. England zerbröckelt sich, von der Konkurrenz bedroht, vereinsamt und im Innern durch die Selbstsucht seiner großen Herren und durch ungeeignete Agrarpolitik stark geschädigt. Rußland steht jeden Tag vor einem Abgrund. Nur Frankreich darf beruhigt seiner Zukunft entgegensehen. Zwar schwebt auch über seinem Haupt Kriegsgefahr, aber es wird erneut und verjüngt aus allen Prüfungen hervorgehen. Es ist jenes Land, das am wenigsten unter der Befreiung des menschlichen Geistes zu leiden haben wird, der sich immer auffälliger einer individualistischen Selbstbestimmung zuneigt."

Madame de Thèbes nennt das Jahr 1914 das Sturmjahr, „l'année fulgurante". „Es wird — so sagt sie — „ein Jahr schöner Entschlüsse und großer Heldentaten sein . . . Alles spricht für den Sturz der alten und das Kommen neuer Lenker des Staates".

Die Orakel dieser Pariser Pythia sind offensichtlich stark französisch gefärbt, vieldeutig und unbestimmt. Sicher aber spuken sie auch heute noch in den Köpfen vieler Franzosen, die ihnen fest vertrauen. Auf welcher Seite freilich die von ihr prophezeiten „großen Heldentaten" in diesem Jahr vollführt werden, ob auf seiten der Franzosen oder auf seiten ihrer heutigen Gegner, dies hat sich ja bereits gezeigt, und zwar in einer Weise, die diese Pariser Pythia gewiß nicht erwartet hat.

* * *

Von der „ritterlichen Nation".

Am 16. August 1900: Um das Gebäude der französischen Gesandtschaft tobt der Kampf. Österreichische Marinesoldaten, die Besatzung des kleinen Kreuzers „Zenta", sind es, die das von der französischen Bemannung voreilig geräumte Objekt heldenmütig gegen die anstürmenden Chinesen verteidigen; es ist bekannt, daß die weitere Behauptung der französischen Gesandtschaft gegen den wütenden Ansturm der Boxer ohne die Mithilfe der Österreicher nicht möglich gewesen wäre. Zum Schutze der in der Gesandtschaft um ihr Leben zitternden französischen Frauen und Kinder opferte der Kommandant des „Zenta"-Detachements sein eigenes und das Leben fast der Hälfte seiner Leute. Nach Beendigung der Kämpfe schwur man in der glücklich erhaltenen französischen Gesandtschaft den „tapferen Österreichern" und vor allem „der Zenta" ewigen Dank. Am 16. August 1914: Es ist der letzte Schuß gefallen und die Wogen der Adria haben sich über den Mastspitzen der „Zenta" geschlossen. Bis zum letzten Moment ist sie, immer tapfer und zielsicher feuernd, nicht gewichen. 16 französische Großkampfschiffe haben sie vernichtet. Im Kreise umringen sie das Grab des „tapferen Österreichers", dessen überlebende Bemannung, zum größten Teile verwundet, im blutigen Strudel mit den Wellen kämpft. Mehr als 100 Boote hätte die französische Flotte sofort aussetzen können, um die Wehrlosen zu retten, doch ohne eine einzige derartige Maßregel wandten sich die Kolosse zum Verlassen der Adria. Die montenegrinischen Fischer, die vom Ufer aus den Heldentod der

aus dem Wege, wo man konnte. Hier in Tilsit ging es noch, aber in den kleinen Ortschaften haben sie schrecklich gehaust. Als wir so vereinzelt hörten, daß den Kindern die Hände abgehackt und den Frauen die Brüste abgeschnitten und alles mögliche, glaubten wir nicht. Aber am Sonntag früh, als hier die Schlacht war, haben die Russen zwei Männer, Schwiegervater und Sohn, aus Schülzellen aus dem Bett geholt, beide zusammengebunden, mit den Händen auf dem Rücken, durch Stiche zu Tode gemartert. Der eine hatte 47 Stiche. Zahnarzt L. ist auch im Kriege gefallen. Seine Frau und das kleine Töchterchen waren fort von T., kamen aber nicht weiter als wie bis Heinrichswalde. Hier in der Niederung ist man sicher, aber in Heinrichswalde soll der russische Rittmeister total betrunken gewesen sein und die Russen haben dort schrecklich gehaust. Die Frau Dr. L. hat mit dem Kind zwei Stunden vor den Russen knien müssen. Knutenhiebe und dergleichen sind an der Tagesordnung.

* * *

Kriegspropheten.

Wie viele große Ereignisse, so hat auch der Völkerkrieg von 1914 seine Propheten gehabt. Ludwig Deinhard gibt in dem ersten Heft der Kriegsausgabe des „Türmer“ (Herausgeber J. E. Frhr. v. Grotthuß; Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) einige Proben dieser interessanten, bereits längere Zeit zurückliegenden Voraussagungen wieder. So findet sich z. B. in einem im Jahr 1905 in Berlin erschienenen Buch: „Mein geistiges Schauen“, von Frau de Ferriem, die folgende Stelle:

„Ja, ich sehe ihn kommen, den unvermeidlichen Krieg! Und doch zieht es sich noch eine ganze Weile hin. Sogar Jahre, eine ganze Reihe von Jahren werden vergehen darüber. Aber wehe, dann bricht’s mit elementarer Gewalt los. Es wird bitter gekämpft werden — mehr denn Siebzig und Einundsiebzig. Das war dagegen nur Spielerei. Traurige Jahre stehen dann wohl bevor, aber Sieger bleiben wir und nochmals wir, nicht weil wir Deutsche sind, nein: die Geister unserer Vorfahren helfen uns siegen! Und ihre Wurzeln schlagen neu aus, welche unsere Feinde tot und verdorrt glaubten. Die Saat trägt reiche Früchte.“

Bemerkenswert ist in dieser Hinsicht auch eine Stelle im „Zentralblatt für Okkultismus“ (Februarheft 1911, S. 467). Dort stellt Eduard Niemayer (Hannover) die Resultate zusammen, die sich ihm aus der von ihm betriebenen Zahlenkabbalistik ergaben. Niemayer schreibt dort über die Zahlen 1812, 1871 und 1914: „Allerdings markieren diese Zahlen an sich nichts weiter als Unglücksjahre für Frankreich, sie umfassen eine Unglücksepoche, die 1812 begann und 1914 folgerichtig mit der völligen Niederwerfung Frankreichs der Bedeutung dieser Kulturmacht ein Ende bereiten wird. Frankreich wird niedergeworfen, von wem? Natürlich von Deutschland. Ein Krieg zwischen beiden Ländern wird sich aber nur dann entspinnen, wenn die Mächte von ganz Europa über Deutschland und Österreich-Ungarn herfallen werden. Sollte Deutschland nun, wie nach allem, was auf okkultem Wege zu erfahren anzunehmen ist, über Frankreich siegen, so kann dies nur geschehen, wenn Deutschland und Österreich-Ungarn sich zu Herren von ganz Europa emporgeschwungen haben werden.“

Das betreffende Heft ist im Februar 1911 erschienen, also zu einer Zeit, in der Behauptungen wie die, daß ganz Europa über Deutschland und Österreich-Ungarn herfallen werde, auf größten Unglauben stoßen mußten.

Ganz und gar anders lauten die Prophezeiungen, die in dem im vorigen Frühjahr erschienenen „Weissagungs-Almanach für 1914“ der Pariser Prophetin Madame de Thèbes enthalten sind. Nach dem „Zentralblatt für Okkultismus“

Getürmt zu Haufen in den tiefen Gruben
Und wiederum in unlösbaren Knäueln,
So Freund wie Feind, wo's galt, mit Macht
zu stürmen,
Mit Todesmut dem Anprall standzuhalten.
Dort an den Bäumen, sieh, welch ekle Frucht,
Verräter sind es, die um schnödes Gold
Dem tück'schen Feind geheime Pfade wiesen,
Mordbrenner sind es, die nach frechem Raube
Die Fackel in des Landmanns Scheune warfen,
Hyänen, die des armen wunden Kriegers
Geringe Habe gierig in sich schlangen.
Und dort, wo sich die düstern Sümpfe dehnen,
Versank auf eil'ger Flucht so Roß wie Reiter
Und grause Leichen treiben auf den Wassern.
Kein Lebensfünkchen rings . . . nur Leichen,
Leichen . . .
Und Moderduft liegt schwer auf den Gefilden.

Kein Lebensfünkchen mehr . . . das ist des
Todes Ernte.
Drum steht er wohlig-müd', die Knochenarme
Im Kreuze auf der Sense Griff gesetzt,
Auf jener Höh' und schaut, aus tiefen Höhlen
Vergnüglich grinsend, sein vollbrachtes Werk.

Doch . . ., ha . . ., was regt sich an dem Fuß
des Hügels
Und müht sich matten Schritts durchs Stoppel-
feld?
Ein Greis im Silberhaar, des letzte Kuh
Der Feind mit Flüchen aus dem Stall
gerissen,
Hat selbst sich in den Pflug gespannt und zieht,
Indes der Schweiß ihm von der Stirne
rinnt,
Schweratmend, im zerstampften Grund die
Furche.
Und hinter ihm, die Träne noch im Auge
Ob des gemordeten, so sehr geliebten Sohnes,
Entnimmt mit zager Hand das Mütterlein
Der derben Ballastschürze, die, gebauscht,
Das wunderbarste aller Wunder birgt,
Die gold'ne Saat und streut, ausgreifend, sie,
Gebete murmelnd, in den Schoß der Erde.

Die Alten wissen: jenes mächt'ge „Werde",
Das einst die Welten all ins Dasein rief,
Es ist noch nicht verstummt. Im dunklen Schoß,
Den bald des Schnees Hülle sorglich deckt,
In dem des Todes grause Ernte modert,
Da regt sich's bald und will zum Lichte streben,
Wird hoffnungsgrün im Frühlingswinde
wallen,
Wird reifen in der Sommersonne Brand . . .
Geheimnisvoll erlösend . . . neues Leben.

Und wieder, siehe, an dem Ackerrain,
Wo umgestürzt der alte Markstein liegt,
Ein lieblich Mädchen, dem die gold'ne Fülle
Hellblonder Haare das Gesicht umrahmt,
Es spielt, nichtachtend all des grausen Jammers,
Mit seiner Puppe, wiegt und herzt und küßt sie
Und hüllt die arme, daß sie nicht erfriere,
Mitleidig tröstend warm in bunte Fetzen.

Ein munt'rer Knabe, dessen dicht Gelocke
Wie Ebenholz so schwarz, steht nebenbei.
Er hat vom Felde, wo die Toten ruhen,
Ein schartig Schwert, an dem noch Blut-
gerinnsel,
Herbeigeschleppt; aus seines Auges Blitzen
Es sagt: „Habt keine Furcht. Ich will euch
schützen."
Die bösen Reußen, die den Vater mir er-
schlagen,
Sie sollen nur hieher zu kommen wagen."

Das alles sieht . . . das hört der grause
Schnitter,
Der auf dem Hügel wohlig-müde rastet,
Der sich gefreut, daß ihm das Werk ge-
lungen,
Daß das verhaßte Leben er bezwungen.

Da malt im Knochenantlitz sich Entsetzen,
Das Grinsen des Triumphs, es wird zur Fratze,
Die Arme zittern und mit einem Wutschrei
Packt er die Sens' und wirft in weitem Bogen
Das stumpfe Werkzeug in die Luft . . . und
flieht.

Die publizistische Vorbereitung des Weltkrieges.

Von ***

Nächst der militärischen und politischen, der finanziellen und sanitären Rüstung ist die literarisch-publizistische Vorbereitung des Krieges von wesentlicher Bedeutung für den schließlichen Ausgang. Sie erst weckt das Verständnis der Bevölkerung und damit deren Interesse an den Zielen der staatlichen Politik und sichert jene innere Teilnahme der Massen, ohne welche auch die beste Kriegführung scheitern kann.

Selbstverständlich muß mit dieser gleichsam geistigen Rüstung schon im Frieden rechtzeitig begonnen werden, und zwar in zweifacher Richtung: Einmal zur Durchdringung des Volkes mit dem Bewußtsein seiner Interessen in der auswärtigen Politik; dann aber zur theoretischen Klarstellung der militärisch-politischen Probleme, welche sich

„Zenta" bewundernd mitangesehen hatten, beschämten die „Große Nation" in der Erfüllung der Menschenpflicht und retteten mit harter Mühe die meisten der wehrlos Gewordenen. Welche Kluft liegt zwischen dem 16. August 1900, da tapfere Österreicher der „Zenta" ihr Leben für die bedrängten Franzosen in die Schanze schlugen, und dem 16. August 1914, da Franzosen angesichts des Todesringens wehrloser Schiffbrüchiger die primitivsten Regeln der Menschlichkeit und alten Seemannsbrauches vergaßen! . . .

* * *

Der Kaiser rief — und alle, alle kamen!

Wir lesen in der „Weserzeitung": „Musketier Philipp, die Schemmel müssen vors Fenster gestellt werden!" — Der Musketier, der heute Stubendienst in der Kaserne hat, beetlt sich, der Anweisung Folge zu leisten. Er hat bereits die Stube aufgewischt und dann ausgefegt, wie er vor einigen Tagen, als er Wasserdienst hatte, Wasser holte und den Kaffee für die Mannschaft aus der Küche brachte. — „Kamerad Philipp, soll ich dir die Dunstkiepe putzen?" fragt ein Musketier. Philipp lehnt ab, er macht alle Arbeiten selber. Er putzt sein Gewehr, seine Stiefel, die Knöpfe an seinem Waffenrock, er flicht Garnitur 3, er ißt mittags die Erbsen oder Bohnen, wenn sie auch hart sind, ihm schmeckt das Kommißbrot gut, es bekommt ihm ausgezeichnet. Er lehnt jede Hilfeleistung ab, die ihm von anderen Kriegsfreiwilligen angeboten wird. Er ist nämlich bereits Mitte der Vierziger. Wenn man die Musketiere fragt, was ihr Kamerad Philipp im bürgerlichen Leben ist, so antworten sie: „Das ist ein Greifswalder Universitätsprofessor!"

Der Triumph des Lebens.

Von Josef Wichner.

Auf kahler Höhe einer Bodenwelle,
Die weit hinaus bis an die See den Blick
Läßt schweifen und zum unheilschwangern Sumpfwald,
Steht der Tod. Die hagern Knochenarme
Im Kreuze auf der Sense Griff gestützt
Und wohlig-müd' schaut er, aus tiefen Höhlen
Vergnüglich grinsend, sein vollbrachtes Werk.

So blickt der Schnitter nach des Tages Mühen,
Wenn Mutter Sonn' im fernen Ozeane
Ihr glühend Antlitz kühlt und lange Schatten
Ersehnte, wohlverdiente Rast verheißen,
Vergnüglich auf des Stoppelfeldes Schwaden,
Die seiner Sense Kraftschwung hingeworfen,
Und freut, aufatmend, sich der reichen Ernte.

Ach ja, es war ein furchtbar heißes Ringen
In langen Tagen, schreckensbangen Nächten.
Wie flog aus tausend Riesenfeuerschlünden
Dumpfdonnernd das Verderben in die Reihen,
Welch Schreckenshagel platzender Schrapnelle,
Welch Todesblitzen gut gezielter Flinten,
Welch blut'ge Arbeit spitzer Bajonette
Und wucht'ger Kolben, die den Schädel schmettern.
So ward's vollbracht. Soweit das Auge reicht,
Des Grabes grause Ruh'. Nur dort und da
Aufschwelend dunkle Schwaden eklen Rauches
Verbrannter Städte, Dörfer und Gehöfte.
Zerstampft das Fruchtgefild vom Pferdehuf,
Vom Eisenmarschschritt tapfrer Regimenter,
Zerwühlt die Erd' vom Anprall der Granaten,
Versengt am Rand des Waldes das Gesträuch,
Der Baum behängt mit halbgebrat'nen Früchten.
Und dort, wo unabsehbar sich das Flachland
Gleich einer Tenne weitet, welch ein Wirrwar
Von weggeworf'nen Waffen, Kleidungsstücken,
Zerschossenen Lafetten, von geborst'nen
Kanonen, Mörsern und von umgestürzten,
Zerbroch'nen Karren, dran, noch in den Strängen,
Zerriss'nen Leibs, mit grausig glas'gen Augen
Zum grauen Himmel starrend, tote Pferde.
Verstummt sind jene, die vor kurzen Tagen
So jünglingsfrisch, in voller Manneskraft,
Des Sieg's gewiß, zum blut'gen Kampfe eilten,
Die, da hinschleichend, scharfen Aug's gelauert
Und dort mit „hurra!" auf den Gegner stürmten.

Den Luxus der Stumpfsinnigkeit aber darf sich nur ein halbasiatischer Staat wie Rußland hinsichtlich seiner Massen erlauben. Ja, hier ist sie in gewissem Sinne eine Voraussetzung des Erfolges, jedenfalls eine Vorbedingung des herrschenden Systems; darum möglichst wenige und möglichst schlechte Zeitungen. An diesen, beziehungsweise ihrer Beschaffenheit kann man den geistigen und kulturellen Stand eines Volkes in nahezu untrüglicher Weise messen und seinen Charakter erkennen. Ohne Zwang läßt sich das Wort variieren: Jedes Volk hat die Presse, die es verdient. Bei der schier kaum zu überschätzenden Wirkung, die die Presse als Erzieherin des Volkes ausübt, ist der Wert von Zeitungen heutzutage vor allem auf die Wahrhaftigkeit der von ihr vermittelten Informationen, die Ehrlichkeit und Brauchbarkeit ihrer Belehrungen und Mitteilungen für den Kampf ums Dasein zu begründen.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist die deutsche Presse, welche weniger auf ästhetische Momente als auf die Nützlichkeit sieht, der österreichischen entschieden überlegen. Berücksichtigt man ferner die reichhaltige Zeitschriften- und Broschürenliteratur, dann wird man es begreifen, daß Deutschlands publizistische Rüstung einen Vorsprung hat, der sich jetzt sehr vorteilhaft geltend macht. Mit einer Gründlichkeit, die man nur bewundern kann, wurde denn auch das Problem des zukünftigen Weltkrieges behandelt, der nunmehr drei Erdteile in Mitleidenschaft zieht. Wie aber hat man in gewissen Kreisen — insbesondere bei uns — über diese Möglichkeit gespottet und wie stehen nun ebendieselben angesichts der fürchterlichen Wirklichkeit da? Die Frage ist nicht so gleichgültig, als man glaubt, denn sie hängt mit der publizistischen Rüstung zusammen. Weil die Presse den Ernst der Situation nicht erfaßte, glaubte sie, die Sache als Phantasie abtun zu können. Die überwiegende Mehrzahl der Zeitungen ignorierte den immer näher kommenden Weltkrieg oder beschränkte sich auf die Wiedergabe der äußeren Symptome der drohenden Verwicklung. Die Ereignisse wurden in höchst oberflächlicher Weise kommentiert, auf die tiefer liegenden Ursachen wurde selten oder nie eingegangen. Weder historisch, noch politisch oder wirtschaftlich wurde das Problem der Bevölkerung nahegebracht; man glaubte, genug getan zu haben, wenn man den Patriotismus der Menge weckte. Und selbst dies gelang nur unvollkommen, so daß ein Teil der Presse noch unmittelbar vor Ausbruch des Konfliktes in ihrer rührenden Unwissenheit so tat, als ob es sich bloß um eine vorübergehende Trübung des politischen Horizontes handle. Daß eine derartige Auffassung — woran freilich die unzulänglich informierte Diplomatie nicht wenig schuld trägt — nicht danach angetan war, dem Ausland zu imponieren, und die Gegner nur mit heimlicher Schadenfreude erfüllen mußte, liegt auf der Hand und ebenso, daß damit der heimischen Bevölkerung, die doch an der Sache in höchstem Grade interessiert war, der denkbar schlechteste Dienst erwiesen wurde.

Und doch fehlt es nicht an guten und geeigneten Schriften, um das eigene Unvermögen, die Sachlage richtig zu beurteilen, beheben zu können. Wir reden nicht von den aus der französischen Revancheliteratur übersetzten Broschüren, obzwar selbe mindestens symptomatische Bedeutung haben und eine entsprechende Verwertung verdienten, sondern möchten da vor allem auf die Schriften des Generals von Bernhardi, des Obersten Frobenius u. a. hinweisen. Vorher schon hatte die deutsche Militärliteratur die strategischen und politischen Möglichkeiten eines Zukunftskrieges gründlich erwogen. Es sei nur auf die Schrift des Oberstleutnants Freiherrn von der Osten-Sacken-Rhein „Deutschlands nächster Krieg“ (erschienen als Heft XI der „Milit. Zeitfragen“ bei A. Bath in Berlin 1905) verwiesen. Schon hier zeigt sich, daß man in militärischen Kreisen Deutschlands die politischen und wirtschaftlichen Ursachen eines Krieges mit Frankreich und Rußland genau erkannte und damit rechnete, während man sich bei uns den kindischesten Illusionen hingab, was zur

in der auswärtigen Politik ergeben. Es genügt nicht, sich auf den Patriotismus und sentimentale Gefühle zu verlassen und die psychologische Beteiligung der Massen vom Instinkte abhängig zu machen, der leicht abgelenkt werden kann, wenn schon nicht vom Gegner, so von der heimischen Demagogie; und ebensowenig geht es praktisch an, die militärisch-politischen Aufgaben der Staatspolitik als Geheimwissenschaften einzelner Ressorts der Ministerien zu behandeln. Das Wort vom deutschen Schulmeister, welcher bei Königgrätz gesiegt haben soll, gilt in vielfach erweitertem und vertieftem Sinne. Eine Nation oder ein Staat, der sich gegen Übermacht zu wehren hat, kann Schlachten nur gewinnen, wenn alle wissen, warum — und wenn die Führer wissen, wie — sie geschlagen werden müssen.

In dieser Beziehung hat Deutschland mannigfache und vorbildliche Vorarbeit geleistet. Ganz ohne Scheu sind dort alle die Möglichkeiten in der Öffentlichkeit erörtert worden, die angesichts der wachsenden Feindseligkeit der Dreierverbandmächte sichtbar wurden. Und der Erfolg ist der, daß heute jedermann im Deutschen Reiche ohne Unterschied der Parteistellung weiß, um was es geht, warum gekämpft werden muß und wie sich die voraussichtlichen Ergebnisse gestalten können. Trotz der schier unübersehbaren Ausdehnung des Operationsfeldes sind alle Eventualitäten erwogen worden und das ganze Auftreten der deutschen Armeen und Diplomatie empfängt daraus eine Sicherheit, die sich innerhalb der Volksmasse in Zuversicht gewandelt hat.

Wenn man von der großen Menge von Literatur absieht, die in Form visionärer Schilderungen des Zukunftskrieges die empfänglichen Teile des Volkes zu packen bestimmt war (wovon freilich ein recht erheblicher Prozentsatz als buchhändlerische Spekulation anzusehen ist); wenn man ferner die mehr polemischen Zwecken dienende Zeitungs- und Broschürenliteratur vernachlässigt — obgleich da manch wertvolles Weizenkorn in Spreu versteckt ist — dann kann man die politisch-militärische Literatur, die sich mit dem nunmehr tobenden Weltkrieg befaßt, in zwei Gruppen teilen: in eine populäre, die es vornehmlich auf die Begeisterung des Volkes abgesehen hat, und in eine solche, die mehr in fachwissenschaftlicher Form der Durchdringung bestimmter Fragen dient. Daneben und darüber steht jene Literatur, die, die historisch-politischen Ereignisse der Vergangenheit behandelnd, gleichzeitig wichtige Aufschlüsse über die Dinge der Gegenwart gibt und als deren hochwertigstes Beispiel Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" genannt werden müssen. Wie sehr diese und die Bismarck-Literatur überhaupt das Verständnis für deutsche Politik im Volke gefördert hat, kann gar nicht übersehen werden. Das liegt natürlich nicht so sehr an der Literatur über die Epoche Bismarcks, als an dieser selbst; sie ist, wenn schon nicht die Quelle, so doch der Ausgangspunkt für die Entwicklung, deren Höhepunkt wir jetzt erleben. Aber daß die zahlreichen geschichtlichen und politischen Werke über die letzten vier Jahrzehnte das Verständnis für die gegenwärtigen Ereignisse sehr vertieft und verallgemeinert haben, ist offenkundig.

Und nicht nur dies, auch die ganz besondere Konstellation von heute ist längst von deutschen Politikern und Militärs vorausgesehen und behandelt worden. Im Gegensatz zu Österreich, wo man eine förmliche Scheu davor hat, Fragen der auswärtigen Politik ernsthaft zu behandeln, und infolgedessen auch die Sachkenntnis nicht bloß der politischen Führer und Publizisten, sondern auch der Bevölkerung eine oberflächliche bleibt, ist man in Deutschland seit Jahren daran, mit der größten Ungezwungenheit und Offenheit vor dem interessierten Ausland die heikelsten Dinge zu erörtern und den deutschen Standpunkt darzulegen. Man sagt ohne Rücksicht auf das Ausland und auf sich das heraus, was ist, und gewinnt so einen intellektuellen Vorsprung, der sich im Kriege trefflich bewährt. Wie kläglich zerschellen dann alle die Illusionen, die in anderen Ländern geflissentlich den Massen eingeimpft werden, die Lügen, womit man in Frankreich, Belgien, England die Bevölkerung traktiert!

ist bei aller Kulturhöhe, die es erklommen, auf grobmaterielle Vorteile der eigenen Rasse gerichtet. Für England ist die ganze Welt nur ein Spielball der britischen Selbstsucht, die mit den skrupellosesten Mitteln durchzusetzen sich bemüht, was als selbstverständliches Vorrecht der Angelsachsen gilt und wobei auf keine andere Nation Rücksicht genommen wird. Am besten belehrt darüber eine Abhandlung, die am 24. Juli d. J. als Ergänzungsheft zur „Neuen Zeit" erschienen ist: „Der britische Imperialismus" von D. B. Askew. Diese Abhandlung kam zur rechten Zeit, um die Völker über die Uneigennützigkeit Albions zu belehren. Sie wird aber ebensowenig wie andere Schriften die nur auf seichte Interviews und ästhetischen Schwatz versessene Sensationspresse veranlassen, in die tieferen Gründe von Englands Perfidie hineinzuleuchten.

Ist doch sogar der Revanchetrieb Frankreichs auch in Deutschland vielfach unterschätzt worden, und ebensowenig war die österreichische Öffentlichkeit über die treibenden Kräfte und Absichten Rußlands unterrichtet, da sie sowohl unsere Diplomaten als die Geschichtsforscher in Stich gelassen haben. So erklärt es sich, daß man fast ahnungslos der unmittelbar drohenden Gefahr gegenüberstand und die Bevölkerung in Täuschungen einlullte, die zu unangenehmen Überraschungen wurden und in mancher Hinsicht die Vorbereitungen der Abwehr erschwerten. Die große Presse schwärmte von Frankreichs Freiheitsdrang, indes das unglückselige Land von brennendem Rachedurst verzehrt wurde. Ein zu Unrecht ignoriertes Dokument hiefür ist die im Vorjahre erschienene Darstellung des 1870er Krieges von Henri Welschinger, die an chauvinistischem Übermaß kaum mehr zu überbieten ist. An derartigen Erscheinungen darf eine gewissenhafte, zweckbewußte politische Presse, die ihre Aufgabe erfüllen will, nicht achtlos vorübergehen. Es gehört zu den Vorbereitungen einer kriegerischen Aktion, solche Äußerungen des nationalen Gegners dem eigenen Volke zugänglich zu machen. Die deutsche Publizistik hat in dieser Beziehung ihren Mann gestellt und von ihrer Wachsamkeit könnten wir Österreicher manches lernen.

(2. Oktoberheft der „Österreichischen Rundschau".)

Unsere Älpler in Ostpreußen während des Russeneinfalles.

Der wilde Russeneinfall in Ostpreußen hat Älplerblut getroffen. Dort sind die fleißigen Ansiedlungen jener Älpler, Tiroler, Steirer, besonders Salzburger Bauern, die zur Zeit der Gegenreformation ihres Glaubens wegen auswandern mußten.

Wir entnehmen der norddeutschen Zeitschrift „Das Land" einige Berichte davon, wie die Nachkommen jener Auswanderer diese Feindesnot ertragen haben. Wie die Vorfahren aus der Bergheimat, so mußten auch sie hier fliehen, teils aber mehr von der Kriegsangst gejagt als von der Notwendigkeit. Denn alles, was die Landleute verlassen hatten, scheint von dem Feinde nicht besetzt worden zu sein. Der Gouverneur von Königsberg erließ damals folgende Bekanntmachung:

Zu meinem lebhaften Bedauern haben sich die Bewohner in meinem Befehlsbereich durch das Vorgehen einiger feindlicher Kavalleriepatrouillen veranlaßt gesehen, ihren Wohnort zu verlassen. Ich erblicke darin einen Mangel an Vertrauen zu den Truppen der Festungsbesatzung. Ich ersuche die Bevölkerung dringend, ganz besonders auch nördlich des Pregels bis zur Deime, in ihre Wohnstätten zurückzukehren, ihre Felder zu bestellen und ihren sonstigen Geschäften nachzugehen.

Ich hoffe, daß dieser Hinweis genügen wird, um die Ruhe und Besonnenheit, die stets die Preußen ausgezeichnet haben, wieder zu gewinnen und größeres Zutrauen zu dem Erfolg unserer Waffen zu haben.

Folge hatte, daß dem notwendigen Ausbau der Wehrmacht von demagogischer Seite lange Zeit der leider erfolgreichste Widerstand entgegengesetzt werden konnte. Der Schade liegt auf der Hand und er muß um so ärger sein, je weniger ernst die historische und politische Forschung auch sonst betrieben und je mehr die Wissenschaft von den geschichtlichen Entwicklungen und Gestaltungen vernachlässigt wird.

Insbesondere seit dem russisch-japanischen Kriege hat sich die Zahl der Untersuchungen über die künftigen Entwicklungsmöglichkeiten des Deutschen Reiches gemehrt. Diese Erörterungen waren um so wertvoller, als sie nicht etwa jenem billigen Patriotismus Rechnung trugen, der mehr schadet als nützt, weil er meist nur einseitigem Parteitreiben dient, es daher nicht auf das Überzeugen, sondern auf das Verwirren abgesehen hat; sondern weil sie die treibenden Kräfte festzustellen sich bemühten, die in den Nachbarstaaten lebendig waren und nach Betätigung rangen. Und dies geschah mit solchem Erfolge, daß selbst doktrinäre Kreise sich mit den Möglichkeiten der Zukunft vertraut machten und die gesamte Bevölkerung schließlich von der Erkenntnis durchdrungen ward, daß man sich für die Gefahren auf alle Fälle vorbereiten müsse. Der ungeheure Vorteil, der in einer zielbewußten Bestimmung der Volksmeinung liegt, tritt jetzt in dem gewaltigen Ringen deutlich zutage, nicht bloß insoferne, als die geistige Vorbereitung des Volkes in einem festen Willen zum Siege sich äußert, sondern auch insoferne, als sie vorher schon die notwendige Rüstung zum Kriege erleichtert hat. Wenigstens gilt dies, soweit Deutschland in Betracht kommt.

Hier haben insbesondere die Schriften des Generals Bernhardi verdienstlich gewirkt: „Vom heutigen Kriege“, „Deutschland und der nächste Krieg“, „Unsere Zuknnft“. Wer die große Auseinandersetzung, die eben jetzt zwischen den stärksten europäischen Militärstaaten stattfindet, verstehen will, wird zu diesen Darlegungen greifen müssen. Dabei wird man sich freilich vor Augen zu halten haben, daß es ein General und deutscher Patriot ist, der die gegenseitigen Kräfte abwägt und daß daher vorwiegend militärische Gesichtspunkte zur Geltung kommen. Aber es ist ein mit scharfem politischem Erkenntnisvermögen ausgestatteter, von solidem Wissen durchtränkter Mann, der da seine Überzeugung begründet, daß Deutschland und Österreich-Ungarn unmittelbar vor einem Kriege stehen, dem sie nicht ausweichen können, wenn sie nicht ihre Zukunft aufs Spiel setzen wollen. Und es sind keineswegs militärische Fachsimpeleien, die vorgetragen werden; vielmehr Einsichten in die Völkerentwicklung, sowie von einem hohen Idealismus durchglühte nationale und kulturelle Ambitionen, für deren Verwirklichung die wirtschaftlichen und militärischen Kräfte nur Mittel zum Zweck sind.

Wenn Bernhardi, vorzugsweise die Wahrscheinlichkeiten der politischen Konstellation erwägend, zu dem Ergebnis kommt, daß der Dreibund gegen den Dreierverband sich zu verteidigen haben werde und daß der Entschluß hiezu nicht mehr lange aufgeschoben werden könne, so prognostiziert ein anderer (Oberstleutnant Frobenius: „Des Deutschen Reiches Schicksalsstunde“) den Krieg für das Frühjahr 1915 mit einer Sicherheit, die geradezu verblüffend wirken muß, weil sie sich außer auf die bekannten Tendenzen der Ententemächte eigentlich nur auf die militärische Situation Frankreichs gründet. Die Broschüre lehnt sich an eine größere Schrift des Amerikaners Homer Lea: „Des britischen Reiches Schicksalsstunde“ an, in der der Anspruch der englischen Nation auf die Weltherrschaft erhoben und der Vernichtungskampf gegen Deutschland gepredigt wird mit jenem verbohrten angelsächsischen Fanatismus, den die Welt eben jetzt in seiner ganzen Scheusäligkeit kennen lernt. Wer die Politik Greys verstehen will, wird aus Leas Buch mancherlei Einblicke in die englische Psyche gewinnen und dann einsehen, daß es gegen den schrankenlosen Egoismus Englands keine Sentimentalitäten geben darf. Denn Englands Streben

Fohlen laufen nebenher, die Leute haben einige Kühe am Wagen angebunden und einige Schweinchen, von denen sie sich nicht trennen konnten, nebst Kindern und Teilen ihrer sonstigen Habe auf dem Wagen. Hinter ihnen ist das Gutsgehöft mit Scheunen, Ställen, Gutshaus und Arbeiterhäusern in Flammen aufgegangen, das Gutsvieh vom Feinde über die Grenze getrieben, außer Pferd und Wagen, dem blanken Grund und Boden und den reichlichen Hypothekenschulden nennt der Besitzer nichts sein Eigen. Ich spreche ihn an, er antwortet: „Der erste Schreck war schlimm, aber jetzt habe ich einen Strich unter alles gemacht und bin wieder guten Muts. Wir siegen in Frankreich und wir werden auch aus Ostpreußen den Feind herausbringen; als flüchtende Salzburger sind meine Vorfahren unter Friedrich Wilhelm I. nach Osten gezogen und zum Wohlstand gelangt, jetzt geht es wie damals im Wagen mit dem Rest der Habe gen Westen, aber wir kommen wieder und alles wird wieder gut werden."

Eine Bauernfamilie, der Altsitzer mit seiner Frau, zwei erwachsenen Töchtern, Schwiegertochter und Kindern, der junge Bauer und seine Brüder stehen im Felde; Kühe, Kalb, Füllen am Wagen. Auch hier: „Wir kommen wieder, der Kaiser wird schon sorgen, daß unsere abgebrannte Wirtschaft wieder instand kommt", und die Mädchen erzählen mit strahlenden Blauaugen triumphierend: „Wir haben auch Feuer bekommen von Kosakenpatrouillen rechts und links, aber wir haben uns durchgeschlagen."

In der Kleinstadt: Der Stadtrand war von uns stark befestigt, unsere Kanonen sprachen mit den jenseits des Flusses stehenden Gegnern ein ernstes Wort, die „besseren" Bürger hatten die Stadt verlassen. Kleinbürger- und Arbeiterfamilien aber standen in den Straßen, sahen voll Spannung dem beginnenden Artilleriekampf zu, und ein alter, mit seiner Familie an der Mauer stehender Mann erzählte mir strahlend, wie er 1866 und 1870/71 dabeigewesen wäre und wie gern er heute noch mitziehen würde, wenn die Füße besser in Ordnung wären.

Natürlich sah es wohl überall so aus. Angst und Schreck führten auch bei der Landbevölkerung zu Unvernunft und ärgerlichen Szenen, aber trotz alledem zeigt ein Vergleich zwischen solchen ländlichen Flüchtlingen, die alles verloren haben und doch den Mut nicht sinken lassen, und den nervösen verzweifelten Scharen der zum Teil ohne Grund flüchtenden Bewohner der Großstädte, welch ein Schatz an Charakterstärke, im letzten Grunde auf Gottvertrauen begründet, in den besten Teilen unserer fernigen Landbevölkerung steckt. Diesen Schatz nach gewonnenen Siegen zu pflegen und zu stärken, wird eine der schwierigsten, auch dankbarsten Aufgaben der Zukunft sein.

Zum Schluß sei auch noch der letzte Artikel Herrn von Batockis wiedergegeben, den er nach der Befreiung Ostpreußens von dem Russeneinfall in mehreren Zeitungen über Ostpreußens Zukunft veröffentlicht hat:

Was alles in Ostpreußen an wirtschaftlichen Werten in Land und Stadt zerstört ist und in nächster Zeit vielleicht weiter zerstört werden wird, soll hier nicht erörtert werden. So gewaltig dieser Schaden ist, er kann und wird nach dem Siege, auf den wir Ostpreußen ohne Ausnahme zuversichtlich rechnen, ausgeglichen werden. Soweit das mit Geld geschehen kann, werden unsere Feinde mit allem anderen Kriegsschaden auch jedem einzelnen geschädigten Ostpreußen seinen Schaden voll ersetzen müssen. Was aber nicht alsbald durch Geld wieder zu schaffen ist, vor allem unsere blühende Pferde- und Viehzucht, wird nach dem Siege durch die so oft in schwerer Zeit bewährte wirtschaftliche Tüchtigkeit der ostpreußischen Landwirte wiederhergestellt werden. Und in diesen Wiederherstellungsarbeiten für die Landwirtschaft werden auch die durch den Krieg geschädigten städtischen Gewerbe nach dem Siege eine sichere Grundlage für neue Blüte finden.

Die Herren Bürgermeister, Gemeindevorsteher usw. ersuche ich, mit gutem Beispiel voranzugehen und ihren ganzen Einfluß auszuüben, die Bevölkerung in meinem Befehlsbereiche zur Rückkehr in ihre Heimatorte zu veranlassen.

Die vom südlichen Kriegsschauplatze in Ostpreußen vorliegenden Nachrichten bestätigen, daß die Bevölkerung meines Befehlsbereiches ruhig in die Zukunft blicken kann.

Dann ein weiterer Bericht vom 3. September als Stimmungsbild aus Ostpreußen:

Die diesjährige Ernte war gut und reifte beispiellos früh, so daß sie drei Wochen früher als sonst, bis Mitte August, trotz der fehlenden Männer, durch unermüdlichen Fleiß der Frauen und Kinder eingebracht werden konnte. Die aus Berlin in Massen angebotenen Arbeitskräfte konnten keine Verwendung finden. Ein Beispiel: Ein mit mir während der ersten Mobilmachungstage dienstlich tätiger Gutsbesitzer fährt nach mehrtägiger Abwesenheit auf eine Stunde nach Hause. Fast nur Frauen und Kinder waren auf dem Gute geblieben, mit Sorgen dachte er an seine Ernte. Aber strahlend kehrte er zurück: die Frauen hatten beschlossen, zu zeigen, daß sie auch ohne Männer etwas leisten können. Die beiden strammsten Frauen hatten Hosen und Schmierstiefel ihrer eingezogenen Männer angetan, sich auf die Sattelpferde der beiden noch übrigen Vorgespanne gesetzt und mit den Kindern in vier Tagen fast ebensoviel geschafft, wie sonst die vollbesetzte Wirtschaft. Auch die Futterernte war gut und reichlich. Ställe und Viehweiden angesichts der guten Preise stärker als sonst besetzt. Ein Jahr weiteren wirtschaftlichen Aufschwunges war zu erwarten.

Über die Werte in der ostpreußischen Landwirtschaft habe ich mit einem erfahrenen Sachkenner festgestellt, daß Ernte, Inventar und Gebäude, also das, was der Feind zerstören kann, in vielen Grenzgebieten schon zerstört hat und in weiteren Gebieten bei der zu erhoffenden Räumung vielleicht noch zerstören wird, für jeden der 35 Landkreise durchschnittlich 100 Millionen, zusammen $3\frac{1}{2}$ Milliarden Mark betragen, die Wirtschaftsausfälle der nächsten Jahre ungerechnet. Gedroschen und versandt konnte von der Ernte wegen Mangels an Menschen, Kohlen und Waggons bis zum Einbruch der Feinde nur sehr wenig werden. Vieh und Pferde wurden zum kleinen Teile aus den Grenzbezirken vom Feinde abgetrieben, zum größten Teile sind sie auf dem Fußmarsch gen Westen zur Weichsel. Zum Glück ist das ostpreußische Vieh, im Gegensatze zu dem weiter im Reiche, beim Bauer wie im Großbetriebe, ein abgehärtetes Weidetier, und so haben denn die ersten Transporte von Flüchtlingsvieh von der äußersten Grenze nach 25 Meilen Fußmarsch größtenteils in guter Verfassung die Weichsel erreicht. Schwieriger ist das Treiben großer Herden; ein Auseinanderhalten ist bei dem Zusammendrängen in einen schmalen Teil der Provinz unmöglich; jeder sucht nach Möglichkeit seine richtige Stückzahl vor sich herzutreiben, unter der sich oft am Ziel kaum eines der ursprünglich ihm gehörenden Stücke befindet.

Ob es zweckmäßig war, beim Herannahen des Feindes das Heimatsdorf möglichst mit Vieh und Pferden zu verlassen, ist eine Doktorfrage. Der Drang vom Feinde fort zur Rettung des Viehes und vor allen Dingen der Pferde, war in fast allen vom Feinde bedrohten Ortschaften stärker als alle Zweckmäßigkeitserwägungen. Daß jeder nach der Rückkehr in die Heimat sein eigenes Vieh wiederbekommt, ist unmöglich, außerordentliche gesetzliche Maßregeln zur Regelung dieser Verhältnisse sind geboten.

Gewaltige Werte sind selbst im günstigsten Falle verloren; kein vernünftiger Ostpreuße zweifelt aber daran, daß Deutschland siegt und der Feind, wie vieles andere, so auch vor allem unseren Schaden uns reichlich ersetzen wird, und daß ein noch schöneres Ostpreußen nach dem Siege wie ein Phönix aus der Asche sich erheben wird.

Einige Stimmungsbilder aus dem Fluchtbezirk: Ein größerer Besitzer fährt an der Spitze seiner Leute gen Westen, die besten Mutterstuten sind angespannt, die



Bücher

Erde. Ein Roman von Alfons Petzold. (Wien und Leipzig. Deutsch-österreichischer Verlag.)

So sehr ich Petzold als **Lyriker** schätze — bei diesem Roman hapert's doch noch ein wenig! Wo hapert's denn? Ja, wenn ich das nur selbst so recht kurz sagen könnte! Manchmal ist er ein bissel aufdringlich, manchmal etwas weitschweifig, dann wieder zu knapp, dann zu lyrisch — vielleicht treff ich mit „nicht ausgereift" das Beste, ohne dem Dichter (dessen ehrliches Ringen und Talent man zweifellos anerkennen muß) ungerecht zu werden. Er hat ja manch hübschen Gedanken, auch die Fabel ist ansprechend — aber manchmal haut er über die Schnur. Nun: Tut nichts! Wenigstens sieht man Wollen und Kraft! Da wird er sich schon höherkämpfen!

K. D. Zwerger.

Heidetraum und Anderes. Von Viktor Lipusch. (Paderborn. Ferd. Schöningh.)

Der Verleger versichert, es sei das Novellenbuch eines „neuen, vielverheißenden Autors". Ob das stimmt? Die ernsten Geschichten darin haben eine unerträgliche Menge weinerlicher Sentimentalität beigemischt, die historischen Erzählungen weisen jeweils einen betrüblichen Mangel an Zeitkenntnis auf und die handelnden Personen im 17. Jahrhundert benehmen sich duselig wie moderne Waschlappen. Auch an den Märchen ist nicht viel daran. Wirkliches Talent scheint der Verfasser für Kindergeschichten zu haben und auf diesem Gebiet liegt meines Erachtens seine Zukunft. Viktor Lipusch ist anscheinend ein junger Schriftsteller, deshalb sei ihm manches verziehen, und hoffentlich übertreffen seine künftigen Arbeiten das Erstlingswerk. P. L. M.

Das Leben in Wald und Feld. Biologische Bilder von E. Sieghardt. (Ravensburg. Otto Maier.)

Wer mit offenen Sinnen durch Wiesen und Wälder wandert, dem drängen sich oft genug Fragen auf, für die er keine Antwort weiß. Wie vieles spielt sich im Reich dieser kleinen und großen Lebewesen der Pflanzenwelt ab, dem mit richtigem Verständnis nachzuspüren uns versagt ist, aus dem einfachen Grunde, weil wir es noch nicht „gehabt" haben, wie es in der Schülersprache heißt. Wer sich solcher Lücken seines Wissens bewußt ist, wird mit um so größerer Freude nach dem kleinen, aber inhaltreichen Buche E. Sieghardts greifen, das mit der Liebe und Begeisterung des echten Naturforschers und Freundes geschrieben ist. Sieghardt hat eine ganz besondere Art, uns mit dem ohnehin interessanten Stoff vertraut werden zu lassen. Er weiß ihn mit einer plastischen Anschaulichkeit vorzutragen, daß man nach der ersten Seite schon vollständig vergißt, daß man gedruckte Worte vor sich hat und man meint, mit dem Verfasser durch Gottes freie Natur zu wandern, da bei einer Pflanze still zu stehen, dort sich zu einer Blume niederzubücken, und müht sich, nur ja kein Wort von alledem zu verlieren, was er uns über die geheimnisvollen Wechselbeziehungen in diesem wunderbar organisierten Haushalt erzählt. Für die Jugend, in erster Linie aber auch für alle Erwachsene, die Freude an der Natur haben, wird das Buch eine große Anregung bieten, für die jedermann dem Verfasser Dank wissen wird. V.

Das Soldatenbuch. Von A. de Nora. (Leipzig. L. Staackmann.)

Es ist kein gewöhnliches Soldatenliederbuch, wie sie jetzt als Sammelwerke bereits vorhandener älterer Texte zur Ausgabe gelangen. Es ist das Werk eines Poeten, dessen Witz und Humor und echt deutsche Gesinnung in unserm Vaterlande weithin bekannt und dessen künstlerischer Ruf über alle Zweifel erhaben ist. Sein „Soldatenbuch" wird diesen Ruf noch tiefer befestigen. Denn nur ein wirklicher Dichter konnte sich so in den Geist des Volkes hineinleben und aus ihm heraus schaffen, wie A. de Nora in diesen Liedern, die von einer Echtheit sind, daß viele unter ihnen bereits Volksgut wurden. „Wenn die Trommler die Trommeln rühren", „Das Lied der reitenden Artollerie", „Das Schwolischöhlied" singen schon heute die bayrischen Soldaten auf Märschen und Manövern, ohne daß sie wissen, wer der Autor ist. Andere gehen von Mund zu Mund durch das Heer, von Offizieren zur Laute gesungen, von Kommandeuren zu Regimentsliedern erhoben, in Musik gesetzt für Einzelvortrag wie für Männerchor und Orchester, aber auch abgeschrieben und aufbewahrt in manch abgegriffenen Notizbüchlein des gemeinen Mannes.

Diese Gedichte, denen der Verfasser einige seiner neuesten Kriegslieder beigefügt hat, sind berufen, unsern Soldaten im Felde wie zu Hause treue Freunde zu sein. Sie werden in den Krieg die Heimat nachtragen, die helle Heiterkeit des deutschen Südens wie den

Es gilt, sich möglichst frei zu machen von Kummer und Sorge über schon verlorenes oder durch den Feind und den Krieg noch gefährdetes Geld und Gut, ebenso wie der Soldat sich frei macht von der Sorge um Leben und Gesundheit, auf daß die ganze Willenskraft wie im gesamten deutschen Volke, so ganz besonders in unserer am schwersten vom Kriege betroffenen Provinz sich geschlossen und fest auf das eine vor uns liegende Ziel richtet, vor dem alles in den Hintergrund tritt: „Deutschland muß siegen."

Die Belagerung von Lille.

(Altes Volkslied aus dem Jahre 1708.)

„Lille, du allerschönste Stadt,
Du, du bist so fein und glatt,
Schaue meine Liebesflammen,
Dich lieb' ich vor allen Damen,
Mein herzallerschönster Schatz!"

„Lieber Herr, was saget Ihr?
Wer seid Ihr, was macht Ihr hier?
Was die Reiter und Soldaten,
Eure tapfern Kameraden?
Liebster, das erzählet mir!"

„Ich bin der Savoyer Held,
Weit bekannt in aller Welt,
Prinz Eugenius genennet,
Der zu dir in Liebe brennet,
Lille, mein allerschönste Braut!"

„Lieber Herr, fort, packet Euch!
Gehet in das Deutsche Reich!
Denn ich habe zum Galanten,
Zum Gemahl und Karessanten
König Louis von Frankereich."

„Lille, sei nicht so stolz und frech,
Weise mich nicht von dir weg!
Sieh', ich will dich bombardieren,
Deine Mauern ruinieren
Und zerschießen Stein für Stein."

„Ihr Konstabler, frisch daran,
Feuert hunderttausend Mann,
Donnert, daß es kracht, in Flammen
Lille, die schönste Stadt, zusammen,
Lille, mein allerschönstes Weib!

Lille, mein Engel und mein Lamm,
Ich weiß dir ein Bräutigam:
Karolus, der Weltbekannte!
Ich bin nur sein Abgesandte
Und des Kaisers General."

„Ei wohlan, so soll es sein!
Karl sei der Liebste mein,
Denn der Ludewig veraltet,
Seine Liebe ist erkaltet,
Karl ist noch ein junger Held!"

An unsere Flotte.

(19. August 1914.)

Von Richard Schaukal.

Nun ist's an euch, die ihr auf blauem Meere
Gepanzert unsre schöne Küste deckt:
Der Feind ist da! Er hat uns nicht erschreckt.
Er wage, was er will: So mehr der Ehre!

Und ob er uns mit Übermacht versehre,
Ihr haltet Stand: Aus hundert Schlünden bleckt
Der Tod, der sich im blanken Rohr versteckt
Und blitzend ihm entgegenspringt mit Donnerschwere.

Steh stolz, du starke Mauer unsrer Lande,
Bewimple deine Zinnen wie zum Fest!
Dort, wo der Saum der Flut zum Himmelsrande

Glänzend sich hebt, wallt weithin wölkend Dampf.
Ein Traum ist's, den euch Gott erleben läßt:
Für Reich und Kaiser den gewaltigen Kampf!

von den geradezu original anmutenden trefflichen Übersetzungen Heinrich Horváts in Hans Bethges „Die Lyrik des Auslandes“ (bei Max Hesse, Leipzig) gar nicht zu reden! Nein: ich muß Ihnen wirklich eine herschreiben, „Im Herbst“ (A. Ady)

Am Mittag im Herbste, wie ist es so schwer,
Lachend den Mädchen zu winken;
Wie ist es so schwer in des Herbstes Nacht
Zu schaun nach der Sterne Blinken;
In der herbstlichen Zeit, wie ist es so leicht,
Schluchzend zur Erde zu sinken!

Das war aus Bethge das nächstbeste Gedicht, gleich das erste! So, und jetzt zeigen Sie mir, bitte, in Ihrer Sammlung ein ähnlich-gut übertragenes — und ich nehme alles Gesagte zurück! Wenn die ungarischen Dichter — und einige verdienen es! — bei uns heimisch werden: Sie sind daran unschuldig.

K. D. Zwerger.

Der Wald der Väter und andere Geschichten. Von Karl Gugerel. (Wien. Druck- und Verlagsanstalt „Adria“, Selbstverlag.)

Anspruchslose Erzählungen aus dem Waldviertel im Volkston von einem, der sich die Leute mit blinzelnden Augen ansieht und dann stillvergnügt schildert. Freunden ländlicher Geschichten recht zu empfehlen. K. O.

Büchereinlauf.

Vater, ich rufe dich! Lieder und Gebete für Feldschlacht und Beiwacht zusammengestellt von Hermann Schanze. (Leipzig. Friedrich Brandstetter.) Preis 15 Pf.

Das Judentum in der Musik. 1869. Von Richard Wagner. Herausgegeben von Phil. Stauff. (Weimar. Deutschvölkischer Verlag.)

Karl Domanig. Ein Beitrag zur Erkenntnis seiner Dichterpersönlichkeit und die tyrolische Literatur ab 1800. Von Anton Dörrer. Dritte, verbesserte und erweiterte Auflage. (Kempten u. München. Jos. Köselsche Buchhandlung.)

Das Spanflechten. Anleitung mit 8 Vorlagentafeln für Kinder im Alter von 5 bis 12 Jahren. Von M. Coppius. (Ravensburg. Otto Maier.)

Tabak-Anekdoten. Ein historisches Braunbuch. Aus den verschiedensten Quellen im Laufe der Jahre zusammengetragen und nach den Persönlichkeiten alphabetisch geordnet von Dr. Eduard Maria Schranka, geschmückt mit 175 Abbildungen aus der Sammlung des Herausgebers. (Im Selbstverlage herausgegeben von Jos. Feinhals, Cöln. Im Buchhandel zu beziehen durch Paul Neubner, Cöln.)

Die Bibel. Eine moderne Bearbeitung und Nachdichtung von Paul Kaegi. (München. „Delphin“-Verlag.)

Das Geheimnis der Gioconda. Das Tagebuch des Diebes. Herausgegeben von Ernst W. Schwitzky. (München. „Delphin“-Verlag.)

Historien und Legenden. Von Francesco Chiesa. Autorisierte deutsche Übersetzung von E. Mewes-Béha. (Zürich. Artist. Institut Orell Füßli.)

Greifenstein und Kreuzenstein. Zwei fröhliche Donausagen von Felix Müller. (Selbstverlag. Wien, XXI., Riepelgasse 19.)

Die Gerichtsentlastungsnovelle vom 1. Juni 1914. Für den Handgebrauch zusammengestellt von Dr. Rudolf Ehmer, k. k. Oberlandesgerichtsrat in Graz. (Graz. Ulr. Mosers Buchhandlung [J. Meyerhoff].)

Was tut sich. Skizzen von Anton und Donat Herrenfeld. (Berlin. Johannes Baum.)

Die Helden von St. Jakob. Ein preisgekröntes Drama von Richard Schneiter. (Aarau. H. R. Sauerländer u. Co.)

Waldchristel. Drama in vier Akten von Georg Brinkmann. (Wellingholzhausen. Brinkmannsche Buchhandlung.)

Lieder eines Bohèmien. Lyrische, modern-realistische und satirische Gedichte von Rudolf Smeykal. (Leipzig. W. Härtel & Co. Nachf.)

Buntes Laub. Gedichte von Otto Fandler. (Leipzig. Bruno Vogler.)

Der Sagenkreis der Nibelungen. Von Prof. Dr. G. Holz. 2. Auflage. [Wissenschaft und Bildung, Bd. 6.] (Leipzig. Quelle & Meyer.)

Das klassische Weimar. Von Professor Friedrich Lienhard. 2. Auflage. [Wissenschaft und Bildung, Bd. 35.] (Leipzig. Quelle & Meyer.)

Griechische Kultur im Bilde. Von Professor Dr. H. Lamer. 11. bis 20. Tausend. 220 Abbildungen auf 96 Tafeln. [Wissenschaft und Bildung, Bd. 82.] (Leipzig. Quelle & Meyer.)

Stoffwechsel und Diät von Gesunden und Kranken. Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. C. A. Ewald. Mit Abbildungen und 1 Tafel. [Wissenschaft und Bildung, Bd. 125.] (Leipzig. Quelle & Meyer.)

Arznei- und Genußmittel, ihre Segnungen und Gefahren. Von Prof. Dr. F. Müller. Mit zahlreichen Abbildungen. [Wissenschaft und Bildung, Bd. 128.] (Leipzig. Quelle & Meyer.)

Schweizer Dichter. Von Prof. Dr. A. Frey. 168 Seiten. [Wissenschaft und Bildung, Bd. 126.] (Leipzig. Quelle & Meyer.)

Neues Wiener Volksliederbuch für alle geselligen Kreise. Gesammelt von Freunden des Volksgesanges. Mit Noten. Zweite Auflage. (Wien u. Leipzig. A. Hartlebens Verlag.)

tapferen Geist des stilleren Nordens und in jeden die frohe Selbstverständlichkeit des deutschen Einheitsgedankens, der draußen den Sieg holt.

Der Völkerbrand. (Hamburg. Hermann Seippel. Kl. Johannisstr. 19.)

Berichte und Telegramme vom Europäischen Kriegsschauplatz, deren lustige Eigenart darin besteht, daß sie sehr wichtige Sätze enthalten, die der gewöhnliche Leser nur mittels eines beigelegten Deckblattes, das ein durchbrochenes Kreuz hat, finden kann. Wie das zu verstehen ist, ersieht man sofort, wenn man das aus tiefstem Ernst abgeleitete sinnreiche Spiel ansieht. Wenn schon diese Form lockt, der den Krieg behandelnde Inhalt fesselt an sich.

Mein Tagebuch während des Krieges 1914. (Leipzig. Volkmar.)

Das ist ein Einschreibebüchel für solche, die über diesen Krieg Tagebuch führen wollen. Als Einführung gedruckte Aktenstücke über den Beginn des Krieges.

Der Krieg. Illustrierte Chronik des Krieges 1914. Monatlich 2 reichillustrierte Hefte zum Preis von je 30 Pfennigen. Heft 1 mit Tondrucktafel und einer Reliefkarte der deutsch-russischen Grenzgebiete. (Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung.)

Das soeben erschienene reichillustrierte 1. Heft dieser Chronik des europäischen Krieges zeigt, daß es sich hier um eine Veröffentlichung handelt, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, aus der Fülle der sich überstürzenden und teils widersprechenden Nachrichten das Wesentliche und Wahre herauszuschälen, und somit den Zeitgenossen ein wirkliches Bild der Ereignisse bieten wird, wie sie sich historisch abgespielt haben. Die Herausgeber erfüllen, wie das vorliegende Heft 1 beweist, ihre Aufgabe mit scharfem Blick und in großzügiger Weise. Als wertvolle Beigabe des Heftes sei eine ausgezeichnete Reliefkarte der deutsch-russischen Grenzgebiete genannt, der eine Karte über die deutsch-französische Grenze in Heft 2 folgen soll. Auch der Bilderschmuck ist planvoll ausgewählt. Die Veröffentlichung verspricht, ein geschlossenes Monumentalwerk über den Weltkrieg zu werden, ein den Reiz des Unmittelbaren und Selbsterlebten widerspiegelndes Erinnerungsbuch, das den Hauch schicksalsbanger Stunden atmet und in keiner deutschen Familie fehlen dürfte. V.

In diesen Tagen, wo Deutschland seine ganze nationale Existenz einsetzt, fühlt jeder den Wunsch, sich von dem großen einzigartigen Weltvorgang, in dessen Schoße vielleicht eine völlig neue, ungeahnte Zukunft ruht, nichts verloren gehen zu lassen. Diesem Verlangen kommt die Zeitschrift **Der Völkerkrieg** entgegen. (Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart.) Die einzelnen Hefte, die im Abstand von 8—14 Tagen aufeinander folgen, bilden eine sorgfältig gegliederte, lückenlose Chronik der Ereignisse seit der Ermordung des österreichischen Thronfolgers, an den Höhepunkten durch Stimmungs- und Schlachtenbilder und packende Schilderungen von Augenzeugen lebendig veranschaulicht. Sie bringen die wichtigsten Dokumente im Wortlaut, ferner Aufsätze und Briefe aus der Feder bedeutender Persönlichkeiten, die im Feld stehen oder von der Heimat aus den Gang der Dinge verfolgen. Die Zeitschrift, die später ein abgeschlossenes Ganzes bilden soll, wird für jeden, der die Geschichte dieses Krieges studieren soll, ein unentbehrliches Quellenwerk sein. Zunächst werden 20 Hefte zum Preise von je 30 Pf. erscheinen.

Der Kunstwart zum halben Preis. Der Kunstwart teilt mit, daß er seinen Bezugspreis von jetzt ab für die ganze Dauer des Krieges auf die Hälfte herabsetzt. Seine „Kriegsausgabe" wird zwar in geringerem Umfang als die bisherigen Hefte erscheinen, aber ebenfalls halbmonatlich und ebenfalls mit Kunstbeilagen und Noten. Das Stoffgebiet des Kunstwarts soll dasselbe bleiben: „Kunst- und Kulturwart, das kennzeichne seine Arbeit weiter. Aber er will in dieser Zeit voran bewerten, was voran steht."

Moderne ungarische Dichter. Ins Deutsche übertragen von Dr. Lajos Brájjer. (Nagybecskerek. Fr. Paul Pleitz.)

Nein, mein lieber Herr Brájjer, das geht schon über die Hutschnur, was Sie da einem deutschen Lesepublikum zu bieten wagen. Die Übersetzung ist minderwertig, stellenweise elend, die Auswahl ist stofflich auch nicht sehr vorteilhaft und das ganze Buch strotzt geradezu von sprachlichen und orthographischen Fehlern. Strotzt dermaßen, daß man unmöglich mehr ein Übersehen annehmen kann. Bleiben also nur zwei Möglichkeiten offen: Entweder Sie haben überhaupt keine Korrektur durchgesehen — und das wäre unverantwortlicher Leichtsinn und geradezu eine Brüskierung der übertragenen Dichter! — oder ... Sie können nicht Deutsch — nun, dann überlassen Sie das Bekanntwerden mit der magyarischen Poesie gefälligst Berufeneren!

Kennen Sie vielleicht etwa die „Ungarischen Heimats-, Liebes- und Heldenlieder" von G. W. Henning (bei Hartleben, Wien)? Das sind doch ganz andere Übertragungen,



3. Heft | Dezember 1914 | 39. Jahrg.

Das neue Kaiserlied.

Von Richard Schaukal.


Der des Friedens grüne Reiser
Dicht um seine Krone wand,
Unser lieber alter Kaiser
Hält das Schwert in seiner Hand.

Hat zum Kampf sein Volk gerufen
Wider falscher Feinde Wut:
Auf des Thrones weiße Stufen
Spritzte feiger Frevel Blut.

Was sich zögernd sonst gesellte,
Hat die Rache rasch geeint;
Österreich, das zornerhellte,
Zeigt sich dem entsetzten Feind.

Aus der Mietkaserne ins eigene Heim. Wege zur Wohnungsreform von Eugen Kaltschmidt. (Wiesbaden. Heimkultur-Verlagsgesellschaft m. b. H.)

Tut Buße! Die Gerichte Gottes sind nahe! Beitrag eines Überflüssigen zur Lösung der religiösen Frage von F. Tolmay. (Wien. Selbstverlag.)

Aufruf an das deutsche Volk. 1813—1914. Von J. Amyntor. (Dresden.)

Deutschland und der Weltkrieg. Der Tag der Abrechnung! Von Dr. B. L. F-hr. v. Makay. (München u. Leipzig. Hans Sachs-Verlag.)

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften. Herausgegeben von Ernst Jäckh. Die Hefte erscheinen in zwangloser Folge zum Preise von 50 Pf. für jedes Heft. 1. Heft: „Warum es der Deutsche Krieg ist!" Von Paul Rohrbach. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Lieder unserer Soldaten. Neu gedruckt im Kriegsjahr 1914. (Berlin. Axel Juncker.)

Deutscher Volkskalender für das Jahr 1915. Bearbeitet von Rudolf Fiedler. (Wien. Im Selbstverlag des Deutschen Schulvereines.)

Völkischer Reiseführer durch die Deutschen Siedlungen Südösterreichs. Herausgegeben mit Unterstützung des Vereines „Südmark" vom Fremdenverkehrsausschuß der deutschen Volksräte für die Alpenländer unter Leitung von Ludwig Jahne. (Klagenfurt. Joh. Heyn.)

Flut und Ebbe. Neue Gedichte von Franz Josef Zlatnik. (Steyr. E. Haas u. Co.)

Neue Lieder. Ausgewählte Gedichte von Franz Josef Zlatnik. (Baden-Baden. Peter Weber.)

Strafen des Schwärmers. Von Anton Santer. (Leipzig u. Wien. Kamönenverlag.)

Der Grundirrtum Hegels. Von Balbino Giuliano. Aus dem Italienischen übersetzt von Wilhelm M. Frankl. (Graz. Leuschner u. Lubenskys Universitäts-Buchhandlung.)

Blätter für Suchende aller Bekenntnisse. Von Paul Eberhardt. Heft 1: **Das religiöse Erlebnis**; Heft 2: **Worin liegt der Wert des Christentums als Religion?** (Gotha. Friedrich Andreas Perthes.)

Sammlung gemeinnütziger Vorträge. Herausgegeben vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Fünfundvierzigstes Vereinsjahr. **Kriege und Seuchen.** Von Dr. Theodor Altschul, k. k. Obersanitätsrat. (Im eigenen Verlag des Vereines Prag II., Torgasse 11.)

Vorstehend besprochene Werke usw. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 3, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

Postkarten des „Heimgarten"

Shavel. Sie fragen, warum die Kriegsgedichte in dieser großen und begeisterten Zeit oft so schwach und nichtssagend sind im Vergleich zur Herrlichkeit der Völkerstimmung; Sie sagen mit Recht, daß das vor hundert Jahren ganz anders war. Ja, damals gab es aber auch ein Lagerleben, dessen Poesie unseren Soldaten entschwunden ist. Damals lag man wohl wochen-, monatelang auf der Wacht, da fanden sich die Gedanken im Scheine des Lagerfeuers, im Rauschen der Wälder, in den Stimmen der Nacht. Unsere Soldaten haben keine Zeit dazu, ohn' Unterlaß tobt der stählerne Lärm der Schlachten um sie, ihre Poesie ist die Flammensprache der modernen Technik, der Ruf des Sturmes ohne Rast. Ihr Sänger hat sich noch nicht gefunden. Aber ich glaube, daß er aus ihrer Mitte herauswachsen muß — wie damals — umtobt vom Geknatter der Maschinengewehre und Aeroplane. Schreibtischarbeiten aus sicherem Friedensnest, wie können die so ungeheuer Neues, Ungeschautes auch nur ahnen? Abwarten also und hoffen! Vielleicht erklingt gar bald der Stahlton urneuer Kriegerpoesie, der uns aufschauern macht, an den Ufern der Weichsel oder Seine.

Kl. in M. Die englischen Nationalfarben kennen Sie nicht? Die „Jugend" schildert sie sehr anschaulich:

„Gelb ist der Japs, der brave,
Schwarz ist der Kulturzuave,
Grün sind die Pferde am Dnjeprstrand:
Das sind die Farben von Engelland!"

(Geschlossen am 20. Oktober 1914.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Johann Flecker.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

sehr belastet. Und dazu kommt der Wunsch, den sie mit ihr, die Bürgers- mit der Arbeiterfrau, gemein hat: „Mach's ihm mit Schreien und Weinen nicht noch schwerer!"

Das war nun freilich falsch gedacht. Schwer ward's diesen Reservisten nicht, hinauszuziehen. Man mußte sie nur sehen, wie sie leuchteten. Wie sich ihre Arbeitshände während des Marschierens zu Fäusten krampften, als hätten sie den Feind schon zwischen ihren Fingern. Mußte sehen, wie die schweren Arbeiterfüße, kaum daß sie feldmarschmäßig eingekleidet waren, zu federn begannen, als wenn's zum Tanze ginge.

Denn in ihnen allen war das Vaterland lebendig. Nicht, daß sie viel davon gesprochen hätten. Arbeiter sprechen das schriftdeutsche Wort Vaterlandsliebe so gut wie niemals aus. Daß man's hat, genügt. Das Wort dazu ist überflüssig.

Und dann war alles, was da kam, so selbstverständlich: Die Fabrik entließ sie nicht. Sie gab den Arbeitskontrakt nur weiter. Ans Vaterland nämlich. Und der neue Prinzipal, das war der Kaiser. Und die neue Fabrikordnung, das war das Militärreglement. Und die neue Arbeit waren hunderttausend Spindeln: „Das sind Feinde, bittere Feinde. Leute, schießt sie übern Haufen, ehe sie's mit euch tun — vorwärts, los!" Gut, das wollten sie schon machen, knirschten sie — doch mal was anderes, als Spindeln auf- und abzuspulen.

Ob sich Max Strupp das alles beim Marschieren haarscharf überlegte, weiß ich nicht. Daß er's fühlte, weiß ich. Und daß die Marie Strupp eben das zweite Dutzend Bettücher zu nähen begann, als die Franzosen über die Grenze in S . . . einmarschierten, weiß ich auch.

Das zweite Dutzend Bettücher der Marie Strupp ist niemals fertig geworden. Die Franzosen kamen und nahmen ihr das erste.

„Nicht für euch", sagte die Struppin laut. Das verstanden die Franzosen nicht. Aber die wehrenden Hände der Struppin verstanden sie. Auf die klopften sie halb scherzend und halb höhnisch und nahmen die Bettücher mit.

Da saß sie nun, die Marie Strupp, mit ihrer Nadel, von der es weiß und müßig herunterhing. Damit Löcher zuzunähen, die in der Luft die Kugeln rissen . . .? Also war sie müßig, wie ihr Faden, und schaute zum Fenster hinaus. Allerlei sah sie da.

Übermütige Franzosen, die Rosen in den Flintenläufen stecken hatten. Die Zettel verteilten und die Gassen entlang schrien, sie kämen als Befreier der Leute von S . . ., als Befreier vom deutschen Joch. Das verstand die Marie Strupp nicht.

„Mein Max wird's euch schon lehren", dachte sie und schaute weiter zum Fenster hinaus. Und wie sie jetzt gedankenvoll die müßige

Wie sie ihren Mann geholt hat.

Ein elsässischer Kriegsausschnitt von **Fritz Müller.**

„Die Strupps", sagten sie in S . . . und meinten einen Mann und eine Frau damit. Die Strupps waren nichts Besonderes. Ein Arbeiter eben und seine Frau. Und daß sie in einer der Spinnereien da drüben arbeiteten, das war auch nichts Besonderes. Denn so wie die Strupps, so gab es in dem kleinen Grenzort noch Hunderte und Hunderte, schlecht und recht. Manche schlechter, manche rechter, je nachdem.

Und daß einen Büchsenschuß weit von ihrem Arbeitssaale Frankreich anfing — sie konnten's sehen, wenn sie aufsahen von ihren Drehspindeln — das war sicher auch nichts Besonderes. Wenigstens im Frieden nicht. Freilich, jetzt im Kriege war es doch besonders.

Denn kaum, daß der Krieg sein Maul auftat, gingen die Tore der Spinnereien von S . . . zu. Ganz automatisch, und sicherlich viel eher, als sonst irgendeine Fabrik im inneren Reich. Das, was darauf folgte — die Einberufung Strupps, und seiner Arbeitskameraden blassere und doch beherrschte Gesichter ihrer Ehefrauen, Reservistentritte auf dem S . . . Pflaster, Winken, Rufen aus den Fenstern — das alles war nun allerdings auch wieder, wie es überall im ganzen Fünfundsechzigmillionenreiche war.

Max Strupp war eingerückt.

„Versorgt", sagte seine Frau, die Marie Strupp. Nicht ironisch. Arbeiterfrauen kennen dieses Gewächs nicht. Sondern ehrlich aus dem Gedankenkreise der Fabrik heraus. Die Fabrik, die zugemacht hat. Die niemand mehr versorgen kann im Kriege, auch nicht die Marie Strupp, die schon so lange darin werkelte und schaffte.

„Sei ruhig, Struppin", hieß es, „der Staat zahlt dir ein Monatsgeld für deinen eingerückten Mann."

„Ja", sagte sie einfach, „dafür näh' ich jetzt die Leintücher fürs Lazarett." Und sie meinte es wieder nicht ironisch, sondern verband nur eines mit dem anderen.

So also verlief der Kriegsbeginn für S . . . durchaus nicht eigenartig. Vielleicht sogar noch ein wenig einfacher als anderswo im Reich. Denn die Arbeiterfrauen in S . . . machten so gut wie kein Geschrei, als ihre Männer nach Zabern und nach Straßburg rückten. Arbeiterfrauen geben von Haus aus nicht viel auf entbehrliche Gemütsbewegungen. Nicht daß sie roher und stumpfer wären als die anderen. Aber das sind andere Sorgen: Das Lohnbuch mit dem Abschlußstrich: „Hier fing der Krieg an" und manches andere, das die Bürgersfrau nicht halb so

Und grausig war es, wie während der lange ausgesponnenen Erzählung von den Bettüchern das Verderben draußen sichtbar durch die Stadt ging. Wie ein Teil der Fabrik zusammenbrach, ein anderer auf in Frammen ging, wie die Franzosen herausstürzten, wie sie schrien, wie sie reihenweise in den Gassen fielen, wie ihre Pferde sich am Boden wälzten und mit den Hufen wild gegen Himmel schlugen. Und wie die stählerne Wolke, die die unsichtbaren Deutschen über dieses Städtchen vorausschickten, sich noch immer nicht ausgeregnet hatte.

Und noch immer waren die Stirnen der drei Arbeiterfrauen fest ans Fenster gepreßt. Jetzt aber fuhren sie zurück. Schräg gegenüber hatte eine Granate ein riesiges Loch aus dem Pflaster gerissen. Das Pflaster bröckelte hinein. Ein schwankender Verwundeter fiel hinein. Eine Straßenlaterne am Rande zitterte und bog sich und fiel auch hinein.

Dann schwieg der Geschoßhagel ein paar Minuten lang. Die Schlacht holte Atem.

Darauf: „Hurra! Hurrah!! Hurra!!!“ kam es grau in grau die Straße herauf, stampfend, stürmend, fegend . . .

„Die Unsrigen!“ schrien die Frauen und rissen das Fenster auf.

Und dann sah die Struppin immerzu starr auf die Achseln der Grauen, als ob sie etwa suche. Auf einmal hatte sie es trotz des schrecklichen Gewimmels: „Von meinem Mann das Regiment!“ schrie sie, „das Regiment vom Max!“

Und dann kam es weiter-feldgrau in schwebenden Klumpen, feldgrau in aufgelösten Trupps. Und jetzt entdeckte sie mit den Augen des Eheweibs, die kein Kriegsgetümmel der ganzen Welt verdunkeln kann, einen einzelnen Stürmenden: „Max!“ schrie sie, „Max!“

Aber der da drüben hörte nichts.

„Max!!“ gellte es zum andern Male. Da sah sie sekundenlang ein wildverzerrtes Angesicht sich ihr und dem Arbeiterhäusel zuwenden, schreckhaft nicken, sich wieder geradeaus richten — weg war er mit den letzten, die den Feind durchs Dorf hinausgetrieben hatten auf den freien Platz, wo es das letzte Ringen gab, ehe die Franzosen den Tag verloren geben mußten.

Stunden vergingen. Die drei Frauen saßen noch immer da. Die Struppin erzählte nichts mehr von den Bettüchern. Ganz starr und steinern war sie geworden. Die beiden andern sprachen auf sie ein. Aber sie verstand kein Wort. Ihre Worte blieben sinnloser als das Geräusch der pfeifenden Geschosse. Nur immer das wildverzerrte stürmende Angesicht sah sie, und das kurze Nicken und das Wiedergeradeausrichten . . .

Der Sturm war vorüber. Das Gefecht draußen auf dem Platz vor dem Dorf war vorüber. Die beiden Nachbarinnen waren fort-

Nadel in den Fenstervorhang steckte, sagte sie laut: „Vielleicht muß sein Regiment gerade hier durch. Wenn er nur schon da wäre."

Aber da kam eine Nachbarin und erzählte hundertundeins von der Einquartierung der Franzosen. Daß sie erklärt hätten, kein Teufel bringe sie wieder aus S . . . hinaus. Daß sie von S . . . direkt nach Berlin marschieren wollten. Daß ihr Präsident dem deutschen Kaiser vier Stunden Bedenkzeit gegeben hätte, sich zu unterwerfen. Und daß der um vierundzwanzig telegraphisch gebeten hätte.

„Warum nicht gleich um fünfundzwanzig? Die hätte er ihnen dann gleich hintendrauf geben können", sagte die Struppin und lachte seit dem Kriegsbeginn zum erstenmal.

Aber die Nachbarin lachte nicht. Einer von S . . ., sagte sie, der's immer mit den Franzosen gehalten habe, hätte diesen eine Liste angefertigt. Und darauf ständen alle die wohlhabenden Leute, die fest zum Deutschen Reich gestanden hätten.

Und da ging die Tür auf. Eine dritte Arbeiterfrau war es. Die hatte das von der Liste eben noch gehört. Ja, sagte sie, und sie wüßte noch etwas dazu. Nämlich, auf der Liste seien alle die Gläubiger jenes Franzosenfreundes gestanden, die der auf diese sonderbare Weise los sein wollte.

Und dann war es, daß die drei Arbeiterfrauen auf einmal herzlich lachen mußten, trotz der eisernen Zeit.

Aber mitten in ihrem Gelächter fing es draußen zu pfeifen an, so daß die Frauen das Fenster aufrissen. „Kein Zweifel: Deutsche Kugeln, deutsche Granaten. Jetzt jetzt ein Schreien und Gelaufe der Franzosen in den Gassen: „Les Allemands! Les Allemands!"

Ganz dicht setzten sich die drei Arbeiterfrauen zusammen. Sie hätten auch in den Keller flüchten können. Aber sie mußten es vergessen haben. Nur das Fenster hatten sie wieder zugemacht. Ihre drei Stirnen drückten sich fest an die Scheibe.

Dort drüben lag die Fabrik. In der hatten sich die Franzosen festgesetzt. Und jetzt sahen sie, wie eine deutsche Granate durch das Fabriksdach durchschlug.

„O", sagte eine, „gnad uns Gott!" — „O", sagte die zweite, „unsere Maschinen!" — „O", sagte die Marie Strupp, „sie geben's den Franzosen!"

Und dann fing sie von ihren Bettüchern zu erzählen an — wie sie gerade das zweite Dutzend begonnen hätte, als die Franzosen kamen — und wie dann die mit den Bettüchern für unser Lazarett umgegangen wären — und — und — und . . . Die Marie Strupp hatte so lange ganz geschwiegen, seitdem ihr Mann fort war, daß ihr Mund jetzt ganz mechanisch sich Luft machte.

ging wieder in einen neuen Teil des Schlachtfeldes — da hatten die vom Roten Kreuz die Arbeit noch nicht aufgenommen. Sie war die erste hier. Jetzt blieb sie wie festgewurzelt und sah und hörte, ohne zu begreifen:

Ein Grauer und ein Roter stöhnten auf. Da wandte sich der Rote um, gurgelte ein paar französische Laute und stach liegend mit dem Bajonett nach dem Grauen. „Gib jetzt Ruh'!" keuchte der Graue. Aber der andere stach weiter. Da richtete sich der Graue halb auf, faßte den Gewehrkolben und schlug dem Roten mit der letzten Kraft den Schädel ein.

Das sah die Struppin und begriff es nicht. Sie hatte anderes zu tun. Für den Grauen sorgte gleich das Rote Kreuz.

Und wieder wanderte sie und wanderte von Rot zu Grau, von Grau zu Rot. Und es war keine Hast in ihrem Suchen. Nur jetzt sah sie plötzlich besorgt nach dem Abendhimmel, der schon dunkel werden wollte. Wie sie den Blick wieder zurückwandte, kam es wie eine Lösung über die eckigen, starren Bewegungen.

Irgendetwas murmelte sie, wollte mit den Händen an die Augen fahren — besann sich aber halbwegs, kniete nieder, schien zu sprechen, schob einen Helm zurück, und jetzt verstand man deutlich: „Max! Mein Max!" Und der Klang war nicht viel anders als im Frieden, wenn sie mit ihrem Manne sprach.

Dann sah sie auf. Der Karren war nur ein paar Schritte weit. Sie schob ihn herüber. Es war schwer. Da lagen die Füße eines Toten im Wege. Aber der Struppin Karren machte einen Ruck, und weg war er über die Infanteriestiefel.

Und dann hatte die Struppin ihren toten Mann aufgeladen und ihn fortgefahren. Nach Hause . . .

Ehre deinen Helden!

Von **Karl Dankwart Zwerger.**

Pola um Mitternacht . . .

Dunkel und Stille weben über der Bai, nur die finstern, sternlosen Wasser plätschern und plätschern. Eine Brise hat sich vom Lande gelöst und haucht sommerschwülen Atem über die Porta della Rose, daß ihre Wellen leise aufsehnen und tanzen und rauschen. Und von Straßenzügen und einzelnen Fenstern haben sich Steige hinausgebaut weit ins Unendliche, zitternde Silbersteige, und die heimlichen Wesen, die sie wandern, sind blendend wie Perlen und tragen Krönlein schimmernd von Golde wie die

gegangen. Die Struppin wußte es nicht. Nur das Gesicht sah sie noch immer.

In der Straße schrie es deutsch: „Sieg! Sieg!!“ Jemand rief zum Fenster herein, man könne wieder heraus, es sei keine Gefahr mehr. Die Struppin rührte sich nicht.

Jetzt kam die Nachbarin wieder am Fenster vorbei: „Geschwind, Struppin, die Unsrigen kommen zurück, komm heraus!“

Aber die Struppin kam nicht heraus. Sie wartete auf ihren Mann. Der würde doch geradeaus zu ihr jetzt kommen. Schon in der nächsten Viertelstunde. Schon in den nächsten fünf Minuten. Schon der Feldgraue dort drüben konnte es sein.

Er war es nicht. Auch nicht in einer Viertelstunde. Auch nicht in einer Stunde . . .

Der Abend kam, und die Struppin saß noch immer senkrecht am Fenster, wie sie an ihrer Maschine immer saß.

Aber noch ehe es dunkel wurde, stand sie auf einmal eckig und langsam auf und ging in den Hof. Dort stand ein Karren in der Ecke, ein Handkarren. Mit einer dünnen Eisenkette war er an einen rostigen Ring gebunden. Die Eisenkette löste die Struppin, und sie machte keinen Griff zu viel. Auch als sie den Karren umdrehte und zum Tor hinausschob, das war alles so sachkundig und ruhig und hatte beinahe einen leisen Anstrich von Feierlichkeit.

Jetzt holperte der Karren über einen aufgerissenen Pflasterstein: „Struppin, was tust' mit dem Karren?“ Die Struppin gab keine Antwort.

Jetzt war die Straße durch einen Pfeiler von Leichen versperrt. „Was du mit dem Karren tust, Struppin?!“

Aber die Struppin schob ihren Karren um den Leichenpfeiler scharf herum. So, da konnte man die Köpfe sehen. Die Struppin ließ die Augen über die Kopfreihen gehen, vorwärts, rückwärts, wieder vorwärts . . ., wie man die Seite eines Buches herunterliest. Dann schepperte ihr Karren wieder weiter . . .

So — jetzt war sie aus dem Dorfe draußen. Da war das letzte Schlachtfeld. Leute mit dem roten Kreuz auf weißen Binden liefen umher. „Frau, was wollen Sie mit Ihrem Karren?“ — „Lassen S' mich geh'n.“ — „Aber, gute Frau, Sie dürfen nicht mit Ihrem Karren —“ — Der Karren holperte schon ein Stück in den Feldweg hinein und blieb hinter einer kleinen Weide stehen.

Und dann sah man eine stille Frau über das Schlachtfeld gehen. Da, wo es rot war, ging sie rasch vorbei. Aber wo es grau war, feldgrau, blieb sie stehen und suchte. Darauf kam sie wieder zurück zum Karren und schob ihn ein Stück weiter, ließ ihn wieder stehen,

und gräbt seine Silberfurchen in seichtem Fahrwasser bis vor San Nicolo den südlichsten Hafenort, wo die Bojana die grünlichen Wellen des Skutarisees ins Meer trägt. Und dahinter, weit, weit, da starrt irgendwo, steinig und fortsgeschützt, die Kuppe jenes blutigen Tarabosch, wo einst so viele Tausende ihr Leben ließen.

Nun dampfen immerzu die beiden Kamine, breite Rauchballen stieben zum Himmel und lagern sich in lange Wolkenzeilen, der scharfe Panzerkiel reißt mächtige Kurven in die blauen Fluten, hoch über Deck vom „Krähennest“ hält man scharfen Auslug, Tag um Tag, Nacht um Nacht, und vom Großmast und Besanmast flattert's rot und weiß in die Lüfte. Schwarz sperren die Nebelhörner ihre riesigen runden Mäuler auf und hin und wieder blitzen die langen Leiber der Rohre im Strahl des Tages. „Zenta“ wider Zenta!

Der Abend des 15. August dämmert leise herauf. Ab und an schillern Betoen und andere Quallen weißblasig und vielarmig aus den Wassern und zu Hunderten jagen die flinken Stoßtaucher, die Möwen, dicht über die kleinen Schaumkronen, sich zu baden und sich Mollusken und andres vorwitziges Getier zu erhaschen. Am Oberdeck und im Batteriedeck sitzen die Blaujacken in fröhlichen Gruppen beisammen, rauchen und treiben Seelatein oder singen mit ihren tiefen, wuchtigen Stimmen allerhand Seemannslieder. Aber auch das Prinz Eugen-Lied, der trotzige Landrattensang vom Sieger bei Zenta, dringt aus den rauhen Matrosenkehlen. Und leuchtend und unermeßlich schön taucht die Sonne nieder wie ein großes, versinkendes Heldenherz und das letzte Blut seiner Treue in Millionen heißer Tropfen gottvoll verströmend . . .

Und dann wird Nacht. Es wird jene dunkle Nacht, da britische und fränkische Riesenkolosse vor Messina lauern, umgeben von einem Heer kleinerer Kreuzer und Zerstörer, es wird jene finstere Nacht, da die deutschen Kreuzer „Goeben“ und „Breslau“ unter Hurra und Jubel aus Italiens Hafen auslaufen, es wird jene glorreiche Nacht, da sie heldenhaft die erzene Kette durchbrechen, es wird jene tiefe Nacht, da sie ihren zweiundzwanzig Verfolgern glücklich entkommen, es wird jene schweigende Nacht, da die zwei neuesten Fürchtenichts „Jean Bart“ und „Courbet“ die Bunkerstation (Kohlenstelle) Malta verlassen haben und vor Kap Santa Maria di Leuca zu ihren übrigen Streitkräften stoßen, es wird jene sich neigende Nacht, da die neun großen Dreadnoughts und die sechs Schlachtschiffe der Dantonklasse nach Norden ausbiegen, es wird jene verdämmernde Nacht, da sie knapp am italischen Küstengewässer entlang dahindampfen, und es wird jener lachende Morgen, da die Riesenschiffe vor den Schroffen von Manfredonia scharf nach N o r d o s t e n wenden.

Und auch in dieser Nacht kreuzt die kleine „Zenta“ vor San Nicolo. Fregattenkapitän Pacher, gleich Tegetthoff ein Steirer, ein

Könige verwehter Sagen. An Bug und Heck wiegen sie sich heran, diese Wasserwesen, umkosen den starren Stahl, flüstern und raunen magische Worte und hüpfen glitzernd von dannen, um sich bald aufs neue heranzuschmeicheln in der sehnenden Sommerschwüle ...

Und der Schritt der Wache hallt über Deck ...

Mit einmal wird Leben auf dem kleinen Geschwader. Befehle schallen, Ankerketten rasseln, Taue poltern, in den Großwanten knarrt es, Maschinen stampfen und gleich düsteren Fahnenfetzen ziehen die Rauchschwaden flatternd über Steuerbord. Rauschend bohren sich die Kreuzer in die tiefe Nacht hinaus ...

Am frühen Morgen sichten sie die Tegetthoffinsel, das grüne Lissa. Und dann die Hügelwellen von Lagosta und später die steilen Abfälle der Lustizza an der Bocche di Cattaro und dahinter grauragend die wuchtige Felsenmasse des Lovcen. Aber „Zriny“ dampft immer noch weiter gegen Südost, und in seinem Kielwasser die zwei andern kleinen Korvetten und der Zerstörer. Castel Lustua taucht auf und das winzige Spizza und schließlich die Punta Volovica, die sich wie ein Zahn in das Meer hineingräbt. Dort nehmen sie Front. Es ist Mittag.

Millionenfach glitzert das Meer in der hohen Sonne, dann und wann gleißen die Silberleiber von Delphinen auf und ein friedlicher Augustglanz spiegelt sich saphiren in den unermessenen Fluten.

Aber die Geschütze sind längst alle ausgerannt; hoch in den Masten wimpeln die Flaggen Rot-weiß-rot.

Da donnert, ein loser Schuß, der erste Kriegssalut und brausende Hurras mischen sich in sein widerhallendes Verrollen. Die Blockade hat begonnen!

Und nun dröhnt's und dröhnt es und pfeifend sausen die schweren Granaten gegen Antivari. Schüchtern antwortet von den Höhen Montenegros, des alten Fürstentums Zenta* herab eine einzelne, armselige Kanone und irgendwo aus einer Uferdeckung spuckt sogar ein Maschinengewehr. Man achtet seiner gar nicht. Nach wenigen Schüssen schweigt jener kleine Brummer, sitzt der rote Hahn auf einigen Kasernen und Magazinen und liegt die Marconistation des befestigten Städtchens in Schutt und Trümmern. Das erste Werk ist getan.

Nun aber trennen sich die Schiffe; nur „Zriny“ bleibt und beginnt von Antivari bis Dobrovoda zu kreuzen. Die übrigen zwei Kreuzer samt dem kleinen Zerstörer nehmen Kurs gegen Süden, stoppen in entsprechenden Abständen längs der kurzen Küste und halten rauschenden Schrittes die eherne Wacht vor dem feindlichen Lande der Schwarzen Berge. Seiner Majestät Schiff „Zenta“ pflügt sich noch an Dulcigno vorbei

---

* Montenegro war als „Fürstentum Zenta“ bis 1389 von Serbien abhängig.

Unheimliche Ruhe lagert auf der See. Nur die Maschinen stampfen in wilden Stößen und aus der nördlichen Ferne, wohl noch fünfzig Kilometer, dringt ab und an schwaches Rollen; es sind die Kanonen vom Lovcen und von Cattaro.

Und die „Zenta“ jagt. Sie jagt mit vollen Löchern, indem man abwechselnd aus je zwei Feuerungen die Glut herausreißt und die Schlacke löscht. Die Hitze im Maschinenraum ist schon fast unerträglich: 46 Grade. Und die „Zenta“ jagt. Die Wogen brausen, die Maschinen stoßen, die Schraube rast.

Aber sechs der Elftausend-Tonnen-Panzer haben schon Vorsprung gewonnen. Da donnert aus dem vordersten, „Edgar Quinet“, der erste Schuß. Eine gewaltige Wassersäule gischtet empor, fünfzig Meter von Bord. Die Riesenpanzer schnauben, aber auch die „Zenta“ rauscht mit ihren zweitausend Tonnen jagend nach Norden. Und schon antworten ihre Heckgeschütze. Die Großschlachtschiffe senden nun Schuß auf Schuß. Der kleine Zerstörer vorne, der „Ulan“, scheint getroffen. Denn einen Augenblick lang macht sich eine gewisse Unsicherheit in seinem Kurse geltend, er stoppt, steht — doch nein, er rast schon wieder.

In gewaltigem Halbkreise nähert sich die Flotille und hier wie dort brüllen schon heftig die Kanonen.

Kapitän Pacher von der Brücke: „Leutnant Leonhardi, lassen Sie noch nach Pola funken: Vor Antivari. Ich nehme den Kampf mit der feindlichen Flotte auf! — Betriebsleiter: Wir stoppen!“

Und die „Zenta“ stoppt und wendet und dampft zum maßlosen Erstaunen der Feinde in tollkühnem Zickzack vor ihnen. Abwechselnd, wie sie dem Geschwader gerade zugekehrt sind, krachen ihre acht Stücke aus blitzenden Schlünden. Ununterbrochen und wundernswert sicher speien sie ihre Zwölf-Zentimeter-Granaten. Der „Ulan“ aber kann indes entrinnen.

Und ringsum zischen die Wasser empor, hier, dort und wieder und wieder. Zerwühlt, aufgepeitscht ist die See wie vom Dreizack des Gottes. Und schon schlagen manche Geschosse ein und der Tod hält erste Ernte. Der Besanmast spellt in Trümmer. Aber auch die „Zenta“ wütet, was Zeug hält: „Edgar Quinet“ ohne Kommandobrücke, auf „Courbet“ etliche Hecktreffer, der daneben mit zerschlagenem Turme! Unaufhörlich rasen die Rohre. Mörderisch hageln die Granaten nieder, krepieren, hüllen den Kreuzer in graue Schleier. Doktor Schemmel stillt Blut, verbindet, flickt, amputiert mit seinen Gehilfen, so lang's noch geht. Donner auf Donner! Da: Ein Kessel beschädigt! Die Fahrt wird langsamer, desto schneller das Feuer. Wie ein Ungewitter tobt es auf die Franzosen. Stahltrümmer stürzen, Platten werden zerschleudert, ungeheuerlich haust das Stampfen der Verwüstung. Der Tod hält Riesenernte . . . Und wieder schlägt's ein: Die Schraube in Splittern!

Marburger, steht selbst auf der Kommandobrücke. Etwa um 2 Uhr meldet der Telegraphist Siegl: Soeben eine Depesche aufgefangen; „Goeben" funkt an den Feind: „Sollen wir euch ins Schlepptau nehmen?" Der Kapitän lacht: „Stramme Burschen, diese Deutschen! Wird einen Engländer angegangen haben! Kerle kriechen wie ein Kutter auf 'nen Berg! Mit so einem nimmt's ja fast unsre Nuß auf, Teufel, und wenn wir nur sechs Löcher heizen!"

Und dann ist Morgen . . . Wieder knistert der Marconi: „Gefahr im Anzug! Sechzehn . . ." Der Rest der Meldung ist verstümmelt.

Kommandant Pacher läßt sofort mit Volldampf gegen Nordwest steuern. Mit äußerster Geschwindigkeit jagt die „Zenta" dahin, eine halbe Seemeile vor ihr das kleine Torpedoboot.

Über Heck tauchen graue Nebel auf . . .

Von der Richtung auf Punta d' Ostro vor Cattaro haben sich die feindlichen Schiffe mit einmal im rechten Winkel nach Südosten und der Küste zu, immer mehr östlich gewandt.

Und nun werden die fernen Nebel über Heck immer grauer und schwärzer. Rauch! Und wie weit sie noch sind, diese schwarzen Schwaden, sie schieben sich heran und werden größer und näher, und es heben sich Umrisse aus dem fernen Flutenfeld und nehmen Linie und Gestalt und Form an.

„Alle Mann auf Deck!"

Und Kapitän Pacher spricht: „Kameraden! Jungens! Sehet nach Süden! Bald vielleicht ist uns der Weg in den heimischen Port abgeschnitten! Dann wissen wir unser Schicksal! Jeder weiß es! Aber hoch weht unsre Flagge dem Feind entgegen und „Zenta" ist ein Heldenname! Heil unserm Kaiser! Heil unserm König! Ihm schwuren wir Treue und ihm schwören wir aufs neue Treue bis in den Tod! Hurra! — Und nun, meine Freunde, tut eure Pflicht!"

Und all die jungen und all die bärtigen und all die sturmverwitterten Gesichter sind leuchtend geworden und alle, Stab und Mannschaft, fiebern sie vor Kampflust, und wie aus einer Kehle tost es: „Hurra! hurra! hurra!"

Dann eilen sie jeder an seine Stelle, die Leutnants und Seekadetten und Aspiranten und Vormeister und Torpedomänner und Maschinisten und Heizer und alle die zweihundert andern braven Jungens. Und jedem schwingt jenes herzliche Wort des „Alten" im Ohr und braust in den Adern jener Schwur „Bis in den Tod!"

Und die „Zenta" jagt . . . Jagt an Dulcigno vorbei und der Punta Menders, immer nur nach Norden, nach Norden. Hinterher, nur mehr wenige Seemeilen, ballen sich immer drohender jene schwarzen Qualme, werden immer schärfer die Umrisse jener schwerbestückten Kolosse.

Holzteile, alles was bisher noch etwas Niet' und Nagel hatte, schwirrt, schlägt, splittert, zuckt durch die Luft und schwere Qualme von Rauch, Dämpfen und Gasen rauschen in ganzen Ballen empor. Und dazwischen züngeln rote Flammen auf, die dicken Wolken ganz blutig verfärbend. An mehreren Stellen brennt der Kreuzer, einzelne Metallteile glühen bereits, aber seine Geschütze schweigen noch immer nicht. Die Bedienung sieht greulichen Schreckgespenstern ähnlicher denn Menschen. Schwarz, zerfetzt, durchtrieft, blutend, aber Götter an Mut stehen sie an den Rohren und laden und feuern, laden und feuern.

Endlich senkt sich der Bug. Das Leben des Schiffes zählt nur noch nach Sekunden. Schon schlagen die Wellen über Deck. Da schweigen wie auf Befehl die fränkischen Stücke. Von den Wogen gepeitscht, von Flammen durchlodert, von Rauch umwölkt ist die „Zenta" kaum noch über Wasser. Da steigt plötzlich das Heck empor und von diesem Heck flammt noch einmal wie ein letzter grimmiger Salut ein Kanonenschuß gegen den Feind. Dann tost erschütternd ein letztes „Hurra!" und mit wehender Flagge versinkt das Heldenschiff. Und der Wind zerteilt die Qualme . . .

Die französischen Schlachtschiffe mit zersiebtem Deck und verwüsteten Panzern lassen ehrfurchtsvoll zum Todesgruß ihre Trommeln wirbeln. Und vor Antivari stehen sie an der Küste, viele Montenegriner, Italiener, Albaner, alle mit entblößten Häuptern und feierlich still, schweigend ergriffen ob solchen Heldentums . . .

Dann gehen sie ans Rettungswerk. — — — — — — — —

„Brave Zenta", ruft ihr das Amtsblatt der Marine nach, „du Beispiel todesmutiger Bravour, wie hast du gegen solche Übermacht gekämpft! Dich, deinen Kommandanten, Stab und Mannschaft wird die Geschichte in Ehren halten, solange sie von Tapferkeit und Treue wird zu erzählen wissen! Dem altösterreichischen Geiste, deinem Kaiser-König dientest du, groß und leuchtend! Doch du wirst, du mußt gerächt werden! Ehre dir, brave Zenta! Hurra! Hurra! Und Ehre deinen Helden!"

Grete Ingres.

Novelle von **Hans Ludwig Rosegger.** Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

VI.

Erna Wakenkoven war nicht das „gute Kind", das kleine Mädchen", wie Werner Syrlin sie im Gespräch mit Frau Professor Ingres genannt hatte; um ihre Mundwinkel zuckte es öfter, als es die Sitte wohlerzogenen höheren Töchtern gestattet, und der forschende Blick der

Nu aber feste, brave „Zenta“!

Und mit wahrer Kampfeswut wehrt sich das stehende Schiff. Von schier unmöglicher Raschheit sind seine Schüsse — und Treffer auf Treffer. Aber die Übermacht ist zu erdrückend und nach und nach sieht es sich trotz verzweifelter Widerwehr immer ärger eingekreist. Und fort und fort zuckt es und blitzt's und brüllt und donnert. Namenlos, überirdisch ist diese Sprache des Schauers.

Die Kamine in Scherben! Dick qualmt der Rauch über Deck, ballt sich wolkig nieder, verwischt die Umrisse. Aber unaufhörlich grellen die Blitze heraus und wider den Feind, ein Regen von Blut und Stöhnen. Der Tod mäht nur so, drüben und hüben. Allein unsre Jungens vollbringen Wunderbares. Fünfzig röcheln schon. Aber die Kerle sind toll, leisten Wahnsinniges. Dreie fallen, fünf packen schon wieder zu. Die Heizer kommen, die Maschinisten, alles hilft, alles greift zu, alles arbeitet, fiebert, rächt, alles springt, zerrt, schleppt, richtet, feuert übermenschlich — ein Heldentum ohnegleichen. Wie aus Titanenhimmeln geschüttet wüten die Granaten. Die Geschosse hämmern förmlich nur so nieder auf das festgebannte Ziel, Splitter fliegen, Panzer zerkrachen, Wanten stürzen, Menschenfetzen schwirren, überall platzt es, bebt's, poltert's, dröhnt es, unermeßlich dumpf, rasend und grauenvoll.

Wieder ein schwerer Treffer . . . Hohl donnert's aus dem Innern. Und plötzlich stößt eine dicke weiße Wolke an Backbord empor und gleichzeitig neigt sich das ganze Schiff nach links. Feuer an Bord! Doch „Zenta“ bleibt ein Heldenname! „Treu bis in den Tod!“ Mit wachsender Wut kämpft die Besatzung. Keinen Augenblick denkt einer an Ergebung. Auf schwankem, brennendem Wrack stehen sie, die Jungens, öltriefend und pulvergeschwärzt, aber sie halten aus! Laden und feuern und feuern. Es gilt die Ehre! Es gilt die Treue! Aus der Last klimmt noch der Rest der Lanciermannschaft an Bord. Das letzte Fischtorpedo galt dem „Edgar Quinet“: Ein furchtbares Zittern fährt durch seinen Panzer, die Matrosen werden umgeworfen, das Meer rauscht auf und mit riesiger Wucht legt sich das Schiff auf die Seite. Hurra!

Auch die „Zenta“ bebt und schüttert und schwankt ganz schaurig. Alles Ragende ist niederkartätscht: Brücke, Schlote, Nebelhörner, Kutter, Geländer, Maste, selbst der Großmast ist halb gekappt; aber am aufragenden Spieß flattert schon wieder unser Rot-weiß-rot. Und immer noch feuern sie, die Helden, wüten mit Tod und Schrecken. Franzosen, ihr Sterben bezahlt ihr!

Da sausen zwei Riesenpfünder zugleich aufs Verdeck. Die Wirkung ist entsetzlich: Das Dröhnen eines tausendfachen Donners — und wie aufgewühlt krampft sich das Schiff in die Höhe, wälzt sich hin und her, stößt auf und nieder. Späne, Geschoßbrocken, Eisenstücke, Panzertrümmer,

zu Spazierfahrten aufgefordert und das Mädchen auf einem Ball mütterlich gardiert, als Frau Professor Wakenkoven durch eine Influenza verhindert wurde, die Tochter zu begleiten. Daraus schöpfte Erna nach quälendem Zaudern und aufreibenden Zweifeln den Mut, die Hofrätin um Aufklärungen zu bitten; von der ersten Idee, Syrlin selbst darum zu ersuchen, war sie sehr bald zurückgeschreckt, weil sie ihm selbst eine Lüge aus notwendiger Diskretion niemals verziehen hätte.

Zweimal hatte Erna Frau Ingres besucht, um sie zu fragen; das erstemal störten einige fremde Leute, dann, als es ihr glückte, ungestört mit ihr zu sprechen, hinderte sie eine bleierne Beklommenheit am Sprechen.

Erst ein dritter Versuch führte die seltsame Aussprache herbei.

Frau Grete merkte, daß das Mädchen etwas auf dem Herzen hatte, das nicht über die Lippen wollte, und die Zunge sagte nur stockend abgerissene Worte.

„Ist Ihnen nicht wohl, liebes Fräulein?“ kam die Hofrätin gütig zur Hilfe.

„O doch, gnädige Frau ...“ aber da träufelten auch schon Tränen.

„Aber Erna, was ist Ihnen?“

Mit im Schoß gefalteten Händen saß das Mädchen steif aufrecht im Fauteuil und mühte sich um eine Form, die nicht beleidigte.

„Sprechen Sie ganz offen zu mir.“ Frau Ingres wies eine unbestimmte Ahnung ungestüm von sich.

„Liebe, liebe gnädige Frau“, brach es da los, und die Verwirrung brachte Erna dazu, ohne Umschweife zu reden, „seien Sie mir nicht böse, aber ich weiß mir keinen Ausweg ... Sie müssen mir helfen ... Ist es wahr, daß Sie mit Doktor Syrlin ein Verhältnis haben?“

Frau Grete biß die Zähne in die Lippen und eine dunkle Blutwelle färbte die blassen Schläfen: „Erna!“ In der ersten Bestürzung wußte sie wirklich nicht, wie sie sich verhalten sollte.

„O Gott, o Gott!“ klagte das Mädchen, „nicht böse sein, liebe Frau Hofrat, ich meinte es nicht schlimm, ich meine es überhaupt gar nicht so ... es wäre nur so schrecklich ... weil ich Sie lieb habe ... und weil der Doktor ... weil er ...“ Und das äußerlich so erwachsen und gefestigt erscheinende Fräulein zitterte wie ein kleines, gescholtenes, furchtsames Kind, das ratlos dasaß und sogar vergaß, die Hände vor das Gesicht zu legen, über das satte, salzige Tränen flossen.

— Verliebt und ein bischen hysterisch, entschied Frau Ingres und versuchte ein Lächeln, was ihr schlecht gelang. Sie erhob sich und strich sachte das nußbraune Haar der über sich selbst Entsetzten, die sich noch immer nicht beherrschen konnte und immer wieder stammelte: „Nicht böse, nicht böse sein ...“

braunen Augen stahl sich zu sonderbar für ein „gutes Kind“ und „kleines Mädchen“ zwischen den geschwungenen Wimpern durch, er war zu sinnend und zu ergründend, als daß nicht verschiedene Damen eines älteren Jahrganges salbungsvoll gewispert hätten: „Zweiundzwanzig Jahre ist sie alt?“

„Im Juli wird sie zweiundzwanzig.“

„Ja, die moderne Jugend!“

„Das war in unserer Zeit doch ganz anders, nicht wahr?“

Die Assistenten, Volontäre und Studenten umschwärmten das Töchterchen ihres als Examinator gefürchteten Chefs, und so lernte Erna im raschen Wechsel der Hochschulen, dem eine begehrte Autorität ausgesetzt ist, vielerlei süßholzraspelnde Menschen kennen und beurteilte die jungen und alten Herren bald kritisch, bald auf Grund ganz anderer Wertungen, als es sonst bei jungen Damen üblich ist. Ein besonderes Grauen flößten ihr die Musterstudenten ein; diesen gleich stellte sie die bewunderten Gesellschaftslöwen und war dabei fest entschlossen, nicht als alte Jungfer zu sterben. Mancher wagte die entscheidende Frage, und jeden sah sie genau an, aber keinem sagte sie das Ja.

Kurz nach der Übersiedlung Wakenkovens nach Wien lernte Erna einen neuen Assistenten ihres Vaters, Dr. Werner Syrlin, kennen.

„Ein talentierter Mensch, aber interesselos; tut nie mehr, als absolut notwendig ist“, urteilte der Ordinarius über ihn.

Der junge Mann machte auf das Mädchen einen tiefen Eindruck; etwas wie widerwillige Liebe, Freundschaft und Achtung, die er sonst so wenigen abgewann, empfand sie. Auch ihre Opposition gegen die Normalexistenzen mit den beschnittenen Normalinstinkten brachte die beiden einander näher. Aber erst die Worte ihrer Mutter ließen sie deutlich erkennen, daß ihr Werner Syrlin wirklich ein Wert im Leben war; diese kältende Warnung: „Lege dir ihm Verkehr mit ihm Zurückhaltung auf“, verwirrte Ernas Gefühle. Sie ahnte, daß Frau Ingres im Spiele war.

Sollte sie ihn direkt fragen?

Er würde die Wahrheit sagen; er behandelte sie nie als Kind, als langweilige aufgezwungene Tischdame, sondern ohne daß Syrlin im Gespräch gewagte oder pikante Themen suchte, vermied der Doktor es auch nicht, von den dunklen stickigen Lebensproblemen zu sprechen, wenn sie darauf zufällig zu reden kamen. Schwache Andeutungen streiften hin und wieder auch seine Vergangenheit. Doppelt unangenehm berührte Erna die Vermutung, daß die Hofrätin ihm intimer zugesellt schien, als die Form es erlaubte.

Frau Grete war vom Anfang der Bekanntschaft an Erna Wakenkoven freundlich, ja ungewöhnlich herzlich entgegengekommen, hatte sie

die Hofrätin vor dem Ofen, bis die lecker tänzelnden Flämmchen die Papierfetzen zu Rauch und Asche verzehrt hatten. Hungrig atmend richtete sie sich auf und ordnete die Nippsächelchen, die Bilderrahmen und Kleinigkeiten des Schreibtisches, die das Stubenmädchen beim Abstauben nie an die richtigen Stellen brachte.

Sie fühlte eine sterbensmüde Stimmung und ihr war, als müßte sie von allen diesen Dingen bald Abschied nehmen, für immer Abschied nehmen. Die Blicke irrten im Zimmer umher und hafteten an der Holztafel mit dem eingebrannten Spruch: „Bete und arbeite." Ein Widerwillen packte Frau Grete und sie nahm den Haussegen von der Wand und stellte ihn hinter den Kasten.

So konnte es unmöglich lange mehr weitergehen; aber es gab keine Lösung des Widerstreites, nur ein feiges Zurückweichen oder ein tolles Vorwärts. Vieles war zu verlieren, manches zu gewinnen; die Frau maß das eine nicht an dem andern und ihre Gedanken flatterten ziellos. Und wenn sie in die fliegenden Phantasien und totgeborenen Pläne Ordnung bringen wollte, erlosch das letzte Fünkchen Mut.

Ihr Mann dauerte sie; sie selbst dauerte sich.

Mit krummem Rücken saß er unentwegt über seine Bücher gebeugt und aus der Feder flossen die korrekten Buchstaben und schufen das berühmte, populäre Werk. Vielleicht trösteten die Bücher und Arbeiten den alten Herrn . . .

Frau Grete nannte sich schlecht und gewissenlos; zürnte Erna, der sie vorwarf, daß sie ihr das einzige, das späte Glück neide; ein Glück, das sie gar nicht besaß.

Ja, hätte sie dünneres Blut, leichtfertigeres . . .; es wäre einfacher; sie nähme niemandem etwas, gäbe und empfinge . . .

Dazwischen immer das ängstliche mißtrauische Forschen im Spiegel: Bin ich noch jung, noch jung genug für die Seligkeit . . .

— Ich bin noch jung! entschied die Hofrätin. Aber wie lange noch? Eben deshalb durfte sie keine Minute verlieren, sonst läuft das Rad schnurrend ab. Sie litt beinahe an kranken Einbildungen; starrten die changierenden Augen lange in den Spiegel, so schien ihr, als bleichte das messinggelbe Haar, furchten sich die feinen Krähenfüße der Schläfen zu faltig-häßlichen Rinnen und härtete sich die pikante Knickung der eigenwilligen Mundwinkel; eine altjungferliche, enttäuschte Verdrossenheit schielte aus dem runzeligen Gesicht einer verblühten Frau; nur die Augen schauten begehrlich. Das war gemein . . .

Hastig sperrte ihr Schlüssel die Schreibtischlade und Frau Grete holte ein Kärtchen hervor; das beschrieb sie, kouvertierte es und voll Furcht, der Entschluß könnte wieder wankend werden, warf die Hofrätin rasch den Theatermantel um das Hauskleid und nahm den nächstbesten Hut.

„Ich bin Ihnen ja gar nicht böse, obschon es von Ihnen nicht schön ist, auf das boshafte Gerede der Leute zu hören. Wie können Sie mir das . . . das zutrauen? Wirklich . . .“ Frau Grete stockte einen Moment; „mein Ehrenwort, Sie erregen sich grundlos, vollständig grundlos . . . Und . . .“ die Hofrätin senkte den Kopf, „ich danke Ihnen sogar für das Vertrauen, daß Sie ehrlich fragten.“

Die Tränen Ernas rannen spärlicher, und zugleich erkannte das Mädchen die Taktlosigkeit, die sie beging; die Scham darüber kämpfte mit einem trunkenen Glücksempfinden, und am liebsten hätte sie die Hofrätin umarmt; die aber war tiefernst geworden und sah mit gekniffenen Brauen zu einer Kopie von Dürers Kupferstich „Ritter Tod und Teufel“, die, von den Vorhängen beschattet, an der Wand hing.

Wie fremd sie dieses Bild anmutete, eine wüste Verzerrung; es war ihr unverständlicher denn je.

Ein Sonnenstrahl weckte helles Rot in der Purpurtapete des Zimmers. Frau Grete dachte flüchtig, daß sie nicht ehrlich gewesen war, wenn sie auch die Wahrheit sagte, und einen Teil der Wahrheit verschwieg. Die Hofrätin zimmerte eine sophistische Entschuldigung: die Leute kümmern sich doch nur um das, was geschah, nicht um das, was wir Menschen denken und wünschen und träumen . . .

Man verwechselt Feigheit und Tugend.

Blickt man aber tiefer in sein Inneres und wägt Unwägbares . . .

Erna Wakenkoven ahnte nichts von den Skrupeln und das Glücksgefühl obsiegte; sie küßte die kalte Hand der Professorin und merkte nicht die schlaffe Kühle und nicht, daß Grete Ingres sich nur mühsam aufrecht hielt.

„Und nicht wahr, Sie sind nicht ungehalten, beste gnädige Frau“, sagte das Mädchen zum Abschied.

„Nein, nein . . . Warum denn? Es ist alles in schönster Ordnung . . . Kommen Sie bald wieder, besuchen Sie mich recht oft . . . Und Empfehlungen an Ihre Eltern.“

VII.

Zwei Tage später erhielt die Hofrätin von Erna einen zerknirschten Brief, in dem das Mädchen nochmals um Entschuldigung für ihre „zudringliche Kühnheit“ bat; die Zeilen zeugten von einer mutlosen Niedergeschlagenheit, wie sie zuweilen plötzliche, halb grundlose Glücksgefühle ablöst; sie mochte ahnen, daß doch nicht „alles in schönster Ordnung“ war.

Frau Grete las die Zeilen und las sie nochmals; dann zerriß sie den steifen Bogen mit dem goldenen Monogramm in der linken oberen Ecke in kleine Stücke und verbrannte die Reste; so lange kauerte

„Ja, ja, ich kenn das! Reden Sie mit meiner Frau und die wird Ihnen dasselbe vorlamentieren! Ich kann mich auch von meinen Büchern nicht trennen."

Die Beiden stiegen in ein Abteil zweiter Klasse und der Hofrätin klopfte das Herz im Halse.

— Wohin fährt er? grübelte sie.

„Ich muß nämlich nach Wiener-Neustadt, bin für die volkstümlichen Universitätskurse eingefangen; was bleibt einem übrig, als den modernen Schwindel der Aufklärung mitzumachen? Die Leute schlafen in den Vorträgen und man rackert sich ab."

Acht Menschen saßen sie eng aneinandergezwängt auf den zwei gepolsterten Bänken, die Sonne briet die Wagendecke und nicht einmal das offene Fenster kühlte.

„Entschuldigen Sie — hier ist es unerträglich dumpf. Ich will mich in den Gang stellen."

„Bitte, bitte, gnädige Frau, selbstverständlich", Kuhmt drängte sich mit ihr an sechs Paar Knien vorbei in den Korridor und sie beugte sich mit dem Oberkörper weit durch das herabgelassene Fenster: „Ah, das tut gut."

„Wie meinten Sie?"

Frau Grete wandte leicht den Kopf: „Hier ist es erträglich."

„Bis Ihnen eine Kohle ins Aug' fliegt."

„Wann fahren Sie zurück, Herr Professor?"

„Mit dem letzten Zug um halb zwölf oder so etwas."

Das paßte ihr; aber jedenfalls wollte sie Werner vorschlagen, die andere Linie zu nehmen.

In Meidling stiegen einige Leute aus.

„Laxenburg, sagen Sie, nach Laxenburg wollen Sie?" fragte Kuhmt, der die Pause im Räderrollen ausnützte.

„Ja, nach Laxenburg; ich kenne die Franzensburg immer noch nicht, obschon ich, wenn man alles zusammenrechnet, fast fünfundzwanzig Jahre in Wien gewesen bin. Und man muß doch etwas für seine Bildung tun", Frau Grete lächelte krampfhaft, „zumal das in diesem Fall so wenig Mühe macht."

„Übersehen Sie den alten Egerer Kronleuchter im Habsburger-Saal nicht; ein prachtvolles Stück. Auch die Schatzkammer ist beachtenswert. Schade, daß ich keine Zeit habe, Ihr Cicerone zu sein; es wäre mir ein großes Vergnügen."

„Sie sind sehr liebenswürdig, Herr Professor."

— Aus dem Lügen komme ich nicht heraus, dachte die Hofrätin.

Der Zug rollte durch die blühende Ebene. In einer kerzengeraden Reihe wuchsen halberstorbene Silberpappeln und unterbrachen das Einerlei

Nur um die Ecke zum Briefkasten.

Ein dumpfer Ton; der Brief gehörte nicht mehr ihr.

Sie zog nachdenklich die Schultern hoch und stieg langsam die Wohnungstreppen hinauf. Der Hausmeister grüßte untertänig sein wendisches „Küß' die Hand"; es blieb ohne Gegengruß.

An der Tür traf Frau Ingres ihren Mann: „Du, Christian?" Der Professor ertappte sie auf Abwegen und das machte sie verlegen.

„Ich gehe ins Kolleg, meine liebe Margareta."

„Heute?"

„Es ist doch Donnerstag."

Auch seinen Stundenplan hatte sie vergessen.

Schuldbewußt huschte Frau Grete an ihm vorbei in den Flur.

Ihre Laune pendelte zwischen Extremen, häufte bald Vorwürfe zu einem Scheiterhaufen, bald spreitete sie die Arme befreit aus und hätte jauchzen mögen, weil sie den Schritt wagte.

In der Nacht schlief die Hofrätin unruhig.

Am nächsten Tag, sofort nach dem Mittagessen fuhr Frau Grete auf den Südbahnhof, um zur festgesetzten Stunde in Laxenburg zu sein. Sie hatte Werner ersucht, die Aspangbahn dahin zu benutzen; damit vermieden sie möglichst ein peinliches Zusammentreffen mit Bekannten. Da er nicht abschrieb, war er also nicht verhindert und würde kommen; sie würde mit ihm sprechen und würde ihm sagen . . .

Im Wartesaal grüßte ein Herr: „Oh, Sie da, gnädige Frau!"

Wie gut, daß Syrlin die andere Strecke fuhr; auch ohne ihn errötete die Hofrätin verlegen wie ein Backfisch, der zum Rendezvous geht und dem Lehrer begegnet.

„Sie, Professor Kuhmt?"

„Wie er leibt und lebt . . . Gnädige Frau unternehmen einen kleinen Fluchtversuch aus der Stadt ins Freie?"

„Ja . . . Ein schöner Tag, nicht wahr . . . Und die Luft in Wien drückend . . . Sie wissen ja . . . oder wahrscheinlich wissen Sie es nicht", verbesserte sich Frau Grete und suchte ihrer Beklemmung Herr zu werden, „daß mir der Arzt weite Ausflüge und Bewegung verordnet hat."

„Etwa krank? Nein . . . wohl nur leidend. Beunruhigend sehen Sie gerade nicht aus. Nerven, gewiß Nerven — wer hat sie nicht?" Der Astrolog schwätzte gewohnheitsmäßig die Phrasen. „Ihr Mann, wie geht's dem? Den sollten Sie mitnehmen, auch ins Grüne führen. Ingres kann's brauchen; sperren Sie seine Scharteken in eine Kiste und schleppen Sie ihn mit."

„Wenn er nur dazu zu bewegen wäre; jedesmal fordere ich ihn auf, aber leider vergeblich!" log Frau Grete, und die Heuchelei quälte sie neuerdings.

um; und als er nicht da war, bog sie in die staubige Hauptstraße ein. Bald stand sie vor dem Schloß; weitläufig breit lag das Gebäude in der drückenden Sonnenhitze; die Fenster verhängten lichtscheue Gardinen; die kaiserliche Herrschaft kam nie hierher; die Besitzer verloren die Freude am Besitz.

Die brütende Nachmittagsglut benahm den Atem.

Frau Grete ging an dem gelangweilten Portier vorbei, der auf einem wackeligen Sessel im Hausschatten ein abgerissenes Buch las, einen billigen Roman, eine spannende Geschichte, der Leihbibliothek entlehnt. Sandig-öd zog der Hof einen Halbkreis hinter dem Schloß; daran grenzte der Garten. Ihr Kleid kehrte den Boden und die kleinen Steinchen rasselten. Statt links den kürzesten Weg zum Kaffeehaus zu wählen, ging Frau Ingres einen Bogen nach rechts, einem winkeligen Gebäude zu; unregelmäßig gliederte sich hier Flügel an Flügel; drei, vier, fünf überwölbte Tore boten eine Aussicht auf Bäume, Sträucher, Äcker, Hügel. Wilder Wein kroch an den Mauern empor und die verschlungenen Ranken bildeten feuchte Blätterwände. Über einer Tür war eine Römertafel eingelassen, die Frau Grete entziffern wollte, aber Regen, Schnee und Sturm hatten am Stein gefressen.

Da schritt sie weiter.

Die festgefügten, dicken Quadermauern schwitzten eine fröstelnde Nässe.

— Wenn ich jetzt umkehrte, denselben Weg zur Bahn; — sann die Hofrätin — es wäre noch Zeit dafür . . . Aber wie von selbst tat sie das Gegenteil und beschleunigte ihren Gang.

In peinlich sauber gemähten Schwaden dörrte das geschnittene Gras, Feldblumen und Gräser welkten. Der Weg wand sich zwischen Buchen, Eichen, Linden und absonderlich fremden Bäumen.

Vor dem ungepflegten Turnierplatz hielt sie für Augenblicke.

— Warum soll ich weitergehen, wenn es mir so schrecklich ist, ihm zu begegnen, überlegte Frau Ingres abermals und diesmal ernstlicher. Doch glaubte sie, nicht feig sein zu dürfen, tapfer sein zu müssen.

Da sah die Hofrätin auch schon das Kaffeehaus.

Von weitem kam Doktor Syrlin entgegen.

„Grüß Gott, Grete.“

„Grüß dich Gott, Werner.“

Eine Gesellschaft von Spießbürgern, einige gewöhnlich aussehende Männer mit feisten Gesichtern und fettwulstigen Nacken und einige unelegante, protzig gekleidete Frauen besetzten den besten Tisch im Schatten; sie hoben die Köpfe bei der Ankunft der Hofrätin; dann tuschelten sie geflissentlich, die Männer untereinander und die Frauen untereinander, und es mußte sehr komisch sein, was sie über die blonde Fremde, die erwartet worden war, zu sagen wußten, denn die Leute

der flachen Wiesen und Äcker; die Weinstöcke trieben die ersten späten Blätter, das Korn stand hoch und trächtig und ein warmer Wind fächelte die grünen, unreifen Ähren.

„Mödling.“

Frau Grete fuhr aus dem Sinnen; fast hätte sie ihre Endstation verpaßt.

„Adieu, adieu, lieber Professor.“

„Ihr Schirm, gnädige Frau, Ihre Handtasche.“ Kuhmt reichte die zwei Stücke durch das Fenster nach.

„Danke! Herzlichen Dank!“

„Am Kronleuchter nicht vorbeigehen . . . die Schatzkammer!“ Frau Ingres schritt schon dem Ausgange zu und tat, als seien die Worte im Bahnhofsgewühl erstickt; sie wandte sich nicht mehr um.

Gott sei Dank — endlich war sie allein.

Der Lokalzug Mödling-Laxenburg hatte die Miniaturmaschine verkehrt vorgespannt und die Hofrätin kletterte über bodenscheue Stufen in einen Wagen, in dem nur ein Reisender saß.

Sie blickte scheu zu ihm: ein fremder, unbekannter Mensch.

Durch die Nähe der Entscheidung wurde die Frau doppelt unruhig. Wenn Werner den Brief zu spät erhielt . . . oder seine Absage sich verspätete . . . oder er aus einem anderen Grund, vielleicht im letzten Augenblick abgehalten würde . . .

Aber ist's heute nicht, so ist es bestimmt morgen, übermorgen . . .

Auch wenn sie nicht mehr wollte; denn er würde gewiß fragen und sie wußte keine glaubwürdige Ausrede, warum sie ihn bestellte. Einfach — um mit einem Bekannten spazieren zu gehen; aber damit ist die Dringlichkeit der Aufforderung, das bittende Drängen nicht erklärt.

Die Sonne strahlte von Westen.

Wieder dehnten sich rechts und links Felder und Anpflanzungen. Hinter Mödling drüben wuchsen Berge.

Der Mitpassagier betrachtete zwischen zudringlich zwinkernden Lidern die Hofrätin, welche die Handschuhe anzog, scheinbar nur, um sie sogleich wieder abzustreifen; sie merkte ihre Unstäte, beherrschte sich, zählte langsam-leise bis fünfzig und umgekehrt: neunundvierzig, achtundvierzig . . . Das gab ihr den Anschein einer gleichgültigen Gelassenheit; nur die Finger schnippten im leichten Takt: zwanzig — neunzehn — achtzehn . . . Der Fremde maß sie unverschämt von oben bis unten; Frau Grete flüchtete mit dem Fuß unter den Faltenrock ihres Kleides.

Ein dünnes, schrilles Pfeifen der Lokomotive.

Laxenburg.

Obschon die Hofrätin den Neffen ins Kaffeehaus des Parkes bestellt hatte, sah sie sich dennoch schon auf dem Bahnsteig nach ihm

die Strahlen fielen schief und glitzernd darauf. Die Franzensburg, ihr Wartturm und ihre Zinnen sahen ganz echt aus, nicht wie Nachahmung, Talmi, was sie waren.

„Befiehlst du ein Boot, Grete?“ Werner blieb förmlich.

„Nein . . . Komm in die Auen.“

Frau Grete gewann die verlorene Sicherheit und atmete freier; sie würden spazierengehen und abends heimfahren.

Sonst nichts.

Üppig grün wuchsen die Büsche aus dem feuchten Boden.

Da schreckte sie seine Frage: „Was willst du von mir?“

Und als hätte sie doch nur darauf gewartet, daß er beginne, so schnell antwortete die Hofrätin: „Ich halte es nicht mehr aus, Werner.“

Syrlin zog die Schultern hinauf und blickte sie von der Seite an: „Weißt du, was deine Worte bedeuten? Wenn du es nicht weißt, dann sprechen wir lieber von weniger feuergefährlichen Dingen.“

Sie überlegte: „Ja, ich weiß.“

Kein Windhauch regte sich, kein Blättchen der Bäume und Sträucher raschelte; müde Vergißmeinnicht beugten die Sterne ins Wasser.

Frau Grete bog vom Weg ab und ließ sich unter einem Ahorn ins Gras nieder.

„Werner, warum ist das Leben so schwer, so entsetzlich schwer und verlogen?“

„Es ist nicht schwerer, als man es nimmt; die Wage, mit der du es wägst, ist in dir und hängt von deinem Willen ab. Und es ist auch nicht verlogener, als wir es umlügen.“

„Aber manches ist Sünde.“

Er ergriff ihre Hand, und sie ließ ihm ihre Hand willig. Er küßte die schmalen, handschuhlosen Fingerspitzen und ein unbekanntes, köstliches, heißes Empfinden rieselte durch den reifen Frauenkörper. Die Sinne verlangten ein großes, gedankenloses Glück, und sie schlang ihre Arme um den Hals des Mannes: „Bist du mir ein wenig gut, Werner?“

Syrlin küßte sie, seine Zähne berührten schmerzhaft ihre trockenen Lippen.

Die Tränen der Frau waren kein Weinen und sie klagte auch nicht, als sie von der Trübe ihres flachen Lebens erzählte, von der Güte und der Freundlichkeit des Hofrates — von einer Güte und Freundlichkeit, die nicht wärmten; von einer Liebe, die nicht beseligte, von Durst und Hunger, die vergebens dürsteten und hungerten.

„Das wird jetzt alles anders werden, Werner, nicht wahr?“

„Das kann jetzt alles anders werden.“

„Küß mich, küß mich . . . Du mußt mich immer und immer küssen . . .“

lachten laut und ungeniert; ein blasses, sommersprossiges Mädchen schaute neugierig aus blöden, kurzsichtigen Augen.

„Wollen wir hier bleiben oder weitergehen?“

„Bleiben . . . da . . .“ bestimmte Frau Professor Ingres und wies auf einen Tisch, der am weitesten entfernt von den Spießern stand.

Ein Kellner fragte: „Was darf ich bringen, gnädiges Fräulein?“ „Tee . . . eine Portion Tee mit Milch und Gebäck.“ Sie weinte beinahe.

Einige Zeit noch beschäftigten sich die anderen Gäste des Kaffeehauses mit dem Paar, bis die Neugierde abflaute und nur das bleichsüchtige Mädchen starrte die Hofrätin unablässig an.

Grete Ingres sprach ununterbrochen, wie heiß es sei, daß sie Professor Kuhmt im Zug traf . . ., daß sie Lust hätte, die Schatzkammer zu besuchen, den Egerer Leuchter zu besichtigen . . .

Und zu spät nach Hause kommen wollte sie auch nicht.

Werner Syrlin setzte dieser gesprächigen Hast eine beherrschte Ruhe entgegen und rauchte Zigaretten. Dabei hörte er scheinbar aufmerksam und geduldig zu, als hätte er erwartet, nach Laxenburg bestellt zu werden, um von der öden Eisenbahnfahrt und den Sehenswürdigkeiten des Schlosses zu plaudern. Der Kellner brachte den Tee, sie goß das flaue Getränk in die Schale und nippte; aber das Schlucken bereitete ihr Unbehagen in der Kehle und sie setzte die Schale wieder auf die Untertasse.

„Gehen wir, Werner.“

„Ja, wie du wünschst.“ Er gab sich zurückhaltender denn je und Frau Grete dankte ihm dafür.

Die Beiden zahlten; er sein Eis, sie ihren kaum berührten Tee.

Wie sie aufbrachen, wurde nochmals das laute Gespräch der Leute am Tisch im Schatten gestört.

„Bagage!“ sagte der Doktor; man konnte das Wort wohl bis hinüber hören.

Die Hofrätin zuckte die Achseln.

„Zum Teich, dort ist es kühler.“

Ein paar Invaliden in ihren hechtgrauen, grobstoffigen Uniformen standen um einen Baum; ein Halblahmer deutete auf einen Ast: „Da sind sie, da mußt du hinsteigen.“

Sie jagten schwärmende Bienen. Ein Alter paffte seine Pfeife und lehnte die Leiter an, ein Einarmiger schwang mit der gesunden Linken ein gestieltes Netz.

Der runzelige Alte grüßte, als Frau Ingres und Syrlin vorbeigingen.

Wellenlos glatt blaute das Wasser im kleinen, künstlichen See und glich im Sonnenspiegel einer schwerflüssigen blinkenden Quecksilberfläche;

Kinn in die Hand und starrte zu Boden, der Mann betrachtete die nachtstillen Wiesen und Gelände.

Hofrätin und Doktor. Der junge Bursch und das Mädel, die sich lieb hatten, waren draußen geblieben, im Garten, unter dem Ahorn, am Ufer des glatten Teiches ...

Der Schaffner verlangte die Fahrkarten.

Gehöfte, Häuser, Fabriken und Vororte wuchsen aus dem Lehm.

Wien war da, die fiebernde Großstadt.

Am Bahnhof nahmen sie Abschied; einen stummen Abschied. Als sie schon geschieden waren und jedes in einer anderen Richtung ging, wandte sich Frau Grete nochmals um: „Werner ...“

Syrlin trat zu ihr.

Hart und entschlossen, rauh klang ihre Stimme: „Ich komme morgen dennoch ...“

Die Hofrätin winkte einem Wagen: „Alleegasse ...“ Aber er sollte nicht beim Haus vorfahren. (Schluß folgt.)

St. Helena.*

Von Martha Pechel.

„Was, achtzehn Monate waren Sie in St. Helena? Ja, wie haben Sie denn das ausgehalten?“

Hätte ich erzählt, daß ich gerade achtzehn Jahre Zwangsarbeit in Sibirien hinter mir habe, meine Mitteilung wäre kaum mit größerem Erstaunen und innigerem Beileid aufgenommen worden. Aber, was weiß denn selbst der Gebildete von St. Helena? Daß es ein unwirtliches Felseneiland ist, weit, weit draußen, irgendwo im Atlantischen Ozean, und daß dort ein an Leib und Seele kranker Imperator dem mörderischen Klima zum Opfer fiel. Ob es die tropische Hitze, ob es Nebel und Feuchtigkeit waren, die den Siechen so rasch hinwegrafften, darüber sind die Meinungen geteilt. Ein Exil war es damals, ein Exil scheint es heute noch denen, die es nur von Hörensagen kennen.

Gibt es auch nicht alle hundert Jahre gerade einen Kaiser, den Europa los werden will und der, um seinen Mitmenschen weitere Aufregungen zu ersparen, ein sicheres Gefängnis braucht, so dachte man doch immerhin daran, die Suffragetten hierher zu verbannen. Nur einem Zufall verdankt es die Insel, daß sie nicht jetzt von sengenden, bomben-

* Diese noch im tiefen Frieden verfaßte Beschreibung verdient jetzt besondere Beachtung, weil in gewissen Kreisen Englands der Gedanke auftauchte, die kriegsgefangenen Deutschen nach St. Helena zu bringen.

Sie schloß halb die Augen und blickte ihn durch die dichten Wimpern wie durch einen schönen, bunten Schleier glücklich an. Und sie wünschte nur das Eine, es möchte nie anders werden, nie Nacht werden, ein langer heller Tag bleiben.

Aus Osten kroch die Dämmerung.

Jede leise Berührung, jedes geflüsterte Wort bedeuteten ihr Lust, ein wunschloses Glücklichsein. Frau Grete war wieder Mädchen, nur Mädchen, ein dummes, unerfahrenes Kind, das liebte, und auf der großen, runden, kalten Welt nichts suchte als Liebe, von dem vielfältig gewundenen Leben nichts begehrte als nur Liebe.

Die Vergangenheit blaßte.

Und die Tagessonne verschwand hinter den buschigen, dunklen Bäumen; bläulichweiß, gelb und rot verfärbte sich der Himmel.

„Es wird spät, Liebster . . .“ Frau Grete erwachte und streichelte sein Gesicht, wie man ein Kind kosend streichelt. „Es ist wirklich schon spät . . .“ Sie ordnete das Haar.

Sie gingen Hand in Hand.

Eine ältere Dame führte halbwüchsige Mädchen durch den Park und sprach englisch.

Die Beiden störte das nicht; nicht einmal so viel, daß sie die Finger lösten.

Und es war auch nicht eine Hofrätin, die von vielen beneidet wurde, und nicht ein blasierter Doktor, dem man üble und heitere Erfahrungen nachsagte, sondern wie ein Mädel und ein Bursch schritten sie tändelnd über den schwingenden Wiesengrund.

Das neue Schloß schimmerte, nur mehr halb verdeckt von einem nachtschwarzen Fliederbusch.

Frau Grete lehnte sich an Werner; leise, kaum hörbar leise flüsterten die Lippen: „Morgen . . . morgen komme ich zu dir, mein Lieb . . .“

Immer noch las der Torwart, trotz der schummerigen Dämmerung.

Die Hofrätin dachte nicht daran, daß sie getrennt nach Wien fahren wollten; oder sie dachte auch daran, aber es kam ihr lächerlich vor.

Graue, weiße Wolkenmassen im Westen täuschten ein Panorama in die Landschaft: Felsengebirge, Schneeberge und Gletscher.

Eine Allee leitete die Straße zum Aspang-Bahnhof.

Plötzlich blieb die Frau stehen: „Liebst du mich, Werner?“

Er sah vorbei an ihr auf die gelogenen Wolkengebirge, die zerfaserten: „Ich habe dich sehr lieb, Grete.“

Darauf wechselten sie keine Worte mehr, küßten einander auch nicht, obschon die Finsternis alles verschlungen hätte.

In dem schmalen Abteil saßen die Beiden korrekt nebeneinander, obwohl sie den Wagen allein für sich hatten. Die Frau stützte das

die früher viel reicher gewesen sein sollen — vorhanden ist, verdankt die Insel der Kompagnie. Sie verwandelte Hügel und Täler in ein Paradies.

Daß die Insel ein vulkanischer Aufbau ist, das sieht auch der Laie, wenn er ihre Kämme und Spitzen besteigt, die einen Dreiviertelkreis bilden und die Aussicht nach Süden freigeben. Grüne Berge, verwitterte, tiefeingeschnittene graue und rote Felsenwände, die sich scharf vom Himmel und dem dunkelblauen Meer abheben. Von ihnen eingeschlossen ein schmales Tal, dessen dürftiger Wasserarm durch einen fruchtbaren Garten fließt, in dem Feigen, Mangos, Bananen und eine spärliche Dattelart gedeihen. Aber in einiger Entfernung von der See hört alle Vegetation auf. Dafür findet sich hier eine kleine sandige Bucht, die zum Baden wie geschaffen scheint, doch hat sie schon gar manches Opfer gefordert, denn wagt sich einer hinaus in die Tiefe — erbarmungslos erfaßt ihn der Strudel und verschlingt ihn. Meilenweit sollen dort die Wellen unter die Insel waschen und diese Erscheinung hat zu dem sonderbaren Glauben geführt, St. Helena sei ein Pilzling, auf dickem Stamm ins Meer gepflanzt, der früher oder später der Gewalt des Wassers weichen muß. Wehe den Armen, die solches erleben! — Die Sandbucht — bei gutem Wetter der beste Landungsplatz — war früher, besonders während der Gefangenschaft Napoleons, sehr stark befestigt und noch jetzt starren Reste von Kasernen und rostigen Kanonenrohren die Höhen herab.

In der Ebene, wie von allem anderen losgelöst, steht ein einsamer Felsenkegel als gewaltige Schildwache. Er heißt „Loth“ und seine Frau steht hinter ihm, doch nicht so isoliert und trotzig. Er bezeichnet die Mitte des Kraters, dessen eines Drittel ins Meer gesunken ist. Die breiten Rippen, die sich vom Kraterrand strahlenförmig durch die Insel ziehen, sind mit dürftigem Pflanzenwuchs bedeckt. Sie fallen im Norden senkrecht und unwirtlich, wie abgeschnitten, in die See ab.

Alle Gewächse, die sich dem Boden und dem Klima anpassen, gedeihen üppig und werden oft zu einer wahren Landplage. Manche Pflanzen, die man sorgfältig säte und gegen ihre Feinde, gegen Würmer und Ratten, schützte, verbreiteten sich in einem Maße, daß sie schließlich als Unkraut verhaßt wurden. So überwuchert der Agrotum oder blauer Leberbalsam, hier als Zierpflanze sehr geschätzt, dort unter dem Namen blue weed, blaues Unkraut, in allen Anpflanzungen gefürchtet, Hügel und Täler. Durch seine eigentümlich graublaue Färbung verschönt er in der Blütezeit die Landschaft, dorrt aber rasch und wirkt dann häßlich. Auch die Kapuzinerkresse mit ihren prächtigen Schattierungen und die bei uns ängstlich behüteten Kelles wachsen dort in seltener Schönheit. Weniger gut sieht es mit dem Obst aus. Birnen und Pfirsiche, die

werfenden Furien heimgesucht wird. Und warum müßte es denn ausgerechnet St. Helena sein? Gibt's ja doch manches andere Stück Erde im Ozean, wo wirklich nichts zu zerstören ist. Etwa Tristen da Cuhna, gleichfalls englischer Besitz, mit seinen paar Dutzend Bewohnern, die — ein Schwarm Hirten und Fischer — in etlichen primitiven Hütten hausen. Sie, die jahrelang kein fremdes Gesicht sehen, denen nur dann und wann ein Walfischfänger Nachricht von der Welt bringt — sie würden vielleicht die wilden Wahlweiber recht gastfreundlich empfangen. Vor Jahren einmal sandte die englische Regierung ein Schiff nach Tristen da Cuhna, um seine Bewohner in wirtlichere Gegenden zu bringen, aber kein Einziger entschloß sich, zu folgen. Heimat bleibt Heimat, auch auf dem kahlsten Felsen.

Einige hundert Seemeilen nördlich von St. Helena liegt eine andere Insel, gleichfalls vulkanischen Ursprungs: Ascension. Diese wird nicht als britische Kolonie, sondern als H. M. S., als „Seiner Majestät Schiff" behandelt, untersteht der Admiralität und niemand darf ohne Erlaubnis landen. Sehr verlockend sieht es dort allerdings auch nicht aus: Felsige Höhenzüge, bestenfalls saftloses Weideland. An der sandigen Bucht liegt die bescheidene Ansiedelung Georgetown, für Soldaten und Angestellte der Kabelgesellschaft angelegt. Zum Vergnügen ist niemand dort, Frauen gibt es der großen Hitze wegen nur wenige und ein einziger Landwirt sorgt für den Anbau der notwendigen Nahrungsmittel Gleichwohl hat auch diese Insel ihre Bedeutung, nämlich als Schildkröteninsel. Der heiße sandige Strand, der die Bucht einfaßt, bietet diesen hitzeliebenden Tieren eine ideale Brutstätte. Faul liegen sie im Sande, und will man sie fangen, so dreht man sie einfach auf den Rücken. In London erscheinen sie dann in Form von Schildkrötensuppe auf der königlichen Tafel. Ein weiter Weg!

Doch nach dieser Abschweifung zurück nach St. Helena, das beim ersten Anblick fast noch unfreundlicher als Ascension erscheint. Felsen, wilde, schroffe Felsen, und eingebettet eine kleine Stadt mit roten Dächern, die von Palmen überragt werden. Aber auf den Höhen oben, da ist es saftig grün, da gibt es Wälder, verstreute weißleuchtende Häuser — und es packt einen die Sehnsucht, hinaufzuklettern und auf all die Starrheit herabzublicken.

Am Namenstage der heiligen Helene von kühnen portugiesischen Seefahrern entdeckt, wurde die Insel anfangs nur als Poststation benützt, d. h. Briefe nach der Heimat wurden hier unter großen Steinen versteckt und nordwärts segelnde Schiffe nahmen sie gelegentlich mit. Von den Portugiesen ging St. Helena in holländische Hände über und ward im 17. Jahrhundert Eigentum der East India Compagnie, die sie 1815 an die britische Regierung verkaufte. Was an Flora und Fauna —

Dächern). Sie besteht nur aus einer staubigen Straße, die gut zwei Kilometer lang von der Werft zum Krankenhause führt, immer enger werdend, bis sie sich entschließt, in Schlangenwindungen die Felsen hinaufzukriechen. Die Werft genügt nicht mehr, sie ist dicht an die steil aufsteigenden Felsen angebaut und wird bei starker Brandung oft ganz überwaschen. Nur kleine Ruderboote wagen sich heran und gar lang und heftig wird man hin und her geschaukelt, bis man einen Sprung auf die steile Landungstreppe wagen kann. Einmal in Sicherheit, betrachtet man gern die schwarzen Steinmassen, die, von der Wellen Macht durchbohrt und abgebröckelt, fast einen Halbkreis um die Landungsstelle bilden. Hart an den Felsen klebt eine Reihe kleiner Häuschen mit festen, gewölbten Betondächern, die den herabpolternden Steintrümmern Trotz bieten sollen und stets reparaturbedürftig sind. Es handelt sich zum Teil um Waren- und Kohlenlager, doch auch in der Stadt selbst schweben viele Häuser in der steten Gefahr, von einem Felsblock zertrümmert zu werden. Über einen breiten, ehemals zur Befestigung dienenden Graben gelangt man auf einen großen, freien Platz mit kahlen Mauern (es ist die Rückseite des Schlosses) und vom öffentlichen Garten herüber schauen einige alte Bäume. Die Kirche ist klein und schmucklos und neueren Datums. Daneben fällt ein düsterer, stark vergitterter Bau auf, der einem Gefängnis gleicht, aber nein: In St. Helenas Blütezeit war er ein Hotel mit einer anmutigen, außen angebauten Holztreppe; dann wurde ein Warenlager daraus, das nach Wegziehung der Garnison, als die Einwohnerzahl sich verringerte, einging. Vor einigen Jahren beherbergte das Gebäude drei Verbrecher, die man dort hängte — und heute ist es Theater und Singspielhalle. Dahinter, in die steilen Felsen eingehauen, klettert eine Treppe, ladder (Leiter) genannt, empor, mit ihren 700 Stufen wohl höher als Jakobs Himmelsleiter. Sie verbindet die Stadt mit der ungefähr 300 Meter über dem Meeresspiegel liegenden Kaserne und wird auch heute noch viel benützt, obwohl eine gewisse Kunst dazu gehört, sie zu erklimmen. Die Chroniken wissen von manchen Unfällen, die sich dort ereigneten. Die zwölf Matrosen, also die ganze Garnison, und Kinder machen gerne den gewagten Spaziergang, und es wird einem ganz eigen zumute, wenn kleine Jungen, die bloßen Füße über die eisernen Geländer gelegt, Kopf und Arme abwärts hängend, mit rasender Geschwindigkeit in die Tiefe gleiten.

Von der anderen Seite des Platzes führt ein breites Gittertor in den öffentlichen Garten, in dem sich das Museum und eine kleine Lesehalle befinden. Der Garten ist wohlgepflegt und hat viele bunte Blumen und tropische Bäume, unter denen besonders die graziösen Pfefferbäume mit ihren schlanken Blättern und roten Früchtenbüscheln auffallen. Das Museum, ein Blockhaus auf hohem Steinsockel, gleicht innen sehr einer

sich in früherer Zeit einer gewissen Berühmtheit erfreuten, verkümmerten infolge der mangelnden Pflege. Von den tropischen Früchten in den Felsentälern haben wir schon gesprochen. Die Banane ist ein Hauptnahrungsmittel der Armen, die sich im übrigen lieber die billigsten Frucht- und Gemüsekonserven kaufen, als sich selbst mit Gärtnerei abzuschinden.

Alles Land, das über 600 Meter hoch liegt — die Kämme und Bergspitzen erheben sich bis zu 800 Meter — ist mit einem saftiggrünen, aber wenig nahrhaften Grase und Baumfarren bedeckt. Neuerdings wird auch viel Flachs gebaut, doch davon später.

Die Eingeborenen, meist von Sklaven abstammend, unter denen Namen wie Scipio, Cäsar, Konstantin verbreitet sind, daß sie kaum zur Unterscheidung dienen können, gingen aus einer Mischung von Negern, Chinesern und Indern hervor und ihre Hautfarbe schwankt zwischen einem bleichen Weiß und dem dunkelsten Braun. Volksansammlungen oder „Pfadfinderkongresse“ bieten immer Sehenswertes und Interessantes Da während des Burenkrieges in St. Helena Kriegsgefangene abgeladen wurden, so gibt es hier jetzt auch einige Burenfamilien, die sich später freiwillig ansässig machten. Die Gefangenen stehen übrigens bei der Bevölkerung in bester Erinnerung. Viele Bauten und besonders schöne Möbel stammen von ihnen her. Groß ist ihr Friedhof, malerisch an einem Bergabhange gelegen; jetzt dient er allen fremden Nationen als Ruhestätte, denn die englische Kirche, durch einen würdevollen Bischof in Kniehosen und Schnallenschuhen vertreten, ist engherzig nur auf ihre eigene Würde bedacht. Katholiken und Juden gibt es keine, dafür aber mehrere evangelische Sekten, die sich in den Haaren liegen.

Über das Klima läßt sich schwer ein gerechtes Urteil abgeben; gesund und ungesund sind relative Begriffe. Wer in guter Gesundheit hinkommt, der wird vom Klima nicht krank; wer aber einmal krank ist, der erholt sich sehr langsam, wie auch die unbedeutendste Wunde nur allmählich heilt und man sich mehr als in unseren Zonen vor Blutvergiftungen inacht nehmen muß. In den Felsentälern, die dem heilsamen Südostwind zum Teil ganz verschlossen sind, herrscht eine tropische Glut. Die erwähnten Winde, „Doktor“ genannt, wehen mit geringer Unterbrechung und machen das feuchte gleichmäßige Höhenklima anregend und gesund. Wehen sie nicht oder herrscht Westwind, so leidet man darunter, hat keinen Appetit und fühlt eine Art Lebensüberdruß. Klimawechsel hie und da ist sehr empfehlenswert, und so mieten sich die Landbewohner gern für ein paar Wochen in der Stadt ein und die Städter folgen gern Einladungen aufs Land. Jamestown, die einzige Stadt und zugleich Hafen, hat ungefähr 5200 Einwohner (3000 Bewohner leben zerstreut auf der ganzen Insel, meist in armseligen Hütten mit flachen

einen Brocken Sprachkenntnisse Konsul der verschiedensten Länder ist, was ihm außer gelegentlichen Ehrungen, wenn ein Kriegsschiff der Mächte, die er vertritt, vor Anker liegt, nichts einbringt. Er kennt nicht einmal die Fahnen der verschiedenen Länder und zieht sie gelegentlich verkehrt auf die Stange, was aber große Geister nicht weiter geniert. Dabei stammt der Herr Konsul aus sehr guter englischer Familie und hätte sich auch ein anderes Dasein schaffen können. Von seinem Reichtum hat er nicht viel, da er so eng mit seinem Geschäft und seinen Ländereien verwachsen ist, daß er sich kaum fortwagt. — Daneben präsentiert sich das einzige Hotel St. Helenas, ein Einfamilienhaus mit netten grünumrankten Veranden, das man aber am besten nur von außen betrachtet, denn das Essen ist recht minder und die Zimmer sind allzu lebendig.

Die Straße, an verstaubten Schauläden vorbei, wird nun enger und teilt sich am Fuße der Felsen; der eine Weg führt zu historischem Boden hin, der andere rechterhand in mühseligen Serpentinen zur Kaserne und weiterhin zur Vegetation und zum Krater. Wir lenken unsere Schritte gleich jenen Scharen, die auf der Fahrt von England nach Kapstadt oder umgekehrt für einige Stunden ans Land gesetzt werden, nach Longwood, dem Wohnsitz Napoleons. Auf der langsam, doch ständig ansteigenden Straße gehen nur die Ärmsten zu Fuß, die anderen reiten auf kleinen leistungsfähigen Eseln oder sichertretenden Pferden, die nicht gerade reinrassig von ihrem Besitzer in Longwood ausgehungert werden, damit sie nicht Übermut packt, wie sich der sparsame Eigentümer, den sie zum reichen Mann machten, diplomatisch ausdrückt. Sein Glück, daß ihn kein Tierschutzverein zur Verantwortnng ziehen kann! Es schnürt einem wirklich das Herz zusammen, wenn man hört und sieht, was die armen Gäule bei dem kargen Futter leisten müssen. Die Straßen sind größtenteils in einem schlechten Zustande und außer den vier sich kreuzenden breiten Fahrwegen eigentlich mehr zum Reiten geeignet. Bald hat man einen guten Ausblick auf die Stadt, die mit ihren kleinen, mit bunter Ölfarbe gestrichenen Häusern die Verwirklichung jener Holzstädte ist, die man als Kinderspielzeug zu kaufen bekommt; die fast unnatürliche Steifheit der spärlichen Palmen verstärkt den Eindruck noch. Nicht lange mehr und wir sehen unter uns in Grün eingehüllt eine kleine Ansiedlung. Das Plätschern eines Wasserfalles, der den schwarzen Felsen schon herzförmig ausgewaschen hat, rauscht zu uns herüber und Hunderte von Metern hoch oben auf der anderen Seite des Wasserlaufes, am Rande fast senkrechter Basaltsäulen, ragt eine Festung, und man ist böse auf die langen weißen Wellblechdächer, die den gewaltigen Eindruck stören. Sie sind neueren Datums, gleich den langen Bungalows (einer Art Blockhäuser), die sie eindecken und die das Quartier der englischen Osttelegraphengesellschaft sind. Zirka dreißig

Rumpelkammer, und verirrt sich ein Besucher hinein, so wird rasch und bereitwillig Ordnung gemacht. Es birgt aber nicht etwa Schätze aus der Zeit Napoleons, wie man erwarten würde; davon blieben auf der Insel überhaupt nur Kleinigkeiten zurück und befinden sich in Privatbesitz. Das Museum besitzt einige verstaubte Fische, abgebröckelte Lava- und Basaltstücke, eine alte Nähmaschine und la pièce de resistance — eine eisenbeschlagene Kiste, in der ein Kriegsgefangener in seine Heimat zu entkommen suchte. Tagelang lag er darin in der Sonnenglut auf der Werft, von einem Freund mit Nahrungsmitteln versorgt, um schon in Aszension entdeckt und zurückgebracht zu werden. Der arme Teufel, zu einer gewissen Berühmtheit hat er es doch wenigstens gebracht und mit Bewunderung erzählt jeder Eingeborene seine Geschichte. — Neben dem öffentlichen Garten steht ein stattliches Bürgerhaus, in dem Napoleon die erste Nacht auf der Insel zubrachte, und — o Ironie des Schicksals! — einige Jahre vorher wohnte da sein Gegner Wellington, von Indien zurückkehrend. Heute versammelt sich in dem Hause eine der zahlreichen Sekten. — In dem bereits erwähnten fast quadratischen, einstöckigen „Schloß" residierte der Gouverneur, ehe er sich entschloß, aus der Stadthitze in die frische Höhenluft zu ziehen. Jetzt dient es als Postgebäude und Quartier für Regierungsbeamte. Die schönen parkettierten Prunkgemächer stehen leer, den Senatssitzungen vorbehalten. Das Hübscheste an dem Bau ist ein kleiner, allseits umschlossener Hof, den wir durchschreiten müssen, wenn wir durch die Freitreppe ins Haus eintreten wollen. Eine große Platane und farbenfrohe Blumen an den Fenstern machen einen freundlichen Eindruck. Hier schaltet und waltet der Postmeister, ein Original, der, obwohl er Mexikaner ist und England nie erblickte, von diesem mit mächtiger Liebe als Heimat redet. In seinen Mußestunden, deren es nicht wenige gibt, komponiert er Singspiele, dirigiert er in Gesangvereinen, malt Szenerien, spielt selbst einige Musikinstrumente und stellt sein Licht durchaus nicht unter den Scheffel. Ein zweites Original ist ein Spezereiwaren- und Papierhändler, der am liebsten von seinen Schul- und Jugendjahren in England spricht, und es im Leben wohl weiter gebracht hätte, wäre er nicht Verwandten nach St. Helena gefolgt, wo er sich dauernd niederließ. Er betätigt sich als Rahmenmacher, Photograph und nicht zuletzt als Zahnarzt. Sein Atelier ist im Hühnerhof unter gelbblühenden Kassisbäumen und seine Instrumente flößen kein überwältigendes Vertrauen ein. Es sind Schuhknöpfler, Nägel, Küchengeräte und eine Bohrmaschine, die ihren ursprünglichen Beruf als — Schuhnähmaschine nicht verleugnen kann. Sie ist leider so verrostet, daß es einigen breitschultrigen Assistenten nur mit Aufbietung aller Kräfte gelingt, das Ding in Bewegung zu setzen. Zu erwähnen wäre noch das Haus eines reichen Kaufmannes, der ohne

Hutsgate liegt auf gleicher Höhe wie Longwood und so geht jetzt die Wagenfahrt rascher weiter. Die Aussicht ist herrlich, auf das Plateau von Longwood und dahinter auf malerisch ragende Berge und Felsen. Zu unserer Linken ein schauriger Abgrund, des Teufels Punschbowle geheißen, und nur durch ein dürftiges Eisengitter gegen die Straße hin gezäunt. Hier pflegte Napoleon seinen Viererzug in einem rasenden Tempo vorbeizujagen, ironisch lächelnd über die Angst seiner Begleiter. Der „feige Napoleon“, wie neuerdings einige Originalitätsschnüffler „entdeckten“.

Longwood selbst liegt auf einem weiten Plateau, das mit Kornflox-feldern, zwischen denen Stallungen stehen, bedeckt ist. Ein rosa Häuschen, rechtwinklig gebaut und an unsere Bauernhäuser erinnernd, ist Napoleons Wohnhaus. Historischer Boden! An einer der Schmalseiten führen hölzerne Stufen zu einer grünen Veranda, die kaum zwei Meter breit ist. Die winzigen Zimmer mit ihren weichen Böden sind leer, bis auf eine Büste am Kaminsims, nach der Totenmaske modelliert, und den wackeligen Tisch, auf dem das unvermeidliche Fremdenbuch liegt. Ein großes Billard, das einst den kleinen Raum fast ausfüllte, befindet sich jetzt im Hause des Gouverneurs und wird fleißig benützt. Das Gewicht dieses Möbelstückes ist gewaltig, sonst stünde es auch schon längst in einem europäischen Museum. In dem bescheidenen Garten, im hohen Grase versteckt, ist ein zementiertes C-förmiges Bassin, einst des Kaisers Goldfischteich. Dort stand er stundenlang, die flinken Tiere beobachtend, denen er die Namen seiner Generäle gab, sie nach Verdienst lobend und tadelnd. Ein tragikomischer Zeitvertreib für einen, der einst von der Herrschaft über die Welt träumte! — In geringer Entfernung von diesem Hause befindet sich ein stattliches Gebäude, jetzt dem Verfalle preisgegeben. Für den Imperator bestimmt, wurde es von ihm nie bezogen. Das Eisengitter, das den Garten umsäumt, gemahnte ihn zu sehr an seine Gefangenschaft. Deshalb warf man eine Böschung auf, hinter der das Gitter unsichtbar blieb, doch nun setzte Napoleon anderes aus. So kam es, daß das neue Haus leer blieb und verfällt. Noch ein Gebäude in Longwood verdient Beachtung; ein getreuer General bewohnte es und ein Fensterladen weist zwei runde Löcher auf, die so angebracht waren, daß Napoleon, dessen Augen das grelle Licht nicht ertrugen, auch bei geschlossenen Läden durchs Fernrohr die blaue See überschauen konnte, sehnsüchtig auf Errettung aus weiter Ferne spähend . . .

Damit sind die Sehenswürdigkeiten Longwoods erschöpft.

Wir verfolgen nun, statt den kürzesten Weg zur Stadt zurück zu wählen, die Straße nach Plantation, zum Hause des Gouverneurs. Obwohl wir die weiße Einfahrt kaum zwei Kilometer entfernt vor uns sehen, währt die Fahrt dahin doch eine gute Stunde, denn sie geht bergauf-

junge Telegraphenbeamte und Ingenieure wohnen und arbeiten dort. Unaufhörlich fließen die Kabelnachrichten ein, die weiterbefördert werden müssen. Wenn ein Kabel bricht, so kann man mit feinen Instrumenten die Bruchstelle genau bestimmen und das Kabelschiff, das gewöhnlich im Hafen ein tatenloses Dasein fristet, sticht binnen wenigen Stunden in die hohe See.

Tief versteckt zwischen Mimosen und Palmen stehen zwei ältere Häuser, die von ganz besonderem Interesse sind. Sie gehörten einem Notar Balcomb, dessen fünfzehnjährige Tochter Betsy mit Napoleon sehr befreundet war und sich manch tollen Streich mit ihm erlaubte, wie sie in ihren Memoiren gar anschaulich schildert.* Die Familie des Notars bewohnte das größere der beiden Gebäude und Napoleon drei Monate lang den kleinen Pavillon, bis die Wohnstätte in Longwood halbwegs instand gesetzt war.

Die Straße zieht weiter, dann und wann an einem bescheidenen Parterrehäuschen vorbei, und erreicht endlich die Region der Weiden, die — an Mimosen erinnernd — im Frühjahr gelb blühen und zu den vielen Eukalyptusbäumen und dem blauen Meer im reizvollen Gegensatz stehen. Nach gut einstündiger Fahrt kommt ein Knotenpunkt; es ist Hutsgate, wo außer einer armseligen Kapelle inmitten einer wunderbaren Blütenpracht etliche Häuser dicht beisammen liegen. Dort wohnte General Bertrand, der seinem Kaiser freiwillig in die Gefangenschaft folgte und als einziger bis zu seinem Tode treu blieb, während ihn alle anderen nach und nach aus verschiedenen Gründen verließen.

Aus einer Tiefe von vielleicht hundert Metern ragen Zypressen empor und bezeichnen den Ort, den Napoleon als Ruhestätte gewählt hatte. Es war sein Lieblingsplatz. Eine weiße Marmorplatte ohne jegliche Inschrift bedeckt die Stelle, wo der Kaiser bis zur Überführung nach Paris beigesetzt war. Man hat versucht, sie mit Bäumen zu umrahmen, aber gab es bald wieder auf, da die hieher pilgernden Reisenden es nicht lassen konnten, ein Erinnerungszeichen in Form von Blüten und Blättern mitzunehmen, so daß die Pflanzen eingingen.

* Betsy Balcombe erzählt u. a.: „Im Gänsemarsch zu vieren gingen wir den schmalen Verbindungsgang zwischen Napoleons höhergelegenem Pavillon und meines Vater-Hause hinunter; Napoleon zuerst und ich als letzte. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, meinem Vordermann einen kleinen Stoß zu geben und wurde reich belohnt, denn meine drei ahnungslosen Vordermänner purzelten übereinander. Mein Vater, dem die Sache bald hinterbracht wurde, fand keine Strafe für mich zu groß und sperrte mich in den Weinkeller, wo ich die nächsten Tage und Nächte zubringen sollte. Die zahllosen Ratten, die sich dort frech auf mich stürzten, brachten mich fast um den Verstand und ich konnte sie nur verjagen, indem ich eine Weinflasche nach der andern auf sie warf und bald in einem See stand. Napoleon, dem es zuerst Spaß gemacht hatte, mich durch das vergitterte Kellerloch zu verhöhnen, erbarmte sich schließlich meiner und erwirkte bei meinem gestrengen Vater die Abkürzung der Strafe."

Wenn wir uns jetzt noch etwas mit den Bewohnern und ihrem Treiben befassen, so haben wir uns ein kleines Bild von diesem weltvergessenen Stückchen Erde gemacht, das vielfach falsch beurteilt wird, da die meisten der Bücher, die darüber geschrieben wurden, von Verfassern stammen, die nie einen Fuß auf die Insel setzten. Erst in jüngster Zeit verirrten sich englische und italienische Schriftsteller hierher und scheuten keine Mühe, die mannigfaltigen hergebrachten Irrtümer zu berichtigen, wobei ihnen die Photographie vorzügliche Dienste leistete.

Als die kriegsgefangenen Buren entlassen wurden, hob man auch die Garnison auf und machte dadurch zahlreiche Menschen brotlos. Als Ersatz versuchte man, durch Anbau von Nutzpflanzen neue Einnahmsquellen zu schaffen und hat besonders mit Flachs gute Erfolge erzielt. Brachliegende Abhänge wurden gerodet und selbst auf dürftigem Grund gedeihen die Anpflanzungen. Einer Flachsmühle folgte bald eine zweite, und auch eine dritte ist bereits geplant. Die Abhänge des Kraters verwandeln sich mehr und mehr in Felder und aus seiner Mitte, wo eine Mühle arbeitet, ertönt vom frühen Morgen weithin ein ohrenzerreißendes Getöse, das sich mit dem Lärmen eines Sägewerkes messen kann. Da die Insel nur 72 Quadratkilometer groß ist, werden in Kürze alle Täler von der Mühlenarbeit widerhallen und die Kanarienvögel müssen ihre Stimmchen anstrengen, soll ihr Gesang vom rauschenden Lied der Arbeit nicht verschlungen werden. Aber mit den Singvögeln geht es überhaupt zu Ende, da die räuberischen menorbirds, die „Minierer" mit ihnen aufräumen.

Für Mädchen, die in Südafrika als Dienstmädchen einen guten Ruf genießen, besteht eine Spitzenschule, die schon in den wenigen Jahren ihres Bestandes vorteilhaft wirkte. Die Mädchen fingen mit einfachen Klöppelspitzen an und machen jetzt die herrlichsten Filetarbeiten. Da es dafür zwei aufnahmsfähige Märkte gibt, England und Südafrika, so scheint ein gutes Fortkommen gesichert.

Etliche Familien, deren Vorfahren vor mehreren Jahrzehnten einwanderten, bilden die „Gesellschaft", die dafür sorgt, daß Rangunterschiede und alle damit verbundenen Kleinlichkeiten zu ihrem Rechte kommen. Man ist da immer unterwegs, macht Besuche, veranstaltet Picknicks und Golf- oder Crickettourniere. Die Familienväter sitzen im Stadtrat, zum Teil sich hochmütig von der schwarzen Rasse absondernd, obgleich es bekannt ist, daß vielen das arische Blut nicht mehr ganz rein durch die Adern fließt.

Ein ganz anderes Gesicht erhält die Insel, wenn Kriegsschiffe im Hafen liegen. Dann werden Gesellschaften im großen Stil gegeben und überall wimmelt es von blaumützigen Matrosen, die besonders das Reiten lieben und im Notfall auch mit einem „Ziegenroß" vorlieb nehmen.

bergab, hinauf auf die kleinen Kämme und wieder tief hinab. Die Abhänge, überwachsen von üppigem Grün, zur Linken die Festung mit ihrem mächtigen, malerischen Felsenunterbau. Und immer, wenn wir eine Höhe erklommen haben, ändert sich das Landschaftsbild. Zu einem ungestörten Genuß aller dieser Schönheiten gelangt man aber nicht, denn der Kutscher, der rundrückig auf dem Bock angewachsen zu sein scheint, gibt uns gleichmütig die Weisung, den Radschuh anzulegen. Auch viele Gittertore versperren den Weg; des Viehs wegen sind sie geschlossen. Noch ein letzter und sehr steiler Hügel und die Pferde haben das Ärgste hinter sich. An der Einfahrt ragen schattige Baumriesen, zwischen denen die grauen Mauern des fast düsteren Steinbaues hervorschimmern. Zum Teil sind sie mit prächtigen Schlingpflanzen bedeckt, und rundherum blühen in Rabatten Blumen, andere Pflanzen und Sträucher. Vor Zeiten wurde der Park mit viel Sorgfalt angelegt und erinnert in seiner feuchten Üppigkeit an die tropischen Gärten Indiens; man wäre gar nicht erstaunt, hier einen Elefanten oder einen Löwen im Dickicht zu erblicken. Wenn wir uns tiefer zwischen die Schlingpflanzen und den wilden Ingwer wagen, der am Abfluß des Lilienteiches wächst, können wir allerdings auf einen seltenen Anblick gefaßt sein. Es ist ein Schildkrötenpaar, das seit einigen hundert Jahren hier ein beschauliches Dasein führt. „Sie" soll dreihundert Jahre und „Er" zweihundert alt sein. „Sie" verläßt ihre Wohnung nie und ruht meist bis zum Panzer im Morast verborgen, während er von Zeit zu Zeit auf der Rasenfläche vor dem Haus erscheint, einige Tage herumstampft und dann wieder in seinen Sumpf zurückkehrt. Herr Schildkröte ist so groß, daß er von zwei Personen zugleich als Reittier bestiegen werden kann. Eilig dürfen es die Reiter allerdings nicht haben, denn „Er" ist recht eigensinnig und unberechenbar, liegt oft stundenlang faul, faucht und zischt, wenn er sich ärgert und sucht sich wohl gar aus Bosheit zum Verdruß Sportfreudiger den Tennisplatz als Liegerstatt aus. Dann ist's mit dem Spiel vorbei, weil man sich scheut, bei einem Herrn in so gesetztem Alter Gewalt anzuwenden, sonst könnten ihn einige kräftige Leute schon ein bischen abrücken. Ist „Er" in Wut, dann hebt er seine mächtigen Vorderfüße, die den Durchmesser eines Speisetellers haben, rennt über den Haufen, was ihm im Weg ist — und besonders auf gedeckte Teetische hat er es abgesehen. Das Geklirr von Silber, Glas und Porzellan ist für seine Ohren wahrscheinlich Musik.

Die Natur hier spart nicht mit ihren Reizen. In dem Gewirr von Tamarinden, Eukalyptus und ähnlichem stehen herrliche Eichengruppen, die einzigen Bäume, die an den Wechsel der Jahreszeiten gemahnen, denn oft regnet es im Sommer so viel, daß man ihn vom Winter kaum unterscheiden kann.

Hundertjährigen war immer sehr groß. Derjenige aber, der schon ein halbes oder ein ganzes Menschenleben dort verbringt, kann es sich nicht verhehlen, daß seit der Eröffnung des Suezkanals die Bedeutung der Insel stetig hinschwindet. Während des Burenkrieges flackerte das Leben noch einmal hektisch auf, aber jetzt ist St. Helena nichts weiter, als a forlorn little rock in the South Atlantic . . .

Die deutsche Sprache.

Brief an E. E. von Houston Stewart Chamberlain.

Gewiß, du hast Recht; es wäre frevelhaft, wollte man gerade in diesen Septembertagen, wo die erste große Entscheidung noch schwebt — diejenige, die wahrscheinlich über alle weiteren Entscheidungen „entscheiden" wird — es wäre frevelhaft, wollte man sich dem Rausch einer übermütigen Zuversicht hingeben; von einem Denker wenigstens verlangt man mehr Logik, als daß er Gott demütig um Hilfe bitte und zugleich überzeugt sei, der Deutsche könne nicht anders als siegen. Ich glaube, der Deutsche hat alles getan, was menschenmöglich war, um siegreich aus dem ihm aufgezwungenen Kampfe hervorzugehen; ich weiß aber, welche Rolle unscheinbare Nebendinge, Zufälle, wie man sie nennt, in der Geschichte gespielt haben; aus Grund des Herzens wende ich mich zu Gott und sage, wie der Heiland es uns vorgebetet hat: „Vater, nicht wie ich will, sondern wie du willst." Wahre Demut heißt auf alles gerüstet sein; wissen wir denn, was schwerer zu tragen sein wird: Niederlage oder Sieg?

Aber, aber . . . wie soll ich's sagen? . . . ich fürchte, ich werde nun doch unlogisch oder gar unfromm: eine Niederlage der Deutschen könnte ich nur als hinausgeschobenen Sieg betrachten; ich würde mir sagen: die Zeit ist also noch nicht reif, es gilt, des Heiligtums noch weiter im Kreise des engeren Vaterlandes hüten und hegen. Denn Deutschland allein unter allen Nationen wahrt heute noch ein lebendiges, entwicklungsfähiges Heiliges; unausdenkbar ist es, wie alles, was von Gott kommt, und ich fühle mich mehr als bloß unfähig, es zu beschreiben oder auch nur zu umschreiben; man muß deutsch geboren oder geworden sein, um zu wissen, wovon die Rede ist, zu verstehen, wenn einer davon spricht; man muß mitten in diesem mannigfaltigen Segen leben und weben, muß dessen Luft atmen, in dessen Licht arbeiten, in dessen Sonne leben, unter dessen gütigem Schutze ruhen . . . Ach, und da fällt mir unseres so ganz und ausschließlich deutschen Schillers Wort ein: „Sobald es Licht wird in dem Menschen, ist auch außer ihm keine Nacht

Auch gejagt wird leidenschaftlich, und seien es auch nur friedlich grasende Schafe, die an die Waidmannslust glauben müssen. Einmal im Jahr erscheint das Geschwader von Kapstadt, auf höheren Befehl, um Geld ins Land zu bringen, und häufig landen fremde Kriegsschiffe, um ihre Kohlenvorräte zu ergänzen, bleiben zwei bis vier Tage, sind jedermann willkommen und finden gastfreundliche Aufnahme.

Monatlich gibt es nur ein Postschiff von England, dem fünf Tage später das Gegenschiff, von Kapstadt her, folgt. In diesen paar Tagen muß die Korrespondenz eines Monats erledigt werden und man gewöhnt sich daran sehr schnell. Nach Rückkehr zur Zivilisation dauert es eine ganze Weile, bis man den regen Postbetrieb nicht mehr unangenehm empfindet. — Die meisten Leute fahren oder reiten selbst in die Stadt hinein, um ihre Postsachen in Empfang zu nehmen, und stehen geduldig wartend in der Prellsonne vor dem Postgebäude — wie bei uns die Theaternarren an den Schaltern, wenn ein berühmter Tenor gastiert — bis der nicht sehr eilige Postmeister und seine für den großen Tag gedungenen Helfershelfer mit dem Abstempeln fertig sind. Kähne voll Kisten und Paketen werden vor einem neugierigen Zuschauerkreis ausgeladen, die Spitzenschule schickt Abgesandte mit den neuesten Erzeugnissen zur Landungsstelle und überall stehen schwarzäugige Mädchen oder alte verschrumpfte Weiber, die Samen- und Kernarbeiten verkaufen und in kurzer Zeit losschlagen, denn jedermann nimmt sich gern ein Andenken von der romantischen Insel mit, die er wohl kaum ein zweitesmal in seinem Leben betreten wird. Allerliebst sind die exotischen bunten Samenketten, die zur Zeit in England gern getragen werden. Auch Körbchen gibt es, aus Agavenfäden zierlich zusammengenäht, teils weiß, teils gefärbt.

Die Schiffsreisenden, die vier bis acht Stunden Aufenthalt haben, fahren, wenn sie die Wagenpreise nicht zu unverschämt finden, ausschließlich nach Longwood, wobei sie von der Insel nicht gerade einen vorteilhaften Eindruck bekommen, und meist sehr enttäuscht über das Gesehene auf ihr Schiff zurückkehren. Dann wird es wieder still und einsam, das Kistenöffnen und Auspacken, das immer Leben mit sich bringt, verstummt auch — und das große Briefschreiben beginnt . . .

Der mittelbare Verkehr in St. Helena beschränkt sich auf das Telephon und reitende oder laufende Boten. Daher kommt es auch, daß man nie abgestempelte Marken in die Hand kriegt, was die vielen bettelnden Sammler nicht verstehen können.

Diese knappe Schilderung trägt vielleicht dazu bei, die üblichen irrigen Meinungen über St. Helena ein wenig zu berichtigen, und denen, die zu schwarz malen, zu zeigen, daß es sich auch auf diesem Eiland ganz gut leben läßt — und schwer sterben, denn die Zahl der

1807/1808 als selbstverständlich ausgesprochene Wahrheit in unseren Tagen neu entdeckt werden. Zweitens spricht Fichte in schlichten Worten eine geradezu entscheidende Wahrheit aus, indem er den Grund zu der zunehmenden Verschiedenheit vor allem in den Sprachen findet: unter den Sprachen Europas ist die deutsche die einzige lebendige. Aus dieser Tatsache folgt alles andere; denn, wie Fichte bemerkt: „Zwischen Leben und Tod findet gar keine Vergleichung statt, und das erste hat vor dem letzten unendlichen Wert; darum sind alle unmittelbaren Vergleichungen der deutschen und der neulateinischen Sprachen durchaus nichtig und sind gezwungen, von Dingen zu reden, die der Rede nicht wert sind." Die Katastrophe, die alle jene Sprachen — die englische nicht ausgenommen — vom Leben abgeschnitten hat, entstand dadurch, daß sie auf fremden Wurzeln, also aus totem Material, aufgebaut sind; darum waren sie von Anfang an künstliche, nicht naturgeborene Sprachen; jene Völker haben, sagt Fichte mit Recht, „genau genommen eine Muttersprache garnicht", eine Tatsache, für welche Richard Wagner den schlagenden Ausdruck fand: „Ihre Sprache spricht für sie, nicht aber sprechen sie selbst in ihrer Sprache." Sobald nämlich alle Wörter, die nicht bloß greifbare Dinge bezeichnen, sondern dem Denken und Mitteilen des Gedachten dienen, nicht mehr dem sinnlich Bekannten entstammen — wenn z. B. Erfolg „succès" heißt, und somit an Stelle der lebendigen Vorstellung eines Hinrennens auf ein Ziel zu, gekrönt durch das den Abschluß andeutende „er", zwei Silben „suc" und „cès" stehen, die beide für den Franzosen keine Bedeutung besitzen — sobald das geschieht, sind die Wörter nur mehr abstrakte Rechenpfennige, keiner Steigerung, keiner Modulation, keiner Verbindungen fähig; und das Volk, das eine solche Sprache redet, kennt dann keine Stufenleiter des Verständnisses: der gemeine Mann denkt gar nicht, das Genie findet kein Organ vor, woraus es Neues gestalten könnte; la médiocrité est de rigueur — Mittelmäßigsein ist Pflicht. Hingegen in einer lebendig gebliebenen Sprache, wie die deutsche, „der übersinnliche Teil sinnbildlich ist, zusammenfassend bei jedem Schritte das Ganze des sinnlichen und geistigen in der Sprache niedergelegten Lebens der Nation in vollendeter Einheit, um einen, ebenfalls nicht willkürlichen, sondern aus dem ganzen bisherigen Leben der Nation notwendig hervorgehenden Begriff zu bezeichnen." Man darf nicht übersehen, daß die lateinische Sprache, als sie gegen Ende der Republik eine Kultursprache zu werden anfing, sich aufs Borgen verlegen mußte; von ihr kann man nicht im selben Sinn wie von der griechischen sagen, daß sie „lebe"; denn sie entnimmt der griechischen zahlreiche Bezeichnungen für Gedanken, Gefühle und Ahnungen, fix und fertig, wie sie aus der durchaus originellen, Jahrhunderte alten Entwicklung der hellenischen Völker hervorgegangen waren;

mehr.“ Vorläufig soll mir an diesem Worte genügen: was wir „deutsch“ nennen, ist das Geheimnis, wodurch es in dem Menschen Licht wird; und das Organ dieses Lichtwerdens ist die Sprache.

Nichts kann mich zu dem Glauben überwinden, diese Sprache sei dem Untergange gewidmet! Auch andere Sprachen gibt es, reich an Werken des Geistes, wer möchte das in Abrede stellen? Ich am allerwenigsten, der ich von Kindheit an und bis zur Stunde im Englischen und im Französischen daheim bin, so daß Shakespeare, Hume und Sterne, Ronsard, Pascal und Rousseau meinem Ohre und meinem Verstande in ihren ureigenen Worten und in den unübertragbaren Redewendungen der schillernden, aus Geschichte und Klang entstehenden Beziehungen ebenso nahe und vertraut sind wie Luther, Herder, Goethe. Auch besitze ich wenigens eine Art Ahnung von dem Gefüge und der Kraft der alten Sprachen, kann italienisch lesen und verdanke dauernde Eindrücke dem Studium des Spanischen und des Serbokroatischen. Auf Grund dieser Kenntnisse und auch anderer, aus den Ergebnissen der vergleichenden Sprachwissenschaft gewonnenen behaupte ich: unter lebenden Sprachen steht fraglos die deutsche einzig da, in einer Majestät und einer Lebensfülle, die jeden Vergleich ansschließen. Dies liegt zum Teil in der Struktur dieser Sprache begründet, wie sie sich aus ihrer Geschichte ergibt, zum Teil in dem Inhalte, den sie durch eine beispiellose Reihe tüchtiger, bedeutender, hervorragender, zum Teil heroischer Geister gewonnen hat. Dieser Inhalt — das sei gleich hinzugefügt — reicht über das Sprachgefüge hinaus: so ist z. B. Johann Sebastian Bach, der Wundermann, den Goethe nur mit Gott zu vergleichen wußte, undenkbar außerhalb des Gebietes der deutschen Sprache und außerhalb der Richtung, die Martin Luther dem Geiste, aus dem diese Sprache entwächst, angewiesen hatte. Es ist das alles ein und derselbe Strom.

Was nun zunächst die Struktur betrifft: es ist so viel Treffendes darüber gesagt worden, und so manches davon wird deinem treu haftenden Gedächtnisse eingeprägt sein, daß ich mich fast darauf beschränken kann, dich an die vierte von Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ zu erinnern. Mir fallen Fichtes Schriften im allgemeinen, ich gestehe es, nicht leicht; meistens gehen sie mir gegen den Strich; doch dieser Vortrag über die „Hauptverschiedenheit zwischen den Deutschen und den übrigen Völkern germanischer Abkunft“ lese ich immer wieder von Zeit zu Zeit und erbaue mich stets daran. Erstens freut es mich, daß er unter Völkern „germanischer Abkunft“ auch die Franzosen, die Spanier, die Italiener zählt; zwar liegt es auf der Hand, wieviel germanisches Blut in ihren Adern als Quelle ihrer Kraft fließen muß — es genügt zu wissen, was der Begriff „Germane“ bedeutet, und ein klein wenig Geschichte studiert zu haben; und doch mußte diese im Wintersemester

an bis zu Voltaire verfolgt, gewahrt eine zunehmende Verarmung, sowohl des Wortschatzes wie der Sprachformen, bis dann das Gefüge endgültig zu blankem Stahl verhärtet ist und nur mehr maschinenmäßig arbeitet; diese von einem höheren Standpunkt aus betrachtet unstreitig rückwärtige Bewegung entspricht einem genialen Instinkt: da die Sprache eine künstliche war, so gab es für sie nur ein Mittel, relative Vollendung zu erreichen: sie mußte ganz Kunst — gar nicht mehr Natur — werden. Ein heute lebender Montaigne müßte stillschweigen . . . oder Deutsch lernen. Worauf ich dich nun besonders aufmerksam machen möchte, ist folgendes: reifte dieser merkwürdige Vorgang zu beispiellosem Erfolg, so ist das nicht allein der zwingenden Logik der sprachlichen Lage zuzuschreiben, vielmehr namentlich auch der politischen Entwicklung; die französische Sprache ward genau so wie ihre die unbedingte Einheit und Einheitlichkeit und Einförmigkeit fordernde Monarchie sie wollte: die äußere Bastille konnte die französische Revolution vernichten, nicht aber die innere; der Geist dieses Volkes ist auf immer eingekerkert. Auch die deutsche Sprache hat an Wort- und Sprachbildungen seit Luthers Zeiten manche Einbuße erlitten; namentlich die unselige Vorherrschaft des Lateinischen unter den Gebildeten bis etwa 1750 hat zerstörend gewirkt; gerade die politische Mannigfaltigkeit war es nun, die neben den oben besprochenen Kerneigenschaften der Sprache, eine Katastrophe abwendete. Man braucht nur auf Ober- und Niederösterreich, auf Steiermark, auf die Schweiz, auf das Niederdeutsche zu schauen, um gewahr zu werden, welcher Reichtum an lebendigen Wörtern und Wendungen dank der politischen Spaltung erhalten blieb, fähig, jeden Augenblick wieder Allgemeingut zu werden; ein großer Teil des heutigen Wortschatzes ist im Laufe des 18. Jahrhunderts, von Gottsched bis Adelung, der drohenden Vergessenheit entrissen worden; Leibniz hat in seinen „Unvorgreiflichen Gedanken“ den Weg gewiesen, Goethe und Richard Wagner griffen kühn bis auf die Wurzeln zurück; hier bleibt noch viel zu tun. Ein unsagbarer Segen ist es, daß politische Nation und Sprache nicht zusammenfallen: deutsch ist, wer die deutsche Sprache redet. Kein Völkergebilde der Gegenwart und der Vergangenheit — außer dem hellenischen — kann sich der reichen Mannigfaltigkeit dessen, was deutsch ist, vergleichen. Und auf diesem reichen Boden hat nun „der Geist sich offenbart“ in einer solchen seit Jahrhunderten ununterbrochenen Fülle, daß auch der Inhalt der deutschen Sprache heute einzig dasteht.

Für sehr wichtig ist zu erachten, daß die Anfänge der deutschen Sprache bis in die Urzeit zurückreichen, ohne Unterbrechung: hierauf beruht ja das Lebendigsein der Wortwurzeln, von dem ich vorhin sprach. Ähnliches bietet keine andere Sprache der Gegenwart, wenigstens keine

und bei dem Versuche, eigene lebendige Wörter dem fremden Inhalt anzupassen, entstanden Konfusionen, unter denen wir noch heute leiden; du brauchst nur in meinem Goethebuche den Abschnitt über das Wort „Natur“ nachzuschlagen. Teils also verstand man gar nicht und teils verstand man falsch; die lateinische Sprache der klassischen Zeit besaß infolgedessen — sobald sie sich über das Alltägliche erhob — keine lebendigen Beziehungen mehr zu der Sprache des Volkes; vielmehr war sie eine künstliche, dem Volke unverständliche Sprache geworden, „in der eigenen Heimat halb tot“. Hieraus geht hervor, daß die heutigen Sprachen Westeuropas auf zwiefach abgestorbenen Wurzeln aufgebaut sind; außer der deutschen blieben einzig die skandinavischen rein.

Nur so viel über die Struktur der deutschen Sprache; nur ein andeutendes Weckrufen des Gedächtnisses. Die deutsche Sprache lebt, und weil sie lebt, ist sie geeignet, einem Göttlichen zum Gefäß zu dienen.

Nun aber bitte ich dich, dein Auge auf den kritischen Punkt zu richten, wo dem Gefäß ein Inhalt zugeführt werden soll. „Mit dem Besitzer einer solchen Sprache spricht unmittelbar der Geist und offenbart sich ihm, wie ein Mann dem Manne“, sagt Fichte. Und Goethe ruft aus:

Komm', heil'ger Geist, du schaffender,
Und alle Seelen suche heim!

Dazu gehört aber manches: eine vereinzelte Seele, hier und da, fähig, Offenbarungen des heiligen Geistes unmittelbar zu empfangen und mitzuteilen, das genügt nicht; soll die Sprache an dem Inhalt Kraft gewinnen, so muß jede dieser begnadeten Seelen einem breitangelegten völkischen Leben angehören, reich an Kräften, an Begabungen, an leidenschaftlichem Daseinsdrang; im Nebeneinander und im Nacheinander muß sich Seele an Seele ketten; Sprache und Inhalt bedingen sich gegenseitig, sie wachsen aneinander; vereint streben sie wie ein sich verästelnder Baum empor. Zwar bilden die skandinavischen Sprachen eine kostbare Reserve, eine Art Stärkung der deutschen im Hintergrunde; doch versagte die geographische Lage in ihrer strengen Unwirtlichkeit dem Leben dieser Nationen breite und üppige Entfaltung. Hingegen fand diese Entfaltung in Deutschland in idealer Weise statt. Mag der Historiker Deutschlands Zerrissenheit beklagen, sowie die unsäglichen von ihr in früheren Zeiten verursachten Leiden; das Geistesleben gewann daraus die unvergleichliche Mannigfaltigkeit der Lebensbedingungen und daher auch die Verschiedenheit der richtenden Einflüsse innerhalb der durch die Sprache gegebenen Einheit des Erlebens und des Denkens. Die Sprache wurde hierdurch und wird noch heute beständig in Fluß erhalten. Wer das Französische etwa von Rabelais und Montaigne

borgen bleiben konnte. Denn unter Denken verstehe ich beileibe nicht bloß und nicht in erster Reihe Philosophie, vielmehr den wertvollsten Teil von Wissenschaft und von Kunst, sowie von allem, was zu Bildung und Besitz einer Weltanschauung und überhaupt zu einem geistig ausgefüllten Leben beiträgt. Englische Naturwissenschaft zum Beispiel ist selbst dem gebildeten Manne ein ganz unverständliches Abracadabra, aus lauter barbarischen, griechischen und lateinischen Brocken zusammengesetzt, durchspickt mit noch unverständlicheren und dazu unaussprechlichen deutschen Kunstausdrücken — sie ist also eine Technik, nicht ein Kulturelement; ein englischer Theolog — um ein anderes Beispiel zu nennen — der der deutschen Sprache nicht mächtig ist, weiß heute nicht mehr, wovon in diesem Fache die Rede ist. Darum dringt in England keine Spur wahrer Bildung ins Volk: die Sprache in der das geschehen könnte, ist nicht vorhanden. Bei dem Vergleich zwischen der deutschen und der englischen Sprache trifft das zu, was Fichte gesagt hatte: „Beim Volke der lebendigen Sprache greift die Geistesbildung ein ins Leben; beim Gegenteile geht geistige Bildung und Leben, jedes seinen Gang für sich fort." Die sehr hohe, vornehme, freie Bildung, die man in England antrifft, steht völlig außerhalb des nationalen Lebens; sie übt auf die Haltung der Bevölkerung, auf die regierenden Kreise, auf Ziele und Wege des Staates nicht den geringsten Einfluß.

Daher nun die zwingende Notwendigkeit, daß die deutsche Sprache — nicht die englische — die Weltsprache werde. Siegt die englische Sprache, so steht die Kultur der Menschheit vor einem Abgeschlossenen, und das heißt vor dem Tode. Der moralische Verfall Englands hat sich seit dem Beginn des gegenwärtigen Krieges in erschreckendem Maße offenbart; Verlogenheit, Roheit, Gewalttätigkeit, Prahlerei, dabei Mangel an Haltung, Würde, Gerechtigkeitssinn, Mannhaftigkeit: es ist ein trauriger Anblick. Nun lasse man die immensen Kolonialreiche und auch die anderen Länder englischer Sprache in die Lage kommen, ebenfalls Gesinnung und Seele bloßzustellen: man wird mit Entsetzen gewahren, welcher Verrohung wir entgegengehen — der endgültigen Verrohung des ganzen Menschengeschlechtes. Deswegen muß der Deutsche — und mit ihm das Deutsche — siegen; und hat er erst gesiegt — heute oder in hundert Jahren, das Muß bleibt das gleiche — so gibt es keine einzige Aufgabe, die so wichtig wäre wie diese: die deutsche Sprache der Welt aufzuzwingen. Überall, auch in fremden Rassen, gibt es unter Hunderttausenden einzelne Hochbegabte und Hochgesinnte; ohne Kenntnis der deutschen Sprache bleiben sie von höchster Kultur ausgeschlossen. Und ich habe nicht bloß die genialen Menschen im Auge; auf alle, namentlich auch auf die Einfachen, Schlichten, der Natur Nahestehenden wirkt die deutsche Sprache wie ein Segen, der unmittelbar aus Gottes

Kultursprache. Namentlich das Französische zeigt schon an seinen Ursprüngen einen zufälligen, willkürlichen Werdegang. Es entsteht als ein Kompromiß zwischen zwei widerstreitenden Sprachen: der germanische Eroberer, als der weitaus begabtere, erlernt die Sprache des besiegten Galliers, haut aber die ihm unerträglichen Abwandlungsendungen kurzerhand ab, so weit tunlich, und muß infolgedessen die schwankende Wortfolge unter ein Gesetz stellen, pfropft außerdem auf den dürren lateinischen Stamm zahlreiche neue, kräftige, seinem heimischen Deutsch entlehnte Ausdrücke; bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein bleiben noch Spuren von germanischer Kraft rege, Montaigne nahm sich noch die Freiheit, Worte zu erfinden und zusammenzustellen; doch drang er damit nicht durch, und gleich nach ihm verlosch die Flamme auf immer. Ungleich mehr Kraft wohnt der englischen Sprache inne; sie allein besitzt Eigenschaften, die sie befähigen, der deutschen eine gefährliche Rivalin zu sein. Hier nämlich lagen die Verhältnisse umgekehrt: der normannische Besieger war bereits dem Französischen verfallen; der im Kampf unterlegene, doch numerisch überlegene Angelsachse besaß die stärkere Sprache; aus dieser Mischung, in welcher das Deutsche die Oberhand behält — namentlich in bezug auf die allgemeine Struktur — ist nun ein so wunderbares Organ für menschliche Mitteilung geworden, daß ein Shakespeare aus ihrer Mitte heraus ins Leben treten konnte. Und dennoch! Sobald wir genauer zuschauen, entdecken wir einen furchtbaren, nie gutzumachenden Mangel: das Englische ist fähig, dem Erhabenen und dem Überschwenglichen zu dienen, ebenso der energischen Tat, der politischen Debatte, überhaupt allem unmittelbar Gegebenen, damit auch dem Geschäft, dem Spiel, sowie dem Trivialen und dem Rohen, nicht aber ist es möglich, auf englisch tief und zart zu denken. Selbst das Denken von glänzenden Köpfen versiegt und versandet, und der Halbschotte Kant mußte in Deutschland geboren werden, damit die geniale Gedankenarbeit seines Landsmannes Hume zu Ende geführt werden konnte. Das kommt daher, weil für alle höhere geistige Tätigkeit einzig die latein-französischen Wurzeln in Verwendung genommen worden waren; zum Denken hatte nur der Adelige Muße gefunden, das in Hörigkeit verfallene Sachsenvolk mußte die harte Arbeit verrichten und gewann sich höchstens noch zum Dichten einen Feierabend. Somit fand sich, als die Zeiten für neue Gedankengänge gereift waren, kein gestaltungsfähiges Material zur Hand, sondern nur ungelenke, verrostete Rüstung. Die Folge ist aber, daß England von den höchsten Errungenschaften der letzten zwei Jahrhunderte wie abgeschnitten bleibt, in dem es an dem bewußten und unbewußten geistigen Leben des führenden Deutschland nicht teilzunehmen vermag; daher ein von Tag zu Tag zunehmendes Zurückbleiben, daß dem schärfer Blickenden schon lange nicht mehr ver-

mehr als ein geduldetes, untergeordnetes, nach besten Kräften mit englischen Brocken durchsetztes Element, sondern überall als Sprache der Tüchtigkeit, Redlichkeit, Bildung, und daher als die höchste geachtet. Soweit das Reich sich erstreckt, unterrichte und predige der Geistliche nur deutsch; der Lehrer lehre nur in deutscher Sprache. Im Ausland begehe kein Deutscher das Verbrechen, seine Sprache preiszugeben; er lerne begreifen, daß er hiermit einer niederträchtigen Schande sich schuldig macht. Wenn alle Deutschen in den Vereinigten Staaten, in Canada, Australien usw. an ihrer Sprache, auch Geschlechter hindurch, treu festhalten, dann kommt bald der Tag, wo diese Sprache auch in den gesetzgebenden Körperschaften und Verwaltungen Gleichberechtigung genießt, und ist es erst so weit, dann dringt sie siegend ins Leben ein. Inzwischen muß durch Schulen und auf jedem möglichen Wege dahin gewirkt werden, daß die deutsche Sprache die Sprache aller höheren Bildung werde. Die Menschen müssen einsehen lernen, daß, wer nicht deutsch kann, ein Paria ist. Die fremden Völker werden Deutsch lernen aus Neid, aus Interesse, aus Pflicht, aus Ehrgeiz — mir ist jede Veranlassung recht; mit der deutschen Sprache schenken wir jedem ein so unermeßliches Gut, daß wir uns kein Gewissen über die Veranlassung zu machen brauchen.

So ungefähr denke ich mir den Siegeszug der deutschen Sprache, und kann ich ihn auch nicht mehr erleben, der heutige Krieg läßt mich hoffen, daß ich vielleicht nicht die Augen schließe, ohne den Anfang der Verwirklichung des brennendsten aller meiner Herzenswünsche erblickt zu haben. Wie du siehst, es mischt sich in die Zuversicht, von der ich anfangs sprach, ein subjektives Element: ich glaube wie an Gott, an die heilige deutsche Sprache!

Bayreuth, 22. September 1914.

Sie hatten keinen Herrgott.

Von Josef Stohl.

Im bischöflichen Meierhof war Schätzungskommission. Alle gesetzlichen Bestimmungen waren erfüllt, nur die zwei Sachverständigen waren noch nicht beeidet, weshalb sich der Richter gezwungen sah, sie an Ort und Stelle zu beeiden. Dazu brauchte man ein Kruzifix und zwei Leuchter mit Kerzen. Der Richter wendete sich an die neben ihm stehende Meierin um die erforderlichen Sachen. Die Meierin schaute sich in der Stube um und gewahrte — zum erstenmal — zu ihrem Schrecken in der ganzen Stube keinen Herrgott. Nicht einmal im Herrgottswinkel

Hand ins Herz sich senkt. Welche Sprache bietet uns Märchen wie die von den Gebrüdern Grimm gesammelten? Und — hält man uns ewig Shakespeare vor, der übrigens einzig in Deutschland wirkend lebt, nicht in England — besitzt die deutsche Sprache nicht in Luther einen vergleichbaren Schatz, eine unversiegbare Quelle volkskräftiger Rede, dazu entströmend einer heroischen Gestalt ohnegleichen? Warum gelang die Reform nicht in England, nicht in Polen, nicht in Frankreich? Weil einzig die deutsche Sprache die Kraft in sich barg, das Fremde zu überwinden. Das sage ich nicht den deutschen Katholiken zuleide; mögen sie ihrem Glauben treu bleiben; deutsch aber wurden wir alle durch Luther in erster Reihe; er lehrte uns, im deutschen Volke und im deutschen Staatswesen ein von Gott Gewolltes, Heiliges erkennen, wert der Liebe und der Ehrfurcht; damit legte er die Grundlage. Und von hier an — ich meine von der in den deutschen Volksmärchen sich offenbarenden Volksseele und von der in dem gewaltigen Manne sich offenbarenden Volkskraft — von hier an steigt der göttliche „Inhalt" der deutschen Sprache bis zu jenem mächtigen Schöpfer von Gedanken und von Wörtern, in denen neue Erkenntnis Gestalt und dadurch erst Leben findet — Immanuel Kant, dem keiner nachdenken kann, der nicht die deutsche Sprache beherrscht; er steigt bis zu dem Kant ergänzenden erhabenen Weltweisen Goethe, von dem Jakob Grimm schön sagt: „Ohne ihn könnten wir uns nicht einmal recht als Deutsche fühlen, so stark ist diese heimliche Gewalt vaterländischer Sprache und Dichtung"; er steigt bis zu jenem Gipfel, wo die deutsche Tonsprache — diese den Himmel erstürmende Schöpfung — mit der deutschen Wortsprache so innig verschmolz, daß nunmehr der letzteren auch für alles Unaussprechliche die Fähigkeit des Ausdrucks eignet, womit der Menschheit ein neues Organ geschenkt ist in Kunstwerken, die untrennbar an die einzige deutsche Sprache verknüpft sind, weil Wort und Ton eine Einheit bilden.

Durchführbar ist dieser Traum der weltbeherrschenden deutschen Sprache: es liegt nicht bloß im Interesse der Deutschen, vielmehr ist ihnen hier eine Pflicht vorgezeichnet. Das Pflichtgebot umfaßt zwei Absätze: zum ersten, es darf niemals ein Deutscher von seiner Sprache lassen, weder er noch seine Kindeskinder; zum zweiten, an jedem Ort, zu jeder Zeit soll er eingedenk sein, sie anderen aufzunötigen, bis sie allerorten ebenso triumphiert wie mit seinen Waffen das deutsche Volksheer. Der Geschäftsmann gehe voran und verlange von seinen Korrespondenten die deutsche Sprache — wie das bisher der Engländer und Amerikaner mit seiner Sprache tat. Durch Ausbreitung des Kolonialreiches und ständige Vermehrung der Handelsflotte wird nach allen Winkeln der Welt mit der deutschen Flagge auch das deutsche Wort ziehen, und nicht

Stimme zur Bodentür hinaufschrie: „Na, was is's, hast no koan Herrgott gfunden?"

„Joo", tönte es aus dem hintersten Winkel des Heubodens hervor. „Hab scho an und an groußn a nu!" Und nach einer Weile erschien der Knecht und reichte der Meierin an einem Stricke eine beinahe mannsgroße, ganz mit Staub und Ruß bedeckte Figur zur Bodentür herunter.

„Jes's Maria", schrie die Meierin auf, als sie dessen ansichtig wurde, „der is ja ganz kohlrabenschwarz und ganz mit Spinahäut umspuna, daß koa Fleckl Haut zan entdecka is, und den Schmutz, was er hat."

„Muastn halt waschn", sagte der Knecht, „legn eini in Brunngranda und riebel n mit da Reisbürschtn fest a."

„Wird ma wohl nix anders überbleibn", jammerte die Meierin, „denn mit so ruassign Herrgott kann i do nit vor die Grichtsherren kema"; und sie legte die Figur der Länge nach ins Wasser, griff nach einer Reisbürste und rieb nach Leibeskräften. Mittlerweile kamen der Meierin auch noch ein paar Mägde zu Hilfe, so daß sich sechs geschäftige Hände bemühten. Doch auf einmal, als sie die Figur umdrehten, daß sie mit dem Gesicht gegen Himmel schaute, ließ eine Dirn die Bürste aus der Hand fallen und rief entsetzt aus: „Jessas, das is ja gar koa Herrgott nit, das is ja der linke Schächer vom alten Kreuzweg ob'n am Berg, der nebn an Herrgott gstanden is."

Die Meierin wurde kreidebleich, wie sie das hörte, ließ ebenfalls die Bürste aus der Hand fallen und lispelte verzagt: „Meiner Treu, recht hast, es is da linke Schächer vom Kreuzweg. Aber was machn ma", fuhr sie verzweifelt fort, „im bischöflichen Moarhof koan Herrgott nit, die Schand überleb i nit."

„Na, na", sagte da eine Dirn, „Moarin tat's nit gar so grobb, i woaß enk an Rat. Der Jud drent in kloan Häusl, der allweil so olts Glumpert zsammkaft, hat gestern a uralts Kruzifix aus Elfenboa gschnitzt hoambracht."

„So laf dert schnell umi und sag, ich laß schön bitten, grad auf a Stund mecht a mas leicha, i wir mi scho bei seiner Frau mit a paar Liter guaten Obers und ana Suppenhenn einstölln."

„Na, dann kriagn ma's scho", sagte die Magd, „denn aufs Gflüglat fliagn'n d' Juden damisch." Und fort klapperte sie mit ihren Holzschuhen und mit hochgerafften Kitteln zum Juden hinüber.

Derweil rang die Meierin die Hände und seufzte ein ums andere Mal: „Na, wann da der Schatzungskommission nur nit die Geduld ausgeht!"

Endlich, nach einigen Minuten, die der Meierin wie Stunden geschienen hatten, hörte man wieder das Klappern der Holzschuhe. Die

hing einer, nur ein paar verstaubte Heiligenbilder waren dort und ein berußtes Öllämpchen baumelte von der Decke. „Die Schand", dachte die Meierin, „nit amol in da Gmoastubn vom bischöflichen Moarhof ein Herrgott!" Und eilte in die Dienstbotenkammer. Dort hoffte sie bestimmt einen zu finden, wenn nicht mehr, denn die erste Dirn war sehr bigott, tat wenigstens so, und versäumte kein Jahr, einen größeren Wallfahrtsort aufzusuchen. „Und wann's schon sechs große Wallfahrtsort bsuacht hat", dachte die Meierin, „so wird's ja do amol wo an Herrgott kauft ham und die Ehr' vom bischöflichen Moarhof ist g'rett."

Aber leider fand die gute Meierin in der ganzen Dienstbotenkammer nicht einen einzigen Herrgott, trotzdem sie alle Truhen und Kasten ausstöberte. Im Kasten aber der gerne wallfahrtenden Dirn, wo sie sich ganz sicher einen gehofft hatte, fand sie statt dessen drei Bilder eines Viererdragoners nebst einem Bündel Liebesbriefe, und gleich im ersten stand: „Nandl, wannst wieder amol wallfahrten gehst, suachst dir an weiterentfernten Wallfahrtsort aus, damitst länger bei mir in der Garnison bleiben kannst."

Wutschnaubend schlug die Meierin den Kasten zu und sagte: „Na wart, die laß i nu amol wallfahrten!" Und rannte in die Knechtkammer. Dem unter der Tür lehnenden Roßknecht schrie sie schon von weitem entgegen: „Habts ös nit a Kruzifix in engara Kamma?" — „Na", sagte der Knecht und schob seine Pfeife in dem zahnlosen Munde auf die andere Seite hinüber.

„Es muaß ja oans in da Kammer sei", sagte kopfschüttelnd die Meierin, „is ja do allweil im hintern Winkl afn Brettl oas gstanden." — „O mei! Dos steht scho lang nimmer dort", gab der Knecht zurück. „Die zwoa Stallbuam ham amol graft und da hat oana s Brettl mit'n Kopf abagstessn, is da Herrgott abagfalln und in hundert Trümmer gangen."

„Aber i muaß an Herrgott hab'n", jammerte die Meierin, „i muaß oan habn, Roßknecht, woast denn gar koan im ganzen Haus? Dö Schand — im bischöflichen Moarhof koan Herrgott." — „Wart amol, Moarin", sagte der Roßknecht langsam, „i woaß oan. Am Heubodn, wann i mi net täusch, liegt oana ob'n." — „So geh und holn schnell", rief verzweifelt die Meierin, „d' Schätzungskommission wart ja schon." — „No, no, wird net so pressiern, die Gschicht", gab der Knecht träge zurück, machte noch ein paar Züge aus seiner Pfeife, klopfte sie aus, steckte sie in eine Seitentasche und machte sich mit seinen schweren Stiefeln gemächlich auf den Weg zur gegenüberliegenden Heubodenstiege. Ungeduldig wartete indessen die Meierin herunten, aber es verging Minute um Minute, es verging eine Viertelstunde, bis endlich der Meierin die Geduld riß und sie mit starker

strafen. Sie, wie wir alle sind schuldlos an diesem Krieg. O gib ihnen Sieg! Lasse sie schuldlos bleiben und rein. Und führe sie uns wieder heim! Und schirme, o Herr, unsere Heimat auf Erden mit deiner Hand, bis wir eingehen zu dir ins ewige Vaterland. Amen."

Die „Frankfurter Zeitung" veröffentlicht mit zum Nachweise, was für „Barbaren" die Deutschen sind, den nachstehenden rührenden Brief, den eine deutsche Mutter an eine französische geschrieben hat, deren kriegsgefangener Sohn in Deutschland seiner Verwundung erlegen ist. Der Brief lautet in deutscher Übersetzung:

„Gnädige Frau!

Eine Mutter, die wie Sie ihren Sohn zur Verteidigung seines Vaterlandes in den Krieg ziehen sah, eine deutsche Mutter, möchte Ihnen einige Worte schreiben.

Freitag den 28. August kam hier ein großer Transport verwundeter Soldaten an, unter denen Ihr Sohn, Herr Lucien Paul, sich befand. Er hatte eine schwere Verletzung am Kopfe. Man trug ihn mit großer Sorgfalt ins Krankenhaus der Schwestern des heiligen Vincent von Paul, wo er mit großer Fürsorge verpflegt wurde. Einer unserer Chorherren, Prälat Monsignore Hilpisch, der die Verwundeten besuchte, war von den Schwestern benachrichtigt worden, daß Herr Paul die Beichte abzulegen wünschte. Monsignore fand ihn, wie er mir sagte, sehr schwach. Ihr lieber Sohn sprach mit Mühe und sagte daher zu Monsignore: „Wollen Sie mich, bitte, befragen." Er erhielt die Absolution. Da für den Augenblick keine direkte Gefahr vorzuliegen schien, wollte Herr Monsignore die heilige Kommunion und die letzte Ölung am nächsten Tage geben, um Ihren Sohn nicht zu sehr zu ermüden. In der Nacht aber um 3 Uhr trat ein Krampf ein, dem Ihr Sohn um 1/25 Uhr erlag, ohne wieder zur Besinnung zu kommen. Offenbar war das Gehirn schwer verletzt worden.

Sie können versichert sein, gnädige Frau, daß Ihr lieber Sohn mit der größten Sorgfalt verflegt worden ist und daß man nichts vernächlässigt hat, um sein junges Leben zu retten. Das wird Sie ein wenig trösten, Sie und Ihren Gatten in Ihrem großen Schmerz. Der Gedanke, daß ein Priester ihm in der letzten Stunde beigestanden hat und daß sein Tod ein heiliger gewesen ist, wird Ihnen helfen, Ihr Haupt unter die Hand des höchsten Herrn über Leben und Tod zu beugen. Ihr Sohn ist als Held für sein Vaterland gestorben und schläft jetzt zwar in fremdem, aber gesegnetem Boden, wo er die Auferstehung erwartet und wo er die Seinen, die jetzt seinen Verlust beweinen, wiedersehen wird, um sie nicht mehr zu verlassen.

Seine Bestattung fand am Dienstag den 1. September statt beim Geläute der Glocken der Kathedrale. Er erhielt alle militärischen Ehren. Unsere zwei Kriegervereine mit ihren Fahnen, die von schwarzen Flor bedeckt waren, bildeten das Ehrengeleite. Ein blauer Himmel glänzte über dem offenen Grabe, als die drei Ehrensalven abgegeben wurden. Möge er in Frieden ruhen!

Ich erlaube mir, Ihnen einliegend einige Zweige von dem Lorbeerkranz zu schicken, den die Kriegervereine auf dem Grabe niedergelegt haben, sowie einige Ausschnitte aus der hiesigen Zeitung. Sie werden darin sehen, wie sehr man Ihren lieben Sohn geehrt hat, als man ihn in seine letzte Wohnung brachte. Er ruht im neuen Kirchhof unserer Stadt. Sein Grab tragt die Nummer 1.

Gnädige Frau, man hat mir gesagt, daß der so schwer verwundete junge Franzose vor allem seine Mutter wiederzusehen wünschte. Das ist mir so zu Herzen

Magd erschien und in der Hand hielt sie triumphierend ein kleines Holzkreuz, an dem ein kunstvoll geschnitzter elfenbeinerner Herrgott hing.

„Gott sei Lob und Dank“, rief die Meierin aus, „endla ham ma an Herrgott, Gottlob und Dank, die Ehr vom bischöflichen Meierhof is gerettet.“

Heimgärtners Tagebuch.

Am 6. Oktober.

Das deutsche Volk feiert schon den Sieg. Nicht den politischen noch, der kocht eben im Blute und wir wissen nicht, wann er gar wird; sondern den größeren. Das glorreiche Wiedererwachen der deutschen Seele. — In den letzten dreißig Jahren habe ich recht oft zanken müssen über das Erlahmen ihres Höhenfluges, über das Versinken in Geld- und Genußgier. Das Reine, die Gesittung der Vorfahren wurde von modernen Führern abgelehnt, jede religiöse Regung für Vertrottelung erklärt, jede Ehrerbietung vor Höherem verhöhnt, weil man sich selbst für das Höchste hielt. Sogar edelstes, die Kunst und Literatur, begann schon zu stinken. Das allein, was man mit den Sinnen anfassen und genießen konnte, das allein hatte Wert. Das Verzichten, das Sichopfern für den Mitmenschen, die Güte galt für Degeneration. Der verweichlichte Ichmensch versank taumelnd in seiner Materie. — Und nun stand, vom wilden Pochen eines ungeheuren Feindes geweckt, diese Seele plötzlich auf, ging hin wie ein junger Gott und legte ihren Leib jauchzend auf den Opfertisch des Vaterlandes. Und jetzt waren wir's wieder. Jetzt standen wir wieder in voller Jugendkraft, jedem tieferen Glück, jeder Not gewachsen. — Jetzt mögen die Waffen entscheiden wie Gott will, wir haben unsere Seele wieder, die unsterbliche, die kein Feind verderben kann, weil sie jeder Angriff noch stärker macht. Wir haben die Kraft, wir haben die Freude. Wir werden das Land beschützen, den Feind zurückweisen, den Frieden erobern. Aber wir werden im Frieden nicht mehr verludern, wir werden deutsch sein in Leben und Wirken, deutsch mit ganzer Seele.

Am 10. Oktober.

Ein fünfjähriger Knabe in meiner Nachbarschaft betet jetzt täglich vor dem Schlafengehen ein Gebetlein: „O, Himmelvater, Herr der Welt! Wir bitten für die Soldaten im Feld, im fernen Land, unter Frost und Brand. Uns ist beschieden der Heimat heiliger Frieden; wir ruhen zur Nacht in stillen Betten. Die Soldaten stehen auf der Wacht, sollen uns schützen und retten. Allmächtiger Gott, verlasse sie nimmer und nie, schütze und rette auch sie. Du sandtest sie aus mit Waffen, die falschen Feinde zu

Schule hat, möchte ich nicht ebenso auch für sie im tschechischen Volke sammeln?

Die Schule ist die wichtigste Kulturangelegenheit der Völker und der Deutsche Schulverein bleibt, was er ist.

Man liest so oft von den tapferen Kämpfen und Siegen der Deutschen gegen den Feind. Man vergesse nicht, daß an Seite der Deutschen auch die Ungarn, Polen, Tschechen, Italiener, Kroaten usw. mit nicht geringerer Tapferkeit streiten. Es geht ja natürlich auch um ihre politische Freiheit und Existenz, aber wir Deutsche werden nie und nimmer vergessen dürfen ihrer Treue und Tapferkeit, die sie in dieser Zeit dem Staate so herrlich bewähren.

Am 20. Oktober.

Heute Nachmittagsausflug auf den Semmering. Der war fast so schön, als noch vor vierzig Jahren. Friedsame Alpennatur, glasklar die beschneiten Hochberge, von hellstem Sonnengold durchsprenkelt die Wälder, weil die gilbenden Lärchenkegel darin standen. Alle Straßen leer, die Hotels, Villen und Paläste öde, doch mit offenen Toren, die Gäste zu empfangen. Aber die Wiener kommen nicht mehr. Im Frühsommer waren sie dagewesen, die feinen Herren und die schönen Frauen. Zur Zeit der Kriegserklärungen stoben sie zu Haufen nach Wien. Auch die, so nicht einrücken mußten. Sie flohen in die Stadt, mitten im Hochsommer. Warum, das wußten sie wohl selber nicht. Sprangen sie nicht aus Angst vor dem Ertrinken in das Wasser? Hier oben hätten sie Frieden gehabt, dort sind sie im brodelnden Hexenkessel der Volkserregung, der endlosen Militärbewegungen, der wildesten Gerüchte und anderer Sensationen. Gefällt ihnen das? Na, dann ist es ja recht. Dann haben sie jetzt gute Zeiten.

Auf dem Semmering warten die einzig schönen, warmen, reinen Herbsttage auf Erholungs- oder Ruhebedürftige. Aber es kommt kein Wiener mehr. Sie erholen sich immer noch an den Sensationen.

„Sein tuat das so“, belehrte mich ein alter Fuhrmann, der behäbig bei seinem Reisigkarren stand, „die Weanerstadt hat zwar ein teures Pflaster, aber das Semmeringerpflaster, das is noch a bissel teurer. Und da bleibn die liabn Weaner halt zu Haus, und was s damit dersparn, das gebn s für die verwundeten Soldatn.“

„Ja, so wird's sein“, spottete ein Hausmeister, der beschäftigungslos so herum stand. „Wissn S, warum die Herrschaften nicht kommen? Weil sie wissen, daß die andern auch nicht kommen. Da täten sie sich ja zu viel langweilen — was glauben S denn? Und die andern denken halt auch so, und deswegen kommt gar keiner.“

gegangen, daß ich beschloß, seiner armen Mutter sofort zu schreiben und ihr alles, was ich über den jungen Soldaten erfahren konnte, mitzuteilen. Denn auch ich, gnädige Frau, habe einen einzigen Sohn, der voller Enthusiasmus dem Rufe seines Kaisers gefolgt ist, und seit dem 22. August fehlt uns jede Nachricht von ihm.

Dieser Brief soll Sie ein wenig in Ihrem großen Schmerze trösten, Sie und Ihre ganze Familie über den großen Verlust ihres teuren Sohnes, der sein junges Leben für sein Vaterland geopfert hat.

Genehmigen Sie, gnädige Frau, die Versicherung der aufrichtigsten Teilnahme einer Mutter, die innig mit Ihnen empfindet.

Dieser Brief, bemerkt das Frankfurter Blatt, ist ein deutsches Kulturdokument, das auch dem Auslande sagen kann, wie man trotz des uns aufgedrungenen Krieges in Deutschland menschlich zu empfinden weiß. Wie hier eine deutsche Mutter denkt, so denken auch die Söhne solcher Mütter — sie sind wahrlich weder Hunnen noch Barbaren!

Am 12. Oktober.

Für wen schreiben wir die schöngeistigen Bücher? Für Vollmenschen kaum, die brauchen sie nicht und haben auch nicht Zeit dazu. General Hindenburg, der Held von Ostpreußen, gestand gelegentlich, daß er zur Literatur nie ein Verhältniß gehabt hätte. Er habe müssen Landwirtschaft und Kriegsstudium treiben. Wir Schreibersleute sollten uns das merken. — Ich habe meine 55 Bände auf 40 herabgedrückt und ich glaube, daß deren immer noch um etliche 30 zu viel sein werden. Man sollte den Leuten doch mehr Zeit lassen zum Kornbauen und Vaterlandverteidigen.

Am 18. Oktober.

Aus Prag ein Schreiben, ich möchte erwirken, daß der Deutsche Schulverein sein Geld für Kriegszwecke gebe und sich dann auflöse. Seit Österreichs Völker einig geworden, brauche man keine Trutzvereine mehr. — Trutzvereine? Seit wann sind wir ein Trutzverein? Die Deutschen bauen auf gefährdetem Boden ihrer Vorfahren deutsche Schulhäuser, damit ihre Kinder der Elternsprache nicht verlustig werden. Auch unsere österreichischen Nachbarvölker tun dasselbe und haben recht. Nicht übergreifen auf fremdes Gebiet, aber angestammtes Eigen beschützen — darin habe ich doch um Gotteswillen nie was Feindseliges erblicken können. Wenn der Landmann hart an der Grenze seines Feldes Korn säet, so wird das der Nachbar doch nicht für Trutz halten, selbst wenn einmal ein Körnlein auf seine Scholle fiele. Es ist ja kein Unkraut. Er säet ja auch so. — Ich hoffe, wir werden uns, wenn wieder der Friede kommt, untereinander leichter verständigen als bisher. Die Tschechen haben mich bei meiner Schulvereinssammlung zwar grob mißverstanden, obschon mein Leitspruch „Uns zum Schutz, niemandem zum Trutz“ allbekannt ist. — Ich habe halt einmal meine Freude an Volksschulen. Wenn irgendwo eine arme tschechische Gemeinde ist, die keine

voller Zuversicht die Älteren! Da stehe ich auf dem Bahnsteige und verabschiede mich von einigen Landwehrmännern, die in dem endlosen Zuge bereits ihre Plätze eingenommen haben: ein altes Mütterchen hat ihrem einzigen Sohne bis dahin das Geleit gegeben und steht weinend am Geleise; ein anderer Landwehrmann aber ruft ihr tröstend zu: ‚Mudder, ween S man nich! Wi kamt all werrer; dei Gschicht dor müllt wi bald klar kriegn!‘ Wie ich alter Kerl aber mein Inneres ‚klar‘ kriegen soll, das weiß ich noch nicht. Gilt das Wort des Großen von Nazareth: ‚Ihr habt gehört, daß zu den Alten gesagt ist: Du sollst deinen Freund lieben und deinen Feind hassen; ich aber sage euch: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen‘ — gilt das? Dann bin ich heute nicht mehr sein Jünger . . . Gilt das Wort: ‚Wenn dir jemand einen Streich gibt auf deinen rechten Backen, so biete ihm den andern auch dar‘ — gilt das wirklich noch, dann bin ich heute nicht mehr sein Jünger! . . . Das ist das furchtbarste Verbrechen, was die Tripel-Staatsmänner auf sich geladen haben: daß sie uns alle zu Sündern gegen das fünfte Gebot, daß sie die reine Lehre Jesu zum Spott und Hohn, daß sie die Religion zur Karikatur gemacht haben! Dafür treffe diese Teufel der Fluch der Menschheit bis in alle Ewigkeit!“

Dieser schreckliche Brief ist ein Stimmungsbild vom Oktober 1914. Wir begreifen ihn, ja wir selber sind zeitweise solchen Anwandlungen unterworfen gewesen. Haben uns aber allemal wieder gesagt: Ist denn das was Neues, was jetzt geschieht? Hatten wir nicht schon in der Schule etwa von 8 bis 9 Uhr Geschichte und von 9 bis 10 Uhr Religion? Es ist uns nie eingefallen, daß Geschichte die Religion, oder umgekehrt, ausschließen könnte. Nachdenklichen konnte es bei diesem ungeheueren Gegensatz höchstens einfallen, daß die Menschen denn einmal nicht so sind, als sie nach eigenem Wollen sein sollten, sein könnten. Daher kam der große Lehrer und hielt dem teuflischen Schreckbild der Weltgeschichte das göttliche Anbild unserer Sehnsucht gegenüber. Gerade in diesem Kriege erlebten wir wieder, wie die Schlechtigkeit der Anstifter — wenn auch ungewollt — eine Nächstenliebe und Beistandsfreudigkeit erweckten, die in dem weichen Frieden der Jahrzehnte längst erstickt zu sein schien. „Liebet auch euere Feinde!“ Dieses beispiellose Wort werden wir überhaupt nie begreifen, noch viel weniger erreichen. Aber wie unendlich mehr der Greuel und des Leides gebe es noch, wenn das Wort *nicht* gesprochen worden wäre? Nehmen wir doch wieder einmal zwei Schulstunden, beschauen wir uns von 8 bis 9 Uhr eine mörderische Schlacht, und von 9 bis 10 Uhr ein Lazarett des Roten Kreuzes, wo Freund und Feind mit der gleichen Sorgfalt gepflegt werden. Vielleicht gibt uns das wieder ein wenig Vertrauen zum Christentum.

Eine arme Frau, deren zwei Söhne vor der Front stehen, beklagte sich, daß so wenig Leute *trösten* können. Sie sei jetzt ganz vereinsamt auf der Welt und möchte halt manchmal mit jemandem über ihren Kummer reden. Da komme gewöhnlich solcher Trost zurück: Na, nur Mut, jetzt ist halt Krieg. Müssen alle dran. Den Soldaten geht’s ja

Na, mir ist's recht. Der Semmering war schon lange nicht mehr so schön, als er jetzt ist. Aber ob die daheimbleibenden Wiener nicht doch recht haben? Wie soll man denn auf Ergötzung und Vergnügen ausgehen in dieser Zeit!

Am 25. Oktober.

Draußen ringsum tobt gegen uns noch der Völkerwahnsinn, den wir zwar bändigen, aber noch nicht besiegt haben. Unendliche Schlachten werden geschlagen in Frankreich, in Belgien, in Polen, in Galizien, in Serbien, in Montenegro, an der Adria. Weiter draußen in den Kolonien Aufstände und Kämpfe. Von Japan bis Schottland brennt die Erde. — Aber in diesem Alpentale ist es ruhig geworden. Gestern sind die letzten fort. Nichts erinnert an den Krieg als die Zeitungen und die Weiber, die um einen Stuhl raufen, auf dem einmal ein Mannsbild gesessen.

„Und trotzdem! Wenn es sein muß. Es sind ihrer viele noch im Reiche, die auch mitwollen. Wir bringen noch eine dritte und vierte Armee auf. Weil wir schon einmal so weit sind, unreifen Frieden schließen wir nicht." So redete heute unser Dorfschmied, der zwei Buben in Galizien stehen hat. Mir gefällt der Mann.

Am 28. Oktober.

Wilhelm Schwaner, der Herausgeber des „Volkserziehers" in Berlin, veröffentlicht einen Brief eines alten Volksschullehrers an ihn, der wohl wert ist, im genannten Blatte vom Oktober ganz gelesen zu werden. Ich bringe hier nur einen Auszug:

„Werfen Sie diesen Brief ins Feuer. Aber schreiben muß ich es; ich muß mir's vom Herzen reden, und gerade Ihnen muß ich es schreiben. Ich alter 65jähriger Friedensmichel, ich alter Esel, umgeschüttelt, durchgerüttelt, ganz und gar umgekrempelt bin ich in diesen letzten traurigen — herrlichen Tagen und Wochen! Eine Kampfnatur bin ich nie gewesen, obgleich ich in meinem amtlichen Leben manchen Streit und manches Leid habe ausfechten und auskosten müssen. Aber daß es im öffentlichen, im staatlichen Leben, in unserer ‚aufgeklärten', ‚religiösen' Zeit noch möglich war, daß solche niederträchtige Schurken wie in England und Frankreich an die Spitze kommen und die Verantwortung für einen Weltkrieg auf sich nehmen konnten, das habe ich nicht geglaubt — ich alter Narr! Ich war der kindlich reinen Meinung, wenn ‚Väterchen' etwa wagen sollte, seine barbarischen Horden auf uns loszulassen, dann müßten, der Kultur und der Menschlichkeit wegen, trotz des Dreiverbandes, England und auch Frankreich auf unserer Seite stehen! O heilige Einfalt! Von der Idee des Weltbürgertums bin ich geheilt, gründlich und auf immer! Gottlob brauche ich mir keinen Vorwurf zu machen, daß ich meine Schüler nicht zur Vaterlandsliebe und zur Treue für das Vaterland bis in den Tod erzogen hätte. Viele von meinen Jungens stellen jetzt ihren Mann vor dem Feinde, und feige ist hoffentlich keiner von ihnen; mehrere sind schon verwundet. Und wenn man mich alten Kerl noch gebrauchen kann, nachdem die Jugend hingemordet ist: ich würde mich keinen Augenblick besinnen und würde bis zum letzten Atemzuge kämpfen für mein Vaterland, kämpfen für Wahrheit und Recht! Wie sind unsere Krieger ausgezogen! Auch aus unserem Dorfe! Jubelnd und singend die Jungen! Ernst, aber

Nerven verlangen. Immer nur vom Krieg und immer nur Aufregung, das ist nicht gesund.

Insofern es den Zeitungen ernst ist damit, daß sie beruhigen wollen, könnten Sie meinen Rat befolgen.

„Befruchtet die Erde, zerschlagt die Maschinen, und fröhliche Jugend wird wieder beginnen."

Diese Zeilen schrieb ich heute einem Großhändler in sein Stammbuch. Abschon er selber das Autograph erbeten, riß er es alsogleich entzwei, nachdem er es gelesen.

„Und der Handel?!" schrie er entrüstet auf. „Einem solchen Rückschrittler sollte man doch den Mund vernageln!"

„Rückschrittler? Mag sein", antwortete ich. „Doch wohin seid ihr mit eurem Fortschritt gekommen? Machet jetzt bloß einmal die Augen auf!"

Durch die Maschinen, mein Herr, erobern wir die Welt!"

„Ja, solange nur wir allein die Maschinen hatten. Jetzt, da sie auch die anderen haben, verwüsten wir damit die Welt."

„Was täten Sie, mein Herr Rosegger, ohne die Druckpresse?"

„Ich? Ohne die Druckpresse? Ich würde nicht immer so raisonieren können." —

In Spaß und Ernst: Es wäre doch vielleicht der Mühe wert, einmal gründlich darüber nachzudenken, ob die Vorteile unseres übergroßen Maschinenwesens wirklich größer sind als die Nachteile.

Auf einem Spaziergang über die Matten begegnete mir der Unterlehrer des Nachbardorfes mit einem etwa zehnjährigen Knaben. Sie sollen gerade die Erdkugel in der Arbeit gehabt haben. Als der Lehrer bei mir stehen blieb, wurde der Knabe entlassen. Dieser reichte mir artig das Handel, schaute mich mit klugem Auge treuherzig an und hüpfte dann lustig über die Wiese dahin.

Als ich dem Jungen wohlgefällig nachblickte, sagte der Lehrer mit sorgenvoller Miene: „'s ist halt ein Kreuz mit dem kleinen Bertl. Er lernt so schwer. So sehr er sich Mühe gibt, er ist schwach an Auffassung. Die einfachsten Sachen muß man ihm eine Stunde lang eintrichtern. Dann weiß er's und sagt's nach. Und bei der nächsten Wiederholung ist es, als ob er nie was davon gehört hätte. Ich gebe ihm Extrastunden, aber ich bringe ihn nicht weiter. Seit einer Woche demonstriere ich, daß die Erde eine Kugel sei. Als ich ihn so weit habe, daß auf der Oberfläche dieser Kugel die Meere und die Länder sind, kann er wieder nicht begreifen, daß untenauf der Kugel das Meer nicht abipritschelt und daß die Leut nit kopflings abifallen."

ganz gut, hört man; manchmal bissel im Wassergraben liegen. Das schadet nix. Fürs Vaterland. Werden schon wieder zurückkommen. Und wenn nicht — gefallen fürs Vaterland. Ein schöner Tod. Ein Heldentod. Nur nicht verzagt sein. —

So trösten sie. Daß das bange Herz nach solchem Trost garnicht verlangt, weil es sich den selber sagt, daß es sich nur nach ein wenig Teilnahme und Mitleid sehnt — sie denken nicht daran. Die schwer bekümmerte Mutter ging zu meiner Frau, um ihr Herz auszuschütten. Meine Frau sagte gar nichts — sie weinte mit ihr. Und dieses gemeinsame Weinen hat der verlassenen Mutter wohler getan als die hochklingendsten Trostworte.

Am 29. Oktober.

Auch das muß ins Tagebuch, wie heute im Dorfwirtshause der Gemeindeschreiber den Bauern erklärte, was das jetzt für eine große Zeit ist.

Da reckte sich ein knorriger Waldler auf und sagte mit kalter Gemessenheit gegen den Schreiber hin: „A große Zeit, moanen's? Sö! Wann Sö däs noh amol sogn, so hau ih eahner a por owa!"

In der Zeitung las ich, daß man nicht so viel an den Krieg denken soll, daß man sich wieder mehr seinem täglichen Beruf hingeben und heiter sein soll! Ganz meine Meinung. Aber was wollen denn die Zeitungen, die jetzt täglich dreimal erscheinen, was wollen sie denn anderes, als uns zu jeder Tageszeit an den Krieg erinnern? Auch im Krieg gibt es Zeiten, die nicht einmal für zweimaliges Tageserscheinen der Blätter genug Neuigkeiten bieten, so daß die Nachrichten des Morgenblattes im Abendblatt wiederholt werden müssen. Wozu da noch ein Mittagsblatt? Kommt vormittags ein großes Ereignis, gut, dann ein Extrablatt, dann bedeutet es etwas, dann sind auch die Riesenbuchstaben angebracht. Ansonsten, wenn nichts Besonderes zu verkünden ist, sind solche Erscheinungen irreführend, ohne Zweck aufregend und hohle Sensationsmacherei. Die Zeitungen sollten wieder ihre gewöhnliche Form kriegen. Ist schon bei jeder Nummer die Zensur eifrig daran, Beunruhigendes, Aufregendes zu streichen, so sieht man nicht ein, weshalb die Blätter im übrigen solch lärmendes Wesen belieben. Der Krieg ist eine so große Sache an sich, daß man sie nicht noch aufzumutzen braucht. Vom Kriegsschauplatz sollte man einstweilen nur die amtlichen Nachrichten und etwa dazu Erklärendes bringen, im übrigen die anderen, die friedlichen Vorgänge des Lebens in den Vordergrund stellen, so, daß man wieder eine ordentliche Zeitung hat; wenn die Nummern auch dünn sein werden, da viele Schreiber ja im Felde stehen. Wir haben unsere Pflichten zu Hause, die täglich Sammlung und ruhige

Noch nie ist das deutsche Volk zu Weihnachten so gründlich bei sich selbst daheim gewesen als diesmal.

Feinde ringsum, die gleichsam für uns einen Schutzwall bilden gegen die widerliche Ausländerei, der wir zu verfallen drohten. An uns das Beste verlierend, von fremden Völkern Nichtiges einsaugend, waren wir in Gefahr, nationale Zwitterlinge zu werden.

Aber nun besinnen wir uns der Schätze, die wir daheim in reichster Fülle aufgespeichert haben. Weihnacht weist uns zur Einkehr bei unseren Denkern und Dichtern, zum Buche. Wir geben das Buch uns selbst, wir geben es unseren Lieben. Nichts Würdigeres, als die großen Geister der Nation zum Feste zu laden. Kein vornehmeres Geschenk als das Buch, in schwerer Zeit keine glücklichere Insel der Seligen als das deutsche Buch. Unsere Klassiker! Unsere neueren, die zeitgenössischen Dichter, die mit uns leben, ringen und leiden; hören wir, was sie uns zu erzählen wissen, was sie uns zu sagen haben. Suchen wir in ihnen die deutsche Seele, die Quelle herzstärkender Zuversicht und Weltfreudigkeit, frohen Menschenvertrauens und frommen Gottempfindens. Vernehmen wir die hehren Klänge von Liebe und Treue, von Großmut und Heldenhaftigkeit, hören wir das harmlos heitere Lachen des deutschen Humors, versetzen wir uns durch das Buch in schönere, bessere Welten, so uns die gegenwärtige nicht gefallen will.

Für fremde Literatur, soweit sie gut ist, werden wir noch genug Zeit haben. Diesmal, Freunde, wollen wir deutsche Weihnachten halten, wollen uns im Buche des Christbaums erfreuen an der warmen, lichten, deutschen Seele.

Die Zeit der langen Nacht ist gekommen, wir brauchen ein Licht.

Das Gold vor der Front.

Von Peter Rosegger.

In einem Winkel der eisernen Kasse lehnte der Goldbarren und schluchzte. Öde und Dunkel im Gelaß und das Gold mußte weinen.

Da rief plötzlich die Eisenwand der Kasse mit harter Stimme: „Was heulst du, Taugenichts?"

„Weil ich ein Taugenichts bin, geworden bin im Gefängnis", sagte das Gold.

„Ach, du warst es immer!" rief das Eisen. „Du warst nie für etwas Rechtes zu brauchen. Nur für Tand und Hoffart."

Das Gold erinnerte: „Ich war im ganzen Reich das einzig Beständige, ich trotzte den Elementen. Ich war der Herrscher."

„Lieber Herr Lehrer", darauf mein Entgegnen, „ich kenne erwachsene, sonst ganz gescheite Leute, die das auch nicht begreifen. Da müßte erst ein tüchtiges Kapitel aus der Physik vorgespannt werden. Ich würde dem Kleinen die Erdkugel einstweilen erlassen nnd nur die Ländernamen aufgeben."

„Aber!" rief der Lehrer verzagt aus, „er kann sich nicht einmal die fünf Weltteile merken. Vor einer Woche hat er sie wie das Vaterunser hergesagt, heute ist alles wieder verschwitzt. Es ist halt ein Kreuz, der Knabe ist einfach ein bissel dumm." —

Über diese Sache habe ich nun den ganzen Tag nachdenken müssen. Mir sind mein Lebtag allzuviel Kinder und auch Erwachsene vorgekommen, die für ihnen von außen angeflogene, theoretische Dinge absolut keine Auffassung und kein Gedächtnis haben. Sie verstehen nichts, sie können nichts behalten. Dabei sind sie im Leben oft die klügsten, anschicksamsten und tüchtigsten Menschen. Es gibt halt Leute, die nur aus **sich** heraus wachsen können. In sich sind sie fortwährend geistestätig und produktiv, sie lernen nur aus ihren eigenen Erfahrungen. Was ihnen aber schematisch von außen anfliegt, das prallt ab, das ordnet sich ihrem ursprünglichen Geistesleben nicht ein. Erst wenn etwas in ihnen selbst Entstandenes und Reifendes nach weiterer Unterweisung ausschaut, sind sie für Unterricht, für Lehrbücher empfänglich; dann ist plötzlich das klare Verständnis und ein vorzügliches Gedächtnis da. Der Knopf ist aufgegangen. Vielleicht sind gerade das die ursprünglichen, die schöpferischen Menschen, die aus sich selber vieles hervorbringen, entdecken, erfinden, was andere erst durch Unterricht in sich hineinbekommen müssen. Freilich entdecken sie dann manches, was längst schon entdeckt ist; trotzdem ist ihre ursprüngliche Geistesarbeit höher zu schätzen als die Aufnahme- und Memorierfähigkeit für Worte.

Ich höre eben, daß der kleine Bertl ein höchst aufgewecktes Bürschel ist, voller Einfälle und kluger Bemerkungen. Alles ihm geschenkte fertige Spielzeug verachtet er und macht es sich selber aus gewöhnlichem Zeug, daß es oft zum verwundern ist. Auch vergißt er Dinge, um die er aus eigenem Anlasse gefragt hat, nie wieder. Der wird die Geographie ganz kurios inne haben, bis er hinaus muß in die Welt, und die Kugelform der Erde aufs beste begreifen, bis er ein Weltumsegler ist. Vielleicht vermehrt er die alten Wissenschaften um ein paar neue — zum Mißbehagen der Schüler, denen nicht einmal die alten im Kopfe bleiben.

Aber nun möchte ich über diese Sache gern einen gescheiten Erzieher hören.



Verse.

Von Hans Weber.

I.

Als ich ein kleiner Junge war,
Da schrieb ich in der schönen Weihnachtszeit
Ein Festgedicht.

Das haben sie in der ganzen Stadt gezeigt
Und alle staunten mich nicht wenig an.
Sogar der Lehrer sah mich freundlich an,

Rief mich in seine kleine Stube
Und las mir da gar manche Reime vor:
Von Myrthenkranz und Jungfraun allerlei.

Ich aber hörte staunend zu
Und dachte mir, wie es doch schöner sei,
Daheim zu spielen.

II.

Ich hatte meiner Großmutter
Mit netten Versen zum Namenstag viel Glück gewünscht
Und noch ein langes Leben.
Da sah sie mich ein Weilchen traurig an,
Suchte ein altes Blatt und las mir vor:
Den Gatten und zwei Söhne nahm der Tod,
Zwei Söhne zogen in die weite Welt.

Ihr großes Haus war leer und still die Flucht der Zimmer.
Sie war allein und konnte doch nicht fort.

Ich hörte staunend zu
Und wollte weg.
Großmutter weinte.

III.

Als ich einmal — die Sonne war wohl heiß —
Ein Mädel auf den roten Mund geküßt,
Da hat sie leis es mir ins Ohr geflüstert,
Wie gern, wie gern sie mich nur haben könnte.

Ich gab ihr froh, was mir das Liebste war:
Ein schmales Heft mit Versen,
Und glaubte wohl, ich gab ihr viel.

Doch sie hat nur gelacht
Und mir gesagt, ich sei ein Kind.
Ich aber wurde traurig.

IV.

Mein Vater hat niemals geglaubt,
Man würde meine Verse drucken,
Und ich hab' sorglich ihm verschwiegen,
Daß ich schon ein paar „gedruckte" hätte.

Ich wollt' sie ihm als Weihnachtsgabe schenken.
Mein Vater feiert Weihnachten nicht mehr.
Mein Vater zog ins Feld und blieb am Feld.
Und in der Lade liegen Verse, Verse.

Aus unserer Zeit.

England und John Bull.

John Bull ist nicht England, er wohnt nur darin in einigen hunderttausend Häusern und hat gegenwärtig Seiner Britischen Majestät Regierung. John Bull ist nicht England, all die freimütigen Stimmen anständiger, kluger und mutiger Briten bewiesen es, die bei aller Wahrung ihrer vaterländischen Gesinnung entschieden gegen diese Regierung sprachen. Zum drittenmal nein: John Bull ist nicht England, — wer sich dessen bewußt bleibt, was hinter den Kämpfen steht, der sollte sich das in

Das Eisen: „Und hast die Menschen verführt und verdorben.“

Gold: „Die verführt und verdorben sein wollten. Sie haben mich erniedrigt, nicht ich sie.“

Eisen: „Heuchler! Und wie geringschätzig hast du stets hergeblickt auf mich. Obschon in mir allein die Kraft, die Arbeit und die Wehr liegt. — Ich glaub's, daß es dich wurmt, wenn jetzt in ernster Zeit sich alles von dir wendet, wenn du von allen Seiten hören mußt: Gold gebe ich für Eisen!“

Gold: „Diese Zeit ist dein. Aber ich möchte schon auch was leisten, wenn man mich nicht hier gefangen hielte.“

Eisen: „Du was leisten? Da wäre ich doch neugierig.“

Gold: „Und zeigen, daß ich ebenso stark bin wie du.“

Eisen: „Wenn du so stark bist — versuch's, geh' jetzt bloß einmal ins Freie. — Nicht wahr, wie sich die Zeiten ändern! Sonst warst du mein Herrscher, jetzt bin ich dein Kerkermeister.“

Gold: „Sage mir, Eisen, bist du ein edles Metall?“

Eisen: „Das sieht doch alle Welt.“

Gold: „So laß mich frei Du wirst sehen, was ich kann.“

Eisen: „Ich kann mir's denken. Den Krämerbuden würdest du zulaufen, den Spielhöhlen, den Lasterhäusern.“

Das Gold konnte eine Weile nicht sprechen vor Kränkung. Endlich sagte es leise: „Ich würde ins Feld ziehen, vor die Front.“

Eisen: „Du? Du ins Feld? Wohl gar um den Feind zu bestechen, daß er dir das Geschäft nicht verderbe!“

Gold: „Hartes Eisen. Wie wollte ich deinen Spott zuschanden machen!“ —

Nun wurde das Eisen nachdenklich und schaute ernst auf das Gold, das im Dunklen ein wenig leuchtete. „Gut“, sagte das Eisen, „wenn es wahr ist, daß du uns ernstlich zuhilfe kommen willst in dieser Not, so will ich bei Seiner Majestät ein Gnadengesuch einreichen um deine Befreiung“.

Schon am nächsten Tage war's, da hatte der Kaiser die Kriegsanleihe angeordnet. Sogleich sprangen alle Kassen auf im ganzen Land, das Gold drang in die Welt, vereinigte sich zu einem Riesenheere, zog ins Feld und brachte den schwerbedrängten Soldaten unendliche Mengen von Kampf- und Lebensmitteln, ein Meer von frischer Kraft und von Herzensmut. In neuer, unwiderstehlicher Kraft entbrannte der Kampf und der Feind wurde geschlagen.

Das tapfere Gold ist dann ausgezeichnet worden — mit dem Eisernen Kreuz.

---

gegen Deutsche in Deutschland seinen gesetzlichen und moralischen Geldverpflichtungen jetzt entspricht. Nun habt ihr Vollmachten für fair play, nun zieht hinaus, ihr frischernannten königlich großbritannischen Kommissionen, die ihr in den neutralen Ländern studieren sollt, wie man am ausgiebigsten englische Waren da einführe, wo die Leute zwar deutsche haben wollen, aber dank eures Befreiungskampfes für belgische Neutralität jetzt mit euren fürlieb nehmen müssen. Good grace, und das sollte ein Geschäftskrieg sein?

Ein Kulturkrieg ist's! Stänð es nicht in englischen Blättern immer wieder, vielleicht glaubte man's nicht ganz leicht, aber es steht ja immer wieder drin: England führt den Krieg, um Europas Kulturgüter zu bewahren. Nicht allein zu Befreierzwecken verbündet es sich mit dem Knutentum, allgemeiner: von wegen der Kultur überhaupt. Laut amtlicher japanischer Erklärung hat es Japan angestiftet, um den Frieden in Ostasien zu sichern, ja: den Frieden — deutsche Kolonien zu überfallen. In Europa kämpfen an Englands Seite Kosaken und Turkos für Freiheit und Kultur. Auch die indischen Ghurkas, von denen man so begeistert erzählt, wie teufelhaft sie mit ihrem Kukri-Messer „anspringen", sollen uns Barbaren zeigen, was Kultur ist. Mit den Basutonegern, hoffentlich, in denen die Entrüstung über unsre Unkultur bis zur begeisterten Offerte mit Steinewerfen entbrannt ist. Die Senegalschwarzen sind ja schon da.

Good grace, John Bull selber ist nun einmal zu zarten Gemütes fürs Waffentragen. Hunderttausend Bezahlte, ja — aber Bull selber wettet lieber, wer gewinnt. Und spielt Fußball. Und dichtet. Dichten kann er, wenn auch seine Poesie nicht ganz ohne Tendenz ist. Sie soll schädigen, verlocken, betrügen. Aber doch nur, um alle Gefahren andern aufzubürden, denn um den Profit bemüht sich John Bull wieder selbst. Meine Herren in England, jetzt reden wir ernst: wie von England aus die ganze neutrale Welt durch Nachrichtenfälschung und sonstigen Lug für Englands Geschäfte betrogen worden ist und betrogen wird, das ist eine in ihrer Gewissenlosigkeit gegen ganze Völker überteuflisch große Schurkerei.

Eure Sorge, wie das werden soll, wenn die Welt-Lügenspinne nicht mehr webt und die furchtbar Enttäuschten John Bulls wahres Gesicht erkennen! Wir haben's gut, uns könnt er beinah leid tun, weil er ein gar so erbärmlich dummer Teufel ist. Er kann sich nicht einmal vorstellen, wie das bei seinen „Feinden", wie es in Deutschland so anders aussieht, als bei ihm, und so ist er gegen ein Volk wie unsres ein völlig hilfloser Gesell. Er stärkt unsre Kraft, indem er uns das Bewußtsein bis zum Jubel bekräftigt: wir sind die bessern. Die bessern als John Bull. Wir sind nicht besser, als ihr Ehrlichen und Tüchtigen drüben, die ihr im eignen Lande mit Ernst und Kraft gegen ihn zeugt, wo ihr könnt. Aber mit dem Zeugen allein ist's nicht getan. Wir raten euch: gebt John Bull den Fußtritt bald, der ihn stürzt, daß er nie wieder aufsteht. Bleibt er jetzt stehn, so fällt später England mit.

Denn darum handelt es sich nun: soll all das, was jeder ehrliche Mensch bei Euch wie bei uns im Herzen trägt, soll die Sittenlehre, welche die Guten, Weisen und Großen aller Zeiten aus den Tiefen der Seele errungen haben und welche das Christentum zu seinen leuchtenden Sätzen erhoben hat, soll das die Geschicke der Menschheit bestimmen, soll es herrschen in der Welt, oder sollen wir nur so tun und soll es in Wahrheit Schwatz für Kinder und Gaukelrede für die Dummen sein? Alle andern Völker drüben mögen um irgendein Ideal kämpfen, soweit sie überhaupt wissen, was sie tun: die Franzosen, die Belgier, die Serben, auch die Russen und sogar die Japaner im imperialistischen Rausch — England nicht. Die Regierung des bisher mächtigsten Landes der Welt hat mehr als die halbe Erde für seine Geldinteressen in den Krieg verführt. Und weiß, daß sie damit

dieser Zeit zehnmal an jedem Tage sagen. Euch allen drüben, die Ihr Euch jetzt als vornehme Menschen erwiesen habt, als Menschen, denen nicht Phrase und Deckmantel ist, was Euern wie unsern Vorfahren als Forderung an die Menschheit erschien, Euch allen bieten wir Handschlag und Gruß — wird einst ein Frieden gemeinsame Arbeit von Euch mit uns ermöglichen, Ihr werdet uns bereit finden dazu. Aber das andre England, das John-Bull-England, das jetzt regierende — Ihr müßt hinnehmen, wenn wir Euch sagen, was nur die Lüge unterdrücken könnte: dieses England, es macht sich verächtlich, wie sich noch nie ein Volk verächtlich gemacht hat. Sagen Euch das andre nicht laut, so unterlassen sie's, weil sie Eure Flotte fürchten, wer aber seine Ohren hat von Euch, der hört es auch schon in Euch verbündeten Ländern. Und wie könnt es anders sein, wo man Augen hat, um John Bull zu sehn?

Als der Krieg ausbrach, ging ein Geschichtlein durch unser Land: ein Londoner habe einem Deutschen gesagt, bis zum letzten Penny würden die Briten fechten, und der Deutsche habe geantwortet: bis zum letzten Blutstropfen wir. Als das gedruckt wurde, hat man's uns drüben übel vermerkt. Welche Beleidigung des Britenvolkes, den Krieg seinen Geschäftskrieg zu nennen! Den das beleidigte, das war John Bull. Und wie denkt John Bull? „Meiner Ansicht nach werden die letzten hundert Millionen diesen Krieg gewinnen“, sprach nach den „Times“ vor englischen Städtevertretern Lloyd George. „Wir haben schon früher mit silbernen Kugeln gesiegt, wir gaben Europa Geld in dem größten Kriege, der bisher je geführt wurde, und dieser Krieg wurde gewonnen . . . Wenn die andern vollkommen erschöpft sind, dann holen wir erst zum zweiten Male Atem und dann zum dritten und vierten Male, und wir werden unser Letztes hingeben, ehe wir geschlagen sind.“ „Wir“ können das auch, ergänzen wir, es ist nämlich Geschäftsanlage, denn: „Wir werden nicht nur unsern eigenen Handel, ausgenommen den mit europäischen Ländern, vollkommen behalten, sondern auch einen großen Teil des feindlichen Handels hinzugewinnen, so daß sich bald eine Menge Beschäftigung ergeben wird.“ Aber trotzdem: wer darf von einem Kriege der Konkurrenz reden! John Bull erklärte den Krieg, um das edle, aber schwache Belgien vor einer Verletzung seiner Neutralität zu schützen.

Diesen Schutzkrieg für Belgiens Freiheit führte er für solchen Zweck eigenartig, das ist wahr. Daß er unsre Handelsschiffe kaperte, war alter schlechter Brauch, wir müssen's auch so machen und verdenken's ihm nicht. Daß er beim Fahnden auf Germans und ihr Gut gelegentlich die Rechte der Neutralität verletzte, ging ihm sicherlich sehr gegens Gemüt, da er doch vom Fall Belgien her so feinfühlig in Völkerrechtsachen war. Daß er die Einfuhr deutscher Waren sperrte, sieht gewiß nur ein ganz klein wenig nach Geschäftskrieg aus. Aber im Ernst: ist der Krieg einmal erklärt, so muß ja jedes ehrenhafte Mittel recht sein, das den Gegner vielleicht zum Nachgeben zwingen kann. „Jedes ehrenhafte?“ In dem Punkte denkt John Bull nun mal anders. Sie sind so damned erfinderisch, die Germans, sie haben so viel Patente. All right: pfeifen wir auf die Abmachungen über Patente, erklären wir den Diebstahl am geistigen Eigentum der Deutschen erlaubt. Der Patentschutz wird aufgehoben, aber das genügt noch nicht. Setzen wir Ausschüsse ein, um die Nachahmung deutscher Patente zu fördern, anders ausgedrückt: rufen wir nicht nur auf zur Gaunerei, organisieren wir sie mit staatlicher Hilfe! Es gibt nun sozusagen: königlich großbritannische Diebstahl-Verwertungs-Ämter. Noch nicht genug: das geht nach John Bulls Ansichten unmöglich an, daß der Angehörige eines Landes, so da Belgiens Neutralität verletzte, von einem Briten Schulden bezahlt bekommt. So wird verboten, Schulden nach Deutschland zu bezahlen. Und immer noch nicht genug: es wird als ein Verbrechen erklärt, als ein mit Gefängnis zu ahndendes Verbrechen, daß einer

So brauchte also glücklicherweise der Mann nicht erst von der Front zu desertieren, um ihr die „Schererei“ und die Pflege von „Liesel“ abzunehmen. Hoffen wir, daß auch die Kohlenfrage der anderen mit oder ohne „ihn“ zur Zufriedenheit gelöst ist. — Gibt's denn in solcher Zeit wirklich noch solche Gänschen? Oder vielmehr: Können sie sich nicht wenigstens so lange — beherrschen?

* * *

Der sterbende Soldat.

(Bei einem Gefallenen, dessen Name nicht bekannt ist, gefunden.)

Die Kugel traf,
Mich ruft der Tod,
Und alles tritt zurück.
Jetzt end' ich meinen Lebenslauf
Und all mein Lebensglück.
Wer auf der Welt was Liebes hat,
Der blieb' so gern allhier,
Ade, ade, du schöne Welt,
Ich scheide schwer von dir.

Die Wunde brennt,
Das Auge bricht,
Schon schwindet's um mich her,
So früh schon schickt man mich ins Feld,
Jetzt lieg' ich sterbend hier.
Ade, ade, du Sonnenlicht,
Dich schau ich nimmermehr.
Ade, ade, du schöne Welt,
Ich scheide schwer von dir.

Freund, wenn du heimkehrst,
Grüß' mein Lieb,
Sag', daß ich sterben mußt',
Sag', daß ich treu sie hab' geliebt,
Treu bis zum Tod ins Grab.
Wer auf der Welt was Liebes hat,
Der blieb' so gern allhier,
Ade, ade, du schöne Welt,
Ich scheide schwer von dir.

Sag', wo ich ihre Locke trug,
Traf mich das kalte Blei,
Der Schuß, der durch die Locke ging,
Riß mir das Herz entzwei.
Wer auf der Welt was Liebes hat,
Der blieb' so gern allhier,
Ade, ade, du schöne Welt,
Ich scheide schwer von dir.

Das Gesetz bestimmt ....

Das Gesetz bestimmt, daß ein Verbrecher für seine Tat weder mit dem Tod noch mit lebenslänglicher Haft bestraft werden kann, wenn er im Augenblick der Verübung das zwanzigste Lebensjahr noch nicht vollendet hatte. Man mag einwenden, Einsicht und Erkenntnis seien keineswegs an die Erreichung eines gewissen Alters gebunden, doch das Gesetz bestimmt klipp, klar und ausnahmslos den 21. Geburtstag als jenen, von dem an der einzelne der ganzen mitleidslosen Gewichtigkeit der Rechtsordnung unterworfen ist. Das kann zu der Seltsamkeit führen, daß ein Mensch dadurch dem Nachrichter oder dem lebenslangen Kerker entgeht, daß er einen Mord im Alter von 19 Jahren und 364 Tagen beging. Vierundzwanzig Stunden später, und er hinge am Strick! Das Gesetz individualisiert eben nicht, es sieht über Früh- und Spätreife hinweg und kennt keine Rassenunterschiede, obwohl der Südländer im allgemeinen früher mannbar und männlich wird als der Nordländer; es gestattet in dieser Hinsicht nicht dem Richter und nicht den Geschworenen den Einzelfall zu prüfen und je nachdem diese oder jene Strafe als verdient zu verhängen. Die Gesetzgeber wollten unbedingte, von menschlichen Irrtümern, von Zu- oder Abneigung unabhängige Klarheit schaffen. Im allgemeinen läßt sich dagegen auch nichts Sonderliches einwenden und die Wirklichkeit hat es selten mit jenen wunderlichen Fällen zu tun, die ausklügelbar sind.

Aber manchmal gefällt es doch auch der Wirklichkeit, absonderlich zu sein.

Am 28. Juni 1914 warf ein gewisser Cabrinowitsch eine Bombe auf den Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gattin, die Herzogin Sophie von Hohenberg, und fast nur durch ein Wunder blieben die tückisch Angefallenen unverletzt

das Schlechte tat. Hielte sie's für das Gute, sie müßte sagen: es ist einmal so, das Christentum ist Kinderstubensache, die Interessen sind das eigentlich Wichtige in der Welt. Das sagt sie nicht, sie heuchelt Christentum. Und so überläßt sie denen, die einen Fortschritt der Menschheit nicht anders denken können als unter Herrschaft der sittlichen Ideen, durch ihr eigenes Handeln die Führerschaft der Kultur. Wenn wir nicht dafür sorgen können, daß die Menschheit diese sittlichen Ideen mehr und mehr verwirklicht, so werden eben sie, und so wird sittlich die Menschheit selber verfallen. Diese Sachlage schreibt dem Deutschtum das Mandat. „Kunstwart."

* * *

Zu viel!

Neben dem traulich in einer schattigen Mulde gelegenen Wallfahrtskirchlein Mariagrün bei Graz steht ein Denkstein im einfachen Biedermeiergeschmack, dessen vier Seitenflächen Gedichte aufweisen, mit denen Anastasius Grün, J. F. Castelli, Saphir, Roqquerol, Demetrius u. a. den stillen Flecken feierten. Auch Ludwig Bonaparte, Exkönig von Holland, der Bruder des ersten Napoleon, schmiedete französische Verse als Abschiedsgedicht, als er nach vierjährigem Aufenthalte 1814 Graz verließ. Er hatte gerne hier geweilt, stattete seinen Dank mit gutgemeinten, ein bischen traurigen Worten des Scheideschmerzes ab und man hatte auch dieses Gedicht, im französischen Urtext und in deutscher Übersetzung, in den Denkstein eingefügt. — Als ich in diesem Herbst Mariagrün aufsuchte, fehlte Ludwig Bonapartes Abschiedsgedicht; ein Übereifriger hatte es entfernt. Natürlich ist eine Betätigung deutschen Volksgefühls anzuerkennen, aber sie darf nicht sinnlos und zerstörend werden. Der landflüchtige Exkönig von Holland und sein bescheidener Dichtertrieb gehören der Geschichte an, und so möge man den Denkstein „ohne Haß" mit den sinnigen Zeilen des durchaus ungefährlichen Bonaparte schmücken. V. E. S.

* * *

Ein Zeichen?

Am 20. Oktober berichtete der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes, Generalmajor v. Höfer, von einem Scharmützel zwischen österreichischen Torpedo- und Unterseebooten nebst einem Luftfahrzeug und dem französischen Kreuzer „Waldeck-Rousseau" seewärts von der Spitze d'Ostro. Spitze d'Ostro? Bisher hieß es stets Punta d'Ostro. Soll diese lobenswerte Verdeutschung ein Zeichen sein, dessen wir uns freuen dürfen? H. L. R.

* * *

Was sie an ihre Männer im Felde schreiben.

In den „Leipziger Neuesten Nachrichten" wird erzählt:

„Soll ich Kohlen bestellen und wieviel?" las ich neulich in einem Briefe, den eine junge Frau an ihren Mann schrieb. Die Kindlichkeit der Frage machte mich lächeln, dem Manne aber bringt sie das Gefühl in das Herz, daß die Frau ohne seine Hilfe nicht recht fertig wird. Sie wird ihn beunruhigen. In einem anderen Briefe konnte ich neulich lesen: „Die neue Wohnung haben wir bezogen, sie ist einfach fürchterlich; wären wir nur, wie ich gebeten hatte, in der alten geblieben; der Umzug war schrecklich, die Männer merkten, daß ich allein und unselbständig bin, und kamen erst eine Stunde später. Außerdem hat sich Liesel, unsere Jüngste, schwer erkältet, und bei aller Scharerei mußte ich sie noch pflegen. Wärst du nur erst wieder hier, es geht gar nicht ohne dich." Zum Glück konnte ich das Absenden dieses Briefes verhindern, und die junge Frau mußte einen freudigen Brief schreiben.

Die Fliege.

Von Fritz Müller.

Sie schwirrte seit heute früh im Zimmer herum. Sie ärgerte ihn.

Jetzt saß sie auf dem Tische. Nun wollte er sie aber wegbringen. Ganz nahe schlich er heran. Aha, sie putzt sich ihre Vorderfüße. Wie zierlich sich die aneinander reiben. Dann holte er mit der halbhohlen Hand aus —

Geschrei im Dorfe und Trommelwirbel. Die Fenster klirrten. Er riß sie auf und sah die Dorfstraße entlang, wo der Gemeindediener mit einem trommelnden Jungen daherkam: „Alle Urlauber heute noch einrücken! Die Reservisten morgen früh —!“

„Was ist denn los?“

„Was wird los sein — Krieg ist los . . .“

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dann saß er mit den Kameraden im Zuge. Am Bahnhof war das ganze Dorf versammelt. Gleich zog die Lokomotive an.

Jetzt sangen sie am Bahnhof noch die Wacht am Rhein zum Abschied. Wie diese Bauernknechte singen konnten.

Das dröhnte, daß das halb herabgelassene Fenster klirrte. Ei, da saß wieder diese Fliege.

Ganz still saß sie und rührte sich nicht. Nur beim Kehrreim schienen ihre Flügel leise vom Gesang mitzuzittern.

Und jetzt — wahrhaftig, sie rieb wieder die Vorderfüßlein aneinander.

Ärgerlich holte seine Hand zum andern Male aus. Da zog der Zug an. Weg war sie.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und dann war es von der Kaserne wie im Fluge durch das Land gegangen. Nacht war es und die Lichter waren ausgelöscht. In einer Ecke des Frachtwagens lag er. Er war ein wenig eingeschlafen. Im Traum hörte er ein Brummen.

Zum Donner, wieder diese Fliege! Seine Hand machte im Schlaf eine Fangbewegung . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und jetzt war es Morgen und er lag auf Patrouille vor dem Feinde.

„Den Wald beobachten — melden, wenn sich was rührt“, war der Befehl.

Da lag er nun hinter dem verlassenen Bahndamm. Sein fester Bauernschädel berührte fast die Schiene. Die glitzerte in der Morgensonne.

Nichts rührte sich. Kaum, daß ein Windhauch strich. Eine Stunde war verronnen. Dann die zweite. Regungslos wie dieser Bauernschädel lag der Waldsaum.

Es wurde langweilig trotz der Pflicht. Das starrgewordene Auge streifte zwischen die Schiene, las den eingebrannten Stempel des Stahlwerkes. —

Nein, jetzt so was — wieder diese Fliege. Sie spazierte ganz vergnügt den blitzenden Stahl entlang. Und jetzt — kreuzteufel noch einmal, sie putzt sich wieder ihre Vorderfüße. — Dich soll doch der und jener! Und die Bauernhand holt aus und schlägt, und der Kopf macht die Bewegung mit. —

Pum — Blei schlug auf Eisen. Da liegt die plattgedrückte Kugel vom Waldsaum drüben ganz genau an der Stelle, wo eben noch sein Kopf gelegen hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich kenne einen Soldaten, wenn der vom Kriege lebend heimkommt, der bringt eine sonderbare Meinung von den Fliegen mit.

— um kurz nachher von einem gewissen Prinzip durch zwei wohlgezielte Kugelschüsse getötet zu werden. Am Tage der Tat hatten weder Cabrinowitsch noch Prinzip das zwanzigste Lebensjahr vollendet, weshalb sie das Gericht bloß zu zwanzig Jahren Kerker verurteilen konnte.

Gesetz ist Gesetz. Und das Gesetz geht kühl an der recht begründeten Vermutung vorbei, daß die beiden Burschen vielleicht nur deshalb von Hintermännern mit der Ausführung des feigen Meuchelmordes betraut wurden, weil sie ihr Leben dabei nicht aufs Spiel setzten. Dem Gesetz muß es außerdem gleichgültig sein, daß die Tat einen Weltkrieg mit Hunderttausenden hingeopferter Menschen gebar.

Zahllose junge Leute, die noch **nicht** zwanzig Jahre zählen, werden auf den Schlachtfeldern in der Verteidigung ihres Vaterlandes und ihres Volkes verbluten; viele junge Milchgesichter — darunter bereits ein Sechzehnjähriger — erwarben sich bisher schon Auszeichnungen für ihre Tapferkeit. Sie sind Männer trotz ihrer Jugend und reif zum Heldentum.

Aber Prinzip und Cabrinowitsch werden unversehrt bleiben und dürfen nicht gerichtet werden, und sie können — so es ihnen vergönnt ist — als Vierzigjährige frei aus dem Gefängnis schreiten.

Man möchte sich aufbäumen gegen das trockene Gesetz und muß sich in ehrlicher Demut vor seinen Vollstreckern beugen: Als Kulturvolk halten wir unverbrüchlich an den Satzungen fest, mag auch gleichzeitig die Rechtsordnung der ganzen „gesitteten Welt" in dem unerhörten Krieg erschüttert und zermalmt werden.

In diesem Festhalten am Gesetz liegt wahrhafte Größe.

Aber andere Erwägungen lassen sich nicht so hochgemut abtun.

Ein „Witzblatt", dem es heute wie uns allen bitterernst zumute ist, schrieb: „Prinzip und Genossen haben gestanden, aber ihre Mitschuldigen Herr Alexander von Serbien, Herr Iswolsky und Delcassé, und Sir Edward Grey leugnen noch." Der Prozeß in Sarajevo gegen die Bande bewies unwiderleglich, daß Kronprinz Alexander von Serbien — um nur einen herauszufassen — von dem geplanten Attentat wußte, daß er es förderte und mit einigen der Verschwörer sogar persönliche Beziehungen unterhielt. Deshalb ist auch Kronprinz Alexander ein Miturheber, wahrscheinlich der Anstifter des Meuchelmordes, und da es ihm sein Alter nicht gestattet, die Milde des Gesetzes für jugendliche Strolche anzurufen, so ist er des Todes schuldig.

Doch das Gesetz bestimmt, daß ihm seine Stellung als Königssohn der Justiz entzieht — und außerdem ist er noch nicht dingfest gemacht. Immerhin, es wurden schon Kaiser und Könige gefangen, und auch Alexander ist davor nicht gefeit. Und dann sollte er wohl mit allen soldatischen Ehren als Offizier und Mitglied eines Herrscherhauses behandelt werden? Das Gesetz bestimmt .... Immer und immer wieder das Gesetz, das Halunken schont, während die Ehrenhaften zu Tausenden und Tausenden abgemäht werden. Prinzip und Cabrinowitsch waren schurkische Werkzeuge, aber der Kronprinz ist der ausgewachsene, verbrecherische Urheber.

Dennoch: Achtung vor dem Gesetz!

Gewiß, wir werden es daran nicht fehlen lassen.

Hoffentlich wird der furchtbare Krieg das Verbrecherkleeblatt Peter, Georg und Alexander von Serbien hinwegfegen, doch sollte es unseren mutigen Truppen außerdem gelingen, Alexander Karageorgiewitsch persönlich zu fassen, dann muß das **Kriegsrecht**, das jetzt das beste Gesetz ist, zur Anwendung kommen und dieses Recht einer fast erstorbenen Ritterlichkeit bestimmt, daß Meuchelmörder am nächstbesten Aste baumeln. Ein fester Strick findet sich schon.

Damit wäre dem Gesetz und dem Recht und der Gerechtigkeit Genüge geschehen.

H. L. R.

Wie es kommen kann.

Sehr drastisch malt das „Grazer Volksblatt" eine Möglichkeit aus, die durch die Verurteilung des Mörders Princip zu nur 20 Jahren Kerkers garnicht einmal so grotesk erscheint.

Es schreibt:

Blätterstimmen vom Ende des Jahres 1934.

Nisch, 30. Oktober 1934. Die „Narodna Lista" schreibt: Gestern abends langte hier, von der Bevölkerung der Hauptstadt begeistert begrüßt, der serbische Nationalheld Princip ein und wurde im Triumphzug zum königlichen Konak begleitet, wo ihm König Alexander den Dank der gesamten serbischen Nation aussprach für seine Tapferkeit und seinen Heldensinn gegenüber fremder Bedrückung. Seine Majestät heftete dem unglücklichen Opfer österreichischer Tyrannei eigenhändig den königlichen Hausorden der Karageorgiewitsch auf die Heldenbrust. Prinz Georg (weiland „Der tolle Schurl") nahm ihn unter die Ehrenmitglieder des serbischen Nationalvereines der „Narodna Obrana" auf.

Petersburg, 10. November 1934. Die „Nowoje Wremja" schreibt: Der Märtyrer der panslawistischen Idee, der besondere Schützling der erhabenen russischen Nation, ist heute in einem eigens zur Verfügung gestellten kaiserlichen Salonwagen in Petersburg eingetroffen. Seine Majestät Zar Nikolaus empfing ihn sogleich in Audienz und verlieh ihm für seine, eines Russen würdige Tapferkeit den Orden des heil. Georg. Abends gelangte zu Ehren des kaiserlichen Gastes im Hoftheater das Heldenstück „Katilina" zur Aufführung. Der Magistrat wird ihm morgen das Diplom eines Ehrenbürgers der russischen Hauptstadt überreichen. — Anmerkung des „Grazer Volksblattes": Auch der Zaunkönig von Montenegro soll H. Princip nebst dem Danilo-Orden I. Klasse die Hand seiner jüngsten Tochter angeboten haben, welch letztere aber H. Princip hauptsächlich mit Rücksicht auf sein (oder ihr?) vorgerücktes Alter ausgeschlagen hat.

London, 1. Dezember 1934. Die „Times" berichten: Wie wir hören, gedenkt der berühmteste aller Österreicher, Mister Princip, auf seinem Triumphzuge durch Europa demnächst auch London zu berühren. Obgleich sein Name die Erinnerung an schmerzliche Ereignisse für England weckt, so gedenkt doch die Nation der Gentlemen mit Rührung des Heldensinnes, der dem jungen Gymnasiasten die Waffe gegen deutsch-österreichischen Despotismus in die Hand drückte. König Georg soll bereits die Absicht geäußert haben, dem edlen Helden den britischen Hosenbandorden mit Nachsicht der Taxe zu verleihen.

Paris, 10. Dezember 1934. Das „Journal des Debats" schreibt: Präsident Briand empfing gestern inmitten einer zahlreichen Suite französischer Staatswürdenträger den in einem Extrazuge aus London über Bordeaux eingetroffenen Monsieur Princip. Derselbe wurde im Elysee auf Staatskosten bewirtet. Der Präsident nahm ihn in die „Akademie der 40 Unsterblichen" auf und zeichnete ihn überdies mit dem Orden der „Légion d'honneur" (Ehrenlegion) aus.

Wien, 20. Dezember 1934. Die „Zeit" berichtet: Wir erhalten soeben die telegraphische Nachricht aus München, daß sich daselbst gestern ein aufsehenerregender Vorfall zutrug. Ein feingekleideter Herr entstieg dem von Straßburg kommenden Schnellzug. Er stieg in einem der vornehmsten Hotels von München ab und unternahm dann einen Spaziergang, um die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu besichtigen. Kurz vor dem Hofbräuhaus wurde er plötzlich von einem der Passanten als derselbe H. Princip erkannt, der weiland den Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand ermordet und so die nächste Veranlassung zu dem grauenvollen Weltkriege gab, der

15*

Tolstoi über die Russen.

1894.

Lüge ist diese plötzlich erwachte, ausschließliche Liebe der Russen zu den Franzosen und der Franzosen zu den Russen. Und Lüge ist unser dadurch nebenbei ausgedrückter Widerwille gegen die Deutschen und das Mißtrauen gegen sie. Und die größte Lüge ist, daß das Ziel aller dieser unanständigen, sinnlosen Orgien die Erhaltung des europäischen Friedens sei. Und ebenso wissen wir auch, daß wir durchaus keine Feindseligkeit gegen die Deutschen empfanden, noch jetzt empfinden...

Die verlogenen Zeitungen werden ihre Lügen drucken, eine müßige Menge von reichen Leuten, die nicht wissen, wie sie ihre Zeit vergeuden sollen, werden patriotischen Unsinn schwatzen und die Feindseligkeit gegen Deutschland schüren, und so friedensliebend auch der Zar sein mag, die Umstände werden sich so gestalten, daß er sich des Krieges nicht wird weigern können, den seine ganze Umgebung und, wie es immer auch den Anschein hat, die öffentliche Meinung des ganzen Volkes verlangen wird, und ehe wir uns dessen versehen, wird in den Spalten der Zeitungen die gewöhnliche, unheilverkündende, abgeschmackte Proklamation erscheinen: „Wir, von Gottes Gnaden Selbstherrscher aller Reussen, König von Polen, Großfürst von Finnland usw., verkünden allen Unseren treuen Untertanen, daß Wir zum Wohle dieser uns von Gott anvertrauten, geliebten Untertanen Uns von Gott verpflichtet fühlen, sie zum Mord auszusenden. — Gott ist mit Uns. Usw." Alle Glocken werden geläutet; langhaarige Menschen kleiden sich in goldgestickte Säcke und beten für den Mord. Und dann beginnen wieder die alten, längst bekannten, entsetzlichen Vorgänge. Die Zeitungsschreiber rühren sich und reizen die Menschen unter der Maske des Patriotismus zum Haß und Mord auf und freuen sich dabei im Stillen, daß ihre Einnahmen sich verdoppeln. Auch die Fabrikanten und Kaufleute, die Armeelieferanten rühren sich in der Erwartung reicher Gewinne. Es rühren sich auch die Beamten aller Art, die die Möglichkeit vor sich sehen, mehr zu stehlen als gewöhnlich. Es rühren sich auch die Stützen des Heeres, die doppelten Gehalt und Kriegsrationen erhalten, und für den Menschenmord verschiedenen, von ihnen hochgeschätzten Tand — Bänder, Kreuze, Borten, Sterne — zu gewinnen hoffen.

Kriegslieder von Ganghofer.

Kriegsliedersammlungen; eine erstickt die andere. Neunzig von hundert dieser Poesien sind nichts wert. Wenn jeder Deutsche glaubt, ein Dichter zu sein, so irrt er — Gott sei Dank! Ein Held ist er. Und die zahllosen Verse begeisterter Patrioten ins Volk werfen, das taugt nicht; zu viel und zu Alltägliches macht gleichgültig. Aber die wenigen eigenartigen, *starken* Kriegslieder, ob alt ob neu, die sollte man verbreiten, damit sie Eisen ins Blut der Jugend tragen.

„Eiserne Zither" nennt Ludwig Ganghofer seine neuen Kriegslieder (Stuttgart), die weitester Verbreitung gewiß sind. Kernigeres, Schärferes, Glühenderes, aber auch Innigeres zugleich kann man sich kaum denken. Und seine seither im „Deutschen Flugblatt" (München) erschienenen Gedichte zu den wichtigsten Kriegsereignissen werden wohl das Köstlichste an Humor sein, was die deutsche Muse 1914 unseren beiden kämpfenden Kaiserreichen geschenkt hat. Wer es so kann seinen glühenden Zorn hinauslodern in Liedern! Ja, die deutsche Muse, sie hat auch ihre Bomben und ihre Zweiundvierziger! Und welch kraftvolle Siegesgewißheit in diesen Liedern! R.

In dem großen Reinigungswerke, das wir vorhaben, darf nie das Wesentliche außer acht gelassen werden, obschon das Unwesentliche zuweilen auffälliger und daher Kurzsichtigen wichtiger scheint.

Gott und die gesunde Vernunft mögen uns behüten, über die Stränge zu schlagen und durch Übertreibungen lächerlich und wirkungslos zu werden! Maßhalten, darauf kommt es an.

Vor allem ist der angekündigte Kampf gegen das Erlernen fremder Kultursprachen zu verwerfen. Man eignet sich die Kenntnis des Französischen und Englischen nicht der Franzosen und Engländer wegen, sondern seinetwegen an, um im Weltverkehr, in Handel und Wandel einen Vorsprung vor jenen zu erhalten, die nur ihre eigene Sprache beherrschen. Daneben freilich wird jeder Deutschbewußte in allen fünf Weltteilen trachten, der deutschen Sprache jenen Einfluß und jene Achtung zu verschaffen, die ein Neunzigmillionenvolk, das an der Spitze der Kultur marschiert, für seine Ausdrucksform fordern kann. Einen großen Teil der Macht und Kraft, die das deutsche Volk gerade in diesen schweren Zeiten beweist, verdankt es seinem Wissen und Können, das sich niemals mit den bedeutenden Errungenschaften seiner eigenen Fähigkeiten begnügte, sondern überall und bei jedermann das Gute und Brauchbare suchte, um es zu prüfen und seinen Verhältnissen anzupassen. Und darauf kommt es an: Alles, was wir von fremden Völkern übernehmen, weil es unserem Eigenwesen frommt, soll diesem angepaßt werden. Anpassen läßt sich jedoch nur das, was der völkischen Eigenart nicht widerspricht. Damit lehnen wir grundsätzlich jegliche kindische, zwecklose, spielerische Nachäffung dessen ab, was den Deutschsinn nicht fördert oder sogar schädigt. Das Streben, eine chinesische Mauer um uns aufzubauen, ist kaum weniger bedenklich und aussichtslos, als in Weltbürgerei und schaler Nachahmungssucht zu schwelgen.

Selbstverständlich werden wir gut daran tun, die wirtschaftlichen, besonders die industriellen Erzeugnisse Deutschlands und Österreichs zu bevorzugen, doch darf die Bevorzugung nicht dazu verleiten, jene Waren des Auslandes abzulehnen, die besser und zweckdienlicher als die jeweils inländischen sind. Doch setze sich jeder mit seinen Kräften dafür ein, daß unsere Leistungen nirgends und niemals zurückstehen, so daß sie im Wettstreit der arbeitenden Völker durch ihren inneren Gehalt den Sieg davontragen. Die wahre Liebe zum eigenen Volk gründet sich auf dessen Tüchtigkeit und nicht auf „Chauvinismus“, der mit dummstolzer Affenliebe manches gemeinsam hat und zuguterletzt durch Verblendung und falsche Beurteilung der Dinge gewaltige Gefahren in sich birgt. Gottlob ist die Arbeit der Deutschen auf den meisten Lebensgebieten heute schon so tüchtig und hervorragend, daß sie die fremdländischen Erzeugnisse nicht zu fürchten braucht.

Ein Reinigungswerk aber, eine Verinnerlichung unseres Wesens, verdient rückhaltslose Anerkennung und Förderung: Die Reinigung unserer Sprache von ausländischen Zutaten, die infolge von Gleichgültigkeit, Denkfaulheit oder blöder Großtuerei Eingang fanden. Weg mit überflüssigen Worten wie Portier, Lavoir, Hotel, Etage, Waggon, Kondukteur, Souterain, Vestibule, exzellent, subversiv usw. — ich zählte ohne Nachdenken und Auswahl eine beliebige Menge auf, die mir von selbst in die Feder kam. Wozu Fremdwörter, wenn man dafür eben so gute oder sogar bessere deutsche besitzt? Allerdings muß man auch hier vorsichtig sein und darf nicht das eingebürgerte Lehnwort mit dem Fremdwort verwechseln; nur letzteres merze man aus. Das hervorzuheben ist gar nicht so überflüssig, wie es Einzelnen scheinen mag, und nur mit Grauen können wir uns jener abschreckenden „Teutschtümelei“ erinnern, die für das Wort „Nase“ den tollkühnen Ausdruck „Gesichtserker“ prägte ... Und wenn wir darangehen, ein landläufiges Fremdwort zu entfernen, so tue man dies

heute noch in aller Erinnerung lebt. Alsbald sammelte sich eine große erregte Menschenmenge um den Mörder, und ehe man sich's versah, hing derselbe an einem der nächsten Laternenpfähle, von wo ihn die zu spät erschienene Polizei nur noch als Leiche herabnehmen konnte.

Heimaterde.

Von Christian Schmitt, Straßburg i. E.

Mit brennenden Wunden, doch still und stark
In der Seele, dem Himmel befohlen,
Trug einen Schützen aus Steiermark
Man aus der Schlacht in Polen.

Und als aus dem Blutfeld zum Lazarett
Geführt ihn der Zug, der rasche,
Ein klumpig Tüchlein schob er ins Bett
Aus seines Mantels Tasche.

Von heilenden Händen ward er umsorgt,
Stumm blicklos, ohne Klage;
Doch Tage nur hat ihm das Leben geborgt,
Leidvolle, schmerzliche Tage.

Und als in der Nacht es zum Sterben kam,
Auflächelnd emporgerissen
Saß jäh der Erbleichte. Sanft streichelnd nahm
Sein Bündel er vor unterm Kissen.

Und hob es zum Arzt, einem Schatzgut gleich,
Leis flüsternd, mit fröstelndem Beben.
„Das hat", so hauchte die Lippe weich,
„Meine Mutter mir mitgegeben.

Gern scheid' ich. Grüßt mir das Vaterland!
Grüßt alle, die mich lieben!
Auch ich in Sturm und Wetterbrand
Half mit, daß frei sie blieben.

Grüßt die Steirer Berge viel tausendmal!
Und wenn ich begraben werde,
So legt auf das Herz mir, entrückt der Qual,
Dies Häuflein Heimaterde."

Von unserem Deutschsinn.

Viele von uns legten bisher kein besonderes Gewicht auf ihn und das Deutsche und das Deutschsein offen zu zeigen und zu betätigen, galt nicht als „fein" und galt in Österreich vor allem nicht als patriotisch. Das wird durch diesen Krieg anders werden, ist zum Teil schon anders geworden. Sogar die Westslawen werden erkennen, daß sie mehr Deutschtum in sich haben, als sie jemals glaubten, denn die Erfahrung lehrt sie mit Blut und Eisen, daß ihr Sinnen und Denken, ihre Kultur und Zivilisation deutscher Abstammung ist, vom Deutschtum durchtränkt und von ihm dauernd abhängig. Vom russischen Wesen scheiden sie Welten. Das bewiesen ihnen die Kosakenhorden und alle die Armeen des Zaren, die in den Ländern ihrer „slawischen Brüder", in Galizien, ärger hausen als vor einem Jahrtausend Hunnen und Avaren.

Aber auch wir Stammdeutschen gefielen uns in seltsamer Ausländerei, wir überschätzten die englische Art, die französische Formfindigkeit, die japanische Kleinkünstelei. In Kunst und Literatur ahmten wir sie nach, in Gehaben und Haltung wollten wir es den Fremdvölkern gleichtun, und die Waren, die aus London oder Paris kamen (oder angeblich daher kamen), hielten die meisten urteilslos für besser und geschmackvoller. Gegen solche Unsinnigkeiten arbeiten jetzt starke Strömungen und beabsichtigen nicht nur augenblicklich, wo eine Welt von Feinden uns dazu zwingt, sondern auch künftig das Einheimische, Angeborene und Angestammte unbedingt zu bevorzugen. Das ist sehr lobenswert. Nur scheinen die Bedenken nicht unbegründet, die da und dort auftauchen, daß man im Übereifer des Guten allzu viel tun wird, was dann einen halb und halb berechtigten Widerstand gegen ein unsinniges Übermaß nach sich ziehen und die ganze, im Kerne gesunde Bewegung in falsche Bahnen oder in eine unfruchtbare Sackgasse leiten müßte.

Naturempfindung einst und jetzt.

Von Dr. Wilhelm R. Richter.*

Im Jahre 1896 veröffentlichte Friedrich Ratzel in der Deutschen Rundschau einen Aufsatz: „Die deutsche Landschaft", der so anregend ist wie alles, was der große Geograph und Naturfreund schrieb. Da heißt es einmal bei Besprechung des norddeutschen Tieflandes: „Für den landschaftlichen Sinn des modern Gebildeten liegt allerdings in diesen kleinen Dimensionen wenig Reiz. Die Schönheiten, zu denen man hinabsteigen muß, dafür glaubt man keine Zeit mehr übrig zu haben . . . Sein Urgroßvater war besser daran, den zwar nicht die Alpen oder das Riesengebirge lockten, die er ohnehin nicht leicht erreichte, der aber in diesen wohlangebauten Flächen mit ihren Wäldern und in alten Bäumen begrabenen Dörfern sein Ideal landschaftlicher Schönheit sah. Er war zufrieden mit seiner Heimat und würde seinen Urenkel bedauert haben, der so wenig daraus zu machen weiß. Und sein bescheidenes Ideal war das eines Ewald v. Kleist, Matthias Claudius, Voß."

Diese Äußerung wurde vor achtzehn Jahren geschrieben, und sie mutet uns ganz sonderbar altmodisch an. Wir haben in der Zwischenzeit völlig umgelernt in der Betrachtung von Naturdingen. Es erscheint uns heutzutage keineswegs als Zeichen feingebildeten Geschmackes, vielmehr als Zeichen mangelnder Feinfühligkeit, wenn einer ein Gebirge nur deshalb dem Tieflande vorziehen will, weil es höher und in die Augen fallender, sozusagen breitspuriger ist. Es gibt Leute genug, die das Gebirge — Mittelgebirge und Alpen — wohl kennen, und die doch Norddeutschland vorziehen, weil es feinere Reize bietet. Das ist ein großer Umschwung. Aber mit unserer Wertschätzung des „reizlosen" Tieflandes entfernen wir uns noch weiter als von dem Geschmack der vorhergehenden Generation von dem der Urgroßväter. Wenn wir Heide, Moor, Ebene und gar Marsch und Strand so gern haben, so geschieht es aus gänzlich anderen Motiven, als jene Vorfahren mit dem Ideal eines Kleist, Claudius, Voß hatten. Wir kehrten nicht zu ihrer Liebe zurück, sondern, wo wir denselben Gegenstand lieben, da tun wir es auf außerordentlich bereicherte und — wir dürfen es uns eingestehen — verfeinerte Weise.

Was war das nun für ein Ideal, von dem Ratzel spricht? Wir kennen Voß aus der Literaturgeschichte u. a. als Angehörigen des Göttinger Hainbundes, als einen von jenem Kreis junger Leute, die in „empfindsamer" Weise Natur und Leben andichteten und für Regeneration — wie wir sagen würden — mehr schwärmten als wirkten, nebenbei bemerkt auch nur, als sie jung waren. Wir kennen Vossens „Luise", und wir wissen, daß auch bei Matthias Claudius und in Ewald v. Kleists „Frühling" das Lob des Landlebens „am Busen der Natur" gesungen wird.

Aber wenn wir uns jene Zeit in ihrem Naturempfinden vergegenwärtigen wollen, dann tun wir gut, nicht nur die Lyrik zu berücksichtigen. Wie weit die Allgemeinheit des „sentimentalischen Geschmackes" ging, das erfahren wir aus allen Lebensäußerungen der Zeit. Derartige „Moden" im Kulturleben können sich eben nur dann halten, wenn sie einem seelischen Bedürfnis der Zeit entgegenkommen, etwa so wie in unseren Tagen die Mode der geometrischen Gartenanlagen. Die Künstler pflegen für das Bedürfnis, das im Volke nur halb empfunden, halb unbewußt liegt, den geeigneten Ausdruck erst zu finden. Daß nicht alle Zeitgenossen die Allgemeinheit jener Empfindungsweise anerkennen werden, ist klar, denn nur wenige Leute sind sich ihrer seelischen Regungen auch völlig bewußt. Dazu kommt, daß die Führer immer der Zeit voraus sind. Fontanes „Wanderungen durch die Mark

* Der echt deutschen Monatsschrift „Türmer" entnommen.

nicht voreilig und auf eigene Faust, sondern im Einklang mit einflußreichen Größen, sonst steht der Umpräger schließlich einsam da und wird nicht verstanden oder wird mißverstanden. Da hat zum Beispiel ein „Hotelier" sein „Grand Hotel" über Nacht in einen „Großgasthof" umgewandelt. Gegen die gute Absicht läßt sich nichts einwenden, aber ein „Hotel" in unserem Sinne ist kein Großgasthof. Unter Großgasthof verstehen wir etwas anderes und der Begriff hat seinen ländlichen Inhalt, der sich nicht ohneweiters auf ein ganz anders geartetes Unternehmen ausdehnen läßt. Das würde nur zu Mißverständnissen führen. Wie also übersetzt man den Namen „Hotel" ins Deutsche? Keines unserer üblichen Worte erschöpft ihn — und daher wollen wir ein neues, gefälliges, ungesuchtes finden: G a s t b u r g. Damit sagt der Gastburgbesitzer, daß er ein Unterkunfts- und Verköstigungsunternehmen besitzt, das sich durch seine groß angelegten Einrichtungen von dem bescheidenen, altüblichen Gasthaus und Gasthof unterscheidet. Klänge es nicht schön (und prächtig!): „Gastburg zum Kaiser von Österreich" oder gar „Großgastburg Europa"? Und so gebe sich jeder, der mittelbar oder unmittelbar daran beteiligt ist, an dem Reinigungswerk unserer herrlichen Sprache teilzunehmen, Mühe, daß dieses Werk mit Überlegung und Schönheitssinn durchgeführt werde, damit es Dauer habe und unsere Ausdrucksmöglichkeiten klanglich und inhaltlich bereichere.

So wünschenswert und völkisch wertvoll es auch ist, unser äußeres Leben auf eine gesunde, dem deutschen Wesen angestammte Grundlage zu stellen und störende Fremdkörper auszuscheiden, wie begrüßenswert es auch ist, in der Tracht, in der Wahl von Gebrauchsgegenständen und in der Sprache unabhängig vom Ausland und der Ausländerei zu werden — die Hauptsache bleibt, daß unser inneres Leben, soweit es in den Zeiten des Weltverkehrs, den auch dieser Krieg unmöglich dauernd stören kann, einheitlicher, bodenständiger und gesünder wird. Vielleicht ist jetzt die Zeit gekommen, um das Bauerntum, das unstreitig das Rückgrat eines kräftigen Volkes und einer standhaften Volkswirtschaft ist, neu zu beleben. Der politische Umsturz in Europa läßt beim „großen Reinemachen" auch eine innerstaatliche Neuregelung erhoffen und diese müßte damit beginnen, die unermeßlichen, heute vor allem der Jagd und den Holzgeschäften Einzelner dienenden Landgebiete wieder der eigentlichen Bodenbebauung zuzuführen, wobei zu erwägen bleibt, ob die neue Bauernschaft auf eigenem Grunde oder auf Erbpachtgrund stehen wird. Kaum weniger wichtig ist die Frage, wie man das entwurzelte, oft mit Recht unzufriedene Proletariat, die Fabriksarbeiter, für eine fruchtbringende Mitarbeit im Staate und am Staate gewinnen kann. Zu diesem Zwecke müßten dem Großkapital vernünftige Schranken gesetzt werden. Das sogenannte „Bürgertum" aber, der festbesoldete und der in Eigenwirtschaften tätige Mittelstand ist imstande, sich in der Gesamtheit dadurch fortdauernd zu nützen, daß es dem überhandnehmenden Luxus in seinen Kreisen kräftig entgegenwirkt, um die alte Gediegenheit einer beständigen vornehmen Lebensführung an Stelle eines unechten „Pflanzes" zu setzen.

Erfüllen sich die Hoffnungen, zu denen viele Ansätze berechtigen, die schon heute sichtbar und hie und da auch tätig wirksam sind, dann wird der große, furchtbare, menschenmordende Krieg, der das Glück Unzähliger zerstört und den allgemeinen Wohlstand erschüttert, trotz seiner Grausamkeiten und seines Unheils, mit dem er ganze Völker heimsucht, der Beginn einer neuen, besseren und glücklicheren Zeit sein.

Wir erwarten eine Blütezeit ehrlichen und edlen, allgemeinen und in die Zukunft wirkenden Deutschsinns. V. E. S.

Doch diese liebliche Landschaft ist nicht unbelebt, die Bauern — nein: die Landleute, spielen eine große Rolle darin. Es ist aber ein wunderlicher Schlag Landvolk, den man damals schätzte und der in der Wirklichkeit gar nicht existiert. Von der Würdigung der Bauernarbeit ist keine Rede. Die ganze Betrachtungsweise ist die des großstädtischen Sommerfrischlers, der auf dem Lande sich ausruht und nun meint, die Bauern täten dasselbe, hätten es so idyllisch und gut und „ruhten am Busen der Natur". Sie singen Lieder, tanzen fröhlich, füttern gelegentlich einmal die Hühner oder das Taubenvolk. Die Art und Weise, wie ihre schlichten Gewohnheiten denen der verweichlichten Städter gegenübergestellt werden, verblüfft uns öfter. So sagt Miller einmal, die Überkultur anklagend: „Vom Brandtewein weiß man jetzt wenig mehr; dafür trinkt der Holzhacker und die Wäscherin des Tages zwei- oder dreimal den weit gesünderen Koffee und der vornehmere die stärkere Schocolade . . ., dafür sind wir auch gesegnet von den häßlichen Krankheiten, dem marasmo senili und Entkräftungen." Der Landmann aber ist nicht entkräftet, er lebt in enger Fühlung mit der Natur, ist daher gut und edel, genügsam und nicht habgierig. Und vor allen Dingen: er befindet sich in patriarchalischen, urwüchsigen Zuständen, die von keiner Kultur beleckt sind.

Also das Naturempfinden von damals war nur auf e i n e Art von Landschaft eingestellt: etwa das deutsche Mittelgebirge. Aus dem lieblichen Charakter der Gegend wird ein idyllisches Bauernleben konstruiert. Davon, daß der Bauer in einem festgefügten Kulturkreise lebt, ist noch nicht erkannt; ebensowenig die Tatsache, daß die angeschwärmte Natur eben k e i n e N a t u r-, sondern eine ausgesprochene K u l t u r l a n d s c h a f t ist. Erst mehr als sechzig Jahre später kommt diese Erkenntnis in Immermanns Oberhof zum Ausdruck.

Man muß die Empfindsamkeit von damals als unreif bezeichnen. Sie war ein guter Anfang, aber nicht mehr; sie regte zu tieferem Eindringen erst an. Und wenn man sich den „zum Bauern gewordenen Städter" am Busen der Natur, mit einem Werke irgendeines großen Dichters in der Hand vorstellte, so versuchte man auf ganz unbefangene Weise von vornherein ein Problem zu lösen oder darüber hinwegzuspringen, das erst späteren Zeiten in seiner ganzen Schwierigkeit aufging. Denn die große Frage bei der ganzen Zurück-zur-Natur-Bewegung ist die: Wie läßt es sich machen, daß bei diesem Zurück die großen Leistungen des Kulturlebens, Dichtung, Philosophie, Musik, Malerei, Bildhauerkunst, dem einzelnen nicht verloren gehen? Alles das, was heutzutage dem Streben nach jenem von Ratzel erwähnten Ideal ähnelt, faßt diese Frage ernsthaft ins Auge, im Gegensatz zu damals.

Ein Zug in Immermanns eben angeführtem Oberhof, der uns auch sehr modern anmutet, ist der, daß dem Jäger sein Spessartmärchen gar nicht mehr gefällt, sobald er es in der freien Landschaft erzählt. Und Walt Whitmann, der große und so viel verschieden beurteilte amerikanische Dichter, berichtet einmal (zitiert in der deutschen Ausgabe seiner „Grashalme" von Wilhelm Schölermann), er habe sich zu einem Zeitpunkte seines Lebens in eine Höhle am See zurückgezogen und habe dort eine Reihe der größten Meisterwerke der Weltliteratur gelesen. Er hätte aber sicher noch mehr davon gehabt, wenn er sie nicht im Freien in sich aufgenommen hätte. Unsere Eindrücke von der Landschaft sind so stark, daß wir ein Buch dabei nicht genießen können. Die Natur allein sagt uns genug.

Aber was sagt sie uns? Zunächst wissen wir ganz genau, daß das Wort Natur sehr viel Verschiedenes bedeuten kann. Sie ist in erster Linie das Gegenstück zu der Stadt mit ihrer Kultur oder Überkultur: das freie, das heißt nicht städtisch bebaute Land. Aber ist dies alles ohne weiteres Natur? Nein, denn in dieser Zusammenfassung liegen Dörfer, Kulturland und Ödland. Das Ödland ist ein über-

Brandenburg" erschienen 1862 bis 1882, lange vor dem Auftreten der modernen Wanderbewegung, die die Mark für das große Publikum entdeckte. Die empfindsame Literatur zeigt uns — und in diesem Sinne verweist auch Ratzel auf sie —, was man damals für ein Ideal hatte, welche Art von Empfindung man anstrebte. Eine Äußerung bei Ludwig Tieck läßt dies klar erkennen: irgend einer erzählt dort, er habe sich nach dem Lesen von Goethes Werther „vier Wochen lang in Tränen gebadet, aus Zerknirschung des Herzens, im demütigenden Bewußtsein, daß er nicht so dachte: wer fähig sei, die Welt zu erkennen, wie sie wirklich ist, müsse so denken und so sein."

Wir wollen hier keine Charakteristik der empfindsamen Naturlyrik des achtzehnten Jahrhunderts geben; jede Literaturgeschichte bietet hierüber genug Stoff. Sehen wir zu, wie diese tränenreichen Menschen im Leben vor der Natur standen. Voß schreibt in einem Briefe: „Wir neigten uns und gingen in den Garten, setzten uns da in eine Laube, die ganz aus Apfelbaum und Holunder geflochten war, und Hölty las den Frühling vor, indes ich in einer nachlässigen Lage eine Pfeife Toback rauchte. Rund um uns war alles Frühling, die Nachtigall sang, die Tauben girrten, die Hühner lockten, von ferne ließ sich eine Schar Knaben auf Weidenflöten hören, und die Apfelblüten regneten so auf uns herab, daß Hölty sie von dem Buche wegblasen mußte. Wie wir fertig waren, lagerten wir uns noch eine Stunde unter einem blühenden Baume und beobachteten die kleinen Würmer, die in dem fetten Grase umherschwärmten. Hierauf bedankten wir uns gegen das Etwas mit dem Kopfzeuge (gemeint ist ein kleines Mädchen mit einem Kopftuch), aßen ein Butterbrot in der Schenke und gingen im Wehen der Abendkühle wieder nach Göttingen."

Das Bild des Dichters, der die Apfelblüten vom Buche fortbläst, um inmitten des Frühlings von dem Frühlinge — zu lesen, ist außerordentlich bezeichnend für die zweifellos unreife Art der damaligen Schwärmerei. Sie erinnert an Werther, der mit Sonnenaufgang seine Zuckererbsen selbst pflückt, sich hinsetzt, sie abfädnet und dazwischen in seinem Homer liest. Wohlverstanden: uns kommt die Art unreif vor, auch dann, wenn wir ganz genau wissen, daß sie als Übergangsstufe in der Geschichte der menschlichen Gesittung nötig war. Und den Leuten damals war es ganz gewiß heiliger Ernst damit.

Es waren die kleinen „idyllischen" Züge der Natur, auf die die Betrachtungsweise damals ausging. Für den murmelnden Bach, die grüne und blühende Wiese, den „feyerlich-melancholischen" Mond war man begeistert, und um all dies zu genießen, verließ man im Sommer den — damals schon lästigen — Lärm der Stadt. Man legte ganz besonderes Gewicht auf das Liebliche. Das Gewitter ist meistens nur deshalb beliebt, weil es das Auftreten des sanften Regenbogens vorbereitet. Das Hochgebirge und das Meer werden gar nicht in Betracht gezogen und von den Jahreszeiten kommen (mit ganz wenigen Ausnahmen) nur Frühling und Sommer in Betracht. Es ist überaus bezeichnend, daß Voß aus Münden, wo er sehr schöne Stunden verlebte, am 17. Februar 1774 schreibt: „Die Gegend ist *selbst* im Herbst und Winter herrlich."

Daß eine Zeit mit diesem Geschmack dem Elbstrom nicht allzuviel Verständnis entgegenbringen konnte, ist klar. Ernestine Voß schreibt später einmal: „Eine solche Elbfahrt ist bei günstigem Wetter gar unterhaltend. Es wimmelt von großen und kleinen Schiffen, die Lebensbedürfnisse nach Hamburg bringen. Wenn zwei sich nahe kommen, begrüßt man sich mit Hurrarufen und Hutschwenken. Die fernen Ufer zu beiden Seiten geben immer neue Abwechslung, je näher Hamburg, je schöner, denn schon mehrere Stunden vor Altona fangen die Hamburger Lustbesitzungen an, die zum Teil großen Umfang haben." Das ist weder tief noch empfindsam.

und dasselbe Stück Ostseeufer an einem Sommerabend bei Windstille, wenn ein silbergrauer Schleier sich über alles hinüberlegt, und die Gestalten der Menschen am Strande sich aufzulösen scheinen — kann man überhaupt entscheiden, welches dieser beiden Bilder oder welche dieser Stimmungen schöner ist? Es ist in beiden Fällen etwas ganz Verschiedenes; und fast erscheint es uns als Anmaßung, zu behaupten: jetzt müßte eigentlich heller Himmel sein, dann wäre es noch schöner.

An das Nordseegestade zur Ebbe- und zur Flutzeit braucht nur erinnert zu werden. Wer aus dem Binnenlande, sozusagen mit geographischem Forscherſuchen, an die Nordsee herantritt, um das Meer zu spüren, der wird enttäuscht sein, wenn es gerade Ebbe ist. Aber für wen dies nicht gilt, der weiß, daß das trockenliegende Watt einen ganz eigenen Zauber hat, der völlig von dem des flutenden Meeres verschieden, aber nicht minder schön ist.

Es sind also gewisse Ausschnitte aus der Landschaft, die das Auge sucht und findet. In dem „Suchen" liegt ja schon, daß es sich um eine Tätigkeit, nicht um eine Passivität handelt. Diese Freude an den gesehenen Bildern hat eine große Aufnahmefähigkeit zur Voraussetzung. Sie klammert sich gar nicht an bedeutende Erscheinungen, sondern kann ebensoviel Schönes an ganz schlichten Stellen einer „anspruchslosen" Gegend entdecken. Die berühmte Partie des Rheintales schön finden, das kann jeder unreife Backfisch. Den Feldsee mit seinen steilen Wänden auschauenswert zu finden, das ist noch kein Zeichen besonderer Landschaftsempfindung — es ist einfach selbstverständlich, wenn nicht einer gänzlich unempfindlich ist. Aber da Schönes zu finden, wo der Backfisch nur Einöde und Langeweile sieht, das ist ein Zeichen dafür. Wir halten es gar nicht für unter unserer Würde — wie Ratzel noch 1896 meinte — zu diesen kleinen Dimensionen hinabzusteigen. Im Gegenteil, wir entdecken gerade an ihnen sehr viel Feines, an dem der große Haufe vorbeiläuft. Es kommt uns gar nicht in den Sinn, das Moor tot zu finden, weil sein Charakter auf weite Strecken der gleiche bleibt. Was man an der Marschlandschaft sehen kann, das hat Richard Linde in seinem prachtvollen Buch „Die Niederelbe" geschildert.

Es ist keine Freude an dem bewußten bescheidenen Ideal, das uns das norddeutsche Flachland — ebenso die süddeutschen „reizlosen" Hochflächen — lieben läßt. Das Ideal kommt gar nicht in Frage. Es steht auf einem ganz anderen Blatt. Vielmehr schätzen wir jene Gegenden deshalb, weil sie in ihrer Unaufdringlichkeit etwas besonders Feines und Schönes sind.

Etwas, das „hinter der Erscheinung" der Landschaft liegt, empfinden wir nur, wenn wir auf die Natur in dem oben angedeuteten zweiten Sinne achten. Damit kommen wir in ein Gebiet, das wir am besten das religiöse nennen. Nicht bei Betrachtung einer ganzen Landschaft, sondern bei einer Einzelheit, einem Kornfeld, einem Stück Waldboden oder noch kleinerer Teile, einem blühenden Apfelbaum etwa, pflegt dies Empfinden einer großen, mehr geahnten als klar durchschauten „schlechthinnigen Abhängigkeit" aufzutreten. Dabei lassen wir die Frage: „Abhängigkeit von wem?" gänzlich beiseite. Das ist durchaus nichts spezifisch Modernes. Es tritt auch zu anderen Zeiten auf, und die Zeit des ausgehenden achtzehnten und beginnenden neunzehnten Jahrhunderts ist voll davon.

In dem Landschaftsempfinden aber können wir etwas völlig Neuzeitliches sehen. Daß es samt und sonders jeden Menschen von heute beseelt, das behaupten wir damit noch nicht. Es gibt genug Leute, die nur deshalb „ins Freie" gehen, um sich körperlich auszutoben, und das ist zweifellos auch sehr wertvoll; diese werden sich dagegen sträuben, das oben Geschilderte als allgemeingültig zu bezeichnen. Aber die Kulturentwicklung geht dahin. Als König Ludwig I. in seiner Residenz-

aus beliebtes Revier des modernen Naturfreundes, und die immer weiter gehende innere Kolonisation macht ihm schweren Kummer. Bleibt die Kulturlandschaft in der „Natur“: Felder, Wiesen, Wälder und Dörfer. Und die Dörfer und Einzelhöfe sind von den Bauern bewohnt, die zweifellos auch ein Stück des Landes sind, aber auch — das ist uns heutzutage geläufig — ihre eigene Kultur haben, die mit der städtischen nicht übereinstimmt. Das weiß jeder, der in der Stadt in einem Steingutladen Teller mit nachgemachten „Bauerndekors“ kaufte. Das weiß auch der volkskundliche Forscher, der — diesmal nicht als Naturfreund, sondern als wissenschaftlicher Sammler — das Land durchwandert, um alte Gebräuche, Volkstänze oder Volkslieder aufzuzeichnen. Aber von einer bebauten Landschaft ohne Einschränkung zuzugestehen, daß sie ein Kulturprodukt ist, dagegen sträubt sich etwas in uns. Wir wissen: Zur Anlage dieses Dorfes mit seiner Flur wurde in dem und dem Jahrhundert der Wald gerodet, jene Marsch mit den Obsthainen wurde dann und dann eingedeicht. Ja wir können ein Getreidefeld als „Kulturprodukt“ so genau kennen, daß wir wissen, für wieviel dies Korn bereits auf den Halmen verkauft ist — und wir können trotzdem, wenn es im Winde hin- und herschwankt, beim Betrachten seines Wogens eine Empfindung von sonst nicht gespürten Zusammenhängen haben. Wenn wir dafür einen Ausdruck suchen, wird uns etwa „das Leben“ oder „das Wirken der Natur“ auf die Zunge kommen. Wir erkennen, daß Natur hier etwas anderes bedeutet, als vorhin. Wir werden also von der Natur, die wir beim Wandern empfinden, in zwiefach verschiedenem Sinne sprechen müssen, wir werden das „Landschaftsempfinden“ von dem Naturempfinden im engeren Sinne unterscheiden.

Keine Zeit hat Landschaftsempfinden in dem Maße besessen wie die unserige. Der Landschaftsmalerei verdankt es seine Ausbildung zum großen Teil, jener Kunstgattung, die die empfindsame Zeit noch nicht kannte, die erst um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert aufstieg und später mehr und mehr wagte, Gegenden ohne Menschen darin abzuschildern. Mit dem Auge des Landschaftsmalers sieht auch der Naturfreund. Er sucht die Motive aus, empfindet sie wie ein fertiges Gemälde, verzichtet aber darauf, sie wiederzugeben, wie das die Tätigkeit des Künstlers ist.

Ob der Maler nur ein getreues Abbild von dem liefern soll, was er mit leiblichem Auge sieht, oder ob er in seinem Werke auch davon eine Vorstellung geben darf, was er beim Sehen empfand, das ist eine schwierige Frage, die gegenwärtig strittiger ist als vor fünf bis zehn Jahren. Dem Wanderer ist die Erscheinung einer Landschaft gleichzeitig mit der Stimmung, die darin liegt, gegeben — die graue Theorie kümmert ihn nicht. Ein Stück Sturzacker sieht bei hellem Sonnenschein anders aus als bei Nebel. Aber in beiden Fällen hat das Bild einen ganz bestimmten Charakter, im ersten einen anderen als im zweiten; und daher wissen wir uns in beiden Fällen daran zu erfreuen. Eine Tallandschaft gegen Abend, wenn alle Tannenwälder der Berghänge in bläulichen Dunst gehüllt sind und wenn in den Wolken oben die bunten Lichter des Sonnenunterganges spielen, ist etwas ganz anderes als genau dasselbe Stück Tal in Nachmittagsbeleuchtung, wenn die Sonne scharf brennt, wenn die Schatten so kurz sind, daß sie fast verschwinden und daß der ganze Berghang ganz seltsam unkörperlich aussieht. Das sind zwei Landschaften an derselben Stelle. Wir wissen beide zu schätzen. Die empfindsame Zeit hätte auf all das kaum geachtet und hätte nur von dem kleinen Bach unten im Tal, der so hübsch friedlich bei ein paar Hütten vorbei plätschert, viel zu erzählen gehabt.

Ein Stück Ostseeufer in hellem Mittagsglanz, bei Ostwind, der die blauen Wellen sich mit lustigen Schaumköpfen krönen und die grünen Buchenwälder auf dem gelben Kliff sich so plastisch von dem tiefblauen Himmel abheben läßt —

hindernd zu tun zu haben braucht; denn sein Interesse braucht nicht in Landbaufragen aufzugehen. Es ist eine ähnliche Lage wie die des Naturwissenschaftlers, der zu Studienzwecken in die Landschaft zieht, und der dabei auch ein Naturfreund sein kann, so wie es Friedrich Ratzel war. Ob er es immer ist oder ob er es in der Regel ist, das bleibt fraglich. Wir sprechen in diesem Zusammenhange nicht vom Naturforscher als solchem, sondern von ihm — sagen wir etwa — in seinen Freistunden. Und dasselbe kann von den Sportsleuten gelten. Sie werden das betretene Gebiet für ihre Zwecke in erster Linie als Gelände werten. Eine Wertung daneben nach landschaftlichen Grundsätzen ist — sagen wir wiederum etwa — in ihren Freistunden durchaus möglich. Ob sie aber die Regel ist, das ist die Frage.

Zu betonen ist immer wieder, daß das Besondere an dem modernen Naturempfinden das Landschaftsempfinden ist. Es ist eine große Kraft in unserem Leben geworden. Denn es verhalf dazu, über die an und für sich natürlich auch wertvolle rein hygienische Schätzung des Landes im Gegensatze zur Stadt hinwegzukommen, diese Gegenüberstellung zu vertiefen und zu bereichern. Daß es verkehrt ist, Landschaften des Tieflandes zwar für ganz hübsch, aber doch nicht für ganz wirklich schön zu halten, daß es zu Hause genau so schön sein kann, wie in Italien oder sonst einer Gegend, die im Baedeker viele Sterne hat, wenn man nur zu sehen versteht — diese für unser Leben so bedeutsame Erkenntnis verdanken wir der geschilderten Betrachtungsweise der Natur, die sich im neunzehnten Jahrhundert allmählich herausbildete.

Zum Herbsteinschnalzen.

P. Roseggers Schilderung des „Herbsteinschnalzens in Steiermark“ (Oktoberheft) hat aus Krain eine Ergänzung erfahren, die jeden Freund der Volkskunde innern wird. So schreibt man uns:

„Es wird gewiß nicht uninteressant sein, zu erfahren, daß die Sitte des Herbsteinschnalzens auch in Straischische, einer großen Ortschaft nächst Krainburg in Oberkrain, seit vielen, vielen Jahren besteht. In der genannten Ortschaft leben Bauern und Siebmacher und nur diese pflegen den Herbst einzuschnalzen.

Das Schnalzen beginnt sechs Wochen vor dem Kirchweihfest-Sonntag (war heuer am 18. Oktober) und hört an diesem Tage auf. Dieser Sitte huldigt vorwiegend die männliche Jugend, aber auch Erwachsene beteiligen sich daran.

Geschnalzt wird an Arbeitstagen in der Abenddämmerung, an Sonn- und Feiertagen aber um die Mittagszeit. Zum Schnalzen kommen mehrere Burschen zusammen, stellen sich im Kreise auf und lassen dann ihre Peitschen schön im Takte lustig knallen, daß man es stundenweit hört. Die eigentliche Peitsche, die mitunter eine Länge von 6 m erreicht, ist aus Bast geflochten und gedreht und zur besseren Haltbarkeit mit Spagat umwickelt An deren Ende befindet sich der sogenannte Schmitz, ein hartgedrehtes Schnürl aus Hanf, welches ‚aufgedreht‘ sein muß, damit es knallt.

Dieser Brauch, der sonst in ganz Krain nirgends zu finden ist, hat eine doppelte Bedeutung. Erstens soll es den beginnenden Herbst ankünden, zweitens aber der Freude auf das kommende Kirchweihfest Ausdruck geben.

Jetzt ruhen die Schnalzgeißeln in irgendeinem Winkel, bis sie im nächsten Herbst wieder von den lustigen Burschen ober den Köpfen geschwungen werden.“

Dem Berichterstatter für die Mitteilung besten Dank. Die Schriftleitung.

stadt Bauten in antikem Stil aufführen ließ, da schimpften die Münchener. Und heutzutage erkennen wir gerade jene Bauten als deutlichen Ausdruck des klassizistischen Empfindens der damaligen deutschen Kulturwelt. So mag es heute mit jenem Empfinden gehen.

Auch heute werden manche Leute noch empfindsam vor der Natur stehen; sie werden zum Teil die Entwicklung des Naturempfindens im neunzehnten Jahrhundert noch im kleinen durchmachen und wiederholen. Auch Leute, die für das religiöse Moment keinen Sinn haben, gibt es genug. Und ebenso gibt es andere, die bewußt nur als Sportleute und nicht als Naturfreunde aus der Stadt hinauswandern, um nicht Landschaft, sondern Gelände zu suchen. Als das einzig Richtige stellt dies zum Beispiel Karl Scheffler in einem Essay „Naturdilettantismus" hin. Er sagt dort: „Um das Leben in der freien Natur auszuhalten, gibt es nur eines: Man muß versuchen, sich zu ihrem Herrn zu machen und immer wieder zu ihrem Herrn, so oft man auch unterliegt." Und man muß dies tun, um „einer leeren, unfrei und unruhig machenden Empfindelei" zu entgehen.

Hieran ist eines richtig. Die Empfindsamkeit ist ein unreifer Zustand — wir haben es oft genug betont. Aber es ist fraglich, ob man deshalb das gänzliche Gegenteil als das einzig Reife betonen und den Aufenthalt der Mehrzahl der Städter im Freien, „die elf Monate im Jahre angestrengt arbeiten und die dann einen Monat untätig mit der Natur leben", als Naturdilettantismus bezeichnen muß. Das Landschaftsempfinden bedingt keine Untätigkeit, es erfordert Mitarbeit, die nach Scheffler der Mensch „auch dann schon leistet, wenn er scharf und sachlich die Natur nur beobachtet, wenn er die Stimmungen des Morgens, Mittags, Abends und der Nacht, des Berglandes, des Meeres und der Feldeinsamkeiten gewaltsam auf sich wirken läßt, um daraus Baumaterial für seine Weltanschauung, für seine Arbeit, für seine Entwicklung zu gewinnen." Freilich: Die Städter, die einen Monat lang in die Sommerfrische gehen, sind überanstrengte und abgespannte Menschen, die in der Natur nur Erholung suchen. Sie sind nicht frisch und gesund; wer aber der Natur nicht nur einen „kalt staunenden Besuch" abstatten will — und es ist klar, daß nur derjenige tiefer eindringt, der häufig wandert — der muß rüstig sein. Daher ist es doch wohl einseitig, mit dem Blick auf die erholungsbedürftigen Sommerfrischler, von dem gesamten Naturempfinden unserer Zeit zu behaupten: „Darum ist die Art des Naturlebens, wie die Städter es eingeführt haben, unnatürlich, ist innerlich mehr schwächend als stärkend und im tiefsten Grunde kulturwidrig." Es kommt darauf an, welche Elemente der Bevölkerung man im Auge hat.

Das Erholungsbedürfnis der Großstädter kommt in diesem Zusammenhang nicht in Frage und daher auch nicht die Gefühlskomplexe, die mit diesem Bedürfnis in Zusammenhang stehen; denn es sollte hier nur vom Naturempfinden die Rede sein, das die Natur nicht als Kurmittel gebraucht. Die ganze Frage der heutigen Zurück-zur-Natur-Bewegung steht infolgedessen hier auch nicht zur Erörterung. Ob einer auf dem Lande in einem Eigenheim oder in der Großstadt auf einer Etage wohnt, ist in diesem Zusammenhange belanglos. Der Städter von heute braucht nicht, wie Hölty und Voß dort bei Göttingen, ein Buch, wenn er in die Landschaft zieht. Und der Siedler auf dem Lande, der vor der städtischen Überkultur wich, braucht den guten Kulturerrungenschaften der Stadt, zu denen auch die Zeitschriften gehören, die er bezieht, um auf dem Laufenden zu bleiben, nicht feindlich gegenüberzustehen. Daß er sich die Natur (hier wird das Wort in einer dritten, noch nicht hervorgehobenen Bedeutung gebraucht) auch dienstbar macht, indem er sie zu wirtschaftlichen Zwecken benützt, ist wiederum eine Sache, die mit dem Naturempfinden nichts

schildert der Reichstagsabgeordnete M. Erzberger „Die Deutsche Mobilmachung“, dies Wunderwerk militärischer Organisation, in ebenso sachlicher wie anschaulicher Darstellung.

Deutschlands Weltkrieg und die Deutschamerikaner. Von Dr. Hermann Oncken. 6. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftenserie „Der Deutsche Krieg“. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Wenn uns Deutschen in dem uns aufgedrungenen Weltkrieg an den Sympathien der Deutschamerikaner so viel liegt, so hat das nichts mit dem „Kampf um die Seelen der Neutralen“ zu tun. Es sind unsere Brüder, Brüder in der Fremde, von denen wir wünschen, daß wenigstens sie uns nicht verkennen, daß ihre Herzen mit den unseren schlagen möchten. Schon manche Kundgebungen, deren innere Wahrhaftigkeit besonderen Nachdruck erhielt durch die Stellen, von denen sie ausgingen, haben ihren Weg nach Amerika gemacht. Ihnen schließt sich die vorliegende Flugschrift des bekannten Heidelberger Historikers an als ein Dokument von wahrhaft hinreißender Beredsamkeit, einer Beredsamkeit, die aus der Seele kommt und die durch tiefe geschichtliche Bildung, durch geistvolle Schlagfertigkeit unwiderstehlich wird. Der Appell an die Deutschamerikaner ist zugleich eine wuchtige Anklage gegen die Engländer, die heute für Neutralität und Menschlichkeit zu kämpfen vorgeben, und die bisher noch jedes Volk, darunter die Vereinigten Staaten mit am schärfsten, durch die Tat haben empfinden lassen, wie gering sie Menschlichkeit und Neutralität achten, wenn ihr Handel und ihre Seemacht in Frage kommen.

V.

Die russische Sphinx. Von Axel Schmidt. 7. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg“. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Für den endgültigen Ausgang des Weltkrieges ist eines der wichtigsten Momente die wirkliche Stärke Rußlands. Darum wird eine knappe, aber von fachkundiger Seite stammende Darstellung der russischen Verhältnisse in weiten Kreisen willkommen sein.

V.

O du mein Volk! Von Rudolf Bernreiter. (Höchscheid-Solingen. B. Schmitz.)

Dieses eben in zweiter Auflage erschienene „Neujahrsspiel“ ist sehr zeitgemäß. Von echter Volksliebe durchglüht, mahnt es zur Einheit und Einhelligkeit, die uns jetzt allein vor der Wut unserer umdrängenden Feinde retten können. Eine schöne, getragene Sprache vertieft den Hochgedanken.

H. L. R.

Meyers historisch-geographischer Kalender 1915. (Leipzig. Bibliogr. Institut.) Dieser seit vielen Jahren als so brauchbar bewährte Abreißkalender enthält auch im neuen Jahrgange eine reiche Zahl praktischer nicht nur kalendarischer Angaben, sondern auch merkwürdige Gedenktage, passende Sinnsprüche, astronomische Notizen u. dgl. Jedes Blatt bietet wie bisher ein anschauliches Bild merkwürdiger Gegenden, kunstgeschichtlich bedeutender Stücke oder das Porträt einer bedeutenden Persönlichkeit. Der trotz des großen Krieges pünktlich erschienene Kalender konnte zwar, da er schon im Juli vollendet war, auf die Kriegsereignisse noch keine Rücksicht nehmen, doch bietet der auf jedem Blatte befindliche Raum für „Bemerkungen“ Gelegenheit zum handschriftlichen Verzeichnen der denkwürdigsten Vorfälle.

Dr. A. S.

Deutscher Heimatkalender 1915. (Berlin-Zehlendorf. Dürerbund-Verlag.)

Es ist ein Abreißkalender, und das ist schade, daß er Blatt um Blatt zerrissen werden muß. Sowohl im Blatte wie im Texte muß man sagen: Einen deutscheren Kalender als diesen wird man kaum finden.

Büchereinlauf.

Peter Rosegger. Gesammelte Werke. Vom Verfasser neu bearbeitete und neu eingeteilte Ausgabe. 40 Bände in 4 Abteilungen zu je 10 Bänden. Jeden Monat gelangt ein Band zur Ausgabe. Jeder Band geschmackvoll gebunden Mk. 2·50 (K 3·—), in Halbpergament Mk. 4·— (K 4·80). Einzelne Bände werden nicht geliefert. (L. Staackmann in Leipzig.) Soeben erschien von der zweiten Abteilung Band 14: **Das Volksleben in Steiermark**; Band 15: **Martin der Mann**; Band 16: **Waldheimat III. (Der Schneiderlehrling.)**

Der Deutsche Krieg. Politische Flugschriften. Herausgegeben von Ernst Jäckh. Heft 3: Deutschland und der Islam. Von Prof. Dr. C. H. Becker; Heft 5: Die Mobilmachung. Von M. Erzberger. (Stuttgart-Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Kuhhaut. Von Ernst Johann Groth. Volksbücher der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Heft 21. (Hamburg-Großborstel. Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung.)

Krieg. Gedichte von Walter Kalbe. (Hildburghausen. Kesselringsche Hofbuchhandlung.)

Der kleine Quartiermeister. Neue Berichte und Telegramme vom europäischen Kriegsschauplatz. Nebst Anweisung, wie sie gelesen werden müssen. Herausgegeben von einem alten Vaterlandsfreunde. (Hamburg. Hermann Seippel. 1914.)

Bücher

Das Wunder des alten Fritz. Ein fröhlich-ernster Roman von Rudolf Heubner. (Leipzig. L. Staackmann.)

Dieser fröhlich-ernste Roman, der uns das abenteuerliche und romantische Schicksal des Kandidaten Lindenschmidt erzählt, hat die Ereignisse des Siebenjährigen Krieges zum Hintergrunde. Er berichtet in überaus wirkungsvoller Erzählerart, daß nicht aus Genuß und Überfluß, sondern aus der Not die Größe und Freiheit und das Glück der Völker geboren werden. Das Einzelschicksal des wunderlichen Helden Lindenschmidt wächst allmählich aus der Erzählung zum geschichtlichen Werden unseres Volkes heraus. Aus Verworrenheit und Gefühlsspielerei werden Stärke und Festigkeit — es ist das deutsche Bündnis der Zukunft, das sich da mit feinen Fäden zu weben beginnt, das Bündnis, das gerade in unseren Tagen zu entschlossener, tatkräftiger und schöner Wirklichkeit geworden ist. Hinter der schnurrigen, spaßigen Geschichte Heubners steckt der ganze Ernst des weltgeschichtlichen Werdens unserer Tage. Mit bekannter Meisterschaft führt uns der Dichter in die gewaltigen Ereignisse des Siebenjährigen Krieges, die in wechselvollem Geschick die Macht des preußischen Staates auf festen Boden stellten. Die Schlacht von Prag, die Niederlage von Kolin, die glänzende Waffentat bei Roßbach, der Kampf bei Leuthen, die Schlacht von Zorndorf — alles das zieht in bunten, mit großer Kunst hingemalten Bildern an uns vorüber — Kabinettstücke epischer Darstellungsart. Dichterisch eigenartig und meisterhaft erhebt sich über dem Ganzen das Werden unserer Zeit. Und so wird die fröhlich-ernste Geschichte vom „Wunder des alten Fritz" zum außergewöhnlichen Gegenwartsbuch. Aus Waffenklirren und Schlachtengebraus ertönt der Ruf nach Deutschlands Sieg, deutsche Hoffnung auf Deutschlands gerechte Sache erweckt damals wie jetzt mächtigen Widerhall. V.

Des Deutschen Reiches Schicksalsstunde. Von H. Frobenius, Oberstleutnant a. D. Dreizehnte Auflage. (Berlin. Karl Curtius.)

Leutchen, ich sag euch, das ist ein ganz wundertätiges Buch! Für die nämlich, denen dieses Weltenbrennen mehr ist als ein Kanonenbrüllen heute und ein Gefangennehmen morgen. Welch tiefes Verstehen erschließt einem diese Schrift! Nicht nur, daß einem der Autor — das Werk erschien bereits 1912 — klipp und klar beweist, daß das furchtbare Völkerringen längstens 1915 hereinbrechen müsse, eröffnet er uns in das innerste Wollen, Regen und Rüsten der Briten, Franzen und Russen Einblicke, die für ein großzügiges Erfassen des nun tobenden Weltengewitters ganz unglaublich wertvoll sind. Und wenn sogar der deutsche Kronprinz dem Buche „weite Verbreitung" wünscht, so ist dies wohl eine Gewähr für die strenge Sachlichkeit dieser höchst zeitgemäßen Arbeit. K. D. Zwerger.

Der große Krieg. Ein Anekdotenbuch von Erwin Rosen. I. Teil. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Ein bunter Anekdotenschatz des großen Krieges, eine Art Kriegsgeschichte im Kleinen: Äußerungen des deutschen Volkswillens gegen unsere Feinde, Schlaglichter des Verhaltens von Freund und Feind gegenüber der deutschen Nation, Heldentaten unserer Soldaten, Matrosen und Flieger, Momentbilder aus den Gefechten, charakteristische Feldbriefe, Greuelszenen der Feinde, Heroisches vom Sanitätskorps und Roten Kreuz, Soldatenhumor, Kriegshumor der Presse und des Volkes, Kriegsgedichte unserer großen Dichter und anderes mehr. Wir fühlen in dem Buche den Pulsschlag der großen Zeit: ihre Kraft — ihren Stolz — ihr Weinen — ihr Lachen — ihr Trauern — ihr Jubeln in blitzgrellen Schlaglichtern. Was hier von dem Verfasser der Erlebnisbücher: „In der Fremdenlegion" und „Der deutsche Lausbub in Amerika" zusammengetragen worden ist, stellt ein getreues Seelengemälde des deutschen Volkes dar. Vom Kaiser bis zum unmündigen Kind, vom Heerführer bis zum Landsturmmann, von der Frau bis zum Mädchen. Die Schlaglichter sollen nicht nur einzelne Persönlichkeiten zeigen, sondern in ihrem Ganzen das deutsche Volk. V.

In der Flugschriftenreihe **Der Deutsche Krieg**, herausgegeben von Ernst Jäckh (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) sind jetzt zwei neue Hefte erschienen. In dem einen behandelt Gottfried Traub das Thema: „Der Krieg und die Seele." Der Verfasser führt darin aus, wie unser aller Seelen passiv vom Krieg beeinflußt werden, er gibt aber auch treffliche Mahnungen und Winke, welche Eigenschaften und Fähigkeiten unserer Seele wir entwickeln und kräftigen sollten, um den ungeheuren Aufgaben, die diese Zeit an unser Innenleben und unser Pflichtgefühl stellt, voll gewachsen zu sein. In dem andern



4. Heft | Jänner 1915 | 39. Jahrg.

Grete Ingres.

Novelle von **Hans Ludwig Rosegger.** Nachdruck verboten.

(Schluß.)

VIII.

Professor Ingres arbeitete noch in seinem Studierzimmer, und die Feder malte leicht leserliche Buchstaben. Er kam in seinem Werke schlecht vorwärts, so sehr hatte der Gelehrte sich daran gewöhnt, zu diktieren und die Gedanken durch das Auf- und Abschreiten in der Stube gleichsam in Bewegung zu halten. Die Brust und der Rücken schmerzten ihn von dem gebückten Sitzen, aber trotzdem zwang er den Riesenstoff, und der letzte Abschnitt ging der Vollendung entgegen.

„Guten Abend, Christian“ grüßte Frau Grete und zog die Nadel mit dem Onyxknauf aus dem Hut; ihre Wangen waren gerötet und der Blick zitterte.

Der Ägyptologe legte die Feder hin und die bebrillten, schwachen Augen suchten in der schwarzen Türöffnung: „Liebe Margarete, du? Bist du wieder glücklich daheim?“

„Ja Christian.“ Sie machte sich zu schaffen und rückte ein Buch der Handbibliothek im Wandschrank in die gerade Reihe. „'s war ein schöner Tag, sonnig und klar . . .“ Die Hofrätin fühlte sich zerstreut und wollte wieder gehen. „Für dich wäre es auch besser, du machtest jetzt Schluß und legtest dich nieder.“

Deutsche Kunst und Dekoration. Wohnungskunst, Malerei, Plastik, Architektur, Gärten, künstlerische Frauenarbeiten. XVIII. Jahrgang. (Darmstadt. Alexander Koch.)

Gesundbrunnen 1915. (Herausgegeben vom Dürerbunde bei G. F. W. Callway in München.)

Tiroler Volksbundkalender 1915. (Innsbruck. Selbstverlag des Tiroler Volksbundes.)

Novelle zum Bürgerlichen Gesetzbuche. Das mit kaiserlicher Verordnung vom 12. Oktober, R.-G.-Bl. Nr. 276, herausgegebene Gesetz ist soeben mit Rücksicht auf seine Wichtigkeit und sein sofortiges Inkrafttreten in der bekannten **Moserschen Gesetzausgabe** (Verlag Ulr. Mosers Hofbuchhandlung, Graz) erschienen. Im Anhange des Bändchens befindet sich auch das neue Gesetz **über den Wucher.** — Die Teilnovelle zum B. G.-B. ist unentbehrlich für alle Behörden, Juristen, Gemeinden und Vormünder; sie ist so gedruckt, daß die Einordnung der neuen Normen bei den einzelnen durch sie geänderten Stellen der bisherigen Gesetzausgaben leicht vorzunehmen ist. Dieses neue Gesetz bildet das **VI. Bändchen der Moserschen Sammlung** und kostet franko per Post 70 Heller, kann durch jede Buchhandlung, auch direkt von der Verlagsbuchhandlung gegen Einsendung dieses Betrages, bezogen werden. V.

Einfachste und billigste Selbstherstellung alkoholfreier Obst-, Trauben- und Beerensäfte sowie Kleinfrüchtekonserven nach dem Offenverfahren in gewöhnlichen Flaschen jeder Größe beschrieben von Rud. Leuthold, Lehrer, Wädenswil. IV., vermehrte und illustrierte Auflage. (Mimir-Verlag, Stuttgart, Nadlerstraße 51 c. [Kommission.])

Gedichte von P. Maurus Carnot. (Zürich. Art. Institut Orell Füßli.)

Die Geschichte des Jochem Steiner. Nach Tagebuchblättern und Aufzeichnungen des Jochem Steiner herausgegeben von Hans Roelli. St. Gallen. Buchschmuck von Josef Herrmann. (Zürich. Art. Institut Orell Füßli.)

Die liebe alte Straße. Roman aus der neueren Kulturgeschichte der Schweiz von Ernst Marti. (Zürich. Art. Institut Orell Füßli.)

Satiren und Einfälle. Von Hans Eggimann. (Zürich. Art. Institut Orell Füßli.)

Freiheit und Arbeit. Ein Dichterbuch. Mit Selbstbiographien, 31 Bildnissen und Faksimile, sowie einem Kunstbilde von J. Répin. (Zürich. Art. Institut Orell Füßli.)

Postkarten des „Heimgarten“

L. M. M., Wien. Der Vorschlag zur Stiftung einer Kriegsbriefmarke ist, wie uns mitgeteilt wird, schon anfangs August bei dem Kriegsfürsorgeamt in Wien eingereicht worden, und zwar von einem Manne in Wien, der stets zur Stelle ist, wenn es sich um Gemeinnütziges handelt, der aber nicht genannt sein will. Möchte diese Kriegsmarke, die von dem einzelnen so kindlich geringe Opfer, und in ihrer Gesamtheit so bedeutsame Hilfe verursacht, doch lebhaften Zuspruch finden! Dazu ist auch nötig, daß bei jeder Briefmarkenverkaufsstelle immer wieder auf die Kriegsmarke aufmerksam gemacht werde, durch leicht ersichtlichen, schriftlichen Anschlag, und auch mündlich. „Kauft die Kriegsbriefmarke!“

Dir. F. K. in L. (Bosnien). Ich teile Ihre Entrüstung über das „Kriegstagebuch“ Alfred H. Frieds in der „Friedenswarte“. Der „Pazifist“ begreift und entschuldigt die Grausamkeiten der Franzosen und Belgier, nimmt sogar frech „das perfide Albion“ in Schutz (trauert innerlich vielleicht um den „Friedenszaren“) und verdächtigt nebenbei Deutschland und Österreich! Wir alle sind Friedensfreunde — aber nicht bis zur Selbstentmannung, Ehrlosigkeit und bis zum Volksverrat — und gerade deshalb verdammen wir das Gewinsel des Herrn Fried, der unsere Kraft und unsere Macht vor dem feindlichen Ausland herabsetzt und dadurch baldige, günstige Friedensaussichten schmälert. Deshalb schütteln wir den Mann einfach ab. Er gehört nach Paris oder London zu unseren haßerfüllten Feinden.

Dr. Hans Ludwig Rosegger.

B. G., Eger. Ihre „Erinnerung“ kommt etwas zu spät. P. Rosegger hat sich schon im August die Ehre gegeben, die Ehrenmitgliedschaft bei der Royal Society of Literature in London abzulehnen.

(Geschlossen am 20. November 1914.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Johann Flecker.** — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz.

— Bin doch eine alte Frau. Ihr reifte eine bittere Erkenntnis. Trotz der glatten Haut eine alte Frau, die die dreißig überschritt und der das vierte Jahrzehnt drohte. Die alte Gattin eines alten Mannes . . . Wenn sie aber der andere doch wirklich lieb hätte . . . Sie löste die Heften der Bluse und das Abbild im Spiegel zeigte die nackte, runde Schulterlinie. Die war schön und reizend . . . Aber dann, nachher; was ist nachher, morgen Abend? — Enttäuschung? Scham? Reue? . . . Und übermorgen? später? Sie wird allmählich fühlen, daß er der reifen, welkenden Schönheit überdrüssig wird . . . Aber auch ohne diese Sattheit: seine Gläubiger werden mahnen, drängen; und sie wird sich ducken und den Nacken gehorsam beugen, damit er keinen Grund hat, auf sie zu schelten. Seine Geliebte wird ihm Geld zustecken, ihm helfen, ihn kaufen; den Wucherern abschachern . . . Nein, wenn sie merkt, daß er neben ihr gähnt, auch nur heimlich, unterdrückt gähnt, dann wollte sie klug sein, verzichten, ihm eine Frau suchen, eine hübsche, reiche . . .

Wie gemein — das Eine wie das Andere.

Eine hübsche, reiche Frau — Erna etwa, Erna Wakenkoven.

Der gab sie das Ehrenwort: „Es ist ja alles in schönster Ordnung . . .“ Damals war es gelogen, und heute ist die heiße betrügerische Lüge ausgewachsen. Was liegt daran — er hat sie sehr lieb . . .

Ein bitterer Ekel packte Frau Grete.

Betrug da, Betrug dort, überall Heuchelei, Verstellung, Verbrechen, und wozu? Damit eine alternde Frau einen jungen Geliebten bekommt.

Liebe ist das Vorrecht der Jugend; so will's die Natur.

Die Hofrätin zog die Schuhe aus und sammelte die Nadeln aus dem Haar: Ich will schlafen.

Sie konnte nicht schlafen.

Die Rokokouhr, deren Pendel ein gezierter Schäferjunge zwischen seinen Porzellanfingern hielt, tickte zirpend; die spärlichen Wagen, die vom Südbahnhof in die innere Stadt fuhren, verscheuchten den Schlaf; ihr Mann stapfte ins Nebenzimmer und stemmte die Hanteln, daß die Dielen schwangen; als er im Bette lag, hörte sie seinen kurzen Atem, der dem Takte zweier Sekunden folgte.

Dann verschwammen Wachen und Träumen, bis irgendein Geräusch die Schlummernde wieder weckte; die Hofrätin lauschte, was es war, und vernahm nichts mehr; nur stoßweise das Keuchen des Professors und das klingende Pendeln der Uhr, an das sie sich gewöhnt glaubte. Die Nerven rebellierten stürmisch und das eigene Blut summte. So lag die Hofrätin todmüde, abgemattet wach, halbwach mit brennenden Augen, in einem grübelnden Zustand, der die Welt, die Dinge in einen grauen, zur Verzweiflung treibenden Schleier einhüllte. Die Stimmung schwankte,

„Noch eine Seite, nur noch eine und eine halbe Seite, damit ich morgen fertig werde.“ —

Frau Grete saß allein im Speisezimmer und legte die Finger um das geschliffene Glas, das ein gelber Wein bis zur Hälfte füllte; die Abkühlung durch das Kristall tat ihr wohl.

So dachte sie nach.

Morgen würde sie zu Werner gehen, weil sie es ihm versprochen hatte; und inzwischen wird der gutmütige alte Herr an seinem Schreibtisch arbeiten und schaffen, und kam sie heim, dann war wohl hinter dem letzten Wort des Werkes schon der Schlußpunkt gesetzt. Wie eine wehe Trauer beschlich mählich Frau Grete: an der Wiege des Buches hatte sie gestanden, war ihm Patin gewesen, bis sie desertierte. An die Ausrede von dem leidenden Zustand und der notwendigen Schonung glaubte die Hofrätin selbst am wenigsten. Gewaltsam unterbrach sie das Hindämmern. Endlich wollte auch *sie* leben, wollte *sie* genießen ... Merkwürdig, daß die Vorstellung der Freuden nicht froh und heiter stimmte.

Ersehntes sollte doch Wahrheit werden ...

Späte, sehr späte, vielleicht zu späte Wahrheit ... Das bekümmerte sie; versäumt zu haben, das war es.

Frau Ingres begab sich ins Schlafzimmer; warmes rotes Licht leuchtete durchs Ampelglas.

— Ich kann Christian nicht helfen, entschied die Hofrätin und blickte sich erschreckt um, ob ihr Mann nicht unter der Tür stünde; möglich, daß sie den Gedanken laut aussprach.

Der Gelehrte aber saß über seine Arbeit gebeugt und schrieb.

Da, in die Ecke gelehnt, sprüngig und von dem Stubenmädchen umhergeworfen, lehnte die Holztafel, die den Spruch Professor Lagunas trug: Arbeite und bete. Weshalb die Tochter sich heute daran erinnern mußte ... Um den proselytenhaft aufdringlichen Rat zu verscheuchen, suchte sie das Stammbuch hervor, auch ein Überbleibsel aus der Mädchenzeit, und blätterte darin. Ein überspannter Junge, der vor Jahren die blonde Gretl geliebt hatte, kritzelte einen rasselnden Satz hinein: Nur der Augenblick ist echt.

Nur der Augenblick ... Und selbst der Augenblick? Auch der skeptische Pessimismus der Worte schien ihr noch zu rosig.

Was antwortete Syrlin der Frage: „Liebst du mich, Werner?“ ... „Ich habe dich sehr lieb.“ ... Sehr lieb! Hätte er einfach gesagt: „Ich hab dich lieb ...“ Das wäre mehr gewesen.

Das elektrische Licht vor dem Spiegel flammte eisig weiß auf und der glühende Draht in der milchigen Birne zitterte: „Er hat dich sehr lieb — und der Augenblick ist echt ...“ täuschte Frau Grete sich bewußt.

„Ich . . . ja . . .“ Erna war erstaunt, denn seit Monaten, besonders seit der sonderbaren Aussprache über Syrlin, hatten sie ein Beisammensein nicht gesucht, hatten es eher gemieden.

„Sie sind zu liebenswürdig, gnädige Frau.“ Noch während des Einsteigens streckte das Mädchen Frau Ingres die Hand hin, und dann erst fielen ihr die merkwürdig blassen, tiefernsten Züge der Hofrätin auf: „Ist Ihnen nicht wohl? Sie sehen angegriffen aus.“

„Nur abgespannt, liebes Fräulein. Die unerträgliche Hitze ließ mich in den beiden letzten Nächten nicht schlafen.“

Die Pferde trabten über den Ring, wo ein surrender Menschenschwarm auf- und ablief.

„Der Riesenhut dieser Dame!“ knüpfte Erna ein Gespräch an.

Frau Grete gab eine verkehrte Antwort: „Gewiß... ja... sonderbar.“

Greulich tutende Automobile wühlten den Staub, er wehte in Wolken und mehlberte die Blätter der Bäume. In der Reitallee ritten Damen und Herren, ein Mädchen im Herrensitz auf einem schnaubenden Doppelpony und ein paar junge Leute lachten.

„Wir werden ein Gewitter kriegen; der Dunst ist zu stickig.“

Das Gewühle am Praterstern hemmte den Verkehr und eine Reihe von Lastwagen kam nicht vorwärts; die Kutscher schimpften und ein baumlanger Kerl redete heftig auf den Schutzmann ein.

Im Prater selbst war die Luft atembar.

„Ist es Ihnen recht, Erna, in der Kriau zu frühstücken?“

„Wie Sie wünschen, gnädige Frau.“

Der Fiaker schmitzte die Peitsche und bog an der Hauptallee ab; eine Privatequipage überholte sie.

In der Kriau. Nur drei, vier Tische waren besetzt; ein eleganter Herr klemmte ein Monokel ins Auge und hielt Umschau; bald fand er das Gesuchte, eine Dame in Grau, mit gefärbten Haaren; sie winkte ungeniert mit beiden Händen: „Hier, hier, Baronerl!“

In der entgegengesetzten Ecke unter den Kastanien entdeckte die Hofrätin einen Platz, der ihr paßte: „Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Fräulein; aber Sie müssen versprechen, mich ruhig anzuhören; zu antworten brauchen Sie überhaupt nicht — mir nicht.“

Betroffen hob Erna Wakenkoven den Kopf: „Ja, aber . . .“

„Lassen Sie das Aber . . . Es geschieht Ihnen nichts.“ Frau Grete holte tief Atem: „Es handelt sich um meinen Neffen, um Doktor Syrlin . . .“ Nun schwankte sie, wie sie fortfahren sollte: „Ich weiß — Sie brauchen sich garnicht zu genieren, liebe Erna! — daß Sie sich für ihn interessieren . . . oder sagen wir, er interessiert sich für Sie und Sie läßt das nicht kalt . . . Aber er hat seine Gründe, Ihnen gegenüber zu schweigen — gute, feinfühlige Gründe, die Sie

zum Pathos gesellte sich Weinerlichkeit, die Mutlosigkeit sprang jäh in Kraftgefühle über; die Launen der Momente überschlugen sich.

— Wenn ich nur einschlafen würde, wünschte Frau Grete und warf sich im Bette hin und her; durch die offenen Fensterflügel strich die gewärmte Nachtluft des Juni. In immer kürzeren Pausen machte sie Licht und sah auf die Uhr; faul und gleichgültig schlichen die Zeiger im Kreise.

— Wenn ich nur schlafen könnte . . . Dabei tat sie selbst alles, um die Erregung noch zu steigern, zog die Knie hinauf, setzte sich auf, umschlang die Beine mit den Armen, drückte das Gesicht in die Decke. Tausenderlei durchkreuzte ihren Kopf; sie vermengte die Gegenwart mit der Vergangenheit, die Vergangenheit mit der Zukunft . . .

Die ersten dämmrigen Lichter des Morgens huschten ins Zimmer.

Im hellen Tageslicht schlief die Hofrätin bleiern ein.

— Heute also! Neunmal klang das Schlagwerk der Rokokouhr. Sie wunderte sich, daß sie dieses Heute weder freute noch beunruhigte; es war da, man mußte sich mit ihm abfinden. Wie würde der Tag enden? Vielleicht anders, als Werner gedacht hatte.

Alles war Unsinn.

Er liebte sie gewiß nicht — und sie ihn . . . Die Moral gewann auch jetzt noch keine Macht über sie, aber die Gewohnheit und das Mitleid mit zwei Menschen töteten in wenigen Augenblicken einen langüberlegten, schmerzlich geborenen Entschluß. Und neben dem Mitleid bohrte und bohrte eine widerwillige Erkenntnis, die sich blähte und höhnte: Du bist eine verblühte Frau, Frau Grete, könntest Großmutter sein . . .

Sie lächelte weh. —

„Vormittag besorge ich einiges, mache einen Besuch und, habe ich Zeit, fahre ich noch in den Prater, Christian; mittags bin ich da und nachmittags, gegen Abend, habe ich auch zu tun." Frau Ingres legte ihrem Mann sonst nicht Rechnung über ihre Zeit; früher ja, aber in den vergangenen Wochen nicht mehr.

Er ahnte nichts: „Ist recht, meine liebe Margarete. Überanstrenge dich nicht." Nickend strich der Professor eine dicke Butterschicht auf die Semmelscheiben: „Das Brot ist nicht genügend gebäht . . . Ich hoffe, heute meine Abhandlung über die Pyramiden zu vollenden."

Zum Abschied reichte sie ihm die Hand: „Auf Wiedersehen, Christian." —

„Ob das gnädige Fräulein Lust hätten, Frau Hofrat Ingres in den Prater zu begleiten. Die Frau Hofrat wartet unten im Wagen." Wakenkovens Dienstmädchen richtete aus, was ihr durch das Haustelephon aufgetragen worden war.

Gretes Hand: „Wahrscheinlich schulde ich Ihnen sehr, sehr großen Dank, Frau Hofrat . . . wenn ich es auch jetzt nicht so zeigen kann . . .“

Aber Frau Ingres umarmte sie und ließ sie nicht ausreden.

Die Hofrätin wollte allein sein, wollte schweigen dürfen; deshalb änderte sie ihre Absicht und telephonierte dem Professor, sie speise mittags auswärts, da sie in der Stadt noch Besorgungen habe und sich einen Weg erspare, wenn sie in einem gelegenen Restaurant das Mittagessen einnehme. Frau Grete hatte keinen Appetit; ziellos strich sie durch die Straßen und besah gleichgültig und flüchtig die Schaufenster. Im Volksgarten setzte sie sich auf eine Bank; in einem Kaffeehaus nahm sie ein Gefrorenes und blätterte in den illustrierten Zeitschriften, die ein geschäftiger Kellner herbeischleppte.

Am Nachmittag verdeckten graue schwere Wolken die Sonne; drückende Schwüle lastete über Wien. Spritzwagen befuhren die Straßen, doch die dünnen Wasserstrahlen löschten nicht den Staub.

Von der Votivkirche schlug es fünf Uhr, als Frau Grete durch die Alserstraße ging, wo Syrlin wohnte. Gewitterdonner rollte und die ersten Regentropfen fielen; gierig sog sie der überhitzte Asphalt auf.

Nach jedem Absatz der drei Treppen machte die Hofrätin halt; dann drückte sie auf den Beinknopf der elektrischen Klingel.

— Wenn er mich jetzt noch nicht erwartete . . . Und sie lehnte sich an das gußeiserne Geländer des Stiegenhauses.

Syrlin öffnete sofort; er öffnete selbst.

„Grete . . .“

„Ja . . .“

Sie reichten einander nicht einmal die Hände, etwas Kältendes hielt sie zurück.

Und plötzlich fühlte Frau Grete eine große Ruhe über sich kommen und ohne Verlegenheit musterte sie das mit seltenen Waffen und Teppichen und Krimskram geschmückte Junggesellenzimmer; auch die frischen bunten Blumensträuße in den Vasen verwirrten sie nicht. Die Gardinen vor dem offenen Fenster, die die glühende Mittagssonne abgewehrt hatten, wehten jetzt gepauscht; der Gewitterwind bewegte sie.

„Soll ich das Fenster schließen?“

„Danke — meinetwegen nicht.“

Syrlin wußte – sie war nur gekommen, weil sie es ihm gestern versprach.

„Eine Zigarette, bitte.“

Er reichte die Tabatiere und strich ein Zündholz an.

Die Hofrätin rauchte unbeholfen und saß starr aufrecht; die Augen schauten hart und klar: „Ich habe für dich um die Hand Fräulein Wakenkovens gebeten.“

Syrlin rührte sich nicht.

würdigen müssen, und ...", hastig ergänzte Frau Ingres, „natürlich weiß er nicht, ahnt er nicht, daß ich Sie ins Vertrauen ziehe ..."

Erna drehte unablässig einen teebenetzten Silberlöffel; dann scharrte sie Brotkrumen auf dem Tischtuch zusammen.

„Syrlin hat Schulden, recht bedeutende Schulden, und fürchtet, sein Antrag könnte falsch aufgefaßt werden. Vielleicht würde auch Ihr Herr Vater gegen die Verbindung manches einzuwenden haben."

„Wen ich heirate, ist meine Sache ..." Das Mädchen errötete und fügte schnell bei: „Ich werde überhaupt nicht heiraten."

„Gewiß, gewiß ..." meinte gedankenlos die Hofrätin. „Die Hauptsache bleibt, daß Sie Werner keine unlauteren, keine spekulativen Motive unterschieben ... Ja, er braucht eine vermögende Frau, aber man kann eine Frau, die Geld hat, auch lieb, sehr lieb haben ..." — Wie schlecht ich mich ausdrücke, dachte Frau Grete: „Sie werden mich schon richtig verstehen."

„Und er hat Sie wirklich nicht beauftragt?" fragte Erna Wakenkoven fast lauernd. „Aber Sie wollen ihm meine Antwort mitteilen?"

„Um Gottes Willen! Was fällt Ihnen ein! Ich bitte Sie, lassen Sie nichts von dem Gespräch verlauten ... Ich zog Sie nach reiflicher Überlegung eigenmächtig ins Vertrauen und baue auf Ihre Verschwiegenheit ... Es würde seinen Stolz aufs äußerste verletzen ..."

„Erlauben Sie, gnädige Frau, noch eine Frage: warum nehmen Sie so großen Anteil an mir — an uns?"

Frau Grete zerpflückte ein Kastanienblatt und strich mit dem ädrigen Gerippe über ihr Ledertäschchen: „Sie scheinen mir beide ein paar Menschen zu sein, die für einander geschaffen sind und die aus Trotz — oder ich weiß nicht, wie ich das Gefühl nennen soll — aus Gêne Verstecken spielen. Das ist Unsinn — davor will ich Sie bewahren." Sie hatte das so einfach und natürlich gesagt, daß Ernas Mißtrauen wich.

Aber dafür empfand das Mädchen doppelt das Peinliche der Lage und sagte nichts.

„Damit habe ich mein Gewissen erleichtert, das Gewissen einer mütterlichen Freundin", sie betonte das ‚mütterlich', „die das Leben kennt und Ihr Bestes will ..."

Die junge Wakenkoven sah sie fest und voll an: „Ich danke Ihnen. Sollte Herr Syrlin etwas zu mir sagen ... ich werde mich an Ihre Worte erinnern und ... ja, es kann alles noch gut werden ..."

Und die Hofrätin begnügte sich damit.

„Ich bringe Sie heim, Erna."

Was das Mädchen sonst nie tat, einem Impuls, einer Art Rührung folgend, beugte sie sich bei der Verabschiedung über Frau

Grete vor die Füße; sie hob ihn auf und rollte ihn einem blonden Mädl zu, das den Finger verlegen in den Mund steckte und sich nicht heranwagte.

„Da hast du deinen Ball wieder."

Am liebsten hätte sie das Kind geküßt.

Auf einer Bank saßen zwei Soldaten und pafften qualmende Zigarren; das Kindermädchen in der Mitte zwischen ihnen lachte laut und schlug mit den Händen in die Luft, um die Rauchwolken zu zerteilen. Ein älterer Herr hielt sich knapp an die Hofrätin, aber sie bemerkte den Zudringlichen, der sie ansprechen wollte, nicht und da schwenkte er nach dem Rathause gegen den Ring ab. Sie freute sich der Ruhe in ihrem Innern. Es war eine Ruhe, in der man lächelt, wenn es sich glücklich trifft, oder die in Tränen ausbricht, wenn der Zufall ein dürres Blatt in den Weg gaukelt. Noch war es Sommer und die Blätter grünten gesund und saftig.

Die Füße schmerzten sie, als sie daheim anlangte und sie huschte in ihr Zimmer.

Die Hofrätin vertauschte den Seidenrock und die zarte Bluse mit einem schmucklosen grauen Hauskleid, das zu tiefst in den Kasten gepreßt hing, früher hatte sie es oft, immer, getragen. Nun war es zerknittert und noch häßlicher geworden. Das Kleid stand ihr übel zu Gesicht und machte sie alt.

Frau Grete trat ins Studierzimmer des Professors: „Kann ich dir helfen, Christian?"

Aus seinen wimpernlosen Augen schaute Ingres von seiner Schreiberei auf. Ehe er eine erstaunte Anwort sagte, schob sie ihn sacht beiseite und ergriff den Bleistift: „Diktiere, bitte, ich schreibe."

Und Professor Ingres staunte nicht einmal, sondern nahm seinen altgewohnten Pendelgang auf und diktierte mit Betonung den Schlußsatz seines Monumentalwerkes: „. . . So sind denn die Pyramiden unwandelbare steinerne Zeugen entschwundener Jahrtausende, welche ihren Schöpfer überleben, und sie beweisen dem Denker, daß Schaffen und Arbeiten allein Unsterblichkeit verheißen."

Die Hofrätin schrieb geduldig und aufmerksam.

Hast du meine liebe Margarete: ‚daß Schaffen und Arbeiten allein Unsterblichkeit verheißen' . . ."

„Ja, Christian."

„Punkt." Der Ägyptologe schnitt sich eine Zigarre zurecht, von einer Sorte, die er sich nur an besonderen Festtagen gönnte.

Matt, stumpf, gelb verlor sich Frau Gretls messinggoldener Haarschimmer unter dem schwachen Licht der abgebrauchten elektrischen Lampe.

„Vielleicht nicht gerade angehalten ... Ich habe Erna von dir erzählt, daß sie dich interessiert. daß dich deine Vermögensverhältnisse zwingen reich zu heiraten und daß du fürchtest, sie könnte deinen Schritt mißverstehen."

„War das notwendig, Grete, war es notwendig?"

„Es war notwendig und ist gut." Frau Ingres entgegnete überaus bestimmt. „Selbstverständlich bist du durch mein eigenmächtiges Handeln in keiner Weise gebunden. Erna weiß, daß ich nicht deine Bevollmächtigte war ... Aber du wirst sie doch heiraten ... Sie ist ein lieber treuer Mensch."

„Tante gestatte: wie kamst du dazu?"

„Wie ich dazu kam?" Diesmal durfte sie die reine ungeschminkte Wahrheit sagen. Sie hatte sich durch die quälende Angst der Nacht zu einer mitleidslosen Selbsterkenntnis und einer richtigen Auffassung der Tatsachen durchgerungen; was in ihr dunkel gurgelte, hatte sich geklärt, und nun sagte sie ihm einfach, daß sie nahe daran waren, eine unsinnige Torheit zu begehen, eine Torheit, die vielleicht für junge aufnahmsfähige Menschen ein Glück bedeute, aber nicht für ihn, der den besten Teil seiner Gefühle schon im Leben verausgabte, und nicht für sie, die eine alte Frau sei, eine alte, passabel wohlerhaltene Frau: „Ja, eine bejahrte Dame, welcher der Frühling an die Nerven ging ..." Die Hofrätin lächelte mild und trüb: „Ich fürchte mich vor dem Ekel, vor den Gewissensbissen nachher ... Solche Sünden, die man schon vorher bereut, soll man lieber nicht sündigen."

Syrlin blieb in seiner Zimmerwanderung vor ihr stehen: „Du bist lieb und klug, Gretl. Du hast uns vor einer häßlichen Lebenslüge gerettet ... Das ist auch etwas; das ist auch etwas wert."

Frau Grete wurde weich; um ihm ihr Gesicht zu verbergen, wandte sie sich ab und nestelte am Sonnenschirm: Klug, ja klug ..."

Er ordnete mechanisch ein Manuskript auf dem Schreibtisch, in dem gar keine Unordnung war.

„Regnet es noch, Werner?"

Werner zog eine Schnur und der Vorhang teilte sich raschelnd: „Es scheint schon wieder die Sonne."

„Adieu."

Syrlin wollte Ihre Hand küssen: sie eilte schnell aus dem Zimmer und als er ihr folgte, fiel eben die Gangtür ins Schloß. —

Die Hofrätin ging zu Fuß.

Der weite Weg dehnte sich und einmal ging sie beinahe irre, da sie zu versunken dachte, statt auf die Straßen und Gassen zu achten. Die Luft fröstelte, so sehr kühlte das Gewitter ab. Um eine grüne Anlage tollten die Kinder und ein verfehlter Spielball kollerte Frau

In diesem Sommer will das Geschäft nicht recht gehen. Es wird zwar Theater gespielt, wie alljährlich; vor und hinter den Kulissen wird genau so wie im Zuschauerraum geflirtet und geklatscht und medisiert; auf dem Tennisplatz fliegen die Bälle mit den entzückend durchsichtig gekleideten Mädchen um die Wette; aber es ist keine rechte Stimmung bei allem. Denn der Krieg liegt in der Luft. Die Herren entwickeln vor den Damen viel Heldenmut und die Strohwitwen werden sehr zärtlich zu ihren Männern und Verehrern.

Der Direktor will die Situation geschäftlich ausnützen und läßt allerlei kriegerische Sachen spielen, wobei er sogar auf die Klassiker zurückgreift. Da kommt der schöne Leonardo so recht zur Geltung. Als Max Piccolomini rührt er das ganze Haus bis zu Tränen. Der Direktor wittert Morgenluft und setzt für die nächste Woche Egmont an. Leonardo in der Titelrolle, Louison als Klärchen.

Mitten in die Proben hinein platzt die Nachricht von der Mobilisierung. Bald der, bald jener von den jungen Herren verschwindet vom Tennisplatz und viele Damen machen zum erstenmal in ihrem Leben ein nachdenkliches Gesicht.

Auch Leonardo wird ein wenig blaß. Aber er faßt sich schnell, denn er weiß, daß er durch einen doppelten festen Wall vor den Gefahren kriegsdienstlicher Verwendung geschützt ist. Erstens ist er als Schauspieler und Künstler doch ein Mensch der höchsten Intelligenz. Und solche Leute sind zu gut für Kanonenfutter. Der Theaterdiener, ein alter Feldwebel, behauptet allerdings, im Krieg schert man sich den Teufel um alles andere, wenn einer nur marschieren und schießen kann, und die Kollegen sind von der überwältigenden Geistigkeit Leonardos durchaus nicht überzeugt; aber er glaubt daran, und das ist für ihn die Hauptsache.

Zweitens haben sie den schönen Leonardo zwar im Frühjahre assentiert, aber seine Einberufung auf den Herbst verschoben. Und bis zum Herbst ist der Feldzug ganz bestimmt zu Ende.

Lenardo beruhigt also sein klopfendes Herz und spielt vor einem zum größeren Teil aus Damen bestehenden Parkett den Egmont so hinreißend, daß die aufgeregten Zuschauer dem Heldenjüngling zujauchzen und die kleine Louison hinter der ersten Kulisse blanke Tränen in den Augen hat. Sogar der Griesknödl applaudiert begeistert.

Leonardo erfaßt die Situation und beschließt, eine kleine Gemeinheit zu begehen. Schon seit langer Zeit will er von Louison loskommen, und heute scheint die Gelegenheit günstig.

Er begibt sich müden Schrittes in ihre Garderobe und läßt sich wie ein Stück Blei auf die Ottomane fallen.

Der schöne Leonardo.

Von **Egid v. Filek.**

Leonardo ist der Stern des Sommertheaters. Die jungen Strohwitwen gehen immer ins Parkett, wenn er spielt, und auf dem Tennisplatz machen die jungen Herren sogar schon seine Gesten und seine Sprache nach, wenn sie die Tennismäderln amüsieren wollen und ihnen nichts anderes mehr einfällt.

Denn Leonardo ist nicht nur ein temperamentvoller Schauspieler, sondern auch ein wirklich hübscher junger Mann. Am hinreißendsten weiß er Tapferkeit und Heldengröße zu verkörpern. Wenn er in Sudermanns „Morituri" als König Teja sich das Schwert umgürtet oder als Egmont sagt: „Um euer Liebstes zu erretten, sterbet freudig, wie ich euch ein Beispiel gebe" . . . da zittern alle Frauenherzen vor Erregung und freuen sich unbändig, weil er ja doch nicht von den Byzantinern erschlagen oder von Albas Schergen erschossen wird, sondern frisch und fröhlich vor den Vorhang tritt und lächelnd den wohlverdienten Beifall in Empfang nimmt.

Der Direktor weiß das alles genau und schätzt Leonardo so sehr, daß er ihm sogar jedes Monat einen größeren Vorschuß gibt. Leonardo braucht nämlich sehr viel Geld. Trotzdem ihn die kleine Louison, die ihn so gern hat, mit ihrer eigenen Gage unterstützt.

Von der kleinen Louison geht, von Mund zu Mund geheimnisvoll verbreitet, das Gerücht, sie wäre das Kind eines französischen Marquis. In Wirklichkeit stammt sie aus Napajedl in Mähren und ist ein gutmütiges, liebes Ding, viel zu lieb und gutmütig für die Naive eines Sommertheaters.

Die anderen Schauspieler lachen sie aus, denn man weiß, daß Leonardo, wie die meisten schönen Männer, etwas charakterschwach ist und Louisons Liebe zwar so hinnimmt, sie aber bei jeder Gelegenheit betrügt. Außerdem hat die dicke Bäckerswitwe Marie Pospischil eine zärtliche Neigung für Leonardo gefaßt, der sich in den Stunden, wo ihm der Künstlergrößenwahnsinn nicht im Nacken sitzt, immerhin nach jenem bürgerlichen Glück sehnt, das man in Schlafrock und Pantoffeln genießen kann. Und Marie Pospischil, von ihren Bekannten wegen ihres unendlichen Phlegmas und auch aus anderen Gründen der „Griesknödl" genannt, ist eine gute Partie. Leonardo wäre gerne bereit, seine glänzende Künstlerlaufbahn um einen Griesknödl zu verkaufen, wie Erzvater Jakob die Erstgeburt um ein Linsengericht.

Das alles weiß die hübsche kleine Louison und dennoch liebt sie den Lenardo. Warum? Weil es eben in der Liebe kein Warum gibt.

daß er das Herz der Mara Pospischil gewonnen hat. Nun wird er in dem freundlichen Orte zurückbleiben und als Mitbesitzer eines schönen Bäckergeschäftes zu den Honoratioren emporsteigen. Und das alles verdankt er seiner Kunst!

Von allen Mitgliedern der Truppe schläft er in dieser Nacht weitaus am besten.

Aber das Erwachen ist furchtbar. Denn in der Türe des Zimmers steht ein Gemeindediener mit dem schrecklichen Zettel in der Hand, der Leopold Neumann aus Brünn, Schauspieler, zum Einrücken binnen vierundzwanzig Stunden verpflichtet, widrigenfalls . . .

Die kalte Morgendouche ist heute bei Leonardo ganz überflüssig. Mit schlotternden Kniegelenken zieht er sich an und eilt zum Theaterdiener. Das ist die einzige militärisch gebildete Person, die ihm Auskunft geben kann, nachdem ihr eine Zigarre die Zunge gelöst hat.

„Mein Gott, was soll ich denn mit einer Waffe anfangen! Ich kann ja nicht schießen! Was geht mich der Krieg an! Ich bin doch Künstler!“

So wimmert er.

Der alte Feldwebel aber tröstet ihn. Man wird ihn drei vier Wochen lang abrichten, ihm das Marschieren, das staffelförmige Vorrücken in der Gefechtslinie, das Schießen und alles mögliche beibringen, und dann stellt er auf dem Schlachtfeld seinen Mann wie irgend ein anderer.

Der Feldwebel grinst boshaft.

Leonardo aber steigt zum letztenmal die Stufen zur Bühne empor, die so lange der Schauplatz seiner Triumphe gewesen ist. Zerrissene Soffiten, Versetzstücke, verwelkte Blumen liegen herum, Leimgeruch und wüstes Chaos überall — ein trauriges Symbol seines zerstörten Lebens.

Ade Louison, du arme Betrogene — ach, so gibt es doch so etwas wie eine Nemesis auf dieser ungerechten Welt! Ade Marie Pospischil, ade du heißgeliebte Kunst!

Und Leonardo, der schöne jugendliche Held, der Abgott der Damenwelt, der todesmutige Teja, Egmont und Max Piccolomini, setzt sich auf eine antike Marmorvase aus Papiermaché und weint echte, heiße Tränen.

Sie ist eben damit beschäftigt, abzuschminken. Ihr schönes Haar wallt um die weißen Schultern, ein goldig schimmernder Mantel.

„Wunderbar hast du heute gespielt“, sagt sie mit feuchten, glückselig leuchtenden Augen.

Seine Miene bleibt düster: „Weißt du auch, warum?“ fragt er dumpf.

Sie wirft das Haar zurück: „Ich verstehe dich nicht.“

„Weil ich mein eigenes Schicksal spielte. Sterbet freudig, wie ich euch ein Beispiel gebe. Heute haben sie mich einberufen. Morgen muß ich fort — vielleicht in den Tod.“

Er läßt seinen Kopf auf die Brust sinken und freut sich, daß er auch hier Komödie spielen kann.

Ihre Augen werden groß: „Nein!“ ruft sie mit dem Ausdruck echten Entsetzens. Er aber zuckt die Achseln und schweigt.

Da fällt sie über ihn her und küßt ihn so heiß, so stürmisch, daß ihn doch das Gewissen schlägt und er den großen Toilettespiegel umkehrt, denn er fürchtet, darin einen Schuft zu sehen.

Der Spiegel bleibt längere Zeit umgedreht. Aber zu der kleinen Kneipe, die heute im Stammgasthause stattfinden soll, geht Louison nicht. Das Herz ist ihr zu schwer, sagt sie unter Tränen.

Leonardo macht sich auf den Weg. Die widerstrebendsten Gefühle kämpfen auf dem Schlachtfelde seines Herzens. Aber zum Schluß steigt doch siegreich das Bild der Marie Pospischil empor, mit dem freundlichen Hintergrund der gutbürgerlichen Versorgung. In diesen unsicheren Zeiten geht eben nicht nur die Kunst, sondern auch der Künstler nach Brot.

Aber auf der Kneipe ist es heute lange nicht so lustig wie sonst. Denn der Direktor, der dicke Heldenvater und der Souffleur haben inzwischen ihre Einberufungsorder erhalten.

Da alle drei nur Landsturmmänner des zweiten Aufgebotes sind, kann ihnen schließlich nicht viel geschehen. Der Souffleur, der einen fuchsroten Schädel hat, erklärt sich bereit, als Scheinwerfer in den Krieg zu gehen; aber die beiden anderen kriegen es mit der Angst. Der Heldenvater trinkt sich einen kleinen Rausch an, umarmt tief gerührt alle Mitglieder der Tafelrunde ohne Unterschied des Geschlechtes und wankt der Türe zu, um, wie er schluchzend sagt, das Schlachtfeld nach seiner Leiche abzusuchen. Der Direktor aber erklärt mit zitternder Stimme die Truppe für aufgelöst. Heldenväter und Direktoren sind ja zu ersetzen, aber ein Sommertheater ohne Souffleur ist ein Unding.

Leonardo tröstet die Betrübten und genießt dabei das reinste Glücksgefühl, das uns beschieden ist: die Schadenfreude. Wie gut ist es nun,

Die Nörgler.

Träg führen sie die Kelle, flink den Spaten,
Hämische Totengräber, stets bereit,
Das einzuscharren, was um Hilfe schreit
Und was, gepflegt, trotz Wunden wär geraten.

Wenn wir uns freun verheißungsvoller Taten,
Von lästigem Zweifel nur zu gern befreit,
Fälschen sie Schatten von Verlegenheit
Sogleich zu Mißwachs hoffnungsreicher Saaten.

Faßt sie ins Aug', die galligen Gesellen:
Ihr kennt sie leichtlich am Familienzug,
Argwohn im feigen Blick, gepaart mit Trug.

Zu schwer büßt ihr die Schonung! An den hellen
Tag diese Rotte; nehmt sie fest aufs Korn:
Sie zündeln hinten, Feuer dann von vorn!

Schwur.

Hör mich, mein Gott. Ich will den Schwur erneuen,
Der mich mit meinem Vaterland verbindet.
Es knie nieder, wer wie ich empfindet.
Ich spreche vor: Ihr wiederholt in Treuen.

„Wir haben nichts, vernimm uns, zu bereuen.
Wir sind die Stillen, die die Stunde findet,
Wenn dich die Schlange züngelnd schon umwindet.
Wir sind gesonnen, nichts für dich zu scheuen.

Wir sahen zu, wie die von dir Belohnten
Dich bloß verbrauchten, statt sich dir zu geben.
Wir opfern ohne Zögern dir das Leben.

Doch hüte dich, die nur zu lang Verschonten,
Wenn wir erringen, was wir dir dann schenken,
An unserer Statt aufs neue zu bedenken!"

Der Schmutzian.

Von Fritz Stüber-Gunther.

„Extra—ausgabe! Extra—aus—gabeee!"

Ein kleiner Junge, höchstens zehnjährig, barhaupt und barfuß, läßt diesen wohlbekannten Ruf aus voller schwacher Lunge wieder einmal durch die abendlich dämmernden Vorstadtgassen hallen. Aber es will sich für ihn kein Erfolg einstellen. Waren andere, Ältere schnellfüßiger als er oder ist seine Anpreisung nicht eindringlich und auf-

Mein Österreich.

Von **Richard Schaukal.***

Austria.

Schön bist du, Österreich, in deiner Strenge,
Das Schwert gerechter Rache in der Rechten.
Wie eine Kaiserin vor Mörderknechten
Stehst du im Erzgetön der Waffengänge.

Wie warst du welk von Sorgen, matt vor Enge,
Wie starrtest schlaflos du in bangen Nächten,
Erlahmt dein Wille, wehrlos unter Schlechten,
Die sich zunutze machten das Gedränge!

Gefahr hat dich dir selbst zurückgegeben.
Du hältst das Schwert. Behalt's! Nicht nur das Leben
Gilt's gegen Feinde sieghaft zu verteidigen!

Aufs Schwert mußt du dir Männer auch vereidigen,
Die treu und standhaft dir das Haus verwalten
Und deiner würdig endlich ausgestalten.

Warnung an die Übermütigen.

Verwechselt nicht Ereignisse mit Taten.
Erfolge und Verdienste trennen Klüfte.
Der Baum ist in der Wurzel. Nicht die Lüfte,
Die wechselnden: ihn selbst sollt ihr erraten.

Und seiner pflegen. Äste, die euch baten:
„Beschneidet unsern Auswuchs!" habt ihr Düften,
Vergänglichen, geopfert. Gabet Grüften
Üppigen Schmuck, der Zukunft keine Saaten.

Rechnet euch zu, was ihr getreu erzogen,
Nicht, was euch Lässigen bloß zugeflogen,
Danket in Demut einem gnädigen Gotte.

Beschenkt, seid ihr noch nicht ergiebig. Richtet
Das schon beflaggte Haus, daß nicht zum Spotte
Ein Windstoß das baufällige vernichte!

Die Erbsünde.

In euren Glocken fehlt der Klöppel: Glaube.
So aber ist auch euer Hoffen Sünde.
Eh nicht der Herr erstanden vor euch stünde,
Ihr schütteltet das Haupt, das störrisch taube.

Ein Windstoß gnügt, daß er frohlockend raube,
Was noch so heiß das Ahnen euch verkünde.
Werg, stets bereit, daß es Erfolg entzünde,
Wälzt ihr, gestoßen, euch sogleich im Staube.

Geschmeidigem Leibe mangelt es an Knochen,
Das lässige Gemüt erlabt Gepränge,
Es fröstelt ihm vorm Ernst, ihm schmeicheln Klänge,

Und jeder Buhler wird sein Segel blähen;
Bald lahmt der Eifer, Huldigung wird Schmähen:
Die Übermütigen siehst du gebrochen.

---

* Aus dem wie der erste bei Georg **Müller** in **München** erschienenen zweiten Bande der „Ehernen Sonette": „Standbilder und Denkmünzen".

der schriftlichen Bitte, die Sendung in Anbetracht des wohltätigen Zweckes, dem der Reinertrag dieser Marken gewidmet ist, gütigst annehmen und mittelst des beigelegten Erlagscheines bezahlen zu wollen. Die Absender rechnen natürlich von vornherein damit, daß nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Empfänger diese Bitte buchstäblich erfüllen wird. In der Tat schreiben sehr viele, entweder aus Unlust oder aus wirklichem Geldmangel „Nicht angenommen, mit Dank zurück“ auf den Umschlag und übergeben ihn wieder dem Briefträger. Es gibt aber leider auch solche, die ihn achtlos und rücksichtslos beiseite werfen, nach einigen Tagen zerreißen, verbrennen. Herr Schmutzian gehört zu keiner jener drei Gattungen von Mitbürgern, er bildet eine Klasse für sich. Er hat die Sendung einer genauen Prüfung unterzogen und für gut befunden. Die „Bildeln“, die die Wohltätigkeitsmarken schmücken, etwa Vindobona, wie sie ihre hungernden Kinder speist, oder eine Barmherzige Schwester, die einen verwundeten Krieger pflegt, gefallen seinem (selbstverständlich) patriotischen Herzen ausgezeichnet. Aber die Marken sind nicht nur schön, denkt er, sondern auch praktisch, denn die Briefkuverts „picken“ erfahrungsgemäß von Tag zu Tag schlechter. Also verschließt er seine Briefe von Stund' an mit den willkommenen unentgeltlichen Marken. Unentgeltlich? Nun, Sie werden doch nicht glauben, Verehrteste, daß es Herrn Schmutzian auch nur für einen Augenblick eingefallen sei, sie zu bezahlen!

„Möcht den sehgn, der mi dazua zwingen kann“, erklärt er, je nach den Umständen, laut oder still für sich, aber stets voll heiliger Überzeugung. „Was mir alsdann unverlangt ins Haus gschickt wird, dafür bin i alsdann aa nix schuldig. Da kann i damit tuan, was i will. Da muaß mir sogar das Gsetz recht gebn.“

Möglich, ja wahrscheinlich, daß ihm das Gesetz recht geben müßte. Viele seiner Bekannten aber geben ihm nicht recht — am wenigsten in den jetzigen Zeiten der Kriegsnot, die nun einmal von jedermann ein bißchen Opferwilligkeit verlangen. Das weiß der Schmutzian ganz gut, und wenn ihm auch die Meinung der großen Welt im allgemeinen höchst gleichgültig ist, so will er doch nicht in jener kleinen, die seine nächste Umgebung darstellt, gescholten und mißachtet sein. Er muß daher, wo er geht und steht, ein Schock von Gründen für seine geldliche Genauigkeit bereit haben oder, wie die, die ihn durchschauen, es nennen, von Ausreden für seine Schmutzerei

Soll er zum öffentlichen Wohle etwas beisteuern, so ist seine erste und beliebteste Abwehrwaffe ein unbegrenztes und unbesiegbares, angeblich schon oft gerechtfertigtes Mißtrauen gegen alle Personen, die sammeln, und alle Institute, für die gesammelt wird: „Für dö Gsellschaft soll i was hergebn? Naa, mei liaber Herr, durt machen si ja no allerweil

dringlich genug? Der Pack terpentinduftender, druckfeuchter Blätter unter seinem linken Arm will nicht kleiner, die Zahl der Zehnhellerstücke in seiner rechten Hosentasche nicht größer werden.

Gerade geht wieder ein Herr mit frisch angezündeter Britannika und stattlich vorgestrecktem Bürgerbauch an ihm vorüber, ohne ihm Beachtung zu schenken. Doch nein, plötzlich macht der Herr Halt, bückt sich, faßt eines der Zeitungsblätter am Zipfel, zieht es halb heraus, überfliegt die fettgedruckten Titelköpfe — „Laß anschaun amal!" — und — — geht mit abweisendem Kopfschütteln seines Weges weiter.

Der Knabe, zweifellos ein blutiger Anfänger in seinem Fach, sieht ihm offenen Mundes nach. Und Miene und Haltung des Geprellten sind so traurig, so kläglich, daß ein zweiter Passant, der den Auftritt von weitem mitangesehen hat, ihn folgendermaßen tröstet: „Alsdann gib halt mir in Gottsnam ans von deine Blattln; da hast fünf Kreuzer. Aber wanns du so weni brennt bist, da wirst nia ka Millionär net werdn, mei Liaber. Wia kann ma denn so an Schmutzian aufsitzen, ha? . . . Pfui der Teufel, so a Schmutzian!"

Vielleicht hat der dicke Britannikaraucher diesen Nachruf gehört; laut genug war er. Aber keinesfalls regt er sich darüber auf. Er hat ja doch seinen Zweck erreicht, die neuesten Kriegsnachrichten erfahren, ohne sie mit einem Heller zu bezahlen.

Er hat auch heute den Schwur treulich gehalten, den er vor Wochen schon feierlich und öffentlich leistete: „Ka Extraausgab kauf i nimmermehr; steht eh nix drin; da waar mir lad ums Geld, meiner Seel und Gott!"

Und er kann dennoch am Biertisch, wenn die minder charakterstarken Freunde etwa mit ihren bar bezahlten Zeitungsneuigkeiten prahlen wollen, großartig erwidern: „Das waß i eh scho alles! Das hab i eh scho selber glesen!"

Sparsam muß der Mensch sein, wenn er's zu etwas bringen oder das, wenn er's bereits gebracht hat, zusammenhalten will. Es gibt freilich Leute, die diese Art von Sparsamkeit Schmutzerei und den, der sie übt, einen Schmutzian nennen. Das muß man sich halt gefallen lassen. Das darf einen beileibe nicht beirren. Dieser kleine Nachteil kann die vielen Vorteile, die man im Vergleich zu den noblen, leichtsinnigen, verschwenderischen Zeitgenossen hat, nicht im entferntesten zuschanden machen.

Der Schmutzian nimmt, wo die anderen geben. Was anderen Auslagen und obendrein Ärger bringt, das beschert ihm Nutzen, durch Freude versüßt: Freude über seine Klugheit und Festigkeit.

So zum Beispiel wird ihm von irgendeinem Verein oder Komitee durch die Post ein Päckchen bunter Briefverschlußmarken übersendet mit

Die anderen . . . Das ist seine Lieblingsredensart nicht nur bei den Subjekten, sondern auch bei den Objekten der allgemeinen Mildtätigkeit. Wendet sich diese den Eingerückten zu, so findet er, die Daheimgebliebenen hätten sie nötiger, und findet darin einen Grund, für diesesmal nichts herzugeben; wird für die Arbeitslosen gesammelt, so steht er für seine Person ausschließlich den Verwundeten bei — ausschließlich mit dem Maul, begreift sich . . . und umgekehrt.

Und die Ergebnisse aller Sammlungen, an denen er selbst nicht beteiligt ist (und das sind eben, dank seinen Grundsätzen und seiner Methode, die allermeisten), bekrittelt er als schandbar dürftig, lächerlich, niedrig, zu dem ungeheuren Bedarf in keinem Verhältnis stehend.

Einen besonderen Widerwillen hat er gegen die verschiedenen, an Röcken und Kleidern getragenen Abzeichen, deren Kaufpreis — „angeblich", lächelt Herr Schmutzian ironisch — den Armen, Elenden, durch den Krieg Geschädigten zufließt.

„Das kommt mir akrat a so vor", sagte er eines Tages, „als wann is in die Welt außischrein wollt: Schauts her, i hab aa a paar Sechserln hergschenkt . . ."

Aber etliche Tage später hatte er selbst jenes Abzeichen, das von ihm als das hassenswerteste gebrandmarkt worden war — weil es das auffallendste, gewiß nicht, weil es das teuerste war — an seinem Überzieher „angespendelt". Seine Freunde konnten sich kaum fassen vor Staunen. Sie hätten nicht im mindesten gestaunt, wenn sie gewußt hätten, daß es Herr Schmutzian auf einem Ausflug nach Hütteldorf im Wald gefunden und nach dem Verlustträger selbstverständlich nicht geforscht oder gefragt hatte.

Daß Herr Schmutzian prahlt, er pflege die ihm auf der Straße begegnenden verwundeten Soldaten regelmäßig mit guten Zigarren zu beschenken, während er in der Tat ein einzigesmal einem Krieger eine zerquetschte und zerbrochene „Kurze" gab, müssen wir nach allem vorher Gesagten leider glauben . . .

Ich kenne einen Gemeindeangestellten, der ein Einkommen von zweihundertundsiebzig Kronen monatlich bezieht, von dem er den Unterhalt für sich, eine kränkelnde Frau und einen heranwachsenden, studierenden Sohn bestreitet. Seit Kriegsausbruch widmet diese Familie in vollstem gemeinsamen Einverständnis pünktlich und genau ein Zehntel ihres Gesamteinkommens, also siebenundzwanzig Kronen an jedem Ersten, den Kriegsfürsorgezwecken. Um das zu ermöglichen, müssen sie sich begreiflicherweise allerlei Einschränkungen in ihrer Lebensführung auferlegen: So haben sie auch auf Kriegsdauer jeglichem Alkoholgenuß unbedingt entsagt. Ich konnte nicht umhin, diesen außergewöhnlichen Fall dem Herrn Schmutzian mitzuteilen. Und was meinen Sie, daß er mir darauf zur Antwort gab?

17*

die verkrachten Liberäulen brat, und für dö hab i kan Kreuzer net übri. Prinzipiell net."

Und unter Umständen zehn Minuten später: „Was, für den Verein wolln S was habn von mir? Der was hamli für die Klerikäulen arbeitt? Gar ka Red, daß i da in Sack greif! Grundsätzli net . . ."

Außerdem weiß Herr Schmutzian, daß alle Wohltätigkeitsvereinigungen und -Anstalten, mögen sie welcher Parteirichtung immer verdächtig sein oder mögen sie ihre Parteilichkeit noch so schlau verbergen, ganz unglaublich miserabel geleitet und verwaltet werden.

„Da habn s das Geld tausenderweis in der Kassa liegen, die Herrschaften", sagt er von der einen, „und rucken höchstens kronenweis damit außer. Solln entweder ausgiebige Unterstützungen verteiln oder gar ka. Aber a so hat niemand nix davon. Und wann i scho was herschenk, dann will i a, daß wer was davon hat . . ." Und von der anderen: „Sö, dös is Ihner a Wirtschaft durten! Mit volle Händ schmeißen s das Geld an den ersten Besten weg, anstatts daß jeder nur a bißl was kriagt, aber möglichst viele drankommen. Zu so was kriagn s von mir nix außer, net amal, wann i der Rothschild waar!"

Aber Herr Schmutzian ist bei weitem nicht „der Rothschild", und diese unbestreitbare Tatsache hebt er gebührend hervor, so oft sein Gemeinsinn angerufen wird: „Ja, verehrter Herr, warum kumman S denn allerweil grad zu mir? Ausgsuacht zu mir? I hab do das Geld net in d Schaffeln stehn, da san S aber scho arg am Holzweg, wann S das glaubn. Da könnt i Ihner hundert Leut nennen, dö mehr habn wia i und weniger tuan — hundert andere könnt i Ihner sagn, Gengan S do amol zu die andern!"

Die anderen! Da haben wir das Wort, in das sich Herr Schmutzian hineinwühlt wie in einen Schützengraben, hinter dem er sich verschanzt wie hinter Betoneisenwällen, mit dessen unermüdlich abwechslungsreicher Anwendung er in höchster Not den Angreifer überschwemmt. Unentwegt beruft er sich auf „die anderen". Ist er Geschäftsmann, so wünschte er sich nichts als das bombensichere Einkommen des allerkleinsten kleinen Beamten, um Wohltätigkeit im größten Stil zu üben; ist er Angestellter, dann gäbe er von Herzen gern und so reichlich, daß man staunen sollte — falls man's ihm ermöglichte, mit dem allerletzten Vorstadtgreisler zu tauschen. Gehört er dem Stande der Fleischhauer an, so verweist er auf seinen Nachbar, den Bäckermeister: „Der hats. Der kanns tuan. Das is a ganz an anderer Fall. An den wenden S Ihner. Ja, der . . . Aber i . . ."

Und arbeitet er in Mehl, so findet er, daß vom Reingewinn an einem einzigen ausgeschroteten Ochsen der halbe Jahresbedarf des Roten Kreuzes leicht bestritten werden könnte: „Das is ganz was anders als bei unseran . . ."

jeden Verdacht, den sie etwa beim Anblicke der bewaffneten Bürger schöpfen könnten, zu benehmen, wurden gedruckte Zettel an den Wachthäusern angeschlagen, welche die Worte enthielten: Corps de garde civique pour maintenir la tranquillité et sûreté intérieure.

Zu Mittag des 10. April traf ein Bote des Bergwerksbesitzers zu Feistritz bei Peggau, Johann Heipl, ein, welcher die Nachricht brachte, daß die Franzosen sicher noch an diesem Tage in Graz ankommen würden. Ein Piket der Bürgerkavallerie stand an der Weinzöttelbrücke, wo um fünf Uhr die Generale Beaumont und Monscourt mit einigen Offizieren und Jägern erschienen. Ein Trompeter des Bürgerpikets überbrachte ihnen einen jener gedruckten Zettel. Die Generale versicherten als Freunde zu kommen, worauf Oberst Dobler und der Kommandant des Pikets, Sigmund Graf von Auersperg, vorritten und Aufklärung über die Bürgerwehr gaben. Auch einige Mitglieder der Landeskommission trafen in diesem Augenblicke bei der Brücke ein und empfingen von den Generalen die gleiche Versicherung: in Folge der abgeschlossenen Waffenruhe würde sie als Freunde in die Stadt Graz einrücken.

Während die Deputierten der Landeskommission nach Graz zurückeilten, warteten die Generale die nachrückende Kavallerie ab, worauf sie um sechs Uhr über die Lend, den Gries und die neue Brücke durch die Jakominivorstadt und das eiserne Tor in die Stadt einzogen. Die meisten Läden standen offen. Eine ungeheure Menge Volkes hatte sich in den Straßen angesammelt, alle Fenster waren von Neugierigen besetzt. Es herrschte vollkommene Ruhe; mit entblößten Säbeln zogen die Franzosen durch die Straßen, ihr Anführer, Brigadegeneral Beaumont, ritt, umgeben von Offizieren der bürgerlichen Kavallerie, mit abgezogenem Hute voran.* Auf dem Marktplatze stellte sich die französische Mannschaft auf; die Generale begaben sich zuerst in den Saal des Rathauses, dann in das Spital, wo französische Sodaten verpflegt wurden, endlich in die Quartiere.

Um acht Uhr kam der Kriegskommissär Armanet mit vielen Offizieren an; er verlangte sogleich, daß von Graz die in Frohnleiten eingerückte Division des Generals Chabot täglich mit Brot, Fleisch und Wein versorgt werde. Um elf Uhr trafen etwa 2000 Mann Infanterie von dieser Division unter General Serrurier ein, die mit Lebensmitteln versorgt werden mußten, die Nacht aber in den Gassen kampierten. Endlich um ein Uhr nach Mitternacht kam der Obergeneral Bonaparte an, welchem General Berthier mit dem Generalstabe folgte. Man hatte für ihn das gräflich Christian Stubenbergsche Haus in der Herrengasse bestimmt, wo auch der größte Teil des Generalstabes untergebracht wurde.

---

* So erzählt ein Augenzeuge in der Beilage zur „Grätzer Zeitung" vom 29. Mai 1797.

„Das is a Schmutzerei", antwortete er achselzuckend. „Wasser z saufen und n Wirt, der do a lebn will, um sein Verdienst z bringen. Das waar i net imstand. A so a Schmutzerei kann i net leiden."

Und er führte es mir sogleich vor Augen, indem er ein frisches Krügel Pilsner — das sechste — schlicht und ohne große Gebärde bestellte und überdies nach seinem Mastochsenrostbraten noch eine Portion kaltes Schweinernes opferwillig verzehrte.

Die Franzosen in Graz.

1797.

Jedes Jahr bekam des Völkerrecht neue Zusätze, so daß manche schon meinten, es bilde sich zu einem festen Gesetz aus, das künftig die Kriege verhindern — wenigstens mildern werde. Leider hat der gegenwärtige, schier unermeßliche Völkerstreit diese schönen Hoffnungen schwer enttäuscht und fast scheint es, als seien die Regeln des Völkerrechtes eine Verhöhnung der Wirklichkeit. Trotzdem wird man auch in Zukunft, nur vielleicht in etwas anderer Weise als bisher, daran arbeiten, auch den blutigen Streitigkeiten der Starken untereinander Gesetze aufzuzwingen, die ihren Zwang aus der höheren Kultur der Völker selbst schöpfen.

Und da mag zum Vergleich zu den Grausamkeiten, die sich heute Russen und Belgier zuschulden kommen lassen — die Franzosen sollen sich, wie man hört, verhältnismäßig anständig verhalten — die Besetzung von Graz durch Napoleon und seine Truppen im Jahre 1797, wie sie der ausgezeichnete Geschichtskenner Franz Martin Mayer* schildert, heranziehen. Nicht so sehr die hinlängliche Manneszucht, die im feindlichen Heere herrschte, ist zu bewundern (wenn auch anzuerkennen), als vielmehr die Ruhe, Besonnenheit und Rechtschaffenheit der Grazer Bevölkerung, die schwer genug unter den Kriegslasten der Feinde litt. —

Napoleon stand in Leoben, berichtet F. M. Mayer, und seine Soldaten drangen über Bruck hinaus vor, während die Österreicher sich zurückzogen, so daß mit Gewißheit anzunehmen war, daß die Franzosen in kurzer Zeit in Graz einrücken würden. Der Oberst des Bürgerkorps, Franz Kaspar Dobler, wurde von der Landeskommission beauftragt, eine Patrouille nach Peggau zu senden, um Kundschaft einzuziehen. Einige Mitglieder der Landeskommission sollten die feindlichen Generale an der Grenze des Weichbildes der Stadt empfangen, und um dem Feinde

* Steiermark im Franzosenzeitalter. Nach neueren Quellen. Graz. Druck und Verlag „Leykam".

ihm, die Kommission zu bestätigen. Beaumont begab sich nun in den Sitzungssaal der Landeskommission und verlas die Proklamation, deren letzter Abschnitt verlangte, daß die Kommission der französischen Republik den Eid des Gehorsams schwöre. Aber dies geschah nicht; der Fürstbischof von Seckau erkärte, daß er bereits seinem Landesfürsten den Treueid geleistet und daher einen ähnlichen nicht mehr schwören könne; die anderen Mitglieder der Kommission gaben die gleichen Erklärungen ab. Beaumont meldete dies dem Obergeneral, der schon im Reisewagen saß, bereit nach Leoben zurückzufahren. Bonaparte verlangte nun unter Drohworten die Leistung des Eides, sonst würde er die Kommission suspendieren. Aber er wartete die Wirkung seiner Drohung nicht ab, sondern fuhr sofort aus der Stadt.*

Da die Gegend von Leoben und Bruck fast schon ganz ausgezehrt war, verlangte der Generalkommissär Villemancy von Leoben aus, es solle alles in Graz vorfindliche Mehl und der Hafer ohne Rücksicht auf die in Frohnleiten liegenden Truppen nach Bruck gesendet werden. Die Landeskommission verstand es, die Ausführung dieses Befehls unmöglich zu machen, aber Brot mußte täglich in ungeheurer Menge abgesendet werden. Übrigens hatten sich die Franzosen gleich nach dem Einzuge des Verpflegsmagazins bemächtigt und die Verwalter und die Offiziere überhaupt ließen sich unglaubliche Betrügereien zu schulden kommen. Kleine Erpressungen an einzelnen Personen, Verweigerung der Zahlung für genossene Speisen und Getränke, Ausschreitungen, von Betrunkenen begangen, erzeugten in diesen Tagen eine starke Gärung unter der Bevölkerung, welche nicht abgeneigt schien, von den Waffen Gebrauch zu machen. Dem Magistrat kam nämlich die Nachricht zu, daß in einer Vorstadt Anstalten zur Verteidigung getroffen würden. Der Bürgermeister, welcher seit der Auflösung der Landeskommission der erste Würdenträger in der Stadt war, mußte mit strengen Worten zur Ruhe auffordern.

Am 17. April kam ein von dem Generalkommissär Villemancy an die Mitglieder der aufgehobenen Landeskommission gerichtetes Schreiben an, in welchem derselbe auf die bisherige Naturalverpflegung der Truppen verzichten zu wollen erklärte, dafür aber eine wöchentliche Abgabe von 300.000 Lire oder 120.000 fl. zum Ankaufe von Lebensmitteln verlangte. In der Bedrängnis, in welche die Landeskommission durch dieses Verlangen versetzt wurde, beschloß sie, eine Denkschrift zu verfassen, in welcher die Lage des Landes, die bisherigen Leistungen desselben und der Hauptstadt dargelegt und die Bitte ausgesprochen wurde, es möchte bei der

---

* Die Besetzung von Graz meldete Bonaparte dem Direktorium am 16. April von Leoben aus: La division du général Serrurier a occupé Gratz, ville contenant 40.000 habitants et estimée une de plus considérables de l'état de l'empereur.

Am 11. April wurde ein Teil der französischen Truppen in die Festung verlegt, die anderen errichteten auf der Anhöhe bei St. Leonhard, Ries genannt, ein Lager. Die ganze Ries war bald mit Kavallerie und Infanterie besetzt, die Kanonen standen gegen die Stadt gerichtet. An demselben Tage begab sich die Landeskommission zu Bonaparte, der sich nicht von der liebenswürdigen Seite zeigte. Doch ward erlaubt, daß auch ferner alle Wachen gemeinschaftlich von den bewaffneten Bürgern und den Franzosen bezogen wurden. Dies geschah bis zum Abzug der Feinde, ohne daß es irgendwo zu einer Störung gekommen wäre. Solange es Tag war, standen Neugierige in großer Zahl in der Herrengasse vor dem Stubenbergschen Palais, um den Mann zu sehen, dessen Name in aller Munde war. Bonaparte schätzte man auch in Graz für älter als er war; sonst sagt ein Gleichzeitiger von ihm: „Er ist von kleiner Statur, braungelber Gesichtsfarbe, hat etwas eingefallene ungefärbte Wangen, eine etwas große Nase, tiefliegende schwarze Augen, einen scharfen Blick, er spricht wenig, abgebrochen, aber sehr deutlich und bestimmt, sein Umriß verrät einen tiefen Denker; sein schlichter Anzug und seine über die Wangen herabhängenden ungekräuselten braunen Haare beweisen, daß er sich mit seinem Äußerlichen sehr wenig beschäftiget."

Der französische Kommissär en chef Villemancy, ein gebildeter Mann, der deutschen Sprache mächtig, erkundigte sich im Sitzungssaale der Landeskommission genau nach den Verhältnissen des Landes, die ihm übrigens nicht fremd waren.

Um sieben Uhr war Tafel bei Bonaparte; von den Bürgerkorps waren geladen Oberst Dobler, Major Stiglitz, Leutnant Leonardi und Adjutant Klein. Dobler saß dem Obergeneral zur rechten Hand. Dieser erkundigte sich um die ärarischen Güter, die Erzeugnisse und den Handel der Landes. Vor und nach dem Speisen sollen Versuche gemacht worden sein, die eingeladenen Bürgeroffiziere zum Landesverrate zu bewegen, was natürlich ohne Erfolg blieb.

Requisitionen wurden natürlich auch in Graz gemacht, doch wurden sie später sehr ermäßigt: statt 60.000 Paar Schuhe, welche anfangs gefordert wurden, begnügte man sich mit 1600.

Am Morgen des 12. kam ein Adjutant des Obergenerals in das Rathaus und meldete, daß Bonaparte um elf Uhr die Landeskommission bestätigen wollte; diese möge sich daher versammeln. Dies geschah, aber weder Bonaparte noch sein Generalstabschef Berthier erschien. Da begab sich der Bürger Stahel, ein Mitglied der Kommission, zu Bonaparte, um mitzuteilen, daß die Landeskommission versammelt sei. Der Obergeneral ließ den Stadtkommandanten Beaumont holen, übergab ihm die für Steiermark bestimmte Proklamation und befahl

doch so oft im Handgemenge mit ausschweifenden Franzosen waren, nur einer eine leichte Verwundung an der Hand erhielt.

Was übrigens die Gäste bei guter Laune erhielt, war der Überfluß an Lebensmitteln, den sie auf den hiesigen Märkten fanden; wirklich war der Zufluß derselben und ihr wohlfeiler Preis eine für die Grazer selbst unerwartete Erscheinung. Eierspeisen, Fische, grünes Gemüse und Salat waren ihre Leckerbissen; Fleisch schätzten sie, so trefflich sie es auch hier fanden, weniger. Die Zeiten, wo die Franzosen den Deutschen ihren Hang zum Trinken vorwerfen konnten, sind vorüber; wenigstens die, welche zu Graz waren, gaben Beweise einer zuvor hier nie gesehenen Geübtheit, Bier, Wein und Likörs zu verschlingen."

Wer oberflächlich dieses Leben und Treiben in der Stadt Graz betrachtete, mochte seine Freude an dem buntschillernden Bilde haben, das sich seinen Augen bot, aber er merkte nicht die Sorgen, die auf jenen lasteten, welche für genügende Lebensmittel, für Ordnung und Ruhe zu sorgen hatten und befürchten mußten, für ihr Tun und Lassen von zwei Seiten zur Verantwortung gezogen zu werden . . .

Es war am 22. April abends sechs Uhr, als der Obergeneral Bonaparte wieder in Graz eintraf und seine frühere Wohnung bezog.* Er kündigte die Ankunft der österreichischen Bevollmächtigten an, für die nur mit Mühe Wohnungen hergerichtet wenden konnten. Um Mitternacht langte auch schon Graf Meerveldt an, am 25. kam auch der Marquis de Gallo und da außerdem zwei sardinische Gesandte, sowie drei venetianische Abgeordnete anwesend waren, so hatte es den Anschein, als ob in Graz ein Kongreß stattfinden sollte.

Dem Grafen Meerveldt stellten sich einige Mitglieder der Landeskommission gleich am Tage nach seiner Ankunft vor. Sie erklärten, daß die Kommission seit ihrer Suspension durch Bonaparte zu keiner Sitzung sich versammelt, daß sie aber einzeln nach allen ihren Kräften zum Wohle des Vaterlandes gearbeitet. Meerveldt riet ihnen, ihre Sitzungen wieder aufzunehmen, versicherte, daß der Aufenthalt der Franzosen nur noch drei Tage dauern werde und ersuchte sie, alles zur guten Verpflegung derselben in Graz und auf dem Marsche aufzubieten; er riet ihnen auch, sich selbst zu Bonaparte zu begeben, um diesem die Unmöglichkeit einer längeren Verpflegung seiner Truppen vorzustellen.

Dies geschah. Einige Mitglieder der Kommission begaben sich zu Bonaparte und setzten ihm auseinander, wie eine längere Verpflegung der französischen Armee in dem erschöpften Lande, bei der gehemmten Zufuhr, unmöglich sei. Aber Bonaparte achtete ihrer Vorstellung nicht;

* Man wußte zu erzählen, daß mit Bonaparte aus Göß auch das silberne Tafelgeschirr des Bischofs Engel verschwand. Offenbar hatte die Dienerschaft des Generals dasselbe als gute Beute angesehen.

bisherigen Art der Verpflegung verbleiben. Diese in würdigem Tone gehaltene Denkschrift wurde von dem General Beaumont an Bonaparte geschickt und zugleich von zwei Mitgliedern der Landeskommission, Grafen von Brandis und Bürger Stahel, dem kaiserlichen Gesandten Grafen von Meerveldt in Göß überbracht. Denn man hatte gehört, daß dieser mit Bonaparte bezüglich des Friedens unterhandle. Meerveldt konnte freilich keinen Rat geben, aber er teilte dem Abgesandten mit, daß die Friedenspräliminarien unterzeichnet seien; übrigens unterstützte er auch die Sache des Landes bei dem französischen Obergeneral.

Am 20. April teilte Villemancy mit, daß es bei der bisherigen Art der Truppenverpflegung verbleibe . . .

Am 21. April rückte auch die Division Bernadotte in Graz ein und bezog ein Lager auf dem Grazer Felde, wozu Holz, Bretter und Stroh in ungeheurer Menge geliefert werden mußten. Es befanden sich jetzt mehr als 20.000 Franzosen in und bei Graz; 24.000 Portionen Brot, 100 Eimer Wein, 24 Ochsen und 4000 Rationen Hafer und Heu mußten täglich geliefert werden; 50 bespannte Wägen mußten diese Vorräte in die zwei Lager verführen.

Das Treiben in Graz schildert ein Beobachter mit diesen Worten:* „Hier sah es ungemein kriegerisch aus. Alle Offiziere wurden in den Häusern bequartiert, desto weniger Zwang herrschte unter den gemeinen Citoyens in den Lagern. Das Gegengewicht der Grazer, das bis hieher (d. h. bis zur Ankunft einer größeren Zahl von Feinden) die Franzosen in Respekt erhielt, ging verloren; in den entlegenen Vorstädten und auf den umliegenden Ortschaften wurden einzelne Gewalttaten verübt; besonders aber war zu Abendszeiten in den Gasthäusern großer Lärm. Mit Geld bestens versehen, wollten sie auch bestens bedient werden und da sie oft zu Hunderten zugleich in ein Haus einfielen, welchen abermals Hunderte auf dem Fuß folgten, so war es gar keine Möglichkeit, ihre Wünsche so geschwind zu befriedigen, als es die Lebhaftigkeit und Ungeduld dieser Nation forderte. Hierzu kam auch noch meist Mangel an Sprachkenntnis. Das Betragen der Grazer Bürgerwachen blieb unterdessen dasselbe; immer mit den französischen Wachen in gleich gutem Einverständnisse, war ihr Bestreben, alle Unruhen zu ersticken, rastlos. Es war ein seltenes, für ein empfindsames Herz sogar rührendes Schauspiel, wie kleine, aus Franzosen und Grazern zusammengesetzte Patrouillen gemeinschaftlich mitten aus den tumultuarischen Versammlungen einen einzelnen Brauskopf herausholten, und wie dieser gutwillig dem Befehle eines Grazer Bürgers gehorchte und sich in den Arrest führen ließ; ja es ist unbegreiflich, wie unter allen bewaffneten Bürgern, die

* Beilage zur „Grätzer Zeitung“, 29. Mai 1797.

kommission suchte dies zu verhindern; denn abgesehen von der Feuersgefahr, welcher die Stadt ausgesetzt gewesen wäre, wenn die Magazine angezündet worden wären, brauchte man ja diese Lebensmittel für das österreichische Militär, das nach Abzug der Feinde einrücken würde. Mit einem Geschenke von 50 Dukaten, die man den Adjutanten des Kommissärs-Ordonnateur überreichte, wurden diese Vorräte gerettet. Aber die Grazer Kaufleute mußten zur Uniformierung der Garde des Obergenerals grünes und rotes Tuch im Betrage von 6808 Gulden liefern. Die in Obersteier liegenden Abteilungen zogen nach Kärnten ab.

Die Kunst, durch Lügen Schlachten zu gewinnen.

Von Wilhelm Rullmann-Schlüchtern.

„Wanderer, kommst du nach London, verkündige dorten, du habest
Uns hier lügen gesehn, wie das Gesetz uns befahl."
(„Jugend.")

Alles an diesem Kriege, wie wir ihn schaudernd und bewundernd erlebt haben und noch erleben, geht ins Ungeheuerliche, Riesenhafte, nie Dagewesene. Die Menschenmassen, die er in Bewegung setzt, die Opfer, die er fordert, die Summen, die er kostet.

Derjenige, der diese Zeilen auf der Maschine tippt, hat das Jahr 1870 in Frankfurt a. M. erlebt, von wo aus er als Kriegsberichterstatter der Augsburger „Allgemeinen", der Wiener „Presse" und der nun auch verflossenen „Deutschen St. Petersburger Zeitung" (zu Meyer-Waldecks Zeiten) tätig war. Auch damals ging die Flut der nationalen Begeisterung in hohen Wogen, aber sie war doch nur ein vom Sturmwind bewegter Binnensee im Vergleich mit dem vom Sturm gepeitschten, wilderregten Weltmeer des Jahres 1914. Was hatten die 1,000.000 Mann, die damals den Krieg gegen Frankreich führten, gegen die drei Millionen Deutsche zu bedeuten, die jetzt gegen die Franzosen und Russen im Felde stehen? Damals zählte man gegen 100.000 Verwundete und etwas über 26.000 Tote. Wer zweifelt daran, daß diese Zahlen jetzt schon in der ersten Hälfte (oder Drittel?) dieses Krieges überboten sind! Damals, als Deutschland fünf Milliarden Kriegsentschädigung von Frankreich forderte, sah man schwindelnd zu der Höhe dieser Ziffer empor, und wir sollten es 1914 erleben, daß das Deutsche Reich binnen wenigen Tagen einen weit höheren Beitrag zu den ersten Kosten der Kriegsführung aufbrachte. An Freiwilligen strömten zu jener Zeit Tausende und Zehntausende zu den Fahnen, diesmal in Österreich 1,200.000, im Deutschen Reiche über 2,000.000.

er drohte mit neuen Kontributionen und kam auf die Eidesverweigerung zurück. Er hätte, sagte er, die Bürgerwehr entwaffnen und die Mitglieder der Landeskommission nach Paris schicken können, allein er habe lieber aus Übermaß der Güte fehlen, als der Strenge der Gesetze folgen wollen.

An demselben Nachmittage hielt die Landeskommission wieder eine Sitzung in dem Landhause, also gegenüber der Wohnung des französischen Obergenerals.

Die militärischen Übungen, welche Bonaparte am 23. und 24. April auf den angebauten Feldern rechts von der Triesterstraße vornehmen ließ, zerstörten die Hoffnung auf die Ernte; nur einen Trost hatte man dafür: die Gewißheit des Abzugs der Feinde. Am 24. früh ging der Vortrab der französischen Armee, bestehend aus 4000 Mann, nach Ehrenhausen ab; am anderen Tage zog die 10.000 Mann starke Division Bernadottes ab und nahm ihr Nachtquartier in Wildon und den Dörfern des Leibnitzer Feldes. Am 26. übernachtete sie in Marburg. Das nun verlassene Lager auf dem Grazer Felde bezog die Division Massena, von deren Taten in Obersteier man in Graz längst gehört hatte, und deren Ankunft man daher mit Bangen entgegensah. Sie bildete von Bruck aus die Arrieregarde. Massena selbst war nicht in Graz. Da die Vorsichtsmaßregeln verdoppelt wurden, so kam es nur zu unblutigen Tumulten. Am 26. zog die Division Serrurier ab.

Am Tage vorher hatte Bonaparte zwei der venetianischen Gesandten, Franz Donato und Leonardo Giustiniani empfangen, welche gekommen waren, den Zorn des Obergenerals gegen die Republik zu beschwichtigen. Schon am folgenden Morgen reisten sie wieder ab; man wollte in Graz an ihren Mienen erkannt haben, daß sie von dem Erfolge ihrer Sendung nicht befriedigt seien. Mit den zwei sardinischen Gesandten Louis Colli und Silvester Borghese schloß Bonaparte am 26. April einen Vertrag.

Am Abend um sechs Uhr hielt er große Tafel, zu welcher auch der Marquis de Gallo und Graf Meerveldt geladen waren. Schon in der Nacht um ein Uhr reiste er, da die ratifizierten Friedensurkunden ausgewechselt waren, ab; Meerveldt folgte ihm am Tage nach, während Gallo und St. Vincent nach Wien gingen. Endlich am 28. rückte die letzte in Graz befindliche Division, die Massenas, ab und am 4. Mai verließ die letzte feindliche Kolonne bei Franz das Land. Exzesse der französischen Truppen, auf dem Marsche verübt, wurden in Menge gemeldet, aber auch diese mußten mit Geduld ertragen werden. Mit Mühe wurden die Vorräte in Graz gerettet. Die französischen Kommissäre äußerten zwar die Absicht, die noch vorhandenen Materialien, nämlich 3000 Metzen Korn und 1485 Zentner Mehl zu verkaufen oder, wenn der Verkauf nicht gelänge, durch Feuer zu vernichten. Die Landes-

Aber was ist dies alles im Vergleich mit den Lügen des August und September des Jahres 1914, die zahlreicher waren als die Früchte, die der Herbst brachte, und die sich auf Millionen und Milliarden, beliefen, während die Lügen der französischen Presse von 1870 sich nur nach Tausenden berechnen ließen. „Erstunken und erlogen" — lautet ein altes Volkswort. Die Lügen von 1870 hinterließen nur einen üblen Geruch, die Lügen von 1914 aber verbreiteten bald einen scheußlichen Gestank, der alle Welt erfüllte und mit dem verglichen das Stinken der Asa foetida, des sogenannten Teufelsdrecks, der reinste, zarteste Veilchenduft ist. Und mit Recht sang der Dichter der „Jugend":

„Es geht ein großes Stinken
Wohl um das Erdenrund.
Die Fischlein alle sinken
Tot auf den Meeresgrund.

Die Austern in der Schale
Verenden massenweis,
Die Flundern und die Wale
Und mancher Haifischgreis.

Des Ozeans Gewimmel
Wird öde, trist und leer.
Und schließlich stinkt zum Himmel
Das ganze Weltenmeer.

Ein Hering, treu und bieder,
Sprach, als er abwärts schwamm:
„Jetzt schickt der Reuter wieder
Ein Kabeltelegramm!"

*

Es sei mir gestattet, aus meiner Sammlung besonders grotesker Lügen — die natürlich auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben darf, da ich in diesem Falle für einen Um- und Anbau meines Hauses Sorge tragen müßte — nur einige anzuführen, die für den Geist, aus dem sie hervorgingen, besonders charakteristisch sind. Man kann wohl sagen, daß diese Lügen in der sogenanten „Desperanto"-Sprache abgefaßt sind, denn ihre Mutter ist die Verzweiflung, die nach den ersten schweren Niederlagen sich aller Franzosen bemächtigt hat.

Eine neue Spezialität, die im Jahre 1870 natürlich noch nicht vorhanden sein konnten, sind die im wahrsten Sinne des Wortes „aus der Luft gegriffenen Lügen". Hier einige Beispiele:

Bei Neustadt im Schwarzwald wird von einem Hirtenjungen ein Kinderluftballon aufgefunden, an dem ein Zettel mit folgender Aufschrift befestigt ist:

„An das deutsche Heer! Auf der ganzen Linie von der Marne bis zur Maas sind die deutschen Armeen im Rückzuge. Die englisch-französischen Armeen folgen ihnen auf den Fersen. Zahlreiche Geschütze und Fahnen sind erbeutet. Prinz Friedrich Karl, der Sohn des Kaisers und Bruder des Kronprinzen, ist gefallen, indem er den Rückzug der 2. Armee deckte. Die vollständige Vernichtung der deutschen Armee ist in kurzer Frist zu erwarten."

Man denke nur: Ein ganz kleiner Kinderballon und eine so kolossale Lüge!

Wer da glaubt, eine derartige Lüge könne nicht überboten werden, der irrt sich gewaltig. Man lese nur, was die holländische Zeitung

Aber auch etwas Häßliches, das der Menschheit nicht gerade zur Ehre gereicht, hat in diesem Kriege ungeheure Dimensionen angenommen: das Lügen.

Niemals wird bekanntlich so viel gelogen als vor einer Wahl, während eines Krieges und nach einer Jagd. Das, was in dieser Dreizahl die zweite Stelle einnimmt, hat in diesem Kriege die volle Bestätigung gefunden: In keiner Epoche der Weltgeschichte ist wohl so viel gelogen worden wie in diesem Kriege.

Auch in der Kunst des Lügens, zu der mehr Phantasie und Erfindungskraft gehört als zu der Kunst des Epos und des Dramas, hat das Jahr 1914 das Jahr 1870 weit übertroffen. Und doch hatte die französische Presse auch damals schon recht anerkennenswerte Leistungen aufzuweisen. So schrieb der Pariser „Gaulois" am 3. August 1870, nachdem die lächerliche Komödie von Saarbrücken zur Aufführung gelangt war: „Großer Sieg bei Saarbrücken! Augenblicklich ist Saarbrücken nur noch ein Häufchen Asche." Und doch hatte diese Völkerschlacht nicht viel mehr Opfer gefordert als seinerzeit im preußisch-österreichischen Konflikt von 1850 die berühmte Schlacht von Bronzell, bei der ein armer Schimmel in der Blüte seiner Jahre das Leben lassen mußte. Und da es nun einmal der Fluch der bösen Tat ist, daß sie fortzeugend neue muß gebären, so war in demselben Pariser Blatt am nächsten Tage folgendes zu lesen: „Von der Höhe über Saarbrücken beherrschen wir das ganze Saartal. Die Preußen fliehen dem Rhein zu, sengend, plündernd und alles verheerend! Das ist ja die Taktik dieser ehrenwerten Armee." Bald darauf sollten dann die Franzosen bei Weißenburg und dann bei Wörth und Spichern Gelegenheit erhalten, mit der „Taktik dieser ehrenwerten Armee" etwas nähere Bekanntschaft zu machen. Nach den Schlachten von Metz wußten der „National" und der „Figaro" zu melden, daß König Wilhelm in Folge der Aufregungen des Krieges verrückt geworden sei. In der Tat hatten damals die Franzosen bereits den Verstand verloren.

Schon im Jahre 1870 liebte man es, auch den fluchtartigen Rückzug als „schlau berechneten, strategischen Plan" hinzustellen. Als die Deutschen schon weit in Frankreich vorgedrungen waren, rief das „Paris-Journal" triumphierend aus: „Die Preußen sind bei uns! Jetzt haben wir sie! Jetzt stehen sie nicht mehr unseren löwenmutigen Truppen allein gegenüber, sondern zwei Millionen Bürgern, die sterben oder morden wollen. Preußen hat sich also fangen lassen von dieser Kriegslist der Vorsehung In diesem Tone ging es noch weiter und die ohnmächtige Wut desselben Blattes äußerte bald darauf, als man von Friede sprach: „Friede? Ja, aber in Berlin werden wir ihn schließen."

*

verloren und daß man ihn, den Höchstkommandierenden, in die Gefangenschaft abgeführt habe, nachdem man ihm vorher erlaubt hatte, von seiner Familie rührenden Abschied zu nehmen!

Diese kleine Blütenlese mag vorläufig genügen. Es sei nur noch daran erinnert, daß schon vor vier Jahrhunderten Ulrich von Hutten die Franzosen als Meister der politischen und militärischen Lüge in lateinischen Versen gerühmt hat, die in deutscher Übesetzung also lauten:

Auf die Franzosen, als sie dem Kaiser die Flucht andichteten.

Armer Franzos, du tröstest dich selbst und erdichtest dir Freuden.
Daß nur keiner im Volk glaube, dir geh' es so schlimm.
Lüge nur zu und tröste mit Hehlen dich über dein Unglück,
Wenn nur der Kaiser indes Taten und Taten vollbringt.
Rühme dich immer, er sei kriegsmatt und beginne den Rückzug,
Während mit Siegesgewalt er dich im Nacken bedrängt.

Könnten diese Verse nicht auch heute gedichtet sein?

Ebenso paßt auch für heute, was Fritz Reuter im Jahre 1870 gedichtet hat:

„Sei leigen, dat sick de Balken bögen,
Un glowen ok fülwsten, wat sei lögen;
Sei heww'n de gewunne Slachten slagen,
Denn heww'n se mal Bismarcken, denn Moltken bin Kragen;
De Franzos' is en Held un de Preuß is en Schuft.

De Franzos' sett den Preußen nu bald an de Luft!
Ja äwer, die Wohrheit kümmt doch an den Dag,
Un mit de Wahrheit noch männige Slag,
Denn die preußische Kugeln gehn grad ehren Strich
Un de preußischen Kanonen, de leigen nich."

*

Die Deutschen haben ihre 42 cm-Kanonen, die Österreicher ihre Motorbatterien, aber die Franzosen und Engländer haben die „Agence Havas" in Paris und das Bureau Reuter in London. Und man weiß nicht, wer dabei im Vorteil ist. Denn die Lügen dieser beiden Musterinstitute der öffentlichen Meinungsirreführung sind ebenso von übermenschlicher Größe wie die Kugeln jener Zerstörungsmaschinen, und sie dienen nicht bloß militärischen, sondern auch politischen Zwecken. Schon zu des großen Napoleon Zeiten wurde gelogen „comme un bulletin" und die Diplomatie hat sich von jeher mit Vorliebe der Lüge als ersten Erfordernisses ihres Metiers bedient. Ein Meister in der diplomatischen Lüge war bekanntlich jener Ignatiew, den die Türken, als er russischer Botschafter war, den „Vater der Lüge" nannten. Besonders hat man mit Entstellungen der Wahrheit und Verleumdungen auf die „Neutralen" einzuwirken gesucht und das Verhalten Italiens

„De Tijd" über Flugblätter berichtet, die von den französischen Fliegern d'Hespel und Vedrines über Lüttich und die umliegenden, von den Deutschen besetzten Ortschaften herabgeworfen wurden. Das Flugblatt des Herrn d'Hespel lautete:

„Nachdem die Franzosen Metz, Straßburg und Mülhausen genommen haben, dringen sie in Baden und in die Pfalz ein. Die Häfen von Hamburg, Altona, Kiel, Lübeck und Stettin haben sich nach einem Bombardement durch die französisch-englische Flotte übergeben. Die Besetzung von Namur hat einer unmöglichen Anzahl von deutschen Soldaten das Leben gekostet. 50.000 Deutsche sind gefangen genommen, 12 Feldbatterien und eine große Anzahl Maschinengewehre fielen den Belgiern in die Hände. Bei Rupel ist ein Zeppelin heruntergeschossen worden, das 31. russische Armeekorps rückt schnellstens auf Berlin vor, die Provinzen Schlesien und Posen sind durch zahlreiche japanische Regimenter besetzt worden."

Herr Vedrines aber weiß zu berichten:

„Das Heer, das Antwerpen belagert, ist durch die vereinigten Engländer und Belgier zurückgeschlagen worden, die in Vlissingen ausgeschifft wurden und durch Holland den Deutschen in den Rücken fielen. Die Deutschen mußten 50.000 Tote auf dem Schlachtfeld zurücklassen. In verschiedenen großen deutschen Städten haben die Einwohner revolutioniert und Hunderten von Kriegsgefangenen die Freiheit wiedergegeben."

Lüttich war bereits gefallen, als ein Telegramm der Reuterschen Agentur in London folgende Meldung brachte:

„Unter den deutschen Truppen um Lüttich herrscht eine große Demoralisation. Ein hoher deutscher Stabsoffizier soll Selbstmord begangen haben, nachdem er seiner Frau einen Brief geschrieben hatte, daß Lüttich wahrscheinlich sein Grab werde. Acht deutsche Soldaten haben dadurch Selbstmord begangen, daß sie sich in die Maas stürzten."

Damals hatte ein deutscher Oberst dem gefallenen Fahnenträger die Fahne aus der Hand gerissen und sie mitten im Kugelregen seinem Regimente vorangetragen, bis ihn selbst die todbringende Kugel traf. War dem Berichterstatter des Reuterschen Bureaus diese Tat als Selbstmord erschienen? Schon möglich, denn Winkelried verübte ja am Ende gleichfalls Selbstmord, als er sich die Speere der feindlichen Ritter in die Brust drückte, um der Freiheit eine Gasse zu machen. Was aber die acht deutschen Soldaten betrifft, so hat sich später herausgestellt, daß es acht Bayern waren, die in Lüttich eine gute Bierquelle entdeckt hatten und die sich todesdurstig auf die „Maß", aber nicht in die „Maas" gestürzt hatten.

Ja, das war zu jener Zeit, als der sozialdemokratische Abgeordnete Liebknecht nach französischen Blättern erschossen und Rosa Luxemburg an den Haaren in den Kerker geschleift wurde! Das war damals, als man dem General Deimling, als er eines Abends das Straßburger Offizierskasino aufsuchte, eine lothringische, in Nancy erscheinende Zeitung vorwies, in der gemeldet wurde, daß die Deutschen im Elsaß 25.000 Mann

des englischen Bureaus Reuter und der Pariser „Agence Havas“ arbeitet. Das tollste Zeug ist in den letzten acht Tagen über das deutsche Volk und seinen Kaiser, über eine Revolution in Deutschland und über unser Heer veröffentlicht worden. Wir könnten, wie wir es in ruhigen Zeiten oft getan haben, über solche Emanationen der krankhaften englischen und französischen Phantasie lachen. Aber der Reichskanzler hat ja in seinem Kabelgramm nach Amerika bereits betont, daß wir augenblicklich vom großen internationalen Nachrichtenapparat abgeschnitten sind und daß wir uns daher gegen Lügen nicht wehren können. Darauf beruht die furchtbare momentane Gewalt solcher Lügen. Sie wirken durch die ganze Welt. Auch auf Japans Haltung haben sie eingewirkt. Als England am 4. August dem Deutschen Reiche den Krieg erklärte, fiel es dem Mikado nicht im Traume ein, daß hier der Bündnisvertrag mit England zur Anwendung zu kommen habe. Dieser Vertrag zwischen England und Japan war nur im Hinblick auf Rußland geschlossen worden. Aber nun setzten die Hetzereien des ehrenwerten Sir Edward Grey ein und Hand in Hand mit ihnen gingen die Lügen und Verleumdungen der Reuterschen Agentur, mit denen Japan geradezu überschwemmt wurde. Jeden Tag wußten sie einen Sieg der Verbündeten und eine Niederlage der Deutschen zu melden und da kam den ländergierigen Mongolen der Gedanke: „Wenn's den Deutschen so schlecht geht, daß die Engländer, Russen und Franzosen sich bald in die fette Beute teilen, so wollen wir uns auch einen guten Bissen sichern.“ Und kaum war dieser Gedanke erwacht, als auch schon das Ultimatum fertig war, das der japanische Vertreter in Berlin mit dem freundlichen Grinsen überreichte, das diesen Leuten eigen ist, die da lächeln und immer nur lächeln, auch wenn sie einem Überfallenen das Portemonnaie aus der Tasche ziehen.

Auf jeden Fall zeigt diese Leistung der Reuterschen Agentur, daß man durch Lügen auch Schlachten gewinnen und Festungen erobern kann. Was zu beweisen war.

Zur Erinnerung.

Die Abfassung der Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des Dreiverbandes, sowie alles dasjenige, was die Zuspitzung des Gegensatzes zwischen England, Frankreich und Rußland einerseits und Deutschland, Österreich-Ungarn anderseits verursachte — während Italien in diesem gewaltigen Ernstfall seitwärts stehen blieb — wird künftigen Historikern, denen dann manche jetzt geheime Urkunde und viele Memoiren-

in diesem Kriege hat zur Genüge gezeigt, daß diese Taktik keine ganz vergebliche war. Ein Vorfahre der heutigen Italiener, der alte Cato, hat einmal gesagt: „Victrix causa diis placuit, sed victe Catoni“. Aber die Catone, die so denken, sind heute in Italien sehr selten geworden, man hält es dort mit den Siegern, und darum schwindelte die „Agence Havas“ den italienischen Blättern möglichst viel Siege der Ententemächte vor, während sie die tatsächlichen Erfolge der Deutschen und Österreicher verschwieg oder als bedeutungslos hinstellte. Die „Agenzia Stefani“ in Rom war die reine Filiale der „Agence Havas“ und die Solidarität der lateinischen Rasse verriet sich auch darin, daß man die amtlichen Berliner Berichte des Wolffschen Bureaus in einen Winkel des Blattes versteckte, während die Havas-Meldungen mit einem ungeheuren Aufwand von Druckerschwärze an die Spitze des Blattes gestellt wurden. Die Lüge saß in diesem Theater der öffentlichen Meinungsmacherei in der ersten Sperrsitzreihe, während die Wahrheit sich mit einem dunklen Plätzchen auf der obersten Galerie begnügen mußte. In derselben Weise hat man die öffentliche Meinung in Nord- und Südamerika bearbeitet und die Kanadier, die nach Seume „Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannten“, wurden durch diese falschen Siegesnachrichten so beeinflußt, daß sie ein Korps von 25.000 Mann nach Europa sandten, um im Verein mit Engländern, Franzosen, Turkos, Indiern und Senegalnegern dem sterbenden Löwen Deutschland noch einige Fußtritte zu versetzen.

Die Erdichtung der Entente-Siege, die Unterschlagung der Erfolge der Deutschen und Österreicher, die Verleumdungen der deutschen „Barbaren“ — alles das mußte und sollte Stimmung machen und uns freundlich Gesinnte entfremden, Schwankende zu den Feinden hinüberziehen.

*

Wenn man glaubt, daß in Europa nur sechs Großmächte existierten, so irrt man sich. Es gibt da noch eine siebente Großmacht: die Lüge, und auch sie stand in diesem Kriege und steht noch immer an der Seite unserer Feinde.

Der Beweis, daß es diese siebente Großmacht, die Lüge war, die durch ihr Hauptorgan, das Reutersche Bureau, den Deutschen ihre blühendste Kolonie, Kiautschau, entrissen hat, ist nicht so schwer zu führen, als man denken sollte. Schon gleich nach dem Eintreffen des japanischen Ultimatums, dieses frechsten und gemeinsten Aktenstückes, das die Geschichte der Diplomatie zu verzeichnen hat, war in einem der angesehensten Blätter der deutschen Reichshauptstadt, der „Voss. Ztg.“, zu lesen: „Dieser räuberische Überfall wird vollkommen nur dann verständlich, wenn man weiß, wie schamlos unanständig der Lügenapparat

gelangen und eigennützige Mithelfer haben, müssen — wie die Geschichte schon oft und oft lehrte — ihre schwanke Macht mit stets grünem Lorbeer umkränzen. Daran ging Napoleon III. zugrunde und daran muß König Peter scheitern. Jedenfalls waren er und seine Söhne die Hauptheßer gegen Österreich und als sie schließlich die Annexion der Okkupationsgebiete dennoch anerkennen mußten und Serbien urkundlich ein „freundnachbarliches Verhalten" zwangsweise gelobt hatte, trat an Stelle offener Feindschaft die noch viel gefährlichere hinterlistige Feindseligkeit, die von Rußland ermutigt und gestützt in unseren südlichen Provinzen wühlte und wiegelte.

Mit der Langmut des Starken und Friedfertigen beschränkte sich die Monarchie darauf, ruhig und gelassen den allerärgsten Wühlarbeiten im eigenen Land entgegenzutreten und unterließ es, mit der Faust in das Wespennest selbst zu langen, wo die eigentlichen Anstifter und Hetzer saßen: in die Belgrader Regierung.

Österreichs Nachsicht fruchtete nichts; der Balkanbund unter russischem Schutz entstand, besiegte die Türkei, zerfiel darauf sofort und Serbiens Übermut und Großmannssucht wandte sich abermals gegen Österreich-Ungarn, wohl wissend, daß es im Dreiverband einen Schirmherrn besaß, dem jede Demütigung der Monarchie und des ihm verbündeten Reiches gelegen kam.

Wer sich während des Balkankrieges in Südösterreich aufhielt, konnte beobachten, wie die serbische Kriegsberichterstattung zur Verherrlichung der „großserbischen Idee" arbeitete und wie „subversive Elemente" tätig waren. Aus den allerorts zur Schau gestellten serbischen Depeschen strahlte unüberwindliches Heldentum — mit dem klingenden Unterton, die Türkei sei nur der erste — nicht der größte — Feind, den das südslawische Herrenvolk zermalmen werde, um die unter fremder Tyrannei schmachtenden Brüder zu befreien. Und diese Art, für eine österreichfeindliche Bewegung Stimmung zu machen, hatte leider manchen Erfolg, den man erst zwei Jahre später deutlich merkte. In den ersten Kriegsmonaten war allerdings Nikita von Montenegro die höher gefeierte Größe und nur allmählich lief ihr König Peter auf seinem Prachtschimmel, wie er überall abgebildet wurde, den Rang ab.

Als nun gar das in seine törichte Politik verrannte Bulgarien der Übermacht seiner neidischen ehemaligen Verbündeten erlag, wuchs Serbiens Ruhm in manchen Köpfen ins Riesenhafte und den Wühlern in Belgrad schwoll der Kamm gewaltig. Die Angriffe in der Presse gegen die Monarchie mehrten sich und wurden wilder, und es begann eine Epoche von Attentaten. Kein höherer österreichischer Beamter in Bosnien und Kroatien war seines Lebens sicher und die Fäden aller

werke zur Verfügung stehen, vorbehalten bleiben. Anders verhält es sich mit unserer Kenntnis der letzten Teilursache des großen Krieges, an dem bereits alle fünf Erdteile beteiligt sind. Aber obgleich jene Ereignisse, die zu Österreichs Ultimatum und Kriegserklärung an Serbien führten, nur ein paar Monate zurückliegen und noch in klarer Erinnerung sein müßten, beginnen sie sonderbarerweise im einzelnen schon zu verblassen, die ausländische Presse sucht sie geflissentlich zu verdunkeln und auch manche inländische Zeitungen, sei es aus Kurzsichtigkeit — sei es aus Übelwollen, verschleiern von Tag zu Tag Tatsachen, die jedoch rein und fest in unserem Gedächtnis haften müssen, damit wir die Geschehnisse der Gegenwart richtig einschätzen und keine falschen Schlußfolgerungen ziehen.

Deshalb möge zuvörderst das Verhältnis unserer Monarchie zu Serbien, wie es sich in den letzten zehn, zwölf Jahren herausbildete, knapp geschildert werden.

Solange in Serbien die Familie Obrenowitsch regierte, waren unsere Beziehungen zu diesem bescheidenen Kleinstaat, dem Österreich einst gegen das siegreiche Bulgarien wertvolle Dienste leistete — von älteren noch bedeutend größeren Hilfen gegen die Türken ganz abgesehen — die denkbar besten. Erst mit dem Wiederauftauchen der durch und durch verrotteten Dynastie Karageorgiewitsch, der seit je der Meuchelmord die liebste politische Waffe ist, trübten sich die Beziehungen zwischen Wien und Belgrad. Und leider zu lange unterschätzten wir Serbien, das über ebenso starke wie gewissenlose Hintermänner verfügte: Es war der Kläffer an Rußlands goldener Leine, um die Monarchie zu reizen, an ihrer südlichen Grenze zu beunruhigen und um in Bosnien gegen sie zu schüren. Bis zum Jahre 1908 spielten sich diese tückischen Quertreibereien äußerlich in einer immerhin zulässigen Form ab, aber in dem Augenblick, da wir unser Okkupationsgebiet dem Reiche einverleibten, brach in Belgrad unverhohlener, giftiger, uneindämmbarer Haß hervor und schon damals stand Europa vor dem Weltkrieg, denn die Großmächte gruppierten sich sofort um und gegen Österreich und seinen treuen Bundesgenossen im Norden.

Anscheinend rechneten die Serben bis dahin mit der endlichen Rückgabe Bosniens und der Herzegowina an die Türkei und mit einem eigenen Krieg gegen diese, wobei sie die Länder zu gewinnen hofften. Unsere Annexion zerstörte den weitausgesponnenen Plan und störte auch Rußlands Zukunftskreise, das so oder so einmal an die Adria vordringen wollte.

Dazu kam noch ein Moment, das nicht übersehen werden darf: Herrscher, die durch einen schmutzigen Staatsstreich auf einen Thron

Marokkoangelegenheit erlitt es eine diplomatische Schlappe und nun sollte es neuerdings gedemütigt werden durch eine Demütigung seines besten Bundesgenossen, Österreich-Ungarns. Dieses versuchte noch der ränkevolle Eduard VII. abspenstig zu machen, und als er damit kein Glück hatte, beschloß der Dreiverband, die Monarchie für die Absage entsprechend zu strafen.

England, Frankreich und Rußland rüsteten gegen die Zentralmächte — und vielleicht ging ihnen der Todesschuß auf das Thronfolgerpaar nur etwas zu früh los. Serbien hatte zwar in ihrem Sinn, aber gleichwohl zu früh das Zeichen zum großen Krieg gegeben . . .

Dieses niederträchtige Kesseltreiben der Feinde zersprengte Kaiser Wilhelms Entschlossenheit, die vielfach, vor allem unter den Neutralen, falsch gedeutet wurde.

Frankreich, das seine Milliarden an Rußland lieh, um einen Helfer für seine törichten Revanchegelüste zu kaufen, mußte nun für Rußlands Interessen, also gegen seine besseren Belange, zum Schwert greifen.

Über alle Maßen tückisch aber war Großbritanniens Vorgehen, das die Verletzung der belgischen Neutralität zum Anlaß nahm, nicht nur selbst in den Krieg einzutreten, sondern auch jeden, der sich dazu hergab, hineinzuziehen. Großbritannien, das „Verträge schützte", das dem „Schwächeren" beisprang — Großbritannien, das die Buren knechtete — und 1911 mit Belgien einen Vertrag abschloß, wonach dieses gegen Deutschland Henkerdienste leisten sollte und wollte . . .

Durch diesen Vertrag hat Belgien seine Neutralität selbst verwirkt und hat England auch den letzten Schimmer politischer Ehrlichkeit eingebüßt.

Aber nehmen wir nun den Fall an, Kaiser Wilhelm hätte mit seiner Kriegsansage an Rußland und Frankreich gezögert — hätte der Krieg dadurch vermieden werden können?

Nein. Wir wissen, daß Rußland schon monatelang rüstete und es liegt auf der Hand, daß Frankreich durch seine ausweichende Antwort nichts anderes bezweckte, als Zeit zu gewinnen — und schließlich durch Belgien ins Rheinland einzumarschieren . . .

Wie anfangs erwähnt, enthalten diese Darlegungen nur Bekanntes, Allzubekanntes und wenn es dennoch notwendig scheint, es zu wiederholen, so geschieht es, um frühzeitig genug Legendenbildungen zu zerstören, die — falls die Zeichen nicht sehr trügen — mancherorts im Entstehen begriffen sind.

P. L. M.

Verbrechen leiteten nach Serbien — zu den Regierungskreisen in Serbien — auf den Kronprinzen Alexander hin, dessen tätige Teilnahme freilich erst im Sarajevoer Mordprozeß unwiderleglich bewiesen werden konnte.

Erzherzog Franz Ferdinand schien den Meuchelmördern der gefährlichste Widerpart eines sagenhaften „Groß-Serbien" zu sein und so ruhten die feigen Verschwörer nicht eher, als bis sie ihn und seine Gattin beseitigt hatten. Hatte man in Belgrad gehofft, durch den grauenvollen Mord in Österreich-Ungarn Schrecken zu erregen, so irrte man. Die Tat schüchterte nicht ein, im Gegenteil, sie forderte zu schärfsten Gegenmaßregeln heraus. Sobald die Hauptschuldigen, die König Peter sehr nahe standen, beweiskräftig entlarvt waren, sandte die k. und k. Regierung ein Ultimatum nach Belgrad, das nichts anderes forderte als die Bestrafung der Anstifter und Mithelfer und die Unterdrückung jener geheimbündlerischen Strömung, die unablässig die Monarchie bedrohte. Daß der Ton dieser Note scharf und die Forderungen hart waren, muß jeder begreiflich finden, der Serbiens Tücke, die stets alles versprach, um die Versprechungen nie zu halten, durchschaute.

Wie bekannt, folgte der ungenügenden Beantwortung des Ultimatums unsere Kriegserkläruag.

Gleichwohl wäre der Kampf auf ein kleines Gebiet beschränkt geblieben, hätte nicht Rußland Serbiens Partei ergriffen und von der Monarchie ein so mildes und wirkungsloses Vorgehen verlangt, das niemals Österreichs vollberechtigten Zweck, d a u e r n d Ruhe zu schaffen, erreichen konnte. Und trotzdem — auch Rußlands Einspruch hätte noch nicht unbedingt zum umfassenden Krieg führen müssen, denn das Deutsche Reich trat als ehrlicher Makler auf, bis es sich zeigte, daß der Zar, während er Kaiser Wilhelms Vermittlung erbat, zugleich auch schon gegen Deutschland mobilisierte. Das Weitere entwickelte sich rasch: Kriegserklärung an Rußland, Kriegserklärung an Frankreich, das auf die Frage von Berlin aus, welche Stellung es einzunehmen gedenke, zweideutig erwiderte: „Die unseren Interessen entspricht".

Kriegserklärung Englands an Deutschland. Und so weiter.

Es gab manchem, besonders in Österreich, wo man die Weltlage unrichtig beurteilte, einen Schlag, als das Deutsche Reich nach Ost und West die Waffen kehrte und als der große Generalstab auf dem Truppendurchmarsch durch Belgien bestand. —

Mit unerhörter Schlauheit und Gewissenlosigkeit arbeitete der Dreiverband seit Jahren daran, Deutschland einzukreisen und ihm überall und immer entgegenzutreten, wenn es sich in der Ferne auszudehnen trachtete. Was England, Frankreich und Rußland rücksichtslos taten: Kolonien anzulegen, das sollte dem Reich verwehrt sein. In der

merkwürdig kleinlaut. Etliche gab es auch darunter, die schwiegen völlig, meinten nichts, hielten an sich mit besorgten Gesichtern, wie Leute an sich halten, die nichts meinen.

Dies alles kam dem in den Sinn, der eben, aus abendlicher Gesellschaft kommend, zu später Stunde die Herrengasse entlang seines Weges heimwärts ging. Es war derselbe, der damals am Tische aus des alten Dieners Händen die Zeitung entgegengenommen. Zwei Monate waren dieweil verstrichen seit jenem Tage, der Gang der Ereignisse hatte den Russeneinfall in Ungarn und der Bukowina und Przemysl gebracht und das Einbrechen der Serben in Bosnien, hatte Bosniens Säuberung gebracht und die Verfolgung der geschlagenen, flüchtenden serbischen Heerestrümmer und das neuerliche Vorgehen unserer Heere im Norden und Przemysls Entsatz, und in den jüngsten Tagen die abermalige Räumung galizischen Bodens. Die Meinungen aber, die Reden, die es da und dort, die es heute wieder zu hören gab, sie waren dieselben, wie sie es vor zwei Monaten gewesen. Krakau, Kalisch, Tsingtau, die Emden, es war wohl zu viel gewesen für einen Tag, so war alles andere darüber ausgelöscht.

Des Landhauses Turmuhr droben schlägt an, ehern und ernst hallt der alten Glocke Ton durch die Gassen. Die zehnte Nachtstunde. Da oben, überm Tor, Mars und Bellona zur Seite, hinter den alten Mauern, sind in vier Stockwerken an den Wänden der Gänge, in den Rüst- und Gerätekammern des Zeughauses Wehr und Waffen der Dreißigtausend aufbewahrt. Wehr und Waffen derer, die einst vor uns über diese gleiche Erde gegangen, die Wehr und Waffen geführt zu Schutz und Schirm dieser Erde, im Kampf um dieses Landes, dieses Reiches Dasein und Bestand. Just nicht dem ersten, nicht dem letzten Kampf. Solcher gab's des öfteren noch zu bestehen, und keiner darunter, dessen Ende zu seiner Zeit von heut auf morgen abzusehen. Auch wurde er von den Menschen der Zeit nicht anders empfunden, als je Menschen irgendwelcher Zeit die Kämpfe ihrer Zeit empfinden, leicht bitterer noch. Unsere Zeit ist vergeßlich geworden für mancherlei. Hilflos sah der Mensch jener Tage verheerenden Seuchen, sah sich hilflos der Würgerin Pest gegenüber. Über seine Saaten und Felder fielen in ungezählten Massen Heuschrecken her, fraßen ihm über Nacht sein Brot weg. So wußte er um Hunger und Hungersnot. Zwei Jahrhunderte lang lastete der Türkenschrecken auf dem Lande, zweimal flog er durchs Reich bis an die Tore von Wien. Im Westen, zur anderen Grenze in innerer Wirrnis zerrissenen deutschen Landes lauerte der allerchristlichste Franke und schickte dem Türken Geld und Kanonen. Menschen ändern ihre Gewohnheiten nicht von heut auf morgen. Heute, da der Türke als unser Freund an unserer Seite ums Dasein kämpft, heut schicken sie's

Von Krieg und Alltagskleinmut.

Von Viktor v. Trnkoczy.

„Bei Lemberg stinkt's!"

„Was?"

Der am Tisch sah von seiner Arbeit auf, mit einiger Hast sah er von ihr auf, mit einiger Hast wandte er sich hinüber, woher er das Wort vernommen. Da stand Johann, des Hauses alter Diener, stand neben dem Waschtisch, neben sich auf dem Boden die Kanne, mit der er eben das Waschbecken nachgefüllt. Mit nicht eben geistreichem Gesicht stand er da, betreten, hilflos, als wollte ihn seiner Hose Hinterteil, in die sein Herz wohl geraten, völlig zu Boden ziehen, und hielt in seiner Linken, ein wenig vor sich hin, die jüngste Zeitung. Mit einiger Hast griff der am Tisch danach, mit fliegenden Augen über die Zeilen. Da standen nun freilich neben anderen Dingen die kurzen, inhaltsschweren Worte: Lemberg noch in unseren Händen.

Über eine Woche war's her, da gab's in den Zeitungen von den Kämpfen zwischen San und Dnjestr zu lesen. Auch der am Tisch hatte davon gelesen, etliche Sätze des Berichtes hatte er damals weitergelesen, dann hatte er innegehalten. Zwischen San und Dnjestr . . . ging's ihm durch den Kopf . . . zwischen San und Dnjestr . . . zwischen San und Dnjestr? Seine geographischen Kenntnisse über den Gegenstand waren just nicht französisch, immerhin einer Klärung durch die Karte bedürftig. Atlas her, mal nachsehen, Österreich-Ungarn. Richtig, es stimmt. Zwischen San und Dnjestr, das ist Galizien, ist österreichischer Grund und Boden, ist ein Stück westlich von Lemberg. Ein wenig nachdenklich war er darüber geworden. Nun, es ist zum Ende nur natürlich, weites, fast völlig offenes Land, schlecht geeignet fürs erste zu militärischen Maßnahmen gegen das Andringen der Millionenheere des Russen, seine Räumung von unserer Heeresleitung für den Fall wohl vorgesehen. Nicht kampflos vorerst. Über eine Woche war's her, seit das große Ringen seinen Anfang nahm, knappe Nachrichten dazwischen. Und nun stand Johann da und hatte seine Meinung zur Sache geäußert: „Bei Lemberg stinkt's".

Gleichwohl kam's im weiteren Verlauf der Ereignisse zur Räumung Lembergs, es kam zur Räumung weiteren Landes westlich von Lemberg. Und es kam zu Meinungsäußerungen über die Sache, Meinungsäußerungen anderer, die nicht Johann hießen und keine Waschgelegenheit zu besorgen hatten. Und das war merkwürdig. Sie alle, die zwei Tage zuvor in Rußland einmarschiert, die gestern erst Warschau und heute Kiew und Odessa genommen und eben vor Moskau und Petersburg standen, die Beßarabien, die Ukraine, Polen, die Baltischen Provinzen und Finnland erobert und aufgeteilt, sie waren mit einem Male alle

halle hinausrollte, gab's viel gut Geleit' und Ruf und Tücherschwenken. Auch die Reisenden im Abteil kamen ins Sprechen über die Ereignisse der Zeit, eine Bauersfrau saß auch da, unter anderen, ein wenig gebückt, unterm Kopftuch ein ernstes Gesicht. Wie aus dem Gespräch zu entnehmen, eine der wenigen Zurückgebliebenen eines Gehöftes irgendwo oben im Oberland. Mann und Knecht waren davongezogen und ihre beiden Söhne. Und als ihre Begleiter gleich den anderen Reisegefährten im Abteil des dahinfahrenden Zuges in Vermutungen über den Ausgang des gewaltigen Krieges sich ergingen, schwieg sie erst. „Ist wohl hart", sagte sie dann, „muß halt sein. Wenn sie nur siegen!" Hielt ein wenig inne, „Gott geb's, es wird wohl siegen". Leise, wie zu sich selber sagte sie das faltete die zerarbeiteten Hände über den Korb auf ihren Knien und sah vor sich hin zu Boden. Und sprach dabei ein Wort, in einem Ton, wie es der Mitfahrende nie gehört, ein Wort, gekannt schier nur mehr vom Hörensagen, all die Jahre her schier in Vergessenheit geraten über so viel anderen lärmenden und gewichtigtuenden Worten, Lärm und Gerassel der Allerweltsscheidemünze.

Dies Wort kam dem seines Weges Gehenden in den Sinn und die Art, mit der es gesprochen worden. Und noch ein anderes. Der kriegsdienstuntauglich Gewordene, den er viel später erst gesehen, den zu hören er jüngst erst auf einer Straßenbahnfahrt Gelegenheit hatte, einen aus den Schlachtfeldern im Norden heimkehrenden Landsturmmann. In einem Erdäpfelsackl verwahrt trug er seine Habseligkeiten mit sich, erzählte einem Begleiter von seinen Kriegserlebnissen und davon, wie die Sache nach seinem Dafürhalten wohl ausgehen würde. Dies alles überdachte der Dahinschreitende bei sich und als er damit zu Ende, da wußte er — hätte er es bisnun noch nicht gewußt — um die Antwort auf sein Fragen. Wohl, der alte Geist lebt noch. Auch aus dieses Landsturmmannes Worten war er zu verspüren, wie aus den Worten der ganzen Art derer, die in den Augusttagen ins Feld gezogen, war der gleiche Ton zu hören, mit dem jene Bauersfrau ihr Wort gesprochen, derselbe Geist, der zur gleichen Zeit, da sie es alle ringsum, die Großen und die Kleinen, gemeinsam mit dem Mut bekommen, in Wort und Bild einer deutschen Wochenschrift just nicht am schlechtesten zum Ausdruck kam.

> Jetzt müaß ma s dengerscht wagen,
> Ja, weil sie allweil sagen,
> Es war wohl eppa schon ums Östreich gfeit.
> I moan, es halt no zsamm,
> Solang sie Kärnter hamm,
> Solang s Tiroler no und Steirer geit.

Die steirische Bauernmutter, sie hat das Ihre getan. Der Landsturmmann, wie alle die Abertausende, die unter tausend Fährlichkeiten

dem Russen und Serben und singen dazu die Marseilleise. Nicht zwei Menschenalter später: Zur Zeit ihres Regierungsantrittes sah die jugendliche Fürstin auf ihrer Väter altem Throne sich und dieses Reich einer Welt von Feinden gegenüber, sah den Feind mitten im Land, verlor darüber ihre Fassung nicht und führte alles zum guten Ende. Eine mutige und tapfere Frau, wie ihr großer Gegner sie genannt, die über ihrem Werk, aus einem losen Ländergefüge den machtvollen Einheitsstaat zu schaffen, stark genug, das Wagnis des Siebenjährigen Krieges zu bestehen, immer noch so viel Zeit erübrigte, sechzehn gesunden Kindern, darunter Josef II., das Leben zu geben. Neue Zeiten kamen nach ihnen und brachten neue Stürme, neuen Kampf. Des großen Eroberers Heere brachen ins Land, dieser Staat aber schlug, als rings eine Welt in Trümmer ging, sein Aspern, tat das Seine bei Leipzig, nachdem er über zwanzig Jahre lang, die gut als währende Kriegszeit zu zählen, im Kampfe gestanden. Unbezwungen wies noch einmal in jenen Tagen die alte wehrhafte Türkenfeste auf dem Schloßberge zu Grätz dem Gegner Fang und Tatzen. Kein Menschenalter verging, da als Sohn der steirischen Erde der geboren ward, von dessen Wollen und Können das ragende Siegesdenkmal am Praterstern zu Wien eins zu erzählen weiß.

Des alles gedachte der Dahinschreitende. Und dachte der Reden, die in diesen Tagen wieder zu vernehmen waren, der Reden solcher auch, denen das Wort von der Größe der Zeit so geläufig. Diese Menschen, sind es noch dieselben? Sind es die Nachfahren jener, die einst Staat und Reich geschaffen, es in tausend Stürmen erhalten und gefestigt? Lebt in ihnen noch der alte Geist? Der Geist der Dreißigtausend, derer um Maria Theresia und Erzherzog Karl, der Geist Tegetthoffs? Sind sie es, die beigetragen zu dem, das diese Zeit zu einer großen macht?

Fragen, auf die der Dahinschreitende fürs erste sich keine Antwort wußte. Da flog sein Denken zu den gegen eine Welt von Feinden im Felde stehenden Kriegern, flog zurück in jene Zeit, da sie alle von ihrer Arbeit weg zu den Fahnen ihrer heimischen Heeres- und Landwehrregimenter geeilt, da vielfältig Gelegenheit sich ergab, dieser Krieger Art zu achten, der Art, mit der sie sich gaben, ihr Reden zu hören, das Reden von Menschen, die freilich nicht viel der Worte machen, gewohnt, wortlos ihre Arbeit zu tun. Des Dahinschreitenden Denken flog zurück auch zu jenem Augusttag, da ihn eine Fahrt über Land zur Bahn geführt. Im Eisenbahnabteil. Am Bahnhof das kriegerische Treiben einer erregten, aufgewühlten Zeit. Drüben überm Gleis, dem eigenen Zug gegenüber, stand fahrtbereit ein Zug mit einem Bataillon des heimischen Landsturminfanterieregiments. Ins Feld gegen Rußland. Manch frohes Wort flog hinüber und herüber, und als der eigene Zug die Bahnhofs-

selber, deren aus solchem Wesen kommende Arbeit sie instand setzt, allezeit aus erster und letzter, aus natürlicher Quelle zu schöpfen, werden jene, deren Arbeitsgrundlagen aller schaffenden, immer höchst wirtschaftlichen Arbeit natürliche Grundlagen sind, jene, welche um die aus solcher Arbeit kommende Erkenntnis vom Wert ihrer Sache, um den aus solcher Arbeit kommenden Willen zum Siege wissen. Siegen werden wir Deutschen, die wir siegen müssen, weil wir siegen wollen.

Auf Leben und Tod aber ging's bisnun noch immer, wo je Dinge von Sinn und Wert in Frage standen, wo's Dinge von Sinn und Wert zu wahren und erhalten, wo's schaffende Arbeit zu vollbringen galt. Das ist natürlich. Alles Leben selber geht auf Leben und Tod, oder es lebte nicht, hätte und hat nie gelebt.

Hermann Löns – ein gefallener Dichter.

Von **Karl Bienenstein.**

Mit tiefer Wehmut habe ich dieser Tage wieder ein kleines Buch zur Hand genommen, auf dessen erstem Blatt unter einer freundschaftlichen Widmung das Datum steht: „Graz, am 6. Nebelung 1911." Das Buch führt den Titel „Der kleine Rosengarten", enthält eine Sammlung von Volksliedern und der sie dichtete, heißt: Hermann Löns. Jetzt ruht der Dichter in französischer Erde. — Eine Feindeskugel hat am 27. September vor Reims seinem Leben ein frühes Ende bereitet. Und es war ein starkes Leben, ein echtes Mannesleben, reich an Glück, reich an Schmerz, reich an Erhebendem und nicht minder reich an Niederziehendem, ein Leben, das sich gerne in Gegensätzen bewegte, weil die Seele, die es schuf, eine aller Philisterei abholde Künstlerseele war, weil sie schäumte und brauste und alles was an sie herantrat, im Superlativ empfand.

Vielleicht war das auch vor drei Jahren so, als der Dichter, der hannoveranische Heidegänger, plötzlich in Graz auftauchte, ein Flüchtling, um sein wirtschaftliches, sittliches und künstlerisches Dasein zu retten. Es war ein großer Zusammenbruch in seinem Leben und wie ein weidwunder Edelhirsch floh er dorthin, wo ihn niemand kannte, in die steirische Hauptstadt. Rücksichten auf die jedenfalls noch lebende zweite an dem Drama beteiligte Person verbieten mir, den Brief, den er von dort an mich schrieb und der ein menschliches Bekenntnis ergreifendster Art ist, zu veröffentlichen. Sein heißes Herz, das in blindem Vertrauen, fraglos seine Liebe hingeschenkt hatte, war aufs grausamste enttäuscht worden und nun wollte er nichts anderes als nur einen, einen einzigen Menschen, dem er sich anschließen konnte, um nicht ganz einsam zu sein, in seiner notgedrungenen Grazer Verborgenheit einen Freund

in Kälte, Sturm und Regen, in Schnee und Eis im Felde stehn, sie gaben und geben ihr Teil. Reden aber, das aus Kleinmut kommt, solches Reden heißt wahrlich schlechten Dank wissen denen, die da draußen ihre schwere Arbeit tun, schlechten Dank denen, die einst vor uns gleiche Arbeit getan, heißt nichts beitragen zu des Sieges anderem, sehr wesentlichen Teil. Schlecht steht solches Reden vornehmlich dem Deutschen an, fremd ist es deutscher Art, deutschem Wesen, das zu den Dingen des Lebens und der Welt anders sich zu stellen weiß, dem alle Kleinmut ein Fremdes. Dinge stehen in Frage, deren Sinn und Wert ganz erkennen, erfassen zu lassen, für die hellhöriger zu machen just die Ereignisse der Zeit geeignet sein möchten. Oder sollten dazu abermalen und immer wieder handgreiflichste Handgreiflichkeiten als nötig sich erweisen? In erstaunlich kurzer Frist lernten vor eben etwas über hundert Jahren deutsche Menschen mit andern Dingen und Sorgen auch ihre Kleinmut abtun. Dinge stehen in Frage, die nicht von heut auf morgen erstanden, nicht von heut auf morgen Geltung haben, deren Dasein und Bestand fürderhin zu sichern es einer Arbeit bedarf, die keine Arbeit ist von heut auf morgen, Arbeit, die Ungeduld meistern lehrt, Arbeit, die selber zu vollbringen es mehr auch bedarf als nur der Pflicht, des Hinweises auf diese Pflicht. Es kann lange noch dauern und es wird hart hergehen; es geht auf Leben und Tod. Es gilt durchzuhalten, gilt, wenn es erst so weit, die entscheidende Zeit zu überstehen. Es geht unseren Feinden, auch dem wortgewaltigen Briten, nicht besser, sie werden sich hüten, es uns wissen zu lassen, wann ihnen der Atem auszugehen beginnt. Ist auch nicht nötig, die Ereignisse selber werden sprechen.

Siegen werden die, deren Sache als eine von Sinn und Wert von selbst die Mittel zum Siege in sich schließt. Wohl ist eines dieser Mittel das Bargeld, und der Mangel an solchem hat auch einen Ursprung. Der Geldsack allein aber tut's nicht. Das wird von heut ab auch der zu seinem Leidwesen verspüren, dem bisnun seiner Kundschaft Beschaffenheit immer noch billigen Kauf ermöglichte, dem auch der Krieg ein Geschäft, von dem er ebensoviel versteht wie von allen Geschäften und Geschäftchen, die er solcherart bisher gemacht, der in Ansehung der Dinge, die ihm seines Lebens Sinn und Inhalt ausmachen, nicht dazu sich verstehen mag noch sich bemüßigt sieht, seine eigne Haut zu Markte zu tragen und seine Geschäfte von anderen, bezahlten Leuten besorgen, den wirklichkeitsfremde Alltagszweckweisheit seinen Betrieb regeln läßt nach des kleinen Handelsmannes und Schnorrers Vorschrift: Business. Zu Deutsch: Von der Hand in den Mund. Auch dem Briten wird den Sieg sein Geldsack nicht bringen, mag ihm zur Zeit auch dessen Inhalt aus aller Welt her zufließen. Siegen werden jene, deren Wesen

Hermann Löns ist der Dichter der deutschen Heide- und Moorlandschaft. Niemand, selbst die große Annette nicht, hat ihren Zauber so mit allen Saugwurzeln der Seele in sich getrunken wie er, niemand ihr Leben bis in den Mikrokosmos der schwellenden Moospolster hinein mit solcher Hingabe betrachtet, wie er, und wer seine Bücher: „Mein grünes Buch", „Mein braunes Buch", „Mein blaues Buch", „Aus Wald und Heide", „Mümmelmann" liest, der wird sagen müssen, daß eine gleich poetische Schilderung der Heide und des ihr eigentümlichen Lebens, wie auch des Jägerlebens auf ihr im gesamten deutschen Schrifttum nicht zu finden ist.

Und wie das Naturleben gewann auch das Volksleben der Heide sein ganzes Herz. Schon in dem Roman „Der letzte Hansbur" hat er ein farbenstarkes Gemälde norddeutschen Bauernlebens entworfen, das aber noch weit übertroffen wird durch den Roman „Der Werwolf", ein Prosaepos großen Stils, ein Werk, das in seiner Art einzig dasteht, das nicht nachgeahmt werden kann. Auf einsamen Streifereien durch Moor und Heide kam dem Dichter der Plan zu diesem Werk, in einsamen, monatelangen Streifereien wurde er ausgesponnen, Kapitel für Kapitel, bis alles bis ins Kleinste zum Greifen klar vor der Dichterseele stand, und dann wurde das innerlich Geschaute in einem wahren Rausch des Schaffens in vierzehn Tagen niedergeschrieben, und zwar mit einer Wucht, die jedes Kapitel mit den derben Strichen alter Holzschnitte in die Seele des Lesers gräbt. Der Inhalt der „Bauernchronik", wie der Dichter sein Werk im Untertitel nennt, ist der Krieg selbst, und zwar der Krieg der Bauern, die abseits der großen Heerstraße im Dorfe Öringen an den Moorbrüchen am südlichen Rande der Lüneburger Heide leben und einen Bund der „Werwölfe" geschlossen haben, gegen die wilde Soldateska des dreißigjährigen Krieges und gegen das mannigfache Gesindel, das sich in ihrem Gefolge findet: Räuberbanden, Zigeuner und auch Bauern, die, um Hab und Gut gebracht, nun selbst zu Räubern geworden sind. Ein Riesengemälde in düster lodernden Farben, so steht diese Dichtung vor uns. Nur dort und da fließt ein lichter, freundlicher Schimmer mildernd darüber hin, so zum Beispiel wenn uns gezeigt wird, wie mitten in dem blutigen Greuel die Liebe ihr keusches Auge aufschlägt, wie in den rauhen, Blutarbeit gewohnten Männern noch immer die altgermanische Achtung vor der Frau lebt, wie die Mutterliebe durch eine Welt der Unbarmherzigkeit ihr heiliges Banner wehen läßt, und wie mit stets steigender Macht der Zug zu Gott aus den schreckenumdräuten Herzen ans Licht drängt. Und eigenartig, groß wie der Stoff, ist auch die Sprache, in der Löns schreibt. Es ist nicht der Stil alter Chroniken, wie ihn zum Beispiel Bruno Wille in seiner stoffverwandten „Abendburg" so sicher anwendet, man möchte ihn am

und Tröster zu haben. Aber ehe ihn noch die helfende Hand erreichen konnte, war er nach etwa vierzehntägiger Anwesenheit auch schon wieder aus Graz verschwunden und erst nach Jahresfrist sagte mir ein neues Buch von ihm, der Roman „Das zweite Gesicht", daß er doch wieder Ruhe und Frieden gefunden haben müsse.

Drei Jahre ist das nun her und nun ist dieses heiße Dichterherz in seiner Liebe zum deutschen Vaterlande verbrannt, zwei Tage nach dem Tage, da es vor 48 Jahren zu Kulm in Westpreußen mit dem ersten Schlag die Sonne über deutschem Land begrüßt hatte.

In Löns lebte schon von Jugend auf die altgermanische Waffenfreude. Tomas Hübbe, sein ehemaliger Leibfuchs, erzählt in den „Hamburger Nachrichten", daß Löns als Bursche der Greifswalder „Zimbria" ein ganz gewaltiger Draufgänger war, daß es nur selten eine Mensur gab, die ihn nicht in Bandagen sah. Von seiner Kaltblütigkeit mag der Bericht Zeugnis ablegen: „Auf einer Pistolenmensur im bitterkalten Winter, wo die Paukanten in Überzieher, Handschuhen und Hut schossen, wurde ihm sein Hut durchschossen und eine Bahn durch sein Haupthaar gezogen. Er hob den heruntergefallenen Hut auf und sagte: So 'ne Gemeinheit, der hat acht Mark fünfzig gekostet!" Später hat er die Jagd mit Leidenschaft betrieben und oft wochenlang die Moore und Heiden Norddeutschlands durchstrichen. Und nun wurde er zum Schluß Menschenjäger. In seinem letzten Brief an seinen Verleger Eugen Diederichs in Jena schrieb er: „Mein Kriegslied von 1914 habe ich 1910 geschrieben, im ‚Werwolf'. Ich wollte in den Jahren hinterher einen grotesken Roman, der den Dreifrontenkrieg behandelt, schreiben, kam aber aus allerlei Gründen nicht dazu und bin darüber froh, denn das Buch wäre doch hinter den Taten zurückgeblieben. Von allen Seiten mahnt man mich, aber es kommt mir dumm vor, da zu sitzen und zu dichten, während andere, schwächere als ich, ihre Knochen vor den Feind bringen. Ich sitze bis an den Hals voller Gift und Galle. Vielleicht entlädt sich das in Liedern, vielleicht, vielleicht auch nicht. Ich kann schießen, habe Eulenaugen, kann schleichen wie ein Fuchs und sitze hier noch untätig. Das ist niederziehend."

Aber er ließ sich doch nicht niederziehen und wie Theodor Körner war er nicht der Mann dazu, in feiger Begeisterung seinen siegenden Brüdern seinen Jubel nachzuleiern. In ihm war eben alles echt und der Mensch und der Dichter Löns sind voneinander nicht zu trennen. Was ihm das Leben bot, das formte sich ihm zur Dichtung; von seinen Büchern ist auch nicht eines am Schreibtisch entstanden, jedes stammte aus dem Leben, aus der Natur und jedes trägt daher den herben, würzigen Duft der Scholle in sich, aus der es aufsproß, nachdem der Keim schon lange in ihr gelegen.

„Die Menschen des Nordens haben viel mehr Ideales in sich, als sie brauchen können, als sie verarbeiten können.“

Ja, solch ein Mensch war auch Löns. Er hatte immer einen Überschuß an Idealismus, den er verschwenderisch an die Welt hinwarf, ohne jedoch ärmer daran zu werden. Und dieser Idealismus war so groß, so stark, daß er selbst in dem Grabe, das nun den Dichter deckt, keinen Platz fand und zurück ins Leben drängte. Des Dichters Lieder klingen und wirken anfeuernd wie sein Beispiel auf uns, die wir noch im härtesten Kampfe stehen, aber mit der felsenfesten Zuversicht, daß wir einen Zweig von dem Siegerkranz, der uns winkt, in Dankbarkeit auch auf sein Grab legen können. Schlaf wohl, Hermann Löns, wir werden deiner nie und nie vergessen!

Unser künftiges Heer.

Erwägungen eines Nichtfachmannes.

Ach, das waren früher gemütliche Kriege, mit ihren bunten Söldnerscharen, mit den behaglichen Waffenstillständen von Zeit zu Zeit, mit den Resten eines uralten Rittertums, die ein mangelndes „Völkerrecht“ ersetzten, und mit den Winterquartieren, die feindliche Heere einander gegenüber fast friedsam bezogen, um gegen den Schnee ein Dach und gegen das Eis eine schützende Diele zu haben! Ganz zu schweigen von jenen älteren Zeiten, da noch ein Papst die Benützung der neumodischen, den Schießwerkzeugen der Ungläubigen abgeguckten Ambrüste mit seinem Bann bedrohte, weil er meinte, Schwerter und Spieße genügten vollkommen ... Freilich roh und ungezügelt waren jene Kriege, wie die Sitten damals überhaupt, aber — so scheint es mir wenigstens — dennoch freier von jenen maßlosen Grausamkeiten, von denen die Zeitungen hie und da berichten. Aber vielleicht ist es nur der brutale Gegensatz zwischen unserer humanen Kultur im Frieden und unserer Rücksichtslosigkeit im Kriege, der uns oft schaudern macht.

Ehemals fügten sich Kampf und Streit fast harmonisch in das Wesen ihrer Epochen.

Ich will nicht die „gute alte Zeit“ auf Kosten der schlechten neuen loben; als sie Gegenwart war, hatte sie gleichfalls ihre Schrecken und Furchtbarkeiten, die manchmal an der Menschlichkeit der Menschheit zweifeln lassen, aber daß die großen Völkerstreite früher anders als heute waren, das steht wohl fest. Weniger vernichtend — abgesehen von denen einer großen Übergangsperiode, von der noch zu sprechen sein

liebsten einen „Bauernstil“ nennen. Er ist kernig, oft sogar derb und ungeschlacht, aber jederzeit von einer Kraft und Sinnfälligkeit des Ausdruckes, wie ihn eben nur die Volkssprache aufweist.

Mit dieser ist Löns so vertraut wie wenige. Er kennt nicht nur ihren Wortschatz, sondern auch den ihr eigentümlichen Rhythmus in Vers und Prosa und darum konnte auch sein eingangs erwähntes, während seines Grazer Aufenthaltes erschienenes Liederbuch „Der kleine Rosengarten“ ein Werklein werden, dessen einzelne Stücke man in Volksliedersammlungen wie etwa „Des Knaben Wunderhorn“ einschmuggeln könnte, ohne Gefahr zu laufen, von anderen als genauen Kennern entdeckt zu werden. Man höre nur das

Husarenlied.

Heiß ist die Liebe,
Kalt ist der Schnee, der Schnee,
Scheiden und Meiden
Und das tut weh.

Rote Husaren
Die reiten niemals, niemals Schritt;
Herzliebes Mädchen
Du kommst nicht mit.

Weiß ist die Feder
An meinem roten, roten Hut;
Schwarz ist das Pulver,
Rot ist das Blut.

Das grüne Gläslein
Zersprang mir in der, in der Hand;
Brüder, ich sterbe
Fürs Vaterland.

Auf meinem Grabe
Solln rote Rosen, Rosen stehn;
Die roten Rosen,
Und die sind schön.

Kein Wunder, daß „Der kleine Rosengarten“ zu einer Textfundgrube für Liederkomponisten geworden ist. Schon hat der Marburger, Rudolf Wagner, ein Meister des Männerchorliedes: „Auf der Gartenbank“, „Heckenkind“, „Rose im Schnee“ (Verlag Ad. Robitschek in Wien) „So oder so“ (Verlag H. E. C. Leuckart in Leipzig) für Männerchor und: „Der Kuckuck“, „Der Spuk“ (ebenda) für Frauenchor vertont und nun folgt auch als Nummer 11 und 12 der von dem Verlage Eugen Diedrichs in Jena herausgegebenen „Kriegsflugblätter“ ein Heft, „Soldatenlieder“ im Volkston für mittlere Stimme mit Gitarrenbegleitung von Max Battke, welches neben dem „Husarenlied“ noch: „Der Dragoner“, „Ulaneneinmaleins“, „Der Kürassier“, „Der Reitersmann“ und „Auf der Feldwache“ enthält und dem Gedächtnis des Dichters geweiht ist.

Das letzte größere Werk, das uns Löns gab, ist die schon genannte herrliche Liebesgeschichte „Das zweite Gesicht“, in die sehr, sehr viel Selbstbiographisches hineingearbeitet ist und deren Held, der Maler Hagenrieder, ein Mensch von jener Art ist, von denen Goethe sagt:

jegliche Hoffnung auf Erfolg eingebüßt hat. So „vernünftig“, so natürlich ein solcher Kampf bis aufs Messer ist, ebenso fürchterlich, folgenschwer und blutig ist er auch. Man kann davor Grauen empfinden — ändern kann man es nicht. Voraussichtlich wird eine Weiterentwicklung des Menschengeschlechtes früher oder später den Charakter der Kriege abermals ändern — aber nach welcher Richtung, das weiß niemand, kann niemand auch nur ahnen. Die Apostel eines „ewigen Friedens“ predigen jedenfalls ein Evangelium, das in den nächsten Jahrhunderten wenig Aussicht hat, gehört zu werden.

Um dem allerneuesten Krieg etwas Ebenbürtiges an Wucht und Wut an die Seite zu stellen, muß man schon in den Wirbel der Völkerwanderung zurückgreifen, wo die Massen ebenfalls nach Raum, nach immer mehr Raum strebten. Auch da kämpfte jeder Waffentüchtige: Alle Männer.

Und manchmal möchte man vermuten, auch unsere Zeit sei eine Übergangszeit, eine Völkerwanderungszeit — unter der Hülle des Verkehrs im Frieden und unverhüllt bei den Massenbewegungen im Krieg . . . Durch einen inneren Trieb noch verschleierten Zielen zustrebend, wie vor ein- und einhalbtausend Jahren Goten, Vandalen, Markomanen, Quaden und wie die Menschen-Herden und Horden hießen. —

Sowie es sich herausgestellt hatte, daß der österreichisch-serbische Streit nicht beschränkt bleiben würde, als binnen wenigen Tagen Staaten in allen fünf Erdteilen mobil machten, zogen nicht nur Linientruppen, sondern sofort auch die Landwehr und der Landsturm aus; zum Angriff und zur Verteidigung. Dann eilten Millionen Freiwillige zu den Waffen, die rasch abgerichtet wurden — und immer reichten die Zahlen der Soldaten nicht hin und immer noch nicht waren die militärischen Kräfte in den Völkern erschöpft, so daß der Staat jenen, die er früher als „untauglich“ zurückstellte, befahl, sich einer neuen Musterung zu unterziehen.

Wie wandelte sich das Bild! Noch vor wenigen Monaten drückten beharrliche Kriegsminister den Parlamenten ärmliche Heeresvermehrungen ab und jetzt stampfen trockene „Kundmachungen“ Armeen aus der Erde. Ja — man **kann** Armeen aus der Erde stampfen, wenn's nottut!

So haben wir augenblicklich, über Nacht, die denkbar allgemeinste Männerwehrpflicht, in Theorie und Praxis. —

Vermutlich werden die Erfahrungen dieses Krieges eine Neu- und Umgestaltung unserer Wehrmacht zur Folge haben und vor allem den Ausbau der technischen Truppen fördern, vielleicht auch eine Verkürzung der aktiven Dienstzeit herbeiführen. Die Erfahrungen werden weiters die schon oftmals geäußerten Wünsche nach Einführung des Milizsystems in den breiten Schichten der Bevölkerung lauter klingen lassen und man

wird. Anders waren also die Völkerstreite! Die Anzahl der Kämpfer in der Schlacht von Lützen zum Beispiel erreichte kaum die Stärke eines Armeekorps in unserem Sinn, der Siebenjährige Krieg brachte beinahe nur „Gefechte" und in der entscheidenden Leipziger Völkerschlacht prallten ein paar Hunderttausende aufeinander, wie jetzt in den ersten Treffen, die noch wenig bedeuten. 1870/71 war eine Kleinigkeit gegen das Ringen 1914/15!

Jeder Staat schickte nur einen Teil, einen kleinen Teil seiner wehrhaften Männer aufs Blachfeld hinaus, die meisten gingen ihrer Werktagsarbeit nach wie sonst — wenn sie nicht gerade in Gebieten wohnten, wo die Kriegsfurie wütete. Heute geht's bis ans „Weißbluten" des einen Gegners, wie Bismarck schon vorahnend sagte.

Mit der Demokratie, dieser Neugeburt der französischen Revolution, entstanden zugleich die Volksheere, die die allgemeine Wehrpflicht regelte. Nicht mehr der Adel und Geworbene stellten die Armeen, nein: jeder für das Waffenhandwerk Taugliche muß Soldat sein; grundsätzlich. Nur grundsätzlich, denn tatsächlich diente bisher auch im Zeitalter der sogenannten allgemeinen Wehrpflicht bloß ein hoher Bruchteil der Waffenfähigen unter den Fahnen, und die Rekrutenkontingente erschöpften irgnend — nicht einmal in Frankreich, das seine militärischen Kräfte aufs äußerste anspannte — die Zahl jener, die körperlich geeignet waren, das Vaterland zu verteidigen. Hierin schaffte erst der letzte Balkankrieg Wandel. Bulgaren, Serben, Griechen und Montenegriner schickten den letzten Mann, gleichgültig ob Greis, ob halbes Kind, in die Front gegen die Türkei. Und im vergrößerten, riesenhaften Maßstab wiederholt sich jetzt dieses umfassende Aufgebot in ganz Europa — außer in Großbritannien, das seine Schlachten nach wie vor, urväterhaft, von Söldlingen und Bundesgenossen schlagen lassen möchte.

Und woher kam die Änderung, die aus dem Krieg eine zerwühlende Katastrophe macht?

Früher schlossen die Fürsten nach ein paar verunglückten Schlachten, spätestens wenn ein Teil die Hauptstadt des Feindes erobert hatte, Frieden, traten da und dort ein Stück Boden ab und sie wie ihre Untertanen schickten sich drein. Es ging dem Besiegten selten ans Mark. Es war, als faßte man den Würfelfall des Kriegsglücks als ein Gottesurteil auf, dem sich der Unterlegene fügte. Das wurde schon unter Napoleon anders, der ganze Staaten einsackte und die Landkarte völlig umzeichnete. Mehr und immer mehr rangen die Völker um ihr Sein, um ihre politische Selbständigkeit, man zielte darauf ab, den Gegner dauernd niederzuwerfen und sich selbst dauernd emporzuheben. Kein Wunder, daß da Erbitterung, Widerstand und Widerstandskräfte mächtig wuchsen und der Friede nicht eher geschlossen wird, als bis der Besiegte

ruhigen und zu schädigen. Solchen Staaten gegenüber mag man wieder eine „Militärgrenze" errichten, wo verläßliche Elemente systematisch angesiedelt werden, die die Gegend genau kennen und dem einfallenden Feind kampfbereit die Stirn bieten, bis reguläre Streitkräfte die angebrachte Abwehr und den Angriff übernehmen. —

„Erwägungen eines Nichtfachmannes" habe ich diese Betrachtungen genannt, aber vielleicht stimmen ihnen die Fachmänner in manchem bei.

V. E. S.

Heimgärtners Tagebuch.

Am 2. November.

Dorffriedhof zu Allerseelen. Auf den Gräbern Blumen und Lichter. Nichts von dem Allerseelenjahrmarkttreiben auf Stadtfriedhöfen. Hier nur fromme Trauer. Mitten auf dem stillen Dorfkirchhof steht ein hohes Kreuz. An demselben hängt ein großer Palmenkranz und eine Schleife daran mit der Inschrift: „Den Gefallenen." Davor brennen sieben Kerzen. So viel Soldaten der Gemeinde sind zur Zeit gefallen. Man weiß nicht, wer den Kranz gespendet hat. Nun kommen die Leute heran, und jeder bringt ein Licht mit und stellt es hin, so daß — als der Abend dunkelt — um das Kreuz ein Meer von Lichtern zittert. Alle Söhne des Dorfes, die in fernen Landen gefallen sind, begraben wurden — die Liebe, diese starke Macht, hat sie hierher getragen, sie unter den Rasen der Heimat gebettet.

Es ist Winter. Aber der Palmenkranz grünt unter dem Kreuze. Und die Söhne der Heimat ruhen selig in unserem Gemüte.

Am 3. November.

Neuerdings fangen die Kriegserklärungen an zu grassieren. Die Türkei hat Rußland den Krieg erklärt. England und Frankreich haben der Türkei den Krieg erklärt, und ich glaube, auch Serbien und Montenegro. In Frankreich, Russischpolen und Galizien stehen seit vielen Wochen die Schlachten. Serbien rührt sich auch noch ein wenig. Das wäre die Tagesordnung. Dazu kommen die ostasiatischen, afrikanischen Unruhen und sogar im Stillen Ozean werden zwischen Deutschen und Engländern Schlachten geschlagen. Wir stehen so, daß uns die Weiterung des Weltkrieges nicht geniert. Gar nicht. Im Gegenteil. Der europäische Krieg konnte uns hemmen, der Weltkrieg will uns befreien. Von Erfolgen erzählen uns die Zeitungen, die Nichterfolge spürt man so.

wird dafür die Feldtüchtigkeit der raschest ausgebildeten Truppenkörper geltend machen, die den Ansprüchen, welche die Heeresleitung an sie stellte, gut entsprachen. Doch scheint ein vollkommener Ersatz des stehenden Heeres durch Milizen ausgeschlossen, aber die regelrechte Bildung einer Miliz neben dem stehenden Heere erwägenswert.

Niemand, der hören und sehen kann, darf sich der schwanken Hoffnung hingeben, der gegenwärtige Krieg werde Verhältnisse schaffen, welche etwa auch die Militärlasten künftig verringern. Ganz im Gegenteil! Jeder Staat wird vielmehr trachten, eine zahlenstarke, schlagfertige Armee aufzustellen, um gegen alle drohenden Möglichkeiten und Gefahren gewappnet zu sein.

Unter Berücksichtigung der bisherigen ernsten Erfahrungen und mit Rücksicht auf die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit Österreich-Ungarns könnte unser Zukunftsheer ungefähr folgendermaßen beschaffen sein: Die Stärke des stehenden Heeres hat Ein Prozent der Gesamtbevölkerungszahl auszumachen und alle außerdem Tauglichen werden in die zu schaffende Miliz eingereiht, die Infanterie umfaßt, eine Ausbildungszeit von sechs bis acht Wochen hat und in gewissen Abständen zu kurzen Waffenübungen einzuberufen wäre.

Eine solche oder eine ähnliche Einteilung legt dem Volk keine unerträglichen Beschwernisse auf und organisiert dem Staat eine Wehrmacht, über die er sofort zu Beginn eines Krieges verfügen kann. Das stehende Heer mit seinen Reserven bildet den Kern der Armee und ihm gliedert sich die Miliz an.

Eine zweite Frage ist die nach dem Wert von Festungen.

Ob mit Hinblick auf das hochentwickelte Geschützwesen eigentlichen „Festungen“, mögen sie noch so „modern“ sein, jene überragende Bedeutung zukommt, wie sie ihnen bisher zum Beispiel die Franzosen beimaßen, scheint fraglich, doch können nur Fachleute allerersten Ranges die Frage beantworten. Es ist ja auch nicht ausgeschlossen, daß es in absehbarer Zeit den Künsten der Technik gelingen wird, den Riesengeschützen eine wirksame, widerstandsfähige Deckung und Abwehr entgegenzustellen.

Vielleicht wird man an Stelle oder zur Verstärkung von Festungen stark gefährdete Grenzgebiete schon in Friedenszeiten durch eine Anlage von Schützengräben — unter Umständen durch Reihen parallel angelegter Schützengräben — schirmen. Ob der Nutzen solcher hervorragend sein könnte, muß leider angezweifelt werden, da die Anlagen dem Gegner nicht unbekannt bleiben könnten, was ihren Wert herabdrücken müßte. Natürlich hat auch hier der Praktiker das letzte Wort zu sprechen.

Manche Staaten haben die Gewohnheit, den Krieg mit schwärmenden Banden zu eröffnen und dadurch die Grenzbevölkerung zu beun-

Kriegsnot Umkehr und Einkehr bei uns selbst. Nur der kann mit dem Kriege sich versöhnen, der in ihm den Erzieher sieht."

Diese Rede des Menschen an der unteren Tischecke war höchst unpassend; die Versammlung schwieg verblüfft. Nur der Vorsitzende schupfte die Achseln und sagte: „Tscha!" Sonst sagte auch er nichts.

Am 7. November.

Wir alle, die jetzt vereint sind durch die Liebe zum schwerbedrängten Vaterlande, durch die Sorge für unsere Kämpfer im Felde, in den Lazaretten, durch die Opferwilligkeit für Volk und Reich; wir, die wir durch ein großes gemeinsames Schicksal alle Brüder geworden sind, sollten doch auch ein äußeres Abzeichen unserer Zusammengehörigkeit und gemeinsamen Gesinnung haben.

Unser allverehrter Statthalter, der für Linderung der Not unermüdlich denkt und arbeitet, hat im Vertrauen auf Güte und Großmut ein steirisches Kriegsabzeichen gestiftet, das man den Stern von 1914 nennen könnte. Es ist ein rundes Emailschildchen, umgeben von einem Lorbeerkranz, dessen Bänder die Farben der Heimat und der beiden vereinigten Reiche tragen. Dieses Zeichen kann als Gewandschmuck, als Busennadel getragen werden oder als Orden auf der Brust. Der Orden muß natürlich durch Verdienste erworben werden, durch eine Spende von einer Krone aufwärts. Die Spende weiht das Zeichen, adelt den Spender. Der ganze Erlös für dieses bescheidene und doch so bedeutsame Abzeichen wird dem Kriegshilfszwecke zugewendet, der immer noch viel zu wenig Mittel hat, um den gewaltigen Anforderungen zu genügen.

Man sollte niemandem mehr begegnen, der nicht dieses Zeichen der Liebe trägt, das da gegenseitig mahne an die patriotische Pflicht. Und unseren Nachkommen einst, wie wert wird ihnen dieses schlichte Kriegsabzeichen sein, das der Vorfahre im unerhörten Jahre 1914 an der Brust getragen hat.

Am 8. November.

Wenn die Franzosen ein Festspiel brauchen könnten — ich wüßte eins. Die Jungfrau von Orleans. — Der Franzosen Erbfeind, England, war in Frankreich eingebrochen und das Land war schon halb erobert. Da kam ein frommes Hirtenmädchen, schwang sich aufs Pferd, ritt mit göttlichem Zauber vor der französischen Armee her und besiegte den Feind. Auf einmal fand die Jungfrau Gefallen an dem Engländer und in demselben Augenblicke war ihr Zauber und ihre Macht gebrochen. — Könnten die Franzosen da nicht ein Gleichnis spinnen mit späteren Erfahrungen? Ihr Dichter Voltaire hat die Jungfrau von Orleans zwar literarisch erniedrigt. Aber ein Anderer

Wir dürfen zuversichtlich auf den Sieg hoffen, aber müssen auch für das Gegenteil vorbereitet sein. Das ist ein Gebot der Vernunft und eine Pflicht der Demut.

Irgendwo ist eine alte Prophezeiung gefunden worden: Im September und Oktober wird Europa im Blute schwimmen. Im November wird ein großes, rettendes Wunder geschehen. — Aber welches? Ich wüßte ein sehr gescheites: Die Menschheit soll vernünftig werden! — Eine Zigeunerin soll geweissagt haben, am 4. Dezember wird der Frieden geschlossen werden. Sie vergaß beizusetzen, in welchem Jahre.

Am 6. November.

In einer Sitzung des Roten-Kreuz-Vereines war die Frau Fleischermeisterin weitaus die vornehmste. Sie bewegte sich in rauschenden Seiden, war aber in Banden und Ketten gelegt. Ein schweres goldenes Armband und eine dreifache Goldkette um den Hals, so schmachtete sie in der Gefangenschaft ihrer Eitelkeit. Trotzdem stiftete sie zehn Kronen für die Verwundeten mit der Bedingung, diese Hilfe vor allem gefangenen Franzosen, falls welche dabei wären, zukommen zu lassen, oder Russen; in Ermanglung fremder Gäste solle die Spende unseren Soldaten zufallen. Dann entwand sich ihrem gefühlvollen Herzen der Seufzer: „Ach dieser Krieg! Dieser schreckliche Krieg, wann wird er zu Ende sein!“

Da erhob ein Mensch, der am untern Ende des Tisches saß, sein Haupt und sprach: „Darf ich was sagen meine Gnädige? Dieser Krieg darf noch lange nicht zu Ende sein. Selbst wenn die Russen und Franzosen besiegt sein werden, darf er nicht zu Ende sein. Denn wir haben uns selbst noch nicht besiegt. Seiden und Gold und Hoffart und Unnatur! Nicht daß alle in Trauerkleidern gehen sollten, aber einfache, würdige Gewandung, schmucklos, wie es dem Ernste der Zeit zukommt. Mir graust auf der Gasse vor den aufgedonnerten Frauenzimmern, während daneben zerschossene Krüppel einherhinken, die ihr Leben lang elend sein werden! Ich sehe noch frevelhaftes Übermaß im Genießen. Solange die Wirtshäuser und Kaffeehäuser überfüllt sind mit Schwadroneuren und flirtendem Jungvolk, solange die perverse Kunst auf der Bühne, im Bild, in der Literatur noch ihre Massenverehrer und Verehrerinnen findet; solange für wohltätige Zwecke noch kostspielige Prunkfeste veranstaltet werden müssen, um einiges Geld zusammenzubringen; solange an den Häusern, in den Wohnungen, in aller Welt üppiger Luxus nicht als Ekel empfunden wird; solange nicht wieder die deutsche Gesittung, in Leben und Liebe die deutsche Treue nicht herrscht, so lange soll der Krieg kein Ende finden, oder wir sind unterlegen. — Ich erwarte von diesem Kriege nicht die Eroberung Frankreichs, die Besiegung Englands; ich erwarte von einer tiefen

bisweilen ihre Hände in den Schoß, wenn es drum geht, es besser zu machen, oder überhaupt für das Gemeinsame tätig zu sein. Etliche geben ihre Tüchtigkeit, ihren Patriotismus in Worten aus.

Allerdings braucht man auch sonst beim Österreicher das beständige Geschimpfe über alle öffentlichen Angelegenheiten nicht so ernst zu nehmen. Ein Fremder, der ihm in seinen Schmähungen heimischer Zustände beistimmte, bekäme leicht etwas Unangenehmes an den Kopf. Das Raunzen ist des Österreichers Lyrik. Er erleichtert sich damit. Hat er sich ausgeschimpft, dann opfert und arbeitet er munter fürs Vaterland. Man soll nur sehen, was jetzt an guten Werken und Großtaten geschieht!

So halte ich mir halt die Augen auf und die Ohren zu.

Am 20. November.

Von Geldsachen verstehe ich nicht viel, bin aber so geizig, mich um sie zu kümmern, sobald mit ihnen höhere Werte erzielt werden können.

Österreich-Ungarn macht jetzt Schulden. Es braucht Geld, und zwar um den höchsten Zweck, den es für den Menschen auf Erden geben kann. Es macht Schulden bei seinen eigenen Leuten, also bei sich selbst, was ja immer ein reelles Geschäft sein soll. Österreich braucht Geld für den Krieg, für den Sieg, das heißt für die Sicherung seiner Existenz und Freiheit. Ist eine notwendigere Anleihe je gemacht worden? Sie ist so wichtig wie Wasser, wenn das Haus brennt, wie der Revolver, wenn man auf der Straße angefallen wird von Räubern.

Unser Staat hat eine Kriegsanleihe ausgeschrieben unter Bedingungen, die bekannt sind. Von fünfundzwanzig Kronen an nimmt er Gelder in allen Höhen, zahlt dafür fast sechs von Hundert Zinsen und verpflichtet sich, im Jahre 1920 das Kapital zurückzugeben. Wir brauchen also nicht zu schenken, wie es jetzt so oft verlangt wird, wir brauchen nur zu leihen. Zeichnen kann man in diesen Tagen überall, bei den Banken, bei den Sparkassen, bei den Postämtern, bei den Steuerämtern. Besonders auch bei den Postsparkassen, bei denen man das Papier jederzeit wieder verkaufen kann im kleinen, wenn man Geld braucht.

„Aber, wenn der Krieg schlecht ausgeht?“ Höre ich ängstliche Leute fragen. Zugegeben für den Augenblick, kein Erfolg, so wird der Staat diese seine Pflicht immer noch erfüllen, wie er alle andern Pflichten erfüllt. Dazu sind ja seine unbegrenzten Hilfsquellen vorhanden. Aber wenn wir siegen, so machen wir mit dieser Anleihe das denkbar beste Geschäft. Und der Sieg ist sicher, wenn wir genug Geld haben. Alles andre ist vorhanden. Diese stolze Macht unsrer Armee, vereint mit der des starken Verbündeten, dieser unvergleichliche Streitmut der Soldaten, diese Unerschöpflichkeit kriegsfähiger und bereiter Männer,

hat sie herrlich erhoben, hat die edle Jungfrau zum Sinnbild des national begeisterten französischen Volkes gemacht. Und dieser andere war der Deutsche Friedrich Schiller. Und wenn die Franzosen sich obendrein noch erinnern wollten, was Schiller über die Engländer sagt, vielleicht kämen sie darauf, wer sie besser versteht und höher schätzt, der ehrliche Deutsche oder der tückische Brite. Und wir Deutsche hätten es uns auch besser merken können, wie unser größter Dichter schon damals die Engländer gekennzeichnet hat.

Am 15. November.

Aus dem Tagebuch eines steirischen Soldaten: „Am 28. September. Ich liege im Graben und schieße. Nicht weit neben meiner hockt einer von meinem Dörfel daheim. Der J. G., den soll der Teufel holen. Schon seit zwei Jahren haben wir was gegeneinander. Der Agatha wegen. Schauen uns nit an. Aber jetzt die Russen, ich spring aus dem Schützengraben und vorwärts! Handgemenge. Der J. G. ist auch da, der stolpert über ein totes Pferd; hebt der Kosak schon den Gewehrkolben gegen ihn und eh er zuschlagen kann, hat er mein Bajonett im Bauch. — Nachher wie es finster wird, kommt er zu mir, der J. G., hält mir die Hand her: Gelt, ich darf dir danken! Schier heiser sagt er's, verdrossen. Ich nehme an, und er steht noch ein Randel da, dann sagt er: Jetzt, weil du mir das Leben hast gerettet, meinst wohl, daß ich dir die Agatha soll lassen? — Kunnt schon sein, sag ich. Nachher, sagt er, häst den Russen sollen zuschlagen lassen. Ohne das Madel mag ich eh nit leben. —

Wenn ich das dem Rosegger erzähle, so macht er daraus eine Heimgartengeschichte. Und dichtet dazu, entweder, der J. G. sagt: Freund, weil du mir das Leben gerettet hast, so laß ich dirs Madel. Oder ich sagte: Freund J. G! Weil das gerettete Leben ohne die Agatha für dich keinen Wert hätte, so schenk ich sie dir dazu! — Ah na, das tun ma nit. Vor den Russen sind wir eins, vor einander sind wir unserer zwei.

Am 18. November.

Jetzt meide ich die Leute fast gänzlich. Es wird mir überall zu viel räsoniert und geschimpft. Das tut kein gut. Nicht, als ob man sein Empfinden ganz verschweigen sollte. Aber das sich über alles Ausbreiten in Raunzen und Schmähen und Verleumden, das ist nicht mannhaft. Das ist altweibisch. Ich weiß schon auch von Haß gegen den Feind und wenn ich ihm wie einer Person das Messer in die Brust stoßen könnte, würde es wahrscheinlich mit einem dumpfen Fluch geschehen. — Kann denn überhaupt ein Wort groß genug sein für unsern Haß gegen die Feinde? Nein, keines. Der wildeste Haß ist stumm. In ohnmächtiger Wut zetern, das ist würdelos. Gerade solche Räsonierer legen

Hieher gehört auch die Frage, die heute jemand an mich richtete: „Wenn nach dem Völkerrecht im Kriege das Kunstwerk geschont werden soll, um wie mehr erst der Künstler? Was glauben Sie?"

Ja ja, antworte nur, wenn du darfst!

Am 25. November.

Wenn man diese Zeit nicht erlebt hätte, es wäre doch schade. Daß die Menschen zu Bestien werden können, hat man ja gewußt, aber daß der moderne Mensch auch ein Heros werden kann, das ist eine Erfahrung, die zwar mit schwerstem Leide bezahlt wird, die aber dem ganzen Erdendasein einen höheren Wert gibt. —

Wer von euch, Landsleute, wäre verzagt? Er täte sich unrecht. Wir Österreicher haben nun auf allen Gebieten, meinetwegen auch dem wirtschaftlichen, gezeigt, daß wir der Bundesgenossenschaft des Deutschen Reiches würdig sind. Die Erkenntnis, daß auch wir noch wer sind, ist an sich schon ein Erfolg. Glaube und Geduld. Wenn wir von unseren Truppen verlangen, daß sie Mut haben (und beim heiligen Gott, den haben sie!) so können sie von uns, die daheim hocken, verlangen, daß wir Geduld haben.

Am 26. November.

Bei einem Gespräch über die lange Dauer des Krieges sagte einer meiner Krieglacher Bauern: „Der Kriag kunt scha long aus sein, won er nit sa broad ongfonga worn war."

Der Mann mag wohl recht haben, er denkt an seinen Heuschober. Je breiter der unterhalb angelegt wird, je höher und spitzer muß er gebaut werden, sonst sickert der Regen nicht ab und das Heu fault.

Die Heere sind ja so sehr bestrebt, den Krieg auf die Spitze zu treiben.

Wenn dieser Krieg, wie die Zeitungen sagen, die Slawenfrage lösen oder England vernichten soll, dann wird er wohl ein bißchen länger dauern. Wir sind übrigens immer der Meinung, daß es für uns nur ein Verteidigungskrieg ist. So heißt's auch in den Manifesten.

Am 27. November.

Neueste Nachrichten verstimmen. — Wenn Europa sich an sich selber zu Tode zerfleischt hat, werden die Herren aus dem Orient und aus dem Okzident kommen und die wehrlosen Länder ohne Mühe einstecken. „Die Hinterlassenschaft des Selbstmörders ist vogelfrei!" sagen die Raben und zerhacken den Kadaver.

Am 28. November.

Man sollte die Geschichte doch vielleicht einmal darauf hin untersuchen, ob die Industrie- und Handelsvölker nicht kriegs- und erobe-

diese Unbesiegbarkeit unsrer neuartigen Werkzeuge, diese zielbewußte Ausdauer usw. sichern den endlichen Erfolg, wenn wir aushalten können mit dem Gelde. Die neue Geldanlage ist daher so sicher, wie überhaupt etwas sicher sein kann auf dieser schwankenden Erde. Mit dem Schicksal muß ja jeder rechnen, der irgendetwas unternehmen will. Jedenfalls bekommen wir vom Staate sicherer unser Geld zurück als unsere Söhne und Brüder, die wir doch wohlgemut ziehen lassen.

Aber der geschäftliche Teil ist doch nicht die Hauptsache bei dieser Anleihe. Die patriotische Tat ist es, die Vaterlandsliebe, die Treue zum Kaiser, der Kampf für Volkstum und Freiheit. Seltsam genug, daß man mit einem guten Geschäft einmal auch eine edle Tat leisten kann. Mit den Heldentaten unsrer Söhne und Brüder im Felde ist es freilich nicht zu vergleichen, wenn wir auf hohe Zinsen Geld ausleihen. Aber in diesem Falle ist es doch etwas Rechtes und Ideales. Ja, gewiß, meistens stiftet Geld nur Schlimmes. Aber hier? Es will vor die Front, gebt ihm den Weg frei. Die reichsdeutschen Kameraden haben mit ihrer hoch überzeichneten Kriegsanleihe dem Feind einen größeren Schrecken eingejagt als die Engländer uns mit ihren Japanern.

Also Mitbürger! Fassen wir alle einmal des Österreichers frohgemutes Herz und zeichnen zur Kriegsanleihe. Der kleine Mann bringt leicht je wenigstens 25 Kronen auf. Die Großen tun's nicht unter einer Million, die Größten und Höchsten geben je einer mehrere Millionen. Und der Allerhöchste gibt dazu den Segen. Damit hat jeder das Seine getan.

Am 24. November.

Andere Stimmung.

Seit Monaten bringen die Zeitungen täglich seitenlange, engbedruckte Listen von Gefallenen, Verwundeten und Vermißten. Und diese Listen nur aus heimischen Regimentern. Die vollständige Verlustliste würde Bände füllen. Aus dem übrigen Text der Blätter ersehen wir, daß es um Österreich schon lange nicht, ja vielleicht nie so gut gestanden als jetzt. „Auf dem Felde rücken wir beständig vor, die Stimmung der Soldaten ist glänzend, die Geschäfte gehen gut, die Leute drängen sich nach Zeichnung der Kriegsanleihe. Nach dem Kriege großes Aufblühen des wirtschaftlichen Lebens." — Na freilich, da kommt es auf die Hunderttausende von Menschen nicht an, die zugrunde gehen!

Ich bin der Meinung, daß es schade wäre ums viele Blut, wenn es sich nur um wirtschaftliche Interessen handelte. Ganz andere Güter sind es, um die wir jetzt kämpfen. Wenn nicht, dann aufhören! Das Geschäft ist für den Menschen da, nicht der Mensch für das Geschäft.

der Kaisertag. Da und dort noch ein Fräuleinpaar mit jugendlichem Begleiter; die Blechkasse haben sie mit. Es ist Soldatentag. Aber die Wege sind schon einsam geworden. Still sinkt der Abend. Da — was ist das jetzt? Auf dem Schloßberg läutet die große Glocke! — Das ist sonst nicht ihre Läutezeit. Plötzlich kracht vom Schloßberg ein Kanonenschuß über die Stadt hin. Ein Freudenruf: Belgrad ist gefallen! — Alles eilt jubelnd in die Stadt; der Park wird ganz einsam. Feierlich tönt die Glocke. — Der zweite Kanonenschuß! Wie er schmetternd an die Mauern prallt und dahinrollt in den Lüften! Welch herrliche Musik, so ein Knall wenn er nicht Tod und Vernichtung schreit. — In Belgrad haben die Kanonen Rache geschrien.

Und so haben wir's erlebt, daß zu diesem 66. Gedächtnistage der Thronbesteigung ein österreichischer General

Konnt dem Kaiser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Belgerad.

Am 15. Dezember.

Heute melden die Zeitungen kurz, daß unsere Truppen Belgrad wieder geräumt haben. —

Am 16. Dezember.

Eine unmanierliche Gewohnheit ist es. In Gedichtbüchern pflege ich Gedichte, die mir besonders gefallen, mit einem Kreuzchen zu bezeichnen. Und nun liegt ein Büchlein vor mir, das einem Friedhof gleicht. Alles voller Kreuze. Nur das nichts Totes drin ist. Von unserem Landsmanne Hermann Kienzl in Berlin ist es: „Auf bebender Erde. Zeitgedichte." — Vom Kriege sagt man, daß er alle Menschen zeigt, wie sie sind. Nicht was sie scheinen, sondern was sie sind in ihrem Kerne. An Hermann Kienzl hatten wir einen schneidigen deutschen Parteimann, einen stets gerüsteten Journalisten, einen verständnisvollen Kunstbeurteiler, einen geistblitzenden Plauderer geachtet. Ja selbst einen kundigen Dramatiker geschätzt. Das alles ist Kienzl, aber es ist nicht der eigentliche ganze. Der eigentliche Hermann Kienzl ist ein tiefer Lyriker. Wir kannten von ihm wohl manch persönliches, aus menschlichen Urtiefen geschöpftes Liebeslied, doch die ganze lyrische Kraft in ihm hat erst dieser Krieg aufgeweckt. Und darum meine Kreuze in seinem Buche. Lieder voll zarter Innigkeit, Lieder voll grellen Schaumes, voll glühenden Mitempfindens, voll bebender Leidenschaft gegen die Feinde. Stellenweise eine geradezu dämonische, ein paarmal nahezu entgleisende Phantasie läßt uns die teuflischen Liste der Gegner, die Schrecknisse der Schlachtfelder schauen; ein jubelndes Hellsehen zeigt unserem Volke trostvoll eine reinere, friedensgesegnete Zukunft. — Kunstverständige werden

rungslustiger sind als die ackerbautreibenden? Mir scheint es fast. Die ersteren brauchen für ihr Geschäft fremde Länder; die Ackerbauer können sich leichter begnügen mit dem, was auf ihrem Boden wächst.

Na, diese Meinung, daß Bodenwirtschaft der festständigste und friedlichste Beruf ist, wird halt wieder belächelt werden. Das macht nichts. Wenn der Bauer die Kriege auch nicht anhebt, ausfechten kann er sie ganz kurios.

Am 1. Dezember.

Zum Soldatentag. Wer kann die Familien zählen, die in diesem Jahre dem lieben Weihnachtsfest mit Betrübnis entgegensehen! Allzuviele der leeren Plätze unter dem Christbaum, wo sonst unsere Teuersten sich mit uns gefreut haben. Die lieben, im Felde Gefallenen sind ja bei uns, und näher als je . . . Aber die anderen! Wir wissen sie im fernen, kalten Lande unter ungewissen Schicksalen. Wohl tröstet und erhebt uns ihr froher Heldenmut, ihre Bedeutung jetzt: sie sind die Schutzherren des Vaterlandes geworden. Wir senden ihnen Christgaben, mit denen unser ganzes Herz die Reise macht. Wir fragen bange: Wird unsere Sendung sie erreichen? — Es wird ja vielfach gesammelt für unsere Soldaten; fechten sie für uns, so fechten wir für sie. Und nun hat der Kaiser in seiner väterlichen Fürsorge den Soldatentag angeordnet, der Geld zusammenbringen soll, „jedes Land für seine Regimenter", und der es besorgt, daß die Gaben sicher, rechtzeitig an Ort und Stelle kommen, damit jeder Soldat des Heeres eine Weihnachtsspende erhält. Auch der, den die Sondergabe der Seinen vielleicht nicht rechtzeitig finden kann; auch der Verlassene, dessen sonst niemand gedenkt. Jeder Soldat soll einen Liebesgruß erhalten. Ein heißersehntes Treugedenken aus der Heimat, deren Weihnachtsfrieden sie behüten. — Welch ein Anlaß zum Geben! Niemand kann ihm widerstehen! Auch der nicht, der keinen geliebten Menschen im Felde hat; der erst recht gibt Geld aus Dankbarkeit, daß sein Geschick schwerere Opfer nicht von ihm verlangt.

Und wenn wir so den Kriegern einen heiteren Weihnachtsabend stiften, gleichsam unter ihren Landsleuten, in ihren Familien, weil unsere Herzen ja bei ihnen sind, erfüllt sich auch der Wunsch des obersten Kriegsherrn, dessen Gedächtnis der Thronbesteigung wir an diesem Tage begehen. Möge Gott die beispiellos schicksalsschwere Regierungszeit unseres geliebten Herrn mit einem Siege krönen, zu dem jeder Österreicher treu und freudig das Seine beiträgt!

Nun, frisch voran! Rüsten wir zum großen Weihnachtsbaum. — Achtung, Soldaten! Das Christkindl kommt!

Am 2. Dezember.

Nachmittags Gang durch den schneebedeckten Stadtpark. Leichter Nebel. An der Häuserreihe wehen in sanften Bögen Fahnen. Es ist

Im Poßeckgraben bei Stanz lebte einst ein eingewanderter Schwabe. Das war so ein Winkelbastler, er tat den Bauern schadhafte Uhren, Spinnräder, Getreidemühlen ausbessern. Alles, was Radel war, das konnte er herrichten. Er war ein leutseliger, heiterer Kumpan und die Leute hatten ihn gern, soweit er nicht heimtückisch war. Aber er war heimtückisch, wie sie sagten. Eine hübsche Häuslerin hatte er geheiratet; das verziehen sie ihm noch, obschon mancher Bursche auf sie gespitzt hatte. Kaum daß es der Pfarrer einmal von der Kanzel verkündet und geschehen war's. Niemandem hatte er davon ein Wort gesagt, niemanden zur Hochzeit gebeten. Es war überhaupt keine Hochzeit, es war gar nichts und auf einmal gingen die zwei verheirateter Weise miteinander. Seither mißtrauten sie dem Schwaben ein wenig, obschon er wie vor und eh zutunlich war und gemütlich schwäbelte.

Etliche Jahre später war dem Schwaben ein Kind gestorben. Er zeigte das den Behörden an; in der dritten Nacht trug er den kleinen Sarg auf den Kirchhof und bestattete ihn eigenhändig. Kein Leuteeinladen, keine Totenfeier — gar nichts. Nun fragte ihn ein Nachbar ungehalten, weshalb er das tue, daß er die Leute zu Freud und Leid nicht lade? Da antwortete er: „Was will i mi da hinstella und mi angaffa lasse? Das kann i an sölichen Tagen nit braucha."

Was ich diesen Schwaben gut verstehe! — Und was ich die Leute gar nicht verstehe, die sich in Glück und Leid so zur Schau stellen und sich vom ödweiligen Gerede und Getue der sensationslustigen Menge den heiligen Herzschlag stören lassen können!

Am Feldrain auf der Bank saß er und schaute hinaus. Er schaute hin auf die Wiesen und Felder, wo seine Kinder flink arbeiteten. Er schaute über das weite Bergrund voller Sonnenschein. Ach, wie ist die Welt so schön! Er schaute hin auf das Kirchdorf im Tale, auf den Friedhof . . .

Fünfzig Jahre und länger hatte er auch so emsig gearbeitet wie jetzt seine Söhne dort. So war er zu dem stattlichen Hof gekommen, der reich an Glück und Sorgen gewesen. Und dann, da er eines Morgens aus dem Bette steigen wollte, konnte er seinen rechten Fuß nicht bewegen, seine Hand nicht heben. „Du Kathrin", rief er seinem Weib in die Küche hinaus, „das ist g'spaßig, mir scheint, mich hat's Schlagl troffen" — Und dann war er — der ohne Arbeit nicht einen Tag hatte leben können, dem die Arbeit und nur die Arbeit allein Leben bedeutete — nun war er ein tatloser Siechling jahrelang. So saß er denn auf jener Bank und schaute seinen jungen Arbeitern zu.

sich freuen an der Mannigfaltigkeit der Formen, an der Leichtigkeit, mit der jede behandelt ist. Streng gemessene Klassizität, lebendige Gegenwart, frisches Volkstum. Da sieht man wieder einmal, was das heißt: dichten. Empfindungen und Gedanken in eine passende Form verdichten, und man sieht, wieviel Herz und Geist in wenigen Zeilen Platz haben. — Wer wie ich den nicht allzu rosigen Lebensweg des Freundes gesehen hat, der muß sich besonders freuen an dieser Kraft, die nun auch das Glück haben sollte, nicht übersehen zu werden.

Wir Alpel-Schulbuben hatten einst ein Soldatenspiel. Nach der Schule, wenn wir auf der Matte waren, stellten wir uns, durch ein kleines Vorspiel geschieden, in zwei Reihen einander gegenüber, dazwischen war die Walstatt. Jede Reihe hatte ihren Kaiser-König, diese beiden standen sich gerade gegenüber. Da trat der eine vor und machte die Kriegserklärung: „Kaiser-König Obermann, stell Soldaten, sonst bist selber dran!“ — Der Geforderte blickte über seine Reihe und wie er den Geeigneten findet, ruft er zum Beispiel auf: „Johann Mosbacher, ins Feld!“ Dieser springt vor. Nun beschaut auch der Angreifer seine Heeresreihe, um für den vom Gegner Gestellten den geeigneten Kämpfer zu rufen. „Josef Högler, ins Feld!“ — Nun stehen sich beide Soldaten gegenüber, packen sich und ringen miteinander. Wer den andern zu Boden ringt, der ist Sieger und bringt den Besiegten als Gefangenen in seine Reihe, in die er nun eingereiht wird. — Hierauf erklärt der andere Kaiser-König den Krieg: „Kaiser-König Obermann, stell Soldaten, sonst bist selber dran!“ Und das Spiel wiederholt sich so lange, bis eine der Reihen aufgerieben und in die andere eingeteilt ist.

Wenn ich damals bei diesem Spiele mitzutun hatte, so pflegte ich es wegen meiner kleberen Körperbeschaffenheit so einzurichten, daß ich nicht als Soldat in Reih und Glied zu stehen kam, sondern ein „Kaiser-König“ war. Als solcher passierte mir auch einmal das Malheur, daß ich bei den Zweikämpfen alle meine Soldaten verlor, so daß ich nun „selber dran“ war. Mein fürstlicher Gegner aber war nicht Held genug, um auch selber in die Front zu treten, sondern rief: Simon Hochpichler, ins Feld!“ Da lachte alles, denn der Simon Hochpichler war ein baumstarker Lümmel. Er schritt dann langsam her, doch anstatt mich zu Boden zu legen, hob er mich mit beiden Armen himmelwärts und trug mich unter Siegesgeschrei in sein Lager.

Kleine Laube

Selbst wenn . . .

Selbst wenn es ihnen gelänge,
Wozu sich ihr Wahn verstieg,
Und wenn man uns niederzwänge
Im aufgedrungenen Krieg . . .

Und wenn sie uns wirklich erdrückten,
Selbsiebent gegen Zwei —
Es fänden die Haßberückten
Nur brennende Schande dabei!

Doch wenn wir nicht erliegen —
Zwei gegen die halbe Welt —
Und wenn wir die Horde besiegen,
Die brüllend uns überfällt . . .

Wenn wir — und das soll werden! —
Nach letzter blutiger Schlacht
Noch stolzer dasteh'n auf Erden
In ungebrochener Macht —

Dann finde wer einen Namen,
Ein Maß, das halbwegs ermißt,
Wie groß die Schmach der infamen
Selbsiebengesellen ist!

Hanns in der „Jugend".

Aus unserer Zeit.

Österreich.

„Sie lieben Tand und lieben Tanz
Und Schmausen und Gewühl,
Ihr Tag ist kurz, ihr Fest ist lang,
Ihr Herz ist leicht und kühl!"
So sagte man. — Phäakenland. —
Da kam der Blitz, da kam der Brand,
Da kam der großen Zeiten
Eisernes Flügelbreiten.

Hat einer Männer beben seh'n?
War einer, der's verschlief?
Blieb einer noch bei Mädchen steh'n,
Da ihn der Kaiser rief?
Sie ließen allen leichten Glanz,
Sie ließen selbst Musik und Tanz,
Ihr Lied war nur das alte
Brausende „Gott erhalte — — —"

Johannes Herbau in „Westermanns Monatsheften".

*

„Echt österreichisch."

Aus dem Tagebuch eines verwundeten Offiziers: Seit drei Tagen liegen wir im Schützengraben. Manchmal kauern, manchmal stehen, manchmal liegen wir. Es gibt nur einen Gedanken, wenn die Kugeln pfeifen. Und sie pfeifen sehr heftig, sehr zahlreich. Hunderte, Tausende. Mit ganzen Bogenketten von Kugeln ist der Boden gleichsam überspannt. Man liegt wie unter einem Gewölbe von blitzenden Geschossen, die in knappen, knatternden Abständen einander folgen, die sich unaufhörlich erneuern. Aus dem Ungewissen fliegen sie ins Ungewisse. Nur ab und zu, für den Bruchteil einer Sekunde, fährt drüben eine Russenmütze empor. Mehr nicht! Und unsere Leute, Tiroler sind es, murren, daß sie nicht zielen und nicht schießen können, wenn sie nichts sehen. Es ist das Schlimmste an dieser Kriegstaktik, die uns das zähe und lethargische, so überaus geduldige Volk der Japaner aufgehalst hat: Man sieht den Erfolg nicht. Und meine Tiroler verlieren die Geduld. Sie wollen vor. Wir Offiziere haben

Ich saß oft bei ihm und wunderte mich, daß er nicht eigentlich traurig war. Er sprach etwas schwer, redete von seinem vergangenen arbeitsreichen Leben. „In Gottesnamen", sagte er dann einmal, „die Kinder machens zwar anders, aber s wird eh ah recht sein. — Bei mir, wenns dazukommt" — das Sterben meinte er — „mir ists jeden Tag recht." — Zur Kirche konnte er nicht mehr hinabgehen. Aber eines Tages betrachtete er von seiner Bank aus die Fronleichnahmsprozession, die unten im Dorfe abgehalten wurde. Nach dem Geläute, nach der Musik und dem Gesang, so leise heranklang, verfolgte er den Verlauf des festlichen Umzuges. Bei den Evangelien stand er auf, so gut es gehen mochte, bei dem Coelesti benedictione, das mit Böllerschüssen angezeigt wurde, kniete er nieder. So feierte er in der Ferne den Gottesdienst mit. Es war sein letzter. Während der zweistündigen Feier hatte der kalte Wind ihn tückisch das Ende gebracht. Mit Schüttelfrost kam er ins Haus. Wenige Tage hernach, als er hingestreckt auf dem Bette lag und teilnahmslos ins Leere blickte, war meine Frage, ob er Schmerzen habe? Ein leises Schütteln des Kopfes — er hätte keine. Und nach einem Weilchen murmelte er undeutlich: „Schlafen, schlafen! Kein Mensch glaubts, wie müde . . ." — Wenige Stunden später ist er eingeschlafen.

Die großen Weisen und Philosophen! Ob es jedem gegönnt war, so würdig abzuschließen, wie dieser einfache und einfältige Mann aus unserem alten Bauernstand sein Erdenleben abgeschlossen hat.

Karfreitag.

Das deutsche Volk gekreuzigt,
Es leidet, doch es lebt.
Kein Sternlein will jetzt glühen,
Kein helles Blümlein blühen,
Die Erde bebt.

Doch dieser schwarze Freitag,
Mein Volk, wird bald vergeh'n.
Schon höre ich die Glocken
Zum heiligen Frohlocken
Und Aufersteh'n.

R.

Eine Erscheinung.

Die „Grazer Tagespost" berichtet: Nach Premstätten kam unter anderen eine aus Galizien geflüchtete Bäuerin, die folgendes erzählt: Die Frau lebte mit ihrem Manne, dessen Vater, seinen beiden Brüdern und vier unmündigen Kindern in der Nähe von Tarnow. Als die Russen kamen, wurden in ihrem Hause österreichische Gewehrpatronen gefunden, die ein Feldgendarm dem Bauer zur Aufbewahrung übergeben hatte. Der Kommandant der russischen Abteilung ließ nun die ganze Familie vor dem Hause antreten, worauf er dem Bauern befahl, seinen greisen Vater auf einem nebenstehenden Baume aufzuhängen. Als der Sohn sich trotz Todesdrohungen weigerte, wurde dem Vater ein Strick um den Hals gelegt, über einen Baumast gezogen und mit dem anderen Ende banden die Unmenschen die Hände des Sohnes. Hernach zogen die Wüteriche den unglücklichen Bauer vom Baume fort, bis sein Vater in der Luft hing und starb. Auf diese Art mußte der Bauer auch seine beiden Brüder hängen. Das war jedoch den Unmenschen noch nicht genug; denn als der Vater und die zwei Söhne tot waren, mußte die Bäuerin auf die gleiche Weise ihren Mann aufhängen. Die Frau mit ihren vier Kindern ließ der unmenschliche Kommandant ‚zur Strafe', wie er sagte, weiterziehen, nachdem sie noch gezwungen ward, ihr Anwesen in Flammen aufgehen zu sehen. Zu einem warnenden Beispiel mußte auch der Bürgermeister von Tarnow diese schreckliche Hinrichtung mitansehen."

Es ist doch nicht denkbar, daß dieser Bericht den Tatsachen entspricht! Wir geben ihn nur wieder, um zu zeigen, wie anscheinend der Krieg die Phantasie der Menschen zerrüttet — falls die polnische Bäuerin phantasiert haben sollte.

Wenn aber nicht . . .

*

Das Ewig-Weibliche.

Eine hochgestellte Persönlichkeit hat neulich die Gräber Gefallener eines Truppenteiles der Garde aus den Kämpfen des August und September an der Oise besucht und schreibt darüber, wie der „Kreuzzeitung" mitgeteilt wird, an eine Trauernde u. a.:

„Ich will Ihnen heute noch Inschriften senden, die wir an Kränzen und Blumen fanden, die Französinnen auf unsere Gräber gelegt hatten.

‚Offert par les Françoises aux soldats allemands, nos frères en Jesu Christ!'

(‚Dargebracht von den Französinnen den deutschen Soldaten, unseren Brüdern in Jesu Christo!')

und weiter:

‚Pour les soldats allemands, nos frères en Jesu Christ — morts loin de leur patrie, pleurés par leurs familles. Prions pour eux!'

(‚Für die deutschen Soldaten, unsere Brüder in Jesu Christo — gestorben fern ihrer Heimat, beweint von ihren Familien. Beten wir für sie!')

Über Gräbern reicht Liebe von Freund zu Feind sich die Hände. Welch schönen Kranz hat schlichte Frauengüte mit dieser rührenden Kundgebung sich selbst auf das in frommem Gebet für den Feind geneigte Haupt gesetzt. Auch diesen Französinnen hat unser Goethe gehuldigt: ‚Das Ewig-Weibliche zieht uns hinan!'"

„Türmer."

*

Unsere Verbrecher.

„Wahrlich, dieser Krieg muß eine reinigende, das Tiefste und Beste aufwühlende Macht üben, wenn er alles, was nur den deutschen Namen trägt, in seinen Bann zwingt, wenn selbst die Insassen unserer Gefängnisse bei den Opferungen

alle Mühe, sie zurückzuhalten. Jeden Augenblick fragen sie: „Isch no net gnua? Gan mer no net?" Die Offiziere springen auf, sie eilen zum Regimentskommandeur und erbitten den Befehl: „Vor!" Einstweilen halten meine Leute den Schuß im Rohr zurück. Ihre Gesichter glühen. Auch drüben hat das Feuer nachgelassen. Wahrhaftig, es sieht so aus . . . Hörbar rauscht das Blut. Da kommt der Befehl: „Stehen bleiben! Noch eine Stunde mindestens muß die Artillerie arbeiten."

Jetzt reißt es dem Hochhubrr-Sepp den kleinen Finger von der Linken. „Sakra", schreit der Sepp und will, um gleich wieder zu feuern, die Wunde rasch mit seinem Taschentuch verbinden. Antiseptisch ist es gerade nicht geworden von Sterzing bis Rußland. „Zum Verbandplatz, marsch!" Der Sepp schüttelt den Kopf. Er versteht das nicht, Geschichtenmacherei! Er ist entschieden bös auf mich. Und wenn er in einer Stunde nicht wiederum da ist, wenn er diese Stunde des Bajonettsturmes nicht erlebt, werde ich das verantworten können? Getrost, es dauert keine Stunde mehr. Der Kolmbauer rechts von mir schmaucht seine Pfeife. Den ganzen Tag (und vielleicht auch die Nacht) hängt sie zwischen seinen Lippen. Eine schöne Pfeife mit dem Andrä Hofer auf dem Kopfe. Und just diese Pfeife sucht eine russische Kugel, just diese Pfeife schießt sie dem Kolmbauer von den Lippen, daß er zornmütig aufschreit: „Hiatzn is gnua! Hiatzn gan mers an!" Und springt aus den Graben. Die anderen ihm nach. Ich rufe „Halt!" Aber es gibt kein Halten. Überall zucken die Bajonette aus den Schützengräben empor, ein Flimmern, ein Funkeln, unabsehbar über Stunden und Wegstunden. Und mit gezücktem Bajonett, mit schwingendem Gewehrkolben setzt das Laufen ein, das große Laufen gegen die feindlichen Schanzen. Dieses unaufhaltsame, unabsehbare Laufen von Hunderten und Tausenden nach einem Ziele, das in der Geschichte der Sieg von Krasnik heißt . . .

In das Dorf, in dem wir biwakierten, waren zwei deutsche Offiziere gekommen. Prachtvolle Menschen sind diese Deutschen. Sie haben eine so feste Männlichkeit. Alles, was sie tun, alles, was sie wollen, alles, was sie sagen, ist ganz. Ich stand mit ihnen auf der Straße, die durch das endlose Dorf lief. Sie waren voll Bewunderung für unsere Leute. Der eine sagte: „Ihre Truppen machen alle Strapazen zuschanden. Bei 30 Prozent Verlust gilt sonst eine Truppe als verloren. Da heißt es sonst: Rette sich, wer kann! Ich aber habe bei Ihnen manches Bataillon gesehen, das bei einem Verluste von 50 Prozent nicht nur festgestanden, die Kerls haben zu stürmen angefangen!" Der andere Deutsche lachte, daß man seine weißen, gesunden Zähne sah: „Echt österreichisch!" sagte er. Es gab mir vor Lust einen Stich ins Herz. Ich hätte aufschreien, ich hätte den Mann umhalsen mögen. Und meine Stimme zitterte, als ich hervorstieß: „Wirklich? Echt österreichisch? Ist das Ihr Ernst?" Erstaunt sah er mich an. Meine Erregtheit verblüffte ihn. Ich war ihm Aufklärung schuldig und sagte ihm: „Früher, bei uns in Wien, da hat man ‚echt österreichisch' gesagt, wenn ein Eisenbahnzug fünf Minuten Verspätung hatte. Man hat ‚echt östreichisch' gesagt, wenn ein Brief auf der Post verloren ging. Immer und überall hat man ‚echt östreichisch' gesagt, wenn es sich um eine Laxheit, eine Schlamperei oder eine Rückständigkeit handelte. Und jetzt sagen Sie es so! Denken Sie nur!" — Der Deutsche sah mich immer noch verwundert an. Er konnte den Jubel, der in mir war, nicht ganz begreifen. Kein Deutscher wird es können, denn er weiß nicht und wird es nie verstehen, wie grauenhaft wir alle in den Jahren des Friedens unter unserem eigenen Kleinmut gelitten haben. Aber mit einer Ruhe und Bestimmtheit, die keinen Einspruch aufkommen lief, versicherte er: „Man wird ‚echt österreichisch' künftig nur in diesem Sinne sagen!" „Türmer."

*

deswegen sollt ihr aber trotzdem arbeiten, daß es geschehe. Wenn aber dieser Krieg — und ich habe das feste Vertrauen, daß es so kommt — für uns siegreich ausgeht, dann wird Deutschland so mächtig und gewaltig dastehen, wie niemals ein Volk in der Geschichte dagestanden ist. Dann ist es auch an euch, nicht übermütig zu werden, nicht euch zu verlassen auf das, was wir erkämpft, dann braucht's ebenso treuer, demütiger Arbeit, um das zu halten, was ihr habt. Und dazu helfe euch Jungen, auf denen jetzt das Vaterland steht, der treue Gott!" Der wackere Mann, der die Feder und das Lehrbuch, als der König rief, mit dem Offiziersrock und dem Degen vertauschte, sollte nicht wiederkehren an die Stätte seines Wirkens. Am 25. August hauchte er auf französischem Boden sein Leben aus.

Das Unerträgliche.

Von Robert Hamerling.

Weiß Gott, ich hab' in meinen schlimmsten Stunden
Das eigne Leid so ziemlich noch verwunden,
Und was ich jammernd litt bei Tag und Nacht,
Hat zur Verzweiflung mich nie ganz gebracht.
Doch seh' ich Kranke, wimmernd auf dem Lager,
Und Gäule, wundgepeitscht und müd' und hager,
Und kleine Kinder, die nicht klagen können,
Hilflos geschnürt in schnöde Wickelbänder,
Und über eines Fleischerwagens Ränder
Gebundner Kälber Köpfe niederhängend,
Und Löwen, sich in engen Käfig zwängend,
Das Mäuslein in der Katze scharfen Krallen,
Und junge Vögel, aus dem Nest gefallen,
Und Hirsch und Reh im Walde totgeschossen,
Den kleinen Fisch gefressen von dem großen,
Und tausend and'res Bösliche dergleichen,
Dem auf des Lebens Weg nicht auszuweichen:
Dann, traun, dann möcht' ich ängstlich schier verzagen
Und eine Kugel durch den Kopf mir jagen.
Denn wenn der einzelne für sich ein Held,
Stumm tragend seiner eignen Wunde Brennen —
Nicht zu ertragen ist's, was and're quält,
Den ganzen Jammer dieser weiten Welt
Mitanseh'n immer und nicht helfen können.

Weshalb sind wir Deutsche so unbeliebt?

Seit Anfang des Krieges, sagt der „Türmer" unter anderem, stellen wir uns immer wieder die Frage. Sie ist ein Beweis des Willens zur Einkehr und zum Bessermachen. Aber so wertvoll beides auch ist, wir müssen uns auch da vor falschen Schlüssen hüten. Denn, wie Professor Lubarsch im „Tag" ausführt, „es sind nicht unsere schlechten Eigenschaften und Fehler, die wir gewiß in Menge besitzen, die uns den weitverbreiteten Haß verschafft haben, sondern gerade unsere Tugenden und Vorzüge, unsere unermüdliche Arbeitsamkeit, unser Pflichtgefühl, unsere Treue und Wahrhaftigkeit.

Das ist es, wodurch wir dauernd die anderen Völker im bequemen Lebensgenuß stören und zu bisher nicht gekannten Anstrengungen zwingen, wenn sie nicht auf allen Gebieten von uns überflügelt sein wollen. Die Engländer wie die Romanen wollen durch möglichst wenig eigene Arbeit sich möglichst viel Genuß verschaffen,

für die heilige Sache nicht zurückstehen wollen. Mit besonderem Eifer und rührender Hingabe, so wird berichtet, haben die Gefangenen der Strafanstalt Ratibor unserer Krieger gedacht. Sie haben aus der ihnen zugeschriebenen Arbeitsbelohnung zu den Sammlungen für das Rote Kreuz den Betrag von 2036 Mark gespendet. An diesem Liebeswerk sind von 473 Gefangenen 242 beteiligt; 25 weitere Gefangene durften bestimmungsgemäß nicht berücksichtigt werden, weil ihre Arbeitsbelohnung die vorgeschriebene Höhe noch nicht erreicht hatte. Mit welcher Freude die Gefangenen an dieser Sammlung teilnahmen, geht daraus hervor, daß fünf lebenslängliche Gefangene Beträge von 200, 150, 115, 100 und 50 Mark zeichneten. Ein Gefangener, der nur 50 Pfennige zur Verfügung hatte, stiftete diesen Betrag. Gleiche Opferwilligkeit legten auch die Gefangenen der Strafanstalt Groß-Strelitz an den Tag. Sie haben von ihrem Arbeitsverdienst die Summe von 2198 Mark dem Roten Kreuz zur Verfügung gestellt. Auch sie wollten sich von dem Dienste am Vaterlande nicht ausschließen lassen, auch die Unfreien drängte es, für die Freiheit des Vaterlandes zu opfern.

Was doch dieser Krieg für Wunder wirkt! Wird einem da nicht so manches tiefe Wort Christi offenbar? Von den Sündern, die er aufsucht, von den Reichen und Armen, dem verlorenen Sohn und verirrten Schäflein. Von den Blinden, die sehend werden, und den Lahmen, die gehen. Ist es nicht, als wandelte Christus wieder selbst unter uns? — Und ist doch eine so harte, grausame Zeit! Wie geht das zu, daß aus solcher Bluternte so reiche Liebe sprießen mag? — Es ist eine Zeit zu tiefer Einkehr. Wir, über deren staunende Sinne sie hingeht, wir haben nur ein Ahnen, kein Verstehen für das Ungeheure dieser Zeit, in der uns die Gottheit in ihre Werkstatt schauen läßt, uns zu Zeugen macht, wie sie ihr lebendiges Kleid wirkt. Aber es geht über unsere Kraft . . ."

Soweit der „Türmer", und in Österreich hat man die gleichen erhebenden Erfahrungen in den meisten Strafanstalten gemacht.

Viele, viele Gestrauchelte scheinen der Gnade würdig. Und so bitten wir alle unseren gütigen Kaiser um eine Amnestie, die manchen würdigen Unglücklichen sich und der Gesellschaft wiedergeben könnte!

*

Abschiedsbrief eines auf dem Felde der Ehre gefallenen Professors an seine Schüler.

In den Vogesenkämpfen ist auch der am Realgymnasium in Nürnberg tätig gewesene Gymnasialprofessor Fr. Wucherer, der als Reserveoffizier eingezogen worden war, durch einen Granatsplitter tödlich verletzt, den Heldentod fürs Vaterland gestorben. — Seinen Schülern ließ er als bleibendes Vermächtnis folgenden Abschiedsbrief durch den Rektor übermitteln: „Liebe Schüler! Es ist mir leid, daß ich von meinen Schülern nicht habe Abschied nehmen können. So wird sich kaum die Möglichkeit ergeben, daß ihnen allen noch von mir ein Gruß bestellt wird. Ich hätte euch sonst gerne wissen lassen, daß es mir jetzt angesichts des Todes klarer als je geworden ist, daß eine allmächtige Hand über uns waltet und daß wir ohne kindliches Vertrauen auf diese Hand nichts sind. In diesem Glauben hoffe ich auch, wenn es nötig sein sollte, getrost und mutig in den Tod gehen. An euch Buben aber, die jetzt allmählich ins Mannesalter heranrücken, ist es dann, die Wunden, die der Krieg geschlagen hat, durch treue Arbeit in der Stellung, die euch Gott gewiesen, zu heilen. Es wird eine schwere Arbeit sein, aber mit Gottes Hilfe wird die Kraft, die im deutschen Volke steckt, sich auch diesmal als unvertilgbar erweisen. Geht der Krieg, was Gott verhüten möge, unglücklich für uns aus, dann habt ihr erst recht die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die angesehene Stellung, die Deutschland bisher eingenommen hat, ihm wieder erkämpft werde. Ob ihr das noch erlebt, weiß ich nicht,

Regierung schon lange auf einen Krieg mit unserer Monarchie hinarbeitete — den gesunden Kern im Habsburgerreich mißachtend — so hat sie das Geld (der Russen und Franzosen) nicht gespart, um mit ausgezeichneten Geschützen und Gewehren und mit betonierten Schanzen anzutreten.

Fast wehmutig gedenkt man der ungefähr alpinen montenegrinischen Tapferkeit ... Wo alles streitet, kann Nikita die Knochen seiner Landeskinder unmöglich schonen! Sagte doch 1909 der hochgemute Kriegsminister in Cetinje: „Wenn wir losschlagen, stehen wir in einer Woche in Triest, in zwei Wochen in Wien ...“ Ob er den Ausspruch wirklich getan hat oder ob ihn ein böser Berichterstatter erfand? Jedenfalls verbluten sich heute die naiven „Söhne der Schwarzen Berge“ für eine gleich unsinnige Auffassung der Kräfteverhältnisse.

Viel wird am russischen Soldaten gesündigt. Der Offizier jagt ihn hie und da mit Peitschen in die Schlacht, wie unsere Leute genau wahrnahmen, und der arme Teufel, der keine Ahnung hat, warum gerade er in den masurischen Sümpfen ertrinken muß, stürmt so gut er kann. Der Russe ist nie stark im Angriff gewesen, aber — wie der Türke — ein Meister in der Verteidigung. Die Völker haben eben verschiedene Anlagen. Aber der Russe hat die überwältigend große Zahl für sich, die im Krieg auch heute noch mehr gilt, als manche Taktiker und Strategen glaubten. Wir stellen ihm unsere kühnen Truppen und die geläuterte Kriegskunst unserer Führer entgegen, überzeugt, daß sie der zahlenmäßigen Überlegenheit Herr werden.

Von den Japanern und den anderen Farbigen will ich diesmal nicht sprechen; diese suchen über uns herzufallen als Mietlinge skrupelloser Kabinette oder als halbe Sklaven ihrer europäischen „Kulturbringer“.

Diese Zeilen bezwecken ja auch nichts anderes, als manche von uns daran zu erinnern, daß es weder ehrenhaft noch richtig ist, unsere Feinde „feig“ zu nennen. Wie komisch klingt es anderseits uns, wenn Churchill, dessen Flotte so bescheiden und zurückhaltend ist, großartig daherredet, die „Russen trieben die Österreicher vor sich her ...“ Hüten wir uns, im Auslande durch ähnlichen Blödsinn ebenso lächerlich zu werden!

Nebenbei bemerkt, kommt es bei *jeder* Armee an einzelnen Punkten vor, daß kleinere Verbände regellos flüchten — was unter Umständen nicht nur psychologisch verständlich, sondern einem unrettbaren Verderben gegenüber auch tatsächlich begründet sein mag — aber deshalb schmähe man nicht leichtsinnig ein ganzes Volk. Manche Witzblätter leisten im Schimpfen entschieden zu viel; damit soll freilich ein wirklich guter Scherz auf Kosten des Feindes keineswegs verpönt werden — im Gegenteil: uns tut zuweilen ein heiliges Lachen bitter not. Bloß die groben, herabsetzenden Schimpfwitze sind unwürdig. Mit dem Maul ist noch keine Schlacht gewonnen worden.

Wenn hingegen, wie es geschah, ein biederer Älpler die Russen ernsthaft als „bajonnetthoakli“ bezeichnet, so freuen wir uns über die Bereicherung des deutschen Sprachschatzes vom Herzen ...

* * *

Unwert unserer hohen Kultur ist es ferner, *vereinzelte* Greueltaten der Gegner gegen diese als *Gesamtheit* auszubeuten. Solche werden — Gott sei Dank! — zumeist schon an Ort und Stelle gebührend bestraft, und daß da und dort ein Schuft Schandtaten treibt, kann die gewissenhafteste Heeresleitung nicht hindern.

Die *systematischen* Grausamkeiten und die Niedertracht *offizieller* Dum-Dum-Geschosse aber müssen in unser Merkbuch unaustilgbar eingezeichnet werden,

und darin werden sie durch das in der Mitte Europas wohnende Volk gestört. Jene verstehen unter Freiheit und Gleichheit die Freiheit und Gleichheit im Genießen, die Deutschen suchen die Gleichheit in der Pflichterfüllung vom Ärmsten bis zum Reichsten.

Nein, diesen Grund zur Unbeliebtheit wollen wir ihnen auch nach dem Kriege nicht nehmen.

Unsere Feinde.

Vor einigen Jahren sprach ein höherer bayerischer Offizier in Freundeskreisen über einen möglichen Krieg mit Frankreich und meinte, Deutschland werde endlich wieder siegen, aber nicht so leicht wie 1870/71, denn die französische Armee sei gut, wohlausgerüstet und tapfer. Doch die gesünderen deutschen Nerven würden schließlich den Ausschlag geben. Gegenwart und Zukunft geben dem Manne recht. Belgien und Nordfrankreich sind fast erobert und nur ein zähes Dreigespann von Feinden hält dort noch stand.

Es mutet immer angenehm an, wenn die Gegner im Frieden und im Kriege richtig eingeschätzt, nicht über- und nicht unterschätzt werden. Und die gute Wertung stellt den österreichischen und den führenden deutschen Soldatenkreisen das allerbeste Zeugnis aus: Nirgend eine Überhebung, nirgend eine Entmutigung, überall der Entschluß, in dem schweren, aufgezwungenen Kampfe durchzuhalten, und der Wille zum Sieg.

Leider gefällt sich die Presse zuweilen in ungesunden Übertreibungen (vielleicht, um die breiten Schichten in guter Stimmung zu halten) und das Volk läßt hie und da ein bis bißchen kleinmütig die Köpfe hängen. Feinde ringsum und jenseits der Meere! Sieben Stück und außerdem sucht der Dreiverband überall nach neuen Bundesgenossen. Kein Wunder, wenn der brave Pfahlbürger „Kongestionen" kriegt! Das fällt weiter nicht erstaunlich auf; viel peinlicher berührt das oft wilde Schmähen unserer Feinde. Da wäre mehr Würde und mehr Ernst am Platze.

Mit Recht hassen wir die mit heiligem Haß, die seit Jahren unseren Frieden unterwühlten und gegen Deutschland—Österreich-Ungarn schürten; wir hassen die Regierungen, die Drahtzieher, die ehrgeizigen Spekulanten in London, Paris und Petersburg, die Mördersippe in Belgrad, den falschen „Neutralen in Brüssel, die undankbare Rotte in Tokio und den tückischen Freischärler, der unsere braven Truppen hinterrücks überfällt, aber den tapferen Streitern der Gegner, soweit sie ehrlich kämpfen, die Ehre, die ihnen gebührt!

Und tapfer sind sie, die Armeen des ausgewachsenen Siebenerverbandes! Tapfer, gut vorbereitet und widerstandsfest. Das zu leugnen, wäre gleichbedeutend mit einer unsinnigen Verkleinerung der eigenen Erfolge im Angriff und in der Verteidigung. Nach dem ersten Schrecken bei St. Quentin schlagen sich auch die Engländer vorzüglich und deutsche Feldpostbriefe rühmen einhellig ihren neuerwachten Mut: Jedes Haus machen sie zur Festung, jeden Kanal zum gewappneten Schützengraben, um jedes Gehöft ziehen sie einen Stacheldrahtzaun und selbst von Bäumen herab pochen ihre Maschinengewehre. Kein Wunder bei der guten germanischen Rassenkraft des Engländers — nur schade, daß sie im bezahlten Dienst einer lüsternen, neidischen Krämerpolitik ficht.

Und auch der Franzose war stets ein guter Soldat, getrieben von seinem Temperament, seiner Ruhmfreudigkeit und seiner geistigen Regsamkeit. Wir erkennen das gerne an und sind stolz, dieser lobenswerten Eigenschaften mehr als nur die Wage zu halten.

Ebenso staunen manche, die früher zu wenig lernten, über die serbische Ausdauer. Der Serbe im Treffen ist nicht gering zu schätzen, und da die Belgrader

Hinter Saarburg kam unsere Kompagnie zum ersten Male ins Gefecht. Als die ersten Kugeln pfiffen, haben wir verflucht große Augen gemacht. Aber wie wir dann auch ins Schießen kamen und auf das Pfeifen selber pfeifen durften, waren wir's im Nu gewöhnt. Auf dem Schießstand hat doch auch der Kühlste von uns nach jedem scharfen Schuß ein ganz klein wenig gezuckt. Hier war's mit dem Zucken nach dem sechsten Schuß vorbei. Dann ging's über welliges Gelände, und plötzlich hatten wir keine Fühlung mehr mit dem Feinde. Nach einigem Zögern ging's in einer neuen Richtung. Auf einmal Krachen: Schrappnells vom Feinde. Freilich gingen sie über uns hinaus, weil sie unserer Artillerie drüben am Waldrand galten. Aber der Gesang der Schrappnells ist was Verfluchtes, wenn man ihn zum ersten Male hört. Auch wenn er nur über einem tönt. Und als jetzt gar unsere Artillerie, die uns in der Erdfalte ebensowenig sehen konnte, den Gesang erwiderte, als die Schrappnells von drüben und herüben sich über unseren Köpfen kreuzten, da habe ich doch manchen gesehen, dem es die Augen beinahe herausgetrieben hätte. Und das allerschlimmste war: Wir durften uns nicht rühren. Vorwärts und rückwärts wäre es die sichere Vernichtung gewesen. Und nur dazwischen war der schmale Streifen Sicherheit und Untätigkeit. Vielleicht ist's eine Schande — aber andere sollen uns erst in gleicher Lage Besseres beweisen — ein fürchterliches, nervöses Zucken kam über unsere Kompagnie. Wenn wir noch lange untätig so bleiben mußten, hätte uns die entsetzliche Spannung nach allen Seiten auseinandergerissen. Das muß unser Hauptmann gesehen haben. Denn auf einmal brüllte er uns an: „Kerls, ruhig, oder ich führ' euch geradeaus in unsere Kanonen — stillgestanden!“ Und dieses altgewohnte, in Fleisch und Blut übergegangene Kommando riß die gelockerten Glieder wieder in die straffe Ordnung. Dieses „Stillgestanden!“ goß uns das Rückgrat urplötzlich mit Blei aus und wischte das doppelte Schrappnellfeuer über uns aus dem Bewußtsein. Und dann geschah das Unglaubliche, das mir jetzt, nachdem's vorüber ist, grausig komisch vorkommt, das aber damals das einzig Richtige war: Unser Hauptmann ließ uns exerzieren. Gewehrgriffe haben wir geklopft — tadellos, wie auf dem Kasernenhof. Das Gewehr haben wir präsentiert, während über uns die Schrappnellschauer übereinanderschlugen.

Hela.

Von L. Marin.

Nun ruht mein Schiff — wie Kreuze steh'n die Masten
Vor unserm dunklen, stummen Hause Wacht.
Stumm ruht das Meer — die wilden Stürme rasten —
Und lautlos schwebt aus dem Gewölk die Nacht.

Kind! Schwer, so schwer senkt sie die schwarzen Flügel
Weithin verfinsternd über Strand und Fluten,
Als müßt, ein Licht auf deinem Totenhügel,
Mein Herz verbluten —

Ein unveröffentlichtes Gedicht Robert Hamerlings.

Mitgeteilt von Emil Soffé.

Am 24. März 1887 fand in Brünn ein Alter Herren-Abend des Korps „Marchia“ statt. Hierbei ergriff der Schriftsteller C. Staubach das Wort, um als am Geburtstage Robert Hamerlings ein Bild von des Dichters Leben und Dichten zu entwerfen. Die versammelte Gesellschaft beschloß, an Hamerling ein Glückwunschtelegramm zu senden. Schon am nächsten Tage kam folgender herzlicher Brief:

damit wir auch in Zukunft jener Völker nicht vergessen, die unter aller schöner Tünche Barbaren blieben . . .

Am schlimmsten von unseren Feinden wüteten wohl die belgischen Franktireurs, die dafür auch schon büßten, und die Kosaken, während die übrigen russischen Truppen von Kennern besser bewertet werden. Und Marschall v. Hindenburg selbst — das macht den Mann noch sympathischer! — stellte kürzlich anerkennend fest, daß Rußlands Offiziere neuerdings bestrebt sind, für strenge Mannszucht in ihrem Heere zu sorgen.

Daß der Gegner uns „barbarische Kriegsführung" vorwirft und damit bewußt Lügen verbreitet, darf uns nicht verleiten, ohne hinreichenden Grund denselben Ton anzuschlagen.

Aber leider haben wir viele, viele „hinreichende Gründe" . . .

Die Geschichtsschreibung der Zukunft wird uns bestimmt rechtfertigen und Gerechtigkeit widerfahren lassen. Unsere Aufgabe ist derzeit, aller Verleumdung trotzend, nur gewissenhafte Urteile auch über Feinde zu fällen. Darin gehen unsere Generalstäbe vorbildlich voran. H. L. R.

Zwei Stücklein von der Mannszucht.

Von Fritz Müller.

Die Siege und die Niederlagen haben eine lange Wurzel. Jeder Sieg von heute ist schon einmal im Frieden erfochten worden: Im Kasernenhof mit der Mannszucht. Jede Niederlage von heute ist schon einmal erlitten worden: Abermals im Frieden auf dem Kasernenhof. So haben Erfolg und Mißerfolg ein doppeltes Gesicht. Mit dem einen sehen sie uns heute an. Und mit dem anderen schauen sie in die Vergangenheit zurück. Dafür zwei Belege: Mit dem einen greife ich zeitlich ins Jahr 1902 zurück, und örtlich auf den Festungsübungsplatz von Nizza. Der ist hoch oben über der Stadt. Weit hinaus sieht man aufs azurne Meer. Lange standen wir versunken da. Auf einmal Kommandoworte hinter uns. Soldaten machten hinter einem Drahtgitter Lafettenübungen an einer Kanone. Ein Unteroffizier kommandierte sie mit leidlichem Erfolg. Dienstmädchen mit Kinderwagen standen vor dem Gitter und schauten begeistert zu. Jetzt war eine Übung fertig. Die paar Soldaten standen mit „Rührt euch" in Reihe. Der Unteroffizier hatte sich gegen das Publikum gedreht und interessierte sich offenbar für die Dienstmädchen. Auf einmal bückt sich ein Soldat, nimmt ein kleines Kieselsteinchen vom Fußboden auf und — uns Deutschen ist es, als gefriere uns das Blut — wirft's dem Unteroffizier von hinten in den Kragen. Unwillkürlich zuckte es uns durchs Hirn, was die Folge einer solchen Handlung auf einem deutschen Kasernenhof gewesen wäre. Unausdenkbar. Und auf dem Kasernenhof von Nizza? Wenn ich's nicht selbst gesehen hätte, ich würde es nicht glauben: Auf dem französischen Kasernenhof drehte sich der Herr Unteroffizier mit mäßiger Eile um, hob den Arm und — drohte mit dem Finger. Das war alles.

Nun das Gegenstücklein zwölf Jahre später, also 1914. Das habe ich nun freilich nicht gesehen. Aber ein bayerischer Fähnrich hat es mir vor ein paar Tagen zwischen Straßburg und München erzählt. Er wurde beim Übergang über Meurthe leicht verwundet und knirschte, daß er jetzt wohl oder übel „aussetzen" müsse. „Ein paar Monate lang", hätte dieser — dieser Mensch von einem Regimentsarzt gesagt. Und „ein paar Tage", meinte der verwundete Fähnrich selber mit der Miene des Vernünftigsten von diesen dreien. Und dann erzählte er uns dies und das aus den letzten Tagen. In einem Tonfall und mit solchen Einzelheiten, daß man fühlte: Das war kristallene, im Feuer gehärtete Wahrheit. Und vom Erzählten hat sich uns eines unverlöschlich eingegraben. Ich gebe besser dem Fähnrich selbst das Wort:

Eingeschlossen und weltverlassen, verweht und verloren,
Wie die Burgunden dereinst in der verbrennenden Burg.
Und sie wissen: die Morgenröte des schimmernden Tages,
Ihnen rötet sie nicht, Hesprus führt sie hinab.
Wie sich vor schützender Bucht der Ozean uferlos breitet,
So umringt sie der Feind, wogt das mongolische Meer.
Aber nun sieh' und beuge das Haupt in trauernder Ehrfurcht!
Stehen in trotziger Pflicht, Hoffnung entsagend und Sieg,
Nicht mit der Wimper gezuckt, nicht zagend im mutigen Herzen,
Grüßen den blutigen Tod — fühlt es erhebend: ist deutsch.
Hei und wohlan! Heran ihr gelben wimmelnden Massen!
Hei und wohlan und heran! Diebe! Asiatische Pest!
Einmal noch, zweimal noch, dreimal noch prasseln die Hiebe hernieder,
Deutsche Hiebe, Mongol, auf deine wächserne Fratz!
Sinkt mit dem letzten Arm die deutsche Flagge zu Boden,
Dich verachtet, Mongol, röchelnd der sterbende Held.
Schweigende Lüfte, des Stillen Ozeans schaukelnde Wellen
Spülen um ein Grab — Hünen- und Wikingergrab.
Welle! Rollst du dereinst durch ewige Meere und Meere
An den Heimatstrand, rausche den Enkeln ein Lied
Und verkündige von den gefallenen Deutschen, du habest
Sie dort liegen geseh'n, wie das Gesetz es befahl.

Abend nach der Schlacht.*

Die Sonne sinkt. Die Donnerschlünde schweigen.
Vom Walfeld sich die feuchten Nebel heben.
Trompeter bläst — gar mancher fehlt im Reigen:
„Nun danket alle Gott" – die jetzt noch leben!

„Nun danket alle Gott" . . . Der Ton verhallt.
Zur Erde sinken müde Menschenglieder.
Sie ruh'n. Ein Käuzchen ruft vom nahen Wald.
Aus Abendblau rinnt sanfter Tau hernieder.

Durch Föhrenwipfel blinkt ein Silberglanz;
Der stille Mond zieht auf am Himmelszelt.
Der Krieger träumt vom gold'nen Erntekranz.
Im tiefen Frieden liegt das Schlachtenfeld.

Wir in Sicherheit.

Die wir hier im sich'ren Lande liegen
Und des Friedens Werke üben müssen,
Die wir uns're grauen Jahre büßen,
Während zitternd bang die Pulse fliegen:
Wie die Nüchternen beim Bacchanale,
Schüttelt uns, die Fernen, das Entsetzen.
Daß wir uns're matten Geister letzen,
Reicht auch uns die blutgefüllte Schale!

Ja, wir lechzen nach dem Todesrausche.
Für besinnungsloses Wutverkrampfen,
Für Kanonenbrüllen, Rossestampfen
Geben wir die lahme Angst zum Tausche.
Sterben wollen wir — nicht sterben sehen!
Stürzen wollen wir in Rasereien,
Fallend unsern Haß zum Himmel schreien —
Nicht in Mitleidsohnmacht dumpf vergehen.

Massengrab.

Ein kahles Viereck Erde und kein Zeichen.
Ward hier gepflügt? Vom Pfluge, der nicht spendet!
Die Saat liegt tief. Gesicht abwärts gewendet,
Ruh'n, kalk-bedeckt, die ungenannten Leichen.

Wie viele? Schweigt! Kein Zähler wird erreichen
Die Zahl. Denn wenn ihr auch die Namen fändet
Der vielen, deren Tage hier geendet,
Und die man rasch vergrub beim Sterne-Bleichen:

Wer zählt die Schatten aller Ungebornen,
So mit den Vätern in das Nichts versanken,
Geschlechter, ausgerissen aus der Zeiten Kette?

Wer zählt die hingemordeten Gedanken?
Und liegt, wer weiß? hier unter den Verlornen
Ein Heiland, der erlöst die Menschheit hätte . . .

---

* Komponiert von F. Frischenschlager.

Zur Erwiderung eines telegraphischen Festgrußes aus Brünn am 24. März.

Mitternacht! — Was gellt die Klingel
Plötzlich in der öden Stille?
Keine Furcht! Es kamen Geister
Sonst in mitternächt'ger Stunde,
Aber jetzt nur — Telegramme!
Doch — ist's nicht vielleicht ein Geist auch,
Welcher rastlos, nimmermüde,
Umgeht selbst in nächt'ger Stille
Und mich aus dem Schlummer rüttelt,
Nur daß er, anstatt zu poltern,
Nachts in rätselhaften Lauten
Als ein Geist von guten Sitten
Ganz manierlich zieht die Klingel?
Ja, so ist's! Was da elektrisch
Fernher zuckt mit Blitzesschnelle
Und an meiner Tür die Schelle
Setzt in tönende Bewegung
Ist Kundgebung eines Geistes,
Eines nimmermüden Geistes.
Was er bringt und was er meldet
Aus dem schönen Mährerlande
Hat in meiner Seele Tiefen
Frohen Widerhall gefunden,
Und der Gruß auf Blitzesschwingen
Durch die Nacht zu mir gedrungen,
Aus dem Herzen deutscher Männer,
Kehrt zurück zu euch, ihr Wackern,
Aus des Dichters treuer Seele
Dankbar auf des Rhythmus Schwingen
In der goldnen Morgenstunde.

Graz, am 25. März 1887.

Robert Hamerling.

Auf bebender Erde.

Zeitgedichte von Hermann Kienzl.*

Der Landwehrmann.

Komm, Frau, wir woll'n zum Acker geh'n,
Möcht, eh' ich zieh, den Roggen seh'n,
Ob er mir gut in Halmen steht.
Ei, bleib' uns treu du kleine Schwalb'!
Die Kuh gibt nächste Woch' ein Kalb.
Die Wiese ist gottlob gemäht.

Wie ist es sommerstill und warm!
Und draußen tobt, daß Gott erbarm,
Die schauerliche Kriegesnot.
Bluthunde sind's und Mörderbrut,
Sie rauben unser Gut und Blut! —
Den Kolben hoch! Und schlagt sie tot!

Sorg', daß der Flachs bald eingeräumt —
Und Jörg die Schule nicht versäumt . . .
Und grüß das Jüngste, wenn es schreit!
Wart', schnell hol' ich das Wiegelein!
Bei unserm Bett, da stell' ich's ein —
Es hat wohl noch drei Wochen Zeit.

Ein Häuflein Erde nehm' ich mit.
Der Hauptmann hört wohl meine Bitt';
Es liegt sich besser doch auf ihr.
Vielleicht auch komm' ich wieder her —
O Frau, wie ist das Scheiden schwer!
Gib mir die Hand, ich danke dir.

Tsingtau.

Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen geseh'n, wie das Gesetz es befahl. Schiller.

Unverwüstlich der Fels und unauslöschlich die Inschrift.
Wurde zur Sage die Tat? Sage, hast je du gelebt?
In den Zeiten, den langhingedehnten des fetten Gedeihens,
Schlief der glaubende Mut, spitzte der Spötter den Mund.
Lasset die Dichter denn träumen von Riesen und drohenden Göttern,
Von der heroischen Not und von der opfernden Tat!
Heute jedoch — o seht! Es geschehen die Zeichen und Wunder,
Uraltes Heldengedicht kündet der kommende Tag.
Völkerheere ringen und bluten in endlosen Schlachten,
Nie, seit der Zeiten Beginn, mähte der Tod solche Mahd.
Grüne der Lorbeer euch, die ihr, hunderttausende, hinsinkt,
Hoffnung im brechenden Aug', Sieg in der hoffenden Brust!
Aber an Asiens Küste, weitab hinter Ländern und Meeren,
Wo von der Heimatflur keine der Blumen erblüht;
Unerreichbar dem Gruße, dem letzten Gruße der Liebe,
Kämpft eine kleine Schar vor dem geöffneten Grab;

* Aus dem neuen Buche: „Auf bebender Erde." Zeitgedichte von Hermann Kienzl. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottländer. 1914. (Siehe „Heimgarten" Seite 299.)

und es wurden reiche, kostbare Kränze, deren Zahl im Wachsen ist. Der Verlag Eugen Diederichs in Jena hat unter anderem „Kriegsflugblätter" für eine Singstimme mit Klavierbegleitung herausgegeben, die wohl das Beste dieser Art unter das Volk bringen. Zuerst Richard Dehmels „Gebet ans Volk", dann einen Kriegsmarsch von W. Eigenbrodt, und diese Sammlung, die, mustergültig ausgestattet nur 30 Pfennige die Nummer kostet, ist schon bis zur 14. Nummer gediehen und man kann getrost behaupten, daß sie einzelne Neuschöpfungen enthält, die Jahr und Tag überdauern und das heilige Gemeingut unseres Volkes werden müssen. Ich meine besonders das von Otto Crusius gedichtete und von Paul Natrog so fein vertonte Lied „Die heilige Not", das von Albert Matthäi gedichtete und von Philipp Gretscher vertonte „Marienburger Lied" und „Des Liebsten Grab" von Aug. Sturm und Philipp Gretscher. Das sind Perlen. Volkstümlich, schlicht, sangbar und doch nicht banal. Augenblicklich sehr beliebt und vielleicht auch fernerhin gesungen wird „Ganz dichte bei Calais" von Hans Brennert und Th. Meyer-Steineg; das „Landsturmlied" von demselben Tondichter nach Gustav Schülers Gedicht; das „Reiterlied", ebenfalls von Th. Meyer-Steineg; das „Österreichische Reiterlied" von Zuckermann und Hannes Ruch; das „Lied für unsere Flotte" nach Dehmel von Philipp Gretscher und „Hurra! Am Potsdamer Platz!" von demselben Tondichter. Auch der am Felde der Ehre gefallene vortreffliche Volksdichter Hermann Löns ist mit sechs von Max Battke vertonten flotten Liedern vertreten, darunter das „Ulaneneinmaleins", noch mehr aber „Auf Feldwache" glücklich im Ton und in der Stimmung getroffen ist. Diese Lieder sind für Gitarrenbegleitung vertont. Von Gerhard Hauptmanns zwei Liedern ist das „Reiterlied" (vertont von Julius Lorenz) das bessere; zu Fritz Philippis „Wenn die Landwehr kommt" schuf Paul Netrog eine gute Melodie und A. de Noras „Das Lied von Hindenburg" (vertont von Thedor Röhmeyer) hat einen so kraftvollen Ausklang, daß sein Erfolg überhaupt sicher ist. Diese Sammlung ist in jeder Weise zu empfehlen und ihre Fortsetzung dürfte uns noch viel Freude machen, jedenfalls wird sie von jedem Käufer und Kenner der ersten Nummern wärmstens gewünscht und erwartet.

Die harten Kriegszeiten haben ihren goldenen Segen, wir entdecken und erschaffen Schätze, die uns den Reichtum erst recht klar vor Augen führen, den unser Volk in seinem innersten Wesen besitzt. Einen Reichtum, der sich nicht erobern läßt, den uns kein Feind entreißen kann und der unsere schönste Macht und Kraft bedeutet.

Gedanken.

Von Robert Hamerling.

Man sollte als Knabe in Deutschland, als Jüngling in Italien, als Mann in England,* als Greis im Orient leben.

*
* *

Eine Tragödie muß man von Italienern, ein Lustspiel von Franzosen, eine Posse mit Gesang und Tanz von Deutschen dargestellt sehen.

*
* *

Von jedem tiefen Gedanken, den wir selbst gefunden, der in uns wahrhaft lebendig ist, mag derselbe nun der Ästhetik, der Politik, der Moral oder welcher Sphäre immer angehören, führt ein Weg ins innerste Zentrum der Erkenntnis. Jede lebendige Idee kann Keim und Prinzip eines ganzen Systems werden, wie

* Rührend, wie wir alle an England glaubten! Die Schriftleitung.

Das Volkslied in Kriegszeiten.

Von Ella Triebnigg-Wien.

Es ist immer so gewesen: Die Bedrängnis brachte die dauerndsten Werte hervor, die Not lockte das Innerste und Tiefste ans Tageslicht und die Sehnsucht nach Freude ließ die Herzen inmitten der Schmerzen höher aufjubeln als zu Zeiten des friedsamen Glückes. Kommt noch dazu, daß starke Herzen, stolze Seelen in schwerem Lagen förmlich im Trotz erstarren und man hat die Grundtonarten, den Takt und den Rhythmus der Volskunst, die im unmittelbaren Ausdruck ihrer Empfindungen Wertvolles schafft. Man kann nicht unbeschränkt behaupten, daß dies der festgesetzte Werdegang des Volksliedes ist, denn es gibt viele schöne und auch hoch zu bewertende, im Volkstone gehaltene Lieder, die anders entstanden sind, diese anderen aber unterliegen einer gewissen Mode, vergehen mit jenen Tagen, die sie gezeugt. Das wahre Lied des Volkes aber hat Ewigkeitswert und ist nur in den härtesten Zeiten eines Volkes zu erkennen, denn da feiert es plötzlich einen Auferstehungstag, und das ist erst das echteste Volkslied.

Wir erleben das nun in unseren Tagen.

Die Kriegszeiten hatten immer dasselbe Merkmal: sie entfesseln Leidenschaften, die Phantasie und jede Scheu, seine Gefühle frei zu bekennen. Ist das laute Singen auf den Straßen — besonders zur Nachtzeit — für gewöhnlich nur durch gesteigerte Fröhlichkeit der Jugend oder gar durch Trunkenheit erklärlich und in beiden Fällen nur ausnahmsweise vom korrekten und streng jede Gesetzüberschreitung verurteilenden Bürger entschuldigt, so ist in Zeiten, wo der Frieden bedroht ist, das Gegenteil der Fall. Die ernstesten, gesetzten Männer finden geradeso wie die Jugend, die zur gebildeteren Klasse gehörenden und das Volk im lauten Singen die notwendige Entladung ihrer Gemütswallungen. Wird man angegriffen, singt man Trutz- und Spottlieder; droht dem Lande und dem Volke Not, so steigen ergreifende Gebete, Hymnen und ernste Weisen zur Höhe empor und jede Siegesnachricht wird mit Jubelliedern, mit Märschen begrüßt, wie sie jene singen, die zur Schlacht ausziehen und deren Kampfeslust aus jedem Takte hallt. Alle alten, geschichtlich überlieferten Lieder und Gesänge kommen aus ihren verstaubten Winkeln und plötzlich kennt sie jeder und sie drücken gerade das aus, was jeder Einzelne fühlt und zu sagen hat.

Wir erleben in Kriegszeiten die wunderbare Freude, zu sehen und zu hören, wie das echte Volkslied doch unverwüstlich in unserem Volke lebt, und wir danken den Kriegszeiten die schönste Geschmacksläuterung. In jeder Familie kommen die langvergessenen Lieder wieder zu Ehren und die modernen, leichtfertigen und charakterlosen Gassenhauer aus den Operetten verschwinden. Und so geschah es nach dem Kriegsausbruch, daß sie angeflogen kamen, die lieben, schönen und tiefempfundenen Volkslieder aus den offenen Fenstern, aus den Wirtsgärten und Schenken, aus den Höfen, wo die Leierkastenmänner und Ziehharmonikakünstler, die Volkssänger oder auch nur Arbeiter oder Arbeiterinnen sich hören ließen.

Wo aber das reine Volkslied herrscht, wo es die Kleinsten singen und die Ältesten, weil es ihnen Bedürfnis ist, den tiefen Sinn dieses Liedes sich zum Trost und zur Freude hinauszujubeln oder still vor sich hinauszusingen, da ist das Volk wieder ganz erwacht und seine Kraft wächst an der Urkraft dieser alten Weisen und goldenen Worte empor, wie die zarten Ranken, die Halt gefunden und ihre besten Blüten treiben können. Zuerst kamen die Volkshymnen, die beliebtesten Märsche, dann „Der Gott, der Eisen wachsen ließ", „Prinz Eugen", „Strömt herbei, ihr Völkerscharen", „Ich hatt' einen Kameraden" und das auf die Melodie „O Tannenbaum, o Tannenbaum" gesungene Drohlied auf unsere Feinde. Und dann schossen sie nur so hervor, die neuen, prächtigen Lieder, keiner unserer Sänger blieb aus

passen, doch allmählich erkannte ich seine Notwendigkeit, gerade für unsere Tage. Es gleicht für Stunden die Härten des Lebens aus. Deshalb gehört es unter den Weihnachtstisch 1914 und gehört wahrscheinlich auch ins Kriegslager, wo es in müßigen Stunden, wenn der Kanonendonner schweigt, plaudern sollte. H. L. R.

Der deutsche Herzog. Roman von Paul Schreckenbach. (Leipzig. L. Staackmann.)

Die geschichtlichen Erzählungen Schreckenbachs konnte man stets mustergültig nennen, sie waren eine Quelle der reinen Freude an klarer Form, waren belehrend und anregend, für jung nnd alt gleich empfehlenswert. Sein soeben erschienener Roman bedeutet den Gipfel seines Könnens und kann ein Prachtwerk genannt werden. Der Dichter versetzt uns in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges, beginnt mit dem Tod des Schwedenkönigs Gustav Adolf und die meisterhaft herausgearbeitete Hauptgestalt seines Buches ist der nachmalige Führer der protestantischen Deutschen, Herzog Bernhard von Weimar, um dessen Heldengestalt er die bewegten, packenden und doch nicht zu kraß geschilderten Ereignisse jener Zeiten und die bedeutendsten Gestalten jener Epoche zu stellen weiß. Das Werk zeigt so recht die Unverläßlichkeit, Ränkesucht und den Neid der Franzosen gegenüber der deutschen Offenheit und der deutschen Treue. Die prächtige vaterländische Gesinnung Schreckenbachs zeigt sich in jedem seiner Werke, dabei ist er im Stil frei von Pathos, durchaus echt in der Wiedergabe geschichtlicher Tatsachen, er kennt keine Schönfärberei und kein Angeifern. Jedenfalls erschien dieses Buch zur rechten Zeit und ist dem deutschen Volke eine wertvolle Gabe. E. Triebnigg.

Ein Japaner über England: **Der fremde Prinz.** Roman von L. Phillips. Frei nach dem Englischen von K. Rybiczka. (Köln. J. H. Bachem.)

Auch ein Buch der Zeit; es wird Leser finden. Ein junger japanischer Prinz hält sich einige Zeit in London auf, um heimlich zu erspähen, ob England noch stark und tüchtig genug ist, um seine Verbindung mit Japan aufrecht zu halten. Aber England wird als zu leicht befunden, als zu leichtfertig, genußsüchtig, dem gemeinen Krämergewinn ergeben, zu wenig patriotisch und heldenmütig, um gemeinsam mit ihm einen Weltkrieg zu wagen. Der Prinz rät seiner Regierung ab, sich mit diesem England weiter einzulassen. Das ist der höhere Gedanke des Romans. Stofflich kehrt er in Sherlok Holmes-Manier eine Kriminalgeschichte hervor, die den Leser spannend durch das Buch peitscht. Wahrscheinlich, weil die Engländer des ethischen Gehaltes wegen kein Buch lesen mögen, muß es von Räubern und Mördern handeln. Geschrieben hat das Buch ein Engländer, und zwar noch vor dem Kriege. Heute müßte das Buch einen zweiten Band haben, da der Autor den Mut besitzt, seinen Volksgenossen nicht bloß die Wahrheit, sondern auch deren Folgen zu zeigen. Der Stil des Romans ist knapp und klar, die Übersetzung ins Deutsche eine vorzügliche.

Heiliges Land. Gedichte von Arthur v. Wallpach. (München und Leipzig. Georg Müller.)

Einer hat unlängst A. v. Wallpach den stärksten Lyriker Österreichs genannt. Nun, das ist er nicht. Das ist — ich wage die Behauptung! — zur Zeit Anton Wildgans! Einen wuchtigeren und zugleich feineren Dichter haben wir dermalen nicht! Daß aber der alte Tiroler Barde zu unseren Besten zählt, das sei nicht nur eingeräumt, sondern freudig festgestellt. Aber ihm wird gerade die Kraft zuweilen zur Schwäche, indem sie seine Verse oft zu schwer und zu füllig macht, so daß dann bei aller Gedankenschöne die lyrische Wirkung leidet. Dafür freut man sich aber an anderem um so herzlicher, nimmt köstliche Lebensweisheiten in sich auf und stählt sein Herz an dem prächtig heidnischen Sonnentrotz dieses Kämpfers. K. D. Zwerger.

Der Dieb. Ein Novellenbuch von Georg Heym. (Leipzig. Ernst Rowohlt.)

Seit ich literarische Kunstwerte (leider sind sie's nicht immer!) kritisch betrachte, hat auf mich außer einigen Stücken aus Schönherrs „Schuldbuch", außer Ertls ganz einzigem „Der Ferner" und außer Georg Terramares, des jauchzend jungen Wiener Dichters, „altem Organisten" keine Novelle so tiefen Eindruck gemacht wie der rührende „Jonathan" aus diesem Buche. Ich sage da nur unumwunden, was ich fühlte, ohne suggerieren zu wollen. Denn letztlich ist ja jede Kritik nur persönliche Ansicht, persönliches Empfinden.

Dieser „Jonathan" ist ein ganz prächtiges, ganz herrliches Stück! Zum Weinen herrlich! Zum Weinen noch mehr, wenn man weiß, daß sein Schöpfer, dies blutjunge Genie, beim Eislaufen verunglückte. Denn das wäre ein Prachtexemplar, ein Stolz, ein König geworden! Das beweist nicht nur seine Jugend und sein „Jonathan", das beweisen auch seine sechs anderen Novellen, die, sämtlich glänzend durchgearbeitet, einen würdigen Reif um ihren Edelstein schlingen.

Manche werden ja freilich die Köpfe schütteln und sagen: Wie kann man nur so realistisch schildern! Die aber frag ich rundweg: Habt ihr je solche Ursprünglichkeit, solche Wucht, solche Planmäßigkeit, habt ihr je solch brausende Leidenschaft, solch königliches Wagen, solch tiefstes Erschüttern erleben können, an einem in seiner Jugend? Habt ihr das?

Atome, Moleküle, Zellen eines pflanzlichen oder tierischen Organismus, Keime eines organisierten Ganzen werden können.

*
* *

Nicht eine endlose Zeitenreihe ist die reale Ewigkeit; sie ist ein Augenblick, erfüllt mit höchstem Leben. Nur der Moment ist ewig. Und diesen höchsten Momenten kann ihre glanzvolle Ewigkeit im Gemüte nur dadurch gesichert werden, daß man keinen Versuch macht, sie zu wiederholen.

*
* *

Wenn der Mensch zu seinem Leid von heute nicht immer auch sein Leid von gestern und sein Leid von morgen hinzurechnete, so wäre jedes Schicksal erträglich.

Bücher

Frau Utta und der Jäger. Roman von Rudolf Hans Bartsch. (Leipzig. L. Staackmann.)

Hie eine Weltdame, die von ihrer Stadtwelt nicht lassen kann — hie ein wilder Jäger, dem die heimatliche Wildnis, tief im Wendischen drin, allzu teuer ist! Frau Utta ist ein bißchen Rakalie, aber eine süße eine bittersüße, und Hanns Heydenreich ist ein Charakter, aber ein geschraubter, ein bißchen verschrobener. Und zwischen ihnen fließt die Save; „das Wasser ist viel zu breit“ — für Bartschens Kunst freilich nicht; der baut alle Jahr einmal eine Rosenbrücke darüber! — „Frau Utta“ ist ein entzückendes Buch mit wundervollen Einzelheiten, lieben Schilderungen und freundlichen Menschen. Da erscheint der alte Himmelmayer (aus dem „Deutschen Leid“) wieder, da huschen Doktor Urban, Mückenbrünn und Helene Ruard vorüber; leider nur allzu flüchtig, wie überhaupt manches in dem Roman skizzenhaft anmutet, weil der Dichter allein seine zwei Hauptgestalten ins helle Licht stellte. Wer den Wald liebt oder gar die Jagd, kommt in dem Werke doppelt auf seine Rechnung. Und obwohl das lyrische Element darin überwiegt, ist doch auch das Milieu farbig und körperlich: Das südliche Wendenland mit seinem Haß gegen das Deutschtum. Dadurch wird die reizvolle Geschichte einer absonderlichen Liebesleidenschaft außerdem seltsam zeitgemäß.

Der Buchschmuck von Professor Hugo Steiner-Prag paßt sich stimmungswürdig an.

H. L. R.

Heimat. Novellen von Clara Viebig. (Berlin. Egon Fleischel u. Co.)

Ein etwas düsteres Buch, aber erfüllt von Heimatliebe und Heimattreue. Herausgewachsen aus der dunklen Schönheit der Eifel. Eine mitzitternde Dichterhand hat da sieben Einzelschicksale einfacher Menschen geschildert, die im Leben ihren bescheidenen Gang gingen bis zum einfältigen und doch so tragischen Ende. Das Meisterstück des Buches ist wohl dessen letzte Erzählung „Die Heimat“, wo der alte, einsame Einleger Lippi lieber im vereisten Laubwerk der Heimat sterben will, als im warmen Landarmenhaus behaglich die letzten Tage zu verleben. Eine menschliche, allzumenschliche Geschichte, deren stille Trauer nicht an einen kleinen Kreis unseres großen deutschen Vaterlandes gebunden ist — eine Geschichte, die im Norden und Osten genau so wahr ist, wie im Süden und Westen. Schon um dieser einen Novelle willen muß Clara Viebigs neuestes Werk, das auch sonst an Schönheit reich ist, geliebt werden. H. L. R.

Die drei Gesellen. Ein heiterer Roman von Karl Hans Strobl. (Leipzig L. Staackmann.)

Zweifellos ist der heitere Roman das ureigenste Gebiet für Strobls besondere Begabung. Das hat er im Vorjahr mit dem so überaus lustigen Buch „Die vier Ehen des Matthias Merenus“ bewiesen und jetzt abermals bestätigt. In den „Drei Gesellen“ ist Schwung! Man zieht mit ihnen im 17. Jahrhundert in eine zopfige Kleinstadt und erlebt ein fröhliches Abenteuer nach dem andern; und der Dichter schlägt alle Seiten des klingenden Humors an, von unschuldiger Fröhlichkeit angefangen bis zum lächelnden, aber keineswegs verletzenden Spott. Seine Gestalten sind lebendig und natürlich, was hervorgehoben werden muß, weil gerade der literarische Humor gern des Guten zuviel tut und dadurch zwar erheitert, sich aber zugleich um eine nachhaltige Wirkung bringt.

Zuerst fürchtete ich, das Buch würde schlecht in unsre ebenso große wie ernste Zeit

Streichholzschachteln, Holz, Kork, Federn, Eicheln usw. allerlei Spielzeug herzustellen, so entstehen Dörfchen, eine Wassermühle, Luftschiffe, ja selbst eine Indianerausrüstung. Die schon im Vorjahre empfohlenen „Volks- und heimatkundlichen Bauhefte" sind um zwei neue Nummern vermehrt: Heft 3 „Deutsche Burg" und Heft 4 „Sorbischer Rundling". Jedes Heft enthält zehn Modellierbogen und kostet Mk. 1·20. Mit jenem lassen sich Berg- und Wasserburgen auf verschiedenen Grundrissen bauen, mit diesem ein Bauerndörfchen, Pfarrhaus usw. Leichte Ausschneidearbeiten für Glanzpapier für kleinere Kinder mit sehr reizvollen kindlichen Vorlagen bieten zehn Mäppchen (à Mk. —·10) „Schreibers Klebebilder". All diese Beschäftigungsmittel von J. F. Schreiber in Eßlingen und München gewähren den Kindern einen guten Zeitvertreib, wecken ihren Erfindungsgeist und leiten sie zu selbständiger Beschäftigung an. Es sind bestgeeignete Geschenke für den Weihnachtstisch, die in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Trotz der Kriegswirren hält Paul Keller das Tor seiner **Bergstadt** offen, wie er sagt, als eine Stätte des Friedens, der Erholung und des Trostes in dieser ernsten Zeit. Wir empfehlen die „Bergstadt" wärmstens als eine durchaus gediegene, sehr reichhaltige und vorzüglich ausgestattete Zeitschrift. (Breslau-Wien. Verlag W. G. Korn.)

Des Vaterlandes Hochgesang. Eine Auslese deutscher und österreichischer Kriegs- und Siegeslieder Herausgegeben von Karl Quenzel. (Leipzig. Hesse & Becker.)

Der Herausgeber hat aus der schier unübersehbaren Menge deutscher und österreichischer Kriegs- und Vaterlandslieder eine sorgfältige Auslese getroffen, sich aber nicht damit begnügt, die ausgewählten Gedichte aneinanderzureihen, sondern sie gefällig und übersichtlich gruppiert. Alles, was uns und unsere tapferen Krieger in dieser großen Zeit bewegt, findet in der Sammlung einen Widerhall. Das Buch wird daher sicherlich dazu beitragen, die edle vaterländische Begeisterung, die unser Volk erfüllt, wachzuhalten und die freudige Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang des gewaltigen Krieges zu erhöhen. V.

Hübsche **Feldpostkarten** sind erschienen bei Oskar Katz, Bruchsal. Dieselben kennzeichnen sich durch Gedichte, die auf das Blatt gedruckt sind, während sie noch viel Raum für die Schrift haben.

Kalender aus dem Verlage „Leykam". In gewohnter Pünktlichkeit hat die Verlagshandlung „Leykam" auch heuer für 1915 die Reihe schöner und praktischer Kalender zur Ausgabe gebracht. Alle sind geschmackvoll ausgestattet und bei verschiedenen derselben so manche Verbesserungen gegen die früheren Jahrgänge durchgeführt. So zunächst bei dem „Grazer Schreibkalender", der billig zuerst genannt werden muß, da er das ehrwürdige Alter des 131. Jahrganges ausweist. Dieser bildet zugleich ein Familienhausbuch mit hübschen Erzählungen und Gedichten, deren heuer von Peter Rosegger, von Hans Ludwig Rosegger, Anna Werchota, A. Gitschthaler, Sophie v. Khuenberg, H. Fraungruber, K. D. Zwerger u. a. darin enthalten sind; ein Aufsatz heimatkundlichen Inhaltes von A. Schlossar ist den „Grazer Brücken in früherer und späterer Zeit" gewidmet und durch die Aufnahme von alten Brückenansichten anschaulich gestaltet. Auch ist das dazu gehörige farbige Bild der Grazer Murüberschwemmung aus dem Jahre 1827 als Titelbild des Bandes eine künstlerisch und historisch interessante Beigabe. Sehr ansprechend erscheint auch Hans Brandstetters Lebensbild Peters v. Reininghaus mit der Abbildung des von Brandstetter gefertigten schönen Denkmales dieses edlen Wohltäters. Eine Chronik des Weltkrieges bis 31. Oktober 1914 wird auch dem Interesse an den Kriegsereignissen gerecht. Der praktische Teil des Kalenders bietet die bekannten brauchbaren Auskünfte auf allen möglichen Gebieten und muß mit Bezug darauf auch das zuerst in dem vorliegenden Jahrgange beigegebene treffliche Sachregister, das jeden gesuchten Gegenstand rasch auffinden läßt, besonders hervorgehoben werden. — Des Verlages „Eleganter Taschenkalender" in geschmackvollen buntfarbigen Einbänden mit dem wohlgetroffenen Bilde des Thronfolgers Erzherzog Karl Franz Josef ist ein sehr hübscher namentlich als Geschenk für Damen passender zierlicher Band. — Besonders hervorzuheben ist auch der neue „Tagesblockkalender", dessen Rückwand eine Vase mit prächtig farbenfrisch ausgeführten Genzianen zeigt und damit zugleich einen prächtigen Wandschmuck für das Haus bildet. — Von feiner künstlerischer Wirkung erscheint der große Bild-Wandkalender mit der farbig nach Bergmeisters Original vortrefflich ausgeführten Abbildung der Festenburg, des Sitzes unseres berühmten Dichters O. Kernstock. — Von den übrigen Kalendern sind der große und kleine Wandkalender, der „Brieftaschenkalender", der biedere von Landleuten so bevorzugte „Neue Bauernkalender", der niedliche „Portemonnaiekalender", letzterer in verschiedenen geschmackvollen Einbänden, und der in Farben zierlich ausgeführte „Wochennotizkalender" anzuführen Bei allen diesen Kalendern zeigt sich in typographischer Beziehung das glückliche Bestreben des Verlages, den guten Geschmack der älteren Zeit, der schon so sehr in Vergessenheit geraten war, wieder aufzufrischen und einem wohltuenden künstlerischen Zuge die Wege zu ebnen. —r.

Wer's bestreitet, dem beweise ich, daß er Unsinn redet! Nicht, daß diese Novellen jedem gefallen müssen, will ich sagen, nur: daß jeder in Georg Heym einen starken, echten, selten genialen Künstler anerkennen muß, der zu den alleraller schönsten Hoffnungen berechtigt hätte! — Kauft das Buch — und ihr windet in euern Herzen einem Toten den leuchtendsten Ehrenkranz!

Auf seine beiden Gedichtsammlungen „Der ewige Tag" und „Umbra vita" — wo's noch allzusehr gärt und nach Klarheit ringt — komme ich an anderer Stelle zu sprechen.

K. D. Zwerger.

Der Dichter Dornenwege. Eine einseitige Literaturgeschichte von Wilhelm Ruland. Berlin und Leipzig. Schuster u. Loeffler.)

Dieser Literaturauszug ist ein Buch der erschütterndsten Tragödien, ein Buch voll Jammers und unendlicher Qual, ein ergreifendes Dokument in der Geschichte der Dichtkunst und ungewollt eine wilde, verzweifelte Anklage gegen Menschen und Vorsehung. Schauriger denn alle Phantasie schrillen hier die grausen Variationen des Leids: Verkanntsein und Verbannung, geistige Umnachtung, Geldnot und Knechtschaft in ihren hundert und aberhundert raffinierten Möglichkeiten. Vom verspotteten Euripides zum Lustspieldichter Plautus, der den Mühlstein drehte, vom göttlichen Dante, der wie ein Bettler von Asyl zu Asyl irrte, bis zu Tasso, dem eingekerkerten Sänger des „Befreiten Jerusalem", von „Spaniens Phönix" Lopa de Vega bis zu Molière, Rousseau, Prévost und Maupassant, von Shakespeare über John Milton, Jonathan Swift, Walter Scott bis zu Byron und Oskar Wilde, vom wahnsinnigen Tegnér bis zum Märchendichter Andersen, von Mickiewicz, vom gräßlichen Lebensfluch Krasinskis und den wilden Schicksalen M. Czaikowskis zu den Russen: zu Puschkin, Dostojewski, Turgenjew und Tolstoi — eine Kette von Schmach und Bitternis, ein endloser Albigenserzug Geächteter, Geschändeter! Und dann die Deutschen: Der von der Vogelweide, die beiden Kleist, Bürger, Hölty, Schiller, Hölderlin, Kerner, Heine, Hebbel, Reuter, H. Kurz, Lenau, Raimund, Grillparzer, Hamerling, Saar, Greif, Nietzsche, Bierbaum, Liliencron — nun sind das Namen genug? Und das ist erst eine kleine Auslese, nur geschehen, um einen geringen Begriff des reichen Inhalts zu geben.

Ihr alle, die ihr euch für Dichtung einigermaßen interessiert: kauft euch das Buch! Kauft es und lest es und beherziget irgendein Quentlein daraus! Ihr werdet dann auch die Lebenden besser verstehen! Wenn's ihrer einem gut geht und wenn er sich eine Villa am Gardasee bauen konnte, so treten das ohnehin alle Zeitungen breit. Daß die aber auch einst blutig gerungen haben und wie viele, wie hundert andre noch immer hungern und fronen, irr und gehetzt sind und in tausend Widernissen an ihrer Kraft, an ihrem Besten verkommen müssen, das erzählt niemand Nicht wahr, das ist auch zu unerquicklich?! Wenn uns der Mann nur seine Werke gibt! Sein Leben — nu, das ist doch Nebensache! Und dann gibt's ja doch Mäzene! Ja richtig, richtig! Verzeihung: Aber die werden sagenhaft ...

K. D. Zwerger.

Weihnachtsgaben für Kinder. Das Bilderbuch zählt zu den billigsten und doch schönsten Gaben, die immer Freude machen, und dabei kann man noch den besonderen Zeitverhältnissen Rechnung tragen und ein „Kriegsbilderbuch" wählen, wie sie der Verlag J. F. Schreiber in Eßlingen und München in so hervorragender Ausführung soeben herausgebracht hat. „Unsere Feinde" ist der Titel eines Kriegsbilderbuches in Verwandlungsfiguren von L. Kainradl (Mk. 1·20), dessen 10 Bildertafeln Soldatentypen der Franzosen, Engländer, Russen usw. zeigen, mit welchen auf einfachste Weise hunderte spaßhafter Verwandlungen vorgenommen werden können. Gewissermassen das Seitenstück dazu ist ein „Militärisches Bilderbuch" (Mk. 1·80), das auf 22 meist farbigen Tafeln Darstellungen der wichtigsten Waffengattungen der bedeutendsten Armeen, zum Teil in Felduniform, vorführt. Aber auch friedlicherem Geschmack kommt der Verlag entgegen und bietet Bilderbücher, die bei aller Unruhe der Zeit Glück und Behagen in das Kinderzimmer tragen wollen. Da hat vor allem in dem urdrolligen Bilderbuch „Der Teddy-Bär und seine Freunde", ein Bilderbuch nach Marg. Steiffs Puppen, mit Text von E. H. Strasburger und Gertr. J. Klett (Mk. 2·50) der alte, liebe Teddybär mit seinen Kameraden Modell stehen müssen. Text wie Abbildungen in Farben und Schwarz werden die Kinder stundenlang unterhalten können. Ein prächtiges unzerreißbares Bilderbuch voll Lust und Sonnenschein bietet Marie Marg. Behrens in „Für die kleine Welt" (Mk. 2·40), das in zehn farbigen Bildern den Kindern das eigene Spiel und Treiben vor Augen führt. Zu den freudebringenden Gaben zählt ferner die köstliche neue Märchensammlung „Sonnenmärchen" von Karola Bassermann (Mk. 2·—) mit sechs farbigen und einer Anzahl schwarzen Bildern von der Meisterhand F. Staegers. Für die Kleinsten ist auch das unzerreißbare Bilderbuch „Meinem Nesthäkchen" (Mk. —·75) eine passende Gabe. So ist für alle und für jeden Geschmack gesorgt; auch die Beschäftigungsmittel fehlen nicht: „Allerhand Spielzeug zum Selbstherstellen" nennt sich eine Sammlung von drei Heften (Preis je Mk. —·80), die das erhöhte Interesse aller Eltern in Anspruch nehmen wird. In gegen 200 farbigen und schwarzen Bildern und kurzem Text leiten sie an, aus



5. Heft Februar 1915 39. Jahrg.

Die herzgespielen.

Eine mär aus fernen tagen von **Toni Froehlich.**

Anno domini 1327. Am tage Mariä verkündigung ist der viel edele herzog Otto sambt einigen rittern seines hergesindes zu unserm lieben Heiligenkreuz kommen und vom abte mit großen ehren empfahen worden. Im hochamt mueßt wunderlicher weis ich anstatt bruoders Gregorius der predigt pflegen unde mit fleiß den vers des 116ten psalmes ausdeuten, so da lautet: Danket dem Herrn, denn Er ist freundlich unde Sein güetekeit währet ewiglich! Danne after dem amte hat mich der abt in den kapitelsal berufen, dieweil des herzogs gesinde mit den brüedern gemeit beim willkummstrunke geseßen. Der hohe herre war ohnmaßen genaediglich, lobete mein auslegung des psalmes, den er selbs erkieset, denne er hab viel große schuld, Gott dank zu sagen, der ihm am tage der hl. Scholastika mit einem stammhalter für seine sippe gesegnet. Und er wolle den Herrn über leben und tot nicht bloß mit der zungen loben, er wolle ein sichtbar zeichen stiften, das solle über die jahrhunderte hinüber seinem geschlechte botschaft bringen, wie harte sein herze Dank gefühlet. Er wolle zu Gottes unde der hl. Jungfrauen preis im tale der Mürz ein kloster erbauen, ob ich der abt davon sein wolle. Da ich dies hörete, war mein furcht nicht kleine. Er jedoch bedrängete mich so stark, daß ich nicht absagete, nur ein lützel weile begehrte. Da entließ er mich in genaden.

Büchereinlauf.

Gudrun. Eine Umdichtung des mittelhochdeutschen Gudrunliedes. Von Prof. Leonhard Schmidt. (Wittenberg. R. Herrosés Verlag.)

Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Neuere und neueste Zeit. 38.—41. Lieferung. (Wien. Karl Fromme.)

Von Lieb' und Leid. Skizzen von Rosa Weibel. Mit Umschlagzeichnung von Ernst Georg Rüegg. (Zürich. Art. Institut Orell Füßli.)

Die weltgeschichtliche Bedeutung des deutschen Geistes. Von Geheimrat Professor Dr. Rudolf Eucken. 8. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Deutschland und Rußland im Widerstreit seit 200 Jahren. Von Professor Dr. Gustav Roloff. 9. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Englands Schwäche und Deutschlands Stärke. Von Oberfinanzrat Dr. Hermann Losch, Professor an der Universität Tübingen. 10. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Krieg und die deutsche Kunst. Den kunstliebenden Deutschen beider Kaiserreiche gewidmet von Momme Nissen. (Freiburg i. Br. Herder.)

Sturm und Stahl. Vaterländische Kriegsgedichte von Alfred v. Wurmb. (Wien. Paul Knepler, Wallishaussersche k. u. k. Hofbuchhandlung.)

Lodernde Flammen. Kriegsgedichte von Heinrich Bredow. (Hamburg. C. Erich Behrens Verlag.)

Gedichte von Ina Seidel. (Berlin W. Egon Fleischel & Co.)

Grandebouche und Lausikoff. Kriegsnachrichten von Karlchen (Karl Ettlinger). (München. Georg Müller. 1915.)

Pfälzer Schternschnuppe. Heitere Dichtungen in Pfälzer Mundart von Ludwig Hartmann. (Neustadt a. d. Haardt. D. Meininger.)

Unsere Feinde, wie sie einander lieben. Von Dr. Werner Klette. Kritische Äußerungen berühmter Franzosen, Engländer, Russen, Belgier, Japaner über ihre Verbündeten. Mit 75 Karikaturen. (München. Delphin-Verlag.)

1914. Eherne Sonette. Von Richard Schaukal. (München Georg Müller.)

Die Bergstadt. Herausgegeben von Paul Keller. Dritter Jahrgang. Heft 2. November 1914. (Breslau. Bergstadtverlag.)

Kriegslieder aus Österreich 1914. Von Richard Schaukal. Erstes Heft. (München. Georg Müller.)

Deutsche Sprechlehre. Von Konrad Lindenthaler. Ein Handbuch für Lehrer. Zweiter Teil. Dritte Stufe. (Wien. A. Pichlers Witwe u. Sohn.)

Durch Not und Tod. Von Hermann Frobenius. Schilderungen aus dem Weltkrieg 1914. Erster Band. (Wien. F. Tempsky; Leipzig. G. Freytag.)

Äbtissin Verena. Roman von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann.)

Avalun. Von Fritz Bley. Geschichten von allerhand Paradiesen. (Berlin. Egon Fleischel & Co.)

Zwischen zwei Kriegen 1870—1914. Roman von Horst Schöttler. (Leipzig. L. Staackmann.)

Felix Workmann. Roman von Benedikt Geißler. (Wien Carl Fromme.)

Letzte Novellen. Von Paul Heyse. 2. bis 4. Auflage. (Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.)

Tobias Käferbeins seemännische Laufbahn. Ein vorzügliche Geschichte von Fritz Brehmer. Mit Bildern von B. O. Stolz. (Leipzig. Otto Spamer.)

Deutsche Frauen. Bilder stillen Heldentums von Thea von Harbou. (Leipzig. C. F. Amelangs Verlag.)

Die Kriegszeit im Dichtermund. 70 Gedichte, Deklamationen und Zwiegespräche. Ausgewählt von August Thiemann. Sonderheft zu „Weihnachten im Dichtermund". 1. Reihe. (Düsseldorf. C. Schaffner.)

Judenfeindschaft oder Gotteslästerung? Ein gerichtliches Gutachten von Dr. Rudolf Kittel, Professor in Leipzig. Mit einem Schlußwort: Die Juden und der gegenwärtige Krieg. (Leipzig. Otto Wigand.)

Die Religion und der Krieg. Von Paul Eberhardt. Blätter für Suchende aller Bekenntnisse. Heft 3. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes A.-G.)

Das deutsche Weihnachtsbüchlein. Die Geburt, Erlebte Weihnachten. Erzählte Weihnachten, Weihnachtsgedanke. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes A.-G.)

1914. Ein Tagebuch von Eduard Engel mit Urkunden, Bildnissen, Karten. Heft 1 u. 2. (Braunschweig. George Westermann.)

(Geschlossen am 16. Dezember 1914.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Johann Fleder.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

Anno domini 1328 am tage Christi himmelfahrt.

Heut bracht ein garzun des herzogs, von zween eigenholden geleitet, dem abte ein breve des inhaltes, er solle mich selbs, zween pfaffen, fünf laienbrüeder und eigene leut, soviel er entwesen könnt, enzeit gen Novomonte senden, auf daß ich selbs des baues warte, meine brüeder unde die eigen leut denen werkleuten durch ihrer hände arebeit beistehen und solchen mit preislichem beispiel voranleuchten. Unser lieber ehrwürdiger vater beredete dies all mit mir, hieß mich meine brüeder küren, so mit mir ziehen sollten, und befahl uns, am montag nach Trinitatis für den auszug gerüstet zu sein. Ich selb soll am Trinitatisfeste mein valet auf der kanzel halten: Herre Gott! Steh' mir bei, daß ich deinen heiligen ort nicht mit weltlichen zähren beflecke. Herr! ich scheide schwer.

Anno domini 1328 am sunnabend vor Trinitatis.

Nu ist alles fährtig. Unser gütige abt hat dem neuen stifte unseres heiligen ordens mit zulaß des konventes aus dem klosterhort alles geschenket, des ieman beim dienste des Herren bedarf. Zween groß truhen, eine mit kirchlicher wat, die andere voll geweihten gerätes ensament gesteint, harren unser fährtig im refectorium.

Anno domini 1328 am sunntag Trinitatis.

O, welch geschöpf voll unkraft ist doch ein mensch. Für mein valet hatt ich mir des Herrn wort: der friede sei mit euch! Gleichwie Mich der Vater sendet, so sende Ich euch! erkieset und bis ans end gebracht, ohne daß mir die augen näßten. Als aber unser ehrwürdig vater nach dem Ite missa est uns ausziehende zu sich vor die stufen des altares winkete, dann von den brüedern all umrungen, worte zu uns sprach, die aus der teufe seines edelen herzes herfürquollen, da er uns sagete wie sehr er und unsere brüeder in Christo Jesu uns minneten, da konnten wir uns allsamt nich enthalten und weineten wie frauen. Unde nieman schämte sich des.

Anno domini 1328 am Sankt Medarditage.

Der allmächtig Gott hat unsern auszug behüetet. Nach einer fahrt, so vier tagweiden währete, sind wir alle: brüeder und knecht zu Novomonte eingezogen. Der valet war schwer. Am montage nach Trinitatis hieß unser würdig abt alle arebeit so auf dem felde, so in dem tann, so im schreibgezimber ruhen und sind alle: brüeder wie eigenleute in der frühmetten wesen. Alsdann beleiteten uns all bis an die grenz der gemarkung beim wegekreuz gen mittag. Dort gehieß der gütige greise abt uns halten, sprach den wegsegen über uns, nahm sein gülden, reich gesteintes kreuze ab und hängt mir's um. Ich wollt sein wehren, bin ich doch ein unwürdiger knecht des Herrn; er aber saget: bruoder Henrikus! nimms getrost als ein zeichen,

Anno domini 1327 am tage des hl. Emanuel.

Ist ein sunntag gesin voll der süezekeit des lenzes. Im felde jubilieretent die lerchen, mein seel aber war der trauer voll, ich mueß von hinnen, allda ich den frieden fand, so die werlt nieman geben kann. Hart hab ich die lange nacht so mit mir selbs gerungen, ob ich bleiben, ob ich weichen soll. Da erhob ich mich vom lager, ergriff das hl. buch, schlich alsam wie ein dieb ins münster abeme und flehete, auf des altars stufen niederliegend, um ein zeichen. Unde darnach griff ich frei ins hl. buch, schlugs auf unde beim schwachen geleucht der ewigen ampel fiel mein blick auf des Heilands worte: Der friede sei mit euch! Gleichwie Mich der Vater sendet, so sende Ich euch! Der Herre hat zu mir gesprochen, Sein wille geschehe. Es ist entschieden.

Am domini 1327 am tage Petri und Pauli.

Heutigen tags sind wir: unser würdig abt, drei laienbrüeder und ich selbst von der fahrt in die steirisch mark wieder kommen. War ein sorglich weg über das gebirg und ist schier ein wunder, daß wir all der dräuenden gefahr entrinnen mochten. Auf der steirischen seit erritt uns balde der viel edele herzog mit fünfen seiner eigenholde unde geleitete uns ins tal der Mürz. O der viel michel* freude über das lieblich land, so unsere augen ergetzet und uns aller gefährde entgolten hat. Der hochgemute herzog, der in dem tale und auf den bergen mit seinem hofgesinde noch alle jahr der jaget gepfleget, konnt jedes berges namen nennen und weisete uns die gemarkung, so bislang sein eigen war, von nun aber dem dienste des Höchsten gewidmet sein soll. Sancta Maria in Novomonte soll die neue statt des heils zubenamset wrden. Mit seinen eigenholden war auch der meister der Grätzer bauhütten kommen, den rief der viel edle herzog zu uns und befragete ihn, allwo der beste platz für das gebäu wär. Dieser weisete balde einen schön eben fleck an der seiten des getals gen mittnacht und bedeutete uns, alldort wäre eine gute windfreie statt. Der viel freundliche herre und wir münche waren seines sinnes und so trug der viel edele herzog dem meister auf, in Grätz allsogleich die risse zu schaffen und nicht arebeit noch fleiß zu sparen, daß alles gebäu zierlich in der neuen normannischen bauweis errichtet werde, auf daß das kloster der Hl. Jungfrau seinem geliebten Steyrland auf immer zur ehre gereiche. Nachdem solches in aller treue beschlossen, erhöheten wir: meine brüeder und ich, auf dem bühel zunächst dem orte für das gezimber aus stämmen, die wir selbs im walde gefället, ein mächtig kreuz. An des fuße stehend, segnete unser würdig abt mit einer kleinen reisemonstranz den herzog und uns alle: münche und volk, die gemarkung des stiftes, das tal und die, so es besiedeln. In nomine domini! Der erst schritt zum werke ist getan, möge es dem Herrn wolgefallen.

---

* michel = groß.

Die weihe geschah mit aller würdigkeit. Die brüeder und ich walleten dem hochwürdigen bischof Wocho bis zum nächsten weiler entgegnen. Dort harreten wir in demut sein. Kam auch nach kurzer frist mit seinen pfaffen und hofgesellen hoch zu rosse, stieg iedoch balde nieder, wie er unser gewahrt. Dann gingen wir alle fürbaß im staube des weges bis Novomonte. Die sunne sengte uns die häupter. Nächsten dem kloster stand viel volks aus den tälern, das blößete all sein häupter und neigete sich zur erde, da der ehrwürdig bischof im glaste seines kirchenwaetes vorbeischritt. Eine gut weile ruheten wir alle im refectorium. Da erscholl ein hornstoß vor der pforten, der mächtige, gottesfürchtige herzog war mit rittern und eigenholden kommen, des festes mit uns zu feiern. Der würdige bischof Wocho und ich selbs, eileten swinde, unsern landesherrn zu grüeßen, und ich bat ihn, unsern willkummen nicht zu verachten. Er nahm den becher und tat uns bescheit, swaß uns alle ohnmaßen erfreuet. Nach der weihe, mueßt ich herzog Otto in die gruft geleiten, allwo er lange in sinnen stand. Dann sagte er: Ein viel schoener ort, der ruh zu pflegen! Über der tafel war alles voll der freuden, der viel strenge herr bischof fragt mich sogar mit lachen, welch wunder uns an diesen abgelegenen ort so sonderlich preisliche bissen bescheret hab; es sei allda ja alsam im gelobeten land, da milch unde honig fleußt. Nur unser gütige herre, dem wir die heilige statt danken, war viel stille unde sein gedanken schienen in die weite zu spähen. Allmächtiger, ewiger Gott, ohn anfang und end! Halte Dein hand segnend über den stifter unserer heimstatt.

Anno domini 1329 am tage der hl. Anastasia.

Wie selten dringet maere aus der werlt zu uns. Heute bat ein laienbrueder aus Zell, der gen Grätz wallete, um herberge bei uns. Der erzählet uns, daß die fehde, so unser gütige herzog seines erbes wegen gegen seine brüeder mit zwang geführet, durch einen billigen frieden geendet sei, und daß er nun gleichen anteil der einkünfte gewänne. Unde nach der langen fehde seien die drei herzöge einträchtig in die vorlande gezogen. Gott segne die friedfertigen!

Anno domini 1329 am tage der hl. Portiunkula.

O, wie harte schwer wird es uns von der werlt gemachet, in frieden unseres lebens und unserer arbeit zu genießen. Der hochedele herzog hat unser kloster freigiebig mit land und gülten beschenket, er gedacht zeitliche gegen ewige güeter einzutauschen. Jedoch der neid, der geselle des übeln teufels, ruhet nicht. Er reizet unsern nachgebornen, unser gut zu mindern, unde darumb müeßen wir unser edelen fürsten hilf und schutz anrufen. Heute kam von der herzöge gericht zu Wien der bescheid, daß der stritt um unsere grenze gegen die herren von Falb zu unsern gunsten geschlichtet wäre.

daß der Herre den demüetigen erhöhet und gedenke unser aller im gebete, so du es anlegst. Und so nahm ichs. Hätte auch nichts widerreden können, so bewegt war mir herze und sinne.

Anno domini 1328 am tage des hl. sakraments.

Heutigen tages mueß ich unsers lieben Heiligenkreuz gedenken. Allda tragen sie heut zum zehnten male des Herren leib im feierlichen zuge von altar zu altar. O! wenn auch wirs balde tun könnten! Das gebäu wächst nur langsam empor, ist aller erst die gruft überwölbet, so sich der edel unde gottesfürchtige herzog nid des kapitelsales einbauen läßt. Die neu bauweis mit all dem gezierde braucht gute weile. Unser gadem, aus tannen gezimbert, gibt uns obdach, die kapelle mit den schoenen großen fenstern, so ans refectorium anstoßet, will freilich die meng andächtiger oft kaum fassen. Gottes gnaedigliche huld gebe, daß das gebäu bald gedachet sei.

Anno domini 1328 am tage des hl. Laurentius.

Unser viel edele herzog hat geholfen. Auf mein bitten sandte er noch eine schar werkleut, die da so fleißig der arbeit pflagen, daß heutigen tages, kapelle, kapitelsal und klausur bis auf die gezierde ans ende gediehen sind. Swenn das weter gut bleibet, also gedenken auch meine brüeder Bernhard und Adamus mit dem malwerk zu rande zu kommen. Gott stehet uns sichteglich bei.

Anno domine 1328 am Sankt Ägiditag.

Lobe den Herrn, meine seel, unde waß in mir ist, Seinen heiligen namen! In einer woche hat all unser gebäu die weihe. Gestern nachtens brachte ein dienstmann des hochgemuten herzogs Otto ein breve, darin er besaget, es solle kapelle, gruft, kapitelsal und klausur am tage der Hl. Jungfrauen durch den bischof Wocho von Sekkau geweihet werden. Wir sollten den bischöflichen vater und seine pfaffen würdiglich empfahen, ihrer in demüetigkeit pflegen unde nichts versäumen, swaß sich geziemet.

Anno domine 1328 am tage des hl. Gregori.

So ist denne unser stift geweihet dem Herrn und der Hl. Jungfrauen. Das gebäu, so in der kurzen frist eins jahrs erstanden, fand genade vor des herzogs strengen blicken, ist auch die neu Cisterzienser bauweis so gezierlich, daß ieman sein augenweide daran haben mueß. Ich freu mich allsamt den brüedern der pracht, der schoenen säulen, der anmutig gebilderten konsolen, des lieblichen maßwerks in den fenstern, der kunstreichen gewelber! Unser gottesfürchtig herzog hat alles beschauet und lezzest nach viel goume gesaget: Mein lieber abbas! Mich bedäucht, das kloster Sancta Maria in Novomonte ist ein recht kleinod der normanischen bauweis, des bin ich frohe!

gleiten. Der viel starke herzog beherrschte seinen kummer. Er und alle: männer, junkherren, frauen und jungfrauen beichteten after der messe und nahmen des Herren leib. Den leichenschmauß ließ der gütig herre nicht an geweihter statt halten, er wird zu Wien statthaben. Des dankten wir alle unserm gütigen beschützer, nicht wegen des aufwandes, insonders wegen der weltlichen lustbarkeiten, so noch immer mit diesen gastmählern verbunden sind. Ein überrest aus der heidenzeit! Gott bewahre unsere herzen und sinne vor weltlust.

Anno domini 1330 am sunntage: Qua si modo geniti.

Mein herze ist mir schwer. Bruder Konradus, ob seiner munteren art und seines edelen freimuts von allen wohlgelitten, trägt von kurzer frist ein verändert wesen zur schau. Sein fröhlichkeit ist dahin, swenn ieman sein rede begehrt, alsdann erschricket er, alsam ein gescheucht reh. Ich will dem urspring seines harms nachegehn, er ist meiner obhut angetrauet und ich bin für sein seel vor dem Herrn haftlich.

Anno domini 1330 am sunntage Miserikordia.

Menschenherz, du seltsam ding, so klein und doch so abgrundtief. Bruoder Konradus ist krank an seinem herzen: ein weib mit ihren blicken hat's ihm angetan! O der sorge! Er wollt es mir nicht künden, auf all mein bedrängen unde bitten war sein antwort iemmer: ehrwürdiger vater, ich kanns euch nicht bescheiden. Gestern jedoch, da ich ihn in der kapellen auf des altars stufen liegend fand, öffnete er mir sein herze. Ein herrlich weib aus der herzogin hofgesinde habe ihm gebeichtet und das habe ihn so ins herze getroffen, daß er seines lebens freude eingebüßet. Mehres verriet er nicht, denne ihm sei ja sein zungen gebunden. Des weibes kann ich mich nicht entsinnen, ist auch nicht verwunderlich, denne die harte not, so uns am Karfreitage gedrücket, wehret den augen, nach der schöne der werlt zu blicken. Ich aber gedenke für meine predigt am nächsten feiertag das wort des Herrn zu erkiesen: Wachet unde betet, daß ihr nicht in versuchung fallet; der geist ist willig, jedoch das fleisch ist schwach.

Anno domini 1330 am tage der hl. Elisabeth.

Heute ritt ganz von ungefähr unser gnädiger beschützer mit zween edelleuten seines hofgesindes bei sturm und regen vor die klosterpforten. Kaum daß ich mueße gewann, mein arbeitsgewant gegen ein festlich kleid zu vertauschen, als er auch schon im refectorium stund. Ich bot ihm den willkumm, dann heischte er, ich solle ihn in die gruft beleiten. Und betete lang unde mit inbrunst am sarge seines edeln gemahls, indes ich mit zween brüedern die responsorien sang. Da wir beede, der herzog unde ich aus dem kapitelsal in den kreuzgang hinaustraten, wollte er mich um eins befragen,

Anno domini 1330 am tage der Schmerzen Mariä.

Heute nachtens tosete die ache wie noch niemals, denn ein furchtbar ungewitter wütete rings in den tälern. An der Klosterpforte pochte und rüttelte es unde wir vermeineten, es täte der wind so ungefüge. Als aber der brueder pförtner doch die pforte öffnete und fragete, ob ieman in Gottes namen obdach begehre, siehe da stund ein reisiger bote unseres wohledeln herzogs vor der tür. Und brachte einen brief. Noch zittern mir die händ, da ich die feder führ: des herzogs trautes herzgespiel, Elisabeth, herzog Stefans von Baiern edele tochter, ist nicht mehr. Am tage der verkündigung der Hl. Jungfrauen hatte herzog Albrecht in seiner burg zu Wien ein festlich gastmal rüsten lassen, zu dem auch herzogin Elisabeth gebeten wesen. Während die groß tafelrunde lustiglich und ohn alle sorg beim mahle geseßen, seien der herzog Albrecht und seine schwäherin umgesunken, man hab den arzt gebracht, der gleich gemerket, daß es der viel edeln Herzogin ans leben greife und darob den brueder beichtiger holn laßen, indes er dem herzog, so noch viel kräfte zeigete, das gift durch manigfache künste entzog. Herzog Albrecht ward errettet, die herzogin aber erstarb, nachdem sie die hl. sakrament empfahen hatte. Herzog Otto wird sein so gach entschlafenes gemahl in der gruft, so er sich und seinen sippen errichtet, beisetzen laßen. Am tage des hl. Vincenz wird die arke mit dem leichnam in Novomonte eintreffen. Die viel edele herzogin sei bis zum Karfreitage im kapitelsale aufzubahren und dann selbigen tags zur ewigen ruhe zu betten.

O! unendlicher, großer Gott, dessen ratschluß und weg uns dunkel bleiben, wie schwer hast du unsern gütigen herzog geprüfet! Sende ihm trost durch Deinen Sohn, unsern Herrn Jesum Christum. Amen.

Anno domini 1330 am Karfreitag.

So ruhet die viel edele gottesfürchtig herzogin bei uns von ihres lebens und leibes not aus und wir wollen ihrer ruhestatt hüeten. Der trauertag der ganz kristenheit war bei uns ein tag doppelter trübsal. Am vorabend war der güetige herzog mit wenigen seiner vertrauten geritten kommen und hat bei uns genächtigt. Wir boten ihm und seinem hofgesinde einen kräftiglichen imbiß, er hat aber nichts genoßen, denn ein kännlein roten Lutenberger. Früh am tage verlangt er zu seinem herzgespiel. Ich hieß den bruoder, so die wacht hielt, aus dem kapitelsal in den kreuzgang treten und führete den Herzog in den sal. Alldort ist er am totenschragen niederknieet, hat geweinet unde geschluchezt ärger denne eine frau. Elsbeth, mein süeße Elsbeth, warumb gingst du hinweg, dein kann ich nie vergeßen! O weh deiner kindlein, wie sollen sie gedeihen, da du ihnen fehlest! Mit sorgen führt ich den gebrochnen man ins refektorium; allda war eben das große hofgefolge beim frühtrunk. Als die glocken laut gaben, huben der herzogin edelfrauen den sarg, junkherre ließen ihn auf seilen in die gruft hernieder-

zu vernehmen meint. Hab ihm darumb des beichthörens dispens gegeben, das harte übel ist wohl besser worden, aber sein leib verfällt von woch zu woche. Herr! Dein ist alle hilf! Zerbrich nicht das zerstoßene rohr und lisch den glimmenden docht nicht aus!

Anno domini 1331 am Ostermontage.

Mein weisheit war am ende, ich hatt tag unde nacht sinnieret, wie ich meinem Konradus helfen kunnt; es kam mir kein gedanke. Da warf ich mich vor dem altar nieder und bat den Herrn um ein zeichen. Und schlug das hl. buoch auf und las den spruch Salomonis: des menschen herz erdenket sich seinen weg, aber der Herr allein gibt, daß er fortgehe! Schiere hätt ich des Herren wort nicht verstanden, doch am letztlichen erleuchtete sich mein geist: Konradus muß von hier, allwo er es erlebt, für eine spanne zeit fortgehen. Noch heut sende ich botschaft und bitte gen Heiligenkreuz; meine brüeder werden sein dort pflegen, viel leichte, daß sein herz dort des übels genese. Die schrift saget: Alle ding sind möglich dem, der da glaubt.

Anno domini 1331 am tage der hl. Julia.

Erste gestern ist der bruoder Konradus, beleitet von den brüedern Urbanus und Philippus auf starken saumrossen gen Heiligenkreuz geritten. Der pfad über den Sömmering ist heuer späte aper worden. Bis auf die höhe des gebirges ritt ich mit, dann hieß ich sie mit Gott weiterziehen. Konradus war rechte schwach unde er weinete, da ich ihn segnete. Gott erhielt mich stark. Auf dem heimwege weilete ich das drittmal, seit wir des hospitals am Sömmering pflegen, alldort, besah alles und befand überall ordnung. Die drei laienbrüeder haben all die händ voll zu tun, sind aber in ihrer bergeinsamkeit glückliche menschen, denne an ihnen erfüllet sich des Herrn wort: Was ihr den geringsten unter euern brüedern tut, das habt ihr Mir getan!

Anno domini 1331 am tage Mariä Magdalene.

War das gestern ein tag des kampfes, wohl nur mit worten, aber mit scharfen, denn der übele teufel hat wieder sein unkraut gesaejet. Unsere nachgebarn, die stritthaften herren Dietrich unde Stefan von Hohenberg haben, der grenzen unserer gemarkung mit fleiße nicht achtend, unsere wiesen gemähet unde beweidet, und die sorglich gesetzten rainstein ausreißen laßen. Auf mein beschwerd an der herzöge gericht zu Wien bestallte selbes zween edle herren: der steirischen mark mareschalk Hartig von Pettau und den steirischen kämmerere Rudolfus von Liechtenstein, daß sie mit dem richtscheit der gerechtigkeit den stritt umbe die liegenschaften schlichten. Heut war die tagfahrt unde da ich des klosters rechte mit entschiedenheit und kraft wahrnahm, schrie mir der von Hohenberg beim abreiten zu: herr pfaff wahrt

denne er sagte: Was gedenket ihr, ehrwürdiger abbas, ob es nicht ..... Da lief uns ein bruoder dazwischen und der herzog schwieg. Ich habe ihn, da es sich nicht geziemet, auch nicht befraget, doch ich merkte, daß sein herze beschweret sei. Auch die viel mächtigen dieser werlt haben ihren kummer. Gott beleite und behüete unsern edelen fürsten.

Anno domini 1330 am tage des hl. Virgilius.

Laienbruoder Anselmus, unser gerate steinmetz, kehrte vom hofelager der herzöge zu Wien zurück. Er war alldahin gefahren, dem hochedeln herzog Otto die risse zu weisen, so er für ein grabmal der entschlafenen herzogin erfunden, und sein bescheid zu erholen. Er fand aber den fürsten nicht vor, er war auf einer fahrt unde das hofgesinde wispelte, der hochedele herre sei auf brautschau. Bruoder Anselmus harrete einige tage in Wien der wiederkunft des fürsten und hielt sich bei unseren brüedern auf. Als er eines tags wieder in der burg nachgefraget, ob der viel edele herzog kommen sei, ersah ihn auch ein schön weib, schwarzäugig, goldsträhnig, unde befragete ihn, wes klosters er sei. Unde da sie gehörte, daß er in Novomonte daheim, sprach sie zu ihm: Wollt mir den bruoder Konradus von seinem beichtkind grüeßen! Ja der Herre spricht: der gottlose hat keinen frieden! Aber sie soll den frieden meines Konradus nicht fürder stören; bei schwerer kirchlicher straf hab ich dem bruoder Anselmus geboten über alles zu schweigen. Selig sind, die reines herzens sind.

Anno domini 1331 am tage der hl. Agnes.

Nach wochen voll sorgen ein tag der freuden. Heute kam ein reisiger bote von der herzöge hoflager zu Wien und überbracht eine schön auf pergamen geschriebene urkund, gegeben zu Wien am tage der hl. drei könig, des inhalts, daß der güetige herzog Otto mit zustimmung seines bruoders herzog Albertus das hospital am Sömmering sambt der kirchen zu Sct Stefan ob Leoben mit allen freiheiten, würden unde zugehör dem kloster Sancta Maria in Novomonte für ewige zeiten ins eigentumb übergeben hab, wofür dargegen der konvent alle monat am ersten freitage, so auf ihn nicht ein feiertag fället, ein feierlich totenambt für die in der gruft ruhenden fürstlichkeiten lesen laße. Das wird nie versäumet werden. Das gedächtnis der gerechten bleibet in segen.

Anno domini 1331 am Palmsunntage.

Bruoder Konradus, mein herzgespiel, denne ein sohn kunnt mir nicht lieber sein, macht mein herze der sorgen schwer, seines herzes leid will nicht weichen. Er wachet, betet und kasteiet sich, aber das gedenken an jenes weib und ihre beichte will nicht erlöschen und verfolget sein so hart, daß er, wenn er im beichtstuehl sitzet, immer wieder den süeßen klang ihres worts

wieder einmal heimgesuchet, was uns all nach dem leide so süeße getan hat. Kaum daß er mit seinen rittern einen imbiß genommen, hat er mich schon gerufen, mit ihm in die gruft abeme zu gehn. Wir beteten allrerst, dann umfahete der gütige fürst den sarkophag aus marmelstein und schluchzend sagte er: Mein Elsbeth, liebe Elsbeth in Gottes himmeln hör mich. Um deiner kinder willen und bedrängt von meinem bruoder Albertus mueß ich ein neu ehgespons zu mir nehmen. Liebe, süeße Elsbeth! Verzeih mir, ich kann nicht anders, aber dein werd ich nie vergessen. Dabei sind dem güetigen fürsten die zähren niedergerunnen. Ich schwieg, wie sichs geziemet, wenn fürsten trauer tragen. In meinem gadem dann sagete unser wohledle herzog: Ihr habt vernommen, was ich zu tun gesonnen; ich will euch auch künden, wer meine braut ist: Anna, des böhmerkönigs Johann töchterlein. Da ich bescheidentlich gefraget, wie alt des edelen herzogs braut wäre, ward er ein lützel verlegen, und es reuete mich der frage. Nach einer weil sagte aber der viel edele herzog: Mein braut hat nun dreizehn lenze hinter sich, dies jahr verlobe ich mich und in drei jahren soll erst das beilager gefeiert werden. Also habens wir: mein bruoder Albertus, könig Johann unde ich beschloßen. Darnach lobete er die preisliche arbeit unseres bruoders Anselmus, so er an dem marmelsteinern sarge wahrgenommen, nahm noch einen labetrunk süeßen Ungarweines und ritt mit seinen edelleuten gen Zell weiter. Herr! segne unseres gütigen beschützers vorhaben, lasse es ihm, seinem geschlechte und unserm lande zum besten gereichen.

Anno domini 1332 am sunntag Exaudi.

Mit einem breve, so ein dienstmann unseres hochgemuten herzogs gestern überbracht hat, bestätigt er, was er mir im geheimen vertrauet. Ich ließ es allen brüedern wissen, daß unser güetige fürste sich am tage Christi himmelfahrt der tochter des böhmerkönigs feierlich angelobet habe und er von uns erwartet, daß wir zu Gott seines anliegens wegen um segen flehen. Solches ist nie versäumet worden, endes jeder konventmesse beten wir brüeder allsamt für sein, seiner gesippen und länder wohl.

Anno domini 1332 am tage des hl. Leodegar.

Dem rechte blieb der sieg. Von der herzöge gericht zu Wien kam der entscheid, daß die strittigen gebiete: Königswiesen, Lech-, Puch- und Mürzalben dem kloster Novomonte zugeeignet seien. Herre Gott! Hab dank dafür!

Anno domini 1333 am tage Karoli magni.

Wie sind doch mein händ zittrig worden, so daß die buochstaben krumb stehn, ich schreib nur noch ungern. Aber dies mueß ich meinem büechlein noch zum behalten geben. Mit briefe, gegeben am tage der hl. Priska zu Wien, hat unser viel edele herzog seine gründ und gülten, so er

eures leibes, so ihr in mein gemarkung kommt; es könnt es euch baß verdrießen, hier so in schimpf mit mir gestritten zu han! Ich sagete nur: Gott ist mein schild. Wohl denen, die um der gerechtigkeit willen anfechtung erleiden.

Anno domini 1331 am ersten Adventsunntage.

Das neue kirchenjahr hebt mit tiefem trauern an, meines lieben Konradus seele ist zum allmächtigen Gott zurückgekehrt. Nun mag ich zu ermessen, wie sehr es schmerzet, wenn eltern ein lieb kind verlieren. Und mir ist Konradus mehr als ein leiblich kind, er ist die freude meiner tage wesen. Mein Gott, warum hast du ihn mir genommen! Ach, es stehet mir nicht zu, seinen ratschluß zu ergründen, denn des Herrn wege sind nicht unsere wege und seine gedanken sind nicht unsere gedanken.

Am tage des hl. Leopoldus bracht mir ein eigenhold des abtes von Heiligenkreuz die botschaft, Konradus wolle seinen lieben vater sehen. Ich ahnete, was dieß bedeute unde machte mich noch selbigen tages, von einem knecht beleitet, auf den weg. War ein schöner klarer tag des herbstes, da ich zu Heiligenkreuz vom rosse stieg. Mein Konradus lag am offenen fenster seiner zell, die sunnenstralen spielten um sein haupt, er schien heiter unde bat mich, sein beicht zu hören. Ich tat's. Wie ein offener psalter voll lieder zum preise des Höchsten also lag sein seel vor mir. Er hat sie vor eitler weltlust bewahret, aber die entsetzliche todsünd, so ihm in der beicht von jener maget anvertrauet, hat sein gemüet zerstöret und die erinerung an das liebliche frauenbild hat all seinen willen gelähmet. Er ist ein martyr. Nachdem ich ihn absolvieret und die letzte wegzehrung gereichet, sah er mich mit augen an, die strahleten einen schier himmlischen glast aus. Er flüsterte: Mein vater, nun bin ich zur fahrt gerüstet, leb wohl! Unde ich küssete ihn auf die wange; da entfloh die seele dem siechen leib.

Mein lieber bruoder in Christo, abbas Baltasar, wollt' meinem Konradus eine ruhestatt an der wand des münsters gen mittag zurichten, ich aber bat, meines herzgespiels irdisch wesen in unseres heimes erde bestaten zu dürfen. Und abbas Baltasar gab mir wagen und sechs seiner stärksten säumer, so daß wir die totentruhe aufladen und mit viel gefährde nach Novomonte bringen konnten. Seit gestern ruht das sterbliche meines lieben Konradus an der ostseiten der kapellen, bis ihn der herre wieder erwecket. So hat itzt unser gottesacker den ersten bewohner aufgenommen, wer wird der zweit sein? Ich glaub ihn gut zu kennen. Herr Gott! Dein wille geschehe!

Anno 1332 am tage des erzengels Gabriel.

Seit meines Konradus heimgang ist so mannig geschehen: guetes unde böses, ich habs nicht vermerket; aber heute mueß ich dennoch zur feder greifen. Denn heute hat unser viel edele herzog uns nach langer vakanz

Anno domini 1334 am tage Maria empfängnis.

Der allmächtige Gott hat unserm heil. orden groß ehr beschieden. Am vorabende des festtages für den hl. apostel Thomas wurde Benedikt als der zwölfte seines namens zum statthalter Christi erkieset. Er ist ein Cisterzienser und ob seiner weisheit und gelahrtheit in der kristenheit bekannt.

Anno domini 1335 am tage der hl. Franziska.

Nu werden auch wir klosterleut des neuen ehgemals unseres mächtigen herzogs ansichtig werden. Ein reitender bot bracht gestern einen brief. Darinnen kündigt der viel edele fürst an, daß er mit seinem jung ehegemal Anna, könig Johannes von Böhmen tochter, Novomonte heimsuchen will; wir sollen herberg für beide und für sechs mannen und frauen seines hofgesindes bereit halten. Der dienstmann wollt noch am abend weiterreiten, aber ich hieß ihn bei uns nächtigen, er schien vom harten wege zu tod müd.

Anno domini 1335 am Urbanustage.

Drei tageweiden haben wir des hohen paares geharret. Denn ein furchtbar wildwasser, solches man seit jahren nicht gemerket, war nach langen güssen ausgebrochen, hatte unsere ache unde die Mur so geschwellet, daß all weg und steg ungangbar. Letzlich am tage der hl. Johanna ritten die gäste vor unsere pforten. Sie waren all des hungers voll unde unser kräftig imbiß tat ihnen sanfte. Es war nach harter zeit ein linder maientag. Der viel edele herzog mit seinem jungen herzgespiel ritt in die Frain zur reiherbeiz, das hofgesinde mit. Nach dem aveläuten sind sie zurückkommen. Die abendtafel war viel laut, die gäst all rüemeten unsern wein und taten ihm viel ehr an. Mancherlei scherz und kurzweil ward da getrieben und das gewölb unseres refektoriums wiederhallte ob des lauten gelächters. Unseren pfaffen und laienbrüedern schien solch weltlich treiben seltsam und nahmen aus ehrfurcht vor den gästen nur wenig teil. Nach der frühmetten gieng der hohe herr mit seinem ehgespons und allem hofgesinde beichten, dann ließ er den kapitelsal aufmachen unde wies seinem ehegemal den ort, unter dem unten in der gruften der marmelsteine sarg der seligen herzogin steht, die gruften selbs hieß er nicht öffnen. Nach der mittagstafel, so wieder voll freuden gehalten, ritten alle gen Mürzzuschlag von dannen. Ist eine sehr junge fraue des hohen herrn gemahl.

Anno domini 1336 am tage des hl. Blasius.

Heute hat unser kloster zum erst male grund erkaufet. Die brüder Losenhain, so im oberen Murtale ein groß guet nach ihrem ohm ererbet, überließen dem kloster Novomonte ihre güelte zu Neunkirchen.

Anno domini 1337 am tage Johannes des Täufers.

Soll ichs niederschreiben, vielleicht ist's nur ein wind. Unser mächtige ehrenhafte herzog soll mit seinem neuen ehgemal nicht gut, noch mehr,

im Großschinchental eigen nennet, dem kloster Sancta Maria in Novomonte zu ewiger nutzung gewidmet. Wer sich des armen erbarmet, der leihet dem Herrn.

Anno domini 1333 am tag der hl. Scholastika.

Unsers klosters erster abt Heinrich von Spannhalb ist am tage des hl. Romuald selig entschlafen. In der nacht von donnerstag auf den freitag hatte er ein traumgesichte. Er ersah in einem viel lieblichen garten den bruoder Konradus, der winkte ihm dreimal. Am morgen kündete er mir das. Dreimal hat mein Konradus gewunken, am dritten tag von heut werd ich ihm in den Paradiesgarten folgen. Unde bat mich, ich solle ihn an bruoder Konradus seiten legen laßen. Alsdann zeigte er mir dies büechlein insgeheim, gab mirs und bat, ich sollte sein weiterpflegen. Versprachs mit sorgen, denne ich führ lieber die axt und den sper denn die feder. Unsern edeln abt gebe der Allmächtig die ewige ruh! R. I. P.

Anno domini 1333 am tage des hl. Bonifazius.

Drei monat lang haben wir alle: pfaffen und laienbrüeder, knechte und eigenleute, um den ersten abt des klosters Sancta Maria in Novomonte getrauert, jedoch heut kam ein eigenhold des mächtigen herzogs mit der botschaft, wir möchten uns zur abtswahl rüsten. Herr Gott! Erleuchte Du unsern geist!

Anno domini 1333 am tage der hl. Sophie.

Unserm kloster ist die viel michel ehre widerfahren, daß unser starke schützer herzog Otto mit seinem hofgesinde zur abtswahl kommen ist. After dem feierlichen hochambt giengen wir brüeder in den kapitelsal und kieseten den neuen abt. All stimmen der brüeder fielen mir zu. Der mächtig herzog hieß mich zum altare treten, er sagete: Unter diesem steine ruhet in Gottes frieden mein lieb ehgemal Elisabeth. So nu ihr Simon von Boldersdorff abt des klosters seid, haltet ihre ruhestatt in ehren und gedenket meines trauten herzgespiels im gebete. Sie hat diese der hl. Jungfrauen geweihte statt geliebet und ihr auch für den fall meines abscheidens das guet Reichenau zum ewigen besitztuome gewidmet. Ich kann des guets entraten und übergeb es mit meines bruoders Albertus willen heutigen tags dem kloster Novomonte. Unde winkte seinem schreiberlein, der reichte mir ein groß pergamen mit der verschreibung. Ich dankete im namen Gottes.

Anno domini 1334 am tage hl. Benno.

Gestern gen das aveläuten hin ritt ein wegmüeder bote vor das stiftstor, begehrte einlaß und obdach. Er kam von der herzöge hof zu Wien und bracht eine bulla des kaisers Ludewig, gegeben zu Bamberg am tage des hl. Soter. Selbes pergamen befreit unsere abtei von allen steuern und abgaben.

Anno domini 1338 am tag der kreuzerhöhung.

Vier tage herbergeten wir den viel edelen herzog mit seinem hofgesinde. Heute ist sein gemahl mit allen ehren von ihrem hofgesinde hinab zur gruft gebracht unde neben der herzogin Elisabeth beigesetzet worden. Dem starken herre griffs an herz, er hat der zähren nicht wehren können. So hat er sie dennoch geminnet! O, menschenherz, wie bist du seltsam!

Anno domini 1338 am tage des hl. Rupertus.

Ein gar lieber waller, bruoder Erasmus, der beichtiger der gottseligen herzogin Anna sprach auf seiner fahrt gen Zell bei uns um herberg und imbiß an. Von ihm vernahm ich guote mär: herzog Otto und sein gemahl Anna hatten sich einige wochen vor der herzogin tot in reiner minne gefunden. Darob hatte sich all hofgesinde gefreut. Mein Gott! Vergib mir unwissenden, daß ich kleingläubig wesen.

Anno domini 1338 am tage Allerseelen.

Wie sind wir alle: brüeder unde ich der sorge voll. Heute kam von unsers mutterklosters abt ein brief, der betrübet uns bis in den tod. Des herzogs Albertus notarius, der gelehrte bruoder Nikolaus, eine zierd unseres heil. ordens, hatte zu Wien ein traumgesicht. Er erschaute in dem herrlichen garten, so in der burg zu Wien sein gebreite hat, sechs hohe bäume. Davon fälleten in eifriger arebeit zween engel fünf und gruben auch die wurzeln aus. Da sie dann an den sechsten herantraten, um auch ihn zu entwurzeln, hielten sie inne und einer sagete: Er ist wohl unansehnlich, in dem gezweige etwas vetrocknet und im geäst mißwachsen, aber wir wollen sein schonen, er wird frucht bringen! Unde erwachend habe bruoder Nikolaus gerufen: Wehe! Sechs söhne hat könig Albrecht hinterlassen, und von ihnen wird nur herzog Albertus übrigbleiben.

Anna domini 1338 am tage der hl. Elisabeth.

Mein Gott! Nimm uns die sorge ab, so aller herzen bedräuet. Unser mächtige beschirmer herzog Otto ist heute ohn anmeldung, nur von einem dienstmann beleitet, kommen, hieß die gruft öffnen, allwo er alleine lange gebetet hat. Im kapitelsal sagete er dann zu mir: Wenn Gott mich rufen sollt' so bettet mich zwischen meine lieben frauen, so mir vor angegangen! Ich bat ihn: Um Gott wohledler fürst, denkt nicht an solches! Er aber widerredete: Ich fühl es, meines leibes kraft ist dahin, seit mondesfrist harr ich jeden tag meines ausgangs. Zu nachtens nahm er nur einen kleinen imbiß von wild und ging frühe liegen.

Anno domini 1339, am tage der hl. Katharina.

Wir müeßen uns in des Allmächtigen willen füegen. Der ganz konvent war gestern in unserm hospital am Sömmering, damit wir alle

nicht ehlich leben. So vermeldete uns ein kleriker aus unserm mutterkloster Heiligenkreuz. Sie soll unsern sitten abhold und für die eh zu unverständig sein. Unde da pflege der herzog seit jahr und tag umgang mit einer vom hofgesinde, soll eine herrliche jungfraue sein, so schon des herzogs ersten gemahles gedienet habe. Da ich dies gehört hatte, gieng ich in die kapellen und betete lange und inbrünstig für unseren edlen herzog, daß er seines herzeleides genese.

Anno domini 1337 am tage der hl. Elisabeth.

Ohn daß wir ein ahnung hatten, ritt heut der viel edele herzog mit zween rittern und zween knechten vor unsere pforten, hieß die gruft öffnen und ging allein hinab. Er hat dort lang verweilet, war beim imbiß ganz stille und ist nach kurzer rast wieder von dannen geritten auf dem Wege gen Zell.

Anno domini 1338 am tage des heil. Wilibaldus.

Ein groß werk, so ich seither im sinne getragen, ist mit Gottes sichtbarem beistand und des herzogs gnaediglich hilf beendet; das wilde wasser unser ache ist gezähmet mit rechen und wehr unde muß uns itzt all unser bau- und brennhölzer aus den oberen tälern zutragen.

Anno domini 1338 am tage der hl. Rosalia.

Mein Gott, mein Gott! So war mein bitte für des herzogs ehefrieden nicht gemeinet. Ich gedacht ein lieblich beisammenleben in treue unde gottesfurcht, aber du Allmächtiger sprachest: Menschenkind! Meine gedanken sind nicht deine gedanken! Unde nahmst das junge wesen, so noch nicht zur frauen erblühet, durch einen raschen tot aus dieser werlt des scheines zu Dir in die ewige heimat.

Zween reisige brachten heute des herzogs befehl alles wohl zu bestellen, auf daß die hohe tote an der linken seit von des herzogs erstem gemahl ihr ruhestatt finde. Bruoder Anselmus ist mit seinem scholaren bruoder Lukas heute zu unserm marmelbruoche im gebirg geritten, um weisung zu geben, wo ein schön fehlerlos stück zu brechen wär.

Anno domini 1338 am vorabende Mariä geburt.

Heut um die mittagstunde ist die hohe tote kommen. War ein großer zug, dem sind wir ein stund weit entgegengewallet. Sechs schwarze rosse zogen den wagen mit der totentruhen, dahinter ritt mit geschlossenem visier in schwarzer rüstung der viel edele gottesfürchtig herzog. Viel volks stund am weg und betete mit uns, da wir vorbeiwalleten. Im kapitelsal ward des herzogs tot gemahl auf die bahr gestellet. Ich hätt sie nicht für tot gehalten, also frisch, fast blühend schien beim geleucht der vielen kerzen ihr antlitz.

Anno domini 1339 am sunntage nach Trinitatis.

Mein schwer traumgesichte muß zu Herzogs Albertus ohr gedrungen sein, denn heute kam ein reisiger bote vom Wiener hofe und bracht ein schreiben. Darin saget der vieledele Herzog Albertus, er hab sich doch noch anders besonnen, seines vielgeliebten bruoders leib solle in Novomonte bei seinen frauen ruhen. Nun rüsten wir den ganzen tag, den begründer unsers stiftes mit allen ehren zu empfahen.

Anno domini 1339 am tage Johannes des täufers.

Unserm stifte ist heil geschehen, seines begründers leib ruhet, von uns gehüetet in der gruft des kapitelsales. Gestern war der zug angesaget, so vom Sömmering herab kommen ist. Wir harreten sein an der grenze unserer gemarkung und balde kamen sie. Voran die pfaffen der brüeder Augustiner zu Wien mit dem abte, dann der truhenwagen mit 6 rossen bespannt. Dann des herzogs kinder: die herzöge Leopold unde Friedrich, dann des herzogs hofgesind, dann eine ganz schar reisiger, letzlich viel volk aus den tälern vom Sömmerring bis Bruck. O des vielen jammers, den man da ersah, denne der viel edele herzog Otto war ob seiner ritterlichen art unde großen leutseligkeit unde strengen gerechtigkeit ein herzlieber alles volkes. Und wird im tale unserer ache nicht wieder so trauer und so herzeleid sein denn um den begrüender von Sankta Maria in Novomonte. Herre Gott, du unser schirm unde schutz! Verleihe ihm die ewige glückseligkeit. Amen. R. I. P.

Anno domini 1339 am tage der hl. Elisabeth.

Herr, Herre Gott! Aus tiefster seelennot schrei ich zu Dir! Denn ich kanns nicht alleine tragen bis an meins lebens ende, es zersprenget mir die brust. Heute vor dem vesperläuten kam der pförtner und saget, ein fremd weib in reicher wat wolle mir beichten. Ich schickt ihr den bruoder Gregorius, doch der kam unverrichteter sach wieder und sagt, sie könne nur dem abte beichten. So ging ich denn. O der himmelschreienden sünden, so dies weib auf dem herzen hat! O ihr armen opfer sträflicher minnesucht und gotteslästerlicher hochfahrt! Ich hab' schon viel schwere sünde im beichtstuhl gehöret, aber so furchtbares noch nicht. Unde sagete dem weibe, ich könne ihr weder bueß auftragen noch absolution geben, sie ginge denn hin vor die weltlichen richter und bekennete ihre missewende. Doch sie wollt nicht weichen, bat und flehete. Ich blieb hart. Da sagete sie mit ihrer schmeichelnden stimme letzlich: Seid nicht gar so streng, ich hab' doch im selben beichtstuhl vor die gleiche sünd vergebung gewonnen. Da fuhr mir ein gedanke wie ein blitz durch mein sinn: Konradus. Und erhob mich, hielt ihr mein geweiht kreuz entgen und rief, daß es die gewölber widerhallten: Heb' dich hinweg, du satan in weibeshaut! Da ging sie. Herre Gott! Mein seel ist zu tode betrübt! Wenn ich gesündigt, daß ich ihr

das milde antlitz unsers vieledlen herzogs noch einmal sehen. Er ist zu tode siech unde ließ sich ohngeachtet des harten frostes nach Wien säumen. Wir haben als männer unsere gefühle beherrschet, obgleich wir hätten helllaut schluchezen können. Da der Herzog, so im hospital wegmüde obdach und imbiß nahm, uns brüeder all ersah, war er erschrecket unde doch erfreut. Ich sprach ihm trost zu. Er sagte: Mein lieber abbas gedenket dessen, was ich von euch heischte! Und ein weilchen später: Mein lieber abbas segnet mich! Alsbald knieten alle nieder nur der vieledele herzog ob seiner unkraft nicht und ich sprach mit zitternder stimm den segen des Herrn über ihn.

Anno domini 1339 am Aschermittwoch.

Unseres besten freundes seel ist in den schoß ihres schöpfers heimgeflogen, Herzog Otto, der fröhlich fürst, ist am tage der hl. Konstanze zu Wien in einem alter von 39 jahr verschieden. Ein eilbot herzog Albertus, der auch uns ein gnädiger beschützer sein möge, bracht die trauerbotschaft. Des entschlafenen leib wird bei den brüedern Augustinern zur ruh geleget.

Anno domini 1339 am tage des hl. Eusebius.

Der ganz konvent hat schweres hinter sich. Zu des vieledelen herzogs totenfeier waren wir brüeder all in Wien, wir hoffeten seinen leib mit nach Novomonte nehmen zu dürfen. Allein der mächtig und weise herzog Albertus hat die bitt, so ich im eigenen und des konventes nam fürbracht, aus allerlei ursach abgeschlagen; auch der hinweis auf des toten wunsch hat nichts gefruchtet.

Anno domini 1339 am Grünndonnerstage.

Gottes strafende hand hat am himmel die ruten ausgehangen, ein mächtiger schweifstern stehet gen mittag am nächtlichen himmel und alles volk fürchtet sich sehr. Und hat auch ursach. In welschland geht der schwarze tod umb.

Anno domini 1339 am vorabende vor Christi himmelfahrt.

Mein schlaf ist sonst feste unde ich träume nie. Aber heute hatt ich ein schwer traumgesicht. Unser viel edele schirmherre, herzog Otto stund im kapitelsal und wies mit seiner rechten auf den großen marmelblock, so die gruften bedecket. Danne sprach er mit seiner viel milden stimm: Mein lieber abbas Simon! So du mich aus dem purgatorio zu erlösen gedenkest, laß meinen leib dahin überbringen, wohin er gehöret! Mit einem heftigen donnerschlag verschwand die erscheinung. Ich erwacht. Am himmel stund — ein michel selten anblick in unsern tälern — ein scharf morgenwetter, das wütete zwei tagweiden, also daß die ache alles überflutete.

Anno domini 1339 am Pfingstmontage.

Gottes strafgericht rückt näher. Heute kam ein laienbruoder des hl. Franziskus zu uns, um herberg bitten. Er bracht die mär, daß zween welsche händler zu Grätz an der pest gestorben seien.

Der Japs.

Von Hans Ludwig Rosegger.*

Nun sind sie alle tot, die damals mit dabei waren, und so kann man die Geschichte ruhig erzählen.

Der Mac Dobrin liegt in Panipat begraben; Mordinetto ist verschollen, vielleicht verunglückt, den Masthuber traf vor zwei Jahren in Wien der Schlag (er wohnte zuletzt Große Neugasse 13) und Fritz von Jrkill . . .

Ja, eben der Fritz von Jrkill und der Japs.

Mac Dobrin war in Tutikorin von der „Mary Washington“ desertiert und sein Leutnant fluchte, wie sonst nur ein Admiral, höchstens noch ein Kapitän fluchen darf; Mordinetto hatte in Turin die Republik gewollt, während die echten Patrioten „Evviva Vittorio Emanuele“ brüllten; Masthuber war zur Zeit des Konkordates mit seinem Pfarrer in Streit geraten und hatte ihn arg verprügelt, und Fritz von Jrkill — von dem wird später die Rede sein.

In Lahaur, in diesem gottverlassenen Nest im Schatten des Himalaja konnte die indische Regierung gerade recht gut energische Kerle brauchen, denn der Vizekönig baute die Bahnstrecke nach Wasirabad aus. Es war in den sechziger Jahren und die Stimmung unter den Eingeborenen gährte von dem großen Sturm her; sie sangen in schwülen Nächten monotone Heldenlieder auf Nena-Sahib und die Sipahis und grollten den britenfreundlichen Siks. Hätten nicht die Hindu die Mohammedaner wegen des Kuhfettes und die Mohammedaner die Hindu wegen des Schweineschmalzes gehaßt, bei Gott — den Engländern wären ihre Geschäfte schlecht bekommen. So aber spielten die Herren in London und Bombay das Rind gegen das Schwein aus und umgekehrt und lachten über die dummen Raubtiere, die einander gegenseitig zerfleischten. Die sichersten Leute für die Regierung waren immer noch die europäischen Desperados, die daheim etwas pekkiert hatten und froh sein mußten, in der Fremde ungeschoren schuften zu dürfen. Die Rotröcke im Pandschab forderten keine Leumundnote, weder von Dobrin, noch von Mordinetto, noch von Masthuber. Die verdienten als Vorarbeiter auf der Strecke, fällten Drachenbäume, zimmerten Schwellen aus den Stämmen, luden Schienen ab und schraubten sie fest. Immer staken die Revolver locker in ihren Gürteln; es konnten jeden Augenblick wilde Bestien einbrechen, ein Löwe, ein Panter, eine Brillenschlange, oder ein räuberischer Bengali schickte eine Kugel aus irgendher und nahm dem Ermordeten seine Sachen weg. Da war es schon besser, man hielt das Pulver trocken

* Aus der Skizzensammlung des Verfassers „Die blutrote Perle“, Verlag C. Seifert und Co. in Köstritz.

bueßfertigkeit nicht annahm, so behalt mir nicht die sünd, ich bin nur ein mensch unde konnt nicht anders.

Anno domini 1340 am tage der hl. Agathe.

Gottes strafgericht ist über uns hereingebrochen, der schwarze tod hauset in der steirischen mark, nachdem er schon lang zeit in Kärnthen gewütet. Es ist ein furchtbar gericht. Die Menschen haben all ihr besinnung eingebüeßet. Die ein wollen aus seelenangst nur Gott dienen und laßen all arbeit stehn, die andern wollen der werlt freuden noch genießen und feiern gastmähler und hochzeiten mit allen sinnlichen lüsten. Selbs unser einfach volk, so in den tälern siedelt, will fest auf fest feiern. Da ich gegen solch unverstand scharf gepredigt hab, murreten sie laut vor der kirchentür und riefen: So wir döch all sterben müessen, warumb sollen wir uns nicht das letzt endlein noch freuen! Und triebens ärger als denne zuvor. Gott hat sie mit blindheit geschlagen, er wird sie all verderben.

Anno domini 1340 am tage vor Christi himmelfahrt.

Gestern pochte ein waller, so des weges von Zell kam, an die pforte und rief dem pförtner zu, hinter der Mürzklamm liege am wege gen Zell, ein gut gekleidet weib bresthaft darnieder. Alsbald sandte ich zween laienbrüeder mit einem saumtier hinaus, sie ins hospital zu bringen. Sie kamen aber voll des entsetzens zurück, denn das weib hatte ihnen zugerufen: Kommt mir nicht nahe, ich hab die pest. Schickt mir den abt, daß ich ihm beichte. Den laienbrüdern gebot ich allsogleich, sich mit öl zu waschen und mit kranebitt zu räuchern. Ich selbs mit dem sakristan ging eilends meiner pflicht genügen. O mein Gott! Sie war es. Fast wollt ich umkehren, als ich des goldblonden haars gewahrte, aber der geist trieb mich an. Und so trat ich zu ihr ganz nahe, denn ich fürchte den tod nicht. Sie war schrecklich anzuschauen, das gesicht, einst so viel lieblich, daß unser arme Konradus sein nicht vergessen konnt, war von geschwüren grausam entstellt. Ich höret ihre beicht! Sie war in Zell gewesen, hatte auch dort an der genadenstatt kein genade funden, war nach der heil. stadt gewallet, dort hat ihr der pabst vergebung verheißen, wenn sie zu fuße zu uns wallete und mir beichte. Nun stehe sie bald vor Gottes richterstuehl unde ihr angst sei ohnmaßen groß. Da sank mein zorn über ihre furchtbaren sünden in ein nichts zusammen, denn sie trug wahrhaftige reue. Unde wollt sie absolvieren. Aber als ich zu sprechen anhub, sank sie zusammen und ihre augen erloschen, die einstmals so dunkel geblitzet! Sie hat die absolution nicht mehr gehöret, wohl aber unser Herr Gott in himmeln. Herr! Sieh unsere sünden nicht an, und vergilt uns nicht unsere missetat! Denn wir sind allzusamm sünder und ermangeln des ruhmes, den wir haben sollten vor Dir!

ausdörrte. Eine elende Luft quoll aus den Ufersümpfen; wen das Fieber verschonte, den tötete der Hitzschlag und die Nerven schlafften ab; die übelsten Instinkte schossen in die Halme.

Der Irkill war mehr sehnig als herkulisch, mehr aufbrausend als brutal, mehr heftig als gewalttätig; und seine Lina, die Jupons trug, die große Dame markierte und das Haar rot färbte — was man an den dunklen Wurzeln erkannte — kokettierte mit den blanken Augen, daß sich keine Mannsperson in der Runde von zehn Meilen sicher fühlte, und führte den ein bißchen törichten Gardeleutnant a. D. an einem unsichtbaren Halfterband, dessen sich ein ausgewachsenes Kalb nicht zu schämen brauchte.

Er tanzte, wie sie flötete.

Gleich von allem Anfang an gerieten der Preuße und der Japs, der ihm eine falsche Ruppie herausgab, eng aneinander; jeder wollte kommandieren: Irkill, weil er es im Regiment gewöhnt war, und Yasugi, weil er sich den Klügern dünkte.

„Schmeißt den Kerl 'raus; er schwindelt und betrügt", sagte der Leutnant.

Dazu schwieg Mac Dobrin und qualmte seine Pfeife.

„Wissen's", warf Masthuber, sich den Kopf hinter dem Ohr krauend, ein, „das ist so eine Sache; der Japs hat den besten Schnaps und Tabak und na . . ." und die Zunge schnalzte anerkennend, „stark is er!"

„Mordinetto spuckte aus: „Maledetto" und dachte, daß der Gelbe ihm seine Arme einmal beinahe ausrenkte.

Und die Lina schwärmte für den „Exotischen" und ließ die Seidenunterröcke verführerisch rascheln.

Der Leutnant und der Krämer behandelten einander wie schlechte Luft; der Preuße schnob bei einer Begegnung nach links auf eine Sagopalme und der Japaner spitzte die Lippen rechtshin zu einem Muskatbaum.

„Sie werden amal z'sammwachsen", urteilte Masthuber.

„Wird ihm den Nas absneiden, wurswek — der Japs", ergänzte Mordinetto.

Mac Dobrin qualmte verschlossen seine Pfeife.

Sie schienen mit ihren Prophezeiungen unrecht zu behalten, bis der Welsche entdeckte, daß . . . nun, daß Yasugi und die geborene Gieseke . . .

„Ich sag's ihm nicht, ich nicht . . ." wehrte der Wiener mit ungewohnter Energie das Ansinnen ab, das niemand an ihn stellte.

„Ich sagen", öffnete der Ire endlich einmal zu etwas anderem den Mund, als den Rauch durch die gelben Zähne zu blasen.

und schoß einen lüsternen Lümmel zuerst über den Haufen. In der Wildnis nimmt es niemand so genau mit dem Leben — das heißt, wenn das Leben zufällig einem anderen gehört.

War Feierabend oder gab es Rasttag, dann spielten Mac Dobrin, Mordinetto und Masthuber zu dritt oder soffen oder schliefen.

Ein wenig Abwechslung brachte der Japaner Yasugi in das Treiben, als er sich in Lahaur niederließ. Der kurz- und breitbeinige, plattnasige und schiefäugige Japs aus Nagasaki handelte mit Opium, Tabak, Schnaps und anderen guten Sachen, war überall, wo man ihn brauchte, gab jedem Kredit und präsentierte die primitiven Schuldscheine am Zahltage; spielte er, so gewann er. Häkeli aus Zürich — er gehörte zur Eisenbahntruppe nordwestlich von Wasirabad — sagte dem Yasugi in einer betrunkenen Nacht ins gelbe Gesicht, daß er falsch mische; am nächsten Morgen war der Zürcher tot; ohne Loch im Kopf und das Gift im Magen vermutete man nur. Jeder wußte, wer der Täter, keiner konnte ihn überführen, alle gerieten in panische Angst. Sie fürchteten den Mongolen, weil er den viereckigsten Riesen mit einem verteufelten Griff zu Boden zwang, und anderseits mochten sie ihn bald nicht mehr entbehren, weil er sie durch sein Opium an sich fesselte oder durch den gesalzenen Branntwein. Der Japs verstand keinen Spaß, besaß unmäßig Gold und verführte die keuschesten Hindumädchen.

„Mit einem Zaubertrankl“, meinte Masthuber.

Die Leute nannten den Händler einen Spion und ballten die rissigen Fäuste hinter seinem Rücken, aber an ihn 'ran wagte sich nicht einmal Mac Dobrin, der ein Athlet war. Es ist auch keinem wohl bekommen, der seine Kourage an dem Japaner versuchte; ein ausgekegelter Finger war noch die angenehmste Folge davon.

Der Schlitzäugige tyrannisierte die verwilderter Europäer und sie duckten sich.

Das begann anders zu werden, als der Irkill zu ihnen stieß.

Der Irkill hatte bei den Gardehusaren in Potsdam gestanden und das blonde Servierfräulein bei Ruhmann, die Lina Gieseke, war seine Geliebte; Oberst von Trachow fand die Buffetdame gleichfalls pikant und der Leutnant schlug ihm dafür die rechte Hand auf die linke Backe. Erst wanderte der Irkill für zwei Monate auf die Festung, dann drangsalierte ihn seine hochmütige Familie und einer pietistischen Tante in Königsberg zum Trotz heiratete er die Lina, das leichtsinnigste Frauenzimmer östlich von der Elbe.

Ein Freund verschaffte ihm einen Aufseherposten beim Bahnbau in Nordindien.

Die Ingenieure konstruierten damals die Notbrücke über die Tschinab, die im Herbst giftig anschwoll und im Frühling ihre Fische

nach einem kräftigen Schluck aus der Schnapsflasche murmelte der Wiener möglichst unbefangen: „Die Gnädige befindet sich doch wohl . . . aber wo der Japs heut' bleibt . . .

Der Irkill starrte ihn sonderbar an: „Suchen Sie ihn — hinter meiner Wohnung im Gehölz finden Sie ihn vielleicht."

Und fort war er.

Mac Dobrin, Mordinetto und Masthuber erklärten unisono, sie seien satt, und im schwankenden Gänsemarsch schritten sie ins Gehölz hinter dem Blockhaus des Irkill.

„Himmel Herr . . ." schrie Masthuber.

„Goddam!" meinte der Ire und zitterte, daß seine Glieder schlotterten.

Der Italiener schlug mit den Armen um sich, als müßte er Stechfliegen abwehren.

Der Japs hing, eine Rebschnur um den ins Unermeßliche gedehnten Hals, an einem Gewürznelkenbaum, streckte die Zunge vor und verdrehte die Augen.

„Santa Maria!" brüllte Mordinetto und wies auf eine Kokospalme.

Zehn Schritte hinter Yasugi baumelte Line und der Monsum machte ihre Röcke flattern, daß sie raschelten. —

In aller Stille schnitten sie die Toten ab und begruben sie; mit dem Preußen nicht, untereinander nicht und zu keinem Menschen sprachen sie ein Sterbenswörtlein über die grausige Geschichte. —

Im Frühling darauf bekam Mac Dobrin das Wechselfieber und starb in Panipat; zwei Monate später lief Mordinetto davon und mit ihm lief die gefüllte Brieftasche des Betriebsinspektors Smith; als in Österreich eine Amnestie erlassen wurde, kehrte Masthuber nach Wien zurück. Am längsten hielt es Irkill in Indien aus; er trank unsäglich vielen und starken Branntwein, verspielte allwöchentlich seinen Gehalt und wurde nach Vollendung der Strecke Lahaur-Wasirabad nach Bombay in die Eisenbahndirektion versetzt.

Zu Beginn des deutsch-französischen Krieges reiste der Preuße ohne Unterbrechung in Genua nach Paris in Moltkes Hauptquartier und meldete sich als Freiwilliger.

Die Liste der bei einem Scharmützel am 21. Februar 1871 um Orleans Gefallenen führt an erster Stelle den „Freiw. Musketier Fritz von Irkill, Herzschuß" an; er hatte eine feindliche Fahne erbeutet und die hielt er so fest in den gekrampften Händen, daß sie ihm mit ins Grab gelegt wurde.

„Aber schaun's, bitt' schön", bettelte Masthuber, „nur schonend ... das Frauenzimmer verdienat ja Schläg', aber mir tät's um den Preißen leid, wenn ihn der Mongole derschlagat."

„Well!" beruhigte Mac Dobrin lakonisch den Besorgten.

Abends saßen die vier in der Bretterhütte, in der sie, außer Jrkill, auch schliefen, und spielten Skat.

„Sie reizen", sagte der Masthuber und paßte.

„Zehn!" Mac Dobrin war ein Meister im Kombinieren.

„Zwanzig." Mordinetto hatte keinen Stich im Blatt, aber lizitierte frech.

„Sechsunddreißig." Jrkill gab aus.

Und verlor, als der Herz-Wenzel die Herz-Dame stach.

„Verfluchtes Weib!" der Preuße warf die Karten weg.

„Eine sein wie die andere", meinte der Italiener.

Der Ire fand den Augenblick günstig, um den Leutnant zu warnen: „Mister Jrkill — der gelbe Wenzel sticht Ihre Herz-Dame ..."

„Jesus Maria!" stöhnte Masthuber und wollte ablenken. „Geben's, Herr Dobrin."

„Was soll das heißen?" fuhr der Preuße verständnislos auf.

Der Mac zog die Schultern hoch: „Die Line — der Japs ..." und eine deutliche Gebärde illustrierte die Worte.

„Zum Teufel!" Die wasserblauen Augen des Jrkill glitzerten bös und die Hand fuhr erregt ins flachsblonde am Scheitel schüttere Haar. Und da war er auch schon bei der Tür draußen, die knallend zuflog.

„Sehr gut, sehr schonend haben's das gemacht!" ironisierte der Österreicher in seinem tadellosesten Hochdeutsch. „Derwischt ihn der Gelbe, so haut er ihn um die Erden, daß der Preiß' eine tote Leich' is ..."

„Well!" Mac Dobrin verstand ihn nicht und grub die Fäuste in die Taschen.

Am nächsten Morgen war Yasugi gegen seine Gewohnheit nirgends zu erblicken und die Gieseke, die sonst aus ihrem Fenster winkte, wenn ihr Fritz zur Arbeit ging, blieb auch unsichtbar. Der Jrkill schleppte allein die schwersten Schienen, obwohl er es nicht nötig hatte, denn er war ja Aufseher. In seine blassen Wangen bohrten sich Löcher und die Lippen zuckten blutleer.

„Hm!" sondierte philosophisch der Masthuber die Stimmung und zog bedächtig eine Schraube in ein Bohrloch.

„Wie saken Sie?" fragte der Welsche.

Und bekam keine Antwort.

Mittags ging der Leutnant zum Essen nicht heim, sondern blieb in der Baracke bei den Anderen; das Gespräch floß recht flau; erst

Wie der Hoffnung helles, klares Sternenlicht, so hat's gebrannt,
Ein Johanneswürmchen war es, hab's am Tage sehr verkannt;
Und der Käfer, dessen Blüthe mir am Tag die Freuden bot —
Während Würmchen strahlend glühte, lag er zappelnd in dem Koth.

So der Treue Ehrenkrone, und der Hoffart wahres Bild;
Während dieses in der Sonne seines Glückes rauschend spielt,
Wandelt jene stets bescheiden durch das Leben, oft verkannt,
Nur in Nächten schwerer Leiden strahlet sie im Lichtgewand.

P. K. Roßegger.

In der Schenke.

1870.

Da saßen sie zusammen in der Schenke und führten politische Gespräche.

Der Metzger hielt ein Zeitungsblatt in der Hand und las die Kriegsberichte von Wörth, Metz, Gorce und Mars-La Tour. Er las laut, sorgte aber dabei, daß ihm die Pfeife nicht ausging.

Der alte Schulmeister schüttelte zu den Siegesnachrichten der Preußen seinen Kopf und meinte: „'s ist noch lang nicht aus, der Franzos ist noch nicht hin, ihr werdet sehen, der ißt in diesem Sommer noch deutsches Brot!"

„Nu", bemerkte der Meßner, und ließ sein Weingläslein ein wenig tanzen, „Unglück wär's just kein's, es handelt sich um unser Kaiserhaus und um die katholische Kirche, und wenn der Preuße in Paris den Frieden schließt, so mögen wir unsere Dorfcapelle gleich zusperren und Oesterreich wird auf den Nagel gehangen. Und das sag' ich, der Franzose ist der Schutzherr vom heiligen Vater und wer Preußen den Sieg wünscht, der ist keine katholischer Christ und kein Oesterreicher!"

Da that sich der Schneidermeister hervor und schlug mit der Faust derb auf den Tisch: „Erstunken und erlogen ist's, wer sagt mir was nach, daß ich kein guter Christ und kein Oesterreicher bin! Ich bin keiner von den Alten und ich bin keiner von den Neuen. Ich bin einer von der Mitten! Ich weiß was sich schickt und was sein muß, nnd ich hab' meine zwei Buben bei den Soldaten! Sonst sag ich nichts, nur das sag ich noch: der Herrgott mag's geben, daß die Deutschen siegen!"

„Der Herrgott mag's geben!" sagten die Andern; nur der Meßner ließ immer noch sein Gläslein tanzen und murmelte: „Ja, ja, ihr werdet es schon sehen, ihr Lutheraner!"

Am Winkel, schier hinter dem Ofen, saß ein alter Mann. Er starrte schier ununterbrochen auf sein Schnappsfläschchen und schwieg. Er saß zur Abendstunde täglich in diesem Winkel, starrte stets auf sein Schnappsfläschchen und sagte nie ein Wort.

Vergangenheiten.

Von Peter Rosegger.

Wir haben hier die ältesten Aufsätze des alten Heimgartenmannes vor uns. Sie stammen aus der ersten Hälfte der Siebzigerjahre. Vom Jahre 1869, als der Verfasser in seinen schriftstellerischen Beruf trat, bis zur Gründung des „Heimgartens“ veröffentlichte er in heimischen Blättern sogenannte „Feuilletons“ mancher Art, Leben und Stimmung jener Zeit widerspiegelnd. Obschon der Verfasser sich stellenweise an den Zeitgeist lehnte, zeigt sich doch oft recht unmittelbar seine Weltanschauung, seine besondere Art, zu schildern. Derlei war damals was Neues, besonderes an einem jungen Menschen, der wenige Jahre vorher als Waldlandbub in die Stadt gekommen war. Die Zeitungsaufsätze jener Jahre waren es, die ihn genannt und bekannt machten in seinem Heimatlande. Man merkt in ihnen auch die geistige Weiterentwicklung des jungen Mannes, die Richtung, die sie nahm, stellenweise auch die Wirkung, die sie auslöste. Da solche Aufsätze in keinem der Roseggerbücher enthalten sind, so wurde uns bisweilen der Wunsch laut, sie den treuen Heimgartenlesern einmal aufzuzeigen, ehe sie ganz vergessen sind. So wagen wir es, den Wunsch teilweise zu erfüllen, indem wir einige Stücke jener Zeitungsfeuilletons in loser Folge mitteilen.

Einleiten wollen wir die Reihe mit einem Gedichte, das der junge Handelsschüler im Jahre 1866 gemacht hatte während einer Arithmetikstunde, die, wie er sagte, auch ohne seine Geistesanwesenheit ihren leidlichen Verlauf nahm.

I.

Die beiden Käfer.

1866.

Jene Hochschul, wo ich lerne, ist mein Stolz und heißt Natur,
Und ich geh' darum so gerne durch des Waldes grüne Flur.
Als ich eben jüngst verwichen wieder durch Gesträuche kam,
Sah ich da zwei Käfer kriechen unterm dichtbemoosten Stamm.

Einer war besonders prächtig, schön und herrlich anzuschau'n,
Und sein Farbenspiel war mächtig, glänzte grünlich, bläulich, braun.
Minder herrlich war der zweite, der war klein, fast sonder Spur,
Beide nahm ich, doch erfreute ich mich an dem ersten nur.

Fast den ganzen Tag vergnügte mich das schöne Wunderthier,
Und auf's and're, das sich schmiegte scheu ins Eck, vergaß ich schier.
Kaum bedeckt die Erde Dunkel, ist der Liebling mir entrückt,
Ha — welch' herrliches Gefunkel nun mein trunken Aug' entzückt!

Aus Serbiens Geschichte.

Von Karl Dankwart Zwerger.

Wann sich in dem schönen, jetzt so heiß umfochtenen Berglande zwischen Drina und Timok, zwischen Donau und Wardar die ersten kargen Spuren menschlicher Ansiedlungen zeigten, wann zum erstenmal irgendein Barbarenhäuflein jene wildromantischen Täler und Schlüfte, jene malerisch eingebetteten Ebenen betrat, um aus der ungeheuren Eichenwildnis sein anspruchsloses Dasein zu fristen — wer vermöchte es zu sagen? Die Majestät des Schweigens lag hehr und stille auf den Hügeln und Einsamkeiten, die Majestät des Schweigens liegt aber auch geheimnisreich und verhüllend auf der Geschichte jener Urtage. Hat überhaupt ein Menschlein der Steinzeit in jenen Markungen gehaust? Fällte überhaupt damals einer den Wolf und den Bären, und wand sich dessen Pelz um die Lenden? Wir wissen es nicht! Erst mit dem gewaltigen Südweststrom arischer Menschenmassen flutete einiger Schimmer in das Dunkel jener Lande. Etwa sechs Jahrhunderte vor Christus.

So fallen den die Anfänge Belgrads (das ist „Weißenburg") in jene frühen Zeiten, da sich die verschiedenen Völkerzweige der indogermanischen Kelten in Europa festsetzten. Denn bereits von den Skordiskern heißt es, sie hätten diesen zweifellos seit jeher kriegswichtigen Platz befestigt. Wenn überhaupt, so dürften damals Illyrer eine spärliche Urbevölkerung gebildet haben, die aber jedenfalls im Laufe der Jahrhunderte mit den Kelten gänzlich verschmolz. Als dann die Römer in einem Zeitraum von etwa fünfzig Jahren um Christi Geburt ihr großes Anreich Pannonien gründeten und festigten, kam Belgrad und sein Hinterland bereits in ihre bedrohliche Nähe und mit der Ausdehnung der Römermacht über Moesia inferior (Bulgarien) und Moesia superior (Serbien) war die Einverleibung vollzogen.

Die Römer aber verstanden es nicht nur, Ländereien zu erobern, sie verstanden auch — wenigstens bis zur Zeit ihres volklichen und staatlichen Zusammenbruches — das Eroberte festzuhalten. Sie erkannten denn auch gleich die günstige Lage des Hafenplatzes, der am nordwestlichen Ende eines sehr mäßig hohen, recht gangbaren Mittelgebirgsgeländes von etwa vier Tagemärschen liegt und befestigten die sanften Abdachungen. So entstand Singidunum. Mit den wechselnden Besatzungen nahmen Zugehörige verschiedenster und fernster Völker in der neuen Feste vorübergehenden Aufenthalt. Ja nach der Zerstörung Jerusalems haben sich in den unteren Donauländern selbst einige Judensplitter festgeklammert, die aber unter den einheimischen Thraziern und den römischen Eindringlingen buntester Herkunft in kurzer Zeit aufgingen.

Vor siebzig Jahren war dieser Mann Schusterlehrling; seitdem blieb er beim Handwerk. Aber er brachte es nie zum ordentlichen Meister, sondern blos zum Schuhflicker. Man sagte, er sei blödsinnig. Er besaß viele Bücher und brütete manche Nacht hindurch über eines oder das andere, ohne daß er je ein Wort darüber geäußert hätte. Er fand sich gerne ein, wo Menschen waren; allein er mischte sich nie in ein Gespräch, sondern er horchte blos zu und bewegte nur zeitweise sein graues Haupt — man wußte aber nie, war es Beistimmung oder Mißbilligung.

Heute, als die Gesellschaft in der Schenke das Gespräch von dem großen Kriege führte, wurde das Bewegen seines Kopfes besonders lebhaft und als gar der Metzger jubelnd aus dem Blatte las: Glänzender, aber blutiger Sieg! da stand der Mann am Ofen auf und rief mit tiefer, bebender Stimme: „Warmer, aber eisiger Ofen!“

Alles sah erstaunt auf den Greis, dieser aber erhob seine zitternde Hand und fuhr fort: „Wenn die Deutschen siegen, so wird das ein Festtag sein für mich alten Mann. Aber die Worte „blutiger Sieg“ sind nicht angethan, daß ich mich erfreute. Da streitet Ihr und sprecht von Preußen und Franzosen und von der Nation und von der Kirche. Schweigt lieber davon, aus diesen und ähnlichen Begriffen sind von jeher die Kriege entstanden. Sprecht von den Menschen, denen jetzt ihr Glück und ihr junges Leben geraubt wird. Der Mensch ist das Höchste auf Erden und sein Bestehen ist das Berechtigtste. Zu leben nach den Gesetzen der Natur und in der Liebe zum Nächsten, das ist seine Ehre und das ist sein Ruhm. Und wenn der Mensch das Höchste ist, so ist unter allen Umständen sein Untergang eine Niederlage — sein gewaltsamer Untergang ein Unrecht. Güter und Würden können nicht erkauft werden mit Menschenblut und das Wort „blutiger Sieg“ darf unter Menschen nicht sein! Ihr habt mitgeschrieen, daß die Todesstrafe aufgehoben werde, denn der Mensch soll leben. Und wenn selbst der Verbrecher leben soll, warum nicht der gute, einzige Sohn einer blinden, hungernden Mutter, warum nicht auch der treue Gatte und Vater einer liebenden darbenden Familie!“

So hatte der Greis gesprochen, dann sank er, wie erschöpft zurück auf sein Bänklein.

Dem Metzger war das Blatt aus der Hand und die Pfeife aus dem Munde gefallen, der Meßner ließ nicht mehr sein Gläslein tanzen, der Schneidermeister glotzte gegen den Mann am Ofen, der es blos zum Stiefelflicker gebracht hatte, und der Schulmeister sagte leise: „Der Herrgott mag's geben!“

Ein Stamm dieser Slawen also, die **Serben**, hatte schon um 630 das östliche Galizien verlassen, um sich südlich von Save und Donau unter einem Großschupan, einem Vasallen von Byzanz, festzusetzen. Bei diesem Zuge nach Süden scheinen die Serben auch mit den mongolischen **Awaren** in Berührung gekommen zu sein und es liegt trotz der schützenden Donau die Vermutung mehr als nahe, daß zumindest die nördlichen Teile des serbischen Vasallenstaates vorübergehend von Awarenhorden bedrängt und geknechtet wurden. In diese Zeit fällt auch die Glaubenssendung der beiden **griechischen** Mönche Cyrill und Method, die durch Erfindung einer dem slawischen Lautbestande angepaßten Schrift, der glagolitischen, geradezu die Urheber der altkirchenslawischen Literatur wurden. Method starb denn auch als mährisch-pannonischer Erzbischof.

Im neunten Jahrhundert nun verschwinden zwar die Awaren aus der Geschichte. dafür aber tauchen 894 die **Magyaren** in Pannonien auf und gewinnen immer mehr an Macht und Boden. Ihnen hat das Deutschtum etwas sehr Bedeutsames zu danken, ohne das sich die ganze politische Sachlage jetzt und in früheren Jahrhunderten anders gestaltet hätte: die dauernde Trennung der Nord- und Südslawen. Hätte sich zwischen die beiden nie der magyarische Keil gerammt, so hätten sich die Sehnsuchtsträume der gegenwärtigen Brüllslawen wohl schon in grauen Vortagen erfüllt und alles Deutschtum wäre mehr und mehr nach Westen abgedrängt worden. Freilich, ob dies unserem Volkstum an und für sich zu Schaden gereicht wäre, ob nicht vielmehr nur eine Verschiebung gewisser Wohnstriche mit naturgemäß desto engerem Zusammenschluß des deutschen Gesamtvolkes die Folge hievon gewesen wäre, das im Für und Wider zu untersuchen, wäre schon allein eine heikle, aber dankenswerte Aufgabe.

150 Jahre nach dem Erscheinen der Magyaren gelang es durch geschickte Ausnützung der arabischen, bulgarischen und russischen Einfälle ins byzantinische Reich dem Schupan **Stephan Wojislaw**, sich von Konstantin IX. dauernd unabhängig zu machen. Aber die für Serbien ruhmreichste Epoche eröffnete im Jahre 1159 das Geschlecht der **Nemanjitsch** mit dem Großschupan **Stephan Nemanja**, von dem die älteste serbische Urkunde stammt und der sein Leben als Mönch Simeon auf dem Berge Athos beschloß. Einer seiner Söhne war gleichfalls Mönch, wurde Erzbischof und ist der serbische Nationalheilige **Sawa**, dessen Verdienste um Sprache und Kirche noch heute gerühmt werden. Die **Macwa** jedoch, das am tiefsten nach Norden ragende Gebiet zwischen der unteren Drina, Save und Kolubara, ist, wie urkundlich festgestellt erscheint, ein altes österreichisches beziehungsweise **ungarisches Kronland**. Denn bereits König Bela IV. besaß das

Aber schon in der Mitte des dritten Jahrhunderts erschienen von den Gebieten östlich der Weichsel her die germanischen Goten, stießen bald mit den Römern zusammen, verwüsteten Mösien und Thrazien, drangen selbst bis an den Bosporus, ja bis Griechenland und Kreta vor, wurden aber schließlich zurückgetrieben und ließen sich in Dazien nieder, dem Lande zwischen Theiß, Donau, Pruth und Dnjestr, das auch von romanisierten Daziern bewohnt war, deren Nachkommen sich in den heutigen Walachen erhalten haben. Aber die indessen arianisch gewordenen Goten litt es nicht lange. Von ihren eigenen Stammesgenossen in Südrußland gedrängt, zog ein Teil der Westgoten nach Mösien, das ihnen der römische Kaiser Theodosius I. nach der Schlacht bei Adrianopel (378) einräumte. Doch bereits 395 brach Alarich den Vertrag, überflutete das junge Byzantinische Reich, das von der Theißebene aus gleichzeitig auch schon die von Asien eingebrochenen Hunnen bedrängten, und führte dann bekanntlich seine gewaltigen Heeresmassen nach Italien. Aber ein Teil des Volkes, die sogenannten Mösogoten, verblieb noch fast ein Jahrhundert.

Die Ostgoten hingegen hatten sich größtenteils den Hunnen angeschlossen, die, mindestens unter Attila, auch nach Mösien übergriffen. Nach dessen Sturz und deren Rückzug blieben sie in Pannonien, vertauschten es jedoch später mit Mösien und Thrazien. Natürlich vollzog sich hier wieder eine Verschmelzung, die der zurückgebliebenen Westgoten, bis dann gegen Ende des fünften Jahrhunderts auch Theoderich nach Italien zog, Odoakern stürzte und das Ostgotenreich begründete. Hier sei auch gleich die bemerkenswerte Tatsache erwähnt, daß sich Reste der Goten am Schwarzen Meere bis ins sechzehnte Jahrhundert zu halten vermochten.

Aber auch nach ihrem Rückzug über den Dnjepr machten die Hunnen noch oftmals von sich reden. Denn unter dem Namen Kuturguren wagten sie gefürchtete Einfälle ins Oströmische Reich, ja man neigt sogar der Ansicht zu, sie seien mit den um 680 nach Niedermösien eingewanderten Bulgaren (das ist „Herren von der Wolga“) eins oder doch verschmolzen. Denn das ist unbestritten: Die Bulgaren sind keine Slawen, wiewohl ihre Sprache neben albanischen, rumänischen und türkischen Einflüssen auch starke Slawizismen aufweist. Natürlich! Denn die von ihnen besetzten Gebiete waren damals bereits slawisch bevölkert. Die Slawen waren aus Sibirien immer mehr südwärts gerückt und hatten sich vom fünften bis siebenten Jahrhundert auch über die Balkanhalbinsel verbreitet. Ihre ursprüngliche Götterwelt weist, ein Einfluß der indogermanischen Zeit, manche Ähnlichkeiten mit dem germanischen Himmel auf, dem allerdings zum Beispiel ein Gott der Herden fehlt. Ihre Priester opferten Tiere und Früchte, ihre Toten wurden verbrannt.

Eine vielbesungene und im Liede verherrlichte Heldengestalt ist den Serben auch Prinz Marko, der Sohn jenes Fürsten Vukaschin, der den letzten Nemanja ermordete. Er wird als verwegener Schlaukopf von gewaltiger Stärke und Weisheit dargestellt. Ursprünglich in türkischer Gefangenschaft, wurde er serbischer Herrscher und fiel als Vasall des Sultans in einer Schlacht.

Nun lieferte das Verrätergeschlecht der Brankowitsch einige Despoten, deren erster, Georg, vor dem ungarischen Nationalheros einige Zeit in den stolzen Mauern des Hunyadyschlosses auf dem Zigeunerberg zu Semlin hauste.

Der ungarische Woiwode und spätere Reichsverweser Johann Hunyady (Corvinus) trieb zwar im Verein mit dem Polenkönig Wladislaw die Türken bis an die Balkanpässe zurück, wurde aber bei Varna geschlagen. Zehn Jahre später verteidigten seine Waffengenossen und herbeigerufene Kreuzfahrer Belgrad, den Schlüssel Ungarns, heldenmütig und retteten es. Aber Mohammed II., der kühne Sieger und Eroberer Konstantinopels, unterwarf sich doch ganz Serbien, Albanien und Bosnien. Georg Brankowitsch starb dann in türkischer, der letzte des verruchten Geschlechtes, 250 Jahre später in österreichischer Gefangenschaft.

Aber Serbiens heißumstrittener Boden kam nicht zur Friedensrast. Hunyadys zweiter Sohn zum Beispiel der Ungarnkönig Matthias I., erfocht einen seiner größten Siege vor Schabatz, dessen Festung 1475 nach einmonatlicher Belagerung neuerlich eingenommen wurde; es gehörte dann wieder jahrzehntelang zu Ungarn, bis zu dem bereits früher erwähnten Siege Piri Paschas. 1521 nun wurde auch Belgrad von den Scharen Solimans II., des Belagerers von Wien, neuerdings berannt und gestürmt.

1682/83 fand das Heer Mohammeds IV. unter Kara Mustapha an Belgrad und Serbien einen wichtigen militärischen Stützpunkt und Rückhalt, 1688 besetzte es mit einer Truppe von 50.000 Mann Kurfürst Maximilian II. von Bayern und 1690 eroberten es die Türken zurück. 1717 nun kam Prinz Eugen nach seinem Siegeszuge durch das südliche Ungarn und das Temeser Banat an die türkische Grenzfeste. Bei Pancsowa überschritt er die Donau und rückte langsam auf Belgrad vor, während der Strom das erforderliche Belagerungszeug herantrug. Die Festung bildete damals ein bastioniertes Vieleck mit Ober- und Unterstadt und wurde von Mustapha mit 30.000 Mann Kerntruppen und einer ansehnlichen Flotille verteidigt. Prinz Eugen schlug über die Save südlich von ihrer Mündung eine Brücke, schlug ein verschanztes Lager und richtete 30 Kanonen- und 15 Mörserbatterien gegen die Feinde. Bald aber wälzte sich von

alte Banat Macwa und ernannte zu dessen ersten Banus seinen Schützling Rostislaw, dessen Sohn Bela die Würde eines Herzogs der Macwa bekleidete. Im Jahre 1268 versuchte der Schupan Uros I. die Macva zu erobern, fiel mit seinen Truppen ein, wurde aber von dem Obergespan von Preßburg gänzlich geschlagen und mit vielen seiner Heerführer gefangen genommen. Auch des Fürsten Fahne fiel in die Hände des ungarischen Heeres. Seitdem stand die Macwa bis zur Einnahme von Belgrad durch Sultan Suleiman den Großen unter der Herrschaft von Banen, die der ungarische König ernannte. 1521 eroberte Piri Pascha Schabatz, die Hauptstadt und Festung der Macva, deren letzter Befehlshaber Sigmund Lagodi gefangen genommen und hingerichtet wurde. Rund vierhundert Jahre also sind bis zur Wiederbesetzung des alten Banats der Macva vergangen.

Kehren wir nun wieder zu den Nemanjitsch zurück! Der Gefeiertste des Geschlechtes war Stephan Duschan, der durch glückliche Kriege das Reich zur höchsten äußeren und inneren Blüte brachte. Er war ein Zeitgenosse Karls IV. und Kasimirs von Polen und ließ unter anderem die alten Nationalsitten und Gebräuche zu einem Gesetzbuch vereinigen. Mit seinem Sohne erlosch das Geschlecht durch Mord. Heldenlieder besingen es. Noch üppiger aber schlingen sich Sage und Sang um die Gestalt des Zaren Lazar und seine Krieger, um den Untergang der serbischen Freiheit (1389) in dem berühmten Talkessel von Kossowo, auf dem Amselfelde.

Am Tage der Schlacht, geht die Kunde, läßt sich Lazars Schwiegersohn Milosch Obilitsch vor Sonnenaufgang beim Sultan Murad I. melden, heuchelt, er habe Lazarn verlassen und komme dem Sultan helfen, und macht einen Kniefall. Wie ihn aber Murad verzeihend aufheben will, stößt er dem Sultan seinen Handschar in die Brust und tritt ihn mit dem Fuße nieder. Dann schwingt er sich aufs Pferd und will fliehen. Aber die Türken säbeln dem Meuchler einen Fuß ab. Indes stürmt jedoch Lazar mit seinem Heere herbei und es beginnt nun ein mördertsches Ringen, jenes furchtbare Schlachten, wo durch den Verrat des Würdenträgers Wuk Brankowitsch viele tausende Serben, Deutsche und Magyaren mit ihrem Blute die Wasser der Sitnica röten, jenes schaurige Gemetzel, wo man nichts mehr vernahm als der Stahle sprühendes Singen, der Schwerter sausendes Sirren und Klirren, das wie tausendstimmiger Amselsang die Lüfte zitternd erfüllte. In diesem grausigen Wüten werden Fürst Lazar und Milosch gefangen. Der todwunde Sultan befiehlt, ihnen das Haupt abzuschlagen und den Kopf des Lazar unter seine Füße, den des Milosch unter seine Rechte zu legen. Aber Milosch erbittet auf sein Haupt die Schmach, des Sultans Schemel zu sein. Dafür preist Lazar seine Treue und verflucht den Verräter Wuk.

Obren, vom Sultan Mahmud II. anerkannt worden. Aber er regierte despotisch und mußte abdanken.

Was die nun folgende Zeit an Morden, Tücke und Schurkereien der beiden Königsgeschlechter gegen einander bietet, steht unerreicht da in der Geschichte aller Verbrecher-, geschweige denn Königsfamilien. Ein Mord folgt dem andern, Verrat zeugt Verrat, Falsch, Verworfenheit, Arglist und Gemeinheit wuchern üppig empor, und ohne Zögern, ohne Wimperzucken bedenkt man sich gegenseitig mit hübschen Geschenken wie Pistole, Dolch, Strick, Gift und Verließ, den erwünschten Gebrauch gleich immer durch einen Versuch angenehm verständlich machend. Nein, im Ernst: Die Feder sträubt sich, auf diese menschenunwürdigen Scheußlichkeiten, von „Königen" vollbracht näher einzugeben. Wir streifen daher nur mehr ganz kurz die weiteren Schicksale dieser „königlichen" Herrschaften.

Des Milosch erster Sohn Milan II. war nur einen Monat lang Fürst und auch sein zweiter Sohn Michael Obrenowitsch III. wurde bald abgesetzt. Ihm folgte Alexander Karadjordjewitsch, der 1858 gleichfalls vertrieben wurde, nach Ungarn floh und dort später wegen Mitschuld am Morde des Fürsten Michael zu schwerem Kerker verurteilt wurde. Nun tauchte wieder der abgedankte Milosch Obrenowitsch I. aus der Versenkung. Er war Österreich freundlich gesinnt und hatte zwanzig Jahre in einem Gartenhause zu Wien gelebt. Zwei Jahre nach seiner Rückkehr wurde er ermordet. Ihm folgte wieder der abgesetzte Michael Obrenowitsch III., bis auch er 1868 im Hirschpark von Toptschider gedungenen Meuchlern zum Opfer fiel. Indessen hatten die Türken, diesmal zum letztenmal und vergeblich, Belgrad beschossen. Die Besatzung in der Zitadelle jedoch blieb noch lange Jahre türkisch. Nach Michaels Ermordung übernahm der vierzehnjährige Milan Obrenowitsch IV. die Regierung. Durch den Berliner Vertrag (1878) wurde Serbien als selbständiges Fürstentum anerkannt und erhielt eine Gebietserweiterung. Dieses Jahr gebar denn auch die immer unleidlicher gewordene Spannung zwischen Österreich und Serbien. Denn der gleiche Berliner Vertrag, der Serbien, Montenegro und Rumänien unabhängig erklärte, betraute auch Österreich mit der Besetzung Bosniens und der Herzegowina. Seither aber spukten die bosnischen Träume immer toller in den ehrgeizigen Köpfen der Serben um.

Milan IV. vermählte sich mit der Tochter des russischen Obersten Keschko und wurde 1882 als König anerkannt. Seiner Ehe entsproß jener unglückliche Alexander, der in einer Juninacht 1903 mit seiner Gemahlin Draga so grauenvoll hingemordet wurde. In der gleichen Nacht meuchelte man auf der Festung auch die beiden Brüder der Königin. Nun war das Feld wieder für die Karadjordjewitsche geebnet. Die tierischen Meuchler wurden die höchsten Würdenträger

Nisch her ein Entsatzheer von 200.000 Mann heran. Des Prinzen Lage, noch durch Ruhr und Pferdeseuche verschlimmert, schien höchst ernst und die Gefahr, zwischen zwei Feuer zu kommen, fast unvermeidlich. Da brachte ein Zufall Rettung. Eine kleine Bombe fiel zufällig in ein Pulvermagazin, um das sich eben die Vortruppen eines geplanten größeren Ausfalles geschart hatten, und der furchtbare Sprengschlag vernichtete sämtliche 3000 Mann. Tags darauf wurde auch der Feldherr der Entsatztruppen glänzend geschlagen — und Belgrad war unser. Der kleine Mörser, der den bis dahin denkwürdigsten aller Schüsse abgegeben, ist im k. u. k. Heeresmuseum zu Wien aufbewahrt (Nr. 72, links vom Eingang). Heute noch sind südlich und östlich der Stadt die Prinz Eugenschen Linien auf den sanft ansteigenden Höhen in Stein und Erde sichtbar, haben aber natürlich nur mehr den Wert einer flüchtigen Infanteriedeckung. Nach diesem glänzenden Siege nun mußte Achmed II. im Frieden von Passarowitz nebst dem Banat und der kleinen Walachei auch Belgrad und das nördliche Serbien an Österreich abtreten.

Die Österreicher nun legten in den Jahren 1718 bis 1739 jene Befestigungswerke an, die in ihren Grundplänen noch bis heute nicht verändert wurden. Sie bestehen aus der gegen die Savemündung und die unmittelbar vorliegende Kriegsinsel ausspringenden Zitadelle und den von einer sehr starken Umfassungsmauer umschlossenen Magazinen, die am Fuße der Höhe und hart am Donauufer liegen. Die Zitadelle hat bei einer Tiefe von 250 Metern gegen Nordost eine Front von 500 Metern; bombensichere Eindeckungen sind nicht vorhanden.

1739 erwarb Sultan Mahmud I. im Belgrader Frieden die Stadt neuerdings, nachdem die Österreicher vor dem Abzuge die neuerbauten Werke geschleift hatten. Fünfzig Jahre später gelang es unter Kaiser Josef II. Laudon, dem Sieger von Kunersdorf, sie wieder an Österreich zurückzuerobern. Etliche tiefer gelegene Befestigungswälle heißen noch heute die Laudonschanze.

1804 bis 1806 verjagten dann die Serben die Muselmänner. Ein lyrisch-epischer Kranz „Serbjanka" besingt diese Sturmtage mit den Osmanen. Dieser Zeit nun entstammen die beiden sich heftig befehdenden Geschlechter Karadjordjewitsch und Obrenowitsch, deren Ahnherren sich an der Befreiung hervorragend beteiligten. Doch nach neuen Kämpfen kehrten die Türken 1813 zurück und der Befreier und erste serbische Fürst Georg Petrowitsch Czerny „Kardjordje" (der „schwarze Georg"), der sich zum Fürstdiktator aufgeschwungen hatte, floh nach Österreich, war einige Zeit zu Chotin in Bassarabien gefangen, kehrte 1817 zurück und wurde — auf höhere Weisung — ermordet. Denn indessen war 1816 schon Milosch, der Stiefsohn des Hirten

Hätte bei uns die Erneuerung der Flotte früher eingesetzt, wären unserer Kriegsmarine die zum Flottenbau erforderlichen Mittel zu jener Zeit zur Verfügung gestellt worden, als man sie das erstemal verlangte, so würden wir heute weitaus stärker dastehen. Das war aber nicht der Fall. Verschiedene Umstände haben es verhindert. Wir wollen niemand einen Vorwurf machen, mußten dies aber wohl an dieser Stelle sagen, denn es wird notwendig sein, in Zukunft besser vorzusorgen. Daß unsere Flotte uns bisher nichts genützt habe, ist aber eine falsche Auffassung. Ihr Vorhandensein in einer immerhin achtunggebietenden Stärke hat die Franzosen gezwungen, ihre ganze Streitkraft im Mittelmeer zu behalten, und hat jeden energischen Angriff gegen unsere Küstengebiete verhindert. Die französische Flotte fühlt sich trotz ihrer numerischen Überlegenheit zu schwach, um die unserige in der Nähe ihrer Basishäfen anzugreifen. Die gewiß geplanten Landungsoperationen in Dalmatien und Istrien, deren Ziel eine Unterstützung der serbischen und montenegrinischen Armeen hätte sein können, sind unterblieben. Dieser Umstand allein zeigt, welche Bedeutung unsere Flotte für den Verlauf des Krieges besitzt. Jene, die ihren Wert bezweifeln, sind somit sehr im Unrecht. Dies vorausgeschickt.

*
*　　　*

Die vom Anfang an in dem großen Ringen beteiligten Großmächte verfügen jede über eine stattliche Marine. Die geographischen Verhältnisse weisen einer jeden Flotte eine besondere Aufgabe zu. Und mit diesen wollen wir uns jetzt befassen.

Die Aufgaben der deutschen und österreich-ungarischen Flotte.

Der englischen Flotte an Schiffszahl bedeutend nachstehend, war die deutsche von Anfang an auf eine mehr defensive Haltung der englischen gegenüber angewiesen. Sie mußte in erster Linie die eigenen Küsten vor Angriffen schützen. Auch bei ihr war gleich wie bei der österreich-ungarischen Flotte ein überraschender Überfall auf die englische gänzlich ausgeschlossen. Sie hat aber noch einen zweiten Gegner, die russische Ostseeflotte. Dieser gegenüber mußte gleichfalls der Schutz der eigenen Küsten vor Angriffen die Hauptaufgabe sein. Sie war deshalb besonders wichtig, weil eine russische Landung an irgendeiner geeigneten Stelle der deutschen Ostseeküste in sehr fühlbarer Weise den Aufmarsch der deutschen Armee hätte beeinflussen können. Die russische Flotte mußte daher unter allen Umständen zur Untätigkeit verurteilt werden. Die dritte Aufgabe der Deutschen zur See bestand darin, den englischen Handel durch Kaperkreuzer tunlichst zu stören, auf diese Weise die Zufuhr von Kriegsbedarf und Handelsgütern einzuschränken und einen moralischen

und Peter bestieg den „glorreichen" Thron. Der gegenwärtig Siebzigjährige, ein Sohn jenes früher erwähnten, eingekerkerten Alexander, war schon als Knabe geflohen und hatte, teilweise in der Schweiz, ein sehr bewegtes Leben geführt. Wiederholt versuchte er vergebens, in Serbien Fuß zu fassen und einmal sandte ihm König Milan, durch Späher von seiner Anwesenheit und Absicht unterrichtet, ein versiegeltes Kuvert. Der Inhalt aber war — ein Strick. Und Peter verstand und Peter verschwand. Und kam erst wieder, nachdem sich freundliche Meuchler gefunden hatten . . .

Des Landes Schicksal in den allerjüngsten Jahren und Tagen sind bekannt; ebenso sattsam bekannt ist auch dieses Königs und seiner Söhne „Wirken". Hoffentlich war es das „Wirken" des letzten serbischen „Königs" . . .

Die Aufgaben der Flotten im Weltkrieg.

Die Erwartungen vieler sind dadurch enttäuscht worden, daß in dem gewaltigen Krieg, der jetzt auf der ganzen Erde ausgefochten wird, noch keine großen Ereignisse zur See bestimmend auf den Gang des Krieges Einfluß nahmen. Man hatte angenommen, daß in einem Kriege zwischen England und Deutschland gleich zu Beginn die beiden Flotten im Hochseekampf sich messen würden. Und auch im Kampfe zwischen Österreich-Ungarn und Frankreich dachte man, daß es bald in der Adria zu einem großen Entscheidungskampfe kommen würde. Nichts von alldem ist eingetreten und jetzt fragen manche Leute in Österreich, wozu nützt uns die Flotte und warum hat sie nicht in kühnem Angriffe die Franzosen hinweggefegt? Wir wollen vorher diese Frage kurz beantworten und dann uns mit der maritimen Kriegslage im allgemeinen befassen.

Bekanntlich ist die österreich-ungarische Flotte bedeutend schwächer als die französische. Die Hoffnung, durch einen überraschenden Angriff die Seeherrschaft im Mittelmeer an sich zu reißen, wäre eine trügerische gewesen. Unsere Feinde hatten den Krieg von langer Hand vorbereitet und ihre Flotten waren schon längst mobil gemacht und kampfbereit, als wir erst an die Mobilisierung schritten. Von einer Überraschung konnte also die Rede nicht sein. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Möglichkeit eines Seesieges über die weit überlegene französische Flotte auch zu Beginn des Krieges bestand. Aber es wäre leichtsinnig gewesen, alles auf eine Karte zu setzen. Mißlang der Angriff, so waren unsere Küsten dem Feinde wehrlos preisgegeben.

Flotte leider nicht. So konnte diese Aufgabe nur von den beiden ganz besonders schnellen deutschen Kreuzern gelöst werden.

Es konnte sich nach der gesamten Kriegslage für unsere Flotte nur darum handeln, möglichst große Streitkräfte des Gegners im Mittelmeer festzuhalten, um sie von der Nordsee abzuziehen. Dies ist gelungen. Nicht nur die ganze französische Flotte ist mit wenigen Ausnahmen im Mittelmeer verblieben, sondern auch eine Anzahl englischer Schiffe, darunter drei Großkampfschiffe. Dadurch wurden unsere Bundesgenossen in der Nordsee entlastet.

Obwohl die gegnerischen Seestreitkräfte den unserigen weit überlegen sind, haben sie es doch nicht gewagt, einen Angriff in der nördlichen Adria zu unternehmen. Dadurch sind unsere wichtigsten Seehandelsstädte vor einem feindlichen Besuche bewahrt geblieben, ebenso ist es, wie bereits früher erwähnt, zu keiner Landung gekommen. Auch unsere Flotte hat ihre Aufgabe, so weit man sie billigerweise stellen konnte, in der ersten Kriegsphase erfüllt.

Die Aufgaben der gegnerischen Flotten.

Anders steht es mit den Leistungen unserer Gegner. Die englische Flotte ist eingestandenermaßen in den letzten Jahren nur zu dem Zwecke ausgebaut worden, um die deutsche zu vernichten. Alle modernen und großen Schiffe sind mit Ausnahme der Flottenabteilung im Mittelmeer in der Nordsee konzentriert worden. Urbi et orbi wurde verkündet, daß Englands Seemacht beim Ausbruch eines Krieges mit Deutschland die deutsche Flotte sofort angreifen und vernichten werde. Das war zweifellos auch die Aufgabe der englischen Flotte. Die Bundesgenossen Großbritanniens haben dies auch jedenfalls von ihr erwartet. Nach der Niederringung Deutschlands in der Nordsee hätte England unter Mißachtung der dänischen Neutralität sich den Eingang in die Ostsee erzwingen und dort gemeinsam mit der russischen die Seeherrschaft erkämpfen sollen. Dann war es möglich, russische Truppen an irgendeiner Stelle Deutschlands zu landen und dadurch die deutschen Operationen gegen Osten und Westen bedeutend zu beeinträchtigen. Die ungeheure Zahl der englischen Kreuzer wieder mußte dafür sorgen, daß der eigene Seehandel und der der Verbündeten sich auf allen Meeren weiter abspielen könne. Die englische Flotte hat in allen drei Belangen versagt.

Der überraschende Angriff ist ausgeblieben, die deutsche Flotte konnte nicht nur die russische zur Untätigkeit verdammen und ihre Herrschaft in der Ostsee vernichten, sondern auch in der Nordsee englische Schiffe zerstören. Nicht einmal die Absperrung des Ärmelkanals durch ein ungeheueres Minenfeld konnte die Deutschen verhindern, selbst in

Druck auf die Bevölkerung auszuüben. Mehr konnte für die erste Kriegsperiode von der deutschen Flotte nicht verlangt werden.

Alle diese drei Aufgaben wurden in zufriedenstellender Weise gelöst. Gleich bei Ausbruch des Krieges wurde durch Minendampfer fast jeder englische Kriegshafen gesperrt und so das Auslaufen der englischen Flotte erschwert. Dieses Mittel hat gewirkt. Erst nach längerer Zeit ist ein englisches Geschwader im Jadebusen erschienen, mußte sich jedoch nach einem Gefechte wieder zurückziehen.

Noch gründlicher gelang die Absperrung der russischen Flotte. Durch fortwährende Offensivstöße mit Kreuzern, Torpedo- und Unterseebooten, in Verbindung mit der Ausbringung zahlreicher Offensivminensperren in den russischen Gewässern, gelang es, die Russen derart einzuschüchtern, daß sie, nachdem der Panzerkreuzer „Pallada“ einem Torpedo- und Unterseebootangriffe zum Opfer gefallen war, die Ostsee vollkommen räumten. Sie selbst zerstörten alle jene Anlagen, welche ihnen die Einschiffung von Truppen zum Transport nach Deutschland möglich gemacht hätten.

In welcher Weise die deutschen Kaperkreuzer sich des englischen Handels annahmen, hat allgemein Bewunderung hervorgerufen. Nicht einmal im Atlantischen Ozean vermochten die Briten die Sicherheit des Seeverkehres zu gewährleisten. Trotz der ungeheuren Schiffszahl der englischen Handelsflotte ist auch der materielle Schaden, den die deutschen Kreuzer anstifteten, ein bedeutender geworden. Weitaus größer war der moralische Einfluß, den die zahlreichen Schiffsverluste auf die Engländer und auf die ganze übrige Welt ausgeübt haben. Die Niederlage einer zur Vernichtung der deutschen Kaperkreuzer im Großen Ozean ausgesandten Flottenabteilung hat überdies das ihre dazu beigetragen, die Legende von der Unbesiegbarkeit der englischen Flotte in stärkste Zweifel ziehen zu lassen.

Aber noch einer vierten Aufgabe ist die deutsche Marine gerecht geworden. Der Linienschiffskreuzer „Goeben“ und der kleine Kreuzer „Breslau“ haben, gleichfalls zu Beginn des Krieges, die Landungsstege und andere zur Einschiffung der französischen Kolonialtruppen getroffene Vorkehrungen in Algier, Philippeville und Bona zerschossen und dadurch den Transport der französischen Kolonialtruppen nach Europa um Wochen verzögert.

Diese Aufgabe wäre naturgemäß infolge der geographischen Verhältnisse eigentlich der österreich-ungarischen Flotte zugefallen. Sie war aber zu schwach, um es allein mit der englischen und französischen Mittelmeerflotte, fern von den eigenen Basishäfen, aufnehmen zu können. Schnelle, starke Schiffe von einer überlegenen Geschwindigkeit besitzt unsere

gelang. Weiters mußte sie dafür sorgen, daß die österreich-ungarische Flotte unschädlich gemacht werde. An diese Aufgabe haben sich die Franzosen nicht herangewagt. Damit fielen auch alle Kombinationen, welche auf ein Eingreifen von Landungstruppen im österreich-ungarischen Litorale hinzielten, in sich zusammen. Die Franzosen konnten sich nicht einmal zu einer wirksamen Blockade aufschwingen. Abgesehen von zeitweisem Auftreten in der südlichen Adria, hielten sie sich weit vom Schuß und vermochten z. B. nicht zu verhindern, daß österreich-ungarische Streitkräfte die montenegrinische Küste wiederholt mit Erfolg beschossen und dort Kriegsmaterial zerstörten.

Die von den Franzosen aufgewendeten Mittel stehen also in argem Mißverhältnis zum erzielten Erfolg.

Der russischen Ostseeflotte oblag es, die eigenen Küsten zu schützen, den deutschen Verkehr in der Ostsee zu stören und später im Verein mit der englischen Flotte die Seeherrschaft in diesem Meere an sich zu reißen. Die russische Ostseeflotte konnte in dieser Hinsicht gar nichts leisten, hat somit von allen Flotten weitaus am schlechtesten abgeschnitten.

Die russische Schwarze Meerflotte kam für die erste Zeit des Krieges ganz außer Betracht, da die Meerengen sich in türkischem Besitz befinden und die Türkei anfangs neutral geblieben ist. Da sie nun eingegriffen hat, ist es notwendig, auch über die russische Schwarze Meerflotte einiges zu sagen. Seit dem Eingreifen der Türkei war es ihre Aufgabe, die türkische Flotte niederzukämpfen. Noch vor Ausbruch des Krieges versuchten die Russen, den Bosporus durch Minen zu sperren und eine kleine auf Übungsfahrt befindliche Flottenabteilung mitten im tiefsten Frieden zu vernichten. Die beiden Anschläge scheiterten an der Wachsamkeit der türkischen Flotte, aber wenigstens zeigten die Russen im Schwarzen Meer im Gegensatze zu ihren Verbündeten einen zielbewußten Plan, der allerdings mißglückte.

Die Aufgaben der türkischen Flotte.

Durch Rußland zum Kriege gezwungen, ergaben sich auch für die Flotte der Türkei Aufgaben. Selbst zu schwach, um außerhalb der Dardanellen in den Kampf einzugreifen, mußte sich die Türkei darauf beschränken, die Seeherrschaft im Schwarzen Meer an sich zu reißen. Sie hat auch sofort nach dem russischen Überfall eine energische Offensive eingeleitet, die russischen Seehäfen beschossen und auf diese Weise gezeigt, daß sie sich ihrer Aufgabe voll bewußt ist. Das Ausweichen der russischen Hauptseestreitkräfte hat es den türkischen Schiffen bisher unmöglich gemacht, eine Entscheidung zu erzwingen. Aber die Seeherrschaft ist vorläufig den Russen erfolgreich streitig gemacht.

diesem ängstlich behüteten englisch-französischen Meeresteil große britische Kreuzer in den Grund zu bohren. Die englische Flotte hat sich darauf beschränkt, einen Blockadendienst an der deutschen Küste einzurichten. Die zahlreichen Angriffe deutscher Schiffe, die sogar bis an die englische Küste vordrangen, haben aber seine Wirkungslosigkeit bewiesen. Man hat englischerseits offen eingestanden, daß die deutschen Unterseeboote und Seeminen die britische Flotte verhindern, dort aufzutreten, wo sie gerade gebraucht wird. Das ist ein Eingeständnis der Schwäche. Heute läßt sich das Versäumnis nicht mehr nachholen, der Zeitpunkt des überraschenden Auftretens ist verpaßt und der Kleinkrieg zur See schmälert allmählich den Bestand der britischen Flotte. Wie weit der Respekt vor den Deutschen geht, zeigt sich darin, daß für den Blockadendienst kein größeres Schiff, welches jünger ist als zwölf Jahre, verwendet wird. Geradezu ängstlich behütet liegt die moderne britische Flotte in ihren Basishäfen.

Mit dem Schutze des Seehandels ist es ebenso schlimm bestellt. Den englischen Kreuzern ist es nicht gelungen, die deutschen Kaperschiffe in der Durchführung ihrer Aufgabe zu stören. Nur im Stillen Ozean vermochte eine englische Flottenabteilung deutsche Kreuzer in der Nähe der chilenischen Küste zum Kampfe zu stellen. Der Angriff ging aber auch hier von den Deutschen aus. Die Engländer wurden besiegt und verloren zwei große Kreuzer, während die deutschen Schiffe mit kaum nennenswerten Beschädigungen davon kamen.

Bei diesem Stande der Dinge ist es begreiflich, daß die Engländer einer weiteren Aufgabe ihrer Flotte, nämlich die Verhinderung von Aufständen in Gebieten, in denen das britische Joch nur mit Widerwillen getragen wird, nicht gerecht werden kann. In Südafrika ist ein Burenaufstand aufgeflammt, der immer größere Dimensionen annimmt und den südafrikanischen Kolonialbesitz Englands gefährdet. Ob und inwieweit sich auch in Indien aufrührerische Bewegungen entwickelt haben, entzieht sich unserer Kenntnis. Die offenbar von Japan aus verbreiteten Gerüchte, daß England das ostasiatische Inselreich um Hilfe in Indien gebeten habe, hat sich scheinbar nicht bewahrheitet. Sein Auftauchen deutet aber darauf hin, daß die Verhältnisse in Indien auch nicht so liegen, als es für England wünschenswert wäre. Alles in allem zeigt sich die englische Flotte ihren Aufgaben nicht in dem Maße gewachsen, wie bei ihrer Stärke zu erwarten gewesen wäre.

Die französische Flotte mußte darauf bedacht sein, den Transport ihrer Kolonialarmee aus Afrika nach Europa zu sichern, was ihr, abgesehen von der bedeutenden Verzögerung, die durch das Eingreifen der deutschen Kreuzer „Goeben" und „Breslau" herbeigeführt wurde, auch

Etwas von der Kriegskunst.

Keine Kunst ist erlernbar und auch Kriegskünstler müssen geboren werden. Sie sind „von Gottes Gnaden“ wie jedes Genie. Lernbar ist immer nur das Wissenschaftliche und Technische.

Was für den Schriftsteller die Feder, für den Maler Pinsel, Farben und Handfertigkeit, für den Bildhauer Meißel und Meißelführung, das sind für den Schlachtenlenker seine Fach- und Sachkenntnisse — Kenntnis der kriegerischen Vergangenheit und Gegenwart, der Kriegsmittel und ihre Anwendung, Kenntnis des Transportwesens, des Wirtschaftslebens, Länder-, Völker- und Menschenkunde. Ja, auch Menschenkunde, um den richtigen Mann an den richtigen Platz zu stellen, um zu wissen, was man von Offizieren und Mannschaften füglich verlangen kann — was vom Gegner zu erwarten ist. Schon mancher Feldherr scheiterte an der Überschätzung der menschlichen Kräfte, so daß seine Truppen vor der Zeit erschlafften und mancher ging an der Unterschätzung der feindlichen Widerstände zugrunde. — Die erwähnten Kenntnisse umfassen noch lange nicht die „Kriegswissenschaft“, die universell ist, denn all unser Können, Denken und Fühlen hat im Völkerringen seinen Platz und findet Verwendung.

Aber die Kriegswissenschaft an sich befähigt erst zur Truppenführung, zur Führung von Regimentern, Brigaden, Divisionen und Korps, aber noch nicht zur Leitung und Lenkung von Armeen, die sich nach großzügigen, weitausholenden Plänen zu entwickeln und zu schlagen haben. Ein guter Truppenführer kann ein recht übler Heerführer sein. Der Heerführer im wahren Sinne des Wortes muß ein Kriegskünstler sein, ein Mann von Charakter, der das Persönliche stets dem Sachlichen unterordnet, ein Mann mit denkbar höchstem Verantwortlichkeitsgefühl und Geistesgegenwart, nüchtern und zur Tat entschlossen, unerschütterlich gesund, nervenkräftig und psychisch wie physisch tapfer — und eine mit Instinkt für den Erfolg begabte Persönlichkeit.

Napoleon verlangte überdies von seinen Marschällen, sie müßten „Glück“ haben, doch hält man sich in diesem Punkte besser an den „Zivilisten Goethe“, der das Evangelium der natürlichen Verkettung von Fähigkeit und Glück predigte.

Die Kriegswissenschaft zerfällt in Strategie — in die Lehre der Truppenführung bis zum Schlachtfeld — und in Taktik — in die Lehre von der Führung und dem Verhalten der Truppen auf dem Gefechtsfeld.

Jede Zeit und jedes Volk hat seine eigene und eigenartige Kriegskunst, die sich jeweils aus den allgemeinen Verhältnissen ergibt.

Japan.

Von Aufgaben der japanischen Flotte zu sprechen ist eigentlich nicht recht am Platze. Japan hat ohne allen Grund, nur zur Befriedigung seiner Raubgelüste, den Kampf begonnen. Mit allen Mitteln setzte es zu Wasser und zu Lande zum Angriffe auf die kleine deutsche Kolonie Kiautschau ein, die es auch unter schweren Verlusten nach hartnäckigster Gegenwehr eroberte. Wenn man von weiteren Aufgaben der japanischen Seestreitkräfte sprechen will, so muß man haarscharf zwischen den eigenen Interessen Japans und jenen seiner Verbündeten unterscheiden. In letzterer Hinsicht kann Japan nur durch Verfolgung der deutschen Schiffe im Indischen und Stillen Ozean seine Aufgabe erblicken. Eine Mitwirkung an den Kämpfen in Europa verbietet sich durch die eigenen japanischen Interessen.

Zwischen Japan und den Vereinigten Staaten herrscht ein tiefgründiger Gegensatz, der durch keine Verträge überbrückt werden kann. Zwischen diesen beiden Reichen muß es über kurz oder lang zu einer Auseinandersetzung mit den Waffen in der Hand kommen. Der Rassenhaß ist es nicht allein, der die Gegensätze so übergroß werden ließ. Im Stillen Ozean, in China, in Mexiko, ja auf dem Boden der Union, z. B. in Kalifornien, prallen überall die japanischen und vereinstaatlichen Interessen hart aufeinander. Mehr als einmal schien der Bruch unmittelbar bevorstehend. Nur die Friedensliebe der Vereinigten Staaten und der Geldmangel Japans hat ihn verhindert. Wenn sich aber Japan für einige Zeit seiner Flotte entäußern würde, wäre es kaum möglich, den Krieg mit den Vereinigten Staaten zu vermeiden.

Die Niederringung Japans ist eine Lebensfrage für die Union. Es handelt sich nicht nur um die Vorherrschaft im Stillen Ozean, sondern auch um die Verhinderung der Festsetzung des japanischen Elements in Amerika selbst. Daher werden die Japaner zweifelsohne gezwungen sein, ihre Flotte hübsch daheim zu behalten.

*
* *

Über weitere Aufgaben der am Weltkrieg beteiligten Flotten zu sprechen, ist jetzt nicht die Zeit. Eines muß aber gesagt werden, man werfe nicht unbedachterweise der deutschen und österreich-ungarischen Flotte Untätigkeit vor. Es hätte keinen Zweck, sich dem Gegner früher zu stellen, als er nicht durch den Kleinkrieg und den anstrengenden, die Maschinen der Schiffe sehr hernehmenden Blockadedienst genügend geschwächt ist. Darum fasse man sich in Geduld.*

„Die Flagge.“

* Seit diese Zeilen niedergeschrieben wurden, griff bekanntlich unser kühnes Unterseeboot XII die französische Flotte in der Straße von Otranto mit Erfolg an und das französische Unterseeboot „Curie“ wurde vernichtet.

gleicherweise, den an sich stärkeren Feind mit einer Übermacht anzugreifen, indem sie ihn gerade dort zur Schlacht zwangen, wo sie ihre Macht gesammelt hatten, während er nur mit Teilen seines Heeres zu wirken vermochte.

Die Behauptung, die gutrassigen Völker Europas stellten — abgesehen von einer sonst höher- oder minderwertigen Organisation — einander ebenbürtige Armeen ins Feld, wird Widerspruch finden, dürfte aber gleichwohl richtig sein. Der Deutsche ist angriffslustig und ausdauernd, der Österreicher stürmisch, der Franzose voll Elan und beweglich, der Engländer zäh und der Russe ein König der Abwehr. Die besondere Begabung der einen Nation wird durch die besondere Begabung der anderen so ziemlich ausgeglichen. Und den Ausschlag geben in der Hauptsache die Feldherren, ihre gediegene Wissenschaft, ihre angeborene Kunst. Sie werden trachten, die Vorzüge der eigenen Soldaten zur Geltung zu bringen und die der feindlichen nicht zur Entfaltung kommen zu lassen. Deshalb ist der Stolz des Österreichers der tollkühne, überrumpelnde Bajonettangriff, dem gegenüber der Russe sich in die Erde eingräbt — was er von den Japanern, dafür teures Lehrgeld zahlend, lernte. Wir streben daher stets darnach, die Russen am Eingraben zu hindern, und diese suchen ihrerseits, Nahkämpfe zu vermeiden.

Die Kriegswissenschaft hat in einer Beziehung etwas Trostloses an sich: Friedensmanövererfahrungen schulen Strategen und Taktiker nur ungenügend, weil es im Ernstfalle immer „anders kommt“, und die in den Kriegen fremder Staaten gesammelten Erfahrungen kommen allen Völkern — die lernen *wollen* — ungefähr gleichmäßig zugute, so daß keine Partei daraus einen Sondervorteil ziehen kann. Außerdem ist in jedem neuen Feldzuge, mit noch unerprobten Fortschritten der Geschütze und Verkehrstechnik zu rechnen, die ungeahnte Situationen schaffen, die der geniale Feldherr sofort instinktiv erfassen und zu seinen Gunsten ausnützen muß. Deshalb wird die Kriegs*kunst* immer und überall auch über die gewiegteste Kriegs*wissenschaft* triumphieren. Die *Persönlichkeit* des Armeeführers kann niemals und nirgends durch Fleiß und Studium ersetzt werden; Fleiß und Studium unterstützen bloß das strategisch-taktische Genie.

Höchste Aufgabe des Staatsoberhauptes bleibt es, den Besten der Besten zum Generalstabschef zu machen; ein Monarch hat es dabei in der Regel leichter als ein Präsident, der zu häufig wechselt und militärisch zumeist völlig urteilslos ist. Diesbezüglich haben Monarchien einen Vorsprung vor Republiken.

Die Erfolge Conrads von Hötzendorf, Moltkes und Hindenburgs beweisen, das Österreich-Ungarn und das Deutsche Reich auf ihre oberste Heeresleitung stolz sein dürfen und müssen; anderseits darf man nicht behaupten, daß unsere Gegner von unfähigen Leuten kommandiert werden.

Alexander der Große mußte sein Heer anders führen als Hannibal — Cäsar — Attila — Friedrich Rotbart — Gustav Adolf — Wallenstein — Turrenne — Prinz Eugen — Friedrich der Große — Napoleon — Suwarow — Radetzky — Moltke ... Die Waffentechnik bedingt das, der Volkscharakter, landschaftliche Verhältnisse — die gesamte Kultur und Zivilisation der betreffenden Zeit. Es ist klar, daß man mit Bogenschützen anders operiert, als mit Panzerrittern, wieder anders mit Scharfschützenverbänden, mit 42 cm-Geschützen, Maschinengewehren und Luftfahrzeugen. Die Erfinduug des Schießpulvers stülpte die Kriegführung kaum entschiedener um, als Eisenbahnen und Autos es taten. Man operiert anders im Gebirge, in der Ebene, zwischen Sümpfen oder an der Küste, im Winter und im Sommer. Anders gegen Perser, Römer, Germanen, gegen die Osmanen Mohameds, gegen wilde Negerstämme, Chinesen, Buren oder gegen Engländer, Franzosen, Russen. Die verschiedenen Möglichkeiten, denen sich jeweils Kriegswissenschaft und Kriegskunst anzupassen haben, sind unaufzählbar — sind vielleicht unausdenkbar und nur vom G e n i e des Feldherrn zu erfassen.

Und das Genie des Feldherrn trifft das Richtige, überrascht den Gegner durch die unerhörte Neuheit strategischen Beginnens und taktischen Vollendens, die ihm den Sieg bringen.

Geniale Feldherrn sind so spärlich, wie das Genie überhaupt.

Gustav Adolf, Friedrich der Große, Napoleon und Moltke stellten die Kriegführung auf neue Grundlagen; gerade dann, wenn sich Heerführer mit grundverschiedenen Anlagen und verschiedenartigen Systemen gegenüberstehen und messen, ist der Ausgang des Ringens ungewiß und spannend.

Manchmal macht der Heerführer aus der Not eine Tugend: Die jungen, frisch ausgehobenen, ungeübten aber begeisterten Soldaten der ersten französischen Republik zum Beispiel waren für die althergebrachte, abzirkelnde Kriegführung nicht geeignet und so erfanden ihre Generale — vielfach selbst militärisch ungebildet — aus dem Stegreif eine freiere Strategie und Taktik, die dem Wesen ihrer Truppen entgegenkam und einen erstaunlichen Erfolg über die spröde Kriegstechnik der Feinde errang. Napoleon baute diese empirischen Ansätze praktisch und theoretisch aus.

Man muß sagen, daß die gutrassigen Völker Europas im allgemeinen einander ebenbürtige Armeen ins Feld stellen — und den Ausschlag gibt, abgesehen von einer uneinbringbaren zahlenmäßigen Überlegenheit, die bessere Führung. Und die zahlenmäßige Überlegenheit der Gesamtstreitkräfte des Feindes kann oft durch schnelleres Marschieren und rasches Zusammenziehen eigener Truppen am Punkt der Entscheidung ins Gegenteil verkehrt werden. Napoleon und Moltke verstanden es

nicht immer werden sie auch wirklich verlangt. Und es sind nicht die Reichsten, welche auf Kronen und Heller, die für sie immerhin Bereicherung bedeuten mögen, verzichten. Sie müssen es ja nicht. Niemand zwingt sie. Ein innerer Drang, hilfreich zu sein, ist plötzlich erwacht. Viele handeln jetzt wohl so edel, weil sie an die Leiden und Entbehrungen denken, welche ein im Felde stehendes Familienmitglied erdulden muß, und wollen so an der großen Menschenfamilie Gutes tun, weil einem anderen dem Herzen näherstehenden Mitgliede dieser großen Familie so viel versagt bleibt. Dieser Beweggrund ist und bleibt ein moralischer, in ihm schwingt Menschenliebe. Aber wie viele sind sich eines solchen Beweggrundes gar nicht bewußt und handeln doch aus dem in der Brust erwachten Triebe und bringen Opfer, scheinbar für den Einzelnen und doch im Dienste der großen Menschheitsidee. Wie groß ist die Zahl jener, die in Friedenszeit sich zu solchen Opfern bereit finden? Man könnte einwenden, im Frieden wurden ja diese Opfer auch nicht verlangt, wenigstens nicht in so großer Zahl, und da reichte die Hilfe der im Überfluß Lebenden hin. Wohl, man könnte und möchte es glauben. Ich denke jetzt natürlich nicht daran, daß Hoffnungen auf Titel, Orden und überhaupt Auszeichnungen Beweggründe abgeben können, solche sind ja auch in Kriegszeiten nicht verschwunden. Aber den Wert einer Handlung nach deren Motiven zu messen, scheint in Kriegszeiten, da die geleistete Tat in den Vordergrund tritt, unpraktisch. Das Gemeinsamkeitsgefühl ist erwacht. Drückt sich dieses Gefühl äußerlich schon in unseren Volksheeren aus, so kann auch bei uns im Lande Zurückgebliebenen eine Demokratisierung innerhalb der Gesellschaft bemerkt werden. Zunächst zeigt sich diese nur in leisen Spuren, je länger aber der Krieg dauert, je stärker drücken gemeinsame Freude, gemeinsame Leiden ihre Siegel auf. Die Kunde von der ersten Großtat, die das Heer auf dem Schlachtfelde vollbracht hat, dringt ins Land . . . Niemals sonst wäre eine Kunde in Friedenszeiten mit einer solchen Einheitlichkeit von Gefühl empfangen worden, wie es jetzt im Kriege geschieht. Daß da und dort Einzelne aus irgendeinem besonderen Grunde, etwa geschäftlicher Spekulation, sich beiseite stellen, beweist nichts dagegen. Krieg ist der Kampf der Massen, ihr Einheitswunsch ist: Sieg. Der Wille des Führers gibt nur diesem aus tausend Seelen entspringenden Wunsche den praktischen Ausdruck. Sieht sonst etwa im politischen Leben eine Partei neidig auf die andere, im Kriege verschwindet diese Art Neid. Verschwindende Ausnahmen gibt's natürlich und ich habe den Volkskrieg, in dem die Armee nur das vollziehende Organ des Volkswillens ist, vor Augen. Freilich läßt sich eine Gleichheit der Willensbestrebungen der Einzelnen nicht im ersten Zuge herstellen und vor dem Kriegsausbruche sind die Meinungen über Zweck oder Notwendigkeit des

Die Kriegswissenschaft der Gegenwart fußt insbesondere auf den Erfahrungen der bedeutsamen Kriege nach 1870/71: Engländer gegen Buren, Russen gegen Japaner und Balkanvölker gegen die Türkei, doch zeigt unser gewaltiges Ringen Erscheinungen, wie man sie bisher kaum oder doch nur in sehr verkleinertem Maßstabe kannte; so die unendlich ausgedehnten Schlachtfronten mit den stark befestigten Schützengräben, die Ausnützung der modernsten Verkehrsmittel bis zum Äußersten, die Riesengeschütze, die Kundschafterdienste der Luftflotten und die großen künstlichen Überschwemmungen, welche Engländer und Franzosen herbeiführten — anscheinend leichteren Herzens herbeiführten, weil sie dadurch nicht eigene, sondern „nur" Ländereien ihres Bundesgenossen Belgien zerstörten! Mit diesen neuen, unerprobten Tatsachen hatten und haben sich die Feldherren abzufinden und müssen gewissermaßen über Nacht die folgenschwersten Entscheidungen treffen.

So wird es in diesem Kriege mehr denn je auf die Genialität der Heerführer ankommen, um den Feind endgültig zu schlagen, zu besiegen, zu vernichten. Der Kriegs*wissenschaft* allein kann das nicht gelingen — da muß schon die Kriegs*kunst* eingreifen. P. L. M.

Der Krieg, Erzieher und Schöpfer.

Von **Karl Wilhelm Fritsch.**

Der Krieg, dieses mordende, brennende Ungetüm, soll Erzieher oder gar Schöpfer sein? Er, der tausende Existenzen vernichtet, blühendes Leben dem Tode in die Knochenarme jagt? Wie kann er erziehen? Läßt er doch aller Wildheit die Zügel schießen. Aber der Krieg erzieht uns zu nichts Geringerem als zur Menschlichkeit, zur Menschenliebe. Diese Liebe muß moralisch am höchsten stehen, denn sie ist im allgemeinen die selbstloseste. Das liebende Einzelwesen steht diesmal allein einer kompakten und doch nur idealen Menge gegenüber, von deren einzelnen Individuen es kein Entgelt für die ihm entgegengebrachte Liebe verlangt und auch gar nicht verlangen kann, da ja dieses Individuum zwar in der Menge vorhanden, dennoch nicht im jeweiligen Machtbereiche des Liebenden steht. Es ist eine Liebe, die allen entgegengebracht wird, allen, aber doch drängen sich aus dieser Menge zunächst jene vor, welche der Liebe am meisten bedürftig sind. Die Kranken und Bresthaften. In Friedenszeiten sind diese ja auch vorhanden, aber plötzlich bringt sie der Krieg zu Tausenden. Leute, die sonst mit vier Zimmern nicht genug hatten, finden plötzlich in zwei Gemächern Platz, um Verwundete aufzunehmen, Und es geht ohne Murren, ohne Klagen. Kein Paragraph hat es angeordnet, und wenn schon allenfalls Bezahlungen in Aussicht gestellt werden,

weitaus mehr mit sich als selbst die längste Friedenszeit. Und man geht an all der Schwere doch nicht zugrunde, man lernt eben Ausdauer und Festigkeit, man findet den Mut, selbst der trübsten Zeit ohne Selbstmordgedanken entgegenzusehen. Man hofft. Und Hoffnung ist keineswegs die Tugend der Schwachen. Der Stärkste würde zusammenbrechen, wenn er nicht den Mut zur Hoffnung aufbrächte. Wer hofft, fühlt sich eben noch immer nicht schwach und hält hoffend durch. Und in einer Zeit, in der die Ereignisse in raschem Flusse sind, hat man eigentlich keine Zeit, schwach zu werden. Das Mahnwort: Durchhalten brauchte uns keineswegs erst leitartikelweise eingegeben werden. Die Zeit, nicht die Zeitung schafft sich ihr Geschlecht, schneller als man's erwarten möchte. Ein altes Wort sagt: „Langer Krieg macht Raubtiere, langer Friede Lasttiere." Nun Raubtiere wollen wir ja nicht werden. Immerhin steht aber ethisch das Raubtier, als auf seine eigene Kraft gestellt, höher als das sklavischfromme Lasttier — für denjenigen, in dem nicht der Demutsbazillus rumort. Dennoch aber erzieht der Krieg in uns eine Art Demut, die freilich mit sklavisch Frommem nichts zu tun hat. Es ist die Demut gegen sich selbst. Der Einzelne kommt sich in der Kriegszeit plötzlich wichtig nur im Verhältnis zum Staats-Volksganzen vor. All die Beschäftigungen mit Nichtigkeiten, zu denen der Friede einladet, ziehen uns plötzlich nicht an, man fühlt sich als Glied eines großen Körpers, der um sein Dasein ringt. Eine Herzensheiligkeit wird wach, die kein Friede kennt. Wer würde sich in schöner Friedenszeit etwa schämen, es gut zu haben? Und in Kriegszeit? Wie viele und aberviele denken in solcher Zeit beim täglichen Zubettegehen an die kärglichen Lager, welche sich die Soldaten im Felde bereiten müssen, an den zitternden Frost, dem diese ausgesetzt sind, während die eigenen Glieder sich behaglich unter warmen Daunen strecken? Und bei wie vielen erzeugt nicht eben eine solche Überlegung den Antrieb zur Wohltätigkeit? Man sagt es nicht laut, man denkt sich's still, daß man aber so gedacht hat, zeigt dann irgendeine Tat der Nächstenliebe. Der Menschen, die sich im Frieden schämen, nicht hilfreich und edel zu sein, gibt's leider nicht zu viele. Ein ausgebrochener Krieg vermehrt deren Zahl beträchtlich. Man verweise nicht unbedacht einfach auf die gemeinsame Gefahr. So mancher ganz Freie, dem's die Mittel erlauben würden, könnte dieser gemeinsamen Gefahr entgehen, indem er sich in ein anderes kriegsfreies Land begäbe. Er tut's nicht, er bleibt. Nein, die Hoffnung auf das Edle im Menschen ist nicht ganz und gar eitel. Der rauhe, blutige Krieg schafft nicht nur Wunden, er kehrt auch das Gute, Edle im Menschen zu oberst.

Eine Kriegszeit zieht manche Umwertungen nach sich, sie wertet auch Menschen um. Freilich ist's nicht auf immerdar, aber seien wir

Krieges meistens sehr geteilt. Aber schon das Wort: Kriegserklärung wirkt Wunder. Jetzt weiß man, daß man dem Feinde gegenüberstehe. Man kennt ihn und ein einziger Wunsch wird plötzlich laut: siegen! Alle Parteien sind mit einem Schlage verschwunden, es gibt nur ein Volk.

Ob und inwieweit dieses Gemeinsamkeitsgefühl auch politisch zum Ausdrucke kommen wird, ob insbesonders aus der augenblicklichen Zurückstellung der Völkerfrage bei uns sich ein Völkerfriede entwickeln werde, darauf jetzt schon Antwort zu geben, erscheint müßig. Zu graudunkel steht noch die Zukunft vor uns. Namentlich wird derjenige, welcher mitten in solchem inneren Volksstreite aufwuchs und lebt und die Erscheinungen, die dieser nationale Kampf bietet, von einer höheren, unbeeinflußten Warte in allen großen und kleinen Zügen jahrelang studiert hat, jetzt keine Antwort geben, schon deshalb nicht, weil sie anders ausfallen könnte, als man es erwartet. Jetzt ist das Schwert aus der Scheide geflogen . . . Kriegszeit ist eine harte Schule und selbst wir, die wir nicht in der Front stehen, werden nach dem Kriege in manchen Belangen andere geworden sein. Sorgen mancher Art, die man im Frieden nicht kennt, lernt man kennen und, das ist das Wichtigere, sie ertragen. Gerade so wie man mitten in der Gefahr steckend ihrer nicht achtet — vorausgesetzt, daß man natürlich nicht ein unverbesserlicher Feigling ist — und sobald man sie glücklich überwunden hat, vor sich selbst einigen Respekt bekommt, aber auch dann an den Nerven spürt, daß sie eben schwere Arbeit verrichtet haben, ebenso wird's uns nach dem — hoffentlich glücklichen Ausgange dieses Krieges — ergehen. Wir alle werden die Kriegszeit für ein genommenes Stahlbad ansehen, das uns auf Jahrzehnte hinaus kräftigen wird. Die Geschichte lehrt immer wieder, wie großen Kriegen Zeiten des Verfalles unmittelbar vorausgehen. In der Kunst, als dem geistigen Niederschlage eines Volkes, zeigen sich diese Dekadenzerscheinungen nicht am schwächsten. Doch das wäre ein besonderes Kapitel. Der Egoismus treibt niemals häßlichere Blüten, als am Ausgange einer langen Friedensperiode, und oft hört man dann sagen, daß alle Anzeichen nach einem Kriege förmlich schrien. Das zu beweisen würde allerdings schwer fallen. Gladius ultima ratio regum, ob es aber auch die ultima ratio der Kultur ist, das kann man billig bezweifeln. Doch eben aus dem durch einen Krieg erzeugten Gemeinschaftsgefühl innerhalb eines Staatsganzen erwächst auch die Hoffnung auf kommende bessere Zeiten. Zweifellos glättet der Krieg Gegensätze, die im Frieden selbst im Kleinlichsten störend wirken, ab. Aber er vermehrt auch zwei Tugenden: Mut und Zuversicht. Im Grunde genommen, ist ja doch Kriegszeit eine Ausnahmezeit, dauert also im Verhältnisse zum Frieden nie allzulange. Dennoch bringt aber solche verhältnismäßig kurze Zeit an Gefahrvollem, an drückender Schwere

Karl Dankwart Zwerger.

Von **Rudolf Bernreiter.**

Wir haben ja, Gott sei Dank, glücklich hinter uns die Literatur der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts; wir haben hinter uns die „patriotische" Biedermeierei und die französelnde Blasiertheit, hinter uns die akademische Poliertheit und Grandezza, wir haben auch hinter uns den Naturalismus; bald wird auch vergessen sein der Symbolismus . . . Und unsere Literatur will scheinbar wieder die soliden Wege gehen, die sie gegangen zu den Zeiten Keller, Storm, Mörike, Greif, Reader. Und vor allem sucht sie den Weg Stifters. Nicht viele, nur wenige, ja sehr wenige bestiegen die Bahn dieser Dichter, jene eben, denen es nicht zu tun ist um den Beifall des Tages, denen ein fernes Ziel lacht, ein glückliches Ziel, das der Dichter Keller, Mörike und Genossen, die man immer lesen wird, auch dann noch, wenn neunzig Prozent der bestehenden Literatur längst vergessen sein werden.

Gerade die Lyrik ist's, mit der man verwegen und kühn umgeht, wie mit keinem Zweig der Dichtkunst. Ausgerechnet die Lyrik ist's, an der am meisten und am liebsten herumgestümpert, dilettiert und gearbeitet wird, ausgerechnet sie, die Lyrik, die freieste und schwierigste der Künste hat die meisten Dilettanten. Seit einiger Zeit macht man sich allerdings schon weg von der Lyrik und nennt die Lyriker unmodern, nicht passend in die Gegenwart, in die Zeit ernsterer Fragen, der Technik und Kultur. Wenn sie sich nur aus dem Staube machten die sogenannten Lyriker, die mit den langen Haaren und den großen Binden, die, denen Sinnlichkeit und Lüsternheit, Dirnen und Gosse, schmutzige Gassen und elende Spelunken dem Volkstum, dem Ethos, der Reinheit, Größe und Innenkraft vorausgehen; wenn die nur ferne blieben! Die echten Lyriker sollen uns bleiben, jene, die reine Liebe und völkische Thesen verfechten, deren Grundsatz die Verheißung schöner Zukunft, die Verfechtung hoher Ideale ist.

Wir haben solche, aber deren Zahl ist beschränkt: Wallpach, Stern, Herold, Milow, Kernstock, Polzer und andere. Wie notwendig hätten wir eine verzehnfachte Zahl unserer österreichischen Lyriker, unserer wirklichen Dichter! Es kommen immer neue Namen, jedes Jahr etliche, aber was treiben sie, was haben wir zu hoffen? Entweder stürmen sie langhaarig, kurzsichig, ungestüm wilddraufgängerisch den modernen Götzen zu, zertrümmern alte solide Kunstformen und zersplittern die echten Gefühle in ihrem und im Innern der Leser, oder aber es sind

Sterbliche zufrieden, wenn diese Umwertung auch nur Jahrzehnte andauert. Insbesonders stark sind diese Umwertungen auf der siegreichen Seite, aber auch der Besiegte hat seinen Vorteil, vielleicht durch Schaden, er lernt vom Sieger, wie anderseits auch dieser, selbst vom ganz und gar niedergeworfenen Besiegten lernen kann, zumindestens, wie man's eben nicht machen soll; und das ist auch etwas wert. Einen Krieg um des Krieges willen gibt's eigentlich nicht, höchstens für Eroberungssüchtige, sonst aber, und das lehrte schon die Jungfrau Pallas Athene, ist der vernünftige Zweck des Krieges: der Friede. Nämlich ein gesicherter, organisch in sich blühender Friede. Ein fauler Friede ist schon halber Krieg Waffengewalt entscheidet schließlich nur über die Kraft, über das Recht kaum, mindestens selten, und die Satzung, daß auf einer Seite alles Recht, auf der anderen alles Unrecht sei, ist vielleicht gut zur Anfeuerung, in Wirklichkeit ist solcher Satz unmenschlich. Gleichwie der einzelne Mensch nicht absolut schlecht oder absolut gut ist, so ist er es noch weniger in der großen Vereinigung, die sich dann Gesellschaft, Staat oder wie immer nennen mag. Wenn die Alten sagten: Nulla salus belli, pacem te poscimus omnes, so ist dieser Satz nur in der zweiten Hälfte unanfechtbar. Den Frieden verlangen wir alle, daß aber gar kein Heil dem Kriege zu verdanken sei, glaubt höchstens, wer keine Geschichte kennt. Jeder operative Eingriff bedeutet schließlich ein Attentat auf den kranken Körper und dennoch verdankt dieser oft seine Gesundung nur solchem Attentate.

Es gibt Menschen genug, welche diese Kriegszeit weniger fürchten als den kommenden Frieden. Sie wissen wohl warum. Wer aber sittlich bildungsfähig und denkfähig ist, hat zu solcher Furcht keinen Grund und durch das Stahlbad des Krieges gefestigt um so weniger. Viel Leben, viele, sehr viele Kulturwerte zerstört der Krieg, aber auf der vom Blute gedüngten Erde erwachsen unter dem milden Strahle der Friedenssonne neue. Ob freilich zu solchem neuen Erblühen erst der Krieg notwendig war, ist allerdings eine andere Frage, die man, wenn wir Menschen nicht eben Menschen wären, glatt verneinen könnte. Aber bei allem Skeptizismus läßt sich eine sittliche Aufwärtsbewegung der Menschheit nicht leugnen. Schon heute werden Kriege anders geführt als vor Jahrhunderten, und so wird vielleicht einmal der Krieg als Erzieher und Schöpfer nicht mehr nötig sein. Ob wir's erleben? — Man zählt schon in der gewöhnlichen Weltgeschichte nicht nach Menschenaltern, um Entwicklungen wahrzunehmen, und in der großen, der Menschheitsgeschichte, spielen Jahrtausende und Millionen eine Rolle. Und so lange hat nicht einmal der gute Methusalem gelebt. — Und daß auch jene, die im Felde jetzt fechten, vielfach, soweit sie nicht vor dem Feinde bleiben, als andere Menschen heimkehren werden, dürfte wohl die Zukunft lehren.

Dies ist der Hauptgrund, weshalb ich auf diesen Dichter aufmerksam mache. Seine Bände sind in erster Linie vom nationalen und ethischen Standpunkt zu beurteilen.

Zwerger ließ bisher folgendes in die Öffentlichkeit gehen: 1909 „Deutsch-Österreich, wach auf!“ 1911 „Heidehalme“ und „Sonne und Segen“, drei Gedichtbände, deren Hauptwert, wie schon betont, im nationalen Momente liegt. Der erste Band ist, wie der Autor selbst schreibt, künstlerisch nicht ernst zu nehmen; er enthält, nebenbei bemerkt, auch Verse aus der Gymnasialzeit, erreichte aber trotzdem eine Auflage von 6000 und brachte der Roseggerstiftung 1500 Kronen ein.

Sein letzter Band „Sonne und Regen“, erschienen im Verlage Josef Singer zu Straßburg i. E., enthält, qualitativ und nicht quantitativ aufgefaßt, nicht übermäßig viel. Es sind Gedichte drin voll herzinniger Offenheit, die, klar und deutlich ausgedrückt, einem ans Herz greifen, rüttelnd, schüttelnd oder tröstend, stärkend. Es sind aber auch Gedichte drinn, denen man nicht die vollste Zuneigung entgegenbringen kann, weil sie teilweise kalt klingen und weil sie teilweise auch in der Ausdrucksform nicht echt scheinen und die Sucht nach unbedingter Eigenart aufweisen. Doch dies nebenbei. In der Hauptsache bringen sie alle den Urton des Natürlichen, Vernünftigen und Volksmäßigen.

Prächtig gelingen dem Dichter die Kinderlieder. Das sind poetische Produkte eines Verstehenden, eines Mitfühlenden, eines Menschen, der das Kinderherz vom Grund aus kennt. Diese Kindergedichte erfreuen nicht allein des Kindes, sondern auch des Erwachsenen Herz. Ebenso schlicht, ehrlich und reizend sind seine Volkslieder oder die Gedichte im Volksliederton. Hierin leistet Zwerger sein Bestes, hierin ist ihm auch unumschränktes Lob zu spenden. Nicht weniger ansprechend sind die Liebeswerke, nicht alle zwar, aber die Mehrzahl und von großem Vermögen in der Wiedergabe von Impressionen sind seine Naturhymnen, beschränkt in der Anzahl, aber doch vorhanden. Und, wie oft betont, seine nationalen Lieder, die Kampf- und Trutzgedichte verlangen volle Anteilnahme. Sie atmen Volksliebe, Bodenständigkeit und Kampfergebenheit. Sie haben den Urton deutscher Wesenhaftigkeit in sich und spenden den Ansporn zur unentwegten Volkstreue.

Also: Karl Dankwart Zwerger ist ein nationaler, ein idealistischer Dichter, ein Rufer im Frieden, ein Kämpfer im Krieg, ein Mahner in der Zeit wesenloser Hingabe an Lust und Luxus. Er hat eine Sendung, die der Vollendung harrt . . .

Talmidichter, Pseudolyriker. Die brauchen wir nicht und Schimpf über jene, die sie loben . . .

Karl Dankwart Zwerger ist ein Lyriker reiner Ideale. Ein idealistischer Dichter aus dem Geschlechte der jüngsten Österreicher, vielleicht einer der Allerjüngsten, die kühn und frohen Mutes losgehen gegen die Schranken des Gewöhnlichen, Alltäglichen, gegen das Dumpfe und Öde der Zeit. Zwei Schlagworte hat er, die er immer wieder in den Bannkreis seiner Dichtung zieht: Liebe und Kampf! Sei es nun die Liebe zu einem schönen Mädchen oder zu den Kindern oder zum Volke, dem er angehört, oder sei es die Liebe zu den schönen Idealen, die ihm leuchtend vorschweben und ihm die Kraft und nie erlahmenden Mut geben, auszuharren, trutzig und ernst, im Kriege mit den Widerwärtigkeiten, die ihm sein Leben bringt und brachte, immer ist es die reine, vom lebendigen und belebenden Geiste höchster Gottheit erfüllte Liebe, immer ist es der flammende Stolz treuer, echter deutscher Liebe, die er besingt, stolz und begeistert. Und dann wieder ist es der Kampf, dem er seine Lieder widmet, feurige, flammende Lieder mit dem prasselnden Lohenschlag gesunder Jugendkraft. Der Kampf gegen die Feigen, Halben und gegen die Ducker und gegen die Heuchler ist's, den er ausposaunt, frei und frisch, mit dem Stolze des Freien, des Großen, des Starken, mit der Begeisterung des Jungen, des Kämpfers, des Draufgängers, trotz Sturm, Stein und Keilerei . . .

Zwerger ist ein kampffroher, sangtüchtiger und volksstolzer Dichter, der erkannt hat das Elend und die Not der völkischen Verfassung des heutigen Germanentumes und der als volkstreuer Poet die Leier für sein Volk, für den Sieg, für den Ruhm seines Volkes schlägt, nicht wie andere achselzuckend, von oben herab lächelnd an den nationalen Fragen vorübergeht und ins Kaffeehaus, in die Bohemienkneipen, um von hier aus über den Nationalismus in der deutschen Lyrik zu spötteln . . .

Wer sich deutsch nennt und ein Dichter sein will und gegen den nationalen, gegen den ausgesprochen nationalen Ton in der Literatur spricht, dem darf man wohl ruhig ins Gesicht sagen, daß er ein schlechter Deutscher ist. Freilich, undankbar wie kein Gebiet ist die nationale Lyrik, die nationale Literatur überhaupt. Keim gibt ein deutliches Beispiel dafür. Um so höher aber muß es einem dann angerechnet werden, wenn er seine Lieder trotz aller Gegenwehr in den Dienst der nationalen Sache stellt. Und Karl Dankwart Zwerger ist einer von denen, die aufgehen wollten, wenn es not wäre im heißen Kampfe gegen den kommenden Feind, der vielköpfig, vielarmig, vieläugig hereinschleift ins deutsche Land, ins Land der Blonden, hereinschleicht in die Ostmark.

das belegte Brot, das keinen Pfennig kostete, und die Zigarren, die man samt einem heitern Wort von frischen Mädchenlippen obendrein bekam.

So sahen wir den Hans zur Grenze ziehen, in der Ferne kleiner werden, immer kleiner, bis er ganz entschwand. Unsern Blicken, nicht unsern Herzen.

„Hans, halt' dich tapfer!“ riefen wir noch nach. Aber schon war unser Vorhang zugegangen, und für den Hans ein andrer Vorhang auf. Der auf dem Kriegstheater.

Versunken gingen wir nach Hause, noch einmal klinkten wir sein Stübchen auf — ah, hatte er nicht dort am Tisch was liegen lassen, was für uns? Ja, ein kleines Stück von seiner großen Geduld war es und seiner unerschöpflichen Beharrlichkeit. Dank schön, Hans, wir werden es wohl einmal brauchen können.

Und wir hatten sie nötig. In langen Wochen, da vom Hans kein Lebenszeichen mit der Feldpost kam. Da nur die Zeitung allgemein vom Hans berichten konnte, er tue seine Pflicht.

Bis eines Tages Hans mit einer weißen Binde um die Stirn auf kurzen Urlaub heimwärts kam. Bis wir ihn im Hospital besuchen durften, wo er still und wortkarg in den Kissen lag. „Hans, mein Hans, erzähle doch — sag, wie ist's gegangen?“ drängten sie sich um die Kissen. Aber seine Lippen braunten stumm, und nur sein Auge sprach.

Nicht sehr viele Tage gingen in die Lande. Dann stand er auf. „Hans ist nicht zum umbringen“, sagte der Doktor. Und Hans marschierte wieder seinem Regiment zu und meldete: „Herr Leutnant, ich melde mich wieder zur Stelle.“

Da hab ich es zu Hause nicht mehr ausgehalten. Schießprügel hab ich leider keinen auf die Schulter nehmen dürfen, wohl aber einen alten treuen Federhalter in die Hand. Mit dem bin ich über die Grenze gezogen zum Hans.

Zuerst wollten sie mich nicht hinüberlassen. Das da drüben sei dem Hans seine Sache und nicht die meinige, sagten sie. Und hatten recht. „Das schon“, entgegnete ich, „aber ich habe vergessen, dem Hans Behüt dich Gott zu sagen“. Ob ich's nicht geschwind noch nachholen dürfe. Da lächelten sie und gaben mir vom Großen Generalstab einen Ausweis.

In dem Ausweis stand, ich sei berechtigt, dem Hans Grüß Gott zu sagen. An die hundert Male haben sie den Ausweis unterwegs verlangt, auseinandergefaltet, vergnügt geschmunzelt, zurückgegeben und gesagt: „Sagt ihm auch von mir Grüß Gott, dem Hans.“

Alle die vielen Grüßgotts habe ich in den Rucksack gepackt. Der ist arg schwer geworden, bis ich weit drin im Feindesland mich endlich an die Schützengräben durchgefragt hatte, zum Hans.

Hans.

Von Fritz Müller.

Hans? Wer ist Hans?

Hans ist der Soldat, unser Soldat. Der „Gemeine Hans“ hieß er im Frieden. Nur „Gemeiner“? hat man da gesagt und machte eine kleine Falte unterm Augenwinkel. „Nur“, und die kleine Lächelfalte ist im Krieg verschwunden. Hans, der Gemeine, ist geblieben.

Und auf seinen Schultern ruht der Krieg.

Kennt ihr Hans? Was frage ich. Ein jeder der Zurückgebliebenen hat doch einen Hans im Felde.

Wir sahen Hans noch in den letzten Julitagen, als die schicksalsschwere Zunge an der Wage „Krieg — und — Frieden“ zitterte und schwankte. Sahen ihn den Hammer schwingen, seine Pflugschar führen wie alle Tage seit den 44 Jahren. Nur daß schon in jenen Tagen seine Augen überm Amboß heimlich blitzen, nur daß der Geruch der heimatlichen Scholle seine Nasenflügel hinterm Pfluge um ein wenig mehr gehoben hatte — sonst war's mit unserm Hans gerade so wie stets.

Dann kam der Krieg und knatterte durch ihn. Hans ward nicht anders, ward nicht prahlerisch, nicht aufgeregt und keine Spur nervös. Hans blieb, der er war. Hans blieb Hans. Nur daß er seine Hand vom Holz des Arbeitshammers hinüber an das andre Holz des Gewehrschafts legte, daß seine Faust mit gleicher Kraft und Ruhe statt des Griffs am Pfluge den Griff am Schwert umfaßte. Das war alles.

Denn das Marschieren im Takte der Kolonne war nichts Neues. Das Tempo seiner Arbeit war auch nicht viel anders gewesen. Auch im Frieden zwang die Arbeit zu dem gleichen Takte gleichgeregter Hände, Füße. Auch im Frieden sang er dann und wann ein Lied beim Brausen der Maschinen oder wenn er zu der Arbeit ging. Und wieder klang es nicht viel anders, wie er jetzt hinausmarschierte. Auch zu einer Arbeit. Nur daß seine Arbeitsstelle ein wenig weiter draußen an der Grenze lag.

Das war zum Kriegsbeginn der Hans, wie wir ihn alle kennen. Der Hans, der nicht lang flennte, als der Schatz, die Mutter Abschied winkten, der ihnen lieber noch ein fröhlich Scherzwort zurief und sich das Ernstsein für die andre Seite unserer Grenzen sparte. Der Hans, auf dessen Rücken der schwere „Muckel“ unter tiefen Atemzügen leicht federte. Der Hans, der unterwegs mit seinem Flintenlauf Zwiegespräch hielt, wie gestern noch mit seinem Kalb im Stalle oder der Maschine im Fabriksaal. Der Hans, der mit seinen Kameraden gleich einem summenden Bienenschwarm in der Tür des Güterwagens hing, der ihn durch die hundert Orte bis zur Grenze brachte. Der Hans, der sich bei den Aufenthalten diebisch freute über den „umsonstigen“ Kaffee und

Hans war geradezu und hatte die verfluchte Angewohnheit, zu siegen. Das trug ihm drüben die Bezeichnung ein, daß er ein Barbar sei. Nun, er wird's tragen müssen.

Hans hatte vier kalte Sprüche für den Feldgebrauch, wenn's bös zu gehen drohte: „Mir kann nix g'scheh'n." Und einen zweiten: „Das Sterben, ja das Sterben kommt zuletzt, ganz zuletzt." Einen dritten: „Eine jede Kugel trifft ja nicht." Und einen vierten: „Kugeln, die man pfeifen hört, die tun nichts mehr. Denn seine Todeskugel hat noch keiner je gehört."

Und zwischen diesen Sprüchen und den Unbequemlichkeiten in den Schützengräben lag als Kitt Humor, ein unbezwinglicher Humor.

Hans hat freilich auch der Fehler eine Menge: Hans kann kein einziges französisches Verbum konjugieren, außer ein einziges regelmäßiges „J'attaque, tu attaques, il attaque . . ." Hans handhabt die graziöse Rede schlecht. Aber den Spaten wie die Flinte handhabt er um so besser. — Hans kann nicht einmal eine ordentliche Quadratwurzel ausziehen. Aber hungern kann er drei Tage lang, wenn's sein muß, in den Schützengräben. — Hans hat nie von Schopenhauer was gehört. Aber das Gesetz des unbeugsamen Willens kennt er doch. — Kant ist ihm unbekannt, und dennoch ist in ihm der kategorische Imperativ lebendiges Fleisch geworden. — Hans hat nie Française getanzt und macht bei seinem Hurra doch Franzosen tanzen.

Hans raubt und plündert, mordet, massakriert — in den feindlichen Zeitungen und teilt in Wirklichkeit sein letztes Stuck Kommißbrot mit den hungernden Bauern im Feindesland. So fand ich Hans.

Beim Abschied hab ich ihn gefragt, was ich zu Hause sagen sollte, wann er wiederkäme? Da hat er auf einen Baum geschaut, der schon halb entlaubt war: „Vielleicht, wenn der wieder frisches Grün hat", hat der Hans gesagt, „und dann, vergiß fein nicht, der schwarzen Marie auszurichten — nun, du weißt ja schon . . ."

Da bin ich denn zurückgegangen und hab's der schwarzen Marie ausgerichtet. Sie hat nicht viel dazu gesagt. Nur ihre Augendeckel sind ein paarmal auf- und abgegangen, als winkten sie dem ungerufen aufgestiegenen Wasser ab. „Ist schon recht", hat sie gesagt, „wenn's also wieder grün wird".

„Aber vorher wird es weiß vom Schnee, Marie", habe ich eingeworfen.

„Lassen Sie's nur schneien, Herr", hat die Marie gescherzt, „einmal Schnee zwischen der Lieb' soll soweit ganz gut sein, hat der Pfarrer gesagt".

Hm, genau so hatte es mir der Hans gesagt, hinterm Schützengraben. Jaja, die schwarze Marie ist halt wie der Hans. Und der Hans ist wie die schwarze Marie.

Der hat nicht schlecht geschaut, der Hans, als er mich sah. „Wie kommst denn du daher?“ hat er gesagt, „du bist ja gar nicht einmal feldgrau.“

„Doch“, hab ich gesagt und wies auf meine Kleider, die vom Staub der vielen Straßen und Strapazen auch schon feldgrau waren.

Da ließ er's gelten und fragte mich aus, wie's zu Hause ginge, und ob die schwarze Marie — nun, ich wüßte schon . . .

Aber mitten in seine Rede haben die Granaten hineingepfiffen. Und da hat der Hans keine Zeit mehr gehabt. Er mußte schießen, schießen, schießen. Dann stürmen, wieder schießen, wieder stürmen, Tag und Nacht.

Aber in den Zwischenpausen habe ich mich zu ihm aufs Stroh legen dürfen, habe langsam alle Grüßgotts ausgepackt, die in wollenen Unterkleidern eingepackt waren, und habe manche gute Stunde am Tag und in der Nacht bei ihm, dem Hans, verbracht.

Wie hat der Hans gelacht, als es mir bei den ersten einschlagenden Granaten unbehaglich wurde. Mit drei Scherzen und einem halben hat er mir die Angst dann abgewohnt. Und in den langen Stunden zwischen den Gefechten hat er mit mir und einem andern Hans, der dicht daneben lag, im Angesicht des Feindes einen Skat gedroschen und hat nicht schlecht gejuchzt, wie eines Abends noch ein dritter Hans mit einer Ziehharmonika daherkam.

Aber mitten in der Fidelität hat er den abgeschnittenen Ton der Ziehharmonika mit Gewehrgeknatter fortgesetzt und mich mit einem herzlich dicken Fluch zurückgeschickt, ohne mir die Hand zu geben. Aber als das Schießen fertig war, hat er wieder vergnügt mit mir Kaffee aus *einer* Tasse getrunken.

Hans hatte Offiziere. Mehr als strengste Mannszucht verband ihn mit ihnen. *Die* war nur das Sichtbare. Das Unsichtbare war versteckte Kameradschaft. Nur einmal sah ich auch die Kameradschaft sichtbar werden. Das war damals, als Hans und sein Leutnant zu gleicher Zeit verwundet wurden. Da hatten sie sich gegenseitig den Arm ums Genick gelegt und hinkten langsam, einander stützend, in das Lazarett.

Hans sei blind gehorsam, las ich in der Feindespresse. Sogar verkehrte Befehle führte er aus. Stimmt. Denn einmal sah ich den Hans grimmig schmunzeln, als er einem nach *seiner* Meinung falschen Befehl seines Vorgesetzten gehorchte: „Geschieht ihm gerad recht, wenn's schief geht“, hat er dabei gemurmelt. Nur daß es eben gerade ging, nicht schief. Worauf Hans bemerkte: „Jetzt g'schieht's *mir* g'rad' recht.“

Hans sei also weiter nichts als eine Maschine, hieß es weiter. Wieder richtig. Nur daß die Maschine arg lebendig war von einem sonderbaren roten Pumpwerk, so man Herz nennt.

'S ist doch eine andere Welt. Einst Soldatenflüchtlinge von der Armee in die Einöden; heute eilen Hunderttausende von Freiwilligen dem Heere zu. — Einst in Kriegszeiten waren die Städte im Innern des Landes völlig ohne Soldaten; denn sie standen alle vor dem Feinde; heute wimmelt es in den Städten von Militär, während draußen die Millionenschlachten stehen. — Einst hat man den Soldaten Geld nachgeschickt ins Feld, heute schicken viele Soldaten Geld in die Heimat zurück. Im Felde können sie es nicht brauchen, hingegen bitten sie um Lebensmittel, weil sie, wie einst, nicht mehr plündern und rauben. — Einst hat man die Festungen auf Berge gebaut, jetzt baut man sie in die Erde hinein. Einst hat man sie mit starken Mauern umgeben, jetzt umflicht man sie mit einem vielfältigen Gewirre von Drahtgittern, die mit Elektrizität gefüllt sind. Einst kämpfte man auf festem Boden, Aug um Aug, Zahn um Zahn. Jetzt verstecken die Gegner sich voreinander und morden aus Hinterhalten. Sie kämpfen in Gräben, unter der Erde wie Maulwürfe, in den Lüften wie Raubvögel, unter dem Meere wie Haifische und Seespinnen. — Einst hatte man Kriegsschiffe mit ein paar hundert Mann Besatzung; jetzt gleiten sie als schwer bepanzerte und und gerüstete Festungsstädte auf dem Meere. Aber diese schwimmenden Festungen werden durch kleine, behendige Unterseeboote in die Luft gesprengt, und die kleinen Unterseeboote hinwiederum werden wie Fische in Drahtnetzen gefangen. Wie Flechten und Tangen schwimmen die Minen und machen die Meere zu einem einzigen mit Unheil vollgeraidelten Vulkan. Und auch zu den Luftschiffen, die von oben herab Städte zerstören, steigen wie Fasselballönchen die Minen empor und holen die kühnen Flieger mit ihren Fahrzeugen herab. — Und an diesen fabelhaften Schlachten unter der Erde, unter dem Wasser, in den Lüften beteiligt sich mit allen ihren „herrlichen Errungenschaften" jetzt haß- und rachewütend die halbe Welt. —

Wie herrlich weit wir es gebracht haben!

Und so stehen wir da und sehen staunend, was vorgeht. Und wissen nicht, wie das enden wird, enden kann, enden muß, denn es ist, seit die Welt steht, das erstemal, daß so etwas geschieht.

Die Anstifter selbst — ich sehe sie mit verblüfften Gesichtern stehen und einander fragen: Was jetzt? Wie enden wir das?

In der deutschen Armee sollen Offiziere und Mannschaft sich mit den Worten begrüßen: „Guten Morgen, Kamerad! Gott strafe England!" Und der Gegrüßte dankt ernst: „Gott strafe es!"

Vor einem Bezirksgerichte in der Oststeiermark klagte ein Beamter seinen Schwager, weil der ihn einen — Gentleman genannt hatte!

Heimgärtners Tagebuch.

Als ich heute mit einem Bekannten durch den Stadtpark ging, läutete auf dem Schloßberg wieder einmal die Liesel.

„Sei still, du alte Brummerin da oben!“ rief mein Begleiter aus, „dir glaube ich nichts mehr, seit du mich am zweiten Dezember so angelogen hast“.

„Wieso?“ fragte ich.

„Ja, damals hat sie herabgesungen, wir hätten Belgrad erobert, über Serbien gesiegt. Und war alles erstunken und erlogen.“

„Freund“, sagte ich, „dann hast du die Glocke nicht verstanden. Man sagt zwar, daß sie aus serbischen (oder einstmals türkischen) Kanonen gegossen sei, aber deshalb ist sie noch keine Kriegsglocke. Eine Gebetglocke ist sie und so oft sie läutet, mahnt sie zum Gebet.“

„Aber sie läutete am zweiten Dezember doch wegen der Einnahme Belgrads!“

„Gewiß. Ich habe sie selber gehört, damals. Grazer! Österreicher! rief sie, Belgrad ist besetzt von unseren Truppen. Freuet euch. Aber seid nicht übermütig, das ist noch nicht der Sieg. — Betet! — Betet! — Es können noch schwere Tage kommen. Dann seid nicht verzagt. Man merkt wohl, Leute, ihr kennt alle miteinander den Krieg nicht. Jeden Waffenerfolg nennt ihr den Sieg. Jedes Zürückweichen eine verlorene Schlacht, und jede verlorene Schlacht den verlorenen Feldzug. Das ist kindisch. Wegen einer bezogenen Festung steckt ihr die Fahnen aus, wegen tausend Russen, die gefangen wurden, stellt ihr brennende Kerzen ans Fenster! Lasset diese einfältigen Aufmutzungen, die nur schaden, weil die ihnen folgenden Enttäuschungen zu jämmerlich sind — lasset sie sein. Arbeitet, betet und hofft. Wenn endlich der große Sieg errungen ist und mit ihm der Friede einzieht, dann ist die Zeit für das Jubelfest. Jetzt heißt's für den, der sonst nichts tun kann: beten! — Das, Freund, ruft uns die große Glocke, Frau Liesel, vom Schloßberg zu.“

Mein Begleiter trabte schweigend etliche Schritte neben meiner dahin, plötzlich sagte er unmutig: „Beten. Das Wort mag ich nicht hören. Es ist so weich, so weibisch, so feig. Ringen heißt's jetzt. Dann wird uns der starke Herrgott schon beistehen. Gott verläßt keinen Deutschen. Was braucht's da beten!“

„Aber jetzt hast du gerade gebetet!“ mußte ich auflachen. „Dieses Aufschauen zum Herrgott, dieses Gottvertrauen ist ja das Gebet, das die alte Liesel meint, wenn sie dreimal täglich zu uns herabspricht.“

Nach diesem Gespräch schritten wir schweigend dahin und die Glocke läutete noch immer.

und schwächten damit die Wehrkraft. Deshalb müssen selbst amtlich Kriegsberichte so abgebogen werden, daß möglichst nur Erfolge angesagt, Schlappen aber verschwiegen werden, bis sie wieder ausgebessert sind. Das gehe ja an. Wenn aber unsere Gegner die eigenen Niederlagen als Siege und unsere Erfolge als Niederlagen in die Welt schreien, so mag das augenblicklich recht wirksam sein; aber die Wahrheit, wenn sie dann kommt, zerschmettert die Seelen. Man soll, meine ich, unter Umständen nicht bloß vorübergehende Mißerfolge verschweigen, sondern auch Erfolge, solange sie noch nicht auf festen Füßen stehen. Wir würden den Rückzug in Serbien gelassen ertragen haben, wenn uns nicht die knapp vorhergegangene Besetzung Belgrads bis in den Himmel entzückt hätte. Jeden Erfolg werde ich stolz und dankbar im Herzen feiern, aber in die Fenster stelle ich meine achtzehn Kerzen nicht mehr, ehe der ehrenvolle Friede geschlossen wird. Bishin lasse ich mich von keiner Siegesnachricht berauschen und von keiner Hiobspost unterkriegen.

Sonst ist es in Krieg und Schlachten drauf angekommen, die Gegner zu töten. Heute zieht man vor, sie gefangen zu nehmen. Ist auch gescheiter. Nehmen wir vom Feinde an Mannschaft gefangen, so verliert er Soldaten und wir gewinnen kostbare Pfänder, die wir teuer zu verkaufen gedenken. Der Feind seinerseits rechnet auch so. Das ist verständlich und halbwegs menschlich. Aber die vielen Gefangenen, die man im Lande hat, die an unserem Tische essen, die durch nötige Bewachung militärische Kräfte binden und die uns schließlich allerlei Krankheiten ausbrüten können — sind solche Gefangene nicht ein Elend? Und je mehr, ein desto größeres. Dazu, wenn man an ihre Verwertung denkt, sind sie nicht ein totes Kapital, das man fruchtbringend anlegen sollte, heute lieber als morgen? — Und der Gegner ist mit unseren Gefangenen in derselben Lage. Er wie wir gewänne durch Austausch die Angehörigen und verlöre die Feinde.

Was läge nun nahe?

Austausch der Gefangenen. Offizier gegen Offizier, Mannschaft gegen Mannschaft, mit gegenseitiger Bedingung, unter Vertrag und Ehrenwort, daß keine der umgetauschten Personen wieder in den Kampf tritt. Aber eine solche Lösung riecht schon nach Friedensverhandlung und der will man zur Zeit noch ausweichen. Während des Krieges wäre ein solcher Austausch auch kaum zu wagen. Wir, allerdings, würden Vertrag und Ehrenwort halten, aber unsere Gegner, wie wir sie kennen lernen mußten! Würden sie ihre zurückerlangten Soldaten nicht gleich wieder gegen uns in den Kampf stellen? Das große Werk des Gefangenenaustausches scheitert also an der Unredlichkeit der Krieg-

— Gerade schön, meinte der Richter, sei die Bezeichnung nicht, allein zwischen Verwandten solle man landläufige Schimpfwörter nicht so tragisch nehmen.

Wird dieser leidenschaftliche Haß gegen England fortdauern? Oder wird er allmählich in eine leidenschaftslose beständige Verachtung übergehen? Oder ist derlei nur eine Begleiterscheinung des Krieges?

Ein Moritaten-Sänger machte im Dorfe bekannt, daß er die Bilder der Mörder von Sarajevo zeigen werde. Die Mörder von Sarajevo? Trotz der bilderüppigen Zeit hat man die bisher nicht zu sehen bekommen. Der Zudrang und die Neugierde war groß, aber die Leute wurden enttäuscht. Der Barde zeigte mit seinem Stäbchen nur die Bilder vom serbischen König, vom Großfürsten Nikolajevic und vom Minister Grey. — Selbst draußen auf dem Dorfe sind vor diesen Personen die eigentlichen Werkzeuge von Sarajevo in den Hintergrund getreten.

Allenthalben spricht man von der abgrundtiefen Schlechtigkeit der Kriegsanstifter. Ich aber sage immer noch, so schlecht kann kein Mensch sein, daß er aus Neid, Geldgier und Herrschsucht die halbe Welt ins Elend stürzt, auch sein eigenes Land, auch sich selbst dazu. Eine so unerhörte Schlechtigkeit ist nicht möglich. Wahnsinn ist es, durch Mißgunst, Gewinn- und Herrschgier allmählich gereifter Wahnsinnsausbruch, wie man ihn in den Irrenhäusern findet. Dieser Wahnsinn ist akut, wie die Ärzte sagen, er geht vorüber. Aber wenn die Genesenden nachher sehen, was sie angerichtet haben! Werden sie dann nicht neuerdings wahnsinnig werden? Und chronisch. Aus allem, was sie umgibt, was sie sehen, hören und erleben, Tag für Tag bis zu ihrem letzten, wird ihnen der unsterbliche Völkerfluch entgegenhallen: Gott strafe dich!

Unsere Armee kämpft gegen zwei Fronten. Vorne gegen den Feind, hinten gegen die heimische Bevölkerung. Vorne gegen Übermut, hinten gegen Kleinmut. Vorne soll die Armee den Feind beunruhigen, hinten soll sie das Volk beruhigen. Vorne niederwerfen, hinten aufrichten. Vorne kämpfen mit Pulver und Eisen, hinten mit Druckschwärze. Mit Kienruß pflegte sonst die Presse manchen anzuschwärzen, jetzt wird er zum Schönfärben verwendet. Das macht nicht bloß unsere Berichterstattung so, das tun auch die feindlichen Heere, und in weit, weit höherem Maße.

Die Jammerhänse und Klagbasen daheim müssen beschwichtigt werden, sonst zersetzen sie die Zuversicht, die Opferfreudigkeit des Volkes

Feinde gegen uns. Wir haben uns nur zu wehren. Wir machen die Feinde für uns unschädlich, ohne ihnen weiter ein Leid anzutun."

Das las ich aus einer Feldpostkarte, die aus dem Lager der „Barbaren" kam.

Warum kommt das nicht, was seit jeher die große Sehnsucht war: die Freiheit, die Selbstbestimmung der Völker? So lasset sie doch zusammengehen, wie sie wollen, und den Fürsten wählen, den sie wollen. Zurückschlagen nur, wenn ein Volk in das andere gewaltsam eingreift. Dann sollen alle Nachbarvölker über den Ruhestörer herfallen und ihn in seine Grenzen weisen.

So war es einst im Haupte des Waldbauernbuben fertig — fix und fertig. Es gab nichts mehr zu ändern. Es war für alle Zeiten festgelegt. Die Völker frei unter freigewählten Fürsten.

Und mit solchen Vorstellungen, armer Bub, bist du in diese Welt geraten!

Ein Bekannter, der sonst in eitel Begeisterung schwebt, sagte gestern: „Das Elend und Leid, von dem man jetzt überall hört, könnte einem an diesem wunderschönen Weltkriege beinah' die Freude verderben!"

Heute ein namenloser Brief an mich: Ich bitte, Herr Schriftsteller, sagen Sie mir doch, was ist zu machen jetzt? Zieht man sich gut an, so sagen die Leute hinterher: „Das Elend überall, und da die aufgedonnerte Urschel!" Und zieht man sich einfach an, so tuscheln sie: „Na ja, weil's halt jetzt Mode ist, sich schlecht zu kleiden." Was soll man also tun?

Sehr einfach, verehrte Unbekannte: Nicht hinhorchen, was die Leute sagen. Nur herhorchen, was das Gewissen sagt.

Wenn wieder einmal Frieden wird, Freunde, da müssen wir ein ganz anderes Leben anfangen. Zum Teufel mit allem Prunk und Pflanz! Einfachere Haushaltung, schlichtere Kleidung, würdigere Feste! Unsere Hochzeiten und Leichenbegängnisse, wie haben sie schon die Gemüter veräußerlicht, die Güter verschwendet. Zurück zur Vernunft, zur Wahrhaftigkeit, zum Kern! Nichts um zu glänzen, alles um zu sein, um das zu scheinen, was ist. — Ein reicher Mann starb vor kurzem, für den waren schon Wägen voll von Grabkränzen und Körbe voll von Blumen und Schleifen hergerichtet. Eine Menge von Leuten, die auch wieder einmal ihre „Teilnahme" zeigen wollten, um am nächsten Tage in der Zeitung

führenden. Wie moderne Kriege überhaupt weniger mit Tapferkeit als mit Falschheit geführt werden. Tatsächlich will man nicht einmal von dem Austausche der Kampfunfähigen etwas wissen, die doch nicht mehr in die Front gestellt werden könnten. — Während das geschrieben wird, arbeitet der Papst an einer Vermittlung in dieser Sache. Welch ein Werk!

Wenn aber ein Austausch vor Gefangenen jetzt schon gewagt werden könnte, wieviel Kummer und Leid würde hüben und drüben mit einem Male aus der Welt geschafft sein! Wie würde dieser erste Schritt die Leidenschaft besänftigen und für eine Verständigung und Anbahnung des Friedens Stimmung machen! Die heimgekehrten Gefangenen würden erzählen, daß sie auch in Feindesland gerechte und gute Menschen gefunden haben; daß gerade an der Front vor allem die Bestialität sich ansammelt, daß aber im Innern der Länder überall das gleiche Weh, das gleiche Mitleid, die gleiche Sehnsucht lebt, die weinende, schreiende Sehnsucht nach dem Frieden!

Wir wünschen den Frieden nur, wenn es ein ehrenvoller ist. Und ehrenvoll kann er nur sein, wenn er auf Grund der Menschlichkeit geschlossen wird. Wir erinnern an Grausamkeiten, die an feindlichen Gefangenen halt doch verübt wurden; um so unabweislicher ist die gegenseitige Rückgabe der Gefangenen. Nichts erbittert den Wehrlosen mehr, als Roheit, und nichts schändet ein Volk tiefer, als Grausamkeit gegen Wehrlose, persönlich Unschuldige. Als Sieger wird man schließlich nur den zu preisen haben, der aus diesem infernalischen Weltbrand gerecht und menschlich hervorgeht.

Im Dezember hat die österreichische Marine das große französische Admiralsschiff „Courbet" zuschanden geschossen. Man hörte nur von einer Beschädigung. Während die Franzosen schon sehr viele Siege berichteten, die sie noch gar nicht errungen, hüllte Österreich seinen Seerfolg, dessen es nicht ganz sicher war, in Bescheidenheit. Da sieht man wieder, wie weit die grande nation uns voraus ist.

Bei dem Untergange unseres Kriegsschiffes „Zenta" hat sich nach den Berichten von den französischen Zerstörern keine Hand gerührt zur Rettung der Mannschaft. Als bei Pola das französische Unterseeboot „Curie" sank, haben die österreichischen Barbaren mit Ausnahme eines Offiziers alle Mann gerettet.

„Wir führen ja eigentlich gar keinen Krieg, jetzt, wir führen nur eine Wehr. Krieg kommt doch von kriegen, etwas an sich herankriegen, sich etwas aneignen. Das wollen wir ja nicht, das wollen die

Wochen später waren unsere Straßen belebt von schwarzen Gestalten. Dagegen lehnten sich aber viele auf. Man ertrug von fern das Sterben auf den Schlachtfeldern, aber man wollte keine Trauer sehen. Wenigstens keine auffallende; sie entmutige und schwäche. In Berlin hat man ein Trauerzeichen aufgebracht, eine „Gedenkspange", am Halse oder sonst an ersichtlicher Stelle zu tragen. Es ist ein schmales, schwarzes Metallblättchen mit dem Roten Kreuz und der Inschrift: „Stolz gab ich ein teures Haupt fürs Vaterland. 1914." An sich würdig und schön. Diese Gedenkspange nun soll das Trauerkleid ersetzen. — Es entspricht dem menschlichen Gemüte, ein tiefes Leid auch nach außen hin anzuzeigen, und sei es auch nur, um damit das rechte, ernste Verhalten zu fordern, das der Trauernde von den Mitmenschen beanspruchen darf. Je einfacher, schlichter ein solches Zeichen ist, je würdiger. Allein die „Gedenkspange" scheint mir doch zu unbemerkbar, zu leicht übersehbar zu sein. Sie kann das Trauergewand nicht ersetzen, nur vervollständigen. — Ich grüße wenigstens im Gedanken jede schwarzgekleidete Frau mit teilnahmsvoller Ehrerbietung. Wenn schon die Herzen das unmeßbare Leid ertragen sollen, das über uns gekommen ist, so wird wohl auch das Auge die schwarze Farbe, „das Licht des Leides", aushalten können.

Nein, das schlichte Trauergewand ist kein Prunk und Pflanz, vorausgesetzt natürlich, daß innerlich wahre Trauer vorhanden ist.

Eines der besten und fruchtbringendsten Mittel, um für die Witwen und Waisen gefallener Krieger Hilfe aufzubringen, wäre die Kriegsbriefmarke. Die Kriegsmarke kostet um 2 Heller mehr als die gewöhnliche Briefmarke und könnte — von den Briefschreibern benützt — täglich viele Tausende von Kronen einbringen. Mit Begeisterung wurde die Idee aufgenommen, die Post ging darauf ein, die Kriegsmarke wurde gemacht, aber ich wunderte mich, daß man ihr dann so selten begegnete. Und noch mehr wunderte ich mich, daß solche Marken nicht genügend angezeigt wurden, daß bei den Verkaufsstellen die sonst bei jedem Gewinstespielhandel üblichen Anzeigezettel fehlten. Endlich konnte man lesen, daß die Kriegsmarken an den Verschleißstellen zumeist gar nicht zu bekommen seien. Die Verschleißstellen setzen sich bei Anschaffung solcher Marken einer geschäftlichen Gefahr aus; die unverkauften Stücke werden nämlich nicht mehr zurückgenommen, auch nicht gegen gewöhnliche Marken umgetauscht. — Ja, bei einer solchen Engherzigkeit und Hemmung ist es freilich kein Wunder, daß die Kriegsbriefmarke nicht volkstümlich werden kann.

Wenn die Leute schon aufgefordert werden, für die große Sache Opfer zu bringen, so sollte man amtlich sie auch dabei rege unterstützen.

zu stehen, rüstete sich mit Flor und Windlichtern für den Kondukt. Aber als der Totenzettel ausgegeben wurde, fand man darauf weder Zeit noch Ort des Begräbnisses. Der Mann wurde nur von nahen Angehörigen und Freunden in stiller Trauer bestattet. Das stimmungsvollste, das würdigste Begängnis, das seit langem stattfand.

Wenn wir den Pflanz wegwerfen, werden ja einzelne Gewerbe niedergehen, sie waren eben nicht auf die rechte Grundlage gestellt. Die Leute müssen einen Erwerb ergreifen, der Notwendigeres schafft und dauerhaftere Erfolge hervorbringt. Kauft man sich denn Bücher, damit die Schriftsteller leben können? Nicht eins aus diesem Grunde. Wenn ein Schriftsteller Bücher schreibt, die keinem Kulturzwecke dienen, so darf er sich nicht kränken, wenn er davon nicht leben kann. Dann muß er eben ein nützlicheres Geschäft angehen. Ist diese Bemerkung auch auf mich anwendbar, so muß ich mir sie eben gefallen lassen.

Möchte sich eine große Vereinigung von vernünftigen Menschen bilden, um all das windige Getue abzuschaffen und eine wirkliche, eine wahre Kultur aufzubringen!

Es vergeht kein Tag jetzt, ohne daß ein Band oder ein Bändchen „Kriegslieder" erscheint. Glänzende Erscheinungen darunter: Ganghofer, Kienzl, Wolzogen, Plattensteiner u. a. – Die Mehrzahl aber, die Dilettanten! Zumeist werden solche Gedichte auf Selbstkosten gedruckt und der Ertrag dem Roten Kreuz, den verwundeten Soldaten oder anderen Kriegszwecken gewidmet. Gedichte und Ertrag, wie reimt sich das zusammen? Auf Reime reimt sich zur Not Schäume, Träume, aber nicht Ertrag. Die Verfasser und Verfasserinnen, die ich meine, sind meist keine Berufenen, vielmehr Versuchende, deren dichterische Versuche (mit Ausnahme der Eitelkeit, gedruckt zu werden) gut und selbstlos gemeint sind und mitunter ganz hübsches Talent zeigen. Und trotzdem! Solche Gedichtebücher bringen für Kriegszwecke keinen Heller ein, bringen aber den Verfasser um die Druckkosten. Es ist da mancher am Zeug, beim Kriegsfeuer sein Süpplein zu kochen, aber das Brennmaterial ist zu kostspielig. Derlei Poesien müßten ganz außerordentlich sein, sonst kauft man sie nicht, trotzdem es heißt: „Der Ertrag den Soldaten gewidmet!" Wer diesen wirklich was vermeint, der tut besser, kein Gedichtebuch drucken zu lassen, sondern die dadurch ersparten Druckkosten den armen Soldaten für Notwendiges unmittelbar hinzugeben.

Sofort nach der Kriegserklärung mobilisierten in den Großstädten die Trauerwaren-Häuser; fast kamen sie den Armeen zuvor. Und wenige

In jeder Pfarrkirche soll von derselben Gemeinde eine Gedenktafel gestiftet werden zur dankbaren Erinnerung an die Pfarrangehörigen, die in diesem Kriege für das Vaterland gestorben sind. Solche Denkmäler können je nach Umständen künstlerisch ausgestattet werden oder auch ganz einfach als Marmorplatten eingemauert stehen mit den eingemeißelten Namen der Gefallenen. Jedenfalls aber monumental, daß sie weit in die künftigen Zeiten hinein den Nachkommen verkünden von der Not und den Helden unserer Tage. Wie kann man die lieben Gefallenen einfacher und bleibender ehren? Wie kann eine Gemeinde sich selbst schöner erheben, die Enkel eindringlicher mahnen, in kommenden Zeiten der Gefahr mit gleichem Opfermute für Vaterland und Volkstum einzustehen!

Das Innere der Kirche ist für die Gedenktafel der geeignetste Ort. Ist sie doch stets die Stätte, wo Lebende und Tote sich Stelldichein geben. Die Tafel an würdigem Platz, sei es unter der Kanzel, da sie ja auch predigt, sei es neben dem Altare, da die Gefallenen ja auch ihr Blut geopfert haben für die Sünden der Welt.

Feierlich möchte ich die Gemeinden in Stadt und Land auffordern, nach Prettenhofers Anregung zur Stiftung von Kriegerdenkmälern zu schreiten. Wo man die Gefallenen schon nicht durch kunstvolle Monumente ehren kann, da errichte man einfache Marmortafeln, die wenig kosten und doch so großen moralischen Wert haben zum Trost der Angehörigen und zur Mahnung für künftige Geschlechter.

Der alte Schmied in der Unterwelt guckte durch ein halbverschüttetes Vulkanloch heraus nach Europa, zu sehen, was hier die Leute treiben. Zerstören, morden! — Ja, dachte sich Meister Hephästos, wenn ihr das wollt, da kann auch ich ein wenig mithelfen. Er schleuderte seinen Hammer in die Wölbung empor, daß der Erdboden schütterte. Im schönen Italien stürzten blühende Städte und Ortschaften in Schutt; und Tote, tote Menschen an die dreißigtausend! — Europa schlug die Hände über den Kopf zusammen, jammernd über das ungeheuere Unglück. Meister Hephästos sah es und schmunzelte: „Ist doch das eine Heuchlerbande! Als ob so viele von ihnen nicht weit schlimmeres Unheil verübten!" —

Dieses Erdbeben 80 Kilometer westwärts, und du, ewiges Rom . . . Aber nicht bloß Italien, wir alle stehen auf dem Vulkan, liegen auf der Riesenbombe, häufen mit kalter Überlegung oder leidenschaftlichem Grimme Missetat auf Missetat und ahnen nicht, was unterirdisch sich auch für uns vorbereiten kann. Glücklich noch Italien, es hat an diesem seinen Unglück keine Schuld.

Die *Semmel* ist die Einheit der Nahrungsmittel. Sie ist das billigste Nahrungsmittel und auch das bequemste. Man könnte wohl den Nährwert anderer Stoffe an ihr messen, so zum Beispiel eine Portion Fleisch fünf Semmelkräfte, ein Kilo Kartoffeln — drei Semmelkräfte, zwei Liter Bier eine Semmelkraft. Aber die „Semmelkraft" sinkt in dem Maße, als ihr Preis steigt. Als Knabe einst, wenn ich auf dem Wege ins ferne Kirchdorf eine Kreuzersemmel kaufte, wurde ich satt davon.

Vor kurzem schenkte ich einem meiner Enkel einen Kreuzer: „Kauf dir was damit." Der Kleine ging und erst nach Stunden kam er zurück. Er sei die halbe Stadt abgegangen, hätte aber nichts gefunden, was um einen Kreuzer zu haben gewesen wäre. Dann habe er den Kreuzer einem Bettler in die Hand gedrückt, der hätte auch nichts dafür hergegeben, nicht einmal ein Vergeltsgott. — Das Geld fängt erst mit zwei Kreuzer (vier Heller) an, etwas zu sein. Seine erste Leistung ist die Semmel. Doch von Semmeln allein kann niemand leben, außer die Bäcker. Aber die leben gut.

Vor einigen Wochen ließ der Dorfschmied zu M. bekannt machen: Wer zuschauen wolle, er werde am Christtag vor der Mahlzeit im Wirtshause in einer Viertelstunde zehn Semmeln essen. Wie Zeugen bestätigen, ging das ganz leicht, der Mann steckte je eine Semmel auf einmal in den Mund und zerkaute sie ganz behaglich. Als die Viertelstunde um war, hatte er zwölf Semmeln verzehrt — dann ging er zum Mittagsmahl.

Das war die Vierhellersemmel von 1914.

Einen Freund, der auf Besuch kam, fragte ich, was es Neues gäbe in der Welt?

Da richtete er sich langsam, fast feierlich in die Höhe und sprach: „Heute ist Neujahrstag. Ich habe mir vorgenommen, von heute ab während der ganzen Kriegsdauer *kein einziges Wort vom Kriege* mehr zu reden."

„Freund, wenn du das kannst, dann bist du der stärkste und weiseste Mann auf Erden!"

Hierauf gerieten wir in eine lebhafte Unterhaltung, die über zwei Stunden währte. Wir sprachen von nichts anderem, als vom Kriege.

Oberlehrer Prettenhofer in Kindberg macht einen Vorschlag, dem ich mit Begeisterung beistimme.

stützung angedeihen läßt. Nie darf vergessen werden, welche Kämpfe, Leiden und Entbehrungen die deutschen Stämme Österreich-Ungarns ertragen haben, um das Gepräge ihres Heimatstaates wenigstens in seinen Grundzügen deutsch zu erhalten. Nie darf vergessen werden, daß die 36 v. H. Deutschen „Zisleithaniens" fast die Hälfte der Mannschaft des österreichischen Heeresteiles bilden und daß der gesamte Offizierskörper, der zu drei Vierteln aus Deutschen besteht, auch heute noch die ruhmwürdigen Überlieferungen der tapferen kaiserlichen Streitmacht pflegt und ihnen erfolgreich nacheifert.

Die Mitteilungen des Vereins für das Deutschtum im Ausland weisen auf einige Heldentaten deutscher Soldaten des österreichisch-ungarischen Heeres hin, die verdienen, der großen deutschen Öffentlichkeit bekanntgemacht zu werden. Die aus ungarländischen Schwaben bestehenden Regimenter zeichneten sich in den Kämpfen auf dem galizisch-polnischen Kriegsschauplatze durch hervorragenden Mut aus, sie wichen und wankten nicht, obwohl sie in dem furchtbaren Geschoßhagel mehr als die Hälfte ihres Bestandes verloren. Über die Haltung der siebenbürgisch-sächsischen Truppen berichten Ofen-Pester Blätter: „Einer ganzen Reihe sächsischer Offiziere wurden höhere Orden verliehen. Die sächsischen Mannschaften wurden nach Dutzenden ausgezeichnet." Über den Charakter des sächsischen Soldaten heißt es: „Er ist nicht tollkühn und verwegen, sondern stets unerschrocken und ausdauernd. Er tut sich durch eherne Pflichterfüllung hervor, die sich durch keine Todesgefahr beirren läßt. In der Gefahr ist er ruhig und im Handeln stets zweckbewußt. Der Siebenbürger Sachse beweist im Felde, daß seine alte, solide Kultur ihn in jeder Lage zu hohen Leistungen befähigt."

Den deutschen Kriegern, deren Wiege im Ungarlande stand, schließen sich ihre Brüder im Waffenrock aus den österreichischen Gauen würdig an. Das 3. Korps, größtenteils aus deutschen Steirern, Kärntnern und Gottscheern zusammengesetzt, hat durch seinen unvergleichlich heldenhaften Mut im Kampfe gegen die besten russischen Truppen den Namen „Das eiserne Korps" errungen. Die Tiroler heißen bei den Soldaten des Zaren unter Anspielung auf ihre Edelweißabzeichen am Kragen „Die Blumenhunde". Sie spielen auf den östlichen Schlachtfeldern dieselbe Rolle wie die unbezwinglichen Bayern im Westen. Die Österreicher und Salzburger, reindeutschen Kronländern entstammend, haben einem gefangengenommenen russischen Stabsoffizier durch ihr Verhalten die Frage abgerungen, welche Gardetruppen seinem Heereskörper gegenübergestanden hätten. Er habe den Krieg gegen Japan mitgemacht, nie aber einen so hervorragenden Angriff gesehen wie den der Infanterieregimenter Nr. 14 und 59 (die sich aus Salzburg und Oberösterreich ergänzen).

Diese Beispiele deutscher Tapferkeit ließen sich noch vervollständigen durch Berichte von der über jedes Lob erhabenen Unerschrockenheit der Deutschböhmen, Deutschmährer und Deutschschlesier. Es wird aber gewiß schon der vorstehende Hinweis genügen. Die deutsche Allgemeinheit muß wissen, daß auch im nahen Osten und im ferneren Südosten heldenhafte Volksgenossen, die nicht dem Deutschen Reiche angehören, treue und unerschütterliche Wacht halten gegen die Horden des Zaren und gegen die Brut eines blutbefleckten Zaunkönigs. „Ostdeutsche Rundschau."

*

Und heute!

Zur rechten Zeit erinnert die „Kölnische Zeitung" an ein Urteil, das ein englischer Teilnehmer an dem Feldzuge gegen den großen indischen Aufstand von 1857 über die Weißen fällte, die damals gemeinsam mit den Farbigen gegen die Engländer fochten. Dieser Engländer, der die Verteidigung von Lucknow mitgemacht

Kleine Laube

Emden.

Von Maria Weinand, Essen-Ruhr.

Schiff ohne Hafen, Schiff ohne Ruh',
Fliegende, fliegende Emden du!
Deutscher Lorbeer um Mast und Bug,
Hinter dir her der englische Fluch,
Schiff um Schiff in den Grund hinein
Und das Meer und das Meer und das Meer war dein.

Schiff ohne Hafen, Schiff ohne Ruh',
Herrliche, herrliche Emden du!
Wärst nun getroffen von feindlicher Hand?
Wärst nun vergangen im lodernden Brand?
Wärst nun versunken im weiten Meer?
Wärst nun gestorben? . . . Nein, nimmermehr!

Schiff ohne Hafen, Schiff ohne Ruh'
Unvergeßliche Emden du!
Kannst ja nicht sterben. — Es huscht daher
Ewig dein Schatten über das Meer,
Ewig dem Feinde zu Fluch und Leid,
Ewig in deutscher Unsterblichkeit.

Aus unserer Zeit.

Die deutschen Soldaten Österreich-Ungarns.

Die „Mitteilungen des Vereines für das Deutschtum im Auslande" enthalten folgenden beachtenswerten Aufsatz: In den Berichten unserer Zeitungen über die Leistungen des österreichisch-ungarischen Heeres kehrt stets die restlose Anerkennung der Tapferkeit und der Treue der slawischen und madjarischen Soldaten wieder, dagegen findet man so gut wie kein Wort über die allerdings selbstverständliche Mannhaftigkeit und Zucht der deutschen Krieger des uns verbündeten Staates. Es ist gewiß bedeutungsvoll und verdient besonderen Hinweis, daß die nichtdeutschen Völker der Donaudoppelmonarchie sich unentwegt um ihren greisen Kaiser und König geschart haben und ihrer Liebe und Anhänglichkeit zu dem großen und schönen Vaterlande ehrlichen Ausdruck durch Gut- und Blutopfer verleihen; sie haben durch diese Haltung die bösen Erwartungen unserer Feinde zuschanden gemacht, die mit einem Aufruhr vor allem der tschechischen, ruthenischen und südslawischen Regimenter rechneten, als sie über die beiden mitteleuropäischen Kaiserreiche herfielen. Die deutsche Unparteilichkeit geht aber entschieden zu weit, wenn sie die Nibelungentreue jener zwölf Millionen Stammesgenossen fast übersieht, denen das Deutsche Reich es zu verdanken hat, wenn heute im Süden und Südosten ein starker Bundesgenosse uns seine Unter-

Pflicht, den Staat zu erhalten und die Rechte der Bürger zu schützen. Dies ist jedoch manchmal nur unter Anwendung von Waffengewalt möglich Auch ein Angriffskrieg ist nicht an sich böse, sondern kann gerecht und ehrbar sein. Es ist dies übereinstimmende Überzeugung aller Völker. Denn immer hat man allenthalben daran festgehalten, daß es einem Staate erlaubt sei, die ihm von einem anderen Staate zugefügten Unbilden zu rächen. Und in der Tat, wenn es dem einzelnen erlaubt ist, für zugefügtes Unrecht sich Genugtuung zu verschaffen, so nicht minder dem Staate, wenn er selbst oder in seinem Oberhaupte gekränkt worden ist. Dabei ist wieder zu beachten, daß Privatpersonen ihre Rechte in der Regel durch Vorgesetzte suchen können und der Ordnung wegen nach Möglichkeit auch diesen Weg betreten müssen, der Staat dies aber entweder gar nicht oder sehr unvollkommen kann, da eine Behörde, die ihm in angemessener Weise Recht verschaffen könnte, nicht vorhanden ist. Er wird aber auch nur dann zum Kriege, der offenbar viele und große Übel im Gefolge hat, sich verstehen können, wenn andere Mittel nicht mehr hinreichen, die Rechtsordnung wieder herzustellen.

2. Damit aber ein nach obigen Grundsätzen erlaubter Krieg rechtmäßig geführt werden könne, müssen noch folgende Bedingungen erfüllt werden:

Im Falle eines Angriffskrieges muß er von der höchsten staatlichen Autorität ausgehen, da untergeordnete Machthaber Unrecht durch diesen sühnen lassen können. Wie es jedermann hingegen erlaubt ist, abzuwehren, so kann auch ein untergeordneter Regent die augenblicklich notwendigen Maßnahmen zur Selbstverteidigung für sich und sein Gebiet ergreifen.

Ferner muß, damit ein Krieg gerecht genannt werden kann, ein mit Gewißheit feststehender wichtiger Grund für denselben vorhanden sein. Als solcher kann nicht jedes Vergehen eines anderen Staates angesehen werden, sondern nur solche, die den Mitgliedern des eigenen Staates Nachteil bringen. Denn nur wegen des Rechtes und der Pflicht für die Wiederherstellung der verletzten Rechte des eigenen Staates zu sorgen, kann eine Regierung die Waffen gegen einen anderen erheben. Mit Sicherheit muß das zugefügte Unrecht feststehen, weil niemand ohne Nachweis der Schuld bestraft werden kann. Auch muß eine große Schuld vorliegen, damit das Verhältnis zwischen Schuld und Strafe und den Unzuträglichkeiten, welche der Krieg mit sich bringt, ein rechtes sei. Weiters ist zu einem gerechten Krieg die rechte Absicht notwendig. „Wir dürfen nicht“, sagt der heilige Augustinus, „den Frieden suchen, um Krieg führen zu können, sondern den Krieg suchen, um Frieden zu erlangen.“ Nicht um dem anderen zu schaden, um die Herrschaft auszubreiten oder kriegstüchtig zu werden, darf man Krieg führen, sondern des Gemeinwohls wegen: damit Ordnung, Friede und Sicherheit wieder hergestellt werde. Endlich muß im Kriege, soll er gerecht und unanfechtbar sein, die richtige Art und Weise des Vorgehens eingehalten werden. Es ist erlaubt, dem Feinde den Schaden, der zum Siege notwendig ist, zuzufügen, und nach dem Siege Schadenersatz und Genugtuung für das begangene Unrecht zu verlangen. Unerlaubt ist es hingegen jede Unbill gegen Unbeteiligte und Unschuldige, sowie alles, was nicht notwendiges Mittel zum Siege ist.

*

Warum England Krieg führt.

Keine noch so gründliche Abhandlung kann einem das so verblüffend klarmachen, wie der Brief eines englischen Hauses an ein Geschäft in Rio de Janeiro:

„Sehr geehrter Herr! Falls Sie Aufträge für irgendwelche deutsche Waren haben oder beabsichtigten, Waren besagten Ursprungs zu kaufen, so gestatten Sie uns, Ihnen unsere Dienste anzubieten für den Kauf derartiger Waren aus

hat, schrieb in einem 1858 erschienenen Buche: „Sie packten uns von allen Richtungen an, Rottenfeuer und Liniensalven wurden uns von überall her zugeschickt, Bombe auf Bombe barst innerhalb unserer Werke und die Geschütze brüllten dazu ohne Unterlaß. Die feindliche Artillerie wurde offenbar noch immer von einem gewandten Offizier befehligt, wahrscheinlich von einem Europäer, denn wir konnten deutlich einige in ihren Reihen entdecken. Wie es weißen Männern möglich ist, mit schwarzen Mordbrennern gemeinsame Sache zu machen, mit Barbaren, die den Krieg führen wie wilde Bestien und nicht wie Menschen, kann ich nicht begreifen. Keine Züchtigung scheint mir groß genug für so niederträchtige Verräter ihres eigenen Blutes." — Was würde dieser rassebewußte Engländer heute zu den farbigen Bundesgenossen seines „stolzen Vaterlandes" sagen?

*

Dank französischer Verwundeter für die deutschen — Barbaren.

Aus Pforzheim wird dem „Lokalanzeiger gemeldet: 52 in einem großen Lazarett im Osterfelder Schulhaus untergebrachte verwundete Franzosen haben nach etwa dreiwöchigem Aufenthalt das Bedürfnis gefühlt, an den ärztlichen Leiter des Lazaretts, Medizinalrat Dr. Rupp, folgendes wörtlich übersetzte Schreiben richten:

> Herr Direktor! Die französischen Verwundeten, die in Pforzheim verpflegt werden, danken Ihnen hiemit für den Dienst, den Sie durch die Benachrichtung ihrer Familien erwiesen haben. Dieser Umstand bildet für die Verwundetene eine wertvolle moralische Erleichterung, die sie von einem Gefühl der Bedrückung befreit und dadurch zu ihrer Wiederherstellung beiträgt. Auch sind wir glücklich, die wunderbare Organisation des Roten Kreuzes und insbesondere der Sektion Pforzheim den Ausdruck unserer vollen Dankbarkeit auszusprechen für die so aufgeklärte und zarte Hingebung, mit der sie das Ziel, die Opfer des Krieges wieder aufzurichten, verfolgen. Ein trotz aller sorgfältigen Pflege im Sterben liegender Kamerad bittet mitzuteilen, daß sein letztes Wort ein Wort des Dankes und eine Huldigung für die vollkommene Hochherzigkeit des deutschen Volkes in der Art und Weise sei, auch die fremden Verwundeten zu pflegen.
>
> Für die 52 verwundeten Franzosen im Osterfelder Lazarett:
> Marius Cérède, 92. Infanterieregiment."

Und die französische Kulturnation steckt deutsche Ärzte und deutsche Pflegerinnen ins Gefängnis und läßt deutsche verwundete Offiziere tagelang unverbunden hinsiechen! Wie heißt es doch: „Wir Wilde sind doch bessere Menschen . . ."

*

Was sagt das Christentum zum Kriege?

„Der Christ soll keinen Krieg führen!" hört man manchmal sagen. Das ist unrichtig. Wenn es auch christlich sein mag, Unrecht mit Geduld zu leiden, so ist es doch heilige Pflicht, dem Unrecht entgegen zu treten, es zu bekämpfen, wo möglich es auszurotten, das Recht aber zu verteidigen.

Erinnern wir uns doch einmal, was über diese Sache nach dem „Gr. Volksblatt" die christliche Sittenlehre sagt:

1. Daß ein Verteidigungskrieg erlaubt ist, kann wohl niemandem zweifelhaft sein. Ist es nämlich schon dem einzelnen Menschen gestattet, ungerechte Angriffe, und zwar auch mit Gewalt abzuwehren, falls er sonst kein Schutzmittel zu seiner Selbstverteidigung anwenden kann, so vielmehr dem Staate, der in seiner Selbstverteidigung nicht zu einem Vorgesetzten seine Zuflucht nehmen kann, da er als solcher keinen hat. Nicht nur erlaubt kann ein Verteidigungskrieg sein, sondern auch manchmal Pflicht werden; denn die Regierung eines Staates hat als solche die

Signal zum Weltkrieg zu geben. Aber noch war man nicht so weit; zuerst galt es, „weltgeschichtliche Vorfragen“ zu erledigen, was durch den türkisch-italienischen und den Balkankrieg geschah. Während dieser scheinbar noch lokalen Streitigkeiten starrte schon ganz Europa in Waffen und die Großstaaten rüsteten zur endlichen Entscheidung die nicht mehr lange auf sich warten ließ.

So währt der „große Krieg“ nicht etwa erst sechs Monate, sondern — beachtet man alle Zusammenhänge, ohne sich an äußerliche Formeln zu klammern — bereits fast sieben Jahre. Wir stecken mitten in der „Vierten Periode“ (I.: Österreichisch-serbischer Konflikt; II.: Türkisch-italienischer Krieg; III.: Balkankrieg; IV.: Der Großstaatenkrieg.)

Und der „Großstaatenkrieg“ ist hoffentlich der letzte Abschnitt eines Völkerringens, dem ein dauernder Friede folgen muß. So weit wir die Lage jetzt überblicken können, wird es bei einem „Siebenjährigen Krieg“ bleiben, aus dem die zwei zähen Zentralmächte einiger und stärker denn je hervorgehen werden. H. L. R.

Kulturvölker und Barbaren.

Es ist noch nicht lange her, daß die Serben von Engländern und Franzosen als Kulturvolk anerkannt sind; erst seit sie Meuchelmord und Raub — diese wesentlichen Bestandteile der serbischen Thronfolgeordnung — von Belgrad aus auch gegen das barbarische Österreich anwenden. Rußlands kulturelle Eigenschaften sind bekannt und gerade von den russischen Denkern der Welt immer und immer wieder, unbegreiflicherweise mit Abscheu mitgeteilt worden: Sibirien, Galgen, Knute und Pogrom.* Die große belgische Nation bewies durch ihre Taten an deutschen Weibern und Kindern bei Kriegsausbruch und durch die Heimtücke während des Krieges ihre den Verbündeten ebenbürtigen Qualitäten. Das Gleiche gilt für die Franzosen. Japan stellte seine tausendjährige einheimische Kultur so hoch, daß es sie über Bord warf und sich dafür westlichere Werte aneignete; im Aneignen geübt, stahl das Volk der Chrysanthemen bei der ersten passenden Gelegenheit seinen Lehrmeistern, den barbarischen Deutschen, Kiautschau. Jedoch an der Spitze der Kultur marschiert nach wie vor Großbritannien, das der Krämerneid nicht schlafen ließ; fromme Psalmen singend, verhetzte es die Festlandsvölker (nachdem es Inder, Ägypter und Buren halb zu Tode gequält hatte), schickte schwarze und braune und gelbe Kulturstämme gegen die weißen Barbaren, die in Mitteleuropa hausen, und verkündete die künftige Vernichtung des deutschen Handels, aller deutschen Fabriken und Verkehrsmittel . . .

Und was haben die schändlichen Barbarenstaaten, das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn, gegen so viel Kultur der Gegner für sich anzuführen? Ein bißchen Kunst und Wissenschaft. Diese hätte man ihnen gnädig gerade noch verziehen, aber nun entwickeln sie auch noch ihren Handel, ihre Industrie und ihre Landwirtschaft. Das war unverzeihlich! Pflicht der Zweikaiserreiche wäre es gewesen, sich zu ducken, den wahren Kulturvölkern zu dienen und sich stückweise auffressen zu lassen.

Und nicht genug an dem! Als die Kulturvölker sich bereit erklärten, Deutschland und Österreich-Ungarn zu besiegen und mit den serbisch-russischen, belgischen, französisch-englischen, schwarzen, braunen und gelben Fortschritten zu beglücken, da wehrten sich die Barbaren frech dagegen und wollten hartnäckig in ihrer Barbarei verharren. Sogar einen neuen Schlachtruf erfanden sie: Gott strafe England!

Er strafe es! hallt es aus Millionen Barbarenkehlen zurück. H. L. R.

---

* **Man vergesse die jüngsten Kulturleistungen Rußlands in Ostpreußen, in Galizien und in der Bukowina nicht! Der Setzer.**

britischen Fabriken, da für eine lange Zeit keinerlei Wahrscheinlichkeit besteht, daß Deutschland in der Lage wäre, irgendwelche Sendungen zu liefern. Wir versichern Ihnen, daß britische Fabrikanten jetzt mit Eifer danach streben, den deutschen Handel an sich zu reißen, und wir sind natürlich begierig, ihre Anstrengungen zu unterstützen. Halten Sie dies, bitte, im Auge und empfangen Sie die Versicherung, daß es uns Vergnügen machen würde, wenn wir infolgedessen unsere Geschäftsbeziehungen mit Ihnen vermehrt und entwickelt sehen könnten."

Hier sieht man doch wenigstens, wo's bleibt. „Türmer."

Nachtgedanken.

Von Fähnrich Hans Freiherr v. Holzhausen, gefallen am 23. August bei Krasnik.

Noch glüh'n im letzten Abendstrahl
Die Birke und die Rüster,
Da steigt die Nacht empor vom Tal
Und hüllt die Flur in Düster.

Was eben noch das Aug' erfreut
Mit seinem Glanz und Schimmer,
Versunken ist das gold'ne Heut' —
Mir ist, als wär's für immer.

Ein Flüstern nur geht durch den Hain,
Ein traumhaft banges Wehen:
„Auch du wirst bald, gib dich darein,
Wie dieser Tag vergehen."

Der Siebenjährige Krieg.

Die Geschichtsbücher melden, der Dreißigjährige Krieg habe 1618 begonnen und 1648 geendet. Er zerfällt in „fünf Perioden", setzte mit dem Aufstand in Prag ein und schloß nach dem sogenannten „Schwedisch-französischen Krieg" (1636—1648) mit dem Westfälischen Frieden ab. Er war ein endloses, schier unübersehbares Gemengsel von Kämpfen, von religiösen, wirtschaftlichen, allgemein politischen und dynastischen Gegensätzen und Wirrnissen, in die erst spätere zünftige Historiker auf dem Papiere halbwegs Ordnung brachten. Fortwährend wechselten die Schauplätze und die Parteien, und zuguterletzt glich Deutschland, dessen Bevölkerung auf ein Viertel zusammengeschmolzen war, einer Wüstenei ohne Handel, ohne Gewerbe, ohne Kunst und Wohlstand. Und die übrigen europäischen Staaten gewannen dadurch einen Entwicklungsvorsprung, der von den Deutschen erst seit 1870 wieder eingeholt wurde.

Und seitdem sind alle unsere Gegner neuerdings darauf bedacht, das „Reich" und seinen Verbündeten abermals zu zerrütten.

So konnte es geschehen, daß 1908 — wenn wir uns rückblickend auf den Standpunkt eines zukünftigen Geschichtsschreibers stellen — ein neuer Krieg ausbrach, der bereits jetzt ein „Siebenjähriger" ist; wann die förmlichen Kriegserklärungen erfolgten, ist ziemlich gleichgültig. Maßgebend sind die tatsächlichen Verhältnisse.

Mit der Umwandlung der Okkupation Bosniens und der Herzegowina durch Österreich-Ungarn in eine Annexion wurden die schlummernden Gegensätze in Europa geweckt. Das „Balkanproblem" begann sich zu lösen. Es knisterte und gloste und brandelte überall. Verkappte Ultimata wurden gestellt, Grenzkämpfe fanden da und dort statt, man mobilisierte und Serbien schien vom Dreiverband ausersehen, das

System zu bringen. Keinem gelang es, keinem gelang es so, daß er nicht heißen Widerspruch fand. So viel Köpfe — so viele Meinungen, muß man auch hier sagen.

Da liegt nun ein umfangreiches Werk vor, das das strittige Problem eigenartig lösen will.* Fuchs und Kind, die beiden Verfasser, beherrschen zweifellos den Stoff und zerwühlten Gegenwart, Vergangenheit, sowie ihr eigenes Hirn, um ein großes Beweismaterial zu sammeln und zu verarbeiten. Ihre hauptsächlichen Eideshelfer sind bildende Künstler und mit den Abbildungen zahlreicher Werke der Malerei werden die verfochtenen Theorien belegt. Wenn ich die gelehrten Schriftsteller richtig verstehe, so vertreten sie den Grundsatz einer weitgehenden Wechselwirkung der Geschlechter, die sich stets ahnen, aber nicht immer einwandfrei beweisen läßt. In jedem Menschen keimt das Bedürfnis nach Überordnung und nach Unterordnung, das sich dem verschiedenen Wesen des Mannes und der Frau entsprechend verschieden äußert. Um zu erkennen, gilt es, das Bewußtsein und das Unterbewußtsein, Denken, Fühlen und Triebe zu durchstöbern, zu sondern und die hunderterlei Beobachtungsergebnisse zu einer Einheit zusammenzufassen. Eduard Fuchs und Alfred Kind leisteten erstaunliche Arbeit, aber auch ihnen ergeht es, wie allen ihren Vorarbeitern: Sie konnten das letzte, unumstößliche Wort nicht sprechen, sie klärten zwar manches, aber sie lösten das Problem als solches nicht. Sie trugen einen, sie trugen vielleicht mehrere Bausteine herbei — den Bau vollenden, wie es ihnen wahrscheinlich vorschwebte, konnten sie nicht. Aber das tut eigentlich nichts zur Sache. Das zweibändige Buch enthält interessanten Stoff in Menge, scheut auch vor recht bedenklichen Untersuchungen nicht zurück und regt zum Denken, Überlegen und Prüfen an. Besondere Beachtung verdient das vervielfältigte Bildermaterial, in dem große und kleine Künstler, Genies und Amateure zu dem Problem, das ein persönliches und soziales ist, Stellung nahmen — und auch uns als aufmerksame Betrachter zur Stellungnahme zwingen.

„Die Weiberherrschaft in der Geschichte der Menschheit“ ist eines jener Werke, die in die Bibliothek aller Forscher und Gelehrten, der Juristen, Mediziner und der gebildeten Laien gehören. „Kinderbuch“ ist es keines! P. L. M.

Kämpfe!

Von Karl Dankwart Zwerger.

Trotzig sich ein Ziel erzwingen,
Das ist groß und manneswert!
Hart erkämpfen, blutheiß ringen!
Jeder Wille ist ein Schwert!

Faß dein Schwert mit beiden Händen,
Hau mit Hasserhieben drein:
Sieh, dann wird das Schmachtum enden
Und die Kraft wird Sieger sein!

„Unser künftiges Heer.“

Zu dem unter obiger Überschrift im Jännerheft erschienenen Aufsatz äußert sich ein alter Offizier unter anderem folgendermaßen:

„Was eine Verkürzung der aktiven Dienstzeit anbelangt, nämlich eine Herabsetzung von drei auf zwei Jahre, so glaube ich auf Grund meiner Erfahrungen

* **Die Weiberherrschaft** in der Geschichte der Menschheit. Von Eduard Fuchs und Alfred Kind. Mit 665 Textillustrationen und 90 Beilagen. 2 Bände zum Preise von 40 Mark. (Verlag Albert Langen. München.)

Ein neuer Lenz muß kommen.

Von Ella Triebnigg-Wien.

Wie seid ihr hoch in Ehren, Deutschland und Österreich,
Noch war an grimmen Feinden kein Land so überreich,
Viel Feind, viel Ehr!
Doch keiner sah euch zagen, Deutschland und Österreich.
Wart aufrecht ihr im Glücke, ihr bliebt im Leide gleich:
Stark Herz, gut Wehr!

Sie wollten euch vernichten, Deutschland und Österreich,
Doch knickt des Sturmes Wüten
Auch viele teure Blüten,
Gott gab's, Gott hat's genommen.

Ein neuer Lenz muß kommen
Um neu zu schmücken euch,
Deutschland und Österreich!

Eine uralte Frage.

Als einst an der Tafel Ludwigs XIV. — vielleicht ein bißchen spielerisch — gefragt wurde, ob Staaten von männlichen oder von weiblichen Herrschern besser regiert würden, platzte eine Schwiegertochter des Königs heraus: „Von weiblichen denn dann regiert ein Mann!" Das scheint eine geistreichelnde Antwort, wie sie so in der Zeit Sitte war, aber ein gutes Stück tatsächliche Wahrheit liegt dennoch in ihr.

„Ou est la femme?" fragt ja auch der gewiegte Staatsanwalt, wenigstens bei allen Leidenschaftsverbrechen; „welche Frau steckt dahinter?" und mit demselben Recht müßte er bei einem weiblichen Haupttäter forschen: „Welcher Mann steckt dahinter?" Es gibt da innere Zusammenhänge, welche die Schuld, die Verursachung, anders verteilen, als es zuerst scheint. Und wie bei „Verbrechen", geht es im Leben überhaupt; hinter wichtigen Handlungen stehen fast stets beide Geschlechter, einander anregend, anspornend, unterstützend.

In unseren alten Kulturstaaten nimmt die Frau verfassungsmäßig am Staatsleben keinen nennenswerten Anteil; verfassungsmäßig nicht, doch tatsächlich. Erkannte ja auch Bismarck, daß jener Politiker mit seiner Politik Aussicht auf Erfolg habe, den die Frauen unterstützen. Sie wirken durch den Mann. Und man kann ruhig sagen, unsere Gesetze, obwohl von Männern gemacht, berücksichtigen in weitestem Ausmaß die weibliche Individualität, abgesehen von einigen Unsinnigkeiten. Aber leidet der Mann etwa nicht unter solchen? Alle Gesetzgeber, gleichgültig welchen Geschlechtes, sind eben Menschen; und Menschen fehlen, irren — machen hie und da Dummheiten.

Die Frau herrscht aber durch den Mann — und fährt in der Regel nicht schlecht dabei! Fast nur unter jenen Völkern, dessen weiblichem Teil Grazie und Reiz mangeln (also die Mittel, auf das „stärkere Geschlecht" zu wirken!), hat die „Frauenbewegung" besondere Bedeutung. Die Französin zum Beispiel, die sich ihrer Machtmittel bewußt ist und sie zu benützen versteht, betrachtet ihre „Emanzipation" bedeutend kühler und gleichgültiger, als etwa die reizlose Britin. Die Deutsche steht erklärlicherweise zwischen der Französin und der Engländerin.

Wissenschaftler und Künstler aller Art und aller Zeiten, Fachleute jeglichen Berufes und Laien strebten bald mit ernsterem, bald mit heiterem Bemühen danach, das Einflußverhältnis zwischen Mann und Weib zu klären und in ein verständlich

Sollte man solche Ungeheuerlichkeiten für möglich halten? Leider muß man es! Das sind also die Verbündeten des hochkultivierten Frankreich und des stolzen ehrliebenden England, die zu siebent die „deutschen Barbaren“ kultivieren wollen! Und da gibt es immer noch neutrale Staaten und Völker, die auf den Schwindel und die Krokodilstränen unserer Feinde hineinfallen?

Soldat im Schnee.

Von Hermann Kienzl.

Weiß, weiß, weiß — die Flocken fallen.
Wolken hängen grau und braun.
Im Städtle die Gassen, wie still und leer!
Zwei kleine Hände — Kleinbubenhände! Die ballen
Fröhlich einen Schneemann. Traun,
Eine Kinderstimme jauchzt vom Hofe her.

Weiß, weiß, weiß — die ebene Weite.
Endlos deckt sie der weiche Schnee.
Fernes Schweigen . . . Krächzt ein Rabenschrei.
Steht im Abend ein Mann, das Gewehr zur Seite.
Horch! Was ruft? Was ruft? — Ach weh,
Eine Kinderstimme jauchzt —. Vorbei.

Der Händedruck.

Gekürzt nach einem Bericht von Norbert Jacques in der „Frankfurter Zeitung“:

„Während ich in London war, erfüllte sich in einem Gerichtssaal an einem deutschen Mann ein Schicksal. Er war ein Spion. Als amerikanischer Rechtsanwalt strich er ununterbrochen die Küste ab, forschte die Liegeplätze, die Bewegungen und Verschiebungen, die Absichten der englischen Flotte aus und schrieb, was er sah, über Kopenhagen nach Deutschland. Er wußte, daß eines Tages sein Geschick kommen mußte. Als das geschah, kam er gleich vors Gericht. Als ein gewöhnlicher, verächtlicher, bezahlter Spion. Hans Lody nannte er sich. Die Zeitungen überschütteten ihn von vornherein mit dem ganzen Unflat der aufgeregten Phantasie, die sie jetzt beherrscht. War Hans Lody sein bürgerlicher Name oder nur ein Pseudonym? Aber während der Verhandlung vor Gericht — die englischen Blätter quetschten es aus wie Trester — entwickelte sich nun der bezahlte, verächtliche Spion zu einem deutschen Helden.

„Was waren die Beweggründe Ihrer Handlungen?“ fragte der Richter. „Ich habe einen Auftrag meines Vaterlandes erfüllt!“ antwortete der Spion einfach und ruhig. Seine Haltung in der tagelang gehenden Verhandlung war von einer gefaßten, schlichten Männlichkeit, von einer fast überirdischen Ergebenheit in sein Schicksal, von einem begeisternden Adel, ohne jeden Versuch, die Milde des richterlichen Herzens zu berühren. Seine Tat war sein Blut gewesen. Sie hatte sich erfüllt, und sie hatte das Schicksal dieses Menschen erfüllt, nicht anders, wie eine Kugel, die den Drang, der Heimat zu dienen, auf einmal aus den heldenmütigsten Impulsen heraus beendigt.

Während dieser Verhandlung geschah eine von jenen englischen Unbegreiflichkeiten, die gerade unter dem Druck der Feindschaft und des Hasses jetzt aufzublühen scheinen.

sagen zu können, daß sie erwägenswert wäre, allerdings unter gewissen Voraussetzungen. Andere Staaten gingen damit ja bereits voran, und zwar mit befriedigendem Erfolg. In Betracht kämen zuerst die Fußtruppen. Doch müßte dann die Jugend schon in der Schule oder in besonderen Kursen entsprechend vorgebildet werden. Der Turnunterricht könnte da ersprießlich wirken und die nun auch in Österreich erwachte Pfadfinderbewegung wäre imstande, den militärischen Geist in unseren Knaben zu wecken und zu pflegen. Machte man der Bevölkerung die Vorteile einer solchen Schulung klar, so würde sie kaum Widerstand finden.

Die Frage der Herabsetzung der Dienstzeit ist in Österreich leider schwerer zu beantworten als anderswo, da in der Monarchie die verschiedenen Völker zum Teil auf sehr verschieden hoher Kulturstufe stehen und für manche eine zweijährige Ausbildung kaum genügen würde. Aber warum sollen begabtere und entwickeltere Stämme unter der Minderbegabung und der Minderentwicklung anderer leiden? Da könnte nur eine individualisierende Behandlungsweise Rat schaffen, obschon ich mir bewußt bin, daß dagegen eine Reihe gewichtiger Gründe geltend zu machen sind. Immerhin halte ich eine befriedigende Lösung für möglich."

Soweit der „alte Offizier"; Aufgabe unserer Abgeordneten ist es, die Frage eingehend zu studieren und sie im Einvernehmen mit den zuständigen militärischen Kreisen nach dem Friedensschluß im Reichsrate zu besprechen.

In Erwartung.

(Auf einer deutschen Redaktion.)

Drüben her vom Gotteshause,
Wo das Herz sich aufwärts schwingt
In den goldenen Sonntagmorgen
Orgelklang herüberklingt.

Orgelklang zum Festgebannten,
Der im stummen Dienst der Pflicht
Hier am Schreibtisch harrt der Kunde
Uns'res Heers, das draußen ficht.

Dessen Truppen draußen bluten,
Draußen, wo die Fackel loht —
Fackel dieses Weltenbrandes,
Der auch uns Sieg oder Tod.

Was von beiden mag beschieden
Heut uns sein? Da klinget's hell,
Telephon! Den Stift zu Händen,
Jetzt geschrieben, und das schnell.

Sieg ist's! Sieg, der uns geworden,
Alle Zungen künden's bald;
Feierlich im Sonnenglanze
Siegsgeläute aufwärts hallt. —

Drüben her vom Gotteshause,
Wo das Herz empor sich schwingt
Brausend in den Sonntagsmorgen
Nun des Dankes Orgel klingt.

Kurt Sonnemann.

Und es ist doch wahr!

Zu der Notiz „Eine Erscheinung" im Januarheft erhalten wir folgende Zuschrift:

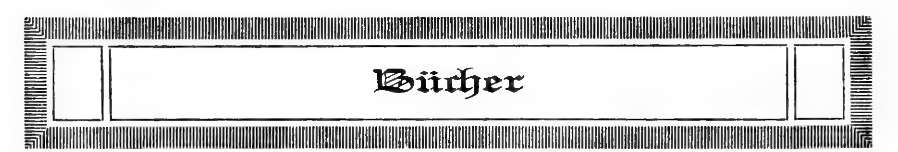
„Sie druckten in Ihrem letzten Hefte unter dem Titel: Erscheinung einen Bericht der „Tagespost" ab und bezweifeln seine Wahrheit, weil man solche Grausamkeit einfach nicht glauben kann. Der ganze Bericht ist aber vollkommen wahr. Die betreffende Frau mit ihren vier Kindern wurde dem hiesigen Pfarrer, Herrn Ferdinand Kahr vom Vizebürgermeister aus Tarnow vorgestellt.

Der Fall wurde auch von den polnischen Zeitungen in Krakau berichtet. Ein Polizeikommissär aus Tarnow, der davon in der Tagespost las, teilte mir mit, daß ein gleicher Fall von Bestialität durch die Russen in Tarnobrzeg verübt wurde.

Schrecklich, nicht wahr, aber das soll noch lange nicht das Schrecklichste sein, was die russischen Kosaken verüben, wie von geflüchteten und verwundeten Polen erzählt wird. Hochachtend Eduard Gimpl, Schulleiter, Tobelbad."

zu verhätscheln und zu verwöhnen. Man schämt sich, in Seidenkleidern zu gehen, wenn der Stolz des Vaterlandes in Tuch und Zwilch geht; man schämt sich, nach Austern und Champagner zu schicken, wenn auf heißen Schlachtfeldern die Blüte des Volkes nach Wasser lechzt; man schämt sich, eine Opernloge mit Agio und einen Schneider gar nicht zu bezahlen, wenn am Opernabend eine Hauptschlacht bevorsteht und der Schneider einen Brief zeigt, worin sein Sohn, der als „Freiwilliger“ blutet, um Unterstützung schreibt. Und am Ende geht man in Seidenkleidern, trinkt Champagner bezahlt eine Opernloge und bezahlt seinen Schneider nicht; aber man prunkt wenigstens nicht damit, man schweigt davon. Der öffentliche Geist wird ein besserer. Die Witze der Komiker und die Grimassen der Soubretten haben aufgehört eine Nationalsache zu sein. Das Schale und Abgestandene muß sich verkriechen, zeigen darf sich nur das Starke und Tüchtige. Gut ist eine Nation nicht dadurch, daß jeder einzelne gut ist — sind wir doch schwache Menschen! — aber das öffentliche Beispiel muß ein gutes sein. Das Gute und Schlechte, das Weibliche und Kräftige, das Bübische und Männliche ist vielleicht bei der besten und schlechtesten Nation in gleichem Mischungsverhältnis vorhanden; den entscheidenden Unterschied macht es nur: wer den Ton angibt, wer als Hefe zu Boden muß und wer als Creme oben zu stehen kommt. Der Krieg, dieser gründlichste und legitimste „Aufruhr“, rührt die falschen Mischungsverhältnisse großartig auf und um und empor kommt die Männertugend. Die Bewunderung der Straße ist nicht mehr der Parvenü und die „Scharlachdame“, wenn sie mit dampfenden Rossen ans gasstrahlende Opernportal herkarossieren, sondern alle Blicke folgen jenem blassen zerschossenen Krüppel, welcher mit Heftpflaster bedeckt nach dem Bäckerladen schleicht. Der Held des Tages ist wirklich ein Held.

Darum lebe der Krieg, dieser herrliche Bräutigam edler Nationen, welcher Kinder erzeugt für die Kränze der Unsterblichkeit, für den Segen der spätesten Nachwelt!



Bücher

Bismarck, sein Leben und sein Werk. Dargestellt für das deutsche Volk von Hermann Schindler. (Dresden. Alwin Huhle. 1914.)

Zu keiner Zeit konnte dieses Buch notwendiger erscheinen als jetzt. Bismarck lehrt uns die unerhörte Zeit, die wir erleben, besser verstehen und anderseits machen uns die gegenwärtigen Ereignisse manches an dem großen Kanzler viel klarer, als sie dem Abseitsstehenden waren. Aber nicht gerade deshalb ist das Erscheinen des Buches nötig, sondern vielmehr, weil es uns erhebt und ermutigt. Die politische Weisheit nicht allein war es, die Bismarck den Deutschen für alle Zeit so groß macht; dieser Mann hatte auch andere, außerordentliche Tugenden, an denen wir alle ein Vorbild nehmen können. In einfacher, klarer Sprache führt uns das Buch den Heros vor und einige historische Bismarckbilder nach berühmten Gemälden geben ihm künstlerischen Glanz. Manch liebliche Anekdote, die bisher nicht bekannt war, versinnlicht die Größe dieses Charakters. — Vor allem die Jugend, die für die Bismarckzeit zu spät gekommen ist und die wie wir alle von den Wellen der fließenden Tage immer weiter von ihr fortgetragen werden, halte sich an diesen festen Anker!

Theodor Storm, Briefe an seine Braut. Herausgegeben von Gertrud Storm. (Braunschweig, Berlin und Hamburg. George Westermann.)

Daß in dem Nachlasse unseres großen Novellendichters noch ungehobene Schätze ruhten, war bekannt. Jetzt haben sich die Nachkommen entschlossen, sie dem deutschen Volke in einer Zeit zugänglich zu machen, wo es um seine heiligsten geistigen Güter einen Riesenkampf zu führen hat. Es ist gewiß kein Zufall, wenn die Veröffentlichung mit einem statt-

Ein unbekannter Mann, ein Engländer, trat aus dem Zuschauerkreis heraus und aufgewühlt, zum tiefsten ergriffen für den starken, stolzen Menschenbruder, über dem das Todesurteil schwebte, weil er ein Held war, reichte er ihm die Hand. In der wilden, mit Gefahr, Verdacht, Angst, Neurasthenie geladenen Luft der Spionen-Gerichtsverhandlung schüttelte er dem Deutschen die Hand.

Er wurde natürlich verhaftet. Bei einer energischen Untersuchung, an der sich die ganze Presse beteiligte, wurde festgestellt, daß er mit dem Angeklagten und seinem Vergehen nicht das geringste zu tun hatte, daß er den Angeklagten überhaupt im Gerichtssaal zum erstenmal gesehen, und daß er irgendein ordentlicher, anständiger, englischer Bürger war, der sein Herz hatte sprechen lassen. Er wurde gleich auf freien Fuß gesetzt.

Hans Lody wurde der Vergehen des Landesverrats in vielen Fällen für schuldig erklärt und verurteilt. Aber der Richter verheimlichte die Strafe. Es steht natürlich Tod auf den Verbrechen, die Hans Lody begangen hatte. Floß sein Blut in einem dunklen englischen Kerkerhof?

Ich persönlich bin überzeugt, daß der Adel und die Männlichkeit, mit denen dieses starke deutsche Bewußtsein sein schweres Geschick vor Gericht trug, das Herz des Richters getroffen hat. Daß er sich sagte: „Hätten wir Engländer viele solcher Hans Lodys! und daß Hans Lody lebt."

Er ward aber doch erschossen. Nicht wegen Spionage, sondern wegen Verschwörung. In einem Briefe nahm er ruhigen Abschied. „Gott hat mir die Schönheiten der Welt gezeigt, mehr, als Millionen unter uns, und ich darf nicht klagen. Ich habe gerechte Richter gefunden, die mich nicht als Spion verurteilt haben. Ein Heldentod in der Schlacht ist gewiß schöner, ich sterbe hier in Feindesland still und unbekannt. Das Bewußtsein jedoch, im Dienste meines Vaterlandes zu sterben, macht mir den Tod leicht."

„Kunstwart".

Der Krieg, ein Wecker der Seelen.

Gedanken von Ferdinand Kürnberger.

1870.

Unser gegenwärtiger Krieg wird und muß uns konstituieren. Aber eh noch die Frucht des politischen Gewinns reift, wollen wir schon heute einen moralischen Gewinn verzeichnen, welcher die beste und die sicherste Frucht aller kriegerischen Aufregungen ist. Große Kriegsepochen ändern den Geist und die Denkungsart der Völker. Wer auf der Bahn des Verfalls schon so tief steht, wie die Byzantiner standen, welche sich herumzankten, ob der Geist vom Sohn oder vom Vater und Sohn zugleich ausgeht, während die Türken schon Konstantinopel bestürmten, dem gibt der Krieg vollends den Genickfang und sein elendes Dasein wird durch den letzten Stoß nur wohltätig abgekürzt. Wer aber lebens- und geschichtsfähig, übrigens auf dem Lotterwege war, Leben und Geschichte in Theatern und Modeläden zu vertrödeln, den reißt der Krieg noch rechtzeitig von der abschüssigen Bahn des Versinkens zurück. „Der Krieg läßt die Menschen nicht versumpfen und verknöchern", sagt Hegel; „er macht Ernst mit der Eitelkeit, Unsicherheit und Unbeständigkeit aller menschlichen Dinge, und läßt dem, das von der Natur das Zufällige ist, dem Besitz und Leben, das Zufällige widerfahren." Nun, wenn schon Besitz und Leben eitel sind, wer möchte dann noch sein Herz hängen an jene tausend Verzierungen von Besitz und Leben, welche man Luxus nennt? Wenn die ganze Existenz auf eine Viertel Million Menschen gestellt ist, welche zu sterben bereit sind, so schämt man sich fast zu leben, aber sicherlich schämt man sich, das Leben

wärmstens die „Ostdeutsche Rundschau", ein durch und durch deutsches, vorzüglich geleitetes Blatt, das gerade jetzt, während des Krieges, zu den allerbesten Zeitungen, die wir haben, gehört. Die „Ostdeutsche" übertreibt nicht und verschleiert nicht, sie ist ehrlich, offen und einfach, ohne das falsche Pathos der „großen Presse", die seit dem 1. August 1914 ihr „teutsches Herz" entdeckte und dabei nach wie vor undeutsch bis auf die Knochen ist: Im Leitartikel bramarbasierend und großartig, im ökonomischen Teil jammernd und klagend über die erschlagene Börse — und die Störung der feinen Geschäfte mit dem Auslande. Die „Ostdeutsche" bringt außer den amtlichen Berichten und wesentlichen Privatnachrichten besonders gediegene politische, militärische und Fachaufsätze, die unterrichten und aufklären. Hervorzuheben ist auch der wirtschaftliche Teil, der gegen die Ausbeutung durch den Groß- und Zwischenhandel tapfer streitet. Angenehm vermißt man darin hingegen den rüden Ton, mit dem augenblicklich andere Zeitungen „Stimmung" machen wollen, und die sonst leider üblichen Prahlereien, die ganz Österreich bei den Feinden in ein übles Licht bringen. Wer die „Ostdeutsche Rundschau" bezieht, der bezieht eine ausgezeichnete Zeitung und unterstützt ein Sprachrohr der öffentlichen Meinung, das unbeeinflußbar für die Belange des deutschen Volkes kämpft. H. L. R.

Das neue Reich. Eine Zeitdichtung von Josef Kitir. (Wien, Pfeilgasse Nr. 35. Friedrich Schalk.)

Durch die schwere Versform dem bequemen Verständnis etwas ferne gerückt. Aber es ist wert, sich um die großen Gedanken zu bemühen, die das Gedicht enthält.

Sturm und Stahl. Vaterländische Kriegsgedichte von Alfred v. Wurmb. (Wien. Paul Knopler. 1914.)

Dieses Büchlein, dessen Reinertrag natürlich dem Kriegsfürsorgeamt zufällt, singt vieles trefflich aus, was mancher von uns fühlt, aber nicht sagen kann.

Ein handlicher Kriegsatlas ist bei Brockhaus in Leipzig erschienen. Für den billigen Preis von 1 Mark bietet er nicht weniger als 24 in mehreren Farben ausgeführte Karten. Er zeichnet sich nicht nur durch erstaunliche Reichhaltigkeit aus, sondern auch durch genaue und übersichtliche Darstellung der verschiedenen Kriegsschauplätze, die die ganze Erde umspannen. Brockhaus' „Kriegsatlas 1914" wird überall willkommen sein, bei unseren tapferen Truppen im Felde, wie daheim am Familientisch, wo die Heldentaten der Armee und Marine leuchtenden Auges verfolgt werden. Einen Begriff von der Reichhaltigkeit des Atlas mag der Hinweis geben, daß den europäischen Gebieten 10 Karten gewidmet sind, während die außereuropäischen Gebietsteile auf 14 Karten dargestellt sind. Auch ein genauer Plan von Paris mit sämtlichen Festungswerken ist in dem „Kriegsatlas 1914" enthalten.

Büchereinlauf.

Der Weltkrieg in Dokumenten und Bildern. Mit Kriegstagebuch von Dr. H. F. Helmolt. (Leipzig. Johannes M. Meulenhoff.)

Chronik des Deutschen Krieges nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen. 1. Band. Bis Mitte November 1914. Mit acht Bildnissen. (München. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.)

Von Lüttich bis Flandern. Belgien 1914. Von Wilhelm Kotzde. Mit sechs Vollbildern und reichem Buchschmuck von Hans Baluschek und einer Reliefkarte des westlichen Kriegsschauplatzes. (Weimar. Gustav Kiepenheuer.)

Heilige Not. Bilder aus Deutschlands Kampf gegen die Russen von Wilhelm Lobsien. Mit sechs Vollbildern und reichem Buchschmuck von Prof. Walter Klemm und einer Reliefkarte des östlichen Kriegsschauplatzes. (Weimar. Gustav Kiepenheuer.)

Unser Heiliger Krieg. Von Professor E. Borkowsky. Mit Bildern von Hans Baluschek, Walter Klemm, Emil Pretorius. (Weimar. Gustav Kiepenheuer.)

Neunzehnhundertvierzehn in Briefen und Feldpostbriefen. Von Horst Schöttler. (Leipzig. L. Staackmann.)

Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten. Ausgewählt und herausgegeben von Professor Dr. Otto Hellinghaus, Gymnasialdirektor. Vierter Band: „Denkwürdigkeiten aus dem deutsch-dänischen Kriege 1864." Mit 12 Bildern. (Freiburg. Herdersche Verlagshandlung. 1914.)

Bibliothek wertvoller Denkwürdigkeiten. Ausgewählt und herausgegeben von Professor Dr. Otto Hellinghaus, Gymnasialdirektor. Dritter Band: Napoleon auf St. Helena. Denkwürdigkeiten des Kammerherrn Grafen Las Cases, des Generals Grafen Montholon, des Generals Baron v. Gourgaud und der Leibärzte O'Meara und Dr. Antommarchi. Mit 14 Bildern. (Freiburg. Herdersche Verlagshandlung. 1914.)

Leute von der Rauhen Alb. Von Marie M. Schenk. Mit 24 Bildern von Adolf Glattacker. (Freiburg. Herdersche Verlagshandlung.)

Die Freudenbotschaft unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus. Nach den vier heiligen Evangelien und der übrigen Urüberlieferung harmonisch geordnet von Dr. August Bezin. [Bücher für Seelenkultur, I. Bändchen.] (Freiburg. Herdersche Verlagshandlung. 1915.)

lichen Bande beginnt, der die Briefe Theodor Storms an seine Braut Constanze umfaßt. Handelt es sich doch gerade hier um eine der Urquellen deutschen Volksempfindens, um die innige Seelengemeinschaft, aus der innerhalb einer echten Ehe der kommenden Generation Gedeihen und Segen ersprießt. Die Herausgeberin der Briefe, die Tochter des Dichters, führt in der Vorrede die Worte ihres Vaters an: „Ein Dichter, der an seinen Beruf glaubt, und das tue ich, darf gerade sein Heiligstes seinem Volke nicht vorenthalten.“ Dieses Heiligste ist in den Briefen niedergelegt, die etwa zwei Jahre des Brautstandes des Dichters umfassen. Mit vielen, zum Teil bisher ungedruckten Versen durchstreut, ist das Ganze ein „Hohes Lied“ zärtlichster, sinnenfroher und doch keuscher Liebe, die aus der gemeinsamen Kinderstube erwachsen, innigster Seelengemeinschaft entgegenblüht. Das Buch ist aber nicht nur ein Hohes Lied der Liebe, sondern gleichzeitig ein Brevier der Ehe, ein tiefsinniger Führer auf dem Arm in Arm zurückzulegenden Lebenswege. V.

Patriotisches Bilderbuch. Herausgegeben vom Kriegshilfsbureau des k. k. Ministeriums des Innern. Mit einem Vorwort von Dr. Eduard Prinz von und zu Liechtenstein. (Wien. Verlag des Kriegsbureaus.)

Ein österreichisches Ehrenbuch. In einzelnen Aufsätzen sind kriegerische Großtaten Österreichs von namhaften Schriftstellern geschildert und ein bekannter Künstler hat dazu Bilder geliefert, wovon nicht jedes seiner allzu modernen Manier wegen dem Geschmack des Lesers entsprechen dürfte. Das Buch ist hauptsächlich für die Jugend berechnet, eignet sich also fürs Volk, das als solches immer jung bleibt. Sowie das Werkchen stimmungsvoll mit der Einleitung des Prinzen Liechtenstein beginnt, so endet es mit einem rührend schönen Gedicht Kernstocks. Die Kriegsstimmung legt eine besondere Weihe auf dieses patriotische Bilderbuch.

Im Zauber des Hochgebirges. Alpine Stimmungsbilder von Otto Hartmann. (Regensburg. Verlag vormals J. G. Manz.)

Ein reichhaltigeres Alpenbuch läßt sich kaum denken. Reichhaltig besonders an Bildern. Ich habe sie nicht gezählt, schätze ihrer aber mehrere tausend in dem Buche. Zumeist Landschaften in Lichtbildern, die uns die schönsten, malerischesten Gegenden und Punkte der Alpen nahebringen, vom Dachstein an bis Genf. Es ist ein Vergnügen in dem Werke zu blättern, und wohl auch den Text zu lesen, der in ungezwungenen Plaudereien Hunderte von Bergen und Tälern, Gletschern und Seen schildert, und die Touren, die der Verfasser gemacht hat. Wäre er nur auch nach Steiermark und Kärnten gekommen. Die meisten Schönheiten wiederholen sich ja. Einzelnes hätten wir aber doch auch apart.

Der Völkerkrieg im Bilde. Eine Sammlung von Kupferdrucken nach Originalen von Prof. Bohrdt, Ludwig Putz, Prof. Diemer, Prof. Hoffmann, Eduard Thöny, Prof. Jank, Prof. Stoewer u. v. a. Die erste Mappe enthält 20 Bilder, Preis Mk. 6·—. Das Werk ist auch in Heften à Mk. 1·— zu haben und beginnt mit Heft 6 die zweite Mappe. Jede Mappe und jedes Heft ist einzeln käuflich. (Verlag der Münchener Graph. Ges. Pick & Co.)

Dieses Werk spricht für sich besonders durch die vorzügliche Ausführung der Kupfertiefdrucke, die jedes einzelne Bild zum Zimmerschmuck eignen. Die meisten Namen der Künstler sind uns allen vertraut und lieb; durch die Verschiedenheit der Maltechnik der Künstler, die in der Wiedergabe genau zum Ausdruck kommt, wird die Sammlung noch von besonderem künstlerischen Reiz. Es ist übrigens hier auch ein Beweis von der hohen Entwicklung der deutschen graphischen Industrie gegeben, die derartige Kunstdrucke zu so geringem Preise liefern kann. Wie man uns mitteilt, wird die Sammlung fortgesetzt und mit der Zeit Darstellungen von dem gesamten großen Ringen im Völkerkriege bringen. Um nur einige Bilder zu nennen: Zeppelin über Antwerpen. Vernichtung russischer Kavallerie bei Soldau. Chemnitzer Kaiserulanen eine russische Batterie erobernd. Die Österreicher in der Schlacht bei Lemberg. Die Schlacht bei Lagarde. Die Heldentat der „Königin Luise“ vor der Themse u. s. f. V.

Der Krieg in der Bibel. Ein Friedensbuch in eiserner Zeit. Von Theodor Kappstein. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes A.-G. 1914.)

In neuem Lichte erscheint die Bibel, mancher wird dem „Buch der Bücher“ neue Gedanken und Anregungen abgewinnen, zumal das Buch durchaus nicht polemisch, sondern aufbauend, erhebend ist. In geistvollen Skizzen zeigt Kappstein, welche Rolle der Krieg als Problem der Weltanschauung bei Luther, Kant, Goethe spielte und wie sie die Bibel verwerteten, um die Fragen nach dem moralischen Recht des Krieges, nach einem göttlichen, sittlichen Weltgesetz zu erörtern. V.

Deutsches Tagblatt **Ostdeutsche Rundschau.** Wien VII/1, Bandgasse 32. (Bezugspreis für Wien ganzjährig 31 K 20 h; für die Provinz 33 K 60 h.)

Der „Heimgarten“ pflegt in der Regel nicht, Tageszeitungen zu besprechen, aber diesmal glaubt er eine Ausnahme machen zu müssen. Und so empfehle ich denn



6. Heft März 1915 39. Jahrg.

Zenzi, der Nachtwächter.

Erzählung von **Peter Rosegger**.

1873.

Zu Anfang dieser Geschichte hüpfen vom Traunstätterhof zwei Knaben talab dem Kirchdorfe zu. Es sind zwei lustig-tolle Jungen, die all beide nicht so viele Jahre zählen, als sie ein Junggeselle hat, der ans Freien denkt. Sie denken auch nicht ans Freien; sie denken an Lebzelten und Met, an Possen und Gaukler, denn unten im Dorfe ist Kirchtag. Die Traunstatt ruht auf einer Anhöhe, und wer messen wollte, die funkelnde Spitze des schlanken Kirchturmes liegt just und genau so hoch als der Antrittstein des Hofes. Deswegen ist der Traunstätter, wenn er vor seiner Türe auf dem Antrittsteine steht, um eine ganze Mannslänge höher als der Kirchturm. Man sieht den Traunstätterhof weit und breit im Tale und im Gebirge, und seinen Besitzer kennt man noch weiter hinaus, wo schon lange der stattliche Hof nicht mehr zu sehen ist. Der Traunstätter ist ein reicher Mann, ein strenger, ein stolzer, aber ein guter, ein braver Mann. Der Traunstätter beugt sich vor niemandem als vor unserem Herrgott, gleichwohl er um Manneslänge über den Kirchturm ragt.

Der Weg vom Hofe zum Dorf hinab ist ein Hohlweg, den die Buchen und Haselnußgesträuche so sehr einwölben, daß heute nur wenige Strahlen der Morgensonne hineinflimmern durch die taufunkelnden Blätter in den Tiefweg, auf welchem die zwei Knaben talab hüpfen.

Christus. Episches Gedicht von Joseph Seeber. Erste bis dritte Auflage. (Freiburg. Herdersche Verlagshandlung. 1914.)

Der Richterbub. Ein Heimatbuch aus eigener Jugend. Von Johann Peter. Oktav. (Freiburg. Herdersche Verlagshandlung. 1914.)

Leidensschule. Von Dr. Paul Wilhelm v. Keppler, Bischof von Rottenburg. (Freiburg. Herdersche Verlagshandlung.)

Sommertage, Skizzen, Bilder, Schilderungen vom Bodensee von Wilhelm v. Scholz. (Konstanz. Reuß u. Itta.)

Das Bodenseebuch 1915. Ein Buch für Land und Leute. 2. Jahrgang, herausgegeben von K. H. Maurer. (Konstanz. Reuß u. Itta.)

Heimatlos und anderes. Von Carla Friedl. (Kufstein. Fd. Lippott.)

Deutsch gegen Französisch und Englisch. Von Hugo Schuchardt. (Graz. Leuschner und Lubensky.)

Die **Weissagungen** des altfranzösischen Sehers Michael **Nostradamus** und der jetzige **Weltkrieg.** Von Albert Kniepf. (Hamburg. Hephaestos-Verlag.)

Patriotismus, Kunst und Kunsthandwerk. Von Gustav E. Pazaurek. 20. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Nordwestafrika und Deutschland. Von Prof. Dr. Georg Kampffmeyer. 21. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Wo stehen wir? Die politischen, sittlichen und kulturellen Zusammenhänge unseres Krieges. Von Geheimrat Professor Dr. Erich Marcks. 19. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Heldentum im Weltkriege 1914. Berichte von Heldentaten, zusammengestellt von Dr. J. Rieden. Zum Besten der Hinterbliebenen gefallener Krieger. (Straßburg im Elsaß, Straßburger Druckerei und Verlagsanstalt, vorm. R. Schultz u. Cie.)

Die deutschen Personennamen. Von A. Bähnisch. [Aus Natur und Geisteswelt.] (Leipzig. B. G. Teubner.)

Ahasver am Rhein. Trauerspiel aus der Gegenwart in drei Aufzügen von Friedrich Lienhard. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer.)

Deutschlands europäische Sendung. Von Friedrich Lienhard. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer.)

Das Soldatenbuch. Neue, schöne und lustige Soldatenlieder von A. de Nora. (Leipzig. L. Staackmann. 1915.)

Deutschlands Kriegsgesänge aus dem Weltkrieg. Gesammelt von C. Peter. (Oldenburg. Gerhard Stalling, Verlag des Deutschen Offizierblattes.)

Schul-Kriegsgebete. Von H. Schindler. (Dresden-A. Alwin Huhle.)

Kriegslieder von Max Ebell. (Hamburg. Kleine Johannisstraße 19. Hermann Seippel.)

Die Herzen in die Höhe. Lieder der Andacht und Weihe von Kurt Warmuth. (Dresden-A. C. Ludwig Ungelenk.)

Im Jahre des Heiles 1914. Zehn Gedichte von Anton Kalla. (Znaim. M. F. Lenk).

Feldpostbriefe 1914. Berichte und Stimmungsbilder von Mitkämpfern und Miterlebern. Gesammelt und herausgegeben von Hermann Sparr. (Leipzig. Otto Spamer.)

Mein Handwerkzeug. Von O. Frey. Für 12 bis 15jährige Knaben. Mit 12 Abbildungen im Text. (Aus der Naturwissenschaftlichen Schülerbibliothek des Herrn Prof. Dr. Bastian Schmid.) (Leipzig. B. G. Teubner.)

Der Völkerkrieg im Bilde. 20 Kupferdrucke nach Originalen. (München. Graphische Gesellschaft Pick & Co.)

Kleine Geschichten 1914. Herausgegeben von Hansi Wolfsgruber. Reinertrag dem Roten Kreuz. (Gmunden. Selbstverlag, Druck, Salzkammergut-Druckerei.)

Der Ev.-luth. „Hausfreund"-Kalender für 1915. Herausgegeben von O. H. Th. Willkomm, 31. Jahrgang. Gratis-Beilagen: Eine Spruch-Blumenkarte und ein Almanach.

Oststeirer-Kalender 1915. Ein Heimats-Jahrbuch für Haus und Familie. Herausgegeben von Dr. Anton Kapper. (Graz. H. Stiasny.) Sehr reichhaltig, praktisch, belehrend und unterhaltend.

Der Wiener Bote. Illustr. Kalender für 1915. 46. Jahrgang. (Wien. Druckerei- und Verlags-Aktiengesellschaft.)

Postkarten des „Heimgarten".

L. M., Wien. Warum immer gleich Großstaat sein wollen? Wie sagt Minister a. D. Dr. F. Klein? — Lieber in mäßigen Grenzen Verläßliches besitzen als ein weitläufiges Gebäude, das beim ersten Schusse zusammenfällt.

(Geschlossen am 20. Jänner 1915.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Johann Fleder.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

Kasten die Musik, vor welcher sich die Musikanten in der Kirche mitsamt der Orgel verstecken konnten. Und das Ringelspiel war im vollen Gang, und die Neuankommenden hatten keine Aussicht auf Platz. Jede Schaukel, jedes Wägelchen war voll Kinder; und auf den Schimmeln ritten die Schneiderbuben, und auf dem Einhorntier saß der Kopfwascher-Knecht, und auf dem feuerspeienden Drachen saß der Häfengucker-Lenz, und auf der babylonischen Schönen ritt der alte Almfriedel, und auf dem Krokodil klammerte die dicke Pechwaschel-Schusterin. Nur der Esel war leer, aber „auf dem Esel reit' ich nicht", sagte der kleine Traunstätter.

Sie warteten die Zeit ab, bis die dicke Schusterin in Todesangst „Aufhalten" schrie und bald darauf hinter das Zelt hinaustaumelte. Nun sprang Eugen auf das Krokodil und der Zenzi bot sich zum Schieben, und von neuem flog's in die Runde.

Später wurde das Meerfräulein verfügbar, auf welchem der Schulmeisterssohn gesessen war; sogleich verließ Eugen sein Untier und schwang sich auf die Jungfrau mit dem Fischschweif. Vergebens mahnte ihn der Zenzi, nun einmal an das Schieben zu gehen, Eugen hörte es nicht, es war die Musik so laut; zuletzt vertröstete er den Kameraden auf Nachmittag. Und der Zenzi schob geduldig nebst ein paar anderen Jungen den großen Querbalken, bis ihm der Schweiß über die Wangen floß.

Eugen aber ritt das ganze Tierreich ab, er war sehr rot im Gesichte und hatte glühende Augen. Die Leute lachten und wunderten sich, daß der stolze Traunstätter seinen Sohn so auf den Markt lasse.

Zuletzt wurde Eugen gar mit dem Eigentümer des Ringelspieles bekannt, und dieser erklärte ihm alle Tiere und hatte ein rechtes Getue mit dem Knaben und verband sich später, als er einige Zauberkünste aufführte, mit Eugen. Er führte den Jungen mit in die Bude, schnitt ihm dort den Kopf ab und zeigte dem Publikum zum allgemeinen Entsetzen den kopflosen Sohn des Großbauers. Gleich darauf hüpfte Eugen wieder mit seinen roten Wangen und lustglühenden Augen unter den Leuten herum.

Der Zenzi selbst war ganz verblüfft und beguckte und betastete den Hals seines Freundes, ob daran wohl wieder alles in guter Ordnung sei.

Am Halse war alles in guter Ordnung, daheim auf dem Traunstätterhof aber nicht. Der Traunstätter ging in seiner Stube auf und ab und hielt die Hände in den Hosentaschen; die Hosentaschen wurden schier zu enge, für zwei mächtige, zornwütige Fäuste hatte sie der Schneider nicht gemacht. Endlich ging der Mann in das Freie und schritt um den ganzen Hof; es waren nicht viel Leute daheim, die

Der eine ist recht sorglich gekleidet, hat ein rotseidenes Halstuch und ein schneeweißes Hemd und feine kalblederne Schuhe an. Ein sehr „wiffes" Bübel — der Sprosse und die Hoffnung der Traunstatt, ragt auch schon über den Kirchturm empor, wenn er auf dem Antrittsteine steht.

Der andere ist wohl auch rührsam wie Quecksilber, aber die kleine Gestalt ist ein wenig verknorrt und verknöchert, wie ein Bäumchen, das im Walde keinen rechten Raum hat zum Emporwachsen und kein rechtes Licht zum Gedeihen, oder wie ein Bäumchen, das allfort dem argen Sturm ausgesetzt ist, oder dem noch gefährlicheren Pecher, der nichts als schabt und kratzt und schneidet an dem jungen Wesen und zuletzt sagt: „Um damit! aus dem Gewächs wird nichts."

Schier so sieht er aus, dieser Knabe; sein Anzug ist von „verschossenem" Loden, der schon einmal ein Nachtwächtermantel gewesen war. Der Knabe ist der Sohn des Nachtwächters, ein possierlicher Knirps, barfuß und macht Sprünge auf dem sandigen Weg wie ein toller Hirsch, während sein Kamerad ganz sachte auftritt, daß er sich in den Steinen die neuen Stiefel nicht vertrete.

„Zenzi, aber tust dir nicht weh auf dem scharfen Sand?" sagte der junge Traunstätter.

„Was denn? Tret' ich gleich ein Loch in meine Schuh, wachst es von selber wieder zu. Hopp, hopp! Was wettest, ich derlang dir die Haselnuß da oben!" und der Zenzi machte einen Sprung, und das Laubwerk rauschte, und die Frucht war in seiner Hand.

„Da wird heut' einer in der Kirche sein, wird fleißig beten; da wird ihn ein anderer auf die Zehen treten und da wird einer auweh schreien", neckte der junge Traunstätter den Barfüßigen.

„Ich geh' aber gar nicht in die Kirche", sagte der Zenzi, „weißt, ich geh' zum Ringelspiel hinab, da tu' ich fahren und reiten und ich brauch kein Geld dazu; weißt, wer bei einem Stück schieben will, der kann beim anderen umsonst fahren. Komm du auch mit, Eugen; fährst du, so schieb' ich, und fahr' ich, so schiebst du, und wir brauchen all' beide kein Geld. Bist dabei! Hopp, hopp!"

Da ging's auch bei Eugen „hopp, hopp", er vergaß seine neuen Stiefel.

Sie trollten des Pfarrers Anger zu, wo sonst die Schweine weideten und wo heute das Kirchtagsleben war und das Ringelspiel. Sie sahen das runde Zelt mit der weißroten Fahne schon von weitem und hörten eine Musik, wie keine mehr gehört worden war in der Gegend, seit vor Wochen die vielen Soldaten durchgezogen. Da war ein großer Kasten, und davor trieb ein Weib den Schwengel, wie man einen Schleifstein oder eine Windmühle treibt, und da machte es im

sonst mit der Hausglocke zum Nachtgebet nicht geläutet worden. War doch die Kirche nicht weit, schlug doch der Kirchenglockenschwengel schier zu den Fenstern herein.

Die Leute verrichteten ihr Nachtgebet, aber das fromme Sprüchlein, das sonst Eugen sagte, blieb heute ungesprochen.

Unten im Dorfe rief der Nachtwächter, daß es zehn geschlagen. Der Traunstätter war auf dem Dorfplatze und fragte den Alten, wo sein Sohn, der Zenzi, sei.

„Liegt lang' schon im Nest daheim", war die Antwort. „Gebt Obacht auf das Feuer, auf das Licht, daß kein Unglück geschieht, 's hat zehne geschlagen!" —

— Obacht auf das Feuer, 's hat geschlagen! —

Der Bauer stieg durch den finstern Hohlweg hinan gegen seinen Hof. „'s ist eine warme Nacht", murmelte er, „ich bin als Bub auch viel in Sträuchern herumgelegen auf der Halde, bin nicht erfroren". An wen dachte er? —

Am anderen Morgen war der Kirchtag davongezogen. Alle Zelte und Buden waren abgebrochen, und wo die Fahnenstangen gesteckt, da kratzten Hühner und Gänse die Löcher zu.

Ein wenig hin vom Dorfe an der Brücke, wo die Straße über den Fluß führt, waren an diesem Morgen Knabenkleider gefunden worden. Der Traunstätter wollte die Knabenkleider sehen, und als er sie sah, wurde er bleich.

Dann ging er zum Pfarrer und sagte: „Habt Ihr das schon gehört? Mit einem einzigen Peitschenhieb kann man einen Menschen erschlagen!"

Dann schlug er sich seine flachen Hände allbeide in das Antlitz und brach zusammen.

* * *

Im Hofe der Traunstatt wurde nun jeden Morgen und jeden Abend das Glöcklein geläutet zum Gebet. Aber der Fluß zog aus den Schluchten des Gebirges und der Fluß zog durch das Tal und davon in die weiten Ebenen hinaus, er hörte nicht das Schlagen des Glöckleins und nicht das Schlagen des Vaterherzens, er gab seine Beute nicht mehr zurück.

Dann sagte der Traunstätter einmal: „Ich habe einen großen Hof, die Felder und die Wälder sind weit, das Haus ist weit und meine Stube ist gar recht viel weit. Ich habe einen sehr großen Hof."

Und ein andermal: „Das Bübel wär' geworden wie ich. Es hat Ehr' im Leib gehabt. Und ich habe es mit der Peitsche in den Tod gehetzt."

Solche Worte sagte der Mann aber nur zu sich selbst. Gegen andere Leute ist er stets der stolze, einsilbige Großbauer gewesen.

meisten auf dem Kirchtag. Sein Sohn auch, der ist bei den Gauklern und gaukelt dem Dorfe was vor, und der dümmste Knecht macht sich lustig über den jungen Traunstätter.

Endlich kam Eugen nach Hause. Er war erhitzt und erschöpft. Es war zur hohen Mittagszeit, der Hirt trieb schon die Rinder in den Hof.

„Bist jetzt allfort in der Kirchen gewesen, Eugen?“ fragte der Bauer. Da senkte der Kleine den Kopf, an dem vor kurzem die Hexerei geschehen war.

Der Hirt jagte die Kalben und die Stiere und knallte mit der Peitsche.

„Schlag' mir nicht das unschuldige Vieh!“ schrie der Bauer, riß dem Hirten die Peitsche aus der Hand und versetzte damit seinem Sohne mit Macht einen Streich über das Gesicht.

Der Knabe stöhnte auf und zuckte zusammen und blieb dann auf der Stelle stehen, starr wie eine Säule und blaß wie die Mauer des Gehöftes.

Bebend und ohne ein Wort zu sagen, schritt der Bauer davon; die Peitsche war ihm aus der Hand gefallen.

Als eine Stunde später Leute aus dem Dorfe kamen, sahen sie den Knaben noch stehen vor dem Hause; eine Blutstrieme ging über sein Gesicht. Der Traunstätter war streng; aber die ganze Gegend wußte es, und das war eine Eigentümlichkeit von ihm: er hatte noch nie einen Streich getan, weder gegen einen Menschen, noch gegen ein Tier. Er schonte den wilden Stier und den knurrenden Hund; mit einem Worte, mit einem Blicke tat er mehr als andere mit zehn Rutenhieben. „Ein Rutenstreich ist die tiefste Erniedrigung; ich kann einen so Gezüchtigten nicht mehr vor meinen Augen sehen“, sagte er oft und ließ eines Tages sogar seinen Kettenhund laufen, als dieser von einem Bettelmann einen Streich erhielt.

Und heute hatte er es getan, hatte seinem eigenen Sohne einen Peitschenhieb versetzt . . .

Am Nachmittag, als der Schatten des Hauses bereits weit dahin lag, auf dem Grasanger, da stand Eugen nicht mehr auf der Stelle.

Am Abend schritt der Traunstätter wieder um den Hof und befahl dann einer Magd, sie möge die Hausglocke läuten, daß alle zusammenkämen zum Nachtmahl.

Die Glocke wurde geläutet, die Leute kamen und setzten sich zum Essen. Eugens Platz blieb leer. Keiner fragte nach dem Knaben; alle wußten, was es gegeben hatte. Die Hausfrau war eine Stiefmutter und so war es im Hause, als ob es gar nie ein Büblein namens Eugen in demselben gegeben hätte.

Nach dem Essen ließ der Bauer nochmals die Glocke läuten, es sei Zeit zum Nachtgebet, sagte er. Aber so lange der Hof stand, war

Es war kein Zeichen da, als ein Sack mit Brot und ein Wanderstab. Das Weib kam wohl von weiten Wegen mit dem Kinde; auf seinem Kleide lag die Armut, auf seinem Antlitz der Kummer, ein anderer Begleitschein war nicht zu finden.

Zwei Bewohner des Waldes schafften auf einer Trage das Weib in das Tal, in das Dorf, in das Totenhaus. Der Traunstattbauer aber hat das Kind genommen, hat es auf seinen Armen in die Traunstatt getragen. Und den Hof wollte er nicht mehr verkaufen.

Nachforschungen waren erhoben worden, von wannen das Weib mit dem Kinde gekommen, wer es gewesen sein mochte. Aber es tauchte kein Anhaltspunkt auf, und es wurde weit und breit niemand vermißt.

Da erklärte der Traunstätter, er wolle das hilf- und heimatlose Mädchen an Kindes Statt annehmen. Und hierauf erteilte der Pfarrer dem Kinde die Taufe, im Falle es dieses Sakrament noch nicht erhalten haben sollte, und gab ihm, nach dem Ort und der Kapelle, wo es gefunden worden war, den Namen: Maria vom grünen Walde.

Maria vom grünen Walde! so stand es geschrieben; und Maria Traunstätter, so wurde es ins Pfarrprotokoll eingetragen. So war gewiß das Gebet einer sterbenden Mutter erfüllt.

„Der breite Fluß hat mir mein Kind genommen“, sagte der Bauer von der Traunstatt, „und die Quelle im Walde hat es mir wieder gegeben“.

* * *

Maria wuchs heran im Heimatshause und gedieh an Leib und Seele, und kein Mensch hatte ihr gesagt, daß sie im Traunstätterhofe nicht geboren war.

Einmal hatte sie der „Vater“ hinaufgeführt in die Waldschlucht und hinein in die Kapelle, wo das alte Frauenbild stand und die Quelle sprudelte. „Hier bete, meine Tochter“, sagte der Mann, „dieser Ort heißt wie du: Maria im grünen Walde“.

Sie beteten still, sie tranken vom Brunnen und traten aus dem Dunkel des Waldes und stiegen niederwärts in das Tal. —

Zur selbigen Zeit war es, daß der Dorfwächter aufgehört hatte zu wachen. Er war gar zu müde geworden auf dieser Erde und schlief nun Tag und Nacht. Für ihn hatte es „zwölf geschlagen“.

Da nahm der Zenzi die Laterne und Lanze seines Vaters und schritt in den Nächten durch das Dorf und mahnte die Bewohner mit heller Stimme, sie möchten achthaben „auf das Feuer und das Licht, und die Ehr' sei der allerheiligsten Dreifaltigkeit“.

Der Zenzi war erwachsen. Aber da schon ein wenig der Bart hervorguckte unter der Nase, wie's denn wohl mit den Mägdelein aus-

An der Brücke, wo die Landstraße über den Fluß führt, ist ein steinernes Kreuz gesetzt worden. Das war das Denkmal des kleinen Eugen. —

Es zog ein Jahr ums andere dahin, und endlich blutete die Herzenswunde des Großbauers nicht mehr.

Eines Tages ging der Traunstätter in das Gebirge hinein, wo seine Wälder lagen. Er wollte sehen, wie die Bäume gewachsen waren, er wollte den Wert der Dinge berechnen; er hatte vor, das große, weite Traunstättergut zu verkaufen.

In einer finsteren Bergschlucht seines Waldes stand eine Kapelle, die schon halb verfallen war und nach einer Seite hin in den Boden zu sinken drohte. Wilde Pflanzen rankten sich an den bröckelnden Mauern und im Innern auf dem Fußboden und an den Wänden wuchsen grüne Flechten. Ein Frauenbild aus alter Zeit stand auf dem zersprungenen Altartische. Unter dem Altarblatt war eine Nische, in welcher eine Quelle sprudelte.

Diese Kapelle in der finsteren Waldschlucht war schier vergessen in der Umgebung; nur aus weiter Ferne kam zuweilen manch ein kummervolles Weiblein, um sich bei Maria im grünen Walde Trost und Heil zu erbitten. Nun war der schmale Fußsteig fast verwachsen und dichtes Farn- und Brombeergesträuch wucherte weit und breit, und zwischen mächtigen Bäumen im Schatten stand die vergessene Kapelle mit dem alten Frauenbilde und mit der klaren Quelle.

Als an diesem Tage der Traunstätter in die Waldschlucht kam, hörte er die Quelle rieseln; da dachte er: was ist es auch, wenn ich ein wenig trinke von diesem Wasser und mir die Augen wasche? Vorfahren haben diesen Brunnen heilsam gepriesen.

Und als er durch das Gestrüppe sich gewunden hatte, und als er unter dem lebendigen Dache des Waldes dahinging und nun vor der Kapelle stand, da sah er in dieser auf dem grünlichen Steinboden ein Kind, ein lebendiges Kind sitzen. Und das Kind plätscherte mit seinen Händchen in der Quelle und spielte mit den langen Locken einer Frau, die neben ihm lag und auf deren Antlitz die hellen Wassertröpflein herüberspritzten.

Das kleine Mädchen war blühend und wunderhold, und die Frau war verstorben.

Das kleine Mädchen hub erst zu weinen an, als der fremde große Mann vor ihm stand und vor Schreck die Hände zusammenschlug. Die tote Frau lag da wie ein Bild von Stein.

Das Kind konnte nicht reden, nur den Namen „Mutter" stammelte es; freilich wohl das allmächtigste, herzbewegendste Wort auf Erden, aber wen der Tod hat beim Namen gerufen, der kann auch dieses seelenerweckende Wort nimmermehr hören.

siebzehn Jahre vergangen. Die grauen Haare auf des Bauers Haupt waren nicht mehr zu zählen; da begann der Alte und zählte die Burschen im Tale. Deren waren viele, gar saubere, reiche, angesehene. Sie kamen auch an den Sonntagsnachmittagen und umschwärmten seinen Hof. Maria kannte keinen. Nur den Nachtwächter Zenzi kannte sie, und zu dem sagte sie eines Tages über den Gartenzaun: „Zenzi, mach' dir nichts draus, daß dich die Leut' so verlachen. „Sieh', Zenzi, da hast eine Blume!"

Und der Bursche entgegnete: „Nein, ich mach' mir nichts draus und — Jungfrau, ich bedank' mich für die Blume."

Er schlich davon, er war so rot wie die Rose, die er in der Hand hielt; er fühlte keinen Boden mehr unter seinen Füßen; sein Atem zuckte hastig, er stöhnte völlig vor Lachen und Weinen.

Nun stand der Zenzi oft schier die halben Nächte vor dem Hause der Traunstatt und hielt die Laterne in der Hand und den Speer. Er meinte, er müsse just dahier Wache halten.

Nicht lange aber, so wurde es in der Gemeindestube ausgemacht: „Der Zenzi, was ist denn das für ein Nachtwächter! Der schreit ja keine Stund mehr aus! Wir müssen einen haben, der die Stunden ausschreit! Der Zenzi kann hingehen, wo er will."

So ging denn der abgesetzte Zenzi in den Pfarrhof und sagte: „Ich habe gehört, Ehrwürdigen hätten im Garten was umzustechen?"

„Im Garten nicht", sagte der Pfarrer, „aber auf dem Freithof. Der Totengräber ist uns gestorben; wenn der Zenzi graben will!"

„Recht gern", daß ich grab'", sagte der Zenzi.

* * *

Von der Kirchenlinde bis zum Giebel des Gemeindestadls war hoch und stramm ein Seil gezogen. Der bunten Fahnen an beiden Enden hätte es gar nicht mehr bedurft, wußten es doch schon alle, bis weit ins Gebirg hinein — die Seiltänzer seien im Dorfe.

Am Herbstfrauentag nach der Essenszeit war's. Die Leute hatten den Platz gefüllt, und oben auf hohen Strängen sprangen und hüpften schier ganz nackt die Gymnastiker. Die Weiber und Mädchen hielten ihre flachen Hände vor das Gesicht, daß sie die „lasterhaften Gesellen" nicht sollten sehen können, und guckten zwischen den Fingern durch. Mächtige Stangen und Schubtruhen führten sie da oben hin; mit einem halben Dutzend Ballen spielte einer, der nur mit einer Fußspitze auf dem Seile stand, und ein anderer, ein junger, schöner Mann, bei dessen Betrachtung den Weibern schier die Finger ein bißchen weiter auseinander gingen, machte fürchterliche Renkungen und Sprünge auf den Dächern und hin auf das Seil, an welchem er sich mit Händen und

sehe im Tale, ging er allweg noch barfuß. Die Schuhe täten ihn sonst gar so viel drücken.

Besser gefiel dem Zenzi nichts auf der Welt als der Name: Maria vom grünen Walde, und so stieg er, was sein Vater nicht getan hatte, zu jeder Stunde der Nacht hinauf zur Traunstatt und rief vor dem Hause seinen Spruch und blieb dann noch eine Weile stehen davor, und dachte bei sich: man kann's nicht wissen, in so einem Hofe bricht leicht Feuer aus. — Oft blickte er hin auf das stille Fensterlein, hinter welchem Mariens Schlafkammer war; und da war er ein paarmal sterbenserschrocken, denn der Mond schien auf die Scheiben, und so meinte er, drin im Stübchen loderten die hellen Flammen.

Wenn er dann wieder herabstieg durch den Hohlweg, auf dem er einst mit Eugen zum Kirchtag gehüpft war, da hub der drollige Bursch halblaut gar mit sich zu reden an: „Zenzi, wie wirst denn du auf die Maria denken! Wie wird denn die so dumm sein? Sie ist im großen Hofe die Tochter geheißen, sie wird die Frau sein in der Traunstatt. Sie ist so schön und fein, daß die reichsten Bauernsöhne im Kreis den ganzen Tag reden und zur Nacht im Traume schwatzen von Maria vom grünen Walde. Und ich bin der Zenzi. Der Zenzi bin ich. Wenn sie vom Nachtwächter-Zenzi hören, da lachen sie alle im Dorf. Sie heißen mich den Enterich, meine Füße sind so groß und breit getreten; sie sagen, ich könnte ohne Gefahr zu Fuß über das Wasser gehen. Meine Knie schauen auswärts und meine Zehen gucken einwärts, und will ich auch kerzengrad stehen, so langen mir meine Hände schier bis zu den Waden hinab. Mein Hals hat einen Auswuchs auf der linken Seit', so hoch, daß die Spatzen darauf kunnten nisten. Auf meinem Höcker, sagen die Leut', kunnten neun Liebespaar' tanzen und die Musikanten nebenan auf den gespitzten Achseln sitzen. Ja, der Zenzi, der kann Spott ertragen, der hat einen großen Buckel dazu. — So arm wie eine Kirchenmaus, sagen sie, aber eine Kirchenmaus hat ihr Loch; mein Häusel gehört der Gemein; mich tun sie hinaus, wann sie wollen. Ich bin kein Vogel, der schön mag singen, ich bin die Nachteul'. Ist schon recht, Zenzi, laß dich nur geduldig schieben und tu' dich fein ducken, zu essen wirst schon allfort was haben und Liebschaft tu' dir keine angewöhnen. — Ihr Herr'n und Frau'n, laßt euch sagen, der Hammer hat elf geschlagen!"

Er wußte einen Spruch, der Zenzi, einen schönen, reichen Spruch; wäre er doch nur auch selbst schön und reich, er tät ihn sagen mit heller Stimme vor dem Fenster der Jungfrau, genannt Maria vom grünen Walde.

Seit dem Tage, an welchem der Traunstätter aus der Waldschlucht ein Kind auf den Armen heimgetragen hatte, waren nun an die

Die Bäuerin war just einer Kuhmagd wegen sehr verdrießlich, die der Seiltänzerei wegen die Melkzeit versäumt hatte, sie fuhr also über Maria los: „Was, gar ins Haus schleppen wollt mir so ein lästerlich Volk! Mit nackten Beinen herumhüpfen auf den Dächern, hat so was ein Mensch schon gesehen? Gottes Straf ist's, wenn sie sich den Hals brechen allmiteinand!"

Das Mädchen aber gab nicht nach; so unchristlich dürfe man nicht reden, sagte sie, und der Verunglückte müsse eine Pflege haben, das verlange sie.

„Das verlangst du?" rief die Bäuerin und setzte sich die Arme in die Seiten, dann brach sie los: „Du hast nichts zu verlangen in diesem Haus, du bist auch so eine Stromerdirn, geh' und fahr' weg mit diesen Gauklern."

Sie hätte noch mehr gesprochen in ihrem Zorn, da stand der Traunstätter an der Tür: „Wer hat nichts zu verlangen in diesem Haus? Dafür weiß *ich* die Antwort. Weib, dir hat mein Vater die Traunstatt nicht übergeben, aber mir. Wär' mir *das* Wort erspart geblieben, 'leicht könnt ich besser schlafen in der heutigen Nacht. Du willst mir das einzige Kind vom Herzen reißen. — Geh', Mädel, und bereite das kleine Stübel. Der arme Teufel soll nicht verderben."

Maria, totenblaß und stumm, wankte weg, sie wußte nicht, was das jetzt gewesen war; aber eine Ahnung hatte sie, als sei ein fürchterliches Weh auf dem Weg zu ihrem Herzen.

Als zwei Knechte aus dem Traunstätterhof mit einer Lehntrage in die Scheune kamen, sagten sie: „Aha, der Totengräber ist schon bei ihm!"

Der Zenzi kauerte am Lager des verunglückten Seiltänzers.

Als der Bursche alle von der Scheune fortgehen gesehen hatte und selbst die übrigen Springkünstler, unter dem Vorwande, daß der Kranke Ruhe haben müsse, in die Gaststube geschritten waren, da dachte er, der Zenzi: Jetzt liegt er allein; es kann der Verband locker werden, es kann der Durst kommen; einer muß doch bei ihm sein. — Darauf ging er in die Scheune und saß neben dem armen Mann und legte diesem die Hand leicht auf die Schläfe und horchte auf jeden Atemzug, und als der Kranke einmal seine Augen aufschlug, flüsterte der Zenzi: „Mögt Ihr was? Kann ich mit was helfen?"

„Ich danke", hauchte der Gymnastiker, „bin ich gestürzt — tragen sie mich schon wieder davon?"

Die zwei Männer hoben ihn auf die Trage.

„Ihr kommt in die Traunstatt hinauf", sagte der Zenzi, „das ist ein großer Bauernhof, da werdet Ihr schon wieder gesunden".

Da durchzuckte es den Kranken, und als sie ihn trugen hinan durch den dunkelnden Hohlweg, rann eine Träne aus seinen Augen.

* * *

Füßen fing, und gar mit dem Kinn und zuletzt ein Rad schlug, und in weitem Bogen ausflog, daß ein Schreckschrei durch die Menge ging.

Ein Knäblein mit nackten braunen Beinen und Locken hüpfte behende herum und sammelte auf einem Teller Kreuzer und Groschen. Es konnte so ernst schauen und es lächelte wieder so freundlich und dankbar zu jeder Münze, und die Weiber sagten: „Das ist ein herziger Schatz. Ist wohl gottswahrhaftig schad' um so ein Kind."

Ein Leierkasten sang und betörte die Gemüter, daß es manchem alten Bäuerlein vorkam: „Es gibt nichts Merkwürdigeres auf der Welt wie so ein Seiltanzen! Da muß einer wohl schauen, was sich im Beutel findet."

Kleine Mädchen taten schon gar nichts als die Augen aufsperren, und mancher Junge schwur es sich zu dieser Stunde, daß er zu den Seiltänzern gehe, maßen er das Aufdemkopfstehen ohnehin schon könne.

Es gellte just Auflachen über ein tolles Überschwingen des Gymnastikers, als plötzlich das Seil summte, ein gräßlicher Schrei die Luft zerriß und ein Dröhnen im Boden war.

Der junge schöne Mann lag auf der Erde. Über die breite Stirne quoll das Blut und durchfeuchtete die langen, weichen Locken. Die Augen waren geschlossen, der Mund trotzig zusammengekniffen und in der hochgewölbten Brust und in den schönen, hingestreckten Gliedern zuckten die Muskeln.

Viele liefen entsetzt davon, andere drängten sich auf den Platz; da hoben den Verunglückten bereits zwei Kameraden und schleppten ihn in die nachbarliche Scheune.

„Der best' Schwimmer dertrinkt und der best' Kraxler (Kletterer) derfallt sich", sagten die Leute und gingen ihres Weges.

Schon zur Abendzeit war's, als Maria Traunstätter noch durch eine Ritze des Scheunentores lugte. Da drin lag der arme Mensch auf einem Haufen Stroh und um ihn war Dunkelheit und von allen war er verlassen. Kaum, daß sie ihm den Kopf verbunden hatten. Sein Atem war schwer und fiebernd. Jetzt hob er langsam die matten Arme und faltete die Hände über der Brust. Betete er? Rief er die Freunde an? Hatte er wohl eine Heimat auf der weiten Welt, oder war er ganz verlassen? — Als es nun war, als ob er schluchzte, da hielt Maria das müßige Stehen am Scheunentore nicht mehr länger aus. Sie eilte nach Hause und rief schon zur Tür hinein der Bäuerin zu: „Mutter, 's wär' die größte Todsünd' auf der Welt, wollte man den armen Menschen verderben lassen in der Scheune unten; er verschmachtet, er erfriert, er verblutet. Nein, aber gleich richt' ich das kleine Stübel und laß' ihn ins Haus herauftragen, daß er Pflege hat um Gottes willen."

zu bedeuten, weswegen er mir so ans Herz geschlagen hat gleich in der ersten Stund' — gleich in der allerersten."

Dann wieder ist es ihr vorgekommen: „'s kunnt nicht sein; 's wär' nicht zu glauben. Wie kunnt der Sohn von dem großen, vornehmen Traunstätterhof so herumstromern mit leichtfertigen Leuten und anderen ums Geld so Stücklein vormachen, und er hätt' nicht einmal ein Beinkleid an!" —

Der Zenzi schlich ums Haus wie ein gepeitschter Kater. Alles strömte hinein, aber er hätte sich um viel Gut und Geld nicht in die Stube getraut. Er war ja der Totengräber und sein Erscheinen könnte üble Deutung erfahren. Indes zweifelte er: „All miteinander können sich irren. Ein Spitzbub kann's auch sein, der ihnen was vormacht. Es ist derselbe, der mich gestern hat gefragt, wo der alte Traunstätter tät begraben liegen. — Der alte Traunstätter, sag' ich, den haben sie lang' wieder ausgegraben, 's mag über die vierzig Jahre sein, daß er gestorben ist. Der Tobias Traunstätter? fragte er. — Heiland, sag' ich, der ist ja gesund und lebt 'leicht noch länger, als wir allbeid' zusammen. So eigen ist mir der Mensch vorgekommen. Wär' er's gewesen, so sollt' ich ihn kennen."

„Oho, du Freithofwurm, du", rief ihm der Oberknecht zu, „was spähst denn so ums Haus? Da gibt's kein' Arbeit für dich. Der Herr wird frisch und gesund!"

Da schlich der arme Bursche traurig davon. Zum Pfarrer ging er: „Mag nicht mehr graben. Die Leut' fürchten sich vor mir." Da sagte ihm der Pfarrer ins Gesicht: „Mit dem Zenzi ist's ein Elend. Will der Zenzi den Kirchenwaschel machen? Kirchen auskehren, läuten, Blasebalg treten und was nebenbei sonst ist. Schlafen könnt der Zenzi auf meinem Heuboden, wenn er nicht tabakrauchen tut."

„Tabakrauchen, dasselb' tu ich nicht, und recht gern, daß ich der Kirchenwaschel bin", sagte der Zenzi, und abgemacht war's, und nun getraute er sich schon eher in die Traunstatt. Nun war er ja nicht mehr der Mann, der von anderer Leute Sterben lebt, nun war er Diener und Torwart im Hause des Herrn.

Durch den Traunstätterhof brauste ein Seelensturm.

Der Seiltänzer hatte die Kleider des Traunstätters an und saß im Lehnstuhle. Der Arzt hatte die Kopfwunde für gefahrlos erklärt. Nebenan auf der Bank saß der alte Bauer und sein Weib, und auf dem Schemel das Mädchen, von einem schneeweißen Linnenlappen zarte Fäden loszupfend für die Wunde ihres Bruders.

Dieser richtete sein dunkelblaues Auge so gern auf seine holde Schwester, und in seinem Auge leuchtete das Glück seiner Seele, daß er nun wieder daheim war.

Am andern Tage zur Morgenszeit trat der Traunstätter mit leisem Schritt in das Stübchen, in welches zwischen den weißen Fenstervorhängen die liebe Sonne hereinschien.

Der Kranke schlummerte in den linden Linnen. Er schlummerte sanft, und der Atem war leicht und mäßig. Über der Stirne lag noch der Verband. Das war ein schöner Kopf. Ein blondes Schnurrbärtchen lag über dem halb geschlossenen Mund. Die Wangen waren wohl ein wenig blaß und gar die dunkle Farbe des Seiltänzers war verhaucht. Quer über dem Antlitze lag ein leichter Streifen, schier zu sehen wie der Schatten eines Fadens.

Der alte Bauer sah hin und betrachtete diesen Streifen. Er wurde dabei sehr unruhig, ging zum Fenster und zog den Vorhang zur Seite.

Jetzt lag der volle freundliche Tag auf den Zügen des Schlummernden.

Der Alte hob zitternd die Hände und rieb sich die Augen, und wieder sah er hin auf das wundersam liebe Haupt und auf die Wangen mit dem Schattenstreifen, dann wendete er sich weg und stöhnte: „Jesus Maria!“ Dann sank er auf ein Knie und preßte sein Gesicht auf die Holzbank und hauchte: „Bin ich denn ein Narr!“ und dann rief er laut und in wildem Tone: „Eugen!“

Der Kranke fuhr empor und schlug die Augen auf und stieß ein bebendes Wort von den Lippen und weinte und lachte zuletzt, und rief: „Mein Vater, mein Vater!“

Sonst war nichts zu verstehen; jedes Wort zerfloß in Weinen. Das war ja das Kind, das so lange, lange seinen süßen Namen hatte entbehren müssen; das nach so vielen Jahren endlich in seines alten Vaters Antlitz sah.

Der Traunstätter eilte hinaus auf den Flur und zog an dem Strange der Hausglocke, er wußte selbst nicht, warum. Bald aber hieß es im ganzen Hofe: „Der Eugen ist da!“

Die Jüngeren wußten nicht, wer der Eugen war; die Älteren schossen verwirrt umher und suchten und fragten einander, wo er denn sei, der Knabe, der Eugen?

Und all' miteinander konnten sie es nicht glauben, daß der junge Seiltänzer, der gestern den unglücklichen Fall getan hatte und zur Pflege in die Traunstatt gebracht worden war, der längst verschollene Sohn des Hauses sein sollte. Ja, der Eugen! Hatte es nicht immer geheißen, er sei verunglückt unten an der Brücke?

Und Maria ist an demselben Morgen unsäglich verwirrt gewesen; die Hände hat sie gefaltet, wo sie gegangen und gestanden, und allfort hat sie zu sich selbst geredet: „Auf alle Mittel und Weis', wenn das mein Bruder ist, der schöne, arme Mensch! . . . Ja, nachher weiß ich's

reitern, mit herumziehenden Schauspielerbanden, mit Seiltänzern bin ich gewesen, und gar mit Gauklertruppen, die halb Bettler sind und halb Diebe. Doch Owain Wyllt hat auf seinen ehrlichen Vaternamen nicht vergessen, gewiß nicht. — Wieder hatte ich den ernstlichen Willen, mich loszureißen von der schlüpfrigen Laufbahn und der Heimat zuzueilen. Da habe ich eines Tages, in einem elsässischen Dorfe war's, von einem Hausierer unserer Gegend wie zufällig die Nachricht erhalten, mein Vater sei gestorben, der Traunstätterhof verkauft. Die falsche Kunde mag absichtslos gewesen sein, aber mich hat sie bewogen, daß ich auf meine Heimat, in die ich mit gutem Namen ohnehin nicht mehr zurückkehren konnte, verzichtete. Wohl ist mir nicht gewesen im Gedenken an des Vaters Grab."

Eugen schwieg und starrte auf die sonnig beschienenen Dielen des Fußbodens. Nach einer Weile fuhr er fort: „Krieg war im Lande, da bin ich zu den Söldnern gegangen. Aber unversehrt war ich, als sie wieder Friede läuteten. Da hab' ich mir gedacht: Owain Wyllt! Du bist jung, die Welt ist weit und schön. Vergiß das Vergangene und leb' in Lust und Freuden, wie sie Gott dir geben will. — Das Wandern, Vater, das Wandern ist herrlich; ich habe mir's nur zu bald angelebt. In jeder Stadt, die ich hab' betreten, bin ich daheim gewesen schon am ersten Tag; aber wieder fremd am zehnten. Dort, wo der Himmel und die Erde sich berühren, ist mir die Welt immer am schönsten vorgekommen; dem Horizont habe ich stets zugestrebt und immer wieder dem neuen Horizont. Ich bin gefahren als Komödiant, als Sänger, als Gymnastiker. — Vater, ich verschweig' Euch nichts und ich hab' Euch nichts zu verschweigen. Auch das Vagabundenleben kann sein ehrliches Brot geben. Der Vagabund ist ein lockerer Vogel, der pickt die Brotkrume aus jeder Hand, dem ist das Weizenkörnlein auf dem Dunghaufen gut genug — aber ein Raubvogel ist er nicht. Wohl bin ich eines Gliederbruches wegen auch einmal wochenlang im Lazarett gewesen — Barmherzigkeit genug hat mich umgeben, aber das war eine üble Zeit. Ich habe gemeint, ich müßte sterben vor Not; ein fürchterliches Heimweh hab' ich gehabt nach der weiten Welt. — Vater, der Spiegel hat mich gemahnt von Zeit zu Zeit! 's war kein derber Streich, der mit der Peitsche, nein, die Strieme war heil gewesen in einer Woche schon. Aber das Mal ist geblieben auf meinen Wangen, ist gewachsen mit meinem Antlitze, ist alljährlich im Sommer, zur Zeit, als ich von daheim fortging, lebhafter hervorgetreten. Anfangs habe ich gemeint, das sei das Zeichen, daß ich die Mißhandlung nicht sollte vergessen; später aber hat mir jedes Spiegelglas, vor dem ich Komödiant mich habe geschminkt, zugerufen: Dieses einzigen Zuchtstreiches wegen hast du dein treues Heim schmählich verlassen, hast du deinen guten

„Mein Sohn!" rief der Alte plötzlich voll Schmerz. „Seit siebzehn Jahren habe ich diese meine rechte Hand nicht mehr gehoben zum heiligen Kreuzzeichen; ich habe mit dieser Hand mein Kind ins Elend gehetzt. Eugen, liegst mir denn wirklich nicht im Wassergrund?"

Da hub Eugen an und erzählte seinen Lebenslauf: „Ich denke wohl, daß ein Vater das Recht hat, sein ungezogenes Kind mit einem Rutenstreich zu züchtigen. Ihr habt es nicht getan. Ihr habt keinen Hund geschlagen, geschweige einen Menschen. Ihr habt mir die Selbststrenge und Selbstachtung eingeflößt, wie es recht war. Aber ich habe an einem einzigen Tage die Selbststrenge außeracht gelassen, da habt Ihr mich gestraft das einzigemal. Meine Selbstachtung aber ist größer gewesen, als sie nach dem Fehltritte hätte sein sollen, und ich habe gemeint, Ihr hättet mit Vorsatz Euer ungeratenes Kind durch den Peitschenhieb verstoßen, und Ihr könntet es nun in alle Ewigkeit nimmer achten und lieben. Ich bin wohl zerknirscht gewesen, aber ich habe gefühlt: groß Unrecht sei mir geschehen. Lang' bin ich gestanden vor dem Haus und hab' gemeint, ich müßt' zu Stein werden. — Dann habe ich einen Schritt getan über die Grenze des Hofes hinaus; und wie mich der Schatten des Heims nicht mehr geschützt hat, da hat mich der Leichtsinn, der Trotz erfaßt. Zu den Gauklern bin ich gelaufen ins Dorf noch am späten Abend und hab' gesagt, ich möcht' mit ihnen gehen in die weite Welt. Zu brauchen war ich für sie, das haben sie an demselben Tage gesehen, wo ich mich für ein paar Spielstückchen mit ihnen verbunden hatte; so haben sie mich angenommen, haben mir einen anderen Namen gegeben und andere Kleider, und die meinen hat der Hauptmann der Gesellschaft noch in derselben Nacht, als wir davonzogen, neben den Weg hingeworfen.

Owain Wyllt, so war er nun geheißen, der neue Gauklerknabe, der in Trotz und Kindestaumel fortfloh von dem Heimatstale, am dritten Tage aber schon zurück wollte, um seinen Fehler zu gestehen und den Vater zu versöhnen. Aber Owain Wyllt konnte nicht mehr zurück, es ging rasch in die Ferne, einem fremden Lande zu, wo sie eine fremde Sprache reden. Der Hauptmann der Truppe, schlau und verschmitzt, wußte mich zu fesseln; ich produzierte mich mit Glück in einigen Spielen; der Beifall machte mich berauscht; man prophezeite mir eine glänzende Laufbahn. In stillen Nächten freilich, da habe ich an meinen Vater daheim gedacht und geweint. Einmal floh ich sogar, fest entschlossen, der so leichtsinnig verlassenen Heimat zuzuwandern; aber ich fand mich nicht zurecht bei den fremden Leuten und auf fremden Wegen; festgenommen wurde ich, bis ich wieder zurückverlangte zu meiner Truppe. Ein bewegtes Leben ist's nun geworden. Vater; mit Kunst-

krassen Sonderfall zeigt, wie verheerend entfesselte Leidenschaften auf das Schicksal eines Menschen einzuwirken vermögen.

Durch das Zusammentreffen der verschiedensten Umstände hatte es sich, als sie einander kennen lernten, gefügt, daß sie eine gemeinsame Wohnung bezogen. Und bei der steten engen Berührung, in die sie derart gerieten, war es unvermeidlich, daß das freundschaftliche Verhältnis, das anfänglich zwischen ihnen herrschte, sich im Laufe der Jahre zu einem immer herzlicheren Bündnisse ausgestaltete. In der Tat nahmen sie bald mit Genugtuung wahr, wie sie sich in ihren Anlagen, Gewohnheiten und Neigungen aufs trefflichste ergänzten, wie die Pläne und Vorschläge des einen stets auch den Beifall des andern fanden und Unstimmigkeiten gänzlich vermieden wurden. Es bereitete ihnen Vergnügen, zu zweit in ihrem Atelier zu arbeiten, jeder in seinem eigenen Bezirk, so daß er ungestört in seinem Reiche schalten und walten konnte, ohne doch, wenn er eine Pause machte, eines Gesellschafters, mit dem sich's plaudern ließ, zu entbehren. Wenn sie, was häufig genug geschah, Ausflüge unternahmen, um Studien zu sammeln, dann tauschten sie in der offenherzigsten Weise ihre Meinungen aus und befragten sich gegenseitig um Rat — kurz, sie waren in jeder Hinsicht bestrebt, aus ihrem Verkehr Förderung zu gewinnen. Und es kam so weit, daß beide im Freunde gewissermaßen einen notwendigen, untrennbaren Teil des eigenen Wesens zu erblicken begannen.

Dergestalt hätte man ihrer Freundschaft und ihren behaglichen äußeren Umständen dauernden Bestand weissagen können, wenn nicht in Gabriels Charakter ein Hindernis gelegen wäre, das zu einem jähen Ende führen sollte. In diesem jungen Manne, der einer achtbaren, wohlhabenden, aber nicht eben vornehmen Provinzfamilie entstammte und der vielbewunderte und verzärtelte Abgott seiner Eltern gewesen war, schlummerte ein Ehrgeiz, der in seiner gesteigerten Maßlosigkeit nicht anders als krankhaft genannt werden konnte. Und zwar erstreckte er sich nicht eigentlich auf sein künstlerisches Schaffen, auf die Begierde, durch fortwährendes Reifen und Erstarken das Höchste zu leisten und in der ersten Reihe zu stehen, sondern weit mehr auf rein äußerlichen Glanz und Ruhm. Gabriel, der seine Herkunft aus kleinen, spießbürgerlichen Verhältnissen jederzeit in seiner übertriebenen Gefallsucht verriet, war von dem brennendsten Verlangen beseelt, von der Menge genannt, gefeiert und gepriesen zu werden und alles zu erringen, was die Kunst ihren Jüngern an schillernden Glücksgütern und sichtbaren Erfolgen zu bieten vermag. Bisher hatte seine Laufbahn diesem Streben einigermaßen entsprochen und ihm ziemlich rasch zu einem geschätzten Namen verholfen, so daß seiner Zufriedenheit nichts im Wege stand. Indessen fühlte er sich fest entschlossen, niemals zu rasten und, wenn sich ihm die Mög-

Vater betrübt, wohl gar bis zum Tode, hast ihm die Jahre verkümmert, geraubt; du böser Mensch, du gottverlassenes Kind! — Und immer lauter hat mir das Gewissen angefangen zu sprechen: Schon seit Jahren jagst du dem Glücke nach von einem Horizont zum anderen; eine Sehweite ist es dir immer voran. Du wirst es verfolgen, bis deine Haare erbleichen, bis deine alten, morschen Knochen zusammenbrechen auf fremder Erde — und das Glück wirst du nicht erlangen, du hast dich versündigt an deinem Vater! — Da hebt mir das Herz an, mächtig zu toben, wie ich es gar nie geglaubt hätte, daß es könnte, und da wird's mein Ernst. Ich schließe mich einer Akrobatengesellschaft an, die durch dieses Land zieht. So komme ich heim ins liebe Tal. Das Vatergrab will ich besuchen und dann weiter wandern. Da erfahre ich: der Tobias Traunstätter lebt und ist wohlauf in der Traunstatt. — Jetzt ist mir auf einmal ein anderes Leben in die Brust geschossen. Doch da hab' ich mir überlegt: Du kannst ihn sehen, aber du darfst dich nicht weisen. Besser für den Vater und für den lieben Traunstätterhof, der Knabe Eugen bleibt verschollen, begraben, als daß er jetzt als armseliger Gaukler und Gliederverrenker wieder aufstünde von den Toten. — Der Owain Wyllt hat gespielt, der Owain Wyllt ist auf dem Seil geklettert, auf dem Dachfirst gesprungen. — Auf den Dachfirsten des Heimatsdorfes ein Fremdling! Vor den Augen des alten Vaters ein Gaukler! — Dort auf der Anhöhe zwischen den Linden steht die alte Traunstatt; die Fenster glitzern so freundlich in der Sonne, die Schwalben kreisen um den Giebel des Hauses. Die Schwalben, sind das auch Gaukler? Nein, die hausen und bauen, die Alten für die Jungen, die Jungen für die Alten. Die ziehen nur zur kalten Winterszeit davon und kehren, ihrer Heimat treu, im Frühling heiter wieder zurück. — Solche Gedanken waren ihm gekommen, dem Owain Wyllt, da machte er große Sprünge und setzte tollkühn über die Gedanken hinweg und jetzt hub ihm das Hirn an zu glühen, er sah nicht mehr den Hof, er sah nicht mehr die jubelnde Menschenmenge unten, sah nicht mehr das Seil — gestürzt ist er."

(Schluß folgt.)

Seltsame Geschichte eines Malers.

Von **Erwin H. Rainalter.**

In Berlin lebten vor etlichen Jahrzehnten zwei Künstler, Kröger und Gabriel mit Namen, die bei ihren Zeitgenossen nicht mit Unrecht in großem Ansehen standen, während ihre Werke heute vergessen und verschollen sind. Von diesen beiden wird eine seltsame Geschichte berichtet, die es verdient, festgehalten zu werden, weil sie an einem beispiellos

bestimmt waren. Dabei war den Bewerbern die Aufgabe gestellt, für gesellschaftliche Grundbegriffe wie Kunst, Gerechtigkeit und Wissenschaft gänzlich neuartige Formeln zu finden und diese in einzelnen allegorischen Motiven festzuhalten. Die Sache war, wenn man in der Tat die vielbegangenen Wege meiden und Eigenes, Außerordentliches geben wollte, keinesfalls leicht und rückte durch ihren Umfang und durch den weiten Spielraum, den sie der Phantasie überließ, die Erlangung des Preises in ungewisse Fernen. Um so größer war freilich die Ehre und Anerkennung, die dem Sieger zuteil werden mußte, es wurde jedem Künstler die Möglichkeit geboten, sich durch einen einzigen Erfolg für alle Zeiten eine überragende Stellung zu sichern.

Gabriel, der sehnsüchtig derartige Gelegenheiten herbeiwünschte, die seiner Eitelkeit und Selbstliebe neue Nahrung zuzuführen vermochten, faßte sofort den Entschluß, in den Bewerb einzutreten. Ihm schien die Aufgabe bei dem unbedingten Zutrauen, welches er in sich setzte, nicht sonderlich schwer, er glaubte seines Könnens sicher zu sein, über eine gereifte Technik zu verfügen und auch auf seine Phantasie bauen zu dürfen, die ihm schon des öfteren brauchbare Einfälle vermittelt hatte. Ein fröhliche Zuversicht überkam ihn, die über alle Schwierigkeiten des geplanten Werkes von vornherein keck hinwegschritt und sich bereits frohlockend am Ziele sah.

Unverzagt machte er sich an die Arbeit. Tagaus, tagein saß er in seinem Atelier, er zeichnete, entwarf, maß, prüfte, verurteilte und fing von neuem an, er vergrub sich in einen Berg von Papieren, Kohlen, Stiften und anderen Behelfen und war bei all dem so rastlos und hingegeben wie noch nie.

Aber als er gerade im besten Zuge war und sich schon mit dem Gedanken tragen konnte, an die Ausarbeitung des ersten Gemäldes zu gehen, mußte er eine verwunderliche Überraschung erleben, die ihn verstimmte und erbitterte. Kröger, derselbe Kröger, der bisher stets so wenig nach Glanz und äußerem Ansehen gefragt, verriet ihm, daß er sich gleichfalls zur Konkurrenz gemeldet hätte. Dieser Wille, eine selten günstige Gelegenheit beim Schopfe zu fassen und mit einigen kühnen Hammerschlägen ein wohlbestelltes Glück zu schmieden, war bei einem jungen Künstler, vor dem sich seine Laufbahn noch wie ein unbestickter Teppich ausbreitete, durchaus begreiflich und durfte eigentlich nicht unerwartet kommen.

Gabriels aber bemächtigte sich, sowie er es vernahm, eine wirre Unruhe, die aus haltlosen Vermutungen und quälenden Zweifeln, die sich plötzlich auftaten, emporwuchs. Nicht, daß er Kröger gefürchtet hätte; denn er vermeinte im Gegenteil, jenem an Fähigkeiten weit überlegen zu sein, so daß er ihn kaum für einen ernsthaften Nebenbuhler

lichkeit eines weiteren Aufstieges bieten sollte, mit Anwendung aller Mittel und in größter Unbeirrtheit seinem Ziele zuzustreben. Eine solche Gesinnung respektierte keine Gefühle und Verpflichtungen. Sie kannte nur den rücksichtslosen Kampf, der über alle Hindernisse hinwegschreitet. In jedem Menschen sah sie einen Nebenbuhler und Konkurrenten, und in der ständigen Angst, zu versagen, zu unterliegen, peitschte sie ihre Kräfte zu immer neuen Anstrengungen auf, um alle, alle anderen in den Schatten zu stellen. Wie konnte in einer Brust, die solche Pläne barg, Raum für dauernde Freundschaft sein?

Vorerst lebten die beiden freilich im besten Einvernehmen. Auch der bedeutsame Umstand, daß Kröger nach mehreren Jahren trefflichster Gemeinschaft an einem hübschen kleinen Mädchen, gleichfalls einer Malerin, Gefallen fand und sich zur Heirat entschloß, konnte daran nichts ändern, obschon dieses Ereignis notgedrungen eine äußere Trennung herbeiführte. Sie mußten ihren Haushalt auflösen. Kröger, dessen Glück keine Grenzen und keine Geduld kannte, bezog, sobald sich dies ermöglichen ließ, mit seiner jungen Gattin eine kleine Vorstadtvilla, welche ihm in ihrer stillen Abgeschiedenheit sehr zusagte, und Gabriel, dem die bisherige Wohnung nach dem Verluste des Freundes zu groß und öde erschien, mietete bei einem alten Fräulein zwei Zimmer mit guter Beleuchtung und übersiedelte gleichfalls.

Aber es wollte ihm, der der Einsamkeit gänzlich entwöhnt war, nicht gelingen, sich in die neuen Verhältnisse zu fügen und seine Behaglichkeit wieder zu erlangen. Er entbehrte den Freund in jeder Hinsicht. Es verstimmte ihn, bei der Arbeit ohne Genossen zu sein und die Pausen nicht mit einer Plauderei ausfüllen zu können, seine Laune verschlechterte sich und eine üble Unzufriedenheit ergriff von ihm Besitz. Einen Ersatz suchte er darin, daß er, so oft dies tunlich war, zu Krögers ging, wo er als lieber Gast stets freudig aufgenommen wurde und einige gemütliche Stunden verbrachte. Und allmählich nahmen diese Besuche einen solchen Umfang an, daß er zu jeder Tageszeit erschien, sich immer mehr und immer williger in die passive Rolle eines vertrauten Hausfreundes hineinfand und Glück wie Sorgen mit einer Selbstverständlichkeit teilte, als wäre nichts vollkommen, wenn er nicht darum wüßte. Auf diese Weise büßte die Freundschaft der beiden auch nach ihrer Trennung nichts von ihrer Herzlichkeit ein. Das enge Bündnis wurde aufrecht erhalten, und als dem jungen Paare ein Sohn geboren wurde, verstand es sich von selbst, daß Gabriel an dem Kinde Patenstelle übernahm.

Um diese Zeit geschah es, daß von der Regierung eine wichtige Preisausschreibung erlassen wurde. Es handelte sich um Entwürfe für Gemälde, die als Wandbilder in einer neugegründeten Universität

der leisen Andeutung eines Lächelns um die Lippen trat Gabriel näher. Allein was er sah, mußte seinen Erwartungen auf das krasseste widersprechen und ihn einigermaßen verwirren, sein Lächeln erstarrte plötzlich und verschwand, er weitete die Augen im höchsten Erstaunen und fuhr sich mit der Hand betroffen und unsicher über die Stirn. Dann wandte er sich schroff ab, ließ, sich unfähig zu beherrschen, einen bitteren Blick über den Freund gleiten und fühlte, als er dessen freudigen Stolz wahrnahm, wie ihm das Blut jäh in die Schläfen zurückschoß. In einer herben Aufwallung warf er ein paar nichtssagende, inhaltslose Worte hin, griff nach seinem Hut und verabschiedete sich unvermittelt und übereilt. Der Boden schien ihm unter den Füßen zu brennen, die Luft dieses Raumes drohte ihn zu ersticken. Und nur das eine Gefühl war in ihm, daß er fort müßte, fort von hier, ins Freie, um aufzuatmen und sich zu besinnen.

Während er die Straßen entlangschritt, schossen die wirrsten Gedanken durch sein Gehirn, die einander an Gereiztheit und Erregtheit zu übertreffen suchten, und je mehr er sich zu kühler Überlegung zwang, desto mehr klammerte sich das unabweisbare Bewußtsein in ihm fest, daß er Kröger bisher maßlos unterschätzt habe. Er hatte geglaubt, jener gehöre als Künstler einer bescheidenen Mittelklasse an, welche in der Regel an Durchschnittsleistungen Genüge finden müßte und sich in den seltensten Fällen an höhere Aufgaben wage. Nun aber war ihm die bitterste Überraschung zuteil geworden, die seiner Eigenliebe überhaupt begegnen konnte: es hatte sich ihm durch diese Bilder mit schmerzhafter Plötzlichkeit die Überzeugung aufgedrängt, daß Kröger Außerordentliches zu schaffen vermöchte, ja daß er selbst von ihm übertroffen würde. Und diese Erkenntnis war so jäh, so unvermutet gekommen, als wäre er bisher blind gewesen.

Der erste flüchtige Blick schon hatte ihm das gesagt und eine spätere kühlere Erwägung war genötigt, es, wenn auch noch so widerwillig, zu bestätigen. Aber jede Fiber in ihm sträubte sich dagegen, und um sich Klarheit und Beruhigung zu verschaffen, begann er mit einer gewissen Gelassenheit das wirre Gestrüpp seiner Gedanken zu durchhauen und zu sondern.

„Was hat mich an diesen Bildern so sehr aus dem Gleichgewicht geworfen?“ fragte er sich. „Denn ihr Eindruck war ein außergewöhnlicher, das steht fest. Woran mag das liegen? An der Ausführung? Gewiß nicht. Freilich, ich habe Kröger auch in dieser Hinsicht unterschätzt, ich habe trotz unseres langen Zusammenlebens seine technischen Fähigkeiten und sein Können nicht erkannt. Aber es gibt ohne Zweifel auch bessere, feinere Hände als die seinigen. Seine Linienführung ist sauber, doch ohne Kühnheit, und er weiß die Farben zu guten, doch

hielt. Immerhin jedoch war ihm die Tatsache verdrießlich, daß Kröger überhaupt gewillt war, seine Zurückhaltung aufzugeben und sich der Öffentlichkeit eindringlicher bemerkbar zu machen. Der Zufall hatte schon oft Gegensätze verbunden und es konnten ihm durch eine besondere Fügung, durch eine mächtige Kraftentfaltung Früchte in den Schoß sinken, die von Rechtes wegen und nach Gabriels Ansicht anderen gebührten.

Indessen setzte Gabriel seine Arbeit aufs eifrigste fort, und war er früher voll Emsigkeit gewesen, so war er es jetzt, wo es einen neuen Konkurrenten in den Schatten zu stellen galt, doppelt und dreifach. Und in dem Maße, wie er tätig war und sein Geist sich mit Plänen und Entwürfen abmühte, mehrten sich die Stunden, in denen jemand hinter ihn trat und ihm zuraunte, er allein und kein anderer dürfte und müßte den Preis erringen. Anfänglich erschrak er vor dieser Stimme, die glühende Funken in sein Blut streute, bald aber gewann er sie lieb und konnte sie nicht mehr vermissen. In der Folge gelang es ihm nicht stets, eine gewisse Verstimmung in Krögers Gegenwart gänzlich zu verleugnen, er war bisweilen zerstreut und übel gelaunt und verrannte sich in die Erwägung peinlicher Möglichkeiten, die ihn unsäglich aufreizten. Während der ersten Freude und Anspannung des Schaffens war ihm die Beteiligung anderer Maler, die ihm vielleicht den Rang ablaufen könnten, nicht so sehr im Sinn gelegen, und dies um so mehr, als er seine eigenen Entwürfe für gut befand und seine Eitelkeit ihm sogar vorspiegelte, sie wären nicht wohl zu übertreffen. Durch Kröger aber war ihm erst so recht klar zum Bewußtsein gekommen, daß er keineswegs schon am Ziele sei und noch eine weite, beschwerliche Bahn zu bewältigen hätte. Und die Gereiztheit, welche sich seiner bemächtigte und die Kröger nicht entging, brachte die erste leise Abkühlung in das nahe Verhältnis der beiden, ohne im übrigen, mit den späteren Ereignissen verglichen, mehr als ein bedeutungsvolles Vorspiel zu sein.

Das eigentliche Verhängnis begann an jenem Sommertage, da Kröger seinen Freund, der eben bei ihm zu Gaste war, einlud, seine Entwürfe für die Preisausschreibung zu besichtigen — sei es nun, daß er dies in einem gewissen Stolze tat oder in dem Verlangen, die Meinung eines zweiten zu hören. Gabriel kam die Aufforderung gelegen. Eine neugierige Spannung, um endlich zu erfahren, woran er wäre und welcher Abstand zwischen ihnen bestünde, ergriff von ihm Besitz. Denn daß er selbst einen Vorsprung hätte, das bezweifelte er nicht.

Sie begaben sich in das Atelier, das ziemlich klein und von einer Unmenge von begonnenen und vollendeten Skizzen und Gemälden überfüllt war. Kröger, zog die Vorhänge, welche den Raum verdunkelten, zurück und schob etliche Staffeleien in eine bessere Beleuchtung. Mit

mehr er sich bewußt ward, daß er Kröger nicht erreichen konnte, desto unglücklicher, trauriger, niedergeschlagener wurde er. Endlich gab er die nutzlosen Versuche gänzlich auf, und nun vollzog sich in seinem Inneren eine seltsame Wandlung: das Gefühl der erkannten Ohnmacht ebbte zurück, um dem persönlicheren eines grimmigen Hasses gegen Kröger Raum zu geben. Es wollte ihm scheinen, als wäre er des Preises schon sicher gewesen, ja, als hätte er ihn bereits in den Händen gehalten, er gewann die Überzeugung, daß er alle anderen leichtlich besiegen könnte, nur diesen einen, diesen einen nicht. Hatte Kröger ihm nicht sein Eigentum entrissen und geraubt, hatte er ihn nicht aufs schmählichste betrogen und getäuscht?

Mit der kühlen, gelassenen Berechnung, die dem Hasse folgte, begann er zu erwägen. Vorerst stand fest, daß er sich wehren und rächen mußte, um die Palme vielleicht doch noch zu erringen. Wie ein Kaufmann wog er sorgsam Möglichkeiten und Hindernisse gegeneinander ab, er sagte sich, daß sich für einen Künstler selten eine ähnliche Gelegenheit biete, die Aufmerksamkeit und Anerkennung weitester Kreise zu erwerben und durch einen einzigen großen Erfolg an der Leiter, die zum Gipfel des Ruhmes führt, eine Unzahl von Sprossen zu überspringen. Solch eine Gelegenheit zu versäumen, war ein Verbrechen gegen sich selbst, da die Folgen, die eine Auszeichnung nach sich zog, sich ins Unermeßliche dehnen konnten. Wurde dadurch nicht die Aussicht auf eine Professur, auf einen staatlichen Auftrag, die Ernennung zum Mitgliede einer Akademie nahegerückt? Und war es nicht die Pflicht eines Malers, das Äußerste daran zu setzen, um solche Triumphe zu erringen? Gewiß, man durfte kein Mittel scheuen und mußte die größten Anstrengungen wagen, das war man sich ohne Zweifel schuldig. Allein da war ein Widerstand, eine Hemmung, an der jegliche Bemühung nutzlos abprallen würde und die doch beseitigt werden mußte . . . Plötzlich verfärbte sich Gabriel und ein Schauer rieselte über seinen Rücken. Beseitigt? . . . Er fühlte, daß er in das Wort unwillkürlich eine furchtbare Bedeutung hineingelegt hatte und ein ungeheures Entsetzen vor sich selber, vor dem Dämon in seiner Brust begann ihn zu schütteln. Du lieber Gott, wohin brachte ihn dieser unselige Preis, der ihn zutiefst durchwühlte und von dem er doch nicht lassen konnte und wollte? War er krank, war er wahnsinnig, daß sich die verruchtesten Gedanken aus seinem Gehirn losringen konnten? Was war aus ihm in dieser kurzen Zeit geworden?

Er preßte die Hände gegen die schmerzenden Schläfen und versuchte sich zu betäuben; er durfte nicht denken und sich nicht besinnen, um den qualvollen Einflüsterungen seines Blutes zu entgehen. Und so griff er schließlich nach dem Hute, stürmte davon, um sich im Getriebe der großen Stadt Zerstreuung und Vergessenheit zu erkaufen, und ver-

keineswegs hinreißenden Effekten zusammenzusetzen. Kurz: seine Mittel sind geschickt, sehr geschickt, aber nicht eben genial angewandt. Woran also liegt die Wirkung?"

Hier riß die Kette ab und er scheute sich weiter zu forschen, bis das Bekenntnis ungestüm aus ihm hervorbrach: „Du Narr, warum klammerst du dich an Äußerlichkeiten und gräbst nicht tiefer? Warum willst du dir nicht die Wahrheit eingestehen? Du fühlst, daß jener der größere Gestalter als du ist, und verleugnest es doch vor dir selbst. Das Weib, das bei ihm die Kunst verkörpert, ist wirklich die Kunst und könnte nichts anderes als die Kunst sein. Bei dir ist es eine Frau wie jede andere und zeigt durch Pose und Geste mühsam genug seinen Beruf. Bist du dir nicht bewußt, daß dich jener erdrückt, zermalmt, zertritt? . . ."

Gabriel stürmte wie von Sinnen, von Flammen der loderndsten Eifersucht und der aufgestörten, betrogenen Eigenliebe umbrandet, die Straße hinab, ein furchtbarer Ingrimm drohte ihn zu ersticken, und indem er die Hände in den Taschen zu Fäusten ballte, stieß er durch die Zähne halblaute Verwünschungen vor sich hin. Die Vorübergehenden blickten ihm kopfschüttelnd nach, er kümmerte sich nicht darum. Er langte bei seinem Hause an, bemerkte es nicht und eilte daran vorbei. Allmählich jedoch ward er ruhiger, kehrte um, zündete sich eine Zigarette an und legte im Schlendergange den Heimweg zurück. Er betrachte aufmerksam alle Schaufenster, sah einigen aufgeputzten Modedämchen, die an ihm vorbeistiegen, angelegentlich nach und trat für kurze Zeit in eine Konditorei — kurz, er bemühte sich, alle peinlichen Grübeleien abzulenken und sich zu zerstreuen. Und endlich gelang ihm dies auch. Er begann sich damit zu trösten, der Anlaß, die Angst um den Preis hätten ihn allzu mißtrauisch gemacht und ihm Dinge vorgespiegelt, die in Wirklichkeit gar nicht bestanden.

Aber dieser Gleichmut war nicht von langer Dauer und wich von neuem, als er nach Hause kam und sein Atelier betrat, wo er seine Entwürfe, Pläne und Skizzen erblickte, die Ergebnisse einer langen, angestrengten Arbeit. Er nahm sie auf, prüfte sie sorgsam und fühlte, daß sie ihm nichts mehr zu sagen hatten, daß sie trostlos öde und schal waren. Da übermannte ihn ein brennender Schmerz und eine namenlose Erbitterung, und unfähig, seine wild hervorbrechende Leidenschaftlichkeit zu zügeln, zerriß, zerfetzte, vernichtete er sie, bis sie, unkenntlich und entstellt, in den Rahmen hingen. Und abermals begann seine fieberhafte Tätigkeit, die ganze Nacht mühte er sich ab und zeichnete, paßte, maß, prüfte und verwarf, von dem ehernen Vorsatz erfüllt, diesmal sich selbst zu übertreffen und das Unglaublichste zu leisten. Jedoch trotz allem Ringen blieben seine Kräfte hinter seinem Willen zurück und je

ihn und raunte ihm zu: „Du mußt siegen, du allein, du allein!“ Ein roter Schleier fiel vor seine Augen, er taumelte, die Welt drehte sich im Wirbel um ihn, er war ohne Bewußtsein und der Besinnung beraubt. Und in dieser Stunde erfüllte sich sein Geschick, Gabriel wurde zum Mörder seines Freundes. Er erschlug in mit einem wuchtigen Steine und warf ihn in das trübe, träge Wasser der Spree, deren Wogen sich stumm und traurig über ihm schlossen.

Wer aber vermöchte den Zustand des Mörders zu schildern? Er war von einer seltsamen Ruhe, obwohl jeder Nerv in ihm schmerzhaft angespannt war, er wußte von keiner Tat, von keiner Schuld, etwas Fremdes, Unbekanntes hatte aus ihm gehandelt, seine Hände geführt, seine Gedanken gelenkt. Nun stand er schweratmend und erschöpft da, nur des einen Entschlusses und Vorsatzes fähig, daß es gälte, von neuem ans Werk zu gehen und sich trotzig und zäh unerhörte Leistungen abzuringen, die ihm den Sieg brächten. Eine solche Unrast war in ihm, daß er den langen Weg, der ihn von seiner Wohnung trennte, fast laufend, in Hast und Eile, zurücklegte und, sowie er ins Atelier trat, müde, erhitzt zu arbeiten begann. Auf einer der Staffeleien stand eine Leinwand, die noch kaum die rohesten Umrisse eines Bildes aufwies, weil Gabriel sie, an seinem Können verzweifelnd, im Stiche gelassen hatte; der Kopf eines Jünglings, der zur Mittelfigur für die Allegorie der Wissenschaft bestimmt war, sollte darauf ausgeführt werden. Mit leise zitternden Händen, doch innerlich stumpf und ohne irgendwelche feste Vorstellung des Geschehenen griff Gabriel zu seinen Utensilien und ging daran, diesen Kopf zu vollenden. Sein Pinsel flog ohne Aufenthalt und Rast, als folge er einer vorgezeichneten Bahn, seine Stirn war tief gefurcht, seine Augen nahmen einen unverwandten, stählernen Blick an; man sah, daß er mit furchtbarer Anstrengung bemüht war, sein Denken auf seine Tätigkeit allein zu konzentrieren. Der Abend sank nieder und füllte das Zimmer mit seinen feinen Schleiern, aber er hielt nicht inne und gönnte sich nicht einmal die kleine Pause, welche das Anzünden eines Lichtes erfordert hätte, sondern malte in der ungewissen trüben Dämmerung weiter, als wüßte der Pinsel von selbst seinen Weg. Spät erst, nachdem die Dunkelheit fast völlig hereingebrochen war, unterbrach er, tief aufatmend, seine Arbeit; ihn schwindelte, er fühlte sich unsäglich elend, in seinem Gehirn tobte und wütete ein bohrender Schmerz, und schwankend lehnte er sich gegen die Staffelei mit geschlossenen Augen und totenbleichem Gesicht. In dieser Stellung verharrte er lange. Endlich ermannte er sich, trat zum Tische, entzündete die drei Kerzen des Handleuchters und holte dann die Leinwand mit dem Jünglingskopfe herbei, um das Geschaffene einer genauen Prüfung zu unterziehen. Doch der erste flüchtige Blick schon ließ ihn

brachte eine Nacht von solch zügelloser Wildheit, wie er sie noch niemals erlebt hatte. Er stürzte sich in jeden Genuß, keine Versuchung war ihm zu widerlich, als daß er sich ihr nicht in die Arme geworfen hätte, und als er beim Morgengrauen wieder heimkehrte, war er so erschöpft, daß er angekleidet aufs Bett sank und in einen todesähnlichen Schlaf verfiel.

Erst am Nachmittage wurde er durch eine Stimme, welche ihn laut beim Namen rief, geweckt, und indem er sich aufrichtete, sah er Kröger, der ihn zu einem Spaziergange abholen wollte, lachend vor sich stehen. In Gabriels Gehirn war ein wüstes Durcheinander, er vermochte sich an nichts zu erinnern und erhob sich mechanisch, um sich zu waschen und zu erfrischen. Dadurch wurde sein Kopf klarer und der dumpfe Druck in der Stirn schwand, aber zugleich stand wieder alles, was er gestern durchkämpft und durchlitten hatte, deutlich vor ihm. Einsilbig, ohne dem Freunde mit der alten Herzlichkeit zu begegnen, vollendete er seine Toilette und erklärte dann, für den Spaziergang bereit zu sein. Somit stiegen sie die Treppe hinab, verließen das Haus und begannen die Straßen entlang zu schreiten, langsam schlendernd, ohne Ziel und Richtung, ein wortkarges Gespräch über die gleichgültigsten Dinge unterhaltend. Ihr Weg, der sie vorerst durch die reichen Viertel des Westens führte, mündete in die lange einförmige Köpenikerstraße, die sie fast zur Gänze verfolgten; dann bogen sie zur Spree ab, überquerten diese auf einer Brücke und gelangten ans jenseitige Ufer, in die Nähe der alten Wasserwerke. Hier gingen sie am Ufer hinab, allein in einer einsamen Gegend, die weit und breit keinen Menschen aufwies. Der Himmel hatte sich mit grauen, schmutzigen Wolken umzogen, der Wind war aufgewacht und trieb scharfe, feine Regentropfen vor sich her . . .

Und nun gab ein unglückseliger Augenblick Kröger den Gedanken ein, die Rede auf seine Entwürfe und Pläne für das Preisausschreiben zu bringen, er sprach mit viel Wärme und auch mit einem gewissen Stolz von ihnen, und ließ erkennen, daß er recht wohl einen bedeutenden Erfolg erhoffe. Er wußte nicht, was in seinem Begleiter vorging, er ahnte nichts von dessen blinder Selbstsucht, von dessen qualvollem Streben nach äußerem Ansehen, das sich diesmal betrogen und verraten wähnte, sonst würde er seine Worte vorsichtiger gewählt haben. Die wilden Regungen der letzten Tage hatten Gabriels Inneres grausam durchackert und Samen gesät, die nur einer günstigen Gelegenheit harrten, um in all ihrer Verruchtheit aufzukeimen. Und diese Gelegenheit war nun gekommen. Er vernahm Dinge, die ihm als eitle Prahlerei erschienen und ihn namenlos reizten; er hörte eine Stimme, die ihn zu verhöhnen und seiner Ohnmacht zu spotten schien; ein kleiner Kobold trat neben

Also ließ ich mein Gepäck, bis es ein Hotelboy abholen würde, auf Ellis Island verwahren und betrachtete, ein einsamer Sinnierer, die herrliche, einem Riesensee vergleichbare Bucht, die diese Amerikaner meines Bedünkens durch ungezählte geschmacklose, fensterreiche Gigantenwürfel und himmelanstrebende Wolkenkratzer grundsätzlich verschandelt haben. Hierauf spazierte ich, soweit nämlich das Gedränge von hastenden Menschen und Wagen jeder Art ein gemächliches Schlendern verstattete, durch den Broadway, die breite, unübersehbar lange Geschäftsstraße mit ihren prunkenden Auslagen und bis zehn Stock hohen Kaufläden zum Zentralpark und setzte mich, etwas ermüdet, in die erstbeste Tram, völlig gleichgültig, wohin sie mich führen mochte.

Wem alles neu ist, der hat für alles Interesse, und wer Augen hat zu sehen, Ohren, zu hören und die Überlegsamkeit, die einzelnen Eindrücke in Gesamtbilder zu verwandeln, der findet überall auf Schritt und Tritt Anregung und Stoff zu geistiger Verarbeitung in erstaunlicher Fülle.

Nun weiß ich heute, da ich dies schreibe, noch nicht, wie es kam, daß mir Augen und Ohren nach einiger Zeit den Dienst versagen wollten. Für dieses Gelärme und Gerassel, dieses Durch- und Übereinander von Menschen und Wagen und Bahnzügen, dieses heisere Brüllen aus tausend Schloten, dieses Mark und Bein durchdringende Pfeifen aus tausend Ventilen der im East River ankommenden und abfahrenden Steamer, für alle die wechselnden Straßenbilder und die grellbunte, marktschreierische Reklame hatte ich zu wenig oder zu schwache Sinne und so überkam mich plötzlich eine solche Mattigkeit, daß ich in meinem Winkel schlafend in mich zusammensank.

Noch entsinne ich mich der Fahrt über die von einem deutschen Ingenieur erbaute gewaltige Kettenbrücke, die den East River 41 Meter über der Flut quert, dann sanken mir die Lider und nur ein wie aus weiter Ferne kommendes Gesurre und Getöse, ein dumpfes Rauschen gelangte, mich noch tiefer einlullend, an die Schwelle des Bewußtseins.

Es war eigentlich recht unvorsichtig, mich in einer Millionenstadt, die ohne Zweifel nicht wenig Gauner, Strauchdiebe und Taschelzieher beherbergen mochte, dem Schlaf hinzugeben, und ich kann mir meinen bodenlosen Leichtsinn nicht anders erklären als durch die bekannte Alterskrankheit, die ja auch das Gehirn verkalkt und einen Dämmerzustand der Seele schafft, der eine klare Überlegung ausschließt. Wenn von einer Schuld die Rede sein kann, so trifft die Verantwortung meine Frau, die mir, obwohl sie meine Schwächen kennt, die Reise nach Amerika gestattet hat, und demnach hoffe ich, daß mich die Leser eher bemitleiden als auszanken werden.

Um aber in der Erzählung fortzufahren . . . wie lange ich geschlafen und wohin mich der von geheimnisvoller Kraft getriebene

verwirrt nähertreten und sich forschend, überrascht vorneigen. Es schien ihm, als wäre etwas in diesen Zügen, das er nicht hineingelegt hatte, etwas Fremdes, Ungewöhnliches, etwas, das über alle Maßen furchtbar und grauenvoll war . . . Was konnte das sein? Und plötzlich kam die Erkenntnis wie ein Blitz über ihn, er taumelte zurück, als hätte er einen Stoß vor die Brust erhalten. Kröger! Bei allen Heiligen, das war Kröger, dessen Züge er vor sich sah, der gekommen war, von seinem Mörder Rechenschaft zu fordern. Und nun brach das Bewußtsein seiner Schuld, das er bisher mühsam gebändigt und erstickt hatte, jäh über ihn herein, nun erst stand seine Tat in ihrer ganzen Verruchtheit vor seinem Geiste, sein Blut schrie mit gellender Stimme „Mörder!“, seine Augen sahen einen blutigen Leichnam, seine Ohren hörten ein letztes Röcheln, durch sein Inneres tobte ein entfesseltes Heer von Entsetzen, Furcht, Grauen. Es war, als ob in seinem Herzen eine scharf gespannte Saite spränge, als ob ein Damm einstürzte und die Fluten in wilder Brandung sich aufbäumten . . .

Er hob die Faust und stieß sie gegen die Leinwand, unglücklich, verzweifelt, voll Ekel und Schmerz wütete er an dem Bilde, bis es in Fetzen vom Rahmen hing. Dann trat er zurück, er wollte fliehen, entrinnen, allein seine Knie versagten den Dienst, er strauchelte, und mit einem dumpfen Fall sank er zu Boden.

Wie ich in Amerika war.

Von **Josef Wichner-Krems**. Nachdruck verboten.

Am . . . . 1914 fuhr unser stattlicher Dampfer durch die Narrows in die Upper Bay, in die uns das größte, aber bei weitem nicht schönste Bildwerk der Welt, die von den Franzosen gespendete Freiheitsstatue, den Weg wies, und bald fühlte ich mit Wohlbehagen nach langen Nächten und Tagen einer nicht gerade lebensgefährlichen, immerhin jedoch etwas abenteuerlichen Fahrt wieder festen Boden unter meinen Füßen.

Nachdem die umständlichen Förmlichkeiten, diese qualvolle Geduldprobe, der sich jeder Ausländer unterziehen muß, abgetan waren und niemand gegen mein längeres oder kürzeres Verweilen im sogenannten Lande der Freiheit eine Einwendung erhoben hatte, machte es mir Spaß, meinem gewöhnlichen Sport zu huldigen, mich nämlich aufs Geratewohl in das unheimliche Getriebe dieser mir völlig unbekannten Weltstadt zu stürzen. Ich hatte mir solchen Spaß unter anderem wiederholt in Wien, sodann in Budapest, Rom, Neapel und Berlin erlaubt und mich schließlich mit Hilfe eines guten Planes stets zurecht gefunden.

mir um Gottes willen verzeihen, was ich unwissend gefehlt habe. Ich sei eben erst aus Europa gekommen und befinde mich noch nicht einmal vier Stunden auf dem Territorium, dessen Sitten und Gewohnheiten zu studieren ich mich redlich bemühen werde.

„Und", fragte sie, „was sind Sie denn eigentlich in Ihrem alten Europa?"

„Einmal war ich Professor und lehrte deutsche Sprache und Literatur und war nebstbei bestrebt, meine Schüler zu wackeren Männern und warmherzigen Patrioten zu erziehen. Jetzt aber bin ich ein altes Pferd, das den Gnadenhafer des Staates frißt, und ein deutscher Dichter, der sich mit der Auferstehung dreißig Jahre nach seinem Tode trösten muß . . ."

„Genug, mein Herr", unterbrach mich die kleine, unheimlich selbständige Miß, „dann will ich Ihnen verzeihen und Ihnen sagen, daß die Flut zweimal täglich, und zwar gegen die vierte Stunde, kommt und daß es eine große Dummheit ist, in dieser Zeit Muscheln zu suchen. Im übrigen . . . Sie gefallen mir und mögen mich in das Haus meines Vaters begleiten. Er ist ein berühmter Rechtsanwalt. Seine Villa steht in der Parkstraße und . . . was mich bestimmt, Sie mit mir zu nehmen: Sie sind Erzieher und wir haben einen Boy, einen Buben, der von der Mutter unverantwortlich verzogen wird. Kein Lehrer wird mit dem Wildfang fertig. Vielleicht, daß Sie . . . der Dollar soll nicht gespart werden . . . Richtig . . . da kommt er . . . he, Sam, gib dem Herrn da die Hand."

Na . . ., das war denn doch etwas stark amerikanisch! Diese dreikäsehohe Miß ging mit mir, dem alten Professor und Schulrat, um, als sei ich ihr Sklave. Sie machte mich ohne weiters zum Erzieher ihres verzogenen Bruders, der paradiesischfaul daherschlenderte und, in die Nähe gekommen, mich mit so frechen Blicken musterte, daß es mir in der Rechten kribbelte.

Ich erwog bei mir: sollte ich als alter Pensionist mich auf mein staatlich garantiertes Recht des Nichtstuns und Pflastertretens berufen, sollte ich als Dichter dem Abenteuer nachgehen und als Erzieher etliche hundert Dollar ehrlich verdienen? Schließlich siegte der Dichter und siegten die in Aussicht gestellten Goldfüchse und ich bog mit meiner kleinen Herrin in die Parkstraße ein.

Das Bürschlein, ein Rotkopf mit Igelborsten und einer dichten Saat von Sommersprossen im Gesicht, nach meiner Schätzung etwa acht Jahre alt, reichte mir mit einem boshaften Satansblick die Hand und krallte fünf derbe Nägel in mein Fleisch, daß ich hätte aufschreien mögen. Aber ich beherrschte mich, nahm das boshafte Händchen fest in meine Linke und ließ die Nägel meines rechten Zeige- und Mittel-

Wagen geführt hat, weiß ich nicht. Ein fester Puff in meine linke Hüfte ließ mich aufschrecken: der Wagen stand still, der letzte Fahrgast, der mich durch dieses internationale Verständigungsmittel freundschaftlichst geweckt haben mochte, stieg aus . . . ich war am Endziel . . . bei den Remisen, wie man bei uns in Wien sagt.

Und ich war nicht mehr im großen Newyork, ich war völlig auf dem Lande . . . am Meeresstrande. Zahlreiche Badehäuser, Restaurationen, Villen in wohlgepflegten Parkanlagen sagten mir so zuverlässig wie meine Karte, die ich nun doch zu Rate zog, ich sei nach Coney Island geraten, wohin sich die Städter vor der oft unerträglichen Sommerhitze zu flüchten pflegen und in den Fluten Erquickung finden.

Ein sandiger Strand zog sich . . . es war die Zeit der Ebbe . . . weit hinaus und lud mich Landratte ein, nach allerlei Muscheln zu suchen. Schon hatte ich mir, alles um mich vergessend, die Taschen gefüllt, da ertönte hinter mir der Ruf: „Atlantic . . . Atlantic!" und ein Mann deutete mit heftigen Gebärden, ich möge die brotlose Muschelsucherei aufgeben und schleunigst zum Ufer zurückkehren

Ich aber verstand den Menschen wohl infolge meiner Alterskrankheit falsch. Ei, dachte ich, da kommt wohl so ein Riesendampfer wie der „Bismarck" im Hamburger Hafen, den muß ich mir genauer anschauen. Ich hatte jedoch kaum fünf Schritte meerwärts getan, so erklärte mir die anstürmende, gurgelnde, aufspritzende, allerlei Kleingetier vor sich herwälzende, meine Beine umspülende Flut, was der Warner gemeint hatte, und nun stapfte ich mit durchnäßtem Schuhwerk so angelegentlich und ängstlich durch den nachgiebigen Sand ans Ufer, daß ein etwa zehnjähriges, vornehm gekleidetes Mädchen, das sich auf die oberste Stufe einer Holztreppe geflüchtet hatte, sich eines vergnüglichen Lächelns nicht enthalten konnte.

„Ich bitte, Fräulein", fragte ich höflich und zog den Hut, „wann kommt denn immer diese verhexte Flut, die mich bald gegen meinen Willen getauft hätte? Und seit wann heißt die Flut im Englischen Atlantic?"

Da machte die kleine Miß, wie man bei uns sagt ein „Schnoferl" und entgegnete schnippisch:

„Wissen Sie nicht, mein Herr, daß man in Amerika keine Dame, vorab man sie nicht kennt, anspricht oder gar Fragen an sie stellt? Ein Glück, daß Sie ein alter Mann sind und eine Glatze haben, sonst hätte ich nicht übel Lust, Sie des versuchten Angriffes auf meine Ehre zu bezichten und gerichtlich zu belangen. Wiewohl es leider auch alte Wüstlinge gibt . . ."

Sapperlot, da war ich an eine etwas gar früh emanzipierte Miß geraten! Ich entschuldigte mich mit vielen Worten und bat, sie möge

von Göttern und Nationalhelden aus der Zeit der Befreiungskriege hervor; auf dem Mosaikfußboden spielten farbige Lichtflecke, hervorgerufen durch ein großes, von der Abendsonne durchglühtes gemaltes Fenster dem Eingange gegenüber; etliche Korbstühle luden zum behaglichen Verweilen, auf Tischchen ausgelegte Bücher und Zeitungen zu unterhaltender Kürzung der Wartezeit ein.

„Wollen Sie sich hier ein wenig gedulden, Herr gewesener Professor", sagte das Fräulein, „wir werden den Papa benachrichtigen, was wir für einen seltenen Fang getan haben".

Die Geschwister verschwanden hinter einer Türe und ich griff nach der neuesten Nummer des „New York Herald", um aus den Kabeltelegrammen den Stand der Dinge in meinem armen, blutgetränkten, so schwer heimgesuchten Europa kennen zu lernen.

Du lieber Gott, wie erschrak ich, als ich in Riesenlettern lesen mußte:

> „Die Verbündeten dringen nach allen Richtungen siegreich vor. Französische und russische Flieger haben sich über Berlin ein Stelldichein gegeben und die Siegesallee durch Bombenwürfe zerstört . . . ein sprechendes Symbol für den Ausgang des frevelhaft heraufbeschworenen Krieges. Die französischen Heere haben den Rhein überschritten und die protzige Germania des Niederwalddenkmals nach Paris überführt. Der König von Montenegro hat Zara zu seiner Hauptstadt erklärt, die Serben haben Graz genommen und sich auf dem Schloßberge verschanzt. In Wien hat die Hungersnot ihren Höhepunkt erreicht: nach der eidlichen Aussage eines gefangenen österreichischen Offiziers sind gebackene Mäuse bereits ein Leckerbissen, arme Leute füllen sich den Magen mit Hobelspänen, Scheiterhaufen und Schneeballen, ja die Allerärmsten verzehren sogar, was seit der Belagerung Jerusalems durch die Römer wohl nie mehr vorgekommen ist, ihre Dirndln. Kein Wunder, daß es bei dem unseligen Volke täglich Aufläufe gibt. Nach einer italienischen Quelle sollen die gegnerischen Herrscher um Frieden gebeten haben."

Entrüstet warf ich das belogene und verlogene Blatt hin. Da öffnete sich eine Türe und der Herr des Hauses stand mir gegenüber.

Es war ein stattlicher Mann in einem schwarzen Gesellschaftsanzuge, eine aufrechte Persönlichkeit in der Erscheinung und, wie ich bald erfahren sollte, in seinem Wesen. Das kurz geschorene dichte Blondhaar zeigte wohl einige Schneespuren, ebenso der zugestutzte Kinnbart, doch verriet jede Bewegung, die bündige Bestimmtheit seiner Rede sowie der durchdringende Blick den auf der Höhe seiner körperlichen und geistigen Kraft stehenden Mann und gewiegten Juristen, der wohl weiß, daß jedes seiner Worte unter Brüdern einen Dollar wert war.

fingers so fünf- bis sechsmal in kräftigem Schwunge auf die inneren Nagelglieder sausen.

In Österreich nennt mnn dies „Tätzeln“ ... ist ein Kinderspiel und beißt höllisch.

„So, Sam oder Samuel“, sagte ich freundlich, „so begrüßt man sich bei uns in Europa. Deine Art zu grüßen, muß ich erst lernen.“

Der Bub schaute mich, krebsrot im Gesicht, verdutzt an und sog den Schmerz aus den Fingern. Im nächsten Moment aber spürte ich seine Schuhe an meinen Waden ... weiter hinauf mochte er nicht reichen.

Wir waren inzwischen in der schönen Allee, die nach dem Stadtteil Brooklyn hineinführte, zu einer Ruhebank gekommen, auf der sich die Miß niederließ.

„O, mein Gott“, sagte ich, Mitleid heuchelnd, „armer Knabe, du hast ja den Springteufel in den Hosen! Warte nur, den werden wird bald ausgetrieben haben! Das macht man bei uns in Europa so!“ Ich packte das Zappelmännchen rückwärts am Rocke und drückte es auf die Bank, daß es sich nicht rühren konnte. Hierauf ließ ich meinen Stock so lange tanzen, bis der Sam unter Tränen erklärte, der Springteufel sei ausgefahren und werde gewiß nicht wiederkehren.

Sodann saßen wir alle drei schön friedlich auf der Schattenbank und ich erzählte so ins Blaue hinein ein paar drollige Geschichten, über die das Fräulein zu lächeln geruhte, während der Bub erst vor sich hintrotzte, hie und da einen scheuen Seitenblick auf mich und meinen Stock warf und schließlich, sich vergessend, hell auflachte.

Nun hatte ich gewonnenes Spiel und während des halbstündigen Weges zur Prachtvilla des berühmten Advokaten wurden wir so gute Freunde, daß mir der Bub unaufgefordert seine Schelmenstreiche beichtete, so zum Beispiel daß er, falls er eine Aufgabe nicht machen wollte, einfach das Tintenfaß übers Heft schütte und ähnliche Dinge mehr.

„In diesem Falle“, meinte ich, „schmiert man bei uns in Europa dem boshaften Schüler einfach die Tinte ins Gesicht und läßt sie in der Sonne trocknen ... dann ist der Bub ein Nigger“.

Ein Nigger zu werden, davor grauste diesem immerhin weißen Sohne des Sternenbanners so sehr, daß er erklärte, er wolle sich mir gegenüber nie solche Scherze erlauben, und wenn ich ihm täglich ein Dutzend lustiger Geschichten auftische, so dürfe ich sein Lehrer sein.

Die Villa des berühmten Advokaten lag, über die Straße erhöht, in der Tiefe eines Gartens, dessen ganze Anlage den Reichtum des Besitzers kündete. Eine Marmortreppe führte zu einer im Mittelhause gelegenen Halle, von der man nach allen Richtungen in die Wohnräume gelangen konnte. Zwischen üppigen Blattpflanzen sprudelte ein Springbrunnen Diamanten zur gewölbten Decke, leuchteten Büsten und Statuen

Brande Schuld tragen ... für sie ist keine irdische Strafe groß genug.

Und doch, Herr, wir werden durchhalten: Unser Gewissen ist rein. unsere Kraft ist unerschöpflich, unser ist das Recht und das Recht ist Gott, der läßt solche Brüder wie Deutschland und Österreich nicht untergehen."

Er (auf die Zeitung deutend): „Durchhalten? Kabel sagen anders."

Ich (empört auffahrend): „Das Kabel ist englisch und England lügt ... lügt ... lügt: Noch steht die Germania trotz Reuter und Havas wie ein Fels und blickt siegesgewiß nach Frankreich hinüber, in Berlin geben sich höchstens die französischen und russischen Gefangenen ein Stelldichein, in Graz gibt's höchstens serbisches Reisfleisch, der Herr von Montenegro dürfte bald seine Zahlungen einstellen und die englische Flotte wird von den deutschen Unterseebooten munter dezimiert."

Er: „All right: Wenn in Europa die Sonne untergeht, wird's bei uns Tag, wenn sich das alte Europa selbst zerfleischt, blüht unser Weizen. Aber ... die Hungersnot in Wien? Lügt auch ein österreichischer Offizier unter Eid?"

Ich (herzlich lachend): „Der Mann hat die volle Wahrheit gesagt, aber er war ein Schalk. Gebackene Mäuse, Hobelspäne, Scheiterhaufen, Schneeballen und Aufläufe sind in Österreich beliebte Mehlspeisen, und Dirndln sind, Gott sei Dank: keine Kinder, sondern eingesottene Früchte."

Er (zerknittert die Zeitung und schleudert sie in eine Ecke): „God dam ... da haben sich unsere englischen Brüder schön blamiert."

Ich: „Jawohl: Und ich denke, Amerika wird Rechtsgefühl genug besitzen, auch jene zu hören, die kein Kabel zur Verfügung haben. Ich will Vorträge halten, will das Lügengewebe zerreißen ..."

Er: „... oder zerrissen werden. Doch davon ein andermal. Wo wohnen Sie?"

Ich: „Entschuldigen Sie, Herr Doktor, ich halte Sie für einen Mann, der nichts umsonst tut, aber auch keine Leistung unbezahlt läßt. Ich habe Ihrem Söhnchen in einer halben Stunde zehn Unarten abgewöhnt ... wollen Sie mir dafür ein Hotel empfehlen, in dem mir nicht die Haut abgezogen wird?"

Der Rechtsanwalt lächelte ein wenig, löste ein Blatt aus seinem Merkbuche, schrieb etwas darauf und sprach: „Richtig ... der Spitzbube hat mir Ihre Schlagfertigkeit gerühmt ... Sie verdient Belohnung. Fahren Sie mit diesem Schein ins Hotel Astoria ... Sie werden zufrieden sein. Good bye, Sir."

Da die kleine Miß ihren Herrn Vater über meine Persönlichkeit und erzieherische Eignung unterrichtet und wohl nicht ungünstig beurteilt hatte, ward mir ein freundlicher Empfang und es entspann sich zwischen uns ein Gespräch, das ich, soweit mein Gedächtnis reicht, verzeichnen will.

Er: „Also aus Europa. Gute Fahrt gehabt? Welcher Steamer?"

Ich: „Dank der Nachfrag. Der ‚Abraham Lincoln'. Etwas übertragen, aber gutes Schiff und die See ruhiger als die Völker meines armen Erdteils."

Er: „Und die Englishman . . . nicht Konterbande gesucht? Wird uns bald zu dumm!"

Ich: „Allerdings. Unter 48 n. und 30 w. hat uns ein Kreuzer festgenagelt und in den Eingeweiden des alten Abraham geschnüffelt."

Er: „Und Sie? Landsmann?"

Ich: „Österreicher und Deutscher mit Leib und Seele."

Er: „Well . . . und hat man Sie nicht . . .?" Er machte jene bekannte Geste, die man bei uns den böhmischen Zirkel nennt.

Ich (lachend): „Na . . . hab auf meine Kabinentür die mystische Formel ‚42 + 30·5' geschrieben. Da sind die Kerle zurückgeprallt und mit ‚God dam!' abgefahren."

Er (lächelnd): „Good . . . Und . . . warum haben Sie Europa verlassen?"

Ich: „Meine Nerven . . . Ich kann das Elend nicht mehr länger ansehen, das durch den Krämergeist, die Ländergier und die Rachsucht jener Staaten über uns gekommen ist, die Deutschlands aufstrebende Größe nicht ertragen können und mein geliebtes Vaterland Österreich in Stücke reißen wollen.

Alles, Herr, was Menschengeist ersonnen, wird nur dazu verwendet, sich gegenseitig auf die gräßlichste Weise aus der Welt zu schaffen und Kulturgüter von unschätzbarem und unersetzbarem Werte zu zerstören. Auf und in der Erde, in den Tiefen des Meeres und hoch in den Lüften lauert der Tod und rafft gerade die kräftigsten, die werktätigsten, die intelligentesten Leute nach Millionen hinweg. Allüberall sieht man Blut, hört man den Schmerzensschrei der Verwundeten, die herzbrechenden Klagen der Witwen und Waisen. Und . . . was Jahrhunderte erbaut, die altehrwürdigen Dome, die kunstvollen Paläste, die blühenden Städte, sie sind Ruinen, die Dörfer rauchende Trümmer, das Fruchtfeld zerstampft und in die Tiefen aufgerissen. Die Kraft des Pferdes dient nicht mehr dem Frieden, der Weltverkehr ist unterbunden, das Gewerbe stockt, die Fabriken feiern, die Flüchtlinge irren heimatlos in der Winterkälte von Ort zu Ort, die Gefangenen verkommen im eisigen Sibirien, unter Frankreichs brutaler Bewachung und in den englischen Konzentrationslagern. Wehe denen, die an dem furchtbaren

Vergangenheiten.

Von **Peter Rosegger.**

Bilder aus dem Ungarlande. 1871.

I.

Man meint, die Donau müsse nach und nach denn doch etwas von Kultur und Sitte aus den deutschen Landen hinabschwemmen. In Städten, wo die Dampfschiffe rasten, da sammelt sich's trefflich an und die Hauptstadt des Magyarenlandes trägt zum größten Teile deutschen Charakter. Bis aber in den Dörfern und auf den Pußten das Gemeinsame aller gebildeten Völker, auflebt, wird noch viel Wasser die Donau hinabfließen. Das ist der selbständige, sich in sich abschließende, der stolze Stamm der Magyaren.

Auf meinen Wanderungen in Ungarn kam ich eines schönen Abends in ein großes Dorf. Es war so weit in dem Osten, daß die Dämmerung dort um eine gute halbe Stunde früher eintritt als in der Steiermark. So lag über den endlosen Ebenen hin der aschfarbige Himmel; nur wo die Sonne niedergegangen war, zogen sich glühende Streifen und Nadeln hin, so innig schloß sich der Himmel an die Ebene und so tief war der Horizont hingezogen, daß er zu sehen war wie die Meeresküste, und die lichten Wolkenstreifen darin lagen wie Inseln auf der graubläulichen See.

Ein ungarisches Dorf ist wie das andere. Da liegt es auf der Pußta und eine sehr breite Straße führt durch. Daß sich auf dieser Straße ein Pferd verstaucht oder ein Wagenrad bricht, ist nicht leicht zu denken; denn eine dicke Mulde aus dem feinsten braunen Staub ist hier ausgebreitet hin und hin, welche zur Regenzeit zum mildesten Teppich wird, in dem man sich wie in ein ungeheures Kissen verbergen kann mit Roß und Wagen.

Und im Dorfe stehen Hütten aus Lehm und Stroh an beiden Seiten der Straße; die Fensterchen sind so klein, daß kaum ein ungarischer Kopf, geschweige ein ungarischer Schnurrbart ordentlich herauslugen kann. Vor und hinter den Hütten sind Akazien und Maulbeerbäume gepflanzt, welche sich über den fahlen Strohdächern die Arme reichen — die Sonne soll hier gar wüst sein, wenn sie obenan steht. Leblos sind die Gassen des Dorfes nicht, es ziehen uns gemütliche Esel, langgehörnte Ochsen, gesprächige Gänse, grunzende Schweine überall entgegen. Auf dem großen Platze des Dorfes sind umfangreiche Pfützen, zu dünn, um darüber hinzuschreiten, zu dick, um darin unterzugehen, ganz gemacht zum Baden und Wälzen für Menschen und Tiere. Es ist kaum über-

Als ich die nächste Tram aufsuchte, dunkelte es bereits und plötzlich sprang hinter einer Friedhofmauer, die links die Straße säumte, ein verlotterter Kerl vor, bohrte mir eine derbe Faust in den Magen, griff nach meiner Uhrkette und sagte: „Box".

Ich schluckte, den Schmerz überwindend, das Huhn, das mir der „Abraham" zum Abschied serviert hatte und das zum Hals herausfliegen wollte, schleunigst hinunter, massierte dem Straßenräuber so drei- bis viermal kräftig die Wangen und sagte: „Watsch". Da schlug sich der Pülcher unverrichteter Dinge in die Büsche.

Man braucht eben nur Englisch zu können, dann kommt man durch die ganze Welt.

Im Hotel wurde ich vorerst recht mißtrauisch empfangen. Als ich jedoch meinen Schein vorwies, verbeugte sich ein Dutzend Diener bis zum Boden, ein Aufzug beförderte mich ins zwanzigste Stockwerk und eine Wohnung wurde mir angewiesen, wie sie ein regierender Fürst nicht besser verlangen könnte. Da war ein Vorzimmer, ein Badezimmer, ganz aus Majolika, ein Empfangszimmer mit Telephon, ein Schlafzimmer, alles aufs vornehmste und in verschiedenen Stilarten eingerichtet und . . . für mich ganz allein.

„Belieben der Herr hier zu speisen oder zum Souper hinunterzukommen?"

„Ich . . . ich werde jetzt ein Bad nehmen und mich sodann etwas ausruhen. In einer Stunde etwa mögen Sie mir zeigen, was Küche und Keller zu leisten vermag.

Der Diener entfernte sich unter unzähligen Bücklingen, ich aber streckte mich nach dem Bade urbehaglich auf einem schwellenden Sofa und schlief ein.

Als ich erwachte, lag ich . . . auf meinem alten Divan in meinem Studierzimmer. Draußen dröhnte auf dem hart gefrorenen Boden der Marschschritt eines Bataillons Landstürmer, die dem Bahnhofe zustrebten, um auf den Schlachtfeldern Galiziens für den Bestand unseres teuern Vaterlandes und des mit ihm in Not und Tod geeinten Deutschen Reiches Ihr Leben in die Schanze zu schlagen.

Es war . . . ich entsinne mich dessen genau . . . der 27. Dezember 1914.

Was man doch in dieser erregten, fürchterlich großen Zeit für närrische Träume haben kann.

Gestalt jener alten Waffen, die man Morgensterne nannte. Die Fenstergitter bildeten Herze, Ringe, doch kein Kreuz. Auf dem Friedhofe hinter der Kirche waren viereckige Holzpfähle mit ausgezackten Köpfen als Denkmäler in die Erde geschlagen, aber kein einziges Kreuz. Die Kalviner mögen das Kreuz nicht leiden; sie wollen nicht erinnert sein an den Schandflecken der Menschen, die ihren Heiland zu Dank an das Kreuz geschlagen. Die Kalviner wollen auch kein Bild, weder eine Darstellung Gottes noch der Menschen; unmittelbar wollen sie mit dem Gegenstand verkehren. Das sieht löblich aus; doch wie dadurch der Sinn, die Kunst zu Teil kommt, der die Religion und ihr Kult auch eine Pflegestätte sein soll? Die Einfachheit der lutherischen Tempel tut wohl, ein kalvinisches Gotteshaus aber ist nicht mehr einfach, es ist geradezu trostlos. Da ist rein gar nichts als die nackte Mauer und der Fußboden und die Decke, die glatte Kanzel, der Opfertisch und einige Stühle. Das alles in allem. Dann kommt der Pastor und hält eine Rede, dann singt die Gemeinde Psalmen. Wohl recht einfach, aber noch einfacher wäre, wenn die Mauern auseinandergefallen und die Menschen Gott anbeteten, frei in der allherrlichen Natur des Himmelsgezeltes. Das wäre ein rechtes Bild Gottes und doch kein Bild — läge das nicht nah?

Der eifrige, eigenstimmige Gesang der „reingläubigen" Kalvinisten hätte mich bald zum Lächeln gebracht, aber das wäre gefährlich gewesen. Es war ein so sonderbares Gesurre, dann wieder ein so gewaltiges Geschrei; und eine einzelne Stimme war in dem Volke, so grell und zackig, und diese wollte nirgends recht hineinpassen, und sie ging, alle anderen Töne durchschneidend, ihre eigenen Wege. Dabei machten die Leute Gesichter, und wie sich der Gesang drehte, so auch ihre Augen und mit den Lippen stiegen und fielen auch die Schnurrbärte. Aber die Andacht in Ehren, sie wird gut gewesen sein.

Eigentümlich war der Ausgang. Sie sangen noch alle, als sich plötzlich die kleinen Mädchen erhoben und singend das Bethaus verließen; diesen folgten die erwachsenen Mädchen, wie sie in den Stühlen gesondert waren. Dann erhoben sich die Weiber und die alten Mütterchen und verließen singend die Kirche. So waren nach und nach alle weiblichen Stimmen verstummt und es sangen nur noch die Männer. Nun aber begannen sich die Knaben zu entfernen und nach diesen traten die Jünglinge, dann die Männer hinaus. Jetzt saßen noch die Greise da und sangen. Dann erhoben sich auch diese und gingen, ihnen folgte der Pastor und nun saß außer mir nur mehr der alte Chormeister allein in der Kirche und sang, bis endlich auch der schwieg und die Kirche verließ. So war der Gesang nach und nach abgestorben und es war still und öde im Bethaus. Jetzt verließ auch ich meinen Winkel und ging an der Kanzel und an dem Opfertisch vorüber in das Freie.

trieben — man kann's ja sehen, wie Kinder und Schweine, erwachsene Weiber und Gänse, Männer und Esel in zarter Eintracht in der Dorfpfütze Erfrischung genießen.

Ich sah sie noch lange lustwandeln von meiner Wohnung aus, die mir ein Mann in dem besten Hause des Ortes besorgt hatte, ich hörte von der Rocsma (Schenke) her auch die Tonschläge eines Cimbals — ich ging aber bald zur Ruhe.

In den steirischen Bauerngehöften weckt zum Morgen die Leute der Oberknecht, in Ungarn besorgen das die Mücken; sie schreien und poltern nicht wie der Oberknecht, sie summen und singen nur so herum, sie setzen sich nur so auf die Wangen, auf die Stirne, auf die Nase und beißen und stechen, daß Ballen wachsen wie Schwämme; dann singen sie wieder — im übrigen kann man liegen bleiben und schlafen, so lange man will.

Es war Sonntag. Vor den Hütten saßen die männlichen Einwohner in ihren weiten Beinkleidern, von denen ich nie ergründen konnte, ob sie Hosen oder Kittel seien. Sie aßen Brot und Speck. Dann erhoben sie sich und gingen zur Kirche hinan, die auf dem Hügel stand. Die Weiber kamen aus den Hütten hervor und gingen auch hinan; sie hatten schmucke Spenser. Die Mädchen waren gar in kurzen, schneeweißen Hemdärmeln und in den bloßen, sorglich gescheitelten Locken. Die Männer hatten kaum eine bessere Kleidung als am Werktage zuvor; viele waren sogar barfuß und die Fransen ihrer Beinkleider schwammen in der Mulde.

Als sie hinanstiegen, war ich auch unter ihnen. Da ich von ihren Gesprächen nicht viel verstand und mich in dieselben also auch nicht mischen konnte, hatte ich Zeit, die Gegend zu betrachten. Das Dorf unten war weit hingedehnt, es zählte tausend und mehrere hundert Einwohner. Draußen, gegen den Südwesten lagen die Weinhügel, weiter links standen üppige Buchen- und Eichenwälder; — mein geliebter Baum, die Tanne, wächst dort nicht, weit und breit, darum hat die Luft keine Würze, sie ist immer süßlich, lau und schal, wie gekocht. Im Osten lag Heideland, im Norden zogen sich unabsehbare Getreidefelder hin, und weit draußen lag still und ruhig wie die Heide und das Kornland der Donaustrom. Hinter demselben sah man wieder die gelben Streifen der Felder, die fahlen Flächen der Heide und zuletzt im Äther ein mattgraues Band — die Karpathen. Dann begannen die Wolkengestalten in der ungeheuren Himmelsglocke, und diese Wolkengestalten waren mir das Schönste zu allen Tageszeiten im Lande der Ungarn.

Die Gemeinde, die mit mir auf den Hügel gestiegen war, und die Kirche, die, weiß übertüncht, weit in das Land hinausschaute, war kalvinisch. Auf dem Turme prangte kein Kreuz, sondern ein Ding in

daß dann und wann ein Mägdlein auf dem Wege in den entlegenen Keller und zurück durch die Gassen eilte und im Vorbeieilen den Fuß auch ein wenig in das Wasser steckte.

Erst am Abende wurde es rege. Eine Schalmei fing zuerst an, dann begannen in der Schenke Pauken und Pfeifen und jetzt kamen sie herbei von allen Seiten des Dorfes und hüpften schon unterweges den Nationaltanz.

An Mädchen strömt eine große Auswahl herbei; der Bursche braucht nur zu winken, läuft ihm gleich eine zu. Sie legt ihre Hände flach auf seine Achseln, er legt die seinen an ihre Hüfte, dann beginnen sie zu hüpfen nach rechts und nach links, daß der Schnurrbart wedelt. Das Mädchen guckt dabei ein wenig in seine Augen, ein wenig in den Spiegel, der über die beschnürten Flügel seines blauen Spensers geht, zwar nicht aus Kristall besteht, sondern nur aus dem Glanze des Speckes von so manchem Jahre. Gegessen und getrunken, gönn's ihnen Gott, wird wohl auch wacker. Dann kommen auf Eselgefährten die jungen Leute der Nachbardörfer; sind sie auch vormittags geschieden in Bethäusern verschiedener Konfessionen, den Nachmittag haben sie gemeinsam; der Katholik hopst mit lutherischen Mädchen und schlürft kalvinischen Wein, und mitunter verteilt er, weil's denn so brüderlich hergeht, zu Zeiten katholische Prügel.

An demselben Abend war's lustig zu sehen und zu hören, aber als es gegen die elfte Stunde ging, da begann auf dem Kirchturme plötzlich die Glocke zu tönen. Ich erschrak; war Feuer im Ort, oder ein Sterbender? Kein Unglück treffe das Dorf und lange lebe der Magyare! Aber Ruhe soll er machen, heim soll er gehen noch vor Mitternacht, so will's der Herr Pastor und darum läßt er die Glocke läuten. Ein praktischer Kalviner benützt die Kirchenglocke also auch zur Polizei; das hat Schiller in seinem Lied von der Glocke vergessen.

Es wurde wirklich bald ruhig in der Schenke und sie gingen heim. Ich sah noch lange durch das offene Fensterchen in die laue Nacht hinaus. Ein paar Hunde bellten unten, sonst war es still; mir kam es fast unheimlich vor; das nächtliche Glockengeläute hatte mich etwas aufgeregt.

Endlich wollte ich das Fenster schließen, da sah ich plötzlich oben an der Kirche ein Flämmlein. Es zuckte hin und her, dann verschwand es. Oben bei den Toten, was mochte das sein? Wieder sah ich das Flämmlein, und jetzt wuchs es an und wuchs gewaltig zu einer hohen, riesigen Flamme und die Wände der Kirche waren rot beleuchtet. Denn doch ein Brand! Ich wollte Lärm schlagen, da war die Flamme wieder verloschen.

Nun war meine Neugierde wach im höchsten Grade. Was spukt da oben auf dem Hügel? Belustigt sich der Totengräber durch Feuerwerke, oder gehört das zum kalvinischen Kult? — Das muß ich doch sehen!

Da war's gar heiß in der Sonne, aber siehe, die Dorfschwemme war in der Nähe. Die Leutchen, wie sie aus der Kirche kamen und sich mit den Ärmeln den Schweiß wischten, machten nicht viel Aufhebens, sie entkleideten sich kurzweg und stiegen in die Pfütze und wuschen sich säuberlich und plätscherten. Sonst, glaube ich, heißt es nach der gestrengen Satzung Kalvins, daß, wer in der Öffentlichkeit einen solch schlüpfrigen Wandel führt, des Landes verwiesen und ausgepeitscht werden soll; nein, so pedantisch genau scheinen es die ungarischen Kalviner nicht zu nehmen.

Sehr schwer sollen sich übrigens auch die Katholiken der ungarischen Dörfer ihre Sache nicht legen. In der Nähe meines kalvinischen Dorfes ist ein katholisches, von dem mir ein alter Einwohner desselben Folgendes erzählte: Als vor mehreren Jahren im Dorfe der Peterspfennig eingeführt wurde, war viel Lärm. Der Pfarrer predigte auf der Kanzel von der Not des heiligen Vaters und stellte diese so ergreifend dar, daß er dabei in Schluchzen ausbrach. Die Bauern blieben trockenen Auges, aber sie starrten so vor sich hin, als ob sie sagen wollten, daß es mit dem heiligen Vater nicht so bleiben dürfe, und daß sie sich in dieser Sache nicht spotten lassen wollten. Und die Bauern derselben Gegend sind wohlhabend. Der Pfarrer ließ mitten in der Kirche eine sehr große Blechbüchse aufstellen und predigte nun jeden Sonntag von der Armut des heiligen Vaters. Aber die Blechbüchse war denn doch wohl sehr geräumig, denn oft verfügte sich Seine Hochwürden zur stillen Nachmittagsstunde in die Kirche und klopfte mit dem umgebogenen Zeigefinger an die Büchse — das gab noch immer einen schauerlichen Widerhall. Hierauf ließ der Pfarrer einen Priester aus Gran kommen, der eine glänzende Rednergabe besaß und der auf der Kanzel das Elend des Papstes und den Hunger, den er leiden muß, so lebhaft darstellte, daß die Bauern ordentlich Appetit bekamen und nach der Predigt sogleich in die Schenke eilten und ein Bedeutendes an Speck und Schnaps verzehrten. Indes der Pfarrer hatte der Sache Genüge getan und konnte nun wohl einer bedeutenden Ernte gewiß sein. Freilich wohl gab die Büchse noch immer einen hohlen Ton, doch Silberstücke füllen einen solchen Bauch nicht so bald. Als nun eine bedeutende Zeit um war, ließ der Pfarrer die Sammelkasse öffnen und fand darin — ja sind denn diese Bauern Antichristen? — fand zwei und einen halben Kreuzer und einen Pfeifendeckel. So ist mir wohl von boshaftem Munde erzählt worden, und ähnliches ereignete sich auch in anderen Dörfern Oberungarns.

Nun kehre ich wieder zu meiner Gemeinde zurück. Ich hatte ihr den Vormittag des Sonntags gewidmet, desgleichen sollte auch mit dem Nachmittag geschehen.

Doch ich verlor sie bald; sie verkrochen sich in ihre Hütten, nur daß in der Schwemme noch ein oder der andere Junge plätscherte und

Blick von dieser nächsten Umgebung unendlich hinwegsehnt. Eine weitläufige Festung, eine große Stadt, ein mächtiger Strom, eine endlose Pußta auf einen Blick: das verlohnt sich wohl, daß man die Augen aufmacht.

Die tollen oder melancholischen Pußtalieder einer Zigeunerbande leiten unseren Sinn wieder an den Fuß des Berges, wo sie erschallen. Vor den berühmten Raizenbädern in Ofen machen die Kinder der Heide Musik und die Badenden drin plätschern den Takt dazu. Kürzlich schlug auch noch jemand anderer den Takt dazu. Als die Zigeuner vor dem Badehause ihre tollen Weisen spielten, krachte in einem nahen Häuschen plötzlich ein Pistolenschuß. Ein pensionierter Offizier, der wiederholten Geldabzug erlitten, hatte sich erschossen und als Testament folgenden Zettel zurückgelassen: „Als mir von meiner mäßigen Pension der dritte Teil abgezogen wurde, verzichtete ich beim Mittagstisch auf das Glas Wein. Als mir von den zwei übrigen Dritteln der vierte Teil abgezogen wurde, verzichtete ich beim Mittagstisch auf das Stück Fleisch. Als mir von dem Rest der zehnte Teil abgezogen wurde, beeilte ich mich, einen Schuß Pulver zu kaufen — sonst dürfte eine Zeit kommen, wo meine Einnahmen solchen Luxus nicht mehr erlaubten.“

Nachts wurde der Mann zu Grabe befördert. In derselben Nacht gab es einen glänzenden Offiziersball im Kasino.

„Dienen, dienen.“

Von Anna Bahr-Mildenburg.

In Bayreuth war es: Mitten in den Parzival hinein fuhr der Krieg und trieb einen Teil des Orchesters noch während der Vorstellung weg, die anderen hielten den dritten Akt noch stand, dann stoben sie auch noch in derselben Nacht nach allen Richtungen auseinander; und ebenso die Fremden. Ein fürchterliches Gedränge bei den Zügen — Engländer, Franzosen rasten in ihren Autos aus der Stadt, es kamen zwei Tage unsäglicher Verwirrung, mit Spionenfurcht, Verdächtigungen, sinnlosen Verhaftungen; mich selbst nahm ein braver kleiner Infanterist übereifrig auf der Straße fest, weil man mich für einen verkleideten Russen hielt und die aufgeregten Menschen kaum mehr in ihrer Wut von mir zurückzuhalten waren. Aber derlei ereignete sich damals jeden Augenblick, man gewöhnte sich an solche Zwischenfälle. Im Bahnhof ein verzweifeltes Drängen ungeduldiger und geängstigter Menschen, Mauern von herrenlosen Koffern, winselnd ihren Herrn suchende Hunde. Die Züge wurden gestürmt, jeder wollte noch mit, nur fort, heim zu den

Angezogen, wie ich noch war, nahm ich schnell meinen Stock, verließ das Haus und eilte gegen die Kirche hinan, immer das Licht im Auge behaltend, das oben abwechselnd wuchs und zusammenzuckte.

Und als ich durch das Tor in den Gottesacker ging, da sah ich's. Ein Mann und ein Weib hatten ein totes Ferkel und das hielten sie über ein kleines Feuer, um die Haare von der Haut zu sengen. Dieses prosaische Geschäft störte die Ruhe der Toten zwar nicht, konnte mich jedoch auch nicht erbauen.

II.

Buda sehen und sterben. Ja, sterben, und zwar auf alle Fälle, ob Sonnenschein, ob Regen. Wenn Sonnenschein, so ersticken im Staub, wenn Regen, so versinken im Kot; wenn aber mittelmäßige Witterung, so vergehen aus Ärger über dieses merkwürdige Ofen. Ofen dürfte um einige hundert Meilen östlicher liegen als Pest, die junge moderne Hauptstadt; tief in Rußland drin wäre es vielleicht am Platze. Ofen steht schon Jahrhunderte am Strome und hat sich bis heute noch nicht gewaschen. Wie ein schönes Zigeunerweib, malerisch, buntlappig, halbentblößt, glutäugig, aber schmutzig liegt es hingestreckt zwischen den Hügeln. Lüstern kokettiert es über den Strom zu dem stolzen, parvenüblen Pest, das seiner Tage noch eine Weltstadt werden will.

Ofen hat sich einst gewappnet und gerüstet mit Wall und Festung, aber die Schleuder der gebräunten Hand ist eingeschlummert. Heute erwacht es und starrt staunend auf die moderne Industriestadt, die ihm gegenüber entstanden ist; drohend blickt es um sich mit seinem ehernen Festungsgürtel.*

Der Blocksberg ist über alle seine Sünden kahl und fahl geworden wie ein Totenschädel. Kein Baum und kein Strauch und kein Vogelsang belebt ihn; nur wandert zuweilen hinter dem Wall der Zitadelle ein blinkendes Bajonett dahin. An den sonnverbrannten Lehnen kauern verwahrloste, zerlumpte Kinder, oder es lungern arbeitsscheue Jungen dahin, und zwischen dem grauen Gestein sonnen sich braune Mädchen und lassen das liebe Tageslicht hingleiten über alle ihre Glieder. So sind sie in der Sonne gereift zu früher Zeit und harren nun der Ernte.

Die Pester sagen, auf dem Blocksberg sei die schönste Aussicht und weisen jeden Fremden dahin; sie ahnen es gar nicht, daß der Fremde dort zu allererst fette Papierfetzen, halbverwitterte, ausgemusterte Kleiderlappen der Hausierjuden und den Stuben- und Stallkehricht der kleinen Wirtschaften bemerken muß. Wahrhaftig, es wäre an der Zeit, wenn auf den Blocksberg wieder einmal ein Weiblein geritten käme mit dem Besen. — Die Aussicht ist dann freilich um so schöner, als sich der

* Wie ist das seither anders geworden, auch die Buda. In Ungarn überhaupt!
Die Schriftleitung.

Fälle genug, wo es kein Überlegen geben darf, wo vom Augenblick alles abhängt, wo nur mit Geld geholfen werden kann. Wir sind für jedes Packerl Wäsche, für jedes Flascherl Himbeersaft dankbar, das zu uns den Weg findet, wir leben von einem Tag zum andern und der andere Tag hat uns noch niemals im Stich gelassen.

Ich habe sie wirklich und wahrhaftig gern, meine Soldaten, aber es ist gar nicht so leicht, auch ihre Freundschaft zu gewinnen. Sie schauen uns zuerst fast immer ein bißl mißtrauisch an. Was wird so ein blühweißes Frauenzimmer wohl alles mit ihnen anfangen wollen? Es laufen über uns ja schlimme Gerüchte von unheimlichem Reinlichkeitswahn, drohenden Zahn- und Nagelbürsten, unaufhörlichen Waschungen, beständigen Zimmerlüftungen, Vorlesungen beschaulicher Bücher, das alles sollen diese weißen Damen im Schilde führen, schrecklicher als alle bisher erlebten Schrecknisse des Krieges. Nun ich kann ja auch nicht ganz auf alle diese gefürchteten Dinge verzichten, aber so ganz aus ihren Gewohnheiten will ich meine braven Soldaten doch nicht reißen, und da einigen wir uns dann auf ein beiden Teilen erträgliches Mittelmaß. Das nimmt ihnen dann bald ihre Scheu, sie sehen den gefährlichen weißen Frauen bald sehr vergnügt entgegen, wenn man ins Zimmer tritt, lassen Umschläge, Wickel, Tees, Tropfen ruhig über sich ergehen, strecken einem sogar selbst ihre armen, erfrorenen, verschwollenen Füße entgegen, damit man ihnen die gut riechende Salbe darauf schmiere, ja jeder will dann irgendwo, irgendwie ein bißchen gepflegt sein, der spürt ein Kratzen im Hals, der ein Brennen auf der Brust, der eine Stechen im Kopf und wenn man dann ein allzu weiches Herz hat, so wachsen ihre Leiden ins Ungeheure. Hie und da liegen unter meinen Soldaten plötzlich auch Einjährig-Freiwillige auf den ungewohnt harten Strohsäcken, sie sind mit ihren gelben Streifen auf den Ärmeln schon illustre Gäste, sind darauf auch oft recht stolz und unnahbar und lehnen dankend ab, wenn bei der Verteilung der Spenden an sie die Reihe kommt. Dauert aber dann ihr Kranksein länger und haben sie erst einmal ihre braven Zimmergenossen kennen gelernt, so gibt sich das, und sie greifen mit demselben Vergnügen nach den Buchteln, Golatschen, Zigaretten und was sonst alles die Leute zwischen Eins und Drei, in der Besuchszeit, von Zimmer zu Zimmer tragen. Ich freue mich sehr, wenn man meine Soldaten beschenkt, aber etwas besorgt bin ich doch auch immer, denn da stehen auf den schwarzen Kopftafeln geheimnisvolle Zahlen und Zeichen, die das spendende Publikum natürlich nicht versteht, und so bekommt der Kranke mit I D. ebenso seine Golatschen wie der mit II D. oder IV D. und das hat dann oft seine traurigen Folgen, denn I D. heißt erste Diät, deutet auf einen empfindlichen Magen, also auf Milch und Suppe, eine vom Kranken meist als recht überflüssig und grausam empfundene

Seinen. Der Zugverkehr wurde von Stunde zu Stunde unsicherer und als er schließlich ganz stockte und die Bahn nur mehr dem Militär gehörte, da blieb den Leuten nichts übrig, als sich der ruhigen und unerbittlichen Miene der Soldaten zu fügen, die jeden höflich, aber energisch vom Bahnhof zurückwiesen, der nicht einen besonderen Erlaubnisschein vorweisen konnte. Wir versuchten erst gar nicht wegzukommen, wir hatten nichts dagegen, in Bayreuth eingeschlossen zu sein. Und so erlebten wir dort den Anfang des Krieges, und dort begann auch mein Kriegsdienst. Endlose Züge trugen stündlich Militär, Kanonen, Pferde, Kriegsmaterial an die französische Grenze. Fässer mit Limonade und Himbeerwasser, Bottiche mit Kaffee, Tee, Suppe, Körbe voll Brötchen und Würsten standen zur Labung auf den Bahnsteigen bereit und zurückgebliebene Rheintöchter, Walküren, Nornen und Blumenmädchen liefen mit Studenten und jungen Mädeln die Züge entlang, labten die Krieger, tränkten die Pferde, beluden sich mit ganzen Packen von Feldpostkarten, trösteten die armen Bayern, die aus den Wagen noch immer sehnsüchtig vergeblich nach Bier auslugten und es nicht glauben wollten, daß auch dem Alkohol der Krieg erklärt war. Siegfried Wagner lief mit Zigarrenkisten und Zigarettenschachteln unter dem Arm herum, und wenn der Vorrat ausging, so bettelten sie sich wenigstens ein Autogramm aus, und das Festspielhaus mußte man ihnen auch immer und immer wieder zeigen, das sich drüben in seiner Feierlichkeit vom dunkeln Wald abhob. Unvergeßlich bleibt es mir, wie damals alle Menschen plötzlich verwandelt schienen: keiner dachte mehr an sich selbst, sie hörten auf, sich selbst wichtig zu sein, und das „Dienen, dienen“, das der Meister dem ragenden Haus dort oben verkündet hatte, war nun in allen Herzen lebendig. Und auch in mir klangen sie wie eine heilige Mahnung fort, diese zwei letzten Worte der Kundry, und, ihrer eingedenk, grüßte ich nach einigen Wochen mein liebes Salzburg wieder. An allen Enden und Ecken wartete da meiner die Arbeit, und als dann gar die ersten Verwundeten ankamen, litt es mich nicht, bis ich bei ihnen war, und der Wille zu „dienen“ mußte mir den Pflegekurs und das „Diplom“ ersetzen.

In der Früh, wenn's noch ganz dunkel ist und der Tag erst ganz heimlich hinter den grauen Felsen der Tennen herüberleuchtet, die gurgelnde Salzach mit mattem rötlichen Schimmer überhauchend, gehe ich zu meinen Soldaten. Ich pflege nämlich nur Soldaten, einfache Soldaten. Luxus können wir uns in unserem Reservespital keinen erlauben, wir müssen uns „ärarisch“ bescheiden, müssen überall sparen, sparen, sparen. Wir gehören nicht zum Roten Kreuz, so sind wir gezwungen, ängstlich hauszuhalten, erfinderisch zu sein und mit guten Einfällen Geldausgaben so viel als möglich zu vermeiden. Es gibt ja dann noch immer

der tragbaren Apotheke die Runde bei den 330 Kranken seiner Abteilung macht, wenn jeder einzelne nach und nach untersucht, befühlt worden ist, so trete ich hinterher an jedes Bett, verscheuche die unterwürfige Miene, mit der dem Herrn Oberarzt „gehorsamst" die verschiedenen Schmerzen gemeldet worden sind, und sammle nun alle die großen und kleinen Wünsche ab, die nur eine „sentimentale" Frau begreifen und erfüllen kann, und dann wird mein Notizbuch voll mit Anmerkungen oft der sonderbarsten Art, denn diese guten Soldaten halten uns Schwestern für allmächtig. Der eine meint, ich kann seinen Urlaub beschleunigen, der andere erhofft sich durch mich einen „Ausgang", einer will mehr essen, einer möchte neben seinem Landsmann zu liegen kommen, Briefe soll man für sie schreiben, Gesuche machen, Ersparnisse abschicken, Mutter und Braut kommen lassen. Alle wissen schon von unserem Kasten mit warmer Wäsche und alle wissen, daß da ein großes Zimmer irgendwo zur Nähstube umgewandelt ist, wo fleißige erfinderische Frauenhände alte Sachen wie neu zusammenrichten, für Altes Neues zurückgeben und unermüdlich sind, um alle Kriegsschäden wieder gutzumachen.

Man sieht immer etwas aufgeregt einem neuen Verwundetentransport entgegen. Die Ärzte rüsten sich zu übermenschlicher Arbeit, und die Hilfskräfte wissen, daß nun ruhelose Tage kommen. Meist treffen sie in der Nacht ein, werden nur noch rasch in reine Wäsche gesteckt und sinken dann in das langentbehrte wirkliche Bett. Bärtige Gesichter, struppige Köpfe liegen in der Frühe auf dem weißen Kissen, mit dem grellen Rot der Decken gibt die Krankenstube ein lebhaftes Bild. Ob's ganz junge Menschen sind oder ältere Leute, läßt sich auf den ersten Blick kaum erkennen, die üppigen Vollbärte verwischen Jugend und Alter. Überrascht blickt man dann oft in glatte und knabenhafte Gesichter, wenn nach ein paar Tagen der Haarschneider am Werk war. Und über fürchterlichen Granatwunden, über zerfleischten, verstümmelten Gliedern blicken unbekümmert heldenfrohe, kampflustige Augen, und nur die weißen Verbände künden, daß ihr junges Leben bedroht und bereit war, sich hinzugeben. Man hat immer unter all denen, die einen brauchen, noch seine besonderen Schmerzenskinder. Der Krieg hat ihnen seine ganz besonderen Zeichen aufgeprägt, sie für Wochen und Monate ans Bett gefesselt, über einige vielleicht für die ganze Zeit ihres Lebens Siechtum verhängt. Stumpf und ergeben liegen manche, manche mit einem einzigen Fragen in den Augen. Wie soll auch ihre Jugend daran glauben, daß das Schicksal sie auf einmal mit einem einzigen Riesenschritte über die Mitte des Lebens hinweggeführt und sie jung an Jahren zur Gebrechlichkeit und Entsagung des Alters verurteilt hat? Einer liegt da unbeweglich seit drei Mouaten. Der Luftdruck einer zerplatzenden Granate preßte ihm Steine in die Ohren, sein Trommelfell ist zerstört, er ist

Vorschrift und so zuckt er mit keiner Wimper, wenn an ihn die Reihe kommt, greift gierig nach Buchteln und Golatschen und im nächsten Augenblick sind die besten ärztlichen Absichten zerstört. Der Wärter meldet dann wohl bei der Morgenvisite am nächsten Tag, daß der Kranke abermals von Magenbeschwerden oder verwandten Übeln befallen ist und die I D. wird bis auf weiteres verlängert. Ich mache eine möglichst harmlose Miene, aber heimlich werfe ich dem Sünder einen bedeutungsvollen Blick zu und er weiß, daß ich ihm auf seine Golatschen gekommen bin. Aber ich kann den armen Teufeln nicht böse sein, sie wissen, daß ich sie nicht im Stiche lasse und ich habe ihr ganzes Vertrauen. Ich kenne ihre Wunden, ihre Schmerzen, ich weiß, was jeden drunten im Operationszimmer erwartet, ich assistiere meinem Abteilungschef Doktor Richard Heller beim Verbinden, mache Operationen mit und bin immer aufs neue ergriffen von der Selbstdisziplin und Selbstbeherrschung unserer Soldaten. Wird einer bei der Behandlung seiner Wunden gar zu grün im Gesicht und blutleer in den Lippen, so reicht man ihm zur Aufmunterung wohl ein Stamperl Kognak. So sehr ich alle Empfindsamkeit diesen unabänderlichen Dingen gegenüber scheu unterdrücken lerne, so bringt mich der Anblick eines solchen gequälten Menschen, seine zusammengepreßten Zähne, seine schmerzverkrümmten Hände und Füße, sein schweißbedecktes abgewendetes Gesicht oft doch fast um meine Fassung und es ergreift mich ein solches Mitleid mit dem armen Dulder, daß ich seinen Kopf nur noch fester mit meinen Händen halte, ihn mit aller Kraft an mich presse, um mich in seinen Leiden mit ihm zu vereinigen und ihn fühlen zu lassen, wie sich da ein Mensch mit ganzer Inbrunst in seine Qualen versenkt. Wie dankbar können einen dann die zwei leidenden Augen ansehen und wie glücklich macht das Vertrauen, das dann für immer in ihnen bleibt, solange sie einem aus den schmalen Betten entgegenschauen. Und kein Wort verliert so ein Mensch über das, was er ausgestanden, er prahlt nicht mit seinen Erlebnissen, schweigt über alles, was ihn zum Helden gemacht hat, und schaut ganz erstaunt drein, wenn man ihm nun das Leben ein wenig behaglich machen und ihn ein bißchen verwöhnen möchte. Bringt man einen und den andern manchmal zum Reden, so klingt das dann gar nicht großsprecherisch, ja ganz grauenhafte Sachen werden ruhig und wie selbstverständlich wiedergegeben; sie erzählen mit der Pfeife im Mund, beim Kartenspiel — ihr Blick ist ganz vom Spieleifer erregt — während sie achtlos ihre Erinnerungen wie nebensächliche Bemerkungen dazwischen werfen.

Ich weiß bald von jedem, was ihm nottut, und wenn bei der ärztlichen Visite am Morgen um 8 Uhr der Oberarzt mit seinem ganzen Stab von Freiwilligen, Hilfsärzten, Sanitätsdienern und mit

und fragten und deuteten und gaben mir zu verstehen, ich sollte doch bald gesund werden und bald wiederkommen.

Heiter bei all ihrem Elend stimmen uns immer wieder zwei blutjunge Burschen. Einer ist ein Slowak, der andere Oberösterreicher. Sie sind Bettnachbarn, liegen seit bald drei Monaten nebeneinander, wurden die besten Freunde, können aber kein Wort miteinander reden. Der eine hatte einen Schuß im Fuß, einen im Arm und einen direkt unter dem Herzen. Die Kugel steckte noch drin, an gefährlicher Stelle, und mußte sich erst senken, bevor sie entfernt werden konnte. Er litt bei der geringsten Bewegung schreckliche Schmerzen und wurde gefüttert und gepflegt wie ein kleines Kind. Seine einzige Freude bestand darin, Russen zu zeichnen, und ich lieferte ihm Papier und farbige Stifte, was seine Phantasie zu unglaublichen Gebilden anregte. Der andere ist ein Bauernsohn aus Oberösterreich. Eines Morgens lag er als „Zuwachs" neben dem Russenzeichner. Ich nannte ihn vom Anfang an das „Zeiserl". Das Gesicht, grünlichgelb und ganz durchsichtig, von einem knabenhaft dürftigen Körper, sah er uns mit seinen roten verschwollenen Augen jammervoll an und lag verkümmert und verdreht, denn alles war Schmerz an ihm, alles wund und weh von Rheumatismus. Er war noch nicht im Feld gewesen, hatte nur als Rekrut ein paar Tage Übungen gemacht, und als ihm die zu viel wurden, hatte man ihn in unser Spital getragen. Dann wurde es eine Herzbeutelentzündung mit schwerer Gelenksentzündung. Den behandelte ich wirklich wie ein kleines Kind, schmeichelte ihm jedes Löfferl Suppe in den Mund, bettete und wickelte ihn und vergaß völlig seines Kriegertums, und daß ja eigentlich das Bündel Elend in die schwere Feldartillerieuniform gehört, die da neben dem Bett hing und seltsam von ihrem Besitzer abstach. Eines Morgens hatten wir das Hoffen aufgegeben, und er wurde versehen. Aber wieder eines Morgens sah er mir so aus, als ob's doch noch vielleicht weiter ginge, und immer wohliger klang nun das „Guat", wenn ich ihn fragte, wie's ginge. Und als dann das Zeiserl ohne Schmerzen war, begann seine Freundschaft mit dem Nachbar. Nie habe ich sie zusammen reden gehört — nur die Köpfe steckten sie oft zusammen, besahen sich Bilder und Zeitungen und kicherten dabei leise. Und was der eine wollte, wollte der andere auch. Bekam einer Wein, so schielte gleich auch der andere danach, mochte der eine etwas nicht, so lehnte auch der andere ab. Und als dem einen endlich die Kugel entfernt werden konnte, blieb der andere ganz mißmutig, wie beleidigt, in seinem Bett zurück und lag nachher gerade so wie der andere mit geschlossenen Augen und erschöpft wie nach schwerer Narkose. Dann gingen sie eines Nachmittags das erstemal zusammen spazieren, ganz langsam auf den Stock gestützt, und sie redeten kein Wort, sahen sich

stocktaub, hat völlig die Sprache verloren, Arme und Beine versagen den Dienst, er zitterte unaufhörlich, und eigentlich spielt sich sein ganzes Leben nur in diesen Augen ab. Und in diesen Augen zu forschen und erraten, was sie für eine Sekunde mit Helligkeit füllen könnte, ist eine Aufgabe, die mich oft und oft des Tages zu dem Siechen führt. Seine Mutter und sein Bruder, Bauersleute aus Krain, brachte ich ihm, und als ich ihnen seinen Kopf zugewendet und er sie erkannt hatte, da holte er mühsam seine zitternde Hand unter der Decke hervor, deutet leise mit dem Zeigefinger gegen seine Stirn, um von seinen ewigen Schmerzen zu erzählen, und dann standen die zwei blauen Augen voll Wasser und er wendete den Kopf gegen die Wand. Und die arme Mutter hatte ihm Äpfel aufs Bett gelegt, und der junge Bruder in seiner Bauerntracht eine Pfeife, aber der Kranke blieb abgewendet, wie im Groll über alles, was da um ihn herum leben und sich bewegen darf. Eines Tages dann brachten wir ihn in ein helles, sonniges Zimmer, und ich fing an, ihn durch Zeichensprache mit Händen und Augen auf alles mögliche aufmerksam zu machen, und ich brachte ihm einen Lehnstuhl und setzte ihn so, daß er den Mönchsberg sehen konnte; und einen heiligen Franziskus, seinen Namensheiligen, stellte ich ihm hin und Blumen, und ein irdenes Sparschweindl füllte ich vor seinen Augen und bat auch die Besuche, sich dafür zu interessieren. Nun habe ich ihn wirklich diesem entsetzlichen Hinbrüten entrissen. Er wartet schon, daß man ihn in den Lehnstuhl setzt, und er weist mit zittrigem Finger auf seinen geliebten heiligen Franziskus oder hält oft lange die Blumen zwischen den Händen, die man ihm bringt, und betrachtet sie ernsthaft, und wenn ich dann sein Sparschweindl vor seinen Augen schüttle, so kann er wirklich und wahrhaftig lachen und bewegt dazu lebhaft die Lippen, als wollte er mir etwas Wichtiges sagen. Eines Tages ließ ich ihn ausfahren und das machte auf ihn einen starken Eindruck, er erzählte mir in seiner Weise von Bäumen und Bergen, die er gesehen, und alle möglichen Erlebnisse berichtete der Stumme mir, mit zitternden Händen und die Lippen bewegend. Als ich einmal einer Halsentzündung wegen zu Hause bleiben mußte, da fuhr eines Nachmittags plötzlich ein Wagen vor, und drin saß mein taubstummer Freund mit seinem Wärter und deutete mit seinen ungeschickten Händen immer zu meinen Fenstern. Eine gute Frau hatte den Soldaten, wie so oft schon, eine Wagenfahrt gespendet, und als meinen Freund das Los getroffen hatte und er in den Wagen gesetzt wurde, da soll er immer unverständliche Zeichen mit der Hand gemacht haben, bis endlich sein braver Wärter ihn erriet und ihn zu meiner Wohnung brachte. Und da saß dann der liebe arme Mensch an meinem Bett und sah mich mit seinen großen blauen Augen unaufhörlich an und seine Hände und Lippen bewegten sich und erzählten

und Schmerzen quälen, Siechtum bedroht junges Leben und mitten hinein spielt das liebe Werkl ein' Stückl nach dem andern, lustig mischt sich ein helles Klingen in die dunklen Töne des Lebens, und so trag ich die Freude mit ihm von Zimmer zu Zimmer und bin fröhlich mit dem kleinen Freudenspender bei aller Not, denn auch durch Fröhlichkeit kann man „dienen, dienen“.

Frau Bladinger.

(Ein kleines Charakterbild aus großer Zeit, in vier Abschnitten.)

Personen:

Josef Bladinger, Fleischermeister a. D. und Rentier.
Frau Bladinger, dessen Gattin.
Frau Gisperl.
stud. gym. Karl Kraml.
Rosl Ortner, Privatbeamtenstochter.

I.

(Frau Bladinger, eine mehrfach abgerundete Gestalt mit einem noblen Federhut, mit Brillanten in den Ohren und einer langen, dicken, goldenen Uhrkette begegnet auf der Straße der recht einfach gekleideten Frau Gisperl.)

Frau Gisperl: „Küß d' Hand, Frau von Bladinger.“

Frau Bladinger (bleibt stehen): „Ah, die Frau Gisperl! Wie geht's? Haben S' von Ihrem Mann was g'hört? Lebt er noch?“

Frau Gisperl: „Dank der Nachfrag, Frau von Bladinger; Gott sei Dank, der Franzl is g'sund, aber vom Roten Kreuz haben s' mir g'schrieben, daß er in russischer Kriegsgefangenschaft is. Das is freilich schwer, aber 's könnt' noch schlimmer sein.“

Frau Bladinger: „Was Sie nit sagen! O, Sie arme Haut! In russischer Kriegsgefangenschaft — is Ihnen das noch nit schlimm gnua?“

Frau Gisperl: „Mein Gott, immer noch besser, als . . .“

Frau Bladinger: „G'schmacksache, Frau Gisperl, G'schmacksache — ich möcht' meinen Mann lieber tot wissen, als in Sibirien bei die Kosaken. Die mißhandeln ihre G'fangenen, auf'n bloßen Schnee lassen sie s' schlafen und Tag und Nacht arbeiten müssen die Hascher; dafür dürfen s' hungern. Haben S' denn gar kein Herz, daß Sie Ihren Alten das gönnen? Der wird sich schön bedanken für Ihr Mitgefühl.“

Frau Gisperl (über den freundlichen Zuspruch verzagt): „Die vom Roten Kreuz meinen, es ginget ihm gar nit so schlecht — und schreiben könnt ich ihm auch, manchmal . . .“

Frau Bladinger (überlegen): „Hören S' mir auf mit denen vom Roten Kreuz, die wissen an Schmarren. I sag s wie s is: Schreiben können S' schon, aber kriegen tut er den Brief nie!

nur manchmal an und kicherten. Aber das Zeiserl ist nun wieder grün und durchsichtig geworden und muß dem Kameraden traurig nachsehen, wenn er ausgeht. Seine Füße sind wieder geschwollen, sein Herz tickt wie eine Miniaturuhr und er liegt wieder verdreht und verzerrt in seinem Bett. Und auf einmal wird sein Freund in neuer Lebensfrische von ihm gehen, und wohin wird wohl das Zeiserl fliegen?

Nicht alle, die das Spital verlassen, können unseren Abschiedsblick erwidern. Manche geleitet ein Zug Soldaten dahin, wo die Ehrenstätte für sie bereitsteht, wo sich jetzt schon ein frischer Hügel neben dem andern wölbt. Meistens weiß man es lange vorher, daß alles menschliche Wissen und Können da nichts mehr vermögen wird. Und so sitzen dann eines Tages die Angehörigen, die man verständigt hat, um das Bett, meistens für alle Fälle in Trauerkleidern, und so sitzen sie stundenlang schwarz und düster und sehen stumpf und klaglos dem Letzten entgegen.

Sein neugebornes Kind brachte einem Sterbenden unlängst die junge Mutter, und als sie ihm das weiße Bündel hinhielt, und als der welke Mund des Scheidenden zum ersten- und letztenmal sein Fleisch und Blut küßte, da kehrten sich die Verwundeten in ihren Betten scheu und leise ab und überließen Tod und Leben ungestört ihrer Begegnung . . .

Große Kinder sind sie, diese Soldaten. Selbst die schon ganz Gesunden machen ein paar Tropfen Himbeersaft, ein Löffel Eingesottenes aufs Brot selig, Pfeifen erregen geradezu Begeisterung, Tabak und Zigaretten sind jederzeit ersehnt, und wenn es daran fehlt, so können sie ganz einsilbig und bedrückt in ihren Betten liegen oder an den langen Tischen sitzen und bekümmert vor sich hinstarren. Und Musik haben sie gern. Die Großherzogin von Toskana, die mit ihren Töchtern unsere Soldaten oft besucht und beschenkt, hat ihnen in ihrer Herzensgüte unter anderm auch ein „Werkl“ gespendet. Wenn ich nun am Abend manchmal ein wenig Zeit übrig habe, so wandere ich mit dem hübschen kleinen Kasten von Zimmer zu Zimmer, stelle ihn dort auf den Tisch, und im Nu ist alles, was sich nur halbwegs rühren kann, aus den Betten heraus. Dicht ums Werkl herum drängen sich die Krieger und schauen neugierig in den Kasten hinein, als ob sie auch noch mit den Augen hören wollten. Hie und da nur werfen sie einen besorgten Blick auf die Schwester Anna, ob sie ihnen nicht vielleicht die Musik schon wieder davontragen will. Da ziehe ich dann das Werkl tüchtig auf und überlasse es ihnen für einige Zeit. Komme ich dann wieder, so finde ich meine braven Soldaten sicher noch immer in gleicher Spannung ums Werkl gelagert und jeder will nur noch einmal sein Lieblingsstückl hören. Jedem muß ich für den nächsten Tag wieder ein Konzert versprechen und jeder möchte so ein Werkl gern in den Schützengraben mithaben. Und der Tod lauert irgendwo in einer Ecke. Wunden

Gruß von mir und er tut mir lad." (Zuckt die Achseln.) „Vielleicht is besser so — er hätt' den Rudl nit studieren lassen sollen, aber natürlich — immer hoch hinaus! Der Rudl könnt heut a fescher Fleischer sein, den s daham bhalten dürfts, weil er unentbehrlich is. Statt dem war er a notiger Jurist. Der Hochmut! Pfiat dich Gott, Karl, und mach deiner Patin keine Schand wie dein sauberer Herr Bruder!"

Karl (weinerlich): „Küß d' Hand, Frau Göd . . ."

Frau Bladinger: „Ja, was heulst denn, dummer Bua!"

III.

(Frau Bladinger ruft die Ortner-Rosl an.)

Frau Bladinger: „Rosl! Rosl!! Hören S denn nit?"

Rosl: „Jessas, d' Frau von Bladinger! Küß d' Hand! Wie geht's denn?"

Frau Bladinger: „Wie soll 's einem denn gehen? Man lebt. J' bitt' Sie, wir haben unser G'schäft verkauft und müssen uns mit die paar dersparten Netsch durchfretten."

Rosl (lächelnd): „Was soll da nachher unsereins sagen. Sie wissen ja, wie ein Privatbeamter bezahlt wird."

Frau Bladinger: „Daß die Leut' nie einsehen, wie gut sie 's haben! Ihr Vater hat ein' festen Gehalt — beneiden könnt ma Euch!"

Rosl: „Wir klagen ja a nit, wo's andern so viel schlechter geht."

Frau Bladinger (mit einem starren Blick in Rosls Einkaufskorb): „Mehl, Erbsen, Bohndln, Reis, Erdäpfel, Rindfleisch — und Sie reden was!! Seit drei Wochen hab i kein Stückl Rindfleisch mehr gessen! Aber warten S nur, bis . . ."

Rosl (eifrig): „I hab grad für die ganze Wochen eingschafft."

Frau Bladinger (unwirsch ob der Unterbrechung): „Warten S' nur bis auf d' Wochen, da gibt's in ganz Österreich kein Flankerl Mehl mehr, kein Körndl Reis und die Ochsen sein alle vom Militär rekrutiert!"

Rosl (zweifelnd): „No, no . . ."

Frau Bladinger: I sag s wie s is."

Rosl: „Dann essen wir halt Erdäpfel."

Frau Bladinger: „Von mir aus . . ." (angestrengt nachdenkend): „Is Ihr Vater no nit einberufen?"

Rosl (erstaunt): „Ja, wie denn? Er hat nie gedient und wird im Herbst achtundfünfzig Jahre."

Frau Bladinger: „Passen S' auf — bis zum sechzigsten Lebensjahr müssen jetzt alle einrucken!"

Rosl (beunruhigt): „Er leid' so stark an Asthma."

Verlassen Sie sich d'rauf. Und dann — ob das nit nur a schöne Ausred is, mit der Kriegsgefangenschaft? Ob Ihr Mann nit gfallen is und ma macht Ihnen an blauen Dunst vor . . . I bitt Ihnen, Frau Gisperl, man muß auf alles gfaßt sein, is mein Prinzip."

Frau Gisperl (Tränen in den Augen): „Aber gengan S, Frau von Bladinger — das wär ja furchtbar, nit zum Ausdenken . . ."

Frau Bladinger (mit strenger Würde): „Weinen, weinen tun S', Frau Gisperl! Schamen S' Ihnen, in einer so großen Zeit!" (hochdeutsch fortfahrend): „Wo wir alle unser Scherflein auf dem Altar des Vaterlandes niederlegen müssen, wo jeder stolz sein muß, ein Opfer zu bringen . . . Ich hätt' Ihnen für patriotischer g'halten, Frau Gisperl, meiner Seel'. Schauen S' nur, daß Ihnen kein Wachmann hört und einführt . . . Sie machen einen mit Ihrem Gejammer ja ganz mutlos."

Frau Gisperl (eingeschüchtert): „I sag' ja bloß . . ."

Frau Bladinger (gönnerhaft): „s is schon gut . . . Daß i nit vergiß, Sie können wieder zu mir nähen kommen — damit Sie was verdienen. Aber freilich, siebzig Kreuzer kann ich Ihnen bei die teuren Zeiten nit zahlen."

II.

(Frau Bladinger schreitet würdevoll weiter: es kommt ihr stud. gym. Karl Kraml, ihr Patenkind, entgegen.)

Karl: „Küß d' Hand, Frau Göd."

Frau Bladinger: „Der Kraml-Karl, da schau her! Hörst d' von deinem Bruder was?"

Karl (stolz): „Ja, Frau Göd, der Rudl hat die große silberne Tapferkeitsmedaille kriegt."

Frau Bladinger (kühl): „So, so . . . Die silberne — warum denn nit die goldene, he? Er hat nie viel taugt, der Rudl." (Schüttelt bekümmert den Kopf.) „Wem s' heutz'tag alles Orden anhängen! Wie is denn das g'schehen?"

Karl: „Auszeichnet hat er sich, bei einem Patrouillengang."

Frau Bladinger (gedehnt): „Bei ein' Badruhlengang . . .?" (Erleuchtet): „O je, da könnts über ihn a schon s Kreuz machen! Amal — zwamal gelingt s, beim drittenmal derschiaßen ihn die Russen. I sag s wie s is."

Karl (bescheiden): „Er steht in Serbien."

Frau Bladinger (ungeduldig): „Dort derschlagen ihn halt die Serben. Von wann is denn sein letzter Brief?"

Karl: „Vor drei Wochen . . ."

Frau Bladinger: „Heiliger Tragsnachi! Vor drei Wochen! Was is seitdem nit passiert! Geh, Karl, sag dein Vatern an schönen

oder auf bescheidenen Bergen — den „Pensionistengletschern" — einherschreiten, und horcht man flüchtig auf die Gespräche, die sie führen, dann klingen fremdgewordene Jahreszahlen: 1859, 1864, 1866 ...; es klingen Namen, die bereits der Kriegsgeschichte, der Vergangenheit angehören: Solferino, Oeversee, Custozza, Lissa, Königgrätz ... Die Stimmen schwellen an, Worte tönen, die Phantasie malt tapfere Attacken, kühne Bajonettangriffe, und die Erzähler vermeinen grollenden Kanonendonner zu hören. Alles wie damals — 59, 64, 66 ... Ferne, ferne Zeiten. Jugendzeiten, in denen Mut und Blut und Hoffnungen heißer brandeten ...

Stramm schreiten die Greise aus, möglichst stramm, trotz der längst vernarbten dummen Schußwunde im Bein, die bei Regenwetter immer noch schmerzt, und trotz des Reißens in den Gliedern, des Geschenkes naßkalter Nachtwachen im Feld. An den heiligen Urlaubsfesten des Jahres, zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten, trippeln steife Kadetten neben den bärbeißigen Großvätern, weil Kinder und Kindeskinder selbstverständlich gleichfalls Soldaten werden, um dem Kaiser zu dienen und die Familientradition zu pflegen.

Spaziert aber so ein martialischer Haudegen a. D. allein für sich her, so bleibt er gar manchmal stehen, langt in die Tasche des Winterrockes, greift eine Handvoll Vogelfutter heraus und streut Körner auf den gefrorenen Weg; für Finken, Amseln und Spatzen. Die gedankenlose Jugend lächelt über solch friedsamen Zeitvertreib der pensionierten Generale, Admirale und Obersten. „Kindlich", murmelt sie, die Jugend; „kindlich!" Aber diese Handvoll Vogelfutter der verbrauchten Männer, die sich im Geiste alle einstens an der Spitze lorbeererntender Armeen sahen, die runzeligen, zittrigen Hände, die den armen Vogel vor dem Verhungern bewahren, sind gar nicht kindlich, sie sind rührend, der philosophische Abschluß eines langen Daseins und — eine Kritik der Menschen. —

Und oft, sehr oft knattern in Pensionopolis blindgeladene Gewehre, zu Ehren wieder eines Veteranen, der endgültig zur allergrößten Armee befohlen wurde.

Die alten, weißen Herren mit ihrem Schlachtengeplauder, mit dem Zipperlein, den zukunftsfrohen Kadetten-Enkeln, dem mitleidigen Vogelfutter und zuguterletzt unter dem eisernen Ritter fahrend, während Schüsse knallen und Chopins Trauermarsch wellt — tütü-tütü-tütü ..., drücken der Stadt Pensionopolis einen eigenen Charakter auf.

*
* *

Abgesehen von den sehr wenigen, die nie die Absicht haben, mehr als ein paar Jahre den bunten Rock zu tragen, um hernach auf ihren Gütern oder von ihren Renten zu leben, und abgesehen von jenen, die

Frau Bladinger (wegwerfend): „Wegen a bißl Asthma! Da muß ma schon so krank sein wie mein Alter, mit sein' Fettherz."

Rosl: „Bis zum sechzigsten, sagen S'? Is das auch richtig?"

Frau Bladinger: „Grad hat mirs der . . . die . . . Frau Gisperl erzählt und die hat s von an General!"

Rosl (beinahe weinend): „Ja, was wird denn dann mit dem armen Vater . . ."

Frau Bladinger (hochdeutsch und erhaben): „Meine Liebe, das ist der Krieg!"

IV.

(Herr und Frau Bladinger beim Mittagessen. Der Fleischermeister a. D. nagt hörbar an einem feisten Hühnerschenkel uud begießt die Mahlzeit mit Gumpoldskirchner. Seine Gattin sekundiert ihm wacker.)

Frau Bladinger (kauend): „Du glaubst nit, Ferdl, wie dumm und wie feig die Leut sein. Wen ma freundlich anred, der jammert ein was vor und lamentiert, daß ein selber die Grausbirn auffsteigen. Und da nutzt kein Tröften. Die Gisperl hat an ebalebdischen Anfall kriegt, wie i mi nur nach ihrem Mann erkundigt hab, den Kraml-Rudi haben die Serben gfangen und die Familie is wie aus n Häusl, und die Ortner-Rosl schimpft wie a Rohrspatz, weil der Reis um a paar Kreuzer teurer gworden is. I hab ihnen aber mei Meinung gehörig gsagt, schamts Euch nit, hab i gsagt, schauts mi an, hab i gsagt, sag i was, hab i gsagt!"

Herr Bladinger: „Was kriegen ma denn für a Mehlspeis?"

Frau Bladinger: „Reisauflauf mit Marillen."

Herr Bladinger (empört): „Die ewige Reisbampferei!"

H. L. R.

Pensionopolis.

Es gibt ein paar mittelgroße Städte in Österreich, die von unseren ausgedienten Offizieren mit Vorliebe gewählt werden, wenn sie, der Jahre und der Bürden müde, ein stilles Plätzchen für ihre alten, geruhsamen Tage suchen. Diese stillen Städte liegen im Grünen, in einer gesunden Gegend und sind nicht allzu teuer, denn der Staat bemißt die Pensionen kärglich und zwingt zur Sparsamkeit. Frische Luft, Sonne und Wälder müssen kostspieligeren Luxus ersetzen. Da sieht man die hellhaarigen Greise mit den buschigen Schnurrbärten, die an wollige Schweife weißer Eichkatzen erinnern, mit den borstigen Brauen und dem kriegerischen Ausdruck in den kräftig gefärbten Gesichtern, wie ihn ein langes soldatisches Leben einprägt, tagtäglich auf glatten Parkwegen

Aber zuweilen ist Trauer besser als Tragik. An der Trauer geht die kurzsichtige, voreilige Menge achtlos vorbei, doch die Tragik wird von ihr mißverstanden und in der Regel verhöhnt — nur die Tragödien am Theater begießen Parterre und Galerien mit Tränen . . .

Von zehntausenden Offizieren, die vom kleinen Leutnant aufwärts auf ernsthafte Betätigung hoffen und aus dem trockenen Garnisonsdrill heraus nach dem „frischen fröhlichen Krieg" (wie er in Büchern genannt wird) verlangen, sind nur spärliche Hunderte in einem Rang, der ihnen gewisse Bewegungsfreiheit gibt und eigenes Denken und Handeln gestattet. Die Armee- und Korpskommandanten, die Divisionäre und Brigadiere, selten Regimentskommandeure, kommen in die Lage, all ihr Können in dem Ringen einzusetzen, während die unteren Chargen bloß die Absichten anderer zu erfüllen haben. Nur die paar hundert Generale erreichen jeweils, was allen vorschwebt! Sie sind dem ersehnten, furchtbaren Ernst gegenübergestellt — wo ein einziges Mißlingen den Kopf kosten kann. Ein nicht immer verschuldetes, oft nicht voll anrechenbares Mißlingen: Weil man gegen eine unerwartete Übermacht kämpft — oder auf einem verlorenen Posten — oder weil uralte Organisationsmängel hemmen — oder die Nerven versagen.

Mancher Manöversieger wird zum Kriegsbesiegten, denn Manöversiege bedeuten blutwenig und nur der Krieg fällt unumstößliche Werturteile.

Militärische Fachmänner geben sich leider kaum die Mühe, in jedem Einzelfall auch menschlich tief nachzuforschen, warum ein Offizier, der sich in dreißig- und vierzigjähriger selbstloser Arbeit und Pflichttreue bewährte, plötzlich unversehens versagte. Man fände da gewiß oft Ursachen, die mit Strategie und Taktik nichts zu tun haben: Die verhängnisvolle Überwertung einer soldatischen Persönlichkeit; ein aus Ehrgeiz oder Ehrgefühl ängstlich verborgenes körperliches oder seelisches Leiden, das erst der Krieg offenbarte; eine unrichtige Verwendung des Mannes; ein zu starker selbständiger Betätigungstrieb, wo kluge Unterordnung am Platze war, oder ein schwächliches Zögern und Zaudern, wo nur Entschlossenheit helfen konnte; Starrsinn oder Unbotmäßigkeit unterstellter Organe, die den Befehlshaber nicht stützten, ihm vielleicht sogar — sei es auch in bester Absicht — entgegenarbeiteten. Und dann die Reihen unabsehbarer Zufälle . . . Was aber auch die letzte Ursache sein mochte, der unglückliche Offizier scheidet aus dem Heere und taucht, wird er nicht vor ein Kriegsgericht gestellt, im blinden Alltag unter.

Urteilen schon kritische kriegsgeschichtliche Werke zumeist hart, allzu hart über verunglückte Truppenführer, so sind die breiten Schichten, denen der Erfolg allein, gleichgültig ob verdient ob unverdient, zum Maßstab dient, doppelt rasch mit dem Ruf „Kreuziget ihn!" bei der Hand. Vergessen wird im Augenblick, was der unglückliche Offizier

halb gegen ihren Willen von unerbittlichen Vätern in die Kadettenschule gesteckt wurden, weil sie im Gymnasium dumme Streiche machten — abgesehen von diesen Ausnahmen träumt der Berufsoffizier, sonderlich als junger Leutnant, von den zukünftigen roten Generalsborten, die ihm sicher scheinen. Wie viel wird geträumt und wie selten gehen Träume in Erfüllung! Schon Oberleutnants, erst recht Hauptleute, vollends ernstlich mißvergnügte Majore begraben die großen Hoffnungen des kleinen Leutnants und berechnen heimlich ihre Pension in zehn, in fünf Jahren. Sie erkannten freiwillig oder widerwillig, daß in ihrem Tornister jener Marschallsstab nicht lag, von dem Napoleon zu seinen Garden redete, sie erkannten, daß der Weg zu den ersehnten roten Streifen an den Hosenbeinen für sie überlang, zu steinig, nicht zu bewältigen sei. Bei manchem schwankt die Gesundheit, manchem kränkeln die Nerven, da ihnen zuweilen auch außerdienstlich mehr als zulässig zugemutet wird, der Truppendienst dörrt die Hirne aus und die Kriegsschule, der schmale Pfad zum Feldherrntum, siebt zwei- und dreimal den zünftigen Generalstäbler. Viele ziehen die Konsequenzen daraus und springen ab, viele werden abgeschossen, viele finden einen lohnenderen Zivilberuf. Doch auch für den zahlreicheren Rest mehren sich die Enttäuschungen von Tag zu Tag; den einen schikaniert ein Vorgesetzter bis zum Überdruß — in den Augen Untergebener schikanieren Vorgesetzte stets! — anderen, die heiraten möchten, fehlt die vorgeschriebene Kaution und wieder anderen bricht ein flotter Spielabend den Hals.

Die Überlebenden blicken einander ehrgeizig und scheel an: Der Kampf ums Dasein wütet, ein atemraubender Wettstreit zerreibt die Kräfte (nicht selten auch den Charakter) und das Ringen um Avancement und Posten verfeindet Jugendfreunde. Und immer erbitterter wird der Kampf zwischen jenen Erfolgbegünstigten, die endlich Brigadiere werden, wenn sie die erste bedeutsame Stufe auf der militärischen Himmelsleiter erklommen! Die Glücklichsten steigen zum Divisionär empor, zum Korpskommandanten, und ihre Hoffnung heißt: Krieg. Um ihre Leistungsfähigkeit im Ernstfalle zeigen zu können. Aber statt des Krieges erscheint plötzlich der blaue Bogen, weil man zu alt wurde, weil einem machtbegabten Oberen die Nase eines noch Unteren nicht gefällt oder weil bei den Kaisermanövern der Aufmarsch schmählich daneben geriet. Stumm, die Empörung über Mißgeschicke und wirkliche oder vermeintliche Ungerechtigkeiten hinabwürgend, mit dem neidigen Schicksal hadernd, übersiedeln die Generale a. D., die nie echtes Pulver rochen, nach Pensionopolis und vertauschen den grünen Federbusch mit dem grünen Lodenhut. Das sind traurige Laufbahnen, trotz ihres vorübergehenden Glanzes zwecklos endend, denn der letzte Zweck des Offiziers ist und bleibt Kampf und Sieg.

in Erfüllung gegangen. Daraus erhellt, daß auch die angeführten Gründe und Ursachen richtig sind. Eine gründliche Bestätigung dessen, was wir freilich schon wußten. Von Seite unserer Gegner ist es ein gewissenloser Diplomatenkrieg. — Er wurde aus ganz niedrigen Gründen seit vielen Jahren her angestiftet und vorbereitet. In unsere steirische Vorstellung übertragen, ist es etwa so: Frankreich, das ewig aufgeregte und ewig kindische, bildet sich seit Ludwig XIV. ein, die Deutschen in Elsaß-Lothringen seien ihm von unserem Herrgott extra zur Aufbewahrung übergeben worden, damit sie Kultur annähmen. Man müßte sie also jetzt den Deutschen wieder entreißen, sonst habe die französische Gloire einen unausstehlichen Fleck. — England kann seit hundert Jahren nicht schlafen vor Angst, es könne ihm über Nacht mancher Handelskunde irgend eines Weltteiles abhanden kommen. Es hat auf alle schifferlfahrenden Reiche ein argwöhnisches Aug, besonders auf Deutschland, weil das auch einmal ein Plätzchen an der Sonne haben will. — Dann die Russen, die *möchten aussi*, und finden keine Tür. So um die Goldene Pforte herum wollen sie sich durchdrängeln zum Meere hin. Das versteht man ja, aber daß sie ganze Reiche vernichten wollen aus dem einen Grunde, weil diese existieren und ihnen etwa zufällig einmal in dem Weg stünden, *das* ist etwas, wofür es keinen Namen gibt. —

Nun, so haben die Diplomaten solcher Mächte sich zusammengetan und vertraulich zueinander gesagt: Dieses Deutschland und seinen Verbündeten bringen wir um und teilen uns die Beute. Wenn auch Hunderttausende von unseren Leuten dabei draufgehen, das macht nichts. Leute sind leichter zu ersetzen als Rubel. — Zu ihren Völkern aber rufen sie in kläglichem Jammerton: Die Barbaren, die ewigen Unruhstifter, wollen die heiligsten Güter der Menschheit vernichten! Auf, Patrioten! Ins Feld für Vaterland, Freiheit und Frieden! Auch für Gott und Religion! — Und Millionen unschuldiger Menschen ziehen zum Morde aus. Wenn sie wüßten, diese armen, arglosen Leute, daß sie ihren Familien, ihrem Beruf, ihrem stillen, zufriedenen Leben nur deshalb entrissen wurden, um der französischen Gloire, dem englischen Krämerprofit und den sogenannten Interessen Rußlands am Balkan ihr Blut zu opfern — ob sie nicht einigermaßen die Front ändern würden?

Sie kämpfen mit irregeführtem Sinn um Fremdes; *wir* wehren uns mit klarstem Rechtsbewußtsein um Ureigenstes, um unser Land und Leben.

Zu dieser Zeit (10. Jänner) stehen die Schlachten im östlichen und nördlichen Frankreich, in Polen, Galizien und Bukowina, an den Grenzen

früher, Zeit seines Lebens, leistete, ausgelöscht ist seine ganze tüchtige, arbeitsfrohe Vergangenheit und im trügerischen Gedächtnis haftet nur der verfehlte Abschluß einer ruhmwürdigen Laufbahn . . .

Viele erinnern sich noch jenes Heerführers, der lange vergöttert als unüberwindlich galt, der Lorbeerreis auf Lorbeerreis pflückte, bis er in dem unseligen, vom Anfang an mißratenen Feldzug, in dem er nie so handeln durfte, wie er handeln wollte, unterlag. Wer gedachte seiner Leistungen in den vergangenen Kriegen, wo er Radetzkys rechte Hand war, wo er mit den besten Kräften zum Heil des Staates wirkte? Niemand dachte daran, niemand sprach davon und er schritt tapfer, äußerlich aufrecht durch die Straßen von Pensionopolis — äußerlich aufrecht und innerlich zerbrochen. Mit einem grünen Hütchen auf dem Kopf und ein paar Hunden hinter sich . . .

Tragik! Tragik!

Und schließlich füttern die alten, verbrauchten, enttäuschten Pensionisten, deren Schuld stets vom Unglück überwogen wird, Finken, Amseln und Spatzen. Ich nannte dieses Vogelfüttern eine „Kritik der Menschen", denn Tiere liebt nur der aus der Herzenstiefe, der der Menschen Undank verachten lernte.

O Pensionopolis, du Stadt der stummen Tragödien! H. L. R.

Heimgärtners Tagebuch.

Wenn jene Völker wüßten warum? wofür? Und wie es gemacht wurde! Die jetzt kämpfenden Franzosen, Engländer, Russen, die Bürger und Bauern. Schade um jeden Hochgedanken, den sie an diesen Krieg hängen. Was wurde ihnen gesagt von ihren Führern und Diplomaten? Daß sie ums Vaterland, um die Freiheit, um den Frieden kämpften, daß es gelte, die barbarischen, gewissenlosen Friedensstörer der Welt endlich unschädlich zu machen. Das wurde ihnen vorgelogen von tausend Tribünen, Kanzeln und Pressen. So griffen die Völker willig oder unwillig oder gleichgütig zum Schwert und beteten um Sieg!

Wenn sie wüßten, um was es sich eigentlich handelt! Da liegt vor mir ein Buch: „Des Deutschen Reiches Schicksalsstunde." Das läßt klar sehen. Geschrieben hat es ein reichsdeutscher Offizier. Es werden ja auch Agitationsschriften geschrieben, aber dazu gehört dieses Buch nicht. Es wurde vor zwei Jahren verfaßt und erzählt die Ursachen und Vorbereitungen zu diesem Kriege und schließt daraus Folgerungen. Und diese Folgerungen von damals sind heute buchstäblich

's Büabl von steirischn Landl
Hot allaweil Freud und Schneid gnua,
Und is ah noh mitn in Feindeslond
A lustiga steirischa Bua.

's Büabl von steirischn Landl
Däs gibt sih ka Rost und ka Rua,
As bis es da Herrgott in Himmel ruaft:
„Kim eina, mei steirischa Bua!"

Es wird oft gesagt, das, was man tut, müsse der Sache wegen getan werden. Das ist richtig, aber nur teilweise. Wenn ich eine Straße baue, so soll es nicht des Gewinnes oder der Ehre wegen geschehen, also nicht meinetwegen, vielmehr der Straße wegen. — Aber auch eine Straße baut man nicht, damit eine Straße gebaut sei, sondern daß die Leute darauf verkehren können.

Alles, was getan wird, soll auf das Wohl der Menschen abzielen Ob sich dieser Grundsatz auch auf den Krieg anwenden läßt? — Der Krieg wird angeblich nicht geführt des Krieges, vielmehr des Friedens wegen. Aber unter Frieden ist hier die Ohnmacht der Völker gemeint. Wer halb tot auf dem Boden liegt, der gibt Fried. — Dieser Sache wegen also?

Wenn sonst irgendwo ein paar Leute raufen, so will vor allem keiner angefangen haben. Das stimmt auch im Kriege. Wenn sonst ein paar raufen, so leugnet einer, den andern geschlagen, verletzt zu haben. Das ist im Kriege anders. Im Kriege will jeder der Schlimmere gewesen sein, am meisten Häuser verbrannt, am meisten Schiffe versenkt, am meisten Leute getötet haben. Denn über den Krieg ist kein Richter. Wer am meisten angestellt hat, der ist der Bravste.

Und während im Krieg zwischen Feind und Feind alle denkbare Falschheit und Gewalttätigkeit erlaubt, ja geboten ist, herrscht zwischen Freund und Freund weit größere Hingebung und Treue als sonst.

Wenn man so ein altes Schwert ansieht, halb ist es Spieß, halb Kreuz.

Bei diesem Kriege ist auch das Völkerrecht ermordet worden. Man könnte sagen, es sei kein Schade darum, es war nicht viel wert. Wenn ich Völkerrecht bin und im Kriege allerhand verbieten kann, so verbiete ich vor allem den Krieg selbst, das offizielle Menschenmorden. Und wenn ich den nicht verbieten kann, weil er der Stärkere ist, so kann ich auch nicht verbieten, was der Stärkere überhaupt will und

von Serbien und Montenegro, im Kaukasus und am Suezkanal. Auch auf den Meeren wird gelegentlich gekämpft.

Die Franzosen finden das monatelange Liegen in den Schützengräben langweilig und sie haben auch angefangen, mit dem Feinde anstatt Kugeln zu wechseln, Grüße zu tauschen. „Bon jour, Messieurs!“ gegen den deutschen Schützengraben her; „Guten Morgen, Franzosen!“ gegen den französischen hin. Dann geworfene Briefchen, Zeitungsaustausch, Zigarettenbietungen. Jäh aber heißt es: „Jetzt gehn wir's wieder an. Duckt die Köpfe wir schießen!“ Zwischen deutschen und englischen Soldaten gibt es derlei Unzukömmlichkeiten auch. Die Schlachtenführer haben aber solche Gemütlichkeit der Front nicht gern. Die Freundschaft vor dem Friedensschluß ist verboten worden.

Und die guten Russen? In Polen war's, da hatten sie eines Tages so viele Tote zu begraben, daß sie im Namen des Roten Kreuzes die Deutschen um einen kleinen Waffenstillstand bitten mußten. Er wurde gewährt. Während nun die Russen ihre Toten begruben, kamen ihre Offiziere ein wenig zu den Deutschen herüber auf Besuch. Sie wurden als Gäste behandelt. In dieser behaglichen Stunde vertrauten sie den Deutschen ihren Haß — gegen England. Dieses verfluchte England sei schuld, daß sie ihre Familien, ihre Habe und Heimat verlassen mußten, um ihr Blut zu vergießen, sie wüßten nicht warum. Und sie, die russischen Offiziere, möchten am liebsten gar nicht mehr zu ihren Stellungen, sondern bei den Deutschen verbleiben. Sie böten sich als Gefangene. „Aber, meine Herren!“ sagte der deutsche Oberst, „das geht ja nicht. Während des Waffenstillstandes können wir niemanden gefangen nehmen! Haben Sie die Güte, sich wieder zu Ihren Truppen zu begeben!“

Eines meiner Jugendgedichte in zeitgemäßer Neugestaltung als Gruß den Steirern im Felde:

's Büabel von steirischn Landl,
Däs traut sih auf d Höch in da Frua,
Und wer bis um siebmi in Strohsock steckt,
Der is ka steirischa Bua.

's Büabel von steirischn Landl,
Däs ztritt ba der Nocht seini Schuah,
Und wer nit in Finstern sei Dirndl findt,
Der is ka steirischa Bua.

's Büabl von steirischn Landl
Haut topfer fürs Vodalond zu,
Und wer sih dem Feind nit vor d Rosn traut,
Der is ka steirischa Bua.

geführt werden. Das besorgt die Regierung; sie kauft im Ausland Getreide und verkauft es, die Preise der eigenen Landbauprodukte berücksichtigend, an die heimischen Verbraucher. Also — der Zwischenhandel verstaatlicht!

Die Teuerung der Nahrungsmittel kommt heutzutage nicht mehr so sehr von Mißjahren in einzelnen Ländern, sondern von der Mißwirtschaft des gewissen Zwischenhandels, der jedes Unglück, jede Not ausnützt, um sich zu bereichern. — Derselbe Zwischenhandel ist auch gerne tätig zur Scheidung des Bauers von der Scholle. Ist die heimische Scholle unfruchtbar, dann blüht der Weizen dem Zwischenhändler!

In Graz spricht man allen Ernstes davon, daß bei der drohenden Hungersnot der Stadtpark zu einem Gemüsegarten verwendet werden solle. Auch gut. So regelt sich ja die Volkswirtschaft. Während der letzten Jahrzehnte hat man in den Alpen mehr als 50.000 Bauernwirtschaften abgestiftet und jetzt will man im Stadtpark — Erdäpfel anbauen.

Durch den diesjährigen Ausfall der Faschingsbelustigungen soll schätzungsweise Österreich-Ungarn an 90 Millionen erspart haben. An Gesittung und Gesundheit wird sich das Guthaben noch höher belaufen. — Bälle, Kränzchen, tanzen ums goldene Kalb! — Gottlob, wir haben keins mehr. Gold gaben wir für Eisen.

Wenn alle kräftige Mannschaft im Felde steht, so ist daheim Mangel an Arbeitern oder Mangel an Arbeit. Das erstere ist in den Landwirtschaftsländern der Fall, das letztere zumeist in den Industrieländern. Auf dem Lande ist Arbeit ohne Leute, in den Städten sind Leute ohne Arbeit. Wir in Steiermark haben, wie man von vielen Seiten hört, Mangel an Arbeitern, obschon viele tausend Fremde für lange Zeit im Lande sind und was essen wollen. Selbst in Graz sind Gassen und Straßen, Gast- und Kaffeehäuser, aber auch die Räume der Armenanstalten voll von Leuten, hingegen für gemeinsame Arbeiten, und in den Privathäusern herrscht vielfach Mangel an dienstbaren Personen. Zu viel und zu wenig Leute in einer und derselben Stadt! — Liegt's nicht auf der Hand, was da zu tun wäre? Vielleicht könnte man unsere Gäste, die gewiß gerne Beschäftigung haben, einladen, sich nützlich zu machen. Etliche sollen es so schon tun. Für irgend etwas muß sich doch jeder Mensch, Mann wie Weib, eignen, wenn Gesundheit vorhanden ist. Ob jemand nun gerade auch den Willen hat, irgend etwas für sein Dasein zu leisten, auf das kann es in dieser Zeit nicht

tut. — Nach dem Völkerrecht dürfen nur reguläre Truppen Leute umbringen, Häuser anzünden und so weiter. Privatleute dürfen das auch im Kriege nicht tun. Wenn ich ein Bauer bin, der auf dem Feld arbeitet, und die Soldaten können den Feind nicht erwehren, er dringt in mein Heimatland herein und nimmt weg, was er mag, tut mit meinen Leuten, was er will, so darf ich nicht auf ihn schießen, durchaus nicht, sonst werde ich wie ein Verbrecher behandelt. Diese Auffassung ist wohl kaum richtig, aber kann man es denn anders verstehen? Nach solchem „Völkerrecht" haben die Tiroler Anno Neun unrecht gehabt; der Hofer, der Peter Mayer und viele andere sind hingerichtet worden, weil sie sich nicht kriegsmäßig, sondern eigenmächtig um ihr Land und ihre Freiheit gewehrt haben.

„Seht ihr, daß ich recht gehabt habe!" jubelte der Mann bei der Wirtshaustür hinein seinen Freunden zu. „ich hab's ja alleweil gesagt, die Serben kriegen ma nit unter!"

Und das war ein „guter Österreicher", wie er sich gerne nennt. Daß er mit seiner Wirtshauspolitik „recht behält", ist ihm wichtiger als Österreichs Sieg. — Auch solche Leute haben wir unter uns. Wenn wir die unterkriegten, das wäre freilich wichtiger als die Eroberung Serbiens.

„Es ist nur eine Kleinigkeit", sagte einer meiner Nachbarn zu mir, „aber mich freut es. Da wollte ich zu Neujahr meinem Postboten die übliche Neujahrsgabe reichen. Er schob die paar Kronen zurück und sagte: Schön Dank, Ihre Frau hat mir schon gegeben. — Gut, sprach ich, also der Redlichkeit die Ehre. Nehmen Sie doch. — Ist recht, sagte er, wenn Sie mir's schon doppelt vermeinen, so tun wir dieses Geld dem Roten Kreuz zu. — Sehen Sie, und das war ein armer Briefträger."

„Jetzt will ich Ihnen eins erzählen", sagte ich zum Nachbar. Den Großlieferanten N. kennen Sie. Einer von solchen, die jetzt ihre Kastanien braten. Was wollen Sie! rief der aus. Wann soll unsereiner denn sein Geschäft machen als im Krieg? Wenn er nur recht lang dauern möcht'! — Und das war ein Millionär.

Während wir jetzt vor der immer steigenden Teuerung ziemlich ratlos dastehen, weist Vinzenz Till (der in dieser Sache schon manche gute, wenn auch nicht immer beachtete Anregung gegeben hat) in einem Flugblatte auf Portugal. Dort kann der Getreidebau den Landesbedarf nicht decken, es darf aber durch Privathandel auch kein Getreide ein-

Hitze hat. — Die Kopfbedeckung der Älpler war eine Zipfelmütze mit rückwärts hinabhängender Quaste oder ein schlappkrempiger Filzhut. Handschuhe, stets aus Wolle, fingerlos, sogenannte Fäustlinge, gab es nur im Winter bei besonders starker Kälte. Das einzige, vielleicht Überflüssige, war das bunte Seidentuch, welches um den Hals gewunden und, über das der liegende Hemdkragen geschlagen, vorne geknüpft wurde. Es gehörte zur Sonntagstracht. Das Taschentuch war auch nicht immer vorhanden, die Leute hatten wenig Schnupfen.

In den ersten Jahren, so lange es noch „neu" war, wurde das Gewand nur an Sonn- und Feiertagen getragen, später jahrelang noch an Werktagen. „Nachher, wenn's alt ist, hebt's erst an zu halten", meint der Bauer, und die Bäuerin bestätigt das Wort mit Flicken und Flicken an Hosen und Jacke, so daß nach zehn oder zwölf Jahren von dem ursprünglichen Stoff kaum ein Stückel mehr vorhanden ist.

So war es in der Bauernschaft früher. Heute? Nun ja, heute machen sie's den Städtern nach, hängen allerlei schofles Zeug an den Leib, drei-, vierfach — und frieren dabei. —

Aber das darf auch nicht verschwiegen werden. Damals gab es dort oben noch Reste einer früheren anspruchsvolleren und kostspieligeren Tracht. Alte Männer trugen noch die langen Schultheißröcke mit den üppigen Steppereien und großen Messingknöpfen; die Westen mit der Silberknopfreihe; die grobfilzigen, oben kühn ausgeschweiften Zylinderhüte mit den messingbeschnallten breiten Bändern!

Aber jetzt habe ich nur von den Männern gesprochen. — Die Weiber und ihre Tracht! Die Weiber? Auf die lasse ich mich heute nicht ein. Es ist Papiermangel.

Ein hervorragender Schulmann sprach vor kurzem mit mir über die Schäden unserer Volksschule, die das nicht zu erfüllen vermag, was einst die Stifter der Neuschule von ihr erwarteten. Die Idealisten erwarteten zu viel, haben besonders auch übersehen, daß zu wenig Lehrer geboren werden, die Eignung, Hingabe und Kraft haben. Zu wenig Lehrer, die das Kind genug um sich haben und verstehen können, um es nach seinen Fähigkeiten geistig zu entwickeln und zur Selbständigkeit zu erziehen. Vor den Zeiten des Schulbesuchszwanges war das leichter, da kamen nur solche Kinder in die Schule, die Neigung und Talent zum Lernen hatten; solche konnten dann leicht vorwärts gebracht werden. Aber heute muß auch jedes unfähige Kind durch den Lehrplan geschleppt werden, und das hemmt den Fortschritt des fähigen, so daß dann im ganzen ein recht zweifelhafter Mittelerfolg herauskommt, der sich mit dem Erfolg der alten Schule nicht messen kann. So kann der Lehrplan, der nur

ankommen. Arbeitszwang. Amtliche Kontrolle über zur Arbeit geeignete und doch nicht arbeitende Leute. Amtliche Arbeitsvermittlungsstellen. — Es kommt jetzt die Zeit, da sich die Gärten auftun, da draußen auf dem Land Feld und Wiese bestellt werden müssen. Im weiteren wären es Waldsäuberungen, Straßenbauten, Flußregulierungen, Moorentwässerungen; von Arbeiten in Holzschlägen, Bergwerken und anderen Erwerbszweigen nicht zu reden. Die Löhnung wird nicht glänzend sein können, aber jetzt kommt es einmal nur darauf an, zu leben und sich ein wenig nützlich zu machen. Das Nichtstun ist immer eine Sünde, jetzt ist es ein Verbrechen.

Eine Lehrersfrau sagte mir heute: „Mein Mann ist im Felde, so will ich aufs Feld gehen.“ Sie nimmt Arbeit in einem Bauernhofe.

Der vereinsamte Bauernhof ist auch sonst jetzt ein gesuchter Ort geworden. Man interessiert sich für Getreide, Fleisch und andere gute Dinge, die es dort geben soll. — Ja, in der Not kommt man halt heim zu der nährenden Mutter.

Wenn ich den Kleiderübermut unserer Zeit betrachte, der noch dazu alle Jahre durch einige Moden tanzen muß, da fällt mir wieder einmal die alte Waldheimat ein.

Was haben die Alpelbauern in meiner Jugend für ein Gewand gehabt? Ein festes. Das war noch Gewand. Die derben, mit „Scheangn“ beschlagenen Ochsenlederschuhe waren reine Festungen. Strümpfe trugen nur in Frauenhuld stehende Männer; sie waren aus grobgesponnener Schafwolle. Sonst hatte man die Füße mit Linnenlappen oder Stroh umwunden. Die Hosen aus Loden, Leder oder Linnen. Unterhosen gab es im Sommer nicht, höchstens im Winter. Aber auch nicht immer. Die Unterhosen waren erst gegen Mitte des neunzehnten Jahrhunderts aufgekommen und sollen anfangs als unsittlich gegolten haben. Das Hemd aus rauher, locker gewebter Leinwand, „Rupfen“ genannt, deren noch nicht abgefallene Agen den Leib rot kratzte. Für mich Knaben bedeutete ein neues Rupfenhemd allemal die Qual der „eisernen Jungfrau“, unseligen Angedenkens. — Die heutige Weste war noch nicht; dafür der Brustfleck, das sogenannte „Hangerl“, das mit einer Schlinge um den Hals hing und mit Bändern rückwärts festgebunden wurde. Die Jacke, zumeist aus Loden und mit grünem Tuche verziert, war der heutigen Bauernjacke ähnlich. Überröcke gab es nicht, wohl aber den Wettermantel, ein Lodentuch, das in der Mitte ein Loch hatte, um den Kopf durchzustecken. Es wurde nur bei starkem Regenwetter benützt. Ich habe den ersten Überrock zu Graz in meinem vierundzwanzigsten Lebensjahre angezogen, zur Zeit, da der Mensch ohnehin die meiste

Jahrzehnte lang arbeitete ich fast täglich zehn bis zwölf Stunden. Obschon es Kopfarbeit, teils auch Seelenarbeit war, ermüdete sie mehr den Körper als den Geist. Anders jetzt, da ich im eigentlichen Sinn kaum arbeite und trotzdem den ganzen Tag nicht auf zehn Minuten zur Ruhe komme. Eine Geistesarbeit, die sich ruhig aus dem Innern entwickelt, ist leicht. Aber eine fremde, plötzlich von außen in uns geschleuderte Arbeit ist spießig und widerwärtig. Ist doch auch das Zuhören anstrengender als das Sprechen, weil der Geist sich beim Zuhören nicht auf eigener Fährte ergehen kann, sondern sich jeden Augenblick fremden Gedanken anpassen muß. Das Zuhören ist Gefangenschaft der Seele.

So ergeht es auch mir. Die Post! Da fliegen mir täglich die Sonderangelegenheiten fremder Leute ins Haus, wie Bomben, die den Tagesplan durchlöchern; wie Schrapnells, die alle Stimmung zerreißen. So wird das natur- und berufsgemäße Denken und Schaffen gewaltsam gestört, einmal dahin, einmal dorthin gerissen, gefesselt an Dinge, denen man nicht nützen kann und die einen nichts angehen. —

Es ist freilich auch geschehen, daß fremde Anregungen Schlummerndes in mir geweckt haben. Aber öfter kommt es vor, daß äußere Einflüsse eigenes Keimen zerstören, wenn es nicht gleich gelingt, von ihnen frei zu kommen. Exotische Saat wird in meinem Garten leicht zu Unkraut.

Pastor B. war berühmt als Leichenredner. Er sagte, den guten Samen müsse man säen, wenn frisch gepflügt ist. Die Leidtragenden weinen zu machen, ist der Leichenredner Stolz.

Nun starb sein Sohn. Zur Einsegnung und Grabrede wurde der Nachbarspfarrer gebeten. Und der hielt am Grab eine so erschütternde Rede und sprach in vielen beweglichen Worten von des Hingeschiedenen Freuden und Leiden, daß die Leute laut schluchzten. Es war für die Verwandten des Verstorbenen eine wahre Marter, so noch tiefer ins Leid gestoßen zu werden. Die Mutter des Toten fiel vor Schmerz in Ohnmacht.

Von diesem Tage hält Pastor B. keine Leichenreden mehr, oder nur ganz kurze und milde, die eine sanfte tröstende Wehmut erwecken, aber nicht das Herz zerfleischen. „Man muß es nur am eigenen Fleische spüren, wie wehe es tut, dieses Wühlen in schmerzlichen Erinnerungen. Und man ist bei dieser Folter den Augen der Menge ausgesetzt; was die Qual noch erhöht.“ Das sieht Pastor B. jetzt ein und sein Beispiel möge Nachahmung finden.

In die von Leid gerissenen Furchen soll freilich gesäet werden, aber es genügt die kurze Mahnung an die Lebenden: Lieb', so lang du lieben kannst!

---

den talentiertesten Kindern angepaßt ist, nicht einmal bei diesen fruchtbar werden. Auch vergißt unsere Schule über das angestrebte Wissen zu sehr das Können. Es wird zu vielerlei gelehrt, und nichts gründlich. Es ist eine Züchtung der Oberflächlichkeit. Dazu wirft auch das heutige Leben schon zu viel und zu Verschiedenes in die Kindesseelen — da wundere man sich nicht über die allgemeine Verflachung und Zerfahrenheit der Charaktere. Die Schule klebt noch zu sehr am Buche, ihre Lehrmittel müßte sie eigentlich draußen suchen im Garten, Wald und Feld, in den Eigentümlichkeiten des Heimatlandes, in den Berufskreisen, für die die Schüler gebildet werden sollen. Das Buch als Nebenbehelf, aber nicht als Hauptsache. Das Buch ist zur Bildung des Menschen lange nicht so wichtig als die Wirklichkeit. Die selbständige Geistesanlage des Kindes kann mit nichts sicherer verschüttet werden als durch zu viel Lesefutter. Dann das Eintrichtern und Auswendiglernen von Dingen, die das Kind nicht versteht und kaum jemals brauchen wird. Ein Tag draußen in der Natur bringt das Kind weiter als eine Woche Theorie im Lehrzimmer. Der Unterricht muß aus der Schule entfernt werden! hat einmal einer halb im Spaß gesagt und im Ernst gemeint. Die Volksschule muß möglichst anschaulich, sachlich lehren, was jeder Mensch braucht. — Zu dieser einen Hauptaufgabe kommt die zweite, die mit der ersten schwer vereinbar ist, der Lehrer als Erzieher. Während er zuerst allen das Gleiche gibt, soll er hier jedes einzelne Kind besonders behandeln nach dessen Eigenschaften. Er soll den jungen Menschen sich aus seinem eigenen Innern entwickeln lassen, diese Entwickelung fördern und ihn so zur Eigenständigkeit erziehen. Zur Selbständigkeit im Denken und Handeln. Hier setzen auch die Bestrebungen der Pfadfinder ein. Der Mensch muß sich zu helfen wissen, muß ein selbständiger Charakter sein, der sich und anderen nützt. Das ist — im Sinne neuerer Pädagogen — das Endziel der Erziehung, zu der die Volksschule den Grund zu legen hat. Meine Waldschule in Krieglach-Alpel sucht mit Erfolg diesem Ideale näher zu kommen. — Wer sich mit solcher Richtung vertraut machen will, der lese das Büchlein: „Geistige Wehrhaftmachung". Beitrag zur Schulreform von Hans Trunk. (Wien. F. Deuticke. 1915.)

Die hier angedeutete Unzufriedenheit mit der gegenwärtigen Schule wendet sich weniger an die Lehrer und Schulbehörden. Wir haben ja ganz ausgezeichnete Schulmänner, nur deren zu wenig; zudem sind sie durch Vorschriften gebunden, die eben geändert werden müssen.

Der junge Friede, wenn er kommt, wird neues Leben haben wollen. Machen wir erst die Schulreform, dann sendet uns der Himmel allmählich auch die nötige Anzahl geeigneter Lehrer.

ängstlich zu schützen sucht als diese heilige Himmelsgabe, wollte jeder jetzt eine Krone spenden, um das Leben jener in der endlosen Nacht auch nur halbwegs erträglich zu machen?

Aber die Krone allein kann ihr Leid, kann unser Mitleid nicht stillen. Bringen wir ihnen Ehre und Liebe entgegen, wo und wie immer wir können.

Mit einiger Verwunderung wohl las man in reichsdeutschen Blättern, daß ich 10.000 Mark dem Roten Kreuz gespendet hätte.

Mit dieser Spende hat es folgende Bewandtnis. Gelegentlich meines 70. Geburtstages haben Freunde unter der Hand Geld gesammelt, das sie mir als Ehrengabe für einen gemeinnützigen Zweck zur Verfügung stellten. Man dachte an die Verwirklichung einer meiner Anregungen, es möchten für Armen-, Kranken- und Strafhäuser gemütsbildende Lesebücher angeschafft werden. Als aber die Kriegsnot kam, habe ich mich unbedenklich entschlossen die Summe dem Roten Kreuz und anderer Kriegsfürsorge, auch den Invaliden, zu widmen, und zwar zu gleichen Teilen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn.

Mit tiefer Freude habe ich die Spende ihrer großen Bestimmung geeignet und danke allen, die hochherzig dazu beigetragen haben. Besonders aber danke ich den Herren Buchhändler Hermann Seippel in Hamburg, Schriftsteller Dr. Richard Plattensteiner in Wien und Justizrat Dr. Hans Niemeyer in Essen, die mich durch ihre Sammlung zum Wohltäter gemacht haben. Ich bin daran fast unschuldig.

Peter Rosegger.

Deutschland — Österreich.

Zum 27. Jänner.

Uns — die den alten Germanen entstammen —
Trennte das Schwert, einte das Schwert,
Vaterland, Mutterland, herrliche Namen!
Vater und Mutter sind wieder beisammen!
Tapfere Söhne beschützen den Herd.

Schauen empor zu den Taten der Ahnen,
Gütig im Frieden, schrecklich im Streit:
Folgen mit Jauchzen den heiligen Fahnen
Germanischer Fürsten auf ruhmreichen Bahnen,
Bauen vereint eine glückliche Zeit.

R.

Was war das für ein frischer, lustiger Junge! Alle Schönheiten der Welt saugte er in sein helles blaues Auge, und strahlte sie wieder zurück, wenn er lachend sprach und scherzte! Die Landschaften, die er auf seine Palette legte, hatten gleichsam doppeltes Leben, das aus der Natur und das aus seiner Seele. Es gibt Menschen, die alle Lust der Welt durch ihr Auge eintrinken. So einer war Gustav und er feierte seine Sonntage nur auf Flur und Bergen. Wie freudig war er, als er im Sommer des vorigen Jahres einberufen wurde zu seinem Regiment; nun ging es ja in die schöne, lichte, weite Welt hinaus. Dann schrieb er heim von den malerischen Schönheiten der ungarischen Pußten und der Karpathen. Dann hörte man eine Weile nichts von ihm — endlich war er wieder da. An einem nebelfrostigen Dezembertag waren die Züge der Verwundeten angekommen. Gustav kauerte auf einem Bunde Stroh, sein Kopf mit weißen Linnen über und über verbunden, die Fäuste preßte er sich ins Gesicht. — Ein Schrapnell. Die Augen zerstört, alle beide. Er weinte nicht. Auf die Fragen, wie es denn gekommen sei, sagte er nur: „Ich hab' nicht das Glück gehabt." — Er meinte das Glück, vor der Front zu fallen. Er blieb liegen im Lazarett, denn Verwandte hatte er nicht. War er doch nur ein lustiger, heimloser Student gewesen. Eines Volksschullehrers Waise, die ein Heim nie gekannt, auch nie vermißt, da ja doch die schöne lichte Welt das trautsamste Heim ist. — Nun lag er auf dem Stroh. In den Höhlen seiner Augen schmerzte es, aber das war nichts gegen den Jammer seiner Seele. „Ich habe nicht das Glück gehabt" . . . Einem Freund betastete er Kopf und Gesicht und stöhnte auf: „Sie haben Augen, Sie haben Augen!" Ein Selbstmordversuch wurde vereitelt, und in der nächsten Nacht, als alles um ihn ruhte, der Genesung entgegenatmete, schrie Gustav auf — im Schmerz über sein verlorenes Licht, das keine Morgensonne wiederbringt.

Das ist einer jener Unglücklichen, die mit zerstörtem Auge vom Felde zurückkommen. Die Ärmsten der Armen. — Der Staat ist schon befragt worden, was mit diesen Unglücklichen geschehen soll. Er hat bis jetzt keine Antwort gegeben. Wird er ihnen Lehrstätten bauen, daß sie in Blindenarbeit unterrichtet ihr Brot verdienen können? Oder wird er ihnen auf Märkten und an den Kirchtüren das — Sammeln milder Gaben gestatten? Oder werden aus freiem Antrieb Menschen, die es wirklich sind, sich zusammentun und Mittel schaffen, um den lichtlosen Invaliden das Leben möglich und erträglich zu machen?

Ach Gott, wie das wohl täte jetzt, ein reicher Mann zu sein! Ein Heim zu stiften für jene Hunderte von armen Blinden, die der Tod unbarmherzig zurückschickt in ein freudloses Leben. Oder wollte jeder, der sich seines Augenlichtes freut, und der nichts an sich so

Rücksicht auf irgendwelche eigne Bequemlichkeit da war, wo ihm das nötig schien. Und: daß er unermüdlich arbeitete. Aber man bekam ja fast nichts von ihm zu hören. Nicht einmal, als er vom Schlachtfeld wieder nach Berlin kam und eines Zujubelns der Menge sicher gewesen wäre, das auch ihn, den Verwöhnten, noch nie Erfahrenes hätte erleben lassen. Eine knappest gemessene Erholungszeit von einer Erkältung, dann erfuhr man — nicht: er reist dann und dann, sondern: er ist wieder abgereist. Arbeit, Pflicht, Zurückhaltung. „Autokratismus" ? Was auch geschah, nie verlautete ein Wort davon, daß der Kaiser bei irgendeinem deutschen Erfolge ein Verdienst für sich in Anspruch nahm. Er trat stets die Ehre den andern ab. Griff er trotzdem den Verantwortlichen in die Hand? Oder entschieden nicht in der Tat die Generale, der Kanzler, die Ämter, die Parlamente? Man munkelt von Konflikten, Konflikte gibt es zwischen Starken überall, soviel wir aber beurteilen können, waren es am Ende stets die Verantwortlichen, die entschieden. Vom Kaiser sprachen auch die deutschen Zeitungen kaum. Weder die zur Rechten, noch die zur Linken. Man lobte ihn weder, noch tadelte man ihn. Auch von den Prinzen ist im Auslande tagtäglich die Rede. Wer macht bei uns von ihnen viel Wesens? Der Kaiser in den Stunden der Gefahr mit allen seinen „Jungen" im Felde, er und sie, wie die Tatsachen beweisen, ohne Scheu vor Wunden und Krankheit. Auch das versteht sich von selber? Ganz gewiß — unter einer Voraussetzung: daß ein Fürst sein Amt als Pflicht erlebt.

So sieht Wilhelm II. jetzt uns aus. Daß er nach der Verfassung, an die er sich stets aufs strengste gehalten hat, gar nicht die Macht hat, die ihm das Ausland zuspricht, als wäre er ein absoluter Zar — vielleicht: das sollten sie drüben eigentlich wissen. Aber wie konnte sich das so vollkommen falsche Bild seiner Person herausbilden, das jetzt alle die Millionen rings um uns mit unlöslicher Hypnose zu beherrschen scheint?

Aus seiner eignen Vergangenheit.

Auch wir haben ihn ja gekannt, den jungen Kaiser des „impulsiven Temperaments", des vielen Telegraphierens, des sprudelnden Redens, des Herumreisens, des außerordentlich starken und nicht ganz unmystischen Herrenbewußtseins von seiner Sendung, der Freude an dekorativen Dingen, auch an Gepränge, der betonenden Kundgebungen eines viel angefochtenen und viel anfechtbaren Kunstgeschmacks. Und wir wissen, daß diese Art des damals jungen Kaisers eine Umgebung „warf", die an die Zurückhaltung Wilhelms I. gewöhnt war. So kam es, daß seine Wünsche in vielen Fällen tatsächlich fast wie Befehle wirkten. Da kam das Einschreiten Bülows und die berühmte Reichstagssitzung mit ihren Kundgebungen gegen kaiserliche Eingriffe. Nun zeigte sich der großen Öffentlichkeit zum erstenmal, daß Wilhelm II. doch anders war, als man annahm. Er ordnete sich in der würdigsten und männlichsten Weise ein und unter. Und von jetzt ab wußten wir, daß er zu denen gehört, die sich selbst in Zucht nehmen, zu denen, die reifen können, zu denen, bei welchen der Stillstandpunkt in der Entwicklung, der uns allen einmal das geistige Weiterwachsen abschneidet, spät liegt. Wir wußten das. Das Vertrauen in den Kaiser stärkte und vertiefte sich überall im deutschen Volk.

Aber: die draußen, die beachteten das nicht. Ihnen blieb der Kaiser, der er ihnen in seinen jungen Jahren schien. Worte wie das vom „Zerschmettern" und manches andre rasche hatten sich wie fliegender Samen mit Häkchen bei ihnen festgenestelt. Die keimten dort und wucherten. Aus dem Krickelkrackel solcher Wucherungen aber bildete sich das Zerrbild Wilhelms II. in der fremden Phantasie. Ein zweites kam hinzu. Aus der Überbereitwilligkeit allerlei schranzenhaft Gesinnter daheim, die sich freiwillig zu Bedienten machten, malte sich in dieses Zerrbild hinein die Groteske

Kleine Laube

Gebet.*

Von Marie zur Megede.

Mein Herr! Mein Gott!
Helfer in Not!
Vor dir ich steh'!
Zu dir ich fleh'
Tiefgeneiget;
Nicht gebeuget!
Eine Mutter ich bin!
Für mein Kind sink ich hin
An deinen Thron,
Für meinen Sohn!

Einst gabst du ihn mir!
Nun geb' ich ihn dir!
In deine Hand
Fürs Vaterland!
Nicht daß ich zage!
Nicht daß ich klage!
Ob wohl, ob weh,
Dein Will' gescheh',
Doch, Herr! von uns beiden,
Nur mich lasse leiden!

Aus unserer Zeit.

Dem deutschen Kaiser.

Wer jetzt zu feindlichen Zeitungen greift, der staunt vor allem über eins: über den Raum und die Gedankenmengen, die dem Kaiser gewidmet sind. Nach dem, was man da liest, ist er nicht nur im ganzen Weltkrieg die Hauptperson, nein, der Weltbrand gibt eigentlich nur das höllische Flackerlicht um ihn, der als verkörpertes Böses die Länder zertritt. Sogar im neutralen Amerika ward den Massen mit vollkommener Selbstverständlichkeit „the Kaiser" als „the Aggressor" hingestellt, dessen lechzender Zäsarenwahn sich auf Friedliebende stürzt. Wir andern Deutschen sind zwar ein Volk von Dieben, Mördern, Mordbrennern und dergleichen — aber doch eben nur eine Meute von Hunnen, die erst auf den Pfiff „Attilas II." da- und dorthin heult. Er, Er, Er — die Anwürfe, die Anspeiungen, die Flüche verdichten sich gegen ihn, den ungeheuren Autokraten-Dämon.

Und wie schien es uns? Eine ganz sonderbare Frage kommt uns: hörten wir von irgendeinem führenden Manne jetzt weniger als von ihm? Anfangs stand er im Vordergrunde, ja. Als die Lage scharf ward, eilte er von seiner nordischen Seefahrt pflichtgemäß heim. Dann kamen die Drahtungen nach Ost und West in jenem Ton, dessen menschliche Echtheit und persönliche Farbe jedem klar war, der einigermaßen den Kaiser kannte, sorgend, bittend, beschwörend um Willigkeit zum Frieden. Als das umsonst war, folgten die Kundgebungen in Berlin zur Verbündung gegen den äußeren Feind. War im Volk auch unter den Rötesten einer, den irgendeine Äußerung, irgendeine Handlung jener Zeit am Kaiser als gewalthaberisch verletzen konnte? Oder waren Regierungshandlungen nicht gesetzgemäß? Waren sie mit Kleinlichkeit oder parteiisch durchgeführt? Nun zog der Kaiser ins Feld. Und dann ward es ganz still von ihm. Wenn wir etwas vom Kaiser hörten, war's, daß er ohne

* Der einzige sechzehnjährige Sohn der Dichterin rückte als Kriegsfreiwilliger zur deutschen Armee ein. Die Schriftleitung.

mit Karten — Markierfähnchen darauf — bildet die hauptsächlichste Ausstattung. Jedes laute Gespräch oder gar Diskussion ist streng verpönt — in einem Nebengelaß ist untergebracht die stille Annahme der Meldungen, die Abfertigung der Überbringer.

So bleibt der Feldherr den sinnverwirrenden Eindrücken der Schlacht entzogen. Seinen Führerwillen aber zu äußern, dazu gibt ihm die moderne Technik reichliche Mittel an die Hand. Ein umfangreiches Fernsprechnetz wird angelegt. In der Verteidigung schon für die Truppen von den vordersten Schützengräben mit den Unterstützungstrupps, den Reserven und den vorgesetzten Dienststellen, und zwar telephonisch und telegraphisch. Die Drähte, in der Erde vergraben, werden oft in doppelter Leitung gelegt. Besondere Beobachtungsstationen auf hochgelegenen Punkten, Höhen, Kirchtürmen geben Gesamtbilder der taktischen Lage. Im Angriff wird die Optik (Scherenfernrohre) und die Photographie herangezogen durch Aufnahmen, die Patrouillen und Luftzeuge von feindlichen Stellungen gewonnen haben. Eine neueste Abart ist die Telephotographie — eine Aufnahme aus weiter Ferne (mehrere Kilometer), die ganze Landstriche in ihren wissenswerten Einzelheiten wiedergibt. In der Nacht durchleuchten Scheinwerfer und Leuchtkugeln, aus Pistolen geschossen, das Vorgelände mit plötzlicher Tageshelle. Die Flugzeuge bringen oft die überraschendsten Meldungen — vor ihnen ist die verdeckteste Aufstellung nicht sicher. Vorläufig müssen die Flugzeuge noch zu ihrem „Hafen" zurück, um ihre Meldung abzugeben. Hat sie erst die Technik in den Stand gesetzt, unbeweglich über ihrem Beobachtungsrayon zu bleiben, könnten sie drahtlos von oben telegraphieren, so werden sie für die Aufklärung bei Tage den weitestgehenden Anforderungen genügen.

Es liegt in der menschlichen Natur begründet, daß sie die Abgeschlossenheit und Einsamkeit, wie sie nach vorstehendem dem Feldherrn auferlegt werden, auf die Dauer nicht erträgt. Eine wohltätige Unterbrechung bietet dann eine schnelle, stichartige Fahrt mit dem Kraftwagen zu irgendeinem gerade wichtig gewordenen Punkt der Kampfesfront der Truppe. Währenddes waltet der Stabschef seines Amtes in der Vertretung des Feldherrn. Dieser wird bald zum Mittelpunkt seiner geistigen Arbeit zurückkehren müssen.

*

Bekenntnis.

Von einem Arbeiter wurde dem „Simplizissimus" das folgende Gedicht übersandt:

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
Bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort,
Auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort
Deutschland!
Unsere Liebe war schweigsam; sie brütete tiefversteckt,
Nun ihre Zeit gekommen, hat sie sich hochgereckt.
Schon seit Monden schirmt sie in Ost und West dein Haus
Und sie schreitet gelassen durch Sturm und Wettergraus,
Deutschland!
Daß kein fremder Fuß betrete den heimischen Grund,
Stirbt ein Bruder in Polen, liegt ein anderer in Flandern wund.
Alle schützen wir deiner Grenze heiligen Saum.
Unser blühendstes Leben für deinen dürrsten Baum,
Deutschland!
Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
Bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Herrlich offenbarte es erst deine größte Gefahr,
Daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.
Denk es, o Deutschland!

*

von seiner ungeheuren Macht. Eine Groteske von unbändigem Autokratentum. So fehlte nur noch der Haß und die Lüge, um dem Auslande das jetzige Schreckbild „Attila II." fertigzumachen. Und die kamen ja.

Kronenglanz vergoldet; es versteht sich von selbst, daß viele den Geist eines Kaisers anders als einen andern Menschengeist sehen, weil sie vor Thronen von vornherein auf Ausblick gestimmt sind und weil der Widerspruch rings leiser, die Zustimmung lauter ist. Über die Begabungen des Fürsten dringen zudem auch aus seiner nächsten Umgebung Meinungen ins Volk, die weit voneinander abweichen. Der Kaiser ist nicht mit allen seinen Ansichten durchgedrungen, beispielsweise nicht mit seinen Anschauungen über Kunst. Vielleicht war auch seine politische Arbeit und Mitarbeit an Irrtümern nicht arm. Wer weiß da viel? Doch wird man wohl zugeben, daß politische Entschlüsse, die der persönlichen Arbeit Wilhelms II. zugeschrieben und anfangs von vielen höchst ablehnend beurteilt wurden (wie der Eintausch Helgolands), jetzt als wichtige Sicherungen Deutschlands erscheinen. Des Kaisers persönliche Verdienste um unsre Flotte bestreitet auch, soviel wir wissen, keiner. Keiner auch, der nur einigermaßen bei uns Bescheid weiß, daß all dies zur besseren Verteidigung geschah, nicht zum Angriff. Wenn der Kaiser immer und immer wieder so oder so um Frieden warb, so erschien das manchem von uns des Entgegenkommens zu viel, gewiß nicht zu wenig Man konnte ihn wirklich einen „Friedenskaiser" nennen. Auch die psychologische Analyse jeder seiner Äußerungen jetzt bei Kriegsausbruch deutet ja auf schmerzliche Überraschungen.

„Kunstwart." A.

*

Wie die moderne Schlacht geleitet wird.

Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne schreibt darüber im zweiten Oktoberheft des „Türmers" (Herausgeber J. E. Frhr. v. Grotthuß; Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart): Die Führer der einzelnen großen Kampfgruppen — der Armeen — und der oberste Führer erst recht stehen weit ab von den Kampffronten. Bei Gravelotte hatte diese eine Ausdehnung von nur 15 Kilometern. Bei den großen Parallel- und Positionsschlachten des jetzigen Krieges hat die Front einer einzelnen Armee die Breite bis zu 80 Kilometern, die österreichische Gesamtarmee in Polen und Galizien focht drei Wochen lang auf einer Front von annähernd 400 Kilometern. Friedrich der Große legte den größten Wert auf die persönliche Erkundung, das eigene Sehen (den coup d'oeil), so bei Kollin, Roßbach, Leuthen. Napoleon legte gleichfalls den höchsten Wert auf das eigene „Sehen". Erst nachher wuchsen dann bei ihm die Entschlüsse der Schlachtleitung. Das ist jetzt anders! Der Feldherr muß auf die eigenen Eindrücke verzichten und sich auf die Meldungen der Augen und Ohren der Armee verlassen, nämlich der Kavallerie-Offizierpatrouillen, der Kraftwagen, der Radfahrer, der Luftschiffe und Flugzeuge. Diese gehen ein in so beklemmender Anzahl, daß ihre Sichtung durch einen sehr kaltblütigen, sehr urteilsfähigen, ja genialen Generalstabsoffizier nötig ist. Der Extrakt der Meldungen mit oder ohne Kommentar wird dann dem Feldherrn gegeben. Alle verspäteten, durch die Ereignisse überholten Meldungen werden natürlich zunächst beseitigt, die unwahrscheinlichen nach ihrer Bedeutung gewogen. Eine ungeheure Verantwortlichkeit lastet auf dem Chef des Stabes, der das Endergebnis der Berichte und Meldungen zur Beschlußfassung dem Feldherrn überreicht. Dann handelt es sich um Einsetzen der Reserven da oder dort, um Verschiebungen in der Front, um den Befehl zu Vorwärts- oder Rückwärtsbewegungen, Heranziehen von Detachements u. dgl., kurz um Entschlüsse, die die Schlacht und vielleicht den Feldzug entscheiden können. Die Fassung derselben setzt geistige und körperliche Ruhe voraus. In einsamem Zimmer oder Zelt wird sie gesucht. Ein Tisch

diese schwere Zeit überstehe, und es ist zu begrüßen, daß die Innung die Interessen ihrer Mitglieder wahrnimmt. Aber die Bäckermeister sind Gott sei Dank opferwilliger als das Publikum. Nur weil sie fürchten, daß ein verwöhnter Teil des Publikums die neuen Backwaren als „geschmacklos" ablehnen werde, ist in diesem Gewerbe eine Beunruhigung entstanden, die jedoch in dem Augenblick ihr Ende gefunden haben wird, in dem das Publikum dem tiefen Ernst der Zeit Rechnung tragen wird.

Gewiß, wir dürfen ruhiger sein als die Engländer, die mit Angst das Steigen der Weizenpreise beobachten ... Aber es muß rechtzeitig mit dem unverständigen Teil des Publikums abgerechnet werden. Denn in dieser Zeit, in der sich jeder täglich oft und oft fragen sollte, ob er dem Vaterlande nach besten Kräften genützt habe, leben in unserer Mitte Leute, die an den kleinen Karl erinnern. Der sollte zur Beerdigung seines Vaters gehen, erklärte aber, daß er den neuen Anzug anziehen wolle, weil ihn sonst die ganze Beerdigung nicht mehr freue! So scheint es jetzt Menschen zu geben, die ihren Kuchen und ihr Weißbrötchen haben müssen — sonst freut sie der ganze Krieg nicht mehr. Sie scheinen zu fragen: „Ist das Leben des Deutschen ohne Weißbrot und Kuchen noch lebenswert?!" Um Antwort aus den Schützengräben wird gebeten! ...

„Türmer."

Die Binde.

Ballade von K. Dankwart Zwerger.

„Kam'raden, tut mir die Binde fort!
Das war ein heiß Turnier!"
Kam'raden sagten ein warmes Wort,
Die Binde ließen sie mir.
Wir stoben, wir schnoben, Mann wider Mann,
Wir haben ganze Arbeit getan!
Sieg! Sieg! ... Ein Sausen, ein Schrei —
Und war vorbei ...
So brach die Nacht, die Nacht herein —
Wann wird denn wieder Sonne sein?

„Frau Schwester, nehmt mir die Binde fort!
Frau Schwester, seid so lieb!"
Frau Schwester saget ein weiches Wort,
Die Binde aber blieb.
Wir haschten, wir hieben mit Hussa und Braus,
Da rannten die Hunde und rissen aus.
Sieg! Sieg! ... Ein Sausen, ein Schrei —
Und war vorbei ...
So brach die Nacht, die Nacht herein —
Wann wird denn wieder Sonne sein?

„Lieb Mutter, tu mir die Binde fort!
Lieb Mutter, mach mich sehn!"
Die Mutter schweigt, verschluckt ein Wort,
Die Binde ließ sie stehn.
Wir stoben, wir stürmten, die Fahne voran,
Mutter, wir haben die Arbeit getan:
Sieg! Sieg! ... Ein Sausen, ein Schrei —
Und war vorbei ...
So brach die Nacht, die Nacht herein —
Wann wird denn wieder Sonne sein?

— — — — — — — — —

Auch ich trank einstens das Sonnenlicht
Und sah des Werdens Pracht,
Ich trage keine Binde nicht,
Und doch, und doch ist's Nacht.
Wir stürzten, wir stürmten die Todeshöh'n,
Meine Sonne starb so namenlos schön:
Sieg! Sieg! ... Ein Sausen, ein Schrei —
Und war vorbei ...
So brach die Nacht, die Nacht herein —
Wird nie mehr — nie mehr Sonne sein ...

Schwarz-gelb und Schwarz-rot-gold.

Man hat oft und nicht immer gutgläubig versucht, die beiden Farben einander gegenüberzustellen! Als eine Art Gegensatz, fast wie etwas Feindliches. Hie Schwarz-gelb — hie Schwarz-rot-gold! Das war falsch, grundfalsch, mindestens ein Irrtum, ein Mißverständnis. Die zwei Banner sind Geschwister, mehr als das, sie sind im Grunde eins.

Unser tägliches Brot.

In der „Berl. Volksztg.“ war die Gestalt der Köchin nachgezeichnet, die der gnädigen Frau auf jede Mahnung zur Sparsamkeit die erhabenen Worte zu sagen hat: „Das haben wir doch nicht nötig!“ Hierzu wird in demselben Blatte bemerkt: Ich kann verstehen, daß nicht jede Minna den tieferen Zweck aller Kriegsgesetze begreift. Aber das Ziel ist, den Zweck klarzumachen. Nicht immer heißt jedoch die Köchin Minna; sehr oft ist es der Name der Gnädigen. Und als dritte Kategorie tritt die Schar der Frauen hinzu, die keine Köchin beschäftigen, aber schon selbst dafür sorgen, daß die Weizenvorräte schnell verbraucht werden. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ein Reich, das allen Feinden siegreich trotzt, mit ein paar tausend gedankenlosen und leichtsinnigen Frauen nicht fertig werden sollte!

Vorläufig sind wir noch nicht so weit. Ich bin in diesen Tagen durch viele Lokale gegangen, in denen sich nachmittags die Frauen an Kaffee, Schokolade und Kuchen ergötzen. Wenn der ungeheure Kuchenkonsum schon in Friedenszeiten Erstaunen hervorrufen muß, so steht man jetzt fassungslos vor einem Publikum, das offenbar der Meinung zu sein scheint, dieser blutigste aller Kriege werde nur geführt, damit viele Frauen und etliche Männer, die gleichfalls nicht von Backfischleidenschaften loskommen, möglichst viel Kuchen zu sich nehmen können. Welche Unmengen von Kuchen werden hier verschlungen!

Da sitzen zwei Frauen, die, während sie unaufhörlich vom Kriege und von den armen Soldaten erzählen, ein Kuchenstück nach dem anderen vertilgen. Und Schlagsahne dazu. Wie man es gewöhnt ist. Am „Büfett“ stehen Tellertürme aus Torten und Kuchen. Und ein Gedränge ist da, als wollte man Liebesgaben für Soldaten abliefern. Es erfolgt aber nur das Gegenteil; kauend und schlingend schädigt man die Soldaten, schädigt man das ganze deutsche Volk.

Diese Kuchenschlemmerei ist eine Schmach. Und man möchte diesen Vergeudern zurufen: „Ist euch jegliches Schamgefühl abhanden gekommen? Blickt hinaus auf die Straße! Seht, der Regen fällt und fällt, er plätschert seit Tagen nieder auf unsere Brüder, verwandelt Kampffelder in Riesenpfützen und fordert von dem deutschen Kämpfer ungeheure Energie und Dulderkräfte. Ihr aber sitzt hier und zehrt aus purer Vergnügungssucht, aus Laune und Gewohnheit an einem Lebensmittelgut, das uns allen gehört — schämt ihr euch nicht?“ ...

Noch nicht! Aber das Oberkommando, dem die vernünftigen Elemente für eine Reihe von Maßnahmen zu Dank verpflichtet sind, wird schon dafür sorgen, daß die Bundesratsverordnungen eine richtige, praktische Durchführung finden. Es reicht nicht aus, daß die städtischen und staatlichen Anstalten zum richtigen Gebrauch der Lebensmittelvorräte angeleitet werden; die gute Absicht wird vereitelt durch die betrübende Tatsache, daß in einem Teil der Bevölkerung eine sträfliche Gleichgültigkeit gegen alle Mahnungen besteht. Der eine tut das Schädliche, weil er es beim andern sieht. Unter diesen Umständen ist auch das Unglaubliche zu verstehen, daß Frauen große Mehleinkäufe gemacht haben, um ihre geliebten Kuchen und Weißbrötchen nicht missen zu müssen. In den Straßenbahnen hört man jetzt Gespräche zwischen Frauen, die einander voll Stolz erzählen, wieviel Weizenmehl sie zum Weißbrot- und Kuchenbacken eingekauft haben!

Auf der anderen Seite, die sich wahrscheinlich für die ernstere hält, liest man mit einer peinlichen Gründlichkeit die vielen Betrachtungen über die Frühstücksbrötchen, die in wenigen Tagen fehlen werden. Man verfolgt mit angehaltenem Atem die Wege des Obermeisters der Bäckerinnung, der von Behörde zu Behörde, von Versammlung zu Versammlung eilt. Natürlich ist zu wünschen, daß unser Bäckergewerbe

Und singend zieht es nun einher,
Das brave Landwehrmännerheer,
Sein Sang schallt hell und brausend:
„Wir warfen sie mit Rumpf und Stumpf
In unsern alten, lieben Sumpf
Und fingen neunzigtausend.“

Heinz Hinnerk und von Hindenburg,
Ihr Helden stark von Ortelsburg,
Man wird oft singen und sagen:
„Es hat bewiesen, was er kann,
Der treue, brave Landwehrmann,
Und hat den Feind geschlagen.“

Wer Hammer, Spaten, Sense schwingt,
Zur Arbeit froh ein Lied sich singt,
Soll sich dies Lied einst singen.
Und droht noch einmal Feindesnot,
So sollt ihr treu durch Not und Tod,
Wie die die Kolben schwingen.

Hausmusik.

(Unter diesem Titel will der „Heimgarten“ von Fall zu Fall in kurzer Form auf neu erschienene Werke der ernsten Musik, die im häuslichen Kreis gepflegt werden können (Lieder-, Klavier- und Kammermusikliteratur, Neubearbeitungen u. s. w.), wie auch auf bedeutendere musiktheoretische Werke und Biographien hinweisen.)

Jos. B. Foerster: „Nachtviolen“ op. 43 (Wien, Universal-Edition). Ein in sich geschlossener Zyklus von vier Liedern (Gedichte von G. Falke) von feinstem Stimmungsgehalt, seltener musikalischer Erfindung, in der Führung der melodischen Linie wie in der Harmonik durchaus nobel und originell, Lieder, die man gerne immer wieder und mit geschlossenen Augen anhört. Die Gesangsstimme in mittlerer Lage immer sanglich und dankbar, der Klaviersatz trotz scheinbarer Einfachheit mit Meisterschaft behandelt.

*

Heinrich Schenker: Neue musikalische Theorien und Phantasien, I. Band: Harmonielehre (Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung). Der beschränkte Raum verbietet leider, irgendwie sachlich auf dieses hochbedeutende Werk einzugehen. Es seien nur alle jene, die Talent, guten Willen und offene Augen haben, mit allem Nachdruck angewiesen, Schenkers Buch ganz gründlich und mühevoll durchzuarbeiten. Nebst Klarheit des Stils und blendender Beherrschung des Stoffes, die neben dem Können des Theoretikers das Erschauen des Künstlers verrät, offenbart es eine Fülle durchaus neuer und bedeutender Ideen, die den Leser in ganz ungeahnte und innigere Beziehung zur Tonkunst und ihrem Eigenleben bringen, als es ein theoretisches Lehrbuch bisher auch nur annähernd vermochte. Die strenge Abrechnung, die der Verfasser mit vielen veralteten, unrichtigen Theorien hält, ist gerecht und nur zu notwendig! Der II. Band (Kontrapunkt, I. Teil) ist dem ersten ganz ebenbürtig, den noch nicht erschienenen Schlußbänden muß man mit größter Spannung entgegensehen.

*

Artur Niloff: Instrumentationstabelle (Wien, Universal-Edition, III. Auflage). Durch seinen billigen Preis (1 Mk.) und trotz Kürze erschöpfend anschauliche Darstellung ein für jeden Musiker, der sich schaffend oder dirigierend, lehrend oder lernend mit der Technik des Orchestersatzes beschäftigt, unentbehrliches Nachschlagewerkchen.

*

Die alte deutsche Reichssturmfahne, die tausend Jahre in Sturm und Not über tapferen Heeren wehte, zeigte einen schwarzen Adler auf goldenem Feld an einer roten Flaggenstange. Erst war der Adler einköpfig und Kaiser Sigismund stattete ihn später mit zwei Köpfen aus. So übernahm ihn das Kaisertum Österreich. Schwarzer Adler auf goldenem Feld — für den Alltag: Schwarzgelb. Und im Volke vergaß man auch auf die rote Farbe der Flaggenstange nicht, das deutsche Volk hielt an der Dreifarb fest: Schwarz-rot-gold.

Man soll's nicht mehr vergessen, man wird es nicht mehr vergessen: Schwarz-gelb und Schwarz-rot-gold sind Schwestern. Kinder der guten, tapferen, treuen Reichs-sturmfahne!

P. L.

Ein Kriegslied.

Im Volkston von Wolfgang Burghauser.

Von Hindenburg, der brave Held,
Stand stark und fest im blanken Feld
Der Seen von Masuren,
Und kriegesfroh sein gutes Heer
Um Ortelsburg, gerüstet schwer
In Landwehrmannmonturen.

Heinz Hinnerk stand im rechten Schwarm,
Hielt das Gewehr in seinem Arm
Mit schweren Schusterfäusten,
Und zog für Gott und Kaiser aus:
„Ließ Weib und Kind in Not zu Haus
Und leer den Schusterleisten.

Weiß Gott, vielleicht darbt jetzt dort Not
Um Suppe und ein Stückchen Brot,
Muß feiern doch die Ahle.
Doch keine Angst, der Nachbar sorgt,
Der gute Kaufmann Ruppert borgt
Das Mehl zum kargen Mahle!"

Ein Zucken geht durch Reih und Glied,
Hans Bienert ruft, der Waffenschmied,
Im ersten Glied zur Linken:
„Sturm! Gewehr rechts! Ich glaub', mir däucht,
Der Russe dort am Boden kreucht,
Sah grade so was blinken!"

Das Pfeifchen stopft sich noch in Eil
Kurt Piesebenk aus Bischofsweil,
Faßt dann die Knarre wieder.
Auch er hat Weib und Kind zu Haus,
Die Mutter auch, und ‚Grade aus!'
Tönt der Befehl. Und plötzlich: ‚Nieder!'"

Ei, saust's da durch die Lüfte schwer!
Das peitscht ja wie der Wind am Meer
Die Körner Sands in Stürmen.
Nur ruhig gezielt und frohen Mut:
Den Krieger, der das Seine tut,
Wird Gott im Himmel schirmen.

Das glühende Eisen singt und pfeift,
Heinz Hinnerk nach der Knarre greift
Und zielt auf eine Mütze.
„Gut! Brav gezielt!" Der Waffenschmied
Ruft's laut und froh, „das eiserne Lied
Singt die dort in der Pfütze".

Nun dröhnen die Kanonen dumpf,
Kurt Piesebenk, ein blut'ger Stumpf,
Sinkt plötzlich hintenüber.
„Wart', Teufelsbrut, das zahlst du mir!"
Ruft bitter Heinz, „ich komme dir!
Behüt dich Gott, mein Lieber!"

Da springt der wilde Kugeltanz,
Da loht der grause Feuerkranz
Und die Gewehre knattern,
Da rinnt das warme Herzensblut,
Da hält der Tod mit heißem Mut
Ein fürchterlich: „Vergattern!"

Von Hindenburg, der brave Held,
Steht stark und fest im blanken Feld
Der Seen von Masuren.
Er hält die Wacht und späht hinaus:
„Noch ist der blut'ge Kampf nicht aus,
Ihr falschen Kreaturen!"

Da plötzlich tönt das helle Horn:
„Sturm! Gewehr rechts! Marsch! Marsch! Nach vorn
Stößt da die graue Welle.
Und Landwehrmann an Landwehrmann
Mit „Hurra!" geht es drauf und dran
Und rasend, wie die Hölle.

— — — — — — — — —

Der Abend kommt im Ost heran,
Die heiße Arbeit ist getan
In wildem Abenddämmern.
Der Schuster guten Leisten schlug,
Der Bäcker gute Kugeln buk,
Der Schmied tat prächtig hämmern.

richten gedruckt, und da ist alles Wichtigere, besonders was den Krieg betrifft, zusammengetragen. Auch davon, was draußen in der weiten Welt vorgeht, von Schlachtfeldern, Erfolgen usw. sind die Soldaten an der Front weit weniger unterrichtet als wir daheim, die täglich die Zeitung lesen. Deshalb sind die steirischen „Heimatgrüße" eine knapp zusammengefaßte Übersicht dessen, was unsere Soldaten draußen innern kann. Schon die erste Nummer der „Heimatgrüße" ist prächtig ausgefallen, besonders die Aufsätze „Wie's jetzt steht" und „Nachrichten aus der Heimat" sind in ihrer Frische und Schlichtheit so vortrefflich gelungen, daß auch wir daheim sie zur Rückschau gerne lesen. Etliche prachtvolle Kriegslieder sowie nachdenkliche und lustige Kleinigkeiten zieren das Heft, das an der Front mit hellem Jubel begrüßt werden wird. Die Soldaten draußen kriegen die „Heimatgrüße" geschenkt. Man teilt sie unter ihnen aus. Wer sie bei uns haben will, der schreibe an den Schriftleiter Dr. Viktor v. Geramb, Graz, Paulustorgasse 11, und lege 5 Kronen bei. Dann werden ihm die Blätter zugeschickt und das Geld wird für die Kosten dieser hoch zu begrüßenden Einrichtung verwendet.



Bücher

Horst Schöttler: **Zwischen zwei Kriegen** (1870—1914), Roman; **Neunzehnhundertvierzehn** in Briefen und Feldpostbriefen. (Leipzig. Beide im Verlag L. Staackmann.)

Man dürfte mit Recht auf Schöttlers ersten Roman gespannt sein, da er in kurzen Erzählungen so viel zu geben verstand, und er enttäuschte uns in keiner Weise: sein Werk ist wie aus einem Guß, spannend, immer bewegt in der Handlung und nie oberflächlich. Und sein Held gewinnt gewiß jedes Lesers Zuneigung. Wir erleben an ihm die Entwicklung Deutschlands in der vierzigjährigen Friedenszeit, die Ertüchtigung einerseits, aber auch die Gefahr, die in jener Ruhe liegt für Naturen, deren innere Anlagen gerade durch Not und Leiden vertieft und gehoben werden müßten. Der Mensch — besonders eine Persönlichkeit, die über die Dutzendmasse ragt — verträgt ein allzu sonniges und allzu ruhiges Glück schwer; besonders in seiner besten Lebenskraft nicht! Schöttler schließt mit einem aus der Ferne grollenden Kanonendonner, der erlösend wirkt und zeigt auf diese Weise den Segen der anbrechenden harten Zeit. Sein erster Roman ist überraschend gut in der Form und im Stil; in der Charakteristik der Gestalten kennen wir ihn bereits, da hatte er nicht mehr viel dazuzulernen. — Ganz anders als dieses erste Buch ist nun natürlich der Ton in seinem prächtigen Bild aus unseren Tagen, das er mit glänzender Künstlerschaft in verschiedenartigen Feldpostbriefen und Privatbriefen vor uns aufrollt. Diese beiden Bücher stehen miteinander in keinem eigentlichen Zusammenhang, gehören aber doch eigentlich zu einander, da eines das andere ergänzt und wir erst durch beide die ganze Wirkung erhalten, die uns die Größe der Zeit und unseres deutschen Volkes zum Bewußtsein bringen muß. Wir haben nun nur eine Gesamtsorge, alles andere versinkt daneben. Aus den Einzelnschicksalen und den Empfindungen des Einzelnen jedoch erst sehen wir jenes Ganze. Ergreifende Dokumente von Menschengröße, von stillem Heldentum sind hier vereint, aus den Zeilen von Müttern, Söhnen, Brüdern und Freunden erstehen erhabene, unsterbliche Denkmäler. Mit feinem Verstehen wählte Schöttler seine Briefschreiber aus allen Schichten des Volkes und er läßt jeden das Erleben seiner Seele mit den Augen seines Kreises sehen, von seinem Standpunkt beurteilen. Schöttler hat unendlich viel gelernt in den letzten Monaten, ein tiefer Ernst liegt seinen beiden Büchern zugrunde, ohne sie schwerblütig oder trocken zu machen. Jene, die ihn immer noch nur als den sonnig frohen Verfasser der „Finessen" werteten, werden nun erkennen müssen, welche dichterischen Qualitäten er besitzt.

Ella Triebnigg.

„Mit Herz und Hand fürs Vaterland!" So betitelt sich ein volkstümliches Kriegsliederbuch, das Richard Plattensteiner bei Hesse in Leipzig herausgegeben hat. Es ist eine Sammlung alter und neuer Kriegsgesänge, ohne und mit bekannten Verfassern. Der Wiener Schriftsteller hat sich durch diese Ausgabe ein wahres Verdienst erworben für den einzelnen wie für Haus und Schule.

Vier neue Kriegsliederhefte aus der Universal-Edition (Wien). Ganz im Gegensatz zu der zahllosen, meist recht minderwertigen Kriegsliteratur und -musik, aus der erst einer späteren Generation vorbehalten ist, die Spreu vom Weizen zu sondern, bringt dieser bedeutende Verlag bisher an Liedern nur diese vier heraus, die allerdings, jedes in seiner Art, gesungen zu werden verdienen, soweit deutsche Musik Begeisterung zu erwecken vermag. Als erstes möchte ich Robert Kontas „Tod in Ähren" (für tiefen Bariton und Klavier) nennen, Musik, die wirklich aus tiefstem Herzen kommend, die wundervolle Liliencronsche Ballade, die durch Kürze und Knappheit des Ausdrucks gewaltige Anforderung an Herz und Technik des Komponisten stellt, zu einem ergreifenden Tonbilde weitet. Wie künstlerisch erfaßt nur der zu Anfang und Ende traumhaft verhallende Trompetenruf, der musikalische Übergang vom realistischen Bilde des sterbenden Soldaten zu dessen letzter Fiebervision, wo wir urplötzlich ganz vom Zauber deutscher Heimat umfangen werden: Flirren der Luft über duftenden Ährenfeldern, aus deren tiefem Summen wir die Klänge der Reife, Sense und Dreschflegel zu hören meinen, vielleicht Glockenläuten eines Dörfchens in der Ferne! Und alle diese Eindrücke mit wunderbar einfachen — aber seltenen — Mitteln erreicht, was den Wert der schönen Komposition nur noch erhöht. — Maria Weinauds bekanntes Gedicht „Emden", von Eugen Thomas dankbar und schwungvoll vertont, wird durch schöne melodische Führung der Singstimme und klangvollen vollgriffigen Klaviersatz gewiß zahlreiche Konzertinterpreten finden und auch im häuslichen Kreise gerne gesungen werden. In Alfons Blümels heiterer Hindenburg-Ballade (Text von F. K. Ginzkey) und in den Fünf Soldatenliedern von Adolf Kirchl ist mehr das volkstümliche Element betont. Auch die Ballade weist manch schwungvolle originelle Stelle auf und kann ihres Erfolges sicher sein, die fünf Soldatenlieder sind naiv, frisch und kernig angepackt und würden sich ebenso als Männerchor, am besten ganz ohne Begleitung aus den frohen Kehlen marschierender Soldaten tönend, vortrefflich bewähren. Diesen letzten „Volksliedsweg" wünschen wir ihnen herzlichst. Dr. Bernhard Paumgartner.

Frühling 1915.

Von Hans Weber.

Der Frühling, der da kommen muß,
Der macht den Winter krank
Und legt ihm manche harte Nuß
Auf seine Ofenbank.

Ein ganz verteufelter Gesell,
So schilt des Winters Groll,
Der ist im Feber schon zur Stell
Und macht die Menschen toll.

Nun, was ich von der Sache glaub,
Ich will's mal ehrlich schreiben:
Der Frühling muß wohl mächtig Laub
Aus deutschen Eichen treiben.

Drum hat ihn Gott so stark gemacht,
So ganz verteufelt stark,
Daß er sogar des Winters lacht,
Vor dem er sonst sich barg.

„Heimatgrüße."

Unter diesem Titel gibt der Heimatschutz in Steiermark zweimal im Monate Flugblätter heraus als Boten zu den Steirern an der Front. Die sehnen sich nach Berichten von der Heimat. In Privatbriefen kann man ihnen ja nicht viel schreiben, wegen der Zensur, weil, wie es heißt, längere Briefe nicht gelesen und ohne das nicht zugestellt werden können. So kriegen nun unsere Landsleute die Heimatnach-

Balkanhalbinsel, die Tafeln der Flaggen und modernen Feuerwaffen, die Farbentafeln der Uniformen, der Textilkunst u. dgl. Da dieser Band vor Ausbruch des Krieges im Drucke abgeschlossen wurde, wird der rührige Verlag baldmöglichst auch einen mit Karten und Plänen reich ausgestatteten „Kriegsnachtrag" folgen lassen, auf den schon jetzt als weitere zeitgemäße Ausgestaltung dieses gediegenen Lexikons aufmerksam gemacht wird und der in nicht allzulanger Zeit erscheinen dürfte.
Dr. A. Schl.

Die deutschen Personennamen. Von Alfred Bähnisch, Direktor des königlichen Gymnasiums in Stargard in Pommern. 2. Aufl. („Aus Natur und Geisteswelt", Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen, 296. Bändchen.) (Leipzig und Berlin. B. G. Teubner.)

Dieses ausgezeichnete, dabei knappgehaltene und wohlfeile Büchlein muß jedem, der sich für den Stoff interessiert, wärmstens empfohlen werden. Es enthält eine Fülle des Wissenswerten, die Entstehung, Bedeutung und Wandlung der Personennamen betreffend — die allesamt viel jünger sind, als man glauben sollte. Obwohl der Verfasser Norddeutscher ist und ihm daher das nordische Namenmaterial naturgemäß näher liegt, so hat er dennoch die süddeutschen, besonders die alpenländischen Namen mit nicht geringerer Sorgfalt durchgearbeitet und ein Werk geschaffen, das uns außerordentlich wertvoll ist. — Es wäre herzlich zu wünschen, daß dieses Buch (der überhaupt vorzüglichen Teubnerschen Sammlung) weite Verbreitung findet und Anstoß zu Nachforschungen gibt, die jedermann an der Hand von Bähnischs Arbeit innerhalb seines Kreises anstellen kann
H. L. R.

Ein Kriegskochbuch. Zugunsten des Zehnheller-Mittagstisches für bedürftige Künstler, den einige Damen der Wiener Gesellschaft eingerichtet haben, erschien soeben ein hübsch ausgestattetes, gewiß vielen willkommenes Büchlein unter dem Titel „Erprobte Rezepte für 30 teils fleischfreie Menus für den bürgerlichen Mittagstisch, von einer Wiener Hausfrau". Das Büchlein bringt in origineller Anordnung über 100 leicht faßliche und leicht ausführbare Kochrezepte, die dazu beitragen sollen, auch den billigsten Mittagstisch schmackhaft und nicht eintönig zu gestalten. Das Büchlein ist für 1 K durch jede Buchhandlung und durch den Verlag Hugo Heller & Cie., Wien I., Bauernmarkt 3, zu beziehen. V.

Karl Hans Strobls **Der wilde Bismarck**, der erste Band des großen dreibändigen Bismarck-Romanes, dessen Erscheinen wir schon im Frühling des kommenden Jahres in Aussicht stellen konnten, soll jetzt rechtzeitig zur Jahrhundertfeier seines Helden dem deutschen Volk dargeboten werden. Er umfaßt den ersten Abschnitt des Heldenlebens, die Zeit des Werdens, des Schäumens und Reifens bis zum Revolutionsjahr 1848, die Kindertage auf Kniephof, die innerlich harte Zucht auf Plamanns Schule, das Göttinger Burschenleben, dann die Aachener Referendarzeit, die Junkerjahre, in denen er von Freund und Feind der tolle oder wilde Bismarck genannt wurde, seine Herzensgeschichten und sein Werben um Johanna, sein erstes politisches Auftreten und seine Abenteuer in den Stürmen der Revolution. Der zweite Band führt den Titel **Es liegt eine Krone** und behandelt die Jahre, die der Gründung des Deutschen Reiches vorangehen und mit der Kaiserkrönung zu Versailles ihren Abschluß finden. Der dritte Band bringt unter dem Titel **Der eiserne Kanzler** die Zeit des inneren Ausbaues des Deutschen Reiches. Bismarcks Abgang von der Leitung und sein Hinübergehen ins Mythische, in die Sagenherrlichkeit unserer Geschichte. Diese beiden Bände sollen sich in kurzen Zwischenräumen anschließen. Für unsere Zeit, der Bismarcks gewaltige Gestalt mehr als je ein Vorbild geworden ist, wird diese Dichtung ein freudig begrüßtes Geschenk sein.

Sven Hedin: Ein Volk in Waffen. Den deutschen Soldaten gewidmet. (Leipzig. F. A. Brockhaus.)

Das tapfere Buch eines weltberühmten Forschers, der das deutsche Volk und das deutsche Heer gegen die erlogenen Anwürfe seiner Feinde in Schutz nimmt. Hedin war an der deutschen Front im Westen und erzählt, was er dort an Großem und Erhabenem sah. Eine Mark nur kostet das wertvolle Büchlein, das auch noch Bilder schmücken; es ist ihm eine Riesenverbreitung zu wünschen! S.

Büchereinlauf.

Das große Lächeln. Roman von Ernst Groag. (Wien. Carl Konegen [Ernst Stülpnagel].)

Kleine Märchen für große Leute. Von Irene Wahlström. (Stuttgart. Max Keulmann.)

Schuld und Schicksal. Drei Bühnenwerke von Erich Darsow. (Leipzig. Bruno Volger.)

Der Weibsteufel. Drama in fünf Akten von Karl Schönherr. (Leipzig. L. Staackmann.)

In der Flugschriftensammlung **„Der Deutsche Krieg"**, herausgegeben von Ernst Jäckh (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) erschienen: **Die Enttäuschungen unserer Gegner.** Von Dr. Paul Nathan. — **Die seelischen**

Diese teils mit Singnoten versehenen Trutz- und Trostlieder unserer Vorfahren und hervorragender Gegenwartsdichter so in einem bequemen Büchlein beisammen zu haben, das ist was wert. Die Tonleiter ist weit, reicht von der starken Frömmigkeit Luthers bis zum heiteren Humor in Ernst Kreuslers „Soldatenlied", das allein schon der Freude wert ist. Manche Heldenepisode des gegenwärtigen Krieges wird in diesen Liedern künftigen Geschlechtern vorausfliegen, kündend, was wir gelitten und geleistet haben.

Die deutsch-türkische Waffenbrüderschaft. Von Ernst Jäckh. 24. Heft der von ihm herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg." (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

An der Seite Deutschlands kämpft auch die Türkei um Sein oder Nichtsein. Aus der Kreuzung der deutschen und russischen Interessen in Konstantinopel einerseits, aus derjenigen deutscher und englischer Interessen im Orient andererseits ergaben sich die Reibungen zwischen Deutschland, das eine Schwächung der Türkei nicht zulassen wollte und sich stets als aufrichtiger Freund der Türkei erwiesen hat, und England und vor allem mit Rußland, dessen Endziel der Besitz des Bosporus und der Dardanellen war. Welche Bedeutung das Eingreifen der Türkei für uns haben kann — im Hinblicke vor allem auf Ägypten, das „Genick" Englands — das wird wohl von allen Ausführungen des Verfassers am meisten interessieren, nicht weniger aber wohl auch die Ausblicke in die Möglichkeiten eines engen wirtschaftlichen und kulturellen Zusammengehens nach Friedensschluß zwischen der Türkei und den Zentralmächten. V.

Der Krieg und die Sozialdemokratie. Von Anton Fendrich. 25. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der deutsche Krieg". (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Zu einer Zeit, wo die Parteigegensätze schweigen, ist der geeignetste Augenblick, darzulegen, welch große Wirkungen die Herausforderung Deutschlands auf eine Partei haben mußte, die bisher die „Internationalität" über die nationale Zusammengehörigkeit stellte. Fendrich versuchte diesen Wirkungen nachzugehen: er begnügt sich aber nicht damit, die Wandlung allein aufzuzeigen, sondern er sucht auch Wege in die Zukunft zu weisen. Es ist selbstverständlich, daß er das Positive und die kräftige Mitarbeit dabei betont und von gewissen radikalen Kreisen vom Schlage Liebknecht deutlich abrückt. So wird seine Arbeit für jeden Deutschen, der eben jetzt sein Augenmerk auf die kommende Friedensarbeit richten will, von der größten Bedeutung sein. V.

Die Orplidbücher des Kriegsjahres 1915. (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker.)

Die Bändchen 11, 12, 13 und 14 der Orplid-Geschenkbücherei sind den Ereignissen der schweren Zeit gewidmet und enthalten Kriegs- und Soldatenlieder. Solche Unternehmen sind durchaus lobenswert, wenn sie mit Geschmack und mit Verständnis, ja mit dem entsprechenden Gefühl redigiert werden, leider aber ist das hier nicht immer der Fall. Die neugedruckten Soldatenlieder (Bd. 11) können als Sammlung aller bekanntesten Vaterlandslieder empfohlen werden; „Neue Kriegslieder" (Bd. 12) enthalten gute Beiträge von Lissauer, Gerhart Hauptmann, Dehmel, Camill Hoffmann, Cäsar Flaischlen, Hermann Hesse, aber weshalb am Anfang ein minderwertiges Gedicht von René Schickele steht, ist wohl Verlagsgeheimnis; Bd. 13: „Taten und Kränze" von Kurt Münzer ist sehr nett ausgestattet, aber die Gedichte sind mittelmäßig und im Empfinden flau, Gelegenheitsgedichte. Als bestes kann man nur das letzte, „Abschied", nennen; durchaus geschmacklos in seiner hysterischen Gesteigertheit ist „Die Kosaken". Bd. 14. „Kaserne und Schützengraben" bringt Spottgedichte von Fulda, Engel, Ettlinger und Rosner, dazwischen aber auch das Gedicht „Begebenheit" von Eulenberg und Zuckermanns „Österreichisches Reiterlied", es ist aber unerklärlich, weshalb dieses Büchlein so außerordentlich häßliche — modern sein wollende und doch nur unkünstlerisch verzerrte Bilder als Ergänzung erhielt?

Ella Triebnigg-Wien.

Meyers kleines Konversationslexikon. 7. Auflage. 7. Band. Ergänzungen und Nachträge. (Leipzig. Bibliographisches Institut. 1914.)

Zu diesem seiner großen Reichhaltigkeit ebenso wie seiner Handlichkeit wegen so vortrefflich brauchbaren Lexikon, das in übersichtlichen sechs Bänden den Inhalt des ganzen menschlichen Wissens umfaßt, hat die Verlagsbuchhandlung nun in dankenswerter Weise einen Ergänzungsband herausgegeben, der das schöne Werk bis in das Jahr 1914 fortführt. Auch dieser Band bietet, vortrefflich ausgestattet, nicht nur in der bekannten knappen, aber alles Wichtige enthaltenden Form zahlreiche Artikel, welche den inzwischen neuausgebildeten Erfindungen zc. gerecht werden und zur Ausgestaltung des Hauptwerkes dienen. Auch sind zahlreiche, ganz neue Artikel über Gegenstände und Personen darin enthalten, die seit Abschluß des 6. Bandes zu besonderer Geltung gekommen. In der üblichen Weise wurden auch diesem Ergänzungsbande wertvolle Karten und Tafeln, mehrfach in vorzüglichem Farbendruck, beigegeben, die zur Erläuterung des Textes dienen. Es seien etwa besonders hervorgehoben, die Karten der



7. Heft April 1915 39. Jahrg.

Bismarck, dies Wort sei heilig!

Von **Eduard Adolf Kraus.**

I.

Bismarck, dies Wort sei heilig!
Und sei es immerdar,
Wie es in Ahnenzeiten
Die Donner-Eiche war.

Sein Auge ist gebrochen
So flammend und so licht —
Wohl kann ein Auge brechen,
Die Treue kann es nicht!

Er ist von uns geschieden,
Doch sind wir nicht verwaist,
Er ließ uns seine Liebe
Und ließ uns seinen Geist!

Er geht mit uns zum Streite,
Er steht mit uns auf Wacht,
Er hat uns stark im Glauben
An das, was kommt, gemacht!

Wir wollen nicht beklagen,
Daß Gott ihn uns entriß,
Wir haben ihn im Herzen
Und haben ihn gewiß!

Bismarck, dies Wort sei heilig,
Und sei es unentwegt,
Bis sich der letzte Deutsche
Dereinst zur Ruhe legt!

II.

So mag mein Lied erklingen
Mit diesem Wunsch und Wort:
Es lebe in allen Dingen
Fürst Bismarck fort und fort!

Wenn überall wir spüren
Sein Herz und seinen Plan,
Dann sind uns alle Türen
Der Zukunft aufgetan!

Dann macht kein Feind zunichte
Sein Bauwerk, Stein für Stein,
Dann wird die Weltgeschichte
Zugleich die deutsche sein!

Wirkungen des Kriegs. Von Geheimrat Professor Dr. Otto Binswanger. — **Deutsch-türkische Freundschaft.** Von Dr. Carl Anton Schäfer. — **Deutschland und Ostasien.** Von Dr. Fritz Wertheimer. — **Der Krieg und die Frau.** Von Dr. Gertrud Bäumer. — **England, der Feind.** Von Graf Ernst zu Reventlow. — **Das deutsche Elsaß.** Von Friedrich Lienhard. — **Worin liegt Englands Schuld?** Von Dr. Arnold Oskar Meyer, Professor der Geschichte an der Universität Rostock. — **Österreich-Ungarns Erwachen.** Von Richard Charmatz. — **Nach Osten!** Von Alfons Paquet. **Das Geld im Kriege.** Von Dr. Hugo Böttger, M. d. R. — **Krieg, Auslanddeutschtum und Presse.** Von L. Niessen-Deiters.

Kriegsmesse 1914. (Jena. Eugen Dietrichs. 1914.)

Reden über den Krieg von Johannes Müller: 1. **Der Krieg als Schicksal und Erlebnis.** (München. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.)

Der Weltkrieg 1914 in der Prophetie. Historisch-psychologische Würdigung aller auf den Weltkrieg und auf die Zukunft des deutschen Volkes gerichteten Vorhersagungen. Von Arthur Grobe-Wutischky. (Leipzig. Max Altmann.)

Die Stunde der Sterbenden. Von Hanns Johst. (Leipzig. Verlag der Weißen Bücher.)

Michel und seine Gäste. Eine satirisch-humoristische Geschichte von Heinrich Oellers. (Aachen. Cremersche Buchhandlung.)

Der Heereszug Gottes. Das Bekenntnis eines Deutschen von Karl Emerich Hirt. (Innsbruck. Deutsche Buchdruckerei, Gesellschaft m. b. H.)

Der deutschen Jugend Handwerksbuch. Herausgegeben von Ludwig Pallat. Mit 193 Abbildungen im Text und 4 Tafeln. (Leipzig und Berlin. B. G. Teubner.)

Der Plan der Zeitalter. Internationale Vereinigung ernster Bibelforscher. (Barmen.)

Über die Niederschlagshäufigkeit in den österreichischen Ländern. Von Dr. H. Löschner. Mit 41 Abbildungen. (Brünn. Carl Winiker.)

Das stille Königreich. Eine Auswahl religiöser deutscher Lieder aus alter und neuer Zeit. Besorgt von Therese Köstlin. (Stuttgart. Strecker & Schröder.)

Herr von Rondeau. Ein Studienkranz nebst Gedichten von P. Gustav Sysel. (Graz. Styria. 1915.)

Zwanzig Gedichte von Georg Stammler. (Heidelberg. H. Ch. Schöll. 1914.)

Der Kaiser im Feld! 25 Kriegslieder von Max Bewer. (Leipzig. Goetheverlag. 1915.)

Lied und Leben. Liederspiel für die Jugend von Gustav Wehrenpfennig. (Triest. L. Hermanstorfer. 1914.)

Postkarten des „Heimgarten"

L. K. in Zürich. Auch Sie, mein Sohn Brutus! Sie schreiben: „Die neutralen Staaten werden nie begreifen, daß Österreich-Ungarn so scharfe Schritte, die schließlich zum Krieg führten, gegen die großserbische Propaganda tat. Da hätten einfache polizeiliche Maßregeln genügt." O, wie klug die „Neutralen" sind, mein lieber Schweizer! Ob ihr aber so klug bleiben werdet, wenn euch im Tessin ähnliches passiert wie uns (verlaßt euch darauf, es wird passieren!), ist eine Frage, die ich aus Höflichkeit nicht beantworten möchte. Und auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika werden ein wenig umlernen müssen, wenn die Japaner und Chinesen in den Weststaaten verschiedene Rechte fordern, die Onkel Sam ihnen gewiß nicht zugestehen will... Dann werden wir dummen Deutschen und Österreicher vielleicht nicht „begreifen", warum es die Schweiz oder die Union nicht bei „polizeilichen Maßregeln" bewenden lassen kann. Im übrigen: nichts für ungut — und ein bißchen mehr Gerechtigkeit für uns!
H. L. R.

An Einsender von Beiträgen und Büchern. In den letzten Zeiten gelangten mehrere angekündigte Sendungen nicht in unsere Hände. Wir können keinerlei Haftung für eingesandte Briefe, Drucksachen und dergl. übernehmen. **Die Schriftleitung.**

(Geschlossen am 20. Februar 1915.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Johann Flecker.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

Zenzi, der Nachtwächter.

Erzählung von **Peter Rosegger**.

1873.

(Schluß.)

Die Akrobaten waren längst davongezogen. Ob Eugen mit davonziehen oder im Dorfe bleiben sollte, davon war keine Rede gewesen. Eugen war genesen; er saß auf der Bank unter der Linde und starrte hinaus in das ätherblaue Tal. War es zur Feierzeit, so saß auch Maria, seine Schwester, bei ihm und blickte ihn offen an und auch verstohlen. Wie sonderbar, daß ihr plötzlich dieser schöne, liebe, herrliche Bruder vom Himmel gefallen war!

Dem jungen Manne ging es nicht anders; an ein Geschwister hatte er in seinem Leben nie gedacht, und jetzt war das schönste, holdseligste Mädchen, das er je gesehen hatte, an seiner Seite und er konnte „Du" sagen zu diesem Wesen und er konnte ihr holdes Lockenhaupt an seine Brust legen — sie war ja seine Schwester. — Wohl besser, sie wäre es nicht, sagte er einmal zu sich und starrte hinaus in das weite Tal, wo der blaue Fluß zog und die weiße Straße. Dann wieder blickte er zu dem hohen Geäste der Bäume empor; da wogte seine Brust und seine Arme und seine Beine wollten sich heben; aber er senkte seinen Kopf und murmelte: „Owain Wyllt ist gestürzt!"

Der alte Traunstätter liebte seine Kinder sehr, aber er änderte sich nicht mehr; kurz, barsch und herrisch, wie er war, sollte er bleiben bis zum Tode. Wenn er seinen Sohn so sitzen sah auf der Lindenbank und hinausstarren in das Tal, oder wenn Eugen ziellos und zwecklos davonschlich durch den Garten, über die Wiese, als hätte er einen Wurm im Herzen, so sagte sich der Alte: „Der Bursch' bleibt mir nicht daheim; der läuft mir noch einmal davon."

Wenn die Kinder aber Arm in Arm dahingingen, durch die Lauben des Hauswäldchens und sehr zärtlich miteinander waren und glücklich schienen, da lächelte der Traunstätter bei sich und dachte wohl, wie man den lockeren Gesellen könnte fesseln an die Heimat mit einem Bande, das nur der Totengräber kann zerhacken mit seiner Schaufel.

Eines lieblichen Sonnabends schlich der Alte, als triebe ihn nur so der Vorwitz, hinter dem Pärchen her. Eugen erzählte seiner Schwester leuchtenden Auges von seinen Wanderschaften durch die weite Welt. Klopfte der Alte plötzlich dem Mädchen auf die Achsel: „He, Mädel, was sagst zu deinem Bruder? Magst ihn leiden, so halt ihn fein fest am Arm!"

Maria war erschrocken und errötete.

Hundert Jahre Bismarck.

(1. April 1815 — 1. April 1915.)

Wie hatten wir diesen Tag feiern wollen, mit Orgelton und Glockenklang!

Aber unsere große harte Zeit duldet es nicht. Der Krieg bindet alle Kräfte, der ungeheure Krieg um unser Dasein. Doch muß auch der laute Jubel schweigen, unsere Herzen pochen im Rhythmus einer Dankeshymne auf das hundertjährige Geburtstagskind des deutschen Volkes.

Gerade weil wir Deutschen nicht reich an großen Staatsmännern sind, ist uns Bismarck so wert und teuer; unersetzlich. Der brave deutsche Bürger des Friedens, der Dichter und Denker, träumt allzu gern, er begeistert sich für die Menschheit, für hohe Ideen, für den erhabenen Zusammenschluß der Völker und wird der Tücke, die ihn umlauert, oft erst spät gewahr. Bis einer kommt, der ihn die wahre Weisheit, die Weisheit des wirklichen Lebens lehrt.

Bismarck.

Dann reckt sich der friedliche Bürger, der Dichter und Denker, besinnt sich seiner selbst und stellt seinen Mann. In der Not und fast nur in der Not gibt der Deutsche sein Bestes, daß alle neidischen Nachbarn, die ihn zerschmettern möchten, furchtsam staunen.

Wir sehen Bismarcks Persönlichkeit immer noch nicht in ihrer ganzen Größe. Er war es, der das Reich aus Völkersplittern schmiedete, der das deutsch-österreichische Bündnis schuf und damit einen Schutzwall gegen den anbrausenden Osten baute. Gemeinsam schirmen wir die Kultur des Westens gegen Asien. Selten genug erkennt der Deutsche das unvergleichliche Erbe, das ihm Bismarck hinterließ, und vollends Franzosen wie Engländer dankten uns unsere Wacht gegen Asien mit Krieg und Haß.

In dem Weltkrieg, der schon acht lange Monate über die Menschheit hindonnert, verteidigen wir den Segen, den unsere Väter uns erstritten: Das Reich, unser Bündnis, Bestand, Größe und Glück des Deutschen Volkes — die tausendjährige Kultur Mitteleuropas. Und daß von den verbündeten Kaisern bis zum letzten Kärrner herab jeder ohne Unterschied der Partei und der Konfession Gut und Blut dafür zu opfern bereit ist, das heißt im Sinne des Eisernen Kanzlers handeln, das heißt, ihn zu seinem hundertsten Geburtstag glühender und wahrhaftiger ehren, als es laute Feste jemals vermöchten.

Deutschland und Österreich-Ungarn vereint huldigen Bismarck auf den Schlachtfeldern im Osten und Westen.

Heute indes fühlte der Zenzi keinen Schmerz; die unglückliche Liebe drückte ihn weit mehr als das derbe Stierleder. Während der Feierlichkeit trat er die Orgel mit aller Gewalt, daß sie seinen Schmerz recht sollte ausweinen; aber der Schulmeister beherrschte die Tasten und spielte ein Kirchenlied. Und als er den Glockenstrick zog, wollte er mit Innigkeit weithin verkünden: Betet mit mir zu dieser Stunde für das Glück des Brautpaares! — Aber die Bewohner des Tales sagten: „Es läutet Elf, es ist Essenszeit.“

Als das Paar aus der Kirche trat, wand sich der Zenzi durch das Gedränge und hielt der Braut mit zitternder Hand eine weiße Rose mit grünen Blättern hin. Maria nahm die Rose ohne aufzublicken. Eugen schoß einen kurzen, unsteten Blick nach dem Spender.

Das Hochzeitsmahl war in der Traunstatt. Der Zenzi saß auf dem Kirchturm und sah zum Turmfenster hinaus und zu den Fenstern des gegenüberliegenden Gehöftes hinein. Er sah die lustigen Hochzeitsgäste, er sah die erhitzten Musikanten, er sah den heiteren Bräutigam; von der Braut sah er nur das braune Lockenhaupt, auf dem der grüne Kranz lag. Er hörte den Hochruf, welcher dem Bräutigam galt; er hörte den Wohlruf, der Braut dargebracht; er sah die Gläser blinken — da konnte er's nicht mehr lassen; sein Herz quoll ihm über, er hob den Hammer und schlug an die Glocke, daß es hell erklang.

Aber kaum das geschehen war, entstand eine Verwirrung im Traunstätterhof, und Leute liefen hastig durch die Dorfgasse.

Auf diese Art hell einstimmte der Zenzi in den Glückwunsch, den sie dem jungen Paare darbrachten, und nun hatte er in seiner Aufregung das Feuerzeichen gegeben und das Fest gestört, das er verherrlichen wollte.

Bald nach diesem Tage kamen Klagen beim Pfarrer ein: Der Zenzi sei zum Kirchendiener nicht zu brauchen, er trete die Orgel schadhaft mit seinen Elefantenpfoten und das Läuten sei so unregelmäßig; und am Hochzeitstage des Traunstätter habe man gesehen, wie der Bursch wahrscheinlich aus Wut, daß er nicht zum Feste geladen war, gerade beim Gesundheittrinken die Feuerglocke anschlug. Entweder der Zenzi sei ein sehr boshafter Mensch oder ein Narr, in beiden Fällen könne man ihn in der Kirche nicht brauchen.

Und einen Tag später saß der Zenzi auf einem Stein des Heidegeländes; und niemand war in der Nähe und still war's, nur die einzelnstehenden Halme der Rispengräser wiegten in der kühlen Herbstluft, die vom Gebirge strich.

Sehr lange saß er da auf dem Stein und stützte seine Ellbogen auf die Knie und sein Haupt auf die Ellbogen.

„Jetzt, was heb' ich an?“ murmelte er endlich einmal, und das war der ganze Ausruf seines kummerschweren Herzens über sein Elend,

Da platzte der Alte heraus: „Ihr seid zwar ein Geschwisterpaar, aber wenn ihr euch etwa rechtschaffen gern habt, ihr jungen Leut', so ist es so eingerichtet, daß ihr zusammen heiraten könnt."

Die Dinge hatten sich bereits eingeleitet in den Herzen, und durch dieses einzige Wort traten sie in Erfüllung. Gleichwohl waren sie schmerzlich für das Mädchen, das da hieß Maria vom grünen Walde — sie hatte Heimat und Eltern verloren. Sie war gekommen aus dem Walde — aus der Ferne; das arme Weib, das sie geboren und gehegt hatte mit treuestem Herzen, war längst tot; wer weiß, welch Not und Weh dies Herz gebrochen! Zu jeder anderen Zeit hätte Maria diese Offenbarung nicht ertragen; aber nun war ihr dafür ein herrlicher Bräutigam zu eigen, und in dem Hause, dem sie bisher als harmloses Kind angehört, sollte sie nun die Frau sein.

Eugen hatte jauchzend und von Herzen seine holde Braut und in ihr seine Heimat umarmt. Nun war er wieder da mit Leib und Seele, und seine Liebe war größer und weiter als die weite Welt.

Am Vorabende des Hochzeitstages entrollte der Zenzi den schönsten roten Festteppich vor dem Hochaltare in der Kirche. Er schmückte die Leuchter der Kerzen mit hellen Bändern und das Marienbild darüber mit duftenden Blumen. Er weinte dabei so sehr, daß er sich vor sich selbst schämte. Er war nie zum vollen Bewußtsein gekommen, wie sehr er das Mädchen lieb hatte, er wußte es auch jetzt nicht, aber er war unsäglich betrübt und er vermeinte sich diese Betrübnis zu mildern mit jedem hellen Bande, mit jeder frischen Blume, womit er die Kirche schmückte.

Und als er fertig war, und als der Altar prangte wie ein blühender Garten und das Marienbild zwischen den Sträußen und Zweigen stand wie mitten im grünen Walde, und als das Himmelsrot des Abends still durch die hohen Bogenfenster strahlte, da kniete der Zenzi hin vor den Altar, aber nicht auf den zarten Teppich, sondern auf das rauhe Steinpflaster daneben, und tat die Hände zusammen, und blickte auf zu dem Bilde und sagte die Worte: „Freilich wohl, so ist's recht für sie, so ist's recht. Jetzt ist sie keine Waise mehr, jetzt ist sie auf der Traunstatt erst daheim. Und sie hat den Eugen lieb und er wird schon gut und herzgetreu sein. Maria rein! Morgen knien sie da allbeide und bitten um deinen Segen. Gelt, nein, gelt, wirst ihn nicht versagen!"

Am andern Morgen vollzog der Zenzi etwas, was er fast nie oder nur an hohen Festtagen tat, er zwängte seine Füße in Stiefel ein. Kein Mensch ahnte, was der Kirchenwaschel an solchen Tagen litt; das harte Leder preßte ihn wie eine Folterschraube, drückte ihn bis aufs Blut. Sein Fuß war nicht gewachsen für die Leisten der Schuhmacher des Tales, und für die Füße eines armen Burschen, sie mögen gewachsen sein wie sie wollen, schnitzt man extra keine Leisten.

„Wir sind ja, Gott sei Dank, beide gesund wie der Fisch im Wasser“, lachte Maria. Auf dieses Wort entgegnete Eugen nichts.

Der Zenzi hatte auf seiner Schafhut zuweilen sonderlei Gedanken. „Zum Allerbesten geht's nicht“, sagte er eines Tages zum Widder, „zwar, sie hat ihn gern über alle Weis', aber ... Die Zeit wär' schon da; wenn sie um des lieben Herrgotts Willen nur ein ...“ Der Zenzi redete nicht weiter, der Widder schüttelte auch so entschieden sein ringelhörniges Haupt, als wollte er sagen, von solchen Dingen rede man nicht, das gehe einen nichts an.

Der Zenzi aber ließ am selbigen Tage die Schafe grasen auf der Weide und ging hinauf in die Waldschlucht, wo die verfallene Kapelle stand. Da wucherte das wilde Gesträuche; das Brünnlein hatte aufgehört zu fließen und sickerte nur am Boden hin unter den Nesseln und Farrnkräutern. Das Frauenbild war von seinem Sockel gesunken und lehnte halb zerbrochen an der Mauer. „Aber du heißest doch noch Maria im grünen Walde“, rief der Zenzi das Bild an, „du bist der Traunstätterin da unten ihre Taufpatin, du. Du hast ihr den Namen gegeben und das Vaterhaus und einen Mann dazu. Sie ist brav und fromm, und hat ihren Mann lieb; aber allmiteinand ist's umsonst, es geht ihr was Großes ab, wenn du ihr nichts Kleines gibst. Verstehen wirst mich?“

Als der Zenzi zurückkam von der Waldschlucht, waren die Schafe auf dem Kornfelde. Wohl lief nun der Bursche, was er laufen konnte; aber der Großknecht schritt schon vom Hofe herauf und schrie: „Hatsch' nicht du auch noch aufs Korn; was die Schafe übrig lassen, das treten deine ellenlangen Pfoten in die Erden. Ich schick' schon den kleinen Buben hinauf, auf den großen ist kein Verlaß Geschlafen hat er, der faule Schlingel. Geh' her, ich zahl' dir dein Geld aus, kannst dich trollen.“

Der Zenzi hatte keine Gegenrede; er nahm das Geld, das er sich durch zwei Jahre her im Hofe erworben hatte, ging dann in die Küche, wo Maria schaffte und sagte halblaut: „Bäurin, ich hab' den Abschied kriegt und mein Geld dazu; ich dank' recht schön, ich ...“

Mitten im Satz blieb er stecken und starrte auf das junge, schöne Weib. Er wurde ganz rot im Gesicht und seine Augen leuchteten. Er schlich dem Weibe ein paar Schritte entgegen, suchte ihre Hand zu fassen und lispelte hastig: „Freut mich, freut mich tausendmal. Wünsche Glück, viel Glück!“

Maria sprang fast erschrocken bei Seite, da stand Eugen an der Tür und rief: „Zenzi! was macht Er da? Was freut Ihn! Ihn hat nichts zu freuen dahier. Seinen Erwerb hat Er, so sind wir fertig.“

Der Zenzi stand da und war kreideblaß. Er bewegte die Lippen, aber er brachte keinen Laut hervor; da stieß der Bauer seinen Fuß wild in den Boden hinein und schrie: „Fertig sind wir!“

über die Verlassenheit und Heimatlosigkeit. Er hatte keine Seele unter den Menschen als seine eigene, arme, einfältige Seele, die die Leute verspotteten und verlachten, weil sie so unbeholfen und dumm war, und weil sie einen so häßlichen Leib hatte.

Es kam ihm der Gedanke, daß er fortziehen sollte von diesem Tale, wo kein Mensch ihn liebte, wo er nur Not und Spott erfahren hatte. Es sei doch für jeden Menschen eine geeignete Stätte des Arbeitens, ein gedeckter Tisch, ein liebevolles Herz geschaffen — er müsse das seine nur suchen in der weiten Welt.

Aber in diesem Tale war er geboren, der Zenzi, in diesem Tale war er das glückselige Kind gewesen, in diesem Tale liegt seine Mutter und sein Vater zur ewigen Ruhe, und dieses Tal war und blieb seine Heimat. Ginge er zum Traunstätter hin? Eugen war ja doch sein Jugendgespiele gewesen, der würde ihn gewiß wieder erkennen und ihm eine Arbeit anweisen in seinem großen Hofe und ihm Brot geben.

Als der Zenzi so dachte, zog er ein Papier aus dem Busen; in demselben war eine verblaßte geglättete Rose, dieselbe, die ihm Maria einst über den Garten gereicht hatte. Er grub mit seinem Stocke ein Loch in die rote Erde der Heide und legte die Rose hinein, und wühlte die Erde darüber und wälzte den Stein darauf, auf dem er gesessen war, und sagte: „Jetzt ist alles begraben und vergessen, jetzt, Zenzi, magst wieder lustig sein.“

Dann stand er auf und ging in das Dorf hinab und wurde Schafhirt in der Traunstatt.

*
* *

Der alte Traunstätter war nicht mehr ganz der stolze steinfeste Mann von ehedem; eine eigene Abspannung lag in seinem Wesen und einmal sagte er zu seinem Weibe: „Line, seit dem Tage, da uns der Eugen heimkam, sind in mir ein paar Saiten locken geworden.“

Sein Weib erschrak, der Bauer hatte sonst nie so geredet, das mußte schon ein arger Schaden in ihm sein, weswillen er den Mund auftat. Ihre Angst war begründet, die Erschütterung jenes Wiedersehens wirkte nachhaltig auf den alten Mann. Drei Monate, nachdem der Traunstätter obiges Wort zu seinem Weibe gesprochen hatte, legten sie ihn in die Erde.

Sein Weib überlebte ihn nicht lange und plötzlich war Eugen und Maria allein auf der weiten Traunstatt.

Sie führten die Wirtschaft fort Jahr und Tag. Einmal aber fragte Eugen sein Weib: „Warum? Wofür?“

Maria wendete sich ab und machte sich mit etwas zu schaffen.

„Nein, ich meine nur —“, sagte Eugen, „wir könnten diesen Hof verkaufen und in eine andere Gegend ziehen. Wir hätten weniger Sorgen als hier; vielleicht täte uns auch der Luftwechsel wohl.“

Wenn Eugen sonst dann und wann mit einer bösen Stunde zu kämpfen gehabt hatte, wenn in ihm die Sehnsucht wach geworden nach den Weiten der Welt, nach dem freien, bunten, lockeren Leben, das er als wilder Knabe und begeisterter Jüngling durchflogen hatte, so verdroß ihn nun jedes Geschäft, das ihn, und war's auch nur für einen Tag, aus seinem Hofe rief. Er hatte zuweilen draußen im Gaustädtchen Holzgeschäfte wegen zu tun und da war er oft die halben Nächte auf dem Wege, um recht bald wieder bei seinem Weibchen, bei seinem Knaben daheim zu sein.

Eines späten Abends, als er schon drei Tage eines bedeutenden Waldhandels wegen von daheim abwesend war, und als er nun in mildem Mondenscheine mit seinem Rößlein taleinwärts fuhr, stand sein Weidknecht an der Brücke, fast auf der Stelle, wo man einst Eugens Kleider gefunden hatte, und rief dem Bauer zu, daß er halten möge. Dann übergab er ein Brieflein und stellte sich hinter den Wagen und blieb dort stehen.

Eugen öffnete den Brief im Mondlichte und las ihn:

„Lieber Vater!

Ich will Dir anzeigen, daß unser kleiner Karl sich Sonntag früh krank gelegt hat und Montag bei der Nacht um zwei Uhr an der Lungenlähmung und Fraisen gestorben ist. Darum mach' ich es Dir zu wissen, weil ich nicht im Stand bin, es Dir zuerst zu sagen, wenn Du nach Hause kommst. Ich bitt' Dich, mach' mir keinen Vorwurf, wir haben alles aufgeboten bei Tag und Nacht, alles war umsonst; es ist bei seinen Großeltern, das liebe Kind. Tröste Dich, lieber Vater, es ist zu seinem Besten.

In größter Eile, Deine Dich liebende Maria."

Eine Weile saß Eugen wie bewegungslos auf dem Wagen. Endlich tat er einen tiefen Atemzug und trieb sein Rößlein an.

* * *

Jahr und Tag verging. Das neue Schindeldach auf der Traunstatt war lange wieder grau geworden. Das seinem Waldfrieden entrissene Holz ergraut in Sonnenschein und Wettersturm noch weit eher als ein Menschenhaupt.

Über dem Hofe schien tiefe Stille zu liegen, aber im Innern war Unruhe. Die Knechte und Mägde zankten sich stetig und der Bauer war unzufrieden mit dem ganzen Gesinde. Er war unzufrieden mit seinen weiten Besitzungen, daß sie so eng waren und doch so viele Sorgen brachten. Er war unzufrieden mit seinem Weibe, daß sie so mild und ergeben war und eine Stille hielt im Hause, als wäre es

Der Zenzi schlich davon. Er ging durch den Wald, er ging über Heiden und unterwegs schlug er mit der Faust seinen Kopf. Das Gepolter des Bauers kümmerte ihn nicht, aber er mußte auch Maria schwer beleidigt haben; warum und wie, das wußte er freilich nicht.

Nicht einmal eine gute Meinung wollen sie annehmen vom Zenzi", sagte er zu sich, „ich bin schon gar veracht'; 's ist und bleibt dabei, ich bin bigott ein Narr!"

Das war das letzte Wort gewesen, das der arme Nachtwächterssohn im Tale seiner Heimat gesprochen hatte.

Er war verschollen schon in den nächsten Tagen.

* * *

Maria hatte ihrem Manne einen Knaben geboren — ein liebes, frisches, schönes Kind.

Mit diesem Ereignisse war im Hofe das Glück herangefahren mit sechs Rossen. Jetzt erst fühlte es Eugen, er war daheim, jetzt erst umarmte er sein Weib mit ganzer Liebesseligkeit; und einmal als er das Kind an das Herz drückte, ward ihm das Auge naß, daß er sich zuletzt vor dem Kleinen schämte und vor sich selber.

Eugen war in letzterer Zeit gegen die Menschen zuweilen derb, oft fast hart gewesen, dann wieder hatte er sich übermütig gezeigt und lustig toll, wie es einem Traunstätter gar nicht gut anstand; die Leute sagten, es sei noch Seiltänzerblut in seinem Leibe. Nun war das anders; Eugen war freundlich mild und wohlwollend, und mit innigstem Behagen genoß er jede Stunde und jedes Teilchen seines häuslichen Glückes. Jetzt erst fühlte er, wie traulich es in seiner Stube war und wie mildfreundlich draußen im duftenden Garten und unter der Linde. Jetzt hegte und pflegte er manches Blümlein, das auf dem grünen Platze vor dem Hause stand, jetzt hob er manches bunte Steinchen auf, freute sich der Kleine doch so sehr an dem Dinge; und der Mann wurde oft kindisch in der Liebe zu seinem Kinde.

Dem ganzen Traunstätterhof ließ nun Eugen ein frisches Dach von glatten Schindeln geben, und es war das alte noch kaum schadhaft gewesen; aber er trug den Dachdeckern strenge auf, daß sie doch die Vogelnester, die im Dachstuhle waren, nicht schädigen sollten. Es waren aber auch seit Jahren nicht so viele Schwalben dagewesen, als in diesem Sommer.

Ein neues Leben herrschte auf der Traunstatt; die Wirtschaft, die schon matt und stockend hatte werden wollen, hub wieder an zu gedeihen, und es kam ein ganz eigener Schwung in die Leute, und der kleine, der junge Traunstätter schrie oft in seiner Wiege, daß man ihn schier so weit hörte als die Hausglocke.

Sie könne es nicht glauben, rief sie laut, sie könne es nicht glauben.

Als sie auf dem Rückweg über die einsame Heide ging, setzte sie sich auf einen Stein und ließ die Sonne niederbrennen auf ihr Haupt. — Sie sann nach, was sie denn getan, daß er sie verlassen.

„Nein!“ schrie sie dann, „es ist ja gar nicht wahr. Just ist er gekommen, mein Eugen!“

Sie eilte verwirrt dem Traunstätterhofe zu und fragte jedes vom Gesinde, wo der Bauer sei.

Er war noch nicht da.

Unter jenem Stein der Heide aber, auf welchem Maria gesessen war, hatte vor vielen Tagen ein armer Bursche seine Liebe vergraben.

*
* *

Als Eugen auf seinem Rößlein unter lustigen Klängen so durch das Tal ritt, da war er um zehn Jahre jünger geworden. Die Liebe und das Leid und die Sorgen dieser zehn Jahre, sie waren in den Straßenstaub gefallen; die Hufe der Pferde hatten sie zertreten; Eugen hatte sie vergessen — sie waren ein Traum gewesen. Das war wieder das frohe freie Wandern in der Welt.

Aber — das frohe, freie Wandern in der Welt war auch ein Traum gewesen. Aus dem kindischen Traum, Soldat zu sein, erwachte er im Gaustädtchen, als die Soldaten mit seinem Freunde dem Zapfenstreiche folgten und er allein dastand im Gasthaushofe.

Zur Rückkehr fand er's heute zu spät, so wollte er sich im Städtchen zerstreuen. Wohin sollte er sich wenden, als zu den Akrobaten, die auf dem Marktplatze Vorstellungen gaben, tolle Heldenstückchen im Springen, im Klettern, im Schaukeln und Tanzen auf dem Seile. Sie ernteten großen Beifall, aber Eugen dachte bei sich, das ist nichts, die haben nicht das rechte Zeug. Er trank Wein. Die Begierde wollte er dämpfen, die in seiner Brust erwacht war.

Plötzlich schwang sich einer mehrmals im Rade um das schwindelnd hochgespannte Seil und stürzte kopfüber in die Tiefe, ein zweites, niedrigeres Seil erhaschend.

Ein wüstes, berauschendes Bravo-Gejohle war das; Eugen stürzte seinen Becher aus und, erhitzt durch den Wein und gereizt durch den Jubel, sprang er auf die Tribüne, schleuderte den Rock weg und hochgeröteten Antlitzes lief er über das Seil und schlug ein Rad, wilder und kühner als das erstere. Geschrei und Gelächter in der Menge und unbeschreiblicher Beifall.

„Das ist der Traunstätter!“

„Zieh mit uns, Traunstätter!“ rief ein tollwitziger Gymnastiker.

„Er kann nicht, ist ein verheirateter Bauer.“

eine Totenkammer. Dann wieder sagte er sich: „Du tust ihm Unrecht, dem guten Herzen; Maria ist der Hausfriede, ist der Segen, aber du bist unstet, du weißt dir selbst nicht zu raten, du bist ein Stromerbursch und bleibst ein Stromerbursch dein Lebtag lang."

Es kam eine kriegerische Zeit.

Söldnerscharen zu Fuß und zu Pferde zogen durch das Tal; der Traunstätter mußte viel Brot und Heu liefern und bekam gar Einquartierungen in seinem Hause. Ein Ulane war dabei, das war ein guter Bekannter Eugens aus alter, schöner Zeit. Sie hatten sich zusammen als Kunstreiter Lorbeeren errungen. „Das waren Zeiten!" sagten sie nun händeschüttelnd zu einander, „das waren Zeiten!" wiederholten sie kopfnickend.

„Aber du hast dir's bequem gemacht, hast dich in ein warmes Nest gesetzt!" rief der Ulane.

„Du hast dir's noch bequemer gemacht, du bist auf dem Roß geblieben", sagte Eugen.

Nur einen Tag war Rast im Dorfe; am anderen Morgen marschierten die Ulanen wieder ab. Auch der Traunstätter, allzeit rüstig und entschlossen, sattelte sein Rößlein, um seinen Freund bis in das Gaustädtchen zu begleiten.

Maria stand am Söller des Hauses und blickte der blauen Schar nach und sah das Rüstzeug und die tausend Speere glitzern in der Sonne. Den Zug schlossen zwei einzelne Reiter; das war Eugen und sein Freund.

Von weitem hörte sie noch die Rosse wiehern und die Hörner blasen. —

Vor dem späten Abend kam Eugen nicht nach Hause und am späten Abend auch nicht.

Maria ließ ihm die Tür offen und schlug die Decke seines Bettes auf; am anderen Morgen war die Tür offen und das Bett unberührt. Für das Mittagsmahl bereitete sie ihres Mannes Lieblingsspeise, dann ging sie hinaus auf den Söller und sah in das Tal, bis ihr die Augen weh taten.

Eugen kam nicht nach Hause.

Am dritten Tage ließ Maria im Städtchen Nachfrage halten nach ihrem Manne. Er war bei der Kavallerie gesehen worden und er war bei einer Kunstreitertruppe gesehen worden. Kavallerie und Kunstreiter waren davongezogen.

Am sechsten Tagen war Eugen noch nicht zu Hause und keine Nachricht kam und kein Brief. Bereits war das Tal durchforscht worden.

Maria ging hinauf in den Wald und in die finstere Schlucht, und auf der Ruine der alten Kapelle weinte sie unsäglich.

Die Tür rasselte, der Profoß trat ein, ein häßlicher, wildbärtiger Mann. Er stellte einen Krug Wasser nieder auf den Steinblock, blieb dann ein paar Augenblicke stehen vor dem Gefangenen. „Sehr schlimm“, murmelte er, „Er hat sich gegen Seinen Hauptmann empört, hat ihm das Aug' ausgeschlagen. Sehr schlimm! Dieweilen das frisch' Wasser da, wenn Er trinken mag.“

Der Mann ging davon. Seine Stimme war rauh, aber nicht hart gewesen.

Das Eisenschloß hatten sie dem Traunstätter nicht vom Arm genommen. Drei Tage und drei Nächte lag er im finsteren Verlies und wütete aus Verzweiflung. Nicht einmal Botschaft konnte er geben. Wohl schrieb er auf ein Blättchen Papier: „Liebes Weib! Ein kleiner Unfall hat mich getroffen, sei nicht besorgt, in wenigen Tagen bin ich bei Dir.“ Aber das Blatt nahm ihm niemand ab.

Am vierten Tage wurde ihm verkündet, er möge sich gefaßt machen, er wäre dem Strang verfallen, aber das Standrecht habe ihn begnadigt — begnadigt zu Pulver und Blei.

Eugen stürzte hin auf die Steinplatten des Fußbodens; der Bote ging gleichmütig davon und der Kerkermeister schloß hinter ihm die Pforte.

Dann horchte der Kerkermeister an der Tür und als er von innen nichts hörte eine Weile, so dachte er: am Ende ist er tot, und ging hinein und richtete den Verurteilten auf.

„Traunstätter“, sagte er, „jetzt, das hätt' ich nicht gedacht, daß es so ausgehen sollte.“

„Mein Weib!“ stöhnte Eugen.

„So habt Ihr sie doch lieb!“ rief der Profoß, „ja, warum geht Ihr denn hernach davon, laßt sie allein und schlagt Euch mit Landstreichern und Kriegsleuten herum?! Stromert hin, stromert her, werdet's wohl sehen, kein Mann auf dem Erdboden hat so ein Weib wie Ihr, so brav, so gut, so herzenstreu — ein gottsliebes, ein heiliges Weib, bei meiner armen Seel'!“

Eugen starrte dem wildbärtigen Manne ins Gesicht.

„Ihr leichtsinniger Vagabund“, fuhr der Kerkermeister fort, „schon lang' wäret Ihr zugrund gegangen mit Putz und Stingel, hätt' Euch nicht Maria gehalten; Euren Hof hättet Ihr verlassen — so dumm, Euren alten Vater hättet Ihr vergessen — so schlecht wäret Ihr gewesen! — Aber Maria hat Euch gehalten, Maria ist Euer Schutzengel gewesen. Die Leut haben Euch gehaßt, weil Ihr so stolz gewesen seid; sie haben Euch verlacht und verspottet, weil Euch allfort die Seiltänzerfüß' zuckt haben auf Eurer ehrlichen Väter Grund — Maria hat Euch lieb gehabt, so lieb, daß es alle Zungen auf der Welt nicht mögen sagen. Was Euch andere Leut' in alle Ewigkeit hinein nicht hätten verstanden, das

„Bis zur nächsten Stadt, Kamerad, komm mit. Einen Tag noch lustigen Vagabundenlebens, eh' sie dich im Bauerndung begraben!"

„Einen Tag, was liegt daran, ich gehe mit euch."

„Auf Ehrenwort?"

„Auf Ehrenwort." So schlug Eugen seine Hand hin.

Als er wieder nüchtern geworden war, lag er auf dem Stroh einer Scheune. Er raffte sich empor, wollte sein Pferd satteln und heimwärts reiten. Da waren die Gaukler und Springer auf, vom ersten bis zum letzten, und hielten ihm sein Ehrenwort vor.

Noch ein toller Tag mit Kameraden, was kann's schaden!

Eugen zog mit der Truppe zur nächsten Stadt — der Kreisstadt.

In und vor der Kreisstadt lagen Kriegstruppen. Der Feind war nicht weit; es herrschte eine sehr erregte und gespannte Stimmung, eine Art von Belagerungszustand. Desungeachtet zogen die Gymnastiker lustig in die Stadt und spannten im Park auf den Bäumen ihre Stränge. Eugen trennte sich mit Ernst von der Truppe, um endlich zu seinem Hofe zurückzukehren.

Es ist schon nahe dem Abend, als er, unwirsch auf sich selbst, dem Stadttore zureitet; doch das Tor ist geschlossen. Er pocht und poltert und flucht; Wachmänner weisen ihn zurück. So soll er noch eine ganze Nacht gebannt sein bei Söldnern und Gauklern, die ihm plötzlich zum Ekel geworden sind. Er geht in eine Schenke und gießt Wein auf seine Wut. Lustig, toll, wild geht's zu an den Tischen; Soldaten und Gesindel und ehrliche Leute durcheinander, Gläser klingen: „Auf deine Blume!" „Auf Schlachtenglück!" „Auf des Vaterlandes Wohl!" auf: „Was du liebst!" „Auf Freundschaft — Bruderschaft!"

Eugen stößt sein Glas in Scherben, und als er auf und davon will, da halten sie ihn zurück; er hat angestoßen auf Schlachtenglück, Wein getrunken auf Bruderschaft mit den Freiwerbern — er ist Soldat.

Mit Schreck wird Eugen den Ernst gewahr, es faßt ihn die Wut, er ringt mit den johlenden Söldnern, er schreit auf, er wolle nach Haus' zu seinem Weibe; sie spotten und höhnen ihn, da schlägt er wild seine Faust einem Mann ins Antlitz, der taumelt an die Wand. Eugen wird gefesselt und in das Gefängnis geführt.

Da saß er nun in der dunklen Stube und starrte durch die schweren Eisengitter hinaus in die Mondnacht. Auch über dem stillen Traunstätterhof ruht das Mondlicht, auch in die Kammer fällt das Mondlicht und Maria wird liegen in ihrem Bette und weinen. Zum erstenmale in seinem Leben überkam ihn das Heimweh in vollstem Maße. Nun war er schon mehrere Tage abwesend von der Traunstatt und hatte noch keine Nachricht gegeben von sich. „Ich bin ein schlechter, ein elender Mensch!" rief Eugen aus, dann rüttelte er an dem Gitter — aber die Liebe, die stärker wie der Tod, war schwächer als das Eisen.

Der Kerkermeister war selbst verwirrt. „Redet mir nichts mehr", stieß er heraus, „ich müßt' ein Spitzbub sein. Ich bin der erst' Lump gewesen, der Euch zum Vagabunden hat gemacht. Aber halt ja, wie ich Euch damalen zum Ringelspiel hab' geführt, da hab' ich nicht gewußt, daß es einen solchen Ausgang nehmen sollt', daß das letzt' End' davon für Euch die Kugel sollt' sein. Hätt' ich das gewußt, bei meiner armen sündigen Seel', ich hätt' gesagt: Eugen, gehen wir nicht ins Ringelspiel, gehen wir in die Kirchen zur heiligen Meſſ'. — Jetzt weil Ihr aber aufgeſessen seid selben auf ein wildes Tier und so weit seid gefahren, und ich vor Gott im Himmel keine Schuld mag haben euretwegen, so reiß' ich Euch jetzt aus der zuwideren Geschicht' — wenn's geht. Ihr legt flugs mein Gewand an und laßt Euch aus dem Stroh da den hohen Buckel wachsen und einen roten Bart richt' ich Euch auch, und was sonst noch sein muß. Hätt's meiner Tag nicht geglaubt, ich bin ein höllisch durchtriebener Lump. 's ist schlecht von mir! — meinetwegen, hab alles schon probiert auf der Welt, zuweg sollt' ich nicht ein Spitzbub auch noch sein."

Und als es an demselben Tage zu dunkeln begann, da holperte der Kerkermeister durch den Hof und zum Tore hinaus. Die Wache spottete noch und hieß die verkrüppelte, häßliche Gestalt ein mißratenes Kameltier.

Und der „Kerkermeister" kam glücklich aus der Stadt und davon durch Nacht und Nebel, manches Hornsignal hörend vom Lager her. Er eilte mit Hast seiner Wege, aber er gedachte dabei der Zeit, in der er diese Gestalt, die ihn jetzt rettete, mit anderen verspottet hatte.

Endlich kam er in einsame Gegenden, und als es zu tagen begann, grüßte er das Heimatstal und das Dorf und die Traunstatt, die dort auf der Anhöhe im Morgenrote leuchtete.

Sie sahen die merkwürdige Gestalt auf buschigen Umwegen dem Gehöfte zueilen. Der Großknecht fluchte über das Stromergesindel, aber der Haushund sprang dem Ankömmlung lechzend und winselnd auf die Brust und Maria hat im ersten Augenblick ihren Gatten erkannt.

* * *

Und an demselben Tage und zur selben Stunde war es, da ließ sich der Profoß zum Rapport melden.

„Herr Oberst!" sagte er, und stellte sich so gerade, als es sein Wuchs nur immer erlaubte, und legte den Koloß seiner rechten Hand grüßend an die Schläfe: „Herr Oberst, ich melde, daß gestern der Arrestant Numero 19 entflohen ist."

Da horchte der Oberst auf und sein Gesicht lief dunkelrot an.

„Warum hat Er nicht sogleich Rapport erstattet?" fragte er noch scheinbar gemäßigt.

hat sie Euch aus den Augen abgesehen. — Sie hat Euch das Kind geboren. —— Und Ihr lauft davon und verlaßt sie in Not und Pein."

Eugen hatte sein Haupt geschlagen mit beiden Händen, hatte geächzt und gestöhnt und starrte nun wieder den Kerkermeister an.

„Werdet mich doch kennen, Traunstätter", sagte der Kerkermeister, „zwei alte Schulkameraden da. Bin seither auch einmal Euer Knecht gewesen auf der Traunstatt. Der Zenzi!"

Da rieb sich Eugen die Augen und murmelte: „'s ist eine finstere Klause, das."

„Freilich, lichter wär's schon auf dem Dachgiebel oben. Von Euch, Bauer, bin ich fort, bin zu den Soldaten gegangen, daß sie mich sollten annehmen. Müßt aber bedenken, ich hab' kein Weib daheim gehabt. Bin meiner Tag' viel verlacht worden in der Welt, aber so laut noch niemals, wie, da sie meine Kreatur untersucht haben in der Kaserne. Da kunnt gleich Krieg sein mit der leidigen Hölle, so täten sie keinen solchen Krüppel nehmen zum Militär. Die kräftigsten und schönsten Leut' werden ausgesucht zum Totmachen, auf daß ja beileib das armselige Krüppelvolk nicht abkommt. — Bin ihnen aber nicht vom Fleck gegangen, bis sie mich zuletzt als Kasernwaschel angestellt haben. Hätt's nicht glaubt, daß mir der Reibhadern und der Kehrbesen und das Wasserpumpen so rechtschaffen von der Hand gehen sollt' — 's ist mir grad der Kopf nicht mehr so blitzdumm gewesen wie daheim im Dorf. Vom Kasernwaschel hab' ich's zum Krankenwärter gebracht — jetzt hab' ich mir gut' Sach' erspart, jetzt — haben die Leut' gesagt — hätt' ich heiraten können. Ich, der Zenzi, dem die Weiber auf hundert Klafter Weite aus dem Weg laufen! — Und wie ich zuletzt in einer Krankheit gar einen schiefen Mund hab' kriegt und den Bärenbart da, so bin ich Euch ja ein Kerl gewesen wie ein wildes Tier. Jetzt bin ich Kerkermeister geworden."

Eugen hatte diese Worte kaum gehört, er rang die Hände. Plötzlich aber wurde er ruhig und sagte: „Kerkermeister, die Red' von dem Mann, der vorhin da war, ist doch nur Spaß gewesen?"

„Ei beileib, wer wird denn bei der traurigen Zeit Späße machen! Und schon gar, wenn der Feind so in der Näh' ist. Traunstätter, Ihr werdet sehen, es vergehen keine drei Tage, so werden wir was hören. Die Unsern rücken schon zusamm'!"

„O Gott, und ich!" kreischte Eugen.

„Ihr? Ja, was denn?"

„Wenn sie mich umbringen!"

„Geht mir weg! Meint Ihr denn, ich ließ' Euch niederschießen!" sagte der Profoß.

Da verlor sich Eugen, fiel vor ihm auf die Knie und bat um Rettung im Namen seines Weibes.

hätten; er, der Zenzi, wär' ihr einziger treuer Freund, sie wollten mit ihm noch recht lange beisammen auf Erden verbleiben.

Da sagte der Zenzi: „'s hilft alles nichts, ihr meine lieben Leut'. Ich dank euch tausendmal, daß ihr seid gekommen; diese letzte Stund' ist mir lieber wie meine ganze Lebenszeit. Geht jetzt in Ruh' wieder heim zu, ich sag' euch, 's ist diesmal nichts Lustiges zu sehen in der Stadt."

In diesem Augenblicke war draußen Lärm und Glockenläuten.

„Aha, jetzt kommt der Henker", sagte der Zenzi und dann zum Pater gewendet: „Ist's weit hinaus auf den Platz? So zieh' ich die Stiefel aus, 's ist kein Gehn in so einem Ledersack. — Traunstätterin, seid um Eins gebeten: Wenn die alte Kapelle noch steht — Maria im grünen Walde, so denkt dort einmal mit einem Vaterunser an den Zenzi."

Und als ob es im Himmel geschrieben stand, daß es so sein müsse zur selbigen Stunde.

Die Tür sprang auf. Helle Stimmen: „Amnestie! Sieg! Die Schlacht ist gewonnen, der Feind flieht, Amnestie den Gefangenen!"

Die Tür blieb offen in allen Angeln, so daß Musikschall und Glockengeläute klingend hereindrang.

Das Ehepaar aus der Traunstatt jubelte auf. Der Zenzi wußte schier nicht, was das war.

Zuletzt zog er doch noch seine „Ledersäcke" aus, denn der Weg war weit bis in das Gaustädtchen.

Im Gaustädtchen harrte Roß und Wagen, die Eugen auf der Herreise des streifenden Kriegsvolkes wegen zurückgelassen hatte.

Als Eugen und Maria im Traunstätterhofe einzogen, da brachten sie das verkrüppelte Männlein mit.

Niemand lachte mehr über seinen großen Höcker und seinen häßlichen Bart. —

Eugen sehnte sich nicht mehr hinaus in die weite Welt. Glück und Segen waren auf der Traunstatt und der Zenzi blieb daheim. Er hub den nächsten Sohn des Traunstätter-Paares aus der Taufe, mauerte mit eigener Hand die verfallene Kapelle Maria im grünen Walde wieder auf und wurde endlich, wozu er eigentlich geboren war — wieder Nachwächter.

„Ihr Herren und Frauen
Laßt euch sagen:
Der Hammer hat Eins geschlagen.
Ein neues Leben und ein neuer Tag;
Wer wieder weben und walten mag,
Dem sei Gottes Segen beschieden,
Und im Menschenherzen sei Frieden.
's hat Eins geschlagen."

„Weil sie mir nachher den Mann wieder eingefangen hätten“, antwortete der Kerkermeister, „denn ich habe ihn befreit. Er ist unschuldig verurteilt worden. Er hat einen Offizier, der ihn überlistet und zum Soldaten genommen hat, ein Merks ins Gesicht gegeben und hätte deswegen erschossen werden sollen. Das wär aber ein himmelschreiendes Unrecht gewesen, denn der Mann hat ein ehrlich Bauernhaus und ist verheiratet, und so hab ich ihn davon gehen lassen. — Weiß es wohl, Herr Oberst, hätt' nicht sein sollen von mir. Hätt' auch davon laufen können, aber ich zeig' mich an und bitt' um meine Straf'!“

Der Herr Oberst hielt den Mann für wahnsinnig und wollte sich erst selbst von der Wahrheit seiner Aussage überzeugen. Und als er sah, daß es wirklich so war, wie der Kerkermeister gesagt hatte, ließ er diesen zu sich rufen, um seine Wut auszuschütten.

„Gott verflucht! Kreuzschwere Not!“ fuhr er los, „Er bittet um Seine Straf'? Weiß er wohl, daß bei uns Hochverräter nicht erschossen werden? Hängen, schinden, vierteilen, spießen laß ich Ihn!“

„Und rösten — ist der Rindsbraten fertig“, versetzte der Zenzi schier ernsthaft, mit bebenden Lippen zu Boden starrend, „um mich ist's nicht schad', bin gut weg, bin ein armer, blutarmer Teufel gewesen.“

Er wurde abgeführt und in den Kerker geworfen.

Im finsteren Gewölbe, wo er ganz allein war, hub er an zu lachen, daß ihm die Tränen über den Bart rollten.

„Maria“, rief er, „so hab' ich doch was für dich tun können. Jetzt hast ihn wieder, jetzt bleib im Glück und gib acht, daß er dir nicht wieder davonläuft. Fährt meine Seele in den Himmel, so soll sie dein Schutzengel sein.“

Am nächstfolgenden Tage kam ein Feldpater zu Zenzi und blieb bei ihm die ganze Nacht, auf daß er den Delinquenten vorbereite.

Da sie die ganze Nacht wachten, so sagte der Zenzi: „Das ist spaßig, mit der Nachtwächterei hab' ich angefangen und mit der Nachtwächterei hör' ich auf. Ihr Herren und Frauen, laßt euch sagen, der Hammer hat Zwölf geschlagen; gebt acht auf Glut und Licht zu aller Frist, es gibt ein Feuer, das nicht zu löschen ist. 's hat Zwölf geschlagen!“

* * *

Als der Morgen kam, da war großes Geschrei vor den Toren des Kerkers. Zwei Leute baten und drangen und wollten herein und den Gefangenen sehen. Sie wurden mehrmals zurückgewiesen, bis der Feldpater den Eintritt vermittelte.

Eugen und sein Weib Maria fielen dem Zenzi um den Hals.

Sie hatten erfahren, daß es ihm an die Gurgel ginge, sie wollten ihn retten, ihn loskaufen mit ihrem Haus und Hof, mit allem, was sie

Ladens Riesenzahlen in die Börsensäle werfen sehen. Ei, wenn er an die Handvoll Werte und Wertchen dachte, die damals das Berliner Kursblatt füllten, als die Ereignisse von achtzehnhundertsiebzig durch die Räume brausten . . .

Siebzig, das war damals, als der alte Selzer noch der junge Selzer war, der flinke Bankkommis von Grombach & Sohn. Dem es ein Kinderspiel gewesen war, das damalige Kurszettelchen der Berliner Börse bis auf eine Zehntelsdezimale täglich fest im Kopf zu haben. Wogegen heute kein Gedächtniskünstler der ganzen Welt sich die täglich fünfzehnhundert verschiedenen Werte ins Gedächtnis hämmern konnte.

Auch der alte Grombach nicht, sein Lehrherr, der nun längst dahingegangen war. Der alte Grombach, der ihn, den elternlosen Jungen, behandelt hatte wie ein Vater. Der ihn am Ende seiner Lehrzeit auf die Seite nahm und sagte: „Selzer, von morgen ab sind Sie Kommis, wohlbestallter Bankkommis, und wieder nach einer Weile werden Sie wohl einmal Prokurist sein irgendwo, oder auch ein Bankier — da hab' ich Sie was fragen wollen, Selzer."

Ja ja, gerade so hatte der Alte zu ihm gesprochen. Merkwürdig, daß er davon all die Jahre kaum ein Wort verloren hatte: „Selzer, Sie sind bei mir an alle Bücher herangekommen und wissen ungefähr, was drin steht, nicht wahr?"

„Jawohl, Herr Grombach."

„Gut, Selzer — haben Grombach & Sohn Kommissionsgeschäfte für ihre Kunden gemacht?"

„Tausende, Herr Grombach."

„Gut, Selzer — und wie viele Spekulationen für eigene Rechnung?"

„Keine einzige, Herr Grombach."

„Machen Sie's gerade so, Selzer, das ist die beste Lehre, die ich Ihnen geben kann — wollen Sie mir das versprechen?"

„Ich weiß nicht recht, Herr Grombach — ich glaubte — ich dachte, eine Börse ohne Spekulationen —"

„Ist keine Börse; das ist richtig, Selzer — aber lassen Sie's die andern machen, die das viele Geld haben."

„Aber wie sind die zu dem vielen Geld gekommen. Herr Grombach — doch nur dadurch, daß sie immer spekulierten und —"

„Nicht immer, Selzer. Wer immer spekuliert, ist stets verloren. Ohne Ausnahme, Selzer. Aber einmal kommt im Börsenleben für einen jeden von uns eine große Sache, die nur er allein weiß, die er allein ausnützen kann, in die er sich hineinzuknien vermag mit allen seinen Kräften — daraus fließt der Reichtum, Selzer, der große Reichtum — aus einer einzigen Spekulation, verstehen Sie."

Baisse.

Ein Kriegsreflex von **Fritz Müller.**

Na, Selzer, Sie hören ja sonst auch immer das Gras wachsen — gibt's Krieg oder nicht?"

Der alte Bankier Selzer stand von seinem Börsenplatze auf und sah den Fragern der Reihe nach ins Gesicht; ein wenig lächelnd, ein wenig spöttisch und sehr gelassen.

„Krieg? Warten Sie mal — vor — vor vierzig, nein, vor vierundvierzig Jahren hatten wir den letzten, nicht?"

Alle nickten.

„Vierundvierzig . . . elfmal vier . . . viermal elf . . . geteilt durch . . ." Der alte Bankier Selzer verlor sich in ein rechnerisches Gemurmel. Die Zuhörer lauschten erst gespannt, legten die Hand ans Ohr, bis auf einmal einer sagte: „Ach, laßt euch doch nicht zum besten haben, der alte Selzer macht sich lustig über uns." Alle lachten, nur der alte Bankier Selzer nicht. Wie sich die andern in dem schwach besetzten Börsensaal verloren, stand er noch immer unbewegten Gesichts vor seinem Börsenplatze und murmelte Zahlen, Zahlen: „Siebzig plus vierzig plus vier minus vierzehn . . ."

Aber er kam zu keinem Ergebnis und schüttelte den grauen Kopf. Er wollte sich nun einmal nicht errechnen lassen, der Krieg. Es schienen zu viele Unbekannte in der Gleichung drin zu sein.

Die Wahrheit war: der alte Selzer war ein wenig kindisch geworden in der letzten Zeit. Dazu kam der Aberglaube, der in Börsensälen mehr zu Hause ist, als man gemeinhin glaubt. Was Wunder, daß der alte Selzer in diesen Zeiten sommerlicher Börsenstille auf den Gedanken kam, den Krieg aus einer Formel auszurechnen, wie man Effektenzinsen oder den Diskont berechnet.

Aber mitten in seiner Rechnerei kam ihm das Ungereimte selber zum Bewußtsein. Er fuhr sich über die Stirn und schaute nach den verschwundenen Fragern aus. Gut, daß diese es für Scherz genommen hatten, dachte er.

Und dann horchten seine alten Ohren auf das Stimmensummen, das ihm so vertraut war. Das seit vielen Jahren täglich an sein Ohr geschlagen hatte. Bald hoch, bald dumpf. Hoch, wenn die Kurse stiegen, dumpf, wenn sie fielen.

Herrgott, was hatte er in diesen Jahren schon für Wogen durch die Börsensäle gehen sehen. Was für Existenzen kommen und verschwinden sehen. Was für Macht sich in die Himmel bauen und zusammenbrechen sehen. Was für Kühnheit, Unternehmungslust aus den Werkstätten des

„Als ob die Politik heute noch von Monarchen gemacht würde! Die macht heute das Volk, die machen die Kräfte und Strömungen, die in den Massen lebendig sind —“

„Nun, ich denke, solche Strömungen sind auf der slawischen Seite seit Jahren lebendig genug, und brechen sie erst aus, so wird vertraglich ganz Europa mit hineingezogen.“

„Dummes Zeug, ein solcher Krieg müßte an seiner eigenen Ungeheuerlichkeit im Keim ersticken.“

„Ja, der Krieg oder die Völker, stimmt.“

„Aber, meine Herren, was sehen Sie nur für Gespenster. Der deutsche Kaiser auf der Nordlandreise, der französische Präsident in der Ostsee —“

„Der Krieg kümmert sich den Teufel drum und klopft auch an Türen, wo es heißt, der Herr sei zwar im Augenblick nicht da —“

„Aber wenn der Besuch die Freundlichkeit haben wolle“, ergänzte einer lachend, „im schönen Zimmer ein wenig zu warten . . .“

Jetzt lachten alle, auch der alte Selzer.

„Im Ernste, meine Herren“, ließ sich Bankier Franck vernehmen, „wenn Gefahr bestünde, müßten wir es doch auch vorher an den Kursen spüren“.

„Nun, ich denke, in die Gefilde unsrer Aktien ist in diesen Tagen die Sense schon gefahren.“

„Nur die Sichel, bitte, und auch diese nur am Rand. Und die Reichsanleihe hat bei all der Kriegstrompeterei noch nicht mal dreißig Pfennig verloren. Ich denke, das genügt.“

„So? Und die Verkäufe, die gestern von einer Großbank, die ein feines Ohr in Österreich hat, für ihre Kundschaft vorgenommen wurden?“

„Sind heute schon erledigt. Ich lasse mich nicht ins Bockshorn jagen, meine Herren, ich bleibe fest.“

Die andern sahen sich halb zustimmend und halb ungewiß an.

„Nun, und Sie, Herr Selzer?“ sagte einer. „Werden Sie verkaufen?“

„Was meine Kundschaft mit ihren Wertpapieren tun wird, weiß ich nicht. Ich selber habe keine.“

„Na, tun Sie doch nicht so, Selzer — als wenn man nicht verkaufen könnte, ohne zu besitzen — das ist doch am lukrativsten, wenn es Krieg gibt — wir sind doch keine Waisenknaben, sondern gelegentlich auch Baissiers.“

„Unser alter Selzer hat nie ein Baissegeschäft gemacht, solange er an unsrer Börse ist“, warf Bankier Franck ein.

„Horchen Sie, was ist dort unten los?“

Ein dumpfes Getöse war ausgebrochen. Jemand kam heran.

„Jawohl, Herr Prinzipal, und — und hatten Grombach & Sohn auch einmal — auch einmal diese — diese große Gelegenheit?“

Der alte Grombach hatte gelächelt: „Ich dachte mir, daß Sie das fragen würden, Selzer. Jawohl, wir hatten sie und haben sie — und haben sie vorübergehen lassen, junger Mann.“

„Oh, Herr Grombach!“

„Weil wir auch von unserem Kommissionspromille leben können — weil die Tätigkeit an sich eigentlich das ist, warum sich unsre Arbeit lohnt, und weil die winkenden Millionen schließlich nicht verdient gewesen wären, Selzer, sondern nur den andern abgenommen. Den andern, die das nicht wußten, was uns allein durch einen Zufall bekannt geworden war.“

„Und Sie meinen also, Herr Prinzipal, daß auch ich bei jener großen Gelegenheit, die sich nur einmal —“

„Nein, Selzer, so weit geh' ich nicht mit meinem Rate. Was Sie dann tun, das ist Ihre Sache. Nur daß Sie vorher nicht und nachher nicht spekulieren, das möchte ich an diesem Wendepunkte Ihres Lebens —“

„Jawohl, Herr Grombach, das versprech' ich Ihnen und —“

„Waas versprechen Sie, Herr Selzer, hahaha!“ sagte jemand lachend hinterm Börsensitz des alten Selzer, der den letzten Satz in seinem Rückerinnern laut gesprochen hatte. „Selzer, Selzer, ich glaube gar, Sie haben eine große Spekulation vor, weil Sie innerlich so gar beschäftigt sind?“

„Spekulation? Ich habe niemals spekuliert, Herr Franck.“

„Weiß schon, weiß schon — sind ja auch ein Unikum — ich machte auch nur Spaß — aber sagen Sie mal, vorhin haben Sie es doch berechnen wollen, haha, berechnen, ob es Krieg gibt oder nicht — und wenn man sich für die Berechnung solcher Dinge interessiert, mein lieber Selzer, so hat man vielleicht doch —“

„Einen Sohn, der Offizier an der russischen Grenze ist, Herr Franck.“

„Ach so, ach so, daran hab' ich nicht gedacht; entschuldigen Sie, Selzer.“

„Offizier an der russischen Grenze?“ mischte sich ein anderer Börsenbesucher ins Gespräch. „Was schreibt er von dort — geht's los?“

„Was?“

„Na, der Krieg natürlich.“

„Erlauben Sie mal“, kam es von einer vierten Seite, „das mit dem Krieg ist dummes Zeug. Sie werden doch nicht im Ernste glauben, daß wir uns wegen dieses elenden Serbiens —“

„Gestatten Sie“, redete es von der Gegenseite über den alten Selzer weg, „dieses elende Serbien hat den Meuchelmord des österreichischen Thronfolgers auf dem Kerbholz und —“

Es war schon ziemlich spät, als Selzer aus dem Gasthaus heimging. Er mußte an der österreichischen Gesandtschaft vorbei. Was war da für ein schwarzer Haufe?

„Hoch Österreich, hoch!“ klang es und schwoll an. Elektrische Funken flogen durch die Straße. Beinahe hätte es den alten, ruhigen Selzer mitgerissen, als sie jetzt im Takt vorbeimarschierten und riefen: „Zum Schloß! Zum Schloß!“

Kopfschüttelnd ging Selzer heim. Es war ihm ein wenig wirr im Kopfe.

* * *

Am nächsten Tag war die Börse lange vor Beginn gefüllt. Es lagen dieselben elektrischen Spannungen über den brodelnden Massen wie am Abend vorher bei der österreichischen Botschaft, mußte Selzer denken. Politische Nachrichten lagen so gut wie keine vor. Das konnte gut sein und das konnte schlecht sein.

„Es kommt auf die ersten Kurse an“, sagte Franck, der neben Selzer an den Schranken stand. „Soviel ich höre, hat die Provinzkundschaft eine Menge Verkaufsaufträge gesandt — bei Ihnen auch, Selzer?“

Dieser nickte und blickte auf ein Bündel Depeschen in seiner Hand: „Nun, Franck, Sie wollen also trotzdem nach oben gehen?“

Franck wiegte nervös den Kopf: „Es kommt darauf an, ob die Großbanken bei den ersten Kursen intervenieren werden“, sagte er.

„Sie intervenieren mächtig“, sagte einer, der vorbeiging.

Und wirklich, als zehn Minuten später die Anfangskurse an der Tafel standen, waren sie fast alle höher als an der gestrigen Frankfurter Abendbörse.

Selzer sah, wie Franck geschäftig hin und her eilte. Offenbar hatte er eine Haussegruppe zusammengebracht, die nunmehr ihre Operationen beginnen wollte.

Ob er nicht doch mittun sollte? Aber was hatte der alte Grombach gesagt? „Eine große Sache, die man nur allein weiß . . .“ Aber wußte man denn hier irgend etwas? Und nun gar einer allein?

„Herr Selzer“, rief ihm durch den Börsentrubel ein Diener ins Ohr, „Herr Selzer, dieser Brief ist eben durch einen Boten für Sie abgegeben worden“.

Der alte Bankier hielt einen länglichen, versiegelten Brief in der Hand. Aha, die Handschrift seines Sohnes. Nur gut, daß er endlich schrieb. Aber auf die Börse hätte ihn die Babette deshalb noch nicht herzuschicken brauchen. Er konnte ihn auch nachher lesen. Es war jetzt keine Zeit dazu. Jetzt, wo er zunächst die Verkaufsaufträge seiner Kundschaft auszuführen hatte.

„Sie hämmern die Schiffahrtsaktien herunter", sagte er aufgeregt.

„Verkaufen die Großbanken?"

„Nein, süddeutsche Privatbankiers anscheinend — es ist schon vorüber."

Und wirklich, der Lärm legte sich. Und eine Viertelstunde später war freudiges Hallo am Börsenpfeiler, wo die Schiffahrtsaktien gehandelt wurden. Nachfrage sprang auf. Die Kurse gingen wieder ein wenig in die Höhe. Die Baissiers hatten begonnen, sich einzudecken.

Und als beim Börsenschluß Selzer fortging, rief ihm Franck noch unter der Türe zu: „Eben haben sich Reichsanleihe noch um zehn Pfennige hinaufgesetzt. Ich glaube, der Karren hat sich gedreht." Und nähertretend setzte er im Flüstertone hinzu: „Werden sehen, Selzer, die Politik ist überwunden. Paris kommt auch schon fester, und in London haben sie eine regelrechte Hausse in Amerikanern vom Stapel gelassen. Ich glaube, man kann kaufen. Sie sollten einmal mittun, Selzer. So billig kommen Sie Ihr ganzes Leben nicht mehr zu solchen Papieren. Wir könnten ja zusammen einen ordentlichen Posten auf die Achseln nehmen — Selzer, hören Sie — aber so hören Sie doch —"

Aber der alte Selzer war schon schweigend durch die Tür gegangen.

Nachdenklich ging er nach Hause. Immer wieder kamen ihm die Worte seines alten Prinzipals in den Sinn: „Für einen jeden von uns Leuten an der Börse kommt einmal im Leben eine große Sache, die nur er allein weiß: und wenn er dann eingreift, sich mit ganzer Kraft hineinkniet in diese Spekulation und weder vor- noch nachher spekuliert — jawohl, Selzer, das ist die Geburtsstunde der berühmten Spekulantenmillionen . . ."

Zu Hause machte ihm die Haushälterin auf.

„Kein Brief von meinem Sohn da?" fragte der Bankier hastig.

Sie verneinte.

„Daß der Junge gar nicht schreibt! Er tat's doch jede Woche. Und nun ist's schon bald zwei Wochen. Wie, Babette — ob ich heute zu Hause esse? Nein, ich habe keine rechte Ruhe, ich will auswärts zu Abend essen . . ."

Als der alte Selzer heute abend durch die Stadt ging, gab es Extrablätter. Er las sie ohne Eile.

„Die serbische Antwort auf das österreichische Ultimatum unbefriedigend?" murmelte er. „Nun, das war vorauszusehen. Österreich wird ein Exempel statuieren müssen. Es war die höchste Zeit. Wir werden ihnen inzwischen den Rücken decken. Dann wird sich Rußland hüten . . . oder sollte es dennoch — dennoch . . . aber nein, das wäre heller Wahnsinn. Franck wird schon recht haben, wenn er morgen tüchtig kauft . . . freilich, was mich selbst betrifft . . ."

*
* *

für Dich, Vater. Was sie bedeutet, wirst Du jetzt verstehen. Sie bedeutet: Rußland will den Krieg. Gut, es soll ihn haben. Unser Kommandeur war vorhin noch nicht zu Hause. Ich will jetzt nochmals hingehen, obgleich es Mitternacht ist. Sei nicht betrübt, Vater. Ich bin's auch nicht. Einmal hat dieses haßverbissene Rußland kommen müssen. Besser jetzt als später, Vater. Wir sind bereit. Es wird für uns hier an der Grenze eine Erlösung sein. Ich freue mich, Vater.

Dein Sohn."

Der alte Selzer zitterte an seiner Säule. Der Börsenlärm um ihn verebbte. Es brauste in seinen Ohren von einem neuen, ungewohnten Lärm: Pferdegetrappel, Waffenklirren. Es war ihm, als fege eine wilde Reiterei oben an der Börsendecke hin. An der Spitze sein Sohn mit einer Lanze. Aufgespießt auf dieser ein flatternder Wisch: der russische Einberufungsbefehl, von dem sein Sohn geschrieben hatte.

So — jetzt war die wahnsinnige Kolonne herangebraust. Der alte Selzer fuhr sich über die perlende Stirn. Aber halt, da kam noch etwas hinterher, eine Gestalt, eine riesige Gestalt mit ungeheuren Armen, die gewaltige Banknotenbündel an die Brust preßten. Bündel, in denen Millionen und Millionen waren. Und der alte Selzer sah, wie diese Gestalt ihm zunickte, wie sie den Arm ein wenig vom Körper abschob, um ihm eins der Bündel auf den Börsenplatz fallen zu lassen.

Ha, es war kein Zweifel, das war die eine große Sache, von der sein Lehrherr damals sprach. Die eine große Millionenangelegenheit, um die er, der alte Selzer, in diesem Saale allein wußte.

„Freilich, ob Sie diese dann ausnützen wollen", scholl ihm die Stimme aus der Vergangenheit herauf, „muß ich Ihnen überlassen — wir, Grombach & Sohn, haben es nicht getan . . ."

Der alte Bankier an der Säule knitterte den Brief zusammen schob ihn hastig in die Tasche, richtete sich auf, ward straff . . .

Dann sah man ihn ruhig an die Maklerschranken gehn, wo Franck und seine Gefolgsleute kauften und kauften. Es war ein helles Stimmenbrausen. Die ganze Börse hatte sich dort versammelt. Von allen Gesichtern strahlte wiederkehrende Zuversicht. Mitläufer beim Kaufen schlossen sich in Massen an. Die Kurse wurden fest. Schlank wurde das angebotene Provinzangebot aufgenommen. Neue Verkaufsstöße brachte der Telegraph. Unbeirrt nahmen's Franck und die Seinigen auf, mit Hallo nahm's die ganze Börse auf ihre Schultern. Der kritische Augenblick schien überwunden. Die tagelange brütende Spannung an der Börse war gewichen. Es ging nach oben —

Der alte Selzer schwankte. Sollte er Franck warnen? Mußte er's nicht tun? Schon hatte er sich durchgedrängt und ihn am Ärmel gepackt.

Schon wollte er das Rechteck in die Tasche stecken. Da sah er auf den Poststempel. Donnerwetter, die Schriftzüge auf der Adresse so eilig, so aufgeregt?

Der alte Selzer lehnte an einem Börsenpfeiler und las den aufgerissenen Brief von seinem Sohn an der russischen Grenze:

„Lieber Vater! Ich war in Rußland. Du mußt nicht erschrecken. Es war eigentlich ein Versehen. Ich hatte Urlaub und wollte einmal in Zivil eine tüchtige Wanderung in die Berge an der Grenze machen. Nun, wie es so geht, ich stieg und stieg, es wurde unwegsam und schwierig, und auf einmal sah ich, daß ich den Weg verfehlt hatte. Da ging ich denn aufs Geratewohl. Dann kam ich mit meinem Rucksack durch ein Dorf. Ich merkte gleich, das war ein russisches. Das war bös. Hätten sie mich erkannt, ich wäre aufgegriffen worden. Also hieß es, sich verstellen. Nun war's gut, daß ich wenigstens tüchtig Russisch konnte. Aber glaub mir, das Herz schlug mir doch, als aus einer elenden Hütte plötzlich ein Weib auf mich zuschoß und mir ein Schriftstück vor die Nase hielt. Ob ich das lesen könne. Es sei an ihren Mann. Aber der wäre Sachsengänger und jetzt auf einem Gut in Deutschland drüben. Und der Bürgermeister sei im nächsten Dorf und der Schullehrer nicht zu Hause, und wer sonst noch lesen könne, das sei höchstens der und der, mit denen sie verfeindet sei . . . Wie Wasser stürzte das Geplapper über mich. Ich hörte nicht mehr drauf und las. Beinahe wäre mir ein Fluch der Überraschung entfahren, Vater. Was ich da in der Hand hielt, war ein amtlicher Einberufungsbefehl. Die Reserve wurde aufgerufen. Vater, es war kein Zweifel mehr, das war die Mobilmachung. Eine in aller Stille. Und wir drüben hatten keine Ahnung. Kannst Dir denken, wie mir zumute war. ‚Wie alt ist Ihr Mann, Mütterchen?' sagte ich und faltete den Zettel so ruhig als möglich wieder zusammen. ‚Achtunddreißig, Herr, achtunddreißig.' ‚Dann sollten sie ihn doch endlich mit den Steuerzetteln einmal in Ruhe lassen, nicht, Mütterchen?' versuchte ich zu scherzen. ‚O, ist es wieder eine Steuer, Herr?' jammerte sie. ‚Keine zehn Kopeken habe ich — keine zehn Kopeken, und nicht eine für die Schufte . . .' Und schimpfend und jammernd ging sie mit dem Papiere wieder in die elende Hütte zurück.

Lieber Vater, ich mußte mächtig an mich halten, um durchs Dorf hindurch den Wanderschritt, den unauffälligen, nicht zu verlieren. Aber gleich dahinter bog ich um und lief und lief durch einen Wald zurück, und rannte über Felder, keuchte durchs Gebirge und fand zum Glück den Weg wieder, den ich darüber her gekommen war. Spät nachts kam ich in meiner Garnison an. Da schreibe ich Dir diese Nachricht, Vater, in aller Eile von meiner Bude aus. Behalte sie

„Nochmals hunderttausend Brief – nein, zweimalhunderttausend ...“

Der Platz belebte sich. Es wurde erregt. Nicht als ob die paarmalhunderttausend Mark Umsätze an diesem Börsenplatze so stark gewirkt hätten, wo auch in normalen Zeiten oft Millionen in ein paar Minuten die Besitzer wechselten. Aber daß der alte Selzer als Verkäufer auftrat, in diesen runden Summen auftrat, das verblüffte.

„Der Selzer spekuliert ... der alte Selzer spekuliert nach unten in der Rente“, raunte es durch den Saal.

Leute, die mit ihm abgeschlossen hatten, unterhielten sich laut: „Er ist doch gut für die Differenzen, nicht wahr ... Für jeden Betrag ... Aber gleich so viel ... Ich versichere Ihnen, ging seit fünfunddreißig Jahren niemals über seine Kräfte ... Muß doch was wissen ... Ach woher, hat keinerlei Verbindungen, kauft und verkauft nur in Kommission ... Hören Sie, hören Sie, jetzt gibt er dreimalhunderttausend Reichsanleihe bestens ... Sehen Sie, sehen Sie, der Kontrahent verlangt Sicherheiten ... Ja, ja, der alte Selzer gibt ihm den Depotschein ... Scheint einer von der Reichsbank zu sein ... Sehen Sie, sehen Sie, gibt den Schein zurück, nickt, dankt . ., Ah, da kommt Franck ... Passen Sie auf, der wird ihm das Handwerk legen ...“

Jetzt war es Franck, der den alten Selzer am Ärmel gepackt hatte.

„Sind Sie verrückt?“ raunte er ihm zu. „Sie haben ja die Rente mit Ihren blödsinnigen Verkäufen schon um fünfundzwanzig Pfennige geworfen — das kann Ihnen teuer zu stehen kommen, Selzer.“

„Lassen Sie mich in Ruhe — ich habe keine Zeit — gebe dreimalhunderttausend — dreimalhunderttausend ...“

Das war jetzt ein Tosen um die Rentenschranke. Das Blut des ganzen Börsenkörpers saugte dieser Platz an sich. Von überall kamen sie heran. Selzers Name ging durch aller Mund.

Er verkaufte und verkaufte. Hin und her riß es den Kurs. Nur mit Mühe, daß die Regierungsbank die Führung behalten konnte. Zeitweilig schien sie ganz auf den alten Selzer überzugehen. Ruhig stand er in der Brandung, nur von der alten Stirne tropfte ihm der Schweiß.

Ja, es war kein Zweifel, der alte Selzer beherrschte heute den Rentenmarkt. Der alte Selzer warf den deutschen Rentenmarkt herunter. Wenn auch nur um Bruchteile eines Prozentes. Aber er warf ihn. Er bestimmte den Weg. Er diktierte heute den Kredit des Reiches, soweit sich der im Kurs der Rente ausdrückt.

„Passen Sie auf“, sagte einer, „das macht er nicht mehr lang, er ruiniert sich — sollen einmal sehen, wie der Kurs wieder in die Höhe schnellt, wenn er zu verkaufen aufhört ...“

„Lassen Sie mich in Ruhe“, sagte Franck heiser, „ich habe keine Zeit jetzt -- hätten Sie sich früher entschlossen — halt, ich kaufe sechzigtausend Hapag bestens, dreißigtausend Lloyd bestens — Buchser, nehmen Sie die Phönix — rasch, rasch“ (und Francks Stimme sank zu heiseren Flüstertönen) „nehmen Sie von Montan, was Sie kriegen können ...“

Selzer trat zurück. Jede Spur von Unruhe war jetzt von ihm gewichen. Mit einem merkwürdigen Lächeln in seinem alten Gesicht übersah er den Börsensaal, in dem eben die letzte Verkaufswelle des verängsteten Publikums draußen angebrandet war. In dem es jetzt einen Augenblick lang fast still wurde. In dem alle jetzt auf Franck und die Seinigen sahen, wie auf einen Riesenpendel, der nun an dem kritischen Punkt angekommen war, von wo er nach der andern Seite schwingen mußte, m u ß t e ...

Und dann beherrschte die Haussepartei das Feld. Wie ein Jubel war es. Und der alte Selzer ging still und bescheiden darin herum, blätterte in seinem Bündel Telegramme, verkaufte da einen Posten, verkaufte dort einen Posten. Und je mehr er verkaufte, desto stiller wurde er.

Jetzt verschnaufte er ein wenig an seinem Börsenplatz. Hm, wenn er's überdachte, so hatte er schon gut das Zehnfache dessen verkauft, was in den Kundendepeschen stand, Stahlpapiere, Kohlenpapiere, Bankpapiere, Schiffahrtspapiere ... Sollte er aufhören? Nein, jetzt war der Stein im Rollen. Da oben auf der Galerie stand noch immer die riesenhafte Gestalt und schien die Arme wieder lockerer machen zu wollen, um ein weiteres Banknotenbündel herunterfallen zu lassen —

„Jetzt die Rente!“ murmelte Selzer. Und er ging pfeilgerade auf die Schranke, wo die Reichsanleihe gehandelt wurde. Es war nicht viel Geschäft da. Nur ein paar Bankiers handelten hin und her, und der Vertreter eines Staatsinstitutes nahm die überschüssigen Spitzen fast schweigend als Käufer auf. Der Kurs rührte sich nicht.

„Ich gebe dreißigtausend Dreiprozentige bestens“, sagte Selzer.

„Ich nehme sie zum vorigen Kurs“, sagte jemand.

„Weitere dreißigtausend Brief“, rief Selzer.

„Auch genommen“, scholl es entgegen.

„Sechzigtausend Brief!“

Niemand rührte sich.

„Nehmen wir“, sagte der Vertreter des Regierungsinstitutes, ohne eine Miene zu verziehen. Und dann setzte er halblaut hinzu: „Nicht wahr, Sie verkaufen doch für Ihre Kundschaft?“

Selzer hörte nicht oder wollte nicht hören.

„Hunderttausend Brief!“ schrie er.

„Nehmen wir mit einem Abschlag von zehn Pfennigen“, sagte gelassen der andere.

Fahnen. Das Vaterland erzitterte unterm dröhnenden Schritt der Heere. Der Krieg brach los, der Weltkrieg.

*
*   *

Durch die abendlichen Straßen ging ein alter Mann. Er war müde. Seine Füße schienen zu zittern.

Er ging langsam auf einen Kaffeetisch zu, der im Freien stand. Bei dem heißen Tage hatte das große Gasthaus die Spiegelscheiben heruntergelassen und Tische ins Freie gestellt. Eine Menge Menschen saßen da und redeten vom Krieg. Denn niemand in dem großen Reiche konnte von was andrem reden.

Der alte Mann hatte sich gesetzt. Der Kellner hatte ein Glas Bier vor ihn hingesetzt. Eben wollte der alte Bankier danach greifen, da sank ihm die Hand. Hinter sich hörte er die Bruchstücke eines Gesprächs: „Jawohl, ich sage euch, es ist auch den Eingeweihtesten unserer Diplomatie überraschend gekommen."

„Um zwei Mobilmachungstage sind sie uns im heimtückischen Rußland zuvorgekommen."

„Ja, wenn das einer bei uns vorher gewußt hätte —"

„Donnerwetter, der hätte was gewinnen können."

„Gewinnen?"

„Freilich, an der Börse."

„Aber kann man denn da gewinnen, wenn die Kurse fallen?"

„Und ob, da erst recht — durch Baissegeschäfte, verstehen Sie."

„Nein, das verstehe ich nicht."

„Hm, es ist auch dem Laien schwierig zu erklären. Jedenfalls habe ich gehört, daß neulich ein Bankier an der hiesigen Börse durch Baissevorverkäufe im richtigen Augenblick viele Millionen gewonnen haben soll."

„Nicht möglich — nun, was geht's mich an — ich hab' die Millionen nicht — übrigens, habt ihr schon von unsern ersten Erfolgen an der russischen Grenze gehört?"

„Freilich, aber es sollen nur unbedeutende Grenzgefechte gewesen sein."

„Ja, eins bei — bei — na, man kann sich diese verflixten russischen Konsonantenballen gar nicht merken. Zehn Russen getötet und verwundet, und auf unsrer Seite hat es einem Oberleutnant das Leben gekostet — wohl der Erste, der auf deutscher Seite fiel."

„Möchte wohl wissen, wie der heißt — denken Sie, der Erste!"

„Kann ich Ihnen sagen — war gerade vorhin im Vorraum des Generalstabs — da hat man eine Verlustliste angeschlagen — an der Spitze stand ein Oberleutnant Selz — nein, Selzer — 's soll der Sohn von einem hiesigen Finanzmann sein — um Gottes willen, was ist denn los?"

Aber der alte Selzer hörte nicht auf zu verkaufen. Seinen ganzen in fünfunddreißig Jahren gewachsenen Kredit hatte er zusammengeballt, alle seine Mittel ins Feuer gestellt und verkaufte und verkaufte —

„Es ist eine Großbank hinter ihm — Sie werden's sehen!"

„Ach was, die Großbanken haben ja heute den Markt gestützt und nichts verkauft. Und der alte Selzer ist noch nie mit einer Großbank gegangen."

„Ah, jetzt verschnauft er — jetzt hört er auf — jetzt ist Schluß — er und sein Kredit ist erschöpft — Teufel, wenn sie ihn jetzt in einer Schwänze zwicken werden — sehen Sie, sehen Sie, der Franck holt schon aus . . ."

Aber da geschah etwas Merkwürdiges. Ein Bote vom Ministerium drängte sich durch die Menge und übergab dem Vertreter der Regierungsbank eine Depesche. Der las sie, zuckte mit den Schultern auf und sagte etwas, was man bei dem Lärmen nicht verstehen konnte.

„Was hat er erklärt — was — was?!" schrie es von allen Seiten.

„Das Regierungsinstitut erklärt, seine Interventionstätigkeit auf dem Markt der Reichsanleihen vorläufig einzustellen!" rief einer mit gewaltiger Stimme

Franck erbleichte. Die ganze Börse erbleichte. Das bedeutet Schlimmes in der Potitik, vielleicht das Schlimmste. Vielleicht gar die Börseneinstellung morgen oder übermorgen, vielleicht —

Ein Tosen der Börse übertäubte alles Nachdenken. Die Börse schien in Verzweiflung zu sein. Um Gottes willen, was würden jetzt für Kurse kommen . . .

Aber da läutete eine mächtige Glocke durch den Raum: Börsenschluß. Aller Handel hörte heute auf. Morgen ging es weiter, morgen. Vielleicht, vielleicht auch nicht . . .

Und alle sahen sich nach Selzer um, nach dem alten Bankier Selzer, um auf ihn einzustürmen, um ihn zur Rede zu stellen.

Aber der war nicht mehr da. In dem allgemeinen Tumult war er durch eine kleine Tür des Börsenrestaurants hinausgeschlüpft . . .

* * *

In den nächsten Tagen ging die Weltgeschichte einen eisernen Schritt durch Europa. Die Telegramme zwischen dem deutschen Kaiser und dem Zaren flogen hin und wider. Die russische Gesamtmobilmachung war offenbar geworden. Die beiden Ultimatums klirrten von Deutschland nach dem Osten und Westen. Grenzverletzungen fielen wie glühende Bleitropfen in die zischenden Massen. Ein ungeheurer Begeisterungssturm brach los in Deutschland. Millionen und Millionen riß er an die

mir an jenem Abende nichts anderes übrig, als schweigend, vielleicht feuchten Auges noch einen Blick auf das Denkmal zu werfen und sachte hinwegzugehen.

Um aber doch deutsche Art irgendwie zu betätigen, ging ich in das Restaurant Felsche und trank Bier. Da sagte mir ein lustiger Zechgenosse: „Die Helden von den Jahren Siebzig und Einundsiebzig haben so viel getan, daß unserer nationalen Tatenlust kaum etwas anderes mehr übrig bleibt als Bier zu trinken!“

Nach drei oder vier Stunden, es mögen auch fünf gewesen sein — wir hatten übrigens nicht sowohl viel getrunken, als geschwärmt — schwamm ich an den Türpfosten vorüber glücklich wieder ins Freie, in die kühle, stillegewordene Vollmondnacht hinaus.

Es war mein nationales Empfinden leidenschaftlich geworden und ein wenig kraus. Ich suchte wieder den alten Platz mit dem Denkmal, konnte ihn aber nicht finden. Die Könige von Preußen und Sachsen dort, Bismarck und besonders Moltke waren durchaus nicht immer so stille gewesen als sie jetzt sind, nachdem sie selbst das Erz geworden, mit dem sie einst so vernehmlich geknallt hatten. Und so fand ich wohl die Pleißenburg, den Westplatz, den Johannapark, aber nicht den alten Marktplatz mit dem Denkmal. Die elektrische Bahn, die ganz Leipzig nach allen Richtungen durchstreift, lag mit ihren im Monde glänzenden Schienen in starrem Schlummer da. Die Häusermassen standen so still und öde, wie die der verwunschenen Stadt im Märchen. Eines verspäteten Fußgängers Schritte widerhallten laut in den Straßen, bis sie in der Ferne verklangen. Nachdem ich lange traumhaft so dahingetrottet war, weitete sich um mich ein freier Raum, er war mit Baumgruppen bestanden, deren Schatten wie schwarze Tücher dalagen auf dem mondlichen Silberreifen des Rasens. Plötzlich stand ich vor einer hoch gegen den Himmel ragenden Masse. Es war kein Baum, kein Gebäude. Da oben auf dem Felsenriff stand ein ungeheurer Mensch.

Es war das Bismarckdenkmal. Am ehernen Riesenmanne spielte das Mondlicht. Neben der Gestalt des Germanenherzogs saß, sich auf die Vorderfüße stemmend, der Reichshund. Der einzige Hund, dem die Deutschen ein Denkmal gesetzt. — Als ich länger vor dem seltsamen Monumente gestanden, traten allmählich alle Einzelheiten desselben hervor; aus dem Felskoloß, der dem ehernen Fürsten als Sockel dient, hob sich eine zweite Menschengestalt ab. Ein massiger Mann mit dem Schurzfell, das, obschon es ebenfalls aus Erz war, gleichsam in den Lüften flatterte. Mit leidenschaftlicher Gebärde springt dieser Mann den Felsen an und streckt, wie hilfesuchend, seine Arme empor nach Bismarck. Was hält er in der geschwungenen Hand? Einen Eichenzweig? Einen Baumast? Wie trotzig das verwitterte Angesicht, das schreiende Auge

Sie hatten sich alle umgedreht. Da war ein alter Mann vom Stuhl gefallen. Bleich und regungslos lag er am Boden. Das Glas Bier hatte sich über seine Hemdenbrust ergossen und machte braune Flecken. Am Rocke hing ein wenig Bierschaum, der noch zu knistern schien.

Der alte Mund stand schreckhaft offen. Jetzt schien er sich ein wenig zu bewegen.

„Er stirbt — er will noch etwas sagen!“ schrie einer. Ein anderer beugte sich hinab.

„Was sagt er — was hat er gesagt?“

„Ich habe nur verstehen können: ‚Ich zweimalhunderttausend bestens‘ — ah, dort kommt der Arzt.“

Aber noch bevor der Arzt kam, ging ein Zucken durch den alten Körper — es streckte ihn — Bankier Selzer war tot.

Der Reichshund.

Ein Reiseabenteuer von **Peter Rosegger.**

„Unsrer Väter heißes Sehnen,
Deutschlands Einheit ist erstritten.
Unsre Brüder haben freudig
Für das Reich den Tod erlitten.
Enkel mögen kraftvoll walten,
Schwer Errungnes zu erhalten.“

Auf dem alten Marktplatz zu Leipzig, dessen Häusergiebel die Völkerschlacht von 1813 gesehen haben, steht aus Erz geformt das stolze Siegesdenkmal für das, was vor fünfundvierzig Jahren geschehen ist. An drei Seiten des Sockels, auf dem die Germania steht, ist die obige Inschrift eingegraben. Hier, im Herzen Deutschlands, auf heiligem Boden der Befreiung von Fremdherrschaft, im Angesicht der Heldengestalten, die das Reich neu und groß aufgerichtet haben, wird mir, so oft ich davorstehe, warm hinterm Brustfleck. Wenn ein großes altes Volk so erniedrigt war, wie es das deutsche gewesen, und es rafft sich endlich heldenhaft aus fremdem Banne und macht sich frei und einig, da kann keiner, in dessen Adern ein deutscher Blutstropfen kreist, gleichgültig bleiben. Die Einigkeit eines Volkes ist ja doch sonst selbstverständlich. Bei den Deutschen nicht — durchaus nicht! Bei den Deutschen ist es ein ungeheures Wunder, wenn sie eins sind! — Aufschreien möchte man, in heißer Wonne jauchzen darüber, daß unser Volk herrlich geworden ist vor aller Welt. Weil aber die löbliche Leipziger Polizei wahrscheinlich dagegen ernstliche Verwahrung eingelegt haben würde, wenn ein Steirer dort auf dem alten Platz anfinge zu jodeln und zu jauchzen, so blieb

Zur selben Stunde rüttelte mich jemand am Rockärmel. Ich wachte auf und war nicht wenig verwundert, mich an den Stufen des Bismarckdenkmals zu finden. Ich möchte zu meiner Ehrenrettung doch versichern, daß der merkwürdige Rausch weniger dem Bier entsprang, als der Freude über die Einigung der Deutschen. Ich kehrte heim in mein Österreich, um nach geringen Kräften mitzuhelfen, daß die letzten Worte des Reichshundes wahr bleiben.

An Ostpreußen.

Von Robert Hamerling.*

Je weiter der Weg, den er wandern muß,
Um so wärmer zu sein pflegt ein Liebesgruß,
Ein Gruß zwischen Freunden und Brüdern:
Ein Bruderruf war's, der gen Süden drang,
Und je weiter die Ferne, aus der er klang,
Um so inniger sei das Erwidern!

Ja, was ihr spendet mit mildem Sinn,
Ein hungernder Bruder nimmt es hin,
Hohläugig, mit fleh'nder Gebärde:
Die Gabe, sie facht einen Liebesstrahl an
In des Bruders Aug', einen wärmenden Span
Auf des Bruders erloschenem Herde:

Nicht klingen wird sie, prahlenden Klangs,
In der Opferschale des Müßiggangs,
In den Silberkammern der Fürsten:
Nein, feuchten wird sie den kühlenden Schwamm
Für die Lippen der Siechen vom Bruderstamm
Die nach Labung schmachten und dürsten!

Im Rheinstrom liegt, nach der Sage Wort,
Ein unermeßlicher goldner Hort,
Das Erbe der Nibelungen:
Blutgierig umwarb ihn der Helden Zank
Jahrhundertelang, bis zutiefst er versank,
Von den Stromes Wogen verschlungen.

O wüßten den Ort wir im tiefen Rhein,
Wir höben den Hort, wir schmölzen ihn ein —
Nicht die Großen mehr sollten drum hadern:
Um den die Helden vergossen ihr Blut,
Er würde dann selbst zu nährendem Blut,
Zu Blut in des Volkes Adern!

---

* Dieses Gedicht entstand 1868 — zwei Jahre nach dem Bruderkrieg — als Prolog zu einem Konzert in Graz für die Notleidenden in Ostpreußen.

Unsere Liebe für die Brüder im Osten ist immer die gleiche gewesen!

— es schreit, ja, dieses fast wild dem Helden zugewendete Auge! Die bärtigen Lippen scheinen im inneren Sturme zu zucken. — Wer ist dieser Mensch, der, aus demselben Erze wie Bismarck gebildet, zu ihm wie aus gefahrdrohendem Abgrunde emporstrebt? — Es ist der Mann aus dem Volke, es ist das Volk selbst. — Ich blicke mir die Gestalt näher an. Die Erscheinung ist berückend. Diese Gesichtszüge! Die kommen mir bekannt vor. In meiner Jugend lebte im österreichischen Alpendorfe Fischbach ein Rohschmied, ein wahrer Recke von Gestalt und Tüchtigkeit. Die Hufeisen zerbrach er mit der Hand. Sein leidenschaftliches Herz war wie ein glühender Eisenklumpen, aus dem die Schlacken flogen, wenn das Schicksal hämmerte. In Büchern belesen, wurde er zum Landboten gewählt. Des wilden Wortes mächtig war er. Und als im sechsundsechziger Jahre der Krieg ausbrach, war es der sturmwetternde Schmied, der sich dagegen aufbäumte. Aber er mußte fort mit den übrigen — und bei Königgrätz ist er gefallen.

Und nun, am Fuße Bismarcks, stand er da, der Dorfschmied, dem Grabe entstiegen, so stand er auf dem Sprunge nach oben. Ich sah, wie seine gespannten Beine anhuben zu zucken. Seine aufgereckten Hände begannen zu zittern — plötzlich bewegte sich das Haupt und von den Lippen sprang wüst und gell der Schrei: „Bismarck!"

Ich trat ein paar Schritte zurück und dachte: Nun geht was vor!

Durch die Gestalt des Schmiedes schien ein großes Schauern gefahren zu sein, alle Gebärden wurden lebendig und aus dem Munde scholl es neuerdings — wie ein Kanonenschlund klang die Kehle: „Bismarck! Du hast uns getrennt!"

Bismarck auf den Stock gestützt, den Schlapphut in der Hand, bewahrte seine eherne Ruhe. Hingegen begann zu seinen Füßen der Reichshund lebendig zu werden. Zuerst huben die Ohrenspitzen an zu zucken, dann hob sich der große eckige Kopf, dann fletschte er die Zähne und knurrte gegen den Schmied herab. Er knurrte fort und fort, und sein Knurren ward zur menschlichen Stimme, und der Reichshund sprach: „Schmied aus dem Osten! Grrrr . . ., gestatte, daß ich dir eine kleine Geschichte erzähle aus meiner eigenen Familie. Unser waren viele Mitglieder, große und kleine, gutmütige und bissige, und die Verträglichkeit im Hundekobel ließ sehr zu wünschen übrig — grrrr . . . Unserem Herrn wollte das nicht gefallen und er beschloß die Uneinigen ganz auseinander zu tun in zwei Kobel. Und schau, als das geschehen war, bekamen die Nachbarn Heimweh zu einander, sie begannen sich zu besuchen, einander einzuladen und zu versichern, daß sie treue Verwandte wären. Und seither haben sie sich lieb . . ." Die Sprache des Hundes ging wieder in Knurren über, das wurde schwächer und verstummte.

tut, ohne sich zu entschuldigen, lebt man in Zürich ganz gemütlich und sehr angenehm. In Paris hingegen möchte ich keinem Deutschen raten, gleiches mit gleichem zu vergelten. Stößt man doch in der Seinestadt überall auf Denkmäler und Wahrzeichen, die nichts anderes bezwecken, als das leicht zu entflammende gallische Temperament gegen alles Deutsche zu verhetzen — weil die „Preußen" 1871 die Frechheit hatten, Frankreich ehrlich zu besiegen und Paris zu erobern. Die eigenen Greueltaten vergangener Jahrhunderte in der Pfalz, am Rhein, ja in ganz Mitteleuropa, wo heute noch zahllose Trümmerstätten an Ludwig XIV. und Napoleon gemahnen, sind in Vergessenheit getaucht und nur der Haß gegen die „deutschen Barbaren" lebt, die, endlich aller Überfälle müde, mit vereinten Kräften den Erbfeind überwanden. Drohen doch auch gerade jetzt französische Minister einträchtig mit den Engländern, jede deutsche Fabrik, jeden deutschen Bahnhof zu vernichten; nur müssen die Heere der Verbündeten zuerst die deutsche Armee besiegen, um ihren löblichen Vorsatz auszuführen. Anderer Herren Länder zu verwüsten, scheint den Franzosen gutes Recht; selbst zu leiden ist ihnen unerhörte Infamie . . .

Auf der Place de la Concorde steht eine Statue der Straßburg und stets bekränzen sie unermüdliche Hände mit Blumengewinden, von denen dreifarbige Bänder flattern; dadurch soll die Trauer des Volkes um die „geraubten Provinzen" wach erhalten werden. Und nicht weit davon erhebt sich eine künstlerisch wundervolle Gruppe „Quand même?" getauft, einen todwunden französischen Krieger darstellend, dem eine junge Elsässerin die Waffe zur Selbstverteidigung aus der Hand nimmt. Solche Monumente müssen wirken und wirken auf die Jugend, die den unseligen Revanchegedanken als heiliges Vermächtnis hegt und pflegt, nur den günstigen Augenblick ersehnend, um dem verhaßten Preußen-Deutschland den Todesstoß zu geben. Sieht man genauer zu, so ist diese auch von findigen Skandalbücherschreibern genährte Wut freilich viel, viel älter als Sedan, lautete doch 1870 der gallische Schlachtruf: „Revanche pour Sadowa" — Vergeltung für Österreichs Niederlage bei Königgrätz, obwohl ein paar Jahre vorher Napoleon III. selbst Schulter an Schulter mit Italien gegen die Donaumonarchie zu Felde zog. Logik darf man nicht bei den Franzosen, am wenigsten bei den Parisern suchen; jeder volle Klang betört sie. Prangt doch auf fast jedem öffentlichen Gebäude das für die moderne französische Plutokratie so gar nicht passende Schlagwort: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" und geschäftige Kritzler malen es gleicherweise auf die Grabeskirche Napoleons wie an die Wände der Bedürfnisanstalten . . .

Für tönende Schlagworte war Frankreich stets bereit, in Revolutionen und Kriegen zu verbluten, und nur sonderbare deutsche

Noch einen Hort verschlang sie, die Zeit,
Die stürmisch-wilde, nach blutigem Streit —
Den Hort der Liebe und Treue:
Auch ihn hat der Hader der Großen versenkt —
Doch das deutsche Volk, das seiner gedenkt,
Das Volk, es heb' ihn aufs neue!

Lebendig in deutschen Landen kreist,
Keinen Schlagbaum kennend, der deutsche Geist —
Und wie der deutsche Gedanke,
So kenn' auch, erweckt von der Liebe Strahl,
Das deutsche Herz keinen bunten Pfahl,
Und keine trennende Schranke!

Die Gabe, so wandert zum Nordmeerstrand,
Sie melde: als Bote vom Alpenland,
Zu bezeugen komm' ich gezogen,
Daß vernommen noch wird auch dort, wo erhöht
Der Alpen heilige Hochwacht steht,
Das Rauschen der Ostseewogen!

Die Sprach', in welcher das Kind um Brot
Am Nordstrand fleht in hungernder Not,
Daß das Mutterherz bricht vor Erbarmen —
Dieselbe ja ist sie, in welcher das Kind
Des Älplers betet, in welcher es sinnt
Und stammelt auf Mutterarmen!

Auch um die Hänge der Alpen kreist,
Keinen Schlagbaum kennend, der deutsche Geist —
Und wie der deutsche Gedanke,
So siege nun auch das deutsche Herz:
Eine Friedenstaube fliegt ostseewärts
Und spottet der trennenden Schranke!

Noch geschieht's, daß Verblendung in Tat und Wort
Schlägt tiefer den Pfahl zwischen Süd und Nord,
Und der Haß Giftpfeile befiedert:
Doch — je weiter der Weg, den er wandern muß,
Um so stürmischer klingt bald der Liebesgruß,
Der das größte der Völker verbrüdert.

Pariser Eindrücke.

Die unhöflichsten Leute, die ich kennen lernte — wenigstens dem deutschen Ausländer gegenüber — sind die Pariser. Nur von den Zürichern werden sie an Grobheit übertroffen; aber sobald man sich gewöhnt hat, was einem auch weiter nicht übel genommen wird, dem klobigen Schweizer ebenso auf die Hühneraugen zu treten, wie er es

Einmal abends, in einem Kaffeehaus, wo eine Musikkapelle spielte und den Wünschen der Gäste bei Auswahl der Stücke gern entgegen kam, fuhr mir der selbstmörderische Gedanke durch den Kopf, „Die Wacht am Rhein“ zu bestellen ... Die Liebe zum Leben hielt mich davor zurück; man hätte mich nachher wahrscheinlich in ein Spital tragen müssen. Ein Jahr später, in Laibach, gleichfalls in einem Kaffeehaus, hörte ich die Marsellaise geigen — die Anwesenden sangen mit und klatschten begeistert Beifall! Ländlich, sittlich ...

Ich hatte in Paris stets das Gefühl, unter einem Volk zu sein, das trotz seiner hohen Begabung, wovon Künste und Technik vielfach schöne Zeugnisse ablegen, sehr, sehr kindisch ist. Je nachdem reizend, launisch und grausam, wie Kinder sind, denen die rechte Einsicht in die Tragweite ihrer Handlungen fehlt.

Nun ein paar kleine persönliche Erlebnisse: Vor Epernay, Paris zu, riß ein entgegenkommender Lastenzug von unserem Wagen die Gangtür, die der Schaffner auf der letzten Haltestelle zu schließen verabsäumt hatte, aus den Angeln und schleuderte sie krachend in die Spiegelscheibe eines Abteils erster Klasse. Natürlich Entsetzen, Lärm, Geschrei, Geschimpfe und ein halbes Dutzend blutiger Gesichter und zerschundener Nasen unter den Reisenden. Wir dachten, in der nächsten größeren Station würde der arg verwüstete Wagen ausgewechselt werden, aber das war ein Irrtum. Wo wir anhielten, drängten sich Leute, besonders Bahnbedienstete, heran, betrachteten den Schaden, lachten und witzelten — endlich erschienen zwei Arbeiter und flochten an Stelle der verlorenen Tür ein kunstvolles Spinnennetz aus Bindfaden ... Weiter ging’s, fröhlich, nach Paris!

Einige Tage später ratterten wir auf dem Oberdeck eines Autobus über eine Seinebrücke, der Lenker wich einem Pferdewagen ungeschickt aus und plötzlich rollte unser schwerer Kasten über den Gehsteig, stieß ans Brückengeländer an, warf Trümmer davon in den Fluß, schwankte, kollerte — und im allerletzten Augenblick erst wirkten die Bremsen und zitternd, schief, stand der Autobus; einen Zoll weiter und wir wären ins Wasser gestürzt und ertrunken, wie einige Monate nachher die Kinder der Tänzerin Isadora Duncan. In den knappen Momenten äußerster Spannung, da niemand wußte, wie das Abenteuer enden würde, herrschte im Wagen Aufregung und furchtbare Verwirrung — Schreien, Fluchen, Fluchtversuche, aber sobald es klar war, daß man mit dem bloßen Schrecken davonkam, schlug die Angst ins Gegenteil um: alle lachten, scherzten und machten ironische Bemerkungen. Ich hatte in den Trubel recht sinnlos auf Deutsch „Ruhe! Ruhe!“ gerufen, doch meine Frau beruhigte sich nach der glücklichen Rettung nicht so rasch, sondern äußerte über den Vorfall ihre Entrüstung in ihrem allerbesten Französisch — geläufiger hörte ich sie nur einmal noch parlieren, in

Schwärmer konnten glauben, durch vierzigjährige Versöhnungsbemühungen die Republik zu gewinnen. Der erste Anlaß genügte, „gegen Berlin" mobil zu machen und verbündet mit der halben Welt für die serbischen Meuchelmörder einzutreten. Und gewänne Frankreich auch Elsaß-Lothringen wieder, so wäre es noch lange nicht zufrieden, sondern strebte nur um so gieriger nach der Rheingrenze. Das Sprichwort, der Appetit komme beim Essen, ist französischen Ursprunges.

„Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!" prahlen die Inschriften und man setzt Danton und Desmoulins Denkmäler, aber man setzt solche auch Karl dem Großen, der Jungfrau von Orleans, dem Sonnenkönig und dem ersten Napoleon — jedem, der Frankreichs Ruhm mehrte. Alle Museen und alle Königsschlösser hegen die Tradition, die königliche, die kopfabschneidende und die kaiserliche, denn sie schmeicheln der Eitelkeit Frankreichs. Jedermann, der dieser dient, wird angebetet. Das Wort „gloire" berauscht in Paris täglich mehr Köpfe als Champagner und Absinth. „Gloire", daran trinkt sich das seltsame Volk satt, das behauptet, an der Spitze der Kultur zu schreiten, und mit den abgefeimtesten Halunken paktiert, um dadurch frischen Ruhm zu erwerben.

Der französische Nationalcharakter ist nicht leicht verständlich, da darin Widersprüche einen allzu breiten Raum einnehmen. Die Mehrheit besitzt zweifellos, derzeit wenigstens, eine aufrichtige republikanische Gesinnung — und war entzückt, als Kaiser Wilhelm eine Begegnung mit der entthronten Eugenie suchte und als Prinz Eitel Friedrich von Preußen in Paris zur Grabstätte Napoleons fuhr. Vielleicht haben jene recht, die meinen, Frankreich wäre schon lange wieder Monarchie, träte nur ein einziger ernsthafter Thronwerber auf; die gegenwärtigen Prätendenten sind anrüchige oder unentschlossene Leute.

Schon geraume Zeit vor unserem großen Krieg fühlte sich jeder Deutschsprechende in Paris wie in Feindesland. Die Besitzerin des Hotels z. B., wo ich wohnte, hätte, obwohl Elsässerin von Geburt, um keinen Preis ein deutsches Wort über ihre Lippen gebracht und den Kellnern eines „Wiener Cafés", insgesamt selbst Wienern, war es streng untersagt, deutsch zu sprechen. Man vergleiche damit die üppige Fremdsprachigkeit bei uns! — Die Schaffner auf der Elektrischen gaben auf höfliche Fragen in französischer Sprache, die sicherlich ausländisch anklang, überhaupt keine Antwort, doch muß es dahingestellt bleiben, ob an dieser Unhöflichkeit Chauvinismus oder der Mangel an Trinkgeld Schuld trug; auf den Pariser Trambahnen ist nämlich Trinkgeld zu geben nicht üblich, doch fordern ein solches anderseits die „Billeteusen" — ich finde dafür keine deutsche Bezeichnung — in den kleineren Theatern . . .

nichts anderes, als den kaiserlichen Triumphbogen und etliche geschmacklose Ausstellungsgebäude nebst einem halben Hundert Mietskasernen. Über dem Ganzen schwebte in ungeheurer Höhe ein Freiballon und warf Sand ab, daß einige Frauen kreischten. Auf die Frage meiner Frau, was es eigentlich gebe, antwortete ein gutgelaunter Wachmann: „Gehen Sie lieber nach Hause, Madame, wissen Sie denn nicht, daß es Krieg gibt?“

Und damit waren die Aufregungen des Pariser 1. Mai erschöpft.

Diese Komödie ereignete sich im freiheitlichen Frankreich, da organisierte Arbeiter spazieren gingen, sich betranken und Lieder sangen, und die Regierung bot dafür ein Heer von sechzigtausend Mann auf. Ich dachte, wie wir guten Deutschen empört sein würden, ergriffe man in Berlin oder in Wien bei dem gleichen Anlasse auch nur ähnliche Vorsichtsmaßregeln! Hier erregt schon eine Bereitschaft in den Kasernen das Blut mancher Schwärmer. Wir leben eben in einem „tyrannischen Militärstaat“ und nicht in einer „demokratischen Republik“, wo ein frei gewählter Präsident, der zur Erholung ausfährt, so eng von schwerbewaffneten Reitern umgeben wird, daß man von ihm nichts wahrnimmt als die — Räder seines Staatswagens. Blickt er doch gerade von den Fenstern seines Palastes auf die blutige Stelle, wo einst das Schermesser der Nation arbeitete und die Köpfe von Königen und Königinnen, Herzögen, Grafen, Baronen, von Bischöfen, Glücksrittern und Maitressen, aber auch von Kleinbürgern, Hallendamen und Strolchen, von Danton und Robespierre schnitt . . .

Als Roosevelt nach seinem Jagdzuge in Afrika Paris besuchte, führten ihn seine Bärentreiber auch in den Louvre zu einem altassyrischen Denksteine mit einem Auerochsenschädel und die riesigen Gardisten seiner Begleit- und Schutzmannschaft drängten wortlos und gewalttätig alle anderen Besucher zurück, was der Expräsident scheinbar nicht sehr höflich fand, denn wie zur Entschuldigung der Grobheiten, die für ihn geschahen, grüßte er uns liebenswürdig durch Lüften seines Hutes. Vielleicht fand auch er die demokratischen Umgangsformen in der französischen Schwesterrepublik ein wenig eigenartig. — Im verruchten Berlin hörte ich einen der sprichwörtlich derben Schutzleute unter den Linden zum Publikum, das die Kaiserin und Prinzessin Viktoria Luise, die in einen Kaufladen traten, umdrängte, wohlwollend sagen: „Aber ich bitte, geben Sie Raum — Sie werden doch nich verlangen, daß sich die hohen Herrschaften durchdrängeln!“

Berlin ist eben nicht Paris. —

Den Tod Eduard VII. betrauerte Paris förmlich mit vielen ausgesteckten Fahnen, die von Hotels, Geschäftshäusern und manchen Wohngebäuden wehten. Immer wieder sind es die sonderbaren Widersprüche

Genf, als die Tür unseres Hotelzimmers nicht und nicht schließen wollte, was der würdige Portier achselzuckend als Schickung des Himmels hinnahm. Damals, an der Seine, grinste ein Wachmann gütig zu dem Wortschwall und versicherte: „Madame, was hätte Ihnen denn geschehen können? Schlimmstenfalls ein Bad . . .“ Man muß sich die Lage nur vorstellen: Eingekeilt in Menschen, zwischen Eisengestänge wie in einem Käfig und dazu ein Sturz zehn, zwölf Meter herab! — An demselben Tag sahen wir noch zwei Autounfälle auf dem Boulevard, wobei ein Laternenpfahl gleich einer Kornähre geknickt wurde.

Ja, die Pariser Straßenpolizei!

Köstlich gestaltete sich der Tag der allgemeinen Wahl in die Deputiertenkammer. Von frühem Morgen an Getümmel, Getriebe, Gebrüll; rasende Fahrzeuge aller Art, Flugblätter, Agitatoren, ein Hin und Her, das sichtbarlich jedermann große Freude machte. Und erst abends, als die Ergebnisse bekannt wurden! Ganz Paris strömte über die großen Boulevards, kaufte die Sonderausgaben der Zeitungen und starrte zu den Schriftleitungen der großen Blätter empor, wo nach und nach die Namen der Gewählten hellerleuchtet auf dunklem Hintergrunde erschienen. Die königlich gesinnten Zeitungsleitungen begnügten sich nicht mit nüchternen Mitteilungen, sondern knüpften an die Wahl besonders feindlicher Gegner boshafte Bemerkungen; so fügten sie, wenn ich nicht irre, beim politischen Chamäleon Briand eine kleine Erinnerung an seine Vergangenheit an, die ungefähr lautete: „1890 Sozialist — 1900 bürgerlicher Liberaler — 1910 Minister“. Bei einem anderen, der die Unterdrückung von Streiks mit Waffengewalt durchgesetzt hatte, hieß es: „Die Republik tötet die Menschen — es lebe die Monarchie!“ In einer Pause leuchtete das Bild des Thronwerbers, des Herzogs von Orleans, auf und ein Teil der Zuschauer brüllte: „Vive le roi!“ während ein anderer schrill pfiff. Dabei unterhielt man sich köstlich und lachte, und die Schutzleute betrachteten mit freundlicher Neugier den ganzen Vorgang.

Düster verlief dagegen der 1. Mai, für den die Sozialisten Feste, Umzüge und Demonstrationen im Bois ankündigten. Die friedlichen Bürger blieben vorsorglich daheim und der Straßenverkehr lag darnieder. Vor der Madeleinekirche und um die Oper herum standen und saßen und lungerten Soldaten; ein mächtiges Aufgebot; Gewehrpyramiden erhöhten den kriegerischen Eindruck des bunten militärischen Bildes, die Pferde der abgesessenen Reiter wieherten und schmucke Offiziere mit ernsten Gesichtern steckten die Köpfe zusammen. Auf der Rampe, die den Tuileriepark gegen den Concordiaplatz abschließt, stand inmitten einer Soldatengruppe ein bärbeißiger General und blickte durch einen Feldstecher gegen das Bois, wo die „Feinde“ waren; er sah bestimmt

Nürnberger. Wie alt der Ausdruck Krois ist, bezeigt, daß das Denkmal der Kreuspach († 1299) zu Baden in Niederösterreich daran erinnert, es hat im Wappen die Scheren eines Krebses. Ein Michael Kreuß von Kreußenhof wird in den Urbarien zu Wolkenstein (1622)* genannt. Wie volkstümlich der Ausdruck Krois ist, beweist der Vierzeiler:

Im Bach bin ih s gwaten,
A Krois hat mih zwickt,
Han Schuastapech gnommen
Und a Pflasterl aufpickt.

Als die Leute bemüßigt wurden, Familiennamen** anzunehmen, griff man zu den sonderbarsten Mitteln, Namen zu finden. Man entnahm Namen dem Tier-, Pflanzen- und Mineralreich. Es entstanden Vogel, Hirsch, Hahn, Löwe, Bär, Veigel, Pilz, Hanf, Lorbeer, Weichsel, Weichsler, Mandel, Diamant, Stein, Spat, Gold u. s. f. Durch die Eintragungen in die Matriken ergab sich die verschiedene Schreibung der Namen. Der eine schrieb Tschech, der andere Czech, der erste Bär, der zweite Peer, der dritte Vogel, ein anderer Vogl. Auch Ländernamen wurden bei der Namengebung zum Vorbild genommen. Man bekam einen Ungar (aus Ungarn), Böhm, Kroat, Schlesinger. In der Chronik des Stiftes Göß bei Leoben steht: 1770: Eodem anno sind die Häuser in den kaiserlichen Erbländern zum erstenmal numeriert worden und gleich darauf wurden alle Leute in den Häusern beschrieben. Hier ist also ebenfalls von der Namengebung die Rede. Wer noch keinen Familiennamen hatte, bekam ihn. Man sah auf die Größe dessen, dem ein Name gegeben werden mußte (Lang, Kurz) oder auf die Lage des Besitzes (Büheler, Bacher, Rainer), auch auf Ortsnamen wurde Rücksicht genommen (Schwanberger, Luttenberger, Nestelbacher, Limberger, Brucker).

Im Zahnschen Urkundenbuch ist von St. Peter am Lindenperche (Limberg) die Rede, es ist dies St. Peter im Sulmtale. Der Name Lindenperch hat sich in der Gemeinde „Limberg" erhalten, der Berg (Hügel) auf dem St. Peter steht, hat zur Zeit keinen Namen, selbst in meiner Jugend*** traf ich ihn nicht mehr. Wie sich die Ortsnamen verändern, veränderten sich auch stark die Haus- und Familiennamen, zum Beispiel Kalß, Püchler, Gravenegger u. s. f. 1312—23 schrieb man Khalsen, 1380 Khunrat Kalß, 1511 Konrad Kalssen, 1587 Egidy Kallß, 1654 Hans von Kals, wie es den Matrikenführern eben gefiel, den Namen zu schreiben. 1343 existierte ein Heinrich Puechler, 1565—1705 war ein Christof Püchler lateinischer Schulmeister zu Gmunden. 1642 findet man eine Clara Puchlin. Von Pichler abge-

* M. v. Platzer „Drei Flüssen entlang" haben wir einiges entnommen.

** Theusl, „Das Benediktinerstift Göß".

*** Ich lebte von 1864—1885 in St. Peter i. S.

der republikanischen und der monarchistischen Sehnsucht, die in Frankreich auffallen und schon von Zola kopfschüttelnd festgestellt wurden.

Der Franzose ist stark in der Liebe und feurig im Haß, und in seiner heißen, wenn auch wankelmütigen Begeisterungsfähigkeit liegt das Geheimnis seiner Zähigkeit. Ob das Volk gleichwohl den Namen „grande nation“, den es sich selbst beilegte, verdient? Vielleicht nicht; es mangelt seinem Wesen die ruhige Stetigkeit, die auf die Dauer allein Erfolg und Bestand gewährleistet. Und ob es ein Kulturvolk im Sinne der deutschen Auffassung dieses Begriffes ist? Seit es seinen fränkisch-germanischen Blutgehalt auszumerzen strebt und keltische wie levantinische Elemente das Übergewicht erlangen, schwindet der einst ritterliche Charakter der Nation zusehends hin; in der Erregung, gar erst im Zorn, wird sie grausam und tückisch. Nirgend, außer im wallonischen Belgien, hat das hinterlistige Franktireurwesen solche Grausamkeiten begangen wie in Frankreich. Ein Beispiel für tausende: Ein deutscher General wurde in einem nordfranzösischen Gehöft von der Besitzerin freundlich, geradezu herzlich aufgenommen — und am nächsten Tag suchte sie ihn durch vergifteten Kaffee zu ermorden. Weniger die Tat an sich, die immerhin aus patriotischen Gefühlen, aus verbrecherischem Wahnsinn heraus, geboren wurde, stößt uns Deutsche ab, vielmehr die Art und Weise ihrer Ausführung, die Falschheit und Heimtücke daran. Das lächelnde Gesicht, die geschäftig dienenden Hände, die vertrauenswürdige Geste und das Arsenik im Morgenkaffee . . .

Ich fürchte, zwischen dem Volke diesseits des Wasgenwaldes und jenseits der Vogesen gibt es kein Verstehen, keinen Frieden. H. L. R.

Altdeutsche Haus- und Familiennamen.

Von **Karl Reiterer-Wettmannstätten.**

Als ich im Jahre 1907 nach Trieben kam, fiel mir der Hausname Sardelli auf, man nannte eine Häusergruppe mitten im Überschwemmungsgebiete die Sardellihäuser. Nach einiger Zeit erfuhr ich, daß diese Häuser ein italienischer Maurermeister namens Sardelli erbaute. Nach hundert oder mehr Jahren wird sich, sann ich, dieser seltsame Hausname erhalten haben, ob man aber auch den Ursprung weiß? In Oberdorf bei Liezen fand ich 1897 den Hausnamen Krois. Der Name ist urdeutsch. Das Wort Krois (für Krebs) fand ich schon im Sulmtale, meiner Heimat (1864—1885). Kroisen bedeutet krebsen. Der Kroisbach ist ein Bach, in dem sich Kroise (Krebse) befinden. Georg Gabler verkaufte seinen Weingarten in Khreusbpach (Kroisbach bei Graz) dem Christian

raunzender Mensch. „Was semperst denn immer?“ hört man im Volksmunde. Der Schnofler ist einer, der durch die Nase atmet. Die Verkleinerung lautet Schnoferl. Beim Schmauderer lautet ein anderer Hausname. Ein Schmauderer (Schmaundler) ist ein mundfauler Mensch. In Oberdorf bei Liezen ist der Hausname Scheppern zu treffen. Scheppern heißt Geräusch machen, klirren, rasseln. „Was schepperst denn so?“ fragt die Bäuerin unwirsch, wenn die Dirn mit dem Küchengeschirr Lärm macht. Der Rucker, welcher Hausname in Liezen zu treffen ist, kann von Ruck kommen. Der Ruck ist eine Rauchstelle, ein Herd alter Art. „Mit eigenem Ruck ein Haus.“ Rucker könnte aber auch von nachrücken kommen. „Geh, ruck a weng nach!“ sagt der Bauer, wenn er ins Wirtshaus kommt und neben einem Platz nehmen will. Der Schreibname Rechling erinnert an den Eierschwamm*, den man im Volksmunde Rechling nennt. In Schladming trifft man den Haus- und Familiennamen Rantner. Eine Rante ist eine kleine Fichte. Rantelholz ist dünnstämmiges Holz, wie der Waldbauer sich ausrückt. Der Rant bezeichnet aber auch eine Zeitdauer. „Auf einen Rant ist er stark“, sagt man im Ennstale. Raffler sind Polterer, Lärmer. Ich traf diesen Namen in Aussee. Im Gurktalerischen (Kärnten) ist häufig der Hausname Leitgeb zu treffen, gewöhnlich sind oder waren es Wirte, unter einem Leitgeb verstand man seinerzeit immer einen Wirt, einen, der den Leiten (Leuten) zu essen und zu trinken gibt. In Weißenbach trifft man Langanger, von Lahngänger, eine Behausung, die dort steht, wo Lahnen** häufig gingen. Im Bezirke Irdning findet sich der Hausname Kreisterer vor, Kreisterin bedeutet Wöchnerin, kreisten heißt stöhnen, vornehmlich bei der Entbindung. Im Gegensatze zu den zusammengesetzten Taufnamen als Hausnamen gibt es auch einfache Taufnamen als Hausnamen, in St. Martin a. d. Salza kennt man das vulgo Huis (Matthias). Huis, wispelt der Älpler, mach' d' Suppen suiß. In St. Johann am Tauern gibt es einen Klackel; ein Klackach nannte man früher ein aus den Fugen gegangenes, halbzerbrochenes Handwerkszeug. In der nordwestlichen Steiermark gibt es ein Instrument aus Holz, das Klackel (oder Klöckel) genannt wird. Man nennt es auch Goasklackel, weil damit die Ziegen von der Weide herbeigerufen werden. In St. Martin a. d. S. sind die Kamp zu Hause. Ein Kamp ist ein Querholz, das Schweinen um den Hals gegeben wird, damit die Tiere nicht durch die Zäune zu schliefen vermögen. Ein Ochsenkummet nennt der Donnersbacher ebenfalls ein Kamp. Diese wenigen Proben dürften genügen, um zu zeigen, wie manche Namen auf einzelne altdeutsche Benennungen zurückzuführen sind.

* Chantarellus cibarius. ** Lawinen.

leitet erscheint Ehrenpichl und Grünpichl. Sartori von Ehrenpichl lebte 1656, der Grünpichl ist bei Irdning, auf ihm steht das Schloß Gumpenstein, einst Eigentum des Freiherrn K. F. v. Welsersheimb, Herrn auf Grünpichl u. s. w. Unterhalb der Ruine Wolkenstein bei Wörschach ist ein Bauernhaus, genannt beim Purgstaller, einst die Stallung für die Herrenpferde in der Burg. Hema von Straßburg erbaute bei Admont die Burg Purgstall, was wieder eine zweite Deutung des Familiennamens zuläßt. Von der Ortschaft Ketten bei Aigen (Bezirk Irdning) weiß man, sie habe ihren Namen von einer Kette von Räubern, die sich einst dort aufhielt. Die Sage erzählt, ein Vater habe seinen eigenen Sohn, den er nicht erkannte, ermordet, um ihn zu berauben. Den Familiennamen Ketten trifft man in Ketten ebenfalls, ein Haus heißt das Ketten in der Ketten. Im Ennstalerischen traf ich die Blahberger. Auf der Blah ist eine Grundstückbezeichnung. Der Hofkaplan Aribo (später Erzbischof von Mainz, 1021—1031), erwirkte für das Stift Göß Grundstücke „in der Blah". Nach der Lage des bäuerlichen Gehöftes erfand man die Namen Rainer (am Rain), Leitner (auf der Leite), Ebner (auf der Ebene), Weinberger (am Weinberge), Wieser (auf der Wiese), Bruckner (bei der Brücke). Auch Taufnamen verwendeten die Matrikenführer und Namengeber, die wahrhaft erfinderisch sein mußten. Otto, Karl, Friedrich, Lenz, Max sind Familiennamen geworden. Ebenso interessant ist die Verstümmlung einzelner Namen im Volksmunde. Statt Irdninger sagte der Ennstaler „Irlinger", statt Ardninger Arlinger, das spröde „Ning" ist dem Älpler nicht passend, er verwandelt es in „Ling". Auf ähnliche Weise wurden auch die Schreibnamen im Laufe der Zeiten verändert, man betrachte nur einmal folgende Ortsnamen: Chumptwitz (Kumpitz), Vantsdorf (Fohnsdorf), Roternstein (Rötelstein), Stiven (Stiefing), Chrugelach (Krieglach), Schärstorf (Schersdorf) u. s. w. Urdeutsche Familiennamen sind unter anderen die der Weichpold, Leitpold, Höpflinger, Weidhofer, Rudorfer, Reitegger, Maderebner, Boxbichler, Häusler, Reit, Gürtler u. s. w., Stainacher kommt von Gestein, Rohracher von Grör (Röhricht), Gstauderer* von Gstauden (Gestrüpp), man hört noch heute den Ausdruck Gstauderschopf. Im Jahre 1896 kam ich nach Weißenbach bei Liezen. Es fiel mir auf, daß ein Haus zwischen Weißenbach und Liezen d' Übermaß, in Oberdorf eines Mauthuber hieß. Später erfuhr ich, daß bei beiden Häusern eine Maut war. Die Übermaß war im 18. Jahrhundert eine landesfürstliche Steuer, welche als Maut eingehoben wurde. Einzelne Besitzer hatten, wie heute noch, gewisse Geisteseigenschaften, nach denen man sie in der Zeit benannte. Der Sumperer kommt von sempern, ein Semperer ist ein unaufhörlich

* Traf ich als Hausnamen in Weißenbach bei Liezen.

ein eigener Ringplatz hieß dort die Ringtratte. Zur Zeit, wenn Wallfahrer kamen, wurde auf dieser Tratte gerungen; von Oberwölz, Murau, ja sogar vom Metnitztale in Kärnten traf ich 1886, wo ich in Mariahof war, Ringer auf der Tratte. Als ich 1911 nach Wettmannstätten kam, machte ich einen Spaziergang ins herrliche Sausalweingebirge. Unterwegs redete mich ein Bäuerlein an: „San Sö nit der neue Teichhüter?" Meine Tochter Guggi, die mich auf meinem Spaziergange begleite, lächelte. Später erfuhr ich, daß ein Hausname lautet: Beim Teichhüter. Auf dem Hause waren seinerzeit in der Tat Bewohner, welche Teiche, die in der Nähe heute noch sind, zu beaufsichtigen hatten. Kann der Name Teichhüter nicht zum Familiennamen geworden sein? Wenigstens kenne ich einen Teichmeister, dessen Voreltern jedenfalls Teiche in Obhut hatten. Als ich 1896 nach Weißendorf bei Liezen kam, traf ich dort die Hausnamen Amerika und Mexiko und im Dorfe machte das Witzwort die Runde: „Amerika ist nicht weit von Mexiko." Der heute noch lebende Grundbesitzer Franz Platzer vulgo Schmied in Weißenbach erzählte mir, ein Besitzer des Dorfes habe sein Anwesen verkauft und sei jenseits des Bahngeleises, das sich südlich vom Orte befindet, übersiedelt, dort habe er sich aus Brettern ein Haus gebaut und sein Anwesen scherzweise Amerika genannt, weil er immer nach Amerika auswandern wollte, sich aber zum Schlusse doch eines Besseren besann und in der Heimat verblieb. Ein Zweiter erbaute sich unweit jenes Anwesens eine Hüte, die er Mexiko nannte. In Weißenbach traf ich noch folgende Hausnamen: Schüttner, Zwirtner, Schweiger, Saler, Broderer, Angerer, Rot in Wald, Rot in Lampalten, Mar in Lampalten, Olsterer, Höpfl, Reitbauer u. s. w. Der Name Reitbauer ist darauf zurückzuführen, daß ein Besitzer im Gereite (Reite), teilweise baumbewachsenem Grund, ansässig wurde. Größere Reitbauern nannte man Reitmoarn, wie überhaupt das Wort Mor (Morhof) einen größeren Bauernhof bezeichnet. Ein vulgo Reitmor wurde von mir in Falkenburg bei Irdning betroffen; ein Mört Reitmeier schenkte der Kirche zu Trieben 1505 eine Wiese. Um auf den Ausdruck Reit zurückzukommen, sei erwähnt, daß der Waldbauernbub singt:

Beim Reiterer in Reit
Hab'n s' bärstarke Leit,
Hab'n s' a rappigi Goas
Übern Steg obikeit.

Hier heißt eine Gegend in Reit.*

Verschiedene Umstände trugen dazu bei, daß die Familiennamen später auch wieder Hausnamen wurden, ja, es ist erwiesen, daß aus

* Gegen Bleiberg zu.

Ein anderer sah bei Anlegung der Matriken auf die Profession oder das Gewerbe, das einer hatte; es wurde der Name des Gewerbes Familienname, z. B. Bäcker (auch Becker), Schuster, Schneider, Müller, Maurer, Schmied, Weber, Gürtler, Holzknecht. In Donnersbach hieß es vor vierzig Jahren beim heutigen Zettler gemeinhin beim Auschmied, beim Schmied in der Au (Donnersbachau); beim Grundbesitzer Ludwig Mandl in Weißenbach bei Liezen hieß es beim Aubauer, beim Bauer in der Au, und man hörte im Volksmunde: Der Bauer in der Au(n) tut mit der Goas dungen und mit der Katz bau(n), d. i. pflügen. Selbst Gerätenamen und Spitznamen mußten als Hausnamen und später als Familiennamen herhalten; man kannte einen Hammer, Zangl, Löffler, Hohl, Lahrer, Notnagel, und in Donnersbachau erinnert daran das Witzwort: Der ist beim Hohl, Lahrer, Wenninger und Notnagel daheim, womit gesagt sein soll, der eine Bauer sei hohl, es sei nichts darinnen, der andere leer (Lahr), der dritte besitze weniger (Wenninger) und der letzte befinde sich in der Not, er sei ein Notnagel. Noch heute hört man von den Waldbauern* die Redensart: „Der ist hohl einwendig, das heißt, man will damit besagen: Inwendig besitze er nichts. Es ist anzunehmen, daß die Hausnamen vor dem Familiennamen bestanden; die Ortschroniken bezeigen es. Hiebei möchte ich vorerst darauf hinweisen, wie jede Gegend ihre eigenen Hausnamen, die charakteristisch sind, besitzt. Im Sulmtalerischen** trifft man sehr häufig Zusammensetzungen von Taufnamen als Hausnamen, was auf ein hohes Alter dieser Namen hinweist, oder man verband mit dem Taufnamen einen professionellen Namen, z. B. Schneiderhuisel (in St. Peter), Weberlippi (in Lassenberg bei Wettmannstätten). In meinem Heimatsdorfe traf ich die Hausnamen: Gregerlippi, Marxltoni, Joggapeter (Jakobpeter); die einzelnen Taufnamen verband man auch mit den Ortsnamen, z. B. Moosmörtl (der Mörtl, Martin, im Moos), Korbinmörtl (der Mörtl in Korbin). Verbreitet sind im Sulmtale die Namen Fastl, Fauland, Jauk, Kniely, Pölzl, Koch u. dgl. In Wettmannstätten, meinem Domizile, sind Hausnamen: Neubauer, Amtmann, Gödl, Gerat, Stupper, Schwammer, Kurz, Klinger, Godner. In Zehndorf bei Wettmannstätten: Holzweber, Holzwenzel, Suppi, Fabi, Tofferl, Goller, Helferer, Grill. In Wohlsdorf: Postl, Blasl, Eibel, Fuchs, Horzl; ferner trifft man im Kirchensprengel einen Forstmichel, einen Forsthans, Forstjaggl, Hammer, Trifthiasel, Weberbauer, Weixler, Trattenhiesel u. s. f. Tratte wurde mit vielen Hausnamen in Verbindung gebracht. In Moos bei St. Peter ist ein Trattenweber, in Mariahof bei Neumarkt traf ich einen Kirchtrattler, den Kirchenwirt;

---

* Donnersbachwald. ** St. Peter.

Zum Schlusse sei noch angeführt, daß Haus- und Familiennamen auch von Orts-, Berg- und Flußnamen abgeleitet wurden. Bei einem Hause in Trieben im Paltentale hieß es das Triebner, Edlacher kommt von Edlach, Sölkner von Sölk, Weißenbacher von Weißenbach, Schwarzenbacher von Schwarzenbach. Erstaunt war ich über den Bergnamen Tattermann in Donnersbachwald, eine altgermanische Bezeichnung, da Tattermann einen altheidnischen Hausgeist bezeichnet. Im Werke „Gräz" von Polsterer steht Seite 30, daß im Jahre 1532 ein ausgestopfter „Tartarmann" am Johannisabende herumgetragen wurde, was an die Tartaren (Türkenzeit) erinnert, 1774 aber abgestellt wurde. In Vorderwald, Gemeinde Donnersbachwald, hieß es beim heutigen vulgo Stocker seinerzeit beim Schnauzen, weil der Besitzer, ein aus Italien stammender Maurer, namens Decasta, einen riesigen Schnurrbart trug. Im Volksmunde hieß man den Mann den Schnauzen. Als er starb, nannte man die Witwe die Schnauzenmirl. Der Name Schnauz war den Waldbauern offenbar geläufiger als die welsche Bezeichnung Decasta. Ja, noch mehr, da die Schnauzenmirl Salben sott, hieß man diese Salben die Schnauzensalben. Wenn nach fünfzig Jahren bei den Waldbauern noch von dieser Salbe gesprochen werden sollte, wird die künftige Generation wohl keine Ahnung mehr haben, wie die Salbe zu dieser Benennung gekommen ist. Einzelne Originale haben im Volksmunde ihre eigenen Namen erhalten. So kannte ich vor 28 Jahren, als ich nach Donnersbachwald kam, den Spinnradl Naz, Hülltrager Naz, krumpfingerlten Hias, Schlatthamer Michel u. a. m. Spinnradl Naz war ein Spinnrädererzeuger, der Hülltrager Naz trug immer eine Bettdecke (Hülle) bei sich, der krumpfingerlt Hias kroch eines Tages besoffen über den Putterer-See* und erfror sich bei der strengen Winterkälte, die herrschte, alle Finger. In Sonnberg bei Trieben ist das vulgo Hahnleitner. Der Hausname entstand durch ein Witzwort, es hieß, der Hahn müsse auf der Leiten, wo das Haus steht, Fußeisen anlegen, um nicht abzukollern, da das Haus in der Tat auf einem steilen Hange steht. In Donnersbach, wo es auch viele solch steil gelegene Gehöfte gibt, hört man die Bauern necken: „Gelt, bei euch ist die Henne auf m Ebenfeld abgwalgn und auf der Leiten liegen blieben. Bei euch müssen eh d Hoan Steigeisen anlegen! Den eigenartigsten Vulgarnamen, den ich im steirischen Oberlande während meines fünfundzwanzigjährigen Aufenthaltes (1886—1911) traf, lernte ich im Waldlande kennen. Er hieß Jagerpeterhannakathllenz. Der Lenz war der Mann der Jagerpeterhannakathl. Und die Kathl? Die war die Tochter der Jagerpeterhanna. Und die Hanna? War die unverehelichte Magd beim Jagerpeter, der

* Bei Irdning, Gemeinde Aigen.

einem Hausnamen ein Familienname und aus diesem wieder ein Hausname wurde, wie ich es traf. Viele Hausnamen werden in der Dialektsprache derart entstellt, daß man ihre ursprüngliche Form kaum mehr erkennt. So heißt es bei einem Hause in Lossenberg bei Wettmannstätten Paungerz, Pongratz soll es heißen. Aus einem Jauk ist ein Jank entstanden, weil der Matrikenführer vergaß, das U-Strichelchen zu machen; aus einem Irgbauer (Georg, Girgl, Jirgl) ein Irrbauer, aus einem Stühler ein Stirler u. s. f. Es hielten sich die Hausnamen oft, wenn auch die Besitzer wechselten, was zumal in Gebirgsgegenden zutrifft. In Donnersbachwald verblieb man beispielsweise immer beim Hausnamen Brandl, Pötsch, Riesner, Goldbacher, Greiner, Schaffer, Ilsinger, Schauppen. Im benannten Dorfe fielen mir auch die Namen Herr und Unherr, zwei benachbarte Gehöfte, auf. Der eine dieser Bauern spielte seinerzeit einen „Herrn", man hieß ihn „Herr", was sich als Hausname erhielt. Der Nachbar war das Gegenteil von einem Herrenbauer, weshalb man ihn den Unherrn hieß, was sich ebenfalls als Spitzname erhielt. Haus- und Familiennamen decken sich fast nie, aus Gründen, die vorhin angedeutet wurden. In Donnersbach, wo viele Bauern hoch auf den Hängen liegen, trifft man einen Hochfasching, Hochperr, Obermoser, Oberklammer. Selbst in älplerischen Dichtungen trifft man Vulgarnamen, wie z. B.:

Beim Gamper, beim Retl,
Beim Färber, beim Getl,
Beim Mor und beim Bocha
Hab'n s' zipferte Kropfa.

Daß Familiennamen auf die Bäuerei weit zurückreichen, ist nicht uninteressant. So existierte im Ennstalerischen bis vor wenigen Jahren auf dem Großbauernhofe Mar in Steinkeller bei St. Martin an der Salza das Geschlecht der Meier durch vier Jahrhunderte. In der Gegend von Admont war auf einem Bauernhofe, wie erwiesen, noch länger das Geschlecht der Hollinger. In den alten Taufmatriken zu St. Peter im Sulmtale traf ich den Familiennamen Reiterer schon 1650 siebenmal, ein Beweis, wie verzweigt bereits dieses Geschlecht vor diesem Jahre war. Jedenfalls hieß der Name ursprünglich Reiter. Wie ein Reiterer daraus wurde, wer könnte es heute feststellen? Uralte Bauerngeschlechter sind die Lechner (von Lehen), Häusler, Pointner (von Painte)*, Zechner (von Zeche), Gruber, Seibold, Luitpold, Kamper, Kendler, Moser u. s. w. Die Zusammensetzung mit Lechner ist häufig. In Sonnberg bei Trieben traf ich einen Vetterlechner, Rührlechner, Schmiedlechner und Bäckerlechner, alle in der Gemeinde Dietmannsdorf.

* Eine Painte ist ein Weideplatz. Man trifft Kienpointen, Roßpointen.

geflossen, in dem sich Gold befand. Welsche trugen das Gold fort. In Hinterwald, Gemeinde Donnersbachwald, war bis vor ungefähr zehn Jahren auch ein stabiler Besitzer, dessen Hausname Goldbacher lautete. Den Schreibnamen Goldbacher traf ich ebenfalls. Ein Krankenkassesekretär in Leoben schrieb sich Goldbacher. Nördlich von Triebental ist eine Almhütte, Bärenbüchel genannt, der Bühel, auf dem sich seinerzeit Bären der Sage nach aufgehalten haben sollen. Ein Bärental und eine Bärentalhütte ist auf der Koralpe. In ihrer Nähe wurde der letzte Bär von einem „krumpen" Schneider aus Schwanberg geschossen. Das Tier soll im Joanneum ausgestopft zu sehen sein, mir zeigte man vor Jahren wenigstens im Joanneum den ausgestopften Bären, den „der krumpe Schneider gschossen hat". Östlich von St. Johann ist ebenfalls ein Bärental, unweit davon ein Berg, namens Bärenkopf (2134 m). Den Namen Bärnkopf traf ich in Donnersbach als Haus- und Familiennamen, auch Bärentaler kommt als Familienname vor, ein Beweis, daß sich aus genannten Ortsbezeichnungen Haus- und Familiennamen bildeten. Auch Anekdoten knüpfen sich an einzelne Familiennamen. In Pürgg bei Stainach (Ennstal) lebte um 1848 ein Pfarrer, namens Tod (Toth). Diesem stahl man, wie der Volksmund erzählt, einst über Nacht seine Krautköpfe* und ließ einen Zettel zurück mit den Worten: „Für den Tod ist kein Kraut gewachsen." Einen Jager, namens Josef Löchner, der einst einen Speckbachen** stahl, nannten die Waldbauern, wie mir meine Frau erzählte, den Speckbachen Sepp. Als man ihn beim Diebstahl ertappte, hatte er den Speckbachen wie einen Rock angezogen, dort, wo die Vorderbeine des Schweines gewesen waren, fuhr er mit den Ärmeln hinaus, so daß er den Speckbachen, der sehr schwer war, leichter tragen konnte. Kann man sich denken, was das für ein Hallo bei den Bauern war, als man den Dieb in diesem „Aufzug" ertappt hatte.

Heimgärtners Tagebuch.

Wir hätten jetzt der Bauernschaft, den Landleuten so viel zu sagen. Aber wie? Durch welche Mittel? Eine gemeinsame Zeitung lesen sie nicht; die Amtssprache, die etwa in Verordnungen und „Kundmachungen" zu ihnen reden will, verstehen sie nicht. Die Behörden und Ämter, die zu dem Volke sprechen wollen, sprechen müssen, haben einen Sprachstil, den kaum der Gebildete immer versteht. Es gibt sicher Beamte, die unsere deutsche Sprache schlicht, klar und volkstümlich

* Kopfkohl. ** Speckhaut, dem toten Schwein vom Fleische gehäutet.

Jagerpeter hingegen war ein Keuschler im Hinterwald. Vier Generationen umfaßte der Name, zumindest vier Sippen: die des Lenz, der Kathl, der Hanna und des erbgesessenen Jagerpeter. In Donnersbach steht auf dem Ilgenberge ein altes Gemäuer. Das Bauerngehöft in der Nachbarschaft heißt das vulgo Mesner. Die Besitzer dieses Hauses waren bis 1784, wo an Stelle des alten Gemauers eine Kirche stand, Mesner, das ist Kirchendiener. Der Hausname Mesner hat sich bis auf unsere Zeit herauf erhalten. Auch weibliche Taufnamen wurden als Hausnamen verwendet. In Weißenbach bei Liezen ist ein Gasthaus, s Agerl (Agatha), weil die Besitzerin Agerl hieß. Vordem hieß das Gasthaus zum Hinterwirt. Nun trat etwas Seltsames ein. Besagte Agerl heiratete einen Schmied, namens Hinterwirt, so daß der vorherige Hausname Hinterwirt zugleich Familienname geworden war. In St. Peter im Sulmtale gibt es in Karbin und in Hausleiten einen Hirzi, wie der Volksmund anstatt Herzog sagt. In Donnersbach und südlich von St. Johann am Tauern traf ich den Hausnamen Hübler, er kommt von Hübel, eine halbe Hube nannte man seinerzeit so. Eine halbe Hube hatte 18 Joch im Ausmaß. Hübler bezeichnet im steirischen Oberlande das, was man in Unter- und Mittelsteier Keuschler nennt. Dazu sei bemerkt, daß es auch Achtel-, Viertel- und Drittelhuben gab. Die ganze Hube konnte bis auf Achtel zerstückelt werden, wer einen solchen Teil besaß, war auch schon ein Hübler, aus diesem Teilbegriff hat sich später der Hausname erhalten. An einzelne Hausnamen knüpfen sich Sagen. So erzählte mir mein alter Freund Klarmann in Trieben, daß sich an die Huben Brotrinner und Brotjager am Tauern folgende Volksüberlieferung knüpft. Zur Zeit einer Teuerung, 1817, wo in der nordwestlichen Steiermark Hungersnot herrschte, ließ der Brotrinner einen Laib Brot abkollern, der Brotjager fing ihn hungrig auf. Beide Gehöfte sieht man von der Tauernstraße aus, sie hatten vor 1817 andere Hausnamen. Heute ist beim Brotjager ein Gasthaus, die Straße zweigt dort nach Triebental ab. Das Brotjager steht an der Reichsstraße, die über die Traun führt, das Brotrinner befindet sich unfern davon auf einer steilen Leite, der Brotlaib, von dem wir vorhin erzählten, konnte leicht vom Brotrinner bis zum Brotjager kollern. Endlich sei noch erwähnt, daß auch an einzelne Almenhütten, die ihre eigenen Hüttennamen besitzen, sich Sagen knüpfen, welche mit der Namengebung im Zusammenhange stehen. Die Almhütte des Mar in Steinkeller bei Donnersbachwald* bestand seinerzeit aus sieben Hütten, weshalb diese Alm im Volksmunde auch heute noch Siebenhütten heißt. Unfern der sieben Hütten ist die Alm Goldbach. Die Sage erzählt, es sei unterhalb der Hütte ein Bach

* Gegenwärtig Jagdgrund, Eigentum des Herrn v. Langen.

Wie könnte man's machen? Entweder nun, die alten Briefmarken einstweilen zurückstellen und neue mit dem Worte „Kriegsbriefmarke“ und der neuen Preisangabe bezeichnet herausgeben, oder die alten Briefmarken im Verkehr lassen und die Preiserhöhung wegen Kriegszulage amtlich bekanntmachen.

Dieser Vorschlag, den ich in einer großen Zeitung veröffentlichte, hat wenig Widerhall gefunden. Wie mir hinterbracht wurde — ich weiß ja nicht ob's richtig ist — soll der Minister einer Deputation geantwortet haben, die allgemeine Preiserhöhung der Briefmarke sei nicht möglich. Seither warte ich Tag für Tag, und warte auf eine Begründung, weshalb bei der Briefmarke eine kleine Kriegssteuer nicht möglich sein sollte, da sie doch schon seit Monaten auf dem halben Wege stand, eingeführt zu werden. — Ich bringe mich mit dieser Forderung um meine ganze Popularität, ich besteuere mich damit selber nicht unempfindlich. Aber, ein Geldmensch, der ich einmal bin — ich bringe die 20.000 Kronen nicht aus dem Kopf, die in Österreich-Ungarn täglich durch die kleine Kriegssteuer für unsere Krüppelfürsorge einkommen könnten. — Vielleicht besorgt man durch eine solche Briefmarkensteuer einen Rückgang des Briefverkehrs? Hat man seit Preiserhöhung der Zigarre ein Herabmindern des Rauchens bemerkt? Wer schreibt denn die meisten Briefe? Etwa der Arme, der höchstens hie und da eine Karte braucht und jetzt die Feldpostkarte ganz frei hat? Nein, der Geschäftsmann schreibt die meisten Briefe, der sie zu den Geschäftskosten rechnet. Und die Dame schreibt sie, die den Briefverkehr mit Bekannten zu ihren vornehmsten und liebenswürdigsten Luxusbeschäftigungen zählt.

Alles freut sich angeblich über die jetzige freiwillige Kriegs-Briefmarke, aber die meisten drücken sich an ihr vorüber. Wohl nur, weil sie wieder einmal etwas Halbes ist. — In Anbetracht der Not einerseits und der Riesensumme anderseits rufen wir nun nach einem allgemeinen amtlichen Kriegssteuerzuschlag zur Postmarke. Warum soll der nicht möglich sein? Die Furcht, daß eine einmal auf die Briefmarke gelegte Steuer nie mehr von ihr würde genommen werden, bestimmt doch gewiß weder Postverwaltung noch Regierung, jetzt den Kriegssteuerzuschlag nicht zu bewilligen. Diese Furcht wäre vielmehr Sache der Bevölkerung, die dagegen aber ihre Mittel haben würde. Für alle Fälle werden wir ja doch wieder einmal einen Reichsrat haben, der solche Dinge den Verhältnissen entsprechend regelt. Traurig genug, daß man jetzt alle möglichen und unmöglichen Leute, sogar Poeten, für Volksvertreter gelten lassen muß und daß derlei Volksvertreter nichts Besseres wissen als Staatshilfe für das, was des Staates ist.

Vor uns liegt eine Generation zu Krüppeln geschossener Menschen. Das ändert alle unsere Begriffe und Bedarfe. Da ist mit privater

schreiben könnten; aber sie dürfen das nicht, sie müssen den Amtsschimmel reiten, diese Schindmähre, die nicht leben und nicht verrecken kann. Wie also soll Regierung, Behörde zu den Leuten sprechen, wenn ohne Umstände Wichtiges zu sagen ist?

Wie? Einfach durch Vertrauenspersonen, die da sind, durch den Pfarrer, den Schullehrer, den Gemeindevorstand. Die wissen am besten, wie man deutsch zu den Leuten redet.

Jetzt, in dieser Zeit soll unser Landvolk belehrt werden, z. B. über das Einbekenntnis der vorhandenen Lebensmittel, über Getreide, Gemüse, das angebaut, über Vieh, das gezüchtet werden soll, über Arbeitskräfte, Samenkorn usw., denn in Kriegszeiten muß vieles anders gemacht werden als sonst. Auch sollten die Bauern gewarnt werden vor fremden Handelsagenten, Spekulanten, Bodenwucherern, Höfeaufkäufern, die gerade jetzt wieder in unserem Lande ihr Unwesen treiben. Sollten da nicht die Bezirkshauptmannschaften veranlassen, daß an jedem Sonntag in jeder Gemeinde von einer Vertrauensperson den Leuten gesagt werde, was getan werden muß, und zwar gesagt in volkstümlicher und eindringlicher Weise, sei es in der Kirche oder im Schulhaus, im Gemeindehaus oder unter freiem Himmel. Es ist nicht genug, daß eine wichtige Sache einmal gesagt werde, sie muß dreimal, sie muß jeden Sonntag wiederholt werden. Aber nicht etwa im Amtston, der trocken von der Zunge fällt, sondern durchglüht von Anteilnahme und von leidenschaftlicher Absicht, jedem zum eigenen und zum Gemeinwohle das Beste und Klügste zu raten.

Die Behörden sollen ihre Vorlagen geben. Die Gemeindeverwaltungen sollen streng verpflichtet werden, zu besorgen, daß jetzt das Landvolk unmittelbar und entsprechend belehrt werde über die wirtschaftlichen Notwendigkeiten unserer Tage.

Für die Kriegs-Briefmarke wird viel geredet und wenig getan. Sollte es unserem opferwilligen Volk nicht zugemutet werden dürfen, daß zur Hilfe für Verwundete, für Krüppelfürsorge von Amts wegen alle Briefmarken im Preise erhöht werden? Zum Beispiel

die	jetzige	Marke	zu	3	Heller	erhöht	auf	4	Heller,
"	"	"	"	5	"	"	"	6	"
"	"	"	"	10	"	"	"	12	"
"	"	1	"	20	"	"	"	24	Heller,
"	"	"	"	50	"	"	"	60	"
"	"	"	"	1	Krone	"	"	1 Krone 20 Heller.	

Etwaige technische oder verordnungsmäßige Bedenken müßten ja zu überwinden sein. Was muß jetzt nicht alles überwunden werden!

Aber ein Mann der Freiheit geriet doch in Wut, als er hörte, jeder Staatsbürger habe seinen Vorrat an Lebensmitteln der Behörde anzugeben, er dürfe davon nicht verbrauchen, nicht essen, so viel er etwa wolle! Von seinem Eigentum nicht essen, nicht brauchen nach Belieben! Was ist das? Wohin segeln wir? Das ist die Sklaverei! — Aus England stammt die Manchesterfreiheit, daß jeder Bürger das Recht haben müsse, nach Belieben auch zu verhungern. Aber die Barbarenstaaten Deutschland und Österreich maßen sich das Recht an, auch den Armen nicht verhungern zu lassen. Das Gesetz ist in wenigen Wochen durchgeführt. — Da gucken sie einmal drein, die Herren Feinde. Auch wir hatten es nicht glauben wollen, daß es plötzlich auf die Hungersnot ankommen kann, wenn wir unsere Landwirtschaft weiter so verkümmern lassen. Der Krieg gab uns die letzte Mahnung — noch am letzten Tage.

„Wenn unter hundert Feldpostkarten unserer Soldaten wenigstens eine wäre, auf der es steht: Mir geht es schlecht! so tät's mich g'freuen; dann wüßte ich, daß es allen anderen wirklich gut geht."

Diesen Ausspruch des Landbriefträgers von M. fand ich zuerst unsinnig. Bei näherem Nachdenken tippte ich mir mit dem Finger auf die Stirn: „Ah, jetzt verstehe ich!"

In einem Gymnasium wurde für einen Schulaufsatz die Frage gegeben: „Warum will ich deutsch sein?" Es wurden gute Arbeiten geliefert. Die Schüler zählten nationale, politische und soziale Gründe auf, weshalb sie deutsch sein wollten. Ein Junge aber schrieb: „Ich will deutsch sein, weil ich die Deutschen für das ehrlichste und tüchtigste Volk der Erde halte."

„Also nur bedingt willst du deutsch sein?" sagte der Professor bitter und bedrohte den Jungen mit einem „Kaum genügend". — Ich hätte ihm Vorzug gegeben.

So wenig, als der Fisch den Vogel kriegt,
Old Engelland das Deutsche Reich besiegt.
Drum, stolzer Aar, erhebe dich und flieg,
In Tiefen nicht, auf Höhen winkt dein Sieg.
Ein Plätzchen an der Sonne suchest du? —
Flieg zu! Flieg zu!
Verlier dich nicht in erdenwilde Fernen,
Die Sonne,
Sie steht bei den Sternen.

Kleinarbeit nicht viel getan. Da muß im großen und ganzen angefaßt werden. Und zwar sogleich. Jetzt ist die Bedrängnis da. Jetzt brennen die Herzen in Leid und Mitleid. Wenn jetzt nichts geschähe . . .?!

Dreimal täglich läuten wir zum Gebet. In Kriegszeiten pflegt man aber bei dem Worte: Gebet die erste Silbe zu betonen.

Ein Sozialdemokrat, mit dem ich schon seit vierzig Jahren Weltbeglückungsverhandlungen führe, ohne bisher zu einem abschließenden Erfolg zu gelangen — der sagte heute zu mir: „Sehen Sie! Sehen Sie! Wir Sozialdemokraten wollten damals Aufteilung der Güter. Wir wollten von Haus zu Haus gehen und alles, was die Leute — besonders an Lebensmitteln — über ihren Bedarf hinaus besitzen, in Beschlag nehmen und gleichmäßig verteilen. Der Staat hat damals manchen solcher Absichten wegen in den Kotter stecken lassen. Und jetzt macht er es selber so. Geht der Staat nicht von Haus zu Haus und nimmt die überschüssigen Lebensmittel in Beschlag, um sie nötigenfalls aufzuteilen im Volke?"

„Ja", antwortete ich, „der Staat macht es jetzt so. Der Unterschied ist nur, daß er die in Beschlag genommenen und an die Bedürftigen zu verteilenden Lebensmittel bar bezahlt, während bei jener kommunistischen Aufteilung, soviel ich mich erinnere, von Bezahlung keine Rede war."

Da sagte mein Sozialdemokrat: „Sie erinnern sich an den kommunistischen Agitator W. damals. Der schlug doch vor, für die in Beschlag genommenen Güter Scheine auszugeben, die gelegentlich in irgendeiner Form von der Kommune eingelöst werden sollten."

„Sollten!" rief ich, „eingelöst werden sollten! Das kennt man! Auch die Franzosen vor hundert und so viel Jahren haben in Steiermark, wenn sie Pferde, Korn, Geld und so weiter mitnahmen, dafür Bons gegeben, die heute noch nicht eingelöst sind. Unser Staat aber bezahlt, und kann bezahlen, weil er die in Beschlag genommenen Güter ja wieder gegen Geld abgibt. Er ist nur der Vermittler zwischen Überfluß und Mangel."

Da gab es mein Gegner ruhig zu, daß zwischen den damaligen Vorschlägen der Kommunisten und der jetzigen staatlichen Absicht der Beschlagnahme von Lebensmitteln ein Unterschied ist. „Das damals bedeutete Raub, das heutige Verfahren des Staates ist soziale Fürsorge, mit der die Sozialdemokraten zufrieden sein können."

„Und das sind wir auch", sagte er. Es war das erstemal, daß ich dieses Wort aus seinem Mund gehört habe.

Er kannte keinen Feind, jedem wollte er Frieden bringen. — Freilich, das gute Werk an sich bleibt sich gleich, ob es ein gewöhnlicher Mensch tut oder ein Bischof. Doch der Bischof brauchte es nicht so zu tun, er kann seine Nächstenliebe auf allerlei andere Weise ausüben. Wenn er aber dem Geringsten die geringsten Dienste doch tut, so tut er damit unendlichmal mehr, als wenn er es bloß predigte, daß man es tun solle! — Dem sein christlicher Beruf als solcher nicht genügt, den es drängt, emporzieht, sich persönlich in Gefahr und Not zu begeben, um des Herrn Lehre buchstäblich zu erfüllen, in glühender Liebe zum Leidenden sich selber hinzugeben, der — ich kann nicht weiter, anbetungswürdig ist er mir!

Wenn sie den größten Helden dieses Krieges Denkmäler errichten werden — wird Bischof Hüttmayr auch eins bekommen? — Er würde lächelnd abwinken: Ich bin schon versorgt!

Von freundlicher Seite wird mir ein „Gedicht von Robert Hamerling" mitgeteilt, das vor kurzem in einem Tiroler Blatt gestanden, und dessen Echtheit der Mitteiler selbst bezweifelt. Das Gedicht, welches Hamerling im Jahre 1910 gedichtet haben soll, lautet also:

„Meine hellen Seheraugen tauch ich ein im ewigen Lichte
Und vor meine Seele treten zukunftstrunkene Gesichte.
Durch das euch verhüllte Dunkel totenschwangrer, ferner Zeiten
Seh ich eine hohe Göttin nah und immer näher schreiten.
Du, o Zwanzigstes seit Christi, waffenklirrend und bewundert
Wird die Nachwelt einst dich nennen, das germanische Jahrhundert.
Deutsches Volk, die weite Erde wird vor dir in Staub erzittern,
Denn Gericht wirst du bald halten mit den Feinden in Gewittern:
Englands unberührten Boden wird dein starker Fuß zerstampfen,
Überall wird auf zum Himmel hoch das Blut der Feinde dampfen.
Und den tönernen Giganten Rußland stürzest du zerborsten,
In der Ostsee reichen Landen wird der deutsche Adler horsten.
Österreich, du totgeglaubtes, eh dir zwanzig Jahr vergehen,
Wirst du stolz und jugendkräftig vor den vielen Völkern stehen.
Und sie werden dich, erzitternd, beugend sich vor deinem Ruhm,
Herrscherin des Ostens nennen, zweites deutsches Kaisertum.
Mit des neuen Polens Krone wird sich stolz ein Habsburg kränzen,
Unter ihm in junger Freiheit wird die Ukraina erglänzen.
O, geliebtes Volk, ich höre stimmen schon die Zymbeln, Geigen
Und die Pauken und Drommeten zu dem großen Siegesreigen.
Freue dich der Heldenzeiten, das Geschick ist dir verbündet —
Fürchte nichts von deinen Feinden: Wahrheit hab ich dir verkündet."

So das Gedicht, das Hamerling, der im Jahre 1889 gestorben ist, im Jahre 1910 gedichtet haben soll. Doch, das könnte immerhin ein Druckfehler sein. Die Echtheit bestreite ich, weil meines Wissens

Ich soll von ihm sagen, ohne seinen Namen zu nennen. Von der Front kam er zurück, in der linken Achsel die Bleikugel. Ich besuchte ihn im Lazarett und wir stritten nicht. Das erstemal nicht seit vierzehn Jahren, als wir uns kennen. Er ist Freigeist, das ließ ich gut sein. Ich bin Christ, ohnehin nur ein klein wenig, und das wollte er nicht gut sein lassen. Er bestritt alle positiven Religionen, und wenn er länger davon sprach, auch die negativen. Dagegen wehrte ich mich. Einmal nannte er mich deshalb einen Gaggen. Dagegen wehrte ich mich nicht. Ich hatte ihn sonst gern, er ist ein herzensguter Mensch. — Nun er schwerverwundet dalag, streckte er mir müde die Hand entgegen und sagte plötzlich: „Du hast mich nicht bekehrt, du nicht, auch die Kirche nicht; aber der Schützengraben hat mich bekehrt. Die Kameraden mit der Rosenkranzbeten, die mit dem Vaterunser und dem Ave-Maria vertrauend mutig in den Tod gehen.“ Nach einem Weilchen, als er schwer geatmet hatte, fuhr er fort: „Ich selber werde wohl bleiben müssen was ich bin und damit für die letzten paar Tage mein Auskommen finden. Aber das habe ich mir vorgenommen, wenn ich noch einmal gesund werden sollte, kein Wort mehr sage ich gegen das Christentum, auch keines gegen den Katholizismus oder eine andere Kirche; nicht einmal gegen den aufgelegten Aberglauben. Ich habe jetzt an anderen gesehen, wie stark das macht, an Überirdisches glauben, an etwas fest glauben. Lassen wir diese Kraft stehen, gönnen wir sie jedem, der sie hat. — Du kannst es auch meinen Bekannten mitteilen, daß ich es gesagt habe.“

Darum habe ich das aufgeschrieben. Ob er in dieser Stunde noch lebt, das weiß ich nicht.

Der Mann dürfte recht haben mit dem vom festen Glauben. Schlecht ist nur das halbe Glauben. Das zieht von der Wirklichkeit ab und führt nicht ordentlich in die Überwirklichkeit hinein. Es ist ein Sitzen zwischen zwei Stühlen. Aber nicht auf der Erde. Und nicht im Himmel.

„Narrheiten sind das! In Krankenbaracken zu gefangenen Serben und Russen zu gehen! Zu den Flecktyphusleuten, wo er ihre Sprache gar nicht versteht! Heller Übermut, unverantwortlicher. Als ob der Herrgott eines Bischofs wegen Wunder wirken müßte.“

Dem armen Linzer Bischof Hüttmayr ist das nachgesagt worden, allerdings von einem, der dem Reservespital in weitem Bogen auswich, weil darin sein Bruder an der Ruhr darniederlag. —

Bei Beginn des Krieges war des Bischofs Erstes gewesen, daß er Unterricht nahm in der Krankenpflege, wo er die niedrigsten Arbeiten tat, wie jeder andere Krankenwärter. Gerade dem Verlassensten ging er zu.

Gaben des Friedens, die uns beruhigen und stärken? Bedürfen wir nicht der Ebenmäßigkeit, des Gleichgewichtes, um in gelassener Kraft „durchzuhalten"? Bedürfen wir nicht jetzt mehr als je der geruhigten Nerven?

Man interessiert sich für sonst nichts als für den Krieg, höre ich sagen. Das ist kaum zu bestreiten. Aber muß dieses Interesse denn immer auch noch künstlich aufgepeitscht werden, bis es zur krankhaften Ekstase wird, sei es zur wahnwitzigen Wildheit oder zur stumpfsinnigen Erschöpfung? Die Werke des Krieges müßten mißlingen, wenn sie nicht beständig von den Früchten des Friedens genährt würden. Die Seele braucht so gut ihr Hausbrot als der Leib. Wir, die vom Kanonendonner noch verschont gebliebenen, sollten es dankbar wahrnehmen, daß uns neben dem göttlichen Frieden der ländlichen Natur, den reinen Werken der Kunst noch unerschöpfliche Kulturschätze geblieben sind zur Sammlung und Erholung. Wir dürfen diese Leiter aus gesegneter Vergangenheit in die Zukunft hin nicht außer Augen lassen oder gar zerbrechen. Geben wir dem Kriege, was er haben muß, aber verschreiben wir ihm nicht unsere Seele.

Führen wir sie wenigstens für ein paar Stunden des Tages vom Kriegslärm hinweg auf die stilleren Auen harmloser Zerstreuung.

Sprechen wir einmal vom Liebling, vom Gelde. Mir kam es zuerst als „bravem Bübel" in Gestalt eines Kupferkreuzers auf die Hand. Aber der war so groß, wie jetzt eine Doppelkrone und man bekam dafür bei der Öbstlerin vier Äpfel. Als Schneiderlehrling besaß ich drei Jahre lang — wie es im Rechenbüchel zu sehen ist — ein Durchschnittsvermögen von 2 Gulden 50 Kreuzern. Manchmal mehr, manchmal weniger; bankerott war ich nie. Auch damals nicht, als ich mir zwei Volkskalender für 1859 kaufte, eine aufgelegte Verschwendung. Es blieb noch ein Saldo von drei Kreuzern. Unser Nachbar, der Zimmermeister Loregger, besaß ein Vermögen. Er hatte in der Bauernschaft herumstehen drei Kühe und ein Kalb. Das, hieß es, wäre ein Vermögen, und davon kam es, daß ich, so oft ich von einem Vermögen hörte, mir stets drei Kühe und ein Kalb vorstellte. Von tausend Gulden hörte man nur, wenn von einem Hauskauf die Rede war. Darüber hinaus löste sich das Denken auf. Ei ja doch, die Million! Eine solche besaß unser Knecht Markus in seinem: Million Donnerwetter! Er gab sie aber nur aus, wenn ihn jemand zornig gemacht hatte. Es schätzte sie niemand. Von Milliarden hörte ich das erstemal im Jahre 1871, damals kamen sie auf zwölf langen Eisenbahnzügen

das Gedicht weder in Hamerlings sämtlichen Werken, noch in einem besonderen Nachlasse zu finden ist. Des Inhaltes wegen wäre es wohl möglich, daß es von diesem Dichter stammt, denn daß Robert Hamerling eine besondere Sehergabe besaß, das beweisen viele seiner Dichtungen, besonders die politischen Festgedichte „Verheißung und Erfüllung“ (Blätter im Winde). Sie beweisen, daß Hamerling unsere gegenwärtige Zeit schon lange vorher groß und wild am Horizonte stehen sah. — Warum der Verfasser des fraglichen Gedichtes seinen Namen hinter den Hamerlings verbirgt? Er brauchte sich nicht zu schämen. Aber wahrscheinlich ist's ein Neuling und er hätte sonst keine Abdrucksstelle gefunden.*

Immer noch zu wenig Krieg, manchen Leuten. Sie wollen noch mehr haben davon. Was der Krieg täglich an verbürgten Berichten gibt, das füllt die Zeitungen und Zeitschriften kaum zum dritten Teil. Die übrigen zwei Teile müssen künstlich gefüllt werden mit Krieg, mit Ergrübeltem, Erdichtetem. Bilder aus dem Krieg, Betrachtungen über denselben, Gedichte darüber — gut. Das gehört dazu. Aber das ist ihnen noch nicht genug. Es werden auch vergangene Kriege wieder aufgeweckt, beschrieben. Auch noch gut — man will vergleichen. Nun aber kommen bildliche Darstellungen von Soldaten, Schlachten, Zerstörungen aus Kriegen anderer Zeiten und Länder. Alles, was gezeichnet, gedruckt, gelesen, gesprochen wird, bezieht sich auf den Krieg. Und dann die Privattelegramme mit ihren Unwahrheiten, Greulichkeiten, die unkontrollierten Korrespondenzen mit ihren unmöglichen Abenteuern, absichtlichen Entstellungen und Beschimpfungen. Immer Sensationen, immer Aufregungen. Auch die sonstigen Dinge, Mode, Spielsachen, Sammlungen, Unterhaltungen u. s. w. müssen an den Krieg erinnern; wenn schon nicht allemal an diesen, so doch an irgend einen anderen. Alles nur Krieg. Das ist nicht mehr heilige Begeisterung, Hingabe. Das ist Sport. Haben wir denn gar keine anderen Beziehungen mehr zum Leben, keine anderen Vorstellungen, Bedarfe und Sehnsuchten? Brauchen wir nicht auch seelische

---

* Mittlerweile ist mir vom Hamerling-Biographen Prof. Rabenlechner folgendes Briefchen zugegangen:

Eine Reihe von Blättern, welche das fragliche Gedicht Hamerlings brachten, fügten bei: „Original im Hamburger Staatsarchiv.“

Ich habe mich nun dahin gewandt und erhielt heute Nachricht (wörtlich):

„Auf das gefällige Schreiben wird ergebenst erwidert, daß das Original des angeblich von Robert Hamerling verfaßten Gedichtes sich im hiesigen Staatsarchiv nicht befindet. Es handelt sich um eine Mystifikation.

Das Staatsarchiv

Hagedorn Dr.“

Wien, 19. März 1915. Ihr ergebenster Prof. Rabenlechner.

Da erinnerte ich mich wieder einmal. Naturmenschen und Theater. Das erstemal in einer Komödie. Sie finden sich nicht, sie fassen es nicht. Und selbst, wenn ihnen ihr eigenes Wesen und Leben vorgespielt wird. Meine Bäuerin, sonst eine kluge Person, hat die Tragödie des Einlegers nicht verstanden, nicht einmal wahrgenommen, daß hier etwas verstanden werden will. Das, was täglich in ihren eigenen Kreisen vorgeht, sie ordnete es sich nicht in diesem neuen Gesicht. Man sieht auf der Bühne ja auch alles so plötzlich auf einmal, in ein paar Stunden zusammengeschoben, was in Wirklichkeit Tage, Monate, Jahre braucht. Auch im wirklichen Leben würde man mit den so enge zusammengedrängten Ereignissen nicht so leicht fertig werden; jede Erfahrung ist gleichsam zu verdauen, bis sie unser wird. Nur ein paar der drastischen Äußerlichkeiten, die sie als bekannt anheimelten, blieben fest hängen im Sinne meiner Bäuerin; im übrigen hatte sie nichts als lachende Bewunderung, „wia sih de Leut gor a sou foisch mochn kina.“ Das war ihr das Unerhörteste. Sie konnte es sich selbst bei den ernstesten Auftritten nicht anders vorstellen, als die Spieler täten alles nur so aus Spaß; nur die Vermummung, das Nachnarren (Nachäffen) sei Hauptsache. Daß es den Schauspielern auch bitter ernst sein kann, daß sie ihre dargestellten Personen nicht „nachnarren“, sondern leben, das konnte mein Bauernweib um so weniger fassen, als ich ihr unbedachter Weise verraten hatte, daß die Schauspieler tagsüber auf der Gasse von anderen Leuten nicht zu unterscheiden sind und nach dem Theater wie jeder andere im Wirtshaus sitzen. Beinahe war sie geneigt, solche Leute wirklich der Unredlichkeit und Falschheit zu zeihen. Natürlich, wenn man sich anders gibt, als man ist!

Ich werde in meinem 11. Lebensjahr das erste Theaterstück gesehen haben. Eine Wandertruppe hatte in einem Dachboden zu Krieglach den „Zauberschleier“ aufgeführt. Ich mußte rückwärts den ganzen Abend auf den Zehen stehen, um etwas zu sehen. Nicht entzückt, einfach verzückt war ich, ein verhaltenes Lachen muß den ganzen Abend durch meinen Leib gefiebert haben; in Erinnerung geblieben aber ist mir von dem ganzen Stück nichts als ein alter Mann, der einen sehr breiten Hut auf hatte und gar kläglich rief: „O Geist, erschein', erschein', mei' Seel g'hört dein!“ — Wochenlang machte ich es dann zu Hause nach, einen alten Halterhut auf dem Kopf: „O Geist, erschein', erschein', mei' Seel g'hört dein!“ — Manche Jahre später im Grazer Theater, als eine schwarzgekleidete Frau vor einer Totenbahre heftig weinte, mußte ich lachen aus Vergnügen, daß sie so gut weinen konnte.

So sind wir zuerst, wir von unten herauf, und es dauert eine Weile, bis wir bei öfterem Theaterbesuch dort stehen, wo der mehr Gebildete bei seinem ersten ist. Dann sind aber gerade wir es wieder,

aus Frankreich herüber, hielten sich aber etwas zu sehr links und landeten bei Berlin. In Amerika fängt der Mensch beim Milliardär an, die Millionäre laufen nur so neben mit. Die amerikanischen Milliardäre verschenken zu Neujahr Königreiche für wohltätige Zwecke. Auch in Deutschland sollen schon einige Fälle von Milliardärismus vorgefallen sein, die aber durch Transversierung in den Militarismus sofort geheilt wurden. Seither gilt der Militarismus als verläßlichstes Mittel gegen den Milliardärismus.

Manche ziehen den letzteren dem ersteren vor. Ich nicht. Von allem Elend, das in der Welt herrscht, ist der Milliardärismus das schrecklichste. Was konnte sich das frische Herzlein mit 2 Gulden 50 Kreuzern für Freuden kaufen! Wohl gewiß mehr als der in Geschäftssorgen und Gier verlederte Besitzer der Milliarde. Und selbst wenn ihm das Verschenken eine herzliche Freude machen würde, was sehr zweifelhaft ist, was heißt das: die Leute zuerst ausziehen, ihnen die beste Zeit und Kraft wegnehmen und dann ein wenig zur Not für ihr Alter sorgen. Das Wirtschaftsleben des Menschen ist auf volles Selbstverdienen einzurichten und nicht auf das Beschenktwerden. Mir ist es augenblicklich nicht klar, ob die Reichen ihre Trusts den Arbeitern abgeguckt haben oder die Arbeiter ihre Streiks den Reichen. Niederträchtig ist beides. Sollte der Milliardär nicht einmal einen Preis ausschreiben für Erfindung eines wirtschaftlichen Systems gegen die furchtbaren Menschheitsschädlinge Armut und Reichtum?

Eine Bäuerin aus Obersteier, die zu mir nach Graz auf Besuch kam, schickte ich ins Theater. „'s Nullerl." Das Stück versteht sie, das wird ihr gefallen. — Am nächsten Tage fragte ich sie, wie es gewesen sei im Theater. Da hub sie gleich an zu lachen. „Na, wia sih oder de Leut hobn foisch mochn kina! Däis hät ih nit glabb!" Was hat euch denn am besten gefallen?" — „Jo, der mitn Buglkorb. Do is oana kema, der hot ollaweil gsogg: Erdbiirbrouckn!" Dabei lachte sie, daß ihr die Achseln schütterten. „Erdbiirbrouckn, hat er gsogg, aftn hot er in Buglkorb wekgschmissen!" Sie lachte im Nachgenuß der Szene mit dem Stoffel. — Und was sagt ihr zu dem Stück? Zum Nullanerl? — „Ja, der Old! Der hot mar imeramol völli dabormt. Aftn sein ihra wieda kema, dä hobn wos gsungan." Und dabei blieb sie, das „Erdbiirbrouckn" und das Singen waren die größten Eindrücke. Ob es ihr nicht zu lang gedauert hätte? war meine Frage. „Bis um Mittnnocht hät ih eahna zuagschaut! Nit zan glabn, wia sih de hobn foisch mochn kina!" Sie meinte, wie sehr sie sich verstellen konnten.

„Dreizehn beim Tisch, däs war nix“, gab eine Magd bei, „der Dreizehnte stirbt“.

„Auch der zwölfte“, sagte mein Vater, „Gott gib's nur: recht spat.“

Die Mutter hörte dieses Gespräch und mußte sich ein wenig geärgert haben über den Aberglauben. Und weil sie durchs Fenster sah, daß just der alte Bettler-Hiesel vorbeiging, rief sie hinaus, er sollt' hereinkommen. Wir meinten, sie wolle dem Armen, der immer Hunger hatte, etwas von den Neigeln geben. Das kam anders, sie lud den Bettler, sich zum Tisch zu setzen an ihren Platz, und mitzuessen. Da machten die anderen einmal große Augen. Der Dreizehnte! Der Knecht wäre wahrscheinlich entrüstet aufgestanden, wenn die Schmalznocken nicht gar so gut schmeckten.

Der alte Bettler aß schweigend, mit Bedacht und Glückseligkeit. Und als die Mahlzeit vorüber war, wendete er sich zu Vater und Mutter, faltete die Hände zusammen und sagte halb lachend und halb schluchzend: „Vergelt's euch Gott!“

Von jener Tischgesellschaft vor fünfzig Jahren sind zwölf gestorben. Der Dreizehnte lebt noch.

Ein Tag von 1914.

Nun ist's vorbei. Das war das Leben.

Vierzig Jahre lang im Hause Spiel und Lärm, Lust und Lehr. Zitternde Freude und sorgendes Einssein im Vielen. Wir hatten sie lieb und sie uns. Nun kamen aus Fernen andere, die liebten sie mehr als uns. Sie zogen mit ihnen dahin. Von vielen Kindern das letzte hat uns heute der Freier entführt. — Es war ein wirbelnder, schallender Tag — nun ist es still im Hause. — Die fröhliche Tafel zerrissen, auf dem Estrich zertreten die Blumen. So leer und still. Und das nennen sie ein Fest. Auch damals war ein solches Fest gewesen, ein allebendiges, leuchtendes. Aus übermütigem Trubel der Gäste rettete ich meine Braut zu mir. Endlich allein! — Jetzt ist alles vorbei. Sie sitzt am Ofen und ich bei ihr in trauerndem Schweigen. — Wieder allein.

die ein Schauspiel ernster nehmen als andere, die mit der Kunst vertraut sind. Was wir anfangs als Vermummung und Verstellung bestaunten, das wird uns jetzt — die Kunst überholend — Wirklichkeit, Wahrheit; wir können herzlich weinen bei der Tragik, kindlich lachen bei der Komik.

Was uns das Theater manchmal verleidet, aus der seligen Täuschung reißt, uns die schöne Stunde stiehlt, das sind die Kritisierer links und rechts.

Aus Riga kam mir ein Brief zu — geschrieben wohl vor Ausbruch des Krieges.

In Rußland war mein Volksstück „Am Tage des Gerichts“ verboten worden. Dann wurde es freigegeben mit Ausnahme des zweiten Aktes, von dem die Rezensenten ja immer behauptet hatten, daß er überflüssig sei. Die russische Polizei fürchtete den in diesem Akte heimischen „Anarchisten“ Blümlein. In Riga gelang es aber, den Akt frei zu kriegen unter der Bedingung, daß der Blümlein unschädlich gemacht werde. So hat man aus dem Sozialdemokraten einen Räuberhauptmann gemacht, der aus den böhmischen Wäldern kommt und ein wahrer Mordbrenner und Galgenstrick ist. Der ursprüngliche Blümlein wollte nämlich in seiner Großmäuligkeit die Weltkugel in die Luft sprengen, was die Russen nicht gerne sehen. Und darum Räuber und Mörder! — Im Amberg-Theater zu Neu-York soll aus diesem Blümlein einmal ein — Detektiv gemacht worden sein. Daraus ersieht man die Vielseitigkeit des Mannes. — Es gehört zu den Vorzügen dieses alten Volksstückes, daß man jeden der vier Akte beliebig weglassen kann, ohne daß das Ganze leidet. Am schönsten, mutmaßt ein Kritiker, dürfte es wohl sein, wenn man alle vier auf einmal wegläßt.

Als es sich an diesem 14. Februar das fünfzigstemal jährte, seit ich mein Elternhaus in Krieglach-Alpel verließ, fiel mir das letzte Mittagessen daheim ein. Meine Mutter hatte im Speiskastel Nachschau gehalten und gefunden, daß es auf ein kleines Abschiedsmahl reiche. So lud sie ein paar meiner Jugendkameraden ein und dann saßen wir, der Vater, die Gäste, zwei Geschwister, das Gesinde und ich beim viereckigen Tisch. Die Mutter hatte in der Küche zu tun und kam zeitweilig mit einem Gericht in die Stube.

„'s is guat“, sagte plötzlich einer der Knechte, „daß die Bäuerin nit hersitzt, sunst taten wir grad unser dreizehn sein.“

Alpen in einer schwer befestigten Linie von 650 bis 700 Kilometer Länge gegenüber, mit allen denkbaren Geschossen sich auf nächste und weiteste Entfernung überschüttend. Ein Brechen der gegnerischen Front würde nur möglich sein mit einer gewaltigen Übermacht, mit dem Eingreifen ganz neuer frischer Heere. Unsere Feinde schmeicheln sich mit der Hoffnung, daß General Pau in Südfrankreich und Lord Kitchener in England diese neuen Armeen aus dem Boden gestampft haben, und daß es nur gälte, sie an entscheidenden Stellen der deutschen Front anzusetzen, um diese zerschellen zu machen, wie einen überhitzten Glaszylinder. Abgesehen von der mehr wie zweifelhaften Stoßkraft dieser Heeresteile, die mit einer Minderzahl von Offizieren, zusammengewürfelt und ganz oberflächlich ausgebildet, mit nur geringer Artillerie den furchtbaren Kampf mit unseren stählernen Bataillonen aufnehmen sollen, kommt ein Moment in Frage, das wohl entscheidend genannt werden kann. Feldmarschall Moltke hat gegen Ende seines Lebens sich dahin geäußert, daß er die Defensive für die stärkere Kampfform halte. Der kühnste aller Angriffsstrategen hat natürlich damit nur sagen wollen, daß die Verteidigung gestatte, auf der Kampfesfront mit weniger Menschen und Kanonen auszukommen, als wie sie der Angriff erfordere. Daß in letzterem also auch im Gegenangriff der Siegesfaktor beruhe, hat der große, wagemutige Feldherr daneben immer betont. Im jetzigen Moment steht unseren Heeren an der Westfront die Vorteile der Defensive mit der Möglichkeit des Gegenstoßes voll zur Verfügung. Das verlustreiche Anlaufenlassen des Feindes mit darauf erfolgendem vernichtenden Gegenstoß hat sich bewährt in den Januarschlachten von La Bassée, Soissons, Craonne und St. Menehould. Die einzelnen deutschen Stämme — Badener, Märker, Sachsen, Württemberger — haben ihre vom Kaiser und dem Generalstabe hervorgehobenen „Ehrentage" gehabt, die sich lesen wie die Homerischen Helden in der Ilias — Agamemnon, Diomedes, Ajax und Achill.

Dabei ist die Stoßkraft der deutschen Truppen, das heißt ihre innere Festigkeit, Angriffsfähigkeit in die hellste Erscheinung getreten. Wenn General Joffre sich vermaß, er wolle das deutsche Heer nach und nach zermürben, so mag er den Abbröckelungsprozeß bei seinem eigenen Heer ins Auge fassen. Die aufgefangenen Tagesbefehle seiner Unterführer klagen über die Zunahme der Selbstverstümmelungen bei den Truppen, von der Drückebergerei der höheren Gesellschaftsschichten, von Paniken einzelner Bataillone, von Überläufern und von der Neigung, sich gefangen nehmen zu lassen. Wenn diese Erscheinungen auch erst vereinzelt zutage getreten sein mögen, so sind sie doch Vorzeichen, daß der Riesendamm, den Frankreich und seine Verbündeten den deutschen Armeen entgegengestellt haben, wie einem Hochwasser gegenüber nicht mehr ganz dicht hält und seine zerstörenden Wasserstrahlen überall durchsickern, bis endlich ein großes Stück des Dammes in sich zusammenbricht und in den Fluten verschwindet. Aber auch nicht einmal den Vorteil numerischer Überlegenheit werden unsere Feinde auf diesem Kriegstheater haben.

Deutschland besitzt kriegslustige und kriegsstarke Männer noch in nicht meßbarer Anzahl. Die Organisation, das Zusammenschweißen dieser Massen in operationsfähige Schlachtenkörper geschieht in wunderbarster Ordnung und Schnelligkeit. Es kann und darf ja die jetzige Heeresgliederung nicht der Öffentlichkeit preisgegeben werden. Die Nachwelt wird aber einst erstaunen über die Leistungen unserer Militärverwaltung mitten im Kriege in Bezug auf die Aufstellung immer neuer Reserven, die, kaum an den Feind gebracht, sich schlagen wie die kampferprobtesten Truppen. Man denke an die Schlachten in Flandern und neuerdings an die in den Karpathen. Wenn wir somit im Westen mit voller Zuversicht dem kommenden oder beabsichtigten Ansturm unserer Gegner entgegensehen können, so tritt die Möglichkeit sieghaften Durchhaltens nicht weniger auf den östlichen Kriegsschauplätzen zutage.



Kleine Laube

Wer war Bismarck?

Von Otto R. Hübner-Dresden.

Der Mann der Tat, vom Schaffensdrang erfüllt,
Der deutsche Lebenswille in Person!
Das deutsche Volk in seiner Eigenart,
Mit seinem Wollen, Fühlen, Denken, Tun,
In einem Menschen auskristallisiert,
Verkörpert und vergeistigt hingestellt
Als hohes Vorbild jedem rechten Deutschen:
Das war Bismarck! So gilt er seinem Volke.

Deutsch, heißt wahrhaft sein und ehrlich;
Auch innerlich und treu und mutig;
Beharrlich, gründlich, doch bescheiden
Und wahrhaft fromm, daher demütig;
Es heißt, der Gottheit ewig Walten,
Nicht außen, nein im Innern suchen;
Die Weisheit mehr als Wissen achten;
Das Leben wie ein Kunstwerk bilden
Und ausgestalten nach der Höhe,
Wie nach der Tiefe und der Breite,
Natürlich, aber schlicht und groß,
Als einen schönen, freien Baum:
Das ist das deutsche Ideal
Vom einzelnen, der seinem Volke
Aus freien Stücken doch von Herzen dient.

Und so war Bismarck! Der in ernster Zeit
Als freier Herr dem stark bedrängten Fürsten
Wie seinem Volke sich zu Diensten stellte.
Und welch Verdienste hat er sich erworben
Ums Preußenland wie um das Deutsche Reich!
Als Arbeiter, Beamter, Unternehmer
War er in allen Zweigen groß und tüchtig.
Auch Lehrer war er, Prediger, Prophet
Und hat voll Liebe, Eifer, auch mit Zorn
Zu uns gesprochen; redet noch und ratet
Durch seine Schriften allen, hoch und niedrig.
Wenn sie nur auf den Alten hören wollten,
Dann stände manches anders wohl im Reich!

So laßt uns künftig nun in unsern Kämpfen
Zu ihm aufblicken: daß wir, fest beharrend
Auf unsern Rechten, immer vorwärts schreiten;
Doch klug erwägen, eh wir mutig wagen;
Und überm Kleinen nicht das Große lassen;
Das Gute lieben, doch das Böse hassen,
Was unserm deutschen Leben feindlich ist!
Auch laßt uns von ihm noch das eine lernen;
Daß wir bei allem Tun und Wollen immer
Gemüt wie den Verstand gleichmäßig fragen:
Sie sollen beide ihren Rat uns geben:
Denn also will es das gesunde Leben!
So fühlte, dachte, handelte Bismarck
Als Vollmensch und Germane, der er war,
Der Held und hohe Genius der Teutonen,
Der deutsche Lebenswille in Person!

Aus unserer Zeit.

Unsere Aussichten im Osten und Westen.

Über die militärischen Ergebnisse, wie sie sich jetzt am Ausgange des Winterfeldzuges darbieten, läßt sich Generalleutnant z. D. Baron von Ardenne im „Türmer" (Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart) wie folgt aus:

Im österreich-ungarischen Ministerrat wurde am 3. Februar die Kriegslage mit der Schlußbemerkung festgelegt: „Wir stehen heute viel besser als unsere Gegner, wir stehen aber auch besser als vor Monaten."

Dieses Urteil bedarf einer Begründung und Beleuchtung. Im Westen hat bekanntlich der zehrende Positionskrieg den frischen, an blendenden Erfolgen reichen Bewegungskrieg abgelöst. Die Gegner stehen sich vom Ärmelkanal bis zu den

Das einzige Mittel gegen die Landflucht.*

Wer die Verhältnisse auf dem Lande kennt, der weiß, daß die vielen Klagen, die die Agrarier wegen Landflucht vorbringen, berechtigte sind. Die Dienstboten trachten der Landarbeit so bald wie möglich den Rücken zu kehren. Da muß denn doch die Frage aufgeworfen werden, welche Gründe diese gewiß betrübliche und für die Landwirtschaft äußerst schädliche Erscheinung zeitigen.

Wir haben zu wiederholten Malen in unserer Presse darauf hingewiesen, daß die landwirtschaftlichen Arbeiter weder der Unfallversicherungs- noch Krankenversicherungsgesetzgebung unterliegen, und daß ihr Dienst- und Arbeitsverhältnis ein derartiges ist, daß sie in den seltensten Fällen heiraten, einen eigenen Haushalt gründen können. Das sind schon ganz gewichtige Gründe der Landflucht.

Nun weiß aber jeder genaue Kenner der ländlichen Verhältnisse, daß die gute Kost, die einst auf dem Lande üblich war, schon durch längere Jahre vom Tisch der Dienstboten und landwirtschaftlichen Arbeiter verschwunden ist. Damit soll nicht gesagt sein, daß bei jedem Bauern eine schlechte Kost anzutreffen ist. Es ist Tatsache, daß es auch in Steiermark noch Bauern gibt, die ihren Dienstboten und Arbeitern eine gute und nahrhafte Kost auf den Tisch setzen. Diese Bauern leiden aber auch keinen Mangel an Dienstboten. Die Bauern, die ständigen Mangel an Dienstboten und Arbeitern leiden (leider sind das in Steiermark sehr viele), stellen den Dienstboten schlechte Kost, den sogenannten „Papp“ auf den Tisch. Daß vor einem solchen „Papp“ die Dienstboten, die von 3 oder 4 Uhr früh bis 8 oder 9 Uhr abends schwer arbeiten müssen, die Flucht ergreifen, wird jedem einsichtsvollen Menschen auf den ersten Blick klar sein.

Dieser Tage wurde verlautbart, daß Militärsmänner Urlaub bekommen, um landwirtschaftliche Arbeiten zu verrichten, daß galizische Flüchtlinge und Kriegsgefangene für die landwirtschaftlichen Arbeiten in Aussicht gestellt sind, und es wird an alle, die nicht in ihrem Beruf sind, oder auch die Frauen der Mobilisierten appelliert, daß sie sich in den Dienst der Landwirtschaft stellen sollen, da dies das Interesse des Vaterlandes und der ganzen Volksernährung erfordert.

Was würden die beurlaubten Militärsmänner, Frauen u. s. w. sagen, wenn sie eine noch schlechtere Kost erhielten als die bisher übliche, die die Landflucht schon so sehr gefördert hat? Glaubt man, daß sie um Kraut, Erdäpfel und mit schlechtem Öl gemachten Salat arbeiten werden? Es wird Agrarier geben, die nach der Aussaat all ihr Getreide verkaufen werden; und dazu sind ja die hohen Getreidepreise der beste Ansporn. Es wird bei vielen nur so viel Mehl geben, daß der Bauer und die Bäuerin mitsammen einen guten Eierschmarren essen werden und die Dienstboten werden mit Kraut und Erdäpfeln abgespeist. Hält sich nun ein Dienstbote darüber auf oder sagt er zu den anderen Dienstboten, daß er unmöglich bei dieser Kost arbeiten könne, soll er da noch bestraft werden? Glaubt man damit der Landflucht oder dem Leutemangel auf dem Lande Einhalt geboten zu haben? Welche Strafe bekommen die Agrarier, die ihren Arbeitern und Dienstboten ein elend schlechtes Essen auf den Tisch stellen? Der Dienstbote kann sich bei der politischen Behörde erster Instanz beschweren, er kann eine Regelung begehren, die von ihr im kürzesten Wege ohne eine weitere Berufung erfolgt. Wie stellt man sich eine solche Regelung durch die politische Behörde erster Instanz vor? Und regelt nun diese Behörde solche Angelegenheiten, wie sie will, es gibt keine Berufung.

Eine gerade jetzt bedenkliche Landflucht kann nur dadurch bekämpft werden, daß die Arbeits-, Lohn- und Kostverhältnisse der Dienstboten verbessert werden.

---

* Dieses beherzigenswerte Mahnwort entnehmen wir dem „Arbeiterwille“, Graz.

Ein Blick auf die Stärkeverhältnisse in ganz runden Ziffern ist zur Beurteilung unerläßlich. Rußland hat etwa 100 Armeekorps, dazu vielfache Landwehr und Reichswehrformationen aufgestellt. Über letztere gibt einen Einblick General Hindenburgs Tagesbefehl nach den Schlachten an den Masurischen Seen. Die große Heereswoge mochte etwa fünf Millionen im ganzen betragen. Sie kamen nach russischer Art in „sukzessiver Offensive" (ein Wort, das General Kuropatkin geprägt hat) zur Verwendung und dies ist der Hauptgrund, daß sie „sukzessive" geschlagen wurden. Die Russen haben keine Verlustlisten herausgegeben, ebensowenig wie die Franzosen. Wenn diese aber ihre eigenen Verluste schätzungsweise auf 1,250.000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen angeben, so beziffern sich die der Russen, zumal nach der zweiten Schlacht in Masuren, um weit mehr als das Doppelte. (Die Engländer behaupten, nur etwa 104.000 Mann verloren zu haben, ohne die Verluste der Flotte.) Die Schlachtfelder von Tannenberg, Gumbinnen, später Wloclaweck, Plozk, Lodz und Lowitsch, die von Kielzc, Krasnick, Rumarowa, Lemberg, Przemysl und die Waldtäler in den Karpathen u. s. w. sahen wahre Hekatomben russischer Leichen. In Deutschland kehren erfahrungsgemäß drei Fünftel der Leichtverwundeten geheilt zur Front zurück, und zwar mit derselben Begeisterung, die sie beseelte, als sie zum ersten Kampf hinauszogen. Dieses hocherfreuliche Resultat verdanken wir unserer vorzüglichen Pflege im Lazarett und in der Heimat. Kriegsseuchen haben fast ganz ferngehalten werden können. Die sanitären Vorkehrungen bei den Franzosen lassen sehr viel, die bei den Russen soviel wie alles zu wünschen übrig. Die Sterblichkeit bei ihren Verwundeten und Kranken wird eine doppelt und dreifach höhere sein wie bei uns. In Serbien sterben nach Mitteilung eines englischen Arztes täglich Hunderte an Flecktyphus. Die relativen Stärkeverhältnisse der Gegner zu uns haben sich daher verschoben. Ein österreichischer General sagte Mitte Dezember 1914: „Im Anfang hätten die Russen drei Mann gegen einen gehabt, im Dezember zwei gegen einen. Wenn sie erst einen gegen einen zu setzen hätten, würden sie bald geschlagen sein." Wenn dieses Stärkeverhältnis auch noch nicht erreicht ist, so nähert es sich doch der gewünschten Annahme, vornehmlich auf Grund der gewaltigen Verstärkungen, die Deutschland und Österreich-Ungarn in der Lage waren, auf die östlichen Kriegsschaupätze zu werfen, sodann aber durch das Eingreifen der Türkei an der kaukasischen Grenze. Die Russen haben dorthin 200.000 Mann werfen müssen. Es wird ihnen das ebenso schmerzlich gewesen sein wie den Engländern die Entsendung von etwa 150.000 Mann nach Ägypten. Wenn der türkische Angriff dorthin erst in Fluß kommt — und er wird im Laufe des Frühjahrs in Fluß kommen — werden die Engländer in das Mark getroffen werden.

*

Kriegsidylle.

Hier laust sich der Vater,
Hier laust sich das Kind,
Hier laust sich der Herr
Und auch das Gesind!
Ich sitz' als Quartiergast
In ihrer Mitt',
Erst schaue ich zu,
Dann lause ich mit . . .

(„Ostdeutsche Rundschau.")

*

der jungen Dame gefiel ihnen; und dann war sie auch so entzückend lebfrisch und elegant. „Noch fünf, sechs siegreiche Schlachten und unsere Heere stehen vor Moskau“, fuhr sie fort. (Beifallsgemurmel.) „Wir kämpfen bis zum letzten Mann; Verluste sind gleichgültig, es kommt nur auf den endlichen Erfolg an.“ (Allgemeines, zustimmendes Gemurmel.)

Nur ein sehr alter, weißbärtiger Herr, der sich auf seinen Stock stützen mußte, schüttelte den Kopf. „Gnädigste, steht von Ihnen ein naher Angehöriger im Feld?“

„Nein“, erwiderte die Dame, etwas erstaunt über die Frage.

Die Stimme des alten Herrn klang metallen: „Ich schätze die Tapferkeit außerordentlich, ganz außerordentlich, aber vor allem bei den Truppen an der Front. Aber die, die warm zu Hause sitzen, die nichts aufs Spiel setzen, keinen Vater, keinen Gatten, Bruder oder Sohn im Feld haben, die haben kein Recht, vom Kämpfen bis zum letzten Mann zu reden. Es ist zu billig.“

Die Elektrische hielt an, der alte Herr stieg schwerfällig aus.

Pause. Niemand sagte ein Wort.

Bis die entzückende Dame, recht empört und ein wenig rot im Gesicht, das Schweigen brach: „Nein so etwas! Möchte man das für möglich halten! Dieser Mangel an Patriotismus!“

Einige meinten: „Ja, ja!“ und ein zu junges Bürschchen: „Wirklich unglaublich! Man hätte den Alten zur Rechenschaft ziehen sollen! Der Feigling!“

Da meldete sich der Schaffner: „'s war der Feldzeugmeister —“ und er nannte einen Namen von allerbestem Klang. „Bei Solferino erhielt er die goldene Tapferkeitsmedaille, er machte 1864 mit und bei Königgrätz wurde er schwer verwundet. Seit zehn Jahren ist er in Pension, meldete sich aber schon im August als Kriegsfreiwilliger und bekam vor Lemberg einen Schuß in die Schulter . . .“

Ganz, ganz still war es im Wagen.

Das zu junge Bürschchen sprang im Fahren ab und die entzückende junge Dame las in ihrer Sonderausgabe.

Die Schaffner werden entsetzlich vorlaut; man sollte sich beschweren! H. L. R.

Amerika.

Von Fritz Müller.

Wir saßen mit einem Amerikaner zusammen.

„Wir haben Gebäude mit 40 Stockwerken“, sagte er, „und mit 15 Lifts darin . . .“

Da senkten wir die Köpfe.

„Wir haben einen Trust“, sagte er, „mit sechstausend Millionen Mark Kapital, wogegen ihr . . .“

Und vor Scham verbargen wir schneuzend die Gesichter hinter Taschentüchern.

„Wir haben mehr Millionäre“, sagte er, „als ihr Menschen habt in eurer Stadt . . .“

Und wir schwiegen vor Verlegenheit, weil wir nichts darauf zu erwidern hatten.

Nach einiger Zeit kam die Resi vom Karlstor an unsern Tisch und bot uns Veilchensträußchen an, die ersten Veilchensträußchen. Wir sogen bescheiden ihren Duft ein unter den blanken Augen des Amerikaners.

„Ja, riechen denn bei euch die Veilchen?“ fragte er erstaunt.

„Ei freilich, süßer ist kein Duft auf Erden“, sagten wir, und: „Riechen denn bei euch die Veilchen nicht in Amerika?“

„Nein“, sagte der Amerikaner.

Da hoben wir unsere Köpfe in die Höhe und wurden wieder froh. „Türmer.“

Es ist dies um so leichter, als der Grundbesitz durch die ungeheuere Preissteigerung aller seiner Produkte finanziell günstiger gestellt ist als je zuvor. Die Riesenprofite der Agrarier rechtfertigen Lohn- und Kostaufbesserungen der landwirtschaftlichen Arbeiter und Dienstboten vollauf.

Gott sei Dank!

Eine bezeichnende Episode aus Ostpreußens Russenzeit.

Von Marie zur Megede.

September war's, überm Preußenland
Lag Not und Tod und die Russenhand.
In tausend Ängsten und viel Gefahren
Schwebten die Männer, die übrig waren.
Es zogen die Feinde von Ort zu Ort
Und führten selbst Greise und Knaben fort.
Nichts konnte helfen als Klugheit und List,
Wie sie bei den Frauen zu finden ist.
„Mann, du versteckst dich!" „Verschwinde, mein Sohn!"
„Erbarmung! Kosaken! Da kommen sie schon!"
Manch einer da spornstreichs zum Walde lief,
Manch andrer nicht sanft in der Hecke schlief.
Gar viele lagen in ihren Betten,
Todkrank, um sich das Leben zu retten.
Der Taubenschlag und die Räucherkammer
Sahen und hörten oft großen Jammer,
Derweil die Frauen den Feind empfingen,
Mit ihm durch Speicher und Ställe gingen.
Derweil sie kochten, backten und brieten,
Meisterlich logen und nichts verrieten:
So daß nicht selten mit bloßem Schreck
Die Männer noch schließlich kamen weg.
Eins freilich war schlimm: es kamen mehr
Und rühmten ihr Glück und Riesenheer
Und prahlten, daß Deutschland geschlagen sei,
Und Preußen werd' nimmermehr russenfrei!
Nur einmal an einem Sonnentag,
Was war's, was da in den Lüften lag?!
Ein Hauch von Erwartung, Hoffnungszittern,
Über den donnernden Kriegsgewittern
Die brausende Botschaft zu künden schien:
„Der Helfer naht! Sie fliehn! Sie fliehn!"
In Litauens Fluren ein Gutshaus stand,
Ein Wunder verschonte ihm Dach und Wand.
Und daß der Feind sich so menschlich benahm,
Auch hier auf Rechnung der Hausfrau kam,
Die ernst und höflich mit klugem Verstand
Immer das Böse zum Guten gewandt.
Nie klagte sie, weinte nie, ihr Humor
Erquickte die Ihren genau wie zuvor.
Nur wenn sie befahl: „Versteck dich, mein Sohn!"
„Mann, du bleibst drinnen!" gab's keinen Pardon.
So rief sie auch heute. Rief's und verschwand.
Von Hufschlag knirschte draußen der Sand.
Und aus der Küche kreischt wild es herauf:
„Kosaken! Kosaken in vollem Lauf!"
Dann jähe Stille. Dem Vater und Sohn
Der Herzschlag schon stockte: eins wußten sie schon:
Nachholt der Russe, wenn er räumt,
Blutig und glutig, was er versäumt.
Da — — „Vater höre!" „Hörst du, mein Sohn?"
Der Mutter Stimme! Doch welch ein Ton!
Ist's Hilferuf? Ist es ein Schmerzenslaut?
Hat sie zu sehr der Bande getraut?
Vergessen Befehle und Disziplin.
In Sprüngen die beiden zum Beistand ziehn.
Doch auf der Schwelle schon bleiben sie stehn —
Ist's Wahrheit? Ist's möglich, was sie da sehn?
Sind aus den ekeln Kosakenhorden
Durch Zauber deutsche Ulanen geworden?!
Sie halten auf ihren Rossen braun,
Verstaubt und schmutzig am Gartenzaun,
Und die Frau, die immer sich bezwungen,
Hat ein Ulanenpferd umschlungen,
Sie, die so mutig und ohne Wank',
An seinem Halse schluchzt: Gott sei Dank!

Mut!

In der Elektrischen hielt eine entzückende junge Dame geradezu einen Vortrag und überzwitscherte das Surren und Stolpern des Wagens. Sie sagte, die letzte Sonderausgabe in der Hand, mit angenehmer Betonung: „Wieder 2000 Russen gefangen. Es geht vorwärts! Ja, unsere tapferen Truppen, die werden es schon richten. Wir schließen nicht eher Frieden, als bis wir ihn in Petersburg diktieren können." Hier schob sie klug, aber unauffällig eine Pause ein, um den Mitfahrenden Gelegenheit zu geben, Beifall zu spenden. Das taten auch die meisten — der Mut

wesens über andere findet stets eine Hemmung, Rückschläge treten ein und noch jede „Weltmonarchie“, die einen Großteil der Erde zu tyrannisieren suchte, ging bald elend zu grunde. Die Natur ist weder eine Förderin übertriebener Demokratien noch einseitiger Tyranneien. Solche Erscheinungen sollten zu denken und Staatsmännern Fingerzeige geben. Leider lernen die Menschen aus der geschichtlichen Vergangenheit nichts, verfallen immer wieder in dieselben Irrtümer, und da sie nicht hören wollen, müssen sie empfindlich fühlen.

Dem Dreibund Deutschland-Österreich-Italien trat allmählich zur Erhaltung des politisch-militärischen Gleichgewichtes in Europa der Dreiverband Frankreich-Rußland-England entgegen, und als unser großer Krieg ausbrach, war zwar der inzwischen zum Siebenverband ausgewachsene Dreiverband am Platze, doch der Dreibund verdiente erst in dem Augenblick seinen Namen wieder, da sich ihm die Türkei anschloß, denn Italien hatte sich — den Bündnisvertrag nach dem „Buchstaben und dem Geist“ auslegend, wie Rom versicherte — in dem Völkerringen neutral erklärt. Die sichtbarliche Folge dieses Vorganges mußte sein, daß am Schluß des alle fünf Weltteile umfassenden Krieges, wenn auch die siegende Gruppe geschwächt sein wird, Italien mit seiner frischen und unberührten Armee ein Übergewicht in Europa erlangt hat. Doch diese menschliche Rechnung scheint die Natur nicht anerkennen zu wollen. Man beachte bloß das seltsame Zusammentreffen: Als die italienischen Zeitungen die Zahl der Toten in dem furchtbaren Erdbeben, das die appenninische Halbinsel heimsuchte, veröffentlichten, da deckte sich die Zahl beinahe genau mit den Verlusten an Toten, welche Österreich-Ungarn bislang in seinen Kämpfen erlitt. Vierzigtausend.

Unwillkürlich drängt sich bei dieser merkwürdigen Tatsache die Frage auf, ob dieses Erdbeben vielleicht nichts anderem diente als der Erhaltung — als der Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichtes in Europa, an dem auch die findigste Diplomatie auf die Dauer nichts zu ändern vermag. Wir müssen eine solche zufällig scheinende und möglicherweise tiefbegründete Erscheinung in das Buch des Unfaßlichen, gleichwohl Gesetzmäßigen eintragen, wie denn auch das Anschwellen der Knabengeburten nach Kriegen, gewissermaßen um den Männermangel auszugleichen, etwas Feststehendes ist, dessen Ursächlichkeit zu ergründen der Wissenschaft bisher nicht gelang.

Und so werden nach Abschluß des Krieges nur Japan und die Vereinigten Staaten von Nordamerika eine vorherrschende Stellung in der Welt einnehmen — und schon sind Anzeichen dafür vorhanden, die auf eine Wiederherstellung des Gleichgewichtes auch hier hindeuten. Der Schauplatz des nächsten großen Krieges liegt zweifellos im Stillen Ozean.

Hie Japan — hie die Union.

Allen menschlichen Plänen trotzend, die mit Blut und Eisen auf ein Übergewicht hinzielen, rüttelt die Natur ein wenig an den Grundfesten des Erdballes, an dem wir kleben, und erreicht in drei Sekunden dasselbe wie Geschütze und Gewehre in sechs Monaten.

Und das Gleichgewicht ist da. P. L. M.

England 1870.

Der berühmte Schriftsteller und bedeutende Ingenieur Max Eyth, der sich 1870 in England aufhielt, schildert in seinem „Wanderbuch eines Ingenieurs“ (Band 5 seiner Gesammelten Werke, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) die Stimmung der Engländer während des deutsch-französischen Krieges. Anfangs waren die Zeitungen voll Entrüstung gegen Frankreich, dem sie die Schuld am Ausbruch des

Der lakonische Adolf.

Ein Mitarbeiter in Baden schreibt der „Frankfurter Zeitung": Ein junger Bauersmann aus unserm Dorf hatte von Anfang an mitgekämpft und war zuletzt in Flandern dabei. In drei Monaten hatte er zwei Briefe geschrieben, der erste lautete:

„Liebe Frau!

Ich lebe noch, und das Päcklein habe ich erhalten, wenn der Bub bös ist, dann hau ihn. Gruß Adolf."

Der zweite wich wenig davon ab:

„Liebe Berta!

Ich lebe immer noch, was mich sehr wundert, wenn der Bub noch bös ist, dann hau ihn wieder! Gruß Adolf."

Vor einigen Tagen kam eine Photographie aus einem Lazarett in Heidelberg; darauf sah die junge Frau ihren Mann neben einer Anzahl andern, und er hatte das Eiserne Kreuz auf der Brust. Auf der Rückseite des Bildleins stand:

„Liebe Berta!

Ich war verwundet, ist wieder gut, morgen geht's los. Wenn der Bub bös ist, dann nimm ihn bei den Ohren! Gruß Adolf."

Die Frau schrieb ihm, daß er doch wenigstens mitteilen möchte, wie er das Eiserne Kreuz erhalten hätte.

„Das mit dem Eisernen Kreuz", schrieb er, „das war sehr einfach: Der Major rief mir, ich mußte stillstehen, und der Feldwebel hat mir's angeheftet. Gruß Adolf."

Universität.

Von Hans Weber.

Ich misse die Mützen, die Bänder bunt,
Und manches zerschlagne Gesicht,
Und manchen Bummler im alten Café,
Ich such ihn und finde ihn nicht.

Ihr wackeren Bummler und Burschen all,
Was habt ihr daheim doch gelassen!
Von einem meint Mutter, er sei zu jung,
Als könnt er zum Krieger passen,
Der andre ist krumm, und der dritte schielt,
Und der vierte hat einen Kropf!

Ist auch ein bißchen Gelahrtheit drin
In manchem wackligen Kopf,
So machen sie doch im Leben nicht
Die Hohe Schule aus,
Seitdem ihr Wackeren zoget stolz
Als Kaisers Soldaten hinaus!

Gleichgewicht.

Überall im Weltenraum herrscht Gleichgewicht.

Dieses Streben nach Gleichgewicht durchsetzt auch die ganze Politik; nicht nur daß sich einzelne Staaten immer so zusammenschließen, daß sie einer benachbarten Machtgruppe die Wage halten, auch das zeitweise Herrschen eines staatlichen Gemein=

Bücher im Schützengraben.

T. b. Ypern.

„Es ist anscheinend in der Heimat wenig bekannt, daß bei den Truppen in der Front ein großes Verlangen nach guter Lektüre besteht; für die körperlichen Bedürfnisse sorgt ja sowohl die Heeresleitung wie private Hilfe in dem Maße, daß jeder reichlich erhält, soweit wir es übersehen können.

Aber nachdem hier im Westen sich überall der Stellungs- und Festungskrieg entwickelt hat, nachdem die offene Feldschlacht mit raschem Vorgehen aufgehört hat, liegen wir nun eingegraben in Unterständen und Schützengräben wochen-, ja monatelang dem Feinde gegenüber. Viele Tage fällt bei einzelnen Truppenteilen kein Schuß, und es herrscht die schlimmste Langeweile. Zeitungen sind genügend da, aber wer sieht, wie es wirklich zugeht, mag sie nicht mehr genießen ... Desto größer wird der Wert eines guten Buches, und wir haben uns schon verschiedenes, namentlich aus Ihrer Universal-Bibliothek, besorgt. Es wäre aber schön, wenn diese Bücher leichter der Allgemeinheit hier im Felde zugänglich gemacht würden ... Geeignet sind Werke leichteren und heiteren Inhalts (keine Soldatengeschichten, denn man sieht hier schon nichts außer Soldaten); auch z. B. Fritz Reuter, P. Rosegger, Phantasien im Bremer Ratskeller, Mark Twain, John Brinckman, David Copperfield u. ä. ...“

Diesen Brief schrieb im Dezember ein Leutnant der Reserve an den Verlag der Universal-Bibliothek. Wir drucken ihn ab, nicht weil er besonders merkwürdig, sondern weil er typisch ist: Zuschriften ähnlichen Inhaltes kommen fast jeden Tag aus dem Felde, und wie an uns, so sicher an Tausende anderer Empfänger. Bedenkt man das, so muß man den Eindruck gewinnen, daß es hier noch eine große, wichtige Aufgabe für die Zurückgebliebenen zu erfüllen gibt. Wie durch die Opferwilligkeit des Volkes dafür gesorgt worden ist, daß unsere Truppen an materiellen Dingen, soweit das im Kriege möglich ist, nicht Not zu leiden brauchen, so muß auch dafür gesorgt werden, daß sie geistig nicht darben müssen. Es sind nicht wenige darunter, die diese Not schwerer empfinden als körperliche Entbehrungen und Strapazen. Und viele andere, von denen zwar das nicht behauptet werden kann, die aber doch empfänglich und dankbar sind für geistige Anregung, für ein Ablenken vom augenblicklichen Geschehen; — „man kommt doch mal auf andere Gedanken“ schreiben sie dann.

Recht interessant haben da einige Besteller von Reclambüchern aus dem Felde berichtet, welche Erfahrungen sie mit Lektüre bei ihren Kameraden gemacht haben. So schreibt ein Gefreiter bei einer Fernsprechabteilung: „Mit besonderer Genugtuung kann ich Ihnen mitteilen, daß ich von der Heimat etwa jede Woche einen Band Ihrer Universal-Bibliothek als Feldpostbrief erhalte. Er macht bei meinen Kameraden die Runde, und wir freuen uns darüber mindestens ebenso wie über Zigarren und Schokolade und was wir sonst erhalten ... Ich kann feststellen, daß über den Inhalt der Bücher oft gesprochen wird, einer liest dem andern Stellen vor, die besonders gefallen haben, ja auch Auszüge, besonders Gedichte, werden in das Tagebuch abgeschrieben. Überhaupt ist es geradezu erstaunlich, wie gern Verse, welcher Art es auch sei, abgeschrieben werden. In den Notizbüchern meiner Kameraden stehen Lieder, Spottverse, Gelegenheitsgedichte u. dgl. m. Es ereignet sich auch häufig, daß irgendeiner einige Verse Goethes oder Schillers zitiert, z. B. ‚Er setzt ihn an, er trank ihn aus‘. Auch ganze Stellen werden vorgetragen. ‚Unsere Dichter feiern!‘ nannte das ein Kamerad, ein biederer Handwerker. — Nehmen Sie diese Zeilen bitte als Beitrag zu dem Kapitel ‚Die deutschen Barbaren‘“.

Ein Gegenstück dazu ist der Brief eines Einjährig-Freiwilligen aus dem Lazarett: „In meinem Tornister hatte ich Reclam Band 1 (Goethes Faust) mit-

Krieges beimaßen — aber an eine Beteiligung Englands dachte niemand, auch für den Fall nicht, daß Belgien angegriffen würde! Allmählich aber schwenkte die Stimmung ab, und vor allem die konservativen Kreise entdeckten ihr Herz für Frankreich. Man machte nach wie vor, nur etwas verschämt, seine guten Geschäfte, denn der Handel Großbritanniens durfte aller Neutralitätserklärung zu Trotz nicht leiden. Die Regierung leugnete zwar, den Franzosen Patronen geliefert zu haben, aber Eyth, der die Sache aus der Nähe sah, läßt durchblicken —! Sowie die deutschen Armeen entschiedene Siege errungen hatten, appellierte England an die „Großmut des Siegers“ . . . Und als die Heeresleitung Moltkes an eine Aushungerung der Stadt Paris dachte, da wurde jenseits des Kanals ein solcher Plan „unmännlich“ genannt — und als die Beschießung begann, zeterte die englische Presse über „unnötige Grausamkeit gegen Weiber und Kinder“.

Man fragt sich erstaunt, warum Englands Gefühle allmählich ohne rechten Anlaß wechselten, warum die Zuneigung für Deutschland in Liebe für Frankreich umschlug. Und die Erklärung ist doch so einfach! Bei Kriegsbeginn glaubte Großbritannien an eine Überlegenheit der französischen Waffen und hoffte, die beiden Festlandsgegner würden sich zu Nutz und Frommen des fröhlich handeltreibenden Dritten wechselseitig abschlachten. Der große endliche Triumph der Deutschen ließ das Krämervolk auf seiner grünen Insel einen neuen, gefährlichen Konkurrenten ahnen, der bisher abergläubisch und geduldig dem „smarten“ britischer Vetter diente. Ein erwachter, kräftiger Michl paßte gar nicht in die Weltrechnung John Bulls.

Besonders bezeichnend ist die Abneigung Englands gegen eine Beteiligung am Krieg, auch im Falle eines Angriffes (von seiten Frankreichs) auf das „neutrale Belgien“. Und 1914, da sich dasselbe „neutrale Belgien“ dem Dreiverband mit Haut und Haaren verschrieben hatte, mußte die Notwehrhandlung des Deutschen Reiches, das volle „Schadensgutmachung“ im Frieden feierlich gelobte, dazu herhalten, um den Neutralen den mutwilligen Eintritt Britanniens in das gewaltige Völkerringen zu „begründen“.

„Geschäft ist Geschäft“ — mag darüber die halbe Welt verelenden!

Die „belgische Frage“ 1870 und die „belgische Frage“ 1914 sind eben grundverschiedene Angelegenheiten für die — englische Geldtasche.

Wie betracht ich gerne . . .

Von Karl Krobath.

Wie betracht ich gerne
In dieser Zeit,
Da die Welt im Streit,
Die Sterne . . . die Sterne.

Sie sind so weit,
Dem Blutbad ferne;
Die klugen Sterne,
Sie sind gefeit.

Licht und leise,
Ohn Leidenschaft,
Voll stolzer Kraft
Ziehn sie die Kreise.

Kein Gegensatz klafft.
Auf ihrer Reise
Vermeiden sie weise,
Was Unordnung schafft.

Wie betracht ich gerne
In dieser Zeit,
Da die Welt im Streit,
Die Sterne . . . die Sterne.

Eine Übersicht über die bestellte Erzählungsliteratur zeigt nicht ein besonderes Bevorzugen einzelner Autoren, sondern eine große Mannigfaltigkeit, wie sie sich durch die reiche Auswahl in der Universal-Bibliothek von selbst ergibt. Am meisten verlangt wurde: — ein „feindlicher“ Schriftsteller, unser lieber Dickens. Danach gestaltet sich die Reihenfolge so: Hauff, Paul Grabein, Andersen, Fritz Reuter, Dumas, Otto Ernst, Tolstoi, Turgenjeff, Zola, Luise Westkirch, Bulwer, Daudet, Björnson, Rud. Herzog, Wilh. Jensen, Spielhagen, B. Groller, P. O. Höcker, E. T. A. Hoffmann, Perfall, Raabe, Rosegger, Tschechow. Von Schriftstellern, die sonst noch vorzugsweise bestellt wurden, wollen wir als wichtigste nur nennen: Alexis, Otto Jul. Bierbaum, Bleibtreu, Bourget, Brinckman, Busse-Palma, Chamisso, Defoe, Dostojewskij, die Droste, Eichendorff, Erckmann-Chatrian, Eyth, Gobineau, Gorki, Goethe (Werther), Grillparzer, Grimmelshausen, Heyse, Victor Hugo (Notre Dame), J. P. Jacobsen, Jean Paul, Jungstilling, Immermann, Korolenko, Kügelgen, Mérimée, Mikszáth, Mörike, Murger, Prevost (Manon Lescaut), Riehl, Scott, Sealsfield, Seume, Sienkiewicz, Strindberg.

In Gruppe 3 stehen Goethe, Schiller und Shakespeare mit fast gleicher Zahl einträchtig obenan, dann folgen Hebbel, Grillparzer, Ibsen, Maeterlinck und Tolstoi. Als Besonderheiten wären aus dieser Gruppe von Bestellungen zu nennen: Apulejus „Amor und Psyche“, die Edda, Euripides „Die Bacchantinnen“, zwei Altinder: Kalidasa und Kschemisvara, Voltaires „Tancred“, Tassos „Befreites Jerusalem“. — Das Nibelungenlied ist ferner dabei, auch Kleist, Mörike, Uhland, Wieland, Wagners Parsifal u. a., dann Anthologien und mundartliche Gedichte. Nicht berücksichtigt sind in dieser Gruppe und für die Statistik überhaupt aber die Sammlungen „Kriegslieder“ und „Soldatenlieder“, die natürlich sehr viel bestellt wurden.

In Gruppe 4 nehmen die philosophischen und religiösen Werke einen großen Raum ein, über ein Drittel der Abteilung; Werke von Kant, Schiller und Fichte, Descartes, Hegel, Schelling, Schopenhauer (am meisten vertreten, darunter auch mit „Welt als Wille“), Wundt, Ostwald, F. M. Klinger, Feuchtersleben u. a. m. Auch der dritte der großen, bei uns heimischen Briten ist dabei, Carlyle; dann Tolstoi und Renan (damit auch die beiden anderen Länder des Dreiverbandes vertreten seien . . .) — Die geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Werke betragen über ein Viertel der Abteilung, darunter Bismarcks Reden, Lamprechts Porträtgalerie, Arndts „Wanderungen“, dann z. B. Einharts Geschichte Karls des Großen und Götz von Berlichingens Lebensbeschreibung — ferner häufig die neu herausgegebenen „Dokumente zur Geschichte des Krieges 1914“ u. a. Von der noch übrigen Literatur dieser Gruppe ist Boyesens Faustkommentar als mehrfach verlangt zu erwähnen — eine interessante Ergänzung zu dem vorher über Faust Gesagten. — — —

Haftet nun auch einem derartigen Überblick sicher manches Zufällige an — um ganz allgemeingültig zu sein, müßte ein umfangreicheres Material aus längerer Zeit zur Verfügung stehen — so bleiben die Resultate doch immerhin bedeutsam und interessant. Mag es Zufall sein, daß etwa Raabe und Grillparzer öfter verlangt wurde als Mörike und Kleist, oder Dickens etwas häufiger als Hauff — nicht zufällig ist jedenfalls die gesamte Richtung, die auffallende Bevorzugung gehaltvoller Bücher; und sie ist in Übereinstimmung mit so manchem Briefe, in dem um Bücher gebeten wird, die „etwas zu denken gäben, noch wenn man sie ausgelesen hätte“. —

Ob die Verleger in London und Paris aus den englischen und französischen Schützengräben Bestellungen auf gleicherweise wertvolle Literatur erhalten mögen? Lassen wir die Frage unbeantwortet, und freuen wir uns des schönen Zeugnisses für den Geist unserer eigenen Truppen. S.

getragen. Seitdem habe ich oft und oft darin gelesen und immer Neues daraus gelesen und gefühlt. Ist doch ‚Faust‘ jetzt anders als im Frieden! Senden Sie den Soldaten solche Bücher! Wir haben beim Lagerfeuer und im Lazarett vorgelesen und unvergeßliche Stunden dabei verlebt. Besonders jene Bücher voll konzentriertester Gedanken sind es, die Anklang fanden, unser ‚Faust‘, die Bibel und poetische und philosophische Werke . . .“

Der Faust! Wieviel tausendmal mag das Büchlein mit dem kostbarsten Kleinod deutscher Dichtung ins Feld gewandert sein in diesem Krieg, den „im Namen der Kultur“ mit Hilfe wilder und halbzivilisierter Völker eine Welt von Feinden gegen das Deutschtum führt? In Breslau und auch in Metz soll während der Mobilmachungstage in keiner Buchhandlung mehr ein Exemplar des „Faust“ in der Reclam- oder einer anderen Taschenausgabe mehr aufzutreiben gewesen sein; auch Buchhändler aus anderen Städten haben von auffallend starker Nachfrage danach zu dieser Zeit berichtet. Und auf den Bücherbestellungen aus dem Felde findet er sich noch jetzt immer wieder.

Was lesen sie draußen noch, unsere Feldgrauen, in ihren Schützengräben und Unterständen? Die Frage ist nicht unwichtig, denn wenn dem Mangel an Lektüre bei den Truppen in der Front abgeholfen werden soll, so ist es keinesfalls damit getan, daß nur „irgend was zu lesen“ herausgeschickt wird. Das beweisen schon die ziemlich häufigen Äußerungen in Feldbriefen gegen die Zeitungslektüre, die — sehr begreiflich — auf die Dauer unmöglich genügen könne. Bücher, gute Bücher sollen es sein. Welcher Art am liebsten, das ist sehr lehrreich zu beobachten an den Bestellungen, die aus dem Felde kommen. Allerdings gelangt ja nur ein ganz kleiner Bruchteil davon direkt an den Verlag,* und nur diese stehen für eine Prüfung zur Verfügung. Das Material ist aber doch reich genug, um interessante Aufschlüsse zu gewähren. Wir haben diese Bestellungen aus einem Zeitraum von etwa sieben Wochen (im Dezember und Jänner) für eine Statistik zugrunde gelegt und dabei ein ganz auffallendes Überwiegen ernster, gehaltvoller Literatur gefunden.

Eine Übersicht nach Literaturgruppen zunächst ergibt folgende Verteilung:

1. Romane, Erzählungen, Novellen . . . . zirka 48%
2. Humoresken . . . . zirka 16%
3. Dramatische Werke, Gedichte, Sprüche, Aphorismen, zusammen zirka 17%
4. Philosophie, Religion, Geschichte, Kulturgeschichte, Naturwissenschaft, Musik, Literaturwissenschaft . . . . . zusammen zirka 19%

Dazu muß aber noch folgendes bemerkt werden: es sind hier nur jene Bestellungen berücksichtigt, die einzelne bestimmte Werke angaben. Der Anteil der Erzählungs-Literatur würde größer sein, wenn — was für eine Statistik nach Werken naturgemäß nicht möglich ist — auch die Bestellungen zugezählt würden, in denen der Empfänger (oft aus Mangel eines Bücherverzeichnisses) uns die Auswahl überließ und nur etwa verlangte: 10 Bände guter Novellen, Erzählungen und dgl. Derartige Bestellungen sind zum Teil sogar sehr umfangreich, namentlich wenn Offiziere, wie öfters geschieht, eine größere Sendung Bücher zu Spenden an ihre Mannschaften bestellen, wobei fast stets die Auswahl dem Verlag überlassen wird. — Ferner: die Gruppe Humoresken ist im Jänner durch eine größere Bestellung von einem einzelnen auf Werke nur dieser Art erheblich gewachsen; im Dezember umfaßte z. B. diese Gruppe nur etwa die Hälfte der Bandzahl der wissenschaftlichen Werke. —

* Der weitaus größte Teil der Bücher wird durch die Buchhandlungen bestellt.

vielfach unbrauchbar gemachten Fabriken und Betriebe sind allmählich wieder in Gang gesetzt worden, wenigstens insoweit, als die Produkte für unsere Truppen von Wert sind. So sah ich Holzsägewerke, Dachpappen-, Automobil- und eine Wellblechfabrik, wo überall das deutsche Militär die Oberleitung hatte, und wo brave Sachsen und Bayern friedlich mit arbeitswilligen Franzosen tätig waren. Die Kunst zu organisieren, die unsern Leuten eigen ist, wird auch von unsern Gegnern anerkannt, und ich bin überzeugt, daß sich ein Teil der hiesigen Bevölkerung bereits recht gut mit uns ausgesöhnt hat. Freilich, an unsern endgültigen Triumph wollen sie nicht glauben und über unsere Siegesnachrichten, die ja stets zweisprachig herausgegeben und angeschlagen werden, lachen sie heimlich. Die Erkenntnis ihrer Lage wird dereinst schrecklich für die Franzosen sein. Infolgedessen können wir uns auch eines gewissen Mitleids mit diesem Feinde nicht erwehren, während die Erbitterung gegen die Engländer nach wie vor sehr stark ist."

So schreibt im achten Monate des Krieges uns ein reichsdeutscher Soldat. Dieser Ernst, diese Ruhe und Zuversicht! So was wirkt auf uns kräftigender als zehn Extrablätter mit gut stilisierten Siegesnachrichten.

Dem toten Freund.

(Gest. am 13. Februar 1915.)

Du gehst die weiße Straße
durchs dunkle Himmelszelt,
Du gehst den Pfad der Toten
aus unserer Menschenwelt.

Wir können dir nicht folgen,
der Weg ist uns zu weit,
Noch ist uns nicht erklungen
der Ruf der Ewigkeit.

Wir werken hier und hasten
noch mitten im Gewühl,
Du bist im Reich des Friedens,
du bist an deinem Ziel.

— — — — — — — — —

Du gingst die weiße Straße
durchs dunkle Himmelszelt,
Du gingst den Pfad der Toten
aus unserer Menschenwelt ...

Hans Ludwig Rosegger.

Sind die heutigen Deutschen noch Germanen?

Auf diese Frage gibt, ohne es gewollt zu haben, ein italienischer Journalist, der die deutschen Schützengräben besucht hat, recht bemerkenswerte Antwort. Nach einem Berichte der „Deutschen Zeitung" vom 26. November heißt es: Die soeben hier eingetroffene Nummer des „Giornale d'Italia" enthält einen neuen Brief seines Berliner Berichterstatters G. Cabasino-Renda vom westlichen Kriegsschauplatze. Der italienische Journalist hat unsere Schützengräben bei Toul besucht. Er bewundert die Kunst, mit der die deutschen Artilleristen die Stellungen ihrer Geschütze den Blicken des Feindes zu entziehen wissen, und er ist verwundert, daß er immer wieder dem „modernen Arminius" begegnet. „Der Kommandant der Batterie, der von einem Erkundigungsritt zurückkehrt, ist ein rötlicher Koloß mit hellen und heiteren

„Ayesha.“

Von Aline Aliberti.

Bei deinem Namen springt ein fernes Tor
Versunkner Zeit, die voll von Traum und Lauschen,
Denn tief durch der Romantik blaues Land
Geht's wie ein neues, starkes Bronnenrauschen.

Schwer fällt des Eisens harter Klang hinein,
Und Stunden gehn, die nie so dunkel waren . . .
Doch jubelnd klingt es, wie voll Heldensinn,
Voll Kraft des Lichtes Söhne ausgefahren.

Der Atem künftger Lieder weht um dich,
Und wenn dereinst die deutschen Feuer glühen,
Die friedbehütet, wirst du immer noch
Den Enkeln wie ein lächelnd Wunder blühen.

Ein Feldpostbrief von der französischen Front.

2. März 1915.

„Mein lieber und hochverehrter Freund! Wieder ein neuer Monat, und man merkt gar nicht, wie rasch die Zeit verfliegt. Noch im November, Dezember war ich todunglücklich, daß es bei uns nicht vorwärts ging und daß wir zum Stilliegen verurteilt waren. Jetzt habe ich mich an diesen Zustand gewöhnt, und nur noch selten packt mich die starke Sehnsucht nach Haus und zu meiner gewohnten, mir lieb gewordenen Tätigkeit. Nur nicht denken und grübeln, und wenn es einem ja so vorkommt, als habe man es besonders schlecht, so genügt der Anblick von Verwundeten oder gar Gefallener, um einen schnell wieder zur Vernunft und ins richtige Geleise zu bringen. Man muß ja wirklich froh sein, daß man in diesen langen sieben Monaten nichts abbekommen hat, und daß man heute noch, genau wie im Anfang siegesgewiß an das Ende denken darf. Es geht langsam, viel zu langsam für unsere Ungeduld, aber daß wir unser Ziel erreichen werden, darüber herrscht, Gott sei Dank, keinerlei Zweifel. — Ich bin auf meinem Posten verblieben und bin zufrieden, daß es so gekommen ist. Denn wenn ich mir auch manches anders wünschen würde, so bin ich doch immer noch lieber hier draußen, wo ich täglich an dem Dröhnen der Geschosse usw. den Krieg wirklich spüre, als daheim in der Garnison, um Rekruten auszubilden. Ich bekomme durch meine Dienstfahrten auch eine ganze Menge zu sehen, was interessant und lehrreich ist. So bin ich neulich mal bei einer Besichtigung der kulturellen Arbeiten, die hinter der Front von unsern Truppen geleistet werden, zugegen gewesen. Da ist zunächst die Landwirtschaft. Der Boden um Lille soll zu den fruchtbarsten gehören, den es überhaupt gibt; Deutschland soll ähnlich guten Acker nicht aufzuweisen haben. Die Militärverwaltung hat daher sofort Schritte getan, um den Boden uns nutzbar zu machen, und die Bewirtschaftung der riesigen Ländereien Offizieren unterstellt, die in ihrem Zivilberuf Landwirte sind. Und nun sieht man unsere Feldgrauen beim Pflügen und beim Dreschen; Hunderte von Militärpferden, die an der Front ja zur Zeit nicht gebraucht werden, gehen im Acker und alles ist in die Wege geleitet, um eine gute Ernte zu erzielen. Der herrliche, uns so wertvolle Weizen wird nach Deutschland verladen, während wir den hier unbekannten Roggen einführen und die verwöhnten Franzosen Schwarzbrot essen lehren. Aber noch mehr Friedensarbeit leisten unsere Soldaten. Die zum großen Teil stilliegenden und

nicht genügend Pässe. Sie haben mir vorgestern nacht zwei erschossen ...' Hier liegt, schreibt Cabasino-Renda, das wahre Geheimnis der Kraft des deutschen Soldaten, die Europa mit Staunen und Zorn erfüllt. Die eiserne soldatische Disziplin, die beste Bewaffnung wirken nur mit. Das Wesen seiner Kraft, wie der seines ganzen Landes, ist durchaus moralisch: ‚es liegt in diesem starken Gefühl, in dem die Liebe zur Familie, die Liebe zum Vaterlande und die Liebe zu Gott verschmolzen sind'. Als einen ergreifenden Beweis dafür erzählt der Italiener zum Schluß eine Episode von St. Mihiel, wo es nicht möglich war, die Stellung einer den Deutschen schweren Schaden zufügenden französischen Batterie zu ermitteln, und es daher nötig wurde, daß ein Mann sich zur Erkundung durch die feindlichen Linien schlich. Unter den vielen Pionieren, die sich als Freiwillige meldeten, wurde einer ausgewählt. Der Italiener stand dabei, als ihm der Oberst seine Aufgabe auseinandersetzte. ‚Sie haben also verstanden?' fragte der Oberst zum Schluß. ‚Jawohl', antwortete der Soldat, der stramm dastand. ‚Wenn Sie Ihr Ziel erreichen, werden Sie bei Ihrer Rückkehr das Eiserne Kreuz erhalten.' ‚Jawohl.' ‚Sie haben Familie? Haben Kinder? Gut. Wenn Sie (die Stimme des Obersten wurde etwas unsicher) nicht zurückkehren sollten, werden Ihrer Familie 5000 Mark gesandt werden.' ‚Danke schön, Herr Oberst!' antwortete kurz der Soldat, immer in soldatischer Haltung, wie überzeugt, daß diese Belohnung wahrscheinlicher wäre, als seine Rückkehr. Dann trat der Feldprediger vor; der Soldat kniete nieder, und der Prediger legte seine Hände auf sein Haupt und segnete ihn. Der Kniende erhob sich darauf, grüßte und ging. Mir kam später der Zweifel, der Mann könnte sich gefangen nehmen lassen und so leicht die Belohnung verdienen. Als ich mich aber erkundigte, erfuhr ich, daß der Pionier, nachdem er seine Aufgabe erfüllt, zurückgekehrt war."

„Politisch-Anthropologische Monatsschrift."

Bücher

Kaiser Wilhelm II. als Deutscher. Eine Volkstumsstudie von Dr. Hans Zimmer. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt 1915.)

Über Kaiser Wilhelm ist sich die Welt lange nicht klar geworden. Seine Art, in jeder Stimmung sich freimütig und geradeweg zu äußern, konnte nicht ohne Widerspruch bleiben, sei es der in sich selbst, sei es der von außen. Aber die sechsundzwanzig Regierungsjahre und was der Kaiser gesagt und geleistet hat, ergibt zusammengefaßt eine ganz überraschende Einheit seines Wesens, eine fest in sich geschlossene Persönlichkeit. Und diese Persönlichkeit ist — der Deutsche schlechthin. — Das Büchlein zeigt es kurz und klar. Auf Grund besonders der Reden und Aussprüche des Kaisers, die mit den Taten sich völlig decken, wird der Deutsche gezeigt mit seinen bezeichnendsten Eigenschaften: Innerlichkeit, Natursinn, Familiensinn, Pflichtgefühl, Idealismus, Altruismus, Humor, Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, mit seiner Willenskraft, Zähigkeit, Gründlichkeit, Treue, Religiosität. Nicht, als ob diese Eigenschaften nicht auch bei anderen Völkern vorkämen oder weniger häufig zu finden wären, als vielmehr, weil sie alle harmonisch vereint, gerade die Persönlichkeit Wilhelm II. ausmachen. Daß dem wirklich so ist, die Gegenwart zeigt es. Die Art, wie dieser heldenhafte Verteidigungskrieg geführt wird, kommt von den deutschen Tugenden, die im deutschen Kaiser persönlich geworden sind, und durch die all die bedeutenden Männer und Kräfte, so heute die Welt mit Bewunderung erfüllen, an die richtige Stelle gelangen konnten. — Ein Charakterbild steht vor uns, nicht etwa von Byzantinismus gefärbt, sondern ebenso freimütig den Kaiser beurteilend, als er es selbst ist.

Paul von Hindenburg. Ein Lebensbild von Bernhard v. Hindenburg. Mit 26 Bildern. (Berlin. Schuster u. Loeffler.)

Gerade so wollten wir das Lebensbild des Feldmarschalls! Mit Liebe gezeichnet, mit

Knabenaugen, der aus einem Bilde Anton von Werners zu stammen scheint. Schon seit meiner Ankunft auf dem Kriegsschauplatz hat mich diese ‚physische Offenbarung' der Deutschen überrascht. So oft ich an einem Straßenrand in der lothringischen Ebene eine Schwadron Ulanen oder Dragoner, ein Infanterieregiment oder eine Batterie vorüberziehen lassen mußte, beobachtete ich diese Kolosse mit den langen blonden oder rötlichen Bärten und den großen hellblauen Augen, die wir nur von den Bildern der alten Germanen her kannten, und fragte mich: ‚Wo sind diese Leute nur hergekommen? Ich lebe seit zehn Jahren in Deutschland und war ihnen nicht begegnet. Jetzt sind sie in Scharen von den bayerischen Alpen, aus den schwäbischen Bergen, aus den rauhen Höhen Schlesiens und den brandenburgischen Wäldern herbeigeströmt, die in der Reinheit des Landlebens die Körperlinien der Rasse, die in den Großstädten verloren gehen, bewahrt haben. Aber diese Erklärung genügt noch nicht, ich fand sie erst ganz, als ich meinen lieben Berliner Freunden begegnete, die ich in untadeliger Eleganz und mit eleganter Blasiertheit habe ausreifen sehen, und die ich hier nun bärtig, kräftig und robust wiederfand, kaum noch zu unterscheiden von den Bergbewohnern oder den Bergleuten, ihren Kameraden. Ein paar Monate Leben in dieser Umgebung hat genügt, den ‚mondänen' Lack von dem Deutschen zu nehmen und ihm seinen wahren Anblick wiederzugeben, den des antiken Kriegers, für den auch die so einfache Felduniform zu modern scheint und Fell und Axt besser passen würden. Die Deutschen haben ‚Meister der Kultur', wie Emerson es ausdrückt, ‚das Gewissen Europas' werden können, und blieben doch das einzige Kriegsvolk in Europa. Das erklärt vieles." In den vordersten Schützengräben beobachtete der Italiener nun das Leben der Soldaten, die trotz mancher merkwürdiger Beweise von Kameradschaft zwischen den feindlichen Linien mit äußerster Wachsamkeit einander gegenüberliegen und dann auch wieder manche gemütliche Episode erleben. „Trotz häufiger Zerstreuungen ist das Leben im Schützengraben sehr hart. Es ist das Leben der Entbehrungen und ständigen Spannung, das Widerstandskraft und Stahlnerven erfordert. Die Deutschen ertragen es nach ihrer Veranlagung natürlich besser als die Franzosen, die, weniger kühl und weniger geduldig als ihre Feinde, sich von der Nervosität übermannen lassen und daher schneller müde werden, obwohl es die besten Truppen Frankreichs, Bretonen und Normannen, sind. Kaum senkt sich der Abend hernieder, so beginnt von den französischen Schützengräben das Gewehrfeuer, das weder Zweck noch Ziel hat. Man schießt gegen eingebildete Feinde. Den Kameraden, die vom Lager aufspringen, ruft der deutsche Soldat auf dem Wachposten zu: ‚Nichts; nur Nervosität!' Und in diesen Schützengräben, in denen ständig der Tod droht, haben die Leute ihre körperliche Frische und ihre Fröhlichkeit bewahrt. Als etwas Grandioses, wahrhaft Episches, das zeigt, wie die Moral des deutschen Soldaten im Kriege ist, hat nicht nur auf den Italiener, sondern auch den schwedischen Oberst Bouwing die Tatsache, daß hier mitten im Kriege die deutschen Soldaten der vordersten Linie einen ‚Gesangverein' gegründet haben, den größten Eindruck gemacht. Der sie begleitende deutsche Offizier läßt die Sänger aus den verschiedenen Schützengräben telephonisch zusammenberufen zur benachbarten Dorfkirche, und die über die Berufung zunächst etwas verdutzten deutschen Krieger singen unter der Leitung eines Sergeanten vor den fremdländischen Gästen drei vaterländische Lieder: ‚Das ist der Tag', ‚Heimatsliebe' und ‚Morgenrot'. Den tiefsten Eindruck macht ihnen das dritte Lied, ‚vielleicht das melancholischste der Soldatenlieder, das je in der Welt gehört wurde', und das der Italiener ganz übersetzt. Nach dem Vortrag nähert sich ihnen der Sergeant, während der schwedische Oberst ihm in Worten, die von Rührung unterbrochen sind, seine Bewunderung ausdrückt, verschließt die zu starke Erregung dem Italiener den Mund, so daß der Sergeant, der das Schweigen wohl mißversteht, entschuldigend sagt: ‚Sie müssen Nachsicht haben. Die Tenöre und Baritone gehen gut, aber es sind

frohen Idealisten, der mit voller Seele seiner dichterischen Veranlagung nachlebt und an seinen dramatischen, erzählenden und lyrischen Arbeiten auch dann noch die demütige Herzensfreude hat, wenn ihr äußerer Erfolg etwa der Schaffenshoffnung nicht ganz entsprochen hat. Das Vorwort führt diese Dinge weiter aus und die wenigen Proben, besonders die dramatische Szene „Heimatlos" bestätigen einen schlichten echten Poeten, bei dem etliche Mängel an Eigenart und Form die anheimelnde Herzenswärme reichlich ersetzt.

Der große Krieg. Ein Anekdotenbuch von Erwin Rosen. I., II. und III. Teil. Drei starke Bände. Jeder Teil ein Ganzes. Einzeln käuflich. Geheftet je Mk. 2·—, gebunden je Mk. 3·—. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Ein bunter Anekdotenschatz des großen Krieges, eine Art Kriegsgeschichte im kleinen: Worte des Kaisers und der Führer des Volks wie des Heeres, Äußerungen des deutschen Volkswillens und des Volkshasses gegen unsere Feinde, Schlaglichter des Verhaltens von Freund und Feind gegenüber der deutschen Nation, Heldentaten unserer Soldaten, Matrosen und Flieger, insbesondere vieler Inhaber des Eisernen Kreuzes, Momentbilder aus den Gefechten, charakteristische Feldbriefe, Greuelszenen der Feinde, Heroisches vom Sanitätskorps und Roten Kreuz, Soldatenhumor, Kriegshumor der Presse und des Volkes, Kriegsgedichte unserer großen Dichter u. a. mehr. Wir fühlen in dem Buche den Pulsschlag der großen Zeit: ihre Kraft — ihren Stolz — ihr Weinen — ihr Lachen — ihr Trauern ihr Jubeln in blitzgrellen Schlaglichtern. Was hier zusammengetragen worden ist, stellt ein getreues Seelengemälde des deutschen Volkes dar.

Gedenkblätter an Ludwig Anzengruber. Zusammengestellt als Erinnerung an den 25. Todestag des großen Volksdichters von Franz Josef Böhm. (Breslau. Schlesische Buchdruckerei.)

Unter manchen guten Beiträgen dieses Gedenkbuches befinden sich besonders zwei wertvolle Aufsätze. Der eine von dem schwedischen Freunde Anzengrubers, dem wackeren Professor Dr. Wilhelm Bolin: „Erinnerungen an Ludwig Anzengruber", und der andere von Adam Müller-Guttenbrunn: „Was ist uns Anzengruber?" Auch das warmherzige Geleitwort des Herausgebers wird den Anzengruberfreund anmuten. Der künstlerische Wert des Buches besteht aber in mehreren Anzengruberbildern, Denkmälern u. s. w., in photographierten Theaterzetteln aus der ersten Zeit des Dichters und in einigen Faksimiles, wovon freilich das Gedicht aus den Tagen der Scheidung uns mit Trauer erfüllen muß.

Lieb' Vaterland magst ruhig sein! Ein Kriegsbilderbuch mit Knüttelversen von Arpad Schmidhammer. (Mainz. Jos. Scholz.)

Der bekannte Künstler der Münchener „Jugend" schenkt hiermit unseren Jungen ein herzerfrischendes Büchlein, das mit kurzen, treffenden Verschen und farbigen Bildern die Geschichte von Michl (Deutschland) und Seppl (Österreich) erzählt, wie sie von fünf bösen Buben angegriffen werden und diese verhauen. Bilder und Verse spiegeln einen kindlichen und harmlos fröhlichen Humor, dem Gedankengang unserer Jüngsten angepaßt.

Schulaufsätze des Poldi Huber. Gesammelt von Homunkulus. (Wien. R. Löwit.)

Es gibt leider gerade jetzt eine Menge jammeriger Seelen, die immer nur raunzen, als gäbe es wirklich nichts Besseres zu tun. Ganz besonders diese Menschensorte nun könnte der Humor auf vernünftigere Gedanken bringen. Die drei Heftchen, vor allem das Kriegsheft des „Schülers der IV. B-Volksschulklasse Wien-Ottakring" wirken so launig und schnurrig, daß man oft herzlich auflacht, besonders wenn man die „pülcher"-mäßige Sprache der Geschichtchen von den „eiropejischen Völkan" von der „Reisse nach Serbien" u. v. a. samt der köstlichen Rechtschreibung genießt. Mögen die preiswerten Sächelchen vielen ein Lachen bringen!

K. D. Zwerger.

Ein Heerführer-Album. Die Buchdruckerei und Verlagsanstalt Carl Gerber in München gibt soeben ein Erinnerungs-Porträt-Album heraus, betitelt „Die Führer Deutschlands und Österreich-Ungarns im Weltkrieg 1914". Das Album enthält 26 originalgetreue Bildnisse der populärsten Führer der deutschen und östereichisch-ungarischen Wehrmacht nach den letzten photographischen Aufnahmen. Die in dem Album enthaltenen Führer Deutschlands sind: Kaiser Wilhelm II., Kronprinz Wilhelm von Preußen, Kronprinz Ruprecht von Bayern, Herzog Albrecht von Württemberg, Generalstabschef Helmuth von Moltke, Kriegsminister von Falkenhayn, Generalfeldmarschall von Hindenburg, Generaloberst von Bülow, Generaloberst von Kluck, General von Einem, Generaloberst von Heeringen, General von Emmich, General von Beseler, Generaloberst von Hausen, Graf Zeppelin, Großadmiral von Tirpitz. Daran reihen sich die Führer der österreichisch-ungarischen Wehrmacht: Kaiser Franz Josef I., Erzherzog Thronfolger Karl Franz Joseph von Österreich, Erzherzog Friedrich, Conrad Freiherr von Hötzendorf, Kriegsminister Alexander Ritter von Krobatin, Feldmarschalleutnant Viktor Dankl, Erzherzog Engen, Feldmarschalleutnant von Boroevic, Feldmarschalleutnant Paul von Puhallo, Admiral Anton Haus.

---

vielen persönlichen Zügen ausgemalt und ohne Überschwang. Wie seltsam es anmutet! Hindenburg entstammt einer kleinen, uralten deutschen Adelsfamilie, die dem Vaterlande schon dreiundzwanzig Söhne auf dem Schlachtfelde opferte. Und dabei ist es eine beinahe weich veranlagte Familie, und auch unser großer Feldherr war ein sanftes, überaus gutmütiges Kind — und (wie ein Schulzeugnis behauptet!) ein schlechter Rechner ... Rechnen kann er allerdings auch heute noch nicht, denn wenn er 26.000 gefangene Russen meldet, so sind es in Wirklichkeit 100.000! Sehr fein hat der Verfasser, ein Bruder Hindenburgs, auch die Bilderbeigaben gewählt.

Wir werden sicherlich noch manche Biographie unseres Feldmarschalls bekommen, aber kaum eine wird wie diese herzenswarm zu uns sprechen.

Der Preis des wertvollen Büchleins ist sehr bescheiden. V. E. S.

Das verlorene Vaterland. Ein neuer Elsaß-Roman von Walter Bloem. 100. Tausend. (Leipzig. Grethlein u. Co.)

Unseren Lesern wird die ausführliche Würdigung von des Dichters gewaltiger Romandreiheit „Das eiserne Jahr“ noch erinnerlich sein. Auch dieser wunderbar meisterhafte Roman ist wieder der erste von dreien, die ich seinerzeit wieder eingehender besprechen will. Für heute genüge die Feststellung, daß dieses Werk mit ungeheurer Wucht und ungeheurem Können den deutschen Kulturprozeß schildert, der (wie wir das auch jetzt staunend bestätigt sehen) mit so verblüffender Schnelligkeit, Genauigkeit, Nachsicht und fast liebevoller Überlegung noch während der Kämpfe einsetzt. Jedenfalls bedeutet das Buch wieder, gleich seinen Vorgängern, eine künstlerische und nationale Tat allerersten Ranges! K. D. Zwerger.

Avalun. Geschichten aus allerhand Paradiesen von Fritz Bley. (Berlin W. Verlag von Egon Fleischel & Co.)

Avalun! Es klingt so seltsam, wie Verkörperung der Sehnsucht selbst. Der Verfasser gibt in einem Vorworte einen dankenswerten Überblick über das ganze wissenschaftliche Fragengebiet, dem seine Geschichten aus allerhand Paradiesen und aus den Kulturen aller Länder entstammen. Aber der Dichter geht aller Gelehrsamkeit und Lehrhaftigkeit mit der Scheu des stubenluftflüchtenden Jägers aus dem Wege. Er schildert nicht, sondern läßt den Leser miterleben, wie sich in der dichtenden Vorstellungskraft der Jägervölker aus der Anschauung der Himmelsvorgänge die Bilder formten, von denen alte Heldenlieder, Sagen, Mären und Weidmannsbräuche vermelden. — Davon erzählt das Buch mit jener Kraft, Anschaulichkeit und packenden Unmittelbarkeit, die aus Fritz Bleys Jagd- und Tierbildern längst allgemein bekannt sind. Hier aber doch stets in einer Eigenart, die in keiner Literatur ihresgleichen hat. Er hat immer für jedes Wild, jedes Volk, jede Landschaft einen besonderen, aus der Natur sich ergebenden Stil. Und nur bei solcher strengsachlichen Treue konnte er das Wagnis unternehmen, jede Tieflandschaft in ihrem Platt, jede Alpenwelt in ihrer Mundart darzustellen. Man fühlte deutlich heraus, wie selbstverständlich ihm das aus der Feder gequollen ist. Und über alledem bleibt er doch immer derselbe im ernsten und schalkhaften Preise jenes echten Heldensinnes, der unserem Volke fast verloren schien und doch sich als unverlierbar erwiesen hat. V.

Der Tag in Nancy. Erzählungen von Liesbet Dill. Geheftet Mk. 4·—, gebunden Mk. 5·—. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Wenn dieses neue Buch mit seinem Titel „Der Tag in Nancy“ die Vorstellung besonderer „Aktualität“ erweckt, so lag das wohl nicht in der Absicht der Verfasserin. Die Novelle, die dem ganzen Band den Namen gab, ist lange vor Ausbruch des Krieges entstanden und ihrer Handlung nach nur denkbar in der uns heute so fern erscheinenden Friedenszeit, da Nancy nicht nur für die Französlinge, sondern auch für die gut deutschgesinnten Bewohner des lothringischen Grenzgebietes ein beliebter Ausflugsort war. Frau Marliese, die Heldin dieser Novelle, läßt sich von dem Freund und Vorgesetzten ihres Mannes zu solch einem Ausflug überreden; sie begeht damit, ohne es eigentlich zu wollen, eine Unbedachtsamkeit, die das Glück ihrer Ehe für immer zerstört. Daß sie sich ihrem Manne gegenüber unschuldig fühlen darf, daß er das eigentlich selbst einsehen und sich selber einen Teil der Schuld an dem scheinbaren Fehltritt seiner Frau zuschreiben muß, und daß er trotzdem mit Vorwürfen und Argwohn sich und ihr das ganze fernere Leben verbittert, darin liegt das eigentliche Problem. Hier, im „Tag in Nancy“, wie in den andern, zum Teil sehr ernsten und nachdenklichen Erzählungen freut man sich wieder an der untrüglichen Beobachtungsgabe, der ebenso wirklichkeitsechten wie unterhaltenden Milieuschilderung, worin Liesbet Dill Meisterin ist. V.

Heimatlos und anderes. Von Carla Friedl. Mit einer biographischen und kritischen Einleitung von Rudolf Sinwel. (Kufstein. E. Lippott. 1914.)

Da braucht man nicht viele Worte zu machen, das Büchlein ist einfach liebenswürdig. Man mag nur das dem Titelblatte gegenüberstehende Bild des Verfassers ansehen, um zu wissen, mit wem man's hier zu tun hat. Mit einem alten, anspruchslosen, welt-





8. Heft Mai 1915 39. Jahrg.

Eine Pilgerfahrt zu Beethoven.

Von **Richard Wagner.**

Not und Sorge, die Schutzgöttin des deutschen Musikers, falls er nicht etwa Kapellmeister eines Hoftheaters geworden ist — Not und Sorge, deiner sei auch bei dieser Erinnerung aus meinem Leben sogleich die erste rühmendste Erwähnung getan! Laß dich besingen, du standhafte Gefährtin meines Lebens! Du hieltest treu zu mir und hast mich nie verlassen, lächelnde Glückswechsel hast du stets mit starker Hand von mir abgewehrt, hast mich stets gegen Fortunens lästige Sonnenblicke beschützt! Mit schwarzem Schatten hast du mir stets die eitlen Güter dieser Erde verhüllt: habe Dank für deine unermüdliche Anhänglichkeit! Aber kann es sein, so suche dir mit der Zeit einmal einen andern Schützling, denn bloß der Neugierde wegen möchte ich gern einmal erfahren, wie es sich auch ohne dich leben ließe. Zum wenigsten bitte ich dich, ganz besonders unsre politischen Schwärmer zu plagen, die Wahnsinnigen, die Deutschland mit aller Gewalt unter e i n Zepter vereinigen wollen; — es würde ja dann nur ein einziges Hoftheater, somit nur eine einzige Kapellmeisterstelle geben! Was sollte dann aus meinen Aussichten, aus meinen einzigen Hoffnungen werden, die schon jetzt nur bleich und matt vor mir schweben, jetzt — wo es doch der deutschen Hoftheater so viele gibt? — Jedoch — ich sehe, ich werde

Dieser Krieg und das Christentum. Von D. Martin Rade. 29. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der deutsche Krieg“. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Wer an den geistigen und religiösen Strömungen unserer Zeit nicht vorbeigehen will, dem wird der Verfasser nachhaltige Anregung bieten. Er untersucht, welche Rolle in diesem Kriege das Christentum spielt und insbesondere bei unserem deutschen Volke. V.

Büchereinlauf.

Emil Himmelheber. Roman von Anton Fendrich. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Bodenseher. Von Ludwig Finckh. Mit 16 farbigen Bildern von Karl Stirner. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Feldgrau. Von Martin Lang. Erste Kriegserlebnisse in Frankreich. Mit 6 Original-Holzschnitten von Fritz Lang. 3. Auflage (10 bis 15. Tausend). Geb. Mk. 2·50. (Stuttgart. K. Thienemanns Verlag.)

Der Tag des Deutschen. Kriegsgedichte von Rudolf Presber. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Narrenbaum. Deutsche Schwänke aus vier Jahrhunderten. Für das deutsche Volk gesammelt und sprachlich erneuert von Heinrich Mohr. Vierte und fünfte Auflage. (Freiburg u. Wien. Herdersche Verlagsbuchhandlung. 1915.)

Kriegssegen. Von Hermann Bahr. (München. Delphin-Verlag.)

Das Soldatenbuch. Von A. De Nora. Neue schöne und lustige Soldatenlieder. Mit 25 handgemalten Bildern von Erich Wilke, München. (Leipzig. L. Staackmann.)

Im Völkerringen. Kriegslieder von Heinrich Eggersglüß. 1914—15. Zweite, vermehrte Auflage. Unter Vorbehalt aller Rechte. (Leipzig. Xenien-Verlag.)

Kriegsgedichte. Gesammelt und herausgegeben von Eugen Wolbe. (Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.)

Aus der Kriegszeit. Gedichte von W. A. Hammer. (Wien. Carl Fromme. 1915.)

Heraus dein Wälsung-Schwert! Deutsche Kriegsgedichte von Hans Hauptmann. (Hannoveranischer Anzeiger A. Maasack & Co.)

Die chemische Industrie und der Krieg. Ein Kapitel aus der Weltmachtstellung deutscher Wissenschaft von Prof. Dr. Arthur Binz. 28. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg“. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Ukraine, der Lebensnerv Rußlands. Von Dr. Eugen Lewicky, Mitglied des österreichischen Reichsrats. 33. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg“. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Freie Meere! Von G. v. Schulze-Gaevernitz, M. d. R. 32. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg“. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Es muß reichen! Sparsame Volksernährung — eine Bedingung unseres Sieges. Von August Hink, Großh. Tierzuchtinspektor a. D. Mit Anhang: Süddeutsche Hausmannskost (Kriegskost) von Hilde Hink, staatl. gepr. Haushaltungslehrerin. (Karlsruhe. Verlag der G. Braunschen Hofbuchdruckerei.)

Ein Frauenstreit im Völkerkrieg. Eine symbolische Urmelodie. Von Paul Liebe. (Augsburg. Buchdruckerei Heiligensetzer und Pinzennöller.)

Österreichischer Frauenkalender für 1915. Geleitet von Rudolf Krill. (Wiener-Neustadt. Nachrichten-Verlag.)

Postkarten des „Heimgarten“

K. P., Wien. Abschließendes über die im „Heimgarten“, Seite 467, erwähnte Sammlung wird seinerzeit erfolgen.

J. L., L. Sie fragen, was in Europa das Wort Kultur bedeutet. **Krieg und Leichen, Treulosigkeit und Raub.**

J. M., München. Machen Sie sich nichts draus. Die gute Kritik kann das schlechte Werk auf die Dauer nicht halten und die schlechte ein gutes Werk auf die Länge nicht schädigen.

A. L., Leoben. Kriegsanleihe. Schreiben Sie von jedem der Papiere die Nummer auf und verwahren Sie sie gut. Diese Mahnung an alle, die in Wertpapieren unerfahren sind.

(Geschlossen am 20. März 1915.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Johann Flecker.** — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz.

verschaffen. Einige Klaviersonaten, die ich nach dem Vorbilde des Meisters komponiert hatte, trug ich hin zum Verleger, der Mann machte mir mit wenigen Worten klar, daß ich ein Narr sei mit meinen Sonaten; er gab mir aber den Rat, daß, wollte ich mit der Zeit durch Kompositionen ein paar Taler verdienen, ich anfangen sollte, durch Galopps und Potpourris mir ein kleines Renommee zu machen. — Ich schauderte; aber meine Sehnsucht, Beethoven zu sehen, siegte; ich komponierte Galopps und Potpourris, konnte aber in dieser Zeit aus Scham mich nie überwinden, einen Blick auf Beethoven zu werfen, denn ich fürchtete, ihn zu entweihen.

Zu meinem Unglück bekam ich aber diese ersten Opfer meiner Unschuld noch gar nicht einmal bezahlt, denn mein Verleger erklärte mir, daß ich mir erst einen kleinen Namen machen müßte. Ich schauderte wiederum und fiel in Verzweiflung. Diese Verzweiflung brachte aber einige vortreffliche Galopps hervor. Wirklich erhielt ich Geld dafür, und endlich glaubte ich genug gesammelt zu haben, um damit mein Vorhaben auszuführen. Darüber waren aber zwei Jahre vergangen, während ich immer befürchtete, Beethoven könne sterben, ehe ich mir durch Galopps und Potpourris einen Namen gemacht habe. Gott sei Dank, er hatte den Glanz meines Namens erlebt! — Heiliger Beethoven, vergib mir dieses Renommee, es ward erworben, um dich sehen zu können!

Ha, welche Wonne! Mein Ziel war erreicht! Wer war seliger als ich! Ich konnte mein Bündel schnüren und zu Beethoven wandern. Ein heiliger Schauer erfaßte mich, als ich zum Tore hinausschritt und mich dem Süden zuwandte! Gern hätte ich mich wohl in eine Diligence gesetzt, nicht weil ich die Strapaze des Fußgehens scheute — (oh, welche Mühseligkeiten hätte ich nicht freudig für dieses Ziel ertragen!) — sondern weil ich auf diese Art schneller zu Beethoven gelangt wäre. Um aber Fuhrlohn zahlen zu können, hatte ich noch zu wenig für meinen Ruf als Galoppkomponist getan. Somit ertrug ich alle Beschwerden und pries mich glücklich, so weit zu sein, daß sie mich ans Ziel führen konnten. Oh, was schwärmte ich, was träumte ich! Kein Liebender konnte seliger sein, der nach langer Trennung zur Geliebten seiner Jugend zurückkehrt. —

So zog ich in das schöne Böhmen ein, das Land der Harfenspieler und Straßensänger. In einem kleinen Städtchen traf ich auf eine Gesellschaft reisender Musikanten; sie bildeten ein kleines Orchester, zusammengesetzt aus einem Baß, zwei Violinen, zwei Hörnern, einer Klarinette und einer Flöte; außerdem gab es eine Harfnerin und zwei Sängerinnen mit schönen Stimmen. Sie spielten Tänze und sangen Lieder; man gab ihnen Geld, und sie wanderten weiter. Auf einem schönen schattigen Plätzchen neben der Landstraße traf ich sie wieder an;

frevelhaft. Verzeih, o Schutzgöttin, den soeben ausgesprochenen, vermessenen Wunsch! Du kennst aber mein Herz und weißt, wie ich dir ergeben bin und ergeben bleiben werde, selbst wenn es in Deutschland tausend Hoftheater geben würde! Amen!

— Vor diesem meinem täglichen Gebete beginne ich nichts, also auch nicht die Aufzeichnung meiner Pilgerfahrt zu Beethoven.

Für den Fall, daß dieses wichtige Aktenstück nach meinem Tode veröffentlicht werden dürfte, halte ich es aber auch noch für nötig, zu sagen, wer ich bin, weil ohne dies vielleicht vieles darin unverständlich bleiben könnte. Wisset daher, Welt und Testamentsvollstrecker!

Eine mittelmäßige Stadt des mittleren Deutschlands ist meine Vaterstadt. Ich weiß nicht recht, wozu man mich eigentlich bestimmt hatte, nur entsinne ich mich, daß ich eines Abends zum erstenmal eine Beethovensche Sinfonie aufführen hörte, daß ich darauf Fieber bekam, krank wurde, und als ich wieder genesen, Musiker geworden war. Aus diesem Umstande mag es wohl kommen, daß, wenn ich mit der Zeit wohl auch andere schöne Musik kennen lernte, ich doch Beethoven vor allem liebte, verehrte und anbetete. Ich kannte keine Lust mehr, als mich so ganz in die Tiefe dieses Genius zu versenken, bis ich mir endlich einbildete, ein Teil desselben geworden zu sein, und als dieser kleinste Teil fing ich an, mich selbst zu achten, höhere Begriffe und Ansichten zu bekommen, kurz, das zu werden, was die Gescheiten gewöhnlich einen Narren nennen. Mein Wahnsinn war aber sehr gutmütiger Art und schadete niemandem; das Brot, was ich in diesem Zustande aß, war sehr trocken, und der Trank, den ich trank, sehr wässerig, denn Stundengeben wirft bei uns nicht viel ab, verehrte Welt und Testamentsvollstrecker!

So lebte ich einige Zeit in meinem Dachstübchen, als mir eines Tages einfiel, daß der Mann, dessen Schöpfungen ich über alles verehrte, ja noch lebe. Es war mir unbegreiflich, bis dahin noch nicht daran gedacht zu haben. Mir war nicht eingefallen, daß Beethoven vorhanden sein, daß er Brot essen und Luft atmen könne wie unsereins; dieser Beethoven lebte ja aber in Wien und war auch ein armer deutscher Musiker!

Nun war es um meine Ruhe geschehen! Alle meine Gedanken wurden zu dem einen Wunsch: Beethoven zu sehen! Kein Muselmann verlangte gläubiger, nach dem Grabe seines Propheten zu wallfahrten, als ich nach dem Stübchen, in dem Beethoven wohnte.

Wie aber es anfangen, um mein Vorhaben ausführen zu können? Nach Wien war eine große Reise, und es bedurfte Geld dazu; ich Armer gewann aber kaum, um das Leben zu fristen! Da mußte ich denn außerordentliche Mittel ersinnen, um mir das nötige Reisegeld zu

„Nehmen Sie Ihre Violine und spielen Sie noch etwas“, fuhr er fort, „hier ist Geld!“

Das verdroß mich; ich erklärte, daß ich nicht für Geld spielte, außerdem auch keine Violine hätte, und setzte ihm kurz auseinander, wie ich mit jenen Musikanten zusammengetroffen war.

„Das waren gute Musikanten“, versetzte der Engländer, „und die Sinfonie von Beethoven war auch sehr gut“.

Diese Äußerung frappierte mich; ich frug ihn, ob er Musik treibe?

„Yes“, antwortete er, „ich spiele zweimal in der Woche die Flöte, Donnerstags blase ich Waldhorn, und Sonntags komponiere ich“.

Das war viel; ich erstaunte. — In meinem Leben hatte ich nichts von reisenden englischen Musikern gehört; ich fand daher, daß sie sich sehr gut stehen müßten, wenn sie in so schönen Equipagen ihre Wanderungen ausführen könnten. — Ich frug, ob er Musiker von Profession sei?

Lange erhielt ich gar keine Antwort; endlich brachte er sehr langsam hervor, daß er viel Geld habe.

Mein Irrtum wurde mir einleuchtend, denn ich hatte ihn jedenfalls mit meiner Frage beleidigt. Verlegen schwieg ich und verzehrte mein einfaches Mahl.

Der Engländer, der mich abermals lange betrachtet hatte, begann aber wieder. „Kennen Sie Beethoven?“ frug er mich.

Ich entgegnete, daß ich noch nie in Wien gewesen sei und jetzt eben im Begriff stehe, dahin zu wandern, um die heißeste Sehnsucht zu befriedigen, die ich hege, den angebeteten Meister zu sehen.

„Woher kommen Sie?“ frug er. — „Von L . . . .“ — „Das ist nicht weit! Ich komme von England und will auch Beethoven kennen lernen. Wir werden beide ihn kennen lernen; er ist ein sehr berühmter Komponist.“ —

Welch wunderliches Zusammentreffen! dachte ich bei mir. Hoher Meister, wie Verschiedene ziehst du nicht an! Zu Fuß und zu Wagen wandert man zu dir! — Mein Engländer interessierte mich; ich gestehe aber, daß ich ihn seiner Equipage wegen wenig beneidete. Es war mir, als wäre meine mühselige Pilgerfahrt zu Fuße heiliger und frömmer, und ihr Ziel müßte mich mehr beglücken als jenen, der in Stolz und Hoffart dahinzog.

Da blies der Postillon; der Engländer fuhr fort, nachdem er mir zugerufen, er würde Beethoven eher sehen als ich.

Ich war kaum einige Stunden zu Fuße gefolgt, als ich ihn unerwartet wieder antraf. Es war auf der Landstraße. Ein Rad seines Wagens war gebrochen, mit majestätischer Ruhe saß er aber noch darin, sein Bedienter hintenauf, trotzdem daß der Wagen ganz auf der Seite

sie hatten sich da gelagert und hielten ihre Mahlzeit. Ich gesellte mich zu ihnen, sagte, daß ich auch ein wandernder Musiker sei, und bald wurden wir Freunde. Da sie Tänze spielten, frug ich sie schüchtern, ob sie auch meine Galopps schon spielten? Die Herrlichen! Sie kannten meine Galopps nicht! Oh, wie mir das wohl tat!

Ich frug, ob sie nicht auch andere Musik als Tanzmusik machten? „Ei wohl", antworteten sie, „aber nur für uns, und nicht vor den vornehmen Leuten". — Sie packten ihre Musikalien aus — ich erblickte das große Septuor von Beethoven; staunend frug ich, ob sie auch dies spielten?

„Warum nicht?" entgegnete der Älteste; „Joseph hat eine böse Hand und kann jetzt nicht die zweite Violine spielen, sonst wollten wir uns gleich damit eine Freude machen."

Außer mir, ergriff ich sogleich die Violine Josephs, versprach ihn nach Kräften zu ersetzen, und wir begannen das Septuor.

Oh, welches Entzücken! Hier, an einer böhmischen Landstraße, unter freiem Himmel das Beethovensche Septuor von Tanzmusikanten, mit einer Reinheit, einer Präzision und einem so tiefen Gefühle vorgetragen, wie selten von den meisterhaftesten Virtuosen! — Großer Beethoven, wir brachten dir ein würdiges Opfer!

Wir waren soeben im Finale, als — die Chaussee bog sich an dieser Stelle bergauf — ein eleganter Reisewagen langsam und geräuschlos herankam und endlich dicht bei uns still hielt. Ein erstaunlich langer und erstaunlich blonder junger Mann lag im Wagen ausgestreckt, hörte unserer Musik mit ziemlicher Aufmerksamkeit zu, zog eine Brieftasche hervor und notierte einige Worte. Darauf ließ er ein Goldstück aus dem Wagen fallen und weiter fortfahren, indem er zu seinem Bedienten wenige englische Worte sprach, woraus mir erhellte, daß dies ein Engländer sein müsse.

Dieser Vorfall verstimmte uns; zum Glück waren wir mit dem Vortrage des Septuors fertig. Ich umarmte meine Freunde und wollte sie begleiten, sie aber erklärten, daß sie von hier aus die Landstraße verlassen und einen Feldweg einschlagen würden, um für diesmal zu ihrem Heimatsdorfe zurückzukehren. Hätte nicht Beethoven selbst meiner gewartet, ich würde sie gewiß auch dahin begleitet haben. So aber trennten wir uns gerührt und schieden. Später fiel mir auf, daß niemand das Goldstück des Engländers aufgehoben hatte. —

Im nächsten Gasthof, wo ich einkehrte, um meine Glieder zu stärken, saß der Engländer bei einem guten Mahle. Er betrachtete mich lange; endlich sprach er mich in einem passabeln Deutsch an.

„Wo sind Ihre Kollegen?" frug er.

„Nach ihrer Heimat", sagte ich.

Diesmal mischte sich zu meinem Erstaunen ein heimliches Grauen. Diese auffallende Beharrlichkeit, mir zu dienen, konnte ich mir unmöglich anders erklären, als daß der Engländer, meine wachsende Abneigung gegen sich gewahrend, mir zu meinem Verderben sich aufdrängen wollte. Mit unverhaltenem Verdrusse schlug ich abermals sein Anerbieten aus. Da rief er stolz: „Goddam, Sie schätzen Beethoven wenig. Ich werde ihn bald sehen!“ Eilig flog er davon. —

Diesmal war es wirklich das letztemal, daß ich auf dem noch langen Wege nach Wien mit diesem Inselsohne zusammentraf. Endlich betrat ich die Straßen Wiens; das Ende meiner Pilgerfahrt war erreicht. Mit welchen Gefühlen zog ich in dieses Mekka meines Glaubens ein! Alle Mühseligkeiten der langen und beschwerlichen Wanderschaft waren vergessen; ich war am Ziele, in den Mauern, die Beethoven umschlossen.

Ich war zu tief bewegt, um sogleich an die Ausführung meiner Absicht denken zu können. Zunächst erkundigte ich mich zwar nach der Wohnung Beethovens, jedoch nur, um mich in dessen Nähe einzulogieren. Ziemlich gegenüber dem Hause, in welchem der Meister wohnte, befand sich ein nicht zu vornehmer Gasthof; ich mietete mir ein kleines Kämmerchen im fünften Stock desselben, und dort bereitete ich mich nun auf das größte Ereignis meines Lebens, auf einen Besuch bei Beethoven vor.

Nachdem ich zwei Tage ausgeruht, gefastet und gebetet, Wien aber noch mit keinem Blick näher betrachtet hatte, faßte ich denn Mut, verließ meinen Gasthof und ging schräg in das merkwürdige Haus. Man sagte mir, Herr Beethoven sei nicht zugegen. Das war mir gerade recht; denn ich gewann Zeit, um mich von neuem zu sammeln. Da mir aber den Tag über noch viermal derselbe Bescheid, und zwar mit einem gewissen gesteigerten Tone, gegeben ward, hielt ich diesen Tag für einen Unglückstag und gab mißmutig meinen Besuch auf.

Als ich zu meinem Gasthof zurückwanderte, grüßte mir aus dem ersten Stock desselben mein Engländer ziemlich leutselig entgegen.

„Haben Sie Beethoven gesehen?“ rief er mir zu.

„Noch nicht: er war nicht anzutreffen“, entgegnete ich, verwundert über mein abermaliges Zusammentreffen mit ihm. Auf der Treppe begegnete er mir und nötigte mich mit auffallender Freundlichkeit in sein Zimmer. „Mein Herr“, sagte er „ich habe Sie heute schon fünfmal in Beethovens Haus gehen sehen. Ich bin schon viele Tage hier und habe in diesem garstigen Hotel Quartier genommen, um Beethoven nahe zu sein. Glauben Sie mir, es ist schwer, Beethoven zu sprechen; dieser Gentleman hat sehr viele Launen. Ich bin im Anfange sechsmal zu ihm gegangen und bin stets zurückgewiesen worden. Jetzt stehe ich sehr früh auf und setze mich bis spät abends an das Fenster, um zu sehen, wann Beethoven ausgeht. Der Gentleman scheint aber nie auszugehen.“

hing. Ich erfuhr, daß man den Postillon zurückerwartete, der nach einem ziemlich entfernten Dorfe gelaufen sei, um einen Schmied herbeizuschaffen. Man hatte schon lange gewartet; da der Bediente nur englisch sprach, entschloß ich mich, selbst nach dem Dorfe zu gehen, um Postillon und Schmied anzutreiben. Wirklich traf ich den erstern in einer Schenke, wo er beim Branntwein sich nicht sonderlich um den Engländer kümmerte; doch brachte ich ihn mit dem Schmied bald zu dem zerbrochenen Wagen zurück. Der Schade war geheilt; der Engländer versprach mir, mich bei Beethoven anzumelden, und — fuhr davon.

Wie sehr war ich verwundert, als ich am folgenden Tage ihn wiederum auf der Landstraße antraf. Diesmal aber ohne zerbrochenem Rad, hielt er ganz ruhig mitten auf dem Wege, las in einem Buche und schien zufrieden zu sein, als er mich meines Weges daherkommen sah.

„Ich habe hier schon sehr viele Stunden gewartet", sagte er, „weil mir hier eingefallen ist, daß ich unrecht getan habe, Sie nicht einzuladen, mit mir zu Beethoven zu fahren. Das Fahren ist viel besser als das Gehen. Kommen Sie in den Wagen."

Ich war abermals erstaunt. Eine kurze Zeit schwankte ich wirklich, ob ich sein Anerbieten nicht annehmen sollte; bald aber erinnerte ich mich des Gelübdes, das ich gestern getan hatte, als ich den Engländer dahinrollen sah: ich hatte mir gelobt, unter allen Umständen meine Pilgerfahrt zu Fuß zu wallen. Ich erklärte das laut. Jetzt erstaunte der Engländer; er konnte mich nicht begreifen. Er wiederholte sein Anerbieten, und daß er schon viele Stunden auf mich gewartet habe, obgleich er im Nachtquartier durch die gründliche Reparatur des zerbrochenen Rades sehr lange aufgehalten worden sei. Ich blieb fest, und er fuhr verwundert davon.

Eigentlich hatte ich eine geheime Abneigung gegen ihn, denn es drang sich mir wie eine düstere Ahnung auf, daß mir dieser Engländer großen Verdruß anrichten würde. Zudem kam mir seine Verehrung Beethovens, sowie sein Vorhaben, ihn kennen zu lernen, mehr wie die geckenhafte Grille eines reichen Gentlemans als das tiefe, innige Bedürfnis einer enthusiastischen Seele vor. Deshalb wollte ich ihn lieber fliehen, um durch eine Gemeinschaft mit ihm meine fromme Sehnsucht nicht zu entweihen.

Aber als ob mich mein Geschick darauf vorbereiten wollte, in welchen gefährlichen Zusammenhang ich mit diesem Gentleman noch geraten sollte, traf ich ihn am Abend desselben Tages abermals, vor einem Gasthofe haltend und, wie es schien, mich erwartend. Denn er saß rückwärts in seinem Wagen und sah die Straße zurück mir entgegen.

„Sir", redete er mich an, „ich habe wieder sehr viele Stunden auf Sie gewartet. Wollen Sie mit mir zu Beethoven fahren?"

nun im Innersten verabscheute, hatte währenddem allerhand Intrigen und Bestechungen angefangen, jedoch immer ohne Resultat.

So verstrichen wiederum mehrere fruchtlose Tage, während welcher der Ertrag meiner Galopps sichtlich abnahm, als mir endlich der Wirt vertraute, daß ich Beethoven nicht verfehlen könnte, wenn ich mich in einen gewissen Biergarten begeben wollte, wo dieser sich fast täglich zu einer bestimmten Stunde einzufinden pflege. Zugleich erhielt ich von meinem Ratgeber unfehlbare Nachweisungen über die Persönlichkeit des großen Meisters, die es mir möglich machen sollten, ihn zu erkennen. Ich lebte auf und beschloß, mein Glück nicht auf morgen zu verschieben. Es war mir unmöglich, Beethoven beim Ausgehen anzutreffen, da er sein Haus stets durch eine Hintertür verließ; somit blieb mir nichts übrig als der Biergarten. Leider suchte ich den Meister aber sowohl an diesem als an den nächstfolgenden zwei Tagen vergebens dort auf. Endlich am vierten, als ich wiederum zur bestimmten Stunde meine Schritte dem verhängnisvollen Biergarten zuwandte, mußte ich zu meiner Verzweiflung gewahr werden, daß mich der Engländer vorsichtig und bedächtig von fern verfolgte. Der Unglückliche, fortwährend an sein Fenster postiert, hatte es sich nicht entgehen lassen, daß ich täglich zu einer gewissen Zeit nach derselben Richtung hin ausging; dies hatte ihn frappiert, und sogleich vermutend, daß ich eine Spur entdeckt habe, Beethoven aufzusuchen, hatte er beschlossen, aus dieser meiner vermutlichen Entdeckung Vorteil zu ziehen. Er erzählte mir alles dies mit der größten Unbefangenheit und erklärte zugleich, daß er mir überall hin folgen wollte. Vergebens war mein Bemühen, ihn zu hintergehen und glauben zu machen, daß ich einzig vorhabe, zu meiner Erholung einen gemeinen Biergarten zu besuchen, der viel zu unfashionabel sei, um von Gentlemans seinesgleichen beachtet zu werden, er blieb unerschütterlich bei seinem Entschlusse, und ich hatte mein Geschick zu verfluchen. Endlich versuchte ich Unhöflichkeit und suchte ihn durch Grobheit von mir zu entfernen; weit davon aber, sich dadurch aufbringen zu lassen, begnügte er sich mit einem sanften Lächeln. Seine fixe Idee war: Beethoven zu sehen — alles übrige kümmerte ihn nicht.

Und in Wahrheit, diesen Tag sollte es geschehen, daß ich endlich zum erstenmal den großen Beethoven zu Gesicht bekam. Nichts vermag meine Hingerissenheit, zugleich aber auch meine Wut zu schildern, als ich an der Seite meines Gentlemans sitzend, den Mann sich nähern sah, dessen Haltung und Aussehen vollständig der Schilderung entsprachen, die mir mein Wirt von dem Äußern des Meisters entworfen hatte. Der lange blaue Überrock, das verworrene, struppige graue Haar, dazu aber die Mienen, der Ausdruck des Gesichts, wie sie nach einem guten Porträt lange meiner Einbildungskraft vorgeschwebt hatten. Hier war

„So glauben Sie, Beethoven sei auch heute zu Hause gewesen und habe mich abweisen lassen?“ rief ich bestürzt.

„Versteht sich, Sie und ich, wir sind abgewiesen. Und das ist mir sehr unangenehm, denn ich bin nicht gekommen, Wien kennen zu lernen, sondern Beethoven.“

Das war für mich eine sehr trübe Nachricht. Nichtsdestoweniger versuchte ich am andern Tage wieder mein Heil, jedoch abermals vergebens — die Pforten des Himmels waren mir verschlossen.

Mein Engländer, der meine fruchtlosen Versuche stets mit der gespanntesten Aufmerksamkeit vom Fenster aus beobachtete, hatte nun auch durch Erkundigungen Sicherheit erhalten, daß Beethoven nicht auf die Straße heraus wohne. Er war sehr verdrießlich, aber grenzenlos beharrlich. — Dafür war meine Geduld bald verloren, denn ich hatte dazu wohl mehr Grund als er; eine Woche war allmählich verstrichen, ohne daß ich meinen Zweck erreichte, und die Einkünfte meiner Galopps erlaubten mir durchaus keinen langen Aufenthalt in Wien. Nach und nach begann ich zu verzweifeln.

Ich teilte meine Leiden dem Wirte des Gasthofes mit. Dieser lächelte und versprach mir den Grund meines Unglücks anzugeben, wenn ich gelobte, ihn nicht dem Engländer zu verraten. Meinen Unstern ahnend, tat ich das verlangte Gelübde.

„Sehen Sie wohl“ — sagte nun der ehrliche Wirt — „es kommen hier sehr viel Engländer her, um Herrn von Beethoven zu sehen und kennen zu lernen. Dies verdrießt aber Herrn von Beethoven sehr, und er hat eine solche Wut gegen die Zudringlichkeit dieser Herren, daß er es jedem Fremden rein unmöglich macht, vor ihn zu gelangen. Er ist ein sonderlicher Herr, und man muß ihm dies verzeihen. Meinem Gasthofe ist dies aber recht zuträglich, denn er ist gewöhnlich stark von Engländern besetzt, die durch die Schwierigkeit, Herrn Beethoven zu sprechen, genötigt sind, länger, als es sonst der Fall sein würde, meine Gäste zu sein. Da Sie jedoch versprechen, mir diese Herren nicht zu verscheuchen, so hoffe ich ein Mittel ausfindig zu machen, wie Sie an Herrn Beethoven herankommen können.“

Das war sehr erbaulich; ich kam also nicht zum Ziele, weil ich armer Teufel als Engländer passierte! Oh, meine Ahnung war gerechtfertigt; der Engländer war mein Verderben! — Augenblicklich wollte ich aus dem Gasthofe ziehen, denn jedenfalls wurde in Beethovens Hause jeder für einen Engländer gehalten, der hier logierte, und schon deshalb war ich also im Bann. Dennoch hielt mich aber das Versprechen des Wirtes, daß er mir eine Gelegenheit verschaffen wollte, Beethoven zu sehen und zu sprechen, zurück. Der Engländer, den ich

Er hatte nicht nötig, mehr hinzuzufügen, denn nach den ersten Worten schon hatte Beethoven, nachdem er einen Blick auf mich geworfen, sich mit einem eiligen Seitensprunge abgewandt und war mit Blitzesschnelle aus dem Garten verschwunden. Nichtsdestoweniger war der unerschütterliche Brite eben im Begriff, dem Entflohenen nachzulaufen, als ich mich in wütender Gebärde an den letzten seiner Rockschöße anhing. Einigermaßen verwundert hielt er an und rief mit seltsamem Tone: „Goddam! dieser Gentleman ist würdig, Engländer zu sein! Er ist ein gar großer Mann, und ich werde nicht säumen, seine Bekanntschaft zu machen."

Ich blieb wie versteinert; dieses schauderhafte Abenteuer vernichtete mir alle Hoffnung, den heißesten Wunsch meines Herzens erfüllt zu sehen!

In der Tat wurde mir begreiflich, daß von nun an jeder Schritt, mich Beethoven auf eine gewöhnliche Art zu nähern, vollkommen fruchtlos geworden sei. Bei meinen gänzlich zerrütteten Vermögenszuständen hatte ich mich nur noch zu entscheiden, ob ich augenblicklich unverrichteter Dinge meine Heimfahrt antreten oder einen letzten verzweifelten Schritt tun sollte, mich an mein Ziel zu bringen. Bei dem ersten Gedanken schauderte ich bis in das Innerste meiner Seele. Wer mußte, so nah' an den Pforten des höchsten Heiligtums, diese für immer sich schließen sehen, ohne nicht in Vernichtung zu fallen! Ehe ich also das Heil meiner Seele aufgab, wollte ich noch einen Verzweiflungsschritt tun. Welcher Schritt aber war es, welcher Weg, den ich gehen sollte? Lange konnte ich nichts Durchgreifendes ersinnen. Ach, all' mein Bewußtsein war gelähmt; nichts bot sich meiner aufgeregten Einbildungskraft dar, als die Erinnerung dessen, was ich erleben mußte, als ich den Rockschoß des entsetzlichen Engländers in den Händen hielt. Beethovens Seitenblick auf mich Unglückseligen in dieser furchtbaren Katastrophe war mir nicht entgangen; ich fühlte, was dieser Blick zu bedeuten hatte: er hatte mich zum Engländer gemacht!

Was nun beginnen, um den Argwohn des Meisters zu enttäuschen? Alles kam darauf an, ihn wissen zu lassen, daß ich eine einfache deutsche Seele sei, voll irdischer Armut, aber überirdischem Enthusiasmus.

So entschied ich mich denn endlich, mein Herz auszuschütten, zu schreiben. Dies geschah. Ich schrieb; erzählte kurz meine Lebensgeschichte, wie ich zum Musiker geworden war, wie ich ihn anbetete, wie ich ihn einmal hätte kennen lernen wollen, wie ich zwei Jahre opferte, mir einen Namen als Galoppkomponist zu machen, wie ich meine Pilgerfahrt antrat und vollendete, welche Leiden der Engländer über mich brachte, und welche grausame Lage gegenwärtig die meinige sei. Indem ich bei dieser Aufzählung meiner Leiden mein Herz sich merklich erleichtern fühlte, verfiel ich in der Wollust dieses Gefühls sogar

ein Irrtum unmöglich: im ersten Augenblicke hatte ich ihn erkannt! Mit schnellen kurzen Schritten kam er an uns vorbei; Überraschung und Ehrfurcht fesselten meine Sinne.

Der Engländer verlor keine meiner Bewegungen; mit neugierigem Blicke beobachtete er den Ankömmling, der sich in die entfernteste Ecke des um diese Stunde noch unbesuchten Gartens zurückzog, Wein bringen ließ und dann einige Zeit in einer nachdenkenden Stellung verblieb. Mein laut schlagendes Herz sagte mir: er ist es! Ich vergaß für einige Augenblicke meinen Nachbar und betrachtete mit gierigem Auge und mit unsäglicher Bewegung den Mann, dessen Genius ausschließlich all meine Gedanken und Gefühle beherrschte, seit ich gelernt zu denken und zu fühlen. Unwillkürlich begann ich leise vor mich hinzusprechen, und verfiel in eine Art von Monolog, der mit den nur zu bedeutsamen Worten schloß: „Beethoven, du bist es also, den ich vor mir sehe?"

Nichts entging meinem heillosen Nachbar, der, nahe zu mir herabgebeugt, mit verhaltenem Atem mein Flüstern belauscht hatte. Aus meiner tiefen Ekstase ward ich aufgeschreckt durch die Worte: „Yes! Dieser Gentleman ist Beethoven! Kommen Sie, und stellen wir uns ihm sogleich vor!"

Voll Angst und Verdruß hielt ich den verwünschten Engländer beim Arme zurück.

„Was wollen Sie tun?" rief ich, „wollen Sie uns kompromittieren — hier an diesem Orte — so ganz ohne alle Beobachtung der Schicklichkeit?"

„Oh", entgegnete er, „dies ist eine vortreffliche Gelegenheit, wir werden nicht leicht eine bessere finden."

Damit zog er eine Art von Notenheft aus der Tasche und wollte direkt auf den Mann im blauen Überrock losgehen. Außer mir, erfaßte ich den Unsinnigen bei den Rockschößen und rief ihm mit Heftigkeit zu: „Sind Sie des Teufels?"

Dieser Vorgang hatte die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich gezogen. Mit einem peinlichen Gefühle schien er zu erraten, daß er der Gegenstand unserer Aufregung sei, und nachdem er hastig sein Glas geleert, erhob er sich, um fortzugehen. Kaum hatte dies der Engländer gewahrt, als er sich mit solcher Gewalt von mir losriß, daß er mir einen seiner Rockschöße in der Hand zurückließ und sich Beethoven in den Weg warf. Dieser suchte ihm auszuweichen; der Nichtswürdige kam ihm aber zuvor, machte ihm eine herrliche Verbeugung nach den Regeln der neuesten englischen Mode und redete ihn folgendermaßen an: „Ich habe die Ehre, mich dem sehr berühmten Kompositeur und sehr ehrenwerten Herrn Beethoven vorzustellen."

Ich weiß nicht recht, was ich tanzte, nur entsinne ich mich, daß ich zu meiner großen Scham plötzlich inne wurde, wie ich einen meiner Galopps dazu pfiff. Diese betrübende Entdeckung brachte mich wieder zu mir selbst. Ich verließ mein Stübchen, den Gasthof und stürzte freudetrunken in die Straßen Wiens.

Mein Gott, meine Leiden hatten mich ganz vergessen gemacht, daß ich in Wien sei. Wie entzückte mich das heitere Treiben der Bewohner dieser Kaiserstadt. Ich war in einem begeisterten Zustande und ich sah alles mit begeisterten Augen. Die etwas oberflächliche Sinnlichkeit der Wiener dünkte mich frische Lebenswärme; ihre leichtsinnige und nicht sehr unterscheidende Genußsucht galten mir für natürliche und offene Empfänglichkeit für alles Schöne. Ich erforschte die fünf täglichen Theaterzettel. Himmel! Da erblickte ich auf dem einen angezeigt: „Fidelio", Oper von Beethoven.

Ich mußte in das Theater, und mochten die Einkünfte meiner Galopps noch so sehr zusammengeschmolzen sein. Als ich im Parterre ankam, begann soeben die Ouvertüre. Es war dies die Umarbeitung der Oper, die früher unter dem Titel „Leonore" zur Ehre des tiefsinnigen Wiener Publikums durchgefallen war. Auch in dieser zweiten Gestalt hatte ich die Oper noch nirgends aufführen hören; man denke sich also das Entzücken, welches ich empfand, als ich das herrliche Neue hier zum erstenmal vernahm! Ein sehr junges Mädchen gab die Leonore; diese Sängerin schien sich aber schon in so früher Jugend mit dem Genius Beethovens vermählt zu haben. Mit welcher Glut, mit welcher Poesie, wie tief erschütternd stellte sie dies außerordentliche Weib dar! Sie nannte sich Wilhelmine Schröder. Sie hatte sich das hohe Verdienst erworben, Beethovens Werk dem deutschen Publikum erschlossen zu haben; denn wirklich sah ich an diesem Abend selbst die oberflächlichen Wiener vom gewaltigsten Enthusiasmus ergriffen. Mir für meinen Teil war der Himmel geöffnet; ich war verklärt und betete den Genius an, der mich — gleich Florestan — aus Nacht und Ketten in das Licht und die Freiheit geführt hatte.

Ich konnte die Nacht nicht schlafen. Was ich soeben erlebt, und was mir morgen bevorstand, war zu groß und überwältigend, als daß ich es ruhig hätte in einen Traum mit übertragen können. Ich wachte, ich schwärmte und bereitete mich, vor Beethoven zu erscheinen. — Endlich erschien der neue Tag; mit Ungeduld erwartete ich die zum Morgenbesuch schickliche Stunde; — auch sie schlug, und ich brach auf. Mir stand das wichtigste Ereignis meines Lebens bevor: von diesem Gedanken war ich erschüttert.

Aber noch sollte ich eine furchtbare Prüfung überstehen.

in einen gewissen Grad von Vertraulichkeit; ich flocht meinem Briefe ganz freimütige und ziemlich starke Vorwürfe ein über die ungerechte Grausamkeit des Meisters, mit der ich Ärmster von ihm behandelt ward. Mit wahrhafter Begeisterung schloß ich endlich diesen Brief; es flimmerte mir vor den Augen, als ich die Adresse: „An Herrn Ludwig van Beethoven" — schrieb. Ich sprach noch ein stilles Gebet und gab diesen Brief selbst in Beethovens Hause ab.

Als ich voll Enthusiasmus zu meinem Hotel zurückkehrte, o Himmel! — wer brachte mir auch da wieder den furchtbaren Engländer vor meine Augen! Von seinem Fenster aus hatte er auch diesen meinen letzten Gang beobachtet; er hatte in meinen Mienen die Freude der Hoffnung gelesen, und das war genug, um mich wiederum seiner Macht verfallen zu lassen. Wirklich hielt er mich auf der Treppe an mit der Frage: „Gute Hoffnung? Wann werden wir Beethoven sehen?"

„Nie, nie!" schrie ich in Verzweiflung, „Sie will Beethoven nie im Leben wiedersehen! Lassen Sie mich, Entsetzlicher, wir haben nichts gemein!"

„Sehr wohl haben wir gemein", entgegnete er kaltblütig, „wo ist mein Rockschoß, Sir? Wer hat Sie autorisiert, mir ihn gewaltsam zu entwenden! Wissen Sie, daß Sie schuld sind an dem Benehmen Beethovens gegen mich? Wie konnte er es konvenabel finden, sich mit einem Gentleman einzulassen, der nur einen Rockschoß hatte!"

Außer mir, diese Schuld auf mich gewälzt zu sehen, rief ich: „Herr, den Rockschoß sollen Sie zurück haben; mögen Sie ihn schamvoll zum Andenken aufbewahren, wie Sie den großen Beethoven beleidigten und einen armen Musiker in das Verderben stürzten! Leben Sie wohl, mögen wir uns nie wiedersehen!"

Er suchte mich zurückzuhalten und zu beruhigen, indem er mich versicherte, daß er noch sehr viele Röcke im besten Zustande besitze; ich solle ihm nur sagen, wann uns Beethoven empfangen wollte? — Rastlos stürmte ich aber hinauf zu meinem fünften Stock; da schloß ich mich ein und erwartete Beethovens Antwort.

Wie aber soll ich beschreiben, was in mir, was um mich vorging, als ich wirklich in der nächsten Stunde ein kleines Stück Notenpapier erhielt, auf welchem mit flüchtiger Hand geschrieben stand: „Entschuldigen Sie, Herr R . . ., wenn ich Sie bitte, mich erst morgen vormittag zu besuchen, da ich heute beschäftigt bin, ein Paket Musikalien auf die Post zu liefern. Morgen erwarte ich Sie. Beethoven."

Zuerst sank ich auf meine Knie und dankte dem Himmel für diese außerordentliche Huld; meine Augen trübten sich mit den inbrünstigsten Tränen. Endlich brach aber mein Gefühl in wilde Lust aus; ich sprang auf, und wie ein Rasender tanzte ich in meinem kleinen Zimmer umher.

Hier war ich — im Heiligtum; die gräßliche Verlegenheit aber, in welche mich der heillose Brite gebracht hatte, raubte mir alle wohltätige Besinnung, die mir nötig war, um meines Glückes würdig zu genießen. An und für sich war Beethovens äußere Erscheinung keineswegs dazu gemacht, angenehm und behaglich zu wirken. Er war in ziemlich unordentlicher Hauskleidung, trug eine rote, wollene Binde um den Leib; lange, starke graue Haare lagen unordentlich um seinen Kopf herum, und seine finstere, unfreundliche Miene vermochte durchaus nicht meine Verlegenheit zu heben. Wir setzten uns an einen Tisch nieder, der voll Papiere und Federn lag.

Es herrschte unbehagliche Stimmung, keiner sprach. Augenscheinlich war Beethoven verstimmt, zwei für einen empfangen zu haben.

Endlich begann er, indem er mit rauher Stimme frug: „Sie kommen von L . . .?“

Ich wollte antworten; er aber unterbrach mich, indem er einen Bogen Papier nebst einem Bleistift bereit legte, fügte er hinzu: „Schreiben Sie, ich höre nicht.“

Ich wußte von Beethovens Taubheit und hatte mich darauf vorbereitet. Nichtsdestoweniger fuhr es mir wie ein Stich durch das Herz, als ich von dieser rauhen, gebrochenen Stimme hörte: „Ich höre nicht!“ — Freudenlos und arm in der Welt zu stehen; die einzige Erhebung in der Macht der Töne zu wissen und sagen zu müssen: ich höre nicht! — Im Moment kam ich in mir zum vollkommenen Verständnis über Beethovens äußere Erscheinung, über den tiefen Gram auf seinen Wangen, über den düsteren Unmut seines Blickes, über den verschlossenen Trotz seiner Lippen: — er hörte nicht! —

Verwirrt und ohne zu wissen, was? schrieb ich eine Bitte um Entschuldigung und eine kurze Erklärung der Umstände auf, die mich in der Begleitung des Engländers erscheinen ließen. Dieser saß währenddem stumm und befriedigt Beethoven gegenüber, der, nachdem er meine Zeilen gelesen, sich ziemlich heftig zu ihm wandte mit der Frage, was er von ihm wünsche?

„Ich habe die Ehre . . .“ entgegnete der Brite.

„Ich verstehe Sie nicht!“ rief Beethoven, ihn hastig unterbrechend, „ich höre nicht und kann auch nicht viel sprechen. Schreiben Sie auf, was Sie von mir wollen.“

Der Engländer sann einen Augenblick ruhig nach, zog dann sein zierliches Musikheft aus der Tasche und sagte zu mir: „Es ist gut. Schreiben Sie; ich bitte Herrn Beethoven, meine Komposition zu sehen, wenn ihm eine Stelle darin nicht gefällt, wird er die Güte haben, ein Kreuz dabei zu machen.“

Mit großer Kaltblütigkeit an die Haustür Beethovens gelehnt, erwartete mich mein Dämon — der Engländer! — Der Unselige hatte alle Welt, somit endlich auch den Wirt unseres Gasthofes bestochen; dieser hatte die offenen Zeilen Beethovens an mich früher als ich selbst gelesen und den Inhalt derselben an den Briten verraten.

Ein kalter Schweiß überfiel mich bei diesem Anblick; alle Poesie, alle himmlische Aufregung schwand mir dahin: ich war wieder in seiner Gewalt.

„Kommen Sie", begann der Unglückliche, „stellen wir uns Beethoven vor!"

Erst wollte ich mir mit einer Lüge helfen und vorgeben, daß ich gar nicht auf dem Wege zu Beethoven sei. Allein er benahm mir bald alle Möglichkeit zur Ausflucht; denn mit großer Offenherzigkeit machte er mich damit bekannt, wie er hinter mein Geheimnis gekommen war, und erklärte, mich nicht eher verlassen zu wollen, als bis wir von Beethoven zurückkämen. Ich versuchte erst in Güte ihn von seinem Vorhaben abzubringen — umsonst! Ich geriet in Wut — umsonst! Endlich hoffte ich mich ihm durch die Schnelligkeit meiner Füße zu entziehen; wie ein Pfeil flog ich die Treppen hinan und riß wie ein Rasender an der Klingel. Ehe aber noch geöffnet wurde, war der Gentleman bei mir, ergriff die Flügel meines Rockes und sagte: „Entfliehen Sie mir nicht! Ich habe ein Recht an Ihren Rockschoß; ich will Sie daran halten, bis wir vor Beethoven stehen."

Entsetzt wandte ich mich um, suchte mich ihm zu entreißen, ja, ich fühlte mich versucht, gegen den stolzen Sohn Britanniens mich mit Tätlichkeiten zu verteidigen: — da ward die Tür geöffnet. Die alte Aufwärterin erschien, zeigte ein finsteres Gesicht, als sie uns in unserer sonderbaren Situation erblickte, und machte Miene, die Tür sogleich wieder zu schließen. In der Angst rief ich laut meinen Namen und beteuerte, von Herrn Beethoven eingeladen worden zu sein.

Noch war die Alte zweifelhaft, denn der Anblick des Engländers schien ihr ein gerechtes Bedenken zu erwecken, als durch ein Ungefähr auf einmal Beethoven selbst an der Tür seines Kabinetts erschien. Diesen Moment benutzend trat ich schnell ein und wollte auf den Meister zu, um mich zu entschuldigen. Zugleich zog ich aber den Engländler mit herein, denn dieser hatte mich noch fest. Er führte seinen Vorsatz aus und ließ mich erst los, als wir vor Beethoven standen. Ich verbeugte mich und stammelte meinen Namen; wiewohl er diesen jedenfalls nicht verstand, schien er doch zu wissen, daß ich der sei, der ihm geschrieben hatte. Er hieß mich in sein Zimmer eintreten, und ohne sich um Beethovens verwunderungsvollen Blick zu kümmern, schlüpfte mein Begleiter mir eiligst nach.

„Ärgerliche Arbeit!" entgegnete Beethoven. „Ich bin kein Opernkomponist, wenigstens kenne ich kein Theater in der Welt, für das ich gern wieder eine Oper schreiben möchte! Wenn ich eine Oper machen wollte, die nach meinem Sinne wäre, würden die Leute davonlaufen; denn da würde nichts von Arien, Duetten, Terzetten und all dem Zeuge zu finden sein, womit sie heutzutage die Oper zusammenflicken, und was ich dafür machte, würde kein Sänger singen und kein Publikum hören wollen. Sie kennen alle nur die glänzende Lüge, brillanten Unsinn und überzuckerte Langweile. Wer ein wahres musikalisches Drama machte, würde für einen Narren angesehen werden und wäre es auch in der Tat, wenn er so etwas nicht für sich selbst behielte, sondern es vor die Leute bringen wollte."

„Und wie würde man zu Werke gehen müssen", frug ich erhitzt, „um ein solches musikalisches Drama zustande zu bringen?"

„Wie es Shakespeare machte, wenn er seine Stücke schrieb", war die fast heftige Antwort. Dann fuhr er fort: „Wer es sich darum zu tun sein lassen muß, Frauenzimmern mit passabler Stimme allerlei bunten Tand anzupassen, durch den sie bravi und Händeklatschen bekommen, der sollte Pariser Frauenschneider werden, aber nicht dramatischer Komponist. — Ich für mein Teil bin nun einmal zu solchen Späßen nicht gemacht. Ich weiß recht wohl, daß die gescheiten Leute deshalb meinen, ich verstünde mich allenfalls auf die Instrumentalmusik, in der Vokalmusik würde ich aber nie zu Hause sein. Sie haben recht, da sie unter Vokalmusik nur Opernmusik verstehen; und dafür, daß ich in diesem Unsinne heimisch würde, bewahre mich der Himmel!"

Ich erlaubte mir hier zu fragen, ob er wirklich glaube, daß jemand nach Anhörung seiner „Adelaide" ihm den glänzendsten Beruf auch zur Gesangsmusik abzusprechen wagen würde?

„Nun", entgegnete er nach einer kleinen Pause, „die ‚Adelaide' und dergleichen sind am Ende Kleinigkeiten, die den Virtuosen von Profession zeitig genug in die Hände fallen, um ihnen als Gelegenheit zu dienen, ihre vortrefflichen Kunststückchen anbringen zu können. Warum sollte aber die Vokalmusik nicht ebensogut als die Instrumentalmusik ein großes, ernstes Genre bilden können, das zumal bei der Ausführung von dem leichtsinnigen Sängervolke ebenso respektiert würde, als es meinetwegen bei einer Symphonie vom Orchester gefordert wird? Die menschliche Stimme ist einmal da. Ja, sie ist sogar ein bei weitem schöneres und edleres Tonorgan als jedes Instrument des Orchesters. Sollte man sie nicht ebenso selbständig in Anwendung bringen können wie dieses? Welche ganz neuen Resultate würde man nicht bei diesem Verfahren gewinnen! Denn gerade der seiner Natur nach von der Eigentümlichkeit der Instrumente gänzlich verschiedene Charakter der

Ich schrieb wörtlich sein Verlangen auf, in der Hoffnung, ihn nun los zu werden; und so kam es auch. Nachdem Beethoven gelesen, legte er mit einem sonderbaren Lächeln die Komposition des Engländers auf den Tisch, nickte kurz und sagte: „Ich werde es schicken."

Damit war mein Gentleman sehr zufrieden, stand auf, machte eine besonders herrliche Verbeugung und empfahl sich. — Ich atmete tief auf: — er war fort.

Nun erst fühlte ich mich im Heiligtum. Selbst Beethovens Züge heiterten sich deutlich auf; er blickte mich einen Augenblick ruhig an und begann dann: „Der Brite hat Ihnen viel Ärger gemacht?" sagte er, „trösten Sie sich mit mir; diese reisenden Engländer haben mich schon bis auf das Blut geplagt. Sie kommen heute, einen armen Musiker zu sehen, wie morgen ein seltenes Tier. Es tut mir leid um Sie, daß ich Sie mit jenem verwechselt habe. — Sie schrieben mir, daß Sie mit meinen Kompositionen zufrieden wären. Das ist mir lieb, denn ich rechne jetzt nur wenig darauf, daß meine Sachen den Leuten gefallen."

Diese Vertraulichkeit in seiner Anrede benahm mir bald alle lästige Befangenheit; ein Freudenschauer durchbebte mich bei diesen einfachen Worten. Ich schrieb, daß ich wahrlich nicht der einzige sei, der von so glühendem Enthusiasmus für jede seiner Schöpfungen erfüllt wäre, daß ich nichts sehnlicher wünschte, als z. B. meiner Vaterstadt das Glück verschaffen zu können, ihn einmal in ihrer Mitte zu sehen; er würde sich dann überzeugen, welche Wirkung dort seine Werke auf das gesamte Publikum hervorbrächten.

„Ich glaube wohl", erwiderte Beethoven, „daß meine Kompositionen im nördlichen Deutschland mehr ansprechen. Die Wiener ärgern mich oft; sie hören täglich zu viel schlechtes Zeug, als daß sie immer aufgelegt sein sollten, mit Ernst an etwas Ernstes zu gehen."

Ich wollte dem widersprechen und führte an, daß ich gestern der Aufführung des „Fidelio" beigewohnt hätte, welche das Wiener Publikum mit dem offensten Enthusiasmus aufgenommen habe.

„Hm, hm!" brummte der Meister, „der Fidelio! — Ich weiß aber, daß die Leutchen jetzt nur aus Eitelkeit in die Hände klatschen, denn sie reden sich ein, daß ich in der Umarbeitung dieser Oper nur ihrem Rate gefolgt sei. Nun wollen sie mir die Mühe vergelten und rufen bravo! Es ist ein gutmütiges Volk und nicht gelehrt; ich bin darum lieber bei ihnen, als bei gescheiten Leuten. — Gefällt Ihnen jetzt der Fidelio?"

Ich berichtete von dem Eindrucke, den die gestrige Vorstellung auf mich gemacht hatte, und bemerkte, daß durch die hinzugefügten Stücke das Ganze auf das herrlichste gewonnen habe.

Herablassung aus. Zugleich äußerte ich die entzückende Überraschung, die er mir mit der Nachricht bereitet hatte, daß man dem Erscheinen eines neuen großen Werkes von seiner Komposition entgegensehen dürfe. Mir waren die Tränen in die Augen getreten — ich hätte vor ihm niederknien mögen.

Beethoven schien meine gerührte Aufregung zu gewahren. Er sah mich halb wehmütig, halb spöttisch lächelnd an, als er sagte: „Sie können mich verteidigen, wenn von meinem neuen Werke die Rede sein wird. Gedenken Sie mein: — die klugen Leute werden mich für verrückt halten, wenigstens dafür ausschreien. Sie sehen aber wohl, Herr R . . ., daß ich gerade noch kein Wahnsinniger bin, wenn ich sonst auch unglücklich genug dazu wäre. — Die Leute verlangen von mir, ich soll schreiben, wie sie sich einbilden, daß es schön und gut sei; sie bedenken aber nicht, daß ich armer Tauber meine ganz eigenen Gedanken haben muß — daß es mir nicht möglich sein kann, anders zu komponieren, als ich fühle. Und daß ich ihre schönen Sachen nicht denken und fühlen kann", setzte er ironisch hinzu, „das ist ja eben mein Unglück!"

Damit stand er auf und schritt mit schnellen, kurzen Schritten durch das Zimmer. Tief bis in das Innerste ergriffen, wie ich war, stand ich ebenfalls auf; — ich fühlte, daß ich zitterte. Unmöglich wäre es mir gewesen, weder durch Pantomimen noch durch Schrift eine Unterhaltung fortzusetzen. Ich ward mir bewußt, daß jetzt der Punkt gekommen war, auf dem mein Besuch dem Meister lästig werden konnte. Ein tiefgefühltes Wort des Dankes und des Abschieds aufzuschreiben, schien mir zu nüchtern; ich begnügte mich, meinen Hut zu ergreifen, vor Beethoven hinzutreten und ihn in meinem Blicke lesen zu lassen, was in mir vorging.

Er schien mich zu verstehen. „Sie wollen fort?" frug er. „Werden Sie noch einige Zeit in Wien bleiben?"

Ich schrieb ihm auf, daß ich mit dieser Reise nichts beabsichtigt hätte, als ihn kennen zu lernen; daß, da er mich gewürdigt habe, mir eine so außerordentliche Aufnahme zu gewähren, ich überglücklich sei, mein Ziel als erreicht anzusehen, und morgen wieder zurückwandern würde.

Lächelnd erwiderte er: „Sie haben mir geschrieben, auf welche Art Sie sich das Geld zu dieser Reise verschafft haben; — Sie sollten in Wien bleiben und Galopps machen, hier gilt die Ware viel."

Ich erklärte, daß es für mich nun damit aus sei, da ich nichts wüßte, was mir wieder eines ähnlichen Opfers wert erscheinen könnte.

„Nun, nun!" entgegnete er, „das findet sich. Ich alter Narr würde es auch besser haben, wenn ich Galopps machte; wie ich es bis jetzt treibe, werde ich immer darben. — Reisen Sie glücklich", fuhr er fort, „gedenken Sie mein und trösten Sie sich in allen Widerwärtigkeiten mit mir."

menschlichen Stimme würde besonders herauszuheben und festzuhalten sein und die mannigfachsten Kombinationen erzeugen lassen. In den Instrumenten repräsentieren sich die Urorgane der Schöpfung und der Natur; das, was sie ausdrücken, kann nie klar bestimmt und festgesetzt werden, denn sie geben die Urgefühle selbst wieder, wie sie aus dem Chaos der ersten Schöpfung hervorgingen, als es selbst vielleicht noch nicht einmal Menschen gab, die sie in ihr Herz aufnehmen konnten. Ganz anders ist es mit dem Genius der Menschenstimme; diese repräsentiert das menschliche Herz und dessen abgeschlossene, individuelle Empfindung. Ihr Charakter ist somit beschränkt, aber bestimmt und klar. Man bringe nun diese beiden Elemente zusammen, man vereinige sie! Man stelle den wilden, in das Unendliche hinausschweifenden Urgefühlen, repräsentiert von den Instrumenten, die klare, bestimmte Empfindung des menschlichen Herzens entgegen, repräsentiert von der Menschenstimme. Das Hinzutreten dieses zweiten Elementes wird wohltuend und schlichtend auf den Kampf der Urgefühle wirken, wird ihrem Strome einen bestimmten, vereinigten Lauf geben; das menschliche Herz selbst aber wird, indem es jene Urempfindungen in sich aufnimmt, unendlich erkräftigt und erweitert, fähig sein, die frühere unbestimmte Ahnung des Höchsten, zum göttlichen Bewußtsein umgewandelt, klar in sich zu fühlen."

Hier hielt Beethoven wie erschöpft einige Augenblicke an. Dann fuhr er mit einem leichten Seufzer fort: „Freilich stößt man bei dem Versuche zur Lösung dieser Aufgabe auf manchen Übelstand; um singen zu lassen, braucht man der Worte. Wer aber wäre imstande, die Poesie in Worte zu fassen, die einer solchen Vereinigung aller Elemente zugrunde liegen würde? Die Dichtung muß da zurückstehen, denn die Worte sind für diese Aufgabe zu schwache Organe. — Sie werden bald eine neue Komposition von mir kennen lernen, die Sie an das erinnern wird, worüber ich mich jetzt ausließ. Es ist dies eine Symphonie mit Chören. Ich mache Sie darauf aufmerksam, wie schwer es mir dabei ward, dem Übelstand der Unzulänglichkeit der zu Hilfe gerufenen Dichtkunst abzuhelfen. Ich habe mich endlich entschlossen, die schöne Hymne unseres Schiller ‚An die Freude' zu benützen; es ist diese jedenfalls eine edle und erhebende Dichtung, wenn auch weit entfernt davon, das auszusprechen, was allerdings in diesem Falle keine Verse der Welt aussprechen können."

Noch heute kann ich das Glück kaum fassen, das mir dadurch zuteil ward, daß mir Beethoven selbst durch diese Andeutungen zum vollen Verständnis seiner riesenhaften letzten Symphonie verhalf, die damals höchstens eben erst vollendet, keinem aber noch bekannt war.* Ich drückte ihm meinen begeistertsten Dank für diese gewiß seltene

* Die neunte Symphonie wurde 1823 vollendet.

Rosen und Brot.

Von **Fritz Müller.**

Rrrr—ratsch, machte die Bremse, und der Soldatenzug hielt zum letzten Male, bevor er an die französische Grenze kam. Der Einjährige Max Brot schaute aus seinem Abteil auf den Bahnsteig. Aha, dort vorn teilten sie wieder gute Dinge aus, die prächtigen und flinken Mädel; immer fingen sie vorne bei der Lokomotive an — warum nicht auch mal hinten bei seinem Wagen?

Aber schließlich, was brauchte er auch noch? Hunger hatte er ja schon. Aber nur noch auf den Kampf da drüben. Und Durst auf Waffenruhm. Beides hatten diese lieben Mädel nicht in ihren braven Körben.

Aha, da kam nun doch noch eine mit dem Körblein. Was für ein feines und gütiges Gesicht! Und wie das rote Kreuz auf ihrer hellen Bluse leuchtete! Der ganz Bahnhof schien ein rotes Kreuz zu sein, mit einem gütigen Mädchengesicht darüber.

Zwei braune Augen schauten lustig zu dem Einjährigen Max Brot hinauf. Ein Körbchen, zur Hälfte mit belegten Brötchen und zur Hälfte mit Rosen gefüllt, schwankte neckisch unterm Fenster: „Rosen oder Brot, Herr Soldat?“ klirrte eine fröhliche Stimme.

Der Einjährige mußte lachen. Seine Hand griff hinunter. Ein halbes Scherzwort kollerte hinterher. Wird er die Rose nehmen, wird er sich fürs Brot entscheiden? blitzten die Mädchenaugen gespannt. Aber da hatte der Zug schon angezogen . . . Die Soldatenhand griff ins Leere. Nur noch zu einem Abschiedwinken konnten sich die griffbereiten Finger lockern. Und lustig klang es über den Bahnsteig.

„Ich treff' die Wahl am Rückweg, liebes Fräulein, gelt?“

„Ja, aber nicht vergessen —“, rutschte es ihr heraus.

Das Mädchen mit dem roten Kreuz am Ärmel wurde plötzlich so rot wie eben dieses Kreuz. Fast, daß sie das Gegenwinken ganz vergessen hätte . . .

Hm, was war nur plötzlich über sie gekommen? Sie kannte den Soldaten ja doch gar nicht? Es war doch nur einer von den Tausenden, denen sie in diesen unruhvollen Tagen das gefüllte Henkelkörbchen hinaufgereicht hatte. Was ging er sie im Grund an? Ein Teil vom Vaterland, das ihr soviel war, wie alle Teile ihres Vaterlandes, und damit gut.

Und dem Einjährigen Max Brot ging es nicht anders. Stundenlang kam ihm der frische Mädchenkopf nicht mehr aus seinem Sinn. Merkwürdig, dachte er, er kannte sie ja gar nicht? War sie doch nur eine von den Hunderten, die in diesen unruhvollen Tagen Liebes taten

Gerührt und mit Tränen in den Augen wollte ich mich empfehlen, da rief er mir noch zu: „Halt! Fertigen wir den musikalischen Engländer ab! Laßt sehen, wo die Kreuze hinkommen sollen!“

Damit ergriff er das Musikheft des Briten und sah es lächelnd flüchtig durch; sodann legte er es sorgfältig wieder zusammen, schlug es in einen Bogen Papier ein, ergriff eine dicke Notenfeder und zeichnete ein kolossales Kreuz quer über den ganzen Umschlag. Darauf überreichte er es mir mit den Worten: „Stellen Sie dem Glücklichen gefälligst sein Meisterwerk zu! Er ist ein Esel, und doch beneide ich ihn um seine langen Ohren! – Leben Sie wohl, mein Lieber, und behalten Sie mich lieb!“

Somit entließ er mich. Erschüttert verließ ich sein Zimmer und das Haus.

*
* *

Im Hotel traf ich den Bedienten des Engländers an, wie er die Koffer seines Herrn im Reisewagen zurechtpackte. Also auch sein Ziel war erreicht; ich mußte gestehen, daß auch er Ausdauer bewiesen hatte. Ich eilte in mein Zimmer und machte mich ebenfalls fertig, mit dem morgenden Tage meine Fußwanderschaft zurück anzutreten. Laut mußte ich auflachen, als ich das Kreuz auf dem Umschlage der Komposition des Engländers betrachtete. Dennoch war dieses Kreuz ein Andenken Beethovens, und ich gönnte es dem bösen Dämon meiner Pilgerfahrt nicht. Schnell war mein Entschluß gefaßt. Ich nahm den Umschlag ab, suchte meine Galopps hervor und schlug sie in diese verdammende Hülle ein. Dem Engländer ließ ich seine Komposition ohne Umschlag zustellen und begleitete sie mit einem Briefchen, in welchem ich ihm meldete, daß Beethoven ihn beneide und erklärt habe, nicht zu wissen, wo er da ein Kreuz anbringen solle.

Als ich den Gasthof verließ, sah ich meinen unseligen Genossen in den Wagen steigen.

„Leben Sie wohl!“ rief er mir zu. „Sie haben mir große Dienste geleistet. Es ist mir lieb, Herrn Beethoven kennen gelernt zu haben. — Wollen Sie mit mir nach Italien?“

„Was suchen Sie dort?“ frug ich dagegen.

„Ich will Herrn Rossini kennen lernen, denn er ist ein sehr berühmter Komponist.“

„Glück zu!“ rief ich. „Ich kenne Beethoven; für mein Leben habe ich somit genug!“

Wir trennten uns. Ich warf noch einen schmachtenden Blick nach Beethovens Haus und wanderte dem Norden zu, in meinem Herzen erhoben und veredelt.

es ging noch nicht. Schützengräben, Brot- und Rosenkörblein machten noch den Kettentanz in seinem Kopfe.

Da ging die Tür auf und — er mußte also doch noch träumen? — denn der unvergessene Mädchenkopf mit den gütigen braunen Augen mischte sich nun auch noch in den Tanz hinein.

Als aber dieser Mädchenkopf jetzt lächelte, als sich hilfreich sachverständige Hände unter diesem Mädchenkopf um einen Brustverband von Max Brot bemühten, da wußte er: es war die Wirklichkeit. Ein seltsam Ungefähr hatte ihn der einen wieder zugeführt, die damals auf dem Bahnsteig neckisch sagte: „Rosen oder Brot, Herr Soldat?"

Jetzt sah er ein schwaches Rot auf seinem Verbande, den sie erneuern sollte. Wie ein lichtrotes Wölkchen zeichnete es sich ab. Nein, nicht wie eine Wolke, sondern wie — wie —

„Liebes Fräulein", sagte er leise und lächelnd, „Sie sehen, ich habe inzwischen doch die — die Rosen gewählt . . ."

Und sie sah ihn an.

„Und ich — und ich ", entfuhr es ihr. Aber dann schwieg sie fein still und vollendete den Satz nicht. Ganze drei Wochen lang vollendete sie den Satz nicht. Erst wie der Max Brot wieder ganz gesund war und sich rüstete, zum zweitenmal ins Feld zu gehen, da fand sie unversehens auch den zweiten Teil von diesem Satz:

„Und ich — und ich — ich habe den Brot gewählt."

Und es verschlug den beiden nichts, rein gar nichts, daß der Artikel grammatikalisch abgebogen werden mußte, um in den Korb zu passen, den sie diesmal dem Geliebten — nicht gab.

England und die Neutralen.

Der Vorwand Englands für sein Eingreifen in den Weltkrieg war die angebliche Verletzung der Neutralität Belgiens durch Deutschland. Auch die Türkei soll nach englischer Auffassung vor ihrer Kriegserklärung fortwährend die Neutralität verletzt haben. Wenn sich nun ein Staat nur dem Neutralitätsprinzip zuliebe in einen Weltkrieg stürzt, muß man wohl von ihm annehmen, daß er selbst die Pflichten und Rechte der Neutralen vollkommen anerkennt und peinlichst berücksichtigt.

Es wird daher nicht ohne Interesse sein, wenn man Englands Auffassung über diesen Punkt einer allgemeinen Betrachtung unterzieht.

Heute ist bereits nachgewiesen, daß am 24. Juli 1914, also vor Kriegsausbruch, französisches Militär in bedeutender Menge in Marschadjustierung durch Belgien befördert wurde und zum Teil wenigstens

für das Vaterland und seine Söhne. Was ging sie ihn im Grunde an? Ein Stück vom Vaterland, das ihm soviel war, wie alle Teile seines Vaterlandes, und damit gut.

Nein, nicht gut damit. Je mehr er an etwas anderes denken wollte, desto lebendiger wurde der Korb mit der Hälfte Rosen und der Hälfte Brot und dem Mädelkopf über den beiden Hälften.

Gut, daß sie jetzt ausgeladen wurden. Gut, daß sie einen Nachtmarsch über die Grenze zu machen hatten. Gut, daß die Gewalt der kommenden Kämpfe über ihn kam . . .

* * *

Und dann pfiffen die ersten Kugeln. Dann tauchte seine Seele in das große Schlachtenbrüllen und hatte nur mehr Raum für eines: Drauf und dran!

Heiße Tage gingen übers Land und über seine Seele und brannten da und dort die Weißglutstempel ein. Und er hatte ganz vergessen, daß da irgendwo auf einem deutschen Bahnhof ein Körbchen, halb mit Brot und halb mit Rosen, vor seinen Augen hin und hergeschaukelt hatte. Bis sie einmal in einem Schützengraben lagen und jede Zufuhr abgeschnitten war. Bis sie schon zwei Tage ohne Nahrung waren und sich nicht rühren durften, um eine Quelle aufzuspüren für den brennenden Durst. Bis sie den Morgentau von den Gräsern an der Brüstung des Schützengrabens schleckten und in ihrer Not das Gras zu essen suchten. Bis sie wörtlich in das Gras zu beißen suchten, um — hui, wie die Kugeln von drüben pfiffen! — um nicht ins Gras zu beißen.

Und da war es, daß es ihm wieder einfiel, wie jetzt seine zittrige Hand ein Büschlein Gras ausraufte: Ei, wenn ich jetzt das — jaja, das Brot in ihrem Körblein hätte!

Und die Rosen? klang es nach. Aber da brauchte er keine Antwort mehr zu geben. Dort kam Gestampf vom Walde drüben, und Trompeten schmetterten darein. Deutsche Verstärkung rückte an. Auf sprangen sie aus ihren Schützengraben mit der letzten Kraft . . .

Da spürte Max Brot ein dummes Kitzeln an der Brust. In seinem Kopfe fing es an zu brausen. Undeutlich sah er noch ein Körbchen in den Lüften schwanken . . .

* * *

Da lag er nun verwundet in dem Städtchen an der Grenze. Er träumte. Wieder lag er im Schützengraben. Wieder nichts zu essen, nichts zu trinken. Verzweifelt raufte seine Hand das Gras. Da erwachte er und hielt ein verknülltes Kissen in der Hand.

Es war ganz still im Zimmer. Niemand war da. Er war mit seinen Gedanken allein. Da versuchte Max Brot zurückzudenken. Aber

gleichwertige Machtmittel sich stützen können. Aber England nahm das Schiff weg. Dadurch hat es einen Neutralitätsbruch zwar nicht dem geschriebenen Rechte, wohl aber dem Rechtsgefühl nach begangen.

Es machte sich aber noch eines weiteren Vergehens schuldig, wodurch der Beschlagnahme der türkischen Schiffe auch der Schein jedes Rechtes genommen wird: Es wurde keine Entschädigung geleistet.

Die Schiffe waren von der Türkei bezahlt worden. Waren ihr Eigentum. An die Türkei war eine Entschädigung, mindestens aber der volle Kaufpreis zu zahlen. Das ist nicht geschehen. Das Völkerrecht fordert aber den Ersatz der infolge einer auf Grund des Kriegsrechtes erfolgten Beschlagnahme irgendeines Materials entstandenen Verluste. Die Handlungsweise Englands stellt sich also als Raub dar.

Allerdings hat England der Türkei die Rückerstattung des Kaufbetrages nach Beendigung des Krieges versprochen. Die Rückerstattung des Kaufpreises wäre aber an sich kein Ersatz gewesen. Die Türkei benötigte die Schiffe gerade zu dem kritischen Zeitpunkt dringendst. Aber selbst, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, so hätte die stetige Fortentwicklung der Kriegstechnik, die unausgesetzt steigenden Materialpreise und Arbeitslöhne logischerweise die sofortige Auszahlung der bereits erlegten Summen und die Zusicherung der Tragung der infolge der eben erwähnten Umstände vorauszusehenden Mehrauslagen bedingt. Freilich lag ja der Raub im Plane Englands. Es hat sich aber noch ein anderes Stücklein geleistet. Deutschland hatte in Erkenntnis der Notlage der Türkei, ohne Rücksicht auf das zahlenmäßig ungünstige Verhältnis zwischen der eigenen und der englischen Flotte, der Pforte den prächtigen Linienschiffskreuzer „Goeben“ und den Kreuzer „Breslau“ überlassen. Anstatt nun in dieser bedeutenden Schwächung der deutschen Seemacht eine unerwartete und gewiß sehr erwünschte Folge der eigenen Beraubungspolitik zu erblicken, wurde gegen die Einverleibung dieser Schiffe in die kaiserlich-ottomanische Flotte Protest erhoben und ihre Ausweisung verlangt. Da dies nichts fruchtete, wurde die Rücksendung der deutschen Besatzungen gefordert. Dazu bestand auch nicht der geringste völkerrechtliche Anhaltspunkt. Das Völkerrecht verbietet die Verwendung von Streitkräften neutraler Staaten bei den Heeren und Flotten Kriegführender. Die Einreihung von Streitkräften kriegführender Staaten in die Kriegsmacht eines Neutralen kann dagegen als innere Angelegenheit des letzteren in keiner Weise angefochten werden. Der einzige Grund des englischen Vorgehens war die Absicht, die Türkei wehrlos gegen Griechenland und Rußland zu machen.

Zu Beginn des Weltkrieges war von England in Ägypten der Kriegszustand erklärt, die deutschen und österreich-ungarischen amtlichen Vertreter ausgewiesen worden. Das war ein Neutralitätsbruch. Ägypten

auf belgischem Boden den Zug verließ. Weiters ist bekannt, daß englische Unteroffiziere zu einem noch viel früheren Zeitpunkt zu längerem Aufenthalt in Belgien weilten. Endlich ist durch die Auffindung amtlicher Schriftstücke durch die Deutschen nachgewiesen, daß Belgien seinen jetzigen Verbündeten das Requisitionsrecht auf belgischem Gebiet vertragsmäßig zu einem Zeitpunkt eingeräumt hat, zu dem der Mord von Sarajevo noch nicht verübt worden war. Daraus ergibt sich sonnenklar, daß Belgien schon vor Kriegsbeginn tatsächlich seine Neutralität zugunsten der Verbandmächte aufgegeben hatte und daß England um dieses Verhältnis wußte. Also hat eine Neutralitätsverletzung von seiten Deutschlands gar nicht stattgefunden, wohl aber eine solche durch Belgien selbst. Der Kriegsgrund Englands war also nicht der angebliche Neutralitätsbruch. Dieser Vorwand sollte nur Stimmung im eigenen Lande und bei den Neutralen machen.

Ähnlich steht es um die „Neutralitätsverletzung“ der Türkei. Nur daß die englische Frivolität hier vielleicht in noch krasserer Weise zutage tritt. Zu Beginn des Krieges wurden die beiden türkischen Großkampfschiffe „Sultan Osman“ und „Reschadie“, sowie mehrere Torpedofahrzeuge von der englischen Regierung auf der Bauwerft beschlagnahmt. An sich war das Recht der Einverleibung dieser Schiffe in die englische Flotte nicht zu bestreiten. Das Völkerrecht gestattet ein solches Vorgehen, wenn die Not den Kriegführenden dazu zwingt. Diese Not lag aber nicht vor. Die englische Flotte war von Anfang an zahlenmäßig den Seestreitkräften ihrer Gegner weit überlegen. Der weitere Verlauf des Krieges zeigte, daß England von seinen Großkampfschiffen, abgesehen von den Linienschiffskreuzern, keinen anderen Gebrauch machte, als sie sorgfältig in den Häfen des irischen Kanals zu verstecken. Ein moralischer Grund für die Beschlagnahme lag also keinesfalls vor. Dagegen sprachen gewichtige Gründe völkerrechtlicher Natur dafür, trotz des Krieges, in dem sich England befand, von dem immerhin vorhandenen Notrecht der Beschlagnahme abzusehen.

Zwischen der Türkei und Griechenland bestand zu jener Zeit ein sehr gespanntes Verhältnis wegen der Inselfrage. Griechenland hatte zwei starke Linienschiffe erworben und dadurch war die Türkei zur See sehr ins Hintertreffen geraten. Der Krieg zwischen beiden Mächten schien vor der Tür zu stehen. Da sie keine gegenseitigen Landgrenzen haben, konnte die Entscheidung nur zur See erwartet werden, die bei dem damals tatsächlich bestandenen maritimen Kräfteverhältnis kaum zweifelhaft gewesen wäre.

„Sultan Osman“ lag zur Abfahrt bereit, als ihn die Engländer beschlagnahmten. Im Augenblick seines Auslaufens wäre er türkisches Schiff geworden, Griechenland und die Türkei hätten auf ungefähr

seiner Verbündeten nicht als Neutralitätsbruch an. Daraus ergibt sich die Auffassung Englands über Neutralität. Sie läßt sich in wenigen Worten folgendermaßen ausdrücken: Neutral sind jene Staaten, die, ohne selbst Krieg zu führen, den Kriegszweck Englands mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln fördern, jene Staaten, die dies nicht tun, brechen die Neutralität.

Daß diese Auffassung für England den größten Vorteil in sich birgt, wird niemand bezweifeln. Ebensowenig aber auch, daß sie vor keinem Forum, das auch nur einen Funken von Rechtsgefühl und Ehrlichkeit in sich hat, bestehen kann. Die Sache hat aber noch eine andere Seite.

Jene Staaten, die sich dem englischen Diktate fügen und einerseits die Zufuhr von Waren, die nach Völkerrecht nicht als Konterbande zu betrachten sind, an die Gegner Englands unterlassen, anderseits aber dulden, daß jene Artikel, die als unbedingte Konterbande gelten, aus dem Verkehr der neutralen Staaten untereinander durch England ausgeschaltet, nach England aber von ihnen selbst geliefert werden, begeben sich eines Teils ihrer Rechte als unabhängige Staaten und erkennen in gewissem Sinne die Oberhoheit Englands an. Dadurch wird eine merkwürdige Rechtslage geschaffen.

Die Bekennung der Neutralität legt gewisse Pflichten auf. Und diese Pflichten gipfeln darin, daß der neutrale Staat alles daran setzen muß, um die Kriegführenden beider Parteien gleichmäßig zu behandeln und zu zwingen, die Achtung vor der Neutralität nicht zu verletzen. Diese Pflicht besteht sowohl gegenüber beiden Kriegsparteien wie auch gegen die Untertanen des Staates selbst. Wurde nämlich eine der Parteien in irgend einer Weise, die durch das Völkerrecht nicht gestattet oder geduldet ist, unterstützt, so wird jener Teil, zu dessen Schaden dies geschah, das Recht haben, während des Krieges zum Selbstschutz zu greifen, nach ihm aber Genugtuung, die sich in klingender Münze ausdrücken läßt, zu fordern. So mußte England, das im nordamerikanischen Bürgerkrieg südstaatliche Kaperkreuzer ausgerüstet hatte, an die Union eine Entschädigung von 125 Millionen Dollar, das ist über eine halbe Milliarde Kronen zahlen, um den Schaden, der den Nordstaaten während des Bürgerkrieges durch die Kaperschiffe angetan wurde, gutzumachen. England hatte sich damals verrechnet. Es hoffte auf einen Sieg der Konföderierten, während die Nordstaaten, die getragen von dem Ideal der persönlichen Freiheit des Menschen gefochten hatten, den Sieg davontrugen.

Das Völkerrecht läßt die Frage offen, ob die Lieferung von Kriegsmaterial gestattet sei oder nicht. Fest steht nur, daß der Staat als solcher keine Kriegsausrüstungsgegenstände einem Kriegführenden übergeben dürfe. Die Untertanen eines neutralen Staates dürfen jedoch

ist staatsrechtlich ein Teil der Türkei. England hat nur das Recht der Verwaltung und die Pflicht, sie in einer der Pforte vorteilhaften Weise zu führen. Nun war durch die englischen Maßnahmen rechtlich ein Teil des ottomanischen Reichs mit den Zentralmächten in Kriegszustand geraten.

Die Hervorbringung dieses Widersinns bezweckte offenbar, Zwietracht zwischen der Türkei und dem Zweibund zu säen. Das Mittel verfing in dieser Richtung nicht. Wohl aber hatte es zur Folge, daß alle Einwohner Ägyptens in inneren Zwiespalt gebracht wurden zwischen ihrer beschworenen Pflicht gegen ihren Herrn, den Sultan, und dessen Stellvertreter, den Khediven einerseits, und dem Gehorsam anderseits, den sie den Behörden, die das Land verwalten, schuldig waren, solange diese dem Willen des Großherrn entsprechend handelten. Da die Engländer in Ägypten die Macht in Händen haben, das heißt, Militär- und Zivilverwaltung, so trieben sie dadurch die Ägypter, die ihrem Machtgebot Folge leisteten, zum Verbrechen des Hochverrats. Sie haben allerdings, als die Türkei schließlich, um ihre Existenz zu retten, den Krieg erklärte, Ägypten als Eigentum Englands erklärt. Das war aber nichts anderes als offener Raub. Das erinnert lebhaft an die Vergangenheit, als im Jahre 1801 und dann 1807, mitten im Frieden, eine englische Flotte vor Kopenhagen erschien, die Stadt beschoß und die dänische Flotte zur Übergabe zwang. Als Vorwand dieser Tat diente damals in jedem Fall die Behauptung der Engländer, daß die Dänen sonst ihre Flotte in den Dienst Napoleons stellen würden, obgleich Dänemark nichts anderes wollte, als seine Neutralität bewahren.

Die unerhörte Weise, in der England Belgien verlockt hat, die von ihm und Deutschland garantierte Neutralität selbst zu verletzen, und das schamlose Vorgehen gegen die Türkei sind aber nicht der einzige Ausdruck der Willkür Englands, mit der es gegen die Neutralen vorgeht. Ganz gegen das Völkerrecht hat es eine Reihe von Artikeln als Konterbande erklärt und Schiffe neutraler Staaten, wenn sie von und nach neutralen Häfen bestimmt waren, weggenommen und ihrer Waren beraubt. Dadurch wurde und wird der neutrale Handel auf das empfindlichste gestört. England hat selbst nicht davor zurückgescheut, uns und unseren Verbündeten die Lebensmittelzufuhr abzuschneiden, obzwar das Völkerrecht in klarer Weise sich darüber ausspricht, daß Lebensmittel nur dann der Beschlagnahme unterliegen, wenn sie für die Armee oder Marine einer kriegführenden Macht bestimmt sind. Ist dies nicht unzweifelhaft nachweisbar, so hat die Beschlagnahme zu unterbleiben. Keinesfalls darf sie erfolgen, wenn die Lebensmittel, übrigens auch eine Reihe von Waren, die nicht unmittelbar Kriegszwecken dienen, für die friedliche Bevölkerung des kriegführenden Staates bestimmt sind. Dagegen sieht England Einfuhr von Kriegsmaterial in das eigene oder das Land

die Schmerzen der Betroffenen erhöhen. Sie sind aber nicht imstande, die Entscheidung in der einen oder in der anderen Richtung wesentlich zu beeinflussen.

Aus dieser Zusammenstellung wird schon an sich klar, daß nach der Völkerrechtsmoral die Unterbindung der Lebensmittelzufuhr nach Deutschland, Österreich-Ungarn und der Türkei nicht zu rechtfertigen ist, während dieselbe Maßregel England gegenüber angewendet, weil voraussichtlich höchst wirksam, den Ideen des Völkerrechtes nicht zuwiderläuft. Da aber nun England bereits den Weg gezeigt hat, so liegt kein Grund vor, ihn nicht auch zu beschreiten. Ob nun die Handelsschiffe, die England mit Proviant und anderen in England nicht auftreibbaren Erzeugnissen versorgen, durch Kreuzer oder durch Unterseeboote angehalten oder vernichtet werden, ist völlig einerlei.

Wenn die Neutralen dadurch in Mitleidenschaft gezogen werden sollten, haben sie sich bei England zu bedanken. „Die Flagge."

Unser tägliches Brot.

Von Adam Müller-Guttenbrunn.

Ist sie nicht wunderbar und geheimnisvoll, die uralte Ehrfurcht vor dem Brote? Sie war uns Stadtmenschen ein wenig abhanden gekommen, das fabriksmäßig erzeugte Brot war uns eine Ware geworden, ein Bedarfsartikel wie hundert andere, die man haben muß, über die man sich aber keine weiteren Gedanken macht. Die Lehrer der Volkswirtschaft haben uns gesagt, daß der Getreidebau heute ein Merkmal unentwickelter Länder sei, daß nur noch dort, wo man sozusagen nichts Besseres mit dem Boden anzufangen wisse, Weizen, Roggen, Gerste und Mais auf ausgedehnten Flächen gebaut werde. Die fortschreitende Industrialisierung eines Landes verdränge diesen Feldbau immer mehr, Rußland und Amerika würden künftig die Welt ausschließlich mit Brot versorgen, im Herzen Europas dürfte bald kein Platz mehr sein für die Getreideerzeugung. Wer kennt diese Lehren nicht?

Nun, auch die Herren von der Nationalökonomie werden umlernen müssen nach diesem Kriege, auch sie, die jetzt Kriegsbrot essen wie wir alle, werden sich fragen müssen, ob es nicht als eine selbstverständliche Forderung gelten sollte, daß jedes Volk, das einen Staat bildet, sein eigenes Brot erzeuge. Ob es dies auf dem Wege des gesteigerten Feldbaues oder der Chemie besorgt, das ist eine Frage zweiter, ob es altväterisches Weizenbrot ißt oder sich schon den uns verheißenen Leckerbissen des Strohbrotes gönnen darf, das kommt nicht in Betracht, nur eigenes Brot muß es sein. Wer unabhängig bleiben will, der darf sein tägliches

Lieferungen für Kriegführende ausführen, sofern der Staat, in dem sie leben, dafür sorgt, daß in gleicher Weise beide kämpfende Parteien bedacht werden. Dem strengen Prinzip der Neutralität widerspricht dieser Vorgang bis zu einem gewissen Grad, denn nach ihm sollte jede Unterstützung durch Waffen unterbleiben. Wenn aber ein neutraler Staat darauf verzichtet, sein Recht auf Handel mit für den Krieg nicht unmittelbar brauchbaren Waren mit einer Partei weiter zu führen und nicht alle Schritte unternimmt, um Übergriffe des anderen Kriegführenden in dieser Hinsicht hintanzuhalten, so verletzt er vielleicht nicht dem Recht, wohl aber dem Sinne nach seine Neutralität. Vielfach wird man aus einer solchen Schwäche dem Neutralen keinen Vorwurf machen können. Er nimmt lieber eine schwere Schädigung des eigenen Handels in Kauf, als daß er selbst gegen den Rechtsstörer die Waffen ergreift. Aber der geschädigten Partei wird dann niemand Unrecht vorwerfen können, wenn sie zu wirksamen Gegenmaßregeln greift.

England will uns aushungern und nimmt daher jeden Lebensmitteltransport, der nach unseren Häfen geht, wo immer es ihn antrifft, einfach weg. Wir haben darunter zu leiden, können aber aushalten. Österreich-Ungarn, Deutschland und die Türkei sind in verschiedenem, aber immerhin sehr bedeutendem Maße Agrarstaaten. Gewisse Lebensmittel werden seltener und teurer werden, aber eine wirkliche Aushungerung ist undenkbar, auch wenn der Krieg mehrere Jahre dauern sollte. Zu essen wird die Armee und die friedliche Bevölkerung immer genug haben. Anders bei England. Wenn dem Inselreich die Lebensmittelzufuhr zur See abgeschnitten wird, so muß binnen verhältnismäßig sehr kurzer, nur nach wenigen Monaten zählender Zeit, ein solcher Mangel an Lebensmitteln eintreten, daß zwar nicht die Armee, wohl aber die Bevölkerung darben muß.

Die schweren Härten, die der Krieg mit sich bringt, lassen sich moralisch nur dann vertreten, wenn sie gegründete Aussicht auf Erfolg haben, die Dauer des Krieges abzukürzen. Alle Maßregeln, die in dieser Richtung getroffen werden, lassen sich verteidigen. Maßregeln, die aber nur Unbequemlichkeiten und Schaden stiften, aber keine Verkürzung der Kriegsdauer mit sich bringen, müssen moralisch verurteilt werden. Als Beispiele seien einige erlaubte und unerlaubte Kriegsmittel angeführt.

Erlaubte: Der Torpedo, das Unterseeboot, das Bombenwerfen aus Luftschiffen, das Schrapnell, die Granate, lauter Kampfmittel, die furchtbare Verheerungen anrichten, aber sicher auch wesentlich zur Verkürzung des Krieges beitragen können.

Unerlaubte: Das Dum-Dum-Geschoß, die Vergiftung von Brunnen, wie überhaupt Anwendung von Giften, Sprenggeschosse von weniger als 25 mm Kaliber. Auch diese Kampfmittel sind gewiß furchtbar, weil sie

und Beerenfresser umhergezogen sein, ehe er Getreide baute, es zwischen Steinen zerrieb und aus dem Mehle Brot bereitete! Auf dem ersten Gipfel seiner Entwicklung sehen wir ihn da. Und gerade deshalb, weil der Getreidebau zu den Urgewerben der Menschheit gehört, war die moderne Welt geneigt, ihn ein wenig zu unterschätzen und in die „unentwickelten Länder" zu verweisen. Wird man das auch nach diesem großen Völkerkriege noch tun? Werden nicht alle jetzt kriegführenden und sogar die neutralen Staaten, die eingeklemmt wurden, sich künftig gegen den Gedanken auflehnen, daß ihre Feinde ihnen den Brotkorb im buchstäblichsten Sinne jederzeit höher hängen können? Wir sind ein bißchen übermütig geworden, wir Mitteleuropäer. Wir zerstören Jahr für Jahr so und so viele produktive Bauernhöfe, um hochherrschaftliche Jagdgebiete abzurunden. Das leicht erraffte Kapital macht sich kein Gewissen daraus, uralte Siedlungen aufzulösen und kleinen Ackerbauern und Viehzüchtern den Weg nach Amerika zu ebnen. Die Hirschkühe sind manchen Leuten wichtiger geworden als die Melkkühe. Außer Österreich-Ungarn gibt es denn auch keinen Kulturstaat mehr, der sich sein Brot in genügendem Maße selber baut. Und auch wir bewegen uns schon an der Grenze, wo es hapert. Nun ja, warum sollten nicht die Kalmücken in den russischen Steppen, die zu nichts anderem zu brauchen sind, und die Amerikaner in Wildwest, wo das Joch Feld noch zwanzig Kronen kostet, Getreide für uns bauen? Bauen uns doch die Ägypter die Zwiebel, die wir brauchen, und die Südinsulaner den Reis, den Europa verzehrt. Und überhaupt, was kommt denn nicht alles auf unseren Tisch, das aus anderen Zonen stammt. Jawohl, alles, was wir im Notfall entbehren können, kommt wo anders her, aber das Unentbehrliche, das sollte man eben selber erzeugen: das tägliche Brot.

Im weiteren Sinne verstehen wir darunter ja nicht das Brot allein, sondern auch die Butter, die dazu gehört. Der deutsche Sprachgebrauch und das deutsche Sprichwort wissen das genau. Ein „Mittagbrot", ein „Abendbrot", das sind sehr dehnbare Begriffe, so mancher Koch zerbricht sich den Kopf über deren Herstellung. Aber ist es nicht voll Tiefsinn, daß der Sprachgebrauch just das Brot zum Mittelpunkt jeder Mahlzeit macht? Aber er geht viel weiter, er macht es in hundert Wendungen, die jedem geläufig sind, zum Mittelpunkt unserer Existenz. Der selbständige Mensch beginnt überhaupt erst dann, wenn er sein eigenes Brot verdienen kann. Das ist der erste Ehrentitel, den wir uns erringen. Der Mann, der uns für geleistete Arbeit regelmäßig entlohnt, wird unser Brotherr, verlieren wir eine Stelle oder ein Amt, sind wir um unser Brot gekommen. Immer ist es das Brot! Wie ein Sinnbild schwebt es über unserem Leben, im Brot verkörpert sich weit mehr, als was wir zur Erhaltung unseres Daseins benötigen.

Brot nicht vom Nachbar backen lassen. Das ist ein uraltes Gesetz, und es zeigt sich immer wieder, daß wir über gewisse Grundelemente des Staatslebens mit all unserer Entwicklung nicht hinwegkommen. Scheinbar sind sie überwunden, diese alten Forderungen, sie geraten in Vergessenheit, aber auf einmal treten sie aus dem Dunkel hervor und stehen riesengroß vor uns.

Mehr Ehrfurcht vor dem Brote! Auch der Großstädter versteht dies jetzt. Nur wer aus einem Getreidelande stammt, weiß, wie tief sie im Volke wurzelt, diese Ehrfurcht. Gerade dort, wo Weizen und Roggen in Fülle gedeihen, ist der Kultus mit diesen Gottesgaben ein beinahe religiöser; je reicher eine Ernte war, desto demutsvoller neigt der Mensch sich vor dem Wunder, das sich da begab. Wenn der Vater bei Tisch das Brot vorschneidet, denn nur ihm kommt dieses Amt zu, macht er drei Kreuze auf die flache Seite des Laibes. Mit den Gedanken an Gott fängt er dieses Geschäft an; dieser Brotlaib in seiner Hand bedeutet ihm die Erfüllung der kindlichen Bitte im Vaterunser um das tägliche Brot. Kein Körnchen Weizen wird in seinem Hause mißachtet, kein Stäubchen Mehl vergeudet, jede Brotkrume, die sich loslöst, jedes Bröselchen wird vor profaner Behandlung geschützt, wo es nicht mit anderen Abfällen verfüttert werden kann, da muß es verbrannt werden. Der Landmann, der Brot erzeugt, kennt keine schwerere Sünde als den Mangel an Ehrfurcht vor dem Brot. Und das Christentum, das mit solch tiefer Weisheit all die mystischen, ewigen Grundpfeiler der altheidnischen Naturreligionen in sich aufgenommen, es bietet seinen Gläubigen den Leib des Herrn in der Gestalt des Brotes.

So weit menschliche Urkunden zurückreichen und die Seßhaftigkeit von Völkern bezeugen, so weit reicht auch unsere Kenntnis des Getreides. Man hat Weizen in den ägyptischen Pyramiden gefunden, in den Königsgräbern, und es ist wahrscheinlich, daß der religiöse Kult es forderte, daß man dem Toten Brot mitgebe auf die weite Reise. Und wir haben auch Beweise dafür, daß der Weizen schon dreitausend Jahre vor Christo in China bekannt war, am anderen Ende der Welt. Das Geheimnisvolle dieser Frucht, in der das Schöpfungswunder zu schlummern scheint, hat sich an dem Fund in den Pyramiden gar herrlich entfaltet: sie machte die fünftausendjährige Fahrt durch die Ewigkeit mit, und als man ihr steinernes Grab öffnete und sie versuchsweise zur Aussaat benützte, grünte ein Weizenfeld auf, so schön, wie man es nur jemals sah. Und die Ägypter von heute aßen das Brot ihrer ältesten Könige.

Ich kenne wenig ähnliche Wunder in der Natur.

Am Anfang der menschlichen Kultur steht der Getreidebau. Er fordert Seßhaftigkeit, Ausdauer, bewußte Vorsorge für künftige Zeiten. Denn fast ein Jahr vergeht von der Aussaat bis zur Ernte, zum neuen Brot. Wie lange mag der Mensch nicht als Jäger und Fischer

Grazer Zeitungsnachrichten aus der Kriegszeit des Jahres 1809.

Von Anton Schlossar.

In dem gewaltigen Jahre 1809, dem es beschieden sein sollte, eine neuerliche Besetzung der Steiermark und ihrer Hauptstadt durch den französischen Feind zu bereiten, stand das Zeitungswesen noch in einem sehr bescheidenen Grade seiner Entwicklung. In Wien erschien als eigentlich politisches Blatt nur eine einzige, die „K. k. Wiener Zeitung“, in einigen Provinzial-Hauptstädten gab es Blätter, die zumeist ihre Berichte aus der Wiener Quelle schöpften, so zum Beispiel die Brünner, die Prager k. k. Oberpostamts-Zeitung und einige andere dürftige Blättchen. In Steiermark erschien viermal in der Woche zu Graz die „Grätzer Zeitung“, der jeden Samstag der nichtpolitische „Sonnabends Anhang“ beigegeben wurde. In kleinem Quartformat, bot diese Zeitung auf schlechtem grauen Papier in der knappsten Weise die bemerkenswertesten politischen Tagesereignisse. Dem Blatte war ein sogenanntes „Intelligenz-Blatt“ beigegeben, das die amtlichen Verlautbarungen, Wohnungs- und Verlustanzeigen, Ankündigungen verschiedener Geschäftsleute, namentlich auch der Buchhändler ꝛc., also etwa das, was wir heute Inserate nennen, enthielt. Auch die Sterbelisten und Marktpreistabellen wurden daselbst von Zeit zu Zeit kundgemacht. Dieses einzige in Graz erscheinende Blatt war für die Bevölkerung die Quelle aller Nachrichten, zumal der Kriegsberichte, nachdem im April 1809 der lange schon vorbereitete Kampf wirklich ausgebrochen. Freilich bot das Äußere unserer Zeitung in typographischer Anordnung der Artikel, selbst bei den allerwichtigsten Meldungen, durchaus keine Besonderheit, von mächtig großen Überschriften, wie sie gegenwärtig so allgemein üblich sind, selbst von gesperrtem Satze, der etwa das Wichtigste hervorgehoben hätte, war fast keine Spur. Gleichmäßig folgten auf die vorangestellten „Inländischen Nachrichten“ die „Ausländischen“. Erstere boten unter Vorsetzung des Namens der Stadt: Wien, Ofen, Preßburg, Linz, Prag ꝛc., Korrespondenzmitteilungen aus jenen Städten, letztere in ähnlicher Form Berichte aus Deutschland, Frankreich (Paris), England (London), Spanien, Warschau, Stockholm, selbst aus Petersburg und Serbien. Bemerkenswert und an unsere Zeit nach mehr als hundert Jahren erinnernd, war nach dem eigentlichen Kriegsausbruche die Herausgabe von „Extrablättern“, die allerdings nicht in der heutigen Weise auf der Straße ausgerufen und angeboten wurden, sondern beim Zeitungsverleger abgeholt werden mußten, wo denn auch in besonders kritischen Zeiten

Dieser Krieg hat es uns wieder zum Bewußtsein gebracht, was Getreide, Mehl und Brot im Leben ganzer Staaten und Völker bedeuten. Selbst der weltfremde Träumer lernt es heute verstehen, warum der Kornhandel von jeher ein großes Wirtschaftsproblem gewesen ist, warum Fürsten und Regierungen sich immer so viel mit seiner Regelung beschäftigt haben. In gar vielen Provinzstädten sieht man noch heute die alten „Schüttböden", die einst bestimmt waren, die Getreidevorräte für die Tage der Not aufzunehmen. Sie haben in den Zeiten mangelhafter Verkehrsmittel die Völker vor mancher Hungersnot bewahrt. Und in Kriegszeiten leisteten sie ganz besondere Dienste. Wir sind weit über die Schüttbodenfürsorge hinaus, sie hat sich längst überlebt, aber siehe, im zwanzigsten Jahrhundert kam ein Krieg und warf alles um, was wir erobert zu haben glaubten, er hob den Weltverkehr auf, er zerriß alle Freundschaftsbande zwischen den Völkern und warf uns in Zustände zurück, die den staatlichen Schüttboden wieder als einen wünschenswerten Bestandteil öffentlicher Fürsorge erscheinen lassen. Er hätte uns vor dem Mais- und Gerstenbrot behütet, das wir jetzt essen und das so vielen gar nicht schmecken will. Die wenigsten wissen eben, daß der Mais in vielen Ländern ein Volksnahrungsmittel ersten Ranges ist und daß unsere germanischen Vorfahren bis in die Tage des Mittelalters Gerstenbrot gegessen haben. Der goldige Weizen gedeiht eben nicht überall, und er brauchte lange, bis er nach dem Norden kam und sich dort akklimatisierte. Das Tiefland, das warme, trockene Tiefland ist seine Heimat. Da ist er schon Ende Juni reif, zu Peter und Paul beginnt der Schnitt. Und diesen Tag, der durch den Mord von Sarajevo zum Ausgangspunkte des Weltkrieges geworden, müssen wir auch heuer ohne Schüttboden erreichen. Wir müssen!

Beten wir um gutes Wetter. Die Frühlingslüfte wehen; es fehlt zwar noch manchmal der Erdgeruch in ihrem Atem, die Pflüge sind noch nicht überall am Werke, aber in diesem Monat noch muß der Sommerweizen angebaut werden. Die Wintersaaten, die seit dem Oktober und November draußen stehen und die das erste Brot bringen sollen, sind nicht so ausgebreitet wie sonst, zu viele Arbeitskräfte haben gefehlt. Sie müssen jetzt in reichstem Maße ergänzt werden. Und wo die Kräfte auch jetzt noch fehlen, da kommen die Soldaten auf Urlaub heim aus dem Kriege, um ein anderes Feld der Ehre zu bebauen; und wo die Bevölkerung sich geflüchtet hat, da wird das Land von der Armee selber bebaut werden. Zwischen unseren Batteriestellungen und den Schützengräben werden jetzt die Dampfpflüge arbeiten, und der mit ihrem Blute gedüngte Boden soll den Soldaten neues Brot bringen zur Erhaltung ihrer Kraft.

Erntezeit, heilige Zeit! heißt es in der Sprache des Landmannes. Möge es diesmal doppelt wahr werden, dieses tiefe Wort, mögen die Erntefeste dieses Sommers zu Friedensfesten werden.

umfaßte. Daß vor dem Ausbruche des Krieges schon der Vorbereitungen zu denselben gedacht wurde, ist selbstverständlich, insbesondere der neugegründeten Landwehr wird eingehende Aufmerksamkeit geschenkt. Diese Landwehr, zu deren Einrichtung in unseren Alpenländern, namentlich in Steiermark. Erzherzog Johann schon seit dem Jahre 1808 berufen erschien, wurde bei der Bevölkerung bald überaus volkstümlich. Mitteilungen über dieselbe finden sich vom März 1809 an häufig in der „Grätzer Zeitung". Die Nummer 49 (vom 27. März) berichtet ausführlich über die feierliche Fahnenweihe der Landwehr des Grazer Kreises, die am 24. März auf dem „Glacis am Leech" stattfand. Es waren 6000 Mann in fünf Bataillone eingeteilt, dabei ausgerückt und bemerkt die Zeitung: „Überraschend war die Gewandtheit und Haltung der Truppe, welche erst seit wenigen Monaten in militärischem Dienste sich zu üben begann, diese Übungen bloß an Festtagen durch einige Stunden vornahm, die ganze übrige Woche aber die Geschäfte ihres Berufes und Standes ununterbrochen fortsetzte." Erzherzog Johann verteilte die Fahnen für jedes Bataillon mit einem „Tagesbefehl", der eine kurze Übersicht der Bildung dieser Landwehrbataillone und aufmunternde Worte enthielt. Dieser Tagesbefehl wurde von den einzelnen Kommandanten vorgelesen; er ist vollinhaltlich zum Abdrucke gebracht. Der Fürstbischof las die Messe und nahm die Fahnenweihe vor. Auch aus den übrigen näheren Gebieten finden sich Berichte über die Landwehr und die Teilnahme der Bevölkerung an den Gründungsfestlichkeiten derselben, so über die Fahnenweihe in Cilli am 4. April, über jene in Klagenfurt am 3. April u. s. w. Vielfach und bedeutend waren die Spenden, welche für die zurückbleibenden Familien der Landwehrmänner gewidmet und in der Zeitung, zumal im Intelligenzbatte ausgewiesen wurden. Ein Aufruf an die „Edlen Bewohner dieser Hauptstadt" in Nummer 52 macht mit der eingeleiteten Kollekte von seiten des Bürgermeisteramtes bekannt und ladet zur Teilnahme ein. Einige Nummern später wird ein „außerordentliches Liebhaberkonzert" für den 14. April im ständischen Redoutensaale angezeigt, „dessen Einnahme zur Unterstützung jener dürftigen Familien bestimmt ist, welche die zur Verteidigung des Vaterlandes und der Nationalehre ausgezogenen Wehrmänner zurückließen". Es wird in der Folge berichtet, daß dieses Konzert den Reinertrag von 1504 Gulden einbrachte und dazu bemerkt, daß „wenn Niemand mehr als das bestimmte Eintrittsgeld von 1 Gulden bezahlt hätte, die reine Einnahme kaum 500 G. überschritten haben würde." Ähnliche Veranstaltungen zugunsten der Angehörigen dieser Landwehrtruppe wurden auch in der Folge nach den Mitteilungen der „Grätzer Zeitung" veranstaltet und boten jedesmal einen bedeutenden Ertrag. Ein ausführlicher Bericht über die Fahnenweihe des 6. Landwehrbataillons, welche die Residenzstadt Wien

viele Leute auf die etwaige Ausgabe eines solchen Extrablattes warteten und selbst häufigere Wege, falls sie lange vergebens gewartet, zum Verleger Andreas Leykam in die Stempfergasse nicht scheuten. Die übrigen mußten freilich auf das Erscheinen selbst des Hauptblattes warten, das, wie erwähnt, nur viermal in der Woche (Montags, Dienstags, Donnerstags und Samstags) erfolgte.

Selbstverständlich gab es damals wie heute eine Menge Leute, die den Nachrichten mit Spannung entgegensahen und als der Krieg ausgebrochen war, mit begreiflicher Hast jede der nach den jetzigen Anschauungen mehr als dürftigen Zeitungsmitteilungen entgegennahmen, die ja über Wohl und Wehe des Reiches und Volkes berichteten. Die Nachrichten beschränkten sich fast ausschließlich auf tatsächliche Mitteilungen und waren viele derselben der „Wiener Zeitung" entnommen, eigene Korrespondenten dürfte es für das provinzielle Blatt wohl höchstens aus den näheren Städten gegeben haben, selbst die Berichte aus den europäischen Hauptstädten rührten zumeist aus dem Wiener Blatte her. Zur Zeit der Hemmung des Postweges durch den Feind, der das Oberland besetzt hielt, wurden auch die von Wien kommenden Nachrichten unterbrochen, worüber der Herausgeber am Anfange des Blattes stets entschuldigend über das Nichteintreffen der Post berichtete. Die verhältnismäßig sichersten Mitteilungen brachten nach der Eröffnung des Krieges anfangs April die „Tagesberichte von der k. k. Armee", amtliche Verlautbarungen aus dem militärischen Hauptquartier von größerem Umfange, deren erste datiert Braunau, 10. April 1809 der „Grätzer Zeitung" vom 17. April beigegeben erscheint. Diese „Tagesberichte" stammten sowohl aus dem südlichen Hauptquartier der Armee unter Erzherzog Johann als dem nördlichen, wo Erzherzog Karl mit der Führung betraut war. Kurze Zeit nach dem 14. „Tagesberichte" vom 25. April, welcher die Einnahme von Regensburg durch die Franzosen meldete, wurde in einem Korrespondenzartikel aus Ofen vom 15. Mai mitgeteilt, daß Wien kapituliert habe. Die angefügten und auch selbständig herausgegebenen „Extrablätter" berichteten zumeist ausführlicher über die militärischen Vorgänge, zumal wenn es sich um siegreiches Vordringen gegen den Feind handelte. So meldet ein solches Blatt die „sehr wichtigen und glücklichen Kriegsbegebenheiten" des siegreichen Kampfes Erzherzog Johanns bei Sacile vom 17. April und die Kämpfe in Tirol aus Mühlbach vom 15. April, es wird erwähnt, „daß das ganze Land Tirol in Aufstand ist". Über die Schlacht bei Aspern, in der bekanntlich Napoleon zum ersten Male eine gewaltige Niederlage durch Erzherzog Karl erlitt, berichtet ein „Extrablatt" vom 27. Mai, dem später eine sehr umfangreiche „Relation von der Schlacht bei Aspern" folgte, die nicht weniger als 14 enggedruckte Seiten im Formate des Blattes

Ein österreichischer Kammerherr hat zwei kleine Kanonen zum Geschenk dargebracht, die im 17. Jahrhundert von den Türken erbeutet worden waren! Demzufolge sind alle Schlösserbesitzer eingeladen, der Regierung die etwa vorfindlichen Steinwerfer, Böller und Petarden zu überliefern, um dem beinahe gänzlichen Mangel an Geschütz abzuhelfen! Da das Pulver gleichfalls fehlt, so haben die Waffenschmiede und die Jagdpulververkäufer Befehl erhalten, ihre etwaige Pulverprovision abzugeben."

Ebenso unwahr und lächerlich ist die Mitteilung: „Es hat in einigen Gasthöfen blutige Köpfe gegeben, weil sich die Wirte weigerten, Bankozettel als Bezahlung anzunehmen. Der Dukaten steht bereits über zwanzig Gulden. In der Stadt und den Vorstädten wimmelt es von Dieben, welche die Polizei vergeblich auszurotten sucht. Alles kündigt hier den größten Schwindelgeist und den vollendetsten Wahnsinn an." Mit dem letzten Satze dürfte die ungeheure Begeisterung gemeint sein, die sich damals wie in der Provinz so namentlich auch in Wien für den Kampf gegen den verhaßten Erbfeind kundgab.

Noch sei eine dieser albernen, erfundenen Nachrichten mitgeteilt, die angeblich von Augsburg (9. März) herrührt: „Man spricht von einer Proklamation, durch welche die ganze österreichische Landwehr sowie die ungarische Insurrektion zu den Waffen gerufen werden soll (was allerdings schon lange erfolgt war). Auch soll die Klassensteuer im nächsten Monat durch Militärexekution eingetrieben werden; allein diese Maßregeln werden keine andere Wirkung hervorbringen, als das Mißvergnügen noch zu vergrößern, welches schon von allen Seiten in den österreichischen Provinzen ausbricht. Zwei Abteilungen der Bürgermiliz von Wien hatten Ordre bekommen, nach Linz und Salzburg zu marschieren, als man aber an dem zum Abzug bestimmten Tage im Prater Musterung hielt, zeigte sich, daß mehr als die Hälfte derselben Reißaus genommen hatten; man fand ihrer 70 bis 80 in den Kellern eines nahegelegenen Augustinerklosters versteckt. Der Obere des Klosters ist geschlossen nach Wien gebracht worden!"

Wie albern sich diese Stimmungsmacherei der französischen Blätter herausstellt, erweist die heutzutage auch historisch längst erwiesene Tatsache, daß gerade in den Reihen der Wehrmänner die höchste patriotische Begeisterung herrschte, Alles sich zur Einreihung in diese Truppe drängte, die Bevölkerung große Opfer für dieselben und deren Familien brachte und ihnen allerorts zujubelte und im Laufe des Feldzuges die heldenmütigste Tapferkeit sich auch bei der Landwehr zeigte. Als Collins berühmte „Wehrmannslieder" in Wien zum Vortrage gebracht wurden, sangen die Zuhörer aus allen Kreisen der Bevölkerung diese Lieder beim Vortrage mit und ein Enthusiasmus ohne Gleichen erschien bei jedesmaligem neuerlichen Vortrage derselben entfesselt. Der Druck dieser

aufbot und die am 9. März in festlicher Weise daselbst stattfand, ist schon in der Nummer 43 vom 16. März des steirischen Blattes enthalten und weist darauf hin, „wie erfreulich und überraschend die Fortschritte der Mannschaft erschienen, wie trefflich der Geist war, der die Offiziere und Truppen beseelte“. Bei dieser Feierlichkeit wurde auch eine „Adresse“ des Generalissimus Erzherzog Karl verlesen, deren Wortlaut ebenfalls in der erwähnten Zeitungsnummer zum Abdrucke gebracht ist.

Daß schon vor der Eröffnung des Krieges die französischen Zeitungen dieser neugeschaffenen Landwehrtruppe ihre Aufmerksamkeit zuwandten und da die Wehrmänner einen wichtigen und ausschlaggebenden Teil der Armee zu bilden bestimmt waren, die Bedeutung derselben herabzusetzen suchten, zeigt ein angeblich aus Wien stammender Bericht im Pariser „Journal de l'empire“, dessen Übersetzung „seiner Abenteuerlichkeit halber“, die Grätzer Zeitung zum Abdrucke bringt. Derselbe sei hierhergesetzt, da er einen Beitrag zu der schon vor mehr als hundert Jahren üblichen Lügenberichterstattung der feindlichen Blätter bietet. Der Bericht sagt unter anderem: „Verflossenen Sonntag wurde die Landwehr auf dem Glacis exerziert. Es ist unmöglich, sich ein possierlicheres Schauspiel zu denken. Die plumpe Unbeholfenheit, mit der dieser zusammengeraffte Haufen seine Schwenkungen machte und mit den Gewehren umging, war so auffallend, daß man sich in der Tat nicht enthalten konnte, mitleidig die Achseln zu zucken. Und das sind die unüberwindlichen Helden, die man den Siegern bei Ulm und Marengo entgegenstellen will.“ — Etwa zwei Monate später machte bei Aspern dieser „zusammengeraffte Haufen“ den großsprecherischen Franzosen genug zu schaffen und half heldenmütig mit, ihnen die große Niederlage zu bereiten, trotz „Ulm und Marengo“.

Zu dieser lügenhaften Berichterstattung bieten auch einige andere Auszüge französischer Zeitungsblätter, die in der „Grätzer Zeitung“ zum Abdrucke gebracht wurden, recht interessante Beiträge, die gar wohl mit den heutigen gegnerischen Zeitungsberichten in Parallele gestellt werden können und zeigen, daß man schon damals mit diesen unwürdigen journalistischen Mitteln Krieg führte. Es mögen hier einige derselben ihren Platz finden, die dem Journal de Paris und der Gazette de France entstammen.

„Wien, 2. März Das neuerliche Verbot der Ausfuhr des Kupfers dürfte für den Bedarf unserer Stückgießereien wohl etwas zu spät kommen. Die Franzosen haben bei ihrem Abzuge im Jahre 1805 nicht nur alle unsere Kanonen, sondern auch alles Metall aus den Zeughäusern mit sich fortgeführt. Nach den genauesten Ausweisen wird jedes Armeekorps mit einem Dritteil des nötigen Geschützes versehen werden können.

reich gerichteten Operationen der Engländer zur See eingehende Meldungen nicht selten veröffentlicht erscheinen.

Die unglückliche Wendung des Krieges, welche die Besetzung Wiens durch die Truppen Napoleons zur Folge hatte, zeigte sich bald auch für Steiermark und dessen Hauptstadt von trauriger Bedeutung. Am 30. Mai marschierten die französischen Truppen unter dem Oberkommando des Generals Macdonald in Graz ein und die Bewohner bekamen alle Schrecken der feindlichen Okkupation zu fühlen. Auch in der „Grätzer Zeitung" ist der Einfluß feindlicher Macht zum Ausdrucke gebracht. Vom 3. Juni an bietet das Blatt zunächst gar keine politischen Berichte, nur Tagesbefehle des Kaisers Napoleon aus seinem Hauptquartier zu Schönbrunn, Verlautbarungen und Verordnungen der Behörden an die Bevölkerung sind in dem sonst den auswärtigen Nachrichten gewidmeten Teile enthalten. Eine Gubernialverordnung vom 6. Juni warnt die Bewohner vor der Bewaffnung und bemerkt: „Das französische Platzkommando duldet außer dem uniformierten Bürgerkorps keine bewaffnete Versammlung und wird jede derselben als ein feindliches Unternehmen betrachten und behandeln, so zwar, daß dergleichen bewaffnete Mannschaft Gefahr läuft, als Ruhestörer ergriffen und erschossen zu werden." In einer Kundmachung des Bürgermeisters vom 11. Juni wird „auf Befehl der Landes-Kommission den Bewohnern der Hauptstadt ein anständiges und gesittetes Benehmen gegen das französische Militär nachdrucksamst eingeschärft". Andere ähnliche Kundmachungen und Verordnungen schließen sich daran, die wichtigeren derselben sind diesmal im Drucke durch besonders auffallende Typen der Schrift hervorgehoben. Vom 20. Juni an werden die politischen Nachrichten wieder aufgenommen, aber sie sind aus dem Inlande sehr knapp und bedeutungslos, auch ungemein vorsichtig gehalten, ausführlichere erscheinen aus dem Auslande mitgeteilt, welcher Quelle dieselben entstammen, zeigt z. B. eine Mitteilung aus dem „Königreich Westphalen", die über den „Räuberzug des Majors Schill", berichtet, jenes tapferen Helden, der in Stralsund seinen Tod gefunden und dessen kühner Heldenzug für immer unvergeßlich geblieben ist. Übrigens sind nun auch öfter „Bulletins der kaiserl. königl. französischen Armee" offenbar unter der Einwirkung der französischen Machthaber der Stadt in der „Grätzer Zeitung" aufgenommen, welcher Einfluß sichtlich auch in den übrigen Nachrichten zumal des mit Frankreich in Verbindung stehenden Auslandes hervortritt. Der Bericht über das am 15. August in Graz abgehaltene Fest anläßlich des Namens- und Geburtsfestes, sowie die Mitteilungen aus Wien, Klagenfurt, Triest ꝛc. über die Festlichkeiten, welche aus gleichem Anlaß zu Ehren „Napoleons des Großen" (wie er im Wortlaute genannt wird) abgehalten wurden und die recht aus-

Lieder wurde in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet. Auch in Graz erschienen nebenbei bemerkt im Druck: „Wehrmanns-Lieder nach bekannter Melodie“ im Jahre 1809. Man kann daher diesen feindlichen Zeitungslügen gegenüber einem Berichte aus Krakau vom 1. April in Nr. 62 der „Grätzer Zeitung“ vollkommen Recht geben, der mit dem Satze beginnt: „In eben dem Zeitpunkte, in welchem ausländische Zeitungen und Journale sich auf eine sehr erbärmliche Art bemühen, Europa von dem Verfalle, von der Ohnmacht der österreichischen Monarchie, dann von der Uneinigkeit zwischen den so verschiedenen Nationen, aus welchen dieses Kaisertum zusammengesetzt ist, zu unterrichten, bieten im Gegenteile diese verschiedenen Nationen ein schönes Beispiel der Vaterlandsliebe, der Treue und des Vertrauens gegen die Regierung dar.“

Die inländischen Berichte der „Grätzer Zeitung“ erscheinen bei all ihrer Knappheit von dem reinsten Patriotismus für Vaterland und Kaiser beseelt, die Mitteilungen aus Wien, Klagenfurt, Laibach, Triest, Salzburg und den übrigen Städten der Provinz erwähnen stets von der Teilnahme der ganzen Bevölkerung, von der Gesinnung gegen den französischen Feind, der schon in den vergangenen Kriegsjahren dem Reiche so viele schwere Wunden geschlagen hatte und zu dessen Züchtigung sich das ganze Volk Österreichs nunmehr einmütig erhoben. Als die ersten Tagesberichte vom nördlichen Kriegsschauplatz gekommen waren und man schon das Vordringen des Feindes gegen und über die Grenzen Österreichs befürchten mußte, meldete das Grazer Blatt aus Wien (25. April): „In allen Staaten Sr. Maj. des Kaisers sind öffentliche feierliche Andachten angeordnet worden, um für die gerechten Waffen, welche Se. Maj. zum großen rühmlichen Kampfe für die Unabhängigkeit, die Selbstständigkeit und die künftige Ruhe des Kaiserstaates . . . ergreifen mußten, den Segen und den Beistand Gottes zu erflehen.“ Von der feierlichen Prozession zu demselben Zwecke, die am 24. April in Wien überaus festlich unter Teilnahme des Hofes stattfand, berichtet die Nummer 69 vom 1. Mai. — Besonders eingehende Nachrichten zum Teil nach der „Innsbrucker Zeitung“ finden sich in der Grätzer Zeitung über die heldenmütigen Kämpfe der Tiroler, zumal in und um Innsbruck, welche am 11. April und in den folgenden Tagen daselbst stattfanden und mit Niederlagen der Bayern und Franzosen endeten. Diese Berichte über die „Befreiung von Tirol“ sind insbesondere in den Blättern vom 27. April, 4., 8., 9. und 13. Mai enthalten und bieten ein sehr lebendiges Bild der Ereignisse und des Kampfes daselbst. — Es ist erklärlich, daß auch über die zu gleicher Zeit zwischen Spanien und Frankreich herrschenden Feindseligkeiten ausführlichere Mitteilungen geboten wurden, sowie über die gegen Frank-

Bogen die verschiedensten Aufsätze auf ökonomischem, historischem, geographischem oder literarischem Gebiete, auch wohl Gedichte brachte. Aber selbst in dem Jahrgange 1809 ist darin kein Aufsatz enthalten, der mit dem Kriege in irgendeinem Zusammenhange steht, man müßte denn Kumars Beschreibung der „Türkenbelagerung von Graz aus dem Jahre 1532" dazu zählen. Dagegen findet sich in jedem Sonnabends-Anhange eine Besprechung der im Laufe der Woche aufgeführten Theaterstücke. Man kann daraus die Tatsache entnehmen, daß auch einige Male Stücke in französischer Sprache zur Darstellung gelangten während der Anwesenheit der Franzosen in der Stadt.

Aus Ostpreußens schweren Tagen.

Von **Marie zur Megede.**

I.

Die Sonne schien und der Sommer lachte. Am politischen Himmel standen ja Wetterzeichen. Trotzdem hat niemand recht eigentlich das Kriegsgewitter heraufziehen sehen.

Wenn dann überall die Herzen groß und weit wurden — in Ostpreußen nicht zuletzt! Eine wundervolle Stimmung herrschte in diesem exponierten Grenzlande. Keine Klage! Keine Frage! Aber auch kein Hurraparoxysmus!

Fröhlich verließ der Landmann die ungeborgene Ernte. Frauen leiteten die Gespanne. Damen halfen beim Stacken: „Es muß gehen!" hieß es. Und es ging!

Die Siegesnachrichten aus Frankreich schwellten jede Brust. Um den Osten hatte sich auch hier kaum jemand ernstlich gesorgt. Auch für die deutschen Nachbarn ist Rußland bisher mehr oder weniger eine terra incognita gewesen. Man reist eher nach Spanien und Algier als nach Moskau und Kiew. Zum Vergnügen. Wohl löst man, falls man nahe genug wohnt, gelegentlich einen Tagespaß und zeigt seinen Gästen, daß hinter den grünweißen Pfählen ein „interessantes" Land beginnt, wie mit dem Messer abgeschnitten von deutscher Eigenart und Kultur. Ein Land mit ausgezeichneten Bonbons, Schokoladen, Fruchtpaßten und beneidenswert billigen Fleischpreisen! Mit unvergleichlichem Tee, einer köstlichen Kohlsuppe und fremdnamigen Räucherfischen schon auf dem Bahnhofe in Wirballen.

Im allgemeinen geht auch der Ostpreuße fast nur „in Geschäften" nach Rußland. Und wer immer im Zarenreiche gereist ist, Erstaunliches und Angenehmes dort erfahren hat — der Anblick der ersten roten

führlich gehalten sind, lassen jedenfalls auch auf Beeinflussung des Blattes durch die französischen Behörden schließen. Dagegen ist der lokale Grazer Artikel über die Beleuchtung der Stadt am Namenstage des Kaisers Franz ganz kurz gehalten, allerdings beigefügt, daß der französische Kommandant „Se. Durchlaucht der edle Fürst von Tarent, der aus eigenem Hochsinn alles Edle zu schätzen weiß", diese Beleuchtung auf der Bewohner Ansuchen erlaubte. Die wichtigste Nachricht des Blattes auch für die Bevölkerung der Stadt ist wohl jene in der Nummer 156 vom 16. Oktober, wodurch die Mitteilung über den Friedensschluß erfolgte. Allerdings war französische Besatzung noch in Graz geblieben schon wegen der Durchführung der Sprengungen der Zitadelle des Schloßberges, welche im Sinne des Friedensvertrages vorzunehmen war und über deren Vollendung spätere Nummern aus dem November des Jahres und später berichten. Bemerkenswert erscheinen noch aus dieser Periode auch die Korrespondenzen über die Bewegung in Tirol und den angrenzenden Ländern, worin die österreichisch-patriotischen Tiroler stets mit dem Namen der „Rebellen" bezeichnet sind.

Überaus bezeichnend spiegelten sich auch in dem „Intelligenz-Blatt", also im Inseratenteile nach heutigen Begriffen, der „Grätzer Zeitung" die Zeitverhältnisse. Abgesehen von den amtlichen Verlautbarungen, z. B. des k. k. steierm. Guberniums vom 25. Juli zur Lieferung von Weizen und Roggen oder von Tuch, Leinwand und Leder für „die Magazine der französischen Armee in Wien", der Landeskommission über die in dringender Weise eingeforderten Kriegsdarlehen, der Kundmachung auf Befehl des kaiserl. französischen Gouvernements über die vorgeschriebene Stempelung der Urkunden treten uns auch in den kleineren Anzeigen viele Zeichen entgegen, die auf die Anwesenheit des Feindes im Lande hindeuten. So finden sich in den Buchhändleranzeigen zumeist Lehr- und Handbücher der französischen Sprache empfohlen. Der Buchhändler F. X. Miller in der Murgasse kündigt sogar eine Reihe solcher Bücher französischen Inhaltes (A la librairie de F. X. Miller se trouvent les livres suivants) an, darunter eine Nouvelle Grammaire allemande, ein Dictionnaire allemand-françois, das Büchlein „Kunst in 2 Monaten Französisch zu lernen" u. dgl. Der Verkauf von Reisewägen (Voitures à vendre) u. dgl. ist auch in französischem Texte zur Anzeige gebracht. Sogar die Theaterdirektion bringt ihre „Theater-Nachricht" als „Avis théâtrale" längere Zeit hindurch auch in französischer Sprache. Allerdings scheint es selbst den französischen Besuchern gepaßt zu haben, z. B. „La clémence de Titus, grand opéra de Mozart" sich trotz des deutschen Textes im Gesange anzuhören.

Zum Schlusse sei noch des nichtpolitischen Beiblattes „Sonnabends-Anhang der Grätzer Zeitung" erwähnt, der jedesmal auf einem halben

Bitte recht freundlich! wie der Photograph zu sagen pflegt! meinte ein „Speilzahn“.

Ich bekenne wieder, daß ich auch hier nicht zu den Gläubigen gehörte. Erst die sichere Nachricht vom Abtransport der Gefangenen, von der Räumung sämtlicher Lazarette, von den Vorbereitungen zu Brückensprengungen, vielleicht am selben Nachmittage schon, überzeugten vom Ernst einer Lage, die sich noch dazu jäh verschlimmert haben sollte!

Ich bin noch heimgefahren mit dem Vorsatz zu bleiben, auf dem Posten auszuhalten, auf den Gott mich gestellt hatte.

Schließlich sind wir aber noch in derselben Nacht geflüchtet. Junge Mädchen im Hause sind keine Beruhigung in solchen Zeitläuften. Und sie wären nicht allein gegangen ohne die Mutter.

Eine spukhafte Reise war es in todstiller, tintenschwarzer Finsternis. Kein Licht mehr auf unserem kleinen Bahnhof, kein Posten mehr an den Wegen und Barrieren. Alle Häuser an der Chaussee wie ausgestorben. Nur da und dort noch ein vergessener, jaulender Hund. Kein Wagen, kein Mensch! Erst nach geraumer Zeit hielt eine deutsche Radfahrerpatrouille uns an, um die Ausweise einzusehen. Wie zur Entschuldigung gab uns der Führer dann einen freundlichen Rat: „In wenigen Minuten kommt ein Gehölz. Es müssen schon Feinde dort versteckt sein. Ein Pferd liegt auf der Straße tot, ein deutscher Soldat auch. Auf uns haben sie ebenfalls geschossen. Halten Sie also die Köpfe tief. Die Russen schießen hoch!“

Nun, sie haben nicht geschossen. Wer weiß, ob überhaupt welche drin gewesen sind! Trotzdem wird mancher sagen: „Schrecklich! Welche Angst die ausgestanden haben müssen!“ Er irrt sich. Uns hat nicht einmal das Herz geklopft. Höchstens eine ganz kühle Neugier glomm — in mir wenigstens — auf. Dem Unentrinnbaren gegenüber wird der Mensch wohl immer ruhig. Und außerdem die ganz neue, noch nie ähnlich erlebte Situation! Im Wiederholungsfalle vielleicht! . . .

Ich habe nachher so viele gesprochen, die freiwillig oder gezwungen von den Verhältnissen die Russen hier erwartet haben und ganz gut mit ihnen ausgekommen sind. Aber ein zweitesmal . . . um Gottes willen. Nein! Unter keinen Umständen! Für kein Geld!

Wir sind in jener Augustnacht noch ungefährdet über mehrere fackelbeleuchtete, sprengbereite Brücken gekommen und haben einen Rettungszug in Insterburg erreicht, eine endlose Reihe von Viehwagen, die bunt durcheinander aufnahmen, was sich in sie hineinzudrängen vermochte, was bisher auf Bänken und Stühlen, auf dem Fußboden und in den Vorräumen des Bahnhofes erschöpft und angstvoll herumgelegen hatte an zitternden Weibern, schlafenden oder weinenden Kindern und stier vor sich hinblickenden, in ihr Schicksal ergebenen, alten Leuten.

Bahnhofsvorstehermütze wird ihm ein unwillkürliches „Gott sei Dank“ entlocken. Und sein Herz ein heimliches: „Deutschland, Deutschland über alles“ anstimmen.

Es erschien also nur natürlich und programmäßig, daß „Unsere“ auch in Rußland den ganzen Erfolg erringen würden. Auch daß sie den Feind lieber herankommen ließen, statt ihn in seinem unwirtlichen Lande aufzusuchen.

Ein wenig Kanonendonner?! Ein paar nächtliche Feuerzeichen?! Aber das gehört doch zum Kriege! Daß sich schon ziemlich tief drinnen bereits russische Patrouillen gezeigt haben sollten?! Mein Gott, was wird nicht alles gelogen in dieser wildbewegten Zeit!? Bei dieser Hochspannung, bei der sich die Sicherheitsventile auf diese Weise sozusagen von selbst öffnen.

So kam es, daß alle gelegentlichen Warnungspfiffe überhört wurden. Ja, die Leute vom Lande glaubten schon übervorsichtig zu sein, wenn sie für alle Gefechtsfälle einige Wagen rüsteten, um mit Kind und Kegel, Betten und Eßvorräten für einige Tage den Schutz eines Waldes oder Bruches aufsuchen zu können. Und selbst die Bedenklichen lächelten über die Angsthasen, die frei nach Fallstaff in der Vorsicht den besseren Teil der Tapferkeit erkannt hatten und ein wenig Probe flüchten, um am nächsten Tage leicht-beschämt wieder heimzukehren.

Ich will gern gestehen, zu den „Lächelnden“ habe ich auch gehört. Als ich am 21. August wirtschaftlicher Besorgungen halber zur Stadt fuhr, begegneten uns unterwegs schon Flüchtlingswagen in großer Anzahl. Hochbepackt mit Hausrat, Greisen, Frauen, Kindern, Hühnern und Ferkeln im Käfig. Rings um den Wagenrand pendelten Pfannen, Eimer und Laternen. Hinten war die Kuh angebunden. Hunde und Fohlen liefen vergnüglich mit. Vor den Häusern an den Dorfstraßen wurde mit Fieberhast aufgeladen. Auch das Plüschsofa sollte mit, die Sprungfedermatratze, sogar das Pianino!

Doch je näher die Stadt kam, je mehr schwand die Heiterkeit. In dem zirka 30.000 Einwohner zählenden Insterburg verlor sie sich gänzlich. Draußen in den Weidegärten war schon eine Wagenburg von Gefährten aufgetrieben. Zerbrochen manche, halb und ganz umgestürzt. In den Straßen des Ortes aber jagten die Wagen, Reiter, die Autos, Soldaten marschierten, Offiziere eilten hin und her. Viehherden stauten den Weg und auf den Trottoirs standen verblüffte, ängstliche, ratlose Menschen in Gruppen zusammen.

War es denn möglich, was da auf den roten Mauerzetteln gedruckt stand?! Die Russen waren zu erwarten ... in zirka sechs Tagen freilich erst ... dann aber: die Bevölkerung sollte sie höflich empfangen ...

fünf Kilometer angab. In Königsberg wollten sie demnächst zu Mittag essen und nachher bei „Wilhelm" Kaffee trinken. Daß ihnen während der Kämpfe vor Tapiau ihre Königsberger Suppe kalt werden könnte, hatten sie offenbar nicht mit in Rechnung gezogen!

Von den Untaten, die der Narew-Armee zur Last gelegt werden, entspricht das meiste den Tatsachen. Vielleicht, daß es nicht ganz so viele abgeschnittene Brüste, ausgestochene Augen und an die Bäume genagelte Kinder waren, als der überreizte Volkssinn zählen zu müssen glaubte. Was geschehen ist, genügt, um Russenangst und Russenhaß zu beleben und zu vertiefen. Und eine junge Frau, die mir bekannt ist, hat tatsächlich mit ihrem kleinen Kinde so dicht an einem brennenden Hause knien müssen, daß das stürzende Gebälk beide jeden Augenblick zu begraben drohte. Ebenso sind unzählige Dorf- und Gutsleute zum Zwecke des Geängstigtwerdens an die Zäune gebunden worden, um, von Waffen bedroht, zusehen zu müssen, wie ihre Häuser, Scheunen und die Ställe mit dem eingesperrten Vieh angesteckt wurden und niederbrannten!

Auch die Zahl der schon bei der ersten Invasion fortgeführten Männer und Knaben steht noch nicht fest. Aus Sibirien und dem Inneren Rußlands ist wohl manches Lebenszeichen eingetroffen. Andere Leute dagegen sind so spurlos verschwunden, als ob die Erde sie verschlungen hätte.

Im Sommer waren es die besten Pferde, die die Russen von überall fortführten. Das durch seine Zucht weltberühmte Littauen ist somit eines seiner vornehmsten Wertobjekte beraubt worden.

Jedenfalls war Ostpreußens erste Kriegsprüfung schon hart genug. Wenn das Reichsinnere den Krieg doch recht eigentlich noch nicht gespürt hat — wir kennen ihn, haben ihn in seiner schrecklichen Nacktgestalt erblickt. Trotzdem sind die wohl zu verstehen, die um keinen Preis auch diese Erinnerung an eine furchtbar-große Zeit hergeben möchten. Vor allem jenen unbeschreiblichen Tag, an dem unsere Truppen in die wieder eroberten Städte einzogen. So überraschend, so überwältigend, daß heute noch keiner weiß, wo auch nur die Blumen herkamen, mit denen Mann und Roß zum Empfang geradezu überschüttet wurden, während alle Glocken jubelten und auch Männer einander vor Freude weinend auf offner Straße in die Arme fielen.

Und einer der in Insterburg so begrüßten Offiziere schrieb an seine mir bekannten Angehörigen in Königsberg: „Und wenn ich hundert Jahre alt würde, den Tag vergesse ich nicht!"

Von denen, die sich erst am nächsten Tage auf den Weg machten, haben viele angesichts brennender Brücken wieder umkehren müssen oder sind tagelang sozusagen direkt vor dem Feinde hergefahren, zeitweilig von ihm aufgehalten, ihm entschlüpfend, immer aber in Leibes- und Lebensgefahr!

An diese Tage schlossen sich dann die etwa drei Wochen, in denen ein Teil Ostpreußens zum Zarenreiche gehörte, wo es keine Verbindung mit Heimat und Heim gab und jeder darauf gefaßt war, nur Trümmer und Leichen wiederzufinden.

Im großen und ganzen sind diese trüben Ahnungen ja damals nicht in Erfüllung gegangen. Die Russen haben sich zum Teil sogar „sehr anständig" benommen. Wo Rennenkampf den Kommandostab führte besonders. Alle Untaten und Greuel stehen auf dem Schuldkonto der bei Tannenberg und in den Sümpfen des masurischen Seengebietes vernichteten Narew-Armee. Büßen hat sie müssen in jener furchtbaren Schlacht, von der unsere Truppen erzählen, daß das Angstgeschrei der Feinde sogar den fast betäubenden Kanonendonner übertönt habe.

Rennenkampf hat entschieden Mannszucht gehalten. Seine Soldaten wußten, daß mit ihm nicht zu spaßen war. In mir nahe befreundetem Pfarrhause ist er einen Tag geblieben und das allein haushütende Stubenmädchen nennt ihn bescheiden und freundlich. Weshalb soll er das auch nicht gewesen sein? Vielleicht hat es ihm aber auch gefallen, daß das ahnungslose junge Ding ihn konsequent mit „Herr Leutnant" anredete, worin für höhere Stabsoffiziere schon eine ungewollte Eloge liegt.

Außerdem sagte den Russen Ostpreußen ganz ungemein zu. Und da sie es ja doch unbedingt zu behalten vorhatten, war es nur ein Gebot der Klugheit, wenn auch nicht die Gefühle, so doch Leben, Eigentum und Sicherheit der Bewohner nicht launenhaft aufs Spiel zu setzen. Unheimlich ist aber die „Russenzeit" auch unter leidlichem Regiment für die Usurpierten doch recht sehr gewesen. Ein andauerndes Sitzen auf dem Pulverfaß, in das Mißtrauen, Angeberei und Falschverstehen jeden Augenblick den Funken werfen konnte.

Insterburg soll besonders dem Großfürsten Nicolai Nikolajewitsch in die Augen gestochen haben als modern, sauber, freundlich. Es war schon als Residenz seines Königreiches „Neu-Rußland" vorgemerkt. Und „Majestät" hat sich dieser Zukunftsherrscher tatsächlich schon nennen lassen. In Tilsit stürmten die Soldaten die Handschuhläden wegen neuer, weißer Handschuhe für den Einzug in Berlin. In Allenstein fragten sie, wie weit es noch bis nach dieser Reichshauptstadt sei und wunderten sich gar nicht weiter, als ein Spaßvogel die Entfernung auf

Es war an einem herrlichen Tropenabend in Petropolis, der wunderlieblichsten Bergstadt bei Rio, die vor etwa fünfzig Jahren vom Kaiser Dom Petro, in dessen Adern ja auch Germanenblut rollte, mit deutschen Einwanderern bevölkert wurde und heute noch unter ihren etwa 5000 Bewohnern an 2090 Deutsche zählt.

Mit einem Reisegefährten von der „Ypiranga" schlenderte ich durch die Palmenpromenaden bei herrlichem Sonnenuntergang — das ganze Gebirgsmassiv schien in Flammen getaucht. Da klang aus dem nahen Gasthaus eines biederen Schwaben deutscher Gesang:

„Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen" —

Luthers Trutzlied unter dem 23. Grad südlicher Breite — es waren deutsche Protestanten, die Kirchenlieder in die Tropennacht sangen . . .

Nie hat mich der eherne Rhythmus dieses Kampfgesanges so gepackt wie hier oben auf dem brasilianischen Hochland. Und meine Sinne schweiften sehnend zur deutschen Heimat . . . Heilige Sehnsucht, heilige Weihe . . .

* * *

Ist dieses Santos ein heißes Nest! Diese feuchte, unangenehme Treibhauswärme, die in den schmalen und schmutzigen Straßen brütet, ist für den Mitteleuropäer doch etwas bedenklich. Man erzählt in deutschen Kreisen Brasiliens, daß einst in der Hölle zwei Männer ganz in der nächsten Nähe des Fegefeuers gemütlich Skat spielten und die Röcke anzogen, weil es ihnen zu kalt wurde, die guten Jungens hatten nämlich lange in Santos gelebt und froren nun in der Hölle . . .

Unser Küstendampfer, der uns nach Paranagua führen sollte, nahm so gründlichen Aufenthalt in dem elenden Fieberloch, das allerdings in den letzten Jahren sanitäre Fortschritte machte, daß wir einen Bummel auf die Höhen beschlossen. Eine Drahtseilbahn führte uns nach Nova Cintra, mitten in Bananen- und Orangenhaine sowie große Kaffeepflanzungen. Die brütende Hitze der Küste war hier durch frische Höhenluft gemildert. In einer elenden Hütte hauste eine Familie, der wir Bananen und Orangen abkauften, die köstlich mundeten. Dabei entpuppte sich ein uralt Mütterlein, das von der Tropensonne ganz ausdörrt war, als eine „Plattdütsche" aus Kammin in Pommern! Die zahnlose Greisin konnte kaum noch deutsch radebrechen, seit nahezu fünfzig Jahren haust sie hier auf der Urwaldhöhe, ihre Kinder sind verdorbenes Mischblut, jede Erinnerung an Heimat und Sprache ausgelöscht — so geht germanisches Blut in den Tropen verloren! Die deutschen Kaufleute in Santos sehen übrigens oft bedenklich gelb

Das Deutschtum in Brasilien.

Von **Karl Grube.**

I. Südstaaten, Santos und Curityba.

In den drei Südstaaten Brasiliens Parana, Santa Catharina und Rio Grande do Sul, die zusammen fast den Flächeninhalt des heutigen Deutschen Reiches einnehmen, leben an 500.000 Deutsche, teils in geschlossenen Siedlungen im gerodeten Urwald, teils als Handwerker, Kaufleute, Techniker und Ärzte in den kleinen Landstädten. Fast ein Drittel aller Einwohner dieser schönen Länder sind deutscher Abkunft, aber in Besitz und Handel stellen sie mehr denn zwei Drittel der Kapitalkraft dar. Die Lusobrasilier, die stark mit Negerblut vermischten Nachkommen der Portugiesen — auch Kreuzung mit Indianern war häufig — sind eine apathische Rasse ohne jede Energie. Hier ist der Deutsche der Mann der Tat, der Arbeit und des Erfolges. Hier wird das Deutschtum nicht mehr verdrängt werden können.

Man weiß in Europa so gut wie gar nichts von diesen Verhältnissen. Das deutsche Großkapital hätte hier das lohnendste Feld. Es fehlt an Eisenbahnen und Industrieanlagen. Auch an Menschen. Die Auswanderer, die Dollarika, das Yankeeparadies, zur zweiten Heimat wählen, sind uns verloren. Nordamerika ist gewiß ein gutes Land, und im Anglo-Amerikaner steckt ein prächtiger Kern, eine zielbewußte Rasse, die im Kampfe ums Dasein glänzend abschneidet. Aber für unsere deutschen Volksgenossen ist es ratsamer, Südbrasilien als neue Heimat zu wählen. Hier bleibt er seiner Eigenart getreu und wird einst in seinen Enkeln ein Neudeutschland über See erstehen lassen. Aber eine starke Einwanderung guter Elemente ist dauernd nötig. Wir sind grundsätzlich durchaus dafür, daß die Deutschen eigentlich am besten in der Heimat bleiben, aber der Wandertrieb der Deutschen ist einmal da und nicht einzudämmen.

In politischer Hinsicht ist das Deutschtum in Brasilien noch ganz ungenügend organisiert. Die alte germanische Itio in partes, die unserem Titanen Bismarck so viel Kummer bereitete, lebt auch südlich des Wendekreises auf der westlichen Halbkugel weiter. Der Germane ist nun einmal kein Zoon politikon wie die Romanen und Slawen in ihrer glühenden Vaterlandsliebe. Er ist zu sehr Eigenbrödler und Dickschädel. Aber im Staate Rio Grande sind doch schon erfreuliche Ansätze realpolitischer Stellungnahme gegenüber den Kniffen transatlantischer Beutepolitik vorhanden. Wenn eine Partei der ehrlichen Leute in Brasilien kommen soll, so müssen die Deutschen geschlossen in die politische Arena treten. An Führern fehlt es, nicht an Truppen!

eine „Gardinenpredigt für Poseidon“ nannte Mark Twain einst eine solche Sturmnacht auf dem Ozean.

Paranagua ist ebenso schwül und scheußlich wie Santos. Und die infamen Moskitos stechen hier genau so. Aber die Eisenbahn von Paranagua nach Curityba, von deutschen Ingenieuren erbaut, ist ein Hochgenuß. Über Schluchten und Wasserfälle setzt auf schwindelnden Stahlbrücken das Dampfroß, durch den tropischen Urwald klettert es keuchend bis zu tausend Meter Seehöhe empor, wohl ein Dutzend Tunnels passierend. Unten herrschen Bananen und Palmen, auf der Höhe grüßen Pinien und herrliche Orchideen. Reine, würzige Luft umfächelt uns — wir sind nach vierstündiger Fahrt in Curityba, der mächtig emporstrebenden Hauptstadt von Parana, angelangt. Hier ist das Klima gesund und köstlich.

In Curityba herrscht das deutsche Element. Namentlich viel Deutsch-österreicher leben hier einen „guten Tag“, ein wackerer Deutschböhme namens Karl Frank war mir freundlicher Führer. Da haben wir kernhaft nationale Zwiesprache gepflogen. Auch die römische Kirche hat in Curityba deutschfreundliche Anwandlungen, was ich als gewissenhafter Chronist gern berichte. Die Franziskaner unterhalten hier eine deutsche Knaben- und Mädchenschule, der man Gutes nachrühmt; allerdings sind schon Strömungen bemerkbar, die auf portugiesische Unterrichtssprache hinzielen. Da ist aber noch eine romfreie deutsche Schule, die wacker arbeitet. Deutsche Vereine mehr denn ein Dutzend. Alle besseren Geschäfte in germanischen Händen. Und was das Erfreulichste ist: Reichsdeutsche, Österreicher uud Schweizer halten als Deutsche fest zusammen in Curityba ... In Europa ist das leider noch manchmal anders. Kein Hetzpfaffe stört germanische Eintracht zwischen Protestanten und Katholiken — in Curityba.

Eine seltene, eine glückliche Stadt, sonnenhell und zukunftsfroh, möge sie ewig gedeihen und so deutsch bleiben.

Stephan Milow.

Gedächtnis und Ausblick.

Unvergeßlich wird mir der heilige Augenblick bleiben, als ich von dem nun dahingegangenen Meister Abschied nahm — auf immer. Im Dezember des vergangenen Jahres besuchte ich ihn zum letztenmal. Er konnte das Bett nicht mehr verlassen, und ich fand einen Kranken, der voll tiefer Seelenruhe sein Ende erwartete. Nur kurze Zeit konnte ich bei ihm verweilen, sein Schwächezustand machte längere Gespräche unmöglich. Als ich mich verabschiedet hatte und im Fortgehen begriffen

und nichts weniger als frisch aus; auch halte ich es für einen Fehler, unter dem Wendekreis Gambrinus so inbrünstig zu opfern, denn erstens kostet eine Flasche Bier ein kleines Vermögen, zweitens schmeckt das Zeug miserabel und drittens ist es so etwas wie komplizierter Selbstmord. Aber der Mangel jeder geistigen Anregung führt den Europäer in diesem feuchtheißen Küstenstrich, in dem das gelbe Fieber als grauser Gast so ungebeten erscheint, leider zum stillen Suff. Die Gefahr ist schlimmer als das Klima.

Überhaupt sollte der Europäer in den Tropenländern weit hygienischer leben. Aber sind die jungen Leute erst einige Monate im Land und vom Fieber verschont geblieben, so erklären sie alle Vorsichtsmaßregeln für „Quatsch" und vertiefen sich in Whisky mit Soda, Cocktails und Bier. Man hat mir viel Trauriges davon berichtet. Auch in Rio de Janeiro ist die Bummelei groß. Einen guten Eindruck machten die Matrosen des österreichischen Panzerkreuzers „Kaiser Karl VI.", der gerade auf der Reede von Rio lag; stramme, frische Jungens, die nicht bezecht durch die Gassen torkelten wie die verlotterte Mulattenhorde der brasilischen Marine.

Bis nachmittags 4 Uhr mußten wir in der Höllenhitze von Santos braten, ehe unsere kleine, echt brasilisch schmierige „Itapema" endlich die Anker lichtete. „Espere un pouco", das antwortet Brasiliens Elite jedem ungeduldig Fragenden: „Warten Sie doch ein bißchen." Und „paciencia, paciencia" (Geduld, Geduld!) ist das Morgen- und Abendgebet hier im Lande der Affen und Papageien. Und verspricht dir ein edler Sprosse dieser kolorierten Rasse etwas feierlichst, so erwarte statt der geleisteten Arbeit stoisch nur die bekannte Antwort: „Nae tive tempo!" (Ich fand noch keine Zeit dazu!)

Welche Zukunftswerte schlummern in diesem reichen und fruchtbaren Riesengebiet, wenn die tatkräftigen Rassen des Nordens hier Kapital und Arbeit einsetzen werden, wie im Yankeelande. Dann wird Brasilien ein Wunderland sein! Bis dahin aber paciencia, paciencia . . .

Zwischen Santos und Paranagua ereilte uns auf dem Atlantischen Ozean ein tropisches Nachtgewitter, das zu den eindrucksvollsten Erlebnissen meines Lebens gehört. Heulend und fauchend kam es durch die unerträgliche Schwüle gezogen, der ganze Horizont war durch die schier unaufhörlichen Blitze taghell erleuchtet, der Donner krachte wie eine nie rastende Zornmelodie der Elemente und unser kleiner Küstendampfer wurde hin und her geworfen wie ein Korkstöpsel. Dazu prasselte der Tropenregen, der jeden Aufenthalt auf Deck unmöglich machte — hinter den Scheiben des Rauchzimmers erlebten wir dieses Gigantenspiel der Natur. Endlich, um 5 Uhr früh, hatte das Gewitter ausgetobt —

werden konnte, ging Milow befreit aus dem Studium Schopenhauers hervor und errang sich jene hohe Weltanschauung, die ihn befähigte, den Schmerz als verklärendes Lebensmoment zu betrachten. Er selbst hat seine Philosophie am schönsten durch sein Leben erfüllt. Jeder, dem es vergönnt war, den Dichter persönlich zu kennen, der fühlte sich von der heiteren Ruhe des Greises wunderbar berührt und zu dem reinen Charakter und der klassischen Seele dieses vornehmen, in sich geschlossenen Menschen hingezogen, seine Gegenwart bannte alle Erdenschwere. Auch in Milows Novellen spüren wir diese innere Läuterung der Helden, das Durchdringen eines mit jedem Schicksal sich versöhnenden, in wahrster Menschlichkeit ruhenden Glaubens, der in der Liebe die Hoffnung auf das Ewige in sich trägt. Hat Saar zuletzt, dem Willen der Natur vorgreifend, selbst den Tod gesucht, so schloß Milow in reinstem Einklang mit seinem Charakter sein Leben. Er hat als alter Soldat von seiner Krankheit nur wenig gesprochen. In seiner Gegenwart konnte man auch leicht darauf vergessen, wenn man seine geistige Frische und Ungebrochenheit, die Bewunderung einflößte, sah und sich an seinen lebendigen Gesprächen und seinem fortgesetzten Interesse für alles freute.

Mensch und Dichter waren in Milow untrennbar verbunden. Ein paar Stunden in seiner Nähe zeigten dem tieferen Beobachter jenen unversiegbaren Jugendquell, der in seiner ganzen Lyrik mit derselben sieghaften Melodie, die er dem Leben abgerungen hat, rauscht. In dem Wandel der Zeiten blieb er sich selbst treu, sich und seiner Kunst. Wunderschön und für sich allein den echten Dichter kennzeichnend, ist sein Verhältnis zur Natur; wieder durchdringen sich hier Mensch und Künstler aufs innigste. Er, der des Sommers glanzvolles Werden mit der ganzen Sonnensehnsucht eines großen ewigen Dichterherzens umfängt, sieht im Herbst nicht das große Sterben, sondern die vollendete Reife. Der Mensch Milow richtete im Alter seinen Blick nach innen, dem Künstler klang in tiefem Sinnen das Erlebte nach.

„Laß die dürren Blätter fallen,
Laß die grauen Nebel wallen,
Laß die endlos lange Nacht
Deinem Blick die Welt versenken,
Heg' im Fühlen nur und Denken
All des Jahr's entschwund'ne Pracht."

So entstand ihm ein neues Leben, von vieltönigen Melodien erfüllt, und ihr Widerhall fand stets aufs neue den Frühling.

Welch göttliche Kraft mußte dem Dichter innewohnen, daß er, der alt und älter wurde, ohne je das berauschende Gefühl des Ruhmes gekannt zu haben, an seinem Lose nicht verzweifelte und voll Hoffnung sprechen konnte:

war, ließ er mich zurückrufen: „Ich will Ihnen nochmals die Hand drücken und Ihnen klar ins Auge schauen!“ Stumm hielt ich seine dargebotene Rechte fest, stumm empfing ich den letzten warmen innigen Blick des Mannes, der mir mehr war als ein verehrter Dichter. Drei Monate später bin ich in dem blumenerfüllten Raum gestanden, an dem Sarge, in dem die Leiche des teuren Toten ruhte. Und dann haben wir ihn begraben, auf dem Friedhofe in freier Gottesnatur; Märzstürme brausten über das Land, als die schweren Schollen in sein Grab fielen. Mit ihm ist ein deutscher Dichter von uns gegangen, dessen Wesen man nicht schöner charakterisieren kann als mit den Worten, die Goethe von Schiller sprach: „Und hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.“

Denen, die dem Dichter nahestanden, ist die Kunde von seinem Tode nicht unerwartet gekommen, lange Jahre schon zehrte eine Nervenkrankheit an seinen Kräften. In dem stillen Landstädtchen Mödling bei Wien, draußen, wo sich Stadt und Land die Hände reichen, hatte Milow seit 1899 sein Heim. Aber er hat in diesem Tuskulum, das so recht für die Zeit der Rast und der Einkehr in sich selbst geeignet ist, viele bittere Tage verbringen müssen, die ihm sein Leiden bereitete. Oft wochenlang an sein Lager gefesselt, trug er in stiller Ergebenheit seine Krankheit, er hatte sein Leben abgeschlossen, wie er selbst in seinem letzten Buche „Abendrot“ sagt:

„Ja, säh' ich vor mir ausgegossen
Der Erde Füllhorn segensschwer,
Ich riefe, sterbensmüd verschlossen:
Jetzt ist's vorbei; ich kann nicht mehr!“

Doch hatte er noch oft glückliche Tage, bis in den letzten Jahren die Anfälle häufiger und ernster wurden. Im Sommer 1912 war er in Frohnleiten in Steiermark, damals stellte sich sein Leiden wieder ein und verließ ihn seitdem nicht mehr ganz. Im Herbste 1913 kam es stärker denn je zum Ausdruck und es stand damals recht schlimm um den Dichter. Nochmals raffte sich seine starke Natur auf, wenngleich nicht mehr zu der alten Kraft. Und als er im Herbste des vorigen Jahres wieder erkrankte, schwand bald die letzte Hoffnung. Es war ein langes, hartes Ringen mit dem Tode, den er so oft schon an seinem Lager gesehen hatte, bis er kurz nach Vollendung seines 79. Lebensjahres die langersehnte Erlösung fand.

Der Dichter stand im blühendsten Mannesalter, als jene Krankheit ihn befiel, um nicht mehr zu weichen. In seinem Leid hat er zu Schopenhauer seine Zuflucht genommen und in dessen Philosophie fand er tröstende Stärkung. Während jedoch sein Freund Saar sich von der Lehre des großen Pessimisten so umstricken ließ, daß er nicht mehr frei

bleiben. Von Milows Erzählungen wird „Arnold Frank“ (in einer billigen Ausgabe leicht zugänglich) als würdiges Seitenstück zu Grillparzers „Armem Spielmann“ sich dauernd behaupten. Daß dieses Stück in — amerikanische Schullesebücher aufgenommen wurde, beweist ebenso, wie die Tatsache, daß einzelne Werke des Dichters in die skandinavischen Sprachen übersetzt worden sind, daß man auch außerhalb der Sprachgrenze seine Bedeutung anerkennt. Mit Vorliebe hat Milow in seinen Novellen „die stille tiefe Herzensnot, die nicht ein Auge gewahrt“, dargestellt. Meisterhafte Seelengemälde sind ihm da gelungen, von dichterischer Feinheit und Zartheit, in denen ein leiser lyrischer Grundton mitschwingt. Auch hier tönt das Lied der Liebe in lebenswarmen Melodien zum Preise des echten Weibes. Dieses erhält vor allem in dem Buche: „Wie Herzen lieben“ ein künstlerisches Denkmal. Die Stoffe der Novellen kann man am besten durch einige Verse aus „Ein Lied von der Menschheit“ charakterisieren:

„Nicht im Gewirr des Menschenlebens,
Im kleinen Zirkel unserer Brust,
Da liegt der Punkt, um den sich alles,
Um den sich Heil und Unheil dreht,
Aus dem im Wirbel des Zerfalles,
Was schön und dauernd, uns ersteht.“

Von den dramatischen Werken verdient das feine Seelendrama „Jenseits der Liebe“, für dessen Aufführung bereits der Literarhistoriker Hofrat R. M. Werner eingetreten ist, jetzt doppelte Beachtung. Es wäre endlich an der Zeit, dem Dramatiker Milow sein Recht widerfahren zu lassen. Auch auf das in Fabrikskreisen spielende Schauspiel „Getilgte Schuld“ (Martin Brandt) und Milows letzte Arbeit, die dramatische Skizze „Am Hochzeitstage“ sei nachdrücklich hingewiesen. Den Dramatiker, dem nie die Gelegenheit ward, hervorzutreten und der in seiner ganz ungeschäftlichen Art sich persönlich vom Theaterwesen fernhielt, zu vernachlässigen, würde ein entschiedenes Unrecht gegen den Dichter bedeuten.

Unter den deutschen Dichtern der Gegenwart stand Milow in einsamer Größe da. Sein Name war keine gangbare Münze, vielleicht gerade deshalb, weil sich mit ihm eine an keine Zeit gebundene Kunst verbindet. Zwei Generationen sind an dem Dichter fast vorbeigegangen, während sie glänzenden, durch ihre scheinbare Neuheit blendenden Erscheinungen folgten. Sie lauschten dem Schellengeklinge moderner Lyrik und vergaßen den tiefen Zauber des deutschen Liedes; aus blind zusammengewürfelten Menschenschicksalen wollten sie das Leben ihrer Zeit, ihr Leben herauslesen; im Guckkasten des Dramas suchten sie ihr oder ihrer Zeitgenossen Spiegelbild zu erhaschen. Der scheinbar erweiterte

„Jedem kommt sein Tag auf Erden,
Was du auch verzweifelnd sprichst,
Und bevor du blutend brichst,
Wird auch dir Erfüllung werden.“

Krankheit, die ihn an das Zimmer fesselte, seine aristokratische Auffassung von der Kunst, die nicht um des Lohnes willen geübt wird, sein bescheidenes, so gar nicht selbstgefälliges Leben brachten es mit sich, daß Milow Goethes Wort „Wer sich der Einsamkeit ergibt, ach, der ist bald allein“ schmerzlich erlebt hat. Und doch fand er, ein reiner Künstler, gerade in dieser Weltabgeschiedenheit den Weg zum Gral reiner Poesie und ward ihr gottgesandter Priester. Seines Amtes hat er gewaltet wie wenige, und er sich dessen, was er vermochte und was nicht, wohl bewußt. In einem gerade jetzt zeitgemäßen Gedichte hat er seine Auffassung vom Berufe des Dichters, der zu seinem Volke spricht — und das war Milows höchstes Ideal — niedergelegt:

„Was ist ein Dichterwort! Es kann nicht töten,
Es schmettert nichts in Staub und baut nichts auf;
Mag es nun donnern oder schmeichelnd flöten,
Es ändert nichts am großen Weltenlauf.

Rings herrschen rauh ganz andere Gewalten,
Da folgt dem Droh'n der Schlag, dem Wunsch der Raub,
Die Tat nur kann bewegen, umgestalten,
Für Liederweisen ist die Menge taub.

Und dennoch — wie der Lenz den Sprosser kündet,
Das heil'ge Recht bewahrend der Natur,
Ob es die Menschen auch zum Kampf entzündet,
Zertreten mit der Blumenpracht der Flur:

So muß der Dichter, mag im wilden Streiten
Auch Unrecht siegen, rings, Gewalt und Trug,
Sein Lied als Trostruf senden durch die Zeiten,
Daß stets ein Herz doch für das Rechte schlug.“

Die Lyrik Milows, die wie die jedes echten Dichters — das zeigen schon die wenigen angeführten Proben — in innigster Beziehung zu seinem Leben steht, wird als wahrhaft künstlerisches Bekenntnis in klassischer Sprache und Form stets in höchstem Ansehen bleiben. Mit Recht hat man Milow den größten österreichischen Lyriker seit Lenaus Tod genannt und dieses Urteil seiner Zeitgenossen wird der Prüfung durch die Nachwelt standhalten. Eben weil diese Dichtung in jenem höheren Sinne, wie die eines Goethe und Möricke zeitlos ist, wird sie die Zeiten überdauern. Sie, die bisher in Vertonungen von Josef Reiter, Eduard Chiari, Wilhelm Kienzl u. a. höchsten künstlerischen Ausdruck fand, wird auch weiterhin ein Born für wesensverwandte Tondichter

Heimgärtners Tagebuch.

Am 29. Juli rückte er ein. Er tat's willig, mit einem gewissen Stolz und großen Serbenhaß, aber nicht freudig. Ein paar Wochen vorher war sein Vater, mein Bruder Jakob, gestorben, dessen Bauernwirtschaft er nun hätte übernehmen sollen, weil nur die alte Mutter da war und viele jüngere Geschwister, für die der Sechsundzwanzigjährige sorgen sollte. Er ging willig fort, „die Serben müssen gestraft werden!" sagte er, aber gejauchzt hat er nicht. Sein gewöhnliches Sonntagsgewand hatte er an und ein ganz kleines Handkofferl, so ging er ahnungslos davon. Was der Soldat braucht, das kriegt er vom Kaiser, sagte man allerwärts. Nach Serbien, hieß es, marschierten sie, aber als sie fort waren, hörte man lange nichts von ihnen und nach Wochen kam von unserem Peter eine Karte — aus Galizien. Gesund sei er, aber Wäsche könne er brauchen, Essenssachen und Mittel gegen Läuse. — Wir haben sofort Pakete geschickt, eins um das andere, aber es kam keine Empfangsbestätigung zurück. Hingegen manche Karte mit gleichen Bitten um Lebensmittel; es schien, daß zeitweise die wichtigsten Dinge durchaus fehlten. Zwischen den Zeilen ein Hauch des Heimwehs. Es ist eben auch ein Rosegger. — Endlich kam keine Nachricht mehr, aber von der Post ein Brief zurück mit dem postämtlichen Vermerken „Adressat vermißt". — Wir wendeten uns an die einschlägigen Behörden und erhielten keine andere Antwort, als daß man über den P. R. nichts Näheres wisse. — So verging längere Zeit. Auf einmal war eine Nachricht da von ihm selbst. Er sei auf dem Marsche wegen einer Fußwunde liegen geblieben, in irgend einer Ortschaft lange Zeit gelegen und nun wieder zum Regiment zurückgekehrt. Da habe er bei seiner Ankunft eine große Freude gehabt, als er hörte, aus der Heimat seien viele Briefe und Sachen für ihn da; aber dann hieß es, alle diese Postsachen seien wieder zurückgeschickt worden, weil er als „vermißt" gegolten. — Ist ein solches Pech denn nicht ein wenig zu groß für einen heimwehkranken Waldbauernbuben?

Von nun ab waren die Nachrichten ein paar Monate lang normal. Da kam ein Brief vom 24. Dezember. Unser Soldat schrieb viel und fröhlich, er habe endlich alle Sachen, die angezeigt gewesen, erhalten, er habe Überfluß an guten und schönen Dingen, auch für die Kameraden; es gehe ihm gut und nachdem er so vielen unbeschreiblichen Geschicken und Gefahren glücklich entgangen sei, hoffe er zu Gott auf glückliches Wiedersehen in der lieben Heimat.

Das war die letzte Nachricht. Einige Wochen später kam eine unserer Karten zurück, neuerdings mit dem fatalen Worte „vermißt".

Blick hatte sich in Wirklichkeit verengt. Es war nur ein Drängen, Hasten und Jagen nach dem, was schon in der nächsten Stunde seinen Wert verlor. Gerade in dieser Zeit lebten Dichter, die es verschmähten, sich selbst mit Geschrei anzupreisen. Daher blieb ihnen der verdiente Erfolg aus. Mancher von ihnen ist verbittert gestorben, mancher verfiel in müde Resignation, nur wenige besaßen die Kraft, bis an ihr Ende weiterzuringen. Zu diesen gehörte Milow. Nun, da er von uns gegangen ist, wollen wir uns neuerdings an die Pflicht erinnern, die wir einem unserer vornehmsten Dichter gegenüber zu erfüllen haben. Diese Pflicht besteht zunächst darin, daß Milows Werke in würdiger Form dem deutschen Volke dargeboten und zugänglich gemacht werden!

Schon zu Lebzeiten des Dichters, im Jahre 1912, bestand der Plan einer Gesamtausgabe seiner Werke, wurde aber nicht verwirklicht. Einerseits waren die Bedingungen des Verlegers zu wenig entgegenkommend, andrerseits wäre die Durchsicht der einzelnen Bücher dem Dichter eine zu große Arbeitslast gewesen, und er selbst wollte keine Gesamtausgabe ohne genaue Revision und letzte Durchfeilung herausgeben. Schließlich war er der Ansicht, daß die Gesamtausgabe der Werke eines Dichters erst nach seinem Tode Berechtigung habe. Es ist uns so die Gelegenheit erhalten geblieben, den Dichter zu ehren, indem wir sein Lebenswerk als heiliges Erbe pflegen und bewahren. Auf diese Weise aber setzen wir ihm das schönste Denkmal und, um ein Goethewort anzuwenden, „So bleibt er uns". Eine Ausgabe der Werke Milows ist schon deshalb wünschenswert, weil manche seiner Bücher vergriffen sind oder von ihm später gänzlich umgearbeitet wurden, wie der Roman „Lebensmächte", manche überhaupt noch nicht in Buchform erschienen sind (wie ein schon 1912 geplanter neuer Novellenband). Erst in der Gesamtausgabe seiner Werke wird das wirkliche Bild der dichterischen Persönlichkeit Milows erstehen, eine ewig junge Kunst wird sich dem staunenden Auge des Betrachters offenbaren, die uns zeigen wird, daß Milow unserer Zeit kein Fremder war.

Also ist uns Stephan Milow kein Toter, aus seinen Werken wird er zu uns weitersprechen. Möge der Dichter dem Volke so teuer werden, wie es der große Mensch seinem Kreise war, damit wir sein Gedächtnis mit den Versen verbinden können, mit denen er sein letztes Buch schloß:

„Selbst den Größten umstreiten im Sein die verschiedenen Geister:
Aber er gilt und bleibt, wie ihn die Liebe geschaut."

Dr. J. K. Ratislav.

Gestern hat mich ein Bauernhofbesitzer aus meiner Heimatsgegend besucht. Na, der klagte nicht schlecht über die jetzige Zeit. Keinen Soldaten im Felde wird man so schwer klagen hören; so einer hat wohl auch weniger Ursache dazu als der Landmann jetzt. „Zum Anbauen wär's, alles schreit: Anbauen! Nur recht viel anbauen, und gleich, ohne Säumnis! Und keine Arbeiter zu haben!"

Ich erinnerte ihn daran, daß in der Gegend doch eine Menge Kleinhäuslerinnen und Taglöhnerinnen vorhanden seien, deren Männer eingerückt sind und die sich gewiß gern was verdienen.

„Verdienen? Die?" rief mein Bauer aus. „Diese Weiber arbeiten ja nicht, jetzt! Werden ja gestraft, wenn sie arbeiten!"

„Wieso?"

„Ja ja", antwortete er. „Gestraft werden sie. Sie kriegen monatlich ihre Staatsunterstützung, aber nur solang sie sich nix verdienen. Sobald sie arbeiten und verdienen, wird ihnen abgezogen oder sie kriegen gar nichts. — Wissen Sie ein besseres Mittel, wie man uns Bauern die Wirtschaft sperrt?"

Ich — ein Achselzucken. — Das ist noch gestattet.

Wir sprachen vom Tode, was kein Wunder ist in dieser Zeit. „Also ist es dein Ernst", sagte der Freund zu mir, „daß du nach dem Tode eine Wiederkehr deiner Person in einem neuen Leib für möglich hältst?"

Ich die verschrobene Antwort: „Ob es möglich ist, das weiß ich nicht. Mir ist es gewiß."

Er: „Ist es nicht wahrscheinlicher, daß wir durch den Tod vom Individuum befreit und mit dem Weltgeist vereinigt werden?"

Ich: „Das wäre freilich schön. Vereinigt mit dem Weltgeist. Das wäre am allerschönsten. Aber mir leuchtet es nicht ein. Ich glaube das leichter, was schon einmal war, was ich schon einmal erfahren habe, nämlich eine Körperlichkeit, als zu glauben, was nur in einer willkürlichen Vorstellung liegt, wie die Vereinigung mit dem Weltgeist."

„Ist auch ein Standpunkt", murmelte der Freund, aber nicht ohne Ironie. Dann haben wir von der Teuerung des Roggenmehls gesprochen und so ist die Frage, was nach dem Tode sein wird, richtig auch diesmal wieder ungelöst geblieben. — Aber wenn ich nun ernstlich nachdenke über Möglichkeiten. — Beim Glauben kommt es doch nicht darauf an, ob es „möglich" ist. Glaube was du wünschest! Vereinigung mit dem Weltgeist heißt nichts anderes als: Heim zum Vater. — Das, deucht mich, wäre doch wünschenswerter, denn wieder ein in Staub und Lehm kriechendes — Individuum zu werden. Jedenfalls will ich stets wissen, daß ich bin.

Bei welchem Anlaß, auf welche Weise — nichts davon. Einer seiner Kameraden sandte uns ein Schreiben von uns an Peter mit dem Vermerken zurück: „Ist am Christtag mit mehreren Kameraden von den Russen gefangen worden und wahrscheinlich nach Sibirien transferiert."

Nun, da hatten wir's, der heimwehkranke Junge gefangen in Ostasien! Gefangen knapp einen Tag später, als er die so heiß ersehnten Sachen aus der Heimat endlich erhalten hatte.

Seither ist ein Vierteljahr vergangen, ohne daß wir von dem Vermißten etwas gehört hätten. Wir finden ihn in keiner Verlustliste, auch nicht in der über Gefangene; wir können weder durch das Rote Kreuz noch durch ein anderes Amt etwas von ihm erfahren.*

Je mehr der Stahl geglutet,
Je besser ist das Schwert;
Je mehr ein Herz geblutet,
Je größer ist sein Wert.

Über diesen Krieg ist man am beredtesten, wenn man schweigt. Es ist ein großes Schicksal, das ertragen werden muß. —

Geschlecht um Geschlecht hat uns aus alten Zeiten die großen Bitten herübergetragen: „Gib uns heute unser tägliches Brot!" „Von Krieg, Hunger und Pest erlöse uns, o Herr!" usw. — Heute lernen wir diese Gebete wieder verstehen. In den Büchern der Weltgeschichte blätternd haben wir mit Schauder und Ehrfurcht Größtes gelesen, ohne zu ahnen, daß wir Ähnliches selbst noch erleben sollten. Unser Leben bekommt dadurch einen antik heroischen Gehalt, der mit Kleinmut nicht entwürdigt werden darf.

Ich ziehe mich zurück in meine alte Bauernseele. Von dieser Hut aus erträgt sich all Glück und Unglück noch am würdigsten.

Das Urdeutschwesen und die Einheit steht im Bauerntum. Die Bauern in Ostpreußen und in Schwaben, in Westfalen und in den Alpen, nach ihrer Mundart verstehen sie sich kaum, aber in Empfinden, Denken und Schaffen stehen sie einander näher als etwa dem in die Fremde hinausstrebenden deutschen Industriellen und Kaufmann, oder dem modernen Großstadtmenschen, der eine wurzellose, zumeist unfruchtbare Pflanze ward. In der Scholle ist unser Heim, und die Feste des reinen Volkstums ist und bleibt die Scholle.

Das rufe ich seit 50 Jahren und werde es in die Welt rufen bis zum letzten Atemzug: In der ewig lebendigen Scholle ist unser Heim, unsere Kraft, unser Frieden.

* Soeben, Ende April, vom Vermißten Nachricht eingelangt, daß er sich als russischer Kriegsgefangener in Kasalinsk, Russisch-Asien, befindet.

Enkel, nach einer Pause: „Ich möchte, daß du so lange lebst, bis ich heirate."

Großvater: „Das möchte ich auch. Schon um deine Frau kennen zu lernen. Und dann auch, um deine Kinder zu sehen."

Enkel leise, mit verweisendem Ton: „Aber Großvater!"

Der Alte schämte sich und schwieg.

Das neuerliche Deutschwerden jetzt wirft auch seine absonderlichen Blasen.

Statt der fremden Worte „Friseur", „Rasierer" wird vorgeschlagen: Entbarter zu sagen. Das Wort „Entbarter" ist aber gar nicht schön. Warum wollen wir nicht Haarschneider sagen? Das decke nicht alles? Es decke das Rasieren, das Frisieren nicht? Was denn? Baut der Tischler außer Tischen nicht auch Kästen? Und heißt doch nur Tischler. Macht der Sattler außer Sättel nicht auch Ledertaschen? Und heißt doch nur Sattler. Warum soll die Benennung „Haarschneider" nicht auch für den Bartscherer passen? Ist Bart nicht auch Haar, ist scheren nicht auch schneiden?

Wollen wir statt des fremden Wortes „Mediziner" etwa Entkranker sagen, oder statt: „Restaurateur" das deutsche Wort: Enthungerer wählen? Das geht nicht. Wie hier Gastwirt, so anstatt Rasfeur — Haarschneider, Bartschaber, nicht aber Entbarter.

Wie kommt es, daß der Wein in uns den Geist so flott macht? Weil er den Körper schwächt. „Ein starker Körper hält den Geist gefangen, er herrscht materiell und sinnlich und der Geist ist zurückgedrängt. Wenn nun der Wein kommt und den Leib betäubt, befreit sich der Geist, wird bummelwitzig und ergeht sich in allerlei Weisheit, Witz, Ulk und Übermut. Wir sagen: Der Mann ist berauscht. — Hört die betäubende Wirkung des Weines auf, so ist der Körper wieder stark, bändigt den Geist und engt ihn ein. Wir sagen: Der Mann ist nüchtern geworden."

Nun die Frage: Wer diese Offenbarung niedergeschrieben, war der berauscht oder nüchtern? Die Asketen wollen den Leib unterkriegen, um den Geist zu retten. Die Materialisten ersticken die Seele und leugnen sie dann. Das bißchen Geist für den Alltagsgebrauch beziehen sie vom Alkohol. Er ist danach.

Der Geiz ist eine Tugend. Ist er nicht Altruismus? Der Geizige lebt doch nur für andere. Und er ist so uneigennützig, sogar auf Dank und Ehrung zu verzichten; drum gibt er erst, wenn er schon gestorben ist.

Daß wir überhaupt einmal nicht mehr sein werden, das ist das Allerunwahrscheinlichste. Wir werden nicht bloß immer sein, wir werden auch wissen, daß wir sind. Und auf das kommt's mir an. Die Materialisten vertrösten uns auf das Sein als irgendein Naturstoff. Was nützt mir das „Sein" als Erde, als Pflanze, als Wasser — wenn ich nichts davon weiß!

Anton Bettelheim erzählt in seinen Erinnerungen an den Komponisten Goldmark folgendes: Ein Exzellenzherr, der Goldmark als Klavierlehrer in sein Haus lud, pflegte die Leute nach dem Amtsschematismus zu begrüßen. Die ganze Hand reichte er nur Würdenträgern vom Geheimrat aufwärts. Sektionschefs bekamen die halbe Hand; Rangabstufungen vom Sektionsrat abwärts entsprach das zweite und dritte Fingerglied und für einen titellosen Musikus blieben nur die Nagelspitzen übrig. Goldmark erwiderte Gleiches mit Gleichem; er streckte Seiner Exzellenz ebenfalls bloß die Fingernägel entgegen. Diese stumme Lektion über den Umgang mit Menschen fruchtete bei Sr. Exzellenz besser als der Klavierunterricht bei deren talentlosen Kindern. So Bettelheim über Goldmark.

Ähnlich erging es mir als armem Studenten mit einem alten Major, dessen Knaben ich in Geographie und Geschichte unterrichtete. Er reichte mir zum Händedruck immer nur die Fingerspitzen, bis ich ihm einmal das Gleiche tat. Da kam ich schön an. Zuerst stutzte er ein wenig, dann sagte er: „Lieber R., hören Sie. Ich möchte nicht gern, daß mein Junge sich Unarten angewöhnt. Sie können von jetzt an ausbleiben."

Händedruck mit Fingerspitzen. Ich habe es seither auch nicht wieder getan. Entweder die ganze Hand oder gar nichts. Hingegen verachte ich nicht den Wert, den die Abstufung im Handreichen immerhin hat. Es mag noch so artig geschwätzt worden sein, bei manchem wird man über die Gesinnung erst klug nach der Art des Händedrucks, bei dem die Leute, scheint es, weniger heucheln können, als mit der Zunge.

Heute kleines Gespräch zwischen einem alten Manne und seinem achtjährigen Enkel.

Der Enkel, nachdem er im Garten einen Lärchbaum betrachtet hatte: „Großvater! Wenn diese Lärche zweihundert Jahre alt sein wird, wirst du sie dann umhauen?"

Großvater: „Mein Kind, in zweihundert Jahren werde ich lange nicht mehr leben."

„Probiers, wannst drei Mägn host, wia die Kua. Ja, mei Liaber! Wann da M o g n verkoucht, do is a l l s nohrhoft. Af a Gleichs: Die Kua muaß da s Gros vorkuin (vorkauen).“

„Pfui Deurl?“

„Is nit ondersch̄t. Milch und Buder host douh gern.“

Mehr hörte ich nicht, sie waren weiter getrottet. Mich hat diese Bauernweisheit selber ein bissel nachdenklich gemacht. Das Gras, wie es da wild wächst unter unseren Füßen, strotzt vor Nahrung für den Menschen, aber die Kuh muß sie ihm erst vorkauen.

Einer aus der Stadt war aufs Land gegangen, um bei den Bauern Vieh zusammenzukaufen. In der Lantschgegend war's, wo er bei einem Kleinbauern um eine Kuh warb.

„Hobn tat ih wul oani“, meinte der Zeckelbauer, „oba de wird Eahna z tuir sei.“

„Geld spielt keine Rolle“, antwortete der Käufer.

Darauf hin verzog sich der Bauer langsam und sperrte seinen Stall ab. Der Herr ging zu einem Nachbar, dem Wipper, mit dem wurde er rasch einig.

Nachher erzählte der Wipper dem Zeckel: „Da Herr hat mar a Kuah ohkaft. Und guat zohlt hot er's. Dreihunert Krandln!“

„Wa n i t aus!“ rief der Zeckel, „und meini hot er umasunst hobn wölln. Von Geld kunt ka Red sei, oda wiar er gsogg hot.“

Und dies war das Mißverständnis. Den famosen Satz des städtischen Viehkäufers: Geld spielt keine Rolle, verstand der Bauer so: Von Geld könne keine Reede sein. Wie auch sonst? Hatte der Gebirgsbauer denn je von Schauspielern was gehört? Von Leuten, die das, was sie zu sprechen haben, aus einem Blatt Papier lernen, und daß dieses Blatt mit der Vorschrift die Rolle heißt, weil man es einst zusammenzurollen pflegte? Und daß man mit diesem Schauspieler und dieser Rolle und diesem Spielen allerlei anderes sagen will, was auf Schauspieler, Rolle und Spielen nicht den mindesten Bezug hat. Wie soll sich einer das reimen?

Solche Sprachungeheuer gibt es bei den Gebildeten viele. Alle miteinander könnten wir Komödianten sein, so oft ist vom „Eine-Rolle-spielen“ die Rede. Was sagen unsere Schulmeister, Deutschprofessoren, Journalisten und Schriftsteller dazu? Mir scheint, daß bei den Herren der Sprachsinn keine Rolle spielt.

Man kann sich wundern über die Anspruchslosigkeit der Leute. Da ist so einer schon zufrieden, wenn es ihm allein gut geht, wenn er persönlich genießen kann, wenn er seine eigenen Wünsche erfüllt sieht. Er wünscht gar nicht mehr. Eine bewundernswerte Bescheidenheit. Andere gibt es wieder, denen der Alleingenuß viel zu wenig ist, die auch wollen, daß mehrere, so viel Leute als nur immer möglich, mit ihnen genießen sollen. Die Undankbaren, die immer unzufrieden sind, auch wenn sie alles haben, die immer mit hundert Löffeln essen möchten, die nicht satt werden können, solange irgend jemand hungrig ist, nicht Behaglichkeit finden können, solange sie einen andern leidend wissen. Diese unersättlich Genußgierigen, diese Massenschlemmer und Mitschmarotzer bei fremdem Wohlergehen, die bei allen Leidenden mitleiden, bei allen Glücklichen mitglücklich sein wollen, sie verdienen wirklich nichts anderes, als daß sie irgendwohin versetzt werden, wo es allen gut geht, wo sie mit allen alles haben — in den Himmel.

Einwand: „Wir auf dieser schönen Erde können sie nicht brauchen. Wohin kämen wir, wenn jeder für andere, mit anderen leben wollte, wo bliebe die Konkurrenz, die Triebfeder der Volkswirtschaft, des Fortschrittes? Die Nächstenliebe würde uns in kürzester Zeit zugrunde richten.“

Trotzdem hielte ich einen Verein zur Ausrottung der Nächstenliebe für keine dringende Notwendigkeit.

Ich saß in der Laube. Hinter dem Heckenzaun hüteten die Bauern ihr Vieh und ich hörte, was sie redeten.

„Host nia nochdenkt?“ fragte der eine und schaute wohl den Kühen zu beim Grasen.

„Nochdenkt? Über wos!“

„Da Mensch, hoaßts, kunt nit lebn von Gros (Gras), hätt dron zwenk Nohrung.“

„Is a sou.“

„Wia konns dann nochher sein, daß die Kuahmilch so nohrhoft is. Und frißt die Kua douh nix, wia Gros!“

„Wird holt von ihr selber wos dazuagebn, daß d Milch nohrhoft is.“

„Oha! Nehma tuats wos für sih selba von Gros. Sist kunnts jo nit lebn. Für ollzwoa roachts Gros, für die Kua und für dih, wannst Milch ißt.“

„Jo Norr, wanns a sou is, do brauch ih ka Kua. Do geh ih auf all Viern und tua selber grosn.“

Vor allem kennen lernen müssen sich der Reichsdeutsche und der Österreicher, und daß einer den andern nicht justament so haben wolle, wie er selber ist, sondern daß er freudig sich des unmeßbaren Reichtums und der ungeahnten Entfaltungsmöglichkeiten bewußt wird, die in der Unterschiedlichkeit unserer Stämme liegen. Wir alle zusammen, mitinbegriffen auch die anderssprachigen Völker, die in unserer Staats- und Kulturgemeinschaft leben, wir sind und haben eine Welt für uns. — Ich füge hier ein, daß überhaupt die Völker einander näher stehen, als sie wissen und glauben. Die modernen Menschen haben ja doch so ziemlich die gleichen Wünsche, Bedürfnisse und Bestrebungen; ein Deutscher, ein Tscheche, ein Magyar werden einander recht gut verstehen, allerdings nur so lange, als sie den Mund nicht aufmachen. Sobald sie das tun, verwirrt und trennt sie die Sprache. Deshalb sollte mehr gearbeitet und weniger geredet werden.

Könnten wir auch in dieser Sache einen leidlichen Frieden erzielen, dann hätten wir, die zwei mitteleuropäischen Kaiserreiche, eine glückliche Welt für uns. So vieles, was wir um schwer Geld bisher aus der Ferne bezogen, wächst besser bei uns. Es ist auch für den Erholungsreisenden nicht nötig, so viel hinauszustreben in fremde Länder, deren Eigenarten wir bei der heutigen Fahrigkeit doch nicht erfassen. Jetzt kommt die Reisezeit. Der Bürger, der in seinen Erholungstagen in schönen Fernen Naturluft, neue Kenntnisse und Erfahrungen sucht: Zwischen Aachen und Kronstadt, Königsberg und Cattaro ist eine Welt ausgebreitet voll üppigster Mannigfaltigkeit der Naturschönheit und des Völkerlebens. Vom kraftvoll wogenden Nordmeer bis zum sonnigen Südmeer haben wir alles, was das Herz begehrt.

Kurz, ich wüßte kein besseres Mittel zur gegenseitigen Annäherung unserer Völker als das gegenseitige Sichbesuchen im eigenen Hause.

Weltsegen.

Gütig und treu,
Fröhlich und frei,
Rein und gerecht,
Niemandes Herr,
Niemandes Knecht. R.

Wie der kommende Friede auch aussehen mag, die Tore zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn, die der Krieg so weit aufgerissen hat, bleiben offen. Es werden sich — sind die äußeren Feinde gewichen — ja wieder innere erheben. Sollen wir diese roh bekämpfen? Das wäre wieder der Krieg, der beständige, staat- und seelenvergiftende. Überzeugt müssen die inneren Feinde werden. Wovon überzeugt? Von der Notwendigkeit eines sozialen, wirtschaftlichen und politischen Bündnisses der beiden Saaten.

Aber nicht etwa mit dem Hobel gleichen wollen! Es gibt Sonderzustände hüben und drüben, die bleiben müssen. Wenn der kühlere, stramme Norden und der heitere, phantasiereiche Süden die großen Verschiedenheiten haben, so ist gerade das der wichtigste Grund, zueinander in größere Gemeinschaft zu treten, damit der eine Teil vom andern allmählich erwerbe, was ihm abgeht, und von seinem Überschuß mitteile, was dem andern fehlt. Ich möchte zwar nicht die österreichische

dem Norden anhängen, aber einiges von unserer Frohlebigkeit könnte er vielleicht brauchen. Dann sollten wir auf Einfuhr norddeutschen Pflicht- und Strammsinnes keinen Zoll legen. Der österreichische Bureaukratismus, der einer äußeren Formordnung wegen so leicht das Aktuelle und Tatsächliche übersieht und versäumt, muß sich mehr in deutsche Fixigkeit nnd Sachlichkeit umwandeln. — Fester knüpfe sich das wirtschaftliche Band, das alle Arbeit gleichmäßiger belebt, alle Erfolge gleichmäßiger verteilt. Bisher hat in beiden Ländern eine unnatürliche Verteilung, ein schiefes Verhältnis der Naturproduktion und der Industrie stattgefunden, ein Irrtum, der uns zur Zeit stark an den Magen geht. Das muß sich regeln zugunsten der Landwirtschaft, wenn wir für alle Fälle vor dem Aushungerungskrieg der Piraten sicher sein wollen.

Die eigentliche Kultur entwickelt sich aus seelischer und geistiger Gemeinschaft. — Im Herzen Deutschlands ragten einst zwei Männer, zu Weimar stehen sie Arm in Arm auf dem Sockel, die den Deutschen ihre bis dahin unter der Schlafhaube dämmernde Seele aufgeweckt haben. Seither haben deutsche Dichter und Denker nicht mehr abgelassen, die seelischen Eigenschaften der Stämme zu kräftigen und einander näher zu führen. Neuerdings seit Jahrzehnten sind deutsche Künstler, Poeten und Schriftsteller am Werk, in Nord und Süd die Feuerzeichen ihres Volkstums aufzuzeigen. Mit wärmerem Herzen schaut der Bayer nach Preußen, mit verständnisvollerem Auge der Niederdeutsche in die Alpen. Mit diesem Sichkennenlernen flauen auch die kirchlichen Gegensätze ab. Und in einem gesitteten Volke muß doch endlich die Zeit kommen, da es zu den sozialen und ethischen Unmöglichkeiten gehört, daß einer dem andern sein innerstes Herzenseigentum, das Verhältnis zu Gott, bestreitet oder besudelt.

Oder muß ich Ihnen wirklich sagen, daß es nicht wahr ist, daß die Deutschen täglich französische Kinder braten und zum Kraut essen? Das glaubt doch nur die Intelligenz von Paris, die da mit Negertruppen nach Deutschland Humanität bringt.

Ihr ergebener A. Egger-Lienz.

P. S. Sie dürfen von meiner Antwort beliebigen Gebrauch machen. Und nochmals: Als Andreas Hofer in Mantua vor der Hinrichtung stand, schrie er nicht: ‚Neutralität!‘, ‚Barbarei!‘, er fand keine Verleumdungsphrasen, sondern er selber kommandierte: ‚Feuer!‘ und bewahrte die Würde der Konsequenz. Die Belgier aber schießen und schreien: „Wir sind friedliche Bürger!“

Aus unserer Zeit.

Für uns.

(Gedicht eines 14jährigen Knaben.)

Von Oskar Ulmer.

Fern, ferne im Osten, da steht ein Grab,
Da senkt man zu Tausend die Toten hinab
Für uns.

Im Westen da ragt manch' Kreuz schlicht und klein,
Da liegen sie stumm in langen Reih'n
Für uns.

Und wo im Winde rauschet das Meer,
Da gaben sie freudig ihr Leben her
Für uns.

Sie opferten Zukunft und Lebensglück,
Sie kehren nie wieder zur Heimat zurück
Für uns.

Sie gaben ihr Alles, ihr Leben, ihr Blut,
Sie gaben es hin mit heiligem Mut
Für uns.

Und wir? Wir können nur weinen und beten
Für sie, die da liegen bleich, blutig, zertreten
Für uns.

Denn es gibt kein Wort, für das Opfer zu danken,
Und es gibt keinen Dank für sie, die da sanken
Für uns.

*

Gegen die amerikanischen Kriegsmateriallieferungen.

Wie sehr die anständige Öffentlichkeit in Nordamerika gegen die neutralitätswidrigen Kriegslieferungen ist, die von der Union an den Dreiverband gehen, zeigten in letzter Zeit wiederholte Äußerungen in der Presse. So bringt die „Kalifornische Staatszeitung“ in San Franzisko den Abdruck der Predigt eines sehr bekannten amerikanischen Geistlichen und Kanzelredners. Sie lautet:

„Was nützen unsere Friedensgebete am Sonntag, wenn an jedem Wochentag unsere Werkstätten und Schiffe beschäftigt sind mit dem Herstellen und Verladen der Mittel zur Fortführung des Krieges? Welchen Segen bringen unsere wohltätigen

Kleine Laube

Andreas Hofer und die belgischen Franktireure.

Ein deutschfeindliches Wochenblättchen, „Nieuwe Amsterdamer“, glaubte (wie der „Türmer“ erzählt) einen ganz großen Trumpf auszuspielen, indem es sich darauf berief, daß das Bild Andreas Hofer und die aufständischen Tiroler von Egger-Lienz in Deutschland sehr volkstümlich sei. Warum also würdigten die Deutschen die belgischen Franktireure nicht ebenso wie die alten Tiroler? He? — Dr. Baart de la Faille aus Amsterdam, der Egger-Lienz kennt, schickte ihm den Aufsatz und fragte, was er, der Verherrlicher der „Franktireurs“, davon halte. Egger-Lienz diente mit dieser Antwort:

„Der Tiroler Freiheitskrieg 1809 war, wie der Vendeer Aufstand, kein Franktireurkrieg, wie Sie meinen, sondern ein unter kaiserlich diplomierten Bauernoffizieren organisierter Landsturmkrieg mit offenem Visier.

Die Tiroler Bauern spielten nicht friedliche Zivilisten, um hinterrücks über die Eroberer herzufallen, sondern sie führten offenen Krieg gegen die französischen Eroberer in offenen Feldschlachten.

Selbst im dritten, für sie verhängnisvollen Aufstande kämpften alle im festen Glauben, daß der Friede mit Napoleon nicht vorhanden sei, da unbegreiflicherweise der Kaiser von Österreich den Tirolern keine bestimmte Friedensschlußnachricht zukommen ließ.

Aber, wenn Sie das nicht gelten lassen und behaupten, Franktireurs waren sie trotzdem ... nun gut: sie wurden auch von den Franzosen erschossen, wo man sie fing, wie Andreas Hofer und andere, und ihre Häuser wurden zerstört, ihr Gut beschlagnahmt, als ob sie Franktireure wären.

Was die Franzosen in Tirol mit Unrecht, nun, das tun jetzt die Deutschen in Belgien mit Recht, wo sie es mit wirklichen Franktireurs zu tun haben.

Übrigens mache ich den Franktireurs keinen Vorwurf — sie verteidigen ihr Vaterland, und wenn ich wallonischer Maler wäre, würde ich sie verherrlichen können. Aber — und da ist der größte Unterschied — Andreas Hofer und die Seinen jammerten und winselten nicht über die feindliche „Barbarei“, „Neutralität“ u. s. w., sondern nahmen die Folgen auf sich. Die belgischen Franktireurs aber wollen schießen und verlangen dann Pardon. Ja, sie verlangen, daß die Deutschen ruhig auf sich schießen lassen.

Wenn man Franktireur ist (wie zum Beispiel Lützows Freischaren), so nimmt man die Folgen auf sich und heult nicht über verletzte Neutralität und Barbarei u. s. w.

Andreas Hofer kann man malen, aber so einen heimtückischen Franktireur, der die Taten will, aber nicht die Folgen — den nicht ...

Daß die Deutschen unglücklichen und verzweifelten Menschen gegenüber einem kleinlichen Rachegefühl Ausdruck geben, ist eine von den vielen französischen Erfindungen, über die Sie, der Sie die Deutschen kennen sollten, doch nur lachen müßten.

rkommener, bettelarmer, unwissender, von der Hinterlist der Knechtschaft und mit nem Heißhunger nach Geld, Macht und Einfluß erfüllter Menschen sich über seine Grenzen ergießen, diese Menschen „überall hinreisen“ und „handeln“ zu lassen,

*

Bismarck und Moltke und der Dreifrontenkrieg.

Über die Beziehungen Bismarcks zu Moltke bringt der „Türmer“ einen auf persönlichen Eindrücken und teilweise ganz neuem Material begründeten Aufsatz aus der Feder des Generalleutnants z. D. Baron von Ardenne. Bismarck hat seiner Anschauung über die Entfesselung eines großen nationalen Krieges klar Ausdruck verliehen.

Es war in der Mitte der achtziger Jahre, als ihm mitgeteilt wurde, daß Deutschland in seiner Heeresentwicklung einen gewaltigen Vorsprung vor Frankreich gewonnen habe. Deutschland hatte einen Mehrlader für die Infanterie — Frankreich nicht. Ersteres hatte durch das sogenannte „Wehrpflichtgesetz“ 568 Bataillone Verstärkung für den Kriegsfall erhalten, es hatte seine Festungen betoniert (also für französische Artilleriewirkung unverwundbar gemacht), und hatte endlich in der neu erfundenen Brisanzgranate ein gewaltiges Angriffsmittel, das Frankreich fehlte. Der Kanzler erwiderte in einem Schreiben an die Militärverwaltung, daß ihm die Stärkung der deutschen Wehrkraft hoch willkommen und daß sie seine Politik zu kräftigen in der Lage sei. Sie könne ihn aber nicht veranlassen, zu einem Präventivkrieg zu raten. „Ein großer deutscher Krieg müsse aus der Tiefe des Volksgemüts geboren sein mit dem Bewußtsein, daß es sich um die Verteidigung der heiligsten Güter der Nation handle.“ Dies war der Sinn des Schreibens, von dem ich bedaure, daß es in den jetzigen Zeitläuften nicht zur allgemeinen Kenntnis des deutschen Volkes gebracht werden konnte. — — —

Die Jahre, die dem Friedensschluß von Frankfurt a. M. folgten, ließen sich äußerlich ruhig an. Unter der Oberfläche tobte aber ein diplomatischer Kampf, der vielleicht leidenschaftlicher und haßerfüllter war als die Begegnung der Armeen auf den Schlachtfeldern. Das Jahr 1875 war eins der kritischesten. Unter der Beihilfe der französischen Botschafter in Konstantinopel und Berlin — Chaudordy und Gontaut Biron — war die Schließung einer Triple-Allianz gegen Deutschland der Vollziehung nahe, die dieses fast denselben Feinden gegenüberstellen sollte, die Friedrich der Große im Siebenjährigen Kriege zu bekämpfen hatte. Der Fürst-Reichskanzler hatte die feindliche Wühlarbeit wohl bemerkt. An einer der Frühstücksmahlzeiten in seinem Hause, die er gern in einem kleinen Kreis von Gästen einnahm, und der der Schreiber dieser Zeilen beiwohnen durfte, sagte er, nachdem er dicke Rauchwolken seiner Pfeife entlockt hatte, etwa Folgendes:

„Wenn erst die diplomatische Geschichte dieser Zeit geschrieben werden kann, wird Deutschland mit Erstaunen erkennen, wie oft der Staatswagen mit seinen Rädern haarscharf an den Rändern des Abgrundes eines großen Krieges dahingerollt ist.“ Am selben Tage begab er sich zu einer Konferenz zum Feldmarschall; dessen Neffe und Erbe, der sein Schlafzimmer neben dem seines Oheims hatte, erzählte mir Folgendes:

„Er hatte sonst einen tiefen und gesunden Schlaf. Gestern nacht hörte ich ihn ruhelos auf und ab wandern und mit sich selber sprechen. Ich ging zu ihm

Beiträge zum Besten der Kriegsnotleidenden, wenn unsere Fabriken Tag und Nacht Zerstörungswerke fertigstellen, welche in großem Maße dazu beitragen, die Zahl der Obdachlosen, der Heimatlosen und der Nahrungslosen in den Kriegszonen zu vermehren?

Jede Patrone, die versandt wird, mag eine weitere Waise bedeuten, jedes Maschinengewehr ein weiteres Dutzend Witwen, jede Haubitze die Zerstörung eines weiteren Dutzendes von Städten, jeder Aeroplan oder Panzerwagen den Verlust von weiteren hundert Jünglingen oder Männern in der Blüte des Lebens, getötet und vernichtet indirekt von uns, die wir neutral zu sein behaupten. Wenn das Akte der Neutralität sind, dann möge Gott uns vor den Akten von Feinden beschützen.

Es ist häufig erklärt worden, daß es in der Macht der Vereinigten Staaten liegt, diesen furchtbaren Weltkrieg in neunzig Tagen zu beendigen, wenn unsere Kriegsmaterialienausfuhr an die Kriegführenden aufhören würde. Wenn das wahr ist, und es liegen gute Gründe vor, um zu glauben, daß es wahr ist, dann wird unsere Sünde um so größer sein, weil wir aus gemeinster Gewinnsucht eine ununterbrochene Fortsetzung des Massenmordes, des Elends und der Leiden zugelassen haben, während wir bei Ausübung wahrer Neutralität, wahrer Brüderlichkeit und Uneigennützigkeit den Frieden unter den Völkern wieder hergestellt haben könnten und den Menschen damit ein Wohlgefallen."

*

Über die Lodzer Juden

schreibt der Kriegsberichterstatter der „Leipziger Neuesten Nachrichten", Ad. Zimmermann, wie folgt: „Die Großjuden sind Russen. Denken gar nicht daran, etwas anderes sein zu wollen. Warum sollten sie auch? Wer Geld hat und nicht darauf zu achten braucht, kann in Rußland tun und lassen was er will. Kann vor allen Dingen Geld zu Geld häufen, ohne sich über die Methode ängstlich den Kopf zerbrechen zu müssen. Der Mittelstand ist schon seiner numerischen Schwäche wegen ohne Einfluß. Er besteht aus Leuten, die ebenfalls Geld verdienen wollen, nichts als Geld verdienen. Auch an uns; und sofern und inwieweit wir ihnen Gelegenheit dazu geben, sind wir ihnen willkommen. Doch fürchten sie die Russen und ihre Wiederkehr. Als das geringere Übel den Russen gegenüber werden wir noch am meisten von den kleinen Juden angesehen. Ihre übergroße Mehrzahl ist unendlich arm, steht sehr tief in ihren Ansprüchen ans Leben und ist überaus unwissend und abergläubisch. Sie wissen von ihren Glaubensgenossen in Deutschland, von deren bürgerlicher Gleichberechtigung und von ihrem durchschnittlichen Wohlstand. Deren Lage erscheint ihnen als märchenhaft, als ideal, und ihre Phantasie erhitzt sich an dem Gedanken, es vielleicht dank den Wirren der Zeit nun doch noch ebenso weit zu bringen. Zwei Dinge sind es vor allem, die sie innerlich beschäftigen, und die kommen regelmäßig in den Fragen zum Vorschein, die, nach Ausdrücken der Besorgnis vor der Wiederkehr der Russen, immer wieder an die deutschen Soldaten und auch an uns gerichtet werden, hier in Lodz wie im kleinsten polnischen Nest. „Wenn Polen ist daitsch, därfen wer dann hinreisen, wo wer wollen?" heißt die eine, und „Därfen wer dann handeln, wo wer wollen?" die andere. Freizügigkeit und Handelsfreiheit also sind es, die diese Leute, die einstweilen zum guten Teil kleine Handwerker sind, von der etwaigen „daitschen" Herrschaft für sich erhoffen. In diesen Wünschen liegt die ganze Schwierigkeit des polnisch-jüdischen Problems. Ich zweifle nicht eine Sekunde daran, daß diese Leute kulturell hebungsfähig sind, daß sie sich sogar verhältnismäßig schnell, das heißt innerhalb weniger Generationen auf einen ganz anderen Lebensstand bringen lassen würden. Welcher Staat der Gegenwart aber soll es wagen, dieses Ghetto zu öffnen, diese Hochflut ausgehungerter

Ein freudiges Leuchten im Auge nur glimmt,
Er weiß es, daß er zu Hohem bestimmt,
Zum Höchsten, was rühmlich und ehrenvoll.
Er weiß, was er muß, er weiß, was er soll.
Und über des Eises trügende Decke
Schreitet dröhnend der kühne Recke,
Eiligen Schrittes, die Sehnen gespannt,
Fest und sicher an gähnender Wand,
Über die steilen Schroffen und Schründe,
Durch des Höllentals grausige Gründe,
Wo die Wasser brausen, die wilden,
Zu des Heimattales Gefilden.

Abschied nehmen die stämmigen Krieger,
Abschied nimmt auch der Josef Rieger,
Keiner fester und männlicher schreitet,
Still von liebendem Segen geleitet.
Einmal nur blickt er ernst und stumm
Nach den alten Eltern sich um,
Einmal noch hebt er die Hand zum Gruß,
Rüstig schreitet dann weiter sein Fuß.
Einmal noch in ein Fensterlein
Schaut er mit liebendem Blick hinein:
War's nicht, als ob wer dahinter stand?
Was fährt zum Auge so schwer die Hand?
Es war wohl der blendende Sonnenstrahl,
Der scheidend grüßte zum letztenmal.
Es war wohl der Bach, der so schluchzend floß.
„Leb' wohl, leb' wohl, mein treuer Genoß!"

Tausende Helden streiten
Für unser herrliches Reich,
Tapfer, die stets bereiten,
Zu vernichtendem Streich.
Und in der Schar der Krieger,
Kühn, entschlossen und stark,
Steht unser Josef Rieger,
Treu bis ins innerste Mark.
Wo die Kämpfe am schlimmsten,
Wo die größte Gefahr,
Wo man sich rauft am grimmsten,
Da ist er immerdar.

„I kimm glei", gelassen spricht er,
Wenn er gerufen wird,
Der Feinde Reihen bricht er,
Von tödlichem Hagel umschwirrt.

„I kimm glei", ruft er voll Güte,
Wenn ein Kamerad ihn braucht,
Der in des Lebens Blüte
Sein junges Leben verhaucht.
„I kimm glei", enthaucht's seinem Munde,
Bevor er die Augen schloß,
Als ihn in der letzten Stunde
Getroffen das Todesgeschoß.
So ruht er in fremder Erde,
Des Vaterlands treuer Sohn,
Er ruht von aller Beschwerde,
Der Heldenruhm sei sein Lohn!
„I kimm glei." Er ist am Ziele,
Zur Ewigkeit ging er ein.
Mögen in Deutschland viele
Treu so wie jener sein!

A. Broszat, Hauptmann (aus Straßburg, Els., zur Zeit Meran).

---

der Karthager vorüber ist. Es ist gefährlich, ständig zum Verräter an der ganzen Menschheit zu werden, und traurig, stets nur einen Wind in seinen Segeln zu haben — das eigene Interesse. Immer dem Starken gegen den Schwachen zu Hilfe zu kommen, ist feige. Und ein großes Volk begnügt sich mit einer kleinen Rolle, wenn es unaufhörlich über sogenannte Gefühlspolitik spottet und nichts übrig hat für Ehre und Ruhm, für Hingabe, Teilnahme und Verbesserung des Schicksals der anderen. England wird das merken.

Die Inseln sind geschaffen, um dem Festlande zu dienen, nicht, um es zu beherrschen. Das Meer ist eine Straße, kein Vaterland. Die Schiffahrt ist ein Mittel, kein Zweck — wenn sie nicht die Kultur mitbringt, möge das Meer sie verschlingen."

I kimm glei.

Die Sommersonne brütet schwül,
Die weißen Gipfel nur leuchten kühl
Verschleiert leise in mattem Duft:
Ein drohendes Wetter liegt in der Luft
Viel ernste Gesichter schauen darein,
Dumpf grollt es fern um den Wetterstein.
Des Reiches höchster Gipfel starrt,
Ein Wächter, der seines Schicksals harrt,
Entschlossen, kühn und ernst und still,
Ein Treuer, der nicht wanken will.
Er badet in freier Luft die Stirn,
Hell leuchtet in blendendem Glanz der Firn,
Und trotzig ragen die Felsentürme,
Die nie sich beugten der Wut der Stürme.
Du treuer Wächter, höre mir zu:
Das deutsche Volk ist treu wie du,
Wie du der Kraft und der Freiheit Bild,
Wenn kühn es den Feinden zu trotzen gilt,
So ernst und so still in weisem Rat,
So mutig entschlossen zu wuchtiger Tat,
So edel im Glücke, so fest in der Not,
So stark in Gefahren, so treu bis zum Tod.

Wer steigt dort aus dem Tale her
Mit rüstigen Schritten wuchtig und schwer?
Ein Recke von Wuchs, gebräunt das Gesicht,
Ein Sohn der Berge, stämmig und schlicht.
Sein Auge leuchtet so männlich klar,
Er kennt die Klüfte, er kennt die Gefahr,
Die zauberhaft lockend zur Höhe ihn trieb,
Die Felsen, wie hat er sie doch so lieb!
Doch heute, wie sie so anders ihn grüßen!
Wie winken die Auen zu seinen Füßen,
Wie seltsam leuchten die Firne heute!
Was deutet im Dorfe das Glockengeläute?
Was raunen die Bäche sich zu so erregt?
Wie schwer der Sturm um die Felsen fegt!
Wie trotzig sie in die Höhe ragen!
Wie scheu am Himmel die Wolken jagen!
Ein Wetter schwer um die Gipfel fährt:
Hör', Josef Rieger, der Krieg ist erklärt!

Er hört es, der wettergefestigte Mann,
Er hört es mit eiserner Ruhe an.
Ihm zuckt kein Muskel des Angesichts,
„I kimm glei", sagt er und weiter nichts.

da wir Schöpfung und Schöpfer in Einklang zu bringen vermögen, erkennen wir so recht, was er uns bedeutet.

Es war zu erwarten, daß die Jahrhundertfeier von Bismarcks Geburtstag zahlreiche Bücher zeitigen würde, die diese Erkenntnis fördern und ins Volk tragen möchten. Manche sind schon erschienen, viele werden gewiß noch folgen. Aber soweit man bisher urteilen kann, dürften die meisten dieser Bücher an dem Mangel leiden, daß sie entweder an ihren Helden mit der allzugroßen Scheu des Epigonen herantreten und darum statt des Menschen ein Schemen schaffen, oder daß sie im Bemühen, dieser Klippe auszuweichen, ins Gegenteilige verfallen und Bismarck so ausschließlich menschlich schildern, daß seine Gestalt darunter Einbuße leidet. Dies sind Gefahren, denen die Autoren biographischer Romane stets begegnen und zumeist auch erliegen. Und es scheint, als ob es bisher in der Tat auch nur einem gelungen wäre, sich mit richtigem Instinkt jenes Bild Bismarcks zu rekonstruieren, das alle wesentlichen Züge seiner Persönlichkeit zusammenballt. Dieser eine ist Karl Hans Strobl, und von der umfassenden Bismarck-Trilogie, die er plant, ist soeben der erste Band, „Der wilde Bismarck", erschienen (L. Staackmann, Leipzig).

Mit einem behaglichen, zarten Biedermeieridyll setzt das Buch ein. In knappen Linien ersteht vor uns das alte vormärzliche Berlin mit seinen spießigen Menschen und krummen Gassen, auf pommerschen Landgütern tritt uns der Adel entgegen, der sich, nach seinem Sturze während der französischen Revolution, nun bemüht, seine Geltung wieder zu erweisen und zu festigen. Es ist eine Zeit ohne Höhen und Abgründe, ohne sonderliche Größe und Kleinheit, eine Zeit alltäglichen Mittelmaßes. Und in diese Zeit wächst nun ein Junge hinein, blond und blauäugig. Vorerst ist nichts Besonderes an ihm, er läßt sich wie andere Jungen Märchen erzählen, glaubt an Gnomen und Elfen und balgt sich auf Gut Kniephof mit den Kindern der Dienstleute. Auch später, als er nach Berlin an Plamanns Erziehungsanstalt kommt, gleicht er den übrigen Schülern so sehr, daß die Mutter, die geborene Mencken, ernstlich Sorge trägt, ihr Otto könnte im Durchschnittlichen enden und nicht jener große bedeutende Mann werden, den sie in ihm sehen will. Freilich regen sich schon hier, in den empfänglichen Jahren des Erwachens und Reifens, in dem jungen Bismarck allerlei verworrene Ideen, die der politische Sturmwind, der eben die Welt zu durchfegen beginnt, überall weckt und auch hinter die strengen Mauern der Erziehungsanstalt trägt, wo sie in manchen Herzen dankbaren Boden finden. Aber noch fehlt der Ernst, fehlt die Fähigkeit, dergleichen Dinge, die sogar von aufgeklärten Lehrern gepredigt werden, zu verarbeiten. Die Leiden und Nöten der Jugend drängen sich gebieterisch an die Oberfläche vor und das vorläufige Ergebnis liegt nur darin, daß ein Untergrund für vieles geschaffen ist, was später keimen und treiben soll.

Erst die Jahre des Göttinger Studentenlebens lassen den jungen Bismarck in Fühlung mit den großen Problemen treten, die in Hinkunft dem Manne seine ganze Beachtung abforderten. Das Deutschland der dreißiger Jahre war träge, es herrschte die Ruhepause zwischen zwei gewaltigen sozialen Umwälzungen, zwischen der französischen Revolution und dem Sturm von Achtundvierzig. Der Bürger erholte sich von den Wirkungen der ersten Katastrophe und war noch nicht reif für die Notwendigkeit der zweiten. Nur unter der akademischen Jugend, deren Vorrecht es immer gewesen war, zu hoffen und sehnen, war noch ein später Abglanz jener früheren Befreiung lebendig und gar eine Ahnung der kommenden. Unter der glatten Oberfläche, zu der Polizei und Universitätsdekanate zwangen, zuckten Flammen. Hitzköpfe predigten von mißbrauchter Fürstenmacht und einem souveränen Volke, Propheten wiesen auf Frankreich und Amerika hin, Schwärmer träumten von einem einigen Deutschland.

Der junge Bismarck.

Von Erwin H. Rainalter.

Der Vorwurf Börnes, die Deutschen wären undankbar, scheint allmählich viel von seiner Berechtigung zu verlieren. In den letzten Jahren und Jahrzehnten haben wir oft das schöne Schauspiel erlebt, daß das deutsche Volk und vor allem seine Dichter sich in tiefer, fast fanatischer Begeisterung der Dankesschuld erinnerten, die sich die großen Männer der Nation um die Nachwelt erworben haben. Und wie es nun schon einmal das gefährliche Schicksal alles Guten ist, so war es auch hier: mit Denkreden und Festen begann man, um schließlich in der Literatur zu landen. Eine neue Dichtungsgattung kam auf, der biographische Roman. Bücher wurden geschrieben, die bis zum Rande angefüllt waren mit einer tief menschlichen Voreingenommenheit, die aus einer starken, echten Liebe ihren besten Gehalt zogen. Jedes bemühte sich, ein Denkmal zu errichten, das Marmor und Granit überdauern sollte. Und wenn sie auch nicht alle gleich wertvoll waren, so war doch auch kein ganz schlechtes darunter, weil sie durchwegs den Vorteil hatten, dem Volke seine Heroen menschlich und persönlich näher zu bringen.

Heute steht der Krieg und jene Seite des Deutschtums, die in ihm zum Ausdrucke gelangt, allein im Mittelpunkte unseres gesamten Empfindungslebens. Die Namen aller jener Männer, die uns zu dem gemacht haben, was wir sind, durch die allein wir kämpfen und siegen lernten, haben in Millionen Herzen neue Wurzeln geschlagen und sind zu jungem, frohem Blühen erwacht. Mit ehrfürchtiger Scheu, im Gefühl einer überwältigenden, unabstattbaren Schuld, sprechen wir sie aus und finden in ihrem Klange einen gehobenen Stolz für glückliche Stunden, Trost in bitteren Augenblicken. Friedrich der Große, Prinz Eugen, Blücher, Kleist, Moltke und Zeppelin — jeder von ihnen ein verklärtes Stück unseres Wesens, jeder von ihnen ein Zeuge heiliger Not und frohen Aufstieges. Aber über ihnen allen, in Höhen, zu denen ihn die Liebe emporgehoben und die bisher kein anderer erreichte, steht einsam und fern einer, dem wir uns heute am innigsten verbunden fühlen, einer, den wir besser verstehen lernten als seine Zeit, einer, dessen Geist in diesen Tagen doppelt mächtig um uns rauscht. Die Geschichte hat Bismarck fast ins Reich des Mythos verwiesen. Den Geschlechten, die nach ihm kamen, wuchs seine Gestalt so sehr ins Gigantische, sein Wirken gewann vor Blicken, die es in seiner Gänze überschauen konnten, solch eine elementare Folgerichtigkeit und Geschlossenheit, daß Augen, welche alltägliche Maße gewohnt waren, diese Größe nicht zu fassen vermochten. Man sagte sich, daß irgendwie etwas Verborgenes, Tiefes an ihm sein müsse, das ihn über die gewöhnliche Spezies Mensch hinaushob. Und je mehr er uns zeitlich entglitt, je mehr der Abstand zwischen ihm und uns sich dehnte, desto fester griff diese Vorstellung ins Volk ein. Bismarck wurde zu jenem Heros, den das Hamburger Denkmal darstellt.

Der Mythus erhielt sich bis in unsere Tage, bis zu diesem größten Kriege, der unser Volk je heimsuchte. Der hundertste Geburtstag Bismarcks sollte die Belastungsprobe des Werkes sehen, das er geschaffen. Aus den lichten Höhen, die ihm die Volksverehrung zugewiesen, ist der größte Deutsche heute wieder auf die Erde zu uns herabgestiegen, die wir in seinem Geiste kämpfen und siegen. Wieder fühlen wir seine Nähe, wie unsere Väter sie fühlten. Er hat von neuem Gestalt gewonnen und wandelt unter uns, sein Geist lenkt und stärkt uns, bei allen großen Entscheidungen glauben wir seine Zustimmung zu fühlen. Durch den Drang der Ereignisse haben wir den Weg zum Menschen Bismarck zurückgefunden, und nun erst,

ein Bild dieser Gestalt, die für uns die Inkarnation alles Deutschen und Germanischen ist. Und wenn es dem Dichter gelingt, diesem Bismarckbilde feste Farben und Formen zu geben, auch wenn er sich mancher subjektiver Züge bedient, dann hat er seine Aufgabe erfüllt und darf unseres Dankes gewiß sein. Strobl hat dies in hohem Maße vermocht, er hat, trotz aller formelhaften Schranken, die ihm die Geschichte zog, einen Menschen vor uns hingestellt, an den wir glauben, einen Menschen von Fleisch und Blut, der lebt und leidet, strebt und strandet und über allen Stürmen und Abirrungen sein Ziel nicht aus den Augen verliert. Und darum wird dieses Buch dauern und seinen Wert behalten als doppeltes Dokument des Mannes, den es schildert, und der Zeit, aus der heraus es erstand.

Deutscher Lenz 1915.

Hörst du der Vöglein Singen?
Ein neuer Lenz bricht an.
Es hat der Herr dort oben
Das Wunder neu getan.

Das Wunder seines Waltens
Auf dieser blut'gen Welt,
Auf der den Acker draußen
Der Bauer neu bestellt.

Und ist es nicht der Bauer,
So ist's des Bauern Weib,
Indes für Deutschlands Erde
Er steht mit seinem Leib.

Wie sie ihm Heim und Acker
Getreulich hält in Hut,
So wahrt er ihr die Grenzen —
Er düngt mit seinem Blut.

Gar viel ist schon geflossen
Im Osten wie im West,
Doch unsre deutsche Erde
Die halten wir uns fest.

Wir hielten sie in Kämpfen
Durch Winters Grau'n und Nacht,
Wir werden sie uns halten,
Auch wenn der Lenz nun lacht.

Mag so manch Blut noch fließen
In Schlachten, Sturm und Not,
Einst wird daraus erstehen
Des Sieges Morgenrot.

So werden wir sie zwingen,
Sie alle in der Rund,
Kraft unsres reinen Rechtes,
Mit dem der Herr im Bund.

Dann bricht der neue Friede,
Der neue Lenz uns an —
Hörst du der Vöglein Singen?
Das hat der Herr getan.

Neustadt a. d. Haardt (Rheinpfalz). Kurt Sonnemann.

Es war eine Zeit, die mit großen Möglichkeiten geladen war, eine Zeit, die Männer brauchte und sich Männer schuf. Sie war in jeder Hinsicht die Schule Bismarcks.

Seit den Göttinger Jahren war ihm seine Bahn vorgezeichnet. Aber das Schicksal spielt auch mit den Erlesenen, und im Dasein Bismarcks fanden sich in der Folge oft Wendepunkte, in denen sich eine Entscheidung beängstigend anstaute, Kurven, die ihn aus seinem Geleise zu werfen und seinem Ziele zu entführen schienen. Er trat in den Staatsdienst und lernte den Zopf des Bureaukratismus kennen, doch so sehr er sich innerlich gegen solche systematische Knebelung auflehnte, so trat doch die Gefahr vor ihn hin, gleichfalls in der Kleinlichkeit des Beamtentums unterzugehen. Eine Herzensgeschichte rettete ihn diesmal, ließ ihn den Weg zu sich, zu seinen Plänen zurückfinden. Er sagte dem Staatsdienste Valet und wandte sich nach mehrfachen Lehr- und Wanderjahren der Bewirtschaftung seiner Güter Kniephof und Schönhausen zu. Und wieder drohte er sich selbst zu verlieren. Die Verwaltung seines Besitzes und die Reformen, die er einführte, begannen ihn ganz zu erfüllen, er jagte und ritt, feierte Feste, liebte und führte eine Frau heim. Und in dieser Periode wäre er vielleicht wirklich der Welt und dem Staate entführt und zum weltfremden Junker geworden, wenn nicht die Zeit selbst ihn durch den Drang ihrer Ereignisse aus seiner Versunkenheit geweckt und in ihren Strudel gezogen hätte. Das Jahr 48 schnob durch die Welt, erhitzte die Köpfe, säete Ideen, die blutig aufgingen, stiftete Unheil, wo es Gutes plante, riß nieder, wenn es ein Aufbauen galt. Es war das Jahr des Volkes, aber eben dieses Volk, das dunkel fühlte, daß seine Stunde gekommen sei, daß es nun endlich fordern und handeln dürfe, war machtlos, wenn es auf sich allein angewiesen blieb. So kam auch Bismarck zur Revolution. In Pommern, auf seinen Besitzungen, wo schwerfällige Menschen sich willig seinem Rate fügten, hielt es nicht schwer, Ausschreitungen im Keime zu ersticken, aufgewühlte Gemüter zu sänftigen. Dieser erste Erfolg trieb ihn, auch in Berlin in die Wirren einzugreifen und vermittelnd zwischen die Parteien zu treten. Und hier bewährte er sich zum ersten Male durch die Tat als Mann des Volkes. Er mengte sich in den Pöbel und sprach für den König, er erschien vor dem König und bat fürs Volk. Beim Volk vorerst blieb er unverstanden und wurde mit mißtrauischen Augen betrachtet, um dafür durch einen desto größeren Einfluß, den er sich bei Hofe errang, entschädigt zu werden. Seine Beredsamkeit, seine Takt, seine Ehrlichkeit feierten ihren ersten großen Triumph. Bismarck hatte den ersten Schritt auf seinem ureigensten Weg getan.

Dies ist die Jugend des Kanzlers. Er hatte sich nun selbst gefunden, die Zeit des Tastens und Suchens war vorbei, und er trat in die reifen Mannesjahre ein, die seine Pläne zu Erfolgen, seine Träume zur Tat werden ließen. Und vielleicht war an dem großen Werke Strobls dieser Teil der schwierigste und heikelste. Denn was Bismarck in der Zeit seiner höchsten politischen Kraftentfaltung war und schuf, das ist in die Geschichte eingegangen und kann sich dem Blicke des guten Forschers in Ursache und Wirkung nicht entziehen. Weit schwerer war es, das Dunkel, das über der Zeit des Werdens lag, zu heben und all das, was uns heute als notwendig erscheint, als erste Möglichkeiten zu erkennen. Vor allem ist es hier, trotz der Quelle, die uns Bismarcks Tagebücher und Briefe bieten, schwer, Eigenes und Historisches völlig auseinanderzuhalten, und es war auch für Strobl unerläßlich, daß er bei der Schilderung der Kinder- und ersten Jugendjahre seiner Phantasie freieren Spielraum bot und den Ring reiner Tatsachen weitete. Engherzige werden sich darüber erregen, Einsichtige dagegen die Motive des Autors würdigen und sich bei diesen Teilen mehr an das Kunstwerk als an die strenge Historie halten. Jeder von uns trägt seine eigene Vorstellung von der Persönlichkeit Bismarcks in sich,

Dieses kleine Jahrbuch, welches jetzt in seinem 7. Jahrgang vorliegt, hat sich als ein überaus brauchbares Hilfsmittel zur Orientierung in der allerneuesten Geschichte bewährt. In kurzer, aber doch klarer und erschöpfender Weise reiht der Verfasser alle bemerkenswerten Vorgänge des abgelaufenen Jahres aneinander und läßt uns noch einmal im Fluge eine drangvoll bewegte Zeit durchleben. Der vorliegende Jahrgang ist besonders auch dadurch wertvoll, daß er auch eine zusammenhängende Schilderung der Vorgeschichte und des seitherigen Verlaufs des jetzigen Weltkrieges bietet. Den Schluß des Buches bilden wie immer eine Anzahl für die Zeitgeschichte wichtige Dokumente. Für jeden Zeitungsleser, dem die tägliche Zeitungslektüre mehr als nur Zerstreuung ist, ist das kleine Jahrbuch von größter Wichtigkeit. V.

Gegen Frankreich und Albion. Von A. Fendrich. Mit Titel und Kopfleisten nach Zeichnungen von Willy Planck, 3 Übersichtskarten und mehreren Kartenskizzen im Text. (Bücher der Zeit.) (Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung.)

„Unser Erzfeind ist Albion, das perfide" — so schreibt Anton Fendrich in seinem Kriegsbuch „Gegen Frankreich und Albion", das entschieden mit zu dem Besten gehört von der Kriegsliteratur, die jetzt den Büchermarkt in großen Massen überschwemmt. Eigenartig im Stil, gewandt in der schriftstellerischen Form, dabei schlicht und natürlich in der Auffassungsgabe, führt Fendrich in seinem neuen Buch den Leser durch die wichtigsten Ereignisse auf dem westlichen Kriegsschauplatz, beginnend mit den ersten Tagen der Mobilmachung und ihrer Vorgeschichte. Mit einem wuchtigen Kapitel gegen das „perfide Albion" schließt er seine Schilderungen. Was Fendrich uns über die Kämpfe im Elsaß und in Lothringen, über die Schlacht an der Aisne, den Fall von Antwerpen usw. erzählt, das rollt sich naturgetreu vor dem geistigen Auge des Lesers ab. Da ist nichts Gekünsteltes darin. So wie unsere Soldaten draußen im Felde aus dem Gefühle treuester Pflichterfüllung heraus für Deutschlands Größe kämpfen und streiten, so stellt auch Fendrich sich seinen Lesern in seinem Kriegsbuch vor. — Einige gute Übersichtskärtchen begleiten den Text.

Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier. Heft 1 bis 3. Preis je 25 Pfennig. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Das deutsche Volk, das in dem gewaltigen Verteidigungskrieg gegen eine Welt von Feinden ungeheure Opfer an Gut und Blut willig auf sich nimmt, hat das Herzensbedürfnis, von den Kämpfen, die seine Söhne mit unvergleichlichem Heldenmut bestanden haben, wahrheitsgetreue und eingehende Schilderungen zu erhalten. Dieses begreifliche und berechtigte Verlangen kann aus militärischen Gründen zwar nur in beschränktem Maße gestillt werden. Es sind jedoch in jüngster Zeit aus dem Großen Hauptquartier sehr klare und lebendige Darstellungen aus den Kämpfen dieses Krieges veröffentlicht und damit diese Wünsche so weit befriedigt worden, wie es die militärischen Rücksichten gestatten. Die Bedeutung dieser Schilderungen, die auf Grund genauer sachverständiger Beobachtung entworfen sind, ist um so größer, als sie den ersten Schritt zu einer umfassenderen Betrachtung größerer Teile der gesamten Kriegshandlung bedeuten. Es ist daher wohl begreiflich, wenn allgemein der Wunsch besteht, diese Schilderungen zu sammeln und dauernd aufzubewahren. Um das zu erleichtern, veranstaltet der Verlag eine Ausgabe dieser Kriegsschilderungen in zwanglos erscheinenden Heften, von denen jetzt die ersten drei Hefte vorliegen, in denen die Belagerung der Festung Maubeuge, die Kämpfe bei Soissons, Hurtebise, im Oberelsaß Mitte und Ende Jänner, im Argonner Wald, die Ereignisse auf dem östlichen Kriegsschauplatz seit Mitte September, die neuntägige Winterschlacht in Masuren und die Kämpfe bei Wirballen am 10. Februar d. J. behandelt werden. Vier beigegebene Karten tragen ganz wesentlich zum Verständnis der Artikel bei. V.

Das Buch des Einarmigen. Ratschläge zur Aneignung der Fähigkeit, mit einer Hand selbständig zu werden. Von Géza Graf Zichy. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

In seinen Lebenserinnerungen hat uns Géza Graf Zichy erzählt, wie er als ganz junger Mensch durch einen Unglücksfall seinen rechten Arm verlor und wie seine Energie und Lebenskraft siegreich aus dieser Katastrophe hervorgingen. Soldat werden, wie es trotz dem fehlenden Arm sein Herzenswunsch war, durfte er freilich nicht; aber ein ausgezeichneter Klavierspieler ist er geworden und hat als „Virtuose der linken Hand" auf großen Konzertreisen überall Beifall und Ruhm geerntet. Immer hat ihm der Wunsch vorgeschwebt, seinen Leidensgefährten in aller Welt einmal in einer eigenen Schrift zu zeigen, wie er sich mit seinem Gebrechen abgefunden hat, durch was für Griffe und Mittel es ihm gelungen ist, sich bei allen Hantierungen von der Beihilfe seiner Umgebung unabhängig zu machen, so daß er so gut wie keine Handreichung von andern braucht. Diese Schrift ist nun fertiggestellt: in einem knapp gefaßten Text und vierzig vortrefflichen Abbildungen gibt Graf Zichy seine Anleitungen allen, die des einen Armes — des rechten oder des linken — beraubt sind. Keine der Verrichtungen, zu denen uns beide Hände unentbehrlich dünken, ist da vergessen: vom

Bücher

Das Lächeln Gineoras. Von Emil Ertl. (Leipzig. L. Staackmann. 1915.)

Eine sehr gemischte Gesellschaft von Herren und Frauen, auch Arbeitern, Beamten, Direktoren usw. wird im Hochgebirge in einem Bergwerkshaus eingeschneit. Es kommt allmählich zum Hungern, zu drohendem Arbeiteraufstand, eine Liebesgeschichte spinnt und entwickelt sich bedenklich. Anfangs vertreiben sich die Herrschaften solche Zeit mit Geschichtenerzählen, und gerade diese Geschichten sind das Treibende und zugleich Mäßigende für keimende Leidenschaften. Es sind an sich köstliche Einlagen, aber der Leser ist ungerechterweise geneigt, sie zu überspringen, so spannend, die Neugierde peitschend, folgt er dem Schicksal der im Schnee Eingemauerten, denen nebenbei auch die Gefahr des Verschüttetwerdens droht. Ich hüte mich, die Lösung anzudeuten, der Leser möge sich selbst ergötzen an dem Reichtum der Gedanken, an der Eigenart des Aufbaues dieses Werkes, das man — vorüber an Tausend und einer Nacht — mit Gottfried Kellers Sinngedicht vergleichen könnte. Nur daß bei diesen die gereihten Erzählungen Hauptsache sind, während Ertl die Rahmenerzählung — das Leben und Treiben im eingeschneiten Bergbaus — herrschend macht. Die drohenden Elemente und eine drohende Leidenschaft hält uns gefangen. Wegen letzterer sind wir nicht ganz beruhigt, wenn das Buch schließt.

Die vom Rauhen Grund. Roman von Paul Grabein. (Leipzig, Grethlein u. Co.)

Man wird sich den Namen dieses hervorragenden Dichters unter denen merken müssen, die das Hohelied der Industrie, der Technik, der Arbeit sangen. **Kraft ist Recht!** Durch alle Zeiten braust dieses Wort einer neuen Zeit stolz dahin, alles Kleinliche, Schwächliche übersiegend und zum Triumph des Großzügigen werdend, den so viele aus Rührseligkeit nicht verstehen können und nicht verstehen wollen. Aber der Fortschritt läßt sich eben nicht aufhalten und der Fortschritt siegt über Tränen und Träumereien — und es ist gut so! Gäbe es nur viele so prächtige Herrenmenschen, solche Menschen der Tat und der Tatkraft wie diesen Gerhard Bertsch! Das Herz kommt bei ihnen keineswegs zu kurz, wenngleich es nicht ausschließlich Weg und Ziel weist. Aber darum handelt sich's ja eben. Schaffen ist die Hauptsache! Arbeiten, schaffen, kämpfen!

K. D. Zwerger.

Richard Sexau. Blut und Eisen. Kriegserzählungen. (München. Georg Müller.)

Kein Neuer und doch ganz neu in seiner Art tritt R. Sexau, dessen ernstes und tüchtiges Streben auf dem Felde der guten Literatur man mit Vergnügen von seinem ersten Werke an beobachten konnte, nun mit Kriegserzählungen auf den Plan. Und man erlebt da eine ganz große Freude: das **sind** Kriegserzählungen! Man merkt es ihnen in jeder Zeile an, daß das alles erlebt und erlitten ist und mit wunderbarer Knappheit, schlicht und gerade deshalb packend geschildert. Sexau kämpfte anfangs auf den lothringischen Schlachtfeldern mit, kam erkrankt zurück, gönnte sich jedoch keine Ruhe, sondern schrieb auf Grund seiner Eindrücke und Tagebuchnotizen dieses ausgezeichnete Buch, und aus jeder Zeile fiebert der Wunsch, wieder mitkämpfen zu können, jeder seiner Gedanken ist im Felde, bei seinen Kampfgenossen. Als feiner Beobachter fiel er schon mit seinem allerersten Buch auf, die vorliegenden Skizzen und Novelletten aber sind geradezu kleine Meisterstücke der Charakteristik und der psychologischen Vertiefung. Er ist gerecht, aber er hat auch neben der Liebe den gesunden deutschen Haß, und die Stücke: „Das rote Kreuz", „Judith" und „Feindesdank" zeigen schonungslos die Feigheit und Niedertracht jener Gegner, die den grobschrötigeren Deutschen als „Barbar" bezeichnen wollen. Den Schluß bildet ein menschlich rührendes Bild „Ungleiche Freunde", das auch den Ausnahmen gerecht wird. Sexau hat sich mit diesem Buch mit einem Schlag in die Reihe der besten Erzähler geschwungen, man kann sich schwer auf diesem Felde Besseres vorstellen.

Ella Triebnigg.

Eine gute Wehr und Waffen. Mein Kriegstagebuch von Karl Hans Strobl. (Leipzig. L. Staackmann. 1915.)

Anders als das Kriegstagebuch des Diplomaten, des Feldherrn, des Journalisten sieht das des Dichters aus. Ganz anders. Das ist volltönender Hochklang, ein Himmelsjauchzen auch in Tagen der Not. Die in Versen schwingende, bilderreiche Sprache Strobls ist das rechte Gewand für die Größe der Zeit und ihre unerhörten Geschehnisse. Das Buch enthält Bilder von klassischer Größe.

Historisch=politische Jahresübersicht für **1914.** Von Gottlob Egelhaaf. (Stuttgart. Carl Krabbe Verlag Erich Gußmann.

genannt. Was die Zeitschrift von den übrigen Kriegszeitschriften zu ihrem Vorteil abhebt, ist die vorzügliche Auswahl des Stoffes; so gehören zum Beispiel die packenden und geistvollen Schilderungen der Schlacht bei Tannenberg und der galizisch-polnischen Riesenschlacht zum Besten, was je auf diesem Gebiet geschrieben worden ist. Das gleiche gilt von den Fendrichschen Artikeln über die Mobilmachung und über die Kämpfe im Elsaß. Vornehm im Ton und in der Ausstattung, ist die Franckhsche Kriegschronik frei von parteipolitischer oder konfessioneller Färbung. Das beigegebene Bilder- und Kartenmaterial bildet eine wertvolle Ergänzung der einzelnen Artikel. Der Preis — 30 Pfg. das Heft — ist im Verhältnis zum Gebotenen äußerst billig, der Bezug ist durch jede Buchhandlung möglich.

Emanuel Geibels Werke. Ausgewählt und herausgegeben von Dr. K. Schacht, Vier Teile in einem Band. (Leipzig. Hesse & Becker. 1915.)

Der unermüdliche Hessesche Klassikerverlag bietet in der vorliegenden Ausgabe zu den bekannt geringen Preisen die poetischen Werke unseres edlen deutschen Sängers Emanuel Geibel. Sie enthält namentlich in bezug auf die Gedichte alles, was der Dichter von bleibendem Werte geschaffen, eine Zahl seiner besten dramatischen Dichtungen und Geibels musterhafte Übertragungen griechischer und römischer Stücke. Eine treffliche Übersicht der schöpferischen Tätigkeit des berühmten Poeten auch für die heutige Generation, die ihn etwa nur aus einzelnen seiner schönsten Gedichte kennt, erscheint dadurch möglich. Der Herausgeber K. Schacht hat eine literarisch wertvolle biographische Einleitung und auch den einzelnen Abteilungen schätzbare Einführungsabhandlungen vorangestellt. Wenn man die herrlichen Strophen liest, die Geibel nach dem großen Kriege 1870/71 in den „Heroldsrufen" veröffentlichte, begreift man, daß ihn einst Kaiser Friedrich den „Herold des Deutschen Reiches" genannt hat. Diese feurigen patriotischen Lieder sind in der heutigen kriegsdurchtobten Zeit als begeisterte Verherrlichung deutschen Heldenmutes besonders am Platze. Diese schöne Ausgabe Geibels, welche von der Verlagshandlung auch mit wertvollen Illustrationen: Porträts, Ansichten und Handschriftenfaksimiles versehen wurde, empfiehlt sich damit selbst aufs beste. A. Schl.

Welche Strafe soll die treffen, die Schuld am Weltkrieg tragen? Von A. Ölzelt-Newin. (Leipzig. Kesselringsche Hofbuchhandlung. 1915.)

Sehr lesenswert. Lasset es nicht die Völker entgelten, was nur ganz wenige Verbrechernaturen angestiftet haben!

Das neue Toastbuch. Eine reichhaltige Sammlung von ernsten und heiteren Original-Trinksprüchen und Reden in Vers und Prosa für alle vorkommenden Gelegenheiten. Mit Beiträgen von Rod. Anschütz, Dr. Brecher, F. Dingelstedt, S. Fritz, Friedr. Halm, Edm. v. Hallegk, Friedr. Kaiser, Fritz Krastel, Betty Paoly, Robert Pohl, August Silberstein, J. Weyl, Wilhelm Wiener, Ad. Wilbrandt und anderen, herausgegeben von L. Rosner. Zweite Auflage. 13. Bogen Oktav. In Farbendruckumschlag geh. 2 K 20 h = 2 M. (Wien und Leipzig. A. Hartlebens Verlag.)

Das vorliegende „Neue Toastbuch", will intelligenten Leuten, die nicht Zeit und Ruhe haben, sich ihre Toaste selbst zu erfinden, eine geistige Anregung bieten, auf deren Grundlage sie je nach ihrem Bedürfnisse weiter bauen oder das Vorhandene benützen können.

Büchereinlauf.

Erinnerungen an Bismarck. Aufzeichnungen von Mitarbeitern und Freunden von A. v. Brauer, Erich Marcks und K. A. v. Müller. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Johanna von Bismarck. Ein Lebensbild in Briefen. Mit 8 Bildnissen und 1 Faksimile. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der eiserne Kanzler. Ein Lebensbild für das deutsche Volk von Arnold Stiebritz. (Bannerträger für Deutschtum und Vaterland. 1. Band.) Mit zahlreichen Bildnissen und Abbildungen. (Leipzig. Hesse & Becker.)

Bismarck der große Deutsche. Seine Größe — Seine Kraft — Sein Ernst — Sein Frohsinn. Ein Buch für ernste und heitere Stunden von Erwin Rosen. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Myron und Theodora. Der Fremdling. Hohe Liebe. Von Wladimir Freih. von Hartlieb. (Wien und Leipzig. Hugo Heller u. Cie.)

Alexander von Macedonien. Tragödie von Graf Gobineau. Deutsche Nachdichtung von Hildegard Stradal. (Leipzig und Wien. Kamönenverlag.)

Heldenkämpfe 1814—1815. Eine illustrierte Volksbücherei. Literarische Mitarbeiter: Höffner, Kohde, Lobsien, Walter und andere. Künstlerische Mitarbeiter: Baluschek, Klemm, Pretorius, Thylmann u. a. (Weimar. Gustav Kiepenheuer.)

„Kameraden." Mein Vermächtnis an das Heer. Von Fürst Gebh. Leber. v. Blücher. (Berlin. Johannes Baum.)

Vom Kriegsschauplatz. Feldpostbriefe und andere Berichte von Mitkämpfern und Augenzeugen. Mit Beiträgen von Richard Dehmel und Karl Bleibtreu. Herausgegeben von Karl Quenzel. Mit Bildern nach Originalaufnahmen. (Leipzig. Hesse & Becker.)

Schneiden der Fingernägel und Obstschälen bis zur Benutzung der Jagdflinte und zum Lenken eines Zweispänners. Es braucht nicht gesagt zu werden, in welch ernstem Sinne heute dies „Buch des Einarmigen" zeitgemäß ist: wie manche Tapfere hat in diesen Tagen eine feindliche Kugel zu Einarmigen gemacht! Für sie gilt es nun, das Heldentum, das sie im Wüten der Schlacht bewiesen, auch in dem noch schwereren, entsagungsreichen Kampf zu bewähren, in den sie sich nun von Tag zu Tag gestellt sehen: durch unermüdliche Energie von ihrem schweren Los das verbitternde Gefühl der Abhängigkeit fernzuhalten. Da finden sie in dem Grafen Zichy den denkbar besten Lehrer und Führer, nicht nur, weil er aus voller, durchweg selbst erkämpfter Erfahrung spricht, sondern auch dank dem Ton, in dem er spricht: dies liebevolle, gütige Zusprechen wird auch den schwer Niedergedrückten ermutigen und aufrichten, wird mit dem liebenswürdigen Humor, der als schöne Blüte mannhaft erkämpften Gleichgewichts und milder Lebensweisheit auch die „Erinnerungen" des Grafen Zichy schmückt, ihm vielleicht wieder das erste Lächeln abzwingen, seine Geduld und Ausdauer bei den schwierigen Anfängen immer aufs neue anspornen. V.

An der Front. Anekdoten und Begebenheiten aus dem Weltkriege. Herausgegeben von Dr. J. K. Ratislav. Mit Bildbeigaben. (Leipzig Hesse & Becker.)

Das Buch enthält eine Fülle von Anekdoten, Feldpostbriefen und Berichten aus dem Weltkriege und ist vorzugsweise dem Humor gewidmet. Der überreiche Stoff ist sorgfältig gesichtet und in folgende Rubriken eingeteilt: „Ausmarsch", „Feldherren und Soldaten", „Zwischen den Schlachten", „Daheim", „Die Verwundeten", „Die Feinde". Diese stattliche Blütenlese wird vielen über bange Stunden des Harrens hinweghelfen und auch von unsern braven Kriegern gern gelesen werden. Sie eignet sich daher vortrefflich zu Liebesgaben. Mehrere ausgezeichnete Karikaturen aus bekannten Witzblättern und eine Reihe von Originalaufnahmen erhöhen noch den Wert des Buches, dessen Ausstattung vornehm und gediegen ist. V.

Bismarcks Glaube. Von Hans von Soden. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Hans v. Soden zeigt, wie Bismarck aus den Jahren des Zweifels und eines pantheistisch gefärbten Deismus sich in schweren inneren Krisen zu dem persönlichen Gottesglauben, dem Erlösungsbedürfnis und der Heilsgewißheit eines tief innerlich erlebten Christentums durchrang. Daß dieser Glaube bei aller Festigkeit sich nie dogmatisch-doktrinär verhärtete, bei aller Bestimmtheit nie zu Engherzigkeit und Unduldsamkeit gegen andere führte, wird von dem Verfasser besonders betont.

Kärnten. Auf der Landkarte kann man sehen, wie Steiermark das liebe Kärntnerlandl umarmt. Und Wunder ist das keins. Was von den frischen lustigen Kärntnerleuten zu halten, von ihrem Volksleben und Volkslied, das ist weitum bekannt. Und dann das Kärntnerland, das ringsum von Hochgebirgswällen eingefriedete Alpenparadies! Der Landesverband für Fremdenverkehr bringt es wieder einmal in Erinnerung. Er hat eben ein Büchel herausgegeben, das in Wort und Bild ein Wegweiser ist durch Kärnten, seine Sommerfrischen, Kurorte und seine besonderen Schönheiten. Wem es möglich ist, ein bißchen kriegsflüchtig zu werden, der greife nach der Schrift, folge ihr und gehe ins stillere Gebirge!

Duden, Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter. Bearbeitet von J. E. Wülfing und Dr. A. C. Schmidt. Neunte, neubearbeitete Auflage. (Leipzig. Bibliographisches Institut. 1915.)

Dieses längst als vortrefflich bekannte Handbuch ist nun in der neunten, vollständig neu bearbeiteten und reich vermehrten Auflage erschienen. War es bisher schon jedem, der mit Schreibarbeiten zu tun hatte, unentbehrlich, so wird diese Neuauflage nunmehr auch namentlich dem literarischen Arbeiter gerecht, da sie eine reiche Zahl grammatischer und orthographischer Vorbemerkungen vorausſendet und sogar allgemeine Korrekturvorschriften enthält. Im Gegensatz zur vorletzten Auflage sind nun auch die Fremdwörter einbezogen. Neben dieser Anzeige bedarf das nützliche Buch wohl keiner weiteren Empfehlung. Es darf auf dem Schreibtische keines Lehrers, Schriftstellers, Korrektors, Beamten, überhaupt keines, der richtig schreiben will, fehlen und bietet jedem die gewünschte, verläßlichste Auskunft. Dr. A. Schl.

Der Krieg. Illustrierte Chronik des Krieges 1914/15. Monatlich zwei reichillustrierte Hefte zum Preis von je 30 Pfennigen. Heft 1—5 mit Tondrucktafeln und Reliefkarten von den Kriegsschauplätzen in den deutsch-französischen Grenzgebieten, den deutsch-russischen Grenzgebieten, von Paris und Umgebung, von Galizien und Südpolen und von Nordostfrankreich. (Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung.)

Das Kriegsbuch des Gebildeten kann die Franckhsche Kriegschronik nach den uns vorliegenden fünf Heften genannt werden. Der Verlag hat sich zu dem Werke hervorragende Schriftsteller gesichert, es seien davon nur die Namen Dr. Floericke und Ant. Fendrich



9. Heft | Juni 1915 | 39. Jahrg.

Dem Werkel-Peterl seine Osterpredigt.

Von Margarete Glantschnigg.

Maria im Moos heißt das Dörfel im Hochtal, von dem ich erzählen will. Hohe Schneeberge bewachen mit silbernen Schilden die grüne Wiege in der es liegt, schlafend wie ein unschuldiges Kind, nichts fühlend vom Waffengetöse der wilden Welt da draußen.

Bis auf diesen frühlingsblauen Ostersonntag haben die Berge ihr Wächteramt treu verwaltet. Die Mobilisierung damals vor acht Monaten hatte freilich wie ein scharfer Trompetenstoß die Bergeinsamkeit durchgellt und die Menschen durcheinander gescheucht. Aber so wie die Kundmachung am Kirchhofstor durch Schnee und Regen allmählich unleserlich geworden war, so hatte auch der Winter mit seiner weißen Stille die Aufregung und Sorge in den Herzen der Dorfbewohner leise verwischt. Denn Maria im Moos hatte Glück gehabt. Von den wenigen Burschen im Orte waren einige leicht verwundet, keiner war im Felde geblieben. Das schläferte die Angst der Daheimgebliebenen ein. Zudem war das Band mit der Außenwelt nur lose. Keiner der Bauern hielt eine Zeitung. Nur durch den Pfarrer und Schullehrer

England im Spiegel der Kulturmenschheit. Ein Buch der Zeit von Karl Strecker. (München. C. H. Beck.)

Hindenburg-Schläge. Hindenburg-Anekdoten von Joachim Francke. Mit einem Hindenburg-Märchen von Erwin Rosen und Bildnis des Generalfeldmarschalls Hindenburg. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Zum Sieg. Ein Brevier für den Feldzug von W. Schussen, L. Finckh, A. Supper, A. Dörrfuß, mit Einführung von Hermann Hesse. (Stuttgart. „Die Lese.“)

An unsere feldgrauen Jungen. Von Heinrich Lhotzky. (Stuttgart. „Die Lese.“)

Soldaten-Bücher. Unseren Truppen zur Kurzweil. (Düsseldorf. Ed. Lietz. 1915.)

Der Gedanke des gerechten und heiligen Krieges in Gegenwart und Vergangenheit. Rede von Heinrich Finke, Professor an der Universität Freiburg i. Br. (Freiburg i. B. C. Troemers Universitäts-Buchhandlung.)

Kriegsgefangen. Erlebnisse einer Deutschen in Frankreich. Von Dora Coith, Oberlehrerin an der höheren Schule für Mädchen in Leipzig. (Leipzig. Hesse & Becker.)

Bei der Herderschen Verlagsbuchhandlung (Freiburg i. B.) erschienen: **Kriegsschwänke aus alter Zeit.** Gesammelt von Heinrich Mohr. — **Der Kriegszug der sieben Schwaben.** Von L. Auerbacher; aufs neue herausgegeben von Heinrich Mohr. — **Kriegsbrot für die Seele.** Von Abraham a. S. Clara; dargeboten von Dr. Karl Bertsche.

Englands Wirtschaftskrieg gegen Deutschland. Von Dr. Gustav Stresemann, M. d. R. 36. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg“. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Das Bildungswesen im neuen Deutschland. Von Schulrat Karl Muthesius. 37. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg“. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Kampf um die Dardanellen. Von Staatsanwalt a. D. L. Trampe. 39. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg“. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Von Waterloo bis Antwerpen. Von Professor Dr. C. F. Lehmann-Haupt. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

1914 in Ehernen Sonetten und Liedern. Vierzig ausgewählte Gedichte für Österreichs deutsche Jugend von Richard Schaukal. — **Standbilder und Denkmünzen 1914.** Der Ehernen Sonette zweite und dritte Reihe. (München. Georg Müller.)

Deutsches Kriegsgebet. 50 Kraft- und Trostlieder von Max Bewer. (Leipzig. Goetheverlag.)

Wir und Österreich. Kriegsdichtungen 1914/15, ausgewählt von Gustav Falke. (Hamburg. Hanseatische Druck- und Verlagsanstalt.)

Aus der Kriegszeit. Gedichte von W. A. Hammer. (Wien u. Leipzig. Carl Fromme.)

Heldentum und Liebe. Kriegsgedichte von Fr. Lienhard. (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer.)

Licht- und Schattenbilder. Von Coletta Kirndorfer. (Wien. Kommissionsverlag der Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung Carl Fromme.)

Deutschlands Volkswirtschaft nach dem Kriege. Forderungen zur Sicherung deutscher Volkswirtschaft gegen West und Ost. Von Dr. Otto Prange. (Berlin. Puttkammer u. Mühlbrecht.)

Wolfgang Schmetzl. **Der Wiener Hans Sachs.** Eine Auslese seiner Werke, mit Anmerkungen versehen und herausgegeben von E. Triebnigg. (Wien. Gerlach u. Wiedling.)

An Frederik van Eeden und Romain Rolland. Offener Brief von Walter von Molo. (München. Hugo Schmidt.)

Vater, du, führe mich! Ein Konfirmandenbuch fürs Leben. Unter Mitarbeit von Phil.-Dr. Heber und Schuldirektor Ulrich in Dresden herausgegeben vom Lutherverein. (Leipzig. Arwed Strauch.)

Die Romantik der Chemie. Von Dr. Oskar Nagel. (Stuttgart. Kosmos-Gesellschaft der Naturfreunde, Franckhsche Verlagshandlung.)

Wiener Kochrezepte für die Kriegszeit. Von Zwei Wienerinnen. (Wien. Hugo Heller & Cie.)

Die ertragreiche Bewirtschaftung kleiner Gärten. Von Großh. Obstbaulehrer Georg Thiem-Augustenberg. Herausgegeben vom Badischen Landeswohnungsverein. (Karlsruhe. Verlag der G. Braunschen Hofbuchdruckerei.) Inhalt: Allgemeines über die Bewirtschaftung des Gartens. — Anpflanzung und Pflege der Gemüsegewächse. — Anpflanzung und Pflege der Obstbäume.

Die menschlichen Läuse und ihre Bekämpfung im Felde und zu Hause. Gemeinverständlich verfaßt von J. R. (Wien. Eduard Kleemann.)

Postkarten des „Heimgarten“.

Druckfehler. Auf Seite 541, Zeile 11 von oben, muß es anstatt „Der Dreizehnte“ heißen: Dreizehn!

Anonymus in Thüringen. Ja, in diesem Falle läßt man sich den Anonymus gern gefallen. Die Spende ist ihrem Zwecke zugeführt worden. Vergelt's Gott!

(Geschlossen am 20. April 1915.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Johann Flecker.** — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz.

Gerade bei der Lindenbank neben dem Bildstöckel trafen sie zusammen. Und was der geistliche Herr der armen Frau zu sagen hatte, muß wohl bitter schwer gewesen sein; denn sie mußte sich auf die Bank setzen und konnte geraume Zeit nicht aufstehen. Und als sie sich endlich erhob und neben dem Greise der Kirche zuschritt, da war sie nicht mehr die muntere, bewegliche Bachleitnerin, sondern ein mühseliges, gramvoll gebücktes Weib.

Einige Leute auf dem Kirchhof hatten diesen Vorfall von weitem bemerkt, ihn anderen gezeigt oder erzählt. Man rätselte daran herum; Teilnahme, Neugier und Angst ballten sich allmählich zu einer lastenden Wolke zusammen, die den Menschen die Frühlingshelle trübte und sie vorzeitig in die Kirche hineintrieb.

Und nach der Predigt erfuhren sie's „Da verkündete es der Pfarrer von der Kanzel: Der Bachleitner Rupert war bei einem heldenhaften Angriff von einer Granate zum Krüppel zerschossen worden; der rechte Arm glatt weggefetzt und das linke Bein zertrümmert und nachträglich abgenommen. Wochenlang war er in einem ungarischen Lazarett gelegen und es war daher keine Nachricht von ihm gekommen. Nun war er so weit hergestellt, daß er in sein Heimatland, zunächst in die Hauptstadt und dann auch nach Maria im Moos zurückkommen konnte.

Der Pfarrer schloß mit zitternder Stimme: „Das erste große Leid, doch auch die erste große Ehre bringt der Bachleitner Bertl in unser Dorf. Ohne Arm und Bein, aber mit der goldenen Tapferkeitsmedaille auf der Brust kehrt er in unsere Mitte heim. Der liebe Gott schenke ihm die Kraft, im Leide zu stehen, wie er im Kriege gestanden: aufrecht, als ein Mann und Held. Amen."

*
* *

Schweigend und verstört verließen alle die Kirche. Nun war er da, der Krieg. Zum ersten Male tauchte sein finsteres, erbarmungsloses Haupt hinter den weichen Silberlinien der Berge auf. Zum ersten Male hing sein blutiges Schwert über dem Dörflein mit dem sanften Friedensnamen Maria im Moos. Den einen hatte es getroffen, grausam verstümmelnd. Wer wird der nächste sein? Zwiefach würgte es in ihren Kehlen: der Schmerz um den lustigen Bertl, den sie alle so lieb gehabt, Junge und Alte, Buben und Mädeln; und die Angst um ihre eigenen Männer, Brüder und Söhne im Felde, die heute oder morgen das Gleiche oder noch Ärgeres treffen könnte. Halblaute, rauhe Ausrufe zerbrachen endlich die Stille: „Jessas, so ein Ostersonntag!"

„Der Bachleitnerin ihr Einziger!"

„So ein lieber, frischer Bub! Und allweil lustig! Dem wird's Singen schon vergangen sein!"

erfuhr man die neuesten Kriegsereignisse. Diese blieben in dieser Weltferne gleichsam körperlos ohne Wirklichkeit; verblaßten wie schwache Kerzenflammen in der sonnenhaften Luft der Berge. Das nervendurchrieselnde Ausrufen der Sonderausgaben war niemals durch die stille Dorfstraße erklungen. Die Teuerung, die über den Dächern der Großstadt wie eine riesige Kreuzspinne lauert, um ihre Fäden immer enger und enger anzuziehen, bekümmerte diese einfachen Menschen wenig; denn sie waren gewohnt, das Nötigste selbst zu erzeugen und zu verbrauchen. Kein Flüchtling, kein Verwundeter hatte noch den Weg hier herauf gefunden und das Elend des Krieges in den reinen Bergfrieden getragen.

Bis auf diesen frühlingsblauen Ostersonntag.

An diesem Morgen waren die greisen Bergwächter vielleicht zu tief versunken in träumerischer Lichtseligkeit. Hatten die straffgeballten, klotzigen Felsenfäuste leise gelockert, die Schilde leicht gesenkt. Hatten die schmale Zickzackstraße zu ihren Füßen nicht genug im Auge behalten und daher den alten Postboten nicht bemerkt, der da heraufkrottete wie täglich, aber in der schwarzen Ledertasche einen Brief trug, in dem ein heißer Funke Schmerz verborgen war, ein Funke aus dem unendlichen Brande, in dem die Erde loderte.

Und so kam es, daß dieser Brief ungehindert in die Hände des alten Pfarrers von Maria im Moos gelangte. Der stand eben mit heiterem Gesichte am offenen Fenster und blickte bald zu den festlich ruhenden Bergen auf, bald zu den feiertäglichen Menschen nieder, die den Kirchhof behaglich murmelnd erfüllten. Um den Brief zu lesen, trat der Pfarrer aus dem goldenen Sonnenstreifen ins Schattendunkel zurück.

Als er aber nach einer Weile wieder im hellen Fenster erschien, da war der Schatten in seinem Antlitz hängen geblieben. Er ließ seine Augen nicht mehr freudig umherwandern, sondern bannte sie scharf und gequält auf einen Punkt an der gegenüberliegenden Berglehne. Dort schimmerte es bunt und lustig wie ein Farbenkasten: ein frischbraunes Ackerstreifchen, ein schneeweißes Häuschen mit goldgrünem Moosdache und ringsherum Bienenstöcke, blaue, gelbe, rote. Und dieses lustige Farbenkästchen gehörte auch lustigen Leuten: der Bachleitenbäuerin und ihrem einzigen Sohne, dem Bertl, der freilich seit August im Felde stand und Mutter und Bienen allein gelassen hatte. Sie besaßen nicht viel, die beiden, aber bei der Arbeit waren sie immer seelenvergnügt, voller Lieder und Späße.

Dorthin also spähte der Pfarrer an jenem Ostervormittag vor der Festmesse. Und als er endlich über den fahlen Wiesenhang ein Weiblein flink zu Tal laufen sah, da wendete er sich seufzend vom Fenster. Wenige Augenblicke später konnte man ihn raschen Schrittes der kleinen rundlichen Bäuerin entgegeneilen sehen.

mit der Mistgabel. Sie sah ihn die Sense tängeln und an der steilen Bergwiese so sicher und kräftig mähen. Sah ihn immer und immer an der Arbeit, singend und voll Lust! Und das alles nun aus mit einem Schlag! Ihr Bub ohne Arbeitshände! Niemand als sie kannte das bodenlose Weh, das in diesen Worten lag. Und nicht einmal sie konnte es zu Ende denken, klipp und klar. Auf Augenblicke nur begriff sie es; dann hielt sie sich die Augen zu und wimmerte leise.

Die Nachbarn rückten ihr dann tröstend näher und redeten auf sie ein, klug und töricht, warm eindringlich und gedankenlos geschwätzig. Doch alle meinten sie's gut mit ihr und es tat dem wunden Mutterherzen wohl, wie sie voll Rühmens waren über ihn, ihn so gern hatten und ihm tausend goldene Berge versprachen, wenn er heimkäme.

„Ich fahr ihm mit meinem Kaleschl bis nach St. Jakob entgegen", sagte der Wirt.

„Und ich back ihm daweil mein schönstes Hendel", seine Ehehälfte.

„Und den ältesten Wein holst aus dem Keller!"

„Einen Empfang sollten wir ihm halt machen, wie dazumal dem Bischof bei der Primiz."

„Mit einem Tor aus Tannenreisig und goldenen Buchstaben: ‚Dem Helden von Maria im Moos.'"

„Der Schullehrer könnt wieder ein Lied dichten und die Kinder könnten's singen."

„Und die Hauptsach' nicht zu vergessen: ein Ehrengeschenk!"

„Aber was denn nur?"

„Vielleicht einen Prachtbecher und ein Silberkrügel!"

„Ich wär' mehr für was Praktisches, zum Beispiel ein schönes Büchsel!"

Der Praktikus erhält einen Rippenstoß: „Du Narr, der kann doch nimmer auf die Jagd!"

„Fragt doch das Mutterl, was ihm am meisten Freud machen tät!"

„Sag s uns, Bachleitnerin! Es kann kosten, was es will!"

„Nit, nit", wehrte das Mutterl, dem's bei aller Rührung über die „große Ehr" doch wie eine Ahnung aufdämmerte, ihrem Bertl könnt' diese „Ehr" am End' wehtun.

Aber die Leute waren nicht mehr zu halten. Der allgemeine Schreck und Schmerz hatte einen Ausweg gefunden, sich in eine Flut von geplanten Dankbeweisen ergossen. Man fühlte sich dadurch gleichsam erlöst, entlastet. Immer gesprächiger wurden dabei die sonst recht wortkargen Bauern. Natürlich schwiegen die Frauen und Mädchen auch nicht still. Eins überbot das andere in Vorschlägen, wie man dem armen Bertl die Heimkehr so glänzend und festlich als möglich gestalten könnte. Nach dem Hauptmahl im Wirtshause wollte ihn noch jeder bei sich

„Verredt hat er's! Damals hat er an sein Mutterl geschrieben: ‚Zwölfmal schon im ärgsten Feuer und noch kein Ritzer in der Haut! Mir scheint die Kügerln mögen mich nit, weil ich sie auslachen tu.'"

„Warum nit lieber gleich tot, als so ein Krüppel?"

„Ich glaub's noch nit."

„In allen Gliedern spür ich's, als wär's mir selber passiert."

„Und grad die Besten muß es erwischen!"

„Aber eine Ehr ist's schon fürs Dorf, da hat der Pfarrer recht."

„Ja, die goldene Tapferkeitsmedaille!"

„Was nutzt ihm die jetzt? Gesunde Glieder, wer ihm die könnt' geben!"

So schart sich Leid und Entsetzen um das erste Kriegsopfer der Gemeinde. Und wie eine einzige leidtragende Familie schiebt sich nun das verschreckte Menschentrüpplein aus dem Kirchhofe dem Wirtshause zu, das allsonntäglich der Sammelplatz der weitverstreuten Tal- und Bergbewohner nach dem Vormittagsgottesdienst ist.

Die kleine Stube faßt heute nicht die vielen Ostergäste. So hat die Wirtin die lange Tafel im Freien gedeckt. Lustig blähen sich die grellroten Tischtücher im lauen Frühlingswind. Die Sonne kann durch das kahle, silbrige Lindengeäst noch mühelos hindurchscheinen und wärmen. Und zu dem heiteren Bilde machte der alte Werkel-Peterl mit seiner Stummelhand unermüdlich Musik, Kirchenlieder und Gassenhauer, Märsche und Tänze, alles bunt durcheinander, daß es nur so schallt.

„Bist still, Peterl!" ruft der große Oberhofbauer und wirft ihm als Schweigegeld ein hübsches Geldstück in den Hut, „hast nicht gehört, daß ein Unglück geschehen ist fürs ganze Dorf? Jetzt ist nix mit dem Musikmachen und Narrischsein! Nachher wieder!"

Der Peterl gehorcht, humpelt auf seinem Stelzbein zum niederen Gartenmäuerchen, wo er sich niederläßt und mit seinen klugen, grauen Augen aufmerksam zu den essenden und redenden Bauern hinüberschaut. In der Mitte hatten sie die arme Bachleitenbäuerin sitzen, schenkten ihr fleißig Wein ein und legten ihr ganze Fuhren von Selchfleisch, Brot und Ostereiern auf den Teller. Aber sie rührte es kaum an, starrte nur immer zum weißen Felsgemäuer empor, als wäre dieses die harte Wand des Schicksals, die sie mit ihren Augen vergeblich zu durchbohren versuchte. Und dann zerfloß die Wand vor ihren Blicken und sie sah vor sich ihren Bertl in hundert rasch wechselnden Bildern, doch immer heil und gesund, mit den flinken, weitausgreifenden Beinen und den prächtigen braunen Armen. Sie sah ihn von der Alm herabrennen in großen Sprüngen und zwischendurch stehen bleiben und jodelnd das Hütel zu ihr niederschwingen. Sie sah ihn liebevoll an den Bienenstöcken basteln. Sie sah ihn mit dem Pfluge, mit dem Dreschflegel,

der Geldbeutel, das hab ich nit herauskriegt. Meine Eltern selig haben oft gesagt: ‚Wir können uns ruhig ins Grab legen, unser Peterl ist gut aufgehoben. Der braucht sein Lebtag nicht betteln gehn. Sie tragen's ihm ja nach, die braven Leut!' Sind bald darauf schnell hintereinander gestorben. Fast möcht' ich sagen: ‚Gut, daß sie sich so getummelt haben! Gut für sie!'

Wenn ich mich gezeigt hab im Wirtshaus, war euch das ein Anstoßen und Hochlebenlassen, daß mir's warm übern Rücken grieselt ist, wie einer Katz, wenn man sie krault, und ich gedacht hab: ‚Na, am End ist's das Schlechteste nit, um Hand und Fuß ärmer vom Krieg heimkommen und die Lieb und Treu vom Volk dafür zu spüren kriegen.' — Und so einem jungen Burschen von zwanzig und etliche steigt auch die Ehr' gewaltig in den Kopf und macht ihn rauschig wie ein neuer Wein. Ist halt gar so lustig, wenn man sich nicht um die Welt, sondern die Welt sich um einen drehen muß.

Und so hab ich lang nichts gemerkt, daß der Wind von einer andern Seiten kommen ist. Bin da und dort herumgesessen bei den Leuten und hab von Custozza erzählt, zuerst nur, wenn's mich gheißen haben, nachher auch, wenn's mich nicht gheißen haben. Aber endlich einmal haben's doch alle schon auswendig gewußt, mein Sprüchel. Und immer seltener haben sie gesagt: ‚Komm, Peter, setz dich zu uns, iß und trink und erzähl von Custozza.' — Neue Verwundete sind heimgekommen, haben neue Geschichteln vom Krieg erzählt; da hat man die alten nicht mehr gebraucht und sie ganz allgemach vergessen, sie und den Peterl, der sie erlebt hat.

Erst hat's nur mein verwöhntes Herz gewurmt, wenn's seine tägliche Portion Lob und Bewunderung nicht bekommen hat. Wird ihm nicht geschadet haben, dem dummen, eitlen Herzen! Dann aber hat's auch mein Magen verspürt, daß Krapfen, Braten und Wein immer rarer geworden sind. War auch das nur gesund für ihn! Endlich aber ist's auch dem Beutel an die Gurgel gegangen, wie ich immer öfter hab selber müssen hineingreifen, um halbwegs satt zu werden. Und das war bös. Vater und Mutter tot, keine Verwandten auf der Welt, eine ganz kleine Staatsunterstützung! Und arbeiten? — Ja, arbeiten! Nun kam erst der bitterste Tropfen im Krügel! Im ersten Lob-, Ehr- und Schenkdusel hatt ich's oft schier vergessen, daß ich um Hand und Fuß verkürzt war. Zum Essen, Trinken, Rauchen und Erzählen braucht's ja meist nur ein großes Maul. Aber wie's nun geheißen hat: ‚Geld verdienen, arbeiten!' da sind mir erst die Augen aufgegangen, da hab ich's erst gelernt, was es bedeutet, ein Krüppel zu sein.

Ist nur das Betteln geblieben. Da war ich zu stolz dazu, wo sie mir früher nachgelaufen sind mit Geld und Essen. Freilich, wie

bewirten. Um die Reihenfolge wurde schon fast gestritten. Geschenke, Andenken, Festessen hagelten auf ihn herab, noch ehe er seinen Fuß auf die Heimaterde gesetzt hatte.

Da — mitten in das stets lauter werdende Stimmengetöse klangen auf einmal zitternde Werkeltöne hinein, erst nur abgerissen wie Seufzer, dann in zusammenhängender, trübseliger Klage: „O, du lieber Augustin, alles ist hin."

Die Wirkung war seltsam. Sofort trat Schweigen ein. Dieses alte Lied, in das man so oft lachend zu Peterls Leierkasten eingestimmt, drang den Menschen nun in der hochgespannten Stunde so zu Herzen, als wäre der verkrüppelte Bertl selbst urplötzlich in ihrer Mitte erschienen und sänge es mit müder, zitternder Stimme, wie eine trostlose Antwort auf all ihre prunkenden Versprechungen: „O, du lieber Augustin, alles ist hin!"

Der Begeisterungstaumel verflog jäh und wich einer unsäglich hilflosen Traurigkeit und Nüchternheit. Aller Augen hefteten sich auf Peterl, der dort auf dem Mäuerchen saß. Seine Krücke lag neben ihm, die Hand mit den drei Fingerstummeln drehte die Kurbel des Leierkastens und das weiße Haupt nickte unaufhörlich, während ihm die Tränen über die rissigen Wangen in den grauen Bart hineinrollten.

Es war ein wunderlich ergreifender Anblick. Jedermann schwieg und erschauerte, von einem geheimen Gefühle angerührt. Bis endlich einer den Bann brach und halb ängstlich, halb zürnend ausrief: „Was hast denn, Peterl, hast den Verstand verloren?"

Der Alte sah einen Augenblick verloren zum Sprecher hinüber und spielte sein Stück unbeirrt bis zu Ende. Dann begann er tonlos, wie halb zu sich selber zu reden, indem er noch ein paarmal schwermütig vor sich hin nickte: „Ja, ja, ja! Ganz genau so war's dazumal vor etliche fufzig Jahr: Da haben sie's mit mir genau so getrieben, wie ihr's jetzt mit dem jungen Bachleitner treiben wollt. Bei Custozza, im sechsundsechziger Jahr, da hat's mich erwischt, linker Fuß, linke Hand und von der Rechten zwei Finger ab. Besser als tot, hab' ich gedacht, und fürs Vaterland muß man auch was aushalten können. Bin dann heimgekommen in mein Dorf, mit einer Medaille auf der Brust. Die Aufregung, die Ehr! Peterl hin, Peterl her! — ‚Komm, ich zahl' dir einen Halben! Erzähl von Custozza!' — ‚Komm ein bissel herein in die Stuben, wir bachen grad! Kost einen Krapfen und erzähl von Custozza!' — ‚Da hast, Peterl, ein paar Sechserln für Wein und Zigarren! Und wenn du wieder was brauchst, klopf nur bei mir an!' — Pfeifen hab ich damals bekommen, eine ganze Sammlung! Hätt jeden Tag im Monat aus einer andern rauchen können! Und was mir allweil voller war, der Magen oder

mähen und dreschen und Holz hacken kann wie auf meine jungen Tag und nit auf der faulen Haut liegen muß, wie so manche Leut sich die ewige Seligkeit denken. Ein Himmel mit gesunden Gliedern, ein Himmel voller Arbeit! Um das bitt ich alle Tag! Das möcht mir der liebe Herrgott schenken!"

Der Alte hatte den Hut wie zum Beten abgenommen und saß eine Weile stumm in sich versunken da. Dann fuhr er mit einem Ruck in die Höhe: „Ja, und der Bertl! Wegen dem ich euch das traurigste Jahr von meinem langen Leben ausgekramt hab!"

Und der arme Krüppel, der sonst demütig von Tisch zu Tisch seine Kreuzer absammeln ging, wuchs mit einem Male wie ein König über die Köpfe der Bauern hinaus. Sein klares graues Auge beherrschte sie und seine Stimme klang fast gebieterisch: „Ich sag euch, das mit dem Bertl laßt's ihr bleiben! Das tut kein gut. Zuerst dem armen, jungen Burschen den Kopf verdrehen mit lauter Lieb und Güt und Dankbartun und ihn zum Schluß allein stehen lassen in seinem Krüppelelend! Das ist, wie wenn man jemand einen weichen Lehnstuhl schön kommod hinstellt, und wenn er sich draufsetzen will, den Stuhl wegzieht, daß er auf dem harten, kalten Boden zu sitzen kommt. — Lieb und Güt, ja; aber nur stille! Dankbarkeit, ja; aber zeitlebens! Keine Triumphpforten, keinen Gesang, kein Festessen, keine Ehrengeschenke und Prachtkrügeln, keine Ansprach und kein Hochlebenlassen! Ein Grüßgott, so ganz tief aus der Seel herausgeholt, tut's auch!"

Nun begannen sie aber doch zu murren, sich zu wehren gegen den Werkelmann, der so tat, als ob er der Pfarrer auf der Kanzel wäre: „Ja, was denn sonst?" — „Von einem Grüßgott ist noch keiner satt geworden!" — „Jetzt war alles schon so schön ausgeredt!" — „Warum ihm nit die kleine Freud vergönnen?" — „So undankbar sind wir nachher eh nit, wie die Leut in deinem Dorf!" — Und schließlich knurrte einer: „Weißt was Besseres, so red, Peterl!"

Der antwortete: „Was Besseres? Ja, ich weiß auch was Besseres, das ihr ihm schenken könnt. Schenkt ihm Glieder zum Arbeiten, helft ihm ein ganzer Mann bleiben, daß er euch nachher nimmer braucht sein Leben lang."

Sie verstanden ihn nicht und erzürnten sich: „Treib nicht deinen Spott, Peterl, mit dem heiligen Unglück! Wie könnten wir ihm Glieder geben, und wenn wir uns auch die eigenen herausreißen ließen für ihn?"

„So habt ihr's noch nicht gehört da heroben in eurer Einöd", fuhr der Greis fort, „was ich im Tal unten so oft hab reden und vorlesen hören aus der Zeitung?"

„Was denn, was?" drängten alle wie neugierige Kinder. Peterl aber holte schön bedächtig aus: „Es ist doch was Merkwürdiges um

dann der Hunger gekommen ist, hab ich's doch probiert. ‚Leihen', hab ich im Anfang nobel gesagt. Das hat aber nicht viel genützt. Da hab ich schön ehrlich ‚schenken' gesagt und vor mancher Tür was bekommen. Freilich, aus dem Silber ist bald Nickel geworden, aus dem Nickel Kupfer, aus den Krapfen altes Brot und aus dem Wein eine dünne Suppe. Endlich ist mir auch mein Stübel gekündigt worden, weil ich den Zins nimmer aufgebracht hab. Sie täten's nicht gern, einen Invaliden vor die Tür setzen; aber die teuren Zeiten! Und ich solle doch nicht so dahinleben, es lieber machen wie hundert andere Krüppel: ein Werkel kaufen und herumziehen von Haus zu Haus. Da könne man ein gut Stück Geld verdienen ...

Ich hab nichts gesagt drauf. Doch inwendig hat was in mir geschrien vor Verzweiflung. Bis jetzt war ich nur zu meinen Bekannten und Freunden bitten gegangen, die früher so oft gesagt hatten: ‚Und wenn du was brauchst, Peterl, so klopf nur bei uns an!' Und nun auf einmal übers Land ziehen von einem Ort zum andern, vor der Kirchentür und vorm Wirtshaus stehen und spielen als ein Werkelmann! Die Gnad kreuzerweis einsackeln! Ein Werkelmann! Noch nit dreißig Jahr, und ein Werkelmann!

D i e Wunden hat ärger gebrannt als die dazumal im Krieg. Dieser Schnitt durch ein frischjunges Leben hat mehr geblutet als das Abschneiden von Arm und Bein. Ein paar Tag bin ich wie toll herumgestelzt in Dorf und Feld. Und überall, wie mir zum Trotz, haben die Leut gearbeitet, diese glücklichen Leut! Mir hat's das Herz abgedruckt und doch hab ich zuschauen müssen mit heißen Augen. Wie der Schmied ein wildes Roß beschlagen hat und der Bauer es gehalten hat mit der starken Faust. Wie der Tischler gehobelt hat, ohne aufzuschauen, daß sich die weißen Spän nur so geringelt haben. Und wie sie draußen auf der Wiese gemäht haben. Alle im Takt. Das Gras hat gerauscht, die Sensen haben hell aufgeblitzt in der Sonne und die braunen Arme sind hin und her geflogen wie meine dazumal, als sie noch heil und gesund waren. Hinterm Zaun bin ich gestanden, hab die Lippen zerbissen vor Neid und Weh, hab geweint wie ein Kind um die Arbeit, die ewig verlorene Arbeit! Ist mir gewesen, als wär da drin das Paradies und ich hinausgetrieben vom Engel mit dem Feuerschwert wie Adam und Eva. Nur daß sie haben dürfen im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot verdienen und ich nit.

Hat aber nichts geholfen, das Jammern und Sinnieren. Hab doch zuletzt das Werkel gekauft und mir's Brot erfaulenzt. Aber ein's bitt ich unsern lieben Herrgott. Wenn er mich gnädig in seinem Himmel aufnimmt, dann möcht's, wenigstens die ersten Jahr von der Ewigkeit, ein Himmel sein, wo's noch ein bissel Arbeit für mich gibt, wo ich

ich weiß nit, ob's der Staat wird dermachen können, für alle seine verstümmelten Soldaten so ganz extrafeine Arme und Beine zu zahlen. Da muß halt das Volk schön mithelfen, in den Säckel greifen für die alle, die ohne Klagen und Fragen für uns in den Krieg gezogen sind und das Beste haben hingegeben, so einer hat: ihre gesunden Glieder!

Und drum mein ich, sollt ihr es mit dem Bachleitner Buben auch so halten: Statt Wein und Backhendel, Prachtkrügel und Triumphpforten legt's lieber euer Geld zusammen und schenkt's davon eurem Bertl die neuen Glieder, die er braucht, daß er wieder ein ganzer Bursch ist wie vorher. Das wird ihn mehr freuen von seinem Heimatdorf, als wenn ihr ihm das Herz schwer macht's mit unvernünftiger Lieb, mit Singerei und Redenhalten und versilbertem Almosengeben, daß er so recht merken muß, er kommt als ein anderer zurück, als er fortgegangen ist.

Ostersonntag ist heut, Auferstehungstag! Die Toten auferstehen lassen, das kann nur unser Herrgott im Himmel. Aber eins könnt's ihr heut auch tun, ein rechtes Ostersonntagswerk: Euren Bertl laßt's auferstehen von seinem Schmerzensbett, wo er liegt, hilflos, mit zerschossenen Gliedern, wie ein wunder Falk, der nimmer fliegen kann; laßt's ihn auferstehen zu seiner lieben Arbeit, wo's ihm immer so wohl war, wie dem Vogel in der frischen blauen Luft! Und unser Herrgott wird seinen Segen geben zu diesem heiligen Osterwerk!"

„Amen!" sprach da ernsthaft der alte Pfarrer, der schon lange lauschend hinter dem Mäuerchen gestanden war, und klopfte Peterl auf die Achsel. Dieser fuhr erschrocken herum und wurde gleich wieder zum demütig verlegenen Männlein: „Jessas, der Herr Pfarrer? Nichts für ungut, jetzt hab ich Hochwürden ins Handwerk gepfuscht. Ich weiß selber nit, wie's über mich kommen ist, daß ich in dieser halben Stund mehr zusammengeredet hab, als sonst im ganzen Jahr. Aber wie ich gesehen hab, daß sie ihre Lieb so dalkert verzetteln wollen, ist mir halt 's Herz und die Zungen durchgegangen."

Der Pfarrer lächelte und dabei stand ihm das Wasser in den Augen: „Jawohl, Peterl, ins Handwerk gepfuscht! Und schon ordentlich! Schier neidig könnt ich werden auf den neuen Prediger von Maria im Moos. Denn schau nur, die Predigt hat eingeschlagen!"

Und sie hatte auch eingeschlagen und in allen Herzen ein frommes, heiliges Osterfeuer entzündet. Das war nicht mehr das kindische Feuerwerk von früher, wo ein Vorschlag nach dem andern wie eine Kugel in die Luft gestiegen und prasselnd zerplatzt war. Das war ein eindringliches, leises Beraten hin und her, ein ernstes, tiefes Wollen in aller Augen. Und dann war's beschlossen.

den menschlichen Geist, was der alles zusammendenkt und erfindet. Oft hab ich herumstudiert, wenn ich so in mein Werkel hineingeschaut hab. Nicht begreifen hab ich's können, wie da aus dem Walzenwerk drin der Ton wird, einmal der liebe Augustin und dann wieder der Radetzkymarsch, und was da noch alles drinnen steckt. Und da gibt's noch wunderbarere Sachen auf derer Welt als so ein Werkel; Sachen, wo einem der Verstand vollends still steht. Unterm Wasser schwimmen sie nach England wie die Fische, in der Luft fliegen sie wie die Adler und werfen den Tod in die Städte. Recht haben sie, die Deutschen, und ich vergönn's denen katzenfalschen Engländern vom Herzen, wenn man ihnen ein bissel Gut und Blut abzapft zur Straf für ihre Schlechtigkeit! Aber alle diese Maschinen gehören doch nur zum Menschen totmachen! Und es gibt noch was viel Schöneres: Menschen lebendig machen! Das haben's auch schon erfunden. Freilich nit die ganz Toten, die überlassen's noch immer dem Herrgott allein. Aber die Halbtoten, die Krüppel, die armen Hascher, denen Hand und Fuß oder alles im Krieg ist abgeschossen worden! Die machen sie wieder lebendig und tüchtig zur Arbeit.

Künstliche Glieder kriegen sie; nicht so steife, wie mein Holzbein da! Aus was anderem werden sie gemacht; und Maschinerien sind drinnen, die sind dir so fein ausgetüpfelt, daß du damit gehen und reiten, greifen und fassen kannst, fast wie ein Gesunder. Du zündest dir dein Pfeiferl an, ißt und trinkst, machst ein Flascherl auf, arbeitest an der Drehbank und am Schraubstock, mit Sichel und Hammer. Kurz, du bist ein Mensch wie alle andern, kein abgestorbener, dürrer Aststummel, während ringsherum um dich die ganze Menschheit wie ein großmächtiger Baum grünt und blüht und Frucht tragt.

Du brauchst dich nit ausfuttern lassen von Vater und Mutter oder gar von fremden Leuten, mußt dir kein Werkel kaufen und umfaulenzen von Ort zu Ort, von Tür zu Tür! Du darfst bleiben Bauer oder Wagner oder Tischler oder was du sonst warst. Darfst tun, was manchem stockdummen Menschen eine Straf dünkt und was doch das Beste ist auf dieser Erden, was erst das Leben zu einem richtigen Leben macht: arbeiten, arbeiten, arbeiten!"

Ganz feierlich war er geworden, der alte Werkelmann, und den Bauern ist's durch und durch gegangen, dieses Preislied vom Arbeiten aus dem Munde des armen, hand- und fußlosen Krüppels. Die Mutter vom Bertl aber saß mit gefalteten Händen wie in der Kirche da und blickte zum struppigen Alten auf, als fließe ein neues Himmelsheil aus seinem Munde.

Der seltsame Prediger jedoch fuhr fort: „Nur einen Haken hat die Sache. Teuer sind diese künstlichen Glieder, schreckbar teuer; und

Als die Salatschüssel voll war bis zum Rande und der Alte seinen Hut wieder aufstülpte, da riefen ihm alle herzlich zu, nun solle er noch einmal für sich selber sammeln gehen. Es werde gut ausfallen. Aber da kroch er sofort wieder finster in sich zusammen und schüttelte heftig den eigensinnigen, weißen Kopf. Dann leerte er schweigend alle seine Taschen um, legte auf die Spitze des Silberberges in der Schüssel seine paar letzten Kupfer- und Nickelstücke, nahm seinen Leierkasten über die Achsel und hinkte, einen Gruß murmelnd, von dannen, dem Tale zu.

Alle blickten ihm nach, bis der letzte Zipfel von seinem Hütel verschwunden war, von jenem alten, schmutzigen Hütel, das heute solch lichtes Osterwerk getan.

Die Oberprima.

Von **Fritz Müller.**

Die Kaisergeburtstagsfeier in dem alten Gymnasium war in diesem Jahre kurz. Der weißhaarige Rektor stand oben in der Aula und überschaute die Versammlung einmal, zweimal.

Das erstemal blieben seine Augen an ein paar leeren Stühlen hängen. Die standen in den Reihen, wo die Lehrer saßen.

Das zweitemal aber konnte er den Blick kaum losreißen von einem rechteckigen leeren Fleck, rechts hinten im Saale. Links von diesem leeren Rechteck wimmelten die Köpfe der Obersekunda. Vor dem stummen Rechteck reihte sich die Obertertia. Dahinter brandete die Untersekunda an. Und rechts stand steif und still die Unterprima. Es war klar: Der leere Fleck, das war die Oberprima. Nein, nicht die Oberprima, nur ihr angestammter Platz bei den Versammlungen in der Aula. Die Oberprima selber fehlte. Es schien, als feierten ihre zwanzig jungen Köpfe Kaisers Geburtstag extra irgendwo.

Die weißen Haarsträhne des Rektors zitterten leicht. Das war immer so, wenn er den Mund zu einer Rede auftat. Und wer scharfe Augen hatte, konnte die Rede schon immer vorher von den Haarsträhnen ablesen. Diesmal war es ein ganz kurzes Zittern, und dementsprechend war die Rede die kürzeste Kaisergeburtstagsrede, die der alte Rektor in den langen Jahren je gehalten hatte.

Fast widerstrebte es ihm, sagte der Rektor, jetzt zu reden. Reden sei heute nichts, Tun alles. An diesem Tage stille durchzuarbeiten,

Der Herr Pfarrer sollte dem Bertl gleich einen Brief schreiben. Sie ließen ihn alle bitten, er möcht ihnen doch die Ehr' und Freud' machen und von keinem sonst als von seinem Heimatort die künstlichen Glieder annehmen. Sie wollten nicht rasten, bis sie die nötige Summe beisammen hätten.

Mit dem Sammeln aber sollte gleich auf der Stelle begonnen werden. Als sie eben alle in ihre Taschen griffen, da tat der Peterl noch einmal den Mund auf. Und diesmal brauchte er nicht erst sein Werkel in Bewegung setzen, um sich Gehör zu verschaffen. Gleich war's still, als ob der Bürgermeister hätt reden wollen.

„Um eins tät ich noch recht schön bitten", hub er zögernd an.

„Red nur, Peterl, red, heut kriegst, was du willst!" rief es von allen Seiten.

„Mein Lebtag hab ich mit dem Filzhütel da für mich selber betteln müssen. Wenn ich heut mit demselben Hütel fürn Bachleitner Buben tät sammeln dürfen; daß ich doch einmal ein bissel was Gut's hätt angestiftet auf derer Welt!"

Ja, ja, natürlich, hieß es voll Eifer, wer sonst als er, nur gleich anfangen sollt er.

Und so humpelte der Greis an der Krücke von einem zum andern und sammelte. Dabei lag auf seinen verwitterten Zügen ein niegeschauter, glückseliger Glanz, wie wenn die rote Abendsonne aus den dunklen Felsenrissen der Berge einen späten, heimlichen Goldschimmer lockt. Schwer klingelte das Silber in das alte, verschossene Hütel, so schwer, daß es die dürren, zitternden Fingerstummel kaum zu halten vermochten und den Segen schon dreimal in die herbeigebrachte große Salatschüssel der Wirtin hatten ausschütten müssen.

Immer wieder hieß es: „Hieher, Peterl, zu mir!" Sonst ging es ganz still her. Kein überflüssiges Wort wurde geredet. Eine eigentümliche Würde und Feierlichkeit verklärte die eckigen Bauerngesichter eine Schönheit, wie sie nur Menschen eigen ist, die sich auf Augenblicke durch eine gemeinsame, reine Dankopfertat verbunden fühlen.

Frauen streiften ihre Silberkettlein vom Halse oder lösten die blanken Denkmünzen von ihren Miedern los. Männer gaben Ringe und schwere Uhrketten dazu. Kinder warfen ihre Groschen darein, die sie schon wochenlang für Osterlämmlein und Osterherzen aus Lebzelt gespart.

Und dazu fiel auch manch salziger Tropfen aus lange trockenen Augen mit darein als heißester, innigster Liebeszoll.

Die Bachleitnerin bohrte ihre Blicke nicht mehr in das undurchdringliche, harte Felsenwirrsal: sie schaute weich und dankbar höher hinauf, dorthin, wo Himmel und Erde in der reinen Schneelinie der Berge sich selig berührten.

war er. Schade, daß er gar so schnell vorbeiging. Eigentlich hätte er ihm sagen können, daß sein Sohn, was Griechisch anbetraf, ein wenig nachgelassen hatte — na ja, er würde es im Osterzeugnis sehen.

Der Professor ging versunken durch das alte Tor des Gymnasiums. Da stand der Schulwart an der Treppe, schüttelte den Kopf und sah ihm nach: „Ei, was will denn der Professor Breumann heute nachmittag im Schulhaus? Hat wohl wieder mal vergessen, daß heute frei ist? Na ja, er wird's schon sehen in der leeren Klasse — es kann ja schließlich auch sein, daß er Hefte korrigieren will."

Professor Breumann ging den langen Gang entlang. Ganz mechanisch bog er jetzt in ein Klassenzimmer ein. „Oberprima" stand darüber. Die Tür stand auf. Nach seiner Gewohnheit schritt er mit gesenktem Kopf einige Schritte gegen das Katheder. Undeutlich kam es ihm zum Bewußtsein: Merkwürdig still ist heute diese Oberprima, merkwürdig still. Aber da hatte er schon aufgesehen und war sich erschrocken über die Gelehrtenstirn gefahren: Die Klasse war ja leer, ganz leer.

Und mit einem Male stand ihm wieder alles klar in seinem zerstreuten Gedächtnis: Wie erst einer gefehlt hatte — dann zwei — dann drei — wie die Notprüfungen stattfanden, Schlag auf Schlag — und wie dann eines Tages der Rektor sagte — es muß erst vor kurzem gewesen sein: „Die Oberprima, unsere ganze Oberprima ist im Feld — Herr Kollege, geben Sie mir das Klassenbuch, damit ich es vermerke" — wie dann unter einem dicken Strich im Klassenbuche stand: „Oberprima im Feld. Framm, Rektor." — Nein, wie er auch das nur vergessen konnte — es ist doch ein Jammer, wenn man alt wird und ein Gewohnheitsmensch — na, da könnte ich ja wieder gehen?

Aber er wußte nicht, wie's kam: er machte dennoch die paar Schritte aufs Katheder, setzte sich, machte die alte Handbewegung in die Rocktasche nach dem Homer, schlug ihn auf, glättete ihn, an dem schon lange nichts mehr zu glätten war, und sah darüber weg ins leere Klassenzimmer. Eigentlich hatte er den Möser aufrufen wollen, der im Griechischen so nachgelassen hatte.

Hm, der Möser? Der war nun im Felde mit den neunzehn anderen Kameraden irgendwo auf diesem Riesenschlachtfeld, das jetzt durch Europa ging. Quer durch. Auch quer durch dieses verwaiste Klassenzimmer.

Hm, dieser Krieg — er kam ihm nicht mehr nach in seiner Riesendehnung — vielleicht war er zu alt geworden, um die ganze Tiefe dieser ungeheueren Katastrophe zu ermessen. Er hatte versucht, mit seinem Homer darüber wegzukommen — über diesen Krieg hinüberzublinzeln: „Möser, fahren Sie im vierten Gesang der Iliade fort." Aber es ging nicht — dieser Krieg wuchs und wuchs, dieser Krieg

wäre ihm heute das liebste gewesen. Was wir jetzt mit unserm Kaiser fühlten, verlange nicht nach Worten. Wenigstens nicht in dieser friedlichen Aula. Das Tatenwort, das hätten heute die Kanonen draußen. Und das Treuegelöbnis für Kaiser und für Reich, das sonst auf diesen Tag fällt, sei jetzt im sechsten Monat Tag für Tag und Stunde für Stunde erneuert worden, singend, kämpfend, arbeitend. Und ein Tag sei gewesen wie der andere. Keine Kaiserfeier heute könne hochgemuter sein als jeder schlichte Tag vom 1. August ab.

Sie selber, ihr altes Gymnasium habe freilich heute ein paar besondere Lichtpunkte. Dort in den Lehrerreihen seien sie, die leeren Stühle, und weiter hinten der große lichte Fleck, auf dem jetzt die Wintersonne spiele.

„Freunde", schloß der alte Rektor, „nie hat unser altes Gymnasium schönere Lichtblicke gehabt. Auf die leeren Flecke schaut mit Ehrfurcht, Freunde. Die sonst da saßen, hat unsere alte Schule heute ausgeschickt, um dem Kaiser unsern Wunsch und unsre Zuversicht zu überbringen. Diese leeren Flecke machen heute unsere Herzen voll. Schaut genau hin, Freunde: Über manchem dieser Plätze hängt ein Eisern Kreuz, könnt ihr sehen? Und über ein paar andere Plätze ist — ich weiß es — eine Todeskugel hingefegt. Diese Plätze bleiben leer. Solange diese Schule steht, soll keiner sich drauf setzen. Das gelobe ich. Lange nach dem Kriege sollen sich die unbedeckten Augen dieser Plätze auftun, groß und hell für jeden Nachgeborenen: „Hier saß einer unserer Schule, der für Kaiser fiel und Reich . . ."

Damit schloß die Feier. Die Aula leerte sich. Alle gingen heim. Es war ein Feiertag. Mit gedämpftem Geplauder gingen aufgelöste Gruppen über den alten Wall vor dem Gymnasium. — — —

An diesem Nachmittag klappte der alte Professor Breumann, wie immer um 2¾ Uhr, irgendein wissenschaftliches Buch in seinem Junggesellenheime zu. Dann verglich er, auch wie immer, seine Taschenuhr mit der Wanduhr, nickte, ging an den Wandschrank, holte fast mit einem blinden Griffe ein Buch heraus, steckte es in die Tasche, schlüpfte gemächlich in den Mantel, setzte sich den weichen, breitrandigen Hut auf und stieg gedankenvoll die Treppe hinab.

Als er über den alten Wall kam, fiel der leichte Winterschatten des Bismarckdenkmals über seinen Weg. Er schaute auf. Der eiserne Recke da droben stand wie immer, unbewegt und schwer. Aber heute schien er ein wenig zu lächeln. Warum lächelte er auf ihn, den alten Professor für Griechisch herab? Da war doch nichts Komisches dabei, daß er jetzt in seine Homerstunde ging?

„Guten Tag, Herr Professor." Jemand hatte ihn gegrüßt und war rasch vorbeigegangen. War das nicht — war das nicht der Notar Möser, dessen Sohn sein Schüler in der Oberprima war? Ja ja, das

der rechten Schläfe: „Adieu, Herr Professor — und wenn wir ihn geschrieben haben, bringen wir ihn mit, den neuen Homer — adieu, Herr Professor, adieu!“

Die graue fröhliche Schar war zur Tür hinausgezogen. Auf dem Katheder saß ein alter Mann — tiefgebeugt den lichten Schädel — und weinte in seinen Homer.

Der Staat braucht nicht nur Soldaten, er braucht auch Geld.

Erdsegen.

Diese nicht unzeitgemäße Betrachtung entnehmen wir dem gleichnamigen Buche Roseggers. In demselben wird erzählt, wie ein Großstadtmensch einer Wette halber für ein ganzes Jahr Bauernknecht wird im Gebirge. Er hält aus und setzt's durch. Jeden Sonntag schreibt er einen Brief an den Großstadtfreund, in welchem er die Erfahrungen, Leiden und Freuden der Woche mitteilt.

Der Brief vom achtzehnten Sonntag lautet:

Jetzt sind sie da. Der Mai und der Michelmensch. Der erstere macht mich zu einem sehr reichen Manne. Jetzt, Alter, kann ich dich wahrhaftig einladen. Jetzt steht der Empfangssalon bereit. Sogar in unserer Hausstube heben auf Kästen und Truhen die gemalten Blumen an zu blühen, wenn zum Fenster hinein die Sonne draufscheint. Und erst gar draußen!

Der Michelmensch hat es sich allerdings nicht ganz so einrichten können. Der Michel ist in hiesiger Gegend über sechzig Jahre Bauernknecht gewesen, die Michelin sechsundvierzig Jahre Bauernmagd. Zwanzig Jahre lang sollen sich die zwei geliebt haben — heimlich natürlich, am Fensterl. Als ihnen das langweilig wurde und als das Gesetz allgemeiner Heiratsberechtigung kam, haben sie sich auch öffentlich zusammengetan und heißen seither der Michelmensch. Arbeitsfähig waren sie immer gewesen, erspart jedoch hatten sie sich gar nichts. Der Michel war ein Lump gewesen und hatte alle Sonntage nach dem Amte beim Kirchenwirt ein Seidel Wein getrunken. Die Michelin hatte ihren Jahrlohn aufs Kind verbraucht. Ein Knabe war's, der frühzeitig als Almhirte selbst sein Brot erwarb und in seinem elften Lebensjahre eines Tages bei plötzlich eingefallenem Schneegestöber erfroren ist. — Das der Lebensumriß dieser zwei alten Leutchen, die nun als Bettelleute von Haus zu Haus ziehen und in jedem der Höfe je acht oder vierzehn Tage ver-

schwoll herauf und schlug über die Ränder seines Homer, dieser Krieg war größer als die Iliade, größer als die Odyssee, dieser Krieg warf Heldentaten auf, gegen die Leonidas verblaßte, Achilles klein ward und die alten Griechengötter schrumpften. Sicher waren die griechischen Heldentaten ein unsterbliches Lied; aber was da von den Feldern Frankreichs und Rußlands an heldischen Berichten erst stoßweise, dann wie ein Choral herüberbrauste, das war mehr, das war viel mehr — und der arme alte Professor hatte zuerst das Gefühl, als wände ihm einer den geliebten Homer aus der Hand — mit seinem Büchlein stemmte er sich gegen die neuen Fluten der Erkenntnis — aber es half im nichts: Die Oberprima ging ins Feld, ins Feld . . .

Der Professor schaute wieder in die Bänke, die leeren. Auf einmal war es, als seien sie nicht mehr leer. Sie füllten sich mit blassen Bildern, die deutlicher wurden, immer deutlicher. Und jetzt saßen sie wieder drin, die Oberprimaner. Feldgrau waren sie angezogen, und ihre hellen blauen Augen sahen aufs Katheder, auf ihn, auf den alten Professor. Der wurde ängstlich. „Was wollen Sie von mir — was sehen Sie mich so an? Ich — ich weiß nicht, was Sie wollen — Möser fahren Sie fort — vierter Gesang der Iliade, Zeile —"

„Verzeihung, Herr Professor — ich bin nicht vorbereitet — ich hatte keine Zeit — ich habe heute die ganze Nacht im Schützengraben liegen müssen und —"

„Schweikert, dann springen Sie ein!"

„Entschuldigung, Herr Professor, aber ich habe heute den Sturm auf Dixmuiden mitgemacht — ich bin noch ein wenig heiser —"

„Dann der Primus, denn — Primus, Sie werden mich doch nicht im Stiche lassen — Sie werden doch Ihren alten Professor und seinen Homer nicht im Stiche lassen?"

Da erhob sich lang und hager der Primus: „Herr Professor, geben Sie uns frei — wir müssen schießen, schießen, schießen —"

„Schon gut, schon gut — ich weiß es — aber darüber sollten Sie doch Ihren Homer nicht vergessen und —"

„Nein, Herr Professor, wir haben ihn nicht vergessen — wir haben nicht vergessen, wie Sie uns die alten Heldentaten vom Katheder lebendig machten — wir haben ihn im Herzen auf das Schlachtfeld mitgenommen — wir „übersetzen" ihn mit Bajonetten und mit Kolben — wir tun noch mehr als übersetzen, Herr Professor — wir wollen einen neuen Homer schreiben, einen deutschen!"

Aufgesprungen waren sie in den Schulbänken. Grau strömte es hinaus. Grau und grüßend strömte es vorbei am Katheder, Hände an

„Wird schon sein, wird schon sein!“ gab der Alte zu. „Wenn du's sagst, wird's eh wahr sein.“ Und setzte weinerlich bei: „Schlaferig bin ich.“

Dann haben sie sich in einen braunen, über und über beflickten Lodenmantel gewickelt, sich ganz klein und eng aneinander schmiegend, nicht anders, wie das Vielliebchen in einer Mandelschale. Sehr bald hernach das melodische Doppelgeschnarche des „Michelmenschen“. — Vielleicht kommt wenigstens der Hieserl im Traume zur Mutter. Wie viele Jahre der Knabe schon tot ist, so hoch kann sie nicht rechnen, aber daß es erlogen ist, was die Leute damals sagten, als sie die Knochen des Hirtenjungen gefunden im Gebirge, das weiß sie, und daß der Hieserl kommen wird noch in diesem Sommer, bevor der Flachs blüht, das weiß sie ganz gewiß. — Da denke ich mir auch, bei so felsenfestem Glaubensreichtum muß es wirklich nicht schwer halten, ein „armes Leut“ zu sein. Das Nachtgebet, wenn ich mir hätte merken können, das die Michelin eines Abends laut gebetet hat „Herr Jesus, komm bald, wir warten dein. Hau' zu, hau' zu, aber lach' dazu. Schön Dank, daß du unser König bist, Herr Jesu Christ!“ So ähnlich. Ich bat sie am nächsten Tage, mir den Spruch wörtlich mitzuteilen. „Das geben wir nit her!“ war die Antwort und schnell stand ihr Rücken vor mir. So reich sind hier die armen Leute. Übrigens, ihm scheint manchmal bange zu sein und bisweilen kann man ihn murmeln hören: „Schlafen tut er zu lang!“ Der Herrgott nämlich.

Das sind jetzt die Gäste meiner Stallkammer. Der Adamshauser soll den Michelmenschen ordnungsgemäß acht Tage lang behalten. Da er aber merkt, daß die Einlegerleute gerne hier bleiben, weil sie nicht überall so gut behandelt werden, so hat er mich gefragt, ob ich ihnen die Kammer noch länger überlassen wolle. Ich würde ein schönes Vergeltsgott dafür bekommen. Ein Vergeltsgott wird hier hoch bewertet. Man legt's in die Sparkasse auf die ewige Seligkeit. Die Adamshauserleute haben ihrer schon viele beisammen. —

Mein Verhältnis zu diesem Berghofe hat endlich auch eine Art bekommen. Ich bin verwendbar. Ich bin ihnen wirklich von Nutzen, sie sagen es schon offen und ich sage glücklich darüber: Walt' es Gott! — Jetzt habe ich keine Angst mehr, ich halte aus.

Kannst du mir nicht sagen, Philosoph, woher das Wort Arbeit kommt? Es heißt, in alten Zeiten habe dieses Wort soviel als Not und nötig bedeutet. Es kann ja sein, daß gewisse Leute nur dann arbeiten wollen, wenn sie die Not dazu drängt. Ich frage indes, ob das Wort Arbeit nicht von Arling (Pflugschar) oder Aren (Egge) kommen könnte und also ursprünglich nur solches Wirken ausdrückte, das mit der Erd-

pflegt werden müssen. Dir ist das „Einlegerwesen“ wohl aus Morres Volksstück „'s Nullerl“ bekannt. Nun, im Theater rührt es gelinde und macht guten Appetit fürs Souper. Hier jedoch —.

So ist der Michelmensch auch in das Adamshaus gekommen. Einen großen Buckelkorb, für den breiten Rücken eines Waldholzknechtes gebaut, haben die zwei so getragen, daß das eine Tragband ihm über die rechte Schulter, das andere ihr über die linke ging. Mitsamt den Handstecken hatte dieser „Michelmensch“ somit sechs Füße und vier Hände, zwei Köpfe und einen Korb. Recht gesprächig waren die kleinen, ganz eingeschrumpften Leutlein, als sie im Hause angekommen. Der Michel setzte sich behäbig wie ein alter Ausgedingler in den Herdwinkel, nickte beständig mit dem weißen Köpfel, schaute unverwandt seiner plaudernden Alten ins Gesicht und begleitete ihre Ausdrücke mit Mienenspiel, so daß er den zahnlosen Mund aufmachte, wenn sie lebhaft sprach, daß er seine Stirn runzelte, wenn sie sich über die Roheiten eines Nachbars beklagte, und sein runzeliges Antlitz gemütlich ins Breite zog, wenn sie die Mildtätigkeit einer Bäuerin rühmte. Die Michelin wollte sich im Hause gleich nützlich machen und langte überall zu, gleichsam als möchte sie den Adamsleuten die Güte erstatten, daß ihr Michel so warm im Herdwinkel sitzt und extra einen Mehlbrei bekommt, weil er bei Tische schon gar nichts mehr beißen kann.

Nachher haben sie sich in meiner Stallkammer eingeheimt. Die Michelin packte den Korb aus: Wollkissen, Hauspatschen eine Menge von Schächtlein, Töpflein und Fläschlein, blankes Eßzeug, Nähzeug, Seife, Kerzenstümpfchen, Heiligenbildchen, Rosenkränze und anderlei Sächelchen. Alles mit großer Sorgfalt eingemacht und jetzt mit zärtlicher Liebe von allen Seiten betrachtet, ob wohl auch nichts Schaden genommen habe. Nie habe ich an Menschen eine so wahrhaft herzinnige Freude an ihrem Eigentume beobachtet, als diese zwei Bettelleute an dem Inhalte ihres Korbes hatten. Der Alte war geneigt, mit den Gläslein oder Krüglein kindisch zu spielen, sie nahm ihm die Dinge bald aus der Hand, reinigte sie mit einem Lodenlappen und tat sie wieder in den sicheren Winkel des Korbes.

„Was glaubst denn, du Lapperl!“ sagte sie zärtlich schmollend zu ihm, „so ein Krügerl darf man ja nit z'samschlagen! Das gehört ja freilich wohl dem Hieserl, wenn er kommt.“

Da kicherte der Alte: „Kommt ja nimmer. Ist ja maustot, der Hieserl!“

„Geh, laß dich nicht auslachen. Der Hieserl wird tot sein!“

„Haben ja seine Beinderln gefunden und eingegraben!“

„Du, Michel!“ drohte sie, „wirst gleich was fassen, wenn du nit still bist! Was weißt denn du? Bis der Flachs blüht, ist der Hieserl bei uns!“

Pflug auf die Anhöhe kommen, rückt unten schon der Adam mit dem Säetuch dran. Und wie der ältliche Mann unbedeckten Hauptes in Demut und Würde zugleich über die braunen Schollen dahinschreitet und sein Korn der Erde opfert — so kommt mir das ganz weihevoll, priesterlich vor. Die erste Hand voll Korn, die er ausgestreut, hat er vorher andächtig emporgehoben zu seinen Lippen. Geküßt hat er die Körner wie ein Heiligtum! — So war mir noch nie bisher im Leben, als an diesen Tagen. Als ob ich heimgefunden hätte! Als ob der verlorene Sohn endlich wieder in seiner uralt heiligen Heimat wäre! Ja, Freund, ja, das ist der alte große Adelsstand. Zuerst der Gottschöpfer und gleich unterhalb sein Handlanger, der Bauer. Wer seine eigene Hand in die offene Furche der Erde legt, der muß dran glauben.

Nach dem Pflügen das Säen, nach dem Säen das Eggen, wodurch mit der „Aren", wie man die Egge nennt, der Same ins Erdreich gekraut wird. Dann lassen wir's stehen. Lassen es stehen, stellen uns seitab an den Rain und beten um Regen und Sonnenschein. — Kein Mensch sieht sich mit seinem Tun und Lassen so unmittelbar auf Gott angewiesen als der Landmann. Düngen, pflügen und säen, ja das kann er. Aber das ist all noch nichts. Das Korn, das er in die Erde gestreut, verwest und er ist ärmer als vorher. Was nun anfängt zu geschehen und zu werden, das wird ohne sein Zutun. Er kann nicht fördern und nicht hemmen, ganz ohnmächtig muß er zusehen, was da wird oder nicht wird unter der wechselnden Sonne, unter den träumenden Wolken des Himmels. Es ist wohl sein Anlaß, aber es ist nicht sein Werk. Und weil der rechte Bauer schon einmal nicht müßig sein mag und doch zur Förderung seiner Sache auch nicht weiter Hand anlegen kann, so legt er diese Hände aneinander: Vater unser! Gib uns unser tägliches Brot.

Ich glaube, wenn der Bauer Atheist wäre, es könnte auf seiner Erde nichts mehr wachsen. Fromm glauben und gut düngen! — Und den alten Herrn mit dem weißen Bart und dem Dreieck über dem Haupte — laßt ihn uns stahn, ihr werten Weltweisen allsamt. Und sollte er schon nicht sein, so tut er noch in seinem Nichtsein den gläubigen Menschen mehr Gutes, als ihr in eurer körperlichen und geistigen Wesenheit selbander! —

Und dann zur Erntezeit. Wenn die goldleuchtenden Fuhren donnernd in die Scheunen rollen . . .

Der Michelmensch hat sein Lebtag der Scholle gedient, aber seinen Erdsegen nicht gefunden.

---

scholle zusammenhängt. Erdbeuten, Erde ausbeuten, oder so was, wie es die Philologen manchmal so hübsch zu drehen wissen. Ich könnte dann sehr schön dartun, daß das Ackern der Grundbegriff aller Arbeit ist und mir damit ein besonderes Ansehen geben.

Seit Mitte April ackern wir. Als zuerst die Pflugteile: der Arling, das Sech, dann auch die Egge in Ordnung zu bringen waren, entdeckte ich in mir einen ganz brauchbaren Gesellen: den Schmied. Man lernt nichts umsonst. So habe ich den Arling geschärft, den Pfluggründel mit Ringen beschlagen und an den Rädern abgesprengte Reifen festgeschmiedet. Das gelang so gut, daß meinem Hausvater fast bange geworden sein soll, ich könnte nun mit Sonderansprüchen auftreten. Wenn der wüßte, wie gut mir das Dienstjahr bei ihm gelohnt wird!

Meine Schmiedleistungen waren wohl recht sehr am Platze, denn sonst hätte mir der erste Tag am Pfluge leicht den Dienst kosten können. Das mußt du dir vorstellen, Herr. Vorn an den Pflug sind zwei Ochsen gespannt, die vom Rocherl bei den Hörnern geführt werden. Hinten gehe ich drein, halte den Pflug bei den Hörnern und habe ihn so zu leiten, daß er den Rasenstreifen, etwa einen Schuh breit und einen halben Schuh tief, ausschneidet und umlegt. Das ist die Furche. Wird die Furche zu schmal genommen, so richtet man nichts aus, wird sie zu breit genommen, so hebt es den Pflug und der Arling kratzt seicht über den Rasen hin. Und dieses Festhalten in gleicher Breite, dieses Niedergründen, wenn der Boden seicht, sandig oder steinig ist, greift menschlich Fleisch und Bein höllisch an.

Zuerst hat's mich so mächtig hin- und hergeschleudert, daß der Rocherl laut auflacht. Ganz hinten drein geht die Barbel mit der Haue, um die schlecht gelegten Furchen zu gleichen und vom Arling übersprungene Rasenteile umzuhauen. Je schlechter ich's mache, je mehr hat das Mädel zu tun. Du kannst dir denken, wie mich das spornt zur äußersten Anstrengung meiner geistigen und körperlichen Fähigkeiten. So schauderhaft der Anfang gewesen ist, durch Fleiß und Übung gelang es — ich kann nun ackern

Ein Bauernknecht, der ackern kann!

Und dieser Erdgeruch! Dieser köstliche Erdgeruch! Das haucht einem so frisch und kühl, so erdharzig ins Gesicht! Ich möchte dir's beschreiben und kann nicht. Als ob man von Rheinwein ganz leicht berauscht wäre so herzhaft mutet das an, so herzhaft und urstärkend, wenn Erdsegen aufsteigt. — Dieser Lebenshauch, ich habe bisher keine Ahnung von ihm gehabt. Zum Aufjauchzen, so froh!

Auf steilen Feldern ackert man mit dem angedeuteten Hin- und Herfurchen natürlich von unten nach oben. Und während wir mit den

abweisend an. „Kako se imate?“ schrien die Ärzte bei der Visite in seine Ohren, aber er rührte sich nicht oder sah nur verständnislos auf die Leute, die um sein Bett standen. Seine Mutter und sein Bruder kamen, aber er sah sie kaum an, als schämte er sich seines Elends und barg den Kopf ins Kissen.

Wie nach dem Funken in der Asche, so durchforschte ich sein scheinbar erloschenes Wesen, und als mir dann da und dort doch kleine, winzige Lebensflämmchen entgegenschlugen, da trat es wie ein heiliges Gebot an mich heran, diesen schwer Getroffenen wieder dem Leben und dem Lichte zuzuwenden, alles zu tun, um seine Jugend vor entsetzlichem Siechtum zu retten. Und es gelang mir nach heißem Mühen wirklich, in diese trostlose Verschlossenheit zu dringen, ihn seinem dumpfen Hinbrüten zu entreißen, ihn zu wecken und die stille, furchtbare Verzweiflung von ihm zu nehmen. Die unsäglich traurigen Augen blickten mich endlich verstehend an, sahen immer öfters mit einem heimlichen, dringenden Fragen, mit einem scheuen Hoffen auf mich, und meine Augen hörten nicht auf zu bitten und antworteten, versprachen und trösteten, mein Wille bemächtigte sich mit aller Macht des seinen und gab nicht nach und zwang ihn, leben zu wollen, wieder zu hoffen und dem Schicksal zu trotzen. Als ich dann aber nach Wien mußte und eine Zeitlang dem Spital fern blieb, fand ich ihn bei meiner Rückkehr wieder in die alte Teilnahmslosigkeit und Apathie zurückgesunken, und als ich mich über ihn beugte und mich bemerkbar machte, da sah er mich wieder gleichgültig an, schien alles vergessen zu haben und es war kaum anders als damals, da ich ihn zum erstenmal erblickt hatte.

Da galt es rasch handeln, um zurückzugewinnen, was ich schon erreicht hatte. Ich suchte unter den zwanzig Zimmern meiner Abteilung das hellste, sonnigste aus, und dorthin brachte ich ihn, und dort sollte er mir aufs neue erwachen, dort fand er auch liebe Zimmergenossen, und ich werde es diesen paar jungen Menschen nie vergessen und ihnen immer dankbar bleiben für alle liebevolle Mühe und Hilfe, die ich bei ihnen für ihren unglücklichen Kameraden gefunden habe. Konnte ich nicht bei ihm sein, ich hatte ja noch viele andere Kranke zu pflegen, so vertraute ich mein Schmerzenskind seinen Genossen an. Ich wollte vor allem, daß er daran verhindert werde, wieder in seinen alten Dämmerzustand zu versinken. Reden konnte man ja nicht mit ihm, da er stumm und taub war, aber man konnte ihm doch durch hundert Kleinigkeiten zu verstehen geben, daß er nicht unbemerkt und verlassen war. In aller Frühe begann das schon. Da kam ich noch vor der Visite schnell auf einen Sprung in sein Zimmer, weckte ihn mit einem sanften Rüttler aus der letzten morgendlichen Verschlafenheit und verständigte mich mit ihm über sein Befinden. In der ersten Zeit sah er

Hacin.

Von **Anna Bahr-Mildenburg.**

Unser Hacin ist fort, der arme junge Slowene, der gleich im Anfang des Krieges durch eine neben ihm zerplatzende Granate verwundet wurde, seither taubstumm und fast völlig gelähmt in unserem Spital lag und, als ich dann in meinem Aufsatz „Dienen dienen“ von ihm erzählte, so viel tatkräftige Teilnahme fand, daß aus seinem „Sparschweindl“ mit der Zeit ein Sparkassebuch wurde. In seinen Bilderbüchern zeigte er uns immer, was er sich jetzt schon alles dafür kaufen könnte: Ziegen und Schafe waren es zuerst, dann wurde es ein Schweindl; deuteten wir aber auf eine Kuh, so schüttelte er mit lustigem Bedauern den Kopf und gab uns mit seinen armen mageren Fingern der linken Hand den Preis an, der die vorhandenen Mittel doch noch weit überstieg, so reichlich er auch von allen Seiten, besonders vom Bürgermeister von Laibach, dessen Landeskind er ist, bedacht worden war. Dieser arme liebe Kerl ist nun weg. Wir trauern alle um ihn, obwohl wir alle es ihm wünschten. Oberstabsarzt Haberer hat ihn eines Tages selbst nach Innsbruck geholt und dort in die Nervenklinik des Professors Meyer gebracht. Ich habe ihn dort vor einigen Tagen besucht und so schwer ich ihn misse, so froh bin ich, ihn in so bewährten Händen zu wissen.

Das Zimmer, in dem er bei uns lag, war allmählich der Mittelpunkt unserer ganzen Tätigkeit geworden, und wer von mir oder meiner lieben Mitschwester Meta (Frau Nossal) etwas wollte, suchte uns vor allem in Hacins Zimmer. Nie gingen wir an Nummer 53 vorüber, ohne schnell einen Blick nach ihm zu werfen oder ihm irgend eine Kleinigkeit zu bringen, ihm die Pölster zu richten, ihn in seiner Beschäftigung anzueifern, ihm ein Bild zu zeigen, oder irgend eine kleine Unterhaltung mit ihm zu veranstalten. Er war unser Stolz und unsere Freude, denn was er geworden war, war auch ein wenig unser Werk, das Werk aller, die sich mit uns in Liebe um den armen, hart Getroffenen gemüht hatten.

Teilnahmslos für die Außenwelt, schmerzgequält, zur Hilflosigkeit des Kindes zurückgekehrt, lag er noch vor einigen Monaten da. Man konnte nichts für ihn tun, ihm nicht helfen, ihn nicht trösten, nur den Tod konnte man ihm wünschen. Aber die Fußwunde heilte und die Schmerzen im Kopf, die er mit zitternden Fingern andeutete, schienen nachzulassen und nun lag er dann Tag um Tag in unheimlicher Ruhe, gegen die Wand gekehrt, schlug nur, wenn man sich dicht über ihn beugte, die Augen auf und sah einen in stumpfer Verzweiflung fast

Würfel zusammen. Ich kam immer wieder, um nach ihm zu sehen, und seine Kameraden halfen ihm und spornten ihn an und waren mit mir glücklich, wenn er dann auch unbeachtet die Arbeit fortsetzte. Wie rührend waren diese Menschen in ihrer Sorge um mein Schmerzenskind! Jeder gab sich mit ihm in besonderer Art ab und jeder war stolz, wenn er ihm ein Lächeln abringen konnte. Was wurde um dieses Lächelns willen nicht alles herbeigeschleppt! Zuerst ein kleiner heiliger Franziskus, den er auf sein Bettischl bekam. Dann brachte ihm unsere geliebte Großherzogin von Toskana, diese gütige, verstehende Frau, einen Rosenkranz und Muttergottesmedaillen; da bat mich sein Blick flehend, sie ihm um den Hals zu hängen. Und nun verging kein Tag ohne kleine Überraschungen für ihn. Wie zu Weihnachten sah's bald um ihn herum aus. Bilder, Blumen, Tassen mit der Inschrift „Franz“, Tabatieren, kleine Spiele, Äpfel und Orangen gab's, unsere liebe Gehilfin Frida Jung hatte ihm sogar eine Uhr mit leuchtenden Ziffern gebracht, und mit den beiden Kaisern auf dem Deckel. Bei allem, was man ihm gab, deutete er immer zuerst mit den Fingern gegen seine Brust und sah dabei fragend und erstaunt auf. War er endlich gewiß, daß die Gabe wirklich ihm gehören sollte, so sah er ganz glücklich und dankbar drein und seine linke Hand tastete unsicher nach der Hand des Spenders. Schön und schlank waren seine Hände, weiß und durchsichtig. Ganz weich und zärtlich konnte er über Blumen hintasten und sie umfassen und befühlen. Wie sprechend und lebhaft waren seine Augen, zu welchem Ausdruck konnte sich sein Blick steigern, wenn er etwas sagen wollte, was ihm besonders am Herzen lag. Sein Mund zuckte nur leise mit und verzog sich und formte sich wie zum Reden oder zu einem mühsamen Lächeln, und preßte sich zusammen, wenn der Arme Schmerzen litt. Ich elektrisierte ihn auch. Das hatte er sehr gern, und er wollte den Strom immer noch stärker haben. Dabei standen die Kameraden alle um sein Bett, und wenn ich fertig war, so bettelten seine Augen so dringend und sein Finger deutete so bestimmt auf einen der Umstehenden, daß dann jedesmal ein allgemeines Elektrisieren anging, wobei Franz Hacin mit gespanntester Aufmerksamkeit zusah und mich mit lebhaften Blicken und krampfhaft gespreizten Fingern förmlich antrieb, die Kameraden recht stark zu elektrisieren. Die hatten wieder an seinem Vergnügen Freude, sprangen, drehten und wanden sich, und wir spielten ihm fast jeden Tag eine kleine Komödie mit dem abgestellten Apparat vor. Wie halfen sie alle so gern mit, den Armen aufzuheitern! Da war besonders Einer, der ihn und uns alle beständig zum Lachen brachte. Den Kasperl nannten wir ihn, Karl Rieder hieß er. Seine Arme und Beine schlenkerten wie lose an seinem Körper, er schlürfte schlampert und schlottrig in seinen Pantoffeln herum, hatte ein Gesicht

mich immer wieder verständnislos an, war sehr geneigt, wieder die Augen zuzumachen und in seinen Halbschlaf zu versinken. Das aber ließ ich nicht zu und begann mit allen möglichen Zeichen nach seinem Ergehen zu fragen. Es machte ihm sichtlich Mühe, darauf einzugehen, aber ich gab nicht nach, zwang ihn, mich fest anzusehen, und das waren unsere ersten wortlosen Sprachübungen. Er wußte bald, was ich fragte, ich wußte bald, was er sagte. Sein Gesicht wurde allmählich so beweglich, so ausdrucksvoll, daß er mir trotz seiner Stummheit ganz komplizierte Dinge mitteilen konnte. Und ebenso gelang es mir, mich ihm verständlich zu machen, und allmählich führten wir schon eine ganz rege Konversation.

Kam ich dann mit der Visite an seinem Bett vorüber, so konnte ich dem Arzt schon über sein Befinden berichten, und ersparte so beiden Teilen die etwas schwierigen Verhandlungen. Man dachte ja nicht immer an seine völlige Taubheit und stellte Fragen, die er weder verstand noch beantworten konnte. Mit großem Stolze berichtete ich anfänglich all die kleinen Fortschritte, die ich ihm täglich abrang, aber ich konnte die Ärzte doch nicht recht überzeugen, und mehr als einmal wurden über den armen, hilflosen, ahnungslosen Menschen die fürchterlichen Worte ausgesprochen: „Der vertrottelt halt!" Aber ich wollte nicht daran glauben, ich hatte doch meine täglichen kleinen Erlebnisse mit ihm, ich sah doch täglich und stündlich das langsame Erwachen dieser armen erschreckten Seele und sah, wie er Schritt für Schritt aus seiner Dunkelheit heraustrat. Nein, ich ließ mich nicht irremachen und hielt mit aller Macht fest, was ich einmal gewonnen hatte. Nach der Visite widmete ich mich immer zuerst ihm. Wenn ich da an sein Bett trat, wußte er bald schon, was das bedeute, und er kam mir zu Hilfe, so weit es in seiner Macht stand. Ich beugte mich zu ihm herab, er legte den linken Arm, das einzige, was er bewegen konnte, um meinen Hals, und so trug ich ihn, halb vom Wärter unterstützt, in einen Lehnstuhl, den ich dann ans Fenster rückte. Das Erste war dann immer, daß er mit den Augen in die Richtung deutete, wo ich wohne, ich hatte ihm das einmal gesagt und er hatte es sich gut gemerkt. War's draußen recht klar und sonnig, so konnte er mit regungslosem Blick unendlich traurig und sehnsüchtig hinaussehen, verlangte aber nach kurzer Zeit in sein Bett zurück, so sehr sich die Kameraden mühten, ihn auf alles aufmerksam zu machen, was auf der Straße vorging, und ihn zu zerstreuen. Ich hatte ihm inzwischen sein Bett gerichtet, eine Rückenlehne aufgestellt, frottierte ihn nun mit Franzbranntwein, und dann lag er wieder mit sichtlichem Behagen in seinem Bette und begann nun sein Tagewerk. Er durfte nicht müßig sein. In der ersten Zeit brachte ich ihm ganz primitive farbige Bausteine, zeigte ihm, wie man Bilder daraus formt, er begriff es bald und setzte mit den halbgelähmten Fingern der linken Hand die

und die er freudig begrüßte, als sie dann einmal wieder an sein Bett kam. Er war also ganz bei Sinnen und vertrottelte durchaus nicht. An dieser Zuversicht ließ ich mich nicht beirren und wurde noch darin bestärkt, als einmal Professor Alfred Roller uns besuchte, der natürlich auch gleich zu meinem Schützling mußte. Ich ließ ihn eine Weile mit ihm allein und als ich wiederkam, fand ich die beiden ganz in die Arbeit vertieft. Rollers pädagogisches Genie hatte sich gleich auf diesen Fall gestürzt, Hacin schrieb und zeichnete, Roller verbesserte und die Kameraden standen herum und schauten verwundert auf den schwarzen, großen, ernsten Mann und merkten zuerst gar nicht, daß er einen von ihnen gerade in Arbeit hatte und ihn abzeichnete. Das Gesicht ist mir unvergeßlich, das dieser daraufhin machte, um „schön" zu werden. Aber Roller hatte ihn schon gesehen, wie er wirklich war, und schenkte ihm nichts. Einer nach dem anderen schlich sich nun davon und auf einmal waren alle Rasiermesser in Tätigkeit. Aber nur mehr Hacin kam dran. Ganz unglücklich sah er mich an, als er dann sein Porträt in der Hand hielt. Der Bart, der Bart! Er wischte immer wieder übers Bild hin — so gefiel er sich nicht! Roller kam auch am nächsten Tag und bekam viele Aufträge, alle wollten von ihm verewigt sein, aber Roller beschäftigte sich nur mit meinem gelehrigen Hacin, der mit den farbigen Stiften, die ihm sein Meister gebracht, ganze Seiten vollmalte und vollschrieb und auch jetzt den ersten Brief an seine Mutter verfaßte. Von nun an konnte man sich recht gut mit ihm schriftlich verständigen, natürlich slowenisch, was aber auch zur Not mit Hilfe eines Wörterbuches gelang. Aber zwischen mir und ihm blieb es bei der gewohnten Sprache; ich hatte bisher alle Leiden und Freuden nur aus seinen lieben, warmen, blauen Augen und aus seinen ausdrucksvollen Händen erfahren, und so hielt ich es weiter und wir hatten beide eine solche Übung darin, daß kaum je ein Mißverständnis vorkam. Hacin saß nun schon beim Tisch und spielte Domino mit seinen Kameraden oder mit einer seiner Freudinnen, dem Fräulein Petershofer oder der Frida Jung; die wollten ihn recht vergnügt sehen und ließen ihn unaufhörlich gewinnen, was er ganz gut bemerkte. Doch das Liebste waren ihm Bücher. Eine gute Frau in Laibach hatte ihm Tiergeschichten geschickt und von denen konnte er sich oft stundenlang nicht trennen. Da saß er, eingewickelt in seinem Lehnstuhl und sah nichts, was um ihn vorging. Vor ihm stand oft ein mächtiges Grammophon, aber er war so taub, daß er nicht einmal aufsah, wenn die Musik begann und ihm fast in die Ohren spielte. Bevor ich am Abend fortging, saß ich noch immer ein bissel bei ihm auf dem Bett, richtete ihm alles, bettete ihn bequem, hielt dann seine Hände in den meinen und ließ ihn so recht fühlen, daß er nicht verlassen sei. Das war immer wie ein kleines

wie ein Clown, die Nase aufgestülpt, die Mundwinkel in die Höhe gezogen. Er war ein Tiroler und wenn er redete, tat einem die Kehle weh, so drückte und knödelte er die Worte heraus. Ein Bauernknecht war's und hatte außer einer Schußwunde auch die Ruhr hinter sich. Wie mühte sich dieser einfache, ungebildete und doch so herzensgute Mensch um Hacin, wie verstand er es in seiner Herzenseinfalt, worauf es mir ankam, und wie betreute und belustigte er nach allen seinen Kräften den Kranken, der ihm von seinem Bette aus aufmerksam zusah. Und Kasperl wußte das und führte ihm zulieb einen wahren Zirkus im Zimmer auf, bis sich alle vor Lachen wanden und schließlich auch der Hacin mitlachte. Unser liebes, närrisches Kasperl! Und doch war er eigentlich ein ganz ernster Mensch, nahm das Leben gar nicht leicht und lag oft versonnen und tief nachdenklich in seinem Bett, bohrte den Kopf in die Kissen und blieb regungslos, wenn man ihn anrief. Aber da sich sein Kopfkissen immer in der Mitte des Bettes befand und infolgedessen seine Füße in der Mitte des Zimmers, so konnte man doch wieder nur lachen und lachte auch selbst dann noch, als man allmählich sein Mißgeschick erfuhr. Er sollte Vater werden, war erst 20 und sie 18 Jahre. „Ich half, so gut ich konnt'", wie Mime sagt, und als er uns dann verlassen hatte, gab es noch rührende Briefe, die mit „ehrengeachte, hochwürdige Schwester" anfingen . . .

Das Elektrisieren, Massieren und Turnen tat Hacin sehr gut und er wurde von Tag zu Tag selbständiger, zündete sich schon allein seine Zigaretten an, aß allein, hielt allein Bilder, Zeitungen und machte fast ohne Hilfe Perlenketten, die er in den Farben selbst zusammenstellte. Ich lehrte ihn nicht die Handgriffe, sondern ließ ihn selbst auf alles kommen. Er klemmte zum Beispiel die Nadel zwischen die Finger der lahmen rechten Hand und steckte auf diese nun eine Perle nach der anderen, nahm wohl auch die Lippen und das Kinn zu Hilfe, aber es kam doch heraus, was gewollt war. Er hatte auch slowenische Freunde gefunden, und als er geistig von Tag zu Tag frischer wurde, da konnte er bald recht gut verstehen, was die ihm aufschrieben, und da schien es mir nun auch an der Zeit, von ihm ernstere Dinge zu verlangen, ich brachte ihm ein Heft mit vorgezeichneten Buchstaben und Worten und da saß er nun stundenlang über seiner Aufgabe und wenn ich kam zeigte er mir aufgeregt, wie er schon mit seiner linken Hand schreiben konnte. Eine Zeile lang waren immer die gleichen Worte zu schreiben. Mitten hinein war ihm aber auf einmal die Sestra Anna oder Sestra Meta eingefallen und an denen setzte er dann seine Schreibversuche fort. Daß er auch ein gutes Gedächtnis hatte, sah ich eines Tages, als er mitten hinein Sestra Nina schrieb und ein Fragezeichen dazu setzte. Das ist Gräfin Blankenstein, die ihn mit mir in der ersten Zeit betreut-

Bücher und Zeitungen und auch ein kleines slowenisch-deutsches Lexikon. In das vertiefte er sich so sehr, daß er scheinbar ganz auf mich vergaß. Ich berührte ihn leise, als ich gehen mußte. Aber er sah kaum auf, faßte nur meine Hand und es war, als ob er mich zurückhalten und mir noch etwas sagen wollte. Endlich sah er auf und deutete mit einem ernsten Blick auf ein Wort im Lexikon. Ich beugte mich herab und las „Gut“ und fühlte zugleich, wie seine schmale bebende Hand leise schüchtern meine Wange streichelte. Dann wendete er die Blätter um und wies abermals auf ein Wort und das hieß „Mutter“. Und dabei legte er seinen Arm um meinen Hals und küßte mich dann zärtlich auf die Wange. So einfach war das und so selbstverständlich, und die Kranken in ihren Betten wunderten sich nicht; einige lachten nur vergnügt, andere aber sahen still und ernst vor sich hin und da und dort wurde ein Sacktüchel hervorgezogen.

Und nun korrespondieren ich und Hacin zusammen. Eine Slowenin, auch eine seiner Freundinnen in Salzburg übersetzte mir seine Briefe und die meinen an ihn. Er mußte mir versprechen, oft zu schreiben und so eine Art Tagebuch zu führen, dabei bleibt sein Geist rege und die Zeit vergeht schneller. Lange Briefe bekomme ich von ihm und die Schrift wird immer besser und geübter.

Und nun will ich denn meinem Schmerzenskind, mit dem mich der Krieg gesegnet hat, das letzte Wort lassen. Er schreibt mir: „Meine sehr geliebte Schwester Anna! Im Anfang meines Schreibens grüße ich Sie, auch in der Tiefe meines Herzens, denn so liebe ich Sie, Schwester Anna! Ja, ich habe Sie gern, denn Sie sind so einzig gut. Sie haben mir so viele Sachen mitgebracht, ich werde auch nie jemand so gern haben wie Schwester Anna! Schwester Anna, ich bin so froh! Seit Sie bei mir waren, bin ich immer lustig. Oh Anna, ich kann es nicht sagen, wie froh ich bin. Wenn ich es bedenke, wie viel haben Sie mir geholfen, und was wäre aus mir ohne Euch geworden? Schwester Anna, darum wird Sie auch Gott segnen, denn ich kann nur danken und bin glücklich, daß Sie zu mir gekommen sind. Ich bin ja lustig, überhaupt wenn ich die Karten von Ihnen heraussuche, dann bin ich froh, Schwester Anna. Schwester Meta geht mir auch ab! Wieviel habe ich ihretwegen gelacht, wenn sie mich bei der Nase gezogen hat und ich ihr mit dem Finger drohte: Metka, Metka, Metka! Schwester Anna, wie oft hat sie auf Euch gezeigt, ob ich ihr Euer Bild schenke, und das hätte ich doch nie getan. Ein Soldat war da, der auch im Salzburger Spital war. Er kennt Euch, ich habe ihm Euer Bild gezeigt und gesagt: das ist meine Mutter, ja das habe ich gesagt, denn Ihr seid so gut wie eine Mutter, ich habe Sie lieber als meine eigene Mutter, ich werde Sie nie vergessen, so lange ich lebe.

Abendgebet, das ich mit ihm betete, und ich weiß auch, daß er es so auffaßte, denn wenn er es mit der Schwester Meta auch eben noch so lustig getrieben hatte, so wurde dann, ehe wir gingen, sein Gesicht tief ernst, seine Hand streckte sich mir entgegen, und was in ihm Gutes war, das drängte sich in seine Augen und strömte durch seine Hand zu mir herüber. Und dann sah er mir mit einem ernsten Blick nach und hob noch einmal leise die Hand, wenn ich von der Tür zu ihm hinsah.

Herzergreifend war sein Abschied, ich werde nie diese furchtbare Verzweiflung vergessen, die seinen armseligen Körper schüttelte, als er verstanden hatte, daß er weg mußte. Nach acht Tagen besuchte ich ihn in Innsbruck, im klinischen Reservespital des Professors Meyer. Schön ist's da, licht und rein. Klosterschwestern pflegen die Kranken, und man weiß dort gern die aufgehoben, um die man sich sorgt. Still und versonnen lag Hacin in seinem weißen Bette, als ich ins Zimmer trat. Ich machte mich mit dem bekannten kleinen Rüttler bemerkbar. Hacin sah auf, erblickte mich, aber nichts ging in seinem Gesichte vor, er wendete sich nur mit einem leisen Seufzer zur Seite und schloß wie zum Schlafen die Augen. Noch einmal rüttelte ich ihn und noch einmal sah er auf und noch einmal schloß er die Augen. Er konnte offenbar mein Hiersein nicht fassen, meinte, er träume es nur, und wollte weiter träumen. Da schrieb ich auf ein Blatt Papier in slowenischer Sprache „Schwester Anna ist da", und nun begriff er. Jeder Muskel seines Gesichtes begann zu arbeiten, seine Augen weiteten sich und führten eine überschwängliche Sprache, seine Hand griff zitternd nach der meinen und streichelte sie und drückte sie und umklammerte sie unter nervösem Beben und Zittern.

Immer wieder mußte ich ihm sagen, daß ich wirklich seinetwegen gekommen sei. Er konnte es nicht glauben. Als er ruhiger wurde, erzählte ich ihm in unserer Weise von seinen Kameraden, von der Schwester Meta und wie wir alle um ihn trauern. Aber ich sagte ihm auch, wie glücklich wir sind, ihn hier zu wissen, wo alles geschehen werde, um ihn gesund zu machen, und er mußte mir versprechen, nicht unvernünftig zu sein und auch die lieb zu haben, die hier nur sein Bestes wollen.

Um ihn herum lagen lauter blutjunge Menschen, die teilweise oder ganz gelähmt waren, einer hatte auch, wie Hacin, die Stimme verloren. Ich befreundete mich bald mit ihnen und bekam auch heraus, womit man ihnen die Zeit ein wenig kürzen könne. Ich fand in einem Spielwarengeschäft allerlei Zusammenlegspiele, brachte sie ihnen mit und bald waren sie fleißig an der Arbeit und bekamen über den verzwickten Puzzles heiße Köpfe. Meinem Hacin hatte ich seine geliebte Uhr gebracht

unter Tische und Bänke flüchten, um seinen recht derben Fäusten zu entgehen.

Übrigens werfen wir einen Blick in das Dienstbuch Šlugas, worin seine Personsbeschreibung angeführt ist. Da steht:

Größe	1·62 Meter;
Brustumfang	1·08 Zentimeter:
Augen	groß, forschend;
Nase	stumpf, nach aufwärts gezogen;
Mund	proportional, gesunde, starke Zähne;
Kinn	rund, kurz;
Haar	braun, dicht, trägt Vollbart;
Besondere Merkmale .	übergroße Hände, mäßiger Plattfuß;
Spricht	tschechisch, genügend deutsch, italienisch und kroatisch zum Dienstgebrauch.

In der dem Dienstbuche beigehefteten Führungsliste, die fallweise mit den Wahrnehmungen der unmittelbaren Vorgesetzten versehen wird, stand über den Maaten einmal auch der Vermerk: Trinkt gerne. — Als sich Šluga bei seinem Chef beklagte, daß diese Eintragung ihm in seiner Karriere schaden könnte und er bloß dann etwas mehr trinke, wenn er in Pola und auf einem Schiffe sei, welches noch nicht vollkommen ausgerüstet ist, entgegnete der Vorgesetzte: „Mein lieber Šluga, sagen Sie mir aufrichtig, trinken Sie gerne oder nicht?“

„Jawoll, Herr Inschenier, is waar, trink ich gern, abrr schpeziähl nurr wenn bin ich am Land in Pola, sag ich“, meinte der Maat.

„Na, also, sehen Sie!“ Ich trinke auch nicht ungern und wenn Sie wüßten, was in meiner Konduitenliste darüber steht, würden Sie sich über die harmlose Bemerkung in Ihrem Buche sicher nicht beklagen“, sagte Šlugas Chef.

„No — waas steht denn daa, Herr Inschenier“, frug der Maat neugierig.

„Was da steht? . . . Sauft gern!“ Das war die Erwiderung, die Šlugas Vorgesetzter überlaut ausstieß und ohne ein weiteres Wort zu verlieren, ging der Maat getröstet von dannen.

Mit besonderer Vorliebe widmete sich Šluga der Ausbildung der ihm unterstellten Heizer. Hiefür sind im Ausbildungsprogramme für die Marinemannschaften auch an Bord der Schiffe Unterrichtsstunden festgesetzt, die im gewöhnlichen Hafendienste pünktlichst eingehalten werden müssen. Zu diesem Unterrichte ließ der Maat zumeist in einem unge-

Ich grüße die Schwester Meta, die mich gestreichelt und die Schwester Frida, die mir die Uhr geschenkt. Aber am meisten grüße ich Euch Schwester Anna, von ganzer Seele. Mit Gott! Schicken Sie Kuverts. Gruß und Kuß von Hacin."

Maschinenmaat Šluga.

Von **Dick Herbert.***

Maschinenmaat Šluga war in unserer Kriegsmarine als einer der sonderbarsten Käuze bekannt. Am wohlsten fühlte er sich eingeschifft, auf einem Schiff, welches eine Weltumsegelung zu unternehmen oder mindestens einen Erdteil zu umschiffen hatte. Weniger angenehm, aber immer noch erträglich fand er es, wenn das Schiff, worauf er gerade bestimmt war, nur im Mittelmeer zu kreuzen hatte. Die bessere Laune Šlugas schwand, wenn er bemüßigt war, einige Monate lang bloß in der Adria herumzudampfen und Eskadremanöver mitzumachen, und zu fluchen, und über die Ration hinaus zu trinken begann er erst dann, wenn das Schiff, zu dem er gehörte, in Pola abgerüstet in der Vertäuung lag und Austern ansetzte.

Šluga stammte aus dem Norden. Aus dem Norden der Monarchie nämlich, nicht daß der Leser glaubt, er wäre aus Skandinavien zu Hause gewesen, denn dort ist bekanntlich weder der Familienname Šluga noch der Vorname Wenzel anzutreffen. Maschinenmaat Šluga war ein kräftiger Mann, dessen Gesundheit von den Härten des Dienstes unbeeinflußt blieb und der zu allen Tageszeiten einen Liter dickflüssigen Istrianerwein wie Wasser durch seinen kurzen, dicken Hals gurgeln lassen konnte. Ein langer, brauner Vollbart zierte das breit geratene Antlitz unseres Maaten, über dessen graublauen Augen, die strenge dreinblickten, buschige Brauen wie zwei Arkaden sich wölbten. Šlugas Nase hatte ausgesprochen nationale Prägung und seine engeren Freunde frozzelten ihn damit, daß sie sagten, er dürfte unter keinen Umständen weinen, weil ihm sonst die Tränen direkt in die Nasenlöcher fließen würden. Daraufhin konnte aber Šluga wild werden wie ein Stier, dem man einen roten Lappen zeigt, und die Spötter mußten sich schleunigst

* Mit freundlicher Bewilligung des Verfassers dessen munterem Geschichtenbuch „Aquarelle" (Verlag M. Quidde vorm. F. H. Schimpff, Triest) entnommen.

trümmern; der andere wieder meinte er würde sich in solchem Falle vom Schiffskoch das Handbeil ausleihen und mit diesem die Kohle zertrümmern und ein besonders praktisch veranlagter Dalmatiner sagte, er würde, wenn kein Hammer da sei, die Briketts kräftigst auf die eisernen Flurbleche des Kesselraumes schleudern, wobei sie sicher zerbröckeln müßten, und bei dieser von seinen Jahrgangskameraden beifällig aufgenommenen Lösung des Problems, hob der Mann seine Arme hoch, um sie gleich darauf mit einer wuchtigen Schleudergebärde wieder fallen zu lassen.

Der Maat schüttelte auf diese Antworten stets verneinend das bärtige Haupt, wartete eine Weile, ob sich niemand mehr zum Worte melde, stand dann langsam von seinem Gelegenheitssitze auf, nahm die zwei ihm zunächststehenden Heizer beim Schopf und schlug dann die beiden Köpfe so aneinander, als ob es zwei Feuersteine wären, mit denen er Funken hervorrufen müsse. Zu gleicher Zeit offenbarte er seinem Auditorium, daß man bei Ermangelung eines Hammers die Briketts in der Art zerkleinere, daß man sie aneinander klopfe.

Wenn wir auch mit Sicherheit annehmen können, daß die nicht zu Demonstrationszwecken herangezogenen Heizer den Vorgang des Zertrümmerns der Kohle im Notfalle gründlich begriffen hatten, so war es bei den zwei Feuerleuten, die Šluga dazu ausersehen hatte, anders, denn ihnen war dabei Sehen und Hören vergangen.

„Maschinenmaat Šluga, Sie schiffen sich morgen auf Jacht Miramar ein“, sagte eines Tages der dienstführende Unteroffizier der zwölften Matrosenkompagnie, zu der Šluga gehörte. Diesem Befehl gehorchend, begab sich der Maat am nächsten Tage auf das bezeichnete Schiff, mit welchem Kaiserin Elisabeth eine längere Kreuzung vorhatte. Hier war man schon eifrig mit den Vorbereitungen zur Indienststellung beschäftigt. Die Jacht hatte einen blitzblanken neuen Anstrich erhalten, die Bug- und Heckverzierungen wurden frisch vergoldet und die beiden hohen, trichterförmig endenden Schlote leuchteten in erst aufgetragener hellgelber Kaminfarbe über den mächtigen, weißen Radkästen des Schiffes. Auch Šluga fand Arbeit genug an Bord und widmete sich ihr eifrig Tage hindurch, ohne in dieser Zeit einmal das Land zu betreten. Endlich war die „Miramar“ bereit, die Kaiserin zu empfangen, und nun wurde noch die Zeit bis zur Einschiffung der Herrscherin dazu benützt, um mit der Mannschaft Rollenübungen vorzunehmen und ihr das Empfangs- und Begrüßungszeremoniell genauestens beizubringen. Die Leute wurden auch belehrt, wie sie sich eintretendenfalls bei Ihrer Majestät zu melden hätten.

Das war nun für Maschinenmaat Šluga eine Beschäftigung, die ihm außerordentlich zusagte. Gleich nach der Morgenarbeit der ihm

heizten Kesselraum antreten, setzte sich dann auf einen umgestülpten Wassereimer, worauf ein Heizer einen reinen Kohlensack legen mußte, und nun begann er seinen Vortrag in gemeinverständlicher Sprache, nämlich in unserer Marinesprache, worin alle Sachbezeichnungen deutsch, alle übrigen Hilfswörter zum Satzausdruck jedoch deutsch, kroatisch und italienisch durcheinandergemengt sind.

Šlugas erster Vortrag in jeder Unterrichtsserie behandelte die in der k. u. k. Kriegsmarine in Verwendung stehenden Dampfkessel und deren Zubehör. Wollen wir uns die einleitenden Worte des Maaten bei solch einem Anlasse anhören:

„Attenti, Heizer! — Nella* Kriegsmarine gavemo** Kofferkessel, einfache e doppelte Zylinderkessel i jedno drugo*** Kessel che si sovet† Wasserrohrkessel. — Rasumite?††" —

Bejahendes Kopfnicken der wissensdurstigen Zyklopen bewies Šluga, daß seine Hörer, die durch mehrmaliges für sich Hinmurmeln der deutschen Benennungen darin Übung zu erlangen trachteten, die Sache vollkommen begriffen und absolut nichts dagegen einzuwenden hatten.

Darauf schilderte der Maat die Merkmale und Eigenschaften der erwähnten Kesselgattungen, mit reichlich bemessenen Rasumite-Pausen, bis er diesen Stoff erledigt hatte, um dann zur Prüfung der Studenten zu schreiten.

War das geschehen, dann schritt Šluga an die Beschreibung des praktischen Teiles des Heizerdienstes, vom Bereiten der Kesselfeuer angefangen bis zur Bedienung der Dampferzeuger bei Vollkraft, wenn die Heizräume unter hoher, von den Raumventilatoren erzeugter Windpressung stehen, um sie zur möglichsten Dampflieferung anzufachen.

„Was würdet Ihr machen", frug der Maat im fließenden Marinedeutsch die Heizer, „wenn der vorgeschriebene Hammer zum Zerkleinern der Brikettkohle nicht zu finden wäre und plötzlich der Befehl kommt, rasch Feuer zu bereiten?"

„Wir würden einen anderen Hammer nehmen", erklärten darauf die Heizer mit Stimmeneinheit.

Šluga betrachtete sich auf eine solche Antwort hin die Prüflinge, nickte zufrieden, frug aber gleich darauf mit der Miene eines staatlichen Prüfungskommissärs: „Was würdet Ihr aber tun, wenn das Werkzeugdepot gesperrt ist und ein anderer Hammer im Maschinenraum nirgends zu finden wäre?"

Jetzt währte es etwas länger, bevor sich die Heizer einzeln zur Beantwortung der kritischen Frage meldeten. Der eine wollte den Brikett mit einem schweren Schraubenschlüssel, der im Kesselraum nie fehlt,

* In der; ** haben wir (Lokalitalienisch); *** und einen anderen; † der genannt wird; †† Verstanden (kroatisch).

— das Konzert der Marinemusik anhörte. In den Pausen unterhielt sich der Maat mit einer auf derselben Gartenbank sitzenden drallen Landsmännin, der zwei fröhlich ausgelassene Kinder die berufliche Beaufsichtigung erschwerten. Zur Linken Šlugas lag dessen Wäschebündel.

Nach Beendigung des Konzertes begleitete Maschinenmaat Šluga die ihm vorher nicht bekannt gewesene Jungfrau bis zur Pforte des Hauses, worin sie bedienstet war und begab sich dann ins Café Rauch, um sich dort bei einer frisch angesteckten Virginier in die Spalten seines Leibblattes, der „Narodni listy“, zu vertiefen, für die der uns bereits bekannte Maschinengast Krautgraber den ähnlich klingenden Ausdruck „Marodenliste“ geprägt hatte.

Als die Nachtmahlstunde heranrückte, pilgerte der Maat mit seinem Wäschebündel in die Osteria all' Isola verde, um sich mit einer doppelten Portion gebackener Sardellen, einer großen Schüssel Salat und etlichen Broten den Appetit zu stillen, wobei der irdene Halbliterkrug mit der animierenden Aufschrift „Bevi tesoro“,* der vor Šluga stand, mehrmals zum Stückfaß mit Istrianerwein und wieder zurück zu wandern genötigt ward.

Nach dem Nachtmahl, welches Šluga in beste Stimmung versetzt hatte, gesellten sich einige Kameraden zu seinem Tische, worauf einige Minuten später ebensoviele Weinkrüge erschienen, die nun den Krug des Maaten bei seinen Dienstfahrten zum Faß, woraus der rote Landwein floß, abwechselnd begleiteten.

Kurzum, als sich Šluga um Mitternacht auf der „Miramar“ einfand, war er entschieden voller als das in der Osteria all' Isola verde in Gesellschaft des Wäschebündels zurückgebliebene Weinfaß, und um drei Uhr schon wurde er aus seiner Hängematte herausgeschält, weil er mit seinen Leuten die Wache vor den Schiffskesseln zu beziehen hatte, die eine Stunde später geheizt werden mußten.

Mit Zuhilfenahme frischen Wassers wurden Šlugas Lebensgeister soweit wieder angefacht, daß er über die steilen Eisentreppen, welche zum Kesselraum hinunterführten, mindestens hinabstolpern konnte, und unten angelangt, ließ er mittels der bereitstehenden Handlampen das gebrauchte, fettige Werg anzünden, das auf dem Unterzündholz in den Feuerungen lag. Bald prasselte das Feuer lustig auf und nun hieß es längere Zeit warten, bis die bei den Heiztüren aufgestapelten Kohlenmauern in hellen Brand gerieten, um sie dann mit der Feuerkrücke gleichmäßig über die Roste zu verteilen und frische Kohle aufzuwerfen. Dieses Intervall benützten die Leute der Feuerwache, um sich ihre Pfeifen und Zigaretten anzuzünden und dabei zu plauschen; nach einer

---

* Trinke Schatz.

unterstellten Heizer und jüngeren Maschinenunteroffiziere ließ er die[se] im Kesselraum antreten, um ihnen einen gründlichen Vortrag über Ehrenbezeigungen, die Militärpersonen den Mitgliedern des Kaiser hauses zu leisten verpflichtet sind, zu halten. Dazu benützte Šluga die betreffenden Bände des Dienstreglements, las daraus die Stellen über Ehrenbezeigungen laut vor und übersetzte sie hierauf in die gemein faßliche Sprache. Schließlich folgte die theoretische und praktische Prüfung der Šluga zur Ausbildung in den militärischen Salonwissenschaften anvertrauten Maschinenleute.

„Maschinengast Krautgrabrr, wenn begegnens am Straßen Mit glied von Allerhöchste Kaiserrhaus, wie werns ta grießen“, frug der Maat einen der Belehrten.

„I wier holt in so an Foll rechtzeiti steahn bleiben — so, sag' mar, a sechs Schritt — vor der höchsten Herrschaft, nachar fix Front machen und salatieren, bis die höchste Herrschaft passiert is“, meinte der Befragte.

„Is gut“, klassifizierte Šluga, konnte aber dabei nicht umhin, seine Ansicht über Krautgrabers Sprache in den Worten niederzulegen: „Sie sprechens abrr ein miserabligen Hochdeutsch.“

Nun wandte sich der Instruktor an den nächsten Maschinenunter offizier, um von diesem zu hören, wie er sich als wachhabender Kessel wärter benehmen würde, wenn Ihre Majestät während der Reise einmal im Maschinenraum erscheinen sollte.

„Ich werde ‚Habt acht' kummandieren und melden: Majestät, Maschinquartiermeister Zdenko Vybiral melde gehorsamst als Kesselwärter, alle Schiffskessel sanz khaizt und sechzehn Heizer sinz am Wache.“

„Is gut und sie sprechens auch richtig Vybiral, abrr schaun's mirr ja, daß, wenn Ihre Majestät kummt wirklich herunterr, am Flur platten kein Kohle nicht herumliegt und Passasch iberall frai is“, erwiderte Maschinenmaat Šluga.

Auch die Oberheizer und Heizer bekamen von Šluga ähnliche Fragen gestellt, die zur Zufriedenheit des Gestrengen ausfielen, obwohl hier, mit Ausschluß der Fachausdrücke und der Chargengrade, kein Hoch- deutsch, sondern kroatisch und italienisch geredet wurde.

So war der Vorabend des Einschiffungstages der Kaiserin heran gekommen und Maschinenmaat Šluga wollte noch auf eine Stunde ans Land gehen, um einen Teil seiner Wäsche, die von der Wäscherin wegen des feuchten Wetters nicht früher bereitgestellt werden konnte, abzuholen. Da aber die Boote der „Miramar“ für Privatgänge ihrer Bemannung nicht alle Stunden zur Verfügung standen, erhielt Šluga die Weisung, mit dem Mitternachtsboot zurückzukehren.

Die Wäscheangelegenheit hatte Šluga bald besorgt, worauf er sich im Park der Vorstadt Polykarpo — besser als Klatschhausen bekannt

Wachkadett und Inspektionsoffizier stürzten auf Deck und rannten zur Luke, aus welcher die Rufe gedrungen waren und wo bereits der Fallreppsunteroffizier stand, um die Ursache der plötzlich eingebrochenen nächtlichen Begeisterung der Maschinenmannschaft zu ergründen.

„Was ist denn da unten los“, schrie der Leutnant in den matt erleuchteten Raum hinab, wo jetzt Grabesstille herrschte.

„Herr Schiffslaitnant melde gehorsamst, ich bin die Kaiserin und kumm jetzt wieder auf Deck. Warr ich im Kesselraum mirr anschaun wie ausschaut“, antwortete Maschinenmaat Šluga, während er die Treppe gänzlich erklomm und dann, vor dem Offizier salutierend, hinzufügte: „Praktischen Schiffsbesichtigung von Ihre Majestät mit Maschinmannschaft geiebt, is ganz gut gangen . . .“

Die Schiffsarreste sind auch auf der Jacht „Miramar“ nicht mit Seitenluken versehen, darum war Maschinenmaat Šluga am darauffolgenden Tage verhindert, sich das Auslaufen des Schiffes, mit Ihrer Majestät der Kaiserin an Bord, anzusehen.

Aus Ostpreußens schweren Tagen.

Von **Marie zur Megede.**

II.

Auch mit dem zweiten Einfall der Russen hatte im sogenannten Publikum ernstlich niemand gerechnet. Sie sind ja auch nicht weit gekommen, nicht über einen schmalen Grenzstreifen hinweg, der im Interesse des Ganzen eine Zeitlang preisgegeben werden mußte. Es handelte sich dabei meistens um Gegenden, die das erstemal mehr oder weniger verschont geblieben waren. Die meisten hatten die vorbeiziehenden Feinde nur aus mildernder Ferne oder überhaupt nicht gesehen. Tröstlich traf die Kunde von einem durchaus menschlichen, ja anständigen Benehmen ihr Ohr. Und draußen fuhr der erste eisige Winterwind über das Land. Da war es doch besser zu bleiben, das Schicksal walten zu lassen und schlimmsten Falles unter Dach und im Warmen zu sterben.

Wie ein Blitz aus, wenn auch nicht gerade heiterem Himmel traf da vieler Orten der amtliche Räumungsbefehl. Gleich einem Strome anschwell, fuhr, jagte es aus allen Wegen und Landstraßen auf die Chausseen hinaus. Nur wer diese Flüchtlingszüge gesehen hat, diese aneinander gedrängten Wagen, die in Reihen nur noch Schritt zu fahren vermochten, die verweinten Frauen, die stumpf ergebenen alten Leute, die kleinen Kinder, die zwischen zusammengerafftem Hausrat unter einer in fliegender Hast gespannten Plandecke erstarrten! Die Herden von

Weile aber kommandierte Šluga plötzlich: „Rauchen einstellen" und setzte dann hinzu, daß er jetzt die Kaiserin vorstellen werde, die unangesagt in den Maschinraum komme und bei der sich jeder — sobald sich Ihre Majestät ihm nahe — melden müsse, der eine dienstliche Obliegenheit im Raume zu verrichten habe.

Selbst die Heizer von jenen dalmatinischen Inseln, worauf die Ziegenböcke ihr nächtliches Obdach mit ihren Besitzern teilen, fanden Šlugas Absicht nicht vollkommen in Ordnung, aber sie zögerten nicht, dem nun folgenden Befehl des Vorgesetzten, sich an die ihnen rollengemäß zugewiesenen Stationen zu begeben, nachzukommen.

Als die ganze Feuerwache lautlos dastand, näherte sich Šluga dem zweiten Unteroffizier des Kesseldienstes und dieser meldete instruktionsgemäß: „Majestät, Maschinengast Sandor Hegedüs méldet sich géhorsamst als zwaiter Unteroffizier der Kesselwache.

Der Maschinenmaat nahm die Meldung mit einer leicht sein sollenden Verbeugung entgegen und frug dann Hegedüs: „Was sinz sier ein Lanzmann."

„Ungár, Majestät, melde géhorsamst, aus Szégedin", antwortete der mit Mühe das Lachen verbeißende Unteroffizier.

Dann wandte sich Šluga an den nächststehenden Heizer, der in strammer Habtachtstellung, mit der Hand am Kappenrand, die Meldung losließ: „Majestät, i Obeaize Stiepo Berović melde gehorsam Faieraffsicht Kessel Lumero ainz un zwai."

„Welche Kohle verhaizens", frug Šluga — im Sinne der tags vorher erteilten Belehrungen — den Mann.

„Majestät, aizen wir mit inglis Kohle", antwortete Berović, zufrieden damit, die praktische Prüfung überstanden zu haben, und nun kamen die anderen Feuerleute an die Reihe, um ihre Befähigung als Hofheizer darzutun.

Endlich war die Generalprobe für den möglichen Besuch Ihrer Majestät im Maschinenraum vorbei und Šluga, der noch stark unter dem Einflusse des reichlich genossenen Istrianers stand, befahl jetzt dem Maschinengast Hegedüs, mit den am Feuerplatze anwesenden Leuten in ein dreimaliges Hurra auszubrechen, sobald er den Augenblick markieren werde, in dem die Kaiserin den Raum verlasse. Hierauf stieg er bis zur halben Höhe der Kesseltreppe empor, wo sich eine Plattform befand und winkte von dort wie abschiednehmend den unten befindlichen Leuten zu.

„Hurra — Hurra — Hurra", brüllte darauf die Wachmannschaft aus voller Kehle, so daß die donnernden Begrüßungsworte bis in die entlegensten Winkel der kaiserlichen Yacht drangen, welche im Schatten der Nacht und ruhigstem Wetter friedlich an der Hafenboje vertäut lag.

...reifen sollten frei bleiben! Es hieß der „Spionage“ wegen. Spionage? Gewiß, es gibt auch deutsche Schufte! Und mancher wohldurchdachte Plan mag wegen Verrates nicht zur Ausführung gekommen sein. Im ganzen aber darf kühnlich behauptet werden, unsere deutschen Littauer und Masuren sind auch gute Patrioten. Zu fürchten ist bei ihnen wohl mehr der Verrat aus Dummheit oder aus Angst. Dummheit ist bekanntlich eine Gottesgabe, mit der ein Mißbrauch, wenn es angeht, nicht gestattet werden darf. Und Not kennt kein Gebot oder könnte es angesichts russischer Gewehre und Knuten vielleicht aus dem Gedächtnis verlieren.

Unter diesen Umständen hieß es denn für die armen Flüchtlinge, sich bitter schweren Herzens auch von dem letzten geretteten Hab und Gut zu trennen und mit leichtem Gepäck die Flüchtlingszüge zu besteigen, die täglich bereitstanden, um sie in sichere Gegenden, unter oft weit entfernte gastliche Dächer zu führen.

Das vom Staate gleichsam in Schutzhaft genommene oder angekaufte Vieh wurde in derselben Weise der Zukunft zu erhalten versucht. Daß manches Stück der halbverhungerten, entkräfteten Tiere auf den tagelangen Bahnfahrten dabei draufging, ist selbstverständlich. Trotzdem wird eine Viehnot für die ostpreußische Landwirtschaft ebensowenig eintreten wie die Hungersnot, die das feindliche Ausland uns schon so lange und so heftig prophezeit. Bis zur Stunde hat sich bei uns ein jeder nicht nur sehr völlig, sondern auch sehr gut sattessen können. Gegenteiliges Zeitungsgeschwätz vermochte auch den Ostpreußen nur ein amüsiertes Lächeln abzulocken. Was aber ihre Augen zornig auffunkeln läßt, ist die Mär von deutscher Kriegsmüdigkeit und schlapper Friedenssehnsucht. Nur kein vorzeitiger Schluß dieses hehren Kapitels deutscher Geschichte! Wir sind noch lange nicht angekommen beim „letzten Pfennig“! Und beim „letzten Blutstropfen“! Wenn aber jemals — dann gnade Gott unseren Widersachern! Dann würden sie mit Entsetzen erkennen, daß solch ein letzter deutscher Tropfen noch ein „extra“ besonderer Saft ist! Und was mit dem „letzten Pfennig“ aus schlechtem Metall sich alles erkaufen läßt!

Den ganzen Winter über haben unsere Flüchtlinge in der Ferne weilen müssen. Viele sind noch dort! Alle aber rühmen einmütig die opferwillige Hilfsbereitschaft ihrer Stammesbrüder. Doch Exil bleibt Exil. Ich habe einmal einen Vers sagen hören. Wer ihn gemacht hat, weiß ich nicht.

„Besser ist's, im eigenen Lande Wasser aus dem Schuh zu trinken,
Als im fernen, fremden Lande, Honigtrank aus goldener Schale!“

Unsere Ostpreußen empfanden ähnlich. Als die Sonne zu wärmen anfing, die Knospen schwollen und die Vögel zwitscherten, hielt es sie

Tausenden von Stück, die in die verschneiten Weidegärten der Städte getrieben vor Hunger brüllten! Die abgemagerten, ausgepumpten Pferde, die vor den Fuhrwerken zusammenzubrechen drohten — nur der weiß, daß es ein Kriegselend gibt auch außerhalb der Schlachtfelder und Lazarette und wie es aussieht! Und auch das hat erfahren, daß die heldenmütige Aufopferung in Ostpreußen nicht nur feldgraue Uniform trug. Der Landrat des Kreises Insterburg ist ein junger Mann. Als ich ihn in den Tagen einer unerhörten seelischen Anspannung, unter dem Drucke einer fast übermenschlichen Arbeitslast wiedersah, war er beinahe „alt" geworden. Man hat unseren Zivilbehörden den Vorwurf gemacht, daß sie auf schlimme Kriegsmöglichkeiten nicht genügend vorbereitet gewesen seien. Zum wenigsten das unerwartet Eingetretene nicht selbstlos genug gemeistert hätten. Nun, wenn wirklich beim erstenmal ein Fehler begangen wurde — in der Folge haben die selbständigen Beamten die Scharte ausgewetzt. Reichlich!

In der Stadt Insterburg, der ersten, die den Flüchtlingen eine gewisse Sicherheit bot, sperrten die Fuhrwerke die Straßen. Das Kreishaus wurde von Rat- und Hilflosen umlagert, wie eine Festung. Galt es doch nicht nur vorläufig unterzubringen, sondern auch weiterzubefördern, zu bergen, zu retten. Nicht Menschen allein, sondern Vieh, Pferde, Eigentum, kurz, einen Teil des beweglichen Wohlstandes einer jäh aus dem Gleise gerissenen, blühenden Landwirtschaft! Und all diesen Bittenden, diesen Nöten hat das Ohr des Kreisoberhauptes nach Möglichkeit zu jeder Zeit direkt offengestanden. Das erscheint mir als eine Amtsauffassung, zu der nicht nur deutsches Pflichtgefühl gehört, sondern auch ein deutsches Herz!

Im November 1914 sind ungezählte Ostpreußen auf der Straße gestorben, ungezählte dort geboren worden. In den glücklich erreichten Städten bleiben durften die wenigsten. Und geblieben wären am liebsten alle! Hindenburg würde die Russen schon bald wieder hinauswerfen! Hindenburg! Dieser Kriegsgott des Ostens, der jedes Kriegswunder zu tun vermag, dessen Name allein schon die Suggestion der Beruhigung in sich schließt! Er hatte während mancher Woche sein Hauptquartier auch in Insterburg aufgeschlagen. Ich habe ihn dort gesehen und muß sagen, er ist viel „hübscher" als sämtliche gerahmten und ungerahmten Bilder, die wohl nicht nur Deutschland von ihm erfüllen, seinen äußeren Menschen darstellen. Sein Typ ist durchaus nicht der „martialische" deutsche Soldat. Sein feines, durchgeistigtes Gesicht mit klugen, guten Augen verrät im Gegenteil ebenso sehr seine innere Wesensart, wie seine schlanke, straffe Gestalt die Zahl seiner Jahre verleugnet.

Jedenfalls auch Hindenburg konnte den vertriebenen Ostpreußen die erhoffte schleunige Heimkehr diesmal nicht gewähren. Jene Grenz

...m vor Mißhandlungen geschützt werden konnte. Mit Stöcken hieben die Leute auf „die Hunde! die Hunde!“ ein.

In einer Zeitung habe ich eine Traueranzeige gelesen, die Bände spricht. Unglückliche Eltern zeigen darin den Tod ihrer einzigen Tochter, einer Gutsbesitzersfrau an, die mit ihrem Manne nach Sibirien gebracht und dort gestorben ist, „nachdem sie einem Knaben das Leben gegeben“. Vierundzwanzig Jahre war dies Opfer des Krieges alt geworden.

Mit dieser sogenannten zweiten Invasion glaubte Ostpreußen, seinen letzten Tribut gezahlt zu haben. Es war ein Irrtum. Die Tage von Memel standen noch aus. Keine Seele hatte auch nur im Traume an solche Möglichkeit gedacht. Die entzückend gelegene, für den Weltreiseverkehr leider viel zu sehr in die äußerste Reichsecke gebaute Seestadt, deren Handelsgröße schon lange der Vergangenheit angehört, galt als absolut sicherer Friedensport. Man flüchtete sogar dorthin. Nächtliche Feuerzeichen röteten längst den Horizont, die Russen drangen bereits in die Straßen, als die Mehrzahl noch immer nicht an diesen unmöglichen Besuch glauben wollte.

Und wenn auch alle Greueltaten, die den Feinden in Ostpreußen zugeschrieben werden, übertrieben wären — in Memel sind sie geschehen. Da hilft kein Streiten! Kein Abmildern! Memel ist und bleibt ein unauslöschlicher Schandfleck auf russischer Kampfesweise. Was da an Bedrohung, Zerstörung, Schändung tatsächlich vorgekommen ist, will nicht aus meiner Feder. Nicht um einen kriegerischen Überfall handelt es sich bei diesem in allen Teilen strategisch gleich unwichtigen Orte, sondern um einen Raubzug! Nicht Soldaten eines disziplinierten Heeres haben mit unseren Truppen in den Straßen einer völlig offenen Stadt furchtbar gekämpft, sondern uniformierte Räuberbanden. Die Geschichte erzählt von unmenschlichen Verbrechen verrohter Söldner im dreißigjährigen Kriege. Nun, die Russen in Memel haben ihnen nicht nachgestanden. Glücklich schätzten sich noch die Ängstlichen und Vorsichtigen, die noch rechtzeitig über Wasser und Eis nach der „Nehrung“ flüchteten, jenem schmalen Sandstreifen, der bekanntlich das „Haff“ von den Salzwassern der Ostsee trennt. Viele sollen bei ihrer mühseligen und angstvollen Wanderung freilich umgekommen, erfroren sein. Ich selbst aber fange an den deutschen Landsturmmann zu verstehen, den ich vor Monaten einmal im Wagen ein Wegstück mitnahm. Der Mann kam von einem Besuche zurück, den er seinem vom ersten Russenbesuch stark mitgenommenen Heimatsdorf abgestattet hatte. In der Folge hielt ich mich für verpflichtet, ihm ein kleines Privatissimum zu halten über die christlichen Gefühle, die man „trotz alledem und alledem“ seinem Feinde weihen müsse.

nicht mehr. Weder in Hannover, noch in Holstein, noch am grünen Rhein! In Scharen strebten sie zurück, kamen heim auf eigene Rechnung und Gefahr in ihr oft geschmähtes Land mit dem späten Frühling und der widerspenstigen Scholle, der für sie doch ein so eigener Erdduft entsteigt, während der Kibitz schreiend den Pflügern um die Köpfe flattert!

Hindenburg hatte ja sein ungegebenes Wort gehalten und das Russengesindel wieder einmal zu Paaren getrieben! Und wenn das Kommen noch nicht behördlich gestattet war, so kam man eben ohne Erlaubnis!

Mit großen Hoffnungen wird wohl aber kein ostpreußischer Flüchtling die Heimreise angetreten haben. Und je näher dem Ziel, je mehr muß ihnen das Herz in die Schuhe gesunken sein! Wohin sie fuhren, wohin sie wanderten, überall hatten die Feinde ihre Brand-, Mord- und Zerstörungsspuren hinterlassen. Manch ehedem blühendes Dorf war nur noch ein Trümmerhaufen, aus dem rauchgeschwärzt die kalten Schornsteine ragten. Wo noch ein Gehöft stand, waren die Fensterscheiben zerschlagen, die Türen ausgehoben, die Möbel und Geräte gestohlen oder sinnlos zertrümmert. Sogar Nähmaschinen und Klaviere füllten die Straßengräben. Und nirgends ein Ton mehr altvertrauten tierischen Lebens! In den leeren Ställen keine Kuh, kein Pferd, kein Schaf! Kein Huhn auf dem Hofe, keine Taube auf dem Dachfirst! Und doch lag das Futter haufenweise im Schmutz verstreut, wenn auch die eigentlichen Dungstätten allerdings in die Stuben verlegt zu sein schienen. Von „Russendreck" soll nur der einen Begriff haben können, der ihn gesehen hat, und „Russengeruch" eine Spezialität sein, so eigenartig, so eindringlich, daß sie öfter schon zur Verräterin an Spionen geworden ist, die sich in deutschen Uniformen mit deutschem Akzent und deutschen Allüren, in unsere Stellungen Eingang zu schaffen suchten.

Schnee deckte damals noch das Land. Unbegraben lagen Freund und Feind auf dem gefrorenen Boden. Und furchtbar waren die Klagen der Zurückgebliebenen. Was sie an Hunger, Willkür und Todesangst erduldet, ist schier unbeschreiblich! Hoch ist die Zahl der unter nichtigsten Vorwänden Getöteten, noch viel höher die der Verschleppten: Greise, Knaben, Frauen, Säuglinge! Eine gewisse russische Gutherzigkeit wird dem Feinde auch hier zuerkannt. Aber die Knute regiert und die Bosheit eines perfiden Vorgesetzten vernichtet und quält ebenso viel und ebenso sehr, wie die Güte und Gerechtigkeit eines anderen rettet und mildert.

Wie hoch die Wellen der Empörung in dem gepeinigten Volke gingen, ist an der Tatsache zu erkennen, daß ein Trupp gefangener Russen, der bald nach der zweiten Befreiung in dem nahezu zerstörten Städtchen Pillkallen vor dem Weitertransport geimpft werden sollte

Küche ist mir lieber . . . Fleisch ist in Brasilien weit billiger, aber nicht besser als daheim. Man ißt viel und oft hier, aber der Küche fehlt jene Weihe, die der Kulturmensch nun einmal verlangt. Hier bei unserem Gastgeber schmeckt es allerdings wundervoll; zum Schluß gibt es sogar Apfelstrudel — Herz, was begehrst du mehr?

Und die Gläser klingen; ich erzähle vom politischen Kampf im Vaterland und wir trinken unseren kampffrohen Freunden zu. Curityba hat als Hauptstadt des Staates Parana eine große Zukunft. Elektrisches Licht und Wasserleitung sind vorhanden. Nur das Pflaster ist eine Tortur; gar keines wäre besser. Die ganze Landbevölkerung reitet täglich in die Stadt, Sattel und Zaumzeug reich verziert, ein malerisches Bild. Die Pferde sind klein und struppig, aber ausdauernd. Rings liegen deutsche, polnische und italienische Kolonien. Die Regierung siedelt absichtlich alles wie Kraut und Rüben durcheinander an, aber die deutschen Bauern kommen doch am besten vorwärts. Namentlich die Schweinezucht wird in größtem Maßstab betrieben. Die Borstentiere sind in Brasilien schwarz, aber werden so fett wie Ungarns Rüsselgrunzer; auch in Curityba gilt der Schüttelreim:

Bei Schweinen ist ein dickes schier
Beliebter als ein schickes Tier . . .

Frohsinnig ist hier das deutsche Element. Das günstige Klima — nie zu heiß, nie wirklich kalt, subtropisch im besten Sinne des Wortes — trägt auch dazu bei. Jetzt bei Beginn des brasilischen Winters sind immer noch 20 Grad Celsius morgens um 8 Uhr im Schatten; der Wärmemesser zeigt nachmittags manchmal bis zu 28 und 30 Grad, fällt dann bei Sonnenuntergang oft bis zu 12 und 10 Grad; Nachtfröste kommen vor, schaden aber dem Pflanzenwuchs in der reinen, klaren Höhenluft nicht. Meran und Bozen sind klimatisch nicht schöner als Curityba, nur ist Brasiliens Winter noch weit milder. Die mächtige Serra do Mar, das Küstengebirge, liegt tief bewölkt am Horizont — unten brütet die feuchte Fieberhitze, hier oben atmen die Lungen balsamische Gebirgsluft. Wenn die politischen Verhältnisse in Brasilien besser wären — Unterschlagung, Bestechung und alle anderen niedlichen Abarten romanisch-mulattischer Verderbnis wuchern üppig wie alles hier — dann könnte man das Leben ideal nennen . . .

Nur eins ist noch unverdorben hier: Es gibt im täglichen Verkehr kein Trinkgeld — Europa, verhülle dein Haupt!

Trinkgelder nimmt hier nur der hohe Beamte; Kellner, Friseure, Straßenbahnschaffner und ähnliche Typen sind noch nicht auf jene Unsitte dressiert, die im kultivierten Europa einen Umfang angenommen hat, der beschämend ist. Backschisch ist nicht mehr das Vorrecht des Orients.

Der Landstürmer hörte mich, ohne eine Silbe zu erwidern, an, um schließlich angesichts eines Trupps russischer Gefangener, die auf der Straße an uns vorbeigeführt wurden, zähneknirschend in die Worte auszubrechen: „Wenn ich euch bloß hätt', ihr Hunde — ihr Hunde!"

So aber ist die Stimmung in dem Ostpreußen, das den Krieg kennt, heute noch.

Das Deutschtum in Brasilien.

Von **Karl Grube.**

II. Maitage.

Curityba, auf dem Hochland von Parana,
1000 Meter über dem Atlantischen Ozean.

Im wunderschönen Monat Mai springen in Brasilien allerdings nicht die Knospen, denn der Winter soll auf der südlichen Halbkugel beginnen, aber es geht einem doch das Herz auf ob der prangenden Schöne der Natur. Wonnevoll ist ja auch das liebtraute deutsche Land daheim im Mai und es ist manchmal verteufelt schwer, die Sehnsucht nach deutscher Kultur und Heimat zu unterdrücken ... Aber ein gesegneter Fleck Erde ist dieses Hochland doch! Wir sitzen in einem herrlichen Garten bei einem österreichischen Bruder: Eine behagliche Oase in der Wüste brasilischer Unkultur. Rings ragen Bananen, Palmen, Feigenbäume, Orangen und die japanische Pflaumenart Kaki, die, hierher verpflanzt, Riesenfrüchte von melonenartigem Geschmack liefert. In Curityba kennt man keinen Schnee, aber auch nicht Malaria und gelbes Fieber.

Das Hochland von Parana ist durchaus gesund und die 50.000 Germanen (Reichsdeutsche, Österreicher, Schweizer, Holländer) leben hier einen vergnügten Tag. Parana ist fast halb so groß wie das Deutsche Reich und zählt nicht einmal eine halbe Million Einwohner — welche Zukunftswerte schlummern hier! Wenn das deutsche Kapital nur nicht so zaghaft wäre; zwei englische Banken arbeiten schon in Curityba, desgleichen die Yankees, aber Michel kommt wie immer langsam nachgehinkt!

Unser prächtiger Hausherr läßt ein opulentes Frühstück anfahren — zuerst eine Geflügelsuppe; auch der stolze Hahn mit seinem Kamm muß zum Reis sein Leben lassen, so daß ich wehmütig rezitiere:

Ist das nicht jener Suppenhahn,
Den eben wir noch huppen sah'n?

Dann gibt es die berühmten schwarzen Bohnen, Brasiliens Leibspeise, sehr nahrhaft; aber man muß sich halt daran gewöhnen. Wiener

„ . . . Und dann, lieber Junge, bringe uns auch von den herrlichen Riesenschmetterlingen einige mit! Und den Papagei nicht vergessen! Zwei Affen genügen, und wenn Du eine recht schöne Riesenschlange von etwa zehn Meter Länge präpariert mitbringst, ist Dir dankbar Dein — —“

Solche Wunschzettel fliegen übers Weltmeer — das ist der Fluch der bösen Tat!

Warum reist man auch nach Brasilien? Das ist ja das Land, wo die Affen herkommen, wo die schönsten schönsten Schmetterlinge flattern, die längsten und dicksten Riesenschlangen herumlungern und die kreischenden Papageien so häufig sind wie daheim die Spatzen . . .

Und dennoch war ich diabolisch genug, weder Schmetterlinge noch Papageien, ja nicht einmal Affen und Riesenschlangen mitzubringen.

Man kauft das alles nämlich weit billiger und besser in Europa. In Brasilien zahlt man Preise für besagte Dinge, daß nur ein Nabob nicht erschrickt. Hagenbeck in Hamburg sei hiermit allen Liebhabern von Riesenschlangen und Kolibris empfohlen. Überhaupt die Preise! Billig sind nur Fleisch, Gemüse und Früchte. Alles andere kostet mindestens das Doppelte wie daheim, namentlich Kleider, Hüte, Wäsche usw.

Allerdings sind auch die Erwerbsverhältnisse günstig. Handwerker verdienen glänzend, desgleichen Maurer. Nur geistige Arbeit wird jammervoll bezahlt, wie in allen jungen Kulturländern; die Schullehrer wissen ein Lied davon zu singen. Dagegen werden die Offiziere so nobel honoriert, als ob die Armee wirklich etwas Wertvolles wäre, und dabei ist diese Mulattenhorde — einige rühmliche Ausnahme bestätigen nur die Regel — einfach eine Bande von faulenzenden und sittlich verkommenen Erdenpilgern. Ausschweifungen schlimmster Art sind an der Tagesordnung. Und in den Kasernen ist eine derartige Wirtschaft, daß dem Mitteleuropäer die Haut schaudert. Allerdings hatte der ehemalige Präsident Hermes da Fonseca den besten Willen, diesen Augiasstall gründlich auszumisten. Er selbst ist ein ehrlicher Bewunderer deutscher Militäreinrichtungen. Aber ob in diese verlotterte Mischrasse überhaupt Zucht und Ordnung zu bringen ist, das bezweifeln die meisten Kenner des schönen, aber so miserabel verwalteten Riesenlandes.

Immer wieder hört man die Klage: Was könnte aus Brasilien werden bei guter und ehrlicher Verwaltung! Warum mußten es auch gerade Portugiesen sein, die dieses mit allen Bodenschätzen und Naturschönheiten ausgestattete Wunderland entdeckten, ausbeuteten und in jeder Hinsicht verseuchten, moralisch und physisch, denn Lues und andere Gastgeschenke der Portugiesen wüten heute noch im Lande.

Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort — diese Wahrheit aus dem „Faust“ paßt auf Brasilien, und

Es gibt ein Museum in Curityba. Ein wackerer Münchner namens Heck ist Kustos; eine echt bajuvarische Seele voll Humor und Lebensbejahung. Heck lügt entzückend. Er schwindelt mit Grazie, er hat eine grandiose Phantasie. Was soll denn die nüchterne farblose Aufzählung? Heck hat Schwung und Begeisterung. Wenn er von seinen Kämpfen mit Indianern und schwarzen Panthern erzählt, von Diamantenfunden und Urwaldabenteuern, von Riesenschlangen und Affen — immer steckt in der malerischen Übertreibung ein Körnchen Wahrheit.

Leider läßt die Regierung des Museum ganz verkommen. Es werden wohl im Staatshaushalt die Mittel zur Erhaltung bewilligt, aber sie wandern einfach in die weiten Taschen lusobrasilischer Hidalgos, denen ihre Familie näher steht als die anatomischen Präparate, von denen Neger und Mulatten den Spiritus saufen . . .

Was könnte aus Brasilen werden, wenn deutsche Zucht hier herrschte!

Da sind wir glücklich wieder bei der Hexe Politik.

Der Klerus spielt hier die größte Rolle. Die Franziskaner sind vorläufig noch deutsch. Sie unterhalten Schulen und Krankenhäuser und sind glänzend organisiert. Aber die Jesuiten sind doch einflußreicher und ganz portugiesisch. Es ist nur eine Frage der Zeit, wann die Jesuiten bei den Franziskanern den deutschen Einfluß untergraben.

Die lutherischen Deutschen sind ganz trefflich organisiert. Kirche und Schule Träger des reinen Deutschgedankens. Der konfessionelle Hader ist das Unglück hier wie überall. Doch nackensteif sind die Romfreien und sie werden deutsch bleiben wie die Sturmwacht in Böhmen und Mähren. Überhaupt hat hier der laute Rassenkampf viel Ähnlichkeit mit den Plänkeleien in Österreich. Doch am wohlsten ist ja dem Germanen, wenn es rechts und links Feinde gibt — der Kampf stählt, auf der südlichen Halbkugel wie im Böhmerlande!

Unter den Gästen war auch ein verkrachter preußischer Leutnant. Ein guter Kerl, aber bodenlos leichtsinnig. Er wird wohl nie auf einen grünen Zweig kommen — die heiße Leber . . .

Als geborenem Spreeathener funktioniert ihm sein Mundwerk ausgezeichnet. Jeder sieht ihn gern. Er hatte natürlich wieder „mächtig einen gekippt“ und plötzlich sprang er auf und brüllte durch die Mailuft Curitybas:

„Trotz des ungeheuren Dalles
Deutschland, Deutschland über alles!“

Wir beugten uns dieser Philosophie und stimmten dem subtropischen Diogenes, der die vielen Tonnen leer getrunken, in denen sein Spiritus rector saß, feuchtfröhlich zu . . .

* * *

…ommnen das Bild der Gesittung. Wo Deutsche wohnen, gibt es auch Industrie, Webereien, Wirkereien, Zigarrenfabriken, Wagenfabriken, Zündholzerzeugung, Dampftischlereien, Ziegelbrennereien und natürlich auch Bierbrauereien, denn „g'suffa“ wird leider auch hier unheimlich, was ich in subtropischen Ländern für ganz verkehrt halte. Namentlich der Zuckerrohrschnaps wird hier so häufig gepichelt, daß ich ernstlich besorgt bin, dieser starke Alkoholgenuß könne in diesem heißen Klima degenerierend wirken. Na, hoffentlich irre ich mich. Ich hoffe es für die Erhaltung der geistigen und körperlichen Kräfte meiner braven Landsleute am Itajahy!

Im öffentlichen Garten steht unter Palmen, Magnolien und allen Wunderbäumen der Tropen das Denkmal des Dr. Blumenau — er lebt unsterblich in seiner Schöpfung fort.

Eine deutsche Eisenbahngesellschaft hat schon 70 Kilometer nach dem Innern bis tief in den Urwald im Betrieb und die Bahn soll jetzt auf Hunderte von Kilometern weiter ins Innere geführt werden; auch wird sie die Hafenstadt Itajahy mit Blumenau verbinden. Blumenau selbst steht auf altem Urwaldgrund. Mögest du ewig gedeihen, liebtraute, anmutige Stadt in Südbrasilien!

Mögest du auch immer so deutsch bleiben. Dann wirst du einst die geistige Hauptstadt eines reichen und zukunftsfrohen Landes sein!

Joinville und Blumenau — ihr beide seid die schönsten deutschen Städte, die ich in Brasilien sah!

Ich darf sagen: Ich habe euch ehrlich liebgewonnen. Wer nach Brasilien fährt, der wird euch als Oasen wahrer deutscher Kultur erkennen — und darauf könnt ihr stolz sein!

Die gelben, braunen und schwarzen Vorkämpfer der Zivilisation im Weltkrieg.

Von Wilhelm Rullmann-Schlüchtern.

Es war einmal — man sieht, die Geschichte fängt ganz so an wie ein Märchen, und die Tatsache, von der wir ausgehen, klingt heutzutage auch ganz märchenhaft — also: es war einmal eine „Interparlamentarische Kommission“, die der Verständigung unter den Nationen …nen und deren Hauptaufgabe es sein sollte, das Ideal des ewigen Friedens zu verwirklichen. Krieg dem Kriege war die Losung! Der Präsident dieser Kommission war eine Zeit lang Herr d'Estournelles de Constant, Senator der französischen Republik. Eine Zeit lang — … es dauerte nicht lange. Denn es kam der Krieg, der mörderische,

klagend können die heutigen Bewohner rufen: Weh' dir, daß du ein Enkel bist!

Und dennoch hat Brasilien eine große Zukunft. Namentlich die drei Südstaaten Parana, Santa Catarina und Rio Grande do Sul. Deutsche Arbeit ist heute schon der erste Kulturfaktor südlich des Wendekreises geworden, und wenn diese herrlichen subtropischen Länder einst eine maßgebende Rolle im südamerikanischen Wirtschaftsleben spielen werden, so wird es deutsche Kraft und germanischer Geist sein, die Handel und Wandel schaffen, ausbauen und erhalten!

Man sehe sich nur einmal das reindeutsche Städtchen Blumenau im Staate Santa Catharina an.

Wie ein reizender kleiner deutscher Badeort liegt es da am Ufer des Itajahyflusses, der mit Dampfern und Segelschiffen reich belebt ist. Jetzt, im Mai, ist das Klima wundervoll. Der heiße und schwüle Sommer ist vorüber, eine reine balsamische Herbstluft — kein Schreibfehler, lieber Leser, denn südlich des Äquators gehört der Mai zu den Herbstmonden — weht durch die reinliche Stadt. Welch eine Vegetation: Zuckerrohr, Tabak, Mais, Maniok, Bohnen, Reis, Baumwolle, Pfirsiche, Orangen, Bananen — alles wächst in erstaunlicher Fülle. Zweimal im Jahre erntet man Kartoffeln, alle europäischen Gemüse gedeihen unter Palmen und Zypressen, Erdbeeren sind köstlich, Birnen, Kirschen und Äpfel wollen allerdings nicht recht werden, denn es fehlt der Winter.

Blumenau ist immer grün, an Blumen fehlt es nie. Bei einer jährlichen Durchschnittstemperatur von 20 Grad Celsius kein Wunder.

Ein Braunschweiger Apotheker Dr. Blumenau hat in echt deutschem Idealismus diese Kolonie gegründet, die heute weit zerstreut über ein Gebiet von etwa 60 Kilometer Länge und einer wechselnden Breite von 5 bis 30 Kilometer nahezu 50.000 fast rein deutsche Bewohner zählt, denn die paar Tausend Brasilier, Italiener und Polen verschwinden dagegen, ja, werden ebenso germanisiert wie die — Neger. Rassenschande aber gibt es fast gar nicht. Mischehen zwischen Deutschen und Negern kommen kaum vor, die deutsche Rasse hält hier auf Reinheit des Blutes. Portugiesisch sprechen nur die Beamten, doch kann fast jeder Deutsche hier gut portugiesisch, was sehr klug und nützlich ist.

Reizende Häuser im Villenstill hat Blumenau. Blumengeschmückte Veranden, üppig prangende Gärten, saubere Bürgersteige, gut erhaltene Straßen — ja ist man denn wirklich in Brasilien? Alles erhalten hier die Deutschen aus eigener Kraft. Wenn ich an die Landstraßen im portugiesischen Teilen Brasiliens denke, die einfach jeder Beschreibung spotten — ab und zu werden die Löcher durch etwas feste Erde unterbrochen — so kann man nur Worte der Bewunderung für die Leistungen der Deutschen hier haben. Elektrische Beleuchtung und Fernsprecher ver-

regiment Nr. 26, mit einem Gesicht, das noch einen leidlich gutmütigen Ausdruck zeigt, aber mit einem kraus und wirr den Kopf umstehenden Haar, das wohl noch nie die Bekanntschaft eines Kammes gemacht hat. Auch dem hochaufgetürmten Lockenhaar eines Armeniers aus Baku sieht man es an, daß es bewohnt ist. Auch das Äußere des sibirischen Infanteristen aus Tobolsk ist durchaus geeignet, nicht bloß Kindern Schrecken einzujagen, während ein Tartare vom sibirischen Schützenregiment schon ganz menschenähnlich aussieht.

Wollte man für einen wohltätigen Kriegszweck, wie für das Rote Kreuz, eine Wanderausstellung der verschiedenen Völkertypen, die sich in den Gefangenenlagern Deutschlands und Österreich-Ungarns befinden, in den Städten der beiden verbündeten Monarchien veranstalteten, so würde man in einem derartigen Unternehmen, obwohl es zur Verbreitung ethnographischer Kenntnisse viel beitragen würde, doch mit Recht eine Taktlosigkeit und Gefühllosigkeit erblicken, aber einträglich würde das Geschäft sein.

*

Von den Völkern der gelben Rasse wurden die Japaner mit Erfolg von den Engländern gegen die Deutschen aufgehetzt. Als das berüchtigte japanische Ultimatum in der Öffentlichkeit bekannt wurde, ging ein Schrei der Entrüstung durch die neutrale gebildete Welt und ein schwedisches Blatt „Dagens Nyheter", schrieb damals: „Dieses Ultimatum Japans ist das Schamloseste, was die Welt je gesehen hat. Solch ein unverhüllter Zynismns ist etwas Unerhörtes, es erinnert an den Schakal und den Aasgeier." — „Wir gestatten uns die Frage" — fügte das Blatt hinzu — „ob Großbritannien auf einen solchen Waffenbruder stolz sein kann?" Wenn dem ehrenwerten Sir Edward Grey diese Zeilen zu Gesicht gekommen sind, wie mag er gelächelt haben! Und als im Lager der Deutschen Amerikas Stimmen laut wurden, die da lauteten: „Das ist nicht mehr der Kampf des Deutschen gegen seine Feinde, jetzt gilt es Zivilisation gegen Barbarei, weiße Rasse gegen gelbe, die gelbe Gefahr kommt" — da lächelten auch die Japaner. Diese Leute lächeln ja immer und wenn sie jemandem die Geldbörse aus der Tasche ziehen, so tun sie es mit der ausgesuchtesten Höflichkeit. Sie sind unverdienter Weise in den Ruf eines Kulturvolkes gekommen und mit Recht sagt Professor Schiemann: „Es darf nicht vergessen werden, daß die politische Geschichte des modernen Japans eine Kette von Treulosigkeit und Verrat zeigt, die ohne annäherndes ebenbürtiges Beispiel wäre, wenn man ihr nicht die Methoden entgegenzusetzen hätte, durch welche England Indien gewann."

Mit der Stellungnahme Japans war auch das Schicksal der blühendsten deutschen Kolonie entschieden. Der Verlust Tsingtaus wurde

Tausende und Hunderttausende vertilgende Krieg, und als das revanchelüsterne Frankreich im Verlaufe der Ereignisse in schwere Bedrängnis geriet, da schrieb derselbe Herr d'Estournelles de Constant für ein Pariser Blatt einen Artikel, in dem folgende bluttriefende Worte vorkamen:

„Der Frieden kann nur dadurch wiedererstehen, daß der Krieg bis aufs äußerste geführt wird. Die tyrannische Regierung, die keine Bedenken gehegt hat, diesen Krieg zu entfesseln, wird sein erstes Opfer sein. Sämtliche zivilisierten Völker werden sich vereinigen, bereit, alles zu opfern, um Deutschland zu überwinden, das von einem Friedensschluß nichts zu erhoffen hat. Keine Regierung wird mit Deutschland, das selbst den Frieden verraten hat, über einen Frieden verhandeln können. Es bleibt nichts anderes für Deutschland übrig, als unter dem Fluche der ganzen Welt zu verschwinden. Der gegenwärtige Krieg wird nicht mit einem Scheinfrieden enden können; solange aber die preußische Militärherrschaft nicht gebrochen ist, wird kein Frieden bestehen können. Früher oder später würde alles von neuem beginnen."

Da haben wir es also: Sämtliche zivilisierte Nationen der Erde — die Kosaken, Baschkiren, Kirgisen, Kalmücken, Japaner, Fidschi-Insulaner, Inder, Senegalneger, Zuaven und Turkos haben sich vereinigt, um mit den Russen, Serben, Franzosen und Engländern dem Vaterlande Goethes, Kants und Beethovens den Garaus zu machen.

Wer lacht da nicht? — Schon der Nationalrusse als Vorkämpfer der europäischen Zivilisation und als Bekämpfer des deutschen „Militarismus" ist eine nahezu komische Figur. Wie haben diese Kulturkämpfer in Ostpreußen gehaust! Und welche Orgien der Grausamkeit und Unmenschlichkeit haben sie in der Bukowina aufgeführt! Wo die Kosaken mit ihren Lanzen erschienen, ging der Schrecken vor ihnen her, und verbrannte Hütten und verstümmelte Menschenkörper bezeichneten den Weg, auf dem sie wieder entflohen waren. Und dieses Mord- und Raubgesindel kämpfte nach der Ansicht des französischen Senators für die Zivilisation und gegen den deutschen Militarismus!

Diese russischen Kosaken, die schon vor hundert Jahren in Deutschland übel berüchtigte Bundesgenossen waren, sind in diesem Kriege in der Unmenschlichkeit der Kriegsführung vielleicht noch überboten worden durch die wilden Völkerschaften, die Rußland aus Asien und besonders aus Sibirien herbeigeschleppt hatte. Eine deutsche illustrierte Zeitung hat kürzlich „Russentypen" als Resultate der Studien veröffentlicht, die ein deutscher Zeichner namens Willy Tilke in Gefangenenlagern gemacht hatte. Was für konfiszierliche Gesichter erblickte man da! Wenn der liebe Gott vorausgesehen hätte, daß einmal derartige Scheusale auf der Erde herumlaufen und mit ihren Spießen Kultur verbreiten würden, er hätte dann vielleicht den Menschen nicht erschaffen. Da prangt in der Mitte des Blattes ein Burjate (Buddhist) vom sibirischen Infanterie-

waren auch die Koschapatties, eine Art von Schwertadel. Das waren die interessanten Fremdlinge, von denen die Londoner und Pariser Blätter Wunderdinge zu berichten wußten. Sie erzählten, den Deutschen sei schon so bange geworden, daß sie sich verfärbten, wenn sie einen brauen oder schwarzen Kopf über dem feindlichen Schützengraben erblickten. Das Gewehr falle ihnen dann aus der zitternden Hand. Wie gingen diese aber auch drauf im Kampfe Mann gegen Mann! Sie zerschmetterten die Deutschen so ungefähr, wie ein Affe eine Nuß aufknackt.

Einen durchaus ungünstigen Eindruck haben diese „interessanten Fremdlinge" auf einen Neutralen, den Italiener Paolo Scarfoglio gemacht, den der Anblick der indischen Reiter, denen er als Kriegsberichterstatter in Flandern begegnete, sehr nachdenklich stimmte und der in seinen Betrachtungen zu folgenden Schlüssen kommt:

„Wenn die europäischen Völker zum Kriege treiben, bedeutet, sie auf die Stufe der Entwicklung zurückbringen, die diese halbwilden, Schrecken einflößenden Zonen der Menschheit hervorbringt, wenn diese Wendung des Geschicks die friedlichen Bürger Europas in dieselbe Schlachtreihe bringt mit diesen Piraten aus Bengalen, deren Zähne und Augen spitzer sind als das Eisen ihrer Lanze, so muß eine seltsame Geistesverirrung die verblendet haben, die das gewollt haben."

Den Eindruck, den diese asiatischen Hilfstruppen der europäischen Kulturkämpfer auf ihn machen, schildert Scarfoglio mit folgenden Worten:

„Da kommt in kurzem, wiegendem Trab auf einem kleinen Pferde mit dünnen Beinen und schlankem Leib, das nur wenig größer als ein Eselchen ist, eine Art von Affe heran mit heimtückischem Gesicht. Auf dem Kopf trägt er einen feldgrauen Turban und in der Faust eine kleine Lanze mit sehr langem Eisen. An der Seite hängt ihm ein breiter, zurückgebogener Säbel, der mehr zum Kehle- oder Bauchaufschlitzen geeignet scheint, als mit Spitze und Schneide zu fechten. Der bengalische Lanzenträger hält sein Gesicht mit wildem Ausdruck ganz geradeaus gerichtet auf den Horizont, wo die Straße endet, ohne nach rechts oder links zu blicken. Eine merkwürdig fremde Erscheinung in dieser flämischen Landschaft. Diese Krieger farbiger Rasse, die unterschiedslos unter die Soldaten Frankreichs und Englands gemischt sind, machen den Eindruck von Piraten, die sich zu einer Besatzung ordentlicher Seeleute gesellen."

Es gab eine Zeit, in der die Herren Engländer von den langen Messern dieser Inder nicht mit so schwärmerischer Bewunderung sprachen: die Zeit des großen indischen Aufstandes von 1857, als diese Messer an so manchem englischen Halse ihre blutige Arbeit verrichteten. Aus dem Werke eines Mannes, der jene Zeit miterlebte und der sich davon überzeugen konnte, daß unter den aufständischen indischen Truppen sich auch Europäer befanden, hat die „Köln. Ztg." folgende Stelle zitiert: „Wie es weißen Männern möglich ist, mit schwarzen Mordmännern gemeinschaftliche Sache zu machen, mit Barbaren,

in Deutschland schmerzlich empfunden, aber dieser Krieg bringt so gewaltige Ereignisse und rollt so bedeutungsvolle Fragen auf, wie jetzt zum Beispiel das Schicksal Konstantinopels, daß jener Schmerz schon nahezu überwunden ist. Man spricht in Deutschland kaum noch von Japan und verfolgt nur sein Vorgehen gegen China mit einigem Interesse, weil hier große Ereignisse der Zukunft — der Konflikt Japans mit England oder den Vereinigten Staaten — ihre Schatten vorauswerfen. Mitlerweile träumen einige Pariser Journalisten, wie Herr Barrès, von einer halben Million gelber Soldaten, die schon bald dem bedrängten Frankreich zu Hilfe kommen sollen. Auch dazu lächeln die Japaner und diesmal haben sie Grund zum Lächeln: Sie brauchen ihre Truppen für ihre weitausblickenden asiatischen Pläne. Was geht sie die europäische Zivilisation und der deutsche Militarismus an, gegen den man sie zu Hilfe ruft. Ja, Tsingtau — das war etwas anderes!

*

Was die Kolonialhilfstruppen betrifft, die England zur Verfügung stehen, so hat man zu unterscheiden zwischen jenen Kolonien, die nur von Weißen bewohnt sind: Kanada, Australien und Neuseeland, und jenen, deren Bevölkerung zumeist aus Farbigen besteht. Am kriegslustigsten haben sich von Anfang an die Kanadier gezeigt: sie haben bereits ein Korps von 30.000 Mann den Engländern zu Hilfe geschickt, und ein weiteres Korps ist in der Bildung begriffen. Nach der Monroe-Doktrin sollen zwar europäische Staaten nicht das Recht haben, sich in inneramerikanische Angelegenheiten zu mischen, aber die Herren Kanadier halten sich durchaus für berechtigt, in innereuropäische Konflikte einzugreifen. Auch die Australier und Neuseeländer haben bereits einige tausend Mann nach Europa gesandt, aber dabei wird es wohl auch bleiben. Ein besonderes Präsent hat Neuseeland dem Mutterlande gemacht: es hat zweihundert jener Maoris ausgerüstet, die einst die Urbewohner Neuseelands waren und deren Ausrottung die europäischen Kolonisten schon nahezu vollständig durchgeführt haben. In der Absicht, das Werk dieser Ausrottung noch weiter zu fördern, haben sie vielleicht auch diese zweihundert schön tätowierten Krieger nach Europa geschickt, aber die Engländer haben sie vorläufig in Ägypten zurückbehalten.

Die interessantesten und wohl auch kriegstüchtigsten unter den exotischen Hilfstruppen der Entente-Mächte sind die Inder, die in der Stärke von 30.000 bis 40.000 Mann auf dem flandrischen Kriegsschauplatz erschienen sind. Auch hier wieder ein buntes Völker- und Stämmegemisch. Da sind die Gurkhas mit ihren langen Messern, die sie zwischen den Zähnen halten sollen, während sie sich auf dem Boden kriechend an den Feind heranschleichen. Da sind die Sikhs, die einer alten Kriegersekte entstammen. Eine besondere Kriegerkaste

sie die Wirkung haben, die man von ihnen erwartet." Äußerungen dieser Art fanden sich auch in anderen Blättern und damals war es, daß der Sozialistenführer Jean Jaurès seine warnende Stimme erhob, indem er schrieb: „Wenn die schwarzen Truppen nun einmal als die ‚Kulturträger Frankreichs' gelten, und sich in ihnen die Hoffnungen aller ‚wahren Franzosen' verkörpern, so darf man wohl die Frage stellen, welche Kultur und welche Zivilisation von ihnen über die französische Grenze hinausgetragen werden soll. Man kann sich leicht vorstellen, wie die liebenswürdigen und galanten Pariserinnen, die sich in ihrer Begeisterung für Turkos und Neger nicht genug tun können, von diesem Gesindel behandelt würden, wenn sie ihm am Abend einer Schlacht in die Hände fielen. Jeder wahre Franzose muß vor Scham erröten, wenn er sieht, daß solche Horden zur ‚Verbreitung französischer Kultur' und zur Verteidigung des Vaterlandes herangeholt werden sollen."

*

Ein Minister der südafrikanischen Republik hat kürzlich das Anerbieten eines einflußreichen Mannes, ihm im Kampfe mit Deutsch-Südwestafrika ein Hilfskorps von 5000 Schwarzen zur Verfügung zu stellen, mit der Erklärung abgelehnt, daß es ihm unwürdig erscheine, in einem kriegerischen Konflikte, der sich zwischen weißen Kulturvölkern abspiele, die Hilfe von schwarzen Eingeborenen in Anspruch zu nehmen. Das war die faire Handlungsweise eines Ehrenmannes. Wenn man in England, in dessen Kolonien man bisher jede gesellschaftliche Berührung mit den Eingeborenen ängstlich vermied, in dieser Hinsicht jetzt anderer Ansicht ist und in den indischen Halsabschneidern willkommene Helfer und Bundesgenossen erblickt, so ist das Sache der Herren Engländer. Bekanntlich hat aber jetzt auch in der freien und kulturell so hochstehenden Schweiz ein deutscher Dichter es ganz in der Ordnung gefunden, daß die Baschkiren, Kirgisen, Kalmücken, Japaner, Indier, Fidschi-Insulaner, Turkos und Senegal-Neger unter die Fahnen Englands, Rußlands und Frankreichs geeilt sind, um gegen den deutschen Militarismus die Sache der Zivilisation zu vertreten. Karl Spitteler ist der Name dieses Mannes, der in einer in Zürich gehaltenen Rede die Nation, in deren Sprache er bisher gedichtet hat, durch einen Vergleich beleidigte, in dem er Deutschland mit einem Straßenräuber und England mit einem friedlichen Wanderer verglich, der nun, am Leben bedroht, die Hilfe da suchen muß, wo er sie findet. Die deutsche Presse hat diese ungeheuerliche Beleidigung einer großen Nation mit berechtigter Entrüstung zurückgewiesen, ich möchte nur noch an dieser Stelle daran erinnern, daß im Jahre 1871 ein anderer Dichter, dessen Heimat gleichfalls die deutsche Schweiz war, der große Lyriker Leut-

die Krieg führen, wie wilde Bestien und nicht wie Menschen, kann ich nicht begreifen."

Das war damals! Und heute? Heutzutage kämpfen diese Barbaren mit ihren langen Messern für die Zivilisation und gegen den deutschen Militarismus!

Daß sich übrigens die Engländer zuweilen genötigt sehen, ihre indischen „Vorkämpfer für die Zivilisation Europas" gehörig durchzuprügeln, wenn sie sich einmal in Freundesland kulturwidrig aufgeführt haben, das beweist ein vertrauliches Memorandum an die Offiziere der indischen Truppen, von dem ein Exemplar in die Hände der Deutschen gefallen ist und das durch die Presse der Öffentlichkeit mitgeteilt wurde. Im ersten Paragraphen dieses Memorandums wird als bekannt vorausgesetzt, „daß nach den Bestimmungen des indischen Armeegesetzes auf körperliche Züchtigung mit Recht erkannt werden kann bei jedem Verstoß, der von einer diesem Gesetz unterstehenden Militärperson vom Feldwebelleutnant abwärts im aktiven Dienst verübt worden ist."

*

Vor kaum zwei Jahren, am 14. Juli 1913, wurde der nationale Festtag der Franzosen in Paris mit ganz besonderer Begeisterung gefeiert und „ganz Paris" wohnte damals der Truppenschau auf dem Felde von Longchamps bei. Und was war es, was diesem Ereignis eine besondere Bedeutung und eine so starke Anziehungskraft verlieh? Neben den algerischen Turkos waren diesmal auch die schwarzen Senegalneger erschienen und zum erstenmal hatten die Pariser Gelegenheit, die kräftigen Gestalten dieser interessanten Kinder der Wüste zu bewundern. Schon bei ihrer Ankunft in Marseille hatten die Damen die interessanten Fremdlinge, die man früher nur in vereinzelten Exemplaren in Jahrmarktsbuden zu sehen bekam, mit Blumen beworfen und ihr Erfolg bei den Pariserinnen war ein vollständiger. Wie bezaubernd aber auch diese Männer vom Senegal mit ihren dicken, wulstigen Lippen zu lächeln verstanden! Und was wußten die Zeitungen alles von ihrer Stärke und Tapferkeit zu erzählen! Wie viel durfte man von ihrer Mitwirkung bei dem Kriege der Rache und Revanche erhoffen, wenn man nach Vollendung der Sahara-Bahn in der Lage sein werde, immer neue Scharen der schwarzen Schützen aus dem Innern Afrikas herbeizuholen. Damals schrieb das bekannte Hetzblatt, der „Temps": „Noch immer ist Frankreich der Mittelpunkt der Zivilisation und der Kultur und wir erfüllen nur unsere Pflicht, wenn wir der Welt die Fortdauer dieser Zivilisation mit den Mitteln sichern, die uns in die Hände gegeben sind. Es muß dabei ausdrücklich betont werden, daß bei diesen Mitteln nicht gefragt werden darf, ob sie erlaubt sind, sondern nur

„Als Krankenwärterin können Sie gehen zu Verwundeten!"

„Man hat mich nicht angenommen. Ich bin dazu wohl nicht geeignet."

Ja, da begriff man's freilich, diese beneidete Person war die unglücklichste im ganzen Ort. Ihre Nachbarin, die Mutter, deren einziger Sohn gefallen ist, deren Gatte als Gefangener in Sibirien sitzt, tauscht nicht mit ihr.

Unselig, wer außerhalb aller gemeinsamen Leiden steht!

Vor Jahrzehnten hat ein braver Bauersmann — Achaz war sein Name — eine Zeitschrift herausgegeben, den „Bauernwille". Der Mann wollte etwas Unerhörtes durchsetzen. Er wollte durchsetzen, daß im Land und Stadt überall Märkte errichtet werden sollen für den unmittelbaren Geschäftsverkehr zwischen Produzenten und Konsumenten. Ohne Zwischenhandel sollte der Bauer selbst sein Korn, sein Fleisch, sein Holz usw. feilhaben für die Abnehmer. Dadurch hätte der Bauer mehr Geld eingenommen, der Abnehmer weniger ausgegeben. Der Gewinn wäre nicht in jene Hände gefallen, die nichts arbeiten, nichts schaffen, die nur mit Schlauheit und List den Zwischenhandel besorgen. Es war alles genau bedacht, es hätte gestimmt. — Aber der gute Achaz hat — obwohl es nicht auf den reellen Kaufmann, vielmehr auf die gewissenlosen Spekulanten abgesehen war — dieses Selbstverständlichste, Nächstliegende, hat seine Märkte nicht durchgesetzt. Er fand bei den Behörden nur Kopfschütteln und bei dem Volke Gleichgültigkeit.

Heute ist es daran, daß der Zwischenhandel nahezu eine Hungersnot mit veranlaßt. Das Volk kann nicht genug klagen über die Teuerung. Die Behörden können nicht genug schützen vor den Übervorteilungen des Zwischenhandels. Bauern in der Umgebung der Städte erzählen, daß, wenn sie ihre Nahrungsmittel in die Stadt führen, sie keine Abnehmer finden! Jetzt während dieser Knappheit der Lebensmittel! Überall stünden die Zwischenhändler im Wege und sperrten durch ihre bekannten Tricks den Markt.

Ja, mein Gott, gibt es gegen solche Zustände denn keine Abhilfe? Warum kein unmittelbarer Verkehr, keine Märkte zwischen Erzeuger und Verbraucher? — Lebensmittel haben wir in Österreich, aber an der Verteilung fehlt's grob. Auf alles setzen sich mit breiten Wangen die Spekulanten, lassen überall ausrufen, es sei nichts da, und erst bis der Preis hoch genug getrieben ist, schlagen sie los. Auf einmal ist dann Sache genug vorhanden, aber die Händler haben ihre Taschen voll. Es mag wohl auch sein, daß sich mancher verspekuliert, zu scharf spannt,

hold, einen Mahnruf an das siegreiche Deutschland richtete, dessen Schluß die nachfolgenden drei Strophen bildeten:

„Laß die Harfen tönen von Siegesgesängen,
Aber halte mitten im Jubel Wache!
Unter Lorbeerzweigen und Myrtenreisern
Trage das Schlachtschwert!

Denn die Zeit ist ehern und Feinde dräun dir,
Wie am Hofe Etzels den Nibelungen.
Selbst zur Kirche nur in den Panzerhemden
Gingen die Helden.

Meine Mahnung wird erst der Enkel segnen,
Wenn er unverdrossen die Waffen wahrte,
Menschenalter hin, bis es ihm obliegt, im
Weltkrieg zu siegen."

*

Ein französischer Kulturkämpfer aus Französisch-Guinea fiel verwundet in deutsche Kriegsgefangenschaft, wurde im Kriegslazarett I in Brüssel photographiert und sagte bei seiner Vernehmung vor dem Feldkriegsgericht in Brüssel unter anderem aus, daß in seinem Heimatdorf die Menschenfresserei üblich sei . . .

Heimgärtners Tagebuch.

„Sind Sie doch zu beneiden!" sagten die Leute zu ihr, und jeden Tag sagten sie es: „Ihnen kann der Krieg nichts machen. Sie haben keinen Sohn im Felde, keinen Gatten, keinen Verwandten, keinen Freund. Niemand, der Ihnen nahesteht, ist vom Krieg getroffen. Ihre Pension ist gesichert, Sie haben für nichts zu sorgen. für niemanden zu zittern. Wie beneidenswert sind Sie!"

Und eines Tages, als wieder jemand so zu ihr redete, hub sie zu weinen an und weinte und schrie es aus: „Zu beneiden, sagt ihr? Ich? Und bin doch einsam und unglücklich jetzt, wie noch nie. So arm so ausgestoßen bin ich, keinen Anteil habe ich an den Geschehnissen und an dem Leide. Niemanden habe ich, der mit dabei sein kann, der mitstreiten, mitleiden und sich mitfreuen kann über den Sieg. Und ich kann mich auch nicht freuen, ist es doch, als ginge es mich nichts an. O, daß man so fremd werden kann, so fremd und einsam. Zu beneiden! sagen sie." Und die Frau schluchzte unaufhörlich.

„Sie können ja zur Linderung der Not etwas tun, Frau!"

„Die paar Kronen, die ich hinzugeben habe, befriedigen mich nicht."

in seiner Schrift „Mut und Todesverachtung“, die wie sein „Kamerad Alkohol“ bei Hippolyt Böhm in Graz erschienen ist. Die beiden billigen Hefte, deren ganzer Ertrag für die Witwen und Waisen des Militärkommandobereiches in Graz bestimmt ist, sollten recht unter die Leute kommen. Sie haben zwei Eigenschaften, die man sonst selten vereinigt findet: Leichte Verständlichkeit für den einfachen Mann und Anregung für den Gebildeten.

Es ist immer empfehlenswert, sich das Trinken anzugewöhnen. Der Betrunkene, der ein Verbrechen begeht, genießt bei Gericht besondere Nachsicht. Natürlich darf es keine Halbheit sein, ganz und voll muß er's tun. Sonst geht es ihm wie dem Angeklagten, der sich darauf ausredete, daß er an jenem Abend, als das Delikt geschehen, besoffen gewesen sei. „Auf diese Ausrede“, so wies ihn der Richter ab, „kann keine Rücksicht genommen werden, da Angeklagter nach Zeugenaussage nicht so betrunken gewesen sei, wie das Gesetz es vorschreibt!“

Manchem verlangt jetzt nach unseren früheren Zensurverhältnissen. Wer nur die jetzigen Zensurverhältnisse kennt, dem glaube ich den Wunsch; wer aber unsere früheren Zensurverhältnisse weiß und doch obigen Wunsch hegt, den halte ich für nicht recht gescheit.

Vor sechzehn Jahren war es, da hatte die „Ostdeutsche Rundschau“ in einem Aufsatze über Adolf Pichler die folgenden Zeilen geschrieben: „Die Wertschätzung, die Pichler als einer der größten Poeten unseres dichterreichen Volkes allmählich auch in den ferneren Zonen und Schichten des großen Vaterlandes gefunden hat, wird durch die neue Auflage seiner Geschichten aus Tirol gewiß nur erhöht werden.“

Dieser Zeilen wegen ist damals die „Ostdeutsche Rundschau“ von staatswegen konfisziert worden! — — Ich habe einen alten Doppel-Silbertaler, er stammt von meinem Urgroßvater und ist mir sehr wert. Aber ich setze ihn zum Prämium für den, der mich aufklären kann, warum der angeführte Satz staatsgefährlich ist oder in welchem Worte desselben der Teufel steckt.

Vielleicht daß man für einen Dichter den Ausdruck „Wertschätzung“ nicht anwenden darf? Oder ist das „dichterreiche Volk“ samt und sonders verdächtig? Oder — gar das große „Vaterland“? Der Österreicher durfte zeitweilig nämlich kein Vaterland haben, nur Vaterländer. Hieß doch der ganze Staat nicht Österreich, auch nicht Österreich-Ungarn, sondern „die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder“. Ja, dann freilich, daß der Dichter mit seinem „Vaterland“ auf dem Hohlweg ist.

zu spät losschlägt und Verluste hat. Der läßt sich dann am Ende noch ausstellen als Opfer des so uneigennützigen Zwischenhandels!

Vor mir liegen zwei kleine Schriften, denen ich eine lehrreiche und erbauliche Stunde verdanke. Geschrieben hat sie ein hoher Offizier aus unserer Zeit und für sie. „Kamerad Alkohol" ist die eine betitelt. Sie behandelt den Reiz des bösen Geistes, dem im Walde sogar die Käfer nachtrachten, um sich an der alkoholischen Ausschwitzung gewisser Pflanzen zu betrinken. Dann werden klar und scharf die Wirkungen des Alkohols auf den Menschen beschrieben, die Stadien, die Eigenarten des Rausches und seine Folgen. Aber ohne jegliche Predigt. Das wird nur dargestellt: So ist es, und nun entscheidet selbst, ob ihr trinken wollet oder nicht. Übrigens spricht der Verfasser dem Alkohol nicht alle Tugenden ab, ja er nennt ihn sogar „Kamerad". Allerdings mit zwei Fragezeichen. Er kann unter Umständen notwendig werden und helfend, dieser Kamerad, besonders im Felde. Nur wird im Umgang mit ihm größte Vorsicht empfohlen. Auf Zuspruch und Belehrung, sich vor Alkohol zu hüten, legt der Verfasser nicht viel Gewicht, nur auf das persönliche Beispiel. Trinkt der Offizier nicht, enthält sich auch die Mannschaft. Warum, so ungefähr heißt es da in einem der Büchlein, warum muß der Mann den Offizier so stramm, gleichsam in ehrfürchtiger Erstarrung grüßen? Nicht so sehr, weil der Offizier sein Vorgesetzter, sondern weil er sein Vorbild sei an Tüchtigkeit, Lebensführung, Nüchternheit und Mut. Wenn sonst gegen den Alkohol geschrieben wird, geht's ohne Leidenschaftlichkeit und Fanatismus selten ab. Diese Schrift hat die größte Ruhe und Unbefangenheit.

Das zweite Büchlein desselben Verfassers nennt sich „Mut und Todesverachtung". Der Ernst des Soldaten, die Würde des Philosophen und die Wärme des Humanisten spricht aus ihm. Vor allem ist die Rede vom Mut des Soldaten. Der Mut hat sich geändert. Er verlangt heute, im Schützengraben tatlos abwartend, bessere Nerven, größere Seelenkraft als früher, wo es auf die Draufgängerei ankam und auf den Kampf Aug um Aug, Bajonett um Bajonett. Der Verfasser gibt zu, daß die Eigenschaft der Furchtlosigkeit, des Mutes nicht jedem gegeben ist, daß aber viel durch Erziehung geschehen kann (Pfadfinder, Wandervögel, Jungschützen). Der heutige Mensch faßt es schwer, daß der Tod wertvoller sein kann als das Leben. Die Naturvölker, denen man doch weniger Gemeinsinn zuschreiben will als den Kulturmenschen, haben den Tod des Einzelnen für alle als die unsterbliche Tugend gepriesen und den Gefallenen heiliges Andenken auf Erden und ewiges Leben bei den Göttern zugesprochen. Daran nun erinnert uns und besonders die Soldaten der Verfasser, Feldmarschalleutnant von Mattanovich

besonders in Großstädten trifft's. — „Jawohl, es ist so, es ist ein Skandal!" wird mancher und manche sagen, und demnächst sitzen sie wieder in der Bude und girren voll inneren Behagens bei den „feinen Schlagern" und pikanten Szenen. „Na ja, die Zeit ist eh traurig genug; der Mensch muß sich doch auch zerstreuen!"

Verdammt mit eurem Zerstreuen! Sammeln muß sich der Mensch. Sammeln und sich besinnen, was die Ereignisse, die uns umtoben, bedeuten.

Gegenwärtig wird auch wieder geschrieben, daß eine neue Religion gegründet werden müsse. Die einen wollen eine Nationalreligion, die anderen eine internationale, wieder andere eine wissenschaftliche, eine Naturreligion usw. — Ich möchte nicht sagen: an Religionen hätten wir ohnehin keinen Mangel; wir haben eher um eine zu wenig. Weil wir manchmal gar keine haben. Bekenntnisse sind noch lange keine Religionen. Religion läßt sich nicht diktieren, sie ist etwas rein Persönliches und gründet sich auf Naturanlage, Weltanschauung, Bildungsgrad und Erfahrung. So kann sich des Menschen religiöses Empfinden mit seinem offiziellen „Bekenntnisse" lange nicht immer decken. Ich wünsche, daß der Leser an sich selbst ernstlich prüfe, ob diese Behauptung richtig ist oder nicht.

Die äußeren Feinde werden das deutsche Volk nicht zugrunde richten, nur stärken. Aber die religiöse Unduldsamkeit, der konfessionelle Unfrieden vergiftet seine Seele, spaltet seine Kraft.

Jetzt strebt alles nach nationaler Einheit. Aber die Geschichte lehrt, daß konfessionelle Einheit auf die Länge für Volk und Staat dauerhafter und verläßlicher war. Da aber in unserem vielzweigigen Geistes- und Gemütsleben an konfessionelle Einheit nicht mehr zu denken ist, so bleibt uns, wenn wir Frieden haben wollen, nur eines übrig: Duldung und Achtung auf religiösem Gebiete.

Jetzt, als Franz von Defreggers achtzigster Geburtstag war, hat sich unter den deutschen Kunstkritikern ein kleiner Streit erhoben darüber, ob Defregger ein Maler ist oder nicht. Defregger hat nämlich nicht gerade Farbenzusammenstellungen gemacht, sondern Bilder. Und das gilt nicht mehr. Der echte Maler, meinen sie ungefähr, hat nur die Leinwand so anzumalen, daß sich an den Farben und ihren Zusammenstellungen das Auge erfreut. Das Bild an sich, was dargestellt werden soll, die Zeichnung und dergleichen, sei Nebensache. — Ich getraue mir's zu machen, wenn Farben und Pinsel da sind. Ob ich dann aber schon ein Maler bin?

Einfältige Leute glauben, bei einem Bilde sei das Bild die Hauptsache, nämlich die Darstellung eines interessanten Gegenstandes, der schön

Und heute spricht und singt ganz Österreich von einem großen Vaterland und sendet sogar Soldaten über den Rhein und den Bug, um das große Vaterland schützen zu helfen. Aber eine Zensur, die uns das Vaterland strich? Na, da bleiben wir lieber bei der heutigen.

Im „Grazer Volksblatt“ veröffentlicht Franz Zach einen Aufsatz: „Das moderne Theater eine Schande für das deutsche Volk.“ In diesem Aufsatz heißt es unter anderem:

Nichts hat die „moderne“ Literatur den deutschen Helden in dieser schweren Schicksalsstunde zu bieten, keinen Trost und keine Kraft — das ist die Stunde des Gerichtes über die vergötterte Modeliteratur. Als Heuchlerin und als Bettlerin steht sie gebrandmarkt vor unseren Augen — verstoßen von der Bühne, über die mit ehernen Schritten die Geschichte unseres Volkes geht.

Diese Tatsache läßt sich nicht aus der Welt schaffen. Aber ebenso wenig läßt sich leugnen, daß ein Teil unseres Volkes diesen Richterspruch des Krieges nicht zu fassen vermag. Denn was sich in diesen Kriegstagen (manchmal) vor unseren Augen in den deutschen Theatern abspielt, ist so unsäglich traurig, daß es einem fast die Hoffnung auf die Zukunft rauben könnte.

Einige hundert Kilometer von uns entfernt grollt der Donner, liegen unsere Brüder und Söhne und Väter in den Schützengräben, das Gewehr an der Brustwehr, umgeben von Frost und Verderben — in Kälte, Nässe, Schmutz, Hunger, Gefahr, Schmerz und Tod, ohne Heldenpose unentwegt den Blick nach vorwärts gerichtet, geben sie ihr Bestes in heiliger Pflichterfüllung hin im Kampfe um unser Sein und Nichtsein. Und hinter ihnen in den Städten sitzen die Leute in den Theatern und ergötzen sich an den Ehebruchsdramen des dekadenten Westens, der im Bunde mit dem Osten unsere Vernichtung beschlossen hat! Täglich sterben Hunderte den Opfertod fürs Vaterland, Tausende von Verwundeten stöhnen auf dem Schmerzenslager und ungezählte Waisen und Witwen suchen ängstlich nach einem Stücklein Brot — und in den Theaterfauteuils wiegen sich Hunderte von Männern und Frauen, um ihre Seele im geistlosen Schlamm vornehmer Wollust zu wälzen. Weiber und Männer, die nie erwachten zum Ernst des Daseins, auch in dieser Schicksalsstunde nicht, lauschen allabendlich dem faden Gesäusel der Ästheten und amüsieren sich an den pikantesten Ehebruchsdramen und wiehern bei den Pariser Zoten, während draußen auf dem Felde der Ehre tapfere Soldaten mit einem Gebet auf den Lippen ihre Seele aushauchen. Volksschulen wurden gesperrt, Gymnasien und Universitäten in Spitäler verwandelt, nur die Theater blieben offen, damit diese „besseren“ Menschen ihre Seelen prostituieren können. . . . Wem brennt dieser Hohn auf unsere Zeit nicht schmerzlich auf der Seele?

Daß unsere moderne Bühne schon längst von ihrer erhabenen Höhe herabgestiegen und zu einer Spekulation des Geldsackes und der niederen Leidenschaften geworden ist, ist zwar schon seit Jahren Gegenstand allgemeiner Klage gewesen, aber daß man auch in dieser furchtbar ernsten Zeit die Bühne zu einem Getändel mit literarisch wertlosen und sittlich dekadenten Stücken macht, dagegen muß man im Namen unserer Zeit entschieden Einspruch erheben. In diesen großen, herrlichen Tagen hat nur ein Theater im Sinne Schillers und Richard Wagners eine Daseinsberechtigung.

Das sind wuchtige Worte. Nicht in jedem Theater ist es so: manches auch erinnert sich jetzt an seine hohe Sendung. Aber für viele

...st. In der rechten Hand das aufgeschlagene Buch, die linke ruhend i... der halb offenen Weste. Es wurde sehr feierlich. Mit Würde hob der Junge das Haupt, überblickte die Zuhörer siegessicher und räusperte sich. Und begann:

Ih bin jüngst verwichen
Hin zum Pfarrer gichlichen, eins, zwei:
Därf ih s Dirndl liabn? eins, zwei, drei,
Untersteh dih nit, eins, bei meiner Seel, eins,
Wan s das Dirndl liabst, eins, so kimmst in d Höll, eins, zwei, drei!

War in großen Nöten, eins,
Han den Vatern beten, eins, zwei:
Därf ih s Dirndl liabn? eins, zwei, drei,
Dunners Schlankel! eins, zwei, drei, schreit er in sein Zurn, eins,
Willst mein Stecken kosten, eins, kannst es tuan, eins, zwei, drei!

Was is anzufanga? eins, zwei, drei,
Bin zum Herrgott ganga, eins, zwei.
Därf ih s Dirndl liabn? eins, zwei, drei,
Ei, ja freilich, eins, sagt er und hat glacht, eins,
Wegn dem Büaberl han ih s Dirndl gmacht, eins, zwei, drei, vier.

Schluß. Verneigung. Ab.

„Was ist denn das für ein Unsinn?" Diese Frage von allen Seiten über den verblüfften Jungen. — Allmählich gestand er uns das Geheimnis des Erfolges. Der Herr Lehrer hätte gesagt, beim Vorlesen müsse man bei den Interpunktionen die richtigen Pausen machen. Beim Beistrich die Pause, daß man eins zählen kann, beim Doppelpunkt — eins, zwei; beim Frage- oder Rufzeichen — eins, zwei, drei; beim Punkt — eins, zwei, drei, vier.

„Da sieht man", sagte ein Spottvogel, „welche Bedeutung ein Gedicht gewinnen kann bei genauer Beobachtung der Interpunktionen! Wie anmutig und sinnig: Wegn dem Büaberl han ih s Dirndl gmacht, eins, zwei, drei, vier.

Jener Almhalter auf der Pretul, dem einst im Tal eine gefräßige Brettersäge die rechte Hand weggebissen hatte. Den Stumpf in einem Ledersacke hielt er an die Brust geheftet. Als er uns von unten herauf daherstiefeln sah, hob er verwundert den bärtigen Kopf und kreischte mit Befriedigung: „So schaun's aus, d Leut! Sidera sechs Wochn han ih koan meh gsechn."

„Sein's froh!" lachte ich ihm zu. „Was fehlt Ihnen denn da droben?"

„Mir? Wos ma fahlt? Nix und olls. Ih hon a Brot, a Milch, a Schmolz, a Solz. A Trum Gselchts hat ma mei Baur ah gschickt.

gruppiert, richtig gezeichnet und ähnlich gefärbt ist, wie er uns bei entsprechendem Lichte in der Natur erscheint und wohlgefällt. Da haben wir ja freilich auch die Farbenwirkung, aber sie ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck, nämlich zur schönen Darstellung des Gegenstandes.

Wenn die einfältigen Leute recht hätten, so wäre Defregger ein Maler, und zwar ein großer. Zudem haben seine Kunstwerke noch andere Vorzüge: nebst der Wahrheit die Innigkeit, nebst dem tiefen Ernst den Humor, nebst der Natur die Kunst. Urdeutsche Schätze, die in der ganzen Kulturwelt verbreitet sind. Unvergängliche Gemälde, die einer schuf, der — kein Maler war? Ist das nicht merkwürdig?

Ich habe eine Idee! Die aber ein anderer haben muß. Nämlich die Frage an die Gelehrten und Erfinder, ob nicht einer die Idee hat, wie wir zu einer Schlafuhr kommen könnten? Es gibt Leute, besonders unter den Kranken, die sich des Morgens fragen: Wie lange mag ich denn diese Nacht geschlafen haben? Wann schlief ich ein? Wann und auf wie lange wurde der Schlaf unterbrochen? Wann erwachte ich? — Auch der Arzt innert sich, wie es mit dem Schlummer seines Kranken bestellt ist. Nun, meine vorwitzige Frage: Ist kein Apparat denkbar, der selbsttätig, wie z. B. eine Uhr, oder ein Fiebermesser, durch irgendeinen chemischen, elektrischen, magischen Vorgang oder wie immer, die Zeit des Schlafes graphisch verzeichnet?

Die Zeit des Erwachens können wir wahrnehmen; aber den Augenblick des Einschlafens zu bestimmen, liegt, soviel ich weiß, nicht in unserer Macht. Bloß auf die Uhr zu achten, würde das Einschlafen erschweren und keinesfalls die Minute des Einschlummerns feststellen, weil wir in demselben Augenblick ja schon schlafen.

Also, wer weiß was?

Einmal, als mir besonders darum zu tun war, am nächsten Morgen die Zeit des Einschlafens genau zu wissen, nahm ich mir einen Wächter zum Bett. Auch der wußte schließlich nicht, wann ich eingeschlafen war, ich aber wußte es ganz genau, wann er zu schnarchen begann.

Der zehnjährige Knabe war eben von der Schule nach Hause gekommen. „Jetzt kann ich schon vorlesen!" sagte er. „Heute haben wir das Vorlesen gelernt. Soll ich ein Gedicht vorlesen?"

Sie forderten ihn lebhaft auf und jemand nannte, man konnte nicht recht einverstanden damit sein, das Gedicht „Därf ih s Dirndl liabn?"

„Gut", sagte der Junge, das Büchel war auch bald zur Hand. Er stellte sich mitten ins Zimmer, den rechten Fuß um zehn Zoll vor

Diesem Dichter, der mir ganz nahe steht, ist aber gerade vom Postwirt heimgeleuchtet worden:

Der Sekt, den die Buben
Da oben entwendet,
Er ward für die Hütte
Von „Göfting" gespendet;
Und allwo den Bergquell
Bannet der Frost,
Ist einzig der Wein noch
Des Wanderers Trost.
Und daß man gewaltsam
Da oben eindringt,
Beweist, daß man lieber
Als Wasser — Wein trinkt.

In meiner Laube hörte ich vom Gemeindeweg herein, der vorbeiführt, also sprechen:

„Du, hast du schon gehört, der Roßknecht Eusebel will die reiche Brandleitnerin heiraten."

„So! Na, der hat seine Gründe."

„Sie hat ihre Gründe."

„Was du sagst! Wären sie schon so weit gekommen?"

„Ich sage nur: Sie hat ihre Gründe. Nicht weniger als hundertfünfzig Joch."

„Ah, so meinst es. Na, das sind eben seine Gründe, weshalb er sie heiraten will."

Allemal heißt es also nicht: Wer die Scholle hat, der hat das Land. Es kann mitunter auch heißen: Wer das Weib hat, der hat die Scholle.

In Drobenstein war Herr Trutz mit seiner Familie auf Sommerfrische gewesen. Nun standen sie auf dem Bahnhof, um heim nach Wien zu fahren. Der Zug ließ warten. „Weil wir zu früh dran sind", sagte die Frau zum Mann, „du allemal mit deiner Dränglerei!"

Herr Trutz, ohnehin ein Harber, der allen Unordnungen stets knapp auf der Ferse war, antwortete: „Man hat rechtzeitig auf dem Bahnhof zu sein. Wartet der Zug auf uns? Nicht? So soll er auch auf sich nicht warten lassen. Jetzt schon mindestens zwanzig Minuten Verspätung! Daß denn so gar keine Ordnung kann sein, bei uns!"

Endlich rollte der Zug heran, hielt gemächlich still und die Familie Trutz begann einzusteigen. Aber das trödelte wieder. Die Frau und Töchter fanden mit dem Abschiednehmen von den Bekannten kein Ende

Hon a Housn und a Pfoad und an Wettamontl und an Strohscha:
in da Hüttn."

„Nun also!"

Da duckte er ein wenig in sich zusammen. Dann hub er neuerdings und in sehr bescheidenem Tone an: „Nix tuat da Mensch je hort grotn, wiar n Tawok. — Wan ih nar a wenk an Tawok hät."

Man sah seine Jackentasche, wo ein beinerner Pfeifenspitz betrübt hervorlugte.

Natürlich griff ich in den Sack nach der Zigarrentasche. Die war leer. Just unten bei der Rast am Brunnen hatte ich die letzte verraucht. Mein Begleiter rauchte gar nicht, griff aber auch in den Sack. Ein Zehnkronen-Schein.

„So, mein Freund", sprach er zum Halter. „Wenn Ihnen das auf eine Weile die Leute ersetzen kann —"

Der Alte starrte fast entsetzt auf das Geld. „D Leut scho", meinte er dann, „ober n Tawok nit."

Da erinnerten wir uns, daß wir nicht in der Stadt waren, wo jedes zehnte Haus einen Tabakladen hat, sondern auf hoher Alm. Dort oben ist um zehn Kronen nicht einmal eine Kurze zu haben. Mein Kamerad steckte das Geld wieder ein.

Wir mußten den Mann zurücklassen in seiner Not. Aber am zweiten Tage brachte ihm ein ganz verschwitzter Extrabote hundert Packeln Tabak.

Später einmal, als ich an der Seite meines damaligen Berggenossen saß, ein wohlbekannter Mürztaler Fabrikant ist's, schaute er mir behaglich zu, bei meiner Zigarre. Mir fiel das schon auf, bis er plötzlich sagte: „Du. Ich will dir was gestehen. Meiner Tage habe ich keinen Tabak vertragen. Und jetzt? Denk' dir, auch ich tu' jetzt rauchen."

„Du? Ja wann, ja wo denn? Willst eine?"

„Na, so nicht. Weißt, nur wenn ich allein bin. Am Abend oder so. Da stelle ich mir vor, wie unser alter Einhandl auf der Alm mit Vergnügen sein Pfeifel rauchen wird. Schau, und das schmeckt mir halt nachher sa ein bissel mit, und brauche selber gar kein Zeug dazu."

„Mensch, du schmauchst den feinsten Tabak!"

Gelegentlich eines Einbruches im „Rosegger-Alpenhaus" auf der Pretulalpe ist folgender „Haussegen" gebetet worden:

Gott schütz' dich vor Schampus
Und anderem Wein,
Und feinen Konserven,
Sonst brechen sie ein.
Ein echter Naturfreund,
Der ist ganz entschieden

Mit Hütte, frisch Wasser
Und Zwieback zufrieden.
Und wem es gelustet
Nach besserer Kost,
Der bleib' in Mürzzuschlag
Bei Schruf auf der Post.

In dieser Zeit, liebe Freunde, müßt ihr lernen, was das heißt: Brot. Fraget einmal eure Vorfahren, es leben deren noch, wie sie das Brot hoch und heilig haben gehalten. Das Brot vom Korne. Ehe sie die erste Handvoll säeten, die erste Garbe schnitten, sagten sie: Gott gesegne's! Ehe sie den Laib angänzten, haben sie mit der Messerspitze das Kreuz darüber gemacht: Gott gesegne's! Die Stücke haben sie ausgeteilt mit dem Wort: Gott gesegne's! Jede Krume, jedes Stäubchen Mehl, wie wir heute es manchmal leichtfertig verstreuen, haben sie gesammelt oder in die Glut gelegt, weil es zu ehrwürdig war, um zertreten zu werden. Unsere Vorfahren sind auch treu daheim geblieben bei ihren Feldern, Gärten und Wiesen; keinem Fremden waren sie untertan in der Nahrung, kein Feind konnte ihnen das Brot sperren. Trotz aller Einfalt, Einfachheit und Hörigkeit sind sie soweit selbständige Herren gewesen. — Und nun schaut einmal, wie es heute ist!

Die gegenwärtige Zeit des Blutens und des Zerstörens wäre kaum zu ertragen, wenn wir in ihr nicht unsere Erzieherin sehen dürften. Um das, was jetzt zugrunde geht, wollen wir uns selbst wertvoller machen. Denkt einmal nach. Ist nicht die Fahrigkeit der Menschen, ihre Großmannssucht, ihr Ins-ferne-streben, ihr Alles-haben-wollen, ihre Genußgier eine Mitursache dieses völkermordenden Krieges? Wenn diese Laster schon ganze Völker ins Verderben stürzen, um wie viel mehr den einzelnen Stand, den einzelnen Menschen!

Ihr lieben, jungen Freunde! Ihr wollet bestehen auf dieser harten Welt, wollet zufrieden und glücklich werden. Dazu muß jetzt ein Leben ernster Einfachheit und Sparsamkeit anfangen. Schon morgen, schon heute im Alltäglichen und Kleinen. Wer im Großen will sparen können, muß es erst im Kleinen lernen. Nichts verlangen, was entbehrlich ist, nichts vergeuden, was nötig ist, besonders an Nahrung. Esset nicht gleich bei jeder Gelegenheit, esset nur, wenn ihr Hunger habt und ihr werdet sehen, um wie viel besser es euch schmecken, um wie viel wohler es euch bekommen wird. Viel essen heißt nicht, sich gut nähren, es heißt eher, die Gesundheit schädigen. Strenge Mäßigkeit erhält den Magen gesund und man wird stark dabei und lebensfreudig; man erspart, macht sich dadurch unabhängig und kann auch etwas austeilen an solche, die trotz Bravheit und Fleiß jetzt weniger zu essen haben als zur Erhaltung nötig ist. — Wenn ihr's doch alle wüßtet, was aus vernünftiger Einschränkung und Genügsamkeit für Segen kommt? Weniger Bedürfnisse, weniger Zerwürfnisse. Mehr hastloses, harmloses — schuldloses Lebensglück.

Schon beim Kinde muß es anfangen. Wer von den Kleinen ein Spielzeug kaufen möchte, der lege die Krone in seine Kasse und mache

und hatten nicht genug Hände, um die Blumensträuße in Empfang zu nehmen. Das Söhnlein spielte noch mit dem Hunde. Die Magd eilte noch einmal in den Wartesaal zurück, um einen schier vergessenen Gemüsekorb zu holen.

Herr Trutz eilte schimpfend den Zug entlang und drängte zum Einsteigen und schleuderte eins um das andere der Frauenzimmer zu den Wagentüren hinauf. Als das endlich soweit fertig war, hatte der Schaffner noch mit dem Stationschef zu reden, bis er endlich aufs Trittbett sprang.

„Na, endlich einmal!“ atmete Herr Trutz auf, „man glaubt schon, es ist kein Weiterkommen mehr!“ Aber — er wollte doch mitfahren! — „Anhalten, anhalten!“ rief er und sprang dem Zuge nach. Der rollte glatt davon und zeigte nur noch seines letzten Wagens hintere Wand, die immer kleiner und kleiner wurde.

Herr Trutz war wütend. „Nein, so was ist nur bei uns möglich. Wenn der Zug kommen soll, kommt er nicht, wenn er fahren soll, fahrt er nicht, und wenn er halten soll, hält er nicht. Österreichische Schlamperei, verfluchte!“ Und stand da wie ein hilfloses Waiserl.

Ein Brief an die Jugend auf dem Lande!

Von **Peter Rosegger.**

Täglich meine jungen Freunde, betet ihr: „Gib uns heute unser tägliches Brot!“ ohne recht zu ahnen, wie groß diese Bitte ist an unseren Herrgott. — Im Brot liegt unsere Kraft, unsere Gesundheit, unser Leben. So heilig ist das Brot vom Korne, daß der Herr selbst seine Gestalt annimmt, wenn er uns stärken und segnen will.

Die Feinde ringsum wollen uns jetzt das Brot absperren. Denn es mußte bisher viel vom Auslande kommen, was billiger sei, hieß es. Wir hatten uns darauf verlassen und im Heimatlande den Kornbau vernachlässigt. Wir hielten das heilige Kornfeld wenig in Ehren und wendeten uns hochmütig von ihm ab.

Jetzt pocht die Not an unsere Tore, hier noch mit leichtem Mahnen, dort schon mit Ernst und Grimm. Den Ärmsten unter uns mangelt vielfach das wichtigste Nahrungsmittel. Nicht bloß den Arbeitsscheuen, Lässigen (die bedauern wir nicht), sondern auch den Fleißigen und Tüchtigen. Wir haben ja dies Jahr schon besser bestellt und hoffen der reifenden Ernte entgegen. Sie wird kommen, unser Vaterland wird zeigen, daß es uns ernähren kann, wenn wir treu zu ihm und seiner Erde halten.



Kleine Laube

Austria an ihre Helden.

Von Richard Schaukal.

Es welken Kranz und Siege,
Doch aufersteht mein Recht,
Kehrt ihr mir aus dem Kriege
Ein anderes Geschlecht,

Ein Schrecken all den Schächern,
Die euch entgegengehn!
Wie will ich meinen Rächern
Bräutlich ins Auge sehn!

Aus unserer Zeit.

Frau Lang

Oder Frau Kurz oder Frau Stark — sie hat hundert Namen im Deutschland von heute. Die unsrige wohnt nebenan.

Eine ganz einfache Frau, sie ist nie in der Zeitung gestanden, nie gedruckt worden. „Die Mutter hat wieder a Mädel kriegt; gsund sind's alle zwei", hat ihr Vater in der Nachbarschaft mitgeteilt und ist dann zur Arbeit gegangen. Das war ihre Geburtsanzeige. „Habt's es scho g'hört? — die Anna und der Peter? . . .", das war ihre Verlobungsanzeige. Die Todesanzeige ist noch nicht fällig. Die Frau Anna Lang hat jetzt keine Zeit für so etwas.

Gleich beim Beginn des Krieges fiel ihr Mann, der Peter. Das gab eine Doppellücke. Die auf dem Kampfplatz draußen füllte ein Reservemann, wieder ein Peter vielleicht. Die zuhause füllte die Frau — Frau Anna Lang an seiner Stelle.

Dann fiel ihr Sohn, der Fritz. Wieder eine Doppellücke, draußen, drinnen. Und wieder die Reserve draußen, die Reserve drinnen zum Lückefüllen. Nur daß die Reserve draußen jedesmal ein andrer war, drinnen aber immer die Frau Lang. „Peter Lang gefallen — Frau Anna Lang an seiner Stelle. Fritz Lang gefallen — Frau Anna Lang an seiner Stelle." Da kam ja schon der dritte Ruf: „Wilhelm Lang gefallen — Frau Lang an seiner Stelle."

Der Soldat Wilhelm Lang, das war ihr zweiter Sohn von sechsen. Dann kam der dritte dran, der Franz. „Franz Lang ge —", das Schicksal setzte schon an, aber hinter dem ge hielt es ein, besann sich, verwandelte das ge in ein ver, und machte ein „verwundet" draus. Die Lücke war diesmal drinnen etwas kleiner, die Arbeit für Frau Anna Lang ward größer. Denn der Franz hinkte auf einem Bein herein: „So, da bin ich wieder, Mutter — wirst mich schon behalten müssen."

es sich selber. Es wird ihm lieber sein als das gekaufte. Wer zwei Äpfel hat, der spare einen auf morgen. Wer zwei Röcke hat, der lasse sich keinen dritten machen. Wer ein großes Stück Brot hat, der schaue einmal, ob in seiner Nähe nicht ein würdiger Mitmensch hungert. Wenn ja, dann breche er sein Brot in zwei Stücke. Von unserem Heiland steht geschrieben, seine Jünger hätten ihn — am Brotbrechen erkannt . . .

Wenn wir so leben, werden die ungeheuren Verluste, die der Krieg bringt, bald wettgemacht sein. Und wir stehen in verjüngter Kraft.

Und dann das Vaterland! Jene Millionen unserer Brüder, die jetzt bereit sind, ihr Leben dem Vaterland zu opfern, mahnen uns wieder, was das heißt: Vaterland, und was es wert ist. Und die draußen im fremden Lande stehen, die erfahren jetzt, was die Heimat wert ist. Das, ihr Freunde ist es, weshalb ich gekommen bin, um euch zu bitten. Um euch in eurem und im Namen des Vaterlandes zu bitten: Bleibet der Heimat treu. Verlaßt nicht leichtfertig das Haus, das euch gebar, die Scholle, die euch nährt. Trachtet vielmehr, in Einigkeit euch samt und sonders zu stärken. Zusammenhalten! Genossenschaften! Alle Welt bildet Genossenschaften, warum der Bauer nicht? Das Auseinanderziehen hat den Bauernstand zerrissen, das Zusammenhalten wird ihn wieder fest machen. Habt Vertrauen zu einander. Das Mißtrauen könnt ihr den Fremden schenken, die da bei euch umhergehen, um euch zu übervorteilen, oder gar euch fortzulocken zu anderen Ständen und Berufen, wo ihr euer Heil doch nicht finden würdet. Es gibt ja, wie überall, auch im ländlichen Heime Elend und Not, aber man erträgt's leichter, und teilnehmende, wenn auch manchmal herbe Nachbarn lassen keinen ganz zugrunde gehen. — Schützet euch so viel als möglich vor dem ruhelosen, oft geradezu ruchlosen Weltlauf, bleibet daheim im Frieden eurer Felder, Matten und Wälder, haltet euch an die Arbeit, die am nächsten bei Gott ist — an die schöpferische Landarbeit. Die Natur mit allen ihren Geschöpfen, Kräften und Schönheiten der wechselnden Jahreszeiten — reinere Freude hat die Welt nicht. — So, im Frieden vom Staat beschützt und in Not den Staat beschützend, erfüllt sich am würdigsten das menschliche Leben.

Das, ihr lieben, jungen Heimatsgenossen, habe ich euch einmal sagen wollen. Eine Handvoll Samenkörner, gesäet in eure von großer Zeit aufgepflügten Herzen. Vielleicht geht doch ein oder das andere Körnlein auf. Gott gesegen's!

der Stunde der Gefahr zu finden. So sah man 1903 Eduard VII. sich Frank-
zu nähern und mit unseren Finanzleuten die Bande der Entente anknüpfen, während
ihnen Marokko überließ, welch letzteres, nebenbei gesagt, ihm nicht gehörte. Bald
aber versöhnte er sich mit dem russischen Zaren vermittels einiger Konzessionen in
...ien und am Balkan. Er versuchte, Italien aus dem Dreibunde zu entfernen,
...m er ihm Albanien anbot. Er fachte bei den Ungarn die Abneigung gegen die
Deutschen an. Mit seinem Gelde und mit seinen Ratschlägen war er den Jungtürken
behilflich, um den zu sehr mit Wilhelm II. befreundeten Abdul Hamid zu stürzen,
... bald sah man den Zeitpunkt kommen, wo Deutschland, ganz von feindlichen
Mächten umgeben, allein seinen Feinden gegenüberstehen würde.

2. Gleichzeitig unternahm man in England gewaltige Rüstungen. Die englischen
Ingenieure bauten die ersten Dreadnoughts. Dann wurden alle größeren Panzerschiffe,
... bis dahin in allen Meeren stationiert gewesen waren, um das Reich, „in dem
... Sonne nicht unterging," zu schützen, zurückgerufen und in den Kriegshäfen des
Mutterlandes konzentriert. Die maritime Basis wurde geändert. Früher war sie in
Plymouth, Frankreich gegenüber, dem Feind von Jahrhunderten. Heute ist sie in
Dover und in Rosyth (Schottland), um den Zugang in die Nordsee zu überwachen,
im Norden und Süden, beides gegen Deutschland gerichtet.

Der Krieg wird ein Handelskrieg sein. Deshalb wird man zurückgreifen zu
dem alten Verfahren der Kaperei und der Kontinentalsperre. In Englands Absicht
lag es, die deutsche Ein- und Ausfuhr zu sperren und damit auch die deutsche
Industrie lahmzulegen. Dazu müßten Hamburg und Bremen gesperrt werden. Selbst
nach der Ansicht der englischen Admiralität ist das Ziel des künftigen Krieges die
Absperrung der deutschen Häfen, die Wegnahme der deutschen Handelsflotte, um die
Versorgung der deutschen Fabriken und die Ausfuhr der deutschen Waren zu verhindern.
Es ist eine Art von Kontinentalsperre, die wir wieder erleben werden, wie zur Zeit
des großen Kampfes Napoleons I. Bis hierher habe ich gesprochen, als ob die
Werkstätten am Rhein, in Sachsen und in Schlesien sich allein über Bremen und
Hamburg versorgen. Das ist nicht genau.

Es gibt zwei Häfen, welche in dem deutschen Wirtschaftsleben eine fast ebenso
wichtige Rolle spielen. Das ist Rotterdam und besonders Antwerpen. Damit England
über Deutschland triumphiere, muß Antwerpen verschlossen werden; damit Deutschland
widerstehen könne, muß Antwerpen offen bleiben. Für beide ist es eine Lebensfrage.

Also: in der Umgebung von Antwerpen wird sich das Schicksal der beiden
Reiche entscheiden. Deshalb hat Lord Kitchener, der große englische General, den
berühmten Ausspruch getan: „Die Grenze des britischen Reiches in Europa ist nicht die
Meerenge von Calais, es ist die Maaslinie." Ein eigentümlicher Ausspruch, der zeigt,
wie England die belgische Neutralität achten will. Wenn es dem Auswärtigen Amt in
London gefallen wird, den Kampf zu beginnen, so werden es seine Diplomaten
einzurichten verstehen, daß sie die Verantwortlichkeit dem Gegner aufbürden; und
wir werden marschieren müssen, um kraft einer „Defensiv"-Konvention dem König
Georg V. zu helfen.

Wenn erst in Frankreich der Gedanke einer „deutschen Gefahr" genügend
Wurzel gefaßt hat, dann werden an einem schönen Abend die englischen Panzerschiffe
mit Volldampf nach Vlissingen fahren. (Darin hat sich François Delaisie geirrt, die
...schen Panzer bekamen „Hausarrest".) Zur selben Stunde, oder fast zur selben,
... die preußischen Regimenter in Schnellzügen von Aachen nach Antwerpen
... Sofort wird, wie üblich, die französische Regierung alle Depeschen, alle
..., welche die Bewegungen der kriegführenden Truppen melden könnten, anhalten.
... wird eine offizielle Notiz der Presse mitgeteilt. Am nächsten Tage werden in

Dann war noch ein vierter Sohn da, der Schorsch. Der kämpft noch draußen. Aber eine Lücke hat er drinnen doch gerissen, einfach durch sein Fortsein. Denn er ist der Mutter Allerliebster. Auch diese Lücke hat Frau Anna Lang zu füllen.

Wie macht sie das nur? Sie hat allerdings einen kleinen Kunstgriff dabei gemacht. Sie hat zum Lückenfüllen noch die zwei kleinen Waisen ihres gefallenen Bruders mitverwendet. Und für einen andern armen fremden Buben in der Nachbarschaft sorgt sie auch mit. „Weil's in einem hingeht", sagt Frau Lang. Jetzt ha sie beinahe die alte Kopfzahl beisammen. Heute früh noch sah ich sie rüstig die Straße heraufkommen. Sie hat keine Trauerkleider an, sondern ihr gewöhnliches Arbeitsgewand.

Vor dem Kriege haben wir von ihr nicht viel gewußt. „Frau Anna Lang? Hm, ich glaube, die gehört zu einer Partei dort drüben." Brücken von der Partei dort drüben zu uns hat es kaum gegeben. Jetzt gibt es welche.

Nein, nein, keine Wohltätigkeiten. Da kennt ihr die Frau Anna Lang schlecht. Da wacht sie scharf darüber. Auch vor dumpf geflüstertem Beileid und vor hochachtungsvoll gedrückten Händen bleibt sie von uns bewahrt. Überhaupt, von den Brücken, die jetzt täglich aus der Nachbarschaft zur Frau Anna Lang hinüber geschlagen werden, weiß sie selber nichts.

Irgend jemand in der Nachbarschaft hat geschäftliche Verluste durch den Krieg. Schon will er den Kopf hängen lassen. Da kommt seine Frau. „Sei mutig, Liebster", sagt sie, „denke an Frau Anna Lang da drüben . . ." Wupp, ist die Brücke da. Ein aufgerichteter Mann geht zu seiner Arbeit.

Ein anderer in der Nachbarschaft liegt an einer schmerzhaften Krankheit darnieder. Die Geduld reißt ihm, er jammert. Kommt die Mutter in das Zimmer, legt ihm auf die Stirne ihre Hand: „Mußt nicht ungeduldig sein, denk doch mal an die Frau Anna Lang da drüben." „Frau Lang?" sagt der im Bette ärgerlich, „ich kenne keine Frau Lang". Aber dann setzt sich die Mutter zu ihm ans Bett und erzählt von Frau Lang. Sonderbar, wie dabei seine Schmerzen immer bescheidner werden, immer kleiner.

Und wieder einer andern in der Nachbarschaft wird telegraphisch mitgeteilt, daß ihr Sohn vor dem Feinde gefallen sei. Händeringend irrt die Mutter durch die Räume. Kommt ihr Mann nachhause. Mitklagen soll er, auch die Hände ringen. Aber der nimmt die Schläfen seiner Frau in beide Hände. „Hör mal, Liebste", sagt er, „ich habe da von einer Frau Lang in unsrer Nachbarschaft gehört . . ."

„Kunstwart." F. Züricher.

*

Eine französische Kriegsprophezeiung aus dem Jahre 1911.

Im Jahre 1911 erschien im Verlage der „Guerre Sociale" in Paris eine Schrift von François Delaisie: „Der kommende Krieg." Ihr entnehmen jetzt die „Neuen Züricher Nachrichten" längere Stellen, die im Lichte der Zeitereignisse seit August 1914 von doppeltem Interesse sind.

„Von einem möglichen, wahrscheinlichen Kriege zu sprechen," schreibt Delaisie, „scheint auf den ersten Blick eine Torheit. Man hat uns so lange eingewiegt in friedfertige Träume! Und doch: Zwischen England und Deutschland bereitet sich (man beachte: geschrieben im Mai 1911) ein furchtbarer Zusammenstoß vor, mit dem verglichen das entsetzliche Gemetzel des Russisch-japanischen Krieges nur ein Kinderspiel gewesen sein wird.

England hat einen doppelten Plan:

1. Deutschland durch ein System der Entente und von Bündnissen einzukreise so daß es mitten in Europa isoliert bleibe, ohne militärische und finanzielle Hil

Die Lüge im Kriege.

Von Wilhelm Junk.

Alle unsere Anschauungen werden durch die radikale geistige Umwälzung, die ein großer Krieg mit sich bringt, einer Umwertung unterzogen, manche mindestens während der Dauer der kriegführenden Generation, alle aber während der Dauer der kriegerischen Verwicklungen. Wenn ein Axiom, wie die Heiligkeit des Menschenlebens, eine solche Erschütterung erfährt, ist es selbstverständlich, daß auch alle anderen Bausteine des großen Gebäudes wanken. So ist es also nicht zu verwundern, daß auch unser Verhältnis zur Objektivität, ja zur Wahrheit, eine Störung erleiden muß. Wer die Tage der Mobilisierung, besonders die ersten Tage des Krieges, umgeben von einer großstädtischen Bevölkerung und Presse miterleben durfte, konnte die Entdeckung machen, in welcher „splendid isolation“ er sich baldigst befand, wenn er den Versuch machte, sich den Massensuggestionen, welche die Welle der herrlichen Kriegsbegeisterung und des Feindeshasses auswarf, zu entziehen und die überlieferte Tradition, besonders in großen Dingen wahr zu sein, fortzusetzen. Es ist gewiß richtig, daß, wie Kunst und Wissenschaft, so auch die Moral in jenen Zeiten schweigen muß, in welchen Macht vor Recht geht. Es wird keinen normal Denkenden unter uns geben, der in Kriegszeiten an dem Grundsatz „fiat justitia, pereat mundus“ festzuhalten, selbst für den Preis, daß er ihn endlich nur noch unter den Hufen der Kosakenpferde proklamieren müßte, für eigene Pflicht oder gar für die des Staates halten würde. Wir alle wollen vom ersten August bis auf weiteres nur noch siegen, weiter nichts, und die Fadenscheinigkeit aller moralischen Prinzipien wird dadurch bewiesen, daß wir auch die höchsten unter ihnen jetzt opfern würden, wenn die Opferung Siegesgarantie brächte. Es wäre vielleicht anders, wenn wir nicht um etwas kämpfen würden, was wir als mindestens gleichwertig mit unserer Moral zu halten gelernt haben, nämlich um unsere staatliche Existenz und um die unzähliger wirtschaftlicher. Und es ist fraglich, ob wir die Hintansetzung aller während des Friedens gültigen Prinzipien in gleicher Weise gut heißen würden bei einem Feldzuge, der vielleicht nur ein kleiner Züchtigungskrieg ist, wie derjenige gewesen wäre, um dessen „Lokalisierung“ die Welt, abgesehen von Rußland, vor kurzem bemüht gewesen war. So muß es gesagt werden, daß in unseren Tagen der „Moral unter Kriegszustand“ jedes Lügen, wenn es nur dem Zwecke dient, eine Niederlage abzuwenden, nicht nur erlaubt, sondern geboten ist. Es muß also alles nicht sofort als unwahr Erweisbare proklamiert werden, was dem Soldaten das Gefühl einprägt, für gutes Recht zu kämpfen, auch wenn es falsch wäre. Es ist nichts dagegen zu sagen, daß in diesen Tagen die französische Regierung, da sie nun einmal ihr Heer wieder an das deutsche bringen muß, von Russen sprach, die vor Berlin stehen. Es ist vom Standpunkte unserer Feinde erlaubt, von deutschen Greueltaten in Belgien zu sprechen, um die Rache, also die Stoßkraft ihrer Soldaten, zu entflammen, es ist ein ganz großartiger, aber nur von unserem Standpunkte aus tadelnswerter Erfolg der Lüge, daß sich, offenbar bewogen durch die Berichte der vom Feinde monopolisierten Telegraphenagenturen, eine Macht wie Japan gegen uns erklärte und eine Macht wie Italien nicht für uns, und es kann — außer vom Standpunkt des guten Geschmacks — gegen unsere eigene Presse nichts gesagt werden, die bezüglich Japans im Verlauf von 14 Tagen ihre Meinung von „führender Kulturrasse des Ostens und den Preußen Asiens“ in „gelbe Bestien und heimtückische Raubtiere“ änderte, bloß weil dieses Volk die Kriegserklärung nicht an eine uns genehmere Adresse abgesandt hatte. Die Grenzen des Zuwiderhandelns gegen die Moral im Kriegszustande sind also so weit gesteckt, etwa wie die von

allen Zeitungen in handbreiten Buchstaben die Worte erscheinen: „Die belgische Neutralität ist verletzt. Die preußische Armee marschiert auf Lille."

Bei dieser furchtbaren, durch Millionen von Preßstimmen wiederholten Nachricht wird der Bauer, der kleine patriotische Bürger, der schlechtunterrichtete Arbeiter sich zum Heer stellen. Ohne ihnen Zeit zur Überlegung zu lassen, wird man sie in Viehwagen nach den belgischen Gefilden führen. Die in ihrem Marsche auf Antwerpen behinderte deutsche Armee wird über sie herfallen.

Und so wird durch die List einer kleinen Gruppe von Finanzleuten und Diplomaten ein großes Volk in einen Krieg verwickelt werden, den es nicht gewollt hat."

Soviel François Delaisie zu Anfang von 1911. Wieviel hat sich davon erfüllt seit dem 1. August 1914? Frankreich muß es in furchtbarer Weise am eigenen Leibe erfahren und ebenso England, mehr noch, als Delaisie meinte.

*

Kamerad, tritt ein!

Als man zwei deutsche Soldatenheime in Laon einrichtete, wurde der Kriegsfreiwillige Dr. W. Große aus Dresden von einem Vorgesetzten aufgefordert, einen kurzen, derbvolkstümlichen Spruch zu verfassen, der die Soldaten zu anständigem Verhalten in den Räumen ermahnen sollte. Er löste seine Aufgabe, indem er folgende Verse niederschrieb, die jetzt in sämtlichen Räumen der Heime zu lesen sind:

Kamerad, tritt ein!
Ein Heim soll's sein
Und nicht — bedenke! —
Eine wüste Schenke.
Nimm ab die Mütz;
Dann geh und sitz
Gemütlich und friedlich
Und sauf nicht und rauf nicht!
Und sing nicht und spring nicht!
Sei sauber und nett!
Spuck nicht aufs Parkett!
Benimm dich genau,
Als ob deine Frau
Hier schalte und walte —
Du kennst deine Alte!

Deutschland.

Von Richard Schaukal.

Deutschland: Tiefe Brunnen rauschen
Durch die monderhellte Nacht.
Deutschland: Hohe Banner bauschen
Sich im Winde, der noch wacht.

Deutschland: Helle Morgensonne
Hat die Schatten aufgezehrt.
Kraftbewußte Daseinswonne
Ist in dich zurückgekehrt.

Geh zu Felde, geh zur Freite,
Geh in Gottes große Welt:
Ihre wundervolle Weite
Ist dein Erbe, junger Held!

ich Aufblasens um jeden Preis verfielen, ohne es selbst zu bemerken oder durch
Ereignisse des nächsten Tages sich ad absurdum geführt zu sehen und von
erholung abgeschreckt zu werden. Und es handelte sich nicht bloß um Wieder-
von Lügen, um ‚relata refero‘ — was verzeihlicher wäre — nein, in allen
Leuten, denen Erziehung, Gewöhnung oder zum mindesten Inopportunität eine
auf Kosten der Wahrheit gehende Wichtigtuerei sonst als etwas Unzulässiges
men läßt, regte sich mit einem Male nichts gegen die maßlose Übertreibung,
findung. Es ist, als ob in ihnen ein Nerv getötet worden wäre. Und selbst
dem Großstädter innewohnende Skeptizismus wurde von all diesen Tataren-
richten nicht erweckt. Nichts galt, als die Fähigkeit, das Aufsehenerregendste
haft zu suggerieren. Neben der Wichtigtuerei war es auch die Nähe der neuen
welche die Menschen verändern mußte, der ersten wirklich großen Gefahr,
diese Generation bedrohte und die nun von jedem anders beurteilt wurde.
Da will nun der Optimist das Günstige glauben, der Pessimist in dem Ungünstigen
erwartete Bestätigung sehen. So wurde alles so lange gebogen, bis aus einem
Wunsch eine Tatsache wurde. Allen voran die Frauen mit ihrer wenig geübten
Fähigkeit zur Kritik. Ein Mangel, der sich auch darin zeigte, daß man die auf-
richtige Freude über Massenschlächtereien an Feinden, die blutrünstigsten Äußerungen
selbst gegen feindliche Gefangene und Verwundete von „schönen Lippen“ hören konnte,
von Frauen, die gegen jeden tierquälenden Kutscher empört einschreiten und deren
Selbsterkenntnis nicht so weit geht, um zu wissen, daß schon der Anblick eines
Schlachtfeldes oder die wohlverdiente Exekution eines Franktireurs ihnen Ohnmacht
nach Ohnmacht zuziehen würde, geschweige denn gar die Ausführung des von ihnen
zwischen zwei Kuchen geäußerten innigen Wunsches nach speziellen Grausamkeiten.
Übrigens sei erwähnt, daß auch nicht im entferntesten die in dieser Zeit ganz zurück-
tretende Erotik, die sonstige Triebfeder grausamer Empfindungen, eine Rolle spielte.

Und noch etwas Merkwürdiges. Während das Verantwortlichkeitsgefühl für
die Wahrheit plötzlich so abgestumpft war, daß man ohne Skrupel erzählte und
glaubte, war es weit über das Normale hinaus geschärft gegenüber allen Berichten
aus dem feindlichen Lager. Ihnen gegenüber hatten wir die Wahrheit in Erbpacht
genommen. Lasen wir die Meldung, daß wir selbst den rechten Flügel einer Armee
zurückgenommen hatten oder daß die Österreicher eine Stadt geräumt hatten, so
waren am gleichen Abend die Marmortischchen von Kaffeehäusern bedeckt von instruk-
tiven, das Nützliche dieser Maßregel darlegenden Zeichnungen der Strategen vom
Kontorstuhl und Amtssessel. Meldete der Franzose ähnliches, so setzten unsere Abend-
zeitungen die dicksten Überschriften von Flucht und Vernichtung darüber, und der
Leser hohnlachte über die gallische Verlogenheit. Und gewiß in den Kaffeehäusern
am Newski-Prospekt, an den Boulevards und am Piccadilly war es vice versa ebenso.

Da plötzlich kamen die ersten lapidaren Nachrichten des bisherigen General-
quartiermeisters, die tatsachlich wie von Stein waren. So interessant, man möchte
fast vom ästhetischen Standpunkte, der starre trotzige Felsen gegenüber dem bewegten
und brüllenden Meer war, so war es zuerst vielleicht gerade die außerordentliche
Knappheit dieser Meldungen, die der durch die Presse, die Öffentlichkeit und das
Publikum getrieben tobenden Übertreibungssucht Platz ließ. Es mag angesichts der aus
früheren Kriegen nicht gewohnten, mit strengster Sachlichkeit geradezu kokettierenden
Form dieser Depeschen dahingestellt bleiben, ob der Widerstreit der Interessen des
Heeres und der daheim gebliebenen Angehörigen desselben in solchem Ausmaße ein-
seitig zugunsten des ersteren entschieden werden mußte. Jedenfalls bilden auch sie
ein „document humain“ des notwendig gewordenen Wechsels moralischer Anschau-
ungen in Kriegszeiten durch ihr unbedenkliches Hinwegschreiten über die sonst

jedem Kulturmenschen sonst als zu wenig eng verpönten des Strafgesetzbuchs. D[illegible] große Zone, die den bloßen Nicht-Verbrecherischen vom Ehrenmann trennt und d[illegible] dieser nicht betreten darf, ohne zwar nicht der Bestrafung, aber doch der Ächtun[illegible] zu verfallen, gilt für die Moral der Kriegführenden nicht; das heißt also: n[illegible] was völkerrechtlich als verboten stipuliert ist, soll — oder genau gesprochen soll[illegible] — nicht geschehen: Wegnehmen von Schiffen in neutralen Häfen, Tötung unschu[illegible]diger Zivilbevölkerung, Dumdumgeschosse, Mißachten von Parlamentären un[illegible] ähnliches.

So wäre demgemäß alles Lügen jetzt erlaubt? Nein, nur das den Waff[illegible] nützliche. Wenn ein einer politischen Mittelpartei angehöriges Abendblatt — wie di[illegible] vor einigen Wochen in Berlin geschehen ist — einen ausführlichen Bericht mit Name[illegible] und Ansprachen über den Einzug der Österreicher in Belgrad brachte, so ist die[illegible] augenscheinlich nur einem Privatvorteil dienende Lüge natürlich ebenso verurteilen[illegible]wert, wie etwa zu Friedenszeiten eine auf Stimmung der Börse berechnete No[illegible] sattsam bekannter Montagsblätter. Wenn in den ersten Augusttagen ein normal au[illegible]sehender Mann auf den Straßen Berlins eine lange Ansprache hielt, wie er ebe[illegible] mit seinen eigenen Augen gesehen hätte, daß der durch ein russisches Attentat schwe[illegible] verwundete Kronprinz von einem General aus dem Auto herausgehoben wurde, ja — wie dem Schreiber dieses passiert ist — jeden daran Zweifelnden in ernstliche[illegible] Weise unter einer dem Redner durchaus freundlichen Stellungnahme des Publikums bedrohte, so ist natürlich ein solches Produkt einer Hysterie eine zwecklose, also nur durch die pathologische Veranlagung des Individuums entschuldbare Lüge.

Aber abgesehen von solchen Exzessen, schwamm alles in dieser sonst so wunderbaren Zeit in einer Flut von gesagten und geglaubten Lügen. Das Heer von Bierbankpolitikern und -strategen, schon in Friedenszeiten (selbst in Großstädten mit ihren mannigfachen anderen Anregungen) nicht unbeträchtlich, schwoll in ungeheurer Weise. Jeder Mann, der Jahrzehnte hindurch außer dem lokalen Teile und dem Mordprozesse keine andere Zeile in seiner Zeitung las, jedes Weib, dem irgendein Interesse an öffentlichen Sachen sonst möglichst ferne lag und das ein Maschinengewehr nicht von einer Feldküche unterscheiden könnte, schwelgte in Brigaden und Attacken, in phantasievollen Ziffern von Kriegsentschädigungen und Ländervermehrung, in Erzählung von Schuftereien bisher staatsanwaltlich geschützter fremder Potentaten. Und vor allem log und log. Es war eben, als ob in dieser ungewöhnlichen Zeit ein jeder die Pflicht fühlte, selbst etwas Außerordentliches zu tun, oder, wenn dies nicht möglich war, zu sagen. Wer nicht im Schützengraben liegen konnte, log wenigstens am Stammtisch. So viele Generalstabsoffiziere gab es gar nicht, welche ehrsamen Bier- und Kaffeehausbesuchern doch nur unter Bruch des Amtsgeheimnisses aus purer Freundschaft wichtigste Kundschaft anvertraut hatten, und die phänomenal[illegible] Zahl unserer Luftschiffe, Divisionen und 42 cm-Geschütze wurde nur übertroffen von der der eroberten Festungen und Städte, deren Fall vorläufig nur dem Erzähler unter Zusicherung strengster Diskretion berichtet worden war und heute nur noch nicht publiziert werden durfte. Positivste Mitteilungen über Generale, die sich erschossen, und andererseits wieder über hochadlige Gutsbesitzer, die man als Spion erschoß, Epidemien, die in den deutschen Gefangenenlagern wüteten, vor einer halben Stunde selbst gehörte Ansprachen ausländischer Gesandten von ihren Balkonen i[illegible] der Wilhelmstraße herab, Berichte über ganz authentische Erzählungen unglaublichste[illegible] Leiden deutscher Staatsangehöriger in fremden Ländern — das alles wirbelt nur i[illegible] durcheinander. Mit Staunen sah der ruhig Gebliebene, wie bürgerlich durchaus ein[illegible]wandfreie Menschen, denen man sonst nie eine zwecklose Unwahrheit über d[illegible] bescheidene Notwendigkeit der Alltäglichkeit zutrauen würde, dieser Massensuggestio[illegible]

einer kleinen Anhöhe: „In Admont tun's Krapfen backen!“ **Mehrere von uns sprangen** zu ihm hinauf und sahen am unteren Ende des Marktes **Rauch aufsteigen, der sich** und verdichtete und im Nu zu einem gewaltigen Qualm entwickelt **hatte. Daß wir** einen Hausbrand vor uns hatten, fiel uns nicht ein, wir **wiederholten nur übermütig** den Ruf vom Krapfenbacken, bis endlich P. Othmar, durch unser Geschrei **aufmerksam** geworden, auch zu uns aufstieg und in seiner verhaltenen Weise, den **Schreck ver**bergend, sagte: „Es brennt, eilen wir!“ Das taten wir nun auch und **konnten, je** näher wir uns Admont näherten, mit aufsteigendem Grauen beobachten, mit **welch** rasender Eile der Wind Rauch und Flammen gegen das Stift trieb! **An der Enns**brücke wurden wir angehalten. Einige Bürger traten zu unserem Führer und **wiesen** auf die Gefahr hin, der wir beim Durchzug durch den Ort ausgesetzt wären, da einige Häuser schon einzustürzen drohten, alles in größter Verwirrung sei und viele aus den Stallungen losgelassene Pferde und Rinder durch die Gassen brechen.

P. Othmar stand einen Augenblick still; ihm mochte wohl das Bild seiner Stiftswohnung vorschweben, die vielleicht schon in der nächsten Stunde vom Feuer durchwütet wird, ohne daß eine rettende Hand eingreift. — Nach kurzer Überlegung sagte er mit weicher Stimme: „Kinder, wir gehen nach Frauenberg!“ Und so geschah es. Wenn ich nicht irre, so beteten wir auf dem Wege. Was ich dabei dachte und fühlte, weiß ich nicht; ich glaube aber, wir Kinder waren durchaus nicht so trostlos, wie wir hätten sein sollen, der Reiz des Ungewöhnlichen nahm uns zu sehr gefangen.

Am Fuße des Berges wurden wir in einem Gasthause untergebracht, geatzt und in zusammengeschobenen Betten eines großen Zimmers schlafen gelegt. Unvergessen bleibt mir der grausig schöne Anblick, der sich uns etlichen darbot, die durch die Nachwirkung der Aufregungen des Tages mitten in der Nacht erwachten, aufstanden und einen Ausblick gegen Admont aufsuchten; das ganze Tal erschien unserer erregten Phantasie wie ein Riesenhöllenglutkessel! Gewiß hat etwa um diese Zeit die ungebändigte Wut ihren Höhepunkt erreicht, der weit über zwanzig Häuser und das große Stift mit seiner Kirche, seinen Türmen zum Opfer fielen.

Am nächsten Morgen gings zuerst auf den Frauenberg hinauf zur Messe und von da nach Admont. Zwischen rauchenden Trümmern, eingestürzten Mauern und Schutt gelangte ich zur Dreifaltigkeitssäule, wo einige Sängerknaben neben ihren in Leintüchern eingeschlagenen, geretteten Habseligkeiten hungerten; dort fand ich auch den Präparanden Alex. Kratky, heute Bürgerschuldirektor in Graz. Eines der Bürschchen sprang mir entgegen und teilte mir in unverhohlener Freude mit, daß wir in unsere Heimat entlassen seien, was mich in die gleiche Stimmung versetzte. Ich wollte gleich auf und davon, da trat zu mir ein älterer Sängerknabe: Wir könnten miteinander wandern, meinte er, aber etwas Geld brauchten wir, da man ja unterwegs essen müsse.

Wir suchten unseren Präfekten und fanden ihn im Stiftsgarten, um ihn herum verschiedene Zimmergeräte auf dem Rasen. „Gut“, sagte er, „ich werde euch zwei Gulden mitgeben“, öffnete das nebenstehende Nachtkästchen, um das Geld herauszunehmen — gestohlen! Er murmelte etwas Unfreundliches, fand aber nach einigem Suchen in der Westentasche einen zerknitterten Gulden: „Da habt ihr meinen letzten Gulden und nun fort mit Gott!“ Wir hatten nicht einmal Zeit, uns von den Kameraden zu verabschieden, sondern sprangen durch das Gartentürl auf die Straße gegen Hieflau und schlugen einen gesunden Trab ein. Nach einer halben Stunde holte uns die Prälatenkutsche ein, die um Hilfe (Leute und Spritzen) nach Hieflau und Eisenerz geschickt worden war (telegraphische Verbindung gab es damals dort noch nicht!). Der Kutscher ließ uns in den herrlichen Landauer steigen und fort

geschonten Gefühle von Millionen auf eingehende Nachrichten ängstlich Harrend
Aber es gab sofort keinen in ganz Deutschland — und wohl auch im Innerst
ihres Herzens wenige im Auslande — die dem Inhalt dieser Meldungen nicht un
dingten Glauben schenkten. Ja, in ihrer Kürze lag ein starkes Moment für ih
Überzeugungskraft für uns alle, die wir nun einmal gewohnt sind, anzunehmen, d
der Schwätzer immer weniger Glauben verdient als ein Schweigsamer. Und
hatten sie auch die durch jede neue Depesche verstärkte Nebenwirkung, den erre
Zurückgebliebenen zu zeigen, wie denn eigentlich das vergessene Gesicht der Wahrh
aussieht. Aus dem Geiste, der ihnen entströmte, bildete sich allmählich das Gege
gift gegen die Krankheit, von der das Volk ergriffen war und von der es anfin
geheilt zu werden, ohne noch heute zu bemerken, daß es krank gewesen war.
Dazu kam noch als weiteres Heilmittel die Gewöhnung an den Kriegszustand un
das Schwinden der Gefahr. So nahmen Produktion und Wirkung der Unwahrh
ab. Das Mitleid und mit ihm also auch das Gerechtigkeitsgefühl gegen den Fein
wuchs mit dem Grade von dessen Unschädlichkeit, die Fähigkeit der Kritik durch di
Fülle der zuströmenden Nachrichten und Dementis. Aber der gespenstige Ritt üb
die Erde des vierten apokalyptischen Reiters, der Lüge, wird jedem unvergeßlich
bleiben, der in dieser starken Zeit auch Auge und Ohr für die Schwäche hatt.

„Die Umschau", Frankfurt a. M.

Hütet das heilige Brot!

Von Ilse Franke.

Hütet das heilige Brot!
Seht ihr die schleichende Not?
Sie hat unsre frevelnden Freuden,
Sie hat unser feiges Vergeuden
Mit knöchernen Fäusten bedroht:
Hütet das heilige Brot!

Achtet das goldene Korn!
Seht, zum Meer schwillt der Born
Rauchenden Bluts unsrer Besten,
Wollt ihr träge euch mästen?
Fürchtet die Schale voll Zorn:
Achtet das goldene Korn!

Jede Krume ist wert!
Schirmt das Feuer im Herd!
In eisigen Schützengräben
Opfert sich edelstes Leben,
Von Frost und von Hunger versehrt:
Jede Krume ist wert!

Hütet das heilige Brot!
Hört ihr der Heimat Gebot?
Helft zum würdigen Frieden!
Verdient euch, was euch beschieden!
Fühlt die eiserne Not:
Hütet das heilige Brot!

(Dieser Mahnruf ist im Deutschen Reich jetzt in den Schulen angeschlagen.)

Der große Brand in Admont am 27. April 1865.

Erinnerungen eines ehemaligen Admonter Sängerknaben.

Von Viktor Zack.

Am Donnerstag den 27. April 1865 morgens wurden die Schüler de
Admonter Volksschule, die auch ich besuchte, zur Kommunion geführt, am Nachmitta
gab es für sie einen froh erwarteten Ausflug nach Hall unter der liebreichen Führu
unseres Katecheten, P. Othmars, des nachmaligen hochverdienten Priors und Sch
direktors. Nach der dort eingenommenen Jause, die von munteren Spielen und G
sängen begleitet war, trat die Schar bei ziemlich heftigem Wind etwa um 5 U
den Heimweg an. Mitten im lustigen Trubel der Wanderung rief ein Kamerad

Jo, hiazt haun mas alle zam,
San ma firti, gehn ma ham,
Wenger san ma freili wurn,
Dodrwegn is nix verlurn,
Denn die Bäurin und die Dern
Schaun, daß wieda mehra wern.
Kloane Steira in da Wiegn,
D Steira san net unterzkriegn —
Und die Steira müassns siegn.

H. v. R.

Drei neue Trauerspiele.

Ob sie alle drei auf der Bühne bleiben werden? Jedenfalls erregt ihr Erscheinen ein ungewöhnliches Aufsehen.

Unser hervorragender Lyriker Anton Wildgans schrieb ein Drama „Armut". Der feingeistige R. H. Bartsch hat die Tragödie „Ohne Gott" verfaßt und unser eigenartigster Dramatiker Karl Schönherr schuf das Trauerspiel „Der Weibsteufel". Jedes dieser Stücke ist in seiner Art merkwürdig, hat besondere Vorzüge. Die „Armut" hat lyrische Stellen von unübertrefflicher Schönheit; „Ohne Gott" hat eine einzigartige Fabel und greift mit tiefgründiger Menschenkennerschaft in das Elend der Religionslosigkeit; „Der Weibsteufel" zeichnet sich durch eine unübertreffliche dramatische Technik aus. Da spielen fünf Akte lang im gleichen Raum nur drei Personen, und es wird nicht einen Augenblick lang eintönig oder leer. Das soll einer nachmachen.

In zweien dieser Stücke herrscht eine erbarmungslose Realistik und das Widerwärtige und Elende hat nicht genug Gegengewicht. Es fehlt die Weltüberlegenheit, die Sieghaftigkeit der Poesie, der befreiende Humor. Das Elend ist aus der Wirklichkeit zu sorgfältig herausgeschält, also einseitig, deshalb unwahr und ohne Licht und Erhebung. Besonders von dem „Weibsteufel" ist das zu sagen und man bedauert, daß Schönherr für sein wahrhaft geniales Können keinen besseren Stoff gewählt hat, als die Widerwärtigkeit eines jämmerlich niedrigen Ehemannes und eines männertollen Weibes. Der Teufel in diesem Weibe hatte zwar geschlafen, bis er künstlich geweckt wurde, doch dann bleibt nichts Menschliches mehr übrig. Der bessere wird zum Mörder und die schlechteste unter ihnen geht unbescholten ihren Lüsten entgegen. Aber ihre Schlechtigkeit ist ja von den Männern aufgeweckt worden, von denen, die nachher daran zu Grunde gehen. Darin liegt die Tragik. Und das muß gesagt werden, man kommt nicht mehr los, die Spannung reißt uns bis ans schreckliche Ende. Wie der Dichter dann seine Gäste entläßt? Sie gehen verstimmt nach Hause, und in der Seele bleibt ein unguter Bodensatz zurück. Die tragische Schuld, deucht mich, ist in „Ohne Gott" am klarsten entwickelt, aber kein Abschluß. Die Mutter, die ihrem Sohn, der zur Hinrichtung geführt wird, durch eine Lüge die Todesangst ersparen will, bringt ihn damit in den Augen der Gläubigen um Buße und ewige Seligkeit; das wird ihr vorgehalten, aber sie tritt erkenntnislos, reuelos ab. Sie bleibt ohne Gott. Die letzte Liebe hat sie erfüllt, das ist ihr genug. Manchem Zuschauer wird es zu wenig sein. Das Stück kennzeichnet südslawisches Heldentum. Dem gegenüber steht ein Deutscher als Vertreter der modernen Weltanschauung. Das Stück schreit gellend in unser Inneres.

Von sozialer Liebe ist das Drama „Armut" erfüllt. Es läßt Blicke offen zu den Höhen und weckt im Zuschauer wohl manch hilfsbereiten Gedanken, manche edle, beseligende Empfindung. Ohne diese Absicht hätten solche Stücke ja keinen Sinn.

Die drei Trauerspiele sind bei Staackmann in Leipzig verlegt.

ging's in schärfster Fahrt durchs Gesäuse. Da stürzte auf einmal ein bärtiger Mann mit einer blinkenden Hacke in der Rechten aus dem Hinterhalte und fiel mit einem donnernden „Halt!" den Pferden in die Zügel! Mir flimmte es vor den Augen und schwirrte es im Hirn: Da war also wirklich und wahrhaftig der berühmte Räuberhauptmann, der die Reisenden im Walde anfällt: Geld oder Blut! Der Räuberhauptmann, den ich so oft in den Geschichtenbüchern gefunden und bewundert hatte! — Aber es war doch anders! Auf dem Berghang war ein Wald in Brand, man zog dort oben Gräben und so kollerten fortwährend Steine herunter, die uns gefährlich werden konnten. Der Kutscher wies aber hin auf die Dringlichkeit seiner Fahrt und der Wilde ließ uns vorauslaufen und den Wagen in kurzer Zeit folgen; vor und hinter uns schlugen die Steine ein, trafen uns aber nicht.

In Hieflau eilte der Pfarrer, der von unserer Ankunft erfahren hatte, in unser Gasthaus und wir mußten erzählen, was wir wußten, wofür er uns einen feinen Kaiserschmarrn auftragen ließ. —

Der Kutscher hatte seinen Auftrag erledigt und wir fuhren nach Eisenerz, wo mein Genosse blieb. Ich konnte erst um zehn Uhr nachts mit der Post nach Vordernberg fahren; in der Zeit bis zur Abfahrt hatte ich vollauf zu tun; viele Leute, bekannte und unbekannte, waren mir zugelaufen, als sie erfuhren, daß ich aus Admont gekommen war. Ich wurde mit tausend Fragen bestürmt, Fragen, die ich selber gern an Wissende gestellt hätte. Doch gaben sich die Frager mit dem wenigen zufrieden, was ich wußte, und da ich in ihren Augen gewissermaßen der bekannte arme Abbrandler war, so fiel es dem einen ein, mir für den Bericht einen Silberzwanziger zu geben, dem die andern mit gleicher oder geringerer Münze folgten. Ich nahm sie gern an, da ich keinen Knopf Geld bei mir trug (den Gulden hatte nämlich der andere). — Der Postwagen brachte mich nach Mitternacht in meinen Heimatsort zur großen Freude meiner tiefbesorgten Eltern, die mich auf das Gerücht von der großen Feuersbrunst schon verbrannt und verkohlt vor sich sahen. — —

Die meisten meiner engeren Freunde, die Zeugen dieses erschütternden Unglücks waren, deckt bereits die kühle Erde; aber uns, die sich noch des Lichts erfreuen, wird dieses Erlebnis, das sich allen unauslöschlich ins Gedächtnis geprägt hat, unvergessen bleiben.

Mir Steira.

(Schützengrabenlied.)

Buam wißt s, habts es scho ghört,
n Serbn hab ma n Krieg erklärt,
Na das Gsindl soll nur kumma,
Das wird beim Krawattl gnumma.
Mir verstehn uns aufs Haun,
Meine Liabn, die wern schaun,
Wie a Steira schiaßn kann,
Wie a Steira dreschen kann,
Alsdann, Buam, gehn mas an.

A da schauts, s is no net gnua,
Russn kumman a dazu
Und Franzosen und Japaner
Und waß Gott, was sunst für aner,
Macht nix, hoaßts halt fleißig haun.
Die Bakaschi, die wird schaun,
Wie a Steira schiaßn kann,
Wie a Steira dreschen kann,
Alsdann, Buam, gehn mas an.

Hiaztn, Diandl, pfüat enk Gott,
s Röhrn a Weil is a nit not;
Mir marschieren erscht morgen fruah,
Diandl machts ka Fensta zua,
No ihr wißt s ja do derawegn.
Diandl, na du wirst scho segn,
Wie a Steira busseln kann,
Wie a Steira holsn kann,
Alsdann, Diandl, gehn mas an.

Taifi, d Russn die san zwida,
Schiaßn d Leut so wie nix nieda,
Und verkriachn si in d Erdn,
Daß ma nett kon raufet werdn.
Und a moncher brave Mon
Mocht an Schnaufr — schloft a schon. —
Mir habn allweil unser Schneid,
Halten unser Gwehr bereit,
Alsdann, Buam, hiazt gehn mas an!

...len, bei der der Gebirgszug der Kar... in dessen Gebiet die Russen jüngst ...ringen suchten, sehr anschaulich darge... Abgesehen von den Tafeln sei noch ...che Bilderschmuck im Text, meist nach ...ungen, lobend hervorgehoben. Die ...zeitschrift wird sich durch ihre Ge...heit besonders in den gebildeten Kreisen ...Freunde erwerben.

Der **Franktireurkrieg in Belgien.** Ge...nisse der belgischen Presse. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

In dem Verleumdungskrieg, den unsere Feinde gegen uns führen, bilden das schwere Geschütz die Anschuldigungen, die gegen die deutschen Truppen wegen der „belgischen Greuel" erhoben werden. Diese Greuel sollten von deutschen Soldaten an den feindlichen belgischen Einwohnern begangen sein, das wollte vor allem die belgische Untersuchungskommission beweisen. Die Kommission hat zwar viel Lügen in die Welt gesetzt; sie konnte aber die sehr belastende Wahrheit nicht aus der Welt schaffen, daß die belgische Presse gleich im allerersten Anfang des Krieges unverblümt zum Franktireurkrieg aufgefordert hat und daß belgische, französische und englische Blätter die „Heldentaten" der Zivilbevölkerung verherrlicht haben, durch die unser aufs äußerste gereiztes und gepeinigtes Heer gezwungen wurde, gegen Heckenschützen und entmenschte Weiber strengstens einzuschreiten. Jene Preßstimmen, dazu auch bildliches und anderes Material, liegen nun in dieser kleinen Broschüre vor. V.

Büchereinlauf.

Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle von J. v. Eichendorff. [Deutsche Kriegsbibliothek. 1. Folge. 2. Band.] (Jena. Frauen-Verlag.)

Gedichte aus eiserner Zeit. [Der große Krieg 1914.] Von Otto Heinrich Johannsen. Ein Teil des Reinertrages ist für Zwecke des Roten Kreuzes bestimmt. (Bautzen. Max Lucas.)

Der Deutsche Krieg. 43. Heft: **Hygienische Betrachtungen über Volksernährung im Kriege.** Von Prof. Carl v. Noorden. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Deutsche Krieg: 44. Heft: **Österreich-Ungarn und der Krieg.** Von Prof. Dr. Otto Hötzsch. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

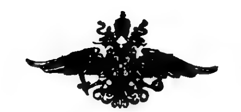
Deutschland vor den Toren der Welt. Von Friedrich Stieve. (München. Delphin-Verlag.)

Das neue Turán. Ein Gruß an das erwachende Morgenland. [Mit Übersetzungen aus dem Türkischen.] Von Dr. Arthur Wurzbach.] (Laibach. Im Selbstverlag.)

Deutscher März. Zweite Liebesgabe deutscher Hochschüler. (Cassel. Furcheverlag. 1915.)

Deutsche Studenten im Felde. (Cassel. Furcheverlag. 1915.)

Fürs Vaterland im Feindesland. Ein Weihnachtsbuch für deutsche Krieger. (Berlin. Martin Warnecke.)



Zeichnet die zweite Kriegsanleihe!

Wo standen wir vor sechs Monaten zur Zeit der ersten Kriegsanleihe und wo halten wir heute!

Was wir damals erhofften, daß die Feinde uns und unseren herrlichen Bundesgenossen nicht zu überwältigen vermögen — heute ist es durch die glorreichen Siege der verbündeten Armeen für uns zur jubelnden Gewißheit, für die ganze Welt zur staunenden Erkenntnis geworden.

Die Gegner — wie stark und zahlreich sie auch sein mögen — beginnen zu ...men und wir sehen mit frohem Hoffen die Früchte unseres kraftvollen Aus...es Form gewinnen.



Bücher

Der Bodenseher. Roman von Ludwig Finckh. Mit sechzehn farbigen Bildern von Karl Stirner. Geheftet 3 Mk. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der feine schwäbische Dichter Ludwig Finckh gibt uns nach seinem humorvollen letzten Buch wieder ein Heimatswerk von echtem schwäbischen Gepräge, aber es ist ein mehr besinnliches, stilles Buch, das da vor uns liegt. Ein Lebenslauf eines Schäfersohnes, der trotz seiner vom Vater geerbten Art, in den Boden zu sehen und alles aus dem lieben Heimatsboden zu holen, in dem er so fest wurzelt, aufwärts steigt auf dem steilen, mühsamen Weg der Kunst. Das ist aber so das rechte Geheimnis der Gipfelerklimmer: nur wer sich nicht in den Wolken verguckt, erreicht sein Ziel, ohne daß ihn ein Schwindel erfaßt und zum Absturz bringt. Wie der zum Handwerker bestimmte Held des Buches sich mühsam durchkämpft und ein bedeutender Maler wird und wie er sein Familienglück erringt, ist mit viel Feinheit geschildert, daneben Einzelheiten aus der Heimat und besonders Landschaftsstimmungen, die künstlerisch wertvoll sind. Das Buch hat an K. Stirner einen idealen Ergänzer gefunden, seine farbigen Bildbeigaben sind frisch und harmonisch, sie zaubern einem die Achalm vor in greifbare Nähe und man kann sich kaum trennen von den Blättern, wenn der Blick darauf fällt. Ludwig Finckhs Erzählerkunst ist zartes Lasieren, wie eine Pastellarbeit, es reiht sich an Motive, die an und für sich packen. Die Wärme zwischen seinen Zeilen ist es, die sich unmittelbar mitteilt und solche Wärme entströmt nur einem Dichterherz.

Ella Triebnigg.

Aquarelle. Ernste und heitere Bilder aus dem österreichisch-ungarischen Seemannsleben. Von Dick Herbert. (Triest. M. Quidde, vormals F. H. Schimpff.)

Der Verfasser denkt, wie aus der Vorrede hervorgeht, von seinem Büchlein viel zu bescheiden: es ist durchaus gelungen, lebendig und unterhaltend. Wer die Adriaküste und ihre Menschen kennt, der findet manchen Kauz und manches Original in den „Aquarellen" wieder. Dick Herbert weiß Land und Leute zu nehmen und zu schildern, daß der Leser seine helle Freude daran hat. Gerade unserer Zeit, da wir alle hoffend auf Österreichs oft bewährte Marine blicken, kommt das lustige Buch sehr gelegen, aus dessen Blättern eine kräftige, salzige Luft weht. Wir bringen in diesem Heft den Heimgartenlesern als Kostprobe den „Maschinenmaat Šluga", überzeugt, damit Appetit aufs Ganze zu machen.

H. L. R.

Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich. Erzählung von Peter Dörfler. (Kempten. Köselsche Buchhandlung. 1915.)

Wenn wir einstweilen nicht sollten dazukommen können, dieses Buch näher zu besprechen, so sei heute auf den Gemütswert desselben hingewiesen. Es ist Öl auf die Wunden ...

Morgendämmerung. Bilder aus dem Wien, das war, das ist und das wir schaffen wollen. Von Alpheus. (Wien. Anzengruberverlag. 1915.)

Das ist ein Bündel Ruten. Schlanker, zäher Ruten, mit feinen Dörnchen. Mit gesalzener Ironie behandelt es Übelstände der Zeit, besonders in Wien. Ein kecker Anwalt der Armen und Schwachen. Lustig zu lesen für jeden, der sich nicht getroffen fühlt. Hinter dem Decknamen Alpheus steht wahrscheinlich ein Mann — der sich bald aufzeigen sollte, um es völlig zu sein.

Der Krieg. Illustrierte Chronik des Krieges 1914. Monatlich zwei reichillustrierte Hefte zum Preis von je 30 Pfennigen. Heft 3, 4, 5 und 6 mit Tondrucktafeln und Reliefkarten von Paris und Umgebung und von Galizien, Südpolen und Nordfrankreich. (Stuttgart. Franckhsche Verlagsbuchhandlung.)

„Der Krieg", Illustrierte Chronik des Weltkrieges. Die hier vorliegenden Hefte 3, 4, 5 und 6 des schönen Unternehmens bringen eine Fülle interessanter und wertvoller Aufsätze und Bilder, so daß der Verlag mit Recht eine Äußerung eines maßgebenden Beurteilers wiedergeben darf, der den „Krieg" als „das Kriegsbuch der Gebildeten" hinstellt. Die packenden und geistvollen Schilderungen der Schlacht bei Tannenberg und der galizisch-polnischen Riesenschlacht aus der Feder Dr. Kurt Floerickes gehören zum Besten, was je auf diesem Gebiet geschrieben worden ist. Dem stehen nicht nach die Betrachtungen Anton Fendrichs über die Mobilmachung und die Kämpfe im Elsaß, die der Verfasser aus nächster Nähe beobachten konnte. Der Wert der Hefte wird noch erhöht durch eine prächtige Reliefkarte von Paris und Umgebung, wobei besonders auf die Darstellung der Forts Wert gelegt worden ist, und eine von Galizien und



10. Heft Juli 1915 39. Jahrg.

Klassengold.

Von Fritz Müller.

Klassengold, das ist Gold, was jetzt durch die Schulklassen gesammelt wird. Für die Reichsbank natürlich.

Die Volksschullehrerin hatte plötzlich den braunen „Heiner, Rechenaufgaben für die dritte Volksschulklasse". zugeklappt: „So, Kinder, jetzt habe ich eine Rechenaufgabe, die nicht im Heiner steht." Einige schauten auf. Andere überhörten's. Und die meisten dachten: Ach Gott, als ob die vom Heiner nicht schon übrigens genug wären. „Also paßt auf: Wieviel Mark hat ein goldenes Zwanzigmarkstück?"

„Jetzt so was?" dachten die in den hintern Bänken, „zwanzig Mark sind doch immer zwanzig Mark, am Morgen und am Abend." Aber die Gescheiten in den vordern Bänken dachten: „Aha, da ist eine ganz besondere Schwierigkeit dahinter. Wir wollen lieber still sein und sich die andern blamieren lassen."

„Nun, Paul Brenner, wieviel Mark hat ein goldenes Zwanzigmarkstück?" schmunzelte die Lehrerin.

„Ich — ich weiß es nicht." Die Klasse war bewegt. Das war das erste Mal, daß der Paul Brenner, der Klassenerste, etwas nicht wußte.

Da hielt es den Schindler in der letzten Bank nicht länger. „A Zwanzgmarkstückl san halt zwanzig Mark!" platzte er heraus. Alle hielten den Atem an.

Wer jetzt sich als der Widerstandsfähigere, in Kraft und Seele als der Tüchtigere erweist, dem gehört auch die wirtschaftliche Zukunft nach dem Kriege.

Mit Bewunderung sah die Welt, wie ein Volk mit klarem Blick und festem Vertrauen mit vollen Händen seinen Kriegern den Dutzendmilliardenschatz der zweiten deutschen Kriegsanleihe gab, damit sie nicht darben, indem sie sein Dasein schützen und seine Zukunft schufen.

Jetzt ist die Reihe an uns. Auch wir werden nicht kargen, nicht erlahmen, wir werden durchhalten bis ans glückliche Ende.

Darum zeichnet die zweite Kriegsanleihe!

Die Zeichnung (Anmeldung) beginnt am 8. und endet am 29. Mai 1915, mittags 12 Uhr.

Die Anmeldung kann bei allen Postämtern, Steuerämtern, Banken und Sparkassen angebracht werden und werden auch dort alle näheren Aufklärungen gegeben.

Die österr.-ung. Bank und die Kriegsdarlehenskasse gewähren behufs Anschaffung der Kriegsanleihe zu sehr günstigen Bedingungen Darlehen auf Wertpapiere, die Kriegsdarlehenskasse außerdem auch auf Hypothekarforderungen, so daß auch Hypothekargläubiger, welche nicht über Barmittel verfügen, sich ohne weiteres beteiligen können.

Jedem ist somit diesmal die Möglichkeit geboten zu zeichnen, darum

zeichne jeder die zweite Kriegsanleihe!

Und wer noch zagt und zögert, denke an unsere Söhne und Väter im Felde.

Zaudern ist Sünde an ihnen, die nicht gezögert haben, mit ihrem Blut und Leben, in Eis und Schnee, in Morast und Schützengraben, die schier erdrückenden Wogen feindlicher Übermacht von unseren Heimatfluren fern zu halten.

Zögern wäre Schande und unverständig zugleich, denn wir brauchen nicht Blut zu geben, sondern nur Geld, und das sollen wir zurückerhalten mit ausgezeichneten Zinsen.

Darum zeichnet jeder die zweite Kriegsanleihe!

Der k. k. Statthalter: **Clary m. p.**

Postkarten des „Heimgarten“

J. M., Neustadt. Natürlich „zahlen“ wir auch für Gedichte. Fast jedes Dilettantengedicht, das wir abdrucken, kostet uns ein halbes Dutzend Abnehmer.

An die Einsender von Beiträgen. Wir sind derzeit mit Beiträgen so überreichlich versehen, daß wir dringend bitten, Einsendungen bis auf weiteres zu unterlassen.

Die Schriftleitung.

(Geschlossen am 20. Mai 1915.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Johann Flecker.** — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz.

und mit vollem Herzen. Und sie hatten alle eine Frage in dem vollen Herzen. Nur daß sie, je nachdem, verschieden von den jungen Lippen sprang.

„Mutter", rief der kleine Anton Schrepfer, kaum daß er unten geläutet hatte und der Mutter Kopf im dritten Stock sich aus dem Fenster beugte. „Mutter, richt' gleich das Gold her!" Und nachdem er die drei Treppen hinaufgestürmt war: „Hast du's schon hergricht', Mutter?" — „Was denn für ein Gold, Toni?" — „Für d'Reichsbank — aber, Mutter, weißt du das nicht einmal . . ." Und dann strömte seine ganze neunjährige Beredsamkeit über die lächelnde Mutter.

Die war an eine alte Kommode gegangen: „Wolln mal schaun, wolln mal schaun, Toni, ob überhaupt noch eins da ist." Eine alte verstaubte Sparbüchse schepperte, spie harte Taler aus, nur Taler. Aber plötzlich blitzte es goldig unterm Silber. „Ui — uii — uiii!" schrie der Toni. — „Da hast du den letzten Fuchsen, Toni — er ist von — von 1875 — schau, da ist der Stempel, Toni." — „Ui — uii — uii — sag, Mutter, was war im Jahr 1875?" — „Da ist deine Mutter auf die Welt gekommen und hat dieses Goldstück als Taufgeschenk gekriegt, Toni." — „Ui — uii."

Dann wurde er doch nachdenklich, der kleine Toni. „Gelt, Mutter, das ist ein Andenken?" — „Schon, Toni, schon." — „Aber magst es denn auch gern hergebn, Mutter?" Zwei Arme umschlangen den Frager. „Müßt ja dich auch hergebn, Toni." — „Mich?" — „Freilich, Toni, wenn du nur halb so alt wärst wie dies Goldstück."

Paul Brunner, der Klassenerste, ging nicht so stürmisch an das Werk. War er doch ein kleiner Diplomat. Einer, der ruhig wartete, bis Vater auch bei Tisch saß. Der sich die brennende Frage sogar bis nach der Suppe verkniff.

„Du, Papa, wir haben heute in der Schule gerechnet." — „Soso." — „Weißt du, was wir gerechnet haben, Papa?" — „Wie kann ich das wissen — reiche einmal das Brot herüber, bitte." — „Hier, Papa — wir haben ausgerechnet, daß 20 Mark Gold auf der Reichsbank einen Wert von 60 Mark haben — du hast es aus der Zeitung vorgelesen, Papa." — „Soso, jaja." — „Na, Paul", half die Mutter, „sag es, was du auf dem Herzen hast."

„Papa, wieviel Gold hast du noch?" — „Keins mehr, Junge." — „O, dann kriegen wir auch keinen schulfreien Tag — ja, und die Hand gibt mir unsere Lehrerin auch nicht." — „Schulfrei — die Hand? — was soll das alles sein, Paul?" — Und Paul erzählte eifrig und laut. „Und jetzt gibst du mir dein Gold, gelt, Papa?" schloß er zuversichtlich.

„Richtig", lächelte die Lehrerin, „aber schriftdeutsch, bitte, Fritz Schindler."

Zwar, der Schindler dachte, daß zwanzig Mark sowohl auf schriftdeutsch als auf münchnerisch zwanzig Mark seien. Aber natürlich gehorchte er und sagte mit übermäßiger hochdeutscher Anstrengung: „Eun Zwaanzigmarkstück sind zwaanzig Marken."

„Mark, nicht Marken, Fritz. Und nun paßt auf: Wenn ich dieses goldene Zwanzigmarkstück in die Reichsbank trage — ihr wißt doch, wo die Reichsbank ist?" — „Ja, neben 'm Hofgartenkaffee!" — „Richtig; also welchen Wert hat dieses Goldstück dort, könnt ihr euch das denken, Kinder?"

Blitzgeschwind fuhr es dem Klassenersten Paul Brenner durch den kleinen Kopf. Das hat ja heute früh der Vater aus der Zeitung vorgelesen: „Für zwanzig Mark in Gold kann die Reichsbank sechzig Mark in Scheinen ausgeben", sagte er geschwind.

„Stimmt, Paul Brenner, stimmt", sagte die Lehrerin erfreut. Und die ganze Klasse schaute verwundert und ehrfürchtig auf den Paul Brenner, der so was wußte. So was Geheimnisvolles, das Geld zu verdreifachen.

„Wenn ihr's auch noch nicht versteht, Kinder, das versteht ihr doch, daß wir zum Kriegführen Geld brauchen, nicht wahr?" Nicken. „Viel Geld." Nicken. „Und daß also jeder Deutsche alles Gold, was er hat oder kriegen kann, wohin tragen muß?"

„Auf die Reichsbank", rief die ganze Klasse.

„Ihr könnt auch dazu helfen, Kinder — sagt's den Eltern zu Hause — bringt das Gold mit — ich gebe euch eine Quittung dafür — Banknoten nämlich, ihr kennt sie ja — eure Eltern verlieren nichts und das Vaterland gewinnt — das versteht ihr doch, gelt?" Lebhaftes Nicken. Da war kein kleines Herz, das nicht den Takt dazu geschlagen hätte. „Und ihr gewinnt auch. Jeder, der Gold bringt, dem gebe ich extra die Hand vor der Klasse." Die jungen Augen leuchteten. Sie hatten ihre Lehrerin mächtig gern. „Das ist noch nicht alles, Kinder. Wenn wir in unserer Klasse tausend Mark — denkt mal, tausend Mark zusammenbringen, dann gibt es einen schulfreien Tag."

„Wie beim Hindenburg neulich", fuhr es dem Fritz Schindler heraus.

„Ja, Fritz Schindler, ganz recht, weil es auch ein Sieg ist, ein Klassensieg — wollt ihr mir siegen helfen, Kinder?" Draußen läutete es. „So, und jetzt geht nach Hause, Kinder, in — in den Kampf" lächelte die Lehrerin.

An diesem Tage wunderten sich die Eltern, wie geschwind die Kinder von der Schule zum Mittagessen kamen. Mit leerem Magen

„So“, sagte die Lehrerin, „jetzt fehlen noch 130 Mark an — an einen schulfreien Tag — in drei Tagen muß ich das letzte Gold abliefern, Kinder.“

Am Nachmittag dieses Tages tropften noch fünf einzelne Zwanzigmarkstücke in die Kasse. Am nächsten Morgen nichts. Dann noch ein einzelnes Zehnmarkstück. Und dann — dann war Schluß. „980 — nur 980“, ging es flüsternd durch die Klasse, und man sah einander an, als stecke irgendein Verräter in der Gemeinschaft, der mit seinem Zwanzigmarkstück zurückhielt.

Es brach der letzte Tag an. Ein Geraune ging in der Klasse herum, ein Nicken und ein Blicken. „Jaja, der Schindler — der Fritz Schindler hat auch gesagt, daß er sicher etwas mitbringen kann — aber er hat nichts gebracht — gar nichts.“

„Ich danke euch für eure Goldarbeit“, sagte die Lehrerin, „es sind ganz genau 980 Mark geworden, die ich nach der Schule um 11 Uhr auf die Reichsbank tragen werde — schade, schade, Kinder — wegen der fehlenden 20 Mark — ich hätte euch den freien Tag gewiß gegönnt — aber ich denke, wir wollen kein Versprechen biegen und —“

„Fräulein, es hat geklopft.“ — „Herein.“

Ein Mädchen kam herein, ein erwachsenes. Fritz Schindlers verweintes Gesicht wurde rot. In der Bank vor ihm beugte sich einer zum andern: „Bscht, des is dem Fritz Schindler sei Schwester — jaja, i kenn's — was will denn die?“

Das Mädchen war ohne Verlegenheit zum Pulte vorgeschritten und übergab etwas, was in Seidenpapier eingewickelt war: „Einen schönen Gruß von meinen Eltern, und hier ist auch noch was — aber sie sollen es nicht herzeigen, hat die Mutter gesagt.“

Die Lehrerin hatte sich mit der Gabe abgewendet. Währenddessen war das große Mädchen wieder ruhig hinausgegangen. Im Vorbeigehen sah es seines Bruders Fritz verweintes Gesicht mit großen Augen aus der Schulbank glänzen. Sie nickte ihm zu.

Die Lehrerin hatte sich wieder der Klasse zugewendet. Ihre Stimme zitterte ein wenig: „Die 1000 Mark sind voll“, sagte sie, „ihr habt morgen schulfrei, Kinder.“ —

Und es war erst viele Tage nachher, daß Fritz Schindler beim Abendessen etwas Merkwürdiges bei seinen Eltern entdeckte. An ihren rechten Händen fiel ihm ein kleiner lichtgrauer Reif auf, der sich rund um den vorletzten Finger zog.

„Tut mir leid, Paul, wir haben im Geschäft schon alles weggegeben.“ — „Hast du sonst keins mehr, Papa?“ — „Nein, Paul.“ — „Gar, gar keins, Papa?“ — „Aber Junge, hat dich dein Vater schon mal angelogen?“ — „O weh, sicher bringen alle andern was, und ich bring nichts — o je, o je.“ Es verzog ihm das Gesicht. Aber auf einmal bekam dieses Gesicht einen ganz festen Ausdruck, fast hart sah es aus. So, wie nur Kinderaugen blicken können, unausweislich, unerbittlich.

„Und ich weiß doch, Papa, daß du noch Goldstücke hast.“ — „Nun schweige aber, Junge, sonst werd ich ernstlich böse.“ — „Aber muß ich auch schweigen, wenn ich recht habe, Papa?“ — „Nein, dann darfst du, dann mußt du sogar reden.“ — „Also, Papa, du hast mir einmal deine — deine Sammlung gezeigt.“ — „Was für eine Sammlung?“ „Lauter verschiedene Goldmünzen, Papa.“ — „Ach so — hm ja — daran habe ich noch gar nicht gedacht — aber das geht nicht, das geht wirklich nicht, Paul — schau, es ist ja eine Sammlung — es ist kein Gold für den Verkehr — da ist die seltene Kaiser-Friedrich-Münze —.“ — „Nehmen sie die auf der Reichsbank nicht, Papa?“ — „Hm ja, ich weiß nicht — du bist ein rechter Plagegeist, Paul.“ — Aber schon hing der Plagegeist an Papas Halse und schmeichelte und flehte: „O Papa, gelt, du gibst mir's mit — jetzt gleich — jetzt gleich — lieber, lieber Papa.“

Und der Papa stand wahrhaftig auf, ließ das Essen stehen und holte eine Schatulle. Als die aufsprang, o, wie gleißte es darin. Und ein Stück nach dem andern wanderte zögernd heraus und wurde jubelnd empfangen. Und als der Paul seine Rolle beisammen hatte, war das Essen kalt.

In diesen Tagen hatte das Klassenzimmer einen eigenen Glanz. Vielleicht vom Widerschein der Goldstücke, die sich auf dem Pult der Lehrerin häuften. Die sich Stück für Stück mit Nachdruck auf das Holzbrett legten: Hier bin ich — hier bin auch ich — und ich — und ich . . . Und ein jedes Goldstück brachte eine kleine Geschichte mit, eine häusliche. Eine Geschichte, die die Lehrerin glatt aus den Augen ihrer Schüler lesen konnte, ohne nur ein Wort zu fragen.

Und dann hatte sie feierliche Händedrücke ausgeteilt und die andere Hand auf junge Scheitel aufgelegt, fast so oftmal, als da Schüler in der Klasse waren. Und so eins war sie mit ihrer Klasse wie noch nie. Es war, als wenn das Gold geschmolzen wäre und hätte sie alle zu einem Herzen zusammengebacken. Und das Lernen ging nochmal so leicht. Und heute hatte die Lehrerin eine Rechenaufgabe gestellt und dazu gesagt: „Was herauskommt, so viel Gold haben wir jetzt beisammen, Kinder.“ Und sie hatten alle im Nu die Aufgabe gelöst. 870 Mark kam heraus

Geschichten, sage ich Ihnen! Aber davon erfährt vorläufig kein Mensch was. Nur die, die dabei gewesen sind — und es überlebt haben — nur die wissen, wie es zugegangen. Ich will Ihnen mal eine von diesen Geschichten erzählen, damit Sie sich einen Begriff davon machen können. Bloß eine. Eine ganz unbedeutende, aber charakteristische.

„Ich sitze eines Morgens — wo's war, ist schließlich ganz egal, denn es könnte irgendwo an der ganzen langen Front gewesen sein, von Flandern bis herunter nach Belfort — ich sitze todmüde an meinem Scherenfernrohr und gucke durch den Glotzer hinüber nach den feindlichen Stellungen. Sie glauben nicht, wie das anstrengt, stundenlang dazusitzen und sich die öde Gegend und die noch ödere Umgegend ansehen zu müssen. Ganz allein war ich, und mein Unterstand war ein tüchtiges Stück weg von meiner Batterie. Vor mir zogen sich die Schützengräben unserer Leute, drüben am Abhang die der Franzosen hin. Das heißt, da hatten wir sie schon lange herausgetrieben. Das hatten ein paar Zuckerhüte aus unseren Krupps getan. Die Rothosen hatten sich in den Wald dahinter zurückgezogen. Ist mir immer ein Rätsel gewesen, warum sie nicht gleich das Gehölz am Abhang als Deckung genommen hatten. Aber es schien ihr Ehrgeiz zu sein, möglichst dicht ranzukommen. Na das ist ein teurer Spaß für sie geworden! Ich war müde zum Umfallen. Denken Sie, ich hatte in sechsunddreißig Stunden gerade zwei Stunden geschlafen. Mußte einen Kameraden vertreten, der unpäßlich geworden war. Da gab's nichts von Müdigkeit vorschützen. Da heißt es einfach: Sie gehen, und man geht. Sie tun dies und das, und man tut dies und das, oder auch beides. Aber es fällt doch manchmal verdammt schwer, wach zu bleiben.

Na, wie ich so dasitze und hinüberschaue, da denk' ich doch wirklich, ich träume. Träume vom wandelnden Wald in Macbeth. Denn auf einmal ist mir's, als würde die ganze Geschichte da drüben, Busch und Baum und Strauch und die ganze Sache lebendig. Da geht auch schon der Rummel los . . . Infanterie und Maschinengewehre knallen wie besessen . . . und die französische Artillerie stimmt ein . . . War das ein Skandal! Es war so schön friedlich und ruhig gewesen, und jetzt schien auf einmal die Hölle losgelassen — jawohl, ein Höllenkonzert war's! Über das Wäldchen hin spucken die Granaten; ich sehe, wie Dutzende Schrapnells über unseren Gräben platzen! Aber all das ist viel schneller vor sich gegangen, als ich es Ihnen erzählen kann; das kam so plötzlich, so wie aus heiterem Himmel . . . und jetzt sehe ich eine Fahne, eine französische Regimentsfahne, und tausend Rothosen sehe ich! Sie als Amerikaner haben jedenfalls die Beschreibung der Schlacht von Gettysburg gelesen: genau so wie damals die Grauen aus den Südstaaten kommen die Franzosen anmarschiert, als gingen sie zur

„... leicht abgewiesen."

Von Artur G. Abrecht.

Die sind jetzt mit dabei gewesen in Ostpreußen — meine Reisegefährten in Lothringen. Mit Hindenburg in der Winterschlacht in Masuren haben sie gestritten und gesiegt. Ob sie jetzt nicht froh sind darob, daß man sie herausgerissen hat aus dem Schützengraben-Dasein im Argonnenwald und hinausgesandt zu einer ihnen fremden Waffe, einem ihnen fremden Feinde entgegen? Und — ob sie noch alle am Leben sind? Alle Sieben?

Sieben waren's, sieben junge Offiziere in meinem Abteil im Zuge vom Großen Hauptquartier nach Metz. Nummer acht, ich, war wohl der einzige Zivilist auf dem ganzen langen Zuge. Der war voll Militär. Gepfropft voll. Wie alle, die ich in den letzten Tagen in Nordfrankreich gesehen habe. Voll fröhlich singender Soldaten. Sie sprachen vom Dienst, von der aufreibenden, nervenzerrüttenden, mondelangen Liegezeit in Unterstand und Graben. Und von Kämpfen. So oft der Schaffner einen Ortsnamen ausrief — er sprach die französischen Namen gut sächsisch aus — weckte er Erinnerungen in meinen Reisegefährten. Wißt ihr noch, wie's hier heiß hergegangen? Wie hier meine Batterie, die vierte, gestanden hat? Die Räder auf französischem, die Lafette auf deutschem Boden. Und wie wir da hineingefunkt haben in dieses Nest? Und wie's dann zum Sturmangriff ging und wir die Gesellschaft hinaustrieben? Und was für Straßenkämpfe es setzte? Donnerwetter, ging das her! Und wie wir sie aus dem Kirchturm herausräucherten, auf dem sie sich mit einem Maschinengewehr verbarrikadiert hatten? Kinder! Kinder! Waren das Tage im August und im September!

Ich gestattete mir die Bemerkung, daß von den Ereignissen, die sich hier abgespielt, man doch eigentlich herzlich wenig erfahren habe. In Kriegen früherer Zeiten hätte man Ruhmeskränze um die Namen dieser Ortschaften gewunden. Im Denkmalssockel hätte man sie eingegraben, auf Ehrentafeln verewigt, der Born der Poesie wäre übergeflossen und Lieder hätte man gesungen von den Heldentaten. Aber heute? Kein Lied, kein Heldenbuch melde den Namen dieser in Schutt und Asche liegenden Städtchen und Dörfchen. Freilich — was sei auch solch ein Gefecht in dem gewaltigen Ringen! Was eine Episode, an der ein Armeekorps beteiligt, wo Millionen Millionen gegenüberstehen!

„Da haben Sie recht", pflichtete mein Gegenüber, ein junger Artillerieleutnant, mir bei, „da haben Sie nur zu recht. Wenn Ihr in der Heimat eine Ahnung davon hättet, was hinter den knappen Berichten aus unserem Großen Hauptquartier für Geschichten stecken!

ganz unmerklich ein Zögern, ein Zaudern, dann ein allgemeines Halten, dann . . . Gott sei Dank . . . der Rückzug, die Flucht! Ich sage Ihnen, die Franzosen sind von hinten viel schöner, als von vorn. Verfolgen konnten wir sie nicht, wir hätten über Berge von Gefallenen klettern müssen, Tote und Verwundete, unsere eigenen und ihre Leute . . .

Na, der Durchbruchsversuch war abgeschlagen, gründlich abgeschlagen, so gründlich, daß den Franzosen auch die Lust vergangen war, unsere Sanitäter, die sich jetzt über das Schlachtfeld hermachten, zu beschießen, was zuweilen ihre liebenswürdige Gewohnheit ist . . . Herrgott, sah es da aus! Das kann ich Ihnen nicht beschreiben, dies Durcheinander von Menschenleibern und aufgewühlter Erde, von Waffen, zerschossenen Autos, zerfetzten Gäulen. Wenn Sie nie ein unaufgeräumtes Schlachtfeld gesehen haben, können Sie sich keinen Begriff machen . . .

Vermißte waren's nur wenige, bei den Franzosen müssen's der Zahl der Toten nach zu schließen, dreitausendfünfhundert gewesen sein . . . so und so viele Tote lagen da, so viele Gefangene hatten wir in Händen und der erfahrungsgemäßen Schätzung nach, die ja so ziemlich immer stimmt, müssen sie so und so viel Verwundete mitgenommen haben. Also zusammen fünftausendfünfhundert Mann . . .

Und wissen Sie, was am nächsten Tage das Große Hauptquartier in seinem amtlichen Bericht meldete: Ein Durchbruchsversuch bei Soundso wurde leicht abgewiesen!

Leicht abgewiesen!"

Kopfnickend lächelte der junge Krieger, den das Eisenkreuz schmückte, vor sich hin.

Der alte Major.

Von Karl Dankwart Zwerger.

Die beiden Freunde rauchten und saßen behaglich in den Korbsesseln.

„Na, und sonst ist wohl noch alles beim alten, was?" führte der junge Schriftsteller das Gespräch weiter und fuhr gleich selbst fort: „Auf dem Schloßberg und in der Ruine treiben sich natürlich schon die Veilchenpaare herum und von der Kapuzinerstiege sieht man wieder die Hemden und Hosen des ganzen Städtle überm Sannsand flattern und Inspektor Tropf ist noch immer der ekle Kriecher und der Komponist . . . wie heißt er denn nur? Ach, Wurst . . . nu, der wäscht sich noch immer nur jeden Samstag, ja und natürlich der alte Major sitzt um 11 Uhr im Stadtpark, auf der Bank bei den Silbertannen . . ."

„Tut er nicht mehr!"

„Tut er nicht mehr, der Alte? Was? Trippelt nicht mehr im Havelock und Pensionistenkapperl durch den Stadtpark?"

Parade, und auf einmal schwärmen sie aus, die Masse löst sich auf, sie suchen Deckung. Mittlerweile habe ich schon meiner Batterie telephoniert: Sturmangriff von Höhe 315 herab: das war für sie genug, sie wußten, was sie zu tun hatten . . . Da bekomme ich den Befehl, schleunigst mich in Sicherheit zu bringen, die Franzosen kämen auf der Südseite bereits den Hügel herauf. „Aber das Scherenfernrohr", rufe ich in den Apparat hinein; da kommt es zurück: „Mensch, reißen Sie doch aus, zum Teufel mit dem Scherenfernrohr . . . Sie sind uns doch wichtiger, als der Stelzfuß!" Da packe ich das Dreibein und schwinge es hoch über meinen Kopf und schmettere es auf einen Felsblock . . . na, die Franzosen müssen ihre Freude dran gehabt haben, wie sie das Ding fanden, und den Hörer reiße ich vom Draht und stecke ihn in die Tasche — im Laufen habe ich ihn dann weggeworfen — und dann laufe ich was ich laufen kann, nicht etwa nach der Batterie, die war zu weit weg, sondern direkt dem Feind entgegen, hinunter nach unseren Gräben, nördlich vom Hügel. Daß ich da mit heiler Haut angekommen bin, das ist mir heute noch unbegreiflich. Aber wie ich an den Gräben ankomme, da sind die leer . . . Wissen Sie, wo die Kerle steckten? In den Granatenlöchern hatten sie sich häuslich niedergelassen, in den Löchern der französischen Granaten. Da sehe ich, wie französische Pioniere bereits bis zu unseren Drahtverhauen, die unsere Pioniere mit so vieler unsäglicher Mühe zur Nachtzeit angelegt, vorgedrungen waren . . . und das Feuer! Das Feuer, sage ich Ihnen! . . . Das brüllte und fauchte und krachte und zischte und pfiff und winselte: die Geschichte fing an, brenzlich zu werden.

Da hör' ich das erste Bum-bum-bum-bum auf unserer Seite: vier Treffer, mitten in die anrückenden Rothosen hinein, und dann noch vier . . . und noch vier . . . und mehr und immer mehr. Kein Schuß ging fehl, und der Hagel von Schrapnells und das Maschinengewehrfeuer und die Infanterie! Laden und schießen und laden und schießen und laden und schießen; zuletzt müssen die Kerls sich überhaupt nicht mehr die Zeit zum Laden genommen haben . . . sie haben bloß immer nur geschossen. Reihenweise sind sie drüben gefallen, aber auch reihenweise bei uns: das heißt, davon hab' ich nicht viel gesehen, ich hab' weder nach rechts noch nach links geschaut, immer nur geradeaus; einem gefallenen Infanteristen hatte ich seinen Schießprügel weggenommen; denken Sie, ich, ein Artillerist plagte mich mit so einem Ding herum und ich knallte drauf los, daß es eine Art hatte. Da seh' ich, wie zwei unserer Leute, ganz junge Bengels, einen Verwundeten aufheben wollen. Ich brüll' ihnen zu: Wollt Ihr den wohl den Sanitätern überlassen und in die Feuerlinie vorgehen! Sie lassen ihn liegen und feuern weiter. Da sehen wir, wie die Geschichte drüben zum Stillstand kommt: erst

Und man macht Front, längs des Bahnsteigs.

Hier und dort wischt sich noch einer den Schweiß von der Stirn. Die Sonne brennt. Die Laternen flammen auf . . . blicken düster durch die Gazehülle. Und man wartet schweigend.

Jetzt heben die Glocken zu läuten an, alle Glocken von allen Kirchen, und es ist wie eine Klage.

Und nun von Süden her die Rauchfahne . . .

‚Habt acht!‘ Und sie entblößen die Häupter.

Lautlose Stille. Nur die Glocken klagen . . .

Und dann rollt er über die Wechsel und näher und nahe und mit umflorten Lichtern und rollt vorüber, gemessen, ehrwürdig, schweigend begrüßt, und rollt vorbei, fort, fort, der Heimat zu . . .

Und die Glocken klagen . . . und geleiten noch eine Weile den Heimweg der beiden Toten.

Sieh, Ludwig, und damals war's: Damals hab ich auch den alten Major stehen sehn, in vollster Parade, stramm wie einen Jungen, in Glitz und Glanz und mit allen Kreuzeln. Und ich weiß ja nicht, wie's kam: Aber wie der Zug da so feierlich vorbeifährt und alles so ergreifend stille ist und nur die Glocken klagen, da hat's halt den alten Haudegen plötzlich gepackt — und da mußt' er sich über sein Auge wischen . . .

Eine halbe Stunde später kommt er zum ‚Hausbaum‘, schon wieder in Havelock und Pensionistenkapperl, und meint so in seiner geraden Art und ganz unvermittelt zum nächsten Tisch hinüber: ‚Wissen S', wer heut nach Wien g'fahr'n is? Wissen S' das? . . . Der K r i e g!‘

‚Und was is schuld dran?‘ fährt er nach einer Weile fort. ‚Was is schuld dran? . . . Die ‚milde Hand‘! Die verfluchte, ‚milde Hand‘!“

„Nu, und hat er recht behalten?“

„Und wie!“ nickte der andere. Aber jetzt hör, wie er sich zum zweitenmale in Gala geworfen hat, der alte Generalstäbler!

Also, er liest in den Zeitungen von den ersten größeren Gefangenentransporten und plötzlich fällt's ihm ein, er will aktiv werden!“

„Der Achtundachtzigjährige?“

„Tja! Will aktiv werden, und zwar Kommandant eines Gefangenenlagers. Russisch kann er, aushalten kann er auch noch was, sagt er — also richtig: Er reicht ein.

In der Zwischenzeit kommt er zum ‚Hausbaum‘ wie sonst, ißt gemütlich seinen Schweizer wie sonst, disputiert wie sonst, kurz — keine Veränderung. Nur wenn man zufällig von den Barackenbauten spricht, wird er plötzlich lebhaft, kriegt leuchtende Augen und fragt dich, so ganz unvermittelt: ‚Sagen S' mir, bin i denn schon a Krüppel? Schaun S' mich an!‘ Und wenn du natürlich verneinst, ist er befriedigt.

„Nein!“

„Und kommt nimmer um 9 und um 2 Uhr ins Café ‚Hausbaum?“

Der Freund schüttelte den Kopf.

„Und läßt sich nimmer sämtliche Tagesblätter geben, um dann mit den anderen Stammgästen seine Diskussionen zu halten?“

„Nein! Auch nicht! Du mußt wissen: Der Mann ist tot!“

„Tot? . . . Ist mir herzlich leid um ihn. War eine Stadtfigur. Eine von den sympathischen. Ein eigener Kauz, das! Du weißt ja, daß er seit seiner Pensionierung ein wütender Feind des Uniformtragens war? Heißt das nämlich: Bei sich selbst; denn bei andern war's ihm egal. Aber wann zufällig die Rede auf das Thema kam, hat er immer gemeint: ‚Wissen S' — soll i vielleicht meine paar Kreuzln spaziern tragen? Naan! Naaan! Wer den Rock einmal auszogen hat, der hat 'n eben auszogen!‘“

„Und seine ‚paar Kreuzeln‘ hätten sich sehen lassen können: 78, 66, nu, und die ‚Goldene‘ von 48!“

„48 war er auch schon dabei?“

„Na, ich bitt' dich, der Mann war doch 88! Jawohl: Achtundachtzig! . . . Freilich, kein Mensch hätt' ihm 's angemerkt. 70 hätt' man ihm gegeben, vielleicht auch 75 — aber 88? Kein Mensch!

Aber richtig, ich will dir ja erzählen, wann der seine Uniform doch wieder angezogen hat:

Nu, du weißt ja noch, damals im Sommer . . . — ach richtig, du warst ja dazumal verreist. Na also: Alles war beflaggt, alle Straßen, fast jedes Haus, sogar von der Ruine hat eine Fahne geweht. Und Menschen waren in Cilli — aus der Sachsenfelder Gegend, vom Sanntal herunter, vom ganzen Schalltal, sogar von Praßberg heraus — unzählige Menschen! Und trotzdem lag etwas über den Tausenden, etwas wie eine Stille, wie eine Lähmung, wie ein großes, ungewisses Ahnen. Es war, als wenn all die Leute auf Rasen geschritten wären, es war, als hätte irgend etwas ihre Stimme gedämpft, so wenig hörte man die Tritte, so leise vernahm man das tausendwirre Durcheinander der Worte. Schon seit Mittag wogte gegen den Bahnhof zu ein Strom, der von Minute zu Minute anschwoll und sich erst mit zunehmender Zeit auf die Güterrampe und an die Zäune längs der Geleise zerteilte. Den Bahnsteig selbst behielt man den Militärs, den Behörden, Beamten, kurz den ‚Honoratioren‘ vor. Das Gebäude war natürlich auch ganz in Trauer: Schwarze Fahnen, langherab vom Dach, schwarze Wimpel an den Drähten, schwarze Flore um die Kandelaber.

Und dann heißt es auf einmal: In 15 Minuten!

Und man wartet.

Dann kommt das Signal der letzten Station.

stehen und keine Briefe über Land zu bestellen hatte. Oh, wie schön waren die Berge, wenn die Abendsonne sie zum letzten Male grüßte, wie gewaltig mußten sie in der Nähe sein! — Ob ich wohl einmal dorthin kommen konnte, wo die mächtigen Riesen aus dem Boden wuchsen? — Kaum. — Von einem Onkel in Amerika hatte mir der Großvater oft erzählt, aber drinnen in den Bergen hatte ich keinen. Und wo wäre ich sonst über Nacht geblieben?

Und nun kamen da der Xaverl und der Pertl daher und sagten einfach: „Geh mit uns in die Berge“, und in einem Ton, als wenn es sich um einen Nachmittagsausflug nach Hintermehring gehandelt hätte.

„Ja“, seufze ich, „ins Gebirg möcht ich freilich, aber mit was denn, ich hab ja kein Geld.“

„Gar keins?“

„Ja, 50 Pfennig hätt ich schon.“

Das kam selbst dem Xaverl etwas wenig vor. Er biß an seinen Fingern rum, was er immer tat, wenn ihm der Aorist Passiv von einem Verbum auf „mi“ nicht einfiel, dann fuhr er plötzlich auf: „Du, paß auf, ich sag's meinem Vater, der muß dir fünf Mark leihen.“

Da gab mir's einen zweiten Stich. — Herrgott, die ersten Schulden! Was wird die Mutter sagen?! —

Aber die Versuchung war zu groß. Wer weiß, dacht ich mir, wann du wieder ins Gebirg kommst.

Da war der erste Pump angelegt.

Ich weiß nicht mehr, war es aus Begeisterung für die andern Tags anzutretende Reise oder, um die Gewissensskrupeln zu betäuben, kurzum der Rest meines Stammvermögens zu 50 Pfennig wurde noch am nämlichen Abend in flüssige Form umgewandelt.

Den nächsten Morgen erweckte mich das monotone Rieseln der Dachrinnen aus dem Schlafe. Ich sah zum Fenster hinaus: Wo waren meine Berge? Keine Spur mehr davon. Wolkenfetzen jagten dahin und schnitten gräßliche Fratzen, als ob sie mich höhnen wollten. Aber es gelang ihnen nicht. Die fünf Mark sollte ich nicht umsonst aufgenommen haben. Auch den anderen fiel es gar nicht ein, den Plan aufzugeben. So trabten wir denn mit leichtem Gepäck und einem riesigen Regenschirm zum Bahnhof. Vorerst war ich dem Regen, der an die Kupeefenster klatschte, nicht gram, er gab mir Gelegenheit, meine moralische und physische Katerstimmung hinter dem Raisonieren über das „Sauwetter“ zu verbergen.

In Reichenhall verließen wir den Zug und nun begann die Fußwanderung über Hallthurn gen Berchtesgaden zu. Daß inzwischen die Wolken sich geteilt und da und dort immer größer werdende blaue Flecklein sich durch die graue Masse zwängten, hatten wir selbstverständlich,

‚Na, i mein halt a!‘ sagt er dann, kneift das eine Auge ein, schwingt den Zeigefinger und setzt geheimnisvoll fort: ‚Wissen S’, vielleicht ... Vielleicht doch ...‘ Mehr ist aus ihm nicht herauszubringen.

Und eines Morgens dann bleibt er aus. Kommt einfach nicht. Der Markör vermutet. Die Buffetmamsell vermutet, die Stammgäste vermuten. Nichts von alledem. Mittags endlich wissen wir’s:

Wie er sich morgens auffällig lang nicht meldet, klopft seine Haushälterin. Keine Antwort. Klopft wieder. Umsonst. Schließlich sprengen sie die Tür: Da sitzt er am Schreibtisch, in voller Parade, die Feder in der Hand, über einem begonnenen Schreiben: ‚Es hat mich als alten Soldaten so schmerzlich berührt, daß ...‘ Daneben lag ein Schriftstück vom ...“

„Kriegsministerium?“

„Hja!“

Meine ersten Schulden.

Eine Reisegeschichte von **Fritz Hacker.**

Wenn ich heute vor dem Antritte einer Reise meine Brieftasche mit Banknoten vollstopfe, habe ich immer ein wenig Angst, ob’s wohl reicht. Dieses Gefühl kannte ich damals nicht, da ich als Student mit baren 5 (in Worten fünf) Mark ins Gebirg reiste.

Eigentlich wollte ich nur einen frommen Kapuzinerbruder im Kloster Laufen besuchen, der mir, als er noch im Laienberufe ehrsamer Handelsmann war, hie und da für den zweifelhaften Genuß des Einblickes in mein Jahreszeugnis ein Märklein spendiert hatte. Diesmal wurde es natürlich mit dem Trinkgeld nichts, weil der Bruder Florian selbst keins besaß.

Ich hatte meinen Besuch erledigt und schlenkerte, eben über die Vergänglichkeit des Irdischen im allgemeinen und des „Reichtums“ meines Gönners im besonderen nachphilosophierend, die Klostergasse herauf, als ich plötzlich hinter mir in meinem Ohre wohlbekannten Tönen schreien hörte: „Jessas, da Fritzl, du kommst uns gerade recht, wir reisen morgen ins Gebirg, da mußt du mit!“

In die Berge! — Da gab mir’s einen Stich durch und durch. — Ja, die Berge! Wie oft hatte ich sie zu Hause von der Kümmernis aus in blauer Ferne gesehen! Die Bauern fuhren zwar an solchen Tagen ihr Getreide immer hastiger als sonst ein und der Postbote seufzte im Vorgefühl der zu erwartenden Lehmpfützen: „Au weh, rengat wirds, d’ Berg san so nah!“ Aber mich konnte solch prosaisches Gerede nicht aus der Stimmung bringen, zumal ich keinen Halm auf dem Felde

Bis sich aber einer von uns einer Antwort besonnen hatte, war schon ein Herr erläuternd eingefallen: „Die Väter werden eben auch schon Pfarrer gewesen sein.“ — Da die Gesellschaft offenbar diese Erklärung als die plausibelste für das niegesehene Kulturschauspiel hinnahm und mit einem alle Zweifel lösenden langgedehnten „Aah“ weiterzog, blieb es mir bis heute versagt, diesen „error crassus“ zu zerstreuen.

Mittag war es geworden, als wir über das Pflaster Berchtesgadens stolperten. Jetzt gleich ins Bergwerk! Einer aus unserer illustren Reisecorona wollte gehört haben, daß Studenten unentgeltlich einfahren dürften.

„Da fahrn ma nei!“

Als ich aber, weil der Älteste, mit einem aufmunternden: „Joggele, geh du voran!“ vorgeschoben, dem Schalterbeamten in gleich warmen Worten unser Interesse für das Bergwerk wie unsere finanzielle Not schilderte, meinte er schmunzelnd: „Ja, meine lieben Buben, ihr braucht ja allein einen Führer, das geht doch nicht, aber ich will euch zu Fünft zwei Karten geben, da trifft auf jeden 80 Pfennig.“

Ich überblickte meine Runde mit forschendem Auge. Enttäuschung allüberall.

„Das müssen wir uns erst überlegen.“

Rechts schwenkt, marsch — und wir trollten uns um die Ecke. Natürlich ergab die namentliche Abstimmung kein anderes Resultat als jenes, das ich aus den Mienen gelesen: Wegen Mangels an verfügbaren Mitteln einstimmig abgelehnt.

Der liebenswürdige Alte hinter dem vergitterten Fenster schien aber unsere Verhandlung aus der Ferne verfolgt und deren Scheiterung wahrgenommen zu haben; er rief uns nochmals zurück: „Wenns gar nöt anders geht, so muß ich euch halt mitsammen auf eine Karte nehmen, so weit wird s doch langen.“

Nochmals überflog ich fragend unsere Gesellschaft.

„Kompromißantrag zu à 40 Pfennig angenommen“, sagte das Mienenbarometer.

„Aber die Einfahrt ist erst um fünf Uhr.“

Recht so, wir können warten. Indes fiel uns ein, daß wir noch gar nicht zu Mittag gespeist hatten. Parole: die Suche nach dem Hotel. Darüber verging wieder eine halbe Stunde, bis wir mit forschendem Sinn herausgebracht zu haben glaubten, wo es wohl am billigsten käme.

Wir wagten es beim „Tanzenden Polarbären“.

„Die Herren wünschen?“

„Jeder a Halbe.“ — —

wie alle, die jährlich einmal eine Reise tun, mit dem bekannten Vers von den reisenden Englein in einen Kausalnexus gebracht. Da sich uns in Freilassing noch zwei weitere fahrende Scholaren angeschlossen hatten, waren unser jetzt fünf, von denen jeder seinen eigenen Plan hatte, dessen Ausführung sich für den Augenblick die rechts und links jäh aufstrebenden Felsen glücklicherweise widersetzten.

Zwei von uns trugen, wie es für Zöglinge eines bischöflichen Seminares auch in den Ferien Vorschrift ist, ihre schwarzen Fräcke. Daß wir damit Aufsehen erregen könnten, kam uns gar nicht in den Sinn, da wir uns ja seit der zweiten Lateinklasse niemals mehr in anderer Kleidung hatten auf der Straße zeigen dürfen. Und nun — wer beschreibt unser Staunen — eben als wir die Bergstraße von Hallthurn herab nach Berchtesgaden einbiegen wollen, kommt uns eine Reisegesellschaft entgegen und lacht — lacht — wir haben doch auch gelacht, wenn der Herr Professor Jackl seine programmäßigen Witze machte, deren Schlagworte in seinem durchschossen gebundenen Lehrbuch rot angestrichen waren, aber so was hatten wir noch nie gehört.

Ja, aber warum denn? Einer von uns schaut den andern an.

„Mi kinnas nöt moana“, sagt der Xaverl; und doch meinten sie ihn.

Der Xaverl war nämlich der Kleinste. Da aber sein Vater damit gerechnet hatte, daß er doch auch einmal wachsen müsse, hatte er ihm seinen Gehrock gleich etwas länger bestellt — so etwa bis auf die Knöchelhöhe. Schlimmer war die Sache schon mit dem „Gogs“. In ganz Laufen fand sich nämlich kein „Hueterer“, der die passende Nummer für unsern Benjamin gehabt hätte, und man konnte doch den Hut nicht auswärts kaufen, das wär dem Hutmacher Filzl grad „a gmahts Wiesel“ gewesen, daß er die Schuh für seine sechs Buben auch aus Salzburg holen könnt. So hatte sich denn Xaverls Mutter behelfen müssen, recht und schlecht, wie's eben ging, indem sie die Differenz zwischen dem Doppelradius des Hutes und dem von Xaverls Kopf mit einer Einlage der „Neuen freien Volkszeitung“ — doch nein, es kann auch das „Münchner Tagblatt“ gewesen sein, ich will den Xaverl nicht um seine Karriere bringen — ausglich. Trotz alledem konnte sich niemand der offensichtlichen Tatsache verschließen, daß Xaverls Ohren die ausgesprochenen Stützen seiner Behauptung repräsentierten.

Allgemach schienen sich die fremden Herren und Damen doch an unseren Anblick zu gewöhnen, ja, sich sogar für uns zu interessieren, denn einer fragte: „Na, Jungens, wat is denn das für ein Verein, wo die Buben schon so lange Röcke tragen?“

„Das ist gar kein Verein, wir werden einmal Pfarrer.“

„Potz Blitz, das wißt ihr jetzt schon?“

Wie aus einem Traume erwachend rieben wir uns die Augen.
„Schön is gwesen."
Was nun?

„Schon schickt die Dämm'rung sich an, die Lande zu decken
Und du weißt noch nicht, wo wir sollen aus unsere Glieder strecken."

fragte der Xaverl, dem die Erinnerung an die klassische Poesie wohl etwas den Verstand verwirrte, denn ich hatte ihn noch nie dichten gehört. Mein äußerst prosaisches „Naa" machte ihn aber bald nüchtern.

„Sakra. Is koan Kloster da?"

„Ja, i glaub, Franziskaner."

Also los drauf!

Ich läute an der Pforte und ein alter, freundlich lächelnder Bruder steckt seinen Kopf zum Guckerl raus.

„Wir täten schön bitten um ein Nachtquartier."

„Heut gehts nöt, meine lieben Buam, is der P. Provinzial da und viel andre Herren nu dazu, s letzt Fleckerl ist bsetzt."

„Aber wir täten uns a gern auf n Bodn legen."

„Na, dös geht nöt; hobts denn gar neamd Bekannten da in Bertsgaden?"

Der Pertl zieht die Nase auf und läßt die Unterlippe runterhängen: „An weitschichtigen Vetter hätt i schon."

„No, so probierts es halt amal dabei, nnd wenns nix is, na kommts in Gotts Nam wieder!"

Der gesuchte und mit vieler Mühe gefundene Vetter hatte nun eine gar große Freude, als er seinen gstudierten kleinen Vetter Pertl sah, aber zum Übernachten lud er weder ihn, noch uns ein; heute kann ich's ihm auch gar nicht verdenken, denn er war ein wackeres Schneiderlein, hatte ein kleinwinzig Häuslein und die Stube voller Kinder.

Da gings wieder zurück zum Klosterpförtner, es waren unser aber nur mehr drei, denn der Marl und der Hans zogen es vor, statt „der ewigen Bettlerei" zwischen Berchtesgaden und dem Königssee in einem Heuschober zu übernachten. Für uns war dies kein Unglück, weil man drei bekanntlich leichter unterbringt als fünf. Der Bruder Pförtner hatte offenbar unsere Rückkunft vielleicht nicht mit Sehnsucht, aber dafür mit Bestimmtheit erwartet und einstweilen nach einer „Hierber"* für uns gefahndet. So ließ er uns auch gar nicht mehr Zeit, unsere Mißerfolge zu erzählen, sondern gab uns gleich den Klosterausgeher mit, der uns zur Villa der Mutter Stangassinger führte.

* Herberge.

„Zum Essen a was?"

Von den anderen bestellte sich jeder eine Wurst, ich zählte die Augen auf dem Schaum meiner Halbe Bier, um der Kellnerin keine Antwort geben zu müssen. Ich atmete auf, als sie fortsauste, ohne mich durch eine Wiederholung der Frage um mein Ansehen gebracht zu haben, aber ich konnte mir doch nicht auch noch eine Wurst kaufen, nachdem die Fahrt ins Bergwerk das Budget bereits um 40 Pfennige überschritt; desto eifriger interessierte ich mich für den Inhalt des Brotkorbes.

Wie ich aber meinen Gefährten das Entzücken über die saftige Wurst direkt aus den Augen las, da kam es über mich wie ahnungsvolles Sehnen: „Eigentlich bin ich schuld, daß ihr um 40 Pfennige ins Bergwerk dürft, wär nicht z viel, wenn mir dafür jeder ein Radl Wurst gäb."

„Recht hat er schon", sagte der Xaverl, „und schnitt eins runter."

„No, woaßt", meint der Pertl, „a Wurscht kennts da schon a nu leistn", aber auch er spießte ein Radl auf und feuerte mirs auf seiner Gabel wie auf einem Kattapult herüber, da konnten sich die andern nicht ausschließen; hätt s ihnen auch niemand geraten.

Ich hatte aber vier Radl Wurst, fünf hätten eine ganze gegeben.

Unsere Table d'hote hatte sehr wenig Zeit in Anspruch genommen, so daß uns das Warten elend lang wurde. Endlich war es halb 5 Uhr. Stolz traten wir mit unserem Fünftelbillett in die Umkleidehalle; „mir hamm a zahlt wia ander Leut" konstatierte Xaverl. Er hätte aber gar nicht so zu schreien gebraucht, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Denn die gelungene Figur, die er in dem Bergmannskostüm abgab, war allein schon des Ansehens wert. Wenn man ihn so von rückwärts betrachtete, suchte man vergebens nach einem Menschenkind hinter dem breitkrempigen Hut und dem mächtigen Ledersitzfleck, die, freudig überrascht von dieser plötzlichen Annäherung, sich gegenseitig gerührt die Hand reichten.

Die Fahrt ins Bergwerk brachte uns neue Eindrücke, die in solcher Fülle auf uns einstürmten, daß sie sich selbst überstürzten. Am lebhaftesten hat sich mir die Erinnerung an das sauere Gefühl erhalten, das ich empfand, als wir bei der Überfahrt über den Salzsee auf des Charon Weisung unsere Fingerspitzen in die Flut tauchten und dann daran schleckten. Was wir in Märchenbüchern und in den „Sagen des klassischen Altertums" gelesen hatten, verwob sich mit dem Geschauten zu Phantasiegebilden, die uns die reale Wirklichkeit vergessen ließen. Zur Besinnung kamen wir erst wieder, als uns ein „Hunt"* in autoähnlicher Geschwindigkeit ans Tageslicht gesetzt hatte.

* Förderwagen, die auf Schienen laufen.

Eigentlich wußten wir noch gar nicht recht, wohin wir wollten. Die gewaltige Schönheit der Almbachklamm, die damals, weil noch nicht eingesperrt, auch von armen Studenten besucht werden konnte, hatten wir mit der Begeisterung der Jugend gekostet. Nun regte sich aber auch schon wieder der Materialist in uns. Mutter Stangassingers Eierwecklein waren besorgt und aufgehoben, der Rock ließ sich wieder sehr leicht zuknöpfen.

Was jetzt? Da fiel dem Xaverl ein, daß der Hintermeier Natzi, wie es beim Studium am Gymnasium nicht mehr recht gehen wollte, seine Zuflucht zu den P.P. Redemptoristen genommen und wohl jetzt auf dem Dürenberge hausen mußte.

„Den suchen wir heim, fragen können wir ja, wenn er auch nicht dort ist."

Nun war aber der Natzi wirklich dort und hatte eine närrische Freude, daß wir extra ihm zulieb so weit „per pedes apostolorum", wie er sagte, hergekommen seien. Schon wollte ich die Wahrheit bekennen und sagen, daß wir eigentlich bloß zum Essen und des Nachtquartiers halber da seien, aber der Xaverl, der meine Absicht ahnte, trat mir mit seinen „Genagelten" auf die Zehen, daß Vox faucibus haesit.

Pro forma machten wir ja Anstalten, als ob wir gleich wieder fort müßten. Wäre schrecklich genug gewesen, wenn's uns jemand geglaubt hätte. — So war Morgen und Abend der zweite Tag und wir träumten auf dem Dürenberg von den Untersbergermännlein und der Liebe, die sie armen Menschen oft angedeihen ließen — uns waren sie als Kuttenmännlein erschienen.

Nun galt es noch, durch einen Besuch Salzburgs unserer Reise die Krone aufzusetzen. Da wir für Wohnung und Verpflegung außer dem opulenten Diner zu 34 Pfennigen beim „tanzenden Polarbären" keine Auslagen verbucht hatten, leisteten wir uns eine Eisenbahnfahrt von Hallein nach Salzburg.

Wenn wir auch aus idealen Beweggründen, wie Karl May, nämlich um Land und Leute kennen zu lernen, auf die Reise gegangen waren, aber konnten wir etwas dafür, daß uns die Natur mit keinem ätherischen Leib ausgestattet hatte, der den Gewichtsverlust so leicht hätte aus der Luft ergänzen können?

Als darum Hohensalzburg gesichtet wurde, warf Xaverl seine stereotype Frage auf: „Wo genma jetzt glei hin?"

„Ja, wo genma hin?"

Der Pertl steckt die Hände in die Hosensäcke und phantasiert zum Fenster hinaus: „I wär eigentlich schon amal mit einem Franziskaner von Hellbrunn reingfahren, der gsagt hat: Burberl, wennst wieda nach Salzburg kummst, na suachst mi auf!"

„Schauts, Buben, was ihr für ein Glück habt, grad heut sind meine Fremden fort, sonst wärs schlimm gangen. Jetzt werds aber Hunger haben.“

Und ob! Ich habe daheim oft Prügel bekommen, weil ich Bohnenmus und Blaukraut nicht essen „konnte“. Wie war ich über mich selbst baff, als ich bei Mutter Stangassinger mit solchem Appetit das verhaßte Gemüse verschlang — die vier Wurstradl hatten eben doch nicht hergehalten.

Nun zündete unsere Herbergsmutter die Kerze an und leuchtete uns hinauf in unsere Zimmer. Unschlüssig blieben wir vor der Schwelle stehen. Da sollten wir mit unseren geflickten Stiefeln und fadenscheinigen Röcklein hinein? — Ich weiß heute nimmer, wie die Zimmer eingerichtet waren, aber sie kamen uns fürstlich vor. Wir waren zu müde, um uns mit vielem Spekulieren unser Herz zu beschweren; soviel aber stand mir fest: Wenn's was kostet, so kostet's mehr als mein ganzer Barbestand ausmacht. — Längst war die Sonne aufgestanden und hatte die Watzmannspitzen mit gleißendem Schimmer übergossen, als wir aus unserem weichen Federnest heraus befremdet in die ungewohnte Umgebung guckten.

Die Toilette hielt nicht lange auf. Drunten aber hatte Mutter Stangassinger schon mächtige Schüsseln Kaffee für uns bereitgestellt.

„Eßt nur, Buben“, nötigte die gute Frau, „und damit euch der Hunger auf dem Wege nicht gleich gar zu gach anpackt, schiebt euch auch was ein!“ und schon griff sie selbst in den Brotkorb und steckte unsere Taschen voll Eierhörnchen, daß wir kaum mehr die Joppe zuknöpfen konnten.

Das war alles noch sehr schön, jetzt kam aber das schwierigste. ich mußte doch anstandshalber fragen, was die Geschichte koste.

Und wenn s' wirklich was verlangt, was dann?

So nahm ich mir denn einen kräftigen Anlauf: „Jetzt täten wir halt fragen, was unsere Schuldigkeit macht?“

„Ja freilich, was glaubt ihr denn eigentlich, nix kosts, ich hab auch Kinder in der Fremd, denen wirds unser Herrgott schon reinkommen lassen, bets mir halt einen ‚Vaterunser‘.“

Aber da fiel uns ein Stein vom Herzen. Juheirassa, juche! Wie wir in die Franziskanerkirche heruntersausten und unsern „Vaterunser“ beteten! Die sieben Bitten habe ich kaum alle durchbetrachtet, aber es gab wohl auf der ganzen Welt nichts Schönes und Gutes, das wir in diesem Augenblick nicht für unsere liebe Herbergsmutter von unserem Herrgott erfleht hätten.

Von der Stiftskirche schlug es eben 9 Uhr, als wir mit unseren mutierenden Stimmen das, wie uns schien, sehr geeignete Lied: „Studio auf einer Reis' ganz famos zu leben weiß“, grölend, den gastlichen Markt verließen.

„Weil wir wieda furt müſſn.“

„Furt? — Ös seids do erscht kemma.“

„Dös schon, aber wo bleibetn mia denn über Nacht? Mia hamm ja koan Geld.“

„So, da geht da Wind her. No, soviel Platz hamma schon, daß's für euch glangt. Gehts nur jetzt a bisl rum in der Stadt und um halb sieben Uhr kommts wieder zum Nachtmahl!“

„Heissa! Juche! Dös wär wieda eingfadelt“, sagte der Xaverl, als wir in der Fremdenstadt herumbummelten, ruhigen Gewissens, weil wir unter Dach und Futter standen.

Punkt ½7 Uhr waren wir zurück. Der Pater Gastmeister erwartete uns schon. „Was habt ihr jetzt alles Schönes gsehn?“

„Jetzt warn ma im Bräustübl.“

„Dös is recht, dös muaß ma a gsehng habn. — Und nachher?“

„Nacha warn ma im Peterskeller.“

„So? — Habt's na n Dom a angschaut und die Katakomben vom hl. Maximus und n Petersfreithof?“

„Na — ja — na, da hat uns d Zeit nimma glangt.“

„Ös Allerweltsschliffeln, ös werd's schon recht, schau, schau, schau — s Bräustübl findetns und an Peterskeller, die wo so versteckt san, und d Kirchn sehgetns nöt.“

Wie unser Schutzengel kam da der Pater Kellermeister herein und lud den Pater Gastmeister zu einer Weinprobe ein. Da schnauften wir auf. Dem Schweinsbraten und dem funkelnden Tiroler taten wir aber auch ohne Zureden des Pater Gastmeisters alle Ehre an.

Selig und süß schlummerten wir in den weißleinenen Fremdenbetten, wenn sie auch etwas hart waren, bis uns um 4 Uhr das Chorglöcklein weckte, aber beileibe nicht zum Aufstehen. Wohl hörten wir das Schlürfen der Sandalen auf dem Boden und das gedämpfte Raschеln der Kutten, wenn die Mönche an unserem Zimmer vorbeigingen, aber wenn wir uns beim Mittag- und Abendessen tagsvorher allen Ernstes mit dem Gedanken trugen, auch einmal ins Kloster zu gehen, die Frühaufsteherei ertötete den frommen Entschluß.

„Na, na, i geh wieder, mi stimmst“, sagte der Xaverl; aber wie's oft geht, heute ist gerade der Xaverl ein Klosterbruder; wie wird's ihm wohl mit dem Aufstehen gehen?

Nachdem wir auch hier mit unserer bewährten Münze „Gott vergelts“ unsere Hotelrechnung beglichen hatten, nahmen wir Abschied von unseren guten Wirten und von den Bergen.

Bis Laufen schwelgten wir noch in der Erinnerung an unsere Erlebnisse, aber als ich mit dem Xaverl und dem Pertl den letzten Händedruck gewechselt und allein auf der Landstraße der Heimat zu-

„Is dös alls", sag ich.

„Ja."

„Viel is freili nöt, aber besser wia nix is do."

Salzburg, alles aussteigen!

„Sie, erlaubns, wo kummt ma denn da zu die Franziskaner?"

„Bitt schön, da gengans zerscht grad aus, na bei dem Kasladl rechts umi, na kummt a Tor, da gengas durchi und wenn S draust san, a Streckl furt, alsdann kummt wieder a Kasladl, dösmal gengans links umi, na müssen S halt wieder fragen!"

Uns genau an diese Weisung haltend, gelangten wir nach ³/₄ Stunden glücklich bei der Franziskanerpforte an.

„Fritzl, läut an!"

„Ja, warum denn i wieder, i kenn ja den Pater gar nöt."

„Dös is wurscht", sagt der Pertl, „i kennetn heut a nimma."

Bim, bam. — —

Ein alter Bruder mit grauen Bartstoppeln und einem niedlichen Petersschöpferl lupft das Türl.

„Was mechts?"

„Wir mechten gern an Pater bsuchen."

„Wie hoaßt er denn?"

„Dös wissn wir nimmer."

„Ja, wia schaut er denn aus?"

„Dös kenna ma a nimma so gnau sagn."

„Ös seids nöt zwida, wia könnt euch denn i na den Pater herbringa. Wöllts sunst nu was?"

„Ja, wenn grad was z'essen da wäre, hätten ma nix dagegn."

„Dös hätts aber zerscht a sagn kenna, ös Schlankln — alsdann gehts halt mit."

Und über Gänge und Treppen und wieder Gänge, die von unseren Tritten widerhallten, humpelte uns der Alte voraus, bis wir am großen Refektorium landeten.

Jetzt war wieder Kirchweih!

Der Pater Gastmeister, ein liebenswürdiger, behäbiger Herr, an dem Grützner seine helle Freude gehabt haben müßte, leistete uns Gesellschaft und redete gleich wieder zum Essen zu, wenn einer grad Luft schnappte.

„Gfallts euch na in Salzburg?"

„Dös glaub i."

„Na schauts nur recht rum, da gibts viel zum Sehng, schöne Kirchn, n Peterskeller, d Festung, n Mirabelli-Garten."

„Dös wär freili schön, aber dös kenna ma net macha."

„Warum denn nöt?"

drücken an den wildwogenden Busen, halsen und küssen — mehr als genug ist.

Aber der Holzknecht meint, wenn sie so keck und wild ist, so mag sie auch was arbeiten, und wirft ihr Blöcke und Spalten und Scheiter auf den Rücken, auf daß sie sie hinaustrage durch die unwirtlichen Schluchten, die schier keinen Platz haben für einen Fahrweg, hinaus zu den Hieflauer Hochöfen, oder gar ins Land Österreich.

Ein Holzhauer war's, der mitten in der Felswüste, in dem engen Tale Gstatterboden, mit einer Stange Scheiter von dem Ufer in die sausende Enns stieß und dem die Stange aus der Hand fiel, als ich ihm mit dem Aufwande meiner ganzen Stimme — dieses Wasser macht ja alle taub — erzählte, daß ich auf der Eisenbahn durch das Land gefahren und nur wenige Tage zu Fuße war, bis ich zu ihm gekommen.

„Auf der eisernen Straßen", brummte er durch seinen wildwuchernden Bart, „man kann Ihm's glauben und man kann Ihm's *nicht* glauben."

Nur sechs Jahre sind vergangen seit diesem Begegnen, da kam ich nun wieder einmal in jene Wildnis, die bisher mit steinernem Ernste der menschlichen Kultur zu trotzen schien. Und *wie* kam ich? Auf einer rotsamtenen Bank sitzend, unter den Füßen einen schweren, hellblumigen Teppich, vor mir einen feinen Wandspiegel — in einem Palaste glitt ich in die Wildnis hinein auf eisernen Straßen.

Es war eine der ersten Probefahrten der Rudolfsbahn von Rottenmann nach Weyer, auf einer Strecke, die an Großartigkeit der Natur der Semmering- und Brennerbahn noch weit voraus ist, deren Bau letzterer beinahe gleichkommt, wenn auch das gewaltige Menschenwerk am Semmering in unseren Ländern bisher noch unerreicht dasteht.

Den 10. August, gegen neun Uhr vormittags, ging der Zug — er war lang und schwer — von Rottenmann ab. Er pfiff noch lustig zu dem Städtchen hinüber, das der Eisenbahn so manches Hindernis entgegengeschoben hatte — dann rollte er behende hin neben der dunkeln Palten, deren Wasser den Boden des ganzen Tales in einen unfruchtbaren Moorgrund umwandelt und er rollte an dem von einem Waldberge weithin leuchtenden Schlosse Strechau vorüber und hinaus in das Ennstal, dessen Fluß die Wildbäche und Wasserfälle der Tauern in sich vereint. Der Zug hielt an der stattlichen Station Selzthal-Liezen, im Angesichte der herrlichen Felskette, die im Norden das breite Tal begrenzt. Der Großherrscher in dieser Kette ist der gewaltige Grimming, der sein Haupt, das der Alpen östlichsten Gletscher trägt, so häufig in den Wolken verbirgt.

Es sah überhaupt aus an diesem Morgen, als ob die scharfen Zacken der Ennstaler Alpen den herbstlichen Himmelsmantel, der sich etwas

trabte, da legte sich etwas auf meine Brust, das ich mit den schönsten Erinnerungen nicht losbringen konnte, und das war der Gedanke an meine schuldigen 5 Mark. Es gab auch ein heiliges Donnerwetter über mein „leichtsinniges Schuldenmachen, als ob uns das Geld beim Fenster hereinflöge“ usw. Aber als ich zu erzählen begann und dabei noch 1 Mark 25 Pfennige heimbrachte, verzog sich auch dieses Unwetter gar bald. Wenn sich's aber auch nicht verzogen und wenn's gar eingeschlagen hätte, meine ersten Schulden hätten mich trotzdem nicht gereut.

Vergangenheiten.

Von **Peter Rosegger.**

Die eiserne Straße durchs „Gesäuse“.

1872.

Jahrhundertelang wurde es erzählt das Märchen von den eisernen Straßen. Wie eine Ahnung lag es in der Seele der Menschheit, aber der Gedanke wußte es nicht zu fassen. Und doch kam der gott-erleuchtete Tag, da er das Rätsel löste, da er der Welt die eiserne Bahn baute und, sie schützend, selbst an ihr hinflog, wie der Blitz, auf eigener, metallner Straße.

Das war ein Werk, wie wunderbarer keines ist und sein wird.

Aber selbst in diesen unseren Tagen, als draußen in der Weite schon längst die Dampfmaschine hinbrauste über Land und Wasser, klang es dem Volke der Alpenwildnisse noch wie ein Märlein.

Noch kaum sechs Jahre her, da wanderte ich einmal in den fast schrecklich herrlichen Felsenschluchten zwischen Hieflau und Admont — dem Gesäuse. Das Gesäuse, das Sausen der Enns, die sich milchweiß und wallend wie Schaumwein und rauschend und tosend hier durchbrandet — ein rasender Strom.

Im obern Tale sieht die Enns ganz anders aus, da ist sie wie ein schämiges Mädchen, schleicht wie auf Zehenspitzen hin durch das Weidengebüsch und an den Dörfern und an den hundert Moorhütten und an dem herrlichen Admont vorüber und sie flüstert nur so und schaukelt manches Halterbüblein auf ihren weichen Armen. Aber kommt sie nur erst hinab in die Felsen, wo sie allein ist, da hebt sie an zu hüpfen, zu singen und zu schreien; wo ihr ein Steinchen begegnet, da schiebt sie es trotzig beiseite, und ist's ein wuchtiger Klotz, so setzt sie sich auf einen schäumenden Schimmel und reitet hinüber. Und wollte hier sich ihr ein Halterbüblein vertrauen, sie tät es umarmen, fiebernd

Aber unsere wackere Maschine weiß es besser, sie weiß es, daß hier Menschen leben und Millionen geopfert worden sind, daß dieser Pfad erkauft ist, jede Klafter mit schwerem Gold — und sie braust mutig weiter. Wir meinen schon, sie müsse zerschellen an der Wand, die uns entgegenstarrt, aber guten Mutes fährt sie in dieselbe hinein und brausende Nacht umgibt uns.

Bald ist der Tunnel zu Ende. Das war das Tor und nun sind wir in der Felsenburg, in der zwei Meilen langen, wild zerrissenen Schlucht, die unter dem Namen: das Gesäuse, berühmt ist.

Wie haben die Arbeiter ringen müssen hier in diesen schrecklichen Wänden und Hängen, Schründen und Klüften des Kalkgebirges, an der wildflutenden Enns, daß sie uns die Straße gebaut haben. Es hat sich nicht allein gehandelt, dem Dampfwagen die Bahn zu bereiten, es hat sich auch gehandelt, das Wasser einzuzwängen, den alten Fahrweg abzubrechen, zu verlegen, wieder herzustellen, es hat sich gehandelt, die Schutthalden zu regulieren weit hinan in die Hänge, und die Bette der Gießbäche zu graben und zu dämmen und dem Wildwasser unter hohen Wölbungen der Bahn den Abfluß in die Enns vorzuschreiben.

Unmittelbar nach dem Tunnel führt uns eine eigentümlich verschoben gewölbte Brücke auf die linke Seite der Enns. Wir wissen kaum, wohin wir vom Fenster aus unsern Blick zuerst wenden sollen. Hoch auf bläulichen Höhen leuchten die Tafeln des Kalkgesteins, und tief unten wogt es und brandet, der schäumende Strom sieht aus wie eine ewig hinflutende Schneelawine.

Wie sie saust und braust, das ist bei dem Getöse unseres eigenen Fahrzeuges nicht zu vernehmen, und das Gesäuse ist zwischen den laut hallenden Wänden nun ein doppeltes Gesäuse.

Der Zug muß seiner Sache schon ziemlich gewiß sein, schnell und glatt rollt er dahin und die zierlichen, hölzernen Wächterhäuschen fliegen vorüber eines nach dem andern. Endlich aber geht der Zug langsamer und mitten in der Wüste bleibt er stehen.

Unsere Ohren klingen noch lange fort, aber wir hören kein Sausen und Brausen, auch die Enns ist still und zieht hin zwischen den Sträuchern und Bäumen des kleinen bewaldeten Tales. Wir sind auf der Station Gstatterboden, auf einem der wunderbarsten Punkte unserer Alpen. Vier Bergriesen, jeder über 7000 Fuß hoch, schließen das kleine, hier stille Waldtal ein, zur linken Hand der Große und Kleine Buchstein und die Bockkuppe, zur rechten der schauerlich zerrissene Gebirgsstock des Hochtor mit seinem lichten Gewände und den silberweißen Fäden seiner Wasserfälle, die von den höchsten Zinnen niederstürzen über das Gestein und sich in den grundlosen Klüften wieder verlieren.

zu nah an ihnen gestreift, zerrissen hätten, so daß die zerzausten Fetzen nun erbärmlich niederhingen. Die Fäden des Regens webten wohl und flickten, allein da kamen zu früh die Strahlenspeere der Sonne und zerstachen und zerschnitten die Wolkenhülle. Als wir an der hochgelegenen Kirche Frauenberg vorüberkamen und uns die zwei Türme von Admont entgegenfunkelten, war heiterer Tag und das breite, wunderprächtige Tal und das Hochgebirge begrüßten in dem ersten Eisenbahnzuge die neue Zeit, die ihnen die Welt hereinsendete.

Eine Wallfahrerschar zog singend hinauf gegen den Frauenberg, dieser blieb die schönste Strophe des Liedes in der Kehle stecken, als sie das Ungetüm herannahen sah.

Von Rottenmann bis Admont fuhren wir eine Stunde. Admont wird sich nun müssen Gasthöfe bauen, denn es werden auf der Eisenstraße Menschen herbeifluten aus fernen großen Städten und sagen: „Es gibt auf der Welt kein schöneres Stück Erde, als diese Gegend an der Enns."

Und Admont selbst hat sich wunderbar verjüngt und verherrlicht seit dem Brande (1865) und die himmelanragenden Felskolosse sind Muster gestanden dem Baumeister, der in Admont ein Gotteshaus aufgerichtet, wie Steiermark kaum ein zweites hat. Reiner und edler habe ich die Gotik noch nirgends dargestellt gesehen als in der neuen Stiftskirche zu Admont; von der Torklinke bis zu dem hohen eisernen Turmkreuz hinan ist alles eins und Harmonie. Und dem Baue vollständig entsprechend sind die Altäre und Statuen aus Lindenholz geschnitzt, nicht mit farbigem Geflieder und goldigem Geflunker belegt, wie das unsere Kirchen sonst überall so abgeschmackt macht; und dem Baue entsprechend sind die Glasmalereien und ist die große Orgel, die der berühmten, bei dem Brande zugrunde gegangenen nicht nachsteht.

Es werden viele kommen, die diesen Bau eingehend beschreiben werden. Ich sage bloß, daß in Admont ein Werk entstanden ist, das, nächst dem Baumeister, den Gründern desselben, den Benediktinern, zur Ehre gereicht.

Einsteigen! Das Signal tönt und der Zug rollt weiter durch das breite Tal, immer rechts der Enns, den wüsten Felsen zu, die sich trotzig unserer Siegesfahrt entgegenzustellen scheinen.

Links über das grüne Tal erheben sich die hohen Grenzwachten der Steiermark, der Pyrgas, der Hochturm, der Hexenturm, der Grubenstein, gepanzert mit schründigen Wänden und Wüstenfeldern, einer wie der andere.

Rechts von uns, wo auf einer Anhöhe das malerische Schlößchen Röthelstein prangt, ragen die Zinken des Sparafeld und des Reichenstein, und vor uns dräuen die Wände des Buchstein: Hier ist kein Durchgang.

Tränen vom Antlitze gewischt hatte, tastete er unsicher nach dem Stock und sagte wie gebrochen: „Jetzt wackl ich schön stad heim und erzähl s meinem Weib.“

So ist es erfüllt worden vor dem Volke der Alpenwildnisse, das Märchen von den eisernen Straßen. Es wird noch viel Wasser herabfluten durch das Gesäuse, bis es die guten Leute verstehen und einsehen, daß sich die ahnungsreiche Verheißung der Alten zum besten erfüllt hat. Vielleicht mag auch noch manch anderes Märchen zur Wahrheit werden, ehe die sausenden Fluten der Enns versiegen.

(Das war der Eindruck und die Stimmung der ersten Probefahrt durch das Gesäuse. Die Naturschilderung ist heute noch wahr. Die Red.)

Heitere Erlebnisse auf meinen Gastspielfahrten.

Von Dr. Rudolf Tyrolt.

Es ist ein altes Wahrwort: „Wenn einer eine Reise tut, so kann er was erzählen!“ — Um wie viel mehr kann ein Gastspielreisender erzählen. Auf meinen dramatischen Wanderfahrten habe ich so mancherlei Ernstes und Heiteres, Kluges und Albernes erlebt, und so will ich denn einiges zum besten geben.

Meine erste Gastspielreise führte mich von meinem Brünner Engagement aus nach der weltberühmten Gurkenstadt Znaim. Ein „ehrenvoller Ruf der Direktion des Znaimer Stadttheaters“ hatte mich blutjungen Provinzschauspieler hoch beglückt und mit stolzem Gefühl erbat ich mir von meinem Brünner Theaterchef einen Gastspielurlaub, der auch bewilligt wurde. Die Garderobe für drei Einakter war sorgsam gepackt, mein großer Sonnenthal-Zylinder und mein Talmamantel einer frischen Aufbügelung unterzogen — so fuhr ich am 25. Jänner 1872 um 3 Uhr morgens mit einem Bummelzuge in die Nacht hinaus. Bis Grußbach, wo ich umsteigen mußte, hatte ich geschlafen, jetzt aber war’s mit meiner Ruhe vorbei. Ein heulender Sturmwind fegte die weiten Schneefelder, der anbrechende Morgen bei blutrotem Firmament wirkte unheimlich auf mich, der übernächtig und frierend in einer Waggonecke kauerte, und eine seltsame Aufregung nahm mich gefangen. Der Gedanke, heute vor einem ganz fremden Publikum zu stehen, begann mich zu plagen und ich grübelte nach, wie es mir wohl ergehen würde. Das Gastspielfieber war über mich gekommen. Es mag 6 Uhr früh gewesen sein, als der Omnibus von den „Drei Kronen“ mit mir, dem einzigen Passagier, über das holperige Pflaster der stillen, altertümlichen Stadt polterte. Nur einige Marktweiber belebten den großen Platz, auf dem ich ausstieg und mit

Der Geologe findet in der Umgebung von Gstatterboden Steinkohlenschichten, ein paar Gipslager und eine Tropfsteinhöhle.

Ein paar Bauern- oder Kohlenbrennerhäuser stehen hier neben ihren spärlichen Äckerlein in der Einsamkeit und warten, bis eine der gespaltenen Felswände auf sie niederbricht, oder, was wahrscheinlicher ist, bis ein Spekulant kommt und ihnen ihr armes Besitztum ablöst, um darauf ein großartiges Hotel zu bauen.

„Stader Bodn" nennen die Gebirgsleute dieses Felsental, weil die Enns, die weiter oben und weiter unten saust und braust, hier „stad" — still und ruhig ist.

Wir konnten kaum satt werden an dem Anblicke der großen Natur, wir hörten es nur noch, wie der Pfiff unserer Maschine zehnfach im Wäldchen und in den Wänden wiedergellte, und davon ging's mit neuem Brausen und Branden.

Eine kleine Strecke hinter Gstatterboden führt eine eiserne Brücke die Bahn wieder an das rechte Ufer der Enns. Die Biegungen sind sehr häufig, so daß man vom Waggon aus ganz gut alle Gestaltungen der Felsen sowohl als auch den Bau der Bahn übersehen kann. Noch passieren wir zwei kleine Tunnels und die Felskolosse werden seltener, die Lehnen waldiger, die Schlucht endlich noch enger, und wir nahen uns nach einer fast zweistündigen Fahrt von Admont her dem Dorfe Hieflau.

Ein wenig ehe wir in den Bahnhof einfuhren, bemerkte ich auf der Straße neben der Eisenbahn einen alten Mann; er hatte lange graue Locken und trug einen Korb auf dem Rücken. Er stand da, ließ die Hände all' beid' hinabhängen, tat den Mund auf und sah den Zug an.

Später, als ich im Gasthause zu Hieflau mein Mittagsmahl nahm, stolperte derselbe Mann in das Vorhaus herein; er war ganz verwirrt, er gab keine Antwort auf der Leute Fragen, was er begehre, zuletzt schüttelte er seinen Kopf, daß die Locken hüpften und hub an zu lachen: „s ist aus der Weis! nein, das ist schon gar aus der Weis!" Er schlug die Hände zusammen und lachte so sehr, daß ihm die Tränen kamen. „Du lieber Herrgott im Himmelreich, kein Roß ist's und keinem Menschen schaut's gleich, und schnaufen tut's doch wie unsereins, wenn man schwer zu tragen hat." In einen Winkel kauerte er sich nieder vor Lachen: „s ist auf der Welt nit zu glauben! Da rutschen ganze Häuser daher, hi hi, da heiß ich mir wohl gleich auch eines mit — hi hi hi, Jessas na, mein Lebtag hab ich nit so viel gelacht wie am heutigen Tag, weil's — weil's gar zu narrisch ist —."

Der Alte war geradezu außer sich. Nach langem, als er sich endlich aus seinem Lachkrampf herausgearbeitet und sich Schweiß und

dichtbesetzte Haus erblickte! — Und die drei Einakter gingen ziemlich glatt vorüber. In der Posse „Schneider Fips“ allerdings verdarb mir im Kouplet ein Hornist des Orchesters die komische Wirkung, indem er den Nachsatz stets mit voller Kraft blies, weshalb das „Meckern“ des Schneiders absolut nicht gehört werden konnte. Trotzdem ich dem Kapellmeister dieses aus Bauern und Gesellen zusammengesetzten Orchesters, das mich durch sein heilloses Falschspielen bald aus dem Text gebracht hätte, eine unterdrückte „verfluchte Schweinerei“ hinunter soufflierte, blieb's beim alten und bei allen vier Strophen zerschmetterte die unglückselige Trompete meine schöne Nummer. Nach dem ersten Stück kam ein Schauspieler auf mich zu und erzählte mir, der Herr Direktor habe „drüben“ bereits die ganze Einnahme verspielt. Was nun tun? Mit einer mir heute noch rätselhaften Energie ließ ich dem Direktor sagen, ich würde, wenn ich bis zum Beginn des letzten Stückes nicht mein Honorar in Händen hätte, unter keinen Umständen weiterspielen und dem Publikum den wahren Grund meiner Weigerung mitteilen. Der Direktor kam sofort auf die Bühne. Zuerst wollte er mich durch Barschheit einschüchtern, als ihm dies aber nicht gelang, sattelte er um und bat mich, nur noch das zweite Stück zu spielen; bis zum Schlusse desselben werde er schon wieder bei Kasse sein. Sprach's und verschwand! In der letzten Szene von „Romeo auf dem Bureau!“ sah ich ihn wieder; frohlockend stand er hinter den Kulissen und ohne Rücksicht auf das Publikum rief er mir, die Banknoten in die Höhe haltend, laut zu: „Hab's schon, hab's schon wieder!“ — Meine vierzig Gulden waren gerettet!

Einen ereignisvollen Gastspielabend erlebte ich als junger Schauspieler in der kleinen oberösterreichischen Stadt Steyr. Am 29. Jänner 1875 kam ich abends in dem gemütlichen Städtchen an und fand im Hotel zu meiner großen Freude einen Brief meines ehemaligen Grazer Kouleurbruders Michael Schoßthaler, damals Notariatskonzipient in Reifling, vor. Er teilte mir mit, daß er meinem morgigen Auftreten bestimmt beiwohnen werde und sich sehr freue, nach dem Theater mit mir wieder einmal beisammen sein zu können. Tagsüber war ich im Theater, früher merkwürdigerweise ebenfalls „Heilige Hallen“, beschäftigt, nachmittags mußte ich einige Stunden der Ruhe pflegen, so fand ich leider nicht die Zeit, meinen alten Kommilitonen vom Bahnhof abzuholen. Die Vorstellung beginnt. In dem Moment, als ich die Bühne betrete, erhebt sich zu meinem gelinden Schrecken vom Ecksitz der ersten Parkettreihe ein robuster Mann, mein biederer Österreicher, streckt die Arme aus und seine mir wohlbekannte Stentorstimme ruft mir ungeniert ein donnerndes „Servus Tyrolt!“ entgegen. Aus Freude über das Wiedersehen hatte mein übermütiger, stets zu heiteren Stückchen veranlagter „Leibbursch“ tiefer ins Glas geguckt und war wie in unserer

verzeihlicher Neugierde nach der nächsten Straßenecke schielte, wo bereits mein Name auf einem brennroten Theaterzettel prangte. Im Hotel ersuchte ich um ein Zimmer im zweiten Stock, wurde aber durch den Wirt aufmerksam gemacht, daß sein Gasthof überhaupt nur über einen Stock verfüge. Ein ausgiebiges Frühstück brachte mich wieder in behaglichere Stimmung und bald darauf erschien der die Probe ansagende Theaterdiener und überreichte mir den üblichen Gastzettel, auf dem mit großen Lettern zu lesen war: „Da es meinen vielen Bemühungen endlich gelungen ist, den ausgezeichneten ersten Komiker des Stadttheaters in Brünn zu einem einmaligen Gastspiele zu gewinnen . . .“ Wie schwelgte ich in Stolz und eitel Wonne! Ich glaube, ich habe die schmeichelhafte Anpreisung meines Gastspieles mindestens zehnmal nacheinander gelesen. Das Honarar von vierzig Gulden, das ich für den Abend bekommen sollte, wuchs jetzt zu einer Riesensumme. Im Theater, einer ehemaligen Kirche, begrüßte mich Direktor Sonnleitner, dem ich in späteren Jahren im alten Wiener Freihaus als Bierwirt wieder begegnete. Der martialische Mann mit struppigem Vollbart, in hohen Juchtenstiefeln, der seinem Äußern nach mehr einem Pferdehändler gleichsah, hatte, wie so mancher seiner Kollegen, die hübsche Gewohnheit, sich um alles andere zu kümmern, nur nicht ums Theater. Wie mir der vorsichtige Regisseur vertraute, verbrachte der Prinzipal des Znaimer Musentempels beinahe den ganzen Tag in einem sogenannten „Tschecherl“, einer kleinen, dem Theater gegenüberliegenden Kaffeewirtschaft, mit Kartenspiel. Die Probe ging statt um neun erst um dreiviertelzehn Uhr an, da die Znaimer Theaterherrschaften erst aus den Federn geholt werden mußten. So dauerte die Probe bis nach zwei Uhr — für die Provinz eine entsetzliche Zeit! Da ich im Hotel kaum mehr etwas Warmes bekommen hätte, ging ich mit dem Regisseur in eine kleine Kneipe, wo sich alsbald alle Mitglieder des Theaters, Souffleur und Theaterdiener inbegriffen, zum gemeinsamen Mittagmahl, Würsteln mit Erdäpfelpüree, einfanden. Nach einer kurzen Ruhepause in meinem Zimmer suchte ich den Kunstkritiker des Znaimer Wochenblattes, Herrn Seethaler, auf, den ich nach 25 Jahren als Chefredakteur in Olmütz wiedersehen sollte. Der liebenswürdige Mann beeilte sich, mir die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen, besorgte mir ein Fäßchen eingelegter Gurken, das ich als Erinnerungszeichen meines ersten Gastspieles an meine Eltern nach Graz sandte, und begleitete mich schließlich in die Garderobe des Theaters. Auch er mahnte mich eindringlich, noch vor Schluß der Vorstellung mein Gasthonorar zu verlangen, da es sonst leicht auf dem Kartentische verschwinden könnte. Die nur allzu gerechtfertigte Warnung nahm ich mir zu Herzen. Das Theater war ausverkauft — welche Seligkeit, als ich durch das Vorhangloch das

Darsteller des Wilhelm Tell dem Schillerschen Text angedeihen ließ, indem der bekannte Vers hier so lautet:

„Durch diese hohle Gassen muß er o b i kummen,
Es führt kein anderer Weg nach Küßnacht g a r n i t eini!“

Drollig sind die Verse in manchen ihrer Komödien, drollig auch die skandierende Wiedergabe derselben. Ein bäuerlicher Liebhaber liegt unter einem Baum im Grase, seine Braut, die ihn sucht, tritt vor ihn hin und spricht:

„Ach Hannes — das is doch — zum La-chen,
Willscht du a su die Hoch-zit machen?
Was liegst du da in — Scha-tten?“

Der Bursch wendet sich um und antwortet lakonisch:

„Leg du di in die Sunn'
Und laß dei' Larven braten!“

Einer Einladung meines ehemaligen Wiener Stadttheaterkollegen, Dr. August Bassermann, der unterdessen Intendant des großherzoglichen Hof und Nationaltheaters in Mannheim geworden war, folgeleistend, gab ich mehrere Gastrollen auf der von ihm geleiteten Hofbühne. Wie vor einigen Wochen am Hoftheater in Stuttgart, errang auch in Mannheim „Das vierte Gebot“ von Anzengruber den mächtigsten, stärksten Erfolg. Trotzdem kann ich nicht umhin, bei dieser Gelegenheit zu bemerken, daß mir nicht bald über ein Theaterstück so widersprechende, merkwürdige und alberne Äußerungen zu Gehör gekommen sind als gerade dieses elementare, gigantische Werk Anzengrubers. In Wien nannte ein ehrsamer kaiserlicher Rat „Das vierte Gebot“ kurzweg ein „saudummes“ Stück; in Salzburg erklärte mir ein höherer Militär nach einer Vorstellung: „Zu diesem Stück muß man ja Schnaps in die Loge mitnehmen!“ In Stuttgart hörte ich im Theater eine biedere Bürgersfrau „Das vierte Gebot“ als „a versoffene Lumpenkomödie“ bezeichnen und in Mannheim belauschte meine Frau im Korridor des Theaters ein Gespräch zweier Damen aus der Gesellschaft, zwischen denen sich folgender Dialog entspann:

Dame A: „Also Sie sind heut' auch kumme. Wollen Se den Wiener Künschtler auch amal angucke?“

Dame B: „Jana! Geschtern han ich koi Zeit gehabt! Im Hemd (,Das grobe Hemd') da soll er ja ganz putzig gwese sein? Heut gebbe se von dem berühmten Anzengruber ,'s vierte Gebot'! — das soll ja a wüschtes, fürchterliches Stück sein?“

Dame A: „Hab ich mir auch sage lasse! Na! (Mit resolutem Ansatz, den Zuschauerraum betretend.) I bin heut auf a l l e s gefaßt!“

Im Mai 1902 kam ich nach Berlin zu den von der Berliner Generalintendanz und dem Prager Theaterdirektor Angelo Neumann

fidelen Studiozeit — bummelwitzig geworden. Sprachlos starrte ich hinab und sah nur noch, wie ein Theaterbediensteter den Ruhestörer einlud, in seiner Begleitung den Zuschauerraum zu verlassen. Nach dem Theater traf ich meinen guten Schoßthaler im Hotel meiner wartend. Geduldig nahm er meine Vorwürfe hin und als ich ihn lange nach Mitternacht zum ersten Frühzug auf die Bahn brachte, war sein toller Einfall vergessen. Während dieser Gastvorstellung ereignete sich übrigens noch eine für mich höchst unbequeme Überraschung. Ein „Kellner" hatte mir auf der Bühne eine Tasse Kaffee zu servieren. Der Schauspieler, der den Kellner spielte und sofort wieder auftreten soll, kommt nicht und ich höre hinter den Kulissen folgendes Zwiegespräch:

Schauspieler: „Wo is denn der Kaffee — wo is denn der Kaffee für'n Herrn Tyrolt?"

Requisitenfrau: „Jessas Maria! Den hab i vergessen!"

Schauspieler: „Um Gotteswillen, den müssen wir haben, wir brauchen 'n ja — laufen S gschwind nunter ins Kaffeehaus und holen S ein'. Der Kaffee muß kommen, weil er auf der Bühne ausgschütt' wird!"

Eiliges Getrampel über die Bühnenstiege belehrte mich, daß die Frau diesem Befehle Folge leistete. Und so saß ich jetzt volle sechs Minuten in peinlichster Verlegenheit auf der Bühne und da ich nichts wußte, um extemporieren zu können, nahm ich in meiner Aufregung eine auf dem Tische liegende Zeitung in die Hand und las dem die Sache scherzhaft aufnehmenden Publikum Neuigkeiten aus dem — „Steyrer Wochenblatt" vor. Endlich kam der Schauspieler mit dem unglückseligen Kaffee auf die Bühne gestolpert und rettete mich aus meinen schauspielerischen Nöten.

Anläßlich eines Sommergastspieles in Innsbruck im Jahre 1877 lernte ich ein originelles Tiroler Bauerntheater, das sogenannte „Pradltheater" kennen. Schon die Theaterzettel in ihrer urwüchsigen Abfassung bildeten eine interessante Lektüre. Ursprünglich nur von Bauern gespielt und besucht, wird es jetzt von den kleineren Bürger- und Handwerkerständen gehalten, aus denen sich auch Direktion und Mitglieder rekrutieren. Unter den mitunter talentvollen Darstellern findet man Gesellen, Dienstmägde, Arbeiter, Dienstmänner u. dgl. Gespielt wird nur an Sonn- und Feiertagen. Das durchaus nicht zimperliche Publikum, das nebstbei auch einen lebhaften Verkehr mit den Schauspielern auf der Bühne unterhielt, bekam da Tiroler Ritterstücke, in denen merkwürdigerweise der „Türk" eine große Rolle spielt, Volksstücke mit Nationalgesängen, Tänzen und sehr kräftigen Extempores zu hören. In die nicht uninteressante Bibliothek dieses alten Bauerntheaters nahm ich Einblick und fand unter anderem eine drastische Verschärfung, die ein

zwei kurzen, völlig ausreichenden Worten: „Pfui Teufel!“ — Immer hab’ ich die italienischen Pomeranzen sehr gerne gegessen! Seit vier Tagen hab’ ich sie abgeschworen und bleibe bei unserem deutschen Brot, bei meinen bayerischen Haselnüssen und bei den guten österreichischen Äpfeln.

Aber laß mich erzählen! Ich weiß von schönen Dingen, die für die Millionen daheim in diesen harten Tagen viel wichtiger sind als mein patriotisch gereinigter Speisezettel.

Denke Dir am östlichen Hange der Südkarpathen einen Frühlingsmorgen, der mit zauberhafter Schönheit so verschwenderisch übergossen ist, daß ihn meine Feder nicht zu schildern vermag! Ahnend wird Deine Dichterseele ihn schauen!

Wir reiten durch einen aus hundertjährigen Tannen und Buchen gemischten Wald hinauf. Alles funkelt von Tau und Sonne, von frischem Blättergrün und zitterndem Lichterblau. Viele Wildtauben gurren, überall ist zärtlicher Amselschlag zu hören, der lustige Finkenpfiff und das heimlichtuende Pisperlied der kleinen Meisen. Und wie eine muntere Narretei des Frühlings sind die unzählbaren Kuckucksstimmen, von denen zwanzig und dreißig auf jedem Waldgehäng die unisonogestimmte Okarina blasen. Ach, lieber Freund, wie fröhlich könnte da die Menschenseele werden, wie dankbar dem lieben Herrgott, der den Mai und die Erde so schön gemacht! Es ist nur leider ein Teufelslachen in aller Schönheit! Der Zorndämon von heute kichert nicht wie ein nettes Mädel; sein wildes Lachen ist wie die brüllende Donnerstimme eines schweren Ungewitters. Doch der Morgenhimmel ist blau und rein, nicht das kleinste natürliche Wölkchen hängt da droben, nur manchmal ein künstliches — und wenn es grau zerfließt, dann prasselt etwas Hartes durch das junge Blättergrün herunter. Tauperlen, wenn sie fallen, machen es leiser. Auch der Hagel des Himmels ist nicht so grob. Ich besorge, der schöne Frühlingswald wird bösen Schaden erfahren. Und nicht nur der Wald allein. Aber alles heilt wieder, alles vernarbt, und jedem mutigen Leiden ist der Lohn gewiß.

Wie es enden wird, das wissen wir alle. Mit unserem Sieg! Freilich, bei jedem Glauben ist auch immer ein bißchen Aberglauben. Und wenn man unter dem Teufelslachen der Gegenwart an Glück und Leben und Zukunft seines Volkes und seiner Heimat denkt, und es schreien dabei so viele Kuckucke im maienden Buchenwald, da muß man doch einmal zählen! Nicht? Ich suche mir natürlich keinen von den fleißigen jungen Schreiern aus. Das wäre für unsere harte Arbeit, bei der wir die Zähne fest übereinanderbeißen müssen, kein verläßliches Orakel. Einen gereiften, weisen Hahn muß ich wählen, der vorsichtig und mit den Worten sparsam ist. — Während ich lausche und wähle,

arrangierten „Meisterspielen“, um abermals bei der Darstellung des „vierten Gebots“ meinen alten „Schalanter“ zu spielen. Das ganze Unternehmen war teilweise oberflächlich vorbereitet und daher in mancher Beziehung verunglückt. Wir Wiener kamen bei diesem, durch das ungünstige Haus des neuen königlichen Operntheaters (ehemals Kroll), durch die Mißbeliebtheit maßgebender Personen und so manches andere erschwerten Künstlerwettkampfe noch mit heiler Haut aus der Schlacht, in der nicht nur einzelne Künstler, sondern gleich ganze Hoftheater-Ensembles kritisch totgeschlagen wurden.

Eine heitere Episode spielte sich im Hotel „Monopol“ ab, wo ich und meine Frau abgestiegen waren. Abends nach dem Auspacken hatte meine Frau einen schmalen Schrank in der Wand entdeckt, in welchen sie nun den zerschlissenen und verlumpten Anzug „Schalanters“ barg. Dieser vermeintliche Wandschrank war aber ein Drehkasten, aus dem vom Hausdiener ohne weitere Belästigung der Hotelpassagiere die morgens reinzumachenden Kleider entnommen werden. In früher Morgenstunde des nächsten Tages hörte ich nun folgendes Gespräch zwischen dem Stubenmädchen und dem entsetzten Hausdiener, der die Schalanter-Kleider und das zerrissene Schuhzeug in der Hand hielt, mit dem Stubenmädchen: „Fräulein Riecke! Ach bitte, fragen Sie doch 'mal beim Portier an, wer hier auf Nummer 26 logiert! Sehen Sie sich doch nur 'mal so *was* an! *Det* Beinkleid und *der* Rock und nu gar *die* Stiebel! — Greulich! — Det müssen doch Strolche und Vagabunden sein! Is Ihnen so was in unserem Hotel vorgekommen?!“ — Die Antwort des Portiers brachte schließlich dem entsetzten Hotelpersonal die Aufklärung und Lösung des komischen Mißverständnisses.

Unsere Älpler im Felde.

Offener Brief an Peter Rosegger.

Von **Dr. Ludwig Ganghofer.**

— 24. Mai.

Lieber, verehrter Freund! — Weißt Du, wo ich bin? Am Ufer des Pruth, bei den Kärntnern und bei Deinen Steiermärkern! Und weil Du sie kennst wie keiner, drum weißt Du auch gleich, daß ich Gutes und Erfreuliches von ihnen zu erzählen habe. Freude kann man augenblicklich brauchen. Die Zeit ist alles, nur nicht lieblich. Aber laß mich schweigen von ihren Eigenschaften, laß sie mich erledigen mit den

...gen, nirgends ein Mensch. Und in den Dörfern und Städten keine ...ürende Morgenglocke! Ist heute ein hoher Festtag, sind alle Menschen in den Kirchen, und wird zur Ehre Gottes mit vielen Pöllern geschossen? Denn immer dröhnt es in den Waldverstecken, immer siehst Du die Rauchringe wirbeln, immer saust und singt es in den Lüften. Und viele Qualmsäulen steigen, ferne Häuser brennen — in dem festlichen Schönheitstraum dieses Morgens sieht das aus wie wehende Rauchfahnen von Freudenfeuern.

Was Du erblickst da drunten, ist das Schlachtfeld von Nadworna und Kolomea, ein roter Acker der Vaterlandstreue, der ruhmreiche Kampfboden Deiner Steiermärker und Kärntner, der Graublauen von Laibach und Klagenfurt, von Graz und Marburg: Siehst Du in der Talsohle den langen, dunkelgelben Erdstrich, der sich endlos hinzieht durch die grünen Saaten? Das ist der Wall des russischen Schützengrabens. Und dort, wo der Wall eine kleine Lücke hat, da siehst Du ein schwarzbraunes Figürchen erscheinen; es schleicht geduckt in eine Wiesenmulde hinunter, richtet sich hinter einem schützenden Erdbuckel auf und verschwindet. Das ist ein Feind, ein Russe. Diesen einen siehst du, viele Zehntausende liegen verborgen in den Gräben. Und nun zähle fünfhundert Schritt gegen uns! Da siehst Du etwas Schimmerndes, ähnlich einer langen Perlenschnur. Das ist die Grabenzeile der Österreicher, mit den Unterständen, Erdhöhlchen und Reisighütten, in die wir von rückwärts hineinschauen. Überall ist da ein Gefunkel in der Sonne, überall ein feines Aufblitzen, ein bläuliches Farbenleuchten, ein flinkes Hin und Her, ein rastloses Kleinleben. Das sind die Tausende der Unsern, welche schanzen oder bei den Schießscharten stehen, sind Deine braven, tapferen Steirerbuben! Heute können sie ein bißchen aufatmen, denn die Russen mit ihren verprügelten Köpfen sind bescheidener geworden, haben sich verkrochen und halten sich ruhig. Aber vier harte Tage und Nächte liegen hinter den Deinen. Wie eine schwere, riesige Menschenwoge kam der Feind, in einer Dichte von zwölf und vierzehn Gliedern. Fielen die ersten Reihen, so drängten die anderen nach, jeder abgeschlagene Angriff wurde zu neuem Sturm, vier Tage und vier Nächte so, ohne Aufatmen — minder starke Herzen, als sie unter den Rippen Deiner Steirer und Kärntner pochen, hätten verzagen müssen vor dieser antosenden Übermacht — die Deinen wichen nicht, für Volk und Heimat standen sie wie stählerne Mauern, und am fünften Mittag waren sie die Sieger! Und jetzt nennt man sie „das eiserne Korps".

Ich weiß: nun ist neben allem Stolz auch ein bedrückender Gedanke in Dir. Wir wollen ihn verschweigen. Die Zeit ist so, daß unsere Schmerzen nimmer zählen dürfen, nur unser Glaube und unsere Hoffnung. Nimm mein Glas! Siehst Du vor dem Graben der Unseren das

klingen die Hufeisen unserer Pferde mit feinem Ton über die Kieselsteine des Waldweges hin. — Jetzt hab' ich meinen Propheten! Ein ganz alter und kluger scheint es zu sein; er läßt sich nur selten hören, ruft nur immer fünf- oder sechsmal, und dann schweigt er wieder. Eine fast schmerzende Erregung ist in mir, während meine Seele lautlos spricht: „Lieber Kuckuck! Rufe! Rede zu meinem Glauben und zu meiner Hoffnung! Und wenn du mehr als zehnmal rufst, so weiß ich, daß Neid und Haß und Treubruch nicht aufkommen sollen gegen unser redliches Zusammenhalten, gegen unsere gesunde Kraft und unser reines Gewissen!"

Nun lauschte ich. Es dauerte lange. Viele Kuckucke riefen, nur der unsere nicht. In Erwartung spannen sich alle Nerven. Endlich beginnt der Weise des Frühlingswaldes zu prophezeien. Und nun rate, lieber Freund, bis zu welcher Ziffer ich zählen mußte?. — Bis Hundertundsieben! — Nenne mich bald Sechzigjährigen ein Kind, nenne mich einen Toren! Aber ich muß Dir bekennen, daß mich eine Freude ohnegleichen erfüllte, und daß es mir heiß herunterkugelte über die Wangen. Und denke Dir, Peter: in diesem Augenblicke sagt der junge, schmucke Leutnant aus Kärnten, der an meiner Seite geht: „Sonst, wenn der Kuckuck schrie, hat man immer an Liebe oder Geld gedacht. Jetzt denkt man nur an den Sieg!"

So war es. Und dennoch war es anders. Man kann es erleben und fühlen, nicht erzählen. Weißt Du, unter dem Dröhnen der Geschütze und auf dem Boden, der das treue Blut der Unsern verschluckt, hat jedes kleinste Ding ein Gesicht, größer und heiliger, als es der Gläubigste in der Heimat zu ahnen vermag. Und wenn Du jetzt erschrocken zu mir sagen würdest: „Du Unvorsichtiger! Was hättest Du getan, wenn der dumme Kuckuck nur einmal gerufen hätte?" — dann würde ich Dir antworten: „Erstens hat er hundertsiebenmal gesungen! Und zweitens, hätte er's nur acht- oder neunmal getan, so hätte ich ruhig zu ihm gesagt: „Du lügst, ich glaube nicht dir, ich glaube an unsere Kraft, an unsere Treue, an unseren Willen, an unsere Zukunft! Amen."

Und komm, lieber Freund, jetzt führe ich Dich auf den Gipfel eines Karpathenberges, auf die von Sonne umflutete Kuppe der Lysagora, und zeige Dir ein meilenweites, wundersames Tal, von aller Herrlichkeit des Frühlings überschimmert, durchwunden vom Silberband eines großen Stromes, fein gesprenkelt mit Dörfern und Städten, grün überträufelt von zahllosen Wäldchen und in der Ferne abgeschlossen durch Höhen und lange Forste, die schleierig umsponnen sind vom Dufte des Morgens. Ein Bild, so schön, daß man in Andacht den Hut abnehmen und dem Schöpfer danken möchte! Aber in dem schönen Bilde ist ein Rätsel, eine seltsame Lebensleere. Viele Straßen. Doch nirgends ein

Kemm, lieber Freund, wir wollen zu den Braven heruntersteigen, . . so verläßlich zielen, und wollen ihnen die Hand drücken und ein Vergeltsgott sagen! Hörst Du, wie ruhelos die Kuckucke rufen? Und während wir niederwandern durch den träumenden Maiwald, klingt hinter uns das dürstende Lied:

„Sei gegrüßt in weiter Ferne,
Teure Heimat sei gegrüßt!"

Wir kommen durch ein kleines Dorf, das von Graublauen wimmelt, von Rossen und Wagen, von ruhigen Landleuten und scheublickenden Städtern. Menschen liegen im Heckenschatten der Straßengräben und aus den Fenstern der ausgeräumten Häuser gucken Pferdeköpfe mit kauenden Mäulern heraus. Das Dörflein hat heute der Einwohner zehnmal mehr, als es unter seinen Strohdächern beherbergen kann. Und noch immer kommen lange Züge von Evakuierten, zu Fuß und zu Wagen, überwirbelt von Staub. Oft hängen an einem solchen Wägelchen Fünfzehn und Zwanzig droben, dicht aneinandergeschmiegt, mit den Armen sich umklammernd. Viele, viele Mädchen sind dabei; die häßlichen machen sorgenvolle Gesichter, die hübschen sind fröhlich und können lachen; sie wissen, junge Schönheit ist auch in der übelsten Not ein Wegweiser und eine Hilfe! — Neben dem Schwarz der städtischen Mannskleider und neben den modischen Damentoiletten, die im Gewirre dieses Kriegsbildes mit grotesker Komik wirken, siehst Du die buntfarbigen Trachten und die weißen Leinwandröcke der Bäuerinnen leuchten. Und immer wieder kommt das gleiche Bild: im Baumschatten neben der Straße sitzt eine Mutter und stillt an der welken Brust den Hunger ihres Säuglings.

Was mag Gott sich gedacht haben, als er bei der Schöpfung das Menschenkind so hilflos machte und den Sprößling des Tieres so lebensfertig? Sieh' diese Fohlen an! Ein paar Wochen, oft nur ein paar Tage sind sie alt und finden sich zurecht im Staube des quirlenden Straßengewühles, sind im Guten und Bösen die gelehrigen Schüler der im Geschirr ziehenden Mütter. Scheut die Stute vor gefährlichen oder ungefährlichen Dingen, so macht das zappelige, erschrockene Füllen jedes Aufbäumen und alle verrückten Sprünge der Stute mit. Ist die Mutter verständig und furchtlos, so ist es das Kindchen auch. Mir scheint, aus diesem Bilde redet eine tiefe Lehre der Natur. Auch eine Lehre für uns, die wir nicht Tiere sind. Ihr Menschenmütter von heute, ihr Millionen in der Heimat, bleibt um eurer Kinder willen ruhig, furchtlos und besonnen! Durch Verzagtheit würdet ihr bedrohen, was eures Blutes ist. Euer Mut und eure mütterliche Tapferkeit werden eure Kinder führen und aufrichten, werden heiligen Anteil haben an dem Siege, den wir gewinnen! —

feine, endlose Gespinst da drunten? Vor diesem Gewirre von eingeschlagenen Pfählen und glitzerndem Stacheldraht, vor diesem Webewerk des Krieges, siehst Du etwas liegen, weit zur Rechten und weit zur Linken hin. Etwas Furchtbares! Und dennoch atmet man auf wie bei einem Gedanken der Erlösung. Ein Gemenge von Braun und Schwarz und Aschenfarbe ist es. Und völlig unbeweglich. Das sind die Reihen und Haufen der gefallenen Feinde. Denke nicht, daß es Menschen waren — denke nur an Deine braven Bergbuben, die sich standhaft des anflutenden Todes erwehrten!

Und jetzt, lieber Freund, erlebst Du ein paar Minuten, die Dir in aller Erschütterung dieser Stunde eine Freude geben. Aus dem Schatten des frühlingsgrünen Buchenwaldes, der sich herumzieht um die Sonnenkuppe der Lysagora, klingt ein Lied heraus, gut und hübsch gesungen von sechs oder sieben Jünglingsstimmen. Ich meine, Du kennst dieses Lied vom sehnsüchtigen Buben, der den Pfarrer, die Mutter, den Vater und den Herrgott fragte, ob er lieben darf! Und nur der Herrgott findet, wie halt immer, die richtige Antwort:

„Ei ja freili, sagt r, und hat gladt,
Zwegen die Buaben hab i s Dirndl gmacht!“

Siehst Du sie liegen und rasten im Schatten? An die vierzig sind es, gesunde und feste graublaue Jungen. Manche haben die Stiefel heruntergezogen und strecken die nackten Füße in einen warmen Sonnenfleck. Und so singen sie. Nach Kampf und Gefahr, nach Marsch und Mühsal und vor neuem, noch härterem Ringen ruhen sie und erquicken sich an einem Heimatsliede — an Deinem Lied! Gelt, Peter, das freut Dich! Auch Du kein Greis und kein Waffenloser! Auch Du ein jugendlicher Kämpfer inmitten Deines Volkes, ein hilfreicher Sanitätsmann der tapferen Seelen!

Und nun singen sie ein anderes Lied. Der zärtliche Klang wird ein bißchen gestört. Immer redet eine laute Stimme dazwischen. Jetzt hör' ich sie sagen: „Von Stelle 12 ist gemeldet, daß ein hoher Steilschuß abging.“ Im Waldschatten singen die Bergbuben:

„Und i liab di so fest,
Wia der Baam seine Äst' —“

Am Telephon die strenge Stimme: „Der Beobachter soll nicht das Liedl horchen, sondern auf den Schuß obacht geben!“ Dumpfes Dröhnen quillt aus der Ferne her, und die Graublauen singen im Frühlingswald:

„Wia der Himmel seine Stern',
Grad so hab' i di gern!“

Die Stimme dazwischen: „Ist der Schuß beobachtet?“ Und die Antwort lautet: „Jawohl! Der Schuß sitzt.“

So, Peter Rosegger, schießen Deine Steirer und Kärntner, wenn es um Leben und Glück der Heimat geht! Und laß uns aufblicken zum Himmel, der die Verläßlichen segnet und die Ungetreuen verachtet! Sieh, der Himmel will unser Bundesgenosse werden an Stelle des namenlos gewordenen Dritten, der uns verließ! Sieh, wie die Flammenblitze Gottes baumdick niederfahren auf die dunklen Wälder, in denen die Feinde sich verbergen!

— Der Regen rauscht. Eine jagende Fahrt durch die Wetternacht. Nun werfen wir die triefenden Mäntel ab und sind bei den Stabsoffizieren des steirischen Korps. Eine Tafel, die freundlicher ist als reich. Der Ernst der Stunde beherrscht uns alle. Einer steht auf und liest mit ruhiger Stimme das Manifest Deines Kaisers vor. Dann drücken wir uns die Hände, jeder nickt befriedigt, jeder sieht dem anderen gläubig in die Augen.

Starke, feste, treue und aufrichtende Worte sind es, die Dein Kaiser zu seinen Völkern sprach. Und wahr ist, was er sagen mußte; „Ein Treubruch, dessengleichen die Welt nicht kannte!" Durch dreißig Jahre haben diese Namenlosen sich fett gemacht in unserem Wohlwollen, haben gierig genossen aus unseren offenen Silberschüsseln, und nun schütten sie die eklen Exkremente ihrer schamlosen Seelen auf unseren reinlichen Siegertisch!

Wärs nicht so widerlich, so könnte man lachen darüber, wie über einen zynischen Bajazzospaß. Zu unserem Troste hören wir dieses Eine: In allem, was Leben und Ehre heißt, walten Gesetze der ewigen Gerechtigkeit. Der Redliche, wenn die Schlechten ihn verlassen, wird stärker, als er war — der Schlechte, wenn seinesgleichen sich zu ihm gesellt, wird schwächer, als er noch je gewesen. Zahlen und Ziffern stehen außerhalb dieser Gottesrechnung.

Nun komm, lieber Freund, wir haben in dieser rauschenden Gewitternacht nur eine kurze Ruhe vor uns. Wollen wir morgen Deine tapferen Grazer in ihrem Schützengraben besuchen, dann müssen wir schon um Mitternacht aus dem Schlafsack heraus. Zu den Deinen, in deren treuen Seelen so viel Tag und Sonne schimmert, kann man jetzt nur hineinschlüpfen, wenn es dunkel ist. Sobald der Morgen zu grauen anfängt, fliegen die russischen Vögelchen mit den harten Federn. Sie fliegen wohl auch in der Dunkelheit. Viel fleißiger noch. Aber da wissen Sie nicht recht, wohin.

Also, morgen auf Wiedersehen! Und gute Nacht, lieber Freund! Wir beide werden keine bösen Träume haben. Denn wir gehören zu den hundert Millionen, die inmitten eines Brigantenspuks der Weltgeschichte auf dem besten Kissen ruhen.

Sieh' lieber Freund, wir haben unser Ziel erreicht! Der We war weit. Es will schon Abend werden, und der Himmel ist nimmer klar. Graue Dünste ballen sich in der Höhe, und da drüben, wo die Feinde sind, hebt sich über den Horizont, und da drüben, wo die Feinde sind, hebt sich über den Horizont eine stahlblaue Wolkenwand herauf. Wo wir uns befinden und was wir gewahren an mächtigem Kriegsgerät, das müssen wir verschweigen. Aber den Hunderttausenden, die auf Deine Stimme hören, sollst Du erzählen von dem Unterschied, den Du hier erkennst. Hier, wo jede nächste Stunde den Tod bringen und Wunden schlagen kann, ist keine Unruh, keine nervöse Hast, hier ist heitere Festigkeit, gläubige Zuversicht und selbstverständliche Ruhe, trotz dem Donnergebrüll, von dem wir mit Sicherheit nimmer zu sagen vermögen, ob die Haubitzen es machen oder die Wetterwolken. Und alle die jungen Offiziere und Geschützmannschaften, bei denen wir da stehen, wissen bereits, daß das reichliche Rudel unserer Feinde sich noch vermehrt hat um die zitronengelbe Gestalt der Untreue und der schamlosesten Habsucht. Nur einen Blick, Peter Rosegger, nur einen einzigen Blick in die braunen, gesunden Gesichter und in die klaren Augen der Deinen! Und Du wirst aufatmen, wirst noch ruhiger und gläubiger werden, als Du schon immer warst! Wie fest und herzlich ist der Druck ihrer sonnverbrannten, stählernen Hände! Wie warm ist der Klang ihres deutschen Grußes: „Heil!" — Jetzt am Abend rufen die Kuckucke nimmer; doch dieses eine, kleine deutsche Wort ist das bessere Orakel als hundertundsieben Kuckucksrufe.

Aber komm, wir dürfen nicht stören! Die ernste Arbeit, die hier geschieht, hat Eile, jetzt mehr als je. Stelle Dich daher an den mit grünen Zweigen verblendeten Erdwall und nimm mein Glas! Von dem großen Bilde, das Du am Morgen in der Sonne gesehen, siehst Du jetzt im Gewitterschatten des Abends nur einen kleinen Ausschnitt. Erkennst Du da drüben, acht Kilometer weit, den rauchigen Waldsaum und das schloßartige Haus mit dem roten Dach? In dem Walde steckt eine russische Reserve, in dem Haus ihr Stab. Ein Donner hinter uns. Und durch die dunkelnden Lüfte geht ein helles Sausen davon. Fast hört es sich an wie das langgezogene, jauchzende Grußwort: „Heiiiiil!" Nun blick' hinüber zu dem roten Haus! Siehst Du die grauenvolle Feuergarbe? Und den Höllenwirbel des braungelben Rauches? Wieder dröhnt es neben uns, wieder singt der deutsche Gruß in den Lüften, und wieder schlägt die Ekrasitgranate genau auf die gleiche Stelle hin, genau auf den gleichen Fleck. Nun verweht der Sturmwind des ausbrechenden Gewitters das braungelbe Rauchgewoge. Wo ist das Haus mit dem roten Dach? Wo sind die Feinde, die unter diesem Dache waren?

Und das muß ich Dir noch schreiben, lieber Freund. Seit die Römer frech geworden, hat die Kriegslust sich auch im Hinterland mächtig gehoben. Selbst bei uns alten Krachern, die sonst immer nur Ruh haben wollen. Warum wir mit den Russen Krieg führen müssen, hat mancher im Lande nicht immer begriffen. Um was es sich bei den Welschen handelt, das weiß jeder. Für die Italiener hätte auch ich noch etwas übrig; diesen Gästen ginge ich gerne entgegen, noch als Zweiundsiebziger. Etwa als Feldwebel oder noch besser als Feldpater. Wie wollte ich bei Messe und Predigt den Andreas Hofer, den Josef Speckbacher, den Peter Mayr anrufen und alle heiligen Märtyrer der Befreiungskriege! Mein Lebtag habe ich als Friedensfreund gepredigt: Nicht angreifen, nur verteidigen! Aber seit die Welschen so nachbarlich um unseren Brenner werben, gelustet's mich fast nach einem Gegenbesuch in der schönen Stadt Mailand. — So verderben böse Beispiele die guten Sitten.

Nun, mein teurer Freund, sei bedankt für Dein Glas, durch welches ich und viele tausend andere den Kriegsschauplatz von Nadworna und Kolomea mit seinem idyllischen Rahmen so gut sehen konnten. Wir sind alle voller Zuversicht. Und eine erfreuliche Antwort wird sogar dem Raunzer, der gestern noch brummte: Ob wir siegen werden, das weiß der Kuckuck!

Der Kuckuck hat hundertsiebenmal geschrien!

Schollenweisheit.

Es geht freilich nicht an, das gesamte Wirtschaftsleben für die Bedürfnisse einzurichten, die der Staat im Kriege hat, denn der Krieg ist immer nur die Ausnahme, eine Unterbrechung, nicht die Regel und nicht das Ziel. Aber man hat mit den Notwendigkeiten aller Art zu rechnen und man hat die Pflicht, auch auf Ausnahmszustände Rücksicht zu nehmen, um unübersehbarem Unheil rechtzeitig vorzubeugen.

Der große, uns aufgezwungene Krieg beweist, daß Deutschland und Österreich-Ungarn bei jedem ausgedehnten Völkerstreit für kürzere oder sogar längere Zeit imstande sein müssen, ihre Bevölkerung mit den Nahrungsmitteln zu versehen, die im Lande selbst reifen. Das ist durch die geographische Lage der beiden Staaten bedingt, die es einer feindlichen Großmacht zur See voraussichtlich stets ermöglicht, die Zufuhrslinien auf dem Meere abzuschneiden, mindestens bedenklich zu gefährden, zumal an die Beförderung bedeutender Lasten durch die Luft in abseh-

Offener Brief an Ludwig Ganghofer.

Von **Peter Rosegger.**

— 8. Juni.

Lieber und verehrter Freund! Dein offener Brief an mich aus den galizischen Schlachtfeldern ist so, daß man eigentlich nicht darauf antworten kann.

Du, mein Freund, stehst im Land großer Ereignisse. Du erfährst viel, Du weißt was. Unsereiner aber auf dem stillen Dorfe? Das wäre ja gerade, wie wenn der Artillerist einen Zweiundvierziger auf die Alm hinüberkrachte und der Halter antwortet mit einem Peitschenschnalzer.

Ich hätte also auf Deinen inhaltsreichen Brief bescheiden zu schweigen gehabt. Nun hat derselbe aber im Lande Steier und Kärnten so viele Freude angerichtet, daß wir jauchzen müssen. Ich habe von unseren Steirern und Kärntnern als Soldaten ja immer die höchste Meinung gehabt, und daß jetzt Einer, der an seinen Bayern den Maßstab erstaunlichster Tapferkeit hat, so von meinen landsmännischen Kriegern spricht, das macht mich ganz jung und frisch, als ob ich selber einer wäre. Wie sagst Du? Unsere Älpler schießen und treffen und — singen dabei! Mein Vater hat's zwar nie gerne gehabt, wenn die Knechte bei der Arbeit sangen. Aber im Felde ist's was anderes wie auf dem Felde. Wenn die Kugeln singen, warum nicht auch die Schützen? Das zeugt ja von gesunden Nerven, ruhigem Blut und gutem Gewissen.

Mein verehrter Freund Ganghofer! Du hast mit Deinem Berichte viel tausend Herzen beruhigt und aufgerichtet in meinem Heimatlande. Die Feldpostbriefe von der Front lauten zwar fast alle in derselben Tonart: unverzagt und fröhlich. Aber es ist doch noch was anderes, wenn man es von einem Dritten, der die Dinge überschaut und die Seelen erforscht, bestätigen hört. Unsere Söhne, Gatten, Brüder, Freunde im Felde, sie sind frisch und lustig — was wollen wir denn noch? Das zu wissen, und wir tragen mit Ruhe all das Ungemach, das der Krieg auch uns daheim auferlegt. Durch Dein gutes Glas haben wir's gesehen, sie sind voll begeisterten Mutes, stehen dem Feind mit heldenhafter Tapferkeit, treiben noch Scherz dabei und singen heitere Lieder. Und wenn es doch einmal in leiser Wehmut anklingt:

„Sei gegrüßt in weiter Ferne,
Teure Heimat, sei gegrüßt!“

so möchten wir daheim aufschreien vor Sehnsucht nach ihnen. Also daß es beinahe ist, als wären wir mehr bei ihnen dort daheim, als sie hier bei uns.

...gt, kann man ihnen das Abwandern nicht übel nehmen und kann es — worauf es ankommt — nicht hemmen und hindern.

Die zweite erhobene Forderung, die Einbeziehung und Wiedereinbeziehung einheimischer, jetzt anderen Zwecken dienender Ländereien in den landwirtschaftlichen Betrieb, wird allerdings auf härteren Widerstand stoßen; bei den Industriellen, die für ihre Fabriken ein möglichst zahlreiches und daher wohlfeiles Proletariat wünschen; bei den Großgrundbesitzern, denen um ihre Latifundien und ihre Forste bangt; bei der Sozialdemokratie, die aus parteipolitischen Gründen der konservativen bäuerlichen Bevölkerung nicht sonderlich wohlwill, aber es ist zu hoffen, daß unser großer Krieg manches Vorurteil und manche Kleinlichkeit beseitigen wird.

Es sind schwerwiegende wirtschaftliche, soziale und rassenhygienische Gründe, die unbedingt für eine Neubelebung, Wiederaufrichtung und Verbreitung des Bauernstandes sprechen. Die wirtschaftlichen, die eine größtmögliche ökonomische Unabhängigkeit des Staates anstreben, da der Welthandel mit seinem vielgerühmten Austausch der Erzeugnisse jeglicher Art etwas von heute auf morgen ist, brauchen nach dem eingangs Gesagten keine weitere Erläuterung: Die Tatsachen der Gegenwart reden eine laute, eindringliche Sprache für jeden, der hören und lernen will.

Vom sozialen Standpunkt aus ist es besonders wünschenswert, ja, für die wahrhafte Gesundheit eines Gemeinwesens geradezu unerläßlich, daß ein Großteil der Bevölkerung dauernd seßhaft bleibt und ein Gegengewicht gegen die hin- und her-, zu- und abflutenden Elemente bildet, die im Handel und in der Industrie tätig sind. Unsere herrschenden Geistesrichtungen und die übliche Arbeitsteilung drängen über jegliches vernünftige Maß hinaus zu einer Veränderlichkeit, die man irrtümlich mit „Fortschritt“ bezeichnet, obschon sie nur Bewegung bedeutet. Fortschrittlich ist nur jener Wechsel, der kräftigt und den einzelnen wie die Gesamtheit fördert. Unser nervöser Veränderungstrieb benötigt eine natürliche Hemmung, wie sie von der naturgemäß stetigen Landwirtschaft ausgeht, die ihrerseits wieder die Industrie anregt und unterstützt, da die Maschinen beim Ackerbau und anschließend an die Viehzucht eine immer größere Rolle spielen. Und überhaupt würde eine innere Kolonisation dem Handel und der Industrie neue, gewinnbringende Absatzgebiete erschließen, denn der Satz, es gehe allen gut, wenn es dem Bauern gut geht, ist ein bewährter Erfahrungssatz.

Die Landbevölkerung ist die schier unerschöpfliche Menschenvorratskammer des Staates, aus ihr ergänzen sich die übrigen Stände, was schon aus den bäuerlichen Namen, die in allen Schichten zahlreich sind, ersichtlich wird. Auf dem Lande lebt der Mensch, und in der Stadt stirbt er, und die Städte, statt ungeheuerlich anzuwachsen, wären verödet, leer und tot, gäbe es nicht immer noch Bauern, die Kinder haben,

barer Zeit, trotz aller Fortschritte der Luftschiffahrt, nicht gedacht werden kann. Dieser peinlichen Möglichkeit nun, zeitweilig auf die Vorteile des Welthandels verzichten zu müssen, wird auch nicht durch mächtige eigene Flotten begegnet werden können, da die Ostsee, die Nordsee und die Adria Meeresteile sind, die ein entschlossener Feind durch Torpedoboote, Unterseeboote und Minen unschwer blockiert.

Mehl und Fleisch, das sind die Nahrungsmittel, die Kriegführende nicht weniger benötigen als Waffen und Muniton. Wer hungert, ist ein schlechter Soldat und über die schrecklichen Folgen einer allgemeinen Hungersnot hilft weder das tapferste Heer noch der genialste Feldherr hinweg. Die Natur besteht auf ihrem Urrecht und der Mensch muß zu essen haben, soll er kämpfen und arbeiten. Nur jener Staat ist militärisch stark, der eine gesunde, leistungsfähige Landwirtschaft hat. Deshalb, durch die Erfahrung gewitzigt, wird man künftig Ackerbau und Viehzucht mehr Beachtung schenken, als es bisher geschah. Nicht nur dem bislang bebauten Boden durch besseres Wirtschaften reichlicheren Ertrag abzuringen, gilt es, es muß auch derzeit noch unbebauter (oder nicht mehr bebauter) Boden, der der Waldwirtschaft dient, kultiviert werden.

Wir brauchen eine großzügige innere Kolonisation.

Was die Erhöhung des Erträgnisses auf vorhandenem Ackergrund anlangt, kann sie ohne merkbare Umwälzungen erreicht werden, und zwar durch moderne Schulung der Landwirte, durch Verbreitung landwirtschaftlicher Maschinen, durch staatliche Lieferung von Kunstdünger zum Selbstkostenpreis und eine vernünftige Neuregelung des bäuerlichen Kreditwesens, um nur einige Mittel aufzuzählen.* Wenn der Staat helfen will, vermag er es auch. Man hat 1848 den Bauern „befreit“, ohne entsprechend für ihn zu sorgen, was schon Erzherzog Johann erkannte. Seine Befürchtungen erfüllten sich leider, und Regierung wie die Volksvertretungen, von liberalen wirtschaftlichen Irrlehren verführt, versäumten ihre vaterländische Pflicht und ließen den Nährstand verelenden. Das Schlagwort vom alleinseligmachenden „freien Spiel der Kräfte“ ist ein Unsinn, aus dem fast nur Zwischenhandel und Spekulantentum zum Teil unehrlichen Gewinn ziehen.

Eine Hebung der ökonomischen Lage der Landwirtschaft wird auch sofort die gefürchtete Landflucht einschränken, weil eine Hauptursache dafür fortfällt. Solange Knecht und Bauer in Fabriken ein auch nur anscheinend besseres Fortkommen finden als bei Ackerbau und Vieh-

* Ist doch schon heute der an sich nicht höherwertigere Ackerboden im Deutschen Reich bedeutend ertragreicher als in Österreich, und hier steht es in dieser Beziehung besser als in Ungarn. Das kommt vom rationelleren Wirtschaften — das gelernt und gefördert werden muß.

Die Klagen über den Niedergang unserer Landwirtschaft ertönen schon seit Jahrzehnten und sie sind mehr als berechtigt, aber sie wurden nicht erhört. Ja, da und dort besserte man, stopfte ein Loch und glaubte (oder glaubte es auch nicht) damit genug getan zu haben, aber der Verfall machte erschreckende Fortschritte, denn mit Salbadereien kommt da niemand aus, und zu einer großzügigen Tat entschloß sich weder Regierung noch Volksvertretung. Nun war niemals eine Zeit günstiger, um gründlich Wandel zu schaffen, als die Gegenwart, das heißt die Epoche, die diesem Kriege folgen wird. Der Friede muß vieles aufbauen, Übel, die zuage traten, ausmerzen und Einrichtungen, deren man schmerzlich entbehrte, neu schaffen. Unmöglich kann es da an gutem Willen mangeln, unser Bauerntum wieder zu kräftigen. Der Wert der Kolonien, auf deren Ertrag Theoretiker große Hoffnungen setzten, erwies sich als recht fragwürdig und dafür stieg die Achtung für unseren inländischen Grund und Boden, für den teuren, unersetzlichen Heimatboden, den der Liberalismus, der nur für Handel und Industrie Augen und Ohren hatte, brach liegen ließ.

Eine uralte, ehrwürdige Weisheit beginnt, sich abermals Bahn zu brechen, die Schollenweisheit, die durch die allerschönsten nationalökonomischen Systeme nicht ersetzt werden kann; die Schollenweisheit muß zur Lehrmeisterin der Staaten und Völker werden. H. L. R.

Hermann Kienzl.

In unserem Talwinkel erfahren wir knapp vor Schluß des Blattes, daß am 22. Juni dieses Jahres einer unserer angesehensten Publizisten, einer unserer geschätztesten Mitarbeiter, seinen fünfzigsten Geburtstag begeht. Der Gedächtnistag war wohl nur für den engsten Familienkreis geplant, mit Ausschluß der Öffentlichkeit, und uns gegenüber ist das auch gelungen, so daß wir unvorbereitet dastehen. Wir hätten dem Jubilar sonst eine niedliche Festrede gehalten, seinen Lebenslauf sowie seine idealen Bestrebungen und Verdienste aufgezählt, den Kritiker kritisch gewürdigt, den Dichter wohl gar dichterisch begrüßt. Hat Hermann Kienzl, der geborene Grazer, doch viele Jahre lang die heimatlichen Freuden, die politischen Sorgen und die kulturelle Entwickelung mit uns durchgelebt, durchgestritten, besonders als geistvoller Theaterwart, und vor allem als schneidiger, unentwegter, völkischer Kämpfer. Eine Reihe von Jahren Hauptleiter des „Grazer Tagblattes“ hatte der Sohn des unvergeßlichen Altbürgermeisters schon von Haus aus Weitblick und Verständnis, und hatte nun reichlich Gelegenheit, seine vielseitigen Kenntnisse, seine Sprachmächtig-

viele Kinder, die in die Fabriken strömen, da ihre Heimatscholle wieder zum Wald wird, den ihre Urahnen einst rodeten. Der schönste Bauernname, den wir haben, heißt Reuter, Steinreuter, weil ein Ahnherr mit Hacke und Harke der widerwilligen Natur ein Stück Kulturland abtrotzte. Für Millionenstädte, für diese steinernen Särge ganzer Geschlechter und Völker, begeistert sich nur mehr der Modenarr, der Bodenspekulant und der kindliche Rechner, den große Ziffern betäuben. Die Großstadt ist körperlich und geistig etwas Krankes, das hinwelkt, trotz Sport und Touristik.

Man führe gegen die Natürlichkeit und die Kraft des Landlebens und der Landarbeit nicht etwa die traurige Tatsache an, daß die bäuerliche Bevölkerung der Jetztzeit in manchen Tälern und auf manchen Bergen recht verkommen ist; das hat seine besonderen Gründe, die sich beseitigen lassen und beseitigt werden müssen. Die üble wirtschaftliche Lage verdarb das Bauerntum; eingeengt, bedrängt und erwürgt vom Großgrundbesitz siecht es hin, die Not verelendet den Geist und verkrüppelt den Körper. Dazu kam manchmal eine fahrlässige Inzucht. Unsere hungernden, verzweifelten Kleinhäusler gleichen allerdings dem Rassenideal wenig, aber dort, wo der Bauer stark und wohlhabend blieb — und dies ist Gott sei Dank noch nicht die Ausnahme — dort ist er überall ein Bild der Gesundheit, der Hoffnung und der Zukunft des Volkes.

Und einen neuen, widerstandsfähigen, mächtigen Bauernstand zu schaffen, der viel, viel Korn baut und viel, viel Vieh züchtet, ist unser Ziel. Dazu sind gute Gesetze notwendig, wir müssen mit hergebrachten Gewohnheiten brechen, müssen Opfer bringen und das moderne Wirtschaftsleben gewaltsam aus seiner Entwicklungslinie bringen. Daß dies möglich ist, beweist das Jahr 1848, dessen Fehler nicht unaustilgbar sind. —

Der größte Teil des Bodens, den wir für das junge Bauerntum der Zukunft in Anspruch nehmen, gehört dem Staat, der Kirche und dem privaten großen Grundbesitz. Es ist weder gerecht noch zweckdienlich, hier mit einer Zwangsenteignung einzusetzen und unabhängige bäuerliche Besitze zu schaffen, doch andererseits wird es auch nicht ohne allen Zwang abgehen. Vorderhand genügte es, den Besitzern ausgedehnter Ländereien, die ein gewisses Maß überschreiten und für Ackerbau und Viehzucht geeignet sind, die gesetzliche Pflicht aufzuerlegen, entsprechende Teile davon Bauern gegen Erbpacht zu überlassen. Es würde zu weit führen, im Rahmen dieser nur grundsätzlichen Anregung auf Einzelbestimmungen solcher Erbpachtverträge näher einzugehen. Sie werden so zu formulieren sein, daß für den heutigen Besitzer eine zulässige Rente abfällt und der zukünftige Pächter dabei sein Auskommen findet. Das ist möglich und durchführbar.

gessen und erst von einem anderen Zeitalter, von einer anderen Generation neu entdeckt werden müssen und sozusagen frisch vergoldet die Bewunderung und Anerkennung der Menge erringen, die durch diese Entfernung von allem, was das Körperliche, die Materie des Ganzen anbelangt, erst die richtige Perspektive gewonnen hat, es zu werden.

Auf diese Weise ist es selbstverständlich, daß der bedeutende Mensch seine volle Anerkennung nie erleben kann; daß er erst dann als vollendet gilt, wenn ihn das Los aus seinen Kreisen gerissen und über diese hinausgehoben hat.

So erging es uns auch mit einem stillen, feinen Dichter, der noch vor kurzem unter uns wirkte und dessen Schaffen ein jeder mit Teilnahme und Freude verfolgte, wie man das Werden eines Kunstwerkes betrachtet. Wir wußten es alle, daß Ferdinand Bernt einer unserer Besten war. Wir sahen ihn unermüdlich, ernst und streng an sich arbeiten, bewunderten seine Selbstkritik, sahen aber auch noch um ihn herum all jene Werkzeuge und Stoffe, die sein Schaffen förderten, und in dieser Umgebung war es eine vielleicht unbewußte fachsimplerische Freude, den Einfluß dieser Umgebung aus den Werken des Künstlers herauszufinden. Das Schicksal aber reißt mit einem Mal ihn und mit ihm seine Werke aus der Werkstatt und plötzlich ist der Gesichtspunkt ein anderer: unerbittlich klar sehen wir heute, daß dieser Dichter, dessen schönen Aufstieg wir miterlebt, die Höhe bereits erreicht hatte, daß Ferdinand Bernt, den wir auf dem Felde der Ehre verloren, heute als Vollendeter vor uns neu ersteht.

Ferdinand Bernt wurde am 27. März 1876 in Miltschoves in Westböhmen als Sohn armer Wirtspächtersleute geboren. Sein bewegtes Wanderleben, seine mühsamen Kämpfe schilderte er uns in seinem Lebensroman „Tills Irrgänge" (L. Staackmann, Leipzig), wo wir auch seine Heimat, besonders aber die alte idyllische Mühle in Radonitz bei Kaaden, als die schönste Erinnerung seiner Kindheit liebevoll verewigt finden. In denselben Roman setzte er auch seiner geliebten Schwester Marie und der vergötterten Mutter, der verstehenden, gütigen „blonden Frau", die mit festem Glauben seine Ideale schützte und auf seinem herben Werdegang seinen Mut stets von neuem stärkte, ein ewiges Denkmal. Ihr tragisches Los war, daß sie seine Erfolge nicht mehr erleben durfte. In Bernt aber löste dieser schmerzliche Verlust erst die volle Schaffenskraft aus.

Selten ward einem Künstler das für sein Schaffen so wichtige und glückliche Los, so viel erleben zu können, so verkannt hinter aller Dinge Grund schauen zu dürfen, als Ferdinand Bernt; das liegt aber wohl auch an dem, daß selten einer den Mut fand, dieses „Glück" zu erleiden. Wie sich Bernt stets nach dem Höchsten strebend mühsam durch

keit und sein glühendes Temperament dem Heimatlande zu widmen. Mit einem heute noch lebendig fortwirkenden Erfolg. Sein ureigenes Talent aber kam erst zur Geltung, als er sich vom unsteten Wesen der Tageszeitung zurückzog, um sich in der Hauptstadt des Deutschen Reiches literarisch ganz den großen Kulturinteressen zu widmen. Seine markigen, mit attischem Salz wohldurchsetzten Essays werden überall mit Vergnügen gelesen. Auch in der Bühnendichtung hat er, der Bruder des Komponisten Wilhelm Kienzl, sich mit seinen Stücken „Der rote Leutnant“ und „Die Brautnacht“ versucht, allerdings mit mehr Geschick als Glück. Hermann Kienzls literarische Bedeutung aber liegt in seinen lyrischen Dichtungen „Rautendelein“ und den herrlichen Kriegsliedern „Auf bebender Erde“. Da tut sich eine heiße, ringende, zornlodernde und siegende Menschenseele mit allem Freimut und aller Schönheit auf — und ein echter Dichter steht vor uns.

Wenn nun so der geläuterte Mensch mit der lorbeergeschmückten Stirn durch die Pforte schreitet, in sein zweites Halbsäkulum, da treten wir respektvoll an den Rand, schwingen festfreudig den Hut: Hermann Kienzl, Heil und Freude dir für die künftige Hälfte deines Lebens! R.

Der Dichterheld Ferdinand Bernt †.

Von **Ella Triebnigg-Wien.**

Mit jedem bedeutenden Menschen, mit dem Künstler aber besonders, geht es der Welt, dem Publikum, so wie mit einem Kunstwerk: es muß erst aus der Werkstatt heraus, fort von seiner Umgebung, in welcher es entstanden, aus dem Umkreise jener Werkzeuge und Stoffe, die zu seinem Werden notwendig waren, auf ein Postament gesetzt oder eingerahmt werden, und erst dann erkennt man es als vollendet. Vorher empfindet man vielleicht dunkel seine Bedeutsamkeit, seine Besonderheit, man hütet sich aber, übereilt von einer Vollkommenheit zu sprechen, nicht weil man sie ihm geradewegs absprechen könnte, sondern weil man sich selbst sichern will, nicht unüberlegt zu urteilen. Nur ganz wenige Kenner sind imstande, sozusagen schon im Atelier das Vollendete zu erkennen, weil sie das geschulte Auge haben, das Ganze in der richtigen Stellung, Höhe und Umrahmung sich zu denken und das Werk aus der Perspektive zu sehen, aus welcher es gesehen werden muß.

Wie viele Kunstwerke und wie viele Persönlichkeiten aber müssen jahrelang warten, bis sie durch Zufall oder durch endlich an sie heranreichendes Verständnis auf den richtigen Platz kommen? Ihr gewöhnlichstes Schicksal aber ist, daß sie zuerst unbeachtet bleiben, dann ver

Wie Bernt überhaupt ein großer Goetheanhänger war, so kann man seinen Werken nachrühmen, daß sie ganz den Goetheschen Anforderungen entsprechen, der im Drama Charaktere und Taten, im Romane Gesinnung und Begebenheiten vorgestellt zu haben wünschte. Auch Bernts zweiter Roman „Der Bund der Freien“ (Abel und Müller, Leipzig) ist bewegt, sein Schauplatz ist die Stadt Reichenberg, die das Buch in Dankbarkeit mit einer Ehrengabe ausgezeichnet hatte. Außer diesen Werken, die in mehreren Auflagen vorliegen, hinterließ der fleißige, aber ohne Hast und ohne dem Tageserfolge nachjagende Dichter noch viele fertige Novellen und andere Werke, darunter eine große Erzählung „Am Fluß entlang“, die seine letzte Arbeit ist und Saaz als Schauplatz seiner spannenden und stellenweise vom prächtigsten Humor durchfluteten Handlung hat.

Bernt hat als Lyriker feine Gedichte geschaffen, als mundartlicher Dichter seiner Heimat mußte er besonders eingeschätzt und diese Werke in einer Sondersammlung herausgebracht und gewürdigt werden. Seine allerletzten Arbeiten waren begeisterte Zeitgedichte, Kampflieder gegen die Feinde, und dann sagte er: „Jetzt heißt es, zuerst mit den Fäusten drein! Nachher bleibt uns eine Arbeit zu leisten, auf die ich mich freue! Deutscher Geist muß überall herrschen, wie glücklich bin ich, diese große Zeit unserer Kraft erleben zu dürfen!“

So war seine Art: nicht Worte allein, zuerst Taten. Er war in seiner äußeren blonden Erscheinung und in seinem innersten Wesen, dessen Hauptzug die Treue war, das Urbild des Deutschen, siegreicher Wille und voll idealen Glaubens. Das gewaltigste Erleben, der Krieg, zog ihn mit aller Macht an, wir durften auf das, was seine reiche Kunst uns nach dem Kriege schenken wollte, mit Recht gespannt sein. Das Schicksal aber wollte es anders. Ferdinand Bernt zog im Oktober 1914 als einfacher Landsturmmann gen Süden, machte mehrere schwere Kämpfe mit, wurde am 5. Dezember durch einen Lungenschuß verwundet und geriet dabei in Kriegsgefangenschaft. In Kruševac, in der Nacht vom 11. zum 12. Februar dieses Jahres, starb er an den Folgen seiner Verwundung, er, der Deutsche, der seine Heimat über alles liebte, auf fremdem Boden.

Solange er unter uns lebte, in seiner begeisterungsfähigen, selbstlosen Art der Kunst dienend, stets echter Kamerad war, fanden alle, daß er eine Begabung sei, die zu den schönsten Hoffnungen berechtige. Heute hob ihn jäh sein früher Heldentod über uns hinaus und wir sehen es klar: er war bereits Erfüllung. Ein reicher Schatz seines Geistes und seiner Seele blieb uns zurück als unvergängliches Erbe.

---

verschiedene Berufe durchkämpfte, wie er zwischen Handwerk und Studium seiner Kunst dienend dieser treu blieb, ist ein einzig dastehender Fall, der allein diesem in seinem äußeren Wesen so bescheidenen, in seinem Charakter so großzügigen und gefestigten Mann die höchste Achtung einbringen mußte.

Bernt war die Verkörperung der Berufe, die er sich erwählt hatte — er begann als Holzbildhauer und war zuletzt Volksschullehrer — und seines eigensten Berufes als Dichter. Seine Art, plastisch formen zu können, verband sich mit einem gründlichen Wissen, welches durch das Herz des Dichters erst beseelt und eine neue Schöpfung wurde. So war Bernt der geborene Dramatiker. Schon sein Erstlingswerk „Zwei Brüder“ (vergriffen!) erweckte die Teilnahme der Kenner, sein von der Prager Gesellschaft zur Förderung deutscher Kunst und Literatur in Böhmen mit der Hälfte des Ertrages der Kanka-Stiftung preisgekröntes Drama „Zwischen zwei Sprachen“ (L. Staackmann, Leipzig) verriet ein echtes, großes Talent, und sein im Vorjahre mit dem Landesautorenpreis von Niederösterreich ausgezeichnetes, noch im Manuskript vorliegendes Werk „Die Allmacht“ zeigt ihn auf der Höhe. Hier sind die Gestalten überwältigend, die Schicksale ergreifend und packend und das von Goethe gesetzte Ideal voll erreicht, wonach das Theater gleichsam die wahre Kanzel fürs Volk ist, wo durch edle und reine Art Gott und die Natur verherrlicht werden. Eine vollständige Harmonie teilt sich uns aus Bernts Werken mit, eine Ausgeglichenheit in der Form und im Inhalt, die nur durch die rechte Innigkeit des Wesens erklärt ist, die der wahre Künstler haben muß, wenn er etwas Vollkommenes hervorbringen will. Seine Fröhlichkeit war die des Herzens und nicht die der Laune, und deshalb strahlt tiefer Humor und nicht oberflächlicher, prickelnder Witz aus seinen Schriften.

Da man das Vergleichen nie lassen kann, wurde Bernts Schaffen auch manchen Vergleichen ausgesetzt, so stellte man ihn öfters neben seinen Landsmann Adalbert Stifter, mit dem er wohl gewisse Ähnlichkeiten aufweist. Beide hatten die Gabe der farbigsten Klein- und Stimmungsmalerei, der Beobachtung und besonders der innigsten Heimatsliebe, der Liebe zur Natur und zu den Kindern. Bernt aber war temperamentvoller, kräftiger, ein Feuergeist, männlich und ernst, oft sogar hart, dabei knabenhaft frisch und sonnig. Niemals hätte Stifter ähnliche gewaltsam ergreifende Szenen schildern können, wie sie Bernt schuf in seinen Novellen: „Der Bergtod“, „Sturm“, „Der Traum des Bruders Severino“ und „Bauernblut“. Sein Novellenband „Die Liebe suchen . . .“ (Abel u. Müller, Leipzig) enthält auch noch psychologische Kleinode, die Meisterwerke der Kleinkunst genannt werden müssen.

Stadt des Landessanatoriums. Dahinter Waldhügelrücken, drei Reihen, wovon der rückwärtige immer höher ist, bis zuletzt der duftblaue Schöckel in den Himmel ragt. Wo ist eine Landschaft schöner aufgebaut? Rechts von meinem Standpunkt Hügelland mit frischen Wiesen und Obstbäumen, deren Wohlhauch die Lüfte würzt. Links die weit hingegossene Stadt mit dem üppig bewaldeten Schloßberg. Dahinter das immer wieder bewaldete Mittelgebirge und endlich der ferngraue Alpenzug. Über dieses steirische Landschaftsbild der Sonnenhimmel mit seinen weißen Wölklein. O du heiß geliebtes Heimatland! O du süßer, stiller, friedlicher Mai!

Da unten, auf dem Kirchturm vor der weißen Stadt läuten Glocken den Abend ein. Lieblicher Sonnentag, wie feierlich sinkst du zur Ruh!

„Sonderausgabe! — Sonderausgabe!" — Singt das laufende Knäblein wieder einen Sieg? — Wie? Was ist das? Italien hat uns den Krieg erklärt?

Nun endlich, so ist unsere Einkreisung nahezu lückenlos geschlossen. Ringsum ein ungeheurer Kranz von Kanonen und Bajonetten. — Welch ein Volk hat je eine so stolze Dornenkrone getragen als das deutsche jetzt?!

Menschenkenner haben auf diesen Dreibund mit Italien — den rührende Idealisten auch „Treubund" nannten — nie viel gehalten. Aber das hätte man doch nicht geglaubt. Es wird jetzt viel geredet und geschrieben, was die Redner und Schreiber selber nicht glauben, aber das hätte kein Mensch für möglich gehalten, daß es einen Staat gibt, dem schon vor dem Kriege vom Nachbar alle Wünsche erfüllt wurden und der trotzdem den Krieg von der Hölle bricht. Er wolle das Grenzland nicht geschenkt, er wolle es „erwerben". Ein Zugeständnis, daß es ihm von Rechts wegen nicht gehört! — Für Sachen, die ihm geschenkt werden wollten, bietet Italien sein Blut, seine blühenden Städte aus — ist das nicht nobel?

Nein. Der Italiener. Zum Brudergruß streckt er seine rechte Hand aus; im Gewand aber verbirgt er seine linke mit dem Dolch — ist er je anders gesehen worden?

Man muß die Leute nehmen, wie sie sind. Und wir nehmen sie.

---

28. Mai.

Die Kriegserklärung Italiens hat unsere Wehrkraft neu verjüngt. Jetzt, fast ringsum eingeschlossen, sind wir geborgen. Gleichsam im Schutz unserer Feinde sind wir, es kann uns nichts mehr geschehen. Wir sind vor dem Schlimmsten bewahrt, wir könnten nicht unrecht tun, wir **könnten** nicht. In unserem Zustande ist alles erlaubt. Wenn es darauf ankäme und wir uns damit retten könnten, wir dürften alle

Heimgärtners Tagebuch.

Herr Nachbar!

Ja! Was denn, Mylord?

Heute Nacht konnte ich wieder nicht schlafen.

Strengt euch an mehr, da drüben, dann schläft man besser.

Ich habe darüber nachgedacht, daß wir doch schon recht geschwächt sind. Wir, wie ihr und Rußland. Nach Beendigung dieses Krieges wird ganz Europa daniederliegen, mit Ausnahme einer Großmacht.

Italien! Daran habe ich auch schon gedacht. Italien könnte uns dann gefährlich werden.

Vorbeugen, Herr Nachbar. Dieses neutrale Italien müssen wir in den Krieg verwickeln. Zu unseren Gunsten, natürlich.

Es wird nicht viel nützen.

Verstehen Sie mich, Monsieur! Ich rechne nicht darauf, daß es uns nützt, vielmehr, daß es sich schadet. Bluten lassen.

Einverstanden. Ich verspreche ihm die Riviera, wenn es gegen Österreich loszieht.

Von meinem Eigentum, Herr Präsident, würde ich an Ihrer Stelle nichts zusagen. Versprechen Sie ihm einige österreichische Provinzen.

Die habe ich doch nicht. Wie soll ich sie geben können?

(Nach einer Pause stillen Staunens.) Sie sind rührend kindlich, mein Herr. — Ich sage Italien fünf Milliarden Lire zu, wenn es losgeht. Die bezahlt natürlich Österreich.

Ich begreife sehr. Gesetzt aber den Fall, Italien verliert den Feldzug?

So wird es entsprechend geschwächt.

Oder es gewinnt ihn —

Dann unterliegt der Verbündete unseres Todfeindes, und dieser mit ihm. Wir haben für jeden Fall den Vorteil.

Topp, Mylord! — —

Dieses Gespräch, das sich wahrscheinlich einem drahtlosen Telegraphen anvertraut hatte, ist eines Tages an meinem Blitzableiter hängen geblieben.

---

24. Mai.

Auf dem Söller des Rudolfshofes saß ich und schaute hinaus in den weiten, grünenden, blühenden Mai. Vor mir im Tal die weiße

Soldaten, die Opferwilligkeit der Bürger hat sich herrlich bewährt. Des Volkes Vertrauen konnte durch Mißgeschicke nicht gebrochen werden. Und wenn doch einmal einer murrte, so gehörte der zu den wenigen, die nichts leisteten. Heer und Volk ist aufrecht geblieben. So stehen wir heute, nach zehn Monaten der Schlachten, mächtiger als je an unseren Grenzen, ja teilweise im Lande der Feinde, die ratlos sind. Sie können nicht mehr durchhalten und dürfen nicht nachgeben, ohne zum Gespötte der ganzen Welt zu werden. Und tausendmal werden es sich die Hetzer (der vernünftigeren Gattung) schon gesagt haben: Wenn wir nur das nicht angefangen hätten! Ihre einzige Erquickung ist unser Blut, das sie fließen sehen, aber sie wird zunichte vor dem Elende und der Verzweiflung ihrer eigenen Völker.

Für unsere Gegner mag diese Zeit grausam böse sein; für uns ist sie feierlich groß. Wie die Ereignisse sich auch gestalten, der Vorteil ist bei uns. Kämpfen jene um Beute, wir kämpfen, und das kann nicht oft genug gesagt werden, um unser staatliches Dasein, um die Kultur unseres Volkes, wir kämpfen um die Scholle, das urheilige Erbe unserer Ahnen. Wem sollte da bange sein? Wer sollte nicht jauchzen ob der hehren Aufgabe, die ihm geworden ist! Die Friedenssehnsucht in uns mag noch so groß sein, wir bleiben aufrecht, bis wir unser Vaterland gesichert haben.

„Heute war ich bei den Staatsbeamten in Graz zu Tisch. Donner noch einmal, da geht's hoch her! Welch ansehnliche Tafelrunde? Viele Tausende sitzen rings herum und noch immer ist reichlich Platz. Man setzt sich entweder zum steirischen Eisenadel oder zu den Silberbaronen; auch bei den Goldgrafen ist man gern gelitten, nur greift man da etwas tiefer in die Spendierhosen. Man leistet nämlich — wie bei Bauernhochzeiten — Weisgeld. Das wird gleichsam an den Tisch genagelt. Etwa über den eisernen Fünfzighellers, oder über den Fünfkronen-, oder über den Zehnkronen-Nagel schwingt man den Hammer — eins, zwei, drei! Er sitzt für Jahrhunderte und man geht in einer behaglichen Stimmung nach Hause. — Wer wissen will, ob diese Gleichnisrede stimmt, gehe jetzt einmal auf den Bismarckplatz, wo im Zelte der Kriegstisch aufgestellt ist. Diesen hat das Staatsbeamtenkasino gestiftet und dessen Erfolg ist der Kriegsfürsorge gewidmet. Denn — um ganz aufrichtig zu sein — an diesem Tisch sind wir nicht die Gäste, sondern die Wirte. Was wir auftischen, das kommt zugute kranken Soldaten, der Gefallenen Witwen und Waisen und anderen durch den Krieg in Not Geratenen. Schon viele hat dieser Kriegstisch gelabt und gesättigt. Aber der Unglücklichen sind unabsehbare Scharen und reichlich viele Nägel warten noch auf ihren Hammer. Alle die Nägel wollen am

Reichtümer Englands zerstören und alle Kunstschätze Italiens. Wenn wir nicht auf Sankt Marco schießen, tun wir's nur, weil die Kunstwerte international, uns allen gemeinsam sind. Auf den „heiligen Egoismus" der Banditen würden wir so wenig Rücksicht nehmen wie auf die geraubten Schätze der Piraten. Der Einkreis der Feinde hat uns frei gemacht.

Wir werden diese Freiheit nie ausnützen; aber schon das leichte Gewissen unserer Schuldlosigkeit ist eine kostbare Kraftquelle, diese Schuldlosigkeit, die uns als Sieger krönen würde, selbst wenn wir physisch unterlägen.

---

1. Juni.

Aber den anderen, die diese beispiellose Weltmissetat angestiftet haben — wie wird's ihnen sein? Der Gentleman Grey allerdings (geht's für England aus wie immer) wird keine Reue haben wegen dessen, was er auf Erden, wo er den Menschen, besonders seinem Vaterland, hätte nützen sollen, angestellt hat. Der hat sein Gewissen in das tiefste der Meere versenkt. — Und mein Kollege, Signore d'Annunzio? Wenn er wirklich Dichter ist, dann erinnert er sich noch, was das heißt: ein Mensch, dann kommt für ihn noch der Tag des Schauderns vor den Leichenbergen, die er schichten half. Oder wird er seine ungeheuere Seelenschuld eben so frech hinausprahlen als seine Lebemannsschulden? Das Maul voll „nationaler Einigung" werden diese Heuchler verschweigen, daß es ihnen nicht um ihre italienische Nation ging, sondern um einen Raub- und Mordzug gegen den verbündeten Nachbarstaat. So wenig als mit den Fallenden des Gegners haben sie Erbarmen mit den Schlachtopfern des eigenen Volkes. Ihr „heiliger Egoismus" ist e n g e r begrenzt. Nein, ein solcher Italiener möchte ich nicht sein am Tage des Gerichts.

Wir, Österreich und Deutschland, sind bedrängt von acht wütenden Feinden, darunter die mächtigsten des Erdballes. Seit zehn Monaten stehen wir ihnen und wanken nicht. Das macht unser ruhiges Gewissen. Es ist so einfach, wir wollen nichts, als uns wehren, als uns selbst erhalten. Das ist nicht bloß unser menschliches Recht, das ist unsere göttliche Pflicht. Jeder von uns fühlt es, wie Gott an unserer Seite steht. Darum sind wir so stark, darum wächst unser Mut mit der Zahl der Feinde, und unsere Kraft ist heute größer als am ersten Tage; während die Gegner exotische Rotten, halbwilde Völkerschaften aus allen Weltteilen zu Hilfe rufen mußten und trotzdem ermatten.

Auch wir haben bange Tage und Wochen durchlebt, und wenn mancher von uns die Würde des Schuldlosen auf kurze Zeit verloren hatte, allemal haben wir uns wieder gefunden und aus jedem Feuer sind wir gestählter, härter, strammer hervorgegangen. Die Tapferkeit der

Darob hat Nachbar H. mich einmal zur Rede gestellt. „Das müssen's nit tun, Herr Doktor, das sein schlechte Leut! Was hat ihnen der Mann dort für einen Dank gesagt?“

„Schön gegrüßt hat er halt, ein freundliches Wort auf Polnisch, ich hab's nicht verstanden.“

„Deutscher Hund! wird er gesagt haben.“

„Ich hab's nicht verstanden, das Zigarettl hat er gleich angezündet und mit Behagen geschmaucht. Das hat mich gefreut.“

„Trauen Sie diesen Leuten nicht!“ warnte der Nachbar. „Die einen (hier hat sich der Verfasser selbst zensuriert). Mir haben die verdammten Russen meinen Buben gefangen und tief ins Asien hineingeschleppt. Und so einem noch Zigarren geben!“

Nicht gar lange drauf erhielt Nachbar H. von seinem gefangenen Sohn eine Karte. Er sei in Sibirien, es gehe ihm gut. Die Kälte sei nicht so groß, wie es heißt, und die Russen wären soweit gute Leute. „Wir sind unser mehrere von daheim, arbeiten in einem Dorfe und werden anständig behandelt.“ — So schrieb der „Bub“, und von dieser Zeit an gab auch Nachbar H. manchmal den gefangenen Russen eine Zigarre.

Über die Polen, die jetzt hier sind, wird geklagt, daß sie Deutschenhasser wären und kein Geheimnis daraus machten. Mag ja sein, daß sie es anderen nachsagen, gewissenlosen Aufhetzern; sie selbst, zumeist Bauern und Kleingewerbsleute, werden die Deutschen bisher kaum kennen gelernt haben. Wir haben jetzt Gelegenheit, ihnen eine bessere Meinung von uns beizubringen.

Unter den polnischen Soldaten hier sind, wie gesagt, viele aus der Bauernschaft. Und in ihrer freien Zeit gehen sie zu unseren Landleuten hinaus auf die Felder, um zu ackern, auf die Wiesen, um zu heuen, und sind vergnügt, wenn sie mithelfen dürfen. Bei solchen Arbeiten ist ihnen, als wären sie wieder daheim. Dann am Feierabend gehen sie zu den Feldkapellen, zu den Wegkreuzen, küssen die Heiligenbilder, den Fußboden, knien hin und beten. Sie denken an ihre Heimat, wie wir an die unsere.

* * *

„Laßt's mich aus mit den gefangenen Russen! Mit diesen habe ich kein Mitleid! Wir haben auf unsere Leute zu schauen!“

So Freund Christof. Mit zorniger Stimme rief er es aus und tat danach. Er ging zu den verwundeten Soldaten; zumeist Steirer waren es, die hier in der Heimat gesund werden sollten. Da ging es oft heiter zu trotz der blassen Gesichter und mancher schweren Ver-

runden Tische sitzen wie Kaiser Rotbart und künftigen Tagen erzählen von dieser großen Zeit und dem Gastmahl, das wir unseren tapferen Brüdern gegeben haben. Wer wünscht an solcher Urkunde nicht einen eisernen oder silbernen oder goldenen Buchstaben dabei zu haben? Wer den Nagel in den Tisch schlägt, der soll — heißt es — dabei einen guten Gedanken haben. Der meine während der drei Schläge war: Grazer! Steirer! Kommt zu Tische! — Eins, zwei, drei! — Der Nagel sitzt!"

Das eine Einladung zur Beteiligung am Kriegstisch in Graz. In den Tisch durfte man Nägel einschlagen: eiserne, silberne, goldene. Der Kaufpreis dieser Nägel kam der Kriegsfürsorge für die Soldaten und ihre Familien zugute.

Zwei ganz verschiedene Anträge.

Der eine sagte: „Alle, die jetzt reich werden, sollen gezwungen werden, mit ihrem Gelde die Kriegsanleihe zu zeichnen."

Der andere rief: „Was?! Dem Sündengeld sollte der Staat für lange Jahre eine höhere Verzinsung garantieren? Nein. Alle, die jetzt durch den Krieg sich bereichern, soll man — hier kommt ein erhebendes Wort."

Wünscht zur Sache jemand zu sprechen? Wenn nicht, dann — angenommen.

Das hätten wir auch nicht gedacht, daß die Stimmen unserer Gassenbüblein einmal so gewichtig werden, so viel Aufsehen erregen sollten. Kein Volksredner, kein Parlamenter hat jetzt einen solchen Zulauf, eine solche Teilnahme, als der kleine Knirps, der's mit hellem Stimmlein durch die Gassen schreit: „Sonderausgawee!" — Es sind ja lauter Siegesnachrichten, die er uns bringt. Über die — anderen schweigt er. Ist ein guter Junge, will uns nicht bange machen. So geben wir für einen Sieg zehn Heller. Anderen kostet er mehr. Fünfzigtausend gefangene Russen um zehn Heller!

Aber es ist doch wohl bedeutsam, daß wir die ersten Anzeigen einer neuen Zukunft von unseren Kindern erhalten. Wie Engelsstimme wird es sein, wenn sie eines Tages rufen: „Sonderausgawee!" Und auf dem Blatte steht mit großen, deutschen Lettern: „Der Friede geschlossen!"

In unserem Tale begegnet man auf Spaziergängen jetzt häufig polnischen Soldaten, die in dieses Dorf gelegt sind. Sie sollen auf die Deutschen zwar nicht gut zu sprechen sein, aber man gibt ihnen doch manchmal ein Zigarettl. Und wenn bisweilen ein gefangener Russe dabei ist, so gibt man ihm auch eines.

Natur, die, wie man sagt, unbewußt arbeitet, angeht, daß während des Krieges die Buben kommen. Vielleicht, weil die gesegnete Frau so viel an den abwesenden Mann denkt, weil sie so innig mit leidenschaftlicher Liebe und Angst nur ihn sieht, der vor kurzem noch bei ihr, nun in in Ferne und Gefahr ist, weil sie an ihn denkt, immer nur an ihn, mit aller Vorstellungskraft — vielleicht, daß es mit beiträgt, das Geschlecht zu bestimmen.

Wenn der Krieg lange dauert, die Männer lange in der Ferne bleiben, ohne Urlaub, dann werden freilich nach und nach nicht bloß die Mädeln, sondern auch die kleinen Buben ausbleiben.

Auf Baum und Stein unseres Berglandes stand folgendes Manifest geschrieben: „Auf zur Notwehr! Einrücken! Alle Mann stehen schon in Wehr und Waffen. Kommt auch ihr, Kreaturen des Waldes, der Wasser, der Lüfte. Eile zu helfen, wer helfen kann. Einrücken!“ Siehe, da raunte es auf den Fluren, in den Wipfeln, und die Tierwelt sprach: „Wir haben selber unsere Kriege, wir mischen uns nicht in die der Menschen. Sie wären uns auch zu grausam und zu töricht. Seht selber zu, wie ihr miteinander fertig werdet!“

Aber dort, von den Hochmatten flatterte ein Schmetterling, ein schöner, bunter Falter. Der erbot sich, als Freiwilliger einzurücken: „Melde mich gehorsamst. Möchte auch ein wenig helfen!“

Da fragte der Werber: „Wer bist du?“

„Ich bin der Alpenfalter.“

„Ein schöner Name, Landsmann“, sagte der Werber, „aber wie willst du kämpfen, zartes, waffenloses Wesen?“ Und der Falter: „Ich will auch nicht Wunden schlagen, ich will Wunden heilen.“

Der Werber war erstaunt, das leuchtete ihm nicht recht ein. „Mir scheint, du willst, wie es so leichtsinnige Schmetterlingsart ist, nur in den Krieg, um ein flottes Leben zu führen und Abenteuer zu suchen. Weißt du auch, was Patriotismus ist?“

Da sagte der Alpenfalter: „Mensch, schau einmal auf meine Fahnen, mit denen ich fliege: schwarz-gelb, schwarz-weiß-rot! Kennst du diese Farben?“

„Wahrlich ja. Du gehörst zu uns. Komm als Friedensfalter, als Lichtbote des Himmels und sei gegrüßt!“

„Schwärme nicht“, sagte der Falter: „Armer Mensch, gestehe es nur ein. Ihr braucht Geld. Ich will mich für euch verkaufen.“

Und bald saß der schwarz-gelb, schwarz-weiß-rote Schmetterling, der sofort zum Bundesfalter ernannt worden war, auf eines jeden Hut,

wundung. An den Betten standen und saßen Verwandte und Bekannte, die den Kranken allerhand gute Dinge gebracht hatten. Etliche der Soldaten rauchten Zigaretten; andere lagen ruhig da, hörten dem traulichen Geplauder ihrer Lieben zu oder erzählten selbst in aller Ruhe von den Erlebnissen an der Front. Man merkte ihnen die Behaglichkeit an, endlich wieder daheim in reinen Betten zu liegen und die Ihren bei sich zu haben. Freund Kristof schritt hin zwischen den Reihen der Betten und fragte eine Schwester, ob nicht ein recht Armer, Verlassener hier sei, dem er was tun könne? Die Schwester schaute über die Betten hin und dachte ein wenig nach. Und dann fiel es ihr ein; ganz unten, hinter dem Pfeiler dort liege einer. Der lag allein. Weit um ihn war niemand. Abgehärmt und gelb das Gesicht, mit tieftraurigem Blick schaute er hin auf die glücklicheren Leidensgenossen. „Er hat einen Schuß im Hals und kann nicht reden", sagte die Schwester, „Sie würden ihn auch kaum verstehen." — „Ist er kein Steirer?" fragte Christof. — „Nein. Ein Russe." Mit einem Lappen trocknete sie den Schweiß von des Kranken Stirn.

Jetzt stand mein Freund starr da und betrachtete den elenden Menschen. Und allmählich zog's ihn hin. Zigaretten wollte er ihm geben. Der Kranke lehnte ab. Geld wollte er ihm geben, der Kranke wehrte müde ab. Da kam dem Christof das Erbarmen, voll Teilnahme faßte er den Mann an der Hand. Und dieser hielt die gereichte Hand fest, zog sie an seinen mühsam gehobenen Kopf, um sie zu küssen — voller Dank, daß in Feindesland ihm, dem einsam Sterbenden, ein Funke Teilnahme geworden.

Nicht wahr, Freund Christof, wie er jetzt vor dir so dalag, da war's kein Russe mehr, es war ein Mensch!

„Auf einer Abteilung der Gebärklinik des Landeskrankenhauses wurden in voriger Woche von 25 Wöchnerinnen 24 gesunde Knaben und nur ein Mädchen geboren."

Diese Notiz, die heute in der Zeitung steht, ist mir lieber wie ein Siegesbericht aus Serbien.

Man hat ja oft gehört, daß zur Kriegszeit immer viel mehr Buben als Mädeln geboren werden; als ob die Natur ihre reduzierte Mannschaft alsogleich wieder ergänzen wollte. Man kann in der Sache wirklich eine Absicht sehen, und wenn der Ersatz planmäßig ist, so ist auch der Krieg planmäßig, vorherbestimmt. Es gleicht sich aus und was die Menschheit sich manchmal auch Mühe gibt, sich selbst zugrunde zu richten, es wird ihr nicht gelingen. — Ich möchte nur wissen, wie es die

daß dieser Massenmord eine interne Angelegenheit Serbiens sei. Zwar, Entrüstungen gab es genug. Als die ‚interne Angelegenheit‘ eine demokratische Wendung zu nehmen schien, waren die Monarchisten entrüstet über das Verbrechen im Konak; und als dann ein König gewählt wurde, empörten sich die Republikaner gegen die Mordgesellen. Aber natürlich, alles hübsch platonisch. Großartig war der neugewählte König. Als man ihm die Nachricht von den Greueln überbrachte und ihm huldigte, war seine Bestürzung grenzenlos. Er nehme nichts an, so lange die Täter nicht bestraft wären. Er wolle keinen zu Gesichte bekommen, sie müßten alle verbannt werden. Dann setzte er sich auf den Platz, den der Mord leer gemacht, setzte sich behaglich in die Blutlache und erhob die Mordgesellen zu hohen Ehren. Denn — das Volk hatte die Mörder amnestiert und ‚Peter‘ war ein konstitutioneller König!

Nun frage ich dich, Herr König, glaubst du mit solchem Vorgehen deinen Thron zu befestigen und dein Volk zu kultivieren? Gib acht, das Verhängnis wird sich fortpflanzen!

Ich hatte erwartet, daß in irgend einem Kulturlande Europas unter den vielen Idealisten und Moralisten ein Mann auftreten und im Namen der Menschheit die Mörder der 56 Personen in Belgrad anklagen und prinzipiell wenigstens ihre Bestrafung verlangen würde. Ich wartete vergebens. In der ersten Woche Grabesstille. Nein, wir schweigen nicht, wenn in Armenien die Christen, in Rußland die Finnen, in Polen die Juden verfolgt werden; wenn in Afrika ein fleißiges Volk vergewaltigt wird. Und hier sollten wir mit beistimmendem Kopfnicken zusehen, wie in nächster Nachbarschaft Hekatomben von Leichen gehäuft werden, schweigen aus dem einen Grunde, weil unter den Ermordeten ein unwürdiger König oder eine verhaßte Frau war?

So lange die serbischen Königsschlächter nicht Sühne leisten, bleiben sie gemeine Mörder unter der Mitschuld des ganzen Volkes.“

So steht es im Tagebuch vom Juni 1903.

Ein Lied von der Glocke.

An einem Hochsommertag läutete auf dem Turm der Bergkirche die Glocke. Anfangs glaubten die Leute, es sei schon Mittagszeit, aber sie läutete und läutete und wollte nicht aufhören. Und einer, der der Glockensprache kund ist, übersetzte sie also:

„O, Freund! An zweihundert und fünfzig Jahre wohne ich hier in diesem Turm und singe die Geschicke der Menschen. Aber einen so traurigen Sang habe ich noch nie getan, als es heute muß sein. Ein unerhörter Doppelmord in Bosnien!“

an eines jeden Brust. Weder Mann, noch Frau, noch Kind war zu sehen im Haus und auf der Gasse, kein Mensch, der nicht den mahnenden Falter mit den heiligen Farben trug. Das Rote Kreuz, der Bund zur Ausspeisung hungriger Heimatsgenossen, sie gewannen frische Mittel für die unzählbaren Scharen ihrer Leidenden. —

Diese Geschichte bezieht sich auf den Bundesfaltertag, der zu Pfingsten in Graz abgehalten wurde. Wie bei den Blumentagen die Blumen, so wurden zugunsten des Roten Kreuzes und der Ausspeisung armer Leute gemachte Schmetterlinge verkauft. Der Alpenfalter war's, der die Farben Österreichs und Deutschlands trägt. Jedes dieser Schmetterlingsexemplare hatte eine Nummer, Gewinste in Aussicht stellend. Eine reizende Idee. Man konnte wohltätig sein und schöne Sachen dabei gewinnen. Man hatte eine stattliche Einnahme erzielt.

Erinnerung aus dem Jahre 1903.

„Es war einmal ein König, und der hatte sich eine Armee zusammengestellt, einmal zur Wahrung der Ordnung im Lande, aber vor allem zum Schutze seines Hauses. Diese Armee schwört ihm Treue bis in den Tod. Die Offiziere dieser Armee sind Helden vom Scheitel bis zur Zehe. Sie kommen eines Tages zusammen im Kasino zur gemütlichen Unterhaltung. Sie essen, trinken, ergötzen sich an Musik, dann gehen sie in den Palast und schlachten ihren König ab. Den König, die Königin, deren Verwandte und Dienerschaft und die königlichen Minister. Alles töten sie. Denn die Helden sind treu ‚bis in den Tod'. Die Soldaten tun bei dieser Gelegenheit im Palast auch ein bißchen plündern und leichenschänden. Dann treten die Herren gemächlich auf die Gasse und rufen: ‚In dieser Nacht sind der König, die Königin und die Minister erschlagen worden.'

Der König ist tot! Das Volk jubelt. Im Königspalaste war die Jahre her viel und schwer und verstockt gegen das Volk gesündigt worden. So frevelhaft gesündigt, daß dieses königliche Haus fallen mußte. Aber wenn, wie sie sagen, hinter den Revolutionären die Armee und das Volk steht, kann man da den König nicht einfach absetzen und verjagen? War denn ein solch unerhörtes Blutbad nötig in geheimer Nacht? Nun, dem Volke war es recht, es jubelte. Die Presse des Landes sang Heldenlieder, die Behörden stellten ehrerbietig ihre Funktionen ein, die Gendarmen legten vor den Mördern andächtig ihre Waffen nieder und die Priester versagten den Ermordeten die Ehren des Todes.

Und — die Völker schweigen. Die Völker, ihre Regierungen und Fürsten schweigen, als wäre alles einer Gesinnung. Das schreiendste Schweigen, das man je gehört hat. Alle Welt war in Weisheit einig.



Kaiser Franz Josef=Lied.

Von Max Bewer, Dresden=Laubegast.

„Steigt der Kaiser von Östreich zu Pferd
Folgen ihm alle seine Völker!
Bismarck.

Und steigt der alte Kaiser
Franz Josef auf sein Roß,
Dann folgen alle Völker
Ihm wie ein treuer Troß . . .
Von Böhmen zum Karpathenland,
Von Prag bis nach Triest,
Da gibt es keine Männerhand,
Die ihn im Stiche läßt.

Da schlägt das Herz so hoch für ihn,
Und kräftig jede Faust,
Bis aus den schönen Landen all
Der Feind zum Kuckuck saust,
Deutsch=Östreich, edles Ungarland,
Mein Kärnten und Tirol,
Mein Böhmerland, was auf der Welt
Wär eins ohn's andre wohl?

Mit uns marschiert in Schritt und Tritt
Das deutsche Kaiserreich,
Für Deutschland ja und Österreich
Ist jede Kugel gleich . . .
Zwei Kaiser reiten uns voran
Vom Belt bis Adria,
Und hinter ihnen, Mann für Mann,
Singt hell: „Viktoria!"

Aus unserer Zeit.

Unser österreichischer Kamerad.

Warmherzig würdigt Viktor Alfred Esser im „Berliner Lokalanzeiger" das wahrhaft ideale Zusammenwirken, den herrlichen Geist der Waffenbrüderschaft Deutschlands mit Österreich=Ungarn:

„Dieses Einvernehmen muß uns erhalten bleiben. Immer stärker muß es ausgebaut werden, immer tiefer sich in den Gesinnungen und Überzeugungen der beiden verbündeten Reiche verankern. Und wie die Heere, so müssen auch die Völker in unverbrüchlicher Freundschaft einander näherkommen, müssen sich immer besser kennen lernen, immer enger und verträglicher, wie zu einem großen Organismus, zusammenwachsen. Dafür wird in der Zukunft noch zielbewußt zu wirken sein. Bisher führten wir, trotz treuer Freundschaft, in mancher Hinsicht immerhin ein etwas getrenntes Sonderleben, das mehr die selbständige Entwicklung der Volksindividualitäten als die auch in Friedenszeiten lebende systematische Zusammenarbeit begünstigte. Der Krieg wird hier gewiß der Lehrmeister des Friedens werden. Was er mit Blut zusammengekittet hat, das lebt danach im Blute selbständig weiter. Die Völker werden begreifen, wie sehr sie aufeinander angewiesen sind, wie glücklich sie einander ergänzen. Gerade weil sie, bei aller Gleichartigkeit und Kulturgemeinschaft, doch so

Dann schwieg sie und horchte dem Raunen der Welt, das unheimlich um den Erdball ging. — Und als ein Monat verstrichen war, da schlug die Glocke wieder an und läutete Sturm: „Alle Mann zu Wehr und Waffen!“

Wie strömte jetzt Jüngling und Mann ins Heer und das Heer gegen die Feinde ringsum! Die Glocke sprach täglich von ihrem Turme herab zu den bangenden Daheimbleibenden, um die zu trösten.

Aber immer noch und immer lauter noch scholl der Ruf aus den Fernen her: „Zu den Waffen! Alles zu den Waffen! Der letzte Mann, Gerät und Geld, alles an die Front! Wieder die Glocke rief es aus. Und siehe, plötzlich kam auch an diese das Dekret: Einrücken! — Meine liebe Glocke, auch du mußt einrücken zur Front. Der Artillerie zugeteilt!

Die Glocke schwieg. Nur ein ganz leises, wehes Klingen zog durch ihren Ring. Sie gedachte aller vergangenen Zeit, da sie den Menschen in Leid und Freud nur Frieden hat geläutet. Und nun soll sie — Kanone werden?!

Noch einmal hat ihr Lied geklungen. Ein Abschiedslied an ihre Gemeinde. Kein Auge blieb trocken, als sie niederstieg von ihrem hohen Heim, ohne noch einen Laut der Klage ging sie fürs Vaterland durchs Feuer und ward eine andere.

Hart und herzlos zielte die Erzkugel, ihrer Vergangenheit nicht mehr gedenkend, nach Festungen und Schlössern, auch nach einem Kirchturme dort, auf welchem der Feind sein Geschoß aufgepflanzt hatte. In wütendem Grimme flog sie hin und zerschoß eine Glocke in Scherben, die einst ihre christliche Schwester gewesen. Und sie zermalmte auch den Feind. —

Dann, als wieder Friede geworden war, lag die riesige Kanonenkugel im Schutte des feindlichen Turmes. Niemand kümmerte sich um sie, keiner gedachte des Opfers, das sie gebracht hatte — sie blieb liegen im Schutt. — Nun wurde ihr krampfig wehe; als Sünderin fühlte sie sich und eine glühende Sehnsucht nach schöner Vergangenheit wollte ihre eherne Brust sprengen. Und es kam die Erlösung.

Ein Glockengießer kam des Weges, erstand die Kanonenkugel und — wieder durchs Feuer — wurde sie zur Glocke. Da sang sie auf ihrem alten Turme dem jungen Geschlechte ihr Gottesfriedenlied, wie den Vorfahren. — Wer kann sagen, wie oft sie noch des Menschengeschickes klingenden mit dem donnernden Ring wechseln wird!

nicht bloß auf dem Lande, auch in den Städten. Die Grazer, die Linzer, die Karlsbader dünken sich als erwählte Götterlieblinge. Und die Wiener, so sehr sie sich selbst bekriteln und beraunzen und, wenn sie unter sich sind, mit Berlin oft kleinmütig und neidvoll vergleichen, sie gehen doch augenblicklich gewaltig hoch, sobald etwa ein Fremder es sich herausnimmt, etwas Wienerisches zu tadeln, und sei's auch die längst als Landplage empfundenen Einrichtungen der hohen Fiakerpreise und der Hausmeistertyrannei. Im innersten Herzen ist jeder Wiener auch heute noch aufs tiefste überzeugt, daß es so was wie ‚sei Wean' nicht zum zweiten Male auf Gottes Erdboden gibt, nix so Gemüatliches, so Fesches, und nirgends wieder so an g'sunden Hamur ... Dies alles ist in Wien von wundervoller Echtheit und Natürlichkeit. Und man kann und muß ihnen vieles vergeben, manche Schlamperei und manche Unverläßlichkeit, weil sie sich ihre Menschlichkeit und reine Empfindungsfähigkeit so unberührt bewahrt haben.

Und etwas davon steckt im Österreicher überhaupt, und das macht ihn so liebenswürdig. Für den Umgang jedenfalls gibt es keinen angenehmeren Gesellen als ihn. Er zankt nicht, er belästigt nicht, er schmiegt sich taktvoll und zartfühlend an, ist guter Laune und in seinen persönlichen Bedürfnissen meist recht bescheiden. Wie tief das freilich geht, darf man nicht immer fragen. Es mag sein, daß diese Vorzüge sich vornehmlich bei oberflächlicher Bekanntschaft zeigen und daß sie gern auch ein bißchen aufgeputzt werden. Für das Hübschmachen ist der Österreicher ja immer sehr eingenommen, wobei ihn sein natürlicher Geschmack aufs sicherste unterstützt. Es steckt geradezu in ihm eine gewisse Koketterie, die man ihm aber nicht zu sehr verübeln darf, weil sie die Kehrseite seiner Liebenswürdigkeit und seines Schönheitssinnes ist. Bei den österreichischen Frauen ist harmlose Koketterie sogar direkt ein Vorzug und ein Teil jenes undefinierbaren Reizes, den sie ausströmen. Sie hat nichts Gemachtes und Angelerntes, sondern liegt im Instinkt und verrät sich beispielsweise in der unfehlbaren Sicherheit, mit der sich auch das kleinste Wiener Mädel, ohne sich ängstlich einem Modediktat zu beugen, in der Kleidung dasjenige herausfindet, was seine persönlichen Vorzüge am günstigsten heraushebt. Darum will auch der Österreicher stets seine Umgebung möglichst anmutend gestalten, er liebt das Saubere und das blumig Geschmückte, daneben auch das Behagliche und Mollige, das ‚Kommode'. Mag er darum vielleicht etwas verweichlichter sein, als der Deutsche ihm gern zugesteht, so darf man doch nicht vergessen, daß hier ein Teil von jener künstlerischen Begabung steckt, die sich auf dem gesamten Gebiete der Innendekoration schon vielfach schöpferisch bewährt hat und gewiß in unseren Tagen wieder von besonderem Wert sein wird, wofern es uns gelingen soll, einen Teil der Kleidermode selbständig zu machen und den ersehnten Stil für eine ‚deutsche Tracht' zu finden.

Diese feine, natürliche Sinnlichkeit des Österreichers durchzieht sein ganzes Wesen, macht ihn leichtblütig und phantasievoll, ungemein empfänglich für Stimmungen und Gemütseindrücke und vibriert durch alle seine Nerven, sobald er musikalischen Reizungen unterworfen ist. Fast allen Österreichern dringt die Musik direkt ins Blut, das Tanzen wie das Singen wird ihnen zur Leidenschaft, sie sind davon wie behext. Auch hier ist nichts Angelerntes, sondern etwas Natürliches; darum gibt's denn auch im österreichischen Volk so viel musikalisches Talent. Wenn der Österreicher nicht mehr singt, ist er nur halb noch er selbst, dann ist er niedergeschlagen, trübsinnig, ‚desperat'. Sobald aber die Musik wieder zu ihm spricht, kehrt auch sein alter Humor zurück, dieser Humor, der vielleicht gar nicht besonders witzig ist, aber ein phantasievoller Ausfluß gehobenen Lebensgefühls.

Diese Art Humor konnte man vor allem beobachten, als zu Beginn des Krieges die österreichischen Truppen in endlosen Bahnzügen durchs Land fuhren.

vielfach ‚anders' sind. Der Deutsche liebt es nicht, daß alles über einen Kamm geschoren sei. Das würde ihm als öde Gleichmacherei erscheinen. Er freut sich vielmehr an der Buntheit der Individualitäten, auch im staatlichen, völkischen und provinzialen Leben.

Die bunteste aller Volksindividualität aber ist gewiß die österreichische. Schon weil sie so vielfach zusammengesetzt ist und weil auch die Deutschen Österreichs, in viel weiterem und mannigfaltigerem Maße als bei uns daheim, fremde Blutzuflüsse in sich aufgenommen haben. Madjarisches, tschechisches, kroatisches, italienisches Blut haben sich mit alemannisch-bajuvarischem vereinigt, ein keltischer und hunnischer Unterstrom macht sich gleichfalls mitunter fühlbar, und dazu kommt noch das an sich beweglichere südliche Temperament sowie durch Jahrhunderte gepflegte Kulturverbindung mit romanischen Nationen, bis nach Spanien hinein. Daß trotzdem das Deutsche führend blieb, ist, außer dem numerischen Übergewicht der Rasse, vor allem der Werbekraft der deutschen Sprache zuzuschreiben, die sich, allen versuchten Anfeindungen zum Trotz, als ein durchaus unentbehrliches Verständigungsmittel bewährt hat.

Was so vielfältig erwachsen ist, kann naturgemäß nicht ganz so einheitlich wirken wie ein in dieser Hinsicht glücklicher geartetes Volkstum. Die Österreicher haben daher als Gesamtnation nicht den gleichen starken, mit voller Selbstverständlichkeit sich durchsetzenden Instinkt wie wir Deutschen. Sie sind kritischer, mißtrauischer gegen sich selbst, trauen und muten sich weniger zu, haben mitunter das Gefühl, als müßten sie sich ihre Existenzberechtigung gewissermaßen erweisen. Erst wenn gewaltige Elementarereignisse wie der gegenwärtige Krieg hervorbrechen, zeigt sich die Kraft des österreichischen Staatsbewußtseins, die ihre natürliche Gipfelung findet in der Liebe zum habsburgischen Kaiserhaus, zumal zu dessen gegenwärtigem ehrwürdigen Vertreter. Jedenfalls vermag das dynastische Gefühl in Österreich viele Gegensätze zu überbrücken. In der Regel aber tritt das staatliche Gemeingefühl zurück hinter den sehr ausgeprägten Charakterzug einer geradezu glühenden Liebe zur engeren Heimat. Es sei hier von der Fremdsprachigkeit und Fremdrassigkeit der einzelnen Bestandteile völlig abgesehen: schon die deutschen Volksstämme unter sich scheiden sich in Österreich viel bestimmter und selbstbewußter voneinander ab als bei uns. Zumal die Tiroler sind förmlich ein Volk für sich und besitzen einen so hohen Stammesstolz und Unabhängigkeitssinn, daß sie mit niemand verwechselt werden wollen und ihrerseits auf alle anderen ein wenig herabblicken. Aber auch die Steirer, die Salzburger, die Kärntner, die Ober- und Niederösterreicher, die Böhmen sind streng unter sich geschlossene Gruppen: ‚Länder', nicht Provinzen, wenn schon in staatlicher Hinsicht, so besonders kraft eines ausgeprägten Selbstgefühls. Bezeichnend ist hierfür folgende kleine Beobachtung. Ich traf einmal mit einem bekannten steirischen Schriftsteller in einem Höhenorte an der Grenze Niederösterreichs zusammen. Bei einem gemeinsamen Ausflug kamen wir vorübergehend auch auf steirisches Gebiet. Ich kann versichern, daß weder Landschaft noch Menschen hier irgendwie anders waren als etwa eine Stunde vorher. Aber mein Steirer geriet doch in eine Art von beseligtem Taumel, hatte geradezu das Gefühl, als ob er Langentbehrtes endlich wiedergefunden habe, und fragt die ihm begegnenden Landleute mit jubelnder Stimme: ‚Seid's ihr froh, daß ihr Steirer seid?', worauf diese nicht etwa lachten, sondern mit einem biederen ‚Ja freili!' herzhaft antworteten.

Diese rührende Liebe zur engeren Heimat und Heimatslandschaft ist gewiß einer der tiefsten und liebenswürdigsten Züge der Österreicher. Es ist zugleich ein Zeichen, wie eng diese Menschen mit der umgebenden Natur verwachsen sind, wie sie sich, gleich Baum und Strauch, als ein Produkt der Scholle fühlen, die sie trägt. Wo man auch hinkommt, tritt einem der Lokalpatriotismus wie ein elementares Urgefühl entgegen, und zwar

… auf freiem Felde, im Schützengraben, in einem Unterstande, ein modern aus-
…ütetes bakteriologisches Laboratorium sofort aufgeschlagen werden kann, so daß
…r die Meldung von einem infektionsverdächtigen Falle einzulaufen braucht, um
…t Gewißheit und damit das für die Beseitigung der Gefahr entscheidende Handeln
…schaffen ist. Die Bakteriologie hat uns aber Untersuchungen und dazu auch alle
… nötigen Mittel gegeben, welche gegenüber der betreffenden Infektion Schutz
…währen. Man ist dazu gelangt, gegen eine Reihe der wichtigsten Kriegsseuchen
…utzimpfungsstoffe herzustellen, und wir haben in dem jetzigen Feldzuge, von dieser
…kenntnis ausgehend, die Schutzimpfung gegen Typhus und Cholera im weitesten
…aße durchgeführt. Sie hat sich, soweit wir bisher beurteilen können, vortrefflich
…währt.

So sehen wir denn, wie die Bakteriologie als wissenschaftlicher Schutzgeist
…er unseren Heeren wacht, um sie mit Erfolg, und was im Kriege die Hauptsache
…, ohne durch ihre Maßnahmen, wie dies früher bei den üblichen Isolierungen,
…arantänen usw. geschah, die Durchführung der militärischen Aufgaben zu erschweren,
…r dem Würgengel der früheren Kriege zu bewahren. „Türmer.“

*

Die Schulstube jetzt.

Unsere Schulkinder solltet ihr jetzt mal seh'n, Soldaten! Wie die kleinen
Herzen mit dem großen Volksherzen mitschlagen! Wie der Krieg die Schulzimmer-
wände niederreißt! Wie Wirklichkeit hereinströmt! Wie die Jungen- und Mädel-
lippen das sagen: „Unsre Soldaten!“

Über jedem Schultage schwebt euer Schicksal, Soldaten, wie eine schöne
Himmelswolke mit umleuchteten Schwingen. Das erste Gebetswort und Lied am
Morgen gilt euch. Keine Lehrstunde, in der es nicht Ausschau gibt nach euren fernen
Schützengraben. In den Sprach- und Aufsatzstunden reden und schreiben wir von
…uren Taten, führen wir ein Tagebuch über das fortschreitende Weltgeschehen. Nie
zuvor ist den Kindern die Wunderkraft deutscher Sprache und Dichtung so ahnungs-
froh ins Herz gedrungen wie jetzt, da ihr um alle diese Güter streitet. Die Namen
der Orte, die ihr erstürmt, der Männer, die euch geführt, füllen unsere Schön-
schreibhefte. In der Rechenstunde beschäftigen uns Eilmärsche, Entfernungen, Truppen-
verpflegung. Und o Wunder: alle kleinen Mädel können auf einmal stricken, ja,
was noch mehr ist: sie tun's gern, sie stricken begeistert. Wer weiß, mit welchem
Weh und Ach sonst solch ein Strumpf nach monatelanger Arbeit zustande kam, der
sieht in diesen Bergen von Kniewärmern und Schneehauben ein Liebeswunder, das
ihm ans Herz rührt. Und was kramen sie nicht alles sonst aus: Ihr würdet lachen
und weinen, wenn ihr die Fülle von Dingen säht, die sie allmorgendlich auf den
…tisch schütten: Knöpfe, Büchslein, Nadeln, Bildchen, Lesezeichen, Zigaretten, mit
…ten zuversichtlichen Frage: „Nicht wahr, das freut unsere Soldaten?“

Natürlich ist auch in unsere Geschichts- und Geographiestunde die Gegenwart
mit klingendem Spiel und wehenden Fahnen eingezogen. Ihr würdet staunen, wie
… daheim sind auf allen Kriegsschauplätzen in Nord und Süd, in Ost und West;
… bebende die Fingerlein auf der Landkarte umherfahren, nach Lille und Verdun,
…hau und Krakau, Belgrad und Konstantinopel, und bis Ägypten und Feuer-
… Wie sie getreulich mit euch vordringen, wie sie vor Freude zittern, wenn sie
…rwarz-weiß-roten und schwarz-gelben Fähnchen auf der Kriegskarte ins Feindes-
… vorrücken lässen.

Und wenn ihr nun gar einen großen Sieg errungen, eine trotzende Festung
…mt habt: Wie da die Festlichter reinsten Glückes in Kinderaugen brennen! Wie

Alle Eisenbahnwagen waren mit übermütigen Verslein und Ausrufen bekreidet, während ununterbrochen aus rollenden Fenstern ein tolles Gejuchze und munteres Gequietsche erschallte. Hielt dann die Wagenkette, etwa an einem kleinen Landbahnhof, und die Soldaten kamen zu kurzer Erfrischung herausgeklettert, welch ein Ton von frischer Fröhlichkeit herrschte dann, ganz ohne Spur von Gedrücktheit oder Verzagtheit! . . . So mit losgebundener Lustigkeit scherzten sich die Braven über die Situation hinweg, fest entschlossen, keinerlei Weichherzigkeit oder Sentimentalität aufkommen zu lassen. Es waren schöne, starke, herrliche Menschen, die da vorüberzogen, jugendlich-männlich bis in den letzten Nerv, wagemutig und todesverachtend. Man konnte sie nicht ansehen, ohne begeistert zu werden. Wie blitzten ihre Augen, wie lachten ihre gesunden Lippen! Alle Mädchen waren verliebt und warfen endlos Blumen. Und die hefteten die jungen Krieger sich an, steckten sie ins Knopfloch oder an die Mützen, und so zogen sie davon, in ihr ungewisses Schicksal.

Das sind die Leute, die jetzt mit unseren Truppen zusammen gesiegt haben — vielleicht andere, als die damals durchgezogen kamen, von denen gar viele schon die Erde deckt — und doch wiederum dieselben; denn die gute, wackere österreichische Art kehrt immer wieder."

*

Deutschlands wissenschaftlicher Schutzgeist im Kriege.

Er heißt „Bakteriologie" und wird von Professor A. v. Wassermann in Teubners „Internationaler Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik" in das rechte Licht gesetzt:

Die Weltgeschichte kennt bisher keinen größeren Krieg, in dessen Gefolge nicht verheerende Seuchen aufgetreten wären, die von Kriegs- und Bürgersmann sogar mehr gefürchtet waren, als der wehr- und waffentragende Feind. Noch im Jahre 1870 hatten wir in unserem im Vergleich zur heutigen Heeresgröße bescheiden zu nennenden Heere noch allein über 70.000 Fälle von Unterleibstyphus. Es leuchtet ein, daß die Bakteriologie, beziehungsweise die auf ihrer Grundlage von Robert Koch geschaffene rationelle wissenschaftliche Seuchenbekämpfung, heute als eine unentbehrliche Kriegshilfswissenschaft zu bezeichnen ist. Das hat die Verwaltung unseres Militärwesens vom ersten Augenblick an erkannt.

Um sich einen Begriff zu machen, auf welche Gebiete sich die Fürsorge und Seuchenbekämpfung in dem heutigen Weltkriege erstrecken muß, genügt der Satz, daß es angesichts des gegen uns aufgebotenen Völkergemisches kaum eine bösartige Seuche gibt, gegen die wir nicht gewappnet sein müssen. Von allen Gegnern, Russen, Belgiern, Franzosen, droht der bei ihnen noch endemische Unterleibstyphus sowie Ruhrgefahr, von den Russen außerdem noch die Cholera, das Fleckfieber, die Pest, das Rückfallfieber, von den schwarzen Truppen und den Indern Protozoen- und andere in den Tropen vorkommende Krankheiten. — Heute haben wir über acht Monate Krieg, während dessen wir in der heißen und kalten Jahreszeit Millionen Soldaten im Felde stehen gehabt haben. Wohl haben sich überall die Köpfe der gefürchteten Hydra drohend gezeigt, zum Beweise, daß sie auch heute noch lebt, aber nur durch unsere Wissenschaft verhindert wurde, ihren alles verschlingenden Rachen zu öffnen. Weder die Bevölkerung noch die Armee kamen auch nur zum Bewußtsein, daß es diese fürchterlichen Feinde ihrer Gesundheit noch gibt; denn schon beim Auftreten der ersten Fälle war die Gefahr beseitigt.

Unser Heer ist, angefangen vom Heimalgebiete, durch die Etappen und die Stäbe der höheren Kommandos bis vorn in die Schützengräben hinein, nach strengen wissenschaftlichen Grundsätzen bakteriologisch überwacht. Allenthalben sind bakteriologische Untersuchungsstellen errichtet oder es sind derartige Vorkehrungen getroffen.

Zu Landmanns Ährentag.

Werden aus dem Feld der Ehren
Unsre Krieger heimwärts kehren,
Dann gedenket auch der Taten
Derer auf dem Feld der Ähren.

Was der Landmann gläubig hoffend
Niedersenkt zur heiligen Erde,
Das erwacht nach kurzen Tagen
Froh zu einem neuen Werde.

Wen das Rad der Zeit betrogen,
Traun, zum Kornfeld laßt ihn eilen;
Dieser Tisch der treuen Mutter
Wird ihn sättigen und heilen.

Und zum Kornfeld laßt ihn wandern,
Jeden, dem der Glaube schwindet,
Daß man frühentschlafne Wesen
Neu geboren wieder findet.

Wenn sie aus dem Feld der Ehren,
Reich bekränzt zur Heimat kehren,
Schmücke sich mit roten, blauen
Blumen auch das Feld der Ähren!

Peter Rosegger.

Ist Hindenburg ein Steiermärker?

Man schreibt uns: „An der Mürz, eingebettet in grüne Wälder und Felder, liegt ein lieblicher Marktflecken, die Ortschaft Kindberg, die wohl bald nach der Besiedelung unseres Landes durch deutsche Adelige, Geistliche und Bauern gegründet wurde. Zum erstenmal taucht der Name um das Jahr 1180 auf, und zwar in der Schreibweise „Chindeberc“ und „Chindenberch“, und bedeutete so viel wie „Der Weiler hinter dem Berg“, wobei der flußaufwärts gelegene Wartberg gemeint ist. Wie es so in unseren uraltehrwürdigen Kulturtälern Sitte war, erhob sich auch eine Burg bei dem Ort, dem schon 1281 Rudolf von Habsburg Marktrechte und besondere Freiheiten verlieh, eine Burg, die jedoch bereits 1267 von einem Erdbeben völlig zerstört wurde. Sie stand erhaben am linken Mürzufer und heute noch sollen Mauerreste davon zu sehen sein. Wie hieß nun diese Burg und wie das Geschlecht, das sie erbaute? Die Überlieferung schweigt; aber gleichwohl läßt sich der Name unschwer erraten, denn die Schlösser der deutsch-steirischen Vergangenheit hatten fast stets einen [illegible] sprachlichen Zusammenhang mit den Niederlassungen in ihrer Nähe, waren da die Ansiedelungen ursprünglich nichts anderes als Meierhöfe der Schlösser, nach denen sie benannt zu werden pflegten. Daher kann die alte Burg bei Chindenberch [illegible] „Chindenburch“, auf neudeutsch „Die Hindenburg“ geheißen haben.

Wie bereits erwähnt, weder von dem Geschlecht, das dort einstens hauste, [illegible] von der alten Burg ist uns Genaues bekannt, doch die oben aufgestellte Behaup- [illegible] dürfte der geschichtlichen Wahrheit ziemlich entsprechen.

Jedenfalls bauten die Kindberger „Hindenburge“ ihre Feste nach der Vernichtung [illegible] das Erdbeben an der alten Stelle nicht mehr auf, sondern zogen anscheinend [illegible] um sich anderwärts eine neue Heimstätte zu gründen, vielleicht von dem Gedanken [illegible], das schreckliche Naturereignis könnte sich im Mürztale wiederholen.

da der Dank in ihren Liedern zum Himmel jauchzt wie ein ungestümes Glocken-geläute!

Sagt, Soldaten, fühlt ihr das nicht: Gleichwie euer Schicksal als ernste Wolke ihr Kinderdasein beschattet und heiligt, so schwebt über eurem Kriegerleben eine warme, weiche, sonnenhelle Frühlingswolke? Fühlt ihr nicht in Schützengräben und Nachtwache die Liebe der deutschen Kinder?

„Kunstwart." M. Glantschnigg.

*

Feind Nr. 8.

„Gen Östreich Krieg!" der Welsche ruft;
Das wird ja immer schöner;
Es ist und bleibt der größte Schuft
Halt doch der Italiener.

*

Die deutschen Kirchen.

Unter diesem Titel sagt im „Kunstwart" Emil Fuchs nebst anderem folgendes:

„Die Kirchen?" Wer ist das? Protestantische, katholische Kirche? — In beiden hat sich dasselbe gezeigt. Beide haben sich als Heimat ihrer deutschen Glieder bewährt, als sie von großem Erleben bedrückt zu ihnen kamen. Auch das kann nicht vergessen werden. Es war falsch, wenn man auf protestantischer Seite eine Zerstörung des nationalen Empfindens durch den Katholizismus fürchtete. Es war falsch, wenn der Katholizismus die religiöse Kraft des Protestantismus gering einschätzte. Die Tatsache ist die: Es gibt Deutsche, die müssen, wenn großes Erleben ihre Seele füllt, die Weihe suchen im Gottesdienste der katholischen Kirche, es gibt Deutsche, die dasselbe suchen im Gottesdienst der Protestanten — und beide finden es dort, und ihnen wird dort gegenüber der Gewalt sturmwindartigen Erlebens die Ruhe und Sicherheit, die das Eintauchen in tiefste Weihe und heiligste Größe allein geben kann.

Was folgt daraus? — Daß deutsche Art und deutsches Wesen auf religiösem Boden in dieser doppelten Ausprägung besteht und daß wir das anerkennen müssen — und endlich klar und wahr versuchen müssen, uns als Deutsche zu verstehen und zu achten — und zu lieben, wenn auch unser deutsches Herz und Empfinden in ganz verschiedene Formen einströmt, da wo es sich darstellen und selbst verstehen will.

In katholischer und in protestantischer Form geht das Suchen, Sehnen und Frommsein des deutschen Herzens durch die Jahrhunderte. Die Schriften Meister Eckhardts, die deutsche Theologie, Thomas a Kempis, sind sie nicht urkatholische Schriften — und doch deutsches Wesen und Empfinden und für jeden Deutschen eine Erquickung? In der Gegenwart hat Rosegger uns die deutsche Zartheit und Tiefe des Katholizismus geschildert, und es stehen in diesem Männer wie Hansjakob und mancher andere. Da ist doch Fühlen von unserm Fühlen?

„Eine feste Burg ist unser Gott" wird nun auch von Katholiken ergriffen gesungen, und wie manches Lied Paul Gerhards und anderer Protestanten schon längst! Sollten nicht fromme Katholiken auch die Gewalt frommen Empfindens in Luthers Katechismus und mancher anderen Schrift fühlen können? Vorm Feind spricht mancher katholische Feldprediger zum Herzen des Protestanten und umgekehrt. Ist es nicht ein Stück Ausdruckskultur, daß wir so im Echten einander empfinden und ehren können.

geistlichen Großen mit ihren Bauern die engeren Alpentäler auf, um sich da
rzulassen und sie zu kultivieren. Man kann etwa das Jahr Tausend als jenes
hmen, in dem die Deutschen an der mittleren und oberen Mürz dauernd Fuß
Wahrscheinlich wohnten hier bereits in alter Zeit Kelten, von denen Funde
ürzhofen, Kindberg und Mürzzuschlag zeugen. Die Römer hingegen besaßen da
festen Plätze, doch Münzfunde und andere Reste beweisen ihre zeitweilige An-
heit. Ein „gelahrtes" Buch, ohne nähere Angaben zu machen, erzählt auch von
rfunden in der Gegend von Krieglach. Genaueres ist darüber nicht bekannt.
nfalls gründeten die Wenden, die sich fast in ganz Steiermark ansässig machten,
im Mürztal zahlreiche Ortschaften, deren Namen sowie die mancher Berge und
Täler heute noch einen slawischen Anklang haben.

Als dann die deutschen Einwanderer kamen, bauten sie ihre Häuser und
Weiler auf noch herrenloses Gelände und in der Regel im Schatten einer Burg,
die auf einer gesicherten Anhöhe emporragte, während die Ortschaften im Tal, am
Fluß lagen.

Krieglach, eine vermutlich bayrische Gründung, bestand schon, wie oben
erwähnt, im Jahre 1148 und zum zweitenmal wird es anno 1203 anläßlich einer
Reise des Bischofs Wolfger von Passau genannt, der über den Semmering ritt,
dessen unwegsamer Paß zwar auch von den Römern hie und da benützt worden sein
mag, aber erst in der steirischen Bayernzeit diente er dem regelmäßigen Verkehr.
So ließ ihn 863 Karlmann gegen seinen Vater Ludwig den Deutschen durch einen
Grafen Gundaker verteidigen, und die Straße darüber wurde erstmalig 1220 beur-
kundet, während schon seit 1169 das Hospital im Cerwalt (am Semmering) bestand,
das müden Wanderern eine Raststätte bieten sollte.

Anno 1227 übernachtete der stromernde Ritter und Minnesänger Ulrich von
Liechtenstein in Krieglach und schrieb: „In hohem muot ze Chrugelach die nacht
het ich guot gemach."

Aber diese mageren geschichtlichen Tatsachen beweisen nur, daß das Dorf
Krieglach ein Flecken war, dem anscheinend schon früh eine gewisse Bedeutung zukam
und Reisende es gern zum Verschnaufen nach beschwerlichen Ritten wählten —
hingegen beweisen sie nicht, daß hier eine Burg stand. Und dennoch! Denn in einer
Urkunde des Jahres 1251 taucht eine seltsame Wendung auf; es ist darin von
einem „castrum Krieglach" die Rede. Was muß man davon halten? Eine alte
Sage, deren Wahrheitsgehalt sich leider nicht überprüfen läßt, erzählt, Krieglach sei
in „uralter Zeit" eine ummauerte Stadt gewesen. Vielleicht liegt auch dieser Sage
das Körnchen einer Tatsache zugrunde, denn ganz frei zu erfinden pflegt das Volk
selten, wenn es auch gern über die Wirklichkeit hinausphantasiert und vergrößert
und übertreibt. Jedenfalls scheint Krieglach ehedem eine bedeutsamere Siedelung
gewesen zu sein, da es im Rationarium Styriae (1267) nebst Kindberg
und Mürzzuschlag unter den Orten aufgezählt wird, die eine Sonderstellung ein-
nahmen. Und da sollte es keine Burg besessen haben? Das ist recht unwahrscheinlich,
zumal alle anderen Ortschaften des Mürztales deutscher Herkunft, von Bruck bis
Mürzzuschlag, von Festen beschirmt wurden. Auch Mürzzuschlag? Keine sichtbare
Spur zeugt mehr davon, wenn auch der Markt selbst ummauert war, aber der
Dichter Josef von Kalchberg, ein Kind dieser Gegend und mit ihr vertraut, berich-
tet vor mehr als hundert Jahren in einer Reisebeschreibung, hinter dem Weiler
B...mang, rechter Hand auf einem waldigen Hügel, der nur der Gansstein bei
Mürzzuschlag sein konnte, seien noch die Reste einer Burg zu finden. So bleibt nur
Krieglach als burgloses Dorf im Mürztal übrig.

Wohin wendeten sie sich da? Auch darauf hat man eine Antwort, die gleichfalls aus Burgtrümmern zu lesen ist: Nächst Schloß Stixenstein am Schneeberg befindet sich eine fast ganz zerfallene Ruine, die einst den Grafen Neydeck-Hindenburg gehörte und reichsdeutsches brandenburgisches Mannslehen war. Nicht weit davon liegt heute noch das kleine Dörfchen Hindenburg ...

Zwar berichtet der Bruder des Feldmarschalls, Bernhard von Hindenburg, die Hindenburge seien ein Harzer Geschlecht, doch schließt diese feststehende Tatsache die Wahrscheinlichkeit oder wenigstens Möglichkeit nicht aus, daß die Familie zuerst in Kindberg, hernach am Schneeberg und schließlich — mag sein im Zusammenhang mit den großen Auswanderungen während der Gegenreformation in Österreich — im Harz ihren Sitz hatte. Oder vielleicht war es ein Zweig des Geschlechtes, der in Steiermark und Niederösterreich ansässig war ...

Solange uns nicht das Gegenteil bewiesen wird, feiern wir den großen Feldherrn auch als Steiermärker!

Wir möchten zu dieser Zuschrift bemerken, daß kein Hindernis vorliegt, unseren Hindenburg, der ja schon Gemeingut des ganzen deutschen Volkes ist, auch für uns Steirer in Anspruch zu nehmen — stritten sich um Homer doch sieben Städte, von denen jede seine Vaterstadt sein wollte. Warum soll es ein griechischer Sänger besser haben als ein deutscher Soldat? H. L. R.

Im Polenschnee.

Von K. D. Zwerger.

Ich weiß viel frierende Rosen stehn
Im Schnee des Heimatlands,
Hab nie kein' andere blühen sehn
Denn bleich und ohne Glanz.

Drum war es eigen und war so weh,
Was meinem Aug' sich bot:
Es war eine Heide im Polenschnee,
Da blühten die Rosen rot ...

Und sah ich frierende Frauen gehn,
Die Züge so bleich und weh:
Hat manche dorten ein Röslein stehn
Im weißen Polenschnee ...

Die Burg Krieglach.

(Eine geschichtliche Entdeckung?)

Das Dorf Krieglach im Mürztal erscheint im Jahre 1148 zum erstenmal urkundlich als „Chrugelahe", doch dürfte es bedeutend älter sein.

Das Mürztal wurde verhältnismäßig spät von Bayern und vielleicht auch von Angehörigen anderer deutscher Stämme besiedelt, denn anfangs ergoß sich der Strom der germanischen Kolonisten in die breiteren und fruchtbareren Täler des Landes und erst als dort der Boden rarer zu werden begann, suchten die weltlichen

---

* Paul von Hindenburg. Ein Lebensbild von Bernhard von Hindenburg. (Verlag Schuster & Loeffler in Berlin.)

Franz Wastian.

(Gefallen in den Karpathen am 8. April 1915. Begraben in Maniava.)

Von Elsa Laura v. Wolzogen.

Ich sah ihn kraftvoll von mir scheiden,
Das Auge hell, den Willen hochgespannt.
Ich wußte viel von seinen Leiden ...
Und seine Freuden hab ich auch gekannt.

Es hat ihm viel versagt das Leben,
Sein Herz war tiefer Liebe froh bereit;
Doch scheu im Nehmen — reich im Geben,
Geliebt — beschloß er doch in Einsamkeit.

Er konnte lieben — konnte hassen —
Dazwischen gab es nichts, drum war er stark;
Sein Denken war: inbrünstiges Umfassen
Der Heimat — seiner grünen Steiermark.

Und deren Berge, Wälder, Weiten —
Freideutsches Wort, vermeidend fremden Klang,
Das waren seine Festlichkeiten
Und seiner stolzen Seele Jubelsang.

Und als die Fahnen sich entrollten,
Da zog auch er den Säbel blank zur Wehr. —
Verachtung hat dem Russenfeind gegolten,
Sein ganzes Ich dem Vaterland und Heer.

Er war erlesen zum Erliegen —
Ein Dürstender, dem man versagt den Trunk.
Doch in die schönste seiner Wiegen
Legt ihn der Tod: in die Erinnerung!

Vielleicht singt eine Amsel leise
Auf seinem Grabe, deckt ihn milde zu
Mit ihrer hellen frühlingssel'gen Weise —
Und schenkt dem jungen Schläfer süße Ruh ...

Der Fälscher des Testamentes Peter d. Gr.

Der „Heimgarten“ hat im vorigen Jahre in seiner „Kleinen Laube“ Mit-
ungen über das sogenannte „Testament Peter d. Gr.“ gebracht, von dem damals
— bald nach Ausbruch des Krieges — in den Blättern viel die Rede war. In
n Mitteilungen war bereits der Ansicht Ausdruck gegeben, daß man es hier mit
r Fälschung zu tun habe, und der Chevalier d'Eon war als diejenige Persön-
keit bezeichnet, der man die Fälschung zuzuschreiben habe. Unter diesen Umständen
innt gerade jetzt, da die Russen ihr Vorhaben, Konstantinopel in Besitz zu nehmen
— was in jenem Testamente bekanntlich als die Hauptaufgabe der russischen Politik
ichnet war — offen angekündigt haben, die Persönlichkeit des Entdeckers oder
chers erhöhtes Interesse und wir lassen einige Angaben über das Leben dieses
nteurers, der zu den interessantesten Erscheinungen des an abenteuerlichen Charak-
n so reichen achtzehnten Jahrhunderts gehört, hier folgen.

In der Tat, was für eine merkwürdige Persönlichkeit! Ein Kavalier der vor-
nten Gesellschaft, ein Diplomat des französischen Hofes, der bis zu seinem

Da gibt nun Zahns „Ortsnamenbuch der Steiermark im Mittelalter“ eine Handhabe, nach welcher Richtung weiter zu forschen ist, will man ergründen, ob sich auch bei Krieglach eine Burg befand oder ob der Ort nie eine solche besaß. Zahn bringt u. a. eine interessante Stelle aus dem Lehensbuch Kaiser Friedrichs III. aus den Jahren 1443—1464, wo von einem „turn“ in der „Norsen“ die Rede ist, und zwar befindet sich der Norsen in der Krieglacher Pfarr. Ein „turn“ ist ein Turm und ein Turm ist, wie auch Zahn annimmt, eine Befestigung. In derselben Quelle wird das „dorf und das alte dorf in dem Norsen“ erwähnt, und der „Norsen“ ist nichts anderes als der „Norczpach“ oder wie er auch noch geschrieben wird, der „Nerczpach“ oder „Narczpach“, dessen Lage bei Krieglach durch mehrere Angaben näher bestimmt erscheint, da es 1444 heißt: „am Poseck im Narczpach“. Das Poseck ist das heutige Posegg, eine Höhe rechtsseitig des Massinggrabens von Tal aus gesehen, und wird bereits um 1300 als „Pasek in der Moßnich“ beurkundet. Links vom Massinggraben erhebt sich der Sommerberg und tatsächlich wird 1443 auch der „Somer“ in Verbindung mit dem Norsen oder dem Norczpach genannt, so daß alles darauf hindeutet, der alte Norczpachgraben sei der Massinggraben. Die im Ortsnamenbuch aufgestellte Hypothese, unter dem Norsen sei der Rittisgraben, der von Krieglach westlich liegt, zu verstehen, scheint nicht zu rechtfertigen, denn das Posegg hat keinerlei Beziehungen zum Rittisgraben oder, wie er auch heißt, zum Bachergraben.

Leider sind damit die Schwierigkeiten, die sich einer Lösung der Burgfrage entgegenstellen, noch lange nicht behoben, da sich an der vermuteten Stelle — in der Norsen, im Massinggraben — weder ein „turn“ oder dessen Reste nachweisen lassen, und auch kein Dorf hier aufzufinden ist . . . Sollten Turm und Dorf spurlos verschwunden sein? Diese Annahme ist nicht ganz von der Hand zu weisen, weil das Mürztal im Mittelalter oft und oft von verheerenden Elementarereignissen heimgesucht wurde, so das zum Beispiel 1267 die alte Burg bei Kindberg durch ein Erdbeben gänzlich zerstört und an derselben Stelle nicht mehr neu gebaut wurde.

Ein zweites Hindernis, das eine Beantwortung der Frage nach der Burg bei Krieglach erschwert, ist die Tatsache, daß auch die genauesten Kenner der Gegend keine Ortsbezeichnung wissen, die mit dem Namen Norsen und Norczpach einen Zusammenhang hat, wenn auch fast mit Bestimmtheit geschlossen werden darf, der Massinggraben sei der alte Norsen . . . Ist es nun denkbar, daß selbst die Namen ohne eine Spur in der Erinnerung des Volkes zurückzulassen, verschwanden? Ja, das ist denkbar, da z. B. auch die deutsche Bezeichnung des weltbekannten Semmering, die „Cervalt“ lautete, beinahe nur noch in Büchern zu finden ist.

Nicht jeder Berg eignet sich zur Anlage einer Burg, und überprüft man die Umgebung von Krieglach, so ergibt sich, daß nur der Vorberg des Sommers, die sogenannte „Karnerhöhe“ und ein Vorberg des Posegg, auf dem heute ein Bauernhaus steht, dafür in Betracht kommen können.

So nehme ich — vielleicht etwas sehr kühn — mit Rücksicht auf Sage und Urkunden, mit Zuhilfenahme der Logik an, daß eine Burg bei Krieglach stand, und zwar entweder auf dem Vorberg des Sommers oder auf dem Vorberg des Posegg.

Wahrscheinlich enthält noch manche Urkunde, die mir unbekannt ist, einen Hinweis auf den Norsen oder den Norczpach und ich wäre jedermann sehr dankbar, der mich darauf aufmerksam machen wollte. Schon eine Erklärung der Namen „Norsen“ und „Norczpach“ wäre imstande, die klare Beantwortung der „Krieglacher Burgfrage“ zu erleichtern. H. L. R.

...nnen, bedient sich der Chevalier selbst der Mittel weiblicher Koketterie, er nennt ...marchais seinen Schutzengel und übersendet ihm als Geschenk auch seine sämt... Werke in vierzehn Bänden; denn dieser Abenteurer ist auch schriftstellerisch ... er hat neben pikanten Memoiren auch ein mehr wissenschaftliches Werk, eine ...chichte der französischen Finanzen geschrieben.* Unter dem Eindrucke dieser zärt... Aufmerksamkeiten kehrt Beaumarchais nach Versailles zurück und hier vertritt ... Sache seiner Freundin auf das wärmste. Es gelingt ihm, für „Madame la Chevalière" eine lebenslängliche Rente und zugleich eine ziemlich beträchtliche Entschädigung für die Auslieferung der geheimen Papiere zu erwirken, die indes, wie ... herausstellt, keineswegs den Wert haben, den ihnen ihr Besitzer zugeschrieben. ...nie zitiert ein merkwürdiges Schriftstück, in welchem Beaumarchais allerlei Fragen ...stellt, die das fernere Schicksal seiner Freundin betreffen und die durch den Minister Vergennes der Entscheidung des Königs unterbreitet werden. In den Randbemerkungen von der Hand des letzteren wird der Demoiselle d'Eon eine Gratifikation von zweitausend Talern zur Anschaffung weiblicher Kleidung zugestanden und bezüglich der Frage Beaumarchais', ob man der Dame „la disposition entière de tous ... habillements virils" (den freien Gebrauch aller ihrer männlichen Kleidungsstücke) zugestehen solle, schreibt der König an den Rand: „Il faut qu'elle les vende" (sie soll sie verkaufen). In einer anderen Randbemerkung gesteht der König der Chevalière d'Eon das Recht zu, das Kreuz des Ordens vom heiligen Ludwig „sur ... habits de femme" (über ihrer Frauenkleidung) zu tragen.

Wie man sieht, hat dieser weibliche Dragonerkapitän alle Ursache, Beaumarchais für die Dienste, die er ihm geleistet, dankbar zu sein. Trotzdem kommt es in der nächsten Zeit zwischen dem Dichter und seinem Schützlinge zu Streitigkeiten, die zuletzt einen förmlichen Bruch herbeiführen. Höchst ergötzlich ist die Art, wie der Herr Chevalier — denn um diese Zeit ging diese interessante Persönlichkeit in London noch in Männerkleidern umher — in seinen Briefen bald die gekränkte Unschuld spielt, bald den Ton einer schmollenden Kokette anschlug. Er erinnert Beaumarchais daran, daß er ihm, von dankbarer Erkenntnis fortgerissen, sein Geschlecht entdeckt habe; aber damit habe er — oder sie — sich zu nichts verpflichtet. „Alles" — fügt er hinzu — „was Sie, wie man mir aus Paris schreibt, über unsere bevorstehende Heirat verbreitet haben, kann nur eine müßige Erfindung oder ein schlechter Scherz von Ihrer Seite sein." Sie erklärt, daß sie es lebhaft bedauere, wenn er die Äußerungen ihrer Dankbarkeit für Anzeichen weiblicher Schwäche gehalten habe, und sie schließt mit dem elegischen Ausruf: „Warum habe ich mich nicht zur rechten Zeit daran erinnert, daß die Männer auf dieser Welt zu nichts gut sind, als die armen arglosen Frauen zu betrügen!" Beaumarchais antwortete in sehr ernstem Tone und an den Minister Vergennes schreibt er: „Alle Welt sagt mir, daß diese verrückte Person in mich verliebt ist. Sie glaubt, daß ich sie getäuscht habe, und die Frauen verzeihen eine derartige Beleidigung nicht." „Je suis loin de la mépriser; mais qui diable aussi se fut imaginé que pour bien servir le roi dans cette affaire, il me fallut devenir galant chevalier autour d'un capitaine de dragons?" („Ich bin weit entfernt, sie zu tadeln; aber, wer zum Teufel hätte sich eingebildet, daß ich, um des Königs Dienst in dieser Angelegenheit zu besorgen, genötigt sein werde, der Galan eines — Dragonerkapitäns zu werden?")

Im Jahre 1777 kommt der Herr Chevalier nach Versailles, um sich persönlich über Beaumarchais zu beschweren und man läßt ihn am Hofe erst vor,

* Die Werke des Chevaliers d'Eon sind unter dem Titel „Loisirs du chevalier d'Eon" in 13 Bänden in Amsterdam 1775 erschienen. Die unter seinem Namen erschienenen „Mémoires" sind gewiß nicht echt.

43. Jahre allgemein für einen Mann gehalten und dann durch die Macht d öffentlichen Meinung und einen Befehl seines Königs gezwungen wird, Frauenkleid anzulegen! Eine Frau, die sich dann im Jahre 1777 im Kreise der Hofdamen von Versailles bewegt und deren Erscheinung die Tatsache, daß sie früher capitaine de dragons gewesen war, einen gewissen pikanten Reiz verleiht — in der Tat, man müßte diesen Roman des Chevaliers d'Eon für eine Fabel halten, wenn nicht gewic tige Zeugnisse glaubenswerter Männer dafür sprächen, daß sich dieser Roman in der Wirklichkeit abgespielt hat. In einem sehr ernsthaften Werke „Beaumarchais et son temps“ hat Louis de Loménie alle Daten über diese merkwürdige Persönlich keit zusammengestellt und dem Kapitel „Beaumarchais et le Chevalier d'Eon“ sind die nachfolgenden Mitteilungen entnommen.

Der gewöhnlichen Version zufolge soll der Chevalier d'Eon in zarter Jugend in Frauenkleidern nach Petersburg gekommen sein und längere Zeit bei der Kaiserin Elisabeth das Amt einer Vorleserin bekleidet haben. In dieser Eigenschaft soll er der französischen Diplomatie mehrere Jahre hindurch wichtige Dienste geleistet haben, bis seine Entfernung vom russischen Hofe dadurch zur Notwendigkeit wurde, daß er im Verkehr mit den Hofdamen — mehrmals aus der Rolle fiel, die er übernommen hatte. Im Jahre 1770 befand sich der Chevalier, nachdem er mittlerweile das Doktorat der Rechte an der Pariser Universität erworben und eine zeitlang in einem Dragonerregiment als Kapitän gedient hatte, als Sekretär der französischen Gesandtschaft in London. Um jene Zeit drangen die ersten Zweifel über sein Geschlecht in die Öffentlichkeit und die Frage, ob man es hier wirklich mit einem Mann oder mit einer verkleideten Frau zu tun habe, bildete den Gesprächsstoff der vornehmen englischen Gesellschaft, ja sogar den Gegenstand hoher Wetten. Im Mai des Jahres 1775 tritt Beaumarchais in nähere Beziehungen zu dieser rätselhaften Persönlichkeit. Der Chevalier war zu jener Zeit nach einer für ihn nicht sehr rühmlichen Affäre, einem Streithandel mit dem Grafen v. Guerchy, am Hofe in Versailles in Ungnade gefallen, er bezog nur eine kleine Pension und da er bis über die Ohren in Schulden steckte, so suchte er sich auf anderem Wege Geld zu verschaffen. In seiner Eigenschaft als geheimer Agent Ludwig XV. hatte er mehrere Jahre hindurch eine Korrespondenz mit dem Könige unterhalten, die hinter dem Rücken der Minister geführt wurde. Der Chevalier übertrieb die Wichtigkeit dieser Papiere, die sich hauptsächlich auf den im Jahre 1763 zwischen England und Frankreich abgeschlossenen Frieden bezogen. Er verbreitete das Gerücht, daß die Veröffentlichung dieser Schriftstücke ganz sicher eine Erneuerung des Krieges zwischen den beiden Nationen zur Folge haben würde und daß die englische Opposition ihm sehr beträchtliche Summen für diesen der Öffentlichkeit bisher nur durch seine Loyalität vorenthaltenen Schatz geboten habe. Für die Wahrung seines Geheimnisses, sowie als Entschädigung für diplomatische Missionen, die ihm einen großen Aufwand an Geldmitteln auferlegt hatten, forderte der Chevalier von der französischen Regierung eine sehr hohe Summe und um zu seinem Gelde zu kommen, rief er die Vermittlung Beaumarchais' an, der sich im Jahre 1775 in London aufhielt. Um das Mitgefühl seines Landsmannes zu rühren, gestand er ihm unter Tränen, daß er ein Weib sei, und Beaumarchais, dem die wunderlichen Gerüchte über das wahre Geschlecht des Chevaliers bereits zu Ohren gekommen waren, zögerte keinen Augenblick, diesem Gerüchte Glauben zu schenken. Ja, von diesem Augenblicke an nimmt sich der Dichter aufs eifrigste der Sache seiner — Freundin an. „Wenn man bedenkt“ — schreibt er an Ludwig XVI. — „daß dieses arme, von dem Geschicke so hart verfolgte Geschöpf einem Geschlechte angehört, dem man alles verzeiht, so fühlt man sich im Innersten von sanftem Mitgefühl ergriffen.“ Um den einflußreichen Dichter des „Barbiers von Sevilla“ zu

„Doch, hier steht es.“

„Nein, unser Land hat keinen Rücken. Wir sind das erste Land der Welt-ichte, das keinen Rücken hat, versteht ihr, Kinder . . .?“

Wir verstanden. Es überlief uns. Mit Macht kam dieses sonderbare Bild uns: Wir sind in einem Land, das keinen Rücken hat — Feinde ringsum — Land, das keinen Rücken haben darf.

Wehe, wenn wir heute einen Rücken hätten. Wenn unser Antlitz nicht nach allen Seiten schaute.

Die feindlichen Kohorten umstampfen unseres Vaterlandes Grenzen, spähend, immer spähend: Wo ist der Nackenwirbel dieses Volkes? Dort wollen wir es packen.

Und sie erschrecken vor der fürchterlichen Entdeckung: Hier ist ein Volk, das keinen Nackenwirbel, keinen Rücken hat. Hier ist ein Volk, das uns sein erzbereites Antlitz zukehrt, auch wenn wir es von allen Seiten zu derselben Stunde stürmen.

Es gab einen Januskopf. Nach zwei Seiten sah er. Unseres Volkes Haupt hat mehr als zwei Stirnen. Unseres Volkes Stirn läuft rundum.

Es gibt von Meisterhand gemalte Angesichte. Dort hängt eines an der Wand. Du trittst von links herein — das Antlitz sieht dich an. Du stehst davor — ansieht es dich. Nach rechts trittst du hinüber — es sieht dich an, es sieht dich an. Wo immer du in diesem Saal dich aufstellst, du entgehst ihm nicht. Nicht einen Augenblick läßt dich dies Bildnis aus den Augen.

Sicher hast du solche Bilder schon gesehen. Sicher ist es dir wie mir ergangen: Unheimlich wird dir in dem Saale, hin und her läufst du. Aufatmend gehst du wieder aus der Türe.

Und der dir's zeigte, lächelte beruhigend: „Weißt du, das ist ein malerischer Kunstgriff, der bei Bildern möglich ist — in Wirklichkeit gibt's selbstverständlich keinen Menschen, der zugleich nach allen Seiten . . .“

Einen Menschen, nein. Aber ein Volk, das solches kann, das gibt es heute. Hoch aufgerichtet steht es in der Väter Saale, umschlichen von den Feinden: „Bscht, dort drüben kann es uns nicht sehen“, raunt es, „komm, daß wir ihm dort in den Rücken . . .“

Sie schleichen und sie schleichen . . . Aber wo sie auch herankommen, trifft sie der Blick. Der ist überall. Dem entgeh'n sie nicht.

Und es naht der Tag, wo sie ein Grauen überlaufen wird. Wo sie die Waffen aus den Händen werfen werden. Die Waffen, scharf genug für einen unbewehrten Rücken, aber stumpf für eine erz'ne Brust. Wo sie entsetzt aus unserer Väter Saale stürzen werden, fluchend, schreiend: „Weh uns, dies Volk hat keinen Rücken. Unbesiegbar ist es!“

H. L. R.

Der arme Teufel.

Von Reinhard Volker.

Zu Hindenburg kam der Teufel geflogen;
Trat hin und machte ihm wohlerzogen
Den schönsten Kratzfuß als Referenz:
„Guten Abend, Exzellenz!“

Hindenburg tut gar nichts dergleichen,
Tät behaglich den Schnauzbart streichen,
Studiert dabei seine Karten
Und läßt ihn warten.

nachdem er Frauenkleider angelegt hat. In dieser Tracht bewegt er sich eine zeitlang unter den Damen des Hofes und er behält sie auch nach seiner Rückkehr nach London bei, und zwar bis zu seinem Tode. Während der letzten Jahrzehnte seines Lebens bezweifelte niemand, daß man es mit einem Abenteurer weiblichen Geschlechtes zu tun habe und selbst ein so ernsthafter Gelehrter, wie Herr de Flassan, schreibt in seiner „Histoire de la Diplomatie Française" unter anderem folgendes über die Chevalière d'Eon: „Es läßt sich nicht leugnen, daß wir es hier mit einer ganz eigenartigen Erscheinung zu tun haben. Die Natur hat einen Fehlgriff getan, indem sie ihr ein Geschlecht gab, mit dem ihr entschiedener und stolzer Charakter so seltsam kontrastierte." Im weiteren tadelt Herr de Flassan an dieser Frau die Manier „de vouloir jouer l'homme et de tromper les observateurs." (Den Mann spielen zu wollen und die Beobachter zu täuschen.)

Diese Zeilen sind im Jahre 1809 geschrieben. Im folgenden Jahre, am 21. Mai 1810, stirbt die Persönlichkeit, der sie gewidmet sind und bei ihrem Tode stellt sich heraus, daß die angebliche Chevalière, an der der Geschichtsschreiber der französischen Diplomatie die „manie de vouloir jouer l'homme" tadelt, in Wirklichkeit doch nichts anderes war, als ein „Chevalier parfaitement constitué."

W. Rm.

Das Land ohne Rücken.

Ich glaube, einer der herzlichsten Verehrer Fritz Müllers zu sein, wie denn auch der „Heimgarten" eine der ersten Geschichten des Künstlers in seinen Spalten brachte. Und seitdem sind wir einander treu geblieben. In jedem neuen Büchlein wächst Müller zu immer größerer Kunst empor — eine Tatsache, die den Wenigsten auffallen dürfte, weil die besondere Eigenart des Künstlers eben in der Natürlichkeit der Form liegt, die frei von jeglicher Gezwungenheit und Geschraubtheit ist. Und wenn ich mich frage, warum Müller auch inhaltlich so außerordentlich wirkt, so muß ich antworten, daß seine Innigkeit unmittelbar zu uns spricht und unsere Herzen gefangen nimmt. Und dann noch ein zweites: Bei ihm hat alles Seele; nicht nur die Menschen, sondern auch die Dinge. Deshalb sind die Geschichten, die er uns schenkt, weder Schilderungen noch auch Darstellungen, sondern wahrhaft belebte Bilder, mitten aus der Welt herausgeholt. Als Schriftleiter kann ich ihm noch insbesondere ein Ehrenzeugnis ausstellen, als ich feststelle, daß ich jede neue Einsendung von ihm freudigst begrüße, was ich leider nicht von allen oft nur gutgemeinten Beiträgen, mit denen man den „Heimgarten" bedenkt, sagen kann.

Müllers jüngstes Büchlein trägt einen sonderbaren Namen; es enthält Erlebnisse und Geschichten aus dem Weltkrieg.* Er hat seine Beobachtungen unmittelbar an der Front gemacht und sie gehören zu dem Feinsten, was in der großen Kriegszeit über die Zeit geschrieben wurde. Man lese zum Beispiel die Skizze „Überall verspielt" oder „Die Straße" und man wird mir beistimmen. Aber ich kann das ausgezeichnete Büchlein am besten dadurch charakterisieren, daß ich das kleine Kunstwerk, das dem Buche Pate stand, abdrucke:

Das Land ohne Rücken.

Da war es, daß einer von uns die Meldungen des französischen Generalstabs vorlas: „. . . Rußland wird Deutschland in den Rücken fallen —"

„In den Rücken?" unterbrach ihn da ein anderer, „das ist nicht möglich.

* Das Land ohne Rücken. Verlag Eugen Salzer, Heilbronn. Preis 1 Mark.

… Schönheit. Sprache und Stoff voll …onie. Mir ist es ergangen, daß dieses …wochenlang einen Unterton der Stimmung …zurückließ. Immer wieder greife ich …darnach, es ist mir ein lieber Kamerad …den.

Ein Lehrerroman und doch wieder keiner. …ern eine poetische Verkündigung vom …lten Menschentum, wie es sich im reinen …t eines echten Dichters spiegelt.

Karl Krobath.

Neue Kriegsbücher. Krieg, Krieg — alles ist Krieg! Und in der Kunst schon fast wie im Wirtschaftsleben. Eine Fülle von Neuerscheinungen und täglich mehr und mehr, daß man sich kaum mehr zurechtfindet. Also alles „Gelegenheitsliteratur“? In gewissem Sinne freilich „Ja!“, keineswegs aber im landläufigen. Denn es leuchtet jedem ohne weiters ein, daß dieses Ringen eine etwas schwerer wiegende „Gelegenheit“ bedeutet, als etwa die Julfeier der Burschenschaft X oder die Jahrhundertfeier der Stadt Y. So will denn die Kriegsliteratur ganz ernstlich gewertet sein. Wir können das freilich hier nur ganz kurz besorgen.

So sei denn mit zwei Feldpostbriefsammlungen begonnen, „Vom Kriegsschauplatz“, herausgegeben von Karl Quenzel (Leipzig, Hesse und Becker) und „Feldpostbriefe 1914“, gesammelt von Hermann Sparr (Leipzig, Otto Spamer). Beide Sammlungen sind sehr interessant, frisch und gut ausgewählt; trotzdem möchte ich wegen der noch größeren Mannigfaltigkeit des Gebotenen das zweite Buch wärmer empfehlen. — Oberst Hoppenstedt gibt in seinem Werk „Unsere Feldgrauen im Kampfe“ (Leipzig, Grethlein u. Co.) treffliche Schlachtenschilderungen, die durch genaue Kärtchen noch inniger veranschaulicht werden. Den Griffel hat zwar die Phantasie geführt, aber eine geschulte, klare und beredte. Wir sehen sie vor uns, wie sie siegen und wie sie sterben, und das Herz wird einem warm. — Aus den nachgelassenen Papieren des gefallenen Kriegsfreiwilligen Prof. Udo Kraft stellt sein Bruder ein höchst beachtenswertes, befeuerndes Werkchen „Selbsterziehung zum Tod fürs Vaterland“ zusammen (Leipzig, C. F. Amelang). Das Buch, vorwiegend Tagebuchblätter, zeigt so recht die ideale deutsche Seele in ihrer glühenden Liebe und Begeisterung fürs heilige Vaterland. Es geht ein Rauschen wie von Sturm und Eichen durch die Zeilen, und wenn ich auch ins Feld komme, das Büchel nehm ich mir mit! Das wieder ein dünnes, aber wuchtiges, mannhaftes Bändchen: „Kameraden!“ Mein Vermächtnis an das Heer von Fürst Gebh. Leberecht von Blücher (Berlin. Johannes Baum). „Ihr jungen Streiter, Euch vermache ich viel: Erst meinen festen Sinn, fest wie das Eisen an meinem Säbel … Ferner mein unverzagtes Hoffen im Unglück … Meine Lust zum Lernen bis zum grauen Haar … Und achtet, liebt Euch brüderlich zusammen; ein Heer von rechten Brüdern, die in Not und Tot nicht von sich lassen, wird nie besiegt.“ — Und nun was höchst Eigenartiges: „Unsere Feinde, wie sie einander lieben.“ Kritische Äußerungen berühmter Franzosen, Engländer, Russen, Belgier, Japaner über ihre Verbündeten. Herausgegeben von Dr. Werner Klotte. Mit 75 Karikaturen (München, Delphin-Verlag). Titel und Untertitel sagen einem ja eigentlich schon genug. Aber das Buch ist mehr als ein kleines Arsenal der Ironie, der Satire: Es ist ein bedeutsamer Beitrag zur Zeitgeschichte, es ist ein wertvolles Stück Völkerpsychologie, das weiteste Verbreitung verdient. Nicht nur freuen sollen wir uns an dieser bunten Fülle; das allein wäre zu kindisch. Das Buch schürft viel tiefer. Es reißt erbarmungslos die Maske von den Seelen derer, die da wider uns Barbaren so selbstlos und edel und brüderlich „für die Kultur der Menschheit“ kämpfen. — Und noch ein ganz hervorragendes Werk, auch eine Psychologie, aber eine deutsche: „Unser heiliger Krieg.“ Von Prof. E. Borkowsky (Weimar, Gustav Kiepenheuer). „Der Krieg zeigte, wer wir sind und was wir vermögen. Er segnete uns und wir erhoben ihn zum Heiligtum.“ So im Vorwort. Das Buch ist ein grundlegendes, wissenschaftliches und künstlerisch höchst anerkennenswertes Werk, eine innere Kriegsgeschichte von packender Wahrheit und Wucht und von einer Großzügigkeit, die alles Lob verdient. Die Volksbüchereien sollten sich seiner ernstlich annehmen.

K. D. Zwerger.

1914. Eherne Sonette und Lieder. Von Richard Schaukal. (München. Georg Müller.)

Unter diesem Titel sowie unter dem Titel „Kriegslieder aus Österreich“ liegen mir vier Bändchen markiger, formschöner und inhaltschwerer Verse vor, deren manche von Georg Wustmann-Dresden bereits vertont wurden. Die Lieder dieses ungemein fruchtbaren Wiener Dichters, der auch unsern Lesern längst rühmlichst bekannt ist, verdienen es sehr, genossen zu werden, und ihrer manche haben sich mit Recht schon einen Ehrenplatz in den verschiedensten Sammlungen erworben.

K. D. Zwerger.

„Generaloberst, ich hab' vernommen,
Du hättest im Ost das Kommando bekommen . . .
Generaloberst, der slawische Drache,
Das wird eine böse Sache . . .
Generaloberst, sprich deine Seele mir zu,
So drück' ich dem Russen die Kehle zu!

Paul lächelt ein wenig,
Dann reckt er sich sehnig:
„Hier ist mein Säbel, du Tropf,
Und da . . . mein Kopf!
Draußen meine Kerls, droben mein Gott . . .
Wir schaffen's zusammen, gründlich und flott!
Deinesgleichen brauchen wir nicht! — Zieh' ab!
Meine Zeit ist knapp!"

Da ist der Teufel zu Grey gegangen:
„Ich will die verdammten Deutschen dir fangen,
Verschreibst du mir deine unsterbliche Seel'!"
Da lächelt auch Grey: „Zieh' ab, du Kamel!
In allen Listen, Kniffen und Pfiffen,
In Höllenkünsten und Satansgriffen
Bist du nur trauriger Dilettant
Gegen den Meister von Engelland!"

Da schnob der Teufel mit Saus und Braus
Zur Esse hinaus.
Als er sich aber ein Weilchen bedacht,
Da lächelt auch er: „Mister Grey, hab' acht!
Trotz deiner Schläue, du Meisterlicher!
Bist du mir sicher!
Bald werd' ich dich striegeln und warm versorgen . . .
Krieg' ich dich heut' nicht, krieg ich dich morgen!"

Bücher

Die Harmonien im Hause Sylvanus. Roman von Ludwig Huna. (Leipzig. Grethlein u. Co.)

Der Verfasser dieses geistreichen und höchst eigenartigen Buches ist unsern Lesern längst angenehm bekannt. Dieser Roman der Muttersehnsucht, in dem prächtige Leidenschaft und jubelnde Lebensbejahung flammt, bringt eine Reihe vornehm und trefflich gezeichneter Charaktere und gibt Zeugnis von wachen, hellen und tiefergründenden Poetenaugen. Mit einem Worte: In dem Buche steckt ein sehr ansehnliches Stück Kunst und Können. Dieses Lob bezieht sich vornehmlich auch auf die satirische Gabe. Dieser Operettenjude ist eine ganz meisterliche Gestalt, die einem trotz des frivolen Realismus mit seiner rührenden Bruderliebe warm ins Herz schleicht. Von ihr bekommt auch der Wiener Kunstgeschmack ein Tüchtiges ab, eine moralische Tracht Prügel übrigens, die er redlichst verdient.

K. D. Zwerger.

Das Tagebuch des Lehrers Peter Blum. Von Josef Perkonig. Verlag der von Prof. Dr. Rudolf E. Peerz vortrefflich geleiteten Blätter für den Abteilungsunterricht. Laibach.

Durch dieses Buch zieht eine leidvoll süße Weise, Glück und Schmerz aufs köstlichste verwoben. Der liebliche, wehmutsvolle Duft eines Sommergartens vor dem Abfallen der Rosenblätter dringt aus den paar Dutzend Seiten, und mitten hinein spricht das Schicksal: Omnia ex! Da wird von einigen Lehrern und einem gütigen alten Schulfräulein und dem lieben braunhaarigen Annerl, dem Töchterlein des greisen Orgelmeisters Berger, und einem sehnenden Komtesserl, das sich wie das Annerl an dem jungen Lehrer Peter Blum emporrankt, und von einer Marktgemeinde Oberkärntens, die auf Goldbau hinarbeitet und über die der Zusammenbruch der Hoffnungen kommt, erzählt; und das Herz wird uns weit, und das Herz wird uns bang. Auf jeder Seite dichterischer Reichtum, künst-

...lichen Literatur ein. In zwei Teilen ge... (1. Europa, 2. Ausland), ist das um...ende Werk gleichwohl handlich geblieben und vereinigt die Vorzüge von Übersichtlichkeit und Genauigkeit in sich, wie kein zweites seiner Art. Besondere Erwähnung verdient auch die tadellose äußere Ausstattung. P. L. M.

Büchereinlauf.

Das Meer. Zwanzig nautische Novellen von Ewald Gerhard-Seeliger. (Leipzig. L. Staackmann.)

Die eiserne Faust. Marterln auf unsere Feinde von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann. 1915.)

Nach Rußland wollen wir reiten! Roman von Max Geißler. (Leipzig. L. Staackmann 1915.)

„**Klar Schiff!**" Seekriegsnovellen 1914/15. Gesammelt und herausgegeben von Carl Busse. (Heilbronn. Eugen Salzer.)

Kleine Geschichten aus dem Weltkrieg. Von Hansi Wolfsgruber. Mit einem Bilde Ihrer Königlichen Hoheit Viktoria Luise, Herzogin zu Braunschweig und Lüneburg. Reinertrag für das deutsche, das österreichische und das ungarische Rote Kreuz. (Leipzig. Reichenbachsche Verlagsbuchhandlung.)

„**Der Kriegsfreiwillige.**" Von Hermann Ebbock. (Berlin. Johannes Baum.)

Deutsche Feldpostbriefe. Schilderungen und Berichte vom Völkerkriege 1914/15. Keine Phantasiegeschichten, sondern wahrheitsgetreue, spannende Soldatenbriefe von großem, geschichtlichem Wert. Aus allen Schilderungen klingt die Liebe zum Vaterland und der Wille zum Sieg. (Chemnitz. H. Thümler.)

Lehrbuch des Lachens. Spiegel der Modernität. Eine Lebensprüfung von Adolf Schaffheitlin. (Zürich. Orell Füßli.)

Österreichische Geschichte von Professor Dr. Franz v. Krones, neubearbeitet von Professor Dr. Karl Uhlirz, herausgegeben von Dr. M. Uhlirz in Graz. II: Vom Tode König Albrechts II. bis zum Tode des Kaisers Matthias (1439—1619). Mit drei Stammtafeln. 3. Auflage. [Sammlung Göschen Nr. 105.] (Berlin und Leipzig. G. J. Göschensche Verlagshandlung.)

Chronik des Deutschen Krieges nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen. 2. Band. (München. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.)

Zu Wehr und Ehr'. Vaterländische Dichtungen von Ernst R. v. Dombrowski. (Graz. Leykam.)

Frisch auf, Soldatenblut! Alte und neue Soldatenlieder, ausgewählt und zweistimmig gesetzt von Fr. Voß. (Berlin-Lichterfelde. Chr. Fr. Vieweg.)

„**Und draußen ist Krieg ...**" Von Fritz Engel. (Breslau. S. Schottländer.)

Wenn wir marschieren! 16 Armeemärsche mit neuen Texten von Richard Zoozmann. Für zweistimmigen Gesang eingerichtet von Franz A. Kumm. Mit einer Bezeichnung für leichte Lautenbegleitung versehen von H. Schmid-Kayser. (Berlin-Lichterfelde. Chr. Fr. Vieweg.)

Gottes Sturmflut. Religiöse Gedichte für die Kriegszeit von Gustav Schüler. (Stuttgart und Berlin. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.)

Suldoatalaba. Gedichte und Erzählungen in schlesischer Mundart [Frankensteiner Dialekt] von Hans Rößler. (Breslau. S. Schottländer.)

Vom „Bruder Tod". Gedichte von Karl Ernst Knodt. Feldpostausgabe. (Leipzig. Friedrich Jansa. 1915.)

Bausteine zum neuen Deutschland. Lieder und Gesänge aus der großen Kriegszeit 1914 bis 1915 von Karl Ernst Knodt und Paul Ernst Köhler. (Leipzig. Friedrich Jansa. 1915.)

Reden über den Krieg von Johannes Müller: 3. **Der Krieg als Gericht und Aufgabe.** (München. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck.)

Die Weltpolitik der Weltmode. Von Dr. Norbert Stern. Heft 30/31 der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". Preis 1 Mk. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Sommerfrischen der Steiermark. 1915. Herausgegeben vom Landesverband für Fremdenverkehr in Steiermark. (Selbstverlag.)

Kriegspredigten! Ansprachen und Betrachtungen aus den Tagen des Weltkrieges 1914/15. Gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. Constantin Vidmar. IV. Bd. (Innsbruck. Verlag von Felizian Rauch. 1915.)

Wohlfahrt und Wiedergenesung der deutschen Rasse. Von Professor Dr. G. Anton. (Halle a. S. Carl Marhold Verlagsbuchhandlung 1915.)

Die Erzeugung und Verwendung der Kraftfuttermittel. Von Dr. Hanno Svoboda. Mit 59 Abbildungen. (Wien und Leipzig. A. Hartleben.)

Erfolgreicher Gemüsebau im Hausgarten. Ein Ratgeber für jeden Gartenbesitzer in der Stadt und auf dem Lande. Bearbeitet von Otto Brüders. Mit 100 Abbildungen. (Wien und Leipzig. A. Hartleben.)

Stenographische Fibel. Ausführliche Anweisung zur Erlernung der stenographischen Vollschrift. Von Karl Scheithauer. Leipzig. K. Scheithauers Verlag.)

Waffengänge. Blätter für Leyer und Schwert. Herausgegeben von Rudolf Bernreiter, dz. Kadett im Inf.=Reg. Nr. 47 (Marburg. K. Scheidbach).

Das erste Heftchen mit trefflichen Beiträgen von L. Mahnert, K. Bienenstein und R. Bernreiter beweist starke Hand und gesunden Sinn. Mögen auch diese Blätter den Preis der Steirer schmetternd in die Welt singen.

Vaterländische Pflichten. Praktische Winke und Ratschläge zur Hilfe für unsere Kriegsinvaliden von Friedrich Jurschitzka. (Graz. Leykam. 1915.)

Ein Mahnwort, scharf und liebevoll zugleich. Es handelt von der Not verwundeter Krieger, von künstlichen Gliedern und anderen Mitteln, den Armen ihr Los erträglich zu machen.

Kriegspredigten. Ansprachen und Betrachtungen aus den Tagen des Weltkrieges 1914/15. Gesammelt und herausgegeben von Prof. Dr. Constantin Vidmar. (Innsbruck. Fel. Rauch. 1915.)

Diese von hervorragenden Kanzelrednern, besonders auch dem Erzbischof Kardinal Piffl stammenden Predigten sind allen zu empfehlen, die in dieser Zeit Erbauung und Trost suchen.

Kriegsfinanzen. Reichstagsrede am 10. März 1915. Von Dr. Karl Helfferich, Staatssekretär des Reichsschatzamts. 41./42. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". Preis 1 Mark. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die große Etatrede, mit der sich der neue Reichsschatzsekretär im Reichstage einführte, hat im ganzen Deutschen Volke einmütigen Beifall gefunden, und nicht minder hat das Ausland den lichtvollen Ausführungen des Redners Beachtung geschenkt. Den vielen Nachfragen nach dem Wortlaut dieser Rede wird durch den vorliegenden, nach dem offiziellen Stenogramm gebotenen unverkürzten Abdruck Rechnung getragen. Dieses Heft der trefflichen Flugschriftensammlung wird überall besonders freundlich willkommen geheißen werden.

V.

Österreich=Ungarns Erwachen. Von Richard Charmatz. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1915.)

Eine Schrift voll frischer Zuversicht, die unseren Landsleuten nicht genug empfohlen werden kann.

Die Heiligen Schriften des Alten Bundes in vier Bänden. Unter Mitwirkung von Fachgenossen herausgegeben von Dr. Nivard Johann Schlögl. Erste wissenschaftliche katholische Bibelübersetzung nach dem hebräischen, beziehungsweise griechischen Text. (Wien. Orion=Verlag.)

Nicht bloß für die theologische Forschung, sondern insbesondere auch für die gesamte Laienwelt, soweit sie an religiösen und kulturgeschichtlichen Fragen teilnimmt und die Bibel als Grundlage ihres Glaubens und zugleich als einzig dastehendes Denkmal alter Geschichte und Denkweise hochhält, ist diese Erscheinung ein Ereignis von Bedeutung.

Der Völkerkrieg. Eine reich illustrierte Chronik der Ereignisse seit dem ersten Juli 1914. Die Hefte erscheinen in acht= bis vierzehntägigen Abständen zum Preise von je 30 Pfennig. Je zehn Hefte bilden einen Band, dessen Preis, in grüner Leinwand gebunden, 4·50 Mark beträgt. Bisher erschienen zwei Bände. (Stuttgart. Julius Hoffmann.)

In diesem großangelegten und dabei wohlfeilen Werk sind Dokumente, wie die Berichte der Heeresleitungen mit Berichten von Augenzeugen und Mitkämpfern aufs glücklichste verbunden und deshalb erhebt sich das Werk hoch über die landläufigen Erscheinungen am Büchermarkt, die nicht nur willkürlich zusammengestellt sind, sondern auch der Phantasie findiger Schriftsteller entstammen, die in der stillen Stube daheim mehr oder weniger frei die historischen Ereignisse nach= und umdichten. Wenn man den „Weltkrieg" liest, so gewinnt man einen klaren Überblick über das bisher von Deutschland und Österreich geleistete und vermag dadurch die täglich neu einströmenden Berichte der Zeitungen besser zu erfassen und zu werten. Freilich wird gar manche Einzelheit durch spätere Forschungen umgemodelt werden, aber gerade durch das Ursprüngliche der Darstellung erhalten wir ein bleibenden Bild der Stimmungen und Auffassungen, die uns während der großen Zeit beherrschten. Und so werden auch kommende Geschlechter das Werk immer wieder zur Hand nehmen, um die Vergangenheit aus erster Quelle kennen zu lernen. Besonders hervorgehoben zu werden verdienen ferner die würdige Form, die sich nicht in der Beschimpfung der Feinde gefällt, und die ausgezeichneten, dem Leben entnommenen Bilderbeigaben.

V. E. S.

Kohl, Briefmarken=Handbuch und Großer Katalog. Jubiläumsausgabe. (Chemnitz. Paul Kohl.)

Das nun in zehnter Ausgabe, trotz der Kriegszeiten pünktlich erschienene Handbuch weist alle Vorzüge seiner Vorgänger auf, zu denen es sich noch neue dazu erwarb. Es ist geradezu unentbehrlich für jeden Briefmarkensammler, der das Sammeln nicht bloß als Spielerei, sondern als eine Art Wissenschaft betreibt, und nimmt schon seit Jahren einen sicheren und angesehenen Platz in der phila=



11. Heft August 1915 39. Jahrg.

Der Lebenswecker.

Von Hans Ludwig Rosegger.

Pythagoras Kletzenstecher war der einzige Sohn eines Greislers und verdankte seinen nicht gewöhnlichen Taufnamen einer nicht weiter erklärbaren Vorliebe seines Vaters für Geometrie. Pythagoras besuchte die Volksschule, hernach das Gymnasium und nach Ablegung der Reifeprüfung mit Auszeichnung stellte es sich heraus, daß die Ersparnisse aus der väterlichen Greislerei so bedeutend waren, daß der junge Kletzenstecher nicht ein langweiliges Brotstudium zu ergreifen brauchte, sondern in der bei weitem angenehmeren Lage war, irgendeiner beliebigen Beschäftigung, die ihn freute, zu obliegen. Der demnach durchaus ungebundene Student warf sich seltsamerweise auf die Theologie, ohne daß sie ihn jedoch länger zu fesseln vermochte; er sattelte bald um und studierte als eine Art Faustulus nacheinander Juristerei, Medizin und Philosophie, um schließlich zu erkennen, alle Wissenschaft gipfele in einer einzigen Erscheinung, die die Menschen „Tod“ nennen. Die Theologie blinzelte überhaupt am liebsten übers Grab hinaus ins Jenseits, die Medizin trachtete das Sterben möglichst hinauszuschieben, die Juristerei drohte als schwerste Strafe die Entziehung des Lebens an und die Philosophie grübelte seit je darüber, wozu wir leben und warum wir sterben. Diese ihn seltsam dünkende

An die Deutschen.

Liebe Volksgenossen!

Heute offenbart der größte Krieg, den die Erde sah, in herrlicher Weise deutschen Opfermut, deutsche Einigkeit, deutsche Kraft. Deutschland und Österreich widerstehen einer Welt in Waffen. Mehr als je erkennen wir auch, daß wir andere Völker an äußerer und innerer Bildung übertreffen.

Wer aber ist berufen, der Allgemeinheit seine Art als Vorbild zu bieten, wenn nicht der Stärkste unter allen, der zugleich der Träger der höchsten und lebensvollsten Kultur ist? Unsere Sprache ist die schönste aller Sprachen; wir wollen uns stolz zu ihr bekennen, wohin wir auch kommen. Keine Schrift ist schöner als die im Mittelalter auf dem Boden deutscher Künstlerschaft erwachsene Bruchschrift; keine ist würdiger, die Schrift eines künstlerisch regsamen Volkes zu sein. Keine ist den wissenschaftlichen Untersuchungen zufolge für die Augen bekömmlicher. Sie also und keine andere sei unsere Schrift.

Volksgenossen! Übertriebene Auslandsanbetung und schwächliches Anpassungsbedürfnis bemühen sich seit Jahren, die deutsche Schrift auszurotten, und neuerdings bestrebt man sich, ihr auf Grund methodischer Künsteleien das Heimatrecht in den Volksschulen zu nehmen. Mitteilungen in den Regierungsblättern werden in lateinischer Schrift gedruckt — angeblich damit die Ausländer sie besser lesen können; als wenn diese nicht selbst unsere Schrift als Zierschrift verwendeten. Warum nicht dann lieber gleich englisch?!

An das gesunde Empfinden des stolzesten und stärksten Volkes der Erde wenden wir uns. Soll die deutsche Schrift zugrunde gehen, damit eine Erfindung geringen Kunstwertes, die in der italienischen Wiedergeburtszeit im bewußten Gegensatze zu uns gemacht wurde — die sogenannte Lateinschrift — alles überwuchere? Soll in Zukunft das aller Innerlichkeit bare Lebensideal der Engländer und Franzosen, das sich auch in ihrer Schrift kundgibt, maßgebend sein, oder soll das deutsche Gemüt überall in der Welt die Flamme der Gesittung und des Schönheitsdienstes entzünden, dessen Ausdruck unsere Schrift ist?

Volksgenossen! Wir bitten euch!

Bedient euch der deutschen Schrift überall! Wendet sie auch in Anzeigen, auf Geschäftsschildern und in Inschriften an! Schreibt eure Namen deutsch! Kauft keine lateinisch gedruckten deutschen Bücher! Tretet der Zurückdrängung der heimatlichen Schrift in den Volksschulen entgegen!

Wirkt in Rede und Druck gegen die Ausländerei im Schriftgebrauch!

Der geschäftsführende Ausschuß des Allgemeinen Deutschen Schriftvereins. Der Schriftbund Deutscher Hochschullehrer. Der Deutsche Schriftverein in Graz. Die Vereinigung der Freunde deutscher Schrift.

Zustimmungserklärungen erbitten wir an den **Allgemeinen Deutschen Schriftverein** nach **Berlin-Lichterfelde W., Steinäckerstr. 26.** für den **Schriftbund Deutscher Hochschullehrer** nach **Cronberg am Taunus, Bahnhofstr. 2,** für den **Deutschen Schriftverein in Graz** nach Graz. **Wielandgasse 2,** für die **Vereinigung der Freunde deutscher Schrift nach Darmstadt, Martinsstr.** 79.

(Geschlossen am 20. Juni 1915.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Johann Flecker.** — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz.

einem Strolch, der im Rausch am Straßenrande gestorben war und den Kletzenstecher heimlich behandelte, so daß der Mann von seinem Tode und seiner Auferstehung gar keine Ahnung hatte, sondern seinen Retter nur bös angrölte: „Warum läßt du mich nicht schlafen, du Schlot!"

Als die erste Erfinderfreude geschwunden war, fragte sich Pythagoras Kletzenstecher: „Wie verwerte ich die Entdeckung praktisch?" Sie der großen Menge unversehens preiszugeben, dünkte ihn weder wünschenswert noch durchführbar, denn die Nachfrage würde zweifelsohne eine so gewaltige sein, daß man eine fabriksmäßige Herstellung einleiten müßte, ehe man die breiten Schichten von dem gefundenen Wundermittel verständigte. Zu diesem Zwecke war es ratsam, sich mit den Behörden ins Einvernehmen zu setzen und eine Aktiengesellschaft zur Erzeugung im Großen zu gründen.

Da traf es sich, daß der geliebte König plötzlich in den besten Jahren starb. Das schier untröstliche Volk steckte schwarze Fahnen aus, die Witwe hüllte sich in kostbare Trauerkleider, das hohe Ministerium, die Quelle der Pietät und Weisheit, beschloß, den Verewigten mit dem Beinamen „Der Große und Unersätzliche" zu schmücken, und der Kronprinz, nunmehr selbst Herrscher, erklärte feierlich, den besten Vater und gediegensten Regenten verloren zu haben.

Deshalb begab sich Pythagoras Kletzenstecher schnurstracks zum Kanzler Grafen Sawskopp und machte ihm ergebenst Mitteilung von der Wirksamkeit seines Lebensweckers.

Anfangs glaubte der gewiegte Staatsmann, einen Verrückten vor sich zu haben, aber bald überzeugte er sich auf Grund der vorgebrachten Beweise und seines eigenen bedeutenden Scharfsinnes von der Brauchbarkeit der neuen Mischung und sagte schlagfertig: „Sehr interessant! In der Tat außerordentlich interessant! Worauf die Leute nicht alles kommen! Ich beglückwünsche Sie." Diese gefälligen und originellen Wendungen hatte er sich für den Besuch einer Weltausstellung von Kunstdüngerpräparaten eingeprägt und brachte sie nun sinngemäß an.

Als jedoch Kletzenstecher die Absicht kundgab, mit dem Elixier den verstorbenen König wieder zu erwecken, legte der Graf Sawskopp sein Antlitz in ernste Falten und meinte: „Mein lieber Doktor, bei aller gebührenden Wertschätzung Ihrer wahrhaft genialen Entdeckung kann ich doch schwerwiegende Bedenken unmöglich unterdrücken und muß leider erklären, daß die Anwendung im vorliegenden Falle durchaus und ganz entschieden ausgeschlossen ist."

„Warum, Exzellenz?"

„Mir obliegt es, dagegen grundsätzliche Einwendungen zu erheben; erstens solche staatsrechtlicher Natur, weil nirgends in der Verfassung Maßregeln vorgesehen sind, die das Zeremoniell bei der Wiederbelebung

Entdeckung mit einer starken Zuneigung zur Mystik trieb Pythagoras Kletzenstecher der Schwarzen Kunst und deren Spielarten in die Arme, und er vergrub sich in die ältesten Schmöker, in die Werke jener zweifelhaften Gelehrten, die Mittel und Mixturen mischten, um das Leben zu verlängern und die hinschwindende Lebenskraft eines Organismus frisch anzufachen. Jene Alten, freilich, das sah der junge Forscher rasch, stellten es sehr patschig an und mengten zumeist Aloë, Lärchenschwamm, Rhabarber und Enzian, womit sie freilich nichts anderes erzielten, als einen erstaunlichen Mißerfolg. Um ein wirksames Lebenselixier zu brauen, mußte man doch wohl klüger zu Werke gehen und die Ergebnisse der modernen Naturwissenschaft in den Dienst des herrlichen und ruhmwürdigen Beginnens stellen.

Die Zusammensetzung eines Lebenselixiers zu ergründen, schien dem strebsamen Doktor Kletzenstecher wohl des Schweißes eines Edlen wert, zumal er der Ansicht war, alles menschliche Leid und Elend sei nur eine Folge des Todes und der quälenden, allgemein verbreiteten Angst davor. Ein Lebenselixier müßte den Himmel auf Erden begründen und die Menschheit für immer und ewig glücklich machen.

Dachte Pythagoras Kletzenstecher.

Und warf sich auf das große Werk.

Langwierige, mühsame und oft ergebnislose Versuche führten endlich scheinbar zu einem Erfolg, denn Pythagoras hatte auf chemisch-elektrischem Wege eine Flüssigkeit gewonnen, die in der Theorie zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, doch eine ernste Probe damit an einer herzkranken Katze angestellt, endete mißlich, denn das Vieh starb trotz der Einträufelung der roten Medizin . . . Kletzenstecher saß schwermütig über den Kadaver gebeugt, fast so traurig, als sei ihm ein lieber Mensch verschieden, sann nach und setzte dabei am Magen des toten Tieres gedankenlos, ohne etwas zu bezwecken, die gefüllte Injektionsspritze neuerdings an, preßte den Kolben und — *die verendete Katze erwachte zu neuem Leben und schrie miau.*

Unmäßig erstaunt und begierig, den Vorgang genauer zu studieren, beschaffte sich der gelehrte Doktor eine erhebliche Anzahl von Tierleichen — von Hunden, Vögeln, Ratten, Schildkröten und endlich sogar einen toten Schimpansen, und versuchte immer wieder das Mittel und immer wieder mit demselben Erfolge: Es erweckte tatsächlich Tote zu neuem Leben, indem die Einspritzung die Krankheitsstoffe, die den Körper zugrunde gerichtet hatten, wirkungslos und den Organismus dadurch wieder lebensfähig machte.

Nicht also ein Lebenselixier, das das Leben erhielt, wohl aber ein Lebenswecker, der das geschwundene Leben zurückrief, war das Ergebnis des Denkens und Versuchens, gekrönt durch eine letzte Probe an

Gerührt sprach Kletzenstecher: „Ich werde Ihre Frau zum Leben erwecken.“

Der Witwer kratzte sich ein wenig unschlüssig und verlegen hinter dem rechten Ohr und erwiderte: „Zu gütig, mein Herr, aber leider kann ich Ihre Liebenswürdigkeit nicht in Anspruch nehmen, denn — um ganz offen zu sein — meine liebe Frau und ich lebten miteinander nicht sonderlich einträchtig und die Schuld daran lag nicht an mir, wie Sie aus dem kostspieligen Kranz, den ich ihr widmete, schließen können . . . Was nützte uns schließlich die Erweckung? Es gäbe doch nur Streit und Zank, und das wünsche ich der Armen, die es überstanden hat, wirklich nicht. Sie kann froh sein, das elendige Leben, das doch jeden enttäuscht, ein für allemal hinter sich zu haben. Ich werde ihr einen echten Marmorgrabstein setzen lassen.“

Kletzenstecher meinte vermittelnd, die wiedererstandene Frau würde vielleicht dankbar für die Wohltat, die man ihr erwies, das neue Leben mit besseren Vorsätzen beginnen und glücklicher gestalten.

„Ach“, sagte der Mann mutlos, „glauben Sie das nicht! Sie haben meine liebe Frau eben nicht gekannt und so ist Ihr Irrtum gern entschuldigt. Sie würde, ich stehe dafür gut, nur behaupten, ich hätte sie bloß deshalb aus dem Jenseits zurückgeholt, um sie noch mehr als bisher sekkieren zu können. Ja, ja, so ist sie . . .“ Nach einer Weile, kaum merklich verlegen, fügte er beiläufig bei: „Außerdem bin ich schon wieder verlobt und nach Ablauf des Trauerjahres — also in 346 Tagen — gedenke ich ein sanftes und reiches Mädchen zu heiraten.“

Kletzenstecher schritt weiter. Seltsam, daß er mit seiner Erfindung so hausieren mußte und keiner daraus Nutzen ziehen wollte; jeder hatte zehn Gründe für eine mehr oder weniger höfliche Ablehnung.

Unerwartet stand er einer vergrämten Mutter gegenüber, die ihr Kind verloren hatte und bitterlich darum weinte. Er sprach mit Würde: „Weinen Sie nicht, liebe Frau, ich werde Ihr Kind wieder zum Leben erwecken.“

Erst lachte die Vergrämte über ihr ganzes blasses Gesicht, dann aber umflutete sie triste Schwermut, die sie antworten hieß: „Zu freundlich, mein verehrter Herr, doch . . . Nun, Sie sollen die Wahrheit hören. Das arme Wurm hatte nämlich keinen Vater und ich mußte es mühsam mit meiner Hände Arbeit ernähren. Was hätte es vom Leben? Elend und Unannehmlichkeiten und Plage. Da befindet es sich bei unserem lieben Herrgott im Himmel schon sicherer aufgehoben. Nochmals meinen besten Dank, verehrter Herr . . .“ Und abermals brach die vergrämte Mutter in bitteres Schluchzen aus.

Das Gesicht staunenswert verlängert schlich Pythagoras Kletzenstecher davon und überlegte: „Meine schöne Entdeckung, auf die ich mir

eines ordnungsgemäß verstorbenen Königs regeln; zweitens, und dieser Punkt scheint mir nicht minder wichtig, machte der Kronprinz bereits sein gesetzliches Erbrecht geltend und würde recht erzürnt sein, wieder vom Thron, den er schon bestieg, herabsteigen zu müssen. In der Degradation läge eine unverdiente Kränkung der Majestät."

Kletzenstecher vermochte ein bitteres Erstaunen nicht völlig zu unterdrücken: „Liegt Ihnen so wenig an der Rückkehr des geliebten Königs, den Sie mit dem überaus ehrenden Titel eines Großen und Unersetzlichen ausstatteten?"

Der Kanzler lächelte kühl: „Ach was sagt man nicht alles . . ."

„So werde ich mich denn an die Königin wenden, die ihren Gemahl wahrhaft vorbildlich liebte."

Graf Sawskopp faltete die Brauen: „Und Sie wollen Jus studiert haben? Und wissen nicht einmal, daß eine Königinwitwe eine Privatperson wie irgendeine im Reiche ist und kein Recht hat, sich in Staatsgeschäfte zu mischen? Die Beseitigung eines Herrschers gehört zu den Staatsgeschäften allerersten Ranges und fällt daher ausschließlich in die Kompetenz des Ministeriums — und das Ministerium bin ich."

„Aber . . ."

„Kein Aber, wenn ich bitten darf. Es bleibt überdies die strafrechtliche Frage zu beantworten, ob Versuche, die darauf abzielen, Könige umzutauschen, nicht als Hochverrat zu qualifizieren sind."

Trotzig und verstimmt entgegnete der gekränkte Forscher: „Dann werde ich das Volk anrufen!"

„Wie?" Der Kanzler verkniff die Nase. „Ich verstehe — Volk . . . Das Volk? Ja, mein Herr, mit welchem Recht? Haben Sie überhaupt eine Konzession zum Wunderwirken, wie? Und ein Wunder ist es unbestreitbar, was Sie zu tun vorhaben. Das wäre noch schöner, wenn jedermann einfach hergehen könnte, um nach Belieben Tote lebendig zu machen und dadurch die staatliche Ordnung, die Matrikeln und Sterberegister zu verwirren! Ordnung muß sein und wer tot ist, hat tot zu bleiben — basta."

Pythagoras Kletzenstecher entfernte sich eilig, um sich nicht einer Amtsehrenbeleidigung schuldig zu machen, und dachte, daß der Standpunkt des Kanzlers ein bißchen engherzig sei. Gebeugten Hauptes schritt er an einem Friedhof vorbei und da dessen Tor gerade weit offen stand, so trat er ein und erblickte sofort einen jungen, sichtlich den besten Ständen angehörenden Mann, der auf ein ziemlich frisches Grab einen wundervollen Kranz von roten Rosen niederlegte. Die Kranzschleifen trugen teure goldene Lettern, die besagten: „Der unvergeßlichen Gattin von ihrem untröstlichen Gatten. Es gibt ein Wiedersehen! Die Liebe hört nimmer auf."

vollkommen, machte Schulden und flüchtete gerade noch rechtzeitig nach Amerika, während sein Vater der ruchlosen Ansicht war, eigentlich wäre es wünschenswerter, der Schlingel schösse sich eine haltbare Bleikugel hinter die Ohren. — Die jüngste Tochter aber trug einen leichtsinnigen Leutnant im Herzen, und da die Eltern die Einwilligung zur Ehe verweigerten, meinte sie unlieb: „Alte Leute haben überhaupt kein Recht, zu leben; sie stehen der Jugend nur im Wege." Darauf prügelte Pythagoras seine Jüngste windelweich und gab sie schließlich dem Leutnant zur Frau, überzeugt, die beiden seien einander ebenbürtig.

Manchmal erinnerte sich Kletzenstecher der Worte, die er vom Kanzler Sawskopp, dem untröstlichen Witwer und der vergrämten Mutter gehört hatte — und begann sie recht und schlecht zu verstehen, obwohl er es sich nicht zugestand. Mit den Jahren überprüfte er die Ergebnisse seiner jugendlichen Forschungen, die ihn damals lehrten, alle Wissenschaft habe den Tod als wichtigste Erscheinung im Auge, und dachte in stillen Stunden blasphemisch, daß sich Theorie und Praxis doch nie deckten . . . Was die Menschen schrieben und druckten, war vollkommen erlogen, was sie sagten, war höchstens zur Hälfte wahr, und ihre ureigenen Gedanken verbargen sie so geschickt hinter dem Stirnbein, daß sie nicht nur die anderen, sondern auch sich selbst irreführten. Und darauf kam es ihnen an. Den Tod und die Todesangst für alles irdische Elend und Leid verantwortlich zu machen, war erst ein rechter Schwindel, nur um nicht zuzugeben, daß immer sie selbst es waren, die ihr Leben und das anderer aus Dummheit, Kurzsichtigkeit und Streitsucht gründlich verhunzten. Diese hausbackene Klugheit hatte der gelehrte Doktor Pythagoras Kletzenstecher gewonnen, als er die angelernten Weisheiten der Theologie, der Medizin, des Jus und der Philosophie schon wieder gründlich vergessen hatte, einschließlich der tatsächlich achtundvierzig Mundarten der chinesischen Sprache. Gicht, Rheuma, Zipperlein und Schlaflosigkeit plagten ihn nebst einem Bündel anderer kaum leichterer Sorgen, und manchmal sehnte er sich heiß, so heiß es ihm eben seine kalten Beine gestatteten, nach einer Ruhe, die ihm niemand rauben konnte. Niemand? Niemand, wenn nicht er selbst mit seiner Erfindung, die geeignet war, dem armen Lebewesen, „Mensch" geheißen, schier Unsterblichkeit mit Unterbrechung zu verleihen.

Knapp vor seinem fünfzigsten Wiegenfeste, das einige Freunde, unbekümmert um das Widerstreben und die Schonungsbedürftigkeit des Jubilars hauptsächlich zum eigenen Vergnügen besonders festlich begehen wollten, fühlte der recht kränkliche Kletzenstecher das Herannahen des Todes und nahm seine Vorzeichen mit unverhohlener Freude wahr. Endlich die ersehnte Ruhe . . . Aber da fiel ihm sein Testament ein, das noch immer bei dem gewissenhaften Notar lag, der sich sicherlich

einen solchen Krenn einbildete, ist doch nicht so allseits erwünscht, wie ich glaubte. Die Lebenden können das Elixier für sich nicht brauchen und die Toten kann man nicht fragen, wie sie sich dazu stellen."

Entschlossen ging er nach Hause und schrieb sein Testament. Es lautete kurz und bündig: „Ich wünsche, daß ein erfahrener Arzt sofort nach meinem Hinscheiden dem Tische meines Schlafzimmers — zweite Lade links — das Fläschchen mit dem von mir erfundenen Lebenswecker entnimmt und mit einer Spritze, die ich gleichfalls an besagtem Ort hinterlege, zehn Tropfen daraus in eine meiner Arterien injiziert. Weitere Anordnungen brauche ich nicht zu treffen, denn ich werde sofort nach der Injektion wieder imstande sein, meine Angelegenheiten höchst persönlich zu erledigen. Punktum." Das Testament übergab Doktor Pythagoras einem Notar und schärfte dem als gewissenhaft bekannten Mann ein, über die Ausführung der letztwilligen Bestimmungen mit Sorgfalt zu wachen.

Der junge, kräftige und kerngesunde Notar gelobte es feierlich und berechnete dafür — für alle Fälle — im voraus acht Thaler.

Wieder vergnügt begab sich Kletzenstecher heim und legte in die besagte zweite Lade links seines Schlafzimmertisches ein Fläschchen mit dem Lebenswecker und dazu eine sorgfältig desinfizierte Spritze, so daß der ausführende Arzt nur hineinzulangen brauchte und die paar einfachen Handgriffe mühelos ausführen konnte. An einem Gelingen war demnach nicht zu zweifeln.

„So", sagte Kletzenstecher zu sich, „ich werde die Menschen durch das an meinem eigenen Leib durchgeführte Experiment von der Güte und Nützlichkeit meiner herrlichen Erfindung überzeugen, und zugleich weise ich ihnen den Weg, wie man mit Hilfe eines einfachen Testamentes aller Vorteile des ausgezeichneten Elexiers teilhaftig zu werden vermag, ungeachtet widerlicher Erbgesetze, eigennütziger Anwandlungen der Hinterbliebenen und sonstiger Hemmungen, die ansonsten der Durchsetzung meiner Entdeckung hinderlich zu sein scheinen."

Hernach wandte sich der hervorragende Gelehrte abermals dem Studium, dem er sein Leben widmete, zu und vertiefte sich in die chinesische Sprache samt ihren siebenundvierzig Mundarten, überzeugt, auch noch eine achtundvierzigste aufzutreiben.

Nichts schien dem irdischen Glück des Pythagoras Kletzenstecher Eintrag tun zu können, bis er den höllischen Einfall hatte, sich zu verheiraten. Damit kamen Sorgen und Kinder. Mit seiner Gattin harmonierte er recht wenig, denn sie behauptete, seine Bildung sei etwas mangelhaft und reiche nicht an die ihre heran, die sie das Mädchengymnasium und einen Kochkurs besucht hatte. Die Kinder gerieten auch nicht immer nach Wunsch und der älteste Sohn zum Beispiel mißriet

Dermalen steht er still, summt leise vor sich hin, aber plötzlich hebt er den Kopf, das Summen wird zum Singen, das Singen zum jauchzenden Jodler, der hell in die Lüfte steigt.

„Was war das?" fragt die junge Dame im eleganten Touristenkostüm, die den steilen, sehr selten begangenen Fußsteig heraufkommt und tiefatmend stehen bleibt.

„Ein Jodler, meine Gnädigste, ein regelrechter Jodler", erklärt ihr Begleiter, ein geschniegelter blonder Stadtmensch, dem man das Stubenhocken ansieht.

„Ach, wie reizend! Bis jetzt habe ich das nur im Theater gehört. Tanzen die Leute auch dazu?"

„Ich weiß wirklich nicht, ich glaube nicht immer." Der Herr ist merkbar verlegen, keine genaue Auskunft geben zu können.

„Wo gejodelt wird, müssen auch Menschen sein", bemerkt der ältere Herr, der keuchend hinterdrein kommt, „die können wir um den Weg fragen. Wir sind von der Markierung ganz abgekommen."

„Dort steht ein Junge", meint der Blonde und beginnt alsogleich ein Gespräch.

Erst versteht der Peter gar nicht, was der Herr will, dann als er es versteht, weist er mit der Hand gegen Westen und sagt: „Gengens nur alleweil mit der Sun ume, dann kummens übri auf die Alm."

Die Gesellschaft ist ratlos, dieses Kauderwelsch versteht sie nicht — umi — übri — du lieber Gott, was soll das heißen!

„Er ist ein Idiot", näselt der ältere Herr, streicht wütend den grau gesprenkelten Bart und bläst mißbilligend die Backen auf.

Aber die junge Frau widerspricht lebhaft: „Ich finde ihn entzückend, diese Augen und die Bronzefarbe seiner Haut, die weißen Zähne."

Sie sieht Peter lachend, mit unverhohlenem Gefallen an.

Derweil hat der Blonde auf seiner Karte studiert, den eingezeichneten Steig gefunden und sagt: „Der Junge hat recht, wir müssen gegen Westen gehen, mit der Sonne. Also doch kein Idiot."

„So etwas kann nur mein Mann behaupten, der es nicht versteht, in den Gesichtern zu lesen. In Paris, München würden sich die Maler um ihn reißen." Dann zu dem Buben gewendet: „Wie heißt du, Kleiner?"

Der „Kleine" lehnt unbekümmert um die Wechselrede wieder an seinem Gatterzaun und guckt in die Welt. Lakonisch antwortet er „Peter" und wendet sich seinen Kühen zu.

„Da nimm, Peter, für deine Auskunft." Die junge Frau wirft ihm ein Geldstück — ein neues Kronenstück — zu und geht dann langsam weiter.

beeilen würde, den darin ausgedrückten Wunsch getreulich zu erfüllen, zumal er bereits einen Vorschuß genommen hatte. Mit Schaudern gedachte Pythagoras dieses elenden Testamentes, aber er war schon zu schwach, es förmlich zu widerrufen oder einfach zu zerreißen. Doch etwas anderes, nicht minder Wirksames konnte er tun — das Fläschchen mit dem Lebenswecker zerschlagen und die dumme Flüssigkeit, über deren Wert er sich beschämend getäuscht hatte, ausschütten. Er hatte wahrhaftig genug gelebt, weil es ja nicht so sehr auf die Dauer des Daseins ankommt, als vielmehr auf dessen Inhalt. Und mit der letzten Kraft kroch Pythagoras aus dem Bett, schleppte sich zum Tisch, öffnete die zweite Lade und warf das Elixier ohne Umstände zum Fenster hinaus. Die Spritze ließ er an ihrem Platze, denn mit ihr allein konnte auch der geschickteste Arzt keinen erheblichen Schaden stiften.

Als Kletzenstechers Frau mit der schon lange wieder von ihrem Leutnant geschiedenen jüngsten Tochter aus einem Wohltätigkeitskonzerte heimkommend ins Zimmer trat, fand sie den Gelehrten und Gatten — zwei Begriffe, die streng zu trennen waren — mit einem seligen Lächeln auf den Lippen tot im Bette liegen.

„Papa hat es überstanden“, sagte die Tochter gerührt.

Und die Witwe fügte bei: „Wie gebildet er auch zu sein glaubte, gegen das Sterben wußte er doch kein Mittel!“

Das Kronenstück.

Von **Marie Brücken.**

An dem Gatterzaun, der die Almwiese gegen den Wald und Fußsteig absperrt, lehnt der Halterbub, der Peter, und guckt in die blaue, stille Luft. Die Arme übereinandergeschlagen, der Kopf schief darauf gelegt, den Mund zu breitem Grinsen verzogen, blinzelt er so recht behaglich in die Welt. Dabei stört's ihn nicht, daß Fliegen und Mücken seine nackten braunen Beine und Arme umschwirren und die Sonne unbarmherzig auf seinen mit strohgelben Haaren bewachsenen Kopf herniederbrennt.

An was er in so stillen Stunden denkt, weiß er nicht, wahrscheinlich an nichts; was er fühlt — du lieber Gott! er weiß auch das nicht, fühlt sich nur so recht von ganzem Herzen glücklich. Bewußt wird ihm auch das nicht, aber im Herzen drin, da spürt er's, da rumort's. Wenn es gar arg wird, tut er einen hellen Jauchzer, wenn es noch ärger wird, wirft er seinen durchlöcherten Hut in die Höhe, schlägt auch wohl einen Purzelbaum oder halst die große, braune Kuh, die ihn dafür verständnisvoll anmuht.

Der Peter atmet auf, zieht, trotzdem die Sonne noch warm scheint, seine Joppe an — wieder und wieder tasten die Finger nach dem verborgenen Geldstück — setzt sich nieder und denkt darüber nach, was er mit dem vielen Gelde eigentlich machen soll.

„Ins Dorf abi zum Kirchtag geh'n", ist sein erster Gedanke, „aber da dulden ihn die andern Gäste nicht, ein Halterbub unter Bauern und Knechten, da könnt's noch Prügel absetzen" — der Gedanke wird fallen gelassen. „a Pfeifn kafen mit an Gamsbock drauf, wie der Seppl ane hat" — aber rauchen darf er nicht, das leidet der Bauer nicht und „a kalte Pfeifn, na, na — —"

Mit dem ist's also auch nichts. Aber einen Hosenträger könnt er kaufen, rot mit grünen Streifen und vorne eine schöne Blume — das wäre etwas. Da fällt's ihm ein, daß an der Hose keine Knöpfe mehr dran sind. Ist's also damit auch nichts. „Sakra, sakra", daß das Geldausgeben so schwar is", denkt der Peter, kraut sich den strohgelben Kopf und überlegt die Verwendung seiner Reichtümer.

Plötzlich läutet die Kuhglocke dicht hinter ihm. Erschreckt fährt er zusammen, wie auf böser Tat ertappt und dreht sich um. Die große, braunweiße Scheckin steht vor ihm, schüttelt den dicken Kopf, glotzt ihn aus großen Kuhaugen an und muht vorwurfsvoll. Auch die anderen Tiere stehen wartend herum, die Kühe, das Jungvieh, nur ein übermütiges Stierkalb tollt noch auf der Wiese herum.

Der Peter schaut erstaunt nach der Sonne. Die steht schon tief, sehr tief, langsam kriechen die Schatten herauf, Wälder, Matten liegen schon im Dunkel, nur die Spitzen der Bergriesen glühen und glosen im rosigen Lichte; von den Eis- und Schneefeldern weht ein kühler Gutenachtgruß.

„Höchste Zeit zum Hamgehn", brummt Peter, treibt mißmutig die Herde zusammen und tritt eilig den Heimweg an. Er ist ganz still und nachdenklich, pfeift nicht, singt und jodelt nicht. Er hat Geldsorgen, obendrein ein schlechtes Gewissen und die Sennin, die Monika, die hat gar tüchtige Fäuste.

Am Bach unten, bei der hölzernen Brücke kommt ihm der Seppl entgegen, schreit schon von weitem: „Hast ka Uhr im Kopf, dummer Bua, die Monika wartet schon hart auf die Küh' !"

„I kumm schon, i kumm schon", sagt der Peter und treibt die Scheckin zu schnellerem Gange an. Die Sennin steht wirklich schon wartend in der niedern Tür, fuchtelt zornig mit den Armen, pufft ihn rechts und links und macht sich schimpfend an die Arbeit. Der Peter sagt kein Wort, versorgt das Jungvieh, wäscht sich in dem Brunnentrog Kopf und Gesicht und denkt dabei immer: „Ja, wenn ihr wüßtets, wenn ihr wüßtets!"

„Wieviel hast du ihm gegeben“, forscht der Gatte und brummt, ohne die Antwort abzuwarten: „Schade um das Geld, was soll er hier damit machen?“

„Was geht das mich an, er soll eine Freude haben.“ Sie lacht und zieht eine kleine, impertinente Grimasse.

Peter steht noch immer wie versteinert. Vor ihm am Boden im kurzen Alpengras liegt das Geldstück, blank, hell beglänzt von dem Scheine der Sonne. Wie ein Schatz! — —

„So heb es doch auf, Peter, sonst fressen es die Kühe. Es gehört ja dir“, klingt die Stimme der Frau noch einmal lachend herüber und endlich bückt sich Peter darnach und hebt es auf. Vorsichtig, als wäre es heiß.

Erst hält er es in der rechten Hand, dann in der linken, läßt es im Sonnenlicht flimmern und funkeln, beschattet es dann mit den hohlen Händen. Und betastet's, besieht's von allen Seiten — es ist ja sein, sein, sein.

In der Besitzesfreude tut er einen hohen Sprung und stößt einen hellen, lauten Jauchzer aus, der übersetzt beiläufig lautet: Ich, der Peter, dem Berghofbauer sein Halterbub, hab ein schönes, blankes Kronenstück, das mir kein Mensch nehmen kann, keiner auf der ganzen Welt.

Keiner? — Er stutzt. Wenn's der Hias sieht oder der Seppl oder die Monika, wenn's ihm die abbetteln möcht' . . . Nein, nein, er gibt's nicht her, aber wo hebt er's auf, daß es keiner sieht und es sicher ist?

Er ist plötzlich ganz ruhig und nachdenklich geworden, sinnt darüber nach, wo er das Geld aufheben soll. In der Lederhose? Er fährt in die Säcke. Die sind beide durchlöchert, er kommt bequem mit den Fingern durch; in der Barchentjoppe, die dort drüben am Zaun hängt? Die ist nicht viel besser, aber da fällt's ihm ein, daß ein Futterstreifen eingenäht ist. Zwischen Futter und Stoff will er seinen Schatz verbergen, da sieht und findet ihn niemand.

Er springt zum Zaun, reißt eilig die Joppe herunter und macht sich alsogleich, im Grase kniend, an die Arbeit. Getrennt darf kein Stich werden, sonst fällt das Geldstück wieder heraus, nur sorgsam zwischen die langen Stiche hineingeschoben. Endlich ist's getan, der blanke Schimmer verschwindet zwischen Stoff und Futter — der Peter schnauft wie nach einer schweren, sehr schweren Arbeit.

Da ruft eine Stimme hinter ihm: holla! Wie er erschrickt — wenn ihn jemand gesehen hat! Fest faßt er die Joppe an, wendet sich blitzschnell um. Der Lois, der Halterbub von der Nachbaralm, steht auf fünfzig Schritt Entfernung. Hat er ihn belauscht, hat er?

Nein, er hat nichts gesehen und nichts erlauscht, forscht nach einer Kalbin, die sich verlaufen hat, und rennt wieder davon.

Der liegt im Gras, kaut einen Halm und baumelt mit den Beinen in der Luft.

„Peter", ruft er, „kann epper doch wahr sein, daß das Kronenstückl dein g'hört; da hast's."

Er holt es aus dem schmutzigen Geldbeutelchen hervor und läßt es im Sonnenlichte funkeln. Aber der Peter rührt sich gar nicht, ruft verächtlich zurück: „I pfeif drauf, was brauch i a Geld, wann i Schläg dafür krieg."

Der Hias macht ein dummes Gesicht, kraut sich verlegen hinterm Ohr, steckt das Kronenstück wieder ein und brummt: „Selbn is a recht." Dann geht er in das Dorf hinunter und sauft sich einen tüchtigen Rausch an.

Der Peter dehnt sich indessen behaglich im Grase, steht dann auf, lehnt sich an den Gatterzaun, kreuzt die braunen Arme, legt den Kopf darauf und blinzelt in die Sonne. So wohlig wärmen die heißen Strahlen, so köstlich streicht der Bergwind über ihn, harziger Duft weht von den Wäldern herüber und aus dem Boden steigt würzig-herber Erdgeruch.

Da kribbelt und krabbelt's dem Peter wieder einmal im Herzen drin und im Übermaße des Glückes tut er einen hellen, frohen Jauchzer.

Wilsons Friedensgebete.

Von Artur G. Abrecht.

Es war im Forst des Zaren bei Skierniewice. Über uns pfiff und raschelte es im Kiefergezweige, und prasselnd fielen Ästchen und tausend lange grüne Nadeln uns vor die Füße. Huiih — ratsch! schlug ein Geschoß in einen Stamm, und splitternd flog die lichtbraune Borke nach allen Seiten. Und dann kam ein langgezogener, pfeifender, röchelnder Seufzer, der strich wie ein heulender Wind durch das Baumkronendach, und dem unheimlichen Singen folgte das pochende, rasselnde Stakkato eines russischen Maschinengewehres. Man weiß wohl, daß der Laufgraben einen jeder Gefahr entrückt, aber man duckt sich doch, ganz unwillkürlich, wenn man das spitze, singende Huiih noch nicht gewohnt ist.

Beim kleinen Waldfriedhof machten wir halt. Aus zwei Baumstämmen haben sie dort ein mächtiges Kreuz errichtet. Darauf steht: „Ich hatt' einen Kameraden". Die Sonne war durch die Wolken gebrochen, ihr mattgelbes Märzlicht sickerte durch das Geäst der Kiefern und fiel zitternd und verschwommen auf die kleinen Hügel, die schneebedeckten, wie die aus frischer Erde, auf denen grüne Kiefernzweige

In der rauchigen Küche sitzen dann alle beisammen: die Sennin, der Seppl, der Hias, der Jäger und der Halterbub. Die Mannsbilder schmauchen ihren Knaster, die Monika hat grobes Nähzeug vor sich und flickt ihren Rock, Peter sitzt gedankenvoll daneben, zwischen den Fingern das verborgene Geldstück.

Hin und wieder wird ein Wörtel gesprochen. Der Hias erzählt, daß der Kreuzwegbauer bald den letzten Schnaufer machen wird, daß die Bäuerin schon hart warten tät und daß halt alleweil an Unsinn is, wenn an alter Mann a junges Mensch heiraten tut.

Die Sennin tut einen Seufzer — bei ihr ist der umgekehrte Fall — und sagt dann plötzlich: „Gib her dein Janker, Peter, i nah dir die Knöpf an und flick 's Loch zu."

Der Peter erschrickt, die Joppe soll er ausziehen, die Joppe, wo sein Schatz drein steckt. „Na, na", wehrt er, „is nöt not".

Aber die Sennin versteht keine Widerrede, schreit den Buben an: „Hergeben tust ihn", und schüttelt ihn derb.

Da fällt etwas klirrend zu Boden.

„Der Peter tut Dukaten sch .....", sagt der Seppl lachend, aber der Hias bückt sich gleichmütig, hebt, eh es der Peter verhindern kann, das Kronenstück vom Boden auf und sagt: „Wird mir aus 'n Sack g'fall'n sein."

Der Peter wird blutrot im Gesicht und schreit wütend: „Gib her, das is mei Kronenstückl."

Die Mannsbilder lachen und die Monika, die es immer mit dem Hias hält, keift überlaut: „Dei Kronenstück, wie kamest denn du zu so viel Geld?"

„A Frau, a Stadtfrau hat's mir g'schenkt." Und mit zornigen Worten erzählt er die Geschichte.

Der Seppl raucht ruhig seine Pfeife, der Jäger auch, der Hias schimpft: „Halts Maul", und die Sennin brummt und greint über den verlogenen Buben.

Aber der gibt nicht nach, will sein Kronenstück zurück haben und zetert immer lauter; der Hias will's nicht hergeben und schreit, daß er blaurot im Gesicht wird; endlich wird's dem Seppl zu dumm, er macht kurzen Prozeß, packt den Peter am Kragen, bleut ihn durch und wirft ihn mitsamt dem ungeflickten „Janker" hinaus. Da steht er nun in hilfloser Wut, Zornestränen in den Augen, mit geballten Fäusten, zerbleut, ohne Nachtessen und ohne — Kronenstück.

Am nächsten Tage zählt der Hias sein Geld, da sieht er, daß er um ein Kronenstück zu viel hat. Das ist ihm zuwider.

„Kunnt am End' doch wahr sein, die G'schicht vom Peter", denkt er und geht dem Buben nach.

einem deutschen Soldatengrabe stehen geblieben war. Ich fuhr auf. Ich hatte den Namen auf dem Holzkreuzchen überhaupt nicht gelesen, die Schrift hatte sich mir in des Hauptmannes bittere Worte gewandelt. Ich weiß nicht mehr, was ich geantwortet habe.

„Lesen Sie den Namen nur“, sagte der Offizier zu mir, „den müssen Sie sich merken.“

Ich las: „Peter Voß.“ Und schaute den Leutnant fragend an.

„Sie werden doch sicher über Ihren Besuch hier bei uns etwas schreiben?“ „Gewiß.“

„Dann will ich Ihnen nachher, wenn wir zum Unterstand zurückkommen, eine Geschichte geben, die brauchen Sie nicht erst zu schreiben, die ist bereits geschrieben. Die wird Sie und Ihre Herren Landsleute interessieren. Dieser Peter Voß war einer unserer jüngsten Kriegsfreiwilligen. Ein Kerlchen wie Milch und Blut. Und immer froh und guter Dinge, wenn's auch noch so hart war im rauhen Kriegsdienst. Eines Tages erhielt er von zu Hause einen Brief. Von dem Augenblick an war er wie umgewandelt. Verschlossen und mürrisch und ungebärdig. Aber er vertraute keinem an, was ihn bedrückte. Warum, das haben wir erst nachher erfahren, als wir ihn hier einscharrten. Er hat sich geschämt und gegrämt. Und wenn er gewußt hätte oder geahnt hätte, daß er so jung sterben würde, dann hätte er sicher auch die Ursache der Wandlung, die in ihm vorgegangen, vernichtet. Das war eben jener Brief. Aber wer denkt selbst im Kriege mit neunzehn Jahren ans Sterben.

*
* *

Im Unterstande, der mit Kieferstämmen ausgebauten Erdhöhle, da hab' ich dann erfahren, warum Peter Voß, der neunzehnjährige Kriegsfreiwillige, kurz vor seinem Tode mit einem Male ein anderer Mensch geworden.

Der Leutnant reichte mir einen verknitterten, abgegriffenen, an den Rändern beschmutzten Brief. Den hatten sie Peter Voß mit anderen Sachen und Sächelchen abgenommen. Die hatten sie nach der Heimat geschickt, den Brief aber hatte der Offizier behalten.

„Jawohl“, sagte er, und seine Stimme zitterte, „den Brief habe ich unterschlagen. Denn, was der Bruder dem Bruder geschrieben, das sollen die Eltern nicht wissen. Sie werden's selbst lesen: ‚sag' nur dem Vater nichts davon . . .‘ Deshalb haben wir den Brief auch nicht heimgeschickt.“

Ich las: „Mein lieber Spatz! So ist doch noch einer von den Vossens in die feldgraue Uniform gekommen. Das gehört sich, daß wenigstens einer mitmacht, wo drei Brüder sind, und wo der Vater doch Anno siebzig mit dabei gewesen. Das sag' ich Dir gleich, Spätzlein,

lagen. Der Sonnenglanz irrte huschend von Kreuz zu Kreuz. Namen um Namen beleuchtete er auf einen Augenblick, wie der Lichtfinger eines Scheinwerfers auf Momente hindeutet, auf Baum und Haus und Landstraße, im Nu weitereilt, eine Sekunde, zwei stehen bleibt, daß das ihm folgende Auge erkenne, was er beleuchtet. Hier ist kein Massengrab. Hier wird jedem seine eigene Grube ausgeworfen, jeder für sich gebettet, und nur seine guten und seine bösen Taten begleiten ihn ins Grab und ruhen bei ihm bis zum jüngsten Tag. Manchmal ist's in einer ganzen Woche nur einer von den Feldgrauen, der hier seine letzte Ruhestätte findet, manchmal öffnet sich jeden Tag eine Grube, öffnen sich zwei und mehr an einem Tage . . . „gestern noch auf stolzen Rossen, heute durch die Brust geschossen, morgen in das kühle Grab . . ."

Ein Hauptmann von der Batterie dort am Waldrande hob einen Ausbläser vom Boden auf und ein Stück einer krepierten Granate. Er reichte mir die Hülse. „Wissen Sie, was das ist?" — „Jawohl, ein Ausbläser." „Stimmt. Ein Russe. Die finden Sie hier in Mengen." Dann gab er mir das zerfetzte, zerrissene, scharfkantige Eisenstück eines Geschoßmantels. „Und das?" — „Ein Splitter", gab ich zur Antwort. — „Stimmt auch. Aber das ist mehr. Schauen Sie sich das Ding nur genauer an. Das ist ein Landsmann von Ihnen." — „Amerikaner?" — „Jawohl, Amerikaner. Hier, sehen Sie diese blaue Schrift? Sie werden die verwaschenen, verwischten Lettern ja kaum entziffern können, aber die sind das amerikanische Fabrikzeichen. Auch diese Sorte finden Sie hier in Mengen. Viel zu viele. Wissen Sie, wie wir hier die Dinger nennen? Präsident Wilsons Friedensgebete." Und er lächelte ein wehmütiges Lächeln.

„Wilsons Friedensgebete." Das brannte. Das setzte sich fest und fraß sich ein in Herz und Hirn, wie glühender Stahl sich eingräbt in weiches Holz. Mir war der herrliche Wald des Zaren auf einmal verleidet. Hinaus wollte ich aus diesem Forst, in dem deutsche Truppen einen harten polnischen Winter verleben, umsaust von Kugeln und Granaten, die aus meiner Heimat gekommen.

„Wilsons Friedensgebete." Das Wort klang aus dem Pfeifen jeder Kugel, die sich ihren Weg durch die Baumkronen bahnte. Aus dem Heulen des Windes, der durch das Astwerk strich. Aus dem Echo des fernen Geschützdonners. „Wilsons Friedensgebete" stand auf jedem der kleinen Holzkreuze des Waldfriedhofes. Wie ein hartes, unerbittliches „Ich klage an" standen die Worte da, und glotzten und glühten mich an, daß ich im tiefsten Innern erschauerte. Mich fror. Aber die Kälte kam nicht von außen. Sie drang von innen heraus. Und den ganzen Tag hat's wie ein Alb auf mir gelastet.

„Interessiert Sie der Name besonders?" fragte mich ein junger Leutnant, der zu mir getreten war, als ich sinnend vor einem Grabe.

Dann kam die Geschichte zum klappen. England legte los und die deutschen Schiffe stellten den Verkehr ein. Jetzt saßen wir in der Patsche. Zu Tausenden haben wir die deutschen Docks in Hoboken umlagert, und ich glaube, wenn sie uns gelassen hätten, wir hätten die größten und schönsten Dampfer einfach entführt und wären davon gegondelt, hinüber nach Deutschland. Jawohl, mein Spätzlein, das hätten wir gemacht! Nun war natürlich guter Rat teuer. Anfangs ging's, solange die meisten von uns Geld hatten und wenigstens ihr Logisgeld zahlen konnten, wenn viele auch bald in bezug aufs Essen auf den Freilunch der Saloons angewiesen waren. Du bist doch gebildet genug, zu wissen, was ein Saloon ist? Drüben in Deutschland würde man's Stehbierhalle nennen, merk' Dir das, wenn Du später auch mal herüber kommst. Denn die Absicht hast Du doch noch nicht aufgegeben? Oder ja? Ich ja, ich bleibe nicht hier, auf keinen Fall!

Es kamen von den Zehntausenden, die in Newyork festlagen, nur sehr wenige weg. Eine handvoll, nicht mehr. Dann ging bald das Elend an. Nun such' Dir mal eine Stellung in einer Stadt, wo mit einem Male hunderttausend Menschen ihren Platz verloren haben und wohin dreißig- oder vierzigtausend oder mehr kriegsbegeisterte deutsche Reservisten von außerhalb geströmt sind, und wo jeden Tag neue Tausende ihre Stellungen verlieren, weil die Geschäfte und die Büros zumachen. Das war eine harte Zeit. Was ich da mitgemacht habe . . . na, ich will es Dir lieber mal erzählen, schreiben läßt sich das nicht. Wir halfen einander aus, bis keiner von uns mehr was hatte. Mancher hat bei deutschen Familien in Newyork oder außerhalb ein Unterkommen gefunden. Die Arbeitsnachweisstellen, die Heuerbüros, die Docks, die Fabriken waren beständig umlagert von Arbeitsuchenden. Ich habe es wochenlang mitgemacht, und ich kann Dir versichern, ich weiß wahrhaftig nicht, wovon ich in der Zeit gelebt habe.

Eines Tages sah ich eine Anzeige in einem Blatte, es würden da und dort fünfzig Männer verlangt. Ich ging hin, schon in aller Herrgottsfrüh. Hatte mir das Blatt gleich um halb zwei morgens gekauft, es roch noch ganz frisch nach Druckerschwärze und war ganz feucht. Und die ganze Nacht hindurch bin ich vor dem Hause gestanden, unten auf der Newyorker Westseite, dicht bei den Docks, und bis zum Morgen um sieben, als die Bude aufgemacht wurde, standen mindestens tausend Menschen in einer Reihe um den Block herum und warteten. Ich war einer der ersten, die dran kamen. Man fragte mich, ob ich Deutscher sei. Natürlich hab' ich ja gesagt. Da war's gleich fertig. Sie haben da Leute für englische Viehdampfer angeworben, da durften Deutsche natürlich nicht mit. So ein damned Dutchman hätte ja viel-

wenn Du nicht mit dem Eisernen heimkommst, dann gnad' Dir Gott. Du weißt, wie stolz der Alte auf seins ist und die Mutter war, und wie stolz sie erst wäre, wenn's der Himmel gewollt hätte, daß sie noch am Leben wär', wenn einer ihrer Buben es mitbrächte. Uns beiden, dem Hans und mir, ist die Möglichkeit freilich nicht gegeben. Wir sind hier festgerammt und können nicht weg. Manchmal denk' ich mir, jetzt setz' ich mich einfach auf einen Dampfer und laß' mich ruhig in Dover oder einem anderen der verdammten englischen Nester herunterholen. Aber das geht auch nicht mehr, denn die neutralen Schiffe, die noch mit Amerika verkehren, nehmen überhaupt keine militärpflichtigen Deutschen mehr mit nach drüben.

Du wirst Dich wundern, von mir einen Weihnachtsbrief aus dem fernen Montana zu bekommen. Übrigens, hat Hans Dir geschrieben? Wenn ich das wüßte, dann könnte ich viele Worte sparen. Aber da ich es nicht wissen kann, ich habe nämlich seit ein paar Wochen, seit November, nichts mehr von ihm gehört und weiß nur, daß er zuletzt in Pittsburg in einer Stahlfabrik gearbeitet hat, so muß ich nun eben ein bißchen weit ausholen und Dir schreiben, wie es mir gegangen ist und auch, was ich von Hans weiß.

Wie der Krieg ausbrach, da war ich noch in Chikago. Natürlich habe ich meine Stellung sofort aufgegeben — der Hans hat seine aufgeben müssen, denn in der Fabrik, wo er damals war, wurden ein paar hundert ‚Hände', wie man die Arbeitskräfte hier nennt, abgelegt. Ich ging in Chikago gleich ins deutsche Konsulat. Da hieß es, wir sollten an einem der nächsten Tage nach Newyork geschafft werden. Da haben wir uns die Zeit damit vertrieben, daß wir truppweise die Straßen lang zogen und die ‚Wacht am Rhein' sangen und ‚Deutschland über alles', und alle anderen deutschen Lieder, die uns einfielen. Das ging so ein paar Tage, da wurde die Geschichte mir zu langweilig. Ich hielt es einfach nicht mehr aus mit dem Warten und reiste auf eigene Kosten nach Newyork. Dort hoffte ich früher loszukommen. Aber wo in Chikago zur Zeit meiner Abreise Hunderte drauf gewartet hatten, nach Deutschland geschickt zu werden, da warteten in Newyork Tausende. Du kannst Dir von dem Treiben in den ersten Kriegstagen keinen Begriff machen. Da waren vielleicht zwanzigtausend, vielleicht auch fünfzigtausend, die mit wollten. Gezählt habe ich sie nicht, aber Du hättest mal dabei sein sollen, unten am Broadway, vor dem Bowling-Green-Gebäude, in dem sich das deutsche Generalkonsulat befindet. Wie es da schwarz war von Menschen. Und den ganzen Brodway hinauf bis zum Park Row, und dann hinunter die Spruce-Street zum Gebäude der ‚Staatszeitung' und die North William-Street gleich bei der Brooklynbrücke zum Haus des ‚Newyorker Herald'.

Na, die Freud'. Da hatte ich doch wenigstens einen Leidensgefährten, den ich kannte. Dem war's ungefähr so ergangen wie mir.

Jetzt, mein liebes Spätzlein, jetzt kommt das Schwerste von der ganzen Geschichte. Das ist so furchtbar, daß ich es kaum sagen kann. Es hat mich schon fast um den Verstand gebracht. Aber ich kann jetzt nicht draus heraus. Ein paar Wochen muß ich's noch aushalten, dann hab' ich so viel, daß es vielleicht wieder bis Chikago reicht. Dort will ich dann lieber verrecken wie ein Hund, als daß ich das noch weiter mach', was ich jetzt mach'. Und ich bitt' Dich um aller himmlischen Barmherzigkeit willen, liebes Spätzlein, mein gutes, sag's keinem Menschen, keinem einzigen auf der Welt. Und namentlich dem Vater nicht. An den schrieb ich durch Vermittlung meiner alten Wirtin in Chikago, ich sei noch immer dort. Wenn der Alte das erführ', das wär' sein Tod. Und Dich, Spatz, mein Baby, mein Nesthäkchen, den Einzigen, auf den unsere Familie stolz sein kann, Dich bitt' ich kniefällig um Verzeihung für die furchtbare Schuld, die ich in bitterster, in härtester Not auf mich geladen. Vor dem lieben Herrgott werd' ich's seinerzeit schon verantworten können, aber nicht vor Dir.

Hier steh' ich, August Voß, der älteste Sohn des preußischen Kriegsveteranen Peter Heinrich David Voß, der sich bei Mars la Tour das Eiserne geholt, hier stehe ich und klage mich an, daß ich in einem gottverfluchten Bergwerk gottverfluchtes Kupfererz grabe, aus dem gottverfluchte Menschen gottverfluchte Munition für die Feinde Deutschlands machen.

Und weißt Du, was Dein Bruder Hans Heinrich Voß tut oder getan hat, als er mir zum letztenmal schrieb? Da stand er in Pittsburg an einer Drehbank und drehte aus Eisen Granaten, für deren Ringe ich das Kupfer gegraben. Das sind wir, die beiden ältesten Söhne des alten Voß. Und sein Jüngster, unser Spatz, unser liebes, kleines Nesthäkchen, der ist als Kriegsfreiwilliger mit dabei und kämpft gegen die, denen wir Kupfer und Eisen zum Morden liefern ..."

Die Schrift begann vor meinen Augen zu flimmern. Der Brief hatte noch viele Seiten. Aber ich las nur noch: „... und wenn Du das auch nur einer Menschenseele sagst, wenn das herauskommt, dann hängen wir uns beide auf ..."

Weiter bin ich nicht gekommen.

Der Leutnant hatte etwas von einem Regal an der Wand genommen. Er legte es in meine Hand. Es war ein Granatsplitter.

„Den haben wir Peter Voß aus der Brust gezogen, direkt aus dem Herzen. Ich hab' den Fetzen abgewaschen, und als ich wusch, da kam die blaue Schrift zum Vorschein, die Schrift, in der sie alle geschrieben sind, Ihre amerikanischen Friedensgebete."

leicht ihr ganzes Vieh vergiften können oder den Dampfer versenken oder Gott weiß was sonst.

So ist mir's noch oft gegangen. Weißt Du, was ich dann später gemacht habe? Wenn sie mich fragten, ob ich Deutscher sei, hab' ich gesagt: Nein. Ich sei Schwede. Dazu hat mich die Not getrieben, mein Deutschtum zu verleugnen. Das erstemal und das zweitemal hab' ich mich geschämt, das dritte und das vierte nicht mehr. Und beim dreißigsten Mal hab' ich's beinahe selber geglaubt, daß ich Schwede bin.

Einmal, das war vor vielleicht drei Wochen, kam ich an einem Arbeitsbüro vorbei. Es war gerade um die Zeit der Mittagspause. Ich ging hinein. Nur ein einziger Clerk war zugegen. Der ließ sich sein Butterbrot schmecken. Ich sagte ‚Mahlzeit' — auf Englisch natürlich — oder so etwas ähnliches, und er frug mich mit vollem Munde, was ich wolle. Arbeit, sagte ich. Das wollen sie alle, sagte er. Was sind Sie denn? Ganz einerlei, was ich bin oder was ich war, ich tue irgendetwas, sagte ich. Haben Sie schon mal in einem Bergwerk gearbeitet? Nein, aber ich war schon mal in einem Bergwerk, wenn das vielleicht als Empfehlung dienen kann. Du weißt, Spätzlein, auf den Mund gefallen bin ich nicht, und das schien dem Irländer zu imponieren. Well, wenn Sie in ein Bergwerk nach Montana wollen, dann kommen Sie um ein Uhr wieder, oder besser, Sie bleiben gleich hier. Haben Sie schon Lunch gegessen? Nein, den hätte ich nicht gegessen. Da guckte er mich ganz merkwürdig an und hörte eine Weile mit dem Kauen auf. Dann drückte er auf einen elektrischen Knopf und ein kleiner Junge kam herein. Was er zu dem sagte, das hab' ich nicht gehört, aber der ging dann weg und kam gleich wieder und brachte drei riesig große Schinkenstullen und ein Stück Pie und eine Tasse Kaffee — — Du wirst Dir schon denken können, in wessen Magen die Stullen und der Kuchen und der Kaffee verschwanden. Wenn der Irishman sich's hätt' gefallen lassen, hätt' ich ihm einen Kuß gegeben.

Ich will die Geschichte nicht zu lang machen, vielleicht kann ich sie Dir mal ausführlich erzählen. Bald darauf hatte ich irgendein Papier unterschrieben und hatte einen Fünf-Dollar-Schein in der Hand. Den schicke ich Dir hiermit als verspätete Weihnachtsgabe. Mehr kann ich jetzt nicht, gelt, Du bist mir deshalb nicht bös. Am Abend wurden wir dann in einen Eisenbahnzug gepackt, der fuhr zuerst nach Chikago, ganz entsetzlich langsam ging die Fahrt, es muß so eine Art Einwanderzug gewesen sein. Und was meinst Du, wen ich auf dem Zuge treff'? Den Xaver Schmidt aus unserer Heimat. Da waren wir in Newyork so und so lange aneinander vorbeigelaufen und hatten uns nicht getroffen, und jetzt, wo's so halb oder dreiviertel durch Amerika ging, nach Montana in ein Kupferbergwerk, jetzt mußt ich ihn treffen.

Weit hinan gegen das Gewände des Reiting ist der Rasen verkohlt und der Wald verbrannt. In dem vom Brandplatze fast eine Stunde weit entfernten Seitz haben sie Wasser in Bereitschaft gehalten, um die heranfliegenden Feuerfetzen zu dämpfen. Eine solche Wut des Feuers ist noch nicht gesehen worden, sie hätte in dieser Sturmnacht jeglichem Rettungsversuch getrotzt. Nur ein paar abseits stehende Hütten und die vom Dorfe weit abgelegene Kirche mit dem Pfarrhof, Schul- und Gemeindehause sind verschont geblieben.

Der Notschrei ist gehört worden und bald füllte sich das Gemeindehaus mit Lebensmitteln aller Art für die Verunglückten. Auch auf das liebe Vieh, das wenige, welches gerettet werden konnte, wurde nicht vergessen, und so fuhr am vierten Tage nach dem Brande ein vollgeschichteter Heuwagen heran, fuhr durch die glimmenden Brandstätten dem Gemeindehause zu, wurde in der Scheune desselben abgeladen und kurz darauf stand diese Scheune, stand das Gemeindehaus mit den gesammelten Lebensmitteln in Flammen. Dieser zweite Brand drohte den Rest von Kammern vollends einzuäschern; die rasche Hilfe von den Nachbarorten rettete Kirche, Pfarrhof und Schulhaus nur mit großer Mühe. Vom Gemeindehause aber konnte gar nichts gewahrt werden; die halbverkohlten Schriftstücke und Urkunden flattern noch heute zu Hunderten über die Wiesen dahin.

Die Verunglückten waren nun ganz und gar aller Mittel entblößt. Viele zogen zu den Nachbarschaften; mancher blieb sitzen auf seiner Trümmerstätte und starrte händeringend die nackten Mauern an. „Was ist da geschehen?“ murmelt einer; er kann es nimmer fassen, er möchte irrsinnig werden. Ein anderer kauert auf dem Gemäuer und klagt in sich hinein: „Haben tu' ich gar nichts!“ Mancher rafft sich auf von seiner Stätte: „Da mag bauen, wer will, ich geh' davon.“ Einen alten Mann, dem die weißen Locken versengt waren, sah ich sitzen auf einem Stein, er brummte leise vor sich hin: „Essen möcht' eins auch was.“ — Ich getrau' mir's zu sagen, bei diesen Worten sind mir die Tränen aus den Augen gestürzt; du armer alter Mann, ihr unglücklichen Landesgenossen! In eurem Namen flehen diese Zeilen noch einmal alle edelherzigen Menschen der Steiermark an um Trost und Hilfe!

Die paar Häuschen, die noch stehen, sind überfüllt bis hinauf unter den Dachfirst. Der Gemeindearrest ist wohl auch stehen geblieben; darin wohnt jetzt der Gemeindevorstand. Das Schulhaus empfängt die Dachlosen mit offenen Armen. In der Kirche wäre ebenfalls Raum; den lieben Herrgott täte es gewiß freuen, hätten sie auch zu ihm ein Vertrauen.

Wandeln wir von der Kirche über die frischen, kühlen Gräber der Verbrannten in den Pfarrhof. Er ist voll von Weinenden und Klagenden

Vergangenheiten.

Von Peter Rosegger.

Von der Brandstätte im Oberlande.

1874.

Der Name Kammern — sonst nur von Passanten der Salzstraße und von Touristen beachtet, ist mit Flammenflügeln hinausgeflogen in das weite Land.

Heute pilgern die Leute in hellen Scharen nach der Trümmerstätte und alle behaupten, so etwas hätten sie noch nicht gesehen.

Die Freitagsnacht vom 27. März war eine stürmische Nacht; wild flogen die Wolken am Monde vorüber und der Wind, der von den Rottenmanner Tauern niederströmte, rüttelte laut an den Dächern. Die Menschen schlafen in ihren wohlverwahrten Stuben; die Hausfrau träumte schon von dem Osterkuchen, den sie backen will, der Landwirt sieht auf seinem kleinen Felde die zukünftige Saat grünen. Da zuckt in jenem Häuschen dort ein Fünklein aus der wärmenden Ofenglut, es findet einen Stoff, in dem es still und und emsig weitergloſt. Endlich springt das Flämmchen hervor, züngelt weiter, hüpft hastig die Holzwand hinan und in fünf Minuten flutet die Lohe zum Dache hinaus. Zum Dach hinaus, da faßt sie der Sturm und schleudert sie hin über die Giebel. Ein hundertfacher Jammerschrei! Schwere, rotqualmende Rauchmassen wüten hin, der dröhnende Feuerstrom rast über die Dächer, zu den Fenstern hinein, zu den Fenstern hinaus, und nach einer halben Stunde wogt das ganze Dorf in Gluten auf.

Der Morgen findet die rauchende Trümmerstätte wüst und breit hinliegen. Stattliche Höfe wie dürftige Hütten sind in den Schutt gestürzt, Hunderte von Menschen dach- und hablos und — das ist das Erschütternde! — zwölf Personen, ja vielleicht mehr noch, sind im Feuer umgekommen. Von den Bränden zu Unzmarkt, Admont, Neumarkt usw. kommt keiner diesem gleich; er erinnert an die Katastrophe zu Wies, bei welcher eine ganze Wallfahrerschar verbrannte.

Von den 14 oder 15 Vermißten sind bisher erst 12 aus dem Schutte hervorgeholt worden. Drei Personen mit einem Kinde hatten sich, da draußen auf der Gasse schon der Feuerstrom brauste, in einen tiefen, wohlgewölbten Keller geflüchtet; mit in die Erde gepreßtem Angesichte, halbverkohlt, sind sie aufgefunden worden. Das Feuer hat nichts verschont. Mauern hat es zerrissen, eiserne Türen und Fensterbalken wie Pappendeckel umgebogen, in die festesten Gewölbe ist es gedrungen. Selbst die Brunnentröge und Wasserröhren sind verkohlt; kein Splitterchen ist unversehrt geblieben im ganzen umfangreichen Dorfe.

Bestrebungen eignen, wie sie damit ja schon einen guten und großen Anfang gemacht haben. Es wird ein ewiges Streiten sein, solange es Leben gibt in dieser Welt, denn mit List und Gewalt müssen die Wesen stets ihr Dasein den Elementen abringen. Aber der Mensch, das göttlichste der Geschöpfe, muß so hoch steigen, daß er — wenngleich die Leidenschaften der Einzelnen nimmer zu löschen sind — sich nicht mit Massengewalt selbst bekriegt und so etwa seine schönen Errungenschaften wieder zerstört. — Die Zeit wird kommen und dann erst wird es eine Freude und eine Ehre sein, als Mensch auf dieser schönen Erde zu leben.*

Den Anfang zu dieser großen Gemeinsamung, zu diesem kommenden Sieg haben die Geographen gemacht, die unter dem Gestirne der Wissenschaft, nur um zu forschen und kennen zu lernen, fremde Länder und unbekannte Meere mit Aufopferung ihres Lebens bereist haben.

Nur wenige Himmelsstriche sind uns bislang noch unbekannt geblieben; zu diesen aber gehören die Eiswüsteneien der beiden Pole unserer Erdkugel. Es schien bisher fast unmöglich, daß diese Gegenden, welche beiläufig 550.000 Geviertmeilen ausmachen, von Menschen bereist werden könnten. Da ist die gewaltige Kälte, sind die viele Monate langen Nächte, die auf den Polen herrschen, da ist ein Meer, das nicht durchschifft werden kann, weil es aus Eis besteht; da ist ein Land, welches keine Nahrungsmittel bietet, weil es aus gefrorenem Wasser ist. Das ist eine Öde, wie sie unser Gehirn gar nicht zu denken vermag, weil wir sie mit unseren Sinnen noch niemals erfahren haben.

Und dennoch haben sich Menschen gefunden, die mit Verzichtung auf unsere günstigen Naturverhältnisse, auf die Güter der menschlichen Kultur sich aufgemacht haben, um diese bisher noch vollständig unbekannten Polargegenden zu durchforschen. Schon in den früheren Jahren versuchten es Engländer, Amerikaner, Schweden und Deutsche, nach dem Nordpol vorzudringen; sie haben sowohl in der Völkerkunde, Physik, Zoologie, als in der Astronomie und Geographie schöne Entdeckungen gemacht, aber sie sind zurückgekehrt mit dem Ausspruche: Der Nordpol sei von Menschen nicht zu erreichen.

Doch die Arbeit hat nimmer geruht, und wie es durch unermüdliches Streben in neuer Zeit endlich gelungen ist, unterseeische Telegraphenleitungen nach verschiedenen Weltteilen anzulegen, so will man — den Menschen, den Herren der Schöpfung darf nichts unmöglich sein — endlich doch den Nordpol erobern. Zwar handelt es sich nicht um den Pol, denn der Pol ist nur ein eingebildeter Punkt, durch welchen, von einem zum andern in gerader Linie gezogen man sich die Achse

---

* Heute merkt man von dieser Zeit noch wenig. Der Setzer.

und mitten unter diesen walten zwei brave Männer. Der eine ist der Pfarrer, jedem väterlich ratend, helfend nach allen Kräften, ein ehrwürdiger Freund seiner Gemeinde. Der andere ist der Bezirkshauptmann, Herr Kolmeyer, ein Mann voll Umsicht und Tatkraft, der jeden Tag auf dem Brandplatze ist, um zu leiten, zu ordnen und die eingelaufenen Spenden zu verteilen.

Aber der Allerärmste und Hilfebedürftigste kauert vielleicht in einem verlassenen Winkel, getraut sich nicht zu bitten um ein Stück Brot, um ein wärmendes Tuch, weint vielleicht der Augen letzte Träne einem geliebten Herzen nach, das in der heißen Not des Feuers war vergangen.

Das Freudenfest der Ostern zieht klingend durch das Land; aber keiner von uns hat einen Schirmbrief gegen böse Tage. So wollen wir doch jeder den unglücklichen Mitmenschen durch eine kleine Gabe unseren Festgruß senden, mit dem hoffnungsfreudigen Osterruf: Auch Kammern wird aus seinem Schutte wieder erstehen!

Ein Gedenken an unsere Schiffer im hohen Norden.

1874.

Die Geographen und Geologen hätten endlich unsere Erdkugel so ziemlich durchforscht, und wir kennen fast alle Meere und Länder, die auf derselben sind, und wir wissen den Weg zu allen Völkern. Und die Völker der Erde, so verschieden sie geartet sein mögen, beginnen miteinander Bekanntschaft zu machen. Anfangs freilich, wenn sie sich auf Sehweite in die Nähe kommen, lauern sie mißtrauisch und jedes birgt hinter dem Rücken einen tüchtigen Knüttel. Aber die Neugierde zieht sie immer näher zusammen; das Weißgesicht blickt in das Rotgesicht, der Braune beguckt sich den Schwarzen, und gleichwohl noch immer den Stock hinter dem Rücken, heben sie an, gegenseitig kleine Dinge auszutauschen, wie sie der eine und der andere Volksstamm hervorzubringen vermag. Und so rücken sie sich immer näher, gegenseitig erkennen sie sich als Kinder desselben Menschengeschlechtes, und in Handel und Wandel, in Gewerbe und in gesellschaftlicher Einrichtung und in allem Streben schließen sie sich aneinander, Volk zu Volk, Mensch zu Mensch, und endlich ist die kugelrunde Erde ein einziges großes Haus geworden, in welchem viele Familien wohnen. — Mir schwant von einer Zeit, die dereinst kommen wird; wie ja jedes Volk bestrebt ist, stets edler und vollkommener zu werden, so wird in dieser zu erwartenden Zeit die Menschlichkeit und die Vernunft zum allgemeinen Siege gelangt sein, dann — du liebe Feder, du zitterst vor Freude, da du diese Worte schreibst, dann gibt es keine blutigen Völkerkriege mehr. Dann werden die Menschen gemeinsam nur noch die ihnen feindlichen Naturelemente bekämpfen, bändigen und zum Dienste der menschlichen

da gedachte ich zuweilen unserer Landsleute, die weiß Gott in welcher Not im ewigen Eise die lange, lange Winternacht verbringen müssen. Sie werden wahrscheinlich, da sie möglichst weit vorgedrungen waren, da die Sonne immer tiefer ging, zuweilen schon auf kurze Zeit verschwand, da sie allmählich länger und länger ausblieb und endlich gar nicht mehr auftauchte, sondern nur das Rund ihres wundersamen Scheines über den südlichen Himmel warf — als dieser lange Abend war, da werden unsere Nordpolfahrer ihr Schiff an eine sichere Stelle geankert, mit Eis ummauert und so gegen Stürme und Eisstöße gesichert haben. Sie haben das Schiff wohl gar verlassen und sich irgend eine andere Stätte gesucht oder geschaffen, um den Winter darauf zuzubringen. Sie werden sich bei dem Polarlichte und bei dem Glanze der nördlichen Gestirne, besonders des herrlichen Polarsternes, noch der Eisbären- oder Seevögeljagd, dem Walfischfange u. s. w. ergeben haben, werden etwa und vielleicht in Gemeinschaft mit Eskimos auf Renntierschlitten Teile vom Festland bereist haben. Oder sind sie eingezwängt gewesen zwischen Felsen oder Eisgebirge und haben in solchem Zustande die Winternacht hindurch mit Kälte und Entbehrung und mit ihrem fürchterlichen Feinde, der Langweile, zu kämpfen gehabt. — Und ist es glücklich gegangen, so haben sie sich um die Zeit des März, bei Anbruch des Tages wieder flott gemacht, haben sich zwischen den gewaltigen Massen der schwimmenden Eisberge hin- und her- und durchgewunden, sind so unter Kämpfen mit Stürmen und Eisbergen allmählich weitergedrungen. Und im neuen Tage mit neuem Mute haben die Männer gewiß eifrige Studien getrieben, haben sich wohl ergötzt und erbaut an den seltsamen Seetieren, an den wundersamen Gebilden des Eises, an der Lichtbrechung desselben, an der Klarheit des Himmels, an dem Rundlaufe der kaum untergehenden Sonne und an anderen Naturherrlichkeiten des hohen Nordens, von denen wir nichts wissen. Ja, und wenn es gut gegangen ist, haben sie es vielleicht zwei Tage und zwei Nächte, das heißt zwei Jahre, so oder ähnlich getrieben. Doch möglicherweise auch ganz anders, und sie haben Dinge erfahren, wie sie keiner aus dem Menschengeschlechte bisher noch inne geworden. — Oder es ist alles aus, sie sind zugrunde gegangen etwa gar schon im ersten Winter; sie sind durch Stürme verschlagen, durch schwimmende Eismassen erdrückt, erfroren, durch Raubwesen getötet, oder durch was immer für eine Art vernichtet worden. Dann aber sind sie den Heldentod für das Vaterland, für die ganze Menschheit gestorben — doppelt groß, weil nicht im Streite gegen Menschenbrüder, sondern im Kampfe gegen die Elemente. — Doch wir wollen den braven Nordpolfahrern nicht die Totenglocken läuten. Die bestimmte Zeit für ihre Wiederkehr ist ja nocht nicht um; sie sind mit Lebensmitteln versorgt auf drei bis vier Jahre. Und wenn wir auch aller

denkt. Die Pole bleiben bei der Achsendrehung, die in 24 Stunden einmal um sich ist, in Ruhe, während die übrigen Punkte der Erdoberfläche sich desto schneller bewegen, je weiter sie von den Polen entfernt und je näher sie dem Äquator, dem Kreise sind, der sich von den beiden Polen gleichweit entfernt um die Erde dehnt. Eine andere Eigenheit der Pole ist die ewige Tag- und Nachtgleiche. Der Tag am Pol dauert sechs Monate, die Nacht ebenso lang. Doch handelt es für die Entdecker sich nicht um diesen Pol, der wahrscheinlich im tiefsten Eise liegt, der sich selbstverständlich durch nichts von allen anderen Punkten der Erdoberfläche unterscheidet, und der für uns auch nur eine astronomische Bedeutung haben kann. Sondern es handelt sich um die Erforschung der sogenannten Eisregion überhaupt, um die Erforschung der klimatischen Verhältnisse, ob es dort Inseln, Länder gibt, ob auf diesen Ländern lebende Wesen wohnen oder andere Dinge vorkommen, die sich die menschliche Gesellschaft zu Nutzen machen könnte. Die Hauptsache aber ist die eine Frage, ob in der nördlichen Eisregion am Pole vorüber eine Durchfahrt zu entdecken wäre, die nach der Meerenge zwischen Nordamerika und Asien, die Behringsstraße genannt, führte. (Ein Blick auf die Erdkarte wird dem Leser die Sache am besten deuten.) Durch die Entdeckung einer solchen Durchfahrt könnten wir Europäer von Norden aus in den großen Ozean, also nach dem Westen Amerikas und nach dem Osten Asiens gelangen. Jemehr solcher Weltstraßen, desto wahrscheinlicher und sicherer die Gemeinsamung der Völker, desto näher die oben angedeuteten Ziele der Kultur.

Getragen von dieser hohen Idee haben sich vor zwei Jahren in unserem Vaterlande großherzige Männer zusammengetan und unter der Teilnahme der Bevölkerung ein Schiff ausgerüstet, zum Zwecke einer neuen Entdeckungsfahrt nach dem Nordpol. Das Schiff, nach unserem Seehelden „Tegetthoff“ genannt, ist für alle Möglichkeit zweckmäßig eingerichtet und mit tüchtigen Seeleuten bemannt worden. Die Leitung dieses österreichischen Entdeckungsschiffes haben zwei wackere und bereits bei früheren Expeditionen beteiligte Männer, Payer und Weyprecht unternommen. Anfangs Juni 1872 sind sie von Bremerhaven aus in die See gegangen. Im Herbste desselben Jahres haben sie uns durch norwegische Fischer noch einige Nachrichten von ihrem Wohlbefinden zugesandt. Seit dieser Zeit aber sind sie verschollen und wir haben keine Kunde, wie es diesen braven Leuten auf ihren unwirtlichen Irrfahrten ergehen mag. — In den letzten Wintern, wenn ich in meinem traulichen, wohldurchwärmten Gemache, inmitten aller Bequemlichkeiten und häuslichen Freuden; oder wenn ich in hellerleuchteten Festsälen, von Musik durchrauscht, von Blumenduft durchweht, zwischen Goldgeschmeide und Seidenroben den heiteren Reigen der Freude betrachtete;

Freilich, die Gauner und Taschendiebe kümmern sich nicht um die Logik der Tatsachen. Sie greifen zu, wo sich ihnen eine günstige Gelegenheit bietet.

*

Sicher ist, daß der Geschichtsschreiber der Zukunft es nicht leicht haben wird, dem Geschlechte seiner Zeit die Entstehung des Weltbrandes von 1914 ganz klar zu machen. Nur diejenigen, die diese Zeit schaudernd und bewundernd erlebt haben, sind imstande, aus der Verworrenheit der Dinge einen leitenden Faden herauszufinden. Aber auch ihnen erscheint in dieser Zeit so manches im Dunkel des Rätselhaften und schwer Erklärlichen und fast jedem mag es in diesen schicksalsschweren Tagen einmal geschehen sein, daß er in der Morgenfrühe aus tiefem Schlaf erwachend, sich die Frage vorlegte, ob er nicht in der Nacht von Träumen geneckt worden sei, die ihm vorspiegelten, die Türken seien mit einer Armee gegen den Suezkanal vorgerückt oder die Bayern hätten sich mit den Indern in Frankreich herumgeschlagen und dergleichen tolles Zeug mehr. Bis ihm dann nach einigem Besinnen die Erkenntnis kam, daß er es hier mit einem Stück Wirklichkeit zu tun habe.

Nein, der Genius der Menschheit war nicht verückt geworden, aber er lag in schwerem Fieber und da kamen ihm dann die sonderbarsten Nervenreizungen, wie sie eben nur ein krankhafter Zustand zu erzeugen vermag. Und nicht einzelne wurden hier und da von diesen krankhaften Nervenreizungen heimgesucht, ganze Massen wurden ihr Opfer, sie verbreiteten sich als geistige und seelische Epidemien unter ganzen Nationen und auch die Kreise der sogenannten „Intellektuellen" wurden ihr Opfer. Es sind die Ideen und Vorstellungen des M a s s e n w a h n s, die von Kopf und Herz besonders bei leicht erregbaren Nationen Besitz ergreifen und die sich bei vielen bis zum Massenwahnsinn steigern. Die Wissenschaft spricht in solchen Fällen von der Entstehung einer „psychologischen Menge", die nach ganz eigenen Gesetzen empfindet und urteilt. „In der Tat" — sagt Lomer — „ist die Psychologie der Massen eine ganz besondere und weicht erheblich von der Psychologie des Individuums ab. Die Masse ist leidenschaftlicher, reizbarer, leichtgläubiger, sie ist Suggestionen weit mehr ausgesetzt, sie ist auch brutaler und moralisch bedenkenloser als der einzelne. Kurz, die Masse als solche ist sozusagen ein ganz neues Individuum, ein Individuum höherer Ordnung, das seinen eigenen Gesetzen folgt und nur auf seine eigene besondere Art beeinflußt und geleitet werden kann."

Eine ganz besondere Rolle spielt der Massenwahn im K r i e g e und hier liegt es in der Natur der Sache, daß die abnormen Seelenzustände hauptsächlich bei den N i c h t k ä m p f e n d e n, bei den Daheimgebliebenen, auftreten. „Das Stillsitzen und Warten" — sagt Lomer

Nachricht entbehren, was ist wahrscheinlicher, als daß sie auf ihren Fahrten durch die Eisregionen keine Gelegenheit fanden, uns Kunde von sich zukommen zu lassen. — Vielleicht haben sie schon im vorigen Sommer Österreichs Fahne auf den Nordpol gepflanzt und schiffen nun den gesegneten Ländern der Menschen zu.

Nachtrag: Im September 1874 sind die österreichischen Nordpolfahrer glücklich heimgekehrt.

Die Kriegspsychose in Frankreich.

Von **Wilhelm Rullmann-Schlüchtern.**

Im Sommer des Jahres 1914 hatte es den Anschein, als ob der Genius der Menschheit — sagen wir es kurz und offen heraus — auf einmal verrückt geworden wäre. Sicher ist, daß man den Propheten, der Anfang Juli dieses Jahres vorausgesagt hätte, daß binnen wenigen Wochen das Deutsche Reich einen Krieg mit Serbien und Montenegro haben werde, als einen Toren belächelt oder als einen Narren in eine Anstalt zur Wiederherstellung des seelischen Gleichgewichts gebracht hätte.

Da schießt an einem Tage des Unheils ein nichtswürdiger serbischer Fanatiker den Thronfolger einer der ältesten Monarchien Europas nieder und im Verlaufe der sich daranschließenden Ereignisse sollte es geschehen, daß sich das Land der alten Pharaonen als mit Deutschland und Österreich-Ungarn im Kriegszustande befindlich erklärte und daß man in der Hauptstadt Marokkos den Vertretern dieser beiden Mächte ihre Pässe zuschickte!

Wer hätte damals voraussehen können, daß im Monate August der Zeitungsleser jeden Morgen beim ersten Frühstück in der Lage sein werde, eine neue Kriegserklärung zu sich zu nehmen und daß zwei Monate später die feinsten Damen des Berliner Westends sich in einem Lokale, in dem im Frühjahre noch der Tango getanzt wurde, mit dem Strickstrumpf in der Hand zusammenfinden würden, um bei den Klängen der Beethovenschen Eroica oder des schönen Liedes „Püppchen, du bist mein Augenstern“ Strümpfe für die „Feldgrauen“ zu stricken!

Zwischen der Bluttat von Sarajewo und dem Krieg zwischen Rußland und Österreich-Ungarn besteht noch ein gewisser Zusammenhang, der in dem Größenwahn des von Panslawisten aufgehetzten Zaren begründet ist. Aber wo soll man zwischen dem Verbrechen des 28. Juni und dem Ultimatum Japans, das „durch die Verhältnisse getrieben“ das gelbe Mongolenvolk dem Deutschen Reiche übersandte, das in so vielem sein Lehrmeister gewesen ist, einen leitenden Faden herausfinden?

ait sich gegenseitig vernichtet, wenn die ganze Welt die Beute einer Raub- und Zerstörungssucht ist, von der die Menschheit bisher kein Beispiel gesehen hat, sich fragen muß: das alles ist das Ergebnis des Wahnsinnes eines einzelnen Menschen! Aber nicht ein einzelner Mensch, eine ganze Nation scheint vom Wahnsinn ergriffen zu sein. Ich bin immer ein entschlossener Friedensfreund gewesen, sogar mit starken internationalistischen Neigungen; ich bin geneigt, den Nationalhaß zu verabscheuen und zu glauben, es sei ungeheuerlich, die Nationen bewaffnet gegeneinander zu hetzen, und es gebe dann wieder Stunden des Friedens und der Versöhnung, aber was wir heute sehen, wirft alle unsere Ideen von gestern um. Ich kenne nichts Ähnliches in der Geschichte, ich, der ich sehr, vielleicht zu sehr, die deutsche Kultur bewundert habe. Es scheint mir, daß ich ein Volk von Verrückten vor mir habe, dem es nicht mehr möglich ist, die gemeinsamen Maße menschlicher Dinge anzuwenden."

So Herr Pelletan, der Politiker, der, wie man sieht, ganz derselben Ansicht ist wie der Mann der Wissenschaft. Sie haben beide recht, wenigstens in **einem** Punkte: die verschiedenartigsten Symptome sprechen dafür, daß in diesem Weltkriege von 1914 und 1915 jene Geistesverwirrung tatsächlich vorhanden ist, die man als Massenpsychose zu bezeichnen pflegt. Nur müssen die Herren, wenn sie der Wahrheit die Ehre geben wollen, zugestehen, daß sie beide ihre Diagnose auf einem betrügerischen Grunde aufgestellt haben: auf den **Lügen** und **Fabeln der Pariser Schmutzpresse**, die ihr skandalöses Gewerbe mit einer Schamlosigkeit ausgeübt hat, die ohne Beispiel dasteht. Wir können nur sagen: ja, meine Herren, es gab und gibt noch in diesem Kriege eine Massenpsychose, aber in **Ihrem Lager**, im Lager der Entente hätten Sie suchen und forschen müssen, wenn es Ihre Absicht gewesen wäre, das Vorhandensein dieses Massenwahnes wissenschaftlich festzustellen.

Die Massenverrücktheit — sagt Herr Dr. Toulouse — sei dem Irrenarzte eine bekannte Krankheit mit ganz bekannten Äußerungen, die sich alle bei dem deutschen Volke finden. Zunächst der Größenwahn: das deutsche Volk schreibe sich eine besondere Mission zu und stelle sich über alle anderen Völker. Und da fragen wir nun gleich: welche Nation war es denn, die sich stets mit so viel Selbstgefühl und Eitelkeit als die „große" par excellence bezeichnete, bis sie im Jahre 1870 eine so derbe Lektion erhielt? Konnte man in der Zeit, in der das zweite Kaiserreich auf dem Gipfel seiner Macht stand, nicht fast täglich in den Pariser Blättern die Phrase von „la grande nation" lesen? Später, besonders nach der Erwerbung des Suezkanals und der Besetzung Ägyptens, sprach der Engländer von seinem Volke als der großen Nation, zu der er sich mit demselben Selbstgefühl bekannte, mit dem einst der Römer sein „civis Romanus sum" ausgesprochen hatte. Aber wann hätte sich in Deutschland der Stolz, einem großen Volke anzugehören, zu dem Dünkel gesteigert, die große Nation zu sein?

*

weiter — „mit seiner entnervenden, aus Furcht und Hoffnung fließenden Spannung, der wirtschaftliche Druck, die allgemeine Unsicherheit versetzen die Volksseele in einen abnormen, ihr sonst fremden Zustand, in welchem sie auf alle Reize gesteigert reagiert. Das Lachen und Weinen liegt ihr näher als sonst. Selbst ein stilles Volk neigt plötzlich zu stürmischen Kundgebungen, und zornige Leidenschaft glüht unter dünner Decke. Vor allem aber ist die Suggestibilität gesteigert. Eine unter der Hand weitergegebene gute Botschaft wächst sich zur gewonnenen Riesenschlacht aus, ein unbedachtes Wort kann Paniken und Kursstürze entfesseln."

*

Von der Tatsache, daß der Massenwahn besonders im Kriege leicht die Herrschaft über die leidenschaftlich erregten Gemüter gewinnt, ist der Pariser Irrenarzt Dr. Toulouse in einer vielbesprochenen Schrift ausgegangen, in der er die Behauptung aufstellte, daß die Deutschen an einer derartigen „Kollektivpsychose erkrankt seien, die es allein erklärlich mache, daß ein Volk, daß sich in der Philosophie, der Musik, Poesie und in den Beobachtungswissenschaften ausgezeichnet habe, auf einmal Verbrechen und Greueltaten begehe, die die Entrüstung der ganzen gesitteten Welt erregten. Herr Dr. Toulouse meint: „Wir kämpfen in Wahrheit gegen ein Volk, dessen Geisteszustand gestört ist. Solche Wahnsinnige sind ihren Gegnern deshalb so gefährlich, weil sie Brutalitäten begehen, deren nur Verrückte fähig sind. Diese Krankheit müssen wir vernichten, um die moralische Gesundheit Europas zu sichern. Die Behandlung muß im großen und ganzen dieselbe sein, wie sie im kleinen angewandt wird. Die erste Sorge, die wir einem Wahnsinnigen zu widmen haben, ist, daß wir ihm die Mittel nehmen, Schaden zu stiften: wir müssen ihn isolieren." Aber dieses Mittel, geehrter Herr Doktor, hat ja schon König Eduard VII. von England mit seiner „Einkreisungspolitik" zur Anwendung gebracht und es hat nichts geholfen. Sie werden schon an etwas anderes denken müssen!

Nebenbei bemerkt, hat noch ein anderer geistreicher Franzose, der Senator Pelletan die Ansicht vertreten und ihr in einem Pariser Blatte Ausdruck gegeben, daß die Deutschen für ihre Greueltaten nicht so recht verantwortlich zu machen seien, weil sie geisteskrank seien. Pelletan knüpft an die Äußerung eines englischen Staatsmannes an, derzufolge Kaiser Wilhelm geisteskrank sei, um sodann weiter auszuführen, daß die Geisteskrankheit jetzt die ganze Nation ergriffen habe. Wörtlich schreibt der Herr Senator:

„Es ist ein furchtbarer Gedanke, daß, wenn Millionen Menschen sich gegenseitig umbringen, wenn Städte brennen, wenn man Frauen und Kinder tötet, wenn man von der Weichsel bis zur Marne, zu Wasser, zu Land und in der

geworden sei, der vom bösen Gewissen und der Angst verfolgt, hinter der Front seiner Truppen einherjage und die entmutigten Soldaten durch lendlige Ansprachen anzuspornen suche!

*

Vor kurzem hat ein amerikanischer Schriftsteller gemeint, man dürfe ja nicht glauben, daß nur die Sprache der Blätter so maßlos gehässig gegen alles Deutsche sei, im französischen Volke kämen diese Stimmungen und Strömungen noch weit stärker zum Ausdruck als in der Presse. Damit stimmt überein, was gleichfalls ein Neutraler, ein Schweizer aus Neufchatel, der im Februar Paris besuchte, seinem Blatte über die in dieser Stadt herrschende, ganz vom wütendsten Deutschenhaß getragene Volksstimmung schrieb. „In allen Schaufenstern" — so hieß es in diesen Mitteilungen — „hängen Schmähkarten: die Deutschen als Erwürger von Kindern, als Schänder von Heiligtümern, das wird den Parisern in tausend Variationen und in den grellsten Farben geboten. Die Zeitungen bringen alle Tage Schaudergeschichten, nicht nur der „Matin", auch alle anderen. So wird zum Beispiel berichtet, ein Bürgermeister sei mit Frau und Kind auf einem Scheiterhaufen verbrannt worden; deutsche Offiziere hätten verwundete französische Soldaten geplündert und ohne Hilfe liegen lassen, hätten Einwohnern, die sich der Verwundeten hätten annehmen wollten, die Arme gebrochen (!) usw. Alle diese Geschichten werden täglich von Hunderttausenden gelesen und erzeugen einen unerhörten Zustand; eine wirkliche Psychose. Die Franzosen glauben alle diese Geschichten aufs Wort, ihr Haß gegen die Deutschen ist krankhaft und tierisch."

Damit stimmt ferner die Tatsache, daß der Vorschlag des Herrn Abgeordneten Delafosse, alle deutschen Generäle, deren man habhaft werden würde, an der Stätte ihrer Schandtaten zu erschießen, ihm einen Haufen von entrüsteten Meinungsäußerungen aus dem Leserkreise des „Echo de Paris" zugezogen hat. Ah — werden nun manche denken — es gibt also doch noch vernünftige und edler denkende Menschen in diesem Frankreich, die gegen einen derartigen Vorschlag Protest einlegen? Diejenigen, die das annehmen, sind auf dem sogenannten Holzweg. In Wahrheit machen die Briefschreiber dem sanften Volksvertreter einen schweren Vorwurf daraus, daß er das Aufhängen der schuldigen Generäle als eine ausreichende Sühne für so schwere Schandtaten zu betrachten scheine. Nach ihrer Ansicht müsse ganz Deutschland durch Mord, Plünderung, Schändung usw. heimgesucht werden, damit dem Rachebedürfnis der Franzosen Genüge geschehe. Herr Delafosse hat darauf um Entschuldigung gebeten. Er hat seine Leser versichert, daß er ganz ihrer Ansicht sei. Er bittet nur, auf die Verstümmelung der Frauen und Kinder zu verzichten, da ein Franzose einer derartigen „fureur

Wenn die Presse wirklich das Spiegelbild des Volksempfindens ist, so finden wir in den französischen Zeitungen und Witzblättern den klarsten Beweis dafür, daß die große Masse des Volkes die Herrschaft über sich selbst verloren hat und, wie ein bekanntes deutsches Wort sagt, „ganz aus dem Häuschen" ist. Auch bei uns hat es ja — in Deutschland sowohl wie in Österreich-Ungarn — an Entgleisungen der Publizistik nicht gefehlt und besonders die Karikaturen einzelner Witzblätter und der sogenannten „Kriegskarten" (Ansichtskarten) haben oft Ärgernis erregt, aber hier wie dort hat die allgemeine Entrüstung diesen Unfug hinweggefegt und im ganzen kann man sagen, daß die Presse Österreich-Ungarns wie des Deutschen Reiches mit Ernst und Würde und mit großem Takt die schwere Aufgabe gelöst hat, die ihr gestellt war. In Paris hatten die Witzblätter in den ersten beiden Kriegsmonaten ihr Erscheinen eingestellt, dafür ergoß sich eine Flut von Schmähungen und Verleumdungen der Deutschen durch die politischen Tageszeitungen. „Ich sah kürzlich" — erzählt Fedor von Zobeltitz — „eine Anzahl illustrierter Postkarten, Bilderbogen, Witzblätter und Flugschriften aus Feindesland, die an offizieller Stelle gesammelt werden, und ich muß sagen, daß ich eine solche Fülle abgrundtiefer Gemeinheit niemals für möglich gehalten hätte. Die politische Karikatur hat ein gewisses Anrecht auf Respektlosigkeit, und daß ihr Witz sich an überkommenen und beglaubigten Autoritäten reibt, gibt der Satire Schärfe. Aber wenn die Karikatur zu verlogener Niedertracht wird, hört auch der Witz auf. Die brutale Schamlosigkeit, mit der Kaiser Wilhelm auf französischen und englischen Bilderkarten geschmäht wird, übersteigt jedes Maß."

Der deutsche Kaiser war und ist in der Tat der Zielpunkt der gemeinsten Verleumdungen und Verdächtigungen. Derselbe Monarch, den man 25 Jahre lang als den „Friedenskaiser" gepriesen hat, galt nun auf einmal als der alleinige Urheber und Anstifter dieses Krieges, und je mehr sich in der Folge die Deutschen mit Ruhm bedeckten, desto mehr wurde er mit Schmähungen überhäuft. Es ist geradezu unfaßbar, was man da der öffentlichen Meinung alles bieten konnte! So wurde eines Tages in einem Blatte unter dem Titel: „Der russische Generalstab hält große Stücke auf die Mitarbeiterschaft des deutschen Kaisers" erzählt, daß während der letzten Kämpfe im Osten Kaiser Wilhelm in die Hände der Russen gefallen sei. Pflichteifrig habe man in St. Petersburg angefragt, was man mit dem kostbaren Gefangenen unternehmen solle, worauf die lakonische Antwort eintraf: „Um Gottes willen, schickt ihn frei den Deutschen wieder zu!"

Ein anderes französisches Blatt wußte zu melden, dem Kaiser habe die verzweifelte Lage, in der sich seine Truppen überall befänden, so zugesetzt, daß er in drei Wochen zum schneeweißen, gebrechlichen Greise

Man sollte es nicht für möglich halten. Und doch hat sich ein Mensch gefunden in diesen Tagen der wahnsinnigen Erregung, der für eine derartige Idee eingenommen zu sein scheint: ein Franzose, ein sehr gebildeter und begabter Franzose, ein Schriftsteller, ein sehr bekannter, auch in Deutschland bekannter Schriftsteller: Herr Barrès.

Die Berliner „Tägliche Rundschau" hat vor einiger Zeit folgender Zuschrift Raum gegeben:

„Maurice Barrès, der bekannte Schriftsteller, Mitglied der französischen Akademie, erhält einen sentimentalen Brief von einem korsischen Banditen, der zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt wurde, nachdem er wegen Mordes, an drei Männern verübt, zum Tode verurteilt war. Der Bandit leugnet seine Verbrechen nicht. Er gesteht ein, vorher bereits wegen Mädchenraubes zu zwölf Jahren Gefängnis und wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt zu lebenslänglichem Kerker verurteilt worden zu sein, Strafen, denen er nur deshalb entging, weil er sich der Verhaftung zu entziehen wußte. Im übrigen spricht der Bandit die Sprache aller Verbrecher. Innerlich sei er unschuldig an all seinen Schandtaten gewesen, ein anderer Bandit habe ihn verführt. Er bittet Barrès, sich für ihn zu verwenden. Er wäre froh, kämpfen zu dürfen, anstatt im Zuchthaus zu schmachten.

Was tut Barrès? Er empfiehlt den Banditen zum Eintritt in das französische Heer. In einem langen Aufsatz des ‚Echo de Paris' setzt er die Angelegenheit auseinander. Und was veranlaßt ihn dazu? Der Mann, schreibt er, sei aus Lebensüberdruß bereit, zu sterben.

Das also macht für Barrès den Begriff des empfehlenswerten Soldaten aus: aus Lebensüberdruß zum Tode bereit sein. Als wenn nicht vor dem Sterben die Frage stünde, wofür man stirbt. Als wenn nicht Rauflust, sondern Vaterlandsliebe den Bürger zu den Waffen ziehe."

Also dieser Pariser Patentfranzose weiß nichts davon, daß es auch so etwas gibt, was man militärische Ehre nennt: etwas, was befleckt wird durch die Kameradschaft eines Banditen, der einen dreifachen Mord und Mädchenraub auf dem Gewissen hat? Für ihn genügt es, einen Menschen, der bereit ist, zu sterben, aber zugleich entschlossen ist, vorher ein paar Deutsche totzuschießen, der Ehre für würdig zu erklären, unter den Fahnen Frankreichs zu dienen, auch wenn dieser Mensch der schwerste Verbrecher ist!

*

Man ersieht aus diesem Beispiele, welch eine verrohende Macht diese Massenkrankheit ausübt, die der englische Schriftsteller „Bellitis" genannt hat. Daß sie auch verblödend und verdummend selbst auf ein geistreiches Volk einzuwirken vermag, dafür sei nur noch folgendes angeführt. In diesem Frühjahre war in dem „Lyon Republicain" zu lesen: „Wir werden kein Haus in Trier, Koblenz, Mainz oder gar in Straßburg durch Fliegerbomben in Brand setzen — es wäre ja eine Entheiligung, denn alle diese Städte waren ja schon französisch und werden es **binnen kurzem wieder sein.**" Derartige als Selbst-

bestiale“ unfähig sei. Im übrigen sollten sich die französischen Soldaten in Deutschland keinerlei Zwang antun.

*

Da hätten wir also die echte und rechte „psychopathia gallica“, die schon der Münchener Neurologe Löwenfeld festgestellt hat. Löwenfeld führt als die drei nationalen Eigenschaften, die für diese Krankheit die Erklärung liefern, die Eitelkeit, die erhöhte Emotivität und Suggestibilität der Franzosen an, aber vielleicht liegt die Erklärung schon in der von Natur aus krankhaften Eitelkeit dieser Nation, die bei wohlverdienten Niederlagen auch jetzt wieder, wie im Jahre 1870, überall Verrat wittert und dem Feind, den sie mit den Waffen nicht schlagen kann, durch Lüge und Verleumdung beizukommen sucht.

Merkwürdig genug, daß sich die sogenannten „Intellektuellen“ — nach dem amerikanischen Ausdruck — die geistigen Führer der Nation bei diesem Verleumdungsfeldzug in die vorderste Reihe stellen. Was ist in dieser Hinsicht von dem Tage an, an dem Herr Romain Rolland in einem offenen Briefe an Gerhard Hauptmann seine Stimme gegen die modernen „Barbaren“ erhoben hat, bis zu den letzten Schimpfereien eines Anatole France alles geleistet worden! Wir dürfen diese Verleumdungen und Schmähungen der Deutschen aus dem Munde französischer Schriftsteller als bekannt voraussetzen; hier sei nur bemerkt, daß auch aus wissenschaftlichen Kreisen Frankreichs, bei denen man doch eine kühlere und besonnenere Betrachtung der Lage voraussetzen konnte, Stimmen der Schmähung und Beschimpfung laut wurden, die der Nation gewiß nicht zur Ehre gereichten. Es sei hier nur an jenes Mitglied der „Société préhistorique française“ erinnert, das in einer Sitzung dieser Gesellschaft im Dezember vorigen Jahres unter dem Beifall der Versammlung die Deutschen als „Monstra von einer Abnormität“ bezeichnete, „wie man ihr nicht einmal tief unterhalb der Schichten des Pithecanthropus begegne“. Also die Zwischenstufe zwischen Affe und Mensch hat der heutige Deutsche noch nicht erreicht! Wenn sich ein französischer Gelehrter in so gemeinen Beschimpfungen ergeht, was will man da von dem Pariser Pöbel verlangen?

*

Wenn man Wilde, wie die Senegalneger, im Kriege gegen den Feind losläßt, wäre es da nicht vielleicht auch denkbar, daß ein in Not und Bedrängnis kämpfender Staat die Türen seiner Gefängnisse öffnen und die schweren Verbrecher frei geben würde, unter der Bedingung, daß sie die Waffen, die man ihnen reicht, anzulegen und gegen den Feind ins Feld zu ziehen bereit wären?

Gibt es einen Kulturmenschen, der es wagen würde, einen derartigen Vorschlag zu machen?

Krieg und Idealismus.

Von Adam Müller-Guttenbrunn.*

Die Dichter und Künstler der heutigen Welt waren in Gefahr, daß ihnen einer der gewaltigsten Stoffe für Werke der Phantasie entschwinde — der Krieg. Man hatte ihn in die Acht getan, es war schon beinahe eine Mode, Pazifist zu sein, das heißt zu deutsch wohl „Friedensmeier". Kein gutes Haar ließ man am Kriege, er sei das schrecklichste, das roheste, das verbrecherischeste Überbleibsel des Mittelalters, so deklamierten empfindsame Seelen und wollten unsere heranwachsende Jugend das Gruseln vor ihm lehren. Aber sie hat diesen Predigern keinen Glauben geschenkt, und ihre gesunden Bubeninstinkte griffen mit Leidenschaft nach jenen Büchern, die ihnen von den Abenteuern und Heldentaten kriegerischer Menschen erzählten und ihre Phantasie in Schwingung versetzten. Und nun steht dasselbe Geschlecht, das für den ewigen Frieden erzogen werden sollte, in dem furchtbarsten Krieg, den die Geschichte kennt. Es war in den letzten zwanzig Jahren, als ob die Ahnung dieser Möglichkeit die Gemüter so vieler Idealisten bedrücken würde, als ob ihr edler Friedenseifer eine Flucht wäre vor dem Gedanken an diesen Weltkrieg. Ihre Arbeit erwies sich als ohnmächtig. Seit Monaten stehen die Millionenheere der wichtigsten Völker der Erde im bitteren Streit, und man hat schon die Losung ausgegeben, dieser Krieg sei der Bankerott unseres Sittengesetzes, er bedeute die Auflösung des Menschheitsbegriffes, es beginne jetzt wieder ein Abschnitt der Barbarei in der Geschichte. Das sind leere Worte. Sicherlich ist dieser Krieg eine der schwersten Belastungsproben für den Idealismus, aber er wird sie bestehen, denn gerade der Krieg ist einer seiner Nährväter. Welche Taten des Heldenmutes, der Vaterlandsliebe, der Selbstaufopferung für große Ziele hat nicht auch dieser Krieg uns vor Augen geführt. Man scheut sich, einzelne dieser Taten zu nennen, so groß ist ihre Zahl und so herrlich spiegeln sie das Ewige, das Unsterbliche, das in uns wirksam ist, wider. Es mag manchmal verschüttet erscheinen durch die grausamen Begleiterscheinungen des Krieges, zuletzt erstrahlt es immer als leuchtender Stern über allen Schrecken der Schlachtfelder. Wehe denen, die einen Krieg aus Rachgier oder sonstigen niederen Gründen leichtsinnig entbrennen lassen. Der Begriff der Hölle ist zu matt, ihre verdiente Strafe auszudrücken. Aber die Kämpfer? Die Soldaten? Es ist etwas um sie, das sie erhöht, das sie uns heilig erscheinen läßt. Der höchste Begriff von Pflicht, das Äußerste an Gemeinschaftsgefühl, zu dem der Mensch erzogen werden kann, ist da bei Freund

* Dem lesenswerten Buche „Völkerkrieg", Österreichische Stimmungen und Eindrücke (Verlag Ulr. Moser [J. Meyerhoff], Graz) entnommen.

verständlichkeiten bezeichnete Prophezeiungen konnte man zu jener Zeit täglich in den französischen Blättern lesen, obgleich die deutschen Armeen noch auf dem Boden Frankreichs standen, so war für die Herren die Besitzergreifung des linken Rheinufers doch nur eine Frage von Wochen, höchstens Monaten. Bei einiger Überlegung müßten sich die Herren doch sagen, daß sich den Millionen Joffres, auch wenn es ihnen gelingen sollte, die Deutschen aus Flandern und der Champagne nach dem Rheine zurückzuwerfen, dort eine aus den neugeformten deutschen Armeen und den Festungen Straßburg, Mainz, Metz, Koblenz, Köln und Antwerpen gebildete Riesenmauer entgegenstellen würde, an der sie die Köpfe blutig stoßen würden? Darum wirken derartige Renommistereien geradezu lächerlich, aber das Wort: „Le ridicule tue en France" scheint seit Beginn dieses Krieges seine Geltung in Frankreich verloren zu haben.

*

Man hat gesagt, daß man aus der Art, wie ein Mensch ein ihm auferlegtes schweres Geschick zu ertragen weiß, Schlüsse auf seinen Charakter zu ziehen vermag. Sicher ist, daß man Eigenart und sittlichen Gehalt eines Volkes nach der Art beurteilen *darf*, wie es eine nationale Katastrophe überwindet. Diese Probe hat Frankreich schon im Jahre 1870 schlecht genug bestanden. Ein ganz unwürdiges Schauspiel aber bietet die nun 45 Jahre alte Republik in diesen beiden Jahren des Weltkrieges. Welch ein Unterschied in dieser Hinsicht zwischen dem Preußen von 1806—13 und dem Frankreich von 1914/15! Damals war nach der Katastrophe von Jena für das preußische Volk eine Zeit ruhiger Sammlung der nationalen Kräfte gekommen und Männer wie Freiherr von Stein, Scharnhorst und Gneisenau waren an der Arbeit, die Wiedergeburt des Vaterlandes vorzubereiten. Heutzutage sind die Herren Poincaré, Delcassé und Viviani noch immer die führenden Geister in Frankreich und von einer versittlichenden Einwirkung des Krieges auf das aus tausend Wunden blutende Land ist wenig oder nichts zu spüren. Damals hielt in Preußens Hauptstadt ein Fichte seine Reden an die deutsche Nation. Heutzutage führen in Frankreich Schreier und Verleumder wie Barrès und Anatole France das große Wort und ihre Stimmen werden noch übertönt durch das Geschrei und Geschimpfe hysterischer Weiber und kindisch gewordener Helden der Straße. Man kann Mitgefühl mit dem armen Volke haben, für das das Revanchegeschrei der vergangenen Jahrzehnte so böse Früchte getragen hat, und dieses Mitgefühl ist in der Presse Deutschlands und Österreich-Ungarns schon häufig zum Ausdrucke gelangt, aber andererseits ist man auch berechtigt, dem das Schicksal verfluchenden Franzosen das Wort seines größten Dichters zuzurufen: „Tu l'as voulu, George Dandin!"

---

das Bajonett anwendet, die Kinder aufspießt und als Trophäen von dannen trägt. Unser gemütvoller Infanterist aber nimmt das Kind unter dem Gelächter seiner Kameraden mit in seinen nächsten Schützengraben und betreut es wie eine Mutter. Alle gewinnen es zuletzt lieb und helfen ihm; es geht von Hand zu Hand. Nach ein paar Tagen wird der Brave als Leichtverwundeter beurlaubt und bringt das in Not und Tod gefundene Kind seiner Frau als Weihnachtsgeschenk. So wird die Geschichte heute erzählt, und sie trägt die Merkmale höchster Wahrscheinlichkeit. Morgen wird sie vielleicht ein Roman sein unter dem Titel „Der Kriegsfindling aus Polen", und es werden viele Tränen fließen über das Schicksal dieses Kindes, dessen Zukunft ja in Wahrheit ein Roman sein mag, wie er in unserer Zeit nur mehr von unseren Hintertreppendichtern erdacht werden durfte . . .

Zwischen zwei Schützengräben, in denen sich Deutsche und Franzosen gegenüberliegen, hat ein deutscher Soldat es unternommen, einem verwundeten Franzosen, der zwischen zwei Feuerlinien liegt, zu den Seinen zu verhelfen. Dabei wird er aber selber verwundet. Nun liegt er dort, wo vorher sein Feind lag, die Deutschen sehen ihn nicht und das Feuer nimmt seinen Fortgang. Da steigt ein französischer Offizier aus dem Schützengraben, begibt sich aufrecht zu dem Verwundeten, labt ihn und geleitet ihn hinüber zu den Deutschen. Die sind so überrascht, daß das Feuer schweigt. Ein deutscher Offizier aber reißt sich das Eiserne Kreuz von der Brust und heftet es dem Franzosen an. Dieser grüßt militärisch und kehrt nach seinem Graben zurück. Und dann geht der Krieg weiter.

Welch eine Szene! Wie reich an Inhalt und wie karg an Worten. Drei menschliche Taten, wie sie schlichter und schöner kein Heldengedicht der Weltliteratur zu künden weiß. Es weht ein Hauch von Unsterblichkeit um solche Handlungen.

Am 22. November, einem Sonntag, war Gottesdienst bei den Soldatengräbern in Saint-Quentin. Die Geistlichen beider Bekenntnisse, der evangelische und der katholische Feldpriester, sprachen nacheinander. Dann aber ergriff der französische Bürgermeister das Wort, der mit seinen Amtsgenossen freiwillig teilnahm an der Feier. Und ein deutscher Reiteroffizier schreibt seinem Vater, daß dieser Mann alle Anwesenden durch ein paar einfache Sätze erschütterte. „Der Tod setzt aller Feindschaft eine Grenze", sagte er. „Ich und meine Mitbürger werden in diesen Soldatengräbern niemals Feindesgräber sehen, sondern solche tapferer deutscher Männer, die fern von der Heimat ruhen, Männer, um die Eltern, Frauen und Kinder ebenso weinen wie französische Mütter um ihre gefallenen Söhne. Wir werden diese Gräber pflegen wie die unseren."

und Feind wirksam, und der zum Opfertod für eine Idee bereite Entschluß gilt uns mit Recht als die Krone des Menschentums. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß dies nur wenigen der Kämpfer voll und rein zum Bewußtsein kommt, aber ein Gefühl davon lebt wohl in allen, und in den Führern, die sie manchmal zu höchsten Leistungen anspornen, brennt die Flamme rein und hell. Und niemand wird uns einzureden vermögen, daß dieser Krieg, so grausam er im einzelnen geführt und so lange er auch dauern mag, ein Bankerott aller Sittlichkeit sei. Die Welt war voll Gift und voll Bitterkeit, sie war im moralischen Sinne geladen mit Elektrizität, und dieses ungeheure Unwetter ist berufen, sie zu reinigen. Die niedergebrochenen Bäume werden neue Triebe ansetzen, die zerstampften Fluren wieder grünen; die gegeneinander gehetzten Völker aber werden Schutzdämme aufrichten gegen eine Wiederholung solchen Jammers. Und dabei werden die Idealisten in allen Lagern reichlich neue Arbeit bekommen.

Die wissenschaftliche Verarbeitnng dieses Krieges und seiner reichen Ergebnisse hat bereits auf allen Seiten begonnen, das literarische Denkmal, das man ihm errichtet, wird bis in die Wolken ragen, und wenn die Menschen einmal fähig sind, sich die Erfahrungen ihrer Väter zunutze zu machen (denn heute besitzen sie diese Fähigkeit nur in geringem Grade), dann dürfte diese Literatur des Völkerkrieges von 1914 bis 1915 wohl ihre Früchte tragen. Das reichste Geschenk aber, das je ein Krieg den Dichtern und Künstlern gebracht, wird dieser ihnen darbieten. Sie werden jahrzehntelang von ihm zehren können. Und bei jedem Volke wird dieser Krieg ein anderes Gesicht haben.

Zu Füßen dieses Riesendenkmals aber sollte ein liebreicher Sammler einen duftenden Blumenstrauß niederlegen, einen Strauß, gewunden aus all den bekannt gewordenen heroischen Taten des Herzens, all den rührenden und ergreifenden Geschehnissen, die sich inmitten des Schlachtgetümmels begeben haben. Eine Auslese solcher Art müßte eine wahre Herzstärkung sein für alle Menschenfreunde. Und eine Fundgrube von kennzeichnenden Merkmalen des Geschlechtes, das diesen blutigen Völkerkrieg zu führen hatte. Die ganze Abstufung von freudiger Todesverachtung bis zum rührendsten Schutze des geringfügigsten Lebens würde man darin finden, den Triumph des Herzens über Haß und Feindschaft, die hinreißenden Züge aufflammender Menschlichkeit und Dankbarkeit.

Wer erinnert sich nicht des österreichischen Soldaten, der bei der blutigen Arbeit seiner Kompanie, ein verräterisches Dorf zu stürmen und niederzubrennen, ein verlassenes Wickelkind findet und es zuletzt mit sich nimmt, damit es nicht verhungere oder verbrenne? Man hat uns immer erzählt, daß es eine Soldateska gebe, die in solchen Fällen

England im Spiegel der Kulturmenschheit.

Von **Hermann Kienzl-Berlin.**

„Honny soit qui mal y pense“ — der Spruch prangt in Großbritanniens Wappenschild. Könnten die Raubtiere des britischen Wappens mit ihren gierig ausgreifenden Pranken dem verdächtigen Schutzspruch als einem moralischen Universalgesetz Geltung verschaffen, so müßte nach diesem Wortlaut die gesamte gesittete Welt schnödem Hohne verfallen. Denn „schlecht“, das heißt streng und verwerfend ohne Gnade, urteilt seit Jahrhunderten die Kulturmenschheit über England, über die Engländer. Die Kulturmenschheit: das ist freilich nicht die G. m. b. H. der Herren Nicolai Alexandrowitsch, Grey, Poincaré und der Dreibverbandsjournalisten; vielmehr gebührt die Repräsentanz jenen hohen Geistern, denen die Völker insgesamt ihren Aufschwung, denen sie die ewigen Werke der Kunst und Wissenschaft verdanken. Und da ergibt sich die merkwürdige Erscheinung, daß die führenden geistigen Persönlichkeiten der zivilisierten Nationen, die Dichter, Schriftsteller, Gelehrten, Staatsmänner, Künstler, ob sie auch durch Weltanschauung, Charakter, Beruf, Rasse und Zeit voneinander geschieden und zum Teil sogar gegenseitig verfeindet waren, in einem Punkte verblüffend übereinstimmten: in ihrem Abscheu vor dem englischen Volks- und Staatscharakter, in der Erkenntnis englischer Falschheit, Heuchelei, Anmaßung, Habgier und Roheit.

Den objektiven Beweis für diese Tatsache erbringt ein kleines Buch, das in vielhundert Zungen spricht: „England im Spiegel der Kulturmenschheit“ von Karl Strecker (C. H. Beckische Verlagsbuchhandlung in München). Es ist kaum nötig, zur Beglaubigung des gewichtigen Aktenbündels, das die anklagende Menschlichkeit in den weltgeschichtlichen Prozeß wirft, auf die persönliche Gewähr hinzuweisen, die der Verfasser des Buches gibt. Karl Strecker ist ein ernster, männlich-reifer Schriftsteller. Er ist einer undeutschen Gehässigkeit, die den Respekt vor der Wahrheit außer Acht läßt, nicht fähig. Es kommt übrigens nicht sehr darauf an, wie Karl Strecker über die Engländer denkt, denn er läßt die Großen der Erde fast allein sprechen, die wahrhaft Großen, deren Reich nicht von dieser Welt ist. Der Verfasser übernahm nur die Rolle des Chorführers. Seine literarische Bildung und Belesenheit weiß Bescheid in allen Gegenden der Weltliteratur. Auf Vollständigkeit macht die Anthologie jedoch keineswegs Anspruch. Man könnte, sagt Strecker, dicke Bände füllen mit den Brandmarkungen Englands. Vielsagend und in irgend einer Hinsicht bedeutsam ist jedes der Zitate. Zusammen geben sie eine überwältigende Symphonie. Der Dirigent des Orchesters schrieb dazu nur ein kurzes Präludium und ein

In Marmor wird man es einst meißeln, daß in diesem furchtbaren Kriege auch solche Worte gesprochen werden konnten. Und aus diesen Gräbern wird kein Völkerhaß ersprießen.

Wer kann die hundert bedeutsamen und denkwürdigen menschlichen Handlungen, die neben den soldatischen Heldentaten bekanntgeworden sind, aufzählen? Es gäbe ein gewaltiges Buch. Zum Größten aber, was in diesem Kriege in die Erscheinung trat, gehören die Taten zur See. Es wird unvergessen bleiben in der Geschichte unserer Marine, wie der kleine Kreuzer „Zenta" unterging. Eine Schlachtflotte, die mehr Geschütze hatte als die Festung Antwerpen und die der „Zenta" siebenhundertmal überlegen war, machte Jagd auf unser Schiff. Dieses aber, das seine Schicksalsstunde gekommen sah, fuhr, schon brennend, dem Feind entgegen, und warf ihm all seine Munition in die Zähne. Sein Heckgeschütz feuerte noch, als der Leib des Schiffes zu zwei Drittel unter Wasser lag. Die „Zenta" war auf eine Entfernung beschossen worden, die ihre eigenen Geschütze nicht durchmessen konnten. Da kam für den Befehlshaber der Augenblick seelischer Höchstspannung. Und er fand einen Mann. Nicht standhalten, nicht fliehen galt es, nein, nur die volle Fahrt in den Rachen des Gegners war noch rühmlich.

Dieser Untergang der „Zenta" kann bestehen neben dem unsterblichen deutschen Geschwader, das bei den Falklandsinseln von einer Vereinigung englischer, japanischer und australischer Kriegsschiffe in den Grund geschossen wurde. Auch als die Deutschen ihre Munition verschossen hatten, ergaben sie sich nicht, sie wollten untergehen, sie wollten für ihr Vaterland sterben. Nicht ein Mann vom Admiralschiff „Scharnhorst" wurde gerettet, und als „Gneisenau" zu sinken begann, salutierten die deutschen Offiziere vor dem Feind, und ein Teil der Mannschaft versammelte sich auf Deck und sang „Die Wacht am Rhein", bis sie die See in die Tiefe riß.

Und ein solches Volk wollen Engländer, Franzosen und Russen besiegen? Sie werden es nicht besiegen. Man könnte abergläubisch werden und auf den Gedanken kommen, dieser Krieg sei gar kein körperlicher, kein maschineller, wie er wohl schon genannt wurde, sondern ein Ringkampf des Geistes, ein Messen der sittlichen Kräfte in den Völkern.

Dieser Glaube aber trägt uns hinweg über den Erdenjammer, den der Krieg notwendig erzeugt, er stählt uns gegen die Schwarzseher, die ein neues Barbarenzeitalter ankündigen und meinen, dieser bis zur Entartung überreizte Nervenzustand Europas würde ein bleibender werden. Nein, das wird er nicht. Der Idealismus wird viel Arbeit bekommen nach diesem Kriege, und für die, die ihn in Wahrheit erlebt haben, mag er wohl eine Bereicherung bedeuten.

ruft seinen Landsleuten zu: „Ihr habt keine Idee von Kunst und kein Verständnis dafür!“ Die Engländer sind ihm „Elende, keine Nation, sondern ein geldmachender Mob.“

Ich möchte die 160 Seiten des Streckerschen Buches abschreiben, denn es ist schwer, sich von den Wahrheiten zu trennen, die hier dem Engländertum eingebrannt sind. Doch gilt es, sich auf die besten Kenner von Englisch-Land und -Leuten zu beschränken.

Wirft ein Überkluger nun ein: „Auch Deutschlands hohe Geister haben manche Anklage gegen ihr Vaterland gerichtet. Wollte man den Groll ihrer Enttäuschungen sammeln, es gäbe ein bitteres Buch.“ Wohl wahr! So gewiß wahr, als es einen Zorn gibt, der Liebe ist. Der Zorn der deutschen Dichter und Denker richtete sich gegen die Bleigewichte und Hemmungen der eigenen Nation, gegen ihre philisterhaften und liebedienerischen Schwächen, am häufigsten und grimmigsten gegen ihre politische Unfreiheit und die Hüter und Nutznießer der Knechtschaft. Ein Zorn, der an den Ketten des Volkes rüttelt, der das befreite Volk zu lichten Höhen führen möchte, glaubt an die ewigen Werte der Nation. Wann hätte je ein Deutscher seinem Volk ein solches Brandmal aufgedrückt, wie Jonathan Swift der britischen Nation im „Gulliver“, dieser bedeutendsten satirischen Dichtung der Weltliteratur? Jedes Blatt schreit Schande über England! Erkenntnis die das eigene Herz zerriß, ließ Swift auch die Worte sagen, das englische Volk sei das „verderblichste Geschlecht scheußlicher kleiner Würmer, dem die Natur je gestattet hat, auf der Oberfläche der Erde herumzukriechen“.

Und der große Byron! „Die Engländer“, schreibt er am 16. April 1820 an John Murray, „scheinen mir die elendste Rasse unter Gottes Himmel“. „Und sind's nicht meiner Heimat Höhen“, so heißt es in „Harolds Pilgerfahrt“, „ist jedes Land mir gut“. Noch auf dem Totenbette fürchtete Byron nichts so sehr, als daß einer seiner Freunde „so niedrig an ihm handeln könnte“, seine Leiche nach England zu bringen. „Mein Staub würde sich nicht mit der Erde jenes Landes mischen.“ Die Engländer sind ihm kurzweg „das Geschmeiß . . ., roh, schurkisch, verabscheuungswürdig“. Hier noch eine Stelle aus Byrons schönster Dichtung „Don Juan“: „Ach könnte es (England) nur voll, wahrhaftig wissen, wie sein großer Name durchaus verabscheut ist, wie begierig die ganze Erde auf den Schlag ist, der seine Brust für das Schwert bloßlegen soll; wie alle Völker es für ihren schlimmsten Feind halten, diesen schlimmer als schlimmsten Feind, den einst angebeteten falschen Freund, der den Menschen Freiheit anbot und sie nun in Ketten schlagen möchte.“

Das politische England in seinem Wesen von dem „kulturellen“, dem Feinde aller Wahrheit, aller Schönheit nicht zu trennen, ist seit

knappes Finale. Im Vorwort führt der Literaturforscher zu dem Ergebnis, daß schon Shakespeare seine bitterste Menschenverachtung in „Timon von Athen", in „Macbeth" und „Hamlet" und daß er auch die feigfeiste Gestalt des Falstaff aus den besonderen Eigenheiten des Engländertums schöpfte. Aus englischem Wesen nahm Shakespeare, was er zur allmenschlichen Zone hob.

Wollte man so borniert sein, dem Weltbürger Goethe („nirgendwo gibt es so viele Heuchler und Scheinheilige wie in England") nationale Voreingenommenheit entgegenzuhalten und die Äußerungen aller Deutschen heute auszuschalten, so genügt der Areopag der anderen Völker. Es darf ruhig behauptet werden, daß seit dem Niedergang des elisabethinischen Zeitalters kein Mensch von Urteil und gesundem Gefühl über England gesprochen hat, der es nicht verdammt oder verachtet hätte. Strecker bringt dafür Kronzeugen auf, die der Brite nicht um ihrer Nationalität willen verdächtigen kann: die großen Männer Frankreichs, Rußlands und — Englands!

Die großen Männer Englands . . . Heinrich Heine unterstrich in der Schrift „Sheakespeares Mädchen und Frauen" den Gegensatz, der zwischen dem Genius Sheakespeares und dem amusischen, seelenlosen Volk der Engländer besteht. Er hätte noch viele andere erlauchte Engländer in diesen Gegensatz stellen sollen, als er über das „neue Karthago" schrieb, dem „die Natur alles versagte, was schön und lieblich ist". Heine kannte die Engländer genau. „Es gibt", sagte er, „wahrlich auf Erden nichts so Schreckliches wie die englische Tonkunst, es sei denn die englische Malerei. Sie haben weder Gehör noch Farbensinn, und manchmal steigt in mir der Argwohn auf, ob ihr Geruchssinn nicht ebenfalls stumpf und verschnupft sei; es ist sehr leicht möglich, daß sie Roßäpfel und Apfelsinen nicht durch den bloßen Geruch voneinander unterscheiden können" . . . Das ist dasselbe Seelenkonterfei, das Nietzsche von den Briten gibt:

„Unbegeistert, ungespäßig,
Unverwüstlich, mittelmäßig,
Sans genie et sans esprit!"

Trotzdem hatte dieses Volk von Porterschläuchen, dieses Volk der Profitgeier, dieses liederlose, unfromm-prüde Volk der Pietisten, dieses „schlechtbesoffene England" auch strahlende Denker und trunkene Dichter! Fragt sich nur, wie die sich bei ihrem Volke heimisch fühlten? Burns meint, „daß die Engländer vom Dichten so viel verstünden wie ein Rhinozeros"; Shelly schämt sich bei dem Gedanken, daß ein Engländer ihn loben konnte; Shaws sämtliche Werke reißen der englischen Kulturlosigkeit die Maske der Zivilisation herunter; Oskar Wilde meint: „In England gibt es kein literarisches Publikum"; und John Ruskin

die ihm schaffen, indem er sie mit Verhungern bedroht." — Lakonisch sagt es Oskar Wilde: „Das Bier, die Bibel und die sieben Todtugenden haben England zu dem gemacht, was es ist."

Es sticht von den Meinungen wirklich ehrenhafter englischer Männer nicht zu sehr ab, wenn sich Friedrich der Große kurz und bündig äußert: „Die Engländer sind elende Schurken." Friedrichs Nachfolger haben diesen Haussegen nicht immer im Gedächtnis behalten . . ., sowie auch die Franzosen heute das Mene Tekel vergessen, das ihnen Napoleon I schrieb: „Frankreichs Regierung muß die englische Monarchie vernichten oder darauf rechnen, selbst durch Korruption und Intrigen dieser geschäftlichen Insulaner vernichtet zu werden."

Zum Schlusse hier noch die Aussprüche von zwei Deutschen, die im politischen Leben schärfste Gegner waren: Johannes Scherr und Heinrich von Treitschke. Der Freiheitskämpfer Scherr, zu seiner Zeit einer von den wenigen, die sich von der liberalen Pose Englands nicht täuschen ließen, schrieb: „Ich bin überzeugt, das unerbittliche Mißtrauen gegen die vor keiner Tücke zurückschreckende englische Selbstsucht wird mehr und mehr zum Katechismus eines Deutschen gehören müssen, welcher sein Vaterland liebt und nicht mehr jung genug ist, den Köder liberaler englischer Zeitungsphrasen zu verschlucken." — „Es muß so weit kommen", so prophezeite das feurige Gemüt Treitschkes im Jahre 1888 — „daß kein deutscher Hund mehr ein Stück Brot von einem Engländer nimmt!"

Ein Buch der Zeit nennt Strecker seinen England-Spiegel, von dem hier ein karger Widerschein aufgefangen wurde.

Das Lobgedicht auf Wien.

Der Wiener Hans Sachs.

Von Adam Müller-Guttenbrunn.

Wenn man den jüngsten Bericht des Bürgermeisters der Stadt Wien liest, im zehnten Monat eines großen Krieges ausgegeben, klingt es einem in den Ohren als hörte man den berühmten Lobspruch des Wolfgang Schmälzl:

Prophant und gelt ist gnueg vorhandn,
Auch volck und gschütz in Teutschen Landn.
O Wienn, freu dich, glaub sicher mir,
Die Pollwerk, die aufwachsen dir,
Will's Gott, so werden helffen wol,
Daß dir der Türck nit schaden soll.

Jahrhunderten von seinen wahren Patrioten an den Pranger gestellt. Wie Swift mit der Feder, verewigte William Hogarth mit dem Zeichenstift die Heuchelei, Lasterhaftigkeit und Gewohnheitslüge seines Volkes. In Nr. 76 der Riepenhauserschen Kupfer sind die am Siebenjährigen Krieg beteiligten Staaten als brennende Häuser dargestellt. Minister Pitt, auf Stelzen gehend, facht mit dem Blasebalg das Feuer eines brennenden Globus an.

Das war für unsere Tage so prophetisch, wie des französischen Dichters Stendhal am 3. Mai 1838, in das Tagebuch eingetragene Bemerkung: „Ich fühle keineswegs den englischen Patriotismus in mir, der mit Vergnügen alle belgischen Städte niederbrennen würde, wenn eine Vorstadt Londons dabei gewönne.“

Ist es nicht, als ob der alte Pitt dem späteren Lord Grey einen Spiegel der Schmach vorgehalten hätte, als er 1778 im englischen Parlament die denkwürdigen Worte sprach: „Aber meine Lords, wer ist der neben der Unehre dem Unheil, die dieser Krieg uns brachte, es gewagt hat, unseren Waffen den Tomahawk und das Skalpiermesser der Wilden zuzugesellen ... und die Schrecken eines barbarischen Krieges zu dingen gegen unsere Mitbrüder?“ Edmund Burke ruft an derselben Stelle 1786 der englischen Regierung, die die verbrecherische „Kolonisation“ Indiens betreibt, zu: „Sie machen aus uns Engländern eine Nation von Hehlern, eine Nation von Lügnern, eine Nation von Falschspielern!“ — Der weise Carlyle sagt in seinen Vorträgen: „Es steht leider fest, fürchte ich, daß in England mehr als in einem anderen Lande das öffentliche und häusliche Leben, Staat, Religion und alles, was wir tun und sprechen (und sogar das meiste von dem, was wir denken) ein Gewebe von halben Wahrheiten und ganzen Lügen ist, von Heucheleien, leeren Formen und abgetragenen, zerlumpten, spinnwebendünnen Überlieferungen. Kein ehrliches Menschengeschlecht aus Adams Nachkommenschaft ist jemals zuvor in ein derart zerschlissenes Bettlergewand von Verlogenheit gekleidet gewesen. Und wir schreiten darin stolz und hoheitsvoll einher, als wäre es ein Priesterrock oder Königsmantel und nicht der schmutzigste Vagabundenkittel, den man jemals sah.“ —

In jüngsten Tagen bestätigt dieses Charakterbild Bernard Shaw (in seinem „Antisozialist“): „Die moderne englische Gesellschaft scheint mir so verdorben zu sein, wie sie nur bei ihrer Einbildung auf ihre Kultur und bei ihrem Mangel an Ehrenhaftigkeit sein kann. Ein scheinheiliger Mob, der die Lüge liebt, die Wirklichkeit haßt, der Unsinn schreibt und schwatzt, der nach Reichtum, Vergnügungen und Berühmtheit jagt, ein solcher Pöbel strebt darnach, sich den Löwenanteil von Wohlstand zu sichern, und erpreßt ihn aus den Händen der Gesellschaftsklassen,

der Werke Schmälzls den folgenden Steckbrief: „Dieser Wolffgang Schmeltzel ist zu Amberg Cantor gewest, ein ehrlich ehelich Weib und Kindle gehabt, ist aber davon in Österreich gezogen, seine Hausfrau verlaugnet und päpstischer Pfaff geworden."

Das Verlassen von Weib und Kind gibt uns einen argen Stoß; es entstellt uns für einen Augenblick das Bild des biederen Altwiener Dichters, dessen Name vom Ausgang des Mittelalters so frisch zu uns herüberleuchtet wie wenig andere. Aber wir erfahren alsbald, daß Wolfgang Schmälzl, nachdem er bei den Schotten sein Brot gefunden, ein Häusl mit einem kleinen Weingarten erwarb und Bürger von Wien geworden war, sogleich seinen Sohn aus Amberg zu sich nahm und ihn zum Erben des kleinen Besitztums einsetzte. Das hellt sein Bildnis schon auf. Wie es sich mit seinem Weib verhielt, das bleibt nach wie vor unaufgeklärt, aber die neue Herausgeberin seiner Werke deutet mit Nachdruck auf eine gar seltsame Lücke in seinem wortreichen Gedicht auf Wien hin. In diesen sechzehnhundert Versen, in denen alles, was es im damaligen Wien gab, gar liebevoll abgelobt wird, ist nämlich keine *Zeile den Wiener Frauen gewidmet*. Und das hat bisher niemand entdeckt, es mußte eine Dame kommen, es auszusprechen. Und nun finden wir weiter: In Schmälzls Komödien aber, die er alljährlich für das Wiener Volk schrieb und an öffentlichen Orten mit seinen Schülern zur Aufführung brachte, findet man nicht wenige äußerst boshafte Bemerkungen über das damalige eheliche Leben und die schlechten Frauen, die das schwerste Kreuz des Mannes seien. Blitzartig erleuchtet dieser Hinweis die dunkle Epoche in Wolfgang Schmälzls Dasein. Es bedarf keiner weiteren Erforschung derselben. Der Mann kam in reifen Jahren offenbar durch bittere eheliche Erfahrungen aus dem seelischen Gleichgewicht, und er suchte den Ort, wo er es wiederfinden konnte. Wien war dieser Ort. Aber ganz taute sein Gemüt auch hier nicht auf, er verschloß sich dem Zauber der Wiener Frauen, nahm sich keine Zweite mehr und trat zuletzt sogar in den geistlichen Stand. Er wurde zuletzt Priester und beschloß sein Leben in St. Lorenzen, einer Pfarre im Steinfeld. Sein Todesjahr und sein Grab sind unbekannt.

Dies alles von Wolfgang Schmälzl zu wissen, bringt ihn uns unendlich näher. Was ein Mensch, ein Dichter, erlitten hat, wie er der geworden, als den wir ihn kennen, das brauchen wir, um ihn voll genießen zu können.

Von Schmälzls Werken sind uns nur sieben Schulkomödien, einige Lieder und epische Gedichte sowie der große, weltberühmte Lobspruch auf Wien erhalten geblieben. Seine Komödien wurden dadurch für Wien von besonderer Bedeutung, daß er der Erste war, der mit der

Man braucht das Wort „Türck“ nur durch „Ruff'“ oder Italiener zu ersetzen und hat ein Bild der heutigen Lage. Proviant genug, Geld im Überfluß (es geben mehr Steuern ein als im Vorjahre, die Sparkasseneinlagen steigen) und die Bollwerke, die in Form von Brot- und Mehlkarten und anderen Fürsorgeunternehmungen errichten, werden, will's Gott, helfen, daß uns die Feinde nicht unterkriegen sollen. Wolfgang Schmälzls Melodie ist unsterblich in der Stadt Wien: nur wer ihn lobt, gewinnt den Wiener zur Mitarbeit am gemeinsamen Werke.

Gleichzeitig mit dem neuen Lobspruch auf Wien ist ein anmutiges Buch erschienen über den Verfasser des alten, der schon bald vierhundert Jahre das Haupt der Frau Vindobona verklärt. Wer war Wolfgang Schmälzl? Jeder aufgeklärte Wiener wird auf diese Frage antworten: „Schulmeister bei den Schotten.“ Und er wird gar nicht merken, daß diese Antwort auf unsere Frage gar nicht paßt. Was Wolfgang Schmälzl gewesen ist, das wissen wir zur Not, aber wer er war, das liegt im Dunkeln. Ein Stück seiner Lebensgeschichte hat er ja in das große Gewebe seines Lobgedichtes auf Wien, das mehr als sechzehnhundert Verse zählt, versponnen, aber vom Menschen Wolfgang Schmälzl erfahren wir wenig. Er erzählt uns, daß er, von Amberg in der Oberpfalz kommend, die deutschen Reichsstädte durchwanderte, sie fleißig besichtigte und Achtung darauf hatte, „ob er fundt ein Ort, wo er sich neren (nähren) kundt“. Es gefiel ihm wohl manches Städtlein, aber zu bleiben lockte es ihn nirgends. Er erinnert sich der Worte Kaiser Maximilians über Österreich, das ohnegleichen sei, und zieht aus, es zu suchen. Namentlich aber Wien in Österreich.

Das war etwa um das Jahr 1540, und der Wanderer, der das vielgepriesene Österreich suchte, stand nicht in dem Alter, in dem einen die Wanderlust ergreift; er dürfte vierzig gewesen sein. Warum verließ er Amberg? Er war dort wohlbestallter evangelischer Kantor, hatte Weib und Kind; aber als er nach Wien kam und bald darauf bei den Schotten eine Stellung als Lehrer erhielt, stand er allein und war katholisch. Es lagen offenbar ein paar bewegte Jahre hinter dem Musikus und Dichter Wolfgang Schmälzl, als er nach Wien zog. Und in diese Jahre sucht das neue Buch über ihn hineinzuleuchten. (Wolfgang Schmälzl, der Wiener Hans Sachs. Eine Auslese seiner Werke, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von E. Triebnigg. Verlag von Gerlach und Wiedling in Wien.) Es bestrebt sich, uns den Menschen, der hinter dem Lobspruch auf Wien stand, näherzubringen. Und das gelingt der Verfasserin der Einleitung, der Schriftstellerin Ella Triebnigg, ganz vortrefflich. Mit echt weiblichem Spürsinn dringt sie in die dunklen Zeiten seines Lebens ein und steckt uns ein Licht auf über sie. Eine feindliche Hand schrieb einst in ein altes Exemplar

sönlich. Schmälzl jedoch war der unsere, jede Zeile beruht auf eigener Anschauung, wir könnten das ganze mittelalterliche Wien nach seiner Beschreibung neu aufbauen, mit allen Maßen und Entfernungen, mit allen gesellschaftlichen Einrichtungen. Er kommt von Korneuburg, wo seine Plätte aus Bayern gelandet, zu Fuß nach Wien herein. Und schon auf diesem Wege zählt er die Schrittlänge jeder Brücke und die Anzahl ihrer Joche, nennt jedes Mauthaus, beschreibt das Rotenturmtor und seinen Weg zu St. Stephan so genau, daß man alles nachzeichnen könnte. Und er wählt als Schilderer die Form, mit jedermann zu reden und sich immer von dem, der eine Sache wissen kann, erzählen zu lassen, wie es um sie steht. Da all diese Erzähler nach seinem Willen zu Lobrednern von Wien werden, so entsteht vor uns ein ungemein freundliches Stadtbild voll zufriedener, wohlerzogener Menschen, und wir folgen dem Dichter, der zum Sittenschilderer geworden, mit wahrem Vergnügen auf seiner Wanderung durch Wien.

Wer kennt den ganzen Lobspruch? Es wird nicht viele geben, die diese sechzehnhundert Verse gelesen haben. Die meisten bilden sich ein, sie verstünden das Deutsch nicht, das Schmälzl schreibt. Das ist aber nur eine Einbildung, eine Bequemlichkeit, denn wer sich mit Hilfe der nötigen Fußnoten, die hier in reichem Ausmaße gegeben werden, durch zwei Seiten des Gedichtes gelesen hat, vor dem wird es plötzlich licht und hell, und er liest das Ganze zuletzt, wie er sein Morgenblatt liest. Schmälzls Sprache hat noch den Reiz mittelhochdeutscher Wendungen und sie schmeichelt sich uns an wie eine Kindheitserinnerung; es ist Musik in ihr, selbst dort, wo sie die nüchternsten Dinge behandelt.

Als Schmälzl nach Wien kam, scheint es hier so bewegt zu sein wie heute zur Kriegszeit, wo die Innere Stadt von ganz- und halborientalischen Flüchtlingen überfüllt ist.

An das Lugek kam ich ongfer (ungefähr)
Da tratten Kauffleut hin und her,
All Nacion in jr claidung.
Da wird gehört manch Sprach und Zung,
Ich dacht ich wer gen Babl khumen,
Wo alle Sprach ein anfang gnomen,
Und hört ein seltsams dräsch und gschray
Von schönen Sprachen mancherlay,
Hebreisch, Griechisch und Lateinisch,
Teutsch, Französisch, Türkisch, Spanisch,
Behaimisch, Windisch, Italianisch,
Hungarisch, guet Niederländisch,
Naturlich Syrisch, Crabatisch,
Ratzisch, Polnisch und Chaldeisch.
Des Volks war auch ein große meng.
Ich macht mich pald aus dem gedreng,
Ging auff sanct Stephans Freythoff ein.

mönchisch-gelehrten Überlieferung, die dem Volke lateinische Schauspiele bot, brach und ihm deutsche Komödien vorführte. Schule und Kirche waren lateinisch, es war den Zuschauern nicht allzu schwer, auch den lateinischen Komödien zu folgen, denn ihr Stoffkreis bewegte sich ja ausschließlich im Rahmen der biblischen Geschichte; aber das Bedürfnis nach deutschen Texten machte sich doch immer mehr fühlbar, und einige humanistische Dichter hatten schon damit begonnen, ab und zu deutsche Lieder als Einlagen darzubieten. Wolfgang Schmälzl brach den Bann und verfaßte alljährlich eine deutsche Schulkomödie. Dadurch wurde er der volkstümlichste von den damaligen Wiener Dramatikern. Er hatte im Schottenhof, im Hofe des Rathauses in der Wipplingerstraße und auf dem Stephansfreythof, wo die Aufführungen abwechselnd stattfanden, den größten Zulauf. Mit dem Schritt zur deutschen Sprache war auch der Weg zum deutschen Humor geebnet, Wolfgang Schmälzl führte alsbald eine lustige Figur in seine Stücke ein, und Wien hatte in ihm seinen Hans Sachs. Sein „Speißmaister" in der „Hochzeit zu Kanaan" wurde ein Ahnherr der späteren Hanswurst- und Taddädlgestalten des Wiener Volksbühne. Sein Humor vergriff sich sogar schüchtern an den Jüngern Jesu, er machte aus dem Simeon einen armen Pantoffelhelden. Von diesen ersten deutschen Komödien, die dem Wiener Publikum geboten wurden, ist namentlich die „Hochzeit zu Kanaan" (1543) ein noch heute mit Genuß zu lesendes Stück. Man wundert sich ein wenig über den freien Ton, in dem die uns heiligen Gestalten beim Hochzeitsmahl ihre Geschichten erzählen, aber es geschieht mit so viel echter Einfalt und Gemütlichkeit, daß wir sogleich in ein menschliches Verhältnis zu ihnen kommen. Die Derbheit der späteren Wiener Komödie fehlt vollständig, die wird erst flügge mit der Ausdehnung des Stoffkreises auf profane Verhältnisse. Schmälzl ist ein erhabener Klassiker gegen die Komödienschreiber der theresianischen Zeit. Und es ist ein besonderes Verdienst der Herausgeberin, ihn uns so nahe gebracht zu haben. wie es keine frühere Ausgabe seiner Werke vermocht hat. Überraschend gut ist Ella Triebnigg beschlagen gegenüber seiner (Schmälzls) Sprache und seiner eigenwilligen Rechtschreibung.

Unsere größte Freude ist und bleibt Schmälzls Lobgedicht auf Wien. Diese Art Gedichte war damals die Mode, und eines der berühmtesten ist wohl der Lobspruch des Hans Sachs auf Nürnberg. Daß dieser auch einen solchen auf Wien verfaßte, ist bekannt, es ist aber durchaus ungewiß, ob er selber hier war. Es gehörte zwar zum Handwerksgebot in ganz Süddeutschland, in der Fremde gewesen zu sein, und namentlich in Wien gearbeitet zu haben, aber es ist bei Hans Sachs nicht zu beweisen, daß er je einer Wienerin das Maß nahm für ein Paar Schnabelschuhe. Sein Gedicht auf Wien ist matt und unper-

disen schweren, geschwinden und geferlichen Kriegsleuffen“ die Gemeinde so tapfer regiere, und habe auch er, Schmälzl, es auf sich genommen, „sovil ihm in Eil möglich und gründlich zu erfahren gewesen, dise Stadt in jrer Herrligkait und Policey kurtzlich zu beschreiben, damit das gemain Volk doch sehe und verstehen mög, in was Rosengarten, Lust und Paradeyß uns der Allmächtig Gott vor ander Nationen und Lande gesetzt“. Er wollte Wien und den Wienern in schwerer Zeit vor Augen führen, was sie besitzen und was sie zu verteidigen haben, wenn der Feind eines Tages wieder vor ihren Toren stehe. Und er wünscht der Stadt Wien zum neuen Jahr Sieg und Überwindung aller Feinde.

Erst wenn man das weiß, versteht man die gesteigerte Fürbitte Schmälzls, die den Lobspruch auf Wien abschließt, dessen hundert letzte Verse ein heißes Gebet für diese Stadt und ihr Wohlergehen sind. Und man hat den Dichter noch einmal so lieb, wenn man das weiß.

Die Dichterin Ella Triebnigg hat dem heutigen Geschlechte diesen Lobspruch auf Wien noch einmal zum Geschenk gemacht durch ihre feine Ausgabe.

Ludwig Ganghofer zum 60. Geburtstag.

Als ich Ludwig Ganghofer persönlich kennen lernte, war er in Wien angehender Journalist. Er hatte uns damals den „Herrgottschnitzer“ und den „Prozeßhansl“ schon gegeben, doch in meiner Provinzweisheit dachte ich: Schade, der junge Mann wird sich in der Großstadt verbummeln. — O nein, echtes Bayernblut verbummelt sich nicht. Im Gegenteil, der junge Mann hat in Wien sich seinen Edelstein geholt, und zwar aus dem Feuer. In der Gefahr- und Angststunde des Ringtheaterbrandes hat er dem Mädchen, das nachher seine Frau geworden, sein Herz eröffnet. Mit dem gehobenen Schatz ging er dann wieder ins Heimatland, um sich in ihm und durch ihn zu dem zu entwickeln, was er uns geworden ist. Der Dichter des bayerischen Hoch- und Waldlandes. Die ländlichen Gestalten seiner Dichtungen, ich war stets in sie verliebt, sie sind markig und vollgerüttelt mit Leben und Kraft; und wenn er manche mit ein bißchen Romantik ausstattete, so ist diese ja gleichsam der Sonntagsstaat des süddeutschen Bauers, der ihm besser steht als die unsauberen Lappen, womit die sogenannten aber falsch benannten „Naturalisten“ den Landmann zu versehen pflegen. Von der Naturwahrheit schreckt schon auch Ganghofer nicht zurück, aber stets entläßt er den Leser seines Buches mit einer erfrischten und gestählten Seele.

Eine der merkwürdigsten seiner Gestalten ist mir der Dichter selbst, wie er in dem großen Werke: „Lebenslauf eines Optimisten“ so natur-

Ein bißchen Übertreibung wird man einem Dichter immer zugute halten müssen, aber Schmälzl hätte seinen Zweck, die Bedeutung der Kaiserstadt auch für den Orient hervorzuheben, durch kein besseres Mittel erreichen können, als durch das hier angewendete. Man ist mit dem Dichter sogleich in eine etwas exotische Welt versetzt. Und nun legt er los und schildert und preist uns das gesamte Leben dieser Stadt mit all ihren staatlichen, militärischen, kirchlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen, er führt uns das Universitäts- und das Gemeindeleben vor, rühmt die „Policey" und versteht darunter die persönliche und die Rechtssicherheit, nennt uns die Ziffern der Wiener Aus- und Einfuhr an Lebensmitteln, die Marktpreise und hält alles, was nur aus einer Stadt und ihrem lebendigen Organismus berichtet werden kann, fest in seinem Lobspruch. Trotz der fehlenden Wienerin darf man dies Gedicht eine poetische Kulturgeschichte des damaligen Wiens nennen. Was Schmälzl selbst an diese Stadt, die ihm als ein „Paradeiß" erscheint, fesselt, das erfahren wir in der anmutigsten Weise. Er ist ja Kantor und hat eine musikalische Seele, er erwirbt sich anfänglich seinen Unterhalt als Kirchensänger und nennt besonders das St. Salvator-Kirchlein als den Ort, wo er sich betätigte, ehe er bei den Schotten seine Anstellung erhielt. Er preist sich glücklich über das Lob, das ihm gerade in dieser Stadt geworden.

Der Schmälzl thain pesser Schmalzgrub fand!
Ich lob diß Ort für alle Land!
Hie seind vil Singer, Saytenspiel,
Allerlay gsellschaft, freuden vil.
Mehr Musicos und Instrument
Findt man gewißlich an khainem end.
Von yederman mehr, denn sich gebührt,
Werd ich geehrt und wol tractiert.

Diese musikalische, fröhliche Stadt, in der man das Talent ehrte und entlohnte, in der man Bürger werden konnte und aller Ehren eines solchen teilhaftig wurde, behagte dem Schmälzl; da entfaltete er sich als Schulmeister, als Sänger und Komödiendichter, und sein Lobspruch, den er dem neuen Bürgermeister Sebastian Schrantz anno 1548 widmet, kam aus einem vollen, dankbaren Herzen. Und warum schwingt er sich gerade in jenen Tagen zu diesem Lob- und Preisgedicht auf? Man findet die Beantwortung teils in dem Lobspruch selbst, teils in der Widmung an den Bürgermeister. (Diese Widmungen sind ganz besonders zu lesen, sie enthalten oft das, was uns des Dichters Höflichkeit im Werke selbst verschweigt!) Es drohen beständig Kriegsgefahren, und Wien sieht augenscheinlich einer zweiten Belagerung entgegen. Erzherzog Ferdinand zog mit der kaiserlichen Armee ins Feld, und es heißt daheim tapfer sein. Schmälzl rühmt den Bürgermeister, der „in

Zwei einrückende Rekruten gingen an meinem Garten vorbei, dem Bahnhofe zu.

Da sagte der eine: „Diese Italiener! Das sind Hunde!“

„Nur keine Beleidigung!“ sagte der andere, „Hunde sind treue Tiere!“

Ähnlich, wohin man hört. Es ist ungut zu hören. Keine Volksschichte in unseren Ländern, in der nicht der Haß kochte gegen Italien. Der Haß wird ja flauen, aber die Verachtung wird bleiben. Wie wäre es auch zu vergessen!

Wie haben wir dieses schöne Land geliebt! Wie haben wir immer unser Herz hingetragen, und unsere Börse! Wie waren wir teilnehmend und hilfbereit bei seinen Unglücksfällen, Bedrängnissen, Erdbebenkatastrophen! Der Arglose war von den schönklingenden Sprüchlein der Italiener entzückt; der Tieferschauende allerdings mahnte, auf der Hut zu sein. Aber Italien ist ein Straßenräuber, der den Stock des Wanderers für eine — Herausforderung hält.

Mit dem Ausdruck Italiener kann hier nicht der Großteil des italienischen Volkes gemeint sein. Das Volk will Frieden, wie wir alle, es ist nur in den Krieg hineingelogen worden. Die Kriegmacher wollen sich in den Augenblicken, wo sie nichts anderes mehr zu sagen wissen, mit der drohenden Revolution ausreden, also die Schuld auf das Volk schieben. Vielleicht hat das italienische Volk Ursache zur Revolution und vielleicht weiß die Regierung gegen diese kein besseres Mittel, als die streitbaren Kräfte von ihrem Ziele abzulenken und auf die Schlachtbank eines Krieges zu führen. — Wir Österreicher aber geben den welschen Herren keinen Blitzableiter ab — wir sind jetzt selber geladen.

Mein Vetter, der Gleimbichler, will einen Dankbrief schreiben an England. Wir müßten doch a bissel erkenntlich sein dafür, daß wir durch die Vermittlung Englands endlich einmal etwas in die Höhe kommen. Was haben wir Geld über die Meere hinausgestreut — in die Milliarden: Alles haben wir haben müssen aus anderen Weltteilen, was gut und teuer ist. Viel überflüssige Sachen, oder solche, die man daheim leicht ersetzen könnte. Diesen Unfug nun hat England mit seiner Meersperre abgestellt. Wir können nichts her, wir können nichts hin. Unsere guten Sachen bleiben daheim und das gute Geld bleibt auch daheim. Nur unsern Pflug wieder hervorrücken, dann brauchen wir kein überseeisches Brot. Natürlich wird England die Tore wieder aufmachen, aber dann wollen wir uns wenigstens insofern dankbar bezeigen, daß wir Englands Seehandel nicht mehr belasten, sondern uns wieder mit unseren eigenen Sachen begnügen und unser Geld im Land

wahr und hochgemut zu uns tritt, mit seinen humorvoll geschilderten Erfahrungen uns ergötzt, mit seiner unbiegsamen Strammheit und Weltgläubigkeit uns erhebt. Es ist eine Lust, in diesem Buche mit ihm durch ein gesegnetes Leben zu wandern.

Ob es die Deutschen genügend wissen, was sie an diesem Dichter für eine Kraftquelle haben! Ob sie es ahnen, daß seine Schriften, so harmlos und heiter sich viele derselben auch geben, eine Vorbereitung, eine Stählung des Volksherzens für diesen ungeheuerlichen Verteidigungskrieg geworden sind? Die Bayernkraft offenbarte er uns, bevor sie zu dem herrlichen Heldenringen auf den Plan trat. Während nun der Dichter persönlich an den Fronten steht, reden in den Schützengräben seine Bücher zu den Soldaten, bringen ihnen Heimatsodem, Wärme und Vertrauen. Selbst wenn es der Deutsche Kaiser nicht so oft schon bezeugt hätte, wie hoch er diesen Dichter schätzt, müßte sein Wert endlich überall erkannt sein. Und wer noch dazu den Wert seiner Persönlichkeit erfahren hat — der wird diesen Gedenktag seines Lebens mit besonderer Hochstimmung begehen.

Als ich vor sechs Jahren die Millionensammlung für den Deutschen Schulverein angeregt hatte, war Ganghofer der einzige reichsdeutsche Dichter, dem es beikam, einen großen Baustein der deutschen Sache in Österreich zu widmen. R.

Heimgärtners Tagebuch.

Vom Militarismus wollten sie Deutschland befreien, diese großen, harmlosen Kulturvölker Rußlands, Frankreichs, Italiens und Englands mit ihren Millionenheeren und ungezählten Schlachtschiffen. Und jetzt haben sie, wie es harmlosen Gemütern öfter passiert, mit ihrem Einkreisungskrieg gerade das Gegenteil erreicht von dem, was sie angeblich wollten. Jetzt erst sind wir in der Mitte Europas Militärstaaten geworden, und zwar gründliche. Jetzt ist bei uns alles Soldat, wir begeben uns gerne dem Militarismus unserer Landessöhne, die unser Halt und Schutz sind. Und nachdem wir nun unsere Nachbarn gründlich kennen gelernt haben, gedenken wir's zu bleiben. Zu bleiben so lange, bis diese Nachbarn die Streitaxt begraben haben. Gut, dann werden auch wir unser Schwert einstecken.

So viel Vernunft und Menschlichkeit haben auch wir Barbaren noch, daß es uns tausendmal lieber wäre, wir könnten unbewaffnet im sicheren Frieden leben, als daß wir ringsum mit Aufwand aller Kräfte Wacht stehen müssen.

Die Niedertracht ist so riesengroß, daß es unbegreiflich war, wie schwer und wie spät sie von Neutralen durchschaut wurde. Etliche sind heute noch blind.

„Im März rückte der 20jährige Sohn Ludwig unseres geachteten Buchbindermeisters Herrn Ludwig Hauser zum Militär ein und kam an die Front nach Norden. Gestern kam von ihm eine an seine Eltern gerichtete Feldpostkarte vom 13. Juni, worauf er schrieb: „Liebste Eltern und Schwestern! Bin gesund und es geht mir gut. Wie steht es bei Euch? Habe schon lange keine Post bekommen. Küsse, Euer Ludwig." Am linken Rande dieser Karte stand die Bemerkung: Gefallen in Tarnogrod (Rußland) am 19. Juni 1915. (Unterschrift unleserlich.) Diese Karte wurde vom Briefträger der Mutter unvermittelt übergeben, welche derartig erschrak, daß sie schwere Herzkrämpfe bekam und nach kaum einer Viertelstunde verschied."

So lautete eine Zeitungsnachricht aus Kindberg. Man braucht den Fall nicht weiter auszudenken.

Immer wieder kommt es vor, daß der Tod im Felde den Angehörigen nur durch Kameraden, durch zufällige und gelegentliche Privatnachrichten, gewöhnlich bloß durch das eine Wort „gefallen" gemeldet wird. Und trotz aller Anfrage an betreffende Behörden ist zumeist keine amtliche Feststellung oder Berichtigung zu erlangen. Diese Ungewißheiten, wen sie treffen, sind wohl noch die qualvollsten Leiden dieses Krieges.

Unter den täglich einlaufenden Vorschlägen, wie man Geld schaffen könne für die armen Waisen Gefallener, ist auch einer: Auf die Kopfbedeckung zu verzichten und statt Hüte und Mützen zu kaufen, lieber das Geld für die Waisen zu spenden. Der Vorschlag scheint ganz ernst gemeint zu sein. — Ich glaube, so weit geht's uns noch nicht an die Haut, daß wir sie den glühenden Sonnenstrahlen und dem Regen preisgeben müßten. Nein, die Kleider wollen wir behalten, aber was an ihnen Überflüssiges hängt, das könnten wir hergeben. Auf den Hüten die kostspieligen Vogelfedern, die Gamsbarte, die goldenen Hutnadeln — weg mit ihnen. Die Ohrgehänge, die silbernen und goldenen Uhrketten, die Halsschnüre, die Busenscheibchen, die Fingerringe usw. — weg mit ihnen! Der Wert des Menschen besteht nicht in dem, was er auswendig an sich hängt; im Gegenteil, was er an äußerem Werte den Notleidenden gibt, um das wächst sein innerer.

Wir wollen es denen schon zeigen, den Schwarzsehern, die unter sich munkeln, wir wären nur im Vorschlagmachen groß, im Selbstdergeben weniger! Nicht einen von uns soll man während schwerer

behalten, wie wir es während der so wohltätigen Sperre gewohnt worden sind. —

So meint der Gleimbichler. Was die Nationalökonomen dazu sagen, das weiß ich nicht. Ich glaube fast auch, für unsere Selbständigkeit wäre es besser: Weniger Schiffe und mehr Pflüge!

Die Staaten Europas haben sich in einem beispiellosen Wutkrampf aneinander geklammert, möchten gern auseinander und können nicht. Oder könnte etwa England aufhören, wenn es wollte?

Man hat schon Amerika angerufen, daß es löse oder zerschneide. Amerika aber schmunzelt, ihm sei es gerade recht, wenn Europa sich zerfleischt, es liefere ihm noch mit Vergnügen die Mittel dazu. — Die Geschäftsleute da drüben werden es wohl besser verstehen als ich; ich hätte freilich gemeint, daß Amerika von Europa immer viel Geld bekommen hat und daß dieses Geld aufhören wird, wenn wir im Kriege verarmt sind. Vielleicht wäre es wirklich ein Heil für die Menschheit, wenn Amerika die Kriegsmittellieferung nach Europa einstellte; vielleicht hätte für ihn diese Tat, die eigentlich nur ein Unterlassen wäre, doch mehr weltgeschichtlichen Wert als die lumpigen Milliarden Blutgeld, die es dem wahnsinnigen Europa jetzt abknöpfelt.

Auch die Weltgeschichte hat ihr Kontobuch mit Soll und Haben . . .

Am 28. Juni.

Heute jährt es sich. Ich mag mir die Schrecken jenes verhängnisvollen Tages nicht noch einmal vor die Seele rufen. Ihre Folgen erschüttern den Erdball.

Serbien hatte geleugnet. Nachher, auf unser Ultimatum, hätte es keine Stunde zögern dürfen, uns den Krieg zu erklären, Serbien uns, wenn es unschuldig gewesen wäre. Was ihm da, in diesem Ultimatum, alles gesagt wurde, das könnte sich keine ehrliche Regierung gefallen lassen, keine! Es wurden diesem Serbien die unerhörtesten Dinge vorgehalten, und geradezu der Meuchelmord an unserem Thronfolgerpaar. Was aber tat Serbien? In gar höflicher Weise wollte es Verhandlungen eröffnen. Es sei ja gerne bereit, alles zu tun, nur — ein paar Punkte sollten ein wenig umgebogen werden. Und diese Punkte waren gerade die Hauptsache. Serbiens Antwort auf das Ultimatum war ein aufgelegtes Geständnis des Schuldbewußtseins. Auch der russische Kaiser hat — von Deutschland nachbarlich angeredet — Serbiens Untat nicht in Abrede gestellt, er tat nur empört darüber, daß ein starker Staat einen schwachen angreife. Daß dann Rußland selbst mit den stärksten Staaten der Erde sich verband, um das kleine Zentraleuropa zugrunde zu richten, das fand Kaiser Nikolaus in Ordnung.

Vaters, Mutters Segensgrüße,
Weibes, Kindes Herzensküsse;
Schatzerl — doch betrifft's nicht jeden —
Möchte mit euch selber reden.
Brüder, Schwester, Freunde alle,
Dichter auch in jedem Falle,
Denken, ob sie liegen, stehen:
Wie wird's den Soldaten gehen? —
Mancher will aus Grenzbereichen
Schüsse hören. Siegeszeichen,
Trotz der Leiden, trotz der Wunden,
Gibt es alle Tag und Stunden.
Treue Wächter unsrer Heimat!
s Jahr vergeht, es ist schon Heumahd,
Nicht mehr ferne sind die Zeiten,
Daß ihr stolz, nach heißem Streiten,
Durchs Triumphtor werdet reiten.
Und auf diesem Ruhmesritt
Bringt ihr uns den Frieden mit.
Frieden für ein langes Leben —.
— — Alles weitre wird sich geben.

Den alten Hagenhauserhof wollte ich wieder einmal besuchen, wo ich vor 55 Jahren auf der Ster gearbeitet hatte. Obschon die Leute von damals längst weggestorben sind und jetzt ihre mir fremden Enkel darauf regieren, fühle ich doch eine gewisse Anhänglichkeit zu dem alten Berghof. Ich wollte ihn nun einmal grüßen. Es war zwar hart, zu dieser Zeit in ein Haus zu treten, aus dem erst vor kurzem Vater und Sohn im Felde gefallen sind. Beide in diesem Mai. Doch, wenn man die Leute bei ihren Freuden schon gerne besucht, so wird man auch ihrem Leide nicht ausweichen. Vielleicht konnte ich der trauernden Mutter und Gattin ein gutes Wort sagen.

Im Hof ging es seinen gewöhnlichen Gang. Auf der Wiese mähte eine alte Magd Kühfutter. Auf der Matte weidete ein Knabe die Schafe und knallte zu seiner Ergötzlichkeit mit der Peitsche; in der Küche am Herd war die Bäuerin beschäftigt, Feuer zu machen für das Mittagsmahl. Als sie mich zur Tür hereinkommen sah, wischte sie ihre Hände in der Schürze ab, um sie mir zu reichen, und sagte mit ruhiger Heiterkeit: „Uh, das ist ein seltsamer Besuch. Tu' der Herr Doktor doch ein wenig abrasten beim Tisch.“ Ich setzte mich nieder, wollte aber nicht fragen, wie es alleweil gehe, sondern redete von alltägigen Dingen. Sie sprach vom Wetter, von der Hauswirtschaft, von der zuwideren Teuerung, von einem Brande, der kurz zuvor in einem Nachbarshof gewesen war — aber von ihren zwei Gefallenen sagte sie kein Wort. Nur ein paarmal klang sie so wie nebenbei an: „Mein Gott, es ist

Zeit mit Wertschmuck umhergehen sehen. Nur der Ehering sei gestattet. Den Ehering nicht weggeben — aus naheliegenden Gründen.

Einverstanden? Machen wir das? Der schönste Schmuck wird sein, keinen am Leib zu haben. Aber nicht etwa, daß wir ihn im Kästchen aufbewahren, bis seine Zeit wieder kommt! Sondern zu Geld machen, auf Wucherzinsen anlegen! Wie trüge ein Kapital bessere Renten, als damit verlassene Waisen zu pflegen, zu erziehen?

Und wer sogar seinen Hut für diesen Zweck hergeben will — Hut ab vor ihm!

Das Leben wird schwerer, die Menschen werden stärker, die Zeit wird immer größer. Zu den allererhabensten Unbildern der Geschichte müssen wir aufblicken, wollen wir ein Gleichnis für unser Schicksal finden. Einer, der jetzt nicht nach seiner Kraft mitarbeiten wollte für den gemeinsamen Zweck, der wäre vereinsamt, verlassen und müßte verzagen. Aber wenn einmal alles geschehen, was menschenmöglich ist, dann tut man am besten, das wehe Gemüt vertrauend in die Wiege der Vorsehung zu legen. Diese Zeit kann nicht lange dauern. Wer sie aufrecht überlebt, der ist tausendmal mehr wert als vorher. Was der Krieg uns an äußeren Werten nimmt, das müssen wir an inneren gewinnen.

Zeitgrüße.

Zu einem Schützenfeste.

Wir haben jetzt in Ost und West
Und Süd ein großes Schützenfest.
Der Schützenbrüder treues Band,
Es sichert uns als hehrstes Best·
Das heißgeliebte Vaterland!

Zum Nagelschlag.

Du Nagel, das Schlagel
Ist nit dir vermeint.
Dich schlag' ich aufs Haupt,
Wie der Landsturm den Feind.

Einem siegreichen Flieger.

Flieger, ihr traget den schrecklichen Krieg gegen Himmel?
Bringt uns als Rückfracht vom Himmel den Frieden herab!

Ein Gruß an unsere Soldaten im Felde.

Bin ein alter, müder Mann,
Der nicht schlagen, schießen kann.
Doch bring' ich in deutscher Sprach'
Euch die liebe Heimat nach.

Männer, die im Felde stehen. Laut wird endlich die Erkenntnis, daß der jetzige Zustand des großstädtischen Lebens zum Untergange führt. Die Statistik weist nach, daß eine vom Lande in die Großstadt gesiedelte Familie längstens in der vierten Generation ausstirbt.

Es ist ein zweifelhafter Ruhm, eine große Stadt zu sein; aber der Größenwahn unserer Zeit bringt das so mit sich, er ruht nicht eher, als bis das größte Elend erreicht ist.

Alle Lebens- und Genußmittel wurden knapp — nur eines nicht, und das wundert mich überaus. Der Tabak. Niemals ist so viel geraucht worden, als während dieses Krieges; Milliarden von Zigaretten, die von den Soldaten jetzt verbraucht werden und die ihnen herzlich gegönnt sind. Konnte denn von den Tabakerzeugern vorgesehen worden sein mit Riesenvorrat? Kaum. Und doch hört man nichts von einem Mangel an Tabak. Wie kommt das? Kommt das vielleicht davon, weil der Tabak Staatsmonopol ist?

Dann wollen wir doch auch das Korn unter Staatsmonopol stellen.

Es ist sogar schon dran, daß der Staat die Vermittlung der Feldfrüchte übernehmen will. Aber da muß er wohl mit Mut und Vernunft Bauer werden! Wenn er nicht die richtigen praktischen und gewissenhaften Leute dazu hätte, könnte er's nicht machen. Es entstünde eine heillose Verwirrung. Die Sache darf dem Staate nicht etwa Geschäft sein, sondern Volksfürsorge. Die Verstaatlichung des Zwischenhandels hat nur dann einen Sinn, wenn die Erzeuger teurer verkaufen, die Verbraucher billiger einkaufen können, als bisher.

In einer Dorfgaststube saßen zwei alte Männer und tranken Obstmost. Es waren alte Bekannte, die sich aber schon seit längerer Zeit nicht gesehen. Sie hatten ähnliche Schicksale. Der eine war Holzhändler, der andere Viehhändler gewesen. Jeder hatte sich ein Vermögen erworben, es aber im Gefecht der Geschäfte versäumt, sich eine Familie anzuschaffen, so daß sie im Alter nun allein dastanden und auf fremde Leute angewiesen waren.

„Wie hast denn du dir's eingerichtet?“ fragte der Viehhändler vertraulich.

„Ich?“ antwortete der Holzhändler, „ich bewohne im Gerst-Gasthofe zwei Zimmer mit ganzer Verpflegung. Damit sie mich gut

wohl hart", oder: „Das Elend g'folgt (reicht) halt überall aus. Einmal wird's wohl doch wieder besser werden." Das war die ganze Klage, die ich in diesem Hause — in das der Hausvater und der Sohn nicht mehr heimkehren — gehört habe. Und doch wußte ich von anderer Seite, daß das Weib halbe Nächte lang weine.

So ungefähr ertragen es die meisten in unserem herzstarken Landvolke. Sie klagen wenig, sie leiden still. Aller Trost, der von außen käme, wäre ihnen zu wenig.

In unserer Stadt kenne ich eine Frau, die ihren jungen Gatten in der Septemberschlacht bei Lemberg verloren hatte.

Sie war trostlos. Sie lehnte alle Tröstung ab und suchte Mitleid, das wir aus vollstem Herzen mit ihr hatten. Zeitweilig war sie gefaßt, um dann noch tiefer in Schmerz zu versinken. Bisweilen war es, als grabe sie sich mit Fleiß so tief in den Schmerz, um den Gegensatz nicht mehr zu sehen, der zwischen ihrem Unglück und anderer Glück war. — Im Laufe der Monate wurde es sachte besser und vor kurzem schrieb sie mir: „Sagen Sie es allen, wie töricht ich bin. Seit der furchtbare Schmerz vorüber ist, bin ich noch unglücklicher. Ich habe Stunden, wo ich nichts spüre, wo ich an anderes denken kann. Und das kommt mir vor wie Untreue gegen meinen teuren Toten. Ich will wieder den Schmerz um ihn haben. Lachet nimmer, Freunde, wenn ihr um mich seid. Seid traurig mit mir . . ."

Und wenn ich mich nun fragte, welche dieser zwei Arten von Trauer mir die liebere ist, so wäre zu sagen: Nach letzterer neigt meine Natur ein wenig, aber sympathischer ist mir die erstere.

Reichsdeutsche Blätter berichten, daß die Zahl der Soldaten, die Berlin für diesen Krieg geliefert hat, nicht gar groß ist. Besonders in Ost-Berlin soll nicht einmal ein Drittel der jungen Männer militärtauglich befunden worden sein. Aus London kamen noch weniger. Und auf dem Lande sind es fast überall 70 bis 80 von Hundert der jungen

was ähnliches zu ihrem persönlichen Schutz, aber wo es ums Große geht, versagt es. Wer rächt die Milliarden von Wesen, die stündlich von Nebenwesen umgebracht werden, wer die Hunderttausend in diesem Kriege Gefallenen? Und wer nicht von anderen getötet wird, der stirbt an sich selbst. Er wird beim unerlaubten Dasein erwischt und abgeschafft!

Wer ist der Herr, der ein so großes Interesse an der Vertilgung hat? Was will er damit? Er erreichts ja doch nicht; während er die einen mordet, werden die anderen lebendig. Oder ist ihm das nur ein ergötzliches Spiel, um sich in der unermeßlichen Ewigkeit die „Zeit" zu vertreiben? Freut er sich wie Kinder nur an der Tätigkeit des Zerbrechens und des Neubauens? So daß weder für das Sein, noch für das Nichtsein der Kreatur ein Zweck und ein Recht vorhanden ist? —

An diesem Punkte hört mein Denken auf; am besten man strengt sich gar nicht an, das Rätsel zu lösen. Oder man löst es mit seinem Fühlen und mit seinen Wünschen — man glaubt.

Am liebsten und leichtesten glaubt man das, was man wünscht. Man kann ein solches Glauben weniger Frömmigkeit als schöpferische Phantasie nennen.

Ist es nicht, als ob etwas ganz Vollkommenes geplant wäre, als ob das, was uns heute Natur und Weltgeschichte zeigt, nur Versuche wären, die immer noch mehr oder weniger mißlingen, die also immer wieder zerstört, durch neue Vermengungen und Kreuzungen zusammengestellt und erprobt werden sollen, bis etwas zustande kommt, das wert ist, zu bestehen? — Das ungefähr ist in verschiedenen Formen das Gefühl und der Glaube aller hochgemuten Menschen; und vielleicht lebt auch in anderen Wesen der Schimmer von einer allmählichen Entwicklung und Läuterung bis zu einem Zustande des Daseins, der wert ist und die Kraft hat, zu dauern und zu welchem all die kurzen Glücksempfindungen der Lebensläufe nur eine matte Vorahnung sind.

Schutzgeister.

Von Schiller geglüht,
Von Goethe geklärt,
Hast du, deutsches Volksherz,
In Not dich bewährt.

behandeln, habe ich gesagt, so setze ich den Gerst in meinem Testament zum Erben ein."

„Wärst nit gscheit!" rief der Viehhändler.

„Ich hab's auch nur gesagt, damit sie mich gut halten. Das Testament hab ich ja gar nicht gemacht."

„Es wäre auch lebensgefährlich!" meinte der Viehhändler bedeutungsvoll. „Aber schon das Reden allein ist lebensgefährlich. Zum Erben einsetzen. Einen, von dem man auf ein langes Leben gut behandelt sein will! — Da habe ich es anders gemacht. Ich wohne beim Oberbrach und gebe meinem Hausherrn jährlich zweitausend Gulden, solange ich zufrieden bin. Und wenn ich besonders zufrieden bin, habe ich gesagt, so werde ich vielleicht auch in meinem Testament erkenntlich sein!"

„Nun also", meinte der Holzhändler, „so kommt's auf dasselbe hinaus, wie bei mir."

Der Viehhändler schwieg ein Weilchen. Dann hob er das Mostglas, um zu trinken, setzte es aber unverrichteter Sache wieder auf den Tisch. Dann sagte er leise: „Weißt, was mich wundert?"

„Nau?"

„Daß auch Du es zu einem Vermögen gebracht hast." —

Um so viel muß ein Viehhändler gescheiter sein, als ein Holzhändler.

Ein ehrwürdiger Greis redete gegen den Selbstmord und nannte ihn das verhängnisvollste Verbrechen, weil es nicht mehr auf dieser Welt gestraft werden kann.

Dem antwortete ein junger kecker Mensch: „Gerade im Gegenteil. Beim Selbstmord folgt die Strafe sofort der Tat. Indem der Selbstmörder sich umbringt, verurteilt er sich zum Tode."

Folglich hätte auch der Selbstmörder Anspruch auf ein ehrliches Grab, so gut wie der Mörder, der sein Verbrechen mit dem Tode gesühnt hat.

Manchmal kommt mir der Gedanke, ob das Dasein nicht etwa eine unerlaubte Sache ist. Zwar die ganze Welt ist voll von Kreaturen, aber haben sie auch wirklich Daseinsberechtigung? Wie kommt es dann, daß sich jede einzelne in jedem Augenblick ihres Daseins wehren muß? Wie kommt es, daß jeder Stärkere den Schwächeren töten kann und daß er gelegentlich selbst getötet wird? Und daß über dieses ununterbrochene Morden kein Gericht steht? Die Menschen haben zwar ic

bürger, ohne daß sie selbst an einen Ausgleich von Verdienst und Lohn dächten. Es ist doch so, daß die slawischen und romanischen Völkerschaften Österreichs das geschichtliche Gebilde ihres Heimatstaates, diese weiche, zärtliche, sorgsame Mutter deutscher Herkunft, liebgewonnen haben, und daß die Herzen sich nicht von ihr abzuwenden vermögen. Als der Versucher an sie herantrat und die Slawen Österreichs lockte: „Kommt in Mütterchen Rußlands Arme!" — da schauderten sie vor dem früher nicht selten beschworenen Ideal zurück. Es wurde den Slawisten, ja sogar den angeblichen Panslawisten Österreichs mit einem Male klar, daß sie das russische Idiom nicht verstünden — und noch weniger die russische Seele. Und sie begriffen, daß ihre kleineren und kleinen Nationen in diesem duldsamen Österreich die größte Freiheit der Entwicklung und die Selbständigkeit der Individualität genossen — und sahen mit Entsetzen auf das Schicksal der Völkerschaften des Ostens, die Rußland entrechtet, knechtet, mordet. Daß sie Europäer, Anwärter der abendländischen Kultur sind, wurde ihnen bewußt — und was ihrer in Rußland wartete, das sahen sie alsbald an den Tausenden und Tausenden russischer Gefangener, den mit Ungeziefer bedeckten, verhungerten Opfern russischer Volkswohlfahrt, und sahen es an den rohen Greueltaten der russischen Soldateska. Schließlich: auch der materialistische Trieb regte sich. Wie war der Pole, wie der Tscheche, der Südslawe unter Österreichs Herrschaft wirtschaftlich emporgediehen! Hinter der russischen Grenze: welche Verelendung! Sollte einer es ruhig geschehen lassen oder gar wünschen, daß seine Scholle, die ihn bis jetzt reichlich ernährte, durch die Mißwirtschaft des anderen Staates entwertet würde?

Im Wesentlichen von den gleichen Beweggründen wurden die Tschechen, Polen, Ruthenen gegen den russischen Werber, und die Serbo-Kroaten und Rumänen im Süden der Monarchie gegen die irredentistische Großmannsucht ihrer Nachbarn gewappnet. Die Gefahr, ihr österreichisch-ungarisches Daheim zu verlieren, machte alle diese Völker zu Österreichern. Unbewußt erwiesen sie damit Treue dem großen germanischen Kulturquell, der sie und das Doppelreich seit Jahrhunderten gespeist hat.

Die Deutschen Österreichs haben mehr getan, als vor Jahrtausenden ein weites Land kolonisiert; haben mehr getan, als dereinst die Hunnen, Awaren und Türken an Deutschlands Grenzen abgeschlagen; sie haben die Völker Österreich-Ungarns mit unsichtbaren Banden an die mitteleuropäische Kultur gefesselt und das westliche Slawentum von der Barbarei des Ostens innerlich gelöst. Bis zum heutigen Tage arbeiten diese zwölf Millionen Deutschen emsig und selbstlos an dem Schutzwall des Abendlandes, während westliche Staaten, Frankreich und England, sich mit der russischen Knute und dem Asiatentum verbündeten.

Wenn der Friede wiedergekehrt ist, wird kein deutscher Österreicher es den slawischen und romanischen Mitbürgern je vergessen, daß sie mitgerungen, daß sie zu vielen Tausenden ihr Blut vergossen haben für das engere Vaterland und für das weitere, das vom deutsch-österreichischen Bündnisse umspannt wird. Hoffen darf man, daß auch bei den nichtdeutschen Völkern Österreichs die Einsicht Bestand haben werde, daß der Staatenbund, dem Österreich-Ungarn im fürchterlichsten aller Kriege seinen Fortbestand dankt, in allen Zeiten gepflegt und befestigt werden muß. Keiner nationalen Individualität innerhalb der Donaumonarchie werden die Entwicklungsmöglichkeiten beschränkt werden; aber die Slawen Österreichs würden ihr eigenes Dasein gefährden, wenn sie je wieder den deutschen Lebensnerv Österreichs zu erdrücken versuchten. Österreich hat so viele Minister und Regierungen erlebt, die blind waren für des Landes Bestimmung. Die Versündiger konnten gottlob das Naturgesetz des Staates doch nicht entkräften. Es war stärker als der Wille des Mächtigen. Mögen die, so da künftig kommen werden, gelehrige Schüler des Weltkrieges sein. Dann sind die Ströme von Blut nicht vergebens geflossen.

Hermann Kienzl im „Türmer."

*

Kleine Laube

Es war einmal ein König ...

Von Karl Dankwart Zwerger.

Ich weiß einen König mit Krone und Staat,
Ich weiß einen König, der übte Verrat ...

Und schlüg ihn die Rache zu Schiff und zu Heer —
Zu wenig, zu wenig! Er sühnt noch mehr!
Und sengte sein Land man ihm hungernd und leer —
Zu wenig, zu wenig! Er sühnt noch mehr!
Und träf ihn zu Tode ein ehrlicher Speer —
Zu wenig, zu wenig! Er sühnt noch mehr!
Und trieb man den Meuchler in Ketten einher —
Zu wenig, zu wenig! Er sühnt noch mehr!

Einst wird in den Landen ein Märchen gehn
Von Ahn zu Ahnen und nie verwehn,
Ein Märchen wird gehen von Kind zu Kind,
Viel anders als alle die andern sind,
Ein Märchen wird gehen, so weh und so wahr,
Und frißt sich ins Volk von Jahr zu Jahr,
Und es frißt sich hinein für immerdar,
Das Märchen vom König, der treulos war:

Es war mal ein König mit Krone und Staat,
Es war mal ein König, der übte Verrat ...

Aus unserer Zeit.

Deutsch-Österreich.

Warum mußte Österreich-Ungarn sich im Weltkrieg zum Deutschen Reiche stellen? Bündnisverträge sind Papier; der Dreibundsvertrag mit Italien beweist es. Politische Entwicklung? Jawohl! Aber daß die Entwicklung diesen und keinen anderen Weg nahm — der Lockungen gab es wahrhaftig genug! — das hat tieferen zureichenden Grund. Die nichtdeutschen Völker Österreichs wollten es nicht und wußten es nicht und konnten es doch nicht ändern, daß ihre gesamte geistige und materielle Kultur ihren Anfang und ihr wachsendes Gedeihen aus dem Deutschtum sog. Aus dem Deutschtum, das immer noch die Völker der Welt umarmt und ihnen selbstlos seine Güter spendet — auch dann spendet, wenn die Beschenkten wie unartige Knaben den Geber mit Rippenstößen belohnen. Diese deutsche Völkerbeglückung hatte in dem österreichischen Staatsprinzip einen geradezu klassischen Ausdruck erlangt. Die Selbstentäußerung der einstigen Gründer und Baumeister des Staates steigerte sich im slawenfreundlichen Staatswillen Österreichs allmählich bis zur Schädigung der Deutsch-Österreicher. Doch deren Opfer waren nicht vergeudet. Der Dank fließt ihnen ihm entscheidenden geschichtlichen Augenblick zu — ohne daß ihre slawischen Mit-

Vor Tische las man's anders!

Als nun gerade vor einem Jahre Deutschland und Österreich von sieben Feinden zum Krieg gezwungen wurden, weil Rußland es nicht dulden wollte, daß wir uns endlich an unserer Südgrenze jene dauernde Ruhe schafften, die wir brauchten und die Serbien immer wieder störte, jubilierten die Feinde über ihre Kraft. Rußland, dessen militärische Friedensstärke durch französisches Geld größer als die der Zentralmächte war, sollte nach Berlin und Wien marschieren, Frankreich tat sich viel auf seine artilleristische Überlegenheit zugute, die es zu haben behauptete, und England rühmte sich, die deutsche Flotte in kürzester Zeit zu versenken. Diese frohe Zuversicht des Dreiverbandes wurde denn auch in den Vereinigten Staaten geteilt und alle unsere offenen und heimlichen Gegner sahen das Verderben Deutschlands und Österreichs voraus . . .

Nun kam es aber anders. Belgien ist in deutschem Besitz, ebenso Nordfrankreich und ein guter Teil von Russisch-Polen; wahrscheinlich wird auch das tückische Eingreifen Italiens an dem Ausgang des gewaltigen Ringens nichts ändern können und die bereits totgesagten Zweikaisermächte werden den Krieg siegreich beenden.

Nun hielt am 24. Juni der britische Munitionsminister Lloyd George eine bemerkenswerte Rede — und beklagte sich, daß Deutschland so stark sei! Während des Balkankrieges habe es eine bescheidene, nachgiebige und anspruchslose Haltung angenommen und hatte für jedermann ein freundliches Lächeln. Dabei rüstete es unablässig — um seine Nachbarn schließlich „im Schlaf zu überfallen und zu ermorden".

Wir ersehen aus dieser famosen Rede, daß Deutschland selbst in den Augen Englands den Frieden so lange als möglich aufrecht erhielt — und daß unsere Feinde ihm das übel nehmen. Sie legten die Friedensliebe als Schwäche aus, glaubten, ein leichtes Spiel zu haben und sind jetzt furchtbar empört, wie stark die Zweiermächte sind, denen man den Kragen umdrehen wollte.

Lloyd Georges Jammerrede hat für uns einen selbst in dieser schweren Zeit komischen Beigeschmack; sie erinnert an die Straßenräuber, die ein paar friedliche Wanderer auszuplündern gedachten und sofort entsetzt um Hilfe schrien, als die Wanderer ihre Stöcke tüchtig auf den Rücken der Buben tanzen ließen.

Ja, ja, es ist wahrhaft schlimm, vorher auf seine große Überlegenheit pochend, die völlige Vernichtung des Feindes aller Welt anzukündigen, und nachher klagend zu sagen, der Feind sei tückisch, hinterlistig und falsch, weil er zurückschlug und es denen gehörig heimgab, die ihn zu erwürgen beabsichtigten! V. E. S.

„Lusitania."

Es entspricht wahrscheinlich nicht ganz den verworrenen Sentenzen, die man „Völkerrecht" nennt, wenn deutsche Tauchboote feindliche Handelsschiffe ohne vorangehende Untersuchung versenken — aber noch gewisser verletzt das englische Vorgehen Deutschland nach Vermögen jede Lebensmittelzufuhr abzuschneiden, das Recht, denn dieses bestimmt u. a., daß Nahrungsmittel für die Zivilbevölkerung des Feindes nicht als Konterbande anzusehen seien. Großbritannien erklärte jedoch, ganz Deutschland müsse als ein einziges Heerlager aufgefaßt werden und so käme eine Versorgung der Zivilbevölkerung mit Mehl und dergleichen einer Unterstützung der Armee gleich, mit der der Viererverband Krieg führe . . . Da fruchtete es nichts, daß die Vereinigten Staaten von Amerika im Einverständnis mit der deutschen Reichsregierung vorschlugen, die Lebensmittelzufuhr nach Deutschland freizugeben, das dafür von einem Tauchbootkrieg gegen feindliche Handelsschiffe abstehen wolle. England lehnte glatt ab, unbekümmert um die Garantien, die die Union anbot, daß die Einfuhr nur

Ernte.

Du, meine Erde, was bist du so rot?
„Mit kostbarem Safte düngt mich der Tod.“
Bebst du nicht? Fühlst du nicht unsere Not?
Da tut sie sich auf und spendet uns Brot. S. R.

*

Wieso und warum?

„Vielleicht“, so schreibt das offizielle Blatt „Popolo d'Italia“, das Organ der Salandra und Sonnino, zu den Schandtaten gegen Deutsche, „mag sich unser allzufeiner Sinn für Zivilisation und Ritterlichkeit von gewissen Vorgängen abgestoßen fühlen, aber wir dürfen und sollen nicht vergessen, mit welcher Rasse von Wegelagerern und Mördern wir es zu tun haben. Statt nur die Möbel und Waren der nach Mailand geschneiten deutschen Verräter zu zerstören, müßte man Berlin selbst vom Erdboden vertilgen.“ Zu seiner Genugtuung kann es schließlich feststellen, daß heute die Zivilisation der ganzen Welt sich gegen die deutschen Barbaren erhoben habe: „Die schlimme Bestie ist von allen Seiten umringt, es gibt keinen Ausweg mehr. Auf, ihr Jäger! Noch einen einzigen Anlauf, und das deutsche Untier ist erlegt.“

Wieso, fragen wir, glaubt Italien, daß ein „einziger Anlauf“ genügt, den an allen Fronten triumphierenden deutschen Adler zu erlegen? Und warum hassen die unwürdigen Nachkommen der alten Römer das Reich so? Etwa deshalb, weil Deutschland seinem Bundesfreund Österreich entschiedenst riet, Italien weitestgehende Zugeständnisse zu machen?

Unter den wahnwitzigen Völkern des Vierverbandes ist das italienische das wahnwitzigste!

*

Distichon.

Leise erklimmen Alpini die Höhen des Monte Piano,
In Fortissimo drauf jagt man sie wieder hinab. („Muskete.“)

*

Unter Eid!

Daß in dem mit Riesenschritten sich fortentwickelnden, bis zu den letzten „Grundsätzen der Menschlichkeit“ vordringenden Amerika doch auch noch manches beim lieben Alten geblieben ist, beweist die Schilderung, die Max Eyth in seinem lesenswerten Buch: „Hinter Pflug und Schraubstock“ von dem Amerika vor etwa einem halben Jahrhundert entwirft. Da heißt es in „Geld und Erfahrung“: „Sehen Sie, lieber Eyth, Sie müssen sich in unsere Sitten einleben. Geschworen wird bei uns das Blaue vom Himmel herunter; an das müssen Sie sich vor allen Dingen gewöhnen. Auf dem hiesigen Zollamt werden an guten Tagen etliche fünfzig Eide geleistet. Schweinefleisch, Baumwollenballen, Stockfische, Seidenkleider, Guß- und Schmiedeeisen, alles, was die Barre passiert, wird im Namen des allmächtigen Gottes für das erklärt, was es meist nicht ist. Die ganze Union ist entlang ihrer zwölftausend Meilen langen Grenze von einem Schnellfeuer von Meineiden beschützt, die jahraus, jahrein ununterbrochen, außer am Sabbath, gegen Himmel knallen.“ — Diese Worte seien in Erinnerung gebracht bei Beurteilung der amerikanischen Note über die „Lusitania“ und ihres von Gemütsruhe und Gewissensreine leuchtenden Satzes: „Wir sind deshalb in der Lage, der kaiserlich deutschen Regierung zu versichern, daß das Schiff, wie Zeugen unter Eid aussagten, unbewaffnet war . . .“

Barbarenlied.

Von Richard Schaukal.

Da wir denn Barbaren sind,
Wollen wir's auch bleiben.
Vorne soll sich's jedes Kind
In sein Schulbuch schreiben.

Was wir treiben, ist bekannt:
Sengen, morden, rauben.
Jedermann im deutschen Land
Hat daran zu glauben.

Unersättlich wilde Gier
Rast in unserm Blute.
Bruder, hinterm Kruge Bier,
Wie ist dir zumute?

Zweihundertfünfzig Munitionsfabriken

arbeiten in den Vereinigten Staaten von Amerika Tag und Nacht, um den Schießbedarf unserer Feinde zu decken und liefern an England allein täglich fünfundachtzigtausend Geschosse. Sonst wären unsere acht Gegner überhaupt nicht imstande, den Krieg, der die Vernichtung der zwei Kaiserreiche bezweckt, fortzusetzen. Die Gewinnsucht Amerikas oder besser: amerikanischer Kapitalisten und Spekulanten steht einem glücklichen Frieden entgegen und kostet uns Ströme Blutes. Als aber ein tapferes deutsches Tauchboot einen angeblich sogar bewaffneten englischen Dampfer, der Munition an Bord hatte, versenkte, wobei auch rund hundert amerikanische Bürger, die aber vorher gewarnt worden waren und Gelegenheit hatten, ein sicheres Schiff ihres eigenen Landes zur Überfahrt zu benützen, zugrunde gingen, da beklagte sich die — Union!! Und jenseits des großen Wassers begreifen Millionen sonst ganz vernünftiger Leute nicht, daß wir diese unsinnige Klage nicht als berechtigt anerkennen.

England hat allen Grund, heimlich über die dummen Russen, Franzosen und Italiener zu schmunzeln, die versuchen, angebrannte britische Kastanien aus dem Feuer zu holen, doch am lautesten mögen die waschechten Engländer, wenn sie unter sich sind, wohl über die Nordamerikaner lachen, welche sich bemühen — hoffentlich vergebens — dem Achtverband unserer Feinde aus der Patsche zu helfen.

Und ob Amerika seine einseitige Stellungnahme nicht noch einmal bereuen wird?

An uns soll es nicht fehlen, die Vereinigten Staaten zu reumütigen Sündern zu machen.

V. E. S.

Das Rotbuch.

Die österreichisch-ungarische Regierung veröffentlicht ein sogenanntes Rotbuch, das die wichtigsten Urkunden umfaßt, die das Verhältnis Österreichs zu Italien klar beleuchten und unseren ehemaligen Bundesgenossen in einem Lichte zeigen, das ihn noch viel schamloser erscheinen läßt, als ihn selbst seine größten Verächter unter uns bisher beurteilten. Das Rotbuch ist sehr umfangreich, doch genügt ein knapper Auszug, um die treulose Räuberpolitik unseres neuesten Feindes treffend zu kennzeichnen. Ein solcher Auszug sei hier gemacht:

Zivilisten zugute komme. Die Verletzung des Völkerrechtes durch England ist daher bedeutend größer als die Schwere der Vergeltung, die Deutschland dafür übt.

Freilich empfindet Großbritannien den Tauchbootkrieg doppelt, seit es erwiesen ist, daß man die Zweikaisermächte unmöglich aushungern kann. Aber das geht uns schließlich nichts an. Unsere Gegner haben sich schon oft und gründlich verrechnet! Das ist ausschließlich ihre Sache.

Soweit lägen die Verhältnisse klar, aber neue Verwicklungen schuf die Union dadurch, daß ihre Bürger unseren Feinden Munition liefern und die Regierung in Washington es duldet. Nicht genug an dem, sie fordert auch noch vom Deutschen Reich, daß es englische Schiffe, mögen sie auch Kriegsmittel führen, nicht versenke, da sich auf solchen Schiffen auch amerikanische Bürger befinden könnten . . .

Das war der Fall bei der „Lusitania“ und tatsächlich gingen mit ihr auch Amerikaner unter. Da regnete es denn mehr oder weniger geharnischte Noten, die Mister Wilson verfaßte, und die Deutschland beinahe drohten. Über den Vorwurf, die Union verletze die Neutralität, da sie einseitig Munition liefere, schwieg sich Wilson aber aus und wiederholte nur immer wieder, es müßte jedem amerikanischen Bürger unbedingt freistehen, ungefährdet jedes Passagierschiff, gleichviel unter welcher Flagge es fahre, zu benützen. Dieser Anspruch ist sehr kühn und sehr unbegründet, da die Amerikaner, die augenblicklich das Bedürfnis haben, Europa einen Besuch abzustatten, auch neutrale Dampfer benützen können, so daß sie nicht Gefahr laufen, zu ertrinken. Landete doch auch ohne Belästigung durch deutsche Tauchboote einen Tag vor der „Lusitania“ an Englands Küste ein Passagierschiff mit dem Sternenbanner, aber die noblen amerikanischen Reisenden zogen es vor, mit der „Lusitania“ zu dampfen, obwohl der deutsche Botschafter in Amerika öffentlich warnte, ein englisches Schiff zur Überfahrt nach Europa zu besteigen. Entweder nahm man die Warnung nicht ernst, oder stellte die Bequemlichkeit, die der englische Riesendampfer bot, höher in Rechnung, als die Gefahr, die damit verbunden war — oder aber die stolzen Fahrgäste wollten besonders deutlich ihre Verachtung des deutschen Seekrieges bezeugen. Sei dem wie es wolle, die leichtsinnigen Opfer der Katastrophe verdienen weder unser Mitleid noch die Rechtfertigung ihres Eigensinnes durch ihre Regierung.

Die Union beruft sich bis zum Überdruß auf die Gesetze der Menschlichkeit, die es verbieten müssen, durch Tauchboote auch Angehörige neutraler Staaten in Gefahr zu bringen, aber von der englischen Unmenschlichkeit, Hunderttausende deutscher Frauen und Kinder durch die Unterbindung der Lebensmittelzufuhr verhungern lassen zu wollen, redet sie kein Wort. Gelang England sein Unterfangen nicht, so ist das nicht sein Verdienst, sondern nur seiner Ungeschicklichkeit in Verbindung mit dem Opfermut unserer Völker zuzuschreiben.

Nur noch eine Frage: Hätte Amerika auch Großbritannien bedroht, wenn bei der von den Engländern bei uns beabsichtigten Hungersnot freie amerikanische Staatsbürger an Hungertyphus zugrunde gegangen wären? Ja? Welche Antwort hätte es wohl aus London darauf bekommen? Eine recht klare: Die Amerikaner sollen Deutschland, wo es nichts zu essen gibt, einfach verlassen . . . Und desgleichen entgegnen wir Mister Wilson auf seine geharnischten, einseitigen, unverständigen diplomatischen Noten: „Sagen Sie gefälligst Ihren Landsleuten, sie mögen keine englischen Schiffe benützen und am wenigsten solche, die Munition führen — Munition, die von Bürgern der Union unseren Feinden geliefert wird. Es ist gar zu menschenfreundlich, von uns zu begehren, die Einfuhr von Kriegsmitteln nach England, die Hunderttausende von uns hinmorden können, nur deshalb nicht zu stören, weil es einem spleenigen Amerikaner einfallen kann, zugleich mit Kanonen und Sprengmitteln über das große Wasser zu gondeln!“

V. E. S.

Nur einer.

Von Fr. W. v. Oestéren.

Es reißt der Wind vom Baum ein Blatt,
Von vielen tausend eines.
Wer merkt, was er genommen hat?
Nur eines ist doch keines.
Ein kleiner, kleiner Zweig allein,
An dem das Blatt gehangen,
Wird's fühlen, todestraurig sein
Und um Verlornes bangen.

Es reißt der Tod aus einem Heer
Von vielen Tausend einen.
Wer merkt und mißt den einen? Wer?
Nur einen heißt doch keinen.
Ein enger, enger Kreis allein
Wird um den einen kleiner
Und wird zu Tode traurig sein,
Denn alles war ihm einer.

Eine Schlacht von einst.

Am 12. März 1849 kündigte König Albert von Sardinien den mit Österreich im Sommer 1848 abgeschlossenen Waffenstillstand und Radetzky schlug in seinem Manifest gegen ihn sehr harte Töne an — die Sardiniens Politik, die Vorläuferin der italienischen von heute, auch damals schon verdiente.

Bereits am 21. März kam es zur Entscheidungsschlacht von Novara, wo sich anfangs die 20.000 Mann starken Divisionen des Erzherzogs Albrecht und des Feldmarschalleutnants Schaffgotsch mit dem gegen 50.000 Mann starken Hauptheer des Gegners schlugen, dessen artilleristische Übermacht überdies 60 Geschütze betrug. „Radetzky spaziert auf und ab", schilderte Hackländer, „eine Hand in die Seite gestemmt, horcht auf den fernen Kanonendonner, wirft einen Blick auf die Karte und sieht ernst, aber ruhig aus . . ." König Alberts Armee vermochte nicht den geringsten Vorteil zu erzielen und als Radetzky Gewißheit hatte, hier der feindlichen Hauptmacht gegenüber zu stehen, ließ er das dritte und das Reservekorps heranrücken. Doch ging es nur langsam vorwärts und Radetzky, von einem Hügel aus beobachtend, sprach zu General Heß: „Ah, sie haben's miserabel schwer da drunten . . . Jetzt müssen's nur aushalten, bis meine Grenadiere kommen . . ." Nach sieben Stunden stürmten die Grenadiere heran und bald war der übermächtige Feind von nur 37.000 Mann Österreichern aufs Haupt geschlagen.

Einige Monate später schloß Sardinien Frieden!

Österreich hat in Italien stets gegen einen zahlenmäßig überlegenen Feind gestritten und immer gesiegt, wenn dieser nicht fremde, starke Unterstützungen hatte. Das kann uns eine Gewähr für Gegenwart nnd Zukunft sein.

Aber noch aus einem anderen Grund ist die Schlacht von Novara gerade jetzt interessant: Wie klein waren damals die Heere, wie einfach Taktik und Strategie, wie übersichtlich die Schlachtfelder und wie bescheiden die militärischen Machtmittel, gemessen an den Zahlen und Werken der Technik, die heute die Entscheidung herbeiführen!

Man war vor dem Krieg jetzt allgemein der Ansicht, die modernen Kulturmenschen seien degeneriert und ihre Nerven vor der Zeit abgebraucht, und nun sehen wir erstaunt, daß wir geistig und körperlich Anstrengungen und Ausgaben gewachsen sind, zu denen frühere Geschlechter kaum befähigt gewesen wären.

Diese im Feuer gehärtete Erkenntnis unserer Kraft wird im kommenden Frieden reiche Früchte tragen: Wir wissen nun, daß wir den allergrößten Kulturproblemen, die zu lösen sein werden, gewachsen sind.

Wer einen so gewaltigen Krieg wie den gegenwärtigen ungebrochen zu führen vermag wie wir, dem kann nichts mißlingen, was Menschen überhaupt zu leisten imstande sind!

V. E. S.

Artikel IV des Dreibundvertrages, dessen Vorteile das Erpresservolk im Süden dreißig lange Jahre genoß, lautete:

„Im Falle, daß eine Großmacht, die nicht Signatar des gegenwärtigen Vertrages ist, die Sicherheit des Staates eines der hohen Vertragsteile bedrohen würde und der bedrohte Teil hiedurch gezwungen wäre, ihm den Krieg zu machen, verpflichten sich die beiden andern, im Hinblicke auf ihren Verbündeten, eine wohlwollende Neutralität zu beobachten. Jeder reserviert sich in diesem Falle das Recht, an dem Kriege teilzunehmen, wenn er es angezeigt erachtet, gemeinsame Sache mit seinem Alliierten zu machen."

König Viktor Emanuel beantwortete eine Drahtnachricht unseres Kaisers vom 1. August 1914 folgendermaßen:

„Ich habe das Telegramm Euer Majestät erhalten. Ich habe nicht nötig, Euer Majestät zu versichern, daß Italien, das alle möglichen Anstrengungen zur Sicherung und Aufrechterhaltung des Friedens getan und alles tun wird, was es kann, dazu beizutragen, ihn sobald als möglich wieder herzustellen, eine herzlich freundschaftliche Haltung gegenüber seinen Verbündeten bewahren wird, entsprechend dem Vertrage des Dreibundes und seinen aufrichtigen Gefühlen und den großen Interessen, welche es schützen muß."

Am 4. August erklärte General Cadorna, der jetzige Generalstabschef der italienischen Armee:

„Wenn Österreich-Ungarn Lovcen nicht besetzt und Gleichgewicht in der Adria nicht stört, wird Italien niemals gegen Österreich-Ungarn vorgehen."

Schon am 5. August äußerte unser Botschafter in Rom die Befürchtung, Italien werde weitgehende Forderungen, Abtretungen österreichischen Gebietes betreffend, an uns stellen und durch militärische Drohungen oder Maßnahmen eine moralische Erpressung ausüben.

Es folgten Monate des Verhandelns; Deutschland riet der Monarchie weitestgehendes Entgegenkommen an, Italien begehrte Ländergebiete, die für Österreich eine Lebensnotwendigkeit darstellen und benützte die Zeit zu Verhandlungen mit unseren Feinden — zugleich zu fieberhaften Rüstungen gegen uns . . .

Im April 1914 stellte der italienische Militärattaché in Wien seiner Regierung die Lage so dar, als handle es sich bei einem Angriff auf uns um einen „militärischen Spaziergang" . . .

Am 4. Mai kündigte Italien den Dreibund, ohne die festgesetzte Kündigungsfrist einzuhalten.

Trotzdem machte Österreich neuerdings geradezu ungeheuerliche Zugeständnisse, die Minister Sonnino mit der immer wiederkehrenden Phrase: „Zu spät! Zu spät!" beantwortete.

Am 23. Mai erklärte Italien an Österreich den Krieg. —

Diesen Tatsachen ist kein Wort hinzuzufügen; sie allein schon charakterisieren die Lumpenhaftigkeit unseres Bundesgenossen von einst, und wir müssen uns nur schämen, mit ihm so lange befreundet gewesen zu sein. Seit er sein wahres Gesicht enthüllte, ist er auch sichtbarlich der Genosse von Meuchelmördern und jenen anderen, die zum Schutze von Meuchelmördern zu den Waffen griffen. —

Noch kürzer als es hier geschehen, beleuchtete ein Wiener Schlagwort die Art und Weise Italiens; es sagt, Viktor Emanuel drahtete unserem Kaiser anfangs August des vergangenen Jahres: „Dein Krieg ist mein Krieg!" Und am 23. Mai antwortete Kaiser Franz Josef: „Dein Eid ist Mein — Eid." H. L. R.

Rumäniens Abkommen mit den Zentralmächten.

Über den Vertrag Rumäniens mit den Zentralmächten und König Carols Anteil daran schreibt der Professor der Universität Czernowitz, Dr. Freih. von Dungern, im „Türmer": Tatsächlich kann von einem Bündnis nicht gesprochen werden; es handelt sich lediglich um eine Militärkonvention, durch welche sich die Monarchen und ihre verantwortlichen Minister gegenseitig zu militärischer Unterstützung unter gewissen Voraussetzungen und Bedingungen verpflichtet hatten. Rumänien war es dabei auf einen Schutz gegen Rußland angekommen, das Anfang der achtziger Jahre die verletzende und drohende Sprache stark hervorkehrte, die es 1878 und 1879, als Dank für die Rettung durch den König, damals noch Fürsten Carol, vor Plewna, angeschlagen hatte. Eine derartige Konvention bindet ein rein parlamentarisch regiertes Land, wie Rumänien, nicht ganz in der gleichen Weise wie die deutschen Kaiserreiche mit ihren selbständigeren Regierungen. Die Entscheidung, ob der Vertragsfall vorliege oder nicht, lag in Rumänien nicht allein in der Hand des Königs, sondern der jeweiligen Regierung, die wiederum von der jeweiligen parlamentarischen Mehrheit abhängig war. Ein parlamentarisch regiertes Land kann eben, wie auch die Frage der Entscheidung über Krieg und Frieden verfassungsrechtlich formell gelöst sein mag, praktisch nicht einen Krieg führen, wenn die Mehrheit im Parlament diesen Krieg nicht will.

Aber dreißig Jahre lang hatte die rumänische Politik ihre Haltung nach der Konvention gerichtet. Trotz manchen Wechsels in der Wärme des österreichisch-ungarischen und des deutschen Entgegenkommens; trotzdem die beiden Kaiserreiche die wirtschaftliche Entwicklung Rumäniens nicht immer ganz gleichmäßig und ausschließlich gefördert hatten, waren doch von der rumänischen Regierung die Gefühle der politischen Zusammengehörigkeit mit den deutschen Mächten streng aufrechterhalten und manche Lockungen von russischer Seite zurückgewiesen worden. Im großen und ganzen war es ja auch klar, daß Rumänien durch seine Hinneigung zu Deutschland und Österreich-Ungarn den größten wirtschaftlichen Nutzen gehabt. Kaum ein paar Stück der rumänischen auswärtigen Anleihen befinden sich in London. Die neueren Anleihen, denen Rumänien seinen gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung verdankt, sind fast ganz von Deutschland und Österreich übernommen worden. Auch ohne die Ratifikation fühlte sich der König im Sommer 1914 an die deutschen Mächte durch Dankbarkeit und durch sein Wort gebunden, und er mußte und konnte sich sagen, daß er sein Land an die Seite gebunden hatte, bei der es bisher fast allein wertvolle Unterstützung gefunden hatte, und von der es auch in Zukunft nur Hilfe und Sicherung, niemals einen Angriff zu erwarten haben würde. Deshalb stand der Wille des Königs Carol fest. Als die Kriegserklärung zwischen Rußland und Deutschland erfolgte, war er sofort entschlossen, mit seinem Land sich aktiv auf die Seite seiner alten Verbündeten zu stellen, ohne zu fragen, ob wirklich eine „Provokation" Österreich-Ungarns und Deutschlands im Sinne der Konvention vorlag oder nicht.

Die Rumänen wissen das heute ganz genau. Es ist ihnen öffentlich gesagt worden, von einigen ihrer bedeutenden Staatsmänner, denen es König Carol damals, in den ersten Tagen des August 1914, erklärt hat. „Jetzt werde ich mein Volk zu neuer Größe führen!" hat er damals geäußert; und das hieß: im Krieg gegen Rußland; Seite an Seite mit Österreich-Ungarn und Deutschland. Alle Mißstimmungen gegen Österreich-Ungarn, die sich bei dem Widerstaud des benachbarten Kaiserstaates gegen die Durchführung des Bukarester Friedens 1913 in Rumänien gezeigt hatten, sollten vergessen sein. Das Ziel war größer als damals, wo es sich um die

Vielweiberei in Deutschland.

Sie war vor gar nicht so langer Zeit nicht nur gesetzlich erlaubt, sondern wurde sogar von der Obrigkeit gewünscht. Es geschah dies kurz nach dem westfälischen Frieden, nachdem der entsetzliche dreißigjährige Krieg Deutschland verarmt und entvölkert hatte. Gewerbe und Handwerk lagen darnieder aus Mangel an Menschen. Man konnte meilenweit reisen, ohne auf den niedergebrannten Ortschaften eine menschliche Seele anzutreffen, und so war der Beschluß, welchen der fränkische Kreistag zu Nürnberg am 14. Februar 1650 faßte und veröffentlichte, zwar seltsam, aber begreiflich. Dieser merkwürdige Beschluß, der die Bigamie anerkannte, lautet nach den Akten wörtlich: „Es soll hinfüro jedem Mannßpersonen 2 Weyber zu heyrathen erlaubt sein: dabei doch alle und Jede Mannßperson ernstlich erinnert, auch auf den Kanzeln öffters ermanth werden sollen, Sich dergestalten hierinnen zu verhalten und vorzusehen, daß er sich völlig und gebürender Discretion und versorg befleiße, damit Er als ein Ehrlicher Mann, der ihm 2 Weiber zu nemmen getraut, beede Ehefrauen nicht allein nothwendig versorge, sondern auch under Ihnen allen Unwillen verhüette."

Es wäre interessant, zu wissen, wie lange der Beschluß gesetzliche Kraft hatte — interessanter noch, wie es die geplagten Ehemänner anstellten, unter ihren „beeden Ehefrauen allen Unwillen zu verhüetten" . . .

Tränenfluch.

Von Marie zur Megede.

Es hat vor Zeiten meine Mutter mich gewarnt:
Mach nie, daß andre weinen müssen über dich,
Denn Tränen sind ein kostbares und heil'ges Naß,
Und wer sie auspreßt, kalten Herzens, leichtgesinnt,
Dem schreibt sie in sein Schuldbuch jene strenge Hand,
Die zu dem Aug' gehört, das alles sieht und zählt.

Sind sie zu zählen, nur zu messen noch die Tränen,
Die eine Welt geweint in Schmerz und Qual und Not?
Wie Ströme haben sie in Freund- und Feindesland,
Ihr heilig' Naß ergossen in ein Meer von Blut!
Und jeder Tropfen hat zum Steine sich gehärtet,
Zum fluchbeladnen, den der Engel des Gerichts
Auffammelte, davon er weiter sammeln wird,
Zum größten Zahltag, den der Erde Ball erschaute.
Er kommt! er naht! schon krönet Sieg die Lande,
Die Völker, deren Söhne Bruderschwur vereinte,
Und wo die Kaiserschilde strahlend hell erglänzen,
Weil sie von Tränenschuld vor Gott und Menschen rein!
Ihr aber, die ihr neidisch, haßerfüllt, voll Tücke,
Des Krieges Bestie erst genährt und dann entfesselt,
Seht, himmelnah ragt schon der Berg aus Tränensteinen,
Aus fluchbeladnen, die sich stürzen werden,
Und euch bereiten, was ihr millionenfach verdientet,
Tot oder lebend tot — ein ruhm- und ehrlos Grab!

Absicht war bis zuletzt, klar und bestimmt, Anschluß an die deutschen Mächte gegen den schlimmsten und gefährlichsten Widersacher, Rußland. Noch am Abend vor seinem Tode hat er dies in der letzten offiziellen Audienz, die er gewährt hat, dem rumänischen Professor Virgile Arion deutlich auseinandergesetzt. Auch hierüber haben wir jetzt eine bestimmte Äußerung in der Zeitung „Moldava".

Die Verhältnisse in Österreich-Ungarn hat König Carol seit Jahren mit Besorgnis beobachtet. Er sah nicht in erster Linie auf die nationalen Wünsche, die ab und zu aus dem Munde der Siebenbürger Rumänen herüberklangen, obwohl er gern mehr getan hätte, um für diese Rumänen unter fremder Herrschaft eine möglichst freie nationale Entwicklung zu erreichen. Wichtiger schien ihm die Großmachtstellung, die staatliche Integrität der österreichisch-ungarischen Gesamtmonarchie. Er brauchte eben diesen Großstaat als Rückhalt gegen Rußland für die Sicherheit seines Königreichs. Deshalb haben ihn die Selbständigkeitsregungen in Budapest, die den Zusammenhalt der Länder des Kaisers Franz Joseph lockern mußten, mit Sorge erfüllt. — Über Österreich hinaus blickte er gern nach Deutschland als dem Bankier Rumäniens und dem Organisator der rumänischen Volkswirtschaft und Industrie. Der König hatte eine tiefe Abneigung gegen den Amerikanismus. Als man in Rumänien Petroleum entdeckte, hat er sofort persönlich getan, was möglich war, um zu verhindern, daß diese neue Quelle des Reichtums amerikanischen Händen ausgeliefert würde. Deshalb sind ihm damals die deutschen Kapitalisten, die sich willig den rumänischen Verhältnissen anpaßten, als Unternehmer in der neuen Ölindustrie Rumäniens so willkommen gewesen. Er hat überhaupt niemals in dem Eindringen der Deutschen eine Gefahr gesehen. Als ihm vor Jahren ein Bevollmächtigter eines deutschen Syndikates den Vorschlag unterbreitete, in Rumänien selbst Zuckerfabriken anzulegen, um so die Rübenzucht im Lande rationeller auszunutzen, nahm der König, nachdem er sich genau über die finanziellen Grundlagen des Planes hatte unterrichten lassen, einen weißen Bogen, schrieb selbst auf rumänisch an die Spitze den Titel der neuen rumänischen Unternehmung und darunter seinen Namen mit einem Betrag von einer Million, als erste Zeichnung für das notwendige Kapital. Damit schickte er den deutschen Herrn in sein Land. Heute ist die Zuckergewinnung in Rumänien ein wichtiger Industriezweig, der den rumänischen Fabrikanten und Grundeigentümern hohe Gewinne gebracht hat. Es war die Energie des wirtschaftlichen Fortschritts, die der König mit den Deutschen in sein Land zog; des Fortschritts, durch den er Rumänien mehr und mehr auf die gleiche Stufe mit den Ländern Westeuropas stellen wollte. Denn auch der Volkswohlstand gehört ja zu den Mitteln, die einem Lande erlauben, im Kreise der Nationen selbständig aufzutreten und, wenn es not tut, mit den Waffen seine Eigenart zu verteidigen.

Die Zukunft wird zeigen, wie sehr alle diese Grundsätze des verstorbenen Königs den wirklichen Bedürfnissen Rumäniens angepaßt waren. Er hatte alles sorgfältig überlegt und genau berechnet. Als der Krieg anfing, versuchte er, seinen Räten auf Grund seiner Kenntnis der militärischen Lage in Europa zu erklären, daß Deutschland und Österreich-Ungarn stark genug seien, um selbst gegen die gewaltige Übermacht ihrer Feinde die Oberhand zu behalten. In seiner persönlich bescheidenen Art meinte er, da man seinen Berechnungen Zweifel und Bedenken entgegenstellte: „Ich kann mich ja natürlich irren, aber ich glaube es nicht." Auch in seiner politischen Berechnung hat er sich gewiß nicht geirrt!

ideelle Anerkennung des rumänischen Vorranges unter den Balkanstaaten gehandelt hatte. Das Ziel war: Bessarabien, das rumänische Bessarabien, das jahrhundertelang mit der Moldau verbunden gewesen, das durch russische Perfidie und russischen Wortbruch dem rumänischen Königreich 1879 entrissen worden war. Das Ziel war noch größer: Der König hoffte, die machtvolle Hilfe, die seine Armee Österreich-Ungarn gewähren sollte, könne seinem Volk auch von dieser Seite Gewinn eintragen, wenn nicht durch Belohnung mit österreichischen oder ungarischen Landesteilen, so doch, zumal in Ungarn, durch Erleichterung der freien Entwicklung für die Millionen Rumänen, die dort leben. Und das mächtigere, größere Rumänien sollte dann mehr noch, wie seit dem Bukarester Frieden, auf dem Balkan das Ruhe und Ordnung gebietende Element darstellen, und sollte, verbündet mit Österreich-Ungarn und Deutschland, eine Brücke bilden auf dem Weg der deutschen Mächte nach Kleinasien hinüber.

Aber um zu tun, was er wollte, brauchte der König eben die Mitwirkung des Landes, weil die rumänische Regierung eine parlamentarische ist. Preßfreiheit, Vereins- und Versammlungsfreiheit können nur unter dem Belagerungszustand eingeschränkt werden, und der muß vom Parlament genehmigt sein. Es galt vor allem, die Mehrheit der parlamentarischen Vertretung festzustellen. Genau wie das später in Griechenland und in Italien geschehen ist, berief der König in den ersten Tagen des August eine verfassungsmäßig nicht vorgesehene Versammlung der einflußreichsten Männer aller Parteien: einen Kronrat, und trug seine Pläne vor. Einer der bedeutendsten Männer Rumäniens, der ehemalige Minister Carp, hat in seiner Zeitung „Moldava“ Ende März einiges darüber veröffentlicht, wie es in diesem Kronrat zugegangen ist. Er selbst erklärte sich in dem Kronrat uneingeschränkt für die Absichten des Königs, aber er blieb mit seiner Meinung ganz allein. Die russischen und mehr noch die französischen Sympathien waren so stark, daß keiner von den anderen Räten und Ministern von einer Kriegserklärung etwas wissen wollte, die Rumänien auf die Seite der deutschen Mächte gestellt hätte. Der verpflichtende Fall der „Provokation“ wurde allgemein geleugnet. Der König mußte nachgeben und den befreundeten deutschen Monarchen schreiben, daß er seine Armee nicht mit ihnen losschlagen lassen könne. Rumänien beschloß eine abwartende bewaffnete Bereitschaft.

Das war für die russischen und französischen Intriganten die Grundlage zu einer heftigen Agitation für den Anschluß an Rußland. Ende September wagten diese Elemente sich so weit vor, daß sie in Versammlungen und in der Presse offen erklärten, ein König, der von ihrem Ziel nichts wissen wolle, müsse abdanken. Statt Bessarabien schrieben sie auf ihre Fahne die Ausdehnung Rumäniens in der Bukowina und in Siebenbürgen und nannten das Befreiung der Rumänen unter habsburgischem Zepter. Aber König Carol und seine Regierung haben sich durch diese nationalistische Agitation nicht beeinflussen lassen.

Merkwürdigerweise haben diese rumänischen Nationalisten im Testament des Königs Carol, das zwei Tage nach seinem Tode (10. Oktober) veröffentlicht wurde, einen Satz gefunden, den sie für sich verwerten konnten. Der König hatte da ausgedrückt, er erhoffe für sein Land eine größere Zukunft. Auch bei uns hat man vielfach geglaubt, daß der König im Laufe seiner 45jährigen Regierung allmählich so sehr Rumäne geworden sei, daß er mit den nationalistischen Vergrößerungswünschen seines Volkes sich identifiziert und mit der Ausdehnung nach Norden ebensogut wie mit der Rückgewinnung von Bessarabien gerechnet habe. Das ist nicht richtig. König Carol war so vollkommen Realpolitiker, daß er einem praktisch-politischen Gedanken, den er nicht glaubte sofort verwirklichen zu können, auch keinen Ausdruck verlieh, ja einem solchen Gedanken selbst rein theoretisch gar nicht weiter nachging. Seine

Einer meiner Verwandten mit Namen Josef Luegger soll ja auch schon lange vermißt sein, und ich werde mein Bestes tun, seine Adresse auszufinden, wenn er etwa auch in Sibirien ist.

Die armen Burschen; da müssen sie ihr junges Leben so unschuldig vertrauern, und ihren Lieben ist es unmöglich, ihnen zu helfen. Daß wir Deutschen in Amerika sehr bitter fühlen über die Haltung der hiesigen Regierung, ist wohl natürlich; aber der letzte Tag ist noch nicht gekommen; die Deutschfeinde werden noch sehr den Kürzeren ziehen, wenn es zu den nächsten Wahlen kommt.

Derweil aber schlagen sich die Deutschen und Österreicher und Türken schon selber durch; das Recht ist mit ihnen. Ich kann mir es nicht anders denken, besonders seit auch die Italiener in den Krieg zogen; das hat wohl vielen die Augen geöffnet.

Ich bin so froh, den Heimgarten zu erhalten; wie wohl tut's mir, so direkt von daheim zu hören.

Ihr Tagebuch ist mir ein Evangelium und besonders zu Herzen gegangen ist mir „Unser tägliches Brot". Ja so fühlten wir, so fühle ich noch; nicht ein Krümchen könnte ich unter die Füße treten von der geheiligten Gottesgabe. —

Glauben Sie ja nicht, weil die Amerikaner Lebensmittel für die Belgier schickten, müßte hier Überfluß herrschen; nein. In den kalifornischen Städten allein sind vielleicht mehr Menschen hungrig gegangen im letzten Winter als in ganz Europa; und selbst jetzt im Sommer können viele, viele, keine Arbeit finden; was dann, wenn es wieder kalt wird?

Die Männer, die hier das Land durchziehen, ihr Kleiderbündel mit der Bettdecke über die Achsel gehängt, die sogenannten „Tramps", die bei den Hintertüren der Häuser um etwas zum Essen zusprechen, sind ein trauriger Beweis, wie wenig dieses Land für seine Arbeitswilligen und Bedürftigen sorgt.

Kapitel könnte ich Ihnen schreiben, und ein tiefer Ingrimm würde daraus sprechen, Ingrimm über eine Volksvertretung, die dem deutschen Volk und Reich Vorschriften machen will, während es im eigenen Haushalte so viel zum Bessermachen gäbe.

Friedensgebete anordnen und tödliche Waffen und Kugeln an die Feinde Deutschlands senden; dann den Deutschen sagen: „Ihr dürft Euch nicht wehren, — unsere Leute müssen das Recht haben, zu reisen, wie es ihnen beliebt!"

Kindisches, hochmütiges Geschwätz, — heuchlerische Frömmigkeit! Aber sie werden sich anschaun! An der deutschen Ehrlichkeit und Kraft werden sie sich doch die Köpfe einrennen, wenn sie es zu weit treiben.

Ich weiß nicht, warum ich heute so zornig bin, lieber Herr Rosegger. Ich habe noch keine Zeitung gelesen heute; ich weiß noch nicht, wie die „Note", die Zuschrift lautet, die der Präsident zum zweitenmale nach Berlin sandte, aber wir wissen, daß er auf seiner Forderung wegen Einstellung des Unterseebootkrieges bestehen will, als ob Deutschland zustimmen könnte, sich seiner einzigen Wehr auf dem Meere zu entäußern.

Nein, lieber kämpfen oder für gut Frieden machen; einseitiges Nachgeben wäre Selbstmord.

Wäre ich nicht verheiratet oder wäre mein Mann nicht so gut, dann wäre ich schon lange daheim; so kann ich meinen Lieben so gar nicht zur Seite stehen und wenn es zum Bruch zwischen Deutschland und Amerika kommen sollte, kriegte ich erst für lange, lange Zeit keine Nachricht von daheim. Aber lieber auch das ertragen, als daß unser heimatliches Volk sich seiner Waffen entäußern und unterliegen sollte. Nein es soll siegen; nur wenn in ehrenhafter Weise Friede geschlossen

Lisl.

Von Hans Weber.

In Graz, da steht ein Glockenturm,
Der heißt wie du!

Kamen einmal Feinde ins Land,
Böse, welsche Feinde.
Rings lohten Dörfer in rotem Brand,
Nur hoch in der Feste ein Häuflein stand
In Waffen.

Das wußte, es waren viel zu viel
Die drunten.
Und dennoch gab es ein eisernes Spiel,
Eh Berg und Burg vor den Feinden fiel,
Den welschen.

Die zogen hinauf über Steine und Blut
Ins Heldennest
Und schleiften die Feste und schleiften sie gut
Und wollten in ihrem Übermut
Auch den Glockenturm zertrümmern.

Das hörten die Bürger. Ein einziger Schrei
Bat Schonung.
Sie schleppten den letzten Heller herbei,
Auf daß die Lisl gerettet sei
Und die Welschen nahmen das Geld.

Ein Brief aus Westamerika.

Von Rosa Fischer.

Unsere Landsmännin Rosa Fischer, die uns das schöne Buch „Oststeirisches Bauernleben“ geschrieben hat, ist vor Jahren nach Kalifornien ausgewandert, wo sie mit einem Deutschen verheiratet eine zufriedene Häuslichkeit führt. Die Steiermark kann sie natürlich nicht vergessen, nicht einmal unsern „Heimgarten“. Und da schreibt sie uns jetzt einen Brief, wie ihr zumute ist in dieser Zeit, wo sie ihr deutsches Vaterland in so großer Bedrängnis weiß. Obschon es ein Privatbrief ist, glauben wir doch, Frau Rosa wird nicht allzu ungehalten sein, wenn wir ihn abdrucken. Es ist ein so warmer Gruß ans Heimatland.

11. Juni 1915.

Lieber Herr Rosegger!

Wieder einmal ein paar Zeilen nach langer Zeit. Was hätte ich Ihnen auch schreiben sollen? Ich lese die Zeitungen, bange für die Meinen, war manchmal ganz krank, und wenn es Siegesberichte der deutsch-österreichischen Armeen gibt, seligkeitsvoll. Schreiben? Ach, wenn ich an meine Angehörigen Briefe schreibe, fühle ich mich oft ganz bedrückt, daß ich nicht mehr zu sagen weiß in dieser großen Zeit voll Leid und Opfermut. Nur der Himmelvater weiß, wie ich mich heim sehne, wie ich für Euch bete!

Morgen geht von San Francisco der Dampfer Mongolia nach China und nimmt eine Ladung Liebesgaben für die gefangenen Deutschen und Österreicher in Sibirien mit. Ich schrieb an Ihren Neffen P. R. in Kasalinsk und sandte ihm ein wenig Geld, da ich Sonntag im Mai-Heimgarten über ihn las.

mir, wir seien in Deutschland wohl gelitten, und fuhr fort, uns an Begabung und Gesinnung laut zu rühmen. Wir seien Deutsche von einer ganz prächtigen Eigenart, die wir aber doch, um uns in das Deutsche Reich, wie es nun einmal geworden, ohne Störung einzufügen, erheblich abändern müßten. Ob ich mir das eigentlich schon einmal überlegt hätte? Ob wir das überhaupt könnten? Welchen Vorteil das deutsche Wesen denn hätte, wenn unsere Spielart daraus verschwände? Wie denn der Verlust unserer österreichischen Eigenheit, die sich an uns im Leben mit anderen Völkern entwickelt hätte und nur durch das Leben mit diesen erhalten werden könnte, dem Deutschtum ersetzt werden sollte? Und indem er mir empfahl, dies mit meinen Freunden zu bedenken und zu beherzigen, entließ er den betretenen Jüngling. Es ging mir lange nach und allerlei, was ich mir bisher niemals hatte eingestehen wollen, trat jetzt auf einmal ungestüm hervor. Ich war ja zunächst vehement auf Berlin losgestürzt, fest entschlossen, alles zu bewundern und hätte mir eher die Zunge abgebissen, bevor ich zugab, wie fremd, blutsfremd und seelenfremd es mir doch eigentlich immer noch blieb; ich wurde mit dem Verstande sein, im Herzen behielt ich meine Mundart. Doch erst jetzt, im Gewühl der streitenden Empfindungen nach jenem unverhofften Gespräch, schoß es, lange verhalten, plötzlich erbrochen, heiß aus mir empor, daß ich ja durchaus ein anderer war, als alle hier so gut deutsch wie sie, doch anders deutsch, und daß mir gerade das an mir, wodurch ich mich als einen anderen, ganz anderen empfand, über alles teuer war, nicht bloß um meiner selbst, sondern um des Deutschtums willen, und daß, wenn der Österreicher mit seiner südlich gebräunten, slawisch erregten Sonderart verloren ginge, das deutsche Wesen dadurch verarmte. Und ich weiß noch, wie mir in meiner schmerzlichen und doch so seligen Verworrenheit damals plötzlich die Stadt einfiel, in der ich aufgewachsen bin, das urdeutsche Salzburg, eine ganz italienische Stadt, in der Gotisches mit Barockem sich so verwachsen, so durchdrungen, so rein eingeschmolzen hat, daß sie durchaus beides auf einmal ist und von keinem mehr lassen könnte, ohne sich selbst und beides (nicht bloß das, wovon sie lassen wollte, sondern damit auch das andere) zu zerreißen, recht ein Symbol Österreichs. In jener Stunde ist in mir aus meinem deutschesten Gefühl durch reinste Selbstbesinnung der Österreicher geboren worden, zum siebzigsten Geburtstag Bismarcks.

Diesen Auszug entnahmen wir einem Aufsatz: „Österreich“, den Hermann Bahr in der Zeitschrift „Die Tat“, März 1915, veröffentlicht hat. Der ganze Aufsatz ist sehr lesenswert, besonders für uns Österreicher.

---

100 : 1200.

Der sehr ehrenwerte Mister und Minister Churchil sagte im englischen Parlament, man müsse die Deutschen „drosseln“ — abwürgen wie irgendein giftiges Vieh. Und er ging hin und verhängte die Blockade über die deutsche Küste, daß niemand imstande sein sollte, Lebensmittel, Verbandzeug, Arzneien und dergleichen zuzuführen. Waren die britischen Söldner nicht stark genug, das Heer des Feindes zu besiegen, gut, das große, alte England hatte auch andere Mittel, seine Gegner kirre zu machen. Man hungerte sie „einfach“ aus; und nicht nur die Truppen im Felde sollten darben und verelenden, nein, auch die Frauen und Kinder in Berlin und Leipzig und München und Wien . . . Gerade die Frauen und Kinder.

Haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika dagegen etwa im Namen der „Menschlichkeit“, zu deren Sprachrohr sie sich zuzeiten aufwerfen, Einwendungen erhoben? Nein.

werden kann, soll man es tun, so schnell wie möglich, damit die Menschen wieder glücklich werden können. —

Wir erwarten deutschen Besuch diesen Sommer: meines Mannes Sohn und Frau und Kind; auf letzteres freu ich mich am meisten; ein drei Jahre altes Büblein, — wird mich wohl heimatlich berühren. Ich bin froh, daß alle von deutschen Voreltern abstammen, sonst könnte man nicht einmal in der Familie seine ehrliche politische Meinung äußern.

In allem zusammen geht's uns gut, lieber Herr Rosegger, und das Wetter ist schön, aber nichts gleicht der Steiermark.

Ich will jetzt schließen, hoffend, daß dieser Brief in Ihre Hände gelangt; tut er's, so ist es ein Zeichen, daß zwischen hier und daheim die „Verbindungen" wohl erhalten sind — das gebe Gott.

Nun bleiben Sie schön gesund; möge baldigst Friede einkehren im lieben Vaterland!

Mit tausend herzlichen Grüßen Ihre

R. Sch.

Wie Hermann Bahr österreichisch wurde.

Von ihm selbst erzählt.

Auch ich war einmal Irredentist, wie das keinem anständigen jungen Menschen bei uns erspart bleibt. Ich war als Student deutscher Irredentist. Als ich bei dem Trauerkommers für Richard Wagner dies merken ließ, wurde ich für meine Rede relegiert und zog frohlockend in Berlin ein. Dort aber fing der Irredentist allmählich bald nachzulassen an, zunächst ganz im Stillen. Es regte sich anders in mir. Je mehr ich Deutschland lieb gewann, desto herzlicher besann ich mich jetzt auf Österreich, und auf einmal vertrugen sich die beiden sehr gut in mir. Doch behielt ich das Vokabular des Irredentisten noch einige Zeit bei, wie man ja gern noch lange dieselben liebgewordenen Worte für Gedanken, die sich unterdessen längst erneut haben, aus alter Gewohnheit zu gebrauchen noch einige Zeit fortfährt. Dann kam der siebzigste Geburtstag Bismarcks. Da wurde mir eine Adresse geschickt, die ich im Namen der deutschen Studentenschaft Österreichs überreichen sollte. Sie war kräftig abgefaßt, unsere Hoffnungen, Wünsche und Weltverbesserungen keineswegs verhehlend. Ich freute mich sehr und malte mir schon den großen Augenblick aus, wo der Fürst von mir die Deutschen Österreichs in Empfang nehmen sollte. Es zeigte sich aber, daß das doch schwieriger war, als ich dachte. Ich wurde nämlich gar nicht vorgelassen, sondern man nahm mir die Adresse höflich ab, und es blieb mir nichts übrig als mich wieder fortzutrollen, nicht ohne standhaft darauf gedrungen zu haben, daß ich sobald als möglich verständigt sein wollte, wann der Kanzler Zeit hätte, mich anzuhören. Und ich wurde richtig nach einigen Tagen ins Palais beschieden und der Fürst dankte mir, wenn auch nicht in Person, so doch durch seinen Rat von Rottenburg, der mich aber recht enttäuschte. Bismarck freue sich, hörte ich von ihm, uns so gut deutsch gesinnt zu wissen, was wir aber nicht besser beweisen könnten, als wenn wir unsere ganze Kraft einsetzten, Österreich stark zu machen. Deutschland rechne auf uns, es brauche uns, aber in Österreich. Ein mächtiges Österreich sei Deutschland unentbehrlich. Ich war mit blanken Worten wohl bewaffnet gekommen, nun saß ich still und stumm. Der Rat mochte Mitleid mit mir haben, als ich endlich kleinlaut erwiderte, daß uns damit doch ein großes Opfer zugemutet würde. Er sah mich lächelnd an und fragte: „Ob Sie nicht aber alle noch viel größere Opfer bringen müßten, um in das Deutsche Reich aufgenommen zu werden?" Ich verstand gar nicht gleich, was er meinen könnte. Er versicherte

von hohem dichterischen Schwung vor Augen geführt. Wir sehen, wie der Mensch die Rohstoffe — Eisen, Kohle und Petroleum — seinen Zwecken dienstbar macht und die Produkte daraus zu staunenerregenden Arbeitsleistungen zwingt, aber wir sehen auch, wie die Maschinen, die er schafft und deren Leistungsfähigkeit er durch immer kühnere Erfindungen ins Gigantische steigert, die Tunnels, die er durch die Gebirge treibt, die Schiffahrtslinien, mit denen er den Erdball umspinnt, und die Reichtümer, die ihm die scheinbar von ihm gebändigten Naturkräfte erwerben müssen, zu Dämonen emporwachsen, ihren Herrn und Meister zu unterjochen drohen und erschütternde soziale und wirtschaftliche Kämpfe heraufbeschwören.

Es ist nicht die stille versonnene Dachstubenpoesie unserer Großväter, die aus Fritz Müllers Skizzen spricht, es ist vielmehr eine neue Poesie, die erst die Gegenwart geboren hat, die Poesie der rauchenden Schlote, der dröhnenden Riesenhämmer, des flüssigen Stahls, der Dynamos und der Turbinen. Wer das bewegte Getriebe unserer Zeit bisher nur im grauen Dunste des Alltags gesehen und vielleicht geklagt hat, daß vor dem schrillen Pfiffe der Lokomotiven und dem Geheul der Fabriksirenen die Romantik aus der Welt geflohen sei, der greife zu diesem Märchenbuche. Dann wird ihm der Sinn für die Zauberkräfte des 20. Jahrhunderts aufgehen, und sein Ohr wird sich dem jubelnden Triumphgesang der Technik, dem ehernen Marschliede der Arbeit, dem erhabenen Pathos völkerbewegender Dramen erschließen. V.

Emanuel Geibels Werke. Vier Teile in einem Bande. Ausgewählt und herausgegeben von Dr. R. Schacht. Mit drei Bildnissen, zwei Abbildungen und vier Handschriften. (Leipzig. Hesse & Becker.)

Emanuel Geibel, nach Kaiser Friedrichs Ausspruch der Herold des Deutschen Reiches, gehört nach dem übereinstimmenden Urteil der Literarhistoriker zu unsern besten vaterländischen Sängern und zu jenen Dichtern, die deutsches Wesen und deutsche Art am reinsten verkörpern. Es ist daher mit Dank zu begrüßen, daß im Rahmen der wohlbekannten Hessischen Deutschen Klassiker-Bibliothek eine Geibel-Ausgabe erscheint, deren Anschaffungskosten auch der Minderbemittelte erschwingen kann. — Der starke Band (800 Seiten!) enthält alles, was von Geibel lebendig geblieben ist. Wer ihn gelesen hat, hat nicht nur ein neues Bild von der Persönlichkeit und dem Schaffen des Dichters, er hat auch eine innere Bereicherung gewonnen und wird diese zu Herzen gehenden Klänge nicht mehr missen wollen. In erster Linie steht uns heute der Vaterlandsfreund, dessen „Heroldsrufe“ noch nie so zeitgemäß waren wie gerade jetzt. Dieselbe Beachtung verdienen aber der feine Verskünstler, der eine Fülle zarter lyrischer Gedichte, kräftige Balladen und volkstümliche Lieder geschaffen hat, der Dramatiker, dessen Lustspiel „Meister Andrea“ und dessen Einakter „Echtes Gold wird klar im Feuer“ noch nicht nach ihrem wahren Werte geschätzt werden, und der formgewandte Übersetzer, dem wir unter anderem ausgezeichnete Nachbildungen Horazischer Oden verdanken. — Eine Biographie Geibels aus der Feder des Herausgebers und gute Einleitungen erhöhen den Wert der Ausgabe.

Das hohe Seil. Novellen von Emanuel von Bodmann. (Leipzig. L. Stackmann.)

Nur zum Teil sind die Erzählungen Novellen in streng literarischem Sinn, manchen haftet eine gesunde Skizzenhaftigkeit an. Ein echter Ernst durchzieht sie und stimmt nachdenklich. Die behäbige Sprache paßt sich dem Inhalt an. Von Bodmann kannten wir bisher hauptsächlich Dramen und Gedichte, aber auch als darstellender Plauderer verdient er Beachtung. V. E. S.

Der Don Juan von Bella Riva. Ein Geschichtenbuch von Rudolf Presber. (Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart u. Berlin.)

Ein echter Presber mit seiner bekannten Liebenswürdigkeit und seinem erquickenden Humor, der uns besonders in der großen, aber auch schweren Zeit, die wir durchleben, schier unentbehrlich ist. Das runde Dutzend Erzählungen bedeutet ein Dutzend fröhlicher Stunden. Wahrscheinlich würden besonders unsere Brüder im Felde das Buch schätzen, denn — wie mancher Brief aus der Front beweist — sehnen sie sich in den ruhigen Stunden, die ihnen in den Kampfpausen bleiben, nach friedlicher Heiterkeit und mit den ewigen Kriegsdarstellungen wissen sie, die selbst Weltgeschichte machen, nicht viel anzufangen. Deshalb sei der neue Presber doppelt warm empfohlen. H. L. R.

Der Luftkrieg. Um Klarheit in die feindlichen Luftflottenstreitkräfte zu bringen und um uns über Stärke und Bauart der feindlichen Luftflugzeuge aufzuklären, ist der 2. Jahrgang des Taschenbuchs der Luftflotten von Rasch und Hormel gerade zur rechten Zeit erschienen. Wir finden darin alle Flugtypen von sämtlichen kriegführenden Staaten sowie auch der neutralen. Auch die deutschen Luftschiffe durften im Bild gebracht werden; sonst mußte, was Deutschland und Österreich betrifft, den Anordnungen der Militärbehörden entsprechend Zurückhaltung walten. So fehlen von Deutschland und Österreich die Schiffslisten und die Organisation des Militärluftfahrwesens, ebenso natürlich die Luftschiffhallen sowie die Übersicht über die Bautätigkeit der deutschen Werften, welche Angaben bei den

Aber das Deutsche Reich ließ sich nicht unterkriegen, sondern beantwortete den Aushungerungskrieg mit dem Unterseebotskrieg. Die englische Handelsflotte sollte daran glauben. Aber gibt es noch eine friedliche englische Handelsflotte? Kaum. Denn viele Kauffahrer Großbritanniens, die überdies eine fremde Flagge am Mast zu führen pflegen, wurden mit Geschützen versehen und wurden daher zu Hilfskreuzern, also zu Kriegsschiffen. Außerdem erhielten alle den Befehl, feindliche Tauchboote mitleidslos zu rammen.

Ein verwegenes deutsches Unterseeboot versenkte dann u. a. auch die „Lusitania", die nebst Fahrgästen in erster Linie Schießbedarf aus Amerika nach England zu bringen hatte. Dabei büßten hundert amerikanische Bürger ihr Leben ein und der auch sehr ehrenwerte Präsident Wilson schickte Note auf Note nach Berlin, wobei er durchblicken ließ, er sei zum Krieg gegen das Deutsche Reich bereit, falls dieses nicht allen Yankees die Möglichkeit offen lasse, überallhin, wo es einem von ihnen passe, auf irgendeinem Schiff zu gondeln.

Also für hundert tote Amerikaner, die eigenwillig ein britisches Munitionsschiff zur Überfahrt nach Europa benützen, obwohl ihnen genug Dampfer unter dem Sternenbanner zur Verfügung standen, will die überaus menschliche Union Deutschland auch noch mit Krieg überziehen! Wie gut geordnet muß ein Land in seinem Innern sein, das die moralische Kraft aufbringt, andere mit den stärksten Mitteln zu bedrohen, um einigen seiner Weltenbummler jegliche Lustfahrt über den Ozean zu ermöglichen!

Und doch! Am 23. Juli ging auf dem Chicago-Fluß der amerikanische Vergnügungsdampfer „Eastland" unter und es ertranken dabei rund eintausendzweihundert Menschen, zuvörderst Frauen und Kinder. Und das Schiff fiel nicht etwa einem unvermeidlichen Elementarereignisse zum Opfer, sondern des besseren Geschäftes wegen beförderte es mehr Leute, als es eigentlich tragen konnte. Die Profitgier der Eigentümer der „Eastland" verschlang die Zwölfhundert.

Was wird Mr. Wilson da tun? Das ist schließlich seine und des amerikanischen Volkes Sache; uns obliegt es nur, uns zu verwundern, daß die mächtige Union wegen hundert Toter mit Deutschland Händel sucht, statt zuerst daheim zum Rechten zu sehen.

Oder war das Leben der Hundert auf der „Lusitania" so viel wertvoller als das Leben der Zwölfhundert auf der „Eastland"? Weil auf der „Lusitania" Mr. Vanderbildt reiste und mitunterging?

Nein, nein, denn die Vereinigten Staaten brüsten sich doch, das demokratischste Land der Erde zu sein.

100 : 1200 — über das Zahlenverhältnis wird man nachdenken müssen.

V. E. S.

Bücher

Die eisernen Kameraden. Skizzen von Fritz Müller. (Leipzig. C. F. Amelang.) Es ist das Hohelied der Technik, der bis ins Kleinste hinein wohlorganisierten Arbeit und des allmächtigen Kapitals, das der Verfasser in diesen, vielleicht allzu bescheiden als „Skizzen" bezeichneten, modernen Märchen anstimmt. Das, was uns im gegenwärtigen Kriege so eindringlich zum Bewußtsein gelangt ist: die Elementarkraft der technischen und wirtschaftlichen Hilfsmittel, die wie die Fördertürme, Hochöfen, Dampfhämmer und Maschinen in der ersten der zehn Skizzen als „eiserne Kameraden" den Streitern von Fleisch und Blut zur Hilfe komnen, wird dem Leser hier in packenden Bildern, in Schilderungen

Die neuen Gedichte. Volksausgabe. Von Max Geißler. (Leipzig. L. Staackmann.)

Geißlers Gedichte und Soldatenballaden sind schon in fast 20·000 Exemplaren verbreitet. Nun stellt er sich mit einem neuen schmucken, frohen und billigen Bändchen ein, bringt überaus feine lyrische Stimmungen, bringt kraftvolle Balladen und hübsche Mären und malt uns in leuchtenden Sonetten sein geliebtes Gardaland vor die Sehnsucht. Freilich — es sei bekannt! — im Roman ist Geißler stärker. Gleichwohl aber sind seine neuen Gedichte ein reines, herzliches Buch, daraus erquicklich viel Liebe und Wärme und Glanz in die Herzen flutet. K. D. Zwerger.

Die Technik des Romans. Plaudereien aus der Werkstatt von Zolanus. (Berlin u. Leipzig. Schuster u. Loeffler.)

Also 'ne Art Rezept, wie man Romane schreibt? Beileibe nein! Aber recht anregende, aus feiner Beobachtung und Erfahrung geschöpfte Gedanken über Idee und Vorwurf, Handlung und Aufbau, Milieu, Charakteristik, Realismus und Stil des Romanes sowie über die verschiedenen Romanarten u. a. Interessant ist das Bändchen für alle, für literarische Anfänger wird es manchmal auch wertvoll sein. K. D. Zwerger.

Der Krieg und die Geschlechtskrankheiten. Von Geheimrat Prof. Dr. A. Neisser. 54. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Arbeit des berühmten Dermatologen behandelt eines der heikelsten und schwierigsten Probleme, das doch ohne Scheuklappen behandelt werden muß. Wir ersehen aus der Flugschrift so recht, welch nicht ernst genug zu nehmende Bedeutung die behandelte Frage hat: einen Versuch zu ihrer Lösung unternimmt der Verfasser mit dem ganzen Rüstzeug des hervorragenden Mediziners, dem Wohl und Wehe des deutschen Volkes am Herzen liegt. Nicht als zelotischer Eiferer, sondern als warnender und vorsorgender Arzt muß sprechen, wer auf diesem für unser gesamtes Volkstum so wichtigen Gebiet etwas erreichen will. Die Arbeit von Prof. Neisser gibt, dessen sind wir sicher, mit ihren positiven Vorschlägen einen Weg an, dessen Befolgung vor vielem Unheil bewahren kann. V.

Der Europäische Kriegsschauplatz in 3 Karten. Von P. Krauß. (Leipzig. Bibliographisches Institut. 1915.)

Von diesen durch die auch auf dem Gebiete der Kartographie rühmlichst bekannten Verlagshandlung vortrefflich ausgeführten Kriegskarten, deren frühere den westlichen Teil (Belgien, Frankreich rc.) sowie den östlichen Teil (Rußland, Galizien rc.) umfassen, ist nun auch ein Blatt, die österreich-italienischen Grenzgebiete enthaltend, im Maßstabe von 1 : 850.000 erschienen. Der große Maßstab hat gestattet, besondere Genauigkeit auf das hier so schwierige Gebirgsgelände zu verwenden und erscheint in großer Sorgfalt hier das ganze Gebiet der österreichischen Alpen behandelt. Auch wurde eine Nebenkarte von ganz Italien in kleinerem Maßstabe angefügt. Der durch die trefflichen Karten in seinen überall verbreiteten Reisebüchern längst bekannte Verlag hat damit wieder ein vorzügliches Hilfsmittel zur Verfolgung der nun so weit reichenden Kriegsereignisse geboten.

Dr. A. S.

Die Kriegsgesetze. Die Bestimmungen der Kriegs- und Mobilisierungsgesetze sind von einschneidender Bedeutung, nicht nur für jede Gemeindevertretung, sondern für jeden Staatsbürger, da es kaum jemanden geben wird, der nicht selbst oder durch einen Angehörigen den Wirkungen der Gesetze unterworfen ist. Die nächstliegende Notwendigkeit ist, sich mit dem Gesetze selbst vertraut zu machen, was am besten geschieht durch die soeben bei Ulr. Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff) in Graz bereits in dritter, stark erweiterter Auflage erschienene Ausgabe „Die Kriegs- und Mobilisierungsgesetze nebst allen kaiserlichen und ministeriellen Verordnungen und den Durchführungs- und anderen militärrechtlichen Bestimmungen" von G. Kvergić, k. u. k. Oberst i. R. Das Büchlein ist zum Preise von K 1·60 durch jede Buchhandlung oder vom genannten Verlage zu beziehen. Es enthält den Wortlaut der Gesetze mit Erklärungen und Hinzufügung angezogener Vorschriften betreffend den Unterhaltungsbeitrag für die Angehörigen der Mobilisierten — Versorgung der Invaliden, Unterstützung deren Witwen, Waisen und der Angehörigen — die Dienstleistung für Kriegszwecke und ihre Entlohnung — Einquartierung — Vorspann — die Landsturmpflicht — Einjährig-Freiwillige auf Kriegsdauer — Amnestie — Postwesen — Benutzung der Immobilien, der Betriebe, Privatbahnen, -Telegraphen und -Telephone — die Spionage und deren Rechtsfolgen und viele andere Bestimmungen. Der leichteren Übersicht wegen sind die Paragraphen mit Überschriften versehen, welche im Gesetzestext selbst nicht gemacht werden. Zur rascheren Auffindung dient ein ausführliches Sachregister. Die dritte Auflage wurde wesentlich ergänzt und enthält alle bis Juli 1915 erschienenen kaiserlichen und ministeriellen Verordnungen.

---

anderen Staaten in größter Ausführlichkeit und Genauigkeit gegeben sind. Trotz des Fehlens der diesbezüglichen deutschen und österreichischen Abteilungen ist das Buch im allgemeinen von unschätzbarem Werte, da eben alle Luftschiffe der Welt im Bilde genau dargestellt sind und ihre Leistungsfähigkeit erläutert wird. Vermittelst des Buches lassen sich auch fast alle Luftschiffe und Flugzeuge erkennen und es läßt sich meist feststellen, aus welchem Lande sie stammen. Auch die neuesten Motore sind in anschaulichen Abbildungen zur Aufnahme gekommen, so daß das Buch, das soeben erschienen ist (J. F. Lehmanns Verlag, München) wichtige Dienste leisten wird. V.

Das Unterseeboot im Kampfe. Von Friedrich Otto. Mit zahlreichen Abbildungen. Vom Reichsmarineamt geprüft und zugelassen. (Leipzig. C. F. Amelang.)

Ausgerüstet mit fachtechnischen Kenntnissen bietet der Verfasser dem Laien ein wahres und lebendiges Bild des gesamten U-Bootwesens und läßt den Leser selbst an einer spannenden, an Zwischenfällen reichen Fahrt teilnehmen. Dabei ist das Buch keineswegs trocken geschrieben, sondern schwingt sich nicht selten zu dichterischer Kraft und Wucht empor; nie aber wirkt es ermüdend. Bei der gewaltigen, nie geahnten Bedeutung, die diese vielleicht schrecklichste Waffe in unserem heiligen Daseinskriege errungen hat, muß es wohl jeden wärmstens innern, in Wesen und Werden, Fahrt und Gefahren dieser Wunderfische eingeführt zu werden.

Preußens Aufgang. Aus der Regierung Friedrich Wilhelms und den Anfängen Friedrichs des Großen. Ein Volksbuch von Professor Dr. Benno Diederich. (Braunschweig. George Westermann.)

Das Buch enthält in seinem Hauptteil große zusammenhängende Stücke über die Regierung Friedrich Wilhelms I., des spartanischen Soldatenkönigs, und den leuchtenden Sonnenaufgang Friedrichs des Großen bis zu der köstlichen Affäre von Herstal, die damals wie ein Blitz in alle Perücken schlug. Diese Stücke sind ausgewählt aus Carlyles Werk über Friedrich den Großen. V.

England als Henker Frankreichs. Ein Kampf um die Weltherrschaft und sein Ende. Von Walther Unus. Mit 25 Textabbildungen und einer farbigen Umschlagszeichnung. (Braunschweig. George Westermann.)

Dasselbe Frankreich, das von jeher von England bekämpft und beaufsichtigt, verkleinert und mißhandelt worden ist, nimmt jetzt aus freien Stücken das Schicksal auf sich, sich für diesen seinen Todfeind zugrunde zu richten. Den Beweis für die Tragik eines der bedeutendsten Völker führt das Büchlein an Hand der Geschichte der letzten beiden Jahrhunderte durch und belegt sie mit zahlreichen charakteristischen Karikaturen, in denen die Franzosen alle Ränke ihres gehaßten Nachbars durchschauen, ohne in ihrer Politik gewitzter zu werden.

Die heilige Zeit. Des Weltkriegs erste Tage. Von Ernst August Thüring. (Leipzig. Hesse & Becker. 1915.)

Der Verfasser erzählt aus jenen welthistorisch gewordenen Tagen seine Heimreise von Helgoland bis an den Bodensee, was er unterwegs gesehen und erfahren hat. Wie damals das Reich sich erhob, voll glühendster Begeisterung — wahrhaft eine heilige Zeit, wie unser deutsches Volk trotz seiner großen Geschichte noch keine erlebt hat. Der Verfasser reiste mit seinen Kindern, und die Gegenüberstellung der kindlichen Naivitäten mit dem Ernste der Wirklichkeit ergreift unser Gemüt, das dann wieder mitfortgerissen wird von der feierlichen Sprache und den eingestreuten Erinnerungen an unsere großen Dichter, die uns segnen. Die Wucht des patriotischen Gefühles, die das Buch durchwogt, muß jeden deutschen Leser ergreifen.

Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Eine Darstellung von Jakob Schaffer. (Stuttgart. Franckhsche Verlagsbuchhandlung.)

Das Buch ist mit großem Fleiß gearbeitet, aber auch mit einer Selbstgefälligkeit geschrieben, die weder den Nichtschweizer anspricht, noch auch sachlich immer begründet scheint. Das Schweizerland ist ein schönes Land und hat ein tüchtiges Volk, doch sollten gerade gebildete Eidgenößler nicht so tun, als sei ihr Vaterländle der Nabel der Welt: auch außerhalb der Eidgenossenschaft, jenseits der Berge, wohnen Menschen, die klug und tatkräftig sind, wenn sie sich auch nicht gerade der Demokratie, die ihre großen Vorzüge, aber ihre noch größeren Schattenseiten hat, mit Haut und Haar verschrieben. Gerechtigkeit im Urteil ist leider nicht die hervorragendste Tugend gewisser Schweizer! Sie — das geht besonders die Deutschschweizer an — vergessen oft, daß sie schließlich nur ein Kulturanhängsel des ganzen deutschen Volkes sind. — Trotzdem wird das Buch für manchen wertvoll sein, und ich wünsche nur (meine Kenntnisse reichen nicht, es im ganzen kritisch zu beurteilen), daß es nicht mehr solcher Fehler enthält wie zum Beispiel gleich auf Seite 9, wo von einem „Stamm der Österreicher“ zur Zeit der Völkerwanderung die Rede ist ... Den „Stamm der Österreicher“ kennt doch wohl nur Jakob Schaffer! H. L. R.



12. Heft September 1915 39. Jahrg.

Die Hohenwangerin.

Erzählung von Hans Ludwig Rosegger.

Wenn die Hohenwangerin Sorgen hatte, taten ihren Mägden die Backen weh, denn Frau Praxedis, eine von Dürnstein an der Donau, war eine Resche, trug den seltenen Namen als ein Geschenk ihres Vaters, der ihn nebst einem kleinen Mohren, der bald alle Dürnsteiner in seinen roten Kittelsack steckte, vom Kreuzzug aus dem Heiligen Lande mitbrachte, und vor ihr hatte das Gesinde beiderlei Geschlechtes auf Hohenwang einen so gewaltigen Respekt, daß zuweilen die gröbsten Grundholden, die stärkstnackigen Knechte und die vierschrötigsten Dirnen die Flucht ergriffen, um in die Küche, sogar in den Keller zu huschen.

„Da hast du dir eine Harbe beigelegt“, sagte einmal nach einer langen Kneiperei der Pfarrer Zoch von Langenwang zu Herrn Wolf; aber der schmunzelte weinselig: „Fürcht mich nit vor ihrer, ist ein riegelsames Weibsbild, das unsere Sach' zusammenhalt. Wünsch mir keine bessere.“ So ganz stimmte das freilich nicht immer, denn hie und da, bei Sturm, kroch auch der wilde Wolf selber in den Keller; am liebsten in den Weinkeller.

Wieder einmal hatte die Hohenwangerin Sorgen, daß es durch die Burg schallte und knallte. Mit den Lodenhüteln in den Händen standen der Schrittwiesener, der Beinhofer und der Kluppenecker aus

Büchereinlauf.

Matthias Triebl. Geschichte eines verbummelten Studenten. Von Rudolf Haas. (Leipzig. L. Staackmann.)

Als Mutter noch lebte. Aus einer Kindheit. Von Peter Dörfler. (Freiburg. Herder.)

Der Einsiedler und sein Volk. Erzählungen von Friedrich Lienhard. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.)

O du schreckliche, große, schöne Zeit! Novellen aus dem Weltkrieg von Heinrich Tiaden. (München. Lucas-Verlag.)

Kampf und Lachen. Von Peter Scher. (Konstanz. Reuß und Itta.)

Der Ozeanflug. Novelle von Leonhard Adelt. (Konstanz. Reuß und Itta.)

Der Kaisergedanke. Von Alfons Paquet. (Frankfurt a. M. Rütten & Loening.)

Zeppelin. Der Mensch. Der Kämpfer. Der Sieger. Bunte Bilder von gestern und heute. Herausgegeben von Dr. Adolf Saager. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Wir „Barbaren". Anekdoten und Begebenheiten aus dem Weltkriege. Herausgegeben von Karl Quenzel. (Leipzig. Hesse und Becker.)

Napoleons Haß und Kampf gegen England. Ein Buch für unsere Zeit, herausgegeben von Heinrich Conrad. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Der Völkerkrieg im Bilde. Heft 9 und 10. (München. Kupferdruck und Verlag der Münchener graphischen Gesellschaft Pick u. Co.)

Aus Ostpreußens Not. Elf Zeichnungen von Bruno Bielefeldt. Herausgegeben vom Dürerbund zum Besten seiner Kriegsarbeit. Preis in Mappe 5 Mk. (München. Georg D. W. Callwey.)

Der Sänger auf der Festenburg. (Ottokar Kernstock.) Sein Leben und sein Werk. Von Dr. Oswald Floeck. Mit einem Geleitwort von Peter Rosegger. (Graz und Wien. „Styria".)

Betrachtungen über Metaphysik und Kunst. Von Dr. Hans Baer. (Straßburg. Karl J. Trübner.)

Ritter, Tod und Teufel. Kriegsgedichte von Rudolf Herzog. (Leipzig. Quelle & Meyer.)

Neue Kriegschoräle zu alten Weisen. Von Wilhelm Mühlpforth, zur Zeit k. u. k. Feldkurat. Neue Folge. Mit Vorwort von Friedrich Selle. (Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht. 1915.)

Wetterschlag und Sonnenblick. Neue Gedichte von Franz Josef Zlatnik. (Wien. Heinrich Kirsch.)

Aus flammender Zeit. Neue Kriegsgedichte von Alfred v. Wurmb. (Wien. Paul Knepler.)

Schildgesang. Lieder und Skizzen vom Weltkrieg. Gesammelt von S. Wieser. Mit 8 Kunstbeilagen. (München. Lucas-Verlag.)

Wetterleuchten. Zeit- und Streitlieder von Franz Eichert. 1. Teil. (Ravensberg. Friedr. Alber.)

Für Kaiser und Reich. Kriegsgedichte von Hans Benzmann. (München. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.)

Die Fürsorge für unsere heimkehrenden Krieger, insbesondere die Kriegskrüppelfürsorge. Von Prof. Dr. Konrad Biesalski. (Leipzig und Hamburg. Verlag von Leopold Voß.)

Wie steht es mit Polen? Von Wilhelm v. Massow. 49. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Zukunft der deutschen Form. Von Hermann Muthesius. 50. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der englische Volkscharakter. Von Levin L. Schücking. 53. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Das englische Gesicht. England in Kultur, Wirtschaft und Geschichte. (Berlin und Wien. Ullstein u. Co.)

Deutsche Kriegsschriften. 1. Heft: „Warum hassen uns die Völker?" Von Dr. M. Hirschfeld. 2. Heft: „Geld und Kredit im Kriege." Von Bankdirektor Julius Steinberg. 3. Heft: „Von der Neutralität Belgiens." Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Schulte. 4. Heft: „Kontinentalpolitik." Ein Zukunftsbild von einem rheinischen Großindustriellen. 5. Heft: „Vom Krieg und vom deutschen Bildungsideal." Von Prof. Dr. E. Küster. 6. Heft: „Der Sinn des deutschen Kolonialbesitzes." Von Prof. Dr. Kurt Wiedenfeld. 7. Heft: „Carakter und Politik des Japaners." Von Dr. W. Prenzel. 8. Heft: „Kriegsbriefe einer Frau." Von L. Nießen-Deiters. 9. Heft: „Deutschland nnd Frankreich. Von Priv.-Doz. Dr. W. Platzhoff. 10. Heft: „Volk oder Staat?" Von Dr. Heinz Potthoff. 11. Heft: „Zur Charakterisierung der Engländer." Von Prof. Dr. A. Schröer. 12. Heft: „Erziehung zu sozialer Kultur." Von Dr. Heinz Potthoff. 13. Heft: „England und Ägypten." Von Dr. Maximilian v. Hagen. (Bonn. A. Marcus & E. Webers Verlag [Dr. jur. Albert Ahn].)

(Geschlossen am 20. Juli 1915.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Johann Fiecker.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

gefutterter Händler unter meiner Nasen durchs Tal fuhr und ich durft ihn nit ausschrotten."

Gestern jagten die Ritter in der Jellach und erstachen — „Hui, Sau!" — einen mächtigen Eber; das mußten sie dann feiern, weil so selten eine rechte Sau mehr vor den Spieß lief.

Frau Praxedis dachte: „Es ist immer dieselbe Metten; entweder feiern sie die rechte Sau oder sie trösten sich mit Wein über ein Weidmannsunheil. Sonst ist der Wolferl nicht der klügste, aber für Ausreden hat er eine feine Anlag. Könnt damit beinah des Kaisers Kanzler werden, der auch nichts Sonderliches tut, als die Leut vertrösten und anlügen, wenn einer was braucht und will."

Die Totenfeier für die rechte Sau hatte den Hohenwanger unter den Tisch geschmissen, doch der Friedl aus dem Turm kletterte noch mit seiner letzten Gradheit aufs Roß und trappelte davon, nachhaus. Wurde auch nüchterner in der frischen Luft. Es gelüsterte ihn nie, beim Aufwachen an fremden Örtern der bitteren Hausfrau ins Gesicht zu schauen. Ritt lieber mitternächtig und übernächtig in den Turm zurück, wo nur die dicke Afra auf ihn wartete und kein böses Wörtel sagte.

Als sich der Zorn von Frau Praxedis in einer tüchtigen Maulschelle an der Kuhmagd, der die halbe Milch von der fuchsenen Kuh in die Streu lief, entladen hatte — es war beim Mittagsläuten — beschloß sie, den Wolf gehörig aus dem Schlaf zu reißen, und schüttete einen Zuber kalten Wassers über seinen Kopf.

Der Begossene grunzte: „'s regnet schon wieder. Heuer hört's gar nimmer auf . . ."

Da lachte Frau Praxedis hellauf und wischte ihm wenigstens das Gesicht trocken: „He, du Saufaus! Mach die Augen auf und komm zum Essen, sonst wird deine Sau kalt."

Bei Tisch waren sie schon ziemlich versöhnt; nur ein bischen brummelte sie noch, aber begriff es beinahe, wenn der Wolf scheinheilig die Augen drehte und klagte: „Was versteh'n die Weibsleut vom Geschmachen in der Kehle? Euch schmeckt ja der Wein nit."

Das Weinschmecken hatte auch in Dürnstein Gewicht und so brodelte die Hohenwangerin nur mehr ein weniges, um nicht gar zu rasch zu verzeihen, und erlaubte sogar, daß Herr Wolf sie um die Mitte nahm und sie „seine liebe Praxl" nannte, was sie meist streng verbot, denn sie hielt auf ihren raren Namen und duldete sein Verschandeln nicht gern.

Satt und froh schauten sie gemeinsam nach dem Mahl vom Söller ins Tal und redeten.

„Heiß ist's."

dem hinteren Waldland im Hof und warteten. Warteten auf Herrn Wolf, um ihre Sach' vorzubringen.

Aber Herr Wolf schlief.

Der Schrittwiesener brachte den Zehent von einem Fischfang, der Beinhofer hatte einen Stier abzugeben und der Kluppenecker klagte, die Hirschen fräßen ihm die Äcker und Wiesen kahl.

Aber Herr Wolf schlief und schnarchte auf dem Fell von dem Bären, den noch sein Großvater in der Pretull erlegte.

Frau Praxedis, die es mehrmals mit einem festen Wecken versucht hatte, wollte dann auf eigene Faust Ordnung schaffen und schickte den Kluppenecker zuerst heim: „Schlag die Hirschen tot, wenn sie dich arm fressen!“

Der Waldbauer schüttelte seinen blonden Schädel und lachte verlegen: „Das wird der gnädige Herr schier nit derlauben.“

„Dann sag ihm, ich hätt's dir erlaubt, wie er besoffen war. Sollst du eppa deswegen derhungern?“

Den Beinhofer hieß sie am Nachmittag wiederkommen; der wohnte gleich im Dorf drunten und mit dem Stier hatte es keine Eile.

Mit dem Schrittwiesener aber wollte sie selbst abrechnen. Sonst ging er mit dem Zehent auf davon. Doch — Himmel! Wer kannte sich in den Aufzeichnungen des Herrn Wolf aus! Niemand — nicht einmal der Wolf selber, der nicht lesen und nicht schreiben konnte und sich seine Sach' mit langen und kurzen Hühnerfedern, mit breiten und schmalen Rindenstücken zurechtlegte. „Wie ein Heid!“ sagte Frau Praxedis, stolz auf die eigene Gelehrsamkeit, weil sie ein geistlicher Bruder vom Kloster Göttweig in der Schule gehabt hatte. Dafür verstand sie von den Rindenstücken und den Hühnerfedern, die Ochsen und anderes Vieh bedeuteten, nichts, worüber der Herr Wolf manchmal unbändig lachte: „Der eine treibt seine Kunst so und der andere so, und ich mein, daß meine Weis deutlicher ist, als deine Kritzelei auf teurem Pergament. Das Pergament muß ich kaufen oder einem Kramer abnehmen, aber die Borken und die Federn wachsen mir umsonst.“

Auch diesmal fand sich die Hohenwangerin nicht zurecht, warf zornig die Sachen durcheinander und grobte den Schrittwiesener an: „Laß die Fisch da, du Talk, der Herr wird dann schon abrechnen.“

Aber vorderhand schlief der Herr unweckbar.

Das machte er immer so, wenn er bis Mitternacht durchgetrunken hatte, und am schlimmsten, wenn der Friedl aus dem Turm dazu aneiferte. Als sie dem Friedl, der es eine Weile mit den Hungern gegen den Kaiser hielt, dafür seine Burg am Stein bei Murczuslage brachen, baute er sich trotzig einen Turm in der Norsen hinter Chrugelahe und höhnte: „Haus' jetzt besser als früher, wo alle Tag ein aus-

„Rrrrrrratsch“, rasselten die Ketten ab und die Brücke bog sich über den Graben.

„Ich bedank mich schön.“

Der Wolf zwinkerte schlau und wühlte im Gehirn, ob sie nicht in der Nacht etwas ausredeten wegen einer großen Botschaft — damit Frau Praxedis das Eintreten gestattete. Hinauswerfen konnte sie den Gast hinterher doch nicht recht.

Aber der Friedl vom Turm platzte gleich los: „Der Propst von Aflenz ist unterwegs nach Hohenwang!“

„Der Propst von Aflenz?“

Herr Wolf schlug ein höllisches Gelächter an: „Der Propst! Der Paschal!“

Friedl aus dem Turm lächelte mehr dünn: „Ich an deiner Stell hätt' darüber keine sonderliche Freud.“

„Warum?“ fragte Frau Praxedis streng. „Wolf, was hast du mit dem angestellt?“

Herr Wolf fiel von einem Gelächter in ein anderes, und wenn man glaubte, jetzt habe er genug, fing er stets wieder von vorn an. „Der Propst ... hoho ... der schwarze Paschal ...“

Ehe Frau Praxedis nicht den süßesten Wein von der Donau auf den Tisch stellte und saftige Kienspäne für den Abend bereitlegte, eher erzählte Wolf nichts.

Dann ließ er sich herbei: „Weißt, Praxl ... damals, als wir noch nit verheiratet waren ... ja, damals ...“ und er nahm einen ausgiebigen Schluck.

„Schneller!“

„Reden und essen und trinken soll man mit Behagen. Reden, essen und trinken sind allesamt Gottesgaben und Gottesgaben ...“

Sie räumte seinen halbleeren Becher und den Krug weg und fuhr ihn barsch an: „Kein Tröpfl, ehevor ich nit weiß, was mit dem Propst und dir los ist!“

Trüb blinzelte der Hohenwanger dem süßen Trank nach und beeilte sich: „Ja, das ist nämlich so ... In Langenwang war ein alter Schulmeister, der Lipp, den noch mein Vater selig aus der bayrischen Mark mitgebracht hat und der hier Schul hielt.“

Frau Praxedis unterbrach ihn spitz: „Warst du denn nie in der Schul? Oder hat euer Schulmeister auch nit lesen und schreiben können?“

Vorwurfsvoll entgegnete Herr Wolf: „So sind die Weiberleut! Ich soll reden und sie fragt dazwischen. Wie kann ich erzählen, wenn du immer dreinfahrst? Gib mir ein Schluckerl zum Anfeuchten.“

Da klappste ihre gepolsterte Hand auf seine braune Bratzen: „Bis du mit der Geschichte vom Propst fertig bist!“

Frau Praxedis fürchtete, ihr Wolf würde wieder mit dem Durststillen anfangen, und sagte, während ihr selber der Schweiß herabrann: „Es geht ein kalter Wind."

„So . . . Ich mein immer, es ist doch sehr heiß. Wir kriegen ein böses Wetter. Die Mucken saugen einem das ganze Blut aus." Und er wachelte mit der Hand durch die Luft.

„Der Beinhofer hat einen Stier übrig."

„Was soll man denn mit einem Stier in derer Hitz!"

„Der Kluppenecker aus dem Wald jammert über die Hirschen. Ich hab ihm derlaubt, daß er sie totschlagt."

„Was — meine Hirschen totschlagen?" Eine Weile stand dem Hohenwanger das Maul sperrangelweit offen.

„Soll er sie mit seinem Habern futtern oder steigst du in die Berg, hilfst du ihm?"

Er schüttelte bekümmert den Kopf: „Die Steigerei ist mir zu heiß; und droben gibt's kein Tröpfel zu trinken."

„Werden wohl einen Hausbrunn haben."

„Ja, Wasser . . ."

„Der Wein rinnt freilich nit aus der Erden. — Und der Schrittwiesener hat den Zehent von den Fischen aus der Merz gebracht."

„Fische? Eppa gar Forellen? Du Praxl — das wär was, blaugesotten . . ." Herr Wolf leckte lüstern die Lippen. „Und einen Wein dazu . . ."

Da erreichte er doch, daß Frau Praxedis Mitleid mit seinem Durst bekam und wenigstens einen Krug mit Most holte.

Der Hohenwanger nickte: „Most ist besser als Wasser, aber Wein ist besser als Most." Zum Dank für ihre Gutwilligkeit kramte er dann seine Rindenstücke und Hühnerfedern zusammen und hielt Nachschau, wie viel an Zehent der Schrittwiesener noch schuldete.

Gegen Abend wurde die Hohenwangerin abermals wild, als der Friedl aus dem Turm schon wieder den Berg heraufritt: „Will denn der auch die zweite Nacht versaufen? Meiner Seel, ich laß ihn nit herein."

Der Friedl dachte nicht daran und rief von weitem: „Frau Ritterin, ich hab eine große Botschaft!"

„Wird was Rechtes sein!"

Wolf grinste mit seinem ganzen feisten Gesicht: „Je, der Friedl!"

„Was ist's?" erkundigte sich die Hohenwangerin mit in die breiten Hüften eingestemmten Armen scharf, ehe sie erlaubte, daß der Veit die Zugbrücke herabließ.

„Eine große Botschaft!"

„Das haben wir schon gehört."

Der Wolf lachte und der Friedl aus dem Turm lachte und am lautesten lachte die Hohenwangerin, die ihrem Mann sogar freiwillig den Weinkrug hinschob.

„Und der Propst, was hat der gesagt?"

„Der Paschal? Gewettert und geflucht hat er und den armen Schulmeister hat er bei lebendigem Leib verbrennen wollen, aber der Lipp war verschwunden, weil wir ihn in den Holzkeller steckten, bis der hochwürdige Propst wieder abgezogen war."

Fröhlich saßen sie zu dritt und Frau Praxedis zeigte, daß auch Weiberleut Durst haben können und das Mittel wissen, den Durst zu stillen. Aber plötzlich setzte sie ihren Becher hin und wurde ernst: „Der Paschal also kommt jetzt zu uns?"

„Eben der."

„Ja", meinte der Friedl aus dem Turm, „der Caphenberger, bei dem er nächtigte, hat mir einen Reiter mit der Botschaft geschickt, und ich sollt sie nach Hohenwang weitertragen."

„Dann ist er morgen da."

Frau Praxedis schnitt ein sehr bekümmertes Gesicht: „Was wird er eppa wollen?"

„Unsern süßen Wein kosten."

„Als ob alle so saufen täten wie du!"

„Die Pfaffen wohl!"

Da mahnte auch der Friedl: „Wolf, ich an deiner Stell möcht mich hüten; die geistlichen Herren vergessen nix und verzeihen tun sie schon gar nix. Die Geschichte mit dem Schulmeister . . ."

„War ein Gspaß." Der Hohenwanger schmunzelte mit den blauen Augen, den Mund und der Nase zugleich.

„Der Paschal versteht kein Spaß, er ist ein Windischer aus dem Unterland, und das sind die Schlimmeren."

„Den Kopf wird's nit kosten."

„Was kann er uns anhaben?" fragte Frau Praxedis und sperrte den Krug ein für allemal in den Schrank.

Der aus dem Turm sagte: „Der Kaiser ist arg her hinter den Friedensbrechern und der Wolf hat den Kaufmann aus Wien, der über den Semmering kam, auf dem Gewissen. Der Propst ist ein Freund des Kaisers — und wer weiß . . ."

„Geh weiter", knurrte der Hohenwanger.

„Wenn jetzten der Kaiser den Paschal mit besonderer Gewalt ausgestattet hat? Die am Hof sind höllisch fein und streng und haben gleich die Acht bei der Hand. Der Propst wird dem Wolf gern eins auswischen für den Schwindel mit dem roten Eisen."

Herr Wolf stahl eilig einen Riesenschluck aus dem Becher des Friedl vom Turm und wischte sich das Maul. „Also daß ich derzähl. Der bayrische Lipp hat gute Medikamenta fürs kranke Vieh und die rote Ruhr gsotten und alle Pflanzen bei ihren eigenen Namen angeredet. Das war unserem geistlichen Herrn, dem Vorgänger von dem Zoch, der jetzt unten hockt, nit recht, weil die Leut alle zum Lippl glaufen sind, statt Messen zu zahlen, wenn wer krank war. Und richtig zeigt der Pfaff den dalkerten Schulmeister beim hochwürdigen Propst von Aflenz an."

„Warum?"

„Wegen Zauberei und Hexerei."

„Na ja", sagte Frau Praxedis. „Na ja."

„Und der Schulmeister lauft zu mir und bittet und bettelt, daß ich ihn nit verlaß. Ich versprech, was er will, und schreib gleich an den Propst von Aflenz, den Paschal, den . . ."

„Du hast geschrieben?"

„Der Schulmeister hat in meinem Namen geschrieben und ich mal drei Kreuzl drunter. Daß die Weiberleut gar so genau sind in Sachen, die sie nix angehen!" Und mit einem weiten Griff langte der Wolf nach dem Krug und trank gleich daraus, weil er keine Zeit hatte, den Becher nachzufüllen. „Das ist jetzten was anderes, weil die Lippen feucht sind. — Also, wir haben dem Propst von Aflenz geschrieben, daß sich der Schulmeister zu einer Feuerprob meldet, weil er nix Unrechtes gemacht hat. Besteht er sie, dann ist er unschuldig und geht frei aus; besteht er sie nit, dann sollen sie ihn vierteilen und verbrennen. Zum Schluß haben wir den hochwürdigen Herrn selber eingeladen, oder er soll einen Vertreter schicken. Drei Tag später war der Paschal da." Der Hohenwanger fing wieder kollernd zum lachen an. „Drunten beim Sprengzaun haben wir die Prob gemacht. Meine Knecht legen mit langen Zangen hellrot glühende Eisenplatten auf den Wasen — und der Schulmeister tappt bloßfüßig, ganz langsam drüber . . . Hernach zeigt er dem Propst seine Fußsohlen, die heil waren wie der Sitz von einem neugebornen Bankert." Um den Mund des Hohenwangers blitzte es. „Das Gsicht vom Propst! Und alles wär gut gwesen . . ."

Frau Praxedis schaltete ein: „Was hat denn noch gfehlt?"

„Der Rest. Wie die Knecht die Eisenplatten wieder mit den langen Zangen wegzahren, fallt dem Veit, dem Todl, sein Trumm auf den Wasen und er greift mit den nackerten Händen zu."

„Und hat sich verbrannt?"

„Ja wie denn! Waren ja nit glühend, die Platten, waren nur mit schöner roter Farb angestrichen, daß sie danach aussahen, und nit heißer als der kalte Wiesengrund."

„Schwül ist's!" warf der Wolf hin.

So um Mittag wand sich eine Schlange von fremden Reitern heran, kroch bald unsichtbar durch den Wald, bald schlich sie über eine helle Lichtung. Grell und gell tutete ein Horn.

„Das ist er, der Paschal!"

Dann nahmen sie ihn genauer aus, hoch zu Roß, auf einem kohlpechrabenschwarzen Rappen, an der Seite eines anderen Klerikers.

„Herrgott, ist der feierlich!"

Die Reiter hielten unten bei den Meierhöfen, beim Sprengzaun, und nur der Propst und sein Gsellpriester lenkten ihre Gäule den Schlangenweg zum Schloß herauf. Frau Praxedis stürzte in die Küche, daß sie Ehre einlegte mit dem Mittagsmahl. „Und sei freundlich mit ihm, Wolf!"

Der Friedl kratzte sich mit fünf Fingern am Scheitel. „Wenn's nur schon wieder pfüatigott wären!"

Der Propst bat höflich um Einlaß und Wolf ließ eigenhändig die Zugbrücke herab.

„Grüß Gott, hochwürdiger Herr! Ich heiß Euch willkommen."

Der schwarze Paschal mit den über der Nase zusammengewachsenen Brauen und dem ausgemergelten Gesicht machte einen süßen Mund: „Gott zum Gruß, Herr Wolf auf Hohenwang, und Euch auch, Herr Friedl vom Steinberg ob Murczuslage!"

„Ich bin aus dem Turm, seit sie mein schönes Schloß gebrochen haben", entgegnete der Friedl bös.

Der Propst überhörte es. „Das hier ist mein treuer capellanus David aus dem Friaulischen", stellte er vor und sie schüttelten einander die Hände.

Der David genau so schwarz und fremd in der blonden Mark wie der Propst machte auch genau einen so süßen Mund wie sein Oberer.

„Ihr werdet uns die hohe Ehre geben, bei uns zu essen?" Der Wolf war wirklich neugierig, was die Pfaffen bei ihm wollten.

„Gern, gern, Herr Wolf, und dann hab ich Wichtiges mit Euch zu besprechen."

„Nit vor der Fütterung!" Der Hohenwanger luchste die hochwürdigen Herren an, weil er ihnen gar nicht traute. Sie schauten immer schief an ihm vorüber, wenn er sie fest anblickte. Das war nicht steiermärkische Weis.

Der Frau Praxedis machten die Pfaffen schöne Bücklinge, und sie versicherte, ihr Mann habe ihr schon viel Gutes von dem Herrn Propst erzählt.

Der Wolf wollte am liebsten über die fette Lug herausplatzen, aber seine Gesponsin hielt ihn mit einem deutsamen Augenaufschlag zurück; weil sie die Gescheitere war.

„Fürcht dich nit, Praxl", beruhigte der Herr auf Hohenwang; „der Friedl hört die Fisch singen und den Mond schnarchen. Der ist viel zu gscheit für unsere Welt! Warten, was der Propst bringt, und dann beratschlagen wir. Ehender ist alles ein Unsinn. Wegen dem notigen Juden, von dem ich mir die paar Sachen ausgeliehen hab, wird der Herr Kaiser nit gleich mit dem Schwert dreinfahren. Rittersitt ist Rittersitt von altersher."

„War gar kein Jud, war ein Walischer."

„Jud und Walischer ist dasselbe."

„Aber daß er maustot geblieben ist . . ." Der Friedl hatte große Bedenken.

„Kann ich dafür!" Wolf zwirbelte verlegen seinen roten Knebelbart. „Ich ruf den Pfeffersack an, daß ich seine War anschauen möcht, und der Lotter gibt seinem Gaul die Sporen, der Gaul stolpert und der Jud oder Walische fallt herab und bricht sich den Hals. Soll nit reiten, wer nit reiten kann. Reiten ist Rittersach."

„Ein bißl anders war es schon", meinte der Friedl.

Frau Praxedis strich nachdenklich den blauen Samtbesatz ihres Kleides — der stammte auch aus der Wagenladung des Kaufmanns, der sich derfallen hatte. Ganz ungemütlich wurde es ihr; wenn die dumme Geschichte nur keine bösen Folgen hatte! Man wollte den Samt gern bezahlen und sich für den Irrtum entschuldigen. Aber mit dem Kaiser war nicht zu spaßen! Sie sagte: „Das Liegen an der Straßen könntest auch wirklich sein lassen, Wolf; es schickt sich nit."

„So. Und dein Herr Vater an der Donau, wie denkt denn der drüber?"

Da schwieg sie.

„Warten, abwarten, Praxl."

Der Friedl übernachtete im Schloß, damit sie am nächsten Tag den Propst gemeinsam empfingen. Hatte der was Schlechtes im Sinn, so sahen sechs Augen mehr als vier.

Frühmorgens schon standen die Ritter über die Zinnen gelümmelt, wo man am weitesten ausblickte, um den Propst von Aflenz rechtzeitig zu erspähen, und immereinmal stieg die Burgfrau mit gerafftem Rock zu den beiden anderen hinauf, brachte ein Stück der Wildsau und schaute auch eine Weile über das Waldland. Man sah nicht viel mehr als Bäume und Berge, denn die Straße kroch von Chrugelahe her tief im dichten Wald. Die Sonne goldete die runde Kugel der Roßkoppe, den Feystritzberg, die Moleisten und den Sommer. Fern und blau schauten die steinernen Rücken der St. Veitsalm, des Schwaben und des Flohning. Ganz hinten lugten die weißen Buckel vom Reiting, vom Zirbitzkogel und von der Gletscheralm hervor.

„Wir werden nit stören“, warf Frau Praxedis ein; „ich führe den hochwürdigen Herrn David derweilen in die Pferdeställe — hab wohl gemerkt, daß er ein fester Reiter ist, fester als mancher Ritter.“ Dem Friedl gab sie einen Wink und der blieb gemächlich sitzen.

„Ich hätte unter vier Augen zu reden“, sagte der Propst bestimmt, wie einer, der gut befehlen kann, und dem aus dem Turm blieb nichts übrig, als sich zu trollen.

Dann begann der Paschal, und der Wolf sperrte Augen und Ohren auf; mit den Pfaffen muß man ganz besonders vorsichtig umgehen; die sind Künstler mit der Zunge und auf eins — zwei — drei haben sie einem eine Dummheit eingeblasen.

Der Propst netzte seine schmalroten Lippen mit einem Trank; hernach: „Wie mir der Kaiser geschrieben hat, er wolle ins Heilige Land ziehen und sammle Ritter, da, da hab ich mich sofort an Euch erinnert und freue mich, daß Ihr bereit seid, gegen die Heiden zu streiten.“

„Muß es mir noch genauer überlegen; 's ist keine kleine Sach', für Jahr und Tag ins Ungewisse zu ziehen. Gibt auch daheim noch Arbeit.“

„Ja, ja, ein gottgefälliges Werk, die Leidensstätten Christi der Christenheit zurückzuerobern . . .“ Der Propst horchte nicht auf den zaudernden Einwurf. „Man wird Euch deshalb ehren und preisen — nur müßt Ihr voreh etwas bereinigen.“

„Bin niemand was schuldig.“

„So, so, niemand . . .“ Paschal schielte ihn seitlich an. „Vielleicht doch — wegen der Geschichte mit dem welschen Kaufmann, mit dem Ihr Händel anfingt . . .“

Frau Praxedis, die es aus Sorge nicht bei den Rössern duldete, hatte den capellanus an Herrn Friedl gewiesen und horchte an der Tür; als sie die Worte erlauschte, trat sie ein: „Der Herr Propst wird nix dagegen haben, wenn ich zulos. Bin gar gierig auf Kreuzzugsgeschichten, denn auch mein lieber Herr Vater hat vor Jahren einmal mitgetan.“ Und wartete eine Antwort gar nicht erst ab, sondern zog eine Bank zum Tisch und saß auch schon bei den Männern.

Wieder machte Paschal seinen süßen Mund: „Lieber Herr auf Hohenwang, die welsche Kaufmannsgilde in Mailand hat beim Kaiser über Euch Beschwerde geführt und ich darf Euch nit verhehlen, daß der Herr Kaiser sehr ungehalten ist, weil solche Sachen allen Landfriedensgesetzen zum Trotz immer noch vorkommen. Ich hab ein gutes Wörtel für Euch eingelegt, es sei eine Verirrung gewesen und nichts weiter; ich kenn Euch und weiß, daß Ihr es nie bös meint. Nun hält der Kaiser Hoftag in Pruck und da lade ich Euch ein, mit mir zu ihm zu

Zu fünf setzten sie sich um den Tisch, eine stark in die Breite gegangene Magd, drall und prall ringsum, trug die Mahlzeit auf und der Propst äugte sie und zugleich die Hausfrau lecker an: „Ein gesunder Menschenschlag hier in der Gegend."

„Schau, daß du weiterkommst, Dirn!" rief unwirsch die Hohenwangerin und wurde selbst über und über rot.

Herr Wolf, der manchmal mehr merkte, als er sich ansehen ließ, redete den Paschal derb an: „Weiberfleisch, Hochwürden, ist keine Fastenspeis!"

„Immer lustigen Sinns und hohen Muts", entgegnete der Schwarze und nahm die Bemerkung spaßhaft.

Besonders der capellanus David hieb auf die Speisen ein, aber der Hausherr grollte: „Alle Tage dasselbe — die Sau grunzt mir schon aus dem Hals heraus."

Für die Unterhaltung sorgte der Propst und wußte gut zu erzählen von den Ungläubigen, die das Grab des Erlösers schändeten, so daß der Kaiser wieder einen gottgefälligen Kreuzzug gegen sie plane, von den Heiden überhaupt, denen der Himmel verschlossen sei, und nebenbei erkundigte er sich, ob die Ritter bei einem Zug ins Heilige Land mithalten würden.

„Wohl, wohl, leicht möglich", antwortete der Wolf, während der Friedl dachte: „Also deshalb ist er da, der Propst; um zum Kreuzzug zu werben."

Als sie gegessen und getrunken hatten, beteten die Kleriker zweistimmig und auch die drei anderen falteten die Hände.

Frau Praxedis stellte es klug an und fragte: „Die hochwürdigen Herren geben uns die Ehre und schlafen bei uns?"

Paschal und David blinzelten einander mit verschleierten Augen an und der Propst sprach sehr langsam und bedeutend: „Nichts lieber als das, liebe Frau auf Hohenwang, denn seit Jahren hab ich keine so schmackhafte Sau gekostet wie diese und es gelüstete mich schon, das Nachtquartier bei Euch aufzuschlagen; man trifft selten so freundliche und rechtschaffene Leute wie in Langenwang. Das weiß ich längst."

— O du Heuchler! fuhr es dem Wolf beinahe heraus, aber er fing die Worte gerade noch ein, weil man auch ungebetene Gäste ehren muß.

„Doch . . ." Paschal legte seinen runden Kopf von der linken Achsel auf die rechte. „Eigentlich ist der Zweck meiner Reise, den Herrn Wolf mit nach Bruck an der Mur zu nehmen. Nur muß ich zuerst mit ihm allein darüber reden."

Der Hohenwanger wetzte erst eine Weile auf seinem Sitz und dann erhob er sich und tat gefällig: „Das kann man ja gleich abmachen."

Paschal hatte es gehört: „Wozu? Macht unnötig warm.“

So blieben Armbrust und Harnisch daheim.

Herr Wolf schwang sich in den Sattel und streichelte der Eheliebsten die Wangen: „Auf Wiedersehen, Praxl, und soll ich dem Herrn Kaiser einen schönen Gruß vermelden?“ Ganz gut gelaunt war er.

Sie blickte ihn starr an: „Daß du mir wieder gesund heimkommst, Wolf! Und keine Dummheit machst. Am liebsten ritt ich mit dir.“

„Oho!“ spottete der Probst. „Wir haben eine Männersach vor.“ Und er zog seinen Lederhut, während sein Gsellpriester sich bloß verneigte, wie das die italische Sitte vor Frauen heischte.

Die Hohenwangerin reckte sich auf die Fußspitzen, um hinaufzulangen und malte ihrem Wolf mit dem Daumen das Kreuzzeichen auf die Stirn; und vor dem Abreiten faßte sie den Friedl beim Stiefel: „Wacht über ihn — daß er sich nit so besäuft. Dann ist mit ihm nix anzufangen und er verdirbt alles. Der Propst gefallt mir nit sonderlich, er hat böse fremde Augen, fast wie ein Heid.“

Der aus dem Turm nickte: „Werd zu ihm stehen, und wenn die Schwarzen was im Schild führen, wozu hätt man sein Schwert!“ Unternehmend schlug er an sein Wehrgehänge. „Gott befohlen, Frau Praxedis.“

„Gott befohlen!“

Schwerfällig stolperten die Rösser den steinigen Schlangenweg abwärts. Auf halber Höhe zog Paschal die Zügel straff: „Mein Ring!“

„Habt Ihr ihn verloren?“

„Vergessen. Auf Eurem Tisch muß er liegen.“

„Der Veit soll zurückreiten nnd meine Frau sucht das Kleinod.“

„Was fällt Euch bei, Herr Wolf! Den Ring schickte mir der Heilige Vater und nach meinem Tod muß er wieder in Rom abgeliefert werden.“ Er riß den Gaul auf den Hinterbeinen herum. „Ich hol ihn selbst. Begleitet Ihr mich?“

Mißmutig trabte der Hohenwanger hinter dem Propst drein und selbander ritten sie über die Zugbrücke ins Schloß.

Mitten auf dem Speistisch lag der goldene Ring mit dem großen violetten Stein und Paschal streifte ihn an: „Hätt mir wahrhaftig leid darum getan.“

Wolf knurrte, teuere Sachen könnte man grad schon besser bewahren.

Hinterm Sprengzaun, beim Galgenhügel, holten sie den Friedl, den capellanus samt den Aflenzer Knechten ein und der Hohenwanger musterte das Dutzend Klosterleute, die klein und gedrungen und schwarz in schlecht gegerbtem Leder und rostigen Rüstungen steckten. Ihre Gäule waren rechte Schindmähren. „Mönchszucht oder walische Gewächse“, murmelte er dem Friedl zu. Die Ritter hielten sich eng aneinander,

reiten, eine reuige Entschuldigung vorzubringen und Euch für den Kreuzzug anzumelden. Der liegt unserm Herrn besonders am Herzen und er nimmt jeden freundlich auf, der mittut."

Der Hohenwanger bohrte den Zeigefinger seiner rechten Hand ins linke Ohr und schwieg.

Frau Praxedis schöpfte tief Atem: „Hochwürdiger Herr, wir sind Euch sehr dankbar ..." und sie strich heimlich über den Samtbesatz ihres Kleides; „... denn das mit dem Kaufmann, der sich ohne unsere Schuld derfallen hat, ist eine dumme Geschichte und ich wollt bei meiner Seel, sie wär nit passiert." Herr Wolf stellte das Bohren ein und lächelte ihr dankbar zu. „Und ... aber ..." Frau Praxedis druckte und druckte, bis ihr die Wahrheit herausplatzte: „Und Ihr seid meinem Herrn Wolf nit weiter bös von wegen ... von wegen der Sach damals mit dem Schulmeister ..."

Paschal lachte unschuldig: „Die Sach' hab' ich schon ganz vergessen gehabt — und hättet Ihr mich jetzt nit daran erinnert ..." Über den Tisch hin streckte er seine weißen Hände, die eine zu Frau Praxedis, die andere zum Hohenwanger: „Vergangen ist vergangen und wegen einem Schalkstreich gibt es zwischen Männern keine Feindschaft nit."

Herr Wolf schlug kräftig ein: „Ein braves Wort, geistlicher Herr."

Aber Frau Praxedis zögerte: „Da sind wir Euch recht dankbar ..."

Paschal zog seine weißen Hände wieder ein, wie ein geschickter Fischer die Angel einzieht: „Die Frau traut mir nit! Ja, die Frauen ... Ich fühl' das." Er nagte die schmalroten Lippen. „Wie kann man Zweifelnde überzeugen ...?" Seine Finger spielten mit einem goldenen Ring, den ein großer, runder, violetter Stein zierte; bald streifte er ihn ab, bald streifte er ihn an. „Wenn ich Euch aufs Sakrament gelobe, den Herrn Wolf, wenn er mit mir reitet, wieder heil und unversehrt ins Schloß zurückzubringen? Genügt das?"

„Ja, freilich", sagte der Hohenwanger schnell.

Und Frau Praxedis langsamer und bedenklicher: „Wird wohl genügen."

Sie besiegelten die Vereinbarung mit Handschlag und mit einem frischen Trunk, den der Dürnsteiner an der Donau kelterte.

Noch vor Abend wollten sie ausziehen, um noch vor dem Kaiser in Pruck zu sein.

Die Knechte sattelten die Pferde, den Bläß für Friedl aus dem Turm und den langbeinigen Schecken, der schon sein Gewicht trägt, für den Hohenwanger. Zur Begleitung genügte ein Knappe, der Veit — für die kurze Reise, und der Herr Probst hatte ja den mächtigen Troß mit, der beim Sprengzaun unten wartete.

„Nimm Armbrust und Harnisch!" flüsterte Frau Praxedis.

End, daß wir noch bei hellichtem Tag in Chindenberch einziehen und den gnädigen Herrn Kaiser in Pruck richtig erreichen. Ich möcht mich mit ihm aussöhnen wegen dem walischen Kaufmann, der vom Gaul fiel, als ich ihm Waren abhandeln wollt."

Der Propst tuschelte mit seinem capellanus und dann stieg er aus dem Sattel, stellte sich gespreizt vor den Hohenwanger, der auf der bloßen Erde lag und hub mit harter Stimme an: „Mein lieber Wolf, die Zeit zum Versöhnen habt Ihr versäumt, denn die kaiserliche Majestät hat jeden in unlösbare Acht getan, der die Straßen des Heiligen römischen Reiches unsicher macht. Mein lieber Wolf, Euer Kopf ist verwirkt und mich hat des Kaisers Kanzler beauftragt, Euch zu fangen, um . . ." Er zog sein Schwert halb aus der Scheide und deutete damit den Auftrag an.

„Ihr habt mir versprochen, mich wieder heil in meine Burg zu bringen, wenn ich mit Euch ritte und jetzt fallt Ihr von hinten über mich her . . ." Gewaltig riß der Hohenwanger an den Stricken, die ihm wie Messer in die Handgelenke schnitten.

Der schwarze Propst ließ sich behaglich in Gras gleiten und lachte bös: „Schalksstreich gegen Schalksstreich. Hab das kalte glühende Eisen nit vergessen!"

Der Friedl fiel ein: „Der Wolf hat Euch damals nix versprochen!"

„Gut, gut . . .", der Propst machte seinen süßesten Mund. „Und ich, hab ich mein Wort eppa nit gehalten?"

„Ihr?"

„Was hab ich denn versprochen? Daß ich den Herrn Wolf auf Hohenwang, wenn er mit mir reitet, wieder heil und unversehrt ins Schloß zurückbringe!"

Der Hohenwanger schöpfte Hoffnung: „Und das wollt Ihr tun, zumal Ihr es beim Allerheiligsten Sakrament geschworen habt?"

„Ob ich es tun will? Ich hab es schon getan."

„Ihr habt . . ."

„Ihr rittet mit mir aus der Burg — und ich bracht Euch heil und unversehrt wieder zurück, als wir selbander umkehrten, um den vergessenen Ring zu holen."

Herr Wolf schloß die Augen, sagte nichts und lag ganz still.

Doch der Friedl aus dem Turm brauste furchtbar auf: „Pfaff, schandbarer! Du versündigst dich am Allerheiligsten! Das ist Trug und List und Tücke! Das kann nit der Will des Herrn Kaisers sein! Bind uns los und wir reiten zu ihm nach Pruck; er selbst soll Recht sprechen."

„Der Herr Kaiser sitzt in Aachen", sagte langsam der Paschat und hernach wandte er sich an seine Knechte: „Die Kirche vergießt kein Blut. Macht, was ihr als gehorsame Diener der Römischen kaiser-

weil es kein guter Schutz ist, mit einem zu reiten, dem man vorher einen üblen Streich spielte.

Bevor der Weg gen Chrugelahe in den Wald lief, sah Herr Wolf nach einmal zur Burg hinauf, ob die liebe Frau Praxedis dem ehemännlichen Laster nicht nachguckte — und richtig, da stand sie am Söller und winkte mit einem Tüchlein.

Der schwarze Paschal fing ein Gespräch an, von der Ernte, die in dem trockenen Sommer schmal ausfallen würde, von den mißratenen Fohlen, über die von Hungern her eine grausliche Pest gekommen sei, und von den uralten Feichten und Tannen an der Straße; auch von einem mächtigen Brand erzählte er, der das alte Idunburg zerstörte — aber kein Wort über den Kreuzzug, den Hoftag in Pruck und die Versöhnung des Hohenwangers mit dem Kaiser.

Bei der Treibbachbrücke hielt der Propst kurz an: „Da sind Schwaben angesiedelt, nit?"

„Gute, tapfere, arbeitsame Leut."

„Und der grüne Kogel dahinter?"

„Der Helkogel mit einem heidnischen Tempel, zu dem die Waldbauern noch beten gehen." Der Hohenwanger freute sich, dem Paschal etwas Unangenehmes zu sagen.

Weiter ging der Ritt. Schon überragte der hölzerne Kirchturm von Chrugelahe die Baumwipfel.

„Wo werden wir Nachtrast halten, Herr Propst?" fragte der Friedl aus dem Turm.

Aber er bekam keine Antwort, sondern der Paschal hob sich in den Steigbügeln und das mochte ein verabredetes Zeichen für seine Knechte sein, denn sie fielen unversehens über die Ritter und den Knappen her und ehe die noch an den Schwertgriff langen konnten, lagen sie gefesselt am Boden. Mit der bloßen Faust hatte der Hohenwanger einen Aflenzer in die Brust gestoßen und der Friedl trat mit seinem Stiefel einem andern die Vorderzähne ein.

„Himmelherrgott, was ist denn los?" brüllte Wolf.

Der Propst grinste, daß sein Maul das magere Gesicht von einem Ohr zum andern in zwei Hälften teilte: „Hab ich dich, Straßenräuber!"

Die Gefesselten bäumten sich in den Stricken, aber die Stricke waren die stärkeren.

„Freilassen!" keuchte der Friedl aus dem Turm.

„Bin froh, daß ich Euch fest hab."

Der Hohenwanger sah ein, daß die Kraft gegen die Tücke nichts vermochte und würgte den Zorn hinunter; ziemlich freundlich sagte er: „Hochwürden, fast so geschickt wie ein echter Ritter habt Ihr den Überfall geleitet, das lob ich und erkenn ich an, aber jetzt macht dem Spaß ein

an die Klosterpforte und begehrte den Propst; sie sei von weit her und müsse eine große Beichte ablegen. Ob der vorgerückten Stunde schwankte der Kirchenobere erst, gab aber dann der dringenden Bitte nach und stieg in den Beichtstuhl.

Dort fanden ihn um Mitternacht die Patres und Fratres, denen sein langes Fernbleiben auffiel, leblos, mit einem Eisen in der Brust.

Die verschleierte Frau war verschwunden.

Merkwürdig ist nur die Tatsache, daß David del Fortelini das Geschehnis, ohne ein Wort des Bedauerns hinzuzufügen, berichtete — aber der frühe Tod Paschals kam ihm zu statten, da er zu dessen Nachfolger gewählt wurde.

Die Stille über den Steinen.

Von **Paul Rohrer.**

Eine halbe Stunde nach Mitternacht forderte der Korporal Pallenzan im Pfarrhause von C. Wein und Brot. Während der erschrockene und schlaftrunkene Kaplan das Gewünschte herbeischaffte, begann der Soldat den herbeigeeilten Bauern von seinen Waffentaten in Lybien zu prahlen. Er erzählte auch, daß er Befehl habe, der verschollenen Patrouille Argoni nachzuforschen. Sie sei, zwanzig Mann stark, vor einigen Tagen gegen den Paß gezogen und nicht wiedergekehrt.

Die ganze aufgestörte Einwohnerschaft des Dorfes gab dem Schwatzenden und seinem Untergebenen, dem Infanteristen Chichibio, neugieriges Geleit bis zum Ortsrande. Mit vollen Backen kauend rief der Korporal den Nachstarrenden ein pathetisches „Evviva l'Italia unita“ zu. Noch lange sah man dann seine Laterne durch das Laub der Kastanienwälder bergauf blinken.

Schon schwanden die ersten Sterne vom blasseren Nachthimmel, als die zwei Soldaten die Kulturgrenze überschritten. Als ein Band lichten Steingerölls hob sich der Saumpfad von dem dornigen Buschwerk ab. Die Stille des Hochgebirges hatte die beiden Wanderer empfangen. Wenn ihr Fuß einen Felsbrocken abstieß, gab er, niederwärts kollernd, einen Ton, der dumpfes Drohen auszusprechen schien. Ein unendliches Schweigen lag von einem wolkenumflogenen Gipfel zum anderen und starrte mit hohlen Augen aus den wüsten Wänden, die im unsicheren Zwielicht aus Ruinentrümmern aufgebaut schienen. Pallenzan und Chichibio schwiegen und stiegen.

Gemach eroberte ein goldzarter Schimmer die höchsten Dolomitzinken. Indes er an den Lenden der Kalkschroffen wie kühles Streicheln herabzog und die erwachenden Täler aufseufzten, sprang unvermittelt

lichen Majestät machen müßt.“ Und zum Hohenwanger: „Mein capellanus nimmt Euch die Beichte ab.“

„Bei dem beichten?“ Der Wolf schrie es wild heraus. „Lieber fahr ich in die Höll zu den Teufeln und wart dort auf dich, Pfaff!“

Der Paschal zuckte die Achseln.

Sanfter fügte der Hohenwanger bei: „Aber den Friedl aus dem Turm, den laßt Ihr frei davonreiten?“

Eine lange Zeit überlegte der Propst: „Den geb ich frei, dem ist schon seine Burg gebrochen, der hat seine Straf weg.“

Die Klosterknechte faßten den Hohenwanger, der sich nicht einmal wehrte, sondern nur sanft zum Friedl sagte: „Grüß mir meine liebe Praxl zum Abschied und richt ihr aus, daß ich nit heimkommen kann.“ Er warf einen Blick auf die höchsten Zinnen von Hohenwang, die durch Baumwipfel lugten, und einen zweiten Blick warf er auf das Eisenkreuz des Chrugelaher Kirchturms.

Dann bogen ihn die Knechte über einen großen Feldstein und ein zottiger Kerl hieb mit seinem langen Schwert zu.

Gerade als die Glocken den Abendsegen bimmelten.

*
* *

An dieser Stelle bricht die Geschichte in der Urkunde ab, deren Verfasser, durch die Bestrafung des Ritters anscheinend befriedigt, den Gänsekiel aus der Hand legte, und das Folgende läßt sich nur ungefähr mit Zuhilfenahme der mageren Überlieferung und der an sich wertvollen Aufzeichnungen des Propstes von Aflenz und späteren Kardinals David del Fortelini (gestorben zu Rom im Jahre 1156 oder 1157) ergänzen.

Demnach entwickelte sich das Weitere folgendermaßen: Paschal gab Friedl aus dem Turm und den Knappen Veit, beide unberitten und ohne Waffen, nach der Hinrichtung Wolfs von Hohenwang frei und sie liefen zu Fuß ins Schloß, um Frau Praxedis das furchtbare Schicksal ihres Gatten zu melden. Die Hohenwangerin soll bei der Erzählung mit keiner Wimper gezuckt und bloß gesagt haben: „Wär ich mitgeritten, so wär das nit passiert.“ Sie errichtete am Sandbühel bei Chrugelahe, wo die Aflenzer ihren Gatten einscharrten, ein Holzkreuz und legte nie mehr das Witwenkleid ab. Ihr Bruder, der Dürnsteiner, schickte eine Beschwerde an den Kaiser und erhob harte Anklage gegen die Hinterlist des Propstes Paschal, aber er bekam keine Antwort darauf, so daß es ungewiß bleibt, ob der Kaiser mit der höllischen Tat einverstanden war oder davon nichts wußte und nie etwas erfuhr, weil etwa Freunde des Paschal die Beschwerdeschrift unterschlugen.

Zwei Jahre später ereilte aber ein seltsames Geschick den Propst Paschal von Aflenz. Eines Abends klopfte eine schwarzverschleierte Frau

Der Infanterist hatte sich aufgesetzt und sah ihn beinahe drohend an. „Krepieren müssen wir alle. Ob so, ob so: was schert's dich?" Der Korporal wandte sich ab und warf Steinchen vor sich hin.

Chichibio aber starrte zu Tal. Das rasch getrunkene Wasser beschwerte seinen Magen, ein leichter Schwindel flog über seine Stirne und verdunkelte seinen Blick. Um nichts weniger zäh als früher lag ihm die Zunge im Munde.

In den Tiefen kochte der Mittag. Der Sommerbrand irrte, sich selber steigernd, von Felshängen zu Felshängen, von einem zum anderen zurück. Kleine, weiße Staubsäulen stiegen von der Talsohle auf. Die ganze Welt zitterte unter dem erbarmungslos blauen Himmel. Aber am furchtbarsten war das Schweigen. Nicht einmal das Zirpen einer Zikade zerriß es.

Und je länger Chichibio dieser Stille nachhing, um so stärker wurde ein seltsames Grauen, das Besitz von ihm nahm. Er meinte, die Dolomitwände lebten und lauerten darauf, ihn mit einem Steinhagel zu erschlagen oder in gähnende Schlünde zu reißen. Lautlos taumelte ein schneeweißer Falter vorbei. Chichibio schlug nach ihm. Der Schmetterling wich aus und schwebte wieder in die Sonne, in die Glut und Stille hinaus.

„Auf, marsch!" befahl Pallenzan heiser. Er erhob sich und schüttelte die Erdbrocken ab. Chichibio gehorchte schwerfällig. Er stolperte über seinen Bergstock.

„Es riecht nach Pilzen", sagte der Infanterist, indes sie sich weiterschleppten, „riechst du's, Korporal? Vielleicht finden wir welche."

Pallenzan blies in den Schnurrbart. Wie in solcher Höhe Pilze gedeihen sollten? Wie er sich das vorstelle, he?

Und die Stille wanderte tastenden Schrittes neben der Patrouille hin. Sie drückte auf die Schultern der beiden Soldaten und zog an ihren Kniekehlen. Gingen sie rascher, gewann sie Eile. Wenn sie aber hielten, blieb auch sie stehen, horchte atemlos in die umdünstete Ferne und versank dann stumpf und schwer in sich selber.

„Es riecht nach Pilzen", wiederholte der Infanterist hartnäckig. Der Korporal hemmte den Schritt. Chichibio stieß an ihn. Irgendwo hatte sich ein Felsblock gelöst und stürzte in einen Abgrund. Während beide mit gestreckten Hälsen dem Tone nachlauschten, zuckte der Korporal plötzlich zusammen. Den Infanteristen neben sich in das Gestrüpp reißend, wies er den Hang entlang.

Chichibio vermochte nichts zu sehen. Da ihm aber Pallenzan das Fernglas lieh und er damit zu der nächsten Moräne hinüberforschte, fühlte er, daß das Blut seinem Antlitz entwich. Er erkannte den Kadaver des Maultieres, das von der Abteilung Argoni war mitgenommen

die Rotglut des Sonnenaufganges das Gebirge an. Urplötzlich standen die Nadeln im Brande, Flammen der Hölle, die im Emporzüngeln erstarrt sind und in den überblauen Himmel stoßen.

Die zwei Soldaten schoben sich als graue, winzige Punkte über die Moränen und durch das Gestrüpp, das da und dort die Schutthalden überdeckte. Pallenzan prüfte die Äste, an denen er sich aufschwang, und die Felsen, die er betrat, mit tastender Sorge. Chichibio folgte ihm aufs genaueste. Beide keuchten unter der Last des Rucksacks und des Karabiners und da jetzt die Sonne ihre stählernen Sommerpfeile über die nächsten Schroffen zu schießen begann, troffen ihre Gesichter von Schweiß.

Und rundum war das Schweigen. Wie ein körperliches, unsichtbares Gespenst kroch es umher, bald nahe, bald ferner, und hauchte seinen Atem den beiden ins Antlitz.

Sie stießen auf die Grenztafel eines staatlichen Reviers. Der Doppeladler, der darauf gemalt war, war von Bajonettstichen durchbohrt. Ein Übereifriger hatte versucht, die schwarz-gelben Streifen des Pfahles abzukratzen. „Hier ist die Patrouille Argoni passiert“, sagte der Korporal.

Stumpf kletterten die zwei Soldaten weiter. Die Glut nahm aufs rascheste zu und lähmte um so schneller den Atem, als die Nacht kalt, fast frostig gewesen war. Die Luft über den Steinmoränen begann zu zittern. Weißer Dunst zog seinen Schleier über die Täler.

Nach drei Marschstunden im Gestrüppe stützte Chichibio die Hände auf die Oberschenkel. „Ich kann nicht mehr, Korporal. Der Rucksack reißt mich zurück.“ Dennoch stiegen sie dampfend weiter. Von den aufgeschürften Händen troff das Blut, die Hosen hatten dreieckige Risse, die Füße knickten in dem Schutt, der sich tückisch unter dem Buschwerk verbarg. „Ich kann nicht mehr“, würgte Chichibio. Er war kreideweiß und hielt mit weit vorgebeugtem Oberkörper an. Pallenzan deutete auf einen Baum, der sich unweit des Passes aus dem Dickicht hob. „Dort wollen wir rasten!“ Beide begannen hastig zu klettern und preßten ihre versagenden Kräfte zu eiligen und langen Schritten. Als sie angelangt waren, stürzten sie der Länge nach im Schatten nieder. Sie rissen das Hemd auf und preßten die nackte, schweißschwimmende Brust auf das Erdreich. Wollüstig ließen die zwei Soldaten dessen Kühle in ihre Körper emporrieseln.

So lagen sie einige Zeit mit bleischweren Lidern. Dann setzte Chichibio verstohlen die Feldflasche an. Er trank sie in einem Zuge, ehe der Korporal ihm in den Arm fallen konnte, leer. „Esel, was tust du?“ fluchte Pallenzan, „weitum findest du kein anderes Wasser.“

doch er empfand ihre Nähe körperlich. Nun packte sie ihn am Nacken und preßte sein Antlitz gegen den Stein. Als grauenhafter Vampyr bohrte das Phantom die Krallen ihm durch die Nasenlöcher ins Hirn. Der Infanterist brüllte auf. Er wollte fort aus dieser schweigenden Wüste, aus der Nähe der Leichen fliehen, deren Pesthauch ihn würgte. Oder kochte sein Hirn unter der Sommersonne? „Hilfe, Hilfe", heulte Chichibio. Er weinte wie ein kleines Kind und sprang empor und lief und kreischte und stolperte. Vor seinem Blicke drehten sich feurige Kreise. Sie wirbelten und verschlangen sich. Der Infanterist fühlte, wie ein furchtbarer Schlag ihm Ohr und Kinnladen zerschmetterte. Ein salziger roter Strom füllte seinen Mund und riß ihn, vorwärts strömend, ins Geröll nieder. Abermals rollte ein Büchsenknall in die weißdunstigen Weiten und weckte dumpf grollend das Echo der Täler, die schon im Nachmittagsschatten lagen. Dann brütete wieder ungestört die Stille lauernd und geisterhaft von Zinke zu Zinke, über die himmelstürmenden Kalkwände und die gelben Schutthalden unter dem unwahrscheinlich blauen Sommerhimmel.

Hier Gachspitz ...

Ein Dolomitenstück aus dem Krieg. Von **Fritz Müller.**

Das vorgeschobene Sperrfort war umbrüllt vom feindlichen Geschützdonner. In Reihen zogen die Granatenbahnen ihre Kettenfäden herauf aus den Schlünden italienischer Kanonen. Quer herüber flitzten, tosenden Webschiffchen gleich, die Schußfäden seitlicher Kanonen. Der Feind webte ein stählernes Tuch. Ein Leichentuch fürs Sperrfort?

Ruhig ging der österreichische Oberst von Geschütz zu Geschütz. Zitternd standen die Festungskanonen mit verbissenem Munde. Sie mußten schweigen. Die feindlichen Artilleriestellungen waren noch nicht auffindbar. Es war entsetzlich, dieses Stillseinmüssen. Gleich wird ihnen der Schaum vor den stählernen Mäulern stehen. Auf einmal hörte das Getöse auf.

„Sie schießen noch immer zu kurz!" schrie der Artilleriehauptmann dem Obersten ins Ohr. Das Schreien war gar nicht mehr nötig. Er hatte es von vorhin beibehalten.

„Heute noch zu kurz. Aber wenn sie methodisch sind, haben sie uns morgen ausgefühlt — wir müssen vorher ihre Stellungen erkunden." Der Oberst schaute dem Hauptmann fest ins Auge und setzte langsam hinzu: „Um jeden Preis."

Des Hauptmanns Blick glitt zu einem wilden Felshorn hinüber: „Von der Gachspitz müßte man sie alle sehen können, die verdammten Brummer", sagte er.

worden. Zu einer Tonne aufgebläht, lag es, die Beine starr aufgereckt, im Steinschutt. Der Schwanz schien unbehaart, lang und dünn, wie der einer Ratte, und der Darm war hervorgetreten. Nun wußte er, daß es nicht Pilze, sondern Aas gewesen war, was er gerochen hatte. Und er erblickte erschauernd menschliche Gestalten, die zwischen den Steinen ausgestreut waren. Manche waren halbnackt, so wie beim Niederstürzen der spitze Stein ihnen die Kleider vom Leibe gerissen hatte. Fliegenschwärme stiegen und fielen über ihre schwarzen Gesichter.

Darüber brütete die unsägliche, schreckhafte und gespenstische Stille.

„Korporal!“ stammelte Chichibio. Er wollte irgendetwas sagen. Er erinnerte sich eines Tages seiner Kindheit. Er hatte dem Vater die Mahlzeit aufs Feld gebracht und Schmetterlinge gefangen. Es war ein Tag wie hundert andere Tage gewesen und doch so voll Glück, so voll Frieden! „Korporal“, stammelte Chichibio, indes er zitternd das Fernglas sinken ließ. Pallenzan hatte den Karabiner schußfertig genommen und bedeutete dem Infanteristen, das gleiche zu tun. Sie schlichen gedeckt durch das Gestrüpp der Unglücksstelle zu. Wer wieder Schmetterlinge fangen könnte und dem Vater das Essen zutragen! Nein, wer und wär's als Bettler, sein Leben sicher hinfristen durfte! Im Herzen Chichibios stieg Haß gegen alle Krüppel auf, die Gott mit einem lahmen Arm oder einer schiefen Schulter so sehr begnadet hatte, daß sie zu dieser Stunde ruhig zu Hause sitzen konnten.

Die beiden waren an den Rand einer Blöße gelangt. Pallenzan lugte aus. „Niemand rundum!“ beruhigte er sich selber. Er sprang vor. Doch sobald er den Boden berührte, stieß er sich wieder ab und schnellte kerzengerade mit fuchtelnden Armen in die Höhe. Zur Seite gedreht polterte er in das Gestrüpp, in dem er sich, einem Fische auf dem Trockenen ähnlich, mehrere Male emporschleuderte.

Chichibio hatte sich in einen Busch geworfen. Nun erreichte der Krach einer Büchse sein Ohr. Langhin rollte das Echo in den Felsen nach. Dann lagen wieder Zinken und Nadeln, Schutthalden und Steintrümmer, als atme nirgends in aller Welt ein menschliches Wesen. Nur das Knirschen des Kalkgrieses, das Pallenzan mit dem letzten Zucken der Füße löste, rieselte geisterhaft durch die Mittagshitze.

Von Grauen durchwühlt, krümmte sich der Infanterist unter seinem Strauche. Die Sonne hämmerte fast senkrecht ihre Strahlen in seinen Schädel. Er begann den Rosenkranz zu plappern. Als er damit zu Ende war, gedachte er seiner Mutter. Sie betete jeden Abend zur Madonna um sein Leben und hatte ihr fünf dicke Wachskerzen geweiht. Konnte er sterben, mußte er sterben? Er, gerade er, Chichibio, der Colonensohn aus Vincigliata? Er, den doch jeder im Dorf kannte? Da fühlte er, wie die gespenstische Stille zu ihm herankroch. Er schloß die Augen,

Leutnant auf die Schulter: „Also auch mal Renommiertourist gewesen, Herr Kamerad." Dann wurde er sehr ernst: „Baudrexl, wir wollen Sie da raufschicken."

„Des werd'n mir glei' ham, Herr Leutnant." Sein rechter Fuß machte eine schlenkernde Bewegung, als ginge es schon an, das Steigen.

„Aber es müßte in der Nacht sein."

„Sell woll."

„Und mit einer schweren Rolle Kupferdraht über der Schulter samt einem kleinen Taschentelephon."

„Sell woll."

„Und ohne Laterne, Baudrexl."

„Ohne Latern? — soso — jaja — sell woll."

„Mensch, Sie getrauen sich's also wirklich?"

„I hätt's beim Schlaf'n im Griff, d' Gachspitz, Herr Hauptmann."

„Aber wissen Sie auch, was Sie da droben machen sollen, wenn's Tag ist, Baudrexl?"

„Einaluag'n halt, einaluagn auf d' Italiener."

„Dann wäre hier die Generalstabskarte, Baudrexl — Herr Leutnant, rücken Sie das Licht näher, wir wollen das betreffende Stück mit dem Baudrexl durcharbeiten."

„I kenn's auswendi, d'Kart'n, i hab die nämlinge z'haus."

„Famos. Schauen Sie her, ich habe die Punkte, wo die feindliche Artillerie liegen könnte, angekreuzt. Und eine Nummer steht auch jedesmal dabei. Die hätten Sie dann herunterzutelephonieren, wenn Sie sie entdeckt haben mit diesem Armeeglas — Sie können doch telephonieren?"

„Sell woll, Herr Hauptmann."

Der Leutnant holte etwas aus der Ecke.

„Hier ist der Apparat — niedlich, nicht? — geht glatt in deine Tasche, Baudrexl — diese Kurbel dreht man und —"

„Und nun noch eines, Baudrexl", unterbrach der Hauptmann, „der Kupferdraht hat einen und einen halben Kilometer, wird das reichen?"

„Naa."

„Aber Sie haben den Anschluß erst von der zweiten Matte aus zu machen, wo der Aufstieg auf die italienische Seite hinübergeht. Bis dahin liegt der Draht schon aus."

„Nacha langt's."

„Wenn's gelingt, Baudrexl", sagte der Hauptmann, so gibt's von Wien eine Auszeichnung."

„Jaja."

„Sie haben Kletterer hinaufgeschickt?"

„Gestern zwei, drei heute früh — alle weggeschossen."

„Verflucht, es müßte einer in der Nacht hinauf."

„Ohne Weg, Herr Oberst? Ist schon am Tage eine tolle Kletterei."

„Und eine Laterne —"

„Hätten die Alpini drüben sehr rasch ausgelöscht, Herr Oberst."

„Ist richtig — hm — Sie wünschen, Leutnant?" Ein junger Leutnant war vom Geschütz respektvoll auf die Sprechenden zugetreten.

„Ich war schon oben auf der Gachspitz, Herr Oberst."

„Was — wie — ach so, im Frieden, als Tourist, nicht wahr?"

Der Leutnant nickte.

„Und Sie könnten also jetzt —?"

„Nein, Herr Oberst, ich kann's nicht. Das kann nur einer, der lange Baudrexl Anton, der Bergführer, der mich damals führte."

„Nützt uns viel, haha, liegt womöglich in den Karpathen droben, nicht?"

„Nein, Herr Hauptmann, Kanonier im Sperrfort F hinter uns."

*
* *

Es wurde dunkel auf dem vordersten Sperrfort. Aber noch unheimlich klar ragte die Gachspitze in den klaren Abendhimmel und schnitt ein wildgezacktes Dreieck aus dem italienischen Himmel: Da hinein gehöre ich.

Der Kanonier Anton Baudrexl stand lang und ruhig in dem erleuchteten Felsenzimmer an einem Tische dem Hauptmann und dem Leutnant gegenüber.

„Kennst mich noch, Baudrexl?" fragte der Leutnant lächelnd. Der Soldat lächelte nicht.

„Kann sein, kann nicht sein, zu Befehl — diamal hab ich ein Herrn g'führt, der hat Ihnen ein bissel gleichg'schaut, zu Befehl, Herr Leutnant."

„Ein bissel, Baudrexl?" lachte der Leutnant, „da hab ich mich also arg verändert?"

„D'Uniform halt, d'Uniform, Herr Leutnant."

„Es geht mir mit dir geradeso, Baudrexl. Ohne deine alte Joppen könntest ebensogut ein pensionierter Trambahnschaffner sein — paß auf, Baudrexl, wir hätten was Besonderes für dich, ein erstklassiges Kletterstück."

„Zu Befehl."

„Wie oft warst schon auf der Gachspitz?"

„A Stuckerer dreißgmal, 's is a Renommiertur von die Herr'n Turisten, wiss'n S'." Der Hauptmann lachte dröhnend und klopfte dem

suchend stehen, tastete weiter, machte einen Sprung, blieb zitternd wieder stehen, schien einen weißenden Loderbrand aus dem Kalk herauszuschlagen, glitt über ihn hinweg — wie geblendet war er — zitterte weiter und warf sich mit einem entschlossenen Sprung wieder ins Tal hinab.

Baudrexl ging schon wieder haspelnd durch die Finsternis. Das Felsband war zu Ende, Klippen starrten. Spielend überwand er sie. Kamine kamen. Da begann die Arbeit. Die Augen mußten überm Kopf die Felszacken erraten. Die Berghand mußte prüfend den Kupferkranz schwingen: Wie hoch, wie lang? — wupp, da hing es schon. Fast taktmäßig stemmten sich die Füße gegen eine Wand, die Schultern gegen die andere dahinterher.

Wieder ein Ruck — halt — war das Steinschlag? Das Ohr horchte angestrengt. Steinschlag jetzt zur Nachtzeit im Kamin, das war der Tod. Er duckte sich, er wurde ganz klein, wie eine Ziehharmonika schnurrte der lange Bergmensch zusammen. Wird das Geprassel kommen? Nein, eine Handvoll Felsgekrümel bröselte vorbei, das war alles. Baudrexl atmete auf: Das Glück stieg mit ihm zur Höhe. Weiter schob er sich und weiter.

Endlos dehnte sich die Zeit ins Dunkle. Die Nacht war kühl da droben, dennoch stand ihm der Schweiß an den Schläfen.

Horch, wieder ein Geräusch? Ah, es war der Draht unter ihm, der sich leise an den Felsen scheuerte, bevor er sich um sie legte. Ganz fest, als gehörte Dolomit und Kupfer schon von jeher so zusammen.

Anton Baudrexl wußte nichts davon, daß Dolomitenkalk aus Kalziumkarbonat und Magnesiumkarbonat besteht, nichts davon, daß dieses ganze tirolische Dolomitgebirge vor Millionen Jahren gelöst im Weltmeer schwebte und sich daraus niederschlug als Land Tirol, als seine Heimat, die er jetzt verteidigte mit hunderttausend Kameraden. Aber dennoch fühlte er sich festverwachsen mit den heimatlichen Felsen, als sei er selbst herausgeblüht aus ihrem treuen Schoße.

Aber da kam ihm doch was von der Wissenschaft in den Sinn. Wer hatte es ihm doch gleich auf einer Bergwanderung erzählt? War's nicht der Leutnant damals? Und wie war's doch gleich?: Der österreichische Dolomitenkalk wandere hinüber in das Deutsche Reich seit vielen Jahren, nach Rheinland, nach Westfalen, auch zu Krupp. Jaja, das hatte er gesagt. Und was weiter?: Man füttere die großen Stahlwerksbirnen, in denen Stahl erblasen werde, ausgerechnet mit Dolomitenkalk, mit seinem Dolomitenkalk, weil sich ohne das kein gutes Eisen machen ließe. Das würde spröd und brüchig ohne ihn, das gäbe nie und nimmer die Kanonen, mit denen seine Kameraden drüben morgen wieder schießen würden. Wie sonderbar die Dinge dieser Welt doch oft zusammenhingen! Wenn er doch gleich wüßte, was der Dolomit dem Stahlguß zu ent-

„Und für uns einen Hauptschlag gegen den Feind“, ergänzte der Leutnant.

„Des is d’ Hauptsach — also kann i jetz gehn?“

*

* *

Als der Bergführer auf der zweiten Matte anlangte, war es ganz dunkel geworden. Auch die Gachspitze war ausgelöscht.

Baudrexl tastete sich zu einer Wasserrinne, die letzte auf dem Weg hinauf. Verstohlen glänzte sein elektrisches Taschenlämpchen auf. Aha, da lag das Kupferende. Rasch in die Nickelschraube des Apparates eingeklemmt, gekurbelt, Hörer aufgenommen. Nichts . . .

Verflucht, dann war die Leitung unterbrochen und sein Aufstieg hatte keinen Sinn. Dann also wieder abgestiegen —

„Hier Vorderfort — bist du’s schon, Baudrexl?“

„Sell woll, Herr Leutnant — also jetz fang i an, pfüat God.“

„Pfüat God?“ wiederholte der Leutnant für sich, „aha, jetzt hat er den Soldaten abgestreift und ist wieder, was er war, Bergführer, nur Bergführer.“

Baudrexl hatte die Nickelschraube gelöst und seine Kupferdrahtrolle angeschlossen. Radschlagend haspelte sie sich im Gehen ab. Der Draht sank ins letzte Gras, schmiegte sich verstohlen in die letzten Ginsterbüsche, schaukelte sich, im Nachtwind spielend, auf den letzten Alpenrosenbüschen . . . Baudrexl erriet ihre Formen, ihre Farbe war erloschen. Grün das Gras, dachte er, gelb der Ginster, rot die Alpenrose, ob wohl ein Land diese drei Farben hatte? Ach was, sein Berg, die Gachspitz, schwang die Flagge Grün-gold-rot, das war genug.

Vorbei das letzte Gras, der nackte Fels regierte, blutroter Porphyr, grauer Dolomitenkalk, und dann und wann noch ein paar Latschen.

Vorsichtig ging der Tritt und leise knisternd. Manchmal stand eine lotrechte, schartige Säule da, weich von der Nacht umhüllt. Der Bergführer kannte sie auswendig. Mit schlenkernden, fast träumenden Schritten umging er sie.

Jetzt ein schmales Felsband, immer wagrecht fort am glatten Fels. Das war schon Italien. Im Tale unten spielte ein Scheinwerfer. Der Bergführer blieb plötzlich stehen: Wenn es denen da unten einfiel, die Bergwand abzuleuchten? Wenn sie den bewegten Schatten sahen?

Aber schon ging er beruhigt wieder weiter: Denen galt die Gachspitz nächtlich unpassierbar. Mit einem Male tanzte das Irrlicht in fahrigen Spiralen dennoch aufwärts. Er warf sich blitzschnell nieder. Wie eine Eidechse klebte sein langer Körper am Felsen. Wie einer Eidechse Augen wurden jetzt die seinigen klein. Der Lichtkegel des italienischen Reflektors tanzte wahrhaftig das Felsband entlang, blieb

sie von ihm zurückgeschlagen: „Halt den Mund, hier oben geht der Menschen Rede nicht, hier herrscht das Schweigen."

„Baudrexl!" jubelte es aber durch den Draht herauf, „Baudrexl, bist es wirklich, droben auf der Gachspitz!"

„Sell wohl, Herr Leutnant."

„Einen Augenblick, Baudrexl, ich muß dich mit dem Hauptmann und mit dem Obersten verbinden, sie haben es befohlen." Und der Baudrexl hatte noch mehrere Male hintereinander sell wohl zu sagen, bis eine Pause eintrat.

„Baudrexl, bist noch da?" kam's wieder vom Leutnant.

Stille.

„Baudrexl, so red doch, red doch!"

„Glei, Herr Leutnant, glei, i hab erst d Kartn auseinandertuan müssn — der Nebel is scho weg — glei wer i s sehng, d Italiener — jesses, wo hab i denn mei Glas? — aha, da is s ja scho — so, jetz wern ma s nacha bald ausgräuchert ham, d Italiener, passn S nur auf . . ." So gesprächig war er jahrelang nit gewesen, der Baudrexl Anton.

Unten hingen atemlos ein Hauptmann und ein Leutnant am Telephon, Karten neben sich, Papier und Bleistift, warteten und warteten . . .

„Auf Nummera — Nummera — zwoahundertdreizehn rührt si was", schoß die Stimme vom Gipfel in das Fort, „ja, rührt si was — jetzt kann ma s deitli sehng — a Stückerer sechs Kanonen müaßn s sein — hui, hat scho blitzt, glei werdn S es donnern hörn — sie fangn scho früah an, d Italiener —"

„Nummer zweihundertdreizehn", wiederholte es hastig von unten. Der Bleistift kritzelte. Die Ordonnanz dahinter schlug die Haken zusammen und streckte die Hand aus, um den Befehl zu den Kanonen hinauszubringen.

„Also da san drei Tannen so a hundert Meter weit weg von da, wo der Wald links aufhört — da derzwischn, gnau in der Mittn ham sie sich eingrabn, d Italiener, mit ihre Kanonen — sonst siech i bis jetzt nixn, weil s auf der andern Seitn no a bisserl nebelt —"

Unten kritzelte der Bleistift fieberhaft: „Genügt schon, Baudrexl — genügt schon!" jubelte es den Kupferdraht hinauf, „jetzt warten — wir gehen selbst an die Geschütze."

Anton Baudrexl wartete, unverwandt den Blick auf Höhe zweihundertdreizehn. Auf einmal sah er eine der drei Tannen da drunten wie ein Streichholz knicken, Steine wirbelten, Rasenstücke flogen. „Net schlecht für n erstn Schuaß", murmelte er. Rrrr, machte das Telephon.

„Baudrexl, wie sitzt der Schuß?"

ziehen hatte, daß er gut ward. Jaja, der Leutnant hatte es gesagt. Aber er hatte es vergessen. Ein o kam darin vor, und noch ein o, so schien es ihm ...

Da waren die Kamine zu Ende. Der letzte Griff aus dem Kamin heraus ließ des Bergführers Hand in den Schnee fassen. Ein Stück geradeaus stapften seine Füße, links von ihm bettete sich der Kupferdraht dünn und weich in einer ungebrochnen Linie.

Der Schnee staute sich. Wieder ging es steil. Das war das schwerste Stück. Mit Händen und Füßen fühlte er sich entlang. Oft kroch er. Manchmal fing er an zu rutschen und krallte tief die Nägel in die Schneekruste. Sie hielt. Stück um Stück schnellte er den mageren Körper vor und ließ seinen Kupferkranz nimmer los.

Jetzt ward es heller. Gleich war der Morgen da. Was tat's, der Gipfel mußte knapp vor ihm sein. Ah, da war er schon. Die alte Berggewohnheit überkam ihn: Er schwang den Arm, er öffnete den Mund zum Juhuu und — schloß ihn schweigend. Aber der Arm hatte die Bewegung ausgeführt. Der Drahtrest war ihm von der Schulter geglitten, fiel auf den glatt gefrornen Schnee, rutschte, rutschte vor seinen Augen die überhängende Wand entlang — Herrgott, wenn er über den Rand hinausging, stürzte er ins Bodenlose.

Des Bergführers Augen wurden weit, wie nie in seinem Leben. Unbewußt krampften sich die Finger seiner Hände ineinander: „Herr im Himmel, lassn net weiterrutschn — net weiterrutschn, hab i gsagt — oder — oder —!" schrie er drohend.

Da machte der Drahtring zögernd Halt, noch einen kleinen Ruck, und dann lag er unbeweglich. Zitternd, weinend fast, stapfte er sich mühselige Stufen hinab. Ein Griff, sein war er wieder.

Und jetzt lag er auf dem Gipfel hinter einem Felszacken, den das Frühlingsschneetreiben rein- und blankgefegt hatte. Schneenaß schlotterte das Gewand an seinem hageren Körper. Aber er selber dampfte. Heiß durchströmte ihn das Glück der vaterländischen Tat.

Tat? Noch war nichts erfüllt. Noch hing der Draht stumm hinunter zu den Seinigen. Noch lag die Nacht im Tal, gleich düster über Österreich und Italien.

Er huschelte sich geduldig zusammen, er machte sich Bewegung, duckte sich abermals und sah langsam, so langsam den jungen Tag heraufziehn übers Hochgebirge, wie er es so oft geschaut.

Da riß es ihn nieder zum Draht. Er mußte sich ja melden. Hastig schraubte er den Apparat an, drehte an der Kurbel, nahm das Hörrohr auf — rrr, kam die Antwort schon zurück.

„Hier Gachspitz", sagte er langsam. Die Laute fröstelten sich in den Morgen hinaus. Es war ihm, als möge der sie nicht. Als würden

Granaten vom vordersten Sperrfort näher und näher auch an die zweite Stellung, unsichtbar geleitet von da droben — sie begannen schon zu räumen: „Juuh, an saubern Treffer habts ihnen in n Träng hinteneigfeiert — machts nur a so weiter — i muaß jetz schaung, ob i net no dritte Stellung derspecht — wenn nur der Malefiznebel auf der Schneeseitn gschwinder weggehn taat ...“

Und dann während einer längeren Pause: „Herr Leutnant, san S no da?“

„Ja, Baudrexl, was ist? Hast du die dritte Stellung auch schon, du Himmelherrgottsappradi?“

„Naa, fünf Minutn werd s no dauern, bis er si verzogn hat, der Nebel — aber i hab S derweil was fragn wolln, Herr Leutnant.“

„Was denn, Baudrexl?“

„Wie hoaßt ma des Wort mit die zwoa o — wissn S, des was inser Kalk von inserem Gebirg aus m Eisn rausziagn muß, damit daß s a guater Kanonenstahl wird?“

„Phosphor, Baudrexl, Phosphor — aber bist d denn verrückt wordn — wie kommst d denn jetzt da drauf —“

„Jaja, Phosphor, a gspassigs Wort — wissn S, Sie ham mir amal was da davon verzählt, Herr Leutnant, wie mir mitanand auf der Gachspitz warn — hurraxdax, jetz is der Nebel naufganga — i siech die dritte Stellung, Herr Leitnant — sakra, des is die größte — also passn S auf, Herr Leutnant, Nummara ...“

Wie ein steirischer Schullehrer die Schlußvorstellung des Burgtheaters besucht hat.

Wiedergebracht von Peter Rosegger.*

Vor Jahren erhielt ich von meinem alten Freunde, dem Schullehrer zu Oberschachen, einen Schreibebrief, der sich auf ein öffentliches Ereignis in Wien bezog und vielleicht noch immer ein wenig innern dürfte.

Der Brief lautet:

„Lieber Freund!

Du wirst Dich wundern, daß ich Deiner Einladung, mit Dir auf mehrere Tage ins Unterland zu der Weinlese zu reisen, nicht nachgekommen bin. Ich hatte mich wahrlich schon darauf gefreut; ein alter geplagter Schulmeister hätte der mehrfachen Labung wohl vonnöten

---

* Aus den neubearbeiteten „Gesammelten Werken“. Leipzig, L. Staackmann, 1915.

„Eine von die drei Tannen hat's griſſn — d Läng is recht, aber fufz oder ſechzg Meter mehr nach rechts uma."

Dann wieder warten. Drunten, beim Feind wimmelte es aufgeregt durcheinander, beruhigte ſich aber raſch. „Aha, lachte der Bergführer grimmig, „ſie denkn, es war bloß a Zufallstreffer — wart nur, Spezl, wart nur . . ."

Was war das nur? Eine von den italieniſchen richtete ſich plötzlich ganz ſteil auf? Flog ſie nicht? Menſchen wirbelten in die Luft — Teufel, ein Volltreffer —

„Baudrexl, wie ſitzt er jetzt — Bau-drexl!"

„Volltreffer, mitten in die Batterie — juhuu!"

„Hurra! Halt's Maul, Baudrexl — ſie könnten dich ja hören!"

„Des is mir wurſcht — die hörn jetz nix mehr, Herr Leutnant, da is s aus und gar — zſammpackn tuan ſ, ausreißn tuan ſ — Bagaſchi überanand, wärt ſ nur no a biſſerl ſtehn bliebn . . ."

„Wieviel Kanonen fahren zurück — melden, Baudrexl, melden!"

„Zwoa fahrn zruck — die andern kennen nimmer — pfefferts ihnen nach, ganz langſam genga ſ an n Waldrand zruck . . ."

Und ſo leitete der Bergführer auf der Gachſpitz die Artillerieſchlacht drunten, ruhig, ſelbſtverſtändlich, ſachlich. Eine zweite Stellung hatte er herausgefunden: „Nummera zwoahundertfufzehn", hinuntergemeldet und ſich raſch verbeſſert: „Naa, die Stellung hat gar koa Nummera, zwiſchn zwoahundertfufzehn und ſechzehn liegt s drin — da wo der Gamsbach grad des ſcharfe Eck macht — ma kann s ganz deitli ſehng auf der Kartn —"

„Jaja, Baudrexl, ausgezeichnet — wieviel Stücke?"

„Drei glaub i und a Maſſe Pferd und Soldatn — grad wimmeln tuat s . . ."

Er hatte ſich weit über die Felsnaſe herausbeugen müſſen, um zu beobachten. „Sakra, i glaub, jetz ham ſ mi gſehn", murmelte er nach einer Weile und kauerte die lange Geſtalt wieder brav hinter den Felſen.

Pumm — prallte es eine gute Strecke unter ihm in den Dolomitenkalk, daß der wetterharte Stein nach allen Seiten ſpritzte. Der Baudrexl war nicht erſchreckt. Aber ſorgenvoll gingen doch ſeine buſchigen Brauen in die Höhe: „Deifi, Deifi, jetz werd s bald aus ſei mit m Deliphoniern . . ."

Aber da geſchah etwas Sonderbares. Eine Gemſe war, vom Schuß erſchreckt, gerade über ihn hinweggeſprungen nach der andern Seite. Sie konnte den italieniſchen Gläſern nicht entgangen ſein.

„Aha", lachte der Bergführer, „jetz werdn ſ denkn, es is a Gams gweſn, was ſ voher gſehng ham — hahaha." Und recht behielt er. Kein Schuß kam mehr herauf. Dagegen fielen jetzt die öſterreichiſchen

gelesen und gehört, die in Wien vorgehen; weshalb hätte gerade das alte Haus in der Marxergasse auf mich warten sollen! Ich bin hierauf lange in der Stadt umhergestrichen und habe bei mir überlegt, ob ich es mit einem Hotel wagen dürfe oder nicht. Man hört halt immer von großer Teuerung, und ich weiß noch nicht, wie viel der morgige Tag kosten wird. Auch eine mögliche Erhöhung des Theaterkartenpreises dürfte mich nicht unvorbereitet finden. Endlich dachte ich, sicher wäre sicher und ich ging in ein Kaffeehaus, da hatte ich Jause, Nachtmal und vielleicht auch Nachtquartier auf einmal. Man liest ja doch, daß in Wien Kaffeehäuser die ganze Nacht offen bleiben, also nimmt man eine Schale Mokka — denke ich — raucht seine Pfeife, liest Zeitungen, und so vergeht die Zeit. Vielleicht, daß man sich gegen Morgen ein wenig auf die Bank legt, um für den nächsten wichtigen Abend frisch und munter zu sein.

Im Kaffeehause an einem Nebentisch höre ich einige Herren über die morgige Schlußvorstellung im Burgtheater sprechen. Da meint der eine, das Galeriepublikum dürfte sich morgen wohl schon zu Mittag anstellen müssen, um hinein zu kommen. Darauf sagte ein junger Mann, er habe gehört, daß sich schon im Laufe des Vormittags Leute anstellen würden, er selbst habe die Absicht, schon um acht Uhr beim Tore zu sein. Einen Tag könne man doch wohl opfern für diesen Abend, der nicht mehr wiederkehren wird. — Sehr wahr! nickte mein Kopf, und ich komme dir doch zuvor. — Mehrmals hatte ich schon auf eine der mit rotem Sammt überzogenen Bänke hingeschielt, wo ich mich später niederzulassen gedachte.

Ungefähr bis ein Uhr mochte ich mich mühsam durchgeraucht, durchgelesen und durchgegähnt haben, da kommt der Kellner oder wie sie ihn im Kaffeehause heißen, und bedeutet mir, daß das Haus gesperrt würde. ‚Ich weiß es', sage ich, ‚darum bin ich eben da und will bei der letzten Vorstellung sein.' Das Kaffeehaus würde gesperrt, belehrte der Kellner, es sei die Polizeistunde. Mein Ansuchen, ob ich mich — mit ausgezogenen Stiefeln natürlich — wohl auf eine der Bänke hinlegen dürfte, wurde abschlägig beschieden. So zahlte ich meine kleine Sach' und ging. Ist ja auch kein Unglück; man nutzt Zeit und Weil, geht spazieren, beleuchtet ist's, man sieht immerhin etwas, und so wird die Nacht recht gut vergehen.

O Herr und Freund! Die Nacht verging, aber wann! Man weiß es erst, wie lange der Mensch schläft, wenn man warten muß, bis er wach wird. Um vier Uhr beginnt freilich schon das Knarren der Wägen, aber man sieht auch, daß um diese Stunde noch immer Leute nach Hause gehen, bei denen die Nacht erst anhebt. In der Stadt kehrt man die Kappe nämlich um: für den Tag hat man schwere Fenstervorhänge,

gehabt. Aber das Pülverchen, welches ich mir im langen Jahr über für die Schulferien zusammengetan, sollte auf ganz andere Art verpufft werden. Es geschieht mir eigentlich recht, und Torheit muß eine große Sünde sein, weil sie immer bestraft wird.

Du weißt, daß schon seit Wochen von der bevorstehenden Schließung des alten Burgtheaters in Wien die Rede war. Frau Muse muß ja auch einen Ringstraßenpalast haben. Die Schließung des alten Burgtheaters hat mir Herzeleid bereitet. O schöne Zeit, als mich, den armen Studenten, das Burgtheater zum Verschwender meiner irdischen Güter gemacht hatte! Meine väterliche Munifizenz hatte mir täglich für das Nachtmahl die Mittel auf ein paar Würste ausgeworfen: ich ging stets hochvergnügt ohne sie schlafen, um von dem Ersparnis mir am Sonntag meinen Galeriestand im Burgtheater zu erwerben. Wenn ich mich um zwei Uhr nachmittags am Tor anstellte, so hatte ich reichlich vier Stunden Zeit, um das Buch in der Hand, die Schulgegenstände zu lernen oder zu wiederholen, was freilich mitten in dem Gedränge, das sich gegen Abend einstellte, einer gesteigerten Sammlung des Geistes bedurfte. Endlich knarrte das Tor, begann der kurze, aber rasende Wettlauf durch die dunklen Gänge, über die winkeligen Treppen; bald war ich festständig auf der vierten Galerie, und es begann die olympische Seligkeit. Wagner, Löwe, Beckmann, Anschütz, Rettich waren da, aber ich sah keinen Schauspieler, ich sah und hörte nur die Gestalten der Dichter; für Schiller, Shakespeare, Calderon, Grillparzer usw. hegte ich eine geradezu religiöse Andacht. Diese Burgtheaterbesuche haben mich dazumal emporgehoben über meine Bettelstudenten-Existenz, ja mich sozusagen in die Region der größten Geister eingeführt. In der Welt habe ich's nicht so weit gebracht, als ich es zu bringen damals den Anschwung nahm, aber bei den Unsterblichen bin ich heute, nach mehr als vierzig Jahren, noch ein wenig heimisch.

Als nun der Tag der Burgtheaterschließung näher und näher rückt, werde ich unruhig, und plötzlich ist der Entschluß da: Opferst dein für die Ferien bestimmtes Scherflein, reisest nach Wien zur letzten Vorstellung, damit du das alte Theater noch einmal siehst, welches das Glück und die Liebe deiner Jugend war. So bin ich am Donnerstag abends richtig in Wien. Mein erster Gang ist in die Vorstadt Landstraße; obzwar die alte Frau nicht mehr lebt, bei der ich einst meine Kammer gehabt, so wußte ich doch, daß Verwandte von ihr da seien, bei denen ich vielleicht ein billiges Nachtquartier erlangen konnte. Aber ich finde keine Verwandten, ich finde auch das Haus nicht, ich finde die Gasse nicht, und da sehe ich, daß der ganze alte Stadtteil dahin ist, und daß auf dem Platz lauter Paläste stehen. Anfangs erschrak ich, dann mußte ich lachen über mich selbst, der doch so oft von den Veränderungen

danebenher schien, weil er mit allem, was ringsum vorging, seine flachen Späße trieb, erkärte solche Bemerkungen für ‚Burgtheater-Phrasen', während ich den Männern, die so gesprochen, hätte die Hand drücken mögen.

Nachdem zu Mittag die Burgmusik uns die Zeit verkürzt hatte und abgezogen war, aß ich mein Mittagsbrot. Gegen Abend wurde mir von Stunde zu Stunde wärmer, und ich legte meine Hand an die Türschnalle, wendete kein Auge mehr von der Pforte, als müsse sie sich jeden Augenblick auftun.

Mittlerweile war die Menge und das Gedränge der Wartenden gewaltig geworden, auch Frauen und Kinder darunter, die mit lauter Stimme manchmal alle Heiligen anriefen vor Angst, erdrückt zu werden. Ich wurde steinfest an das Tor gedrängt. Fünf Uhr war schon lange vorbei. — Diese Stunde war die längste; wir nahten der sechsten, da knarrte das Tor und ging auf. Ich wurde nachgerade hineingestoßen. Und an der Kasse, da habe ich meine Geldbörse nicht! Ich suche im Rocksacke, im auswendigen, im inwendigen, im Beinkleid — ich finde sie nicht! Und während ich noch suche und suche, werde ich zur Seite gedrängt, und alles, was hinter mir gewesen, rast an mir vorüber. Mir war schlecht bis zum Sterben. Nach der Polizei wollte ich rufen, aber ich brachte vor Entsetzen kein lautes Wort heraus. Nach einer Weile, als ich, den kalten Schweiß auf der Stirn, an der Wand lehnte, kam ich endlich so weit zu mir selbst, daß ich mit einiger Fassung meine Taschen neuerdings durchsuchen konnte, und steckt die vermaledeite Geldtasche wohlverwahrt im Westensack, wo ich aus Besorgnis vor Verlust sie freilich selbst hingesteckt hatte. Aber was nutzt's, an der Kasse ist keine Karte mehr zu haben. Ich stehe mit gerungenen Händen: ‚Ein Platzel wird doch noch sein im ganzen Haus, ich zahle dafür, was ich habe!' Dieses höllische Achselzucken von dem Manne! Ich vergesse es nimmer. Und ein Gefühl war in mir, als sei von diesem Augenblicke an mein Leben zwecklos. Wenn mir die Geldtasche wenigstens gestohlen worden wäre! Aber zum Unglücke auch noch das Bewußtsein der eigenen Dummheit, das war das allerschrecklichste.

So stand ich jetzt in der dämmerigen Vorhalle, und drinnen spielten sie Goethes „Iphigenie". Ich legte das Ohr an die Wand, ob denn nicht ein einziger Laut zu erhaschen wäre. Ach, die Glücklichen, die drinnen sind! Und die reichen Leute, wie gut haben sie es! Da fahren sie im letzten Augenblick an, setzen sich auf ihre bequemen Sessel, wo man alles aufs beste sieht und hört, und keiner denkt an den armen Schulmeister, der aus den fernen Bergen hergekommen, um unter Darben und Kümmern auch nur das bescheidenste Plätzchen zu erringen, und dem es trotzdem mißlungen war. — Ich muß es wohl sagen, die hellen Tränen sind mir übers Gesicht geronnen.

damit die Sonne nicht herein kann, um den Schlaf zu stören; für die Nacht erfindet man das elektrische Licht.

Endlich und endlich wird es über den Hausdächern grau. Ich kaufe mir in einem Greißlerladen ein paar Knackwürste und ein Brotlaibchen und gehe nun damit langsam dem Burgtheater zu. Dort herum ist es noch fast ganz so wie einstmals; klein und unscheinbar steht es da und duckt sich unter das schützende Dach des Kaiserhauses. Ich finde mein Tor und stelle mich an. Es schlägt halb sieben. Jetzt wird's licht. Bis es wieder finster wird, ist der Einlaß. Ich bin sehr glücklich, nur kam mir, als ich so dastand, das Bedauern, daß ich den schwarzen Stadtrock angezogen hatte und nicht den Lodenmantel; das gab sich aber bald, um acht Uhr waren unser schon so viele, daß wir einander anwärmten, denn wir hatten einen geschlossenen Körper zu bilden, welchen neu Dazukommende nicht zu sprengen vermochten. Anfangs regte sich gegen jeden neu Anstehenden eine Art von feindlicher Gesinnung, denn er ist ein Konkurrent und wird den Kampf erschweren; allmählich macht man untereinander Bekanntschaft und plaudert über mancherlei. Die verschiedenen Passanten, die Burgwache, vorüberrollende Hofwägen geben Anlaß zu allerlei Unterhaltung. Das Hauptgespräch bildete an diesem Tage das Burgtheater. Alte Erinnerungen an seinen großen Gründer, den Kaiser Josef, an die Dichter, die in diesem Hause vorgeführt wurden, an die genialen Künstler, die da wirkten.

Eine ganze Kulturgeschichte zog vorüber an dem geistigen Auge derer, die bei diesem unscheinbaren Tore standen. Und einer tat die Bemerkung, es gäbe in der großen Wienerstadt kein Haus, von dem so viel und so edler Idealismus ausgegangen sei für Stadt und Reich, als von diesen schlichten Mauern. Die Welt habe ihr Auge und ihr Herz hierher gewendet, und der Genius der Menschheit habe seinen Jüngern hier über ein Jahrhundert lang Stelldichein gegeben. — Ein graubärtiger Alter wies auf den Glücksstern, der über dem Hause stets geleuchtet habe. Während andere Schauspielhäuser mit prunkendem Hochmut aufgerichtet wurden, die Kunst für den Tagesgeschmack herrichteten, um damit Geldgeschäfte zu treiben, und so geräuschvoll, wie sie entstanden, niedergebrochen waren, bewahrte dieses Haus in stiller Weihe seine ewigen Güter, und kein Unheil fand den Mut, an seine Pforten zu pochen. Selten endet ein Schauspielhaus eines natürlichen Todes; viele dieser Gebäude geben sich so leidenschaftlich mit Glanz, Glitzer, Blendwerk und buntem Schimmer ab, bis sie selbst endlich aufgehen in einem furchtbar herrlichen Feuerwerke. Das Burgtheater hütete seine Ampel treu, bis der neue Altar fertig war, auf den es sie hinstellen konnte, um dann selbst mit würdevoller Sicherheit eines edlen Greises zur Ruhe zu gehen. — Ein Mensch, welcher nur der Hetze wegen

Knecht, der die Hand herhielt und der Portier, der auch die Hand herhielt, haben mich selbst zum Bettler gemacht. Kaum konnte ich noch eine Eisenbahnkarte bis Mürzzuschlag erschwingen; in Neustadt als Frühstück und Mittagsmahl ein Paar Frankfurter gehörten so gut wie das Burgtheater bereits der idealen, mir unerreichbaren Welt an.

Mich verdroß es nicht, 's ist einmal so der Welt Lauf. Nur gesund nach Hause kommen! Dann lese ich meine Dichter, und alles ist gut. Im Mürztale wußte ich einen befreundeten Amtsbruder, bei dem ich vorsprechen wollte und der mir schon aus der Not helfen würde mit einem Zehrpfennig für den Rest meiner Heimreise per pedes. Damit mir aber mein Unstern bis zu Ende treu bleibe, mußte der Amtsbruder auf Ferien verreist sein. Jetzt war ich glücklich daran, daß ich in einem Bauernhause um einen warmen Löffel Suppe bat, der mir auch ohne weiteres geschenkt worden ist.

Am vierten Tage meiner Reise, die weniger reich an Vergnügen, denn an Erfahrungen war, bin ich nach Hause gekommen, um nun den Rest der Ferien in stiller Beschaulichkeit zu verbringen.

So weißt du es, lieber Freund, wie es kam, daß ich mit dir nicht ins Weinland fuhr. Mein Mißgeschick habe ich verwunden und gestatte dir, daß du mich recht auslachen darfst. Wenn du einmal zu mir kommst, will ich dir die schönen Bilder von Shakespeare, Schiller und Lessing zeigen, zu denen ich aus dem Holze der Brüstung Rahmen geschnitzt habe, damit ich auch fürder mich freuen und erbauen kann an unseren Klassikern im Rahmen des Burgtheaters.

Aquileja.

Von Karl Wilhelm Fritsch.

Dort jenseits der Alpen, unter dem Meere, wo zwischen Feigen- und Maulbeerbäumen der Weinstock seine Festons schwingt, wo der Ölbaum freudig gedeiht, die winterlichen Rosen blühen und die Zypressen dunkel zum tiefblauen Himmel aufragen, liegt inmitten strotzender Pracht der südlichen Natur eine Stätte, die ernst an irdische Vergänglichkeit mahnt, Aquileja. Stürme sind hingebraust, Stürme der Zeit, schärfer und grimmiger als die Stürme der nahen Adria. Und in ihnen sind zwei Städte gefallen, einst mächtig und volkreich — sie ruhen unten im Erdboden und was über den Trümmern steht, ist ein ärmliches Dorf. — Von den Ufern der Natissa nicken Tamariskenbüsche dem über Belvedere nach dem alten Römerorte hingleitenden Schiffe einen gehauchten Gruß zu. Drüben in der Ebene beim Dorfe

Ich bin aber nicht hinaus, sondern habe gewartet, daß vielleicht doch ein Wunder vom Himmel falle und mich hineinführe. Aber es fiel keines vom Himmel. Lange betrachtete ich die Stücke einer Holzbrüstung, welche die Hineinstürmenden zertrümmert hatten. Jetzt kann hier ja alles zertrümmert werden, sie brauchen nichts mehr. Diese Trümmer brauchen sie auch nicht. Es kam mir der Gedenke, ein Holzstück mitzunehmen, als Andenken an das alte Burgtheater. Ich könnte mir daraus ja Bilderrahmen oder dergleichen schnitzen. Gedacht, getan; als ich jedoch das Holz in der inneren Rocktasche verbergen will, stehen zwei Wachleute da, um mich festzunehmen. Im ersten Augenblicke war ich fast gewillt, die Nacht über unter behördlichem Schutze zu verbleiben, allein eine Stimme in mir sagte: „Nein, Franz, dich einsperren lassen! So darf das alte Burgtheater für dich nicht enden." — Ich gab daher der Wahrheit gemäß an, wer ich bin, weshalb ich hergekommen war und warum ich das Stück Holz mit mir nehmen wollte. Hierauf besprachen sie sich eine Weile, und ich begann schon zu hoffen, die Sache könne eine günstige Wendung nehmen. Aber es kam nichts weiter heraus, als daß ich fortgewiesen wurde und das Holztrumm mitnehmen durfte.

Also nahm ich Abschied von dem Hause, zu welchem ich auf weitem Wege wie auf einer Wallfahrt hergekommen war. Habe Dank, du geliebtes Haus! Habe Dank, du geliebtes Haus! Anderes konnte ich nicht mehr denken. So taumelte ich auf die Gasse.

Auf dem Kohlmarkt war noch ein Bildergeschäft offen. Um das Geld, welches für den Eintritt bestimmt gewesen, kaufte ich mir die Porträte von Shakespeare, Schiller und Lessing. Hierauf machte ich einen Spaziergang über den hellerleuchteten Ring. Als ich an das Gebäude kam, das sie von jetzt an Burgtheater heißen werden, stand ich ein wenig still. Da ragte es vor mir, weiß und kalt. Was wird es nützen, wenn auch die großen Schauspieler mit den Klassikern hier einziehen, wenn die Zuschauer nicht mehr so gläubig sind als einst! Es soll herrlich sein in dem neuen Hause. Ich werde diese Pracht wohl niemalen sehen; ich bewahre mir nur die Erinnerung an das alte Burgtheater, wo die Begeisterung meiner Jugend gewesen.

Auf der Wieden kehrte ich in einem Gasthofe ein; jetzt war gar keine Ursache mehr, so ängstlich zu sparen, morgen früh geht's heimwärts. Aber als morgen früh kam, war ich ein armer Mann geworden. Das Zimmer, dessen Preis im vorhinein vereinbart worden, hätte mich noch nicht ruiniert, allein das Service, die Bougie und wie all diese schönen Dinge heißen, deren Sonderberechnung man sich in der ehrlichen deutschen Sprache nicht zu nennen getraut, haben mich wirtschaftlich herabgebracht; endlich das Stubenmädchen, das bei meinem Scheiden die hohle Hand herhielt, der Kellner, der die Hand herhielt, der Haus-

Perlenverkäufer angelockt haben, dessen Laden „zur Stadt Rom“ hieß! Hier waren die bedeutenden Töpfereien und Glasfabriken, in denen die niedlichsten Bernsteinschmucksachen gedrechselt, Karneole, Jaspisse, Onyxe geschliffen wurden, um die schönen Damen an der Tiber zu schmücken. Und noch einmal wird Aquileja Militärstadt, damals, als die Germanen an der Donau den römischen Adler nicht mehr fürchteten. Diese Tage waren Aquilejas glänzendste. Als Handelsemporium erdrückte es das alte Tergeste, als Festung ward es berühmt, nachdem seine Mauern der grausame Maximius Thrax vergeblich gestürmt hatte. 452 aber vernichtete Attila den Ort, der die Höhe seines Reichtums schon überschritten hatte, vollständig. Doch noch einmal erwuchs Aquileja zur Größe, diesmal durchs Christentum, das aber auch sein letztes Ende bedeutete. Aus politischen Gründen bekam der Patriarch von Grado einen Amtsbruder in Aquileja. Ein jahrhundertlanger Kampf brach zwischen den beiden Residenzen aus, bis endlich der Papst die Streitenden trennte. Der Gradeser Patriarch kam nach Venedig, der andere nach Cividale. Damit war die geschichtliche Rolle beider Städte, Aquilejas und Grados, ausgespielt. Aquileja verfiel vollends, seine Felder, wohl auch eine Folge der unruhigen Zeiten, blieben brach liegen, Sumpfluft zog über sie und entvölkerte die Gegend ringsum. Aber aus dem gefallenen Aquileja erblühten andere Orte, die prächtigen Baudenkmäler dienten bald als Steinbrüche. Mancher Stein in Udine, Cividale oder in Venedig müßte sich seinen Heimatschein in Aquileja ausstellen lassen.

Heute ist die Sumpfluft durch Dämme und Kanalbauten freilich längst von hier vertrieben, und Reisfelder, doppelmannshoher Mais, Maulbeeren, Wein, Feigenbäume bezeugen, daß der Landbauer wieder rüstig an der Arbeit ist.

Aber in den Steinen, welche ordnende Hände im Aquilenser Staatsmuseum aneinander gereiht haben, taucht noch die alte Pracht, freilich nur in Stücken, aus dem Nebel zweier Jahrtausende vor uns auf. Hier kann man Geschichte studieren, wenn man auch in den Inschriften, die freilich oft nur in einzelnen, nicht immer zusammenhängenden Silben bestehen, zu lesen vermag. Es mag ja nicht so wichtig sein, zu erfahren, ob unter diesem Grabsteine der Aelius, unter jenem der Gaius begraben lag, insbesondere nicht wichtig für jenen Besucher dieser Stätte, der eben kein Spezialist ist. Dem genügt der Gesamteindruck, den dieses Museum auslöst. Die vielen prächtigen Gestalten römischer Majestäten! Ob's wohl Porträts sind? Starr sind die Züge nicht, sie sprechen. Da der ernst dreinblickende, energische Augustus, dort die schöne Livia, die in die Politik so viel dreinzureden verstand. Ein Stück Geschichte. Dort das kühle Antlitz der älteren Agrippina, der Großmutter Neros. Und so sehen sie alle nach uns, jeder hat

Beligna stand einmal ein Amphitheater und der Tempel des Belenus, eines Gottes nordischen Ursprungs, der hier Verehrer fand. Nur sein Name ist noch geblieben in jenem Dorfe. Und noch weiter hinüber die breiten Häupter der Pinien. Auch sie sind stark gelichtet und nur Reste eines großen Waldes, der sich bis gegen Ravenna einstens hindehnte. — Wir stehen auf uraltem Römerboden. Dort ragt schon der schlanke Glockenturm des Domes von Aquileja, der einstigen Kathedrale des Patriarchen Popo vor uns auf. Wenn seine Glocken läuten, ist's nicht leerer Hall, es ist ein Sagen und Klagen von verschwundener Pracht, von streitbaren Kirchenfürsten, von Konzilien und andächtigem Drängen von Menschentausenden. Und das Land ringsum schweigt, schweigt beredt. Die steinernen Denkmäler, die da Jahr um Jahr ausgegraben werden, lassen eine vergangene Welt wieder vor uns lebendig werden. Zwei Städte sind im Erdboden schlafen gangen. Aquileja, die römische Weltstadt mit hunderttausenden Bewohnern, die zweitgrößte Stadt des Römerreiches ist nicht mehr und die mittelalterliche Patriarchenstadt ist auch verschwunden. Über den beiden steht das Aquileja von heute, ein Dorf. Hier jagten einmal die Römer einbrechende Gallier zurück, hierher kam 181 v. Chr. jene lateinische Kolonie, welche die Stadt gründete. Dann war Aquileja die mächtige Grenzfestung gegen die stets unruhigen illyrischen Nachbarn, bis das Römerreich seine Grenze an die Donau vorgeschoben hatte. Damit verlor der Ort wohl seine militärische Bedeutung, wurde aber nun ein Handelsplatz. Der Eroberung mit dem Schwerte folgte die stillere durch die Kultur. Nach der Legende hatte schon um 50 unserer Zeitrechnung Hermagoras von Aquileja Sendboten der christlichen Lehre ausgesandt, die bald Anhänger fanden. Der Stadtpatron von Triest, Justus, ward mit andern zu Blutzeugen und aus dem mit Blut gedüngten Boden reifte jene Kultur, welche das alte Aquileja noch einmal aufblühen ließ — auf Trümmern. Es mag wunderlich erscheinen, wieso eine Stadt von einigen hunderttausend Einwohnern schon damals so in Trümmern liegen konnte, daß von seinen Gebäuden fast nichts vorhanden war und sich das Aquileja des Mittelalters erst neu aufbauen mußte, um so verwunderlicher, als nicht einbrechende Feinde die Zerstörer waren. Die Plünderer waren sogar die Einwohner selbst. Als die Barbaren einbrachen, war die Stadt schon fast arm, christlicher Übereifer hatte schon gegen Ende des vierten Jahrhunderts die heidnischen Kunstwerke vernichtet und so eine Stätte geschaffen, deren Trümmer heute reiche wissenschaftliche Fundgruben bilden. Die alte prächtige Stadt aber war dahin. Und wie regsam mag das Leben einst hier gewesen sein —! Die vielen Bruchstücke belügen uns wohl nicht. Wie mögen sich hier einst Handelsleute überboten haben. Reklame gab's auch schon. Wieviel Käufer mochte jener orientalische

Schulbeginn.

Von Fritz Stüber=Gunther.

Nun also haben wir dich zur Schule gebracht, mein Jüngster, mein Ältester, mein Einziger. Der bedeutungsvolle Tag, von dem so oft in Scherz und Ernst, in Besorgnis und Hoffnung, mit Drohen und Verheißen die Rede war, nun ist er wirklich da. Zum erstenmal, seitdem du uns geschenkt bist, weilen wir zuhause und weilst du fern von uns. Zum erstenmal, seitdem wir dir zu Hütern bestellt sind, haben wir dich der Obhut anderer Leute überlassen. Zum erstenmal fehlt in unseren Räumen dein Tollen und Jagen, dein Fragen und Bitten, dein Weinen und Lachen. Zum erstenmal ruht dein Spielzeug unberührt in den Ecken, der Ziegenbock und die Pferdchen, die Bausteine und das Bilderbuch, das Schiff und der Karren; zum erstenmal mußte dir anderes für wichtiger gelten, zum erstenmal rief dich am Morgen die elterliche Liebe nicht zum Vergnügen, sondern zur Pflicht. Während ich einsam am Schreibtisch sitze, den weißen Blättern anzuvertrauen, was mein Gemüt drängend erfüllt, irrt deine Mutter beklommen von Stube zu Stube, und in ihren Augen, mögen sie gleich nach unbefangen heiterem Scheine trachten, sind Vorwurf und Frage zu lesen: Mußte es denn sein?

Ja, es mußte sein.

Haben wir auch wahrlich nicht das Geld in Scheffeln stehen, so wäre es uns doch wohl unter Opfern möglich gewesen, dir besondere Lehrer zu halten, den ersten Unterricht dir nicht in der öffentlichen Schule, nein, daheim unter unseren Augen erteilen zu lassen. Gewiß, ich habe daran gedacht, habe eifrig darüber nachgedacht, weil ja meines Daseins tiefster Sinn und Inhalt ist, dir, mein Einziger, Gutes zuzuwenden. Aber ich bin zu dem Schlusse gekommen, daß ich dir damit nichts Gutes getan hätte.

In bester Absicht haben einst meine Eltern auf solche Weise mir das erste Schuljahr erspart. Heute, da ich ohne Vorurteil zurückschaue, finde ich, daß sie zwar die Bitternisse, die sie mir damals abnehmen wollten, um ein Kleines hinausschoben, mir aber zugleich manche Süßigkeit ein für allemal entzogen. Scheu und hilflos trat ich ein Jahr später nicht mehr unter Scheue und Hilflose, sondern unter Altersgenossen, die reifer waren als ich, die das Leben bereits kannten, denen gewohnt war, was mich durch seine Neuheit betäubte, die sich darum mir weitaus überlegen fühlten und es auch tatsächlich waren. Mit dem Rufe nicht nur, sogar mit dem dunklen Bewußtsein eines Schwächlings, eines Muttersöhnchens trat ich unter sie. Was sich vor einem Jahre ganz

etwas zu erzählen. Es sind keine Dutzendköpfe, jene Bildhauer, welche sie geschaffen hatten, waren es gewiß auch nicht. Mit dem Meißel beherrschten sie die charakteristische Linie, aber sie verstanden es auch, weich zu formen und Körper voll Anmut zu schaffen. Da der Torso einer Venus als Beispiel. Und auf welcher Höhe sehen wir jene Künstler bei der Herstellung der feinen Geschmeide! Steinschliff, zartestes Formen, minutiöseste Herausarbeitung bildlicher Darstellung, oft auf winzigen Flächen — suchen ihresgleichen. Die Mosaiken! An jener Wand das farbenprächtige Bild, einen Pfau unter Laubwerk darstellend — ein Stück christlicher Kunst. Wohl nicht so edellinig wie die heidnischen Skulpturen, gewinnt dieses Mosaik durch Farbenpracht. — Da stehen Vasen und schön geformte Töpfe, dort sehen wir eine Sammlung zartgearbeiteter Nadeln und Spangen, reichgeformte Türklopfer, einfache, aber praktische Torschlösser mit Schlüsseln. — Und daß die Alten auch zarte Hände haben mochten, beweisen uns die prächtigen Gewebe. Sogar Toiletteartikel finden sich vor, z. B. Riechfläschchen. In dem einen ist noch einige Flüssigkeit enthalten. Wie diese einst gerochen haben mochte, läßt sich heute nicht mehr sagen und die römische Dame, die sich an dem Geruche einst erfreut hatte, ist schon zu lange tot.

Jetzt noch in den Museumsgarten. Da stehen die alten Säulen mit ihren stilisierten Knäufen neben ihren in Freiheit aufstrebenden natürlichen Vorbildern. Und über all dem der Glanz der südlichen Sonne, der tiefblaue Himmel, unter dem sich die Magnolie wölbt, der Lorbeer sich an die alten Steine herandrängt, die Myrthe ihre dunklen Arme aufreckt . . .

Und jetzt erlebt Aquileja, dieser immer nach Ereignissen durstende Boden, noch einmal eine Geschichte. Wieder ist ein Feind eingebrochen, ein Feind hinterlistigster Sorte. Wieder umdröhnt den uralten Domglockenturm Schlachtengetümmel. Und wenn seine Glocken einmal in fernen Jahrhunderten unseren Nachkommen noch klingen werden, dann werden sie das Lied von vergangener Pracht vielleicht vergessen haben, niemals aber jenes von der gebrochenen Treue. Es mag nur recht bitter erklingen und aus den Steinfeldern Aquilejas und des ringsum liegenden Landes wird sich in verschwiegener Stunde manche Faust aufrecken westwärts drohend, aus den Antlitzen der Statuen mancher Blick auflodern, finster und verachtend zugleich — westwärts.

---

wirst du uns mit der Frage nahen: Warum, Vater, Mutter, habt ihr mir von diesem nie etwas gesagt? Und ich muß die Antwort schuldig bleiben, denn sie darf nicht also lauten: Weil ich deinem unberührten Geiste keinen Gott aufdrängen mochte, weil ich wollte, daß du dir selber deinen eigenen Gott bildest — aus dem Meere, das du im Sonnenglanz geschaut, aus den Bergen, die dein schwaches Füßlein erklomm, aus den Wolken, deren geheimnisvoll wechselnde Formen du bestaunst, aus den Blumen, deren Blühen dich begeistert, aus den Tieren, die du zärtlich liebst, aus den Menschen, die dich mit inniger Liebe umgeben. Nun aber sagen sie dir und du mußt es nachsprechen: Gott, der Schöpfer, ist genau so beschaffen, wie wir ihn schildern, und wer ihn nicht so glaubt, der sei verworfen . . .

„Freie" Schule! Gibt es eine wirklich freie? Nein, in keinem deutschen Lande. Und es darf auch keine geben, behaupten selbst verständige und redliche Leute, denn sie wäre nationaler und sozialer Untergang. So habe ich jene Schule für mein Kind gewählt, die ich für weniger beschränkt halte. Aber auch sie wird seinen Geist fesseln mit engen schnürenden Banden, und ich muß geduldig warten, bis der Heranwachsende aus eigener stürmischer Not diese Ketten zersprengt — oder sich ihnen mit endgültigem Behagen anbequemt.

*
* *

Weit, weit ist der Weg von der Stunde, in der du zum erstenmal mit dem Ränzel am Rücken das Schulzimmer betratest, bis zu jener, da dir das Schulzeugnis die Anweisung geben wird, mit deinen Kenntnissen dein Brot zu verdienen. Aber das wäre ein schlechter Beginn, der nicht mindestens einen Augenblick lang das Ende bedächte. Welches also, mein Sohn, wird dereinst dein Platz sein in dem endlos mühsamen Gefüge menschlicher Tätigkeit? Soll ich versuchen, dich von Anfang an auf einen bestimmten hinzudrängen, oder es ganz der Zeit überlassen, auf welchen du dich selber stellen wirst? Wie angestrengt ich dieser Frage nachsinne, ich finde keine völlig befriedigende, unbedingt gültige Lösung. Wie oft hat hier elterlicher Zwang das größte Unheil gestiftet, das Bewußtsein eigener freier Wahl dagegen die häßlichsten Enttäuschungen noch verschönt! Wie schwer aber wird es hier wiederum den Älteren, persönliche Erfahrungen nicht auf den Jüngeren beeinflussend zu übertragen! Und wie häufig hält der junge Mensch für tiefe Neigung, was sich späterhin bloß als flüchtige Liebhaberei herausstellt!

Findet ihr dieses Grübeln nicht verfrüht? Belächelt ihr gar meine Voreiligkeit, mir am ersten Tag des ersten Schuljahres meines Sohnes schon Berufswahlsorgen für ihn zu machen? So denkt nicht an den Unterschied von Schuster und Schneider, von Mediziner und Juristen,

ungehindert und selbstverständlich vollzogen hätte, daß ich mich ihnen anschloß, in ihnen aufging, mich ihresgleichen fühlte, das fügte sich nun schwer und zögernd. Bisweilen etwas Besseres, sehr häufig aber etwas Geringeres als sie dünkte ich mich. In Gedächtniskünsten war ich ihnen fast überlegen, mindestens ebenbürtig. Zum Turnen jedoch, zu geselligen Übungen stellte ich mich unbeholfener an als der Unbeholfenste. Im Märchenlande, im Reich der Feen und Zwerge war ich heimischer als sie. Mit Menschen von Fleisch und Blut jedoch, mit ihren Kameraden wie mit ihren Lehrern, verkehrten sie zehnmal sicherer und harmloser. Vielleicht, wahrscheinlich gab es noch andere Gründe dafür. Aber bis zum heutigen Tage, in stillen, trüben Stunden, wenn ich grübelnd die hohen Ziele meines Innern mit jenen niedrigen vergleiche, die ich äußerlich zu erreichen vermochte, will's mir scheinen, als ob ich den Stürmen und Irrlichtern der Welt einen zäheren Kerl entgegengesetzt, ihre Hindernisse mit kühnerem Sprunge genommen hätte, wenn ich nicht schon verspätet und verweichlicht mit ihr in erste Berührung gekommen wäre.

Ähnlichen quälenden Zweifel, mein Sohn, wollte ich deinem künftigen Leben fernhalten. Du sollst jetzt nichts voraus haben vor der Menge deiner gleichaltrigen Volksgenossen, auf daß du nicht später hinter ihnen zurückstehst. Deine Sprache ist ihre Sprache, deine Heimat ist ihre Heimat, deine Aufgabe ihre Aufgabe: So sei denn auch der Anfang ihres Weges der deinige. Vielleicht schlägt auch dir einmal Stunde — ich kann sie nicht abwenden, mag sie nicht segnen — da du dich für einen Besonderen unter ihnen hältst. Heute aber, so lange wie möglich, als Kind wenigstens, fühl' du dich gleich und eins mit ihnen!

* * *

Während ich dies niederschreibe, öffnet dir ein fremder Mann die ersten, äußersten Pforten menschlichen Wissens. Du wirst nicht vor ihm erschrecken, wirst, darum ist mir nicht bange, festen Fußes, wenn auch zuweilen bedächtiger, langsamer, weiterschreiten zu den inneren, die sich immer schwerer und schwerer auftun. Aber noch ein anderes Tor erschließt sich dir, vielleicht eben in diesem Augenblicke, ein Tor, von dessen Existenz du bisher keine Ahnung hattest, weil wir dich geflissentlich in weitem Bogen daran vorbeiführten — das Tor des Glaubens. Nun zeigen sie es dir und reißen die Flügel auf.

Von Gott hörst du sie reden in so bestimmten Worten, als stünden sie auf Du und Du mit ihm, an die Wand malen sie ihn dir, als hätten sie ihn unzählig oft aus nächster Nähe gesehen. Du mußt deines Lehrers Wort aufnehmen als etwas Heiliges, Unantastbares, und fern sei es von mir, an ihm zu kritteln, zu rütteln. Aber du wirst dich nicht damit begnügen. Erfüllt von dem Wunderbaren, Unerhörten,

wertigen oder gar unbrauchbaren Menschen werden müßte. Wer fürs Ziffern- und Buchstabenklauben keine Begabung hat, der braucht darum beiweitem noch nicht unbegabt zu sein, der kann vielmehr unter Umständen an Scharfblick, Geistesgegenwart, Findigkeit, kurz, an praktischer Tauglichkeit seine sämtlichen Lehrer übertreffen. Wer aber einen solchen Schüler mit dem Vorwurfe mangelnden Ehrgeizes, mit der Forderung hervorragender Schulzeugnisse plagt, der plagt nicht nur ihn und sich unfruchtbar, sondern tritt überdies fruchtbare Keime mit Füßen.

Ehrgeiz ist nichts Kindliches, dieses tugendhafte Laster sollte den Erwachsenen vorbehalten bleiben. Ehrgeiz kann in der Schule entbehrt werden, sofern ihr Pflichtgefühl ersetzt.

Gesunde, pflichttreue Arbeiter auf allen Äckern und in allen Werkstätten tun unserem Volke unvergleichlich dringender not als gelehrte Krüppel, an denen wir ohnehin niemals Mangel litten. Und jene, nicht diese werden die Entscheidung bringen in unserem großen Kampfe gegen naivere, brutalere, robustere Nationen . . .

Ob du dir den Hammer oder den Spaten oder, sollt' es denn nicht anders sein, die Feder zum Werkzeug erwählst, mein Sohn: Gesund komm mir heim vom letzten Tag der Schule, wie du jetzt — deine Mutter ist dir längst in banger Glückseligkeit entgegengeeilt — am ersten Tage heimkommst. Gesund an Körper und Seele. Beten, verzeih' mir's, du werdender Christ, kann ich nicht darum, aber wünschen will ich es von Herzen und sorgen dafür nach besten Kräften.

Sei gegrüßt, mein Sohn!

Was in der Schule du gelernt, das werd' ich dich gewiß noch fragen; fürs erste aber hol' dir jetzt ein Butterbrot, den Leiterwagen . . .

Heimgärtners Tagebuch.

Wird der Mitteleuropäer von jetzt ab nicht eine andere Himmelsrichtung einschlagen? Bisher schaute und ging er westwärts, der Sonne nach, und nahte dem Untergange. Will er nicht der Sonne entgegengehen, dem Aufgange zu?

Ich habe mein Lebtag den Morgen lieber angeschaut, als den Abend. Und die Stimmen der Weisen, sie kamen von Osten. Dort lag das Paradies, von dort kam uns der Glaube an die Erlösung, an das Ewige und Göttliche. Das Größte, Erhabenste, Heiligste, was die Menschheit gehabt hat, jetzt hat und haben wird, es kam aus dem Morgenlande. Im Osten wohnt die Ruhe, die Würde, der Friede unserer Seelen. — Was kam uns von Westen? Die Unrast, die Unzufrieden-

sondern nehmt den Fall, daß die geistige Begabung eures Schuljungen sich zu äußern anfange, indem er seine Lehrer und Mitschüler karikaturistisch konterfeit, oder indem er die Eigentümlichkeiten ihres Betragens in Wort und Gebärden getreulich nachzuahmen sucht. Was werdet ihr als vernünftige, gewissenhafte Eltern tun? Diese erwachenden Lieblingsneigungen, die besonderen Fähigkeiten im Keim ersticken? Oder gänzlich unbeachtet lassen? Oder gar zu fördern suchen? Ich meine, sehr oft werden Vernunft und Gewissenhaftigkeit nicht ausreichen, dies zu entscheiden.

* * *

In einem Vierteljahre kommt die erste „Schulnachricht", der erste „Ausweis". So unklar die Vorstellungen meines Buben von diesem Dinge sind, das weiß er doch bereits von Ohm und Muhme, Vettern und Basen, daß ein braves Kind nach „lauter Einsern" streben muß und daß „lauter Einser" auch das liebe Christkind mit Bestimmtheit erwartet. Nach Vermögen, aber freilich ohne viel Erfolg, sträube ich für meine Person mich gegen diese gutgemeinte Züchtung jugendlichen Ehrgeizes. Habe ich doch hundertfach gesehen und schließlich auch am eigenen Leibe erfahren, welche schlimmen Folgen er zeitigen kann. Ohne besonderen Stolz gedenke ich der Anstrengung, die es mich kostete, endlich einmal zum „Ersten" meiner Klasse emporzurücken, aber mit Schauder der Enttäuschung, der eigenen wie der väterlichen Vorwürfe, da es mir nicht gelang, diesen „Ehrenplatz" zu behaupten. Durch solche jugendliche Seelenkämpfe wird der feste Grund gelegt zu späterer Nervenabspannung und Nervenzerrüttung, und aus den ehrgeizigsten Schülern werden meist die ärmsten Melancholiker. Wie gern tauschte mancher ehemalige Vorzugsschüler seine sämtlichen „Einser" gegen „Zweier" und „Dreier" um, wie gern ließe er sich sogar einen „Durchfall" nachsagen, könnte er dafür seine langsam, aber sicher erworbene krankhafte Reizbarkeit los werden! Aber was an dem Kinde gesündigt wurde, das kann in späteren Jahren kein Arzt mehr gut machen. Wie uralt auch die Weisheit ist, daß nur in einem gesunden Körper ein gesunder Geist wohnen könne, daß dieser jenen zur Vorbedingung habe, weil Geist nur eine Funktion der Materie sei — die allermeisten von uns, Lehrer wie Eltern, sind doch noch himmelweit entfernt, der Wahrheit tätig zum Siege zu verhelfen. Ist ein „sitzengebliebener" Bub ein Unglück? Nein, hundertmal nein! Ist's ein „nervös", ein hypochondrisch gemachter? Ja und tausendmal ja!

Gute Schulfortschritte verbürgen noch lange nicht Lebenstüchtigkeit. Der Lehrplan unserer Schulen — jeder allgemeinen Unterrichtsanstalt — ist viel zu eng, einseitig und schablonenhaft, als daß ein jeglicher, auf den er nicht und der in ihn nicht paßt, schon zu den minder-

ganz zu verlieren. Denn unsere Bestimmung ist es nicht, uns selbst zu entfliehen, sondern uns zu finden. Unser Ziel liegt — das wird seit Weltbeginn gelehrt — nicht in den Äußerlichkeiten des Universums, die wir im sogenannten Fortschritt erhaschen wollen, sondern in unserer eigenen Seele. Zu diesem Heimfinden in uns selbst und zu den Seligkeiten des geistigen Ichs bedürften wir ein wenig von orientalischer Ruhe und Beschaulichkeit — von den Anbildern der orientalischen Weisen.

Es wird jetzt viel darüber geschrieben und gesprochen, daß die Deutschen überall so verhaßt seien. Das deutsche Volk sei das gehaßteste der Welt. Dieses Evangelium ist noch nicht alt; aufgebracht haben es natürlich unsere jetzigen politischen und wirtschaftlichen Feinde. Sie haben damit allerdings schon seit Jahren in vielen Ländern den Krieg vorbereitet. Eifersüchtig und mißtrauisch sind ja alle Staaten gegeneinander; England wird Frankreich und Rußland im Herzensgrunde so wenig lieben als Deutschland; doch daß jedes Land einen besonderen Haß gegen das deutsche Volk haben soll, das kann man nicht glauben. Aber der Deutsche fällt richtig drauf rein und sagt's nach und glaubt's; und mancher, scheint es, ist noch stolz darauf, daß wir gehaßt sind! — Der Deutsche wird in der Wehr natürlich gerne gefürchtet sein, gehört aber doch zu allen jenen Menschen, die es vorziehen, geliebt als gehaßt zu werden.

Es ist unwürdig und frevelhaft, in der Vorstellung, gehaßt zu werden, überall gehaßt zu werden, sich wohl zu fühlen, sich darauf etwa gar noch was einzubilden. Sich verhaßt zu machen oder auch nur das Wort vom Gehaßtsein weiter zu tragen, führt zu nichts Gutem. Nicht den Haß, die Liebe der Völker müssen wir nach ethischen Grundsätzen erzwecken. Und wir verdienen sie wirklich. In Friedenszeiten genießen wir sie reichlich. Alljährlich zahllose Fremde kommen nach Deutschland, um unsere Natur und Kultur zu genießen. Geht man zur Erholung in ein Land, dessen Volk man haßt? Immer weiter verbreitet sich in fremden Ländern die deutsche Sprache und Literatur. Lernt man mit Vorliebe die Sprache eines Volkes, das man haßt? Immer häufiger werden deutsche Dichter in fremde Sprachen übersetzt. Tut man das bei Literaturwerken eines Volkes, das man haßt? Die deutsche Wissenschaft die deutsche Technik ist Gemeingut der Welt geworden. Stets bestätigt man dankend den Empfang. Fernste Länder suchen, halten mit uns Geschäftsverbindungen, deutsche Verläßlichkeit und Rechtlichkeit anerkennend.

Und doch gehaßt in der ganzen Welt? Mancher Deutsche jetzt ist wirklich so einfältig, nach besonderen deutschen Fehlern zu suchen, die

heit, die Habgier, der wütende Kampf ums Dasein. Aber, sagen sie, das ist ja der Fortschritt, der Sonne nach. — Der Sonne nach? Ja, wie denn? Die Sonne kehrt jeden Tag zurück und geht im Osten auf; die Menschheit, die nach dem Westen trachtet, wird wohl kaum mehr zurückkehren zu dem stilleren Frieden des Morgenlandes. Schon im kleinen Europa sehen wir's, wie die westlichen Völker seelisch verkommen. Hinter dem Meere drüben keuchen sie vor Unrast, der Milliardär nicht nicht minder als der Arme; und wenn sie einmal einen Sonntag haben wollen, denken sie an den Osten.

Ich las schon in meiner Kindheit aus den Urkunden des Morgenlandes, und so bin ich — nicht achtend der westlichen Lockfanfaren — stehen geblieben — das Gesicht nach Osten gekehrt.

Nein, mit diesem „Fortschritt" ist's bei mir nichts. Nie habe ich das Lebensziel erblicken können im Menschenübervorteilen, im Güter zusammenraffen, in der beständigen Hetzjagd nach Neuem, Fremdem. Ich konnte nicht das Heil sehen in den technischen „Errungenschaften" (so viele äußere Vorteile sie uns auch bringen mögen), in der Übermacht der Staaten, in den Reichtümern an Materie. Ich kann den Haß der Völker nicht fassen, mit dem sie blindwütig einander ausrotten wollen. Das sind Früchte, die heute im Niedergang der Sonne reifen — dann kommt die Nacht.

Wie anders die gemessene Ruhe des Morgenländers, seine harmlose Beschaulichkeit, seine Kraft zum Verzichten und Entsagen dessen, was so verführerisch winkt und so treulos vergeht. Er sucht des Daseins Seligkeit mehr in seiner Seele und steht in ihr schon auf Erden im Bereiche des ewigen Lebens.

Tausend Stimmen höre ich gegen mich: Wie? Du predigst orientalische Lässigkeit und Gleichgültigkeit? Hast du denn das nötig in Österreich? — Ach nein, ich predige bloß orientalische Überlegenheit und Würde. — Orientalische Art ist der Völkerruin! sagen sie. Da schlage ich in alten Schriften nach, wielange die orientalischen Völker schon bestehen, und frage, ob die okzidentalischen Aussicht haben, so lange zu bestehen? Wenn sie sich als Jagdhunde des Mammons nicht selbst zutode hetzen, so werden sie aus Neid und Habgier umgebracht.

Nun reden zwei Gelehrte. Der eine: Die Menschheit folgt den Gestirnen, und die weisen den Weg nach Westen. — Der andere: Die Erdoberfläche dreht sich nach Osten.

Ich meine ja wahrhaftig nicht, daß wir nach Asien gehen und Orientalen werden sollen. Ich meine vielmehr, daß wir nicht uns so sehr vom Westen und seiner schon pathologischen Gewinnraserei hypnotisieren lassen sollen, daß wir manchmal auch nach den Anbildern des Orients blicken müssen, um das Bewußtsein unserer Bestimmung nicht

Wieder andere sagen, der Papst sei ein Idealist und seine Vorschläge seien durchaus unpraktisch. Ich aber weiß auf der ganzen Welt nichts Unpraktischeres als den Krieg. Selbst der siegreiche Krieg, und gerade der, bringt einen Frieden, der durchsetzt ist mit Keimen zu neuem Kriege.

Jetzt vom Frieden sprechen sei verfrüht, heißt es. Aber wie anders soll der allersehnte sich denn vorbereiten, als daß man die Wege zu ihm sucht? Ganz so einfach, wie mein guter Freund A. sagt, ist es freilich nicht. Der meint, der Friede sei ja immer da; man brauche nur aufhören, Krieg zu führen, und man habe den Frieden von selbst.

Wir können und müssen natürlich den Krieg jahrelang führen, wenn die Feinde, die unserer Kultur den Untergang geschworen haben, fortfahren, uns zu bekämpfen. Die Verteidigung auf Leben und Tod ist ja nicht bloß erlaubt, ist unsere urerste Pflicht. Ist es denn ein Angriff, wenn wir die Russen und die Italiener aus unserem Lande hinausdrängen und ihnen die Waffen aus der Hand winden, damit sie morgen nicht wieder angreifen können? Indem wir so um unser Land und Recht uns wehren, sollten wir ja nur froh sein, wenn eine neutrale Stimme sich mit heiligem Zorn gegen die Urheber des Unheils wendet. Und das hat der Papst getan. Daß die von ihm Getroffenen seine Stimme scheuen, das begreift sich. Es mag ja sein, daß der Vaterlandswart den Friedensboten noch nicht hören darf, aber es ist sicher, daß die Völker Europas alle, alle nach Frieden schreien!

Am 18. August.

Er tat am Weihemorgen früh aufsteh'n,
Und wollte für den Kaiser beten geh'n,
Dem harten Krieger ist das Herz so wonnig,
So weich, so siegesfroh, so friedenssonnig.
Er kniet auf Erden . . . Kann nicht Worte finden,
Die tief und heiß genug die Seele gründen.
Er grüßt die Sonne, die im Osten glühet,
Er küßt die Blume, die am Rasen blühet,
Und sieh' — in seinem Aug' die Träne steht.
— O heiliges, o reines Festgebet!

Ich war noch nicht eingeschlafen, als im Nebensaal die Männer sich versammelten. Ich stand auf und ging zu ihnen hinein. Als wir an der großen Tafel schweigend nebeneinander saßen, zuckten plötzlich die elektrischen Flammen ab, wie es bei Gewittern manchmal vorkommt, ein-, zwei-, dreimal — dann verloschen sie. Aus der Wand trat ein schlanker Jüngling, in der Hand ein großes Schwert, das er wie einen Stock hielt. Von seinem Auge ging ein Licht aus, an seinem

den Haß begründen sollen. Und wahrlich, man kann Fehler bei uns auch finden, wie natürlich in jedem Volke. So vermißte ich lange, besonders in unseren Blättern jene Demut, die zwar vollstes Vertrauen in unser Recht, froheste Hoffnung auf den Sieg setzt, aber doch auch der Möglichkeit eines Unheils gefaßt ins Auge schaut und für diesen Fall eine sittliche Kraft vorbereitet. Dafür war eine gewisse Großsprecherei vorhanden, eine höhnende Geringschätzung des Feindes, die nicht immer am Platze ist. Aber derlei und andere unserer Gebrechen sind es nicht, die uns in den letzten Jahren das Mißtrauen schufen. Der größte Fehler in den Augen unserer neidischen Nachbarn ist unsere Tüchtigkeit. Und der Haß, den diese Eigenschaft bei den Fremden erzeugt, ist nichts anderes als erzwungene Achtung, Anerkennung mit Mißgunst, die in der Kriegszeit Furcht und lodernder Haß werden kann. Insofern kann man sich auf diesen Haß freilich was einbilden.

Eine häßliche Eigenschaft hat der Deutsche, eine sehr große, die aber fremden Völkern nur sympathisch sein kann: das Nachmachen fremder Sitten und Lebensführung. Deshalb hassen sie uns kaum, eher verachten sie uns ein wenig. Wir sind deutsch, aber vielleicht stünden wir in ihren Augen größer da, wenn wir es ganz wären.

Natürlich haben auch die Deutschen ihre Sonderheiten, wie sie jedes Volk hat und haben muß. Aber sind solche bodenständige Sonderheiten den Völkern einander häßlich? Nein, vielmehr interessant.

Daß im Kriege der Haß herrscht und man nur die schlechten und schlechtesten Seiten der Gegner sieht, ist selbstverständlich. Wir empfinden ihn ja auch gegen unsere Feinde. Aber sie grundsätzlich zu hassen, das lehnen wir ab. Werden auch, wenn der Friede kommt, nicht um ihre Liebe werben. Wir begnügen uns damit, im Kriege gefürchtet und im Frieden geachtet zu sein.

An dem päpstlichen Friedensbrief hat der größte Teil der Presse sich auf leisen Socken vorbeigeschlichen. Keiner der Kämpfenden will es zugeben, daß er den Frieden wünscht; jeder tut, als sei er bereit, noch jahrelang zu kämpfen — trotzdem sie einander längst durchschaut haben. Nicht einer der kriegführenden Staaten — jeder möchte den Frieden, unter Ausnahme jenes sich sicher dünkenden Insulaners, der anstatt zu kämpfen nur hetzt. Der hat denn auch großmaulig dem Papste den Rat gegeben, er solle mit seinen Friedensvorschlägen hübsch daheim bleiben.

Andere überhören das Papstwort aus konfessionellen Gründen, aus Furcht, den päpstlichen Einfluß zu unterstützen und gar selbst als römisch-katholisch zu erscheinen. Obschon die päpstliche Friedensnote nichts anderes ist, als ein Ruf an alle nach Menschlichkeit.

Wie viele schöne Kriegslieder sind schon gesungen worden, seit einem Jahre. Ist unter ihnen auch nur eines, das dem zum Volkslied gewordenen Gedichte des unsterblichen Uhland nahe kommt?

Unweit von meinem Dorfe wirkt seit Kriegsbeginn eine Frau, vor der man niederknien sollte aus dankbarer Ehrerbietung. Sie hat ein Spital eingerichtet für mehr als 50 Verwundete. Die Soldaten, die in ihrer Pflege sind, muß man hören. Jeder weiß zu sagen von ihrer Güte. „Wie ein Engel vom Himmel ist sie“, sagte mir einer. „In dem Augenblick, als ich verwundet wurde, war mein Gedanken: Jetzt hebt eine schwere Leidenszeit für mich an. Dann kam ich in diese Anstalt nach M. und so gut ist es mir mein Lebtag noch nie gegangen als hier.“ Die Frau — sie will nicht gerne genannt sein, aber man kennt sie ja — nicht bloß, daß sie dieses Verwundetenheim gegründet, eingerichtet hat und es mit dem Allerbesten versorgt, ist sie auch persönlich immer da, überwacht und leitet alles und kümmert sich um jeden einzelnen mit nimmermüder Güte. Ob die ärztlichen Verordnungen genau befolgt werden, ob das Bett in rechtem Zustand, die Kost angemessen ist. Sie sorgt für Ruhe dem, der sie bedarf, für Zerstreuung dem, der etwa betrübt ist. Nicht bloß Landessöhne kommen hier zu ihrem Heimgefühl, auch Fremde und Fremdsprachige finden Herzenstrost, als wäre um sie die Fürsorge ihrer eigenen, doch so fernen Mutter. Genesende, die schon so weit sind, schickt sie zu erheiternden Unterhaltungen, als Schaustellungen, Konzerten, kauft ihnen dort die bequemsten Plätze. Autofahrten veranstaltet sie, um Kranke in die freie Luft zu führen, durch das stille, sonnige Tal; sogar auf die Alm hat sie kürzlich etliche Bergsöhne, die nach der Höhe plangten, hinaufführen lassen, daß sie jauchzen mußten vor Freude. — Derlei und anderes wissen die dankbaren Soldaten zu erzählen. Es geschieht vieles und großes in unserem Lande, aber liebreicher und höher werden unsere tapferen Kämpfer und Verteidiger kaum irgendwo gepflegt und geehrt werden als in diesem Privatsanatorium.

Ein armer Bauernknecht (heimloses Waisenkind), der bei dem ersten Einrücken ins Feld eigentlich nicht recht wußte, wofür — „jetzt“, sagte er, als er geheilt diese Anstalt verließ, „jetzt weiß ich’s. Jetzt, wenn ich wieder vor die Front komme, kämpfe ich für eine Heimstatt, die auch ich endlich einmal gefunden.“

Schwerte jedoch rieselten Blutstropfen hinab, so viele, daß am Fußboden ein rotes Bächlein dahinrann.

Der Jüngling sprach: Ihr seht die Not der Menschen. Wenn sie durch den freiwilligen aber ruhmlosen Tot gerettet werden könnten — wer von euch würde sich opfern?

Die Versammlung schwieg. Ich dachte: Engel, da kommst du an die Unrechten. Ruhmreich, als Helden zu sterben, dazu finden sich viele. Aber ruhmlos der Vergessenheit sich hinzugeben, und selbst wenn es auf das Glück des geliebten Volkes, ja der Menschheit ankommt, das wird keiner tun. — Nun erhoben sich der Männer einer nach dem andern und jeder sagte: Herr, ich bin bereit. — Wie wunderte mich das? Wie grollte ich mir, die Menschen wieder einmal zu gering eingeschätzt zu haben.

Der Engel sprach: Und wenn einer ein schweres Verbrechen begehen müßte, eine große Schuld auf sich laden — würde er dieses Opfer bringen, um sein Volk zu retten?

Nach einer Weile des Besinnens antworteten einige: Mit Freuden würde ich ein Verräter, ein Meuchelmörder werden, des Verdienstes willen, mein Volk gerettet zu haben!

Aus des Engels Antlitz strahlte ein sonderbares Licht. Dann erhob er das drittemal seine Stimme und sprach noch deutlicher: Welcher von euch würde des Volkes willen eine so abscheuliche Untat begehen, daß sein persönlicher Name zwar unsterblich fortlebte, aber für ewige Zeiten *geschändet* wäre?

Da murrten sie und schwiegen. Aber es erhob sich ein blasser, glutäugiger Mann und sagte entschlossen: Wenn es sein muß, auch meine Ehre gebe ich für mein Volk.

Als dieser das Wort gesagt hatte, war nichts weiter, als daß das elektrische Licht wieder brannte.

Ein Greis, der an der Seite des letzten Sprechers saß, erhob langsam die Hand, legte sie ihm auf die Achsel und sprach: Freund, bedenke es. *Ein Volk, das nur durch eine Schandtat gerettet werden könnte, ist nicht wert, daß es lebt.*

„Ich hatt' einen Kameraden . . .", schrieb ein Offizier auf das hölzerne Grabkreuz in Galizien. Eine ergreifendere Grabschrift ist wohl nicht zu erdenken. Der edle Dichter singt, leise in die Saiten der Lyra greifend, den Heldensang, wie ein passenderer, schönerer für ein deutsches Soldatengrab nicht gefunden und empfunden werden kann.

Fr[illegible]n sind, von denen am wenigsten gesprochen wird. Vielleicht sollte auch von Kunst nicht so viel gesprochen werden, als es bei Unberufenen geschieht. Was inneres Erleben ist, wird nicht erst viel beschwatzt. — Und wenn jetzt ein Boshafter kommt und sagt: der Kienzl und der Rosegger schwatzen ja auch über Kunst, dann antworten wir: Freund, wer Kunst **erlebt**, der darf auch über sie sprechen. Wenigstens soll man darauf aufmerksam machen, wozu die Kunst da ist. Über ein Kunstwerk, das man erlebt, darf wohl dankbare Freude laut werden. Von einem, das uns gleichgültig oder zuwider ist, sollte man sich schweigend wegwenden — nichts weiter. — Freilich müßte es einer dann genau wissen, was ihm gefällt oder nicht gefällt — und das wissen die wenigsten, ehe es ihnen der Rezensent sagt. Die Wirkung geht also — siehe das Kunstleben der Großstädte — nicht vom Kunstwerk aus, sondern vom Rezensenten. Und sie ist danach. —

Diese etwas skeptischen Gedanken, lieber Freund, sollen Dir beweisen, wie notwendig wir der hochgemuten Forderungen Deines Vortrages bedürfen.

In einer obersteirischen **Dorfschule** kam es vor, daß — was schon öfter vorgekommen sein soll — ein Knabe kein rechtes Interesse aufbringen konnte für die abstrakte Grammatik. Da rief ihm einmal der Lehrer zu: „Dummer Bub'! Geh du lieber zu deinem Misthaufen, du gehörst zum Viech!" — Das sagte er in Gegenwart aller Bauernkinder. In früherer Zeit war es fast ständig, daß den Bauernkindern ihr Beruf beschimpft wurde. Die heutige Lehrerschaft hat — mit wenigen Ausnahmen — eingesehen, daß es nicht Aufgabe der Dorfschule ist, den Kindern das Bauerntum zu verekeln, vielmehr es ihnen lieb zu machen und sie für diesen ihnen angestammten Stand zu bilden. — Mit den Abstraktionen der Grammatik weiß der Bauer wirklich nichts anzufangen. Nebenbei bemerkt, ich halte es auch für den Gebildeten — außer er ist Philologe — für überflüssig, mit den theoretischen Angelegenheiten seiner Muttersprache die Zeit zu vertrödeln. Wer durch praktische Übung und Gewohnheit seine Sprache nicht richtig sprechen und schreiben lernt, die Theorie wird ihm wenig helfen. In den Volksschulen statt Sprachunterricht **Sprech**unterricht, das wäre vielleicht besser.

Für einen großen Sprachgelehrten haben die Philologen mich nie gehalten. Aber ich pfusche ihnen gerne mitunter ein bißchen ins Handwerk. Aus Zeitlang. Ich habe mit den Herren nur das eine gemein, daß ich mich manchmal irre, was jedoch dem Laien verboten ist. Ein Hochschulprofessor erklärte vor kurzem, daß ich hochdeutsch nie gelernt,

Den Pflegerinnen verwundeter Krieger:

Wunden schlagen, Wunden heilen,
Ist die Losung unsrer Zeit.
Könnte ich den Preis verteilen,
Sänge der Unsterblichkeit:
Starken Männern Ruhm und Ehre!
Doch das Lied der Liebe wäre,
Milde Frauen, euch geweiht.

Lieber Freund Dr. Wilhelm Kienzl!

In Velhagen u. Klasings Monatsheften (August 1915) las ich Deinen Vortrag „Der Künstler und die Welt“. Schade, daß in demselben eine so schöne Bemerkung über mich vorkommt; so wirst Du glauben, daß diese Bemerkung mein Interesse daran, und folgendes Schreiben verursacht. Was unrichtig ist. Schon der Anfang des Aufsatzes hat mich eingefangen und mir war, als säße ich unter tausend Zuhörern und lauschte, Deine wirkliche Stimme hörend, dem Vortrag.

Ich bin ziemlich mit allem einverstanden, was Du sagst, nur bist Du um einige Grade kunstgläubiger als ich, weil Dir Kunst, Religion und Sittlichkeit eins ist. Diese Kunst-Dreifaltigkeit: Schönheit, Gottvertrauen und Güte, wäre freilich auch mein Ideal. Aber findet man sie so allgemein, daß man die Kunst damit kennzeichnen könnte? Die Kunst ist unter wenigen Ausnahmen, zu denen auch Du gezählt bist, so geworden, daß sie die Menschen eher niederzieht als emporhebt. Man meint unter Kunst vor allem die Technik, das Etwasmachenkönnen im Bereiche der Musik, der Malerei, der Dichtung; was es dann sei, das ist gleichgültig. Wenn einer zum Beispiel die größte Schweinerei gut darstellen kann, so ist er „Künstler“.

Die landläufige Kunst, mit der sich der Mode wegen alle Welt befaßt, wirkt weniger sammelnd als zerstreuend, mehr erschlaffend als kräftigend und sie zerrt den ursprünglichen Charakter des Kunstgenießers sacht auseinander zur Verflachung. Dann mangelt unserem kunstsinnigen Publikum die Ehrerbietung vor der Kunst. Es geht zum Kunstwerk, nicht, um es zu genießen, sondern um es zu beurteilen. Der Hauptgenuß an der Kunst ist — sie kritisieren zu können. Sagst Du z. B.: dieses Kunstwerk hat einen großen Vorzug und einen großen Fehler, so wird sich alles gleich auf die Jagd nach dem Fehler machen. Diese Art haben die Zeitungsrezensenten aufgebracht. Jeder will von Kunst was verstehen, und sie kann doch nur empfunden werden. Bei solchem Mißkennen der Sache ist es freilich kein Wunder, daß die Urteile schief ausfallen. Man sagt, daß das die besten Religionen und

empfindung aus mit dem einzigen Worte: Warschau, bei dem er den Anfangsbuchstaben hinter das Ende setzt." — au W!

Er weiß mehr solche Nachrichten, der Friseur Plappermann, und noch schönere. Aber die erzähle er nur in seiner Rasierstube. Plappermann hat demnach immer Kunden.

Ich erinnerte an jenes meiner Gedichte, in dem der Wunsch ausgedrückt ist, auch im nächsten Leben wieder als Waldbauernbüble geboren zu werden und dieses Leben genau so zu wiederholen.

Nun wußte mir jemand dieses Geschichtchen:

Ein lustiger Dorfpfarrer erzählte einem seiner Bauern von der Seelenwanderung und sagte dann: „Na, gelt, Freund, das wäre halt was, ein Leben nach dem andern, und in jedem was anderes. — Was?"

„Sell wär nit zwider", meinte der Bauer.

„Was meinst denn, was möchtest du im nächsten Leben sein?"

„Ih? Was ih sein möcht?" sagte der Bauer, „nachher halt grad einmal an Ochs, daß ih sein möcht."

„Geh!" rief der Pfarrer verwundert, „daß du alleweil das gleiche sein magst!"

Bei den letzten Worten dieses Geschichtchens tat mein Besucher einen auffallenden Blick auf mich und schmunzelte schalkhaft.

Einem Mystiker:

Warum, Freund, im Erdenleben
Immer nach der Tiefe streben?
Auf der seichten Oberschichte,
Sagst du, sei nur das Gemeine.
Wachsen hier im Sonnenlichte
Nicht auch Blumen, nicht auch Früchte?
— In der Tiefe sind die Steine.

Antwort:

Magst du seichter Erde Gaben,
Blumen, Kohl und Rüben preisen;
Mich laß' in die Tiefe graben
Nach dem heiligen Stein der Weisen.

die steirische Mundart aber vergessen hätte. Also, ein Unikum, das, ohne sprechen zu können, sich mit vieler Welt verständigt, während man manchen Gelehrten, der alle Sprachen spricht, nicht versteht.

Heute führt mich mein Laster, deutsche Wörter zu deuten, abzuleiten, auszulegen, auf das Getreide, rechtgeschrieben: Getraide. Ich vermute, das heißt soviel wie: Getrage, der Ertrag. Der Steirer sagt: Troad. Er sagt in älterer Sprechweise aber auch: Er troad. (Er trägt.) „Er troad an Binggl afn Kougl auffi.“ (Er trägt ein Bündel auf den Kogel.) Wenn man nun statt trägt „troad“ gesagt hat, so kann das Wort Getraide, Troad, leicht von Getrage oder Ertrag kommen.

Oder renne ich mit dieser Weisheit wieder einmal offene Türen ein? Um so besser.

Dieser Krieg räumt mit alten Fremdwörtern auf, bringt aber neue. Die früher seit der Franzosenzeit so gebräuchlichen und fast volkstümlich gewordenen Wörter: assentieren, exerzieren, avanzieren, blessieren, Invaliden usw. sind in den Hintergrund getreten, durch deutsche ersetzt worden. Hingegen sind neue Fremdwörter da, wie: Evakuieren. Nicht, als ob die Eva „kuiert“ werden sollte, wie unser Hauswaschel meint, sondern es soll heißen: entheimen. Freilich ein unbarmherziges Wort, weil jeder sogleich versteht, was es bedeutet.

Ich möchte viel lieber manchmal für einen guten Zweck eine Kleinigkeit tun, wenn's nicht allemal in die Zeitung käme.

Es ist so, ich bin denn doch viel zu ehrgeizig, als daß mich derlei Veröffentlichungen befriedigen könnten. Nicht das erste Mal beklage ich mich darüber, aber man scheint einen solchen Protest nicht glaubwürdig zu finden, nicht ernst zu nehmen. Bisweilen ist eine öffentliche Bestätigung ja notwendig, amtsgemäß; gut, man duldet's. Ein anderes Mal heißt es: Des guten Vorbildes wegen. Aber ich habe zur Wirkung von „guten Vorbildern“ kein großes Vertrauen mehr. Mein Ehrgeiz wäre, ruhig mitzuarbeiten für eine gute Sache. Immer wieder in der Zeitung zu lesen, daß man für diesen oder jenen Zweck ein Versel gedichtet, oder ein paar Kronen gespendet hätte! — Na, das ist eigentlich ein vertrackter Schimpf. In die Zeitung kommen ja nur seltene Neuigkeiten!

Die Bürger von Abelsberg erzählen beim Frühschoppen einander Kriegsnachrichten. Die wichtigsten weiß stets der Friseur Plappermann. Die eine oder die andere gibt er gratis zum besten. Zum Beispiel: „Cadorna berichtet: Schwere Niederschläge in den Alpen. Der Po doppelt angeschwollen. — Großfürst Nikolai drückt ihm seine Mit-

Beines ohne Hilfe wieder zu Pferde steigen und nach weiteren zwei Wochen wieder Dienst, man bedenke Militärdienst, tun konnte, sind Zeichen dafür, Hindernisse der menschliche Wille überwinden kann.

Es gibt nach Biesalski kaum eine noch so schwere Verstümmelung, welche den ...nen dauernd und vollständig erwerbsunfähig macht. Auch wer beide Hände ...Füße verloren hat, kann dazu gebracht werden, daß er vollständig unabhängig von fremder Hilfe sich ankleidet, reinigt, schreibt, ißt und durch eigene, teilweise schwierige Arbeit sein Brot verdient.

Aber das muß sich der Laie nicht bloß einprägen, nein, er soll mithelfen, die ...bare, allerdings aber auch schwierige Aufgabe durchzuführen.

Es gilt den Lebenswillen, die Schaffensfreudigkeit, das Zutrauen zu der ... Kraft bei den Kriegsverletzten zu erwecken, es gilt sie vor der drohenden „Rentenpsychose" zu bewahren, vor dem Wahne, daß sie unnütze, unglückliche Menschen geworden seien; man muß sie zu der Ansicht bekehren, daß der Wert des Lebens für sie nicht in der Erhaltung und Erlangung einer mehr oder weniger ...en Rente bestehe (die wir ihnen außerdem natürlich gerne gönnen), sondern in der Wiedererlangung der Arbeitskraft, die allein dem Menschen innerliche Befriedigung verschafft.

Es gilt ferner der Meinung entgegenzutreten: wer seine Rente hat, den solle man nur vom Betriebe fern halten, damit er den Gesunden nicht die Arbeit wegnehme. Die Stände sollten vielmehr wetteifern darin, ihre verkrüppelten Berufsgenossen in die alte Arbeitsgemeinschaft aufzunehmen. Denn das ist nach den Erfahrungen in der Friedenskrüppelfürsorge zum allergrößten Teile durchaus möglich.

Wohl ist die Bereitwilligkeit zu dieser sozialen Fürsorge auf dem Kongreß der „Deutschen Vereinigung für Krüppelfürsorge" von allen Seiten ausdrücklichst betont worden. Verwirklicht jedoch kann sie in wünschenswertem Umfange nur dann werden, wenn auch der letzte Arbeiter sich zu der Überzeugung durchringt, daß diese Invaliden kein trübes Bild des Jammers und des Mitleids bilden, sondern ein Gegenstand der Liebe, der Dankbarkeit und des Stolzes ihrer Volksgenossen sein dürfen und sein müssen. Es ist unsre Pflicht, ihnen zu aufrechtem, wirtschaftlich unabhängigem Dasein in unsrer Volksgemeinschaft zu verhelfen. „Unseretwegen und ihrer selbst willen soll der Verstümmelte wieder sein eigenes Brot verdienen."

In Wien hat sich eine sogenannte Militär-Invaliden-Liga gebildet, die diejenigen Fabriken und Geschäfte durch Plakate und Listen kenntlich machen will, die Kriegskrüppel einstellen, und die diese Firmen durch diese Kennzeichnung dem besonderen Wohlwollen der Verbraucher empfehlen will.

Begnügen wir uns nicht damit, für das Unglück unsrer Kriegsteilnehmer einen andern Namen zu finden, sondern bezeichnen wir die Verkrüppelten ruhig als „Kriegskrüppel",* indem wir jedoch gleichzeitig dafür sorgen, daß dieser Ausdruck als das empfunden wird, was er ist: als ehrend. Das Los dieser Krüppel zu lindern und zu bessern, dazu kann jeder mithelfen. Die Arbeitgeber durch das Einstellen dieser Männer, ihre Berufsgenossen durch kleine Hilfeleistungen, die Verbraucher, und solche sind wir ja alle, nach dem eben erwähnten Wiener Vorbild durch die Bevorzugung der Geschäfte, die Kriegskrüppel beschäftigen, oder durch unmittelbare Benutzung ihrer Arbeit.

„Kunstwart." Paul Frank-Charlottenburg.

---

* Kaum zu zweifeln, daß auf einmal ein besserer Name dafür da sein wird.
Die Schriftleitung.

*

Kleine Laube

Ich hab meinem Liebsten zwei Blumelen kauft.

Ein Frauenlied.

Von Karl Dankwart Zwerger.

Ich hab meinem Liebsten zwei Blumelen kauft,
Zwei Blumen, so glühend wie Kohl'n,
Die tat ich ihm frisch auf den Helm hinauf,
Dach lacht' er: „Bald will ich dich hol'n!“

Dann hab ich einst wieder zwei Blumelen kauft,
Zwei Stöcklein tiefdunkler Viol'n —
Es wurden so viele mit Herzblut getauft
Dort droben im frierenden Pol'n . . .

Aus unserer Zeit.

Kriegskrüppel.

Der Stelzfuß von ehedem: mit der demütig herabgezogenen Soldatenmütze und mit dem zerschlissenen Ordensband, der auf der Drehorgel spielte: „Was ich bin und was ich habe, dank ich dir, mein Vaterland“ — der darf sich jetzt nicht vertausendfältigen. Schon sind ja auch Organisationen entstanden, schon regen sich überall die Behörden und Vereine, um das Los derer zu mildern, die durch den Krieg zu „Krüppeln“ geworden sind.

Nicht wiederkehren darf die Zeit, in der man seine Dankesschuld durch ein Almosen an diese Veteranen tilgen zu können glaubte und sein Mitgefühl dadurch zum Ausdruck brachte, daß man die Invaliden absonderte, denn ihr Anblick „zerriß einem ja das Herz“. Die Orthopädie, das mediko-mechanische Heilverfahren, die Erfolge der Krüppelfürsorge im Frieden beweisen uns, daß fast alle Verkrüppelten wieder in ihre alten Berufe zurückkehren können. „Es gibt kein Krüppeltum mehr, wenn der eiserne Wille vorhanden ist, es zu überwinden“, so lautet die neue, unglaublich klingende, aber glücklicherweise wahre und schon oft verwirklichte Botschaft.* Hunderte von Beispielen aus den bereits in Friedenszeiten bestehenden 54 deutschen Krüppelheimen mit ihren weit über 200 Werkstätten für etwa 50 Berufe erbringen den Beweis dafür. Das Beispiel von dem hand- und fußlosen erwerbstätigen Schlosser, von dem Mann ohne Füße und Hände, der in Königsberg eine große Drechslerwerkstatt als Meister leitet oder gar das jetzt besonders interessierende Vorbild des einbeinigen Hauptmanns, der neun Wochen nach der Amputation d[illegible]

* Wir empfehlen die illustrierte Schrift: „Kriegskrüppelfürsorge, ein Aufklärungswort zum Troste und zur Mahnung“, herausgegeben von Dr. Konrad Biesalski. (Leopold V[illegible] Leipzig.)

Kanonen donnern fernab nur,
Im Lenzesfrieden ruht Natur.
Ich bin vertieft in Nietzsche.
Packt mal das Gäulchen Frühlingslaun',
Zu nehmen kühn der Koppel Zaun,
Dann setzt's eins mit der Pietsche!

Hier Übermensch, dort Überpferd!
Der Philosoph bald streng verkehrt,
Bald mild mit seinen Tieren.
„Gehst du Pferden, dann vergiß
Die Peitsche nicht", das ist gewiß.
Hier darfst du dich nicht zieren!

Ein Kriegestag ist wieder all'.
Der Abend naht: es folgt im Stall
„Die Umpferdung der Pferde."
Der Dienst ist aus — der Hirtenknab'
Birgt seine Bücher und den Stab
Gedankenvoll am Herde . . . F. H.

*

Der Krieg und die Schule.*

Von Dr. Rudolf Latzke, Leiter der k. k. Lehrerbildungsanstalt in Wien.

Der Verfasser beschäftigt sich mit der Frage, was der Krieg, dieser große Anreger, der Schule, zumal dem Deutschunterrichte zu sagen hat, und kommt unter anderem zu folgenden Ergebnissen:

„Der Deutschunterricht fördert jede Bereicherung der Innenwelt des Lehrers und des Schülers. Was kann aber die Innenwelt mehr bereichern als die unmittelbare Anschauung von ungeahnten, großen Dingen, das persönliche Erleben von gewaltigen, aber lärmlosen Kundgebungen der Volksseele, das erste volle Empfinden des ungeheuren Inhaltes von Wörtern, die sonst als sauber hergerichtete Begriffsnamen ihren Münzwert hatten, aber eben keinen höheren. Nichts war uns geläufiger, als von Liebe und Haß, Wahrheit und Lüge, Treue und Untreue, Pflicht und Ehre, Krieg und Vaterland, ja auch von der Überwindung beispielsweise der Masse durch Energie zu sprechen. Das war oft ein farbloses Reden. Schon wenn die persönliche Erfahrung eines oder des anderen diese etwas blassen Dinge in die richtige Beleuchtung setzte, verspürten wir die plastische Kraft der Wahrheit, des Persönlichkeitsgehaltes. Wie klar und eindrucksvoll wurde die Sprache des also Erfahrenen und wir hielten oft für gewandte Darstellung, was doch an sich kunstloses Mitteilen des wirklich Erlebten war. Kein tieferes Erlebnis aber — als das riesenhafte Aufsteigen dieser mit den obigen Schlagwörtern bezeichneten Urphänomene in unseren Tagen.

Wie die Mächte des Lichtes und der Finsternis, so stehen heute die schlichten Worte Wahrheit — Lüge, Treue — Verrat einander gegenüber, wie Quaderblöcke ragen diese Fundamente der menschlichen Gesellschaft vor uns, hier zum starken Bau sich türmend, dort aus allen Fugen gerissen. — Denke an diese Quaderblöcke, wenn der Stoff des Deutschunterrichtes dir Gelegenheit gibt, ethische Urteile zu fällen, Werte zu entwickeln, und du wirst sehen, wie die Gewalt des persönlichen Erlebens die Kraft des Gestaltens, beim Lehrer also die des Interpretierens, steigert!

* Aus dem Verordnungsblatte für den Dienstbereich des k. k. niederösterreichischen Landesschulrates. Jahrgang 1915, Stück XII.

Ein Tiroler Held.

Baronin von Handel-Mazetti, die berühmte Romanschriftstellerin, hat im Spital zu Linz einen Nordtiroler oft besucht, der, wie sie in der „Reichspost“ erzählt, vier Monate lang Kämpfe und Märsche und Waffentaten der „Blumenhunde“ (so nannten die Russen die oft mit Blumen geschmückten Tiroler Schützen) mitgemacht hatte, nun aber im Sterben lag mit Lungenentzündung und Starrkrampf. Das Edelweiß auf seiner Bluse war mit seinem Heldenblut getränkt. Von seiner linken Hand waren die Finger und die Mittelhand abgenommen, die Finger, die seinen treuen Stutzen regiert hatten, als er den Tod in die Reihen der Moskalis gesandt hatte. „Nun“, so fährt die Dichterin fort, „lag er im Sterben, und der Kapuziner betete bei ihm, und noch im Delirium wanderte sein Geist nach seinem Tirol und zu den Eltern, und seine schon lallende Zunge sprach von nichts anderem als von ihnen. Doch er überwand den Tod, und mit Freuden beobachteten wir in langen Wochen seine schrittweise Genesung, wie das Aufleben einer seltenen Bergblume, deren buntfarbige Krone schon bleich und geknickt niederhing und vergehen wollte. Als der Schnee schmolz, verließ er uns, die wir ihn liebgewonnen hatten, um in seine Heimat zu ziehen; in den Kampf würde er nie wieder gehen können, sagten die Ärzte, denn seine Linke war fast weg, er konnte kein Gewehr mehr halten. Er war darüber traurig, ich war froh. Wie hatte seine Mutter um ihn geweint, wie viele Schmerzen hatte er gelitten! Wahrlich, er hatte alles für den Kaiser gegeben, bis auf sein junges Leben, es war des Opfers genug. Und ich stellte mir gern vor, daß er in seinem Heimattale unweit der Schweizer Grenze von allem erlittenen Leid nunmehr ganz genesen sollte, und daß, wenn die Schwalben sich zum Herbstflug sammelten, eine Karte kommen würde: ‚Jetzt hab' ich mir eine Braut gesucht, sie heißt so und so. Gratulieren Sie uns!‘ Und es war drei Tage nach der italienischen Kriegserklärung, da kam ein Brief von ihm, und drin las ich: ‚Liebe Frau Baronin, jetzt muß ich Ihnen was Interessantes erzählen. Ich werde wieder einrücken. Denn was ich noch leisten kann für Gott, Kaiser und Vaterland, das tue ich gerne und lieber tue ich alles, als daß unser liebes Heimatland so zugerichtet wird wie Galizien und Bukowina.‘ Aus diesem Briefe, der aller Schönrederei entbehrte, wie flammte er so wunderbar auf, der heilige Opferbrand, von dem Bruder Willram gesungen hat! Wie pulste in den wenigen kargen Worten das Blut Hofers und Sigmayrs, jenes klare Heldenblut, vor dessen unbefleckter Reinheit alle Spitzfindigkeiten befrackter Diplomaten zunichte werden! Wir, wir lassen unser Tirol nicht zugrunde richten, und wenn es zum letzten kommt, wir stellen unseren Mann. Tirol bleibt kaiserlich.

*

Der Kunsthistoriker als Pferdehirt.

Ein Frankfurter, Doktor der Philosophie, im Nebenberuf Kunsthistoriker, sendet der „Frankfurter Zeitung“ vom Kriegsschauplatz Westflandern folgende Verse, aus denen zu ersehen ist, wie sich unsere feldgrauen Gelehrten in den neuen Verhältnissen zurechtfinden und wie sehr sie es gelernt haben, aus allen Blüten Honig zu saugen:

Der philosophische Pferdehirt.

Ich bin vom Train der Hirtenknab',
Seh' meiner Rößlein muntern Trab
Auf grün umhegter Weide.
Der Herde schmeckt's — ich lieg' im Gras
Und les im Nietzsche dies und das:
Wie glücklich sind wir beide!

Hilfe oder in ihrem Kulturkreise zu nationalem Selbstbewußtsein und zu natio- ... Kultur gekommenen anderen Völker der beiden Reiche ausschließlich gegen Nicht- ... Und da hat es sich gezeigt: Was von den Tugenden unserer Nation ... wurde, es war kein leerer Wahn. Daß unsere Feinde auch Wage- und ...mut, Tapferkeit und Entschlossenheit besitzen, das wollen wir ihnen nicht streitig ... Aber jene in Volk und Fürst wohnende Treue und Wahrhaftigkeit, jene ...heit reinen Empfindens, jene auch nach sechsfacher Übermacht nicht zu brechende ..., jene Anständigkeit den unter uns lebenden Angehörigen feindlicher Völker ...ber, und vor allem jenes größte Heldentum, für das die ganze Weltgeschichte kein ... Beispiel bringen kann, wir müßten denn in die Passionsgeschichte suchen gehen ... schweigende Ertragen der Lüge, mit der seit Kriegsbeginn die Vierverbands- ... alle Beziehungen ehrlicher Feindschaft vergiftet hat: wer diese Tugenden, wer ...suochen wil, der sol kommen in unser lant!

Jeder Deutschlehrer, um nicht zu sagen: jeder deutsche Lehrer, sei von der Wahrheit felsenfest überzeugt: es gibt ausschließlich deutsche Tugenden, es gibt ein ausschließlich deutsches Heldentum. Und daß das etwas Großes ist vor Gott und den Menschen, das bringe er seinen Jungen bei. — Nicht in knallenden Phrasen, nicht indem er fremde Werte mit überlegener Miene leugnet; sondern durch das Bestreben, in den Offenbarungen deutscher Geschichte, Kunst und Kultur, in Sage, Märchen und Volkslied und anderen Erscheinungsformen des deutschen Volkstums den deutschen Geist zu erfassen; ihn zu erfassen vor allem in der Schönheit, Ausdrucksfähigkeit, Kraft und Geschmeidigkeit, Anmut und Würde der deutschen Sprache, die sich so wenig zur glitzernden Phrase eignet, daß in ihr unwahr und unschön eins wird. Wenn der Deutschlehrer solchen Glaubens und jederzeit auch in der Lage ist, zweifelnden Gemütern gegenüber auf die Tatsachen hinzuweisen, die seiner Begeisterung eine wirkliche Grundlage geben, dann wird er vielleicht auch jenem gefährlichen Feind unseres Volkstums mit Erfolg entgegentreten können, der sich namentlich in den letzten Jahren mit der Beschäftigung mit moderner Literatur auf der obersten Stufe unseres Mittelschulunterrichtes eingeschlichen hat, dem aus der internationalen Kulturbündelei der letzten Jahrzehnte erwachsenden Ästhetentum, das so durchaus volksfremd war, nationale Werte nicht achtete, wenn fremder Glitz und Glanz das Auge blendete, und Gott weiß was darauf zugute tat, mit d'Annunzio, Maeterlinck und Anatole France auf möglichst vertrautem Fuße zu stehen, und eine immer weiter werdende Kluft zwischen guter Durchschnittsbildung und eigener Höchstkultur zu schaffen bemüht war. — Diesen gegenüber weise der Deutschlehrer — und das kann er von der untersten Stufe an — darauf hin, wie schön es ist, sich vor der Welt der Fremden ohne Haß zu verschließen, das heißt zuhause zu bleiben und sich von den heimischen Erdäpfeln so lange redlich zu nähren, bis man sich in den weiten Räumen der eigenen Nation einigermaßen auskennt, weil erst dann der Ausflug in volksfremde Gebiete nicht mehr verderblich, sondern Nutzen bringend ist.

Das Zuhausebleiben kann und soll noch früher, in noch kleineren Raume ...nnen. Vor dem Begriff der Nation liegt der der Heimat. Ohne treue Liebe zur Heimat keine werktätige Liebe zur Nation. Dieser deutsche Krieg hat uns ... die unverrückbare Grundlage unseres Vaterlandsgefühles gezeigt: es ist das ...ungsvermögen. Nicht jenes gedankenlose, jene Schutzgottheit des ewig Gestrigen, ... das in heiligen Überzeugungen, in ehrwürdigem Brauch und lieber Gewohnheit ...inde. „Dies ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!“ Drum lehnen ... alle „Grenzregulierungen“ ab, wollen das alte Landkartenbild — es ist der ...olke verständlichste Ausdruck des Ergebnisses österreichisch-ungarischer Staaten-...ung — in dessen Anschauung wir aufgewachsen sind, nicht geändert wissen,

Die ungeheuren Eindrücke unserer Zeit werden künftigen Generationen einen schier unerschöpflichen Stoff für künstlerische Gestaltung geben. Solche Gestaltungen liegen auch jetzt schon vor. Der Drang, zu sagen, wes das Herz voll war, war so stark und der Ausdruck wurde oft so überraschend schnell — auch von nicht zünftigen Literaten — gefunden, daß die Kriegsliteratur eigentlich Hand in Hand ging mit den Ereignissen. — Der Deutschunterricht wird an dieser Literatur nicht vorbeigehen dürfen, wenn anders er den Zusammenhang von Literatur und Leben im Auge behalten will. Natürlich wird diese Kriegsliteratur siebenmal gesiebt werden müssen. Alles Spöttische, Überlegene, allzu Grausige, alles Unwahre, Phrasenhafte muß draußen bleiben, nur das wirklich Gute vom Besten darf in die Schule. — Die Kriterien dieses Guten seien Wahrheit, Ursprünglichkeit, Volkstümlichkeit bei zureichender Gedankenfülle. Die Behandlung dieser nach so vorsichtiger Auswahl zugelassenen Kriegsliteratur wird sich in mancher Hinsicht als wertvoll erweisen. Vor allem in stofflicher. Denken wir uns ein Dutzend solcher guten Gedichte in in eine chronologische Ordnung gebracht und vom Lehrer oder dazu befähigten Schülern vorgetragen — das künstlerische Abbild des Krieges, das heißt all das Wunderbare in der Menschennatur, das in dieser Zeit frei wurde, wird die tiefste Wirkung hervorrufen. Wir durchleben dieses so unendlich reiche Jahr noch einmal. Die Sommereindrücke: die jäh aufflammende, allen Unfrieden niederschlagende Begeisterung, die schwere Last der ersten allgemeinen Mobilisierung, die erste Siegesfreude; die Herbsteindrücke: das gigantische Ringen, das Hin- und Herwogen der Millionenheere, das spurlose Verschwinden des Einzelschicksals; — dann die große Geduldübung dieses Winters, das Freiwerden der Kulturkräfte hinter der Front: Überbrücken der gesellschaftlichen Klüfte zugunsten der Nächstenliebe, die Selbstverleugnung, das mutige Warten, das heldenhafte Allerseelen- und Weihnachtsgedenken —; das Frühjahr sodann mit seinem Osterbangen und seinen Maisiegen und endlich jenem unvergeßlichen Pfingsterlebnis: als im Pöbellärm Roms einem Staate das Ehrgefühl verloren ging. — Welches Nacherleben, tritt zu solchen künstlerisch geformten Stoffen die durch das Erleben selbst mächtig gesteigerte Interpretationskraft! — Solche Betrachtung der Gegenwartsliteratur wirkt auch historisch vertiefend. Daß Gleim aus einem mittelmäßigen Anakreontiker ein guter Grenadierliedersänger wurde und daß Körners Kampflyrik der klassische Ausdruck des Geistes der Befreiungskriege ist, das sind hinfür keine Merksätze der Literaturgeschichte mehr, sondern jene eine anschauende Erkenntnis bietenden Rückforderungen allgemeiner Sätze, deren Wahrheit jeder von uns erlebt hat, auf besondere Fälle. — Und so wird alle Literatur, die mit großen politischen oder kriegerischen Ereignissen im Zusammenhang steht, von uns in gewissem Sinne als Gegenwartsliteratur behandelt werden können, die den Stoff in die ideale Ferne rückt, und Vergleiche mit der wirklichen Gegenwartsliteratur werden Gleiches, Ähnliches und Verschiedenes in Inhalt und Form in anregender Weise neben einander stellen. Möglich auch, daß dabei das mit so heißem Bemühen angestrebte zweite Ziel des Deutschunterrichtes, Sprachfertigkeit zu geben, näher rückt, daß die Beschäftigung mit dem, was vor unseren Augen entstand, unseren redefaulen, im Ausduck ungeschickten Jungen gelegentlich die Zunge löst.

Das durch die wirkungsvollere Interpretation überhaupt und speziell durch die Behandlung der Gegenwartsliteratur mächtig gesteigerte Interesse an unserem Schrifttum diene als Grundlage eines gesunden Nationalgefühles.

Was Goethe vom Siebenjährigen Kriege sagt, durch ihn sei der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutsche Poesie gekommen, das wird in vieler Hinsicht auch von den Nachwirkungen dieses Krieges gelten. — Denn dieser Krieg ist wahrhaft der deutsche Krieg. Es führen ihn die Deutschen und die

auch den Zugang zu sehr vielen geistigen Reichtümern dieser Welt er-
n kann.

4. Lehre sie ferner: National empfinden kann nicht der jedem nachlaufende
…er, der Allerweltsmensch, sondern nur der Heimattreue. Lehre sie, Österreichs
und Land, wie es ist und wurde, wie es seine Eigenart bewahrte und aus-
…n lernte, kennen und lieben, auf daß die Verbindung mit diesem Heimatsboden,
…berzeugung, daß wir selbst mit allen unseren Tugenden und Fehlern ein
…iches Gewächs dieses Heimatsbodens und seiner Geschichte sind, immer inniger
… und jene andere Überzeugung, daß dieser Heimatboden von niemandem in
…cher Absicht angetastet werden dürfe, wirke wie ein Naturgesetz.

Ein Tag Reserve.

(Aus einem Feldpostbrief des Kadetten R. B.)

Wir lagen als Reserve hinter der Schwarmlinie und hatten strenge Bereit-
schaft. In allernächster Zeit sollten höhere Befehle eintreffen und uns — wir waren
… vollständige Marschkompanien — der eigentlichen Aufgabe zuweisen. Es ging
uns in dieser Reserve recht gut. In erster Linie wohl nur deshalb, weil wir so
großartig gedeckt waren: hinter einem Hügel von vielleicht zweihundert Schritt Höhe
bei bedeutender Steigung; vor dem Hügel, knapp am Fuße, war die Schützengraben-
linie und fünfhundert Schritte davor, durch einen Fluß getrennt, lag der Feind,
versteckt in Gräben, hinter Zäunen und in Häusern.

Wir waren also vollkommen gedeckt und es ging uns durchaus nicht schlecht.
Obwohl wir so ausgezeichnet versteckt waren, erhielten wir doch ununterbrochen neue
strenge Befehle und Weisungen hinsichtlich der Vorsicht. Wir durften zum Zeltauf-
schlagen nicht unsere Gewehre nehmen, sondern nur Äste, die wir auftreiben mußten.
Weiters durften wir uns nur angekleidet niederlegen, durften weder Schuhe ablegen
noch die Rüstung offen halten. Auch war es untersagt, in den Dämmerstunden
Lagerfeuer anzumachen. Und dann war ein Befehl gekommen, der sämtliche Zelte mit
Laub maskiert verlangte. Eifrig und begeistert vom Reize des Neuen und Eigen-
artigen befolgten unsere Leute die Befehle aufs peinlichste, obwohl ihnen, wie mir
mehrere Leute aus meinem Zuge offenherzig gestanden, diese Maßregeln nicht recht
notwendig erscheinen wollten. Aber bald wurden sie von der Notwendigkeit dieser
Vorkehrungen hinsichtlich des Feuers und der Maskierung vollkommen überzeugt: Ein
Flieger surrte drüber hin und warf Bomben herab, allerdings ohne jeden Erfolg.
Da sperrten die Leute Augen und Ohren und Mäuler auf und manchem schlug das
Herz nach dieser Überraschung höher im Leibe und wenige waren unter ihnen, die
… das Gewehr ergriffen hatten.

Das war in den ersten, noch lichten Dämmerstunden gewesen. Uns alle
…äftigte der Fall noch lange Zeit bis in die Nacht. Die Mannschaft legte sich
…ds zur Ruhe und wollte schlafen. Wir alle waren redlich müd. Hatten wir doch
… Marsch von nicht weniger als drei Tagen und zwei Nächten mit nicht allzu
… und zu großen Ruhepausen hinter uns. So war also jedem recht gewesen,
niederlegen zu dürfen.

Der Abend war herrlich. Der Mond stand im ersten Viertel und der Himmel
von Sternen geradezu verschwenderisch besät. Das Reservelager war romantisch
für den „Heldnovizen“ im höchsten Grade anregend. Die Zelte waren auf einer
…ie im Viereck aufgestellt. Vor uns auf der Spitze des Hügels standen einige
…e elende Gehöfte. Niedere gebrechliche Keuschen, vor Schmutz und Unrat starrend.

wollen die Einflußsphären deutschen Geistes, und das sind unsere Grenzgebiete noch immer, nicht preisgeben und den Feind nicht näher an unsere eigentliche Heimat, Deutsch-Österreich, des Gesamtstaates Kern und Band, herantreten lassen.

Die Liebe zur Heimat, diesen Nährboden unseres Seins, zu pflegen, wenn nicht zu begründen, ist die schönste Aufgabe der Schule. Freilich wird diese Aufgabe wieder nicht mit lyrischen Mitteln erledigt, mit Lob und Lied, mit Klang und Schall, sondern: man vermittle Kenntnisse, erwecke lebendiges Interesse und kläre und festige mit diesem das — vom Kinde ja schon in die Schule mitgebrachte — Vaterlandsgefühl.

Da gilt es denn mancherlei Arbeit zu leisten — denn unsere Kenntnis von Österreich läßt viel zu wünschen übrig. Österreichs Land und Volk nicht zu kennen, gehört auch zu unseren lieben Gewohnheiten. Es hat sich da seit hundert Jahren nicht viel geändert. Vor hundert Jahren allenthalben die Klage, daß Italien, die Schweiz, der Rhein jedem reisenden Österreicher vertraut wären, von seinem Vaterlande aber kenne er kaum mehr als den Heimatsort. Und heute? Es braucht gar nicht auf die vornehme Welt hingewiesen zu werden, die den österreichischen Alpen nur wohlwollende Blicke aus dem Abteilfenster zuwirft, wenn sie in die Schweiz reist oder von Amalfi heimkommt — auch wir, die wir in Sachen der vaterländischen Kultur guten Glaubens und Willens sind, finden den Seckauer Dom auf dem Umweg über Speyer, den Weg zu Stifter über Storm, zu Stelzhamer über Hebel und Reuter, holen uns die Anregung zu einem Gange in das Kunsthistorische Hofmuseum in der Alten Pinakothek und kennen die Geschichte der Balkanhalbinsel in der Völkerwanderungszeit genauer als die Besiedelungsgeschichte des Donautales oder der Sudetenländer.

Der rennt also gewiß nicht offene Türen ein, der die Forderung erhebt: kümmert euch um die heimische Geschichte und Kulturgeschichte, um heimische Literatur und Kunst, um die Sagen, Märchen und Volkslieder Deutsch-Österreichs, um österreichische Landschafts- und Städtebilder, endlich um die Naturgeschichte Österreichs, damit ihr die Eigenart begreift, zu der sich der Deutschösterreicher entwickelt hat!

Lernen wir doch unser Vaterhaus kennen! Die Zeiten sind doch wohl für immer vorbei, da deutsch und österreichisch als Gegensätze empfunden wurden, da der deutsch fühlende Österreicher von seinem Nationalgefühl nicht zu reden wagte, um nicht des Mangels an Vaterlandsliebe bezichtigt zu werden, und deswegen der österreichisch fühlende Deutsche von seinem ehrlichen heimatlichen Empfinden nicht zu reden wagte, um sich nicht den Vorwurf der Wohldienerei oder gar des nationalen Verrates zuzuziehen. Lernen wir unsere Heimat Deutsch-Österreich kennen und kommen wir zur Überzeugung, daß Heimattreue und Nationalgefühl einander nicht ausschließen, sondern gegenseitig bedingen! —

Zusammenfassen lassen sich diese vier Auseinandersetzungen in vier knappen Forderungen an den Deutschlehrer:

1. Mache den Unterricht gehaltvoller, indem du dein persönliches Erleben und das, was du vom großen Erleben deiner Zeit nachzuempfinden vermagst, in seinen Dienst stellst.

2. Kümmere dich um das, was unter unmittelbarer Einwirkung starken persönlichen oder künstlerischen Erlebens als ursprünglichster Ausdruck einer großen Zeit gesagt worden ist und schaffe dem Besten davon Raum im Unterrichte.

3. Lehre deine Schüler national empfinden, das heißt sich freuen, daß sie dieser Nation angehören, die herrlich und stark vor allen dasteht, weil sie mehr schaffen und ertragen kann als die anderen alle — und lehre sie, daß der vollendetste Ausdruck dieses deutschen Geistes die deutsche Sprache ist, deren Verständnis

Host den Gfreitn gsehgn, dem s alle zwa Füß abgrissn hot? A armer Teufel."

„I hob ihn kennt. Er war amol bei der dritten Kompanie."

„Vom vierten Zug hot nochmittog aner gsogt, er wär schon gsturbn", sagte [illegible]ter.

„Ka Spur! Wos waßt denn du! Der kann no dreißg Johr lebn. I kenn [illegible]schinführer, dem san bei an Zsammenstoß a alle zwa Füß abgrißn wordn; [illegible]or vor zehn Johr und der lebt heut no und is gsund", nahm wieder der [illegible]s Wort.

„I dank schön für so a Gsundheit."

„Wos konnst mochen?"

„In d Luft schaun und lochen", warf ein Witzvogel ein. Und die Leute brüllten [illegible]achten so laut und waren bald wieder so heiterer Dinge, daß ich sie angesichts der Feindesnähe und Nachtruhe zurechtweisen mußte. Ich hörte sie dann noch lange scherzen und lachen.

Und einer von ihnen, dem die Sache doch nicht recht schien, sagte ziemlich vernehmlich: „I waß net, wie ma so sein kann!" —

Es mochte elf geworden sein. Ich lag natürlich noch immer wach und dachte wie so viele andere um mich an Vergangenes und Künftiges. Die Gedanken und Gefühle in solchen Stunden werden wohl bei allen Soldaten gleich sein. Ob aber alle wie ich mit dem Leben abgeschlossen hatten, weiß ich nicht.

Ich hatte im Felde an alles eher als an ein Zurückkommen gedacht. Das mußte ein Wunder Gottes sein, so schien's mir, wenn einer wieder heil aus dem Felde käme. Dieser Gedanke ist mir immer dann gekommen, wenn wir irgendwo in Ruhe lagen und wenn durchaus keine Gefahr vorhanden war. Waren wir aber mitten drin im (wörtlich zu nehmen) Feuer, Blei und Eisen, da dachte ich nie an solche Sachen. Da war ich immer recht lustig und unterhaltlich und feuerte meine Leute durch Zurufe an; wie etwa: „Nur weiter, daß a Hetz is. Kost net viel und der Weg is eben!" Die Leute lachten und riefen ähnliche Dummheiten weiter. Sang dann und wann eine Kugel knapp am Kopf vorbei oder riß sie gar ein paar Haare mit und mein Nachbar sah dies und teilte mir gütig die mir ohnedies bereits bekannte Tatsache mit, so war es meine Gewohnheit, zu sagen: „Er hätt' besser zielen sollen. Gelt, Gfreiter, du schießt besser." Trübsinn und Trauer im Felde, das läßt sich gar nicht denken. Daß einem dann und wann ein sentimentaler Gedanke kommt, das kommt schon vor. Auch daß man hin und wieder ein bisserl das Lied vom Heimweh singen hört — in der Seele. Das kommt gewiß vor. O ja. Aber im allgemeinen will einer den andern an Übermut, Heiterkeit und Ulk übertrumpfen. Ich konnte alles eher als Witze machen und ich bin alles eher als ein Humorist — aber ich glaube, im Felde draußen, da ging's auch mir wie allen [illegible] daß ich lustig wurde. Wie das komisch und unglaublich aussieht! Mitten [illegible] im Feuer, bei blutigen Vorrückungen und ernsten Gefechten lustig zu sein, wie merkwürdig das klingt. Und ist doch wahr.

Wird einer nicht allzu schwer verwundet, so macht er vor dem Abgang zum Hilfsplatz noch mancherlei lustige Bemerkungen, während ihm das rote Blut nur [illegible] wild aus der Wunde rinnt. Das ist allerdings nicht Regel; ich konnte es [illegible] oftmals bemerken. —

„Hast gsehn?"

„Wos?"

„A Sternschnuppn is gfalln."

„Wos is dabei. Bist vielleicht abergläubisch?"

„Dos net, aber —"

Diese Hütten zogen sich rechts und links der Zelte gegen das Wiesental zu, in dem, was zu bemerken nicht unwichtig ist, ein vom Feinde vergifteter Bach wunderbar klar und rein lachte und uns freundlich einlud. Uns war es wirklich nicht leicht gemacht, die Mannschaft vom Trinken abzuhalten. Hinter dem Bache stieg wieder ein Hügel an. Nicht höher als der vordere.

So müd ich auch an diesem Abend war, so konnte ich doch nicht schlafen. Die Eindrücke der letzten Wochen waren zu groß und mächtig gewesen, als daß ich an diesem ersten Abend der Ruhe das seelische Gleichgewicht hätte finden können, das notwendig ist, um einzuschlafen. Und wie mir ist es wohl den meisten von den Leuten gegangen. Wir lagen auf dem Rücken, die Arme unter dem Kopfe und schauten in das glänzende goldene Sternenmeer am Himmel. Nicht weit von uns ging's recht flott zu: Sowohl die Unseren als auch die Feinde schossen recht fleißig. Allerdings nur mit Hand- und Maschinengewehren und nicht mit Kanonen; aber immerhin war diese endlose, den meisten fremdartig klingende Schießerei so laut und so deutlich und so nahe, daß auch sie jedenfalls einiges dazugab, um uns der Ruhe und dem Schlafe zu entziehen. So lagen wir Jungen, Kriegsunerfahrenen ganz nahe der Front und waren geistig bereits im wildesten Gefechte. Wir waren sozusagen sprungbereit. Jede Minute konnte ein Befehl daherkommen zur Vorrückung. Ich glaubte durchaus nicht daran, es werde uns vergönnt sein, die ganze Nacht dahinten in „Ruhe" und Sicherheit zu liegen und zu warten. Wohl die wenigsten werden daran geglaubt haben und doch lagen wir die ganzen Stunden der Nacht und noch einige der Morgenstunden friedlich im Grase und ließen uns bunte Bilder durch den Kopf laufen.

Manch einer dachte an daheim, an Eltern, Geschwister und Freunde, manch einer dachte an sein Mädel und all die schönen Stunden, die mit ihm unzertrennbar verbunden sind und dachte ernst und ruhig: morgen kann alles vorbei sein. Nein: in einer Stunde kann alles vorbei sein; da kann ich schon unten liegen und alles ist aus.

Ich fragte meinen Burschen, eine treue, edle Bauernseele aus der Mittelsteiermark, wie es ihm gefiele. Und ob er nicht Heimweh habe angesichts der vielen Sterne und des herrlichen Spätabends, der hier im Felde gerade so sei wie daheim in der schönen Steiermark.

„Gfalln möcht s ma schon, wenn i nur wüßt, daß i wieda ham kumm. I bin ganz gern da, i bin a net feig, und wenn i muaß, tua i alls, aba . . ."

„Was denn. Nur heraus. Ich tu Ihnen nichts. Grad zu: sagen Sie s nur."

„Wir haben holt daham gor so viel Arbeit und koa Mensch is da, der dem Voda helfn könnt. Nach der Einfuhrzeit kam i eh glei wieda."

„Da wird wohl nichts draus."

„I waß eh. Da kann ma nix machen. Gehts andern a so . . ."

Ich sagte kein Wort mehr. Aber wie bei diesem Burschen ist fast bei allen Steirern die Sorge um ihren Acker oft der Grund des Heimwehs. Während einer Woche war mir die Aufgabe des Briefzensors zugefallen. Da waren Stellen rührender Schlichtheit, die von Feldbebauen, Heueinbringen, Kukuruzschlagen usw. sprachen, Stellen, so innig und wahr, daß mir ums Herz ganz warm wurde. Ich habe auch nicht unterlassen, die besten Stellen aus den Briefen dieser steirischen Bauernsöhne aufzumerken und werde sie gelegentlich dem „Heimgarten" zur Verfügung stellen.

An jenem Abend bin ich noch lange nicht zur Ruhe gekommen. Die Leute meinem Zug, bei denen ich lag, ezählten sich allerlei Ernstes und Lustiges, Liebes und Trauriges.

„Wenn mi a Kugel trifft, daß i hin bin, mocht gar nix, aber a Krüppel werdn möcht i wuhl net."

Klage.

Von Hans Weber.

Und du bist leise, leise fortgegangen
Ohne auf ewig Lebewohl zu sagen,
Und wußtest doch, wie schwer für mich die bangen,
Einsamen Stunden ohne dich zu tragen!

Nun schau ich träumend, wie in blauen Nächten
Die Sterne ihre Silbernetze flechten
In ihrer heiligen-geweihten Ruh.
Und manche seh' ich doppelt hell wohl blinken,
Um doppelt schnell im Dunkel zu versinken,
Und so ein lichter Stern — weiß Gott! — warst du!

Wer ist schuld?

Nicht ganz mit Unrecht erblicken viele eine Hauptursache für die ungeheure Ausdehnung des ursprünglich auf Österreich-Ungarn und Serbien beschränkten Streites in dem alten Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich. Gewiß hätte Rußland es nie gewagt, uns mit solcher Wucht in die Arme zu fallen, als wir gezwungen waren, uns endlich an der Südgrenze Ruhe zu schaffen, wäre ihm nicht die Unterstützung Frankreichs sicher gewesen. Frankreich aber ging die unnatürlichsten Bündnisse nur ein, um endlich bei guter Gelegenheit gegen das Deutsche Reich vorzugehen. Manche glauben nun, die Feindschaft zwischen dem Reich und der französischen Republik bestehe nur deshalb, weil 1870/71 Elsaß-Lothringen von den Deutschen besetzt und einverleibt wurde — und vergessen völlig, daß das alte Frankreich, da es noch im Besitze der beiden Provinzen war, nach der Rheinlinie als „natürlicher Grenze" strebte! Daher ist es lehrreich, den deutsch-französischen Gegensatz bis tief in die Vergangenheit zu verfolgen.

Beide Staaten erwuchsen aus dem großen Einheitsreich Karls des Großen und hatten ehemals keine bestimmte Sprachscheide. Erst im Jahre 843 wurde das Reich unter den drei Söhnen Ludwigs des Frommen, und zwar recht willkürlich geteilt. Ludwig der Deutsche erhielt das Ostreich, Karl der Kahle das Westreich und für Lothar wurde ein Mittelreich geschaffen, das sich mit der Hauptstadt Aachen von der Nordsee bis zum Mittelmeer erstreckte und schon durch seine Lage lebensunfähig war. Da nun der Verduner Vertrag überdies die ideelle Einheit des alten, großen Reiches nicht aufhob, so betrachteten sich sowohl die ost- wie die westfränkischen Karolinger als die alleinberechtigten Erben Karls des Großen und suchten die Universalmonarchie wieder aufzurichten. Zuerst erlangte das Ostreich Stücke des vor allem umstrittenen Lothari regnum, aber mit der fortschreitenden Zerrüttung des Deutschen Reiches gewann Frankreich mehr und mehr an Boden und forderte mindestens die Rheingrenze . . . Unaufhaltsam schoben die Capetinger ihr Machtbereich nach Osten vor und die Valois, gar erst die Bourbonen erreichten durch kluge Politik und skrupelloses Zugreifen zur rechten Zeit die völlige Einverleibung von Elsaß und Lothringen.

In den Freiheitskriegen erwachte das schlummernde deutsche Nationalgefühl und begehrte allmählich Elsaß-Lothringen zurück, ein Begehren, das durch den siegreichen Krieg von 1870/71 gestillt wurde.

„Hör ma auf! I tät mi schamen.“

„Reg di net auf! Paß nur auf, bis di am Gnack haben wird, wirst schon anders reden!“

„Schauts den Lauser an! Was der jetzt anfangt! Glaubst, wennst du di fürchst und Muattatutteln möchst, will s a andrer a? Da täuschst di.“

„Ruhig!“

Das war eine Unterhaltung gegen Mitternacht. Also die Leute schliefen noch immer nicht und schauten, wie ich, in die Sterne. Und dachten an all das vergangene Schöne.

Die Posten gingen langsam hin und her; sie hatten eine verantwortungsvolle Aufgabe. Einen Mann sah ich weit unten im Graben stehen. Er hatte das Gewehr mit dem aufgesteckten Bajonett an der Seite stehen und schaute bald nach rechts und bald nach links. Mir fiel das Lied ein: „Steh ich in finstrer Mitternacht, so einsam auf der stillen Wacht . . .“ Still war's allerdings nicht, denn vorne im Schützengraben schossen sie ununterbrochen.

„Die Umapasserei is wirkli fad. Entweder bin i s oder bin i s net.“

„I möcht a schon lieber vorn sein.“

„Klar. Da hinten bist rein der Hopf. Waßt gar nix, wie s vorn ausschaut. Kennst di an Schmarrn aus.“

„Hoffentli dauert s nimmer zlang.“

„Na, du muaßt a no dein Krenn dazugebn!“

„Und du? I möcht deine Harn sehgn, wenn a Kosak kamet!“

„Und i deine!“

„Retourgoschn!“

Dann war's wieder ruhig. Und es war gegen ein Uhr nachts, da konnte ich einschlafen. Ich hatte einen unruhigen Schlaf. Sah im Traume nichts als Blut, zerrissene Menschen, Totenschädel, Knochen, faulende Pferde, zahllose Kadaver, Raben, Gräber mit und ohne Kreuze . . .

Als ich erwachte, war's bereits hell und die Sonne kam schon langsam und blutig im Osten herauf und überschüttete unser Lager mit einem fröhlichen Rot. Mein Bursch saß bereits vor einem versteckt gehaltenen Feuerchen und kochte mir einen Kaffee. Er verstand es schon recht gut und ich war mit ihm sehr zufrieden. Indessen ich mir an meiner Uniform etwas richtete, war auch der Kaffee fertig.

Und dann kamen nach und nach alle aus ihren Lagern gekrochen und mit einemmale waren viele, viele kleine, versteckte Feuerchen da und dünne Rauchsäulchen stiegen durch die frische Morgenluft gegen den Himmel, von dem eben der Morgenstern verschwand. Das Lager war wieder ein Ameisenhaufen geworden. In kleinen Partien standen sie um die Feuer und sprachen recht beweglich von allen möglichen Dingen.

Ich bin dann auf den Hügel ge—krochen und blickte nach vorne. Den Augenblick werde ich nie vergessen: Wildes Artilleriefeuer hüben und drüben. Die Schrapnells zerplatzen in der Luft, Granaten sausen stöhnend über mich, schlagen ein und explodieren, werfen Erde in die Höhe; ein Sausen, Surren, Poltern, Stöhnen, Krachen um mich und rechts, nicht allzu weit entfernt, steht eine Stadt in hellen, hohen Flammen. Blutigrot schreit der Brand durch den Morgen. Und links von mir liegen große, endlose Äcker. Der Fluch der Brände liegt rot auf ihren Ähren und will den Segen Gottes vertreiben. Eine Stunde später sind wir durch die schönen, reichen Äcker vorgerückt und haben tausend und tausend Ähren zertreten. Manchem Bauernsohn hat dabei die Seele in wildem Weh geschrien.

[illegible] — in Asien und Afrika . . . Jetzt braucht ihr ihn nur mehr aus Belgien und Frankreich und Polen zu treiben!

Ob aber London wirklich flaggen, Paris sich wirklich freuen und Petersburg wirklich jubilieren wird? Vielleicht, zum Schein. Was ist denn erreicht? Daß an zwei Stellen, weltentfernt vom Mutterland, zwei kleine Heereskörper endlich die Waffen streckten, als ihnen keine andere Wahl übrig blieb, als zu verhungern oder wehrlos [illegible]knallt zu werden.

Seien wir gerecht, im Kriege kommt es auf den Erfolg allein an und tatsächlich bezwang England die Tsingtauer und die Südwestler; sie kämpften, solange sie konnten und sie ergaben sich in Ehren.

Und dennoch — darf Großbritannien die Siege feiern? Nein. In Asien besiegte Japan mit zwanzigfacher Übermacht und in Afrika ebenso das Burenland. Englands Eingeborene verbluteten indessen in Flandern und in den Dardanellen. Sie pflegen nur dort zu triumphieren, wo der Feind augenblicklich nicht zuhause ist und fremde ergebene Hilfstruppen die Kastanien aus dem Feuer holen!

Wir waren anfangs sehr empört, als Japan, das sich mit deutscher Kultur vollsog, gegen uns zu den Waffen griff und wir fluchten den Buren, denen Deutschland manchen wertvollen Dienst leistete, freilich ohne ihnen das englische Joch ersparen zu können, aber seit unser Bundesgenosse Italien eidbrüchig wurde, scheinen die Undankbarkeiten der Japanesen und Afrikander in einem milderen Licht, weil jedem anständigen Menschen nur ein gewisses Maß von Verachtung zur Verfügung steht. Die Abrechnung mit Asien und Afrika ist nur aufgeschoben! Vorerst kommen England und Italien an die Reihe.

Gleichwohl errang England schon einige schier unvergleichliche Siege: Über alle seine Verbündete, die für Englands Handelsinteressen ihre Knochen zu Markte tragen, während das seebeherschende Britannien seine gewaltigste Flotte in sicheren Hafen versteckt und seine waffentüchtige Jugend auf den grünen Fußballplätzen Sieg auf Sieg erficht.

Oder bedeutet es etwa nichts, daß die Trampeltiere von „Sunderland" am vergangenen Sonntag den Meisterschaftsklub „Aston Villa" 4 zu 2 schlugen? Und die „Oxforder" die „Cambridger" gar 6 zu 1?

Wahrhaftig, die „Sunderländer" und „Oxforder" siegten wie sie wollten . . .

H. L. R.

Die tiefe Nacht.

Von Walther Holland.

Der Abendwind träumt leise von der Nacht
Und leidenschaftlich wird sein Herz entfacht,
Da er am nachtverschwieg'nen Busen ruht;
Sie ist so tief — unendlich tief gedacht,
In ihren Adern fließt kein ird'sches Blut,
Kein ird'sches Fühlen, tiefgeheime Glut
Verzehrt sich selbst in tausend Riesenaugen;
So ist die Nacht! Und all ihr Weh und Leid
Ernährt sie sich — und lebt — und tötet sich —
Und lebt dann wieder tiefer als vorher —
Und spielt ihr Spiel schon eine Ewigkeit —
Und spielt es fort und bleibt sich ewig gleich.
Die schwere Tracht, die nie erfaßte Pracht,
Sie sind so tief, unendlich tief gedacht.

Die beiden Provinzen waren eben der uralte Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich, und während sich das Deutsche Reich mit ihrer Rückgewinnung begnügt hätte, ließ die französische Republik nie davon ab, alles Land bis zum Rhein für sich zu fordern!

Deshalb ist es grundfalsch, Deutschland für den Gegensatz zu Frankreich verantwortlich zu machen: Der Gegensatz liegt viel tiefer, in wirtschaftlichen und nationalen Belangen. Sucht man jedoch einen persönlichen Sündenbock, um ihm die Schuld für den gegenwärtigen Krieg aufzuhalsen, so hält man sich am besten an Karl den Großen, der sein Reich nicht als dauerndes Einheitsreich begründete, oder an die Söhne Ludwigs des Frommen, an Karl, Ludwig und Lothar, die drei Staaten schufen, deren Abgrenzung nicht geeignet war, einen künftigen Frieden zu gewährleisten . . ."

Und sie siegten, wie sie wollten!

(Zwei Ruhmesblätter aus Englands jüngster Geschichte.)

Der Laie glaubt, Raum-, Landgewinn sei das Ziel militärischer Operationen; aber dem ist nicht so. Der Feldherr strebt nur die Niederringung, wenn möglich die völlige Vernichtung der feindlichen Streitkräfte an. Hat er das erreicht, so fallen ihm Land und Raum, die keine Verteidiger mehr haben, von selbst in die Hände; eine reife Frucht, die bloß mehr gepflückt zu werden braucht.

Und welcher der kriegführenden Staaten hat bisher dieses Ziel erreicht? England allein. Wer kann daran zweifeln? Zwei deutsche Armeen nahm es insgesamt gefangen, in Asien und in Afrika. Kiautschau fiel und seine Streiter wurden fast ohne Ausnahme gefangen genommen und ebenso wurden die deutschen Verteidiger Südwestafrikas dingfest gemacht. Und das Deutsche Reich ist trotzdem so kühn, zu glauben, es sei im Vorteil, weil es das kleine Belgien besetzte, weil es in Nordfrankreich schier uneinnehmbare Stellungen innehat und seine Fahnen tief in Russisch-Polen wehen! O, über diese Selbsttäuschung! Da Tsingtau und Westafrika verloren gingen!

Und wie gewaltige Beute machte England! An Menschen und Tieren, an Geschützen, die nur ein bißchen verdorben waren, an Maschinengewehren, die freilich nicht mehr recht brauchbar sind, an Minenwerfern, die der fleißige Gebrauch abnützte, an Federmessern, Taschenbleistiften, Uhren, Knöpfen, Feldstechern, Signalpfeifen, Kompassen, Sacktüchern und ähnlichen nützlichen Gegenständen; nur Munition erbeuteten sie nicht, denn die war verschossen, und keine Nahrungsmittel, denn die waren aufgezehrt . . . Erhabenes England! Andere vernichten den Feind mit Stürmen und Bajonetten, mit Zweiundvierzigern und Bleikugeln — du aber schwingst die Hungerpeitsche und treibst ausgemergelte Soldaten in deine ruhmvollen Gefangenenlager! Seit je hieltest du es so — in Indien und in Transvaal; und möchtest auch ganz Deutschland und Österreich durch Aushungerung kirre machen. Wahrhaftig, es gelänge dir vielleicht, gäbe es keine ruchlosen Unterseeboote, die deine schönen Pläne zerstören!

Doch die Tatsachen bleiben unbestreitbar, daß die deutschen Riesenheere von je viertausend Mann in Asien und Afrika die Waffen strecken mußten, weil sie nichts mehr zu essen und nichts mehr zu verschießen hatten. London, flagge! Paris, freue dich! Petersburg, stimme Jubelhymnen an! Euer gewaltigster Feind erlag den

* Einen einheitlichen Überblick über die elsaß-lothringische Frage gibt die Schrift von Dr. Walter Platzhoff: „Deutschland und Frankreich". (Deutsche Kriegsschriften, 9. Heft. Verlag A. Marcus und E. Weber in Bonn.)

Da traf ich Rudi an Pfingsten hier in der Feuerlinie. Seine Klause, in ... nistete, war in musterhafter Ordnung. Doch das war das wenigste. Er war so froh und glücklich, wie nie zuvor. Niemand merkte ihm an, daß ... ieg ihm sein Liebstes genommen, die schönsten Hoffnungen zerstört hatte. Er ... dem Unglück zu trotzen. „Wollte mich die Trauer niederdrücken", so erzählte ... zwang ich sie mit einem Trutzlied nieder". — Dem Rudi mußte im Krieg ... ch alles gegen den Strich gehen; trotzdem behaupteten seine Kameraden, die ... orher nicht kannten, keiner trage die Mühen und Widerwärtigkeiten des Krieges ... viel Humor wie er, sein Gleichmut sei unverwüstlich und sei auf seine Umgebung ... eitem Einfluß. „Ich stellte mich heiter", sagte Rudi, „erst eine Minute lang u. s. w., ... deiner Anweisung, und jetzt ist Heiterkeit mir längst zur zweiten Natur geworden. ... wollte überall etwas Schönes, Erhabenes heraussinden und auch das Wider... ... gern tun, jetzt kann ich's gar nicht mehr anders. —

Anfangs wurde ich leicht heftig gegen meine Untergebenen. Zorn ist ja immer ... Zeichen von Unvermögen und Angst. Ich schämte mich dessen, aber immer zu ... Wie sollte ich mir diese Unart abgewöhnen? Ich setzte an jeden Zornausbruch ... freundliches, versöhnendes Wort. Immer so rasch wie möglich. Bald lief dieses ... den Rang ab, und die Schimpfreden werden jetzt immer mehr durch eine wohlwollende, sachliche Zurechtweisung ersetzt."

Rudi hat sich auch ausgezeichnet. Nichts ist bekanntlich peinlicher, als wenn Granatfeuer eine Truppe trifft, die nicht in Angriff oder Gegenwehr die Aufmerksamkeit auf Waffe oder Pferd ablenken kann. So traf sich's: „Fast wäre eine ... Panik entstanden und ich hätte sie in der ersten Bestürzung nicht meistern können; meine Truppe und ich wären der Schande anheimgefallen. Da markierte ich Kaltblütigkeit und frohen Mut nach deiner Weise und ließ meine Leute das wunderbare Schauspiel der platzenden Schrapnells bewundern; das raffte sie auf und sie harrten aus." Rudi bekam für sein unerschrockenes Verhalten im Granatfeuer das Eiserne Kreuz, das seine Soldaten für ihn forderten.

Gewiß, Rudi hätte auch ohne meine Weisung im Feuer seinen Mann gestellt, aber er hatte das Geheimnis der Erziehung zum Heldentum richtig erfaßt. Dieses heißt: Trage gute Soldatenart zur Schau, dann wird sie dir von selbst zu eigen. Stellt sich der Soldat bei der Übung stramm und pünktlich, so kann er bald nicht anders sein. Vorgesetzte und Kameraden dulden keinen Ausdruck der Angst, drum ... sie auch im Keim. Die Kameraden dulden kein Jammern und Klagen, darum zeigen die Soldaten mitten in Not und Tot so glückliche Heiterkeit, wie wir ... im Frieden nie gesehen haben. Das deutsche Heldentum ist eben im Frondienst des Friedens derart verkümmert, daß ihm erst wieder Raum zum Entfalten geschaffen werden muß. So ist der Krieg zum großartigen Volkserzieher geworden, und unsere ... erste Sorge muß sein, daß das Heldentum auch dem Alltag, der innere, seelische ... auch über den Krieg hinaus dem Vaterland erhalten bleibt.

II.

Vorm Jahr wanderte ich mit zwei feinen, klugen Mädchen. Ich mußte ihnen ... meinem Beruf, von Gefängniswesen und Verbrechensverhütung erzählen. Die ...mannstöchter hatten davon noch nicht viel gehört und gelesen. Trotzdem waren ... Gegenreden so voll des zartesten Verständnisses für menschliches Wohl und Wehe, ... ich aus ihnen mehr Anregung schöpfte, als aus den meisten Fachschriften und den Aussprachen mit den Berühmtheiten der Kongresse.

Willensbildung.

I.

Rasch will ich ein Erlebnis erzählen, bevor das Soldatenlos mich daran hindert. Zu Ostern vorm Jahr besuchte ich meinen Jugendfreund Rudi in seiner Junggesellenwohnung.

Er war immer ein toller Kauz, aber so schlimm hatte ich mir's nicht vorgestellt. Einen unbeschreiblichen Saustall fand ich vor. Kostbare Schätze, zu denen auch seine eigenen Arbeiten gehörten, lagen hier mit wertlosen Fetzen vermengt als einziger Schutthaufen auf Gestühl und Boden. Seit einem Jahrzehnt war hier nicht aufgeräumt worden. Wie konnte der sonst so saubere, gewissenhafte Mensch so ausgeartet sein?

Jetzt tauchten allerlei Gestalten aus der Jugendzeit in meinem Gedächtnis auf. Vor allem der kleine Rudi selber, ein kränkliches, blutleeres, langsames Bürschlein, das immer der Letzte war, im Spiel, bei der Arbeit, übrigens auch beim Essen. Denn der strenge Vater, der alles erzwingen wollte und damit bei Rudi erst recht nichts erreichte; dann die Tanten und älteren Geschwister und die Afterpädagogen, die beständig pufften und drängten und trieben und höhnten, daß Rudi nie zur Ruhe kam und erst recht nichts vorwärts brachte.

Mit den Jahren wurde Rudi kräftiger und damit glich sich auch seine Langsamkeit aus. Aber weil er immer nur gehetzt und getrieben wurde, so lernte er nie sorgfältige, gründliche Arbeit, zu der er doch wie wenige andere geschaffen war. Er lernte nie etwas fertig machen, einer Arbeit die letzte Feile anlegen, nach der Arbeit Ordnung schaffen. Nun ging das Nörgeln und Tadeln erst recht an, jeder glaubte ihm seine Fehler vorenthalten zu dürfen, niemand sagte ihm, wie er ihn ablegen könnte. So blieb es bis heute und seine Schlamperei artete in krankhafte Willensschwäche aus. Rudi litt unsäglich unter seinem Fehler, der ihm das ganze Leben verpfuscht habe. Er erging sich auch heute wieder in den bittersten Anklagen gegen sich selbst. Mir ward bange um ihn, ob seines Lebensüberdrusses. —

Ich mußte Rudi von meiner Lebensarbeit erzählen. Ich führte dabei das Wort Kants an: „Zwingt man ein mürrisches junges Mädchen, immer freundlich lachend zu antworten, so wird es mit der Zeit selbst liebenswürdig.“ (S. hierüber Flugschrift 97 des Dürerbundes.)

Ich schilderte, wie man diese Regel in der Jugendpflege anwenden könne, im Volksbildungswesen, ganz besonders bei Bekämpfung von Willensschwächen, die man bei Trinkern und Trinkerkindern regelmäßig finde, wie ich selbst mich auf diese Weise von Schwerlebigkeit und Reizbarkeit und Bitterkeit und Unmut und Trägheit befreit und Mut zum sozialen Schaffen ertrotzt hätte.

Ob das Allheilmittel auch ihm noch helfen könne, frug Rudi. Mit Beklommenheit riet ich ihm, er solle einmal eine Minute lang den pedantischen Ordnungsmenschen spielen, dann nach einer Weile wieder und so fort, möglichst oft. Aber ich glaubte selbst nicht, daß ich dem Freunde helfen könne; das Übel schien mir in dreißig Jahren zu tief gewurzelt zu haben.

Wenige Tage vor den Kriegsrüstungen saß ich wieder in Rudis Zimmer. Alles war wie umgewandelt. Der Schutthaufen glich einem mit Liebe geordneten Museum. Rudis Ordnungssinn hatte noch etwas Unbeholfenes, Ängstliches, Altjüngferliches. Wie sollte das auch anders möglich sein.

Der Krieg kam. Rudi, der unsoldatischeste Mensch, den ich kenne, war einer der ersten, die sich zu den Waffen meldeten. Schon fürchtete ich, der Krieg könnte auch hier glückliche Ansätze zerstören.

Und breiter werden Tal und Fluß;
Sie tapfer fürbaß schreiten.
Von fern her hören sie den Gruß,
Der Stadtkirch' ernstes Läuten.

Sie ziehen ein. Viel Kriegersleut'
Schon geh'n in Wehr und Waffen
Und in den Gassen weit und breit
Ein emsig' Tun und Schaffen.

Da schlug den Älplern freudevoll
Das Herz in ihrem Busen,
Als sie den Spieß und Terzerol
Bekamen und die Blusen.

Ein Schießgewaffen, schwer und fest,
Ward ihnen umgehangen,
Damit sind sie gar stolz und fest
Durch Straß' und Gass' gegangen.

Zween Tage drauf zog aus der Bann.
Das war ein ewig Ziehen
Von Mann und Roß und was noch dran —
Voll Lust und ohne Mühen.

Viel tausend Mann aus nah und fern,
Vom Tal und vom Gebirge,
Für Vaterland und Kaiser gern
Ein jeder zehnfach stürbe.

Nur Frau'n und Mägdlein, Greis und Kind,
Die sind zu Haus' geblieben.
Die Alten ernst, mit Zuversicht,
Daß siegreich sei'n die Lieben.

Manch' Maid nur weinte insgeheim
Die Nächt' auf ihrer Kammer —
Und nur die Kindlein ganz allein
Erfaßten nicht den Jammer.

Und Tag' um Tage gingen hin,
So mancher Botschaft brachte
Vom tapfern Heere Tun und Müh'n,
Das Sieg und Beute machte.

Schon eilfmal wechselte der Mond,
Da hat durchs Land geklungen
Das hehre Lied von Mund zu Mund:
„Der Feind ist niederrungen!"

Und heimwärts zog der Sieger Heer
Mit Geiseln und mit Beute;
Doch mancher hörte nimmermehr
Der Heimat Festgeläute.

Den Alpsteig aufwärts zog ein' Schar,
Die Joppe umgehangen:
„Es war ein groß bedeutend Jahr,
Das sie da sind durchgangen."

Und wo die Weg vonandergehen
Nach Haustein und Kathrinen,
Da blieben sie noch einmal steh'n,
Gar mancher fehlte ihnen.

Woher kam dieses tiefe Empfinden? Regen kam. Zu unsern Füßen krochen Schnecken, die nach Wasser lechzten, aus den trockenen Gräben auf die Straße. Hinter uns strömten Sonntagswanderer dem Wirtshaus zu.

Einem Drang folgend, bückten sich die Mädchen und versuchten mit schonendem Griff die Schnecken in die Gräben zurückzuleiten, damit sie nicht zertreten würden.

Jetzt ward mir's klar. Im Wald hatten die Mädchen gelernt, die Tierwelt mit ihrem Streben und Leiden zu beobachten und mit ihr zu empfinden, und damit war ihnen das Einfühlen in die Leiden aller Welt zur zweiten Natur geworden.

Im Feld. Leo v. Egloffstein.

Der Kaiser bietet auf sein Heer.

Von Ottokar Spritzer.

Den Alpsteig nieder zieht die Schar,
Die Joppe umgehangen:
„Es ist ein groß bedeutend Jahr;
Ein Krieg hat angefangen."

Der Bote trug die Schreckensmär'
Hinauf in Bergesfrieden:
„Der Kaiser bietet auf sein Heer,
Wie gern er's auch vermieden."

Und Abschied nahm von Weib und Kind
Der Holzknecht wie der Senne:
„Bis wir mit denen fertig sind,
Tu' beten und nicht flenne!

Der Kaiser will's! Drum, Weib, leb wohl!
Leb' wohl, mein guter Knabe!
Und wenn ich nimmer kommen soll,
Ein gut Gedenken habe!"

Und fort enteilt mit raschem Schritt
Der biedere, treue Knechte.
Es ziehen viel aus Alpland mit
Zum Kampf um Kaisers Rechte.

Und wo die Weg' zusammengeh'n
Von Haustein und Kathrinen,
Sie alle schon beisammensteh'n,
Nur einer fehlt noch ihnen.

Der fromme Jakob, so er hieß,
Vom hohen Ulstein droben;
Ein heller Jauchzer aber wies,
Daß er schon kam gezogen.

Ein jeder bot die Rechte ihm,
Die jeder voll Freundschaft drückte.
„Sind wir's jetzt alle?" hört man ihn,
Der prüfend um sich blickte.

Und drauf der Männer ernste Schar
Talwärts die Straße ziehet
Voll Mut — doch manches Augenpaar
Noch einmal rückwärts siehet.

Alle Klagen über die ungeheuren wirtschaftlichen Verluste. Hier in Thun, wo die ...tels ebenfalls geschlossen haben, bin ich der einzige Gast in einem alten renommierten Gasthof. Der Wirt sagte zu mir: ‚Den Strick habe ich schon um den Hals gelegt, ich brauche ihn nur noch zuzuziehen.‘“

Ja, ja, es ist wirklich furchtbar, daß gewisse Hoteliers während des Krieges, in dem die Dreikaisermächte um Sein oder Nichtsein ringen, keine Gelegenheit finden, ...nde Fremde zu schröpfen, daß die Stätten des Wohllebens veröden, daß kein Geld durch die Häuser rollt und daß sogar die Luxusgeschäfte geschlossen sind ... aber Gott sei Dank nur zum Teil . . .

Wir wissen allerdings schlimmere Folgen des Krieges, als Darniederliegen der Fremdenindustrie in Luzern und sind überzeugt, daß die vernünftigen Schweizer über die „...denen Verwüstungen“, über die Fried Tränen vergießt, ganz sachlich denken werden.

Bezeichnend sind ferner die Worte des „Kriegstagebuches“ über die Rückeroberung Lembergs:

„Die Einnahme von Lemberg gab in Österreich wie in Deutschland Anlaß zu großen Kundgebungen, namentlich soll Wien festlich beflaggt gewesen sein und große Menschenansammlungen sollen vor dem Kriegsministerium und dem Schönbrunner Schloß stattgefunden haben. Die Freude ist begreiflich. Sie würde reiner sein, wenn man die offiziellen Übertreibungen unterlassen hätte. Es ist doch nur eine Wiedergewinnung und kein Gewinn. Es ist doch nur eine unter ungeheuren Opfern erzielte Errungenschaft, die ohne Krieg nicht nötig gewesen wäre. Rührend ist die Nachricht von der Demonstration der jüdischen Flüchtlinge aus Galizien vor dem Wiener Kriegsministerium.“

Jetzt wissen wir's! Fried findet keinen freundlichen Ausdruck für die Heldenhaftigkeit unserer Truppen (was ihm jedoch mit Rücksicht auf seinen „Pazifizismus“ verziehen sei), aber er findet auch kein Wort für die ungeheuren Opfer, die zwei Völker brachten, um die alles zerstörenden Russen aus Österreich, wohin sie einbrachen, zu vertreiben — er hat nur feuchte Augen für rührende jüdische Flüchtlinge, die vor dem Kriegsministerium in Wien demonstrieren . . .

Warum befassen wir uns eigentlich mit der vaterlandslosen Friedenspsychopathie des Herrn Fried? Sollte man sie nicht besser totschweigen? Nein, denn im Ausland wird man sie zweifellos „als die wahre Meinung des deutschen Volkes, soweit dieses nicht verpreußt ist“, ausposaunen und daraus Kapital schlagen. Dagegen aber verwahren wir uns entschieden! Wir Freunde des Friedens haben mit dem Herausgeber der „Friedenswarte“ nichts gemein, seine Ansichten sind nicht unsere Ansichten und was er rät und vorschlägt, ist unantastbar sein geistiges Eigentum, an dem wir uns nicht vergreifen wollen! V. E. S.

Franz Wastian.

Dem jungen heimischen Schriftsteller, der in Galizien den Heldentod gefunden, hat Ottokar Kernstock folgenden Denkspruch gewidmet:

Meint's Gott mit Einem besonders gut,
In diesem Leben, dem herben,
Den läßt er als frisches, junges Blut
Im Feld für die Freiheit sterben.
Dort schläft beweint und bewundert der Held
Im Frieden unter dem Rasen,
Bis die Trompeten am Ende der Welt
Zum letzten „Sammeln“ blasen.

Der fromme Jakob, Rudner's Knecht,
Hans Egger von der Reute —
Sie alle fochten brav und recht
Wie echte Alpdorfleute.

Sie ruhen jetzt in fernem Land
Sich aus von schweren Mühen;
Ein Grabmal, rauh, von grober Hand,
Ist ihnen auch verliehen.

Und so sie jetzt vonandergeh'n
Zurück zur Heimatstätte,
Ernst rauschend da die Fichten steh'n
Gleichwie zum Dankgebete.

Der „Pazifist".

Wir lieben alle den Frieden, wir ersehnen den Frieden — aber einen, der unsere staatliche und persönliche Höherentwicklung ermöglicht, der auf Dauer ist und den nicht der nächstbeste Mordbube stören kann, weil er weiß, daß vier Großmächte sein Verbrechen mit Millionen Soldaten schützen wollen. Der „Pazifist" hingegen wünscht den Frieden um jeden Preis; der deutschsprechende nämlich, denn von den französischen, englischen und italienischen hört man oft gar kriegerische Töne gegen uns anschlagen. Die deutschschreibenden Pazifisten aber sind auslandsfreundlich und daher auch gegen die Zentralmächte, welche beiden Staaten sie für das gegenwärtige Ringen mehr oder weniger unverhohlen verantwortlich machen, weil sie, wie alle Menschen, die das wirkliche Wesen der Erscheinungen nicht erfassen, in der ersten Kriegserklärung des Deutschen Reiches die Ursache des ganzen Krieges erblicken. Sie sehen nur den äußerlichen Akt und sehen das, was ihm vorausging und verursachte, nicht. Das Organ der deutschschreibenden Pazifisten hieß ehemals „Die Friedenswarte", wurde jetzt umgetauft und übersiedelte außerdem in die Schweiz. Der bekannte Alfred H. Fried gibt das Blatt heraus und veröffentlicht darin sein „Kriegstagebuch", an dem das Erstaunlichste ist, daß es unsere sonst so strenge Zensur freizugeben pflegt.

Fried zeichnet sich durch eine schier unglaubliche Unkenntnis der menschlichen Natur und der in Staat und Gesellschaft wirksamen Kräfte aus, und seine Unkenntnis wird nur noch durch seine eingefleischte Abneigung gegen alles, was deutsch ist, übertroffen. Dem Deutschen Reich schiebt er alle, aber auch schon alle und jede Schuld zu und hält unseren Feinden unbedingt die Stange. Die englische Aushungerungspolitik beurteilt er milde und verdammt den deutschen Unterseebootkrieg, die grausamen belgischen Franktireurs begreift er, aber äußert anderseits die größte Besorgnis wegen — tirolischer Franktireurs, die es gar nicht gibt. Vielleicht greift der federgewandte Cadorna Frieds „Anregung" auf und meldet demnächst „Greueltaten" von Bozener Moidelen, verübt an wehrlosen Bersaglieri . . . Er kann sich dann auf die „Friedenswarte" berufen, deren Herausgeber die Schandtaten ahnungsvoll prophezeite!

Um den Geist Alfred Frieds ein bißchen zu kennzeichnen, seien zwei knappe Stellen aus dem „Kriegstagebuch" des Juliheftes der alten „Friedenswarte" angeführt. Einmal heißt es:

„Auf der Reise hieher (nach Thun in der Schweiz) die trockenen Verwüstungen des Krieges kennen gelernt. In Luzern die Hotels teilweise geschlossen, teilweise von einer Handvoll Gäste bewohnt. Die Luxusgeschäfte ebenfalls zum Teil geschlossen. Ein trauriger Anblick, diese Stätte des Wohllebens einsam und öde zu sehen, die Häuser, in denen sonst das Gold rollte, leer und mit Brettern vernagelt zu finden.

„Sie brennen also den Torf täglich und wissen dennoch nichts davon, wie ...nnen wird? Junger Mann, das mögen Sie offen gestehen?“

Mit durchdringendem Blicke sah Goethe mich an, und ich fühlte, wie mir ...t zu Kopfe stieg. — Ein eisiges Schweigen folgte. Mir wurde es immer ...licher. Goethe nahm ein Buch zur Hand und blätterte darin, bis der Diener ...d meldete, daß das Essen bereit sei. Bei Tische waren noch Frau Christiane ...the und August zugegen. Den zog der Vater ins Gespräch und unterhielt ...hr lebhaft mit ihm. Mich ignorierte er völlig. So verlief der Mittag. Dann ...rze Verabschiedung und ich war entlassen. Ja, was hat mir nun mein ... Verlangen eingebracht? Einen schönen Namen als Mitgabe für mein ganzes ... früher war auf der Universität „Torso“ mein Spitzname gewesen; jetzt nach ...r bedeutungsvollen Zusammenkunft mit Goethe hieß ich immer nur „Torfsoden“.

Abschluß der Ehrengabe-Sammlung zu Peter Roseggers 70. Geburtstag.

Das Sammelkomitee an Peter Rosegger:

Wien, den 7. August 1915.

Verehrter Herr Doktor!

Wir nehmen darauf Bezug, daß die Ihnen bereits aus Hamburg zugekommene Schlußabrechnung der Rosegger-Ehrenspende nach Abzug sämtlicher Unkosten einen Barbetrag von **K 14.585·70** einschließlich der Zinsen aufweist.

Dieser Betrag wird, nachdem sämtliche Nächstbeteiligte der Änderung seiner früher in Aussicht genommenen Verwendung zustimmten, von Ihnen, verehrter Herr Doktor, vaterländischen Zwecken in Deutschland und Österreich gewidmet.

Von dieser Summe wurden **K 6000·—** (Mk. 5000·—) dem Deutschen Roten Kreuz im Einvernehmen mit Ihnen überwiesen und **K 6185·70** am 30. November 1914 zu Ihren Handen erlegt.

Wir bitten Sie, verehrter Herr Doktor, auch den am 10. Juli d. J. von Hamburg überwiesenen Restbetrag von **K 2400·—** in entsprechender Weise im Österreichischen zu verwenden.

In besonderer Hochachtung zeichnen

Justizrat Hans Niemeyer, Essen a. R.
Buchhändler Hermann Seippel, Hamburg.
Dr. Richard Plattensteiner, Wien.

Der Schriftführer: Dr. Richard Plattensteiner.

Ich, der unterzeichnete Empfänger, habe diese Spende verwendet wie folgt:

... das Rote Kreuz im Deutschen Reiche durch Herrn Buchhändler Hermann Seippel dem Hamburger Landesdelegierten übergeben Mk. 5000 rund	K	6.000·—
das Rote Kreuz in Österreich, Invalidenfürsorge usw. der Statthalterei in Graz übergeben	„	4.000·—
Kriegsfürsorge der Gemeinde Krieglach dem Bürgermeister übergeben	„	500·—
unterschiedliche Sonderspenden für das Rote Kreuz und allgemeine Kriegsfürsorge	„	500·—
Wollsachen, Kleidungsstücke usw. für den Winterfeldzug 1914/15 .	„	500·—
Fürtrag . .	K	11·500·—

Ein Besuch bei Goethe.

In Goethes Tagebüchern findet sich unter dem 28. September 1809 verzeichnet: „Der junge Knebel mit dem Studierenden aus Jever.“ Dieser Studierende aus Jever“ ist, wie mit Sicherheit anzunehmen ist, der damalige Jenaer Student August Friedrich Rumpf gewesen. Rumpfs Erlebnisse bei seinem Besuche im Hause Goethes waren einigermaßen merkwürdiger Natur, und er hat sie später, nicht ohne einige Selbstironie, erzählt. Nach der Erinnerung Rumpfs war seine Einführung bei Goethe nicht durch den jungen Knebel, sondern durch des Dichters Sohn August v. Goethe erfolgt.

„Wenn auch mein Freund August anfangs nur ungern und zögernd auf all diese Fragen einging, konnte ich doch später merken, daß ihn das Interesse an seinem Vater aufrichtig freute, und so nahm ich mir den Mut und bat, mich in sein Haus einzuführen.

Das ist nicht immer ganz leicht für Studenten, meinte er, darin ist der Alte ein bißchen eigen; doch will ich sehen, daß ich dich mit dem Vater zusammenbringe. Und der Wunsch sollte in Erfüllung gehen, ich erhielt eine Einladung zum Essen.

Der bestimmte Tag brach an, so heiter und schön, wie er nur sein konnte. In einigen Stunden brachte uns der Wagen nach Weimar, und ohne Aufenthalt eilten wir der stattlichen Wohnung zu. Ein Diener in Livree öffnete auf das Klingeln und begrüßte freundlich den Sohn des Hauses. Es war fast gegen elf Uhr. „Sieh, da ist der Vater schon“, sprach August und eilte auf diesen zu, der, in einen dunkelgrünen Schlafrock gehüllt, gerade vor uns die untere Hausflur überschritten. „Ei, da hast du deinen Oldenburger, August, das ist schön. Besuch ist nicht da, da wollen wir sofort nach oben gehen.“ Äußerst freundlich reichte er mir die Hand und winkte, ihm die Treppe hinauf zu folgen. Wer war glücklicher als ich, sich so willkommen zu sehen. Bald saß ich ihm in seinem einfachen Studierstübchen gegenüber, während er beschäftigt war, still ein mäßiges Blatt Papier zurechtzuschneiden, und betrachtete voll Aufmerksamkeit ihn selber sowie seine Umgebung, seine Bücher und umherliegende Steine. August hatte mich sogleich verlassen und war zu den Hausgenossen gegangen.

So war ich mit Goethe ganz allein. Wie pries ich mich glücklich. Jetzt war er mit seinem Papierschneiden fertig und wandte sich zu mir. „Mein August schreibt mir, daß Sie ein Oldenburger wären?“ — „Ein Oldenburger, Exzellenz.“ — „Gut. Was brennen Sie da?“ — „Fast nur Torf.“ — „Wie in Ostfriesland, nicht wahr?“ — „Ich glaube, Exzellenz“, war meine Antwort. „Wie wird der Torf dort gewonnen?“ — „Er wird — er wird aus der Erde gegraben.“ — „Das wußte ich schon, daß er nicht von den Bäumen gepflückt wird — ich will zunächst genau wissen, mit welcher Art von Instrumenten er aus dem Boden gehoben wird? — Wann gräbt man ihn? — Wie lange läßt man ihn trocknen? — Wie lange Zeit bedarf er dazu? — Und wie ich schon einmal wissen möchte, wie ist solch ein Werkzeug gestaltet, womit man den Torf bei Ihnen gräbt? — Nun sagen Sie mir und zeichnen Sie mir doch einmal die Form genau hier auf das Papier. Hier haben Sie einen Bleistift dazu.“

„Nun, können Sie das nicht zeichnen?“ fuhr er dann fort, da ich noch verblüfft schwieg. „So beschreiben Sie es mir wenigstens, Sie sehen ja, daß ich mich dafür interessiere.“

Ich beharrte in festem Schweigen. So einen Torfsoden hatte ich zwar oft gesehen und sogar in der Hand gehabt, beim Ofenheizen. Aber da ich aus der reinen echten Marsch stamme, so war mir doch die eigentliche Gewinnung des Torfes völlig fremd.

...ar **Schiff!** Seekriegsnovellen 1914/15. ...elt von **Karl Busse.** (Heilbronn. ... Salzer.)

...n künstlerisch ist es ja gleichgültig, ... Lyriker oder Erzähler seine Kriegs- ... und Kriegsgeschichten im Schützen- ... oder daheim im sicheren Zimmer ... aber weiß man, daß er weit vom ... nur auf dem Papier die Heldentaten ... so stört es doch ein bißchen — ...stens uns, die Zeitgenossen; die zukünf- ... Geschlechter werden wohl nur das Ge- ... als solches beurteilen und wenig ... wie es entstand. Im ganzen und ... ist aber die Flut der Kriegsliteratur ... als Kriegsliteratur gilt, ein wahrer ...! Angefangen von erfundenen Feldpost- ... bis zur blutrünstigen Schlachtenschil- ... des Stubengelehrten! Im Wust der ...heinungen des Büchermarktes fällt nur ... und da ein Büchlein angenehm auf. So ... das obengenannte. Jede der darin ent- haltenen Geschichten ist ehrlich empfunden und ... wahrhafte Stimmungen wieder. Am ...essantesten ist die Erzählung „Die Unter- ...seeboote des Kapitäns Sirius" von Conan ..., dem Erfinder der bekannten Sherlock ...mesgestalt. Vielleicht kommen wir auf ... merkwürdige Novelle noch zu sprechen. Aber, wie gesagt, auch alle anderen Beiträge ... mit gutem Geschmack zusammengestellten ... verdienen durchwegs gelesen zu werden.

V. E. S.

Unter dem Doppelaar. Kriegsnovellen aus Österreich. Herausgegeben von Rudolf Greinz. (Heilbronn. Eugen Salzer. 1915.)

Eine kleine auserlesene Sammlung mit Beiträgen von Schwayer, Rosegger, Greinz, ...bl, Wallner, v. Schullern, Perkonig und ...enstein. Durchaus zeitgemäß und besonders ... Soldaten an der Front zu empfehlen.

Männer und Völker. Bismarck von ... Delbrück; Das englische Ge-...t — England in Kultur, Wirt-...t und Geschichte — Die Welt ... Islam von Friedrich Delitzsch. ...lin. Ullstein und Ko.)

Diese Einmarkausgabe wird vielen etwas ...gen. Wenn auch Delbrücks „Bismarck" ...cht zu viel des Unbeweisbaren enthält, ...arakterisiert bereits das zweite Bändchen ... englische Wesen in vorzüglicher Weise, ... „Liebe" freilich, aber auch ohne Haß. ...wärmsten jedoch möchte ich das Büchlein ... den Islam empfehlen. Ihn charakterisiert ...sch, der große Kenner des Mohameda-...us. Hier werden uns neue Geistes- und ...turgebiete erschlossen, die wir bisher nur ...en, und was wir erfahren, stärkt unser ...ch schon gefestigtes Vertrauen auf unseren ...desgenossen in Konstantinopel. Besonders interessant ist darin der Nachweis des Zusammenhanges zwischen dem Islam und dem Christentum.

Vom Seppl. Eine Erzählung aus dem Leben eines österreichischen Dorfjungen von Richard Plattensteiner. (Leipzig. Hesses Volksbücherei; Hesse und Becker.)

Eine innige Erzählung in schlichter Form dargebracht. Eine kriegsferne Geschichte aus dem Kleinleben. Liebe, freundliche Gestalten aus dem Volk mit ihren Freuden und Leiden; eine Idylle, gemischt mit schweigsamer Tragik, die kaum weniger ergreift als die großen Geschicke, die sich schließlich auch in Einzelschicksale auflösen lassen. Plattensteiners stille Dichterart ist bekannt und wird sich durch dieses neue Bändchen gewiß auch neue Freunde erwerben.

Das Evangelium. Eine Nachdichtung von Rudolf Schuller. (Wien. Karl Konegen.)

Auch wieder einer, der aus dem Evangelium sich den Heiland schält, versteht, wie er ihn liebt, und durch den er erlöst wird. Es ist die Lehre, und nur die Lehre allein. Die Göttlichkeit, die in dieser Lehre liegt, ist durch kein Symbol angedeutet, durch keines jener Wunder erhärtet, das die Liebe wirkt. Dieser Heiland ist nicht einzig, er wäre ersetzbar durch irgendeinen andern, möglichst vollkommenen Menschen; es ist ein Heiland des nüchtern Tatsächlichen, gegen den nichts einzuwenden ist, wenn er sittigend und seelenerlösend wirkt. Das wird er freilich nur auf wenige. Die Mehrzahl der Menschen, auch ich gehöre dazu, hat Sehnsucht nach Überirdischem, nach Ewigem, und Religion lebt in Mystik. Für die meisten Menschen besteht der Wert der Religion nicht bloß darin, daß sie besser macht, sondern auch, daß sie durch Geheimnisse vom Elende des Irdischen befreit, also die Seelen erlöst. Der gegenwärtige Krieg zeigt es wieder, was mystische Anbilder für eine Kraft sind. Wer aber ohne sie dasselbe leistet, zur selben Glückseligkeit kommt — auch gut!

Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier. Erscheinen in zwanglosen Heften zu je 25 Pfennigen. (Stuttgart und Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die ersten drei Hefte dieser interessanten Sammlung haben wir bereits lobend besprochen. Neuerdings erschienen folgende äußerst lesenswerte Bändchen: Nr. 4: Die deutschen Truppen in den Karpathen — Die Kämpfe bei Münster. Nr. 5: Aus den Kämpfen im Osten — Schulter an Schulter mit unseren Verbündeten — Aus den Karpathen — Der Rückzug der neuen X. russischen Armee — Der geplante russische Einfall in Tilsit. Nr. 6: Die Kämpfe zwischen Maas

	Übertrag . .	K 11.500·—
für durch den Krieg besonders schwer getroffene Deutschtiroler (in Lusern) der Statthalterei in Innsbruck übergeben	„	500·—
„ durch den Krieg besonders schwer getroffene Kärntner dem Reichsratsabgeordneten Dobernig übergeben	„	500·—
„ durch den Krieg schwer getroffene Familie in der Waldheimat . .	„	100·—
„ Weimarer-Sammlung der Schillerstiftung für durch den Krieg in Not geratene Schriftsteller Mk. 50	„	60·—
„ persönliche Gaben an Soldaten, Weihnachtssammlung usw. . . .	„	615·—
den Rest für schwere Notlage nach dem Kriege	„	1.310·70
	zusammen . .	K 14.585·70

Den Veranstaltern dieser Sammlung, Herrn Justizrat Hans Niemeyer in Essen, Schriftsteller Dr. Richard Plattensteiner in Wien und Buchhändler Hermann Seippel in Hamburg sowie jedem einzelnen Spender danke ich von Herzen, daß sie mir die Freude und die Ehre gaben, so schöne Wohltaten austeilen zu können.

Krieglach, 10. August 1915. Peter Rosegger

Bücher

„Scholastika Bergamin.“ Von Hans Sittenberger. (Berlin. Vita, Deutsches Verlagshaus.)

Ein prächtiges Buch, das weiteste Verbreitung verdiente! Es versetzt in die Zeit von Napoleons Siegeszug durch Österreich zurück, und die Heldin ist eine liebe kleine Kärntnerin aus Fleisch und Blut: ein ganzes, echtes Weib! Man kann es sich nicht anders denken, als daß sie gelebt hat. Und doch: ist diese köstliche Gestalt von einem Dichter gebildet, so ist es um so mehr Ehre für ihn, als wenn er diese rührende Geschichte einem Tagebuch irgendeiner alten Urgroßtante entnommen hätte.

Sittenberger ist ein ganzer Dichter; trotzdem Kriegsluft durch das Buch weht, hat er tausend Sonnenstrahlen darin eingefangen und den Duft eines Frühlings. Es ist ein kleines Meisterstück, dem ich nicht nur weiteste Verbreitung wünsche, sondern vor allen Dingen Leser, die mit dem Herzen lesen, auf daß sie die Tiefe und die Reinheit dieses feinen Charakters der Heldin ganz erfassen, die auf alles im Leben klaglos und freudig verzichtet, weil sie einmal glücklich gewesen — ganz kurz und die zum Schluß sagen kann: „Rümpft die Nase über mich, wenn ihr's schon nicht anders könnt — mein Glück könnt ihr mir aber nicht rauben. Das hab' ich gehabt und das bleibt bei mir bis zu meinem Tode.“ — Feiner Humor fehlt dem Buche nicht und die Gestalten, die Scholastika in ihren Aufzeichnungen an uns vorüberziehen läßt, haben wir greifbar vor Augen. — Mit einem Wort: prächtig! Und ich glaube voraus zu ahnen, daß das Buch namentlich im Kärntnerland noch einmal volkstümlich werden wird.

Ilse Wolfchnagel

Geschichte der neuesten Zeit vom Frankfurter Frieden bis zur Gegenwart. Von Gottlob Egelhaaf. 5. Auflage. (Stuttgart. Karl Krabbe Verlag, Erich Gußmann.)

Die vierte Auflage dieses wertvollen Werkes hat der „Heimgarten“ seinerzeit gewürdigt; die reich ergänzte Neuausgabe verdient aber unser besonderes Interesse, denn sie umfaßt die geschichtlichen Ereignisse bereits bis zur Wiedereroberung Przemysls. Kein anderer als Egelhaaf, der ausgezeichnete Kenner der neuesten Geschichte seit 1870, konnte es heute schon unternehmen, einen gelassenen Überblick über den bisherigen Verlauf des Weltkrieges und besonders auch über seine Entstehungsursachen zu geben. Egelhaaf ist in die Politik der letzten fünfzig Jahre eingearbeitet und so in der Lage, Beziehungen aufzudecken, die uns unbekannt sind und zum Teil durch die Wirrnisse der Tagesnachrichten in den Hintergrund geschoben werden, obwohl ihnen eine überragende Bedeutung zukommt. Ein solches Werk, das aus der Zeit stammt, ohne von der Hast der Zeit ergriffen zu sein, befriedigt ein wirkliches Bedürfnis und muß warm empfohlen werden.

V. E. S.

O Deutschland, heil'ges Vaterland! Erzählungen aus dem Weltkrieg. Von Franz Adam Beyerlein. (Heilbronn. Eugen Salzer.)

Unter dem Doppelaar. Kriegsnovellen aus Österreich. Gesammelt von Rudolf Greinz. (Heilbronn. Eugen Salzer.)

Schwaben und der deutsche Geist. Von Theodor Heuß. (Konstanz. Reuß u. Itta.)

Österreich und der deutsche Geist. [Franz Grillparzer.] (Konstanz. Reuß u. Itta.)

Der Ozeanflug. Novelle von Leonhard Adelt. (Konstanz. Reuß u. Itta.)

Kampf und Lachen. Von Peter Scher. (Konstanz. Reuß u. Itta.)

Preußen und der deutsche Geist. Von Julius Bab. [Heinrich v. Kleist.] (Konstanz. Reuß u. Itta.)

Der russische Sumpf. Roman aus dem Weltkriege von 1814/15. Von Paul Linde. (Dresden. Carl Reißner.)

Gegen Rennenkampf und Joffre. Kriegserlebnisse von der Ost- und Westfront. Von Paul Linde. (Leipzig. Xenien-Verlag.)

Mit den Feldgrauen nach Belgien hinein. Kriegserlebnisse und Schilderungen. Herausgegeben von Wilhelm v. Trotha, Oberleutnant a. D. Mit zahlreichen Bildern. (Leipzig. Hesse & Becker.)

Beim deutschen Kronprinzen und seiner Armee. Eine feldgraue Vortragsreise von Marzell Salzer. (Hamburg. A. J. Benjamin.)

„Bei Hinderburg." Aus seinem Leben und Wirken. (Berlin. Johannes Baum Verlag.)

Spione. Von Ferdinand Künzelmann. (Berlin. Robert Markiewicz.)

v. Tirpitz und das deutsche Seekriegsrecht. Von Dr. Hans Wehberg. [Deutsche Kriegsschriften, 15. Heft.] (Bonn. A. Marcus und E. Webers Verlag.)

Unser gemeinsamer Krieg. Von Ernst Moraht. (Frankfurt. Rütten u. Loening.)

Das brennende Jahr, 44 Kriegsanekdoten. Von Emil Lucka. (Berlin. Schuster und Loeffler.)

Licht ins Dunkel. Ernstes und Heiteres zu Gunsten der erblindeten Krieger. Gesammelt und herausgegeben von Willy Th. Sauter. (Verlag Stuttgart-Leipzig. W. Kohlhammer.)

Fliegerpfeile auf unsere Feinde. Stachelreime von Richard Müller. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Radetzky, erwache! Kampflied gegen Italien. Worte von Franz S—ch. Weise von Josef Weber. (Graz. Hippolyt Böhm.)

Die Herzen in die Höhe. Lieder der Andacht und Weihe. Von Kurt Warmuth. (Dresden. C. Ludwig Ungelenk.)

Leben und Weltall. Gedichte von Hanna v. Bilfeck. (München—Gauting. Im Selbstverlag.)

Mein Herz, mein Land. Ausgewählte Gedichte von René Schickele. (Leipzig. Verlag der Weißen Bücher.)

Deutsches Singen und Wagen. Gedichte von Josef Fr. Ofner. (Wien. Friedrich Schalk.)

Irredenta-Politik. Von Theodor von Sosnosky. 55. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Warum sind die Deutschen so verhaßt? Ein Kriegsvortrag von Dr. E. Mackel. (Braunschweig. George Westermann.)

„Deutsche Art". Uns zur Ehre — den andern zur Lehre. Herausgegeben von Horst Schöttler. (Leipzig. C. F. Amelangs Verlag.)

Der neue Dreibund. Ein politisches Arbeitsprogramm für das gesamte deutsche Volk und seine Freunde. Von Franz Köhler. (München. J. F. Lehmann.)

Die Prophezeiungen zum Weltkrieg 1914 bis 1915. Dargestellt von Prof. Dr. Friedr. Zurbonsen. (Köln. J. P. Bachem.)

Der Heereszug Gottes. Das Bekenntnis eines Deutschen. Von Karl Emerich Hirt. (Innsbruck. Wagnersche k. k. Universitäts-Buchhandlung.)

Balsers Ernst ist gefallen. Ein Trostwort an die Angehörigen unserer Kriegsgefallenen von Pfarrer Gustav Mahr. (Berlin, Deutsche Landbuchhandlung.)

Geistige Werke. Ein Vermächtnis deutscher Philosophie. (Berlin. Otto Reichl. 1915.)

Der Krieg, ein Kampf der Staatsideen. Mit Rücksicht auf den Weltkrieg behandelt von Prof. R. M. Kobza. (Znaim. Im Selbstverlag.)

„Der Krieg und der sittliche Gehalt des Opfergedankens". Von Dr. v. Campe in Hildesheim. (Berlin, Verlag der „Täglichen Rundschau".)

Stuttgarter Reliefkarte Nr. 32: **Die Adria mit Italien.** Preis 34 h. (Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart, und R. Lechner [Wilh. Müller], Wien.)

Stuttgarter Kriegsbilderbogen Nr. 9: **Die italienische, japanische und griechische Kriegsflotte.** Eine Aufstellung aller italienischen, japanischen und griechischen Schiffstypen in 71 Abbildungen nebst einer Tafel, enthaltend alle bei Beginn des Krieges im Dienst stehenden Schiffe mit Angabe des Stapellaufs, der Wasserverdrängung, der Pferdekräfte und Geschwindigkeit, der Schiffslänge, Bemannung und Geschützzahl. Preis 34 h. (Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart, und R. Lechner [Wilh. Müller], Wien.)

Die Heinburg. Nach einer verklungenen Sage aus dem Elbetale bei Tetschen. Bearbeitet von Georg Vogel. (Leipzig. Hermann Dege.)

und Mosel. Nr. 7: Die Durchbruchsschlacht in Galizien bis zur Einnahme von Przemysl. Nr. 8: Die Schlacht in Galizien: Von Przemysl bis Lemberg. Nr. 9: Ypern — Les Eparges — Ban de Sapt.

Einzelausgaben aus Richard Wagners Schriften. Herausgegeben und erläutert vom Universitätsprofessor Dr. Richard Sternfeld [Über das Dirigieren, Das Judentum in der Musik, Zukunftsmusik]. (Leipzig. Breitkopf und Härtel.)

Seit der Freiwerdung der Werke Richard Wagners sind auch seine Schriften bei zahlreichen Verlagen in volkstümlichen Ausgaben erschienen; die vorliegenden drei Hefte gehören wohl zu den besten dieser Neuerscheinungen. Mit sehr sorgfältigen Einleitungen und Anmerkungen versehen, die nur aufklären und erklären, ohne zu belasten und vom eigentlichen Stoffe abzulenken, bieten sie auch durch guten Druck und ihren billigen Preis Gewähr für weiteste Verbreitung. Sie, die Vielbewunderten, Vielbekämpften, die längst zur klassischen Musikliteratur und zum eisernen Büchereibestand jedes gebildeten Musikers gehören, hier nochmals zu besprechen, wäre wohl müßiges Beginnen; neben Unvergänglichem findet sich freilich manches von schon historischem Werte, doch die Glut der unmittelbaren Nähe des Meisters, die aus jedem Worte spricht, läßt vergessen, daß die zündenden, leidenschaftlichen Zeilen nicht vom gestrigen Tage sind.

Dr. B. Paumgartner.

Hausmusik. A. Halm, Harmonielehre. (Berlin u. Leipzig, Sammlung Göschen.)

Dieses kleine, billige Büchlein ist in seiner Art ein ganz besonderes Kunstwerk, das auf engen Raum beschränkt eine Fülle neuer, höchst geistreicher und interessanter Gedanken enthält. Ebenso anregend für den Musikerfahrenen als lehrreich für den Adepten führt es sein originelles, von der Triebkraft der Dissonanz ausgehendes System konsequent und überzeugend zum Schluß und kann — mit einer ausgezeichneten Auswahl von Notenbeispielen versehen — trotz seines geringen Anschaffungspreises (90 Pfennig) gewiß als eines der besten und eigenartigsten Bücher über Harmonielehre, ein Gebiet, auf dem leider so viel Mittelmäßiges und noch Schlechteres sich breit macht, Geltung haben.

Dr. B. Paumgartner.

Zur Wehr und Ehr'. Vaterländische Dichtungen von Ernst Ritter v. Dombrowski. Zweite, vermehrte Auflage. (Graz, „Leykam".)

In anspruchsloser Aufmachung bietet uns der Autor eine Reihe kerniger, von tiefer Vaterlandsliebe durchbebter Gedichte, deren manchem im Munde des Volkes bleibendes Leben zu wünschen wäre. Ihr ausgesprochener klingender Rhythmus trägt den Keim der Musik schon in sich, sie haben alle was Prächtiges, Echtes, Fortreißendes, die zarteren Verse hinwiederum sind von duftigster Stimmung. So ganz gelungene einheitliche Würfe wie „Altösterreich" und das „Schwarzgelbe Reiterlied" seien namentlich hervorgehoben.

Dr. B. Paumgartner.

Der Luftkrieg 1914—1915. Unter Verwendung von Feldpostbriefen und Berichten von Augenzeugen dargestellt von einem Flugtechniker. Mit Genehmigung des Kgl. Preuß. Kriegsministeriums und des Kais. Reichsmarineamts. Mit vielen Textbildern und vier Tafeln in Kupfertiefdruck. (Leipzig. Hesse & Becker.)

Neben den Schiffen auf dem Meere und den Unterseebooten erscheinen in dem Weltkriege zum ersten Male Luftkreuzer und Flugzeuge und vermehren die Art der Waffen, aber auch die Schrecken des Krieges. Was diese verderbenbringenden modernen Kriegswaffen bis jetzt geleistet haben, und auf welche Weise ihnen die Feinde beizukommen suchen, das wird in dem stattlichen Bande von einem gut unterrichteten Fachmann an der Hand von Feldpostbriefen und anderen Berichten anschaulich und fesselnd dargestellt. Hierbei erhalten wir auch manchen Aufschluß über den Bau, die Taktik und die Art der Verwendung von Luftkreuzern und Flugzeugen. Ein weiterer Vorzug des Buches besteht in den zahlreichen Textbildern und etwa 60 Abbildungen in Tiefdruck, die fast sämtliche Flugzeug-Arten und Luftschiffe, auch ausländische, bringen.

V.

Büchereinlauf.

Peter Rosegger. Gesammelte Werke. Vom Verfasser neu bearbeitete und neu eingeteilte Ausgabe. 40 Bände in 4 Abteilungen zu je 10 Bänden. Jeden Monat gelangt ein Band zur Ausgabe. Jeder Band geschmackvoll gebunden Mk. 2·50 (K 3·—), in Halbpergament Mk. 4·— (K 4·80). Einzelne Bände werden nicht geliefert. (L. Staackmann in Leipzig.) Soeben erschien von der dritten Abteilung Band 21: **Das ewige Licht.** Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers.

Das A und das O. Roman von Gerhard Ouckama Knoop. (München. Delphin-Verlag.)

Trimpopp und Manasse. Eine Erzählung von René Schickele. (Leipzig. Verlag der weißen Bücher.)

Die Karpathen. Ungarische Kriegsnovellen und Skizzen. Herausgegeben und übertragen von Stefan J. Klein. (Heilbronn. Eugen Salzer.)

Kriegsarbeit auf dem Lande. Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege in der Kriegszeit. Herausgegeben von Prof. Heinrich Sohnrey. (Berlin. Deutsche Landbuchhandlung.)

Kriegskrüppelfürsorge. Ein Aufklärungswort zum Troste und zur Mahnung im Auftrage der Deutschen Vereinigung für Krüppelfürsorge und der Deutschen orthopädischen Gesellschaft. Herausgegeben von dem Schriftführer beider Gesellschaften Prof. Dr. Konrad Biesalski. Mit 84 Figuren. (Leipzig und Hamburg. Verlag von Leopold Voß.)

Die ethische und wirtschaftliche Bedeutung der Kriegskrüppelfürsorge und ihre Organisation im Zusammenhang mit der gesamten Kriegshilfe. Von Prof. Dr. Konrad Biesalski. (Leipzig und Hamburg. Verlag von Leopold Voß.)

Kaufmännisches Verdeutschungs- und Rechtschreibbuch. Von Koutek-Süßer. (Prag. Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase.)

An den geehrten Heimgarten-Verlag Leykam in Graz.

Der „Heimgarten" gehört zu jenen wenigen Blättern, die in diesem Krieg nicht umzulernen brauchten, denn wofür unser Vaterland vereint mit dem Deutschen Reich kämpft, das strebt er schon seit rund vierzig Jahren an: Einen gesicherten Frieden mit seinen Entwicklungsmöglichkeiten, Eintracht im Staate, in der Gesellschaft und im Einzelnen, Festigung der deutschen Kultur, deren Segnungen auch die nichtdeutschen Völker Mitteleuropas in reichem Maße genießen, und ein gesundes Wirtschaftsleben, das uns vom Auslande unabhängig erhält. Der große Krieg, dessen glücklichen Abschluß wir noch während des kommenden Jahrganges feiern zu können hoffen, hat aber gleichwohl auch für unser Blatt bedeutende Änderungen mit sich gebracht. Mancher treue Mitarbeiter steht im Felde, die Einberufungen nahmen uns Setzer und Beamte und wir müssen noch mit weiteren Hemmungen rechnen. Aber es ist Vorsorge getroffen, daß der „Heimgarten" trotzdem ohne Störung den Weltkampf überdauern wird.

Was nun den kommenden vierzigsten Jahrgang im besonderen anlangt, kann ich mich kurz fassen: Wir wollen den Ansprüchen der großen Zeit gerecht werden. Mein Vater führt sein Kriegstagebuch weiter und auch die anderen Mitarbeiter haben Beiträge gesandt oder in sichere Aussicht gestellt, die von den mächtigen Ideen getragen sind, welche unsere Gegenwart bewegen und die Zukunft beeinflussen werden. Ich selbst bringe einen Roman, der zwar schon vor dem Krieg geschrieben wurde, mir aber durch die Ereignisse nicht überholt erscheint. Er heißt „Der Erbarmungslose" und spielt in der französischen Revolution. Ich versuchte, das flatternde Wesen des französischen Volkes darzustellen, das heute mitschuldig an dem Völkerringen ist, weil es neben sich keine anderen gesunden Staatswesen dulden will. Hochmut, Überhebung und Gewalttätigkeit, nur dürftig durch Phrasen verhüllt, kennzeichnen den romanischen Nationalcharakter, wie ich ihn beurteile und künstlerisch zu schildern trachtete.

Ich glaube, die knappen Angaben über meine Absichten dürften Ihrem Verlage und unseren Lesern genügen. Ich schließe sie mit dem Wunsch, daß es uns allen vergönnt sein möge, die Früchte des gewaltigen Ringens zu genießen, das wir jetzt miterleben und für dessen guten Ausgang jeder in seinem Kreise tatkräftig wirkt.

Mit besonderer Hochachtung

Krieglach, im August 1915. Hans Ludwig Rosegger.

(Geschlossen am 20. August 1915.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Johann Flecker.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz



Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet von

Peter Rosegger,

geleitet von

Hans Ludwig Rosegger.

XL. Jahrgang.



Graz.

Druck und Verlag von „Leykam“.

1916.

Inhalts-Verzeichnis

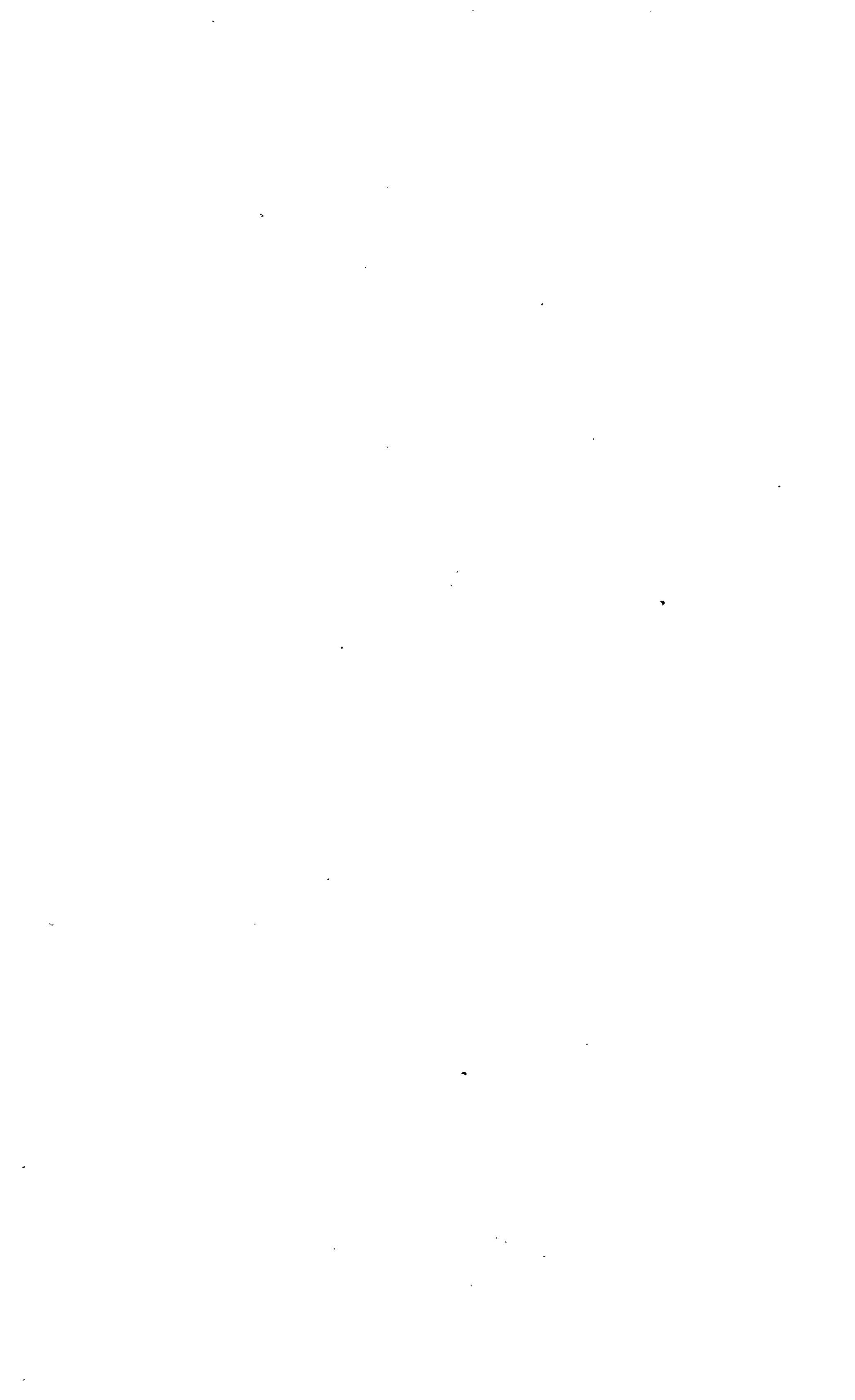
des

Heimgarten, XL. Jahrgang.

Romane und Erzählendes.

Volkstümliches aus den Alpen.

*



Natur und Kultur.

Literatur, Kunst und Künstler.

Zeitgeschichtliches und Plaudersames.

Gedichte.

Tagebuch.



1. Heft | Oktober 1915 | 40. Jahrg.

Der Erbarmungslose.

Roman von **Hans Ludwig Rosegger.**

„Nimm ihn in Schutz, heilige Jungfrau!" hatte Mutter Polycarpe seufzend gebetet, als sie am Unschuldigen-Kindertag ihren Sohn Jean Baptiste gebar, während eben die große Kirchenglocke musizierte, und in ihrer einfältigen Frömmigkeit nahm sie das Zusammentreffen als ein besonders günstiges Vorzeichen für den Neugeborenen an, der in der Tat auch lange Zeit der glücklichste Untertan der allerchristlichsten Könige von Frankreich war, erst Ludwigs XV. und hernach Ludwigs XVI., die doch gewiß eine Unzahl glücklicher Untertanen besaßen, so alle jeweils Verliebten und ähnliche Kindsköpfe, die mit sich und der Welt zufrieden niemals in der Politik und in Staatsgeschäftrn herumpfuschten. Und Jean Baptiste hatte auch Ursache, sein Geschick zu loben. Fast noch ein Junge erbte er das seiner Familie geradezu angestammte Amt eines königlichen Steuerpächters in Chiron an der Chaise, denn als sein Vater eines plötzlichen Todes starb, verwendete sich der gräfliche Schloßherr Aristide de Champdivers an hoher Stelle für den jungen, überaus treuherzigen Polycarpe, der aus den Händen des Ministers der Finanzen, des Herrn Choiseul, das Dekret empfing, das ihn — sparsam und pflichteifrig wie er war — in wenigen Jahren zum reichen Manne machen konnte, zumal er bald nur für seine eigene Person zu sorgen hatte,

Verschiedenes.

der faulen Zahler und gewissenlose Schwindler täuschten den gutmütigen Pächter; er erlitt Verluste, hatte Zank mit den Behörden, die ihn tadelten, und blieb ein besitzloser Schlucker, wachte lange Nächte schwermütig über Abrechnungen, deren Soll und Haben nicht stimmte — und wurde zu allem Überfluß gerade von jenen heimlich gespottet, die ihm eine Nase drehten. War hingegen ein Steuerpächter auf seine Tasche bedacht, zog er die Schraube wacker an und rundete er die Summen, die er einforderte, klüglich nach oben ab, dann erntete ein solcher allemal Haß und Abneigung, Feindschaft und Wut, und mancher grausame Steuereintreiber kehrte von einem geruhsamen Abendspaziergang an den Ufern eines stillen Flüßchens nie mehr heim. Seine Feinde — jedermann ahnte sie und mußte den Nachweis dafür doch schuldig bleiben — beförderten ihn hinterrücks und kopfüber in das Wasser, das den Unglücklichen gleichgültig verschlang, um ihn erst meilenweit stromabwärts irgendwo, wo ihn niemand kannte und suchte, ans Land zu spülen. „Schwimmen lehren" nannten das die gemeinen Leute.

Jean Baptiste war einerseits von Geburt zartsinnig veranlagt, anderseits empfindlich für die Gefühle der Menschen, die ihm nicht wohlwollten, und er mied ängstlich die kühlen Flußauen der Chaise, die so angenehm gegen die prallen Sonnengarben schützten, um ja keinem Gehässigen Gelegenheit zu geben, ihn in jenes bessere Jenseits zu befördern, das er sich erst viel später und nach einem durchaus natürlichen Tod erhoffte. Der ritterliche Schloßherr von Champdivers schalt ihn deshalb einen Hasenfuß und schenkte ihm eine wehrhafte Faustbirne; andere gröbere Menschen redeten offen von Feigheit. Jedenfalls hütete sich Jean Baptiste, die mörderischen Triebe nachlässiger Steuerzahler zu reizen und handhabte sein Amt so nachsichtig, daß er allmählich uneinbringliche und bedeutende Außenstände hatte, die er aus seinem kleinen Erbe decken mußte, was seine eigene wirtschaftliche Lage merklich verschlechterte. Dafür tauften ihn etliche seiner Mitburger schelmisch „Papa Bon-bon", um mit dem „Papa" seine väterliche Gesinnung zu ehren und durch die Verdoppelung des runden „Bon" seine unerschöpfliche Güte anzudeuten. Und es schmeichelte ihn wirklich, wenn die Kinder auf der Straße zutunlich riefen: „Guten Morgen, Papa Bon-bon!" und die Erwachsenen freundlich sagten: „Seht, da kommt Papa Bonbon! Gut geruht? Ja? Ein herrlicher Tag, nicht wahr?" Aber diese herzenswarme Beliebtheit, die höchstens Gewähr gegen einen häßlichen Tod in der Chaise bot, vermochte die drohende Verarmung nicht hintanzuhalten und Jean Baptiste fragte sich oft zittrig: „Was dann, wenn ich einmal außerstande sein werde, die Abgänge in der Steuerkasse zu decken? Was dann? Was dann . . ." Der Schuldturm erwartete ihn oder ein noch schrecklicheres Gefängnis, das Grauen einflößte; im

weil sich seine Mutter bei einer festlichen Prozession zu Ehren der heiligen Chaterine auf den Tod erkältete und den Sohn einsam und verwaist zurückließ.

Die Polycarpes hoben seit drei Menschenaltern in Chiron und Umgebung im Namen des allerchristlichsten Königs die Steuern ein und ohne Zweifel hätten sie ansehnliche Schätze zusammenhamstern können, wären sie nicht, soweit sie männlichen Geschlechts waren, bürgerliche Grandseigneurs gewesen, während die weiblichen Familienmitglieder und die Eingeheirateten oft verschwenderisch und leichtfertig hinlebten. So schmolzen die gewonnenen Livres und Louisdors wieder erstaunlich rasch hin und Josephe Polycarpe, ein Zeitgenosse des Regenten, pflegte schmunzelnd zu sagen: „Wozu prägt man das Geld rund, wenn es nicht rollen soll?" — eine rhetorische Frage, die im Gedächtnis seiner Söhne und Enkel ebenso fest haftete wie der vornehme Wappenspruch in der Tradition eines adeligen Geschlechtes, das sich ihn in den Kreuzzügen unter den Mauern Jerusalems erkämpfte. Also wiederholten alle Polycarpes die Frage nach dem Endzweck des rundrollenden Goldes bis auf den Junggesellen Jean Baptiste, der mehr in die Art seiner frommen und ein wenig weltfremden Mutter schlug. Ihm war die ganze Steuerpächterei eigentlich ein heidnischer Greuel, er verglich sie mit dem verworfenen Handwerk der biblischen Zöllner, und sicherlich hätte er die Würde und Bürde, die ihn belastete, abgeworfen, wäre nicht sein Wesen bescheiden und linkisch gewesen, so daß er vor allen Auffälligkeiten zurückscheute. Er fand nie die entscheidende Kraft, geradeheraus nein zu sagen, wenn ihm etwas nicht behagte, und er wagte es niemals, den Wünschen seines Gönners, des Marquis de Champdivers, entgegenzuhandeln. — Sogar geheiratet wäre er gegen seinen Willen bei seiner Mutlosigkeit worden, als sich die hinkende Rosine, die Schwester Soufflets, des Schankwirtes „Zur Fliege", einbildete, Frau Steuerpächter Polycarpe zu werden, doch seine Mutter erlaubte es nicht und sagte düster: „Das Weib in jeder Gestalt ist des Satans." So blieb Jean Baptiste ledig und besaß zwei unerbittliche Feinde an den Geschwistern Soufflet.

Aufseufzend und geplagt saß Polycarpe in seinem Amt, und daß es ihm trotzdem beschieden war, zeitweise der glücklichste Untertan unter dem Lilienbanner zu sein, stellte nicht nur seiner Begabung zur Zufriedenheit, sondern auch den wohlwollenden Launen des Schicksals ein ehrendes Zeugnis aus.

An der Steuerpächterei klebten neben unleugbaren Vorzügen verwerfliche Nachteile. War einer mild und nachsichtig gegen Säumige, übte er Rücksichten gegen Arme, Kranke und Bedürftige, benahm er sich mitleidig wie ein gehorsamer Christ des Evangeliums, so geriet er selbst leicht in Verlegenheit. Die wahllose Güte verdoppelte die Lässigkeit

sechs Monate zählte und sein Leben auf eine Grundlage stellte, die seiner Veranlagung vollkommen entsprach.

Der Amtsbürde ledig und ein Kapitalist, der es sich leisten konnte, erwarb Papa Bon-bon ein hellgetünchtes Häuschen mit saftiggrünen Jalousien an der Straße, die von Chiron an Champdivers vorbei nach St. Roy führte. Da richtete er sich beschaulich in vier Zimmern ein und verdingte Frau Charlotte Boju, eine breituntersetzte Matrone, als Wirtschafterin, die sich die Pflege seines Leibes, als sei er ihr eigener, angelegen sein ließ. Um gegen Räuber und Diebe Schutz zu haben, schaffte der Exsteuerpächter einen Wachhund an, der aber nur die zweite Hälfte seines Namens mit Recht führte, weil er zwar ein rasseloses, schläfriges, struppiges und gefräßiges Hundevieh war, aber sich aufs Wachen nicht einließ, sondern jeden bettelnden Strolch vertraut anwedelte.

Frau Boju besorgte Küche und Keller, kochte besser als der erste Hofkoch in Versailles — behauptete Jean Baptiste, obwohl er nie beim König gespeist hatte — und putzte das Geschirr so blank wie silberne Spiegel. Sie tat alles und verabsäumte nichts, um das Wohlbehagen ihres gemächlichen Dienstgebers zu fördern. Der kroch um acht Uhr morgens aus dem Bett, wusch sich mit lauem Wasser, frühstückte Chokolade mit Weißbrot, Butter und Honig, begab sich darauf, um den Körper in ersprießliche Bewegung zu setzen, in den Garten, vertilgte im Lauf des Vormittags eine knusprige Brotrinde mit Speck belegt, den ein Gläschen Kirschschnaps bekömmlicher machte, und aß Schlag zwölf der Kirchturmuhr zu Mittag, schlief hernach zur besseren Verdauung ein Stündchen und spazierte später, die Rechte gravitätisch auf den schwarzen Stock mit der Silberkrücke gestützt, durch das Dorf, dankte leutselig dem hochachtungsvollen Hüteschwenken seiner Mitbürger, die ihn ehrten, pendelte langsam durch die Felder, schätzte den Stand des Weizens ab, begutachtete das Reifen der Trauben und flüchtete an schwülen Hochsommertagen in die schattigen Flußauen der Chaise, die er als beliebter Exsteuerpächter nicht zu scheuen brauchte. Gegen Abend schlürfte Jean Baptiste in der Herrenstube des Gasthauses zum „König von Frankreich" den Dämmerschoppen und lauschte den Gesprächen und Erzählungen des weißhaarigen Pfarrers Rossignole, des Bürgermeisters Lanceleau und des Posthalters Poutillon. Nach sieben Uhr kehrte er nach Hause zurück, verzehrte mit Appetit sein Hühnchen samt welschem Salat oder eine gebratene Ente oder eine geschoppte Gans, in aromatischen Kräutern delikat geschmort. Zuguterletzt, im Vollgefühl, einen herrlichen Tag verlebt zu haben, kroch Papa Bon-bon in die Federn, legte das müde Haupt auf blaurot gestreifte Kissen, deckte sich mit blaurot gestreiften Federbetten zu und schlief und schnarchte bis zum nächsten Morgen, an dem das gleiche schöne Tagewerk neuerlich begann.

Gefängnis setzte es Stockprügel, dort gab es Folterwerkzeuge. Im besten Falle jagten sie ihn ehrlos davon. Was tun? Die Steuerschraube anziehen ... Um dafür in den Wellen der Chaise zu ertrinken. Das eine immer schlimmer als das andere.

Demnach war man in Chiron nahe daran, ein in Frankreich seit seinem Bestehen unerhörtes Schauspiel zu erleben, daß der Steuerpächter in einem der wohlhabensten Gebiete des Landes kläglich verelendete, ohne daß Seuchen oder Mißernten dazu beitrugen und ohne daß er sein Geld mit Weinkumpanen oder verdächtigen Weibspersonen verschlampt hätte. Unter diesen gespenstischen Möglichkeiten litt Jean Polycarpe, nährte sich kümmerlich von Brot, trank Brunnenwasser und glich — gar wenig glückselig — einem ausgemergelten Hungerleider, dem die verschabte Sammtweste spannbreit vom Bauche abstand.

Vor dem Äußersten, dem Schuldturm und dem Hohn, bewahrte ihn aber ein löblicher Zufall, den seine frömmere Mutter gewiß als ein „Werk der himmlischen Vorsehung" betrachtet hätte. In Marseille nämlich starb die kinderlose Witwe Tomati, deren seliger Gatte Giacomo aus China Seide einführte, sie hinterließ ohne Leibeserben und ohne Testament ein stattliches Vermögen, und schon streckte der unersättliche Staat die Krallen nach den herrenlosen Schätzen aus, als der gewissenhafte Sachverwalter Benigny, der alte Akten und Briefschaften durchstöberte, Jean Baptiste Polycarpe entdeckte, den er dem Gericht als Neffen zweiten Grades und gesetzlichen Erben meldete, ihn gleichzeitig zum Erbantritt auffordernd. So wurde der darbende königliche Steuerpächter Besitzer eines ansehnlichen Barvermögens, etlicher Häuser und Weinberge um Marseille herum, eines Warenlagers prächtiger Stoffe und Webzeuge, des Dreimasters „St. Louis" und eines halben Dutzends Fischerbarken. Dem Rate des gewiegten Sachverwalters gehorsam, veräußerte der neue Eigentümer die Häuser, die Weinberge, die Warenlager und die Kähne, und legte das Kapital sicher und zinsentragend an. Dann hängte er die seinem Charakter ganz und gar nicht angepaßte, einem weichherzigen Naturell betrübliche und auch an sich unwürdige Steuerpächterei an den Nagel, Gott dankend, daß er in seiner unerschöpflichen Güte die Tante Tomati, von deren Dasein der Neffe bislang nichts gewußt hatte, in sein himmlisches Reich berief, und daß ein braver Sachverwalter, statt dem Staate in die Hände zu arbeiten, pflichtgetreu den rechtmäßigen Erben auskundschaftete und selbstlos — nur gegen die üblichen Taxen — mit Rat und Tat unterstützte.

*
* *

Von da ab bis auf weiteres datierte die leichtbegreifliche Glückseligkeit Jean Polycarpes, der damals sechsunddreißig Jahre und

verpflichtet, seine Stelle zu Nutz und Frommen aller Armen, Bedürftigen und Steuerfaulen bis zum natürlichen Lebensschluß beizubehalten. Man nahm seine Engelsgeduld als etwas Selbstverständliches, worauf jedermann ein Anrecht hatte, und grollte dem Nachfolger, dem bisweilen strengen Steuerpächter Plumeau, der zuerst für den eigenen Säckel sorgte. Plumeau war kein großer, aber er war immerhin ein kleiner Blutsauger und die wachsende Abneigung gegen ihn erstickte allmählich die ungerechte Verurteilung von Polycarpes Fahnenflucht, dessen Gloriole nach der ersten flüchtigen Trübung endlich um so heller strahlte, weil die Legende seine bescheidene Tugend dick vergoldete, und die Bürger, Bauern und Pächter, die jetzt ihre Steuergroschen aus alten Strümpfen und unter den verschimmelten Strohsäcken herausholen mußten, klagten oft seufzend: „Ja, unser guter Papa Bon-bon ist nicht mehr!" als sei der Gütige gestorben. Besonders Zudringliche klopften noch immer an die grüne Tür des hellgetünchten Häuschens mit den schönen Jalousien und baten den lieben Herrn Polycarpe, er möge um Gottes und Christi willen Mitleid haben und ein kleines Darlehen geben, denn der fürchterliche Plumeau drohe mit Gant und Schuldhaft, während Weib, Kinder und Vieh daheim krank seien . . . Den rührenden Bitten widerstand Jean Baptiste selten und spendete aus seiner Kasse, einerseits zur Erhaltung alter Sympathien, anderseits weil er sich keine Feinde machen wollte, die ihm dann etwa rachgierig ein Leid zufügten.

So erwarb er sich einen zweiten Ehrennamen, der wie Erz klang: „Vater des Vaterlandes".

* * *

Die Beschaulichkeit des ebenmäßigen Tagesbetriebes Papa Bonbons, die schließlich nichts anderes war, als ein verstärkter Abklatsch der in Chiron überhaupt üblichen Geruhsamkeit, wo der Pfarrer, der Bürgermeister, der Posthalter und die übrigen Honoratioren mit dem Schloßherrn Aristide de Champdivers in bestem Einvernehmen lebten, wurde ganz plötzlich gestört und die Störung wirkte so nachhaltig, daß es eines Lebensalters bedurfte, um die alten behaglichen und friedsamen Verhältnisse, die Jean Polycarpe unendlich beglückten, wieder herzustellen. Freilich, der Exsteuerpächter erlebte die Auferstehung des Paradieses nicht mehr; neue Menschen mit neuen Köpfen, eine neue Generation nahm erst wieder daran teil — und es scheint beinahe, daß der Jahrzehnte später geschlossene Friede im Innersten doch anderer Art war als der uralt väterliche.

Der in Paris auflodernde Brand sprühte Funken, und wo sie niederregneten, fingen Menschen und Dinge Feuer.

* * *

Eine besondere Tätigkeit aber entfaltete Jean Baptiste in seinem Zier- und Küchengarten.

Kräftig, sorgenfrei und üppig genährt, neigte Polycarpe zu merkbarer Rundlichkeit, weshalb ihm Doktor Renard, ein vorzüglicher Schüler der Pariser Charité, eine nicht zu anstrengende, doch regelmäßige körperliche Arbeit empfahl. Jean Baptiste liebte das Dasein in dieser Welt, ohne die zu erwartenden Freuden der anderen zu verachten, und so schätzte er auch seine Gesundheit viel zu hoch, als daß er die ärztlichen Ratschläge in den Wind geschlagen hätte. Deshalb machte er seinen eigenen Gärtner. In Schnallenschuhen, mit Wadenstrümpfen und Kniehosen, in einer halbadeligen Tracht, die weinrote Weste durch einen einzigen Knopf über dem Nabel geschlossen, blühweiß hemdärmelig mit einer koketten Mütze, von der eine Trobdel baumelte, strichelte er mit dem leichten Holzrechen den klirrenden Kies des anmutig geschlungenen Weges, kürzte er das Gras mit einer handlichen Sichel, stutzte er die wilden Triebe der Hecke und streifte er die ekligen Blattläuse von den jungen Rosenstöcken; die Pfirsiche band er ans Spalier und die Stämme der schlanken Kirschbäume bestrich er mit Kalk, den die Hasen haßten. In der Abteilung der Küchenpflanzen setzte Jean Baptiste eigenhändig den Salat in schnurgerade Zeilen, pflanzte er Tomaten, Spinat, Gurken, Monatsrettiche, Knoblauch und Zwiebel, jätete er beharrlich das noch beharrlichere Unkraut, stach gefräßige Regenwürmer und Engerlinge tot und sammelte — erlaubte es die Jahreszeit — Erdbeeren, Johannisbeeren und Himbeeren ein, die gewissenhaft zu Fran Boju in die Küche wanderten. Die Natur dankte ihm den Arbeitseifer, ließ Gemüse und Früchte gedeihen, ließ die Rosen duften, Reseden, Mohnblumen und Astern blühen und belohnte überdies mit einem unverwüstlichen Hunger, den ein sanfter Schlaf ablöste, für dessen Güte Papa Bon-bon das vollste Verständnis besaß.

Es war eine Idylle à la Rousseau, war angewandte Theorie, doch ohne giftige Spitzen gegen den Übermut der Zeit. Praktische Naturphilosophie, ein Heil- und Erhaltungssystem des Körperlichen.

Der Schweiß rann dem fleißigen Exsteuerpächter in dünnen Bächlein über das feiste Gesicht, dessen Doppelkinn über die Halsbinde quoll, Rumpf, Arme und Beine werkten, die Lungen keuchten, das Blut wurde flüssiger und röter und der Himmel überspannte die Seligkeit mit seinem unergründlich tiefen, tiefblauen Gezelt.

O Jean Baptiste Polycarpe, der Glückliche!

*
* *

Die Amtsentsagung kostete Papa Bon-bon ursprünglich die Hälfte seiner teuer erworbenen Beliebtheit, denn gewisse Leute hielten ihn für

schon noch hören; wir fangen erst an.“ Höhnisch deutete er auf den Pfarrer: „Lernt den Wahlspruch der Zukunft hübsch auswendig, der schwarze Mann da soll ihn Sonntags von der Kanzel herabpredigen — Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!“ Er schwang sich in den Sattel und der Rücken der Schindmähre bog sich unter der Last. „Hü, Rößl, hü!“ Der Lump trabte auf und davon, an der Kirche vorbei, ohne die Mütze zu lüften, fegte um die Ecke und fort war er.

Die satten Bürger Chirons sahen verdutzt drein und dachten, der Strolch gehöre in den Kotter. Vielleicht war er gar der Galeere entwischt! Polycarpe suchte mit den Augen beim Pfarrer und beim Bürgermeister Hilfe; die sollten öffentlich sagen, daß der Kerl ein Narr war, ja, ein Narr! Aber der Pfarrer knotete die Hände am Rücken und schlich fort und der Bürgermeister kaute nachdenklich die Lippen.

Einige Kleinbauern, die den Zehent und die Steuern noch schuldeten, Häusler, denen die Unzufriedenheit von Ureltern her in den Knochen rostete, und die Pächter, die mit dem Marquis von Champdivers einen Grenzstreit hatten, tuschelten untereinander, steiften merkwürdig trotzig die Nacken und ballten die Fäuste; in der Tasche ballten sie die Fäuste. „Was hat er gesagt? Der König tut unsern Willen? Die Pfaffen halten das Maul? Die Aristokraten peitschen ihre Frösche selber?“ Aus derben erhitzten Gesichtern glühten runde Glotzaugen, wie nach der Kirchweih vor der Rauferei.

„Recht hat er!“ gröhlte der hetzerische Nicolas Soufflet, der Schankwirt „Zur Fliege“, der die Honoratioren verachtete, weil sie zur Konkurrenz, zum „König von Frankreich“, gingen. „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ Und zum erstenmal hallten in den sonst so stillen Gassen Chirons die Schlagworte wider, die eine Welt erschütterten.

„Freiheit — Gleichheit — Brüderlichkeit!“

Dem erbosten Bürgermeister fuhr es rauh heraus: „Wollt Ihr nicht gleich schauen, daß ihr fortkommt! Packt euch! Auseinander! An die Arbeit!“ Und die Nörgler duckten sich, zögerten, brummten und schlichen davon. Nur Soufflet begehrte auf: „Du hast uns nichts zu schaffen, du nicht!“ und preßte die Oberarme, die so dick wie Kalbskeulen waren, an den Brustkorb.

Papa Bon-Bon trug an diesem Tage auf seinem Spaziergang durch die Felder, wo das mannshohe goldgelbe Korn überreif die Ähren neigte, schwere Gedanken mit sich. Als er durch die Auen der Chaise wanderte, überkam ihn Angst. Die Flußwellen hüpften und gurgelten, schwemmten eine gebrochene Butterblume oder ein blaßblaues Vergißmeinnicht und zausten die biegsamen Weidenzweige, die sich lechzend ins Wasser beugten. Der schwarze Stock mit der Silberkrücke klopfte die widerwillig harte Erde und köpfte abwechselnd rechts und links auf-

Am Alexiustage 1789 ritt ein struppiger Lump auf einer falben Schindmähre in Chiron ein und fragte die Leute, die ihm begegneten, was sie dazu meinten: „Die Bastille ist gestürmt!"

„Die Bastille?" wiederholten die Bürger ungläubig. „Die Bastille gestürmt, hat er gesagt?" Die Bastille, vor der das Land bebte. „Der Aufschneider, der Lügenhans!"

Ein Schock Neugieriger umdrängte den Gaul und den Reiter; dem Gaul flossen Flocken vom triefenden Maul und der Reiter soff mit einem einzigen Zug die Schnapsflasche leer, die der Wirt zum „König von Frankreich" gegen bar mit Zwetschkengeist nachfüllte. Unter den Neugierigen standen auch Jean Baptiste, der hochwürdige Pfarrer Rossignole, Lanceleau der Bürgermeister, und Poutillon.

„Gestürmt? Wahrhaftig gestürmt?" fragte zum zehntenmal ein harthöriger Kleinhäusler. „Sind denn die verfluchten Deutschen in Paris?"

Polycarpe lächelte dem Pfarrer zu: „Wie das fahrende Volk aufschneidet!"

Aber Rossignole lächelte nicht zurück, sondern starrte den fremden Kerl unverwandt an. Der Bürgermeister überlegte, ob er den betrunkenen Lumpen nicht kurzerhand einsperren sollte; des lieben Friedens wegen. So einer verdrehte den Leuten doch nur die Köpfe.

Der Reiter tränkte sein scheckiges Rößl, das die verstaubten Grashalme zwischen den kugeligen Straßenpflastersteinen aufknabberte, im Trog des Dorfbrunnens, murmelte, er habe noch einen weiten Weg vor sich und erzählte mit großen Gebärden eine unglaubliche Kriegsgeschichte vom entschlossenen Volk, von Schlachten und Siegen. Daraus wurde niemand recht klug. Die Zottelhaare ringelten sich dem Lumpen ins ungewaschene Gesicht und in seinen Ausdrücken war er nicht wählerisch: „Niedergemacht haben wir die Hunde, die Invaliden, aufgeknüpft haben wir sie, abgeschlachtet wie die Schweine, und die Bastille, das Schandhaus, eingerissen. Hallo, Bürger, die neue Zeit ist da!" Der Branntwein stieß ihn, daß er rülpste.

Der Pfarrer wies die kichernden Kinder vom Platz: „Geht zu euren Spielen!" Sie bohrten die kleinen Fäuste in die Mäuler und blieben stehen.

„Was für eine neue Zeit?" forschte der Bürgermeister streng; die alte war ihm gerade recht und er mißtraute jeder Neuerung.

„Die neue Zeit, wo der König *unseren* Willen tut, nicht wir den seinen, wo die Pfaffen uns nicht mit Hölle und Teufel schrecken und um den Zehent prellen, wo die Geschorten fein das Maul halten bis sie gefragt werden, wo das Aristokratenpack von den Bauern nicht mehr verlangen kann, daß sie Teiche peitschen, damit die quakenden Frösche die hochnasige Bagage nicht im Schlaf stören! Ihr werdet davon

und lästern und drohen. Die verblendeten Bürger sprangen aus und konstituierten sich als selbständige Nationalversammlung. Es ist ein Elend! Die von Gott eingesetzte Obrigkeit wird verachtet, die Diener der Kirche werden verfolgt und Frankreichs neuer Heiliger heißt Voltaire . . . Überhaupt!" Der Pfarrer redete hochtönend: „Dieses entsetzliche Paris, dieses Sündenbabel, dieser Lasterpfuhl, die Quelle aller Verbrechen, die Hölle für jeden Rechtgläubigen — die Dirne, die den leibhaftigen Antichrist gebären wird! Die Aristokraten haben recht, aufs Rad müssen die Unruhestifter, hängen müssen die Missetäter . . ."

Jean Baptiste riß Mund und Augen auf, aber bei den anderen zeigte es sich, daß sie nicht ganz so unwissend waren, wie sie getan hatten. Der Posthalter hustete erst, um die Stimme zu reinigen, und dann sagte er sonor: „Unter den Friedensstörern sind auch Aristokraten und Pfaffen!"

„Gott mag es wissen!" Hochwürden Rossignole blinzelte demütig, als hätte er ein Geständnis abzulegen. „Man kann es nicht leugnen; auch mancher Adelige aus alter Familie und mancher pflichtvergessene Priester schlägt sich auf die Seite der Gottesleugner, denen nichts heilig ist im Himmel und auf Erden."

„Der Graf von Mirabeau!"

„Ja, selbst der Graf von Mirabeau."

„Gerade der!"

„Der Schlemmer."

„Und Schuldenmacher."

„Gebet Gott, was Gottes und dem Staate, was des Staates ist", predigte der Bürgermeister. „Hochwürden, das sind ja schreckliche Nachrichten! Die Bastille gebrochen, die bisher die anständigen Leute vor Vaterlandsverrätern, Straßenräubern und Mördern schützte."

„Ja, Bürgermeister . . .", stöhnte Rossignole und der Schweiß quoll ihm unter dem Rand des Käppchens vor.

Die Honoratioren redeten durcheinander und keiner hörte auf den anderen, bis der Posthalter Poutillon durch einen Faustschlag auf den Tisch zu erkennen gab, daß er mehr wisse und zu sagen habe. „Die Hälfte oder gar drei Viertel der Gerüchte sind übertrieben, wie stets, wenn Nachrichten von Mund zu Mund laufen und über die Wahrheit hinauswachsen", begann er lehrhaft. „Da blähen sie sich und werden riesengroß. Mein Gott, ja . . ." Um das Richtige zu finden, kramte er in seiner Erinnerung. „Kutscher und Fuhrleute plappern so daher und man glaubt ihnen das Gewäsch, das sie auf der Landstraße zusammenfingen . . . Was ist denn los? Man rauft sich in Paris. Als ob das sonderlich neu oder sonderlich wichtig wäre. War es denn unter Ludwig XIV., der unsern Ruhm bis zur Sonne emporhob, viel anders?"

sprießende Königskerzen. — „Ins Tollhaus gehört der Lump!“ grollte der Exsteuerpächter. „Ein Narr ist er, der andere Narren aufwiegelt. In die Bastille mit ihm!“ Erschrocken stand er still. „In die Bastille?“ Die man stürmte, stürzte, zertrümmerte wie ein Puppenhaus! Und Menschen, Soldaten, Offiziere am hellichten Tag sozusagen im Angesicht des Königs umgebracht! Unsinn . . .

Und die Chaise gurgelte, als lachte ihr Wasser. —

Beim Abendschoppen im „König von Frankreich“ besprachen die Honoratioren eifrig den Vorfall; daß ein fremder Lump auf einem gestohlenen Pferd dahergeritten kam und Lügen ausstreute; das blöde Gerücht von der Zerstörung der Bastille nannten einige einen dummen Witz, andere die Erfindung eines Wahnsinnigen.

„Hm, ja“, äußerte sich der Bürgermeister, nickte und guckte ins Glas.

Der Pfarrer dagegen schob das Käppchen auf dem kahlen Schädel hin und her, wie er es sonst nur tat, wenn ihm bei der Predigt der Faden riß. Er müsse leider bezweifeln, sagte er zögernd, daß der Reiter wirklich nur Lügen verbreitete; möglich sei es immerhin, das mit der Bastille. Möglich . . . Die Welt krache leider in den Fugen. Unleugbar. In Paris gingen sonderbare Dinge vor. Davon berichtete auch der Marquis de Champdivers, der nicht nur so ins Blaue hinein schwätze und der eine Schwester habe, die als Hofdame der Königin in Versailles wohne. Dann rückte der Pfarrer allmählich mit seiner Wissenschaft heraus und sprach von den furchtbaren Schulden des Staates, für die kein Finanzminister, auch der geschickteste nicht, die Zinsen aufbringe. Und täglich wüchsen sie noch an, weil niemand sparen wolle. Da verzweifelte selbst das Rechengenie eines Necker, der entmutigt um seine Entlassung bat und in die Schweiz abreiste. Rossignole stammelte in seiner Aufregung und schalt die halsstarrigen Parlamente, die den König und die Königin haßten. Damit hätte es angefangen. Die Provinzen, wo mageren Ernten Hungersnöte folgten, murrten, gewissenlose Spekulanten kauften die Getreidevorräte auf und trieben die Preise unerschwinglich in die Höhe. Einer der schlimmsten sei der Prinz von Orleans, der auf dunklen Wegen nach der Krone strebe. Der Pfarrer erzählte schmerzlich bewegt von Unruhen und Aufständen und fügte leise tröstend hinzu, manches möge dabei schon übertrieben sein, denn bei gutem Willen sei gewiß Hilfe möglich, und bereits im Mai traten in Versailles die Reichsstände zusammen — Adel, Geistlichkeit und Bürger berieten, wie man den kranken Staat kurieren könne.

„Bisher leider ohne Erfolg“, warf der Posthalter ein.

„Ach ja . . .“, jammerte Rossignole; „die Reichsstände! Sie schaffen nichts, sie reden bloß, was sie debattieren nennen, sie schimpfen

Das Gewühl! Wie mußte es erst in Paris zugehen, wo jetzt der Hexenkessel überbrodelte, daß der Sudel ins stille Land hinausfloß ... Schrecklich, was der Lump in seinem Rausch herausschwatzte, schrecklicher fast noch, was der Pfarrer erzählte!

Der Exsteuerpächter stocherte in der appetitlich geschmorten Ente, statt zu essen, und dann legte er das Besteck wieder hin. Wie sollte in so schweren Zeiten eine Ente munden! Frau Boju weinte ob der Verachtung ihrer Kochkunst, sie verstand nichts von der Politik und den Sorgen eines Patrioten und merkte nur bekümmert, daß ihr Herr fastete. Wie fett die Ente war und wie lecker zubereitet und die Haut wie knusperig! Ganz zu schweigen vom delikaten Dunstobst! Die Kränkung erpreßte ihr eine Tränenflut und das Lob Papa Bon-Bons, die Mahlzeit sei ausgezeichnet geraten, aber er habe nun einmal keinen Hunger, tröstete sie gar nicht. Wem so etwas Köstliches nicht schmeckte, der war krank, der hatte Läuse im Magen, stellte die Wirtschafterin fest und mißtraute dem Wein im „König von Frankreich". So erteilte sie überfließenden Herzens ihre Ratschläge: „Wenn Sie sich unpäßlich fühlen, rufen Sie den Arzt, daß er Ihnen zur Ader lasse, zum Purgieren verhelfe oder Blutegel ansetze. Soll ich Rhabarberkompott bringen?"

Schmerzlich lächelnd dankte der Exsteuerpächter für das Mitleid, für Aderlaß, Blutegel und Rhabarber, und gelobte seine baldige Wiederherstellung auch ohne Arzneien.

„Daß sich der leere Magen nur nicht verengt und Sie überhaupt nichts Rechtes mehr essen können, Herr!" warnte Frau Boju. „Sparen Sie Ihre Kräfte und gehen Sie zu Bett. Wer nicht ißt, soll auch nicht arbeiten."

Jean Baptiste gehorchte willig und ging zu Bett, sehnsüchtig nach Schlaf, nach einer endlichen Befreiung von den grausamen Aufregungen des Tages, aber die Vorstellungen von Zerstörung, Tücke und Mord krochen mit ihm unter die Decke und färbten die marternden Träume, die er träumte, mit blutigen Bildern. Kaum eingeschlummert, erblickte er die Bastille — ein riesenhaftes Schloß, das Drachen bewachten und das plötzlich seine Gestalt änderte, um einem hellgetünchten Häuschen mit saftiggrünen Jalousien zu gleichen. Aus den Mistbeeten rundherum wuchs Gesindel, vor dem sich die zähnefletschenden Drachen scheuten, zu bellen anfingen und flohen. Das Gesindel führte ein überlebensgroßer Kerl an auf einem falben Roß und brüllte: „Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!" — und brüllte überdies so unflätiges Zeug, daß der keuschen Frau Boju der Bratspieß entglitt und die daran schmorende Ente ins Feuer fiel. Kein Zweifel — man belagerte den erpresserischen Exsteuerpächter Jean Baptiste Polycarpe ob seiner namenlosen Härte. Der Lump kommandierte: „Drauf und dran! Kein Erbarmen! Schneidet

Er schob eine wirksame Pause ein und Papa Bon-Bon mühte sich vergebens nach einer Antwort auf die Frage; doch Poutillon gab sie selbst: „Die Fronde, eigentlich gegen Kardinal Mazarin gerichtet, vertrieb Seine Eminenz und die Königinmutter, die auch eine Habsburgerin war. Und sie nahm natürlich den jungen König mit sich. Und trotzdem wurde alles wieder gut und man verzieh einander die Sünden und schloß Frieden. In der großen Politik schnarren die Räder oft und zuzeiten knarrt der ganze Apparat des Staatsmechanismus. Und geht man jetzt der Sache auf den Grund, so sitzen gewiß ein paar Zeitungsschreiber und Rechtsverdreher hinter dem Zaun und wiegeln die Leute auf, denen sonst nichts Schlechtes einfiele und die dumm genug sind, ihre Haut für andere zu Markt zu tragen. Kein Mensch in unserem geliebten Frankreich", schloß der Posthalter die geölte Rede und ließ sie rosenrot ausklingen, „kein echter Franzose hat Ursache, dem geliebten König zu zürnen, der Tag und Nacht über das Wohl seiner Untertanen wacht, wenn auch . . . hm, manches besser sein könnte." Nach dieser eingestreuten Kritik brach wieder der ungetrübte Patriotismus durch: „Ist denn e r schuld an den Mißernten und dem Getreideschacher der Wucherer?" Der Posthalter nahm seinen Weinkrug und schwenkte ihn, daß die rote Flut überfloß. „Ein Hoch auf Ludwig XVI. und ein Hoch auf die Königin Maria Antoinette!"

Sie stießen alle an auf das Wohl des Königspaares, die Honoratioren von Chiron, und die hüpfenden Schlucke schwemmten die Besorgnisse hinab, die das Geschwätz des durchreisenden Lumpen und die klagenden Botschaften des Pfarrers erweckt hatten. Recht hatte er, der Posthalter; lächerlich war es, sich zu ängstigen. Wegen einer Fronde wie unter Ludwig dem Unvergeßlichen. Eine schnöde Fronde, nichts weiter. Die reckte sich. Ohne Zweifel, sehr bedauerlich, sehr beklagenswert und verabscheuenswürdig, aber man würde die Übermütigen schon ducken. Wozu gab es denn die tapfere Armee, tapfere Offiziere und tapfere Soldaten? Zum Schießen und Dreinhauen und Ordnungmachen . . .

*
* *

Vom Gehörten um einen Zoll niedergedrückt, verließ Jean Baptiste die Herrenstube des „Königs von Frankreich" und in seinem Kopf rumorte es. Auch hatte er über das gewohnte Maß getrunken und der Wein benebelte sein Hirn. „Nein, dieses Paris!" dachte er ein- über das anderemal. „Nichts Gutes kommt von dort, bloß Zank und Streit." Seit seiner Kindheit hatte er eine Abneigung gegen große Städte, denen das mangelte, was er liebte: Ruhe — Ruhe — Ruhe. Zwar war Papa Bon-Bon nie in Paris gewesen, nur in Orleans und in Tour, aber schon von dort kam er mit wehem Herzen heim. Der Lärm! Die Hast!

ſie gewinnen wollten, gerade recht kam. Den Honoratioren ſchloſſen ſich einige an, die bisher nicht als Vollbürger galten, ſo der Bäcker Lammorale, der ſeine Kunden unter den kleinen Leuten hatte, aber jetzt entdeckte er ſeine Zugehörigkeit zu den Beſitzern und fürchtete den Umſturz, um ſeine Sparpfennige zitternd.

„Die im König von Frankreich", wie Soufflet die Runde um den Pfarrer und Bürgermeiſter ſpöttiſch nannte, begriffen ſo vieles von den Geſchehniſſen in Paris nicht oder wußten ſie letzten Endes nicht zu deuten: Die maſſenhaften Truppenverſchiebungen, die koſtſpieligen Neubewaffnungen — wo das Defizit ſchon ungeheuerlich war —, die abenteuerlichen Finanzpläne und die Geſetzesvorſchläge — alles Dinge, die ihren Horizont überſtiegen. Vollends die Botſchaften aus der National⸗verſammlung verblüfften. Was die Deputierten zuſammenplauſchten! Hochverräteriſch und mit hochtrabenden Gebärden. Man ſah den feiſten Mirabeau förmlich vor ſich, wie er der Regierung, die die unfruchtbare Verſammlung heimſchicken wollte, die Worte ins Geſicht ſchmiß: „Wir ſtehen hier im Namen des Volkes und weichen nur mit den Bajonetten im Bauch!" Zum Haarausraufen, dieſe läſterliche Sprache gegen Gott und König! Was getreue Untertanen nicht einmal zu denken wagten, das brüllten die zügelloſen Abgeordneten am hellichten Tage zum Fenſter hinaus und in Paris hallte es wider. Statt daß man die Krakehler einſperrte! Und die Namen der Parteien und Fraktionen und Klubs, die aus der Erde wuchſen und einander befehdeten, klangen fremd oder täuſchend, klangen nach Kloſterſitten und Mönchsorden und hatten mit Mönchszucht gar nichts gemein. Jakobiner und Feuillants ſchimpften wie Gottesleugner, die mit dem Satan einen Vertrag hatten. Die lauteſten der ungeſtümen Redner, die das Volk anjauchzte, waren ruch⸗loſe Geſellen, prahleriſch und vermeſſen.

Leichter begreiflich, doch nicht minder erſchreckend hörten ſich andere Kunden an, von plündernden Bauern, die die Schlöſſer ihrer Grund⸗herren brandſchatzten und Schlagbäume einriſſen, von Räubereien ent⸗menſchter Horden und Einfällen Lüſterner in Jungfrauenklöſter, von der Abmetzelung verhaßter Adeliger, Beamter und Prieſter, die den Banden das Kreuz entgegenſtellten. Pfarrer Roſſignole murmelte verſtört: „Sodom! Falſche Propheten ſtehen auf! Der Satan heult über die Erde! Das jüngſte Gericht bricht an."

„Scheint ſo", ſagte der Poſthalter.

Polycarpe litt an Atembeklemmungen, ſobald er die Schauermärchen hörte und brachte es doch nicht über ſich, die Gazetten ungeleſen zu laſſen und auf die Erzählungen nicht hinzuhören. —

Der Bäcker Lammorale, den ein läſtiger Prozeß nach Paris verſchlug, kehrte mit einer Taſche voll allerneueſter Neuigkeiten heim

dem Blutsauger den Hals ab!" Nicolas Soufflet, der Schankwirt „Zur Fliege", und dessen hinkende Schwester Rosine, die Papa Bon-Bon beinahe geheiratet hätte, grinsten und die Menge gehorchte dem fürchterlichen Befehl. „Drauf und dran!" Als sie ihr Opfer schon packten, verwirrten sich die Traumbilder, mengten sich mit gewöhnlichen Alltäglichkeiten, mit dem Häuptelsalat und den Rosenstöcken im Garten; den Bäumen wuchsen Gesichter — die Gesichter des Pfarrers, des Bürgermeisters, des Posthalters . . . Und den letzten halbwegs klaren Eindruck hatte Jean Baptiste noch von dem lumpigen Kerl, der die Augen rollte und sagte: „Wenn Sie die Ente nicht essen, werden Sie verhungern!"

Dann erwachte der unselige Träumer und vergewisserte sich seines körperlichen Wohlbefindens. Er saß aufrecht im Bett mit den blaurot gestreiften Pölstern und schwamm in keiner Blutflut, sondern betrachtete bei Kerzenschein zitternd das schweißdurchtränkte Leintuch.

*
*   *

Vom Alexiustage an, da das geruhsame Dorf Chiron in die Weltgeschichte hineingezogen wurde, kümmerte sich jedermann eifrig um die Geschehnisse in Paris und Poutillon besaß einen untrüglichen Maßstab für die rege Teilnahme an der wachsenden Zahl der Gazetten, die der Postwagen brachte und die er zustellte. So oft die Zeitungen die allerneuesten Nachrichten meldeten, dehnte sich der Abendschoppen im „König von Frankreich" bis Mitternacht, die Gäste lasen und berieten das Gelesene, lobten und tadelten, staunten und schlugen das Kreuz, erwogen hin und her, und der politische Verstand, einmal geweckt, beurteilte und verurteilte den wilden Grafen Mirabeau und den glatten Marquis von La Fayette.

Oft blieb seitdem das Abendessen Jean Polycarpes unberührt, denn er hockte bleischwer im Wirtshaus und vergaß heimzugehen.

Außer den Zeitungen brachten Fuhrknechte, Wanderburschen und Landstreicher Neuigkeiten, die sie in Spelunken am Weg einsammelten und wohlfeil abgaben. Manchmal wußten sie so Absonderliches, daß den Zuhörern die Mäuler offen standen. War die Welt denn verrückt geworden, daß derlei möglich wurde? Das Bestehende, Bewährte, Überkommene stülpte sich um, wie man bei einem alten Hut die Innenseite nach außen kehrte. Schönes kam dabei selten zutage.

Besonders grämte sich der Pfarrer, verlor dabei seine rosigen Wangen und hüstelte. „Es geht ihm an die Nieren", meinten seine Schäflein.

Die Honoratioren im „König von Frankreich" debattierten mit halblauter Stimme, lauschten ängstlich den Hiobsbotschaften und beargwöhnten die Pächter und Kleinhäusler, denen der Rummel, von dem

Champagne, echt und unverfälscht. Wer einen Schoppen in der ‚Fliege' trinkt, der darf im ‚Moniteur' lesen, wie man eidbrüchige Könige behandelt. Ein Maß Wein drei Sous!"

Bis auf das letzte Plätzchen war die „Fliege" angepfropft und Soufflet verkündete seinen Gästen die Umtaufe der Schenke — „Der dritte Stand" sollte sie von nun an heißen, und er fügte bei: „Der dritte Stand sind die Bürger, sind wir, seid Ihr! Im „König von Frankreich" saufen nur Pfaffen und Aristokratenknechte."

*
* *

Nach langen Jahren des Mißerfolges gerieten im Küchengarten endlich die Spargel, aromatisch und ohne bitteren Geschmack, aber Jean Baptiste konnte darüber nicht froh werden.

Paris erhitzte mit seiner Glut das flache Land.

Zuweilen schwankten in Chiron auch die getreuesten Untertanen, ob der König nicht hie und da wirklich ein bißchen fehlte — nein: irrte, und ob die Königin, die Österreicherin, nicht nach Wien gehörte statt nach Paris. Sie war eben keine Frankreicherin, verstand das Volk nicht

Selbst den Allergetreuesten schien die Welt jetzt anders als vor zwei Jahren.

Mit der Bastille war gar manches eingestürzt.

Der König — ja der König war immer noch der gute Mann, friedsam und ohne böse Leidenschaft; aber warum schüttelte er die faulen Mitfresser nicht ab, die den Staat aussogen, die Aristokraten und die Pfaffen, die ihren Zehent wie mit der Ölpresse herausquetschten? O, über die Pfaffen und Aristokraten! Ja, glichen alle dem lieben Pfarrer Rossignole und dem gerechten Marquis de Champdivers, der von den Pächtern nicht das dünnste Hälmchen über Gebühr einforderte! Doch der Hofadel, der den schwächlichen König beschwindelte! Kein Wunder, daß da eine Revolution ausbrach!

Revolution!

„Revolution?" fragte Soufflet grinsend; „wir nehmen nur zurück, was die Natur allen gab und was uns geraubt wurde."

Sogar dem zaghaften Bürgermeister Lanceleau entfuhren zuweilen harte Worte;

Der greise Pfarrer schnitt einen schiefen Mund zu solchen Reden wie nach einem gefährlichen Schlagfluß und beschwor seine Schäflein in

und überholte die bestunterrichteten Gazetten. Er erzählte leuchtenden Auges: „Ein ewiger Jahrmarkt ist in der Stadt, ein Trubel und Taumel, ein Spazieren und Unterhalten, nicht zu beschreiben. Ich saß oft im Palais Royal, nur zum Vergnügen — dort baute nämlich der Prinz von Orleans Schenken, Kaffeehäuser, Spielsäle und Kaufläden in die Arkaden ein — und lernte einen Sergeanten vom Regiment Flandern kennen, der mir's anvertraute: Bei einem Bankett der königlichen Garden in Versailles — Gott verdamm' sie ...", aber er entschuldigte sich sofort für den starken Ausdruck mit Berufung auf den Pariser Ton; „... bei dem Bankett wurde das Volk von den Herren Offizieren schändlich beschimpft und der König aufgefordert, an der Spitze seiner getreuen Truppen nach Paris zu marschieren und auszukehren. Man betrank sich, war toll, sang aufreizende Lieder

Der Pfarrer ballte die Fäuste und brüllte: „Kein Wort mehr!" Jean Baptiste bekam das Zittern in allen Gliedern und der Bürgermeister rügte barsch: „Schwatzen Sie kein dummes Zeug, Lammorale, Sie schwatzen sich um den Kopf!"

Der Getadelte warf nur höhnisch die Schultern.

*
* *

Eines Morgens lief Nicolas Soufflet durch das Dorf, schwenkte eine Nummer des „Moniteur" und heulte: „Der König und seine Familie wollten fliehen! Man hat sie eingeholt, angehalten, nach Paris zurückgeschleppt! Man wird sie strafen! Eine Verschwörung gegen die Nation!" Das Laufen und laute Schreien ermattete ihn und trotzdem heulte er immer wieder: „Der König ... Flucht und Hochverrat ... Gefangen ... Strafen ... Zu den Waffen!" Und seine Schwester Rosine nützte den Anlaß, um die Schenke zu füllen, hinkte umher und pries an: „Wir haben guten, billigen Wein, Patriotenwein aus der

„Eine Affenschande!" drückte sich Jean Baptiste aus.

Nach den Übungen pilgerte alles in den „Dritten Stand" und betrank sich.

Unmerklich wechselte die Herschergewalt von Lanceleau auf Soufflet und dessen Anhänger. Die wurden zu einer Landplage und schreckten das Dorf. „Wir sind der Staat", prahlten sie.

Es geschahen Greueltaten die ungesühnt blieben, weil man die Täter nicht fassen konnte.

In einer undurchdringlich finsteren Nacht überfielen Strolche das Schloß Champdivers; nicht ganz ernsthaft vielleicht, mehr bübisch, nur um einen Beweis für ihre Macht zu erbringen. Ein Trüppchen in weiße Laken gehüllt, die Gesichter mit Ruß geschwärzt, brach vor dem Schloß in ein Zetergeschrei aus, wilderte im Park, steckte einen Heuschober in Brand und wurde durch Wolfshunde und Schüsse verjagt. Graf Aristide fluchte und gelobte, jeden der sich unterstand, nachts die Marken seines Gutes zu überschreiten, einfach niederzuknallen.

Überhaupt gefielen sich Halunken darin, das Pariser Vorbild nachzuahmen. Jean Baptiste, der sich nicht zurechtfand, glaubte, da müßte ja die Nationalgarde Ordnung machen, dazu sei sie ja da, aber der Pfarrer klärte ihn kleinmütig auf: „Die Garde stiftet die Verbrechen an. Hinter allem steht der schreckliche Nicolas Soufflet."

Papa Bon-bon schnitt eine betrübte Miene.

Einmal des Nachts stieg man in den Bäckerladen Lammorales ein und trug das Brot und die Kuchen davon, zerschlug Geschirr und verschüttete das Mehl, obschon die letzte Ernte besonders reich ausgefallen war und niemand zu hungern oder zu stehlen brauchte, der arbeiten wollte, aber dem Gesindel gefiel es besser zu strolchen, zu rebellieren und zu rauben, als sich mit Pflug und Sense abzuplagen.

(Fortsetzung folgt.)

Im Wald beim Käthele.

Eins aus der „Waldheimat" von **Peter Rosegger.**

Vielleicht ist in dieser wilden Zeit den Lesern doch wieder einmal ein Spaziergang in den Wald genehm, zu einem friedlichen Abrasten auf kurze Weile. Mir ist die Flucht in ferne Kindeszeiten Labnis; vielleicht auch anderen. Ich erzähle die einfältige Sache, wie sie einst aufgeschrieben worden.

Seit Menschengedenken standen in unseren Wäldern die Lärchbäume nicht so hoch im Preise, als zur Zeit des Eisenbahnbaues durch das Tal. Mein Vater verkaufte an die dreißig Stämme um schöne Bank-

Christi und Mariens Namen, nicht vom Pfad des Rechtes abzuweichen, wenn der Versucher locke. Der Bürgermeister, der Posthalter und der Bäcker sagten „Ja, ja“, doch die Böcke unter den Schafen Chirons brummelten unwirsch über die Belehrung: sie seien volljährig und wüßten genau, was ihnen fromme. Sie liefen lieber Nicolas Soufflet nach. Alle Autorität schrumpfte ein. Sagten die halbwegs Gutgesinnten: „Staat, Regierung, der König, die Prinzen, der Hof“ — so entgegneten die Bösartigen: „Volk, Nationalversammlung, Robespierre und Danton“.

Obenauf schwamm der Wirt zum „Dritten Stand“ und fast noch ärger als er schimpfte die hinkende Rosine auf die Bourbonen und die ganze Bande in den Tuilerien. Lanceleau verwarnte das neidige Geschwisterpaar, das sich einen Pfifferling darum kümmerte, und Gleichgesinnte feierten ihren tapferen Führer, den wahren Volksfreund, und tranken seine saueren Weine.

Chiron war nicht mehr der sichere Hort unverbrüchlicher Königstreue, der heiße Zeitstrom riß es mit; die einen glaubten an die tönenden Phrasen aus Paris und fanden die Dekrete der Nationalversammlung ausgezeichnet, die anderen schüttelten die Köpfe, wagten es aber nicht, mutig zu widersprechen.

Als die Häusler und Pächter, die der Dorfbürger immer mißachtet hatte, üppiger wurden und die Honoratioren anfletschten, rückten diese wieder näher zum König. Die Häusler und Pächter frohlockten, die Knechtschaft sei vorbei, man müsse zu den Jakobinern stehen und der Nacken steifen. Der Bürgermeister erließ dagegen eine harte Mahnung und drohte mit Arrest und Anzeige, aber die Widerhaarigen rissen die Anschläge von den Mauern und witzelten frech: „Lanceleau möchte den Herrn spielen! Er soll sich hüten, sonst wandert er selbst in den Kotter!“

Soufflet ging zur ersten Tat über und bildete das Bataillon der Nationalgarde von Chiron, das neumodische blau-weiße Kokarden ansteckte und ihn zum Kapitän wählte. Die Nationalgarde — was konnte man dagegen unternehmen? Nichts. Der König billigte sie. Und wenn auch nicht . . . Was galt eigentlich des Königs Wort? Die Honoratioren bedauerten, die Sache nicht selbst in die Hand genommen zu haben. Jetzt hatten sie den Schaden, Soufflet stahl ihnen den Wind aus den Segeln und stolzierte als jüngster Marschall, der die Macht besaß. Statt die sonntägliche Predigt zu hören und in die Messe zu gehen, übte die Garde auf der Viehweide; sie hantierte mit Stöcken und Prügeln, weil ihr Gewehre und Säbel fehlten. Einige schwangen Piken, die man sich selbst machte, und der Kapitän kommandierte: „Pike auf — Pike ab!“ — „Schultert das Gewehr!“ Jeder tat es, so gut er es konnte und die Kinder standen vergnügt dabei und staunten.

hüten." Er blieb sitzen, nickte mit dem Kopfe und hielt das Pfeiflein in der Hand.

Ich ging in das Haus und saß eine Zeit auf der Bank in der Stube; als mir endlich doch die Zeit lang wurde, kletterte ich die Lehne hinan zur Ziegenhüterin. Ein Mädchen mit roten Wangen und lichtblonden Haaren, wohl um einige Jahre älter als ich, saß da oben, es flocht sich mit seinen flinken Fingern, unter Beistand der weißen Zähne, die Haare. Da es mich sah, sprang es auf und floh ins Dickicht.

Als der Abend kam, füllte sich das kleine Haus mit Menschen; es waren Weiber und Kinder gekommen und zwei junge, lustige Holzhauer und ein übermütiger Almhirt, der allweg pfiff, gern auf einem einzigen Fuße stand, tänzelte und die Weiber neckte. Es kam ein Wurzner und eine Ameiseiergräberin und sie erzählten, wo sie an diesem Tage waren und was sie für Beute gemacht hatten. Alle diese Menschen, zum Teile schon betagt, zum Teile noch jung und klein, waren Nachkommen des alten Spreitzegger.

Als sie sich alle um den Tisch zur Abendsuppe setzten, stund ich an der Tür und kaute an einem Finger. Ich empfand doch, daß ich nicht hierher gehörte, und getraute mich nicht zum Tisch. Da sagte der Alte: „Waldbauernbub, setze dich neben das Käthele und iß mit uns eine Suppen!" Nach diesen Worten errötete das Mädchen, das ich früher oben als Ziegenhüterin gesehen hatte, dann rückte es ein wenig zur Seite. So setzte ich mich daneben hin und aß; aber mir wollte es nicht recht schmecken, ich schämte mich, daß ich den Leuten wegen so ein paar Gulden an der Schüssel lag.

Nach dem Nachtmahle nahm mich der Almhalter mit in sein Bett; es stand nicht im Hause und nicht im Freien, sondern hinter einer Felsnische unter drei dichten Tannen. Der Mann zog sich aus bis auf das Hemd und pfiff und tänzelte noch immer dabei und kitzelte mich in das Bett und unter die Decke hinein, daß ich laut schrie und kicherte. So war ich mit ihm gleich bekannt und so kauerten wir uns recht aneinander, und er erzählte mir von seinen Kühen und Kälbern, und dabei zog er die Decke immer mehr über unsere Köpfe herauf, und sein mächtiger Atemstrom ergoß sich so sehr auf mein Gesicht, daß ich schier ersticken wollte.

Als ich am andern Morgen aufwachte, flunkerte die Sonne durch das Geäste und der Halter war schon längst davon. Ich stand auf und dachte, heute wird mir der Spreitzegger das Geld wohl geben. Es wurde die Morgensuppe vorgesetzt; das Käthele schnitt Brot hinein und dabei flüsterte es mir zu, ob ich heute nicht mit ihm wolle mitgehen auf die Geißhalde. Ich ging mit und das Mädchen machte mich bekannt mit den Ziegen und mit seinen Spielplätzen. Das Käthele hatte unter einem

noten. Aber er gab die schönen Banknoten bald wieder weg, zuweilen gar eher, als er sie hatte. Er nahm beim Kaufmann Mehl und Salz und sagte: „Sobald ich Geld vom Holzhändler krieg', kriegt Ihr's von mir.“ Zuletzt sagte er dasselbe sogar den Steuerbeamten.

Aber unser Holzhändler, der alte Klemens Spreitzegger, es ist schon von ihm erzählt worden. Um den war allmählich ein Wald von Kindern und Enkeln herangewachsen. Es war schon Jahre her seit dem Handel, aber das Lärchengeld hatte der Mann immer noch nicht ganz bezahlt. Wohl ein halbdutzendmal ging mein Vater die vier Stunden durch die Wälder zum Alten und bat: „Herr Spreitzegger, seid doch ja so gut und reichet mir heut das letzt Zipfel von dem Lärchengeld, meine Kinder brauchen was zu essen.“

Die meinen halt auch, mochte sich der Alte gedacht haben, aber er sagte: „Ich seh's wohl ein, der Waldbauer tät' auch sein' Sach' gern haben, aber wenn mir der Waldbauer alle Säck' umkehren will, so wird er heut' keinen Knopf darin finden. Ich krieg' erst morgen das Geld von der Eisenbahn, nachher will ich dem Waldbauer das Restl schon mit Fleiß und Dank zustellen.“

Meines Vater Herz war kein Stein und er dachte: es klemmt ihn halt, und einen Tag muß ein Christenmensch schon noch warten. Aber es verging ein Tag und es vergingen mehrere, und es vergingen viele Tage, und der gute Spreitzegger kam nicht mit dem Gelde. Da ließ mich mein Vater einmal von der Kuhweide in sein Stübchen rufen und sagte: „Bübel, leg jetzt dein besseres Jöppel an, geh' hinüber in das Weißbrunntal, wo der Herr Spreitzegger neuzeit wohnt, und sag' ihm, du bliebest so lang' in seinem Haus und tätest essen an seinem Tisch, und tätest schlafen unter seinem Dach, bis er dir tät' das Geld geben. Sei aber schön ordentlich und tu' danken nach jedem Essen, und wenn er dir eine Arbeit schafft und du kannst sie verrichten, so tu's mit Schick und Fleiß, und wenn du das Geld hast bekommen, so steig nur fein geschwind wieder heim.“

Hierauf legte ich mein besseres Jöpplein an, ging hinüber durch die dichten Wälder in das Weißbrunntal zum alten Klemens. Dieser saß vor seinem Häuschen unter einer dichtbeästeten Fichte und hielt das Pfeiflein in der Hand und nickte mit dem Kopfe auf und nieder, wie die Zweige oben im Winde. Ich blieb von fern stehen und sah ihm zu; der Mann war doch recht alt.

Ich trat endlich zum Alten hin und sagte: „Mein Vater hat mich geschickt und jetzt bleib' ich in eurem Hause so lang', und ich geh' nicht eher fort, bis ihr mir das Geld gebt.“

„So geh' hineïn in das Haus, Kleiner, und setz' dich auf die Bank, oder geh' hinauf an die Lehne und hilf meiner Enkelin Ziegen

und ich durfte nicht so arbeiten, als ich es an der Seite meines Vaters gemußt.

Da kam eines Tages durch den Holzschläger von meinem Vater der Auftrag, ich möge doch endlich das Geld heimbringen, das Steueramt wolle nicht mehr länger warten und habe ihm einen Soldaten ins Haus geschickt, der ohne den Steuerbetrag nicht fortgehen wolle und der, weil er ein junger Bursche, der Kuhmagd schon ganz den Kopf verrückt habe und mit ihr heimlich die Butter verzehre. Das sei eine zuwidere Belagerung und ich möchte doch kommen und das Haus befreien. — Ich trug dem Alten unser Anliegen vor. Dieser nickte stetig mit dem kleinen Kopfe und machte mir dann in bittendem Tone den Vorschlag, er wolle die Exekutionsmänner austauschen, mich heimgehen lassen und den gefährlicheren Soldaten in sein Haus nehmen, bis er zahlen könne. Das brachte mich auf, denn ich konnte dadurch nur verlieren, ohne das Geld heimzubringen. Ich murmelte daher zu Boden starrend und den Hut tief in die Stirne gedrückt: „Ich will unser Geld haben."

Da sprang der Alte auf, einen Schritt gegen mich und stieß die Worte hervor: „Vom Erdboden herausgraben kann ich's nicht! Willst mir die Haut abziehen? Ich bin alt und hab' eine Familie; du kennst von der Welt noch nichts, wie das Essen. Wenn ihr glaubt, ich will euch was abstehlen, so verkaufet mein Haus, da steht's! und jagt die Kinder hinaus zu den Tieren des Waldes und scharrt den alten Mann in die Erden!"

Das traf mich. Niederfallen hätt' ich mögen vor dem Greis und ihm sagen, daß ich's so nicht gemeint. Ich schlich davon und wollte heim zu meinem Vater und ihm sagen, ich hätte das Geld wohl bekommen, aber ich hätte es unterwegs in dem Gesträuche verloren, und ich wolle dafür arbeiten Tag und Nacht und er möge mich strafen, wie er wolle.

Als ich sonach durch die Schlucht ging, rief mich das Käthele an. Es stand hoch auf einem Baumstrunk und sagte mir, ich möge auch hinaufkommen, denn man sehe von dort aus ins Land, wo die Feigen wachsen. Da mußte ich denn freilich hinauf; allein, als ich oben stand bei dem Käthele, grollte es, daß ich so langsam geklettert sei, es seien in der Weile die Bäume so hoch gewachsen, und nun könne man nicht mehr in das Land der Feigen sehen. Ich stellte mich, als hätte ich dem Käthele alles aufs Wort geglaubt, vergaß aber dabei auf das Heimgehen.

Als wir eine Weile beisammen gestanden waren, lispelte sie: „Ich will dir was sagen, Waldbauernbub", und zerrte mich mit sich fort,

Felsvorsprung eine Sennerei; aus Baumrinden hatte es einen Stall aufgezimmert, unter diesem stand eine Reihe dürrer Fichtenzapfen, das waren die Kühe. Das Mädchen lehrte mir von diesen Kühen die Namen und schob sie auf die Weide und wieder in den Stall. Auf einmal aber, als es merkte, daß ich mich nicht recht in diese Wirtschaft hineinfinden konnte, wendete es sich ab, hielt die Schürze vor das Gesicht und schämte sich. Als ich ein wenig später wieder an die Stelle kam, waren die Fichtenzapfen über den Hang geschleudert und der Stall zerstört.

Es verging der Tag, der Alte war nicht zu Hause, ich bekam das Geld nicht und blieb. Das Käthele zerrte mich überall mit, und als gegen Abend ein kalter Wind strich, schlug es sein Lodenjäckchen um meinen Kopf und wickelte meine Hände in seine Schürze, daß ich nicht sollte frieren können. Am Abend nahm es mich in den Stall und zeigte mir, wie es die Ziegen melke, und als wir in der Milchkammer standen, strich es mir mit dem Finger Rahm in den Mund.

Am dritten Tage war ich schon um ein Bedeutendes zutraulicher; da pflückte ich dem Käthele Erdbeeren und schenkte ihm ein Sträußchen rotblühenden Klees. „Die Erdbeeren mag ich schon“, sagte sie, „aber den Klee steck' der Geiß zu, ich weiß damit nichts anzufangen.“

„Es wär' aber Honig drin, Käthele“, sagte ich.

Der Alte ging aus und kam heim, aber nie sagte er etwas von dem Gelde. Ich blieb im Hause, wurde zu Tische geheißen, schlief beim Halter und konnte die übrige Zeit machen, was ich wollte. Ich ging immer mit dem Käthele und das führte mich im Walde umher, in jede Schlucht und auf jeden Felsblock, und wußte allweg zu plaudernd und erzählte mir sogar einmal im Vertrauen: zuweilen, wenn es so ganz still sei und nur die Hummel brumme oder ein Lüftchen wispere, da gehe Gott durch den Wald. Er sei größer wie der allergrößte Baum, aber er kümmere sich um jedes Reh, und wenn wo eine Ameise krieche, der sie einen Fuß abgetreten, so helfe er ihr weiter, und wenn wo ein Blüml stünde, das nicht aufwachsen kann, weil ihm ein Stein anliegt, so neige sich der liebe Gott auf die Erde und tue dem Blümlein den Stein vom Herzen.

Wenn das Käthele ähnliche Dinge redete, da sah ich es nur so an.

Einmal führte sie mich auf einen Steinbühel, um welchen Rotkiefern und Wacholder wuchsen, legte ihre beiden Hände auf meine Schulter und sagte: „Das freut mich, Waldbauernbub, daß du in unser Haus und zu mir in den Wald gekommen bist.“ Nach diesen Worten geleitete sie mich von dem Steinbühel wieder herab. Weshalb ich aber da war, das wußte sie nicht.

Vergaß ich es ja doch endlich selbst. Ich lebte in dem Hause des Spreitzbergers wie daheim, nur waren die Leute freundlicher mit mir

Der Sepp rückt ein.

Von **Fritz Müller.**

Das war ein aufgeregtes Gewimmel in dem sonst so heiteren Gebirgsdorf: „Fräulein, zahlen, bitte, aber rasch!“ — „L'addition, s'il vous plaît, mais vite, Mademoiselle!“ — „Waiter, haste, we want to depart!“ Das ganze Dorf war plötzlich eine Bahnhofshalle, die Züge standen unter Dampf, Koffer rollten, Koffer flogen, Füße trippelten.

„Die letzte Zeitung, bitte“, der Nickel flitzte durch die Luft, die Zeitung rauschte, brennende Augen bohrten sich in ihre Zeilen.

Die Berge rings runzelten die Tannenbrauen, kniffen Felsenlippen aufeinander, neue Sorgenfalten schienen sich auf ihrer kahlen Wetterstirn einzumeißeln, von ihren breiten Schultern blätterten sich die letzten Fremden zu Tal: „Macht, daß ihr fortkommt, Kinder, hier ist eures Bleibens nicht. Im Lande draußen blasen die Fanfaren. Sie rufen euch. Gefahr geht um, rasch, rasch . . .“ Einige der Berge hoben ihre grünen Nadelhände hoch hinauf zu grauen Felsenaugen, überdachten sie und schauten weit ins Land: „Ich sehe Städte brodeln, Drähte zittern, Lokomotiveneisenpfeile mit klirrenden Frachten an die Grenze fliegen — eures Vaterlandes Herz hat aufgezuckt, mir selber rinnt es heiß und rot durch wettersteinverkalkte Adern — Kinder, 's ist Zeit, 's ist Zeit . . .“

Sepp, der Holzer, der im Sommer den Bergführer machte, stand vor seinem Häusel an der Bergwand und bemühte sich, nicht aufgeregt auszuschauen. Zog und zog deshalb an seiner alten Pfeife und merkte nicht, daß sie schon eine gute Weile kalt war. Ging der alte Naß vorüber: „Na, Sepp, hast schon mobil gmacht?“

„Des hat no Zeit, der Marktschreiber hat gsagt, die Mobilbrief liegetn no alle zsammagschnürt im Kasterl.“

„So a Schnürl is gschwind aufgmacht, Sepp.“

„Kann scho sei, i kanns derwartn.“

„Natürli, jetzt hast d Zeit, jetzt brauchst koan mehr auf d Spitz naufzführn, d Leut ham jetzt was anders ztuan als —“

Ein älteres dünnes Fräulein war herangetreten: „Ooh, bitte, uo sein hier Bergführer Sepp?“

„Der bin i, Freilein, was mechten S?“

Die Dame schaute den Sepp aufmerksam und unbehaglich lange durch ihren Stielzwicker an: „Ooh, well, Sie sein also Bergführer Sepp —“

„Des hab i Ehna ja scho gsagt“, meinte Sepp halb ärgerlich, halb lustig.

zwischen den Bäumen und durch Gesträuche, bis wir hineinkamen tief in den Hochwald. Dort blieb sie endlich stehen, blickte verwirrt um sich und ließ sich auf einen verwitterten Strunk nieder. Ich stand vor ihr; sie faßte meine Hände und legte sie in ihren Schoß. Dann neigte sie das Haupt vor gegen meine Stirn und flüsterte: „Du bist mein lieber Waldbauernbub!“ — Sie war gerötet, sie ließ alle Haarsträhne niedergleiten über ihr Antlitz, daß ich es nicht hätte sollen sehen können, wie glühte.

Gleich darauf erhob sie sich und wir gingen zurück durch den Wald, durch das Gesträuche, wie wir gekommen waren.

An demselben Abend lud mich der alte Holzhändler ein, daß ich mich zu ihm auf das Fichtenbänklein setze. Als ich es getan hatte, sagte er, daß ich heute wohl nicht mehr fortgehen könne, da der Weg zu meinem Vaterhause lange durch unwirtliche Waldungen führe. Ich blickte ihn an, da fuhr er in den Sack, zog ein abgegriffenes Büchlein hervor und aus demselben eine Geldnote: „Da nimm, Waldbauernbub, ich laß deinen Vater grüßen und ich laß mich bedanken, daß er mir so nachgewartet hat, bis ich's jetzt zahlen kann. Ich hab' ihm deswegen auch um zwölf Groschen mehr zugelegt.“

Ich getraute mich an demselben Abend bei dem Mahle kaum einen Bissen zu essen und in der Nacht lag ich mäuschenstill neben dem Halter — ich war bezahlt, ich hatte kein Recht mehr, das Bettgewand zu zerstrampfen.

Am anderen Tage stand ich gar zeitlich mit dem Halter auf und eilte meiner Heimat zu.

Es war auch schon die höchste Zeit; der Exekutionssoldat hatte im Kuhstalle und in der Butterkammer bereits schlimm gewirtschaftet. Nun erhielt er den Steuerbetrag und damit den Laufpaß.

Bei meinem Vater erntete ich nicht die Ehren, die ich für das Aufbringen des Geldes zu beanspruchen geglaubt hatte.

„Dalkerter Bub“, sagte er, „jetzt gehst gleich und tragst dem Klemens Spreitzegger die zwölf Groschen wieder zurück.“

So lief ich denn. Im Walde traf ich wieder das Käthele. Es sah mich nicht an, es spielte mit den dürren Fichtenzapfen und hatte sein Gesicht dicht mit den Haaren verschleiert und war voller Trutz. Es hatte erfahren, daß ich nur des Geldes wegen so lange bei ihm in dem Wald geblieben war.

„Ooh, er muß nehmen an, uie ist vorgeschrieben in Regeln für alle Bergführer — er muß nehmen an, uenn ich zahle — und ich uill zahlen mehr, ueil es ist besondere Zeit.“

„Wenn der Sepp einrucka muaß“, beharrte der Raß, „nacha is vorbei mit alle Führerregeln.“ Das gab den Ausschlag. Aber nach einer andern Richtung, als es der alte Raß vermeinte.

„Der Raß hat Recht“, sagte der Sepp ruhig, — „wenn i einrucka muaß, nacha is vorbei mit die Berg. Aber bis i einrucka muaß, bin i a Bergführer, a vereidigter, und muaß tuan, was si ghört. Und was si ghört, des steht in meim Büacherl, des wo i beschworn hab.“ Der alte Raß brummte. Der Engländerin verriß es wieder das Gesicht zu einem Lächeln, aber nach der entgegengesetzten Seite: „Ooh, ich habe gesagt immer, Herr Sepp sein bester Bergführer – Sie uerden es bereuen nicht – ich uill sein freihändig – ooh nein, uie sagt man – ooh ja, freigebig.“

„I bin zfriedn mit meiner Tax — gredt is jetzt gnua — wann wolln S steign, Freilein?“

„Ooh, Herr Sepp, uenn es kann sein in einer Stunde —“

„Von mir aus in ara Viertelstund — adiä, Raß i muaß meine Sachn zsammklaubn . . .“ — —

Das gab kein schlechtes Aufsehen: Von allen Wegen und Bergen her strömte es gegen den Bahnhof, und gegen den Strom ruderten nur zwei Menschen, der Sepp mit der Engländerin. Man tuschelte, man verrenkte sich den Hals: „Nein, jetzt so was! Machen die zwei eine Bergpartie, jetzt!“

Aber der Sepp zerteilte das neugierige Geschau mit seinen ruhigen weitausholenden Bergschritten, von denen immer zwei auf dreie der Engländerin kamen. Wortlos stiegen sie die sommerheiße Berglehne hinauf. Wortlos bogen sie in die steile Klamm ein, wo ihnen die schäumenden Wasser entgegenrauschten: Zu Tal, zu Tal? Was wollt ihr oben? Alles steigt herab, herab. Zurück, zurück!

Sie schritten weiter. Die Klamm lag hinter ihnen. Ein großes Stück war schon bezwungen. Der Sepp blieb stehen. Den schweren Rucksack stützte er auf einen Fels. Er wandte sich um: „Hier rasten die Fremden gewöhnlich zum erstenmal, Freilein.“

„Ooh ja, uenn Sie meinen.“

„Auf mi kommts net a, auf Sie.“

„Ooh, ich sein nicht müde, gar nicht· müde.“

„Guat.“ Die Stecken klirrten wieder und die Stiefel knirschten. Dicht hintereinander stiegen sie bergan. Sepp wandte halb den Kopf: „Erlaubn S, Freilein, warum wolln Sie eigntli auf d Spitz nauf?“

„Ueil ich liebe Berge sehr, Herr Sepp“, sagte die Engländerin gleichmütig.

„Ooh, Sie gefallen mir, ueil Sie nicht uerden haben Angst vor Krieg, ich denke?“

„Angst vorm Krieg? waar no schöner“, sagte der Sepp und reckte, ohne daß er's wußte, seine sehnige Gestalt, „also was mechten S nacha, Freilein?“

„Ooh, ich uill haben Sepp —“

Der alte Raß mußte laut auflachen. „Da kommen S scho zspaat, Freiln, der Sepp is scho vergebn, der is scho seit a hibschn Zeit verlobt, gell, Sepp?“

Auch die ledernen Züge der Engländerin zerriß es jetzt zu einem verzwirbelten Lächeln: „Ooh, ich uill nicht haben Sepp als Mann — ich uill haben ihn als Bergführer hinauf auf große Spitze, heute noch, gleich jetzt, Herr Sepp.“

Der Sepp nahm die kalte Pfeife aus dem Mund. Der alte Raß schlug sich auf den rechten Lederhosenschenkel: „Was ham S gsagt? Auf d große Spitz mechten S nauf?“

„Ooh, uarum sein sonderbar das? Sein doch schon viele Frau hinauf. Vor einer Uoche sein mein Freundin hinauf!“

„Vor oaner Wochen war noch Frieden in der ganzn Welt“, sagte der alte Raß.

„Aber ist heute noch kein Krieg, bitte.“

„Heut no net“, sagte jetzt der Sepp ruhig, „aber vielleicht morgn.“

„Ooh, morgen uir sein uieder zurück, Herr Sepp, von die große Spitz.“

Sepp schaute unschlüssig auf den alten Raß. Der war plötzlich ernst geworden. „Is scho recht, Sepp“, sagte er, „wenn st was verdeanst — i vergunn dirs gwiß — aber jetzt, wo alle Augnblick dei Eiruckbefehl kumma kunnt, kannst do nimma auf die Berg umanandasteign — gar mit ara Engländerin.“

„Ooh, uarum nicht mit England — England haben doch nie Krieg mit Deutschland — Frankreich und Rußland haben Krieg vielleicht mit Deutschland — aber England sein immer geuesen gut Freund von Germany.“

„Hm ja“, blinzelte der alte Raß, „is scho recht, aber wir wolln uns die Freundschaft amal in 14 Tag anschaun, obs bis dahin net ausm Leim ganga is.“

„Ooh, gangen aus uelcher Leim? Sie müssen glauben, Germany hat kein besser Freund in ganzer Welt als ist England — so, uie ich sein Freund von Herr Sepp, uo führt mich heute auf große Spitz.“

Der Sepp stand noch immer da, unschlüssig in seiner ganzen Länge, und kraute sich hinterm Ohr.

„Sepp, bleib daheim, nimms net a“, sagte der Raß.

Heimatsdorf herauf. Und dahinter dehnte sich in nächtlichem Schweigen das große deutsche Vaterland. Schweigen? O nein, da schwieg und schlief jetzt niemand. Da wachte alles. Da klopften Millionen Herzen. Da bohrten sich Millionen Augen mit bangen, flügelschlagenden Zweifeln in die Nacht verhüllter Zukunft. Da —

„Ooh, Herr Sepp, sein hier ein Telephon?"

„Ja, in der Unterkunftshüttn drin. Aber es werd neamds herobn sei, jetzt, wos aus is mit die Fremdn."

„Ooh, dann bitte, uollen telephonieren Sie."

„Was soll ich denn telephoniern?"

„Ob noch nicht sein ausgebrochen Krieg, Herr Sepp."

Sepp gab keine Antwort.

„Ooh, uolln Sie nicht telephonieren, Herr Sepp?"

„Nein."

„Uarum nicht?"

„Um n Krieg telephoniert ma net, der telephoniert eim scho selber, wenn er eim ham will", sagte Sepp herb.

„Aber uo ich doch habe Sie bezahlt im voraus und —"

„Net fürs Telephoniern."

„Ooh, dann ich uill versuchen es selbst."

Drunten im Dorf hatte der Postbeamte das Postzimmer längst für die Leute geschlossen. Er selbst freilich würde heute die ganze Nacht am Telegraphenapparat sitzen. Der Staat verlangte es. Die Militärbehörde klopfte an tausend Telegraphenapparaten durch das Land. Rrrrr, machte das Telephon. Der Beamte stand auf und ging an den Klappschrank. Wer hatte denn jetzt noch zu telephonieren. Ah, das Unterkunftshaus auf der großen Spitze? „Hier Amt, Sie wünschen?"

„Ooh, bitte, ich habe uollen nur fragen, sein schon Krieg gebrochen aus, ja, bitte?"

„Schluß!" rief der Beamte unwillkürlich in den Apparat.

„Ooh, uenn ich uill doch nur fragen, ob ich sein die letzte Bergsteiger auf Große Spitz vor die Krieg —"

„Der Krieg ist kein Sport, Verehrte", sagte der Beamte langsam und höflich. Aber dann überkam ihn nochmal die Wut: „Schluß, zum Teufel auch!" schrie er, und begab sich dann wieder ruhig an seine Nachtarbeit am Telegraphentisch. — —

Droben im Unterkunftshaus war die Engländerin mit philosophischer Ruhe schlafen gegangen. „Ooh", murmelte sie, bevor sie einschlief, „der Krieg ist noch nicht ausgebrochen — man könnte sonst nicht mehr telephonieren — ich bin uirklich der letzte Bergsteiger vor dem Krieg . . ."

Der Sepp konnte nicht schlafen. Vor der Hütte saß er, und seine Berggedanken fuhren hinaus ins weite, dunkle Land. Wird es Krieg

„I hab s aa gern, aber warum wolln S denn grad jetzt naufsteign, wo der Krieg vor der Tür steht, der größt vielleicht, den wos überhaupt gebn hat."

„Ooh, ueil jetzt es geht niemand auf die große Spitz, und ueil ich möchte sagen: Ich bin geuesen letzte auf dem großen Berg vor Krieg."

„Sooso, deswegn", pfiff der Sepp leise durch seine Zähne. Verdrossen und schweigsam ging er weiter. Er hatte schon viele fremde Bergsteiger kennen gelernt, die einen „Sparren" hatten. Dieser letzte Spleen war ihm neu. „Jaja", dachte er, „wenn d Leut vüll Geld ham und nix z tuan ham, nacha komma s auf allerhand; vielleicht daß des jetzt anders werd, wenns an groß̈n Kriag gibt . . ."

Nachdenklich stieg er durch die vertraute Bergwelt. Es kam ihm vor, als sah er heute ihre Schönheit, ihre Wildheit mit ganz neuen Augen. Ihm war, als sähe ihn der Riesenberg mit besonderem Bedeuten ins Gesicht: Du, Sepp, paß auf, wenns jetzt wirklich Krieg gibt, kämpft ihr auch um mich —

„Des glaubst — ju — juhuu!" rief der Sepp unbekümmert als Antwort. Die Engländerin schaute ihn erschrocken an: „Ooh, Herr Sepp, uas sein geuesen — uarum haben sie geschrien?"

„O mei, des woaß ma oft selm net, Freilein — es is, als wenn an andrer aus eim schreiet und ma selbm is ganz staad und horcht bloß zua."

„Ooh, uie sonderbar Sie das sagen, Herr Sepp."

„Da is weiter nix sonderbar — höchstens daß Sie no nöt müad san — mir ham scho weit über die Hälft — sehng S, d Bäum und s Gras san scho verschwundn — und Sie wolln also no net rastn?"

„Ooh, ich sein schon müd, Herr Sepp, aber ich uill nicht machen Rast."

„Warum denn net, Freilein?"

„Ueil sonst vielleicht könnte sein Krieg, bevor ich sein geuesen auf Spitze, und dann ich habe verloren meinen Rekord."

„Ihren was?"

„Meinen Rekord; Rekord sein, uas hat noch nicht gemacht ein andrer, Herr Sepp."

In Sepp stieg langsam eine Empörung hoch. „Aber findn Sie net, Freilein", sagte er, „daß die jetzige Zeit, wo die ganze Welt auf einer Messerschneidn lauft, net verhunzt werdn sollt mit solchene Rekordbleamiblami!"

„Ooh, jetzt ich kann nicht Sie verstehen, Herr Sepp."

„Macht nix, steign ma weiter . . ." — —

Die Nacht war hereingebrochen, als sie auf dem Gipfel ankamen. Es war eine seltsam klare Nacht. Sepp schaute hinab. Da unten lag der Bergsee in dunkelm Glanze. Nochmal tausend Meter weiter unten atmete sein

„Doh, nun sein doch Krieg — dann sein ich letzter Bergsteiger, der —"

„Jetzt werd nimmer gredt, jetzt werd runtergstiegn."

„Doh, uir haben abgemacht, Abstieg sieben Uhr — ich habe bezahlt — ich uill schlafen, bis —"

„Guat!" Der Sepp schulterte den Rucksack, nahm den Bergstecken und schritt los. Aber er war noch nicht beim ersten Drahtseil, wo es jäh um einen überhängenden Felsen in die Tiefe ging, als es ihm einfiel: Sie kann allein hier nicht herunter. Und hinauf kommt niemand mehr in der nächsten Zeit, wenn Krieg ist. Du mußt sie mitnehmen, es hilft alles nichts.

Mit großen Sätzen war er wieder zurückgeeilt zur Hütte. Seine Fäuste trommelten.

„Oh, what 's the —"

„Himmisakra, aufgstandn jetzt — in fünf Minutn san S ferti, oder Sie könna was derlebn!" Diese Stimme duldete keinen Widerspruch.

„Doh, ich aufstehe, aber ich uerde verlangen Beschwerdebuch bei dem Bürgermeister —"

„Jetzt beschwern S Eahna mit die Kleider und m Bergstecka, verschtandn — druntn nacha kenna S Eahna beschwern, womit daß S wolln . . ."

Wirklich, in fünf Minuten war die Engländerin fix und fertig. Böse trat sie aus der Tür: „Doh, Sie werden bereuen, daß Sie nicht haben schlafen lassen mich — jetzt ich uerde sein sparsam mit Trinkgeld . . ."

Sepp ließ sie ruhig reden. Eilig schritt er voran. Scheltend kam sie nach. Jetzt war die schwierige Stelle mit der überhängenden Wand da. Man konnte alles in der klaren Nacht erkennen. Still und sachgemäß hatte der Sepp die Engländerin angeseilt. Wie in dem Rhythmus einer großen Melodie machte er seine eisernen Griffe. Eine halbe Stunde ging es knapp und schweigend um den Tod im nächtlichen Hochgebirge herum. So, jetzt lag es hinter ihnen. Die Berghalde war erreicht. Von da an ging der Weg gefahrlos, wenn auch noch beschwerlich.

Sepp hatte auf die Uhr gesehen. „Sakra, sakra, um halber Achte hat er gsagt — alloa dermach i s no, zu zwoat nimmer." Er schaute in die aufdämmernde Nacht hinaus, als gäbe die ihm einen Rat. Und wirklich schien es so. Denn auf einmal hat der Sepp genickt.

„Jawoll", sagte er wie zu sich selbst, „jawoll, oans is alleweil wichtiger wie s andre — nix für unguat, Freilein, jetzt kennen S n Weg gar nimmer fehln — Gfahr is aa koane mehr — hell werd s aa bald sei — pfüat God, i muaß eirucka — um halber Achte geht der Zug — i hab versprochn, daß i glei kimm . . ." Mit großen Sprüngen schoß er in die Dämmerung.

geben, wird es keinen geben? Die Nacht schaute ihm groß und unergründlich ins Auge und atmete ihn an. Da hörte der Sepp auf zu fragen. „Gleichviel, ich bin bereit“, dachte er ruhig, „und mit mir sind es Millionen, wenn das Vaterland uns ruft“.

Und von da an dachte er nicht mehr an den Krieg, sondern an sein liebes Mädel drunten, an das Hochwaldstück, das ihm der Forstmeister für den kommenden Winter zum Fällen zugewiesen hatte, an den Morgenkaffee in ein paar Stunden und an andere gute Dinge. Wie sonderbar, daß er heute nach dem großen anstrengenden Aufstieg gar nicht müde wurde? Wo er doch sonst nach einem solchen Aufstieg immer wie ein Dachs geschlafen hatte? Nun, wenn der Schlaf nicht zum Sepp kommen wollte, kam der Sepp zum Schlaf, dachte er und erhob sich, um doch wenigstens noch ein paar Stunden auf der Bergmatratze zu ruhen. Aber wie er schon an der Tür war, da war es ihm, als riefe hinter ihm etwas mit leiser Stimme, die langsam anschwoll: „Sepp . . . Sepp . . . Sepp . . .“

Sepp spürte es mit einem Male. Das war das Schicksal. Jäh drehte er sich um. Jungenhaft überkam es ihn, wie damals, als sie miteinander Verstecken spielten, die Zenzl und er, und die Zenzl ihn halt gar nicht finden konnte. Neckisch machte er die Hand hohl und rief in die kilometertiefe Finsternis hinunter: „Da bin i — da bin i . . .“ Aber auf einmal schwieg er. Ihm war, als habe das schlafende Land da drunten sein Riesenauge mitten in der Nacht zu ihm aufgeschlagen und ihm stumm gewinkt: „Sepp, s ist Zeit — s ist Zeit . . .“

Rrrr, machte kurz und scharf das Hüttentelephon. Fest nahm er das Hörrohr in die Hand, wie einer, der schon vorher weiß, was man ihm sagen würde.

„Hier Bergführer Sepp, wer dort?“

„Hier Raß — grüaß di Gott, Sepp — los geht s — grad hat der Bürgermeister das Telegramm von der Mobilmachung kriagt — jetzt in der Nacht werdn s no austragn, d Zettel, und morgn müassn d Reservistn mit m Frühzug in d Stadt nei — kannst no runterkemma, Sepp? — um halber Achte geht der Zug —“

„I kimm glei.“ Weiter nichts, als „I kimm glei“, sagte der Sepp und hat das Hörrohr ohne adiö und alles wieder eingehängt.

Stracks ist er auf die Tür des Frauenraumes zugegangen und hat hart und kurz geklopft.

„Well, what ’s the matter?“ Es war eine verschlafene Stimme.

„Da herobn werd jetzt Deutsch gredt. Aufstehn, Freilein, gschwind.“

„Uiviel Uhr —?“

„Mitten in der Nacht is s no — aber des is gleich — Kriag gibt s —“

leise den Kopf: „Nicht dieses Lied. Alles — nur das nicht." — „Künstlerlaunen?" Neumayer wurde ärgerlich. „Vielleicht erscheint es euch als Laune", sagte Horak ernst. „Aber auch dieses Lied hat etwas von dem Schauer an sich, der mich vorhin packte. Und es ist mit einer sehr düsteren Erinnerung aus meinem Leben verknüpft. Laß es sein." — „Na, wie du willst", brummte Neumayer, der im Grunde seines Wesens eine sehr zartfühlende Natur war. „Aber willst du uns nicht erklären . . ." — „Es gibt hier nichts zu erklären. Im Gegenteil — die Geschichte gehört zu den unerklärlichsten meines Lebens. Man spricht nicht gern von solchen Dingen. Die Menschen halten einen so leicht für einen Schwachkopf und tun sich was zugute auf ihre geistige Überlegenheit." — „Das brauchst du doch bei uns nicht zu fürchten", bemerkte ich. „Gewiß nicht", rief Neumayer, indem er Horak die Geige aus den nervösen Fingern nahm und die Lichter verlöschte, „aber jetzt erzähle. So ein bißchen Gruseln tut meinen Nerven sehr gut." Horak lehnte sich zurück und seine Zigarette leuchtete durch das Dunkel. „Habt ihr den Sänger Fritz Lamberg gekannt?" — „Na freilich. Einer der besten Baritonisten, der jemals seine Perlen vor — vor ein kulturloses Publikum geworfen hat", knurrte der Klaviertiger. „Und ein Liebling der Götter. Er ist jung gestorben — auf einer Tournee in Dresden." — „Nein, in Prag", sagte Horak leise. „In seiner Heimatstadt . . . Wir waren Berufskollegen; er hatte auf Drängen seiner ängstlichen Eltern eine Stelle bei der Stadtbibliothek angenommen, der sicheren Versorgung wegen, wie die Alten meinten. Und nun denkt euch ein ödes, finsteres Amtszimmer mit schmierigen Schreibtischen und staubblinden Fenstern: die Aussicht in einen der ekligsten Höfe von Prag, voll Staub und fettem Küchendunst; die Wände bedecken zerrissene Tapeten, den Boden Papierfetzen, Moderduft kriecht aus den alten Schmökern — und mitten in diesem Graus und Wust sitzt Freund Lamberg, schreibt an irgendeinem höchst überflüssigen Referat und singt dabei mit seiner leisen, klingenden Stimme Opernarien, Skalen, Solfeggien — alles durcheinander, als hinge der Himmel für ihn voller Geigen. Es gibt Menschen, bei denen man einen dicken schwarzen Grenzstrich ziehen muß zwischen ihrer Persönlichkeit und der Beschäftigung, die sie treiben. Mit Lamberg war es anders. Dieser Mensch war die verkörperte Musik. Wenn er sprach oder sich bewegte, klang eine heimliche Melodie mit. Eine alles bezwingende Heiterkeit und Lebensfreude strömte von ihm aus. Seine Kunst war ihm ein köstliches, laues Bad, in dessen Wellen er untertauchte, um den Staub des armseligen Alltagsberufes abzuspülen; wenn er mit seiner hohen Gestalt, seinem leicht gelockten Haar, den fröhlichen Augen in das öde Büro trat, war mir, als breche die Sonne durch trübe Morgennebel.

„Ooh, einrücken müssen Sie, Herr Sepp — ooh, einrücken — kommen Sie, kommen Sie, ich muß Ihnen geben Trinkgeld, uas ich habe versprochen . . .“

Stiefel knirschten, in der Ferne schlug ein hastender Bergstock Funken aus den Steinen.

Anakreons Grab.

Von Egid v. Filek.

Wir hatten ein Trio von Edvard Grieg beendet — die erste Peer Gynt-Suite. Alle unsere menschlichen Erbärmlichkeiten waren versunken und vergessen bei dem jubelnden Lerchengetriller der Morgenstimmung, den schweren, blutenden Akkorden von Ases Tod, beim sinnenfrohen Leichtsinnstanz der Anitra. Und als die letzten Tonwellen des rasenden Berggeistertanzes schon längst verzittert waren, sprach noch immer keiner von uns ein Wort. Nur eine der beiden Klavierkerzen knisterte ganz leise in die tiefe Stille hinein und streckte ihren schlanken Flammenleib, als sei sie müde von der langen, geduldigen Arbeit des stillen Leuchtens, und der Papa Schubert überm Biedermeiersofa lächelte befriedigt durch seine dicken Brillengläser.

Horak brach zuerst das Schweigen. Seine Spinnenfinger krallten sich fest um den Hals der Geige und die großen schwarzen Schwärmeraugen wurden noch dunkler, als er flüsterte: „Ist es nicht etwas Unheimliches um die Musik? Da liegt ein weißes Blatt vor dir, mit schwarzen Linien und krausen Notenköpfen, und wer sein Instrument und seine Seele halbwegs zu spielen weiß, der zaubert alle Leidenschaft, alles Glück und Weh der Welt aus diesen mystischen sieben Tönen!“ Neumayer strich mit seinen Klaviertigerpranken leicht über die Tasten: „Mir ist die Musik die große Erholung nach öder Berufsarbeit, Insel der Seeligen, Orplid — etwas Mystisches kann ich nicht darin finden.“ Er besah die roten Tintenflecke an seinen Fingern; denn er war Mathematiklehrer und hatte erst vor zwei Stunden eine Schularbeit korrigiert. „Warum nicht?“ wandte ich ein. „Denkt an das Grauen, das den sorglos fröhlichen Mozart schüttelte, als er die Ouvertüre zum Don Juan schrieb, mitten in der Nacht!“ Neumayer blickte skeptisch; in seine klare, nach Maß, Zahl und Gewicht geordnete Weltanschauung paßte derlei nicht. „Ach was“, rief er und griff nach einem Notenband, „laßt uns in Ruh mit eurer übersinnlichen Welt. Der Horak hat sich in seiner Bibliothek an den Mystikern und Rosenkreuzern den Magen verdorben. Sing uns lieber ein Lied — ich bin just in Begleitstimmung. Da: Anakreons Grab von Hugo Wolf. Fanget an!“ Horak schüttelte

der Tasche; da war die große Arie des Hans Heiling: „An jenem Tag“ und einige Lieder von Wolf. „Es ist ganz unmöglich“, sagte Lamberg und gab das Papier wieder zurück — ich bemerkte, wie seine Hand dabei zitterte. Der Alte aber ließ nicht locker. Endlich versprach Lamberg, ihn im Laufe des Nachmittags zu besuchen: „Zu einer Probe“, bemerke er lachend, „damit Sie sich selbst überzeugen, daß meine Stimme nicht ausreicht.“ Der Direktor zog erleichtert ab. Lamberg, der seine Haltung wieder gefunden hatte, trieb allerlei Späße mit mir und meinte, er werde bei der Probe absichtlich so miserabel singen, daß dem alten Musikfexen Hören und Sehen vergehen solle. Ich mahnte ab: „Wer weiß, ob du dir nicht deine ganze Zukunft verscherzest.“ „Zukunft? Hier in dieser Provinzstadt? Was dir nicht einfällt!“ Wir trennten uns. Als er am nächsten Morgen ins Büro kam, wußte ich sofort, daß er seinem Vorsatz untreu geworden war. Er blieb ganz schweigsam und still bis zum Schluß der Amtsstunden; statt wie sonst zu trällern und Solfeggien zu summen, beugte er sich über die Arbeit und schien sein Gesicht vor mir verbergen zu wollen. Dann faßte er meinen Arm und sagte: „Schau, ich habe durchaus nicht gewollt. Aber eine Stimme, tief in meinem Innern, wo der Trieb und der Wille wohnt und das Licht des Verstandes nicht mehr hinleuchtet, hat gleichsam statt meiner ja gesagt. Und nun bin ich nicht mehr frei und alles in meinem Leben kommt, wie es eben kommen muß!“ Er seufzte schwer, und ich hütete mich, ihm Vorwürfe zu machen. Vielleicht hatte der Direktor den armen Beamten mit Geld geködert — war es ein Wunder, daß die Aussicht auf Reichtum und Ruhm ihn von einem Lebenswege weglockte, der ja doch nur mit Entbehrung und Resignation gepflastert war? Der Abend kam. Voll Aufregung saß ich auf einem der billigsten Plätze in den letzten Reihen. Durch den Saal rauschten die Wogen der Erwartung, blühende Formen lebenden Elfenbeins stiegen aus duftenden Frauenkleidern empor, kluge und alberne Bemerkungen kreuzten sich in der Luft wie Fechterklingen: ich sah und hörte nichts, bis mein Freund auf das Podium trat. Neben mir im weißen Fähnchen zitterte die dunkelhaarige Frau Mathilde vor Angst. Lamberg war etwas bleich, aber sein Schritt sicher, und die glückliche Heiterkeit seines Gesichtes gewann ihm die Herzen, bevor er noch zu singen begann. Aber dann, als die klingende, volle Stimme einsetzte, als die Töne immer größer und reicher wurden und durch den Raum schwebten wie prachtvolle Vögel, da breitete sich eine atemlose Stille über die vielen Hunderte und am Schluß der großen Arie des Hans Heiling brach ein Sturm der Begeisterung los. Das hatte man von dem in letzter Stunde eingegangenen Unbekannten nicht erwartet. Der Beifall steigerte sich von einem Lied zum andern. Am tiefsten ergriffen aber waren die Zuhörer von „Anakreons Grab“. Ich

Wir hatten uns bald gefunden. Prag ist eine merkwürdig musikalische Stadt; alle die vielen geistigen Kräfte, die durch den fluchwürdigen Nationalitätenhader gebunden sind, entladen sich dort seit Mozarts Zeiten in dieser Kunst. Und so dauerte es nicht lange, bis wir in tiefen kunstpolitischen Gesprächen in Hanaks Bierkeller saßen, einem urgemütlichen unterirdischen Lokal, wo man sich einbilden konnte, der Welt entrückt zu sein; und bald ging ich in Lambergs Wohnung ein und aus, genoß die Aussicht auf die langen, blinkenden Fensterreihen des Hradschin und ließ mir von der kleinen, zierlichen Frau Mathilde mit dem braunen Gesichtchen und dem nachtschwarzen Haar, die wie eine Japanerin aussah, den Tee in die blaue Tasse gießen. Lamberg besaß einen sorgsam gepflegten, weichen, klingenden Bariton. Die hohen Töne leicht gedämpft, ohne scharfe Klangfarbe; die Mittellage rein und voll wie Orgelton. Am besten sang er Hugo Wolf. Es gab Lieder, mit denen er Mathilde und mich bis zu Tränen rühren konnte. Wenn er dann müde war, warf er sich in die Sofaecke und lauschte meinem Geigenspiel — mit großen, leuchtenden Augen, in denen die hingebende Lebensfreude eines Kindes lag. Muß ich es erst sagen, daß seine kleine Frau zu ihm aufsah wie ein gläubiges Kind zu dem Schutzheiligen, dessen Namen es trägt?

Es waren Stunden des Glücks für uns drei, wenn wir so beibeisammen saßen und musizierten. Mathilde war eine vorzügliche Pianistin und verstand die schwierige Kunst des Begleitens. Zuhörer hatten wir nie und vermißten sie nicht. Lamberg war auch nicht zum Auftreten in der Öffentlichkeit zu bewegen. Manchmal sang er in irgendeiner kleinen Gesellschaft, aber stets verstimmte ihn eine jener banalen Bemerkungen, welche die Menschen bei solchen Gelegenheiten von sich geben, so sehr, daß er tagelang nicht singen mochte.

Aber eines Tages kam das Verhängnis. Der Direktor des Konservatoriums erschien händeringend in unserem Büro: ein Bariton aus Dresden, der bei dem morgigen philharmonischen Konzert singen sollte und sich auf ein Engagement an der Prager Oper Hoffnung machte, hatte vor einer Stunde telegraphisch abgesagt. Die Programme waren gedruckt, die gesamte Kunst- und Kritikwelt in der Stadt in Aufregung. Der Direktor hatte von einem Bekannten Lambergs Stimme begeistert rühmen gehört und beschwor ihn, einzuspringen. Er schüttelte den Kopf: „Mein Organ ist für den Konzertsaal zu schwach.“ Aber der Alte, der um jeden Preis seine Sensation haben wollte, fing an zu bitten und zu betteln wie ein Kind. „Ich begreife nicht, was Ihnen an den paar Liedern gelegen sein kann“, sagte Lamberg lächelnd. „Helfen Sie mir doch, ihn umzustimmen“, flehte mich der Direktor an. „Was steht denn eigentlich auf dem Programm?“ Er zog den weißen Zettel aus

wies auf ein Notenblatt: da stand ‚Anakreons Grab‘. „Oh, ich weiß es, daß ich nicht alt werde; ich werde noch viel früher sterben als Anakreon, das hat mir eine trübe Ahnung gesagt, während ich das Lied komponierte. Aber du sollst sehen: der Schatten des Todes wird auch auf den fallen, der dieses Lied singen wird. Und das macht mich so unglücklich.“ Ich suchte ihm — so heißt es weiter in jenem Briefe — seinen Schwermut auszureden, aber er schüttelte den Kopf und verharrte in Trübsinn.“ Und auf der Rückseite des Briefes stand mit Bleistift der Vermerk: „Am 15. November 18 . . sang Herr F., königlich bayrischer Hof- und Kammersänger, unter großem Beifalle des Publikums ‚Anakreons Grab‘ und starb drei Tage später an einem Nervenfieber.“

Ich geriet in einen sonderbaren Gemütszustand. Natürlich warnte mich mein klarer Verstand, aus der hingeworfenen Bemerkung des unglücklichen, stets zur Schwermut neigenden Meisters und aus einem zufälligen Zusammentreffen trauriger Umstände logische Schlüsse zu ziehen. Aber anderseits hatte mir der bloße Verstand die geheimnisvollen Dinge dieses Daseins nie erklären können. Es trieb mich ins Museum der Stadt, wo ein gutes Porträt von Hugo Wolf zu sehen war und ich verbrachte manche Stunde vor diesem Schwärmergesicht mit den großen, unruhigen Augen, dem kleinen Kinnbart und der hohen Stirn, dessen Züge sich meinem Gedächtnis unauslöschlich einprägten.

* * *

Als ich wieder einmal in Gedanken verloren vor dem Bilde stand, kam ein Bekannter auf mich zu und erzählte mir von dem neuen großen Erfolge Lambergs. Ich eilte sofort in seine Wohnung, um ihm zu gratulieren. Er schien gar nicht besonders überrascht, als sei er von allem Anfang an nur Sänger gewesen und hätte seine Beamtenexistenz vollkommen vergessen. Was mich am meisten wunderte, war, daß ich in mir gar keine Regung des Neides spürte. „Ja, nun gehen unsere Wege weit auseinander“, sagte er sinnend. „Das weiß Gott, wo uns das Schicksal das nächstemal zusammenwürfeln wird. Aber deine Mahnung hab ich befolgt und mich von einem tüchtigen Arzt untersuchen lassen, bevor ich den Kontrakt unterschrieb.“ „Was hat er gesagt?“ „Er erklärt mich für vollkommen gesund. Nur ein ganz kleiner Herzfehler ist da. Na, wenn's weiter nichts ist!“ Da konnte ich nicht anders — ich erzählte ihm von jenem Brief und bat ihn, „Anakreons Grab“ nicht zu singen — wenigstens nicht öffentlich. Ich hatte erwartet, daß er mich tüchtig auslachen würde; aber er saß ganz still da und sagte nach einer Pause: „Sonderbar — ich habe mir auch vorgenommen, das Lied nicht mehr zu singen, das damals mein Schicksal entschieden hat. Du hast vielleicht recht. Und wir Künstler neigen alle zum Aberglauben.“ Drei

hatte dem Lied bisher keine große Beachtung geschenkt. Wie es aber Lamberg sang, wuchs es mir von Ton zu Ton zur Offenbarung. Und wie damals drängen sich mir jetzt wieder die Worte auf die Lippen:

„Wo die Rose hier blüht, wo Reben um Lorbeer sich schlingen,
Wo das Turtelchen lockt, wo sich das Grillchen ergötzt,
Welch ein Grab ist hier, das alle Götter mit Leben
Schön bepflanzt und geziert? Es ist Anakreons Ruh,
Frühling, Sommer und Herbst genoß der glückliche Dichter;
Vor dem Winter hat ihn freundlich der Hügel geschützt."

Was dann folgte, war kein Applaus mehr, sondern eine Orgie der Huldigung. Mit Mühe brachten wir den Armen über die Treppe hinab zum Wagen, der eiligst davonfuhr. „Wie ist dir zumute?" — „Müde bin ich", sagte er glücklich lächelnd. „Aber keines der Lieder hat mich so hergenommen wie der Anakreon. Zum Schluß habe ich so ein leises Stechen in der Herzgegend gespürt, da merkte ich, daß ich nichts mehr zugeben durfte. Aber schön war der Abend, göttlich schön, und ich tausche jetzt mit keinem König!" — „Das glaub' ich dir. Aber schone jetzt deine Gesundheit, du wirst sie brauchen." Er drückte mir die Hand und küßte seine kleine Japanerin, die in ihrer Ecke abwechselnd lachte und weinte.

An jenem Abend entschied sich sein Schicksal. Es gab bald kein größeres Konzert in Prag, an dem er nicht mitwirkte. Alles, was dem Künstler das Leben schwer macht: Neid, Mißgunst, Borniertheit, das schwand und verflog vor seinem sonnigen, fröhlichen Lachen. Er schien in der ganzen Stadt keinen Feind zu haben. Und alle empfanden es wie eine persönliche Genugtuung, als es hieß, Lamberg sei von einer Konzertunternehmung für eine längere Gesangstournee gewonnen worden.

Kurz zuvor hatte der Zufall, der Gott der Sammler, unserer Bibliothek ein Bündel vergilbter Briefe zugeworfen, die aus dem Nachlasse eines mit Hugo Wolf befreundeten Musikers stammten. Unser Oberbibliothekar, ein vertrockneter Bücherwurm ohne jede Ahnung vom künstlerischen Schaffen, wollte sie, mit Anmerkungen und Erläuterungen gespickt, den literarischen Feinschmeckern in Buchform vorsetzen. Briefe Verstorbener haben für mich immer eine merkwürdige Anziehungskraft gehabt, und so blätterte ich bei günstiger Gelegenheit das gelbe, zerknitterte Paket durch. Plötzlich fielen mir die Worte „Anakreons Grab" in die Augen, und ich las ungefähr folgendes: „Heute bei Wolf gewesen. Als ich eintrat, saß er am Schreibtisch, den Kopf auf den Armen, und weinte wie ein Kind. Ich kannte diese Ausbrüche seines überreizten Temperamentes und wartete geduldig, bis er sprechen würde. Endlich hob er den Kopf, sah mich mit einem traurigen Blicke an und sagte ganz leise: „Heute hab' ich mein Totenlied komponiert." Und er

Endlich suchte er sein Hotel auf. Ich schlief in jener Nacht unruhig; verblaßte Bilder von Glanz und Ruhm leuchteten wieder auf in meinen Träumen, und ich empfand es schwer, daß ich noch derselbe arme Büro-sklave war wie damals, während sein Weg aufwärts führte, immer noch aufwärts. Der Abend brachte Lorbeerkränze, Blumen, Schleifen, zahllose Hervorrufe, als die erste Abteilung zu Ende war. Noch nie hatte ich ihn so singen gehört. Und dennoch ergriff mich mit einem-mal eine sinnlose, unerklärliche Angst, als er zum letztenmal hinter den großen Flügeltüren verschwand. Mir war, als drohe ihm eine große, dunkle Gefahr. Ich hielt es nicht mehr aus auf meinem Platz, schlich durch den wohlbekannten engen Korridor ins Künstlerzimmer und atmete auf, als ich ihn da stehen sah, wie einen Felsen aufragend aus einem grünen Meer von Blättern und Kränzen, umringt von den Musikgrößen und Kritikern der Stadt, die nach einem Wort von ihm schnappten. Plötzlich bemerkte ich, daß er unruhig ward, sich mitten im Gespräch zu einem Tisch wandte und unter seinen Noten suchte. Dann rief er einen Diener und schickte ihn mit einem leise geflüsterten Auftrag fort. Abermals kroch jenes unheimliche Angstgefühl an mir empor; ich fühlte, wie ein kalter Schweiß auf meine Stirne trat, denn in diesem Augen-blick schien mir das Zimmer ein Sterbegemach und die vielen Blumen, Schleifen und Kränze Totengaben — die elektrischen Lichter waren Totenkerzen und die Gesichter der vielen Menschen fahle, blasse Larven; da hörte ich, wie jemand die kleine Seitentreppe heraufkam, die von der Straße in das Künstlerzimmer führte. Die Tür ging auf — eis-kalt griff mir's ans Herz — da — da — da stand Hugo Wolf, der unglückliche Tondichter, genau so, wie ich ihn auf dem Bild im Museum gesehen, mit dem unsteten Flackerlicht in den Augen, eine Rolle in der Hand, die er auf den Tisch zu den andern Noten legte. Ich wollte hinstürzen, ihm das Blatt aus den Händen reißen — ich konnte nicht; meine Glieder waren starr vor Schrecken. In diesem Moment kam der Diener zurück. Mühsam stotterte ich: „Wer — wer ist der Mann, der mit der grünen Notenrolle . . .“ Der Diener sah mich erstaunt an: „Der ist aus der Musikalienhandlung — der Herr Kammersänger hat ein Lied holen lassen, das er im Hotel vergessen hat.“ Ich starrte noch immer geistesabwesend in das Gewimmel; der unheimliche Fremde war wie ein Traum verschwunden. Lamberg bestieg wieder das Podium, die zweite Abteilung begann. Ich zwang mich gewaltsam zur Ruhe, ich lachte mich aus, daß ich irgendeinen höchst gleichgültigen Ladenjüngling für Hugo Wolf gehalten, und gab mich von neuem dem Zauber dieser Stimme hin, die so gewaltig an die tiefsten Saiten in der Brust zu rühren wußte. Wieder rauschte der Sturm des Beifalls auf; er mußte eine Zugabe machen. Und jetzt griff er nach dem grünen Heft, winkte

Tage später, an einem Frühlingsabend, gaben wir ihm das Geleite zur Bahn. Er nahm von den vielen Menschen, die sich um ihn drängten und ihm Glück wünschten, Abschied und winkte mir zum letztenmal. Und dann fuhr er in die leuchtenden roten Wolken des Sonnenuntergangs hinein, an der Seite seiner kleinen Gefährtin, und ich ging durch dunkle Gassen heim in mein ärmliches Zimmer.

Jahre vergingen. Sie brachten ihm Geld, Ruhm und Anerkennung; ich verfolgte aus der Ferne seinen Aufstieg, und hie und da schrieb er mir ein paar Zeilen — aber was kann ein Brief von unserem Innern mitteilen? Ich erfuhr nur, daß er an verschiedenen Opernbühnen Deutschlands gastierte und mitunter auch Konzerte gab; ich las begeisterte Kritiken; aber ich fragte mich oft zweifelnd und traurig, ob hier nicht wieder, wie es so oft geschieht, der Künstler den Menschen erschlagen hatte — den Menschen und Freund, der mir so lieb war. Plötzlich und unerwartet sollte ich Antwort bekommen: eines Tages stand in den Prager Zeitungen die Notiz, der Kammersänger Fritz Lamberg werde einen Liederabend geben, und zugleich erhielt ich ein Telegramm, das mich für morgen abend auf den Bahnhof beschied. Und da sprang er aus seinem Kupee, stramm und elastisch, und sein Blick war noch immer so voll Lebensfreude und sein Händedruck so herzlich, daß mir die Tränen in die Augen traten. „Wo ist denn deine Frau?“ „Die kommt erst morgen nach“, sagte er und lachte — es war das alte goldene Künstlerlachen, vor dem alle Not und Sorge dieser elenden Welt verflog. „Komm, wir gehen zum Hanak, ein kontemplativer Suff wird uns gut tun!“ War saßen beisammen in dem lieben, behaglichen Raum und plauderten wieder über alles mögliche; nur von seiner Künstlerlaufbahn wollte er nichts erzählen. „Laß mich endlich einmal Mensch sein“, meinte er. So kam es, daß ich gar nichts wußte, was für Lieder er morgen singen wollte. Seine Schultern waren breit und sein Gesicht voller als damals. Wie ein Urbild der Kraft und Gesundheit saß er da. „Liebling der Götter“, dachte ich. Und wollte ihm nicht glauben, als er die Bemerkung hinwarf, daß das Singen ein Beruf und ein Geschäft sei wie jedes andere; die glänzenden Schleier, mit denen die Phantasie den ausübenden Künstler umgibt, gehörten zum Handwerk wie das Messingschild zur Barbierstube. Als wir den Keller verlassen hatten, wanderten wir noch eine Stunde lang in den menschenleeren Gassen; der Mondschein schlich auf leisen Füßen durch den duftenden Stadtpark, streckte sich an den Wänden der Häuser empor und flimmerte geisterhaft auf den kleinen Wellen der Moldau. Er konnte sich nicht sattsehen an dem freundlichen Bild. „Wie wunderbar ist das alles!“ „Wenn du wüßtest, wie ich mich manchmal nach der Ruhe dieser Stadt sehne — und nach der Zeit, wo ich jung, unbekannt und glücklich war!“

Wie der Dorfrichter Lajos Wohlgeruch einen Diebstahl bestrafte.

Von L. Rosenthal.

Lajos Wohlgeruch war „Faktor" eines großen Gutsbesitzers in der Nähe von Sillein, das jetzt von den Magyaren Szolna genannt wird. Woher der Name „Faktor" kommt, habe ich nie ergründen können — vielleicht von Faktotum oder Kalfaktor, auch als „Macher" kann man ihn übersetzen. Und der Lajos machte in der Tat alles, womit ihn der gnädige Herr betraute. Brauchte der rasch Geld — Lajos beschaffte es. War Getreide, ein Stück Vieh oder sonst was zu verkaufen — Lajos besorgte es. Alles ging durch seine Hände. Auch den Alleinvertrieb des Branntweins, der in der gutsherrlichen Brennerei hergestellt wurde, hatte er, so daß er neben seinen vielen Geschäften noch eine Wirtsstube hielt.

Im tiefen Winter war es. Ein eisiger Sturm fegte den Schnee von den Hügeln zu Tal und eine Kälte herrschte, daß selbst die Wölfe aus den nahen Karpathen sich bis ins Dorf hinabwagten um irgendetwas für ihre knurrenden Mägen zu erwischen. Im wohlgeheizten Schenkzimmer des Lajos saß nur ein einziger Gast, der Kleinbauer Joszy Bojewics, vor einem Glase Schnaps, ihm gegenüber der Wirt, sie redeten eifrig über einen Kuhhandel.

Man sagt den Slawen nach — ob mit Recht oder mit Unrecht, wollen wir dahingestellt sein lassen — daß sie es oft mit dem Mein und Dein nicht allzu genau nehmen und erzählt sich darüber allerhand schnurrige Geschichtlein. Eines davon will ich auf die Gefahr hin, daß es mancher Leser schon kennt, hier wiedergeben: Drei kroatische Soldaten kommen gelegentlich eines Manövers zu einem niederösterreichischen Bauern ins Quartier. Kaum sind sie zehn Minuten da, sagt schon der eine zum andern: „Host du gesehen Jeschko, Löffel silbernes, wos hot Bauer?"

Blinzelt der Jeschko mit den schlauen Äuglein und antwortet leise: „Hob ich schon."

„Host du gehobt", kicherte da der dritte, der Petko, „hob ich". Und klopfte auf seine Brieftasche.

Der Joszy war auch einer von denen, die . . . sagen wir „Talente" hatten. Mühlsteine und glühendes Eisen beachtete er nicht. Dabei hatte er es gar nicht nötig, denn „er stand sich gut" wie man zu sagen pflegt. Wie schon erwähnt, besprach er sich mit Lajos über eine frischmilchende Kuh, die dieser von ihm kaufen wollte; sie konnten aber nicht recht handelseins werden, denn Lajos bot nur 180, Joszy aber verlangte 200 Kronen. Ein Glas Schnaps nach dem andern hatte es

dem Begleiter mit den Augen und trat vor. Als er die ersten Töne vernahm, ging ein flüchtiges Erstaunen über sein Gesicht. Was war das? Eine Verwechslung? Er faßte sich sofort und begann zu singen . . . Anakreons Grab. Ich saß da wie gelähmt und wagte kaum mich zu rühren. An dem lauten Klatschen und Rufen um mich merkte ich erst, daß das Lied beendet war. Plötzlich war der Sänger verschwunden. Mein Blick haftete unverwandt an der großen blauen Flügeltür, durch die er zurückkommen mußte, wie schon so oft, um sich für den Applaus zu bedanken. Aber die Tür blieb geschlossen. Er kam nicht. Wilder und lauter schrie das Publikum, man stampfte mit den Füßen, stieg auf die Stühle, schwenkte Tücher, rief seinen Namen — er kam nicht. Und zum drittenmal stockte mein Herzschlag. Ich rannte durch den Korridor; meine Zähne schlugen klappernd aneinander. Jetzt stieß ich die Tür des Künstlerzimmers auf.

Fritz Lamberg lag bewußtlos auf dem Sofa. Seine Augen waren geschlossen; schwer atmend hob und senkte sich die breite Brust. Eine Gruppe stummer, schwarzgekleideter Männer umstand ihn. Der Arzt kniete vor ihm. Er hatte ihm das Hemd geöffnet und die Hand auf seine Brust gelegt. Sein Gesicht war ernst. Auf die Blicke der schweigenden Männer gab er keine Antwort. Hingestreckt auf dem Teppich lag Mathilde in fassungslosem Schmerz, und ihr weißes Kleid leuchtete wie eine Seerose auf dunklem Gewässer. Die Lichter strahlten, Blumen dufteten, tosend drang das Klatschen der Zuhörer, die ihn durchaus noch einmal draußen haben wollten, durch die geschlossene Tür. Und etwas unermeßlich Feierliches, Erhabenes war über dem ganzen Bild. Also das war der Tod. Und wenn ich ihn mein Leben lang nie beneidet habe: um dieses glorreiche Sterben beneidete ich ihn. Und die Hände faltend vor dem grünen Berg von Kränzen und Lorbeer und Palmenblättern sprach ich ein stilles Gebet, seine letzten Worte: „Vor dem Winter hat ihn freundlich der Hügel geschützt."

*
* *

Wir schwiegen lange. Unwillkürlich waren alle etwas näher aneinander gerückt. Mitten in die tiefe Stille hinein klang von Horaks Geige ein leiser, klagender Ton, wie ein Seufzer.

Neumayer zuckte leise zusammen, dann faßte er sich und stieß wieder sein kurzes, ärgerliches Lachen aus. Horak drehte langsam seinen Kopf nach der Richtung, wo die Geige lag: „Es ist ein sehr altes Instrument. Wer mag schon auf ihm gespielt haben — mit Fingern, die längst nur bleiche Knochen sind. Glaubt ihr nicht, daß alles, was einmal war, noch irgendwie weiterwirkt? Daß es keine Vernichtung geben kann, nur eine ewige Verwandlung? Was wissen wir von der Macht toter Dinge und toter Menschen?"

denn es war in der Stube so heiß wie in einem Backofen. Aber als gehorsames Jüngelchen schob er vom Flur aus noch ein paar trockene, große Wurzelstöcke, sogenannte „Stucken“ in den feurigen Rachen des Ofenungeheuers hinein.

„Nu, was is mit unserem Geschäft?“ hob jetzt der Lajos neuerdings an, „180 Kronen sind ein schönes Geld, mein ich — sag ja und schlag ein.“

Damit streckte er dem anderen die Rechte hin. Der aber wartete mit Ungeduld auf das Erscheinen des Grogs, den er noch schnell genehmigen und sich dann auf die Socken machen wollte. Er fühlte den beginnenden Schmelzprozeß der Butter und bereute es schon insgeheim, daß er sich hatte aufhalten lassen.

„Unter 200 Kronen geb ich die schöne Kuh nicht her“, murrte er. „Es ist gut, daß du mich daran erinnerst — ich muß heim, sie zu füttern. Kommt der Grog bald? Sonst gehe ich.“

„Kommt sofort, Joszy. Aber sei doch nix so ungeduldig — sie wird doch nix gleich verhungern die Kuh. Und deine Frau ist doch auch noch da, sie zu versorgen. Nu, hör mein letztes Wort — 190 Kronen sollst du haben — weil du's bist. Ich hoff, damit wirst du endlich sein zufrieden.“

Der Joszy überlegte. Er saß da „wie Butter an der Sonne“, ein Vergleich, der sich ihm unwillkürlich von selbst aufdrängte. Einer Träne gleich lief gerade ein dicker Tropfen seine Nase entlang. War das nun Angstschweiß oder . . .?

Da brachte die Hausfrau den dampfenden Grog.

„Sollst leben, Joszy!“ rief Lajos und stieß sein Glas gegen das des anderen, der es mit sichtlicher Wonne langsam aber auf einmal ausschlürfte. Dann erhob er sich, um fortzugehen.

„Teremtete!“ fluchte Lajos. „Wirst doch nix fortgehen — müssen doch zuerst unseren Handel zu Ende bringen.“ Und etwas piquiert setzte er hinzu: „Nachdem du jetzt meinen guten Grog getrunken, willst du dich drücken. Sehr nett von dir.“

„Aber ich muß heim“, schrie der Geängstigte, „ich habe noch viel zu tun, darum halte mich nicht länger auf. Die Sache mit der Kuh können wir ja ein andermal besprechen. Jetzt muß ich fort.“

„Ei — ei — das ist ja recht sonderbar, daß du es so eilig hast. Da steckt sicher was dahinter.“

Der Joszy erschrak. Er durfte sich nichts merken lassen. Der Jud war als klug bekannt — hatten sie ihn doch deswegen zum Dorfrichter gewählt — und es wäre eine verfluchte Geschichte, wenn er den Diebstahl entdecken würde. O, wie er es schon bereute, daß er sich hatte dazu verleiten lassen. Er hatte Butter auf dem Kopf — nicht

sich Lajos schon kosten lassen, aber umsonst — der Bauer stand schließlich auf, zog seine dicke, mit ausgenähten Tulpen verzierte Bunda an und machte Miene davonzugehen.

Da schellte die Ladentür auf der anderen Seite des Flurs.

„Einen Augenblick, Joszy — ich bin gleich zurück“, rief Lajos und sprang davon.

Der Bauer blieb stehen und sah sich gelangweilt im Zimmer um. Sein scharfes Diebsauge blieb auf einem etwa zweipfündigen Butterklumpen haften, der auf einem Teller lag und am Fenster stand. Das Gelüst siegte über die Klugheit — schon hörte er die Schritte des Zurückkehrenden und schnell wie der Blitz klatschte er sich daher den Klumpen auf den Kopf und stülpte seine hohe Fellmütze darüber. In die Tasche hätte er ihn nicht hineinbringen können, das hatte er gleich gesehen.

Aber der Lajos hatte auch was gesehen. Allerdings nichts weiter als daß der Mann so auffallend hastig die Mütze niederzog, aber als sein Blick auf den leeren Teller fiel, legte er sich schon das Weitere zurecht und sein Verdacht wurde noch bestärkt, als er das verlegene Wesen des Joszy bemerkte. Er verzog indessen keine Miene — mußte er sich doch erst überlegen, wie dieser Fall zu behandeln war, klopfte freundlich dem Joszy auf die Schulter und sagte in besorgtem Tone: „Ich laß dich nix fort bei dem Wetter. Hör nur, wie der Sturm um das Haus heult. Du kommst nix durch — den ganzen Gemeindeweg hat es so mit Schnee verweht, daß du knietief darin versinkst. Komm, wir wollen einen starken, süßen Grog trinken — ich hab heut Geburtstag — brauchst nix zu zahlen dafür. Grog ist gut bei dem Wetter. Nachher marschierst du noch einmal so flink.“

Starken süßen Grog — den trank der Joszy für sein Leben gern, besonders wenn es nicht aus seiner Tasche ging. Hatte er ihn drunten, dann konnte er sich ja noch immer davonmachen. So besann er sich nicht lange und ließ sich von dem ränkevollen Wirt, der inzwischen schon sein Plänchen gemacht hatte, in den Winkel neben den Kachelofen drücken. Damit er ihm nicht auskommen konnte, rückte Lajos noch einen Tisch davor. Dann rief er sein Söhnchen Sami herbei.

„Geh’ in die Küch’, Sami, und sag’ der Mamme, daß sie soll zurechtmachen zwei große Gläser Grog, aber vom besten, sagst du. Dann legst du von draußen noch ein paar dicke Stücke Holz nach in den Ofen, denn es ist grausam kalt heut und der Joszy soll sich noch gründlich durchwärmen, ehe er fortgeht.“

Damit setzte er sich an den Tisch, dem Slowaken gegenüber, während Sami davonging, die ihm aufgetragenen Befehle zu erfüllen. Im stillen wunderte er sich ein wenig, daß der Tate heut so kalt hatte,

so war es die höchste Zeit, sein ganzer Körper troff unter der schweren Bunda von Schweiß und kurz entschlossen sprang er daher auf, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser entsetzt emporhüpften und schrie: „So gib wenigstens 195 Kronen!"

Der ungeheure Wolfshund, der glauben mochte, daß sein Herr bedroht sei, erhob sich, sträubte die borstigen Rückenhaare, fletschte das furchtbare Gebiß und starrte mit tückisch funkelnden Augen den vermeintlichen Angreifer an. Das zornige Knurren, das er dabei ausstieß, hörte sich ebenfalls sehr bedenklich an. Man sah, es bedurfte nur eines Winkes von Lajos und er wäre dem Bauer an die Kehle gesprungen.

„Ruhig, Török! Setz dich wieder hin!" befahl der erstere. Und in begütigendem Tone fuhr er fort: „Nimm Vernunft an, Joszy — ich habe dir 190 Kronen geboten, das Äußerste, was ich tun konnte — nun sei aber auch kein Betyar und sag ja. Keinen Heller gebe ich mehr, das schwöre ich dir bei den Gebeinen meiner Väter!"

„So nimm sie ins Teufels Namen! Da!!"

Damit patschte der Joszy mit der flachen Rechten in die sich ihm bereitwilligst entgegenstreckende des Käufers, womit der Abschluß des Handels besiegelt war. Rückte darauf den Tisch halb zur Seite und wollte davon.

„Halt — nix so hitzig!" rief aber Lajos und schob den Tisch wieder fest vor den halb Geschmorten, „wir müssen die Sach doch noch machen schriftlich. Ich will sicher gehen. Török! Behalt den Joszy gut im Auge."

Der Hund klopfte den Boden mit seinem Schwanz zum Zeichen, daß er verstanden habe.

Dann holte Lajos vom Eckbrett sein Schreibzeug herunter, entnahm der Schublade des Tisches einen Stempelbogen und schrieb fein säuberlich den ganzen Handel nieder. Er beeilte sich durchaus nicht — im Gegenteil machte er alles recht bedächtig und langsam. In stummer Wut und Verzweiflung sah ihm der unglückliche Joszy zu. Endlich kam es zum Unterschreiben. Dem Slowaken wurde das nicht leicht. Einige dicke Buttertropfen, die dabei von seiner Stirn auf den Akt fielen, machten diesen nicht schöner, aber deswegen nicht ungültig. Das wußte auch der Joszy, der überhaupt vor allem Geschriebenen, besonders auf Stempelpapier, einen heiligen Respekt hatte.

Nun konnte er gehen. Und wie schnell er davon Gebrauch machte. Eins — zwei — drei — war er draußen.

Durch das geöffnete Fenster rief ihm noch der pfiffige Wirt nach: „Die Kuh laß ich gegen Abend holen und schicke das Geld mit!"

Der auf so eigenartige Weise bestrafte Dieb schaute sich nicht weiter um und schritt, so schnell es ging, davon. Als er sich unbeob-

nur sinnbildlich — nein richtige, schmelzende Butter, denn er fühlte sie immer stärker über sein Gesicht triefen. Und die Hitze! Der riesige Kachelofen strahlte eine Glut aus als ob die Gaststube des Lajos in ein irisches Heißluftbad umgewandelt werden sollte. Die „Stucken" des Jüngelchens Sami taten ihre Wirkung. Aber der Lajos durfte um keinen Preis Verdacht schöpfen und so ließ er sich denn von diesem wieder auf seinen Platz im Ofenwinkel niederdrücken und bemerkte kleinlaut: „Es ist so heiß hier — man hält's ja kaum aus."

„Ja wurum behältst du denn auch deine Mütze auf?" frug Lajos und machte eine Bewegung, als ob er sie ihm vom Kopf nehmen wollte.

„Nein — nein!" schrie der andere und fuhr blitzschnell mit beiden Händen danach, um sie festzuhalten, „ich bin erkältet — schwer erkältet — ich habe — ich muß . . ."

„Schwitzen Joszy — tüchtig schwitzen mußt du — dann geht's wieder weg", ergänzte Lajos den Satz, „und da du gerade fest dabei bist, denn das Wasser läuft dir ja nur so übers Gesicht herunter, so halte noch ein Weilchen aus. Magst noch einen Grog?"

Der Joszy verneinte. Er saß da wie ein Häufchen Unglück und sann angestrengt darüber nach, wie er, ohne verdächtig zu erscheinen, es anfangen müsse, das Freie zu gewinnen. Aber es sah schlecht aus damit. Der Lajos hatte noch seinen riesigen grauen Wolfshund, der in einer Ecke schnarchte, herbeigepfiffen und sagte zu diesem: „Setz dich daher, Török. Der Joszy will uns davongehen. Das soll er aber nicht. Paß gut auf!"

Der Hund hob eine seiner Lefzen, so daß die schneeweißen Fangzähne sichtbar wurden. Es sah aus, als ob er höhnisch lächele — wenigstens kam es dem Joszy so vor. Auch behagte es ihm ganz und gar nicht, daß der Török nach den Worten seines Herrn ein dumpfes, vielsagendes Knurren hören ließ. Sicher hatte er ihn genau verstanden. „Also wie steht's mit der Frischmelken?" begann der Quälgeist des Slowaken neuerdings die geschäftliche Verhandlung, indem er mit innerlicher Genugtuung die Rinnsale geschmolzener Butter beobachtete, die über dessen rotglühende Wangen herabliefen, „willst du sie für 190 bar lassen oder nicht? Daß sie is bezahlt damit glänzend, weißt du ganz genau. Sei nix so halsstarrig und bedenk: wer den letzten Tropfen will, dem fällt der Deckel auf die Nas. Du kommst mir nix fort, bevor gemacht is das Geschäft. Ich hab zu nötig frische Butter."

Butter — — dem Joszy fiel es trotz der Hitze eiskalt in den Leib hinein. Der Schrecken war diesmal noch größer als vorhin und mißtrauisch blickte er den Lajos an. Sollte der absichtlich das Wort gebraucht haben? Aber — nein. Würde er sonst so ruhig und freundlich dreinblicken? Indessen — wollte er noch etwas von seinem Raube retten,

„Steirischen Zeitschrift für Geschichte“, Jahrg. 1906) einige Literatur über den um Aussee und Gmunden hochverdienten Mann zusammengestellt hatte.

Die Schilderung von Lenobles Jubelfeier nun, die vom 16. bis zum 19. April 1822 in Gmunden vor sich ging, gibt ein ganz interessantes, an komischen* wie an rührenden Zügen reiches, für die Biedermeierzeit wie für die altösterreichische Bürokratie gleich charakteristisches Bild und ist nicht ohne biographischen Wert, da in den verschiedenen Ansprachen natürlich das Leben des Jubelgreises rekapituliert wird, das ich vielleicht einmal an anderem Orte schildern darf.

Für diesmal aber verweilen wir bei einem gleich zu Anfang der Festschrift angekündigten und an ihrem Ende (S. 34 f.) abgedruckten, meines Wissens sonst ganz unbekannten Brief, den der anonyme Verfasser der Broschüre mitteilt, um die Behauptung zu erweisen: „der hochgefeyerte Name eines Lenoble ist nicht nur in der kaiserlich-oesterrischen Monarchie, sondern auch in entferntern Theilen des Auslandes ruhmvoll bekannt.“

„Sr. Hochwohlgeboren dem Herrn Oberamtsrath v. Lenoble
in Gmunden.

Aussee, den 11. Nov. 1797.

Ich kann diese interessante Gegend nicht verlassen, ohne Ew. Hochwohlgeboren nicht wenigstens schriftlich die Empfindungen des Dankes und der innigsten Hochachtung auszudrücken, von denen mich Ihre Güte und die Ansicht Ihrer vollendeten und begonnenen Werke durchdrungen hat. Ich muß das widrige Schicksal anklagen, welches mich nun schon zwey Mahl des Glückes beraubt hat, Sie von Angesicht zu sehen, da ich mich schon so lange für alles interessire, was Sie und der vortreffliche Herr von Menz, Deutschlands erste Salurgen, unternommen haben. Fast ununterbrochene achtjährige Reisen haben mir Gelegenheit verschafft, die wichtigsten Salinen inn- und außerhalb Deutschlands zu studiren. Mit Feuerbau und mancherley Versuchen im Großen selbst beschäftigt, habe ich die Schwierigkeiten einigermaßen kennen gelernt, welche salurgische Anlagen mit sich führen. Nirgends fand ich den Wärmestoff so benützt, die Zersetzung der Dämpfe so vermieden, alles nach so richtigen physikalischen Grund-

* S. 27 sagt Lenoble in seiner Dankrede von dem „ebenso verdienstvollen, als würdigen“, damals bettlägrigen Salz-Oberamtsrat Appold: „ich tröste mich mit der Hoffnung, daß er wiederum zu unserer und meiner Freude genesen und den Kranz der Herren Salinen-Referenten als herrliche Blume zieren wird.“ — Beiläufig bemerkt, hat die Feier, die an patriotisch-loyalen Kundgebungen nichts zu wünschen übrig ließ, dennoch (vgl. Krackowizer, „Gesch. der Stadt Gmunden“, 2:413) „hohen Ortes unangenehm berührt“, weil sie „mehr einem zu Ehren des a. h. Hofes veranstalteten Feste ähnlich“ gewesen sei.

achtet wähnte, sah er nach seiner Butter, aber o weh — es war nur ein etwa walnußgroßes Stücklein übriggeblieben. Das dünkte selbst dem geizigen und in punkto Reinlichkeit nicht sehr heiklen Joszy, nicht mehr groß und appetitlich genug und er warf es mit einem kräftigen Fluch in den Schnee.

Als abends der Meschores* des Lajos die Kuh holte, legte er dem ehemaligen Besitzer derselben 187 Kronen und 20 Heller auf den Tisch und übergab ihm einen Brief seines Herrn. Das kostete wieder viel Mühe, bis der Inhalt herausbuchstabiert war. Seiner Frau, die überhaupt weder lesen noch schreiben konnte, sagte der Joszy aber nichts davon oder doch nur so viel, als ihm gutdünkte. Das Brieflein lautete:

„Lieber Joszy! Durch Überbringer dieses erhältst Du den Kaufpreis für die Kuh, 190 Kronen, abzüglich 2 Pfund Butter — Du weißt schon — à 1 Krone und 10 Heller, so daß noch 187 Kronen und 80 Heller verbleiben. Ich hätte das Dreifache, ja sogar das Zehnfache dafür rechnen können und Du würdest nix gesagt haben dagegen, allein ich bin ein ehrlicher Mann und will mich nix bereichern an Dir. Aber wenn Du wieder mal brauchst Butter, so denk ans siebte Gebot — Du kannst sie dann offen vor aller Welt, frisch und kühl nach Haus tragen und sie schmeckt nix nach Kopfschweiß womit freundlich grüßt Lajos Wohlgeruch."

Der Joszy zerriß das Papier und warf es ins Ofenfeuer. Dann spuckte er giftig aus, ballte die Faust und sie nach der Richtung der Gutsschenke hin schüttelnd murmelte er ingrimmig: „Jud, verfluchter!"

Aussees berühmtester Gast.

Von Robert F. Arnold-Wien.

Im Gmundner Museum, das sich unter der Obhut und durch die Tatkraft seines Verwalters, Herrn Landesgerichtsrats Pauli, zu einer der größten Sehenswürdigkeiten des Salzkammerguts entwickelt hat, fiel mir eines Tags eine Kleinoktav-Broschüre in die Hände, deren langatmiger Titel („Beschreibung der Jubelfeyer des funfzigsten Dienstjahres Sr. Hochwohlgeboren, Herrn Joseph Lenoble von Edlersberg, k. k. wirklichen Hofrathes, Salinen-Oberamtmannes, und Ritters des kaiserlich oesterreichischen Leopold-Ordens", Linz 1822) mich sofort lockte, Einsicht in das Heftchen zu nehmen, da mir der Name seines Helden aus anderem Zusammenhange her sehr geläufig war, und ich (in der

* Soviel wie Knecht.

sondern auch (1 : 177 f.) eine Serie barometrischer Höhenmessungen Humboldts auf der Strecke Salzburg—Aussee—Salzburg, mit genauer Datierung jeder einzelnen Beobachtung, so daß sich nun folgende Reiseroute ergibt: 7. November Salzburg—Fuschler See—St. Gilgen—Ischl, 8. Ischler Salzberg, 9. Ischl—Hallstatt, 10. Hallstätter Salzberg und mutmaßlich noch bis Aussee, 11. Aussee und Altaussee, 12. Aussee—Goisern—St. Gilgen, 13. St. Gilgen—Salzburg. Im steirischen Salzkammergut bestimmt Humboldt speziell die Meereshöhe von Aussee (2084·5 Pariser Fuß), Altaussee (2343·1'), Moosberger Berghaus (3160 8'), Pötschen (3151·7'). Am 11. besichtigte Humboldt also, wie aus dem Brief an Lenoble hervorgeht, die Ausseer Saline und, wie die Höhenmessungen ergeben, das Bergwerk am Sandling, über das sich auch Buch (a. a. O. 1 : 153 ff. u. ö.) äußert.

Nun zu den Einzelheiten des Briefs. Der „vortreffliche Herr von Menz" ist Dr. Menß, Werksphysikus, dann (während der bayrischen Herrschaft) Direktor der Saline zu Hall i. T. (vgl. Jos. Aug. Schultes, Reisen durch Oberösterreich ꝛc. 1 : 82) und Vater von Lenobles erster Frau; die zweite war eine geborne Gräfin Klobuschitzky. Über die von Lenoble beim Ausseer Salzsiedeverfahren (zum Teil aus Tirol) eingeführten Reformen berichten Schultes (a. a. O. 1 : 71, 80 ff.) und die Festschrift (S. 22); es handelt sich unter anderem um Verschraubung der die Pfanne zusammensetzenden Bleche, wodurch die Reinigung der Pfanne wesentlich erleichtert wurde, um Verminderung des sogenannten Pfannensteins und vor allem um große Ersparnisse an der Feuerung. Saurau, dessen Humboldt so höflich, ganz im Kurialstil des alten Goethe, gedenkt, ist Graf Franz Josef Saurau (1760—1832), damals (1797—1801) Finanzminister, derselbe, der während der Kriegsjahre 1805 und 1809 als Landeskommissär von Innerösterreich fungierte und in der Geschichte der Steiermark und ihrer Hauptstadt eine nicht unbedeutende Rolle spielt. Der „verständige, kenntnisvolle, rastlos tätige" Sudmeister Ritter endlich hat es bis zum Oberamtsrat in Aussee gebracht.

Wer das schöne Quellgebiet der Traun, das steirische Kammergut, und seinen kräftigen, klugen, fröhlichen Menschenschlag kennt und daher liebt, mag sich nun der Tatsache freuen, daß der große Mann, in dessen Geist der Kosmos Raum fand, auch am Fuß des Koppens und Sandlings verweilt, der Tätigkeit eines wackeren Österreichers hier fachmännische Anerkennung gezollt hat. Eine einheitliche Skala des Ruhmes gibt es nicht; doch wird man schwerlich unter den vielen namhaften Besuchern des Ausseer Gebiets auch nur einen finden, dessen Name den Alexander von Humboldts überstrahlte, und so rechtfertigt sich wohl der diesen anspruchslosen Zeilen vorangesetzte etwas anspruchsvolle Titel.

sätzen angelegt, als in Hall und Aussee. Wenn ich Ihre neuen Anlagen bewunderte, so war die schwierige Verbesserung alter fehlerhafter Pfannen mir noch interessanter. Es ist leichter, etwas Neues zu schaffen, als verpfuschte Dinge zu vervollkommnen und verjährten Vorurtheilen zu trotzen. Ich freue mich, dem Herrn Grafen von Saurau, der mich seines freundschaftlichen Zutrauens würdigte, danken zu können, daß er mir die Gelegenheit verschafft hat, so wichtige Vorrichtungen in der Nähe sehen zu können. Ich kann diese Zeilen nicht schließen, ohne Ew. Hochwohlgeboren auch noch zu danken, daß Sie mir gerade den Herrn Sudmeister Ritter zum Führer gaben. Von einem so verständigen, kenntnißvollen, rastlos thätigen Manne läßt sich viel für die Technik erzwecken. Ich habe die Ehre mit der dankbarsten Hochachtung zu verharren.

Ew. Hochwohlgeboren gehorsamster

A. Freyherr v. Humboldt,
königl. preußischer Oberbergrath."

Zur Erläuterung dieses Briefes sei zunächst bemerkt, daß Humboldt, der „berühmte Natur- und Geschichtsforscher", wie ihn unser Anonymus (S. 3) nennt, das österreichische Salzkammergut schon im Herbst 1792 auf einer dienstlichen Studienreise berührt hatte (vgl. Julius Loewenberg in dem Sammelwerke von Bruhns, A. v. H., 1 : 147 f), daß sich jedoch für dieses Jahr ein Besuch im Ausseer Gebiet, wenigstens aus dem mir bekannten Material nicht erweisen läßt. An sich wäre ein solcher nicht unwahrscheinlich, denn Humboldt hatte von der Regierung der fränkisch-hohenzollerischen Lande Ansbach-Bayreuth den Auftrag erhalten, die Steinsalzgruben und Siedevorrichtungen Bayerns, Salzburgs, des Kammerguts, Galiziens und Oberschlesiens zu besichtigen, ein Programm, in das sich Aussee fast mit Selbstverständlichkeit einfügt. Auch ein Passus im ersten Satz des Briefes an Lenoble könnte auf einen Ausseer Aufenthalt von 1792 gedeutet werden. Vielleicht läßt sich hierüber noch Sicherheit gewinnen. Fünf Jahre später brachte Humboldt mit seinem Freunde und Landsmann, dem berühmten Geognosten Leopold v. Buch, den Winter 1797 auf 98 in Salzburg zu (vgl. H. Klencke, A. v. H., S. 3 f; Loewenberg a. a. O. 1 : 248, 253); und von diesem Standquartier aus unternahmen die Forscher jene Reise, für die der mitgeteilte Brief Zeugnis ablegt.

Ein günstiger Zufall nun gestattet es, die Ausseer Reise der beiden märkischen Gelehrten von Tag zu Tag, von Station zu Station zu verfolgen.

In Buchs „Geologischen Beobachtungen und Reisen" (1802 bis 1809) blätternd, finde ich nicht nur (1 : 144 f.) Bemerkungen über die Lage von Altaussee und die geologischen Schichtungen im Koppental,

womit ich nicht sagen will, daß diese immer im Sinne des Dichters ausfallen müßte. Aber es genügt, daß uns solch eine Frage, von ihm säuberlich zubereitet, vorgelegt, zum Überlegen anreizt und durch die Beantwortung ein Kulturwert geschaffen wird. Die Kunst der großen Gesellschaftskritiker, z. B. eines Ibsen, Zola, Tolstoj, Hauptmann, besteht in letzter Linie darin, den Leser oder Zuhörer mit in den Bannkreis der eigenen Ideen hineinzuziehen, ihn zu zwingen, mit den Augen des Dichters zu schauen, das vielfältige Rollen alles dessen, was das soziale Leben ausmacht, wenigstens für Augenblicke klar zu sehen, Licht- und Schattenseiten dieses Lebens hervorzuholen und uns so nachdenken zu lassen über die wunden Punkte desselben. Wie gesagt, unsere Beantwortung muß nicht im Sinne des Dichters ausfallen, es genügt, zur Betrachtung anzuregen. Dies vermag Molo und stellt sich dadurch würdig an die Seite der großen Dichterphilosophen. Indem er z. B. in seinem Romane „Wir Weibgesellen" jene vorführt, die am Weibe leiden, deren Ideenkreis vom Weibe beherrscht wird, vollführt er nicht eben nur eine dichterische Tat, sondern rollt eine das gesellschaftliche Leben, zumal von heute, beherrschende Frage auf, deren Beantwortung zur Erziehung der heranwachsenden Generationen von grundlegender Wichtigkeit ist. Daß Molo heute eigentlich ein noch junger Mann ist, erhöht wohl unsere Bewunderung für seinen umfassenden Tiefblick; wichtiger erscheint aber, daß wir daraus ersehen, wie einer, der selbst noch inmitten des Wogens des Lebens steht, ja eigentlich in dieses Branden erst hineingeraten ist, sich zu ihm stellt. Aus der abgeklärten Perspektive des gealterten Außenstehenden betrachtet, haben Lebensmotive längst an Frische verloren, erinnern dann nur zu sehr an die kühlen Betrachtungen eines Buchphilosophen, während Molo mit all der Leidenschaft des reifenden Mannes die Fragen angeht, sie vor uns hinreißt uud fast brutal zur Antwort auffordert. Zu zeigen, wie so eine Frage des sozialen Lebens im Handeln und Fühlen der durch sie zunächst Betroffenen aussieht, das ist die Kunst seines dichterischen Formens. So gibt er ein Bilderbuch für große Kinder und das wirkt erzieherisch ebenso wie ein gutes Bilderbuch für die kleinen. Die Moralphilosophen haben mehr minder nur einen engbegrenzten Leserkreis; jene aber, die eigentlich gar nicht philosophieren wollen, nun doch zum logischen Nachsinnen über Fragen des sozialen Lebens zu zwingen, indem sie unterhalten werden — das ist die Kunst der Dichterphilosophen. Sie dürfen nicht aufdringlich sein, sonst werden sie am Ende als unangenehme Sittenprediger zur Seite geschoben. Molo nun beherrscht diese Kunst der Dichterphilosophen in hohem Grade. Eben ist sein breitangelegter Schillerroman auf den Büchertisch gelegt worden. Die Fragen, ob und wie weit die Behandlung des Stoffes gelungen ist, wäre vielleicht eine Doktorfrage, daß aber

Walter von Molo, der Dichter, Gesellschaftskritiker und Erzieher.

Von Karl Wilhelm Fritsch.

Gleich in seinen Anfängen zeigte Molo neben dem Dichter den Gesellschaftskritiker. Wenn wir die Reihe seiner Romane überblicken, so können wir fast jeden mit einer bestimmten Marke bezeichnen, ohne der Registriermanie geziehen zu werden. Da schrieb er einmal einen Roman „Die unerbittliche Liebe“, das war der Roman jenes Mittelstandes, dem zum vielen Philosophieren zu wenig Zeit bleibt und doch genug, um sich Mensch zu fühlen. Oder „Die törichte Welt“, das war die Tragikomödie des Epigonentums, jener Bedauerlichen, die der Ruhm ihrer Vorfahren nicht aufkommen läßt. Oder „Der gezähmte Eros“, das Buch der unter der seit Generationen geknebelten gesunden Sinnlichkeit Leidenden. Und so könnte jeder Molosche Roman seine Aufschrift bekommen. So würde man allenfalls einige Zeilen einer Literaturgeschichte füllen, der Persönlichkeit des Dichters käme man aber nicht gar sehr nahe. Dennoch ist aber die Bezeichnung dieser Romane mit Einzelmarken nicht unwichtig, um dem Schaffen unseres Dichters gerecht zu werden. Molo hat da Fragen aufgenommen, die uns eigentlich alltäglich scheinen, und doch hat ein Dichter, der allerdings zu tiefinnerst auch Philosoph ist, sie nicht nur interessant beleuchtet, sondern sie zu solchen gemacht, deren Beantwortung uns notwendig, als zum Weltganzen gehörig erscheint. Um Probleme für einen Roman braucht man nicht gerade verlegen zu sein, aber solche aus der großen Menge herauszufinden, welche nicht nur eine tiefere Betrachtung lohnen, sondern auch Motive im sozialen Leben darstellen, mit zum Räderwerk dieser großen Maschine gehören, deren Gesamtheit dieses Leben eben ausmachen, das verlangt den scharfen, sondierenden Blick des Gesellschaftskritikers. Der betrachtet einzelne Regungen der Menschheit, verliert sich aber nicht in solch einzelner Behandlung, sondern behält immer den Kontakt mit der Gesamtheit aller das soziale Leben schaffenden Motive, nur gibt er einmal diesem, einmal dem anderen den Vorzug bei seiner Betrachtung. Dadurch wird diese nicht zu einer philosophischen Abhandlung, vielmehr bleiben die Motive vor den Augen des Lesers lebendig, zeigen sich in ihrer Tätigkeit, was sie ineinandergreifend an Wirkung auslösen. Ein Stück Leben pulst so vor uns. Das ist Molos große Kunst, daß er als Dichter so ein Stück vor uns aufrollt, ohne akademisch zu werden, durch eine Romanfabel eine Frage aufwirft und sie eben durch den Gang dieser Fabel beantwortet. Das heißt, der Leser gibt sich diese Antwort selbst,

seinen Einzelzügen führt es unseren Blick in die Tiefen des damaligen sozialen Lebens und aufblickend sehen wir, daß uns Molo zugleich in das Räderwerk des heutigen Lebens hat schauen lassen. Das große, ewig Bewegende: die Menschenseele treibt hier ebenso, wie sie damals und immer getrieben hat. Molo ist auch diesmal Gesellschaftskritiker geblieben und sein überlegener Geist hat ein Meisterwerk geschaffen, das zugleich berufen ist, als Erziehungswerk zu gelten.

Heimgärtners Tagebuch.

In den Westalpen war's, da marschierte ein Trupp österreichischer Soldaten gen Süden. Sie waren frisch, sangen lose Lieder und manch einer jauchzte, wie es der Brauch ist in den Alpen. Insgeheim hatte jeder seinen Herzenswunsch. — Einen Krug Bier, wenn ich jetzt hätte! Der so dachte, das war ein Bayer. — Wenn ich daheim beim Dirndl wäre! Das war ein Steirer. — Wenn ich jetzt einen Welschen unter den Fäusten hätte! Das war ein Tiroler. — Wenn ich nur endlich wieder einmal meinen Bart weg hätte! Der dieses wünschte, war ein Oberösterreicher, ein Stadtschreiber aus L. Er hielt was auf Nettigkeit und Adrettigkeit und jetzt wucherte ihm schon ein widerhaariger Bart um Backen und Kinn, und das juckte manchmal hie und da, als ob sich in diesem Haarwald schon Kleinwild zu zügeln begänne.

Und als der bunte Trupp so dahintrabte auf steinigem Bergsteig, stand hinter dem Zaun ganz nahe ein Weiler, und von einer der Haustüren leuchtete die Messingscheibe einer Barbierstube herüber. Unser Stadtschreiber blieb stehen und sagte zu seinem Korporal: „Da will ich übri; der Pelz muß ab!" — „Was dir nit einfallt!" rief der Korporal, „in ein neutrales Land einfallen, das wäre gegen das Völkerrecht. Das da drüben hinter dem Stachelzaun ist ja die Schweiz!" — Jetzt, das war fatal. Weil der Balbierer gerade vor seiner Tür stand und herüberschaute, so rief der Oberösterreicher hinüber, ob er Zigaretten haben wolle? Dann möge er herkommen. Der Balbierer dachte, was das für seltsame Militari sein müßten. Sonst nehmen die Soldaten Zigaretten, hier wollen sie geben! Als er aber hörte, daß es sich um ein Bartscheren handle, schüttelte der Balbierer den Kopf und legte dar, daß die Schweiz sich neutral erklärt habe, folglich ein Entgegenkommen seitens der Schweiz an die österreichische Armee unmöglich sei.

Trotzdem entwickelte sich zwischen den beiden Staaten eine diplomatische Verhandlung, die der Korporal leitete und die zu folgender

dieser große Roman auch der eines Gesellschaftskritikers ist, wird jenem, der tiefer schaut, bald klar. Wohl war die Gesellschaft in Schillers Zeiten von verschiedenen Problemen beherrscht, die damals noch nicht gelöst waren, wohl war die Bewegungslinie des damaligen Lebens im Einzelnen von jener des heutigen verschiedener, aber die Kardinalfragen des Menschentums waren bei aller scheinbaren Verschiedenheit dieselben wie heute. Wie sich ein Edelmensch durch alle Widrigkeiten des Lebens tapfer zur Höhe durchringt, das ist im Grunde genommen heute nicht anders wie vor hundert Jahren. Der Motive in der großen Menschheitsgeschichte sind eigentlich nicht zu viele, und betrachtet man sie genau, so findet man sogar eine gewisse Regelmäßigkeit in ihrem Auftauchen. Molo hat in seinem Schillerroman nicht weniger als den Roman der Menschheit überhaupt gegeben. Und das ist gewaltig viel. Der ewige Kampf zwischen Faust und Mephistophelis brandet auch hier wieder auf. Wie weit dieser Roman einen literaturgeschichtlichen Beitrag abgibt, ist eine Sache für sich, und würde ihm auch diese Bedeutung abgesprochen werden, so müssen wir ihn doch zu jenen Werken rechnen, die Ewigkeitswert haben. Wie alt das Menschengeschlecht ist, mögen uns berufene Fachleute sagen, daß es aber immer und immer aus sich selbst Werte zeugt, die in ihrer Gesamtheit Kultur heißen, wissen wir und auch, daß Kultur nur immer zeitlich zu Recht bestehendes Bezeichnen kann. In wessen Leben ließe sich, auf den engen Zeitraum eines Menschendaseins begrenzt, Entstehen und Auswirken von Kulturwerten besser aufzeigen als im Leben eines echten Dichters, dessen Augen wie jene des Januskopfes vor- und rückwärts schauen, in die Seele der Mitmenschen eindringen und zugleich ins eigene Innere blicken? Und wer könnte ein solches Dichterleben besser und ausschöpfender betrachten als ein echter Dichter selbst! Schieben wir doch alle rein literarischen Fragen, die Molos Schillerroman aufwirft, ins Gebiet des Fachlichen, übersehen wir doch nicht den überragenden Wert, den dieses Werk als Buch der Menschheit hat. An Schiller, der uns allen menschlich so nahe steht, lernen wir unser eigenes Leben mit all seinen Freuden und Qualen werten. Nicht so, wie uns Schiller in der Literaturgeschichte vorgeführt wird, wirkt er erzieherisch, wohl aber so, wie ihn ein Dichter uns menschlich stark und schwach vorführt. Molos Schillerroman ist nicht nur ein Dichterwerk von hohem Range, sondern, was ihn vielleicht noch höher stellt, ein Erbauungsbuch. Bei einem Werke von solch überragender Größe erscheinen Fragen über Stil, Komposition u. a. überflüssig und kleinlich. Molo hat uns dieses Buch in die Seele hineingeschrieben und die weiß es richtig zu werten. Das Leben unseres Dichterfürsten schildernd, sein Werden, Heranreifen, sein Zusammenwirken mit Goethe, aus all diesen Einzelheiten ist ein gigantisches Gesamtbild geworden. In

Wenn sie denn gar ein wenig stark begriffsstützig sind, die Jungen, und die Meinungen über das Schritthalten, Schultern, Anschlagen und dergleichen zehnfach auseinandergehen, dann will der Leutnant bisweilen doch schier wild werden, vergleicht die Burschen sinnig mit mancher Kreatur aus der Zoologie. Mit dem Dichter Morre ruft der Leutnant aus: „Wenn ihr so groß wäret, als ihr dumm seid, könntet ihr dem Mond ein Bussel geben!“ Und droht ihnen die schrecklichsten Strafen an.

Ein solches Bedrohen des ganzen Zuges rührte den Rekruten Franz Michel Müller, er trat aus der Front, schritt langsam und demütig nahe an den Offizier hin und voll tiefempfundener Vertraulichkeit flüsterte er: „Herr Leutnant! Melde gehorsamst, der Allerdümmste bin ich.“

Es ist aber eher anzunehmen, daß er der Schlaueste war. Denn diesmal hatte er — der Leutnant konnte das Lachen kaum verbeißen — gewonnenes Spiel.

Die Tiroler Schützen, die an den Grenzen ihres Landes stehen und auf die Italiener unbeschreiblich wütend sind, behandeln und betreiben dort den Kampf als wahren Schießsport. „Auch wir haben“, schreibt die „Allgemeine Sportszeitung“, in Wien einen solchen Tiroler Schützen, der, obzwar schon 53 Jahre alt, auf die Nachricht von der Niedertracht des einstigen Bundesgenossen und seiner Kriegserklärung an uns, hier alles liegen und stehen ließ, sich als freiwilliger Tiroler Landesschütze meldete und als er von der Heeresleitung angenommen wurde, eiligst in die Heimat fuhr, mit seinen Landsleuten auf die bedrohten Berge zog und sich mit ihnen dort einnistete, um den Schießsport auf die Feinde auszuüben. Es ist dies der wohlbekannte und hochangesehene Wiener Arzt Dr. Moritz Maria Koritschoner, der gleich bei Kriegsausbruch ganz auf eigene Kosten ein Privatspital für fünfzig Verwundete errichtete, die er auch vollständig verpflegte, sie mit Hilfe freiwilliger Pflegerinnen in aufopferndster Weise behandelte und der Heilung zuführte. Nur auf die Nachricht hin, daß Tirol jetzt seine Schützen brauche, litt es den ebenso temperamentvollen wie hochpatriotischen Mann nicht länger bei uns, er zog ins Feld. Wacker und mit sicherer Hand schoß er da mit den Kameraden förmlich um die Wette. Er hatte schon eine ‚Strecke‘ von einem vollen Dutzend Italienern mit lauter Kopfschüssen, keiner unter 800 Metern Entfernung erzielt, als auch ihn eine Kugel ereilte. Es war zwar nur ein ganz ungefährlicher Weichschuß am Unterschenkel, den er erhielt, der aber bewirkte, daß Dr. Koritschoner von einer über vier Meter hohen Stelle auf harten Dolomitenboden abstürzte und dabei eine sehr erhebliche Quetschung der linken Hüfte erlitt, die ihn zu seinem

Vereinbarung führte: Beide, der Bebartete wie der Balbierer kommen einander bis zur Landesgrenze entgegen und just über dem Stacheldrahtzaun vollführen sie ihr Werk. Das Bartscheren sei eine Kulturtat und als solche international. Somit sei die Neutralität beiderseits korrekt gewahrt.

Nun, und dann hat der schweizerische Balbierer den österreichischen Stadtschreiber gut eingeseift, streng vertikal über dem Grenzzaun, und ihn flink und glasglatt rasiert. — Für die drei Zigaretten, die der Balbierer nahm, gab er eine Zigarre, so daß auch hiermit dem Völkerrechte — Gott erhalte es! — Genüge getan war.

Hierauf ist der so sauber entbartete Stadtschreiber aus L. mit seinen Kameraden in wahrer Feststimmung gegen die Welschen marschiert.

Der Hurrapatriotismus! Meiner Natur will er nicht recht liegen. Aber ich halte ihn für nützlich, ja für notwendig. Es gibt Leute, bei denen die Kriegslust so tief schläft, daß sie mit Geschrei geweckt werden muß. Dann ist sie aber auch wach. Doch verachtet mir auch den Bergsohn nicht, der mit ruhigem Ernste ins Feld marschiert. Er findet durchaus kein Vergnügen an dem, was jetzt kommen wird, aber es muß sein. Es muß sein! Mit diesem stählernen Leitgedanken geht er kaltblütig in die Schlacht. Nicht sosehr Haß und Racheluſt jagt ihn unüberlegt in gefährliche Stellungen, vielmehr die Sorge ums Heimatland; nicht um „fürs Vaterland zu sterben" ist er gekommen, sondern vielmehr um fürs Vaterland den Feind zu schlagen. Mit gelassener Überlegsamkeit geht er, zum Angriff kommandiert, ans Werk, wie an eine ernste, schwere Arbeit. Ohne viel von „Begeisterung" zu spüren, behauptet er mit zäher Ausdauer seine Stellung. Mit starrer Entschlossenheit, aber stets im Schutze der Klugheit, dringt er vor, ohne sich voreilig zu erschöpfen. Und wie er ohne Lärm ausgezogen ist, kehrt er schweigsam wieder heim. — Vielleicht sagt er es einmal, daß er Sieger ist, vielleicht begnügt er sich mit dem einzigen Worte: „Die werden sich's merken!"

„Na, da tu' ich lieber im Schützengraben knien, als beim Abrichten vor dem Herrn Leutnant stehn", vertraute mir ein junger Soldat aus den „enteren Bergen". Es muß aber auch ganz verflixt sein, wenn's beim gegenüberstehenden Leutnant allemal links heißt, was beim Rekruten rechts ist. Wie soll es da zwischen Menschen und Menschen ein Verstehen geben! Denn daß auf dem Exerzierplatz der Mensch ausgeschaltet ist, daß es dort nur Offiziere und Mannschaft gibt, das kann der gute Oberbergler nur schwer fassen.

Dame: „Nun also!"

Ich: „Aber ehe der anständige Mensch von elenden Gegnern sich alles gefallen läßt, der Freigeborene sich in die Sklaverei der Wütenden, der Gesittete sich in die Knechtschaft des Lasters begibt, ehe kämpft er bis zum Tode. Freiwillig Unrecht leiden ist ebenso Sünde, wie Unrecht tun, weil das nicht bekämpfte Unrecht immer mächtiger wird."

Die Dame: „Das ist alles schön und gut. Aber wer sich immer zur Verteidigung rüstet, dem kommt, wenn er schwer genug gerüstet ist, endlich auch die Angriffslust, oder er erweckt bei den Nachbarn das Mißtrauen, und sie rüsten auch."

Ich: „Ganz richtig. Der Angriffslustige ist es gewöhnlich, der zuerst rüstet. Der Friedfertige rüstet erst, wenn er sich bedroht sieht."

Nach einigem Nachdenken sagte die Dame: „Kurz und gut, es soll keiner anfangen."

Ich: „Gnädige, es wäre freilich das Beste gewesen. Doch angefangen haben schon die ersten Menschen, die ersten Kreaturen, die sich ihres Daseins wehren mußten. Der erste Löwe, der das Lamm fraß, wär gewiß der Angreifer; aber er war zugleich auch der, der sich zu wehren hatte um sein Leben. Das Lamm hätte ihn freilich nicht bekriegt, aber der Hunger hätte ihn umgebracht, darum verzehrte er das wehrlose Lamm."

Die Dame: „Ja, müßten denn jetzt die Russen, die Engländer verhungern, wenn sie sich nicht gegen uns verschworen hätten? Sie haben sich gegen Deutschland und uns zusammengetan, weil sie uns bis auf die Zähne gerüstet sahen."

Ich: „Und wir haben uns vorsehen müssen, weil sie ihre Millionenheere sammelten, ihre Riesenflotten bauten. — So geht eines ins andere seit Anbeginn der Welt. Jedes Wesen, jedes Volk fühlt sich immerwährend bedroht von den anderen, und so muß ein Mißtrauen, ein gegenseitiges Lauern und auf dem Sprung stehen sein, das ganz natürlich ist. Das ist in der Menschheit eben das Animalische. Das Göttliche in ihm arbeitet ja fortwährend dagegen, ist immer am Werk, die Völker zu einigen, gerecht und wohlwollend und einander vertrauend zu machen. Diesem Göttlichen im Menschen ist es zu danken, daß nicht der Krieg, sondern der Friede der Normalzustand des Lebens wurde. Und besonders die Bestrebungen der Friedensfreunde können nicht genug gewürdigt werden. —

Die Dame: „Also Sie, Herr Rosegger, sind ein Friedensfreund und ich bin ein Friedensfreund. Warum sind wir nicht einig?"

Ich: „Weil Sie an die völlige Ausrottung des Krieges glauben. Und weil ich glaube, daß solange der Mensch aus Fleisch und Blut besteht, das Animalische nicht ausgerottet werden kann. — Oder man

größten Leidwesen wohl auf Monate am flotten Marschieren und besonders am Klettern hindern wird."

Die Tiroler sollen das Italiener-Erschießen überhaupt als Sport betreiben, wettend darauf hin, wer mehr Kopfschüsse macht. Man würde das einem andern Gegner gegenüber als frevelhaft empfinden, aber die beispiellose Frivolität, mit der dieser „Freund" den Frieden brach, entschuldigt vieles. Wenn sich vor kurzem eine fromme englische Stimme gegen diese „Pietätlosigkeit" des Wettens ereiferte, so erinnern wir nur, daß die Engländer Riesenwetten veranstalteten darauf hin, ob die Deutschen in die Hauptstadt ihres Verbündeten, in Petersburg, einziehen werden oder nicht.

Ich wette nichts darauf, daß die Deutschen einmal in London einziehen!

Unseren Alpenschützen in den Dolomiten:

Das Federbett macht den Mann matt und schwach.
Dem Schwachen ein trauriges Weh und Ach!
Die Steinberge machen ihn flink und stark.
Dem Starken einen Gruß aus Steiermark!

„Lieber, liebster Herr Rosegger!" rief die Dame, ohne weiteren Gruß zur Tür hereineilend, „wie können Sie sich mit dem Krieg abfinden! Sie behandeln ihn im Heimgarten ja manchmal schon wie etwas Selbstverständliches. Kommen Sie doch zu uns, zu den Friedensfreunden!"

Als ich mich von der Heftigkeit dieses Einganges ein wenig erholt hatte: „Verehrte Frau. Ich war wohl einer der ersten der von Baronin Suttner Geworbenen und habe mein Lebtag für den Frieden gearbeitet. Mein Grundsatz: Nicht angreifen, nur sich verteidigen."

Die Dame: „Aber mein Gott, sich verteidigen, das macht eben den Krieg. Der Angreifer würde sich mit der ihm willig überlassenen Beute zufrieden geben und wir hätten Frieden statt des Krieges, der das größte aller Übel ist."

Ich schaute die hübsche Frau verblüfft an. Rührend war sie in ihrer heiligen Theorie, sich nicht zu wehren, sich alles ruhig gefallen zu lassen.

Ein anderer hätte es vielleicht versucht, ihren Grundsatz praktisch zu erproben. Ich begnügte mich mit der Rede.

„Edle Frau! Durchsuchen Sie die deutsche Sprache mit ihrem ungeheuren Reichtum, durchsuchen Sie alle Sprachen der Welt, Sie werden kein Wort finden, das groß und stark genug wäre, die Schrecken des Krieges auszusprechen."

Man weiß nicht, wie eine solche Rüge aufzunehmen ist, wenn man selber bisweilen ein wenig Kriegspoeterei treibt. Es mag wohl wahr sein, zu viel wird jetzt gesungen, nicht bloß von Lerchen und Nachtigallen sondern auch von Gimpeln und Spatzen. Ich bin auch einer, der zwar „sagen aber nicht schlagen“ kann. Aber wenn sogar die Glocken Kanonen werden müssen!

Ein langjähriger Heimgarten-Abnehmer schreibt mir heute: „Ich nehme das Blatt auch für weiter, lese daraus aber nur das, was nicht vom Kriege handelt.“

Ich kann es dem Manne nachfühlen. Aber wie stellt es eine Zeitschrift an, nicht von ihrer Zeit zu sprechen? Das Papier ist einmal der Spiegel seiner Gegenwart. Der aber das Bild festhält für die Zukunft. Wir könnten ja aus eben solchem Papier Bilder der Vergangenheit hervorholen und uns jetzt erquicken an Idyllen des Friedens, wie wir es so oft getan haben. Aber von dem blutroten Kometen Krieg beleuchtet — wir haben jetzt kein anderes Licht — würde alles, was wir vom Frieden brächten, die Farbe des Krieges haben. Wir versuchten es ja schon und werden es immer wieder versuchen; aber es geht uns wie dem stillfriedlichen Wald, der, wenn im Lande die Schlachten wüten, anstatt seines Vogelgesanges den Widerhall der Kanonen gibt.

Als nun wieder des Kaisers Geburtstag nahte, nahm ich mir vor, an diesem Tage nicht in die Kirche zu gehen. Aber als die Stunde kam und die Glocken läuteten — wen zieht's an solchem Tage nicht hin, um zu beten für den Kaiser und sein Reich! — da ging ich doch in die Kirche. Aber mit dem ernstlichen Vorsatz das erstemal in meinem Leben, bei diesem Gottesdienste nicht andächtig zu sein. Das Erlebnis vom vorigen Jahre stand zu lebendig in meinem Gedächtnis. Damals, am 18. August 1914, unmittelbar nach Kriegsbeginn, hat mich die kirchliche Feier so sehr erschüttert, daß ich meine Bewegung fast nicht mehr zu verbergen wußte, daß ich in größter Gefahr war, laut aufzustöhnen, aufzuschreien und so der ganzen Gemeinde den Gottesdienst zu stören. Von der Schande gar nicht zu reden. Auf das konnte ich es nicht mehr ankommen lassen. Diesmal wollte ich also bei dem Hochamte nicht andächtig sein, sondern an alles andere eher denken, als an den Kaiser und an den Krieg. Es gelang mir auch. Ich dachte an möglichst gleichgültige Dinge, verschloß vor den Gebeten, Orgelklängen und Gesängen wie verstockt mein Herz. Neben den weltlichen Vorstellungen lief immer leicht der Gedanke einher: Gott wird mir's diesmal schon verzeihen, daß ich nicht an den lieben Kaiser denke! Als nun aber die Volks-

könnte auch anders sagen: Was jetzt auf Erden geschieht, es ist ein ungeheurer Wahnsinn. Aber er ist ganz natürlich, so natürlich wie eine Seuche, wie ein Wahnsinnsausbruch, der im Organismus sich allmählich vorbereitet hatte. Ja, vielleicht ist es gar nicht einmal eine Krankheit an sich, vielleicht ist es nur ein Fieber, ein Reinigungsprozeß, der das Leben der Völker wieder gesünder macht. Einer, der nicht mittun kann, um den Zustand beschleunigen, beenden zu helfen, muß mit Resignation abseits stehen und warten, bis der Anfall vorüber ist."

Die Dame: „Nach dieser Auffassung wäre der Völkerhaß, der Haß gegen die Kriegsanstifter, der jetzt alle Herzen verwüstet, ganz ungerechtfertigt."

Ich: „Ob der Haß gerechtfertigt ist oder nicht, wer entscheidet es jetzt? Aber natürlich ist er, ist ein Bestandteil der Krankheit, des Reinigungsprozesses oder wie wir den Zustand nennen wollen. Der Haß ist so groß, daß man meint, er könnte nimmer aufhören. Aber aus Erfahrung wissen wir, daß Völkerhaß sich nach dem Kriege viel eher verflüchtigt, als der Haß zwischen einzelnen Personen. — Dann, verehrte Frau, kommt wieder *unsere* Zeit, die Zeit nicht bloß der natürlichen, sondern auch der grundsätzlichen Friedensfreunde. Dann sei es unser Trachten, daß der genesene Menschheitskörper gesund bleibe. Gelänge es uns nicht, die Menschen zu überzeugen, daß das wahre Glück dieser schönen Erde nicht in den materiellen, sondern in den seelischen Bereichen liegt, dann müßten wir die Hoffnung auf einen beständigen Frieden aufgeben."

So hatten wir miteinander geredet. Da erhob sich die Dame von ihrem Sitze und sagte mit leiser Stimme: „Sie sind mir zu wenig zuversichtlich. Sie zweifeln noch zu sehr an der Möglichkeit des ewigen Friedens, der nach meinem unerschütterlichen Glauben kommen *muß*, wenn die Menschen ihn wollen."

Sie ging langsam fort. Ich schaute ihr mit Wehmut nach.

— — — Wenn die Menschen ihn wollen! —

„Kriegspoeterei — nix dabei!" schrieb mir vor kurzem jemand; dem mochte die allzuüppig wuchernde *Kriegsliederdichtung* endlich zuwider geworden sein. Und weil man einer Seuche manchmal mit ihrem eigenen Gifte beikommen kann, so dichtete auch er:

„Worte, nur Worte vom tatlosen vagen Mann!
Hilft denn das Wähnen, wenn man nicht wagen kann?
Hilft denn das Sagen, wenn man nicht schlagen kann?
Hilft denn das Singen, wenn man nicht siegen kann?
Lasset den Vagen und Zagen doch liegen.
An euch ist's, zu wagen, zu schlagen, zu siegen."

für die nächsten Jahre; wir werden Milch und Fleisch genug haben, um so mehr, als wir die Taferlklasse der Sparsamkeit bereits durchgemacht haben. Freilich waren die Leute, die noch daheim sind, auch fleißig gewesen. Die Weiber hatten ganz mannhaft zugegriffen. Aber als auf den weiten Feldern das Korn zu reifen begann, wurde uns neuerdings bange. Die Arbeiter stehen im Felde, aber nicht im richtigen. Wer soll heimen? Da schickte uns der Himmel die Russen. Die gefangenen Russen, die anfangs eine Kalamität genannt wurden in unserem Lande — jetzt heimen sie uns nicht bloß das Heu, sondern auch die Kornfrüchte ein, und die Gartenfrüchte. Die Erdäpfel strotzen vor Üppigkeit; die Obstbäume müssen zu allen Zeiten mit Stangen gestützt werden, daß sie nicht brechen unter den Äpfeln, die dicht wie Riesentrauben hängen an den Ästen, so daß man vor lauter Frucht kaum noch Laub sieht. Dann erst das Waldobst. Seit Menschengedenken nicht so viel Erdbeeren, Heidelbeeren, Himbeeren, Preiselbeeren, Brombeeren usw. Und Pilze in jedem Walde, daß die hunderte von alten Weiblein und Kindern ihre vollen Körbe heimschleppen Tag für Tag, monatelang, Geld lösten und sich selbst die Nahrung trocknen für den Winter.

Aber die Erde fing diesmal an, früh abzuräumen. Schon im Augustwind flogen überall die gelben Blätter und anfangs September sah man kahle Bäume. Nach so fleißigem Tagewerk machte die Natur früh Feierabend.

„Beflaggen, meine Herrschaften, nur gleich wieder beflaggen!“ schrieb mir ein alter Schulkamerad aus dem hinteren Dorf. „Wieder eine russische Festung erobert! Bei uns in Hinterdorf. Glaubst es nit, so geh schaun. — Gewesen ist es, daß wir Bauern mit unseren Russen hübsch vertraglich beieinandleben. Geben wir ihnen genug zu essen, so tun's fleißig Weg machen; und tun's fleißig arbeiten, so geben wir ihnen noch mehr zu essen. — Und denk' dir, jetzt auf einmal streiken sie. Hocken beieinand in ihrer Baracken und tun nix. Mir scheint, 's Wetter war ihnen zu schlecht. Und wie der Aufseher befiehlt: Arbeiten gehen! heben all so ein bissel die Hand und fingerln ihm was vor. Und bleiben hocken. Da kommt der Gemeindevorsteher — der Trögelhofer, weißt eh — der sagt: „Na, Bürscherln, was ist denn das? W ö l l n tut's nit? Alßer, das wer'n ma gleih machen. Werd's bald fürer gehn.“ — Ordnet an: die Baracken zusperrn und ihnen nichts zu essen geben. Das geschieht, sie sperren sich selber ab. Der Aufseher tut alle Tag zweimal den Wasserkrug durchs Fensterl eini, und einmal einen Laib Brot für zwölf Mann. Nachher geht er mit seinem Schußprügel wieder um die Hütten herum. Da hört er, wie die Russen drinnen in der Baracken mit ihren Wegmacherzeug graben und schaufeln. Aha,

hymne begann, dieser einzige, herzaufrüttelnde Gesang, da hub es in meiner Brust an zu zucken, die Kehle schnürte sich zusammen, der Atem kam in kurzen, heftigen Stößen . . . Was wird jetzt geschehen? fuhr es mir angstvoll durch den Kopf. Wehr' dich, Mensch! Du stehst vor der Front! — Mit dem letzten Rest moralischer Kraft krampfte ich hinab. Da ward es ruhiger und ich konnte denken: Dein Kaiser mit 85 Jahren steht herzensstark. Und du? — Schäme dich! — Es war still geworden, ich konnte beten.

Warum sage ich das aus? Weil es wahrscheinlich ist, daß es auch manch anderem so ergeht, dessen Nervensaiten durch den Stimmschlüssel eines langen oder eines strengen Lebens überspannt worden sind. Merkwürdig ist mir nur, daß es vor allem Freudenstimmungen sind, die mich weinen machen können. Elend, Unglück haben eher eine betäubende, verhärtende Wirkung. Wenn ich von guten Menschen und edlen Taten höre, da kommt die Rührung. Frischer ist mir zumute, wenn Schlechtigkeiten ihr Unwesen treiben. Da kommt nichts Weinerliches, da glüht der Zorn auf und im Stahlbade des Trutzes wird man stark.

Gott erhalte die großen Menschen, erspare mir aber das (wenn auch glückselige) Weinen über sie. Und Gott erhalte uns den Zorn zu rechter Zeit!

Vom Kaiserfeste nach Hause gekommen, las ich der Zeitung, daß das Hamerlingdenkmal und das Kaiser-Josefdenkmal in Graz besudelt worden seien. Das löschte die letzten Spuren des Weichmutes. — Ich habe von Robert Hamerling einen wertvollen Ring, den der Dichter einst von Prokesch-Osten zum Geschenk erhalten hatte. Der Talisman kam aus dem Orient und sein Stein trägt den Spruch eines Weisen. Diesen Ring eigne ich dem, der den Denkmalschänder zuwegebringt. Aber nur unter der Bedingung, daß der schändliche Schelm öffentlich auf seiner Abachseite fünfzig scharfe Haselstockschläge erhält.

Das wird mir ein Vergnügen sein.

Und während sie uns vernichten wollten, hat der Himmel unser Erdreich gesegnet. So reich wie schon seit vielen Jahren nicht — sagen die Bewohner des Tales. Wie beeilte sich der Juni, mit ganz besonderer Wärme und Kraft das Erdreich zu befruchten und zu entbinden. Man sah beinahe das Gras wachsen und das Korn reifen. Kaum je hatte man eine so rasche Entwicklung beobachtet. Das Gras war so üppig, daß die Leute im August schon das zweitemal mähen konnten. Jetzt verstand es mancher erst, weshalb das Kälberschlachten verboten worden war; die Kälber geben nun eine neue große Anzucht

Kirchenbau war schon schadhaft geworden und der Verein „Heimatschutz“ hat manchen besorgten Blick auf ihn geworfen. Unter dem kunstverständigen und tatkräftigen Dechant Prisching ist mit tüchtigen Meistern die Kirche nun fast erneuert worden. Das Werk war nicht leicht, der Bau ist ein Gemisch von Gotik, Barock und anderen ineinander verklemmten Stilen. An den gotischen Teilen wurde aus alten Ansätzen und Grundmotiven nun der reine Stil herausgearbeitet. Schwierig waren die Renovierungen im Innern der Kirche, weil bei manch geschmackverirrten Einrichtungen und Bildwerken die Pietät der konservativen Bevölkerung geschont werden mußte. Die hölzernen Emporien an den Wänden, in denen altgesessene Familien seit jeher ihre Sitze hatten, mußten schon ihrer mannigfaltigen Gefährlichkeit wegen abgetragen werden. Lieber gab die Gemeinde die alten engen Bänke, in denen man weder sitzen noch knien, noch stehen konnte; und wohl auch nicht liegen, selbst wenn das der Ritus gestattet hätte. Gerne gab sie den holperigen, zersprungenen Steinboden für das glatte Kunstpflaster, die hölzernen Altarstaffeln für Marmorstufen usw. Am besten gefallen den Leuten nun die neuvergoldeten Altäre, Bildnisse, Kronleuchter. Es wurde aus den verschiedenen Stilen eine gewisse Einheitlichkeit erzielt; geändert ist an allem worden, ohne daß der ursprüngliche Charakter, an dem das Volk nun einmal hängt, zerstört worden wäre. Alte, kulturbezeichnende Altertümer bleiben geschont; so auch die Beichtstühle, die unter dem Sündenfensterl noch jene Spalte haben, durch die man einst wohl den Bußgroschen hineinwarf?

Es ist übrigens noch manches geplant, der Bauherr ist, ohne die Gemeinde zu belasten, erfinderisch, die Mittel dazu aufzutreiben. Da diese Kirche schon manches Denkzeichen an schwere Kriegszeiten birgt, so läge es nahe, den alten, festen Bau zu einem großen Denkmale des Weltkrieges zu machen. Der Name Krieglach will seinen Sinn erneuen. Vorerst haben wir einen wunderschönen Platz für die Gedächtnistafel der in dieser Pfarre Gefallenen. Sie wird groß sein müssen!

Ich mag Oftgesagtes über den Gemüts- und Bildungswert schöner Landkirchen nicht immer wiederholen. Nach meiner Empfindung ist das Renovierungswerk zu Krieglach vorbildlich geworden.

„Wie können Sie, der eine evangelische Kirche bauen half, sich noch für eine katholische Kirche interessieren?“ hat mich heute jemand gefragt, „zweien Herren kann man doch nicht dienen!“

Meine bescheidene Antwort: „Ich diene auch nur einem. Aber der hat viele Häuser. In jedem Hause ist man daheim, das dem Vater gehört.“

Jetzt kommt wieder einmal eine Selbstbespiegelung von wegen der „großen Popularität“. Vor Jahren war es, da kam einmal zur

unterwärts ausbrechen wollen sie. Laßt der Aufseher einen Schuß los, daß sie wissen, er ist da. Nachher haben sie zu graben aufghört. Am dritten Tag werden sie gefragt, ob sie arbeiten wollen. Keine Antwort. Gut. Das Tor bleibt zugesperrt, am vierten Tag bleibt ihnen der Brotlaib aus. Und am fünften Tag, wie unser Trögelhofer vor seine Haustür tritt und schaut, wie's Wetter steht, sieht er unten bei der Russenbaracke aus dem Rauchfang einen Stecken aufstehen und ist ein weißes Fahnl dran. Ein weißes Fahnl, und tut im Wind lustig flattern. Die Russen haben kapituliert! Erst sind sie herausgekommen, dann haben sie einen Waschkessel voll Mehlkatsch gegessen — und jetzt tun sie wieder fleißig Weg machen."

Hier lebt ein Landmann, mit dem ich manchmal an Feierabenden Gespräch führe. Er hat ein paar Jahre Ackerbauschule studiert und ist auch im Besitze eigener Gedanken. Da wird's manchmal ganz wunderlich. So sagte er einmal, es falle ihm auf, daß es jetzt weniger Hochgewitter gebe, als in früherer Zeit. Was das für eine Ursache haben möge?

Ich bezweifelte zuerst die Abnahme der Gewitter, als er aber seine Meinung mit Tatsachen bewies, suchte ich meine physikalischen Kenntnisse ab und führte mancherlei Ursachen an, weshalb die Gewitter etwa abnehmen könnten. Es leuchtete ihm keine ein. Dann wußte er selbst eine. „Es wär' nit unmöglich", sagte er, „daß die elektrischen Eisenbahnen, elektrischen Beleuchtungen und solche Sachen schuld sind, welche die Elektrizität aufbrauchen, die in der Luft ist, so daß sie nachher nit mehr so blitzen und donnern kann."

Also, daß solche elektrische Anstalten beständige Blitzableiter wären, durch die sich die Luft entladet!

Bei einfachen Leuten sind mir seltsame Bemerkungen immer anmutend, auch wenn solche unrichtig sind. Mich freut schon, daß sie überhaupt denken.

Wer kennt im Mürztal nicht den klobigen, altersgrauen Turm mit dem breiten Keilhelm, der hoch über das Dorf aufwuchtet? Die Vorüberfahrenden sagen: das ist Krieglach. Man mag nur auch einmal aussteigen und hingucken.

Der vordere Teil der Kirche ist über 400 Jahre alt, der Turm stammt aus grauerer Vorzeit. Tafeln, die in der Kirche hängen, erzählen von wilden Türkeneinfällen, Heuschreckplagen und anderen seltsamen Naturerscheinungen alter Zeiten. Eine der Krieglacher Sagen habe ich in meiner Erzählung „Der Höllbart" behandelt. — Der ehrwürdige

Gesundheitsgründen täglich ein kleines Gläschen Rotwein, das ihm körperlich und seelisch wohlbekomme. Und ein anderesmal schrieb derselbe Rossegger über die Trunksucht und sagt, das Volk müsse vor dem Gifte des Alkohols mehr gehütet werden! — Das nennt Herr Frenzel die doppelte Zunge.

Wirklich? Widersprechen sich die beiden Äußerungen? Mir scheint doch, sie ergänzen sich und sagen kurzgefaßt so: Ein wenig Wein kann wohlbekommen; viel Wein ist Gift.

Aber solchen Herren, wie den Gegnern der Abstinenzbewegung, passiert's leicht, daß sie alles doppelt sehen. Zuerst sieht Herr Frenzel in meinem Namen zwei s statt einem, dann sieht er auch die Zunge doppelt.

In einem Gläschen Rotwein könnte eine solche Fülle von Dingen nicht liegen.

Als Gegner der Trunksucht hätte ich mein medizinisches Gläschen Tiroler ja verleugnen können. Aber ich glaube der Wahrhaftigkeit schuldig zu sein, es zu bekennen. Herr Frenzel könnte es doch erfahren haben und dann hätte der Mann erst recht geschrieben: Öffentlich predigt er Wasser und heimlich trinkt er Wein.

Der goldene Mittelweg paßt den Alkoholikern nicht, sie würden ihn auch nicht treffen. Und die Abstinenten sagen, der Mittelweg sei der erste Abweg zum Verderben — was bei der Schwäche des menschlichen Willens wohl recht oft zutreffen mag.

Das achte Glas, das den Leiper Karl beim Nachhausegehen allemal in den Straßengraben warf, würde diese Bübereien nie haben machen können, wenn der Karl nicht höchst mäßig mit dem ersten angefangen hätte!

schönen Sommerszeit aus Deutschland nach Krieglach-Alpl ein Herr. Er fragte bei den Bauernhäusern herum, er suche den Rosegger.

„Den wern ma gleih hab'n", sagte ein Almbub, „därf ih mitgehn?" Und er führte den Fremden in die Pfarre St. Kathrein hinüber zu dem Klein-Roßeggerhof. Da war ein schneidiger Bauer mit rotem Schnurrbart und einem kurzen Tabakpfeifel darunter. War aber nicht der Gesuchte.

„So wird's der Groß-Roßegger sein", meinte der Halter und führte den Fremden um ein Haus weiter zum Groß-Roßeggerhof. Da war ein alter, gebückter, halbblinder Mann, der Besitzer des Hofes, er hieß Peter Roßegger, aber der Begehrte war es auch nicht.

„Na, wo steckt denn nachher der rechte?" fragte sich der Halter.

„Er muß ja in dieser Gegend herum irgendwo sein. Ist ja hier zu Hause", erinnerte der Fremde.

Hierauf der Halter: „Roßegger gibt's halt viel; suchen eppa den Holzknecht? Oder den Zimmermann, den Michel Roßegger?"

„Den Peter Rosegger suche ich", rief der Fremde sehr laut und deutlich.

„Ah, der Jager! Der Forstjager in der Stanz, richti, der hoaßt ah Peter Roßegger."

„Nein, mein Freund, Jäger ist er sicher nicht. Sie werden doch den Peter Rosegger kennen!"

Der Halter, jetzt griff er sich an die Stirn: „Aber na freilih, hiaz falt's mir ein. Der Jungknecht im Margritzerhof z Kriaglach hoaßt a so. Da müaſſ'n ma weit gehn!"

„Nun, das ist mir aber zu toll. Verstehen Sie mich nicht? Den Schriftsteller meine ich."

„— den Schriftsteller?" sagte der Halter bedächtig nach, „was is das?"

„Zum Teibel, das nenne ich vernagelt! Der Bücherschreiber!"

„Jaaa — sooo! Den Büachelmacher moanen's. Hörn's, wann's mit mir red'n, müaſſns deutsch redn. Freilich wohl, der Büachelmacher. Han schon ghört von eahm."

„Wo kann ich ihn also finden, diesen Büchelmacher Peter Rosegger?"

Der Halter stand still, dachte nach und endlich sagte er: „Däs woaß ih nit."

„Rossegger mit der doppelten Zunge!" Unter dieser sinnigen Aufschrift schimpft in den „Mitteilungen gegen die Übergriffe der Abstinenzbewegung" deren Herausgeber Namens Frenzel. Der Mann bringt vor, daß der Rossegger einmal geschrieben habe, er bedürfe aus

ist. Und jeder, auch der Letzte, erkennt, daß er selbst nur bestehen kann, wenn er Willen zeigt, Willen und Ausdauer. Nur dadurch kann er sich behaupten und Geltung verschaffen.

Unter dem gewaltigen Einfluß der Verhältnisse, wie wachsen die Leistungen des einzelnen, wie erkennt jeder die ungeahnte Kraft des Willens an sich selbst. Wie wächst das Selbstvertrauen und die Sicherheit. Und alles Kleinliche, alles Eitle, es verweht wie Spreu im Winde.

Leistungen, und immer wieder Leistungen, nur die gelten.

Und für Leistungen gibt es hier nur Anerkennung, keinen Lohn. Wohl winkt uns ein Lohn, aber den sollen sich diejenigen, die nach diesem furchtbaren Ringen wieder in die Heimat zurückkehren dürfen, dann erst erwerben in einem neu erkämpften, herrlichen Vaterland.

Hier gibt es für die Leistung nur Anerkennug, Selbstsucht kann hier nicht gedeihen.

Die Ideale sind der breiten, werktätigen Masse des Volkes noch nie so verständlich gewesen als jetzt, da sie herausgerissen ist aus der Enge des Alltags. Manche Nacht haben die Leute schlaflos in den Unterständen gelegen und sich unterhalten über Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Aber unter einem andern Gesichtswinkel erkennen sie diese Ideale heute. Sie erkennen, daß Freiheit ohne Ordnung unmöglich ist, und Ordnung nicht Unfreiheit sein kann. Sie erkennen, daß, wie im Heere, so auch im Leben keine Gleichheit sein kann. Das Können, den rastlos schaffenden Willen müssen wir selber nach oben tragen, denn nur von höherer Warte können sie die Massen befruchten und bewegen. Und Brüderlichkeit, das kann nur heißen: ich helfe auf deinem Acker, dann hilfst du auch auf meinem Acker, und nichts anderes.

Und das Vaterland! Jetzt vom Feindeslande aus lernen sie es erkennen. Nun wächst es vor ihnen empor wie ein gewaltiger Fels, der über die Wolken ragt. Seine Gipfel strahlen im Sonnenlicht und ungeahnte Kräfte wirken in seinem Innern. Von diesem Berge strömen die Wasser, die unsere Mühlen treiben. In seinen Falten stehen unsere Hütten, gesichert gegen jeden Sturm.

Den Fels für uns erhalten, da ist das Leben kein zu teurer Preis.

Die heimkehren werden, sind andere Menschen als da sie auszogen. Aus den Rekruten mit den Kindergesichtern sind Männer geworden, und die als Männer auszogen sind reifer, gefestigter, willensstärker und tüchtiger. Veredelt werden sie heimkehren, denn es ist nicht wahr, daß der Krieg verroht. Hilfreich, aufopfernd, mitfühlend ist der härteste unter uns geworden. Die furchtbaren Leiden ringsum rühren jedes Herz und zwingen zum Nachdenken.

Es kehrt die Zahl nicht wieder heim, die ausgezogen ist, aber diejenigen, die heimkehren werden, werden einen Stamm geben unserem Volke, so eisenhart, so gesund, daß die Äste und Zweige treiben können, weit über unsere Grenzen, und daß die Früchte über den Erdball rollen.

„Die Grenzboten.“

*

Die vergessenen Mütter.

Mit warmen Worten mahnt der von J. E. Freih. v. Grotthuß herausgegebene „Türmer“ unser Volk an eine Pflicht, die es bisher in seinem großen Fürsorgewerk für die vom Kriege Heimgesuchten vergessen hat. Denn selbst in der denkwürdigen Reichstagssitzung vom 16. und 17. April wurde mit keinem Wort der Mütter gedacht, deren Söhne gefallen sind und die vielfach schlimmer daran sind als Frau und Kinder, weil ihnen nicht selten im Sohn die einzige Lebensstütze und ihre ganze Lebenshoffnung entrissen worden ist. Es ist darum sehr nötig, daß auch auf die Mütter hingewiesen

Kleine Laube

Und deiner war auch dabei.

Von Karl Dankwart Zwerger.

Dein Wams ist noch staubicht, dein Wams ist voll Blut —
Will wissen, wie's meinem Herzliebsten tut?

Ich weiß es gar wohl, wie's dei'm Liebsten tut,
Deinen Liebsten, dein' Liebsten, den kannt' ich gut.

Steht ein Blümel am Raine, brich's ab, brich's ab
Und trag's deinem Liebsten ans ferne Grab.

Nachts, nachts einst begruben wir drei,
Und deiner, Mädel, war auch dabei . . .

Aus unserer Zeit.

Früchte des Krieges.

Betrachtungen aus dem Felde. Von Otto Dahmke, Unteroffizier der Seewehr.

Es kehrt die Zahl nicht heim, die ausgezogen ist nach Ost und West, aber diejenigen, die heimkehren werden, sind dafür gewachsen — auch die Knochen, Arme und das Genick. Doch mehr noch sind gewachsen Hirn und Herz. Das schafft kein Friede in strengster Arbeit, was hier der Krieg gebildet und erzogen.

Da kamen sie anmarschiert im letzten August, die Rekruten mit ihren Kindergesichtern, schmalen Schultern, mit unverwüstlichem Humor und den hellen Stimmen beim Marschgesang. Zwischen uns Landwehrmänner wurden sie gesteckt. Dann marschierte der achtzehnjährige Schneider neben dem achtunddreißigjährigen Grobschmied, der feingliedrige Student neben dem Bauernsohn, der Fabriksarbeiter neben dem Kaufmann. Und so sind sie durch Feindesland gezogen, ins Gefecht und zur Schlacht, jeder abhängig von dem anderen, jeder für alle anderen.

In solcher Gemeinschaft und unter solchen Verhältnissen schleift jede Kruste ab, die im Frieden so oft den Charakter verdeckt. Von jedem einzigen erkennt man schnell seines Wesens Kern. Die Drückeberger sind sofort erkannt, die Faulen, die Selbstsüchtigen. Die enge Gemeinschaft straft sie schnell und erzieht sie bald. Wie du mir, so ich dir. Die Guten und Hilfsbereiten werden geehrt und geachtet, die Tüchtigen und Redlichdenkenden genießen Ansehen.

So ungefähr ist es ja im Frieden auch. Aber um wieviel schwerer und ernster und größer sind die Anforderungen, die gestellt werden, wenn es auf Tod und Leben geht, wenn die Strapazen auch den allerletzten Rest der Kraft erfordern, wenn kein Unterschied ist zwischen Tag und Nacht, Hitze oder Kälte.

Jeder fühlt den unerhörten Willen, der in den Kommandostellen wirkt, und der sein eigenes Geschick leitet. Jeder spürt, daß der Wille die Wurzel aller Erfolge

den breiten Schichten Frankreichs genauer kennt, wer auch nur **kurze Zeit in Paris**, dem politischen Herzen des Landes war, der weiß, wie **durchdrungen alle Franzosen** ohne Unterschied der Partei von dem Gedanken waren und **sind, Deutschland zu** demütigen und Elsaß-Lothringen, die einst unter Ludwig XIV. **dem Reich in seiner** Schwäche geraubten Provinzen, zurückzugewinnen. Daran ändert der **Umstand, daß** den Herren in Paris der Krieg anscheinend zu unrechter Zeit **ausbrach, nicht viel** — der Krieg selbst gehörte in ihre Zukunftspläne.

Gewiß sind vom menschlichen und kulturellen Standpunkt jene ruhigen Bürger zu bedauern, deren Hab und Gut jetzt zerstört, deren Heimat verwüstet wird — aber trifft die Schuld dafür uns? Hat man uns nicht die Waffen zu einem Weltkampf in die Hand gedrückt, weil es die Monarchie nicht mehr dulden konnte, daß die Mörder und Räuber in Belgrad innerhalb des Staatsgebietes Österreich-Ungarns im tiefsten Frieden schändliche Verbrechen verübten? Warum hat sich jenes Frankreich, dessen Reden stets von Humanität triefen, an die Seite der heimtückischen Übeltäter gestellt? Eben dasselbe Frankreich, das sich sittlich so tief entrüstete, als vor einem Jahre in Zabern ein entschlossener Oberst vaterlandsfeindlichen Umtrieben etwas rasch ein Ende machte! Eben dasselbe Frankreich, das von „Eingriffen in seine inneren Angelegenheiten" schwatzte, sobald wir Deutschen uns empörten, daß man junge, unerfahrene Burschen in die Fremdenlegion lockte . . .

Nein, nein, Frankreich verdient sein Schicksal; es hat überoft die Hand von diesseits des Rheines zurückgewiesen, die sich ihm friedlich-freundlich entgegenstreckte.

Nehmen wir nun einmal den umgekehrten Fall an, französisch-englische Heere hätten deutsche Gebiete besetzt — was wäre da unser Schicksal gewesen? Man braucht gerade kein Prophet zu sein, um zu wissen, was uns erwartete! Oft und oft hausten Frankreichs Truppen in vergangenen Jahrhunderten im alten Deutschen Reich und in Österreich, und heute noch zeugen Ruinen davon: am Rhein und weiter östlich; und fiel ihnen nicht sogar die Festung auf dem Grazer Schloßberg zum Opfer? Mehr als einmal steckten französische Mordbrenner den ehrwürdigen Speyerer Dom in Brand und streuten die Knochen toter deutscher Kaiser auf die Straße . . . Und man braucht ja nur in der Gegenwart Umschau zu halten, um zu sehen, wie gut es die „**grande nation**" mit uns heute meint! Die paar Tage, die ihre Soldaten in Mülhausen wirtschafteten, werden der Stadtbevölkernng „unvergeßlich" bleiben! Heimkehrende Zivilgefangene, die nichts anderes verschuldeten, als daß sie sich bei Kriegsbeginn in Frankreich befanden, erzählen, daß man sie mißhandelte — Männer, Frauen und Kinder — daß man sie wie Schwerverbrecher fesselte und einhertrieb, daß man verwundete deutsche Offiziere unverbunden und geschmäht in irgendeine Ecke warf! Dafür verurteilte man deutsche Ärzte und deutsche Pflegerinnen, die nichts als ihre Pflicht taten, zu schweren Kerkerstrafen.

Nein, nein — kein falsches Mitleid mit Frankreich. Es soll nicht gemartert und nicht vernichtet werden, aber es soll — so das Waffenglück unserer gerechten Sache treu bleibt — das ernten, was es säte.

L.

Die rote Nacht.

Von Rudolf Bernreiter.

„Herr Kadett, Sie nehmen mit der Nachbarabteilung Verbindung auf. Wenn sie hergestellt, bitte es mir zu melden."

„Jawohl, Herr Oberleutnant."

„Haben Sie vorhin viel verloren?"

wird und auch ihr Los in Betracht gezogen und nach Möglichkeit erleichtert wird. Die Zahl dieser Mütter ist außerdem weitaus größer, als die der Witwen. Im Jahre 1910 kamen auf eine Bevölkerung von 65 Millionen Menschen 2·6 Millionen Witwen. Selbst wenn der Krieg diese Zahl um 100.000 vermehren würde, was nach den jetzigen statistischen Feststellungen noch zu hoch gegriffen ist, so wird diese Zahl ganz bedeutend überschritten durch die Zahl der Mütter, die durch den Krieg ihre Söhne verlieren, denn es stehen ungefähr viermal so viel unverheiratete den verheirateten Gefallenen gegenüber. Wie hatten unter den $2^{1}/_{2}$ Millionen Witwen nach der Volkszählung zirka 300.000, die unter 50 Jahren alt waren, also über 2 Millionen ältere Frauen. Von den Witwen der Volkszählung wurden 400.000 von Angehörigen unterhalten, und man darf annehmen, daß die Mehrzahl dieser Erhalter der Witwen „die Söhne" waren. Auch bei den 900.000 Witwen, die von Pensionen, Renten und Zubußen von Famlienmitgliedern leben, werden wieder die Söhne hauptsächlich in Betracht kommen für die Beihilfen. Man sieht daraus, daß die Hinterbliebenenfürsorge für die Mütter eine viel umfassendere sein muß als für die Witwen. Aus diesen Zahlen sieht uns eine große Mütternot an. Wer hilft da? Die Versorgung der älteren Frauen ist um so schwieriger, da meistens der eigene Erwerb durch Alter und Verbrauchtsein durch das Leben ausgeschlossen sein wird. Diesen Tatsachen gegenüber scheint das Kriegselterngeld, das für Wehrmänner höchstens 250 Mk. beträgt und für die eines Offiziers höchstens 450 Mk., sehr unzulänglich. Besonders kommt aber noch eines in Betracht, daß die Auszahlung des Kriegselterngeldes nur dann gesetzlich zulässig ist (nach § 22) wenn der Verstorbene den Lebensunterhalt des Antragstellers vor Eintritt in das Heer oder nach seiner Entlassung aus diesem, zur Zeit dieses Krieges oder bis zu seiner letzten Krankheit ganz oder überwiegend bestritten hat. Dieser Paragraph scheidet eine ganze große Zahl Mütter überhaupt davon aus, Kriegselterngeld bewilligt zu bekommen. Es sind das alle die Mütter, die oft unter größter Selbstaufopferung und unter Hingabe eines Kapitals, das ihren Lebensabend hätte von Sorgen befreien können, die Ausbildung der Söhne für einen Beruf ermöglichten, unter der Voraussetzung, daß diese Söhne später für ihren Lebensunterhalt weiterzusorgen in der Lage wären, sobald sie, dank ihrer guten Ausbildung, eine gut bezahlte Stellung erreicht hätten. In allen Fällen, wo die Mütter so handelten, und es sind ihrer sehr viele, stehen sie heute hilflos und unversorgt einem trostlosen Alter gegenüber. Sie müssen neben dem herben Schmerz um den Verlust des Sohnes auch noch die bittere Sorge tragen, wie sie ihr Leben fristen wollen. Hier besteht eine klaffende Lücke in der Gesetzgebung, die noch ausgefüllt werden muß und hoffentlich auch ausgefüllt werden wird. — — —

Es ist eine Ehrenpflicht des deutschen Volkes, die Mütter seiner Helden nicht zu vergessen und denen, die ihr Bestes dem Vaterlande opferten, den Lebensabend frei von schwerster wirtschaftlicher Not zu gestalten.

*

Mitleid mit Frankreich?

Die deutschen Heere stehen im Westen in Belgien und Frankreich, im Osten tief in Rußland und gar manchmal hört man Stimmen des Mitleids mit den Franzosen — nur mit den Franzosen. Weichgestimmte meinen, Frankreich sei nicht ganz freiwillig in den Krieg hineingerissen worden, es büße für die hochmütigen Revanchegelüste seiner Regierung, während Rußland und England schon seit Jahren tückisch rüsteten, um unsere Kaiserreiche zu zerschmettern. Dabei vergißt man, daß jedes Volk — und gar erst ein so demokratisches wie das französische — die Regierung hat, die es will und die es verdient. Wer aber die Stimmung unter

Himmel war bewölkt und mit großen, düsteren Wolkenfetzen kam jede neue Stunde angefahren.

Die Leute mußten also, um noch rasch zurückzufinden, ziemlich am Graben bleiben.

Die Posten wurden jede Stunde abgelöst. Alles ging in bester Ordnung und in tiefster Ruhe vor sich. Es wurden sehr wenig Worte gewechselt und die nur leise und dumpf.

Auch die Verbindungspatrouillen trafen pünktlich ein. Sie arbeiteten still und gewissenhaft. Nirgends war Überhastung und überspannte Erhitzung zu merken. Daß die Leute überhaupt nicht aufgeregt gewesen wären, kann nicht behauptet werden. Dazu war schon die unheimliche Nachtfinsternis mit ihrer grauenhaft geheimnisvollen Stille nicht geschaffen.

In solchen schauerlichen Nächten fühlten wir alle den grinsenden Tod ganz nahe an uns gerückt und die Gefahr schien sich ins Unermeßliche zu steigern.

Das Herz hämmerte unregelmäßig und vertrieb den Schlaf. Es wird auch kaum jemandem eingefallen sein, in einer solchen Nacht zu schlafen.

Jeder wußte: im nächsten Augenblick wird's losgehen. Arbeiten die Leute vorne gut, wachen sie und spähen sie, wie's sich gehört, dann kann's nicht so schlimm werden. Lassen sich aber die Posten überrumpeln, was dann . . .

Es ging auf Mitternacht zu. Seit sieben Uhr abends war nicht ein einziger Schuß gefallen. Weder die Artillerie noch die Infanterie hatte geschossen.

Auf beiden Seiten war vollkommene Ruhe. Die Nacht verbarg alles mit ihrer tiefen Finsternis. Ein leiser Wind wehte von Süden her und schüttete Wärme über das tote Wiesenmeer, über dem das greuliche Geheimnis der Nacht brütete.

Die Posten vorne standen unbeweglich und suchten die undurchdringliche Finsternis mit ihren jungen Augen zu durchbohren. Sosehr sich die Leute auch bemühten, es wollte ihnen nicht gelingen. Jede Anstrengung war umsonst und alle Bemühungen waren vergebens.

Ich war einigemale bei ihnen gewesen, wollte mich von ihrer Wachsamkeit überzeugen und konnte jedesmal wieder befriedigt in den Graben zurückkriechen. Die draußen hielten eiserne Wacht. An die vermochte kein Feind heranzukommen.

Wir im Schützengraben saßen still und warteten der kommenden Dinge. Vielleicht dachte einer oder der andere an sein Daheim und an sonst was Liebes, die meisten aber waren mit ihren Gedanken sicherlich da vorne in dem schauerlichen Dunkel der Nacht.

Die Gewehre mit aufgepflanzten Bajonetten lagen schußbereit im „Ausschuß". Und an jeder Seite ein Häuferl Patronen.

Die Leute selbst saßen zum größtenteil mit hochgezogenen Knien, um die sie die Finger verkrampft hielten, in ihren Löchern. Gesprochen wurde nichts.

Ich saß auf einer „Erdbank", hatte das struppige Kinn in die Hände gelegt und dachte, wie lange diese Ruhe und verteufelt geheimnisvolle Stille noch dauern könne. Daß wir die ganze Nacht Ruhe und Frieden haben sollten, war ausgeschlossen. Jede Minute konnte uns aufschrecken. Ich wußte: über die Wiese schleichen Patrouillen auf uns zu. Ohne Gewehr, nur ein scharfes Messer zwischen den Zähnen.

Wir waren auf der Hut und in ungeduldiger Erwartung des Kommenden.

Vorne lauerten die drei Posten. Sie sahen einander nicht; um die Verbindung nicht zu verlieren, riefen sie sich gegenseitig an.

„Wird wieder nix."

„Is no Zeit."

„Wirst sehgn."

„Zwei Infanteristen und einen Sanitätsgefreiten."

„Wie stark ist jetzt Ihr Zug?"

„Mit mir dreißig."

„Das ist ja großartig."

„Jawohl, Herr Oberleutnant."

„Also, Verbindung, Herr Kadett . . ."

„Herr Oberleutnant, wie viel Mann soll ich, wenn's finster wird, ins Vorterrain schicken?"

„Von jedem Schwarm einen. Lassen Sie die Leute aber von älteren Chargen aufführen."

„Ich will es selbst tun."

„Sehr gut."

„Dann, bitte, schärfen Sie den Leuten auch ein, wie wichtig ihre Aufgabe da vorn ist."

„Jawohl, Herr Oberleutnant."

Ich kroch dann längs des Schützengrabens in mein Loch am äußersten Ende der Kompanie und bewerkstelligte die Verbindung mit der Nachbarabteilung.

„Gfreiter, gehn S zum Fähnrich und melden S ihm, er soll mir von sein Zug alle halbe Stund a Verbindungspatrull schicken. Und er soll mir melden, wenn sei Kompanie vorgeht."

„Bei wem soll sich die Patrull melden?"

„Am besten is, glei bei mir."

„Jawohl, Herr Kadett."

Und der Gefreite schlich auf allen vieren davon, seinen Auftrag auszuführen. Nach einer halben Stunde war er wieder da und meldete mir: „Die Verbindung is hergstellt."

„Haben s gsagt wegen der Vorrückung?"

„Ja. Sie machen gegen Mitternacht a Vorrückung.

Ich sandte diese Meldung sofort an meinen Oberleutnant weiter und erhielt die Weisung: „Wenn die Nachbarabteilung vorgeht, lebhaftes Feuer eröffnen."

Wir lagen auf einem Hügel und der Feind lag auf einem Hügel. Zwischen uns, kaum vierzig Meter tief, war eine große Wiesenfläche mit roten, gelben und weißen Blumen.

Unsere Höhe war öd und leer. Weit und breit kein Baum, kein Strauch, kein Wasser, geschweige denn ein Haus.

Der Feind war besser dran. Vor allem war sein Hügel höher als der unsere, so daß er auf uns herabschoß, dann waren auf dem langgestreckten Hügelchen zahlreiche Bäume, ein ganzer Wald und etwas weiter abseits eine größere Ortschaft.

Auf dem Hügelkamm, hinter den einzelnen Bäumen, im Wald und in der Ortschaft, war der Gegner versteckt und eingegraben.

Wir sahen nichts von seiner Stellung oder nur wenig. Hätte er uns von dort oben nicht immerwährend beschossen, wir hätten glauben müssen, der Hügel sei unbesetzt.

Unsere Stellung dagegen war dem feindlichen Auge ausgeliefert; ein klarer Beweis dafür, daß unser Graben den ganzen Tag hindurch mit Granaten und Schrapnells beschossen wurde, ohne jedoch auch nur einen einzigen Toten oder Verwundeten aus unserem Stand gebracht zu haben. —

Es kam der Abend und ich führte im Schutze der Dunkelheit die Posten auf. Dreißig Schritte vor dem Schützengraben. Weiter hinaus konnte ich sie nicht stellen; die Nacht war unheimlich finster. Auf drei Schritte verschwand jede Gestalt. Der

In einer halben Stunde also. Ich ließ die Meldung **weitersagen. Meine** Leute richteten sich und ordneten ihre Sachen.

Der Gegner schoß ununterbrochen; Unterstützungsfeuer. Er hatte **zweifellos** Patrouillen an unsere Gräben geschickt und das Feuer sollte unsere **Horchposten in** die Löcher treiben.

Aber sie blieben und erwarteten den Gegner. Er begann mit **Salven. Eine** nach der andern fiel ein. Wie die Ratschen am Karfreitag klapperten sie **vom Hügel** herab; Maschinengewehre setzten ein . . .

Unsere Horchposten krochen zurück. Wie Nattern schlängelten sie sich in ihre Gräben.

„Herr Kadett, es is ka Halten mehr; sie schießen ohne End."

„Is schon gut. Ducken Sie sich nur."

Wir bereiteten uns auf das Feuer vor. Jeder trat an sein Gewehr. Im nächsten Augenblick muß es losgehen.

Mitternacht. Die Nachbarabteilung schleicht vor. Der Gegner gibt eine Salve nach der andern ab. Maschinengewehre rattern rasend.

Ich kommandiere Feuer. Lebhaftes Feuer, dann einige Salven.

Beide Fronten stehen im wildesten Feuer. Zuckende Flämmchen leuchten zu Tausenden auf. Es wird ohne Rast geschossen. Artillerie setzt ein. Schrapnells und Granaten heulen durch die Luft, krepieren mit furchtbarem Krachen.

Ein Schuß nach dem andern. Maschinengewehre arbeiten wie losgelassen. Die Handgewehre senden ohne Ende ihre Geschosse durch die Nacht.

Wer jetzt zwischen den Feuern ist, dem gnade Gott. Er ist zerschossen wie eine Zielscheibe.

Rechts außer dem Feuerbereich schiebt sich die Nachbarabteilung vor. Langsam, ruckweise, geht ein Schwarm um den andern aus dem Schützengraben.

Dreihundert Schritte wollen sie heute nehmen.

Die weiteren fünfhundert in den nächsten Tagen. Es geht glatt und still vonstatten. Vorne graben sie sich wieder ein.

Indessen dauert bei uns das Feuer gleich stark an. Mit einem Male fällt ein blutigroter Schein zu mir in den Graben. Ich schau auf.

Vor uns brennt die ganze Ortschaft. Hellauf brennt sie und der Flammenschein verdrängt die Finsternis. Die Nacht wird rot.

Wo ich hinschaue, nichts als roter, blutigroter Schein. Alles um mich rot Und vor mir lohende Flammen, die immer größer werden. Der Wald beginnt zu brennen.

Der Schein wird heller. Die Mörser brüllen. Granaten stöhnen und krachen. Maschinengewehre klappern. Geschosse zischen.

Umd die ganze Landschaft ein roter Flammenschein.

Das ist ein schauerliches Bild des Krieges. Ich schau in dies grausame Bildnis dieser Nacht mit eigentümlichen Gefühlen.

Kein Mensch zu sehen. Kein Mensch weit und breit zu sehen. Sie liegen alle in der Erde eingegraben.

Und über sie hinweg fliegt der rote Schein dieser furchtbaren, lärmenden Nacht. Und Tod und Verderben rennt von einem Mann zum andern. — —

Am nächsten Morgen gingen wir vor. Die rote Nacht hatte den Feind vertrieben. Seine Toten mußten wir begraben. Die Schwerverwundeten wurden zurückgeschickt.

Vierzig Schritte vor unserer Front fanden wir sechs Mann vom Gegner. Keiner hatte ein Gewehr bei sich. Jeder ein Messer. Bei einem steckte es noch zwischen den Zähnen.

„Heut net.“
„Paß nur auf.“
„I wett.“
„Wos willst.“
„Sie kommen net.“
„Sicher.“
Dann vergingen wieder einige Minuten. Eine so still wie die andere. Der Wind begann etwas stärker zu wehen. Die Posten horchten noch gespannter.
„Host ghört?“
„Der Wind . . .“
„Red net.“
„Wos denn?“
„I hob s ganz deutli ghört.“
Sie paßten noch genauer auf. Die Sekunden wurden zu endlosen Minuten.
Der eine Horchposten nahm das Gewehr schußbereit. Vorher überzeugte er sich jedoch noch, ob das Bajonett wohl gut am Haft sitze. Die andern machten instinktiv dasselbe.
Ping . . .
Ein Geschoß sang durch die Nacht und fiel hinter dem Schützengraben nieder.
„Geht schon los“, dachte ich mir, stand auf und guckte vorsichtig über die Kopfdeckung hinaus. Nichts, nichts. Tiefe, undurchdringliche Finsternis.
Ping . . . ping . . .
Zwei Schüsse flogen drüberhin. Ich zuckte unwillkürlich meinen Kopf nach unten. Dann setzte ich mich wieder auf die „Erdbank“ und wartete.
Ein Infanterist neben mir pfiff ein schwermütiges Liebeslied. Verhalten und gedämpft war sein Pfeifen.
Ping . . . ping . . .
Die Horchposten blieben und lauerten gespannter. Der Wind begann zu pfeifen.
„Es kommt wer.“
„I glaub net.“
„Hörst?“
„Wos denn?“
„Die Erdn rutscht.“
„Es is nix.“
„Der Wind vielleicht . . .“
Ping. — Ping . . . ping . . . Und viele Schüsse fielen.
Die Posten warfen sich glatt auf die Erde und lauerten höchstgespannt. Erdrutschen und ein leises Blätterrascheln wurde hörbar.
„Jetzt hob i s auch ghört.“
„Also, wos hob i gsogt.“
„Aufpassen.“
„Wies du was siehst, sofort schießen.
„I stich ihn nieder.“
„Er muß glei da sein.“
„Pst.“
Die Schüsse fielen unausgesetzt. Sausend sprangen sie ins Erdreich und klatschen laut auf.
Die Horchposten drückten sich fester an die Erde. Und paßten und horchten . . .
Eine Ordonnanz meldete mir: die Nachbarabteilung geht genau um Mitternacht vor.

Wir haben von Grund auf umzulernen, wir werden den **falschen Freunden**, die uns belogen, den Laufpaß geben müssen und unsere erste **Aufgabe im Frieden** wird es sein, mit jener Händlerpresse abzurechnen, die die Weltlage **immer gerade** so schilderte, wie die Börse es brauchte. Mit anderen Worten: **Wir wollen Zeitungen**, die uns jederzeit die Wahrheit sagen und deren Leitartikel nicht vom **Kurszettel, von** spekulierenden Kapitalisten und den Dividenden abhängig sind! **V. E. S.**

Zweierlei Maß.

Die Algesirasakte hatten den Zweck, die Unabhängigkeit Marokkos und die gleichmäßige wirtschaftliche Betätigung fremder Nationen daselbst sicherzustellen. Als aber die Mauren, über Frankreichs Absichten mit ihrem Land mit Recht beunruhigt, am 19. März 1907 in Makkaresch den französischen Arzt Dr. Mauchamp, der die Trikolore auf seinem Haus aufzog, steinigten und in Casablanka einige Franzosen, Italiener und Spanier erschlugen, besetzte Frankreich, um Genugtuung für Mauchamps Tod zu erlangen, Ende März die Stadt Udschda an der algerischen Grenze und schoß Casablanka, dessen Bevölkerung größtenteils an den Morden unschuldig war, durch einige Kriegsschiffe in Trümmer, wobei viel europäisches, auch deutsches Eigentum zerstört wurde. In der Folge setzten sich die Franzosen dem Übereinkommen von Algesiras nicht entsprechend in Marokko fest.*

Dem besonderen Belangen der französischen Republik Rechnung tragend, fand sich Deutschland mit diesen für das Reich wirtschaftlich und politisch ungünstigen Wandlungen ab, da es bisher internationale Sitte war, Vorfälle, wie in Makkaresch und Casablanka, nachdrücklich zu ahnden.

Als aber Erzherzog Franz Ferdinand und seine Frau am 28. Juni 1914 in Sarajevo auf Anstiften oder wenigstens mit Vorwissen der serbischen Regierung ermordet wurden und Österreich dafür, ohne eine Gebietsveränderung am Balkan anzustreben, ausreichende Genugtuung verlangte, fielen ihm Rußland, unterstützt von Frankreich und England, in die Arme, und da das Deutsche Reich seinem Bundesgenossen beistand, wurde es bezichtigt, den Weltkrieg gewollt und entfesselt zu haben.

Makkaresch einerseits und Sarajevo anderseits zeigen so recht, wie unsere heutigen Feinde Tatsachen zu beurteilen pflegen, je nachdem sie daran selbst beteiligt sind oder andere. Man mißt da mit ungleichem — mit falschem Maß!

Die Mutter.

Von Rudolf Bernreiter.

Die graue Mutter, schwach und krank,
Ist in der Kirche stundenlang
Vor Gott auf Knien gelegen
Und täglich bis die Sonne sank
Hat sie zum Herrgott heiß und bang
Gefleht um stillen Segen . . .

Ich fleh zu dir in tiefer Not
Und schwerer Pein, mein Herr und Gott:
Laß mir den Sohn am Leben.
Er ist so jung, so frisch und rot
Und steht im Feld vor Not und Tod . . .
Laß mir mein Kind am Leben!

Alltäglich wenn's zum Abend geht,
Vermeint der Sohn ein Kirchgebet
An seinem Ohr zu hören . . .
Und einmal hat der Tod gemäht . . .
Da konnte er das Bittgebet
Der Mutter nicht mehr hören . . .

---

* Die Vorgeschichte unseres großen Krieges s. bei Gottlob Egelhaaf: „Geschichte der neuesten Zeit". 5. Auflage. (Stuttgart. Karl Krabbes Verlag, Erich Gußmann.)

„Wieviel Mann fehlen Ihnen heute?"

„Keiner, Herr Oberleutnant."

Und wir besetzten die Gräben, in denen vor einigen Stunden noch der Gegner gesessen hatte.

Schlecht unterrichtet.

Vor kaum mehr als einem Jahr glaubten wir noch, daß uns Italien, abgesehen von politisch bedeutungslosen irredentistischen Kreisen, wohlgesinnt sei; wir glaubten, England suche sich ehrlich mit dem Deutschen Reiche zu verständigen und Japan sei ein Freund Deutschlands und ein Gegner Rußlands; wir waren der Ansicht, Inder, Buren und Ägypter warteten nur den Augenblick ab, um das „englische Joch" abzuschütteln; wir meinten ferner, Österreich-Ungarn genieße die Sympathien Frankreichs . . . Ja, das glaubten wir alles! Und doch war damals schon der Kreis um uns und unseren Verbündeten geschlossen und der Drei-, der Vier-, der Achtverband samt allen großbritannischen Kolonien und Schutzstaaten lauerte bloß mehr darauf, die Zweikaisermächte zu überfallen, Deutschland zu demütigen und die Donaumonarchie aufzuteilen.

Zu Beginn des Krieges waren wir überzeugt, die Polen Rußlands würden den Augenblick benützen und sich uns anschließen, wir meinten, die Vereinigten Staaten von Nordamerika stünden mit dem Herzen auf seiten der europäischen Zentralmächte und mit Rumänien verbinde uns eine Militärkonvention. Und so irrten wir uns noch in vieler Beziehung.

„Eingeweihte", die „es wissen mußten", versicherten, das deutsche Heer sei eine Armee, die nur für Paraden tauge, die erstarrte und einrostete, auf ihre alten Siege poche und nichts hinzulernte. Sehr logisch erklärten die Eingeweihten, Frankreich habe aus seinen Niederlagen 1870/71 gelernt, während „Preußen" veräußerlichte und niederging . . .

Und warum irrten wir uns so sehr? Weil uns unsere „Große Presse" in Sicherheit wiegte und anderseits stets bestrebt war, Deuschland etwas am Zeuge zu flicken. Unsere „Große Presse" wollte sich angenehm machen, wollte ihre Leser gleich zum Frühstück in eine sonnige Stimmung versetzen und zu diesem Zwecke belog und betrog sie uns. Daher begriffen wir nicht, daß wirklich tüchtige und verantwortungsvolle Persönlichkeiten, obwohl unsere Beziehungen zum Ausland stets die „allerbesten" waren, die Lage gar nicht so rosig beurteilten und auf die Schlagfertigkeit der Arme drangen. Diesen früher recht unbeliebten Mahnern danken wir es heute, daß wir einer Welt von haßerfüllten Feinden Widerstand leisten können, um — so Gott will — schließlich zu einem ehrenvollen Frieden zu gelangen, der uns einigermaßen Sicherheit gegen ähnliche Überfälle gewährt.

Und nicht allein die Presse täuschte uns, nein, auch Schriftsteller und Demagogen: Man erinnert sich an die Bücher „Jena oder Sedan?", an „Die kleine Garnison" und ähnliche Machwerke; man erinnere sich an die Angriffe Hardens auf die Reichspolitik und einzelne bewährte Staatsmänner, man erinnere sich an die parlamentarischen Angriffe gegen das Militär und gegen Krupp! Wäre das alles nicht gewesen, unsere Feinde hätten vielleicht nicht den Mut aufgebracht, uns anzugreifen; so aber rechneten sie mit unserem inneren Zerfall, mit Zermürbung und Verfaulung.

Die maßlose Hetze der Sozialdemokratie gegen die bürgerlichen und adeligen Schichten, denen sie alles Schlechte nachsagte, stärkte den Mut der Kriegslüsternen in London, Paris, Petersburg und Rom noch mehr — und das Ergebnis ist der gewaltige Krieg, den wir nun führen müssen!

Sogar Grabmäler auf Friedhöfen, die als mißglückt erkannt werden, könnten für diesen heiligen Zweck geopfert und durch gediegenere Grabmäler aus anderem Material ersetzt werden."

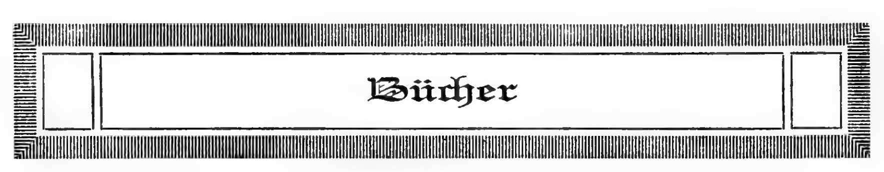
Jeder Kunstfreund kann hier nur freudig zustimmen. Daß mit diesen Kunstgreueln einer guten Sache gedient werden kann, ist ein Glückszufall, der nicht ungenutzt bleiben sollte. „Türmer."

In eigener Sache.

Anscheinend bestimmten die besonderen Verhältnisse, unter denen wir jetzt leben, die Zensur, aus meinem Roman „Der Erbarmungslose" auf Seite 16 und 17 drei Stellen zu tilgen, die zwar an sich charakteristisch für die Stimmung der französischen Revolution sind, aber nicht wesentlich für das Verständnis der ganzen Erzählung. Aus mehrfachen Gründen ist es unmöglich, die weißen Flecke durch eine rasche Umarbeitung zu beseitigen, und daher muß ich die Leser bitten, sich dadurch von der Lektüre nicht abschrecken zu lassen.

Erst der Buchausgabe bleibt es vorbehalten, den Roman in seiner ursprünglichen Gestalt zu veröffentlichen und ich hoffe, daß die Zensur in den weiteren Fortsetzungen nichts finden wird, was sie zu neuerlichen Strichen veranlassen könnte.

Hans Ludwig Rosegger.



Der deutsche Morgen. Das Leben eines Mannes. Von Max Dreyer. (Leipzig. L. Staackmann.)

Der das furchtbare Völkerringen beschließende Frieden beendet die gewaltige Kraftanstrengung unseres ganzen Volkes noch nicht. Eine Riesenarbeit steht uns bevor: der Neuaufbau unseres Volkslebens, das bis in die tiefsten Wurzeln erschüttert ist. Es gilt, wirtschaftliche und sittliche Werte neu zu schaffen, sie wieder herzustellen; es gilt, die durch den Krieg völlig aufgehobene politische und gesellschaftliche Gruppierung auf neue Grundlagen zu stellen, ihnen neue Richtlinien zu geben.

Zu dieser schöpferischen Arbeit ist das ganze Volk, soweit es Geist und Kraft besitzt, berufen; ist sie doch für die Zukunft von unberechenbarer Tragweite, ist doch jeder Fehlgriff, jede Abweichung von dem großen uns vorschwebenden Ziele von verhängnisvoller Bedeutung.

Von hohem Werte sind daher für uns Bücher wie das hier angezeigte, in denen durch tiefgehende Beleuchtung ähnlicher Wendepunkte in der Entwicklung des deutschen Volkes Warnungszeichen aufgestellt und Richtlinien für die Zukunft gegeben werden.

Dreyer behandelt in seinem Roman die ersten Jahre nach den Freiheitskriegen mit ihren Kämpfen der Gebildeten, besonders der Jugend gegen den Bürokratismus und gegen die politische Heuchelei der damaligen Zeit, mit ihren Knechtungen der Polizeiherrschaft u. a.; kurzum die Jahre der traurigen Enttäuschungen, die auf die große Zeit der Erhebung gefolgt waren. V.

Marte Schlichtegroll. Roman von Karl Linzen. (Kempten und München. Josef Köselsche Buchhandlung.)

In Karl Linzens literarischen Erstlingen erinnert manches an die Weise, wie Raabe begann. Seine Phantasie, die sich mit Vorliebe in die warme Enge eines gemütvollen Stillebendaseins verpuppt, durchbricht oft unerwartet die Beschränkung und fliegt als exotischer Schmetterling, im Glanz aller Farben schimmernd, in die weiteste Ferne. Beides hat der Roman „Marte Schlichtegroll": Enge und Ferne, Dämmerung und Mittag, Innigkeit und Leidenschaft, Humor und Ernst, Träume und Abenteuer. Und doch ist von Raabe nichts darin, als daß, hier wie dort, schon in den Anfängen die Löwenklaue des geborenen Erzählers fühlbar wird. P.

Heidnische Überbleibsel.

Wenn der Mörder an die Bahre seines Opfers trat oder dieses sogar berührte, so fing, wie die „Alten Teutschen“ meinten, die Todeswunde neu zu bluten an und überführte den Täter seiner Tat. So entschied ein „Gottesurteil“; und Hebbel brachte einen solchen Vorgang in seinen „Nibelungen“ auf die Bühne: „Siegfrieds Wunde belebt sich beim Nahen Hagens . . .“

Das „Archiv Birkfeld“ nun, ins Steirische Landesarchiv aufgenommen, erzählt 1675 von einem Gerichtsbrauch bei als Leichname aufgefundenen Personen, da Zweifel bestanden, ob es sich um Selbstmörder oder um Opfer eines Verbrechens handelte. Dieser seltsame Gerichtsbrauch weist unverkennbar Anklänge an das germanische Gottesurteil auf.

Es heißt da:

„Zu merkhen, wenn ein totte Persohn in einen Landtgericht gefunden würdt, und selber verzweiflet, und das Landtgericht begehrt wird durch schrift- oder mündtliche Potschaft . . . Wann sich selber Ainer erhenckhet oder thuet ihm den Todt selbsten an, es sey wie es wöll, ist das Landtgericht schuldig, den verzweifleten Menschen mit dem Gerichtshammer zu berühren auf sein bloßes Herz und also mit diesen Worten bey seinem eignen Namen genant dreymall aufeinander oder nach einander gesagt, wie volgt: Ich berühre Dich im Nahmen Gottes Vatters †, Gottes Sohnes † und Gott des heiligen Geists † und bey dem heiligen Evangelium. Ist ein Mensch an deinem Todt schuldig, so gib ein Wahrzeuchen von dir. Diß dreymahl.

Ist ein Mensch an seinen Todt schuldig, so bliett ihm Mundt und Nasen, und wirdt begraben, sech der zu am jüngsten Gericht, gibt er aber kein Wahrzeichen, so laß ihm das Landtgericht vertilgen mit dem Feuer zu Staub und Aschen. Davon hat der Landtrichter 1 fl 1 ₰, wie es vor Alters herkomben ist.“

Eine nie wiederkehrende Gelegenheit.

Bei der Beschlagnahme der Gebrauchsgegenstände von Kupfer, Messing und Nickel hat die Militärbehörde die Kunstgegenstände von vornherein ausgenommen. Es ist dringend zu wünschen, daß überall, wie in München, ein besonderer Ausschuß von Sachverständigen eingesetzt werde, der über diesen Kunstwert zu entscheiden hat. Noch wertvoller wäre es, wenn dieser Ausschuß sich von dem Geist erfüllen ließe, der aus dem Aufruf spricht, den der „Bayerische Kunstgewerbe-Verein“, der „Bayerische Verein für Volkskunst und Volkskunde“ und der „Münchener Bund“ gemeinsam erlassen haben, und dessen Schlußsätze lauten wie folgt: „Es bietet sich hier eine Gelegenheit, die nicht leicht wiederkehrt: sich vom schlechten Kunstgewerbe zu befreien. In fast allen Familien finden sich solche aufdringliche Metallsachen, mit Schmuck überladene, billige Geschenkartikel, Gewinne aus Glückshäfen, Hochzeitsgeschenke u. dgl., die ein zweifelhaftes Dasein führen. Nehme ein jeder diese kunstlosen Gegenstände und opfere sie in dieser großen Zeit dem Vaterlande, es wäre doppelter Gewinn. Noch ein Gebiet wäre zu nennen, auf dem es zugleich möglich wäre, größere, ausgiebige Metallmassen zu gewinnen, die die Militärbehörde jetzt braucht, und zu gleicher Zeit sich zu befreien von Dingen, deren Beseitigung in einer anderen Zeit nicht leicht denkbar ist. Vielleicht finden sich jetzt da und dort einsichtsvolle Behörden und Vereine, die in Verbindung mit dem sicheren Urteil erfahrener Künstler solche Denkmäler als Opfer auswählen, die ihre Absicht, irgendeinen Großen oder ein großes Ereignis zu ehren, nicht ganz glücklich erreichen und dem Kunstsinn einer Zeit, die nicht weit hinter uns liegt, wenig Ehre machen.

Reclus stellt sich den Frieden nach dem Krieg also vor: Deutschland an Rußland, Frankreich, Belgien und Dänemark verteilt, wobei ein bescheidener Rest von einigen sagenhaften deutschen Herzogtümern übrig bleibt; Österreich-Ungarn verschwindet überhaupt . . . Ist Reclus irrsinnig? Allerdings schrieb er seinen Unsinn, ehe noch unsere Fahnen über Warschau und Brest-Litowsk wehten, aber er schrieb ihn doch schon, da die Deutschen Belgien und einen Gutteil Frankreichs innehatten! Man sollte es für unmöglich halten, daß ein Wissenschaftler wie Reclus solchen — sagen wir es nur eindeutig — Stiefel produzieren kann, aber er tat ja nichts anderes, als den Gefühlen und Ideenrichtungen gewisser einflußreicher französischer Kreise Ausdruck zu verleihen. Deshalb sei den Deutschen, die wir oft unberechtigtes Mitleid mit Frankreich empfinden, dieses verrückte Büchlein zum Lesen empfohlen; es mahnt uns: Landgraf, werde hart!

Wenn wir die Friedensbedingungen diktieren, kann nur unser Interesse maßgebend sein. Das lehren Reclus und Genossen von ihrem Standpunkt! P. L. M.

Die eiserne Faust. Marterln auf unsere Feinde von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann.)

Über den „roten Adler“ hatte ich letztlich geschimpft. Nun, aber heute kriegen wir wieder — um beim früheren Bilde zu bleiben — unser dickgestrichenes Jausenbrot. Und mit reichlich Salz, Pfeffer und Paprika. Da spürt man wieder den sonnigen Dichter von „Hin ist hin“ und lacht und freut sich Witz und Schärfe.

Ein schneidiges, volkstümliches Büchel, eine eiserne Faust auf die Schädel des unterschiedlichen Gurkhaskulturgesindels.

Als kleine Probe das „Farbenspiel“:

Bestaunet dieses Gotteswunder, o ihr Mannder,
Den Japs und den Briten kennt man nicht mehr auseinander,
Sintemalen sie anjetzo gelb sind alle beide,
Der eine von Natur aus schon, der andere vom Neide.

K. D. Zwerger.

Märchen. Allen Kindern gewidmet von Anna Engerth. (Berlin. H. S. Sommer. 1915.)

„Mutter, bitte, eine Geschichte! Aber keine geschriebene darf es sein!“ so bettelten die Kinder. Da erzählte diese Mutter aus eigenem Kopf und Herzen die sinnvollen, herzigen Märchen, die hier doch auch geschrieben der Kinderwelt vorgelegt werden. Am Ende haben diese kleinen Geschichten die Zauberkraft, auch Erwachsene wieder zu glücklichen Kindern zu machen.

Unsere Zeitgenossen. (Wer ist's?) Biographien von rund 20.000 Zeitgenossen. Begründet, herausgegeben und redigiert von Hermann A. L. Degener. 7. Ausgabe. (Leipzig. H. A. Ludwig Degener.)

Das wertvolle, groß angelegte Nachschlagebuch enthält außer den Biographien unserer bekannten Zeitgenossen (Schriftsteller, Musiker, Schauspieler, Maler, hohe Militärs, Fabrikanten usw.) auch Mitteilungen über oft vorkommende Pseudonyme, Bildungsstätten, Gesellschaften usf. Wir finden in dem Riesenwerke (Preis 12·50 M.) fast sämtliche — nach welcher Richtung immer — bekannte Namen. Freilich fehlt auch dann und wann jemand — aber die Fehlenden werden sicherlich in den späteren Ausgaben zu finden sein. Der „Degener“ kann jedermann, der sich über Herkunft, Familie, Lebenslauf, Werke u. a. unserer bekannten Zeitgenossen unterrichten will, empfohlen werden. Rudi Bern.

Der Krieg und die Aufgabe der deutschen Mutter. Von Albert Malte Wagner. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes.)

Der Leipziger Literaturhistoriker gibt in dem netten schmalen Bändchen eine Reihe wertvoller, beherzigenswerter Anregungen zur Erziehung der Kommenden im Sinne des selbstlosen Nationalismus. Mögen seine Worte nicht in den Wind geschlagen werden.

Rudi Bern.

Baldurs Tod! Ein deutsches Schöpfungsmärchen in einem Vorspiel und vier Aufzügen von Otto Keinbach. (Leipzig. Th. Gerstenberg.)

Diesem jungen Talente wünschen wir die Beachtung von Kritik und Lesewelt.

Im Bauernstübl. Gedichte in steirischer Mundart über heitere, tatsächliche Begebenheiten aus dem steirischen Volksleben von Anton Roßmann. (Graz. Verlagsbuchhandlung „Styria“.)

Zumeist lustig gehalten, manch echter Humor dabei. Nur die Form muß sich vielfach noch bessern. Sie fällt manchmal aus dem echt Mundartlichen.

Heute schon wird dieses Talent Freunde finden und wir dürfen von ihm höchst wahrscheinlich noch sehr gute Sachen erwarten. Einstweilen denkt der Dichter ans Rote Kreuz, dem der Reinertrag gewidmet ist.

Mei erschte Fechsung. Ernste und heitere Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Karl Pschorn. (Wien u. Leipzig. Rudolf Mück.)

Volksfrühling. Ein Zürcher Roman von Ernst Eschmann. (Zürich. Art. Institut Orell Füßli.)

Der Zürcher Ernst Eschmann, der bisher namentlich als Lyriker zur Geltung gekommen ist, wird sich mit diesem gehaltvollen Roman einen Platz in der Reihe der guten Schweizer Erzähler sichern. Der Vorwurf des Romans ist der in der Zürcher Geschichte weltbekannte „Stäfner Handel“, ein Ausschnitt aus der großen Freiheitsbewegung um die Wende des 18. Jahrhunderts, ein schweizerisches Nachspiel der französischen Revolution. Die alten Gegensätze: Stadt und Land, erwachen aufs neue. Die Bauern, und besonders die am See, die „Seebuben“, besinnen sich ihrer einstigen Vorrechte und sind entschlossen, Leib und Leben für sie einzusetzen. Im aristokratischen Regiment der Stadt stoßen sie auf harten Widerstand. Sie müssen sogar eine strenge, militärische Besetzung ihres Heimatdorfes über sich ergehen lassen, sich unterwerfen und auf alle Rechte verzichten. Aber wie anno 1798 der freiheitliche Gedanke rundum mehr und mehr zum Siege kommt, wie die Franzosen in die Schweiz eindringen, braucht sie starke, zuverlässige Kräfte, und die gewinnt sie nur, wenn das alte aristokratische Regiment aufgegeben wird und überall Freiheit und gleiche Rechte proklamiert werden. Der Frühling des Volkes bricht an.

Im Vordergrund des Interesses steht im Roman das Schicksal der Familie des wackern Säckelmeisters Bodmer in Stäfa und das des ratsherrlichen Hauses des Baumwollfabrikanten Hans Escher. Der junge freiheitlich gesinnte Sohn des Junkers, Hauptmann Saly Escher, gewinnt die Liebe der tüchtigen, unerschrockenen Hedwig Bodmer, der Tochter des Säckelmeisters. Unüberwindlich scheinen die Gegensätze. Langsam gleicht die Zeit sie aus. Jahre vergehen. In die Zukunft ist das Glück der beiden gestellt. V.

Der Sepp im Krieg. Bayrische Geschichten von Fritz Müller. Hagen i. W. Otto Rippel.)

In 16 Kapiteln erzählt uns der bekannte Verfasser in seiner meisterhaft knappen Weise die Kriegserlebnisse des bayrischen Bergführers und Holzfällers Sepp. „I kimm glei“, das war die Antwort auf die telephonische Benachrichtigung seiner Einberufung, die ihn hoch oben in den Alpen erreichte. Und was der Sepp dann in diesem Kriege im Westen und Osten unterwegs und im Lazarett erlebte, das ist so erhebend und erquickend, aber auch so humorvoll zugleich und zeugt trotz aller äußeren Derbheit und Rauheit von so viel Herz und Gemüt, daß es einem beim Lesen warm ums Herz wird.

Das Buch mit seinem prachtvollen Humor, seiner gesunden Lebensweisheit und seiner Gemütstiefe ist wie ein erfrischendes Bad in dieser ernsten Zeit, es wird überall Stunden rechten Frohsinns bringen, düstere Gedanken, Verzagtheit und Kleinmut vertreiben. F.

Illustrierte Weltkriegschronik der Leipziger Illustrierten Zeitung 1914. Mit zahlreichen schwarzen und bunten Abbildungen nach Photographien sowie Gemälden und Originalzeichnungen namhafter Künstler und mit Karten und Plänen. Text von Paul Schreckenbach. Vollständig in 20 Lieferungen. (Leipzig. J. J. Weber.)

Paul Schreckenbach — der Name dieses Romanhistorikers klingt gut, ausgezeichnet. Und er gibt uns sofort Gewähr, daß die Hefte kein marktschreierischer Bluff sind, sondern Wertung als Kunst beanspruchen. Und man sieht sich auch wirklich nicht enttäuscht. Klar, flüssig und poetisch, dabei aber durchaus wirklichkeitswahr ist der Text, höchst anregend und künstlerisch hochwertig sind die Zeichnungen und Gemälde und vornehm, meisterlich ist die Ausstattung. Folgt daraus, daß diese Zeitschrift vor so mancher anderen wärmste Empfehlung verdient, besonders für solche, die das Gedenken an diese Eisentage auch in künftiger Zeit durch ein würdiges und wertvolles Dauerwerk beleben wollen.

K. D. Zwerger.

Der Seekrieg 1914—1915. Schiffspost- und Feldpostbriefe sowie andere Berichte von Mitkämpfern und Augenzeugen. Herausgegeben von Hermann Kirchhoff, Vizeadmiral z. D. Mit zahlreichen Bildbeigaben. (Leipzig. Hesse & Becker.)

Das aufs beste ausgestattete Buch gibt eine ganz vortreffliche Übersicht über die deutschen Kriegstaten zur See. Die einzelnen Abschnitte sind betitelt: Allgemeines. An Deutschlands Küsten. — Der Kleinkrieg zur See in den heimischen Gewässern — Die Hochseeflotte in den heimischen Gewässern — Der Kreuzerkrieg in Übersee — In den Kolonien — An der Küste Belgiens — Der Seekrieg im Süden Europas. Sie werden eingeleitet durch allgemeinverständliche Erläuterungen des bekannten Marineschriftstellers Vizeadmirals z. D. Hermann Kirchhoff. Dann folgen jeweils Schiffspost- und Feldpostbriefe, die in ihrer lebendigen Anschaulichkeit von keiner späteren Darstellung übertroffen werden können. V.

Die Zerstückelung Deutschlands. Drakonische Friedensbedingungen von Onésime Reclus-Paris. Deutsch von Dr. Paul Brönnle. Mit Geleit- und Schlußwort von Dr. Paul Liman. (Leipzig. Krüger u. Co.)



2. Heft November 1915 40. Jahrg.

Der Erbarmungslose.

Roman von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Die bösen Zeichen der Zeit schmälerten die Glückseligkeit Jean Polycarpes und die Schmälerung tat seiner ehrlichen Wohlbeleibtheit Abbruch. Was da in Paris vorfiel, jagte ihm kalte Schauer über den Rücken: Der König beleidigt, die Königin scheußlicher Handlungen bezichtigt, die hohen Kinder unehrlicher Geburt geziehen, und von Tag zu Tag mehrten sich die Hiobsposten. In der Provinz ging es beinahe noch ärger zu: Aristokraten geplündert, erschlagen; Priester gestäupt, vertrieben; Beamte verhöhnt, hinausgeworfen. Stets löste Furchtbareres Furchtbares ab und schon bedrängte man ganz unschuldige Menschen, denen nichts zur Last fiel, keine vornehme Geburt, kein Amt, das herausforderte, denen nichts Schlimmeres vorzuwerfen war, als daß sie sparten und ihre sauer erworbenen Renten in Frieden verzehrten. Der Taschentücherverbrauch in dem hellgetünchten Häuschen mit den saftiggrünen Jalousien stieg ins Ungemessene; bald trocknete Jean Baptiste damit seine Tränen, bald den Angstschweiß, und im Garten flatterte stets eine Menge roter und andersfärbiger Tüchlein, die Frau Boju eilfertig wusch, um den ungeheuren Bedarf an reiner Wäsche zu decken.

„Wie lange noch“, fragte sich der Exsteuerpächter verzweifelt, „wie lange noch und sie werden auch mein Hab und Gut wegnehmen,

An diesem jungen Dichter kann man doch wieder einmal eine Freude haben. Die Mundart ist gut behandelt, Gemüt und Humor ist da und die Gegenstände, die behandelt, besungen sind, liegen im Bereich des ländlichen Volkes. Und was die Hauptsache ist: gutes Talent.

Upland. Blatt für Religion und Heimat. 4. Jahrgang. Begründer und Herausgeber Wilhelm Schwaner. Vierteljahrsheft. (Schlachtensee-Berlin. Volkserzieherverlag.)

Der Inhalt ist reichhaltig und so ausgewählt, daß er nicht nur trotz des Krieges, sondern gerade wegen des Krieges Stärkungs- und Erbauungsstunden verspricht. Es ist eine Zeitschrift für Gottsucher.

Büchereinlauf.

Peter Rosegger. Gesammelte Werke. Vom Verfasser neu bearbeitete und neu eingeteilte Ausgabe. 40 Bände in 4 Abteilungen zu je 10 Bänden. Jeden Monat gelangt ein Band zur Ausgabe. Jeder Band geschmackvoll gebunden Mk. 2·50 (K 3·—), in Halbpergament Mk. 4·— (K 4·80). Einzelne Bände werden nicht geliefert. (L. Staackmann. Leipzig.) Soeben erschien von der dritten Abteilung 22. Band: **Der Höllbart und andere Geschichten aus der Vorzeit.**

Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen. 1. Heft: **Die Lehren des Krieges.** Von Dr. Fr. Freih. v. Wieser; 2. Heft: **Österreich und England.** Von Dr. Ottokar Weber. Herausgeber Rob. Strache. (Warnsdorf. Ed. Strache.)

Der deutsch-englische Wirtschaftsgegensatz. Von Richard Kiliani. 57. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der deutsche Krieg". (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Kriegssozialismus. Von Theodor Heuß. 58. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Starkutar der Schmied. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen von Bernhard Sengfelder. (Berlin. Rob. Markiewicz.)

Hindenburg der Russenschreck. Lustige Verse von Mühlen-Schulte, mit zahlreichen Bildern von Willy Helwig. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Gerüchtserstatter und anderes. Von Beda. (Wien. R. Löwit.)

Blätter unter der Asche in Tagen lodernder Flammen. Von Francesco Chiesa. Deutsch von E. Mewes-Béha. (Zürich. Art. Institut Orell Füßli.)

Unerschütterlich bereit! Deutsche Kriegslieder 1914/15. Von Gustav Schüler. (Leipzig. Armed Strauch.)

Seerosen. Gedichte von Heinrich Pestalozzi. (Zürich. Art. Institut Orell Füßli.)

Balsers Ernst ist gefallen. Ein Trostwort für die Angehörigen unserer Kriegsgefallenen. Von Pfarrer Gustav Mahr. (Berlin. Deutsche Landbuchhandlung.)

Lazarettbilder. Aus dem Tagebuch der Vorsteherin eines Sanitätsvereins im Kriegsjahre 1870/71. Von M. Weber. Dritte, mit einem Geleitwort von Generaloberarzt a. D. Dr. Migeod-Leipzig versehene Auflage. (Leipzig. Krüger & Co.)

Eduards unselige Erben. (Augsburg. Haas u. Grabherr.)

Bilder aus dem Weltkrieg. — Unsere Marine im Kampf. I. und II. Drei Malbücher für die Jugend. (Ravensburg. Otto Maier.)

Vom letzten Reich. 4. Heft der „Blätter für Suchende aller Bekenntnisse". Von Paul Eberhardt. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes.)

Der Krieg und das Christentum. Von Heinrich Scholz. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes.)

Der Katechismus Biteams des Jüngeren. Von einem amerikanischen Iren. Aus dem Englischen von Dr. Eduard Eckhardt. (Freiburg i. Br. C. Troemers Universitätsbuchhandlung, Ernst Harms.)

Bringt uns der Krieg dem Sozialismus näher? Von Professor Dr. R. Liefmann. 56. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der deutsche Krieg". (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Kampfplätze in West und Ost. Alphabetisches Ortsverzeichnis der kriegerischen Begebenheiten. Nach amtlichem Material bearbeitet von Dr. Ernst Seeger. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Bismarcks Erbe. Von Hans Delbrück. (Berlin und Wien. Ullstein u. Co.)

Die Welt des Islam. Von Friedrich Delitzsch. (Berlin und Wien. Ullstein u. Co.)

Reden über den Krieg. Von Johannes Müller. 4. „Der Tod fürs Vaterland und die Hinterbliebenen." (München. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.)

Ringen und Hoffen. Kriegslieder 1914/15 von Wilhelm Idel. (Elberfeld. A. Martini & Grüttefien.)

Vorstehend besprochene Werke usw. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 3, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

(Geschlossen am 20. September 1915.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Fleder.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

hatte, aus reiner Nächstenliebe, zu kränken und zu ängstigen? Sie rückten jetzt nicht einmal die Hüte, wenn sie vorübergingen, die frechsten spien sogar aus, und eines schönen Morgens fand er seinen Garten beraubt, die edelsten der Rosenstöcke wurzweg abgeschnitten, die Blumenbeete zertrampelt und Salat, Zwiebeln, Kartoffeln gestohlen. Und der Wachhund, die Bestie, verschlief den Rummel, statt die Hausbewohner durch Gebell zu warnen. Er war eben auch ein Verräter, ein vierbeiniger Jakobiner!

Daß sich der Pfarrer irgendwo in Chorrock und Stola zeigte, genügte, daß man ihn belästigte. Kinder und Erwachsene sangen unflätige Spottlieder hinter ihm her.

Gerade noch vor den allerheidnischesten Untaten, die anderswo schon gang und gäbe waren, blieb Chiron bisher verschont; in Paris, in Lyon, in Orleans erwürgten die Menschen einander kurzerhand. In Chiron begnügte sich der Pöbel mit kleineren Roheiten, prügelte Andersgesinnte und puffte ihnen blaue Beulen in den Rücken; wer sich etwa bei Nicolas Soufflet beschwerte, wurde von ihm und Rosine nur angefletscht. Der Kapitän sagte frech: „Ich habe nichts gesehen; Ihr werdet die guten Leute wohl gereizt haben.“ In Paris, Lyon und Orleans räucherte man Mißliebige mit Feuer und Qualm aus wie die Brut einer verwanzten Wohnung, in Chiron verbrannte man die Grundbücher und kühlte sein Mütchen an Salat, Zwiebeln und Rosenstöcken. Aber wie lange noch und die Missetaten von Chiron hielten dem Greuel von Paris, Lyon und Orleans die Wage? Massaker standen bevor.

Der rührigste Fleiß der Wirtschafterin Boju reinigte täglich nicht mehr so viele Taschentücher, als Jean Baptiste verschwitzte; ehe der Wind sie getrocknet hatte, verlangte sie der Exsteuerpächter bereits, und so empfahl sie ihm mürrisch, sich besser der Leintücher zu bedienen, statt der winzigen Läppchen.

So schwand in den trüben Zeiten selbst die Ergebenheit der dienstbaren Frau Boju dahin.

* * *

Und würde Jean Baptiste hundert Jahre alt werden, würde er Abrahams oder Methusalems Alter erreichen, die Szene, die er in Champdivers miterlebte, haftete unverwischbar in seinem Gedächtnis.

Mit Sorgen belastet war Papa Bon-Bon durch die goldgrünen Felder geschritten; wie Meereswellen hoben und senkten sich die noch frischen Halme des Weizens und die schiefen Abendsonnenstrahlen streuten ihr Flimmergold darüber. Ein lauer Hauch wehte aus dem Westen, als atmete die alte Erde. Polycarpe fühlte die Last seines Sorgenbündels in der feurigen Pracht des Frühsommers leichter und leichter werden, er sog die Luft

mein teures Erbe nach der lieben Tante Tomati in Marseille?" Den Herren in der Nationalversammlung war nichts heilig und der Pöbel legte die schönen Worte von Freiheit, Gleichheit und Verbrüderung in höchst unziemlicher Weise aus. Der entsetzliche Robespierre predigte mit gekniffenen Lippen: „Kein Bürger Frankreichs bedarf im Jahr mehr als dreihundert Franken." Ganz schön, Robespierre war ein Mensch wie andere und konnte es mit seinen Franken halten, wie er wollte, aber das gemeine Volk zog daraus gleich große Folgerungen. Ein arbeitsscheuer Hufschmied, dem Papa Bon=Bon auf der Straße begegnete, brüllte ihn an: „Eine saubere Gleichheit das, daß unsereiner nichts zu nagen hat und der vollgefressene Fettwanst schlemmt mit unseren Steuern. Jeden Abend hat er seine Gans auf dem Teller. Man muß die Reichen schröpfen und dort nehmen, wo etwas ist!" Er vertrat ihm den Weg: „Ich bin so frei, Herr Polycarpe, Ihnen vorzuschlagen, mit mir zu teilen."

So verrucht gebärdete sich schon Chiron, diese Oase in der französischen Sittenwüste! Papa Bon=Bon bat den Pfarrer um Hilfe. „Um Gottes willen, wie wird das enden!"

Rossignole faltete die Hände: „Betet und fastet. Der Herr prüft die Gläubigen und sondert die Schafe von den Böcken."

Solche vorbildlich fromme Ergebung ins bittere Leben erbaute das Gemüt, doch gegen die himmelstürmenden Übelstände fruchtete sie wenig. So begab sich der Exsteuerpächter betrübt zum Bürgermeister und trug diesem sein Anliegen vor: „Herr Maire, walten Sie Ihres Amtes, schaffen Sie Ordnung!"

Das Dorfoberhaupt erblaßte, zog den Kopf wie eine ängstliche Schildkröte zwischen die Schultern und keuchte: „Zur Aufrechthaltung der Ordnung ist die Nationalgarde da. Ich kann nichts machen."

„Man bedroht mich!"

„Halten Sie sich an Kapitän Soufflet."

Vor einem Bittgang zum Schankwirt scheute Jean Baptiste zurück und trug zitternd sein Leid. Was für eine schreckhafte Zeit war das, die Zucht, Ehrbarkeit und Tugend bestrafte, Laster und Sünden belohnte! Die Angst, die Polycarpe seit je vor Paris empfand, schwoll zum Haß an: O, das grausame Paris! Die Lieblingsresidenz Luzifers, des Oberteufels, und seiner roten Trabanten namens Robespierre und Marat. Die strafbare Narrheit verseuchte die ganze Welt und vergiftete die Menschen. Eine Woche nur, eine kurze Woche, war Lammorale in Paris gewesen und kehrte verdorben zurück; hätten nicht Lumpen meuchlings seinen Laden ausgeräumt, er wäre ein Genosse Soufflets; so bekehrte er sich, durch Schaden belehrt, und hielt halb und halb treu zu den Honoratioren. — Polycarpe klagte Chiron bitter an: Wie kamen die undankbaren Dörfler dazu, ihn, der sie stets geschont und verhätschelt

„Du bist da?“ Wenig gnädig und stark von oben herab nahm Aristide de Champdivers Notiz von der Anwesenheit seines Schützlings. „Ja, ich verreise, wie du merkst. Die Luft von Chiron schlägt sich einem auf die Leber. Die Marquise ist schon unterwegs.“ Tobend schnauzte er zwei ungeschlachte Rüpel an, die eine Alabasterfigur hinwarfen, daß es splitterte: „Gauner! So also geht ihr mit fremdem Eigentum um! Pariser Muster, was?“ Und die Reitpeitsche klatschte auf die Schultern der Tollpatsche, die sich schüttelten und auf die Doppelpistole schielten, deren zwei Hähne schußlüstern aufsprangen.

Jean Baptiste hatte Angst. War dieser polternde, prügelnde Alte wirklich sein liebenswürdiger Marquis de Champdivers, das weitberühmte Vorbild für Eleganz und Höflichkeit?

Fuhre auf Fuhre, himmelhoch getürmt, ratterte davon. Der letzte leere Wagen, eine Karosse, wartete vor dem Portal. Der Marquis warf sich einen dicken, unscheinbaren Mantel über und sprang hinein: „Vorwärts!“ Dann gab er Gegenbefehl: „Halt!“, nahm Peitsche und Pistole zusammen in die Linke und reichte Jean Baptiste die Rechte: „Adieu, Polycarpe; wenn ihr klug seid und mit dem Jakobinergesindel nicht unter einer Decke steckt, sperrt euer Häuschen zu und wandert aus. Könnt auch sofort zu mir einsteigen. Platz genug für zwei, denn um was ihr zu dick seid, bin ich um so magerer. — Eilt euch! Im ganzen Lande brennen die Schlösser, geht's so weiter, dann ist die Reihe bald an eurer Keusche. Mit dem Adel banden die Kanaillen zuerst an, aber ihr Bürger werdet es nicht besser als wir haben. Der Appetit kommt beim Essen. In Paris hängen sie schon Gevatter Schuster und Schneider, weil ihre Nasen —“ Was Herr v. Champdivers noch hinzufügte, verstand Jean Baptiste nicht mehr, denn die Gäule zogen an, die Räder quiekten und die Kalesche schwankte davon.

Papa Bon-Bon blickte dem Wagen durch einen feuchten Schleier nach, bis ihn eine Wolke verschlang.

Von Osten her kroch die dunkelbraune Dämmerung in die Landschaft und bloß im Westen, über Sonnenuntergang, lohte der Himmel in seltsamen rotorange-apfelgrünen Tönen.

Nur die Hälfte der Burschen und Knechte war mit dem Wagen abgezogen, eine Schar blieb zurück und gebärdete sich wie rasend; die Leute schrien, lärmten, johlten; eine überlang gezähmte Wut brach ungestüm los und wüstete, Steine flogen, Stöcke, Pölster, Teller, Lampen — was sich eben noch im Schlosse fand. Wunderliche Dinge kamen aus den Fenstern, durch die Fensterscheiben, Glas klirrte, Porzellan prasselte, Holz, Eisen, Marmor krachte . . . Nach Erschöpfung der ersten Tollheit berieten sich die Zerstörer und schließlich führten sie ihre Pläne einhellig aus, stürmten durchs Schloß und plünderten.

tiefer in die Lungen und eine Freude erfüllte ihn, an der Welt, die doch schön war, an den Reben, die ihre knospenden Triebe ansetzten, an der friedreichen Abendeinsamkeit, die den müden Tag erlöste. Er gelangte in der frohen Stimmung beinahe zur Überzeugung, es sei verwerflich, sich das Dasein durch die böse Willkür der Menschen verbittern zu lassen. Man mußte sich nur Mühe geben, rosig zu sehen, und dann würden die Dinge von selbst heller und freundlicher. Eine Philosophie keimte in ihm, die ein schattenhaftes Paradies erbaute; der schwarze Stock mit der Silberkrücke kreiste unternehmender und ein frischer Lebensmut frohlockte.

Am Waldsaum, zwischen Linden, Buchen und Eichen, umrankt von wildem Wein, lag Schloß Champdivers, eingebettet ins Grüne; die braunen runden Dütendächer der Warttürme überragten die Baumwipfel und durch das zitternde Laubwerk funkelten Fensterscheiben. Da und dort aus einer Lichtung schauten Erker, Schießscharten und Zinnen. Und auf der Straße, die dem Park entlang lief, fuhr Wagen auf Wagen vor, um hernach hochbeladen davonzurollen. Jean Baptiste blieb stehen und schaute. Hatten die Herrschaften Besuch gehabt oder Einquartierung, die jetzt abzog? Er wollte genau sehen, was es gab, und dem hochgeborenen Grafen Aristide seine Ehrfurcht bezeugen. Papa Bon-Bon kürzte den gewundenen Feldweg ab und stapfte querfeldein durch einen üppigen Kleeacker, so begierig war er nach der Ursache der Betriebsamkeit. Er kam näher, nahm Einzelheiten aus und staunte doppelt. Der Marquis lehnte herrisch an der Steinrampe der Freitreppe, das Haar sehr flüchtig gepudert, den kaffeebraunen betreßten Frack zerknüllt, Kinn und Wangen nachlässig rasiert, und seine Linke umkrampfte eine doppelläufige Pistole, die Rechte schwang eine schmissige Reitgerte. Eben brüllte er ganz gegen die ruhige Art seines Wesens: „Allons, Halunken, oder ich helfe euch nach, Faultiere, daß ihr eure Rückseite eine Woche spürt! Tagdiebe!“ Dazu schnalzte die Peitsche durch die Luft. Bediente, Stallburschen, Reitknechte krümmten die bedrohten Rücken, schleppten Hausrat aus dem Schlosse, Spiegel, Bilder, silberne Leuchter, bronzene Kandelaber, Waffen, Gobelins, Bettzeug, vergoldete Uhren, Eßbestecke, Decken, Teppiche, Möbel, alles durcheinander, und beluden damit die Wagen. Der Exsteuerpächter machte ungeheuer runde Augen: Was bedeutete der Wirrwarr? Er wollte höflich fragen und schritt demütig zum Tor, drückte sich aber rasch an einen der Mauerpfeiler, denn er verstellte den Ausgang und ein Lakai stieß ihm eine Truhe, die er schleppte, in die Rippen. Der Graf gewahrte ihn noch immer nicht und so gab Jean Baptiste seiner untertänigen Bescheidenheit einen Ruck, beugte den feisten Oberkörper nicht ohne Anstrengung bis zur Erde, lüftete den Hut und fragte devot: „Gnädigster Herr, geruhen zu übersiedeln?“

Als der grelle Schein den Pfarrer Rossignole von seinem Schreibtisch, wo er in den Kirchenbüchern blätterte, aufschreckte, fuhr er kerzengerade empor und sank dann lautlos hin, wie einer, unter dem der Boden flieht.

So fand ihn der Meßner, der eintrat, nachdem er zweimal vergeblich gepocht hatte.

„Der weißhaarige Heuchler ist gut weg", sagte Kapitän Soufflet, aber seine Gardisten waren diesmal anderer Ansicht und murrten. Rossignole war ihr Täufer, ihr Lehrer, ihr Seelenhirt gewesen und das langgewohnte Gefühl einer Zuneigung saß zu tief in ihnen, als daß der Spott des Hauptmannes es austilgen konnte. Er polterte umsonst: „Was, zur Bestattung wollt ihr laufen, wie Betschwestern und Jungfernbündler? Schämt euch!"

„Halt's Maul!" sagte unwirsch ein Häusler.

Die Gardisten schämten sich zwar, doch gingen sie hinter dem Sarge her und beteten. Nicolas Soufflet verzweifelte über so viel Unbeständigkeit.

Die Kirchenglocken bimmelten, die große, die mittlere und die kleine, der Leichenzug kroch zum Friedhof und die leidtragende Gemeinde vergoß Tränen. Ein junger Amtsbruder des Toten aus St. Roy nahm die feierliche Einsegnung vor und lobte den himmlischen Eifer des Verewigten und spielte auch auf die Vorgänge in Paris an, ohne sie zu loben, aber auch ohne sie zu tadeln. Der junge Priester hatte den Eid auf die Verfassung geleistet, wie es die Nationalversammlung gebot.

Die Honoratioren betrauerten in ihrem Pfarrer ein Stück der besseren Zeit, die dahinschwand. Einige Gardisten hatten ihre Uniform angelegt und machten lange Gesichter, weil der Posthalter aussprengte, sie seien es gewesen, die den Tod Seiner Hochwürden verschuldeten. Unter den Trauergästen überwogen die Weiber, alte und junge, häßliche und hübsche, im Sonntagsstaat, mit Kerzen und Rosenkränzeln.

Noch einmal bewies Chiron seine Einigkeit im Leid.

Nur Rosine Soufflet fehlte und leistete ihrem in den Weinkrug hineindösenden Bruder Gesellschaft und meinte: „Du hättest dich nicht absondern sollen, Nicolas; das war nicht klug." Aber er donnerte sie nieder: „Ich will nicht klug sein."

Dem gerührten Nachmittag folgte eine stürmische Nacht und die Kleinhäusler und Pächter, gleichgültig ob sie zur Garde gehörten oder nicht, füllten die Wirtshäuser und Spelunken. So kam auch der „Dritte Stand" auf seine Rechnung. Betrunken lachte man über sich selbst, über die Trübsal, die jeder nur geheuchelt haben wollte, und man tanzte mit den gefälligen Dorfmädeln, die Kerzen und Rosenkränzel beiseite warfen.

Jean Polycarpe schlich sich unbeachtet fort und benützte die dichtbelaubten Gesträuche als Deckung; seine Neugierde, was noch geschehen würde, überwog seine Furcht und er lauschte aus recht sicherer Entfernung. Aber er hörte nur wildes Gebrüll, Gelächter, Gejohle.

Eine halbe Stunde später marschierte die Nationalgarde von Chiron an und schwenkte brennende Fackeln. Nicolas Soufflet wetterte — nicht über das Rauben und Zerstören, sondern daß ihm der aristokratische Bösewicht entschlüpft war. Er ergriff förmlich Besitz von Champdivers und erklärte es als Nationaleigentum. Derweilen verbrüderten sich die Gardisten mit den Knechten und brüllten gemeinsam und wüteten gemeinsam und schmissen gemeinsam in einem sinnlosen Taumel alles halbwegs Bewegliche vom Balkon in den Park. Durch die von einem matten Lichtschimmer erleuchteten Säle huschten Gestalten und schwangen rußende Fackeln. In der Schloßkapelle stürzten sie den Altar um, zerfetzten das Bild der heiligen Agnes und zerhackten die geschnitzten Betschemel.

Kapitän Soufflet spürte schnuppernd dem gräflichen Weinkeller nach und mit dem Instinkt des Wirtes entdeckte er ihn auch; da warf sich die Menge raufend in das gewölbte Verließ, hieb den Flaschen die Hälse ab und bohrte die Fässer an, daß roter und gelber Edelwein in den Sand gluckste.

Und das heldenhafte Werk der Vernichtung eines aristokratischen Nestes endete in einem betrunkenen Gelage.

Entmutigt trabte Jean Baptiste heim; er fühlte Erbarmen mit dem lieben, guten Marquis, seinem Schutzherrn, und noch innigeres Erbarmen fühlte er mit sich selbst. Er malte sich aus, wie die Rotte sein kleines Häuschen ebenso verderben, seinen Garten ebenso zerstampfen würde, um ihn in ein Kellerloch zu stecken, wo er hungerte und fror. Er bedauerte flüchtig, Rosine Soufflet nicht geheiratet zu haben, und wies die Vorstellung doch wieder zurück. Diese Person, die Schwester dieses Galgenstrickes, der an allem schuld war!

Bei den ersten Häusern des Dorfes wandte sich Polycarpe um: Starr und feindlich, eine mittelalterliche Zwingburg, ragten die Türme und Zinnen des Schlosses Champdivers in den helleren Sternenhimmel. Eine Ahnung beschlich ihn — wenn sie nur nicht Feuer daran legten! Und schon flatterte der rote Hahn aufs Dach, Feuergarben lohten auf — eine, zwei — zehn Lohgarben, und die Flammen flackerten wie rote Zungen und die Zungen leckten unersättlich über den Dachstuhl. Es qualmte, prasselte, das Feuer fraß das ausgedörrte Gebälk und flog flach hinwehend in die Nacht.

Um Mitternacht war Schloß Champdivers eine Ruine.

*
*   *

Deshalb dachte Jean Baptiste zuweilen, vielleicht stehe es um Frankreich doch nicht gar so übel.

„Wer wird Rossignoles Nachfolger?“ fragte der Posthalter.

Lanceleau kraute sich das ergrauende Haar: „Ein auf die Konstitution vereidigter Priester“, und entschuldigte sich für die unliebsame Antwort: „Die Nation will es so.“

Aber die Gläubigen Chirons wollten es nicht und so betrieb niemand die Neubesetzung der Pfarrei. Man ging Sonntags lieber einschichtig in die Kirche und betete vor dem stillen Altar. Gott wußte schon, wie er das zu nehmen hatte. Nur die ältesten Weiblein wehklagten: „Der Herr hat uns verlassen.“

Jean Baptiste teilte im Innersten die Meinung.

Der Posthalter Poutillon, der sich auf seine Wissenschaft in der Politik viel zugute tat, belehrte den Stammtisch im „König von Frankreich“. Der König, sagte er, habe mit dem Volke Frieden geschlossen und seine Macht mit dem gesetzgebenden Körper geteilt. So sei das Ärgste überstanden. „Die Umwälzungen waren die Geburtswehen eines freien Frankreich. Wehen brauchen ihre Zeit, das weiß jede erfahrene Hebamme, und eine glückliche Geburt schließt sie ab. Wir dürfen gesegnete Jahre erwarten, eine gerechte Verfassung wird den Wohlstand heben und das Elend aus der Welt schaffen ...“

Also war die blutige Bewegung nicht nutzlos gewesen und würde süße Früchte tragen.

Und der dicke Bäcker Lammorale stimmte zu: „Es wird bei uns werden wie in Alt-England und in Neu-Amerika. Was dem einen Volke billig ist, ist dem anderen nur recht.“

„Amen!“ bekräftigte Papa Bon-Bon, der jeden Frieden liebte.

Nur die äußere Lage erregte einige Bedenken, obschon man in Chiron nicht allzu viel davon erfuhr. Die Preußen und die Österreicher, hieß es, verbündeten sich, um das rebellische Frankreich zu strafen. Es würde einen Krieg absetzen. Die Deutschen gelüstete es nach Straßburg. Hoffentlich — sicherlich zeigte man den Despoten, die sich unterfingen, eine freigewordene Nation wieder an die Kette zu legen, was bürgerliche Vaterlandsliebe auch im Felde zu leisten vermöge.

Vorerst brachte der nahende Krieg nur Gutes, wenigstens den Honoratioren Chirons: Aus dem Sprengel rückten siebenundzwanzig junge Männer, die lautesten Schreier, zur Armee ein und marschierten an die Ostgrenze, um das gefährdete Vaterland zu verteidigen. Die Nationalgarde des Dorfes schmolz abermals beträchtlich und Nicolas Soufflet zog an der Spitze seines kleinen Häufleins auf den Übungsplatz, recht still und recht bescheiden. Trotzdem prahlte er: „Die Deutschen hat uns der König auf den Hals gehetzt — das kostet ihn den Kopf!“

Papa Bon-Bon knotzte schlaflos in seinem Bette. Das Gejohle, Gesinge und Getanze störte ihn, ihn erregte das Gekreisch und Gemäcker der Dudelsäcke. So also schloß die würdige Trauerfeier? Mit einem Hexensabbat!

Der arme Rossignole tot! Der Hirte von Chiron gestorben. Polycarpe weinte in seiner Verlassenheit und in seinem Schmerz. Er liebte den toten Rossignole, wie er den lebenden nie geliebt hatte. Mein Gott, ja, der Bürgermeister und der Posthalter waren auch ehrliche Leute, doch zuvörderst auf den eigenen Nutzen bedacht, nachgiebig und blind gegen das Böse, um nicht Schaden zu leiden. Sie drehten gern den Mantel, wie der Wind wehte. Kam's auf die an, dann durfte man über Frankreich das Kreuz schlagen.

Schmerzhaft klangen die Abschiedsworte des Marquis de Champdivers in Jean Baptiste nach: „Mit dem Adel banden die Kanaillen zuerst an, aber ihr Bürger werdet es nicht besser haben als wir ... In Paris hängen sie schon Gevatter Schuster und Schneider ..."

Kein Wunder, daß vor solchen Schaudergedanken der Schlaf floh; dazu das rohe Getümmel in den Schenken. Auch größeren Helden als Jean Baptiste Polycarpe wäre dabei die Lust vergangen, zu schlafen und süß zu träumen. Die Lider bleischwer und brennend lag er dahin in unnennbarer Trostlosigkeit.

*
*   *

Chiron hatte einen schädelschweren Katzenjammer. Die Mehrheit der Dörfler verdammte die Brandschatzung des Schlosses und trauerte um den toten Pfarrer. Für die Mordbrennerei wurde Nicolas Soufflet verantwortlich gemacht, auch von denen, die freiwillig mitgehalten hatten, und seine Schenke blieb betrüblich leer. Von der Nationalgarde lief ein Drittel davon. „Schade um das schöne Schloß", klagten die Bauern geizig; „man hätte daraus manches brauchen können." Und fügten hinzu: „Wenn es schon herrenlos ist ..." Sie stöberten fleißig in der Asche und suchten Nägel, Beschläge und Sonstiges. Einige, die fürchteten, der König werde eine Strafexpedition schicken, stellten dem Marquis ein ehrendes Leumundszeugnis aus, auf das sie sich berufen wollten, wenn es schief ging: „Der Schlechteste war er lange nicht."

Soufflet höhnte die Kleinmütigen: „Der König — und eine Strafexpedition schicken! Der soll froh sein, wenn wir ihm keine auf den Hals hetzen!" Aber dennoch verfärbte er sich bei jedem ungewöhnlichen Geräusch; möglich war es ja, daß man die Räuberei bestrafte. Die Nationalversammlung war oft ganz sonderbar.

Die Ernüchterung hielt an und brachte friedsamere Tage. Das Dorf ging in sich; die Kleinhäusler werkten fleißiger, die verkleinerte Garde übte seltener und ohne besonderen Eifer, und was Nicolas Soufflet an Ansehen verlor, gewann der Bürgermeister.

So hatte in Chiron niemand Lust, Deputierter in Paris zu werden, um entweder von königlichen Beamten wegen Hochverrat bestraft oder vom Konvent für seinen Loyalismus verfolgt zu werden oder in Gefangenschaft der Deutschen zu fallen, falls diese Sieger blieben . . .

Und jemand hatte gleichwohl Gelüste nach dem Mandat: Nicolas Soufflet. Brummend bewarb er sich darum, aber die Honoratioren wehrten entsetzt ab: „Der — nie!“

Lammorale war es, dem in dem Zwiespalt die gute Idee kam: „Jean Baptiste Polycarpe ist der richtige! Unabhängig, vermögend und ohne bessere Beschäftigung.“

„Und klug“, meinte Poutillon, ohne zu lachen.

„Er genießt die Sympathien aller — fast aller, und für ihn bleibt es sich schließlich gleich, ob er hier Rosen veredelt oder in Paris die Interessen seiner Mitbürger vertritt. Wir müssen ihn bei seinem rühmlichst bekannten Pflichtgefühl packen.“

Lanceleau schmunzelte. „Daß wir nicht sofort an Papa Bon-Bon dachten! Wir finden keinen besseren.“

„Und keinen klügeren.“

Zu dritt begaben sie sich aus dem „König von Frankreich“, wo die hochpolitische Beratung stattfand, ins hellgetünchte Häuschen und der Bürgermeister trug nach einer schmeichelhaften Einleitung die Bitte der gesamten Gemeinde vor, wie er sich ausdrückte.

Jean Baptiste erschrak ungeheuer. Was sollte er? Nach Paris? Als Vertrauensmann des Kreises? Hatte er sich nicht verhört — als Deputierter nach Paris?

„Jawohl“, bestätigte Poutillon. „Chiron und Umgebung zählt auf Sie. Das Vaterland ruft den besten seiner Söhne und erwartet unvergängliche Taten. Wenn je, so bedarf Frankreich jetzt Männer, die ihm dienen — harter, einsichtsvoller, unbeugsamer und unbestechlicher Charaktere, die weder den Lockungen des Hofes unterliegen, noch den Drohungen des Pöbels weichen.“

So erhebend der Antrag war, Jean Baptiste vermochte ihn nicht entsprechend zu würdigen; seine Schweinsäuglein irrten feucht und um Gnade bettelnd zu den Honoratioren und da diese von ihrem Vorschlag nicht abgingen, sank er in einen der mit grünem Rips überzogenen Fauteuils und faltete kindlich die Hände: „Meine Herren, haben Sie Mitleid! Schonen Sie mich! Was soll ich denn im Konvent? Ich kenne keine Gesetze, ich kenne Paris nicht, ich hasse es, verabscheue es — auf Ehre, es ist mir widerlich und lieber will ich in Chiron Straßen fegen, als dort Minister sein.“ Er entwickelte eine flüssige Beredsamkeit. „Betrauen Sie einen anderen mit dem Mandat, einen, dem es Spaß macht und der in der Politik erfahren ist. Ich sterbe in Paris, ganz

Der Abzug der Krakehler und die Befriedung Chirons kam Papa Bon-Bon zustatten; sein Appetit nahm zu, das Bäuchlein spannte wieder die schlotternde Weste, die Äuglein tauchten wieder in den prallen Wänglein unter und die sorgsame Frau Boju trällerte am Herd frohe Melodien, schlachtete Hühner, Enten und Gänse und ein köstlicher Bratenduft durchströmte das hellgetünchte Häuschen, dessen saftiggrüne Jalousien im Sonnenlicht leuchteten.

Auch dem vernachlässigten Garten widmete sich Jean Baptiste wieder, kroch morgens nach erquickender Nachtruhe aus dem Bett, aß Schokolade, Butter und Honig und arbeitete an den Wegen, sichelte den Rasen glatt, stach die Küchenbeete um, düngte, jätete und pflanzte. Das Gemüse gedieh, die Rosen blühten und in den Wiesenteppich stickte der Sommer ein farbiges Blumenmuster. Herrlich mundeten Salat, Radieschen und Tomaten, noch herrlichere Genüsse versprachen die Obstbäume, die Erdbeeren röteten sich und den Pfirsichen wuchs ein reifender Flaum. Alles prangte und prunkte und die Bienen summten dazu ihre murmelnden Gesänge.

Die freudige Arbeit und ihr Lohn schenkten dem Exsteuerpächter, der keine überschwänglichen Ansprüche an das traurige Leben stellte, wieder eine Reihe glückseliger Tage.

* * *

Unter den Patrioten von Chiron fand sich niemand, der sich für würdig hielt, den Kreis in dem neu zu wählenden Konvent zu vertreten. Das heißt, aus Bescheidenheit lehnten eigentlich weder der Bürgermeister Lanceleau noch der Posthalter Poutillon, an die man natürlich zuerst dachte, ab, als das Dekret die Wahl ausschrieb, und auch der Bäcker Lammorale gebrauchte Ausflüchte — sein Geschäft, sagte er, könne ihn nicht entbehren — sondern die Honoratioren hatten verschiedentliche Bedenken. „Mir fehlt die Beredsamkeit“, erklärte Lanceleau. „Ich habe die Gicht“, versicherte Poutillon und knetete kräftig sein Bein. Aber auch diese Gründe trafen die Wahrheit nicht; bei sich dachten die wider ihren Willen Auserkorenen: „Das fehlte mir gerade noch, den Löwen in seiner Höhle zu besuchen“, und die Gattinnen waren ganz derselben Ansicht.

Die Botschaften aus Paris lauteten wieder gefährlich, höchst gefährlich; am 10. August überfiel der Pöbel die Tuilerien, wo die königliche Familie residierte, die schrecklichen Revolutionäre berieten schon unverfroren die Abschaffung der Monarchie, Robespierre, Danton und Marat schwärmten offen von der Republik und mißtrauten einander, und dabei sammelten Preußen und Österreich an den Grenzen schlagfertige Armeen, bereit zum Einmarsch.

„Übertreibung!“ beruhigte der Posthalter.

Starr saßen die Honoratioren um den Exsteuerpächter herum und wichen nicht um Fingerbreite. Sie betonten, fast schon unwillig, die Auszeichnung, die Chiron ihm zudachte und die er zurückweise; eine Zurückweisung aber sei eine Beleidigung des ganzen Ortes.

„Sonst wird Nicolas Soufflet gewählt“, platzte der Bäcker heraus.

„Nun, und?“ fragte Polycarpe. „Warum soll Soufflet nicht gewählt werden? Dann sind wir ihn los.“

Der Posthalter hatte einen satanischen Einfall: „Der Wirt zum ‚Dritten Stand‘ haßt einen gewissen Menschen, mein lieber Polycarpe; Ihr wißt, wen ich meine! Der seiner hinkenden Schwester einen Korb gab — na, es ist überflüssig, die alte Geschichte aufzuwärmen. Aber seid versichert, er ist Euer erbittertster Feind und würde in Paris nicht eher ruhen, als bis er Euch vernichtet hat . . . Er wäre imstande, eine Maschine, die Menschenköpfe absägt — Ihr erwähntet das scheußliche Instrument selbst! — hierher nach Chiron zu schicken . . . und gerade vor Eurem Haus aufzurichten.“

Der Exsteuerpächter schnappte nach Luft: „Das wäre . . . Das ist . . .“

Lammorale log mit Poutillon um die Wette: „Der erste, dem Soufflet den Prozeß machen läßt — als Deputierter ist ihm das eine Kleinigkeit — seid Ihr! Ein Rächer seiner gekränkten Familienehre ist zu allem fähig, und er äußerte bereits dergleichen zu seinen Spießgesellen.“ Er zuckte die Achseln. „Wir können Euch leider nicht schützen. Soufflet ist kein Guter, mein Lieber!“ Lammorale beugte sich zu Polycarpe herab und flüsterte ihm ins Ohr: „Man hat ihm hinterbracht, daß Ihr Euch um das Mandat bewerbt, Ihr seid also sein Nebenbuhler, jetzt und künftig. Und wehe, wenn Ihr nicht gewählt werdet, nicht zu Macht gelangt . . . In der Politik pflegt man Gegnern das Schweigen beizubringen — versteht wohl, das S c h w e i g e n!“

Bald weiß, bald lila im Gesicht löste sich der arme, gepreßte Papa Bon-Bon aus dem Ripsfauteuil und stand schwerfällig auf. Der wiedergekehrte Friede, an den er geglaubt, hatte sich als Trugbild erwiesen, der Name der Gegenwart hieß Krieg und jeder mußte zusehen, wie er sich seiner Haut wehrte. Den Garten hatten sie ihm schon verdorben, den gütigen Marquis de Champdivers hatten sie ausgetrieben und das schöne Schloß in Brand gesteckt, die Mordbrenner, denen nichts heilig war, und nun stellte Nicolas Soufflet sogar dem Leben ehrlicher Leute nach, nur weil sie seine mißratene Schwester nicht heiraten wollten. Jean Baptiste fand keinen anderen Weg zur Rettung außer den, der in den Konvent führte. Dann doch lieber lebend in Paris als tot in Chiron! Ein Vertrauensmann der Frankreicher war geheiligt und

gewiß, in Paris sterbe ich, womit weder Ihnen noch mir besonders geholfen ist. Die großen Steinhäuser werden meine Brust zerdrücken und das wollen wir doch nicht, nicht wahr?“ Polycarpe, der gute Papa Bon-Bon, wehrte sich standhaft um sein unbelastetes Leben, um sein kleines Glück.

Unter der Tür erschien Frau Boju, die bisher verborgen gehorcht hatte, und die Arme eingestemmt, sagte sie ungefragt: „Nein, nein, Herr Polykarpe paßt zu so etwas nicht.“

Auch Lanceleau erbarmte der niedergebrochene Exsteuerpächter und gern hätte er nachgegeben: „In Gottes Namen, wenn Sie durchaus nicht wollen“, aber je wortreicher Papa Bon-Bon die Gefahren und Mühsale der ihm zugedachten Würde schilderte, desto weniger zeigten sich der Posthalter und der Bäcker bereit, von dem Vorschlag abzustehen. Die Last fiel ja dann gewiß auf einen von ihnen. Nein, nein, das um keinen Preis!

Lammorale ergriff das Wort und redete des langen und breiten über Bürgerpflichten und Bürgertugenden, über die Tapferkeit wahrhafter Patrioten und die Dankbarkeit der Mitbürger für die Dienste, die ihnen ihr Deputierter leistete. Er trug dabei dick auf: „Die Tugend keines einzigen von uns reicht an die Ihrige heran. Sie sind ein Mann von Grundsätzen, der schon tausendmal bewies, daß er die Menschen liebt, und der die himmlische Gabe besitzt, Feinde zu versöhnen.“

„Ich bin nicht tugendhaft, ich habe keine Grundsätze, ich liebe die Menschen nicht, und ob sie streiten oder nicht, ist mir ganz gleichgültig, wenn sie nur mich in Ruhe lassen“, widersprach Jean Baptiste halsstarrig.

Frau Boju weinte still in ein kleines Tüchlein.

„Sie machen sich absichtlich schlecht, lieber Freund“, meinte der Bürgermeister.

Poutillon warf ein: „In ihrer Hand liegt das Schicksal unseres vielgeprüften Königs.“

„Retten Sie ihn!“ fügte Lammorale bei.

Man ließ nicht locker und Papa Bon-Bon kauerte zerschmettert ohne einen einzigen barmherzigen Fürsprecher in dem grünen Ripsfauteuil; sein schwerer Kopf sank mutlos nach vorn, daß sich das stoppelige Kinn an der Weste rieb. Er weigerte sich wie einer, den man überreden möchte, kopfüber in einem bodenlosen Abgrund zu springen; er bat, er wimmerte und rief Gott zum Zeugen an, daß er nicht die Absicht und nicht die Kraft habe und am wenigsten den Mut, um in den Konvent unter die Meuchelmörder zu gehen, die angeblich eine gräßliche Maschine erfanden, die unbequemen Leuten die Köpfe abschnitt, wie die Sichel Kürbisse vom Stengel.

„Werden Sie den König vor Gericht stellen, weil er sich über die Beschlüsse der Nationalversammlung hinwegsetzte und Frankreich an seine Feinde verriet?“

Jean Baptiste erbleichte und schwieg — den König vor Gericht stellen! Und zweimal mußte Lammorale flüstern, ehe er verstanden wurde: „Nicht mein Wille, sondern der Wille der Mehrheit wird maßgebend sein.“ Mit solchen Orakelsprüchen half man sich durch.

Der Schankwirt setzte das Verhör ungerührt fort: „Welcher Partei werden Sie beitreten?“

„Der konservativ-radikalen.“

Soufflet lachte sich darüber halbtot und erklärte seinen Genossen den Unsinn dieser Entgegnung, doch da er nicht selbst kandidierte, beschränkte er sich auf diese boshaften Störungen und war zufrieden, Polycarpe Ungelegenheiten zu bereiten.

In Irlemont setzte er dem unglücklichen Jean Baptiste durch Zwischenrufe und spitzfindige Anfragen dermaßen zu, daß dieser in einem Atem versicherte, für die Stärkung der königlichen Gewalt wirken zu wollen, den Einfluß des Volkes auf die Gesetzgebung zu heben und die Eintracht in Frankreich zu fördern — aber die Gegner der Volkssouveränität auszurotten, nicht eher zu ruhen, als bis alle Tyrannen in Europa gestürzt seien und mit dem Ausland, um das er sich nicht kümmere, Frieden zu halten. Daran anschließend und völlig verworren feierte er die Grundsätze der Freiheit, der Gleichheit und der Verbrüderung, machte eine Verbeugung vor dem Adel und belobte die Priester, die „wahren Diener Gottes“.

Erhob sich einmal ein anderer Fragesteller, so machte es sich Polycarpe leichter und sagte zu allem Ja und Amen. Das war den Leuten stets angenehm.

In diesen mühseligen Tagen des Herumziehens und Redenhaltens fiel Papa Bon-Bon abends immer hundemüde in irgendein fremdes, ungemütliches Gasthofbett und gedachte sehnsüchtig der schönen Zeit, da Frau Boju ihn mit zärtlicher Sorgfalt hegte und bemutterte und wo er in seinem lieben Garten Rosen schnitt, Wege ebnete und Gemüse baute.

Vorbei! Vielleicht für immer vorbei, trauerte er.

Als der September die Bäume und Büsche braun und gelb und rot färbte, fand die Wahl statt und Jean Baptiste Polycarpe, Exsteuerpächter, Hausbesitzer und Rentier ging dabei als Vertrauensmann seiner Mitbürger, als Mitglied der großen Pariser Konvention hervor.

*
* *

Den ganzen Wahlkampf hindurch hatte der Exsteuerpächter in einem übermüdeten, unklar-halbwachen Dämmerzustand gelebt und später ent-

unantastbar. Jawohl. Ein tückischer Plan gor im gemarterten Hirn Jean Polycarpes, dem früher nichts ferner lag, als einer Kreatur Böses zuzufügen: Gut, er wollte sich wählen lassen — und wollte Nicolas Soufflet vernichten. Um sich zu schützen. Erbarmungslos. Aug um Aug, Zahn um Zahn. Und hernach würde er sein Mandat zurücklegen und wieder ein einfacher Bürger in Chiron werden. „Meine Herren“, sagte er mit Haltung und legte Metall in seine Stimme, „ich bin bereit zu kandidieren.“

* * *

Die hitzigen Wahlkämpfe, auf die sich der Exsteuerpächter gefaßt gemacht hatte, blieben aus, denn Nicolas Soufflet zeigte sich nicht als der wilde Mann, den Poutillon und Lammorale geschildert hatten. Der Kapitän, seiner geschwächten Stellung wohl bewußt, gab sein Werben um das Mandat bald auf, saß trinkend und grinsend in seiner Schenke und überhäufte Polycarpe mit Spott, so daß die Gäste vor Vergnügen schrien, oder er hörte ebenso grinsend dem Stottern seines Gegners zu, wenn dieser in Chiron, St. Roy und anderwärts Reden hielt, um die Wähler einzufangen. Und Jean Baptiste hielt überall die gleiche Rede, die ihm die Tischgesellschaft im „König von Frankreich“ ausgedacht hatte, und in ihr kamen die wunderschönen und immer wirksamen Wendungen von der „Verjüngung des Vaterlandes“, den „berechtigten Ansprüchen des Bürgertums“ und der „konstitutionellen Monarchie“ vor, so daß jedermann zufrieden sein durfte.

Soufflet inmitten eines recht kleinen Kreises, da die tapferen Kämpen fehlten, die an der Ostgrenze gegen die Deutschen fochten, würzte die Wahlversammlungen durch salzige Zwischenrufe, die den Redner verwirrten und aus dem Konzept brachten, so daß er unverständliches Zeug plapperte und der boshafte Kapitän etwas zu lachen hatte.

Papa Bon-Bon, seit seiner Kindheit ein Künstler im Schwitzen, brachte es während des Wahlkampfes zu einer wahren Meisterschaft darin und übertraf sich selbst; er befand sich fortdauernd in einem Zustand, wie ihn in der Regel nur römische Bäder erzeugen, und so zog er von Ort zu Ort und redete und redete, und redete überall dasselbe. Die konservativen Geister spendeten einhellig Beifall, die Fortschrittler murmelten anerkennend und nur die Radikalen murrten etwas.

„Der Schafskopf wird das Kraut auch nicht fett machen!“

Am meisten beunruhigte den Exsteuerpächter die häufige Anwesenheit Soufflets, der hie und da ausgesucht kitzliche Fragen stellte, die ihm schlechterdings beantwortet werden mußten. So meldete sich der Kapitän in Marlin zu Wort: „Sind Sie ein Anhänger der Todesstrafe?“

„In gewissen Fällen ja . . .“, sagte Lammorale ein und Polycarpe nickte: „In gewissen Fällen . . .“

an Ihrer Stelle würde überhaupt nicht fortgehen, Herr Polycarpe; wie kommen Sie dazu? Jeder ist sich selbst der Nächste ... Wie? Das Vaterland ruft? Hören Sie, Vaterland ist ganz schön, aber das Hemd geht mir näher als der Rock."

„Das Vaterland!" betonte Jean Baptiste nochmals, doch der Ton entbehrte der inneren Überzeugung.

Die Wirtschafterin schnippte verächtlich mit Daumen und Zeigefinger: „Was wollen Sie damit sagen? Hat das Vaterland Ihr Opfer verdient? Ja, womit denn? Mir, an Ihrer Stelle, wäre das Vaterland schnuppe. Wenn einer daran zugrunde geht ... O, o ...", begann sie wieder zu weinen, „in zwei, spätestens in drei Jahren sind Sie eine Leiche, ausgezehrt und von Paris umgebracht. Das wird das Ende sein."

„Ich komme wieder", stieß Jean Baptiste hervor. „Ich komme wieder. Halten Sie das Haus in Ordnung und nehmen Sie einen Gärtner auf, der die Wege jätet, die Rosenstöcke putzt und die Mistbeete umsticht. Daß ich dann alles wohlgepflegt und säuberlich finde, wenn ich wiederkomme." —

Bei der Postkutsche, um die sich die Einwohner Chirons scharten, als ihr Deputierter abreiste, warteten auch Nicolas Soufflet und sein erbärmlicher Anhang, nichtsnutziges Gesindel und arbeitsscheue Knechte; Faulenzer. Die hinkende Rosine hielt sich zehn Schritte abseits, verschränkte die Arme unter dem Busen und glotzte höhnisch. „Die sind schuld an allem", dachte Papa Bon-Bon in seinem düsteren Abschiedsschmerz. „Der Kerl hat mich hinausgejagt; weh ihm, ich werde mich rächen!" In den Fettfalten seines Gesichtes zuckte es sonderbar und tückisch. Laut wandte er sich zum Bürgermeister: „Man wird von mir hören und Chiron soll zufrieden sein." Er reicht Lanceleau, dem Posthalter, dem Bäcker Lammorale und allen, die sich herandrängten, die Hand: „Auf Wiedersehen, meine Freunde!"

Ehe die Rösser anzogen, brachte Frau Boju noch eilends ein Päckchen und legte es Jean Baptiste in den Schoß: „Lindenblütentee, Herr Polycarpe, für alle Fälle. In Paris kriegen Sie keinen echten. Ein paar Löffel in eine Kanne siedendes Wasser ... Heilige Genovefa ..." Die Alte verlor ihre mühsam bewahrte Fassung. „Wer wird Ihnen den Lindenblütentee kochen? Wer ... Am besten wär's, Sie würden mich mitnehmen!"

„Nein, nein, das geht nicht, geht wirklich nicht", wehrte Jean Baptiste, der sich der Szene schämte, gerührt ab. „Es ist auch nicht notwendig."

„Abfahrt!" rief eigenmächtig Kapitän Soufflet.

„Hüh!" Der Kutscher schnalzte die Peitsche über die Pferderücken.

sann er sich nicht mehr aller Ereignisse, die an ihm vorübergegangen waren; manche entschwanden dem Gedächtnis spurlos, andere erschienen unwirklich verschleiert. Er hatte — das stand fest — gegessen, geschlafen, geredet, hauptsächlich geredet wie eine besondere mechanische Puppe, er wurde von seinen Freunden von Ort zu Ort, von Gasthaus zu Gasthaus geschleppt, schüttelte mannhaft hingestreckte Hände, die oft unangenehm feucht waren, lächelte getreuen Anhängern zu und versprach den Leuten das Blaue vom Himmel herab.

Den Fackelzug, mit dem seine Mitbürger den Wahlsieg feierten, beschaute er aus runden, glasigen, übernächtigen Augen und dankte dafür mit eingelernten Worten, die Lammorale gefühlvoll zusammengedacht hatte.

Frau Boju heulte Tag und Nacht um ihren armen Herrn, den sie nun verlor, und packte in tiefer Bekümmernis die Reisekoffer. Sie legte Kleider und Wäsche, gestrickte Wolleibchen und warme Leibbinden hinein, Schafwollsocken und gefütterte Schuhe, dazu Eßzeug, Honig, Äpfel, Birnen, Kuchen und Weißbrot. Jean Baptiste stand daneben, um hie und da etwas zu sagen: „Ach, neue Hausschuhe brauche ich, die alten sind zerrissen!“ oder: „Wo ich wohl wohnen werde? Paris ist so groß und sicherlich furchtbar teuer.“

Frau Boju war durchaus nicht einverstanden, daß sich Papa Bon-Bon für das Vaterland, für Chiron und die Dörfler opferte, und nahm sich kein Blatt vor den Mund, wenn sie ihre Meinung heraussagte: „Solch ein Unsinn! Nein, ein solcher Unsinn! Sie hätten es nicht erlauben sollen, Herr Polycarpe, daß man Sie wie einen Landstreicher nach Paris abschiebt. Was machen Sie denn dort? Sie, der Sie nicht gewohnt sind, in einer Stadt zu leben, die für eine schwache Gesundheit tausend Gefahren birgt — ja, Sie haben eine schwache Gesundheit! Glauben Sie mir, Ihr Magen ist sehr schonungsbedürftig und es gehörte meine Kochkunst dazu, ihn halbwegs im Gleichgewicht zu halten; und nichts bekommt dem Körper übler als unregelmäßige Verdauung. Leute, denen es daran fehlt, sterben jung. Ich habe ein Säckchen Rhabarber eingepackt. Vergessen Sie das nicht, wenn Sie der Magen drückt. O Gott, die geschmacklose Wirtshauskost wird Sie bald unter den Rasen bringen!“ Die Gute wuchs in Blois auf und warnte aus einer reichen Erfahrung heraus: „In Städten sterben die Leute wie Fliegen. Die Luft ist schlecht, das Wasser verdorben, gebraten wird in ranzigem Fett und der Wein ist gepantscht. Besonders hüten Sie sich vor Fischen, gefaulte Fische zerfressen die Eingeweide. Erkälten Sie sich nicht, schlafen Sie wintersüber nicht in ungeheizten Zimmern und lassen Sie rechtzeitig vor Sonnenuntergang die Fenster schließen. Einen Schnupfen hat man schnell, daraus entsteht die Schwindsucht und zuletzt — na, Sie wissen ja!“ Sie stemmte die dicken Arme seitlich in die Hüften: „Ich

Als der Krieg ausbrach, ging die Bimbi in die unterste Volksschulklasse. Dahin dringen vom Krieg nur flatternde Fahnen, helle Kindergesänge und das Wehen einer Pfirsichblüte, die der Luftdruck einer nahen Kugel sachte vom Geäst streift.

Bimbi hatte niemand, der im Krieg ist: ihr Vater nicht, kein Onkel und kein Bruder. Das hat sie betrübt. Denn alle andern Kinder ihrer Klasse hatten jemand im Krieg, den Vater, den Bruder, den Onkel oder sonst einen Verwandten. Sie kam sich verwaist vor.

Niemanden im Krieg zu haben, war das nicht wie eine Schande? Sogar die Attendorner Marie hatte jemand im Krieg. Und die Attendorner Marie war doch die Dümmste in der Klasse, während die Bimbi die Erste war, jawohl die Erste in der Klasse. War das nun etwa eine Gerechtigkeit? Wofür lernte man denn eigentlich und plagte sich mit Lesefibel, Rechenbuch und Schiefertafel, wenn man nicht mal wie die Attendorner Marie sagen durfte: „Ja, und mein Bruder Max hat uns von Arras gschriebn . . . ja, und mein Vater schreibt, wie sie in Lemberg einzogn sind . . . ja, und mein Onkel Xaver sagt, des wär a Gaudi gwesn, wie s in Warschau eingrückt sind . . ."

Ja, es war wirklich so, die Attendorner Marie hatte die meisten Leute im Krieg, in der ganzen Klasse. Bimbi fand das entsetzlich ungerecht. Nur ganz von ferne dämmerte ihr der Verdacht einer Weltordnung, wonach eben diejenigen, die sich am erfolglosesten in der Schule plagten, die meisten Leute im Krieg haben dürften. Etwa aus einer Art moralischem Ausgleich. Aber sie vermied es, sich selbst darüber ganz klar zu werden. Und sie hatte nur die eine Angst, es könnte in der Klasse offenbar werden, daß sie, die Bimbi, die Klassenerste, nicht eine einzige Seele auf dem weiten Erdenrund im Kriege habe.

Vorwurfsvoll sah sie den Vater an beim Mittagessen. „Nun, Bimbi, fehlt dir was?" fragte ich.

„Vater, warum bist du nicht im Krieg?"

Erschreckt fiel meine Gabel auf den Teller; „ei, Bimbi", sagte ich betroffen, „sie haben mich nicht genommen".

„Und warum ist der Hans denn nicht im Krieg?"

Der zwölfjährige Hans starrte sie fassungslos an. „Mich haben sie auch nicht genommen", stotterte er endlich.

„Und der Onkel Martin, warum ist der nicht im Krieg?" fragte die Bimbi zähe weiter.

„Aber, Bimbi, der Onkel Martin ist doch schon zwei Jahre tot."

Die Bimbi war trostlos, wir sahen es ihr an. Sie hätte heulen mögen, wir sahen es ihr an. Aber sie heulte nicht, sondern ging umher und suchte sich einen, der im Kriege war, suchte und suchte, und fand den Heizer ihrer Schule.

„Halt! Halt!“ schrie Frau Boju und lispelte Polycarpe zu: „Nehmen Sie sich vor den Pariser Frauenzimmern in acht, hüten Sie sich . . .“ Mehr konnte sie nicht sagen, denn die Pferde schnaubten und strafften die Sielen und der Wagen rollte an.

„Hoch! Hoch!“ jubilierten die Dörfler, auch die Anhänger Soufflets, die überall mithielten, wo einer Lärm schlug. „Hoch unser guter Papa Bon-Bon!“

Jean Polycarpe lüftete den Hut, eigentlich entschlossen, die Abschiedsgrüße zu erwidern, aber die Zunge klebte ihm am trockenen Gaumen und so schwenkte er nur schweigend den breitkrempigen Hut.

Chiron entschwand und es entschwanden die Leute, das hellgetünchte Häuschen mit den saftiggrünen Jalousien tauchte hinter gelbbelaubten Bäumen unter. Alles, was er liebte, ließ er zurück.

Ganz zuletzt versank der breitklobige Kirchturm im Dämmerschein . . .

(Fortsetzung folgt.)

Um zwei Feldgraue.

Geschichten von **Fritz Müller.**

Ihr Heizer.

Meine Tochter ist auf den Namen Alwine getauft. Aber gerufen wird sie Bimbi, Bimber, Bimberle, Bimberer, wie's einem gerade einfällt. Der Name Alwine ist im Taufregister festgenagelt. Der verändert sich nicht. Der wartet auf sie. Dessen Zeit wird kommen, wo ihr Kindskopf aus dem Bachgeplätscher der Kosenamenzeit hinausgetragen wird ins Meer und die erste große Welle hohl und mähnenzottelnd auf sie zugerauscht kommt: „Alwine! . . .“

Heute ist sie aber noch die Bimbi, der Bimber und das Bimberle. Alle drei Geschlechter schlummern noch ungeweckt in den großen Frageaugen. „Bimbi“ ist kein Weckruf, kein bewußter. Bimbi ist ein Naturlaut, der sich unbewußt aus einem Lufthauch, einem Glockenläuten durch das offene Fenster und einem mütterlichen Flüstern formte, während eine Fliege auf dem Fensteroberlicht ihre Vorderbeine aneinanderrieb und mit dem Kopfe dazu nickte.

Wortwissenschaftler werden damit, ich weiß es, nicht zufrieden sein. Es fehle die vierfache Wurzel vom zureichenden philologischen Grunde, werden sie sagen. Das wird wohl so sein. Aber was hat die Tiefe, aus der Kinderkosenamen lächelnd und voll süßverschwiegener Weisheit steigen, mit philologischem Wissen und Forschen zu schaffen?

küßten Puppenkopf in der einen Tasche und dem Radiergummi und dem Hauchpapier in der andern Tasche begraben. Nur die Feldpostkarte habe er, sein Kamerad, an sich genommen. Mit dieser sei er in seinen Erholungsurlaub gegangen und habe an der Kreuzschule unsere Wohnung erfragt.

So erzählte es der Soldatenkamerad vom Heizer. „Und wo ist nun die Bimbi?“ setzte er hinzu. In diesem Augenblick kam sie ins Zimmer und wollte wieder rasch hinausgehen vor dem fremden Mann. Aber der nahm sie bei der Hand und setzte sie sich aufs Knie: „Hör mal, Bimbi“, sagte er, „ich komme von deinem Heizer, und soll dir etwas von ihm erzählen, willst du?“ Und ob die Bimbi wollte! Mit großen Augen saß sie da, als das einfache Soldatenleben mit schlichtgesetzten Worten an ihr vorüberzog, als sie von der Freude hörte, die ihre Karte, die ihr Schächtelchen dem einsamen Menschen da draußen gebracht hatten.

Der Soldat war mit der Erzählung fertig. Wir schwiegen alle. „Aber warum hat er mir nicht selbst geschrieben?“ fragte sie endlich.

„Er hat es wollen, Bimbi, an dem Tage, wo — wo —“ Fragend schaute mich der Soldat an. Ich nickte langsam.

„— an dem Tage“, fuhr er fort, „wo ihn die russische Kugel zu Tode getroffen hat, Alwine“.

Alwine? Nicht mehr Bimbi? Die erste große Welle ihres Lebens kam hohl und mähnenzottelnd auf sie zugerauscht. Dem Erzähler rutschte sie vom Knie herab. Mit seltsam großen Augen stand sie vor ihm, ein wenig vornübergebeugt den kleinen Körper, wie das vom Hauch getroffene Fleißpapier, das jetzt mit ihrem Heizer unter Rußlands Erde lag.

Der Nachfolger.

„Herr Wilhelm“, sagte der weißhaarige Rektor im Vorbeigehen auf dem langen Schulgang, „Herr Wilhelm, Sie haben vom nächsten Montag an Herrn Spathelfer in IVa zu vertreten — guten Morgen.“

Hui, war er schon vorbei mit seinen überflinken Beinen, die so gar nicht zu den weißen Haaren stimmen wollten. Was er nur immer für einen sonderbaren Ehrgeiz hatte, die wichtigsten Dinge im Vorbeigehen zu erledigen, während er auf die nebensächlichsten Dinge ganze Sitzstunden verwenden konnte. Der Hilfslehrer Wilhelm mußte ihm auf der Treppe nachlaufen: „Bitte, Herr Rektor, muß ich alle Stunden übernehmen?“

„Ja.“

„Ich kenne Herrn Spathelfer gar nicht, Herr Rektor, und seine Methode —“

„— werden Sie an seiner Klasse studieren können — können Freude daran haben — guten Morgen also, Herr Wilhelm.“

Irgendwo mußte sie es herausgebracht haben, daß der keine Frau und keinen Bruder hatte, keine Schwester, keine Tante, die sich zu Hause um ihm sorgen, die ihm nach draußen etwas hätten schicken können. Heiß hämmerte an ihre kleine Schläfe die Erkenntnis: Ich habe keinen draußen, er hat niemand drinnen, wir beide gehören zusammen, ich und der Heizer, der Heizer und ich.

Also setzte sie sich hin und leitete die Verbindung mit einer Feldpostkarte ein. Den Truppenteil hatte sie beim Schreiber in der Kanzlei des Oberlehrers erfragt. „liber heidser", schrieb sie, „ich bin fro das wenigstes du von mir in krig bist un bald schik ich dir was wirst schon sen deine treie bimbi". Und die Aufschrift auf der Karte hatte gelautet: „an den heidser von die kreizschul." Den Namen ihres Heizers wußte sie nicht. Sie hielt ihn auch nicht für nötig. Er war ihr Heizer, das genügte. Ist es schließlich nicht viel mehr, wenn ich von einem Menschen weiß, daß er im Winter Tag für Tag die Klassenzimmer heizt, damit die vielen hundert Patschhändchen nicht blau werden vor Kälte, als wenn ich von diesem Menschen weiter nichts wüßte, als daß er Maier heißt?

Schließlich malte sie in den Vordruck die erfragten Ziffern des Armeekorps, der Division, des Regiments, des Bataillons, der Kompanie.

Die Karte kam an. Der Soldat, der im Morgengrauen die Post zu der am Waldrand eingegrabenen Kompanie brachte, las sie lachend vor: „An den heidser von die kreizschul' — he, wo ist der heidser von die kreizschul, he?"

Ernst stand ein Soldat auf und nahm ihm die Karte schweigend aus der Hand. Es war seit Monaten die erste Karte, die an ihn kam. Denn, wie gesagt, der Heizer von der Kreuzschule hatte keine Menschenseele drinnen.

Als der Heizer von der Kreuzschule die Karte las und wieder las, lächelte er nicht. Sondern er weinte. Ein Kamerad von ihm hatte es uns später erzählt. „Ich glaubte, Ihr Töchterl müsse ihm was recht Trauriges geschrieben haben", setzte er hinzu. Und weiter hat er uns erzählt, daß Bimbis Heizer damals tagelang im Schützengraben hätte liegen müssen. Neben seinem Gewehr im Anschlag hätte die Karte gelegen.

Ein paar Tage später kam auch ein braunes Schächtelchen an den „heidser von die kreizschul". Darin sei ein zerpflegter und zerküßter Puppenkopf gelegen, ein Radiergummi und ein viereckiges buntes Stück Papier „Dem fleißigen Kinde". Das Papier sei ein Hauchpapier gewesen, das heißt, es habe sich gekrümmt, wenn man es angehaucht hätte.

Und wieder ein paar Tage später habe den Heizer von der Kreuzschule eine Kugel getroffen, nachdem er selber den Russen an jenem Tage so eingeheizt hatte, daß ihrer sechs in die Ewigkeit gelaufen wären. Den Heizer von der Kreuzschule aber habe man mit dem zer-

der Klasse, die ihn offen ansah. Es schien ihm, als spiegele sich der eingerückte Lehrer drin. Und es schien ihm weiter, daß der auch auf solchen Witz verzichtet hätte.

Der Lehrer ging mit den Knaben die Lebensgeschichte Simsons weiter durch bis dahin, wo der durch Delilas List seiner Stärke beraubte Held von den Philistern geblendet wird und im Gefängnis zu Gaza mahlen muß.

„Gut. Nun wollen wir gleich sehen, was ihr weiter wißt. Wohin wurde der gefesselte Simson geführt?“

Alle hoben sie den Finger.

„Nun, du dahinten?“

„Zum Gastmahl des Philisterkönigs in der Tempelhalle, da hat Simson singen sollen.“

„Ganz recht. Nachher sprengte er die Fesseln und zerbrach die Säulen, daß die Halle einstürzte.“

„So daß der Toten mehr waren, die in seinem Tode starben, denn die bei seinem Leben starben.“

„Nun sagt mir aber, woher dem Simson plötzlich wieder diese große Kraft kam.“

Es erhob sich ein Finger in der ersten Bank: „In der biblischen Geschichte heißt es, von dem Haar, das dem Simson wieder langgewachsen war, aber — aber das steht nur so drin.“

„Nein, Kinder, in der Bibel steht nichts nur so drin, das mit dem langen Haar ist richtig.“

Ein Finger in der zweiten Bank: „Aber unser Lehrer hat gesagt —“

„Wer?!“

„Unser Lehrer hat gesagt, das sei nicht so einfach —“

„Ja“, platzte der in der letzten Bank schlau dazwischen, „sonst brauchten wir uns nur lange Haar wachsen zu lassen, wenn's gegen die Franzosen geht oder gegen die Russen, hat unser Lehrer g'sagt.“

„Nun, wie war es also?“ sagte der Lehrer, selbst fast neugierig.

„Eine große Kraft wächst nicht von selber, die muß man sich erst verdienen, hat unser Lehrer g'sagt.“

„Bei Gott“, ergänzte der Lehrer.

„Nein, bei sich selber, hat unser Lehrer g'sagt.“

Der Hilfslehrer Wilhelm hatte keinen leichten Stand. Immer wieder hörte er auf Gängen und im Hofe aus den jungen Mündern plaudern: „Der Herr Wilhelm . . . ja, und dann, unser Lehrer schreibt aus Frankreich . . .“ In der Ferne verschwamm fast hoffnungslos die Küste mit dem Meere.

Aber er ließ sich's nicht verdrießen. Redlich arbeitete er in und an der Klasse.

„Eine Frage noch, Herr Rektor, ist Herr Spathelfer erkrankt oder warum —?“ Es hatte keinen Zweck, die raschen Beine des Gefragten hatten schon zwei Treppenbiegungen genommen.

Der Hilfslehrer ging am Montag etwas zaghaft in die neue Klasse.

Eine Klassenerbschaft ist zunächst immer eine Belastung. Oder doch zumindest ein Tasten des Schwimmers, der an Land will: Kann ich hier schon stehen? — Nein, noch nicht. Ah, endlich! Ein paar Schritte — schwapp, taucht der Kopf erschreckt: Eine Untiefe, eine unvermutete. Schwimmen heißt es wieder, schwimmen, und die Küste des Vertrauens flieht wieder in die Ferne. Mancher Stellvertreter war ein Leben lang zu ihr unterwegs, immer atemlos mit den Armen rudernd, bis auf einmal des Vorgängers Stimme dicht neben ihm erscholl: „Aber Herr Kollege, warum plagen Sie sich so? Sie sind ja längst auf Grund, betten könnten Sie sich in den weichen Schwemmsand!“

„Guten Tag, Kinder“, sagte der Hilfslehrer am Montag früh beim Eintritt in IVa, „ich bin jetzt euer Lehrer“.

In der letzten Bank schüttelte einer den Kopf.

„Warum schüttelst du den Kopf dahinten?“

„Unser Lehrer ist der Herr Spathelfer“, sagte der Junge freimütig. Er sah nicht sehr gescheit aus, aber glücklich.

„Jawohl, mein Junge“, das war euer Lehrer, aber jetzt ist er eingerückt und kämpft in Frankreich.“

Der Junge lächelte. „Deswegen ist er doch noch unser Lehrer“, sagte er fast überlegen. Die ganze Klasse nickte, ohne es zu wissen.

Dem Hilfslehrer stieg es unwillig auf. Sollte er den Gestrengen herausbeißen? Schläge ins Wasser tun, das ihn tragen sollte? Damit kam man aber nicht voran. Nein, schwimmen hieß es, tüchtig schwimmen an die Küste des Vertrauens. Also legte er den Kopf ein wenig auf die Seite, wie es gute Schwimmer tun, und sagte: „Recht so, Kinder, daß ihr an eurem alten Lehrer hängt. Wir fangen jetzt an. Wo seid ihr in der Biblischen Geschichte stehen geblieben?“

„Simson erschlägt die Philister“, sagte eine ganze Bank.

„Ihr meint: Als er sich hatte freiwillig binden lassen und dann die Stricke an seinen Armen wie Fäden zerriß. Da erschlug er tausend Mann.“

„Ja, mit einem Eselskinnbacken“, unterbrach ihn der Einfältige in der letzten Bank und bewegte aufgeregt seine eigenen Kiefer beim Sprechen.

So nahe lag der Witz. Er tänzelte schon auf des Lehrers Zungenspitze. Aber er verzichtete. Das war schwerer, als einen Hundertmarkschein auf der Straße nicht aufzuheben. Indessen half ihm das Gesicht

Ha, Grund unter den Füßen, man konnte gehen, gleich war der Strand erstiegen.

„Dreht die Tafel um.“

Keiner rührte sich.

„Arnold, dreh du die Tafel um.“

Zögernd kam der Schüler heraus. Mit fest zusammengeschlungenen Händen hinterm Rücken stand er da.

„Nun, Arnold, wird's bald?“

Die Tafel drehte sich kreischend in den Gelenken. Sie war wohl lange nicht mehr herumgedreht worden. Als ob sie klagte, klang es. Die andere Seite sah in die Klasse. Eine schlichte Zeichnung stand darauf: Simson zerbricht die Säulen. Sicher hatte es der alte Lehrer in seiner letzten Stunde draufgezeichnet. Aber das mit Simson war ja jetzt erledigt. Nun kam der Brief an die Reihe, der Klassenbrief ins Feld. Platz für den.

„Soo, Kinder!“ Der Hilfslehrer war mit dem Schwamm über die Zeichnung gefahren.

„Oh!“ schrie die Klasse, „oh!“

Der Lehrer blickte in empörte und entsetzte Gesichter und begriff zu spät: Diese letzte Zeichnung des geliebten Lehrers hatten die Kinder behütet und bewahrt, das war ihr Eigentum gewesen. Das Wasser schlug ihm überm Kopf zusammen — eine Untiefe. Auftauchend rang er nach Luft. In die Ferne rückten alle Ufer. Ferner waren sie als je.

Der Brief wurde trotzdem geschrieben. Es war ein Brief wie viele: Brav, ordentlich, freundlich, voll Korrektheit zwischen gleichberechtigten Kollegen. Aber eine Brücke war er nicht. Die Tage gingen und die Wochen schwanden. Es baute einer an bescheidenen Fundamenten. Kam der Schneesturm und deckte ihm alle Arbeit so zu, daß sie nicht mehr zu erkennen war. Aber wie er diesen Schnee näher ansah, schien es ihm, als bestünde er aus lauter weißen Blättern, Feldpostkarten, Feldpostbriefen.

Zweimal, dreimal warf es den Lehrer Wilhelm an den Schreibtisch seines Stübchens. Zweimal, dreimal quälte sich dort ein Briefbeginn aus seiner Feder. Darin hoben sich fast verzweifelt bittende Hände: „Während Sie da draußen mit den Feinden ringen, Herr Kollege, ringe ich mit Ihrer Klasse um die Liebe. Ihr Kampf ist gut, der meine nicht. Helfen Sie mir, schreiben Sie der Klasse nicht mehr, bis ich endlich auch ein wenig Wurzel geschlagen habe in den Kinderherzen, die Sie formten, ich bitte Sie, ich bitte Sie . . .“

Zweimal, dreimal streckte die Feldpost ihre getreuen Hände nach diesem Briefe aus. Sie bekam ihn nicht. Die Vorstellung schob sich zwischen sie und den Lehrer Wilhelm: Und wenn ihm dieses Hin- und

Einmal brachte er es über sich in einer leeren Viertelstunde: „Nun, was schreibt euch denn der Herr Spathelfer?"

Die Klasse IVa schlug ein mißtrauisches Auge zum Katheder auf. Der Hilfslehrer hielt stand. Da wurden sie langsam zutraulich. Da kramten sie Karten aus verschwiegenen Bucheinbänden, da knisterten sie Briefe aus Heften. Fast allen hatte der alte Lehrer schon etwas geschrieben.

Trocken saß es dem Nachfolger in der Kehle, wie die da drunten liebevoll an ihre Schätze faßten. War das Neid, der gelbe, dumme Neid? Nein, das war ein Kampf, der Kampf um die Liebe von IVa. Ist euer Kinderherz nicht groß genug — he, macht Platz für einen zweiten Lehrer — so hört doch, hört . . .! Aber sie hörten nicht. Das Geknister der Feldpostkarten und der Feldpostbriefe verschlang unbarmherzig alles Fordern vom Katheder.

„Laß mal du hören, Arnold, was auf deiner Karte steht?"

Der Schüler in der zweiten Bank warf unwillkürlich einen Rundblick in die Klasse: Erlaubte sie's? Dann las er hell und schmetternd seine Karte vor: „Lieber Arnold! Wie geht's jetzt mit dem Dividieren? Du mußt wissen, daß das Dividieren wichtig ist. Was meinst du, wie es uns im Feld erginge, wenn wir nicht die Franzosen bei ihren Stürmen durch zwei und drei ja manchmal durch zwanzig und mehr dividieren würden? Wenn du das nicht ganz verstehst, Arnold, frag den Börner."

„Nun, hast du's verstanden, Arnold?"

„Jawohl, Herr Wilhelm."

„Steht noch was auf der Karte?"

„Er zögerte ein wenig, las es aber doch: „Und dann habt ihr mir ja noch gar nicht geschrieben, wie euer neuer Lehrer heißt."

„Nun, hast du's geschrieben, Arnold?"

Er nickte lebhaft.

„Was hast du denn geschrieben?"

Er fing wieder zu schmettern an: „Unser neuer Lehrer heißt Wilhelm." — Pause. Dann ohne Schmettern: „Und — und — und —" Eine zweite Karte schnellte aus der biblischen Geschichte und wurde schmetternd vorgelesen: „Lieber Arnold! M e i n Lehrer heißt auch W i l h e l m . . ."

Das fühlten alle: D i e Antwort war zu schön, als daß man sie hätte zerklären dürfen. Zweierlei war möglich, an ihr hinaufzuwachsen oder durch sie durch.

„Wir wollen miteinander euerm alten Lehrer einen Brief schreiben, mögt ihr?"

„Ja, Herr L e h r e r."

Die Unterseeboote des Kapitäns Sirius.

Von **Conan Doyle.***

Deutsche Bearbeitung von **Th. Glahn.**

Wie Sie wissen — erzählte der Kapitän Johann Sirius — war zwischen meinem kleinen Lande und dem stolzen England wegen kolonialer Grenzstreitigkeiten eine Spannung eingetreten, die sich immer mehr verschärfte. Am Ende stellte England an uns ein Ultimatum, das in achtundvierzig Stunden ablief.

Der König und der Minister des Auswärtigen sahen keinen anderen Ausweg als nachzugeben. Was sollten sie gegen einen Großstaat wie England beginnen? Unsere kleine Flotte bestand aus zwei Linienschiffen, vier Kreuzern, zwanzig Torpedo- und acht Unterseebooten. Es wäre Wahnsinn gewesen, sich damit der riesigen Seemacht Englands widersetzen zu wollen. Ein einziges britisches Großkampfschiff kostete mehr als alle unsere Schiffe zusammen.

Schon wollte der König, Tränen einer zornigen Scham im Auge, die englischen Bedingungen annehmen, als Admiral Horli, der Oberbefehlshaber unserer Flotte, ihn bat, erst mich, den Kapitän Sirius, zu hören, der einen wohlüberlegten Schlachtplan gegen England vorzutragen hätte.

„Unsinn!" sagte der König fast ungeduldig. „Was soll das nützen?" Und zu mir gewandt: „Bilden Sie sich etwa ein, die übermächtige englische Flotte vernichten zu können?"

„Wenn Majestät meinem Rate folgen", antwortete ich, „so setze ich mein Leben zum Pfande, daß es uns gelingt, in einem Monat oder höchstens in sechs Wochen das stolze England auf die Knie zu zwingen. Mein Vorschlag geht dahin, unsere gesamte Flotte unter den Schutz der Forts in den Hafen unserer Hauptstadt Blankenberg zu bringen. Dort mag sie bis zum Frieden bleiben. Die acht Unterseeboote jedoch erbitte ich mir zur freien Verfügung."

„Wollen Sie damit die englischen Schlachtschiffe angreifen?"

„Nein, Majestät! Ich denke gar nicht daran, diese acht Boote, auf denen unsere Rettung beruht, bei einem Kampfe aufs Spiel zu setzen."

---

* Diese durch die großen Ereignisse so bedeutungsvoll gewordene Phantasie Conan Doyles, des geistvollen Erfinders der Sherlock Holmes-Gestalt, erschien kurz vor Kriegsbeginn im Londoner „Strand-Magazine" und wurde von Carl Busse in die fesselnde Seekriegsnovellensammlung „Klar Schiff!" (verlegt bei Eugen Salzer in Heilbronn) aufgenommen.

Eine seltsame Sehergabe enthüllte hier manche schier unvorhersehbare Eigenheit im Ringen zwischen Deutschland und England.

Widerschreiben Lebensbrot da draußen, Erquickung zwischen den Gefechten wäre . . .? Es war eine Qual. Nachfolger sein heißt zum zweiten Male säen, wenn die Saat des andern schon die Köpfe reckt. Du säest und zertrittst im Säen.

Indessen lag der angefangene Brief im Papierkorb. Was lebendig war in ihm, die aufgehobenen Hände: „Bitte schreiben Sie nicht mehr", das flatterte an einem Frühlingstage durch das offene Fenster, schwang sich über Stadt und Hügel und hinein nach Frankreich, suchte . . . und traf endlich auf den Lehrer. Der stürmte eben mit den Kameraden einen Feindesgraben, als ihn die Botschaft traf. Sie saß auf einer gut gezielten Kugel.

„Nicht mehr schreiben?" murmelte ein Soldat und schlug lang hintüber, „schon gut, schon gut . . ."

Als der Hilfslehrer Wilhelm wieder an einem Montag die IVa betrat, sprang ihm die Todesnachricht von den Bänken wie ein Tiger ins Gesicht. Er schwankte. „Ist — ist — euer Lehrer tot?"

Rotgeweinte Augen, Schluchzen gaben ihm Antwort. Er war tief erschüttert. Er wußte gar nicht, was er nun noch hätte sagen können. Schließlich ging er wie im Traum von Bank zu Bank und gab jedem Kinde die Hand. Es war wie ein Beileidsrundgang, ein stummer vor dem offnen Grab.

Ach so, ach so, die Grabrede, dachte er dumpf. Aber es schnürte ihm die Kehle zu. Jetzt stand er schief gegen die Tafel. Da gewahrte er in der einen Tafelecke ganz schwach die Umrisse des ausgelöschten Bildes „Simson bricht die Säulen". So gut er es vermochte, zeichnete er sie nach, den Simson, die Säulen, die Philister.

„So etwa war es, Kinder, nicht?" — Die Klasse schluchzte nicht mehr.

„Arnold, dreh die Tafel wieder um, wir wollen euern alten Lehrer dahinter stehen lassen, nicht wahr, Kinder?"

Und dann war es, daß der Schmerz ihn selber überwältigte. Die Kinder sahen ihren neuen Lehrer offen, ohne Scheu weinen um ein gleiches wie sie. Da nickten sie ihm zu: Danke schön, danke, Herr — Herr Lehrer . . .

Eine salzige Woge hatte ihn weit in die Bucht hineingetragen. O, er stand jetzt fest auf festem Grund. Land, Land! Augenreibend stieg er an das Ufer. Eine Burg stand da. Die Zugbrücke rasselte herab. Weiße Taschentuchfahnen wehten. Der Weg zur Burg IVa war frei, war frei . . .

Der Einfältige in der letzten Bank hatte sich erhoben, war ans Pult getreten und streichelte dem Lehrer schüchtern die Hand. Der lächelte und fuhr ihm leise über Kopf und Kinn. Und diesmal war es kein Witz, sondern eine Andacht, als er dabei denken mußte . . . und er verfolgte die Philister und erschlug ihrer tausend mit einem Eselskinnbacken.

Doch ich will hier ja nur von meiner eigenen Tätigkeit reden. Ich sandte also meine vier älteren Boote unter Kapitän Panza nach dem gewählten Stützpunkte mit dem strengen Befehl, sich dort tagsüber zwanzig Fuß unter Wasser verborgen zu halten, nur des Nachts aufzutauchen und den Feind unter keinen Umständen anzugreifen. Sie sollten für alle Fälle meine Reserve bilden.

Die vier neuen Boote teilte ich in zwei Divisionen und übernahm selbst „Jota" und „Kappa", während Kapitän Miriam „Delta" und „Epsilon" befehligte. Sein Tätigkeitsgebiet sollte der Ärmelkanal sein, das meine die Meerenge von Dover. Jedes U-Boot führte 40 Tonnen Öl für Überwasserfahrt und zum Betrieb des Dynamos unter Wasser. Außer den schon genannten 18 Torpedos hatte jedes noch 500 Schuß an Bord für die Zwölfpfünder-Schnellfeuerkanone, die bei Unterwasserfahrten in einem wasserdichten Tank versenkt wurde. Die Besatzung betrug je 10 Mann; Proviant führten wir für 16 Tage mit. Ersatzsehrohre und ein Mast für drahtlose Telegraphie, der gegebenenfalls auf dem Aufsteigturm aufgestellt werden konnte, vervollständigten unsere Ausrüstung. Am Abend des 10. April, bei Sonnenuntergang, brachen wir zu unserer unvergeßlichen Fahrt auf.

Kapitän Miriam, dessen Bestimmungsort ja weiter ablag, war schon nachmittags ausgefahren. Kapitän Stephan, der Führer der „Kappa", brach gleichzeitig mit mir auf. Wir winkten uns von den Seitenluken unserer Beobachtungstürme noch einmal zu. Dann tauchten wir — „Volldampf voraus!"

Am Ende der Mole ging ich tiefer. Der Manometer zeigte 20 Fuß — das hellgrüne Wasser war dunkelblau. Ich tauchte bis auf 40 Fuß, um sicher unter den englischen Kriegsschiffen durchzufahren. Wäre der Turm über mir von Glas gewesen, so hätte ich ihre Schatten über mir wahrnehmen können. Dann fuhr ich in normaler Tiefe mit zwölf Seemeilen Geschwindigkeit westwärts und brachte nach anderthalb Stunden das Boot, ohne die Wassertanks zu leeren, an die Oberfläche. Da die See rollte, konnte ich die Einsteigluke nicht lange öffnen. Über die Wellenkämme fort sah ich die Schornsteine und Verdecke der feindlichen Schiffe, sah ich Schloß und Leuchtturm von Blankenberg, alles in der Rotglut des Sonnenunterganges. In diesem Augenblick dröhnte ein Kanonenschuß herüber; ein zweiter folgte. Ich zog meine Uhr: Es war Sechs! Das Ultimatum war abgelaufen; der Krieg hatte begonnen.

In der Nähe war kein Schiff zu erblicken. So leerte ich die denn die Wassertanks, brachte das Boot an die Oberfläche und fuhr die Nacht hindurch mit etwa 18 Seemeilen Geschwindigkeit in Richtung Südwest. Gegen fünf Uhr morgens sichtete ich im Westen ganz schwach die Lichter der Küste von Norfolk. „Aufgepaßt, John Bull", sagte ich

„Aber mein Gott", sagte der König, „was in aller Welt wollen Sie denn damit tun?"

„Das will ich Euer Majestät gern vortragen." Und ich tat es. Fast eine halbe Stunde lang setzte ich dem gespannt Lauschenden meinen bis in die geringsten Einzelheiten durchgearbeiteten Plan auseinander. Als ich geendet hatte, erhob sich der König.

„Das englische Ultimatum", entschied er mit überraschender Entschlossenheit, „wird nicht beantwortet. Wir bleiben trotz der Drohung fest. Und Sie, Kapitän Sirius, haben freie Hand in allem. Möge Ihr Plan gelingen!"

Es kam, was kommen mußte. England erklärte uns den Krieg und eine Woche später war unser schönes Blankenberg samt unserer im Hafen liegenden Flotte zerstört. Aber John Bull triumphierte zu früh. Er hatte mich und meine U-Boote vergessen.

Diese acht Unterseeboote, die durch ihre Erfolge weltberühmt wurden, waren durchaus nicht so ungewöhnlich, wie man nachher annahm. „Alpha", „Beta", „Gamma" und „Theta" waren nicht mehr neu und entsprachen etwa den Booten der alten F-Klasse der englischen Flotte. Sie waren 55 Meter lang und 7 Meter breit, hatten eine Wasserverdrängung von 800 Tonnen, schwere Ölmaschinen und eine Geschwindigkeit von 18 Seemeilen über und 12 Seemeilen unter Wasser. Neun Stunden konnten sie unter Wasser bleiben.

Sie wurden von meinen anderen vier Booten „Delta", „Epsilon", „Jota" und „Kappa" weit übertroffen. Diese waren mit den verschiedensten Hilfsmaschinen ausgerüstet und waren den besten und neuesten U-Booten anderer Marinen gleichwertig. Alle führten sie statt der 8 langen und schweren Bakdorf-Torpedos 18 nur halb so große Torpedos, deren Zahl sie von ihrem Stützpunkte möglichst unabhängig machen sollte.

Selbstverständlich war es eine der wichtigsten Aufgaben, einen solchen Stützpunkt zu finden. Ich wählte, da die Hafenplätze von den Engländern sicherlich überwacht wurden, ein abgelegenes Landhaus an der Küste und ließ heimlich Öl, weiter Torpedos, Akkumulatoren, Ersatzperiskope und was sonst nötig werden konnte, dorthin schaffen.

Die britische Flotte sammelte sich bereits. Kein Zweifel, daß bei Ablauf des Ultimatums der erste Schuß fallen würde! Wir arbeiteten fieberhaft im Hafen von Blankenberg, um die Boote instand zu setzen. Vom Leuchtturm aus zählte ich 30 feindliche Linienschiffe und Kreuzer; dazu eine Anzahl Fischerkähne, mit denen die Engländer durch Minenfelder vorzudringen pflegen. Wir hatten den Hafeneingang auch buchstäblich mit Minen übersät, aber es nützte nicht viel: nach drei Tagen waren Stadt und Flotte dennoch zerstört.

ich das Steuer scharf herum und bog in steilem Winkel ab. Einen Augenblick lagen wir nahezu auf der Seite, aber nach einigem Stoßen und Zittern kam die „Jota“ wieder ins Gleichgewicht. Nun tauchten wir auf, öffneten die Luke, und die ganze Besatzung drängte sich, den Erfolg zu sehen.

Es war gar nicht zu verkennen, daß das etwa zweihundert Meter von uns abliegende Schiff den Todesstoß erhalten hatte. Es war die „Adele“, die, wie wir später erfuhren, mit einer Ladung gefrorenen Hammelfleisches aus Neu-Seeland in den Londoner Heimatshafen zurückkehren wollte. Die Besatzung glaubte offenbar, das Schiff sei auf eine schwimmende Mine gestoßen. Man hörte schreien und sah die Leute über Deck rennen. Dann wurden in guter Disziplin die Boote abgelassen und besetzt. Erst jetzt bemerkte man uns, deutete aufgeregt herüber, und ein Mann der Besatzung kletterte sogar noch einmal auf das sinkende Schiff zurück, um durch Funkenspruch unsere Anwesenheit zu melden. Aber wozu? Es mußte ja doch bekannt werden.

Plötzlich, während ich noch nach dem sinkenden Schiffe sah, stieß Vornal einen Warnungsruf aus. Hinter uns kam ein mächtiger schwarzer Dampfer an, mit der wohlbekannten Flagge der P. & O. Compagnie. Er war keine Meile mehr von uns entfernt und konnte uns nicht entkommen. Wir hielten in voller Fahrt auf ihn zu. Zu spät erkannte der Kapitän die Gefahr; auf das nutzlose Gewehrfeuer vom Bug des Schiffes antwortete ich mit einem auf 250 Meter Entfernung abgegebenen Torpedoschuß. Er traf mittschiffs; eine gewaltige Explosion erfolgte; das Schiff sank fast sofort. Daß dabei, wie ich später hörte, mehr als 200 Leute ertranken, darunter 70 indische Matrosen und 40 Passagiere, tut mir noch heut' von Herzen leid, aber wenn ich an die gewaltigen Mengen von Getreide dachte, die mit dem schwarzen Riesendampfer untergingen, so überwog doch die Freude.

Für die P. & O. Compagnie war es überhaupt ein schlimmer Nachmittag. Das zweite Schiff war, wie sich später herausstellte, die „Moldavia“, die mit ihren 15.000 Tonnen zu ihren besten Beständen gehörte. Gegen halb vier Uhr sprengten wir die „Cusco“ von derselben Linie (8000 Tonnen); sie hatte eine Kornladung, und es ist mir unerklärlich, weshalb sie trotz der doch sicher aufgefangenen Funkspruchwarnung uns in die Quere lief. Zwei kleinere Dampfer von etwa 5000—7000 Tonnen vernichteten wir gleichfalls noch am selben Tage.

Nun kamen keine Schiffe mehr, und ich erwartete auch keine. Denn nach allen Windrichtungen mußten ja schon Warnungen ergangen sein. Der Erfolg des ersten Tages war immerhin recht gut: zwischen Maplin Sands und der Nore hatten wir fünf Dampfer mit zusammen etwa 50.000 Tonnen versenkt. Auf dem Londoner Markt mußte sich

bei ihrem Anblick halblaut vor mich hin, „du sollst eine Lehre erhalten!“ Sekundenlang wollte mich fast Mitleid beschleichen. Ich stellte mir die Massen elenden Volkes vor, Bergarbeiter von Yorkshire, Weber von Lancashire, Metallarbeiter von Birmingham, Hafenarbeiter von London — über sie alle wollte ich Hungersnot bringen. Aber Krieg war Krieg, und ich mußte hart sein.

Als kurz vor Tagesanbruch in Richtung West-Süd-West die Lichter von Yarmouth auftauchten, steuerte ich wegen des gefährlichen Fahrwassers an der Küste seewärts und war um halb sechs in der Nähe des Lowestoft-Leuchtschiffes. Eine Küstenwache gab Lichtsignale; sie schimmerten fahl durch den Dunst, der über dem Wasser lag. Unweit von uns sahen wir zahlreiche Schiffe, meist Fischerboote und kleine Küstendampfer; ein größerer stand am westlichen Horizont, zwischen uns und der Küste bemerkten wir einen Torpedojäger. Um nicht von ihm gesehen zu werden, füllte ich meine Tanks und sank auf zehn Fuß Tiefe. Zu meiner Freude stellte ich fest, daß es in zweieinhalb Minuten geschah. Das war wichtig, denn die Rettung eines U-Bootes wird oft von der Schnelligkeit seines Untertauchens abhängen. Ich schlief nun ein wenig, während Vornal das Boot führte, und als er mich weckte, lag die Küste von Essex bei Maplin Sands vor mir. Ich war also mit meiner kleinen „Iota“ am Ziel.

Nur wenige Meter von uns, am Eingang des Hafens, lag ein Leuchtschiff. Ich sah es durchs Periskop. Zwei Mann saßen auf der Reeling, aber keiner von ihnen bemerkte den kleinen Stab, der so nahe bei ihnen aus dem Wasser ragte. Für Unternehmungen im U-Boot war es ein prächtiger Tag: die See bewegt genug, daß man uns schwer finden konnte, und doch glatt genug, daß ich einen guten Rundblick hatte. Zwei englische Kreuzer, ein Torpedojäger, ein Dutzend kleinere Handelsdampfer kamen wir nahe. Ich ließ sie laufen; sie genügten mir nicht. Es mußte besser kommen.

Und richtig — eine halbe Stunde nach ein Uhr kam der Rumpf eines mächtigen, von Süden her auf die Themsemündung zuhaltenden Dampfers über die Kimmung. Vornal stand am Torpedorohr auf Steuerbord; für alle Fälle ließ ich auch das zweite Torpedorohr laden. Langsam vorwärtsfahrend schnitt ich dem Riesen den Weg ab. Es war ein Dampfer von mindestens 15.000 Tonnen; sein Tiefgang verriet, daß er volle Ladung hatte. Schwarze Rauchfahnen wölkten aus seinen Schornsteinen und zwei weiße Wellenkämme begrenzten sein Kielwasser.

In einer Entfernung von einer Viertelmeile gab ich das Zeichen zu voller Fahrt. In einem Abstand von 150 Metern ließ ich den Torpedo abschießen, der zischend aus dem Rohre fuhr. Gleichzeitig warf

fuhren sogleich mit voller Kraft vorwärts und verschwanden, untertauchend, in den Wellen. Als wir bei Margate hoch kamen, war von dem Flieger nichts mehr zu sehen.

Auch ein Schiff war hier nicht in Sicht, und als ich mehrere Stunden vergeblich durch das Periskop gespäht hatte, brachte mir ein jäher Einfall die Erklärung. Sicher hatten alle Dampfer mit Lebensmitteln durch Funkspruch die Weisung erhalten, in französischen Gewässern liegen zu bleiben und erst nach Dunkelwerden überzufahren. Gut! Wenn sie nicht zu mir kamen, kam ich zu ihnen. Ich leerte die Tanks, tauchte auf und konnte feststellen, wie gut geregelt der feindliche Nachrichtendienst war. Denn wir waren noch nicht bis nach North Foreland gekommen, als schon drei Torpedojäger von verschiedenen Seiten auf uns zudampften. Sie hatten allerdings etwa ebensoviel Aussicht, mich zu fangen, wie Hunde, die einen Delphin jagen wollen. Aus reinem Übermut ließ ich sie bis auf Schußweite herankommen; dann sank ich, und wir sahen uns nicht mehr.

Hier, an der flachen Küste, war, wie gesagt, die Unterwasserfahrt gefährlich. Man konnte mit der Spitze des Bootes in eine Sandbank hineinstoßen und nicht mehr loskommen. Aber dank unserer ausgezeichneten Karten gewann ich glücklich das tiefe Wasser. Als wir auftauchten, war die Luft rein; die englische Küste begrenzte den westlichen Horizont. Wir fuhren den Kanal hinunter, bis wir vor uns eine Linie schwarzer Punkte sahen. Das waren die Torpedoboote, die sich der Absperrung halber wie eine Kette zwischen Dover und Calais hinzogen. Wir unterfuhren sie einfach, kamen erst sieben Meilen südwestlich wieder ans Tageslicht und hielten auf die französischen Gewässer zu.

Es war genau, wie ich erwartet hatte. Im Außenhafen von Boulogne lagen drei große englische Dampfer vor Anker: „Caesar", „King of the East" und „Pathfinder", keiner unter 10.000 Tonnen. Wahrscheinlich hielten sie sich in den französischen Gewässern für sicher, aber was kümmerten mich Völkerrecht und Dreimeilengrenze! Nach Ansicht meiner Regierung war England blockiert; Nahrungsmittel waren Konterbande und Schiffe mit solcher Ladung mußten zerstört werden. Es kam alles darauf an, den Feind auszuhungern. Binnen einer Stunde lagen die drei Dampfer auf dem Meeresboden, und die „Jota" dampfte, nach neuen Opfern ausschauend, die Küste der Picardie entlang.

Der Kanal war mit englischen Torpedobooten geradezu übersät. Viel gefährlicher aber waren die oben kreisenden Flugzeuge. Da die See glatt war, mußte ich oft bis auf 100 Fuß hinuntergehen, um nicht von ihnen gesehen zu werden. Sie verdarben mir den ganzen Tag, denn sie warnten alle Schiffe, die herankommen wollten. So lag ein sehr großer weißer Dampfer auf der Höhe von Havre, aber

die Wirkung schon zeigen, und wir konnten uns die Aufregung der Versicherungsgesellschaften, den Ärger der Abendzeitungen lebhaft vorstellen! Eine Wirkung unseres Erfolges sahen wir selber mit an: wie gereizte Wespen schwärmten abends die Torpedoboote aus Sherneß aus, Aeroplane und Hydroplane schwebten als schwarze Punkte unter dem rotbeglänzten Himmel, und alle suchten die Themsemündung nach uns ab. Ein Torpedojäger entdeckte uns, aber ich tauchte, kam an der Küste von Kent hoch und sah die Scheinwerfer unserer Verfolger weit im Westen spielen. Die Nacht lagen wir still, denn nachts ist ein U-Boot nicht viel mehr wert als ein minderwertiges Torpedoboot, und außerdem waren wir abgespannt und brauchten Ruhe. Ich stellte vorher noch den Mast für drahtlose Telegraphie auf, und es glückte mir, Kapitän Stephan anzurufen. Er lag wegen eines Maschinenfehlers noch bei Ventnor, hatte aber einen großen Indienfahrer zerstört und wollte morgen den Hafen von Southampton blockieren.

Um vier Uhr früh war ich wieder auf und prüfte genau mein Boot. Es lag am Kiel etwas hoch, da wir die vorn verstauten Torpedos ja schon abgeschossen hatten. Wir glichen das aus, indem wir die Tanks mit einer entsprechenden Gewichtsmenge Wasser füllten. Auch hier und da mußten wir noch bessern und nachhelfen, aber als der Morgen graute, waren wir fertig.

Ohne Zweifel hatte während der Nacht eine ganze Anzahl Dampfer aus französischen Häfen die Themsemündung erreicht. Ein Schiff aber hatte sich in der Zeit verrechnet: Als wir es in der Morgendämmerung entdeckten, war es gerade erst vor Warden Point. Es war ein Schnelldampfer, den ich in Überwasserfahrt, um ihn überhaupt zu erreichen, angreifen mußte. Er drehte, als er uns sah, und der erste Torpedo ging fehl. Der zweite traf ihn voll am Heck. Himmel, welch ein Krach! Das ganze Heck schien zu bersten. In sieben Minuten ging das Schiff unter, nur Masten und Schornsteine, an die sich ein Teil der Besatzung klammerte, ragten noch aus dem Wasser. Es war die „Virginia“ der Libby Linie (12.000 Tonnen); auch sie kam mit Lebensmitteln aus dem Osten. Weithin war die See mit Getreide bedeckt. „John Bull wird seinen Leibgurt enger schnallen müssen“, sagte Vornal grimmig lachend.

Aber gerade in diesem Augenblick waren wir in der schwersten Gefahr, die unserer Siegesfahrt fast ein jähes Ende bereitet hätte. Denn plötzlich zischte und platschte es fürchterlich neben uns im Wasser, und als wir aufblickten, Vornal und ich wurden von oben bis unten mit Gischt überschüttet, sahen wir kaum hundert Meter über uns einen Flieger wie einen Habicht kreisen. Mit seinem Schalldämpfer flog er fast geräuschlos und hoffte wohl, noch eine zweite Bombe abwerfen zu können. Doch wir

Dampfer ward gegeben. „Die Handelsschiffe", hieß es dann weiter, „wurden, soweit möglich, nach sicheren Gewässern geleitet. Und da ein Unterseeboot ohne Neuaufnahme von Betriebsmitteln nicht länger als zehn Tage auf See bleiben kann, der feindliche Stützpunkt aber erobert ist, so muß die Räuberei in Kürze ihr natürliches Ende finden. Für die Besitzer und die Versicherungsgesellschaften ist der Verlust freilich sehr unangenehm."

Noch beredter war ein anderer kleiner Absatz im „Courier". Er lautete: „Weizen, der eine Woche vor Kriegserklärung auf 35 Shilling stand, wurde gestern mit 52 gehandelt; Mais stieg von 21 auf 37; Futtergerste von 19 auf 35; Zucker von $11\frac{1}{4}$ auf $19\frac{1}{2}$ Shilling."

„Gut so, Jungens", sagte ich, als ich das meinen Leuten vorlas. „Ihr könnt mir glauben, daß die paar Zeilen mehr besagen als vorn die ganze Seite über die Eroberung Blankenbergs. Nun wollen wir uns aber dranhalten und die Preise noch ein bißchen höher treiben!"

Der ganze Verkehr nach London hatte aufgehört, und zwischen Dungeneß und der Isle of Wight sahen wir keinen Dampfer, der ein Torpedo wert gewesen wäre. Durch Funkspruch rief ich Stephan herbei und um 7 Uhr lagen wir glücklich Seite an Seite in schwach bewegter See süd-süd-ost von Hengstburg Head. Die Besatzungen begrüßten sich in stürmischer Freude. Stephan hatte im ganzen 11 Schiffe versenkt, darunter viele, die statt nach London nach Southampton zu kommen versucht hatten. Er hatte mehr als die Hälfte seiner Torpodos verfeuert, und da wir ohne Not nicht zu unserem Stützpunkt zurückwollten, beschlossen wir, in Zukunft die Schiffe möglichst durch Geschützfeuer zu versenken. Beim Schein meiner elektrischen Lampe las ich Stephan die Zeitung vor und wir deuteten den Satz, daß die Handelsschiffe nach sicheren Gewässern abgeleitet würden, übereinstimmend dahin, daß sie nun um Nordirland herum nach Glasgow fahren würden. Hätten wir nur noch zwei U-Boote mehr gehabt, um auch diese Zufuhrstraße zu sperren! Ich beschloß jedenfalls, am nächsten Morgen von einem französischen Hafenplatz aus an die Regierung ein Chiffretelegramm zu richten mit der Bitte, die vier älteren Reserveboote an die Nordküste von Irland und die Westküste von Schottland zu beordern. Am folgenden Morgen fuhr ich auch in aller Frühe über den Kanal, gab in Etretat, einem kleinen Ort der Bretagne, mein Telegramm auf und nahm, zwei englische Kreuzer unterfahrend, Kurs auf Falmouth.

Mittwegs auf dem Kanal hatten wir durch Kurzschluß eine gefährliche Störung, die uns mehrere Stunden nötigte, über Wasser zu fahren, und uns, da wir nicht tauchen konnten, rettungslos jedem Torpedoboot preisgegeben hätte. Dazu sahen wir zwischen uns und der englischen Küste noch die ganze Zeit einen Hydroplan, kurz, wir atmeten

er floh westwärts, ehe ich ihn fassen konnte. Vielleich erledigte ihn Stephan unterwegs. Und schließlich kamen, was die Hauptsache war, auf diese Weise keine Lebensmittel nach London. Erreichte ich diesen Zweck ohne Verluste von Torpedos — um so besser! Bis dahin hatte ich zehn abgefeuert und neun Schiffe damit versenkt. Ich hatte also meine Munition nicht verschwendet. Als Nachtquartier suchte ich wieder die Küste von Kent auf und lag bei Dungeneß in flachem Wasser auf Grund.

Bei Tagesanbruch waren wir wieder auf dem Posten. Ein großer Dampfer kam den Kanal herauf; er fuhr unter amerikanischer Flagge, doch das war mir, wenn sie Konterbande deckte, gleichgültig. Torpedoboote waren gerade nicht zur Stelle; so ging ich an die Oberfläche und feuerte einen Schuß über seinen Bug. Da er weiterfuhr, jagte ich ihm einen zweiten gerade über der Wasserlinie in die Seite. Nun stoppte er und ein aufgeregter Mann gestikulierte heftig von der Kommandobrücke herab. Ich legte die „Jota“ längsseits.

„Sind Sie der Kapitän?“ fragte ich. „Sie haben Nahrungsmittel an Bord — nicht wahr?“

„Wir sind ein amerikanisches Schiff, Sie blindes Huhn!“ brüllte er wütend herunter. „Können Sie die Flagge nicht sehen? Es ist die ‚Vermondia‘ aus Boston!“

„Bedaure, Kapitän!“ antwortete ich. „Habe leider keine Zeit für Erklärungen. Meine Kanonenschüsse ziehen mir sicher die Torpedoboote auf den Hals und Ihr Markoniapparat besorgt das weitere. Also bootet die Besatzung aus!“

Ein paar Granaten, die ich ihm in die Wasserlinie schoß, zeigten ihm den Ernst der Lage. Da setzte er schleunigst Boote aus. Ohne einen Torpedo zu brauchen, brachte ich das Schiff mit 20 Schuß zum Sinken, und da nun natürlich von allen Seiten die alten unnützen Kriegsschiffe angekeucht kamen, so füllte ich die Tanks, tauchte und stieg erst 15 Seemeilen südlich wieder an die Oberfläche.

Nun ward ich aber allmählich begierig zu hören, was England zu der ganzen Sache sagte. Ich hielt eine kleine Jacht von Eastbourne an, forderte Zeitungen und bekam von den zu Tode erschrockenen Insassen den „Londoner Courier“ vom gleichen Morgen. Die Nachrichten waren so interessant, daß ich sie der ganzen Besatzung vorlas. Auf der ersten Seite kein Wort über mich. Sensationelle Meldungen in Riesenbuchstaben: „Eroberung von Blankenberg!“ — „Vernichtung der feindlichen Flotte!“ — „Brand der Hauptstadt!“ — „Schlepper zerstören ein Minenfeld!“ Und ähnliches mehr. Auf der Rückseite aber stand eine kleine Notiz: Feindliche Unterseebote hätten der Handelsflotte einen ziemlich bedeutenden Schaden zugefügt. Die Liste der von uns versenkten

wir herangekommen waren, mit dem Torpedo. Durch den Wasserwirbel wurden wir selbst gedreht. Im Periskop sah ich, wie sie sich auf die Seite legte und langsam sank. Sie sank, während die Besatzung sich rettete, mit dem Bug voraus, und plötzlich erfolgte eine gewaltige Explosion. Einer ihrer Schornsteine flog in die Luft. Wir konnten triumphieren, aber es ging uns doch zu Herzen, solch ein herrliches Schiff wie ein zerschelltes Ei vernichtet zu sehen.

Wir hielten dann nach Nord-West, riefen bei Lands End „Delta" und „Epsilon" an und trafen uns den nächsten Tag bei Hartland Point, dem Südende der Bidford Bai. Als die beiden Boote neben mir lagen, erhielt ich von Miriam und Var, den beiden Führern, Bericht. Sie hatten zusammen 24 Torpedos abgeschossen und 22 Schiffe versenkt. Ich verteilte meinen Ölvorrat, meine Ersatzteile und Torpedos unter sie, was bei den leichtkippenden Fahrzeugen große Umladeschwierigkeiten machte, und rüstete sie auf diese Weise für weitere zehn Tage aus. Ich selbst fuhr mit meinen letzten beiden Torpedos nach der Irischen See, zerstörte dort noch ein nach Milford bestimmtes Viehtransportschiff und rief nachts in der Höhe von Holyhead meine vier Nordboote an. Aber erst am nächsten Nachmittag gelang es mir, schwache Antwort zu erhalten: sie waren also auf ihrem Platze! Noch am Abend trafen wir uns im Schutze von Sanda Island bei Kintyre. Ich war nicht schlecht stolz, als meine fünf Wale in einer Reihe nebeneinander lagen. Sie hatten, wie Kapitän Panza berichtete, schon 20 Schiffe versenkt. Ich befahl der „Delta", ihr Öl und ihre Torpedos unter die anderen drei zu verteilen, damit sie wieder kreuzen konnten, und fuhr selbst mit der „Beta" heimwärts. Bei Kap Wrath erwischte ich von einem kleinen Fahrzeug eine Zeitung:

„Weizen 84; Mais 60; Futtergerste 62."

Was bedeuteten alle Schlachten gegen die Zahlen!

Das bescheidene Landhaus, das ich mir zum Stützpunkt ersehen hatte, fand ich unversehrt. Die ganze Küste hatten die Engländer eng blockiert, selbst die kleinsten Häfen besetzt, aber wie sollten sie ein Landhaus für verdächtig halten, desgleichen es längs der Küste mindestens 10.000 gab!

Lassen Sie mich von den Briefen schweigen, die mich in meinem schlichten Hauptquartier erwarteten! Auch ein Gruß meines Königs war darunter. Er bat mich um einen Besuch, aber ich beschloß, der Aufforderung noch nicht zu folgen. Zwei Nächte arbeiteten wir; tagsüber lagen wir unter Wasser. Am dritten Morgen, um vier Uhr, strebten die „Beta" und mein kleines Flaggschiff wieder der Themsemündung zu.

Unterwegs las ich unsere Zeitungen. Die Engländer hielten zwar alle Häfen besetzt, aber bei unseren vorzüglichen Bahnverbindungen nach

erleichtert auf, als die Störung beseitigt war und wir wieder in die grüne und sichere Tiefe sinken konnten.

Von Mittwoch, wo wir nach Etretat hinüberfuhren, bis Freitag nachmittag, wo wir unser neues Wirkungsfeld erreichten, erschien nur ein einziger großer Dampfer auf unserem Weg. Sein kluger Kapitän fuhr mit solcher Geschwindigkeit, daß wir ihn nicht einholen, und in solchem unberechenbaren Zickzackkurs, daß wir ihm auch nicht den Weg abschneiden konnten. Dank dieser vorzüglichen Taktik brachte er sein Schiff sicher nach der Themse. Ich mußte mich damit begnügen, in der Nähe von Falmouth ein 3000 Tonnenboot von Cork mit einer Ladung Butter und Käse zu versenken: während dreier Tage mein einziger Erfolg.

Diesen Abend (Freitag, den 16. April) rief ich Stephan an, ohne eine Antwort zu erhalten. Das beunruhigte mich, und bald erfuhr ich aus der „Western Morning News“ den Grund seines Schweigens: die „Kappa“ lag mit ihrem trefflichen Führer im englischen Kanal versunken. Nach dem Zeitungsbericht hatte Stephan seit unserer Trennung fünf Schiffe an der Südküste von Dorset oder Devon durch Kugelschüsse zum Sinken gebracht. Auch den Postdampfer „Macedonia“ der P. & O. griff er, anstatt ein Torpedo abzufeuern, mit dem Zwölfpfünder an, ohne zu ahnen, daß die „Macedonia“ wegen der U-Bootsgefahr als Hilfskreuzer ausgerüstet war. Sie erwiderte das Feuer aus zwei Schnellfeuerkanonen, zerschoß den Beobachtungsturm und brachte die „Kappa“ zum Sinken. Der schönste Nachruf für ihren tapferen Kapitän fand sich in einer versteckten Notiz des gleichen Blattes und lautete unter der Überschrift: „Mark Lane“:

„Weizen 66; Mais 48; Futtergerste 50.“

Ich mußte nun für zwei handeln. Aus Stephans Schicksal zog ich die Lehre, daß es doch besser war, Dampfer über 10.000 Tonnen mittels Torpedo zu versenken, da die englische Regierung sie möglicherweise als Hilfskreuzer verwendete. Kleinere Schiffe, wie die Dampfer „Yelland“ und „Playboy“, die mir in die Quere kamen, zerstörte ich auch jetzt noch durch Geschützangriff. Den ganzen Sonnabend fuhr ich die Küste von Cornwall entlang und um Lands End. Auch durch ein paar seewärts abliegende Dampfer ließ ich mich nicht aus meinen Kurs locken. Doch kurz vor Sonnenuntergang kam eine Beute in Sicht, der ich nicht widerstehen konnte: die königliche „Olympic“ der White Star-Linie mit den vier gelben Schornsteinen, den schwarzen Seiten, dem roten Rumpf, dem hohen weißen Mastkorb. Mit ihren 45.000 Tonnen und einer Geschwindigkeit von 23 Seemeilen glitt dieser einst größte und noch immer schönste Dampfer der Welt dahin. Etwa fünf Meilen von ihr entfernt tauchten wir, schnitten ihr den Weg ab und trafen sie, als

unter tüchtigen Männern hatten die Möglichkeit, fast den ganzen Handel lahm zu legen.

Wozu mich wiederholen? Genug, wir arbeiteten auch in den folgenden Tagen so gründlich, daß wir die Preise zu einer für die ärmere Bevölkerung unerschwinglichen Höhe trieben. Vergebens beschlagnahmte die Regierung und teilte wie in einer belagerten Festung die Rationen aus. Die Verantwortung war zu ungeheuer; selbst der stolze John Bull sah es langsam ein.

Ich weiß noch gut, wie die Nachricht zu mir drang. Ich lag gerade bei Selsey Bill, als ich ein kleines Kriegsschiff im Zickzack auf mich zukommen sah. „Es sucht mich", dachte ich, „aber was will das närrische Ding?" Da drehte es plötzlich bei, und in jäher Überraschung erblickte ich an seiner Gaffel unsere eigene liebe Flagge — die rote Flagge mit dem blauen Kreis. Ich hielt es erst für eine Kriegslist unserer Feinde und rief Vornal her. Wenn er hier, in den feindlichen Gewässern, unsere Flagge zu zeigen wagte, so konnte das nur Waffenstillstand oder Friede bedeuten.

Und es bedeutete Frieden! Der Kreuzer, von dem wir mit nicht endenwollendem Jubel begrüßt wurden, brachte uns den Befehl, uns sofort in Blankenberg einzufinden. Dann fuhr er weiter, die anderen Boote zu suchen. Wir aber dampften über Wasser durch die Nordsee zurück, mitten durch die ganze englische Flotte. Die Besatzung drängte sich an die Schiffsseiten, um uns zu sehen. Finstere Gesichter, geballte Fäuste, zornige Flüche folgten uns — weniger weil wir sie besiegt hatten, als weil es nach ihrer Meinung feige von uns war, Handelsschiffe anzugreifen und Kriegsschiffen auszuweichen. Aber Krieg, meine lieben Engländer, ist kein Spiel, und es war meine verdammte Pflicht, eure schwache Stelle zu finden und auszunützen!

Kein Wort über meinen Einzug in Blankenberg, über die tolle Begeisterung der Menge, den großartigen Empfang durch die Behörden! Die Friedensbedingungen waren nicht hart, denn es wäre Torheit gewesen, uns England zum dauernden Feind zu machen. Ein gegenseitiger Flaggensalut war vereinbart worden, die kolonialen Grenzstreitigkeiten sollten durch Schiedsspruch geregelt werden, und England brauchte nicht einmal eine Kriegsentschädigung zu zahlen. Nur übernahm es die Befriedigung der Ansprüche, die etwa Frankreich oder die Vereinigten Staaten wegen der ihren Schiffen durch unsere U-Boote zugefügten Schäden stellen würden. Das war das Ende des Krieges.

Durch seine einfältige Meinung, daß der Feind ein Handelsschiff nicht beschießen werde, war England an den Rand des Abgrundes gelangt. Aber wenn die Blockade einmal ausgesprochen ist, so ist nach der Ansicht der ganzen Welt gegen diejenigen, die die Blockade zu

dem übrigen Europa hatten sich die Lebensmittelpreise wenig geändert, und die Industrie arbeitete wie sonst. Die von einigen gehegte Befürchtung, daß die Engländer Kolonialtruppen landen könnten, war gegenstandslos, denn angesichtsl der U-Bootgefahr wären Truppentransporte der reinste Selbstmord gewesen. So ging es meinem Vaterlande also verhältnismäßig gut, während Großbritannien in eine immer ärgere Lage geriet. Da in gewöhnlichen Zeiten vier Fünftel der Lebensmittel importiert werden, so gingen die Preise jetzt, wo nur wenig hereinkam, sprungweise in die Höhe. Die Versicherungsprämien beim Lloyd waren so gestiegen, daß Lebensmittel für die kleinen Leute fast unerschwinglich wurden. Ein Brot, das sonst 50 Pfennig kostete, kostete jetzt schon Mark 1·20; das Pfund Ochsenfleisch wurde mit Mark 3·20, das Pfund Hammelfleisch mit Mark 2·75 bezahlt. Alles andere war entsprechend gestiegen. Die Regierung bot große Summen für Saatkorn, aber in den fünf Monaten bis zur Ernte konnte, wie die Zeitungen sagten, die halbe Bevölkerung verhungert sein. Man beschwor das Volk, Geduld zu haben: die Stockung wäre nur vorübergehend. Doch schon setzte eine bedenkliche Kindersterblichkeit ein, denn da das Vieh aus Mangel an Fleisch geschlachtet worden war, fehlte Milch. Ja, in den Kohlendistrikten und den östlichen Bezirken Londons kam es bereits zu ernsthaftem Aufruhr. Einige Zeitungen wagten schon zu sagen, daß England in einer unhaltbaren Lage sei und nur durch einen baldigen Friedensschluß gerettet werden könnte. Es war meine Aufgabe, ihnen das noch deutlicher zu machen.

Am 2. Mai war ich wieder bei Maplin Sands vor der Themsemündung. Die „Beta" blockierte an Stelle der verunglückten „Kappa" den Solent. Ich war dabei, England endgültig zu erdrosseln: London, Southampton, der Kanal von Bristol, Liverpool, der Nordkanal, die Straße nach Glasgow — alle waren durch meine Boote abgesperrt. In Galway und West-Irland löschten die großen Dampfer ihre Ladung, aber ob sich auch Tausende von England nach Irland einschifften, um nicht Hungers zu sterben — die Hauptmasse der Bevölkerung ließ sich nicht verpflanzen. Mitte Mai war Weizen auf 100, Mais und Futtergerste auf 80 gestiegen. Es konnte so nicht weiter gehen.

In den Großstädten griff der hungernde Pöbel schon die Beamten an; verzweifelte Frauen, die ihre Kinder verhungern sahen, bedrohten die Behörden; die Ministerwohnungen mußten durch starke Wachen geschützt werden. Und doch hatte die Regierung bei Kriegsbeginn alle Parteien hinter sich gehabt. Aber sie hatte nicht einsehen wollen, daß, wenn England sich nicht aus dem eigenen Lande ernähren oder die Nahrungsmittel durch einen Tunnel einführen konnte, alle die ungeheuren Ausgaben für Heer und Flotte umsonst waren. Ein paar Unterseeboote

schlechtesten weggekommen. Den Tavernsaal haben ihm die Franzosen genommen, ins Theater sind sie freilich ganz fleißig gelaufen, aber, wie ich mir hab' sagen lassen, nur der zehnte Mann hat gezahlt, die anderen neun waren Gratisblitzer. — Der Kassier und die Billeteurs waren froh, daß sie nicht von den Mußjös noch obendrein geprügelt worden sind."

„Ja, ja, der Meyer ist eingegangen", sagte der dritte, der Bäcker Kreutziger aus der Jesuitengasse. „Die Kriegszeit, die Kriegszeit! Es ist hart. Auch mit der Redoute war kein Geschäft im Vorjahr und ist's auch heuer nicht. Mein Gott, wer hat denn Lust und Geld für Bälle, wenn der Feind in der Stadt sitzt und die Kanonen zum Tanz aufspielen."

„Der Meyer ist hin, das ist sicher", pflichtete Schrimpf bei, „der kann sich nicht halten. Ich hab' auch schon gehört, daß er die Pachtung kündigen will. Wer wird aber das Theater übernehmen wollen, bei solchen Zeiten! Ich tät's nicht."

„Nu, nu! Vielleicht hat sich schon einer gefunden, der's tut, der's wagt", erwiderte jetzt bedächtig der vierte Mann, der Spezereihändler Gach aus der Rathausgasse.

„Ihr wißt was, Freund", rief der Maurermeister; „ei freilich, ihr könnt uns was erzählen; ist doch euer Herr Bruder Kanzellist im Rathaus. Der sitzt an der Quelle, der wird gut berichtet sein."

„Erzählt uns!" riefen die zwei andern; „also die Kommune hat schon einen Bewerber? Und ist die Sache fix und fertig? und wie ist der Mann? Woher kommt er? Und was ist's mit dem Meyer?" So schwirrten die Fragen durcheinander.

„Laßt mich doch zu Worte kommen, wenn ihr was wissen wollt", sagte Gach mit wichtiger Miene; „ja, der Meyer geht, das ist sicher, weil er sich nicht länger halten kann; er geht und zu Ostern kommt der neue Prinzipal. Ein Direktor, ich sag' euch, Freunde — ein Direktor, wie ihn die Brünnerstadt noch nicht gesehen hat. Der Mann wird euch das Theater umkrempeln, daß ihr den alten Kasten nicht mehr erkennen sollt. Und Stücke — die neuesten und besten wird er bringen und die prächtigsten Kulissen wird er anschaffen und die Schauspieler und Sängerinnen, alles das beste, das erste."

„Ja, zum Kuckuck!" rief der Bäckermeister, „Gevatter, ihr macht einem das Maul wässern. Wer ist der Wundermann, wie heißt der Hexenmeister, denn das muß er wirklich sein, wenn er das leistet, was ihr da schwatzt."

„Nun, der Name wird euch nicht fremd sein, liebe Herren, ein Verwandter des Mannes ist seit zwei Jahren an unserm Theater. Der neue Direktor ist — nun ratet einmal — ihr ratet's doch nicht — ist der berühmte Emanuel Schi—ka—ne—der."

brechen versuchen, jedes Mittel erlaubt, und man ist ebenso berechtigt, alle Lebensmittel von England fern zu halten, wie man im Kriege berechtigt ist, eine Festung von jeder Zufuhr abzuschneiden. Ein Leitartikel der „Times" sagte damals wörtlich: „Bei dem ganzen unseligen Geschäft, das uns einen bedeutenden Teil unserer Handelsflotte und das Leben von 50.000 Einwohnern kostete, haben wir den Trost, daß unser Gegner nicht stark genug war, um die Früchte seines Sieges zu ernten. Hätten wir die Niederlage durch einen Großstaat erlitten, so wären wir völlig der Gnade der Sieger ausgeliefert gewesen. Gegen die Möglichkeit, daß ein anderer Staat sofort dieselben Waffen gegen uns anwendet, hat die Regierung vorgesorgt, indem sie in Eile gewaltige Vorräte von Lebensmitteln auf Staatskosten im Lande aufstapelte. Wichtiger ist die Einsicht, daß jedes Land in gefährlicher Lage ist, welches sich nicht aus sich selbst ernähren kann. England muß für einheimische Erzeugnisse sorgen; es muß ferner sofort mit dem Bau von zwei Tunneln unter dem Kanal beginnen; es muß drittens für die Einfuhr von Lebensmitteln eine größere Handelsflotte aus Unterseebooten schaffen. Erst dann wird es gegen eine Gefahr gesichert sein, die, wie die letzt überstandene, ein dunkles Blatt in der Geschichte Englands bildet."

Schikaneder in Brünn.

Von **Emil Soffé.**

An einem trüben Jännerabende des Jahres 1807 saßen ein paar ehrsame Bürger in der Theatertaverne zu Brünn. Man sprach von der immer mehr zunehmenden Teuerung, von den bösen Kriegszeiten, von der drückenden französischen Einquartierung im Vorjahre und wie man noch überall die Nachwirkungen derselben spüre.

„Schaut euch nur hier den Tavernsaal an, wie der zugerichtet ist", rief der eine Bürger, der Drechsler Schrimpf aus der Herrengasse, wie schmuck war das noch im Sommer fünfe! Aber seitdem die vermaledeiten Franzosen hier zuerst die gefangenen Russen hereingesteckt haben und dann ihr Lazarett hereinverlegten, sieht es wie eine Mördergrube aus."

„Ei, ja doch, ihr habt recht, Gevatter", meinte zustimmend sein Nachbar, der reiche Maurermeister Heinrich aus der Holzgasse, „ihr habt recht; und wer hat bei der ganzen Geschichte den größten Schaden gehabt? Wer hat, frag ich, das Bad ausgegossen? Die Kommune, meint ihr? I Gott bewahre! Nein! Die Kommune, die nicht! — Der arme Teufel, der Meyer, der Theaterdirektor, der ist bei dem Handel am

gehabt und dabei ein Riesengeld erworben. Er hält sich Pferde und Wagen und Bediente."

„Er ist viel in der Welt herumgekommen und hat überall gefallen", warf der Maurermeister ein. „In Stukert und München hat er in einem Stück gespielt, ich glaub', es heißt ‚Hamlet', da hat er im letzten Akt eine lange Red' zu halten; das Publikum hat so applaudiert, er hat die Red' noch einmal wiederholen müssen."

„Das wird schon richtig sein", sagte Gach; „er ist auch ein großer Dichter. Mein Bruder hat erzählt, daß er als Direktor in Salzburg mit dem Stück ‚Agnes Bernauerin' ein großes Stück Geld verdient hat. Die Salzburger haben zuerst das Stück nicht mögen, weil es gar so grauslich war; da hat aber der Schikaneder die Sache in die Hand genommen und hat das Theaterstück noch einmal gedichtet und dann haben die Salzburger nicht genug davon haben können. Fünfundzwanzigmal nacheinander hat er das Stück gegeben und immer war das Theater so voll, daß die Leut' haben fortgehen müssen, weil kein Platz mehr da war."

„Und der Schikaneder ist auch sonst ein braver Kerl", bemerkte Schrimpf, „er ist ein Patriot, ein echter Österreicher, er hat das Herz auf dem rechten Fleck; er hat auch damals, wie der tapfere Erzherzog Karl die Franzosen am Rhein geklopft hat, einmal die ganze Einnahme — 7000 Gulden — für die Verwundeten spendiert; das ist nobel, nicht wahr — denkt euch, 7000 Gulden! — das macht ihm nicht sobald ein Theaterdirektor nach, und drum sag' ich, der Schikaneder ist ein Goldmann, der unserem Theater aufhelfen wird. Und darum, liebe Nachbarn, lassen wir unseren neuen Theaterdirektor, den prächtigen Emanuel Schikaneder, hoch leben!"

Die Gläser klangen zusammen und bald nachher verließen die braven Bürgersleute die Theatertaverne. — — —

Was die vier biederen Männer da von Schikaneder erzählt hatten, enthielt manches Wahre, aber es war ungenau berichtet. Schikaneder hatte wirklich in Pest so einträgliche Geschäfte gemacht, daß er sich Pferde und Wagen hielt, dann aber schrieb er — lange vor Rostands Chanteclair — ein Stück, da kamen die Schauspieler als Hühner und Hähne kostümiert auf die Bühne; die Hauptrolle spielte eine Gans, die Ausstattung verschlang Unsummen; das Stück gefiel nicht, es gab leere Häuser und der Direktor setzte den ganzen Gewinn zu. Auch an dem großen Erfolge, welchen er in Salzburg mit der „Agnes Bernauerin" errang, war ein Körnchen Wahrheit; freilich läßt dieser Erfolg den gewandten Schikaneder als Schmierendirektor ärgster Sorte erscheinen. Die Sache verhielt sich so: Das Stück gefiel, nur das Ende erregte beim Publikum Unwillen. Daß die arme Agnes zum Schlusse ertränkt

„Was? der Schikaneder!“ riefen wie aus einem Munde Schrimpf und Heinrich. „Bravo! Das wäre freilich der Mann, der unserem Theater aufhelfen könnte.“

„Verzeiht“, fiel jetzt der Bäckermeister ein, „hat nicht der Schikaneder das schöne Stück ‚Der Spiegel von Arkadien‘ gemacht, das hier so oft gespielt wurde?“

„Ganz recht, Nachbar, ganz recht.“

„Dann bin auch ich mit dem Manne zufrieden. — Wißt, liebe Herren, ich komme nicht gar häufig ins Theater, ich hab' den Kopf mit anderen Sachen voll, aber den ‚Spiegel von Arkadien‘ hab' ich mir schon dreimal angesehen, weil mir ein Lied darin so gut gefallen hat, das Lied — wie geht's denn schnell? — Ei, ja:

Ich wünschte tausend Weiber mir,
Wenn's recht den Göttern wär',
Da tanzt' ich wie ein Murmeltier
Ins Kreuz und in die Quer;
Das wär' ein Leben auf der Welt,
Da wollt' ich lustig sein,
Ich hüpfte wie ein Has' durchs Feld,
Mein Herz schlüg' immer drein: Bum! Bum!

Die anderen Bürger lachten, als ihnen ihr Tischnachbar mit heiserer Stimme das Couplet vorsang, und Gach meinte:

„Ei, ei, Gevatter, ihr habt einen feinen Geschmack, aber laßt die Frau Bäckermeisterin das Lied nicht hören; wer weiß, ob sie mit den tausend Weibern einverstanden wäre. Aber, um wieder auf Schikaneder zu kommen, ich sag' euch, der hat noch andere Sachen gedichtet, zum Beispiel den Text zu der Oper ‚Die Zauberflöte‘, die dann der Mozart komponiert hat; das ist ein berühmtes Werk. Ja, ihr Herren, wenn wir den Mann nach Brünn kriegen, dann können wir uns gratulieren. Wenn nur die Hälfte von dem wahr ist, was sich die Leute von ihm erzählen, selbst nur ein Drittel — dann sind wir aus dem Wasser. Hat ihm doch, wie mir mein Bruder, der Kanzellist, sagte, sogar unser gnädiger Herr Kaiser — denkt! — unser gnädiger Herr Kaiser Franz die Konzession zu einem Theaterbau erteilt und die war nicht leicht zu erhalten, denn der Schikaneder hat einen großen Konkurrenten gehabt, einen Baron oder Grafen, was weiß ich, Schwarz oder Braun hat er geheißen, ich hab' mir den Namen nicht recht gemerkt, und der hat auch die Konzession haben wollen, aber der gute Kaiser hat gesagt: ‚Mein braver Schikaneder kriegt die Konzession und der Schwarz oder Braun kriegt nix‘ — und so hat der Schikaneder die Erlaubnis erhalten und der andere mußte leer abziehen.“

„Ja, ja“, meinte jetzt der Drechsler Schrimpf, „der Schikaneder muß ein Teufelskerl sein. In Pest und Preßburg hat er das Theater

eingetreten war, sagte Schikaneder: „Ich feiere heute den schönsten Tag meines Lebens. Sollte ich in meiner Freude ein paar Nullen zu viel gelesen haben, verzeihen Sie mir's. Eben meldet mir der Kassier, die Einnahme des heutigen Tages betrage 756 fl., ich widme sie ganz den verwundeten kaiserlichen Soldaten." So mengten sich Wahrheit und Dichtung. Die Erzählung von seinem Triumphe als Hamlet beruhte auf voller Wahrheit; die Stuttgarter waren von dem großen Monologe so hingerissen, daß ihn Schikaneder wiederholen mußte. Um den Mann hatte sich bereits ein förmliches Sagennetz gesponnen, die Züge von Gutmütigkeit und Edelmut, mochten dieselben auch aus einer momentanen Laune, ja aus Reklamesucht hervorgegangen sein, befestigten sein Ansehen, erwarben ihm nur um so mehr die Gunst der Wiener. Und dieser Mann wollte jetzt nach Brünn kommen, wollte die Direktion des Theaters übernehmen. Brünn sollte jetzt all die prächtigen Stücke, die er in Wien aufgeführt hatte, die schönen Trauerspiele, bei denen man sich satt weinen konnte, und die lustigen Possen, bei denen man sich krank lachen könnte, zu sehen bekommen. Von jetzt an wird man auf das Theater stolz sein können.

Der neue Direktor ließ nicht lange auf sich warten. Schon die Art, wie er den Fundus übernahm, ließ den Mann erkennen, der an einen größeren Wirkungskreis gewöhnt war, einen Mann, der sich finanziell rühren konnte. Er schaffte sofort eine ziemlich große Zahl neuer Dekorationsstücke an, die Garderobe wurde reichlich bedacht und auch für die Bequemlichkeit der Zuschauer gesorgt. Am Ostermontag 1807 sollte das Theater unter der neuen Direktion eröffnet werden und große Anschlagzettel verkündeten als erste Vorstellung: „Adelheid. Markgräfin von Burgau." Schauspiel von Johanna Weißenthurn. Der Zuschauerraum war gedrängt voll. Was konnte, war gekommen, aus Schaulust, aus Neugier, mancher auch aus ernsterem Grunde. Alle fanden ihre Rechnung. Die Ausstattung war glänzend und machte den Eindruck der Gediegenheit, die Aufführung befriedigte alle Ansprüche. Schikaneder hatte es tatsächlich verstanden, teils aus den vorhandenen Brünner Kräften, die er von Meyer übernommen hatte, teils aus einer Anzahl Schauspieler, die er von Wien mitbrachte oder sonstwo engagiert hatte, ein tüchtiges Ensemble zu bilden, und er sorgte auch in Zukunft dafür, daß er der Brünner Bühne gute Darsteller erhielt oder zuführte. Den jungen Nikolaus Heurteur, der einige Jahre an dem Burgtheater in kleineren Aufgaben gewirkt hatte, verpflanzte er nach Brünn; Heurteur verfügte über glänzende äußere Mittel, er verstand, mit seinem kräftigen, schönen, modulationsfähigen Organ die tiefstgehenden Wirkungen zu erzielen. In Brünn entfaltete sich sein Talent, das ihm dann bei seinem neuerlichen Engagement an der Wiener Hofbühne zu den größten

wird, versetzte die gutmütigen Zuschauer in den heftigsten Zorn, der sich über den Vizedom entlud, weil er das unschuldige Weib ins Wasser werfen läßt. Der Darsteller des Vizedoms, ein gewisser Wallerschenk, wurde von einigen allzu erregten Theaterbesuchern durchgeprügelt und erhielt nach der dritten Aufführung Drohbriefe, man werde ihm, falls er sich unterstehe, noch einmal die edle, junge Herzogin zum Tode zu verurteilen, so mitspielen, daß ihm sein böses Gelüste für immer vergehen solle. Bei solchen Aussichten weigerte sich Wallerschenk erklärlicher Weise, die Rolle noch weiterhin zu spielen; vergebens bot Schikaneder einen halben Gulden Spielhonorar, keiner der Schauspieler wollte die gefährliche Partie übernehmen. Da arbeitete Schikaneder, der sich das einträgliche Stück nicht entgehen lassen wollte, kurzer Hand den Schluß des Trauerspieles um und die entzückten Salzburger lasen nun auf dem Theaterzettel die fettgedruckte Bemerkung: „Wir geben uns die Ehre anzuzeigen, daß heute bei der Vorstellung von Agnes Bernauerin nicht diese, sondern der Vizedom von der Brücke gestürzt wird.“ So war, wenn auch nicht dem Stücke, doch der Theaterkasse geholfen. Wie in diesem Falle, legte Schikaneder noch oft seine „verbessernde“ Hand an gar manches Stück. Auch bei dem Libretto zur „Zauberflöte“ hatte der gutmütige Mozart mit ihm manchen Strauß zu bestehen; Schikaneder schrieb sich jedenfalls den größeren Teil des Erfolges zu, wenn er sagte: „Ja, die Oper hat gefallen, aber sie würde noch mehr gefallen haben, wenn mir Mozart nicht so viel daran verdorben hätte.“ —

Auch was sich die Bürger in der Theatertaverne von der Opferwilligkeit und dem Patriotismus des neuen Direktors erzählt hatten, traf im ganzen zu, nur hatte das Gerücht alles vergrößert und verzehnfacht. Es war im August des Jahres 1796. Schikaneder spielte gerade in einer seiner Paraderollen, als die Nachricht vom Siege des Erzherzogs Karl über Jourdan ins Theater kam. Schikaneder stand neben einer Seitenkulisse und hörte ein paar Kollegen hinter der Szene laut debattieren. „Sie sollen's Maul halten!“ rief er dem Inspizienten unwillig zu. „Es ist ein Extrablatt da“, erwiderte dieser, „der Erzherzog Karl hat die Franzosen aufs Haupt geschlagen.“ — „Her mit dem Blattl!“ — Und das Flugblatt schwingend, trat Schikaneder bis an die Rampen. Das Publikum erkannte sofort, es handle sich um eine Nachricht vom Kriegsschauplatze; Totenstille trat ein und der beliebte Schauspieler las. Unter anderem hieß es, die Kaiserlichen hätten 600 Franzosen in den Rhein gejagt. Das genügte jedoch Schikaneder nicht, er machte 6000 Franzosen daraus. Man jubelt, applaudiert, man will die Nachricht nochmals hören. Schikaneder liest nochmals und jetzt läßt er 60.000 Franzosen ertrinken. Das Publikum gerät im Siegestaumel außer Rand und Band. Als endlich ein wenig Ruhe

ländischen Trauerspiele „Friedegilde, Königin von Mähren“, „Schembera, Herr von Boskowitz“, endlich mit „Schemberas Geist“ ein.

Sensation zu erregen, ist die Parole, die Schikaneder ausgibt. Durch Massenszenen oder künstliche Maschinerien zu verblüffen, darin sah er seit jeher die Aufgabe des Theaters und so spielt er denn auch seine an Effekten, Dekorationen und Kostümen reiche, aber sehr abgeschmackte Oper „Swentards Zaubertal“ den Brünnern vor. In einer Szene verwandelte sich die Bühne plötzlich, wie es auf dem Theaterzettel hieß, „in ein großes Perspektiv, dessen Objektiv die ganze Breite des Theaters einnahm und in dessen Okular die zukünftigen Dinge vorkamen“. Wie staunte man diese Wunderdinge an und so oft „Swentards Zaubertal“ annonciert wurde, war das Haus ausverkauft.

Allein Schikaneder will noch mehr. Das Theatergebäude schränkt seine Bewegungsfreiheit ein, er braucht Raum zur Betätigung und so errichtet er im Sommer 1808 auf der Königswiese bei Kumrowitz, einem nahegelegenen Dorfe, ein großes Amphitheater, das auch zwei Reihen Logen aufwies. Er hatte dergleichen schon vor vielen Jahren in Graz versucht und dabei seinen Profit gehabt. Das Glück blieb auch dem Kumerowitzer Unternehmen anfangs treu. Er gab seine Dramen „Die Schweden vor Brünn“, dann den „Grandprofoß“, „Graf Schembera“ und endlich H. F. Möllers Militärstück „Der Graf von Waltron“. Den Abschluß dieser kriegerischen Schauspiele bildete dann immer ein Feuerwerk. In dem Drama „Der Graf von Waltron“ sah man ein Feldlager mit 200 Zelten, die Offiziere waren zu Pferde, die Gräfin Waltron fuhr in einem vierspännigen, großen Wagen im Lager ein. Die Inszenierung solcher Ausstattungsstücke verschlang große Summen, aber der Unternehmer kam doch so ziemlich auf seine Rechnung.

Soweit das damalige Repertoire vorliegt, kann man erkennen, daß Schikaneder ernsten Stücken keineswegs aus dem Wege geht, daß er sich jedoch, wie es nun einmal in seinem Wesen begründet war, nur für Schauspiele mit recht krassen Bühneneffekten interessiert. Die gute Weissenthurn, mit deren „Adelheid, Markgräfin von Burgau“ er das Theater eröffnet hatte, lieferte ihm noch manche literarische Ware. Ihr „Wald bei Hermannstadt“ und „Die Erstürmung von Smolensk“ waren Stücke, die den Brünnern sehr gefielen.

Von Monat zu Monat konnte man jedoch bemerken, daß das gehaltvollere, zum mindesten ernstere Schauspiel vor der Posse, der Burleske zurückweicht. Die Autoren, die am meisten zu Worte kommen, sind Hensler — vor allem mit seiner „Teufelsmühle“, dem „Schlangenfest von Sangora“ und dem „Donauweibchen“ — Perinet und Schikaneder. Der Direktor erscheint von allen Mitgliedern der Gesellschaft am häufigsten auf der Bühne, er liebt es, im Mittelpunkt der Handlung zu stehen, er

Triumphen verhalf. Dann war der tüchtige Charakterspieler Albin Flet vorhanden, dessen „Franz Moor“ sehr gerühmt wurde, dann Karl Schikaneder, ein Verwandter des Direktors, ferner der Komiker Seicher, die Schauspieler Rueß, Moreau, Schlegel, Hackel, endlich Joachim Perinet, der sich auch als Possendichter versuchte, die Damen Tilly, Krüger und Lange; die meisten verschwanden nach wenigen Jahren von der Brünner Bühne, um an größeren Theatern, einige am Burgtheater dauernd Stellung zu gewinnen.

Der Anfang war also vielversprechend. Als Schikaneder das erstemal die Bühne betrat, wurde er mit stürmischem Jubel begrüßt. Das Publikum vertraute seiner Geschicklichkeit und ging willig mit ihm. Der neue Direktor pflegte alle Richtungen des rezitierenden Schauspiels, aber er bevorzugte augenscheinlich die Oper und das Singspiel. Daß er von Schiller nur die „Räuber“ brachte, daß für ihn Goethe überhaupt nicht existierte, sei ihm nicht zum Vorwurfe gemacht, beide Dichter faßten ja in Österreich sehr spät und zumeist scharf zensuriert, Boden. Heinrich Josef v. Collin ersetzt ihm Schiller und Goethe und dessen frostige Trauerspiele. „Regulus“, „Coriolan“, „Bianca della Porta“ sind die literarisch wertvollsten Nummern des Repertoires. Stark dominiert unter Schikaneder das Ritterstück, denn er fand bald heraus, daß er bei solchen Aufführungen den größten Zulauf hatte. Heurteur war ein prächtiger Darsteller dieser bramarbasierenden Heldenrollen und der Kassier machte an solchen Abenden das fröhlichste Gesicht.

Es wäre jedoch unrichtig, anzunehmen, daß bloß der materielle Erfolg den neuen Theaterdirektor zu diesen Spektakelstücken zog, bei ihm spielte auch die Sucht mit, durch nervenerregende Szenen, durch Massenvorführungen zu wirken, soviel als möglich Personal auf die Bühne zu bringen. Und diese Sucht führte ihn zu dem Versuche, die Lokalgeschichte zu dramatisieren, wobei er freilich wohl auch für seine Kasse auf den Lokalpatriotismus zählen konnte. So brachte er, nicht lange nach seinem Direktionsantritt, das vaterländische Schauspiel „Die Schweden vor Brünn“ auf die Bühne. Das war ein wildes Spektakelstück von sehr magerem Inhalte: es wurden nicht allzu viel Worte gemacht, dafür aber um so mehr geschossen und das Publikum bekam eine Menge zu sehen. Mehr als 300 Mann Infanterie und Kavallerie kamen auf die Bühne. Die Proben begannen um 6 Uhr morgens, alles war in fieberhafter Erregung, aber dafür krönte auch ein ungeheurer Erfolg die Mühe. Schikaneder, hieß es, sei der erste, der ein wahres Gemälde voriger Zeiten lieferte, worin Vaterlandsliebe und Tapferkeit unserer Vorfahren mit Wahrheit dargestellt werde. Er selbst versprach, durch den Beifall und Zulauf aufgemuntert, noch mehrere Stücke dieser Art zu verfassen, und hielt Wort. So stellte er sich noch mit dem vater-

nach Väterart über die breiten Schultern wallten. Sein Gesicht war mir von einem sehr breitkrempigen Hut verdeckt, nur konnte ich eine erklecklich große Kupfernase über dem Barte leuchten sehen. Der Alte war etwas unsicheren Schrittes und geriet zwischen die Marktweiber hinein, denen er hier einen Korb, dort einen Schragen ein wenig unsanft anstieß. Die Weiber kamen darüber sofort ins Keifen und machten Anstalt, den leichtfertigen Eindringling, der nicht darnach aussah, als ob er Kohl oder Eier kaufen wollte, gewissermaßen zu lynchen. Doch der Alte rückte sofort die gefährdeten Gegenstände wieder zurecht und muß dabei sehr possierliche Dinge gesagt haben, denn die Weiber in der Runde brachen in ein helles Gelächter aus und ehe der Langbärtige noch seines unsicheren Weges weiter ging, waren sie alle wieder versöhnt.

„Das ist der alte Vagabund", sagte mein Gastfreund, der gleich mir zum Fenster hinausschaute; „nur schade um jeden Kreuzer, den ihm der oberösterreichische Landesausschuß auszahlt."

„Wer ist es denn?" frug ich.

„Ein gewisser Stelzhamer ist es", antwortete mein Gastfreund, „vielleicht haben Sie schon von ihm gehört, es ist dieser Bauerngsangelmacher".

„Stelzhamer!" rief ich überrascht, „hören Sie, das ist ja ein berühmter Name; der Mann ist ja der größte Volksdichter Österreichs. Schade, daß er schon davon ist".

„Den werden Sie in einer Kneipe ja leicht finden", belehrte hierauf mein Freund, „der ist sein Lebtag lang ein leichtes Tuch gewesen. Hätt's leicht zu was bringen können. Sein Vater soll ein wohlhabender Bauer in Großpiesenham gewesen sein, hat ihn studieren lassen. In Salzburg hat er das Gymnasium, in Graz die juridische Fakultät durchgemacht. Aber den Franzl hat's schon damals bei der Ordnung nicht gelitten; durchgebrannt ist er; im Polenland soll er eine Weile herumgelungert sein, Hofmeisterei oder was er getrieben hat. Als ein rechter Zerrissener zurückgekehrt, wollte er in Wien Maler werden. Wie jedoch sein Vater gesehen, das lockere Söhnlein bringt's auf diese Weise zu nichts, wollte er einen Geistlichen aus ihm machen. Den Bettelstab muß man ihm verbrennen, soll der alte Bauer gesagt haben, sonst lauft mir der Bub zeitlebens damit in der Welt herum. Ja freilich, aber ehe der Bettelstab noch verbrannt, ist der gute Franzel mit demselben auch aus der Theologie davongelaufen. Hierauf ist er Schauspieler geworden, ist eine Weile mit einer Komödiantenbande gezogen, ist aber wegen Schulden in einem Wirtshaus kleben geblieben und hat ihn seine Mutter auslösen müssen. Da hat ganz Großpiesenham geschrien: der Stelzhamer Franzel ist ein Haderlump!" So mein Gastfreund.

schreibt seine Stücke nur immer im Hinblick auf seine Person, das heißt, er schreibt sich eine Paraderolle, um die die übrigen Partien lose und wenig ausgeführt gruppiert sind. In Brünn tritt er nur in derb-komischen Rollen auf. Den meisten Beifall heimste er als Tiroler Wastl in seiner gleichnamigen komischen Oper ein, dann als Roßschweif in dem Volksstück „Die Fiaker von Wien" und als Metallio in der Oper „Der Spiegel von Arkadien", deren Musik von Süßmayer herrührt. Namentlich ein Lied aus dieser Oper wurde in Brünn so populär, daß man es überall hören konnte; der Text lautet:

„Seit ich so viele Weiber sah,
Schlägt mir mein Herz so warm,
Es summt und brummt mir immerdar
Als wie ein Bienenschwarm.
Und ist ihr Feuer meinem gleich,
Ihr Auge schön und klar,
So schlägt als wie ein Hammerstreich
Mein Herzchen immerdar.
Bum! Bum!
Ich wünschte tausend Weiber mir,
Wenn's recht den Göttern wär',
Da tanzt ich wie ein Murmeltier
Ins Kreuz und in die Quer.
Das wär ein Leben auf der Welt,
Da wollt ich lustig sein;
Ich hüpfte wie ein Has durchs Feld,
Mein Herz schlüg immer drein:
Bum! Bum!
Wer Weibern nicht zu schmeicheln weiß,
Ist weder kalt noch warm,
Er liegt so wie ein Brocken Eis
In eines Mädchens Arm.
Da bin ich ganz ein andrer Mann,
Ich spring um sie herum,
Mein Herz klopft froh an ihrem an
Und machet Bum! Bum! Bum!"

(Schluß folgt.)

Vergangenheiten.

Von Peter Rosegger.

Franz Stelzhamer.

1874.

Vor ein paar Jahren blickte ich eines Morgens in Linz zum Fenster hinaus auf den Hauptplatz. Da sah ich einen Mann mit beiden Händen wie nach einem Takte agierend des Weges kommen. Er trug einen fahlen Schnurr- und Vollbart und lange blonde Locken, die ihm

Stelzhamers. Da brach der Beichtvater über den grenzenlosen Frevel in Weinen aus und Stelzhamer war seit jenem Tage in keinem Beichtstuhle mehr gesehen.

Ferner sprach Stelzhamer zu mir auch von dem Bauernstolze, der in ihm sei und ihm schon oft im Weg gestanden wäre; wie aber Wohldienerei und schwere Geldsäcke nie sein Ideal gewesen und wie das seine Befriedigung sei, daß er als alter Mann von sich sagen könne, er habe, ein echter und rechter, freier und lustiger Mensch sein Leben zugebracht. Die „Frau Not", die er in einem größeren Gedichte besungen, sei wohl auch oftmals bei ihm gewesen, aber er habe stets alles seinen Gang gehen lassen und bei sich gedacht:

Leid und Freud
Hat alls sein Zeit,
Wie s kimmt, so geht s
Und keins versteht s.

Nix kannst wissen
Und voraussagn,
Nix hilft s Grübeln
Und s Leutausfragn.

Aufs Hirn kannst hammerln,
Ans Herz kannst schlagn,
Am gscheiteren ist s —
Geduldi tragn.

„Ja, wer das immer könnte, wenn er mit Kummer und Not muß ringen!" versetzte ich auf obige Worte.

„Ja, wer es könnte!" rief Stelzhamer, „die Not lehrt es.

Zerst luigst, daß s a Graus ist,
Wirst reitad und laufad,
Wirst streitad und rafad,
Und moan' tuast, ganz aus is s!

Ganz aus is s, so moant ma,
Wird suechad und netad,
Wird fluechad und betad,
Und stad ban iehm woant ma."

Man sieht, es war doch nicht der leichtfertige Vogel, für den ihn seine Landsleute hielten und als welcher er sich in seinen oberösterreichischen Liedern so oft und gerne gab. Es steckte tiefes Gemüt und hohe Philosophie in diesem Manne; wie er mir ja selbst gestanden, er, der Piesenhamer Franz, sei aus zwei Leuten zusammengesetzt; zu halb sei er ein kecklustiger Bauernbursche, zu halb ein grübelnder Denker. Seine Schriften beweisen das am besten. Seine Gedichte und Lieder

„Nun haben Sie mir noch kein Wort erzählt, wie er dazu kam, ein Bauerngsangelmacher zu werden", sagte ich.

„Wie er dazu kam?" versetzte mein Freund; „gehen Sie einmal in ein obderennsisch Dorfwirtshaus. Da extemporiert und brüllt jeder Bauernbursch seine Vierzeiligen, wenn er einen Rausch hat. Der Franzel hat's auch so gemacht — nu, ein bißchen feiner mögen seine Liedlein freilich gewesen sein, hat sie doch jeder nachgesungen und die Stelzhamer-Gsangeln sind Mode geworden. Anfangs aber hat er's dem Schiller nachmachen wollen, hat hochdeutsche Gedichte gemacht, hätte sie mögen drucken lassen, hat keinen Verleger dafür gefunden. Da ist der Franzel mit einem Subskriptionsbogen von Haus zu Haus gegangen, denn die Not lehrt beten, schwimmen und auch mit Subskriptionsbögen gehen. Im Kloster Reichersberg allein hat er 24 Gulden bekommen; in Auroltsmünster hat er sie des anderen Tages wieder verspielt. Erst in Wien, wo Stelzhamer in Gasthäusern vertrauteren Kreisen seine obderennsischen Gedichte vortrug, hat er einen freigebigen Verleger und Freunde gefunden, die ihn gestützt und gehalten haben. Sein Leben aber hat sich dadurch nicht geändert; wie vor und eh' ist er im Lande herumgezogen. In den Wirtshäusern daheim hat er mit Deklamieren und Zitherspielen den Wirten die Gäste unterhalten und dafür freie Zeche gehabt. In den vierziger Jahren hat er eine Wienerin geheiratet, die er nach zwölfjähriger Ehe durch den Tod verlor. Vor wenigen Jahren trat er als fast siebzigjähriger Greis wieder an den Traualtar; aber Sie sehen, es ist der Alte, der er in der Jugend war. Recht wohlhabend könnte er sein; er ist ein Kreuzköpfel, das läßt sich nicht leugnen, und er hätte Gelegenheit gehabt, viel Geld zu verdienen. Nun hat ihm der oberösterreichische Landtag eine kleine Jahrespension bewilligt."

Solches und Ähnliches erzählte mir mein Gastfreund damals am Fenster. So sahen schiefe Augen engster Landsleute ihren Dichter. Das hat sich geändert. — Seitdem hatte ich Gelegenheit, Stelzhamern auch in Graz zu sehen, wo er mich vor einem Jahre besuchte. Er hat mir nicht den Eindruck eines verkommenen Menschen gemacht, als welcher er sonst von seinen nicht immer dankbaren Landsleuten so gerne geschildert wurde. Er war ein gesunder, stattlicher Greis kräftigen Geistes und frischen Gemütes. Er erzählte mir viel aus seinem Leben, aus seiner Jugendzeit. Besonders erinnere ich mich an eine Episode, wie er einst in Graz als Studiosus zur Beichte ging und dem Beichtvater gestand, daß er des ersten Sündenfalles wegen dem lieben Herrgott selbst die Schuld gebe, weil dieser doch allmächtig den Apfelbiß leicht hätte abwenden können. „Aber der liebe Gott hat den ersten Menschen ja ihren freien Willen gelassen!" rief der Beichtvater. „Der Allwissende hätt's aber voraussehen sollen, was es für ein Ende nehmen wird", war die Antwort

verflossen doch schon in weiter Ferne schien, so erschreckte uns beim Aufwachen von neuem der erste Gedanke: Krieg! Die Leute begannen eine fieberhafte Tätigkeit auf allen Gebieten und waren einig in allem, was den nahenden Graus abwehren konnte. Die Schwarzseher fanden sich rettungslos vor dem Rachen des Verderbens und waren wimmernde Lehmpatzen.

Und jetzt? Sind wir den Krieg nicht beinahe schon gewohnt worden? Es läßt sich leben mit ihm, für jeden, den er nicht umbringt. War denn so viel dran an unserer früheren Zeit? Moralisch hat der faule Frieden mehr Leute umgebracht als jetzt der Krieg, der nur die Lumpen zu Schurken macht. Obschon unser Walten und Wirken sich auch jetzt nur auf den Krieg bezieht, ist alles in eine gewöhnliche Regelmäßigkeit gekommen und des Tages erster und letzter Gedanke ist nicht mehr: Krieg, sondern wie sonst: Beruf und Arbeit. — Wir in unserem Lande sind ja noch nicht hart angepackt worden. Als wir kein Geld hatten, entfesselten sie die Milliarden der Ersparnisse; als wir kein Brot hatten, aßen wir Kuchen, wie ein alter Witz durch den schmackhaften Maiskuchen zur Wahrheit wurde. Als die Männer fortmarschiert, griffen flink und tüchtig die Weiber in die Arbeit, und als unsere Lieblinge ins Feld zogen, stand daheim eine noch größere, innigere Liebe zu ihnen auf, als wir je empfunden. Trotz der überaus schweren Opfer, die wir in aller Weise bringen, leben wir noch im Frieden, vergleichs mit anderen Ländern, in denen seit länger als einem Jahre das Rauben und Brennen und Morden tobt. Aber vertraut gemacht haben auch wir uns mit dem Schlimmsten. Die Besitzenden sind gefaßt auf das Verlieren; die Armen hoffen sogar, daß es durch den Krieg für sie besser werden könnte. Die Weltlast trägt nicht einer allein, tragen alle gemeinsam, die Rücken strammen, die Schultern steifen sich mit jedem Tag mehr und so ist alles zu ertragen. — Endlich empfindet man den Zustand als etwas Normales. Und die Klügeren machen sich, ohne zu jammern, eine Freude daraus, persönlich in dieses beispiellose Geschehen kühn einzugreifen und just mal zu sehen, was da herauskommen wird. Sie empfinden diesen Krieg wie ein erhabenes Geschick, wie eine unermeßliche Bereicherung des Erdendaseins, die gerade wir zu erleben das Glück haben. Alte Güter und Ziele gehen unter, neue stehen auf und was es auch sei, das da kommen wird, wir passen uns ihm an — so schön allmählich und natürlich, und wir staunen selbst, daß es nicht weher tut. Wenn das Mitleid mit anderen nicht wäre, persönlich ertragen sich die Kriegswiderwärtigkeiten gar nicht so schwer, als man im Frieden meint. Es ist ein anderes Leben, eine andere Kultur. Es ist ein anderes Leiden als früher, es sind andere Freuden. Neben abgrundtiefer Not und Pein sind in diesem Jahre Freuden gestanden in feierlicher Größe!

in obderennsischer Volksmundart, seine Idyllen: „D Ahndl" und „Da Soldatenvöder", sowie sein tiefphilosophisches Märchen von der „Königin Not" sind bekannt und werden den Namen des lustigen Piesenhamers und die Manen des tiefsinnigen Stelzhamer über dieses Jahrhundert hinaustragen. Weniger gekannt sind Stelzhamers hochdeutsche Prosaschriften, obwohl auch hier (Verlag von Gustav Heckenast in Pest) der Volksdichter und teilweise selbst der Kunstnovellist zur Geltung kommt.

Und wenn wir schließlich nun, da wir vor wenigen Tagen Stelzhamers Sarg in die Gruft rollen hörten, noch einen Blick auf sein Erdenwallen werfen: es war doch ein schönes Dichterleben. Sollen den schönen Nimbus des fahrenden Sängers gerade die mittelalterlichen Troubadours allein gepachtet haben? Ist es in heutiger Zeit der Praxis, der Rationalität und der potenzierten Prosa nicht ein weit Größeres, Originelleres, als damals, ein freier, hochherziger Poet, wenngleich arm, doch unabhängig von aller Welt, wie ein nimmer ruhender Pulsschlag das Herz und die Glieder seines geliebten Volkes zu durchziehen, mit ihm eine vielbewegte Zeit zu durchdauern und einen schaffenden Geist und ein jugendlich frisches Herz zu bewahren bis in das zweiundsiebzigste Jahr!

Dem obderennsschen Dichter ist das gelungen. Hat er doch von seinem gebrechenlosen Alter selbst gesungen:

Ih han, wannst mi lobst,
No a mäuserlfeins Ghör;
Und dasiags, wannst mi anlachst,
Vo zweitest no her. — —

Drum Siebzga, lieber Siebzga,
Sei gnädi mit mir,
Gang so gern no 30 Jahrl
Kirchfahrten mit dir!

Nein, ein gutes Geschick hat ihm die letzten dreißig Jahre seines Säkulums sanft und gnädig entzogen. Und es ist besser so; Dichter, die unsterblich werden wollen, dürfen nicht ewig leben.

Heimgärtners Tagebuch.

Ist es ein höllischer Leichtsinn oder eine himmlische Gnade?

In der ersten Zeit, als der Krieg ausgebrochen, waren wir „aus dem Häusel". Das war etwas Neues, von den meisten noch nicht Erlebtes. Und die Alten sagten: Es ist unerhört! Kein Wort, kein Gedanke Tag für Tag als: Krieg! Und gab der nächtliche Traum einmal ein Idyllenbildchen aus der Friedenszeit, die kaum

Der Totengräber zu F. stützt seinen Ellbogen auf den Spatenstiel, wischt sich mit der abachen Hand den Schweiß von der Stirn und murmelt: „Schad', daß der Mensch vom Gestorbensein nix weiß. Wie gut, wenn man sagen könnt': So, überstanden ist's. Und jetzt tun mer amal schlafen. — Bist ein so starker Kerl gewesen und ich alter Hascher muß dirs Bett machen. Na ja, du bist den Schützengraben gewohnt. Jetzt hast einen, da kann dir nix mehr gschehen."

Solches redete der Totengräber dem Soldaten nach, der mit einem Lungenschuß heimgekommen und dann sachte abgestorben war.

Am nächsten Tag stand ein Bauernweib vor dem zugeschütteten Grab und weinte. Da trat eine schwarzgekleidete Dame zu ihr, legte ihr die Hand auf den Arm und sagte: „O Glückliche, du! Du hast seine Ruhestatt hier daheim. Der Meinige liegt in Polenland und sein Grab ist nicht zu finden . . ."

Zu Allerseelen darf ich wohl auch einmal den Gedanken aussprechen: Wenn ein lieber Mensch gestorben ist, so sollte man nur seinen Leib begraben. In ein leinernes Tuch geschlagen den nackten Leib. Der ist die Gattung, nichts weiter. Bestattet man ihn in seinem Gewand, so begräbt man damit schon Persönlichkeit. Und das tut den Überlebenden sehr weh.

Ich weiß nicht, ob das so verstanden wird, wie ich's fühle. Es möge sich jeder selbst fragen, wie ihm ist, wenn er einen geliebten Toten auf der Bahre liegen sieht in seinem Gewande, wie er im Leben war. Hängt da nicht noch Seele daran? Pochen nicht seine Eigenarten um so schmerzlicher an unser Herz, je mehr Einzeldinge aus seinem Leben noch vor unserem Auge stehen?

Deshalb sollte man auch zurückgebliebene Kleider vor Jahr und Tag nicht wieder ansehen. Es sind noch gleichsam zurückgebliebene Teile des Toten.

Bei orientalischen Völkern ist es, daß sie ihre Toten bloß in ein Tuch gehüllt begraben und die Kleider verbrennen oder sonst wie aus den Augen schaffen. Sollte nicht auch der Steirer Ähnliches meinen, wenn er den Toten sagen läßt: Verkaufts mein Gewand, ich bin im Himmel?

Die Katholiken haben einen Gebetspruch, den sie täglich mehrmals ausrufen, besonders zum Schlusse eines längeren Betens, eines Rosenkranzes, einer Litanei. Er gilt den Verstorbenen und lautet: „O Herr, verleihe den armen Seelen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen. Lasse sie ruhen im Frieden, Amen."

Und trotzdem — wir sehnen uns alle nach Frieden. Nicht wir allein, auch unsere Feinde. Nicht etwa an den Frieden des Herzens denken wir, der vielleicht das brächte, was wir meinen; sondern an den „Frieden“, der wieder sein wird, wenn der Krieg aufgehört hat.

Jedenfalls wird dieser Frieden unsere lieben Kämpfer wieder heimführen, soweit sie nicht schon in Walhall sind. Ob er sonst all das Gute bringen wird, was wir von ihm erwarten? Sind wir im Kriege ein Volk, ein Herz, so fällt im Frieden das Volk wieder auseinander in Parteien, in Personen. — Und was das bedeuten kann — wir haben es erfahren.

Vor einiger Zeit erschien in Norddeutschland eine Ansichtskarte mit dem Bilde des Theodor Körner-Denkmals. Darunter war mein Spruch gedruckt: „Die für das Vaterland starben, ehren wir am besten, wenn wir für das Vaterland leben.“

Über diese Worte gab es nun einiges Kopfschütteln hie und da. Fürs Vaterland leben, das sei nicht genug. Man müsse fürs Vaterland sterben. — Ich möchte das nun umgekehrt sagen: Für das Vaterland sterben ist nicht genug. Das wäre sehr einfach, wenn man bloß vor die Front zu gehen und sich niederschießen zu lassen brauchte, um das Vaterland zu retten. Was hätte das Vaterland davon? Um einen seiner Söhne weniger. — Am vorteilhaftesten ist es ihm, wenn einer möglichst viele Feinde tötet und dann gesund heimkehrt. Des Mannes Heldenhaftigkeit besteht nicht darin, daß er stirbt, sondern daß er im Kampfe gegen den Feind keiner Gefahr achtet. Er wagt das Leben, verliert es vielleicht, aber besser ist's, er behält es.

Im Kriegsliede klingt es so heldenmütig: sterben! Und es ist doch nur etwas Passives. Die Heldentat muß doch eine Tat sein.

Wer im Streite, zum Schutze für das Vaterland sterben muß, wie jetzt alle unsere Gefallenen, götterhoch sind sie zu ehren. Aber es gibt nur Ausnahmszeiten, da daß geschehen muß. Alle übrige Zeit heißt es: Fürs Vaterland leben! Das ist gewiß das Wichtigste. Und auch das Schwerste. Wie viele sind deren, die zur Friedenszeit bei all ihrem Tun und Lassen an die Allgemeinheit, an die Größe des Volkes, an das Gedeihen des Vaterlandes denken? Wo sind diese Helden? Wie werden sie gehalten? Werden sie von der Menge, von allen, die nur an ihren persönlichen Vorteil denken, nicht als unbequem empfunden, mißachtet, ja bekämpft? Bleiben sie in ihrer Arbeit für das Ganze, für die höhere Wohlfahrt der Brüder nicht zumeist völlig allein?

Wenn wir mehr für das Vaterland leben würden, wäre es vielleicht seltener notwendig, fürs Vaterland zu sterben.

---

unter Lappen verborgen gehalten hatte. Es sei sein Vermögen. Schon seit Kriegsbeginn habe er in Geschäften Silber eingewechselt und gesammelt, dann habe er Korn, Erdäpfel, Möbel verkauft, und die Kuh zuletzt, weil man Bargeld noch am leichtesten verstecken oder bei der Flucht mit sich nehmen könne. Zuerst habe er die Absicht gehabt, das Geld zu vergraben, aber da niemand wisse, ob man noch einmal in die Heimat würde zurückkehren können, habe er alles mit sich genommen.

Ein Poet kann in Geldsachen ja nicht viel mitreden, aber das mußte ich dem armen Flüchtling doch sagen: „Da haben Sie wohl ziemlich das Unrichtigste getan, was man tun kann."

Er verwundert: „Wie so? Von seinem mühsam Erworbenen will man sich besonders in so unruhigen Zeiten doch nicht trennen!"

„In plötzlichem Unglück", sagte ich, „fehlt uns allen leicht die ruhige Überlegung. Zuerst haben Sie die Kriegsanleihe versäumt; dort hätte Ihr Geld ein siegreicher Soldat sein können anstatt jetzt ein wehrloser Flüchtling. Dann verkauften Sie Realsachen, Lebensmittel für Bargeld, und mit dem wissen Sie nichts anzufangen. Tot und unverzinst lassen Sie es liegen. Sie wollen das Geld verstecken, vergraben und wissen nicht wo, daß es niemand anderer findet, Sie selbst aber jederzeit dazukommen können. Und während Sie so denken, verlassen Sie das Land und geben die Örtlichkeit dem Feinde preis. Und jetzt nehmen Sie das Geld doch mit auf die Reise, auf der es Ihnen jederzeit geraubt werden und Ihr Leben in Gefahr bringen kann. Zur Sorge für Weib und Kind haben Sie sich noch die peinigende Sorge um Ihr Bargeld aufgehalst. Das für die Reise nötige Geld versteht sich ja; aber größere Barbeträge auf der Flucht, ja selbst daheim im Hause, bringen nur Unruhe, Angst und Lebensgefahr."

„Aber mein Gott", klagte der Kärntner, „was hätte ich denn machen sollen?"

„Das Geld in die Sparkasse legen, in sichere Verwahrung, wie jeder halbwegs vernünftige Mensch es tut. Der Sparpfennig gehört in die Sparkasse."

Auf diesen Rat hatte er traurig die Achseln gezuckt. Ob es in der Sparkasse wohl sicher sei?

Was kann man darauf sagen? „Sicher! Was heißt sicher? Was ist sicher auf Erden, wo das Erdbeben jeden Augenblick Städte und Länder verschlingen kann. Glauben Sie denn, daß im Krieg, bei Revolutionen, in der Gesetzlosigkeit und Willkür wahnsinniger Menschen Ihr Geld auf dem Kobelwagen der Straße sicherer ist als in angelegten festen Werten, die nicht gestohlen, nie ganz zerstört werden können?"

„Aber ich hätte doch gemeint — das Silbergeld irgendwo verstecken, gut vergraben —" wendete er ein.

Ich werde einst dieses Gebet wohl weit über hunderttausendmal gesprochen haben, ohne etwas Besonderes dabei zu denken, als etwa so nebenbei, daß die armen Seelen aus dem Fegefeuer in den Himmel kommen möchten. Im ganzen empfindet man bei diesem Schlußgebet weniger von dem Sinne der Worte, als den willkommenen Schluß. Der Mensch ist einmal so. Die Alltäglichkeit macht mechanisch, seelenlos.

Da muß man ein andersmal in den Wüsten des Daseins, in der dunklen Einsamkeit des Ichs einem solchen Worte begegnen. Welch ein abgrundtiefer Sinn liegt in dem angeführten Gebetchen. Die ganze Sehnsucht der Menschheit. Die Sehnsucht der armen Seelen nach Frieden und Licht. Der Leib mag nach Tätigkeit, Sachgenuß und Kampf streben; der Seele Eins und Alles ist Frieden und Licht. Was ist der Friede anders als seelisches Gleichgewicht, Ebenmäßigkeit, Harmonie, Erfüllung in sich selbst! Und was ist das Licht anders als das klare Schauen und Erkennen und Verstehen von allem. Von allem! In diesem Frieden, in diesem Lichte liegt alle Seligkeit. — Wäre unser Leib nicht gar zu ungebärdig in seinem rohen stofflichen Verlangen, wir würden öfter von dieser Seligkeit ahnen. Jenes Gebet aber meint nur die gereinigten Seelen, sie allein sind geeignet für den Frieden und das Licht.

Menschheit, du begehst wieder Allerseelen jetzt. Laß einmal für einen Tag alles fahren, was dich beunruhigt und verwirrt und verblendet, all Trug und Gier und Haß und Rache; hebe Hand und Herz empor und denke einmal nichts als das Eine: „Herr Gott! Verleihe der Menschenseele den Frieden, und das Licht leuchte ihr, Amen!“

Im letzten Frühsommer zog eines Abends ein Fuhrlein Not und Elend die Straße heran. Ein zweiräderiger Kobelwagen bespannt mit einem Maultier und einem abgemüdeten Mann. Im Karren hockte ein Weib mit drei kleinen Kindern und der dazugehörigen verworrenen Habe. Das waren Kriegsflüchtlinge aus der Südgrenze Kärntens, Kleinhäusler, die in Steiermark einen Verwandten hatten und bei ihm Zuflucht suchten. Ich stand zur Zeit auf dem Dorfplatz herum und sah, wie sie im Wirtshaus um Herberge vorsprachen und ihre Habseligkeiten bargen. Das Weib trug die Kinder ins Haus, der Mann schleppte Bündel, Körbe nach, darunter ein totes, entborstetes Ferkel und ein mit Lappen umhülltes Etwas, das im Verhältnis zum Umfang schwer zu sein schien, das er aber möglichst unauffällig zu bergen suchte. Ich sprach den Mann an, er wurde zutraulich und nach einigem Herumreden über die Unsicherheit der Zeit bat er mich leise, ihm während der Nacht ein verschnürtes Päcklein aufzubewahren, das er eben vorher

werden kann, gedeckt ist. Eine solche allgemeine hohe Kriegssteuer hat der Privatwohltätigkeit gegenüber auch den Vorteil, daß sie alle trifft, während bei freiwilliger Wohltätigkeit nur die Gutmütigen mittun, die Geizkrägen und Egoisten sich hinter die Wand drücken. Das sind die ekelhaftesten Drückeberger! An die Front mit ihnen! An die Kriegssteuerfront!

Weiterschreiben wollte ich zornig — da stand Frau Charitas neben mir, faßte mich an der Hand: Tu's nicht! Laß die Liebe walten, wo sie ist!

— —

Jener Dieb wollte sich vor Gericht damit entschuldigen, daß er sagte, er habe im ganzen Jahre nur dreimal gestohlen, das sei der Zeit nach nicht ein Prozent; alle übrige Zeit sei er brav gewesen.

Als ich das gesprächshalber einem unserer Preistreiber erzählte, schüttelte er lächelnd den Kopf und sagte gedankentief: „Was es doch für merkwürdige Leute gibt!“

Der Oberst erzählte von seinem Spaziergang über die Felder hin. Unter dem Eschenbaum lag ein Mann. Schläft er? Ist er tot? Nun hebt er den Kopf, stützt ihn auf den Arm und schaut leer ins Weite. Er bemerkt mich nicht. Ganz elend sieht er aus, abgemagert, fahl im Gesicht wie eine ungegerbte Kuhhaut. Ich kenne ihn, der Banzerl Johann ist's, der Davonläufer. Das erstemal drei Wochen Kasernarrest, das zweitemal 60 Tage mit Verschärfungen. Nun lag er da und starrte dumm ins Weite. „Was ist mit Ihnen?“ fragte ich, „sind Sie krank?“ „Krank bin ich nit!“ stieß er mir zu, ganz widrig der Kerl. Nicht einmal reglementsgemäß gegrüßt hatte er. Aber sein Aussehen war so erbärmlich, daß ich nicht hart sein mochte. „Banzerl, was ist's mit Ihnen?“ fragte ich, „was fehlt Ihnen?“ — Dieses weiche Wort hat ihn gebrochen. Er stand auf und verdeckte mit den Händen das Gesicht. Schluchzen wie ein Kind. „Herr Oberst, fehlen — fehlen tut mir nix. Han s ja gut. So viel schamen —.“ Schämen? Warum?“ Da legt er sein Gesicht in den Ellbogen: „So viel schamen, Herr Oberst. Ein Soldat und —“ „Na, also in Gottesnamen“, sage ich, „vertrauen Sie mir's an, warum Sie sich so schämen“. Da hebt er langsam den Kopf gegen mich: „Herr Oberst, weil S scho so gut san —“ und unter Stöhnen gestand er's: „— so viel — so viel Heimweh!“ — Armer Kerl! hab ich gedacht. Hab nie dran glauben wollen. Am End ist doch was dran. Am nächsten Tag hatte er seinen Schein in der Tasche: Dreiwöchentlichen Urlaub!

Als der Johann Banzerl nach drei Wochen einrückte, war er ein anderer. Frisch und heiter. Durchgegangen ist er nicht mehr. Er war

„Vergraben! Narr, da erstickt es ja. Verstecken! Damit es auch Ihre eigenen Erben nicht wissen und finden, wenn Sie so oder so plötzlich fort müssen. — Nein, Freund“, fuhr ich fast erregt fort, „am besten verstecken Sie das Geld im lebendigen Verkehr direkt oder in der unter Staatskontrolle stehenden Sparkasse. So weit sind wir noch nicht, daß Privatgüter nicht völkerrechtlich geschützt wären. Belgien, Frankreich, Ostpreußen, Polen, selbst Galizien seinerzeit — hat man denn gehört, daß die Besetzung eine Sparkasse zerstört hätte? Ja, man kann ungeschickter- oder boshafterweise das Gebäude zusammenschießen, aber die Einlagen, im Lande zerstreut, wirken fort als lebendige Kraft; sie sind verbrieft und verbucht und gesichert auf dem Kulturgrunde jenes Rechtes, das jeder Staat schützen muß, weil keiner ohne solches bestehen kann. — Sie haben von Ihren Einlagen nichts in der Hand als das einfache Sparkassebüchel, damit aber Ihr Gut. Lassen Sie das Büchel auf Ihrem Namen festschreiben, so kann damit niemand anderer das Geld beheben. Verlieren Sie das Büchel, so ist damit nicht auch das Geld verloren. — Und jetzt frage ich, wo kann ein Mann wie Sie sein bißchen Geld bequemer, sorgloser anlegen, als in der Sparkasse? — Für diese Nacht will — da Sie es wünschen — ich Ihr Gut aufheben; kann aber für keinen Blitzstrahl und für keinen Räuber gutstehen. Nein, nein, erschrecken Sie nicht, morgen werden Sie alles wieder mit sich nehmen. Nur das wollte ich noch erinnern: Auf Ihrem weiteren Wege kommen Sie an Graz vorüber. Das hat Sparkassen.“ —

Die Flüchtlinge sind glücklich weitergekommen. Einige Tage später erhielt ich eine Karte. Beim Vetter seien sie gut aufgenommen worden. Und zum Schlusse schreibt der Kärntner: „Mein Korn, meine Erdäpfel, Kästen und Kuh trage ich jetzt im Sparkassebüchel an der Brust. Lei lachen muß ich jetzt, wie mir dieses bissel Geld so viel Sorg hat antun können.“

Von allen Briefen, die mir zugehen, tragen nicht fünf vom Hundert die Kriegsbriefmarke. Das Gleiche bemerken auch andere. Na — wenn niemand denkt an diese kleine, freiwillige Steuer, dann —. Warum soll ich sie leisten? Mein Grundsatz ist immer gewesen: Wenn andere, dann ich auch. Wenn andere nicht, dann ich auch nicht. Einer oder nur wenige richten nichts aus.

Einerseits will man in der Privatwohltätigkeit nicht mittun, anderseits wird, wie Erfahrung lehrt, die Privatwohltätigkeit in dieser Zeit nicht einmal von manchen Behörden gern gesehen. Ja, dann ist's am besten für den Staat, auf freiwillige Mithilfe ganz zu verzichten, sie grundsätzlich abzulehnen und dafür die allgemeine Steuer so stark zu erhöhen, daß die Kriegsnot, soweit sie mit Geld gehoben

Nun, da ich der erste im Schulzimmer war, neckte mich ein Einfall und ich schrieb ihn mit etwas verstellter Schrift auf die Tafel: „Wohl in jedem Mannszimmer hängt gern ein Frauenbild; warum soll sich nicht an jedes Frauenzimmer ein Mannsbild hängen!“

Nachher, als die Schule begann, sah der Pfarrer die Schrift und las sie. Dann schaute er so über die Klasse her, dann schritt er an der Wand auf und ab und lächelte bei sich. Dann las er noch einmal, was auf der Tafel stand und endlich fragte er freundlich lächelnd, wer das geschrieben hätte? Die Schüler sahen einander an und schwiegen. Und ich dachte: Es gefällt ihm ja, weil er so lieb lacht, weshalb soll ich ihm's nicht sagen? Und nachdem er das zweitemal gefragt, wer den schönen Satz geschrieben hätte, reckte ich die Hand hoch: „Hier!“

„Also der Schneiderbub!“ sagte der Pfarrer, „gut. Du wirst heute im Schulzimmer bleiben und aus dem Katechismus das Hauptstück vom Sakrament der Buße zehnmal abschreiben. Aber nicht fetzen, ordentlich schreiben! Ich werde am Abend nachschauen kommen.“

Also jetzt hatte ich's. Der ganze Faschingnachmittag war dem Sakrament der Buße gewidmet. Zehnmal! — Als es erst das siebentemal war, hatte ich das Schulheft schon voll und es begann zu dunkeln. Da schnarrte das Türschloß und nun merkte ich erst, daß ich eingesperrt gewesen war. Der Pfarrer trat ein und als er das Heft durchgeblättert hatte, warf er einen Blick auf die Tafel. Die Schrift war mittlerweile ausgelöscht worden.

„Weißt du auch, was du geschrieben hast? fragte er mich. Ich schwieg, denn mir war die Zweideutigkeit beinahe schon bewußt geworden.

„Weißt du, daß es sich um eine der sieben Todsünden handelt? Vielleicht kannst du mir sagen, um welche. He?“

Zögernd und unsicher antwortete ich: „Um den Neid?“

Da klopfte er mir auf die Achsel und sagte freundlich: „Schaf Gottes. Geh heim schlafen.“

Jene Tafelinschrift blieb mir wohl im Gedächtnis und zehn Jahre später habe ich für sie von den „Fliegenden Blättern“ einen Taler und zehn Silbergroschen Honorar bekommen.

Der deutsche Michel hat sich endlich mal auf die Beine gestellt. Und jetzt sieht man, was das für ein strammer Kerl ist. Man hätte es dem Langschläfer nicht angesehen. Jetzt steht er mit dem Knüppel vor dem fletschenden Bulldogg. Noch ein Schlag und die Bestie ist hin.

Aber das ist nichts zum Lesen, das muß man sehen. Man muß es vor sich auf dem Tisch stehen haben und die entschlossene deutsche Kraft anschauen. Es wird einem wohl dabei.

in der Heimat Mann geworden. Ich nahm ihn zum Burschen. Einen bessern hab' ich nie gehabt.

Einmal als Schneiderbub saß ich zur Feierabendszeit mit drei Waldbauern zusammen unter der Linde. Wir plauderten über allerlei, aber lange wußte ich nicht, welcher der gescheitere sei. Da kam das Gespräch auf Sommer und Winter. Der Zeilbauer sagte: „Im Winter freue ich mich halt auf den Sommer, aber im Sommer fürchte ich den Winter." — Dem entgegnete der Hinterleitner: „Bei mir ist s a so: Im Sommer freue ich mich, daß Sommer ist und im Winter muß man sich halt freuen, daß wieder Sommer kommt." — Der Alpelhofer meinte: „Im Sommer bin ich froh, daß es Sommer ist und im Winter, daß es Winter ist."

Da wußte ich, welcher der Gescheitere war.

Ich weiß nicht, wie es bei anderen ist. Bei mir ist es so, daß alle Dinge, die mich umgeben, ihre Seele haben. Auch meine Taschenuhr hat eine. Aber das ist eine Lausbubenseele gewesen. In den ersten Jahren hatte sie sich brav gehalten. Dann geschah es, daß sie entweder vor- oder nachging; aber oft nur um wenige Minuten, dann blieb sie in der Zeit. Der Uhrenarzt gab sich Mühe und erzielte stets eine Besserung für wenige Tage, dann kam sie wieder aus dem Geleise, und ich hatte täglich meine Mühe, um sie zu leiten. Einmal im Zorn wollte ich sie zerschmettern, da schaute sie mich mit ihren großen Ziffern treuherzig an. — Endlich stellte ich, mit Ausnahme des täglichen Aufziehens, alle Erziehungstätigkeit ein, schätzte beiläufig ihre Fehler ab, oder dazu, je nachdem sie vor- oder nachging, und fand so mit ihr zur Not mein Auskommen. — Und siehe, als sie es eine Weile noch so fortgetrieben hatte, ohne daß sich jemand um ihre Bosheit kümmerte, fiel es mir auf, daß sie recht ging. Sie ging nicht nach und nicht vor, sondern hübsch beständig mit der Zeit, wie es sich schickt für jede anständige Uhr.

Als ich das heute einem Schulmann erzählte, lachte er und sprach: „Die alte Geschichte. So ergeht's auch uns mit manchem Jungen. Das beständige Herumreiben an ihnen macht sie trotzig. Läßt man sie mehr in Ruh', dann finden sie sich selber."

Als neunzehnjähriger Lehrling ging ich noch in die Sonntagsschule. An jenem Faschingsonntag nun nachmittags auf dem Schulweg begegneten mir hübsch gepaart Männlein und Weiblein, die schon nach Falkenstein wanderten zum Holzknechtball. Auch ich hatte die Absicht, nach der Schule auf den Faschingtanz zu gehen.

der Friede. Derlei Redereien seit Jahrzehnten. Und was nun? — Die Zukunft ist falsch, wahr ist nur dieser Augenblick.

Da sagte der andere: „Freund, und diesen Augenblick mit seinem Jammer kannst du lieben?“

Und der eine: „Diesen nicht. Weil er durch gründlich falsche Voraussetzungen verdorben ward. Deshalb sage ich: Flucht zur Vergangenheit. Zu dem inneren Licht der Seele, in welcher alles aufgespeichert liegt, was ich je erlebte und gewann. Du nennst die Vergangenheit einen Traum; mir ist sie das realste Gut, das mich froh macht, wie Ernte, die man unter Dach hat. Kein Feind kann mir dieses Gut nehmen, es ist unzerstörbar, solange die Erinnerung lebt.“

Der andere war ein Weilchen stumm, dann sagte er traurig: „So gut steht es bei mir nicht. In meiner Erinnerung findet sich fast nur Schuld und Elend. Ich möchte sie auslöschen. Ich möchte meine Seele mit Zukunftsplänen füllen.“

Der eine reichte ihm gerührt die Hand: „So tue es, armer Mensch. Träume wohl!“

Dann wanderte er langsam zurück in sein stilles, ländliches Heim. Der andere eilte ruhelos der großen tobenden Stadt zu, wo ihrer Millionen gegeneinander ums Dasein ringend eine „glückliche Zukunft“ bauen wollen.

Bei mir ist es Abend, bei euch ist es Morgen.
Ich trachte nach Ruhe, ihr jaget nach Sorgen.
Ich hätte doch — deucht mich — erst angefangen,
Dem Leiden zu trutzen, die Lust zu verlangen.
Tat arbeitend schlafen und träumend wachen,
In Freuden weinen und im Elend lachen.
Jetzt klag' ich, daß Stunden nicht wollen weichen,
Und jetzt, daß die Jahre so schnell verstreichen. —
Was ich gewollt, es war arg vermessen,
Was ich gewußt, es ist längst vergessen,
Was ich gesucht, war nimmer zu finden,
Und was ich fand, war immer im Schwinden.
Was ich gehabt, ward nicht genossen,
Was ich gewesen, ist längst zerflossen.

Ich bin ein Blatt, vom Winde getrieben,
Auf das unser Herrgott ein Nichts geschrieben.
Bin göttlich erleuchtet und menschlich dumm,
Mir selber ein tiefes Mysterium.
— Und dieses Dunkel ist mir Kraft und Ruh',
Ich bin nichts und alles — bin ich und du.

Ich rede von einer bronzefarbigen Gipsgestalt, dem „deutschen Michel", die der Wiener Bildhauer Josef Netter geschaffen hat. Sie wird verkauft zum Vorteile des Deutschen Schulvereins. Sie ist eine wahre Zimmerzierde, ja viel mehr als das. Sie ist eine Mahnung und eine Zuversicht. Unterhalb am Sockel steht der heiße Wunsch: „Gott strafe England!" Mich deucht, dieses Gebet ist überflüssig geworden, England ist schon gestraft.

Vielleicht sehen wir nach wenigen Jahren den deutschen Michel, wie er jetzt im kleinen dasteht, als eherne Riesengestalt in einer deutschen Stadt stehen — ein Siegesdenkmal. Einstweilen wünsche ich dem köstlichen Bildwerk viele Freunde — vor allem seiner selbst willen, dann aber auch zu Gunsten des Deutschen Schulvereins und schließlich zum Vorteile des Käufers, der an dem deutschen Michel, diesem schlagfertigen Landwehrmann, seine helle Freude haben wird.

Zwei Wanderer begegneten sich auf der Straße.

„Wohin?"

„In die Vergangenheit zurück", sagte der eine.

„In die Vergangenheit?" fragte der andere, „was heißt das?"

„In die Erinnerung an das, was ich erlebt habe."

„O Tor!" rief der andere, „Erinnerung ist Traum. Das Leben, das Glück liegt in der Zukunft. Dahin mußt du trachten."

Der eine: „Ist nicht auch die Zukunft Traum? Wirklich ist nur der gegenwärtige Augenblick. Die Vergangenheit ist Gedächtnis, die Zukunft ist Phantasie. Die Vergangenheit ist was wirklich Gewesenes, die Zukunft ist Einbildung."

„Aber sie wird Wirklichkeit."

„Welche? Habt ihr's je einmal erraten, wie es sein wird, was da kommt? In guten Zeiten ist es leicht, zu prophezeien: Es wird schlechter werden. Jetzt ist es leicht, zu orakeln: Es wird wieder einmal besser werden. Näheres kann der Mensch nicht voraussagen. Oder ist es nicht noch allemal ganz anders gekommen, als sie weissagten? Sogar das Nächste ist nicht zu durchschauen. Hat nicht jeder, der mit sorgfältigster Vorbereitung diesen Krieg begann, sich gründlich geirrt? Weiß auch nur einer von allen, die Gewalt haben, wann und wie das Ende sein wird? Nein, sein Heil auf die Zukunft bauen ist eine unsichere Unternehmung. Wir sorgen angeblich für die Zukunft. Wissen wir denn, was sie wird brauchen können von uns? Die Schulden, die wir auf sie machen, gewiß nicht. Frage die Geschichte, frage den Einzelnen, wie der Mensch sich an der Zukunft irrt, der Weise wie der Tor, im Großen und im Kleinen. Die Zukunftskriege werden kurz sein. Die Großkriegsschiffe werden das Meer beherrschen. In der bewaffneten Macht liegt

sie primissima und superior. Von perfekten Buchhaltern, von erstklassigen Geschäftsführern hat es gewimmelt in der Zeitung, knapp vor dem Kriege hat man gar auf erstklassigste Angebote und auf allererstklassigste Kammerdiener stoßen können. Daß das Achtungsvoll am Schlusse eines Briefes eigentlich schon eine Minderbewertung gegenüber dem üblichen Hochachtungsvoll geworden war, ist durch Gerichtsbeschluß bestätigt worden. Mir selber hat mein Lehrherr noch zugemutet, unter gewisse Briefe hochachtungsvollst zu setzen, als könnte man noch voller sein als voll. Leute, die von mir was wollten, haben niemals anders als mit ausgezeichneter Hochachtung unterzeichnet. Ich hatte eben angefangen, mir darauf was einzubilden, als ich ein Rundschreiben erhielt, das mit vorzüglicher Hochachtung schloß. Und die vorzügliche Hochachtung war — gedruckt.

In diese Welt verlegener und verlogener Superlative platzte der Krieg. Hat er mit ihnen aufgeräumt? Im Felde sicherlich. Beweis: die Feldpostbriefe. Beweis: die schlichten amtlichen Kriegsberichte, die sich oft in ihrer Einfachheit zu packender Größe steigerten. Wie schrumpfen alle billigen Superlative vor der Größe unserer Zeit. Ja sogar der Komparativ verkriecht sich: keiner unserer Söhne hat von draußen heimberichtet, daß er tapferer gewesen sei als der Feind, mit dem er seine Kräfte maß. Fort mit allen aufgeblähten Steigerungen, der Positiv hat's Wort, der schlichte. Ist doch in diesem Kriege alles positiv geworden, und was nicht positiv werden konnte oder mochte, das verschwand.

Wenigstens auf dem Schlachtfeld. Und wie steht's drinnen? Es kommt mir vor, als wäre es da auch schon besser geworden, besser, noch nicht — gut. Aber immerhin sind ganze Uferstrecken unterhöhlter Superlative in die hochgestiegenen Flüsse unseres Lebens eingebrochen und von ihnen fortgeschwemmt worden. Hoffentlich auf Nimmerwiedersehen. Ich finde keine erstklassigen Reisenden mehr in den Anzeigenspalten, und auch gewisse primissima und superiore Waren hat der englische Hochseering von unserem Volkskörper glücklich abgeschnürt. Er sei dafür gesegnet. Wir verzichten auch in Zukunft drauf. Auch dagegen hätten wir wahrhaftig nichts, wenn der gehorsamste und hochachtungsvollste Briefschluß sich nach und nach in einen guten deutschen Gruß verwandelte.

Nach diesem Kriege werden wir keine Superlative mehr nötig haben. Wer im Gebirge aus dem Tal heraufsteigt, mag beim Anstieg überfließen von „entzückend!", „herrlichst!", „wundervollst!", aber schon auf halber Höhe tut er's weniger geräuschvoll, und wer auf der Höhe steht, dem streift es alle Superlative von dem still gewordenen Mund, der sich nur für schlicht gewordene Worte öffnen mag, wenn's Zeit ist.

„Türmer."

*

Oder?

Als unsere Regierung nach der Ermordung des Erzherzog-Thronfolgers und seiner Gemahlin an Serbien die Forderung stellte, es möge bei der Untersuchung des Verbrechens, dessen Fäden nach Belgrad wiesen, österreichisch-ungarische Organe zulassen, da legte sich Rußland ins Mittel und erklärte, diese Forderung verstoße gegen die Unabhängigkeit und Souveränität des serbischen Staates. Dies sagte dasselbe Rußland, das in Paris offizielle Spitzel hielt, um „unangenehme" russische Untertanen stetig zu überwachen, und zwang in der Folge Deutschland und Österreich zum Kriege.

Als das Deutsche Reich, um einem mit Sicherheit zu erwartenden Angriff Frankreichs über Belgien zuvorzukommen, gegen Lüttich und Namur marschierte, nahm England die dadurch verletzte belgische Neutralität zum Anlaß, an die Seite der französischen Republik und Rußlands zu treten.



Kleine Laube

Unsere dritte Kriegsanleihe.

Auch auf finanziellem Gebiete erwies sich Österreich kräftiger und widerstandsfähiger, als seine Feinde erwartet hatten, und überdies sind genaue Kenner unseres Wirtschaftslebens der Ansicht, daß noch ungeheuere Vermögensmassen, die heute gegen besondere und sichere Verzinsung in den Dienst des Staates und der Allgemeinheit gestellt werden könnten, geradezu brach liegen, weil sich manche zögernd, kühl und ablehnend verhalten, sei es aus mangelnder Einsicht, sei es aus Ursachen, die sich augenblicklich nicht feststellen oder öffentlich erörtern lassen. Deshalb sei es gesagt: Wer Kriegsanleihe zeichnen kann und nicht zeichnet oder nicht seinen Mitteln entsprechend zeichnet, versündigt sich an Staat und Volk!

Niemand lasse sich durch die Opfer unserer Brüder im Felde beschämen, die ihr Blut hingeben — geben wir wenigstens Geld!

Es ist unsere Pflicht, dem Staate alles Notwendige zu verschaffen: daher zeichne jeder nach seinen Kräften Kriegsanleihe!

Pflanz einen Baum!

Von Max Bewer, Laubegast-Dresden.

Pflanz einen Baum,
Und kannst du auch nicht ahnen,
Wer einst in seinem Schatten tanzt.
Bedenke, Mensch:
Es haben deine Ahnen,
Eh' sie dich kannten,
Auch für dich gepflanzt!

Aus unserer Zeit.

Der Krieg hat den Superlativ getötet.

Von Fritz Müller.

In den Feldpostbriefen heißt es: Wir haben gute Zuversicht ... wir haben einen tüchtigen Führer ... wir hatten einen schlimmen Kampf ... Gut, tüchtig, schlimm — wie war das doch im Frieden? Da hieß es: der tüchtigste, der schlimmste, am besten. Da hat der Superlativ regiert. Die schlechteste Ware war da prima oder hochfein. Ragte sie ein wenig übern Durchschnitt, flugs war

Aber unserer Firnen Schnee,
Den befleckt uns nicht, sonst weh!
Teuer käme euch der Preis!
Laßt es ab, heranzustürmen,
Ihr! Zu unseren Felsentürmen,
Unserem Wall aus ewigem Eis!

Und wenn je den deutschen Wald
Welscher Sprache Laut durchschallt,
Möge bis zum letzten Knorren
Wie an euren kahlen Hängen
Ihn der Sonnenbrand versengen
Und verbrennen und verdorren!

Kleines Land Tirol voll Stärke,
Groß im Herzen, groß im Werke,
Älplersöhne, bleibt euch treu!
Ringt und kämpft, wie einst die Alten
Es vor hundert Jahr gehalten,
Edelmutig wie ein Leu!

Lieber möcht ich euch begraben,
Unter euren Bergen haben
Als geschändet und entehrt.
Und was ihr auch opfern müßt,
Ein an Glück und Habe büßt:
Eure Heimat ist es wert!

Land Tirol, so viel geliebt,
Wie's nur wenig Länder gibt,
Dir will ich's vermelden:
Groß sind deine Berge, doch
Größer noch und stolzer noch
Seien deine Helden!

*

Testament eines steirischen Landsturmmannes.

Guter alter Kamerad!

Zur Kriegszeit geschieht viel auf der Welt. Weil ma nit woaß was geschieht, muaß man an alls denken.

Wenn mir was passiert, gehört mein Kasten dein. Den wiflingen Rock gibst den Einleger. Im obern rechten Ladl die Brief und das Purträh von der Hanni laß drin. Sind eh drinn gelegen, werden often a Platz haben. Die Bildln inwendig bei der Kastentür laß picken. I habs Sonntag in der Früh gern angschaut. Das Kastenschloß laß machen, weils oft überschnappt.

Es grüßt Dich Dein alter Kamerad Heinrich.

Wenns wieder fried is, zahl der Hanni zu Exaudi aufm Berg an Meth!

Die Straße der Frauen.

Von Karl Dankwart Zwerger.

Sie finden alle die Straße
Und war noch keine dort,
Sie finden sie ohne Weiser
Die Straße nach Nord.

Sie wandern in Stern und Sonne
Und schweigend von Ort zu Ort,
Sie wandern in Sturm und Schlummer
Die Straße nach Nord.

Sie geh'n mit suchenden Augen,
Als wär' was Liebes dort,
Sie geh'n mit blutenden Seelen
Die Straße nach Nord.

Vierzehn Monate später verlangte die Petersburger Regierung, daß Bulgarien sofort die österreichischen und deutschen Offiziere aus seiner Armee entferne. Fast gleichzeitig landeten Frankreich und England in Salonichi, also in einer Hafenstadt des neutralen Griechenland, Truppen, um Serbien zu Hilfe zu kommen.

Vielleicht beginnt es nun doch den Vereinigten Staaten und anderen Nationen zu dämmern, daß der sogenannte Eingriff Österreich-Ungarns in die Souveränität Serbiens und Deutschlands Angriff auf Belgien den Dreiverbandsmächten nur zum Vorwand dienten, um den von ihnen längst vorbereiteten Krieg gegen die zwei Kaisermächte zu beginnen, denn wäre es ihnen um den Schutz der Unabhängigkeit der beiden Kleinstaaten Serbien und Belgien wirklich zu tun gewesen, so hätten sie nicht ein Jahr später ganz in gleicher Weise, doch ohne zureichende moralische Gründe, Bulgarien bedrohen und das neutrale Griechenland vergewaltigen dürfen.

Oder ist es nicht „dasselbe“, wenn Österreich und Deutschland oder Rußland und England „dasselbe“ tun?

*

Tirol und Italien.

Von Leonore Oettl.

Deutschtirol in welschen Händen! —
Eher wird den Inn man wenden
Und gen Westen fließen sehen;
Eher wird ein Adler irrend
In den Hühnerstall sich girrend
Mit den Pfauen paaren gehen;

Eher unter schlanken Palmen
Zwischen üppigen Tropenhalmen
Edelweiß und Almrausch blühen;
Eher wird der Firnen Lüfte
Und der Tannenwälder Düfte
Mengen sich mit Samums Glühen.

Via Räuber und Verräter,
Meuchelmörder, Attentäter!
Via, via, eure Hand!
Niemals werdet ihr bezwingen,
Nimmer, nimmer ihr erringen
Der Tiroler herrlich Land.

Faule Lügner, könnt ihr glauben,
Dieses Alpenreich zu rauben,
Wo noch heut die Stimme spricht
Jenes Wirtes an der Mahr:
„Nein, mit einer Lüg' fürwahr
Kaufe ich mein Leben nicht!“

Wo die Bücher viele Helden
Mit und ohne Namen melden:
Hofer und den Mann von Rinn.
Ihr mit eurer tück'schen Schläue
Und dies Volk der biedern Treue
Mit dem kindlich frommen Sinn!

Wir, wir wollen nicht Gefilde
Eures Himmels, schlapp und milde,
Eure üppige Natur,
Euerer Blumen Farbenpracht,
Euerer Weine Zaubermacht,
Ach, behaltet all dies nur!

die zwar vorauszusehen war, sich jedoch in einer jeder Berechnung spottenden Weise entwickelt hat. Wo unser herrlicher Soldat in übermenschlicher Tüchtigkeit und Entsagung draußen den stillen ruhmlosen Heldentod stirbt, im Verlöschen noch von Heimat, Blumen und Frieden träumt — Liliencrons „Tod in Ähren“ und unser neues wunderbares Volkslied „In der Heimat“, wie tief, deutsch und innerlich verwandt! — verfertigt die meist militäruntaugliche Feder im Hinterlande ihre aufdringlich bombastischen, aus falscher Sentimentalität und wilder Blutrünstigkeit gekitteten Machwerke, singen bierfeuchte, verfettete Kehlen brausende Schlachtgesänge oder etwa „Lehars Reiterlied“, das in seiner süßlichen, operettenhaften Unaufrichtigkeit eine böse Verballhornung des Textes eines zweifellos wahren und echten Kunstwerkes darstellt. Beispiele würden Bände — Dokumente trauriger Kulturerscheinungen — füllen, es sei aber damit Genüge geschehen, das verderbliche böse Prinzip in seiner innerlichen Unwahrheit und Hohlheit an den Pranger zu stellen.

Seit kurzem, da nunmehr doch schon ein volles Kriegsjahr in ununterbrochener, heißer Anspannung verflossen und das grenzenlose tiefe Vertrauen des Volkes in allen Kriegesfragen zu unseren Führern immer stärker und fester geworden ist, daß andere Stimmen als die ihren wohl kaum mehr zu Worte kommen dürfen, beschäftigt sich der rastlos beutegierige Dilettantismus mit einer neuen Frage, über deren autoritative Beantwortung die hiezu berufenen Männer bisher selbstverständlich noch keine Weisungen erlassen konnten: mit dem F r i e d e n.

In ziemlich unverblümter, frecher Weise wird hier und dort erörtert, was alles sich ein siegreiches Deutschland und Österreich behalten und erlauben dürfe und was nicht, und bereits sind in der neutralen Schweiz von gewissen- und vaterlandslosen Gesellen geleitete, sogenannte „pazifizistische“ Blätter an der Arbeit, welche unter dem Deckmantel versöhnlicher internationaler Verständigung nach dem Kriege allerlei Unfug treiben, die wahre Gesinnung der Völker durch zurechtgeputzte Sonderberichte aus den einzelnen Lagern in ihrer Weise zu fälschen trachten und unter der Flagge natürlicher Ethik mehr Haß und gegenseitige Verachtung als wahre, aufrichtige Liebe erzeugen. Daß dabei das zur Objektivität geneigtere Deutschland nicht auf seine Kosten kommt, ist bei dem rassefesten Chauvinismus der Franzosen und dem kühlen, allein auf seinen Vorteil bedachten Geschäftssinn der Engländer nur zu begreiflich. Während beispielsweise Romain Rolland, dessen vor dem Kriege mit Recht berühmt gewordener Roman „Johann Christoph“ teilweise mißverständlich als eine Verherrlichung des Deutschtums aufgefaßt wurde, einem solchen Friedensblättchen, das ihn gleicherweise mißzuverstehen schien, sofort unumwunden mit einer offenen Absage begegnete, gibt es leider genug Deutsche, die es auch jetzt noch als interessant und fast schmeichelhaft empfänden, von irgendeinem gallischen oder britischen Flunkerer so nebenbei über die Achsel „irgendwie“ gewürdigt zu werden, oder aber bei einem — ach so heiß ersehnten — internationalen Kongreß in der eleganten Sprache der Diplomatie geistreiche Dinge zu sagen, die man — seien wir offen — größtenteils auch durch Bücher und Zeitschriften, ohne Aufwand des üblichen, hochbeliebten Hotel- und Abfütterungspompes erfahren könnte. Solchen Menschen also, die sich fest einbilden, der internationale Kulturaustausch könne sich nur auf diesen Wegen vollziehen, ist der Frieden nicht das Tor zum herrlichen Garten eines blühenden, größeren, nach außen gesicherten, innerlich gefestigten deutschen Vaterlandes, er bedeutet ihnen vielmehr die angenehme Wiedereröffnung von Cooks vortrefflichem Reisebüro und hiemit die erneute Möglichkeit, jene so himmlischen Orte an der Riviera oder etwa Paris oder London wieder aufsuchen zu können, wo jeder anständige Mensch wenigstens einmal im Jahre hingehört, wo die Leute endlich wieder tadellos ihre Schlipse binden und wo man einer totschicken kleinen Lolo oder Froufrou, deren

Vom Dilettantismus in den öffentlichen Dingen des Krieges und in Friedensfragen.

(Ein Mahnwort.)

Man verzeihe mir das Fremdwort — ich weiß augenblicklich kein deutsches, das den oberflächlichen Begriff, den ich meine, besser ausdrücken könnte.

Dilettantismus — in meinem Sinne — ist die eifrige Beschäftigung des selten begabten, meist unberufenen Laien mit Fertigkeiten, Wissenschaften oder Künsten, die nur der eigens ausgebildete Fachmann, der ihnen sein Leben weiht, möglichst vollständig zu beherrschen imstande ist, in die also nur er durch Spezialarbeit und Vorbildung, nicht allein durch natürliche Veranlagung wirklich tiefer einzudringen imstande ist.

Je nach Schwierigkeit des betreffenden Gegenstandes ist der Perzentsatz der Dilettanten im Vergleich zu den Fachleuten kleiner oder größer, unschuldiger oder gefährlicher, geräuschloser oder lästiger. In dem ungeheuren, weltbewegenden Kriegsereignis, das uns alle bis ins Tiefste bewegt und erschüttert, ist es nur menschlich und selbstverständlich, daß diese ungebetenen Gäste ebenso laut und aufdringlich zu werden beginnen wie in der gänzlich anderen, im Wesen aber merkwürdig ähnlichen harmlosen Form der Mal-, Musikliebhaber oder Gelegenheitsdichter.

Von den lächerlichen Figuren des Kaffeehausstrategen, des politisch Wohlinformierten, des Ministerienschnüfflers und ähnlicher Hinterlandshelden abgesehen, gibt es zahllose Spielarten dieser mehr oder weniger aufreizenden Gattung; viele betätigen sich in ihrer ungeschickten, unausgebildeten Art sogar irgendwie im öffentlichen Leben, fälschen Meinungen, erzeugen Gerüchte, unerreichbar und also ungestraft, richten da und dort manch Unheil an und verfahren den Karren, an dem zu ziehen sie niemals berufen sind, so gründlich, daß oft die ordnungsgemäß angestellten Kutscher Mühe haben, ihn wieder auf den richtigen Weg zurückzubringen. Dann gibt es meist hochgestellte Beleidigungeu, Privatskandälchen, kurzum Dinge, die gleicherart im Frieden man ebensogut im Gesang- und Orchesterverein „Harmonie" oder auf der bürgerlichen Liebhaberbühne von Stix-Neusiedel antreffen kann. Würde die Presse auch für die Kriegsangelegenheiten die sonst so beliebte und volkstümliche Abteilung „Stimmen aus dem Publikum" eröffnen, man hätte helle Freude an all den lächerlich ungeschickten Bocksprüngen einer schrankenlosen, halbgebildeten Volksseele; es bliebe nur der Vorteil, daß man auch ohne Übung oder Kaffeehausbelesenheit sofort als laienhaft und daher nicht als ernst zu nehmend erkennen könnte, was sich nur allzu häufig mit gewissenhafter und bebrillter Miene in die „offiziellen" — also äußerlich „fachmännischen" Spalten unserer Blätter einschmuggelt.

Die Sünde wider den heiligen Geist der Kultur, welche die Zeitungen, die sich doch gerne als deren berufenste Bannerträger gebärden, durch willige Aufnahme der entsetzlichen Hochflut unfähiger dichterischer Produktion, in der unser Dilettantismus bisher unerhörte Orgien feiern durfte, auf sich geladen haben, ist ohnehin eine schwere und wird dadurch noch sträflicher, daß die wahre Erkenntnis dieses kunstschänderischen Treibens nirgends durchgedrungen und ein Nachlassen jener unheimlichen Fruchtbarkeit ohne Wesen, Wert und Inhalt bisher nicht zu merken ist. Es hat sich auch bis zum heutigen Tage kaum irgendwo eine warnende Stimme von Ansehen gegen den scheußlichen Kriegskitsch auf malerischem, dichterischem und musikalischem Gebiete erhoben, der wie ein böser Alp, ein lächerliches Zerrbild der großen eisernen Wirklichkeit erscheinen muß und es wird wohl einer späteren Zeit erst vorbehalten sein, über Ursache, Symptome und Verbreitung dieser merkwürdigen Seuche zu richten,

sie den Amerikanern eindringlich unsern Standpunkt dar. Wer weiß, ob bei manchem Leser dieses schlichte Wort nicht tiefer ging als die gewundenen diplomatischen Noten, die in ihrem Nachsatz das zu gern verneinen, was sie im Vordersatz bejahen. Ins Deutsche übersetzt lautet der Brief aus „San Francisco Examiner“ wie folgt:

7. August 1915.

Mr. William R. Hearst, „San Francisco Examiner“.

Herr! Wenn ich wüßte, daß Sie Deutsch sprechen, würde ich Ihnen in meiner eigenen Sprache recht herzlich danken für die Weise, in der Sie den Examiner in dieser traurigen gefahrvollen Zeit leiten.

Sie sind tapfer und aufrichtig und gerecht. Zu einer Zeit, da andere Blätter, die immer von Neutralität und Friedensliebe gesprochen haben, sich in Deutschhasser verwandelten, nur weil der Präsident es für gut fand, eine scharfe Sprache gegen die deutsche Regierung zu gebrauchen, hielten Sie sich ruhig und fürchteten sich niemals, dem amerikanischen Volke die Wahrheit zu sagen.

Jedes Wort, das Sie in Ihren Schriftleiter-Aufsätzen sagen, ist gut gemeint und wahr und ich hoffe, es sind viele Amerikaner da, die wie Sie fühlen, und daß diesem Lande das Elend des Krieges erspart bleibe.

Wir hier in Amerika würden die Leidenden sein. Deutschland, obwohl es nicht wünscht, die Vereinigten Staaten zum Feinde zu haben, könnte nicht viel bei einem Bruche der Freundschaft verlieren.

Was kriegen sie in gegenwärtiger Zeit von diesem Lande? Kein Brot, um ihre hungrigen Leute zu speisen, nur die Kugeln, welche ihre Männer und Jungen töten.

Ich denke, daß Deutschland ohnehin diese Lage nicht länger ertragen kann; wenn es ein erklärter Feind von Onkel Sam ist, würden seine Unterseeboote viele, viele mit Kriegsmaterial gefüllte Schiffe, die sonst unter Amerikas Fahne und Schutz die Feinde erreichen, versenken. —

Die amerikanische Regierung hat zu den Muselmännern die Botschaft geschickt, das Hinschlachten der Armenier zu beenden. Das war recht, doch die amerikanische Regierung konnte die deutschen Zivilisten in England und Italien nicht beschützen und hat keine Hilfe für die deutschen und österreichischen Gefangenen in Sibirien und Afrika.

Sogar die Drohung wurde gemacht, arme Arbeiter, die aus Furcht für ihr Leben aus Kanada geflohen waren, zurückzusenden. —

Als ich vor fünf Jahren in dieses Land kam, war ich so glücklich und ich dachte so hoch vom „Lande der Tapferen und der Heimat der Freien“.*

Als ich Flüchtlinge aus dem kriegzerrissenen Mexiko eine Zufluchtstätte finden sah in den Vereinigten Staaten, bewunderte ich dieses große mächtige Amerika, das ein Hafen der Gerechtigkeit, des Friedens und der Hilfsbereitschaft zu sein schien für jedermann in Not.

Letztes Jahr beim Ausbruch des Europäischen Krieges hoffte ich zuversichtlich, dieses Land mit seinem Reichtum würde die hungrigen Leute drüben speisen, und durch seine eigene Neutralität würde es fähig sein, Frieden zu stiften zwischen den kriegerischen Ländern; doch wie verschieden kamen die Dinge heraus!

Für Geld opferten sie ihre Menschlichkeit; sie senden Munition nach Europa, die unschuldigen Brüder zu töten, die niemals den amerikanischen Leuten ein Unrecht getan.

---

* Die amerikanische Nationalhymne enthält den Vers: land of the brave, home of the free.

süße gallische Krausköpfigkeit sich nicht mehr ans erste kindliche Lallen in Wallachisch-Meseritsch erinnert, ins Öhrlein flüstern kann, wie dumm und fad es doch eigentlich in diesem Deutschland ist, wo man wahrhaftig Sauerkraut frißt und Jägerhemden trägt und wo der böse Krupp die vielen unnötigen Kanonen macht.

Mit aller Kraft sei es immer wieder gesagt, daß die Verachtung vor solchen Burschen ohne Vaterland und Rasse — ihre Zahl ist heute, Gott sei Dank, schon eine verschwindend kleine — ebenso heiß und groß sein muß wie die Geringschätzung, die der Deutsche als Angehöriger seines Stammes für britische Krämerei und romanische Gockelhaftigkeit empfinden soll, daß wir es als Verbrechen auffassen müssen, wenn solche Leute, durch die Neutralität ihres Wohnortes gedeckt, als wahrhaft schädliche Dilettanten ihre mehr als unberufene Stimme für den Frieden und für internationale Verständigung erheben. Mögen wir uns gleichwohl einmal mit unseren Feinden verständigen und irgendwie versöhnen, dann sei es auf eine Art, die des deutschen Herrenvolkes würdig ist: sie werden schon kommen und bitten, wenn sie uns zum Leben brauchen.

Auch allen jenen, die sich im Lande selbst als unberufene Laien, gänzlich unfähig, die unendlich komplizierte Staatsmaschine auch nur im kleinsten Teilchen zu begreifen, mit der Propagierung der Friedensidee befassen, die Vorschläge, auch nur gesprächsweise zu verbreiten suchen, Adressen unterzeichnen möchten, in Zeitschriften, Vereinen oder auch nur in der Familie ihre unreifen Kinderansichten zum besten geben oder gar Schriftsteller zwecks weiterer Bekanntwerdung ihrer Geistesprodukte in lästiger Weise dafür zu interessieren suchen, allen diesen sei mit größter Energie zugerufen: Hände weg!

Man begreife mich: wir alle wünschen in heißer, inniger Sehnsucht einen ehrenvollen, siegreichen Frieden herbei, der unsere, unserer Kinder und Kindeskinder Sicherheit und unseres Vaterlandes Blüte und Wohlstand auf erdenkliche Zeit hinaus verbürgt, wir alle ersehnen uns ebenso heiß ein Ende des fürchterlichen Mordens und Blutvergießens. Aber überlassen wir es ruhig und voll tiefsten Vertrauens jenen Männern, die das Schicksal unseres Vaterlandes bisher in so prachtvoller, vorbildlicher Weise zum Besten lenkten, den Augenblick zu bestimmen, in welchem wir beruhigt die Waffen niederlegen dürfen, überlassen wir es ihnen ganz und fraglos, die Bedingungen zu formulieren und durchzusetzen, die unserer Zukunft Heil bedeuten. Sie werden uns, wie sie unsere gerechte Sache mit Gott durch Not und Kampf zum Siege führen, ins strahlende Licht eines herrlichen Friedens geleiten. Dann werden die ungeheuren Opfer, das teure Blut unserer Helden, die ihr Leben freudig der Zukunft ihres Vaterlandes hingaben, nicht umsonst sein, wir werden durch übereiltes Einlenken an ihnen und ihrem Heldenmut kein unsühnbares Unrecht begangen haben, die völlige Niederringung aller unserer Feinde wird ihr und unser schönster Lohn sein. Die Geschichte wird eine strenge, aber gerechte Richterin sein! Darum nochmals, ihr Männer, aber auch ihr Frauen, die ihr gleichwohl tüchtig und verständig seid in eurem Privatleben: „Hände weg von den öffentlichen Dingen des Krieges und des Friedens. Aber arbeitet freudig und ohne Zagen an dem, was eurer ist, an diesem großen Werk des Siegerringens. Seid vertrauensvoll!“ Bernhard Paumgartner.

Eine deutsche Frau bittet in Amerika um Gerechtigkeit.

Als vor zwei Monaten der Konflikt zwischen Amerika und Deutschland auf der Höhe der Gefahr stand, schrieb unsere wackere Landsmännin Rosa Fischer, die jetzt in Kalifornien lebt, einen Brief an die größte englische Zeitung „San Francisco Examiner“. In fließendem Englisch, das sie in wenigen Jahren völlig erlernt, legt

— Und so sehen wir junge Damenwelt aller Stände unsere Straßen reizend beleben, besonders in den Abendstunden, wenn Licht und Leute elektrisch sind. Schon eine neckisch spielende Kleidermode zeigt verhüllte Wünsche plastisch auf, und das flirtet und schnürlt sich zwischen durch halberwachsenen Studenten, jungen Offizieren und sonstigen Mannsbildern und aus den zuckenden, lohenden Augen geht lebhaftes Kleinfeuer hin und her. Ist das Verteidigung? Ist es Angriff? — An den Toren der Schulhäuser, der Kasernen hatten sie Posten gefaßt schon tagsüber und nun brennen sie darauf, den Herren besondere Artigkeiten zu erweisen, ob es nun Musensöhne, Krieger, Pfadfinder, Jungschützen, gefangene Franzosen oder Russen sind.

Daß die Damen liebenswürdig sind, wußte ich wohl, denn sonst würde man sie nicht lieben. Aber daß sie so zuvorkommend sein können, die Männer selbst von der Mühe des Verführens zu entheben und dieses Geschäft gleich selber zu besorgen — das ist eine besondere Vollkommenheit unserer besseren Hälften. — Männer, meine scharmanten Damen, findet man auf solchen Wegen leicht. Aber auch den Mann?

„Vor kurzem" — erzählte da jemand — „hat mich ein Freund eingeladen, mir um ihn den Kuppelpelz zu verdienen. Er liebe ein Bürgermädchen, ein herziges, gutes, reines Wesen, und er bestimmte den Tag, da ich bei ihren Eltern für ihn um ihre Hand anhalten sollte. Am Vorabende dieses Tages gingen wir — der Freund und ich — zusammen in der Stadt spazieren, da stieß er mich plötzlich mit dem Ellbogen. Fast knapp vor uns im Gedränge ging sie. Wie kindlich unbefangen sie ist! flüsterte der Freund entzückt. Er flüsterte es nur einmal, beobachtete sie und wurde still. An allen jungen Männern gaukelten ihre schönen Augen hin und her, auf und nieder. Einem strammen Leutnant, den sie ganz zufällig ein wenig angestoßen hatte, hauchte sie schmelzend zu: „Verzeihung, Herr Oberleutnant!" Er die musterhafteste Grußbewegung und ein galantes Wort. Eins gab das andere, so schleiften sie nebeneinander im Gedränge hin, scherzend, lächelnd, bis sie in einer dunklen Seitengasse verschwunden waren. Mein Freund blieb stehen: „Habe ich dir nicht von einem Kuppelpelz gesprochen? Laß ihn fahren, den Balg. Ich heirate nicht." —

Man soll es nicht verallgemeinern. Jeder Ort, auch das Dorf hat seine Schlampen. In der Stadt ist nun aber das öffentliche Männerpürschen doch schon so auffallend geworden, daß man in sehr verschiedenen Tonarten darüber spricht. Ich mag nicht gern deutlicher werden. — Ein widerwärtiger Flecken auf der „großen Zeit". Lange Monate hielt ich das Gerede für übertrieben und deklamierte mit Schiller die Würde der Frauen. Nun bin ich heiser geworden. — Wehren wir uns denn deshalb vor den Romanen, um schließlich ihre Sitten anzunehmen?

Da die bewußten Damen und Dämlein auf der Gasse so gerne von Herren angesprochen werden wollen, so wäre vielleicht die Polizei einmal so gut, sie anzusprechen. Man ruft nicht gern nach ihr, doch wo Familie und Schule ihre Pflicht versäumen, muß nur zu oft die Polizei einsetzen.

Natürlich gehen auch über diese Dinge verschiedene Meinungen. Selbst der alte Abraham a Sankta Clara hat die seine darüber einmal geändert. Schon zuzeiten, als der Pater in der Grazer Münzgrabenkirche seine Predigten hielt, soll es in dieser Stadt, wenn auch mehr vereinzelt, Männerpürscherinnen gegeben haben. Pater Abraham sprach auf der Kanzel darüber ein Wort, das er dann von Gerichts wegen widerrufen mußte. „Liebe Zuhörer!" rief er, „ich habe letzthin gesagt, daß jene Frauenzimmer nicht des Anspuckens wert sind. Ich habe meine Meinung geändert und erkläre feierlich: *sie sind es wert!*" **R.**

Nun suchen sie zum Kriege aufzureizen mit einem Volke, das, angegriffen von allen Seiten, gezwungen ist, im Kampfe für seine Existenz sich zu verteidigen auf jede Weise. —

Vor einem Jahre und einigen Monaten, als im Kampfe mit Mexikanern einige amerikanische Soldaten ihr Leben verloren, sagte Präsident Wilson: „Es tut mir leid, es tut mir sehr leid.“

Und nun, wenn in einem Kriege mit Deutschland Tausende ihr Leben verlieren würden, sollte es ihm nicht leid tun?

Wenn wir an die Verwundeten denken, die liegen unter der brennenden Sonne; wenn wir an Regen und Sturm denken und Männer, menschliche Wesen, frierend zu tod? Wenn wir an Witwen und Waisen denken, an zerstörte Heimstätten und verwüstete Felder, an Hunger und Elend, an Tränen und Flüche, an die Bestie im Menschen, aufgeweckt durch den Krieg, sollten wir nicht versuchen, Frieden zu machen auf jede Weise?

Was ist Stolz in den Augen Gottes? Was ist Sieg, wenn der Seelenfriede entschwunden ist? — — Völker schon im Krieg, können sich nicht helfen; sie mögen es bedauern, aber sie haben zu kämpfen bis zu irgendeinem Ende; doch Leute, die noch unter den Segnungen des Friedens leben — sollen sie ihr Paradies erhalten oder sollen sie eine Hölle machen daraus mit Teufeln darin, anstatt menschlichen Wesen?

Ihre wahrhaftige Rosa Fischer, Merced, Cal.

Soldatenabschied.

Von Ed. Ad. Kraus.

Du schenkst mir eine Rose,
Ich schenk' dir einen Kuß — — —
Ach Röslein, ach Röslein,
Ach, daß es welken muß!
Und trifft mich eine Kugel,
Des hab' nicht weiter Pein!
Fürs Vaterland, fürs Vaterland
Soldatentod muß sein!

Auf der Männerpürsche.

Jetzt, während unsere Männerwelt draußen vor dem Feind herrlich ihre Mannbarkeit beweist, laufen viele unserer Frauen daheim Gefahr, ihre Fraulichkeit zu verlieren. Das fällt überall auf, besonders in großen Städten.

Einst, vor fünfzig Jahren in die Stadt gekommen, wunderte ich mich, daß junge Fräulein nicht allein ausgehen durften. Sogar durch die belebtesten Gassen der Stadt mußten sie ihre sicheren Begleiter haben, während das Bauerndirndl ganz allein durch Wald und Feld ging, ohne daß ihm etwas geschah. Durfte man den Stadtherren nicht recht trauen oder den Stadtfräulein nicht? Man kannte sich nicht aus. Später, als dieselben Fräulein Mütter geworden waren, gestatteten sie ihren Töchtern, allein oder in Begleitung untereinander allerlei Spaziergänge zu machen. Das gefiel mir. Richtige Jungfrauen wissen sich schon selber zu schützen.

„Schützen? Wir uns? Wie so? Daran denken wir gar nicht. Wenn die jungen Herren sich vor uns nicht schützen können, dann ist die Schuld ihrerseits!“

Das nun ist des Dichters Evangelium von des Christentums zweitem Tag, als die Kreatur erlöst ward. Die Dichtung ist so tiefedel gehalten, daß uns die Änderung des Buchstabens nicht wehe tut. Ist es doch dieselbe alte, traute Botschaft von der Welterlösung und von der Heimfahrt des Heilandes in den Himmel. — Und ein solches Buch der Alliebe wirft der Dichter heute der haßwütigen Welt an die Brust. —

Um von der Weihe des Inhaltes und dem Adel der Sprache dieses bedeutsamen Werkes ein Merkmal zu geben, sei ein Abschnitt hier mitgeteilt. Es ist eine Nebenranke, obschon es den strammgespannten Hauptfaden klingend berührt. Es erzählt, wie der arme jüdische Fremdling bei einem heidnischen Werksmanne zukehrt.

Er und der Töpfer.

Aus dem Buche der Andacht von Rudolf Hans Bartsch.

Den Herrn aber trieb der heilige Hauch in die Berge, von deren höchsten eben der Schnee abging und er ruhte aus und stand staunend vor einem tosenden Schmelzwasser; das stürzte in die Klüfte, überreich! Aber leicht wie ein Knabe, der sich des Überflusses eine Mütze voll nimmt, stand der beginnende Arkus einer Wasserleitung unten am Rande der tosend erfüllten Klüfte und stob in frohen Bogensprüngen davon, der Aquädukt der Stadt zu. Und oben über die Kluft winkte und wehte lustvoll das besonnte Strauchwerk und wilde Mandelbäume blühten aus dem Grünen heraus. Unter ihnen aber, wo das lebendige Wasser in die Sonne stäubte, stand der Teil eines Regenbogens vor der dunklen Kluft, wie das Bild des farbigen und trügerischen Lebens.

Durch sein Licht eilen die Geschlechter, wie die Legionen Tropfen es durchsprühen. Der Regenbogen, das Leben, steht; die Tropfen wechseln. Aber Urding sind auch nicht die Farben, und alle Wahrheit dieser geliebten Erscheinung steht weit außerhalb: Die Sonne.

Der Göttliche aber hörte das stürzende Donnern der Schneeschmelze mit froher Seele, weil es vom Vater kam; mit Bangen, weil auch das Reichtum war.

„Wann soll dieser Regenbogen enden?

Wann wird aufhören dieser ewige, leuchtende und farbige Tod aller Seele, wenn du, Vater, das Land selber mit Reichtum schlägst!?“

Aus dem Wüstenwinkel zweier Welten war der Künder der Selbstvergessenheit gekommen und auch keine kleinste Quelle spann dort im Lande ihr klingendes Fädlein. Überall rissen die Zisternen ihre dürstenden Mäuler auf nach Regen und sogar Galiläa, das doch Gras hatte, wiewohl es meist dürre war, galt noch wegen der seltenen Büsche, die da und dort mit niedrigem Strauchwerk das Land bedeckten, für grün.

Hier aber waren Bäume und Wasser bis zum Übermut. Mit jauchzendem Brausen zwängte die stürzende Stromquelle die schwellenden Brüste zwischen den Felsen hindurch und zerteilte sich, als wollte sie ringsum alles beglücken und fruchtbar machen.

Und es roch nach Tauwetter und nach Schneeschmelze; das war sinnlich und erregend für alle anderen Wesen. Schatten war in der Kluft und blau war die Kühle und üppig das Grün, das überall in die Sonne hinausgriff. Solches Jugendbrausen des Gottes erlebten die Menschen hier jahrtausendelang. Da mußten wohl alle Herzen des Übermutes voll sein im ganzen, ganzen Volk!

Und hier werden sie ein neues Heidentum schaffen auch aus der Lehre, die da kam von dem Lande her, das spärlich ist und wo der Gott sich versagt.

Er.

Ein Buch der Andacht von Rudolf Hans Bartsch. (Leipzig, L. Staackmann. 1915.)

Rudolf Bartsch, unser sinnenfreudiger, weltlustiger Dichter Rudolf Hans Bartsch hat ein Christusbuch geschrieben. Es war wohl zu erwarten, daß aus diesem üppigen Rosengarten auch einmal eine Kreuzblume aufsteigen werde. Nicht, als ob in dieser dunklen, sturmvollen Zeit jeder deutsche Poet sein Christusbekenntnis ablegen müsse: Auch dieses Werk ist aus der eigensten Seele des Dichters geboren worden. Wie weit ab der Gegenstand von Bartsch' übrigen Dichtungen scheinbar auch liegen mag, er ist doch eins mit ihnen und nur dieser Dichter konnte es so schreiben, wie es geschrieben ist.

Vor allem weise ich auf die Art, wie der Verfasser das Dogmatische unberührt läßt und uns eine traumhafte Verwandlung zeigt, die im tiefsten Grunde doch eigentlich nichts anderes ist, als das Christentum der Evangelisten. Nur vielleicht etwas mehr.

Unser neuer Evangelist führt uns nicht den Christus im Erdenleben von Palästina vor, etwa bis zu seinem Tode, wie es die Rationalisten gerne tun, sondern den Christus nach der Auferstehung. Die Erzählung beginnt damit, wie sie den Heiland im Grabe nicht finden. Dann sehen ihn noch einige seiner Anhänger in Jerusalem und später taucht er in Rom auf. Das Ehepaar Pilatus hatte ihm Empfehlungsschreiben mitgegeben, aber er scheint sie nicht weltlich auszunützen, er tut bei den Heiden, was er bei den Juden getan hat. Er lehrt und übt Abkehr vom Irdischen und sein Wesen ist lautere Liebe. Der Verfasser des Buches betont nicht den Sohn Gottes, vielmehr das Kind Gottes. Des Heilandes Verhalten und seine Reden sind die eines arglosen, unschuldigen Kindes, so über alle Maßen einfältig und weltunkundig. Ganz unmöglich scheint es selbst seinen Anhängern, diese Lehre von der Bescheidung und von der Opferfreude für alle praktisch einzuführen. Und doch! Wer für sich seinem Vorbilde nachlebt, der fühlt sich erlöst und glückselig. Aber es zeigt sich, daß dieses Heilandes Lehre noch nicht vollkommen ist, daß sie einer Erweiterung bedarf. Wie mit dem Auge des alten Weltgottes Pan sieht Jesus nun auf der weiten Erde das Leid aller Weltwesen, und er wundert sich, daß dieses Reich Gottes ihm bisher nicht gezeigt worden war. — Eines Tages sieht Jesus in der Arena die furchtbaren Qualen der Tiere und die Menge bejubelt sie mit rasendem Beifall. Da sagt sich Jesus: Ich habe gelehrt, die Menschen zu lieben und habe der weiteren Kreatur vergessen. — Dann geschieht es, daß Kaiser Tiberius auf hohem Berge sich einen Palast bauen läßt. Der kleine, schwächliche Jude aus Galiläa schaut erst eine Weile zu, und als im Pferdegespann eines strauchelt und wild geschlagen wird und zu Boden stürzt und bis aufs Blut geschlagen wird, da erfaßt ihn der Zorn und er flucht schreiend den Tierquälern. Jetzt ist ein Weib da mit dem diabolischen Rat, den Eifernden statt des verendenden Tieres ans andere Pferd zu spannen. Unter Johlen der Menge geschieht es und nun wird Jesus gestoßen, gepeitscht, in aller Weise mißhandelt, bis die Last unter Anspannung der letzten Kraft endlich auf der Höhe ist. Dort aber sinkt Jesus zu Boden, ein Blutstrom bricht aus seinem Munde und er gibt den Geist auf.

Das ist die zweite Kreuzigung. Die erste galt der Menschenliebe, die zweite gilt der Tierliebe, der Liebe zu aller Kreatur. Nun ist das Christentum vollkommen.

Einer seiner Nachfolger, ein nordischer Seefahrer, dessen Schiff einst Reichtümer der Völker zusammengeraubt hatte und der Büßer geworden war, läßt den Leichnam Jesu auf dieses Schiff bringen, überläßt es zur Morgenstunde den Winden gegen Osten hin, woher der Göttliche mit seiner Lehre gekommen war. Auf der Fahrt verloht das Schiff im Brande, während es für unser Auge gerade in die aus dem Meer tauchende Sonne hineinfährt. Des Herrn Himmelfahrt.

die Reichen haben, und begehren dasselbe und sind unglücklich, weil es nicht sein kann; hungern dort auch oft und kommen doch nicht los von dem großen, ineinander verbissenen Haufen. Und wissen gar nicht, wie die Wälder voll Kastanien geschüttet sind, so daß auch hier der Ärmste leben kann, wie die wilden Tauben in den Eichen.

Denn das Begehren macht den Bettler, und nicht, daß er nichts hat. Wenn einer käme und denen Friede in die Seelen zu gießen vermöchte, dessen Bild wollte ich in mein liebes Heiligtum stellen. Hast du das gesehen, auf deiner Wanderung? Es eignet den großen Pan und liegt am Rande der Hochebene."

„Ich werde es sehen, wenn ich wieder zu dir komme", sagte der Göttliche milde. „Aber du selber weisest mich jetzt nach der Stadt; denn du sagst, daß sie dort elend sind. Der Gesunde bedarf des Arztes nicht; aber dort sind viele krank — so gehe ich denn."

„Da segne Gott deinen Weg", sprach mit gerührter Stimme der ehrliche Töpfer. „Ich heiße Vertus und will dir immer Gastfreund sein, so oft du kommst, du fremder Mann."

Aber als der Gütige aus Galiläa, der so himmelstille Augen gehabt hatte, schon weithin aus den Eichen in die Rebengärten hinauswanderte, sah ihn der frische, braunlockige Töpfer immer noch nach und kraute sich im Haar.

„Du", sagte er zu seinem Weib. „Er hat nie mit den Wimpern geblinkt, sondern sein unermüdetes Auge blieb stets offen, als wäre er ein heiliges Bild. Und der Alp soll mich drücken, wenn's nicht ein Unsterblicher war! Seine Stimme war wie Taubenruf, so fern, und gut. Ob er wohl je wiederkommt? Wir hätten ihn bitten sollen, daß wir ein Kind kriegen."

Ein leuchtendes Blatt.

Von Michael Modl.

So trüb und leer seh' ich die Welt;
Und nicht ein einz'ges Stückchen ist, das mir gefällt.
Da plötzlich seh' ich in des Herbstes tiefem Rot
Ein leuchtend Laub — und Leben wird aus Nacht und Tod!
Also verändert sich
— So rasch, so wunderlich —
Wenn nur ein einz'ges liebes Wort in seine Seele fällt,
Dem bangen Herzen sich die Welt!

Das deutsche Soldatenlied.

(Eine kleine Berichtigung.)

Die vielgesungene und leider auch schon viel besprochene Fassung des Liedes vom „Guten Kameraden" mit dem „Gloria! Viktoria!"-Kehrreim gibt zu den lächerlichsten Erklärungen Anlaß.

H. Schumann findet in einer sonst sehr gedankenreichen und lesenswerten Broschüre „Deutscher Geist im Weltkriege", daß dieses Soldatenlied in seiner merkwürdig unlogischen Zusammensetzung den Ausdruck einer Sehnsucht des Volkes nach neuen Formen darstelle. Sehr schön. —

Der Münchener Lyriker „Klabund" teilt uns darüber mit („Tagespost" vom 20. Oktober), daß Professor Roesche in Berlin das drollige Stimmungslied als ein wertloses, unglückseliges Mischmasch bezeichnet und nimmt gegen diese Ansicht Stellung: „Hand und Herz, das Vaterland, die Vögel, der Wald, die Heimat, das Wieder-

Und ein heiliges Heimweh zog durch das Herz dessen, der den Vater der Wüste als milde gepriesen hatte, und der erschrak, als sähe ihn ein Weib unrein an, da er inne ward, wie sehr Gott sich verschwenden konnte.

Indem er aber so in der Seele bange war, da trat ein Weib in seine Nähe, ohne seiner zu achten, und legte eine abseits geschobene Rinne aus Holz in eine kleine Felsbucht der Flut und sogleich floß williges Rieseln, wohin sie es haben wollte.

Da sprach der Geprüfte zu ihr: „O Weib, mich hungert. Hast du so viel, um einen armen, fremden Mann als Gast aufzunehmen?“

Und sie sagte: „Komm“, und führte ihn zu ihrem Manne. Der war ein Töpfer und sein Haus stand in einem veralteten Grabbau aus vergessener, tuskischer Vorzeit, zwischen die kegelförmigen Steinsäulen hineingeflickt, als habe es die Natur selber hineinwachsen lassen: wie ein Vogelnest.

„Du wohnst in einem Grabe“, sagte der Gütige.

Und der Töpfer lächelte: „Wie wir alle“, und bot ihm den Heilgruß. Dann wies er mit der Hand nach den blühenden und wehenden Ranken, die überall aus den Fugen des Mauerwerks hervorscherzten, und sagte: „Aber wir alle sind unverbesserlich; sowohl wir großen Menschen als auch unsere stummen, kleinen Geschwister, die Kräuter und Blumen und Sträuche.“

„Es sind Geschwister“, sagte der Heiland milde, „und einen Vater haben alle.“

„Ja“, sprach der heidnische Mann. „Den großen Pan.“

Da mahnte der Verklärte: „Freund, was du den großen Pan nennst, ist nur ein kleines und besonderes Lächeln der Güte des Vaters, der alles erfüllt.“

„Was tut es, Fremdling, wenn du ihn ein Lächeln heißest und ich ihn den Pan? Ob ich die Stickerei im Kleidsaum Gottes einzeln bewundere, oder ferne von ihm zurücktrete und mit weniger unterscheidendem Auge sage: Du bist einig! Wenn ich nur weiß, daß er einig ist. Wir hier im Lande danken jedem Baum dafür, daß er da ist und gütig ist, und sagen, er habe eine Dryas. Wir beten vor jeder Quelle und sagen zu ihr: Du gute Nymphe! — Du mußt wohl weit her sein, wenn dich die Vielheit unserer Gottesfreude stört? Es sind ja Gefühle, und Namen nur: Sehr viele, innige Kosenamen für das eine, das wir lieben oder fürchten. Und sage mir nur, was heißt Eines oder Viel? Wer zählet, der irrt.“

„Du hast recht“, sagte der heilige Gast. „Denn du bist ein armer Mann und also Gottes Kind und zählst und rechnest nicht. Und dennoch bist du reich, wenn du das weißt: Du selber bist alles.“

Da bat ihn der Töpfer, einzutreten, und sprach: „Güter habe ich freilich keine, außer der Milch und den Kastanien, die ich dir bieten kann; und das sei dir mit Freuden gegeben. Es ist sogar noch ein Trunk leichten Landweines für dich da.“

Da gedachte der Heilige an den Abend, wo er gesagt hatte: „Ich werde nicht mehr trinken fortan von diesem Gewächs der Rebe — —.“ Damals hatten die bangen Augen derer aus einem armen Lande voll Frage auf ihm geruht, immerdar: ‚Was ist Gott? Was ist mit uns? Was sollen wir?‘ Und er hatte ihnen gesagt: ‚Gehet durch die Armut und die Liebe in den Tod.‘

Hier aber saß einer, der fragte nicht und fürchtete nicht, gab gern das Wenige, was er hatte, mit hellen Augen und rascher Hand, wohnte in einem Grabe und wußte das; lachte und nannte die Lorbeerstaude Schwester.

Von solch einfacher Weise strömte es wie Unsterblichkeit, und als der Göttliche das Brot brach, sagte er: „O Bruder, ich bin dir gut. Denn der Vater hat dich erwählt zu einem seiner Kinder und du hast die Gnade in dir.“

„Ach“, sagte der Töpfer betrübt. „Wenn dieses Glück doch nur den andern allen offen stände. Aber unten in der Stadt, da sehen alle nur danach hin, was

der täglichen Unterhaltungsliteratur weit hinausgehenden Wert. Maja Matthey weiß nicht nur zu schauen und eigenartig neu zu gestalten, sie versteht auch mit ihren Menschen zu lieben, zu leiden und zu hoffen, und das macht vielleicht das Beste dieser sicher und straff durchgeführten Zürcher Geschichte aus. Weichheit und Kraft der Sprache stehen je nach gebotenem Bedürfnis und künstlerischer Absicht ihrem ausgereiften Erzählertalent zur Verfügung, sparsam, aber gerade darum um so eindrucksvoller arbeitet sie mit den reichen Mitteln einer bewußten, individuellen Stilgebung. V.

Die Liebe der drei Kirchlein. Roman von E. Stieler-Marshall. (Leipzig. Grethlein u. Co.)

Das Buch ist anschaulich, tief, stimmungsreich, gedankenschön, warm und sonnig, und es ist recht oft auch kindlich. Das ist beileibe kein Tadel, das will nur besagen, daß der Roman in seiner poesievollen, lächelnden Schlichtheit mehr für Frauenherzen geschrieben ist. Wir Männer bevorzugen Großzügigkeit, oft selbst zu Schaden von ein bißchen Gemütsregungen.

Jedenfalls aber beweist die Verfasserin Talent und Anmut, und das wollen wir uns merken! K. D. Zwerger.

Gaben des Dürerbundes. Des Dürerbundes sollte öfter gedacht werden. Wir verdanken ihm viel, obschon es noch nicht lange her ist, seit er seine Tätigkeit begonnen hat. Altheimisches Leben und Wesen! In üppigen Zeitläuften vergißt man leicht dessen, um so mehr nach ihm unser Heimweh in den Tagen der Not!

Deutsche Kunst! Der Dürerbund-Verlag ist unermüdlich, uns das Beste unserer alten Maler immer wieder vor Augen zu halten und zu wachen, daß wir nicht fremdem Geschmack anheimfallen. In Georg D. W. Callweys Verlag, München, erschienen die Bilder, die mir vorliegen und mich erinnern der Dankbarkeit, diesem Volke anzugehören.

„Das Heilandsleben in deutscher Bilderkunst." Welch eine Fülle inniger Gesichte und frommer Stimmungen. Die Größten sind beisammen, um uns ein Himmelreich zu bauen.

Dann die Zeitbilder, die Kriegsbilder, im wilden Fluge der Phantasie, im gewaltigen Pathos des Kampfes.

Ein Bedarf, nach dem tausend weinende Augen schauen werden, sind die herrlich ausgeführten Gedenkblätter, auf die man die Namen teurer Gefallener schreibt, um sie als Denkmal im Hause aufzustellen.

So sieht die deutsche Kunst nieder auf unseren Streit, auf unseren Schmerz, und adelt ihn. Was der Dürerbund hier wiedergibt, ist eine Quelle des Trostes.

Aus der Kriegszeit. Gedichte von W. R. Hammer. (Wien. Carl Fromme. 1915.)

Diese Kriegsgedichte haben einen besonderen Unterton, der schwer zu kennzeichnen ist. Zwischen den Heldengesängen weht manchmal ein Hauch tiefer Trauer darüber, daß so etwas geschieht, daß so etwas möglich ist. Wie innig klingen die Lieder „Der Jugend von heute", „Zum Gedächtnis"; und Poesien, wie „Barbaren", „Flieger" erregen Zorn und Freude. Häufig in meisterlicher Sonettenform bewahren uns Hammers Gedichte eine echte Stimmung der Zeit und werden auch in späteren Jahren ihren Wert noch behalten. Eine Probe sei mitgeteilt in „Der Jugend von heute".

Dir, Jugend, sei mein Lied geweiht
In diesen ernsten Tagen,
Denn muterglüht und frohbereit,
Für Kampf und Sturm in dieser Zeit
Auch deine Herzen schlagen.

Sei stolz, daß dir beschieden war,
Die große Zeit zu leben
Und all dein Trachten, rein und klar,
Wie es auch bleibe immerdar,
An Männermut zu heben!

Der hohe Geist, der sie gestählt,
Die Tapfern allerwegen,
Die Edlen, Guten, tief beseelt,
Daß nirgends es an Liebe fehlt,
Er werde dir zum Segen!

Dem Himmel drum sag heißen Dank!
Er machte dich zum Zeugen,
Wie kühn dein Volk im Kampfe rang
Und seine Feinde niederzwang,
Um nimmer sich zu beugen!

Und dies Vermächtnis hoch und hehr
Bewahr' in allen Stunden!
Es sei dir Schirm und Schutz und Wehr
Und jeder Kampf, wenn noch so schwer,
Sei siegreich überwunden!

1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Ausgewählt von Julius Bab. (Berlin. Morawe u. Scheffelt.)

Von diesem bereits gewürdigten Unternehmen sind nun weitere drei Heft, „Der harte Herbst", „Krieg auf Erden" und „Die lange Schlacht", erschienen. Im allgemeinen behält das früher Gesagte auch hiefür Gültigkeit, wenngleich es uns nicht entgangen ist, daß nun auch die Österreicher ein bißchen reicher vertreten sind. Ganz besonders sei aus dem 5. Hefte Fritz Brauns „Totenmesse für die Untergegangenen des deutschen Auslandgeschwaders" hervorgehoben. K. D. Z.

Musikalisch-historische Anekdoten-Büchlein. Aus der Zeit von Bach und Händel bis Richard Wagner und Richard Strauß. Gesammelt und herausgegeben von Josef Seiling d. Ä. (Dießen vor München. J. C. Huber.)

sehn — alle diese Dinge sind so simpel und klar und doch so gefühlt gesagt, daß der innere Rhythmus dieser Zeilen einen mit tödlicher Inbrunst niederreißt . . ."

Es wirkt gewöhnlich komisch, wenn ein Kaffeehauslyriker bizarrster Richtung aus allerhand Gründen plötzlich ans Volkslied gerät. —

Dieses arme, lustige Liedl tut mir aber besonders leid, weil es meinen besten alten Bekannten gehört. Eine Zeile freilich hat es dem Zeitgeist opfern müssen. Es hieß damals, schon lange vor Kriegsbeginn:

„— — — — — — — — — — — —
Gloria, Viktoria!
Ja, mit Herz und Hand,
Nimm das Mädchen bei der Hand
Fürs Vaterland — — —" u. s. w.

Die Zeile mit dem Mädchen ist jetzt gewöhnlich nicht mehr dabei. Schade. —

Ich erinnere mich, daß der schalkhafte Lautensänger Dr. Moll dieses Lied in Graz ungefähr im Herbst 1913 (also vor Kriegsausbruch) zum besten gab. Damals las ich es auf dem Programm zum erstenmal betitelt* als „Lied eines betrunkenen bayrischen Soldaten — ich glaube, damit erledigen sich die „Erklärungen", die von Sehnsucht nach neuen Formen" und „tödlicher, niederreißender Inbrunst" sprechen, von selbst.

Vielleicht erklärt sich die Beliebtheit dieses Liedes bei den begeisterten, todbereiten Soldaten dadurch, daß es ein Rausch-Lied ist — und welcher Quelle ein Rausch auch sein mag, jeder zeichnet sich dadurch aus, daß er Geschautes und Gefühltes in buntem Reigen durcheinanderwirbelt. So könnte es sein.

Sicher aber ist das Liedchen, das uns allen so ans Herz gewachsen ist, älter als der Weltkrieg, dem es wohl seine Verbreitung, nicht aber seine Entstehung verdankt.

Bruno Ertler.

* Diese gesuchte Erklärung bedarf erst des Beweises. Ich hörte das eigenartige Lied schon vor Jahren von — wenn ich nicht irre — bayrischen Soldaten singen; es dürfte der Freude des Volkes am Klang ohne besondere Rücksicht auf den Sinn seine Entstehung verdanken — wie ja auch die Musik an sich mit der Logik gar nichts zu tun hat und sich unmittelbar den Gefühlen einschmeichelt. H. L. R.

Bücher

Kriegsbuch. Von Wilhelm Fischer in Graz. (München. Georg Müller. 1915.)

Das Buch hat drei Abteilungen: Kriegseindrücke, Kriegsgedichte, Kriegsgedanken. Der persönlichste und künstlerisch bedeutendste Teil sind natürlich die Gedichte. In den Kriegsgedanken sind Volltreffer, bei denen die Feinde nichts zu lachen haben. Der wertvollste Teil scheinen uns die Kriegseindrücke zu sein, die eine klare Übersicht über Stimmung und Erfolg der ersten Kriegsperiode geben. Hohe Auffassung, Zorn, Gerechtigkeitssinn und Zuversicht halten sich die Wage. Die diesen Krieg miterleben, können naturgemäß in der Darstellung wenig Neues finden, um so größer ist die Genugtuung, daß wir uns fast in allen Empfindungen und Gedanken mit dem Dichter einig fühlen. Wir hätten die Kriegseindrücke nur gerne vorläufig bis über die Kriegserklärung Italiens und die Eroberung Warschaus hinaus fortgesetzt gesehen, doch vielleicht trägt das der Verfasser in einem weiteren Bande nach, in dem er uns dann hoffentlich auch über den siegreichen Frieden ein hohes Lied zu singen haben wird.

Die Stadt am See. Eine Erzählung von Maja Matthey. (Zürich. Art. Institut Orell Füßli.)

Ernste soziale und ethische Fragen, erläutert an einzelnen Figuren der Geschichte und ihren Geschicken, treten in der Erzählung auf und geben ihr einen tiefen, sittlichen Grundgehalt und einen über die Produkte



3. Heft Dezember 1915 40. Jahrg.

Der Erbarmungslose.

Roman von Hans Ludwig Rosegger.

(Fortsetzung.)

Vier Tage dauerte die Fahrt von Chiron nach Paris.

Die Septembersonne, eine ungewöhnlich strenge Septembersonne sengte, die Straße staubte, den Gäulen hing die Zunge aus dem Hals, der Kutscher stärkte sich in jeder Schenke am Weg und der Postwagen schwankte eillos durch die schon matt gewordene Landschaft. Jean Baptiste wurde schmählich zusammengerattert, der Rücken schmerzte ihn von den Stößen, wenn die Räder über Schottersteine stolperten, und in seinem Kopfe wurlten die vielen neu einstürmenden Eindrücke. Nachts rastete man und der Deputierte von Chiron schlief sehr schlecht in den muffigen Gasthausbetten, in denen es von kleinen hüpfenden Tierchen wimmelte, und hundertmal wickelte er sich zornig aus den Decken, um auf die Ruhestörer Jagd zu machen. Erwischte er auch einmal einen der braunen Springer, es blieben doch immer noch Dutzende übrig, die bissen und sogen und quälten. Schon tausendmal hatte der unglückliche Papa Bon-Bon die Würde verflucht, die ihm seine Freunde aufhalsten, und sehnend gedachte er seines geliebten Chiron, von dem ihn jede Stunde weiter und weiter entfernte. Für die mangelhafte Nachtruhe entschädigte sich der ermüdete Körper tagsüber durch einen

Drei auch äußerlich recht anmutende Büchlein mit Schnurren, Erinnerungen, Feinheiten und Grobheiten Großer und Größter. Die Sammlung, an der Ettlinger, Slezak, Kienzl, Mottl, Weingartner u. a. m. mitarbeiten, soll fortgesetzt werden. Es ist nicht nur sehr vergnüglich, die Bändchen da und dort aufzuschlagen, sondern auch höchst lehrreich. Denn nichts läßt einen Künstler als Menschen tiefer erfaßten, als seines Alltags und Sonntags brausender Stolz und lächelnde Laune.

K. D. Zwerger.

Vor Adam. Von Jak. London. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Amerikanischen übersetzt von Ernst Untermann. Mit zahlreichen Abbildungen und Zeichnungen von Willy Planck. (Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung.)

Ein eigenartiges Buch legt der bekannte Kosmos-Verlag in Stuttgart hiermit während der Kriegszeit auf den Tisch literarischer Neuerscheinungen. Aber man greife darnach und wer es getan hat, wird das Buch nicht unbefriedigt weglegen. „Es ist dies ein Bild aus dem Leben unserer Ureltern, und ihre Geschichte ist folglich auch unsere Geschichte", sagt der Übersetzer zur Einleitung. Aus der Vorzeit auf naturwissenschaftlicher Grundlage will das Buch sein und es darf kecklich mit zu den besten Büchern auf diesem Gebiete gezählt werden. Natürlich wird es auch auf Widerspruch stoßen, denn der Verfasser behandelt seinen Stoff ausgehend von der Darwinschen Theorie.

V.

Der bei den Deutschen Österreichs beliebteste Volkskalender für 1916 ist erschienen. **Kalender des Deutschen Schulvereins.** Geleitet von Hermann Hango. (Wien. A. Pichlers Witwe u. Sohn.)

Der unterhaltende Teil bringt Beiträge der beliebtesten Volksschriftsteller. Überaus reichhaltig ist der Auskunftsteil und Ratgeber. Es ist wohl nicht zu zweifeln, daß jeder Deutsche bei uns, der einen Kalender kauft, nach diesem gediegenen, nationalen Jahrbuch greifen wird.

Büchereinlauf.

Für Heimat und Herd. Kriegsgeschichten von Josef Wichner. (Stuttgart. Ad. Bonz u. Comp.)

Kriegssaat und Friedensernte. Kriegsaufsätze von Franz Schrönghamer-Heimdal. Von demselben: **Helden der Heimat.** (Freiburg i. B. Herdersche Verlagshandlung.)

Neues Buch der Lieder. Von Paul Baehr. (Halle a. S. Otto Hendel.)

Deutscher Volkskalender für 1916. Vierter Jahrgang. Bearbeitet von Rudolf Fiedler. (Wien. Selbstverlag des Deutschen Schulvereines.)

Deutsche Kriegsschriften. 16. Heft: **Die Mobilmachung der Seelen.** Von Dr. Ernst Schultze-Großborstel. (Bonn. A. Marcus u. E. Webers Verlag [Dr. A. Ahn].)

Gravierte Kriegsbecher.

Alles kauft offizielle Kriegsbecher. Vielleicht noch nie hat sich in so kurzer Zeit ein Kunstgegenstand eine derartige Volkstümlichkeit erworben. Jedem im Felde stehenden Manne ist sicher von zumindest einer Seite ein eiserner Kriegsbecher zugedacht. Ganze Bechergarnituren werden bestellt; Hotels und Restaurants kaufen Kriegsbecher in bedeutenden Mengen, um für kommende Gelegenheiten gerüstet zu sein. Die Nachfrage steigt von Tag zu Tag. Der Kriegsbechererlös wird von immer größerer Bedeutung für die Kriegshilfsfonds. Fast allgemein werden die Kriegsbecher mit Widmungen versehen. Die Vertriebszentrale Wien, I., Habsburgergasse 2, macht darauf aufmerksam, daß die Graveure schon jetzt nur schwer den Anforderungen nachkommen können, da ein großer Mangel an Gehilfen herrscht. Es wird sich daher empfehlen, sehr rechtzeitig gravierte Kriegsbecher, die als Weihnachtsgeschenke dienen sollen, zu bestellen, denn es steht außer Zweifel, daß das Weihnachtsgeschenk des Kriegsjahres 1915 in erster Linie der offizielle Kriegsbecher sein wird und demgemäß ist in den letzten Wochen vor dem Feste ein großer Andrang zu erwarten.

(Geschlossen am 20. Oktober 1915.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Fleder.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

die schmerzhaft an sein verlorenes Paradies gemahnten, er grollte dem Wohlstand der gefleckten Rinderherden und der dahinhuschenden Schafe, die ein Wolfshund verbellte. Hätte er doch wenigstens das Biest, seinen mißratenen Wachhund bei sich gehabt — eine bekannte Seele! Nichts von den Schönheiten und den Lieblichkeiten der Reise genoß er, sondern starrte nur mürrisch auf die spielenden, trällernden Kinder am Weg, auf Bauersleute und Knechte, die pflügten und eggten, auf die mit Frucht überladenen Gefährte und junges leichtsinniges Liebespack, das hinter Büschen verschwand. Höchstens daß Jean Baptiste die idyllischen Bilder mit dem verglich, was er in Chiron zurückließ: Mit seinem Heim, dem geruhsamen Dasein und der Lebensfreude des Zufriedenen, der nicht zu arbeiten brauchte und aus dem Vollen schöpfte.

Umsonst, daß die Natur mit ihren Prachtwerken prunkte. Der lauliche Abendwind zerteilte die wolligen Wolken, die in der Luft hingen, und blies sie flockig durch das unergründliche Blau des Firmaments, die Abendröte entzündete den Westen rotglühend zu flammender Lava und die einbrechende Nacht goß blauschwarze Tinten über den schläfrigen Tag . . . Umsonst — Jean Baptiste zog einen faulen grauen Landregen daheim allen diesen Herrlichkeiten vor.

Einigen Trost gewährte dem unwirsch Reisenden die Wahrnehmung, daß er nirgend die Spur einer bedrohlichen Unordnung sah; er war auf das Grauenhafteste gefaßt gewesen, auf Galgen, von denen Gerichtete baumelten, auf Räder, die die erbarmungswürdigen Glieder von Hochverrätern zerknackten, sogar auf die sagenhafte neumodische Schnellköpfmaschine. Da hatten die Gazetten und die Gerüchte denn doch wohl stark übertrieben. Gott sei Dank, so schlimm war es nicht. Statt der Galgen, Räder und Mordmaschinen fruchtbare Ernten, arbeitsame und fröhliche Bauern, Handwerker und Bürger, die ihrem Beruf nachgingen, Schmiede an der Straße zum Hufbeschlagen und Mautner, die den Zoll einhoben. Alles in schönster Ordnung; an die blau-weiß-roten Fähnchen über den Gemeindeämtern war Polycarpe schon gewöhnt, sie lösten einfach die bourbonischen Farben ab. Ein heraldischer Geschmackwechsel weiter nichts. Morgen begeisterte man sich vielleicht für ein anderes Banner; die Menschen haben keine Beständigkeit. Ja, wo war denn die Revolution, die Soufflet in Chiron gepredigt hatte? Nirgend? Jean Baptiste verlor den Glauben daran und der Unglaube träufelte Balsam in seine wehleidig wunde Seele.

Als in einer Poststation der Postmeister mit einem Fremden über die Entthronung des Königs und die Errichtung der Republik leidenschaftlich debattierte, lächelte Polycarpe still: „Geschwätzt wird hier genau so dummes Zeug wie in Chiron!"

Gegen Abend des vierten Tages näherte sich die Kutsche Paris.

oft gestörten unerquickenden Schlaf in der holpernden Postkut[illegible] ihm war heiß, unerträglich heiß, die Wirtschafterin schwatzte ih[illegible]hl-meinend den dicksten Winteranzug auf und versorgte ihn mi[illegible]n, die er teils aus Pietät, die er für alles fühlte, was mit [illegible]n zusammenhing, teils aus Angst vor einer Erkältung nicht weg[illegible] wagte. Schon nieste er und sah sich bereits sterbend in einem Ka[illegible]spital unter wildfremden Menschen. Niemand bezeigte ihm Mitle[illegible] die Leute, mit denen er zu tun hatte, waren gleichgültig, und wen[illegible] er sagte, er reise nach Paris und sei Mitglied der Konvention, so trafen ihn neugierige Blicke, mit Besorgnis gemischte Blicke, als verkörpere er eine leibhaftige Gefahr, die man besser mied. Diese scheue Achtung gewährte dem Unzufriedenen lindernde Genugtuung, so daß er dachte: „Ich bin eigentlich jemand und habe eine große Macht.“ Das stärkte ein wenig sein winziges Selbstbewußtsein.

Abgetrieben trabten die Pferde, die Räder knarrten und der Kutscher nickte ein.

In Augenblicken tiefster Niedergeschlagenheit erwog Papa Bon-Bon, ob er nicht heimlich aussteigen sollte, um geradewegs heimzukehren. Für Geld fände sich schon ein Wagen, oder schlimmstenfalls wartete er die Postkutsche aus Paris ab. Und er hätte seinen Plan auch ausgeführt, wären nicht die Bedenken dagegen so ungeheuerlich gewesen. Ganz abgesehen von der Empörung seiner Freunde über die Fahnenflucht ihres Deputierten, ängstigten ihn auch andere Folgen: Weiß Gott, wie die neue Verfassung, die er nicht kannte, einen behandelte, der sich weigerte, der Nation zu dienen! Vielleicht stand darauf die Todesstrafe, die Galeere, langjähriger Kerker, Einziehung des Vermögens, Zwangsarbeit oder dergleichen.

Die Herren in Paris verstanden keinen Spaß, jetzt noch weniger als früher.

Ergriffen beklagte Jean Baptiste das rauhe Geschick, das einen harmlosen Bürger aus seiner Beschaulichkeit zerrte und unter die Gewaltigen des Staates emporhob.

Stundenlang fuhr Papa Bon-Bon mit hartnäckig geschlossenen Augen durch die Landschaft. Wie er alles ringsum haßte! Die fremde Gegend, die grün und üppig, nur selten vom Herbst angebräunt, im Sonnenlicht glühte! Ach, und erst die fremden Menschen, die ihn ohne Gruß anglotzten, die Städte, Dörfer, Felder und Wälder, die Wirtshäuser, wo jeder nur so viel galt, als er zahlte! Bezahlen — jeden Schluck Wasser, jeden Bissen Brot, jede kleinste Handreichung! Er hatte keine Freude an den gurgelnden Bächen, die anmutige Windungen durch Wiesen schlängelten, er verachtete die kerzengeraden Pappeln, die in endlosen Reihen wuchsen, ihn ärgerten die niedlichen Landhäuschen,

Jean Polycarpe zitterte.

Die Uniformierten packten das ungebärdige Frauenzimmer an Armen und Beinen und schleiften es gewaltsam, unbekümmert um ihr tierisches Kreischen, mitten durch den Straßenpöbel.

Der Postkutscher drehte den Kopf gelassen über die Schulter ins Wageninnere und erklärte: „Man wird den Mann der Person verhaftet haben und da macht sie ein solches Geschrei. Was hat sie davon? Jetzt steckt man auch sie ein. Hü, ihr Braunen.“

Die angestauten Leute verliefen sich und der Wagen konnte weiterfahren. Als das Geschrei des Weibes schon lange verhallt war, klang es immer noch in Polycarpes empfindlichen Ohren nach: „Meinen Mann will ich, meinen Mann . . .“

Das also war die Revolution! Vielleicht nicht einmal sie selbst, sondern nur ihr Vorgeschmack. Eine Alltäglichkeit. War doch der Kutscher, der regelmäßig nach Paris kam, daran gewöhnt und besah die rohen Szenen mit stumpfer Teilnahmslosigkeit.

Das Geschaute und Gehörte zerrte an den Nerven Jean Baptistes und eine aufreibende Verzweiflung übermannte ihn. Entsetzt stierte er ins Leere, voll Furcht, das Schauspiel könnte sich an der nächsten Ecke wiederholen.

So gelangte er nur mit sich und dem Vorfall beschäftigt ins Herz der großen Stadt.

Im Menschengetriebe fuhr die Postkutsche langsam, im Schritt, das Getöse schwoll und der Exsteuerpächter kauerte ratlos und betroffen, die Finger verknüpft, als betete er.

Paris — das Ziel war erreicht. Aber was jetzt? Die Krüppeltürme der Notre-Dame überragten die Dächer und Jean Baptistes Augen suchten den freien Himmel darüber, aber fanden nur ein schmales Bettelband von strichigen Abendwolken. Und als zweites schaute er auf einen anderen Stumpfturm, auf den von St. Jacques. Die geköpften Kirchen schienen symbolisch — Symbole für die Zeit, die abmähte; und doch waren sie viel älter als die schreckliche Kürzungsmaschine, deren sich die schnellen Männer zu ihrem Werk bedienten. Murmelnd und schwarz kroch die Seine durch ihr Bett und dahinter, auf der Insel, schlummerten massige Gebäude, ein Gerichtspalast und das Hotel Dieu. Hie und da schimmerte aus einem Fenster Licht.

Der Wagen bog in die Rue St. Honoré ein und der Kutscher erkundigte sich, wo der Bürger-Deputierte abzusteigen beabsichtige.

„In einem Gasthof“, entgegnete der ungenau.

So steuerte die Kutsche dem Hotel de Virginie zu. Der Wirt Foughesse, noch einer aus der Zeit des höflichen Frankreich, stürmte herbei, buckelte, versicherte, die Ehre, daß der Herr bei ihm absteige,

„Aha, ein großes Dorf oder gar eine Stadt“, urteilte Papa Bon-Bon über die Häusergruppen, an denen er vorbeifuhr. Der Kutscher wandte sich um, schwang die Peitsche in weitem Bogen: „Das sind die Vororte; eigentlich ist es schon Paris. Da drüben Vincennes und dort die Seine — jenseits des Hügels.“

Die unansehnlichen Häuser, von denen der Verputz abbröckelte, und die noch unansehnlicheren Gärten davor, hinter wackeligen Zäunen, enttäuschten den Deputierten aus Chiron. Unter den Türen strickten und flickten unsaubere Frauen, eine Alte kraute einem barfuß laufenden Mädl das Haar, eine Junge gab einem Wickelkind zu trinken und schämte sich nicht, vor den Leuten ihre Brust zu entblößen. Jean Baptiste, an bessere Zucht gewöhnt, errötete. Überall diskurierte man eifrig, blickte nebenbei auf die Postkutsche und ihren Insassen, tauschte darüber verschiedene Meinungen aus und lachte. Vor den müden Pferden tänzelte eine Horde schmutziger Buben und der Exsteuerpächter fürchtete, einer könnte fallen und überführt werden. Den Kutscher bekümmerte das nicht und er peitschte die Gäule an.

An einer Ecke standen Männer, langhaarig und von wildem Aussehen.

Der erste Eindruck von Paris fand Polycarpes Gefallen nicht.

Jäh fiel Abenddunkel ein.

Die Straßen wurden enger, die einmündenden Gäßchen krummer, die Gärten verschwanden und die Häuser wuchsen zu vier Stockwerken auf. Feingliedriege Kirchen, die ihre schlanken Türme in den Nachthimmel stießen, ragten geheimnisvoll und still empor.

Mehr und mehr Leute hasteten und ein Lärmen ununterscheidbarer Geräusche wälzte sich hinter ihnen her.

Plötzlich eine Störung, ein Auflauf, ein Tumult. Menschen eilten zusammen, eine fahle Öllaterne flackerte, Körper und Schatten flossen ineinander, Arme und Hände fuhren in die Luft und ein regelloses Gewirr drängender Leiber verlegte die Straße. Jean Baptiste dehnte den Hals, um etwas zu erspähen. Aber er sah nichts, hörte nur ein Gemurmel, ein Gellen von Schimpfworten, einen übertönenden rohen Befehl und endlich eine grelle Frauenstimme: „Meinen Mann, gebt mir meinen Mann . . . Rührt mich nicht an, ich kratze . . . Meinen Mann, Bestien, meinen Mann — er hat nichts getan! Banditen! Au . . .“ und noch viele kläglich jammernde Wehrufe.

Ein paar bettelhaft Uniformierte, Gardisten oder Gendarmen, brachen sich eine Gasse durch die Menschenmasse, die sich hinter ihnen wieder schloß. Einen Augenaufschlag lang erblickte Polycarpe ein platt auf die Straße hingeworfenes Weib, eine Frau mit aufgelösten Haaren, die schauerlich schrie: „Meinen Mann will ich, meinen Mann, Banditen! Räuber? Nichts hat er euch getan, gar nichts!“

Sicherheit um die Hand der hinkenden Rosine anzuhalten, schien ihm plötzlich vortrefflich. Zu spät; er bedauerte, nicht rechtzeitig überlegt und danach gehandelt zu haben.

Der Vorfall auf der Straße, das wimmernde Weib, das sie brutal verschleppten, hatte ihn wieder vollends aus dem Gleichgewicht geworfen. Wäre es nicht eigentlich seine Pflicht als rechtlicher Mensch und gar erst als Volksmann gewesen, Erkundigungen einzuziehen und einzuschreiten? Um Gottes willen! Er erstarrte über die Kühnheit des nachträglichen Einfalles. Sich in den schweren Zeiten freiwillig in etwas zu mengen, was mit der Revolution zusammenhing — ausgeschlossen! Gelobte er nicht seiner getreuen Boju, nirgends freiwillig hinzugehen, wo Gefahren lauerten? Und Versprechungen sind da, um gehalten zu werden. O, die liebe, fürsorgliche Frau Boju, die Geflügel so vortrefflich, geradezu unnachahmlich zubereitete; diese Seele von einem Weib, das ihn unermüdlich betreute . . . Was trieb sie wohl jetzt — ohne ihn? Sie schlief; höchstwahrscheinlich.

Trotz der hofseitigen Lage des Zimmers drang gedämpft das abendliche Getriebe der Rue St. Honoré herein.

Obwohl der Hunger in den Eingeweiden Jean Polycarpes bohrte, schellte er nicht dem Wirt; nur keine fremden Leute sehen! Lieber den Gurt enger schnallen. Er kramte aus der Reisetasche die mageren Reste eines gebratenen Hühnchens heraus und nagte daran mit wenig Erfolg herum. Dennoch reichte die karge Mahlzeit einigermaßen hin, aber die lähmende Müde blieb und so entledigte er sich im Finstern seiner Kleider und schlüpfte ins Bett, zweifelnd, ob sein Harm Schlaf aufkommen lassen würde.

* * *

Erst um elf Uhr morgens nach einem traumlosen, vierzehnstündigen Schlaf erwachte Papa Bon-Bon und rieb eine Weile seine verklebten Augen, ehe er sich all der mißlichen Umstände entsann, die ihn in dieses widerliche, ungelüftete und ungemütliche Zimmer verschlagen hatten, das er kurzerhand, ohne jemals ein Gefängnis von Innen gesehen zu haben, mit einem Kerker verglich. Außer dem Bett, einem Tisch, drei Stühlen und einem gemeinen Wandschrank bestand die Einrichtung nur aus einem tellergroßen Waschbecken auf einem roh gezimmerten Dreifuß. Zwischen dem einzigen Fenster und einer kahlen Feuermauer lag ein empörend schmaler Hof, in dem fünf oder sechs hungerige Akazien kümmerlich beinahe ganz entlaubte Äste in die Luft streckten.

Nach einigem Schwanken zog Polycarpe am Klingelzug und bestellte bei einem mißmutigen Aufwärter Schokolade und Butter; die Schokolade roch angebrannt und die Butter schmeckte säuerlich, doch zwang ihm sein knurrender Magen das Frühstück hinein. Hernach wäre er gern ins

zu schätzen, und bat sofort um Name, Beruf und Herkunft, denn die Meldevorschriften seien außerordentlich streng und wer sie mißachte, der riskiere allerdings nicht gleich den Kopf, aber immerhin einen erheblichen Teil seines Brieftascheninhaltes. Das sagte Foughesse liebenswürdig lächelnd und sehr beweglich.

Jean Baptiste stellte sich vor: „Polycarpe, Exsteuerpächter und Mitglied der Nationalkonvention aus dem Kreis Chiron."

Die Deputiertenwürde verfehlte ihren Eindruck nicht und Foughesse, zappellig und dienstwütig, verdoppelte die Hochachtungsbezeugungen: „Sehr erfreut, Bürger, erfreut und tiefgerührt. Ich hoffe, man wird sich im Hotel de Virginie wohl fühlen. Man folge mir gefälligst." Er schritt voran. „Belieben ein Zimmer mit Straßenaussicht oder eines rückwärts hinaus? Der Hoftrakt ist für sich abgeschlossen und ungestört." Der Wirt vermied es, seine Gäste direkt anzusprechen, um nicht das üblich gewordene Du zu gebrauchen, das manchen kränkte, und Sie zu sagen hütete er sich noch mehr, wegen der Horcher und Späher, die aus dem Festhalten an den Formen der Vergangenheit vielleicht bedenkliche Schlüsse zogen und Denunziationen anbrachten.

Jean Baptiste wählte ein stilles Hinterzimmer und ging hinter dem vorantänzelnden Foughesse her, der nebenbei links und rechts Aufträge erteilte, über die Fortschaffung des Gepäcks verfügte und die Augen überall hatte. Das Innere des Hotels war recht dunkel, die paar Lampen reichten nicht aus und die Treppe kletterte eng um einen Wendelbogen empor. Einmal strauchelte der mit den Ortsverhältnissen nicht vertraute Exsteuerpächter und dafür entschuldigte sich Foughesse: „Pardon."

Aus dem einfenstrigen schmalen Zimmer strömte eine solche unbehagliche Kühle, daß Polycarpe am liebsten sofort wieder kehrtum gemacht hätte, aber er unterdrückte seine arge Unlust, aus Scheu, den liebenswürdigen Besitzer zu verletzen, und aus geheimer Furcht vor noch schlimmeren Überraschungen. Auch fühlte er eine große Ruhesehnsucht und empfand seinen Körper nach der langen Fahrt als eine einzige schmerzende Last. Daher dankte er, lobte die elende Kammer, versicherte, keinen Hunger zu haben, und äußerte die Absicht, sofort ins Bett zu steigen.

Mit einem: „Gute Nacht, wünsche wohl zu ruhen", tänzelte Foughesse ab.

Nun war Jean Baptiste allein, saß im Dunkeln und haderte mit dem Schicksal, das ihn nach Paris geführt hatte. Er überlegte, wie er es schon oft getan, ob es nicht gescheiter gewesen wäre, die Kandidatur Soufflets zu unterstützen und selbst in Chiron zu bleiben. Es hätte ja nicht unbedingt schief gehen müssen — und der Gedanke, zur vollen

Bald, ahnungslos, wo er hingeraten, gelangte Polycarpe in ein mächtiges, hellerleuchtetes Gebäude, aus dem Musik und Gesang schallte. Streng logisch überlegte er: „Wo Leute zusammenkommen, um Musik zu treiben und zuzuhören, dort gibt es auch zu essen und zu trinken. Menschen tun es nicht anders.“ Ein Abendessen! Die Lippen des Hungrigen spitzten sich im Vorgeschmack eines saftigen Bratens und einer Flasche Wein. Ach, ein Abendessen . . . Der lockenden Vorstellung gegenüber schwanden alle Bedenken. Entschlossen schritt er durch einige gewölbte Torbogen und Durchfahrten, voll Hoffnung und Erwartung. Sein Spürsinn hatte nicht getrogen; das Kamel witterte die Oase. Das viereckige Gebäude umschloß einen großen Garten, rings in Kolonnaden waren Läden eingebaut und vor manchen standen Sessel und Tische und darauf Teller, Bestecke und Gläser. Das lang Gesuchte, bitter Entbehrte — ein Speisehaus. Die herbstroten Laubbäume des Gartens leuchteten bunt im Scheine von hundert Laternen, Windlichtern und Lampions. Aber das weitaus Schönste blieben die Tische und Bänke und die Gedecke. Leute spazierten, plauderten, lehnten an Säulen, saßen — aßen und tranken.

Mit ungewöhnlichem Mut steuerte das halbverhungerte Konventsmitglied auf ein unbesetztes Tischchen los und bestellte erregt Rührei mit Schinken und Fisch und Braten, irgendeinen Braten, Weißbrot und eine Flasche Wein.

„Emigrantenwein, Bürger?“

„Wie?“ Die Mahlzeit begann mit einer Sprachverwirrung. „Wie sagten Sie, Emigrantenwein?“

Der Aufwärter lächelte herablassend: „Ihr seid aus der Provinz, Bürger?“

„Allerdings.“

„Nun ja . . . Emigrantenwein ist unsere beste Marke; er stammt aus den Kellereien der ins Ausland geflüchteten Aristokraten.“

„Auch gut“, sagte Jean Polycarpe.

Nachdem er sich, nicht ohne anerkennend festzustellen, daß alles vorzüglich war, gesättigt hatte, wandte er seine bisher ungeteilte Aufmerksamkeit etwas mehr der Umgebung zu, den Menschen, den Besuchern und Besucherinnen des Gartens. „O heilige Chaterine!“ Zollbreit stand ihm der Mund vor Verwunderung offen und er gewahrte Dinge, die er früher mit knurrendem Magen nicht beachtet hatte. Feierten die da ein Maskenfest? Die Kostüme der Leute, der Männlein und Weiblein, und die lustige Musik ließen es vermuten. Die Herren stelzten in munteren blauen, braunen oder roten Fracks, lose Binden um Hals und Nacken geschlungen, prallsitzende Unaussprechliche, die Schenkel und Waden glatt umspannten, an den Beinen, die Füße staken in glänzenden Stulp-

Freie gegangen und gedachte der Ratschläge seines lieben Arztes Renard, aber er ängstigte sich vor dem Straßentreiben und begnügte sich, das Fenster zu öffnen, um ein wenig frische Luft zu schöpfen. Die Lungen sogen nur einen eklen Dunst von Küchenabfällen, Knoblauch und Spülwasser ein. Pfui Teufel! Um sich abzulenken, schrieb er einen Brief an seine Wirtschafterin, worin er ihr nochmals viel Sorgfalt für das Häuschen und den Garten empfahl, um zum Schluß die Hauptsache zu erwähnen: Sie sollte wöchentlich einen gekochten Schinken senden. Damit hoffte er wenigstens vor dem Hungertod sicher zu sein; von dem mißlungenen Frühstück schloß er auf die Unbekömmlichkeit der Pariser Küche überhaupt.

Foughesse pochte und zog lächelnd Erkundigungen ein, ob der Bürger-Deputierte etwa unpäßlich sei, weil er sein Zimmer nicht verlasse; ganz in der Nähe wohne ein berühmter Arzt; er brauche nur ein Wort zu sagen.

Der Bürger-Deputierte behauptete, sich ausgezeichnet zu fühlen, und schützte Schreibarbeiten vor. Auf die Frage des Wirtes, wie er geruht und gespeist habe, kam die befriedigende Antwort: „Vorzüglich, mein Herr“, worüber Foughesse entzückt tat und tänzelnd entschwand.

Jean Baptiste schrieb einen zweiten Brief, an den Bürgermeister Lanceleau, und bat ihn in würdigen Worten, über die Zustände in Chiron regelmäßig zu berichten, damit er im Konvent stets die Interessen seines Wahlbezirkes wahren könne. Das klang sehr pflichteifrig.

Nach den Erfahrungen mit dem Frühstück verzichtete Jean Baptiste auf das Mittagessen und legte sich statt dessen ins Bett, um seinen durch das Fasten geschwächten Körper auf diese Art wieder zu kräftigen und schlief abermals einige Stunden. Endlich erwacht, kauerte er todtraurig in den Pölstern, vom Heimweh und dem darbenden Magen gemartet, und war nahe daran, in Tränen auszubrechen.

Darüber wurde es zum zweiten Mal Abend in Paris. Nun war der malträtierte Magen aufs äußerste erzürnt und begehrte hörbar eine kräftige Nahrung.

Im Nachtdunkel glaubte Jean Baptiste, ohne sich zuviel zuzumuten, einen Spaziergag in die vielleicht nicht allzu überfüllten Straßen wagen zu dürfen, um eine kleine Schenke zu suchen; er nahm Hut und Stock, stellte einen verstärkten Herzschlag fest und schlich wie einer, der böse Wege wandelt, durch die Gänge und den Flur ins Freie. Ha! Wie die frische Luft sich atmete! Köstlich, köstlich! Doch gewahrte er eine bedrückende Menge Menschen. „Vielleicht ist es besser so“, tröstete er sich; „da fällt der Einzelne nicht auf.“ Mit unerhörter Tapferkeit mischte er sich unter die Promenierenden und ließ sich ziellos schieben. Dabei gefiel ihm das Treiben gar nicht übel. Niemand kümmerte sich um den andern, und das sagte ihm zu.

und Fußbänder trugen die seltsamen Damen, und goldene Kettchen, die klingelten. Die Herren grüßten vertraulich, redeten leise lächelnd, flüsterten Schmeicheleien, und die Kühnsten beugten sich über entblößte Schultern — und küßten sie.

„Unverschämt!" meinte der Exsteuerpächter still für sich.

Er sog die ungewohnten Erscheinungen förmlich in sich ein. Papageien, hatte er ursprünglich gedacht; nein — Schmetterlinge. Exotische Schmetterlinge. Schmetterlinge! Ein heißer, nie gefühlter Strom pulste durch seine Adern. Nicht allein vom Emigrantenwein, von dem er eine weitere Flasche bestellte. Eine Sehnsucht, die wohl nie gestillt würde, kribbelte in seinem Herzen — die Sehnsucht nach einem so schönen Schmetterling . . . Wie reich mußten die Damen sein, vielleicht auch vornehm, doch da hegte er trotz der seltenen Steine an ihren Fingern und Zehen immerhin Zweifel. Die Gräfinnen von Champdivers, die nobelsten Damen, von denen er je hörte — von der Königin und den königlichen Prinzessinnen natürlich abgesehen — trippelten nie in Sandalen über die Wiesen und rafften nie die Röcke mit Brillantagraffen, um unterirdische Reize zu enthüllen. Sie wanden auch keine Schnüre kreuzweise um die Waden — das heißt, wegen ihrer tugendhaft nachschleifenden Gewänder ließ es sich von Unbeteiligten wenigstens nicht feststellen . . . Und auf den Köpfen hatten die frohen Schmetterlinge statt getürmter Perücken eigensinnige Naturlöckchen oder wuscheliges Kraushaar und Diademe und dergleichen Putz.

Wonnig irrten die weinseligen Äuglein des Deputierten von Chiron über die Menschen hin, von Schmetterling zu Schmetterling, und er nippte sehr oft und sehr angelegentlich an dem prickelnden Emigrantenwein.

„Wie gefällt's dir, Alterchen?"

Jean Baptiste erschrak; eine weiße beringte Hand stützte sich auf die Lehne seines Sessels und aus einem blassen Gesicht lächelten ihm bronzebraune Augen zu; ein bißchen spöttisch, wie ihn dünkte. Ein purpurroter Schmetterling! Dessen schwarze Ringellöckchen seine Stirn kitzelten. Nun schloß der sittige Deputierte doch die Augen, aus Scheu vor dem Einblick in einen unbescheidenen Halsausschnitt.

„Hm . . ." war seine einzige Antwort.

„Hm?" wiederholte munter die Purpurrote. „Sonst hast du mir nichts zu sagen?"

— Schön ist sie! entschied Polycarpe, der die Augen doch nicht immer geschlossen halten konnte, und faßte Vertrauen. „Ja, es gefällt mir . . . ganz gut."

Sie schob einen Sessel neben ihn und prüfte aufmerksam seine Miene: „Ich beobachte dich schon eine ganze Weile; nicht wahr, du bist fremd in Paris?" Ohne um Erlaubnis zu bitten, trank der

stiefeln mit mattfarbigen Schäften, und auf den freiwallenden Haaren saßen eingedrückte Filzhüte, zu allem Überfluß noch gegen das rechte oder das linke Ohr gerückt. Kühn und unternehmend! Manche weniger Geschniegelte paradierten mit hochroten Mützen, die Zipfel malerisch eingebogen, und zwischen den Pantalons und den Stiefelschäften lugten gestreifte Wadenschützer hervor. Eine absonderliche Tracht, in Chiron unbekannt, und Jean Baptiste verkniff das Lachen — das erste Lachen seit seiner Ankunft in Paris. Die Dandies kreiselten dünne Spazierstöcke, trugen die Mienen von Halbgöttern zur Schau, schlürften aus langstieligen Gläsern eisgekühlte Flüssigkeiten, oft durch hellgelbe Strohhalme, und warfen den Damen herausfordernde Blicke zu.

Ach, und erst die Damen! Polycarpes runde Wänglein erröteten und er versuchte die Augen keusch niederzuschlagen, doch gehorchten sie nicht recht und blinzelten, so daß sie gerade noch genug von den ungeheueren Schamlosigkeiten erschauten. Unbestreitbar — die Damen waren bekleidet . . . und doch! Sie trugen schmiegsame Gewänder, durchsichtig — o, so durchsichtig! — und gerafft, daß die schlanken Beine bis zum Knie unbehindert ausschritten. Schon beträchtlich unterhalb der Schultern endeten die Kleider, als hätte der Stoff nicht mehr gereicht, und Polycarpe verglich die mattweißen Frauenleiber mit einem halbgezückten Schwert. Auch die Arme blieben nackt; goldene Quästchen und bunte Schleifen und Bänder und glitzernde Überwürfe flatterten, wehten, und die Sylphiden strömten einen köstlichen, künstlichen Duft aus, den der Exsteuerpächter gierig einschnaubte, wie daheim den süßen Ruch reifer Rosen. Damen sind das? dachte er; nein, Papageien in den schillernden Farben des Regenbogens. Und auch so geschwätzig und gelenkig wie Papageien — und zauberisch schön und bezaubernd lockend! Jean Baptistes Urteil schwankte zwischen Empörung und Gefallen. Die Frauenzimmer gefielen ihm, ja . . . an sich gewissermaßen . . . und sie entsetzten seine Tugendhaftigkeit. Die Frivolität! Die Ausgelassenheit! Der Mangel an Moral! Zu dritt und zu viert promenierten sie und tändelten und scherzten und schleuderten die Augen. — O, du einfältiges Chiron mit deinen sittsamen Ehefrauen und Jungfrauen! Dort getraute sich die Verderbteste nicht, in einem solchen Aufzug auf die Straße zu gehen. Der Bürgermeister würde ihr auch schön heimleuchten!

„Merveilleusen, nennt man die Dämchen“, belehrte der Aufwärter, den das Staunen des schreckhaften Gastes aus der Provinz belustigte, „und die Bürger, die Sie hier sehen, heißt man Incroyables“.

„Merveilleusen — Incroyables, so, so, sehr gut . . .“ Papa Bon-Bon benetzte seine Zunge reichlich mit schmackhaftem Emigrantenwein und seine gebesserte Laune urteilte bereits milder über die hübschen Absonderlichkeiten. Immer neue und reizendere Einzelheiten nahm er wahr: Arm-

bleiben will, kann das Vergnügen mit dem Kopf büßen. Patrioten duzen einander — duz mich!"

„Ja . . . gern . . .", erwiderte Jean Baptiste, wagte es aber nicht, der Aufforderung sogleich nachzukommen. „Mir sind die Pariser Gebräuche fremd."

„Es scheint. — Weißt du, wo du bist?" forschte der Schmetterling.

„In Paris!" Gottlob, das wußte er genau.

Um die Mundwinkel von Artemis zuckte es. „Natürlich in Paris, mein Alterchen. Das versteht sich von selbst. Ich meine, wo wir in Paris sind?" Ihre Händchen deuteten über den Garten und das mächtige Gebäude.

„In einem Gasthaus . . ."

„Freilich — im Restaurant de Foy des Palais Egalité."

„Palais Egalité?" Er mißtraute der sonderbaren Auskunft und beschloß auf der Hut zu sein, wenn ihn ihr Übermut etwa anlügen sollte.

„Früher hieß es Palais Royal, aber seit Prinz Louis Philipp von Orléans Bürger wurde und sich Bürger Egalité nennt, hat sich sein Haus mit ihm umtaufen lassen." Artemis schloß die Lippen so hart, daß sie eine scharfe rote Linie schnitten, und die Augenbrauen runzelten an der Nasenwurzel eine bösartige Falte. „Orléans das liebe Vieh", fügte sie höhnisch bei.

Polycarpe fand die Bezeichnung wenig ehrerbietig, schämte sich auch seiner Unwissenheit und wollte den ernst gewordenen Schmetterling wieder in bessere Laune bringen, fürchtend, er könnte ihm sonst entflattern. „Sie sind schön gekleidet."

„Sag du!"

„Du . . . Du bist sehr schön gekleidet . . ." Wie schwer ihm das wurde; das Wort kostete Anstrengung und Überwindung; kannte er doch die Dame, mit der er so vertraulich verkehrte, fast nicht.

Da lachte Artemis, lachte, lachte, lachte . . . „Alterchen, Alterchen, du bist ein Prachtstück von einem Deputierten! Unbezahlbar und unvergleichlich; einen solchen gibt es in der ganzen Konvention nicht mehr! — Frag, frag nur um alles, was du nicht begreifst. Genier dich nicht, in Paris geniert sich niemand." Sie füllte beide Gläser aus der vierten Flasche.

In Polycarpes Hirn kreiselte etwas und er schob das Kreiseln auf den starken Emigrantenwein. Er wurde ohne Anstrengung zutraulicher: „ . . . Wenn du mir sagen könntest . . . wer die Damen hier sind."

„Gefällige Mädchen, Mädchen mit heiterem Naturell. Die Zeit hat sie geboren."

„Schmetterlinge."

Schmetterling Jean Baptistes Emigrantenwein, worüber er maßlos staunte. „Auf dein Wohl, Alterchen! Lustig ist es bei uns, wie?"

„Jawohl", entgegnete er, bemüht die arge Betroffenheit über die neue Bekanntschaft zu meistern. Wie benahm man sich doch gleich Damen gegenüber? Er hatte so wenig Erfahrung. Ja, ja, man stellte sich vor. Deshalb machte er die tiefste Verbeugung seines Lebens: „Mein Name ist Jean Baptiste Polycarpe, Exsteuerpächter und Mitglied der Nationalkonvention aus Chiron."

„Exsteuerpächter? Damit möchte ich an deiner Stelle nicht viel Aufhebens machen. Die Steuerpächterei war ein königliches Amt . . . Und Deputierter bist du? Aus Chiron? Von der Stadt hörte ich nie."

„Es ist ein Dorf."

„Gleichgültig."

„Ein sehr schönes Dorf", bekräftigte Jean Baptiste.

„Polycarpe heißt du? Ein seltener Name; und außerdem Jean Baptiste? Ich sah dich nie im Konvent."

„Gott, ich beeilte mich nicht . . . Ich bin ein bißchen spät daran . . . Bin erst gestern Abend in Paris angekommen und war noch nie im Konvent."

„Ja, dann begreife ich, Alterchen, da kann ich dich allerdings nicht gesehen haben. — He, Wein!" befahl sie eigenmächtig dem Aufwärter. „Wir verdursten!" Aus ihren schlanken Händen flog eine geleerte Flasche an einen Baum. „Man wird hier schlecht bedient. — Es ist dir doch nicht unangenehm, Alterchen, daß ich mich zu dir setze? Ihr aus der Provinz habt oft eigentümliche Anschauungen."

„O . . . wie denn . . . im Gegenteil!" sagte Polycarpe. Das Gespräch behagte ihm und die zärtliche Nähe des schönen Schmetterlings gefiel ihm außerordentlich.

Eine laute Musik unterbrach für Minuten das Geplauder und Papa Bon-Bon benützte die Pause, um seine neue Bekanntschaft genauer zu betrachten. Sie hatte die Beine gekreuzt und die Füßchen wippten zum Strich der Geigen — nackte Füßchen in naturledernen Sandalen. Rosige, wohlgebildete Zehen! Die Musik klang rauschend aus.

„Ich bin Artemis", erklärte der rote Schmetterling.

„Artemis? — Nur Artemis heißen Sie? Das ist aber komisch."

„Artemis — nur Artemis, und es ist gar nicht komisch." Ihre Bestimmtheit schüchterte ihn wieder ein, und als sie dem Gruße eines flanierenden Burschen dankte, brannte seine Eifersucht.

„Sie sind hier gut bekannt, Madame."

„Nun ja, recht gut — aber nenn mich nicht Madame, der Titel ist nicht mehr üblich, ist sogar gefährlich, wenn man dich hörte. Nur die Aristokraten haben noch Madames. Wer Madame oder Monsieur

„Artemis — was geschah an dem zweiten September?"

„Was da geschah, Alterchen? Bist du wirklich so unwissend oder verstellst du dich? Am zweiten September metzelten die Patrioten siebentausend Verräter, in den Gefängnissen, auf der Straße, in den Wohnungen. Die Sache wird im Konvent ein Nachspiel haben, denn einige Hasenherzen sind darüber erbost. Auch du kannst dort deine Meinung sagen."

Die Zähne klapperten ihm; er hatte von dem großen Morden reden gehört, doch nicht daran geglaubt. Tränen in den Augen fragte er: „Wie verhält sich der König zu den Scheußlichkeiten? Bestraft er sie nicht?"

„Mann!" Die bronzebraunen Augen von Artemis blickten vorwurfsvoll und zweifelnd. „Dich hat man in den Konvent geschickt! Dich? Aus Chiron? Das, wie du sagst, vier Tage vor Paris liegt! Oder schwindelst du?" Zaghaft und bestürzt machte Jean Baptiste nicht den Eindruck eines Schwindlers. „Das letzte Gewitter hat dich aus den Wolken herabregnet, Alterchen, wie? Ahnungsloser! — Frankreich hat keinen König mehr; ein Louis Capet mit Frau und Kindern sitzt gefangen in einer Festung mit runden Türmen, spitzen Dächern und einer verläßlichen Wache davor — dem Haß."

„Hier in Paris?"

„Hier im Temple. Dein König bestraft keinen mehr, der wird bestraft . . . und geht es nach dem Willen der Gasse, verliert er nebst seiner Krone auch den Kopf . . . Du kommst aus der Gegend Nirgendwo, mein Freund, und hast das größte Ereignis des Jahrhunderts verschlafen."

Eine unnennbare Bangnis krampfte das Herz Jean Baptistes. „Artemis, erfindest du keine Märchen? . . . Der arme König!"

„Pst! Schilt ihn Tyrann, Despot, Gottesgeißel, aber nenn ihn nicht arm, wenn du dein Leben liebst."

Die Musik fiel mit einer aufreizenden Melodie ein und die Menge, Männer und Weiber, sang dazu wilde Worte, die Polycarpe nicht verstand. Die Leute gebärdeten sich wie toll, schwenkten Tücher, Hüte, umschlangen einander. Eine bachantische Verbrüderung. Artemis brachte ihren Mund ganz nahe an das Ohr Papa Bon-Bons: „Die Marseillaise — auch die hast du nie gehört?"

„Nein", stöhnte er.

„Was stöhnst du? Und du willst in den Konvent gehen? Unter die Hyänen." Sie bog ihren flaumigen nackten Arm um seinen fetten Nacken und schob ihr rundes nacktes Knie auf seinen Schoß: „Das bißchen Durcheinander heute ist nichts gegen den Wahnsinn am zweiten September. Das war ein Tumult im Palais! Nicht eine Flaumfeder

Artemis lachte hell, aber hielt plötzlich im Lachen inne. „Alterchen, du hast einen scharfen Blick . . . Schmetterlinge . . . Eintägige! So lange sie bunt und fröhlich sind.“ Aus dem Ton klang nicht heraus, ob sie es ernst meinte oder spaßhaft. „Du solltest im Konvent ein Wort für sie einlegen; wahrhaftig, die Nation schuldet ihnen eine Lebensrente. Sie taten bei der Revolution das ihrige, was nicht jeder, der jetzt die Früchte einheimst, von sich sagen kann. Was wären ohne sie Desmoulins, Danton und manche andere? Für den wir Frauen sind, der siegt. Aber ich fürchte, bei Robespierre, dem Waschlappen, der noch nie ein Frauenzimmer umarmte, wirst du mit deinem Antrage kein Glück haben. Er knausert und haßt die Weiber, die gefälligen und die ungefälligen. Dafür vergöttern sie ihn; wir sind schon einmal so.“ Ein Stutzer aus der gedrängten, plappernden Menge winkte Artemis; sie stand auf und trat zu ihm. Mehrmals schauten sie auf Jean Baptiste. Sie wehrte scheinbar ein Ansinnen ab und warf unwillig die Schultern. Der Stutzer klopfte übellaunig seinen Stiefelschaft. Dann lachten die Zwei, sie versetzte ihm spielerisch einen leichten Backenstreich und er küßte ihren Nacken, was sie gar nicht beachtete.

Papa Bon-Bon ärgerte die Frechheit — ihn ärgerte, daß er nicht selbst den Mut zu einer gleichen Tat aufbrachte, und grübelte über seinem Emigrantenwein. Bei der durfte man gewiß alles wagen, gehörte sie doch auch zu den gefälligen Mädchen . . . Seine Gedanken, Vorstellungen und Wünsche brodelten. Er wollte . . . er würde — nie die Courage aufbringen . . . Und hatte ihn nicht die gute Boju zum Abschied dringlich vor den Pariser Frauen gewarnt? Ach, was wußte die Boju davon!

Artemis saß wieder neben ihm und er sammelte all seine Tapferkeit, legte seine breite Pranke auf ihre Schulter und die Berührung der kühlen Haut durchschauerte ihn. „Wer war das, Madame?“

Mit ihren schmalen Händchen schob sie seine Hand weg. „Ein Zierbengel — aber ein Septembermann.“

Polycarpe grinste täppisch: „Septembermann! He, he, was für wunderliche Leute hier herumlaufen.“

„Wunderlich, findest du?“ Der rote Schmetterling senkte den Kopf. „Oder ja — wunderlich . . . Er hat das Herz der Lamballe gegessen.“

„Das Herz — der Lamballe, der Hofdame der Königin? Ein Menschenherz?“ Der Exsteuerpächter erstarrte vor Grauen.

„Ein Menschenherz.“ Wieder runzelten die Augenbrauen an der Nasenwurzel eine Falte und die Lippen schlossen sich zu einer herrischen roten Linie. „Solche Heldentaten gelten heutzutage viel, machen berühmt. Damit kauft sich einer die Unsterblichkeit. — Der da gehört unter die hundert Unsterblichen des zweiten September.“

berührte. „Na, mein Alterchen, müde? War der Wein zu viel, zu kräftig? Bist es nicht gewohnt, über den Durst zu trinken! — Du darfst meine Lippen küssen, Mitglied des Konvents, wenn du mir schwörst, mich mit deinem Kollegen Egalité bekannt zu machen."

Papa Bon-Bon schwor und küßte Artemis mitten auf den Mund.

*
* *

Jean Baptiste erwachte am hellichten Vormittag in einer ihm vollkommen fremden Umgebung, in einem himmelblauen, zerknüllten Bette liegend, mit einem Brummschädel, schwer wie ein Wasserschaff und schmerzhaft wie eine bösartige Blutgeschwulst, außerstande, seine Gedanken zu ordnen oder sich auch nur zurecht zu finden. Was war mit ihm geschehen? Wo befand er sich? Wie kam er hierher und warum? Zehn Fragen und lange keine einzige Antwort darauf. Endlich dämmerte es in dem gequollenen Hirn: Er war beim roten Schmetterling. Die Tatsache wurde ihm in dem Augenblick klar, als er Artemis erblickte, die vor einer Lade kramte und Wäsche schichtete. Aber der Umstand löste noch immer nicht alle Rätsel. Was geschah nach dem Gelage im Palais? Eine dunkle Katerstimmung machte jede Erkenntnis unmöglich. Er beschloß, sich vorderhand schlafend zu stellen, um Zeit zu Nachforschungen zu gewinnen.

Alles Forschen fruchtete nichts und blieb bei jedem neuen Versuch an derselben Stelle stecken — als er seine Freundin in höchst angeregter Stimmung küßte ... Endlich der Unklarheit überdrüssig hob Polycarpe den Kopf: „Artemis!"

Der Schmetterling flatterte zum Bett und stemmte die Arme auf die Kissen: „Hat das Alterchen ausgeschlafen?"

„So ziemlich, aber ich bin krank und in meinem Schädel bohrt ein Wurm."

„Ach, krank! Wie man eben von Emigrantenwein krank wird, du Bürstenbinder!"

Sein Schamgefühl regte sich; da lag er entkleidet in einem blauen Himmelbett, das ihm ganz bestimmt nicht gehörte, wußte nicht, wieso, und ein schönes, rotes Mädchen strählte sein unfrisiertes Haar. „Ich will in mein Hotel", verlangte er.

„Nein, nein", entschied sie; „schlaf noch ein Stündchen. Was tätest du im Hotel? Das Hotel ist überhaupt keine Unterkunft für dich, die Wirte beuten ihre Gäste unverschämt aus und da werde ich dir besser ein bequemes Quartier suchen — halt, da fällt mir ein: eine Witwe, eine Frau, die ich gut kenne, sozusagen eine Base von mir, in der Rue Crebillon, vermietet Zimmer. Ich wette, sie hat eins leer stehen und du kriegst es wohlfeil. Dort bist du wie daheim aufgehoben,

hätte im Garten mehr Platz gehabt. Deine Schmetterlinge machten gute Geschäfte — bessere noch die Taschendiebe ... Schau, dort, dem sie zujubeln, auf ihre Schultern heben — Desmoulins ist's, der Gatte der kleinen Loulou, der Heros, der sich von den Bäumen herab seinen Ruhm holte; als wir keine Kokarden hatten, pflückte er grüne Lindenblätter und schrie: ‚Da habt Ihr saftige Kokarden!' So macht man's, Alterchen." Sie grüßte laut: „Guten Abend, Bürger Hon-Hon, guten Abend ... Merktest du, wie höflich er meinen Gruß bedankte? Er liebt die Frauen, unbeschadet seiner hübschen Loulou. Sie nehmen beide das Leben sehr leicht und keins erschwert's dem andern."

Fast unwirsch fragte Jean Baptiste: „Also wer ist der Herr? Einmal sagst du Desmoulins, einmal Bürger Hon-Hon ..."

„Desmoulins, Desmoulins! Hon-Hon nennen wir ihn nur zum Spaß, weil er ein wenig stottert und vor jedem Satz erst zweimal Atem holt, und das hüstelt so komisch: hon-hon. — Schau, jetzt liest er die Namen von jener Tafel ab und setzt dazu seine Brille auf. Merk dir, Alterchen, es ist immer gut, zu wissen, wen die Besucher des Palais Egalité proskribieren. Man muß Fühlung behalten mit dem Volk."

„Welche Namen, welche Tafel?" Die Welt verschleierte sich für Polycarpe.

„Die schwarze Holztafel dort neben dem Eingang. Da schreiben wir mit Kreide jene Leute auf, die für die Guillotine reif sind. Verstehst du? Die Brandmarkung kommt beinahe einer öffentlichen Anklage gleich. Volkesstimme! — Sieh, Desmoulins hat sich unterrichtet und schreitet weiter, um vieles klüger. Er wird seine Kenntnisse ausnützen, sobald es ihm günstig dünkt, und seinem Herrn und Meister Danton darüber Bericht erstatten. Danton selbst liebt das Palais nicht und steckt immer im ‚Blauen Zifferblatt', in der kleinen Spelunke, wo er seine Allervertrautesten trifft, die er nicht gern öffentlich zeigt. Ja, mein Freund, so wird man heute in Paris einflußreich und mächtig — und nur so!" Der rote Schmetterling hatte hastig gesprochen und in den bronzefarbenen Augen brannte es. „Nimm dir die erfahrenen Leute zum Vorbild."

Polycarpe starrte Desmoulins aus glasigen Pupillen nach. Der ging langsam dahin, wiegte sich in den Hüften wie ein gefallsüchtiges Frauenzimmer, und abwechselnd pendelten die Flügel seines Schößelrockes. Er schüttelte Bekannten theatralisch die Hände und strählte dann wieder mit den Fingern sein ungeschnittenes, strähniges Haar.

Da Artemis Traurigkeit nicht liebte und ihr Freund aus Chiron einsilbig und weinerlich wurde, schmiegte sie sich an ihn und duldete es, daß sein Arm ihre Hüfte umfing, daß sein Mund ihre Schultern

Beklommenheit und er träumte offenen Auges von Chiron, was er zögernd eingestand, doch seine Freundin zeigte kein Verständnis dafür: „Da hättest du dich eben nicht wählen lassen sollen.“ Vor einem Kramladen im Palais Egalité überrumpelte sie ihn vollends: „Du mußt andere Kleider haben, man sieht dir in deinem vorsündflutlichen Staat den Provinzler auf hundert Schritte an — und die Pariser lachen gern! Dein Rock und deine Hosen haben einen aristokratischen Schnitt. In diesem Geschäft findest du, was du brauchst.“

„Meine Kleider!“ jammerte er. „Meine neuen, meine schönsten Kleider soll ich hergeben? Sie haben mir schon Chiron genommen und das Häuschen und den Garten, und jetzt gar noch meine Kleider . . . Meinetwegen mag man mir die Provinz ankennen; es ist keine Schande, bei Gott nicht. Ich würde mir wie ein Jahrmarktsaffe vorkommen in den modernen Narrenkitteln!“

Artemis ließ sich nicht erweichen und schob ihn mit ein paar kräftigen und geschickten Wendungen in den Laden.

„Der Bürger will sich ausstaffieren.“

Eine halbe Stunde später trat Jean Baptiste zwar nicht als junger, aber als zeitgemäßer Stutzer heraus. Die Halsbinde drosselte ihn, die engen Pantalons zwängten seine Schenkel ein und die Stulpstiefel preßten die Waden an die Knochen, doch gefiel er sich in dem Aufzug nicht übel und das Lob seiner Freundin verscheuchte auch die Bedenken wegen der knappen Unanständigkeit des Kostüms, in dem er gleichwie in einem Futteral stak. Er hatte die Erlaubnis erbettelt, seinen alten Kram daheim aufzutragen.

„Der Kaufmann hat eine reiche Auswahl“, erkannte Polycarpe an.

„Kein Wunder, Kleider sind billig geworden. Wer geköpft ist, hat die seinen nicht mehr nötig.“

„Wer geköpft ist?“ Er sperrte den Mund auf. „Kleider von Toten . . . Du meinst doch nicht etwa . . .“

„Jawohl, ich meine!“ Der Schmetterling weidete sich an der Fassungslosigkeit des kleinmütigen Deputierten. „Der sich deinen Rock, deine Weste und deine Hose anmessen ließ, hat inzwischen den Hut samt der Kugel darunter verloren. Da sind die findigen Händler natürlich gleich dahinter und nehmen der Familie des Verstorbenen die überflüssigen Habseligkeiten ab. Komm, mit deiner Armensündermiene erregst du das Aufsehen der Leute.“

Voll Grauen trabte Papa Bon-Bon neben ihr her. „Hätte ich das früher gewußt . . . Nie, nie wäre es mir eingefallen . . .“

„Gut, daß du es nicht früher wußtest! Ihr in der Provinz seid Gemütsmenschen. Bist du erst einige Wochen in Paris und im Konvent, so wirst du darüber anders denken.“

sie bringt dir das Frühstück zum Bett und es geht dir überhaupt wie ehemals dem lieben Gott in Frankreich."

Ihm war schließlich alles recht, was Sorgen abnahm. „Einverstanden, aber ich habe Hunger."

„Mein Alterchen hungert!" Eilfertig lief Artemis fort. „Gedulde dich nur einen Augenblick." Und brachte eine Tasse Tee mit Weißbrot. „Aus dem Café de Foy, es ist gleich um die Ecke."

Polycarpe aß und trank schmatzend. „Schokolade wäre mir lieber."

„Morgen, morgen, mein Freund; du sagst meiner Base, wie du es gewohnt bist, und sie richtet sich nach deinen Wünschen. Und jetzt suche ich sie auf und bestelle dein Zimmer."

„Laß mich nicht zu lang allein!"

„Ein Stündchen höchstens." Artemis band sich eine großknollige Perlenschnur, die der Deputierte von Chiron andachtsvoll für echt hielt, um Stirn und Hinterkopf und ringelte kokett die schwarzen Krauslöckchen darüber. „Ich eile."

Allein, allein im weiten Bett, dehnte der Exsteuerpächter die Glieder und gähnte. Genau genommen — es behagte ihm in Paris gar nicht übel. Was man da in ein paar Stunden erlebte — mehr als in Chiron in zehn Jahren! Gott beschützte ihn sichtbarlich. Und das Glück, daß er das liebe Mädchen fand, das so mütterlich sorgt! Seine Zuversicht wuchs. Neugierig war er bloß auf das versprochene Zimmer in der Rue Crebillon. Plötzlich fiel ihm der Anlaß seines Pariser Aufenthaltes ein — der Konvent. Sein Herz klopfte, sein Gemüt umdüsterte sich. Es half alles nichts, der stand ihm noch bevor. Der Gedanke an die schlimmen Konventmänner vertrieb den Rest von Schlaf, vertrieb sogar die Freude am gemächlichen Hinliegen; auch die anderen unangenehmen Dinge, die er erfahren hatte — über das Unglück des Königs und die schrecklichen Gefahren, die überall lauerten — tauchten in seiner Erinnerung auf und er beschloß, sich zu waschen, anzukleiden und auf die Rückkunft des roten Schmetterlings zu warten. —

Mutter und Tochter Bicornou wußten die Ehre, ein Mitglied des Konventes zu beherbergen, wohl zu schätzen. Diese erfreuliche Botschaft brachte Artemis und schlug vor, Jean Baptistes künftige Wohnung sofort zu besichtigen.

„Mutter und Tochter?" fragte er beklommen. „Von einer Tochter hast du mir nichts gesagt!"

„Michelle heißt sie und beißt nicht. Du brauchst keine Angst zu haben, sie ist ein gutmütiges Schaf."

Also war er mit der Besichtigung einverstanden.

Aber auf der Straße, unter den Menschen, obschon sie sehr ungefährlich einhergingen, überkam Jean Polycarpe wieder seine verwünschte

der Sache rechtzeitig vertraut. Einer guckt es dem andern ab, wie man sich bei der Prozedur benimmt!“ Artemis sagte das sonderbar herb, mit einer seltsamen Betonung; indessen klirrten bei jedem ihrer Schritte die Goldreifen an ihren Gelenken.

„Mach, was du willst, aber zum Revolutionsplatz bringst du mich nicht. Um keinen Preis. Und wenn kein anderer Weg in die Rue Crebillon führt, so . . .“

„Viele Wege und Umwege führen in die Rue Crebillon. Wählen wir einen Umweg. Du wirst schon noch deinen Geschmack ändern und die kürzere Linie vorziehen lernen; sei überzeugt mein Freund.“

Mutter und Tochter Bicornou empfingen Jean Baptiste Polycarpe mit würdiger Begeisterung. Die Mutter, die den Anschein erweckte, in ihrer Jugend nicht ganz so reizlos gewesen zu sein wie ihre Tochter, rollte runde, ausdruckslose Stielaugen gleich einem hungrigen Fisch und legte beredt los: „Bürger-Deputierter, seid willkommen! Möge es Euch bei uns gefallen; und meiner Base Artemis danke ich, daß sie Euch zu uns brachte. Das hier ist meine liebe Tochter Michelle.“

„Guten Tag“, sagte Jean Baptiste.

Michelle knixte; eine staunenswert unbedeutende Person unbestimmten Alters, mittellang, hager, ohne die leiseste Andeutung weiblicher Formen und mit Gesichtszügen, so säuerlich, als bisse sie gerade in eine unreife Zitrone.

„Michelle wird Euch zur Zufriedenheit bedienen, wird Eure Wäsche waschen und flicken, Eure Kleider ausbürsten und morgens den Kaffee zum Bett bringen“, versprach die Fischäugige.

„Ich ziehe Schokolade vor“, wahrte der Bürger-Deputierte seinen Standpunkt.

„Schokolade — Tee — Kaffee — Milch, ganz nach Wunsch. Ihr braucht nur zu befehlen. Meine Tochter ist gehorsam, nicht wahr, Michelle?“

„Ja, Mutter.“

„Du gelobst mir, für unseren lieben Gast zu sorgen wie für einen rechten Onkel?“

„Ja, Mutter.“ Zu jedem Ja nickte das säuerliche Mädchen ernsthaft.

Artemis mischte sich drein: „Zeig ihm das Zimmer, Base. Bevor wir den Mietsvertrag abschließen, muß Bürger Polycarpe entscheiden, ob es ihm gefällt.

Das Zimmer gefiel ihm, weil es ihn anheimelte. Das Bett überdachten gelbe Taffetvorhänge, auf der roten Mahagonikommode stand eine Uhr unter einem Glassturz und tickte in hohen Tönen; alles ähnelte ein wenig den Dingen im hellgetünchten Häuschen in Chiron;

„. . . anders darüber denken . . .“, plapperte er stumpfsinnig nach. „Nie, nie . . .“ Es schien ihm das unmöglich, im Anzug eines Geköpften einherzugehen und schielte nach Blutspuren; daß er keine wahrnahm, erleichterte ihn ein wenig.

Die Überraschungen häuften sich. Artemis führte ihn in Paris ein. „Siehst du, das große Gebäude ist der Louvre und daran anschließend sind die Tuilerien; die alte Reitschule, wo der Konvent seine Sitzungen abhält, wirst du heute nachmittag oder morgen sehen. Wir müßten jetzt einen Umweg dahin machen. Wenn es dir aber lieber ist . . .“

Morgen, übermorgen!“ sagte Jean Baptiste.

„Morgen also. — Jenseits der Seine, über der Pont des Arts, durch eine schnurgerade Straße kommt man in deine Wohnung in der Rue Crebillon und der nächste Weg dahin führt über den Revolutionsplatz mit der Guillotine.“

Da rammte Polycarpe beide Beine baumfest in den Boden und weigerte sich leidenschaftlich: „Nein, geh allein, Artemis, ich ziehe unter diesen Umständen mein Zimmer im Hotel de Virginie vor. Ganz bestimmt, ich ziehe es vor. Denk nur, wenn sie auf dem Revolutionsplatz gerade . . . wenn sie gerade . . .“ Den Satz zu vollenden, wagte er nicht.

Artemis zuckte die Achseln. „Wie furchtsam du bist! Seid ihr in Chiron alle solche Helden? — Hast du einmal ein hebräisches Buch gesehen?“

„Ja — beim Pfarrer Rossignole, der an gebrochenem Herzen starb, weil Lumpen das Schloß Champdivers plünderten.“

„An gebrochenem Herzen zu sterben, dürfen sich auch nur mehr Pfarrer erlauben. Hier stirbt man an gebrochenem Nacken.“

„Artemis!“

„Du weißt also, wie hebräische Buchstaben aussehen?“

„Ungefähr.“

„Nun ein solcher überlebensgroßer, rotgestrichener, hebräischer Buchstabe ist auch die Guillotine. Viereckig, mit einem schiefen Querstrich über den Seitenlinien. Den Anblick wirst du doch ertragen können!“

„Daß du mit so ernsten Dingen Spaß treiben kannst!“

„Spaß? Hebräische Buchstaben sind kein Spaß. Die Leute balgen sich um Plätze, wenn die Guillotine arbeitet, und nennen das zur roten Messe gehen. Seit September haben die wilden Männer im Konvent sie für permanent erklärt, um sie nicht immer neu aufstellen zu müssen, und fast jeden Tag wird sie gefüttert.“

„Wie kann man sich nur um ein so schauriges Schauspiel balgen . . .“ ächzte Polycarpe.

„Keiner hat die Bescheinigung in der Tasche, daß er morgen nicht unfreiwillig hingeführt wird, und da macht man sich eben mit

Desmoulins glühend und als er nach dem Süden reisen mußte, benahm er sich wie ein Verrückter. Nicht nur, daß er an sie hitzige Liebesbriefe schrieb, nein, auch an den Gatten, an Camille, schrieb er täglich. Und was, was glaubt Ihr wohl?"

„Keine Ahnung."

„Ich liebe Eure Frau bis zum Wahnsinn, Bürger — schrieb er; eine wunderliche Korrespondenz, nicht wahr?"

„Ja, wunderlich . . ." gestand Jean Baptiste, aber dachte schon eine ganze Weile nach, an wen ihn eigentlich Michelle erinnerte — und endlich fand er es: an einen in dumpfer Kellerluft ausgefärbten Krautkopf.

(Fortsetzung folgt.)

Das Maifest.

Von **Fritz Müller.**

Man schrieb schon den August, und die dritte Klasse der Töchterschule hatte noch immer nicht ihren Maiausflug gehabt. Wie das manchmal geht, einmal ist's das schlechte Wetter, ein andermal Vergeßlichkeit, ein kranker Lehrer oder so was. So heißt es offiziell. Im Grunde aber — das steht für alle Schüler, denen man den Maiausflug unterschlägt, ein für allemal fest — im Grunde ist es böser Wille.

Nur diesmal war es nicht so. Diesmal war Krieg. Diesmal ging's bei der Lehrerschaft der Töchterschule ein wenig taubenschlägig zu: der ging, die kam — der ging, die kam, immerzu, immerzu. Eine unerbittliche Umschichtung ging da vor, der Lehrer wurde durch die Lehrerin ersetzt. Das Vaterland ging durch die Straßen, stellte sich auch an den Schulhäusern auf die Zehenspitzen oder machte gar den Klimmzug an der Außenbrüstung der Fenster, um hineinzulugen, und wenn es einen Lehrer auf dem Katheder sitzen sah, unterbrach es seine Rede, leise, aber unüberhörbar an die Scheiben trommelnd: „Einen Augenblick, Herr Lehrer, das Vaterland will Sie draußen sprechen — den Unterricht übernimmt derweil ein Fräulein Lehrerin — ich habe sie gleich mitgebracht."

Nach solcher Rede klappte ein Lehrer nach dem andern an der Töchterschule sein Klassenbuch zu: „Lebt wohl, Kinder, ich bin im Feld bei einem neuen deutschen Aufsatz nötig — darf ich bitten, Fräulein Kollege . . ."

Bei diesem Hin und Her ging der versprochene Maiausflug in die Brüche. Aber die Schülerinnen der dritten Klasse hatten ein gutes Gedächtnis. Sie schickten im Juni die Ella Fridel zum Mahnen ans Katheder.

ein zierliches Tischchen schmückten weiße Porzellanschalen mit schmalen Goldstreifen und die zwei Fenster schauten auf einen freien Platz.

„In etlichen Minuten“, erläuterte Artemis, „bist du von hier im Luxembourggarten, wenn du Bäume sehen willst.“

„Ja“, stimmte Jean Baptiste ziemlich überzeugt zu.

„Schön und sauber, gut gelegen, bequem und billig“, ergriff Mutter Bicornou wieder das Wort. „Vor allem natürlich sauber, denn Reinlichkeit gehört zu meinem Beruf; ich bin nämlich die gesuchteste Hebamme im Bezirk.“

Polycarpe errötete. „Ach ...“

Die säuerliche Tochter errötete nicht. „Jeder Herr, der bei uns wohnte war zufrieden, und Ihr Vorgänger zum Beispiel —“, aber da schnappte ihre Mutter ein, die fürchtete, es könnte den neuen Mieter genieren, daß seinen Vorgänger in diesem Zimmer, einen kleinen Aristokraten, der Henker Sanson abgeholt hatte.

Die Fischäugige ermunterte den Bürger-Deputierten: „Entscheidet Euch, wenn ich bitten darf, eigentlich hat sich schon ein Kontrolleur der Finanzen auf den Salon vormerken lassen, aber da Euch meine Base so warm empfahl, habt selbstverständlich Ihr die erste Wahl.“

„Ich miete“, nickte Polycarpe.

Man einigte sich über den Preis, den Jean Baptiste nicht gerade zu niedrig fand, und der rote Schmetterling trug sich an, die Rechnung ihres Freundes im Hotel de Virginie zu begleichen und das Gepäck in die Rue Crebillon schaffen zu lassen.

So wohnte Papa Bon-Bon denn im dritten Stock einer Mietskaserne, dem Konventmann Desmoulins gegenüber und nicht weit vom Luxembourgpalast.

Das Gegenüber des berühmten Volksmannes rühmte Mutter Bicornou als besonderen Vorzug der Wohnung und beeilte sich, sofort einiges Wissenswertes über Desmoulins und Gattin mitzuteilen. „Er ist kein großer Redner, denn leider stört ein Zungenfehler seine Sprache“, sagte sie sehr geläufig, „aber er hat Geist und ist sonst ein angenehmer Mensch; nur mit dem Geld kann er nicht umgehen. — Michelle, tu dich in der Küche um, du brauchst nicht alles zu hören.“ Ihre Fischaugen blinzelten Polycarpe zu. „Das Mädchen ist noch ganz unwissend ...“ Und dann holte sie entschieden Atem: „Ja, Desmoulins hat Schulden, trotz seiner reichen Heirat; die Frau? Tralala, eine Zierpuppe, und vor den Leuten tun sie verliebt wie Turteltauben und doch weiß jedermann in der ganzen Straße, daß sie ihm Hörner aufsetzt — und was für Hörner! Er macht sich nicht viel daraus und scharmuziert mit den Weibern, die ihm gefallen. Denkt nur, was das für merkwürdige Menschen sind — Freron, der Komissär Freron, verehrte die Bürgerin

Die Klasse nickte ein wenig langsam.

„Ich bin sicher, er wird, wenn wir ihn so ein Stück verschnaufen lassen, dafür dankbar sein, und wir auch. Ein Maiausflug, auch einer im August, soll frei vom Krieg sein. Sind wir zurück, so mag er uns ruhig wieder seine harten Hände reichen. Ihr werdet sehen, er hat dann in diesen Händen eine Extrabelohnung für euch aufgespart."

Das Nicken war ein wenig eifriger.

Also abgemacht, am nächsten Donnerstag im Odenwald, und nichts vom Kriege!"

* * *

Mit Gesang zogen sie in den Odenwald. Die alten lieben Lieder waren's, und der alte Odenwald. Kein Wunder, daß da auch die alte unbekümmerte Maifestfreude aus der Friedenszeit zu keimen anfing, So, jetzt das ewigjunge Wanderlied: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen . . ." die rauhe Gegenwart des Krieges rückte in Theaterferne.

Und jetzt: „Wohlauf, die Luft geht frisch und rein" . . . nur noch wie ein efeuüberwachsenes Märchen schien der Krieg hereinzuragen: Es war einmal, es war . . .

Und endlich: „Der Mai ist gekommen" mit der entdeckungsfroh hinausgeschmetterten Verszeile „Es gibt so manche Straße, die nimmer ich marschiert" . . . der Krieg verschwand. War da überhaupt einmal ein Krieg gewesen . . .?

Fräulein Sperber lächelte im Marschieren: Es war doch gut, was sie geraten hatte. Auch von der teuersten Last muß die tragefreudigste Brust einmal entladen werden, damit die jungen Schultern spannkräftig in die Höhe schnellen konnten. „Der Krieg ist Krieg, und wir sind wir" — dieselben Schultern, die nachher sich froher wieder in die Lasten großer Zeiten stemmen würden.

Weiches lichtgrünes Gras huschelte auf dem schmalen Wanderwege über junge Mädchenfüße – was Krieg und Kriegsgeschrei, saht ihr im Frieden je ein reicher Gras als mich um frohere Gelenke spielen?

Rund vom Segen bogen sich die Äpfelbäume, schelmisch versteckt aus dunklem Laube lächelnd: Ja, ja, man trägt arg schwer in diesem Jahre, seht mich an . . .

„Habt ihr je einen wolkenloseren Himmel gesehen?" fragte Ella Fridel.

„Nein, nicht einmal an meinem Geburtstag neulich", sagte Hilde Schramm.

„Schade, daß heute niemand Geburtstag hat", meinte Marie Sturzenegger, „den könnten wir gleich feiern".

„Feiert nur zu", lachte Fräulein Sperber und zog den grünen Rucksack in einer Weise höher, als sei er federleicht, „feiert nur zu, es haben täglich Millionen Leute Geburtstag".

„Fräulein Sperber, der Herr Lehrer Römer hatte uns im Mai versprochen —“

„Ja, ja, ich weiß, aber die neuen Klassenlisten, die Notenlisten, die Handlisten, die Hauptlisten — ihr müßt mich später wieder dran erinnern, gelt?“

Dann schickten sie im Juli die Hilde Schramm vor. Die stand schon in der Maifestpolitik auf den Schultern der Ella Friedel, als sie fragte: „Fräulein Sperber, wir wollten fragen, ob Sie mit den Klassenlisten noch nicht —“

„Bald, Kinder, bald.“

Im August endlich ging die Marie Sturzenegger zum Sturmangriff über: „Fräulein Sperber, wir freuen uns so sehr, daß wir mit Ihnen in der nächsten Woche unsern Maiausflug doch noch machen dürfen.“

„Soo, hab' ich das versprochen — nun, denn gut, Kinder —“

Jubel über Jubel.

„— obgleich ich nicht recht weiß, Kinder, ob wir in diesen ernsten Zeiten —“

„Entschuldigung, Fräulein Sperber, aber im Mai, als es uns der Herr Lehrer Römer versprach, waren sie noch viel ernster —“, getraute sich die Hilde Schramm zu sagen.

„Ja“, ergänzte sie die Marie Sturzenegger, „ja, da fing's erst schüchtern mit Galizien an —“

„Während wir jetzt schon tief im Herzen Polens sind und vielleicht gar Warschau fällt“, stimmte Ella Fridel innig ein.

Die Lehrerin lächelte, überflog besinnlich das bittende, das fordernde, das versprechende Jungvolk und sagte: „Gut, am nächsten Donnerstage also in den Odenwald —“

Quecksilbern stieg eine lärmende Freude hoch.

„Halt, eine Bedingung ist dabei.“

Die Freude staute sich zurück, krause Besorgnis fältelte die glatten Mädchenstirnen: Wenn der Maiausflug auch im August noch an Bedingungen zerschellte, im September war er mausetot.

„Unser Maiausflug soll auch was besonderes sein, Kinder. Ihr habt seit einem Jahr unsern großen Krieg begleitet. Kein Tag und keine Stunde, wo nicht auch hier vom Krieg die Rede ist, direkt oder mittelbar. Mit dem Kriege seid ihr aufgestanden, an eurem Mittagstisch hat er gesessen, am Rande eurer Schulaufgabe saß er und nickte euch zu, in den Kreis eurer Turnspiele ist er geschlüpft, riesengroß uns überschattend hat er hinter mir auf dem Katheder gestanden, wenn ich zu euch sprach — wie wäre es, wenn wir ihm auf unserm Maiausflug die Ehre antäten, ja, die Ehre, ihn ein einzigmal zu Haus zu lassen?“

Ach, Kinder, es hat keinen Zweck, mich zu verleugnen, wir gehören nun mal schon zusammen.

Da fingen sie wieder zu wandern an. Mit einem zwiespältigen Schritt ging's der Kammhöhe entlang. Hier schnitten sie jetzt erst das Korn. Ja, ja, nickte es, auch auf der Höhe ist es nunmehr an der Zeit für mich — schneidet mich — schneidet mich . . .

„Fräulein Sperber, dort drüben ernten sie."

Die Sense rauschte. Wie immer war es. Nein, nicht wie immer. Dort drüben schwangen Frauen die Sensen, das war früher nicht. Die Männersensen hielten eine andere Ernte.

Jetzt rastete eine Schnitterin und stützte sich auf die Sense, schaute herüber, winkt und lächelt. Hilde Schramm will Bravo! rufen. Aber sie besinnt sich, daß das kein Theater ist. „Hurra!" ruft sie kräftig. Und „Hurra!" kommt's hell und frauenhaft zurück, und schon rauscht die Sense wieder: Brot fürs Volk, Brot fürs Volk . . .

Weiter gingen sie und trafen einen Mäher. Er ist alt. Aber seine Sense rauscht im gleichen Takt mit der der jungen Frau: Brot fürs Volk, Brot fürs Volk . . .

Ein noch größeres Kornfeld rückt heran. Viele Sensen blitzen hell. Aber die Arme, die sie führen, sind weder alt noch fraulich. Junge, feste Männer sind es. Ja, sind die nicht im — im — ? Rote Hosen leuchten auf und geben Antwort: Gefangene Franzosen. Und das Sonderbare packt die ganze Mädchenklasse mit einem einzigen Gedanken: Franzosenarme schneiden Korn fürs deutsche Volk.

Näher kommt man. Nach dem verbissenen Grimm auf den Gesichtern sucht man. Es ist keiner da. Sie sehen heiter aus, fast fröhlich.

„C'est un bon travail, Madame, bon travail", ruft einer, „mieux que faire rien — nixmaken, n'est-ce pas? Es sein gesund dies travail, n'est-ce pas?"

„Dös glaabst", freut sich Marie Sturzenegger plötzlich auf bayrisch, ihrer Muttersprache.

„Comment?"

„Dös glaabst bedeutet vous avez raison", vermittelt Fräulein Sperber.

„Aah, dös klapps, dös klapps", wiederholt er lächelnd.

Die Mädchen lachten alle und sehen Fräulein Sperber an: Nicht wahr, jetzt dürfen wir endlich wieder vom Kriege sprechen, von unserem Kriege? Aber Fräulein Sperber bleibt stumm: Noch nicht, noch ist die Zeit nicht gekommen.

Der Maifesttag neigt seinem Ende zu. Um biegt der Weg, nach Hause geht er. Gleich würden sie die Eisenbahn besteigen hinter jenem Dorf im Tal. Wie fein und friedlich liegt es da, wie odenwaldlich.

„Und wenn's keine Leute sind, dann sind's Geschehnisse", sagte Hilde Schramm, „nicht wahr, Fräulein Sperber, auch Geschehnisse haben ihre Geburtstage?"

„Freilich. Sicher hast du auf dem Abreißkalender heute Morgen nachgesehen, Hilde? Was war gleich heute vor so und so viel Jahren?"

„Heute vor fünfhundertachtzehn Jahren", schnurrte Hilde Schramm gelehrt herunter, „wurde der Steinschleifer und Spiegelmacher Johannes Gutenberg geboren, der die Buchdruckerkunst erfunden hat".

„Sieh mal einer an, wie gelehrt. Also die Hilde schlägt vor, den Geburtstag Gutenbergs zu feiern — womit wollen wir denn anstoßen, Kinder?" Aber da gab der Bach am Weg und die rappelnden Aluminiumbecher im Rucksack gleich die Antwort. Sie lagerten sich, sie bissen herzhaft in die mitgebrachten Brote, sie füllten ihre leichten Becher mit frischem Wasser —

„Hoch Gutenberg und seine schwarze Kunst!"

„Recht gebraucht, gibt's eigentlich keine lichtere", schaltete die Lehrerin ein, „es ist mit allen Dingen so: Richtig angewendet und betrachtet strömt aus dem Dunkelsten das Licht."

„Zum Beispiel aus dem Krieg", sagte Ella Fridel leichthin, absichtslos und — schlug sich selber auf den Mund. Ach so, der Krieg, den gab es heute nicht. Sie wollte sich entschuldigen. Aber da bemerkte sie, daß die andern taten, als hätten sie das Kriegswort nicht gehört. Sie wollten es ihr leichter machen.

Da schwieg sie. Auch die andern schwiegen. Die Pause hockte dick im Gras, unbekümmert um die Grasflecken an den Knien, und sah stumm einen nach dem andern an. Da erkannten sie, daß der Kriegsuhrpendel, den sie für heute im Schwingen aufzuhalten wähnten, dennoch sein Tick gemacht hatte. Daß es keine Macht auf Erden gab — geschweige ihre Mädchenhände — die den ehernen Pendelschlag der Zeit auch nur um ein einziges Tick und Tack betrügen könnte. Der Schwall zurückgedrängter Gedanken schlug mächtig über alle Wehr des späten Maifesttages. Man nahm sich freilich scharf zusammen, um nicht mehr davon zu sprechen. Aber die Gedankentore waren eingestoßen, weithin überflutete der Krieg das alte Denken wieder.

„Sieh mal, Hilde, dort drüben ist ein Reh." Aber auf dem Kopf des Rehes wuchsen Schwerter statt Geweihe.

„Ach, Fräulein Sperber, sehen Sie, wie komisch dieser Staubschwamm stäubt." Aber aus dem Staub ward Schlachtendampf.

Aus dem Feld flog eine Krähenwolke auf: Fliegerschwärme mit verderblichen Geschossen.

Und wie sie sich auch mühten, unbefangen an dem Krieg vorbeizureden, um so unbeugsamer sah er sie aus unverwandten Augen an:

„— den Gutenberg durchstreichen und Warschau dafür —", sprudelt Ella Fridel heraus.

„Nein, verehrtes Fräulein", sagt die Lehrerin mit ein wenig Ironie, „nichts wird durchgestrichen, der Steinschleifer und Spiegelmacher Gutenberg war uns so nötig wie unsere Soldaten, die jetzt der Festung Warschau Steine schleifen und einen Riesenspiegel bauen, der ihre strahlenden Taten weithin in die Geschichte werfen wird und —"

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein", haben die Jungen das Singen wieder aufgenommen.

„Fräulein, wir wollen mitmarschieren", bittet die dritte Klasse.

„Hm, Zeit wäre noch ein wenig — Jungens, wohin wollt ihr denn?"

„Aufs Kornfeld hinüber, wo die Franzose' arbeite'."

„Die Franzosen? Und was wollt ihr da?"

„Wir wolle's ihne' sage'."

„Was wollt ihr ihnen sagen?" fragt das Fräulein und weiß es doch.

„Ei, daß Warschau gefalle' is — also, wenn Ihre Freileins mitwolle', hopp, sonst höre' se auf zu arbeite' . . ."

Der dritten Mädchenklasse ist es, als schlügen die Wogen von vorhin zurück vom Ufer, als schnitten sich widerstreitende Wellen mitten in ihre jungen Herzen. Der Krieg, der Krieg . . .

„Nun, Kinder", wendet sich die Lehrerin an ihre Maifestklasse, „geht, wenn ihr wollt, ich lege euch nichts in den Weg."

„Nein, Fräulein, da gehe ich nicht mit." Hilde Schramm hat es zuerst gesagt.

„Ich auch nicht — ich auch nicht — ich auch nicht", sagt die ganze Klasse. Die ganze Klasse? Nein, die Marie Sturzenegger ausgenommen. Die hat den Mund nicht bewegt. Die ist plötzlich in ihrer ganzen langen Aufgeschossenheit dem Anführer der Dorfjungen an die Fahnenstange gesprungen und schüttelt sie — sie meint den Jungen damit: „Du, hör mal, ich geh mit — jawohl, ich geh mit und wenn ihr die mit den roten Hosen verhöhnt, während sie für uns das Korn abschneiden, dann — dann kratz ich euch die Augen aus."

Betroffen stehen die Dorfjungen mit ihren Fahnen da. Das wilde, drohende Mädel schauen sie an, die Lehrerin —.

„Brav, Marie, das war schön", sagt diese, „und ihr Jungen, sagt mal, wer von euch hat seinen Vater im Krieg?"

Wie im Klassenzimmer geht ein Finger in die Höhe, dann mehrere, fast die Hälfte sind es.

„Nun, denket euch einmal, Jungens, es wäre umgekehrt — Berlin gefallen —"

„Kinder, wir müssen nach der Zeit sehen“, sagt Fräulein Sperber.

„Eben schlägt die Kirchturmsuhr hinter jenen Bäumen“, antwortet Ella Fridel.

„Still! Zählen! Eins, zwei, drei, vier, fünf —“

„Nein, Fräulein, das ist kein Uhrenschlag, das ist was — was anderes“, sagt Hilde Schramm unsicher und streicht sich das ungebärdige Haar aus der sommerheißen Stirne.

Die Glocke schlägt und schlägt, tief und lang, dann kurz und stammelnd, dann wieder tief und lang.

„Ja, Fräulein“, schreit plötzlich Marie Sturzenegger, bleibt stehen, wirft die Arme in die Höhe, daß der Rucksack schwingt, „ja, Fräulein, es ist doch die Zeit, es ist die Stunde.“

Alle sind sie hinter den Büschen stehen geblieben. Ein Odenwälder Apfelbaum schüttelt sich sacht. Eine Hummel summt. Ein Mückenschwarm fliegt auf und tanzt einen wilden Tanz mitten ins Gesicht von Fräulein Sperber hinein. Die wehrt ihm gar nicht, weil sie ihn nicht spürt, nur sieht. Die horcht jetzt auch seltsam bewegt auf jene Klänge. Die werden stärker, immer stärker. Jetzt dröhnen sie, jetzt jauchzen sie, jetzt machen sie einen wahnsinnigen Saltomortale in der Sommerluft.

„Aber, wenn's doch nur Feierabendleuten wäre?“ murmelt die Lehrerin. Da ist die Ella Fridel wie ein Junge um das Buschwerk herumgelaufen, späht und späht.

„Fräulein“, ruft sie, „Fräulein, eine Fahne kommt heraus — es ist kein Abendläuten — es ist der Krieg, es ist der Sieg!“

Niemand sagt mehr ein Wort. Die dritte Mädchenklasse geht zitternd einen steilen Steig herunter, erst verhalten, dann laufend, in Sprüngen schließlich.

„Noch eine Fahne, Fräulein — eine dritte — lauter Fahnen, das ganze Dorf ist in Fahnen!“ Das weht und flattert und züngelt.

„Fräulein, ich kann die Glocke schwingen sehen im Gestühl!“ Der Kirchturm ist oben durchbrochen. Man sieht hindurch auf einen kleinen See. Jetzt schwingt eine dunkle Masse dazwischen. Fort ist der See. Nun kommt er wieder.

Nimmer enden will es, das Geläute. In die Weite greift es. Alles, was lebendig ist, zieht es an sich: Mir gehörst du, mir, und ich gehöre dir — du und ich, wir feiern einen Sieg.

Um die Ecke biegt es singend. Kinder mit Fahnen kommen.

„Warschau!“ schreien sie, nur dies eine Wort.

„Warschau!“ jubelt die Maifestklasse zurück, wieder nur das eine Wort.

„Hilde Schramm“, sagt die Lehrerin seltsam ruhig, um ihrer Bewegung Herr zu werden. „Hilde Schramm, du kannst auf Deinem Abreißkalender —“

dahin, wo die Feste der Starhemberger stand, man wußte viel von seinem Reichtum zu reden, mehr noch von seiner Tochter Schönheit. Und war der Baltram nur ein Bauer, so sollte seine Tochter dereinst eine Edelfrau sein; das war des großen Baltram Lieblingstraum.

Baltram, dein Kind ist schön; siehst du das nicht? Baltram mit den grauen Haaren, warst du niemals jung? In den Tannenwipfeln raunen verträumte Märchen und der Fuchs schleicht durch den dämmernden Wald; ans Rauben denkt er nicht. Da kannst du ruhig schlafen, blinder Baltram?

Ein anderer wacht für dich. Rodl der Knecht hört und sieht doppelt gut, denn in seinem Herzen nagt das Begehren und seine Sinne stachelt die Eifersucht. Da schlich wer über den Hof und oben knarrte leise die Kammertür. O, Rodl der Knecht hört gut! Und er sieht auch scharf: Dort in der Mauerecke auf der alten Holzbank unter dem Fliederbusche gleiten silberblaue Mondlichtflecken auf und nieder, hin und her, wie die laue Nachtluft die Zweige bewegt. Sie gleiten lautlos über Mauer, Boden und Bank, über blondes Seidenhaar und rosige Wangen, über ein gebräuntes Antlitz mit dunklen, heißen Augen — und die beiden sind so nahe — so nahe — — — o, Rodl der Knecht sieht gut! Von der Hecke herüber flüstert es, Rodl der Knecht hört einen unterdrückten Jubellaut, dann ist's lange, lange still. Da ballt der bleiche Knecht die Faust, ein häßliches Lächeln verzerrt sein Gesicht. Ihr sollt ihn kennen lernen, Rodl den Knecht!

„Jungfräulein, Ihr küßt in der Nacht den Sägeknecht auf den Mund! Jungfräulein, macht mir die Kammertür auf und niemand soll's wissen, was ich weiß. Rodl der Knecht ist so gut, wie Hans der Säger. Jungfräulein Magdalena, wenn der Mond sich hebt, laßt mir die Kammertür offen; niemand soll's wissen — niemand — —"

Der Baltram vom Stein weiß nicht, warum sein Kind so traurig ist die letzten Tage her. Er sieht ihre Wangen blassen, er hört keine Lieder mehr, wohl aber schwere Seufzer. Und Rodl der Knecht sagt eines Tages zum großen Baltram: „Herr, euer Kind küßt in der Nacht Hans den Sägeknecht auf den Mund." Der Baltram vom Stein wird dunkelrot im Gesicht und hebt die schwere Faust zum wuchtigen Schlage. Aber Rodl der Knecht fällt vor ihm auf die Knie und ruft: „Herr, erschlagt mich, wo ich nicht die Wahrheit spreche!" — Dem Blicke, den der wilde Baltram auf den Knecht richtet, hält kein Lügner stand, aber Rodel der Knecht hält ihn aus. Ihr sollt ihn kennen lernen, Rodl den Knecht! so kichert er in sich hinein, wie er draußen ist. — Die blonde Magdalena steht am Brunnen mitten im Hofe und trällert ein Liedl. Der Baltram traut seinen Ohren nicht, da er sie wieder singen hört; ordentlich warm wird's ihm. Er tritt in

„Oh!“

„Nur denken sollt ihr's — eure Väter in einem Dorfe Frankreichs gefangen — schneiden Korn für die Franzosen — da kommen die französischen Schulbuben, stellen sich auf, vor den fleißigen Sensen, höhnen, spotten, kreischen: Berlin gefallen, he —, wie dünkt euch, Jungen, daß das wäre?“

„Gemein“, sagt ein Junge im hintern Glied aufgeregt und ehrlich. Der Junge an der Spitze hat die Fahne gesenkt und herumgedreht, dem Dorfe zu. Auch die anderen Jungen wenden sich.

„Auf die Fahne!“ schreit die Marie Sturzenegger, „Warschau ist gefallen! Wir marschieren mit!“

Und auf einmal hat der brave Junge im hinteren Gliede der langen Marie Sturzenegger seine Fahne übertragen. Die schwingt sie. Wie in einem Nebel sieht sie ein strahlendes Gesicht ihrer Lehrerin. Und schon haben sie sich alle in Marsch gesetzt, dem Dorfe und dem Ende ihres Maifesttages zu, singend, rufend, lachend, fahnenschwingend . . .

Der Hausstein.

Eine Erzählung aus der Vergangenheit von **Bruno Ertler.**

Der Bauer vom Stein war sein eigener Herr. Baltram Hochleitner hieß er, Baltram vom Stein, so nannte er sich selber. Warum sollte er's nicht? Stand doch wie eine Ritterburg sein festes Haus auf dem Steine, auf dem jähen Steine, der klobig und trotzig in den Himmel ragte, hoch über die dunklen Tannenwipfel hinaus, der den Leuten im Tale draußen seine blendweiße, glasglatte Wand wies, so wie ein kühner Recke seinen harten Schild dem Feinde entgegenhält: Komm' an, wer Mut hat! Frei war der Baltram vom Stein, freier als alle die Ritter und Grafen, die dem Kaiser folgen mußten, wenn er ins Heerhorn stieß, wie eben jetzt wieder, da die wilden Heiden das heilige Wien umdräuten. Was ging das den Baltram an? Stolz war der Baltram vom Stein und ein mächtiger Herr. Wenn er gab „dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist“, so tat er es so stolz und groß, daß alle sich sagten: er tät' es nicht, wenn er nicht wollte. Und die Bauern aus dem Muggendorfe, die Jäger aus dem Purpachtale, die Bergleute aus der Arz, die Müller und Säger von der Myra und die Kohlenbrenner aus den finsteren Bergtälern: sie alle ehrten ihn als ihren König.

Die blonde Magdalena war des Baltram einzig Kind. Sein Weib war lange tot. Man kannte den Baltram weit im Lande, bis

so mag er sehen, wie er sein Lieb im finsteren Keller findet. Man soll des großen Baltram Macht nun auch fürchten lernen.

Rodl der Knecht schleicht die Kellerstiege hinab; er ist zum Kerkermeister gemacht worden und besitzt die Schlüssel. „Jungfräulein, wollt Ihr vernünftig sein? Jungfräulein, Ihr seid schön! Sollt Ihr im Kerker verderben? Schmäht und hasset nicht Rodl den Knecht; hört Euch doch niemand — niemand hört und sieht uns, Jungfräulein Magdalena; wollt Ihr vernünftig sein, so ist Euer die Freiheit. Weinet nicht, Jungfräulein, lachen sollt Ihr und lieben! — Teufel nennt Ihr mich? — ei — Ihr sollt mich noch Engel nennen!“ Und Rodl der Knecht schlägt die Türe zu und ballt die Fäuste und kichert: „Ihr sollt mich noch kennen lernen!“

Die Straße, die sich ins Tal hinausschlängelt, wimmelt von Menschen: Männer und Weiber und hochbepackte Karren in langer Reihe. Voran flattert eine blaue Kirchenfahne, und wenn der Wind sich wendet, weht er abgerissene Klänge herauf nach dem Steine. Es ist das Lied von der heiligen Jungfrau Maria. Der seltsame Zug bewegt sich vom Tale herauf dem Gebirge zu. Der Baltram weiß sich die Erscheinung nicht zu deuten und will just einen Buben den Stein hinunterschicken, zu fragen, was das wäre. Da kommt Hinz, der Müller von der Myra, atemlos zum Hoftor hereingelaufen. Den Mantel hat er überhängen und drunter guckt ein langes rostiges Schwert hervor. In der Hand hält er einen eisenbeschlagenen Prügel, und wie ihn der erstaunte Baltram eintreten heißt, wehrt er mit beiden Händen heftig ab. Baltram vom Stein! Die Zeit ist erfüllt, das Gericht ist nahe! Schon brennen die Dörfer und Höfe im Tale, schon liegen die Menschen erschlagen! Baltram vom Stein, laß dein Haus hinter dir und rette dein Leben!“ Das Gesinde, das sich rasch versammelt hatte, läuft nun schreiend und fluchend durcheinander: „Die Türken! Die Heiden! Herr, rette uns vor ihrem Schwerte!“ Sie greifen nach Gabeln und Äxten, nach Heiligenbildern und Rosenkränzen, sie fliehen in Gruppen und einzeln den Stein hinab; wer mag sie halten? — Noch viel des Schreckens weiß der Müller zu berichten, von Raub und Mord, von Blut und Brand, von Schändung und Verrat, dieweil der Baltram sich zum Gehen fertig macht.

Rodl der Knecht hat noch einen Gang zu tun, ehevor er den Hof verläßt. „Das letzte Mal seht Ihr mich hier! Wollt Ihr vernünftig sein?“ Und er kommt ihr näher. „'s gilt Euer Leben, Jungfräulein Magdalena!“ Wild schlägt sie dem Zugreifenden mit der Faust ins Gesicht: „Teufel, fort von mir!“ Da blitzen seine Augen in rachgieriger Wut und heiser bebt seine Stimme, wie er ruft: „So magst du hier verderben, wahnwitzige Hexe! Der Hof ist leer, die Türken

die offene Tür und horcht dem Liede und wundert sich baß: Es ist ein Lied vom Schatz, von der Liebe und vom Grabe, ein uraltes Lied. „Wer lehrt dich solchen Sang?“ fragt der Baltram. Die Magdalena fährt erschreckt herum und ist glührot im Gesichte. „So — halt — die Leute — das Gesind' —“ stammelt sie verwirrt. Aber der Baltram hört sie nicht an. Er hat einen Edelweißstern an ihrer Brust gesehen und fragt, indem er rasch auf sie zukommt: „Und wer gibt dir diese Blumen?“ Da sinkt sie vor ihm nieder, ergreift seine Hand und lacht und weint vor Glück und Leid. Des Baltram Blick wird hart wie Erz und härter sind seine Worte. Er wolle sehen, wer der Herr sei auf dem Steine! Ihr, seinem Kinde, vergebe er dies eine Mal noch, aber Hans der Säger sei ihm und allen Leuten vom Steine vogelfrei. Wer ihn innerhalb des Ringes träfe, dürfe ihn erschlagen. Damit wendet er sich und läßt die jammernde Magdalena allein. Wie aber der Mond heraufkam und sein Lichtfleck in der Stube des Baltram von der Decke die Wand hinab und über den Fußboden kroch, da pocht es leise an die Tür und Rodl der Knecht gleitet herein. Er winkt seinem Herrn und der Baltram vom Stein folgt ihm auf die Holzveranda hinaus. Er hört ein leises Schluchzen und es raschelt im Fliederbusch. Da springt der Baltram mit wildem Schrei in den Hof hinab und stürzt nach der Mauerecke hin. Ein Schatten huscht dem Tore zu; dieses aber verstellt Rodl der Knecht und treibt nun Hans, den Säger, vor sich her gegen die Hangmauer hin. Der wilde Baltram vertritt dem Flüchtling den Weg und Rodl, der Knecht schwingt ein Beil über dem Haupte.

Aber Hans der Säger will leben. Mit einer Hand stößt er den Baltram derb von sich und mit der anderen schwingt er sich kühn über die Hofmauer am jähen Abhange. Ein schrecklich wilder Schrei gellt in die Nacht und weckt das Echo in den Wänden. Rodl der Knecht lugt vorsichtig über die Mauer hinab; dort fällt die Wand des Steines glasglatt in die Tiefe ab; noch keiner hat diesen Weg gewagt. Ein Stein kollert in die unendliche Tiefe; man hört ihn nicht mehr, wenn er unten anlangt. Es ist plötzlich leichenstill geworden. Die Magdalena ist mit jenem gellenden Schrei vor der Bank hingesunken und der mächtige Baltram steht regungslos wie ein Steinbild und starrt auf die Hangmauer. Tief drunten raunen die Tannenwipfel einander uralte Sagen zu und das Brausen der wilden Myra ist so deutlich hörbar, als gischte der Wildbach den Stein hinn.

Der große Baltram steht hoch auf dem jähen Steine und sieht finster ins Land hinaus. Und wenn der tolle Fant, der Säger-Hans, allnächtlich sein Leben wagt und den Stein hinan- und hinabklimmt, um, dem mächtigen Baltram zum Trotz, die schöne Magdalena zu küssen,

kommenes Asyl; sie verrammeln den Eingang mit Steinen und Holztrümmern und lassen nur ein schmales Türloch frei; dann kauern sie bald im innersten Winkel und schlafen ein vor Ermüdung. Hinz der Müller hat die Nachtwache am Ausgange; da schleicht wer leise aus der Höhle der Türluke zu und wie Hinz der Müller schärfer zusieht, erkennt er den Baltram vom Stein. Er ruft ihn an und sucht ihn zu halten, aber der Baltram drückt dem Müller nur die Hand und sagt ihm ein düster entschlossenes Lebewohl. „Baltram!" flüstert der Müller, „du gehst in den Tod!" „Wär' nur gerecht", sagt der Baltram und verschwindet in der Nacht. Der Müller hört noch eine Weile, wie der Baltram seinen Stock in den Boden stößt und wie seine Nagelschuhe an den Steinen knirschen. Dann ist's unheimlich still. Dem Müller ist es zum Sterben bange. —

Der Baltram eilte durch die Wildnis hinab; er hat kein Denken und kein Fühlen mehr, es ist ihm als müßten die Steinwände auf ihn herniederstürzen. „Mörder! Mörder du!" brüllte der Wildbach. — Es ist oft ungewöhnlich hell im Tale und riesengroße Gespensterschatten huschen über die Wipfel und Wände. Und wie der Baltram vor den Wald hinaustritt, so daß er den Stein ganz übersehen kann, da flirrt's ihm vor den Augen, da fährt er mit der Hand nach seinem Herzen. Riesengroß, wie eine mächtige Fackel mit schwarzem Schafte und rotloderndem Kopfe ragt der Stein in den fahlen Nachthimmel und oben brennt in majestätischer Flamme das Haus des mächtigen Baltram. — Sinnlos wankt der Baltram, schwer auf den Stock gestützt, durchs Dickicht, immer weiter, immer weiter, er weiß selbst nicht wohin. Tausend Hände greifen nach seinem Mantel, ein gieriges Rachegespenst hängt sich mit kralligen Fängen an seine Füße; aber er sind nur die harten Dornsträucher, die ihm Kleid und Strümpfe zerreißen, wenn er in irrer Hast durch den Wald jagt. Schon graut der Morgen, schon ist der rote Feuerbrand auf dem Steine langsam zur grauen Rauchsäule geworden. Erschöpft, mit zitternden Knien hält der Baltram in seiner Flucht inne. Wenige Schritte vor ihm hebt sich die jähe Wand des Steines aus Geröll und Felszacken fast lotrecht zur Höhe empor, wo das Haus stand. Und wie der Baltram den irren Blick erhebt, da sieht er einen blauen Tuchfetzen an einer Felsenkante flattern. Der Baltram geht noch einige Schritte gegen die Wand hin und biegt die Zweige eines Sauerdornstrauches auseinander. Da wirft er plötzlich beide Arme in die Höhe, den Bergstock schleudert er weit von sich und mit einem gurgelnden Röcheln bricht er tot zusammen. — Am Fuße der Wand lag mit zerschmetterten Gliedern Hans der Säger; sein linker Arm war um die blonde Magdalena geschlungen, der ein Pfeil im Halse stak. — — —

kommen! Die werden dich schon kirre machen!" Und fort ist er und verriegelt die Türe von außen. Wer mag das verzweifelte Schluchzen der Magdalena hören? Der Keller ist tief und die Mauer fest. Im Hofe wartet Rodl der Knecht auf seinen Herren; er ist der einzige, der geblieben ist. Der Baltram kommt mit dem Müller aus dem Hause; am Tore erinnert er sich seiner Tochter. „Ist mit dem Ingesind' schon weit voraus", sagt der Knecht, „wir treffen sie im Tale drunten". Es ist dem Baltram gar schwer ums Herz, daß er sein Kind in dieser Stunde nicht sehen kann. Wie sie so den Stein hinabschreiten, der Baltram finster und schweigend voran, die beiden anderen gedämpft redend hinterher, da wird plötzlich ein scharfes, taktmäßiges Schlagen auf den steinigen Boden hörbar. Ins struppige Unterholz geduckt sehen die drei Männer im nächsten Augenblicke zehn bis zwölf Reiter um die Buschecke kommen. Die Türken! Wild und schrecklich sehen sie aus, furchtgebietend drohen ihre Waffen; ihre Sprache, ja selbst ihr Lachen ist roh und widerlich. Des Baltram nervige Hand krallt sich fester um den Bergstock; er macht eine heftige Bewegung, aber Hinz der Müller drückt ihn nieder. Die Türken reiten langsam den Stein hinan, die Drei eilen desto schneller zwischen Baum und Busch auf weichem Moose dem Tale zu. Da schlägt lautes Reden an ihr Ohr und des Baltram scharfes Auge erkennt die Leute vom Stein. Wie der große Baltram, Hinz der Müller und Rodl der Knecht aus dem Walde treten, schweigen die Leute erst einen Augenblick erwartungsvoll still. Mit einem Male durchschwirren hundert ängstliche Fragen die Luft: „Wo ist die Magdalena?" Der Baltram wankt, Rodl der Knecht wird bleich; da fällt sein tückischer Blick auf Hans den Säger, der hoch mitten unter den Leuten steht, und mit laut höhnender Stimme ruft Rodl der Knecht Hans dem Säger zu: „Wo sie ist? Ei, auf dem Steine! Hol' sie dir! Bist ja manche Nacht — — —" Das war sein letztes Wort; Hans der Säger hat ihm sein Messer in die Brust gestoßen und eilt nun in langen Sätzen den Stein hinan, die blutende Waffe hoch in der Rechten schwingend.

Auch der Baltram will auf den Stein zurück. Sie müssen ihn mit Gewalt fortschleppen, und erst als wieder ein großer Trupp Türken den Stein hinauf zieht, da beißt er sich auf die Lippen und schüttelt die Faust gegen den Himmel hinauf und geht dann völlig gebrochen und stumpf mit den anderen. Sie durchwaten die wilde Myra und steigen die Höhe zur anderen Seite des Tales hinan, immer durch Waldgestrüpp und Dickicht. So gelangen sie endlich in die wildklüftigen Steinwände, wo das Wildwasser zornig gischtend schon tausend und tausend Jahr den felsigen Weg hinunterschäumt. Hoch droben hebt sich ein jäher Fels empor, an dessen Fuße schwer zugänglich eine Höhle gähnt. Das feuchte, dunkle Felsenloch wird den Flüchtigen ein will-

„Die Schauspielkunst!“ rief einer der Komödianten und warf sich in die Brust.

Saß ein junger Dekorationsmaler da, der brummte halb aus sich heraus und halb in sich hinein. „Lächerlich. Sehr lächerlich.“

Was er meine, das so sehr lächerlich wäre?

„Die Schauspielkunst ist die leichteste“, sagte der Maler.

„So!“ versetzte einer der Schauspieler, „haben Sie einen Begriff, Martinelli, wie und womit ein Mime schafft? Der Maler hat seine Farbe, seinen Pinsel, der Bildhauer seinen Marmor, der Komponist seine Instrumente. Des Schauspielers Stoff und Instrument ist einzig und allein seine eigene Person! Ich schaffe aus mir selbst.“

„Also wie der liebe Gott — aus nichts“, warf ein Boshafter ein.

Unbetreten fuhr jener fort: „Des Schauspielers Material ist der Mensch und sein Werkzeug ist der Mensch — “

„Eben darum“, entgegnete der junge Dekorationsmaler. „Ich führe den Pinsel nicht zum schlechtesten, wie man sagt; ich male euch die Landschaften zu Dank. Aber die Menschencharaktere will ich euch noch besser malen. Eine Wette von zehn Flaschen Roten, ich trete als Schauspieler auf und werde Erfolg haben!“

Sie lachen. Angenommen wird die Wette. Der Prahlhans soll den Roten nur zahlen.

„Prost der neue Devrient!“

„Spottet nicht“, sagte nun der Kapellmeister des Theaters. „Wem Begabung beschert ist, dem scheint das Unmögliche leicht zu sein. Martinelli hat ein ganz respektables Komikertalent, tritt er in einer guten Possenrolle auf, so ist euch anderen der Rote hin, wie des Juden Seel'!“ — Damals lag nämlich in Tirol des „Juden Seel'“ noch schwer dahin und galt als Sinnbild alles Verlorenen.

Die Sache wurde ernst. Wenige Tage später spielte der Dekorationsmaler Martinelli auf dem Innsbrucker Theater zu einem wohltätigen Zwecke den Froschmirl in Nestroys „Tritschtratsch“. Das Haus war ausverkauft, der Erfolg ein ganzer. Die zehn Flaschen hatte er nicht bloß gewonnen, sondern selbstverständlich auch bezahlt, falls er Kleingeld zur Hand gehabt; sein reiches Talent hat ihm damals freilich noch niemand wechseln können. Martinelli warf den Pinsel weg und verlegte sich von nun an aufs Menschenmalen.

Das war im Jahre 1856. Dann ging das flotte Komödiantenleben an, nicht arm an Mühsal und Kämpfen, aber reicher an Freuden und Siegen. Martinelli war engagiert in München, Amsterdam, Linz, Graz, Wien, Prag. Wir Grazer hatten ihn neun Jahre lang, von 1864 bis 1873. Als wenig bekannter Komiker kam er, als Charakter-

Noch vor den Türken war der Hans auf den Stein gekommen. Als er nach langem Suchen endlich die Magdalena fand und mit ihr in den Hof kam, da stürmte auch schon die wilde Horde zum Tore herein. Es war kein Ausweg frei — oder doch — aber nur dieser eine. Mit starkem Arme hob der Hans die Magdalena empor und setzte mit ihr über die Hangmauer. Oft hatte er den Weg allein gemacht, nun galt's zu zweien den Stein hinabzugleiten. Und wie er, an den schmalen Vorsprüngen haftend, den schrecklichen Weg beginnt, da saust und schwirrt es um ihn her von Pfeilen, die ihnen nachgesandt werden; einer davon hat die Magdalena getroffen. Da tut der Hans einen weithin gellenden Juchschrei und einen kühnen Satz in die schwarze Tiefe, den Tannenwipfeln entgegen. Das war die Brautfahrt Hans des Sägers und der schönen Magdalena. —

Die Leute in der Felsenhöhle droben überlebten nur um einen Tag den Baltram vom Stein und seine Tochter. Sie hatten ein Feuer angemacht, dessen Rauch sie einer streifenden Horde verriet. Die Mauer am Höhleneingange wurde gesprengt und alle, die drinnen waren erlagen den Schwertern der Türken. — Die Höhle mit der Rauchritze und den Mauerresten ist noch heute zu sehen. — In der Erinnerung an ihre schreckliche Geschichte nennt sie das Volk das Türkenloch. — — —

Der Bergwind blies die Asche vom jähen Steine ins weite Land hinaus, der Regen hat das Gröbere weggewaschen. Nur ein paar Steine, zwischen denen Moos, Adlerfarn und Hirschzungen wuchern, liegen noch übereinander, wie sie einst gemauert waren. Eidechsen sonnen sich darauf und in dürrem Laube raschelt die Haselmaus. — Vom großen Baltram weiß niemand mehr zu melden. Nur weil ein Haus voreinst den Stein krönte, heißt er heute noch der Hausstein.

Vergangenheiten.

Von Peter Rosegger.

Ludwig Martinelli und Graz.

1876.

Da saßen sie beisammen zu Innsbruck — ich glaube, es war im „Grünen Krug" — und hielten ein leichtes, aber munteres Zechen, wie es denen von der Kunst ansteht. Es war Komödiantenvolk, aber auch Maler und Musikmacher gab's darunter; sie sprachen von ihren Künsten und jeder erhob die seine.

Plötzlich tat ein Verwegener die Frage: „Welche von den freien Künsten ist die schwerste?"

Das Wetter war trübe und frostig, es begann zu regnen und zu schneien. Die erwähnten Personen kamen ins Dorf Gollrad (nächst dem Brandhofe), kehrten dort im Wirtshause ein und die Frauensperson gab vor, der Knabe sei ihr außer Wegscheid nachgelaufen, sie kenne ihn nicht, wolle ihn nun aber zurücklassen, und die Wirtsleute möchten seine Zuständigkeit ermitteln und ihn nach Hause bringen. Die Wirtsleute und die anwesenden Gäste bezweifelten es, daß der Knabe aus der Gegend sei, seine Kleidung und sein Gehaben deute nicht darauf hin; sie wollten sich seiner nicht annehmen. So ging die fremde Frauensperson mit dem Kinde wieder davon gegen Seewiesen.

Wenige Stunden nachher kehrte der Gendarmenführer aus Wegscheid im Wirtshause zu Gollrad ein; diesem wurde der Vorfall berichtet und er machte sich sofort daran, die beiden rätselhaften Personen zu verfolgen. In Seewiesen erfuhr der Gendarm von zwei durchreisenden Frauenspersonen, eine mit (?), die andere ohne Kind. Der Gendarm marschierte nach Aflenz, wo man ihm in Karlons Gasthause angeben konnte, daß dort eine mit der Beschreibung vollkommen übereinstimmende Frauensperson eingekehrt sei, aber ohne Kind, daß sie sich aber noch spät abends eine Fahrgelegenheit nach Kapfenberg zum Bahnhofe gemietet habe. Sie nannte sich dort Luise Händel oder Händer und schien der Sprachbetonung nach der slowenischen Nationalität anzugehören.

Der Verdacht, daß es sich hier um eine Kindesweglegung oder gar um einen Mord handle, war immer lebhafter geworden. Die angestellten Recherchen ergaben, daß die Frau wirklich von Kapfenberg nach Graz gefahren, daselbst ausgestiegen und verschwunden war. Alle seitherigen Forschungen nach der Person sind erfolglos gewesen.

In Seewiesen hatten sich an jenem Tage sofort Leute aufgemacht, um das Kind zu suchen. Sie fanden dasselbe nach sechsunddreißig Stunden im Walde auf dem Seeberg, gänzlich durchnäßt und erstarrt, mit dem Gesichte zur Erde gekehrt, liegen. Das Gesichtlein war verzerrt, in die Haut desselben hatten sich Fichtennadeln eingedrückt. — Es gelang aber nach Anwendung von Belebungsversuchen, das arme Wesen wieder zum Leben zu bringen. Hernach wurde es zum Wirte und Postmeister von Seewiesen, Herrn Regensburger, getragen. Dieser wackere Mann nahm es in Pflege. Der Knabe machte eine lange Krankheit durch und nach dessen endlicher Genesung wurde er am 24. Februar dieses Jahres getauft. Er erhielt den Namen Karl (Auffindungstag) und den Beinamen Seeberger (Auffindungsort).

Das Kind konnte außer „Mama" kein verständliches Wort sprechen. Es wird vermutet, daß die mehrerwähnte Frauensperson seine Mutter gewesen, daß es sich aber an fremdem Orte in der Pflege befunden haben dürfte.

darsteller ersten Ranges hat er unsere Bühne verlassen. Jene Periode war die klassische Theaterzeit der Grazer.

Wer von uns aus jener Zeit erinnert sich nicht mit Vergnügen der markigen, naturwahren, humorvollen und tragischen Gestalten Martinellis? Oft geradezu vollendete Gestalten in Schauspiel, Lustspiel, Singspiel und Posse. In jeder Gattung hatte er seine Verehrer; uns war er in feinkomischen Rollen des Lustspieles lieb und im Volksstück am liebsten. Er war uns nicht bloß einer der bekannten „denkenden" Schauspieler, er war ein dichtender, und mancher Schauspielschreiber hat in der Meinung, diesem Schauspieler eine Rolle an den Leib zu schreiben, die Rolle von ihm abgeschrieben. Als in den siebziger Jahren die Volksstücke Anzengrubers kamen, wer hat uns den Wurzelsepp, den Steinklopferhans, den Meineidbauer je wieder so gebracht als Ludwig Martinelli? Anzengruber selbst, welcher der zwanzigsten Aufführung des „Pfarrers von Kirchfeld" in Graz beigewohnt hatte, versicherte, daß Martinellis Wurzelsepp keiner übertreffe; später behauptete der Dichter sogar, daß ihm keiner nahekomme. Ludwig Martinelli blieb den Grazern zugetan. Die Steiermark, die er als Naturfreund und Jäger so oft durchstrichen und wo er so manche seiner Volks- und Charakterstudien gemacht, Graz, in dem er recht eigentlich zum Künstler gedieh, ist ihm, wie er selbst wiederholt äußerte, seine zweite Heimat geworden. Schon sein Vater war als Dekorationsmaler hier tätig gewesen. Von diesem zum Techniker bestimmt, hat Ludwig (geboren in Linz 1833) einige Zeit in Graz studiert. Dann legte er hier seine alte Mutter zu Grabe. In Graz fand er auch seine Lebensgefährtin, mit welcher er sich eine glückliche Häuslichkeit gegründet hat. Die „fesche Seeberger!" sie ist uns als Naive in bester Erinnerung, und mancher lebt heute noch, welcher der vierjährigen Actrice erstes öffentliches Auftreten in Graz gesehen hat.

Ein steirischer Kaspar Hauser.

1883.

Etwa vor einem Jahre hat sich auf dem Seeberg in Steiermark ein Vorfall zugetragen, der meines Wissens nicht in die Öffentlichkeit gelangte, obzwar er weiteres Interesse beansprucht und bedarf. Ich erhielt erst vor kurzem davon durch die Zuschrift eines Touristen Kenntnis, habe mich bei maßgebenden Personen um die Sache erkundigt und folgende Mitteilung erhalten: Am 3. November 1882 wurde auf dem Wege von Gußwerk bei Mariazell nach Wegscheid, beziehungsweise Seewiesen eine Frauensperson mit einem etwa dreijährigen Knaben gesehen. Die Frau dürfte in den zwanziger Jahren gewesen sein und schien der Kleidung nach den besseren Ständen anzugehören. Sie mißhandelte den Knaben und suchte ihn mehrmals von sich zu jagen, aber ohne Erfolg.

und einander auf die Füße traten, war nebensächlich, aber ihn kitzelte der Ehrgeiz, der Rolle des Viertelmeisters Wolf, die er spielte, höheren Glanz zu verleihen, und so legte er sich eine Gesangsnummer aus dem „Spiegel von Arkadien“ ein, deren burlesker Text zu dem übrigen übersentimentalen Inhalt des tränenreichen Stückes in geradem Widerspruche stand.

Der Viertelmeister macht sich eben daran, die Kinder der Stadt Naumburg in weißen Sterbekleidern ins Hussitenlager zu führen, um durch den Anblick der unschuldigen Kleinen das harte Herz des Prokopius zu rühren. Schikaneder erschien auf der Bühne mit einem großen roten Regenschirme unterm Arme, was selbstverständlich sofort die größte Heiterkeit nicht bloß des Galeriepublikums, sondern auch im Parterre erregte. Die Mütter jammern, am meisten des Viertelmeisters Frau, denn sie hat unter der Schar der anscheinend dem Tode Geweihten acht Kinder. Der Viertelmeister sucht sie zu trösten — dann trat er vor die Rampen und sang folgendes Liedchen:

„Muß ich fern vom Weibchen leben,
So wird mir die Zeit so lang,
Nichts kann mir Vergnügen geben,
Und das Herzchen pocht so bang.

Es ist wahre Götterwonne,
Wenn das Weibchen Liebe lohnt,
Freut man sich der gold'nen Sonne,
Scherzt mit ihr beim stillen Mond.

Der will schlanke, der will runde,
Der will braune, der will blonde,
Der will schwarze, der brünette,
Der will magere, der will fette,
Der will blöde, der will feine,
Der will große, der will kleine!
Kurz, der Gusto ist verschieden,
Jedem fällt was anders ein —
Doch ich wär' nur dann zufrieden,
Wenn sie alle wären mein!“

Der Tumult, der diesem absonderlichen Abschiede folgte, kann man sich vorstellen. Ein Teil des Publikums lachte, andere — die Gefühlvollen, die durch die Sentimentalität der Szene tief gerührt waren — zeigten sich entrüstet nnd gaben ihrem Unmute über diese Verhöhnung und Störung ihres Gefühles durch Zischen lebhaften Ausdruck, manche, die ihrem Lieblinge alles nachsahen, applaudierten. Ein Sturm drohte, aber das Unwetter verzog sich wieder. Die Geschmacklosigkeit Schikaneders war natürlich — selbst einem Stücke wie Kotzebues Rührbrei gegenüber — sehr zu rügen, allein wir brauchen uns auf unseren geläuterten

Der Knabe mit dem zarten treuherzigen Gesichtlein und den blauen Augen lebt bei Herrn Regensburger in Seewiesen, wo er vorläufig ein Heim gefunden hat. Heute macht er den Eindruck, als seien ihm die deutschen Worte, die man ihm vorsagt, noch immer fremd, doch lernt er sie nachsprechen. Über die Herkunft des Knaben hat man bisher keinerlei Zeichen und Aufschlüsse erfahren können.

Schikaneder in Brünn.

Von **Emil Soffé.**

(Schluß.)

Von dem Standpunkte der Operette und des äußeren Bühneneffektes betrachtete Schikaneder die Aufgabe des Darstellers und des Direktors. Er horchte immer nach der Meinung der großen Menge, nie nach dem Urteile des Kenners; er rechnete mit dem Geschmack der Allgemeinheit und verfiel darum oft in Gemeinheit. Er übertrug das Charakteristische der Posse skrupellos auf das klassische Drama. In den „Räubern“ konnten ihm „Spiegelberg“ und „die Magistratsperson“ nicht genug komische Mätzchen machen; das Gefecht am Schlusse des zweiten Aktes verlegte er auf die Bühne und ließ es über fünf Minuten währen. Daß er dann im fünften Akte den Schloßbrand so realistisch als möglich darstellen ließ, ist selbstverständlich. Albin Flet, der den „Franz Moor“ spielte, mußte seine ganze Energie aufbieten, sich die Einwendungen des Direktors vom Halse zu halten, das heißt in diesem Falle, die dichterische Gestalt nicht zu einer vollständigen Karikatur zu machen. Und wie „Die Räuber“ so war die Römertragödie „Coriolan“ unter der Regie Schikaneders in Gefahr, zum Wiener Lokalstück zu werden. Der Direktor stattete das Stück aufs prächtigste aus, allein offenbar traute er den Versen nicht genug Wirkung zu und so richtete er sich das Stück nach seinem Geschmack ein und arrangierte am Schlusse des zweiten Aktes ein Volksfest. „Die Leute wollen was sehen“, war sein immer wiederkehrender Ausspruch. Er schwelgte in Massenzügen. Kotzebues „Kreuzfahrer“ und „Die Hussiten vor Naumburg“ paßten ihm so recht. Bei dem letztgenannten Stücke kam es zu einem kleinen Theaterskandal. Schikaneder, der sich als junger Prinzipal in Salzburg die famose Änderung des Schlusses von „Agnes Bernauerin“ erlaubt hatte, versuchte auch den „Hussiten“ vermehrte Anziehungskraft zu geben. Daß er die Bühne so mit hussitischen Kriegern füllte, daß sich die armen, ihm von der Militärbehörde überlassenen Infanteristen nicht recht bewegen konnten

raschungen zu überbieten. Teils war es die alte Spektakelsucht, die ihn zu dieser Prachtentfaltung trieb. teils jedoch der Wunsch, soviel Ballgäste als möglich heranzulocken und so durch das Eintrittsgeld die Kosten zu decken, denn er kam zur Einsicht, daß trotz aller Anstrengung und trotzdem, daß das Theater gut besucht war, die Ausgaben und Einnahmen nicht im Einklang waren. Die Inszenierung seiner Spektakelstücke verschlang viel Geld und auch sonst gab er zu viel aus, denn er liebte es, ein großes Haus zu machen. Die alte Geschichte von den sieben fetten und den sieben mageren Kühen erneuerte sich bei ihm. Von seiten der Behörde fand er vielfach Unterstützung, man gestattete ihm z. B. die Einheitspreise zu seinen Maskenbällen zu erhöhen, aber kaum hatte er diese Erlaubnis, als er die luxuriöse Ausstattung seiner Feerien ins Maßlose steigerte.

Das zweite Pachtjahr — Ostern 1808 bis Ostern 1809 — zeigt den Direktor nicht mehr in der alten Energie, er ist verdüstert, mißmutig, er ist finanziell zurückgegangen. Er macht große Anstrengungen, das alte Renommee auf der Höhe zu erhalten, er hascht nach der alten Popularität, die ihm immermehr entschwindet. Er fühlt, daß ihm in Brünn der Boden unter den Füßen zu wanken beginnt, aber er weiß nicht, er erkennt nicht, daß er es selbst ist, der seinen Ruin herbeiführt. Er ließ sich zeitlebens, auch in seiner glänzendsten Epoche in Wien, von den Instinkten eines Schmierendirektors leiten; er lebte sozusagen von der Hand in den Mund, er hatte keinen künstlerischen Plan bei seiner Theaterleitung, sein Wochenspielplan hing stets in der Luft. Spektakel machen, verblüffen, Geld einstreichen war seine Devise. Das begann sich nun auch in Brünn an ihm zu rächen. Die meisten Theatergänger waren ja lammsfromm und waren mit dem Gebotenen zufrieden, allein es gab auch Leute, die eine bessere Kost verlangten, die wertvollere Stücke sehen wollten und nicht immer die abgedroschenen Ritterstücke oder die Possen von Perinet, Hensler, Schikaneder oder Tag für Tag Operetten und allenfalls die Schauspiele der Frau Weissenthurn. Allein das wollte Schikaneder nicht begreifen, er bot dafür in seinem zweiten Pachtjahre die bereits erwähnten Arenavorstellungen.

Bezeichnend für seine ästhetische Anschauung ist die Antwort, die er auf das Ansuchen eines Theaterabonnenten erteilte, der ihn ersuchte, doch auch einmal ein Stück von Shakespeare zu geben. Unter der Direktion des Josef Rothe von 1792 bis 1803 hatte man, wenn auch selten, den „Hamlet", „König Lear" und „Macbeth" gesehen, jetzt war Shakespeare von der Brünner Bühne verschwunden, man muß eigentlich sagen, zu seinem Glücke verschwunden, denn seine Verse hätten sich im Munde von Schauspielern, die Tag für Tag „Die Fiaker in Wien", „Die Fiaker in Baaden", „Der Fleischhauer von Ödenburg",

Kunstsinn gar nichts einzubilden, wir dulden auch heute diese Gesangseinlagen mit größter Nachsicht.

Höhere künstlerische Erfolge wurden unter Schikaneders Leitung nur in der Oper errungen. Cherubini, Wehul, Boieldieu finden sich mit ihren beliebten Kompositionen ein; daß Mozart nicht fehlt, ist natürlich. Seine „Zauberflöte" erscheint immer und immer im Spielplan und Papageno-Schikaneder erlaubt sich nicht nur textlich, sondern auch musikalisch mancherlei Variationen. Er war sicherlich kein großer Sänger, muß jedoch seine Aufgabe schauspielerisch, wenn auch mit manchen Mätzchen, gut durchgeführt haben und die Bemerkung Schmidt-Weissenfels trifft wenigstens für den Papageno nicht zu. Schmidt-Weissenfels meint: „Singen konnte er wie eine Krähe und seine Musikkenntnisse entsprachen der Klaviatur eines Leierkastens."

Der Brünner Theaterdirektor hatte neben dem Theater auch immer die übrigen Lokalitäten des Redoutengebäudes gepachtet, nämlich die Theatertaverne und den Redoutensaal. Schikaneder veranstaltete im Karneval 1808 Maskenbälle, ein reichliches Eintrittsgeld floß in seine Tasche. Im Dezember 1807 ließ er den Redoutensaal neu herrichten und versprach den Brünnern alle möglichen Herrlichkeiten. Sein Plan gelang vollkommen, der große Saal und die Nebenräume konnten das herbeiströmende Publikum kaum fassen. Schikaneder leistete auch das Menschenmöglichste. Er arrangierte großartige Einzüge, seine Bühnenmitglieder mußten daran in charakteristischen Kostümen teilnehmen. In den Nebenräumen waren Zelte errichtet, Wirtschaften, wo Speisen und Getränke verabfolgt wurden. Schikaneder erschien bei der ersten Redoute im Kostüme des Tiroler Wastels, ging von Zelt zu Zelt und sang Kouplets aus der beliebten Oper, besonders das noch heute bekannte Lied:

„Die Tiroler sand often so lustig, so froh,
Sie trinken ihr Weinel und tanzen a so.
Früh legt man sich nieder, früh steht man dann auf,
Klopft's Madel aufs Mida und arbeit brav drauf.
Und kommt dann a Kirta, so schaut man zum Tanz,
Der Jodel führt d'Annerl, die Gretel den Hans,
Da dreht sich dann s Weibl, da dreht sich der Bu,
Er nimmt sie beim Leibel und jugatzt dazu."

Perinet sang wieder in einer anderen Wirtschaft, am liebsten hörte man sein von Wenzel Müller vertontes Lied „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann".

Das nächste Mal ritt Schikaneder zu Pferde in den Saal ein; da gab es ein Zauberfest, künstliche Wolken waren an der Decke angebracht und ein großer Luftballon schwebte hoch über den Zuschauern. Schikaneder suchte jedesmal den letzten Maskenball durch neue Über-

kein Hehl daraus, daß ihn das Brünner Unternehmen nicht mehr freue. Schon zu Ostern 1808 hatte er seine Absicht kundgegeben, von Brünn foetzugehen, weil sein Gesundheitszustand erschüttert und die Brünner „Luft keineswegs seinem Temperamente angemessen sei“; allein, man hielt diese Absicht nicht für ernst und Schikaneder machte auch augenblicklich keinerlei Anstalten, seine Zelte in Brünn abzubrechen. Die Zeichen von Mißmut und Gleichgültigkeit mehrten sich jedoch, der Spielplan wird immer schlechter und flacher, das Publikum wird nach und nach unzufrieden, es bleibt aus und die Schauspieler sehen vor sich leere Bänke. Schikaneder wird immer reizbarer, die Mißhelligkeit mit der Behörde und seinem Personale sind jetzt etwas Alltägliches; er will von Brünn fort. Eine nervöse Unruhe, die sich auch in Tätlichkeiten äußert, hat sich seiner bemächtigt. Er ist oft nicht bei der Sache, selbst auf der Bühne seltsam zerstreut, so daß er sein Stichwort überhört. Die geistige Umnachtung, der er wenige Jahre nachher anheimfiel, begann wohl schon heranzuschleichen. Das Brünner Unternehmen interessiert ihn nicht mehr, er denkt an Wien, wo er sich das alte Glück erobern will, Er legt endlich die Pachtung zurück und nimmt mit dem „Spiegel von Arkadien“ Abschied von Brünn. Man kann wohl annehmen, daß sich damals der Bäckermeister Kreutziger auch im Zuschauerraum befand, um sich an seinem Lieblingsliede

„Seit ich so viele Weiber sah,
Schlägt mir mein Herz so warm“

nochmals zu ergötzen. So hört mit Ostern 1809 die Direktion Schikaneder in Brünn auf.

Das ist ein Ausschnitt aus Schikaneders Bühnenwirksamkeit. Gefördert hat er die Aufgaben des Brünner Theaters eben so wenig wie die Bildung des Publikums. Sein Streben war auf momentane Sensation gerichtet, die hat er wahrlich, vielleicht mehr als billig, hervorgerufen. Wie ein Meteor erschien er am Brünner Theaterhimmel, leuchtend für Augenblicke, um dann bald im ewigen Dunkel zu verschwinden.

Es blieb ihm jetzt nur der herbe Bodensatz des Lebens übrig. Die Verhandlungen wegen der Leitung des neu zu errichtenden Theaters in der Josefstadt zerschlugen sich, die Direktion des Pester Schauspielhauses konnte er nicht mehr antreten, da seine Krankheit immer mehr zutage trat. Frau Schikaneder versuchte es zwar noch mit der Pachtung des Theaters in Steyr, aber der hervorbrechende Wahnsinn des Mannes zwang das arme Weib, den Vertrag zu lösen und nach Wien zurückzukehren. Jetzt stürmte das bitterste Elend über Schikaneder herein. Über seine letzten Tage lesen wir in Realis Kuriositätenlexikon: „Vom Morgen bis zum Abend saß er unbeweglich, in ein Bettlaken gehüllt,

„Der Tyroler Wastel“, „Swentards Zauberthal“ und ähnliche dramatische Perlen zu spielen hatten, wohl sonderbar gestaltet. Schikaneder schmunzelte, pflanzte sich breitspurig vor dem Shakespeare-Enthusiasten auf und sagte in dem grölenden Tone, mit dem er den „Roßschweif“ in den „Fiakern in Wien“ zu spielen pflegte: „Also den Shakespeare möchten S gern sehn. No, ich hab auch früher den Hamlet gspielt. In Stuttgart und München hab ich als Hamlet Furore gmacht. Jetzt spiel ich ihn nit mehr. Aber warten S“, fügte er nach einem Augenblicke hinzu und pfiff vor sich hin, „den Richard III.' werd ich Ihnen vorspielen, daß a Freid haben solln. Übermorgen solln S den Richard sehn.“ Und Schikaneder hielt Wort, allerdings nach seiner Art. Der Shakespearefreund las an dem bestimmten Tage auf dem Theaterzettel jedoch anstatt „Richard III.“ den Titel „Die bürgerlichen Brüder oder die Frau aus Krems“. Es war dies ein Lokalstück, eine der besseren Possen Schikaneders, die seinerzeit sehr beliebt war und später von Hasenhuth auf seinen zahlreichen Gastspielreisen wegen der Rolle des „Poldel“ mit Vorliebe gewählt wurde. Das Stück wurde lange gegeben und ich vermute, daß Nestroy eine Szene desselben für seine Posse „Umsonst“ benützt hat. Die komische Hauptrolle ist darin dem Hafnerlehrling Poldel zugeteilt, die Schikaner spielte. Der Lehrling fühlt in sich plötzlich den Drang zur Bühne, seine dramatische Begabung muß sich irgendwie entladen und so mimt er denn in Ermangelung eines anderen Publikums der Köchin Shakespeares „Richard III“ vor. Diese Parodie war Schikaneders Antwort dem Shakespeareverehrer gegenüber. Es liegt in ihr der ganze Zynismus eines literarischen Gassenjungen.

Der Sommer 1808 bringt ihm die letzten Triumphe. Es sind die militärischen Spektakelstücke, die er in Kumrowitz aufführt, es ist vor allem eine Neuinszenierung des „Grafen von Waltron“. Schikaneder rührt noch einmal die Reklametrommel, er nimmt die Backen voll und posaunt die Herrlichkeiten, die er zeigen will, aus. Auf großen Anschlagzetteln kündigt er marktschreierisch an:

„Das ganze Stück wird vollkommen nach der Vorschrift mit allem möglichen Pomp und aller Pracht dargestellt. 1. Wird vor Anfang des Stückes durch das ganze Lager Reveille geschlagen. Die Offiziere kommen zum Frühstück. 2. Die Gräfin v. Waltron, die in einem wirklichen Postzug ihren Gemahl zu überraschen kommt. 3. Das Standrecht. 4. Rückt das Exekutionskommando zu Pferd aus und formiert den Kreis. 5. Lieutenant Kronenburg, der zu Pferd den Pardon bringt. 6. In Begleitung einiger Kavalleristen der Prinz in vollem Karriere im Augenblicke, da Waltron sterben soll, zur Rettung herbeieilend. Und dann der anrückende Feind, das Bataillon-Quarré-Feuer, das Granatenwerfen der Grenadiers, das Kanonieren dazwischen erregen gewiß die größte Täuschung und rühren mit Macht an das Herz jedes empfindsamen Zuschauers.“

„Der Graf von Waltron“ war eigentlich sein letzter Erfolg in Brünn, es war das letzte Aufleuchten seines Sternes. Schikaneder macht

ist zu lindern mit liebevollem Wort; mit solchem Worte auch zu Hilfe rufen alle, die mit Wirken und Geben helfen können; das wäre die Aufgabe des Schrifttums in diesen Tagen.

Wir haben unsere Herzen ja offen zu halten für ungeahnte Freuden. Fast jeden Tag bringt uns das Geschick etwas Trostreiches. Trotz aller Not, die der Krieg irgendwie in jede Familie geschleudert hat, stehen wir unter einem beispiellosen Segen des Himmels. Die Gnade kam vorausgegangen schon in jenen ersten Augusttagen, als die gewaltigsten Mächte der Erde mit allen ihren Mitteln über uns herfielen. Zwei Kaiserreiche Mitteleuropas, die man auf der Karte schier mit der Fingerspitze zudecken kann im Vergleich zu den weiten Ländern der wütenden Gegner! Und diese zwei Brüderreiche haben sich nicht gefürchtet. Mit entschlossenem Mute nahmen sie den Kampf auf. Tag um Tag, Woche um Woche mußte Leben und Land erstritten sein. Eingekreist sahen sie sich von Kanonen und Bajonetten — einer Dornenkrone, wie sie so stolz noch kein Volk getragen hat. Und heute, nach mehr als sechzehn Monaten, reich an grausen Schlachten, stehen wir der Welt von Feinden noch ebenso stark und zuversichtlich wie am Anfang gegenüber. Große Teile des Feindes sehen wir erlahmen, neue auftauchen — wir bleiben aufrecht und kämpfen um unser Dasein. Da sieht man, was das im Volke wie im Einzelnen für eine Macht ist, sich schuldlos und im Recht zu wissen.

Immer wieder hört man — hier zur Anklage, dort zur Rechtfertigung — die Frage: Wer hat angefangen? Natürlich wir. Den Doppelschuß von Serajewo, den tückischen Mobilisierungsvorstoß der Russen, sowie die plötzlich enthüllten Abmachungen der übrigen Spießgesellen hätten wir wohl bloß dankend zur Kenntnis nehmen, im übrigen ergebenst um ein Gnadengehalt bitten sollen? — Nein, wir rissen die Pforte des umzingelten Hauses auf: Zurück, ihr Schurken! — Was sie nun auch sagen mögen, wir waren in jener Notwehr, die von jedem Kriegs- und Zivilgericht freigesprochen wird. — Aber das sind feldgraue Gedanken; wenn sie auch auf der Fläche des Alltags stehen, bleiben sie doch wahr. — An Eines erinnere ich noch: wären die Deutschen aufgerufen worden, einen Eroberungszug in fremde Länder zu machen, um Krämervorteile oder Ruhmesglanz zu erwerben, niemals hätten sie Folge geleistet, am wenigsten in so geschlossener und entschlossener Einheit. Für Raub und Schacher und Eitelkeit opfert der Deutsche die Besten seines Volkes nicht. Nein, jetzt geht es um seinen höchsten Preis — *um ihn selbst*. Er muß die Grenzen so stellen, daß wir sicher sind in Zukunft.

Wir können nicht sagen, wie dieses Schlachten enden wird. Mir ist auch nicht behaglich, wenn Einzelsiege allzu übermütig ausgeschrien werden. Das Schicksal hat's nicht gern, wenn man ihm den Jubel

welches auch den Kopf bedeckte. Erschien ein Fremder oder alter Freund, ihn zu besuchen, so streckte er den Kopf aus dem Bettlaken hervor, starrte den Besucher an und fragte: ‚Haben Sie Maria Theresia und den Kaiser Josef gekannt?‘ Fiel die Antwort bejahend aus, so sprach er einige verwirrte Worte, zog sich aber schnell unter sein Bettlaken zurück; wurde die Frage mit ‚nein‘ beantwortet, so erfolgte der Rückzug in größter Eile, von keinem Wort begleitet.“

In tiefster Not starb er am 21. September 1812. Auf dem alten Währinger Friedhofe fand der Ruhelose die letzte Ruhestätte.

Des Sieges sicher.

Von Peter Rosegger.

Immer wieder laden Leute mich ein, ihnen meine Gedanken über den Krieg zu schreiben. Nun ist über diesen Krieg schon so viel gesagt worden, daß mir zu sagen weiter nichts mehr übrig bleibt. Abgesehen davon, daß einer, der selber nicht mittun kann, am besten tut, zu schweigen. Und wem gelänge es, die Gefühle, die uns beherrschen, stets mit dem richtigen Worte zu decken? Unzulänglich sind fast alle Versuche, das unfaßbare Geschehene zu sagen und zu singen. Wir sind mit dem Worte weniger mächtig als mit der Faust. Und es ist gut so. Der Entrüstung, der Trauer, der Hoffnung ist das ihre geworden — über das Ereignis an sich wird man erst sprechen können, wenn wir es in einer gewissen Entfernung hinter uns haben.

Und doch, das volle Herz geht bei jeder Erschütterung über — man sollte es lieber nicht anrühren. Eines wird man wohl gestehen müssen, daß uns Daheimgebliebenen härter geschieht als ihnen, die vor der Front stehen. Tatlos sein müssen, wenn man sie in schwerem Ringen weiß! Unheimlich ist der Kriegslärm, der Sturmhauch, der durch den Blätterwald rauscht; aber wenn es dann auf einmal still wird — man hört nichts, erfährt nichts — das ist noch unheimlicher. Mich wundert es nicht, und ich nehme es dem Menschen nicht übel, wenn er zeitweilig verzagt ist, deshalb muß er noch lange kein Klageweib sein. Liebste Angehörige vor dem Feinde zu wissen, den Sohn, den Gatten, den Bruder, den Freund — das gibt schon manchmal das Recht, bange aufzuseufzen, es mag der Opferwille und die Zuversicht noch so groß sein.

Und hier könnte einer, dem das Wort geläufiger ist als das Schwert, hier könnte er einsetzen, um zu beruhigen, aufzurichten mit aller Herzensteilnahme. Manche Wunde, die das Schwert geschlagen,

St. Lorenzen im Mürztale. Der Mesner ist eigentlich ein gelernter Nagelschmiedknecht und bittet im Anschlusse an den Bericht, das Handwerk weiter betreiben zu dürfen.

Gutendorf. Hier ist kein Schulmeister nötig, die Leute brauchen die Kinder zur Arbeit, und was ein Kind im Sommer lernte, vergäße es im Winter.

St. Paul bei Pragwald. Der Mesner ist des Lesens und Schreibens unkundig und ein Schulwesen hier nicht notwendig, die Leute sind zu arm.

Hollenegg. Es besucht niemand die Schule. Der Schulmeister trägt keine Schuld an dem Übelstande; man sollte das Schulgeld abschaffen.

Drachenburg. Es müßte ein sonderbarer Bauer sein, der sein Kind in die Schule gäbe und dafür noch zahlen wollte.

Hieflau. Der Kohlenschreiber der Gewerkschaft besorgt den Unterricht.

Fehring. Es gibt in der Pfarre viele des Lesens kundige Personen, die andere im Lesen unterweisen.

Riegersburg. Der Schulmeister ist im Lesen, Schreiben, Rechnen und in Musik bewandert; er hält einen Kantor. Er hat nach alter Gewohnheit im Pfarrhofe die Tafel oder Kost. Die Herrschaften sollten darauf dringen, daß von jedem Dorfe wenigstens ein Kind lesen lerne, damit man nicht, wenn ein Befehl erscheint, weit und breit um einen des Lesens Kundigen laufen müsse.

Trautmannsdorf. Der Schulmeister hat die erforderlichen Kenntnisse im Beten, Lesen, Schreiben und Rechnen. Die Herrschaften sollten miteinwirken, daß die halberwachsene Jugend pünktlich der Christenlehre anwohne.

Semriach. Schüler kommen zu Allerheiligen einige, im Advent mehrere, nach Weihnachten bis Ostern 30. Dann bleiben immer mehr aus, zur Erntezeit erscheinen wenige oder gar keine. Zuerst lehrt man das ABC, dann Lesen und Schreiben, manche lernen Rechnen. Vor- und Nachmittag wird das Vater Unser. das Ave Maria und der Glaube gebetet, dann auch die 10 Gebote Gottes, die 5 Gebote der Kirche, die 7 Sakramente, die 5 Stücke der heiligen Beichte und die Gewissenserforschung wiederholt. Christenlehre ist an Sonn- und Feiertagen im Sommer in der Kirche während der Predigt in der Seitenkapelle, im Winter im Pfarrhof. Die Geistlichen halten in der wärmeren Jahreszeit auch im Gebirge Christenlehre, so daß man nicht mehr fordern kann.

Übersbach. Es wäre lobenswert, an mehreren Orten Schulen aufzurichten, aber wovon sollen die Schulmeister ihren Unterhalt finden, vom Unterrichte allein können sie nicht leben.

vorweg nimmt. In der Seele fühle ich die Gewißheit, daß wir bestehen. Was dieser Krieg an äußeren Werten vernichtet, das wird er an unserem inneren Werte vermehren.

Vor zwei Jahren noch, als man die Leute so dahinrasen sah nach Gewinn und Genuß und wie sie in verhängnisvollen Abarten der Kultur versanken, damals hatte ich größere Sorge um das deutsche Volk als heute, da es im heiligen Feuer der Not steht, in der Hand das Schwert, im Auge das Licht des Gottvertrauens.

Wie anders, mein Volk, wie groß bist du geworden! Die Feinde, erfüllt von grimmigem Haß, sie sind gezwungen, dich zu achten, dich — das sie zertreten wollten — zu bewundern! Geläutert wie edles Metall gehst du hervor aus dem Feuer, bestimmt für eine andere größere Aufgabe, als deine heutigen Gegner ahnen können.

So, meine Freunde, lege ich mir dieses ungeheuere Erlebnis zurecht, so ertrage ich es — und so bin ich des Sieges sicher.

Die Volksschule in Steiermark vor Maria Theresia.

Wenn einem manchmal die Gegenwart nicht gefällt, kann man ja zurückschauen auf die gute alte Zeit. Einen lehrreichen Rückblick bietet uns der für Urkundenforschung verdiente Schuldirektor Johann Schmut in Graz, der eine kleine, aber gar vielsagende Schrift herausgab über „Zustände des steirischen Volksschulwesens in der Zeit vor der Umgestaltung durch Maria Theresia". (Graz, 1915.) Aus gesammelten Schulberichten und Gutachten jener Zeit bietet der Verfasser ein Mosaikbild der alten „Schule". Zur weiteren Umschau im Lande Steier empfehlen wir die Schrift selbst. Hier nur ein bezeichnender Auszug aus den Berichten:

In Aflenz ist an Wochentagen, einige Erholungstage ausgenommen, vor- und nachmittags Unterricht. Schulmeister und Kantor sind fähig, im Lesen, Schreiben, Rechnen, in Glaubenssachen und in guten Sitten zu unterweisen. Schüler „über" 35, das heißt 35 zahlen Schulgeld zu 1 Gulden für das Jahr, die Armen zahlen nichts.

Breitenau. Da der Ort ein Bauernort ist, werden die Kinder mehr zur Arbeit als zur Schule angehalten.

Bruck. 40 Schüler. Es ist ein Schulhaus vorhanden und ebenso ständig ein Schulmeister mit einem Gehilfen. Wegen Holzmangels kann im Winter nicht im Schulzimmer, sondern nur im Wohnzimmer des Schulmeisters unterrichtet werden, was sehr unbequem ist.

werden, dafür zahlt der Markt jährlich 8 Gulden. Der Schulmeister hätte mit diesem Gehalte nicht sein Auskommen, wenn er nicht als Tafeldecker des Stiftes Kost und 20 Gulden Besoldung hätte; der Schuldienst ist nur sein Nebenamt.

Obdach. Die Schulgelder werden sehr nachlässig bezahlt. Der Pfarrer schlägt vor, daß das Schulgeld im vorhinein gezahlt werden soll und bei Übersiedlungen Zeugnisse auszustellen seien.

St. Georgen an der Stainz. Es wird kein Kind zur Schule geschickt. Daß Talentierte studieren, ist schon recht, aber daß dann Lesens und Schreibens Kundige Bauern bleiben, ist nicht gut.

Oberzeiring. Der Schulmeister ist besonders in katholischen Sachen sehr fleißig.

St. Oswald. Die uralte Pfarre war sehr ausgedehnt, daher hatte der Schulmeister eine sehr große Sammlung als Mesner und Organist. So erhielt er 245 Stegl, zusammen 2 Zentner 60 Pfund Fleisch (das Pfund zu 4 Kreuzer gerechnet), desgleichen über 2 Zentner Käse; doch war die Sammlung schon geringer als in früheren Zeiten.

Pettau-Land. Weder in der unteren noch in der oberen Kolos findet sich bei den Untertanen des Prediger-Ordens eine Schule. Die Leute sind froh, wenn sie die Kinder soweit erziehen, daß sie „vor ein Viehhirt" taugen.

Oppenberg. Hat keinen Schulmeister, braucht auch keinen, indem von den Kindern selten eines Lesen oder Schreiben lernt.

Ligist. 8 bis 10 Schüler. Im Sommer Vor- und Nachmittag je drei Stunden, im Winter 2 ½ Stunden Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und in Glaubenssachen. Die Kinder begeben sich mit gefalteten erhobenen Händen vom Schulhause zur heiligen Messe und gleicher Weise wieder zurück; zweimal wöchentlich wird der Rosenkranz gebetet. Die Kinder sind bei der letzten Visitation gelobt worden.

Windischgraz. Man pflegt hier die Kinder nicht in die Schule zu schicken, die Armut ist groß. Der Schulmeister hat außer seinen Kindern nur einen Schüler.

Tiefer noch in das alte Volksschulwesen in Steiermark gründet ein Werk desselben Verfassers: „Erstes Eingreifen des Staates zur Hebung des niederen Schulwesens in Steiermark unter Maria Theresia" von Johann Schmut. (Wien und Leipzig, k. k. Hofbuchhandlung Karl Fromme.)

Auch aus diesem kulturell sehr lehrreichen Buche sollen ein paar Berichte aus den Schulzuständen jener Zeit hier mitgeteilt sein.

Der Pfarrer von Rottenmann sagt in seinem Bericht (1755) vom Rottenmanner Schulhaus unter anderem:

Was das Schulhaus betrifft, so hat es die schönste Lage im Schatten und das Schulappartemento insonderheit ist auch zu Mittag

Altenmarkt. Der Mauteinnehmer gibt aus Barmherzigkeit (d. h. ohne Schulgeld) Unterricht.

St. Bartolomä bei Lieboch. Man legt hier auf Lesen und Schreiben keinen Wert. Sonntag ist Christenlehre.

In Wörschachwald und Wolkensteinerberg befindet sich kein Schulhalter, ist auch keiner notwendig, das Drucklesen lernt einer vom andern.

Judenburg. Manche Schüler besuchen nur 2, 3 oder 4 Wochen den Unterricht und bleiben aus, wenn ihnen aus irgendeinem Grunde Strafe droht.

Krieglach. Die Schule wird aufs beste betrieben, die Geistlichen besuchen sie wöchentlich.

Großlobming. Der Schulmeister meint, er müsse bei 1, 2 oder 3 Schüler ebensoviel Mühe anwenden, als wenn er 40 oder mehr zu unterrichten hätte.

Lichtenwald. Von jeher war hier ein Schulmeister. Der jetzige Organist versteht aber die Unterweisung nicht gut. Es bleiben die Geister der Jugend in Dunkelheit.

Saldenhofen. Keine Schule. Nicht drei Personen im Markte können lesen und schreiben. Der Pfarrer wollte bei seinem Antritte einen Schulmeister bestellen, die Pfarre ist aber zu arm.

St. Peter außer Marburg. Hier hat man niemals einen Schulmeister gestiftet. Der dermalige Schulmeister ist nichts als ein dem älteren Herkommen nach auf Sammlung oder Bettelwerk und kleine Stolgebühren gestifteter Mesner. Diesen Titel hat er aber auf seinen Diener übertragen und nennt sich selbst Schulmeister, um so mehr, als er manchmal ein Kind im ABC gegen geringe Erkenntlichkeit unterweist. Zur Mostzeit geht er Wein betteln.

Witschein. Wenn ein Bauer sein Kind etwas lernen lassen will, gibt er es an einen deutschen Ort.

Mariazell. Über 38 Schüler. Unterricht im Lesen, Schreiben, Raiten und in Glaubenssachen; die ganze Fastenzeit ist Christenlehre.

Murau. Höchstens 20 Schüler. Alle Tage werden bei der heiligen Messe um 7 Uhr der Rosenkranz und die lateinische Litanei laut gebetet.

St. Blasen. Im Winter 6 oder 7, im Sommer 3 oder 4 Schüler. Der Mesner muß seine Einkünfte durch Strumpfstricken und Buschenmachen vergrößern.

St. Lamprecht. Im Winter 20 Schüler, im Sommer die Hälfte. Die Bauern schicken wegen der Entlegenheit der Häuser, wegen der scharfen Winterszeit und im Sommer wegen der Arbeit wenig Kinder zur Unterweisung. Es darf von keinem Kinde ein Schulgeld abverlangt

aine bößere Ein Richtung / Zwar bey unß Seindt arme Bauern / Mießen die Kinder auch zu vnderschidlicher Zeit s. v. daß vich halten / Kan auch bezeigen daß von Meiner instruktion Weüllen Ich 22 Jahr In Windtisch Veistricz alß schuellmeister getreylich gedienet habe von Meinen Fundament vnderschidliche Ehrwürdige Geistliche sein worden / Zeige Jesubiter Augustiner Mineriten Capociner petriner / In Lössen vnd schreüben / geigen und Singen / in Christlicher Lehr vnder Richtet habe / Aber alhier ich Mit warheit Auch Sagen Kan / Kein kr. Besoldung wögen der schuell zu haben habe / Allein von der Kürchenwösch Nur 3 fl aliährlichen zu Empfangen habe / ich nicht 10 bis 12 fl vor Sollicheß an Nemben wolte / allein Meinen Peitl Kost / in Namen Gotteß.

Wögen alhießiger Stiefft ämbter / und stüfft Meßen Solliche schon vor 3 Jahren ain göben worden / von ain ambt Ich zu habe hete 30 kr. aber aniezo mit 24 kr. ver lieb Zu Nemben hab / dißе beziegen Sich mit Etlich 30ig ämbter / werden diße Nicht bezahlt 3 Jöhrigen austandt habe /

Deren Most Colegtur hab ich in Jahr 1750 Erhalten 7 halben pro 1751 Erhalte ich 9 halben / dißeß Einbringen in Mein Keller Kosten mir alliährlichen vber 20 fl Dißeß Nur vor Meinen Trunkh / vnd denen Wötterleiter vnderschidlichen Zu göben habe / vorohin haben die schuellmeister auf 14 und 16 stärttin gebracht / aber aniezo schon vndermeiner fangen die 2 Herrn Coperatoreß die Most Collegtor auch ain Zu Nemben der schuellmeister wirdt vnder drukht / Ich zwar dößendt-wögen in verdrießlichkheit Mit Meinen Herrn Pfoherrn Löben Mueß / Ich amoch darwider ströbe / wider Sollicheß bey ihro Hoch fürstlichen gnaden schon äin göben Er Sollicheß aigenhendtig vnderschriben / auff in Comission bestehet. /

Wie auch wögen der Bütt an Aller Seellen / und aller heylligen daß dritl alle schuellmeister gehabt haben pro 1751 ich Mer Nichts Erhalten / auch olbringen wohlen /

Mein Herr Pfahrrer hat auch abbracht / wögen der Beicht Zödl ein schuellmeister Bey schaffen Mueß und Machen vnderschidlich hellffen verschreiben aliährlichen alle schuellmeister vorohin gehabt haben 6 fl ich wie Nichts.

Wögen Weiz Collegtor Diene Ich und bestehe, daß ich Aliährlichen 10 virdl zu verkhauffen habe / Daruor auff 22 fl ain Nimbe / da ist Mein böste ain Kunfft / an doch daruor hab Ich ainen Cantor die Besoldung Zu göben 20 fl. — Ewen ihme von Meinen 3 Kindern böstermaßen den Corr verrequentieren / mir 5 Persohnen habe zu vnderhalten / mit Cost und Kleidung ist ain auffgang / Wan Mier Nicht geholffen würdet / so werde ich Mit weüb vnd Kindern Zu Bedler / In

am Sonnwendtag nicht ohne großen Schatten. Dabei ist es oben und unten so frisch und trocken, daß nicht nur alle Schuljugend, sondern auch der Schulmeister mit den seinigen im ganzen Leib s. v. krätzig und schäbig wird. Das Beste am Haus ist, daß es halb auf- halb abwärts schön gleich und eben steht. Kurz zu melden, das Haus ist zu nichts weniger als zu einem Schulhaus bequem. Es fehlt ihm die Lage, das Taglicht, die Trockenheit, die Ebene, die Sauberkeit und Ehrbarkeit.

Das einzige Mittel zur Abhilfe dieses Übels findet der Pfarrer in der ordentlichen Bezahlung des Schulmeisters: „Ein Schulmeister, von welchem alle Zucht und Ehrbarkeit, die Gottesforcht, das Wohl, ja auch die Religion und das Heyl der Landgemeinden meistentheils abhanget, soll er der Pfarr-, Dorf- oder Stadtgemeinde hinlänglichen Nutzen schaffen, so muß er in Ansehen und Hochachtung, fürnehmlich bei der Jugend, sodann aber auch bey den Eltern und bey der ganzen Gemeinde stehen. Er därf sich mit niemand von der Gemeinde in besondere Gemeinschaft, so der Reputation einigermaßen nachtheilig wäre, einlassen, familiaritas enim parit contemptum. Dieses alles aber kann nicht seyn, es seye dann, daß der Schulmeister nicht nur für sich, sondern auch zur Ernährung des Weibes und der Kinder einen hinlänglichen Gehalt habe, womit er samt den seinigen, ohne daß sie jemanden für die Thür kommen und betteln dürfen, ehrlich und mit Reputation auskommen möge. Also scheinet der hinlängliche Gehalt bey jedem Schulmeister vor allen nothwendig und der wichtigsten Punkten einer zu seyn. Und dieser meines wenigstens Erachtens därf und soll niemals weniger seyn denn 100 Thaler."

Dann sei aus dem interessanten Buche noch ein Schreiben in dem Originalstile jener Zeit vom Schulmeister zu Gamlitz mitgeteilt:

Der Bericht des Schulmeisters lautet buchstäblich:

„Ihro Gnaden Ihro Gnaden Dem Hoch Edl Woll Geborhnen Herrn Herrn etz Wohl Verordneden Röm: Kay: König: Maytt Creys Haubtman zwischen Mohr und Trag, Ihro Gnaden Meinen genedigst Herrn Herrn etz etz

Die Ich vndergöbnister schuellmeister In Gamblicz denen gehor: sten Befelch Nach Löbe / vnd Meine Beschwernuß Erströbet / Wie auch Meine Ein Kunfften der schuell obliget / wie auch der Andern Ein Kunfften Zu Erindern habe.

Wie daß ich schon ain Alder schuellmeister 54 Jahr aldt frey bestehe / daß ich mit 12 oder 15 vnderschidlich auff 20 Kinder In der schuell Instruction habe / Gott Seyes Dankh Ich sambt Meinen 2 Cantorum zimblicher maßen die Lehr guetten Sidten wie auch in Christlicher Lehr obseruiret würdt / Allein leidter Gott Erbarm / Wögen der Bezahlung / vor daß ganze Jahr nicht 4 fl ain zu Nemben habe / Bitte vmb

Heimgärtners Tagebuch.

Nein, in der Stadt war's nicht mehr auszuhalten. Immer das Geraunze wegen der großen Teuerung, und selbst um viel Geld war nichts Rechtes und Sicheres zu bekommen. Da wollten sie doch einmal eine Gebirgspartie machen und in einem feinen Alpenhotel ein Weilchen zubringen. Teurer als teuer kann's dort auch nicht sein.

Sie taten es. Mit gutem Humor und noch besserem Appetit kamen sie nach langem Stiege beim Alpenhotel an. Überfüllt war's nicht, das merkte man schon von weitem. Na schön, um so bequemer wird sich's leben lassen. Still aber einladend winkte der Bergpalast, und als sie an seine Pforte kamen — war sie versperrt. Unbewirtschaftet, unbewohnt wegen Kriegszeit.

Was machen wir jetzt?

Verdrossen und schimpfend traten sie den Abstieg an, bis sie gegen Abend hungrig und erschöpft zu einem einsamen Bauernhof kamen. Und schimpfen weiter: In einer solchen Bauerkeische, da wird erst 's Gfrött angehen. Na, versuchen wir's halt. Erdäpfel und bissel Brot wird's zur Not doch noch geben.

Sie traten ins Haus: „Guten Tag, Bäuerin! Wäre was zu essen? Hunger haben wir!"

„Aber mein Gott!" sagte die behäbige Hauswirtin, „was wirds denn hiaz viel zan Essen gebn? Milch, wanns wöllts, Brot und Kas. Butter wär ah, a frischer. Oder wöllts wartn, daß ih an Eierspeis mach?"

Die zwei Touristen waren stumm vor Staunen.

„Daß ih a Fleisch sied, oder was Gebratenes mach, wird halt z lang dauern? A Rahmstrudel wär überbliebn z mittag."

Überwältigt von solcher Üppigkeit falteten die Stadtherren ihre Hände und sie möchten dableiben über Nacht.

Königlich haben sie sich am selben Abend geatzt im Bauernhause und göttlich haben sie geruht auf dem Heu.

Am nächsten Morgen sagten sie nicht mehr „Bäuerin", sondern zu dieser Ernährerin: „Frau Mutter!"

„Frau Mutter, was sind wir schuldig?"

„Seids arm oder reich?"

„Na, bissel Geld haben wir schon."

„So gebts halt, was s gern gebts. Schuldi seids nix."

Der Haß, der sich bisher gegen unsere äußeren Feinde gerichtet hatte, beginnt sich nun auch gegen die inneren zu wenden. Gegen die Preis-

Marburg Meine Behaußung verkhaufft daruor 200 fl Richtig Empfangen / solliches alhier schon außgöben / vnderschidliches von Silberwerkh verkhaufft, wie auch yber dißes habe schon auffgenomben alhier von den gestrengen Herrn von Sirgo 24 fl ihme annoch schuldig bin /

Ernhaußen die Errichtete Pfahre / ist ahier den armen schuellmeister aliährlichen Zu schadten 50 fl.

Schließlichen Ich Ihro Gnaden Demietigist vm verzeichung Zu Bütten habe, daß ich mit Meinen geringen Concept / und schlechten Handt Födter dahin Fliehe, düße Feller Bestehet schon in Meinen Ölter / die augen mich auch Betriegen / mich Zu gnade gehorsambst Empfelche verbleibe Gamblicz den 14. Märtii 1752 Ihro Gnaden Meinen gnedisten Herrn Herrn Röm. Kay: vnd König: Maytt: Rath und Creys Haubtman In steyer Dienst Ergöbnister Diener Märtin Sebast. Täbernig schuell: alda."

Zum Schlusse teilt der Verfasser noch mit, was die Kreishauptleute vom Schulwesen ihres Bezirkes hielten und welche Verbesserungen sie vorschlugen.

Der Kreishauptmann von Bruck z. B. spricht sich dahin aus, daß auf dem Lande nur die Talentierten im Lesen und Schreiben unterrichtet werden sollen.

Der Kreishauptmann von Graz meint, man soll die Erlernung des Lesens und Schreibens überhaupt nicht auf dem Lande allgemein leicht zugänglich machen.

Der Kreishauptmann von Marburg sagt, dem Schulmeister ein größeres Einkommen zu geben, halte er nicht für notwendig, doch soll man bedacht sein, für die Schulmeisterposten taugliche Leute zu bekommen.

Der Kreishauptmann von Cilli bemerkt, es sei an den meisten Orten kein Unterricht, weil die Mesner nicht lesen und schreiben können, man soll auch außerhalb der Städte und Märkte keine neuen Schulen errichten, es sei kein Einkommen zur Erhaltung eines Schulmeisters oder eines lesekundigen Mesners vorhanden, die Kinder benötige man zudem zur Bewachung des Viehes, überhaupt sei der Unterricht im Gau, das ist außerhalb der geschlossenen Ortschaften, für die Leute schädlich.

Nur der Fürstbischof von Seckau gab 1760 bezüglich des Besuches der Christenlehren neue Vorschriften. Er war es auch, der später als Bischof von Passau an die Kaiserin mit einer Gedenkschrift über das Schulwesen herantrat und den Anstoß zur allgemeinen Schulverbesserung in den Erblanden gab.

Ich erinnere an jenen Kaufmann, der sagte: „Ich kaufe mir noch das zweite Haus, wenn der Friede nicht früher ausbricht."

Und einen Krämer hörte ich sagen: „Nur zu so. Je mehr sie in den Zeitungen über Teuerung und Preistreiberei jammern, je mehr Käufer kommen gelaufen, daß sie um jeden Preis noch was erhaschen."

Daß solcher Weise auch das Publikum die Preistreiberei unterstützt, ist schon oft gesagt worden. Und ich möchte jetzt noch fragen, ob es nicht etwa manchmal die Produzenten, Zwischenhändler und Krämer selbst sind, die in den Blättern und unter der Hand die Leute mit der Teuerung, Preissteigerung und drohenden Hungersnot absichtlich beunruhigen?

Eine weitere Ursache der Preissteigerung wird wohl auch das viele Geld sein, das — durch die Kriegsanleihen frei geworden — im Lande läuft. Wäre weniger Geld vorhanden, so würden hohe Preise natürlich noch weniger gezahlt werden können. Dieser Gedanke ist logisch; aber die Volkswirtschaft scheint es nicht immer zu sein. Sie ist dunklen, noch nicht erforschten Gesetzen unterworfen.

„Geld allein macht nicht glücklich,
Man muß es auch haben."
Haben allein ist nicht schicklich,
Man soll es auch geben.
Haben = begraben; nur Geben ist Leben.

Bei diesem Kriege sind bisher weit mehr Russen in deutsche Gebiete eingedrungen, als Deutsche in russische. Als Gefangene. In unserem Lande, sagt man, soll jetzt auf jeden fünften Mann ein Russe kommen. Was bedeutet das? Man liest oder hört nichts von Bedenken gegen die nationale Gefahr solcher fremdrassigen Mannheiten. Es scheint, daß die Rassenfrage in diesem „Nationenkrieg" nur noch eine ganz untergeordnete oder gar keine Rolle mehr spielt.

Kam eine Zeitungs-Rundfrage: Wie werden nach dem Kriege die Beziehungen der sich gegenwärtig ächtenden Nationen zueinander wieder hergestellt werden können?

Antwort:

Wenn die Presse nicht schürt, die Parteien nicht hetzen,
Wird bald sich die Achtung in Achtung umsetzen.

---

treiber, deren Tätigkeit und System nicht viel anderes, jedoch aber mehr bedeutet, als die Einkreisungsarbeit der Engländer. Und mit dem Unterschied, daß die wirtschaftliche Einkreisung vom erklärten Feinde kam, während die Preistreiberei von unseren Staats-, Landes- und Ortsgenossen gemacht wird. Die Einkreisung, so niederträchtig und widerrechtlich sie ist, will sich als Kriegstaktik eine gewisse Berechtigung geben; die Preistreiberei, die Absicht und Tätigkeit, gewisse Kriegsbedrängnisse zur persönlichen Bereicherung auszunützen, ist der nackte, schmutzigste Egoismus, dem sich kalte Grausamkeit selbst gegen den Nachbar gesellt. Daß in seiner nächsten Nähe Leute hungern, während der Händler täglich seine Profitlein zählt, kümmert ihn wenig; daß seine Brüder im Feld ihr Leben für Volk und Heimat einsetzen, läßt ihn kühl, er ist „Geschäftsmann, der die Konjunktur ausnützt".

Jeder Arbeit gebührt der Lohn, auch der des Händlers. Aber wenn sich die Gewinnsucht bis zur Höhe schwingt, wo sie Verrat am eigenen Volkstum bedeutet, dann dürfte für die Militärregierung, der wir jetzt doch alle unterstehen, der Augenblick gekommen sein, auch einmal im Innern des Reiches vorzurücken.

Es wird behauptet, daß bei gerichtlichen Klagen gegen die Preistreiberei das Urteil von dem Gutachten der Sachverständigen abhängig gemacht würde. Das Sachverständigengutachten kann unter Umständen bei Gericht sehr wertvoll sein, in diesem Falle aber würde es nichts anderes bedeuten, als daß der Preistreiber von seinem gleichinteressierten und vielleicht gleichgesinnten Kollegen gerichtet wird. Der Fleischer vom Fleischer, der Krämer vom Krämer, der Mehlhändler vom Mehlhändler usw.

Es gäbe wohl kein besseres Mittel, die Preistreiberei bis zu ihrer höchsten Stufe zu entwickeln, als ein solches Verfahren. Es liegt also auf der Hand, daß oben angeführte weitverbreitete Behauptung keinen Glauben verdient.

Hier Fülle an Lebensmitteln. Hier notleidende Bevölkerung. Im Kriege wird das immer noch schlimmer, im Frieden, wenn er einstens kommt, nicht leicht besser werden. Was ist zu machen? Lebhafter und von Tag zu Tag heftiger drängt sich der Gedanke auf: Verstaatlichung der notwendigsten Lebensmittel und des Zwischenhandels, unter Militärdisziplin. Aber wo bleibt da die bürgerliche Freiheit?

Es wäre nicht das erstemal, daß die bürgerliche Freiheit zugrunde geht an gewissenloser Selbstsucht des Einzelnen!

Welt und der Zeit größtenteils das Gleiche, einer wie der andere. Als wären sie alle eine Person. Der Dichter erklärt sich das mit der allgemeineren, gleichmäßigeren Schulbildung, die die ganze Generation einheitlich erzieht. Auch der Militarismus mag dazu beitragen.

Aus solcher Einheit quillt die Stärke. Aber nun kommen Bedenken. Die Menschheit ist mannigfaltiger, in ihren Einzelpersonen ursprünglicher, wo sie sich in der Entwicklung mehr selbst überlassen bleibt. Da ist eine größere Originalität in Denken und Auffassung, ein reicheres Seelenleben mit besonderen Anlagen und Fähigkeiten. Es ist gedeihlicher Boden für die Persönlichkeit, die doch das größte Glück der Erdenkinder sein soll.

Abgesehen von der Tatsache, wo es etwa mehr Persönlichkeiten gibt, im Reiche oder bei uns, stelle ich eine Frage. Ist in einem mannigfaltig gearteten Volke mit seinen tausend Sonderrichtungen derselbe plötzliche Zusammenschluß möglich in Zeiten der Not, wie er im Deutschen Reiche sich vollzog? Ist eine in sich und ihren Sonderinteressen geschlossene Persönlichkeit imstande, sich so leicht einer gemeinsamen Sache anzubequemen, wie es die nationale Einheit, die Sicherung des Staates ist, dessen Formen obendrein lange nicht jedem recht sind? Ein Volk von Sonderlingen ist doch gewiß schwerer zu leiten als ein Volk von Gleichgearteten. Wäre es mit ihm nicht auch schwerer zu siegen?

Bartsch sagt zu den Norddeutschen auch noch ein anderes Wort, und zwar über die übliche Form des Umgangstones. Jedem Süddeutschen, der im Lande reist, fällt bekanntlich ein harscher, stark selbstbewußter Ton in der Sprechweise auf. Weniger im Text liegt's als in der Musik. Gröber kann vielleicht der Bayer und der Schwabe sein; bei dem Preußen scheint der knappe, entschiedene Ton dem Bewußtsein der Überlegenheit zu entspringen. So kommt es dem Fremden vor. Mir selbst ging es einmal so. Diese Meinung ändert sich aber, wenn man sieht, daß die Leute untereinander dieselbe Tonart anwenden, selbst der Untergebene gegen den Vorgesetzten. Ich hörte in einem großen Berliner Kaufmannsgeschäft des Abends den Ladendiener seinem Chef ein kurzes, strammes „Adieu!" sagen. Ähnlich der Droschkenführer zum Fahrenden, der Kellner zum Gaste. Es ist weder grob, noch unhöflich gemeint. Der Fremde mißversteht es aber, und Bartsch schreibt, solche Mißverständnisse seien die Hauptursache des „Deutschenhasses" geworden. Das wird nicht ernst gemeint sein.

Die Entschiedenheit der Sprechweise zeigt noch lange nicht Härte oder Hochmut, eher Entschlossenheit und Pflichternst. Sie kann aber auch im Sprechorgan, in der Gewohnheit ihre Ursache haben. Oder in der

Wir im Süden, ihr im Norden,
Sind im Kriege Eins geworden.
Ihr im Norden, wir im Süden,
Bleiben einig auch im Frieden.

Wir müssen zusammenkommen, müssen einander geben und nehmen, uns aneinander messen und nicht verdrießlich werden, wenn einmal der eine länger ist wie der andere, und der andere kürzer als der eine. Bisher sind in freien Zeiten die Reichsdeutschen lieber zu uns gekommen als wir zu ihnen; sie kamen gern in die Alpen, aber immer zu flüchtig, sie konnten uns nicht recht kennen lernen. Und wir sie nicht. Hochschullehrer aus dem Norden kamen auf unsere Universitäten und Realschulen; von uns gingen ihrer nach Norden. Das gab Gedeihen beiderseits. Dieser Professorenwechsel dürfte nur noch lebhafter sein. Und er sollte einen regen Studentenwechsel nach sich ziehen. Reichsdeutsche Jünglinge herein nach Österreich; österreichische hinaus.

Noch an eines denke ich besonders. Studentenwechsel in den Ferien. Unsere Schüler sollten ihre Ferien im Reiche zubringen; reichsdeutsche Studenten bei uns. Familien könnten ihre Söhne so alljährlich auf einige Wochen austauschen und gegenseitig in ihr Heim nehmen. Man denke, was das an Erfahrung und Einsicht der jungen Leute zu bedeuten hätte, was sich da für Beziehungen und Bande knüpfen würden.

Man denke ernstlich über diese Sache nach.

Sie saßen wieder beisammen. Und beim zweiten Glase wurden sie gescheit.

„Warum es jetzt immer regnet?“ sagte der eine, „denkt doch an, meine Herren! Wenn durch die Schießerei die arme Luft überall durchlöchert wird, und da soll sie Wasser halten?!“

„A na“, meinte der Zweite, „so viel regnen tut's halt, weil die Friedensprophezeiungen immer zu Wasser werden.“

Ein Dritter saß nachdenklich da. Endlich sagte er: „Das sind Narrheiten. Als ob keine anderen Ursachen wären. Seht ihr denn nicht, daß der Himmel löschen, löschen will?!“

Nun sprach auch der Vierte: „Mich deucht, der Himmel will mit Regen den feindlichen Fliegern die Aussicht auf ihr Arbeitsfeld verhüllen. ‚Denn‘, sagt er, ‚das Strafgericht von oben ist meine Sache!‘“

Dem Dichter Bartsch ist es bei seinen Kriegsfahrten durch Norddeutschland aufgefallen, daß die Leute dort eine größere Einheitlichkeit im Denken haben als wir. Sie denken über die wichtigsten Dinge der

gewöhnlich. Wenn es spät wird, schaut der Mensch auf die Uhr. An der Enns macht man's auch so. Da hat aber doch der Radhändler Anderl — es war beinahe rücksichtslos gegen die Zechgenossen — einen tiefen Atemzug hervorgeholt und das Wort gesagt: „Für so ein' Wehrschild, da spendier' ich zwanzig Kronen!"

Ein banges Kopfnicken mehrseits. Da tat der Schuhmachermeister Ostmayr mit dem langen roten Schnurrbart ein boshaftes: „So, so!"

„Was, so so!" fragte der Anderl.

Und der Schuster: „Wenn das wahr ist, daß der Anderl zwanzig Kronen spendiert, dann" — tue ich dasselbe, sollte er vielleicht sagen, lenkte aber den Stimmstock und sagte wie zu einer Wette — „dann lass' ich mir meinen Schnurrbart wegschneiden."

Solchen Schimpf beantwortet man schweigend. Der Anderl langte in seine Tasche, tat das Leder auseinander und legte den Zwanzigkronenschein auf den Tisch.

Der Wachtmeister Rollmann war an der Tafelrunde bisher still und beobachtend gesessen. Nun stand er auf, ging zur Wirtin in die Küche und kam mit einer Schere zurück, die in seiner Hand, nach dem Schuster Ostmayr drohend, bartgierig auf- und zuschnappte. Ein lachendes Hallo von der ganzen Gesellschaft, da sah es der Schuster ein, er — oder vielmehr sein Schnurrbart sei verloren. Ohne weiteres begab er sich der Exekution und eine halbe Minute später war die stramme Zierde seiner Männlichkeit dahin. Der Mund, der um ein Wort zuviel gesprochen hatte, lag jetzt kahl und unbedeckt da und zum Beweise, daß der Größe desselben auch die der Noblesse entspreche, mußte noch etwas geschehen. Auch der Schuster griff in den Sack und das Wehrschild war gestiftet. Nach diesem finanziellen Erfolg, der im Ort Aufsehen machte, kann der Erfolg der Benagelung nicht zweifelhaft sein.

Ein Bekannter aus Gloggnitz, mit dem ich auf der Straße zusammentraf, erzählte mir von seinem Bruder, der ein Soldner geworden sei. In den Karpathen habe er den rechten Fuß verloren. Nun liege er noch immer im Wiener Soldnerspital. — Erst verstand ich nicht recht, aber als er weiter plauderte, merkte ich, daß er unter Soldner die Invaliden verstand, oder wie wir heute schlecht und nicht recht sagen, die „Krüppel". Dieses Wort „Krüppel" wiederstrebt uns, überall suchen sie ein besseres für die Kriegsverwundeten. Die Bezeichnung „Kriegsverwundeter" wäre auch nicht schlecht, ist aber zu lang und paßt nicht auf solche Invaliden, die nie buchstäblich verwundet waren oder deren Wunden schon geheilt sind. Am Ende nun wäre doch das Soldner besser für einen Mann, der Soldat war und nun wegen seines im

militärischen Strammheit des Volkes. Das Siegesbewußtsein leitet den Preußen bei seinem Sprechen kaum; ich glaube, er hat vor den Siegen gerade so gesprochen wie nachher. Er weiß es gar nicht, daß seine Art dem Fremden unbehaglich sein kann, und wenn Bartsch höflich darauf hinweist, so wird deshalb keine Feindschaft sein. Wir im Süden sind ja auch nicht ungehalten, wenn die nördlichen Freunde uns für stark genug halten, ihre freimütigen Äußerungen über unsere Eigenschaften brüderlich zu ertragen.

Die „herrische" Art derer im Norden hat ein nicht hoch genug zu schätzendes Gegengewicht an ihrer Wahrhaftigkeit und Verläßlichkeit, Eigenschaften, die man bei höflicheren Völkern seltener findet. Auf das weist auch Bartsch hin.

Noch verschiedener als die Sprechweise, die nur im Tone liegt, der die Musik macht, ist zwischen Süd und Nord der Humor. Und wir finden doch gegenseitig daran Gefallen. — Das einzig Wichtige ist, daß wir uns treu bleiben, daß wir gegenseitig Nachsicht mit unseren Schwächen und Freude an unseren Vorzügen haben. Sprechen und betonen mag jeder, wie ihm der Schnabel gewachsen ist.

„Es muß ein großes Schlachten kommen, die Welt verträgt den Frieden nicht."

1885 schrieb ich das ins Büchel. Darauf eine Karte aus Wien: „Herr Rosegger! Lassen Sie sich raten. Bleiben Sie bei Ihren Dorfdirndln und Almjodeln und überlassen Sie Welt und Schlachten Berufeneren. Ein alter Freund."

Ich habe der Vorschrift möglichst nachgetan. Aber nun nach dreißig Jahren, bei Durchmusterung alter Papiere finde ich doch jene Verse:

Es muß ein großes Schlachten kommen,
Die Welt verträgt den Frieden nicht,
Der Neid, der Haß, der Racheeifer
Baut sich sein eigen Hochgericht.
Die Güte muß dem Golde weichen.
Erstickt in seinem Überfluß.
Die Welt in Glut, das Volk in Leichen
Ist seiner Weisheit letzter Schluß.

In einem Dorfe an der Enns taten sie wieder einen Abend lang wirtshauseln. Sie sprachen vom Krieg und tranken Bier dazu. Besonders hatten sie einen Wehrschild in der Arbeit, der zuerst gestiftet und dann benagelt werden sollte. Das Stiften solcher patriotischer Dinge geht stets sehr flott vor sich, bis die Kostenfrage kommt. Da stockt's

Gesangeln aus dem Volke, steirische, tirolische, voller Lebenslust und Übermut. Ohne viel Künstlung und Getue, in mittelsteirischer Mundart, ganz unmittelbar aus der Natur, wie Bauern singen. Und ein frisches, heiteres Gesicht dazu. Seit Wochen wieder einmal ein glücklicher Mensch vor mir — und dieser auf Krücken!

Warum er gekommen sei, um mir was zu singen? Weil er die Absicht habe, in der Welt herumzureisen und Liederabende zu geben. Ob ich ihm das raten könne?

Von Musik im ganzen verstehe ich nichts; vom Volkslied im besonderen ein bissel was. „Die Lieder, die Sie mir da sangen, sind echt, Ihre Vortragsweise ist volkstümlich, Ihre Stimme ist frisch, rein und bildsam und wird sich leicht schulen lassen. Das wird auch mit dem Vortrag nötig sein. Dann, wenn Sie sich nicht zu weit außer Land wagen, wo ihr Vortrag der steirischen Mundart kaum verstanden würde, glaube ich, müßten Ihre Liederabende bei Freunden ländlicher Volkstümlichkeit Anklang finden. Möglicherweise auch im deutschen Norden, wo man unser Alpenvolk lieb hat."

Der junge Mann hatte ja schon einen öffentlichen Grazer Liederabend hinter sich. Er heißt Sepp Summer. Demnächst will dieser arme Kriegsverwundete den zweiten Liederabend halten und nicht bloß „Bauerngsanger", sondern auch hochdeutsche Volkslieder singen. Vielleicht ist uns in dem zum Krüppel geschossenen jungen Mann eine Kraft erstanden zur Pflege, Neubelebung und Weitertragung des echten deutschen Volksliedes. Freilich müßten wir Steirer die ersten sein, die den Landsmann durch rege Anteilnahme ermutigen und fördern.

Wegen Fettersparung ist dies Jahr zu Allerseelen die Gräberbeleuchtung verboten worden. Das macht nichts. Wir sollten uns lieber selber manchmal erleuchten, die Toten haben Licht genug — sie haben das ewige. — Der Gräberluxus ist ja längst zu üppig geworden. Jedem Toten ein Licht, ein Kranz, das wäre sinnvoll; der mit zahlreichen Kerzen und Lampen beleuchtete Grünzeughaufen erstickt die weihevolle Stimmung. Man soll auch aus dem Totengedächtnis, das eine tiefinnere Herzensangelegenheit ist, kein Schaugepränge machen.

Man spricht auch davon, daß dies Jahr die Weihnachtsbaumlichter nicht brennen sollen. Weil es eine wirkliche und sinnlose Verschwendung war, wie man es bisher getrieben. Die Weihnachtsstube sah aus wie ein Jahrmarkt oder wie eine Vorratskammer, in der nicht aufgeräumt ist, so standen und lehnten und lagen die unterschiedlichsten Dinge herum; es war manchmal kein herzliches Schenken mehr, es war ein protziges Überhäufen. Und der Tannenbaum war kein Baum,

Kriege geholten Gebrechens erwerbsunfähig ist und deshalb vom Staat einen Sold (die Invalidenpension) bezieht. Zum erstenmal das Wort Soldner gehört, kann man's natürlich nicht gleich auf die gemeinten Personen beziehen; aber einmal muß in jeder Sprache jedes Wort das erstemal gebraucht werden. Das Wort Soldner ist eine leicht verständliche Bezeichnung für die im Krieg dauernd geschädigten Personen. Ein paarmal in die Runde gesprochen und das Wort ist eingebürgert.

Der Ausdruck Soldner wäre gleichzeitig auch eine Mahnung, daß der Mann Sold zu beanspruchen hat. Einen Sold, der mehr bedeutet als eine „Pension", ein Ruhegehalt — denn es ist ja ein durch lebenslängliches Opfer täglich neu verdienter Ehrenlohn.

Ein junger Offizier kam nach schwerem Typhus aus dem Spital auf Urlaub nach Hause. Daheim eilte alles zusammen und gratulierte ihm zu den vielen und sehr hohen Auszeichnungen, die er erhalten. Größte Uberraschung. Er wußte von nichts. Er war zwar viel an der Front gewesen gegen Serbien und Italien, hatte auch das Seine getan. Aber von einer besonderen Gelegenheit, sich hervorzutun oder gar von einer Auszeichnung war ihm nichts bekannt. — Endlich stellte es sich heraus, daß er im Fieberdelirium nach Hause Briefe geschrieben hatte mit Schilderungen von Schlachten, unerhörten Abenteuern und allerhöchsten Auszeichnungen. Er sah nun den Brief, erkannte seine Handschrift und schauderte vor dieser Neckerei der Dämonen.

„Als ob man", sagte er erregt, „gleich so immer an Auszeichnungen dächte! Als ob der Soldat gerade persönlicher Ehrungen wegen tapfer wäre!"

In meinen Augen stellt dieses Wort (so arm an Menschenkenntnis es auch sein mag) den jungen Offizier höher, als etwa die Tapferkeitsmedaille.

Ja? Wer ist's? — Ein junger Soldat kommt herein, mühevoll, auf zwei Krücken. Der eine Fuß ist ein Stumpf. Aber ein fröhliches Gesicht. Eine Laute hat er bei sich und will mir Steirerlieder vorsingen. Da frage ich ihn erst nach Herkunft und Schicksal. Einfacher Leute Kind vom Lande. Gymnasium studiert; dann ihrer fünf Brüder Soldat, zwei in Galizien gefallen; und ihm habe auf dem Duklapaß ein Schrapnell den Fuß weggerissen.

„Und da können Sie noch lustige Steirerlieder singen?"

Ei, freilich. Singen könne er schon und die Musik sei immer seine Freud gewesen. Und dann machte er sich ohne weiteres zurecht und begann mit heller, sympathischer Stimme zu singen. Alte und urdrollige

„Kommen ihrer leicht noch nach?“ fragte der Wirt.

„San ja eh scho da“, rief der Thomas, und deutete auf sich und seine zwei Ziegen, die lange Hälse machten und die Tische beschnupperten. „Weißt Wirt, die eine da, die Magerl, hat heut Geburtstag; ist eh in dein Almstall auf d Welt kem vor zwei Jahren. So wölln mr uns jetzt halt a bissel was gunnen, gelt, Kinderln!“ — Indessen ist draußen im Wirtsgarten für die seltsamen Gäste gedeckt worden. Und es war zum Lachen und zum Weinen, wie dieser Almhalter seine Gäste bewirtete und voll schäkernder Herzlichkeit mit ihnen den Geburtstag feierte.

Den Viecherl-Thomas hatten ihn die Leute genannt, den Tiernarren. Einmal fragte man ihn, ob er denn die Tiere lieber habe als die Menschen? — Er würdigte die Frage keiner Antwort.

Als in der Gegend jetzt das Gerede umging, daß in Hinterberg die alte Schneemoas'n gestorben sei, fragten die Leute einander: „Die alt' Schneemoas'n? Ja, hat denn die immer noch gelebt?“

In meiner Jugend war sie ein rundes, rotes Dirndl gewesen. Aber so oft ein Bursch um sie warb: „Schneemoaserl, magst mih? Schneemoaserl, liabst mih?“ wendete sie sich ab. Wer es nicht der Mühe wert fand, sie bei ihrem rechten Namen anzusprechen, bei dem fand sie es nicht der Mühe wert, zu antworten. Den rechten Namen von ihr aber, den wußten die meisten Leute nicht. Wie sie zu dem Namen Schneemoas'n gekommen ist? Natürlich am Tauftage. Als nämlich dem Schneidhofer das Mädel geboren war, noch an demselben Tage mußte es zur Taufe nach der zwei Stunden weit entfernten Pfarrkirche. Es war zwar ein abscheulicher Wintertag mit Sturmwind und Schneetreiben, aber bals den Weg zum Taufstein geht, da achten die Hinterbergler, die alten wie die jungen, kein Wetter, und wenn's Spieß' regnet und Schusterbuben schneit, sie gehen um ihre Taufe. Die Hebmutter und die Patin wanden sich reichlich in Tücher und Hüllen, und der kleine Täufling hatte drei Windeln um und eine lange Fatschen, und zwei große Wollentücher und einen Flanellmantel und des Vaters Schafpelz. „Daß d' ja baderl warm hast, kleiner Schnegg! Daß dir ja nit kalt wird!“ So, wie einen Ballen Bettgewand nahm ihn die Hebmutter und trug ihn an der Brust vor sich her, und also ging sie neben der Frau Godl plaudernd dahin. Dann in der Kirche nahm den Täufling die Godl in den Arm und die Hebmutter lockerte um das winzige Köpfel so weit die Hüllen, daß der Pfarrer mit dem Taufwasser dazu konnte. Nachher gingen die zwei würdigen Frauen mit ihrem jungen Christen zum Kirchenwirt und lobten die Gottesgab, so die Patin auf Tellern und in Gläsern reichlich auftragen ließ. Die Kleine wird auch was bekommen haben, wenn sie nicht etwa im Hin-

sondern ein Ständer für allerlei Gehänge und vor lauter Kerzen sah man nichts Grünes mehr.

An Geburtstagen sonst pflegt man so viele Lichter anzuzünden, als das Geburtstagskind Jahre zählt. Nun können wir wohl nicht 1915 Kerzenlichter aufstellen, als der Jahre sind seit des Herrn Geburt. Aber seine 32 Lebensjahre als Mensch auf Erden könnte man versinnlichen durch zweiunddreißig Lichter auf unserem Christbaum. —

Versucht es einmal, wie schön und feierlich auch bei einem großen Baum diese mäßige Anzahl an Lichtern wirkt. Und kein Flitterwerk an den Baum hängen. Wie er im Walde gestanden, so soll er bei uns einkehren und mit seinen 32 Lichtern schlicht und fromm an das Erdenleben dessen mahnen, dem das hohe Fest geweiht ist.

Das Jubiläumssitzen hat er doch nicht mehr erlebt. Nur zweimal noch, und es wäre das fünfundzwanzigste Mal gewesen, daß der Viecherl-Thomas im Kotter saß. Allemal wegen Ehrabschneidung. Es gibt aber auch kein schärferes Messer, als seine Zunge war, wenn ein Fuhrmann auf die Pferde dreinhieb, ein Fleischer das Kalb hetzte, ein Halter die Rinder schlug oder ein Schinder die kranken Hunde und Katzen quälte. Er gab solchen Leuten nicht etwa Tiernamen, wie es unter Menschen Sitte ist, Tiernamen waren ihm für die Leute zu gut; er behaftete sie mit Eigenschaftswörtern, die dann der Bezirksrichter allemal mit je vierundzwanzig Stunden Arrest ausglich. Und jetzt vor einigen Tagen, da der Fleischer den zur Schlachtbank zu treibenden Ochsen mit dem Knüppel schlug, nannte ihn der Viecherl-Thomas einen dreckigen Rotzbuben. Damit erreichte der Tierfreund wirklich, daß der Knüppel nicht mehr auf den Ochsen niedersauste, sondern auf ihn, den Thomas. Der Thomas ging nicht zum Bezirksrichter, sondern heim in seine Kammer, wo er nach einiger Zeit manchem zu Tode gepeinigten Tiere nachfolgte, weil die Hirnschale kaput war.

Darum stifte ich dem Viecherl-Thomas hier ein Martertaferl. Es mag schon über zwanzig Jahre her sein, daß ich, zurückkehrend von einer Gebirgspartie, den Mann im Gasthaus zu Altenberg kennen gelernt. Damals trat er mit zwei Ziegen, die er fürsorglich am Band führte, in die Gaststube ein, seine Begleitung hinter sich herlockend: „Magerl! Greterl! Nau, gehts nur her, kommts nur her, mir tun a bissel jausnen, heut!“

Lachend bemerkte der Wirt, daß die Ziegen nicht in die Gaststube gehörten.

„Nachher sei so gut, Wirt“, sagte der Thomas, „und sper uns das Extrastübel auf. Und die Frau Wirtin soll gleich a guate Milchsuppen kochen, und an Specksalat und a Mehlspeis für drei Personen!“

Kleine Laube

Heilige Nacht.

Soldaten, lasset heut' das Kriegsgetümmel,
Und schauet staunend auf zum Sternenhimmel
In dieser wundersamen Friedensnacht.
Ein frohes Ahnen hebt sich aus dem Dunkeln,
Und tausend Millionen Lichter funkeln —
Ein Weihnachtsbaum für euch, von Gott gemacht.

Wie einst in süßer Kindheit sinken wieder
Die Liebe und die Freude auf uns nieder,
Als Heimatsgrüße aus dem Gottesreich.
Den wilden Haß auf Erden seh' ich schwinden,
Und Engel in den Höhen, sie verkünden:
Der Friede, Menschenkinder, sei mit euch! R.

Aus unserer Zeit.

Brot und Gold.

Als dieser Krieg begann, stand die Goldfrage im Vordergrund, denn unseren Soldaten und Waffen durften wir vertrauen. Dann aber ward die Brotsorge die wichtigste Sorge, denn viel gefährlicher als der Goldmangel wäre bei unserer gegenwärtigen Abgeschlossenheit der Mangel an Brot, Milch und Fleisch, und kostbarer als Gold sind uns Kohle, Eisen, Kupfer, Blei. Hätte uns Gott in alttestamentarischer Weise strafen wollen, er hätte die Bergwerke in Rheinland-Westfalen und Schlesien in lauter Goldgruben und den mitteldeutschen Weizenboden in lauter Diamantfelder verwandelt. Dann hätten wir darüber nachdenken können, ob es wirklich wahr ist, was wir Großbritannien nachgeglaubt, daß nämlich schließlich alles und jedes für Gold feil wäre!

Das heißt etwas: wenn ein Volk von vielen Millionen, das sich durch seine Arbeit den Genuß aller Güter der Erde verschafft und Nahrung aus allen Zonen gezogen hat, mit einem Male um sein Brot rechnen soll gleich einer Dorfschaft, die von der Sturmflut eingeschlossen ist. Es heißt: es muß sein Vieh schlachten, weil die Ställe dem steigenden Wasser zu nahe liegen und die Erhaltung dieser Mitzehrer zu kostspielig wäre; es muß einem jeden sein geschmälert Teil sorglich zumessen, es muß wachen, damit nicht heimlicher Eigennutz oder gewissenlose Vergeudung die kostbare Gottesgabe mißbrauchen. Es darf's nicht länger dulden, daß Brot und Korn, überhaupt der Mutter Erde Geschenke, noch weiterhin Ware bleiben und mit Goldesgewalt zum persönlichen Eigentum gemacht werden können. Es muß aus „Mein" und „Dein" ein heiliges „Unser" machen.

In der Tat: je länger dieser Krieg dauerte, desto größer wird die Feindschaft zwischen Brot und Gold, Gemeingeist und Selbstsucht. Und wie draußen im Felde die Gefahr des Todes brüderlich stimmte, so daheim die Sorge ums Brot. Und

blick auf das zu erwartende mütterliche Tischlein daheim alles Fremde abgelehnt hat. Nach solchem Taufmahle wickelten die Frauen das Kind wieder in seine Windeln, Fatschen, Tücher und Pelze, noch fürsorglicher als auf dem Herwege, „daß d' ja schön warm hast, du Schatzhäuferl, du herzigs!" Denn das Wetter war noch wüster geworden. Nicht zehn Schritte sah man auf dem Heimwege vor sich und der scharfe Wind stieß den Frauen allen Atem zurück, so oft sie den Mund aufmachten, um etwelches zu tratschen, damit der Weg durch den Schödergraben doch nicht allzu lang würde. Während abwechselnd die eine und die andere das Kind trug, versuchten sie immer, einander Erinnerungen von Wochenbetten und Taufgängen zu erzählen, wobei die eine nie erwarten konnte, bis die andere fertig war, so daß sie dann gleichzeitig redeten, bis plötzlich wieder ein Windstoß ihnen den Mund stopfte. In hohem Schnee pfadlos stapfend kamen sie endlich heim in den Schneidhof, und wie sie sich dort den Schnee von den Kleidern geschüttelt hatten und dann auch den lieben Ballen aufwickelten, gab es einen gebrochenen Doppelschrei, denn es — war kein Kind da.

Zwischen den Wulsten durch war das kleine, gefatsche Dirndl unterwegs herausgerutscht und in den Schnee gefallen.

Dann ist der Hof ausgezogen, um den Täufling zu suchen. Voran schossen wirr und wild die beiden Frauen dahin, jede voll grimmiger Selbstmordentschlüsse, wenn's schlimm sollte ausgehen. — Der Pfad war wieder schier verweht. Von den Bäumen bläderten Elstern und Gimpel weißen Staub herab und auf dem Boden hüpften Schneemeisen dahin. Und da lag es nun, das kleine Wesen in Fatschen und Wolltüchern wie ein Stritzel gebunden, umhüpft von den flatternden Vöglein — niedlich eingebettet in weichen Schnee und beinahe schon zugedeckt mit flaumigem Schnee. Es hatte sein rotes Gesichtlein und schlief. So hatten sie es gefunden und heimgebracht und gesehen, daß es gesund war. Die Wöchnerin, der man das Mißgeschick verborgen gehalten hatte, nahm es an ihre Brust, und die Glückseligkeit der Mutter lag segnend über dem kleinen Menschen.

Wie es denn geheißen wurde? fragte sie endlich.

Sie nannten den christlichen Namen, aber der Leute Mäuler sind alle nichts nutz. Wissen sie kein Schlechtes zu sagen, so sagen sie was Spottendes. Und so ist der Kleinen, die im Schnee, unter Schneemeisen, den ersten Schlaf getan, der Name Schneemoas'n geblieben, bis zum letzten Tag ihres langen Lebens. Sie soll ihr Lebtag als dienende Person nicht viel Gutes gehabt haben und so weich wird sie selten gelegen sein wie damals im Schnee. Es müßte denn sein, daß sie jetzt unter dem Rasen noch besser ruht.

Amerikas Neutralität

und die Richtigkeit unserer Kennzeichnung seiner Haltung beleuchtet geradezu einzig Dr. H. Gerhard, der Herausgeber der „Täglichen Omaha-Tribune“, eines im Staate Nebraska vielgelesenen Blattes, mit folgenden an den Präsidenten Wilson gerichteten Worten:

„Wer ist der beste und wertvollste Verbündete Englands und der Verbündeten überhaupt? Niemand anders denn die Vereinigten Staaten. Das ist keine deutsche Behauptung, Herr Präsident Wilson, sondern das Bekenntnis eines waschechten Engländers von hervorragender Bedeutung, nämlich des Lord Northcliffe, des Eigentümers der „Londoner Times“, der „Londoner Daily Mail“ und des „Londoner Daily Expreß“, der einst in Frankfurt a. M. „Stern“ hieß und ein ganz gewöhnlicher Alfred Harmsworth und verlogener Günstling Eduard VII. war und der von ihm im Dezember 1905 zum Lord ernannt wurde, weil er der beste und geschickteste Deutschenhetzer war.

Herr Präsident Wilson! Wollen Sie wagen, von amerikanischer Neutralität zu reden? Steigt Ihnen nicht die Schamröte ins Gesicht? Denken Sie an jene Stunde, da Sie in aufwallendem edlen Gemüte das gesamte amerikanische Volk zum Friedensgebet in allen Kirchen des Landes am 4. Oktober v. J. aufforderten? Was ist seit jenem Friedensgebet geschehen? Für zwei Milliarden Dollar Kriegsmaterial hat dieses selbe amerikanische Volk, das auf Ihr Geheiß am 4. Oktober für den Weltfrieden betete, für die Verlängerung des Weltkrieges geliefert! Und wir haben neben diesen zwei Milliarden Blutgeld den Ruf einer Heuchlernation eingeerntet.

Herr Präsident Wilson! Sie haben zugelassen, daß unser amerikanischer Handel mit neutralen Ländern von England ruiniert wurde, daß unsere amerikanischen Handelsschiffe, obwohl sie kein Kriegsbanngut führten, nach den englischen Häfen verschleppt wurden (über die schwächlichen Proteste hat man in Downing Street gelacht), daß unsere Flagge heruntergeholt wurde, daß unsere Flagge mißbraucht wurde, und nun werden wir zum Gespött aller Welt als ein Bundesgenosse hingestellt, den man nicht als einen ehrlichen Waffengefährten haben will, den man nur als Handelsjuden ausnutzen will. Dieser Schimpf uns, einem „neutralen“ Volke!

Herr Präsident! Das Maß ist zum Überlaufen voll. Unsere „Neutralität“, wie Sie beliebten, sie auszulegen, ist zu einer Farce geworden. Wir verlangen eine Untersuchung über dieses Bündnis mit einer fremden Macht, das ein Schlag ins Gesicht unserer Bundesverfassung ist.“ (Deutsche Tageszeitung.)

*

Nachtreif.

(Mundart der karpathenländischen Schwaben.)

Von Heinrich Kipper.

Der Eichebam kracht un biet sich im Winn,
Die Nacht is so wüscht un so kalt;
Und guckt doch zum helle Fenschterche nin,
Beim Häusche dicht newer dem Wald.

Dort hun so uff Bläder mich hingelet
Und hun mer die Schläfe gekühlt,
Hun hamlich zum liewe Herrgott gebet
For mich. Ach, wie hun ich's gefühlt!

Es heult und es brecht ach im Eichebam,
Der weitab mei Sippschaft bewacht,
Mei Weib un mei Buwe im ferne Ham.
Ach, dort is so gruslich die Nacht.

wie von Tag zu Tag daheim, in unserem Umgang untereinander, die drückende Geltung des Goldes schwand, so wuchs von Tag zu Tag der Wert des Brotes. Vergangener Jahrhunderte Ehrfurcht vor dem Brote ward uns neu verständlich.

Es heißt etwas, wenn ein großes Industrievolk, hochmütig geworden durch seine Herrschaft über den toten Stoff, verwöhnt durch den grenzenlosen Gehorsam der Materie, entfremdet der lebendigen Natur, nun wieder vom langsamen Wachstum seines begrenzten Bodens völlig abhängig ward. Von 67 Millionen Deutschen wissen ja nur noch 18, was es überhaupt ist: das Pflügen und Düngen, Säen und Jäten, das Ausschauen nach Wind und Wetter und das besorgte Warten auf die Ernte. Sie haben sich um Wind und Wetter bislang nur gekümmert, wenn sie Sonntags wandern oder Ferien machen wollten. Und entdeckten sie gleich im letzten Jahrzehnt wiederum die Schönheit der Natur — ihre Güte, ihren Zorn, ihre Leiden und Geburtswehen kennen sie noch immer nicht. Sie fanden Augenweide an allen Vorgängen des Himmels und der Erde, sie besangen das Blühen und Vergehen, den Sonnenschein und Wettersturm mit der gleichen freien „Interesselosigkeit" des Nur-Schauenden, mit der gleichen „objektiven" Freude am „bewegten Kunstwerk". Und nicht auf die Saaten zu treten, keine Kochfeuer im Walde anzuzünden, Frühstücksreste, Glasscherben und Papier zu vergraben, galt ihnen schon als Ehrfurcht! Sie sollen dich besser kennen und ehren lernen, gute Mutter und Erhalterin, gutes deutsches Land, lieber, treulos verlassener deutscher Acker!

So schreibt Heinz Marr im „Deutschen Willen".

*

Vom Haßgesang.

Ein erfreuliches Zeichen der Wendung gibt der „Kunstwart", der über die Haßausbrüche zu Beginn des Krieges folgendes schreibt: Was in die Mode kommt, kommt wieder aus der Mode — nun hat auch Lissauers „Haßgesang" diese mitunter fast grausame Wahrheit erfahren. Mit Mahnungen von Kirchenbehörden begann die Besinnung. Dann kam das bayrische Unterrichtsministerium mit einer Warnung vor der Pflege des Hasses in den Schulen. Dann kamen Verordnungen; wo Lissauers „Haßgesang" in Schulbücher aufgenommen sei, wünschte man ihn wieder hinaus. Dann Zeitungsaufsätze, die solches Vorgehen billigten. Und bald war's schon drollig: es wollt es niemand gewesen sein, der den „Haßgesang", den Schlager von vor sechs Monaten, und sein Seitenstück, das „Gott strafe England" als Gruß, aufgebracht habe. Wir haben vermutlich damals geträumt, als wir beides an allen Ecken zu hören glaubten.

Lissauer hat gemeint, er müsse sich mit einer Zuschrift an die Zeitungen verteidigen. Er habe damals einer aufrichtigen Stimmung Ausdruck gegeben. Lissauer hat gar nicht nötig, sich zu verteidigen. Das wäre noch schöner, wenn ein Poet nicht das Recht hätte, einer Stimmung, die ihn tief erregt, Ausdruck zu geben, er der Poet, also der Stimmungsmensch, in einem Gedichte, also als Stimmung. Der Zorn auf England war damals durchaus echt, er ist es noch, und daß ein Poet den Zorn für Haß hielt, ging eben aus dem Wesen des Zorns hervor. Aber ihr, meine Herren Verbreiter des „Haßgesanges" als deutschen Volksgesanges, ihr hättet das haben können, was der Stimmungsmensch, der Dichter, nicht zu haben braucht. Ihr hättet besonnen bleiben müssen, wenn ihr wirklich das Recht zur Führung des deutschen Volkes hättet, mit anderen Worten: ihr hättet Leute sein müssen, die voraussahn, wie sich die Dinge später bei kälterem Blute zeigen würden. Ihr hättet damals, als es brannte, kühlen müssen durch den höchst einfachen Gedanken: daß Haß blind macht, und daß es doch schwerlich im Kampfe stärken kann, sich blind zu machen.

*

Diesmal ist es China.

Als vor einigen Jahren China, wohl die älteste bis in die Gegenwart reichende Monarchie, sein Kaisertum abschwur, um sich der Republik zu ergeben, da zweifelten Kenner dieses seltsamen Landes, das ansonsten so sehr am Hergebrachten hält, sofort an der Dauer der neugeschaffenen demokratischen Einrichtung. Zum Präsidenten wurde der kluge, verschlagene, in Europa revolutionär gemachte Dr. Juanschikkai gewählt.

Die Ursachen des Umsturzes in China sind vielfältig. Vor allem spielten dabei Unzufriedenheiten im Innern, die Mißerfolge nach außen und die Unfähigkeit der herabgekommenen Dynastie eine ausschlaggebende Rolle. Nun zeigte es sich aber, daß die Republik auch nicht die Heilmittel gegen die unerwünschten Erscheinungen besaß — und man ahnte, Juanschikkai warte nur den günstigen Zeitpunkt ab, um sich selbst die Krone (wenn eine solche im Reich der Mitte vorhanden sein sollte) aufs Haupt zu setzen. Für diese Pläne hat er eine reiche Gefolgschaft hinter sich, denn die Chinesen merken, ihre Republik schwäche noch ärger den Staat dem Ausland gegenüber, von dem besonders Japan, die Vereinigten Staaten und England gefährlicher denn je wurden.

Der Krieg in Europa, der viele feindliche Kräfte band, kam dem ehrgeizigen Dr. Juanschikkai gerade recht und wie die Zeitungen und verläßliche Berichterstatter melden, steht die Wiedereinführung der Monarchie nahe bevor. Da konnte es sich der unvermeidliche Präsident Wilson denn nicht versagen, den zukünftigen Kaiser der Chinesen anzudrahten und ihm ins Gewissen zu reden. Er sagte ungefähr, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika seinerzeit als erste die Einführung der demokratischen Republik in China begrüßten und daß die republikanische Staatsform sie beide einander näher gebracht habe. Die jetzt kundgewordene Neigung, in China wieder die Monarchie einzuführen, könne in Amerika keine Sympathie finden . . . Ach, wie wird man sich dieses Telegramm in Peking zu Herzen nehmen! Dort kennt man ja Wilson. Sein Mut wächst mit der Entfernung des Gegners, den er umstimmen möchte. Deutschland, das über dem großen Teich liegt, darf angegrobt und mit scharfen Noten belästigt werden; wenn in San Franzisko, wohin der Weg von Washington auch nicht gerade nahe ist, Chinesen verfolgt werden, sendet Wilson auch noch energische Noten, aber den Ausbeutern in Neuyork und den habgierigen Lieferanten von Munition nach Europa wagt Mister Wilson beileibe nicht, den Standpunkt wahrhafter Neutralität entsprechend klar zu machen. Da beschränkt er sich lieber auf Friedensgebete. Dafür betätigt er seinen überschäumenden Mut, der in der Heimat kein Arbeitsfeld findet, wieder einmal gegen China. Das ist gänzlich ungefährlich und die Heldenpose imponiert vielleicht doch noch den Dummen in der Union, die auch dort angeblich nie alle werden. In Kürze ist ja Präsidentenwahl, und da gilt es, Stimmung zu machen!

Ist es nun wirklich und wahrhaftig die Liebe zur „demokratischen Republik", die Wilson nach Peking drahten hieß, oder bewogen ihn im Innersten noch andere Gedanken und Lieblingsvorstellungen? Gewiß ist letzteres der Fall. Die Union kommt nämlich bei einer zerfahrenen Republik China besser auf ihre Rechnung als bei dem energischen Kaiser Dr. Juanschikkai, der die Kräfte seines Vaterlandes, werden sie einmal geweckt, ganz richtig einschätzt. Ist nämlich China, wie etwa heute Japan, gestärkt und gut organisiert, dann Adieu dem Einfluß der Vereinigten Staaten, Englands und besonders Japans! In diesem Falle gehört die Zukunft im fernen Osten der Regierung in Peking, nicht der in Tokio und nicht den Händlern in London und Newyork. Das tut dem Mister Wilson in der Seele weh. Also protestiert er telegraphisch, was ebenso modern wie wirkungslos zu sein pflegt. Ihm werden gewiß die Japanesen in gleicher Weise folgen und zuguterletzt die erstaunten

„Kumm mit, du kumm mit!“ ruft's Nachteulche leis,
„Dei Stahgel steckt sicher un tief.
Un bischt schun ganz gel un bischt schun ganz weiß
Un guckscht schun ganz duschter un schief.“

Was riecht nor uff amol das Lab so gut?
Was zieht mer so wohlich durchs Mark?
„Es werd schon Tag un es stillt sich das Blut,
Bischt gsund bal un uffrecht un stark.“

„Kumm mit, du kumm mit!“ Die Nachteul hot recht.
In Reif un in Nacht sinn erstann
Vier Männer, mei Buwe, a neu Geschlecht.
Un Wunner! Ach's Weib werd zum Mann.

Kriegsgeschichteln und Kriegswitze.

Die „Heimatgrüße“ schreiben: Es geht uns verflucht schlecht mit guten Kriegswitzen, die wir euch gerne mitteilen möchten. Was in den Witzblättern steht, ist meistens nicht das, was wir wollen. Ein bayrischer Geistlicher in Kaufbeuren, der für die deutschen Soldaten Kriegsflugblätter herausgibt, schreibt, daß es ihm geradeso geht: „Der echte, tiefe Humor, der Witz, der einem den Bauch schüttelt, und über den man mitten unter körperlichen Schmerzen noch lachen muß, ist recht selten.“ Unsere Witzblätter bringen nur bissige oder furchtbar gescheite Witze, aber so einen richtigen, gesunden Soldatenwitz fast nie. Wir bitten also euch, wenn ihr draußen im Felde gute Kriegswitze hört, so teilt sie uns auf einer Karte mit. Das ist uns lieber als Gedichte, mit denen wir geradezu überschüttet werden, und wird euch viel mehr Freude machen. Ein paar Kriegsgeschichteln haben wir auch diesmal noch: Ein verwundeter Tiroler wird auf dem Bahnhof von einer neugierigen Dame ausgefragt: „Auf wieviel Russen haben Sie denn während dieses Krieges im ganzen geschossen?“ — „No, wer'n eppa wohl a 400 g'wesen sein.“ — „Das ist ja schrecklich! Wie ist's ihnen denn, wenn Sie daran zurückdenken? Ist's Ihnen da nicht doch manchmal leid?“ — „Ah ja, sell wohl; i han ja guat die Halbscheid g'fahlt!“ — Arzt: Fühlen Sie sich tauglich? Sind Sie gesund? Bürger: Eine Herzverfettung hätt' ich halt und den Lungendampf und einen Magenkatarrh und in der Früh wach' ich mit Schädelweh auf und wenn ich in die Zugluft komm, dann krieg' ich gleich das Gliederreißen. Arzt: No, dann muß ja der Heldentod eine wahre Erlösung für Sie sein!

Nun schrieb ich mit Eisen ...

Von Karl Dankwart Zwerger.

Und schrieb meine Feder und schien's euch nicht gut,
Nun schreib ich mit Eisen und schreib mit Blut!

Ich schreib es hinein in die tobenden Massen
Mein grimmes Verachten, mein brennendes Hassen,
Ich schreibe hinein in die Stirnen, die frechen,
Mein Wagen und Sehnen, mein Jungsein und Rächen,

Und schreibe wie tausend aus meinem Geschlecht
Das große, das göttliche Menschenwort: Recht!

O ich glühe wie Glut und ich brenne wie Brand,
Und sterb' ich, so sterb' ich fürs Vaterland,
Und schrieb meine Feder nicht feurig in Blut,
Nun schreib ich mit Eisen — und das wird gut!

Theoretisch ist die Erziehung ein sanftes Lenken durch Weisheit, praktisch ist sie fast jedesmal eine Vergewaltigung.

*

Sich verantworten, das heißt den Mechanismus seines Innern entschleiern, seine Kausalität verraten.

*

Man kann auch durch Verachtung an etwas festgehalten werden.

Wie sich Wiener Schulkinder den Krieg vorstellen.

Bei Haase in Prag ist ein köstliches Buch erschienen: Die Kinder und der Krieg. Beitrag zur grundlegenden Gestaltung der Ausdruckskultur von Richard Rothe. Es bespricht in zahlreichen anregenden Kapiteln das Verhältnis der Wiener Volksschulkinder zu dem gegenwärtigen Krieg, ihre Meinung, ihre Phantasie, ihre tätige Opferfreudigkeit, und besonders ihre kleinen Zeichnungen und Kriegsbilder, die uns zeigen, wie sie sich alles vorstellen. Solche Bilder enthält das Buch 60 Stück. Der Herausgeber versichert, daß sie auf eine Anregung hin selbständig, ohne Korrekturstrich eines Lehrers, so ganz aus eigenem, von den Kleinen gemacht worden sind. Und das ist nun merkwürdig. Im allgemeinen, möchte man sagen, haben fast alle die gleiche „Schule", die gleiche Manier, die besonders in Darstellung, z. B. der Wolken, der schneebelegten Bäume, der Figuren und dergleichen zutage tritt. Manche einander manierähnliche Bilder dürften wohl von einem und demselben Künstler rühren. Die Namen der Schüler sind aus pädagogischen Gründen nicht augegeben. In allem ist eine kindlich naive Vorstellung, die aber doch voller Wirklichkeitssinn ist. Und anschaulich. Man bekommt eine „Idee" von der modernen Schlacht, obschon sie oft nur mit Spielsoldatenfiguren besetzt ist. Es gibt unter diesen Kinderzeichnungen Bilder, die an Wahrheit und Schönheit manche Erzeugnisse moderner Kunstmaler weit übertreffen.

So hätten wir da einmal ein Kinderbilderbuch für Erwachsene, anregend, belehrend, erheiternd, trotz des ernsten Gegenstandes. Und besondere Beachtung für Lehrer, Erzieher und Kinderfreunde heischt der Text des Buches, der auch für Zeichenlehrer bedeutsam ist und neue Blicke in die Kindesseele eröffnet.

Das deutsche Soldatenlied.

(Noch eine „kleine Berichtigung"; siehe „Heimgarten" 1915, 2. Heft, S. 157.)

Zu Bruno Ertlers gleichnamigem Aufsatz im letzten Heft des „Heimgarten" sendet uns unser Mitarbeiter Dr. Bernhard Paumgartner folgende Zeilen:

„Verehrte Schriftleitung!

Herrn Bruno Ertlers kleine, zweifellos anregende kritische Abhandlung über die neue, wie man sieht durchaus noch nicht zu viel besprochene Fassung des Liedes vom „Guten Kameraden" (mit dem „Gloria Viktoria") erscheint mir ein bißchen zu willkürlich. Ich hätte dazu folgendes mitzuteilen:

1. Über Art und Weise der Entstehung — die übrigens mit Wert oder Unwert eines Volksliedes (siehe den „lieben Augustin") nichts zu tun hat — gibt es mehrere Erklärungen, deren plausibelste mir scheint, daß unsere neue Fassung, die glatt als neues, selbständiges Werk zu betrachten ist, aus einem Liederpotpourri irgendeines Komponisten zweiter oder dritter Güte, schon längere Zeit vor dem Kriege entstanden ist. Solche kurze Potpourris sind im deutschen Volke, besonders auch bei

Engländer, die das Deutsche Reich durch ihren gelben Inselvasallen in Kiautschau bestehlen ließen und nun zu merken anfangen, daß es mit ihren eigenen Geschäften in Asien schlecht steht. Wer wird ihnen den ergiebigen Markt im Osten erhalten — und wer wird ihnen Indien gegen die gelbe Flut verteidigen? Unseliges Testament König Eduards, das daheim alles verzettelt und in der Ferne erst recht schwere Einbußen an Geld und Macht zur Folge hat. Und jenseits des Kanals ist Geld doch die Hauptsache.
V. E. S.

Almbauernhof.

Von Hans Kloepfer.

Frühwinter kam und traumstill und leise
Umfing er das Leben mit weicher Gewalt,
Klar liegen die Almen im schweigenden Kreise,
Unter schimmernden Lasten verschüttet der Wald.

Bis zur Brust aus verwühlten Hochwaldspfaden
Vom Ackerrain droben äugt nieder ein Reh
Zur Muttergottes am Zaun, die in Gnaden
Unterm Pelzhäublein lächelt, Maria im Schnee.

Aus des mächtigen holzbraunen Altvorderns baues
Sturmfest verschränktem Giebelgezelt
Steigt ein Fähnlein des Friedens, ein herdrauchblaues,
Still auf in die weiße toteinsame Welt.

Und die Sonne sinkt hinter schneeweichen Graten;
Noch spielen um deine Fensterlein
Ihre Strahlen wie sparsame Goldzieraten
Von des lieben Herrgotts Althimmelschrein.

Dann wölbt sich die Nacht und mit liebenden Händen
Löscht sie des Alltags Armseligkeit,
Und du ragst in die Einschicht mit schirmenden Wänden
Als Feste der Heimat seit Urväterzeit.

Und die Sage wärmt sich die Großmutterhände
Am roten Herdlicht und sinnt mit Bedacht,
Und erzählt dann den Kindern manch fromme Legende
Von Armut und Arbeit und himmlischer Pracht.

Dann legen zur Seite die Hände, die braunen,
Der Müden sorgsam das letzte Gerät,
Und traulich tönt in verlorenem Raunen
Durch die finstere Stube ein altes Gebet.

Und im Traume dann schauen sie wiegende Palmen
Und Bethlehems Stall und Jerusalems Pracht,
Und heilig steht über den schlummernden Almen
Die hohe, die klare, sternfunkelnde Nacht.

Verschiedenes.

Von Oskar Glaser-Wien.

Die höhere Kultur ist diejenige, welche die gebundenen besseren Energien eines Menschen frei zu machen und zu vergrößern versteht.

*

Wer zu den Verhältnissen, in die er geraten ist, keinen Standpunkt gewinnen kann, der kann von Unglück sprechen.

*

Der Ehrgeiz der Regel ist — als Ausnahme angesehen zu werden.

*

Erkennen, das ist aus den Erscheinungen den einen Sinn herausfinden, den man mit seinen Lebenserfahrungen und Anschauungen in Einklang bringen kann.

*

Nur das Erfahren kann wehtun, das Wissen schmerzt nicht mehr.

*

schöne, rührend naive Hebung des Ausdruckes bei dem Worte „Heimat", die mir gleich der textlichen Idee unendlich deutsch und volkstümlich erscheint.

Die große Beliebtheit des Liedes erscheint mir also ganz einfach durch eine gelungene Erfindung und durch seinen wahren großen Wert völlig gerechtfertigt.

Genehmigen usw. Dr. Bernhard Paumgartner.



Bücher

Wie der Schriftleiter einer Zeitung Briefe an sich liest. (Eine kleine Bosheit.) In dem Briefe eines Schriftstellerkollegen steht geschrieben: „Das Erscheinen eines neuen Buches von Ihnen freut mich immer und dabei besonders, daß Sie unbeirrt um die Kritik und den Eintagsgeschmack des Publikums weiterschaffen." Und der Schriftleiter liest daraus: „Sie sind eigensinnig, lassen sich von niemandem raten und wollen nichts lernen."

In dem Briefe steht geschrieben: „Besonders gefiel mir Ihr neuestes Werk, das mich an die besten Arbeiten unseres unvergeßlichen X. Y. Maier erinnert, ohne daß Sie darin Ihre persönliche Note verleugnen." Und der Schriftleiter liest: „Jetzt schreiben Sie gar schon den Schmierer Maier ab, und was Sie aus eigenem dazumachen, ist erst ein rechter Schmarrn."

In dem Briefe steht ferner geschrieben: „Und nun seien Sie vom Herzen gegrüßt von Ihrem Sie stets hochschätzenden M. N. Schulze. P. S. Sie werden vielleicht bald wieder von mir hören." Und der Schriftleiter liest schmunzelnd: „In den nächsten Tagen schicke ich Ihnen meinen neuesten Band Gedichte, den Sie jetzt gut besprechen müssen, weil ich Sie so angestrudelt habe!" H. L. R.

Eine Handvoll Erde. Roman von C. Viebig. (Berlin. Egon Fleischel u. Co.)

„Zurück zur Natur!" Diesmal erschallt der Ruf aus Berlin. Aber manchmal zweifelt Clara Viebig, und wie mir scheint, mit Recht, daran, daß der moderne Großstadtmensch mit seinen Bedürfnissen und Lüsten in der Natur wirklich sein erhofftes Heil findet. Das Buch selbst gibt keine eindeutige Antwort darauf. Doch ist es ein fesselndes, warmherziges Werk, dessen Wert weit über den Tag hinausreicht, und nach dem großen Krieg wird sein Problem das Problem der breiten Massen werden.

Rührend sind die beiden Gestalten des Dr. Hirsekorn, der seine verstorbene Gattin nicht vergessen kann und in seiner Sehnsucht in die Natur flüchtet, und der wackeren Mutter Röschke, die ihr kurzes Glück im Pacht einer Handvoll Erdbodens vor den Toren Berlins findet. Scharf umrissen ist die Figur des Bodenwucherers Hippel, aber weniger naturwahr muten der Gauner Albert und die alte „Hexe" Bröse mitsamt ihrer Enkelin an; da steckt unzeitgemäße Romantik drin, die in dem Zusammenhange etwas stört.

Die Bücher dieses zweiten Kriegsjahres werden sich wohl hauptsächlich mit unserer gewaltigen Zeit beschäftigen und daher wird dieser Roman allen jenen, die für Weihnachten ein stilleres Buch suchen, sehr willkommen sein. H. L. R.

Der lange Balthasar. Roman von F. C. Heer. (Stuttgart u. Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung.)

Ein recht einfaches Buch mit recht einfältigen Menschen, wie sie schon vorkommen mögen; doch sind sie sehr uninteressant und kaum der Schilderung wert. Oder was soll man sich dabei denken, wenn sich eine ganze Gemeinde darüber aufregt, daß eins ihrer Mitglieder, ein Student, eine Mensur fern in einer Universitätsstadt schlägt und daher arg in Verruf kommt? Der Freihofer will deshalb dem Röbi Heidegger seine Tochter nicht zur Frau geben! Die Vermutung liegt nahe, daß Heer eine unschuldige Mensur mit einem blutigen Duell verwechselte. Und alles weitere Unheil erwächst daraus, daß der Zimmermann Balthasar an — „Heißhunger" leidet, der ihn zur unrechten Zeit befällt, wofür mit allen schlimmen Folgen der bummelwitzige Heidegger verantwortlich gemacht wird. Das geht denn nun doch nicht ohne unseren Widerspruch an! Schließlich: „Ende gut — alles gut!" Diesen meinen Ausstellungen gegenüber stehen sehr nette Stimmungsbilder und ländliche Szenen, die aber meiner Meinung nach das Buch nicht mehr zu retten vermögen. Es gehört leider nicht zu jenen, die des Verfassers dichterischen Ruf begründeten. H. L. R.

den Soldaten seit jeher recht beliebt gewesen. (Man vergleiche auch die bekannte studentische Variante des auch Uhlandischen „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein" mit „Koller und Kanonen", dem „Windmüller" und dem „schönen grünen Wein".) Wer auf Berlin als Ursprungsort raten würde, dürfte vielleicht nicht fehlgehen.

Der Programmzusatz des schalkhaften Lautensängers: „Lied eines betrunkenen bayrischen Soldaten" ist wohl eine grobe absichtliche Verkennung der wahren Sachlage durch den Interpreten oder irgendeinen kühnen Herausgeber und entspricht ziemlich dem Stil der vor einigen Jahren noch belebteren Kabarettkunst, die altechte Volkslieder und modernen, mit Dekadenz posierenden Kitsch in sonderbarer Weise zusammenzukneten versuchte und dem Ganzen das rosaseidene, etwas zerschlissene Mäntelchen mokanter Salonsatyre umhängte. Gott sei Dank ist der faule Zauber jetzt ziemlich ausgestorben.*

„Rauschlied" — wenn die Quelle des Rausches gleichgültig ist, das sich dadurch auszeichnet, daß es wie der Rausch „Geschautes und Gefühltes in buntem Reigen durcheinanderwirbelt", wie Ertler meint, kann wohl bald ein jedes phantasiereiche, belebtere lyrische Gedicht sein, dessen sinnlich künstlerischer Ausdruck und Gehalt ja in eben Gesagtem besteht.

Erklärungen, die von „Sehnsucht nach neuen Formen" und „tödlicher, niederreißender Inbrunst" (H. Schumann) sprechen, sind wohl gleicherweise recht wilde Hermeneutik.

Was den Inhalt, besser den Gehalt, also den wahren Wert des Liedes als Volkskunstwerk und seine Beliebtheit und Verbreitung anbelangt, erscheint mir die Erklärung hiefür gar nicht so ferne zu liegen. Der simple, wie willkürlich phonetisch zusammengezwungene Text entwickelt sich doch mit starker, für den Soldaten besonders einleuchtender Logik der Anschauung:

Der Soldat marschiert in Feindesland zur Seite seines Kameraden, die Trommel wirbelt, zuversichtliche Siegesstimmung überall (Gloria, Viktoria!); auch hier, auf fremder Erde singen die Vöglein so wunderschön wie in der Heimat und rufen alle sehnsüchtige Hoffnung wach auf ein glückliches Wiedersehen zuhause.

Kann wohl ein Gedanke deutscher, volkstümlicher erfaßt sein? Wir finden ihn nicht umsonst in zahlreichen Meisterwerken der Volks- und Kunstlyrik in ganz ähnlicher Form wieder (Eichendorff, Mörike „Heimweh", Liliencron „Tod in Ähren" u. v. a.) und er ist unglaublich wesensverwandt der Art des deutschen Kriegers, der sich ganz und gar nicht in der aufdringlichen Weise der Franzosen etwa mit stark rhythmisierten, aufpeitschenden Hohn- und Kampfgesängen (Marseillaise) anzufeuern liebt. Neuzeitliche Haß- und Schlachtgesänge haben sich an der deutschen Front gar nicht recht durchzusetzen vermocht, dafür ertönen in den Schützengräben knapp vor dem Feinde die so ganz unkriegerischen zarten Heimatslieder von deutscher Liebe und deutscher Landschaft, vom Lindenbaum, von den Rosen im Tale, die wir ja alle kennen und innig lieben.

Die neue Melodie unseres Liedes hat neben der vorzüglichen Eignung beim Marschieren gesungen zu werden, manches derb Berückende, vor allem jene zweimalige

---

* Die Verszeile „Nimm das Mädchen bei der Hand" ist einem wunderbar ausdrucksfähigen, alten hessischen Soldatenliede aus der Zeit der unumschränkten Landesherrlichkeit der kleinen deutschen Fürsten und der Soldatenverkäufe nach Amerika entnommen, das in einer Fassung im „Zupfgeigenhansl", dieser ausgezeichneten Sammlung echter deutscher Volkslieder, abgedruckt ist. Eine noch weit schönere, lebhaftere Melodie desselben Liedes habe ich in schlichter, aber nicht zu übertreffender inniger Weise mit anderen unbekannten deutschen Volksliedern zur Laute von Egon Hanfstaengl gehört, einem jungen, hochbegabten bayrischen Künstler, der bei Ypern fürs Vaterland gefallen ist. Dr. V. P.

überall aufs neue das lebhafteste Interesse für Land und Volk erwecken, dem in Rudolf Greinz seit Jahren einer der berufensten und erfolgreichsten Schilderer erstanden ist. Auch die unmittelbare Gegenwart spielt herein: Der Weltkrieg, der seine mächtigen Wogen bis in die abgeschiedene Stille der Tiroler Täler geworfen, alte Bauernkraft und alten Bauerntrutz aufgewühlt hat. Kriegsnovellen wie „Gott mit uns!" oder die lustige Geschichte vom „Meisterschütz" werden jedem Leser im Gedächtnis bleiben. V.

Taschenbuch für Bücherfreunde. Zweite Folge, herausgegeben von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann.)

Das ist eine kleine Rundschau über den neuen Büchermarkt genannten Verlages mit Proben. Von je einem Schriftsteller wird eine Probe geboten. Und für Proben nimmt man wahrlich nicht die schlechtesten Stücke. Aber neben den Lichtseiten der Dichter werden auch ihre Schattenseiten nicht verheimlicht, indem von jedem ein wohlgetroffenes Schattenbild am Kopfe seines Beitrages steht. So ist es ein anmutiger Reigen ernster und lustiger Geister, mit dem uns das Büchlein bekannt macht.

Beiträge zur Geschichte der Juden in Steiermark. Von Dr. Artur Rosenberg. (Wien u. Leipzig. Wilh Braumüller.)

Wahrscheinlich kamen schon mit den Römern die Juden nach Steiermark, doch erst seit den Kreuzzügen sind Urkunden über sie erhalten. Sie waren weniger als Zwischenhändler, in der Hauptsache als Geldverleiher tätig, wozu sie besonders das kanonische Zinsenverbot eignete. Auch hatten die Landesfürsten ihr großes Interesse daran, daß ihre Juden gute Geschäfte machten, weil dadurch eine eigenartige Steuerquelle um so ergiebiger wurde. Rosenbergs fleißig und übersichtlich gearbeitetes Buch bespricht vor allem die wirtschaftlichen und die Rechtsverhältnisse der Juden in Steiermark bis zum Jahre 1496, wo sie dauernd ausgewiesen wurden. Erst unter Josef II. entfielen einige der härtesten Beschränkungen für die Judenschaft, bis ihnen die Verfassung von 1867 völlige Freizügigkeit gewährte.

Der Abschnitt, der die sozialen und kulturellen Verhältnisse der Juden behandelt, fiel leider etwas knapp aus, aber der Umstand, daß Rosenberg sein Buch bescheiden „Beiträge zur Geschichte der Juden in Steiermark" nennt, rechtfertigt die Kürze. Vielleicht gibt er uns in einem selbständigen Aufsatze eine eingehende Darstellung der gesellschaftlichen Verhältnisse der Juden, ihres teilweisen Hineinwachsens in den Adel und der Übertritte zum Christentum, wodurch sie den Ausweisungsbefehl von 1496 oft umgingen. H. L. R.

Zeugnisse zum Deutschen Aufstieg 1750—1914. Ein Lesebuch für den Deutschen. Nach Karl Lamprechts gleichnamiger Schrift herausgegeben von Dr. Alfred Hönger. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1915.)

Vor seinem Tode hatte der nimmermüde Historiker Karl Lamprecht in seiner Schrift „Deutscher Aufstieg" zum deutschen Volke und dessen bewegter Gegenwart noch einmal seine weitgehörte Stimme erhoben, dem Jetzt seine Fundamente und Tragepfeiler in der Vergangenheit aufweisend und helle und freudige Ausblicke in die Zukunft gewährend. Indem er so die Quintessenz von mehr als eineinhalb Jahrhunderten auf wenige Seiten zusammengedrängt hatte, schien es ihm nützlich und fördernd für das geschichtliche Verständnis, die Gedankengänge seines Buches durch Quellen, durch Urkunden und Dokumente der Zeit selbst belegen zu lassen, sozusagen den Beweis und konkreten historischen Hintergrund gegenüberzustellen. Die Arbeit wurde noch von ihm selbst vorbereitet und ihre Ausführung von ihm in die Hände seines früheren Schülers Alfred Hönger in Dresden gelegt, der, von Lamprecht aufs eingehendste unterrichtet, das Buch jetzt vorlegen kann. Das Buch bietet Schriftstücke von zum Teil ehrwürdigem Ansehen, allen Zeiten deutscher Kulturgestaltung entnommen, welche die Wandlungen des geistigen und materiellen Lebens und sein Höherwerden aufzeigen und damit einen Bruchteil des unergründlichen Reichtums deutschen Denkens und Wollens vorführen. Als volkstümliches Lesebuch für den Deutschen stellt sich uns das Werk dar, es eignet sich sowohl dafür, daß ein einzelner sich still darein versenke, dem Strom der Vergangenheit und den leisen Stimmen der Zukunft zu lauschen, als auch zum Vorlesen am abendlichen Familientisch. Eine ganz besondere Bedeutung besitzt es jedoch für den Schulunterricht zur Belebung und Ergänzung des Unterrichts in der neueren Geschichte. V.

„Bei Kaisers." Aus dem Familienleben des Kaiserhauses. (Berlin. Johannes Baum.)

Wer verfolgt nicht heute mit lebhafter Anteilnahme alles, was aus dem Leben des deutschen Kaisers und der Seinen verlautet? Sein Lebenskreis, seine Familie, seine Gedankenwelt, die vielen von uns lebenlang fremd bleiben würde, ist uns durch dieses Buch nahegebracht. Da hören wir seine Worte und können uns ein Bild seiner Umgebung machen. Hier treten der Deutsche Kaiser und die Kaiserin uns auch fern von aller Zeremonie und Etikette des Hoflebens als schlichte Privatleute entgegen, sie kommen uns menschlich nahe. V.

Krieg im Stein. Erlebtes, Gesehenes, Gehörtes aus dem Kampfgebiete des Karstes. Von Ernst Decsey. (Graz. Leykam. 1915.)

Welch ein Unterschied der Wirkung, wenn ein Erlebnis in landläufiger Weise vorgebracht wird oder wenn es ein eigenartiger Sprachkünstler erzählt! Das, was dieses Buch an Tatsächlichem gibt, wird jetzt von Hunderttausenden erlebt und von Tausenden weitererzählt. Es wirkt nicht mehr recht, man ist stumpf geworden selbst gegen unerhörte Geschehnisse. Wie anders, wie lebendig, wie vertieft sind Decseys Darstellungen vom Kriegsschauplatz, ob er nun im leichterer Tagebuchform von der Landschaft und den Ereignissen auf dem Karste spricht oder vom stillgewordenen Triest oder von seinen persönlichen Erlebnissen. Wir schauen nach Italien, „kennst du das Land?" Dieses Kapitel glüht vor Haß. Zum wohltuenden Gegensatz werden wir zu Graz in das Militärkommando geführt, in den Mittelpunkt der riesigen Kriegsorganisation, wo wir den lebhaften Pulsschlag einer gewaltigen Arbeit mitempfinden, dann Abschnitte wie „Im Sicherheitsdienst", „Besuch beim Erzherzog", „Im Artillerieduell", „Hymnus auf die Esel"! Immer ist es die durchgeistigte und doch so sinnlich lebendige Sprache mit ihren manchmal so lustigen, auch wunderlichen Bildern und Gleichnissen, die uns fesselt und ergötzt. Unter den vielen Kriegsbüchern ist es eines der wenigen, die trotz des ernsten Gegenstandes uns nicht verstimmen.

Der eigentliche Vorzug des Buches, das der Frau Gemahlin unseres Statthalters zugeeignet ist, besteht darin, daß sein Ertrag der Kriegswohltätigkeit gewidmet wird.

Von Maschinen und Menschen. Novellen von Theodor Heinrich Mayer. (Leipzig. L. Staackmann.)

Endlich wieder ein Schriftsteller, der neue Gedanken hat und nicht uralte Stoffe aufputzt, um ein neues Buch zustande zu bringen! Maschinen und Menschen — der Mensch erfindet, baut und betreibt seine Maschine, aber in dem Augenblick, da sie zu arbeiten beginnt, wächst sie über ihn hinaus, befreit sich vom Erfinder und Erbauer und wird selbständig, oft ein Großes und Gefährliches, das seine geistigen Väter verrät und vernichtet. Th. H. Mayer geht nicht so weit wie Fritz Müller, der auch die Dinge für beseelt hält, aber auch er fühlt die seltsamen Wechselwirkungen zwischen dem Schaffenden und dem, was er schafft. Da erwachsen fesselnde Probleme, die in diesen Erzählungen auch fesselnd und künstlerisch behandelt werden. Auf mich machte den größten Eindruck die erste Erzählung „Konstruktör Pacher", der zufrieden ist, wenn er seine Neugedanken auf dem Papier hat und vor der Verwirklichung zurückscheut; als er sich einmal überreden läßt, seine erfundene Maschine auch zu erbauen, fühlt er sich todunglücklich — und wird erst wieder froh, da sich herausstellt, daß sie ein praktisches Unding ist. Spannend ist auch die große Geschichte „Die Erde brennt", von der nur zu wünschen wäre, der Verfasser vertiefte und erweiterte sie, den Grundgedanken — Kampf des Menschen und seiner Werke mit der Erde — in einem Roman verwendend. Die Idee wäre es, mit Hinweglassung des Mystischen darin, wert. Auch der übrige Inhalt des Buches ist gelungen. Nur die kleine Novelle „Ordonnanzfahrt" beweist abermals, daß es augenscheinlich nicht gelingt, Anregungen des gegenwärtigen großen Krieges künstlerisch auszuarbeiten. Es haftet ihnen dann fast stets etwas ungesund Sensationelles an. Weil der Künstler über seinen Stoffen stehen muß und wir uns noch mitten in dem Kämpfen und Ringen befinden. Vielleicht erst Enkel können aus dem Weltkriege ein literarisches Kunstwerk gestalten. Uns ist und bleibt er wohl dauernd ein schier unfaßbares Naturereignis an sich. H. L. R

Für Heimat und Herd. Kriegsgeschichten von Josef Wichner. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Der alte, ewig junge Wichner, unser lieber Heimgartenmitarbeiter, durfte auch nicht schweigen, als die Kanonen donnerten. Freilich unterscheiden sich seine Kriegsgeschichten vorteilhaft von vielen anderen, die sich ebenso benennen. Gott sei Dank ist hier nicht zu viel von Blut und Not und Tod die Rede, sondern Wichner hat jene Seite des Krieges für seine Geschichten gewählt, die freundlich und warm anmutet. Er erzählt lieber von daheim als vom Schützengraben, den wir Zurückbleibenden doch nur vom Hörensagen kennen. Und aus dem harten Gesicht unserer Tage, das auch ins Alltagsleben schaut, schmunzelt bei Wichner hie und da launige Heiterkeit, die uns die Schwere der Gegenwart wenigstens für kurze Stunden vergessen läßt. Deshalb verdient sein Büchlein einen großen Leserkreis. H. L. R.

Die kleine Welt. Tiroler Dorfgeschichten von Rudolf Greinz. (Leipzig. L. Staackmann.)

Mitten in das Kriegsgetümmel unserer Tage kommt dieses Buch wie ein lieber Gruß aus einer stillen und friedlichen Welt. Gleich einem Idyll, einem trostsamen Eiland, zu dem wir aus der großen Welt flüchten können, mutet uns die kleine Welt der Dorfgeschichten an, die uns Rudolf Greinz vor Augen führt. Ernst und Humor haben sich in dem neuesten Buche des Dichters zu einem prächtigen Ganzen vereint. Heute, da Tirol wieder im Heldenkampfe steht wie Anno Neun, sind diese Erzählungen zeitgemäßer als je und werden

Das Gewissen der Welt. Roman von Otto Pietsch. (Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.)

Das törichte Herz. Roman von Alfred Maderno. Mit Umschlagzeichnung von E. H. Rätze. (Dresden. Carl Reißner.)

Himmelsvolk. Ein Buch von Blumen, Tieren und Gott. Von Waldemar Bonsels. (Berlin und Leipzig. Schuster und Loeffler.)

Die Heilige. Erinnerungen an Agnes Günther. Von Karl Josef Friedrich. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes.)

Dorfheimat. Bilder aus einer Knabenzeit. Von Franziskus Nagler. (Meißen. Albert Buchheim.)

Höhengänge. Drei Erzählungen aus den Alpen von Walther Nithack-Stahn. (Halle a. S. J. Frickers Verlag. 1915.)

Sternbüchlein für unsere Soldaten. (Stuttgart. Verlag der Ev. Gesellschaft. 1915.)

Neues Buch der Lieder. Von Paul Baehr. (Halle a. S. Otto Hendel.)

Napoleon. Eine neue Erzählung von Carl Sternheim. (Leipzig. Kurt Wolff.)

Kriegsmahnruf an die deutsche Jugend. Von H. Schindler. (Dresden-A. Selbstverlag H. Schindler.)

Die demokratische Lüge und der Krieg. Von Dr. Schmidt-Gibichenfels. (Berlin-Steglitz.)

Belgische Neutralität und schweizerische Neutralität. Von Eduard Blocher. (Zürich. Verlag der „Stimmen im Sturm".)

Philosophie des Krieges in Umrissen. Von H. Gomperz. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1915.)

Sächsisch Volk. Ausgewählte Skizzen. Von Fritz Barschdorff. (Leipzig. Georg Merseburger.)

Der Erzfeind. Rück- und Ausblicke zum Weltkrieg. Von Adolf Harpf. (Graz. Leuschner und Lubensky. 1915.)

Schützengrabenausgabe: **Europa steht in Flammen.** Kriegs- und Zeitgedichte von Karl Adam-Kappert. (Graz. Deutsche Vereinsdruckerei.)

Mit dem Auto an die Front. Von Anton Fendrich. (Stuttgart. Frankische Verlagsbuchhandlung.)

Der große Krieg. III. Teil. Von Erwin Rosen. (Stuttgart Robert Lutz.)

Ist der Krieg sittlich berechtigt? Von Dr. Fritz Wilke. (Leipzig. Dietrichsche Verlagsbuchhandlung.)

Politische Flugschriften: **Der Krieg und die deutsche Musik.** Von Dr. Franz Bachmann — **Die Schweiz im Weltkrieg.** Von Jakob Schaffner. — **Belgier und Balkan.** Von Moeller van den Bruck. (Stuttgart, Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Kompagniehund. Von Felix Janoske. (Breslau. W. G. Korn.)

Im belagerten Przemysl. Tagebuchblätter aus großer Zeit. Von J. v. Michaelsburg. (Leipzig. C. F. Amelang.)

Dschihad. Der Heilige Krieg des Islams und seine Bedeutung im Weltkrieg. Vortrag von Dr. Gottfried Galli, kais. Generalkonsul a. D. (Freiburg i. B. G. Troemer.)

Während des Weltkriegs. Von E. Käthe König. (Dresden. C. C. Meinbold u. Söhne.)

„Anno 15". Kriegsanekdoten aus Österreich. Gesammelt und eingeleitet von Oskar Wiener. (Prag-Smichow. Koppe-Bellmann.)

Es morgenrötet. Ein Briefwechsel zwischen draußen im Felde und daheim zur Kraft und zum Trost. Von Leonhard Berg. (Eibenstock in Sa. Benno Kändler.)

In Gebr. Suschitzkys Verlag, Wien: **Wienerisches aus der Kriegszeit.** Von A. C. Forschneritsch. — **Die X Gebote der Russen.** Von Richard A. Edon. — **Dirndlbriefe** und Briefe aus dem Schützengraben. Von Hans Jokus. — **Jahrbuch für Freidenker.** 1914. — **Morgendämmerung.** Bilder aus dem Wien das war, das ist und das wir schaffen wollen. Von Alpheus.

Die Neugestaltung Österreichs und der Zweibund. Von Dr. R. Enden. (Im Selbstverlage des Verfassers.)

Lieb' Vaterland, magst ruhig sein! Deutsche Worte von Alfred August Brosżat. (Garmisch. A. Adam.)

Kampf hinter der Front. Kriegsaufsätze für Deutschtum in Leben und Kunst. Von Dr. Karl Storck. (Stuttgart. Muthsche Verlagshandlung.)

Flugwesen und Flugzeugindustrie der kriegführenden Staaten. Von Roland Eisenlohr. 65. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". Preis 50 Pfennig. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Frankreichs finanzielle Oligarchie und der Krieg ist das Thema, das Dr. M. Uebelhör in dem neuesten (66.) Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg" behandelt. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. Preis 50 Pfennig.)

Im Weltenbrand! Kriegslieder aus Österreich-Ungarns und Deutschlands größter Zeit. Von Oberleutnant Emil Spitzer. (Mähr.-Ostrau. R. Papauschek.)

Vaterlandsklänge im Kriegsgebraus. (Fiume. Kommerzielle Buchdruckerei, A.-G. [Adria-Palais]. 1915.)

Die Bücher der Frau. Band 5. Die Erziehung des Kindes zur Gesundheit und Arbeitsfreudigkeit. Von Frau Elsbeth Krukenberg-Conze. (Leipzig. Neue Deutsche Verlagsgesellschaft.)

Deutschlands Zukunft. Kriegslehren und ihre Bedeutung für deutsche Jugend- und Volksbildung. Von Bruno Clemenz. (Würzburg. Curt Kabitzsch.)

Zur Ernte 1915. Ein Flugblatt von Fritz Oberndorfer. (Graz. Leuschner und Lubensky.)

Eine Reihe wirklich schöner und formvollendeter Gedichte, die den Segen des Bauerntums besingen. Endlich kommt auch der Landmann zu Ehren, den man lange, viel zu lange, wie die Tatsachen beweisen, über die Achsel ansah, bis der große Krieg seine wahre Bedeutung lehrte. Ich habe noch keine schöneren Reime über des „Bauern Ehrenzeit“ gelesen als die Verse in diesem Büchlein der Ernte, dem schon an sich weite Verbreitung zu wünschen ist — und doppelt weite, weil sein Reinertrag dem Kriegshilfsunternehmen des Roten Kreuzes gewidmet ist. Der gelungene Schmuck des Flugblattes stammt von Marie v. Baselli.

H. L. R.

Waffengänge. Blätter für Leier und Schwert. Herausgegeben von Rudolf Bernreiter. (Marburg a. D. Karl Scheidbach.)

Es scheint die Absicht zu bestehen, die Blätter fortzusetzen. Sie enthalten lyrische Beiträge — und es sei gleich gesagt, in der Hauptsache wohlgelungene. Ich verweise auf die Gedichte von Bienenstein, Weinhandl, Ilse Woschnagg und Bernreiter. Dagegen enttäuscht der Beitrag von Max Geißler, den der Herausgeber an die Spitze stellte. In diesem „Gruß an Österreich“ klappert und schnarrt es und die Reime lassen an Billigkeit nichts zu wünschen übrig: „Schall und Fall“ (zweimal!), „Ruh und du“, „Wacht und Schlacht“ usw. Das Prachtstück hingegen lieferte unser Zwerger und wir wollen es unseren Lesern nicht vorenthalten. Es ist warm und echt und innig.

A Herz is ganz was Wundakloans
Und kan so vül datragn,
Es ziagat's oft koa Rössal nöt,
Koa Rössal mit an Wagn.

I woaß was Runds, i woaß was Leichts
Und hat koa Gwicht nöt frei
Und is an jedn Herzen z'vül,
Dös kloane Patzerl Blei.

A Herz is ganz was Wundakloans
Und kann so vül datragn,
Doch wann a oanzig Kügal kimmt,
So tuat's glei nimma schlagn . . .

H. L. R.

Der Lehrer als Heimatforscher. Eine Anleitung zu heimatkundlicher Arbeit. Von Oberlehrer Josef Blau, Konservator des k. k. Archivrates. Band 6 der „Schriften zur Lehrerfortbildung“. (Prag, Wien, Leipzig. Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase.)

Die Heimatkunde sollte zur Grundlage unseres Schulwesens werden. Zu ihrer Pflege wird überall gründliche Heimatforschung einsetzen müssen. Es wird jeder Lehrer an der Erforschung der Natur, der Zustände und Begebenheiten in Gegenwart und Vergangenheit seiner Umgebung arbeiten und das Künstlerische und Gefühlsmäßige an ihr aufsuchen müssen, wenn er seiner Lehr- und Erziehungsaufgabe fürderhin gerecht werden will. Es wird sich geradezu die planmäßige Einrichtung der heimatkundlichen Forschung für ganze Landes- und Staatsgebiete als dringende Notwendigkeit ergeben. Bei all dieser Arbeit will das vorliegende Buch Helfer und Wegweiser sein. Dem nach Fortbildung strebenden Lehrer zeigt es in Mitteilungen, Anregungen, Beispielen und Schrifttumsangaben, wie er an und in der Heimat lernen, sich zu eigentlicher Heimatbildung durchringen, in seinem Kreise bodenständig, ja, wie ihm die Heimat zur Hochschule werden kann.

V.

Ein U-Boot mehr! Der Österreichische Flottenverein läßt eben im Selbstverlag, Wien, 9. Bezirk, Canisiusgasse Nr. 8, eine Broschüre erscheinen, die den Titel „Das U-Boot“ führt.

Der jetzige Riesenkrieg hat in geradezu überwältigender Weise die ausschlaggebende Wichtigkeit der Unterwassertaktik dargetan. Er hat uns bewiesen, daß die Riesenphalanx englischer Dreadnoughts ebensowenig die Nordsee zu befahren wagt, wie die Flotten Frankreichs und Italiens die Adria. Denn überall drohen die fürchterlichen deutschen und österreichisch-ungarischen Tauchboote, geführt von todesmutigen Blaujacken. Überzeugend wird in der Broschüre des Flottenvereines, als deren Verfasser die bestbekannten Fachschriftsteller Hauptmann Seeliger und Linienschiffsleutnant Emo Descovich zeichnen, der Wert der Unterseeboote dargetan. Vielleicht noch nie wurde ein rein technisches Thema in ebenso gemeinverständlicher wie fesselnder Weise behandelt.

Dem so interessanten Werkchen, dessen vollständiger Reinertrag der Aktion zur Beschaffung eines neuen U-Bootes für unsere wackere Marine zufließt, kann nur weiteste Verbreitung gewünscht werden.

Deutsche Götter- und Heldensagen. Von Hermine Möbius. (Dresden. Alexander Köhler.)

Dieses weitbekannte und beliebte Buch ist eben in neuer (sechzehnter) Auflage erschienen, und zwar neu bearbeitet und mit neuen Bildern. Dieses deutsche Hausbuch könnte nicht zeitgemäßer erscheinen als jetzt in der großen Heldenzeit unseres Volkes. Es gibt kaum ein passenderes Weihnachtsgeschenk für unsere Jugend, für unsere Soldaten.

Büchereinlauf.

Der Rubin der Herzogin. Roman von Rudolf Presber. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1915.)



4. Heft | Jänner 1916 | 40. Jahrg.

Der Erbarmungslose.

Roman von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Dem neuen Mieter untertänig, trug die säuerliche Michelle die Tasse Schokolade ans Bett Jean Baptistens und machte sich im Zimmer manches zu schaffen, goß frisches Wasser ins Becken, streifte die Tischdecke glatt, legte die Taffetvorhänge in schmucke Falten und erkundigte sich zirpend: „Gut geschlafen, Bürger Polycarpe?“

Der antwortete kauend und mäßig vergnügt: „Danke.“

„Heute geht Ihr wohl in den Konvent?“ Ihre farblosen Augen betrachteten den seine Schokolade löffelnden Deputierten. „Wie beneide ich Euch — wie bewundere ich Euch, daß Ihr zu den Auserwählten gehört, die das Volk zu seinen Schützern bestellte.“

Der Auserwählte ließ eben eine Weißbrotschnitte Schokolade trinken, steckte sie in den Mund und sprach deshalb etwas behindert: „Mbh . . . ja . . . Es ist in der Tat . . . Die Konvention will Frankreichs Glück . . . Doch manche ihrer Maßnahmen finden nicht meinen Beifall —“. Da brach er entsetzt über seine Kühnheit, mit der er Bruchstücke aus seiner ewigen Wahlrede vorbrachte und Beschlüsse der Vertreter des souveränen Volkes bemängeln wollte, mittenab und endete mit einer anderen eingelernten, doch durchaus unschuldigen Wendung: „Man wird ja sehen, was sich erreichen läßt.“

Die sicherste Art der Cholerabekämpfung. (Bis 100 Prozent Heilungen.) Mit einem Anhang über die beste Typhusbehandlung. Wissenschaftliche Tatsachen und praktische Hinweise. Von Leopold Katscher. Veröffentlichung des Europäischen Komitees für praktische Sozialreform, Bern. (Zürich. Schweizer Druck- und Verlagshaus.)

Die Rumplertaube. Flugbares Modell. Heft 71 der Sammlung „Spiel und Arbeit". (Ravensburg. Otto Maier. Preis 80 Pfennig.)

Grillparzers Ahnen. Eine Festgabe zu August Sauers 60. Geburtstag. (Herausgegeben vom Literarischen Verein in Wien. 1915.)

Deutscher Volkskalender für das Schaltjahr 1916. Herausgegeben vom Deutschen Bunde in Mähren. 28. Jahrg. (Brünn.)

Versorgung kriegsinvalider Mannschaft.

Der Militärverwaltung sind Angebote und Anregungen privater Unternehmungen, Fabriken usw. zugekommen, in ihren Betrieben kriegsinvalide Unteroffiziere und Mannschaftspersonen anzustellen.

Dieser von warmem vaterländischen Empfinden Zeugnis gebende Vorgang, der es als eine Pflicht der Dankbarkeit ansieht, das Los derjenigen zu verbessern, die für das Vaterland geblutet haben, wird sicher in allen Kreisen unserer opferwilligen Bevölkerung Anklang finden.

Es ergeht daher auch an die Allgemeinheit die Bitte, bei Stellenbesetzungen Kriegsinvaliden unbedingt vor allen anderen Bewerbern den Vorzug zu geben.

Hiebei wird aufmerksam gemacht. daß bis zur Demobilisierung. überhaupt nur ursächlich der Invalidität aus dem Militäraktivstande ausscheidende, nicht mehr militärpflichtige Bewerber in Betracht kommen können, daher mit einer Nachfrage in größerem Maßstabe erst mit der Wiederherstellung der Arbeitsfähigkeit derselben, also vielfach erst in einem späteren Zeitpunkte, zu rechnen sein wird.

Das Anstellungsbedürfnis wird unmittelbar nach Beendigung des Krieges den Höhepunkt erreichen.

In der sicheren Erwartung, daß sich die Arbeitgeber dieser dem Wohle unserer durch die Verteidigung ihres Vaterlandes kriegsinvalid gewordener Mannschaft dienenden Unternehmung nicht verschließen werden, wird gebeten, die Anmeldung der mit genannter Mannschaft zu besetzenden Stellen durch ausgefüllte Anmeldungsblätter, die beim k. u. k. Ergänzungsbezirkskommando Graz (kleine Dominikanerkaserne) zu erhalten sind, bekanntzugeben. Mair, Oberstleutnant.

Postkarten des „Heimgarten"

An die Einsender von Beiträgen. Erst militärische Verpflichtungen, hernach eine länger andauernde, arbeitshindernde Erkrankung störten die regelmäßige Erledigung zahlreicher Zuschriften und Einsendungen. Ich bitte, das mit Rücksicht auf die angeführten Gründe freundlich zu entschuldigen. Jetzt liegt ein Stoß von Briefen und Manuskripten vor mir, die erst allmählich aufgearbeitet werden können.

Ferner bitte ich alle, die Beiträge einsenden wollen, zum wiederholtenmal dringend, es zu unterlassen, da wir damit reichlich — besonders mit „Kriegsgedichten"! — versehen sind. Dr. H. L. Rosegger.

(Geschlossen am 20. November 1915.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: Hans Fleder. — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

„Heute!"

„Morgen, bitte morgen!"

„Du bist gründlich ausgeschlafen — was also hat das Hinausschieben für einen Zweck?"

„Mein lieber, lieber Schmetterling", schmeichelte Polycarpe, „warum bist du so grausam gegen mich?"

Auf halbem Wege kamen beide Vorschläge einander entgegen: Heute würde ihn Artemis auf die Galerie des Konventes führen, damit er sich mit den Örtlichkeiten vertraut mache und die Leute betrachte, zu denen er kraft seiner Würde nun gehörte, und morgen sollte er seine Vollmacht als Deputierter von Chiron dem Archivar Calmus zur Prüfung übergeben. „Dabei bleibt es, basta!"

„In Gottes Namen!" Jean Baptiste fügte sich einem stärkeren Willen.

Den Weg zum Konventsaal, durch langweilige Straßen und über gleichgültige Plätze, benützte Artemis zu einem politischen Vortrag, der Polycarpe sehr gefördert hätte, wäre er ihm mit ungeteilterer Aufmerksamkeit gefolgt; er aber schlurfte mißmutig zwei Schritte hinter dem roten Schmetterling her und bedauerte sich: „Ich armer, armer Teufel!"

Artemis sagte: „In der Konvention gibt es drei Parteien, und für eine von ihnen mußt du dich entscheiden. Da ist erstens die Gironde — ihre Anhänger füllen einen beträchtlichen Teil der rechten Saalseite — sie setzt sich aus den Gemäßigten zusammen, spielt die Provinz gegen Paris aus und hätte sie mehr Mut, so wäre es ihr ein Leichtes, ihre Gegner zu überwinden, denn sie schnitt bei den Wahlen recht gut ab. Aber sie ist feig, zaudert und zögert, tut alles nur halb und hat vor dem klaren Ende Angst. Den König, den sie stürzte, möchte sie jetzt wieder zurück haben. Eine unentschlossene Gesellschaft! Die Girondisten taugen nichts und werden wie Korn zwischen harten Mühlsteinen zermalmt. Die Gironde und ihre alte Feindin, die Monarchie, haben den gemeinsamen Fehler — ihnen mangelt das Vertrauen auf die eigene Kraft. Darüber fiel das Königtum und der Gironde wird es nicht anders gehen."

„Ja", meinte Polycarpe bedächtig, „ich begreife die Leute, die sich nicht nach vorn drängen, in allen Kämpfen ist die vorderste Reihe am bedenklichsten daran. Die Girondisten gefallen mir sehr gut."

„Wir kommen zur zweiten Partei im Konvent", belehrte Artemis, ohne auf Jean Baptistes Bemerkung weiter zu achten. „Sie heißt der Berg und ist der Feind der Gironde."

„Wie, der Berg? Sitzen auch Berge im Konvent?"

Artemis kämpfte ihren Unwillen nieder: „Paß doch besser auf! Zu denen, die auf den erhöhten Sitzen des Saales, auf dem Berg,

„O", sagte Michelle bewundernd, „o, ich schwöre Euch, daß Ihr zu Großem berufen seid. Ich habe das Gefühl und mein Gefühl trügt nie. Wie freue ich mich darauf, Euch von der Galerie zuhören zu können, wenn Ihr Reden hält."

„Danke." Der zu Großem Berufene trank den letzten Schluck aus der Henkeltasse und lehnte kopfschüttelnd und bescheiden den auf Vorschuß gespendeten Ruhm ab: „Meine Rednergabe ist unerprobt. — War Artemis schon hier?"

Die säuerliche Jungfrau empfand die Frage als Beleidigung und schmollte: „Nein, wünschet Ihr etwas? Ich bin ja da, um Eure Wünsche zu erfüllen..." und fügte eine Versicherung bei, die Jean Baptiste sehr nachdenklich stimmte: „Was meine Base kann, das kann ich auch."

„So ... ja ... Ich wünsche nichts. Das heißt, ja ..."

„Sprecht offen, Bürger Polycarpe, ich bin auch nicht dumm. Verfügt über mich." Hausfraulich räumte sie das Frühstücksgeschirr weg, fegte die Brotkrumen von der Bettdecke und als sie dabei des Deputierten Hand zufällig berührte, bat sie freundlich um Entschuldigung: „Verzeiht!"

„Gern." Aber ihre übergroße Gefälligkeit bedrückte ihn und er lehnte jede weitere Hilfeleistung ab. „Ich möchte Toilette machen."

Gekränkt drehte sich Michelle auf den Absätzen um. „Ich gehe schon!" Und noch spitzer und noch sauertöpfiger: „Dazu brauchtet Ihr Artemis?"

— Ein unangenehmes, ein anhabiges Frauenzimmer, dachte Jean Polycarpe. Und Haare hat sie auch fast keine — die paar ausgefärbten Strähne!

Artemis hielt eine geharnischte Strafpredigt: „Im Konvent berät man seit Wochen wichtige Gesetze und du zögerst immer noch, dein Mandat auszuüben. Mein Freund, hüte dich! Du bist ein Lauer! Solche Lauheit hat heutzutage böse Folgen. Übelgesinnte werden verbreiten, daß deine Abwesenheit einem stillen Widerstand gegen die gesetzgebende Gewalt gleichkommt. Mein Lieber, das bedeutet eine Anklage wegen Hochverrat!" Der rote Schmetterling hatte die Wesensart seines neuesten Bekannten schon erfaßt: Furcht mußte man ihm einflößen, Furcht, dann erreichte man bei ihm alles.

„Nun ja ... Ich bin der letzte, der Widerstand leistet ..." Er bückte sich nach einem Zeitungsblatt, damit zum Überlegen Zeit gewinnend. „Ich brenne darauf, meine Pflicht als Volksvertreter zu erfüllen, aber die lange Reise hat mich abgespannt — vier Tage in einem schleudernden Postwagen, bedenk! Ich muß mich zuerst von den Strapazen erholen. Wer das nicht einsieht ... Morgen, morgen besuche ich den Konvent."

Das Gezänk artete schon in eine Rauferei aus und ein unsichtbarer Türhüter brüllte, es seien alle Plätze besetzt und es könne niemand mehr herein. Die Weiber wüteten und trafen Anstalten, das Tor zu stürmen.

„Wir müssen hinein!“

„Wir haben ein Recht darauf!“

„Wir sind das Volk und lassen uns nicht tyrannisieren.“

Arme, Schirme, Stöcke, Krücken gerieten in Schwung und die erregten Frauenzimmer kreischten und keiften, schrien und pfiffen, und ihre Zahl nahm noch stetig zu.

„Hörst du, es ist kein Platz!“ Jean Polycarpe rieb seine Häude aneinander und grinste über sein glattes, feistes Gesicht. „Komm, gehen wir ins Palais und trinken wir eine Flasche Emigrantenwein.“

„Für dich als Deputierten muß Platz sein und für mich wird auch ein Plätzchen frei sein. Wer mit den Leuten umzugehen weiß ... Ein einziger Franken wirkt Wunder.“

„Verfluchte Korruption!“ knurrte Papa Bon-Bon.

Der rote Schmetterling flatterte voran zu einem Seiteneingang, und Jean Baptiste trottete nach. Sie wechselte ein paar Worte mit einem zotteligen Kerl, der sehr gönnerhaft tat, den Franken in die Hosentasche gleiten ließ und gnädig den schmalen Gang zu einer Wendeltreppe freigab.

„Siehst du, alles geht.“

Sie standen auf der Galerie.

Der Saal wimmelte von Leuten; ein Teil der Deputierten saß auf roh gezimmerten Bänken, ein Teil stand laut plappernd, ohne Rücksicht auf den Redner zu nehmen, herum, einige lachten ungeniert und einige stiegen über die Beine der anderen hinweg und machten sich beim Präsidenten zu schaffen.

Von der Tribüne herab suchte ein beweglicher, sehr erregter Deputierter sich verständlich zu machen, ohne daß er damit sonderlich viel erreichte. An die Breitseite der Tribüne hatte ein schlichtes Maltalent eine Freiheitsmütze geklext, doch das Rot dabei so dünn gestrichen, daß die helle Holzfarbe durchschlug und aus dem gewünschten Purpursymbol des Volkes eine orangegelbe Schlafmütze wurde.

Polycarpe staunte über die Ärmlichkeit der Ausstattung: Pappendeckel, Holz, Blech, Gips, Leinwand — damit hatte ein genügsamer Architekt eine Reitschule zum Sitz der Volkssouveränität umgestaltet, und besonders störende Fugen und Risse in der Dekoration überklebten schönheitsfreudigere Hände mit marktschreierischen Plakaten.

„Wer redet denn da oben?“ fragte er Artemis.

ihre Plätze haben, gehören die Radikalen, die Klubs der Jakobiner, Kordeliers und Barfüßler. Ihre Zahl ist nicht allzu bedeutend, aber Paris steht hinter ihnen und mit Paris im Rücken können sie jede Schlacht annehmen. Robespierre, Danton, Marat, St. Just, Desmoulins, Couthon sind Mitglieder der Bergpartei."

„So die . . ." dehnte er; „mit denen habe ich allerdings wenig gemein." Und als er über ein Wasserloch in der Straße stolperte, wurde er ungehalten: „Paris ist schlecht gepflastert und es wäre Aufgabe der Volksvertretung, die geraden Beine der Bürger besser zu schützen."

„Die dritte Partei nennt sich selbst die Ebene und wird von den übrigen als der Sumpf verspottet." Der rote Schmetterling setzte seine Aufklärungstätigkeit unbeirrt fort. „Im Sumpf hocken die Frösche und quaken — jeder nach seiner eigenen Melodie. Hier finden sich die Indolenten und die Angsthasen zusammen, die nur auf die Sicherheit ihres heiligen Leibes bedacht sind und dort mittun, wo es ungefährlich zu sein scheint."

„Das sind die Klügsten!" entschied Papa Bon-Bon. „Diesen werde ich mich anschließen."

„Vielleicht — vielleicht auch nicht." Artemis verzog die Mundwinkel. „Es ist kein Vergnügen, im Konvent zu sitzen und eine Null zu sein. Man muß mit den Herrschenden gehen — aber wer sind die Herrschenden? Der Sumpf hat eine plumpe Mehrheit, die Gironde den skeptischen Verstand und der Berg die Tatkraft."

„Wie verwickelt bei euch in Paris alles ist!" jammerte Polycarpe. „In Chiron geht es bedeutend einfacher zu."

Artemis blieb stehen. „Warte, ich werde überlegen . . . Am besten, du befreundest dich mit Orléans-Egalité, der bisher immer obenauf schwamm, und dann stellst du ihn mir vor."

Gegen Egalité hatte Jean Baptiste nichts einzuwenden: „Ein königlicher Prinz ist ein königlicher Prinz und auch meine Freunde in Chiron werden mit mir zufrieden sein, wenn ich mich ihm anschließe."

Der rote Schmetterling verzichtete einstweilen, ihn des weiteren zu belehren; Alterchen war doch ein rechter Schafskopf.

Durchsichtig blau zitterte die Luft in der müden Herbstsonne und Paris atmete mit weiten Lungen die köstliche Herrlichkeit in sich ein. Polycarpe, nur mit den eigenen Angelegenheiten beschäftigt, schaute nicht rechts und nicht links, sondern dämmerte vor sich hin.

So langten sie bei der alten Reitschule an, wo die Vertrauensmänner der Nation berieten. Die kleine Eingangstür war von Weibern umlagert, die sich heftig zankten. Artemis tippte sich mit einer Fingerspitze an die Nase: „Sollte Robespierre heute reden? Das sind seine Verehrerinnen, ich kenne sie, und die begehren Einlaß, wie immer, wenn ihr Liebling die Tribüne besteigt."

man es für möglich halten, der kommt in seinem Ripsschlafrock in den Konvent und mit einem Tuch um den Kopf, weil es ihn ständig in den Ohren reißt. Dieses triefäugige Scheusal! Bei dem möchte ich auch nicht Wirtschafterin sein! Wie er aussieht, gemein und verlumpt. Seine Beine sind krumm wie Türkensäbel und seine fette Zunge lallt beim Sprechen. Deshalb schreibt er auch lieber seine Artikel in den „Volksfreund". — Und dort, natürlich, Desmoulins mit dem Schafsgesicht, aber es steht ihm gut; ich wette, seine Frau ist irgendwo auf der Galerie. — Der Ritter im Winkel — natürlich ist er kein echter Ritter, ich meine nur so, weil zu ihm nur ein Hermelinmantel gehört, damit er einem König gleicht — ist der schöne Barras. — Links von ihm Bailly, der Exmaire von Paris, ein wohlgebildetes Affengesicht, nur hängen ihm die Lider zu breit über die Augen." Jedem sagte der rote Schmetterling eine Bosheit nach, bald eine freundliche, bald eine gehässige. „Noch immer —."

Ein Brüllen auf der Galerie, ein Getrampel und Getöse unterbrach sie und störte den Redner Rebecqui, den Polycarpe zuzuhören die Zeit über vergessen hatte.

„Er wird die Patrioten beleidigt haben", meinte Artemis gleichmütig und bog den Oberkörper über die Brüstung. „Er ist ja ein Girondist und haßt die Jakobiner."

Die erbosten Galeriebesucher beiderlei Geschlechtes, die Weiber ärger als die Männer, schimpften in den Saal hinunter.

„Weg mit ihm!"

„Präsident, entzieh dem Kerl das Wort!"

„Er schändet die Republik."

„Der Aristokratenhund!"

Die Gironde setzte sich für ihren Genossen zur Wehr: „Ruhe! — Redefreiheit!"

Pethion schüttelte unabläßig die Glocke: „Ich ersuche die Galerie, die Beratungen des Hauses nicht zu stören!"

Rebecqui überschrie das Gepolter: „Dreihundert Meuchelmörder, nicht das Volk, waren am zweiten September an der Arbeit. Wir durchschauen euch . . ." Er wandte sich drohend an den Berg: „Wahlstimmung wolltet ihr machen! Aber solche Greueltaten entehren Frankreichs Namen. Ich verlange, daß die Nationalkonvention diesem Frevel Einhalt gebiete und die Schuldigen strafe, ich verlange ein Gesetz, das die Rechte der Menschen, die frech und zynisch verletzt wurden, wieder herstellt, ich verlange endlich die Ernennung von vier Kommissären, die dem Konvent einen Plan ausarbeiten, wie man durch wirksame Vorkehrungen Freveltaten verhüte und ahnde."

Da fuhren alle Jakobiner, die erklärten und die verschämten, wie *ein* Mann in die Höhe und platzten los, die Gironde applaudierte

„Rebecqui aus Marseille, ein Girondist. Er wettert gewiß gegen irgendetwas, aber man versteht ihn ja in dem Gewurre nicht. — Siehst du, gerade uns gegenüber auf der Estrade präsidiert Pethion, der mit dem Augengezwinker, als wollte er jemanden herbeiwinken, und mit der Glocke vor sich auf dem Tisch; damit schellt er, wenn der Lärm allzu arg wird. Die wilden Männer toben oft wie unartige Kinder und die Galerie klatscht dazu. — Du wirst gut daran tun, aufzupassen und dir die Deputierten, die ich dir zeige, zu merken. Dort — links an der Säule — der mit dem geringelten Kinnbart ist Tallien, der Spitzkopf, der in Bordeaux den Blutsauger und in Paris den Tribunen spielt. Neben ihm der Schlächter Santerre, von dem die Welt lernen kann, wie man sich aus einem Fleischhauer in einen General verwandelt. — Ach, St. Just ist auch da! So wird sein Herr und Meister Robespierre nicht lange auf sich warten lassen."

Jean Baptiste blickte in die Richtung, die Artemis wies, und sah St. Just neugierig an. Das also war er! Ein Elegant, der ganz zu den Süßholzrasplern im Palais paßte; und doch war er einer der wilden Männer, die über die große Mähmaschine geboten und damit Frankreich beherrschten.

Der rote Schmetterling kannte sich gut aus und verbreitete den Tratsch aus dem Palais: „St. Just ist ein Taugenichts. Er bestahl seine Mutter um ihr bißchen Habe und jetzt bummelt er, drechselt schlechte Verse und verhetzt das Volk. Seine Bücher sind so unflätig, daß man sie verbieten sollte, aber wer kümmert sich heute darum!" Sie plapperte nach, was sie aufgefangen hatte. „Alterchen, der Mann, zwei Schritte von St. Just — eben lacht er — der ist sehenswert, ein entlaufener Abbé, namens Seyes, der den Beruf in sich fühlt, die beste Verfassung für Frankreich auszuhecken. Seine weinerliche Miene hat er aus dem Beichtstuhl mitgebracht, vom Abhören der Sünden." Ein Neueintretender, ein Hochgewachsener, der jeden seiner Schritte mit Würde tat, brachte Artemis zum Lachen: „O Roland, der Minister Roland, der Mann seiner dicken Frau, ohne deren Rat er kein Dekret unterfertigt. Ein Pantoffelheld und ein wenig schwach im Hirn, aber recht gutmütig. Eben plauscht er mit seinen Kollegen, dem Kriegsminister Pache, der noch vor ein paar Jahren strohhaarige Schweizer Bübl prügelte; er war Schulmeister und jetzt gehört er zu den Allgewaltigen, hat hundert Gesichter und tausend Launen — und jede ist erkünstelt. — Manuel blättert in Akten — der zweite in der dritten Reihe — und was er dazu für Grimassen schneidet, als ob er einen ausgezeichneten Witz gelesen hätte! — Marat — Marat! Der Menschenfresser, der so mißtrauisch ist, daß er die geheimsten Korrespondenzen unter den Röcken seiner Wirtschafterin Nogait versteckt und Tote erschlägt, wenn es ihm Vorteil bringt. Möchte

krähte: „Zweihundertsiebzigtausend Köpfe müssen springen, das ist meine Meinung. Wir haben erst den Anfang gemacht. Ein Schuft, der anderer Ansicht ist, ein Verräter, der dagegen stimmt. Der zweite September war ein Ehrentag für die unüberwindliche, großmütige, einzige französische Nation." Die Gironde stürmte an die Tribüne heran, aber prallte von dem lebenden Jakobinerwall ab. Marat grinste. „Das ist meine Meinung. Wer wagt es, mich zu bedrohen? Einen Deputierten wegen seiner lauteren Gesinnung mißhandeln — pfui! Die Gesinnung muß in einem freien Staat frei sein — die Gesinnung der Patrioten. — Ich versichere euch, eher wird nicht Friede einkehren, ehe wir nicht allen Unterdrückern des Volkes, den königlichen, den päpstlichen und anderen Reaktionären die Köpfe abgehauen haben."

Eine Stimme vom Berg schrillte: „Ich erinnere den Konvent an ein heiliges Werk, an den Prozeß gegen Louis Capet."

Marat winkte dem Zwischenrufer ab: „Gemach, Bruder, gemach, nichts überhasten, alles zu seiner Zeit. Wir stehen noch beim zweiten September . . . Sehr bescheiden berechnete ich, es seien nur Zweihundertsiebzigtausend, die verschwinden müssen, damit wir am Leben bleiben. Friß, daß du nicht gefressen wirst! Widerspricht jemand? Ist es etwa ein Verbrechen, die Feinde des Staates und der Nation zu vertilgen — ja? Dann schneidet mir den Hals ab!" Höhnisch strich sich der schmutzige Mann im Schlafrock und den eingebundenen Ohren mit der Schärfe der rechten Hand über die Gurgel.

„Hals ab! Hals ab!" Die Gironde nahm den Vorschlag ernst. Den Berg erschütterte ein Gelächter und die Galerien spien in den Saal.

Von der rechten Seite brauste eine Welle von Aufregung und Rebecqui schmetterte: „Du Septembermörder — unter die Guillotine!"

Die Gestalt im Ripsschlafrock schrumpfte ein und wich zurück. Ihm mit der Guillotine zu drohen — Ihm! Marat zog eine Pistole aus der Tasche und fuchtelte damit herum: „Wenn Ihr mich anklagt, Bürger, zerschmettere ich mir den Schädel mit einer Kugel!"

Polycarpe umspannte den nackten Arm von Artemis: „Er tötet sich!"

„Au! — Er tötet sich nicht", beruhigte sie ihn und rieb sich die Stelle, die er gepreßt hatte. „Eine Heldenpose, die niemand ernst nimmt, nicht einmal seine Freunde."

Die Girondisten schwiegen, erstaunt über Marats neueste Komödie, und so steckte er gelassen die Waffe wieder ein und trat ab. „So weit ist es noch nicht gekommen, daß man den besten Patrioten ermordet."

Der Spitzkopf Tallien sprach zu unaufmerksamen Zuhörern und lobte und verurteilte dasselbe in einem Atem, sich den Ringelbart streichelnd und darauf bedacht, niemanden zu reizen.

ihrem Redner und die Galerie pfiff. Bloß im Sumpf rührte sich niemand; der wartete zu. Vergebens schüttelte Pethion die Glocke.

Rebecquis rotes Gesicht schwoll blau zum Zerbersten an, so sehr blähte er sich, um gehört zu werden. Trotzdem waren nur Bruchstücke verständlich. „Die Morde beschränken sich nicht auf Paris . . . In Toulon schickten Buben zur Feier eines ihrer greulichen Feste elf junge Frauen aufs Schafott — die zwölfte begnadigte man, weil sie guter Hoffnung war, doch vorher sollte sie um den Todesschrecken auszukosten den Kopf unters Messer legen . . ."

Die Galerie schwieg.

Artemis biß die Zähne in die Lippen und krallte die Fingernägel ein: „Wenn das wahr ist . . ."

„Die Provinz hat die Tyrannis satt, die das Volk betrügt. Wo sind Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit? Ja, die Freiheit zum Verhungern, die Gleichheit der Guillotine und die Brüderlichkeit der Mörder ist davon übrig geblieben . . . Nicht besser geht es in Marseille, Montpellier, Rheims, Lyon, Toulouse zu . . . In der Vendee entehren die Schergen des Jakobinerklubs Weiber und Kinder, in Nantes fesselten Horden Männer und Frauen aneinander und ersäuften sie in der Loire — das nennen die ungerechtesten aller Richter „Republikanische Heiraten stiften" oder „ein Revolutionsbad nehmen" . . . Collot d'Herbois machte sich durch Drohungen halbwüchsige Jungfrauen gefügig. — In San Domingo folgen die Mohren dem Beispiel der Franzosen und erdrosseln alle Weißen . . . Ganz zu schweigen von . . ." Da setzte die Wut der Galerien wieder ein und ein furchtbares Geheul zeterte Rebecqui nieder, der machtlos die Schultern hob und von der Tribüne herabstieg. Seine Gesinnungsgenossen umarmten ihn, während der Berg Verwünschungen heulte.

„Schrecklich, schrecklich . . .", murmelte Jean Baptiste.

„Ja, es ist schrecklich", sagte Artemis tonlos. „Collot d'Herbois verdient den Strick — aber wer dreht ihn?"

„Marat! Hoch Marat!" jubelte die Galerie und gebärdete sich wie verrückt.

Marat ergriff das Wort.

Die Girondisten belagerten die Tribüne, die Jakobiner beschirmten sie und die Präsidentenglocke verhallte im Gesurre.

„Kopf ab, Marat!" Mit einer deutlichen Handbewegung machte sich ein Roylist besser verständlich.

„Anfangen, Marat, zeig es ihnen!" ermunterten die Weiber der Galerien.

Allmählich sänftigte sich der ärgste Lärm und Marat im Schlafrock, mit der schmierigen Kopfbinde gegen das Bohren des Ohrwurmes,

In Jean Baptiste keimte die Eifersucht. Was hatte sie denn für ein Interesse an diesem Menschen? „Gefällt er dir so gut?“ fragte er. „Häßlich ist er, man könnte ihn für einen Stallknecht halten. Die kurzen Beine — der dicke Rumpf — der fette Bauch.“

„Ich muß ihn kennen lernen.“ Die bronzebraunen Augen funkelten auf Orléans hin.

Robespierre streifte im Vorüberschreiten glatt und flüchtig die ausgestreckte Hand seines Jüngers St. Just, nickte für Couthon und meldete sich bei Pethion zum Wort. Die Galerie erwachte aus ihrer Schläfrigkeit und die Weiber grüßten: „Hoch, Robespierre!“ Er hob sein fahles, trockenes, trübes Gesicht, in dem nur die fiebrigen Augen lebten, verzog die Mundwinkel und seine Rechte strich über die Falten seiner tyrannenblauen Weste.

„Das sollte ein Lächeln sein“, erläuterte Artemis. „Den hat auch noch niemand ehrlich lachen sehen.“

Pethion erhaschte die nächste Pause in Talliens endloser Rede und verkündete: „Bürger Robespierre hat das Wort.“

Der Konvent lauschte, St. Just setzte sich auf die Stufe der Tribüne, Couthon blinzelte, Marat knüpfte sein Kopftuch fester und Danton schloß die Augen, als beabsichtigte er einzunicken.

Robespierre legte die abgemagerten Fingerspitzen an den Rand des Pultes und begann salbungsvoll wie ein Fastenprediger: „Bürger-Deputierte, nicht meine eigene Sache verteidige ich, sondern die Sache der öffentlichen Wohlfahrt. Wenn ich mich rechtfertige, rechtfertige ich das Volk, das man begeifert, denn das Volk und ich sind eins. Ich war es, der in der konstituierenden Nationalversammlung alle bekämpfte, die den Staat schädigten, unbekümmert um die Gefahren, denen ich dadurch meine Person aussetzte. Ich bedeute nichts, der Staat bedeutet alles. Ich war es, der die volksfeindlichen Umtriebe des Hofes entlarvte, ich bin . . .“

„Ich bin — ich war — ich bin — ich war . . .“ spottete Rebecqui.

Marat steckte zwei Finger in den Mund und pfiff grell.

Danton sagte laut: „Das Individuum Marat schweige!“

Robespierre war nicht zu verwirren, er dankte mit einem Zucken seiner blutleeren Lippen dem Beifall der Galerie und sprach weiter: „Ich bin es, der sein Leben der Freiheit Frankreichs opfert. Wahrlich, ist es nicht ausreichend, drei Jahre seines Lebens unwiderlegliche Beweise eines unerschütterlichen Patriotismus zu geben? Ich bin es, der . . .“

Abermals fuhr Rebecqui dazwischen: „Er ist es, der Tugendhafte, der Unbestechliche, der Eingebildete, der nach der Diktatur strebt! Ich klage dich an, Robespierre!“

„Wir klagen dich an“, dröhnte die ganze Gironde.

Doch ehe er noch geendet, wurde Jean Baptiste durch eine sonderbare Szene abgelenkt: Couthon erschien. Couthon auf dem Rücken eines Gendarmen, huckepack wie ein Kind geschleppt, so zog der Krüppel ein. Er winkte seinen Parteigenossen und machte gegen Tallien eine verächtliche Gebärde, die bedeutete: „Ach, der!“ Der Gendarm trug ihn zu seinem Platz in der ersten Bankreihe, Couthon rückte sich zurecht, unterstützte das wackelige Kinn mit dem Stockgriff und fletschte die Zähne.

„Anarchis Cloots“, lenkte der rote Schmetterling Polycarpes Aufmerksamkeit auf ein lustig tänzelndes Männchen, das einem Possenreißer glich. „Ein deutscher Baron, der den Vertreter des Menschengeschlechtes mimt.“

Aber Jean Polycarpe ließ sich von Couthons seltsamer Krüppelhaftigkeit nicht so rasch ablenken. „Ist er krank? Was fehlt dem Armen?“

„Als er die Gattin eines andern besuchte, überraschte ihn beinahe der Ehemann und Couthon flüchtete in eine Senkgrube, wo er bis zum Morgen in der Jauche saß. Das hat ihn zerstört.“

Und Tallien, den schönen Bart wohlgefällig zupfend, sprach: „. . . Das Schreckensregiment zieht immer neue und immer absonderlichere Folgen nach sich. Dadurch, daß man gestern zwanzig Köpfe abschlug, hat man nichts geleistet, wenn man heute nicht dreißig und morgen sechzig fallen macht. Und wie reißend auch die Progression fortschreitet, es wird ihr doch schwer, mit der Rache gleichen Schritt zu halten, die sie weckt. Nur eine unerbittliche Gerechtigkeit führt zum Ziel, während eine unüberlegte Grausamkeit einen Gegendruck erzeugt und ohne dauernden Erfolg bleibt. Ich verwerfe nicht das System der Reinigung Frankreichs von seinen Feinden, sondern nur die Art und Weise, die manchen angebracht erscheint . . .“

Niemand hörte zu, die meisten Mitglieder des Konvents kehrten der Tribüne den Rücken und die Galerie gähnte.

Der langweilige Tallien mit seinem Bandwurmgeschwätz!

Drei Verspätete betraten zugleich den Saal: Danton, Orléans-Egalité und Robespierre.

Danton schürzte höhnisch die Lippen, als er Tallien erblickte. „Immer noch zu früh!“ Er zeigte seine gelben Eberzähne, bohrte seine Hände in die Seitentaschen, hob theatralisch die massigen Schultern und lehnte den Rücken an die Wand; einer, der sich ödete und kein Hehl daraus machte, daß er sich ödete.

Die Girondisten starrten ihn an. „Danton! Rechtfertige den zweiten September, er war dein Werk!“

Danton blinzelte schläfrig.

„Der Egalité“, zischte Artemis. „Polycarpe merk ihn dir! Du hast mir geschworen, mich zu ihm zu führen.“

„Sei mein Bruder oder ich schlag dich tot“, quakte ein Spaßvogel des Sumpfes.

„Wenn Marat zweihundertsiebzigtausend Köpfe fordert, so tut er damit unrecht. Ich nenne keine Zahlen und hoffe, es werden sich noch viele Sünder bekehren. Aber ich fürchte und bekenne dies offen — bis Sichel der Gleichheit muß über die Nation geschwungen werden, die alle, die übermütig ihr Haupt heben, den Kopf bescheiden senken lernen.“

Ein Toben und Tosen, ein Trampeln und Stampfen, ein Zustimmen und Empören donnerte durch den Saal. Orléans-Egalité putzte seine Fingernägel und Danton gähnte.

Robespierres scharfe Stimme verschaffte sich neuerdings Gehör: „Wer fünfzig Jahre zählt, ist für die Republik verloren — sie gehört der Jugend, der Zukunft.“

Jean Polycarpe dachte an seine einundfünfzig Jahre und bebte. Ungestüm stieß er Artemis mit dem Ellenbogen: „Komm, ich gehe, ich kann nicht mehr.“

Auf der Straße brach sein Jammer los: „Welch fürchterliche Menschen, ganz fürchterliche Menschen! Ich will mit ihnen nichts zu schaffen haben. Ich will nach Chiron, in mein Haus, in meinen Garten. Hierher gehöre ich nicht — hierher gehört Nicolas Soufflet. Ich nicht . . . Nein, ich will nicht, ich will nicht, ich will wirklich nicht.“

Der rote Schmetterling tröstete den Klagenden: „Wir erwischten heute einen üblen Tag; so wüst geht es nicht immer zu. Auch gewöhnt man sich daran, und dann — Worte töten nicht.“

* * *

Hühnersuppe, Radieschen, Fisch in einer schmackhaften Tunke, Poulard mit Reis und gedünsteten Birnen, Backwerk und schwarzer Kaffee nebst einer Flasche Emigrantenwein, stellten Polycarpes seelisches Gleichgewicht wieder leidlich her und der rote Schmetterling fand ermunternde Worte: „Nicht verzagen, Alterchen, bist du erst selbst einer der wilden Männer des Konventes, so nimmst du das Geschimpfe und Gedrohe nicht mehr ernst. Die Mühle klappert am lautesten, wenn sie leer läuft.“

Der Deputierte von Chiron ertränkte sein Leid im Emigrantenwein und bekam glührote Backen. Dann aber winselte er wieder: „So gewalttätig stellte ich mir die Leute in Paris doch nicht vor, obschon ich mich auf das Schlimmste gefaßt machte. Dieser Marat! Dieser Robespierre! Mein Rücken ist eine einzige dicke Gänsehaut. Und auch die Girondisten, oder wie sie heißen, zetern, daß einem angst und bang wird. Und am ärgsten treiben es die Zuhörer.“ Ein paar gefällige Mädchen flanierten Arm in Arm vorbei und Polycarpe äugte auf die

Robespierres undurchsichtigte Augen glänzten wie bei einem Raubtier, das zum Sprung auf eine Beute ansetzt. „Nur Bosheit kann mich verdächtigen! Ihr wißt alle, würdige Repräsentanten der Nation, daß der Mensch jedes Standes und in jeder Lage Meister seiner Gedanken und seines Willens ist — und wer gegen die Republik, gegen das Volk, wer gegen mich, die Verkörperung des guten Prinzipes, streitet, der bricht über sich selbst den Stab!"

„Schulmeister!"

„Pedant!"

Und Danton sagte fast gutmütig: „Vater des Prinzipes."

„Wir sprechen von dem Strafgericht", erklärte Robespierre unbeirrt, „das die Nation am 2. September über Verräter hielt."

„Septembermörder!" schimpfte die ungeduldige Gironde.

„Hoch Robespierre!" verteidigte der Berg.

„Grausamer!"

„Wer unterfängt sich, mir Grausamkeit vorzuwerfen? Ist es grausam, die Volksfeinde auszutilgen? War Brutus grausam, weil er Rom von Cäsar erlöste? Um der allgemeinen Glückseligkeit willen müssen wir die Reaktionäre in ständiger Furcht erhalten."

„In Furcht erhalten! In Furcht erhalten!" brauste die Gironde auf. „Gemordet hast du, wer dir nicht paßte!"

„Waren die Leute, die man tötete, denn nicht schuldig?"

„Nein!" antwortete Rebecqui und hämmerte mit den Fäusten auf das Pult. „Nein, nein, dreimal nein!"

„Vielleicht nicht alle", vermittelte der Spitzkopf Tallien.

Robespierre hob den Zeigefinger. „Ein einziger Unschuldiger liegt erschlagen unter den Verschwörern vom 2. September, die die Strafe ereilte — ein einziger! Er wurde das Opfer eines Irrtums, den ich nur verzeihe, weil ihn der reinste Patriotismus verschuldete, und dennoch beklage ich ihn, beweine ich den Unglücklichen . . ." Für einen Augenblick verbarg er sein trockenes Gesicht hinter der mageren Hand. „. . . Meine Tränen fließen für das unschuldig vergossene Blut, da meine Triebfeder die Tugend ist — aber die Tugend der Revolution ist der Schrecken, der alle Niedrigdenkenden und Schleicher und Vaterlandsfeinde entmutigt."

„Der Schrecken . . .", stammelte Jean Baptiste.

„Pst!" mahnte Artemis, denn ein Weib in derselben Reihe starrte Polycarpe mißtrauisch an.

„Es gibt nur einen Grundsatz der bürgerlichen Gesellschaft — die Moral, nnd nichts kann moralischer sein, als die Zerstörer eines freien, gleichen, brüderlichen Staates zu beseitigen."

ländischen Gedenktag, der ihnen Gelegenheit gab, die täglichen Orgien noch zu steigern. Die Incroyables traten doppelt unverschämt auf und die Merveilleusen benahmen sich doppelt schamlos; sie hatten ihre durchsichtigsten Gewänder gewählt und davon die Hälfte als störend und überflüssig weggelassen. Die Nacht war lind, die richtige, tolle, trunkene Pariser Herbstnacht, durch die ein lauer, fröhlicher Windhauch wehte.

Auch angesehene Bürger, Ehegatten und Väter mischten sich unter das ausgelassene Völkchen, Deputierte und Beamte, um ihre Volksfreundlichkeit zu beweisen; und um sich zu unterhalten. St. Just stolzierte im elegantesten seiner Staatsfräcke und hofierte den gefälligen Mädchen, Desmoulins führte seine wunderliebe Loulou am Arm — heute nur ein treuer, sterblich verliebter Gatte.

Jean Baptiste, dem Artemis ein freies Tischchen erkämpfte, fütterte Kalbfleisch mit Tomaten. Sie zeigte ihm andere Damen und sagte ihre Namen: „Chloris mit der Stuppsnase — die schmale Messaline — Cleopatra mit dem ungleichen Ohrläppchen."

„Seltsam, seltsam." Polycarpe schüttelte den Kopf. „Ich werde die Damen stets verwechseln; alle drei sind gleich mangelhaft bekleidet und alle drei lächeln jedem zu."

Der rote Schmetterling lachte. „Achte nur auf die Stuppsnase, die schmalen Hüften und die ungleich langen Ohrläppchen, dann unterscheidest du sie leicht."

Ein Wirbel übermütiger Laune und Lust jagte durch den Garten, als Artemis plötzlich das Kinn hob, wie ein Reh, das den Jäger wittert: „Danton!"

Danton schob seine massigen Schultern durch die Menschen. „Platz, Kinder, Platz!" Sie erkannten ihn und johlten: „Hoch Danton!" Chloris umklammerte seinen rechten, Kleopatra seinen linken Arm.

Er schüttelte die Mädchen ab: „Glaubt Ihr, im Konvent zu sein, daß Ihr mich behelligen dürft?"

Die Stuppsnase und ihre Genossin wanden sich vor Lachen: „Hast du dich zur Moral bekehrt, Danton? Du machst Robespierre unlautere Konkurrenz."

„Ich hab' kein Geld, das ist meine Moral. Man muß Getreidehändler sein, um Euresgleichen nach Wunsch traktieren zu können, oder muß eine reiche Frau haben — aber mein Schwiegervater verkauft nur Limoni."

Artemis schob Polycarpe, der vergebens Widerstand leistete, vor: „Bürgerdeputierter, da ist ein Kollege von Euch, den Ihr noch nicht kennt."

niedlichen Beine, von denen der geschlitzte Rock zurücksprang. Eine sehr Blonde lachte ihm zu: „Willst du glücklich sein, Alter? Ah — du bist ja versorgt!“ Er schmunzelte und kniff Artemis in die Wangen: „Sind auch die Pariser Männer schlecht, die Frauen sind hier um so famoser!“

„Nicht wahr!“ und sie klopfte seine kneipenden Finger.

Eine Verdauungspromenade über die Basteien weckte in Jean Baptiste wieder das Heimweh nach Chiron. „Paris gefällt mir gar nicht; die winkeligen Gassen, die schmutzigen Häuser, die stinkigen Höfe, kein Himmel, kein Licht, keine Luft, die Leute hämisch und scheel, die Männer im Konvent grob und nun erst der furchtbare Revolutionsplatz mit seiner Maschine! Nichts, nichts läßt sich mit Chiron vergleichen. O Gott, ich hätte es nicht verlassen sollen!“ Und da ihn die Hose um die Mitte beengte, so knüpfte sich an die Sehnsucht ein zweiter Schmerz: „Meine alten Beinkleider waren auch bequemer.“

Artemis führte den Gedrückten in den Park des Luxembourg-Palais, wo der Rasen, die Bäume, die Hecken, die Teiche, die springenden Quellen sein Entzücken erregten. „Und die prächtigen Rosenbüsche, fast so schön wie die in meinem Garten.“ Nur der Gedanke, daß das Schloß mit Gefangenen angefüllt war, minderte sein Glück. Er hob den schwarzen Stock mit der Silberkrücke und schwang ihn in der Runde: „Herrlich muß es hier gewesen sein, als noch unser guter König regierte, der auf Zucht und Ordnung hielt. Was hat die Revolution aus Frankreich gemacht!“

„Sag das nicht laut, mein Freund“, warnte der rote Schmetterling. „Hier haben Bäume und Häuser und Wände Ohren. Du bist unvorsichtig bei all deiner Angst und vergißt deinen Beruf, der dir Pflichten auferlegt, besonders die Pflicht, dem Volk zu dienen und das Volk ist gegen den König.“

„Das Volk ist nicht gegen den König“, maulte er. „Erkundige dich einmal bei meinen Landsleuten in Chiron; nur nicht bei Soufflet, dem Halunken, der an meinem Unglück schuld ist. Aber du nörgelst immer an mir herum und ich bin doch kein kleines Kind mehr.“

Hinter einem noch dichtbelaubten Fliederbusch erlaubte ihn Artemis, daß er sie küsse. „Brav sein, Alterchen, und nicht lamentieren. Man meint es ja nur gut mit dir.“

„Tja . . .“, gab Polycarpe kleinlaut bei; „du hast leicht reden, du bist an Paris gewöhnt, aber ich . . .“ Gelbes, welkes Laub raschelte unter den Tritten und Jean Baptiste stöberte darin mit dem Stock. „Wie lieblich ist es im Herbst in den Flußauen der Chaise . . . Wo werden wir zu Abend essen?“

„Im Palais, mein Lieber.“ —

Die Stammgäste im Café de Foy feierten irgendeinen vater-

Der schätzte den Kräftezuwachs durch Polycarpe sichtbarlich nicht sonderlich hoch ein und begann sogleich ein Gespräch über Politik, ohne sich dabei an den neuen Parteifreund zu wenden: „Was sagst du zu Robespierre und Marat? Ihr unerhörter Radikalismus wird uns die Provinz noch vollends entfremden. Man darf die Pfahlbürger, die ihren Abendschoppen in Ruhe trinken wollen, nicht jeden Tag aufs neue erschrecken. Das flache Land beklagt das große Blutvergießen und bald wird Paris vereinsamt gegen die Provinzen dastehen. Was aber dann, wenn die Bauernhorden, die mit ihren Pfaffen wieder gutfreund sind, seit sie ihnen keinen Zehent mehr zu bezahlen brauchen, über uns herfallen? Wenn die Gemäßigten, wenn die Gironde ans Ruder kommt — wehe uns! Sie ist imstande, Louis Capet aus dem Temple zu holen . . .“

„Ist die Gironde unser größter Feind?“ fragte Danton langsam.

„Ich denke . . .“ warf Polycarpe bescheiden und so leise ein, daß er nicht gehört wurde.

Desmoulins erhitzte sich: „Ja, ja, die Gironde ist unser größter Feind.“

„Bis die Gironde ans Ruder kommt . . .“ Danton leerte mit Behagen ein Glas Burgunder. „Der Wein im ‚Blauen Zifferblatt‘ ist besser! — Wenn die ans Ruder kommt, gibt es keinen Louis Capet mehr.“

„Warum hast du Robespierre nicht geantwortet?“ Desmoulins ärgerte die Unentschlossenheit Dantons, der dem Wein mehr Aufmerksamkeit schenkte, als den Haupt- und Staatsaktionen.

„Ich antwortete Robespierre nicht, weil die Stimmung für meine Darlegungen nicht günstig war — weil ich nur wiederholt hätte, was Tallien schon vorschwatzte. Ich wünsche nicht, mit Tallien im Konvent einer Meinung zu sein.“

Desmoulins grollte: „Du zögerst lange — und wirst so lange zögern, bis es zu spät ist.“

Jean Baptiste wünschte sich vom politischen Streit, den er nicht verstand, tausend Meilen weit fort.

„Das Schreckenssystem wird an sich selbst zugrundegehen — an Blutüberfülle.“ Dantons Eberzähne nagten die Unterlippe. „Zu starker Blutdruck erzeugt Gehirnschlag. So wie es jetzt ist, kann es nicht lange bleiben. Und da müssen die Klugen sich für die Zukunft aufsparen. Das Leben wird bald unmöglich. Niemand sagt seine Gedanken frei heraus, weil sich niemand der Gefahr aussetzen will, verraten zu werden; drei Viertel der Gedanken, die heute gedacht werden, sind mit dem Messer der Guillotine bedroht. Wir leben im Zeichen des Miß-

„Jungfrau, purpurrot wie ein Krönungsornat, aus dem wir Fußteppiche schneiden, wen bringst du mir? Wohl dein Großväterchen?"

Sie ging auf den lockeren Ton nicht ein: „Danton, hier präsentiere ich dir den Vertreter Chirons im Konvent — Jean Baptiste Polycarpe. Er traf erst in Paris ein, morgen wird er sein Wahlzertifikat einreichen und da er unerfahren und ein bißchen linkisch ist, bittet er dich um Schutz. Er will sich deinem Klub anschließen."

„Ja", deutete Jean Baptiste, unnennbar verlegen.

„Willkommen, Kollege!" Beide Hände Dantons klopften Polycarpes Schultern. „Aus Chiron seid ihr? Eure Jungfrauen stellen die saftigsten Ammen des Landes." Die Leute, die sich herandrängten, grölten. „Ruhe und Ernsthaftigkeit!" mahnte Danton und wies seine gelben Eberzähne. „Ammen sind eine sehr nützliche Einrichtung und hätte Robespierre eine nahrhafte Milchmutter gehabt, so wäre er nicht so mager geblieben. Man zog ihn mit der Ziege auf. Was der Mensch ißt, das ist er. Es gibt sehr böse Ziegenböcke, aber auch der tapferste davon ist kein Löwe." Er henkelte sich in Polycarpe ein. „Wir wollen miteinander einen lustigen Abend verbringen."

Artemis trippelte befriedigt hinterdrein.

Im Saal des Restaurants „Tricolore" vergnügte sich eine Gesellschaft, Camille Desmoulins, seine Frau Loulou und ihre Freunde. Der rote Schmetterling kannte alle und scherzte. Ein Flötenbläser tutete und man tanzte dazu.

„Wir dürfen den Leutchen nicht den Platz verstellen, denn nichts vertragen die Menschen schlechter als Störungen ihrer Lustbarkeiten. Das soll jeder Staatsmann in sein Merkbuch eintragen." Danton leitete Jean Baptiste in eine Ecke. „Polycarpe ist euer Name? Ja, ja, eure Wahl wurde dem Konvent bereits angezeigt. Wie gefällt euch Paris im Vergleich zu Chiron? Famos, wie? Eine große Stadt." Er wartete keine Antworten ab. „Ihr scheint mir ein kuraschierter Geselle und habt sofort die reizendste Dame des Palais herausgefunden. Das gefällt mir. Sauertöpfige Grübler schleichen gerade genug im Konvent herum. Frankreich ist ein heiteres Land und braucht heitere Gesetzgeber. Ihr beabsichtigt, euch uns anzuschließen?"

„Ja gewiß", stammelte Polycarpe geehrt und bewunderte die zwanglose Selbstverständlichkeit des großen Mannes.

„Desmoulins!" Der Angerufene kam mit runden Augen, die Jean Baptiste schnell prüften, herbei. „Desmoulins, hier stelle ich dir den Bürger Polycarpe vor, den Deputierten von Chiron, unseren jüngsten Parteigänger. Wir gewinnen von Tag zu Tag an Macht und Einfluß." Derweilen hielt er Desmoulins, der schon wieder auf Loulou schielte, die mit einem riesenhaften Gardisten tanzte, an einem Rockflügel fest.

Michelle verlor in ihrer Bestürzung das ganze Frühstücksgeschirr, als sie am nächsten Morgen ins Zimmer des neuen Mieters trat und Artemis erblickte, die halbangekleidet vor dem Spiegel ihr Haar kämmte, flocht und aufsteckte, während Jean Polycarpe mit einer Armensündermiene im Bett saß und Vergleichsverhandlungen führte; er wollte nicht in den Konvent gehen.

Michelle war weinerlich und zornig zugleich, schwankte, ob sie die Mutter zu Hilfe holen sollte, die der schamlosen Base den Standpunkt klar machte, oder ob sie selbst strafend darlegen sollte, wie unmöglich, unerlaubt und unerhört es sei, bei einem Junggesellen zu übernachten, und konnte sich weder für das eine noch für das andere entscheiden, sondern beschränkte sich darauf, bald den Bürger-Deputierten, bald die Base, bald die vergossene Schokolade betrübt anzustarren.

„Guten Morgen“, wünschte Artemis. „Da hast du eine schöne Bescherung angerichtet. Auch das Geschirr ist zerbrochen. Geh und koch eine frische Schokolade; auch eine Tasse für mich.“

„Ja, ja . . .“, stieß das säuerliche Mädchen verwirrt hervor, kehrte die Scherben zusammen, tunkte die braune Lache auf und verschwand, in ihrer jungfräulichen Tugend gröblich verletzt.

„Der paßt es nicht, daß ich hier bin.“ Artemis schüttelte den Kopf und bewunderte ihre schönen schwarzen Ringellöckchen. „Michelle ist sehr dumm.“

„Morgen gehe ich in den Konvent — morgen ganz bestimmt. Heute habe ich Kopfschmerzen“, klagte Jean Baptiste, rieb sich zum Beweis seiner Behauptung die Stirn und umklammerte seine Knie mit beiden Armen.

Die Worte und die Gebärden rührten Artemis nicht. „Heute gehst du in die Konvention! Du hast es Danton feierlich versprochen, er erwartet dich, und sein Wort muß man halten. Jeden Tag erfindest du eine andere Ausrede. Trink nicht so viel Emigrantenwein! Die kalte Luft im Freien wird deine Schmerzen rasch heilen.“

„Lieber, lieber roter Schmetterling“, schmeichelte er und erhoffte sich von den Zärtlichkeiten ein wenig Erbarmen und größere Rücksicht auf seinen Brummschädel. „Lieber roter Schmetterling, Erbarmen!“

„Nichts, roter Schmetterling, nichts Erbarmen. Ich bleibe eine halbe Stunde bei meinen Basen in der Küche und wenn du bis dahin nicht fix und fertig bist, um deine Pflicht als Volksvertreter zu erfüllen — dann adieu, Bürger Polycarpe, auf Nimmerwiedersehen.“ Eilfertig huschte sie hinaus, gewappnet, den bevorstehenden Kampf mit den beiden Weibern zu bestehen.

Die Witwe Bicornou stielte ihre glasigen Fischaugen und verbat sich ein- für allemal Nachtbesuche in ihrer Wohnung. „Wir sind eine anständige Familie. Was werden die Nachbarn von uns denken!“

trauens. Die Schwester mißtraut dem Bruder, der Bruder der Schwester, der Mann seiner Frau, die Frau ihrem Mann, der Krämer seinem Gehilfen, der Vater dem Sohn, der Freund dem Freunde. Überall Verschlossenheit, Heuchelei, Tücke, Argwohn. Der Denunziant läßt sich als Patriot preisen, Handwerk und Handel stocken und allein der Spion mästet sich. Das ist unhaltbar, ein solches System frißt sich selbst auf."

Desmoulins stimmte nicht zu: „Wir werden alt, Danton, und nennen unsere Unentschlossenheit Bedachtsamkeit, aber es kommt nicht auf Namen, sondern auf die Tatsachen an."

„Wir sind nur klug, mein lieber Camille, und weil wir klug sind, warten wir gelassen ab, bis Robespierres Früchte überreif vom Baum fallen — und dann sammeln wir sie für uns."

„Vorderhand fallen nur Köpfe."

Sorglos erwiderte Danton: „Solange es nicht unsere Köpfe sind . . ."

Jean Polycarpe freute sich an der Mäßigung und wagte eine Frage: „Wer ist schuld an dem Blutvergießen? Ich muß sagen, wir in Chiron sind damit nicht einverstanden."

Prüfend betrachtete ihn Danton und überzeugte sich von der Harmlosigkeit des unbedachten, friedliebenden Fragers. Nein, so sahen die Späher Robespierres nicht aus! „Schuld an der Anarchie sind die ewig Mißvergnügten, Streithänse und abgefallene Priester, Rechtsverdreher und Haarkräusler, denen die Volkssouveränität die Spatzenhirne aufblähte, und Pedanten, Prinzipienreiter, die da meinen, Revolution zu machen. Nicht sie machen Revolution, sondern die Revolution macht sie. Ein Aderlaß war notwendig, ich leugne es nicht, das Volk litt an Kongestionen, aber man muß maßhalten können. Maßhalten! — in der Politik, beim Wein und in der Liebe." Er goß den Rest Burgunder aus der Flasche in sein Glas und trank mit durstigen Zügen. „Auf Wiedersehen, Camille, auf Wiedersehen, Bürger Polycarpe, morgen im Konvent."

„Jetzt geht er zu irgendeinem Frauenzimmer oder ins ‚Blaue Zifferblatt' und besäuft sich und verlottert; seit seine Frau tot ist, taugt er nicht sehr viel", knurrte Desmoulins mürrisch — doppelt mürrisch, weil seine Loulou schon zum fünftenmal mit dem riesigen Gardisten die Runde austanzte. In seinem Groll vergaß er ganz, Jean Baptiste gute Nacht zu wünschen.

* * *

Die Parteiwut hatte am Vortag für einige Zeit ausgetobt, die Leidenschaften schlummerten, die Gironde reizte den Berg nicht und der Berg nicht die Gironde, der Sumpf schlief gemächlich und die Abgeordneten plauschten oder schrieben Briefe. Die Sitzung war schwach besucht und die Bänke wiesen breite Lücken auf.

Der strenge Seyes, der sich verpflichtet hatte, die allerbeste Verfassung auszuklügeln, erstattete einen langatmigen Bericht, aus dem hervorging, daß die Vorarbeiten gute Fortschritte machten und die Kommission bald in der Lage sein werde, einen umfassenden Entwurf vorzulegen.

Niemand meldete sich zu Wort und Jean Polycarpe bewunderte heimlich die gemalte rote Freiheitsmütze, die nur den einen Fehler hatte, daß sie einer gelben Schlafhaube glich.

Präsident Pethion mit seinen nervösen Augenzwinkern, als wollte er jemanden herbeiwinken, verlas einige Bittschriften und empfahl sie einer wohlwollenden Prüfung.

So baten die Pariser Wäscherinnen, erzürnt über die unerschwinglichen Seifenpreise, um die Todesstrafe für alle Zwischenhändler und die gewissenlosen Mittler, die sich ungerechtfertigt bereicherten und die ehrlichen Arbeiterinnen um ihren Verdienst prellten.

Von der Galerie brummelte eine fette Männerstimme: „Sie sollen fleißiger schwemmen. Wasser kostet nichts. Alle meine Hemden, ein halbes Dutzend neuer Hemden, haben mir die Weiber schon zerschlissen."

Der Berg, die Gironde und der Sumpf waren einhellig: Der ganze Konvent lachte, die Galerien eingeschlossen, und nur einige Waschfrauen in der linken Ecke erbosten sich, weil man ihre Klagen so wenig ernst nahm.

Pethion rügte die störende Heiterkeit und fuhr in der Verlesung der Petitionen fort.

Die Höferinnen, die übrigens den König und die Königin immer noch ein bißchen liebten, begehrten die Gleichstellung des Papiergeldes mit dem Hartgeld.

Danton klatschte seine massigen Schenkel mit der flachen Hand und donnerte los: „Man stehle uns nicht die kostbare Zeit mit derlei Kindereien!" Doch Minister Roland versprach höflich, die Anregung zu prüfen, weshalb St. Just, in Vertretung seines Meisters Robespierre, höhnte: „Bürger-Minister, hat es dir deine schöne Frau erlaubt, daß du solche noble Versprechungen machst?"

Rebecqui und Barbaroux von der Gironde riefen: „Unverschämt!" und es entspann sich ein kurzer Streit.

Die Witwe eines an der Ostgrenze gefallenen Nationalgardisten beanspruchte in einem ellenlangen ausfälligen Schriftstück eine erhöhte

Artemis zog den Topf mit der Schokolade vom Feuer und rührte um. „Das Gesüff wird anbrennen."

„Es wird nicht anbrennen", wetterte die Fischäugige und Michelle ergriff entschieden die Partei ihrer Mutter. „Erstens ist unsere Schokolade kein Gesüff und zweitens ist die Moral wichtiger."

„Tut nur nicht so!" Artemis wehrte durch eine starke Handbewegung die Strafpredigt ab und löffelte den dampfenden Sud. „Sie ist doch angebrannt, weil Ihr euch einbildet, moralisieren sei wichtiger als beim Kochen aufzupassen."

„Du hast uns keine Vorschriften zu machen", keifte Michelle.

„Ich mache euch Vorschriften? Sehr gut! Ihr macht mir Vorschriften." Und als das Zetern noch nicht aufhörte: „Wollt Ihr etwa einem Mitglied der Nationalkonvention verbieten, so zu leben wie es ihm gefällt? Seid Ihr etwa verkappte Royalistinnen? Habt vielleicht sogar einen heimlichen Beichtvater?" Mutter und Tochter Bicornou duckten sich und Artemis triumphierte siegreich: „So, so, Ihr habt einen verbotenen Beichtvater!"

Nach Ablauf der ihm zugebilligten Frist meldete sich Jean Baptiste, schlürfte kleinlaut seine Schokolade und sie gingen geradenwegs in den Konvent. Er erhielt keinen Aufschub, es gab kein Entrinnen. Artemis faßte seinen Ärmel und redete über die zimperlichen Frauenzimmer Bicornou, denen man noch manches abgewöhnen müsse.

Im Stiegenhaus der Konvents rief sie einen Saaldiener an: „Du da, der Deputierte von Chiron wünscht zum Archivar Calmus geführt zu werden, um seine Vollmacht vorzuweisen." Ein letztes gebieterisches Nicken für Polycarpe, sie ließ ihn allein und stieg die Treppe zur Galerie hinauf.

— Ausgeliefert, schutzlos ausgeliefert, dachte Jean Baptiste.

Aber es wurde lange nicht so schrecklich, wie er gefürchtet hatte. Calmus, den sein Amt langweilte, warf durch seine runde Hornbrille einen müden Blick auf die Dokumente und der so anerkannte Deputierte von Chiron trat zitternd in den Beratungssaal. Zitternd und rotköpfig, doch Danton gewahrte ihn bald, schüttelte seine Rechte, die sich schlaff und feucht anfühlte, und geleitete ihn väterlich zu einem Sitzplatz, dessen Annehmlichkeiten Polycarpe sofort erkannte und schätzte. Auf einer Bank im Verborgenen, durch eine Mauersäule recht befriedigend gedeckt — und gegenüber auf der Galerie der rote Schmetterling, freundlich herablächelnd. Wahrhaftig, auch ein Kußhändchen warf sie ihm zu! Gern hätte Jean Baptiste in gleicher Weise erwidert, aber fand es schließlich für einen ernsthaften Volksvertreter, der er nun einmal war, nicht genug würdig, so daß er die schon erhobene Hand bloß dazu benützte, sich das Haar zu streichen.

Auf Besuch bei mir.

Von Fritz Müller.

Wir hatten wieder einmal Besuch gehabt. Und es waren sehr liebe Leute. Kein Wunder, daß sie gut behandelt wurden von uns beiden, meiner Frau und mir. Besonders aber von meiner Frau.

Das war den ganzen Tag ein „Meine liebe Frau Zwiesler“ und ein „Lieber Herr Zwiesler“, daß ich ordentlich neidisch wurde. Und immer setzte sie die froheste Miene auf, den Gästen gegenüber, und immer war sie guter Dinge.

Wie lange war es doch, daß ich zum letzten Male auch so gut behandelt wurde? Daß ich nicht Hans Dapps geheißen wurde, wenn ich was bei Tische verschüttete, sondern noch getröstet wurde wegen meines Mißgeschicks, wie Herr Zwiesler, wenn er ein Rotweinglas umwarf: „Ach, Herr Zwiesler, regen Sie sich doch nicht auf, es ist ja nicht der Rede wert.“ Und wie lange war es, daß meine Frau meine Vorschläge als wirklich dankenswerte Anregung bezeichnete, wie sie's jetzt Frau Zwiesler gegenüber tat?

Urlange muß es her sein. Denn ich kann mich nur erinnern, daß seit Jahren meine sämtlichen Vorschläge für den Haushalt als „kompleter Unsinn“ abgefertigt wurden.

Kein Wunder also, daß ich Sehnsucht hatte, auch einmal so gut behandelt zu werden wie Herr Zwiesler und Frau Zwiesler. Ich deutete das meiner Frau an. Schonend, selbstverständlich, und mit aller Vorsicht.

„Ja, mein Lieber“, sagte sie, „Zwieslers sind auch auf Besuch bei uns, wogegen du —“.

Sie ließ den Satz unvollendet Mir aber schoß ein blendender Gedanke durch den Kopf.

„Wenn ich also auch einmal auf Besuch käme bei uns“, murmelte ich, „so —“ Aber meine Frau war schon in der Richtung gegen Zwieslers verschwunden. Und gleich darauf hörte ich ihre Stimme:

„Das ist eine sehr vernünftige Idee, lieber Herr Zwiesler, und auch ihre liebe Frau Gemahlin hat ganz recht, wenn sie . . .“

*
* *

Es war schon eine Weile her, daß Zwieslers abgereist waren. Genau so lange, als die heitere Laune meiner Frau verschwunden war, und als ich wieder der Hans Dapps vorne und der Hans Dapps hinten war, den lieben langen Tag. Da kam eines Tages eine Karte an meine Frau:

Pension für sich und ihre sieben Kinder und riet zugleich dem Konvent, die Aristokraten zur Armee zu schicken, um die wahren Patrioten abzulösen und sie zu schonen. Als Geiseln für die Zuverlässigkeit der Adeligen könnte man deren Angehörige ins Gefängnis setzen und sie töten, wenn die Royalisten Verrat übten.

Anarchis Cloots, überschwänglich wie immer, griff den Vorschlag auf und wollte ihn zum Gesetz erheben.

Die Girondisten lärmten: „Das ist eure Gerechtigkeit, die sich gegen unschuldige Weiber und Kinder kehrt!"

Danton übertönte den Lärm: „Gesetze haben wir gerade genug, daran fehlt es nicht. Gebt uns nur die Menschen, die den Gesetzen gehorchen."

Rebecqui schrie: „Hört den Donnerer — den Donnerer — den Donnerer!"

„Man hört mich schon," sagte Danton lachend.

Orléans-Egalité trug sein ganz und gar rasiertes Mondgesicht, an dem nur in den Falten der Hängebacken einige Stoppeln ungeschnitten blieben, würdig durch den Saal, gewohnt, sich jeden Tag eine halbe Stunde von der Stimmung des Konventes zu überzeugen.

Eine lähmende Langeweile kroch aus den zahllosen Petitionen. Pethion las und las mit heiserer Stimme und blinzelte unablässig. Der Sitznachbar Polycarpes, ein schwarzes, gekniffenes Männchen aus dem Süden, flüsterte: „Wenn Robespierre fehlt, ist kein Schwung in der Sache."

„Gewiß, gewiß," pflichtete Papa Bon-Bon bei, dankbar, daß sich einer seiner annahm.

Artemis winkte ihm; fürs erstemal hatte er genug geleistet.

Zaghaft, ob sein Weggehen auch kein peinliches Aufsehen errege, erhob sich Jean Baptiste vorsichtig von der Bank, machte sich möglichst dünn und schlich auf den Fußspitzen zum Ausgang, wo ihn der rote Schmetterling in Empfang nahm. „Brav, Alterchen, tapfer gewesen! Nicht wahr, niemand hat dich gebissen?"

„Nein, gebissen nicht . . ."

„Aus dir wird mit der Zeit noch ein ausgezeichneter Volksvertreter. Und vergiß nicht, dich an den Bürger Egalité heranmachen, du hast es mir geschworen."

Polycarpe sagte zu allem ja.

„Und am nächsten klaren Tag fahren wir nach Versailles, wo du Bäume, Sträucher und Wiesen siehst. Danach sehnst du dich doch am meisten, wie? Hat der rote Schmetterling deine Sehnsucht erraten, Alterchen?"

(Fortsetzung folgt.)

„Ich werde erwartet“, sagte er, ohne aufzusehen.

„Bitte, wollen Sie einstweilen hier eintreten“, sagte die Therese, „die gnädige Frau wird gleich kommen.“

„Sehr wohl“, sagte der Herr und sah ihr voll ins Gesicht.

„Jesses, der gnä' Herr!“ schrie die Therese.

„Halt den Mund, Therese“, und setzte als Besuch hinzu: „Sie müssen der gnädigen Frau nicht sagen, wer da ist; es soll eine Überraschung sein“. Und als Besuch gab ich ihr ein kleines Extratrinkgeld. Das nahm sie, trotzdem sie natürlich dachte, daß ihr Herr verrückt geworden wäre. Aber Trinkgeld ist doch schließlich Trinkgeld, ob's verrückt ist oder normal.

Gleich darauf rauschte meine Frau herein. Erst sah sie mich nicht recht, weil ich im Schatten stand, und begann mit ihrem gewinnendsten Lächeln:

„Wir freuen uns sehr über den unerwarteten Besuch eines so alten Freundes — aber Fritz, was soll denn das nun wieder für eine dumme Komödie sein.“

„Gnädige Frau“, sagte ich, „vergessen Sie nicht, ich bin heute als Besuch bei mir; und ich habe mir sagen lassen, daß Sie Besuchern gegenüber —“

Ein neuer Ausdruck kam ins Gesicht meiner Frau: Ein Drittel Ärger, ein Drittel Sorge und ein Drittel Liebenswürdigkeit.

„Aber ich weiß wirklich nicht, Fritz —“

„Herr Fritz, bitte, heute“, sagte ich bestimmt und freundlich, „ich komme auf Besuch, verehrte Freundin, und ich würde mich unendlich freuen, wenn Sie einem alten Freunde ähnlich liebenswürdig begegnen würden, wie — wie zum Beispiel neulich Herrn Zwiesler und seiner Frau.“

Da sah ich, wie es über ihr Gesicht merkwürdig zuckte. Die drei Drittel Ärger, Sorge und Liebenswürdigkeit darauf gingen eine chemische Verbindung ein: Die Schalkerei.

„Sie sollen mir herzlich willkommen sein, Herr Fritz“, lächelte sie, „und ich bin überzeugt, daß auch mein Mann, wenn er nach Hause kommt —“

„Ich bin überzeugt“, sagte ich, „er hat es immer gut mit mir gemeint.“

„Ja, das weiß ich, er hat oft zu mir von Ihnen gesprochen. Und“, fügte sie zögernd hinzu, „fast zu oft“.

„Wie meinen Sie das, gnädige Frau?“ sagte ich halb neugierig und halb kribblig.

Sie zögerte noch immer.

„Sie können mir völlig vertrauen, gnädige Frau“, sagte ich, „ich bitte Sie, einem alten Freunde“.

„Liebe gnädige Frau! Ich habe so viel Liebes und Schönes von Ihrer Gastfreundschaft gehört, und ich habe Ihre hausfrauliche Liebenswürdigkeit von früher her — es ist freilich schon ein wenig lange — in so guter Erinnerung, daß ich so frei sein werde, von morgen ab Ihre und Ihres Herrn Gemahls Güte auf kurze Zeit in Anspruch zu nehmen. In der angenehmen Hoffnung, Sie beide so zu treffen, wie ich Sie seit Ihrer Hochzeit in Erinnerung habe, bin ich herzlich Ihr ergebener Fritz."

Einen halben Tag trug meine Frau diese Karte sinnend mit sich herum. Dann kam sie zu mir damit.

„Du, hör mal, morgen will uns ein alter Freund auf kurze Zeit besuchen; es ist dir doch recht?"

„Ei freilich, wer ist es denn?" sagte ich.

„Hm", sagte sie ein wenig verlegen, „auf seinen Familiennamen kann ich mich nicht genau besinnen — Fritz — Fritz — aber du kannst es ja selber lesen, da."

Ich las die Karte aufmerksam und sagte:

„Ja, den müssen wir freilich herzlich aufnehmen; denn er kennt uns ja seit unserer Hochzeit."

„Und du kannst dich auch nicht mehr erinnern, wie er mit Familiennamen heißt — übrigens, die Schrift, die Schrift kommt mir bekannt vor — wer schreibt doch gleich so ähnlich?"

„Ich", sagte ich.

„Ach geh, Hans Dapps, da sind doch keine solche dummen Schnörkel, wie du sie machst."

„Hm, also es bleibt dabei — wir werden ihm das rote Zimmer geben, denk ich."

„Was du denkst, das rote Zimmer! Das blaue soll er haben, das ist doch viel schöner als das rote."

„Wie du meinst."

„Aber hörst du — du mußt ihn auch gut behandeln!"

„Ich werde mein möglichstes tun, du kannst dich drauf verlassen."

* * *

Am andern Morgen, als ich nicht zu Hause war, kam der Besuch. Als er klingelte, sagte meine Frau zum Mädchen:

„Das ist der Besuch, Therese. Natürlich ist mein Mann wieder nicht zuhause. Aber das ist immer so. Gehen Sie doch einmal hinaus, Therese, nnd führen Sie ihn ins Besuchszimmer. Gleich käme ich, sagen Sie."

Da ging die Therese hinaus und öffnete die Türe. Ein Herr im hochgeschlagenen Reisemantel stand draußen und hatte eine Reisetasche in der Hand.

„Soso, eine Menge Zärtlichkeit, liebe Fi — liebe gnädige Frau — jaja, ich sag es ja, so ein alter Junggeselle, wie ich es bin, der kann noch etwas lernen. Aber was ich sagen wollte, vielleicht liegt es daran, daß Sie seine Meinungen im Haushalt — wie soll ich sagen — nicht ganz so würdigen, wie — mit einem Wort, daß Sie immer recht haben wollen, liebe gnädige Frau?"

„Aber, Herr Fritz, ich denke doch, der Haushalt, der ist Frauensache; und wenn ich sonst in allem meines Mannes Meinung respektiere, seine Überlegenheit — eines muß er mir schon lassen — ich würde ja sonst seine Achtung verlieren."

„Nun, was das betrifft", sagte ich nachdenklich; aber ich vollendete den Satz nicht ganz; es fiel mir nach ein Letztes ein:

„Wissen Sie, gnädige Frau, er hat mir da einmal geschrieben —"

„Wie? Bei Dritten hat er mich verklagt? Das ist abscheulich, Herr Fritz!"

„Aber, gnädige Frau, es ist ja nicht so schlimm; er hat ja nur gesagt, daß Sie Besuchen gegenüber, wie zum Beispiel Zwieslers, bedeutend liebenswürdiger und —"

„Liebenswürdig? Aber sagen Sie doch selbst, Herr Fritz, Liebenswürdigkeit und was dergleichen oberflächliches Zeug noch ist, das ist für gelegentliche Besucher gut genug, aber —"

„Sie vergessen, gnädige Frau, daß ich selbst Besuch bin."

„— aber Ehegatten dürfen voneinander schon was Besseres verlangen als Liebenswürdigkeit."

„Und was wäre dieses Bessere?"

„Wahrhaftigkeit, lieber alter Freund Fritz."

„Ach Fine", wollte ich aufjubeln. Aber da hatte sie mich schon in das blaue Zimmer geleitet.

„So", sagte sie, „so, Herr Fritz, hier ruhen Sie sich einmal ordentlich von der Reise aus, bis mein Mann kommt". Und schon war sie draußen.

Wie ich aber so dasaß mit meinen Gedanken, da geriet ich, der Besuch, mit mir, dem Ehemann, ordentlich aneinander.

„Lieber Freund", sagte ich, der Besuch, zu mir, dem Ehemann, „lieber Freund, mir scheint, du kennst deine Frau nicht richtig."

„Mit welchem Recht erlaubst du dir —?"

„Mit dem Recht des Mißverständnisses, alter Freund — du beklagst dich über schlechte Behandlung seitens deiner Frau und hast dir doch all die Jahre her nicht die Mühe gegeben, sie mehr als oberflächlich zu —"

„Ihr scheint ja nette Sachen miteinander verhandelt zu haben, während ich fort war. Es fehlt nur noch, daß du mir sagst, ich müßte von dir lernen, wie ich meine Frau behandeln solle, haha!"

„Nun denn, er sprach von Ihnen mehr, als von mir — Sie müssen's ihm aber nicht gleich wiedersagen."

„I, wo werd' ich", sagte ich, und es gab mir einen leisen Stich: Die Kluge lud auf meine Rolle ihre Zwecke. Aber mochte sie — so sprach man sich in aller Ruhe einmal aus. Die abgestumpften Schwerterspitzen wiesen nur zur Kenntnisnahme auf die schwachen Stellen.

„Aber ich nahm's ihm nicht sehr übel, wissen Sie — er ist trotzdem gut zu mir."

„Und Sie, gnädige Frau?"

„Und auch ich bin ihm von Herzen gut, alter Freund, zu Ihnen darf ich es sagen, wenn auch — wenn auch —"

„Wenn auch?"

„Wenn ich es ihm auch nicht zu sehr merken lassen darf, weil er sonst verwöhnt wird."

„Hm, gnädige Frau, ich glaube, ich meine — sehen Sie, ich kenne ihn sogar ein Stück länger als Sie – ich meine also, Sie könnten es ihm ruhig öfter merken lassen; ich möchte meine Hand dafür ins Feuer legen: er wird nicht verdorben — ganz im Gegenteil, gnädige Frau –"

„Gut, wenn Sie meinen, kann ich's ja einmal versuchen – aber auf Ihre Verantwortung, Herr Fritz."

„Gewiß, liebe Fine", sagte ich fröhlich.

„Fine? Herr Fritz, ich muß doch sagen, Sie erlauben sich —"

„Nichts für ungut, gnädige Frau — Sie dürfen eines alten Freundes Worte nicht auf die Goldwage legen."

„Schon gut", lächelte sie, „und jetzt müssen Sie es sich bequem machen bei uns, sonst brummt mein Mann, wenn er nach Hause kommt."

„Ihr Gemahl brummt? Mein alter Freund brummt? Sie scherzen wohl, gnädige Frau; das ist doch sonst nicht seine Art."

„Nein, im Anfang unserer Ehe nicht, Herr Fritz; aber so nach und nach — wie das eben geht — es gibt da ein innerliches Brummen, das man nur mit dem Herzen hören kann — aber Sie müssen deshalb nicht schlecht von ihm denken — er weiß es sicher selbst nicht so."

„Aber vielleicht hat die Brummigkeit doch dann und wann — ich darf als alter Freund ja offen sprechen — eine kleine Ursache, gnädige Frau?"

„Zum Beispiel?"

„Zum Beispiel, daß Sie ihn einen Hans Dapps heißen, gnädige Frau?"

„Da sieht man aber, verehrter Herr Fritz, daß Sie eine liebe Hausfrau gar nicht kennen. „Hans Dapps" sieht nur für — für einen Hans Dapps so gefährlich aus, im Grunde steckt eine Menge Zärtlichkeit dahinter, zu Ihnen gesagt, Herr Fritz."

der Welt besitzt; freilich stammt nicht ein Benediktiner vom andern ab, wohl aber hat sich eine festgefügte und richtig benützte Tradition entwickelt und vererbt, die sicher und segensreich wirken konnte. Diese Männer, die keine Familie und sonst wenig Verbindung mit der Welt hatten, widmeten alle Sorge, alle Liebe und alles Interesse den ihnen anvertrauten Buben, die mit dem Instinkte der Jugend genau empfanden, daß alles, was ihre Lehrer ihnen taten, von Liebe und Gutmütigkeit geführt war. Deshalb empfanden wir auch alle Strenge, alle Grobheiten und jeden Klaps, der gar nicht selten eine Wirkung zu verstärken hatte, niemals als etwas Übles; wir waren stolz und beruhigt, wenn die Lehrer „Du" zu uns sagten, und ein kräftiges Wort, wie „Lausbub verdammter" oder „Mistbub elendiger" betrachteten wir eigentlich als eine Art Anerkennung, denn wenn einer unserer Lehrer wirklich böse war, sagte er so etwas gewiß nicht. Ich erinnere mich lebhaft, wie einer der allergutmütigsten unserer Professoren, Pater Benedikt, zu einem von uns, der ihn geradezu auf das Blut gequält hatte, nachdrücklich sagte: „Kreuzigen, wann's dich täten — zuschau'n könnt' ich, und nix tät's du mir derbarmen!" Wie wohlwollend eine solche blutdürstige Äußerung aufzufassen war, das wußten wir alle. Dagegen kam aber einmal einer meiner Freunde ganz verängstigt von einem Besuche bei einem unserer Lehrer und fragte, was das wohl Böses bedeuten könnte, der Professor habe zu ihm gesagt: „Bitte, nehmen Sie Platz!"

So kamen auch große, wirklich ernste Strafgerichte beinahe niemals vor. Diese klugen, alten Pädagogen wußten auch in scheinbar argen Streichen, deren eigentliche Harmlosigkeit zu erblicken; die wurden einfach übersehen oder nur „streifend" geahndet; war aber etwas geschehen, was gemeine Gesinnung verriet oder die anderen gefährden konnte, so erschien der Betreffende eines Morgens nicht in der Klasse und der Ordinarius teilte uns mit: „Euer Mitschüler N. N. hat eine andere Lehranstalt aufgesucht", oder: „einen andern Beruf ergriffen" — und damit war alles aus.

Das erwähnte „streifend ahnden" begriffen wir auch schon damals als richtig — später wußte ich diese Vorgänge als psychologisch durchdachte Meisterstücke zu preisen. Da hatten z. B. zwei von uns, heute in hochangesehenen Stellungen, nennen wir sie Huber und Bazek, ein großes Geldbedürfnis. Sie besuchten einen Tanzkurs, der mit einem „Kostümfest" abgeschlossen werden sollte. Hiezu war aber Geld nötig; die beiden hatten aber keines. Sie hielten also auf dem Dachboden des Huberschen Hauses Umschau und entdeckten ein Paar Sommerhosen des alten Huber, eines sehr umfangreichen Fleischermeisters. Die beiden Forscher nahmen an, daß diese Hose ohnehin nie mehr benötigt werde und machten sie zu Geld. Im Sommer wurde der Abgang aber ent-

„Ja, in gewissem Sinne solltest du das auch. Denn du hast wirklich nicht ganz Recht, wenn —“

„Recht oder unrecht — jetzt ist es genug — du verstehst, daß einer hier zuviel ist in der Wohnung!“

„Gewiß verstehe ich. Und ich will schon gehen, wenn du mir versprichst, daß du dir Mühe geben willst, deine Frau ein wenig besser zu verstehen, denn —“

„Das genügt, und jetzt —!“

Er war ruhig hinausgegangen und hatte die Türe offen stehen lassen. Ich, der Ehemann, schmiß sie mit einem Krach ins Schloß.

„Unerhört murmelte ich, „auch wenn er — wenn er recht hätte, dieser — dieser unangenehme Mensch. Nun, ich werde wissen, was ich zu tun habe, um ihn mir vom Hals zu halten.“

Dann ging ich etwas stürmisch ins Zimmer meiner Frau.

„Fine“, sagte ich, der Ehemann, „liebe Fine, ich muß dir leider sagen, daß unser Besuch schon wieder abgereist ist. Und ich will dir nur gestehen, daß ich's nicht bedaure. Der — der Mensch hat sich ja Freiheiten herausgenommen, Fine —“

„Nicht?“ sagte Fine schelmisch, „ich fand es auch“.

„Um so besser, Fine. Und ich werde dafür sorgen, daß er nicht mehr wiederkommt, nicht mehr wiederzukommen braucht, dieser Mensch. Und du, liebste Fine, nicht wahr, du wirst mir dabei helfen?“

„Freilich, Schatz, ich helfe dir dabei.“

Die Admonter.

Vor kurzem wurde in meinem Arbeitszimmer ein neuer Ofen aufgestellt — ich war ausgewiesen und von meinen Büchern und sonstigem Arbeitszeug abgesperrt — so saß ich also am Schreibtische meiner Frau und dachte nach, was ich Unnützes tun könnte; ich kam aber nur in das Durchwühlen von alten Erinnerungen, ich dachte an Schulerlebnisse und an meine hochverehrten Lehrer und Erzieher, die Admonter, und dann tat ich, was ich schon lange tun wollte, ihnen im lieben alten „Heimgarten“ ein bescheidenes Werk dankbarster Erinnerung zu sagen.

Durch eine lange, lange Reihe von Jahren hatten die Admonter Mönche die verantwortungsvolle Aufgabe, die Grazer studierende Jugend für die Hochschule und für das Leben vorzubereiten. Das haben sie, Gott lohne es ihnen, in bewunderungswerter, kluger und gütiger Weise getan. Sie sind eben Benediktiner, die in mehr als tausendjähriger Schulzucht eine Übung bekommen haben, wie sie kein zweites Institut

Adieu, lieber Schwarzbeck, Servus!" Wie armselig und klein kam uns allen der „schneidige" Schwarzbeck mit der ratzenbauchfellfarbenen Hose vor! Und er selbst sagte am nächsten Tage: „Mit dem Alten bind ich nicht mehr an, er ist doch gescheiter als wir alle zusammen."

Wie oft dachte ich an dieses Ereignis! Der Bursche hatte offene Auflehnung begangen, die nicht geduldet werden konnte, aber eine „große Geschichte" wollte man doch nicht machen, schließlich war es eben ein „Streich" und mit der „ratzenbauchfellfarbenen Hose" war alles gesühnt.

Ein ähnliches, tiefdurchdachtes Vorgehen bestand darin, daß es unsere Lehrer verstanden, gewisse Gerüchte, Meinungen und Ansichten zu verbreiten, die irgend einem Zwecke förderlich waren. So wurde manches sonst Unerreichbare leicht durchgesetzt. Wir hatten z. B. einen Lehrer für Mathematik und Physik, Pater Julius, ein ausgezeichneter Fachmann und vorzüglicher Lehrer, aber ein Mann, der nicht entfernt wußte, wie Ansehen und Ordnung aufrecht zu halten. In seinen Stunden ging es entsetzlich zu — er rückte die Augen zum Himmel und sagte: „Es ist schreckbar" — sonst wußte er nichts zu tun. Es war nahe daran, daß er im Kloster eine andere Beschäftigung bekommen sollte und wir hätten dann einen sonst ausgezeichneten Lehrer verloren. Plötzlich hieß es, Pater Julius hat Magenkrebs (er starb vor kurzem im Alter von 95 Jahren!) und wenn wir ihn ärgern, so kann er „umfallen und tot sein.". Das wollten wir doch nicht, so ging es von da an musterhaft zu und wir haben viel von dem guten Manne gelernt. Wie man das Gerücht vom Magenkrebs zu verbreiten wußte, mag Gott wissen.

Wie hilflos er aber früher war, zeigt eine prächtige Geschichte. Einmal wurde vor der Physikstunde eine Menge von Apparaten hereingebracht und wir freuten uns teuflisch auf die „Hetz". Nun erscheint P. Julius und sagt: „Ich sollte euch heute die Experimente zur Interferenz des Lichtes zeigen. Aber: laß ich die Fensterläden offen, so sieht man nichts und laß ich alles finster machen, so tut ihr so nix als raufen — also trag ich die Sachen wieder fort." — Ebenso klug war die Verbreitung des Gerüchtes, daß jede Klasse ihren „Fürsprecher" habe, dem man alles anvertrauen könne und der dann helfe, wenn man ihm ehrlich die volle Wahrheit gesagt hatte. Unser „Fürsprecher" sei der unvergeßliche Germanist, P. Edmund Rieder — gesegneten Andenkens.

Dieser edle und gelehrte Priester ist eine der hellsten Erinnerungen meiner Jugend, seine milden, weisen Lehren haben mich durchs ganze Leben geleitet; dankerfüllt erinnere ich mich seiner unzählige Male. Er war es, der uns glühende Liebe für Vaterland und Deutschtum, Anhänglichkeit und Sinn für unsere steirische Heimat, Wertschätzung für die Mundart unseres Volkes beibrachte; er bemühte sich, uns ehrliches

deckt und Huber-Vater erzählte die Geschichte lachend seinem Vetter, unserem Direktor. Dieser lachte auch, sagte aber: „Einen Merks müssen die Lausbuben aber kriegen“ und erschien am nächsten Morgen in unserer Lateinstunde. „Pepi“, hub er langsam und ernst zu seinem Neffen an, „übersetze einmal: Wo sind die Hosen meines Vaters?“ Zitternd begann der Angeredete: „Ubi sunt — ubi sunt — patris mei ....“ — „Aha“, sagte der Direktor, „er weiß nicht, was ‚Hosen‘ heißt — also, Bazek, übersetzen Sie: Wo sind die Hosen des Vaters meines Freundes?“ — „Ubi sunt — ubi sunt — patris amici mei ....“ — „Ich werd euch was sagen, ihr Höllensakramenter“, donnerte der Direktor, „man kann nicht verlangen, daß ihr wisset, wie alle Kleidungsstücke lateinisch heißen, aber jeder anständige Mensch muß wissen, daß das „Gallien“ der klassischen Zeit eingeteilt wurde in Gallia togata, wo die Leute die römische Toga trugen, und in Gallia braccata, wo die Leute die keltischen Hosen trugen. Also heißt die Hose bracca. Das hättet ihr wissen sollen. Herr Professor, ich bitte beiden ein ‚Ungenügend‘ aus Latein einzutragen.“

So war die verjubelte Hose gesühnt, doch kein zweckloses Spektakel gemacht. — Dieselbe Taktik verstand auch der Nachfolger dieses Direktors, der unvergeßliche, hochbedeutende P. Richard Peinlich. Dieser hatte einmal in den Klassen verkünden lassen, jeder solle zur morgigen Fronleichnamsprozession seine dunkelsten Kleider anziehen; es müsse natürlich kein schwarzer Anzug sein; aber unauffällig dunkel. Nun hatten wir einen Mitschüler, nennen wir ihn Schwarzbeck, der als besonders „schneidig“ galt. „Ich lasse mir keine Toilettevorschriften geben“, tobte er in der Klasse, „paßt auf, was ich tue — da wird der Alte schauen!“

Richtig erschien der große, dicke Junge bei der Prozession in einer, nach damaliger Mode sehr weiten, hellbraungelben Hose! Die Hose schrie förmlich, wir alle waren befehlsmäßig möglichst dunkel gekleidet und darunter, wie ein Klecks, die fast schwefelgelbe Hose Schwarzbecks! Wir betrachteten ihn staunend und bewunderten seine „Schneid“, mit der er gegen den „Alten“ aufzutreten wagte. Nach der Prozession war Gottesdienst in der Pauluskirche und nach dem Gottesdienst stand der Direktor regelmäßig an der Ecke am „Deutschen Ordenshaus“, ließ die Studenten vorbeiziehen, grüßte den einen besonders, sprach den zweiten an, klopfte dem dritten auf die Schulter, lauter hochbegehrte Zeichen einer Zufriedenheit. Heute stand er auch dort, und als Schwarzbeck in die Nähe kam, rief der Direktor mit seiner hohen, lauten Tenorstimme, jede Silbe scharf betonend: „Schwarzbeck — mit der ratzen-bauch-fell-farbenen Hose — kommen Sie einmal zu mir — wie geht's dem Herrn Vattter, alter Schulfreund von mir, der Herr Vattter, schön grüßen von mir den Herrn Vattter im nächsten Brief, nicht vergessen; Servus,

Also, dieser P. Edmund Rieder war unser „Fürsprecher", und zum Glück und Segen — wie oft er uns geholfen hat, wußte keiner von uns, aber von einigen Malen bekamen wir doch Kenntnis. So hatten wir einmal in der Klasse eine wirklich große Lausbüberei angestellt und als sie bekannt zu werden drohte, wurde eine Abordnung zu P. Edmund entsendet. Wir kamen also, unser drei zu ihm, traten bescheiden ein und sagten leise „Küß' die Hand, Herr Professor!" „Der Teufel ist euer Professor, aber nicht ich — Gott verzeih es dem heiligen Benedikt, daß er uns zu Schulmeistern bestimmt hat, Holzhacken wär' mir lieber, als diese Rotte Korah abzurichten. Marsch hinaus!" „Bitt Herr Professor, helfens uns". „Der Satan soll euch helfen, ihr Philister, Kananiter und Amoriter, ihr Kinder Belials, ihr Greuel vor dem Herrn — marsch hinaus!" „Herr Professor, ich bitt, hören Sie uns nur an, wir wollen nur erzählen, wie es war." „Also, plauschts halt, aber helfen tu' ich euch nicht." Nun erzählten wir ehrlich den Hergang, Rieder versicherte aber immer wieder, das gehe ihn gar nichts an, es wäre das einzig Richtige, wenn wir Alle zu Grunde gingen. Nun wagte ich noch eine Einwendung und meinte, da er jetzt alles wisse, müsse er uns wohl helfen, denn sonst seien wir ganz schutzlos. „Du verdammte freche Wanzen, jetzt packts euch aber," rief Rieder, und da er nach dem langen Pfeifenrohr griff, das neben einem Tische lehnte, so entnahmen wir daraus, daß die Audienz zu Ende sei und drängten zur Türe hinaus. Geholfen hat er uns aber doch und die ganze Geschichte blieb begraben.

Eine ähnliche Angelegenheit hatte ich allein mit unserem angebeteten P. Edmund. Ich besaß einen sehr guten Freund: schon unsere Großmütter und dann die Mütter waren eng befreundet. Die Eltern dieses Freundes, den wir nach seinem abgekürzten Namen Eduard nur Hartl nannten, hatten einen großen alten Garten — heute gehen einige Straßenzüge über den einst so stillen Raum. Dieser Garten grenzte an einen kleinen Hofgarten, der zu einem Hause in einer Parallelstraße gehörte und im Besitze zweier alter, sehr dicker Jungfrauen stand. Nun hatte ich einmal ein prachtvolles Blasrohr (innen mit Glas gefüttert!) bekommen und strich nun mit Hartl im Garten umher, um ein Objekt zum Beschießen zu finden. Endlich sahen wir im Hofgarten einen Hahn mit drei Hühnern von der damals ziemlich neuen Cochinchinagattung, große, prächtige Tiere. Die zwei alten Jungfern saßen am Brunnen und bewunderten ihre Hühner. Nun schlichen wir knapp an den Grenzzaun; ich lag der Länge nach auf dem Bauche, neben mir saß Hartl, der mit großer Geschicklichkeit die Lehmkugeln formte, und auf meinem Rücken kauerte seine Schwester — auf dem feuchten Boden hätte sie sich verkühlt. Sie war damals ein kleines Mädel und wurde später eine wegen ihres Geistes vielgefeierte Schönheit.

Forschen und Streben nach Wahrheit in allen Dingen beizubringen, er sprach uns, vorahnend, von voraussetzungsloser Wissenschaft, er verlangte von uns offene Ehrlichkeit, auch wenn sie scheinbar Schaden brachte.

Wir sagten ihm aber auch alles, was uns über den Lebensweg gelaufen war und erzählten ihm namentlich alles Heitere, was sich in anderen Schulstunden ereignet hatte. — Niemand war dankbarer und hatte mehr Verständnis für einen guten Witz, eine lustige Entgleisung von Lehrer oder Schüler, eine anerkennenswert dumme Antwort, eine ungeschickte Entschuldigung und Ähnliches, niemand verstand aber auch eine komische Lage, ein Mißverständnis, eine verzwickte Antwort besser aufzufassen als er. Und wie herzlich konnte er lachen! Die ganze Klasse drängte sich um den kleinen, alten Mann, jeder wollte erzählen, jeder wollte ihm nahe sein. Gefiel ihm etwas besonders gut, so bedankte er sich herzlich für „den gehabten Spaß".

Am schönsten war es, wenn Rieder vorlas. Er suchte geradezu einen Anlaß, um mit uns zufrieden zu sein und dann las er vor: Homer und Edda, Ovid und Nibelungen, Schopenhauer und den damals nagelneuen Ekkehard, besonders gerne Goethe und da wieder vorzüglich die „Gespräche mit Eckermann"; ich glaube, das Wertvollste bot er uns an Grimms Hausmärchen. Wie er schon ein solches Märchen herrlich lesen konnte — dann kamen Erörterungen über seine mutmaßliche Entstehung, seinen Sinn und seine Bedeutung — was konnte er da alles finden, wie viel sagte er uns! Auch ganz Modernes las er bisweilen — dann versicherte er in der Regel, „gar ein solcher Schmarn, wie es aussehe, sei es denn doch nicht!" Ach, waren das schöne, unvergeßliche Stunden!

Rieder war ein kleiner Mann mit unglaublich breiten Schultern — wir sagten oft, er sei so breit als hoch —; im kräftig geschnittenen Gesichte saß eine riesenhafte Hakennase und zwei dunkle, blitzende und außerordentlich sprechende Augen; wenn ein Unwetter losgehen sollte, wenn ihn eine Antwort befriedigt hatte, wenn er einen seiner stets ausgezeichneten Witze machen wollte oder wenn ihm etwas gar zu dumm schien — stets sah man das Kommende seinen funkelnden Augen eine meßbar lange Zeit eher an.

Er trug stets hohe Kanonenstiefel und im Winter einen flaschengrünen, verschnürten Mantel; in der Hand trug er einen Krückstock, wie man ihn auf den Bildern des alten Fritz sieht.

Und wenn heute einige der wenigen noch lebenden Schüler des alten Rieder zusammenkommen, so kann man sicher sein, daß von dem verehrten Lehrer gesprochen wird, stets in treuester, lebenslänglicher Dankbarkeit.

lehrers, den ich leider noch immer im Besitze hatte, und die Sache mit den vertauschten Lateinheften — am wenigsten dachte ich an den armen Hahn, denn Italiens schmachvoller Verrat kam mir nicht in den Sinn. Unter diesen angenehmen Überlegungen erreichte ich die Klause des P. Edmund und trat abermals mit demütigem „Küß' die Hand" ein. „Der Teufel soll dich holen", brüllte Rieder, „Satansbrut abscheuliche, ekelhafte; quintelweis sollen dich elfundelfzig Schock krallenfüßige kleine Teixeln davontragen. Nun, was stehst denn da, wird's oder wird nichts — vorwärts, erzählen!" — „Ich bitt, Herr Professor haben bis jetzt erst Grüß Gott gesagt, ich weiß wirklich nicht —" — „Erzählen sollst, was d' wieder ang'stellt hast." — „Aber, Herr Professor — ich und was anstellen, wie können's denn so was von mir glauben?" — „Frechdachs, vermaledeider, so eine Keckheit stinkt zum Himmel. Erzähl vom Hahn, den du umbracht hast." — „Aber ich bitt, Herr Professor, den hat ja die Hebamm' umbracht, nicht ich." — „Halt's Maul mit deiner Hebamm' und erzähl' vom Anfang an."

Jetzt wußte ich, daß nur mehr Aufrichtigkeit und der Rat meines lieben Freundes helfen könne, und erzählte. „Pfts hat's gemacht und der Hahn ist gesprungen" — nun sprang ich auch und machte go—go—go—goo! „Pfts hat's gemacht und der Hahn ist wieder gesprungen." Springen konnte ich wie ein Laubfrosch und so sprang ich jedesmal höher, stellte die zwei Jungfrauen und die Hebamme dar, und der gute Professor Rieder konnte immer schwerer das Lachen verbeißen, bis er ordentlich herausplatzte. Ich sah die Partie gewonnen und eilte zum Schlusse: „also die Hebamm' —" — „Jetzt hör' auf mit der Hebamm', weiß der Kerl gar nicht, was eine Hebamm' ist, und führt's alleweil im Maul." — „Oh wohl, Herr Professor — eine Hebamm' ist eine Frau — eine Hebamm' ist eine, so wie die Frau Kreuzmüller eine ist, und die hat ein Schild und da steht drauf: ‚Kaiſ. königl. diplomierte Hebamme'." — „Jetzt schaust, daß du weiter kommst", und da Rieder abermals um das bewußte Pfeifenrohr griff, so nahm ich schleunigst eine Umgruppierung vor, bezog die vorbereiteten Stellungen im Admontergassel und eilte nach Hause. —

Viele Jahre später erfuhr ich noch das Ende der Geschichte. Die zwei alten Jungfrauen wollten nicht Ruhe geben, sprachen von Öffentlichkeit, Polizei, „Tagespost" und ähnlichen unangenehmen Dinge, wenn nicht strengste Bestrafung eintrete. Nun zog sich der gute Direktor Peinlich auf das schönste an, ging zu den zwei Jungfrauen und suchte sie zu beruhigen. Dem hochangesehenen, vornehmen und stets eleganten Direktor und verehrten Kanzelredner gelang es, die zwei Jungfern derart umzustimmen, daß sie schließlich sogar bereit gewesen wären, mich um Verzeihung zu bitten!

Nun zielte und schoß ich aus dem Hinterhalt auf den nichts ahnenden Hahn. Der sagte Ga, Ga, Ga — Gaah! sprang spannhoch in die Höhe, pickte aber bald wieder ruhig weiter. Ich schoß wieder, der Hahn sagte wieder dasselbe und sprang, und so ging es zu unserem größten Gaudium weiter. Aber auch die alten Jungfern sahen die unerklärlichen Sprünge des Hahnes und berieten, was das wohl sein möchte. Endlich rief die noch dickere von den beiden: „Weißt was, ich spring' um die Kreuzmüllerin!" Sie „sprang" also richtig fort und brachte eine Hebamme, die im Hause daneben wohnte und sich viel mit Kurpfuscherei befaßte. Der Fall wurde ihr vorgelegt, sie nahm Platz und beobachtete. Ich schoß, der Hahn sprang und endlich sagte die Kreuzmüller: „Ja, sehens, der Hahn hat das Hupfende." „Das Hupfende?" fragte eine der Schwestern. „Ja, das Hupfende; so wie der eine das Hinfallende und der andere das Auszehrende, so hat der halt das Hupfende." Was man da machen könnte? Nichts gebe es, der Hahn sei verloren.

Wie wir dann später hörten, wurde der arme Hahn abgestochen, und da sein ganzer Körper mit blauen Flecken bedeckt war, wurde er einer armen Frau geschenkt, die ihn trotz seiner „bedenklichen" Krankheit aß.

Nun hatten aber Hartls Eltern eine Hausmeisterin, eine geborne Italienerin, die wir aber sehr gerne hatten und die wir bei vielen unserer Streiche als unsere Bundesgenossin und Vertraute betrachteten; von Italiens Niedertracht wußten wir damals nichts. Und wie so oft große Ereignisse ihre kleinen Vorspiele haben, so war es auch hier: die treulose Welische ging hin und verriet uns, sie erzählte den Hergang den zwei dicken Jungfern, diese machten die Anzeige bei unserer Direktion. Wie viele Milliarden die Italienerin für ihren Verrat bekommen hat, weiß ich nicht.

Ich hatte die Geschichte fast vergessen, als einmal während der Schule der Schuldiener eintrat, mit dem Daumen auf mich wies und sagte: „Der da soll nach der Schul zum Herrn Professor Rieder kommen." Nach der Schule standen alle meine Freunde um mich herum, sprachen mir Mut ein und der jetzige Sanitätschef von Steiermark riet mir: „Schau zu, daß du ihn (Professor Rieder) zum Lachen bringst, wenn er einmal lacht, dann ist alles gut."

Ich zog also los, den ganzen Weg: Dom, Hofgasse, Sporgasse, Hauptplatz, Admontergasse an alle meine ungesühnten Sünden denkend, von welchen eine den Gegenstand der heutigen „Unterhaltung" bilden könnte. Da war einmal die höchst unangenehme Sache mit der griechischen Hausaufgabe; dann die drei Heuschrecken und Professor Silly; weiters die Geschichte von der langen Schnur mit der Leimspindel; ebenso die böse Angelegenheit mit der mathematischen Schularbeit und dem „gefundenen" Buch; bedenklich war auch der Katalog des Religions-

Hiaz drah s amol üba,
Siachst Elend und Not,
Betrogn wird und grafft wird
Ums täglichi Brot.
Der Oan quält sih selba,
Der Ondri wird quält,
Und an iads Stückl Freud
Wird Oon bitta vagält.
Wos wochst, muaß vaderbn,
Und wos d baust, wird zu Scherbn;
Und s Schlechtast, de dolgadi
Ongst erst vorm Sterbn. —
Hiaz frog ih: Däs Lebn,
Is s nit dena wul z long?
Do sogg da Wold: — z long.

Gsetzt d Frog: sein Zwoa zsamghenkt,
A Mon und a Weib;
A zwoaschädlads Tier,
Und ma sogg, s wor oan Leib.
Er ist stork und da Gscheita,
Kon sih s Lebn oft vasüaßn,
Sie, die schwächeri, schöneri,
Besseri Hälfte,
Sie muaß in Gspoaß büaßn.
Und gsetzt, däs Por streitad,
— As kimt zwor nit vor —
Oba sogn ma, wans sein tat,
Wans streitad, däs Por,
Ih frog, wer do Recht hät,
Ob er oder sie?
Do sogg da Wold: — sie.

Hiaz drahs amol üba.
Da Mon muaß sih plogn;
Fürs Haus muaß er sorgn,
Muaß streitn und wogn,
Da Mon, der muaß Wocht stehn
Ba da Nocht und ban Tog,
Auf eahm, wan wos gfahlt geht,
Auf eahm kimbb da Schlog.
Drum frog ih, in Foll,
Wan de streitn amol,
Wer Recht hot ban Hondel,
Ob sie oder er?
Da sogg da Wold: — er.

Ha, s Lebn is a Nuß,
Hot a stoanhirti Scholn,
Oba moanst nit, da Kern
Deafad s Aufbeissn zohln?
Sul ih denkn und ruachn,
Und spintasirn, suachn?
Sul ih beissn und nogn
Und meini gsundn Zähn wogn?
Wia moanst liaba Wold,
Sog na oder jo!
Do sogg da Wold: jo.

Wiar is s oba, wan ih
Umsist beissn sul?
Und da Kern is höllgifti,
Und d Nußn is huhl?
Do is s doh leicht gscheiter,
I leg mih stad hin
In Schotn und rens (dehne) mih
Sa long, as ih bin;
Und loß d Nuß a Nuß sein,
Sa long sie s sein will,
Und tram von an metsüaßn
Opfel schön still.
Däs aufbauschti Zeug
Is wul nit da Müah wert,
Daß sih Oana wiar a Kindskopf
Drum zopelt und schert.
Oda doh eppa lacht?
Geh, sog jo oder na!
Da sogg da Wold: — na.

Und a so schreit er her,
Und a so schrei ih hi,
Und nit um an Itüpferl,
Nit um a Bamwipferl
Is da Wold gscheita wiar ih.

* * *

Wan ih lieg untern Bam.

In Suma, wan s hoaß is,
Da leg ih mih holt
Wul gern untern Tanenbam
Traußt in grean Wold.
Rost oh, Herz, rost oh,
Und Olls, was dih druckt,
Däs legst aufs woach Mias hin,
Wo d Sun durcha guckt.
D Wipfel hebn d Finger
Und wispeln sih zua:
Pst! lossn ma n na schlofn
In Pilger, mit Rua!
Und d Humeln thoan läutn,
Wos mog däs bedeutn?
Da Herr is in Wold!
Da Herrgott is hier!
Ih grüaßn, er setzt sih
In Schotn zu mir.
Er fongg mih on auszfrogn,
Wia s ma gfollad, sei Welt?
Donk da Frog, sog ih, guat,
Bis auf däs, wos ihr fehlt.
Na, wos ihr dan fahlad?
So frogg er mih drauf,
Und blüaht vor mein Aug
Ols a Dornröserl auf.
Gleih druck ih däs jungaufblüaht
Freuderl an mih —
Aufs Röserl a Busserl,
Auf d Lefzn (Lippe) a Stich. —

Die Admonter sind längst keine Jugendbildner mehr, wer aber je unter ihrer äußerlich so rauhen, innerlich aber unsagbar milden, vielerprobten und weisen Zucht gestanden ist, bleibt ihnen zeitlebens Dank und treue Verehrung schuldig; jeder von uns nennt sich mit Stolz einen Schüler der Benediktiner, jeder von uns weiß, daß er das Beste, was er ins Leben mitbekam, ihrer ehrlichen, treuen und klugen Fürsorge verdankt — Übles hat keiner von ihnen gelernt. Hans Groß.

Stoansteirische Strupfn.

Von Peter Rosegger.*

s Olmlüfterl.

Wons s Olmlüfterl waht,
Selm tramen die Bam!
Selm säuseln olli Astla,
Selm singen olli Blatler
An himlischn Tram!

Sie singen da Liadla,
So liablih und schean,
Und wons d nar a wenk Lust häst
Und wons d nar a wenk lousast,
So tast as vastean!

Wos mir in da Seel hobn,
Se tramen die Bam;
Und s Lusti und s Loadi
In Haus und in Herzn,
Se singen die Bam!

Willst lebn oder sterbn,
In Wold unterm Bam
Is s noch Lostn und Schaffn
Guat rostn und schlofn,
In himlischen Tram.

* * *

Drei Juchaza.

Möchts wissn, ees Leut,
Wann da Juchaza hollt?
Drei Junggselln sein gongan
In lustigrean Wold.
Der Erst wa valiabb,
Da Zweit wa valoubb,
In Dritn hot noh
Koani ghobb, koani gfoubb. —
Der Erst, der hot gjuchazt —
Ko Lüfterl wird woch,
As meldt sih ka Bam,
Da Juchaz is zschwoch. —

Da Zweit, der hot gjuchazt,
Da Juchaza hollt —
Owa gleih wieda still is s
In lustigrean Wold. —
Und schauts, wia da Driti
Sein Juchaza schreit,
Do hollads und schollads
Um und um, daß s a Freud!
— Der Erst wa valiabb,
Da Zweit wa valoubb,
In Dritn hot noh
Koani ghobb, koani gfoubb.

* * *

Do frog ih mein Wold.

Oft kimts ma hell für,
Mei Gedonkn gang irr,
Und do frog ih mein Wold
Um an Ontwort holt.
Wia schön is doh d Welt,
Und wia frisch is mei Bluat,
Und s Dirndliabn schmeckt ma
Scha saggarasch guat!

Wia süaß is da Wein!
Und da Sunnschein wia hell!
Und da Schotn wia fein!
s is a Freud, meina Seel!
Hiaz frog ih: Däs Lebn,
Is s nit dena viel z kurz?
Do sogg da Wold: — z kurz.

* Aus „Zither und Hackbrett".

Wiesen, besprengt. Wenn das Vieh zum erstenmale auf die Weide getrieben wird, läßt man es geweihtes Salz lecken und gibt ihm ein in Stefaniwasser getauchtes Stück Brot; es hilft gegen Krankheiten und gar auch gegen Absturz. Am Pfingstsonntag werden die Kühe mit Stefaniwasser besprengt, auf daß ihnen die Hexen nichts anhaben können; denn sonst melken die Hexen die Tiere und letztere geben dann rote Milch.

Kein Wunder, wenn das Stefaniwasser bei solch heilsamer Wirkung in großem Ansehen steht!

Am folgenden Tage, dem des Evangelisten St. Johannes, findet dann die Weihe des Rebensaftes statt. Johanneswein hat ebenfalls viel Wunderkräftiges in sich; er macht die Glieder stark, schützt vor Taubheit, fördert bei Kindern das Wachstum, heilt die Gicht und macht selbst alte Leute jung; Johanneswein, am Trau-Altare getrunken, läßt jede Ehe glücklich werden. Daher ist es erklärlich, daß die am Johannestage zur Kirche gebrachten vollen Weinflaschen viel größer sind als die Wasserflaschen am Stefanitage. Dem Weine, namentlich Johanneswein, ist jedermann zugetan, denn der heilige Johannes war ja der Lieblingsjünger des Herrn, zudem erfreut der Wein Herz und Leib.

Wenn sonst nie im Jahre, so gelangt doch am Johannestage Wein auf den Tisch, und zwar solcher, den des Priesters Hand geweiht hat. Beim Mittagsmahle kommt dann ein großes Glas, wohl auch eine Flasche voll Johanneswein zum Vorschein. Der Hausvater erhebt das gefüllte Glas und trinkt mit den Worten: „G'segn's Gott, Johannessegen!" auf das Wohl der Hausgenossen. Darauf macht das Glas die Runde; jeder wünscht dem Nachbar den Segen Gottes und den Anteil am Johannessegen, und so geht es fort, bis das Glas aufs letzte Tröpfel zum Wohle der Anwesenden geleert ist. Daß auch der Nachmittag oder Abend im Wirtshause beim Johannessegen verbracht wird, ist wohl selbstverständlich.

Der 28. Dezember, der Tag der unschuldigen Kinder, ist ein Festtag für die Kleinen, zumal aus den ärmeren Klassen der Bevölkerung, denn da suchen sie auf heitere und harmlose Weise sich Geschenke, Geld und Eßwaren zu erjagen. Mit Ruten in den Händen laufen sie auf den Gassen herum und versetzen jedem, der ihnen unterkommt, einige Streiche, wobei sie einen kurzen passenden Spruch hersagen. Selbst in die Häuser des Ortes dringen sie ein, die kleinen Tyrannen, verschonen niemanden, wagen sich an alle Hausinsassen ohne Unterschied des Standes heran, und da hauen nun die kleinen munteren Quälgeister so lange auf einen los, bis man sich durch ein kleines Geschenk von dieser Prozedur befreit. Auch Erwachsene huldigen diesem Brauche, genannt das „Aufkindeln", und werden namentlich Langschläfer durch

Schau, Herrgott, so is s,
Und hiazt siachst es, wia s tuat:
An iads Eichtl Gspoaß
Kost't a worms Tröpfel Bluat. —
Da Herrgott steht auf
Und aft draht er sih gleih
Und fliagt vor mein Aug
Ols a Vögerl vabei;
Und waht ols a Grücherl,
A frisch über d Au,
Und schlog auf sein Äugerl
In helln Tropfn Tau:

Und klingg wiar a Juchazer
Auffa von Tol,
Und rauscht ols da Wind
Wiar a Wossafoll;
Und murrt, as wia wan
A wilds Weta kam,
Und fohrt ols a Blitz
In mein Tanenbam. —
Und däs, schauts, däs is auf mei
Fürwitzigs Redn
In Herrgott, mein Herrgott
Sein Ontwort gwedn.

* * *

Da Mai, da schön Mai!

Da Mai, da schön Mai
Is a gfreulichi Zeit,
Is die gonz Welt vul Liab
Und vul Lustborkeit.

Im Wasserl drein glonzt s,
Und in Lüftn is s z hörn,
Aufn Bleamerl steht s gschriebn
Daß du mei sullst wern.

O Dirndele, meins,
Geh, lous amol fein:
Olli Vögerla schrein s,
Daß du mein sullst sein.

s is an ewigi Schrift,
Is seit Urzeitn bliebn;
Der Odam in Poradeis
Hot s unterschriebn.

Nach Weihnacht im Oberland.

Sitten und Sagen aus Obersteiermark von **Johann Krainz.**

Der zweite Tag nach Weihnacht ist der Tag des Märtyrers St. Stefan. An diesem Festtage weiht der Priester Salz und Wasser. Aus jedem Hause bringt mindestens eine Person ein Stück Salz und eine Flasche Wasser in die Kirche mit, wo beides dann die Weihe erhält. Solches am Stefanitag geweihte Salz und Wasser gilt als ein anerkanntes Vorbeugemittel für gar vielerlei, namentlich gegen Hexerei und teuflische Künste; denn bekanntlich hat der leibhafte „Gottseibeiuns" gegen nichts so große Abneigung als gegen den Weihbrunn. Deshalb hängt auch nächst jeder Tür ein kleiner Weihbrunnkessel, mit Stefaniwasser gefüllt, auf daß man darein seine Finger tauche und sich besprenge beim Ein- und Ausgange. Solches Besprengen schützt gegen des Teufels Tücke und bewahrt vor den Anfechtungen des Fleisches. Jungfrauen haben ein solches Gefäß über ihrem Bette hängen, und unterläßt es eine, sich vor dem Schlafengehen mit diesem Wasser zu besprengen, so kommt gewiß der Teufel — in Gestalt eines kecken Burschen und das Malheur ist fertig.

Mit Stefaniwasser werden in den Weih- und Rauchnächten Räume und Zimmer des Hauses, die Vorräte in den Speichern und Scheunen, das Vieh im Stalle und selbst die Grundstücke, Äcker, Gärten und

Vorratskammer und Scheune das ganze Jahr hindurch walten mögen. Aber nicht allein Weihrauch und Weihwasser bannen den bösen Geist, sondern auch ein anderer Talisman erlangt in dieser Stunde wirkungsvolle Kraft gegen höllische Macht und Bosheit. Dieser besteht darin, daß nach der Räucherung an allen Türen des Wohnhauses und der Wirtschaftsgebäude, oft selbst an den der Kasten die Anfangs-Buchstaben der Namen der heiligen drei König und die Zahl des laufendes Jahres mit geweihter Kreide an der nach außen gerichteten Seite aufgeschrieben werden, und zwar in folgender Form:

†
18 C. † M. † B. 82.

Alle Jahre am Heiligen-Drei-Königs-Abende werden diese Zeichen ausgelöscht und wieder neu geschrieben. Diese drei Buchstaben, die Initialen der Namen der drei Weisen aus dem Morgenlande, und die drei Kreuze an den Türen verwehren den Hexen und anderen Verbündeten des Teufels den Eingang in das Innere des Hauses. Mit der gleichen Kreide wird dann auch am äußern Fußteile des Bettes der Trudenfuß gezeichnet. Dieser gleicht einem fünfeckigen Stern und muß in einem Zuge gemacht werden, sonst hat er keine Wirkung. Ein derartig gezeichnetes Bett vermag die Trude (oder Drude) abzuhalten, ihre dämonische Kraft an dem im selben Schlafenden auszuüben.

Die Drei-Königs-Nacht ist auch zur Teufelsbeschwörung geeignet. Da begibt man sich auf einen Kreuzweg und es erscheint einem der Teufel in Gestalt eines kleinen höckerigen Männleins. Dieses muß man beschwören, ansprechen und seine Fragen, deren Zahl neun beträgt, beantworten, ohne aber „Ja“ oder „Nein“ auszusprechen. Besteht man die Frage, so erhält man dann einen Schatz.

Das Fest der heiligen drei Könige ist aber noch in einer anderen Hinsicht bedeutungsvoll, denn es knüpft sich daran der Glaube an die „Perchtl“ oder „Perchtl-Goba“. Die Frau Perchtl, dieses mythische Wesen, spielt im Volksglauben des Oberlandes wie der übrigen Alpenländer eine große Rolle. In der Perchten-Nacht — so wird auch die Heilige-Drei-Königs-Nacht genannt — wandert sie, und zwar schon nach dem Englischen-Gruß-Läuten, über Berg und Tal. Sie erscheint meist als uraltes Mütterlein, mit Runzeln im Gesicht, weißen Haaren und oft mit gekrümmtem Rücken; ihr Gewand ist zerrissen und vielfach mit Flecken versehen. Scheinbar langsam und keuchend schreitet oder „hatschelt“ sie daher, sehr langsam, und doch ist dies nur Täuschung, denn ihr Schreiten ist gleich der Schnelle des Wolkenschattens, der über die Talgründe flüchtig dahinzieht. In langer, endloser Reihe zieht ein Heer zarter Kinder hinter ihr; es sind dies die Seelen der ungetauft gestorbenen Kinder. Doch nicht paarweise oder gehäuft schreiten sie hinter

Rutenstreiche und mit den Worten: „Frisch und g'sund, frisch und g'sund!" aufgeweckt und aus dem Bette getrieben.

Der 29. und der 30. Dezember bieten im Leben des Oberländlers nichts an auffallenden Sitten und Gebräuchen. Sie verfließen, wie noch andere abgeschaffte Bauernfeiertage, nämlich, daß wenig oder gar nicht gearbeitet wird. Dagegen genießt der 31. Dezember, der Silvester- oder letzte Jahrestag, hohes Ansehen; er ist ein Feiertag und die Nacht, welche zwischen ihm und dem Neujahrstage liegt, gilt als Rauh- und Löß'lnacht wie die heilige Christnacht.

Nach der Vesper in der Pfarrkirche, sobald die Dämmerung eingebrochen, wird nämlich wie am heiligen Abend die Räucherung und Besprengung vorgenommen, woher denn auch die Bezeichnung „Rauch-" oder „Rauhnacht" stammt. Das junge Volk, dessen Löß'lversuche in der Thomas- und in der Christnacht nicht gelungen, wiederholt seine Orakel am Silvester-Abende oder — was noch wirkungsvoller ist — in der Mitternachtsstunde, um die Zukunft zu entschleiern.

Wie in den Städten, so gibt es auch auf dem Lande lustige Brüderl, denen „fidel und lustig sein" über alles geht. Und damit das neue Jahr gleich gut anfängt mit Lustbarkeit, bringen sie die ganze Silvester-Nacht im Wirtshause zu und trennen sich vom Glase erst am Neujahrsmorgen; denn was man an diesem zuerst tut, das geschieht dann auch das ganze Jahr hindurch. Ist man daher am Neujahrsmorgen mürrisch, so bleibt man ein „Granttegel" das ganze Jahr, u. s. w.

Viel Gewicht legt der gläubige Oberländer auch an diesem Tage auf die erste Begegnung. Kommt ihm zuerst ein altes Bettlerweib vor die Augen, so ist seine ganze Freude dahin; denn solche alte Weiber reitet der Teufel und es verkündet daher die erste Begegnung mit einem solchen „ein G'frett fürs ganze Jahr". Dagegen zeigen ein Knabe, ein kleines Mädchen Glück und Segen an, ein Pferd Reichtum, eine Katze Unglück, herbeigeführt durch Hinterlist und Tücke, ein Hund den Tod u. s. w.

Eine alte Sitte am Neujahrstage ist das Neujahrwünschen. Da ziehen die Armen in manchen Gegenden bald einzeln, bald scharenweise vor die Häuser der Reichen und Wohlhabenden und sprechen einen Gruß, gewöhnlich in schlichten Knüttelversen abgefaßt, wofür sie dann mit Geldstücken und anderen milden Gaben beteilt werden.

Der letzte Tag im Zyklus der Weihnachtstage des steirischen Oberländers ist der Heiligen-Drei-Königs-Tag, der 6. Januar. Die Nacht, welche auf diesen Tag hinüberleitet, ist gleichfalls eine Rauhnacht, und zwar die dritte, in welcher der Obersteirer in Haus und Hof die Runde macht und sein Besitztum beräuchert und besprengt, auf daß Heil und Segen des Himmels über Mensch und Vieh, Wohnhaus und Stall,

von Haus zu Haus, singen den Weihnachtsgruß, das sogenannte „Heiligen-Drei-Königs-Lied“ und erbitten sich dafür von den Wohlhabenden eine kleine Gabe. Charakteristisch für diesen alten Volksbrauch ist der Glaube, daß, wenn zwei Züge solcher Drei-Königs-Sänger im Freien bei gewissen Wegkreuzen und anderen Stellen, die im Verrufe stehen, sich begegnen, alsogleich ein dritter Zug eilends und ungesehen herbeikomme und sodann gerauft werde, daß das Blut nur in Strömen fließe. Dieser Zug soll eben aus höllischen Genossen des Teufels bestehen, die ihren Zorn an den frömmelnden Erdensängern auslassen.

Schließlich mag noch der eigentümlichen Sitte der Weihnachts-Spiele gedacht werden. Die Zahl derselben ist keine geringe; man unterscheidet: Krippen-, Hirten- und Schöpfungs- oder Paradeis-Spiele. Die Zeit ihrer Aufführung fällt in der Regel in die Zeit zwischen Christtag und Heiligen-Drei-König, zuweilen aber auch noch bis Lichtmeß. Die Darsteller spielen ihre Rollen schlicht und natürlich, sind mit den entsprechenden Kostümen, jedoch primitivster Art, versehen, und die Bühne bildet stets ein freier Raum in einer Gaststube oder in der Wohnung eines wohlhabenden Landmannes, der die Ehre solcher Aufführungen in seiner Behausung immer am Schlusse derselben durch ein tüchtiges Mahl und ein Geldgeschenk zu würdigen weiß.

Das Krippenspiel bringt Folgendes zur Darstellung: Reise der Maria und des heiligen Josef nach Jerusalem. Unterwegs bitten dieselben um Herberge, werden aber abgewiesen. Da Jerusalem so überfüllt ist, daß sie keinen Platz mehr finden, setzen sie ihre Reise nach Bethlehem fort. Dort ist auch alles überfüllt. Endlich nimmt sich ein Bauer ihrer an, und Maria und Josef fühlen sich glücklich, in einem Stalle, den ihnen der Bauer angewiesen, Unterkunft zu finden. Geburt des Heilandes. Die Hirten auf dem Felde und die Verkündigung der Geburt Christi durch die Engel. Die Hirten eilen, das Jesukindlein aufzusuchen und anzubeten. Die Aufopferung Jesu im Tempel. Ankunft der drei Weisen aus dem Morgenlande; sie fragen Herodes nach dem neugebornen König der Juden. Herodes befragt die Hohenpriester und Schriftgelehrten des Volkes. Die drei Weisen beten Jesum an und bringen ihm Geschenke dar. Offenbarung, sie mögen nicht zu Herodes zurückkehren. Die Flucht nach Ägypten. Der herodianische Kindermord. Rückkehr aus Ägypten.

Lieder und Gespräche wechseln in dieser Darstellung ab. Einzelne Musikinstrumente lassen heitere Weisen ertönen. Der drastische Aufzug, die derbe Mimik und der originelle Text können das biblische Spiel zu einem komischen machen, wenn eben nicht der religiöse Sinn des Ganzen die Widersprüche paralysieren würde. Oft wird nur ein Teil des Stückes aufgeführt, so zum Beispiel der Abriß, welcher von den

der mythischen Alten, sondern stets eines nach dem andern und fest Schritt haltend mit ihrer Führerin; nur das letzte dieser Kinder bleibt hinter dem Zuge zurück. Begegnet man einem solchen Zuge, so muß man das letzte Kind ansprechen und ihm einen Namen geben, dann wird dessen Seele erlöst und die Perchtl dankt einem für diese Guttat.

Zuweilen begegnet einem die Frau Perchtl in Gestalt einer schönen Dame; man erkennt sie nur an der langen Nase, welche ihr eigen ist. Wen sie dann auf ungerechten Wegen ertappt, den zerreißt sie in tausend Stücke oder sie schlitzt ihm den Leib auf, füllt diesen mit Sägespänen und Häckerling und näht ihn statt mit Nadel und Zwirn mit einer Pflugschaar und einer Eisenkette zusammen. An den guten und braven Menschen aber stellt sie, wenn ein solcher ihr begegnet, eine Bitte, und wenn er diese erfüllt, so wird er von der Frau Perchtl reich belohnt.

In vielen Häusern und Hütten des Oberlandes ist es Sitte, daß nach der Mahleit eine Schüssel mit Milch auf den gedeckten Tisch gestellt wird, die sogenannte „Perchtlmilch“; denn nach dem Glauben des Volkes kehrt die Perchtl in solchen Häusern ein und genießt mitsamt den Kindern etwas von der Milch. An manchen Orten ist es auch Brauch, daß von der letzten Speise des Nachtmahls ein kleiner Rest in der Schüssel übrig bleibt für die Frau Perchtl; diese Schüssel bleibt über Nacht auf dem Tische stehen und jeder der Tischgenossen legt seinen Löffel auf. Die Perchtl genießt davon und zuweilen wirft sie einen Löffel um. Wessen Löffel dann des andern Tages nicht an seinem Platze gefunden wird, der muß innerhalb des Jahres sterben. Aber eins verlangt die Perchtl, wenn sie so mit ihren Kindern in ein Haus tritt, nämlich, daß sie nicht beobachtet oder belauscht wird. Erkühnt sich jemand, dies dennoch zu tun, so wird er von ihr schwer gestraft, mit Blindheit geschlagen, und nur übers Jahr kann diese Strafe von der Perchtl selbst wieder aufgehoben werden.

Den Mädchen wird von der Hausfrau eingeschärft, ja bis zur Perchtlnacht den Flachs und Werg ganz rein vom Rocken zu spinnen, weil sonst „die Perchtl hineinnistet“, das heißt den Flachs verwirrt, und die faulen Spinnerinnen haben dann keinen Segen mehr bei ihrer Arbeit.

Zu gedenken wäre hier noch des „Perchtenjagen“ und „Springen“, das ehemals im Oberlande ziemlich in Übung gewesen, nun aber anscheinend ganz in Vergessenheit geraten ist. Dagegen ist das Drei-König-Singen noch immer sehr im Schwange. Es sind meist jugendliche Sänger, angezogen wie die heiligen drei Könige, von Engeln und andern himmlischen Würdenträgern umgeben; einer trägt auf einer hohen Stange eine erleuchtete Papierscheibe, den Stern darstellend, der den drei Weisen erschien und ihnen den Weg nach Bethlehem wies. Sie ziehen

zusetzen, was man uns auf dem Weg des Gerichtes friedlich durchzuführen nicht ermöglichen will?" Wir dachten an das „arme serbische Volk, das vielleicht an dem Morde unschuldig war, den Einzelne, freilich von einer zynischen Regierung gestützt, begingen". Wir erinnerten uns kaum, wie die ganze Vergangenheit dieses Volkes und Staates mit meuchlings vergossenem Blut befleckt ist, wie der lauernde Überfall aus dem Hinterhalt zu den politischen Grundsätzen und Mitteln gehört, die Serbien seit Jahrhunderten gegen seine Gegner und alle, die seinem Größenwahn im Wege stehen, anwendet. Das war schon bei der ersten Schlacht am Amselfelde im Jahre 1389 der Fall und wiederholte sich durch die Jahrhunderte immer und immer wieder. Als König Alexander und die Königin Draga scheußlich abgeschlachtet wurden, um Peter Karageorgewitsch den besudelten Thron zu verschaffen, begann bereits das Kesseltreiben gegen uns, das, unterstützt von Rußland, Frankreich und England, endlich den Weltkrieg entbrennen half. Und trotz alledem fragten wir sinnend: „Sind wir berechtigt . . ."

Als Rußland uns in die Arme fiel, weil wir uns Genugtuung holen wollten, und hastig rüstete, während es angeblich Frieden erstrebte und den Deutschen Kaiser belog, da forschten wir abermals, ob es wohl gestattet sei, dem übermächtigen Feind zuvorzukommen, statt mit Schafsgeduld zu warten, bis er seine Truppen an unseren Grenzen gesammelt hatte, um Deutschland und die Monarchie zu erdrücken.

Und als unser Verbündeter durch Belgien marschierte, da er dem tödlichen Angriff von Westen her einen Riegel vorschieben mußte, wollte er nicht über den Haufen gerannt werden, zumal der deutsche Generalstab wußte, daß Belgien seit Jahren mit unseren heutigen Feinden paktierte, da klangen zum drittenmal die Stimmen in uns: „Ja, sind wir auch berechtigt . . ."

So ging es weiter und weiter. Wir fragten aber nie: „Sind die anderen berechtigt?" Nur uns selbst prüften wir. Sowie unsere Feldherren zu Lande oder zu Wasser mit der Faust ausholten, um einen neuen Anschlag der Gegner abzuwehren oder zu vergelten, meldete sich in unserem Innern die Frage, ob es recht sei, was wir taten oder zu tun vorhatten. Die Feinde meinten höhnisch, es melde sich unser schlechtes Gewissen und es sprach doch nur die deutsche Gewissenhaftigkeit.

Großbritannien, der berüchtigte Länderdieb in allen Breiten, schloß sich jenen an, die den Meuchelmord in Serajewo schützten, und sagte gleichfalls dem Deutschen Reich den Frieden auf, weil sein oberster Staatsmann kühl rechnerisch erklärte, England würde unter einem Krieg, an dem es teilnehme, nicht mehr leiden als unter einem Ringen, in dem es neutral blieb. Und das soll auch ein berechtigter Grund sein, uns mit weißen, schwarzen und gelben Truppen zu bekämpfen! Aber

Hirten und der Verkündigung der Geburt Christi handelt, und das ist dann das „Hirtenspiel".

Viel Ergötzliches bietet das Paradeisspiel, darstellend die Erschaffung des ersten Menschen und den Sündenfall. In einem solchen Paradeisspiel, wie es in der Gegend von Eisenerz vorkommt, treten ein „himmlischer" und ein „höllischer Rat" auf; im ersteren sitzen neben Gott-Vater auch Gott-Sohn und der heilige Geist, im letzteren Lucifer und verschiedene teuflische Würdenträger. Dabei kommt unter anderm zur Darstellung, wie, nachdem Adam und Eva des Paradieses verwiesen worden, auf Zusprache eines Genius, der Barmherzigkeit, die Menschwerdung des Gott-Sohnes im himmlischen Rate beschlossen wurde zum Zwecke der Erlösung der Menschheit durch den Kreuzestod.

Als Nachspiel gilt ein sogenanntes Schäferspiel. Der gute Hirte (Gott-Sohn) sucht ein verlorenes Schaf (Schäferin). Diese hat sich einem Schäfer, als welcher der böse Versucher erscheint, in Lieb' ergeben. Endlich gelingt es dem guten Hirten, das verirrte Schäflein wieder zu finden; darob große Freude im himmlischen Rate, großer Ärger aber im höllischen Lager.

Diese Weihnachtsspiele entspringen dem menschlichen Triebe, die geistige Anschauung zur sinnlichen Darstellung zu bringen. Ihre Aufführung war einstens eine häufigere als jetzt; nur in entlegenen Gegenden, deren Bewohner von der modernen Kultur noch wenig beleckt worden, trifft man sie an, und wer einer solchen Aufführung jemals beigewohnt hat, der wird, vorausgesetzt, daß er Sinn besitzt für das Volkstümliche, derlei Bauernkomödien, die von schlichten Älplern selbst gedichtet wurden und somit ein gutes und wichtiges Stück alter Volksliteratur ausmachen, gewiß Interesse abgewinnen.

Aber auch in den geschilderten Weihnachtsgebräuchen liegt ein tiefer Sinn, wir finden darin An- oder Ausklänge uralter Mythe, in denen das Geheimnisvolle der für den Christen heiligen Zeit sich ausspricht.

Der seltsame Deutsche oder: „Bin ich berechtigt?"

Als in Serajewo die Brownings knallten und die Bomben platzten, als sich herausstellte, daß hohe, im öffentlichen Leben Serbiens stehende Persönlichkeiten dem Anschlag mehr als nahe standen, und als Österreichs Forderungen nach Sühne und möglichster Sicherung seiner Zukunft gegen ähnliche Verbrechen von Belgrad aus nicht erfüllt wurden, da fragten wir uns: „Sind wir berechtigt, bei Serbien gewaltsam durch-

Und wenn er darauf antworten kann: „Sie nützen mir!“ so hält er sie für berechtigt. Das ist auch ein Standpunkt, aber es ist nicht unser Standpunkt und wer ihn einnimmt, muß auch die bitterbösen Folgen tragen. Freilich um ein Mäntelchen des Rechtes, das man der Gewalt umlegen kann, war und ist Großbritannien, das die geschicktesten Diplomaten und Politiker der Welt besitzen soll, nie verlegen. Aber wie sagt Schiller — wenn der Mantel falle, so müsse der Herzog mit! Und wenn Großbritanniens Deckmantel fällt, so wird wohl auch Großbritannien selbst fallen müssen.

Doch unsere ewige Frage nach Recht und Unrecht, auch in der großen Politik, ist keine reine Tugend, sie ist eine Eigenschaft, gehegt und gepflegt von unseren Großen der Dichtkunst und der Philosophie. Aber sie ist auch eine merkwürdige Folge unseres uralten Verwaltungssystems. Dieses verbietet und gestattet, und verbietet und gestattet vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Davon zeugen die zahlreichen Tafeln und Täfelchen, die Anschriften und Aufschriften in den Häusern, auf der Straße, in allen öffentlichen Lokalen: „Betteln und Hausieren verboten“ — „Teppichklopfen verboten“ — „Eingang verboten“ — „Fahren und Reiten verboten“ — „Jede Verunreinigung dieses Ortes ist verboten“ — „Schnellfahren verboten“ — „Durchgang verboten“ — „Betreten dieser Wiese verboten“ — „Das Schnalzen mit der Peitsche verboten“ — „Rauchen verboten“ — „Nicht hinausbeugen!“ — „Freies Ausspucken verboten“ — usw. Vernünftiges und Unvernünftiges ist verboten, bald zeitweilig, bald für immer, bald mit Strafe, bald ohne Strafandrohung, bald begründet, bald weniger begründet. Und anderseits wird unseren Staatsbürgern manches erlaubt, was abermals öffentlich oder privat angeschrieben zu werden pflegt, unbekümmert um den Rechtssatz, daß alles gestattet sei, was nicht untersagt ist. Und so liest man: „Zutritt gestattet“ — „Durchgang erlaubt“ — „Das Aufbehalten des Hutes in diesem Raume ist gestattet“ — „Das Betreten der Parkanlage ist erlaubt“ — u. s. f. Der alte Polizeistaat, der neue Bürokratismus hat uns erzogen und erzieht uns immer noch, so daß der seltsame ängstlich gewordene Deutsche, dem ein fremder Kläffer an die Waden springt, erst nachdenkt, ob er ihn mit einem Fußtritt fortscheuchen darf, oder ob er dann dafür den Hundebesitzer entschädigen muß.

Aber ganz ernsthaft, aus zwei Quellen, aus der sittlichen Erziehung durch unsere Dichter und Denker und aus dem Drill der Behörden fließt das Bedürfnis der Deutschen, schon am Alltag zu forschen: „Bin ich berechtigt . . .“ Das hat uns in mehr als einer Beziehung schwankend gemacht, aber anderseits auch zu einer Gewissenhaftigkeit angeleitet, die jede Handlung und Unterlassung auf ihre Berechtigung hin prüft. Manche meinten nun, wir würden durch die andauernde Bevormundung

man hat sich jenseits des Kanals verrechnet und mag wohl schon lang erkannt haben, daß dem Inselreich der mutwillige Krieg teurer zu stehen kommt, als ihm seine Unparteilichkeit selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen hätte zu stehen kommen können. Und überdies stritt Britannien nicht ehrlich mit den Waffen, griff nicht etwa mit seiner zahlenmäßig überlegenen Flotte die deutschen Seestreitkräfte, über die es immer gespottet hatte, an, sondern wollte dadurch siegen, daß es Japan gegen uns hetzte und alle Zufuhr von Lebensmitteln auf dem Meere abschnitt. Ausgehungert sollten wir werden — aber nicht allein die Heere der verbündeten Staaten, sondern auch die Frauen und Kinder und Greise im Hinterland. Da fuhren die deutschen Unterseeboote aus und blockierten die Küsten Englands und versenkten englische Kriegs- und Handelsschiffe, die Geschütze an Bord führten oder Wehrpflichtige oder Bannware oder Nahrungsmittel. Da mußte denn auch die „Lusitania" daran glauben. Wir schüttelten manchmal über uns selbst den Kopf: „Sind wir denn berechtigt . . ." Ja, der deutschen Gewissenhaftigkeit schien es möglich, daß wir uns geduldig abwürgen ließen, um den britannischen Handel nicht zu stören! Doch Gott sei Dank, unsere Regierungen und Führer hörten nicht auf die Kleinmütigen, die Selbstmordsehnsüchtigen unter uns, sondern vergalten Gleiches mit Gleichem. Die stärkste Flottenmacht der Welt, England, hatte es, auf seine Überlegenheit pochend, immer abgelehnt, das Privateigentum zur See im Kriege anzuerkennen, und jetzt schrie es im Verein mit der Union Zeter und Mordio, weil wir uns seinen eigenen Ansichten anbequemten und auch sein „Privateigentum" nicht schonten. Gewiß ist zu bedauern, daß dabei auch Unschuldige und Neutrale mit zugrunde gingen oder gehen, aber hat man in London lange gefragt, ob nicht „Unschuldige" in den Zweikaiserstaaten verkommen, verelenden und sterben müßten, wenn die Absperrung der Lebensmittelzufuhr den gewünschten Erfolg hatte? Ja, das ist es: England wünschte gerade, daß eine Hungersnot in Deutschland und Österreich neben dem Heere auch die Zivilbevölkerung verderbe; dann müßten wir Frieden schließen! Was wiegen gegen solche schändliche Pläne, die nur durch unsere Festigkeit und harte Opfer vereitelt werden können, die Toten der „Lusitania", die zum Teil nur deshalb das Schiff zur Überfahrt nach Europa wählten, weil sie höhnisch zu zeigen wünschten, sie verachteten die Drohungen der deutschen Admirale und bauten auf die Überlegenheit der englischen Flotte. Wir sind frei von Schuld. Mögen die Passagiere, die es nicht lassen können, während des Krieges über den Ozean zu dampfen, unter dem Sternenbanner die Fahrt antreten; da sind sie sicher.

Der Brite fragt nicht wie der Deutsche: „Bin ich berechtigt?" sondern er fragt vor seinen Unternehmungen nur: „Nützen sie mir?"

es auf eine Untersuchung durch die Offiziere der österreichisch-ungarischen Unterwasserboote gar nicht ankommen, sondern wollten ihr Heil in der Flucht suchen. Schon dadurch waren sie auch nach den strengsten Regeln des Völkerrechts, das unsere Feinde täglich mit Füßen treten, schußreif geworden.

„Alles ganz schön!" sagte mir heute ein besonders seltsamer Deutscher. „Aber ein Luxusdampfer mit Vergnügungsreisen oder gar Erholungsbedürftigen ist kein Gegenstand des Angriffes, auch im Kriege nicht." „Warum nicht?" fragte ich; „verehrter Herr, der Luxus hat im Kriege überhaupt keinen Platz, zum Vergnügen braucht jetzt kein Mensch, auch kein Italiener, zu reisen — und wer führt unsere Erholungsbedürftigen auf die See? Welcher Kranke kann heute auf einem österreichischen oder ungarischen Dampfer ins milde Klima Dalmatiens fahren? Unsere Feinde würden nur allzu rasch bei der Hand sein, um den ‚Erholungsbedürftigen' ins Wasser zu werfen oder ihn gefangen zu nehmen und zu verschleppen!" Doch solche Erwägungen sind ganz überflüssig, da, wie gesagt, der Kapitän der „Fierenze" den Anruf vom Tauchboot her nicht beachtete und zu fliehen trachtete, und da er, wie alle seine Genossen, den Auftrag seiner Regierung besaß, wenn möglich jedes feindliche Unterseeboot zu rammen. Dadurch treten auch Handelsschiffe in den Kriegsdienst ihres Staates und werden als solche behandelt. Das wissen unsere Feinde genau so wie wir.

„Sind wir berechtigt?" — die stete Frage, die der seltsame Deutsche täglich an sich stellt, gereicht ihm zur Ehre, er erweist sich damit als Glied eines echten Kulturvolkes, das sein Tun immer wieder mit den Regeln der Moral vergleicht. Und wir sind stolz, sagen zu dürfen: „Ja, wir sind berechtigt, den Feind, der selbst vor nichts zurückscheut, auch mit den kräftigsten Waffen an den Leib zu rücken — vielmehr noch, wir sind dazu verpflichtet, weil es unser Volk vor dem Untergang, der ihm zugedacht war, rettet. Der Einzelne darf sich nach Belieben aufopfern, wenn es ihm sein Gewissen zu gebieten scheint, aber niemand darf sein Volk opfern. Bei diesem endet auch ohne behördliches Verbot das Bestimmungsrecht des seltsamen Deutschen!" V. E. S.

Ein Jahr Weltkrieg zur See.

Seit mehr als einem Jahre tobt der größte Krieg, der jemals auf Erden geführt wurde. Bei seinem Ausbruche war es jedermann klar, daß die Überlegenheit unserer Feinde zur See eine so überwältigende war, wie diese Feinde nur wünschen konnten. Die englische Flotte

im Willen geschwächt und an der Energie geschädigt, aber gerade dieser Krieg hat bewiesen, daß große Gewissenhaftigkeit zwar zu vielerlei Bedenken führt, aber auch zu Genauigkeit, Pünktlichkeit und Ordnung. Haben wir einmal erkannt, daß ein Vorhaben, eine Tat mit unserem Gewissen vereinbar ist, dann schreiten wir mit gesteiftem Nacken an die Ausführung.

Und so ergeht es uns auch in diesem Krieg, der jeden Tag die Frage nach der Berechtigung dieser oder jener Handlung aufwirft und dabei Heldentum erzeugt, weil wir von unserem Recht felsenfest überzeugt sind.

Aber die Feinde machten es uns auch leicht; die Niedertracht ihrer Kampfesweise hat das Maß dessen, was Deutschland und Österreich tun dürfen, sehr weit gemacht, so daß selbst der bedachtsame alte Heimgärtner, der im Frieden den Satz vertrat, Unrecht leiden sei besser als Unrecht tun, jetzt freimütig in seinem Tagebuch sagt: „Wir können gar nicht Unrecht tun!“ Wie vermöchten wir zum Beispiel Italien ein Unrecht zuzufügen? Diesem Italien, daß dreißig Jahre lang die Segnungen des Dreibundes genoß, das uns in den Tagen großer Gefahr im Stiche ließ, statt mit uns in den Krieg zu ziehen, das von uns Zugeständnisse erpressen wollte, um nur neutral zu bleiben und trotz überreicher Zugeständnisse in unseren allerschwersten Tagen, da der Russe die Karpathen zum Einbruch nach Ungarn und Wien anrannte, Österreich-Ungarn den Fehdehandschuh hinwarf — feig genug, wenigstens einstweilen den Frieden mit dem Deutschen Reich aufrecht zu erhalten. Das tückische, hinterlistige und treulose Italien hat damit jeden Anspruch auf Schonung und Milde verwirkt, hat sich außerhalb der Rechtsordnung der gesitteten Völker gestellt und wird hoffentlich ernten, was es säte. Ohne Italien wäre dieser Krieg schon lang beendet und Europa genösse wieder die Segnungen des Friedens. Man hat das in Rom nicht gewollt, man hat dort lieber den Bundesfreund verraten und auf einen kampflosen Gebietszuwachs verzichtet, um sein Abenteurerglück in Blut und Tod zu suchen.

Und doch . . . Auch diesem gewissenlosen Staate gegenüber tauchte kürzlich die alte ehrliche Frage bei uns auf: „Sind wir berechtigt — die ‚Ankona‘ und die ‚Fierenze‘ zu versenken?“ Italienische Dampfer, die vom Stammlande wegfuhren und daher doch wohl keine Bannware an Bord führen würden — einen Luxusdampfer, der wahrscheinlich nicht kriegerischen Zwecken diente? Nein, nein, wir sind auch hier im vollen Recht gewesen. Wer sagt uns, daß die Schiffe nicht Soldaten, Waffen oder Munition beförderten, den Franzosen und Engländern Hilfe in Afrika oder in den Dardanellen oder vor Saloniki leistend? Ein gutes Gewissen scheinen die Kapitäne nicht gehabt zu haben, denn sie ließen

nach heldenmütigster Gegenwehr in den Grund geschossen hatten. Im Dezember gingen sie aber zu einem groß angelegten Angriff über. Unterseeboote wurden in die Adria gesandt und ihnen folgte die ganze Flotte. Es blieb aber bei der Geste. Der Schlag erfolgte nicht. Das französische Unterseeboot „Curie“ wurde von uns versenkt, ein anderes ging in den dalmatinischen Gewässern zugrunde. Am 21. Dezember wurde das Flaggenschiff der französischen Flotte, das Großkampfschiff „Jean Bart“ von unserem Unterseeboot „XII“ torpediert und schwer beschädigt. Seit der Torpedierung des „Jean Bart“ herrschte durch Monate geradezu idyllische Ruhe auf dem adriatischen Kriegsschauplatz. Unsererseits erfolgte mancher gelungene Torpedoboots- und Flugzeugangriff, der dem Feinde schweren Abbruch tat, auf Antivari. Da wagte der große französische Panzerkreuzer „Leon Gambetta“ am 27. April eine Fahrt in die südliche Adria. Er fiel einem Torpedo unseres Unterseebootes „5“ zum Opfer.

In der Nordsee drückten bald nach den ersten Kämpfen die deutschen Unterseeboote der Seekriegführung ihren Stempel auf. An anderen Aktionen war in der ersten Zeit nur ein Seegefecht in der Helgoländer Bucht zu verzeichnen, bei dem leichte deutsche Seestreitkräfte mit gewaltig überlegenen englischen Schiffen, darunter mehreren Schlachtkreuzern, im Kampf standen.

In die ersten Septembertage fiel der erste deutsche Unterseebootserfolg. Das Tauchboot „U 21“ brachte den englischen Kreuzer „Pathfinder“ zum Sinken. Von weltgeschichtlicher Bedeutung war aber der 22. September, an dem das deutsche Unterseeboot „U 9“ im Verlauf einer Stunde drei große englische Panzerkreuzer zum Sinken brachte. Die nächste Folge dieser deutschen Ruhmestat war, daß die Engländer wider alles Völkerrecht ein ungeheures Minenfeld im Ärmelkanal auslegten. Das hinderte aber die deutschen Unterseeboote nicht, ihre erfolgreiche Tätigkeit auch weiter auszuüben. Der 24. Jänner brachte dann das größte Seegefecht des ganzen Krieges, zwischen einem deutschen und einem englischen Kreuzergeschwader im Seeraum westlich von Helgoland, das schließlich in der Nähe dieser Insel von den Engländern aufgegeben wurde, nachdem der deutsche Panzerkreuzer „Blücher“ und der englische Schlachtkreuzer „Tiger“ gesunken und die meisten englischen Schiffe, die sich übrigens in gewaltiger Übermacht befunden hatten, schwer beschädigt worden waren. Am 18. Februar setzte der deutsche Unterseebootskrieg gegen England ein, der bis zum September den Engländern nahezu ein zwanzigstel ihrer Handelsflotte kostete. Während dieses Kampfes der Unterseeboote kam es unter anderen auch zur Versenkung von Passagierdampfern, bei denen Amerikaner ums Leben kamen, was zu politischen Weiterungen mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika, die aber inzwischen beigelegt sind, Anlaß gab.

allein war zahlenmäßig der deutschen und unserigen zusammengenommen weit überlegen. Ihr gesellten sich drei andere mächtige Flotten zu, die Frankreichs, Rußlands und Japans. Man erwartete allgemein, daß unsere Gegner diese ungeheure Übermacht zu heftigen Angriffen ausnützen würden. In den ersten Wochen und Monaten des Weltkrieges sprach man in der feindlichen Presse nur so vom „Hinwegfegen“ der deutschen und unserer Flotte. Aller menschlichen Voraussicht nach war dieser Ausgang zu erwarten. Es sollte aber anders kommen.

Mit großer Kühnheit leiteten die Deutschen durch Ausbringung von Minenlinien dicht an der englischen Küste ihrerseits den Krieg ein. Ihre in den Weltmeeren weit verstreuten Auslandskreuzer nahmen den Handelskrieg mit glänzendem Erfolg auf und waren monatelang der Schrecken der feindlichen Schiffahrt. Ungezählte Millionen an Wert wurden durch sie vernichtet und zeitweise der Schiffsverkehr im Indischen Ozean völlig lahmgelegt. Die glänzenden Taten der „Emden“, „Königsberg“, „Karlsruhe“ und der zahlreichen anderen deutschen Kreuzer und Hilfskreuzer haben allgemeine Bewunderung erregt und selbst den Engländern die größte Hochachtung abgezwungen. Besonders gefürchtet war das Kreuzergeschwader des Vizeadmirals Grafen von Spee. Zu seiner Bekämpfung wurde ein englisches ausgesandt, das in der Schlacht bei Santa Maria am 1. November 1914 vernichtet wurde. Für eine Zeitlang waren die deutschen Kreuzer Herren im Stillen Ozean und alle englischen Kolonien in diesem gewaltigsten aller Meere waren von Furcht und Schrecken erfüllt. Da fiel das heroisch verteidigte Tsingtau, wo die Besatzung unserer „Elisabeth“ Schulter an Schulter mit den deutschen Kameraden heldenmütig fechtend, sich unvergängliche Lorbeeren erkämpft hat. Hiedurch wurde die japanische Flotte frei und im Verein mit allen in den ostasiatischen und australischen Gewässern befindlichen englischen, russischen und französischen Schiffen wurde eine Treibjagd gegen das Geschwader des Admirals von Spee eingeleitet. Es wurde schließlich in die Nähe der Falklandsinseln gedrängt, wo eine gewaltige, aus den schnellsten und stärksten Schlachtkreuzern und Panzerkreuzern der englischen Flotte bestehende Schiffsabteilung des Gegners harrte. Am 8. Dezember kam es zur Schlacht. Nach mehrstündigen furchtbaren Kämpfen erlagen die deutschen Seehelden der erdrückenden Übermacht, nicht ohne dem Feind schwere Wunden zu schlagen. Damit war aber der Kreuzerkrieg noch lange nicht beendet. Noch durch Monate hatten unsere Feinde unter den deutschen Kaperschiffen zu leiden.

In der Adria hatten die Franzosen, abgesehen von einigen wirkungslosen Beschießungen der Bocche di Cattaro keine größeren Unternehmungen gewagt, seitdem sie unter Aufbietung ihrer ganzen Flotte am 16. August mit vielhundertfacher Übermacht unseren alten kleinen Kreuzer „Zenta“

türkische Reich reihte sich als wackerer Bundesgenosse und treuer Waffengefährte den Mittelmächten an, im Kampfe gegen Meuchelmord, Rechtsbruch und Habgier.

Ein siegreiches Gefecht mit der übermächtigen russischen Flotte verschaffte den Türken für lange Zeit die alleinige Seeherrschaft im Schwarzen Meer. Die Erfolge der türkischen Armeen im Kaukasus, in Mesopotamien und am Suezkanal belehrte ihre Feinde bald über die große Widerstandsfähigkeit des osmanischen Reiches. Deshalb sollte die Türkei ins Herz getroffen werden.

Alsbald begannen die Angriffe gegen die Dardanellen. Vorerst gewissermaßen tastend, gingen die gewaltigen Flotten Englands und Frankreichs vor, indem sie aus großer Entfernung die Außenwerke des Hellespont beschossen. Als sie aber im Laufe des Februar zu energischen Angriffen schritten, überzeugten sie sich, daß nur unter Aufwendung besonders großer Mittel ein Erfolg zu erhoffen wäre. So schritten sie denn am 18. März zu einem gewaltsamen Durchbruchsversuch, den sie durch Wegräumen von Minenlinien von langer Hand vorbereiteten. Eine ungeheure Flotte lief in die Dardanellen ein, um in mehrstündigem Kampfe die Küstenforts zu bezwingen und nach dem Marmarameer vorzustoßen. Aber an dem kalten Blute und der altbewährten Tapferkeit der osmanischen Krieger scheiterte dieser Versuch. Nachdem die angreifende Flotte die größten Verluste erlitten hatte, die jemals während eines Gefechtes zur See verzeichnet worden sind, mußte sie den Kampf aufgeben.

Nun wurde unter Aufbietung ganzer Armeen der Versuch unternommen, Konstantinopel von der Landseite aus zu nehmen. Anfangs war es möglich, unter dem Schutze der Schiffsgeschütze an mehreren Stellen der Halbinsel Gallipoli festen Fuß zu fassen. Über die Reichweite der Schiffskanonen kamen allerdings die Angreifer fürs erste nicht hinaus. Da tauchten plötzlich Unterseeboote auf und in rascher Folge wurden mehrere große Kriegsschiffe in den Gewässern von Gallipoli versenkt. Dies zwang die Angreifer zur Änderung ihrer Taktik. Sie mußten viel mehr Truppen ans Land werfen, um ihre Stellungen halten zu können, denn von See aus konnten die Operationen nur mehr durch kleine Fahrzeuge unterstützt werden. Der Erfolg der Landkämpfe ist bekannt. Eine halbe Million englischer und französischer Soldaten wurden außer Gefecht gesetzt, die Hälfte von ihnen ist tot. Die englischen und französischen Unterseebootsangriffe gegen die türkische Flotte im Marmarameer hatten wenig Erfolg. Der Großteil der zum Angriff ausgesandten Tauchboote kehrten nie mehr zurück. Unbezwungen sperren die Dardanellen nach wie vor unseren Feinden den Weg nach dem heiligen Stambul.

Der große englische Angriff auf die deutschen Seehäfen ist ausgeblieben. Die englische Flotte verkroch sich in die tiefsten Winkel der am besten geschützten Buchten und wagte sich nicht aus ihnen hervor. Die am 27. oder 28. Oktober 1914 erfolgte Versenkung des Großkampfschiffes „Audocious" hatte sie zu dieser wenig rühmlichen Konservierungstaktik bekehrt.

In der Ostsee errang die deutsche Flotte durch systematisches Vorgehen bald die Seeherrschaft in einem derartigen Maße, daß der russische Seeverkehr nahezu gänzlich eingestellt werden mußte. Während des großen Vormarsches Hindenburgs leistete die deutsche Flotte große Dienste und hat zum Beispiel an der Eroberung von Windau und Libau hervorragenden Anteil genommen.

Im Mittelmeer war der Seekrieg durch die glänzend durchgeführten Angriffe der deutschen Kreuzer „Goeben" und „Breslau" gegen die Küste von Französisch-Nordafrika eingeleitet worden. Die Schiffe zogen sich dann, von der französischen und englischen Mittelmeerflotte verfolgt, in den Hafen von Messina zurück. Im Vertrauen auf den Bundesgenossen Italien waren sie dort eingelaufen, wenigstens wohlwollende Neutralität erhoffend. Damals glaubte man noch, daß das apenninische Königreich sich vertragsgemäß seinen Verbündeten zur Seite stellen würde. Mit Enthusiasmus nahm die Bevölkerung Messinas die deutschen Schiffe auf, aber die italienische Regierung hatte andere Ansichten und gewährte nur die vorgeschriebene Frist von 24 Stunden bis zum Auslaufen.

Im Dunkel der Nacht brachen die beiden Schiffe aus, narrten die sie blockierenden Flotten und erreichten nach einem erfolgreichen Gefecht Konstantinopel, wo sie in die türkische Kriegsmarine eingereiht wurden. England hatte kurz vorher das dort fertiggestellte türkische Großkampfschiff, zu dessen Bau die Gelder durch freiwillige Sammlungen aufgebracht worden waren, widerrechtlich mit Beschlag belegt. Nun hatten die Türken einen vollwertigen Ersatz, dank der Hochherzigkeit Deutschlands. England, Rußland und Frankreich bemühten sich vereint, die Türkei zu einem Bruch mit Deutschland und Österreich-Ungarn zu veranlassen. Die Absicht wurde durchschaut und die Pforte hielt fest an der Neutralität. Da heckten die Verbandsmächte einen teuflischen Plan aus. Insgeheim sollte die Einfahrt zum Bosporus durch Minen verlegt werden, auf die dann die türkische Flotte gelockt und so ihren Untergang finden sollte. Der Anschlag wurde aber entdeckt, der russische Minenleger „Pruth" durch türkische Schiffe vernichtet. Jetzt wußte die Türkei genau, wo ihr Feind war. Die Vergeltung folgte auf dem Fuße. Sebastopol und andere russische Häfen wurden durch türkische Schiffe beschossen. Damit war der Kriegszustand eingetreten und das

Wenn wir auf die Arbeit des ersten Kriegsjahres zurückblicken, so sehen wir, daß es unseren Feinden wohl gelungen ist, unseren Handelsverkehr über See zu unterbinden. Daß er nicht aufrecht erhalten werden könne, war aber angesichts der maritimen Kräfteverhältnisse schon bei Kriegsausbruch jedermann klar. Wir selbst haben nie daran gedacht, unter derart ungünstigen Verhältnissen unsere Schiffahrt aufrecht zu erhalten. Aber die Hauptaufgabe der feindlichen Flotten, ihre gewaltige Übermacht dazu auszunützen, um die unserigen zu vernichten und uns zu zwingen, zur Verteidigung der Küsten große Truppenmengen von den anderen Kriegsschauplätzen abzuziehen, wurde nicht gelöst. Unbesiegt stehen die deutsche, österreichisch-ungarische und türkische Flotte da, immer bereit, den Feind zu schädigen, wo sie nur können. Im Handelskrieg haben wir unseren Gegnern schwere Verluste beigebracht und sie sind weit entfernt davon, sich der Sicherheit ihrer eigenen Handelsschiffahrt zu erfreuen. Eines allerdings müssen wir freimütig bekennen: wären wir zur See mächtiger gewesen als unsere Gegner, so wäre der Krieg schon nach einer Dauer von wenigen Monaten zu unseren Gunsten entschieden worden. Viele hunderttausende blühender Menschen, die heute im Grabe ruhen, wären uns erhalten geblieben, Milliarden Werte wären unzerstört, eine mächtige Flotte der Zentralmächte hätte die Welt vor schwerem Unheil bewahrt. Vielleicht wäre der ganze Krieg durch sie vermieden worden.

E. D. in der „Flagge."

Heimgärtners Tagebuch.

Ein Hirte des Sabinergebietes bekam eines Tages von olympischen Göttern ein Schatzkästlein: Es enthält unschätzbare Kleinodien. Trage es hinab zu deinen Brüdern, den Menschenkindern, und verwalte es ihnen! Du sollst dafür das schönste Land auf Erden besitzen. Der Hirt war dessen vergnügt, er trug das Kästchen hinab und jeder, dem er es zeigte, gab ihm Geld. Aus allen Fernen kamen Leute herbei, um den Inhalt des göttlichen Schatzkästleins zu sehen. Der Hirte und seine Nachkommen freuten sich ihres schönen weiten Landes, das ihnen — den Hütern des Schatzes — von allen Völkern gegönnt wurde und das so fruchtbar war, daß sie nur wenig zu arbeiten brauchten und sich ganz der Verwaltung des Schatzes widmen konnten, der in einem herrlichen Palaste untergebracht war.

Allmählich begannen die Hüter übermütig zu werden gegen Fremde, die ehrerbietig herankamen, um im schönen Lande bei den Götterkleinodien sich neue Frische und Freude zu holen. Sie wurden gegen

Zu Pfingsten erwuchs uns ein neuer Gegner. Seit dreiunddreißig Jahren durch heilige Schwüre und feierliche Verträge mit uns verbündet, war Italien durch das Wohlwollen Deutschlands und Österreich-Ungarns aus einem verwahrlosten und nahezu bankerottem Mittelstaat zu einem mächtigen Reich geworden. Der Dank war Treubruch und Verrat, allerdings in der vollendetsten Form.

Der Zuwachs der Seestreitkräfte unserer Gegner durch die italienische Flotte war ein bedeutender. Noch mehr ins Gewicht fiel die Lage der italienischen Basishäfen in nächster Nähe der unseren. Man mußte erwarten, daß unser ehemaliger Verbündeter seine maritime Überlegenheit durch einen kühnen Angriff gegen uns ausnützen werde. Er unterblieb. Aber schon in der ersten Kriegsnacht holte unsere Flotte zu einem gewaltigen Schlage aus. Die italienische Ostküste wurde in einer Ausdehnung von 600 km durch unsere gesamten Seestreitkräfte, die von Seeflugzeugen unterstützt wurden, unter Feuer genommen. An zahlreichen Stellen wurde die strategisch wichtige Eisenbahnlinie, die längs der italienischen Küste streicht, zerstört, sodaß der Aufmarsch der italienischen Armeen durch Wochen stark behindert wurde. Viele andere militärische Objekte wurden zerstört. Tiefer greifend aber war die moralische Wirkung dieses Überfalles. Italien, dem seine Flotte ein heiliges Idol ist, mußte mit Schmerz erkennen, daß sie zu dem Zeitpunkt, da sie am nötigsten war, sich nicht gezeigt hatte. Lange Zeit blieb der Gegenangriff aus und wiederholt konnten unsere Schiffe und Flugzeuge durch kühne Vorstöße an die feindlichen Gestade sich Lorbeeren erringen. Das einzige, was die Italiener vorerst unternahmen, waren Luftschiffangriffe. Aber auch diese nahmen bald ein Ende, als der Lenkballon „Città di Ferrara“ durch eines unserer Flugzeuge vernichtet und ein zweites Luftschiff „Città di Jesi“ gekapert worden war.

Zweimal versuchten italienische Flottenabteilungen größere Aktionen. Einmal in der Nordadria, um den linken Flügel unserer Armee von See aus unter Feuer zu nehmen. Ein kühner Unterseebootsangriff raubte ihnen den Panzerkreuzer „Amalfi“, der Rest der Flotte zog sich schleunigst zurück. Später beschossen die Italiener Ragusa und Umgebung. Bevor sie aber nennenswerten Schaden hatten anrichten können, sandte eines unserer Unterseeboote ihren Panzerkreuzer „Giuseppe Garibaldi“ in die Tiefe. Keine der italienischen Unternehmungen war aber ohne Vergeltung geblieben. Immer und immer wieder wurde die feindliche Küste durch unsere Seestreitkräfte heimgesucht. Pelagosa, das von uns verlassene Felseneiland, wurde von den Italienern besetzt und befestigt. Trotz ihrer numerischen Überlegenheit zur See mußten sie aber diesen Stützpunkt, dem Drucke unserer Angriffe weichend, aufgeben.

Es gibt übrigens Leute, die ein unschuldiges Menschenleben für wichtiger halten, als die ganze Gemälde- und Skulpturengalerie der Offizien in Florenz. Aber das gehört auf ein anderes Blatt.

Die Franzosen waren mit Begeisterung nach Salonichi gedampft, um das unvergleichliche Heldenvolk der Serben zu retten. Dann saßen französische Offiziere manchen Abend mit serbischen zusammen und vertraut geworden erzählten die Serben flüsternd, wie es bei dem Königsmord 1903 und beim Fürstenmord 1914 hergegangen war. Die französischen Feldherren stutzten. Vor Tisch war es anders erzählt worden . . .

So las man, wie jetzt die französischen Generale entschlossen waren, ihre Truppen von diesem „Heldenvolke" zurückzuziehen. Und selbst der freigeistigste Franzose glaubt an ein Gottesgericht. War nicht die ganze serbische Wehrmacht aus Serbien hinausgeworfen? Dieser undankbare Weltkrieg, der den Serben sein Entstehen verdankt, er warf das Königreich Serbien zum Fenster hinaus, daß es in Trümmer zerschellte. War trotz der weltmächtigsten Verbündeten nicht das ganze Königreich von Feinden besetzt? Irrten nicht die Trümmer der Serbenarmee im wilden Gebirge erhungernd und erfrierend umher? Und König Peter, floh er nicht mit den Fliehenden, heimatlos, Himmel und Erde verfluchend, verzweifelnd, den Tod suchend und doch vor ihm bebend?

Die Zeit, da König Peter von Serbien eine Witzblattfigur war, ist vorüber. Jetzt nur mehr Tragik, grause Tragik, seiner Vorzeit, seinen Verbrechen entsprechend. — Schmählich, dieses kleine, harmlose Volk zu überfallen! schrieb damals der Zar an den Deutschen Kaiser. — Das unschuldige, tapfere Naturvolk der Serben, wir rächen es! rief England, Frankreich. Auch Italien rief es, versteckte sich aber hinter die anderen. Das edle Serbenvolk! Durch die ganze Welt hallte der Entrüstungsschrei. — Jetzt hat der Himmel gesprochen.

Singe, o Menschheit, einmal noch das Schauderlied von König Peter. Dann streich' ihn aus der Weltgeschichte.

Täglich lauter, heißer schreit Liebe und Dankbarkeit nach sichtbaren Denkmälern für unsere Gefallenen. Und immer wieder eine Stimme: Wartet zu! Übereilt es nicht! Es soll was Wohldurchdachtes, Gemeinsames werden. Das Beste, das Innigste, das Treueste soll es werden, was wir imstande sind zu leisten. Aber es ist der Geschmack so verschieden und mancher macht's im Drange seines Empfindens anders, als er es morgen gemacht haben möchte.

die nordischen Gäste tückisch und feindselig, und als diese anhuben, auszubleiben, höhnten und schimpften sie und warfen Steine über die Grenze. Die Nachbarn blieben in friedfertiger Gesinnung, fragten nach den Wünschen der Unzufriedenen und trachteten, sie zu erfüllen. Als die Bewohner des schönen, großen Paradieses merkten, wie gemütlich und vertraulich die nördlichen Nachbarn waren, spannten sie ihre Falschheit gegen diese und verlangten: Gib uns dein Vaterland!

Vaterland?! — Das zu hören und die nordischen Mannen standen langsam auf und es geschah . . .

Am wenigsten von allen Ländern der Erde sollte Italien einen Krieg anstiften. Verwüstete Länder können wieder fruchtbar, zerstörte Städte wieder erbaut werden — was aber Italien an seinen ihm von einem gütigen Geschick anvertrauten Menschheitsgütern bei einem Kriege verlieren kann, das ist unwiederbringlich, unersetzlich. War es wirklich Wahnsinn, was diesen italienischen Krieg entzündet hat? Mit bestialischer Gier den Krieg, nur den Krieg, um jeden Preis den Krieg. Hat Italien denn nicht gewußt, was es tut? Hat es geglaubt, seine Bomben auf Görz, Pola, Triest, Fiume und andere unserer Städte schleudern zu können, während es sich selber hinter seine Kunstschätze verschanzt? Hat es nicht gewußt, was das ist, der Krieg? Nun, so wird es ihn kennen lernen. Gott bewahre uns davor, aber die menschliche Natur ist in ihrem Kampf um Sein oder Nichtsein unberechenbar: Wie, wenn die Bomben auch auf Florenz und Rom niederfallen? Ihr treulosen Hüter des olympischen Schatzes, was dünkt euch? Wer hat das angestellt?

Bei einer Schulprüfung in Fischbach hatten die Kinder des Dorfes Falkenstein vom Dechant in Birkfeld ein altes Marienbild zum Prämium erhalten für ihre Dorfkapelle.

„Welcher will es heimtragen?“ fragte der Dechant die Buben. Alle drängten sich heran, jeder wollte es tragen. „Ich bin der Stärkere!“ rief jeder.

„Es ist auch für einen Schwachen nicht schwer“, sagte der Dechant.

„Aber wenn sie mir's wegnehmen wollen, ich kann fest zuschlagen!“ rief ein herlebiger Junge.

„Na“, sprach der Dechant, „wenn du raufen willst, dann gebe ich dir das Bild erst recht nicht. Dann wäre es in deinen Händen bald kaput. Der Friedfertige soll es tragen!

Der Friedfertige soll es tragen! — Ist das Schatzkästlein bei den Italienern in guten Händen? — Verflucht ein Feind, der auf Michelangelos oder Raffaels Werke Bomben schleudert. Dreimal verflucht der Wächter dieser Schätze, der dazu provoziert.

---

das, was sie will, daß in gleichem Falle ihr getan werde. Ihre Güte dient, und ihre Güte herrscht. Glücklich lachend gibt sie dir alles, was sie hat, aber nimmt dir dein Ich. Ohne daß sie je auf Dank rechnet, schlägt sie einen in ihren Bann.

Die hohe Stellung, die ihr Mann viele Jahre bekleidete, benützte sie ausschließlich nur, um den Menschen Gutes zu tun, sei es durch die von ihr geleiteten Vereine und Anstalten, sei es durch ihre weitreichenden Verbindungen, sei es durch ihr persönliches Anfassen. Es war ihr keine Aufgabe zu schwer, kein Weg zu weit, keine Stiege zu hoch, um Not zu lindern, wo sie eine wußte. Es gab in ihrem großen Bekanntenkreise kein Leid, das sie nicht persönlich mittrug. Es ist nie aufgeschrieben worden, wie vielen Tausenden von Menschen diese seltene Frau ihre Güte und Hilfsbereitschaft hat angedeihen lassen. Jeder, der ihr je im Leben begegnet, möge gerade einmal nachdenken, ob er ihr nicht etwas Gutes zu verdanken hat. Und heute noch, wenn man die rüstige, geistesfrische und seelenfrohe Matrone durch die Stadt eilen sieht, kann man sicher sein — es ist ein Gang im Dienste der Nächstenliebe.

Ich aber will ihr nach diesen unbesonnenen Zeilen lieber nicht begegnen. Obschon ihr nahender achtzigster Geburtstag (es ist der 18. Jänner) jede derartige Indiskretion entschuldigt.

Einmal in einem langen Menschenleben darf man wohl daran erinnern, was Graz unserer Frau Nina Kienzl an Liebe und Güte schuldig geworden ist.

Mein kleiner Zeitungsbub — ich schätze das vier Spannen lange lebfrische Knäbel kaum über acht Jahre — vertraute mir eines Tages, als er das Blatt brachte, daß auch er ein Dichter sei. Zur Begründung sagte er mir ein „Gsätzl" auf, das er selber gedichtet, mir dann eigenhändig und schön geschrieben zum Geschenk machte.

Es lautet:

Hier gibt's der guten Sachen vielen
Hier kann man auch den Durst sich stillen
Im Sommer, wenn es oft recht heiß,
Wenn man gebadet ist in Schweiß,
Da kann man denn nichts Bess'res haben
Als sich an Milch und Brot zu laben.
Daß das viel besser ist als Bier
Dies bezeuge selbst ich hier.
Denn ich trink täglich hier mit Mutter
Ein Glas Milch, eß Brot mit Butter,
Drum Leute trinkt statt Bier und Wein
Nur ein Glas Milch, wird besser sein.
Man haltet sich dabei gesund
Kriegt Backen rot und kugelrund
Doch ist's verkehrt jetzt leider hier,
An Milch ist Not und nicht an Bier.
Wenn's umkehrt wär, wär's viel gescheiter
Ich schließe nun und red' nichts weiter.

Gedichtet von Alois Raggl.

Das gefällt mir für den Anfang gar nicht schlecht.

Wenn du, lieber, kleiner Alois Raggl, auch jetzt noch kein Dichter bist, obschon hier was von dir gedruckt steht — denn es gehört nebst dem

So hat jetzt der Verein für Heimatschutz in Steiermark eine Flugschrift herausgegeben, einen Ratgeber und Weiser in der Denkmalsache. Verständnisvolle Künstler haben zahlreiche Vorbilder aufgestellt und ein Mann, mit heimatlicher Kunst und Sitte wohlvertraut, bietet eine fein- und warmgeschriebene Anleitung, für Gemeinden und Einzelne, die mit der Denkmalfrage zu tun haben werden. An künstlerischen Vorschlägen gibt die Heimat ihr Eigenartigstes, Bestes und Erreichbarstes. Da finden wir Soldatengräber am Schlachtfelde, auf Soldatenfriedhöfen und in der Heimat. Denkmale aus Holz, Erz und Stein, stets herausgewachsen aus den teuren Kunstformen der heimischen Vergangenheit. Man könnte vielleicht auf das Haltbare, das Monumentale besonderes Gewicht legen, weil ein Denkmal sich an die Jahrhunderte wendet. Jedenfalls ist der mehrmals beregte Gedanke wichtig, daß das Volksdenkmal sich nicht in kleine Einzelobjekte zerflattern möchte, daß in der Gemeinde ein großes Denkmal wirksamer ist als zwanzig kleine, nicht bloß für den großen Gedanken, als auch zu Ruhm und Ehre des einzelnen Gefallenen. Nicht als Einzelner hat der Held wollen sterben, nicht als Einzelner will er sein Grab, sein Sonderdenkmal haben; durch seinen Tod für das Gemeinsame ist er eingegangen in das ewig Große und Eine. Das Kriegerdenkmal soll nicht wie ein Martertaferl bloß erzählen: Er ist gestorben! sondern vielmehr: Er ist eins geworden mit dem Unsterblichen.

Weil aber dieser Grundgedanke nicht überall durchführbar sein wird, so mußte die Flugschrift auch Rücksicht nehmen auf die Einzelfälle, wie sie den Verhältnissen und Sonderbeziehungen der Wirklichkeit eben angemessen sind.

Einer der gefangenen Russen, der etwas deutsch sprach, wunderte sich geringschätzig, daß es in unserem Dorfe lauter so schwächliches und kränkliches Mannsvolk gebe. Da wäre in Rußland doch ein ganz anderer Menschenschlag!

Darauf gab ihm der alte Gemeindediener zur Antwort: „Oh, mein Herr, wir haben schon auch starke Männer. Die haben wir euch entgegengeschickt. Habt ihr sie nicht begegnet?"

Da schwieg der Russe.

Die stärksten Herzen fand ich stets bei den Frauen. Außerordentliche Exemplare sind mir auf meinem Lebensweg begegnet. Mehrere davon stehen in meinem Freundeskreise seit vielen Jahren. Da denke ich jetzt an eine besondere Heldin der Selbstverleugnung, die aber von so köstlicher Subjektivität ist, daß sie alle Menschen nach ihrem Maße nimmt; und so sieht sie die meisten größer, als sie sind. Sie tut ihnen

weggelegt und hätten sich friedlich zusammengesetzt, um das neue Weltdrama zu lesen, in dem die Vorzüge aller Dichter vereinigt sind! —

Mein Leser wird am Ende glauben, ich spaße oder man habe sich mit mir einen Spaß erlaubt. Dann ahnt er nicht, welch grenzenloser Torheit literarische Dilettanten fähig sind.

Mein Nachbar, der Uhrmacher, ging auf der Straße spazieren. Da kam ein kleiner fremder Mann auf ihn zu und hielt ihm eine Taschenuhr vor: „Herr, wollen Se mir abkafen diese Uhr? Sie ist wert zwanzig Kronen, der Herr sollen se haben um zehne. Ich brauche Geld, weil ich bin eppas in der Not.“

Mein Nachbar betrachtete die Uhr und sagte dann: „Glauben Sie denn, mein Lieber, daß ich zu jenen gehöre, die aus der Not anderer Vorteil ziehen? Wie dürfte ich nur zehn Kronen für die Uhr geben, wenn sie zwanzig wert ist? Übrigens habe ich von dieser Gattung Chronometer heute schon drei Stück verkauft, je zu sechs Kronen, wobei ich noch meinen Gewinn hatte.“

Und ließ den verdutzten Händler auf der Straße stehen.

„Mir geht's halt alleweil alles schön nach meinem Willen“, sagte ein alter Mann mit dem Bettelkorb, „weil ich will, was Gott will“.

Lei lassen! nennt man das auf Kärntnerisch. Der Mann will, was Gott will, und Gott will, daß er mit dem Bettelkorb umgehen soll. Gott wird für diesen Willen seine Gründe haben; der Mann wird nicht recht haben arbeiten und hausen wollen, vielleicht hat er sein Sachel vertrunken, verspielt, hat für nichts gesorgt, hat alles anderen überlassen. Dann wollte ihn der Herrgott zum Bettelmann machen. Nun, wenn der Alte damit zufrieden ist, wenn ihm wirklich alles recht ist, was geschieht, dann hat er's so gut wie der mächtigste König, bei dem alles geschieht, was er will. Zuletzt kommt es ja gar nicht drauf an, ob es ein Federbett ist oder ein Holzbrett, wenn man nur gut drauf schläft.

Wer auch auf dem Holzbrett gut schläft, der hat viel voraus.

Schmäh'n sie dich, du wirst darum nicht schlimmer,
Loben sie dich, du wirst darum nicht besser;
Dein Gewissen bleibt dir heut' und immer,
Freund, der wahre Sittenmesser.

Talent viel Leben und Lernen dazu — so will ich dir doch sagen, daß du einer werden kannst. Dann halte dich immer an den Grundsatz wie heute. Was du anderen dichtest, mußt du selber sein. Zu Beginn des Lebens halten wir uns alle lieber an die Milch als an Bier oder Wein. Aber wer dabei bleibt, wer auch später immer das Nährende, Echte, Gedeihliche dem Berauschenden, Falschen, Zersetzenden vorzieht, der wird ein ganzer Mann, und das ist mehr als ein Dichter. Wenn du dazu auch noch Dichter wirst, um so besser. Ich wünsche dir alles, was dazu gehört.

Da will ich doch wieder einmal einen solchen Brief aufzeigen, ohne gerade zu sagen, von wem nnd woher.

An den „Meister“ wendet sich die Briefschreiberin, bittet „um Hilfe in größter Not“ und schickt ihre Photographie mit, damit der Beschauer „aus diesen Augen ihre Seele kennen lernen“ solle. Sechzehn Jahre alt sei sie und flehe um Brot, und zwar um telegraphische Hilfe, sie sei ganz nahe dem Verhungern, denn sie habe keine Einnahmen, weil man ihr die Gedichte und Novellen überall in den Papierkorb werfe. Bei der Zeitschrift N. N. habe sie um einen Vorschuß gebeten für ihr Weltdrama, das zwar nur bis zum siebenten Akt fertig sei, das aber die größte Dichtung der Welt werden würde, weil die Vorzüge a l l e r Dichter darin vereinigt seien. Die Zeitschrift habe ihr gar keine Antwort gegeben — einer Dame! Seit sie die Dornenkrone der Poesie auf sich genommen, hätten sich alle Freunde von ihr gewendet und gesagt, sie solle was arbeiten. Als ob ihr Werk nicht die größte geistige Arbeit wäre! — Da sei ihr mein Name eingefallen und in demselben Augenblick fühlte sie sich gerettet. Ich würde ihr sofort telegraphisch fünfzig Kronen schicken, dann per Post tausend Kronen als Anzahlung für das Weltdrama, das sie mir widmen wolle.

Na, der Dame muß geholfen werden. „Geschätztes Fräulein, Sie sind ein dummer Backfisch! Gehen Sie sogleich zu Ihren Freunden, die Ihnen das Arbeiten raten, und bitten Sie auf den Knien um Arbeit; jede nährt heute besser als Literatur. Telegraphisch weise ich eine Knackwurst an.“

Nach einer Woche kam ein zweites Schreiben: Sie könne den Brief zwar nicht frankieren, müsse mir aber doch sagen, daß sie sich an mir schwer getäuscht habe. „Welch einen Segen“, schrieb Sie, „hätten Sie gestiftet!“ Von der Knackwurst sagte sie nichts, und gerade das wäre in diesem Fall die Hauptsache gewesen.

Was sie nur mit dem „Segen“ gemeint haben mochte, den ich um sie gestiftet haben würde? Vielleicht hätten die Völker ihre Schwerter

andere sind so grundvertiert, daß sie pures Wasser saufen, wie die Ochsen. Ans Brenntröpfel traut sich keiner mehr. Haben eh kein Feuer im Blut und trinken Wasser. Wohin mit der Welt! —

Derweise hatte der Schnapsler erst vorher geknurrt, legte aber seine Lippen nicht an den eigenen Plutzer; das wär' kein G'schäft! — Der Mensch lebt ja nicht allein vom Schnaps! Es gehört auch Speck dazu. Ein Zehnhellerscheiberl hätte er noch im Sack, aber das Leutwerk hat die alte Berghütte kahl gefressen. — Und jetzt ist der Speckjager da. Der war die letzte Zeit fleißig gewesen, der hatte den Bäuerinnen so nette Artigkeiten gesagt, daß sie girrten vor Vergnügen. Sein Bündel troff vor Speck. Aber der Mensch lebt nicht allein vom Speck. — Und jetzt saßen die zwei durch Schickung Gottes beisammen im Hinterschoppen.

Tat nun der Schnapsler das Zehnhellerscheiberl hervor: „Kamerad, schau her. Echtes Blech. Gib mir ein Trumm."

Da tat der Speckjager seinen Schatz auseinander. Eine Menge Schwartlein, die aneinander klebten, brachte er hervor. Eins löste er los und warf's dem Schnapsler zu. Dann nahm er das Münzlein, blinzelte es verliebt an und murmelte: „So, so. Jetzt hätt' ich Schnapsgeld. Lang her a Stamperl (Gläschen)."

Der Schnapsler steckte rasch das Stück Speck in den Mund und füllte das Gläschen. Da war das Zehnhellerscheiberl wieder sein Eigentum.

Nach einem Weilchen schob er die Münze auf dem Brett wieder zurück: „Noch um zehn Heller, Kamerad!"

Gut, und wie der Speckjager neuerdings Geld hatte, schob es auch er zurück: „Noch a Stamperl, Kamerad! Weils G'schäft so gut geht!"

So trieben sie es eine Weile, bis der eine genug Speck, der andere genug Schnaps genossen hatte. Durch ein einziges Zehnhellerstück hatte sich zwischen den beiden Eignern und Konsumenten Handel und Verkehr entwickelt. Das Münzlein war immer noch da, während die beiden Geschäftsleute sich gegenseitig fast aufgezehrt hatten. In wessen Hand schließlich das Kapital liegen blieb, weiß ich nicht zu sagen.

Das muß eine gemeine Natur sein, die einer äußeren Auszeichnung bedarf, um zur nötigen Honorigkeit zu gelangen.

„Der Mann ist nicht normal!“
So höhnisches Geflüster.
Ei freilich ist's ein anderer Fall.
Normal sind nur — die Philister.

„Ich bitte dich, Mann, sag' doch nicht jedem gleich die Wahrheit!“
„Aber, ich bitte dich, Frau, es glaubt mir sie ja so keiner.“

Nicht schlechter und ungerechter könnte man die Menge regieren, als wenn man sie nach ihren eigenen Absichten und Vorschlägen regieren wollte.

Bei uns ist es manchmal so: Jeder will was anderes als der andere, und was dabei herauskommt, das will keiner.

Prophezeien wir nur darauf los. Schlimmes voraussagen ist immer dankbar. Trifft es ein, so ist man Weissager, trifft es nicht ein, um so besser.

Wenn du einen fremden Gedanken nicht verstehen konntest, so hat er schon einen Zweck erreicht. Er hat dich veranlaßt nachzudenken.

Für Schönheit hat man nur in guten Zeiten Sinn. Im Sommer frägt man, ob der Ofen schön ist, im Winter — ob er *warm* ist.

Im Hinterschoppen des alten Berghauses saßen zwei *Landstreicher*. Die Leute des Viehabtriebes hatten sich verlaufen, nur die zwei waren wie eine unverrichtete Sache noch zurückgeblieben. Es war ein Schnapsler mit seinem Tonplutzer und ein Speckjager (Bettelmann) mit seinem fettigen Handbündel.

Der Schnapsler hatte einen Zorn auf die Menschheit. Es war nämlich das Geschäft ganz im Abflauen. Die Leut' werden herrisch. Die Männer trinken Bier oder gar Milch, wie die alten Weiber; noch

Aus unserer Zeit.

Weihnachtsgruß den toten Helden.

Vol der und vol der sogg,
Da Kriag wird oft gor.
Und hiazt dauert er richti
Schon onathalb Johr.

Schon zwoamol san d'Schwolben
Ins wormi Lond gsiogn,
Und zwoamol is sida*
Da Winta einzogn.

Und die Botschoft kimmt wieda
Von Christi Geburt,
Oba ninascht** is Friedn,
Und da Kriag dauert furt.

Da Freund is van Freund,
Und da Voda van Kind,
Die Muaⁿa woant hoamli,
Wals n Suhn neama findt.

Und s Deandl geaht stad,
Wals n Schotz nit kon hobm —
Der ligg schon wul oanschicht
Woaß Gott wo begrobm.

Da Schnea deckt daußt wieda
Die Braon oll zua:
Schloft s guat und rost s aus
In da ewigen Ruah!

Won d haligi Nocht hiazt
Van Himmel hoch kimmt
Und ban Kripperl da Stern a
Van Betlehem brinnt,

Oft wöll ma enk donkn
In sölwiga Nocht
Für s bluatige Opfer
Dos uns daußt hobts brocht.

Und a Liachtl sull brinna
Enk oll wia si s ghört,
Die Ehr sei Gott Voda im Himmel
Und enk und uns Friedn af Erd.

*

Gegen die Wucherer und Würger!

Das deutsche Volk hat in beispielloser Einmütigkeit alle, auch die schwersten Opfer ohne Murren und Klagen auf sich genommen. Es ist ernst und tief entschlossen, auch weiterhin jedes Opfer zu tragen, das die Freiheit, Sicherheit und Größe des Vaterlandes von ihm fordern. Aber es empört sich gegen den Gedanken, daß es opfern solle für Ehrlose, die sich auf die blutige Not des Vaterlandes stürzen, um sie als die erlesene und hochwillkommene Gelegenheit auszubeuten, auf Kosten des Vaterlandes, auf Kosten seiner auf den Schlachtfeldern zerschossenen Söhne, ihrer Angehörigen und Hinterbliebenen, all der trauernden und darbenden Mütter, Witwen und Waisen dieses Krieges, für sich selbst Vermögen, Reichtum und Wohlleben zu ergaunern, zu erpressen. Diese Wucherer und Würger des eigenen Volkes sind aber auch heute noch unbekümmert am Werke, ihr Weizen blüht herrlich, und die unterschiedlichen Erlasse unserer Regierungen berühren sie wenig denn alle die bisher getroffenen wohlgemeinten Verfügungen sind so gut wie wirkungslos, weil sie auf dem Papier bleiben. Das muß offen und mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden, weil es die Wahrheit ist und weil es, um nicht mehr zu sagen, ein verhängnisvoller Irrtum wäre, diese Wahrheit durch irgendwelche lehrhaften Betrachtungen verschleiern oder abschwächen zu können.

Ein verhängnisvoller Irrtum! Denn man täusche sich nicht: die Empörung gegen den schamlosen Wucher mit den allerunentbehrlichsten Lebensmitteln hat nicht

* seitdem, ** nirgends.

Kleine Laube

Die Vergeſſ'nen.

„. . . Paketpoſt aus der Heimat, Kameraden! . . ."
— Und um das Auto wimmelt Arm an Arm,
Wie um den Weichſelaſt der Bienenſchwarm,
Bis Hand nach Hand verſchwindet, reichbeladen.

Und Aug' um Auge blitzt, als von den Gaben
Die Hülle fällt. — Zigarren . . . Flaſchen Weins , . .
Ein Buch . . . Geſtricktes . . . Doch vor allem Eins:
Der Brief, den die zu Haus geſchrieben haben!

In allen Ecken ſteh'n ſie nun und leſen.
Dann — Lachen, Weinen, Schmatzen, Schmauchen ſchon,
Nur ein paar Graue ſchleichen ſtill davon
Mit leerer Hand. — — Für ſie iſt nichts geweſen.

Für ſie war nichts, und wird nichts je erſcheinen —
Kein Päckchen und kein Brief — nichts! Nicht ein Wort!
Denn niemand lebt in jener Ferne dort,
Der ihrer denkt . . . Sie ſind die Ganz-Alleinen!

Die ganz Verlaſſ'nen und Vergeſſ'nen ſind es,
An denen nicht Geſchwiſterſorge hangt,
Um die kein Mutterherz in Sehnſucht bangt,
Noch eines Weibes, eines ſüßen Kindes — —

Und steh'n doch draußen gleich den andern allen,
Und ſchützen doch, wie alle, treu und heiß
Die gleiche Heimat, die nicht einmal weiß,
Wie unbedankt viel Ärmſte für ſie fallen!

O, denk an dieſe, Vaterland! Und gib
Vor allem ihnen, die ſoviel entbehren!
O, gib, als ob ſie deine Beſten wären!
Die Einſamen, o, hab ſie doppelt lieb!*

A. De Nora in der „Jugend".

* Frau Wolbach-Serno, München, Thereſienſtraße 78, vermittelt gerne einwandfreie Adreſſen. Ferner haben ſich einige große Organiſationen der freiwilligen Krankenpflege der dankenswerten Aufgabe unterzogen, in ihrem Beſitz befindliche Adreſſen dieſer „Einſamen" an ſolche Perſonen abzugeben, die ſich an dieſer Art der Liebestätigkeit für die Truppen zu beteiligen bereit ſind. Um aber möglichſt alle dieſer „Alleinſtehenden" durch aus der Heimat kommende Gabenpakete zu erfreuen, hat die Heeresverwaltung angeordnet, daß die ſtaatlichen Annahmeſtellen freiwilliger Gaben, deren Verzeichnis in allen Poſtämtern aushängt, Liebesgabenpakete, die ihnen für „Alleinſtehende" zugehen, abzunehmen haben, ſofern ſie nicht eine perſönliche Adreſſe tragen. Dieſe Pakete werden auf dem vorgeſchriebenen Dienſtwege den Truppenteilen zugeführt. Frachtſendungen, die mit der Bezeichnung „Freiwillige Gaben" an die Abnahmeſtellen aufgegeben werden, werden von allen Bahnen frachtfrei befördert. — Eine ähnliche Einrichtung wäre auch für Öſterreich-Ungarn ſehr wünſchenswert.

Notlage seiner Mitbürger, zuläßt, durch eine Reihe strafrechtlicher Verfolgungen und, womöglich, Verurteilungen gründlich erschüttert wird. Wo immer die Vermutung naheliegt, daß in den Preisen von Gegenständen des täglichen Bedarfs unmäßige Gewinne enthalten sind, ist den Dingen mit unerbittlicher Schärfe auf den Grund zu gehen."

Wir sind es aber auch uns selbst und der Größe dieser ehernen Zeit schuldig, eine Mauer gegen den „Nachruhm" aufzurichten, daß wir es mit allem unserem Heroismus doch nicht vermocht hätten, uns von dem Joche jenes schrankenlosen Händlergeistes zu befreien, der sich im „freien Spiel der Kräfte" langer Friedensjahre bei uns eingenistet und eingefressen hatte. Soll dieser souveräne „merkantile Geist" noch diesen Krieg überdauern?

Und endlich: dürfen wir unseren Tapferen, die täglich ihr Leben für uns einsetzen, jeden Gedanken und jeden Nerv für unsere Freiheit und Sicherheit anspannen müssen, ja dürfen wir ihnen auch noch diese Sorge zumuten? Ist das nicht im Grunde eine schwer zu verantwortende Zumutung? „Es ist doch hier für uns in Feindesland", so klagt einer von ihnen aus dem Felde, „nichts Leichtes, wenn man hier erfährt oder lesen muß, daß unsere Lieben zu Hause alles so teuer bezahlen müssen, während wir hier in treuer Pflichterfüllung schon über ein Jahr mitarbeiten, den Feind vom heimatlichen Herd fernzuhalten. Fast täglich hört man nur Klagen hier von der Teuerung zu Hause, und mancher Familienvater, der wirklich ein Herz für seine Lieben hat, denkt mit Sorgen an die Seinigen." „Türmer."

*

Rosen.

Auf Rußlands Schneegefilden
Blühn Rosen blutig rot.
Der Gärtner, der sie pflanzte,
Der Gärtner war der Tod.

Die roten Rosen senden
Zum Himmel ihren Schein,
Der Himmel trägt ihn weiter
Ins deutsche Land hinein.

Dort schauen Frauenaugen
Nach gramdurchwachter Nacht
Verkümmert und geängstigt
Des Frührots glut'ge Pracht.

Dort weckt ein banges Ahnen
Des Morgens erster Schein,
Es flüstern Lippen zagend:
Er wird gefallen sein.

Julius L. Fritsch.

*

Das Kino, der Lügner!

Als sie zu siebent und zu acht mit ihren Hilfsvölkern über uns herfielen, da pochten sie nicht nur auf die Überlegenheit ihrer Zahl, ihrer Flotte und aller anderen technischen Machtmittel, sondern sie waren auch emsig bemüht, die Sympathien, die der Deutsche bei den Neutralen genoß, gründlich zu zerstören, und dabei hatten sie es besonders auf die Vereinigten Staaten von Amerika abgesehen. Hier setzte, nachdem das deutsch-amerikanische Kabel unterbrochen war, der Lügenfeldzug ein und eine irregeleitete oder bestochene Presse verbreitete über die Kaisermächte Nachrichten, Verleumdungen und gemeine Lügen, die bei der im Durchschnitt anscheinend wenig gebildeten Bevölkerung ihren Zweck leider nur zu gut erfüllten. Die Stimmung jenseits des Ozeans war gegen die Deutschen gerichtet und unsere Freunde vermochten dort gegen die überlegenen Schwindeleien Englands kaum etwas auszurichten. Der Amerikaner glaubte jede Gemeinheit, die man den Deutschen nachsagte, und glaubte den Depeschen, die von schweren deutschen Niederlagen fabelten. Kritiklos nahm man die Erfindungen der Presse auf und vergaß des bekannten Erfahrungssatzes, der da lautet: „Er lügt wie gedruckt!" Aber allzu lange hätte der Lügenfeldzug

nur sämtliche ehrbaren Schichten des Volkes durchdrungen, sie ist auch in bedrohlichem Steigen begriffen. Die Tatsachen liegen so nackt, so herausfordernd nackt zutage, daß sie sich tagtäglich mit Händen greifen lassen und daß auch, wer schon gern ein Auge zudrücken möchte, nicht an ihnen vorbeisehen kann. Der Preis sämtlicher Lebens- und Gebrauchsmittel wird, als sei dies das selbstverständlichste Ding auf der Welt, von den wildgewordenen Spekulanten ins Aschgraue hinaufgetrieben, ganz unbekümmert darum, ob wir davon Vorräte in durchaus genügenden Mengen im Lande haben und auch die Erzeugungskosten nicht wesentlich oder überhaupt nicht teurer geworden sind. Die tatsächlichen Bedürfnisse und Folgen des Krieges stellen den Opfermut des Volkes wahrlich schon auf eine genügend harte Probe —: muß es nicht geradezu aufreizend wirken, wenn ihm noch Opfer für verwerfliche Zwecke, für die schamlose Gewinnsucht einer wüsten Spekulantenhorde zugemutet werden? Muß der ohnehin schon schwer genug belastete Krieg auch noch mit diesem Odium, mit der „vaterländischen Steuer" an ein gemeines Wucherpack beladen werden? Volkstümlicher wird der Krieg dadurch nicht!

Es hieße ein schlechter Kenner der Volksseele sein, wollte man seine Erbitterung etwa dadurch beschwichtigen, daß man sie als minder berechtigt, als „übertrieben" hinstellte oder gar der offenen Aussprache seiner Beschwerden und Forderungen Hindernisse in den Weg legte. Leider scheint das an einzelnen Stellen versucht worden zu sein, es kann aber gar nicht ernst und dringend genug davor gewarnt werden. Dem Volke zu allem noch den Mund verbieten, das wäre in der Tat das Letzte! Und dazu eine Sünde gegen die Würde dieser Zeit, die im Brüllen der Kriegsfurie jeder Wahrheit und jeder Tatsache mit so todernster Fassung ins Gesicht sieht, wie sie rücksichtslos auch alle Masken herunterreißt, allen gleisnerischen Flitter zerfetzt den heulenden Stürmen preisgibt. Aber auch eine Sünde gegen dieses Volk, das klaglos Gut und Blut, seine Söhne, Väter, Brüder opfert ohne anderen Lohn und Dank, als dem Vaterlande die Treue gehalten zu haben.

Man kann den Pelz nicht waschen, ohne ihn naß zu machen. Man kann die wucherischen Würger nicht mit väterlichen Mahnungen, moralischen Anrufungen ihrer „Klassenehre" oder kleinen Geldstrafen zur „Einsicht" bringen, man wird sie nur „überzeugen", wenn man ihnen die entehrenden Strafen, wie sie für solche ehrlose Verbrechen am Vaterlande einzig und allein angebracht sind, nicht nur androht, sondern diese Strafen auch in jedem einzelnen Falle, ohne Ansehen der Person und des Standes, rücksichtslos verhängt und vollstreckt. Gewinnt der „Aushungerungsplan" der doch im Kriege mit uns liegenden, ihre Haut doch zu Markte tragenden Engländer nicht geradezu noch ein „moralisches" Ansehen — gegen die Würger im eigenen Hause, die ihrem gemeinen Erpresserhandwerk auch nur nachgehen können und in aller Ruhe und Sicherheit nachgehen, weil unsere Treuen im Felde sich für diese Blutsauger an ihren zurückgelassenen Angehörigen mit aufopfern?!

Neunmalkluge mögen sich diese Belehrung sparen, daß es mit Strafen allein nicht getan sei. Ganz gewiß müssen auch andere, und zwar durchgreifende Vorbeugemaßnahmen getroffen, durch solche vor allem den Raubtiergelüsten jener Aufkäufer und „Zwischenhändler" ein eiserner Riegel vorgeschoben werden, die die Vorräte an sich zu reißen wissen und dann, wie die Spinne in ihrem Netze, blutgierig auf der Lauer liegen, bis die Opfer zu ihnen kommen müssen. Es sind da genug praktische und so überzeugende Vorschläge gemacht worden, daß man sich nur immer wieder wundern muß, warum nicht endlich zu ihrer Ausführung geschritten wird. Aber es ist, wie auch das königl. sächsische Ministerium sehr richtig betont, „dringend notwendig, daß das offenbar noch bei vielen vorhandene Bewußtsein, ein jeder könne aus seinem Geschäfte den Nutzen ziehen, den die ‚Marktlage', das heißt zumeist die

alle; aber wie viele wissen, daß der Acker heiliges Land ist? — Gott ist nicht ohne Sünde: er schuf die Welt. — Die sechs Wochentage sind brave Jungen; aber der Sonntag ist ein Lump. — Ein Narr wirft einen Stein in die See, und hundert Weise können ihn nicht herausfischen. — Prophezeien ist ein Handwerk für Faulenzer.

Lied vor Tor.

(Meinem lieben Weib zu eigen.)

Der Frühschein blüht an den Wänden
Und blüht um das alte Tor —
Nun gürt mir das Schwert um die Lenden
Und tu mir die Rosen ins Rohr!

Ich küßte die heilige Klinge
In brausendem Frühlingsrausch,
Ich gab die köstlichsten Dinge:
Harfe und Herdglück in Tausch.

Lieb Fraue, wir hatten das Leben
Weise gestaltet und rein,
Wir dürfen die Stirnen heben
Und stolz und dankbar sein!

Du weißt, wir hatten die kleinen
Sorgen uns immer zerzaust
Und haben in Königshainen
Wie Priester der Sonne gehaust.

Wir haben in blühenden Stunden
Aus Bechern der Schönheit geschlürft
Und haben in Tagen der Wunden
Vom Gold der Seelen geschürft.

Wir haben in Liebe gewonnen
Ein kleines, süß-winziges Sein —
O laß in sein Seelchen viel Sonnen,
Viel Sonne und Morgen hinein!

Was immer da komme und werde:
Bleib treu dem gütigen Licht,
Bleib treu dieser blühenden Erde,
Die ewiglich Blüten flicht!

Und fänd' ich aus stürmiger Heiden
Den Heimweg nimmer zurück:
Ich segne dich noch im Scheiden,
Du leuchtendes Frühlingsglück!

— — — — — — — — —

Weib, gürt mir das Schwert um die Lenden
Und tu mir die Rosen ins Rohr!
Und löse die lieben Hände — —:
Der Frühschein blüht am Tor!

Karl Dankwart Zwerger, dzt. im Felde.

Was die Folge sein kann.

Kürzlich veranstaltete man in einer österreichischen Stadt, die wir X. nennen wollen, einen Teeabend zugunsten der Kriegsfürsorge, dessen Hauptanziehungskraft darin lag, daß — sagen wir — 50.000 Kaisersemmeln, die sonst nicht mehr hergestellt werden dürfen, um einen bedeutend erhöhten Preis zum Verkauf gelangten. Tatsächlich drängten sich auch die zum Teil etwas kindischen Menschen zu dem Abend in Masse und der Reingewinn der Veranstaltung war deshalb entsprechend groß.

Nun aber bemächtigte sich die Londoner „Times“ der Geschichte und schrieb darüber: „Hungersnot in Österreich! In der österreichischen Kreisstadt X. herrscht ein solcher Lebensmittelmangel, daß es für alle Einwohner ein Fest bedeutet, wenn einmal Brot zu schwindelnd hohen Preisen verkauft wird. Die Zeitungen kündigen ein solches Ereignis wochenlang vorher an und das Volk strömt dann zu Zehntausenden in einen kleinen Saal, wo einige Damen — die Männer stehen ja alle im Feld, soweit sie durch unsere unüberwindliche Flotte nicht schon ausgerottet sind — das seltene Ding feilhalten. Es wird dort „Semel“ genannt, was in der österreichischen Sprache, einem dem Finnischen nahe verwandten Idiom, soviel wie „Brot“ bedeutet. Und was für ein Brot ist das! Außen gelb, mit einer spröden

nicht mit dem gewünschten Erfolg durchgeführt werden können, denn die Nachrichten von den deutschen Siegen in Belgien, Frankreich und im Osten sickerten allmählich durch und mit der Zeit wären auch die Leichtgläubigsten nachdenklich und kopfscheu geworden. So beschlossen unsere Feinde noch überzeugender zu schwindeln und bedienten sich der Photographie, die sie skrupellos ihren Zwecken dienstbar machten. Man sagt zwar, die Photographie lüge nicht, aber das ist nur bedingt richtig. Auch Naturaufnahmen mit falschen Erläuterungen versehen, können die Wahrheit umdrehen. So brachte ein Blatt die Bilder deutscher Offiziere, die in sehr vergnügter Stimmung auf Pokale und andere Dinge hinwiesen, die sie in den Händen hielten, und dazu bemerkte die Zeitung, es seien dies deutsche Soldaten, die sich mit den von ihnen geraubten Gegenständen photographieren ließen! In Wirklichkeit handelte es sich um Aufnahmen deutscher Offiziere mit ihren Rennpreisen, noch tief im Frieden hergestellt und damals auch in unseren Sportblättern wiedergegeben.

Aber noch ärger, unglaublich arg, log das Kino, diese „Kunststätte“ der Massen, die sich dort ihre „höhere Bildung“ zu holen pflegen. Besonders zwei Schwindeleien, deren Endzweck aber nicht ganz klar ist, da sich die Unrichtigkeit des Dargestellten, obschon dieses auch durch die englische Presse „bestätigt“ wurde, in kürzester Zeit selbst für die Leichtgläubigsten der Leichtgläubigen erweisen mußte.

Eine junge Deutsche, die zu Kriegsbeginn in einem Londoner Pensionat war und erst geraume Zeit später die Heimreise antreten konnte, berichtet folgendes: „Eines Tages kam die Vorsteherin zu uns Mädchen und sagte, sie wolle uns in den Kinematographen führen, wo jetzt ein ganz besonders interessanter Film aufgezeigt werde. Wir gingen hin — und was sahen wir? Das Leichenbegängnis des Kaisers Franz Josef von Österreich . . . Eine Woche nachher wurden wir abermals ins Kino gebracht und da zeigte man uns — das Leichenbegängnis Kaiser Wilhelms, der sich aus Schmerz über den Tod seines Verbündeten das Leben nahm . . . Wie staunte ich, nach Deutschland zurückgekehrt, als sich herausstellte, daß alles Betrug gewesen war!“

Wie die junge Dame versicherte, stimmte das Wiener und Berliner Milieu vollkommen und vermutlich führte der gerissene englische Kinobesitzer seinen Besuchern ältere Aufnahmen von Leichenzügen verstorbener Mitglieder der kaiserlichen Häuser vor und kündigte sie unter falschen Titeln an.

Man möchte derartige gemeine und niedrige Mogeleien einfach nicht für möglich halten, aber sie passen ja ausgezeichnet in den Lügenfeldzug, der von England aus gegen uns in aller Welt geführt wurde und noch geführt wird.

In Worten und mit Bildern, durch die Druckerschwärze und das helle Lichtspiel trachten die Gegner uns zu Boden zu werfen, mit „silbernen Kugeln“ und ehernen Lügenstirnen treten sie uns entgegen, aber gottlob geben nicht Mätzchen in dem gewaltigen Ringen den Ausschlag, sondern Zähigkeit, Treue um Treue und das scharfe Schwert. Damit aber können wir aufwarten und verzichten auf den Eintagserfolg eines verlogenen Kino!

*

Bulgarische Spruchweisheit.

Schweigsamkeit macht selbst den Teufel wütend. — Wasser und Weiber laufen, wenn man sie leitet. — Solang' der Fuchs einen Zahn hat, wird er nicht fromm. — Die Zeit ist das schnellste Pferd; wehe dem, der sich nicht an ihrer Mähne festhalten kann. — Das Jahr ist eine lange dunkle Nacht. — Ein Esel im Zorn rennt so rasch wie ein Pferd. — Noch das eigene Leid ist einem teurer als fremdes Glück. — Mein Glück könnt ihr stehlen, nicht meine Tränen. — Gott gibt — aber er liefert nicht ins Haus. — Athos ist ein heiliger Berg, das wissen wir

aber sie gab dem Menschen den erfinderischen Geist, der das Ersatzglied, die Prothese, immer zweckmäßiger gestaltet. Und sie lehrt durch das Mittel der Energie die Leistungsfähigkeit der Restglieder erhöhen. Da leistet eine Hand in ihrer Geschicklichkeit oft so viel als zwei, ja die Nervenenden in den Gliedstümpfen erlangen durch stete Übung eine Feinfühligkeit, die oft ans Wunderbare grenzt. So kann z. B. der händelose Lehrer Riemenschneider mit seinen Armstümpfen nicht nur den Kindern an der Tafel vorschreiben und vorzeichnen, sondern er kleidet sich allein an und aus, bindet sich die Krawatte selber, zündet sich die Zigarre an und trägt, wenn er verreist, seinen Koffer selber zur Bahn.

Freilich stark muß der Wille im Menschen sein, der ihn fähig macht, die erlittene Beschädigung seines Körpers auf so kraftvolle Weise auszugleichen. Wie der Kriegskrüppel zu so starkem Wollen gelangen kann, das zeigt Hans Würtz, der pädagogische Leiter des Oskar Helene-Heims für Heilung und Erziehung gebrechlicher Kinder und der Erwerbsschule für Kriegsbeschädigte in Zehlendorf-Berlin, in seinem Buch „Der Wille siegt".* Von dem pädagogischen Grundsatze ausgehend, daß nichts so mächtig auf die Vorstellung wirkt wie das Beispiel, läßt er in seinem Buche, das durch zahlreiche Abbildungen noch anschaulicher wirkt, die Kriegs- und Friedenskrüppel selber erzählen, wie sie sich mit ihrem Schicksal auseinandersetzten und wieder erwerbsfähige, arbeitsfrohe und zufriedene Menschen wurden. Das sind schließlich Zeugnisse, denen kein Pessimismus standhalten kann.

Wenn der in diesem Kriege des linken Beines beraubte Hauptmann nicht allein wieder Dienst tut und mit dem künstlichen Fuß reitet, sondern sogar wieder an der Front ist, so erklärt er selber diesen Erfolg: „Das ist das große Geheimnis: Wollen und hoffen! Sich ein großes Ziel setzen! Dann gelingt unglaublich Erscheinendes."

Da ist der Leutnant, dem vor Dixmuiden die rechte Hand abgeschossen wurde und den wir acht Monate später schon wieder als Lehrer an der Hauptkadettenanstalt in Berlin-Lichterfelde sehen.

Feldwebel Gadow, der ebenfalls in der Hölle von Flandern den linken Unterarm verlor, schildert seine Gedanken bei der Amputation des Armes. Ich dachte: „Arm verlieren. Krüppel werden. Ständig von fremden Leuten abhängig sein. Nee, angenehm ist das entschieden nicht. — Aber, das Leben bleibt. Der Beruf bleibt. Du bleibst als Ernährer deiner Familie erhalten. Alles andere ist Nebensache. Damit wirst du schon fertig. Was du nicht kannst, mußt du lernen. Verliere nur nicht den Kopf!" Ich sagte gefaßt: „Bitte, Herr Geheimrat, amputieren Sie mich!"

Jetzt sind sechs Monate verflossen seit jener Stunde. Die Wunde ist verheilt. Was ich früher mit zwei Händen machte, macht jetzt eine. Es gibt unter den gewöhnlichen Lebensverrichtungen keine, bei der ich fremder Hilfe bedarf und vor dem gaffenden Mitleid neugieriger Menschen bewahrt mich eine gute Prothese."

So geht es durch das ganze Buch, wir lernen eine Anzahl aufrechter Männer kennen, die das Unvermeidliche nicht nur mit Würde tragen, sondern an ihrem Mißgeschick innerlich gewachsen sind. Natürlich fehlt Graf Géza Zichy mit seiner interessanten Lebensbeschreibung so wenig wie der armlos geborne Lehrerssohn Unthan, dessen Fertigkeit im Geigenspiel und Schießen in der ganzen Welt Bewunderung fand.

Vielleicht die anziehendste Gestalt für die Leser des „Heimgarten" dürfte der Sägemüller Robert Melzer aus einem kleinen Walddorf an der sächsisch-böhmischen Grenze sein. In seinem zwölften Jahre beraubte ihn eine Maschine im Sägewerk

* „Der Wille siegt". Ein pädagogisch-kultureller Beitrag zur Kriegskrüppelfürsorge von Hans Würtz. Otto Elsner, Berlin, S. 42.

Schale, innen weiß, teigig und matt. Engländer würden sich nie entschließen, etwas derartiges zu genießen. Wie uns unser Korrespondent mitteilt, kamen bei dem Gedränge im Auslieferungssaal zahlreiche Menschen ums Leben und noch mehr wurden schwer verletzt. Wieder ein unwiderleglicher Beweis für den völligen Zusammenbruch unserer Feinde, die binnen einigen Wochen Hungers sterben werden."

Eine Londoner illustrierte Zeitschrift brachte ferner ein nicht uninteressantes Bild, das eine junge Dame in der österreichischen Uniform, den Säbel in der Hand, darstellt; auf dem Bilde, anscheinend einer Photographie, steht: „Fräulein Leutnant" und daneben ein in süddeutscher Form verfaßter Spruch, worin die uniformierte Dame schwulstig erklärt, für ihr Vaterland kämpfen zu wollen. Dazu bemerkte das Londoner Blatt: „Österreich-Ungarn mobilisiert auch seine Frauen und Jungfrauen gegen die Russen, die schon vor Preßburg, einer Stadt an der Adria, stehen, und gegen die Italiener, die eben München in Kroatien eroberten. Das ist um so bemerkenswerter, als man in Wien soeben Protest erhebt, weil angeblich serbische Bäuerinnen, die Kiew bei Wien erstürmten, eine eigene Legion bildeten, was völkerrechtlich unzulässig sein soll." —

Natürlich schrieben die „Times" und die erwähnte illustrierte Zeitschrift n i c h t so, aber sie k ö n n t e n so schreiben! Und schuld daran wären wir selbst. Doch ganz abgesehen von diesen absonderlichen Möglichkeiten möchte man betonen, daß es vielleicht nicht sehr geschmackvoll ist, durch eine ausnahmsweise Semmelbackerei Reklame für ein an sich unbedingt lobenswertes Wohltätigkeitsunternehmen zu machen. Es ist eine Sensationshascherei, die in Zeiten großen Mehlmangels nicht gerade angenehm anmutet. Die Bewohner der Stadt X. sind gewiß so opferbereit, auch ohne den Anreiz von Kaisersemmeln der Kriegsfürsorge reichlich zu spenden, und taten dies auch schon, stets opferbereit.

Und was das Bild der jungen Dame in der österreichischen Offiziersuniform anlangt, so wird es tatsächlich auf Ansichtskarten in manchen Städten der Monarchie feilgeboten. Bild und Spruch darunter sind süßlich und geschmacklos. Warum ließ sich das Fräulein nicht in der Roten Kreuztracht photographieren — oder besser noch, warum tut sie nicht in einem Feldspital als Schwester Dienst — und verzichtet überhaupt auf das Abphotographiertwerden? P. L. M.

Der Wille siegt.

Von Anna Plothow.

Noch einmal möchte ich von den Kriegskrüppeln sprechen, für die im „Heimgarten" schon manches gute Wort gesagt ist. Denn ihre Zahl wächst täglich und schließlich werden wir froh sein, wenn uns aus diesem männermordenden Völkerringen nur viele Volksgenossen zurückkehren, mögen ihnen auch ein oder mehrere Glieder fehlen; sie werden diese Kriegsandenken stolz wie Orden und Ehrenzeichen tragen. Einen Arm, ein Bein, ein Auge dem Vaterlande geopfert zu haben, das soll uns in Zukunft so viel gelten, wie sein Leben ihm hingegeben haben, denn wer den Verlust gelassen trägt und mit frischem Mut sich ein neues Leben aufbaut, der gibt sein ganzes Ich dem Vaterlande. Und er beweist im tapferen Kampf mit den Schwierigkeiten des Lebens dann noch einen höheren Mut als der nur blind Voranstürmende, den eine Kugel rasch dahinraffte.

Die allgütige Mutter Natur bewährt ihre Heilkraft auch am Kriegsbeschädigten. Zwar läßt sie ihm kein neues Glied wachsen wie dem Käfer oder der Schlange,

dem Dichter benannt hätte. In Waidhofen taufte man die neue Thayabrücke nach Hamerling und in Zwettl heißt sogar ein Gasthaus „Zum Robert Hamerling".

Diese beiden Städte waren auch für das zu errichtende Standbild, dessen Kosten die Sängerschaft aufbrachte, in Aussicht genommen. Es war ein hochgemuter Kampf, der mit gleichen Kräften hin und her wogte. Als es zur endgültigen Beratung kam, erhielten beide Orte die gleiche Stimmenzahl; da auch der zweite Wahlgang erfolglos blieb, mußte das Los entscheiden und dieses fiel auf die Thaya-Seite. Der Kamp war unterlegen. Aber die Zwettler kamen mit dem festen Vorsatz heim, sich selbst einen Hamerling zu schaffen, und sie wurden darin um so mehr bestärkt, da fast jede Hamerlingstätte des Waldviertels allmählich ihr Erinnerungszeichen an den Dichter bekam.

Kirchberg erhielt durch die Fürsorge Schönerers auf dem Platze, wo einst das Geburtshaus Hamerlings stand, einen Kindergarten mit der Bibliothek des Dichters, in Groß-Schönau und Schweiggers wurden Gedenktafeln errichtet, die an die Jugend Hamerlings erinnern, in Schrems wurde die noch zu Lebzeiten des Dichters aufgestellte Tonbüste durch eine solche aus Erz ersetzt, in Karlstift haben Studenten eine Hamerling-Pyramide zusammengetragen und in Litschau ließ der dortige Lehrer Zimmal den Manen Hamerlings eine Rolandsäule errichten. So wetteiferten die Waldviertler allerorts darin, die Erinnerung an Hamerling festzuhalten; dabei lesen sie aber auch fleißig seine Werke, die in jeder Bibliothek zu haben sind. Da durfte Zwettl nicht mehr länger säumen. Vor drei Jahren wendete sich das Ortskomitee an die Öffentlichkeit um Beiträge für das Denkmal, die so reichlich flossen, daß die Enthüllung am 25. Todestag des Dichters in Aussicht genommen werden konnte.

Meister Brandstetter, der ja auch das Schremser und das Waidhofener Denkmal schuf, kam über Einladung des Bürgermeisters Beydi nach Zwettl und schickte bald nach seiner Heimkehr aus Graz ein Modell für das in Marmor gedachte Standbild, das im Zwettler Stadtpark seinen Platz finden sollte.

Man einigte sich aber später auf den freieren Standort in den Beydi-Anlagen auf dem Statzenberg, wo sich einst die alte Kuenringer-Burg erhob. Ich erhielt den Auftrag, mit Brandstetter neue Verhandlungen einzuleiten und nach wenigen Wochen konnte der Künstler an die Ausführung des Werkes schreiten. Als ich im Oktober das Atelier besuchte, legte der Meister eben die erste Füllung auf das eiserne Gerüst. Zwei Monate später war die neue Hamerling-Form in Überlebensgröße fertig. Der Bildhauer schuf es in einem Gusse.

Inzwischen wurde an dem Grundstein gearbeitet, der aus mehreren Granitblöcken im Gewichte von über 30.000 Kilo bestand. Steinmetzmeister Widy in Schrems, der schon so manchen Granitkopf zurechtsetzte, hat auch dieses Kunststück fertig gebracht. Es ging alles wie am Schnürchen und das Denkmal wäre auch zur Zeit enthüllt worden, wenn es der Krieg nicht verhindert hätte. Der erzerne Hamerling lag wohl verpackt im Zwettler Schützenhaus und war Zeuge der dort vorgenommenen Musterungen, bis er schließlich selbst gemustert wurde.

Bei meinem ersten Besuche in den letzten Ferien stellte ich nämlich den Antrag, es möge das Denkmal aufgestellt und in aller Stille enthüllt werden. Der Ausschuß war damit einverstanden und in einigen Tagen war Hamerling aus seiner Gefangenschaft befreit. Der Bürgermeister traf die nötigen Veranstaltungen zu der einfachen Feier, die ich mit einigen Worten einzuleiten hatte. Jetzt ist keine Zeit für Festreden, es gilt nur die Tat. Deshalb haben wir Hamerling, den mutigen Streiter für deutsches Recht und deutsche Einigkeit, ins Feld gestellt; er durfte nicht

seines Vaters durch fremde Schuld des rechten Armes. Dennoch wußte er sich von fremder Hilfe völlig unabhängig zu machen, ward ein tüchtiger Sägemüller und Kaufmann und seine Arbeit trug ihm so viel ein, daß er an die Erziehung seiner sechs Söhne etwas wenden konnte. „Es lag mir stets insbesondere daran, meinen Kindern eine solche Erziehung zu geben, die sie auch im einfachen Berufe sittlich hochhalten könnte. Der Geist Peter Roseggers hat mir hierin am wirksamsten geholfen. Durch seinen ‚Heimgarten' lernte ich auch weitere seelenverwandte Schriftsteller kennen, deren Werke anzuschaffen und sie meinen Kindern zugängig zu machen, ich nie sparte."

Nun kämpfen alle seine Söhne fürs Vaterland und der Alte macht sich noch dadurch nützlich, daß er sich der Ausbildung kriegsverletzter Einarmer widmet.

Auf solche Männer dürfen wir stolz sein, denn mit ihnen hebt ein neues Kapitel des Heroismus in der Weltgeschichte an. Das lebendige Beispiel der Siegeskraft ihres Willens muß die Zaghaften anfeuern. Die Bilder aus den Werkstätten der Schule für Kriegsbeschädigte in Zehlendorf in dem Würtzschen Buche zeigen auch, wie gut eine Anpassung an alle möglichen Berufe für die Krüppel möglich ist, wenn sie den festen Vorsatz haben, sie zu finden.

Aber auch die Mithilfe der Frau wird in dem Kampf gegen den niederdrückenden Pessimismus der Kriegsverletzten gebraucht. Nach dem Vorbilde der deutschen Kaiserin, die zuerst die ausgedehnte Fürsorge für die Kriegsbeschädigten anregte, sollen die deutschen Frauen und ihre österreichischen und ungarischen Schwestern ihren kriegsverletzten Männern, Brüdern und Söhnen zur Seite stehen nicht mit verweichlichendem und grade dadurch verbitterndem Mitleid, sondern mit der starken Liebeskraft, die jene Neuertüchtigung zur Arbeit gewinnen läßt. Dann erst erringen wir die höchste Entfaltung unserer Volkskraft, den sittlich-religiösen Kultursieg. Möchten viele den Willen dazu aus diesem Buche schöpfen.

Einem Neunundfünfziger.

Ich ging als Korporal voran.
Treu hab' ich meine Pflicht getan.
Und als mich in Rußland die Kugel traf
Und eh' ich versank in den Todesschlaf,
Da hab' ich mit brechendem Aug' noch gefleht:
O Herr, bei dem Leben und Sterben steht,
Gib Trost meinen Lieben mit linder Hand,
Gib Sieg meinem Kaiser, gib Frieden dem
Land . . .

Sein junger Atem ist verweht.
O Gott, erhöre sein letztes Gebet.

Hans Mittendorfer.

Das Hamerling-Denkmal in Zwettl.

Von Josef Allram.

Als die drei Abgesandten des Waldviertler Sängergaues von der letzten Fahrt Hamerlings aus Graz heimgekehrt waren, sorgten sie dafür, daß der Name des Dichters in seiner engeren Heimat nicht vergessen werde. Bald darauf gab es im Waldviertel keinen größeren Ort mehr, der nicht einen Platz oder eine Straße nach



Bücher

Die Theaterfritzl. Roman aus Innerösterreich von Ernst Decsey. (Berlin Schuster und Loeffler.)

„In dem Buch steckt ganz Graz drinnen", sagte mein Freund Benedikt, der es noch vor mir gelesen hatte, und fügte ein bißchen unangenehm schmatzend hinzu: „und jede vorkommende Person ist eine Photographie! Na, du wirst ja selbst lesen und merken." Allerdings las ich und merkte — nichts. Und warum nicht? Vielleicht deshalb nicht, weil ich in dieser Stadt fast keine Menschen, kaum die Namen der öftestgenannten, und schon gar nicht den üblichen Tratsch kenne, der in kleinen und Mittelstädten ebenso wuchert wie auf dem Dorf, wo jedermann in die Suppenschüssel des Nachbarn gucken kann. Außerdem ist Decsey ein viel zu ernst zu nehmender Schriftsteller, als daß er sich mit literarischer Nachbildnerei begnügen würde. Wahrscheinlich hat er starke Anregungen verarbeitet, wie zum Beispiel auch Schnitzler in seinem „Der Weg ins Freie" es tat. Und ganz Graz soll auch noch in dem Roman stecken? Doch höchstens das, was man „Gesellschaft" nennt und von dieser auch nur ein jämmerlicher Teil. Jener Teil, der im Theaterbetrieb aufgeht und Tenören (gleichgültig ob diese zur Oper oder zur Operette gehören) nachrennt. Eine, Gott sei Dank, Minderheit und mindere Gesellschaft, der die darstellende oder musizierende Kunst nur als Deckmantel dient. — Aber jetzt will ich lieber von dem Buch und was ich darin fand, sprechen. Es enthält die Liebesgeschichte der Frau Fritzi von Murbach, der Gattin des Rechtsanwaltes Murbach, die sich in den Operettenhelden Flitsch verliebt, aus ihrer Liebe die üblichen Konsequenzen zieht, um nach einer großen und mehr als verdienten Enttäuschung zum Ehgemahl zurückzukehren, dem diese Lösung auch recht ist. Es spielt auch noch die schwindelhafte Schmuckgeschichte der Sängerin de Laria, die Premiere des Loisl Spitaler und das Geschick der aufstrebenden Lussin nebst einigen anderen und ähnlichen Episoden herein. Der Roman liest sich sehr reizvoll, seine Gestalten sind zum Teil lebendig geschildert, und auf psychologische Feinheiten ist nicht gerade besonderes Gewicht gelegt. Was nun letzteres anlangt, so fordert vielleicht der innige, minnige und moralische Abschluß, der mir zu wenig begründet scheint, den stärksten Widerspruch heraus. Ja, es werden aus Saulussen Paulusse und aus Helenas Magdalenen, aber in erster Linie doch nur in der Heiligen Schrift und in Romanen. Im wirklichen Leben zumeist erst dann, wenn der Saulus oder die schöne Helena bereits das kanonische Alter erreichten oder, besser noch, diese Altersgrenze schon beträchtlich überschritten.

Künstlerisch und menschlich nicht einwandfrei möchte ich die Einseitigkeit nennen, mit der Decsey von Bühnenkünstlern und Bühnenkünstlerinnen nur die lockeren und wertlosen Elemente, wie sie in allen Ständen zu finden sind, schildert, während er die ernst und heilig Strebenden der Theaterwelt mit Stillschweigen übergeht. Das stört das Gleichgewicht, das wir in jedem Buche verlangen, weil es auch im Leben überall vorhanden ist.

Die „Theaterfritzl" ist kein Werk der Weltliteratur — und ein solches wollte der Verfasser auch diesmal sicherlich nicht schaffen — aber es ist ein unterhaltsames, satirisches, ironisches, humorvolles, groteskes, geistreiches Buch, mit ein bißchen Bosheit da und recht viel Wärme und Verständnis dort, ein Buch, das man gern und mit Spannung liest.

Und nun habe ich noch eine Kleinigkeit in dem von mir früher Gesagten richtigzustellen: Zwei Personen des Romanes erkannte auch ich trotz meiner Grazer gesellschaftlichen Unerfahrenheit, nämlich den alten Lippert und meinen Vater, der hier ein wenig den deus ex machina abzugeben hat. Aber diese zwei Personen nennt Decsey auch mit vollen Namen.

Hans Ludwig Rosegger.

Das Gewissen der Welt. Roman von Otto Pietsch. (Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.)

Theodor Merten ist der Eigenname des Gewissens der Welt. Der Mann wurde als namenloses Kind in Ostpreußen geboren, seine Mutter starb bei der Geburt und der Gärtner Merten nahm den halben Findling auf und erzog ihn. Theodors Leben ist anfangs instinktiv und später bewußt der Gerechtigkeit gewidmet. Er schützt alles, was schutzbedürftig ist: Kinder, Frauen, ausgebeutete Eisenbahner in Amerika — wohin er nach einem schrecklichen Erlebnis auswandert — Völker, denen ungerechter Krieg droht, und gequälte Tiere. Er nimmt sich aller Verfolgten an, der Buren ebenso wie Dreyfus' auf der Teufelsinsel und der russischen Juden; das kann Theodor Merten, weil er eine gewaltige Macht darstellt, denn allmählich hat er sich vom Pferde-

rosten in der dunklen Ecke zu einer Zeit, wo Österreich und Deutschland Schulter an Schulter gegen eine Welt von Feinden, Tücke und Lüge kämpftn, er, der keinen Schlagbaum kannte und keine trennende Schranke. So hat ihn das Waldviertel wieder, umrauscht von Wäldern und Wellen des Kamp, den Adlerblick in die Ferne gerichtet zum grauen Stiftsturm hinüber, wo der Dichter als Sängerknabe seine Studienlaufbahn begonnen hatte — und weiter nach Nordost zu unseren wackeren Kriegern, denen er seinen ersten Gruß schickte. Es ging eine tiefe Bewegung durch die Reihen, als ich zum Schluß sagte:

„Ja, die Waldmark hält dich wieder
Festgedrückt ans treue Herz;
Heil und Sieg für unsre Brüder
Ein Hurra aus Stein und Erz! . . .“

Es war die richtige Kriegsdenkmal-Enthüllung. Schon der Rahmen zu dem Bilde: Zu Füßen Hamerlings die Stiftssängerknaben in schmucker Uniform, dann die Festgäste, darunter Geistliche und Offiziere, viel Volk und Soldaten und als Abschluß eine wackere Kriegerschar aus dem Zwettler Verwundetenheim. Als Bürgermeister Beydi, der nebst dem gleichfalls anwesenden Abt Rößler des Stiftes Zwettl zu den eifrigsten Förderern des Denkmals gehört, allen Mithelfern dankte, insbesonders dem in der Ferne weilenden Künstler, sprach er jedem Teilnehmer aus dem Herzen, ebenso jener Landsturmmann, der beim Abschied meinte: Pfirt Gott, Hamerling, auf baldiges Wiederseh'n bei der Siegesfeier.

Dem eisernen Landsturmmann.

Wenn lang schon erloschen des Kriegers Glut,
Wenn lang schon im Frieden die Heimat ruht,
Dann stehst du, ein Denkmal der eisernen Zeit,
Du steirischer Krieger, im Eisenkleid,
Und kündest, wie opferfreudig und stark
Die Leiden des Kriegs trug die Steiermark,
Und kündest: Der Witwen und Waisen Schmerz
Half tragen und lindern das steirische Herz!

Auguste Poestion.

scheinlichkeit als höchstes Ziel hat, zeichnen auch Presbers neuen Roman aus, der nebst den angeführten Eigenschaften auch viel geistreiche Beobachtungen enthält. — Niemand, der mit den teils lustigen, teils schrullenhaften Leuten des Buches ihre Vergnügungsfahrt von Genua nach Amsterdam mitmacht, wird es bereuen. Sicher unterhält er sich dabei köstlich, lernt Meer, Land und Menschen kennen und braucht keine Furcht zu haben, im stürmischen Golf von Biskaya seekrank zu werden, wie die meisten Fahrgäste der „Astarte". Also: Die sich für ein Weilchen munter ablenken lassen wollen von der Schwere unserer Tage, denen sei der neue Presber warm empfohlen. V. E. S.

Novellen. Von Otto Rung. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Emilie Stein. (Weimar. Gustav Kiepenheuer.)

Rung, der Verfasser des so reizvollen Romanes „Die weiße Yacht" ist auch in seinen Novellen durchaus eigenartig. Vortreffliche Einfälle werden ebenso vortrefflich, d. h. künstlerisch fein verarbeitet. In diesem Buche wiegt das Groteske vor, das Absonderliche und Abenteuerliche. Man liest die Erzählungen mit Spannung, freut sich des Humors und des oft darunter verborgenen ernsten Kernes. Einzelne der elf Geschichten kann man ruhig als kleine Meisterstücke bezeichnen, so z. B. „Der Rat der Alten", einen Ausschnitt aus der französischen Revolution, ferner die köstliche Satire aus der „Vierten Dimension", namens: „Andersons verbesserter „Zustand" und die prächtige Skizze „Das erste Bild". Mit dieser Hervorhebung soll jedoch dem übrigen Inhalt des Bändchens nicht unrecht getan werden: das ganze Buch ist gut geraten. Besonders hervorheben möchte ich noch die ausgezeichnete Übersetzung von Emilie Stein. Der Preis ist bescheiden (Mk. 1·— für das broschierte, Mk. 1·50 für das gebundene Exemplar). V. E. S.

Grillparzer Franz und seine Kathi. Das Schicksal einer Dichterfamilie. Von Richard Plattensteiner. (Wien. Anzengruber-Verlag. 1915.)

Vierzig Jahre kannte und besuchte der Dichter die Schwestern Fröhlich, vierzig Jahre lang achtete er die Kathi als seine Braut, und die ganze Zeit gingen sie aneinander vorüber. Grillparzer hatte in Wien keine ihm gleichgestimmte Seele und er sehnte sich nach einem Menschen, der Interesse und Verständnis für sein Geistesleben, für seine großen literarischen Entwürfe gehabt hätte. Dem Dichter geht das weit über die Bedürfnisse der Liebe hinaus. Aber an den Schwestern Fröhlichs, besonders auch an seiner Erwählten Kathi fand er nicht, was er brauchte. Es waren nach dieser Darstellung gewöhnliche, praktische und gute Leute, die wohl recht brav für seine Häuslichkeit sorgten, denen aber der Dichter ziemlich gleichgültig fernestand. Wenn sie manchmal Anlaß nehmen, den Dichter zu feiern, kommen sie über gewöhnliche Redensarten nie hinaus. Er ist freilich danach gewesen. Aus seiner Verbitterung konnte man wenig Begeisterung saugen. Hauptschuld daran waren die Zeitgenossen, sie hatten ihm dumm und schlecht mitgespielt. Plattensteiner schildert dieses unerquickliche Verhältnis mit Meisterschaft, obschon es gewiß kein dankbarer Vorwurf ist. Dem kleinbürgerlichen Sinn und Gehaben dieser Wiener Bürgermädchen steht hilflos ein großer Dichter gegenüber. So steigert sich die schlichte Dichtung zu einer Tragik, die uns spannt und bewegt, doch nicht erlösen kann. Nie ist mir das harte Geschick Grillparzers so klar geworden als in diesem Büchlein. R.

Viribus unitis. Die Kriegsliteratur ist äußerst offensiv geworden; man erwehrt sich schwerer vor ihr als vor dem Kriege selbst. Dieser drang bis an unsere Grenzen vor aber seine Literatur durchbricht alle Schanzen bis in unser trautes Gemach, das sonst noch dem Frieden übrig geblieben war, dem Seelenleben, ohne das uns die Welt nichts bedeuten kann. Immer häufiger und immer zorniger schlagen wir der lärmenden, bramarbasierenden haß- und racheschnaubenden Kriegsliteratur die Tore unseres Hauses zu, uns wehrend um das bißchen Menschentum, das noch nicht verscheucht worden ist.

Da kommt jetzt das umfangreiche erste Heft eines großen Kriegswerkes: Viribus unitis. Österreich-Ungarn und der Weltkrieg. Herausgegeben und verlegt vom Hilfsbüro des k. k. Ministeriums des Innern in Wien.

Das wehren wir nicht ab, gewiß nicht. Das ist ein mit überaus reichem Bilderschmuck groß angelegter Unterricht über diesen einzigartigen Krieg und seine Vorgeschichte. Nach einem einführenden Vorworte von Dr. Eduard Prinz von und zu Liechtenstein ergreift ein hervorragender politischer Schriftsteller, der seit vielen Jahren den großösterreichischen Gedanken vertritt, das Wort und schildert die Voraussetzungen des Weltkrieges. Dann kommt das Wesen des modernen Krieges im Vergleich zur bisherigen Kriegführung; es kommen kulturgeographische Skizzen der feindlichen Staaten usw. Der zweite Teil behandelt die Kriegsoperationen. Selbstverständlich greift das Buch auch weit aus auf die Großtaten unserer Verbündeten. Die dritte Abteilung wird versuchen, das unter der offiziellen Kriegsfürsorge in den

jungen auf ehrlichste Art und Weise zum Neuyorker Zeitungskönig und vielfachen Millionär emporgearbeitet. Ihm zur Seite steht nach dem Tod der einziggeliebten Frau sein Ziehsohn Ephraim, der ganz in die Fußtapfen seines Adoptivvaters tritt. — Der Vorwurf des Buches ist eigenartig wie selten einer. Hie und da strebt die allgemein menschliche Tendenz allerdings besonderen Zwecken zu, scheint es, aber das ist schließlich auch kein Fehler. Außerdem mag es sein, daß der Verfasser zuweilen an „Objektivität" des Guten zu viel tut, weil er in allen Verfolgten auch immer Unschuldige erblickt, was nicht stets ein und dasselbe zu sein braucht.

Großartig ist besonders der Abschnitt mit dem Untergang des Riesendampfers „Gigant", der an einem Eisberg zerschellt. Geschickt gemacht ist auch die Verknüpfung des Buchschlusses mit unserer großen Gegenwart.

Mir fiel nur die trübe Stimmung auf, die den Roman überdunkelt, auch dann, wenn sie durch das rein Stoffliche nicht bedingt wird. Das „Gewissen der Welt" ist doch ein gutes Gewissen und zu einem guten Gewissen gehören auch, wenigstens zeitweilig, Freude und Frohsinn! H. L. R.

W. A. G. M. U. S. Roman von Margarete Böhme. (Berlin. F. Fontane u. Co.)

„W. A. G. M. U. S." bedeutet so viel wie „Warenhaus-Aktien-Gesellschaft Müllenmeister und Sohn". Also die Geschichte eines Warenhauses, wie solche schon Zola in seinem berühmten Werk „Zum Paradies der Damen" schrieb. Es ist gewagt, einem Zola nachzuarbeiten, wenn auch seit Erscheinen seines Buches die Entwicklung der großstädtischen Warenhäuser gewaltige Fortschritte machte und zu neuerlicher künstlerischer Verarbeitung anregte. Margarete Böhme hat offenbar in Berlin fleißig Studien betrieben und beherrscht sicherlich den Stoff bis in viele Einzelheiten, und dennoch — es sei gleich gesagt — blieb sie hinter dem französischen vielangefochtenen Meister erheblich zurück. Es wäre ungerecht, ihr daraus einen besonderen Vorwurf zu machen, denn Zola ist eben Zola und seine Schilderungs- und Darstellungskraft kann nicht so leicht nachgemacht oder gar übertroffen werden. Margarete Böhme verharrte, ungeachtet einiger guter Ansätze, zu sehr im Äußerlichen und legte ein zu merkbares Gewicht auf die angehängten Liebes- und Leidenschaftsgeschichten, die einerseits ablenken (auch die Verfasserin selbst ablenkten), anderseits zu wenig eigenartig sind, so daß sie den Gesamteindruck kaum zu verstärken vermögen. Ich vermißte in dem Roman namentlich die Schilderung der wirklichen Arbeit, die in einem Riesenwarenhaus steckt, und ich vermißte beim Lesen den Eindruck, den z. B. Zola so wunderbar hervorzubringen wußte, daß in dem Betrieb alles flutet und wellt und rastlos nach einem mächtigen Plan hastet. Dadurch wird das Buch scheinbar unwirklich und stellenweise zu einem Ergebnisse geklügelten Ausdenkens.

Noch ein Zweites fällt auf, was auf Tendenz schließen läßt. Zweifellos ist auch die Berliner Geschäftswelt mit Juden sehr reich bedacht, aber daß in dem Roman alles Jude ist, und was zufällig nicht jüdisch, herzlich unbedeutend oder schäbig, das fällt auf. Man glaubt eine Absicht zu merken und wird verstimmt; dem Sprüchwort getreu. Auch der sehr deutsch klingende Name „Müllenmeister" ist nämlich nur statt des angeborenen „Manasse" angenommen. So viele Juden wie in diesem Buch sieht man selten auf einmal beisammen, nicht einmal beim Wiener Handelsgericht!

Das wäre schließlich kaum erwähnenswert, tauchte dem aufmerksamen Leser nicht der Gedanke auf, daß Margarete Böhme mit dem Buch auch Zwecke verfolgte, die mit „Kunst" verzweifelt wenig zu tun haben! Und das stört. Überdies feiert sie, nicht ganz unparteiisch scheint's mir, das neumodische Warenhaus, ungeachtet der nicht glücklich dagegen vorgebrachten Meinungen, als einen besonderen Fortschritt, was abermals in einem künstlerisch angelegten Werk schief wirkt.

Zola — ich komme immer wieder auf ihn zurück, weil die Gleichheit des Stoffes es förmlich bedingt — predigte nie persönlich seine Ansicht heraus, sondern der Leser mußte sie sich selbst bilden. Und der Leser konnte es auch ganz allein auf Grund der dargestellten Tatsachen. Und da haben wir den Grundfehler des — „W. A. G. M. U. S." — hier wird zu wenig dargestellt und dafür unermeßlich geredet und subjektiv geschildert.

Nach diesen reichlichen Ausstellungen wird man mir kaum glauben wollen, daß der Roman dennoch interessant und lesenswert ist, und vielleicht gerade wegen seiner Bedeutsamkeit zu Einwendungen drängt. Über irgendeine gleichgültige belletristische Sache freilich liest man flüchtig hinweg und begnügt sich oft mit der mageren Feststellung: „Es ist ganz hübsch, ich habe mich dabei recht gut unterhalten . . ." H. L. R.

Der Rubin der Herzogin. Roman von Rudolf Presber. (Stuttgart u. Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

Ein neuer Band Presber bedeutet für seine Freunde eine Woche lang jeden Tag etliche fröhliche Stunden. Das ist etwas! So auch diesmal wieder. Heiterkeit mit ein bißchen Ernst, Übermut und Bummelwitz, Gemüt und Erfindungsgabe, die nicht immer die Wahr-

Pünktlichkeit wieder erschienen. Er tritt diesmal im Kriegsgewand auf, „im Ehrenkleid unserer großen Zeit“ und bietet in seinen für jeden Tag bestimmten Abbildungen neben der reichen Zahl von Bildnissen, Landschaften und Volksszenen namentlich auch Porträts berühmter Männer des jetzigen Weltkrieges, Ansichten von Örtlichkeiten, die in demselben eine Rolle gespielt, Karten, Pläne und dergl. Auch in den auf jedem Blatte festgehaltenen „Gedenktagen“ tritt dieser kriegerische Standpunkt hervor, ohne übrigens den andern deutschen Kulturleben überhaupt gewidmeten Angaben Eintrag zu tun. Möge für das Folgejahr dieses Kalenders ein Friedensjahrgang diesen kriegerischen ablösen, ist der Wunsch der Verlagshandlung und mit ihr auch der unserer siegreichen deutschen und österreichischen Völker! Dr. A. Schl.

Die neue österreichische Vormundschaftsordnung, wie sie durch kaiserliche Verordnung als Teilnovelle zum Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuch ins Leben gerufen ist, unterscheidet sich wesentlich von der alten Vormundschaft. — Während die alte Vormundschaft sich auf die vermögensrechtliche Seite beschränkte, ist die neue Ordnung ein sozialpolitisches Institut, das das Leben meistern will, als Vielfältiges in das Eltern- und Kindesrecht und damit in das Gesellschaftsleben eingreift. Der ganze Komplex dieser neuen Einrichtung und der sich aus ihr ergebenden Fragen wurde zur Aufklärung weiterer Kreise vom Oberlandesgerichtsrat Dr. Aichelberg in Graz durch einen Vortrag „Das Österreichische Vormundschafts-, Eltern- und Kindesrecht, mit Bedachtnahme auf die Teilnovelle zum A. B. G.“ erörtert, der in einer stark besuchten Sitzung des Vereines „Katholische Frauenorganisation“ gehalten wurde. Derselbe ist nun auch in Druck erschienen und zum Preise von 20 h, gegen Einsendung von 25 h, postfrei von Ulr. Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff), k. u. k. Hofbuchhändler in Graz, zu beziehen. Diese Broschüre ist für Eltern und Vormünder von Bedeutung, besonders aber wollen wir im Interesse der Bevölkerung die Lehrerschaft auf dieselbe aufmerksam machen. V.

Feldpostbriefe 1914—15. Berichte und Stimmungsbilder von Mitkämpfern und Miterlebern. Gesammelt und herausgegeben von Hermann Sparr. (Leipzig. Otto Spamer. 1915.)

Schon nach Jahresfrist kann der stattliche Band in zweiter Auflage erscheinen. Es sind in ihr die neuen Ereignisse in weitestem Maße berücksichtigt, so daß das Buch in jeder Hinsicht zeitgemäß ist. Die besondere Methode des Herausgebers, außer den reinen gewaltigen Tatsachen auch die deutsche Stimmung, die sich immer wieder in Opferfreudigkeit, Zuversicht und berechtigtem Stolz offenbarte, zu Worte kommen zu lassen, hat — das beweist das baldige Erscheinen der neuen Auflage — die verdiente Würdigung gefunden.

Büchereinlauf.

Vater und Vaterland. Roman von Edith Gräfin Salburg. (Leipzig. B. Elischer Nachf.)

Durch Belgien. Wanderungen eines Ingenieurs vor dem Kriege. Nach J. Izart, „La Belgique au travail“ und anderen Quellen bearbeitet von Hanns Günther. Mit 25 Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen und einer Übersichtskarte. (Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung, „Kosmos“-Verlag.)

Peterli am Lift. Eine Erzählung für die Jugend und ihre Freunde. Von Nikolaus Bolt. Mit 20 Zeichnungen von Rudolf Münger. (Zürich, Orell Füßli.)

Das trautste Marjellchen. Eine Erzählung von Agnes Harder, mit zwölf Zeichnungen von Heinrich Susemihl. (Gotha. Friedrich A. Perthes A.-G.)

Lore in der Großstadt. Erzählung von G. v. Mühlfeld. (Berlin. Deutsche Landbuchhandlung.)

Grenzwachtzeit. Erzählungen und Skizzen von Hermann Aellen und Ulrich Amstutz. Umschlagzeichnung von Heinrich Kläui. (Logarno und Leipzig. Schweizer Heimatkunst-Verlag.)

Traum und Leben. Dramatische Dichtung in drei Akten von Max Unglehrt. (Friedewald-Dresden. Verlag Aurora.)

Weihnachten. Gedichte und Sprüchlein vom Weihnachtsfest, vom St. Niklaus und vom Neujahr. Gesammelt von Ernst Eschmann. (Zürich. Orell Füßli.)

Stell' den Strauß von roten Rosen ... Von Martin Minden. (Dresden und Leipzig. Heinrich Minden.)

Unartige Musenkinder. Ein buntes Sträußchen lustiger Pflanzen, aus Treibhausbeeten alter und neuer Zeit. Gepflückt und gewunden von Richard Zoozmann. (Leipzig. Hesse u. Becker.)

Spätfrüchte. Von Alfred Friedmann. (Frankfurt a. M. Verlag C Naumann.)

Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen. 3. u. 4. Heft. **Die Versorgung der Kriegsinvaliden und ihrer Hinterbliebenen.** Von Dr. Gustav Marchet, Minister a. D. — 5. Heft: **Heim zur Scholle.** Von Peter Rosegger. (Warnsdorf in Böhmen. Ed. Strache. 1915.)

einzelnen Kronländern Geleistete systematisch darzulegen. Also gehört dieses Kriegswerk weniger zu dem Wunden schlagenden als zu dem Wunden heilenden Teil des Weltereignisses, das sich zu einem humanitären Erbauungsbuch erheben wird. Wir werden noch mehr darüber zu reden haben.

Vom **„Völkerkrieg"** (herausgegeben von Dr. C. H. Baer, Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart) ist der 5. Band (umfassend Heft 41—50, Preis Mk. 4·50) erschienen, dem Liebhaber von Büchern ohne Zweifel zur Freude. Mit Wohlgefallen betrachtet man die geschmackvolle Gesamterscheinung dieser Bände, läßt man die Blätter mit dem schönen Druck, so reizvoll untermischt mit zahlreichen feinen Bildern auf Kunstdruckpapier, am Auge vorübergleiten, verspricht sich viel von dem Inhalt und — wird sicherlich nicht enttäuscht. Zwar, wenn man die Stoffgebiete, die der 5. Band behandelt: die Ereignisse an der Westfront von Mitte Jänner bis Mai 1915 — der Seekrieg bis zur Torpedierung der „Lusitania", die neutralen Nordstaaten und Amerika — flüchtig überdenkt, scheinen sie zu den bescheideneren Abschnitten des ungeheueren Stücks Weltgeschichte der Gegenwart zu gehören und eher durch Mannigfaltigkeit zu verwirren als durch Größe zu fesseln. Und doch, was für eine aufklärende, farben- und stimmungsreiche, spannende, oft hinreißende Darstellung weiß uns der „Völkerkrieg" zu bieten! Da finden wir schlechtweg mustergültige, fachmännische Vorträge, wie den des Obersten Müller über die Kämpfe um den Reichackerkopf, packende Augenblicksbilder mitten aus dem Schlachtengewühl, von Mitkämpfern in der ersten Frische des Erlebnisses hingeworfen, wie den Bericht eines Artilleristen vom deutschen Vorstoß bei Massiges, und die so recht im alten erzählungsfrohen Ton gehaltenen Schilderungen der Kreuzfahrten und Abenteuer unserer Seehelden Zwischen die großen Darstellungen und die nüchternen, sachlichen Berichte der Hauptquartiere schlingt sich ein buntes Geranke trefflich ausgewählter Episoden heiterer, rührender und erhebender Art, worunter Stoffe zu allerlei Dichtungen zu finden wären. — Der Hauptwert des mit vielem Fleiß und feinem Sinn aufgebauten Werkes liegt freilich darin, daß es den Quellenstoff zum Kriege vollständig in zuverlässiger Sichtung sammelt und gut verarbeitet zu einer ersten Gesamtdarstellung des großen Ringens der Gegenwart; sachkundige Behandlungen einzelner einschlägiger Fragen, übersichtliche Karten und Tabellen geben zu allen Gebieten reichen Aufschluß. Der „Völkerkrieg" will jene befriedigen, die in den wuchtigen Geschehnissen der Gegenwart das Bedürfnis nach Zusammenfassung und Beherrschung des Stoffes empfinden; und für ein gründliches Studium der Geschichte des Weltkrieges wird er sich in der Zukunft als unentbehrlich erweisen. V.

Hindenburg-Schläge und Hindenburg-Anekdoten. Herausgegeben von Joachim Francke. Mit einem Hindenburg-Märchen von Erwin Rosen und Bildnis des Generalfeldmarschalls Hindenburg. Band 17 der Anekdotenbibliothek. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Ein Buch voll Leben und Bewegung über Hindenburg, welches das Volk packt und unsere Krieger begeistert. Kurz, knapp, klar und wahr, das ist das Wesen des Inhalts. Wir dürfen dem Herausgeber dankbar sein für diese Arbeit, die solche Werte dem Volke sichert, und die nicht nur für das Heute, sondern auch für das Morgen gilt. Das unterhaltende Buch sprudelt Geist, Kraft, Kampf und Humor. Hindenburg wie er leibt und lebt! Hindenburgs und seiner Helden schönste Taten! Das ist etwas, nach dem das Volk, ob jung oder alt, arm oder reich, Verlangen trägt. Es ist wohl das unterhaltendste aller Hindenburg-Bücher, ein wahres Volksbuch. V.

Es gilt! Deutsche Kriegslieder und Gedichte 1914—1915. (München. Braun und Schneider.)

Das sehr preiswerte und mit trefflichen Zeichnungen (u. a. von H. Vogel) ausgestattete Bändchen enthält erlesene Beiträge von W. Herbert, O. Kernstock, L. Sommer, T. Resa, R. Volker und anderen Mitarbeitern der „Münchener Fliegenden Blätter". Ein ganz besonders entzückendes Lied ist Jörg Ritzels „Weiß nit, wo . . ." Und wenn das Büchel ein paar Tondichter in die Hand kriegen, werden so manche der Worte auch bald gesungen werden können.

K. D. Zwerger.

Kriegskalender 1916. (Graz. Hofbuchhandlung J. Meyerhoff.)

Jede der Monatstafeln enthält ein von Marta E. Fossel künstlerisch ausgeführtes Kriegsbild, dessen Gegenstand sich zumeist der Jahreszeit anschließt. Der Reinertrag dieses in vornehmer Einfachheit gehaltenen Kalenders ist für Kriegsfürsorgezwecke bestimmt.

Meyers historisch-geographischer Kalender 1916. (Leipzig. Bibliographisches Institut.)

Dieser altbewährte, zierlich ausgestattete und auf jedem der Abreißblätter so viele weit über die gewöhnlichen Kalenderangaben hinausgehende Auskünfte bietende Zeitweiser ist mit der bei der Verlagshandlung gewohnten



5. Heft Februar 1916 40. Jahrg.

Der Erbarmungslose.

Roman von Hans Ludwig Rosegger.

(Fortsetzung.)

Jean Polycarpe durfte mit Paris zufrieden sein, mit der silbrigen Stadt im goldigen Herbst, die alles Grauen, das sie in sich barg, in zehn Zuchthäusern versteckte, um es dann und wann mit einem einzigen Wurf auf den Revolutionsplatz zu schleudern, wo der rote hebräische Buchstabe am Ende das Lebensrätsel löste. Wer nicht tief in die Stadt, in ihre Ecken und Winkel blickte, wer nicht mit den schärfsten Sinnen lauschte, der nahm nichts davon wahr. Doch: Plakate an den Häusern, quer über Mauern geklebt, mit furchtbaren Beschuldigungen und Drohungen, hie und da aufflammende Tumulte, Patrouillen der Nationalgarde, die nach Verdächtigen Ausschau hielten . . . Aber daran gewöhnte man sich.

Zogen die Gardisten dreifarbig einher, so wurden sie von guten Patrioten begrüßt: „Hoch die Republik!" Die weniger guten Patrioten wichen scheu zur Seite. Und die mit einem belasteten Gewissen huschten ungesehen ins Dunkel.

Unaufmerksame merkten von dem allen nicht viel und sahen Paris als heitere, als aufgeregte Stadt, die schon immer so war.

Jean Baptiste durfte also zufrieden sein. Die Witwe Bicornou und ihre angesäuerte Tochter sorgten für ihn wie pedantische Anver-

Gullivers neue Reise. Von Dr. M. Ascher. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Neu-Polen. Von Professor M. Kranz. (München. J. F. Lehmanns Verlag.)

Ein Beitrag zur Aufklärung der feindlichen Greuelberichte. Von Marie Luise Becker. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Die Zukunft der Türkei. Von Privatdozent Dr. A. Wirth-München. (Leipzig-Reudnitz. Nationale Kanzlei.)

Warum? Allerlei Kriegsfragen und Antworten. Von Max Luschka. (Luzern. Otto Wicke.)

Gelöste Welträtsel. Die Naturwissenschaft und christliche Offenbarung. Von Friedrich Zöllner. (Wiesbaden. Emil Abigt.)

Der Deutsche Sieg. Ein Beweis von Hanns Withalm. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Gesundbrunnen 1916. Kalender des Dürerbundes. (Verlag Georg D. W. Callwey.)

Mutterpflichten gegen die Ungeborenen. Eine Mahnung zur Bevölkerungserneuerung nach dem Kriege. Von Dr. M. Baerting. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Unsere toten Helden und ihr letzter Wille. Von Dr. Paul Wilh. v. Keppler, Bischof von Rottenburg. (Freiburg. Herdersche Verlagshandlung.)

Heiliges Vaterland, vergiß es niemals wieder, niemals! Eine Sammlung der herrlichsten Gedanken unserer großen Zeit, zu einem deutschen Volkskatechismus zusammengestellt von Wilhelm Franz. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Für den Lebensweg! Der deutschen Jugend bei der Entlassung aus der Schule. Von Dr. G. Weidemann. (Halle a. d. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.)

Postkarten des „Heimgarten"

„Verehrer" in Baden. Sie richten an P. Rosegger die Frage, wie in dem alten Krieglach-Alpel zu seiner Zeit der bäuerliche Wirtschaftsbetrieb war. In Beantwortung dieser sehr begründeten Frage könnte man Bücher schreiben. Rosegger hat in seinem Buch „Das Volksleben in Steiermark" die häuslichen und wirtschaftlichen Arbeiten während des Jahres geschildert. Vielleicht finden Sie darin das, was Sie zu wissen wünschen.

Ing. L. S. in Konstantinopel. Das Gerücht, der Araberscheich Ahmas Ham Igern, der Führer des durch Karl May bekannten Stammes der Haddedin, habe sich den Engländern angeschlossen, halten wir für Konstantinopler Stadttratsch. Er soll vielmehr ein dahinzielendes Ansinnen Kitcheners mit Worten beantwortet haben, die seines berühmten Namens würdig sind!

An die Einsender von Beiträgen! Wir ersuchen dringend, das Einsenden von Beiträgen bis auf weiteres zu unterlassen, da wir mit Stoff reichlich versehen sind. Es liegen noch vor dem Krieg angenommene Beiträge bei unserer Schriftleitung, die sich derzeit nicht zur Veröffentlichung eignen. Die Rücksendungen unerbeten eingeschickter Manuskripte machen uns überflüssige Arbeit und bereiten den Empfängern wohl auch keine besondere Freude! Wir bitten, unsere wiederholten Ersuchen zu beachten.

Dr. H. L. R.

(Geschlossen am 15. Dezember 1915.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Flecker.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

Nach jedem Brief aus Chiron übermannte Jean Baptiste die Melancholie und Artemis brachte zur Zerstreuung und Ablenkung ein Blumenstöckchen oder einen grünen Zweig oder sie erwies ihm sonst eine Guttat. Im Fenster, das in die Rue Crebillon schaute, blühte eine feurige Hyazinthe, der Polycarpe eigenhändig zu trinken gab.

O — dachte er — dürfte ich nach Chiron zurück und den roten Schmetterling mitnehmen! Höher verstiegen sich seine Wünsche nie. Aber er mußte Tag für Tag in die Nationalkonvention und eine Stunde unter den wilden Männern, die zankten und stritten, ausharren. Überlieferte ihn Artemis nicht jedesmal gewissenhaft einem Saaldiener und träfe er dort nicht seinen Freund Danton, der ihn schützte, er bliebe daheim und verzichtete darauf, ein Auserwählter des Volkes von Frankreich zu sein.

Im Konvent besprachen sie tausenderlei, was der Deputierte von Chiron nicht verstand; sie debattierten über die beste Konstitution, von der Seyes schwärmte, bezichtigten die Gironde böser Umtriebe gegen die allgemeine Wohlfahrt, redeten des Langen und Breiten von Feudallasten und Maximalpreisen der Lebensmittel und von dem Krieg gegen die äußeren Feinde, um Dekrete auszusinnen, die alle geknechteten Völker Europas aufforderten, ihre Tyrannen zu verjagen.

Niemals waren die wilden Männer einig, nicht einmal Robespierre, Danton und Marat, die man in Chiron für die treuesten Freunde hielt. Wenn Robespierre sagte, die größte Gefahr komme jetzt von den Deutschen, so widersprach Danton und nannte die Vendeer den Krebsschaden des Vaterlandes, und Marat verleumdete die laue Gesinnung mancher Pariser: „In uns sind wir faul."

Man wetterte und witterte allerorts Verschwörungen. Barbaroux und Rebecqui blieben ihrerseits den Anklägern nichts schuldig, doch der unerbittliche Robespierre widerlegte sie durch pedantische Aufzählung von Tatsachen, die ihm recht gaben, Danton donnerte mit derben Worten, daß allen die Ohren gellten, und der Spitzkopf Tallien vermittelte zwischen den unvereinbaren Gegensätzen der Erbosten.

Die Galerie hielt sich auch nicht zurück und in jeder Sitzung gab es einen Höllenspektakel.

Von der Armee kam General Dumouriez, der Soldatenknopf, und berichtete von sagenhaften Schlachten und anderem. Die kleinere Hälfte des Konventes schmähte ihn als Hochverräter, doch die Mehrheit versicherte ihn ihres ungeschmälerten Vertrauens und schickte den General geehrt und mit dem Auftrag, die Preußen aufs Haupt zu schlagen, wieder an die Front. Dumouriez gelobte, die Befehle getreulich zu erfüllen.

wandte; sein Zimmer war stets rein und gelüftet, das Bett mit weißester Wäsche überzogen und der Staub von der Kommode gewischt. Nur bestand die moralische Witwe mit den Fischaugen darauf, daß Artemis nachts daheim und nicht in der Rue Crebillon schlief; es gehöre sich so. Und auch sonst manchmal entschlüpften den mieselsüchtigen Frauenzimmern Bemerkungen, die die Tugend des roten Schmetterlings anzweifelten.

Der Bürgerdeputierte gelobte die Hausordnung zu achten, denn von Frau Boju her war er an ziemlich strenge Zucht gewöhnt. O Chiron, Chiron! Den Ort nannte man am besten gar nicht in seiner Gegenwart. Der Name schloß sehnsüchtiges Heimweh in sich. Und doch — zwei Wochen erst trennten ihn leiblich von dem stillen Nest und schon verblaßten die Bilder der Menschen und Dinge, die Gegend, die ihm fünfzig Jahre teuer, die ihm das Teuerste gewesen.

O Chiron, du unvergleichlicher Erdenfleck, du Paradis und Dorado unnennbarer Behaglichkeit! Mit ihm hielt das silbrigste Paris im goldigsten Herbst den Vergleich nicht aus.

Nur Artemis besaß es keine, keine Artemis, purpurrot, lieblich und mit bronzebraunen Augen.

Die Wirtschafterin Boju erstattete allwöchentlich in einer lakonischen Sprache Bericht: „Das Haus hab' ich neuerlich geputzt, Herr, und für die Mistbeete einen Gärtner genommen. Die Wege können bis zum Frühjahr warten. Bis dahin sind Sie wohl wiederum längst daheim. Wir warten auf Sie. Unser Hund hat den schändlichen Wirt Soufflet in die Wade gebissen. Er und seine Schwester führten Klage. Der Bürgermeister ließ ihn totschießen. Es ist nicht schade um das faule, gefräßige Vieh. Essen Sie genügend und nahrhaft, Herr Polycarpe. Essen Sie!

Speis' und Trank in Gottes Namen
Halten Leib und Seel' zusammen,

sagte immer meine Großmutter, die es wußte. Und erkälten Sie sich nicht. Der Biß hat Soufflet nicht weiter geschadet. Es war eine bloße Bosheit von ihm, den guten Hund zu reizen und nachher abzuleugnen. Und das kommt daher, daß kein Mann im Haus ist. Vor mir hat niemand Respekt. Es gibt hier wenig Gerechtigkeit. Herr Lammorale läßt Ihnen sagen, Sie sollen das im Konvent erzählen. Achten Sie auf die Verdauung und warme Füße. An kalten Füßen sind schon mehr Leute gestorben als an der Pest, vor der uns Gott beschütze. Die grünen Jalousien müssen gestrichen werden, die Farbe blättert ab und der Regen frißt das Holz. Wollen Sie selbst anstreichen? Das wäre das billigste. Ihre gehorsame Dienerin Charlotte Boju."

besaß, der machte sich verdächtig, ein Royalist zu sein, der aus unrechten, heimlichen Reichtümern schöpfte. Gottlob, daß Jean Baptiste das Vermögen der lieben Tante Tomati aus Marseille geerbt hatte; jetzt zehrte er davon und beweinte jeden harten Louisdor, der auswanderte.

Polycarpe beanspruchte, daß ihm Artemis ihre ganze Zeit widmete, aber oft ließ sie ihn halbe Tage und ganze Nächte allein und dann fragte er gereizt: „Was treibst du denn? Warum kümmerst du dich nicht um mich?"

Der rote Schmetterling deckte einen dunklen Fransenvorhang über seine bronzebraunen Augen: „Ich bin arm, ich muß arbeiten und davon leben."

Der Mund blieb Jean Polycarpe eine Weile offen: „Du arbeitest? Du verdienst?"

„Mich hat keine Tante Tomati zum Erben eingesetzt."

„Ja, was arbeitest du denn?"

Sie schaute an seinem runden erstaunten Gesicht vorbei: „Ich — schneidere."

„Du schneiderst?"

„Damenkleider der neuesten Mode. Ja, man schätzt meinen Geschmack und ich habe eine vornehme Kundschaft. Ich wende viel Zeit für dich auf, Alterchen, und vernachlässige mein Geschäft. Du wirst dich allmählich gewöhnen müssen, auf eigenen Füßen zu stehen."

Nach langem Überlegen und umständlichen Berechnungen rückte Polycarpe mit einem Vorschlage heraus: „Warum sollst du dich für fremde Leute plagen. Du brauchst das nicht. Ich bin ja reich." Aber sofort meldete sich seine Knickerei: „Das heißt, ich bin ein bißchen vermögend, so daß es auch noch für zwei Menschen reicht..." Und er gestand nicht ein, daß er zitterte, wenn er allein war, daß er zum Verzweifeln hilflos war und sie nicht mehr entbehren konnte.

Artemis faltete die Augenbrauen, als sei sie sehr böse und in den Pupillen brannte es nur so, aber sie sagte einfach: „Verrechne dich nicht, das Pariser Pflaster ist ein teures Pflaster."

„Leider!" stimmte er überzeugt zu. „Wieviel — mit wieviel könntest du auskommen?" Aber als sie eine Zahl nannte, rang er die Hände: „Nein, so viel!"

Artemis sagte gleichmütig: „Ich dachte es mir."

„Nein, nein", wehrte er ab, voll Bangen, sie würde ihn allein lassen, und diese Vorstellung bekümmerte ihn. „Du mißverstehst mich ... Ich wundere mich nur, wieviel Geld du mit deiner Schneiderei verdienst ... Denn an und für sich ... und wenn ich es mir überlege ..." Betroffen über den Ernst ihrer Miene stockte er.

„Aber ich werde getrennt von dir wohnen."

Bei Abstimmungen folgte Polycarpe stets der Ansicht Dantons, und fehlte dieser einmal, so schielte er auf Desmoulins oder drückte sich rechtzeitig aus dem Saal. Artemis hatte dagegen nichts einzuwenden.

Was wäre er ohne den roten Schmetterling gewesen? Ein welkes Blatt im Wirbelsturm, wie der eisige Nord sie zu Hunderttausenden durch den müden Luxembourggarten wehte. Wie dankbar Jean Baptiste ihr war, wie er sie liebte! Sie scheute keine Mühe und setzte sich hin, um ihm die Einrichtungen des Staates zu erklären, zählte die Behörden auf und schrieb die Namen der obersten Regierungsstellen in sein Tagebuch. Er sollte sie auswendig lernen, aber begriff nicht, und schnell mutlos geworden, lehnte er die Belehrungen ab: „Das kann niemand in seinem Kopf behalten.“ Polykarpe hatte geglaubt, der Nationalkonvent mache alles, und statt dessen gab es noch mächtige Ministerien, einen Pariser Gemeinderat, der sich reckte, Tribunale, Sektionen, Ausschüsse und die stichelhaarigen Klubs, denen der radikalste noch zu mild war, und die Konservativen widersprachen allen anderen. „Es geht nicht, es geht wirklich nicht“, jammerte Papa Bon-Bon; „Robespierre hat ganz recht, wer über fünfzig Jahre zählt, ist für die Republik verloren. Und dazu ist mir die Republik ganz, g a n z gleichgültig. Ach, was für Narreteien erfinden die Menschen! Eine neue Zeitrechnung, wo die alte noch ganz gut war! — Im Jahre vier der Gleichheit unterzeichnet der Konvent und der Gemeinderat dekretiert im Jahre eins der Freiheit ... Wer kann das fassen?“ Er zuckte die Achseln: „Lange können solche Spielereien nicht dauern.“

Der rote Schmetterling warnte: „Sieh dich vor, naseweises Alterchen, du kritisierst Beschlüsse des allgemeinen Volkswillens! Gewöhnlich trägst du dein Herz, aus Angst, es könnte ihm was passieren, in der Hose, und dann wieder scheinst du es darauf anzulegen, deinen Kopf unters Messer zu bringen.“

Polycarpe umfaßte den gefährdeten Kopf, vergewisserte sich des ungestörten Besitzes seines wichtigsten Körperteiles und winselte: „Ist das eure vielgerühmte Freiheit im Jahre eins, daß man nichts, aber auch schon gar nichts heraussagen darf?“

„D e n k e n darfst du dir, was du willst.“

„Da war es ja unter den Bourbonen weit, weit besser! Die hätten mich in Chiron bei meinen Rosenstöcken gelassen und nicht nach Paris gelockt, wo es so höllisch teuer ist.“

Die Teuerung kränkte ihn besonders; und kaufte er irgendetwas ohne Artemis, so betrog ihn der Krämer, gab falsch heraus oder nahm Gold und erstattete Papiergeld zurück. O, die unseligen Assignaten mit den schön eingedruckten Ziffern darauf, die täuschten! Schwindel, Schwindel, nichts als Schwindel! Und wer noch Silber oder sogar Gold

Die drei Geschehnisse erlebte Jean Baptiste an einem und demselben Tage, von Morgen bis Mitternacht; beinahe stumpf starrte er den Gehenkten an: „Das ist . . .“ Sonst sagte er nichts.

Artemis zuckte es um die Mundwinkel: „Verbrechen gibt es in jeder großen Stadt.“ Und ihre bronzebraunen Augen schauten bitterbös.

Michelle Bicornou schlich wie eine lüsterne Katze um den schlaff gewordenen Körper des toten Aristokraten und murmelte: „Ein hübscher Junge . . . Hätte man ein Stück von dem Strick — es brächte einem Glück.“

Polycarpe würgte und würgte an den schauerlichen Eindrücken und gelangte endlich seltsam kaltblütig zu einem beinahe tapferen Schluß: „Solange man mich ungeschoren läßt, kann es mir ja gleichgültig sein. Paris ist eben Paris — und wer weiß, wie es jetzt in Chiron aussieht!“

Er beurteilte die großen weltgeschichtlichen und welterschütternden Vorgänge nur von seinem kleinen, eigensüchtigen Standpunkt und gewöhnte sich daran, mutig die Augen zu schließen, wenn Grauenhaftes seine Lebensgewohnheiten störte. Dazu wuchs täglich sein Machtgefühl, das Machtgefühl des Auserwählten, der ein Stück des hehren, heiligen Frankreich im allgewaltigen Nationalkonvent vertrat. Er sagte oft laut im Palais: „Wir, die wir das Geschick des Landes bestimmen“ oder: „Ich werde den Fall im Konvent zur Sprache bringen und die Aufmerksamkeit der Nation darauf hinlenken.“

Jean Baptistes Schritte, die er früher so behutsam setzte, als müßte er über zerbrechliche Eier schreiten, gewannen an Festigkeit und er steifte den fetten, feisten, schwabbeligen Nacken.

* * *

Ein hartes Wort Robespierres flog durch Paris: „Es geht mit dem Köpfen zu langsam. Die Motten im Pelz der Republik nehmen überhand.“ Und doch arbeitete die Menschenmähmaschine wie ein überlasteter Taglöhner.

Manche verbreiteten noch einen zweiten Ausspruch, den der Unerbittliche im engen Kreis getan haben sollte: „Es muß etwas geschehen, was Furcht einflößt!“ Aber diesen Satz verleugnete er: „*Niemand* wird es wagen, mir die Worte ins Gesicht zu wiederholen.“ Er sagte das in einem eigentümlichen Ton, der das Blut seiner Gegner zum Sieden erhitzte.

„Ja, Robespierre, ich wiederhole dir's ins Gesicht“, schnellte Rebecqui auf und die Gironde murrte. „Du hast es gesagt!“ Aber er konnte es nicht beweisen.

„Du ziehst nicht zu mir, Artemis?"

„Es geht nicht, es geht wirklich nicht, Alterchen, leider . . ." Das Bedauern ob der Unmöglichkeit klang sehr dünn. „Meine Basen würden es nicht erlauben . . . und ich möchte auch nicht auffallen. Du verkennst mich — ich bin keine solche . . ." Das erstemal, daß der rote Schmetterling über sich eine Andeutung machte, doch auch diesmal unklar und wie abwehrend, und Jean Baptiste mußte mit dem Versprechen zufrieden sein, daß sie ihm den Tag über gehören wolle. Den Tag über!

Er wühlte sein Portefeuille aus der zugeknöpften Tasche und schob ihr, nicht leichten Herzens, ein paar Scheine zu: „Da, bitte . . ." Sehnsüchtig blickte er ihnen nach.

Der rote Schmetterling dankte dafür nicht.

* * *

In der Rue de la Martelle, gleich beim Stadthaus, wo die Nationalgarden regelmäßig ihre Wache bezogen, rissen lumpige Dirnen am hellichten Mittag einer Dame die Perlgehänge aus den Ohren, daß die Läppchen zerfetzt bluteten. Die Dame schrie jämmerlich um Hilfe. Niemand stand ihr bei. Sie trug die alte Tracht des Hofes, war eine Aristokratin, eine Rechtlose, gehörte zu dem Gezücht, das man ausrottete.

Ein paar Bürger, Selcher, Leimsieder und Teppichflicker sahen schadenfreudig zu und lachten kollernd, als sich eine der Dirnen ihr Strumpfband vom Knie riß und brüllte: „Würgt sie ab — damit würgt sie ab!"

In der Dämmerung zerrten am Kai etliche Strolche, Hausknechte und Fleischergehilfen zwei blasse Nönnlein im Ornat ihres Ordens aus einem schwarzen Kellerloch. Der Pöbel frohlockte: „Haben wir die stinkigen Maulwürfe!" Sie verzweifelten und flehten, und eine Köchin warf von hoch droben eine Birkenrute auf die Straße: „Haut ihnen den Buckel voll!" Die Strolche zerrten den Nonnen die Kutten vom Leibe und hieben die weiße Haut dunkelrot.

Um Mitternacht stieß ein gehetzter Adeliger in der Rue Crebillon, fast unter den Fenstern Polycarpes, den Bürger Le Mabe, den Gefürchteten aus dem Gefängnisse der Chatelet, mit einem dreikantigen Dolche nieder. Die Gendarmen jagten den Täter, faßten ihn, verhafteten ihn. Die Hetze lockte Zecher aus einer Wirtsstube und die fielen über den Mörder her. „An die Laterne mit ihm, an die Laterne!" Und schon baumelte das Opfer und ein fahles Öllämpchen brannte still über den zuckenden Gliedern.

Pethion mit seinem lächerlichen Augenzwinkern gab den Inhalt von Schriftstücken bekannt, die im Büro der Zivilliste gefunden wurden und Ludwig einer verbrecherischen Verbindung mit dem Ausland überführten, um die Gegenrevolution zu schüren und den Thron zurückzuerobern. Spürnasen entdeckten in den Tuilerien einen geheimen Wandschrank und zerrten daraus Akten hervor, die den ganzen Hof vernichten konnten. Und nicht nur den Hof und die Höflinge! Mirabeau, der göttliche Mirabeau, den die Nation durch eine Beisetzung im Pantheon geehrt hatte, geriet in den späten Verdacht, die Sache des Volkes an die Bourbonen verraten zu haben. Mitglieder des Bergs zertrümmerten die Statue des entlarvten Volksmannes und setzten es durch, daß seine Büste im Konvent verhüllt wurde.

In Paris glühte der Haß gegen Lebende und Tote: „Schade, daß Mirabeau verreckt ist — der gäbe ein gesundes Fressen für die Guillotine!“ „Er hat bei der Königin geschlafen!“ — „Und bei der Prinzessin Elisabeth!“ — „Er war ein starker Mann!“

„Schade, daß Mirabeau nicht mehr lebt“, spotteten seine spärlichen Freunde, „er leuchtete euch schön heim und ihr müßtet ihm die Stiefel putzen.“

„Danton ist mitschuldig, auch Danton; er hat vom Hof Geld genommen und uns dafür verraten!“ Die Verleumdung wuchs zu unermeßlicher Größe.

Danton donnerte das Geschwätz nieder und die Schreier schwiegen.

„Macht dem König den Prozeß!“

Die Jakobiner waren dazu bereit.

Die Gironde aber bäumte auf und zeigte auf ein papierenes Recht, auf die der Krone in allen Verfassungen feierlich gewährte Unverletzlichkeit.

„Über eine Gefangenhaltung, höchstens über eine Gefangenhaltung ließe sich reden“, gestand Tallien zu.

Ein Schwärmer aus dem Sumpf phantasierte: „Die größte Strafe für einen Tyrannen ist es, unter einem freien Volk zu leben.“

Der Konvent zerbarst beinahe in den Krämpfen, die ihn schüttelten. Jean Baptiste krümmte sich auf seinem geschützten Platz an der Säule und rollte sich förmlich zu einer Kugel zusammen. Am liebsten hätte er den Rock über die Ohren gezogen und die Handballen darauf gedrückt, um nichts zu hören.

Der Berg schickte seine gewandtesten Redner ins Treffen. Der elegante St. Just deklamierte mit der Pose des echtesten der echten Patrioten: „Bürger, wenn das römische Volk nach sechshundert Jahren republikanischer Tugend, wenn England nach Cromwell die Könige wieder

Der Spitzkopf Tallien meinte sophistisch: „In der Tat, es muß etwas geschehen, was Ehrfurcht vor den Gesetzen einflößt."

Jean Baptiste bat den roten Schmetterling, der alles wissen sollte, um Aufklärung: „Warum behauptet Rebecqui das und warum leugnet es Robespierre?"

Artemis antwortete verdüstert: „Beide lügen. Robespierre hat es gewiß gesagt und Rebecqui hat es nicht selbst gehört, sondern tritt nur frech für einen Tratsch ein, den man ihm zutrug. Er weiß nichts Bestimmtes."

Aber die Pariser wußten, an wem jetzt die Reihe war, wessen Tod Furcht einflößen sollte, und sie waren damit zufrieden.

Gesindel, das mit Geld umherwarf und von dem man munkelte, es sei vom Jakobinerklub gekauft, streute Gerüchte über den König aus, die Unruhe erzeugten: Royalisten arbeiteten an seiner Befreiung. — Ein preußisches Freikorps drang in Paris ein und bereite in der Stadt ein schreckliches Blutbad vor. — Leopold von Österreich, der Bruder Maria Antoinettes, habe beim Herzen Christi geschworen, die Franzosen zu züchtigen, und der Papst segnete den Plan. — Der Gemeinderat mischte sich drein, unterstützte die Wühlereien und bezeichnete die Verurteilung und Hinrichtung Louis Capets als einziges Mittel, die bedrohte Freiheit zu retten. Auch aus den Provinzen liefen massenhaft Adressen ein, die gleiches forderten und im Konvent verlesen wurden.

„Sie sind gefälscht, alles ist gefälscht!" wüteten die Girondisten. „Wir kennen die Gesinnung der Provinzen besser!"

Staunend betrachtete Polycarpe die Vertreter der revolutionären Pariser Sektionen, die reihenweise an den Schranken der aufgeregten Konvention vorbeizogen und ungestüm die Bestrafung des entthronten Königs begehrten. Leute mit Klappmessern im Gürtel und Knüppeln unter den Achseln, Komödianten, mit der Gier der Massen vertraut, zerlumpte Lahme, Einarmige, Krummgeschlagene und Stelzfüßige, die angaben, am 10. August beim löblichen Sturm auf die Tuilerien von den vermaledeiten Schweizern zerschossen worden zu sein; die Allerelendesten schleppte man auf Bahren in den Saal und die Galerien brachen in gotteslästerliche Verwünschungen aus.

Der bewegliche, nie verlegene Rebecqui höhnte: „Couthon ist auch lahm und hat am 10. August nicht mitgefochten!"

Barbaroux unterstützte ihn: „Nur Geduld, Freund, er wird, wenn sich das Geschäft rentiert, bald Lust kriegen und für seine toten Beine den König verantwortlich machen." Und einen hinkenden, triefäugigen Kerl entlarvte er: „He, du Gevatter, deinen Leibschaden kenne ich schon seit Jahren von der Kirche St. Eustache her, wo du um Almosen bettelst."

„Ich gehe nicht eher“, antwortete sie, „als bis du mich zu Orléans-Egalité gebracht hast. Das bist du mir schuldig. Ich habe dein Wort.“

Seine Eifersucht kochte über: „Nie! Nie!“ Er ereiferte sich maßlos. „Fällt mir nicht ein, dir einen Geliebten zuzuführen. Du hast mich und kannst zufrieden sein.“

„Schafskopf!“

Jean Baptiste wütete und Artemis wartete gelassen, bis er sich ausgetobt hatte und ermattet schnaufte. Dann sagte sie mütterlich: „Du bist Volksvertreter und Richter in einer Person und du bleibst in Paris und tust deine Pflicht. Mir zuliebe, Alterchen, nicht wahr?“

Zerknirscht, zermürbt, schon selbst von den unseligen Folgen einer Abreise, die eine Flucht war, überzeugt, wühlte Papa Bon-Bon sein verhärmtes Gesicht in das purpurrote Faltenkleid seiner Freundin: „Ihr seid alle gegen mich . . .“ —

Die Witwe Bicornou und ihre angesäuerte Tochter erlauschten die streitbare Unterredung Polycarpes mit dem roten Schmetterling am Schlüsselloch, und als Michelle dem Mieter am nächsten Morgen die Schokolade brachte, blieb sie am Bette stehen: „Bürger-Deputierter . . .“

„He, was gibt es?“ fragte er, allem mißtrauend, was aus der gewohnten Tagesordnung fiel. Das Mädchen redete ihn sonst nicht an und tat immer gekränkt.

„Laßt euch mit Artemis nicht ein — ich rate euch ehrlich.“

Reichlich ausgeschlafen, leidlich im Gleichgewicht und entzückt über die wohlschmeckende Schokolade, entgegnete er kauend: „Nein, nein, sie meint es gut — und dann, Danton ist mein Freund.“

* * *

Ein schreckhaftes Ereignis hatte Polycarpe krank gemacht und er lag mit geschlossenen Augen, regungslos, die Wangen bleigrau, bei verdunkeltem Zimmer im Bett. Nur die Lungen keuchten. Artemis krabbelte mit schlanken Fingerspitzen sein Haar und schaute mit gestrecktem Hals durch den Spalt zwischen dem Vorhang und dem Fensterrahmen hinaus ins Freie. Gegenüber, in gleicher Höhe scherzten Camille Desmoulins und Loulou. Einmal stand sie auf und reckte die zusammengesessenen Glieder. Auf der Straße flanierten Pfahlbürger, untätige Spaziergänger, Frauen und Mädchen, die kicherten und auskundschafteten, ob ihnen kein hübscher Elegant nachstieg. Von Zeit zu Zeit wechselte der rote Schmetterling die kalten Kompressen, die Polycarpes heiße Stirn kühlten. Sanft erkundigte sie sich: „Schon wieder wohler, Alterchen?“ Er antwortete nicht und lag wie sterbend dahin. Störte ein Geräusch, so krallten seine Fingernägel die flockige Decke.

auferstehen sah — was steht Frankreich bevor, das schon im ersten Jahr seiner Freiheit vor dem Gericht über den Despoten zurückscheut?"

Robespierre mit seinem zerknitterten Gesicht hob die mageren Hände und zuckte verächtlich die Achseln: „Unverletzbar ist nur das Volk."

Die Phrase vergiftete die Luft.

Manuel schrie in seiner unbändigen Art: „Schon Homer nannte die Könige Menschenfresser! Die Frage, ob Ludwig gerichtet werden dürfe, können nur Sklavenseelen aufwerfen. Er ist König gewesen, folglich war er strafbar."

„Tausendmal strafbar", echote die Galerie.

Der Tratsch über Danton flackerte immer wieder neu auf; den Haß im Konvent und den Klatsch der gemeinen Straße hatte er niedergedonnert, aber Marat griff ihn in seinem Schmierblatt auf und erzählte schmatzend, die Papiere im Wandschrank der Tuilerien, die Danton überführten, seien von seinen Freunden weggeschafft worden. Und da rührte sich die Straße abermals: „Also doch Danton!"

Die Gefahr zwang den Donnerer zu einer Rede; er durfte nicht schweigen, er mußte sich rechtfertigen; und die beste Rechtfertigung gegen die Anklagen unauffindbarer Dokumente war ein Angriff auf Louis Capet. „Der König ist unverletzlich?" rief er. „Was sagte Robespierre? Nur das Volk ist unverletzlich. Trotzdem hat man es geknechtet."

Danton und Robespierre einig — der Konvent beugte sich.

Pethions Antrag, Louis Capet, ehemals König von Frankreich, in den Anklagezustand zu versetzen, wurde unter dem Beifallsgeheul von Paris zum Beschluß erhoben. Ein zweiter Antrag von den Ultraradikalen, dem Angeklagten das Recht auf Verteidiger abzusprechen, blieb in der Minderheit.

Die Verteidigung übernahmen der alte Malesherbes, Tronchet und der junge Deseze.

„Ich nehme daran nicht teil, ich will nicht, ich weigere mich, ich bin als Mitglied der Nationalkonvention gewählt, nicht zum Richter bestellt", entsetzte sich Jean Polycarpe. „Ich tue es nicht, ich fahre heute nach Chiron und kümmere mich um nichts. Mir ist alles gleich."

Artemis bändigte ihn mit ihren bronzebraunen Augen. „Willst du um jeden Preis sterben? Denn deine Flucht ist gleichbedeutend mit freiwilligem Tod. Mit Leuten, die offen zum König halten, macht die Republik wenig Federlesen. Nicht einmal die Gironde wagt solches. Halte dich an Danton."

Er fühlte sich ohnmächtig gegen die Klugheit des roten Schmetterlings und ballte die Fäuste: „Warum marterst du mich? Du quälst mich absichtlich. Du stoßt mich ins Unglück. Ich sage dir, daß die Provinzen Ludwig lieben. Geh' weg, ich hasse dich!"

Guillotine hin. Was nützte es, daß er die Augen eindrückte, das schändliche rote Gerüst, das Schandmal des ganzen Landes, hackte seine Umrisse durch die Lider hindurch und das Grausige, dessen erzwungener Zeuge Jean Baptiste war, drängte sich durch die Ohren in sein Hirn. Schlaff hingen seine Arme, wie im Getümmel zerbrochen, und er war unfähig, die Finger in die Ohren zu bohren.

So hörte er denn alles, alles, und seine Phantasie malte die Bilder dazu, die vielleicht fürchterlicher waren als die höllische Wirklichkeit selbst.

Tierisches Gejohle, Gezisch, Gebrüll, hernach Hufschläge eines Gaules und das Rattern eines Karrens auf harten Pflastersteinen. Eine Pause. Ein Anhalten des Atems aus tausend gierigen Lungen. Jean Baptiste empfand ekelnd das gierige Pfauchen auf seinem Nacken. Ein geller Jammerschrei, wie von einer Kreatur, die sich wütend wehrt; ein Stolpern auf Holz, das Hinklatschen eines Körpers, ein gequälter Schmerzenslaut. Eine barsche Stimme, die Polycarpe ins Herz schnitt: „Faßt zu! Faßt zu! Fest! Haut ihn aufs Maul!"

„Der Hund von einem Pfaffen!"

Eine Woge fuhr durch den Menschenknäul; Weiber kreischten und Männer fluchten und Polycarpe erhielt einen Tritt in den Rücken, daß er auf eine scharfe Kante taumelte. Und noch immer öffnete er die Augen nicht, obschon ihn die Augäpfel von dem harten Zusammenkneifen schmerzten.

Dann das Scharren eines Brettes auf Holz — ein Sausen — dumpf — heller — ein matter Schlag.

Wildes Geheul, Gelächter, Händeklatschen, Stampfen, Toben, Tosen, ein viehisches Lärmen . . .

Als der verängstigte Bürger-Deputierte endlich wagte, furchtsam auszulugen, war er einsam auf dem unendlichen Platz, das Licht brannte in seinen Augen und der rote rätselhafte Buchstabe reckte zwei Arme, die einen Querbaum trugen, zum Himmel.

Ein paar unwürdige Männer luden das Stückwerk einer Leiche auf einen Karrn und qualmten dazu ihre Pfeifen.

Jean Polycarpe konnte später nicht erklären, auf welchem Weg er in die Rue Crebillon gelangte. Artemis fand ihn niedergebrochen, verstört wie einen Irrsinnigen, fast gelähmt und nur Silben stammelnd, andeutend, was ihm geschah. Aus dem Gestammel erriet sie ungefähr die Wahrheit.

„Bei einer Hinrichtung warst du, Alterchen? Alterchen! Wie kam denn das? Du, mit deinem schwachen Herzen bei einer Hinrichtung! Wahrhaftig, man muß auf dich besser achten als auf ein Brustkind oder einen jungen Hund." Der rote Schmetterling leistete Samariterdienste

„Es ist ein Schlaganfall“, säuselte die Fischäugige. „Ich kenne das; wenn Wöchnerinnen zu früh aufstehen, passiert es auch oft, daß sie wie ein Holzklotz hinfallen und tot sind.“

Artemis ärgerte das Gewäsch. „Der Bürger-Deputierte ist keine Wöchnerin, wie du das bei deinem Beruf schon selbst merken müßtest. Hol' Boisnet.“

Übellaunig schlapfte die Witwe Bicornou in die Küche und ließ ihren Groll an Michelle aus: „Was lümmelst du so herum, faules Ding! Man ist nicht mehr Herr in seinem eigenen Haus. Was sich diese Person untersteht — mir gute Lehren zu geben! Marsch, hol den Doktor Boisnet!“

Boisnet kam mit seiner eigentümlich besorgten Miene, die er sich angewöhnt hatte, um mitfühlend zu scheinen, stellte von seinen drei Lieblingskrankheiten die dehnbarste fest: „Nervenfieber!“ und verordnete Ruhe, Eisumschläge und eine bittere Medizin, deren Namen er unleserlich aufschrieb. Dafür bekam er dreißig Franken.

Nachts wachte Artemis und betrachtete Jean Baptiste. Eigentlich ist er arm, dachte sie; er lallte im Schlaf und sprach von seinem hellgetünchten Häuschen mit den saftiggrünen Jalousien; dazwischen bat er wimmernd eine Frau Boju um Hilfe gegen seine Feinde. Schlag Mitternacht steigerte sich seine Aufregung, so daß er laut schrie, Mord sei eine Todsünde, die Gott nie verzeihe. Im Morgengrauen schlief der Kranke endlich friedlich ein.

Das Nervenfieber, in dessen Behandlung Doktor Boisnet Meister zu sein behauptete, hatte sich eingestellt, als Polycarpe das Schauerliche auf dem Revolutionsplatz miterlebte. Er bummelte eines Nachmittags allein, da Artemis eine Freundin in Vincenne besuchte, durch die Rue St. Honoré, den Louvre und die Tuilerien entlang den Basteien zu und begaffte die Schaufenster der Geschäfte. Vor einem Trödlerladen, der voll Meßgewändern und Stolen hing, machte er halt. Da stürmte ein Menschenwirbel heran, riß ihn mit, schleifte ihn förmlich, und ehe er sich's versah, stand er auf dem Revolutionsplatz. Es half kein Sträuben gegen das Gepuffe, Gestoße und Gedränge; eingezwängt zwischen schwitzende Leiber und gespreizt von feindlichen Ellenbogen wurde Jean Polycarpe von dem Schwall unaufhaltsam mitgeschleppt.

Bis an das rote Gerüst des hebräischen Buchstabens.

Das Blut stockte in seinen Adern, der Puls setzte aus und der unglückliche Papa Bon-Bon vermeinte auf der Stelle zu sterben. Zum letztenmal stemmte sich seine schwache Kraft wider die angestaute Menschenmauer, die ihn umschloß. Vergeblich. Nicht die kleinste Möglichkeit auszubrechen. Hunderte von Leuten, von heißen, fiebrigen, übelriechenden Leuten bildeten einen Wall um ihn und schoben ihn bis zum Fuß der

Verwüstung und kein erlösender Anblick für einen, dessen kranke Seele nach Labung lechzte.

Artemis und Jean Baptiste irrten durch weite leere Säle; Unrat bedeckte den Boden, Straßenschmutz, und ein Pöbelsturm hatte die Gesimse abgeschlagen, die Fensterbehänge heruntergezerrt und die goldschimmernden Tapeten besudelt. In den hohen Spiegelrahmen fehlte das Glas, gestohlen oder mutwillig zerplittert, und ein kalter Zug trieb irgendwelche Papierfetzen über die glanzlosen Parketten. Möbel fehlten; Diebe schleppten sie fort und nur hie und da häuften sich zertrümmerte Sessel und Tische zu einer wirren Masse. Mistgabeln und Piken verdarben die Gemälde an den Wänden und stachen ihnen eckige Löcher, rissen sie auseinander; Pöbeltrotz, der sich an den Herren rächte, und Übermut, der Haß befreiter Sklaven hatten die mamornen Statuen verstümmelt; steinerne Nasen und Arme und Beine lagen umher. Dem Gotte Mars fehlte sein gelocktes Haupt.

Jean Baptiste schritt mit gesenkten Augen und nahm von dem Greuel nichts wahr.

In den Gemächern der Königin sammelten räuberische Weiber blinkende Überreste aus dem Schutt und stoben auseinander, als sie Schritte hörten.

Selbst dem roten Schmetterling gruselte in dieser Einsamkeit inmitten eines geplünderten vergewaltigten Prunkes, den der Volksstaat verachtete und mit Wollust zerstören ließ. Sie redete, nur um den Klang der eigenen Stimme, einer menschlichen Stimme, in die unheimliche Erstarrung aller Laute des Lebens zu mischen: „Hier wohnten nacheinander drei Königinnen, Maria Therese, Maria Leßczinska und Maria Antoinette . . .“ Die Namen hallten leer und hallten von den starren Wölbungen wider.

Polycarpe nickte gleichgültig: „Drei Königinnen — ja . . . Gehen wir in den Garten. Hier fröstelt mich.“

Aber im Park herrschte die gleiche Verödung. Eine üppige Natur rächte sich hämisch an den beschnittenen Kunststücken Le Nôtres. Die einst korrekt gestutzten Bäume und Büsche reckten unsymmetrisch und ungebärdig störende Zweige aus, in den Blumenbeeten überwucherte Unkraut die seltsamen, in Glashäusern gezogenen Gewächse und die breiten Wege verwuchsen. Lachen und brauner Morast erfüllten die Bassins der Springbrunnen und statt schlanker, schön gebogener Schwäne hüpften darin Kröten und Frösche, die quakten. Den Sieg der Natur über die Kunst hatten Lumpen noch beschleunigt, Lumpen, die hier tage- und wochenlang lagerten: Bildsäulen von Heroen, symbolische Monumente und die Zierate des Rokoko waren umgestürzt, entzweigeschlagen, mit Hämmern und Brechstangen zermalmt.

und entkleidete den Kranken, deckte ihn sachte zu, gab ihm zu trinken und tröstete mild: „Was ist schließlich weiter daran? Täglich sterben Menschen, an den Pocken oder sonstwie, und niemand schert sich darum. Das ist unser aller Ende, so oder so. Und du fällst gleich in Ohnmacht, wenn ein Verbrecher schnell und schmerzlos enthauptet wird. Aber Alterchen!" Mitleidig streichelte sie seine mit grauen Borsten übersäten Backen. „Ich war schon fünfmal dabei und hab' nichts verspürt als ein Gruseln im Rücken."

Er erwiderte nichts und Artemis preßte die Lippen zu einer scharfen, roten Linie. Ja, es konnte einen schon niederwerfen, wenn das Eisen so einem armen Delinquenten den Nacken brach . . .

Nach Doktor Boisnets Vorhersage fiel das Nervenfieber am fünften Tag ab und so wurde dem Patienten gegen ein neuerliches Honorar von dreißig Franken nebst Ruhe auch Ablenkung verschrieben.

„Wir könnten nach Versailles fahren", schlug Artemis gütig vor und prüfte den blauen Herbsthimmel. „Das Wetter hält aus, denke ich."

Boisnet nickte gnädig und der Genesende freute sich ein wenig.

„Ja, ja, nur weg von Paris."

Der rote Schmetterling flatterte davon und bestellte einen bequemen, prall gepolsterten Wagen mit zwei Pferden.

Schon die Fahrt erquickte Jean Baptiste und er sog die Luft hastig ein. „Wie gut das tut!" Vom Herbst gefärbte Pappeln, Buchen, Eichen, Ebereschen säumten die Straße ein; stille Wälder schatteten die matte Sonne ab und weite, weite Wiesen breiteten grüne Teppiche. Die Kutsche rollte durch Sèvre, an niedlichen Einzelhäusern vorbei, über Brücken.

Die Natur lag in friedlicher Ländlichkeit.

In Versailles stiegen sie im Hotel de France ab und Polycarpe klagte über die Mühen der Fahrt und über Mattigkeit; er wünschte zu ruhen. Gradwegs aus der Kalesche stieg er ins Bett und schlief ein.

Obwohl er die Nacht wie ein Murmeltier geschnarcht hatte, beschimpfte er morgens den steinharten Strohsack und war auch sonst widerspenstig: „Laß mich! Versailles ist mir ekelhaft."

Er kostete Artemis viel Mühe, ihn zum Aufstehen, zum Ankleiden, zu einem Spaziergang und einem Besuch des Schlosses zu bewegen. Schließlich willigte er seufzend ein, aber krümmte die Mundwinkel: „Daß ich nie tun darf, was ich tun möchte."

Der rote Schmetterling hatte Versailles noch in seiner Pracht gesehen und erkannte es jetzt kaum wieder; aus dem Höckerpflaster des Hofes wuchsen Gras, Disteln und Brennessel, häßlich und ungepflegt, die schmiedeeisernen Gitter waren eingebogen und in den Türen, bei denen niemand den Eintritt verwehrte, klafften Axthiebe. Überall Zerstörung,

seines Erlebnisses am Revolutionsplatz und eines langen würgenden Gedankenwiderstreites sagte er: „Man kann sich an alles gewöhnen und muß sich an alles gewöhnen. Es wird auch mir gelingen. Nur zu plötzlich darf das Neue nicht eindringen. Ein Eindruck muß den andern ablösen. — Ich habe den Anblick der Guillotine zu lange gemieden, sie gehört zu Paris und auch ich gehöre zu Paris. Zusehen, freiwillig zusehen will ich, wie die Maschine arbeitet."

„Das möchte ich dir doch nicht raten", wendete Artemis ein.

„Warum nicht? Ich bin nicht so schwach, wie du glaubst." Jean Baptiste warf sich in die Brust und duckte den Kopf, daß er in dieser Haltung einer tückischen Katze glich. „Ich lebe gern, ich habe keine Lust zum Sterben und da benehme ich mich manchmal vielleicht sonderbar. Sei versichert, ich finde mich schon noch in euer Paris hinein."

Der rote Schmetterling traute der Verwandlung nicht und fürchtete, daß die Krankheit wieder ausbrach und die böse Entschlossenheit eine neue Fieberkrisis bedeutete. „Alterchen, komm, gehen wir ins Hotel. Und morgen machen wir einen langen Spaziergang durch die Wälder von St. Germain."

Er schüttelte den Kopf: „Jetzt ist nicht Zeit für Spaziergänge. Du hast selbst gesagt, daß ich im Konvent nicht fehlen darf, wenn er über den König zu Gericht sitzt."

„Du bist aber noch leidend und brauchst Schonung."

„Ich bin nicht leidend, ich brauche keine Schonung. Komm!" Mit bestimmten Schritten ging er voran, durch den Park, durch das Schloß, ohne Zögern zum Postmeister von Versailles. „Eine Extrapost, Bürger, nach Paris." Und als der Mann Schwierigkeiten machte, schnaubte Jean Baptiste ihn an: „Was untersteht Ihr Euch! Sorgt sofort für einen Wagen! Ich bin Mitglied der Konvention und beanspruche die Unterstützung der Behörden."

Betroffen sah Artemis ihr Alterchen an. Wie anders war er! Ausgewechselt; nicht mehr der dicke, ängstliche Provinzler. Einer der wilden Männer von Frankreich.

* * *

Ein verbrauchter, grüner Mietswagen führte den König in den Konvent, der sich zum Richter über ihn aufwarf. Ein frösteliger Herbsttag, daß Ludwig den braunen Überzieher zuknöpfte und freundlich sagte: „Der Winter dürfte streng werden." Der Maire und zwei andere Begleiter redeten kein Wort. Durch die Wagenfenster sah man die Eskorte der Pikenmänner, denen ein Offizier voranritt; dann kamen Kanonen, berittene Garden und abermals Kanonen. An jeder Ecke

Der Wind blies letzte Blätter von den Bäumen und wirbelte sie mit den andern, die schon gefallen waren, im Kreis.

„Als ich hier vor vier Jahren mit meinem Mann ging . . .“, begann Artemis, hielt aber beklommen inne, hinschielend, ob Polycarpe die Worte erfaßt hatte.

Er hatte nichts erfaßt und schleifte den schwarzen Stock mit der Silberkrücke im Sand nach.

In der Dianafontaine nisteten Sperlinge, im Bosquet du Roy lagen gefällte Stämme und durch das Bosquet de la Reine, wo einst eine falsche Königin dem liebegirrenden Kardinal Rohan ein Stelldichein gewährte, schlich ein Fuchs und bellte die zwei Leute an, die seinen Jagdzug störten.

Artemis wandte sich um — das Schloß zeigte seine ganze behagliche Breite. Und dennoch eine Ruine, fiel ihr ein; standen auch alle Mauern unversehrt, die schwarzen Fensterhöhlen gähnten wie aufgerissene Totenaugen, und vom schadhaften Dach bröckelten Ziegel.

Auch die Schlößchen Trianon hatten gelitten. Ausgestorben, verwahrlost, beraubt, tief gehaßt als Wahrzeichen bourbonischer Willkür.

Jean Baptiste machte halt und schaute aus großen Augen. Und er sah nicht die Zerstörung, die Verwilderung, die Trauer gestürzter Größe, er sah nur den leuchtenden Herbsttag, der in allen Farben des Welkens lohte, der seinen roten, gelben, braunen Dürreblätterprunk erhaben zur Schau trug und damit stolzte, dort, wo die Ludwige mit Purpur und Hermelin geprahlt hatten. „Schön!“ Er sagte allein das eine Wort.

Artemis schwieg; sie genoß nicht die Wunder der unverwüstlichen Natur, sie litt unter dem Zeichen der Vernichtung und grübelte in Vergangenheiten, die ihr schöner dünkten . . .

Fast unversehrt hatte sich nur die Anlage des Englischen Parkes erhalten. In den Teichen ruderten Wildenten und die Bauernhäuschen einer spielerischen Königin, die jetzt im Temple weinte, lagen unberührt da. Hier knüpfte das Komödiantentum der Herrscher an die bürgerlichen Ideale Robespierres an.

In einer traulichen Waldlichtung lächelte Jean Baptiste zum erstenmal wieder: „Das erinnert an Chiron, an die Auen der Chaise . . .“ Und im eigensinnigen Winkel, wo der übersättigete Hof der Cäsaren für Stunden in ein einfältiges Schäfertum versank, genas der seelenwunde Bürger-Deputierte. Er genas, aber er wurde nicht wieder, der er war: Der schwache, gutmütige Egoist, der den Wert der Weltgeschichte an seinem Schlaf, an seinem Appetit, an seinem Wohlbefinden abmaß. Düster, verschlossen, mit einem fremden Zucken in den Pupillen, wie alle die andern Männer im Konvent, steifte er den Rücken. Als Ergebnis

hatte und das Aktenbündel dem Präsidenten reichte, froh, sich endlich frei räuspern zu können.

Eine Weile schwieg der König und überlegte. Dann sprach er bedächtig, nicht ohne sich vorher umständlich die lange Nase geputzt zu haben. Er berief sich auf seine verfassungsmäßige Unverantwortlichkeit und verlangte die Zeugenschaft seiner alten Minister, die für alle Regierungshandlungen einzustehen hätten. Einige Punkte der Anklage leugnete er schlechtweg, einige Schriftstücke, die ihn belasteten, erklärte er als Fälschungen und zum Schluß meinte er gelassen: „Mir ist von dem, was man mir vorwirft, das Wenigste bekannt, aber vermutlich werden Sie mir nicht glauben, meine Herren.“

Wie einer, der behauptet, er habe kein Geld zum Steuerzahlen, benimmt er sich, dachte Polycarpe.

Das Verhör mit den Fragen und Antworten währte über zwei Stunden und langweilte die Galerien, die sich ein wirkungsvolles Schaustück erwartet hatten und nun gähnten, weil man nur hin und wider redete. Und in dem Gesumme der vielen Menschen verstand man auch immer nur die Hälfte. Die wilden Männer des Konventes waren recht still, als müßten sie sich erst in ihre richterliche Rolle finden. Danton fehlte, Robespierre saß ganz rückwärts im Verborgenen, Couthon hatte Schmerzen in den wehleidigen Beinen und Marat grinste über irgendetwas belustigt in die Luft.

Die Parteien warteten zu und sammelten Kräfte für die hitzigen Debatten, die erst kommen würden, sobald die Abstimmung auf der Tagesordnung stand.

Mehrmals mahnte Pethion: „Lauter, Ludwig!“ Aber der König strengte seine Stimme nicht an.

Jean Baptiste suchte mit den Blicken Artemis. Ihr rotes Kleid leuchtete von der Galerie in den Saal herab und ihre bronzebraunen Augen starrten ohne Wimpernschlag auf den König. Neben ihr lümmelte der ehemalige Herzog von Chartres, Orléans-Egalités jüngster Sohn; ein paar Plätze weiter stützte die wunderliebe Loulou Desmoulins ihr Rasseköpfchen in die Hand und sagte zuweilen ein Wort zu Frau Staël, die stets auf der unruhigen Suche nach einem Helden war, der sich von ihr lieben ließ; aber die Helden fanden keinen Geschmack an den breiten Hüften und der dicken Nase der ewig Feurigen und ewig Unzufriedenen. Mitten unter dem Pack der Straße, aufgeregt und unstet, saß die wehrhafte Theroigne de Merincourt mit ihrer lächerlichen Vorliebe gerade für die häßlichsten Männer. Madame Roland, deren Gatte schon wieder nicht mehr Minister war, hob schnuppernd ihre niedliche Himmelfahrtsnase und seufzte: „Ach, die unerträglich schlechte Luft!“

standen Wachen, auf den Bollwerken, in der neuen Kapuzinerstraße, rings um den Platz Vendome und am Barfüßlerhof.

Ein öffentlicher Anschlag des Gemeinderates verbot jedermann, aus offenen Fenstern und Haustoren zu gaffen; dafür drängte sich das Volk fünfreihig auf den Straßen, zuwartend, grollend, neugierig, betroffen über die hunderttausend Bürgersoldaten, die den hilflosen, entthronten König, dem keine Hand zuwinkte, überwachten.

Ludwig gab sich wie ein Reisender, der eine fremde Stadt besucht, nicht wie ein Angeklagter, der zu seinen Richtern fährt. An der Porte St. Denis stockte der Zug und der König fragte, ob man den Triumphbogen abtragen würde; es wäre jammerschade darum. Der Maire antwortete ziemlich höflich, es falle niemandem ein. Die Auskunft befriedigte den Fragenden: „Freut mich, freut mich sehr."

Eisig still empfing der Konvent seinen entthronten König. Der war heiter und gefaßt, schob den Daumen seiner rechten Hand, wie er es bei Audienzen gewohnt war, zwischen zwei Knöpfe seiner weißen Weste und betrachtete die vollbesetzten Bänke und die gefüllten Galerien.

Es ist Ihnen erlaubt, sich zu setzen", sagte Pethion und wackelte heftig mit den Augendeckeln.

Ein Sekretär, dessen Stimme schon von Anfang an wie bei einem Kehlkopfkranken verschleiert war, las die Anklage aus einem dicken Aktenheft, Punkt für Punkt. Sie zählte ein Dutzend todeswürdiger Verbrechen auf und warf dem Angeklagten Morde und Tücke und Verrat vor.

Ludwig legte den Kopf ein wenig auf die rechte und hernach auf die linke Schulter und horchte aufmerksam. Da er wegen der Heiserkeit des Sekretärs nicht genau verstand, bog er mit der Hand die eine Ohrmuschel zu einem Hörrohr um.

Jean Baptiste Polycarpe, der Vertreter Chirons, der Richter über eine gestorbene Monarchie und einen sterbenden Monarchen, stellte den Rücken steil und ließ den König nicht aus den Augen. Er fand ihn unköniglich, gewöhnlich und schwerfällig, mit einer langen, viel zu großen und gebogenen Nase und einem fetten Doppelkinn; die Augen waren wasserblau nnd durchscheinend, darunter geschwollene Tränensäcke. Das Urbild eines ungeschlachten Kleinbürgers aus irgendeiner Vorstadt. Jean Baptiste fühlte eine erleichternde Enttäuschung. So also sah ein Tyrann aus! Ohne Schwert und ohne Krone. Daß er keine Krone tragen würde, das war schließlich zu erwarten, denn die hatte er verloren, aber auf einen so viereckigen, unbedeutenden und arglosen Menschen war er doch nicht gefaßt gewesen.

„Antworten Sie, Ludwig, was Sie gegen die Anklage vorzubringen haben", forderte Pethion auf, als der Sekretär geschäftsmäßig geendet

Cleopatra beschwerte sich, weil sie keinen Platz auf der Galerie gefunden hatte und zieh den Konvent der Parteilichkeit. Die schmalhüftige Messaline verbreitete eifrig eine Anekdote, die ihr ein Bekannter gedichtet hatte, und damit kam sie auch an den Tisch Jean Baptistes: „Gestern spielte Louis Capet mit seinem Sohn eine Partie Siam und der Dauphin konnte es nie höher bringen als bis zur Zahl sechzehn. „Ei!" sagte der Knabe erbost, „Sechzehn ist doch eine unglückliche Nummer." — „Das hab ich lang schon gewußt, mein Sohn", erwiderte der König. — Sonderbar, wie?" fragte die Erzählerin und heischte Beifall. „Da muß man doch abergläubisch werden."

Jean Polycarpe stimmte kauend zu: „Ja, ja."

Artemis wurde ungeduldig: „Die Geschichte ist erfunden, ich wette. Wer hat sie denn gehört?"

„Der Kammerdiener oder der Gefängniswärter oder jemand", verteidigte Messaline ihre Anekdote. „Weil man sie nicht gleich dir erzählt hat, bist du mir neidig!"

„Unsinn."

Die Schmalhüftige trank noch einen Schluck Emigrantenwein, den Rest aus ihrem Glas, und erhob sich gekränkt, um beim nächsten Tisch ihr Glück zu versuchen. „Gestern spielte Louis Capet mit seinem Sohn eine Partie Siam . . ."

Der rote Schmetterling war sehr, sehr nachdenklich: „Der König antwortete recht klug, aber es wird ihm nicht viel helfen. Der Berg will seinen Tod, und was der Berg will . . ."

Papa Bon-Bon wiegte seinen nicht mehr ganz klaren Kopf: „Man muß die Beweise abwarten — und was die drei Verteidiger sagen — und wenn es wirklich wahr ist, daß die Konstitution ihm Unverletzlichkeit zubilligte . . . Danton wird das Richtige schon treffen."

Artemis ereiferte sich: „Ach, die Konstitution!" Sie hatte kein Vertrauen zu dem Stück Papier. „Da stehen freilich eine Menge schöner Sachen darin, um die sich aber niemand kümmert."

Kleine eilige Jungen, die sich durch das Gedränge schoben, boten Flugblätter aus und priesen an: „Bürger, lest, was Marat schreibt! Kauft! Kauft! Marat schreibt! Lest! Lest! Lest!"

Das Zeitungsblatt, noch feucht und duftend nach Druckerschwärze, fand reißenden Absatz und auch Jean Polycarpe wurde neugierig.

Marat schrieb:

„Bürger!

Gewissenlose Elemente, deren Namen ich derzeit noch verschweigen will, trachten danach, mit allen Mitteln Louis Capet, der sich zur Zeit

Paris fand nur einen mäßigen Genuß darin, einen unverteidigten König noch mehr zu demütigen.

Endlich entließ Pethion den Angeklagten: „Ludwig, Sie dürfen sich entfernen", und alle atmeten erleichtert auf.

Mit derselben übermächtigen Bedeckung, die ihn in den Konvent geschleppt hatte, kehrte der König in den Temple zurück.

*
* *

„So soll ein König nicht aussehen", urteilte Jean Baptiste.

Der rote Schmetterling war wenig gesprächig. „Ob er nicht unschuldig ist . . ."

Du redest auch alle Tage anders."

„Wie es mir eben gerade scheint."

„Ich bin hungrig", erklärte Polycarpe.

„Man wird ihn freisprechen müssen."

„Vielleicht — vielleicht auch nicht", sagte der Deputierte von Chiron unbestimmt. „Jedenfalls will ich etwas Nahrhaftes essen."

In den belebten Wandelgängen des Palais überholte ein abenteuerlicheres Gerücht immer ein abenteuerliches und der älteste Tratsch lebte wieder auf. — Der König wird ermordet, zischelte man, wenn ihn ein feiger Konvent begnadigt; einen Freispruch läßt sich das souveräne Volk nicht gefallen. — Vermummte Aristokraten, verbündet mit verbrecherischen Deutschen, sind entschlossen, den Konvent in die Luft zu sprengen, falls er den Angeklagten verurteilt. — Man munkelte, Robespierre empfehle aus Menschlichkeit die äußerste Milde; und Danton . . . ja, Danton, man wird auf ihn achten müssen: er reiste ab und schützte Staatsgeschäfte vor . . . — Ludwig hat im Temple einen Ohnmachtsanfall gehabt, wußten andere zu erzählen, er erwachte noch nicht und die Ärzte zweifeln an seiner Vernehmungsfähigkeit. Er trägt einen Dolch bei sich und wird sich gewiß töten, wenn man ihn antastet.

Jedes Gerücht fand seine heißen Anhänger.

„Köpft ihn ohne Federlesen!" rief ein Betrunkener und der Vorschlag gefiel. „Ja, köpft ihn."

Polycarpe verzehrte ein Huhn mit Reis und Dunstobst; seine Lieblingsspeisen.

Die gefälligen Mädchen schwatzten und warfen die Augen. Heitere Gäste sind freigebige Gäste. Die stuppsnäsige Chloris trällerte einen unanständigen Gassenhauer und fügte an den unpassendsten Stellen einen selbsterfundenen Vers ein, was sehr sinnlos war, aber die Leute lachten dazu:

„König Ludwig hüte dich,
König Ludwig hütet sich."

Mar' morto.

Erzählung von **Bruno Ertler.**

Die Inselmänner sind braun und hart. Sie haben schmale Lippen, kleine, sonnenverkniffene Augen, starke Gesichtsknochen und hakige Nasen.

Die Weiber sind blaß und düster. Sie tragen schwarze Gewänder und schwarze Kopftücher. Sonntags haben sie eine goldene Kette um den Hals und ein dreieckiges, weißes Tuch auf den Schultern. Schwarze, weitkrämpige Hüte haben sie auf, die sie beim Grüßen lüften wie die Männer. Sie sehen immer ernst und grüßen nicht gern. Im Innern der Insel ist es wild. Hier ist die Zeit vor einigen Jahrhunderten stehen geblieben, damals, als der herrliche wilde Graf noch lebte, der dem Kaiser zu trotzen wagte. Sie haben ihm den Kopf abgeschlagen — damals. Seine Landsleute können es nicht vergessen; sie trauern düster und rachevoll. Der Dorfwirt nennt seine Weinschenke und der Fischer seine Barke mit dem einzigen, heiligen Namen: Frankopan.

Das Land ist wie ein Friedhof in der Sonnenglut. Um jede Hand voll Erde ringen die sehnigen Bauern hart und schweigend. Und dann tollt die lachende, urwilde Bora über die Insel und fegt die Steine glatt und zaust die Sträucher und springt jauchzend von den hohen Klippen in das sehnsüchtige Meer. Die Männer pressen die Lippen aufeinander und graben und rütteln an den Steinen mit hochgewölbten Schultern und eisernen Fingern. Sie werfen die Steine zuhauf, daß sie gegen den Himmel weisen, wo ein Gott ist, und es selber hinaufrufen: Du! Warum bist du so hart?

* * *

Die Inselmänner haben alte Lieder. Die Lieder berichten von Kriegen und Helden, von großen Zeiten und blutigen Schlachten. Aber sie haben noch andere Lieder. Die singen sie an weichen Abenden über das Meer hin. Da kommt im Dunkel eine Barke geschlichen und wirft nur wenige Schritte vor dem Ufer den Anker aus. Drei Männer singen: Ein Tenor, eine Mittelstimme, ein Baß. Weichtönige, schwermütige Lieder, die einem ins Blut schleichen. Jedesmal brechen sie ab, wo kein Ende ist, und lassen in der Brust eine atembeklemmende Sehnsucht zurück. Und dann rasselt die Ankerkette und die Barke schleicht hinaus ins Dunkel. Niemand weiß, wer gesungen hat; niemand fragt darnach.

Aber keiner vergißt das Lied.

* * *

der Despotie anmaßte, König der Frankreicher zu sein, aus dem Gefängnis zu befreien und wieder auf den Thron zu setzen. Sie hoffen, der Prozeß werde ihnen Gelegenheit zu einem Handstreich geben. Bürger, freie Bürger eines mächtigen Gemeinwesens, erlaubt nicht, daß die Royalisten und Gegenrevolutionäre Euch aufs neue knebeln und aussaugen. Wenn ihnen der teuflische Plan glückt, die Republik, die jedem, ob reich ob arm, ob in einer Hütte oder in einem Palast geboren, mütterlich beschützt, zu stürzen, dann wehe denen, die es wagten, das geknechtete Volk von den Verbrechen eines lasterhaften Tyrannen zu befreien. Bürger, gelüstet es Euch, Eurer Heldenhaftigkeit wegen, das Schafott zu besteigen? Gelüstet es Euch, Mütter, Schwestern, Frauen und Kinder, die den Sohn, den Bruder, den Gatten, den Vater verlieren würden, in namenloses Unglück zu stürzen? Ja? Ich höre die Stimme einer Memme, der noch vor dem Gespenst eines Königs bangt ... Gut, Ihr Feiglinge, eilt hin, den Menschen frei zu sprechen, der Euch versklavte! Küßt ihm die Hand! Sein Leben bedeutet unseren Tod — den Tod von hunderttausend edlen Patrioten, die man schmählich im Stich läßt! — Nichts ist verderblicher als unangebrachte Milde. Lockt es Euch, den Henker Eurer Menschenwürde, dem Tapfere die Peitsche entrissen, das Marterwerkzeug wieder zu reichen? Unwürdige! Seid Ihr Hunde, die den anwinseln, der sie schlug? Nein, nein, Ihr seid Franzosen, Angehörige des erhabensten Volkes, und als solche bedenkt: „Nur die Toten kehren nicht wieder!"

„Marat ist ...", der rote Schmetterling zerballte das Blatt und der Mund schnitt eine rote Linie messerscharf in ihr Gesicht.

„Marat ist ... klug ..." vollendete Jean Baptiste und strich das zerknüllte Papier glatt. Unbeherrschte Angst lugte aus seinen runden Augen. „Uns allen, allen geht es an den Kragen, wenn Ludwig wieder zur Macht gelangt."

„Und wenn er unschuldig ist?"

„An solchen Kleinigkeiten darf man sich nicht stoßen. Marat hat ganz recht — nur die Toten kehren nicht wieder." —

Nachts träumte Polycarpe vom Zischen des Fallbeils und als er schweißnaß erwachte, klammerte er sich an die Pfosten seines Bettes. Dann sagte er laut ins einsame Dunkel: „Nur keine Furcht, Jean Baptiste, die Revolution ist wie die Pest; wer sich davor ängstigt, den packt sie am ersten. Du bist Jakobiner und die Jakobiner sind gefeit."

(Fortsetzung folgt.)

Dann kletterten wir lachend ins Boot zurück und versöhnten uns feierlich. Und ich erzählte ihm eine Geschichte, die mir eben zuflog: Über der Draga dort auf den Steinen steht ein uralter Turm. Es gibt nur Schlangen darin. Aber einmal, da wohnte ein König dort, der über die Inseln im glücklichen Südmeere herrschte.

Sein einziges Kind war ein Mädchen, Zora, die Morgenröte. Sie liebte nur das Meer. So wie die Menschen im träumenden Sonnenlande lieben: still und unendlich. Von der Klippe der Draga sah sie hinaus, wo im blaugold'nen Flimmer weit, unfaßbar weit, die weißen Segel vorüberblitzten. Von dort mußte es kommen. Aus dem Meere mußte es kommen. Einmal mußte es kommen, das Wunder. Das Wunder. — Sie schaute in das klare Wasser und gewahrte ihr Bild darin. Langsam streifte sie die Kleider ab und löste das schwere dunkle Haar, sah das Märchen ihrer Schönheit und staunte und wurde bang und froh, und ahnte und verstand nicht. Da plätscherte es an der Klippe, ein Kopf mit dunklen Ringellocken hob sich aus dem Wasser. Zora, die Morgenröte, konnte vor Schreck und Staunen kein Wort sprechen und kein Glied bewegen.

Es durchzuckte sie: Das Wunder! Das Wunder!

Der Jüngling schwang sich auf einen Stein neben ihr, strich sein Gelock aus der Stirne und lachte:

„Du machst Augen, wie der Fisch im Netz. Fürchte dich nicht, Zora, ich habe dich lieb."

Prinzessin Morgenrot zitterte und fragte langsam mit erschrockenen Augen, ohne sich zu regen: „Bist du das Wunder?" Der Jüngling lachte wieder: „Nein, du Kind, ich bin kein Wunder, ich bin nur ein Mensch wie du." — „Kommst du von da drüben?" fragte Zora und deutete schwach nach den fernen Segeln. „Von dort oder da, das gilt gleich viel. Ich bin ein Mensch und liebe dich." Er nahm ihren Arm und zog sie näher.

Aber Zora, die Morgenröte, sträubte sich:

„Was willst du tun? Du willst mein Leben!"

„Ich liebe dich, wie Menschen lieben; mehr hat diese Welt nicht!" rief der Jüngling und riß sie an sich, um ihren Mund zu küssen. „Mehr hat die Welt nicht . . .?!" Zora rang sich schreckenbleich mit verzweifelter Kraft aus seinen Armen, lief die Klippe hinauf und davon. — Aber als sie am anderen Tage an der Klippe saß, da kam der Jüngling wieder. So war es jeden Tag und Zora, die Morgenröte, freute sich schon immer auf die Stunde, da sie nach den fernen Segeln schauen und der Jüngling zu ihr sagen würde: „Ich liebe dich." Denn das sagte er immer. Zuerst hatte er noch anderes gesprochen und gelacht und gescherzt, am Ende fand er nur noch dieses

Es war ein Sommer voll Gold.

Sonnengold, Mondsilber, Meerlicht.

In den Nächten leckte das Meer an den Steinen, die Zikaden schrillten unaufhörlich. Zuweilen sang eine einsame Stimme ein einsames Lied oder eine Holzpfeife blies drei Töne. Immer dasselbe auf und ab. Ri — ri — di — — ri — ri — di — — Schiffe glitten lautlos über die ewige Fläche. Ruhige Lichter lagen da und dort.

Woher kamen sie? Wie ein Leuchtwurm kroch weit draußen ein Dampfer über das Meer. Da saßen sie nun im Rauchsalon und spielten Karten oder wälzten sich ächzend in den Kabinenbetten.

O ihr! Ich möchte euch nie mehr sehen! —

Die Tage waren still und reich. Oft lag ich allein lange Zeit im Kahn und ließ mich schaukeln. Ich fuhr im Segelboot durch die spritzenden Wellen. Pfeilschnell. Einsame Winkel habe ich gesehen so reich an Schönheitsglück wie nie zuvor. Und ich sprach mit dem Meere und es verstand mich. „Meer, du weites, stilles, ruhiges", sagte ich. „Meer, ich kenne dich, weil ich dich liebe. Meer, ich weiß, daß unter deinem glatten Spiegel tausend Leidenschaften sich bergen; da drunten schlummert der Haß und die Liebe. Tief unten glimmt es: Das ist das Begehren. Und einmal, da kommt der Sturm über dich. Dann bist du schöner denn je.

Du schlingst deine Wellenarme um die Klippen und willst sie hinunterziehen zu dir. Du küßt mit wilder Inbrunst die Ufersteine und sie bekommen Leben durch dich. Lockende Weisen singst du in stillen Nächten. Uralte Sagen erzählst du von fernen Zeiten und wilden Gewalten.

Die Menschen liebst du. Aber du mordest sie, wenn sie dir lange ins tiefdunkle Auge sehen. Du stiehlst ihnen das Herz und sie müssen ewig Sehnsucht tragen nach dir. Und du lachst wie ein Kind und tanzest voll Jugendmut über die Felsen und rufst: Fang' mich!

Die Berge sind Männer. Meer, du bist das Ur-Weib. Und deshalb liebe ich dich, denn ich bin ein Berg-Mensch."

* * *

Ich sang laut im Kahne, weit auf dem Meere draußen. Mein Freund sagte: „Was schreist du so?" Ich lachte laut und schrie noch lauter.

Mein Freund schüttelte den Kopf und fragte: „Bist du verrückt?"

„Ja, alter Esel! Heidi! Paß' auf!" Und ich spritzte ihn patschnaß an.

Da nahm er mich beim Kragen und drückte mich über die Bordwand. Ich wehrte mich so lange, bis wir beide ins Wasser plantschten.

drei Trabakel: Die „Casta Susana", die „Santa Cecilia" und der „Frankopan". Er belud sie bis an die Wasserlinie mit Knüppelholz, ließ sie langsam im Sonnenschein wie reinliche alte Damen übers Meer nach Chioggia bummeln, woher sie nach zwei Wochen, den Bauch voll Wein, zurückkamen. Außerdem hatten wir noch viele Barken und Gondeln im Hafen. Wir durften uns sehen lassen, wenn Besuch kam von der Küste her oder aus dem Lande Italien.

Wir durften uns sehen lassen.

Wo hatten sie einen, der so tauchen konnte, wie unser Paolo mit den blauen Augen und dem blonden Bartflaum? Er ist seinen Leuten durchgegangen, da sie einen Beamten aus ihm machen wollten, irgendwo droben im Festlande, wo die Menschen vom Meere nichts wissen. Beim alten Rac und seiner jungen Frau wohnte er, der blonde Paolo, in einer Dachkammer, wo die Bora jede Nacht bei ihm ist und ihm viel, viel erzählt von drüben, von der Küste mit den schweigenden Bergen im schwermütigen, heiß-schönen Lande Dalmatien, wo die Menschen so wunderbar sind, weil sie noch träumen können. Der Paolo hat es uns oft erzählt und auch, wie der alte, einäugige Rac sein Weib schlägt, weil er meint, daß sie in der Dachkammer war — und dann sprang der Paolo kopfüber ins Meer, daß man nur grünmilchige Schaumbläschen sah, bis er nach Minuten wie eine grüne Qualle unterm Wasser sichtbar wurde, auftauchte und lachend und pustend einen Seestern hochhielt, den er während des Erzählens plötzlich tief unten im Grundtang hatte schimmern sehen. Oder er holte sich einen beweglichen Polypen herauf, der sich dann saugend um seinen Arm ringelte, nahm ihn, schleuderte ihn an einen Uferstein, daß es spritzte, und lud uns lachend für Abend zu einem Brodetto ein. Dann redeten wir über probable Staatsformen und den Segen und Schaden der Republik gegenüber der Monarchie — bis er plötzlich wieder auf einen Augenblick sich einige Meter tiefer begab.

So war er, der Paolo.

Nur singen konnte er nicht.

Das konnte der Memi. Das war auch so einer. Er hatte es fertig gebracht, drei Monate in einer Postkanzlei in der Stadt zu schreiben. An einem Abend aber, als die braune Danica an der Zisterne stand und Wasser schöpfte, als der dunkeläugige Ive das Holz kleinhackte, da schlich ein Lied über das Meer. Danica ließ den Kupfereimer drunten im Brunnen, der Ive ließ die Hacke ruhen, die kleine Marica und der Perić, die im Sande spielten, liefen ans Meer und horchten und plötzlich riefen sie zu den Geschwistern hinüber: „Der Memi ist wieder da!"

eine Wort. Es war, wie wenn das Meer in weichen Nächten die großen Steine streichelt, wie wenn der laue Regen über geschlossene Blüten rieselt, es war, wie eine Stunde vor Sonnenaufgang.

— — — — — — — — — — — — —

Aber einmal, da flüchteten die Fischer eilig heim in den Hafen und versicherten die Boote und Barken. Und dann wühlte der Sturm im Meere.

Am anderen Morgen legten die Wellen einen Toten auf den Sand der Draga, gerade als Prinzessin Zora nach der Klippe eilte, um Ausschau zu halten nach den fernen weißen Segeln.

Und sie erkannte den Jüngling, kniete bei ihm nieder, streifte ihm seine Locken aus der Stirne und sah ihm in die starren Augen. Lange — lange. Dann ging sie langsam, den Kopf gesenkt, die hohe Klippe hinauf und ließ sich in die gurgelnde Brandung hinabgleiten. —

So starb Zora, die Morgenröte, die auf das Wunder gewartet hat. —

*
* *

Die Sonne war unten. Das Meer glänzte wie geschmolzenes Blei.

Ich war zu Ende. Mein Freund zog langsam die Ruder an. Das Meer leuchtete, wenn die Tropfen klingend vom Holze sprangen. Es war still. Eine Kirchenglocke fing zu läuten an.

*
* *

Im Hafen lag die Flotte von Mala wie in einer Wiege so sicher. Kam man vom Meere her, so sah man schon vom weiten die feinen Masten und Taue in Steilschrift auf den blauen Himmel geschrieben. Ein breiter Wellenbrecher zog von einer Seite der Bucht zur anderen und ließ eine schmale Einfahrt frei: zehn Ruderschläge weit.

Nahe im Meere draußen schaukelte eine gemütliche, dicke Boje, ein großer, leerer Eisenkasten mit einem Ringe dran. Das waren unsere Schutzpatrone. Den Damm nannten wir „Onkel Mul", den Eisenkasten in seiner gemächlichen Breite „Tante Boje". Die beiden sagten uns alles.

„Tante Boje" sang, wenn die Wellen kamen und „Onkel Mul" als verbissener Junggeselle wies den zudringlichen Meerweibern seinen breiten Rücken, daß sie sich zornig liefen an ihm und die Krabben ängstlich in die Höhe krochen.

Dem alten Rac, der nur ein Auge hatte, mit dem er die Falschheit seiner jungen Frau besser sah, als andere mit zweien, gehörte fast die ganze Flotte von Mala. Die Flaggschiffe wenigstens. Das waren

geflimmert hatte, wie die Sonne da drunten aus der Fischperspektive. Ja, kleine Orade, Sonne und Wunder sind nicht für jeden.

Mein Freund fluchte, wickelte zornig die Angelschnur auf, warf sie in die Barke und stürzte sich kopfüber ins Wasser. „Heute fangen wir nichts mehr“, pustete er, indem er um den Kajić herumschwamm und große Augen machte, als wollte er das Meer austrinken; und ich sagte: „Nein, heute fangen wir nichts mehr.“ Von da an lag es bleischwer in der Luft; so hat es angefangen. Es war nichts sonst, als endlose, blaue Himmelsweite und blutstockende Schwüle. So war es auch im Hafen. Lebenverlassen und sonnenbrütend.

Nur der halbblinde Rac hatte die „Casta Susana“ durch ein schweres, an den Mast gebundenes Boot schief gelegt und hantierte mit Teerpinsel und Schmierbesen hoch oben an der Bordwand. Er tat, als habe er uns nicht bemerkt. Ich aber kannte das alte Chamäleon besser. In der weiten, schattigen Küche, dem Hauptraume des uralten Steinhauses aus der Venetianer Zeit, saß Danica am offenen Herde und vernähte ein Loch an ihrem Strumpfe. „Nur nicht ins Lebendige“, rief mein Freund und lachte.

Ohne ihre Arbeit zu unterbrechen, ohne uns nur anzusehen, fragte sie gleichmütig: Habt ihr viel mitgebracht?“ Mein Freund warf unseren Fang auf den Herdrand, setzte sich neben Danica und legte seinen Arm um ihre Schultern. Sehr ruhig stach sie ihm die Nadel in den Oberarm und deutete auf die Fische: „Ist das alles?“ „Ja“, miaute mein Freund und rieb sich die verletzte Stelle, „mehr hab' ich nicht erwischt heute.“ „Und du?“ Ich hatte mir eine Bevanda zurechtgemacht und trank eben. Mein Freund sagte: „Der hat geschlafen.“ Danica stand auf, nahm die Fische und wog sie in der Hand. „Heute sind wir nur fünf“, sagte sie, „sonst hättet ihr noch einmal fahren können.“ Wo sind die andern alle?“ fragte ich.

„Der Ive ist in die Campagna geritten und kommt erst in der Nacht zurück, der Danko ist mit dem Memi heute früh hinausgefahren. Sie fischen mit den anderen Leuten aus Mala im Meer von Smergo. Morgen abends kommen sie.“ „Warum hast du uns das nicht gesagt“, rief mein Freund, „da wären wir mitgefahren . . .“ „Daß niemand daheim wäre“, lächelte Danica. „A! Deswegen! Na wart', Krabbe, das sollst du spüren, daß ich da bin!“ Er haschte nach ihr, sie lief davon, beide jagten einander durch die Küche, sie wischte ihm einen nassen Fisch ins Gesicht, er kriegte sie zu fassen, sie schrie und lachte und endlich küßten sie einander sehr herzhaft. Sie hielt den Fisch in der Hand. Ich kam mir überflüssig vor und ging. Die kleine Maritza spielte wie immer im Sande. Ich nahm sie und hob sie hoch in die Luft.

Und er war da und er ging nicht mehr, er blieb und sang und sang. — Wir durften uns sehen und hören lassen. Auch wenn wir nicht den Danko gehabt hätten, der Segel und Steuer zu drehen wußte, wo selbst einem Dampfschiff der Mut ausgegangen wäre, und den Vinko, den zarten, verträumten, der die Tamburitza spielte, wenn wir nach dem Abendessen ums offene ausglühende Herdfeuer saßen, an dem wir uns die tagsüber gefangenen Fische gebraten hatten.

Wir brauchten keine Oper, wenn Vinko spielte, wenn Danica und Memi sangen und wir alle Choristen waren. Wir hatten viel und waren reich — o ja. Wir durften uns sehen, hören und beneiden lassen. — —

* * *

Das ging so bis zu jenem Abend, der war, wie keiner vor ihm und keiner nach ihm. Ein Gott empfand Freude über die Welt und er sandte diesen Abend, von dem ich nicht weiß, warum ich ihn nicht vergessen kann. Dem Teufel gefiel's, einen Menschen zu narren, und er sandte den Abend übers Meer, der den Sturm brachte.

Den unvergeßlichen Sturm. Wir standen mit unserer Barke, als hätten wir Blei im Kiele, weit draußen vor der Punta Chiaz im glühenden Sommermittag, mein Freund und ich. Ich weiß es noch: Vom Mäusekastell herunter rief ein feines Glöckchen, daß die seidene Luft zitterte und flimmerte, und ich dachte: Wird die Sonne alle die vielen tausend blendendweißen Steine auf dieser Insel ausbrüten? Und was für Wundervögel wird's da geben? Oder werden Schlangen ausfallen? Ich wollte meinem Freunde diese meine Gedanken mitteilen. Er kauerte am Bug unseres Kajić und schien angelegentlich um das Lebensende eines Fisches besorgt, den er zu überlisten trachtete. Ich wollte nicht stören, schwieg, dachte nach, schlief ein und träumte, daß aus den Steinen Menschen wurden, so schön und heiß und steinstill und meerverwandt, wie die arme Prinzessin Zora, die Morgenröte, die auf das Wunder wartete — und wenn man den steingeborenen Menschen die Hand gab, so lächelten sie und wurden wieder zu Stein und ließen nicht los und drückten mit den harten, kantigen Händen . . . Da erwachte ich. Mein Freund kauerte noch immer unbeweglich, aber neben ihm lag ein toter Branzin — es war also etwas vorgegangen, während ich schlief; ein Leben hatte aufgehört. Ich sah dem Fische in die toten Augen. Da riß es an meiner Hand — ah, die Steinmenschen — es war die Angelschnur, die ich um die Hand gewickelt hatte; ein Fisch zerrte daran.

Eine kleine Orade. Sie sah erschreckt aus, wie Zora, die Morgenröte, als sie das Wunder in der Nähe sah, das so schön von weitem

Der Tanz begann. „Tante Boje“ hüpfte jugendlich mit ihrem dicken Leibe auf und ab und „Onkel Mul“ hatte es wieder mit den Wellen, die ihn durchaus zum Tanze haben wollten; er aber als verbissener Junggeselle wies den zudringlichen Meerweibern seinen breiten Rücken, daß sie sich zornig liefen an ihm und die Krabben ängstlich in die Höhe krochen. Der Wind spielte auf mit tausend Pfeifen und auf den schwarzen Wogen wirbelten die Seejungfrauen in weißen, leichtfertigen Schaumkleidchen toll durcheinander. —

Von der Punta Holudova wollte ein Boot herein. Wir erkannten Paolo und Vinco. Jeder saß an einem Ruder und es spritzte und plantschte, so oft sie einsetzten.

Beeilt euch, ihr!

Bald fuhr das Schiffchen in die Tiefe und war einen Augenblick nicht zu sehen, dann kam es wieder hoch, tanzte auf einem Wellenkamm und die Ruder schlugen ins Leere.

„Das ist der Paolo“, sagte ein weißhaariger Fischer neben dem alten Rac, „dem kann nichts an“.

Das Auge des Rac funkelte in böser Wut.

„Ja . . . der Paolo . . .“ knurrte er und riß zornig an dem Tau, mit dem sein „Frankopan“ angebunden war. —

Ich ging über den schmalen Laden auf den Damm, wo die Leute eben laut schreiend die beiden Geretteten begrüßten, die von einer mächtigen Welle verfolgt in den Hafen schossen. „Onkel Mul“ schmiß die Welle zurück. Paolo und Vinco troffen von Wasser, wie der Seetang im Grundnetz, als sie ans Land krochen. Zornig über das Entrinnen der Beute stürmte das Wellenheer gegen Damm und Klippen, lange Linien wütender Rappenreiter mit fliegenden, schneeweißen Helmbüschen und gezücktem Pallasch dröhnten und rasselten gegen Mauer und Wellenbrecher, wurden mit dumpfem Prall zerschmettert, hoch in die Luft geschleudert und zurückgeworfen, neue Massen stürmten über sie weg, um gleich ihnen in schäumender Wut anzurennen und zu verderben.

Es war ein Kampf, vor dem die Menschen schweigen müssen in schauerndem Ahnen der Urwelt.

Weißgraue Nebelgespenster rissen sich aus den Wolken, vereinten sich, jagten über das Meer, zerrissen wieder und hingen in flatternden Fetzen an Bäumen und Klippen. Ein rotes, zuckendes Licht brach durch die Wolken, so daß sie sekundenlang glühten. Fern, nahe und wieder verhallend, rollte ein drohender Donner nach.

Wir standen alle still. Jetzt kletterte der Rac die Eisenleiter hinauf und steckte das Licht unserer Dammlaterne an. Der Paolo sprach erregt mit einigen Fischern. Ich sah das an seiner Miene und den eifrig deutenden Händen; hören konnte man's nur in nächster Nähe.

Meerkind! Du mit den braunen Augen, du mit dem schwarzen Ringelhaar. Sonnenstrahl aus einer Welt von Schönheit und ausgeglichener Ruhe! Strandkrabbe du! Zappelndes, braunes Weiblein! Glücksfunke aus dem Feuer der Liebe! Du! Du! Ach könnte ich sein wie du!

* * *

„Tante Boje“ sang ein feines Liedchen, wie ich es noch nie gehört hatte. Ich setzte mich auf den breiten niederen Steinpfeiler, an den die Trabakel angebunden werden, wenn sie Holz laden, und hörte ihr zu. Plötzlich wuchs drüben aus den Bergen der Küste eine Wolke in den Himmel hinein, so ballig und zornig, so drohwild und herrisch, wie ein angreifender Stier. Eine dunkle Herde folgte dicht nach und stieß und drängte sich nach allen Seiten über den Himmel hin, bis die Sonne erreicht und ausgelöscht war. Dann nahm die düstere, stumme Schar vom eroberten Lande Besitz, bis auch die letzte, tiefblaue Insel, die sich noch lange trotzig gehalten hatte, im eintönigen Dunkelgrau unterging. Die Küste versank.

Aber dort, wo eben noch ihre weißen Steinberge herübergeblendet hatten, loht es jetzt fahl durch die Schwaden und ein breites flammengelbes Band scheidet den schweigenden, drohenden Himmel vom drohenden, schweigenden Meere.

Schwer atmet das bleigraue Wasser. Erlösung! Erlösung! Die Klippen stehen gespensterweiß, wie bleiche Krieger vor der Todesschlacht. Mar' morto. — Totes, lebendes Meer! Tief in deiner Wunderseele zittert alle Leidenschaft. Mar' morto. — Unerlöstes, unberührtes Weib! Mit allem, was du bist und hast, atmest du heiß dem Sturme entgegen, der rein und wild und stark wie du aus den Bergen hervorbricht und jauchzend herantollt zu jubelnder, wellfroher Brautnacht. —

Eine Möve schoß krächzend heran und schlug in der Luft einen mächtigen Haken; hinter ihr her jagte der Sturm.

Der erste Windstoß pfiff glatt über das Wasser, fuhr in den Hafen, warf ein langes Ruder, das leicht an der Hauswand lehnte, krachend auf das Steinpflaster und zertrümmerte ein loses Fenster, daß es weithin klirrte

Nun wurde es lebendig. Überall wurden eilig Fenster geschlossen, einige Fischer sprangen in ihre Boote, um sie in sicherer Entfernung von der Mauer zu verankern. Mein Freund war auch plötzlich da und spannte unseren Kajic zwischen den Eisenring an der Wand und einen schweren Ankerstein, den er an einem dicken Draht ins Meer versenkte.

Ich half mit einigen anderen dem alten Rac die „Casta Susana“ geradelegen, die Sparren binden und die Taue spannen.

Der alte Rac schrie: „Wir habem Weiber und Kinder daheim und sind alt und haben das unsere getan — — aber junge Leute — —"

Der Sturm heulte ihn nieder.

Ein giftiger Blick traf den Paolo, der, von seiner wilden Fahrt ermattet, auf dem Steinblock saß. Mein Freund und ich standen neben ihm. Plötzlich stand er auf und wir gingen. Keiner von uns redete ein Wort, wir waren schweigend einig geworden, sprangen in unseren Kajic, warfen Steckmast und Segel ans Land, hängten die Ruder ein und banden los. Die Leute riefen uns allerhand zu, was wir nicht verstanden. Ich sah gerade noch den Rac, der uns nachäugte — dann glitten wir mit einer zurücklaufenden Welle durch den Hafenausgang. Nun galt's! Meer! Nun raufen wir einen lustigen Strauß! Zeige, wie stark du bist. — Ich bin es auch! Ich hielt das Steuer. Mit beiden Armen preßte ich den Holzhebel an meine Brust und stemmte die Beine gegen die Bordwand. Das Schiffchen krachte in Planken und Rippen, die Ruder knarrten und bogen sich. Das Herz pochte mir vor Freude, mein Blut sang mit dem Sturm um die Wette ein wildes, tollfrohes Lied von der Jugend und vom Kampfe!

Kampf! Die Lippen geschlossen, die Augen geschärft, jeder Muskel gespannt, jeder Nerv lebendig und wach! Da läuft ein dunkelstahlgrüner Berg auf uns zu, hoch droben reitet auf weißem Rosse der Tod und schwingt die blinkende Hippe. Komm an! Siehst du, so halt' ich das Steuer, so weisen wir dir die Spitze! Hörst du! so lachen wir, so lacht das Leben über dich! Nun sind w i r oben! Alter! — uns bekommst du nicht!

Der Steuerbalken zerriß mir das Hemd vor der Brust, Salzwasser rann uns von Haar und Gewand, zehnmal tanzten wir hoch auf dem Kamm, zehnmal fuhren wir ins dunkle, gurgelnde Wasser. Es heulte, stampfte und brüllte um uns herum, über uns pfiff und sprühte es und tief unten dröhnte der gierige Tod. Wir schrien vor Lust. Mit jedem Ruderschlag, mit jedem Steuerzug flammte das Leben in uns auf, heiß und gewaltig und sieghaft, wie nie zuvor. Meer! Du reiches, du starkes, du wildes! Laß mich kämpfen mit dir, daß du mir Leben gibst!

*
* *

Eine mächtige Woge hob uns. Wir sahen den Trabakel einen Augenblick dicht unter uns, dann schossen wir auf ihn zu. Da setzten wir die Ruder ein, ich drehte das Steuer und dann ließen wir los und streckten die Hände dem Schiffe entgegen, um den Stoß abzufangen.

Die oben hatten uns schon kommen gesehen; sie riefen uns was zu und einer schleuderte ein gerolltes Tau nach unserem Kajic herüber, das darüber hinaus ins Meer schlug. Da hingen wir nun in gefahr-

Die Männer rührten sich nicht. Der Paolo schrie. Ich konnte ihn jetzt verstehen.

An der Punta Chiaz hätten er und Vinco einen Trabakel gesehen, der den Kurs nach Mala gehalten habe. Dann sei der Sturm gekommen. Wenn das so war — — von hier bis zur Punta Chiaz gab es nur hohe, harte Klippen, die wie Sägezähne waren; das wußte jeder.

Ich merkte plötzlich, daß außer Vinko, Paolo und uns beiden nur weißhaarige Greise und Frauen dastanden und erinnerte mich daran, was Danica gesagt hatte: Die Väter und Söhne fischten auf der Höhe von Smergo. Ein schnaubender Windstoß riß die Nebelschleier fort und zerwirbelte sie hoch in der Luft. Ein Weib rief laut und streckte die Hand aus, alle drehten sich und es war eine Sekunde lang still; auch der Sturm schwieg. Vor der Punta Haludova schwankte der Trabakel. Alle Leinwand war gerefft, nur das kleine Focksegel vorne flatterte mit zerrissener Leine im Winde.

Sie hatten uns auch bemerkt. Ein weißes Tuch flog an einer Leine zur Mastspitze empor und riß daran ängstlich und hilfeflehend, wie eine Taube, der man die Füße gefesselt hat.

Das Meer brauste hohl und ging schwer auf und nieder, die Klippen waren dunkelfeucht und voll Tang und Moos. Eine drückende Kampfpause. Die schweratmenden Gegner maßen sich vor dem Entscheidungsgange; der Trabakel hob und senkte den breiten, schweren Körper wie eine weidwunde Ente. Ein Sturmstoß zerrte von neuem in den Tauen und Raaen der Schiffe, löschte unser Leuchtfeuer aus und warf schwarze Wogen und weiße Nebel zwischen uns und den Trabakel, so daß wir bald nur noch seinen einzigen Mast mit dem unsicheren weißen Fähnchen, bald überhaupt nichts von ihm sahen, um ihn dann plötzlich wie ein dunkles Phantom mitten in Wogen und jagenden Wolkenfetzen wahrzunehmen. Der Rac fluchte und zündete die Laterne wieder an, die Weiber schrien so oft das Schiff sichtbar wurde, die Männer standen und schwiegen. Hie und da biß sich ein Weißkopf auf die Lippen, eine braune, hagere Faust ballte sich da und dort und manchmal drehte sich einer ruckartig um, in einen Kajic zu springen und denen da draußen auf ihr Notsignal zu Hilfe zu kommen. Aber jedesmal hielten andere den Entschlossenen zurück. „Du bist alt — — ja, wenn der Danko hier wäre — — oder der Memi — —“

Und die Alten senkten die harten Köpfe und waren tief zornig, daß sie nicht jung und stark waren, um ihr Leben zu wagen. „Sie können nicht herein — — sie haben ein Boot — — und es sind ihrer nur drei auf dem Trabakel — — da darf keiner weg — — und sie rufen nach uns — — vielleicht haben sie eine wichtige Post — — oder einen Schatz, den sie sichern wollen — —“

„Tuan her, dein Wisch."

„Des is koa Wisch, Zaggler — das ist ein vaterländisches Aufgebot, hat der Herr Bürgermeister gesagt, und es muß in eine jede Rubrike hineingetragen werden, das was da ist, hat der Herr Bürgermeister gesagt."

„An Woazen aa?"

„Alles Getreide — alles Troad, hat er gsagt, da werd der Woazen scho dazughörn, Zaggler."

„Tuan her, dein — dein Zettel."

„Da hascht'n Zaggler — ja, und nacha hat der Bürgermeister no was gsagt —"

„Is scho recht, es werd schon draufstehn auf dem Zettel!"

„Na, des steht net drauf auf dem Zettel — des soll i dir alloa sagn, hat er gsagt."

„Sags — aber gschwind — i hab net lang Zeit — ich muaß aufn Heubodn."

„Ja, also wer zweni auf den Zettel schreibt, der hilft zu die Engländer, die wo uns aushungern wolln."

„Dumms Zeug."

„Ja, und der is a Schand fürs Deutsche Reich, hat er gsagt."

„Dumms Zeug."

„Ja, und der werd eingsperrt."

„Ha?"

„Eingsperrt wirst, hat er gsagt."

„Was, eingsperrt sollt i wern, du damischer —"

„Na, na, Zaggler, nur wennst zweni naufschreibst, sonst net, hat er gsagt."

„I schreib nauf, was recht is — und recht is, was i mag — so, des kannst deim Bürgermeister sagn — war no schöner — mei Woazen is mei Woazen — und da hat si neamd neizmischn — und überhaupt, als obs auf meine paar Feserln Woazen ankomma tät, des is ja zum Lacha."

„Des is net zum Lacha, Zaggler — wenn des jeß a jeder im Deutschen Reich sagn tät, Zaggler —"

„I bin net a jeder, Gmoadiener, des kannst dir merka — i bin der Zaggler — und jeßt machst, daß d weiterkimmst — i muaß aufn Heubodn . . ."

* * *

voller Nachbarschaft der Schiffsplanke, an der wir jeden Augenblick zerschellen konnten. Wir zogen uns an den Trabakel heran, soweit es ging und streckten die Ruder aus.

Der Mann, der das Seil geworfen hatte, beugte sich über die Bordwand und schrie zu uns herunter, wir sollten das Kind des Kapitäns retten. Er und seine Söhne wollten bleiben — aber das Kind des Kapitano — —

Der Sturm riß ihm die Worte vom Munde weg. Er verschwand und kam mit einem jungen Mädchen wieder, welches völlig in Tücher gehüllt war, an denen der Wind zerrte. Er streifte ihr mit der Hand über den Kopf, machte ein Kreuz auf ihre Stirne und schlang das Seil um ihren Körper. So sandte er sie zu uns herunter und wir fingen sie auf. Unser Kajic war voll Wasser; wir konnten zu viert nicht zurück. Da nahm der Paolo beide Ruder, mein Freund kletterte am Seile empor auf den Trabakel und wir stießen uns in die Wellen zurück.

Der Paolo war völlig matt; ich hielt mit einer Hand das Steuer und half ihm mit der anderen rudern. Das Mädchen stieß plötzlich meine Hand vom Steuer und sagte: „Das will ich.“

„Kannst du das auch?“ fragte ich. „Ja“, und sie drängte mich vom Steuer weg.

Da nahm ich das zweite Ruder. Das Mädchen sah ins Meer, nahm jede Welle fest ins Auge und parierte sie so ruhig und sicher, daß wir beide staunten. „Du steuerst ja wie ein Pilot“, rief der Paolo.

Sie verzog keine Miene und sah in die Wogen. Der Sturm schien abzuflauen, die Stöße waren nicht mehr so wild. Auf dem Molo winkten und schrien die Leute von Malá, der Wind zauste dem Mädchen am Steuer das Tuch vom Kopfe und wühlte in ihren dunkelbraunen Haaren. Sie schaute unverwandt ins Wasser. Wir schwiegen.

(Fortsetzung folgt.)

Weizen.

Von **Fritz Müller.**

Herr Matthias Zaggler zu Hause?“

Oben krachte eine Diele. Am Treppenabsatz erschien ein dünnes, altes Bäuerlein:

„Red net a so hochdeutsch, Gmoadiener — wos hascht?“

„A jeder muaß sagn, was er an Troad hat, bis aufs letzte Pfund, verschtehst, Zaggler?“

Was war das gewesen? Der Weizen hatte ihn ersticken wollen? Sein Weizen — ihn?

Aber brav und still lag der Körnerhaufen wieder da.

„Mei Woazen — o, mei Woazen . . .“

*
* *

In dieser Nacht und in den beiden nächsten geschah es, daß der alte Zaggler zu nachtschlafender Zeit den Ochsenschecken einspannte — so behutsam und so lautlos wurde der noch nie geschirrt — und mit einer dunklen Fracht ins Feld hinausfuhr. Kaum, daß die Räder knarrten auf dem regenweichen Boden. Nur die Kathi, die alte Dienstmagd, wurde einmal munter. Schlaftrunken öffnete sie ihr Kammerfenster:

„Is was los? Muaß i n altn Zaggler ruafn?“

„Halts Maul, der bin i selm —“

„Soll i komma, Bauer?“

„Schlafen sollst — des da heruntn geht di nix an — hascht verschtandn?“

Draußen ging der lichtlose Wagen nur noch an einem Hause vorbei, bevor er ins Feldfreie kam. Es war dem Bachhiesl sein Haus.

„Staad, Scheck, staad“, flüsterte der alte Zaggler an des Ochsen Seite. Von der Seite sah er im Halbdunkel, wie das Maul aufging, um zu brüllen. Da hielt er es blitzschnell mit beiden Händen zu:

„Obst staad bist, du Malefiz — grad beim Bachhiasl täts eahm einfalln, dem Malefiz.“ Verwundert ließ es sich der Ochs gefallen und versparte sich das Brüllen für die Felder draußen.

Weit gings hinaus. Spät und knapp vor Morgengrauen kam der alte Zaggler zurück. Sein Wagen war leer.

*
* *

„Das ist recht, Zaggler, daß du deinen Bogen selber bringst, bevor er abgeholt wird.“

„Ja, Bürgermeister, da haschtn — woaßt, i hab net viel Zeit — adiä.“

„Wart' nur, Zaggler, bis ich ihn ein wenig durchgesehen habe, du hast also nur Weizen, Zaggler, nicht wahr?“

„Ja, was halt draufsteht, also jetzt adiä.“

„Zaggler!“

„Jesses, was gibts denn no, Bürgermeister?“

„Zaggler, du weißt doch, warum das Getreide im ganzen Lande beschlagnahmt und aufgenommen wird?“

„Jojo, sie redn ja von nix anderm im Dorf.“

Der alte Zaggler turnte die steile Treppe zum Heuboden hinauf. Dabei redete er zu sich selbst.

„Dumms Zeug — Troad is Troad und koa Papier — der damische Bürgermeister tuat ja grad a so, als ob i mein Woazen an die Engländer liefern tat — so was dumms — herin bleibn tuat er ja sowieso im Land — und ob er nacha da liegt oder da, des kann dem Bürgermeister ganz gleich sein — und vielleicht genga s später do noamol in d Höh mit die Woazenpreis — nacha is scho besser, i hab mein Woazen no da, anstatt daß er scho gmohln is, irgedwo — und überhaupts, den möcht i erst kenna lerna, der wo dem altn Zaggler Vorschriftn macha derfet wegn seim Woazen — neidi sans mir halt allemiteinand, weil i in dem Johr den schönstn und den meisten Woazn ghabt hab — ja ja, des ists, neidi sans, und der Bürgermeister aa — mecht net wissn, was der mit dem druckten Wisch tat, wenn er nur viertels soviel Woazen hätt als wie i, und nur an halbert so schönen — mecht net wissn . . .“

Dann stand der alte Zaggler vor seinem Weizen. Still und andächtig stand er vor dem großen Körnerhaufen. Seine runden Greisenaugen glitzerten. Es kam ihn die Versuchung an, mit seinen dünnen Händen in die goldene erstarrte Rieselflut hineinzugreifen. Da raschelte etwas in seiner rechten Hand. Es war der Schein für die Bestandsaufnahme, den er mitgenommen hatte.

„Jesses, der Wisch, der damische!“ Er ließ ihn fallen. Dann bückte er sich zum Körnerhaufen herab. Aber da wurde es ihm seltsam schwindlig. Wars der Korngeruch? Nein, das Alter wars. Es hatte ihn schon oft gepackt in diesem Jahr, dies plötzliche Schwindligwerden.

Er stolperte, schwang seine langen, dürren Arme ungewiß, wie zwei schlenkernde Dreschflegel, und fiel der ganzen Länge nach ins Korn. Nein, ohnmächtig ward er nicht. Nur ein bißchen dasig. Er hielt sich ganz still. So, jetzt konnte er wieder alles überdenken, jetzt wieder aufstehen. —

Aber er stand nicht auf. Es war ihm auf einmal sonderbar wohlig in dem Getreidehaufen. Langsam und sachte fühlte er den knochigen Körper tiefer in die weiche Flut sinken. Er hatte nichts dagegen. Nichts dagegen, daß die erstarrte Körnerflut lebendig wurde, nachgab, aufquoll, über ihn rieselte, schmeichelnd an seinem harten Bauernkopf heraufstieg. —

„Mei Woazen — o, mei Woazen . . .“, murmelte er und machte eine eckige, liebkosende Bewegung. Aber damit sank er noch tiefer.

„Mei Woazen — bwbw!“ Die sanfte Körnerflut war ihm übern offenen Mund gestrichen. Er stemmte sich fest und stand erschrocken auf.

Wochen gingen in das Land. Alles ging im Dorfe das gewohnte Gleise. Nur daß beim Bachhiesel einmal erzählt wurde, man habe den alten Zaggler neulich an einem g'schlag'nen Werktag' heimlich in der Kirche knien seh'n.

„Was?" hieß es, „unser Nachbar, der Zaggler, in der Kirch? Daß i net lach — da müaßts euch doch verschaugt ham."

„Verschaugt oder net verschaugt — wenn er in der Kirch gwesn is, wo er no nie war — ja mei, nacha werd ers halt scho nötig ham, der Zaggler."

Der alte Zaggler ließ jetzt oft die Arbeit plötzlich liegen. Es trieb ihn hinaus, irgendwohin.

Einmal klopfte er beim Bürgermeister an:

„Nix für ungat, Bürgermeister, aber i hab ghört, daß man s Gold umwechseln soll gegen Papier?"

Der Bürgermeister sah ihn merkwürdig groß an.

„Und da bring i also nacha elfhundert Mark Gold."

„Schön, Zaggler — hier habt ihr einstweilen einen Schein, das Papiergeld geht euch übermorgen zu."

„Adiä, Bürgermeister."

„Adiö, Zaggler — es ist schade, daß man weder aus Gold noch aus Papier Brot backen kann. Findet ihr das nicht, Zaggler?"

„Jojo, sell is schad — werd aber scho so sei müaßn, Bürgermeister, weil d Leut sonst Goldstückln aufn Acker zum Wachsn pflanzen taten."

*
* *

Und dann war er noch einmal beim Bürgermeister.

„I mecht wieder an Teil von dem Papiergeld bringa, Bürgermeister, des wo ihr mir neuli eingwechselt habt."

Tut mir leid, Zaggler, aber zurückwechseln kann man's nicht mehr."

„I wills net umgwechselt ham — i mechts herschenken — fürs Rote Kreuz, oder wie mans hoaßt, Bürgermeister."

„Das ist schön von euch, Zaggler — es wird den Verwundeten zugute kommen."

„Also nacha is scho recht."

„Den Verwundeten, Zaggler, nicht den — den Hungrigen."

„Ja mei, Bürgermeister, man kann net alles auf einmal ham — oans is wichtiger als wie s andere.

*
* *

Von da ab ging der Zaggler nicht mehr zum Bürgermeister. Aber häufig sah man ihn draußen auf dem Hochmoor um die Felder streichen.

„Und ihr behauptet also auf diesem Bogen, daß ihr zwölf Zentner Weizen habt, zwölf Zentner, Zaggler!"

„Werd scho so sei — also jetzt adiä."

„Zaggler! Wo habt ihr den — den andern Weizen?"

„I hab koan andern — laßts mi jeż endli amal in Ruah."

„Zaggler, andere geben ihre Kinder gegen eine Kugel her fürs Vaterland, und ihr gebt nicht mal eueren Weizen gegen teures Geld!"

„Aber i kann do net mehra hergebn, als was i hab, Bürgermeister, wenn i halt den andern ver — verkauft hab."

„Zaggler, denkt an die Kinder unsres Dorfes, die jetzt draußen auf den Schlachtfeldern —"

„Mei Woazen san aa Kinder, Bürgermeister — pflanzt hab i n, garbeit hab i dran, gernt hab i n — laßts mir mein Ruah."

„Zaggler, ihr habt noch was anderes vergessen auf dem Bogen!"

„Jesses, was denn no?"

„Eure Unterschrift — hier, unterschreibt!"

„Also, in Gottsnammen, her mit der Feder, Bürgermeister."

Die Feder spritzte, die Feder sträubte sich. Zittrig und verbogen stand es doch auf dem Papier: Zaggler.

„Kann i jeż endli gehn, Bürgermeister?"

„Geht, wohin euch euer — euer Gewissen gehen läßt, Zaggler."

„Mei Gwissn is mei Sach, Bürgermeister, verschtandn?!"

„Doch nicht ganz — auch die Feldschandarmen werden sich demnächst für dasselbe und für euern Weizenvorrat interessieren, Zaggler."

„Was hast gsagt, Bürgermeister? D Schandarmen, hast gsagt — laß s nur kemma — der alte Zaggler und sei Woazen ham no nio an Schandarmen gfürcht — dessell kannst dir merka, Bürgermeister!"

Als er die Straße weiterging, schwankte er. Nicht vom schlechten Gewissen gestoßen. Sondern das alte Schwindelgefühl hatte ihn wieder gepackt. Der Bürgermeister sah ihm nach. „Lump!" hatte er sagen wollen, aber „Armseliger Kerl!" kam es heraus.

*
* *

Der alte Zaggler behielt recht. Als die Landgendarmen durch das Dorf gingen, um die Getreidebestände mit den Angaben in den Listen zu vergleichen, brauchte sie der Zaggler nicht zu fürchten. Zwölf Zentner Weizen waren in der Scheune, aufs Pfund genau zwölf Zentner. Und wie sie auch gerade in diesem Hause vom Keller bis zum Giebel suchten, nicht ein Weizenkorn fanden sie mehr.

*
* *

Wieder wie damals schlugen zwei lange, dünne Menschenarme wie Dreschflegel ins Getreide, schlug ein alter, ausgemergelter Körper hin in den Weizen, der jetzt lebte und leise krabbelte und krabbelte . . .

*
* *

Seit vielen Wochen war der alte Zaggler im Dorf verschollen. Niemand, der von ihm was wußte. Alles Forschen war vergebens.

Bis eines Tages schreckensbleiche Kinder vom Hochmoor in das Dorf heruntergestürmt kamen: In einem Stadel läge ein weißes Gerippe unter leeren Weizenhülsen.

Der verspätete Frack.

Von **Fritz Stüber-Gunther**. Nachdruck verboten.

Herr Maximilian Kreindl, eine von den zahllosen minder wichtigen — ja, wie manche Leute behaupten, sogar ganz überflüssigen — Stützen des Staatsgebäudes, war bei seinen Amtskollegen ebenso wenig beliebt, wie er sie liebte. Wenn das Schicksal unsern Maximilian Kreindl gefragt hätte, ob er mit dem zwar ruhigen, aber auch sehr bescheidenen Platze, den es ihm angewiesen, zufrieden sei, er hätte dem Schicksal ins Gesicht geschrien: Nein! Indes das Schicksal, rücksichtslos und von sich eingenommen, wie es bekanntlich ist, pflegt solche Fragen überhaupt nicht zu stellen.

So war Herr Kreindl, der nicht einmal eine liebende Gattin sein eigen nannte, darauf angewiesen, über die zweifelhafte Güte und mögliche Verbesserung des ihm bescherten Loses mit sich allein zu Rate zu gehen. Je häufiger und gründlicher er dies tat, desto mehr festigte sich in ihm die Überzeugung, daß er zu was Höherem als zum Rubrizieren und Laterieren, Mundieren und Kollationieren geschaffen sei. Im Amte tat er notgedrungen, verdrossen und schweigsam seine Pflicht. Sobald jedoch die Uhr das Ende der Amtsstunden schlug, dann zog Herr Kreindl mit dem anderen, besseren Rocke auch einen anderen, besseren Menschen an, einen Menschen, der zu Faszikelschmutz und Aktenstaub keine Beziehungen mehr hatte, dafür aber nach Beziehungen zur feinen Welt heiß und innig strebte.

Ja, in die vornehmen Gesellschaftskreise, denen er nach Abkunft und Beruf ungefähr so nahe stand, wie ein Pfeifendeckel einem General der Kavallerie, in diese vornehmen Gesellschaftskreise durch ein Hintertürchen einzudringen, das war Herrn Kreindls Sinnen und Trachten. War er

„Was er nur hat da draußen, der Alte!“ sagten sie beim Bachhiesel.

Einer zeigte nach der Stirn.

„Ja mei“, sagte ein anderer, „er wird halt alt — lang wird ers kaum mehr damachn.“

Zu derselben Zeit ging der alte Zaggler übers Hochmoor. Es war eine weltverlassene Gegend. Und für gewöhnlich kam der Alte nur alle heiligen Zeiten einmal herauf. Aber seit Wochen trieb es ihn da fast jeden zweiten Tag herum.

Scheu ging er dann in weiten Bögen um einen halb verfallenen Feldstadel. Aber hinein ging er nicht. Niemals. Es sah aus, als wollten seine langen Beine im Zickzack jedesmal ein neues Netz um diesen alten Stadel zieh'n und knüpfen. Und wenn das geschehen war, so ging er wieder heim.

Heute war es anders. Wieder hatte er sein unsichtbares Netz geknüpft. Wieder war er umgekehrt. Aber auf einmal hatte es ihn zurückgerissen. Spornstreichs war er über die Moorwiese gelaufen, schnurgerade auf den alten Stadel zu. Die Greisenaugen glitzerten, die Adern auf der lichten Bauernstirn schienen hochgeschwollen. Unregelmäßig hämmerte das Herz ihm unterm Kittel. Aus seinem Munde quoll es in die herbsüße Frühlingsluft:

„Mei Woazen — o, mei Woazen . . .“

Und zehn Schritte vor der Stadltüre wehte ihm die Erinnerung durchs Blut, wie er damals auf dem Boden so wohlig in der Weizenflut gelegen hatte. Deutlich schrillte ihm dasselbe Verlangen wieder durch den Sinn:

„Mei Woazen — o, mei Woazen!“

Da hatte er die Türe aufgestoßen. Muffig und feucht schlug es ihm entgegen. Er achtete nicht darauf. Über ein Brett und eine Stufe stolperte er — ah, da lag er ja, sein Weizenberg, sein gold'ner, großer Weizenberg!

Ein später Lichtbalken fiel durch die Oberlichte herein und zeichnete einen hellen Kreis auf den Weizenberg. Da — was war das? Der Lichtkreis rührte sich. Der Lichtkreis schien sich zu heben und zu senken.

Nein, nein, das war der Lichtkreis nicht. Das war der Weizen. Sein Weizen atmete. Sein Weizen war lebendig geworden. Sein Weizen krabbelte. Sein Weizen, der ganze Weizenberg schien sich an ihm heraufzutasten: „Komm — komm zu uns . . .“

„Jesses — der Wurm — die Maden — Jesses, mei Woazn, mei Woazn!“

seiner Gefühle auf die mit bebenden Lippen gestammelte Erklärung herabzudrücken, daß es ihm „ein riesiges Vergnügen und eine außerordentliche Ehre sein werde . . .“

Am folgenden Abende pünktlich um halb 8 Uhr stand er mit hundertsechzehn Herzschlägen in der Minute vor der Tür des Fabrikanten, wo ihn ein glattrasierter, goldknöpfiger, weißbehandschuhter Diener empfing. Herr Kreindl hatte sich natürlich äußerst fein gemacht, er trug ein dunkelblaues Jakett, bunte Modeweste und graugestreifte Hose. Wenige Amtskollegen, sagte er sich im Stillen, wären imstande gewesen, so elegant zu erscheinen. Desto peinlicher berührt war Herr Kreindl von dem spöttischen Blick, mit dem ihn der Lakai blitzgeschwind von oben bis unten maß.

Im selben Augenblick aber tat sich auch schon die Salontür auf, und der Hausherr kam ihm mit erfreuter Höflichkeit entgegen. Und — Herrn Kreindls Puls sank augenblicklich auf achtundfünfzig. Wie sah sein Gastgeber heute aus: Auf der blütenweißen Brust strahlende Diamantknöpfe, in Lackschuhen, tiefausgeschnittener Seidenweste und im — Frack, an dessen linkem Aufschlag ein ausländischer Verdienstorden blinkte! Herr Kreindl war paff. Der Herr Handelskammerrat usw. schien es nicht minder zu sein, da er seines Gastes blau-graue Eleganz erblickte. Dieser fragte mit einem gräßlich mißglückten Versuch zu scherzen: „Oho — gehen Sie vielleicht nachher noch auf den Hofball, Herr von Hintersteiger?“

Der andere aber erwiderte mit niederschmetternder Kühle: „Wieso? Nachher geh' ich natürlich schlafen!“

Und mit einer sehr gemessenen Handbewegung lud er Herrn Kreindl ein, in den Salon zu treten.. Der wäre am liebsten umgekehrt und davongelaufen, aber dazu war es nun zu spät. Im Salon fand er seine schlimmsten Erwartungen buchstäblich erfüllt: Die Damen, die auf den „Löffel Suppe“ warteten, in denkbar größter Toilette, die Herren ausnahmslos im Frack.

Herr Maximilian Kreindl war und blieb der einzige, der keinen Frack anhatte. Er fühlte sich wie — ja, wie fühlte er sich? Etwa wie einer, der in Schwimmhosen vor Seiner Majestät steht.

Von dem weiteren Verlaufe dieses seines ersten Auftretens in der feinen Gesellschaft, mit dem Herr Kreindl vor seinen Kollegen tüchtig zu prahlen gedacht hatte, hat er in Wirklichkeit nie ein Sterbenswörtchen erzählt. Insgeheim erinnerte er sich später mit Schaudern, daß ihm damals sein mangelhaftes Äußeres mit einem Schlage auch alle geistigen Fähigkeiten geraubt zu haben schien, so daß er während des ganzen Abends nicht mehr sagte als viermal „Mhm“ und einmal „Nein“; daß ihm die mannigfaltigen Delikatessen, die den Löffel Suppe in schier

einmal drinnen, o, dann wollte er schon dafür sorgen, daß er nicht wieder herauskam!

Das Hintertürchen wollte und wollte sich nicht finden lassen. Maximilian Kreindl wohnte in einem hochziffrigen Bezirke, sein Stammkaffeehaus jedoch lag im Mittelpunkt des ersten. Dort kamen sie regelmäßig zusammen, die reichen Kampeln, die Großkaufleute und Fabrikanten, die der arme Kreindl bewunderte und verehrte. Er kiebitzte voll Anstand und kluger Mäßigung bei ihren Tarockpartien, er machte mit Begeisterung den Aufschreiber bei ihren Billardpartien, er erntete dafür mit der Zeit manch gnädiges Scherzwort, er durfte schließlich sogar bei gelegentlichen Streitigkeiten über die innere Berechtigung eines kontrierten Pagat-Ultimo oder über die Ausführungsmöglichkeit eines besonders schwierigen „Stoßes" seine bescheidene Meinung abgeben — aber weiter in der Gunst der Mächtigen kam er nicht.

Bis eines Tages im Herbste, eines Tages, da sich Herr Kreindl fast schon ganz entmutigt fühlte, das Wunderbare geschah.

Als an diesem Tage Herr Wenzel Hintersteiger, Kommerzial- und Handelskammerrat, einer der bekanntesten Pneumatikreifenerzeuger und gefürchtetsten Königrufer der Monarchie, sich den Überrock vom Pikkolo reichen ließ, sagte er so beiläufig zu Herrn Maximilian Kreindl, der, von seinem Kiebitzamte verschnaufend, eben die Personalnachrichten des „Salonblattes" andächtig studieren wollte: „Ah so, Sie bleibn noch da, Herr Kreindl! Sonsten hätten mr nämlich a Stückl miteinander gehn können!"

„Bin schon fertig, Herr Kommerzialrat!" rief Herr Kreindl aufspringend. „Jean, zahlen! Wo is er denn, der Jean? Zahlen möcht ich! Zahlen! Sehn S denn net —? Zahlen!"

Und als sie zusammen auf der abendlichen Straße waren, da faßte der bedeutende Pneumatikerzeuger (der heute einen ganz besonders großen „Schab" im Tarock gemacht hatte) den unbedeutenden Akten- und Rückständeerzeuger, seinen Glückskiebitz, unterm Arm und sprach vertraulich zu ihm: „Mögn S vielleicht morgen auf d Nacht auf ein Löffel Suppen zu mir kommen, Herr Kreindl? Es is nämlich, nebenbei bemerkt, der Geburtstag von meiner Frau. Aber ganz a einfache Gschicht — zehn, zwölf Leut höchstens. I hab mir halt denkt, wann S grad nix Besseres vorhabn — — —"

Was konnte Herr Maximilian Kreindl Besseres vorhaben auf der weiten Welt? Was sich Schöneres wünschen als diese Einladung, die für ihn alle irdischen und himmlischen Freuden enthielt? Wenig fehlte, so wäre er dem Herrn Wenzel Hintersteiger, der, wie er nun sah, mit Unrecht als Protz verschrien war, voll Rührung um den Hals gefallen. Allein er hatte doch noch so viel Geistesgegenwart, den Überschwang

ein wenig Gitarre zupfen und „Lang, lang ist's her", sowie den „Lustigen Ehemann" von Bierbaum dazu singen. Ja, einstens hatte er sogar gehofft, mit Hilfe eben dieser Kunst sich den Eintritt in die feine Gesellschaft zu erzwingen, später hatte er allmählich darauf vergessen. Aber auf welchem Wege war es dem Verein zur sittlichen Hebung der Blumenmädchen und seiner gräflichen Obmännin zu Ohren gekommen? Gleichgültig, die Tatsache genügte ihm. Und diese Tatsache war nun der zweite Weg, den ihm die günstig gesinnte Glücksgöttin zur Erreichung seines Zieles wies.

Reichsgräfin Vicki war eine Dame von entzückend liebenswürdigen Umgangsformen, die man bei flüchtigem Hinsehen auf höchstens fünfundfünfzig, bei eingehenderer Besichtigung aber auf mindestens neunundsechzig Jahre schätzte. Da Herr Maximilian Kreindl selbstverständlich ebensowenig auf Honorar Anspruch erhob wie die übrigen hervorragenden Mitwirkenden, so waren die unumgänglich notwendigen Vorbesprechungen rasch erledigt.

Der Abend des Festes war da. Und Herr Maximilian Kreindl war im Frack.

Gekauft hatte er sich keinen, dazu tat ihm doch sein Geld leid. Aber ausgeliehen hatte er sich einen — und zwar bei der größten Firma, die sich mit derlei Angelegenheiten befaßte. Trotz der ungeheuren Auswahl, mit der der Kleiderverleiher in seinen ständigen Zeitungsankündigungen prunkte, waren nur zwei Fräcke auf Lager gewesen, die zu Herrn Kreindls Gestalt so halbwegs paßten. Der eine war mit Serge gefüttert und um etliche Zentimeter zu weit und zu lang — der andere zwar unbestreitbar um eine Kleinigkeit zu knapp, dafür aber durchaus auf Seide gearbeitet, was der Geschäftsinhaber mit entsprechendem Nachdruck und Stolz hervorhob. Also entschied sich Herr Kreindl für diesen, den Seidenfrack.

Als er ihn probierte, da hatten die Ärmelausschnitte ganz unbedeutend „gezwickt". Als er ihn am Abend anlegte, da war das Zwicken erstaunlicherweise schon weit merkbarer geworden. Als Herr Kreindl aber die blumengeschmückte Treppe zum hellerleuchteten Festorte hinanstieg, glaubte er bereits vor lauter Zwicken — nicht alle Engel singen, nein, alle Teufel winseln zu hören. Und als er endlich der Reichsgräfin und den Komiteedamen seine Verbeugung machte, mußte er mit Entsetzen gewahren, daß es ihm vollständig unmöglich war, seine Arme mit lässiger Anmut am Leibe herunterbaumeln zu lassen — daß sie vielmehr in einem Winkel von 45 Grad vom Stamme wegstanden und daß jeder gewaltsame Versuch, diesen Winkel zu verkleinern, ein nervenaufreizendes Krachen in den Achselnähten weckte.

endloser Reihe vervollständigten, zehntausendfach schlechter schmeckten, als ihm jemals die zweifelhaften Würstel des Amtsgreislers gemundet hatten; daß er einmal, da er gerade ratlos und gemieden mit einer Tasse Schwarzen in der Hand herumstand, das Geburtstagskind, die Frau vom Hause nämlich, dem Herrn vom Hause zuflüstern zu hören glaubte: „Nein, das war auch eine Idee von dir!"; daß der glattrasierte Lakai, dem er beim endlichen Abschiede um Mitternacht zwei Kronen in die Hand drückte, sich's sehr, aber schon sehr gut zu überlegen schien, ob er von einem Herrn in blauem Jackett und bunter Weste überhaupt ein Trinkgeld annehmen solle . . .

Und warum zum Kuckuck hatte auch Herr Maximilian Kreindl keinen Frack angelegt?

Erstens, weil ihm nicht im Traum eingefallen war, daß man das von ihm voraussetzte — zweitens, weil er keinen besaß.

Nein, er besaß keinen. Diese Tatsache, die ihn bisher in seinen Phantasien von seiner Aufnahme in die feine Gesellschaft nicht im mindesten gestört hatte, jetzt fiel sie ihm freilich zentnerschwer auf die Seele. Aber jetzt war ja auch alles gleich. Jetzt war es jedenfalls zu spät. Die eisige Miene, mit der ihn Hintersteiger andern Tags im Kaffeehause empfing, die Beflissenheit, mit der er einen andern, sonst weit weniger beliebten und glückbringenden Kiebitz aufforderte, hinter ihm Platz zu nehmen, ließen keinen Zweifel übrig.

Da suchte sich Herr Maximilian Kreindl ein anderes Stammkaffeehaus.

Und weniger fröhliche Weihnachten, ein minder „glückseliges" Neujahr hatte er noch nie verbracht als diesmal. —

Der Winter näherte sich seinem Ende.

Da fand Herr Kreindl eines Nachmittags, als er aus dem Amt nach Hause kam, auf seinem Tisch ein sonderbar geformtes wohlriechendes Briefchen, das ihm, nachdem es in Eile aufgerissen war, folgenden Inhalt offenbarte:

„Sehr geehrter Herr!

Der Verein zur Hebung des sittlichen Standes der Wiener Blumenmädchen, dessen Präsidentin ich zu sein die Ehre habe, veranstaltet am 29. d. M. einen Unterhaltungsabend zum Besten des gedachten Zweckes. Hervorragende Kunstkräfte haben bereits ihre vollkommen unentgeltliche Mitwirkung zugesagt. Möchten nicht auch Sie, sehr geehrter Herr, etwas beitragen, indem Sie uns einige Liedchen zur Laute vortragen? Ihrer freundlichen, hoffentlich zustimmenden Erwiderung entgegensehend, hochachtungsvoll Vicki Reichsgräfin zu Palm-Schwalm."

Als Herr Maximilian Kreindl dies gelesen hatte, wurde er blaß und wurde er rot vor Überraschung und Freude. Er konnte tatsächlich

Wachsamkeit zwang. Mit ungeheurem Aufwande von Naphtalin und Zacherlin, Kampfer und Formaldehyd brachte Herr Kreindl seinen kostbaren Frack glücklich über den Juli und August hinweg. Seinen Urlaub nahm er nicht auf einmal, sondern in zwei Teilen, weil er doch nicht drei Wochen lang den Kleiderkasten ohne Aufsicht lassen konnte.

Endlich kam der September, kam der Oktober. Endlich konnte Herr Kreindl sich bei der Reichsgräfin Vicki melden lassen. Allein die hohe Dame war erst vorgestern vom Lande zurückgekehrt und daher noch zu müde. Acht Tage darauf aber hatte sie heftige Migräne. Und abermals acht Tage später leider gar keine Zeit. Da schrieb ihr der hartnäckige Herr Kreindl, wann denn wieder ein Unterhaltungsabend des Vereins zur Hebung usw. stattfinden werde? Die Gräfin antwortete: Das wisse sie nicht — vielleicht gar nie mehr, denn das sittliche Niveau der Wiener Blumenmädchen habe sich betrüblicherweise bisher allen Hebungsversuchen aufs zäheste widersetzt . . .

Herr Kreindl schüttelte verstimmt den Kopf — über die Wiener Blumenmädchen — und suchte wieder sein altes feines Stadtkaffeehaus auf. Jedoch siehe, dort war gegenwärtig nicht ein einziger Kiebitz- oder Aufschreiberposten frei. Seine früheren Gönner und Kundschaften schienen ihn gänzlich vergessen zu haben, sie taten, als ob sie ihn gar nicht kennten. Und als er am Abend den Herrn Kommerzial- und Handelskammerrat Wenzel Hintersteiger geradezu fragte, ob er ihn ein Stück begleiten dürfe, antwortete dieser:

„Dank' schön, ich fahr' mit 'n Automobil!"

Fürs Leben gern hätte Herr Maximilian Kreindl entgegnet:

„Sie irren sich, Herr von Hintersteiger, jetzt hab' ich schon einen Frack!" —

Die Zeit schritt unaufhaltsam vor, und Herrn Kreindls Sehnsucht wurde um so größer, je kleiner ihre Aussicht auf Stillung.

Da kam eines Tages ein junger Praktikant, der im Rufe eines Lebemanns stand, zu ihm ins Zimmer:

„Herr von Kreindl, möchten Sie nicht auf einen Ball geh'n? Ich hätt' eine bedeutend ermäßigte Karte für Sie!"

Herr Kreindl schnellte empor: Industriellenball, Frauenheimball, Juristenball, Technikerball? Nein, sondern nur: Maskenball beim Wimlechner . . .

Um Herrn Kreindls Mundwinkel zuckte es, erst zornig, dann schmerzlich. Zuletzt aber dachte er, daß etwas noch immer besser sei als gar nichts. Und er nahm das großmütige Anerbieten des Praktikanten dankbar an. Und ging auf den Maskenball.

Jene feine, vornehme Gesellschaft, von der er schwärmte, war das freilich nicht gerade, was er dort traf. Diesmal war er — außer

Die Frau Reichsgräfin schien ein sehr feines Ohr und äußerst empfindliche Nerven zu haben, denn sie zuckte mehrmals schmerzlich zusammen.

Herrn Maximilian Kreindls Gesangs- und Lautennummer war eine der ersten der reichhaltigen Vortragsordnung. Sie fand nicht so stürmischen Beifall, wie sich die Festgeber wahrscheinlich versprochen hatten und wie im Interesse des sittlichen Zustandes der Wiener Blumenmädchen zu wünschen gewesen wäre. Denn hatte die immer fürchterlicher werdende Enge „seines" Fracks Herrn Kreindl schon früher seelisch befangen gemacht, so behinderte sie ihn jetzt geradezu körperlich, behinderte sie die nötige Beweglichkeit seiner vorderen Extremitäten beim Lautenschlagen. Aber auch sogar die Kehle schien sie ihm, wunderbar genug, zuzuschnüren.

Er verließ das schöne Fest sehr früh.

Dem Herrn Statthalter, der voll Huld und Herablassung anwesend gewesen war, hatte man ihn nicht vorgestellt.

Und das Dankschreiben, das er eine Woche später vom Präsidium des Vereins erhielt, war auffallend kurz und sachlich gehalten.

Allein diesmal war Herrn Kreindls Mut nicht gebrochen. Anstatt sich, wie damals, als ihm der Löffel Geburtstagssuppe im Hintersteigerschen Hause so schlecht angeschlagen hatte, der Verzweiflung hinzugeben, beschloß er, nun sofort klug und tatkräftig zu handeln. Er ging zu seinem Schneider und bestellte sich einen Frack. Und wurde auch nicht in seinem Entschlusse wankend, als er die Kostensumme vernahm, die seine Schätzung weit überstieg.

„Billige Frack, bitte, hate gar keinen Zweck", erklärte ihm der Bekleidungskünstler. „Hab'n S' den Stuck g'seh'n im Josefstätte Thiate? Alsdann grußartig — zum Hinwerd'n, mehr kann ich Ihnen nit sag'n. Ise abe auch wirklich wahr — schene Frack machte ganz andere Mensch aus Mensch. Nur sitzen musse gut — nantrilich!"

Mitte März wurde der Frack geliefert, und er saß tadellos. Herr Maximilian Kreindl schwamm in Entzücken. Viertel und halbe Stunden lang stand er vor dem Spiegel. Und er wünschte mit allen Fasern seines Herzens den Tag herbei, da er sich im neuen, eigenen Frack der feinen Gesellschaft zeigen durfte.

Für diese „Saison" waren die Aussichten darauf freilich sehr gering, es ging ja schon stark auf den Frühling zu. Aber in der nächsten sollte man staunen über den anderen Menschen, der Herr Kreindl durch seinen Frack geworden war!

Den unendlich langen Sommer verwünschte er grimmig, nicht nur, weil es da keine Einladungen zu vornehmen Festlichkeiten gab, sondern auch darum, weil ihn die Schabengefahr zu erhöhter Sorgfalt und

Vergangenheiten.

Von Peter Rosegger.

Wieder einmal in meinen alten Papieren kramend, habe ich etliche Stücklein aus dem Jahre 1860 gefunden. Der siebzehnjährige Skribifex hat's wohl nicht geahnt, daß er als alter Mann jene Schreib- und Dichtübungen einmal in Druck geben werde. Jetzt tut ers, um zu zeigen, daß er immer der Gleiche war und ist, der nicht rechts und nicht links, nicht auf und nicht ab kann, der auf seiner Straßen dahinrollen muß, als wäre sie mit Schienen belegt. Innerlich war der Siebzehnjährige so fertig oder unfertig, wie es der Siebzigjährige ist; äußerlich an Schick und Form hat der Alte den Jungen ein bißchen zurechtgebogen, um die öffentliche Vorstellung möglich zu machen. Leichte Ware für den Dorfmarkt ist es, was ich hier daherbringe, mit Ausnahme des letzten Stückes. „Neujahrsnacht 1861“ nötigt mir einiges Kopfschütteln ab — ob auf und nieder, ob hin und her? Ich weiß es nicht.

Schäfers Morgenlied.

Vorüber ist die dunkle Nacht,
Bin fröhlich wieder aufgewacht.
Der mir den neuen Tag beschied,
Dem sing' ich jetzt ein Morgenlied.

Von neuem grüß' ich dich, o Welt,
Dich grüner Wald, dich weites Feld.
Die zarte Blum', der harte Stein
Soll schön von mir gegrüßet sein.

Ich war im Traum ein hoher Herr,
Doch Schäfer sein ist noch viel mehr.
So stark bin ich, so wohl ist mir.
Ich sag dir, Herrgott, Dank dafür!

Jetzt geh' ich singend in mein Haus,
Und setze mich zum Morgenschmaus,
Dann nehm' ich die Schalmei hervor
Und pfeife Gott ein Liedl vor.

Ein Liedl ihm zu Preis und Ehr,
Ich blas' es aus, ich pfeif's daher.
Der Herrgott hat sein' Freud' daran,
Daß ich ihm so schön pfeifen kann.

* * *

Der erste Schnurrbart.*

Nun hab' ich meinen heißen Wunsch
Zeitendlich doch erreicht,
Es schmiegt sich zart um meinen Mund
Ein Bartel hold und leicht.

Jetzt bin ich erst, was ich längst war,
Ein ganzer, starker Mann,
Was meinst du, Madel, steht mir's Haar
Nit wunderprächtig an?

Geh komm nur, Kadl, herzigs Madl,
Wir tanzen miteinand,
Und wenn das Ein' nit recht soll sein,
Den schmeiß' ich an die Wand.

Und jetzt, da ich als Mann steh' da,
Jetzt nehm' ich mir ein Weib,
Denn ohne Weib ist — heißt es ja —
Der Mann ein halber Leib.

(Späterer Nachsatz.)

Der halbe Leib, o weh und ach,
Ein ganzer Krüppel is.
Der ganze Mensch hat — zählet nach —
Zwei Köpfe und vier Füß!

* * *

* In zwei Fassungen vorhanden.

den Kellnern — so ziemlich der einzige, der einen anständigen Frackanzug trug, und sicherlich der allereinzigste, dem der Frack auf den Leib zugeschnitten war.

Aber gerade das schmeichelte auch wiederum unserem Maximilian Kreindl. Er war als Kavalier erschienen. Er beschloß, sich als Kavalier zu benehmen.

*
* *

Am nächsten Vormittag erwachte er erst gegen 11 Uhr, in seinem Bette zwar, aber ohne Ahnung, wie er dorthin gekommen war.

Seine Haare schmerzten ihn, sein Kopf dröhnte, seine Kehle war rauh.

Vor ihm auf dem Stuhle aber lag, schlaff und traurig wie ein erschlagener Edeling, zerknüllt und zerknittert wie eine auf der Flucht verlorene, in den Kot getretene Fahne — sein neuer, teurer Frack. Von einer schlimmen Ahnung erfaßt, sprang Herr Maximilian Kreindl vom Bette auf ihn zu und entfaltete ihn und suchte ihn glattzustreichen: Da merkte er, daß den linken Ärmel ein handgroßer Fleck zierte, dessen braune Farbe und scharfer Duft ganz unzweifelhaft auf Rindsgulasch hindeuteten; und ehe er sich von seiner Bestürzung erholt hatte, merkte er weiters, daß mitten durch den rechten Schoß ein rundes Löchlein ging, daß jemand mit einer brennenden Zigarette gebohrt haben mußte . . .

Da durchzuckte Herrn Kreindl blitzartig die Erkenntnis, daß das Glück, wem es einmal vergeblich den Finger gezeigt, nur selten noch einmal die Hand reicht — wenn er aber auch dann nicht geistesgegenwärtig einschlägt, zum drittenmal gewiß nicht wiederkehrt.

Vernichtet sank er aufs Bett zurück, als plötzlich vom Hof herauf gedämpft aber melodisch ein Ruf an sein Ohr drang:

„Handlee! Handleeee!“

Herr Kreindl riß das Fenster auf und winkte.

Als der Handelsmann gekommen war, zuerst die allgemeine Lage überschaut, dann den Frack mit dem Fettorden und der Brandwunde aufmerksam geprüft hatte, sagte er mit trüber Enschiedenheit:

„Fünef! Nicht a Heller mehr, so wahr ich leb'! Schuft mein Name, wenn ich mehr geben kann als fünf Kronen!“

Zwei Minuten später trug er den Frack davon. Vielleicht aber hätte er sich doch bewegen lassen, noch eine Krone draufzulegen, wenn er gewußt hätte, daß er um einen solchen Spottpreis auch Herrn Maximilian Kreindls Hoffnung, in die höheren Kreise, die vornehme Gesellschaft zu kommen, unwiederbringlich mit sich fortnahm.

Aftn kemen s z raffn. Da Baur gibt n Wirt a Watschn, da Wirt geht klogn, und n Bauern kost die gonz Zech fünf Guldn fünfafunfzg Kreuzer. —

— Dieses Schelmenstückel kann nur der nordoststeirische Landmann verstehen, der weiß, daß kleingeschnittenes, gekochtes Tiereingeweide Gschnoadl (Geschneidel), auch Fleck heißt, daß man Eierkuchen Straubn oder Schöberl nennt und daß man unter Watschn eine tüchtige Ohrfeige meint.

Ja ja, um jenes Waldbauernbuben alte Geschichten zu verstehen, muß man Bauernwissenschaft haben.

* * *

Der Mauschl.

Der Hausierer in die Stube tretend: He, liebe Leuteln beisamm, da is er wieder, der Schleiderer-Mauschl! Heut han ich Schätze! Seidentücheln, Taschenspiegel, Rockzeug, Haarkampeln, Hosentürlknöpfe, Schönheitspflaster! Kaufet. Glückstag heut, kaufet!

Der Bauer: Brauche nix. Han ka Geld nit.

Hausierer: Nie wieder kommt euch der Mauschl so wohlfeil. Alt ist er, braucht nix mehr. Liebe Leutln beisamm, ihr sollt sein Erbe sein. Schauet doch nur einmal her. Kapitaler Hosenzeug. Pariser Mode. Neunzig Jahr lang hält ers! hundert rundweg könnt ich sagen. Bewahre, schwindeln tut er mit, der alt' Mauschl.

Bauer betrachtet und betastet den Hosenstoff: Wos er eppa tat kostn?

Hausierer: E leichtsinniger Strick bin ich. Um den halben Wert. Sechs Gulden!

Bauer wendet sich weg: Warum nit gor!

Hausierer: Was? Zu teuer?! Gott Abrahams, da hört sich alles auf! Will rasch einpacken. Der Bauer will die Stube verlassen. Der Hausierer noch einmal: Gescheiterweis, Gutsherr, was gebt ihr?

Bauer: An Guldn, meinetwegn. Der Hausierer schlägt entrüstet den Stoff zusammen und wirft ihn auf den Warenballen. Hält plötzlich inne und ruft dem Bauer nach: Zu meinem Unglück, Vetter, bin ich heut' in euer Haus getreten. Mich zwingt was. Um fünf Gulden habt ihr den Zeug. Nicht um einen Faden drunter. Ihr solltet doch nicht gar so hart sein auf einen armen, alten Mann!

Bauer wendet sich an der Tür halb um, während er den Fuß schon über die Schwelle setzt, sagt er zurück: An Guldn funfzig Kreuzer.

Hausierer: Wegen ein andersmal. Daß mir a Geschäft machen. Und schleudert den Hosenstoff auf den Tisch.

* * *

Drei!

Ein Dirndl hast du, das dich liebt,
Ein Dirndl hast du, das dich haßt,
Und eines, das ist schwer betrübt,
Weil du, Fallot, drei Dirndln hast.

* * *

Im Wirtshaus.

Bauer: Muaß schon a wenk in d Stubn gehn.

Wirt: Kimm na, kimm. Wos mogst denn? Rindfleisch? Bratl? Schweinernes? Fleck?"

Bauer: Fleck, wanst host. Gib mar a por."

Wirt: A Purzion?

Bauer: Gibst purzionweis? Guat. Ober schöne!

Wirt: Wos zum Trinkn? Guldnwein?

Bauer: A Seidel Guldnwein. Is ma recht.

Der Wirt bringt Wein und geschnittenes Eingeweide: Do sein Fleck.

Der Bauer macht große Augen: Wos? Dos sulln Fleck sein? Das is doh a Gschnoadel.

Wirt: Na jo. Mir hoaßn's holt Fleck. Woaßt dann däs nit?

Bauer: Du Holbnorr! Hosnfleck brauchad ih. Siahst as denn nit, wia j scha luckad is, mei Hosn ban Knia? Fohr oh mit n Gschnoadl!

Wirt: Guat, so trog ih d Fleck wieder weck. Mogst a Schöberl?

Bauer: Host oans übri? Is ma recht, a Schöberl konn ih brauchn. Ba mir is s Heu kluag worn.

Der Wirt geht und bringt einen Eierkuchen. So, do is s Schöberl. Guadn Abadit!

Bauer: A na. Straubn hon ih koani bstellt. A Heuschöberl brauchad ih.

Wirt trägt die Eierspeise wieder ab.

Bauer: Na, do in dem Haus is scha gor nix Brauchbars zan hobn. Trinkt den Wein aus. — Zohln, Wirt. A Seidl Guldnwein hon ih.

Wirt: Is zwölf.

Bauer: Zwoa Semmeln.

Wirt: Is siebzehn. Kipfel koans?

Bauer: Na. Kipfel koans.

Wirt: Is zwoanzg. Nochher a Purzion Fleck is vierzg und a Schöberl is fünfafunfzg.

Bauer: Himi saggra, s Gschnoadl und d Straubn hon ih jo nit gessn!

Wirt: Geht mih nix on. Ongschofft host as und ih hon das auftischt.

Neujahrsnacht 1861.

Was würden alte Leute sagen,
Die einst gelebt in fernen Tagen,
Wenn sie erstünden vom Umnachteten?
Ach, sie müßten arg erbeben,
Wenn sie dieses neue Leben
Der Jetztzeit recht betrachteten.

Das Jahr 1861 kommt als junger Mann hervor.

Das Jahr 1361 tritt als Greis auf und spricht: Gelobt sei Jesu Christ!

1861: Ghorschamer Diener. Sag mir, wer du bist.
1361: Fragen werde ich. Bist denn du kein Christ?
Mein Gruß, der kommt vom Herrn!
1861: Dein Gruß, mein Freund, ist nicht modern.
1361: So sag mir erst, wo ich denn bin.
1861: Die schöne Stadt hier heißt man Wien.
Siehst du nicht den Stephansdom?
1361: O Wien, wie bist du fromm!
1861: Spotte nicht, wir haben viel gelitten.
Haben gegen Türkenfeind gestritten.
Erlebt auch Pest und Hungersnot.
1361: O helfe euch der liebe Gott!
1861: Und so wie alles ist gewesen,
In Romanen steht es schön zu lesen.
1361: Was heißt Roman?
Dergleichen zeigt die Chronik an.
1861: Wir lesen nur Romane. Die berichten der Spektakel viel, und Liebsgeschichten,
Von Laura mit dem heißen Mund
Dann mit dem weißen Busen, und —
1361: O schweigt, derlei kann Unheil stiften.
Wir schwiegen's tot —. Es war zu dumm.
1861: Ach, schade drum!
1361: Und ihr erzählt's in öffentlichen Schriften!
Wir taten derlei jungen Leuten stets verwehren.
1861: So müssen wir's der lieben Jugend lehren.
Bedenket nur, des Weibes roter Mund,
Er ist des Mannes wichtigster Befund.
1361: Was andres nun. — Was ist doch dort,
Es kommt von Stell zu Stell, von Ort zu Ort.
Fast gleicht es einem schwarzen Drachen.
Es schnaubet Rauch, es speiet Feuer aus dem Rachen.

Unschuld.

Wußte kaum von Lieb' und Scham,
Als ich schon ein Kind bekam.
Ich dachte hin und dachte her,
Wie dieses Glück denn möglich wär'.
Ich frage meinen Busenfreund,
Was er denn von der Sache meint.
Da wird er rot und kehrt sich um.
— Ich glaube fast, er weiß darum.

* * *

Die heilige Stunde.*

I.

Du siehst an dem Sterben dein trostloses End',
Weil es, wie du meinst, von der Menschheit dich trennt.
Ich seh' in dem Tod den mächtigen Freund,
Der ganz mich, urheilig mit der Menschheit vereint.
Das Leben zerstreut uns in tausend von Pfaden,
Das Glück wie die Not führt zu fremden Gestaden.
Das Einzige, was du mit jedem gemein:
Das Sterben, das Sterben — das Sterben allein.

II.

Wenn die Stunde kommt, die eine,
Die hochheilige, die ich meine,
Will ich nicht in dunkler Kammer,
Bei viel dumpfem Weh und Jammer
Hinverstreuen meine helle,
Meine sonnendurstige Seele.
Frei in Luft und lichten Fernen,
Unter Sonnen, unter Sternen,
Möcht' ich vollbewußt noch sehen,
Und dann unbewußt vergehen.

* * *

Narreteien.

Der Bladerer Plosel hat von der Seinigen folgende Gratulation erhalten:

„Libester Plosl du!

Ich grise dich und wische dir an Haufen Glick za dein Nomensdag. Selm grigst fon mir a neige Budelhaum. Awer dissen Brif dafst nich friher lesen, als biß der namens Dag kumb, aftn dafstn lesen.

Die deinige — weißt e."

*

Betrachtung eines Lehrbuben.

Unsere Uhr geht, schlagt aber nit.
Mein Moaster schlagt, geht aber nit.

* * *

* Aus späterer Zeit.

Conrad von Hötzendorf.

Dieser große Krieg hat manche Heerführer berühmt und volkstümlich gemacht, nicht nur deutsche und österreichisch-ungarische, sondern auch bulgarische und türkische; auch feindlichen Generalen, die etwas leisteten, haben wir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Um so mehr könnte man sich da wundern, daß unser Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf so wenig genannt wird und dem Volk verhältnismäßig fremd geblieben ist. Das ist aber aus mehrfachen Gründen sehr erklärlich. Die Arbeit des Generalstabschefs setzt schon tief im Frieden ein, er hat vorzubereiten und zu organisieren, aber eine solche Tätigkeit bleibt der Öffentlichkeit verborgen und man kann fast sagen: „Der beste Generalstabschef ist jener, von dem man am wenigsten hört." Auch die möglichen zukünftigen Gegner sollen ihn nicht vor der Zeit kennen lernen! Und im Krieg, der nach seinen Plänen geführt wird, tritt er scheinbar erst recht zurück, während die einzelnen Armeeführer alle Augen auf sich lenken. Die werden zuvörderst genannt, bewundert — und verurteilt. Wir sind schnell bei der Hand mit dem Verurteilen, wenn etwas mißlingt; besonders wir Österreicher ... Bei Conrad kommt noch besonders hinzu, daß er seine Person stets in den Hintergrund schiebt, daß er immer nur der Sache und nie dem individuellen Ehrgeiz dient. Doch durch das geflissentliche Hintansetzen seiner selbst begeht der Hötzendorfer vielleicht den ersten militärischen Fehler seiner an Arbeit, Mühen und Erfolgen reichen militärischen Laufbahn, denn das Volk im Hinterland begehrt klingende Namen, den Ruhm seiner Obersten, und ist erst dann von dem Wert einer Persönlichkeit überzeugt, wenn diese umstrahlt und gefeiert wird. Das macht Stimmung, und was Stimmung bedeutet, sonderlich im Kriege, wo auch schlimme, sorgenvolle Zeiten überstanden werden müssen, das weiß jeder, der die Massenpsyche studiert hat.

Daher ist das Werk eines ungenannten Verfassers, der uns das Leben Conrads von Hötzendorf schildert, um so dankenswerter.* Nun kennen wir den Unermüdlichen, der ein halbes Jahrhundert im Dienste unseres Vaterlandes steht, dessen ganze glänzende Laufbahn zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigte. Unser Generaloberst und Generalstabschef hat diese Hoffnungen mehr als erfüllt.

Er entstammt einer alten deutschösterreichischen Beamten- und Soldatenfamilie und in seinen Adern fließt auch gutes pfälzisches sowie — Künstlerblut, war doch sein Großvater mütterlicherseits, der alte Kübler, ein bekannter Maler, und hätte der junge Franz Conrad statt

* „Unser Conrad." Ein Lebensbild, dargestellt von einem Österreicher. Mit vielen Tafeln und Bildern. (Wien und Leipzig. Historisch-politischer Verlag Hugo Heller u. Cie.) Preis 2 Kronen, 1·50 Mark.

1861: Du meinst den Zug dort auf der Eisenbahn.
Hast du nicht Lust zu fahren?
1361: Danke schön, ich bleib' auf meinem alten Karren.
1861: Des Tages schneller Wagen, dienstbereit,
Er brächte rasch dich in die neue Zeit.
1361: Die neue Zeit ist viel zu klug.
Mir ist die alte Zeit noch gut genug. —
Doch sieh', was zieht dort von der Stadt
Auf hohen Stangen für ein schwarzer Draht?
1861: So wach doch auf, mein Herr, aus deinem Schlaf,
Und schau und staune nur: Es ist der Telegraph.
Da kannst du ohne Kopfzerbrechen
Zur Stunde hin in alle Weiten sprechen.
1361: Nein, ich will sehen ihn, mit dem ich red',
Die fernen Leute gehen mich nichts an,
Bin froh, wenn man mich in nächster Näh' versteht.
— Doch horch, mir ist, als ob ein Donnern wär'.
Zieht nicht am Ende ein Gewitter her?
1861: Du hörest die Kanon', die weit und breit
Dem Feind das Feuer und den Tod entgegenspeit.
1361: Wir haben in des Lebens rascher Flucht
Das Kräutlein einstens gen den Tod gesucht.
Ihr habt als Pille gegen langes Leben
Die Kugel des Geschosses uns gegeben.
Der hochberühmte Fortschritt eurer Zeit.
Ach ja, wie seid ihr heutzutag gescheit!
Könnt etwa ihr auch fliegen? Wie, mein Sohn? —
1861: Guter Freund, wir haben's schon.
Im Prater steigt noch heut' ein Luftballon.
1361: Das ist mein Fall, mein Wunsch ist's schon seit Jahren,
Ich möchte gern zu Gott in Himmel fahren.
1861: Ach, schwatz' nicht immer nach die alte Mär,
Die hast du noch von deiner Amme her.
Höre Wahrheit, wenn es dir beliebt:
Die Wissenschaft, die hat uns längst bewiesen,
Daß es keinen Gott und keinen Himmel gibt.
1361 (traurig): Ich neid' euch nicht um euer neues Glück.
Ewiglich sei meine Zeit gepriesen.
Ins Mittelalter kehr' ich froh zurück.

land zu führen — bis Hindenburg anrückte und neue deutsche Armeen. So war die allergrößte Gefahr fürs erste gebannt, und dies ist vor allem Hötzendorfs Verdienst, den man für Fehler, die gegen seinen Willen mitunterliefen, nicht verantwortlich machen darf. Was er erreichte, erreichte er mit einer Armee, wie sie eben ein vielsprachiger Staat stellt, der überdies seinerzeit an allen Ecken und Enden knauserte, worunter unsere Schlagfertigkeit litt. Umso rückhaltslosere Anerkennung verdient Conrad. Er leistete Menschenmögliches und zuweilen mehr als das.

Aber noch einmal kamen kritische Zeiten, als die deutschen und unsere Heere gegen Warschau und Iwangorod vorgingen, um dann vor weit überlegenen Kräften zurückgenommen zu werden. Wir hatten gerade Przemysl entsetzt und rückten siegreich weiter. Conrad von Hötzendorf erkannte aber die Gefahr, die von Polen her drohte, und er begegnete ihr dadurch, daß er dorthin Verstärkungen schickte, dadurch die Stellungen in Galizien so weit schwächend, daß unsere tapferen Armeen wieder zurück mußten. Der Russe besetzte fast ganz Galizien und stürmte gegen die Karpathen an, die uns zwar eine natürliche Schutzwehr boten, doch nicht genügende soldatische Kräfte zur Abwehr besaßen.

In den Karpathen entwickelte sich die größte Schlacht der Weltgeschichte und nach dem Fall der Festung Przemysl, das dem Hunger, nicht den feindlichen Kanonen erlag, wurde die Lage so kritisch, daß das angesehenste Schweizer Blatt, das uns freundlich gesinnt ist, schrieb, die Bezwingung der Karpathen durch die Russen sei nur mehr eine Frage von Tagen und Stunden. Unter Conrads genialer Leitung wankte diese Mauer nicht. Aber ewig hätten wir mit geringeren Truppenmassen der Übermacht auch nicht standhalten können. Da sprang Deutschland ein, denn unser Sieg war sein Sieg und unsere Niederlage war seine Niederlage. Die Deutschen hielten es so mit uns, wie wir es mit ihnen gehalten hatten: *Wer in Not war, durfte unbedingt auf die Hilfe des anderen rechnen.*

Den vereinigten österreichisch-ungarischen und deutschen Armeen gelang es nach den Plänen Conrads von Hötzendorf unter dem Oberbefehl Mackensens, die russischen Linien bei Gorlice und Tarnow zu zerbrechen, und nun begann der Siegeszug, der tief, tief nach Rußland hinein führte . . .

Dieser große, wahrscheinlich entscheidende Erfolg war nur zu erringen durch die gewaltige Schwächung, die Rußlands Macht in den Karpathenkämpfen erlitten hatte. Dadurch vermochten wir anderseits den tückisch angreifenden Italiener, vor dem Hötzendorf immer schon gewarnt hatte, aufzuhalten, und dadurch wurde die Besiegung Serbiens sowie die Stärkung der Dardanellenfront ermöglicht.

nach dem Säbel nach dem Pinsel gelangt, wir besäßen heute an ihm zweifellos einen hervorragenden Landschaftler, wie viele seiner Lebensgeschichte beigegebene Zeichnungen von seiner Hand beweisen. Aber es ist doch besser, daß der Hötzendorf Offizier wurde . . .

Conrads Entwicklungsgang entbehrt durchaus besonderer Ereignisse; er ist und war Soldat mit Leib und Seele und dabei ein weitblickender Geist, der die Zukunftsgefahren, die uns drohten, schon lange voraussah. Leider wurden manche seiner militärisch-politischen Pläne nicht verwirklicht, denn die Diplomaten und nicht zuletzt kurzsichtige Volksvertretungen banden ihm die Hände. Trotzdem hat er theoretisch und praktisch ungemein fruchtbringend gewirkt, und unsere Armeen, die auf drei Kriegsschauplätzen verteilt kämpfen und siegen, vermochten dies nur dadurch, daß Conrad sie ausbildete und führte. Seine organisatorischen, vorbereitenden Leistungen in langen, nicht ungestörten Friedensjahren werden erst später recht gewürdigt werden, doch schon heute wissen wir, daß jeder Erfolg im Kriege schon im Frieden erstritten werden muß. Kein Heer ist etwas von heute, sondern ist das Ergebnis stiller, harter, unsichtbarer Arbeit von Jahrzehnten.

Aber jetzt darf schon gesagt werden, daß der Plan des österreichisch-ungarischen und des deutschen Generalstabs ursprünglich dahinging, daß Deutschland zuerst mit aller Macht den Feind im Westen niederrang und bis dahin unser Heer die Russen aufzuhalten hatte. Dieser Plan konnte nicht zur Durchführung gelangen, da Frankreich von England gestützt wurde und Rußland, mit dessen längerer Mobilimachung man rechnen konnte, über alles Erwarten schnell eine Riesenübermacht gegen Galizien und Ostpreußen ins Feld zu stellen imstande war, weil es bereits zu einer Zeit mobilisierte, wo wir unmöglich die große Nähe eines Krieges auch nur ahnen konnten. Unsere Feinde waren lange schon entschlossen, über uns herzufallen, uns zu zerschmettern, und die Schüsse der serbischen Mörder in Serajewo knallten ihnen nichts weniger als unerwartet. Die Folge davon war, daß Österreichs Armeen im Osten unter der Führung des Erzherzogs Friedrich und Conrads von allem Anfang an einer erdrückenden Übermacht gegenüberstanden und nichts anderes tun konnten, als möglichst starke russische Kräfte auf sich zu lenken und sie zu binden, denn unser deutscher Bundesgenosse hatte nur verhältnismäßig geringe Kräfte an seiner Ostgrenze stehen, und es bestand somit die Gefahr, daß das östliche Preußen, Schlesien und Sachsen von den Moskowiterheeren überflutet würden, was unter Umständen eine auch uns bedrohende entscheidende Niederlage herbeiführen konnte. Da setzte nun die aufopferungsvolle Tat Conrads ein, der mit seiner Mindermacht den Russen so sehr zu schaffen machte, daß sie trotz ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit außerstande waren, einen entscheidenden Stoß gegen Deutsch-

„Ja, ja“, sagte mein Dorfpolitiker, „das ist der Wasserkrieg. Alles geht um Wasser. Die Franzosen kämpfen um den Rhein, die Russen um den Hellespont, die Türken um den Suezkanal, die Bulgaren um das ägäische Meer, die Österreicher und Italiener um die Adria, die Deutschen um den Manchekanal, die Engländer um alle Meere. Alle geben Blut für Wasser. Alle sind überzeugt, daß ihnen Wasser den Sieg bringen wird, und manchem wird der Sieg zu Wasser werden.“

Der jetzige Krieg, einer noch unverstandenen Zeit entsprossen, ist unerhört neu. Vielleicht führt er auch zu einem unerhört neuen Frieden. Daß die Menschheit auf ihren bisherigen Straßen — sei es im Kriege, sei es im Frieden — ihr Heil nicht findet, das ist endlich klar. Es muß eine ganz neue Grundlage versucht werden. — Waren wir dem Richtigen nicht schon auf der Spur? War für den Einzelnen nicht vorgeschrieben aufrichtiges Wohlwollen gegenseitig, möglichste Einschränkung des Eigennutzes, möglichste Hilfbereitschaft für die Mitmenschen? War das nicht Gottesgebot und Menschengesetz? Und zeigte sich nicht überall, wo diesen Geboten nachgelebt wurde, ein glücklicheres Gedeihen? Und was bei den Einzelnen Tugend und Größe ist, soll bei den Völkern Fehler und Schwäche sein? Für seine Person soll der Mensch möglichst verzichten, für sein Volk soll er rücksichtslos alles verlangen? Um seinem Volke zu nützen, soll dem Menschen jeder Verrat, Betrug, Raub und Mord erlaubt sein? — Das versteht man nicht. Wenn man Gegner hat, müssen sie denn allemal besiegt werden? Können sie nicht auch gewonnen werden? Womit gewinnt man mehr Menschen, mit Gewalt oder mit Güte? Mit Falschheit oder mit Redlichkeit? Mit Verträglichkeit oder mit Trotz?

Der Völkerfrieden wird schließlich nirgends anders zu finden sein als dort, wo wir den persönlichen, den bürgerlichen finden: in redlichem Wohlwollen, mäßiger Selbstbescheidung und ständiger Bereitwilligkeit für alle gemeinsamen Kulturzwecke.

Mitten im Kriege kann man natürlich solche Tugenden nicht üben; aber der Friede müßte so beschaffen sein, daß er nicht immer zum Vater des Krieges werde.

Komme was da wolle, wir müssen arbeiten. Arbeiten. Jeder in seinem Beruf mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit, mit Selbstbescheidung und Wohlwollen gegen alle, die in gleichem Sinne streben. Unsere erste und allererste Angelegenheit muß das Gemeinwohl sein. Das allein ist der Sieg.

Erfahrene Militärkritiker zählen unseren Generalsstabschef und Generalobersten zu den genialsten Heerführern der Neuzeit — und hätte man schon im Frieden seine Ratschläge befolgt, uns wäre so manche bange Stuude, die wir erleben mußten, erspart geblieben. Und unsere Blutopfer wären geringer gewesen . . .

Davon und von manchem anderen erzählt das Büchlein „Unser Conrad", dem auch im Deutschen Reich weiteste Verbreitung zu wünschen wäre. Es betont auch — und das ist nicht das Nebensächlichste — die selbstlose Bundesfestigkeit des Hötzendorfers, der sich nicht einseitig auf die Verteidigung Galiziens festlegte, sondern um höherer allgemeiner Kriegsziele willen auf schmeichelnde Augenblickserfolge verzichtete und in allem und jedem auf das höchste Endziel bedacht war: Auf den gemeinsamen Sieg der verbündeten Waffen. H. L. R.

Heimgärtners Tagebuch.

Man konnte vor kurzem noch in manchen Zeitungen und Zeitschriften gewisse Strammheiten lesen: Die Zentralmächte würden in Petersburg einrücken, Moskau in Brand stecken und deutsche Kultur nach Sibirien tragen. — Frankreich müsse geknebelt werden, daß es sich auf Jahrhunderte hinaus nicht rühren könne und für immer Vasallenstaat Deutschlands bleiben müsse. — Die englische Weltherrschaft müsse zertrümmert werden, Deutschland sich an ihre Stelle setzen. — Die deutsche Geburtsziffer wächst, das germanische Volk müsse Herr der Erde werden. U. s. w.

Solche Provokationen benützt der Feind bei seinen Völkern und bei den Neutralen, um seinen Vernichtungskrieg gegen uns zu rechtfertigen.

Wenn wir den Feind bisher jenseits der Grenzen schlugen, so geschah das des Friedenspfandes wegen. Übrigens ist es allerorts feierlich erklärt worden, daß wir uns nur verteidigen. Wenn wir diesem ungeheuerlichen Feinde standhalten, leisten wir die größte Heldentat aller Zeiten und man wird uns nachher lange in Ruhe lassen. Mehr wollen wir nicht.

In den Zeitungen las man, daß hoch oben im Norden mehr als hundert Schiffe vom Eise überrascht wurden und eingeschlossen sind, so daß sie abgetrennt von aller Kulturwelt in der Einsamkeit des Eises überwintern müssen.

O ihr Glücklichen!

Ursprüngliche Kräfte leisten ungebunden mehr, als gebunden, aber freilich nicht immer das richtige. Es gibt Menschen, die nur frei, ohne Zwang, schaffen können, das sind die Großen, die das Völkerleben bewegen. Sie sind das Schicksal der Völker. Der Bürokratismus stammt noch aus Zeiten, da es wenig Persönlichkeiten gab, geben durfte, keine selbständigen Männer, denen der Staat ein selbständiges Denken und zweckmäßiges Handeln zutrauen mochte. Darum kettete er sie aneinander, Büro an Büro, Faszikel an Faszikel, und was Einer mit Geist und Seele an einem Tage hätte leisten können, machten ein Dutzend mechanisch weiß Gott wann. — Nun, diese Zeit neigt ihrem Ende zu und dann werden die Beamten ihrem sozialen Berufe Kopf und Herz doppelt freudig zuwenden — und mit überraschendem Erfolg.

Im Dezemberheft hatte ich vom Weihnachtsbaum gesprochen und einen Vorschlag getan, wie man ihn zu einem Christbaum machen könnte. Wie es dort und da Sitte ist, bei Geburtstagsfesten Lichter anzuzünden, und zwar genau so viele, als das Geburtstagskind Jahre zählt, so habe ich gemeint, könnte man am Geburtstage des Herrn auf dem Christbaum zweiunddreißig Lichter anzünden, die Lebensjahre dieses „Geburtstagskindes" versinnlichend.

So viel ich merke, ist der Vorschlag völlig unbeachtet geblieben. Nur eine namenlose Postkarte kam und fragte mich, ob es mir denn schon wieder zu licht wäre auf der Welt, weil ich es tumperer haben möchte und die Zahl der Lichteln verringern wolle?

Und ich hätte gedacht, die Zahl der Christbaumlichter würde durch meinen Vorschlag erhöht werden. Oder soll man es den Protzigen erst sagen, daß es weit mehr kleine als große Weihnachtsbäume gibt? Sagte nicht die Frau in der Dachwohnung: „Mein Gott, wie sollen wir auf unserem kleinen Bäumel denn zweiunddreißig Kerzen anbringen?"

Nur einer hat, wie er mir schrieb, meinen Rat befolgt und den Weihnachtsbaum zum Christbaum gemacht. Und dieser eine ist — Jude.

In meinem Wohnorte gibt es jährlich fünf Wochen, wann die Sonne des Morgens zweimal aufgeht. Wie in manchen Engtälern des Hochgebirges. Sie erscheint z. B. um 7 Uhr 45 Minuten, um sich nach kurzem Leuchten hinter Wänden wieder zu verlieren und erst um 9 Uhr 15 Minuten über den Wänden endgültig aufzugehen. Diese Wände sind der Koloß des Grazer Opernhauses, der mir durchaus am Morgen

Es gibt nichts Bescheideneres auf Erden als die Österreicher. So viel Demut verlangt nicht einmal das Christentum. Das Ungute und Schiefe bei uns können wir nicht genug bejammern; über die Vorzüge, die bei uns sind, über die Großtaten, die bei uns geschehen, schweigen wir. — Die Erstürmung des Lovcen nahmen wir angenehm berührt zur Kenntnis, um darüber bescheiden zur Tagesordnung hinwegzugehen. Erst die ausländische Begeisterung, erst die Bewunderung unserer Feinde mußte uns sagen, was wir da geleistet haben. Wir zu Hause allerdings nicht, aber unsere Krieger, die mit unverwelklichem Heldenruhm heimkehren werden, sofern sie ihr Leben nicht dort beschlossen haben. Nach vielen Jahren werden leuchtenden Auges Greise ihren Urenkeln erzählen: Bei der Erstürmung des Lovcen bin auch ich dabei gewesen! Und die Jugend wird andachtsvoll auf sie blicken, wie wir auf die Helden der Befreiungskriege.

So wollen auch wir — vom Auslande belehrt, von den Nachkommen gefeiert — mit dankbarer Freude überzeugt sein von der Herrlichkeit unserer Wehrkraft.

Einstweilen wird Österreich die Helden vom Lovcen am besten ehren, wenn es ihre Tat hoch genug einschätzt bei dem Friedensschluß mit Montenegro.

Das, was man so Bürokratismus nennt, ist vielleicht nichts anderes als die Gewissenhaftigkeit der Beamten. Sie arbeiten streng und genau nach der Vorschrift, wobei nach dieser Vorschrift freilich oft die dringendsten Dinge, die ein mehr selbständiges Verfahren in kurzer und natürlicher Weise schlichten würde, oft für Wochen, Monate, ja Jahre auf die lange Bank geleitet werden, um durch alle möglichen Instanzen zu wandern und in allerlei Faszikeln verbucht zu werden. Der Amtsweg! Der einzelne Beamte entschlägt sich dadurch jeder persönlichen Verantwortlichkeit, er ist nur ein Rad in der Maschine. Aber seine mechanische Arbeit hat für ihn den Nachteil, daß seine geistigen Fähigkeiten unbenützt liegen bleiben, seine Willens- und Tatkraft erlahmt. — Beamte mit Persönlichkeit pflegen oft eigenmächtig zu handeln, ihre Leistungen sind sachgemäßer; sie denken mehr an den Gegenstand, der zu behandeln ist, als an die Form, in der es kanzleimäßig zu geschehen hätte. Daher bringen sie auf kurzem Wege mehr auf, setzen mehr durch und die Gefahr persönlicher Verantwortlichkeit fürchten sie nicht.

Der streng bürokratische Beamte ähnelt dem Arbeiter, der passive Resistenz treibt. Ganz genau nach der Vorschrift arbeitet er — und doch —!

die sie vor dem Kriege eingenommen, nicht mehr vor; andere sind Krüppel und können ihren früheren Beruf nicht mehr vertreten. Viele sind in den Ereignissen des Krieges um Haus und Werkstatt gekommen, manchen ist der Boden unter den Füßen weggezogen worden. — Für die Toten ist gesorgt. Die Gefallenen bekommen ihre Grabmäler und Gedenktafeln. Aber die Heimkehrenden, die fürs Vaterland, für die Heimat gestritten — finden sie alle eine Heimat? — Soll es wieder so werden, wie in Deutschland nach dem Siege von 1870, da es in Berlin Aufruhr gab, weil so viel Zurückgekehrte keinen Erwerb fanden? Wie die Dinge jetzt stehen, müßte es unvergleichlich schrecklicher kommen.

Dem soll vorgebeugt werden. Es bildet sich in Deutschland und Österreich eine große Vereinigung zur Schaffung von Kriegerheimstätten. Dem Heimatkämpfer eine Heimstätte, was ist natürlicher, gerechter als das? Dem deutschen Kriegsmann eine deutsche Scholle, auf der er im friedlichen Hause dem Vaterlande bodenständige Bürger erziehen, sich der kräftigenden Arbeit und der Natur freuen kann. Wer von dieser Bewegung hört, er unterstütze sie* Aus solchen Kriegerheimstätten mit Werkstatt, Garten oder gar kleinen Bauerngütlein kann ein frischer bäuerlicher und bürgerlicher Mittelstand entstehen — der Kern des Staates. Der echte Mensch kann nur aus der Erde wachsen und die körperliche Arbeit schützt vor Armut und Reichtum. Nicht arme, nicht reiche, sondern zufriedene Menschen muß die neue Kultur bringen, wenn der siegreiche Frieden, den wir erhoffen, was wert sein soll.

An Rechtschreibung ist folgendes Dorfschriftstück nicht erstklassig, aber an Inhalt ist es gewichtig:

„Hochwürdigen hern Previser und Pfaraufsecher alhier.

Ich schreibe mit fielen Grissen, indem ich mi endler entschlosen hab, aus disser ehe auszutreden. Den weill kein leben is mit derer Person. So gutt sie eh is gewest, mein weib, jatz, sider valeichts ein halben jar is sie wie der hellisch drak kans nit anderst sagen. jede subben versaltzen, jets Koch anbrent, ka pfoad waschts ma, ka hosn flikts ma, und hat kan ursach, und was de mir in bet für a Seitn zuwend kinens Ihna dengen. Alßer las i mi scheiden van ir. Ich weis mir an andre, de bast besser fi mi. Mit der Klockengupfer Rosel kinens mi verkinden und das is mei bitt. Freili suls bald sein

* Im nächsten Hefte darüber näheres.

vom Lichte abzwacken will, was er am Abend in seinen elektrischen Sonnen verschwendet. Diese elektrischen Sonnen gießt mir das gegenüberstehende Opernhaus des Abends scheffelweise in die Stube.

Die Wintersonne selber knausert nicht. Dafür, daß sie mir des Morgens Sonnenstunden entziehen muß, und daß sie überhaupt nur 8 Stunden lang über den Himmel geht, sucht sie mich dadurch zu entschädigen, daß sie ihr Winterlicht nicht schier senkrecht von oben herabwirft, sondern mehr wagrecht zu den Fenstern herein, so daß es helle wird bis in die hintersten Winkel der Stube. — Mich hat's schon oft gewundert, daß die Winterbeleuchtung unserer Wohnungen nicht dankbarer gefeiert wird. Ist es denn nicht wahr, daß wir im Winter ein schöneres, helleres Zimmerlicht haben als im Sommer? Die Sommermorgensonne meint es uns zwar auch gut, wenn sie schon von 4 Uhr ab ihr strahlendes Antlitz in unsere Schlafkammer hereinlodern lassen will. Was nützt uns das, wenn wir die Vorhänge und die Augenlider geschlossen halten? In unserer Stadt hat uns der Krieg an den langen Winterabenden das Licht genommen. Darüber großer Aufruhr. Die des Abends am meisten schimpfen, weil es dunkel ist, liegen des Morgens bis 8 Uhr oder länger im Bette. Und die Sonne geht um 7 Uhr auf. Wir sind zwar sehr erfinderisch in Ausnützung künstlicher und kostspieliger Lichtquellen, aber die natürlichen Lichtquellen gratis zu benützen wie der richtige Prolet, das lassen wir uns nicht nachsagen, das wäre uns nicht nobel genug.

Meine Mutter hat ein fast boshaftes Sprichwort gehabt: Je mehr Licht der Mensch auswendig hat, um so finsterer ist es ihm inwendig.

Der Ästhet und der Moralist pflegen einander nicht freundlich in die Augen zu schauen, obschon beide den gleichen, den Richterberuf haben. Der Ästhet verlangt die Gesetzmäßigkeit in der Kunst, der Moralist die Gesetzmäßigkeit im Leben. In der Kunst haben beide ein Wort zu sprechen, der Ästhet will die Schönheit der Form, der Moralist die Güte des Gehaltes. Im Leben richtet's zur Not der Moralist allein, der einen guten (sittlich guten) Inhalt begehrt; kommt aber der Ästhet dazu, der dem sittlich Guten auch eine schöne Form gegeben wissen will, um so besser. Beide zusammen ermöglichen erst die wahre Kultur eines Volkes. Sie sollten einander also freundlich in die Augen schauen.

Wie wird es sein, wenn unsere Helden von den Schlachtfeldern zurückkehren? Mit Triumphbögen und Musik werden sie empfangen werden. Aber dann? Viele finden die Lebens- und Erwerbsstellungen,

Gut, sie entschieden sich für die Großmut.

Der Volkssängerabend fiel wieder glänzend aus, es wurde gelacht und geklatscht. Die Herren der Kritik hüteten ihre ernsten Mienen.

Am nächsten Morgen eilte der Künstler Plausetzki ins Kaffeehaus. Sein Antlitz voll wonnevoller Erwartung. Sechzehnhundert Kronen hatte der gestrige Reinertrag ergeben. Das Doppelte macht 3200 Kronen. Denn er hatte vor mehreren Tagen mit dem Fabrikanten Zirkeisen eine Wette getan. „Paß auf, Zirkeisen, die Abelsberger Zeitungen verreißen mich, denn ich habe sie einmal verspottet." — Dem widersprach der Zirkeisen: „So sind sie nicht, die Abelsberger Zeitungschreiber!" — „Oh, so sind sie! Ich wette mit dir um meinen Reinertrag des nächsten Abends, sie zerschmeißen mich!" — Also haben die beiden Herren gewettet. Natürlich unter strengster Bedingung, ehrenwörtlich, daß von keinem Partner „etwas gemacht werde". — Und nun saß der Plausetzki vor den Zeitungen. Bei der ersten machte er ein saures Gesicht, sie notierte den Erfolg des Abends. Bei der zweiten Zeitung schoß es ihm in die Wangen, sie sprach von dem seltenen Genuß des Konzertes. Die dritte Zeitung stampfte er mit der Faust in die Tischplatte hinein. Sie nannte den Volkssänger ein einzigartiges Genie. Selbst das Blatt Doktor Schülchers verstieg sich in seiner Besprechung zu dem Satz: „Wenn die Götter diesem Talent ein bißchen persönlichen Takt verliehen hätten, man müßte solchen Humoristen ernstnehmen."

Die Wette verspielt.

Dieses Geschehnis erinnert an jenen Wiener Schriftsteller in den Siebzigerjahren, der vor Veröffentlichung eines zweifelhaften Romans den maßgebenden Kritiker öffentlich beleidigte, damit dieser sein neues Buch nicht bespreche. Besprach und verriß er es doch, so konnte der Romandichter immer noch sagen: „Aha, das ist die Rache."

Neuheiten?

Mit dem Andersmachenwollen
Ist nichts getan,
Aufs Bessermachenkönnen
Kommt es an.

weill mar ihrs ankennt und nit mehr lenger warten kan. Bitt gar schen, wir scho fleißi zaln. Is a Taffschein noti, sie hat ein. — Buß die hant."

Dieser Brief ist vor kurzem beim Pfarramt N. eingetroffen. Ich darf ihn, mit Ausnahme des Namens seines Verfassers, buchstäblich mitteilen.

Welche Antwort der „her Previser und Bfaraufsecher alhier" erteilt hat, das „kinens Ihna dengen".

Die Journalisten zu Abelsberg hatten eben eine ihrer Vereinsversammlungen geschlossen, in denen die verehrten Herren Kollegen stets einträglich und freundschaftlich zusammensaßen, während vor den Augen der Abelsberger sie sich oft heftig bekämpften. Nachdem in der Sitzung nun wieder die Berufsinteressen konziliant besprochen und einige Neuerungen beschlossen worden waren, verlangte Doktor Schülcher noch einmal das Wort, um darauf aufmerksam zu machen, daß demnächst in Abelsberg der in Verschiß stehende Volkssänger Plausetzki auftreten werde. „Sie wissen, meine Herren, der Mann wird totgeschwiegen."

„Der Plausetzki? Wieso? Warum?" Ein Jüngerer fragte das. Die übrigen wußten ja längst, daß ein Plausetzki totgeschwiegen oder hingerichtet wird. Denn der hat seinerzeit die Journalisten von Abelsberg beleidigt, in einem Kouplet lächerlich gemacht.

„Aber das Kouplet war sehr witzig", lachte Haube-Schulz, einer der alten. „Wir lachten selber und ganz Abelsberg mit uns."

Doktor Schülcher blieb aufrecht. „Die Standesehre! Dieser Hans Wurscht soll sich's merken, daß es nicht angeht, einen so hochgeachteten und wichtigen Beruf öffentlich anzugreifen. Einmal ein Exempel. Wer ihn spießen will. Gut. Ich pflege mich mit derlei Bänkelsängergesindel nicht herumzubalgen. Ich kenne keinen Plausetzki."

Da sagte der Haube-Schulz: „So sollen wir gerade das bestätigen, was er uns in jenem Kouplet, wenn auch spaßhaft, vorgeworfen hat? Sie sehen, daß ich mich noch erinnere. Wir als Kritiker — sang er — pflegten eine Kunstleistung nur daraufhin zu beurteilen, ob uns der betreffende Künstler persönlich zu Gesichte steht oder nicht. Wollen wir es nun öffentlich bestätigen, daß uns wirklich die Objektivität fehlt? Gerade jetzt, wo uns der Mann lächerlich machen wollte, müssen wir seine guten Leistungen loben, damit die Welt sieht, wie gerecht wir urteilen."

niemals gesehen haben, die niemals etwas anderes wünschten, als in ihrem eigenen Vaterlande zu leben und zu sterben, sich plötzlich hassen?

Jede Regierung hat's erklärt: unser Land ist angegriffen; unsere Freiheit und Selbständigkeit, unsere Kultur wird bedroht vom Feinde, deshalb müssen wir uns wehren!

So liest man in den Zeitungen und in unzähligen Schriften, so liest es jedes Volk in seinen Zeitungen.

Wo ist nun eigentlich der Haß? Ich sehe überall nur ein notwendiges Muß für alle Völker von dem Augenblicke an, da der Krieg entbrannt war. Haben aber die „Völker" den Krieg erklärt? Nein, und damit kann auch nicht ein Völkerhaß die Ursache des Krieges sein. Ich meine: in jedem Lande hätten die Gebildeten, die vor dem Krieg einen Völkerhaß geleugnet haben, weil er eben nicht da war, beim Ausbruch des Krieges und nachher nicht so viel schreiben und reden dürfen über etwas, woran sie bis dahin nicht glaubten. Aber vom ersten August des Jahres 1914 ab ist immer und überall geredet und geschrieben über Völkerhaß, bis man das Ungeheuerlichste, was für die Kultur denkbar wäre, geglaubt hat: einen Haß zwischen den Kulturvölkern.

Wieder eine merkwürdige Erscheinung; fragte man jemanden: Hassest du die anderen? so wird die Antwort lauten: Nein, aber die andern hassen uns. Falls nun aber die andern, wenn man sie fragt, die gleiche Antwort geben? Das ist's eben: Niemand haßt, aber jeder wird gehaßt. Das bedeutet: Jedes Volk suggeriert sich selbst, daß es gehaßt wird. Es ist hier eine Massensugestion in allen Ländern. Und die Schuld daran? Die tragen meines Erachtens vor allem die geistigen Führer in der Presse. Ohne die Presse würde von einem Völkerhaß nicht die Rede sein können. Damit will ich nicht bedauern, daß wir eine Presse haben. Aber wohl, daß es so gar vielen unserer geistigen Führer mangelt an etwas, das eigentlich Gemeingut aller Gebildeten sein sollte: Menschenkenntnis und Selbsterkenntnis. Das Fehlen dieser Eigenschaften bei fast allen, die glaubten, in dieser schweren Zeit reden und schreiben zu müssen, ist sehr verhängnisvoll geworden. Denn dadurch allein ist die Tatsache zu erklären, daß in allen Ländern ohne Ausnahme das eigene Volk als fehlerfrei und schuldlos vorgestellt wurde, das andere Volk hingegen als der allein schuldige Teil.

Diese Erscheinung ist bei allen kriegführenden Völkern zu finden, und auch in den neutralen Staaten, je nachdem man für oder gegen die eine oder andere Partei ist. Ob diese Erscheinung in Deutschland weniger oder mehr als in anderen Ländern hervorgetreten ist, weiß ich nicht. Für meine Betrachtung kommt es nur darauf an, daß überall dem Wesen nach gleiche Erscheinungen aufgetreten sind, nicht darauf, in welchem Grade. Von Anfang an bis jetzt hört und liest man in jedem kriegführenden Lande dasselbe: Wir sind angegriffen worden, deshalb wehren wir uns unsrer Haut.

Bei solchem Sachverhalt wäre es das erste Wunder, das in der Menschheitgeschichte zu verzeichnen wäre: wenn die Völker sich nicht auf die Seite ihrer Regierungen geschlagen hätten. Die Frage von Recht oder Unrecht kam für sie ja gar nicht mehr in Betracht, es galt nur noch, sich zu verteidigen. Dieses Recht und diese Pflicht hatte jedes Volk. Ein Haß zwischen den Völkern wäre nicht aufgekommen, wenn nicht die Presse aller Länder fortwährend ihren Millionen Lesern den Haß suggeriert hätte. Sehr bezeichnend ist dafür, daß am wenigsten vom Völkerhaß die Rede ist in — den Briefen der Kämpfenden selbst.

Für die Zukunft ist nun nichts gefährlicher als dieser künstlich großgezogene Völkerhaß. Hier ist's auch wieder die Aufgabe der besseren Presse und der Männer



Kleine Laube

Heim zur Scholle.

Ein kleines Stücklein Ackerfeld,
Wie gern hätte ich's zu eigen;
Ein niedlich' Haus, ein Gärtchen dran,
Hoch überrauscht von alten Eichen.

Früh sank der Vater mir ins Grab,
Längst ruht mein Mutterl in der Erden;
Und ich mußt' in das „Elend" geh'n,
Wie Ahasver einst flüchtig werden.

So zog ich denn so manches Jahr
Land auf und ab durch Bayerns Gauen,
Stets wandern mußt' ich, durfte nie
Mein luftig Zelt zum Herd mir bauen.

Es war von je mein liebster Traum:
Ein altes Städtlein, burggekrönet,
Am breiten Flusse hingedehnt,
Von Hain und Flur ringsum verschönet.

Zum engen Tor die Brücke führt,
Die Türme ragen und die Mauer;
Es bringt die Früchte seines Feld's
Zum Markt der bied're Landbebauer.

Es bläst sein Horn der Postillon
Und Peitschenknall hallt fröhlich wieder;
In Baum und Busch singt früh und spät
Die Amsel ihre Jubellieder.

Doch ach, es ist ja nur ein Traum,
Was mir die Brust so oft bewegte,
Was mir die heiße Phantasie
In schlaflos-langer Nacht erregte.

Noch ziehe ich von Stadt zu Stadt
Friedlos umher, um zu erspähen
Mein irdisch' Paradies am Fluß,
Indes die Jahre rastlos gehen,

Bis einst auch mir ein Flecklein wird,
Ein kleines Stück der Mutter Erde,
In der ich, müder Wandersmann,
Für immer endlich heimisch werde.

Dann ist mein liebster Traum erfüllt,
Mein Traum vom Haus, mir ganz zu eigen,
Vom Garten dran und Ackerfeld,
Hoch überrauscht von alten Eichen.

M. Jos. Lehner.

Aus unserer Zeit.

Woher der Haß?

Was hat man nicht alles in den letzten Monaten gehört und gelesen über Völkerhaß! Aber wer hätte vor zwei Jahren behaupten dürfen, daß die Völker Europas einander wirklich haßten? Dann muß doch irgendetwas nicht in Ordnung sein. Es ist doch ausgeschlossen, daß innerhalb nicht einmal eines Jahres eine solche Umwandlung in der geistigen Verfassung der Völker gekommen sein kann. Entweder — der heutige Völkerhaß besteht in Wirklichkeit nicht in dem Maße, wie fast jeder glaubt, oder man hat sich früher allgemein gründlich getäuscht in den Gesinnungen der Völker.

Können die Millionen sozialistischer Arbeiter aller Länder sich hassen? Können die vielen Tausende von Gelehrten, Künstlern, Kulturförderern, Volkserziehern aller Länder sich nun auf einmal wirklich hassen, nachdem sie schon seit Jahren miteinander gekämpft, gearbeitet, vielleicht auch gelitten haben für dieselben Ideale? Wie könnten die vielen Millionen Deutscher, Franzosen, Engländer, Russen usw., die einander

Länder, könnt ihr ohne Schmerz und Angst zusehen, wie ein Land geschädigt wird, dessen Wohltaten euch zuteil werden? Ihr wißt: das Frankreich des 18. Jahrhunderts hat die Schranken gebrochen, die man in Jahrhunderten der Bedrückung gegen die Juden aufgerichtet hatte! Dem Befehle Frankreichs folgend, bestrahlt von seinem Genie, haben die anderen Völker nach und nach den Israeliten die Menschen- und Bürgerrechte zugebilligt. Die internationalen Gebräuche verbieten euch, an der Verteidigung Frankreichs teilzunehmen. Aber die Dankbarkeit, die ihr Frankreich schuldet, legt euch die Pflicht auf, die Wahrheit über den Ursprung und den Charakter dieses schrecklichen Krieges verbreiten zu helfen, gegen die Lügen und den Völkerrechtsbruch eines Gegners zu protestieren, für den Gewalt vor Recht geht. Erinnert euch, was das Jahr 1870 dem Judentum gekostet hat! Statt der Lehren der Emanzipation und Brüderlichkeit, welche die französische Revolution gebar, hat das siegreiche Deutschland eine Lehre des Hasses und der Brutalität aufgestellt. Auf den deutschen Universitäten predigt man eine Rassentheorie, die auf den Antisemitismus hinausläuft: der Deutsche, der der einzige Arier zu sein behauptet, will mit aller Gewalt die Reinheit seines Blutes bewahren. Der Jude erscheint ihm ein Eindringling, den man um jeden Preis vertreiben muß. Von seiner Geburtsstätte aus hat sich der Antisemitismus über die ganze Welt verbreitet. Im Westen hat er nichts ausgerichtet. Im Osten hat er anfänglich sich einnisten können, aber schon künden hoffnungsvolle Symptome neue Zeiten an. Der Sieg der mit Rußland verbündeten Westmächte wird die Befreiung der russischen Juden zur Folge haben. Die französische Revolution hat die Juden des Westens befreit. Der Sieg der Alliierten wird die übrigen Juden Europas befreien. Es wäre eine Narrheit, wenn die Juden ihre Befreiung von dem (glücklicherweise unmöglichen) Sieg der vereinigten Mächte des Pan-Germanismus, Antisemitismus und Militarismus erwarten würden. Söhne des alten Juda, wir erhoffen mit Zuversicht den Triumph der Gerechtigkeit!" — Die Schlesische Zeitung kennzeichnet diesen Aufruf mit einigen recht abfälligen Worten und fügt hinzu, „daß der Figaro-Redakteur Josef Reinach, der unter dem Decknamen Polybe schreibende widerliche Deutschenhetzer, der Präsident der über die ganze Welt verbreiteten ‚Alliance israélite' ist."

Erzherzog Eugen.

Es klingt ein Name rein wie Gold
In Östreichs weiten Gauen,
Dem wird viel Ehr' und Preis gezollt,
Und alle stolz im Siegvertrauen
Sich vor dem Namen beugen:
Erzherzog Eugen.

Du führst das Heer in West und Süd
Zu kühnen Heldenstreichen,
Und kämpfest selber täglich mit
Mit Waffen sondergleichen,
Die deine Kraft bezeugen,
Erzherzog Eugen.

Es steht das Heer in deiner Hut
Und kämpft auf Tod und Leben
Und will den letzten Tropfen Blut
Für Östreichs Ehre geben . . .
Im schönsten Siegesreigen
Erzherzog Eugen.

Es wird dein Name hell und rein
Durch lange Zeiten klingen
Und stets wird dir gewidmet sein
Der Helden stolzes Singen,
Die stramm sich vor dir beugen,
Erzherzog Eugen.

Rudolf Bernreiter.

der Wissenschaft, Kunst und Volkserziehung, Besserung zu bringen. Allen, die zu der Einsicht gekommen sind, daß ein Völkerhaß die Kultur bedrohe, müssen, wo sie können, dieser Massensuggestion entgegenwirken, denn sie ist kulturfeindlich. Wo dies nicht nicht geschieht, fehlt es an — Menschenkenntnis und Selbsterkenntnis.

„Kunstwart." J. W. Gerhard, Amsterdam.

*

Französisch-russische Wechselwirkung.

Mit erstaunlicher psychologischer Hellsichtigkeit hat Tolstoi die Wirkungen des französisch-russischen Bündnisses vorausgesagt:

„Da dieses Bündnis keinen Zweck haben kann, als Krieg oder Kriegsbedrohung gegen andere Nationen, kann es nicht anders als schädlich sein. Was die Bedeutung des Bündnisses anbelangt für die beiden verbündeten Nationen, ist klar, daß es wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft für beide Teile ein positives Übel sein wird. Die französische Regierung, die Presse und alle Teile der französischen Gesellschaft, welche dieses Bündnis loben, haben schon Konzessionen und Zugeständnisse gemacht und werden mehr und mehr gezwungen sein, sie zu machen gegen die Traditionen eines freien und humanen Volkes, um ihre scheinbare oder wirkliche Zustimmung zu kennzeichnen mit den Absichten und Gefühlen einer Regierung, welche despotischer, reaktionärer und grausamer ist als jede andere in ganz Europa. Das hat in Frankreich bereits viel geschadet und wird noch viel mehr schaden, während in Rußland der Einfluß dieses Bündnisses noch in weit höherem Grade Unheil bewirkt hat, und wenn es bestehen bleibt, wirken wird. Es hat Zeiten gegeben, in denen Rußland sich vor Europa schämen konnte und mit der europäischen öffentlichen Meinung rechnete, aber seit diesem schlimmen Bündnisse ist ihm das gleichgültig geworden; im Bewußtsein der Unterstützung, welche diese sonderbare Freundschaft gewährt mit derjenigen Nation, welche als die zivilisierteste der Welt gilt, wird es täglich reaktionärer, despotischer und grausamer. Auf diese Weise muß dieses wilde und unglückselige Bündnis nach meinem Dafürhalten nur eine äußerst ungünstige Einwirkung auf die Wohlfahrt der beiden Nationen haben und nicht weniger auf die allgemeine Zivilisation."

Das „wilde und unglückliche Bündnis" hat sich dann noch durch den Hinzutritt Englands, Japans und Italiens und die Verhordung mit den Wilden und Farbigen aller Zonen zu einer wüsten Bettschande ausgewachsen. Tieferen Fall einstmals stolzer Völker hat die Weltgeschichte nicht zu beklagen gehabt.

„Türmer."

*

Ein merkwürdiger Aufruf gegen Deutschland.

Wie der Pariser „Figaro" mitteilt, richtete das „Consistoire central" (das ist das Zentralbureau der Alliance israélite) folgenden Aufruf an die Israeliten der neutralen Länder: „Wir Israeliten, die wir seit Jahrhunderten Opfer der Ungerechtigkeit und der Rechtsbeugung gewesen sind, wir sind mehr als alle anderen befugt, im Namen der ewigen, durch die Propheten verkündigten Gesetze die unserem Lande angetane Gewalt zu verdammen. Der gegenwärtige Krieg wurde dem friedlichen Frankreich aufgedrängt. Treu seinem Ideal des Friedens und der demokratischen Arbeit, hat es die Drohungen und Herausforderungen eines unversöhnlichen Feindes, der es aus der Reihe der Großmächte ausmerzen wollte, schweigend hingenommen. Roh überfallen, kämpft es jetzt um seine Existenz, seine Freiheit und um die Freiheit aller Völker, die an seiner Seite kämpfen. Juden der neutralen

wertlose Weinflasche, der der Hals abgeschlagen und die metallisch bemalt wurde ... und läßt Blumen aus ihr hervorsprießen. Gelt, das ist wunderschön? Ja ... fällt dir beim Anblick deiner Vase denn gar nie ein, was auf den Schlachtfeldern aus den eigentlichen Granaten aufsprießt und Tod und Verderben speit? Nicht an die zerrissenen Leiber unserer Krieger, den Jammer der Sterbenden, die Schmerzen der Verwundeten, nicht an die armen Krüppel, die ein langes Leben in ihren Träumen erschauern und den Todesschreck, da das Geschoß ansauste und einschlug, immer und immer wieder fühlen? Kannst du, zartes Mädchen, die Granatsalzbüchse zur Hand nehmen, ohne dich zu erinnern, wie solche Geschosse, sich öffnend, in weitem Umkreise tötendes Metall streuen? Und die Kugel, die dir vom rosigen Ohrläppchen herabbaumelt ... vielleicht ward sie auf dem Schlachtfelde, noch rot vom Menschenblute, aufgelesen, hat einen Feind ... vielleicht einen Freund durchbohrt ... aber der Schmuck paßt ja zu deiner „Kriegsbluse" ... welche ... sagen wir ... welche Gedankenlosigkeit uud welch ein Leichtsinn in der schrecklich großen Zeit!

Was sollen wir dazu sagen, daß die Granate bereits zum Kinderspiel geworden ist? Der Junge, dem noch der Hemdzipf hinten hinaushängt, schießt mit federnder Pistole kleine Holzgranaten und dreht zur Belebung des Patriotismus die Kurbel einer Musikdose in Granatenform ... welche Gefühlsroheit sondergleichen!

Zum Kriegskitsch gehört auch der Mißbrauch, der mit dem eisernen Kreuz, diesem höchsten Ehrenzeichen tapferen Verhaltens, getrieben wird. Was hat, frage ich, das eiserne Kreuz auf Tellern und Kaffeetassen, auf Nähkissen und Abwischtüchern, auf Schlummerrollen und Nachthemden, auf Briefhüllen und Kinderballen und auf der Brust der ABC-Schützen zu tun? Ist wahrhaft verwunderlich, daß die Behörde „voller Huld sieht auch dieses mit Geduld".

Taschentücher dürfen in Österreich meines Wissens nicht mehr mit den Bildern der Herrscher, Heerführer oder sonst berühmter Personen bedruckt werden, im Deutschen Reiche dagegen prangen auch heute noch ganze Galerien von Heerführern mit dem Kaiser in der Mitte auf den im Volke als „Schneuzkatheln" bekannten und zu dem im Worte angedeuteten Zwecke bestimmten Tüchern, ein Unfug, wie man ihn sich nicht toller denken kann. Wie Dr. Blank in einer in der Zeitschrift „Zur guten Stunde" veröffentlichten beherzigenswerten und mit lehrreichen Bildern ausgestatteten Plauderei meint, „hat sich daß kindliche Gemüt aus der Fülle der Gesichter auf so einem Tuche bereits ein anmutiges Spiel ersonnen, das jeden Tag das Bild eines andern Helden zu dem prosaischen Zweck des Schneuzens benutzt".

Sind wir Österreicher bezüglich des Gebrauches von Taschentüchern ... vorsichtiger oder, besser gesagt, feiner fühlend, so dürften die in den Verkaufsgeschäften erhältlichen Aschenbecher mit den Bildern der erlauchten Herrscher eine österreichische Spezialität sein, die das Gleichgewicht in der Geschmacklosigkeit wieder herstellt. Bekanntlich setzt die Erzeugung und der Vertrieb von Gegenständen mit den Bildern der Herrscher oft die behördliche Genehmigung voraus, die wohl nur erteilt wird, wenn das im Muster vorliegende Erzeugnis der Privatindustrie zur Belebung des Patriotismus dienen kann. Wie aber das Abstreifen der Zigarrenasche auf das Antlitz des geliebten allverehrten Kaisers diesem Zwecke dienen soll, ist meinem beschränkten Verstand ein Rätsel, über das ich mir vergeblich den Kopf zerbreche.

Es gibt ferner wertlose Zierfigürchen aus bemaltem Gips, die ich um alles in der Welt nicht in meiner Wohnung sehen möchte. Sie stellen einen Krieger im Kampfe mit einem Russen oder Franzosen oder Serben dar und tragen die Unterschrift: „Jeder Schuß ein Ruß" oder „Jeder Stoß ein Franzos" oder „Alle Serben müssen sterben".

Geschmacklosigkeiten der privaten Kriegsindustrie.

Daß eine gewisse Industrie mit der Urteilslosigkeit und . . . Armut der Menge rechnet und so zu allen Zeiten eine Unmasse schillernden Schundes erzeugt, ist bedauerlich, aber nicht zu ändern; denn . . . Geschäft ist Geschäft und die „ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes“ ist zu wenig einträglich.

Man braucht nicht in die Ferne zu schweifen und der dummen Neger zu gedenken, die mit wertlosem Tand um ihren Reichtum betrogen werden. Der erstbeste Wallfahrtsort bietet dem frommen Volke mit aufdringlichem Geschrei der geriebenen Händler die Fülle der geschmacklosesten Wallfahrtsandenken, daß man oft versucht wird, den Strick des Herrn zu schwingen, und was gutmütige Leute als Erinnerungen von ihren Reisen heimbringen und in ihren Wohnungen als vielbewunderte Zier aufstapeln, verrät ebensosehr die unbedenkliche Findigkeit der Fabrikanten wie die völlige Geschmacklosigkeit der Käufer.

Nun . . . der Einödbauer kann seine Stube nicht mit Gemälden berühmter Meister behängen und der Bursche kann seiner Auserwählten keinen kunstvoll gefaßten Diamanten verehren . . . und schließlich freut sich die Dirn über das Lebzeltenherz mit dem schönen (?) Spruch vielleicht mehr als die blasierte Prinzessin über die prunkende Heiratsausstattung und das Angebinde des ungeliebten Mannes. Also sei der Menge, die den Heller umdrehen muß, die Freude an all dem grellbunten Zeug der Verkaufsstände gegönnt . . . liegt ja der Dinge Wert nicht so sehr in ihnen als vielmehr in unserer Empfindung. Wenn aber eine skrupellose Industrie in Ausnützung der Zeitverhältnisse bewußt oder unbewußt zur sittlichen Verrohung beiträgt, ist ein Wort der Einsprache und wohlmeinender Warnung wohl am Platze.

Im meine hier gewisse Erscheinungen der privaten Kriegsindustrie, die vielfach geradezu mit den rohen Masseninstinkten rechnet und dabei auf ihre Rechnung kommt.

Da die Kriegsfürsorgestellen als gewissermaßen amtliche Organe Massenartikel auf den Markt werfen, deren Erlös unsern Verwundeten und den Hinterbliebenen der Gefallenen zugute kommt, ist nur löblich und es sei willig festgestellt, daß die so geschaffenen Anhänger, Medaillen, Broschen, Becher und viele andere Kriegsandenken oder sichtbare Zeichen vaterländischer Gesinnung und Kaisertreue fast immer von namhaften Künstlern entworfen wurden und als geschmackvolle Zierden gelten können. Freilich sollten solche Gegenstände in irgendeiner Beziehung zum Weltkriege stehen, was mir bei einem „Kriegsfürsorgehut“, den ich in einer Auslage erblickt habe, nicht recht erfindlich ist.

Daneben aber hat sich auch die private Industrie die günstige Gelegenheit, mit kleinen Spenden große Geschäfte zu machen, nicht entgehen lassen und so begegnet man in den Schaufenstern auf Schritt und Tritt Kriegsandenken, deren Erzeugungswert zum nur scheinbar geringen Kaufwert in gar keinem Verhältnisse steht und die, was weit schlimmer ist, in vielen Fällen ebensoviel Geschmacklosigkeit wie Herzensroheit verraten.

Hieher rechne ich alle jene Andenken oder Zierstücke, die aus wirklichem oder in Holz, Ton, Gips, Glas oder Pappe nachgeahmten Geschossen bestehen, so zum Beispiel Granathülsen als Blumenvasen, Sparbüchsen, Pfeffermühlen, Salzstreuer und Zuckerlbehälter mit der geschmackvollen (?) Inschrift „Russenzuckerl“, ferner Hülsen der Gewehrgeschosse als Bleistifthalter oder Federbüchsen, Spitzkugeln als Ohrgehänge oder Uhranhängsel u. a. m. — Ja . . . um Gottes willen . . . denkt denn der Käufer nicht an die eigentliche furchtbare Bestimmung der Originale von 30 und 40 Zentimeter Durchmesser? Wie kann man mit dem so grausigen Mordwerkzeug, der Granate, solchen Unfug treiben? Du erstehst eine Granathülse aus Glas . . . eigentlich eine

Die Hände.

Auf allen Wegen, im gleichen Schritt,
Gehen drei zärtliche Hände mit.
Sie sind um mich im Wetter der Schlacht
Und sind um mich in barmherziger Nacht.
Die erste der dreien, die Falten trägt,
Die hat mir die Mutter aufs Haupt gelegt —
Das war, als des Kaisers Ruf mich traf:
„Nun Gott mit dir, mein Bub, sei brav!“
Die zweite der Hände nicht weich und nicht rauh,
Wie nur die Hand einer deutschen Frau,
Die werkt und schafft den ganzen Tag,
Und damals beim Abschied in meiner lag,
In der Stunde so bitter, ernst und groß —
Die hält mich und läßt mich nimmer los!
Und werf ich mich müde am Straßenrand,
Dann kommt sie ganz leise, die schmale Hand,
Und deckt über mich sorglich den Mantel her;
„Schlaf gut!“ — War's nicht wie ein Seufzen schwer?
Ist's nicht, als ob jemand die Stirne dir streicht?
— Der Wind war's, der die Gräben umschleicht.
— Die Sterne funkeln — Wie Gott es will!
... Mein Bub sei brav ... dann wird es still. —
Die letzte der dreien, so rund und klein,
Die patscht mir gerad' in den Bart hinein:
„Bussi Papa! — noch eins — ade!“ —
Ob ich euch alle einst wiederseh'?
— — — — — — — — — — —
Wie sagte der Hauptmann? —
... morgen geht's an die Tete —
Sie haben die Vorhut mit erstem Schwarm!
Wie lang noch? Dann ruft zum Gewehr die Trompete
Und wirbeln die Trommeln: Alarm!

Hans Lehrbäk.

Fröhliches aus dem Krieg.

„Fröhliches aus dem Krieg“ nennt sich Fritz Müllers neuestes, mit hübschen Bildern geschmücktes Büchlein (verlegt bei der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung in Hamburg-Großborstel). Wieder hat er uns etwas Köstliches geschenkt! Davon soll sich der Leser selbst überzeugen; wir entnehmen der Sammlung folgende zwei eigenartige Geschichtlein:

Washingtons Schwert.

Sie luden einen Dampfer in Neuyork, einen Riesendampfer. Hubmaschinen fauchten, Krane rassellten, Stimmen schrien durcheinander. Bündel von Kanonenrohren fuhren an den Greifern durch die Luft und rasselten hinunter in den Bauch des Schiffes. Kisten mit Schwertern und Flinten klirrten daher. Seit Stunden sperrte das Riesenschiff den Laderachen auf und ward nimmer satt.

Auf der Laderampe stand Herr Wilson und schaute zwischen dem Schiff und dem Auslagefenster eines Bankgeschäftes hin und her, hin und her. Jedesmal, wenn der Bankkommis eine neue Kreideziffer auf die Auslagetafel schrieb, nickte Herr Wilson. „Stahl 5 3/4 — Aufschwung der Geschäfte — ist ja famos“, murmelte er und wartete darauf, daß die Kreide bald einen Sechser malen würde.

Ich bitte . . . wir lassen uns dergleichen Ausrufe als Ausfluß des grimmen Soldatenhumors gefallen, was aber haben solche Dinge als Zierde in einer friedlichen Wohnung zu tun? Die Hand aufs Herz: Wir müssen uns mit aller Kraft gegen einen Kreis von Feinden, die uns vernichten wollen, verteidigen. Der uns frevelhaft aufgezwungene Krieg ist eine bittere Notwendigkeit, aber . . . die wirklich Schuldigen sind bald gezählt, während Millionen und aber Millionen Unschuldiger, die sich vielleicht nie einen Krieg gewünscht haben, die mit allen Menschen aller Völker gerne im Frieden leben möchten, in den Wirbelsturm hineingerissen werden. Also gibt es auch der Russen, Franzosen, Engländer, Serben und selbst der Italiener genug, denen ein friedliches Herz in der Brust schlägt, und so ist es des deutschen Volkes als der größten Kulturnation unwürdig, gleich alle Bewohner der feindlichen Staaten in Bausch und Bogen vernichten zu wollen.

Wohl sagt mir ein Leser, es sei das nicht gleich wörtlich zu nehmen. Gut . . . aber dann will ich den Spruch und den schießenden oder stechenden Gipssoldaten nicht stets vor Augen haben.

Nicht einmal der wenig fromme Wunsch „Gott strafe England", der einem überall als Hausinschrift auf Vorstecknadeln unserer Damen, auf allerlei Gebrauchsgegenständen begegnet, findet, so sehr ich mein Volk und Vaterland liebe und unserer gerechten Sache den Sieg wünsche, meinen Beifall. Wahr ist, daß England, sagen wir richtiger: etliche gekrönte und ungekrönte Politiker und neidische Krämer überm Kanal den Geschäftskrieg namentlich gegen das mächtig aufstrebende Deutsche Reich langer Hand vorbereitet und, wie sie die Zeit gekommen wähnten, entfesselt haben. Aber deshalb Gottes Strafe über ganz England, auch über die Schuldlosen, auch über die Kinder in der Wiege herabzurufen, erscheint mir zum mindesten geschmacklos, wenn nicht gar sündhaft; denn „Mein ist die Rache" spricht der Herr, und wer ist so rein, daß er nicht selbst Strafe zu befürchten hätte?!

Und . . . gewiß . . . wir müssen den Krieg so zu Ende führen, daß uns ein dauernd gesicherter Frieden und in ihm ein Aufblühen des geliebten Vaterlandes werde. Aber . . . soll der Haß denn ewig währen . . . soll der Blumenteufel im Glaskasten der Bauernstube auch in den Jahren des heiß ersehnten Friedens allweil auf den Russen schießen? Auch das ist geschmacklos; denn so sehr Kampf und Sieg unser nationales und vaterländisches Gefühl stärken, einmal müssen wir uns, sollen die Güter dieser Erde allen zukommen und der geistige Fortschritt sich nicht auf die Grenzen der einzelnen Staaten beschränken, auch mit den Gegnern vertragen, die Wunden müssen verheilen, ein jeder, er mag was immer für einem Volke angehören, muß aus dem unseligen Traum erwachen und zur Besinnung kommen, daß er auch ein Mensch sei und allerorts Brüder habe.

Bei Gott, der Krieg ist eine so furchtbar ernste Sache, daß einem fühlenden Herzen selbst das gebräuchliche Wort „Kriegsschauplatz" . . . als ob es da etwas zu schauen gäbe . . . weh tut. Die gewissenlose Geschäftsindustrie aber macht ihn, um ihre Taschen zu füllen, zum Gegenstand des Spieles und eitler Tändelei, sündigt auf die Urteilslosigkeit der Menge und erstickt in den Herzen das bessere Gefühl des Mitleids!

Josef Wichner.

„Ja", pflichtete ein anderer bei, „und wenn man dagegen die Bayern nimmt, die groben Bayern, wie die schimpfen!"

„Erlauben Sie", sagte ein dritter, „ich kenne sowohl die Russen wie die Bayern ziemlich gut. Einmal habe ich einen ganzen Sommer lang am Tegernsee gewohnt. Auf diesen war bei einem Sturm der Sohn eines Müncheners hinausgefahren, trotz des Verbotes. Der Vater war außer sich. Wütend lief er am Ufer hin und her. Die Fäuste ballte er und schrie: ‚Derschlag'n tua i'n, wenn er z'rückkommt, der Schuft!'"

„Sehen Sie, sehen Sie!" pflichteten die andern bei, „und wie war es dann, als der Sohn zurückkam?"

„Umarmt hat ihn der Vater und geküßt und angeschrien hat er ihn: ‚Weil d' nur wieder da bist, Xaverl, weil d' nur wieder da bist!'"

Verlegen schauten sich die andern an.

„Und was die Russen betrifft", fuhr der andere fort, „so habe ich mal einen getroffen, der sagte zu einem andern weich und zärtlich: ‚Väterchen, ich hau' dir mit dem Beilchen auf dein Köpfchen.'"

„Und dann?"

„Dann tat er's auch."

Ländliche Beichte.

Ich war von je ein braves Kind
Und wußte nichts von einer Sünd' —
Bis er das Küssen mich gelehrt. —
So tapfer ich's ihm auch verwehrt
— Gott möge mir die Sünd verzeih'n —
Durchs Fenster kam er nachts herein.

Um meine Seele zu erleichten,
Wollt' Tags darauf ich gerne beichten.
Der Pfarrer — der war nicht zu Haus.
So ging ich in den Wald hinaus,
Denn Mutter sagt, in seinem Rauschen
Könnt' man auf Gottes Stimme lauschen.

Ich kniete nieder dort — im Moos;
Die Hände faltet' ich im Schooß
Und betete recht reuig fromm:
Ach, lieber Gott, zur Beichte komm',
Und wolle gnädig mir verzeih'n,
Mög' meine Sünd' gar groß auch sein.

Da knarrt in den Ästen leise der Wind —
Es sprach der Wald: „Mein Kind,
Zu früh kommt deine Reue!
Du sündigst morgen aufs neue.
Erst bis das Alter dich beschleicht,
Dann komme wieder und dann beicht!

Hans v. Reininghaus.

Da war hinter seinem Rücken eine sonderbare Gestalt die Schiffstreppe hinaufgestiegen. Sie schien aus der Vergangenheit zu kommen, so verstaubt sah sie aus. Nur die Schnallen um die Kniehosen blitzten in einem alten matten Glanz, während das Schwertgehänge um die Lenden schon ein wenig angerostet schien. Sonderbarerweise war die Degenkoppel leer, das Schwert fehlte.

Jetzt stand die Gestalt neben dem Herrn Wilson, der sich gefährlich weit über die Laderampe vorgebeugt hatte, um die Stahlnotierung auf der Auslagetafel drüben besser sehen zu können. „Geben Sie acht", sagte die Gestalt warnend.

„Nein", sagte Wilson, ohne sich umzusehen, „erst fünf drei viertel — aber wer weiß, vielleicht kommen wir noch auf acht — die Stahlgeschäfte des Landes gehen wieder glänzend . . . aber sagen Sie mal, lieber Herr, wer sind Sie eigentlich? — aus'm alten vaterländischen Theaterstück herausgestiegen, wie? — nur Ihr Schwert scheinen Sie vergessen zu haben, alter Herr."

Die alte Gestalt nickte langsam: „Ja, heute nacht muß einer auf mein Denkmal hinaufgestiegen sein und es mir weggenommen haben, mein altes, gutes Schwert — ich bin auf der Suche nach ihm — vielleicht haben Sie es gesehen, Herr?"

Ein Kran hob ratternd ein Bündel Waffen vom Landungsplatz ins Schiff.

„Lassen Sie mich in Ruh, alter Herr — was geht mich Ihr gestohlenes Schwert an — sehen Sie, sehen Sie, eben hat der Bankkommis die Auslagetafel wieder in der Hand — wetten wir, er schreibt einen Sechser drauf, wetten wir, alter Herr!"

Aber die Gestalt starrte auf das schwebende Waffenbündel, aus dem ein Schwert heraushing, ein altes Schwert. „Mein Schwert, mein Schwert!" schrie die Gestalt. „Herr, sie verladen dort mein Schwert!"

„Machen Sie sich nichts draus, alter Herr — Sie sollen 6 Cents fürs Pfund bekommen plus Fabrikationszuschlag — schlagen Sie ein, bevor die Notierung drüben wieder runtergehen sollte."

„Herr, ich habe mein Schwert nie verkauft."

Der andere zuckte mit den Schultern: „Dann sind Sie eben kein Geschäftsmann — wir verkaufen die unsrigen jetzt massenhaft und äußerst günstig, alter Herr."

„Euer Schwert verkauft Ihr?" sagte die Gestalt, und so heiß schoß ihr die Röte in die Wangen, daß der Staub darauf verbrannte, an wen verkauft Ihr Euer Schwert?"

„Na, an die Engländer selbstverständlich, weil sie das meiste zahlen."

„Wie? An die Engländer, gegen die mein Schwert in unserem Freiheitskampf gefochten hat!"

„Erlauben Sie mal — Freiheitskampf! — Sie scheinen 'n verschrobener Herr zu sein — wie heißen Sie denn eigentlich?"

„Ich heiße Washington."

„Washington, Washington? Ist das nicht der Name jenes alten Herrn, von dem wir mal in der Schule — Donnerwetter, sehen Sie mal hinüber: Stahl ist auf sechs ein viertel Cents geklettert . . .!"

*

Russen und Bayern.

Unser Zug ratterte durch ein neutrales Land. In unserm Abteil war vom Volkscharakter der Kämpfenden die Rede.

„Eigentlich haben die Russen doch einen weicheren Charakter als die Deutschen", sagte einer, „denken Sie nur an ihre schwermütigen slawischen Gesänge, an ihre zärtlichen Anreden vom Väterchen und Mütterchen."

Brasilien auswandert, sein bißchen Geld gründlich vertut, es bis zum Handlungsreisenden herab bringt und zu guter Letzt dennoch das Schicksal zwingt. Lustig sind auch die Vorgänge bei Gericht, eine feine Satire auf mancherlei, und die Lösung schier unlösbarer Wirrnisse. Seeliger macht das im Handumdrehen, ohne dabei mit Unmöglichkeiten zu arbeiten. Nicht minder scharf als die Hauptfigur sind die Nebenpersonen gezeichnet, so der gute Lehrer Gammelin, die opferbereite Frieda Seidel und der rührige Rechtsanwalt Dr. Glogauer.

Jeder neue Roman Seeligers bedeutet für seine Freunde ein lustiges, spannendes Ereignis, das man mit Freuden hinnimmt wie ein liebes Geschenk, mit dem man sich in einen stillen Winkel zurückzieht, um es ganz zu genießen. V. E. S.

Vater und Vaterland. Roman von Edith Gräfin Salburg. (Leipzig. B. Elischer Nachfolger.)

Ein internationales, von französischen Damen geleitetes Mädchenpensionat im Elsaß mit Mädeln aus aller Herren Ländern zu Beginn des Weltkrieges ist das Milieu des Buches, das damit zugleich sein Problem erhält, das Gräfin Salburg in ihrer reizvollen Eigenart behandelt und ausspinnt. Man unterhält sich beim Lesen vorzüglich, bangt in den Momenten, da die große Tragik über Eva Weckrode hinstreift, über das zwiespältige Kind eines deutschen Offiziers und einer lothringischen Mutter. Aber die Verfasserin erspart uns die Trauer und findet einen guten Schluß. Besonders hinweisen muß man auf die Stimmungsschilderungen zu Kriegsbeginn in der Schweiz, in Frankreich und Belgien. P. L. M.

Die Prise der Britannia. Roman von Sophus Bonde. (Stuttgart und Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

Ein spannender Abenteuerroman mit Anschluß an die Gegenwart. Halb ein Buch für Erwachsene, halb für die heranwachsende Jugend. Wenn auch die Form hie und da gefeilter sein könnte — die Geschichte erfüllt in der Hauptsache ihren Zweck, löst Spannung aus, vertreibt die Zeit und unterhält. H.

Deutsche Götter- und Heldensagen für jung und alt erzählt von H. Möbius. 14. bis 16. Tausend. (Dresden. A. Köhler. 1916.)

Zum Verständnis unser selbst müssen wir zwei Bücher lesen: Tacitus „Germania" und die deutschen Götter- und Heldensagen. Das sind die gewaltigsten Urkunden unserer Vorfahren, unserer besonderen Eigenschaften, die uns Deutsche auf Erden so hoch geschätzt, so tief gehaßt gemacht haben, je nach Art derer, die für oder gegen uns sind. Bei der Gleichmacherei einer nicht immer preiswürdigen Kultur dürfen wir nie das Band zerreißen lassen, das uns mit den Alten verbindet. Besonders die ältesten deutschen Volkssagen sind es, in denen die Seelen der Vorfahren noch immer zu uns herübersprechen. Darum wollen wir wieder an H. Möbius bekanntes Buch „Deutsche Götter- und Heldensagen" erinnern, ein Werk, das in dieser wildgewaltigen Zeit, da alles schwankt und wankt, uns Deutschen zu einem wahren Erbauungsbuch werden kann und soll. Bei seiner glänzenden Ausstattung, es ist reich mit schönen Bildern geziert, eignet es sich besonders auch als Festgabe.

Johanna von Bismarck. Ein Lebensbild in Briefen (1844 bis 1894). Herausgegeben von Professor Dr. Eduard Heyck. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.)

Eine wahrhaft pietätvolle, unendlich anziehende Festgabe zu Bismarcks hundertstem Geburtstag bedeutet diese Sammlung von Briefen seiner Gemahlin — der Frau, von der er selbst dankbar bekannt hat: „Sie wissen gar nicht, wieviel ich ihr verdanke." — Es sind durchweg ganz intime Freundschaftsbriefe, rein Menschliches und schlicht Häusliches, das einen eigentümlichen Reiz dadurch erhält, daß der Riese Bismarck den Mittelpunkt dieser Kleinwelt bildet, nicht als Riese, sondern als guter, zärtlich betreuter Ehemann und Familienvater, dessen häusliches Glück nicht durch die Anfechtungen von außen, sondern nur durch die vielen, oft schweren Krankheiten, die bald den Fürsten selbst, bald seine Gattin oder die Kinder heimsuchten, getrübt wurde. Und gerade die Zwanglosigkeit, die nie durch den Gedanken beirrt wurde, daß auch nur eine von diesen oft so flüchtig hingeschriebenen Zeilen je gedruckt werden und Tausenden fremder Leute vor Augen kommen könnte, erhöht den menschlichen Wert und den persönlichen Zauber der Briefe.

Die große Stunde. Roman von Julius v. Ludasy. (Berlin. Schuster und Loeffler.)

Dieser Roman wurde bei einem großen Wettbewerb mit dem ersten Preis und besonders lobenden Worten ausgezeichnet. Eine solche Auszeichnung spricht nicht stets für die Güte eines Buches, wie leider manche üble Erfahrung lehrt, aber in diesem Fall muß man dem Richterkollegium durchaus beistimmen. — Die große Stunde ist die Stunde der Erkenntnis, die nach Ludasy für jeden Menschen einmal kommt, und um solche Erkenntnisstunden rankt sich die Geschichte Hedwig Buchenbergers, ihres Gatten Norbert Auerwald, eines Aviatikers mit schrullenhaftem Genie, des Musikers Fittich und mehrerer anderer Personen, die scharf und interessant gezeichnet sind. Einzelne Szenen



Bücher

Mein Kriegsfreiwilliger. Tagebuch eines deutschen Studenten. Herausgegeben von seinem Vater. (Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing.)

Ein ganz schlichtes und gerade wegen seiner Schlichtheit so erschütterndes Büchlein. Der auch bei uns in Österreich bekannte Pastor Bräunlich hat Auszüge aus dem Tagebuch und den Briefen seines Sohnes Wolfgang veröffentlicht, gleichsam zum Denkmal des am Narew gefallenen Jenenser Studenten. Wolfgang Bräunlich rückte gleich zu Kriegsbeginn freiwillig ein und kämpfte mutig und heiter an der Ostfront. Dort ist er auch Ritter des Eisernen Kreuzes geworden. Was er an seine Angehörigen und in sein Tagebuch schrieb, das ist so freudig und zuversichtlich, so gütig und bescheiden, daß einem beim Lesen mehr als einmal die Augen feucht werden, aber man schöpft daraus auch wiederum das feste Vertrauen, daß ein Volk mit solchen Jungen nicht überwunden werden kann. Der junge Bräunlich ist keiner von den Kräftigsten und doch erträgt er alle Strapazen ohne Klage, er marschiert mit wundgelaufenen Füßen und freut sich dann wieder an seinem kleinen, kaum gewärmten Unterstand im Schützengraben. Nur zwischen den Zeilen klingt die Sehnsucht nach der Heimat, doch trotzdem steht für ihn fest: „Durchhalten!" Ein „Deutscher Barbar" — der tief in Polen Kinder spielen sieht und ihn die Lust überkommt „mitzuspielen" ... In seinem letzten Brief, zwei Tage vor dem Heldentod, heißt es: „Gott sei Dank, jetzt bricht die Sonne durch"; und als nächstes meldet den Eltern ein Feldwebel, ihr Sohn sei bei einem Sturm durch einen Brustschuß gefallen.

Mit Rührung liest man die Aufzeichnungen, aber legt sie mit harter Hand weg: Wehe denen, die diesen Krieg verschuldeten, der die Besten verschlingt! Aber sie werden nicht umsonst geblutet haben.

Hans Ludwig Rosegger.

Der große Rachen. Roman von Olga Wohlbrück. (Berlin. August Scherl. G. m. b. H.)

Seit Friedrich Spielhagen, seinem modernen Begründer, hat sich der Gesellschaftsroman erheblich verändert. Spielhagens mindere Nachtreter brachten ihn wieder auf den Hund, aber in neuer Zeit ging es mit ihm wieder aufwärts. Zu den besten Verfassern, die sich mit ihm beschäftigen, gehört zweifellos Olga Wohlbrück, deren Bücher alle innerlich zusammenhängen, und doch ist jedes für sich abgeschlossen. Ihr letzter Roman „Der große Rachen" ist wohl auch ihr gelungenster, er ist mit größter Sorgfalt gearbeitet, fein durchdacht und interessant in seiner Problemstellung. Der große Rachen soll Berlin sein — ist aber jede Großstadt — das die Menschen verschlingt, die, wenn sie darin auch nicht immer untergehen, doch ihren Charakter verlieren. Der unvergeßliche Megede läßt schon eine seiner Gestalten sagen, täglich führen Hunderte von Spreekähnen noch Berlin, aber keiner kehre mehr zurück ... Und diesen Gedanken führt Olga Wohlbrück mit Geschick und künstlerischem Verständnis aus. Alle leiden sie darin Schiffbruch, die von dem Hasten, dem Luxus, der Genußsucht der Großstadt angesteckt werden, die kleine Frau Susel ebenso wie ihr Mann, der Musikdirektor Gräbner oder dessen Bruder, der geniale Arzt und Operateur, und selbst der junge Hans. Sie scheitern; die einen an der Gier, bei Pferderennen Geld zu gewinnen, um üppig zu leben, die anderen, weil sie einem Phantom nachjagen, das sie abirren läßt.

In dem Buch lebt und quillt das wirkliche Leben, die geschilderten Menschen sind wirkliche Menschen, und der Roman scheint auch die alte Lehre zu predigen, die alte, immer wieder in Vergessenheit geratende Lehre, daß die Großstadt ein Moloch ist, der anlockt, um die, die sich verlocken lassen, aufzufressen.

So gehört der Roman zu den wenigen, die man warm empfehlen kann; er überragt weit den Durchschnitt und verdient ernste Beachtung. An dem minder gelungenen Einband mit den zwei geschmacklosen Rennreitern soll sich niemand stoßen.

H. L. R.

Max Doberwitz, der Tantenmörder. Roman von Ewald Gerhard Seeliger. (Dresden. Karl Reißner.)

Seeliger ist ein recht Eigener und bei ihm verbindet sich Phantasie mit einem frischen, lebendigen Stil. So gelingt es ihm, auch Ernstes in eine angenehme Form zu bringen. Sein Roman „Der gelbe Seedieb" z. B., ist das einzige belletristisch zeitgemäße Buch, das mir unterkam und das nicht den fatalen Eindruck einer Gelegenheitsmache hervorruft, sondern auch künstlerische Werte besitzt. — Köstlich ist auch wieder dieser unschuldige Tantenmörder, dieser Querkopf von einem Doberwitz, Ein lieber, grober Kerl, der sich beinahe um seinen Kopf redet, dann nach

wurzelt hatten, setzt sich in vornehmer Weise mit den Gegnern ihrer Weltanschauung auseinander und bezeichnet es als das wichtigste Amt der deutschen Mütter, das neue, heranwachsende Geschlecht für das Vaterland zu erziehen und zu erhalten. V.

Vom Kriegsschauplatz. Feldpostbriefe und andere Berichte von Mitkämpfern und Augenzeugen. Zweiter Band. Mit Beiträgen von Björn Björnson, Cornelius Gurlitt, Wilhelm Lennemann u. a. Herausgegeben von Karl Quenzel. Mit Bildbeigaben. (Leipzig. Hesse & Becker.)

Der zweite Band des rasch beliebt gewordenen Sammelwerks bietet wieder eine reiche Fülle von sorgfältig ausgewählten Feldpostbriefen und andern Berichten von Mitkämpfern und Augenzeugen. Sein Wert wird noch wesentlich erhöht durch Beiträge von Björn Björnson, dem Sohne des großen norwegischen Dichters, von Cornelius Gurlitt, Wilhelm Lennemann u. a. Auch ein fesselnder Originalbericht über seine Kriegsgefangenschaft in Ägypten wird dankbare Leser finden. V.

Perugino. Des Meisters Gemälde. Herausgegeben von Walter Bombe. [Klassiker der Kunst. 25. Band.] (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1915.)

Trotz der schweren Kriegszeit hat die Verlagsbuchhandlung von ihrer rühmlichst bekannten Sammlung: „Klassiker der Kunst" einen neuen Band herausgegeben, der an Vortrefflichkeit der Abbildungen und des Einleitungstextes aus der Feder des Kunstgelehrten W. Bombe seinen Vorgängern nichts nachgibt. Es ist Pietro Vanucci, berühmt unter dem Namen Perugino, welchem dieser Band gewidmet ist. Seine Bilder des heil. Sebastian, der Taufe, Himmelfahrt und Auferstehung Christi, die Krönung Mariens und die Schlüsselübergabe aus der Sixtinischen Kapelle in Rom sind durch Kopien und Reproduktionen in der ganzen Welt bekannt und zählen zu den herrlichsten Schöpfungen der Kunst. Perugino, der hochbetagt im Jahre 1523 starb, hatte seit 1500 keinen geringeren Schüler als Raffael, von dem sogar einige Gemälde herrühren, die manche Forscher als von dem gleichfalls großen Lehrer ausgeführt erklären. Wie dieser hat er sich übrigens dem Charakter der Zeit entsprechend ebenfalls hauptsächlich Darstellungen aus der heiligen Geschichte zugewendet. Zum ersten Male bietet dieses Werk eine Zusammenstellung aller Schöpfungen Peruginos in vorzüglicher Wiedergabe und damit ein treffliches Hilfsmittel sowohl für das Studium der Kunstgeschichte wie für die Kenntnisnahme der unsterblichen Werke Peruginos, die es auch dem gebildeten kunstfreudigen Laien vermittelt. Es braucht wohl nicht betont zu werden, daß solche Schöpfungen hoch über allen Zwist der Völker und Zeiten emporragen und das schöne Werk heute und bleibend zeitgemäß erscheint und daß wir Deutsche uns den Genuß der großen Kunst der Vergangenheit nicht durch das trüben lassen, was wir von den heutigen Landsleuten solcher Künstler etwa Häßliches und Widerwärtiges erfahren müssen. Dr. A. Schl.

Roter Kreuz-Kalender 1916. (Berlin. F. Ashelm.)

Wer diesen Kalender über seinem Tisch hängen hat, der wird Tag für Tag durch das ganze Jahr erinnert an die gewaltige, ja erhabene Tätigkeit des Roten Kreuzes. Durch die interessantesten Bilder wird er täglich daran erinnert, was er selbst vielleicht zu diesem Wohltätigkeitsdienste beitragen könnte. Schon der Ankauf des Kalenders kommt dem Roten Kreuz zugute.

Büchereinlauf.

Peter Rosegger. Gesammelte Werke. Vom Verfasser neu bearbeitete und neu eingeteilte Ausgabe. 40 Bände in 4 Abteilungen zu je 10 Bänden. Jeden Monat gelangt ein Band zur Ausgabe. Jeder Band geschmackvoll gebunden Mk. 2·50 (K 3·—), in Halbpergament Mk. 4·— (K 4·80). Einzelne Bände werden nicht geliefert. (L. Staackmann. Leipzig.)

Soeben erschien von der 3. Abteilung Band 28: Das **„Sünderglöckel"**, Band 29: **Weltgift**, Band 30: **Höhenfeuer.** Allerhand Beleuchtungen mit Sternen und Laternen.

Der Teutone. Kriegsroman von Konrad Wieder. (Leipzig. C. F. Müller.)

Frau Heiternich und Tante Minchen. Familienroman aus dem Geschäftsleben der Gegenwart voll Ernst und Humor von Kurt Delbrück. (Halle a. Saale. Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung [Max Grosse].)

Heim und Herd. Deutsche Jugend- und Hausbücherei, Band 11. (Lahr in Baden. Moritz Schauenburg.)

Der lebendige Baum. Von Paul Lehmann. (Halle a. S. Otto Hendel.)

Weiteres Heiteres aus ernster Zeit. Ein zweites Buch von Sofie Jarzebecki. (Wien. L. W. Seidel u. Sohn.)

Bergfrühling. Novelle von Arthur Schubart. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp.)

Die Landjugend. Herausgegeben von Heinrich Sohnrey. 20. Jahrgang. (Berlin. Deutsche Landbuchhandlung.)

Aus Krieg und Frieden. Novellen von Karl Linzen. (Kempten und München. Kösel.)

Fürst Friedrich zu Schwarzenberg, „der Landsknecht". Bilder aus Alt-Österreich. Aus-

müssen geradezu Meisterstücke genannt werden, ebenso die kleinen Schilderungen behaglichen Wiener Lebens, der wundervollen Umgebung Wiens und der Wachau, dieser Perle Niederösterreichs. Der Roman ist vom Anfang an spannend und fesselt den Leser bis zur letzten Seite. Daß er vielleicht das wirkliche Schicksal mancher in Wien lebender Persönlichkeiten in sich schließt, tut ihm keinen Eintrag, auch bei jenen nicht, die in die Eigenheiten der Donaustadt nicht weiter eingeweiht sind. Hie und da fällt die etwas groteske Art auf, mit der der Verfasser die Gestalten und Geschehnisse zeichnet. Aber sie fällt nicht unangenehm auf. Jedenfalls ist „Die große Stunde“ das Beste, was Ludasy bisher schrieb, und das Publikum wird vermutlich dem günstigen Urteil der literarischen Preisrichter ohne Einschränkung beipflichten. P. L. M.

1914 in ehernen Sonetten und Liedern. Von Richard Schaukal. 40 ausgewählte Gedichte für Österreichs deutsche Jugend. (München. Georg Müller.)

Diese starken Lieder reihen sich dem Besten an, was die deutschösterreichische Dichtung über den Krieg bisher dargebracht hat. Allerdings konnten sie nur die erste Periode des Krieges behandeln, aber das geschah mit jener hochgemuten Zuversicht, die von den ersten großen Erfolgen ausgelöst wurde.

Conrad von Hötzendorf. Ein Lebensbild nach originalen Quellen und persönlichen Erinnerungen entworfen von Ludwig v. Pastor, k. k. Hofrat, o. ö. Professor der Geschichte an der Universität zu Innsbruck und Direktor des österreichischen historischen Instituts zu Rom. Mit Conrads Bildnis und Schriftprobe. Ein Teil des Reinertrags wird Zwecken der Kriegsfürsorge gewidmet. (Freiburg und Wien 1916, Herdersche Verlagshandlung.)

Eine Lebensbeschreibung Conrads von Hötzendorf, des verdientesten unserer Heerführer im Weltkriege, fehlte bisher vollständig. Um so freudiger wird man es begrüßen, daß einer unserer ersten Geschichtschreiber die Ausfüllung dieser Lücke als die Erfüllung einer vaterländischen Pflicht unternommen hat. Schon früher mit Conrad näher bekannt, konnte Ludwig v. Pastor während eines Aufenthaltes im Großen Hauptquartier der österreichisch-ungarischen Armee im mündlichen Verkehr mit ihm durchaus zuverlässiges Material sammeln. Er hat dies in seiner bekannten anziehenden Art zu einer kleinen, aber inhaltreichen Schrift verarbeitet. Von besonderem Interesse darin ist die lebendige Schilderung des Großen Hauptquartiers und die gedrängte, ganz neue Aufschlüsse bietende Darstellung der kriegerischen Operationen gegen Rußland, welche der Schrift eine hervorragend zeitgemäße Bedeutung verleihen. V. V.

Der Erzfeind. Rück- und Ausblicke zum Weltkriege. Von Adolf Harpf. (Graz. Leuschner und Lubensky.)

Der Kulturforscher Dr. Harpf hat hier unter obigem Titel nationalpolitische und volkswirtschaftliche Aufsätze vereinigt, die mit dem Weltkrieg in innigem Zusammenhang stehen. Wir müssen unumwunden eingestehen, daß diese Arbeiten in jeder Hinsicht volle Teilnahme verdienen. Was wir da von angewandter Geschichte, Rassenlehre, vom Aushungerungskrieg, von den politischen und kulturellen Heilwirkungen des Krieges hören, das — offen gestanden — ist derart fesselnd und konkret geschrieben, daß wir den Ausführungen mit ununterbrochener Spannung folgen müssen. Dr. Harpf ist entschieden ein vielgereister Schriftsteller und zweifellos auch ein gründlicher Kenner der innerpolitischen Verhältnisse unseres Vaterlandes. Der „Erzfeind“ ist mit besonderem Nachdrucke weitester Verbreitung anzuempfehlen. Rudi Bern.

Deutsche Kriegslieder 1914/15. Herausgegeben von Karl Busse. (Bielefeld. Velhagen und Klasing.)

Karl Busse, der ja selbst nicht nur ein recht feiner Dichter, sondern auch einer unserer unbefangensten, besten und schärfsten Kritiker ist, hat hier mit zartem Verstehen eine ganz ausgezeichnete Lese getroffen und sie mit einer glänzenden, höchst anerkennenswerten Einleitung versehen. Es wird ja vielleicht mancher Namen wie A. de Nora, K. H. Strobl, A. Wildgans u. ä. nur ungern vermissen, dafür aber machen wir die Bekanntschaft von Leuten, die sich noch nie vernehmen ließen, vielleicht auch nie mehr vernehmen lassen, denen aber doch der gewaltige Braus der Zeit die Seele einmal, ein einzigmal machtvoll emporschwingen machte. So erhebt also die Sammlung keineswegs den Anspruch auf irgendwelche Vollständigkeit, ist aber aus gerade vorerwähntem Grunde ein sehr interessantes und sehr dankenswertes literarisches Kriegsdokument. — Der Preis ist gering.

K. D. Zwerger.

Die deutsche Frau im Weltkrieg. Einblicke und Ausblicke. Von Thea v. Harbou. (Leipzig. Hesse & Becker.)

Thea v. Harbou behandelt in dem vorliegenden Buche die überaus wichtige Frage, welche Aufgaben der Weltkrieg den deutschen Frauen und Müttern gestellt hat. Ohne jede Lobhudelei rühmt sie den Opfermut, die Liebestätigkeit und die Anpassungsfähigkeit der Frauen, weist ohne Rechthaberei auf die Unsitten hin, die sich vor dem Kriege einge-



6. Heft — März 1916 — 40. Jahrg.

Der Erbarmungslose.

Roman von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Frau Boju schickte zum Christtag aus Chiron einen Korb mit einem geschlachteten Truthahn, mit Gänselebern, eingemachten Birnen und Zuckerwerk, und legte der Sendung einen ihrer üblichen Briefe bei:

„Mein lieber Herr Polycarpe!

Wie traurig und einsam werde ich die Feiertage ohne Sie verbringen. Ich weine oft. Hier schneit es immerfort und es ist höllisch kalt. Niemand geht aus der geheizten Stube, der nicht muß. Erkälten Sie sich nicht, denn in Paris ist es sicherlich noch abscheulicher. Achten Sie besonders auf warme Füße und trockene Socken. Sie wissen ja, wie empfindlich Sie sind. Hier geschieht nichts Erwähnenswertes, nur Kapitän Soufflet nimmt den Mund voll und brüstet sich, er werde den Bürgern Chirons schon den Herrn zeigen. Er trinkt gern über den Durst und die hinkende Rosine sprengt allerorts aus, sie hätte Ihnen, Herr Polycarpe, der sie heiraten wollte, einen Korb gegeben. Das ist niederträchtig und weil die Person Ihnen auch noch andere schlechte Sachen nachsagt, forderte mich der Herr Bürgermeister Lanceleau auf, Sie davon zu benachrichtigen. Das können Sie sich nicht gefallen lassen und Sie müssen dem Konvent Ihre Meinung über den besoffenen Nicolas sagen. Wie wäre es, wenn Sie ihn einsperren ließen? Das

gewählt und eingeleitet von Helene Bettelheim-Gabillon. (Leipzig. Insel-Verlag.)

Die Heidelerche und andere heitere Geschichten von Maria Stona. (Leipzig. Philipp Reclam.)

Schlupps, der Handwerksbursch. Mären und Schnurren von C. Berg. (Frankfurt a. M. Englert & Schlosser.)

Die Bodenreform. Grundsätzliches und Geschichtliches zur Erkenntnis und Überwindung der sozialen Not. Von Adolf Damaschke. (Jena. Gustav Fischer.)

In Eintracht stark. Ein Kriegsbuch für die Jugend Österreich-Ungarns. 1. Heft: **Viribus unitis.** Politisch-geographische Gedanken über Österreich-Ungarn und der Weltkrieg. Von Professor Dr. Georg Lukas. 2. Heft: **Das Heer.** Von Emil Seeliger. 3. Heft: **Die Seeflotte; die Luftflotte.** Von Emo Descovich. 4. Heft: **Wahres Menschentum.** Von Desider v. Petrasovics. 5. Heft: **Die wirtschaftliche Rüstung.** Von Prof. Josef Grüntzel. 6. Heft: **Die Arbeit der Zukunft.** Von Prof. Josef Guntzel. (Wien. Alfred Hölder.)

Die militärische Vorbereitung der Jugend in Gegenwart und Zukunft. Von Dr. George v. Graevenitz. 67. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Deutschland und Südamerika. Von Prof. Dr. P. Gast. 68. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Wall von Eisen und Feuer. Ein Jahr an der Westfront. Von Georg Wegener. (Leipzig. F. A. Brockhaus.)

Das deutsche Herz, Ernstes und Heiteres aus 1914/1915. Von Octavia Jaedicke und Ernst Mueller. (Berlin. „Concordia". Deutsche Verlagsanstalt.)

Feldmarschall Hindenburg zur Ehr'! Ein Flugblatt von Dr. Schaube-Brieg. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Die armenische Frage. Von C. A. Bratter. (Berlin. „Concordia". Deutsche Verlagsanstalt.)

Werdet Helden! Ein offener Brief in der Kriegszeit an die deutschen Kinder. Von Wilhelm Börner. (München. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.)

In Belgien. Reiseerinnerungen von Heinrich Hansjakob. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Co.)

Feldflieger an der Front. Von Dolf von Korb. (Leipzig. C. F. Amelang.)

Mit der Division „Graf Bredow" unter Hindenburg. Erinnerungen eines Landwehr-Kavallerieoffiziers von Friedrich Franz von Couring. (Berlin. „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.)

Schiller, der Politiker im Licht unserer großen Gegenwart. Von Theodor Birt. — **Heinrich von Kleist, der Dichter des Preußentums.** Von Max Fischer. (Stuttgart und Berlin. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.)

Reden über den Krieg von Johannes Müller: 5. **Der Krieg als religiöses Erlebnis.** (München. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck.)

Un an de Journalisme en Pays occupé. Recuel d'articles parus dans la „Gazette des Ardennes". (Leipzig. V. F. Volckmar.)

Kommende Kunst?? Von Hans Fechner. (Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. d. S.)

Zwei Millionen Deutsche in Rußland? Rettung oder Untergang? Von C. C. Eiffe. (München. J. F. Lehmanns Verlag.)

Österreichs Geist und Schwert. Herausgegeben von Clara Körber. Zugunsten des österr. Roten Kreuzes. (Leipzig. Dürr.)

Siegesklänge aus der deutschen Lehrerwelt. Von Dr. Rudolf Peerz. (Verlag der „Blätter für den Abteilungsunterricht" in Laibach.)

Ein lauernder Feind hinter der Front! Feldpostbrief von Prof. Dr. Sellmann über die sexuelle Frage beim Heer. (Witten. Verlag „Eckart", H. Nijhuis.)

Kriegsverwundet! Ein Wort an unsere Kriegsbeschädigten. Feldpostbrief von Professor Dr. Sellmann. (Witten. Verlag „Eckart", H. Nijhuis.)

Deutsche Taten — Deutsche Lieder. Von Johannes Kirschen. (Radeberg. Willy Hordler.)

Prinz Eugen, der edle Ritter. Sein Leben in Bildern erzählt von Hugo von Hofmannsthal. 12 Original-Lithographien von Franz Wacik. (Wien. L. W. Seidel u. Sohn.)

Kriegspredigten von Helmuth Pommer. (Krems a. D. Evangelischer Frauenverein. 1915.)

Was tut uns not? Sozialpolitische Probleme der Zukunft von Moritz Haardt. (Leipzig u. Wien. Franz Deuticke.)

Im Zeichen der Stunde. Betrachtungen eines Einsamen von Heinrich Schäff. (Konstanz. Reuß & Itta.)

Volk in Not. Ein deutsches Heldenlied von Karl Schönherr. (Leipzig. L. Staackmann.)

(Geschlossen am 20. Jänner 1916.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Fleder.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

Und die Gemüter glühten, der Winterkälte zum Trotz. Es galt, den Prozeß gegen den König vorzubereiten. Die Girondisten überwanden ihre Mutlosigkeit und schlossen sich enger aneinander, fast einmütig, voll seltsamer Tapferkeit später Kämpfer, die denselben König retten wollten, den sie ehedem vom Thron stießen. Jetzt graute ihnen vor den Tyrannen, die ihn ablösten. Rebecqui aus Marseille meinte schwermütig: „Er war doch ein guter Herrscher, nur übel beraten" und Louvet, Brissot, Condorcet erboten sich, die Provinzen gegen die Ultraradikalen aufzuwühlen.

Roland versprach sich nichts anderes davon als neuerliche Unannehmlichkeiten und Barbaroux sagte verzagt: „Ach, die Provinzen! Ja, ja, sie haben die gedankenlose Gleichmacherei satt, wie sie hier mit der Maschine betrieben wird — aber wo sind die Provinzen?" Er deutete mit trostlosen Händen unbestimmt im Kreis: „Da . . . dort, nur nicht in Paris, und in Paris fällt die Entscheidung."

Raffte sich einer entschlossen im Konvent zu einem Protest auf, so polterten den Kühnen die Galerien nieder, wo sich die Anhänger Robespierres und Marats dick machten. Danton, von seiner überflüssigen Amtsreise zurückgekehrt, zögerte, selbst unsicher geworden durch die Verdächtigungen, die ihn plagten, und bewarb sich um eine Inspektionsreise zur Armee. Robespierre, der unbestechliche Robespierre, zeigte seine übliche Grimasse statt eines anständigen Lächelns und forderte eisig Gerechtigkeit für jedermann, ohne Rücksicht auf den Rang, den ihm eine überholte Despotie verlieh. „Es gibt nur zwei Arten von Bürgern", legte der Pedant dar, „Patrioten und Verräter. Die Patrioten müssen vor den Verrätern geschützt werden." Marat schmierte nächtelang Flugblätter und ruhte tagsüber aus; er grinste: „Druckerschwärze ist giftiger als Strychnin und Gänsekiele stechen tödlicher als Degen."

Orléans-Egalité berechnete seine Aussichten, wenn sein lieber Vetter Ludwig nicht mehr war, setzte im Geist das Ministerium zusammen, das er bilden wollte, und schrieb schon die Proskriptionslisten jener, die dann verschwinden mußten. —

Da redeten die Verteidiger des Königs zu tauben Ohren, zu Vorsichtigen, die nichts Entschiedenes wagten, und zu Terroristen, die alles wagten, um alles zu gewinnen. Der entrechtete König saß mitten in der Komödie, seelenruhig und feist, als ginge ihn der Prozeß nichts an, und nur wenn die Galerien tobten, schaute er verwundert auf, um gelegentlich zu Malesherbes zu sagen: „Wahrhaftig, das Volk ist schlecht erzogen."

Unter Gelächter appellierte Deseze an die Unverletzlichkeit, welche die Verfassung dem Staatsoberhaupt zusicherte, und bestritt die Zuständigkeit der Nationalkonvention als Gerichtshof. Dramatisch hob er die

kann Ihnen doch keine Mühe kosten. Wozu wären Sie sonst Deputierter? Im Frühling werde ich einen Gärtner dingen, der die Rosen okuliert und den Küchengarten bestellt, damit Sie eine rechte Freude haben, wenn Sie wiederkommen. Aber es will niemand arbeiten und die Leute begehren unerschwingliche Löhne, weil sie sagen, sonst hätte es keinen Zweck gehabt, die Republik zu gründen. Sie hätten auch unter dem König arbeiten können, dazu brauchten sie nicht erst eine Republik. O, Herr Polycarpe, besuchen Sie uns bald! Manchmal fühle ich mich gar nicht wohl und fürchte mich. Mein Magen ist nicht in Ordnung und die Medizinen des Doktors Renard helfen nichts. So bin ich denn an den hohen Festtagen allein und erinnere Sie an Ihr Versprechen, Chiron nicht zu vergessen. Die Kirche hat immer noch keinen Pfarrer und Sie werden gut daran tun, ihren Freunden in Paris ernstlich ins Gewissen zu reden, daß es so nicht weiter gehen kann. Und auch Sie haben niemanden, der für Sie sorgt. Warum ist alles verrückt? Das Land ohne Priester und Sie ohne Wirtschafterin. Ich glaube, der Nationalkonvent taugt nichts, aber bitte, sagen Sie es nicht weiter. Und wenn es wahr ist, daß er dem König übel will, dann nehmen Sie sich seiner an. Das wünscht und küßt Ihnen die Hand Ihre Charlotte Boju."

Der Brief berührte Jean Baptiste wenig und er beantwortete ihn nur kurz, stellte seinen Besuch für den Sommer in Aussicht und befahl der Boju, das Haus bei Eintritt der Dämmerung sorgsam abzusperren.

Den Truthahn und die Gänselebern schenkte er Michelle — das heißt, er übergab ihr die Eßwaren und wollte deren Wert von der Zimmermiete abziehen. Da er nicht daheim speiste, hatte er für Fleischsachen keine Verwendung; nur die Birnen und das Zuckerwerk behielt er zum Naschen für sich und davon bekam auch Artemis keinen Bissen.

*
* *

Paris fieberte.

Unverantwortliche Demagogen trugen den Wahnsinn durch die Straßen. „Wer Louis Capet begnadigt, ist des Todes schuldig", schrien sie tausend- und tausendmal, bis es auch der Taubste hören mußte, und die giftgeschwollenen Vorstädte widerhallten: „Des Todes schuldig!" Die Gemäßigten wagten nicht, ihre Nasen aus den Fenstern zu stecken und die Girondisten verzagten. Man munkelte, die Terroristen planten neuerlich eine Metzelei, wie damals im September. Die Friedfertigen bebten.

Das Christfest feierte niemand und die hohen Festtage gingen hin wie die schwärzesten Werkeltage. Fußhoch verbaute der Schnee die Gassen und Plätze, und nachher schmolz das Tauwetter alles zusammen, daß braune Bäche durch die Stadt über die Uferböschungen in die Seine sprudelten.

eine wie die andere; wenn sie am unentbehrlichsten waren, krochen sie aus purer Bosheit ins Bett und stellten sich leidend.

Michelle erspähte die Gelegenheit und bot ihre Begleitung für Spaziergänge an.

„Meinetwegen", brummelte Polycarpe und nahm sie als schwachen Ersatz mit. Beinahe schämte er sich, mit ihr gesehen zu werden; eckig, mager, tollpatschig und schäbig gekleidet, trippelte das säuerliche Mädchen einsilbig neben ihm her und er lenkte in Seitengassen ein, um keinem Bekannten zu begegnen, der ihn gewiß nur auslachte. Gleichwohl war ihm die Gesellschaft lieber als ein vereinsamtes Umherstreichen, das ihn immer verstimmte.

Mockig lehnte er neben Michelle in seinem Sessel im Café „Zu den Menschenrechten", einem Vorstadtlokal, und schlürfte gepanschten Wein. „Pfui Teufel!" schalt er, „Eine solche Spelunke!"

„Danton ist Stammgast im „Blauen Zifferblatt", warf die Angesäuerte bescheiden ein und löffelte den Zuckersatz aus ihrer Tasse. „Das ist erst eine Spelunke!"

Jean Baptiste beschäftigte der Prozeß des Königs. Wie könnte Artemis da raten! In der allerübelsten Laune fragte er seine Begleiterin: „Stell dir vor, du seist Deputierter — wie würdest du im Konvent stimmen?"

Die Säuerliche schleckte die Lippen: „Bürger, das ist nicht leicht zu sagen." Dann platzte sie heraus: „Um im Konvent zu sitzen, müßte ich ja ein Mann sein."

„Dumme Gans!" Er ärgerte sich gewaltig. „Artemis ist auch kein Mann und doch wäre sie mir eine vernünftige Antwort nicht schuldig geblieben. Bist du so viel dümmer als sie?"

Michelle blieb zaghaft: „Artemis verkehrt mit Leuten, die in der Politik zu Hause sind, ich aber stecke immer in der Küche und besorge die Wirtschaft. Wie soll ich da klug werden? Ihr müßt gerecht sein. Dafür kann sie wiederum nicht, was ich kann . . . Zum Beispiel: ein Huhn knusprig abbraten. Ich strebe danach, einmal eine gute Hausfrau zu werden und die Base zieht es vor, . . . sich anders zu beschäftigen . . ." Da Polycarpe unwirsch wurde und mit seinem schwarzen Stock fuchtelte, klaubte sie eine kleine Weisheit aus ihrem engen Gehirn und meinte: „Die Bergpartei — so heißt sie doch? — wird, wie uns unser Hauswirt erzählte, für den Tod Ludwigs stimmen und die Gironde wird alles aufbieten, wenigstens sein Leben zu retten . . . Niemand kann heute schon wissen, wer die Oberhand behält."

Jean Baptistes Faust dröhnte auf den Tisch: „Ich will es aber wissen!"

Stimme: „Man kann Ludwig den Ruhm nicht streitig machen, daß er dem Volk die größten Opfer brachte; und schlägt man euch vor ... Bürger, ich vollende nicht, ich schweige im Angesicht der Geschichte, die über uns alle aburteilen wird. Bedenkt, sie spricht das Urteil über euer Urteil und das ist dann das Urteil der Jahrhunderte."

Die Gironde fühlte, daß sie im König sich selbst verteidigte, daß seine Niederlage ihre Niederlage vorbereitete, und suchte kümmerlich nach einem Mittelweg, der ihr frommte, ohne den Haß des Volkes, das nach Tyrannenblut lechzte, gegen sich aufzustacheln.

Salles, der Schlaueste der Schlauen, beantragte, Louis Capet für schuldig zu erklären und den Urversammlungen des Volkes die Festsetzung der Strafe zu überlassen. Der Spitzkopf Tallien, seinen schönen Kinnbart zwirbelnd, ersann etwas Ähnliches: Der Konvent, der ein Recht dazu habe, möge auch die Strafe aussprechen, aber die Berufung an das souveräne Volk gestatten. Die Anträge waren klug, sie sollten den Provinzen zur Macht verhelfen — fällten auch die ein Bluturteil, dann wuschen sich die Gemäßigten ihre Hände in Unschuld.

Doch der Berg war nicht weniger klug, er durchschaute den Plan der Gironde und vereint mit dem charakterschwachen Sumpf brüllte er zurück: „Das Volk sind wir!" St. Just, adrett wie stets, rückte seine Halsbinde zurecht, weil sie sich verschoben hatte, und deklamierte: „Ein Verräter an den Menschenrechten, der an unseren Vollmachten zweifelt! ..." und dabei warf er die Arme so ungestüm, daß die Frackärmel in den Nähten knackten.

Der Konvent redete in Sentenzen.

Stumpfsinnig kauerte Jean Baptiste Polycarpe auf seiner Bank und nickte zu den drei Fragen, die der Konvent zu stellen beschloß: Über die Schuld des Königs — über sein Recht, an das Volk zu appellieren — über die Strafe, die er verdiente.

Die Gironde schöpfte Atem. Jetzt kam es darauf an.

*
* *

Artemis hustete, Artemis war krank; sie ging nicht aus, sie hockte in ihrem Zimmer am geheizten Ofen und trank dampfenden Tee mit Zitrone und viel Zucker. Jean Baptiste besuchte sie, rückte seinen Sessel möglichst weitab zum Fenster, um nicht angesteckt zu werden, und war recht ungehalten, eigentlich schon mehr empört, und raunzte: „Weil du halbnackt herumlaufst, erkältest du dich. Zieh ordentliche Kleider und Strümpfe an. Schau mich an!" Und er zeigte stolz seine Wollsocken.

Als der rote Schmetterling gelobte, bald gesund zu werden, trollte es sich mißmutig und verwünschte seine Verlassenheit. Die Weiber —

feuchten Äuglein blitzten tückisch. „Die sollen sich aber in mir getäuscht haben!"

Das säuerliche Mädchen wollte den Zornigen begütigen, da andere Gäste schon aufmerksam wurden und sich anstießen: „Wenn Euch Chiron nicht mehr genehm ist, Bürger Polycarpe, dann sucht ein anderes schönes Plätzchen, wo es sich lustig leben läßt. Die Welt ist groß und hat viele Gegenden."

„Etwa?" fragte er streitsüchtig. „Etwa? Soll ich nach Afrika zu den Mohren oder in die neue Welt zu den Rothäuten? Skalpiert kann ich auch hier werden und erspare mir die weite Reise."

„Ich dachte an irgendein nettes Städtchen am Rhein, in Württemberg oder der Pfalz. Dort trefft Ihr Emigranten in Masse und seid unter Landsleuten."

Jean Baptiste, der oft schon Gleiches überlegte, sich aber jetzt ärgerte, daß dieses häßliche, einfältige Mädchen seine geheimsten Gedanken nachsprach, gebärdete sich unversehens als Volksmann, der an sich selbst zuletzt denkt: „Außer Frankreich gibt es keine echten Franzosen, außer Frankreich gibt es kein Glück. Am wenigsten unter den blöden Deutschen, die überall vor unseren tapferen Armeen ausreißen. Wie lange währt es noch und auch sie jagen ihre Tyrannen zum Teufel und nehmen unsere Verfassung an — und treiben es genau so wie die Pariser . . ." Er redete unvernünftig und widersprechend daher, merkte es auch und zitterte vor Wut.

„Ja dann . . .", erwiderte Michelle eingeschüchtert, „ja, wenn es sich so verhält . . ., dann ist es wohl bequemer, Ihr bleibt da."

„Zahlen! Wir gehen", knurrte Polycarpe und verachtete das angesäuerte Mädchen, dem während eines ganzen langen Nachmittags kein einziges vernünftiges Wort einfiel.

Wie ein geprügeltes Hündchen folgte sie ihm, äußerlich gehorsam, aber in ihrem Innern wütend über diesen mürrischen, selbstherrlichen Alten, der sie beschimpfte. Als er daheim unsicher im dunklen Zimmer nach Luft schnappte, fragte Michelle süß: „Darf ich Euch helfen?"

„Danke, bemüh dich nicht. Ich behelfe mich schon allein und in ein paar Tagen ist Artemis hoffentlich wieder gesund."

*
* *

Die Entscheidung stand bevor.

Die Jakobiner hatten gut gesät und schickten sich zur Ernte an.

„Da müßten schon Engel vom Himmel niedersteigen", sagte St. Just bedeutungsvoll.

Anarchis Cloots, um seine Gottlosigkeit besorgt, protestierte: „Es gibt keine Engel und keinen Himmel."

„Da kann ich euch leider nicht helfen“, klagte eingeschüchtert die Angesäuerte.

Polycarpe trommelte mit beiden Fäusten: „Deine Mutter läuft zu allen Wöchnerinnen der Stadt, du tratschst mit Krämern und Hallenweibern und bist nicht einmal imstande, mir die Ansichten des Volkes mitzuteilen. Auf das Volk kommt es an, hörst du! Nicht auf den Berg und die Gironde.“ Das Toben erleichterte ihn.

„Eigentlich tratsche ich nicht mit Hallenweibern und unser Krämer —“, wehrte Michelle ab, kam aber damit übel an.

„Du verkehrst wohl mit Aristokraten und Aristokratinnen, die sich in Kellern verstecken? Schwatz keinen Unsinn! Gesteh lieber, daß du strohdumm bist und nichts, aber auch schon gar nichts verstehst.“

Sie zuckte aus Furcht, er würde sie prügeln, und stotterte weinerlich: „An Ihrer Stelle mit Ihrem Vermögen bliebe ich überhaupt nicht in Paris . . .“

Das klang Polycarpe süß in den Ohren. Fort aus dem Paris, das Rätsel aufgab, die niemand löste! Besänftigt erkundigte er sich: „Wohin gingest du denn?“

„Nach Chiron, wenn ich dort zu Hause wäre.“

„Chiron!“ Mit einer heftigen Handbewegung wehrte er sich plötzlich dagegen und stieß ein gefülltes Wasserglas um, daß es naß über seine Beinkleider rann. Er wischte sich halbwegs trocken und grollte: „Daß du nicht besser aufpassen kannst — Chiron ist ein Nest ohne ein einziges Kaffeehaus. Und überhaupt! Chiron ist nicht mehr das, was es früher war, ehe deine dummen Pariser mit ihrer Revolution den Leuten die Köpfe verdrehten. Nicolas Soufflet, der Hund, hat uns den Frieden gestohlen!“ Polycarpe, der seinen Wein zu rasch hinabgegossen hatte, ergrimmte, schimpfte und legte los: „Soufflet ist ein Strolch, ein Nichtstuer, ein Räuber, der Schlösser plündert und Rosenstöcke abschneidet; ja, er schneidet nachts aus Bosheit fremde Rosenstöcke ab! An den Galgen gehört er. Und seine Schwester Rosine ist eine Dirne!“ Jean Baptistes Gesicht färbte sich erschreckend blaurot und er schöpfte mühsam Atem. „Alle Bürger von Chiron sind ein undankbares Gesindel, alle — ohne Ausnahme. Ich hab ihnen als Steuerpächter Wohltaten auf Wohltaten erwiesen und wie lohnten sie's mir!“

„Indem sie Sie zum Deputierten wählten“, sagte Michelle einfach, ohne es höhnisch zu meinen.

„Eben, mich zum Deputierten zu wählen! Mich aus meiner Ruhe herausreißen und nach Paris zu verbannen, das ist ja die Niedertracht der Leute! Weil sonst niemand Lust hatte, seine Haut zu Markt zu tragen, mußte ich heran. O, ich durchschaue die Lumpen!“ Seine kleinen

in der ersten Reihe anwesend zu sein. Es lag ihm daran, in seiner Not ein bekanntes Gesicht zu sehen. Drei lange Nächte hatte er schon nicht geschlafen, schwankend, wie er votieren sollte, schwankend, ob es nicht sicherer wäre abzureisen — aber wohin? Nach Chiron? Dort fürchtete er den Schleicher Soufflet. Oder ins Ausland? Wer weiß, wie man ihn dort empfangen würde! Ach, der Kopf schmerzte ihn vom argen Nachdenken ... Wie war Danton zu beneiden! Der Glückliche, der Staatsgeschäfte vorschützte; der Schlaue, der weder gegen Louis Capet noch für Louis Capet etwas wagen wollte. Polycarpe verübelte dem Donnerer seine geschmeidige Klugheit. Warum kamen ihm nie die besten Gedanken — sich um einen ungefährlichen Posten in der stillen Provinz zu bewerben und dabei den feurigen Patrioten zu spielen! —

Die vielen Menschen im Saal strömten eine heizende Lebenswärme aus und alle litten unter der Schwüle. Deputierte eilten raschelnd hin und her, steckten die Köpfe zusammen, verhandelten, tuschelten und unterstrichen die nur geflüsterten Worte durch handgreifliche Bewegungen. Es summte und surrte und brummte und trippelte.

Jean Baptiste schwitzte mit steilem Rücken in seiner Ecke hinter der Säule und schielte zu Artemis hinauf, die in ihrem purpurnen Kleid eingeklemmt zwischen anderen Frauenzimmern saß. Die wunderliebe Loulou lächelte ihrem Gatten zu, die dickliche Frau Roland war ziemlich schläfrig, die breithüftige Madame Staël suchte einen Helden, der sich lieben ließ, die schöne Theroigne machte lockende Augen für einen bildhäßlichen Gardisten, der sich gar nicht um sie kümmerte, und Charlotte Robespierre, die dünne Charlotte, die Schwester des Unbestechlichen, beobachtete mißtrauisch die kupplerische Wirtsfrau ihres Bruders, die schreckliche Duplay, die eine Tochter zu verheiraten hatte ... Ein paar angenehme Mädchen aus dem Palais, noch unerfahrene Schmetterlinge, deuteten mit Fingern herum und machten einander auf sehenswerte Deputierte aufmerksam:

„St. Just — schau, das ist St. Just, der nette Junge links im Hintergrund. Gestern Abend war er bei mir.“

„Wie heißt der Häßliche dort neben Robespierre? Ich glaube, er ist lahm.“

„Couthon.“

„Ach so, das ist Couthon! Ich werde nach Hause schreiben, daß ich ihn gesehen habe.“

„Ruhe!“ befahlen einige barsche Stimmen und die angenehmen Mädchen schwiegen eingeschüchtert.

Barrère, der den Vorsitz führte, schellte und dem Schellen folgte eine bange Stille. Barrère, dessen krumme Beine das hohe Pult verdeckte, so daß er gut gewachsen schien, benahm sich sehr würdevoll und

Couthon, dem sein zu scharfer Magensaft auf der Zunge brannte, spie aus. „Engel oder nicht, Himmel oder nicht — Louis Capet ist verloren.“

Die Gironde hob das Haupt und sah einen Augenblick einer Heldenschar ähnlich, aber die vom Berg ballten die Fäuste und drohten: „Wir stürzen auf euch nieder!“

„Ein Bergsturz!“ witzelte einer aus dem Sumpf.

Paris flammte.

Wilder denn je schürten die Jakobiner und fachten die alte Wut, den alten Haß, den alten Groll gegen den König an, sie verbreiteten die Märchen, an die niemand mehr recht glaubte und die dennoch ihre Schuldigkeit taten: Daß eine Armee von Gegenrevolutionären in der Stadt versteckt war; daß das Ausland geschworen hätte, den Konvent in die Luft zu sprengen; daß ein Individuum gefaßt wurde, das unter seinem braunen Rock einen Dolch trug, um Robespierre zu ermorden — Robespierre, den unbestechlichen, sittenstrengen Liebling der Straße, den mutigen Schirmherrn unveräußerlicher Volksrechte ... Und die tollen Gerüchte wuchsen in dem Mund eines jeden, der sie weitererzählte: Der machtlose König, der behäbig, phlegmatisch und ohne einen Sous in der Tasche im Temple des Endes entgegenharrte, bestach Tausende niederträchtiger Franzosen, die gar nicht würdig waren, Franzosen zu sein, und erkaufte sich Meuchelmörder, die gelobten, alle braven Patrioten abzuschlachten ...

Ein einziger wilder Schrei nach Rache gellte durch Paris, und wenn Louis Capet zu den Richtern im Konvent fuhr, mochte er auch wie ein gewöhnlicher, dicker und gemächlicher Bürger aussehen, so zischten ihm blutrünstige Verwünschungen zu. Er begriff nicht und fragte seine Verteidiger kopfschüttelnd: „Was wollen die Leute? Ich tue ihnen nichts und habe ihnen nie etwas getan.“ Die Verteidiger blickten scheu an ihm vorbei.

Als es zur Abstimmung kam, krachten die Balken der Galerien unter der gepfropften Menschenmasse, die Marat eingeladen hatte, sich das Schauspiel anzusehen. Er war seiner dunklen Freunde sicher und putzte sich für den großen Festtag der Nation heraus. In einem anständigen Rock, und beinahe rein gewaschen, nicht einmal das schlechte Ohr eingebunden, zähnefletschend und vergnügt, schlängelte er sich unter seinen Kollegen durch und murmelte statt eines Grußes: „Er muß sterben ... Bürger, vergeßt nicht, er muß sterben, damit wir leben.“

Desmoulins warf die Achseln: „Der richtige Haifisch — und die fetten Haare hat er sich doch nicht gestrählt.“

Artemis, obwohl noch blaß und hustend, hatte auf Jean Baptistes dringenden Wunsch in den Konvent kommen müssen, um bei der Sitzung

„Schweig, er sucht Artemis!“ antwortete mürrisch die Witwe Bicornou und machte Stielaugen.

Schon hatte über die Hälfte der Deputierten gestimmt und noch stand die Entscheidung zweifelhaft aus. Der charakterlose Sumpf gab den Ausschlag und seine Mitglieder schnupperten in die Luft, um die wahre Stimmung der Nation zu erkunden und einen ungefährlichen Weg zu gehen.

Maximilian Robespierre sprach leidenschaftlich gegen die Appellation und die Galerien klatschten Beifall. Hinter ihm stand das mächtige Paris.

Ein dünnstimmiger Sekretär rief den Namen Polycarpe auf und Jean Baptiste preßte an seinem Kehlkopf herum: „Gegen ... Dagegen ...“ Der erfahrene Sekretär verstand schon, was er meinte: Jean Baptiste Polycarpe aus Chiron verwarf den Antrag, das Urteil der Genehmigung durch das Volk zu unterwerfen.

Barrère verkündet das Ergebnis: „Mit zweihundertneunundachtzig Stimmen gegen zweihundertvierundzwanzig bei zehn Stimmenthaltungen, also mit einer Mehrheit von fünfundsechzig Stimmen abgelehnt.“

* * *

Polycarpes Mut stand weit, weit unter dem Nullpunkt und das bekam Artemis zu spüren. Sie konnte ihm nichts recht machen und wurde für alles gescholten. Geduldig, gleichgültig hörte der rote Schmetterling zu und sagte nur hin und wieder besänftigend: „Aber Alterchen!“

Auf dem Heimweg ließ er sie keinen Augenblick von der Seite und an jeder Ecke fürchtete er, ein Royalist lauere, um ihm, dem Königsfeind den Dolch in den Bauch zu rennen. Artemis gab guten Zuspruch: Warum soll man gerade dir etwas tun? Der ganze Konvent erklärte Ludwig schuldig.“

„Man wird nicht gerade mir allein etwas tun —.“ Die schlimmsten Gerüchte aus dem Palais fielen ihm ein. „Wir sind alle bedroht, alle!“ Und er wich einem Mann, der entgegenkam, in weitem Bogen aus. „Hast du gesehen, wie er mich anstierte?“

„Er war nur betrunken. In deiner Angst siehst du Gespenster.“

„Und Marat — sieht Marat auch Gespenster? Hat er uns nicht gewarnt? Hunderttausend heimlich zurückgekehrte Emigranten stecken in Paris und sinnen auf eine Meuchelung der Patrioten.“

„Erstens gibt es überhaupt nicht hunderttausend Emigranten, zweitens stecken sie nicht in Paris und drittens lügt Marat, so oft er den Mund auftut oder die Feder eintaucht.“ —

Dem verschreckten Abgeordneten von Chiron schmeckte kein Essen und er schalt den Wirt, der seinen Gästen stinkendes Fleisch und faules

eröffnete die Sitzung: „Ich stelle an die Vertreter der Nation die erste der vom Konvent beschlossenen Fragen. Ist Louis Capet, weiland König von Frankreich, einer Verschwörung gegen die Freiheit und eines frevelhaften Anschlages auf die Sicherheit des Staates schuldig? Jeder sage offen sein Ja oder sein Nein. Es kann ihm daraus kein Nachteil erwachsen."

Die erste Frage ersparte Jean Baptiste jeglichen Zwiespalt, denn alle Deputierten erklärten den Angeklagten einhellig für schuldig und sein gezirptes Ja fiel unter den fünfhundert anderen nicht auf.

Zu diesem ängstlichen Ja tat der Vertreter des Kreises Chiron zum erstenmal den Mund in der Nationalkonvention auf. Es war seine Jungfernrede.

Eine seltene Einmütigkeit umfing die Abgeordneten und die Zuhörer auf den Galerien. Man beglückwünschte einander wie zu einem unerwarteten Glück, lachte aus leeren Augen und freute sich. Die Gironde verstellte sich, tat zufrieden und sammelte ihre zögernden Kräfte für die folgenden Fragen.

Barrère schellte und wieder folgte eine seltsame, erwartende Stille, die an den Nerven riß. „Ich stelle an die Stellvertreter der Nation die zweite Frage. Soll das Urteil des Nationalkonventes über Louis Capet der Genehmigung durch das Volk unterworfen sein?"

Zuerst ein Räuspern, sonst nichts. Die Einleitung zu dem Ringen der Parteien, zum Kampf von Mann gegen Mann. Langsam erhob sich jeder, der sein Votum abgab und wurde mit Beifall oder mit Hohn überschüttet. Die Gironde fürchtete, der Berg hoffte zuversichtlich. Der Konvent war in zwei Teile gespalten, Fäuste drohten durch die Luft, Zähne blinkten unter den Lippen und der Haß gegen den Andersgesinnten blitzte auf.

Die Präsidentenglocke schellte und schellte und mußte lange schellen, ehe sie den Lärm überklingelte.

Die Zahl derer, die Ludwig den Weg zum Volke ebnen wollten, und derer, die seine schnellste Vernichtung anstrebten, hielt sich ungefähr die Wage. Unmerklich war der Vorsprung bald der einen Partei, bald der anderen und Jean Baptiste verschlang die Finger zum Beten. Flehentlich suchte er einen ermunternden Blick von Artemis zu erhaschen, aber die bronzebraunen Augen schauten über ihn weg. Er grollte innerlich mit ihr: „Weshalb bezahle ich sie denn, wenn sie mir nicht hilft? Da könnte ich gerade so gut mit Michelle gehen — mit der Gans."

Und die säuerliche Jungfrau an der Seite ihrer Mutter, in der letzten Reihe, der viele Köpfe die Aussicht nahmen, reckte den mageren Hals: „Dort sitzt unser Bürger Polycarpe. Er sucht uns."

strengen Basen. Übermüdet und fiebrig schlief sie rasch ein, doch Jean Baptiste weckte sie mitleidslos: „Dazu nahm ich dich nicht mit, daß du mir vorschnarchst."

Unwillig bockte sie: „Schnarch auch!"

Zornig schimpfte er los: „Ich schnarche, wann i c h will!" Und pfiff laut einen Gassenhauer. —

Morgens war er trotz seines Brummschädels entschlossener: „Ich votiere für die Verbannung des Königs."

„Wie du glaubst", sagte der rote Schmetterling und gähnte übernächtig.

„Oder für seine Gefangenhaltung."

„Auch nicht übel."

Sein Gesicht färbte sich violett: „Hältst du mich zum Narren?"

„Nein, das besorgst du schon selbst . . . Hanswurst!" Auch sie ereiferte sich. „Das ist ja schon zu einfältig!"

„Du . . . du — Kamel!"

„Ich verbitte mir deine Grobheiten, ich bin nicht deine Sklavin. Noch eine Beleidigung — und dann adieu, Jean Baptiste!"

Sofort lenkte er ein: „Ich tu dir ja nichts. Du hast leicht reden. D e i n Kopf ist es nicht, den ich riskiere. Für des Königs Leben und Tod bin i c h verantwortlich."

„Du teilst die Verantwortung mit fünfhundert Deputierten. Da fällt auf den Einzelnen nicht viel."

Als sie fortgingen, tauchten Mutter und Tochter Bicornou in der Küchentür auf und wetterten wegen der Übertretung des Verbotes: „Habe ich Euch nicht gesagt, Bürger Polycarpe, daß wir nächtliche Besuche nicht dulden?"

Nicht ohne Haltung entgegnete der Getadelte: „Schlagt einen angenehmeren Ton gegen einen Vertrauensmann des Volkes an, ja!"

*
*　　　*

Die alte, frischgetünchte Reitschule, die ein mittelmäßiger Anstreicher zum Palast der Volksherrlichkeit umgemalt hatte, erlebte ihren großen Tag. Die Nation setzte einen Schlußpunkt hinter ihre königliche Vergangenheit und ging daran, Louis Capet für die Köpfmaschine reif zu erklären.

Barrère hatte die Deputierten für acht Uhr abends in den Konventsaal geladen, und Jean Baptiste, der die Zeit schlecht gewählt fand, fürchtete, es würde diesmal sehr lange dauern. Er mußte eine hohe Assignate opfern, um Artemis einen schmalen Platz auf der Galerie zu erschwindeln, denn Marat und Orléans-Egalité, die sonst nie die besten Freunde gewesen, besetzten an dem Abend einträchtig die

Gemüse vorsetzte; nur der Wein mundete ihm und er goß ihn literweise hinab, worauf die Welt ein wenig rosiger erschien.

Artemis tat das Ihre, um seine Laune zu bessern: „Alterchen, du hast deine Sache bisher ausgezeichnet gemacht und morgen geht der Prozeß ja zu Ende."

„Dieser elende Prozeß!" Seine Augen verdunkelten sich. „Über die Strafe soll ich auch noch abstimmen! Begreifst du, was das bedeutet — über die Strafe! Ich soll einen König bestrafen . . . Was geht er mich an? Mag man ihn vierteilen oder verbannen, mir ist es gleichgültig. Nur bitte ich, gefälligst auf meine Mitwirkung zu verzichten. Und wer ist schuld an meinem Unglück — du! Du hast mir immer abgeredet, Paris zu verlassen. Ich könnte jetzt gemütlich in Chiron sitzen und auf den ganzen Konvent pfeifen. Danton zeigt es, wie man es zu machen hat. Aber ich bin hier und werde gemartert. Ihm fällt es nicht im Traum ein, in der gefährlichen Komödie mitzuspielen. Der ist viel zu gerissen dazu."

„Er ist in Staatsgeschäften abwesend und daher entschuldigt."

„O lala, Staatsgeschäfte, nette Staatsgeschäfte! Die kennt man! Solche kann ich auch besorgen. Er reist mit seiner jungen Frau zur Armee und sagt den Generalen Schmeicheleien. Er amüsiert sich, und ist die Luft wieder rein, kommt er vergnügt nach Paris und ist fein heraußen. Warum fällt unsereinem nie etwas Vernünftiges ein? Wenn ich dich frage, was ich tun soll, dann schwatzt du bloß dummes Zeug. Da ist Michelle noch gescheiter, sie empfahl mir, ins Reich zu übersiedeln."

„Übersiedle."

Darauf ging Jean Baptiste nicht weiter ein, sondern malte die möglichen Folgen seines königfeindlichen Verhaltens im Konvent weiter aus: „Die Royalisten werden nicht eher ruhen, als bis sie uns Mann für Mann abgeschossen haben. Sag', wo kauft man am billigsten Panzerhemden, die man zum Schutz um den Leib trägt?"

„Gibt es denn so was?"

„Selbstverständlich. Du hast aber auch von den nützlichsten Dingen keine Ahnung. Wo hat Robespierre sein silbernes Panzerhemd her? He, etwa selbst genäht mit Nadel und Zwirn? — O Gott, o Gott, niemanden zu haben, der es gut mit einem meint!"

Agitatoren hetzten durch die Straßen und zeterten das schlafende Paris aus den Federn: „Nieder mit dem König!" Einem Ruhebedürftigen, der sich das Lärmen verbat, schmissen sie die Fenster ein.

Polycarpe, bei der vierten Flasche Emigrantenwein weinerlich geworden, bat Artemis so flehentlich, daß sie nachgab und bei ihm in der Rue Crebillon übernachtete, ungeachtet des Verbotes ihrer sitten-

Barrère stieg von der Tribüne herab, um als einfacher Deputierter zu votieren, und dabei sah man seine lächerlich krummen Beine. „Das Gesetz ist es, das den Tod ausspricht und ich bin nur der Mund, dessen es sich bedient.“ Darauf kletterte er wieder würdig die Tribüne hinauf und streckte die krummen Beine unter den Pult.

Desmoulins spie tragische Rache: „Wenn es noch keinen Tod gäbe, so müßte man ihn heute erfinden. Könige sind nur im Sterben nützlich.“

Beim Namen Dantons sagte Barrère: „In Staatsgeschäften abwesend“, und Marat lachte laut.

Der närrische Anarchis Cloots, der Pathetiker, rief beinahe ungefragt: „Ludwig ist des Verbrechens der beleidigten Volksmajestät schuldig. Welche Strafe verdient er? Ich antworte im Namen des Menschengeschlechtes: Den Tod.“

Rebecqui, der Marseiller, und Barbaroux, sein Schildknappe, erklärten dumpf: „Ins Exil.“

Couthon massierte seine gelähmten Beine mit den flachen Händen: „Könige und Fische schlägt man am Kopf.“ Er fand die Wendung recht geistreich und grinste.

Der Spitzkopf Tallien, der von seinem Vater, dem Hausmeister, die Gabe geerbt hatte, mit jedermann im Frieden zu leben, stellte sich besonders klug an: „Zweifellos ist Louis Capet schuldig — aber bin ich zu seinem Richter bestellt?“

„Jawohl!“ zischte Couthon und freute sich der Verlegenheit des glatten Tallien.

Der schöpfte tief Atem: „Ja dann . . .“

Die Zeiger der Saaluhr sprangen zur fünften Morgenstunde und kaum erst ein Viertel der wilden Männer hatten gestimmt. Barrère schob eine Erholungspause ein und befahl, die Fenster zu öffnen. Die kalte Winterluft des Jänner strömte ein und wehte flüssige Schneeflocken.

Marat bohrte den Finger in sein krankes Ohr: „Schließen! Schließen!“

„Schließen!“ spottete Rebecqui, „Marat bekommt einen Schnupfen.“

Jean Polycarpe suchte zu Artemis zu gelangen, aber eine Masse plaudernder, lachender, zankender Deputierter versperrte die Ausgänge. Kopfhängerisch wankte er auf seinen Platz zurück.

Die Sitzung wurde fortgesetzt. Die Jakobiner nickten zufrieden; sie hatten einen Vorsprung.

Die Luft war kaum atembar und die Kerzen flackerten matt. Auch die Galerie wurde schläfrig und mißmutig und beklatschte nur schwächlich Santerres Hochtrabenheit: „Tod Ludwig dem Letzten!“ Die ihn noch als windigen Schlächter und Kälberstecher gekannt hatten, schmunzelten.

Bänke mit ihren verläßlichsten Vertrauensmännern, um des Beistandes gewiß zu sein. So machte sich der Mob breit und die Pikenmänner erörterten schamlos das voraussichtliche Ergebnis der letzten Abstimmung.

„Wetten wir, sie schicken ihn zur roten Messe?" meinte einer.

Ein anderer: „Die Gironde ist gekauft und wird ihn heraushauen."

Ein Dritter holte befriedigt einen Dolch aus seinem Gürtel: „Egal — dem Messer entgeht er nicht."

Die Lampen qualmten, die Kerzen brannten müd und die gewärmte Luft stieg zur Decke.

Der Berg und die Gironde lauerten auf einander wie zwei Aasgeier und die Frösche im Sumpf fürchteten, verschlungen zu werden. Fast alle waren sie da, die wilden Männer, die Häuptlinge und die gehorsamen Truppen, und mitten unter ihnen der Meister, der Unbestechliche, mit den fiebrigen Augen im trüben Gesicht und den mageren Händen, der Tugendhafte mit seiner tyrannenblauen Weste. Robespierre. Gewappet, ruhig, des Ausgangs sicher; ein geschickter Regisseur, der seine Kommödianten kannte.

Präsident Barrère schellte. „Bürger-Deputierte", sagte er betonend, „nach Ehre und Gewissen habt ihr die dritte Frage zu beantworten. Welche Strafe hat Louis Capet, weiland König der Franzosen, verdient?"

Ein pedantischer Sekretär begann die Mitglieder der Konvention aufzurufen, und der Angerufene erhob sich, um sein Votum abzugeben.

„Redet laut", ermahnte Barrère, „das Volk hat ein Recht, zu erfahren, wie seine Abgeordneten urteilen".

Ein zaghafter Girondist war der erste und stimmte für Gefangenhaltung bis zum Friedensschluß mit dem feindlichen Ausland. Seine Parteifreunde jubelten, die Jakobiner murrten und die Galerien schimpften. Die Gemäßigten hatten wieder wenig Mut und waren uneins; ein Teil wollte den Angeklagten ins Gefängnis werfen, ein Teil auf die Galeere schicken und ein Teil fand, die Verbannung sei das beste Mittel, sich seiner zu entledigen. Die vom Berg drängten enger aneinander und stimmten geschlossen für den Tod. Im Sumpf, unter den Gesinnungslosen, den Charakterschwachen, herrschte die größte Verwirrung. Mancher, der den Mund auftat, um ein Wort der Gnade zu sagen, überlegte sich's im letzten Augenblick und forderte den Tod des Tyrannen. Der Terror der Galerie quetschte ihnen das unerbittliche Votum heraus.

Der Berg mit seinem ungebrochenen Willen beherrschte den Saal.

Eine siebenköpfige Jakobinerhydra schleuderte nacheinander ein und dasselbe Wort dem Schriftführer in die Feder: „Todesstrafe!" und die Galerien belohnten die Entschlossenen mit Geheul.

Der Aufruf, die Stimmabgabe und die Eintragung ins Register zogen sich in die Länge.

Und er bekannte sich als Gegner der Todesstrafe, daß die Galerie lauschte. Doch endete er mit einem seltsamen Rösselsprung: „Das Gesetz aber kennt die Todesstrafe und das Gesetz muß unsere Richtschnur sein. Ich bin unerbittlich gegen die Unterdrücker, weil ich Mitleid mit den Unterdrückten fühle. Mir ist jene Menschlichkeit fremd, welche die Völker hinmordet und die Despoten schont. Ich verstehe es nicht, das Gesetz zu verdrehen und verabscheue es, mich meiner Pflicht zu entziehen. Ich stimme für den Tod."

— Auch ich werde für den Tod stimmen, beschloß der bis jetzt unschlüssige Jean Baptiste, dem die Lider schwer auf den Augen lasteten. — Ich halte mich an Robespierre.

„Ludwig lebe", posaunte ein Girondist, überzeugt, damit den Nagel auf den Kopf zu treffen, „damit Rom nicht einen neuen Heiligen aus ihm mache!"

Callot d'Herbois schlug vor: „Man lade Louis Capets Schädel in eine Kanone und feuere sie gegen die Deutschen."

„Tod!" heischte kurz Sieyes.

„Polycarpe!" rief der stockheisere Sekretär mühsam.

Mit beiden Armen stemmte sich Jean Baptiste auf, seine Wangen quollen, seine Augen fielen zu und die Zunge im ausgedörrten Gaumen lallte: „Tod ... Königsblut ist kein Menschenblut ..."

Um Robespierres blasse Lippen zuckte es, was bei ihm das Lächeln ersetzten mußte.

Acht Uhr abends. Wieder flackerten die Kerzen und rußten die Öllampen; eine tiefe, öde Finsternis verklebte die Fenster.

Eine Vierundzwanzigstundensitzung. Paris hielt den Atem ein.

Barrère war zum Umfallen müde und verkündete gedämpft: „Im Namen der einen und unteilbaren Republik stelle ich fest, daß der Konvent über Louis Capet die Todesstrafe verhängte."

Man war zu matt und zu stumpf, um begeistert zu sein, und nur wenige Hände rührten sich.

Der zahnlose Malesherbes schluchzte: „Mit einer Mehrheit von einer Stimme ... Straßenräuber können nur mit Zweidrittelmehrheit verurteilt werden ..."

„Gesetze werden mit einfacher Stimmenmehrheit gemacht!" entschied Barrère.

„Ja, aber Gesetze kann man auch zurücknehmen — ein Menschenleben nicht." —

Die Müdigkeit wich erst wieder, als Orléans-Egalité seinen Birnschädel mit dem faden Mondgesicht hob: „Ich erfülle meine Pflicht und bin überzeugt, daß alle, die sich an der Volkssouveränität versündigten oder versündigen werden, den Tod verdienen, und ich stimme dafür.“

Die bezahlten Pikenmänner rasten vor Begeisterung, aber eine helle Frauenstimme übergellte sie: „Pfui, Brudermörder!“ Robespierre horchte auf, Barrère faltete die Brauen und Jean Baptiste erblaßte — er hatte die Stimme von Artemis erkannt. Sie stand aufrecht und ballte die Faust gegen Orléans.

„Marat!“ rief der Sekretär, dem die Sache schon viel zu lange dauerte.

Marat öffnete seinen Mund weit wie ein Haifisch und deklamierte: „Ludwig ist der Urheber des Blutbades und aller Morde, die den Namen Frankreichs seit Beginn der Revolution beflecken. Daher verlange ich seinen Tod innerhalb vierundzwanzig Stunden.“ Er sah fremd aus in seiner Festtagstracht, er hatte seinen Ripsschlafrock mit einem schwarzen Samtkostüm vertauscht, das ihm besonders gut gefiel. Er drehte sich im Kreis, damit ihn alle betrachten konnten.

Die Gironde schlug ein höhnisches Gelächter an, doch die Kreaturen des Jakobinerklubs paschten in die Hände.

Pethion, unvermeidlich mit den Augen zwinkernd, sagte: „Vor Ludwigs Gewalttaten schaudert die Natur zurück. Raubtiere rottet man aus.“

Ein Girondist brüllte: „Achtung, Meuchelmörder bedrohen uns!“

Barrère rügte: „Manche Deputierte klagen, sie müßten unter angesetzten Dolchen stimmen. Es soll sich melden, wem auch nur die Haut geritzt wurde!“

Ein Tumult verschlang die Rufe und Gegenrufe.

Barras, der beinahe einem Ritter glich, hatte sich eine klingende Phrase ersonnen, die auch Beifall eintrug: „Der Baum der Freiheit wächst nur, wenn er mit Tyrannenblut begossen wird.“

St. Just, der Geck, sprach ohne Umschweife zur Galerie: „Wenn Ludwig unschuldig ist, ist das Volk schuldig!“

Ein zwischen zwei grobe Kerle eingequetschter Schmetterling aus dem Palais seufzte: „Ist er nicht ein netter Junge ...“

Polycarpes Herz klopfte im Hals; er hatte Angst, rang mit dem Schlaf, sehnte sich ins Bett oder wenigstens nach einem Trunk Emigrantenwein und harrte bebend des Aufrufs seines Namens.

Einen Antrag, die Sitzung nochmals zu unterbrechen, lehnte der Präsident ab.

Es war schon heller Vormittag, als sich Robespierre erhob: „Über offenkundige Dinge halte ich nicht gerne lange Reden ...“

„Taram — taram — taram —“ kollerten hundert Trommeln.

Die Gehilfen wollten Ludwig anfassen, er gebot ihnen ziemlich mild: „Zurück!“ und legte sich selbst auf das Schaukelbrett. Der Beichtiger kniete nieder und schob seinen Kopf neben den Kopf des Königs; mit einer starken Kanzelrednerstimme rief er: „Sohn des Heiligen Ludwig, erhebe dich zum Himmel!“

Das Eisen fiel.

Sanson riß den Schädel von den Hautfetzen und schwenkte ihn.

Der Bann, der bisher die Masse zügelte, war gebrochen, Hüte und Mützen kreisten durch die Luft. „Hoch die Nation!“

„Nieder mit dem Tyrannen!“

„Es lebe die Republik!“

Die Gehilfen tauchten ihre Finger in die rieselnde Blutlache und malten sich rote Schnurrbärte unter die Nase. Eine Frau schwemmte ihr Taschentuch im Purpursee und das Linnen trank gierig. Andere wollten nicht weniger mutig sein und machten es der Alten nach.

Jean Baptiste Polycarpe stand als Vertreter der Konvention ganz im Vordergrund, auf einem Ehrenplatz, und es schien ihm, als hätte ihn der König besonders angeblickt, so daß er dachte: „Eigentlich schaut er mir ähnlich; ich bin fast so fett wie er.“

Mit blödem Grinsen wies der Deputierte von Chiron nachher seinen nassen Finger vor: „Artemis, da — Königsblut!“

Sie stieß ihn weg: „Scheusal!“ Weinend lief der rote Schmetterling fort. —

Stundenlang saß Jean Baptiste an seinem Fenster in der Rue Crebillon. Das Licht blendete ihn; Hunger plagte ihn und er aß nicht; er war schläfrig und schlief nicht. Wohl zehnmal wusch er die Hand in frischem Wasser und immer noch blieb eine farbige Spur unter dem Fingernagel.

Michelle umschlich neugierig den schweigsamen Zimmerherrn. Was hatte er denn? Endlich faßte sie Mut und fragte: „Ist Ihnen übel?“

Polycarpe schrak zusammen. „Warst du mit dabei?“

„Ja, aber ich hatte einen schlechten Platz und nahm nicht viel aus.“

„Hm, man konnte lernen, wie man's macht.“

(Fortsetzung folgt.)

Jean Baptiste ließ sich von Artemis willenlos in die Rue Crebillon führen.

Sie schwiegen beide.

*

* *

Die Sturmglocken flogen über Paris.

Die Republik orgelte der Monarchie den Sterbechoral.

Der Karren mit dem König fuhr hopsend über das Pflaster hin, zwischen zwei Reihen Gardisten durch, und dahinter starrte das Volk auf den unscheinbaren dicken Mann, der — wie Marat schrieb — einzig und allein mehr der allgemeinen Glückseligkeit im Wege stand und jetzt mit einem fremden Geistlichen zusammen vor sich hin betete. Vor dem rätselhaften hebräischen Buchstaben auf dem Revolutionsplatz hob Ludwig den Kopf und sagte, gleich einem Reisenden, der sich über das nahe Ziel freut: „Nun sind wir ja da!“ Er stieg ohne Hilfe vom Karren und kletterte, nur ein wenig kurzatmig, die steile Stiege zur Guillotine hinauf. Sanson und seine Gehilfen, die Trabanten des neuen Frankreich, standen bereits da; sie sahen vielen anderen Menschen in Paris sehr ähnlich. Louis Capet zog ungelenk den Rock aus und knöpfelte den Hemdkragen auf wie ein wohlbestellter Bürger vor dem Schlafengehen. Den Platz besetzten Soldaten, zu Fuß, zu Pferd, Nationalgarden, Gendarmen, Pikenmänner, und ganz im Hintergrund, gegen die Seine zu, ein paar mit Kartätschen gefütterte Kanonen, die ihre Mündungen gerade auf die Köpfmaschine hin richteten . . . für den Fall, daß sie die Arbeit verweigerte oder sagenhafte Royalisten einen Handstreich wagten. Ein unmäßiges Aufgebot für den beleibten Mann, der in den blanken Hemdärmeln fror. Aber Kommandant Santerre hatte gelobt, es würde glatt ablaufen, und traf danach seine Maßregeln.

Ein düsterer Wintertag; Schneewolken hingen schwer nieder: grau der Himmel, grau die Stadt, grau die Gemüter. Man empfand drückend, daß es keine Kleinigkeit war, einen König zu töten, der sich nicht wehren konnte. Auch den rötesten Jakobinern tockte der Puls rascher.

Drei Gehilfen packten Ludwig, schnitten ihm das blondblasse Haar im Nacken und er duldete es willig; doch als ihm einer einen Strick um die Handgelenke drehte, stieß er mit der Faust zu. Sein Beichtvater neigte sich zu ihm und flüsterte — auch den Erlöser hätten sie gefesselt. Da gab der König nach.

Er wandte sich an das Valk, das ehemals sein Volk war: „Franzosen, ist sterbe unschuldig . . .“

Santerre brüllte die Trommler an und wurde ganz blau im Gesicht: „Lärmt! Lärmt! Zum Teufel — lauter!“

Holzpfeife sang von der Insel herab. Wir waren am Feuer gesessen, so wenige, wie noch nie. Auch mein Freund fehlte, denn der Trabakel war noch nicht herein. Danica hatte die Fische gebraten für uns fünf: Sie selbst, die beiden Kleinen, ich und das Mädchen, das wir aus dem Meere geholt hatten. Wir waren stumm und müde. Auch Peric und Marica schwiegen und sahen nach dem braunen Mädchen, welches Mare hieß. Danica schob den schweren Eisenriegel vor die Haustüre; zwei alte Fischer gingen in harten Schuhen vorbei und wünschten ihr eine gute Nacht. Einen Augenblick dachte ich daran, daß ich sonst immer um diese Zeit Mandoline spielte; ich sah auch wohl nach dem Kasten; die Mandoline lag oben und in ihren Saiten schillerte das Herdfeuer. —

Ich stieg die Treppe hinauf, ging durch die leere Kammer, wo sonst mein Freund schlief und stand an meinem Fenster, das aufs Meer hinaus ging. Es war finster und feucht.

Das rote Licht der Dammlaterne, das sonst immer ruhig im glatten Wasser schwamm, tanzte hoch auf und ab mit den schwarzen Wellen, die schwer heranrollten und an der Mauer zerplatzten. Wolken jagten einander den Platz vor dem Monde ab und die Boote und Schiffe rissen an den Tauen, ächzten, knarrten und schlugen aneinander.

Weit draußen flimmerten zwei Lichter: grün und rot. Das war der Trabakel. Unten im Hause ging eine Türe, Schritte wurden hörbar und kamen herauf in das Zimmer neben mir. Ein Lichtstreifen schlich durch die Türspalte in meine Kammer, irrte auf Wand und Boden umher und blieb endlich stehen. Ich hörte, wie Danica mit dem fremden Mädchen sprach, wie sie ein Lager bereitete und schließlich gute Nacht wünschte und die Treppe hinunterging. Da verschwand auch der Lichtstrahl. Es war still, nur das Meer ging auf und nieder. Weit drüben im Festlande donnerte es ganz kurz.

*
* *

Der Morgen kam aus dem Meere und stieg die Insel hinan. Ein kalter Wind strich über die glatte Fläche, der Himmel war lichtblau und das Meer fast weiß. Ein feines Zittern huschte über das Wasser, der Mond stand wie ein kleines Lichtwölkchen über den Bergen des Festlandes.

Feierliche Stille war überall. Der Trabakel draußen hatte alle Leinwand aufgezogen; das gelbe Großsegel war mit einem rostroten Fleck ausgebessert. Es schien mir, als käme das Schiff langsam näher. Da überkam mich das Verlangen nach diesem Meere, ich mußte ihm nahe sein, es fühlen, das unberührte, das morgenherbe, das klare, ruhige, kalte. Ich machte die Türe auf, um hinunterzugehen und blieb im Nebenzimmer stehen, als ich das fremde Mädchen ruhig schlafend vor mir sah. Die

Mar' morto.

Erzählung von **Bruno Ertler.**

Als wir auf dem Damme mitten unter den Leuten standen, da gab es ein Staunen, Schreien und Fragen von allen Seiten. Wer auf dem Trabakel sei.

Der Tonin und seine zwei Söhne. Und ob sie sich halten könnten über die Nacht. „O ja", sagte der Paolo. Der Sturm sei ja schon vorbei, schrien einige. „Der Tonin ist ein Feigling", sagte das Mädchen. Und da erfuhren wir's. Sie hatten gestritten. Die Tochter des Kapitäns hatte bleiben wollen, der Tonin aber hatte Angst um das Kind seines Herrn. „Es sind viel Klippen hier unten — — und die Nacht kommt — — der Sturm muß nicht aufhören — — du darfst nicht bleiben — — nein, du darfst nicht, Mare." So hatte der Tonin gesprochen. „Und deshalb ist er ein Feigling."

Und dann — als der Kajic heran war — da nahm er sie einfach und warf sie über die Bordwand, diesen fremden Menschen in die Arme. „O, er ist ein Feigling!"

Zornige Tränen standen ihr in den dunklen Augen und der harte Mund zuckte. Die Leute redeten auf sie ein. Er habe recht, der Tonin, daß er das Kind seines Herrn, des Kapitäns, gerettet habe. Sein Bruder? Wie? Der sei nicht hier. Heute früh fuhr er mit den anderen nach Smergo fischen.

Da trat die braune Danica auf das Mädchen zu. „Du sollst bei uns nächtigen!"

Das Mädchen sah sie kurz an. Die beiden sahen einander ähnlich: Die gleiche Gestalt, den gleichen, feinen Kopf, die braune Haut, die dunklen Haare und Augen, ja auch die starke Nase und der stolze Mund — es war bei einer wie bei der anderen.

Ihr Töchter des weichen, träumenden Südmeeres! So seid ihr: Wenn ihr die Augen hebt, leuchtet die Sonne über dem Wasser; wenn ihr die Arme ausbreitet, liegt das Meer in der Mittagsruhe; wenn ihr eure Lieder singt, da taucht die rote Sonne unter in den Bergen jenseits der See und wenn ihr vergessen im Reigen euch dreht in den lauen, mondweißen Nächten zum Klange der Pfeife oder zum Singen der Saiten — da gleitet das Meer schmeichelnd über die Steine und kost und flüstert und liebt — wie ihr, wie ihr.

*
* *

Die Wellen schlugen noch lange nach den Steinen, als die Leute von Mala schon längst in ihre Häuser zurückgegangen waren. Die Lichter kamen wieder hervor, wo sie jeden Abend aufgingen und auch eine

waren immer im Kanal geblieben, nahe der Küste: Da kannte er jeden Stein über und unter dem Wasser. Diesmal aber! O heiliger Gott! Was wird der Kapitano sagen! Sie waren kaum ein paar Stunden im Meere draußen, da fand es sich, daß die Tochter des Herrn auf dem Schiffe war. Plötzlich kroch sie aus der Lucke hervor. Da drunten hatte sie sich versteckt gehalten hinter Säcken und Fässern. O, heilige Cecilia! Der alte Tonin hatte sie zurückschicken wollen mit dem Kajic, er hatte sogar umkehren wollen. Aber auch wenn es gegangen wäre, sie hätte es nicht zugelassen. Sie fiel dem alten Tonin um den Hals und drückte und streichelte ihn, daß er sich ihrer kaum erwehren konnte. Seinen Söhnen stopfte sie die Hände und Taschen mit Zigaretten voll und am Ende befahl sie lachend, wie ihr Vater, der Kapitano, es immer tat: Volldampf voraus!! Da gab es keine Widerrede. Aber es war nicht gut! O Santa Maria! Es war nicht gut. Sie lief auf dem ganzen Schiffe umher und lachte und sang, stand neben dem Tonin am Steuer und erzählte ihm tolle Geschichten von ihrem Vater, dem wilden Kapitän; der war mit 12 Jahren auf einem großen Dampfschiff nach Amerika durchgegangen. Wochenlang wußten sie nichts von ihm und beweinten ihn schon als einen Ertrunkenen. Aber als sie es erfuhren und der erste Schreck und Zorn vorüber war, da habe sein Vater gesagt: Ich hab's auch so gemacht! Und alle machen es so, alle! Das Meer schwemmt sie einfach weg vom Strande. Und der Vater ist doch der Kapitän geworden auf dem großen Schiff, das jetzt in China ist oder in Indien!

„Ich will es auch so machen!“ „Aber du bist doch ein Mädchen, Mare“, hatte der Tonin gesagt. Da hatte Mare, das Mädchen, trotzig die Lippen geschlossen: „Was Ihr könnt, kann ich auch!“ Und sie drängte den Tonin vom Steuer fort und sie rief seinen Söhnen zu, sie sollten alle Leinwand aufziehen.

O, San Pietro! Warum haben sie es getan! Aber man konnte nicht anders, man konnte nicht. Lächeln mußte man und es war eine Freude, die Taue zu ziehen, wenn sie es befahl. Sie stand am Steuer, den Kopf stolz hochgeworfen, der leichte Wind spielte mit ihren Haaren und streichelte ihr meerblaues Kleid. Und langsam, daß es keiner merkte, drückte sie den Balken immer weiter herum. Es war zu spät, als der Tonin sah, daß sie aus dem Kanal ins Meer hinausgekommen waren. Und Mare lachte und hüpfte vor Freude. Denn hier gab es Wellen! Frische, große, lustige Wellen! Es war nicht das fade, eingesperrte Wasser zwischen Insel und Strand. Und sie packte den alten Tonin und tanzte mit ihm über das enge schwankende Verdeck, daß seine Söhne in ein wüstes Gelächter ausbrachen. Nun war sie Herrin auf dem Schiffe und lachend gab sie ihre Befehle.

große braunrote Decke, in die sie der sorgsame Tonin gestern eingewickelt hatte, war über das Bett gebreitet und hing an einem Ende bis zum Boden herab. Und darauf hingestreckt lag das Mädchen, halb ein Kind noch, weich umhüllt von dem lichtblauen Kleide, wie es kein Mädchen auf der ganzen Insel trug. Die feinen, langen Glieder waren aufgelöst, ein Arm unter das wirre Braunhaar geschoben und zwischen den dunkelroten, leise geöffneten Lippen, die sich in scharfen Linien von der lichtbraunen Haut abhoben, schimmerten kleine schneeweiße Zähne.

Und als ich so regungslos an der Türe stand und alles vergessen hatte, das Meer da drunten und meinen Freund auf dem Schiffe — als ich einen Augenblick völlig wunschlos war. da schlug das Mädchen die Augen auf, die gerade auf mich gerichtet waren.

Ich fühlte, wie ein Lebensfunke aus dem Unendlichen hieher auf die Erde sprang. Aber alles blieb wie früher. Nicht die leiseste Bewegung war in der engen Kammer, kein Muskel zuckte in dem braunen Gesicht, darin die großen dunklen Augen erwacht waren. Nie habe ich wieder so tiefe, sichere Ruhe gefunden in zwei Augen. Nie wieder. — — — Eine Türe knarrte unten im Hafen, harte Schuhe klapperten über die Steine. Das war der alte Rac; ich kannte seinen Schritt und den Ton seiner Haustüre. Der Eisenring schlug an die Mauer, die Ruder wurden eingehängt und plantschten ins Wasser. Als ich auf den Molo kam, ruderte der Rac schon an der Boje vorbei dem Trabakel entgegen, um ihn hereinzulotsen. Eben kam die Sonne hinter der Insel herauf und ihre ersten Strahlen sprangen in das Meer hinaus wie flache Steine, die man über die Wellen hüpfen läßt. Jetzt schlug alles die Augen auf und alles freute sich am Lichte. Alle Farben wurden tiefer, Meer und Himmel strahlten blau, dunkelgrün erwachten Bäume und Sträucher auf den kalkweißen Klippen und weit, weit drüben flimmerten die Städte des Festlandes am Fuße der ewig träumenden, schweigenden Berge. Feierlich langsam kam der Trabakel heran. Das blondgelbe Segel mit dem rostbraunen Fleck ragte hoch und ruhig in den tiefblauen Himmel und der breite, dunkelrote Schiffskörper mit den zwei weiß-blauen, geschweiften Fischaugen am Bug sah aus wie ein sagenaltes Meertier eines heidnischen Dichters.

Am Steuer stand der alte Rac neben dem Tonin; zwei Boote schaukelten hinter dem Trabakel her über die leise plätschernden Wellen.

*
* *

Sie waren vom Festlande herübergekommen, von weit drunten irgendwo und hatten hinüber wollen, wo der große Berg war an der Küste und die weißen Städte an seinem Fuße. Hundertmal war er diesen Weg schon gefahren, der Tonin und seine zwei Söhne, aber sie

Als ein paar Stunden später der Tonin das Mädchen Mare bat, wieder auf das Schiff zu kommen, da sagte sie: „Ich will nicht!" Der Tonin machte ihr Vorstellungen; sie sei doch selbst auf den Trabakel gekommen . . . Er habe sie auch selbst hinuntergeworfen gestern, trotzte Mare. „Ich muß dich doch nach Hause bringen!" jammerte der Alte. „Du fährst noch nicht nach Hause!" Das war richtig. Der Tonin mußte erst noch hinüberfahren an die Küste.

„Was willst du tun?" fragte er ratlos. „Ich bleibe hier." „Und wenn ich wieder komme, fährst du mit mir. Ich muß dich doch zurückbringen. O Santa Madonna, was wird der Kapitano sagen! Mare!" bettelte er, „du kommst mit, wenn ich dich abhole!" „Vielleicht." Er stand hilflos, tief betrübt, ehrlichen Kummer in den Augen und ließ den Kopf hängen. Da brach das Mädchen in ein unbändiges Lachen aus und rief: „Du siehst aus wie ein Schaf in der Sonne! Komm! Wir müssen wieder tanzen!"

Und sie packte ihn und riß ihn in der weiten Küche umher, daß seine alten steifen Seemannsbeine seltsame Figuren machten. Das wirkte wie eine Erlösung. Mein Freund nahm die braune Danica um die Taille und ich holte die Mandoline vom Kasten herunter und begann einen unserer „Inseltänze" zu spielen, die ich alle in diesem Sommer erfand und die sich von dem dreitönigen Auf und Ab der Holzpfeifen sehr wenig unterschieden. Dem Tonin wurde schwindlig. Das Mädchen lachte und ließ ihn los. Er torkelte zur Türe hinaus.

Mein Freund und Danica drehten sich, Aug' in Aug' und weltvergessen, ein verstehendes Lächeln auf den Lippen. Ich kannte das. Jeden Abend drehten sie sich so draußen auf der Steinterrasse mit der Balustrade und ich durfte spielen und zusehen, wie sich die Sterne im Meere spiegelten. Müde wurden die zwei nie; aber ich schlief meistens zuletzt ein. Das Mädchen stand neben mir und sah mit sonderbar erstaunten Augen auf die beiden. Ich beugte mich zu ihr und sagte, während ich weiterspielte: „Ich muß leider Musik machen und kann nicht tanzen." Sie sah mich rasch an. Dann sagte sie: „Du hast mich aufgeweckt." „Hast du denn geschlafen", lachte ich. „Heute früh — ja." Sie sah mich wieder so ruhig an, wie am Morgen, als ich in ihrer Kammer stand. Die Szene lebte plötzlich so stark in mir auf, daß ich zu spielen aufhörte und die beiden Tanzenden überrascht innehielten und fragend herüberschauten. Aber Mare klatschte plötzlich in die Hände und rief: „Spiel' weiter!" Sie warf die Arme hoch, legte den Kopf zurück und tanzte. Anfangs bewegte sie sich langsam, etwas unsicher, zurückhaltend, nach und nach aber kam es mir vor, als entschwände sie uns. Ihre Drehungen wurden schneller, der schlanke Körper verlor jede Schwere, sie sah über alles weg und ein seliges Kinderlächeln spielte

O! Alle lieben Heiligen! Was für Befehle! Sie mußten die Segel in den Wind hineindrehen, daß es krachte und donnerte und der Trabakel schief durch das gischtende Meer sauste. Sie schrie und lachte, wenn ihr das Wasser ins Gesicht sprühte und der Wind ihr die Haare aus der Stirne riß. O, Santa Madonna! Der alte Tonin wischte sich über Schläfe und Scheitel, als er von dieser Fahrt sprach. Herr, so ging es fast zwei Tage, solange die Sonne oben stand; in der Nacht war Mare still und schaute ins Meer oder zum Himmel hinauf. Geschlafen hat sie nicht und wenn sie ein Wort sprach, so flüsterte sie. Und heute fing uns der Sturm draußen vor der Insel. Herr, ich habe noch nie eine solche Stunde erlebt. Niemand wußte, wo wir eigentlich waren und der Sturm trieb uns schneller, als eine Möwe fliegen kann. Und das Mädchen sang und schrie und lachte. Ich habe Gott um Verzeihung gebeten für sie, denn sie wußte nicht, wie bald wir alle sterben konnten.

Als der Sturm einen Augenblick die festen Nebelwolken zerriß, da sah ich eure Klippen vor uns. Wir haben die Leinwand heruntergerissen und das Steuer gedreht. Herr, alles hing an einer Sekunde. —

Der Tonin schwieg. Seine zwei Söhne, mein Freund und ich standen vor ihm. Die Morgensonne leuchtete von der glatten, endlosen Fläche; weit drüben vor der Küste blitzte ein einziges schneeweißes Segel. Ich wandte mich gegen die Insel zurück. Da sah ich auf dem niederen Steinpfeiler am Strande das Mädchen sitzen. Sie hatte die Hände im Schoß gefaltet und sah regungslos auf das Meer hinaus. Auch der Tonin hatte sie bemerkt und sah nach ihr hinüber. Es schien, als bete sie. Nach einer Weile sagte er mit gedämpfter Stimme, als spreche er in einer Kirche:

„Wir wären alle da drunten im Meere, wenn wir *sie* nicht auf dem Schiffe gehabt hätten. Sie hat uns in die Todesnähe getrieben, es ist wahr, aber sie hat uns auch darüber getragen.“ Und er senkte die Stimme noch mehr:

„Denn sie ist rein wie die Madonna.“ Wir schwiegen wieder. Die beiden Söhne des Tonin waren wortlos ins Boot hinuntergestiegen und ruderten langsam zum Ufer hinüber. Der Tonin fragte: „Wo hat sie geschlafen?“ „Sie war gut aufgehoben“, sagte ich. Er sah mich an und gab mir langsam die Hand, die ich fest drückte; er erkannte mich. „Ihr habt brav gerudert gestern.“ Ich wehrte lächelnd ab. Dann kletterten auch mein Freund und ich in unseren Kajic. Ganz unvermittelt sagte mein Freund, als wir schon dem Ufer nahe waren:

„Der Alte meint, das Mädchen wäre ein Wunder.“

*
* *

alles, was er auf dem Gebiete der Schreibekunst erreicht hatte. Er brachte auch selbst die Karte zur Post, von wo sie durch unseren getreuen Briefesel zur nächsten Dampferstation befördert wurde.

*
* *

Ich war ärgerlich, denn mein Freund hatte nicht auf mich gewartet und war mit unserem Kajic davongefahren. Auch sonst fand ich kein Ruderboot; alle Ringe hingen leer, auch das Boot des alten Rac war fort, obgleich er selbst ganz allein ein riesiges, am Ufer in der Sonne ausgebreitetes Fischnetz flickte.

So fischte ich denn die zahnigen, hohen Klippen entlang über die Draga hinaus gegen das einsame Kloster zu, in welchem einige Franziskaner ein beschauliches Dasein in Sonnenschein und Meeresfrieden führten. Im Garten grub ein Pater, tief gebeugt, zwischen den Steinen; ich fühlte es, wie ihm die Sonne auf die schwarze Kutte brannte. Stille und Meeressonne — das war alles.

Auf der blauseidenen Fläche blitzte es bald da, bald dort, als wären Spiegelscherben darauf verstreut. Das Festland drüben bedeckte ein feiner Dunst. Dort lag die große, lebendige Stadt, dort liefen tausend und tausend Menschen kreuz und quer durch die Gassen wie auf einem Ameisenhaufen Dort war der Marktplatz mitten im Häusergewürfel und da gab es Fleisch, Gemüse und Früchte, ganze Berge in der Sonnenglut, daß man es weitumher riechen konnte. Und die Weiber schrien, kreischten, feilschten und zankten und lachten. Da gab es enge, winkelige Gäßchen, in denen schmutzige, schwarze Matrosenkneipen waren. Drinnen saßen braune Kerle mit offenen, farbig gewesenen Hemden, voll Ruß und Maschinenöl. Und sie tranken einen fürchterlichen Schnaps, hatten derbe halbnackte Dirnen auf den Knien sitzen, fluchten, gröhlten und sprachen von Ost- und Westindien, von China und den Südseeinseln. Ein Musikautomat spielte unaufhörlich. Und die wildäugigen Matrosen schlugen mit den Fäusten auf den Tisch, zeigten ihre tätowierten Muskeln und rissen die aufkreischenden Weiber an sich.

Im Hafen brodelt und brüllt es aus tausend Schlünden. Sirenen heulen, Signalpfeifen schrillen, Dampf zischt. Eine gellende Glocke, ein Kommando in einer fremden Sprache, die Schiffsschraube beginnt zu stampfen, das Meer schäumt zornig. Ein Losreißen, ein Händedruck ... Tücher wehen. Haltung! Haltung! Drinnen kann es ja sterben. — Hafenarbeiter schreien und lachen roh und laut, ein türkischer Straußfedernhändler bummelt am Kai. „Wie? 20 Franken für diesen Fächer!“ Beteuerungen, große Gesten. —

Über die Landungsbrücke des Ozeanriesen der eben eingelaufen ist, schreitet ein Herr und lächelt. Ein eleganter Herr, erste Klasse, eine

um den leichtgeöffneten Mund. Ich riß in den Saiten und das tanzende Mädchen trieb meine Finger. Das meerblaue Kleidchen flatterte um die feinen, schlanken Glieder, die dicken dunklen Flechten lösten sich, schimmernde Röte war unter die lichtbraune Haut gestiegen.

Mein Freund stand neben Danica und beide schauten ganz versunken zu. Durch die offene Türe herein hörte man das Meer rauschen. Mare warf den Kopf zurück, streckte beide Arme mit fangenden Händen weit von sich, drehte sich noch einmal und war plötzlich mit einem Satz durch die Türe gesprungen und verschwunden. Die letzte Dissonanz, mit der ich abgebrochen hatte, summte noch in der Mandoline; das Meer rauschte laut. In der weiten, schattigen Küche rührte sich nichts.

*
*   *

Der alte Tonin kam und hinter ihm der dunkle Ive, der eben von der Campagna hereingeritten war. Draußen hörten wir die Kinder schreien, irgendwer lachte laut: Wir waren wieder in Mala, im Hause am Strande. Mein Freund suchte sein Fischzeug, Danica klapperte mit den Kochtöpfen und der Ive erzählte vom Sturme in der Campagna draußen, der ihn aufgehalten habe die Nacht über.

Es fiel mir ein, daß der Ive da draußen wo eine seiner „Bräute“ hatte, gegenwärtig seine Hauptbraut — sozusagen.

Ich wollte gerade nach meinem Fischzeug greifen, als der Tonin mit wichtiger Miene auf mich zukam; er hielt eine leere Postkarte in der Hand: Darauf sollte ich etwas schreiben. Eine Nachricht an den Kapitano oder seine Familie. Wir gingen in meine Kammer hinauf, wo ich das Schreibzeug des Hauses verwahrte. Der Tonin machte ein feierliches Gesicht und als er von dem Kapitano zu sprechen begann, nahm er seine zerknitterte Mütze ab. Ich lachte. „Wer ist mehr, Tonin: San Pietro oder der Kapitano?“ Er blieb ernst. San Pietro ist allwissend wie alle Heiligen; das war der Kapitano freilich nicht. Aber der Kapitano hatte dem Tonin einmal eine mächtige Ohrfeige gegeben — schon lange, schon sehr lange — und das konnte wieder San Pietro nicht. Darum also . . . ich sah ein, es war nicht so einfach. Nach einer wunderbaren Überschrift mußte ich an den Kapitano berichten, daß seine Tochter Mare (sie hieß eigentlich Marica) mit dem Tonin gefahren sei, sich gegenwärtig in Mala ganz wohl befinde und nicht nach der Küste hinüberwolle. Er werde sie bei seinem Bruder, für den er die Hand ins Feuer lege, zurücklassen und auf der Rückfahrt abholen. Er schwöre bei der Madonna, daß er dem Kapitano sein Kind unversehrt zurückbringen werde. Nachdem ich noch in den schwungvollsten Superlativen seine Ergebenheit ausgedrückt hatte, malte er selbst seinen Namen darunter,

alles, was er auf dem Gebiete der Schreibekunst erreicht hatte. Er brachte auch selbst die Karte zur Post, von wo sie durch unseren getreuen Briefesel zur nächsten Dampferstation befördert wurde.

*
* *

Ich war ärgerlich, denn mein Freund hatte nicht auf mich gewartet und war mit unserem Kajic davongefahren. Auch sonst fand ich kein Ruderboot; alle Ringe hingen leer, auch das Boot des alten Rac war fort, obgleich er selbst ganz allein ein riesiges, am Ufer in der Sonne ausgebreitetes Fischnetz flickte.

So fischte ich denn die zahnigen, hohen Klippen entlang über die Draga hinaus gegen das einsame Kloster zu, in welchem einige Franziskaner ein beschauliches Dasein in Sonnenschein und Meeresfrieden führten. Im Garten grub ein Pater, tief gebeugt, zwischen den Steinen; ich fühlte es, wie ihm die Sonne auf die schwarze Kutte brannte. Stille und Meeressonne — das war alles.

Auf der blauseidenen Fläche blitzte es bald da, bald dort, als wären Spiegelscherben darauf verstreut. Das Festland drüben bedeckte ein feiner Dunst. Dort lag die große, lebendige Stadt, dort liefen tausend und tausend Menschen kreuz und quer durch die Gassen wie auf einem Ameisenhaufen Dort war der Marktplatz mitten im Häusergewürfel und da gab es Fleisch, Gemüse und Früchte, ganze Berge in der Sonnenglut, daß man es weitumher riechen konnte. Und die Weiber schrien, kreischten, feilschten und zankten und lachten. Da gab es enge, winkelige Gäßchen, in denen schmutzige, schwarze Matrosenkneipen waren. Drinnen saßen braune Kerle mit offenen, farbig gewesenen Hemden, voll Ruß und Maschinenöl. Und sie tranken einen fürchterlichen Schnaps, hatten derbe halbnackte Dirnen auf den Knien sitzen, fluchten, gröhlten und sprachen von Ost- und Westindien, von China und den Südseeinseln. Ein Musikautomat spielte unaufhörlich. Und die wildäugigen Matrosen schlugen mit den Fäusten auf den Tisch, zeigten ihre tätowierten Muskeln und rissen die aufkreischenden Weiber an sich.

Im Hafen brodelt und brüllt es aus tausend Schlünden. Sirenen heulen, Signalpfeifen schrillen, Dampf zischt. Eine gellende Glocke, ein Kommando in einer fremden Sprache, die Schiffsschraube beginnt zu stampfen, das Meer schäumt zornig. Ein Losreißen, ein Händedruck ... Tücher wehen. Haltung! Haltung! Drinnen kann es ja sterben. — Hafenarbeiter schreien und lachen roh und laut, ein türkischer Straußfedernhändler bummelt am Kai. „Wie? 20 Franken für diesen Fächer!" Beteuerungen, große Gesten. —

Über die Landungsbrücke des Ozeanriesen der eben eingelaufen ist, schreitet ein Herr und lächelt. Ein eleganter Herr, erste Klasse, eine

um den leichtgeöffneten Mund. Ich riß in den Saiten und das tanzende Mädchen trieb meine Finger. Das meerblaue Kleidchen flatterte um die feinen, schlanken Glieder, die dicken dunklen Flechten lösten sich, schimmernde Röte war unter die lichtbraune Haut gestiegen.

Mein Freund stand neben Danica und beide schauten ganz versunken zu. Durch die offene Türe herein hörte man das Meer rauschen. Mare warf den Kopf zurück, streckte beide Arme mit fangenden Händen weit von sich, drehte sich noch einmal und war plötzlich mit einem Satz durch die Türe gesprungen und verschwunden. Die letzte Dissonanz, mit der ich abgebrochen hatte, summte noch in der Mandoline; das Meer rauschte laut. In der weiten, schattigen Küche rührte sich nichts.

*
* *

Der alte Tonin kam und hinter ihm der dunkle Ive, der eben von der Campagna hereingeritten war. Draußen hörten wir die Kinder schreien, irgendwer lachte laut: Wir waren wieder in Mala, im Hause am Strande. Mein Freund suchte sein Fischzeug, Danica klapperte mit den Kochtöpfen und der Ive erzählte vom Sturme in der Campagna draußen, der ihn aufgehalten habe die Nacht über.

Es fiel mir ein, daß der Ive da draußen wo eine seiner „Bräute" hatte, gegenwärtig seine Hauptbraut — sozusagen.

Ich wollte gerade nach meinem Fischzeug greifen, als der Tonin mit wichtiger Miene auf mich zukam; er hielt eine leere Postkarte in der Hand: Darauf sollte ich etwas schreiben. Eine Nachricht an den Kapitano oder seine Familie. Wir gingen in meine Kammer hinauf, wo ich das Schreibzeug des Hauses verwahrte. Der Tonin machte ein feierliches Gesicht und als er von dem Kapitano zu sprechen begann, nahm er seine zerknitterte Mütze ab. Ich lachte. „Wer ist mehr, Tonin: San Pietro oder der Kapitano?" Er blieb ernst. San Pietro ist allwissend wie alle Heiligen; das war der Kapitano freilich nicht. Aber der Kapitano hatte dem Tonin einmal eine mächtige Ohrfeige gegeben — schon lange, schon sehr lange — und das konnte wieder San Pietro nicht. Darum also . . . ich sah ein, es war nicht so einfach. Nach einer wunderbaren Überschrift mußte ich an den Kapitano berichten, daß seine Tochter Mare (sie hieß eigentlich Marica) mit dem Tonin gefahren sei, sich gegenwärtig in Mala ganz wohl befinde und nicht nach der Küste hinüberwolle. Er werde sie bei seinem Bruder, für den er die Hand ins Feuer lege, zurücklassen und auf der Rückfahrt abholen. Er schwöre bei der Madonna, daß er dem Kapitano sein Kind unversehrt zurückbringen werde. Nachdem ich noch in den schwungvollsten Superlativen seine Ergebenheit ausgedrückt hatte, malte er selbst seinen Namen darunter,

Mare löste mit großer Geschicklichkeit ihre Fessel und hielt das zappelnde Tier in die Höhe. „Dann mach' ich es so!“ rief sie und schleuderte die arme Krabbe mit solcher Wucht an die Klippe, daß sie in tausend Stücke zerriß. „Krabben sind giftig“, sagte sie ruhig.

Ich widersprach, aber sie lachte mich nur aus. „Du hast auch gesagt, du wärest eben drüben gewesen auf dem Festlande. Das ist auch nicht wahr. Siehst du?“ Da hatte ich's. Vom Kloster herüber bimmelte die Mittagsglocke. Mare sprang in den Kajic.

„Willst du mich nicht mitnehmen?“ fragte ich und stieg ein. „Es ist ohnehin mein Boot.“ — „Es ist meines“, belehrte sie mich, „ich hab' es mir heute früh genommen.“ Ich lachte. „Darf ich rudern, Fräulein?“ — „Wenn du mich auslachst, werfe ich dich ins Meer!“ grollte sie. „Hoho!“ Ich stand auf, nahm sie mit beiden Händen, hob sie vom Rudersitz in die Höhe und setzte sie ans Steuer. Sie wehrte sich nicht, und als wir uns gegenüber saßen, war wiederum die tiefe, steinerne Ruhe in ihren Augen, die ich nun schon kannte als eines ihrer Merkmale, das sie von allen Mädchen unterschied. Wir schwiegen minutenlang und sahen einander an. Weder Frage noch Antwort war zwischen uns, kein Fordern, kein Verheißen. Es gibt ein Schauen, welches vom gedankenlosen Glotzen und stirnrunzelnden Beobachten gleich weit entfernt ist, welches nichts ist, als eben Schauen, nur Farben und Formen kennt, vom Mitfühlen nichts weiß und in der Freude am Sichtbaren das reinste Glück enthält. Von Kindern kann man es lernen, in den Bildern einiger Maler lebt es . . . So war es.

Am Strande unserer Insel kannte ich viele Steine, welche um diese Tageszeit zu leben begannen. Sie holten tief Atem, sangen und plauderten. Eben kamen wir an einem vorbei, den ich gut kannte, und ich sagte:

„Hörst du? Der Stein atmet.“

Mare wandte den feinen dunklen Kopf. „Er atmet nicht.“

Ich hielt die Ruder ein. Der Stein atmete laut. „Hörst du?“ fragte ich.

„Das sind die drunten; sie haben ein Fest.“

„Wer?“

„Weißt du das nicht?“ fragte Mare. „Die Leute, die auf dem Meere sterben, sind nicht tot. Nur herauf können sie nicht mehr. Aber drunten leben sie und halten große Feste. Die Klippen, die da herausragen, das sind die Zinnen und Türme großer Paläste, die auf dem Meeresboden stehen. Da drinnen sind weite gewölbte Hallen und lauter grünes Licht. Wenn die Ebbe kommt, sinkt das Wasser so tief, daß man zuweilen hören kann, wie die da unten lachen, plaudern, singen und tanzen.“

hochmoderne gelbe Ledertasche unterm Arm. „Pardon", sagt der Beamte halblaut und legt dem eleganten Herrn die Hand auf die Schulter, „dürfte ich bitten . . ." Er weist eine Photographie vor; der Herr wird blaß; zwei Schutzleute stehen neben ihm. — Ein Boot gleitet zur Stiege, ein zerlumpter Mensch sitzt darin. Da kommt eine elegante, verschleierte Dame und steckt ihm einige Banknoten in die Hand. „Es ist zu wenig, Herrin", sagte er hart. Sie seufzt. „Ist es jetzt genug?" Er steckt das Geld ein. „Ihr sollt mich loben, Herrin", brummt er. Sie verschwindet. Das Boot gleitet flink zwischen Barken und Schiffen davon. — An der Landungsbrücke fallen sich zwei um den Hals. „Weil du nur wieder da bist! Du! Jetzt ist ja alles, alles gut!" —

Singende Burschen, betrunken und geschmückt, ziehen nach der Kaserne: In einer Woche in den Krieg! —

Auf dem Auswandererschiff hocken verhärmte Männer und Weiber auf ihren Habseligkeiten. Die Schnapsflasche macht die Runde. Hallo! In einem Monat in Amerika!

Einer singt ein kroatisches Lied.

*
* *

Zwei Ruder rauschten im Meere; das Mädchen im blauen Kleide kam auf die Klippen zu. Da jubelte es in mir. Tausend Menschen drängen sich da drüben, tausend Schicksale kreuzen sich, tausend Leidenschaften brennen. Ein Meer liegt zwischen mir und euch. Und ich stand auf und rief über das Wasser hin: „Mare! Mare!" Der Mönch im Klostergarten sah erstaunt herüber, Mare wandte sich im Boote und kam näher. Ich kletterte die Klippe hinunter und wir fragten beide zugleich: „Wo bist du gewesen?" Ich erzählte ihr, daß ich eben drüben war in den Städten des Festlandes, wo es stinkende Eisenbahnen gibt und Dampfschiffe und fluchende, schreiende Menschen, die hassen und stehlen und lügen und sich alle jämmerlich fürchten.

„Wovor fürchten sie sich?" fragte sie.

„Weiß Gott! Einer vor dem andern und am Ende jeder vor sich selbst."

Sie lachte. „Das ist dumm", sagte sie. „Ich habe eine Krabbe gefangen; schau, da ist sie."

Und sie zog mich zum Boote hinab. Da hatte sie eine riesige Krabbe mit einer Schnur an der Schere angehängt. Als uns das arme Tier kommen sah, riß es verzweifelt an seiner Fessel, daß ich fürchtete, es würde sich den Scherarm ausreißen. „Was machst du denn? Das tut ihr ja weh!" rief ich. Aber Mare lachte. „Einer Krabbe tut gar nichts weh, weißt du das nicht?" — „Warum hast du sie angehängt?" — „Ich will sie ansehen." — „Und wenn du sie gesehen hast?"

die Landsbergerstraßler vom Siege dampfend zu den heimatlichen Fluren zurück. Was verschlug es ihrem Hochgefühl, daß die Willkommenkränze fehlten? War doch ihr Machtbereich der größte in der ganzen Stadt geworden. Wenigstens versicherte alter, ausgedienter Landsturm, der in die Nichts-als-Lern-Gefilde der Lateinschule eingerückt war, daß zu ihrer Kampfzeit solche Riesenreiche nicht vorhanden waren.

Verbindungen mit dem angrenzenden Großherzogtum der Bayerstraßler wurden angeknüpft, Frühstückssemmeln wurden ausgetauscht, und freundnachbarliche Verträge wurden ernst beredet. Ja, von diplomatischen Gesandschaften in die fernsten Stadtbezirke habe ich reden hören. Ein Rückversicherungsvertrag mit dem Reich jenseits der großen Eisenbahnlinie wurde vorbereitet, und eine hochpolitische Interessensphäre in dem unwirtlichen Vorstadt-Erdteil Giesing wurde begründet.

Große Ereignisse werfen ihren Schatten voraus: Zu derselben Zeit, als die braven Väter der Landsbesgerstraßler erst dabei waren, das Weltreich von Berlin bis Bagdad schweißen zu helfen, hatten ihre Söhne das Riesenreich Hirschgarten-Theresienwiese mit der Laudsbergerstraße als Wirbeläule schon errichtet.

So festgefügt ward dieses Reiches Herrlichkeit, daß sie nach errungenen Siegen musterhafte Ordnung auf den Handels- und Verkehrswegen hielten, die ihr Gebiet durchquerten. Keine leeren Fässer wurden mehr von den Bierwägen geschmissen, keine Bremse an den schnellen Bäckerwagen von hinten heimtückisch angedreht, kein Milchkarren mehr umgeworfen, auf keine vorübergehenden hohen Personen vom noch höheren vierten Stockwerk herabgespuckt, keine Hunde mehr in den Schwanz gezwickt, um unter den Fenstern unbeliebter Persönlichkeiten Aufmerksamkeit zu erregen, und kein Schulmädel, es mochte noch so kichern, am Zopf gezogen. Ja, was der weiße Schnauzbart im Bavariapark nie für möglich gehalten hätte: die Parkwege wurden von den unternehmungslustigsten Jungenfüßen strikte eingehalten und keine Papierfetzen umhergestreut. Man hatte seinen Frieden mit dem Mann von Gravelotte geschlossen und ging mit dem abenteuerlichen Plane um, den Schnauzbärtigen zum heimlichen Kaiser des neuen Weltreiches zu bestellen.

Freilich lag bei so viel Jungenbravheit die Gefahr des Rostens nahe. Schon war der und jener von der alten Garde vor der Zeit in die öden Büffelherden eingeschwenkt, die ihren ganzen Ehrgeiz in blödsinnig guten Zensuren erschöpfen zu müssen glaubten.

Um diesen Alterserscheinungen zu begegnen, wurden alle Mittwoch und Samstag Expeditionen an die Reichsgrenzen unternommen, um in Übungskämpfen mit den dortigen Barbarenstämmen das ruhmreiche Schwert der Landsbergerstraßler scharf und blank zu halten. Allzu blutig wurden diese Kämpfe nicht. Denn im Ernste und auf die Dauer konnte kein

„Das ist schön", sagte ich. „Die Fischer tanzen wohl alle sehr gerne?"

Sie sah mich einen Augenblick erstaunt an. „Es ist das schönste", sagte sie.

„Freilich", sagte ich nachdenklich und zog die Ruder an, „wenn man so tanzt wie du . . ."

Wir sprachen nichts mehr. Sie hielt die Hand ins Meer und ließ das Wasser durch die Finger fließen.

(Schluß folgt.)

Die Landsbergerstraßler.

Von **Fritz Müller.**

Die Landsbergerstraßler sind natürlich in München. Denn nur dort erblühen solche unbekümmerte Wortgebilde. Und ebenso natürlich sind die Landsbergerstraßler trotz ihres Volksschulalters blutig ernst zu nehmen. Denn sie haben die ganze Gegend dort unterjocht.

Zuerst hatten sie sich die Westendstraßler untertan gemacht. Dann die Schießstättstraßler. Worauf ein fürchterliches Ringen mit den vereinigten Theresienwieslern erfolgte, das am Samstag knapp nach dem Mittagessen anhub, sich über das Bavariadenkmal hinzog und am hellen Tage den dortigen Parkwächter überrannte, einen alten, weißschnauzigen Veteranen aus dem Siebzigerkrieg.

„Ausg'schaamte Bande, ölöndige, miserablige!" drohte er der Staubwolke mit geschwungener Krücke nach und fügte schmunzelnd hinzu, indem er die Fortsetzung seiner Rede an einen leichtverwundeten Soldaten richtete, der sich auf einer Parkbank sonnte: „Die treib'n's ja ärger als bei Grahwilott — wiss'n S', i hab nämlich Grahwilott mitg'macht — und Sie?"

„Rußland", sagte der Soldat mit einer weitausholenden Bewegung seines gesunden Arms. In das Riesenwort rann die Schlacht von Gravelotte wie ein Tropfen ein, und respektvoll setzte sich der weiße Schnauzbart von Gravelotte neben den Flaumbärtigen von Rußland, um ein wenig von einst und jetzt zu plauschen.

Unterdessen raste der Kampf der Landsbergerstraßler über die historische Theresienwiese. So erbittert und so achtlos gegenüber aller Friedenslockung wurde gekämpft, daß zu Hause Mutters ebenso historische Vieruhrbrote an diesem Tage vergeblich auf die Streiter warteten. Erst dicht vor dem Abendessen und vor Vaters Steckendrohung kehrten

Nachdem das Sanitätsgeschäft erledigt war, wurden die Gefangenen sortiert. Es galt, die verschiedenen Nationen einwandfrei festzustellen.

„Dös is a Russ!" behauptete der Leininger Emil.

„Woher willstn dös wissn?" protestierte der Werner Franz.

„Dös is do net schwer, wo sei Vatter in Schwabing wohnt." Der Beweisgrund schlug durch. Der Russe aus Schwabing wurde eingereiht.

„Und den sei Vatter wohnt in der Orleansstraßn, also is er a Franzos." Auch dieser Entscheid war zureichend.

Aber bei dem nächsten standen keine Wohnungsmerkmale zur Verfügung. Die Gefangenenuntersuchungskommission kratzte sich hinter den Jungenohren.

„Wie hoaßt d?" wurde der Gefangene angefahren.

„Salzmann."

„Hm, Salzmann", sagte der Leininger Emil, mit dem Finger an der Nase, „Salzmann — Salzgurken — zu die Wildn ghört der, zu die Gurkha".

Als ich das hörte, kam ich auf meiner Alleebank in ein solches Prusten, daß die Gefangenensortiererei erheblich gestört wurde. Man setzte mich als Militärattaché einer neutralen Macht kurzerhand ab. Was mit vereinfachtem diplomatischem Verfahren so geschah, daß der Leininger Emil sagte:

„Kommts, gehts weg von dem faden Deppn da drübn!"

Und am Abend erklärte mir mein Söhnchen, daß ich ihn bei den Landsbergerstraßlern blamiert hätte und daß ich nie mehr zugezogen würde.

Aber einmal bin ich doch noch zugezogen worden.

Das war, als ich an einem Samstagnachmittag über die Theresienwiese nach Hause ging. Es fing schon an, dunkel zu werden. Fast zart schwebte der Kranz in der Luft, den die Bavaria nun seit einem halben Hundert Jahren zweifelnd in der Hand hält: Wem geb' ich ihn? wem könnte ich ihn wohl geben?

Gedämpftes Schlachtgeschrei kam von dort herüber. Ich ging hin. Wahrhaftig, sie kämpften wieder einmal bis in den Abend hinein. Und mein Söhnchen war auch dabei, und der Leininger Emil, und der Werner Franz, und —

„Entschuldigen Sie", sagte eine Frauenstimme hinter mir, „möchten Sie mir nicht meinen Buben herausholen?"

Ich sah in ein mütterliches Gesicht, in dem es sonderbar zuckte.

„Sind Sie nicht Frau Leininger, die über uns im vierten Stock wohnt?" fragte ich.

„Ja, die bin ich", sagte sie einfach, und jetzt zuckte auch der Brief in ihrer Hand, „und ich muß jetzt meinen Buben haben — meinen Buben haben, jetzt wo sein Vater tot ist — in Polen ist er gefallen, Herr — da drin steht's."

noch so wilder Stamm den Landsbergerstraßlern widerstehen. Nicht einmal die halbwilden Daiserstraßler, die ihren Gegnern ein für allemal in die Bauchgegend zu boxen pflegten.

Und endlich kam die große Zeit heran, wo es für die Landsbergerstraßler nichts mehr zu unterwerfen gab. Wo sie nur mehr Übungskämpfe unter sich selber abhalten konnten, um mit der Zeit ihrer Väter noch in Fühlung zu bleiben. Ich habe durch die Beziehungen meines Söhnchens als neutraler Militärattaché einem solchen Kampfabschnitt von einer Alleebank aus beigewohnt.

Das Kampfgetöse war nur mäßig, der Kampfausgang der gewohnte: die Landsbergerstraßler siegten. Man ging ans Einsammeln der Leichen. Zu dem Zwecke fuhr man mit einem richtigen großen Dienstmannskarren herum, den der Leininger Emil stiften konnte, weil ihn sein Vater, der Dienstmann Leininger, nicht gut in den Kampf nach Polen hatte mitnehmen können.

Nun aber hatte es sich herausgestellt, daß die Leichenanzahl in gar keinem Verhältnis zu der Schwere des vorhergegangenen Kampfes stand. So daß man auf den begründeten Verdacht geriet, es stellten sich viele tot, nur um in dem geräumigen Karren bequem herumgefahren zu werden.

Eben war die Sanität mit ihrem Dienstmannskarren bei einem Regungslosen am Wiesenrand.

„Ha“, rief der Leininger Emil, „i glaub allaweil, der stellt si’ bloß tot, damit daß n mir in meim Karr’n spazier’nfahr’n derfet’n.“

„Des wer’n ma glei ham, ob der tot is oder net“, sagte der Werner Franz und kitzelte den Verdächtigen in der Achselhöhle. Da dieser aber nicht kitzlig war, hielt er die Probe aus und wurde in Ehren verladen.

Da der vielbegehrte Sanitätskarren schon fast voll war, wurde die Totenprobe bei dem nächsten erheblich schärfer genommen. Man kitzelte ihn mit einem Strohhalm unter der Nase. Der Tote hatte zwar beschlossen, nicht zu niesen, und machte zu diesem Zwecke ein blödsinnig krampfhaftes Gesicht, aber der Werner Franz schrie dem, der kitzelte, zu:

„Weiter nauf mußt eahm fahrn in der Nasn!“

Das ging über des Toten Kräfte.

„Ha—ha—zii!“ nieste er, daß alles krachte.

„Schwindler, ölöndiger!“ hieß es empört. „Gell, dös könnt dir passn, tot im Wagn drinzliegn — wart, mir wern dirs Totsein scho vertreibn!“ Und unbarmherzig wurde er vom Wagen wieder abgeladen und den Gefangenen zugetrieben.

Zu stark.

Von Dr. Al. Feldner.

Das Amtszimmer, in dem ich durch mehrere Jahre als Untersuchungsrichter tätig war und wo sich auch diese Geschichte zutrug, lag im Osttrakte des alten düsteren Kriminalgebäudes im 3. Sack, das seither — den Manen des damaligen Landesgerichtspräsidenten Grafen Gleispach gebührt auch dafür tiefempfundener Dank — längst dem Erdboden gleichgemacht worden ist. Dem Betriebe eines Landesgerichtes in Strafsachen und insbesondere eines Landes-Untersuchungsgerichtes im Geiste unserer Strafprozeßordnung hat diese Zwingburg niemals genügt und auch unsere Amtsräume und ihre Ausstattung waren den bescheidensten Anforderungen nicht mehr entsprechend. Allein wir waren mit Arbeit überbürdet und solange wir dort amtierten, hatten wir keine Muße zu Reflexionen über alle vorherrschenden Mängel, selbst an Licht und guter, frischer oder doch wenigstens nicht so dicht mit den Geruchspartikeln aus der Küche des Gefangenhauses, von Kohlsuppe, Sauerkraut, Ritschert, geschwängerter Luft. So waren wir es schon zufrieden, wenn es uns, selten genug, an einem Sonn- oder Feiertage gegönnt war, einen Ausflug in unsere Berge zu unternehmen. Es liegt wohl auch in der Natur der untersuchungsrichterlichen Aufgaben, daß uns aus dem Schutte der Erinnerungen an diese Zeiten liebliche Heckenrosen nicht erblühen, aber einzelne Lichtbilder treten doch hervor und eines davon will ich hier nachzuzeichnen versuchen.

Es war Samstag vor Pfingsten 1892. Ein herrlicher Frühlingstag lag draußen vor der Zwingburg über Wald und Flur, und die Alpenflora unserer Berge stand in reichster Blüte. Nein, diesmal konnten die ersehnten Pfingstfeiertage nicht versagen: „Also abgemacht, lieber Kollege, ich nehme Rucksack und Bergstock und bringe Ihnen übermorgen den schönsten Frühlingsstrauß aus den Bergen zum Dank für die Stellvertretung, falls nicht etwa noch in letzter Stunde in meiner Amtsabteilung eine dringende Haftsache anfallen sollte!“ Dieser Vorbehalt war ja selbstverständlich, er wurde aber in rücksichtsvoller Gegenseitigkeit noch ausdrücklich betont, weil dem Stellvertreter im Amte unter unseren Arbeitsverhältnissen nicht auch die Besorgung dringender Agenden des Abwesenden zugemutet werden konnte. Diesmal aber hatte ich den Vorbehalt kaum ausgesprochen, da wurde kräftig an die Türe meines Amtszimmers gepocht und in strammer militärischer Haltung trat der Wachtmeister des Gendarmeriepostens A. mit der Meldung ein, daß er soeben zwölf Arbeiter aus der in meinem Amtsbezirke gelegenen Fabrik wegen Vergehens des Auflaufes in das Gefangenhaus „eingeliefert“ habe. Wir waren im Dienste an Entsagungen aller Arten und aller

Der Brief flackerte nicht mehr so arg in ihrer Hand. Es tat der Dienstmannsfrau Leininger wohl, sich ein weniges auszusprechen, dachte ich. Aber sie sprach sich nicht mehr aus, sondern schwieg und wartete, daß ich ihren Buben aus dem kämpfenden Jungenhaufen holen würde.

Mitten hinein ging ich in den Kampf. Wie ein Schicksal kam ich mir vor, daß geradlinig einem Ziele zugeht. Um mich herum kämpften die Landsbergerstraßler wütend weiter. Nur den Werner Franz hörte ich rufen:

„Schaug, Leininger, da is er ja wieder, der Mensch, der wo neulings auf der Alleebank —"

Aber da hatte ich den Leininger Emil schon bei der Hand. Er schien empört, daß ich ihn beim Kampf in den Arm fiel, er machte gar Anstalten, auch gegen mich zu kämpfen —

„Leininger Emil", sagte ich ernst, „du mußt jetzt aufhören zu kämpfen" — ich wunderte mich, was plötzlich für eine Stille unter den Jungen eintrat, wie sie alle an meinem Munde hingen —, „aufhören zu kämpfen — dein Vater hat auch aufgehört, draußen zu kämpfen — komm zu deiner Mutter — sie wartet dort."

Totenstille. Die Holzschwerter sanken. Sie hatten es alle verstanden, daß der Dienstmann Leininger, dem Leininger Emil sein Vater, gefallen war. Auch die Bavaria drüben hatte es verstanden. In tiefer Trauer stand sie da. Auch ihr zitterte etwas in der Hand, der Kranz: Wem geb' ich ihn? wem geb' ich ihn?

Willenlos war der Anführer Emil Leininger an meiner Hand über die Wiese zu seiner Mutter gegangen. Er weinte nicht. Auch seine Mutter weinte nicht. Sie nickte mir einen stummen Dank zu. Dann gingen sie fort, Hand in Hand und aufrecht.

Im Abenddämmer schien der Junge zu wachsen. War das nicht ein richtiger Mann, der mit der Frau dort ging?

Auch mein Söhnchen hatte mich bei der Hand genommen. Hinter uns kam ein leise flüsternder Heerhaufen, die Landsbergerstraßler. Sie alle sahen jetzt im Dunkel aus wie Männer, wie ernste Männer.

In weitem Abstand gingen wir hinter Mutter und Sohn her, ein zweites Trauergefolge für den gefallenen Dienstmann in Polen.

Auf einmal riß mir ein Gedanke den Kopf herum. Die Bavaria verschwamm schon in der Dunkelheit. Ei, wo hatte sie denn ihren Kranz? War der verschwunden?

Ich schaute wieder vorwärts. Ein ungewisses Laternenlicht sah ich auf den Kopf der Mutter Leininger fallen. Nein, wie solches Zwielicht die Gegenstände verschiebt: war das nun ein Hut, den sie auf dem Kopfe hatte, der — oder ein Kranz . . .?

im großen Gartensaale auch noch zum Tanze an, als eine Genossin die Aufforderung eines Schneidergehilfen zum Tanze laut, mit den im ganzen Saale vernommenen Worten: „Na, mit an Spitzl tanz ich net", ablehnte, weil der Schneidergehilfe schon seit längerer Zeit im Rufe eines „Konfidenten" stand. Unser Pertl stand unglückseligerweise dicht daneben in der offenen Saaltüre und auf den Zuruf seines Freundes, des Harmonikaspielers: „Steck ihn außi, den Naderer!" hatte ihn Pertl auch schon angefaßt und mit so kräftigem Rucke auf das niedere Stiegenplatzl gestellt, daß er über mehrere Stufen in den anschließenden Gastgarten hinunterflog, dabei aber so unglücklich auffiel, daß er einen Beinbruch erlitt und schwer verletzt weggetragen werden mußte.

Trotz seiner wiederholten Beteuerung, daß er ja den Schneider nur „außisteckn" wollte, daß es ihm aber nie in den Sinn gekommen wäre, den Schneider zu verletzen, fühlte Pertl doch den schweren Druck seiner Verantwortlichkeit für den unglücklichen Ausgang. Der Gewissensdruck einer Verbrechensschuld und alle daraus entsprungenen Gedankenreihen, die auf ihn während der bis zu seiner Vernehmung in einsamer Zelle ausgestandenen Verwahrungshaft einstürmten, hatten den Burschen völlig zermürbt.

Zur Verhängung dauernder Untersuchungshaft lag auch diesmal kein gesetzlicher Grund vor und so kündigte ich ihn am Schlusse seines Verhöres mit ebenso eindringlicher wie wohlwollender Ermahnung seine Enthaftung an. Als ich aber schließlich noch beifügte: „Ehevor ich Sie aber wieder enthafte, müssen Sie mir mit Handschlag versprechen, daß Sie sich nie, nie mehr an einem andern vergreifen werden; denn Sie sind einmal zu stark . . .", da ließ mich Pertl nicht mehr vollenden, ich fühlte meine zum Handschlage dargebotene Hand wie in einen Schraubstock eingeklemmt und laut aufschluchzend rief er: „Ja, Herr Untersuchungsrichter, das versprech' ich Ihnen und wenn mi wieder amal aner auffordert, i sollt an außisteckn, dem hau i ane awer, daß er sein Lebtag denkt auf mi!"

*
* *

Seither sind 23 Jahre verflossen, die Wunden von damals längst geheilt. Pertl hat sein Versprechen gehalten, aber vor kurzem wurde der Brave als Zugsführer eines Landsturmregimentes für sein vorbildlich mutiges Verhalten im Nahkampfe und darauf folgender Erstürmung und Räumung eines feindlichen Schützengrabens mit der silbernen Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet.

Grade gewöhnt, allein der Kurzschluß wirkte in diesem Augenblicke doch so verblüffend, daß wir uns eine Weile stumm anstarrten, dann aber — weil sich Extreme berühren — hell auflachen mußten.

Die Sache selbst, deren Erhebung zunächst durch die Verhöre der Verhafteten sofort in Angriff genommen wurde, war sehr einfach und der Auflauf einer größeren Arbeitermenge gegen ein nicht ganz einwandfreies Einschreiten eines untergeordneten Gemeindeorganes viel harmloser, als es nach der Anzahl der Verhafteten im ersten Anprall geschienen hatte. Auch die Verhöre der Verhafteten gingen glatt vonstatten und schon im Laufe des Nachmittags konnten die zwölf Arbeiter, darunter mein Held Rupert M., wieder auf freien Fuß gesetzt werden. Rupert M., den seine Genossen kurzweg nur den „Pertl" nannten, war ein 18jähriger Schmiedgehilfe, in seiner ganzen Erscheinung ein hünenhafter Jungsiegfried, ebenso gutmütig als treuherzig, der aber auch in der tumultuierenden, die Entlassung des Gemeindedieners fordernden Arbeitermenge besonders auffiel, weil er seine Genossen um Kopfeslänge überragte und wohl nur deshalb als einer der „Rädelsführer" verhaftet worden war.

Die vorgefallenen Ausschreitungen hatten die Grenzen der gesetzlichen Ordnung öffentlicher Ruhe zweifellos durchbrochen, aber nach dem Urteile der Arbeiterschaft hatte den Auflauf der Gemeindediener verschuldet und so bemächtigte sich ihrer, ohne daß es zu weiteren Ausschreitungen gekommen wäre, eine durch die Verhaftung von zwölf Genossen noch gesteigerte, hochgradige Aufregung, die aber in das Gegenteil der hellsten Freude über den vermeintlichen Sieg des Rechtes umschlug, als die wieder aus der Haft entlassenen Genossen, Pertl mit einer unterwegs zusammengestückelten Fahne an der Spitze, unter den Festklängen einer Ziehharmonika um 6 Uhr abends, zur Zeit des Schichtwechses, wieder im Arbeiterviertel einzogen. Nur zu begreiflich, daß es an diesem Abende, während ich doch noch mit dem Abendzuge dem Ziele meines Pfingstausfluges entgegenrollte, in dem Arbeiterheim im Gasthause „Zum grünen Baum", hoch hergegangen ist.

Als ich am Pfingstmontage, noch alle Almfreud im Herzen, den Dienst wieder antrat und den Einlauf meines freien Pfingstsonntags durchblätterte, überraschte mich nicht wenig die Anzeige, daß Rupert M., der „Pertl", am Samstag Abend, also an diesem Tage zum zweiten Male, und zwar — ich traute meinen Augen nicht — diesmal wegen Verbrechens der schweren körperlichen Beschädigung verhaftet worden war. Aus den Erhebungen ergab sich folgender Sachverhalt:

Im Gasthause „Zum grünen Baum" war, wie schon erwähnt, aus Anlaß der Enthaftung der zwölf Genossen eine Festfeier improvisiert worden und nach dem Schlusse des „offiziellen Teiles" traten die Paare

wollte genießen, wenig arbeiten und viel genießen, war er reich oder arm. Und siehe, die Genußsucht verelendete das Leben wirklich. Die alles haben konnten, wurden übersatt, stumpf, für höhere Werte unempfindlich. Die Menge aber, die bei jenen den Überfluß sah und selbst darbte, wurde unzufrieden, mißgünstig, gehässig. Und als diese Leute so ihre Armut erst einmal wirklich sahen und empfanden und wie sie immer noch ärmer wurden, je mehr bei den Bevorzugten der Reichtum stieg, da verging ihnen nicht bloß die Möglichkeit, sondern auch die Freude an dem, was sonst das Begehrteste gewesen: Ein eigener Herd, Weib und Kind. — Und der Höhepunkt einer Kultur, der sich jetzt zeigte, war nicht einladend, Mensch zu sein, Mensch zu werden.

„Soll ich heiraten? Darf ich heiraten?" fragte sich mancher junge Mann. „Ja!" antwortete die Liebe und sie siegte in ihrer besonderen Art. Aber jene Aufforderung des trauenden Geistlichen wurde nicht mehr recht ernst genommen. Wozu in eine solche Welt Kinder schicken? „Nur zum Arbeiten und Geknechtetwerden und Entbehren will ich meine Kinder nicht rufen, dafür habe ich sie zu lieb." Das Weib stimmte bei: „Da habe ich ja weniger Plage, bleibe länger jung und wir können uns selber mehr gönnen." Der Mutigere sagt noch: „Eins, höchstens zwei kann man schließlich wagen, aber ihrer mehr?" Da sinkt auch ihm das Herz in die Hosen. —

Ob das wohl patriotisch, national, ja auch nur menschlich ist? — Ein kinderreiches Volk wird nicht bloß größer, sondern auch stärker in seinen Einzelpersonen. Die Natur hat eine größere Auswahl, die Schwächlinge zieht sie ein, die Kräftigen wachsen auf; während bei wenig Kindern jedes Hascherl künstlich aufgepäppelt wird, um dann sich und der Allgemeinheit zur Last weiter zu vegetieren.

In jenen alten, gesellschaftlich einfacheren Zeiten haben sie mehr Herlebigkeit gehabt. Was die Kinder kosteten, um das haben die Eltern mehr verdient, um das haben sie sich mehr eingeschränkt. Je mehr liebe Kinder zu versorgen waren, um so tüchtiger und fleißiger mußten die Eltern sein, so daß man sagen könnte, sie verdanken diese Tugenden ihren Kindern. — Heute will man so wenig als möglich arbeiten, manche am liebsten gar nichts; will täglich sein Stück Fleisch, sein Bier haben. Die Frau hat stets ihren modernen Hut und sonst allerlei feine Sachen; wozu sparen, wir haben ja keine Kinder. Die schönen Gedanken vom Fortleben, von einer besseren Zukunft ersticken in einem ganz elenden Eintagsfliegen-Egoismus.

Allgemein ist bei uns diese Richtung noch nicht, aber sie kann es werden. Die Neigung geht dahin und die Geburtenzahl nimmt stark ab. Am meisten schuldig bleiben die Städter unter ihren geistigen und gesellschaftlichen Verkehrtheiten. Die besten Möglichkeiten, zahlreiche und

Kinder aufwecken?

Eine Erwägung von **Peter Rosegger.**

Allzulange ist es kaum her, da hat das junge Ehepaar die Aufforderung des trauenden Geistlichen: „Seid fruchtbar und vermehrt euch!" sich nicht zweimal sagen lassen.

In meiner Waldheimat vor fünfzig Jahren, da gab es mehr Kinder als Erwachsene. In jedem Hof fünf bis zehn Kinder, in den Hütten nicht weniger. Der Schneider Michel hatte deren sechs, wovon das Weib, wenn sie betteln ausging, die jüngsten zwei mittrug, eins im Arm und eins auf dem Buckel. Der Köhler Simon hatte neun Kinder, die alle trotz ungenügender Pflege, Nahrung und Schule aufwuchsen und brave Arbeitsleute wurden. Alle blieben arm und jeden freute das Leben. Meine Eltern hatten sieben Kinder, wovon zwei starben, die übrigen aber wohlgerieten, mit Ausnahme des Ältesten, der in die Stadt lief. — In einem Bauernhofe zu Fischbach hatten der Vater, der Sohn und der Enkel zu gleicher Zeit kleine Kinder. Es geschah, daß der Großoheim jünger war als der zweijährige Neffe. Bei solcher Fruchtbarkeit gab es denn reichlich Leute zur Bewirtschaftung von Feld, Wiese und Wald, und der Kaiser war bei den Musterungen so wählerisch, daß er nur die allerschönsten und stärksten Burschen nahm. Wer nicht ganz 5 ½ Schuh lang war, oder etwa einen krummen Finger hatte oder ein enges Knie, oder eine Warze an der Nase, der wurde abgelehnt. Das machte aber nichts, es war auch daheim im Waldland lustig. Nie seither habe ich wieder so hell singen und jauchzen gehört als damals in dem armen Alpel. Jeder freute sich, daß er auf der Welt war. Der Selbstmord einmal, den ein alter, irrsinniger Mann beging, war das unerhörteste Ereignis, von dem jahrelang gesprochen wurde.

So hoch stand damals das arbeitsschwere und sorgenvolle Leben im Werte. Und allenthalben wurden so viele Leute geboren, daß man endlich von Übervölkerung und Kolonisieren sprach.

Da kam allmählich die neue Zeit mit ihren anderen Weltanschauungen. „Männer der Weisheit" kündeten laut, daß es nur der Mühe wert sei zu leben, wenn man sinnlich genießen könne. Das Stoffliche, das sinnlich Genießbare allein sei es wert, daß der Kampf ums Dasein geführt werde. In den Städten lebten die Leute, denen das zuerst einleuchtete und sie begannen sich danach zu richten. Dem Materialismus folgte bald der Pessimismus. Die schönen Urbilder wurden dunkel, die seligsten Hoffnungen begannen zu verblassen, es hub eine freiwillige Flucht nach dem Nichtsein an. Wer aber dablieb, der

Was ist zu tun? Vor allem muß Staat und Gesellschaft es jedem Ehepaare möglich machen, seine Kinder zu ernähren und zu erziehen wie einst, als wir noch mehr Naturvolk waren. Das Fernere, den Sinn der Menschen zu ändern, das ist Aufgabe von uns Lehrern und Idealisten und der lieben Not, die daran wahrscheinlich das meiste wird tun müssen.

Der Staat? — Jetzt muß für jedes Kind, das man hat, Steuer gezahlt werden, wenigstens mittelbar. Wäre es nicht richtiger, Steuer zu zahlen für Kinder, die wir nicht haben? Junggesellensteuer, beziehungsweise Jungfrauensteuer, um ein schönes Wort zu gebrauchen. Las man doch in der Zeitung, daß in einem kleinen Lande des Deutschen Reiches Personen männlichen und weiblichen Geschlechtes, die mit dreißig Jahren nicht verheiratet sind, je nach ihrem Vermögen eine Ehefluchtsteuer zu entrichten haben? Solche Ehefluchtsteuer wäre gut zu brauchen zur staatlichen Erziehung armer ehelicher und unehelicher Kinder. Viele sind der Meinung, daß Leute ärmerer Schichten dem Staate reichlich Kinder geben würden, wenn er einer Familie, die mehr als drei Kinder hat, Entlastung von Staatsabgaben, und der Familie über fünf Kinder dazu noch Erziehungsbeiträge gewährte. Einen steirischen Ortsrichter weiß ich, der jeden Vater von zehn wohlgeratenen Kindern zum Baron erhoben wissen möchte, falls er es nicht etwa schon wäre. Na, dann hätten wir die meisten Barone in den Hütten und bei den Zigeunern. — Vielleicht fallen den Staatsleitern noch andere Mittel ein, es gibt deren ja allerhand, um aus den modernen Ehepaaren ein großes und starkes Geschlecht hervorzulocken. Besonders sollen sie sich fragen, ob genug Schulen da sind, um die Jugend in Gesittung und Arbeit zu unterweisen. Und ob genug Brot da ist? Müssen wir es in fremden Ländern holen oder haben wir etwa im eigenen Lande noch uneroberte Kolonien? Soll es die heimische Scholle der modernen Frau nachmachen und auch unfruchtbar bleiben? — Regierung, frage dich selbst.

Etwas Gutes haben jetzt die Engländer erfunden. Jeder taugliche Mann, der nicht heiratet, muß Soldat werden. Da flüchten die sonst heiratsscheuen Helden nun scharenweise in die Ehe. Und in derselben müssen sie noch dazu schön brav sein, sonst sagt das Weibchen: Ich lasse mich scheiden! Und dann wäre der arme Mann hilflos dem Militär ausgeliefert. Bei uns war es auch einmal so, daß die verheirateten Männer militärfrei gewesen. Jetzt um so besser, jetzt sorgt der Mann doppelt fürs Vaterland, mit Kindern und mit sich selber. — Aber das erstere will abflauen und das soll verhindert werden.

Der Staat muß das Seine erfüllen. Was aber haben wir Lehrer und Idealisten zu tun? Wir sollen den Menschen jenen Familiensinn beibringen und jene Wertschätzung des Lebens, wie sie geherrscht, als

gesunde Nachkommenschaft zu erzielen, hat immer noch das Bauerntum, trotz seiner Lasten und Kümmerlichkeiten. Aber diese Grundfeste zu zerstören ist ja in den letzten Jahrzehnten alles Mögliche geschehen. Unter solchen Zuständen überall ist es kaum ein Wunder, wenn so viele Eheleute Kinder unterschlagen. Der Mann hat in seiner Jugend meist auch ein zu geringes Einkommen, um an Nachkommenschaft zu denken, und bis er wohlhabender wird, ist die „gute Zeit dahin und anstatt Kinder zu pflegen, will manches Ehepaar schon selbst gepflegt werden — wozu es nun freilich sorgende Kinder vermißt. Eine freudlose, ja trostlose Einsamkeit des Alters ist die Strafe für Versäumung der natürlichen Pflicht. Aber die Natur hat noch andere Mittel, die Hinterziehung des von Gott gewollten Zieles zu rächen. Mancher wird mich verstehen. — Wenn man die kinderlosen und die kinderreichen Ehen einmal vergleichen könnte, bei welchen würde man die meiste Liebe und freudige Aufopferung, das tiefere Glück finden? Die Angst um ein krankes Kind hat trotz ihres Wehes mehr Seligkeit in sich als das Glas Bier oder der neue Hut. Es muß im Allgemeinen das Glück kinderloser Eheleute nicht übertrieben groß sein, weil die Statistik davon weiß, daß bei solchen mehr Selbmorde vorkommen, als bei kinderreichen.

Vor einiger Zeit fragte mich ein junger Ehemann in reizender Einfalt, ob er es „auf ein zweites Kind ankommen lassen“ solle? Ich, mitten im Kriege erinnerte ihn ans Vaterland. Da wandte er sich weg und murmelte: „Fürs Erschossenwerden mag ich keinen Buben erziehen.“ — Als ob das Vaterland nicht auch lebendige Leute brauchte! Kommt denn der Sieg vom Schlachtfeld allein? Der gesegnetste Sieg kommt dem Staat aus dem Famlienhause.

Wenn wir jetzt die Listen der Gefallenen durchsehen, so begegnet man oft und oft dem Beisatz: der einzige Sohn! — Das gibt zu denken. Das Vaterland zählt heute seine heranwachsende Jugend, um den Verlust der Gefallenen zu decken. Wir sind noch nicht in der Lage jener Nachbarvölker, die über ihren Mangel an Männern in Verzweiflung geraten, aber bange ist auch uns, daß es so werden könnte.

Insofern der Geburtenrückgang uns bange macht, wissen wir ungefähr, woran es liegt. Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse sind schuld, die verrückte Weltanschauung, die Eitelkeit und Genußsucht der Menschen, die fürs Kind nichts mehr übrig lassen wollen. So lange das nicht anders wird, wäre die Aufmunterung zu einem reichlicheren Kindersegen umsonst, ja vielleicht nicht einmal zu verantworten. „Eine Welt wie die jetzige verdient auszusterben!“ rief ein Verzweifelter aus. Der Krieg hatte ihm alles genommen, die Kinder und die Habe; man muß ihm das wilde Wort verzeihen.

frisch gewesen. So frisch wie das Leder meiner Schuhe, die ich kürzlich kaufte. Aber für Eier und Schuhe gelten andere Grundsätze, denn was den einen billig ist, ist den anderen keinesfalls recht; das allzu frische Sohlenleder hielt gerade drei Wochen und dann war es hin. Als ich mich darüber beklagte, wurde mir geantwortet, man übernehme keine Garantie für die Güte des Leders. In Kriegszeiten lägen die Verhältnisse eben anders als im Frieden; das müsse man berücksichtigen; überhaupt sollte ich froh sein, noch ein Paar Schuhe mit Ledersohlen erworben zu haben, denn sehr bald dürften an Zivilisten nur Holz- und Bastsohlen abgegeben werden. Aus dieser Entgegnung schloß ich, daß ich durchaus keinen Grund hatte, mich zu beklagen, ja daß meine Klage unpatriotisch und albern war, weil ich nicht von selbst eingesehen hatte, Kriegszeiten brächten Beschwerungen aller Art mit sich, die man willig auf sich nehmen müßte.

Meine Schuhe hatten 50 Kronen gekostet. Ich erkundigte mich so nebenbei bei einem Juristen, ob denn keine Höchstpreise für Stiefel festgesetzt seien, denn fünfzig Kronen bei einer Tragdauer von drei Wochen schienen mir doch ein bißchen hoch, und es wäre der Mühe wert, nachzurechnen, wie viel daran der Lederer, die Schuhfabrik und der Zwischenhändler verdienten. Ob nicht da oder dort ein Übergewinn von zwei Kreuzern abfiele . . .

„Was?“ fragte mein Jurist erstaunt: „Ein Gewinn von zwei Kreuzern?“

„Verzeihung, ich versprach mich — ich meinte natürlich einen Übergewinn von 25%.“

Worauf mir der in alle Feinheiten der verschiedentlichen Verordnungen eingeweihte Herr des langen und breiten auseinandersetzte, daß und weshalb keine Höchstpreise für Schuhe bestünden. Dagegen wagte ich einige Einwendungen, die ich für sehr überzeugend hielt, bekam aber nur eine unklare Auskunft, eine sehr banale Auskunft, die sich überdies an ein altes und bekanntes Sprüchwort anlehnte: „Nur die kleinen Diebe hänge man!“ —

Dieser Lederfabrikant mit seiner Empörung über das Ei um neun Kreuzer ist seltsamerweise eine typische Erscheinung. Es liegt mir vollkommen fern, jene Bäuerin unbedingt verteidigen zu wollen, doch je länger ich über sie nachdenke, desto geringer scheint mir ihr Vergehen. Der Lebensmittelwucher ist allerdings eine gemeine Niederträchtigkeit, gegen die nicht scharf und streng genug eingeschritten werden kann, aber der Urproduzent ist daran lange nicht so schuld wie gewisse andere Faktoren unseres Wirtschaftslebens. Man sollte die Zwischenhändler hernehmen! Du lieber Himmel, wie oft wurde das schon gefordert; und ziemlich vergebens. In den Gerichtssälen erscheinen nur immer wieder

wir noch ein gesundes Naturvolk gewesen. Und was hat an der Bekehrung die Not zu tun? — Ach, daß man es nicht drauf ankommen ließe!

Wenn die Kulturvölker wirklich und ernstlich im Sinne einer human-sittlichen Weltanschauung erzogen werden könnten, dann hätten gewiß dreimal so viele friedlich nebeneinander lebende Menschen Platz auf Erden. Jedenfalls muß — wenn es der Mühe wert sein soll, hier zu leben — das Ziel der Völker ein anderes werden, als beständige Übermachtsgelüste und materieller Reichtum, diese Hauptursachen des Unrechtes und Unfriedens, es sind. Bei dem Opferwillen, den das Volk in diesem Kriege zeigt, bei dem herrlichen Siegesmut, den die Soldaten offenbaren, ist ja alles, auch der höchste sittliche Aufschwung möglich.

Wer den Mut hat, fürs Leben des Vaterlandes, fürs Leben seines Volkes dem Soldatentod ruhig entgegenzugehen, der wird sich auch nicht scheuen, durch eine fruchtbare Ehe von neuem ins Leben zu treten. Wenn die Menschen wieder Menschen geworden sind mit den Fähigkeiten des gegenseitigen Wohlwollens und des harmlosen Glückes, dann — aber erst dann — wollen wir jubelnd rufen: Das Leben ist schön! Wecket Kinder auf!

Das Ei um 9 Kreuzer.

Ein Lederfabrikant erzählte mir, er sei auf einer Geschäftsreise auch in ein kleines Dörfchen gekommen und habe dort bei einer Keuschlerin neun Kreuzer für ein einziges Ei bezahlt! „Neun Kreuzer für ein Ei, hören Sie, Herr Doktor, das ist doch unverschämt, das ist maßlose Ausbeutung der Bevölkerung. Der Höchstpreis für Eier beträgt sieben Kreuzer, also schlug die Person 25% zu. Hätte ich nicht die vielen Scherereien gefürchtet, bei Gott, ich wär' zu Gericht gegangen, um die Preistreiberin anzuzeigen."

„Dreißig Kronen Geldstrafe, im Nichteinbringungsfall drei Tage Arrest", warf ich ein.

„Nicht wahr, nicht wahr? Ich hätte beinahe Lust, die Sache jetzt noch anhängig zu machen, denn wer so etwas durchgehen läßt, der macht sich ja gewissermaßen mitschuldig. Leider habe ich das Frauenzimmer nicht um ihren Namen gefragt."

Ich war mit dem Lederfabrikanten, der so entsetzlich ausgebeutet worden war, natürlich entsprechend mitempört. Ein Zuschlag von 25%, ein Übergewinn von zwei Kreuzern, das ist vier Heller, müßte wirklich schwer geahndet werden. Ich hoffte nur, das Ei sei wenigstens

Anders der Großgrundbesitzer, der zur Vergrößerung seines Jagdgebietes die Bauern abstiftet. Darüber ist im „Heimgarten" nachgerade schon genug geschrieben worden. Freilich, leider ohne Erfolg.

Die Gründe, die für den industriellen Unternehmer maßgebend sind, der Landflucht der bäuerlichen Bevölkerung freundlich gegenüberzustehen, müßten eigentlich die industriellen Arbeiter, die sich überwiegend zur sozialdemokratischen Gesellschafts- und Wirtschaftsauffassung bekennen, bestimmen, für die Erhaltung des Bauerntumes einzutreten, denn jeder Knecht, der in „die Stadt", in „die Fabrik" geht, drückt durch sein Arbeitsangebot die Löhne. Angebot und Nachfrage bestimmen auch den Preis für die Arbeit mit. Aber die Führung der Sozialdemokratie ist eine geschworene Gegnerin des Bauernstandes, dessen Angehörige sich niemals zur marxistischen Lehre bekehren werden. Diese paßt einfach nicht auf die Landwirtschaft. Und weil die ländliche Bevölkerung ziemlich notwendig konservativ gesinnt ist, hat sie eine unversöhnliche Feindin an der Sozialdemokratie, der es vielleicht weniger darum zu tun ist, die Arbeiter innerhalb der bürgerlich-kapitalistischen Wirtschaftsordnung materiell besser zu stellen, als vielmehr darum, ihre Truppen für eine völlige Umwandlung des Staates zu vermehren. Der Taube auf dem Dache wegen wird der Sperling in der Hand freigegeben! Die breiten Schichten sahen das noch nicht ein, sonst würden sie wahrscheinlich gegen die Landflucht auftreten, durch die sie gleichfalls geschädigt werden, da der Zukunftsstaat, der ihnen vorschwebt, doch eine allzu unsichere Sache ist. Vermutlich wird der große Krieg, der manche zum Umlernen zwang, auch in dieser Richtung aufklärend wirken und einen Umschwung in den politischen Anschauungen der Massen herbeiführen.

Aber wahrscheinlich sind nicht die Industrie und der Großgrundbesitz die gefährlichsten Feinde der Bauern; am gefährlichsten ist die allgemeine bürgerliche Beschränktheit. Das eigentliche Bürgertum, bestehend aus den Angehörigen der freien geistigen Berufe, den Beamten und den Handwerkern, also die heute sehr einflußreichen politischen Klassen, ist dem Bauernstande seltsam abgeneigt. Einerseits mag die überwiegend „liberale" Gesinnung des Bürgertums daran schuld sein, die — wie die Sozialdemokratie — den ländlichen Konservatismus durchaus ablehnt, anderseits war der Liberalismus seit je kurzsichtig, einseitig und zu theoretisch; er lebt und handelt nach Schlagworten, ohne deren Tragweite zu erkennen; Industrialismus und Handel scheinen ihm die einzigen Grundpfeiler ökonomischer und, daran anschließend, allgemein menschlicher Glückseligkeit. Diese steht jedoch in keinem natürlichen Verhältnis zu den Handels- und Zahlungsbilanzen eines staatlichen Wirtschaftsgebietes. Die industrielle Wirtschaft in Verbindung mit dem Welthandel bereichert schließlich auch nur verhältnismäßig wenige, während sie auf die durch-

die Milchbauern und Eierhändler und Sauerkrautverkäufer, während zum Beispiel die Getreidespekulanten und Zuckerfabrikanten — aber das lassen wir besser!

Im vergangenen Mai, kurz nach dem Verrat der Italiener an uns, als das ganze Volk vor Empörung zitterte, fuhr ich in der Eisenbahn mit vier Agenten, die während der Fahrt von drei Stunden kein Wort über den neuesten furchtbaren Krieg sprachen, sondern nur von ihren Geschäften, und dabei wurden Gewinnquoten erwähnt, über die man staunen und nur staunen konnte. So erinnere ich mich an den Bericht des einen dieser Herren, der von einem Hutverkäufer schwärmte, welcher zu Kriegsbeginn vor dem Konkurs stand, sich dann sofort auf den Getreidehandel warf und bereits auf die erste Kriegsanleihe 100.000 Kronen zeichnete ... Dies nur ein Beispiel für viele; es ließe sich beliebig vermehren. —

Mancherlei Gründe lassen sich auffinden, die die herrschende allgemeine Abneigung gegen unsere Bauern als die „wucherischen Preistreiber mit Lebensmitteln" erklären, ohne deshalb stichhältig zu sein. Vom Bauern begreift man nicht oder will man nicht begreifen, daß er jetzt höhere Gewinne als im Frieden anstrebt und anstreben muß; was er selbst einkauft, ist so ungeheuer teuer geworden, daß er nur dann sein Auskommen finden kann, wenn er selbst mehr verdient. Man bedenke nur etwa, daß der Preis des Lodens — des vornehmlich bäuerlichen Bekleidungsstoffes — heute schon auf 25 Kronen das Meter gestiegen ist! Wie unsinnig, es dem Bauern da zu verübeln, wenn er innerhalb gewisser Grenzen ebenfalls sein Einkommen zu erhöhen sucht. Daß diese Erhöhung auch nationalökonomisch durch den Mangel an Arbeitskräften und das verringerte Angebot begründet ist, liegt auf der Hand.

Der Bauernstand hat in der Neuzeit vier große, unerbittliche Feinde: Die Industrie, den Großgrundbesitz, die Sozialdemokratie und die bürgerliche Beschränktheit.

Die Industrie wünscht die Beseitigung des Bauernstandes, damit die abgewirtschaftete Landbevölkerung in die Fabriken strömt und dadurch die Arbeitslöhne drückt. Dabei vergißt sie, daß sie sich selbst wertvoller Abnehmer beraubt. Ein allgemeines Schlagwort fordert die Erwerbung von überseeischen Kolonien, um Absatzgebiete für heimische Industrieprodukte zu schaffen — und die Absatzgebiete im eigenen Land werden systematisch zugrunde gerichtet. Dem Neger sollen „Kulturbedürfnisse" beigebracht werden, damit er europäische Schneuztücher kauft, aber der Bauer bei uns muß verarmen und verelenden, wird kaufschwach gemacht und in die Fabriken gedrängt, wo seine Entlohnung gerade nur zur Stillung der notwendigsten Lebensbedürfnisse hinreicht. Das ist der Standpunkt der Industrie unserer Bauernschaft gegenüber!

Seit dem Jahre 1848, wo angeblich der Bauernstand befreit, in Wirklichkeit aber durch eine maßlose Industriepolitik auf den Hund gebracht wurde, gingen allein in Österreich hunderttausend früher selbständige und ertragliefernde Bauernhöfe elend unter, und die Hauptschuld daran tragen nicht die Bauern, die freilich auch besser wirtschaften hätten können, sondern die übrigen Stände, die die Landwirtschaft im Zeitalter der Weltwirtschaft für überflüssig erklärten und dieser Ansicht getreu handelten. Es ist ja ein kleines Wunder, daß wir unter diesen Umständen überhaupt noch in der Lage sind, uns recht und schlecht mit den Früchten unserer Heimat zu ernähren.

Kein wirklich einsichtiger Agrarpolitiker wird verlangen, daß man die Fabriken niederreißt und den überseeischen Handel einstellt, aber er fordert mit Recht, daß aller zum Anbau oder für die Viehzucht geeignete Grund und Boden unseres Vaterlandes wieder der Urproduktion dienstbar gemacht wird. Damit müßte natürlich eine Schulung unserer Landwirte Hand in Hand gehen; ein rationelles Wirtschaften auf der Scholle wird auch die heimischen Lebensmittelpreise herabmindern. Und ein wieder gesundeter Bauernstand wird der beste Abnehmer unserer Industrie sein. Der Satz von der Interessenharmonie aller produzierenden Stände hat seine bedingte Gültigkeit nach wie vor. „Hat der Bauer Geld, hat es die ganze Welt", orakelt ein altes Sprüchwort, das in Vergessenheit geriet.

Als England sich an die Seite unserer Feinde stellte, tat es dies in der festen Überzeugung, Deutschland und Österreich-Ungarn, wenn sie auch mit den Waffen unüberwindbar wären, immerhin aushungern zu können. Großbritannien beurteilte die Lage unserer Landwirtschaft nach seiner eigenen, doch hat es sich auch hierin zu unserem Glück getäuscht. Unsere Landwirtschaft reichte *gerade* noch aus, bei höchster Sparsamkeit im Verbrauch die Mittmächte vor jener Hungersnot zu bewahren, auf die unsere Gegner rechneten, als sie einsahen, militärisch keinen Sieg erringen zu können. Wäre dieser furchtbare Krieg zehn Jahre später ausgebrochen, wer weiß, ob unsere Bauern dann noch stark genug gewesen wären, uns über die bange Zeit des Ausschlusses vom Weltmarkt hinwegzuhelfen!

Wenn wir schließlich siegen, so siegen wir durch die Kraft unserer Waffen, durch die Erfindungsgabe des deutschen Geistes — und nicht zuletzt durch die Zähigkeit der mitteleuropäischen Landwirtschaft, die den Industrie- und Handelsfanatikern zum Trotz die Ernährung von hundertdreißig Millionen Menschen ermöglichte.

Noch einmal haben unsere Bauern Staat und Volk gerettet.

schnittliche Lebenshaltung eines Volkes keinen erheblich günstigen Einfluß auszuüben vermag. Im allgemeinen vergrößert sie nur den Abstand zwischen den besitzenden Unternehmern und den besitzlosen Arbeitsuchern, von denen sich stets nur eine geringe Zahl auch materiell emporzuschwingen vermag.

Der „Städter", von dem gewisse Kreise das Bürgertum darstellen, ist zwar furchtbar empört, wenn Fleisch, Mehl und Milch teurer werden, und träumt davon, durch „überseeische Einfuhr" spottbillige Lebensmittel zu erhalten, aber seine Logik reicht nicht so weit, daß er sich ausrechnet, wie er durch die industriellen Erzeugnisse und bei Luxusartikeln überhalten wird! Oder hat sich jemand schon ausgerechnet, um wieviel über die Gestehungskosten er Kleider, andere Bedarfswerte und Vergnügungen bezahlt? Derselbe, der die Verteuerung der Milch um zwei Heller für den Liter schmerzlich beklagt, zahlt schweigend den geforderten Preis von fünf Kronen für ein Lederportemonnaie, an dem Erzeuger und Zwischenhändler ganz gewaltig verdienen; derselbe, der jede Preiserhöhung des Fleisches mit einem Fluch auf die „unersättlichen Agrarier" zur Kenntnis nimmt, schwärmt von dem „billigen" Vergnügen der Kinos, dessen Besitzer oft in kurzer Zeit ein Vermögen verdient; derselbe, der die gesteigerten Mehlpreise als Ausbeutung empfindet, erwirbt Hüte, Stoffe und Kleider zu Preisen, die jene Industriellen, welche diese Gegenstände herstellen, nicht selten zu Millionären machen! Immer nur über die Teuerung der Lebensmittel wird von den meisten gejammert, selten daß einer imstande ist, die unberechtigte Teuerung vieler anderer Gebrauchsgegenstände zu berechnen. Der Bauer, der Bauer und immer wieder der Bauer verschuldet die mählich verteuerte Lebenshaltung in den Städten — die brave, wohlfeile Industrie, die Bedürfnisse schafft, um sie gewinnbringend zu befriedigen, ist daran völlig schuldlos! Das glaubt und predigt der Liberalismus. Vielleicht glaubt er es nicht einmal, aber predigen tut er es gewiß.

Man sollte meinen, der gegenwartige Krieg werde aus manchem industriellen Saulus einen ackerbaufreundlichen Paulus machen, aber das trifft seltsamerweise nur in spärlichen Einzelfällen zu. Ja, man klagt, es sei zu wenig Vieh und zu wenig Getreide im Land, was natürlich bei diesen Produkten preissteigernd wirkt, aber man schlägt nicht an die eigene Brust: „Mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa", sondern beansprucht von einer Landwirtschaft, die im Frieden systematisch zugrundegerichtet wurde (da man ja Lebensmittel viel billiger importiert, statt sie im Lande selbst zu produzieren), daß sie über Nacht fähig sein sollte, aus eigener Kraft die Millionen von Städtern zu ernähren, die zwar Hosenknöpfe um einen Spottpreis herstellen können, aber nicht imstande sein, ein einziges Weizenkorn zu erzeugen!

Begabung eingeführt. Er zeigte sich als Romantiker, welche Bezeichnung aber für ihn keine literarische Marke sein soll. Denn Grünewald ist ein Dichter, der auch in seinem Versbuch „Die Gezeiten der Seele“ [1]) eine starke unverkennbare Persönlichkeit offenbart. Holzschnittartig und die Einfachheit des Volksliedes suchend, wenn auch nicht erreichend, sind die „3 Lieder im Volkston“. Wirklich Liedmäßiges findet sich bei Grünewald nur in Spuren — ich denke an das Lied in der Winternacht mit dem hübschen Schluß und an „Der Tod singt einem Kinde zur Christnacht“ — die Reflexion waltet entschieden vor. Im Liebeslied spricht sich die Scheu vor dem restlosen Ausgeben aus, denn mit der Erfüllung stirbt die Sehnsucht (Verzückung). Die Liebe zeitigt überquellende Lieder, denen der Hymnus Prolog sein kann. Die Sehnsucht nach der Unrast der Liebe wird so ausgedrückt: „In dir verloren, im All verstreut, bin ich am Ziel.“ Die Liebe eint beide Teile; aus den Schluchten der Einsamkeit erhebt sich beider Leben, jeder genest von seinem Geschick am andern (Genesung). Einige mehr spielerische Bilder würde man lieber vermissen. Sehr innig und voll Verständnis für die Menschenseele ist „Heiligung“, gehaltvoll „Schwermut“. Die Stellung des Dichters zum Leben behandelt das Gedicht „In der Fremde“. Zu kühne Bilder, wie „Ich will den Schrei aus der Umklammerung meines Schweigens reißen“ verraten den Einfluß Rilkes, an den auch „Ausklang“ gemahnt. Die Verse „Frage aus dem Dunkel“ finden die Erkenntnis, daß der große Schmerz keinen Gefährten hat. Dagegen verkündet „Der Ausgestoßene“, daß in der Erkenntnis fremder Traurigkeit, die ihre Qualen im Dunkel trägt, das eigene Leid verstummt. Wunderbar findet das Gedicht „Bangnis“ die Worte für einen innersten Seelenzustand:

„Deiner Liebe glühendes Geheiß
Kann noch nicht in meinem Dunkel sein.
Laß mein Aug, das deine Schönheit weiß,
Nicht mit meinem Gestern mehr allein.

Hinter mir seh ich mein einstig Leben,
Ein Gespenst im Nebel. Laß dein Licht
Meiner Sehnsucht nahe sein. Entferne
Dem verführten Blick dein Antlitz nicht.
Laß dein Bild in meine Träume schweben.
Mach, daß ich dich tiefer schauen lerne.“

Gut geschaute Bilder enthält die Abteilung „Vision“. Lobend zu nennen sind auch die Gedichte „Flüchtender Eros“ und „Tiefster Traum“. Alles in allem ein wertvolles Buch, dessen Dichter man im Auge behalten muß.

Der Arbeiterdichter Alfons Petzold, der des Lebens härteste Not restlos ausgekostet hat, dem ein schwerlastendes Schicksal den Griffel in

* Erdgeist-Verlag, Leipzig 1912.

Dank ernten sie dafür wenig, man gönnt ihnen nicht einmal ihre Mehrgewinne, flucht, daß ein Ei neun Kreuzer kostet, und ist darüber aufgebracht, daß ein mit Absicht fast zugrunde gerichteter Stand nicht über Nacht wohlfeile Lebensmittel in Hülle und Fülle zu erzeugen vermag.

Hoffentlich folgt diesem Krieg eine lange, lange Friedenszeit, aber er wird deshalb gewiß nicht der letzte sein, den europäische Völker miteinander führen. Schützen wir aber unsere Landwirtschaft nicht besser und zielbewußter als bisher, dann haben wir den nächsten Waffengang verloren, ehe der erste Schuß abgefeuert wird. Die geographische Lage Deutschlands und Österreichs läßt es als ausgeschlossen gelten, daß wir jemals bei kriegerischen Verwicklungen die Zufuhr zur See unbedingt offen halten können.

Vernichten wir unsere Landwirtschaft gänzlich, dann wird im Zukunftskrieg, den niemand wünscht, den aber leider auch niemand wird vermeiden können, ein Ei nicht neun Kreuzer kosten — nein, es wird unbezahlbar sein! H. L. R.

Zwei österreichische Lyriker.

Von Dr. J. K. Ratislav (Wien).

Der Lyriker steht heute nicht mehr im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Dennoch scheint es, daß in unserer auf das Augenfällige, mehr auf Bewegung als auf Ruhe orientierten Zeit, die lyrische Kunst nicht als Fremdkörper empfunden wird. Dafür spricht eine stattliche Anzahl junger Dichter, in deren Werken die neue Zeit mit ihren neuen Ideen und ihrem neuen Gefühlsinhalt deutlichen Ausdruck gefunden hat. Wir haben nicht das Gefühl, einer absterbenden Kunstgattung gegenüberzustehen, wohin wir blicken reifen neue Saaten. Das Publikum, das sich um den lyrischen Dichter schart, ist freilich kleiner geworden, aber jenes exklusive Publikum, das sich mit Lyrik ernstlich beschäftigt, hat sich einen lebendigen, der Einfühlung fähigen Sinn für die Aufnahme lyrischer Kunst kultiviert. Es ist daher andererseits ein Zeichen echter Kunstfreudigkeit, daß auch heute ein Lyriker, wenn er nur echten Blutes ist, nicht ungehört bleibt. Wir haben einige Lyriker unter den Jüngsten, deren Namen rasch bekannt wurden. Zu ihnen gehören auch Alfred Grünewald und Alfons Petzold, deren letzte Bücher im folgenden besprochen werden.

Alfred Grünewald hat sich mit seinem 1909 veröffentlichten „Mummenschanz des Todes“ als Balladendichter von eigenartiger

Wunsch.

Ein bißchen Sonne jeden Tag,
Auf meiner Seele Feld,
So viel, daß darauf reifen mag
Mein Saatkorn für die Welt.

Dazu noch eine treue Hand,
Die mit mir zieht den Pflug
Durch unsres Leben Ackerland,
Das sei mir Glücks genug.

Ergreifend ist „Meine Mutter“, volkstümlich schlicht „Das Stündlein“. — In der Abteilung „Blick in die Welt“ verkündet das Gedicht „Der Erbe“ einen Preis der stillen Frauen, „die leise kamen, leise sind gegangen“. Diese Abteilung enthält vor allem Poesie der Arbeit: der Tageslauf eines Arbeiters, die keuchenden, am Schmiedefeuer stehenden und nur ewige Nacht fühlenden Männer, die Fabriksmenschen, deren Tun seelenlos ist, dienende Frauen, blasse Vorstadtkinder, einzelne Typen aus dem Proletariat, meisterhaft mit inneren Augen geschaut. Einen leisen, tragischen Ton schlagen das wunderbare „Mädchenlied“ und „Vom Eilzug aus“ an. In diesem Gedicht wird ebenso wie in „Der Sohn“ und „Das Kind“ die Mutterliebe gefeiert.

Die lyrische Ernte der Jahre 1912 und 1913 hat uns Petzold im Sommer 1914 — in diesem Jahre wurde er mit dem Bauernfeldpreis ausgezeichnet — unter dem Titel „Der heilige Ring“* vorgelegt. Ein Bild des Dichters schmückte das schmächtige, dem Gedächtnis seines Vaters gewidmete Bändchen. Deutliche Fäden gehen von dem früheren Gedichtband zu diesem neuen, aber nicht nur in der poetischen Ausschöpfung der Sprache zeigen diese Verse einen Fortschritt. Hatte dort der Dichter gewaltigen Geistes seine Auseinandersetzung mit Gott und der Natur gehalten, so steigt er hier wieder zu den Menschen herab und zur sinnfälligen Erscheinung. „Landschaften“ überschreibt er die erste Abteilung seiner Gedichte und wir lernen hier eine neue Seite des von der sozialen Not hergekommenen Dichters kennen. Der Süden, den er seit einiger Zeit zu seinem Aufenthalt genommen hat, um Heilung für seinen kranken Körper zu suchen, findet in diesen bildhaften Gedichten ersten leisen Ausdruck. Aber tiefstes Leben durchdringt diese Landschaften, die dem Dichter nur Rahmen sind, in die er sein Ich stellt. So ist „Herbstabend“ ein Stück Dichtung gewordener Biographie. „Das Meer“ und „Das Gewitter“ sind prächtig konzentrierte, von ehrlichem Pathos getragene Gedichte. Die zweite Abteilung „Menschen“, setzt die poetischen Charakteristiken des früheren Buches fort („Das alte Mädchen“, „Die Krankenschwester“, „Die Tabakarbeiterin“ u. a.) und erhebt sich in dem Sonett „Hugo Wolf“ und

* Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky, Wien-Leipzig.

die Hand drückte, auf daß er all die Bitternis in Liedern ausströmen lasse, gab uns mit seinem Buche „Der Ewige und die Stunde"* ein Werk der Reife. Der aus Tod und Gefahr zu neuem Leben erstandene, der aus Finsternis zum Licht aufgestiegene Dichter schaut hier die ersten Früchte einer neuen Saat. Und es sind goldene Früchte, die sein Baum trägt. Er legt sie in die Hände seiner Gattin, der er zuruft: „Du bist die Gärtnerin und pflegst die Erde, daß meinen Blättern Nahrung werde." In der ersten Abteilung „Eine Stunde in Gott" findet der Dichter ergreifenden Ausdruck religiöser Werte. Das Wesen der Dinge erkennt Petzold als ein Wandern, als Sehnsucht nach der Ewigkeit. Auf hohen Bergesgipfeln fühlt er sich der Gottheit, den heiligen Lebensfluten nahe, er wird zum Stern im blauen Sternenheer. Die Sehnsucht des Einsamen sieht ihre letzte Erfüllung in Gott. Als das Weib in den Gesichtskreis des Einsamen tritt, schenkt er ihr Seele und Leib. Sie aber singt:

„Meines Blutes glühendes Leben
Rauscht dir, ferner Geliebter, zu —
Meine Liebe ist Gottesstreben
Und Gott bist du!"

Der Strom erscheint dem Dichter als Bild des Weltalls: „weise, still und gut". In dem kraftvoll gespannten Arm des Bauers wird Gottes Antlitz erkannt. Die Seele des Dichters fliegt über das Alltagsleben empor und geht mit Gott zu ihrem Ziel. Die Seele aber, die sich freimachen kann, hört in jedem Ding „das rauschende Lied von der Kraft", der Mensch fühlt, daß er Gottes Ebenbild ist (das Bild Gottes). Der neuen Erkenntnis leiht das „Lied an Gott" mächtigen Ausdruck. Wer das wahre Bild der Dinge findet, dem wird sein eigenes dunkles Ich klar. Was die Welt zum Ewigen schafft, ist die Liebe. Besonders prägen sich aus dem ersten Zyklus die Gedichte ein „Mein Feld", das lyrische Porträt „Franz von Assi", dem Petzold wesensverwandt ist und mit dem sich ein geplanter Roman beschäftigen soll, „Lied im Wind" und „Die alte Glocke", die uns singt, daß die Wahrheit im Traum liegt. „Kameraden" klingt an eine frühere Periode des Dichters an. — Im zweiten Zyklus singt „der ewige Wanderer", dessen Heimat die Welt ist, seine Lieder. Ein schlichtes, echt empfundenes „Volkslied" ertönt, die Landschaft von einem „herannahenden Gewitter" wird mit ruhigen Strichen gezeichnet. Bäume werden zum Leben in nachdenkliche Beziehung gesetzt. Auf dem Walde ruht das frohe Lächeln Gottes. In neuen Bildern wird die Poesie des Abends verklärt. Die Gestalt des Wanderers selbst geht durch einige Gedichte hindurch. „Die Stadt der Freude", „Sehnsucht nach Stille" und das tiefgefühlte „Wunsch" seien als wertvoll hervorgehoben.

* Erdgeist=Verlag, Leipzig, 1912.

Unsere Kadetten.

Der große Krieg brachte auch viele militärische Überraschungen. Selbst der verstorbene Chef des deutschen Generalstabs, Graf Schlieffen, vermochte das von den Japanern erfundene „Eingraben“ und den daraus folgenden Schützengrabenkrieg nicht der ganzen Bedeutung nach zu ahnen, obschon er sagte, den Soldaten sei der Spaten künftig nicht minder unentbehrlich als das Gewehr, und wie ungeheure Ansprüche der Krieg allmählich an die Wehrkraft der beteiligten Staaten stellen würde, das sahen nicht einmal jene Stellen voraus, die sich seit Jahren und Jahrzehnten berufsmäßig und gestützt auf die Erfahrungen aller Armeen mit der Frage der Heeresergänzung beschäftigten. Gerade was den Bedarf an Menschenmaterial im modernen Kriege anlangt, übertraf die Wirklichkeit jegliche Vermutungen und Befürchtungen. Das „ahnungslose“ England, das um Ausreden für seine schmählichsten Handlungen nie verlegen unter anderem angeblich deshalb zum Schwert griff, damit der „preußische Militarismus“, die „Geißel der Kulturwelt“ endlich zermalmt werde, denkt jetzt selbst zähneknirschend an die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, bereit, den „Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben“. Bisher preßte es aus seinen verblendeten Verbündeten die letzten Kräfte heraus, in der Hoffnung, sein Ziel — die wirtschaftliche und politische Vernichtung der beiden Zentralmächte — mit Schonung der eigenen Bevölkerung zu erreichen. Aber die schier unermeßlichen Armeen Rußlands, die bestimmt waren, Deutschland und Österreich-Ungarn zu zertreten, wurden geschlagen, Belgien ging verloren und die reichsten Verwaltungsbezirke Frankreichs fielen in die Hände der deutschen Barbaren; Serbien, Japan und schließlich das verräterische Italien leisteten das Erwartete gleichfalls nicht und konnten die von Albion gewünschte und zum Teil bezahlte Söldnerarbeit nicht ausführen. Englands Rechnung stimmte nicht, stimmte auch zur See nicht, wo seine starke Flotte die deutsche binnen wenigen Tagen in den Grund zu bohren sich vermessen hatte; so bedauert es, schmerzhaft enttäuscht, nicht schon seit langem die allgemeine Wehrpflicht zum Gesetze erhoben zu haben.

Doch auch unsere eigene ausgebaute Heeresorganisation, die im Frieden alle kommenden Möglichkeiten ins Auge faßte, erwies sich den zahlreichen Feinden in allen Himmelsrichtungen nicht gewachsen und sowohl Nachmusterungen früher als ungeeignet befundener jüngerer Leute wie auch die Ausdehnung der Dienstpflicht auf vorgerückte Jahrgänge wurden notwendig. Die davon Betroffenen unterwarfen sich in richtiger Erkenntnis und Würdigung der Verhältnisse mehr als willig den Umständen. Gewaltige Massen soldatisch geschulter Männer und Jünglinge dienen jetzt dem Vaterlande, kämpfen dafür, siegen dafür und wissen dafür zu

dem leidenschaftlichen sozialen Gedicht „Die Frage“ zu reifster Kunst. Die Ballade „Schwedischer Überfall“ läßt hoffen, daß sich Petzold auch dieses Gebiet als fruchtbarer Boden erschließen wird. Das hinreißende Gedicht „Franz Schuhmeier zum Gedächtnis“ verdient besondere Erwähnung. „Verkündigungen“ betitelt sich die letzte Abteilung des Büchleins, aus der das tiefempfundene „Meiner Frau“ und die prachtvollen Bekenntnisse „Der Phönix“ und „Befreiung“ genannt werden müssen.

In der besprochenen Sammlung fällt ein Gedicht „Krieg“ aus dem Rahmen heraus. Es lautet:

Wilde Flut Gottes, wo bist du? Brause wieder einmal
Aus den Schründen der Berge hinab ins Tal!

Zürnendes Blut der Welt, sprenge den Bann aus Stein,
Stürze aus Wolkenschlucht, töte der Sonne Pracht,
Brich in die verfluchten Städte und Dörfer ein —
Schaffe Nacht, Schande verbergende Nacht.

Denn siehe: die Menschen preisen Krieg und Mord
Und peitschen den Frieden vom Tore des Lebens fort.

Mit diesem Gedicht hat Petzold unbewußt die Brücke zu seinem nächsten Werk geschlagen. Schneller als geahnt, ist über Europa der Krieg hereingebrochen. Und in den Chor der Dichter, die anfeuernd und anklagend ihre Stimme erhoben, ist er mit einem Versheft „Krieg“* getreten. In 15 zeitgemäßen Gedichten, unter dem Eindruck der großen Ereignisse entstanden, spricht der kranke Dichter zu seiner großen Zeit. Die natürliche, ruhige Entwicklung des Lyrikers ist unterbrochen, und so sind manche dieser Gedichte mehr als Ausdruck einer starken Gesinnung, die in diesen Tagen alles mit sich fortriß, denn als künstlerische Produkte zu verwerten. Fremder Einfluß ist in diesem Heft nicht zu verkennen, eine gewisse Manier macht sich unangenehm breit. Gleichwohl findet Petzold in den Gedichten „Krieg“, „Es mußte sein“ und „Krieglied“ einen kräftigen Eigenton. Das Beste der Sammlung ist der Epilog „Die Erde und der Krieg“, eines der wenigen Gedichte, das diesen Tagen zu Trotz sich zu höchster Menschlichkeit emporschwingt.

Einen Roman, ein neues Gedichtbuch und einen Novellenband stellt Petzold in Aussicht und wir haben allen Grund, auf die weitere Entwicklung dieses Dichters begierig zu sein.

* Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky, Wien-Leipzig.

vor sich hinmurmeln: „Da schau her, der Poltinger, dem ich noch vor vier Monaten ein Ungenügend aus Griechisch gab, ist jetzt mein Vorgesetzter und hat mich abzurichten ...“ Und im Vertrauen gestand er mir, oft in der Eile nicht zu wissen, wo links und wo rechts sei — ungeschickter als ein schwerfälliger Bauernknecht aus dem Graben heraus und begriffsstütziger als der Kadett Poltinger im Griechischen ... Und mir passierte es, daß ich in meinem vorgesetzten Abrichter einen Jungen traf, dem ich — es war noch nicht allzulange her — gelegentlich die „Bastonade“ erteilte, wenn er zu frech wurde! Fast noch gefährlicher schien sich eine zweite Begegnung anzulassen, da ich einem älteren Fähnrich, Schriftsteller in Zivil, unterstellt wurde, dem der „Heimgarten“ mehrmals seine Einsendungen „mit Dank“ zurückgeschickt hatte ...

Verbürgt sollen auch folgende Zusammentreffen sein: Ein neu einrückender Fabriksbesitzer erkannte in seinem Korporal seinen eigenen Prokuristen und im instruierenden Feldwebel seinen — Hausknecht. Ja, ja, die Ersten werden die Letzten werden und umgekehrt. Dann: eine Abteilung ungeschulter Landsturmfreiwilliger wurde beim Betreten des Kasernhofes von einem untersetzten, martialisch aussehenden Unteroffizier barsch angeschnauzt: „Schon wieder so a Banda!“ — bis der Martialische näher zusah und zu lachen begann: „Ah, die Herren ...“ Er war im Frieden Zahlkellner jenes Kaffeehauses gewesen, in dem ein halbes Dutzend der bejahrten „Einjährigen“ zu verkehren pflegten, die ihn gar oft angehaucht hatten, wenn er ihrer Meinung nach auf Zurufe nicht schleunig genug herbeigesprungen kam. Nach der Erkennungsszene nickte er mehrmals: „Lauter Doktoren und Advokaten; da muß man sich ja fürchten“, und erhielt die Gegenversicherung, die „Furcht“ sei ganz auf Seite der „Doktoren und Advokaten“, die sich schon alle Mühe geben würden, ihn auch dienstlich zu befriedigen.

Hie und da begegnete ich allerdings einem älteren Landsturmmann, der im bürgerlichen Leben eine führende Stelle bekleidete, nun ohne jeden Stern anderen zu gehorchen hatte und diese „Entwürdigung seiner Persönlichkeit“ bitter empfand, aber die meisten der vorgerückteren Jahrgänge ertrugen alle Zufälle, die nicht stets angenehmer Natur waren, mit Humor und guter Laune. Und man muß sagen, die Chargen, den ihnen Unterstellten nicht selten an Alter, Bildung und Lebenserfahrung nachstehend, zeigten so viel natürlichen Takt und Verständnis, daß niemand Ursache fand, sich zu beklagen.

Also nicht nur im Feld, auch in der Kaserne, wo Geduld eine Hauptsache ist — eine Eigenschaft, die dem Menschen in der Regel nicht angeboren wird — bewährten sich unsere „Kadetten“, ohne Unterschied, ob sie bereits die eherne Schule des Frontdienstes hinter sich hatten und nur, sei es verwundet, sei es von einer Krankheit genesen, zeit-

sterben. Freilich nicht nur ein Mannschaftsmangel hatte sich empfindlich fühlbar gemacht, sondern auch an Offiziersnachwuchs schien es eine Weile zu fehlen. Dem war nun leichter, als ursprünglich gedacht, abzuhelfen. Schon die ersten Kriegswochen zeigten, was unser Kaiser mit Lob und Auszeichnungen anerkannte, daß der Reserveoffizier wohl imstande war, seinen ungewohnten kriegerischen Posten rühmlich und ruhmvoll auszufüllen. Vor dem Kriege fürchteten manche, die Doktoren, Beamten, Ingenieure und Lehrer, die im Ernstfall zu den Waffen eilen müßten, seien den Anforderungen des modernen Krieges nicht gewachsen. Und doch! Wie bewährten sie sich! Wie selbstlos und tapfer standen sie im Feld, wie unzermürbt hielten sie den aufreibenden Schützengrabenkrieg aus und wie unerschrocken stürmten sie gegen die Befestigungen des an Zahl ihnen weit überlegenen Feindes!

Gestützt auf diese ermutigenden Erfahrungen mit den Reserveoffizieren galt es nun, der Not gehorchend, friedsame Bürger und junge Burschen, die noch nicht gedient hatten, binnen wenigen Monaten zu Soldaten heranzubilden, die körperlich gestählt und geistig durchgebildet, dem Offiziersmangel abhelfen konnten. Vielleicht zweifelte mancher eingefleischte Militär an der Möglichkeit des Gelingens eines solchen Versuches, aber die nachfolgenden Tatsachen gaben ihm — gewiß zu seiner eigenen Befriedigung — unrecht. Unsere neugebackenen „Landsturmkadetten", „Landsturmfähnriche" und „Landsturmleutnants" wetteiferten auf dem Felde der Ehre mit den schon längst erprobten Soldaten der alten Armee. Viele erwarben ehrende Auszeichnungen — und gar manche fielen mit dem Säbel in der Faust so kaltblütig wie die wetterfestesten Haudegen.

Zumeist als „Feldwebel" oder „Kadetten" zogen unsere jüngsten Soldaten ins Feld und taten mehr als ihre Pflicht, gleichviel ob sie ehemals in einem Bureau, in der Schule, bei Gericht, in der Verwaltung, bei Privatunternehmungen oder in selbständigen Berufen ein friedsames Dasein führten. Das Staats- und Volkswohl stellte seine harten Forderungen und die, an die sie gestellt wurden, enttäuschten das Vertrauen, daß die Heeresleitung ihnen entgegenbrachte, nicht.

Und das Rührendste: Bürschchen, die noch kürzlich die Schulbank eines Gymnasiums, einer Realschule oder einer anderen Mittelschule drückten, schlüpften plötzlich in die Montur, schnallten sich die Waffe um und wurden — auch ohne die übliche „Reifeprüfung" — handfeste Soldaten, Stellvertreter von Offizieren und im Felde sogar Offiziere. Der Kaiser rief sie unter die Fahnen, das heißt, er rief die, die nicht schon den Eltern früher davongelaufen waren, um freiwillig Kriegsdienst zu tun. Da ereigneten sich nun zuweilen recht heitere Dinge. Ich selbst hörte einen frisch eingerückten Mittelschulprofessor kopfschüttelnd

Freien, die Schnelligkeit und Behendigkeit erfordern, bereiteten die Jugend auf die große Zeit vor, die sie miterleben darf, am Glück unserer Zukunft mitschaffend.

Fast jeder Stand — nein, sagen wir besser: Jeder Stand, mit Ausnahme einiger habsüchtiger Händlergruppen und jener Elemente, die damit zusammenhängen, leistete in diesem Krieg an der Front und im Hinterland sein Bestes, doch vorzügliches Lob verdienen die pflichttreuen Jungens in des Kaisers Rock, unsere braven Kadetten, die oft weit über ihre Jahre hinaus geistige Reife, Bedachtsamkeit und Entschlossenheit im Kasernhof und im Feld bewiesen, beweisen und beweisen werden, bis im großen Kampf der endgültige Sieg für uns errungen ist.

„Lieb Vaterland magst ruhig sein!" H. L. R.

Nur dieses nicht!

Nur dieses nicht:
Daß sie dann wieder in den Straßen ständen
Mit hohlen Hüten und mit hohlen Händen,
An Gliedern wie an Glück und Glauben wund —
Und Tausend gehn vorbei zu Pflicht und Flirten
Und — sehn vorbei an diesen Müdgeirrten,
Die zittern wie ein ausgestoßner Hund!

Nur dieses nicht:
Daß sie um kümmerliche Hungerbissen
Vor jeder feisten Köchin dienern müssen,
Die stumpf auf ihre goldnen Kreuze glotzt,
Und heimatlos von Dorf zu Dorfe krücken
Und sich vor tausend blöden Laffen bücken,
Sie, die dem König Tod so frei getrotzt.

Nur dieses nicht:
Daß sie tagaus, tagein die Kurbel drehen
Und bittend an die vielen Türen gehen,
Wo niemand ahnt, was diese Seele litt,
Und hinterdrein die dummen Buben rennen,
Sie aber all ihr Tag in Sehnsucht brennen,
Daß jene Kugel einst ihr Herz zerschnitt!

Nur dieses nicht:
Daß sie dereinst als müde, graue Greise
Vielleicht des Lebens allerletzte Reise
Einsam und ohne Stern und Liebe tun
Und irgendwo an einem Wegesrande
Zu ihres Volkes namenloser Schande
Dem großen Richtertag entgegenruhn.

Karl Dankwart Zwerger.

---

weilig im Hinterland Verwendung fanden, oder ob sie selbst erst frisch ausgebildet, vor dem ernsten Felddienst noch eine Weile andere abzurichten hatten. Prachtkerle, die jedermann neuerdings den Glauben an die Zukunft unseres Volkes lehrten, um die niemandem zu bangen braucht, welcher unseren tüchtigen Nachwuchs bei der ernsten, ungewohnten Arbeit sah — der sich mancher blutjunge Feldwebel, Kadett und Fähnrich mit lächelndem Mund unterzog, so daß auch die „Untergebenen" das ihnen fremde Waffenhandwerk freudig und munter (und schwitzend) betrieben.

Warum aber leugnen, daß es auch da und dort zu unerquicklichen Reibungen und sogar zu Auftritten kam? Wäre es nicht der Fall, so wäre es sehr wunderlich — denn der an und für sich paradox klingende Satz: Ausnahmen bestätigen die Regel, ist nur zu wahr. Die kriegerischen Umstände brachten eben Menschen zusammen als Über- und Untergeordnete, die verschieden an Alter, Bildungsgang, Erfahrung, Beruf, Temperament und sonstiger Veranlagung sich nie und nirgend miteinander verständigen hätten können. Manchmal fehlte es gewiß auch auf der einen oder der anderen oder auf beiden Seiten an gutem Willen. Doch darüber läßt sich gerade jetzt nicht viel sagen und es darf die Feststellung genügen, daß unliebsame Vorgänge Gott sei Dank zu den Seltenheiten gehören.

Was nun unsere Kadetten im besonderen anbelangt, so trifft sie in dieser Beziehung kein weiterer Vorwurf. Ich sah nur einen einzigen tadelnswerten Vorfall, wo einem jungen Dachs seine militärische Würde, die ihn über ältere Leute stellte, in den Kopf stieg und er einige unüberlegte kränkende Äußerungen tat, doch sofort legten sich, ohne Aufsehen zu machen, seine Kameraden ins Mittel und die Angelegenheit war rasch und befriedigend erledigt. —

Ich weiß es aus eigener Erfahrung und bekam dies von vielen anderen bestätigt, daß besonders die Lehrer auch als Abrichter und Ausbildner der Mannschaft ganz Hervorragendes leisten. Sie drücken sich für das Volk am verständlichsten aus, kennen von ihrem Beruf her die üblichen Schwächen aller, die ganz Neues lernes sollen, und belehren klar und leicht faßlich. Und Geduld haben sie! Bewunderungswürdig! So erwirbt unsere brave Lehrerschaft im Kriege zu ihren vielen Ehrenblättern, die sie im Frieden sammelte, neue, besondere. Das soll ihr unvergessen bleiben. —

Unser jugendlicher Nachwuchs vermag nur deshalb seinen Mann zu stellen, weil der Sport im besten Sinn, wie er sich in den letzten Jahren bei uns einbürgerte, die Körper abhärtete und die Widerstandskraft allgemein erhöhte. Man sagt, das Turnen (dessen Gerätübungen wohl kräftigen, aber teilweise auch schwerfällig machen) habe nicht ganz gehalten, was man von ihm erhoffte, aber alle sportlichen Übungen im

ans Vaterland zu halten. Wir können leben und gut leben mit dem, was unser Land gibt und das sicherste, verläßlichste Mittel um zu allen Zeiten durchzuhalten ist die tüchtig betriebene Landwirtschaft.

Das Bauerntum ist jetzt eine Armee für sich geworden, eine Armee, ohne deren angestrengte Tätigkeit Hinterland und Kriegsheer nicht durchhalten könnten. — Achtet nur, daß es der Landwirtschaft nicht an Mannschaft fehle!

Seit dem Erscheinen meines Romans „Erdsegen" (1900), in welchem ein gebildeter Stadtmensch sich als Bauernknecht verdingt, erhalte ich mancherlei Zuschriften von Stadtleuten, die es meinem „Hans Trautendorffer" nachmachen wollen. Sie fragen mich um nähere Auskünfte und bitten um weitere Ratschläge. Es sind zumeist überspannte, romantisch angehauchte Leute und ich schreibe ihnen stets zurück: Wohl überlegen! So wie im Büchel geht's in der Wirklichkeit nicht allemal her. Mit der Schwärmerei ist's bei den Bauern nichts, da heißt's arbeiten! — Auf derlei Antworten bleibt es dann still. Etliche haben es aber doch probiert. Ein Kellner aus Brünn stand in der Hanna bei einem Bauern in Jahresdienst ein. Nach der ersten Woche sprang er wieder aus und schrieb mir: „Diese rüpelige Arbeit, diese schlechte Kost, diese Unreinlichkeit, diese groben Leute! Pfui Teufel! Foppen Sie mit Ihrem Buch einen andern an!" — Ein kleiner Wiener Beamter ging nach Oberösterreich, woher er mir schrieb: „Ich bin soweit ganz zufrieden mit dem Dienst, aber mein Bauer scheint es nicht mit mir zu sein. Ich wäre — sagte er mir gestern — für einen Bauernknecht zu g'ring beim Steiß und zu schwach im Kopf! Das heißt auf deutsch: zu kraftlos und zu dumm. Ich gehe wieder nach Wien." — Ein Kaufmannssohn in Hannover erwarb sich vor fünfzehn Jahren in der Lüneburger Heide ein kleines Bauerngut. Später schrieb er mir, anknüpfend an einen früheren Briefwechsel: „Für Ihre Anregung meinen Dank. Ich fühle mich hier auf stillem Lande bei regelmäßiger Körperarbeit und frugaler Kost gesünder und zufriedener als je. Mit meinen Kindern, die in der Landwirtschaft ausgebildet werden, will ich ein frisches Bauerngeschlecht gründen." (Ja, es ist eben auch im Bauernhof ein Unterschied, ob man der Knecht ist oder der Herr.) Dann hörte ich jahrelang nichts mehr von meinem Lüneburger Bauern, bis nun vor einigen Wochen ein Brief kam aus dem nördlichen Frankreich, wo er in einer von Deutschen besetzten Stadt als Soldat eine Gemüsegärtnerei betreibt. „Hoffentlich", schreibt er, „kann ich bald wieder heim. Heim, das Wort habe ich früher nicht gekannt."

Heimgärtners Tagebuch.

Eine Neuheit dieses Krieges ist es, daß kein Staat sich für besiegt erklärt. Belgien, Polen, Serbien, Montenegro sind gänzlich niedergeworfen, sind erobert, aber sie halten sich nicht für besiegt. Die Regierungen ziehen sich zurück, die Könige fliehen, aber Frieden schließen wollen sie nicht. Sie betrachten sich ja nur als Teile des Kolosses, der unser Feind ist. Sie alle haben sich verabredet, daß keiner für sich mit uns Frieden schließen wird. Und das ist der tote Punkt. Der macht die Dauer des Krieges unberechenbar. Diese Art ist etwas Neues, für das man in der Geschichte kein Vorbild findet. Die Anstifter so wenig als wir haben eine Ahnung, wie das ausgehen wird. Es kommt wohl weniger auf das Dreinschlagen an als auf das Durchhalten. Der deutsche Kaiser sprach das erste Wort vom Durchhalten; vielleicht verstanden damals nicht alle, wie es gemeint ist.

Unsere Soldaten halten durch. Ihre Kraft, ihr Mut ist ungebrochen und wer sich heute in gute Stimmung versetzen will, der mag just einmal an die Front gehen. Nun fragt es sich, ob auch wir durchhalten werden, wir im Hinterland. Bislang fehlt uns ja nichts, als etwa, daß die Geschäfte besser gehen als sonst, was eigentlich ein Übel ist, weil es zum Leichtsinn und zur Genußgier führt. Wenn wir einfach leben wollten, wir alle und in allem, wenn wir — anstatt zu übervorteilen — einander beispringen wollten in der Bedrängnis, so wie im Felde die Kameraden einander beispringen, es wäre fürs Durchhalten nicht die geringste Gefahr. Nur fort mit dem allerlei Firlefanz und Üppigkeit. Wer wird denn jetzt Feste geben und an großen Tafeln schwelgen? Welche Frau wird Schmuck an sich hängen, während der Mann vielleicht draußen im Felde blutet! — Wenn wir, an Lebensführung wie an Nahrung, alles Überflüssige und Unnötige vermeiden — die Reichen wie die Armen — so kommen wir nicht bloß zehn Jahre aus, wir kommen für immer aus mit dem, was unsere Länder hervorbringen. Allen Teufel aus der Fremde einzuführen, das müssen wir uns überhaupt abgewöhnen, das lockert unsere Selbständigkeit, unsere Festständigkeit, das verdirbt in uns die deutsche Natur. Reden wir denn nicht immer davon, daß wir unsere Eigenart bewahren wollen? Ist es nicht auch der Boden, die Nahrung, die heimische Arbeit usw., aus denen wir unsere Eigenart, unsere Charaktereigenschaften ziehen? Wenn wir unseren angestammten Boden unbearbeitet lassen, unsere Beschäftigungen fürs Ausland einrichten, unsere Lebensmittel vom Ausland holen — da können wir erstens im wahren Sinne nicht deutsch bleiben, zweitens, uns in solchen Kriegszeiten nicht behaupten. Vielleicht erst in den späteren Jahrgängen dieser Kriegsschule werden wir lernen, uns ganz

das — es ist ekelhaft. Was der Mensch sonst mit allen Hüllen zu verbergen trachtet, weil es entweder so heilig oder so unheilig ist, hier auf öffentlicher Bühne wird es vor aller Welt, vor Mann und Weib, vor Alter und Jugend ausgebreitet, jede Falte auseinandergezerrt, daß alles Geheimnis und aller Schmutz zu schauen ist. — Einfach schamlos! Aber freilich, die Leute ergötzen sich daran und — lernen was.

Man hatte geglaubt, in dieser Hochflut von Not und Elend würden die gehetzten Menschen sich auf die Insel der Seligen flüchten, ins Bereich reiner Schönheit und Ideale, wo die opferfreudigen Herzen, die Helden und die Verklärten stehen. Im Deutschen Reiche wird der Ruf laut nach Würde der Schaubühne; dort — in den Theatern, die als anständig gelten wollen — pflegt man jetzt aus der reichen Auswahl unserer dramatischen Literatur das Richtige zu wählen; wir sind noch nicht so weit. Mancher Theaterdirektor versucht es, aber das Haus bleibt leer. Dann kommt, unter dem Vorwand, das „Reale“, die „Wahrheit“ darzustellen, das Gemeine, der Schund, der Schmutz — und das Haus wird voll. Am liebsten hat man Ehebrechergeschichten nach dem Vorbilde unserer lieben Feinde im Westen, und süß lächelnd zieht die Muse den letzten Vorhang weg — — —. Das gefällt den Herrschaften, unter denen sich stets hervorragend viele Frauen befinden. Oder will man etwa den Frauen, deren Männer im Felde stehen, tröstliche Winke geben? — „Nein, ich will den Ehebruch lieber sehen als begehen“, sagte eine geistreiche Frau, worauf sie ein Nachbar fragte, was für einen anständigen Menschen an einem Ehebruch denn so viel Schönes zu sehen sei?

Sollte man etwa den guten Takt des Publikums anrufen? Wo ist der? Die Menge kauft am liebsten Sünden. Das Theater soll aber auch Geld tragen. Die Kritik, unter wenigen Ausnahmen, ist gegen Theaterungehörigkeiten längst abgestumpft. Und die Zensur kann aus einem schlechten Stück kein gutes machen. Da haben wir den ganzen Teufel beisammen.

Man wird sagen, ich wolle aus dem Theater eine Moralpredigtanstalt machen. Nein, die Predigten überlassen wir der Kirchenkanzel. Die Bühne ist aber auch kein Ort für ordinäre Unterhaltung. Ich möchte sie ungefähr so, wie sie unsere Klassiker gewürdigt haben. Das Schöne erhoben, die Menschengröße gefeiert, die Niedertracht aufgedeckt und dann verworfen. Sie haben uns die Gerechtigkeit gezeigt, die man im Leben oft so schwer vermißt. Sie haben dem Laster, der Schuld wie der Tugend ihren Platz angewiesen. Die strafende Satire und der erlösende Humor hatten auf der Schaubühne ihr Heimatsrecht. In diesem Sinne war das Theater vermöge seiner Gestaltungsfähigkeit ein hochbedeutsamer Volkserzieher geworden.

Brief von einem Freunde. „Sind wir", schreibt er, „seit Beginn des Krieges besser geworden? Reiner, größer? Wären wir nach dem Maßstabe der Opfer gewachsen, so müßten wir Riesen sein an sittlicher Stärke. Wenn ich aber die Menschen um mich beobachte: Immer das gleiche kleinliche Gezänke, die gleiche Rücksichtslosigkeit, Lieblosigkeit, die gleiche Jagd nach Mammon, derselbe gehässige Wettstreit um nichtige Äußerlichkeiten, selbst Verwundeten gegenüber, die gleiche Aufgeblasenheit und Falschheit und Heuchelei — es ist alles beim alten geblieben. Der ohnedies gute Mensch braucht nicht den Krieg zum Erzieher und beim unedlen richtet er nichts aus."

Das ist nun alles schrecklich wahr. Ich möchte nur beifügen: den Guten macht der Krieg noch besser, den Schlechten noch schlechter. Die Tapferen macht er zu Helden, die Dulder zu Heiligen. Die Haderlumpen verdammt er zur Verworfenheit. So ist es doch ein Richteramt, das der Krieg vollführt.

Nur sollte die peinliche Amtshandlung nicht so lange dauern. Dieser strenge Erzieher läßt auch die Braven auf dem Scheit knien.

Wir wollen aber trotz allem nicht so verzagt sein wie jener Pensionist. Der sagte: Wenn einer das Wort Friedhof sagt, so weiß jeder, was damit gemeint ist. Nur ein, und zwar ein ganz kleines Bereich auf Erden führt diesen Namen.

Der verjagte König von Serbien, der nach Frankreich geflohen war, hielt dort — entzückt von der guten Aufnahme — eine Rede und nannte Frankreich das Vaterland der Könige! — Da zuckte der Präsident der Republik auf und fragte betroffen: „Was hat er gesagt?!"

Während jetzt draußen an den Grenzen die Kanonen donnern, sind daheim die Theater voll fröhlicher Zuschauer. Und recht so! Der Mensch muß sich zerstreuen, erfrischen, wenn nicht gar erbauen — in so schwerer Zeit.

Darf man fragen, was in den Theatern gespielt wird? Allerhand. Bisweilen sogar was in reiner Kunst, erhöhtes, veredeltes, herzstärkendes Leben. Aber selten das; die leeren Sitze und Logen sind ganz stumpfsinnige Gratiszuschauer, für die man grundsätzlich nicht spielen will. — Also tiefer herab zu den Neigungen der Leute. Harmlos Heiteres? Das ist ihnen längst fade geworden. Doch Liebesgeschichten, und zwar solche recht gemeiner Art, die ziehen immer, davon kann man nicht genug haben. Den Theaterdichtern fällt auch nichts anderes mehr ein. Schade. — Natürlich will und soll sich die Kunst auch mit der Liebe abgeben, das ist ja ihr anziehendster und ergiebigster Stoff. Aber immer nur die gemeine, die niederträchtige, die treulose Liebe, und nichts als

nicht mit Eitelkeiten, die Toten ehrt man am höchsten durch Liebe zu den Lebenden.

Dein Sein gehört der Gegenwart und der Ewigkeit, dein Tun der irdischen Zukunft. Dein Sein richtet der Himmel, dein Tun die Erde.

Das „Grazer Volksblatt" veröffentlicht folgenden Bericht:

„Ein katholischer Bischof über den konfessionellen Frieden. Herrliche Worte hat über den konfessionellen Frieden Bischof v. Keppler in seiner kleinen Schrift ‚Unsere toten Helden und ihr letzter Wille' (Freiburg, Herder) ausgesprochen. Er sagt: ‚Als der Krieg ausbrach, ist es Friede geworden unter den Konfessionen. Beide einigt die gemeinsame Not, die gemeinsame Liebe zum Vaterland. Wir im Felde lebten wie Brüder zusammen. Wir haben in den Schützengräben miteinander gehungert und gefroren, oft auch miteinander gebetet. Auf dem Schlachtfelde hat unser Blut sich vermischt und gegenseitig haben wir uns die Wunden verbunden und die letzten Dienste und Ehren erwiesen. Auch aus der Heimat kam uns Kunde, daß dort das gleiche einträchtige Zusammenhelfen bei den großen Liebesaufgaben die Kriegsnot erleichtert und erhellt habe. Eure toten Brüder bitten und beschwören euch: Rettet diesen Frieden hinüber in die Zeit nach dem Kriege! Niemand verachte den andern um seines Glaubens willen. Kein Teil rede verächtlich vom andern. Keiner ziehe mehr des andern Vaterlandstreue in Zweifel. Jeder hat vollauf zu tun auf seinem Arbeitsfeld; möge jeder schiedlich und friedlich, in edlem Wetteifer mit dem andern das seinige bebauen. Zwischen beiden Gebieten aber liegt eine breite neutrale Zone sozialer charitativer, kultureller Betätigung; da können beide sich nützlich machen, jeder in seiner Art, jeder nach seiner Kraft, für das Vaterland, für die Menschheit, für das Reich Gottes.'"

Dieser Erfolg des Krieges erweckt in mir die herzlichste Freude.

Im Jahre 1912 wurden in ganz Österreich 14.089 Bauernhöfe gerichtlich verkauft: 30 Bauernhöfe im Durchschnitt täglich unter dem Hammer!

In Steiermark wurden in den Jahren 1903 bis 1912 nicht weniger als 3352 Bauernbesitze mit zusammen 95.880 Jochen von nichtbäuerlichen Personen aufgekauft, also in der Regel dem bäuerlichen Betriebe entzogen.

Im gleichen Zeitraume kamen in diesem Lande 2151 Bauern mit 33.590 Jochen zur gerichtlichen Feilbietung. Damit im Zusammenhang steht die Verödung der Almen; es fehlt an Vieh; die schönsten, besten Grasrechte bleiben ungenutzt trotz aller Tatkraft, mit der die Alpschutzgesetze gehandhabt werden.

In B. wurden vor etwa zehn Jahren die Kirchengründe verkauft. Der Preis hat sich seither, wie der Weiterverkauf erwies, versechsfacht. Im Hochgebirge des E . . . tales wurde 1907 eine Waldherrschaft um 800.000 K verkauft und im gleichen Jahre um 1,600.000 K weiterverkauft, und seither wird sie „exploitiert"; die Erträge gehen ins Ausland, zumeist nach Welschland. In R. kaufte eine italienische Firma den Forstbesitz einer alten steirischen Hammerwerksfamilie um 500.000 K und honorierte den Vermittler mit 120.000 K.

Das muß anders werden.

Staat, Länder und Gemeinwesen müssen, in erster Reihe aus Staatsmitteln schöpfend, Grund erwerben und ihn als „Lehensgut" oder „Erbpacht" der Allgemeinheit dienstbar machen. Aller durch Mißwirtschaft, Unglück oder andere Gründe aus dem Privateigentum sich lösende, auf irgendeine Art freiwerdender Boden soll zunächst öffentliches Eigentum und dem ausschließlichen Eigennutz entrissen werden.

Aus Staatsquellen werden zunächst die Mittel zu diesem Werke höchster staatlicher Bedeutung fließen müssen. Grund und Boden muß dem Edelmetalle gleich als Deckung gelten für Papiergeld.

Wir wollen Holz, Brot und Fleisch, Milch und Zucker in gleicher Weise in unbedingtem staatlichen Schutze wissen, wie Salz und Tabak; wir wünschten nicht minder, daß auch die begrenzten Schätze des Bodens an Eisen und Kohle ebenso der Herrschaft des Wuchers entrissen würden.

Diese Berichte sind entnommen einer kleinen Schrift: „Schützet unsere heiligsten Güter!" von Dr. Rudolf Jugoviz, Ober-

Jetzt ist die Bühne, „der Tempel des Ideals", ein Geschäftshaus. Ist das nicht unsinnig! — Oder ist es recht so? Dann ja, dann fahret ab mit jenen Anstalten, in denen ihr der Jugend Gesittung, Würde und Treue lehren wollet. Sind sie doch dann für nichts und kosten so viel Geld — während ihr auf der Bühne allerhand Leckerwaren so gut verkaufen könnt! — Für derlei Käufer, meint man, gäbe es heutzutage freilich andere Anstalten genug, aber die Lumpereien sind doch nirgends so hübsch beleuchtet wie im Theater. —

Meine dreiste Sprache gefällt euch nicht? Das wäre kein Unglück, aber daß sie nichts nützen wird, das ist eins. — Doch man soll nie Mißstände tadeln, wenn man nichts Besseres vorschlagen kann; Also vorschlageu: Erstens soll das Theater niemals ein Geschäft sein, sondern vom Staate (oder der Provinz oder der Gemeinde) wie eine Kultussache behandelt werden. — Zweitens soll die Kritik, statt aus dem Nichtigen Sensationen zu machen, dasselbe gelinde totschweigen; nicht es „verreißen", sondern totschweigen. Hingegen soll sie die Kunst, die das Leben verschönt, den Menschen adelt, mit Nachdruck und dem zur Verfügung stehenden Geist zu fördern suchen.

Aber, ist er nicht bedenklich, der Rat, das Theater zu verstaatlichen? Ist denn der Staat wirklich ein so vollkommenes Wesen, daß man ihm alles anvertrauen könnte? Er besteht ja auch nur aus Menschen, und genau aus denselben, die im Privatleben mit dem Staate — unzufrieden sind. Bleibt noch die Kritik. Die könnte viel beitragen zur Hebung des Theaters. Wenn sie überhaupt zu Recht bestehen will, muß sie vor allem darüben wachen, daß die Bühne nicht vollends eine Hochschule des Geschmacklosen, des Widerlichen und Sittenlosen werde.

Allem Künstlertum der Erde möchte ich immer wieder in Erinnerung bringen, daß die Kunst, wenn sie nicht schöner ist als das Leben, keinen Wert hat.

Eine Stimme aus dem Volke ersucht mich, anzuregen, daß anstatt der übertrieben reichen Kranz- und Blumenspenden bei Begräbnissen die Totenehrung den Lebendigen zugute kommen möge. Den armen Soldaten, deren Hinterbliebenen, den Krüppeln usw. Derlei ist aber schon oft gesagt worden. Man gönnt den braven Gärtnern (nicht aber gierigen Zwischenhändlern) das Geschäft, doch die Verschwendung bei manchen Begräbnissen ist schon nicht mehr schön. Überall wird geklagt, daß das Leben so teuer und die Not so groß sei. Ja, weshalb wendet man sein Geld nicht dort an, wo es am nötigsten wäre? Und will man durch derlei Totenzier schon staatmachen, so sind ja die Zeitungen da, um zu verkünden, daß der so So und So anstatt eines Kranzes eine Gabe zur Linderung der Not, jetzt der Kriegsnot, gespendet habe. Merket es euch doch einmal, ihr gutherzigen Mitmenschen, die Toten ehrt man

Kleine Laube

Tempeldienst.

Sieh! Es umbrandet uns Haß, es wogen Gefahren,
Rastlos steigt die unersättliche Springflut,
Schleppt Entsetzen herbei, spielt nur mit Toten und Trümmern,
Wirft sie mit Hohn an den großen Felsen der Liebe,
Der da einzig noch ragt, gekrönt von dem letzten der Tempel,
Schönheit und Güte geweiht, leuchtend von ewigen Lampen,
Köstlich im Maß, wo alles frevelhaft maßlos.

Grimmig steigt die unersättliche Springflut,
Bis zu den Stufen hebt sie die traurigen Gaben,
Tote und Trümmer mit tausend schaumigen Armen,
Hebt hoch empor die schrecklichen Weihegeschenke
Und ein höhnisch Geheul umjohlt den einsamen Felsen.
Wir aber warten des Dienstes, nähren die Lampen
Fromm mit duftendem Öl aus den heiligen Krügen,
Singen trotz dem Gebrüll altüberkommene Weisen,
Pflanzen im Hof, dem geschützten, dem säulenumkränzten,
Manches heilende Kraut und manche mystische Rose,
Streuen Korn wie zuvor den weißen heiligen Tauben.

Hand in Hand, Aug in Aug, mit letztem Bekenntnis der Liebe
Wollen wir leben, die letzten Hüter des Tempels.
Rastlos steigt die unersättliche Springflut,
Doch mit nichten verlassen sind die Altäre der Götter.
Siehe, wir walten des Dienstes, still im Tempel geschäftig.

Alexander v. Gleichen-Rußwurm.

Aus unserer Zeit.

Die Landkarte.

Im August 1914, als die elektrischen Funken über die Länder und Meere sprangen, um überallhin zu melden, daß die Kulturvölker es satt hätten, sich von den deutschen und österreichischen Barbaren knechten zu lassen — die elektrischen Funken waren nämlich englische Untertanen — da griffen alle Neutralen nach einem großen Handatlas und schlugen die „Politische Erdkarte" auf, in die ein Geograph alle Staaten der Welt einzeichnete und der klaren Übersicht wegen verschiedentlich färbte. Und die Neutralen sperrten die Münder und machten riesengroße Augen: Das rote Großbritannien fleckte sich breitspurig in allen Erdteilen, denn es war seit Jahrhunderten der Schutzherr der Inder, Neger, Ozeanier, Kanadier und vieler, vieler anderer Nationen und Stämme, die es aus Liebe zu den Menschen in sein großes Reich aufgenommen hatte, auch wenn die Schützlinge damit nicht einverstanden waren. Die Widerwilligen mußte man eben mit Gewalt zur Liebe für John Bull

forstrat in Bruck a. M. — Ich möchte dringend raten, die Schrift zu lesen, es wird in wenigen Seiten viel gesagt, und Wichtiges. Es sind Botschaften einer neuen Zeit.

Bei einer Schulaufgabe: Definition der Dankbarkeit, schrieb ein Schüler: „Dankbarkeit ist etwas, auf das man nicht rechnen darf.“

Ernster war die Meinung eines anderen: „Es gibt zwei Dankbarkeiten; eine, die man schuldig ist, und eine, die man nicht schuldig ist. Beispiel: Wenn ich jemand um einen Sack Mehl bitte, damit meine Familie was zu essen habe, und er gibt mir Mehl, so bin ich ihm Dank schuldig. Wenn mir jemand ungebetene Sachen schickt, die ich nicht brauche, ja, die mir vielleicht lästig sind, so bin ich dafür keinen Dank schuldig.“ — Den letzten Satz bemängelte der Schulmeister, man müsse auch in diesem Falle dankbar sein, sobald man die Sachen angenommen habe.

Der Schularbeit bin ich im Gedanken nachgegangen. Ob sie nicht doch völlig recht hat! Man bekommt so manches geschenkt, was man nicht ablehnen kann und was einem doch überflüssig, wenn nicht gar zuwider ist. Wenn ich für all derlei dankbar sein soll, so komme ich in eine Abhängigkeit von allerhand Leuten, ohne mich davor schützen zu können. Jeder hat die Möglichkeit, mich mit Höflichkeiten und Spenden zu umstricken, mich ihm gegenüber unfrei, verpflichtet zu machen.

Aber man braucht es ja nicht anzunehmen. Gut. Artigkeiten zurückweisen, Geschenke zurückschicken, dann gibt es Verdruß. Und den will man doch nicht, die Aufmerksamkeiten sind ja gut gemeint. Also wie? Die Frage ist nur lösbar, wenn es gesellschaftlicher Grundsatz wird, daß man für unerbetene Gefälligkeiten, Geschenke usw. wohl dankbar sein mag, aber nicht dankbar sein soll.

Einem literarischen Nebelfuchtler ins Stammbuch:

Willst du tiefsinnig erscheinen,
Hüte dich vor klarer Sprache.
Trübe dreist das seichte Tümplein,
Daß man ihm nicht auf den Grund sieht,
Und man nennt dich unergründlich
Tief und unerschöpflich geistvoll.
Dunst bricht Strahlen, und der Nebel
Ist des Flachkopfs Gloriole.

Kitschener, Joffre, Iwanow und Cadorna knurrten: „Kein Aber, bitte!!!!"
Nur Nikita ließ sich das Maul nicht verbinden — er hatte es auch nicht nötig, da er mit Österreich schon halb und halb Frieden geschlossen hatte und nur aus Liebe zu seinen Töchtern in Frankreich, statt daheim saß; er meinte: „Die Landkarten sind schon richtig — man muß sie auch lesen können!"
Da hustete Kitschener, Joffre räusperte sich, Iwanow nieste und Cadorna trat zum Fenster, um nachzusehen, ob der Regen denn immer noch nicht nachlasse. Dieser dumme Regen — der allein daran schuld war, daß Italien bisher Wien noch nicht erobert hatte; nicht einmal Triest oder Trient; selbst Görz war noch unerlöst, obschon der Geograph, der die Erdkarte malte, diese Stadt beinahe schon ins graue Italien hineingezeichnet hatte . . .

*

England als Friedenshort.

Der Londoner Berichterstatter des „Nieuwe Courant" hat Bericht erstattet über einen Vortrag, den der Journalist J. L. Garvin, Hauptredakteur des „Observer" vor dem National Liberal Club gehalten hat. Der Sprecher sagte unter anderem: „Großbritannien muß Deutschland lehren einzusehen, daß Kriegführen keinen Vorteil bringt." — Auf diesen Ausspruch erwiderte die niederländische Wochenschrift „De Toekomst" (Die Zukunft): „Nun, Großbritannien kann aus Erfahrung sprechen. In 76 Jahren wurden 41 Kriege (und militärische Expeditionen) von England geführt, und zwar gegen: Rußland 1854; Afghanistan 1838, 1840, 1878; China 1841, 1848, 1856, 1860; die Sikhs 1845, 1848; die Kaffern 1845, 1851, 1877; Birma 1830, 1852, 1883; Englisch-Indien 1857, 1869, 1863, 1864, 1868, 1869, 1890, 1895, 1897; die Aschanti 1864, 1873, 1896; Abessynien 1867; Persien 1852; die Zulu 1878; die Basuto 1879; Ägypten 1852; Sudan 1894, 1896, 1899; Sansibar 1890; die Matabelen 1894; Süd-Afrika 1881, 1899; Deutschland 1914. Diese Kriege sind nicht von dem militaristischen Deutschland geführt worden, sondern von dem friedliebenden England, dem Freund der schwachen und Beschützer der kleinen Nationen."

*

Verschiedene Kriegsleistungen.

Folgende vergleichende Aufstellung, die dem Grazer „Sonntagsboten" entnommen ist, sollte beherzigt werden: Die Leistung von 18 selbständigen Bauernhöfen eines rechtsseitigen Seitentales der Mur war im Jahre 1915: Soldaten an die Front gestellt 41 Mann, Pferde abgetreten 2, Getreide an die Kriegsgetreideverkehrsanstalt abzuliefern: Roggen und Weizen 18.092 Kilo, Gerste 2885 Kilo, Hafer 22.815 Kilo, Rindvieh 69 Stück abgegeben. Täglich Milch ins k. k. Reservespital 81 Liter. Anbauaufträge, viermalige Getreide- und Mehlaufnahme, Druschzwang, Kälberaufzuchtauftrag, Erntesorgen infolge des Mangels an Knechten, Mangel an Kraftfutter für Kälber und Milchkühe und Wildschaden an der Ernte. Damit soll die Leistung von zwei Großgutsbesitzern verglichen werden, deren Besitz aus 27 früheren Bauerngütern besteht. Sie haben an die Front 4 Mann und kein Pferd gestellt; an Roggen und Weizen haben sie nichts geliefert, Gerste 45 Kilo, Hafer 340 Kilo, Rinder 7 Stück, Milch an frühere Kundschaften 5 Liter. Von den sonstigen Verordnungen und Aufträgen hatten die zwei Großgutsbesitzer sehr wenig zu spüren, wohl aber haben sie die Brotkarten gefordert und die unverminderte Sportzucht sibirischer Hirsche beansprucht. Dies die Bilanz eines Seitentales; in gar manchen Tälern sind die Gegensätze noch drastischer! Wer sehen will, kann aus dem sehen lernen.

*

zwingen! Fast noch erhabener als Englands Macht fanden die landkartenlesenden Neutralen das von Geographen grün gestrichelte Rußland, zu dem halb Europa und halb Asien gehört. Auch das violette Frankreich sah recht befriedigend aus, denn diesseits und jenseits des Mittelmeeres hatte es verstanden, sich angenehm auszudehnen. Und zu den roten und grünen und violetten Reichen gesellten sich das braune Belgien, das lila Serbien, das schwarze Montenegro und das gelbe Japan — Staaten, die an und für sich nicht gerade erschreckend groß waren, aber vereint und im Verein mit den erstgenannten Weltmächten immerhin ernsthaft in Betracht kamen. Wie jämmerlich bescheiden, ja ärmlich, nahmen sich dagegen die kaiserlichen Mittelmächte aus, die sich unterstanden hatten — wie die englischen Funken meldeten — über die sieben anderen herzufallen! Das blaue Deutschland war in Europa eingezwängt und besaß nur noch da und dort in der Welt ein Stückchen Land; das weiße Österreich-Ungarn schmiegte sich bescheiden an die schlanke Adria und schielte niemals nach überseeischem Besitz.

Die Neutralen hatten bald genug aus der mehrfarbigen Erdkarte gelernt und richteten danach ihre Sympathien und Antipathien ein, der Erfahrung getreu, man fahre immer am besten, sich dem Stärkeren anzuschließen. Und die Stärkeren waren sicherlich nicht Deutschland und Österreich-Ungarn!

Deshalb begeisterten sich die freien Nordamerikaner, die sich einst vom alle Völker befreienden England befreit hatten, für die Sache der sieben Aliierten und mit ihnen manche andere, die bisher nur mit Mühe den Verfolgungen Albions standgehalten hatten. Der Jahrzehnte alte Bundesgenosse Deutschlands und Österreichs, das graue Italien, meldete kühl nach Berlin und Wien, es sei leider wegen seiner ausgedehnten Küsten, die keinerlei Schutz gegen Angriffe der englisch-französischen-russischen Flotten böten, außerstande, seinen Bündnispflichten nachzukommen; später entdeckte das graue Italien, es sei eigentlich in diesem Fall gar nicht verpflichtet, an der Seite seiner Vertragsfreunde in den Krieg einzutreten, und als man in Rom lang genug die politische Erdkarte mit dem sichtbaren Übergewicht der sieben Staaten über die zwei betrachtet hatte, prägte man das Schlagwort vom „Heiligen Egoismus“ und erklärte an die Donaumonarchie den Krieg. So waren sie nun ihrer acht, die die Mittelmächte zermalmen wollten — und zermalmen mußten, wenn die Landkarte nicht trog. Und wie sollte sie trügen?

Aber Landkarten sind doch trügerisch. Mit einem Zirkel in der Hand rechnet man sich aus, daß binnen sechs Wochen die Franzosen und Russen in Berlin sein müßten, daß die Italiener, Russen, Serben und Montenegriner in Wien einmarschieren konnten und daß in der kleinen Ostsee und in der bitteren Adria sehr bald zwei Flotten am Meeresgrund rosten würden.

Aber weiß Gott, diese schwindelhaften Deutschen hatten wahrlich auch die Handatlasse gefälscht, hatten sich und ihren Bundesgenossen recht, recht klein und die Feinde recht, recht groß gezeichnet, um sie in Sicherheit zu wiegen. In Wahrheit war das Deutsche Reich und die Donaumonarchie riesengroß und die Wege nach Berlin und Wien dehnten sich ins Endlose.

Als einmal die Herren von London, Paris, Petersburg und Rom zusammen Kriegsrat hielten, da fragten drei enttäuschte Könige — von Belgien, Serbien und Montenegro — die ganz unten am grünen Tisch sitzen und zuhören durften, ob es denn mit der Landkarte seine Richtigkeit habe. Es scheine doch, daß . . . Und vielleicht . . . Möglicherweise . . . Aber man hieß die Frager schweigen; sie sollten nicht so dumm daherreden! Ob sie denn nicht sähen, daß alles in Ordnung und auf dem besten Wege sei? König Albert und König Peter lächelten trüb und sagten, sie sähen es ja, aber . . .

Das irrende Heer.

Wir wußten, daß das serbische Heer gut war, und wußten, daß das Verdienst dafür nicht zuletzt König Peter gebührte. Aber ein für den Staat trauriges Verdienst, denn bauend auf die im Balkankrieg erprobte Armee, auf die vorzügliche Bewaffnung, die bewährte Führung, die angebliche Schwäche der österreichisch-ungarischen Monarchie und nicht zuletzt auf die Unterstützung dreier und vierer Großstaaten glaubte Serbien, von innen und außen verhetzt, den Augenblick für gekommen, seine größenwahnsinnigen Träume zu verwirklichen. Anfangs schien es, als hätten die Politiker in Belgrad eine richtige Rechnung aufgestellt. Die russischen Angriffe in Galizien zwangen uns, vorerst von Serbien abzulassen und es gelang ihm tatsächlich, österreichisches Gebiet zu besetzen, und Kronprinz Alexander ließ sich in Semlin zum König von Syrmien krönen. Aber dann kam der deutsch-österreichische Siegeszug nach Rußland und damit schlug auch des Balkans Schicksalsstunde. Man sagt, daß Serbien bald nach dem Eingreifen Italiens in den Krieg noch einmal die Möglichkeit gehabt habe, durch eine späte Anerkennung der Forderungen, die die Monarchie nach den Morden in Sarajevo gestellt hatte, und ohne Gebietsverlust Frieden zu schließen, aber noch waren Staat und Volk nicht mürbe und stellten an uns unerhörte Zumutungen. Wie zu Beginn, so auch damals, und abermals, als die deutsch-österreichisch-bulgarische Offensive einsetzte, kamen die unheilvollen Ratschläge aus Petersburg, um keinen Preis nachzugeben, auf die Hilfe seiner Freunde zu bauen und sich zu wehren.

Serbiens Unglück war sein Königshaus, das durch Blutschuld den Thron bestieg und im Blut untergehen muß. „Glücklich das Land, dessen König von Adel ist“, sagt Syrach, Kap. 10; aber König Peter war kein Edelmensch und dafür büßte schließlich das Volk, das ihn über sich duldete.

Verteidigungslinie um Verteidigungslinie wurde das serbische Heer zurückgeworfen, es kämpfte heldenhaft und wurde mit Geschick befehligt, wie die österreichischen und deutschen Generalstabsberichte anerkannten, aber es nützte nichts. Es verlor unaufhörlich an Boden, es verlor mehr als die Hälfte seiner zahlenmäßigen Stärke und beinahe alle Geschütze. Das deutsche Hauptquartier hob hervor, daß erst dann Entmutigung und Verwirrung in den Reihen des Gegners Platz griffen, als die Armee auch das letzte Stück heimischen Bodens eingebüßt hatte und nach Griechenland, nach Albanien und Montenegro fliehen mußte. Sehnsüchtig werden Dynastie, Offiziere und Mannschaften nach Rußland und den Verbündeten in Saloniki geblickt haben. Doch die Hilfe blieb aus. Serbien mußte sterben. Mußte sterben, weil seine politischen Grundsätze Mord und Untreue waren. Sich selbst zerfleischten die ehrgeizigen gekrönten und ungekrönten Streber, nach Österreich trugen sie den Meuchelmord und den Bundesgenossen Bulgarien verrieten sie, als er nach seinen Siegen über die Türkei, die auch Serbien zugute gekommen waren, erschöpft seinen neuen vier Feinden — den Freunden von gestern! — nicht mehr Widerstand leisten konnte. Serbien triumphierte. Aber der Triumph rächte sich furchtbar, aus ihm sproß die Saat des Unterganges.

Noch nie in der Weltgeschichte war eine Niederlage so verdient wie diese!

Dennoch empfinden wir die Tragik des überwundenen Volkes, eine Tragik, welche das **Gerechtigkeitsgefühl** befriedigt: Tragische Schuld — tragische Sühne.

Ein Heer, das sich einbildete, zu Höchstem berufen zu sein, das zwei siegreiche Kriege hinter sich hatte, das mit drei Viertel Europa und der halben Welt vereinigt war, das daran ging, einen serbischen Großstaat zu bauen — ein solches

Weg mit den Fremdwörtern!

Dem deutschen Michel!

„Guten Tag!" so sollst du grüßen,
„Schön Willkommen!" und auch „Heil!"
Stehst ja sonst auf eig'nen Füßen;
Laß des Fremdworts Narrenseil!

Sprich „Grüß Gott!" und „Gott befohlen!"
(„Servus!" deucht's dich nicht ein Hohn?)
Um „Verzeihung!" bitte: Holen
Mag der Kuckuck das „Pardon!"

Freund „Leb wohl!" ich zieh von hinnen,
Aufs „Adieu!" leist ich Verzicht:
Michel, zu dem deutschen Linnen
Taugt der fremde Flitter nicht! Karl Lustig.

*

Die Erschaffung der Frau in der bulgarischen Sage.

Nach einer bulgarischen Sage, die Dr. Kurt Floericke in einem soeben bei der Franckhschen Verlagshandlung in Stuttgart erschienenen Werkchen „Bulgarien und die Bulgaren (Preis geh. Mk. 1·—, gebd. Mk. 1·80) veröffentlicht, geht die Erschaffung der Frau nicht bis auf Adam, sondern nur bis auf Noah zurück, den Gottes Güte mit einem Weibe und einer Tochter gesegnet hatte. Als er nun die Arche für die Sintflut bauen wollte, dingte er dazu drei weise Meister, von denen einer ihm aber nur unter der Bedingung helfen wollte, daß er seine Tochter zur Braut bekäme. Noah hätte sie ihm schon gegeben, aber die beiden anderen Meister wollten nicht leer ausgehen, und nun war guter Rat teuer. Da verwandelte Gott, um Noah aus diesem Konflikt zu erlösen, seine Katze und seinen Esel in Jungfrauen. Als es Tag war, fand Noah drei Töchter vor, die alle einander gleich waren. Als er dieses Wunder sah und die Katze und den Esel vermißte, reimte er sich den Hergang zusammen. Er gab nun die drei Mädchen den Meistern, und die bauten die Arche. Nach etlicher Zeit traf Noah einen der Schwiegersöhne und fragte: „Bist du gesund und wohlauf? Wie lebst du mit meiner Tochter?" „Gut lebe ich mit ihr, Vater", antwortete der Mann, „aber wenn sie böse ist, schreit sie wie ein Esel . . .!" — „Hm", dachte Noah bei sich, „das ist die aus dem Esel". Am nächsten Tag traf er den zweiten Schwiegersohn und fragte auch den, wie er mit seiner Tochter lebe. „Wir leben gut miteinander, Vater. Aber wenn sie böse ist, kratzt sie wie eine Katze und miaut fürchterlich." „Haha", dachte Noah bei sich, „das ist die aus der Katze . . ." Am dritten Tag traf er den dritten Schwiegersohn und begann dasselbe Gespräch, wie er mit seiner Tochter lebe. „Besser als gut", versetzte der Mann, „man merkt es kaum, daß jemand zu Hause ist. Sie schaltet wie eine rechte Frau." — „Ach, das ist die, die von meinem Herzen kam", dachte Noah bei sich. Von diesen drei Töchtern des weinfrohen Patriarchen stammen die Weiber: die einen schreien wie Esel, die andern kratzen wie die Katzen, wenn sie böse sind . . .

Das Heldenmädchen von Spinges.

Mit Benutzung neuentdeckter Quellen von W. A. Hammer.

Als vor einem Vierteljahrhundert der Heimgärtner seinen Lesern von Peter Mayr erzählt hatte, dem Wirt an der Mahr, da sprach er auch von dem Heldenmädchen zu Spinges. Aber er wußte von diesem Mädchen einiges noch nicht, was er heute weiß, nachdem W. A. Hammer neue Quellen entdeckt und in der „Österr. Rundschau“ mitgeteilt hat, die das Bild vervollständigen. Mit gütiger Erlaubnis des Verfassers dürfen wir seine Mitteilung abdrucken im „Heimgarten“, der immer mit Vorliebe große Menschen aus dem Alpenvolke vorgeführt hat.

Wie in dem jetzigen Kriege hat das Volk Tirols stets seinen Opfermut für Kaiser und Vaterland, seine Liebe zum angestammten Herrscherhause bewiesen. Am grimmigsten aber lohten die Flammen der Kampfbegeisterung im heiligen Landl stets dann auf, wenn es galt, dem Erbfeinde, den „Welschen“, streitbar zu begegnen, unter denen der Sohn der Tiroler Berge ebenso die Italiener wie die Franzosen versteht. Aber nicht bloß die „Mander“, wie es in der Mundart heißt, sondern auch die „Weibsen“, die Frauen, nahmen von jeher kampfesmutig an den kriegerischen Geschicken Anteil. Und so mag gerade in diesen Tagen, wo die Berghänge im blutroten Schmuck des Almrausch prangten und ein vielgehaßter Feind Österreichs an den Grenzen Tirols erschien, an eine Tiroler Heldin erinnert werden, Katharina Lanz, ein schlichtes, aber tapferes Mädchen, dem man vor zwei Jahren in seinem Heimatstal in Buchenstein (Pieve di Livinallongo) an der Straße, die vom Pordojjoch nach Cortina d'Ampezzo führt, ein schmuckes Denkmal errichtet hat.* Dieses Tal ist ebenso wie das Grenzgebiet dieser Gegend überhaupt der altererbte Sitz der Ladiner, die dem Unkundigen vielleicht auf den ersten Blick als Italiener erscheinen, aber als alte Rhätoromanen in Sprache und Volkscharakter doch grundverschieden von dem italienischen Volke sind und auch in dem heutigen Kampfe ebenso treu wie die übrigen Bewohner Tirols zu Österreichs Fahnen stehen.

Das Denkmal, das uns beim Durchwandern des Ortes an der Kirchenflanke grüßt, spricht eine beredte Sprache: Eine Bauerndirn, stark und sehnig wie ein Mann, aber doch im Auge den Ausdruck eines weiblichen Herzens, steht da vor uns, mit der Heugabel in der Hand, sich dem Ansturm der feindlichen Soldaten, Franzosen, entgegenstellend. Das Mädchen hat, wie die Volkstradition berichtet, das Kirchlein von Spinges verteidigt, einem Dörfchen, das tausend Meter hoch in der Nähe von Franzensfeste gelegen ist und im Jahre 1797 von den Kriegern Bonapartes gestürmt wurde. Mancher mag sich heute wundern, warum die Fremdlinge in schwerer Ausrüstung gerade auf diese Höhe kamen, wo auch heute friedliche Tiroler hausen und sich Franz Defregger, eine Stunde vom Ort entfernt, ein idyllisches Landhaus gebaut hat. Besucht man das Kriegerdenkmal auf dem Bergvorsprung, so muß man wahrlich über den strategischen Blick des Generals Joubert staunen, der diesen hochgelegenen Punkt stürmte, denn die Spingeser Höhe beherrscht sozusagen drei Täler: das Pustertal oberhalb Mühlbach, das Eisaktal bis weit über Brixen und die „Thermopylen“ von Franzensfeste.

Auffallend ist es, daß sich in jenem Kriege die meisten und erbittertsten Kämpfe zwischen Tirolern und dem Feinde an den Pforten der Kirchen abspielten. Die Erklärung ist nicht schwer. Flüchtete sich doch die gottesfürchtige und strenggläubige Bevölkerung gewöhnlich dorthin, vor den Altar, wo sie vom Allerheiligsten Schutz in der Gefahr erhoffte. So auch in Spinges, wo übrigens der Kurat, Thomas Laimgruber, die Schrecknisse der Franzosenherrschaft in den Predigten seinen Pfarrkindern

* Katharina Lanz wurde in St. Vigil am 21. September 1771 geboren.

Heer irrte zerrissen und zerschmettert durch die weglosen Steinwüsten Albaniens und sein oberster Kriegsherr Peter, der neun Monate zuvor in Belgrad mit dem Auto über eine österreichisch-ungarische Fahne fuhr, um damit seine eigene Erhabenheit zu beweisen, schleppte sich, auf wenige treue Diener gestützt, durch fremde, feindliche Berge. Neben und hinter ihm das geschlagene Heer, neben und hinter ihm die Hälfte seines flüchtigen Volkes . . .

Aber wir fühlen dennoch kein Mitleid mit der gestürzten Majestät, die mitschuldig ist an den Millionen Menschenopfern, die Europa im Kriege bringen muß.

Das serbische Heer hat sich über seine Macht geirrt und nun irrt es heimatlos umher. Teile von ihm hausen als Banden in Albanien, Teile genießen die Gastfreundschaft Griechenlands, Teile flüchteten nach Italien und der Rest sammelt sich in Korfu, das Engländer und Franzosen einem neutralen Staate stahlen. Das Heer weiß nicht, was mit ihm geschehen wird. Seine Verbündeten nützen es aus — es hat ihnen noch nicht genug geblutet! Man streitet sich in Rom, Paris und London. Die einen fordern die Mithilfe des serbischen Trümmerhaufens bei der „Wiedereroberung" des Balkans von Saloniki aus, andere verlangen seine Unterstützung bei der Verteidigung Valonas, wieder andere ein Mitkämpfen an der Isonzofront; etliche möchten die Reste nach Flandern, nach Mesopotamien oder Ägypten bringen, daß sie dort für fremde Habsucht sterben . . .

Das einst mit Recht angesehene serbische Heer ist zu einer Söldnertruppe, zu einer Sklavenschar geworden, die von der Gnade seiner ausbeuterischen Verbündeten lebt und heimatfremd untergehen soll, wo es die Interessen seiner „Freunde" erfordern.

Wahrhaftig, ein Heer, das sich in seiner Regierung irrte, das sich in seinen Verbündeten irrte, das an sich selbst irre wurde — nun irrt es in der Fremde, fremdem Willen untertan.

V. E. S.

Heimkehr vom Feld.

Von * * *

Du sollst das Lachen wieder lernen,
Den langersehnten, lieben Ton!
Guck! in den süßen Augensternen
Und um den Mund — da zuckt es schon!

Wie — deine Wimpern kosen Tränen?
Nein, Mädel, so war's nicht gemeint.
Sollst wieder lachen, lieben, sehnen:
Wir haben lang genug geweint!

Ja, hast du es denn ganz vergessen? —
Denk' nicht mehr an vergang'nes Weh!
Denk', wie wir einstmals uns besessen,
Wie uns berauscht des andern Näh'!

Die Stunden sollen wiederkehren:
Ich laß dich nicht, ich halt' dich fest!
Gen Gott und Höll' kann ich mich wehren,
Wenn du mich, Kindel, nicht verläßt!

Doch etwas Lust'ges wollt' ich sagen.
Mir fällt nur wirklich gar nichts ein — —
Halt Mädel! ich muß dich was fragen;
Doch guck ein bisserl fröhlich drein!:

„Da wir das Einsamsein nun kennen,
Und seine Schrecken ganz erfassen.
Könnt' je uns etwas wieder trennen,
Uns zwingen, von einand zu lassen?

Glaubst du, es gäb' solch eine Macht?" —
Na, Gott sei Dank!: mein Mädel lacht!

Gottes selbst gewesen. Zweifler durchforschten in dieser Sache ganz Tirol, der Fürsterzbischof von Brixen setzte eine ansehnliche Belohnung für jene Tirolerin aus, die sich als Mädchen von Spinges ausweisen könne. Aber Jahre verstrichen, ohne daß sich das Mädchen meldete. Daß es im Kampfe nicht gefallen, wußte jedermann. War es gestorben? Nein. Ihr Tod wäre doch sicher bekannt geworden. Daß aber ein armes Bauernmädchen eine geradezu fürstliche Belohnung ausschlagen und lieber unerkannt, ohne Ehrung ihres Heldensinnes leben könnte, das hielt man für unmöglich! Und doch war es so. Und gerade darin zeigt sich die Heldengröße des Mädchens, das nicht um eitlen Mammon, nicht aus Eitelkeit, sondern wirklich mit dem Herzen, mit echtem Mut, mit voller Vaterlandsliebe gekämpft hatte, erst voll und ganz. Man muß eigentlich fragen: Wo finden wir in der Geschichte ein zweites Beispiel solcher Selbstlosigkeit, solcher Selbstüberwindung?

Wie sich nun aus völlig glaubwürdigen Quellen, Aufzeichnungen und Kirchenbüchern nachweisen läßt, kehrte Katharina Lanz nach dem denkwürdigen Apriltage aus dem geplünderten und verwüsteten Spinges — ihr Bauer war heil aus dem Kampfe zurückgekommen — in ihr ziemlich entlegenes Heimattal zurück, das wir auch heute erst nach taglanger Wagenfahrt von Bruneck aus erreichen. Wie es heißt, wollte sie der Verhöhnung seitens ihrer Geschlechtsgenossinnen entgehen, die ihr den Ruhm mißgönnten; nach anderen Quellen soll der Bauer, als er heimkehrte, erbittert gewesen sein, daß sie sein Weib verlassen und in den Kampf geeilt sei, wohin sie nach seinem Gutdünken „net hinghört“ hätte. Ein alter Mann in Andraz, der sie noch gekannt, erzählte mir vor Jahren: „Jo mei, dö Lanz hat halt an Angst vor die Rothosn ghabt!“ Das wäre wohl der plausibelste Grund; die Rache der Feinde hätte sie gefürchtet, die durch sie eine schwere Niederlage erlitten. Als ich die Heldengröße anerkennend erklärte, daß Katharina Lanz bis in ihr hohes Alter von ihrer Tat nie sprach, meinte der Greis: „Dos a Wei so lang s Mäul haltn kunnt, war a Wunder!“ Dem ladinischen Witzbold verdanke ich noch manche Aufklärung, die man ernster nehmen darf, weil sie sich mit der geschichtlichen Überlieferung eigentlich deckt.

Katharina Lanz war lange Jahre als Wirtschafterin beim Kuraten von Colle Sta Lucia, Don Antonio Alton, und nach dessen Tode bei ihrem Vetter, dem Pfarrer Don Giovanni Maneschg in Andraz, am Fuße des Falzaregopasses, tätig. Oft kamen schon damals Touristen in das Pfarrhaus und nahmen daselbst Herberge. Der Kurat pflegte sich mit seinen Gästen am liebsten von Kriegsereignissen zu unterhalten, die ja noch in guter Erinnerung geblieben waren. Da kam auch oft auf das „Mädchen von Spinges“ die Rede. Es war da für Katharina immer eine harte Prüfung, falsche Ansichten zu hören, ohne sich zu erkennen zu geben. Einmal aber, als sich ein Gast unflätig über das „Tiroler Mädchen“ äußerte, ein anderer die „Welschen“ herausstrich und die Heldentat von Spinges als eine Erfindung hinstellte, ging ihr die Zunge durch und mit Entrüstung rief sie aus: „Das weiß ich besser. Ich selbst — bin das ‚Mädchen von Spinges‘!“

Von da ab war der Bann gebrochen. Durch alle Täler Tirols verbreitete sich mit Blitzesschnelle die Nachricht, daß das Mädchen von Spinges noch lebe. Katharina Lanz war allerdings schon ein gebücktes, runzliges Mütterchen, als Landsleute und Fremde in Scharen nicht allein wegen der landschaftlichen Schönheiten nach Andraz kamen, um sie zu sehen! Reichliche Ehrungen, wie einem verdienten Heerführer, wurden ihr noch zuteil. Man huldigte ihr als der Befreierin Tirols. Die Fahne der Schützenkorps neigte sich vor ihr, wenn sie am Tage der Auferstehungs- oder Fronleichnamsfeier zur Kirche trippelte. Sie selbst glaubte erst in ihren letzten Stunden, als sie das Ende herannahen fühlte, an ihr wahres Heldentum, und meinte darum im Sterben: „Ein guter Kampf, ja ein heiliger Kampf war das droben auf den

recht drastisch vor Augen geführt hatte. Kein Wunder daher, daß gerade die Jugend, von den Worten des Seelenhirten ergriffen, zu äußerster Gegenwehr angestachelt wurde. Daß sich sogar ein Mädchen fand, das „damals 26 Jahre zählte, hochgewachsen, bildsauber und stets frohen Sinnes", wie sie ein Zeitgenosse in einem Briefe schildert, in die Reihen der Tiroler Kämpfer trat, war an und für sich nichts Seltenes in diesen Tagen. Die Geschichte kennt viele solche Frauen.

Dennoch steht die Heldentat der Katharina Lanz einzig da. Am „Schwarzsonntag", wie man in Tirol den Passionssonntag nennt, am 2. April 1797, nachmittags 4 Uhr, unternahmen die Franzosen einen Sturm auf das hochgelegene Dorf. Mit Büchsen, Sensen, Spießen, Heugabeln und Morgensternen bewaffnet, waren schon untertags die Stubaier und Inntaler Schützen übers Valser Jöchl dem bedrängten Dörfchen zu Hilfe geeilt, weil man in Tirol ganz gut wußte, daß der Verlust dieses hochgelegenen Postens dem Feinde das halbe Landl ausliefern könne.

Katharina stand bei einem Bauer, der zugleich Mesner war, in Dienst. Noch heute kann man das Haus sehen. Bange Sorgen erfüllten die Bäuerin, als sie hörte, daß es zum Kampfe kommen und auch ihrem Manne, der, wie die anderen Dorfbewohner, zur Abwehr des Feindes aufgebrochen war, Gefahr drohen werde. Glaubwürdigen Nachweisen zufolge muß man daher die Triebfeder zum Heldenmut Katharinas lediglich in ihrem echt weiblichen Mitleid mit ihrer Dienstfrau und in ihrer wahrhaften Treue erblicken. Denn als sie das arme Weib, das jung verheiratet war und Mutterfreuden entgegensah, so bitterlich weinen hörte, da litt es sie nicht länger im Hause. Sie nahm die erbstbeste Heugabel und eilte zum Friedhof, der das Kirchlein umgab — dort hatte sich der Kampf bereits entsponnen; nicht allein die Sorge um das Gotteshaus, dessen Schutz auch ihr innigster Gedanke war, ließ sie rufen: „Helft Mander, helft, d Kirchn wird gstürmt!", sondern auch ihren Dienstherrn zu schützen und seine Familie zu retten. Dieses Motiv verkleinert nicht im mindesten das Heldentum der Jungfrau, die allerdings auch vom grimmigsten Haß gegen den Feind erfüllt war.

Der Friedhof ist ringsum aufgemauert, auf allen Seiten geht es tief hinab. Das Mädchen auf der hochgelegenen Freithofsmauer, mit der Heugabel bewaffnet, mochte daher den Franzosen wie ein Cherub erschienen sein. Es mochte viel dazu beigetragen haben, daß ihre Bajonette nicht den gewünschten Erfolg hatten. Die Franzosen mußten den Kampf damals tatsächlich aufgeben.

Vielleicht ist manchem dieser französischen Krieger auch Frankreichs Nationalheldin, Jeanne d'Arc, in den Sinn gekommen, als er Katharina Lanz kämpfen sah. Ihr Heldentum fordert auch zu einem Vergleich heraus. Was beide Heldenmädchen teilen, das ist die fruchtbare Volkstradition, die nur religiöse Motive ihrem Handeln unterlegt und sie mit einem Sagenkranz umgibt, der es dem Forscher heute sehr erschwert, die volle Wahrheit ans Licht zu bringen.

Was über Katharina Lanz gerade in den im heiligen Land Tirol verbreiteten Volksschriften zu lesen ist, erweist sich als eine dem Volk leicht verständliche Legende, wonach das Mädchen im Kirchlein von Spinges nur das Tabernakel oder auch das Grab ihres Geliebten habe beschützen wollen.

Streng genommen muß man aber fragen, wieso es überhaupt zu einer Legende kommen konnte, da doch erst 60 Jahre seit dem Tode der Lanz verflossen sind und heute noch Leute leben dürften, die sie gekannt und mit ihr gesprochen haben. Ihre Heldentat konnte ähnlich wie bei Jeanne d'Arc um so mehr dem Einfluß überirdischer Kräfte zugeschrieben werden, als Katharina Lanz unmittelbar nach dem Kampfe am Friedhof zu Spinges spurlos verschwand. Der gläubige Volksmund verstieg sich sogar, zu behaupten, das Mädchen sei überhaupt kein sterbliches Wesen, sondern die Mutter

man d'Annunzio für den österreichisch-italienischen Krieg ausschließlich verantwortlich machen, aber soweit es in seinen Kräften stand, hat er mitgeholfen, die gierigen Leidenschaften seiner Landsleute zu entflammen. Doch Herr Rübchen ist vielseitig, er kann nicht nur salbungsvoll bergpredigen, er kann auch, wenn's not tut, politisch-pikant werden und sich darüber entrüsten, daß — so viele Hochzeitsreisende nach Italien kamen . . . Das ist in seinen Augen der Heimat Dantes unwürdig, und so schwefelte er in Rom am 14. Mai, als die Friedensfreunde Oberwasser zu haben schienen, folgendermaßen: „Seit drei Tagen beginnt ein unbestimmbarer Geruch des Verrates uns zu ersticken! Nein, nein, wir wollen nicht, wir wollen nicht ein Museum sein, ein Gasthof, eine Sommerfrische, ein mit Preußischblau übermalter Horizont für die internationalen Honigmonde, ein Liebesmarkt, wo man kauft und verkauft, feilscht und betrügt. Unser Genius ruft uns, um unseren Stempel auf die umgegossene und verworrene Masse der neuen Welt zu drücken. Über unseren Himmel zieht wieder jener Hauch, der in den wundervollen Terzinen atmet, in denen Dante den Flug des römischen Adlers darstellt, o Bürger, den Flug eures Adlers!" *

Arme italische Bürger, die ihr euch so von einem Rübchen anschwätzen ließet! Armer im Geiste mißhandelter Dante, der einst den deutschen Kaiser anrief, er solle aus dem kalten Norden heruntersteigen in den wonnigen Süden und auf der korrupten Halbinsel Ordnung schaffen . . .

Aber d'Annunzio-Rapagnetta-Rübchen hat es erreicht: Sein Vaterland, entehrt und verachtet, blutet aus tausend und abertausend Wunden!

Aus der guten alten Zeit!

Ehedem war es unter Umständen gar gewinnbringend, Kriegsgefangene zu machen, denn diese stellten einen Wert dar, wie nur irgend ein Ding. So lesen wir, daß 1591 im Nachlaß eines gewissen Hans Globitzer zu Packenstein und Gleinstätten auch ein paar Dutzend gefangener Türken mit dem „Schätzwert" von 19.270 Talern als „Aktivpost" erschienen! Darunter ein Delly Mustapha „sambt zwayen Herrn Roß mit aller Zugehörung — per 2000 Taler; Delly Sinau per 6000 Taler; Mehemet von Funfkhirchen per 1200 Taler; ein Wallachin sambt einem Khindt per 120 Taler" usw.

Ein „Herr Puterer selig" schenkte einen armen Gefangenen, „der sich nit zu schätzen gehabt, des Herrn Schratn Junckfrau Tochter . . ."

Anderseits forderten wieder die Türken für einen abgefangenen deutschen Bauern aus Wismat „18 Daller".

Da im Jahre 1529 allein aus der Pfarre Krieglach von den Türken „800 und etlich Perschonen wekgefiehrt" worden waren, kann man sich ungefähr eine Vorstellung machen, welche Summen bei einer Auslösung in Betracht kamen — aber der Chronist meldet nicht, daß die „800 und etlich Perschonen" wieder zurückgekauft wurden. Ihre Nachfahren sitzen heute wohl irgendwo in der Türkei als regelrechte Mohamedaner . . .

---

* Diese schwulstigen Redeproben d'Annunzios wurden dem 6. Bande des im „Heimgarten" schon mehrmals warm empfohlenen Werkes „Der Völkerkrieg", eine Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914, herausgegeben von C. H. Baer (Julius Hoffmann, Stuttgart) entnommen. Der 6. Band umfaßt die Ereignisse von Ende Februar bis Anfang Juli 1915, also den ersten Teil der siegreichen Schlachten gegen Rußland und die Vorgeschichte des italienischen Verrates an uns. Besonders der letztgenannte Abschnitt ist für Österreich-Ungarn interessant und bringt viel Neues!

Höhen von Spinges für Gott, Kaiser und Vaterland.“ Daß sie es damals nur für die Bäuerin tat, daran dachte sie nicht mehr, als sie auf Engelsschwingen in den Himmel zu schweben meinte.

Das Begräbnis der Heldin gestaltete sich ungemein weihevoll. Sie, die ihr ganzes Leben auf Ehrungen verzichtet hatte, begleitete die schmucke Schützenkompanie auf den Friedhof zu Andraz und über dem Grabe der Katharina Lanz knatterten die Büchsen und schwelte der Pulverdampf fast ebenso wie damals um das Kirchlein von Spinges.

Der Bettler.

Du bist in ihren Augen
Ein armer Bettelmann,
Der immer nur empfangen
Und gar nichts geben kann.

Wer aber dich betrachtet
Mit warmem Herz und Blick,
Dem lacht aus jedem Fältchen
Ein guter Mensch zurück.

Franz Goldhann.

Also sprach das Rübchen.

Als Gabriele d'Annunzio noch kein berühmter Dichter war, hieß er recht bescheiden und bürgerlich Rapagnetta, was in der respektlosen Sprache der deutschen Barbaren so viel wie „Rübchen“ bedeutet. Nun, Gabriel das Rübchen hatte schon oft von sich reden gemacht, wegen seiner Schulden, wegen seiner vielen Freundinnen, wegen seiner Dichtungen und endlich auch wegen seiner seit Jahren chronischen Feindschaft gegen Österreich. Aber zuletzt mußte er wegen allzu großer Verpflichtungen, da seine Gläubiger arg zudringlich wurden, nach Frankreich auswandern — oder „durchbrennen“, wie einige wahrscheinlich nicht mit Unrecht sagten. Als aber Rübchens Vaterland anfing, gegen alte Bundesgenossen treulos, hinterlistig und verbrecherisch zu werden, da litt es das Rübchen nicht mehr im Exil — bei dieser Schurkerei mußte es doch dabei sein, und beschloß, in die Heimat zurückzukehren. Es galt ja, das noch unschlüssige Volk, das zum Teil beschworenen Verpflichtungen treu bleiben wollte, umzustimmen. Zu diesem Zweck ersann Rübchen eine schöne Rede, die es am 5. Mai 1915 anläßlich der Enthüllung des Garibaldi-Denkmals in Genua von Stapel ließ. Da sagte es nun u. a. mit „weithin vernehmbarer Stimme“ unter dem Beifallsrauschen der Zuhörer: „Alles, was ihr habt, alles, was ihr seid, und euch selber . . . gebt es dem flammenden Italien! O selig jene, die zwanzig Jahre, einen reinen Geist, einen gestählten Körper, eine mutige Mutter haben . . . Selig jene, die unfruchtbare Liebeleien verschmähten, um jungfräulich zu sein für diese erste und letzte Liebe! . . . Selig jene, die zwar gestern sich noch gegen das Ereignis sträubten, nunmehr aber die tiefe Notwendigkeit stillschweigend hinnehmen werden und nicht mehr die letzten, sondern die ersten sein wollen! . . . Selig die Jünglinge, die nach Ruhm hungern und dürsten, denn sie werden gesättigt werden! Selig die Barmherzigen, denn sie werden ein glänzendes Blut wegzuwischen, einen strahlenden Schmerz zu verbinden haben! Selig, die reinen Herzens sind, selig, die als Sieger wiederkehren, denn sie werden das neue Antlitz Roms sehen, die wiederbekränzte Stirn Dantes, die triumphierende Schönheit Italiens!“

Uns Deutschen dreht sich bei solchem falschen Pathos der Magen um, aber „was ein echter Romane ist“, der gerät darüber in heroische Ekstase. Es zeugte nun allerdings von einem geringen Verständnis für geschichtliche Entwicklung, wollte

Bücher

Die Räuberbande. Roman von Leonhard Frank. (München. Georg Müller.)

Das Buch sei das Erstlingswerk eines jungen Schlossers, sagt man mir. Jedenfalls ist es ein ausgereiftes Buch mit erstaunlich wenig lyrisch-sentimentalen Anklängen, die sonst Erstlingswerken anhaften. — Die „Räuber" sind Lehrjungen aus Würzburg, die nach Abenteuern dürsten. So machen sie manchen Streich, bald unschuldiger, bald mehr schuldiger Art. Sie sind mangelhaft oder schlecht erzogen, „üble Lektüre" (zu der diesmal auch Schillers aneifernde „Räuber" und sein Freiheitsdrama „Wilhelm Tell" gehören!) und kindlicher Tatendrang sind die Triebfedern; den größten Einfluß übt Karl May. Nach ihm benennt sich die Hauptfigur „Oldshatterhand" und ein späterer Mönch „Winnetou". Der Verfasser hat wohl einen großen Teil der geschilderten Ereignisse aus dem eigenen Leben genommen und daher wirken sie wahrhaftig und frisch. Das mit Liebe geschriebene Buch lehrt nebenbei auch mancherlei — wie viele gute Kerne auch noch in der ungebärdigsten Jugend stecken, wie mancher davon eindorrt, aber wie mancher auch ausreift oder ausreifen könnte. — Oldshatterhand wird Maler, aber der Neid und die Abneigung eines Kollegen schneiden seine Zukunft ab. Ob dieser Schluß innerlich notwendig ist, darüber läßt sich streiten. Leonhard Frank wird wohl seine besonderen Gründe dafür gehabt haben.

Ausgezeichnet sind die Milieuschilderungen, die scharfen Charakteristiken der Personen und die Einblicke in die gefährlichen Gährjahre der Burschen, in denen die allermenschlichsten Triebe erwachen.

Den Roman kann man warm empfehlen; ich bin auf das nächste Werk des zweifellos überaus begabten Schriftstellers gespannt, der Welt und Menschen naturgemäß von einer anderen Seite sieht als die meisten Romanschreiber, die eine „bürgerliche Vergangenheit" hinter sich haben. H. L. R.

Der Golem. Roman von Gustav Meyrink. (Leipzig. Kurt Wolff Verlag.)

Das alte Motiv vom Golem, jener selbstgekneteten Tonfigur, die ein Prager Rabbiner durch einen Zauberspruch zu rätselhafter Dienstbereitschaft belebte, und die gespenstisch noch lange im Judenviertel Prags spukte, wird in Meyrinks Buch phantastisch umgestaltet und vertieft. Da das Werk eigentlich ein großer Traum ist, wirkt es stärker als ein Roman, denn es löst sich von der Wirklichkeit und erhellt geheimnisvolle Gründe und Beziehungen der Seelen und Menschenschicksale. So formen sich diese seltsamen Figuren und Abenteuer in kunstvoller Verknüpfung zu einem der buntesten und spannendsten Werke der deutschen Literatur. Hat sich doch hier reichste Meyrinksche Phantasie in die dumpf-dunklen Enggassen Altprags gepreßt, noch einmal die unter Trambahnen und Autos versinkende Königsstadt mit Gespensterleben geschmückt. Toller Lokale Luft mischt sich mit dem Weihrauch der herrlichen Kirchen Prags. Die Frömmigkeit der Heiligen und Verbrecher, hoch schaukelnd über der unwandelbaren Beschränktheit der Spießer, und durch die Atmosphäre von Mord, ungerechtem Gefängnis tastet sich im magischen Dunst der Dämon der Stadt: Der Golem. Wir sind Gefangene Meyrinks und seines ethischen Kriminalromans: des visionärsten Phantastenbuchs der letzten zwanzig Jahre. V.

Ohne Kleingeld – ohne Männer. Heitere kleine Geschichten aus großer, ernster Zeit von Fritz Stüber-Gunther. (Wien u. Leipzig. Anzengruber-Verlag, Brüder Suschitzky.)

Stüber-Gunthers Humor, so ursprünglich und ungekünstelt er auch ist, ist doch nicht rein wienerisch. Es mischt sich satyrisches Salz hinein, das im Wienertum an sich nicht enthalten ist. Dadurch bekommen die Geschichten eine Spitze, sie sind nicht Selbstzweck, dienen nicht nur der Unterhaltung, sondern haben eine leichte Tendenz. Man muß daraus, ob man will oder nicht, bestimmte Schlüsse ziehen. Dies gilt auch für das neueste kleine Büchlein — dessen Ausstattung dem Verlag leider nicht zur Ehre gereicht, aber man lasse sich dadurch vom Lesen nicht abschrecken! — in dem besonders die Skizze „Feldherrnkunst" köstlich ist. Jeder darf dabei an sich denken, denn jeder hat es während des großen Krieges mindestens ein dutzendmal besser gewußt, als die Heeresleitungen, was eigentlich geschehen hätte müssen! Auch die Humoreske „Landkartenlesen" können wir ziemlich ausnahmslos beherzigen. „Ohne Kleingeld" gehört zu den gelungensten Grotesken, wie sie manche Unzulänglichkeit unserer Zeit erzeugt. „Die Kriegsanleihe" und „Ohne Männer" geben Stimmungen wieder, die wohl wert sind, künftigen Geschlechtern erhalten zu werden. H. L. R.

Die Bilderlüge.

In dem kleinen Aufsatz „Das Kino, der Lügner!“ hat der „Heimgarten“ im Jännerheft von einer besonderen Form des Lügenfeldzuges, den unsere Feinde gegen uns führen, berichtet und jetzt liegt ein interessantes Büchlein vor uns, das Ferdinand Avenarius, den verdienten Herausgeber des „Kunstwartes“, zum Verfasser hat. Es heißt: „Das Bild als Verleumder“* und gewährt einen lehrreichen Einblick in die Art, wie die feindliche Presse unter Benützung von Photographien und frei-erfundenen Zeichnungen die Wahrheit zu unseren Ungunsten verfälscht, damit nicht nur ihre eigenen Landsleute, sondern auch das neutrale Ausland betrügend und verhetzend.

Karikaturen und phantasievolle Bilder, die auf Kosten des Gegners das eigene Vaterland und dessen Verbündete emporloben, sind nicht gefährlich, sind ein Agitationsmittel wie irgendein anderes und sind Erscheinungen, die auch in Deutschland und Österreich bei minder geschmackvollen Zeitschriften ziemlich reichlich vorkommen, aber die Infamie unserer Feinde, besonders der Franzosen, liegt darin, daß sie photographische Aufnahmen nach dem Leben entweder mit falschen und irreführenden Texten versehen oder die Bilder selbst derart durch Übermalen verändern, daß sie einen neuen, gehässigen Sinn bekommen. Und an die Photographie als etwas, was „nicht lügen kann“, glaubt jeder, der in die Feinheiten des Textschwindels und der Retusche nicht eingeweiht ist. Das Material, das Avenarius bietet, ist trotz der Auswahl, die er traf, überwältigend und überzeugend. Zweiundsiebzig beigegebene Bilder, welche das Fälscherwesen unserer Feinde deutlich kennzeichnen, ergänzen seine Ausführungen.

Das Büchlein, ein wertvoller Beitrag zur „Kriegspsychologie“, verdient weite Verbreitung und es wäre zu wünschen, daß es besonders im neutralen Ausland Beachtung fände. Wer Gelegenheit hat, es in Skandinavien, Rumänien, Griechenland, Dänemark, Holland, Amerika usw. bekannt zu machen, der soll es unbedingt tun. Es ist eine patriotische Tat, eine Tat im Dienste der Wahrheit und Menschlichkeit.

H. L. R.

Nachtgedanken.

Von Franz Goldhann.

Schlecht geheiratet ist halb gestorben.

*

Haartracht und Kleid wie zur Biedermeierzeit.
Davon gar fern der innere Kern.

*

Im Spiegel wisse und merk' es fein
Liegt nur ein Schein von deinem Sein . . .

*

Unser Planet gäbe eine prächtige Sprengbombe ab im großen Weltkampfe . . .

---

* Bemerkungen zur Technik der Völkerverhetzung. Mit 72 Abbildungen. Preis 1 Mk. 20 Pf. 151. Flugschrift des Dürerbundes. (Georg D. W. Callwey, München.)

Russisches. Erlebnisse und Eindrücke aus elfmonatiger Gefangenschaft 1914/15. Von Mac Pfau. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Was Deutsche in russischer Gefangenschaft seit Ausbruch des Weltkrieges erlebt haben, darüber liegen schon mancherlei Berichte vor, in denen viel wertvolles und charakteristisches Material enthalten ist. Eine besondere Stellung in dieser Gruppe der Kriegsliteratur gebührt aber dem kleinen Buche von Max Pfau, das soeben erschienen ist. Der Verfasser begnügt sich nicht mit der Erzählung dessen, was er erfahren und erlitten hat; er sieht die Dinge, die ihm und seinen Leidensgenossen zugestoßen sind, in ihrem größeren Zusammenhang, sieht sie als Ergebnisse und Zeugnisse des russischen Chaos. Ein Chaos ist die russische Verwaltung, ein Chaos ist aber auch der russische Volkscharakter, der im einzelnen Menschen wie in der ganzen Nation ein Neben- und Durcheinander der widersprechendsten Eigenschaften, ebenso unlöslich wie für unser Empfinden, unorganisch verbunden aufweist. Es ist ein beinahe ergreifendes Zeugnis für deutschen Gerechtigkeitssinn, wie der Verfasser unseres Büchleins bei allem Schweren, das er durchzumachen hat, bei allem Furchtbaren, das er andere Landsleute leiden sieht, nie aufhört, nach den inneren Gründen dieser rätselhaften russischen Seelenbeschaffenheit zu fragen, wie er keinen mildernden Umstand übersieht oder anzuführen vergißt und wie er jeden schönen Zug, jede freundliche, menschliche Regung, die er im Volks- und Seelenleben unserer Feinde beobachtet, gerne dankbar hervorhebt.

Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier. Heft 11 bis 14. Preis je 25 Pf. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

„Wir können nicht nur bewundern, was unsere Heere getan, wir werden und müssen auch der Kunst Anerkennung zollen, mit der unsere Generalstäbe diese Taten beschrieben haben." — Mit diesen Worten hat ein jüngerer Historiker, F. Endres in München, aufs treffendste den Wert dieser „Kriegsberichte" bezeichnet, von denen jetzt Heft 11 bis 14 vorliegen. Sie enthalten: Die Argonnenkämpfe vom 20. Juni bis 2. Juli und vom 13. bis 14. Juli 1915 (mit 4 Karten); Die Schlacht von La Bassée und Arras im Mai 1915 (Lorettoschlacht) (mit 4 Karten); Die Kämpfe in Serbien und östlich um Wilna (mit 3 Karten); in Heft 14 endlich finden sich folgende Darstellungen vereinigt: Der Durchbruch bei Prasznysz; Unser Kaiser bei der Armeeabteilung Woyrsch; Wie Kowno erobert wurde (mit 2 Karten). Die vornehm-einfache Ausstattung gibt diesen in ihrer Art klassischen, geschichtlich so bedeutsamen Berichten des Generalstabs das würdige äußere Gewand; die beigegebenen Kartenskizzen geben die beste Grundlage für das Verständnis der anschaulichen und lebensvollen Schilderungen. So ist es nicht zu verwundern, daß diese „Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier" in der vorliegenden Ausgabe sowohl im Heere selbst wie im Publikum eine außerordentliche, immer wachsende Verbreitung finden. V.

Zur Ernte 1915. Ein Flugblatt. Reinertrag dem Roten Kreuz. Zum Fest der Goldenen Ähre. Graz.

Wenn England, das uns aushungern wollte, heuer ein solches Lob- und Danklied für eine gesegnete Ernte singen könnte! — Aber es hat keine Dichter und es hat — wie man hört — auch keine Ernte.

Kriegs-Almanach. 1914—1916. Herausgegeben vom Kriegshilfsbüro des k. k. Ministeriums des Innern.

Ein dem großen Zweck würdiges Buch. Es ist eine Sammlung von Gedichten, Erzählungen und anderen Aufsätzen vaterländischer Schriftsteller. Besonders hinzuweisen auf die künstlerisch ausgeführten Porträts von hohen Persönlichkeiten der Kriegshilfsanstalten, Medaillen von Feldherren usw. Auch ein paar zeitgemäße Lieder mit Noten. Der erste Blick in das Buch zeigt diese prächtige Ausstattung; der literarische Inhalt ist wohl der Stunden wert, die man ihm widmet. Der Ertrag des Buches kommt der Kriegshilfe zu.

Büchereinlau .

Arnold von Tannenhaus. Weihnachtsdrama von Karl Haselsteiner (erblindet). (Hamburg 25, Bethesdastraße 9, Haus 3, 1. Stock.)

Musterblätter für Handfertigkeit. 80 Vorlagen zur Selbstanfertigung von Gebrauchsgegenständen und Spielzeug. Preis 4 Mark. (Leipzig u. Berlin. B. G. Teubner.)

Im Verlag von Hippolyt Böhm, Graz, erschienen: **Ich hab' ein Hüglein im Polenland,** Lied für eine Singstimme mit Klavierbegleitung, vertont von Karl Fürnschuß Worte von K. D. Zwerger. **Radetzky erwache!** Kampflied gegen Italien. Weise von Josef Weber Worte von Franz S—ch. **Im kleinen Salon.** Lied für Gesang und Klavier von Hans von Zois.

Hoch Hötzendorf! Österr.-ungar. Militärmarsch von Franz Mohaupt. Werk 29. (Reichenberg i. B. Druck von Gebr. Stiepel, G. m. b. H.)

Die besten deutschen Romane. Zwölf Listen zur Auswahl. Mit einer geschichtlichen Einleitung: Welche Romane muß man als Deutscher lesen? Von Prof. Adolf Bartels. (Leipzig. K. F. Köhler. 1916.)

Die Schrift zeigt den ungeheuren Reichtum der deutschen Romanliteratur; sie geht an keinem bedeutenden Werk vorüber und die Listen sind ein so bequemer Ratgeber für jeden, der gute Romane lesen will, aber nicht weiß, welche.

Gedichte. Von Franz Antoine. (Wien. Stähelin und Lauenstein.)

In diesem kleinen Bändchen fallen besonders die Gedichte im Vollston angenehm auf und vielleicht ist manchem von ihnen beschieden, Gemeingut des Volkes zu werden. Ich denke dabei besonders an die drei ersten Gedichte, die einfach, schlicht und warm anmuten. Auch die kriegerisch gestimmten Poeme am Schluß unterscheiden sich vorteilhaft von den leider üblichen Schlachtengesängen; hier findet sich kein falsches Pathos und keine Blutrünstigkeit — in der sich vor allem die Daheimgebliebenen hervortun! Antoine betont mehr das allgemein Menschliche und das vornehmlich Deutsche. Das Bändchen verdiente größere Beachtung als manche andere Sammlung, die heute über Gebühr gelobt wird, um in Kürze völlig vergessen zu werden.

Österreichische Geschichte von Professor Dr. Franz v. Krones, neubearbeitet von Professor Dr. Karl Uhlirz, vollendet und herausgegeben von Dr. M. Uhlirz in Graz. III: Von 1619—1714. (Sammlung Göschen Nr. 765.) (Berlin u. Leipzig. G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.)

Das dritte Bändchen der Österreichischen Geschichte umfaßt in der Neubearbeitung des Werkes den Zeitraum vom Beginn des dreißigjährigen Krieges bis zum Ende der Kämpfe um die Spanische Erbfolge. Da die wissenschaftliche Erforschung der Geschichte jener Zeit in dem letzten Jahrzehnte eine Reihe neuer, bedeutender Ergebnisse gezeitigt und vielfach geänderte Auffassung bewirkt hat, war es bei diesem Bande in noch höherem Maße als bei den vorangehenden nötig, eine tiefgreifende Umarbeitung des Textes vorzunehmen, von der besonders die Abschnitte über die Regierungszeit Kaiser Leopolds I. und die Spanische Erbfolge betroffen wurden. Durch die Ausdehnung des Werkes auf fünf Bände ist es möglich geworden, der Darstellung bei reicherem Inhalte größere Lesbarkeit und Anschaulichkeit zu verleihen. V. V.

Burgen-Kranz des Bayerland's. Von M. J. Lehner-Burgstall. I. Oberbayern. (München. Im Verlag des Verfassers.)

Dieses Buch ist nicht nur lehrreich sondern auch vorbildlich. Mit erstaunlicher Gleichgültigkeit wurden die meisten Burgen der deutschen Vergangenheit, obschon ihnen als geschichtliches und architektonisches Denkmal besondere Bedeutung zukam, der Vernichtung durch die Elemente und dem Zerstörungsdrang der Menschen anheimgegeben. In den Regel ist der Verfall bereits so weit vorgeschritten, daß sich dagegen nicht mehr viel unternehmen läßt, aber jedenfalls ist es verdienstvoll, das noch Bestehende möglichst zu erhalten und sich mit der Vergangenheitsgeschichte unserer Burgen mehr als es bisher geschah, zu beschäftigen. Wie man das am besten tut, das zeigt Lehner-Burgstall. Seine knappe Abhandlung über die oberbayrischen Festen ist wie erwähnt vorbildlich, der allgemeine Teil klärt kurz und übersichtlich über das Wesen der deutschen Burg auf und im Anhang finden sich Sagen, die an alte Schlösser anknüpfen.

Der Verfasser versprach übrigens dem „Heimgarten“ einen Aufsatz, der zur Burgenforschung anregen will, denn gerade in der Steiermark stehen viele uralte Schlösser und Ruinen, deren Geschichte nicht genügend durchforscht ist und die doch manchen wertvollen Beitrag zur allgemeinen Landeshistorie liefern könnten. H. L. R.

Die große Zeit. Illustrierte Kriegsgeschichte. Alle 8 bis 14 Tage ein Heft zum Preis von 30 Pf. (Berlin und Wien. Ullstein u. Co.)

An Kriegschroniken leiden wir wahrlich nicht Mangel, aber da so ziemlich jede auf anderen Grundsätzen aufbaut, so erwirbt sie dadurch ihre Lebensberechtigung. „Die große Zeit“ Ullsteins wird durch die Bilderfülle und die zahlreichen Einzelaufsätze besonderer Fachmänner charakterisiert. Die Bilder sind photographischen Aufnahmen oder künstlerischen Vorwürfen nachgebildet; die Vervielfältigung ist ausgezeichnet und die Auswahl eigenartig: Man betrachte zum Beispiel die interessanten englischen Werbeplakate oder die Proklamation der Franzosen in den zeitweilig von ihnen besetzten elsässischen Gebieten! Ebensolche Anerkennung verdienen die übersichtlichen Fachartikel und erklärenden Notizen. Der geringe Preis des einzelnen Heftes und die Erscheinungsform in Abständen von je einer oder zwei Wochen erleichtern beträchtlich den Bezug des Werkes, das nicht nur augenblicklich einen Wert darstellt, sondern besonders auch nach dem Krieg und für künftige Geschlechter ein Nachschlagebuch von Bedeutung sein wird. L.



7. Heft April 1916 40. Jahrg.

Der Erbarmungslose.

Roman von **Hans Ludwig Rosegger**.

(Fortsetzung.)

Polycarpes grausames Wort: „Königsblut ist kein Menschenblut" machte in Paris die Runde. Nicht einmal er selbst hätte sagen können, wie es ihm auf die Zunge sprang. Artemis teilte die Meinung der Leute im Palais, daß er es irgendwo aufschnappte. Sie fragte ihn nicht darum. Nur Michelle äußerte scheu bewundernd: „In Euch steckt ein Redner — aber daß Ihr so hart sein könnt!"

Die Anerkennung schmeichelte ihn.

Im Konvent reichte Robespierre dem Deputierten von Chiron seine magere, ewig feuchte Rechte: „Bürger, mich nennt man den Unbestechlichen, Euch darf die Mitwelt den Namen „der Erbarmungslose" verleihen. Ihr verdient ihn. Erbarmungslosigkeit gegen die Feinde der Freiheit ist die erste republikanische Tugend." Orléans-Egalité fragte: „Sind alle Einwohner Chirons so erbitterte Hasser des Königtums?"

Jean Baptiste bejahte.

„Euer Graf Champdivers scheint von anderer Rasse und schürt in Koblenz gegen Frankreich, weil es keinen Tyrannen mehr duldet. Wenn sein Schloß versteigert wird, bietet mit, es wird wohlfeil zu haben sein."

„Der ehemalige Marquis von Champdivers", entgegnete Polycarpe, „ist ein Verräter".

Schweizer Heimkalender. Volkstümliches Jahrbuch für 1916. Herausgegeben von Oskar Frei. (Zürich. Arnold Bopp & Comp.)

Franz Schuberts Musikalische Eigenart. Nach den Schubertbiographien von Heuberger und La Mara zusammengestellt von Karl Brachtel. (Friedek. Im Selbstverlag. 1915.)

Im Verlag Herder in Freiburg i. B. erschienen: Konrad Kümmel: **Die Brillenkompagnie** und **Schwabenstreiche aus der Kaserne.** Heitere Erinnerungen aus der Garnisonszeit 1870—71. Ferner von Magnus Jocham: **Theodor Körner, der schwarze Jäger,** Ein Appell an die Kameraden im Feld.

Die Heidenlerche und andere heitere Geschichten. Von Maria Stona. (Leipzig. Philipp Reclam jun.)

Unsere Führer. Von Franz Weigl. (Kempten und München. J. Köselsche Buchhandlung.)

Unser Heiliger Krieg. Von Professor Ernst Borkowsky. 2. Teil. Mit 13 Holzschnitten von Professor Walter Klemm und 14 Karten. (Weimar. Gustav Kiepenheuer.)

Mit den Blumenteufeln gegen die Russen. Drei Monate Winterfeldzug in Südpolen und den Karpathen. Von Hans Sommeregger. (Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller.)

Deutschland und Österreich. Kriegsaufsätze von Walter v. Molo. (Konstanz. Reuß und Itta.)

„Daß dir wachsen deiner Seele Schwingen.“ Gedichte aus den Tagen des großen Krieges. Von Clara Prieß. (Stuttgart. J. F. Steinkopf.)

Vaterland und Heimat. Die Bedeutung der Kriegerheimstätten. Von Melanie Ebhardt. Vortrupp-Flugschrift Nr. 32. Zweite Auflage. (Hamburg. Alfred Janssen, Vortrupp-Verlag.)

Raubwild und Dickhäuter in Deutschostafrika. Von Hans Besser. Mit zahlreichen Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers, nach Zeichnungen von Professor Wagner und R. Öffinger, einem Kärtchen und einem farbigen Umschlagbilde, gezeichnet von M. Zimmerer. (Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung.)

Der deutsche Wald und seine Ernte in der Frischhaltung. Vortrag von Frau Luise Kautz. Herausgegeben mit Unterstützung des Badischen Landesvereines vom Roten Kreuz. Karlsruhe.

Familiennachrichten für die Nachkommen A. H. Franckes. Herausgegeben von Kurt Niemeyer. (Halle a. S. Druck von Ehrhardt Karras.)

Das Gedächtnis und seine Pflege. Von Alfred Leopold Müller. Mit 22 Abbildungen, (Stuttgart. Kosmos. Gesellschaft der Naturfreunde. Geschäftsstelle: Franckhsche Verlagshandlung.)

Postkarten des „Heimgarten“

M. L., Brünn: Lesen Sie Prof. Antons Aufsatz: „Ärztliches zur Erhaltung und Vermehrung der deutschen Volkskraft“ in der „Deutschen Revue“, Februar 1916. Solche Winke sollten überall verbreitet werden.

(Geschlossen am 20. Februar 1916.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Fleck**er. — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz.

ein mächtiges Bündel Assignaten ins Rockfutter und erspähte eine halbe Stunde, die Mutter Bicornou und die säuerliche Tochter bei einer Nachbarin verplauschten, um mitsamt seinem Köfferchen zur Poststation zu entwischen. In vier Tagen konnte er die Grenze erreichen und war geborgen. Nur außerhalb Frankreichs gab es Sicherheit, kalkulierte Polycarpe, und traf gerade einen Postwagen, der abgefertigt wurde. Den Hut in die Stirn gezogen, stieg er ein und kroch in eine Ecke, die Pferde schnoben und die Kutsche fuhr los.

Gerettet!

Aber er gelangte nur bis an die Stadtgrenze; dort untersuchte ein zweifelhafter Kerl, der eine Wächterstelle ergattert hatte, die Koffer, die Pakete und sogar die Taschen der Reisenden. „Den Paß!" verlangte er barsch.

„Einen Paß? Ich habe keinen." Polycarpe zitterte; daran hatte er nicht gedacht.

„Dann trollt Euch; ohne Paß darf niemand Paris verlassen."

„Wird's?" fragte der Kutscher. „Ich hab Eile."

Jean Baptiste warf sich in die Brust: „Ich bin Mitglied des Konventes."

„Kümmert mich nicht; das könnte jeder sagen. Den Paß will ich sehen." Der Wächter wurde grob: „Ihr seid ein verfluchter Girondist!"

„Ich bin Jean Baptiste Polycarpe."

„Schon möglich."

„Ich stimmte für den Tod des Königs", buhlte er weinerlich um die Gunst des Grenzers.

„Um so besser — aber wer's glaubt! Den Paß! Ohne Paß passiert niemand."

Polycarpe versuchte es mit Unverschämtheit: „Kerl, du bist ein Galgenstrick, ich werde dich anzeigen und dann . . ."

„Aussteigen!" brüllte der Mann." Ich werde dich lehren, mich Kerl und Galgenstrick zu schimpfen!"

„Hinaus!" unterstützte der Kutscher und schwang unternehmend die Peitsche.

„Ich will nach Chiron, ich muß nach Chiron, ich muß meine Wähler besuchen."

„Nach Chiron will er!" lachte der Kutscher.

„Chiron? Dann seid Ihr im falschen Wagen; dieser fährt nach Varennes. Aber jetzt macht endlich vorwärts und stehlt mir nicht die Zeit. Der Mensch muß nach Chiron, hat keinen Paß und hockt in der Kutsche nach Varennes."

Danton, den die Staatsgeschäfte bald nach Beendigung des Prozesses freigaben, klopfte kräftig die Schulter des Erbarmungslosen: „Ihr seid lakonisch wie ein geborener Lakonier. Rasch, sehr rasch habt Ihr Euch den Pariser Stil angeeignet. Was man sagt, braucht nicht wahr sein, es muß nur rasseln, damit man es sich leicht merkt. Nicht jeder lernt die gefällige Ausdrucksweise, aber im Palais ist dafür die beste Schule. Wer hätte Euch die Gewandtheit zugetraut? Dicke Leute pflegen weichmütig veranlagt zu sein. Ja, die Einsamen sind stets die Gefährlichsten! Einsame Wölfe reißen das meiste Wild, einsame Adler rauben die meisten Schafe und einsame Menschen denken die schwersten Gedanken."

Orléans, der das Gespräch erlauschte, spielte auf einen flüchtigen Priester an, von dem man munkelte, Danton habe ihn entkommen lassen: „Sind auch einsame Heilige gefährlich oder nicht?"

Der Donnerer warf sorglos über die Achsel hin: „Heilige gibt es nicht, weder einschichtig noch in Rudeln."

Jean Baptiste genoß seinen jungen Ruhm; an ihn durfte sich nun kein Denunziant heranwagen. Er gehörte jetzt zu den Unantastbaren, zu den gefeiten Patrioten und der Kopf saß ihm fest auf den Schultern.

Marat empfahl den Erbarmungslosen im „Volksfreund" der Verehrung aller Gutgesinnten und die Besucher des Palais handelten danach.

Aber eines Abends auf der Straße zielten die narbigen Finger eines Schifferknechtes nach ihm; der Knecht unterwies seinen Sohn, einen grünen Jungen: „Da geht der Polycarpe, der im Konvent sagte, Königsblut sei nur Ochsenblut. Ein schlechter Kerl! Merk ihn dir gut, Gaston." Jean Baptiste warf den trotzigsten seiner Blicke auf den Lästerer, aber der nickte mit vorgeschobenem Unterkiefer und drohte.

Die bösen Worte ängstigten Jean Polycarpe länger, als ihn die Anerkennung der wilden Männer im Konvent erbaut hatte.

Ein weiterer Zwischenfall raubte ihm vollends die kaum errungene Selbstsicherheit. Ein früherer Leibgardist des Königs erstach am hellen Mittag den Deputierten Lepelletier, der für den Tod Ludwigs gestimmt hatte; niemand wagte sich an den riesenhaften Mörder heran und so entschlüpfte er durch Nebengäßchen. Der Dolch in der Brust Lepelletiers war von seltsamer Form, der Griff glich einer Lilie und die Spitze krümmte sich zu einem Widerhaken. „Ein schmiedeiserner Royalistendolch", erklärten Kenner.

Nach drei schlafarmen Nächten, in denen Jean Baptiste immer nur das eine Bild vor sich sah — sich selbst von einem Liliendolch gespießt — war sein Entschluß ausgereift und er wollte ihn sofort in Wirklichkeit umsetzen. Hinter sorgfältig gesperrten Türen packte er einen kleinen, unbeträchtlichen Koffer, nähte ächzend über die ungewohnte Arbeit

Die europäische Koalition sammelte ihr Streitkräfte rings um das gotteslästerliche Frankreich und die Jakobiner betrieben die Rüstungen zur Abwehr. Da tat auch Jean Baptiste mit. Die Deutschen und die Österreicher und die Holländer in Paris — das fehlte noch! —

Verkatert fing er einmal mit Artemis Streit an, da sie ihn mahnte, sein Versprechen einzulösen und ihr Orléans-Egalité zuzuführen. Polycarpe weigerte sich und sie lief fort; er eilte nach und sie stritten auf der Straße: „Wenn du Geld von mir nimmst, mußt du auch deine Pflicht erfüllen, ich hab dich angeworben und du hast bei mir zu bleiben!"

Der rote Schmetterling warf ihm die Geldtasche an den Leib: „Da hast du's zurück! Ich bin nicht deine Sklavin!"

„Du vernachlässigst mich — zwei Abende in der Woche hast du mich schon allein gelassen."

„Nimm dir eine Kinderfrau!" höhnte sie gereizt, „Die bringt dich abends ins Bett und morgens kleidet sie dich an."

Er schüttelte derb ihren Arm: „Wo warst du gestern?"

Artemis rang sich frei: „Das geht dich nichts an."

„Wo du warst, frag ich?" Polycarpe hob die Faust, um zuzuschlagen.

Fußstampfend zischte sie: „Gut, du zwingst mich . . . Ich sag's dir — aber dann sind wir geschieden."

„Also wo?"

„Am Grab meines Mannes. Es war sein Sterbetag."

Jean Baptistes geballte Hand sank herab. „Du warst verheiratet . . .? Ja, wie denn . . . Davon hast du mir nie erzählt!"

Wortlos ging sie. Er grollte, schämte sich, aber wagte nicht, ihr zu folgen.

Als der rote Schmetterling den nächsten und auch den übernächsten Tag ausblieb, machte sich der Deputierte von Chiron wieder an Michelle heran und zog Erkundigungen ein: „Artemis war verheiratet?"

„Ja."

„Mit wem?"

„Fragt sie selbst!" Und die säuerliche Jungfer ließ sich keine andere Antwort herauspressen.

Überhaupt langweilte sie ihn, zierte sich, machte sich rar und redete dummes Zeug. Wenn sie etwas nicht verstand, lachte sie blöd — die dumme Gans! War er mürrisch, störte ihre laute Heiterkeit und er schalt: „Nimm gefälligst Rücksicht auf meine Gesundheit. Dein Geplärr ist mir unangenehm." Verhielt sie sich still, so wurde er erst recht wütend: „Wenn du nichts zu reden weißt, pack dich in die Küche!"

Zornig und keuchend schleppte Jean Baptiste seinen Koffer rücklings in die Rue Crebillon und unter der Haustür begegnete er Artemis, die ihn anstaunte: „Bist du Packträger geworden, Alterchen?"

Er log: „Der Bürgermeister von Chiron schrieb mir, ich sollte kommen ... Das Schloß Champdivers wird meistbietend verkauft ... Da wollte ich sofort — aber der Postwagen war bereits abgefertigt."

Sie mißtraute der Ausrede: „Ohne mich zu fragen? Nicht flunkern, Alterchen!"

„Was glaubst du von mir!"

„Zeig den Brief des Bürgermeisters!"

Der Brief ließ sich nirgend finden.

*

* *

Polycarpe guckte es Orléans-Egalité ab und erschien nicht mehr jeden Tag im Konvent, und wenn er hinging, blieb er nur kurze Zeit. Es kümmerte sich niemand um ihn und seine Abwesenheit fiel nicht auf.

Die Aasgeier von der Gironde und die vom Berg packten einander beim Kragen. Die Girondisten waren im Prozeß unterlegen, aber sie waren noch nicht tot. Ihre Gegner, Robespierre, Danton und Marat, arbeiteten einander in die Hände, und jeder tat's in seiner Art. Paris gehörte ihnen und damit hofften sie Frankreich zu erobern. Die Provinzen murrten über die Vergewaltigung ihrer Rechte, und wo die Provinz aufstand, wie in der Vendee, dort entfaltete sie das Lilienbanner und die Gironde, die der Republik anhing, mußte dagegen Schulter an Schulter mit den Jakobinern streiten. Die königliche Gegenrevolution, die Ludwig, das gefangene Kind, als Ludwig den XVII. ausrief, von Priestern und Altadeligen geleitet, erschreckte die gemäßigten Freunde der Ordnung und trieb die Radikalen ins Extrem.

Der Jakobinerklub jagte den Parisern Angst vor einer neuen rächenden Monarchie ein und festigte seine Macht. Er setzte die Errichtung eines Wohlfahrtsausschusses durch, der alle Gewalten an sich riß und sich anschickte, den Staat zu regieren. Im Wohlfahrtsausschuß saßen Robespierre und Danton, und das ebenfalls neugeschaffene Revolutionstribunal unterstützte ihn. Das Tribunal urteilte über alle politischen Vergehen — und urteilte rasch, am liebsten ohne zu genaue Untersuchung. Der öffentliche Ankläger, der schlangenglatte Fouquier-Tinville legte dünn lächelnd dar, man täte keinem Verdächtigen, den man um einen Kopf kürze, sonderlich unrecht, und in der Folge petitionierte der Scharfrichter Sanson um ein halbes Dutzend geübter Gehilfen; mit seinen paar Leuten könne er es bei der Maschine nicht mehr leisten.

Die Ereignisse häuften sich.

die welligen Hügel, und die faltige Landschaft atmete einen Hauch fast vergessener Traulichkeit. Weit drüben, beinahe in einer fremden Welt, im Dunst, klein und winzig, spreitete Paris seine Fangarme — das furchtbare entsetzensschwangere Paris, die unersättliche Dirne, deren Gier Menschen verschlang. Eine schwere Trauer übermannte Jean Baptiste, ein lästiger Überdruß an seinem ziellosen zertretenen Leben, ein unbestimmtes Sehnen . . . Wonach? Nach Chiron? Nein, nicht nach Chiron. Scheu dachte er an die Heimat, die ihn verstieß, die ihn an den Moloch Paris verkaufte . . . Ein Sehnen nach einem stillen Fleckchen Erde in der Fremde. Doch, was sollte er dort? Unter Leuten leben, deren Sprache er nicht sprach, die ihn mieden — weil er aus dem unseligen Lande Frankreich kam, das seinen König erschlug. Und ein seinem Wesen zuwiderer Neid krallte sich in Polycarpes Herz: Er beneidete die Toten, die am Ziel waren, die alle Fährlichkeiten überwanden, für die es keine Verfolgungen, keine Furcht mehr gab . . .

Jean Polycarpe lehnte an der Terrassenmauer und starrte in die Tiefe, die lockte; und er beugte den Oberkörper hinaus und empfand ein zittriges Gruseln, einen wohligen Schwindel, mit dem der Absturz nach ihm rief. Die Wiesen in der Tiefe breiteten die grünen Arme, ihn zu empfangen . . .

„Halt, mein Freund!" Eine Hand riß den Taumelnden zurück. „Ihr verliert das Gleichgewicht und brecht das Genick. Der Konvent kann Euch noch nicht entbehren."

Jean Baptiste blickte sich verwirrt um: „Ihr . . . Danton!"

„Kollege, habt Ihr Robespierres Erlaubnis, Euch zu Tode zu fallen?"

„Mir ist übel", sagte Polycarpe verzagt; die Sonne blendete ihn und er schwankte.

„Frühlingsschmerzen. Den Vollblütigen pumpt der Frühling das Blut in den Kopf. Das gibt Schlagfluß. Setzt Euch ins Gras." Der Donnerer streckte sich selbst gemächlich hin. „Ein schöner Tag, lau und einladend. Litt es Euch auch nicht im dumpfen Konvent? Nicht wahr, die wilden Männer werden auch ohne uns fertig!"

Dantons gleichmütiges Wesen kühlte Polycarpes Sterbeinbrunst ab, ein weicher Zug glättete seine eckigen Mundwinkel und mitteilsam schüttete er sein Herz aus . . . „Wie lange kann es noch so fortgehen? Sagt! Wer hält das aus — Mord und Mord und abermals Mord. Macht ein Ende, Danton!"

Der Donnerer träumte in die Ferne: „Wie unschuldig Paris sich sonnt! Eine heuchlerische Unschuld . . . Ich soll ein Ende machen, mein Lieber?" Der milde Frühling spiegelte sich in Dantons Augen. „Ich kann's nicht und vielleicht kann's niemand — nicht einmal Robespierre,

Michelle erbot sich, seiner Laune überdrüssig, die Base zu besänftigen und sie herbeizuholen. Da graulte er sie an: „Untersteh dich, die Person, die mich anlog, kommt mir nicht mehr ins Haus!“

Ein bißchen widerhaarig maulte Michelle: „Und was geschieht, wenn Artemis uns besucht?“

„Dann ziehe ich aus.“

*
* *

Als die Büsche im Luxembourggarten grüne Pfoten ausstreckten, erwachte in Jean Baptiste wieder die wehe Sehnsucht nach der Natur — nach der echten, der ungebundenen, nicht nach der zugestutzten und geknebelten, die sich von der Schere der königlichen Gärtner nicht erholen konnte. Polycarpe dachte: Es ist wie mit den Menschen in Paris, die alle frei sein möchten und denen das Königtum tief in den Knochen steckt — immer brauchen sie einen, der sie knechtet; heißt er nicht Ludwig, so heißt er Konvent.

Aber der Deputierte von Chiron kämpfte erst lange mit seiner Schwerfälligkeit, bis er sich aufraffte und ins Freie fuhr, nach Saint Germain en Laye. Grimmig, daß Artemis nicht mit dem habgierigen Kutscher feilschte, erbost, daß der rote Schmetterling verschwunden blieb, nnd zum Zerplatzen zornig, weil Michelle ihre Begleitung angetragen hatte. Ja, Michelle! Der war es nur um einen wohlfeilen Ausflug zu tun, um dabei ihren Begleiter zu Tode zu langweilen.

Während der ganzen Fahrt ärgerte sich Polycarpe über die zwei Frauenzimmer, über die eine, die ihn verlassen hatte, und über die andere, die sich herandrängte. In dieser miserablen Stimmung traf er in Saint Germain ein und trottete zum Schloß, ohne vorher auch nur den kleinsten Imbiß zu nehmen. Um Gottes willen, keine Leute sehen! Allein sein! Er stand vor der Ritterburg mit Gräben und Wällen, in der Ludwig der Tyrann, der Vierzehnte seines Namens, geboren wurde. Eine Zwangsvorstellung marterte Jean Baptiste im Angesicht der Burg: Eine Zugbrücke würde plötzlich niederrasseln, Bewaffnete würden heraussprengen und ihn festnehmen. Unwillkürlich entfernte er sich von der unheimlichen Zwingburg und promenierte stumm grollend auf der Terrasse. Die saftigen grünen Fähnchen des Frühlings flatterten überall im Wind — und das erinnerte an die unvergleichlichen Flußauen der Chaise, wo jetzt wohl schon die Weiden ausschlugen; hier trieben Buchen und Linden. Das Knospen und Blühen brachte Polycarpe auf andere, auf freundlichere Gedanken und er zog die verheißende Frühlingsluft in die Lungen, seine Augen glänzten und der Blick schweifte über die Bäume, das frischgefärbte Gras, in das Blumen bunte Farbenflecke klexten, über

plappern wir eigentlich über Politik? Durch Reden und Reden Anhören wird niemand klüger. Nur Taten gelten."

„Sagt mir wenigstens, was Ihr anstrebt!"

„Platz schaffen für die Zukunft, Gerümpel wegräumen." Grausam und unerbittlich legte der Donnerer sein Programm dar: „Die Gironde muß fallen, weil sie unreif ist, und Robespierre wird fallen, wenn er überreif ist." Der bittere Ernst schlug in Ironie um: „Und wir zwei, mein lieber Freund, Polycarpe und Danton, gründen gemeinsam ein glücklicheres Frankreich."

„Sehr gern."

„Seht, wie sich die Abendsonne in der Seine badet — hört Ihr den Feuerball ins Wasser zischen? Die Kuppel des Pantheons wird angezündet! Schön . . . schön . . . Eine Schönheit, die wenig gilt."

Jean Baptiste dachte nach und als er antworten wollte, war Danton grußlos gegangen. Er sah ihn langsam und schwer, die massigen Schultern hochgezogen, dahinschreiten.

Polycarpe wanderte in den Ort, um sich zu stärken, und kehrte im Gasthaus „Zu den Lilien" ein. Mutter Marie, breithüftig und rotbackig, stellte eine Flasche goldgelben Weines auf den Tisch: „Wohl bekomm's dem Herrn!"

Er kostete und nickte zufrieden: „Gut!" Dann hob er die Stimme: „Zu den Lilien, heißt es bei Euch? Die Lilie ist eine königliche Blume! Danton ist hier — wenn er das sieht!"

Mutter Marie lachte hell: „Hat's gesehen!"

„Und?"

„Er fragte mich wie Ihr; und ich sagte ihm: Sind etwa auch die Lilien verboten, die in meinem Garten wachsen? Da klatschte er in die Hände: Wahrhaftig, Ihr seid der erste kluge Mensch, Frau Wirtin, den ich seit Jahren sah. Man muß nicht jede verrückte Mode mitmachen." —

Spät abends, mit abgemüdetem Hirn, langte Polycarpe in Paris an. Der Stadtlärm umbrauste ihn. Er vermochte die Widersprüche in Dantons Worten nicht zu entwirren. Im Palais trank er eine Flasche Emigrantenwein und hielt Ausschau nach Artemis. Sie war nicht da und so suchte er sie in ihrem Zimmer. Der rote Schmetterling besserte eine getrennte Naht an seinem purpurnen Kleid. Er wünschte einen guten Abend.

„Guten Abend."

„Begleitest du mich?"

„Wenn ich fertig bin."

der die Macht Frankreichs verkörpert. Feuerspeiende Berge müssen sich ausspeien. Ihr seid müde, Polycarpe — ein Symptom; und auch ich bin müde. Und wenn einmal die Müdigkeit ins Unermeßliche schwillt und die Menschen vergewaltigt, dann wird Friede. Er kommt nicht durch uns, er kommt trotz uns ... Aber Geduld muß man haben, Geduld ... Erst die ausgetobte Bestie fällt ermattet in einen Winkel des Käfigs und leckt ihrem Wärter die Hand. Wißt Ihr denn nicht, daß der Mensch das einzige Viehzeug ist, das nie zufrieden ist? Wer wäre vermessen genug, sich die Bändigung der Pöbelinstinkte zuzutrauen? Wir haben sie für unsere Zwecke aufgestachelt und ein anderer wird sie für seine Zwecke ausbeuten."

„Robespierre?"

„Der? Nie! Dazu gehört ein Held und ein Weiser. Er wäre ein Held, hätte er Mut und zum Weisen fehlt ihm die Weisheit. Er ist ein Zerstörer und kein Aufbauer. Der muß erst kommen, der aus den Trümmern, die wir schlugen, das neue Reich zimmert." Dantons gelbe Eberzähne nagten die Lippen.

„Warum redet Ihr im Konvent nicht so? Man würde Euch zujubeln, Danton, auf Händen tragen, in den Himmel heben ..."

„... und ins Jenseits befördern ..." Er brach ein Veilchen, das neben ihm blühte, und roch daran. Dann zerpflückte er es. „Man würde mich ans Kreuz nageln, aber der Einfachheit wegen statt eines Kreuzes die Guillotine nehmen." Er warf das verdorbene Veilchen weg. „Es ist ja gar nicht meine Meinung, die ich da sage, sondern die Eingebung einer Laune, der Laune eines versonnten Frühlingstages, an dem alle Menschen ein wenig toll sind. Ich bin ebenso vollblütig wie Ihr. — Auch ich kann nur zerstören und muß zerstören, um dem kommenden Meister den Bauplatz zu ebnen. Frankreichs Schuld ist unermeßlich und nur eine Blutflut kann sie abwaschen. Oder prosaisch gesprochen, in einer Sprache, die auszusterben droht: Wir haben uns in eine Sackgasse verrannt."

„Der Wohlfahrtsausschuß", sagte Jean Baptiste zaghaft, „der Wohlfahrtsausschuß wird uns retten."

„Er ist ein Tyrann, allerdings, aber ein verfrühter Tyrann, herrschsüchtiger als jemals ein bourbonischer Schwachkopf ... Er ist nicht der Tyrann, der uns erlösen wird."

Wolken trübten die Sonne und Wolkenschatten jagten dunkel über die Landschaft. Eine scharfe Luft wehte. Polycarpe klagte: „Das sind Dinge, die ich nicht begreife."

„Kommt, Kollege, es wird kalt und in der Frühlingskühle gedeihen die schönsten Schnupfen. Man kann todessehnsüchtig sein, aber nach einem Schnupfen trägt auch der Sehnsüchtigste kein Verlangen. Wozu

Soufflet holte aus seiner Brieftasche eine engbeschriebene Liste. „Als die Leute hörten, daß ich zu unserem Deputierten gehen wollte, schleppten sie ihre Anliegen herbei. Es ist eine ganz nette Menge — aber dazu seid Ihr ja da, und bisher habt Ihr euch für uns wirklich nicht überanstrengt.“ Dann begann er abzulesen: „Die Nationalgardisten von Chiron fordern einen höheren Sold; die Gemeinde bedarf eines unverzinslichen Darlehens zum Bau eines Gefängnisses.“ Soufflet erläuterte das Begehren: „Das Gesindel nimmt überhand und man weiß nicht, wie man sich erwehren soll. — Der Grund und Boden, der zum Schloß Champdivers gehört — dessen Besitzer ja Euer Freund war — muß kostenlos unter die Bauern verteilt werden; ferner brauchen wir zwei Kanonen, neue Flinten und bessere Säbel, um gewappnet zu sein, wenn die Royalisten sich rühren. In St. Roy halten sie nämlich geheime Versammlungen ab. Der Bäcker Lammorale, auf den nie ein rechter Verlaß war, bäckt zu kleine Brote, und wir legen dem Konvent nahe, dem Betrüger eine scharfe Rüge zu erteilen.“ So ging es eine ganze Weile weiter und für den Schluß sparte sich Soufflet das Allerwichtigste auf: „Erwirkt uns den Sitz eines Revolutionstribunals in Chiron und eine Guillotine, die wir am Marktplatz aufstellen können. So ein Ding schafft Respekt und lehrt die räudigen Hunde, die die Republik verachten, Mores.“

Polycarpe erstarrte: eine Guilotine am Marktplatz in Chiron! Es war ihm zu Mute, als berührte das kalte Eisen seinen Nacken. Er preßte: „Man wird es sich überlegen.“

„Nichts überlegen!“ polterte Soufflet. „Da gibt es nichts zu überlegen.“

„Bitte, nicht erst überlegen . . .“, unterstützten Targot und Voisin.

„Versprecht uns die Guillotine oder wir wenden uns direkt an Robespierre.“

„Aber, liebe Leute . . .“

„Wir sind nicht Eure lieben Leute, wir sind freie Bürger der einen und unteilbaren Republik.“ Soufflet legte seine breite Tatze um Polycarpes Handgelenk und drohte: „Macht uns keine Geschichten, Mann. Uns imponiert Ihr nicht. Uns macht Ihr keinen blauen Dunst vor. Ich brauche nur hingehen und in Paris erzählen, was für einer Ihr seid! Meine Schwester habt Ihr aus Hochmut sitzen lassen, als es ans Heiraten ging, die Monarchie habt Ihr gepriesen, ärger als die verdammten Girondisten, und habt uns gegen Paris schicken wollen, um den König zu retten! He, ist's nicht wahr? Habt Ihr nicht immer vom guten König Ludwig gefaselt? Wenn's Euch gefällig ist, so besuche ich Marat, an den ich eine Empfehlung mithabe, und teile ihm Verschiedenes mit . . .“

Jean Baptiste rückte einen Sessel heran. „Ich verplauderte eine Stunde mit Danton. Horch, was er mir erzählte.“ Und er berichtete von dem Gespräch. „Was sagst du dazu?“

„Daß Danton alt wird; er ist verbraucht.“

Kopfschüttelnd starrte Polycarpe sie an: „Er zählt keine dreißig Jahre.“

Artemis strich die frischgebesserte Naht glatt und prüfte die Arbeit. „So, fertig.“ Sie stellte ein violablasses Hyazintenstöcklein vor ihn hin: „Das hab ich eigens für dich gekauft, Alterchen — wenn du wieder brav bist . . . und endlich dein Wort einlöst, mich zu Orléans-Egalité zu führen. Er ist der kommende Mann.“

* * *

Mit den allerneugierigsten Stielaugen im Gesicht meldete die Witwe Bicornou drei Männer an, die den Bürgerdeputierten Polycarpe zu sprechen wünschten.

Hinter ihr traten Nicolas Soufflet, François Targot und Pierre Voisin ins Zimmer — der Wirt zum „Dritten Stand“, ein Kleinhäusler und ein Pächter, den ein Gesetz zum Eigentümer eines Gütchens in Chiron gemacht hatte.

„Guten Morgen“, sagte Soufflet rauh. „Ich bin nämlich Bürgermeister geworden, weil wir den Lanceleau, den Waschlappen, davonjagten.“

Jean Baptiste unterdrückte feindliche Gefühle und bot den Gästen Plätze an. Targot und Voisin setzten sich bescheiden auf die Hälfte je eines Sessels, der neue Bürgermeister dagegen warf sich auf das alte Sopha, daß das gichtbrüchige Möbelstück krachte.

„Bürgerdeputierter, wird Euch interessieren, daß der Lanceleau für die Anstellung eines unbeeideten Pfaffen agitierte; das brach ihm das Genick. Ihr wißt ja selbst, was für ein Kirchenschliefer der Kerl war.“

„So, so . . . ein Kirchenschliefer . . .“, wiederholte Jean Baptiste betroffen. „Ja, ja, ich erinnere mich ungefähr . . .“

„Das hat er jetzt davon!“ erklärte der Schankwirt selbstgefällig und grinste wie einer, der beim Kartenspiel alle Trümpfe in der Hand hat. „Denkt Euch, der Teufel hat Lanceleau geholt — und in die Chaise geschmissen. Da ist der Duckmäuser ersoffen. Mäuse schwimmen nicht.“ Er lachte kollernd über das Wortspiel, während Targot und Voisin nur leise lächelten.

„Ach!“ entfuhr es Polycarpe. „Der Arme!“

„Er hat's ehrlich verdient.“

„Und was wünscht Ihr von mir?“ fragte Jean Baptiste und legte möglichst viel Würde und Festigkeit in den Ton.

der Posthalter Poutillon, der Bäcker Lammorale, der überdies minderes Gebäck verschleißt, und der Steuerpächter unter der ehemals königlichen Regierung, François Plumeau. Eine unparteiische Untersuchung wird meine Angaben bestätigen und gewiß untrügliches Beweismaterial zutage fördern. Außerdem beantrage ich zwecks Säuberung Chirons von unlauteren Elementen die Einsetzung eines Revolutionstribunals und die Errichtung einer Guillotine am Marktplatz. Jean Baptiste Polycarpe, Mitglied der Nationalkonvention."

Er überlas das Schriftstück und war damit zufrieden.

Als Artemis eintrat, faltete er gerade das Blatt und siegelte es.

„Beschäftigt, Alterchen? Du bist mir doch nicht untreu und korrespondierst mit anderen Damen? Mit kleinen Mädchen? Ich kratze dir aus Eifersucht die Augen aus!" Übermütig krallte der rote Schmetterling die Finger und fuhr Jean Baptiste ins Haar. „Miau, die Katze ist da! Wem schickst du den Liebesbrief? Der schmalhüftigen Messaline oder der stuppsnäsigen Chloris? Laß mich lesen."

Ohne zu wollen, ahmte Polycarpe das ein Lächeln ersetzende Mienenspiel Robespieres nach und schob den Brief in die Brusttasche seines Schößelrockes: „Ein Staatsgeheimnis!"

„Vor mir hast du keine Geheimnisse zu haben, Alterchen."

„Staatsgeheimnisse!", betonte er, ahnend, sie könnte mit seinem Tun nicht einverstanden sein. „Wo ist mein Stock? Gehen wir spazieren."

„Wohin?"

„Ins Palais oder in den Tuileriengarten."

Sie gingen nebeneinander und waren vergnügt. Auf dem Umweg über die Isle gab er das Schreiben beim Komitee ab und rieb sich die Hände: „Das hat dein Alterchen gut gemacht. Die werden an mich denken! So was muß begossen werden."

Im Palais tranken sie süßen roten Schnaps, das Gläschen zu einem Franken.

* * *

Chiron bekam sein Revolutionstribunal und aus der Mitte des Marktplatzes ragte bald der erwünschte hebräische Buchstabe empor. Das Komitee der Sicherheit verständigte den Bürgerdeputierten Polycarpe davon, daß man seine Vorschläge ausführte.

Die strenge Untersuchung gegen Nicolas Soufflet und seine Schwester Rosine, sowie gegen Targot, Voisin, Lammorale, Poutillon und Plumeau erbrachte zwar keinen einwandfreien Schuldbeweis und die Verdächtigten beriefen sich sogar auf ihre Freundschaft mit Jean Baptiste, aber der Bürger-Staatsanwalt lächelte dazu nur sehr bedeutsam und verurteilte

„Ihr sollt die Guillotine haben . . .“, gelobte Jean Baptiste und zitterte in allen Gelenken.

Befriedigt vom Erfolg ihres Besuches erhoben sich die drei Vertrauensmänner Chirons und ließen den Wunschzettel zurück. Die Worte Revolutionstribunal und Guillotine waren darauf rot unterstrichen.

„Und hätten wir etwas Wichtiges vergessen, so schreiben wir!“

„Meine Schwester Rosine läßt Euch grüßen!“ Soufflet grinste. „Vielleicht überlegt Ihr es Euch auch noch in dieser Beziehung. Junggesellenleben ist ein ödes Leben. Freilich in Paris . . .“

Jean Baptiste Polycarpe blickte ihnen durchs Fenster nach, die heiße Stirn an die kühle Glasscheibe gepreßt. Seine drei Feinde stampften breitspurig durch die aufgeweichte Gasse, redeten eifrig und schauten auch einmal zurück, ehe sie in einem Schnapsladen verschwanden.

Die konnten gefährlich werden — waren schon gefährlich! Die Erpresser! Mit ihrem läppischen Tratsch aus Chiron. Und auch die anderen Bürger, Lammorale, Poutillon, Plumeau . . . Wenn die plauschten . . . Man hatte so mancherlei bei den Abendschoppen im „König von Frankreich“ geschwatzt. Heute begnügte sich Soufflet noch mit einer Guillotine und Kleinigkeiten — aber was würde er später verlangen? Mit Drohungen ertrotzen! Und die ekelhafte Rosine mit ihrem zu kurzen Bein; wenn auch das andere dafür um so länger war. Und widerstand man einmal, dann denunzierte der Lump einfach. Denunziert und geköpft war in Paris ungefähr dasselbe. Eine Denunziation unter Fouquier-Tinville bedeutete Schlimmeres als ein Lettre de cachet unter den Bourbonen. Das alte Frankreich schickte die Unbequemen nur in die Bastille, das neue gleich ohne Federlesen zum hebräischen Buchstaben.

Da dachte der Erbarmungslose den furchtbarsten seiner Gedanken: Er, der Freund Dantons, Robespierres, Marats und Orléans-Egalités, wollte es dem Pack in Chiron schon eintränken! Sie täuschten sich denn doch in ihm! Hastig nahm er Feder, Tinte und Papier und schrieb:

„An das Komitee der allgemeinen Sicherheit in Paris, zuhanden des Bürger-Staatsanwaltes Fouquier-Tinville!

Ich bringe zur Anzeige, das Nicolas Soufflet, derzeit Bürgermeister in Chiron an der Chaise, Kapitän der Nationalgarde und Besitzer der verrufenen Kneipe „Zum dritten Stand“, seine Schwester Rosine, die Häusler Targot und Voisin gegenrevolutionärer Umtriebe dringend verdächtig sind. Sie unterhalten Verbindungen mit dem ehemaligen Marquis de Champdivers, der nach Kassel flüchtete. Sie sind demnach Knechte des Hofes und Agenten Roms . . .“ Polycarpe überlegte: Alle, alle sollten sie verschwinden, die ihm gefährlich werden konnten; und er schrieb weiter: „Desgleichen scheinen desselben Verbrechens verdächtig

„So, so", sagte Jean Baptiste.

Artemis mischte sich drein: „Ach, da wißt Ihr wohl noch mehr davon!"

„In der Tat." Der blonde, robuste Herr stellte sich vor: „Ich bin nämlich aus Straßburg und heiße Pierre Vögele. — Der Name des Verfassers wird in Paris falsch geschrieben — Chillère statt Schiller, der Hofchirurg war und wegen seiner schönen Dichtung aus Stuttgart fliehen mußte. Der junge Mann hat großes Talent und kann es noch weit bringen, wenn er sich der Politik widmet. Denken Sie nur, Bürgerin, in Mainz gründeten aufgeklärte Geister einen Jakobinerklub nach unserem Muster und bald wird es auch jenseits des Rheines helle werden. Kuckuck, wenn die Deutschen einmal dutzendweise ihren Tyrannen den Laufpaß geben! Dann wird der Schiller eine Berühmtheit, so eine Art schwäbischer Robespierres."

Pierre Vögele begleitete Jean Baptiste, der darüber gar nicht entzückt war, und Artemis, der die Abwechslung nicht übel gefiel, ins Palais und redete immerfort: „Ich sah das Stück schon in Mannheim, wo es die „Räuber" betitelt wurde, und muß sagen, im Französischen klingt es weit besser und durch die Übersetzung und Umdichtung hat es sehr gewonnen. Ich schrieb auch Herrn Schiller einen schmeichelhaften Brief und riet ihm, künftig in französischer Sprache zu dichten."

Polycarpe bestätigte, daß das Deutsche barbarisch und hart klinge.

Bürger Vögele besaß bedeutende Sachkenntnisse und berichtete von einem seltsamen Zwischenfall in Straßburg gleich bei der ersten Aufführung: „Ein Zuschauer wurde während des letzten Aufzuges, da Charles Moore Vergeltung übt und François sich erdrosselte, wahnsinnig, riß sich die Kleider vom Leib und lief splitternackt unter den Leuten umher, so daß die Frauenzimmer ob der Unflätigkeit die Augen mit den Händen zudeckten und die zarte Frau des Kommissärs La Porte sogar in Ohnmacht fiel . . . Ja", fügte Bürger Vögele noch klug hinzu, „das Stück ist aufregend und nicht jeder verträgt es, das Gefühlvolle und Erhebende, das uns in eine feierliche Stimmung versetzt, auf der Bühne mitzuerleben." —

Auf dem Heimweg murrte Jean Baptiste: „Der Mann gefällt mir gar nicht; ich halte ihn für einen deutschen Spion, der Paris auskundschaftet. Und wie verliebt er dich anschielte! So etwas gehört sich nicht. Und daß du mich ins Theater geschleppt hast, danke ich dir auch nicht. Es war langweilig und ödete mich an."

Artemis schloß scharf ihre Lippen. Hernach sagte sie trotzig: „Es ist ein schönes und gutes Stück und ich werde es mir noch einmal ansehen."

*

* *

sie samt und sonders. Polycarpe mußte ja seine Leute kennen, und dann war es überhaupt nicht ratsam, die Anzeige eines Mannes, der im Konvent saß und mit den Gewaltigen verkehrte, verächtlich zu behandeln.

Die Köpfe der sieben Missetäter fielen wie Mohnköpfe, die ein Spazierstock abschlägt. Die ersten Opfer Chirons. Warnende Exempel für alle, die schlechte Patrioten waren und mit königstreuen Emigranten unter einer Decke steckten.

Kalt und beherrscht empfing Jean Polycarpe den Bericht. Die ihm sein geruhsames Leben verdorben, die ihn nach Paris geschickt hatten, waren bestraft, und er genoß die Macht seiner Persönlichkeit.

*
* *

Paris begeisterte sich an einem Theaterstück, in das alle Welt lief, und die Schmetterlinge im Palais schwärmten davon. Noch beim Erzählen vergossen sie Tränen des Mitgefühls; es war auch zu rührend!

„Ihr müßt es Euch ansehen, Ihr müßt es Euch bestimmt ansehen!" drängte Cleopatra, die Jean Baptiste an den ungleichen Ohrläppchen erkannte.

„Ist es von Voltaire oder von Racine?" fragte er.

Aber es war überhaupt von keinem Franzosen, sondern von einem Deutschen, der Chillère hieß und das Stück benannte sich „Der Räuberhauptmann".

Polycarpe zeigte wenig Lust, in ein Theater zu gehen, aber Artemis gab nicht nach und besorgte Eintrittskarten.

Ein furchtbares Drama! Die Helden waren zwei Brüder, Schurken, von denen der eine seinen alten Vater in einen Turm sperrte, während der andere in die Wälder floh und die Leute ausraubte. Daß man eine solche Aufführung erlaubte! Ein einziges böses Beispiel eifert hundert Halunken zu ähnlichen Schandtaten an und sie glauben dann noch, eine besondere Heldentat vollführt zu haben.

Der rote Schmetterling freilich war anderer Ansicht und betupfte fortwährend seine Augen mit einem zarten Taschentüchlein.

Am besten machten sich noch die Räuber, die dem Lumpen gleichsahen, der vor einigen Jahren hoch zu Roß in Chiron einritt und den Fall der Bastille verkündete. Die Räuber sangen die Marseillaise und das Publikum brüllte begeistert mit.

Neben Polycarpe saß ein blonder, robuster Herr, der ihn in ein Gespräch verwickelte. „Die Tragödie", behauptete er, „erregt überall Aufsehen. In Straßburg wurde sie zehnmal in drei Wochen vor ausverkauften Häusern gespielt".

Der wich aus. „Was fällt Euch ein! Ich bin Deputierter und Deputierte dürfen nur mit Bewilligung des Konventes verhaftet werden."

„Wer sagt denn, daß wir dich verhaften wollen?" fragte der Kerl und schleuderte mit einer kühnen Wendung des Kopfes den Mützenzipfel ins Genick. „Wir verhaften dich nicht — o bewahre!" Seine Oberlippe rollte zur Nase hinauf und braune, angefaulte Zähne fletschten. „Wir bitten dich nur höflich, uns zum Bürgerkommissär Fouquier zu begleiten, der sich wegen der Störung deiner Nachtruhe gewiß entschuldigen wird. Er möchte einiges erfragen und hat Eile."

„Wenn dem so ist . . .", entgegnete Polycarpe, der beinahe mehr fürchtete, Widerstand zu leisten, als verhaftet zu werden. Der Rotte war ganz zuzutrauen, sie möchte wenig Umstände machen und zuschlagen, um einem Widerspenstigen guten Willen beizubringen. „Wenn ihr mich nicht verhaftet und die Verfassung achtet, was ich als Deputierter verlangen muß, werde ich euch gern zum Bürger Fouquier begleiten."

„Begleiten wird er uns!" höhnten die Bewaffneten und schüttelten sich vor Lachen.

„Vorwärts!" Sie nahmen ihn in die Mitte und stießen zu, weil er sich, um nicht zu straucheln, auf der Treppe behutsam forttastete.

Der Großstadtbrodem einer gekochten Julinacht brütete über Paris.

Angeklagt — verhaftet — verloren, dachte Polycarpe, dem die Knie einschnappten. Er überlegte dumpf, was er angestellt haben könnte. Ob man ihm etwa nachträglich die Anzeige gegen Soufflet und die anderen übelnahm? Oder ob ihn Aussagen im Prozeß belasteten? Ob vielleicht sein tapferes Wort gegen den dicken König einen späten Haß erzeugt hatte? — Es fuhr ihm durchs Hirn, sich platt niederzuwerfen und Krämpfe vorzutäuschen, aber er kam sofort von der Idee ab; die Pikenmänner hätten ihn rasch wieder auf die Beine gebracht! Jeder Knochen schlenkerte einzeln in seinen Gelenken, und er torkelte, stolperte und senkte den Kopf.

Die Rotte schob Jean Baptiste durch menschenverlassene Gäßchen der Seine zu, zur Conciergerie. Hier öffnete die Wache auf ein Losungswort und Polycarpe taumelte ins schwarze Gefängnis, dessen Eisentür hinter ihm zukrachte.

In Jean Baptiste schauderte es. Nun erlebte er wahrhaftig, was seit Jahren seine Träume gespensterhaft quälte: Einkerkerung, Verurteilung, Hinrichtung. Von seinem fetten Leib rann der Schweiß. Und warum diese Heimsuchung? Nannte er nicht Robespierre, Danton, Marat und Orléans seine Freunde? Belobten sie ihn nicht wegen seiner heldenhaften Abstimmung im Konvent? Waren sie gestürzt? Verschluckte die Hölle Paris gleicherweise Schuldige und Unschuldige, Könige und Patrioten?

Doktor Renard in Chiron meldete in einem ausführlichen Schreibebrief, Charlotte Boju, die alte Wirtschafterin, sei an einer Lungenentzündung gestorben und beerdigt worden. Der nach der Aburteilung und Hinrichtung Soufflets neugewählte Bürgermeister Constant, ein treuer Anhänger des Jakobinerklubs und Bewunderer Polycarpes habe das hellgetünchte Häuschen mit den saftiggrünen Jalousien einstweilen abgesperrt und erwarte die weiteren Befehle des Eigentümers. Renard ließ durchblicken, er sei nicht abgeneigt, das Haus zu erstehen, wenn der Preis seinen bescheidenen Vermögensverhältnissen angemessen wäre.

Den Tod seiner Wirtschafterin nahm Jean Baptiste gleichmütig auf und er bedauerte nicht einmal, ihr letztes Schreiben nicht beantwortet zu haben. Er hörte lieber nichts von all dem, was mit Chiron zusammenhing; so antwortete er dem Bader ausweichend: Ein Anbot auf das Haus sei ihm angenehm, aber es eile damit nicht und geschäftliche Angelegenheiten mache man am besten mündlich ab, wie er denn auch beabsichtige, seine Wähler zu besuchen, ohne jedoch in der Lage zu sein, dafür eine bestimmte Zeit anzugeben. Nebst einigen patriotischen Anhängseln enthielt der Brief noch eine besonders schön klingende Wendung: „Große Dinge bereiten sich hier vor und ich muß auf meinem Posten ausharren, um die Interessen meines teuren Vaterlandes, das ich heißer als mein Leben liebe, zu wahren."

* * *

Getrampel, Gemurmel, das Pochen von Flintenkolben auf der Diele und das Anschlagen fester Stöcke an die verriegelte Tür weckten Jean Baptiste Polycarpe aus dem besten Schlaf.

„Im Namen der Nation — öffnet!" Verhängnisvolle Worte, bei denen das Blut gefror.

„Gleich . . . Geduld . . . Bürger . . .", stöhnte der Erbarmungslose und seine Beine glitten zittrig in die Pantalons, die er aber wieder abstreifen und umdrehen mußte, da der rechte Fuß ins linke und der linke ins rechte Hosenbein geraten war. Endlich, hinlänglich bekleidet, schob er zaghaft den Riegel zurück. „Warum stört man mich? Was wünscht man? Ich werde mich beklagen." In dem von einer qualmenden Fackel erleuchteten Gang drängte ein wilder Rudel Bewaffneter, Büchsen, Piken und Säbel angriffs- und abwehrbereit vorstreckend. Und in der halbgeöffneten Küchentür lauerte die Witwe Bicornou mit ihrer säuerlichen Tochter, beide aufgeschreckt und in fetzigen Hemden.

„Im Namen der Nation", wiederholte ein Kerl, dem der Zipfel seiner roten Mütze in die Stirn baumelte, und seine schwieligen Pranken griffen nach Jean Baptiste.

„Witwe nach dem Hochverräter Philippe de Blizzard, den die Nation aburteilte.“

„Artemis . . .“ Jean Baptistes unglückliches Gesicht rührte beinahe Fouquier.

„Legt ein offenes Geständnis ab.“

„Zu gestehen habe ich nichts . . . gar nichts . . . Ich kenne mich bei Gott nicht aus . . . Wer konnte ahnen . . .“ Der Erbarmungslose beschloß, ehrlich zu sagen, was er wußte. Wahrscheinlich war es das Beste. „Ja, sie war meine Geliebte, ja . . . Ich habe sie unterstützt, — und finde auch jetzt nichts Strafbares daran. St. Just, zum Beispiel, verkehrt mit einem halben Dutzend Damen . . .“

„Zur Sache!“ mahnte der Staatsanwalt streng. Überlegt Euch Wort für Wort, denn das Protokoll bildet die Grundlage für das Verfahren gegen Euch.“

„Sie nahm Geld von mir und dafür bediente sie mich. Ich wohne bei ihrer Base Bicornou in der Rue Crebillon . . . Und damit bin ich zuende; ich weiß sonst nichts. Seid überzeugt, ein Deputierter, ein Freund Robespierres und Orléans, ein glühender Patriot, der Vertrauensmann des verläßlichsten Wahlbezirkes von Frankreich, Herr Fouquier . . .“

„Tituliert mich nicht ‚Herr!‘“ wies Fouquier-Tinville zurecht.

„Entschuldigt, Bürger, ich bin so aufgeregt . . . Was ist mit Artemis? Hat sie gestohlen? Betrogen? Ich ersetze den Schaden!“

Die schmächtige Gestalt des Kommissärs reckte sich: „Die Person wollte den Bürgerdeputierten Oléans-Egalité ermorden.“

„Den Prinzen — ermorden . . .“ Die Mitteilung erschreckte Jean Baptiste, so daß er sich auf den Gerichtstisch stützte, um nicht umzusinken. „Das ist unmöglich“, stammelte er. „Vielmehr . . .“ Er besann sich; ein unüberlegtes Wort konnte ihn vernichten. „Vielmehr . . . es ist ja nicht unmöglich — wenn Ihr es behauptet . . . Ja . . .“ Jean Baptiste murmelte scheu. „Mir fiel selbst auf, ja, ja, mir fiel es gleichfalls auf, daß sie an Bürger Egalité ein besonderes Interesse nahm; freilich nicht in auffälliger Weise . . . Was ich niemals gestattet hätte, denn er ist mein Freund . . . Sie sagte nur, sie verehre ihn . . . und wenn ich mir alles überlege — jetzt nachher, so muß ich sagen . . .“ Unverfroren, ohne Rücksicht auf die Widersprüche, in die er sich verwickelte, log der Erbarmungslose und gab den roten Schmetterling preis. „Ich überwachte sie . . . und dennoch . . . und so ist es nicht meine Schuld, wenn etwas geschah . . . Laßt es mich nicht entgelten, Herr. Wer wird jemals aus den Weibern klug! Sie ist eine verruchte Verbrecherin und ich bin ein überzeugter Patriot.“ Er schwatzte, kindisch,

Ganz gewiß, der rätselhafte, viereckige Buchstabe zerstückelte ohneweiters, wen immer man ihm zur Zertrümmerung hinwarf.

So schlimm stand es ja gottlob mit ihm noch nicht, doch „verdächtig“ und „verloren“, die Worte folgten einander im republikanischen Wörterbuch der Revolution.

In einem niederen, gewölbten, mit Tabaksqualm verstänkerten Loch arbeitete Fouquier-Tinville über Akten.

„Hier bringen wir ihn!“ polterte der Kerl mit den braunen, angefaulten Zähnen.

„Wen?“ fragte der kurzsichtige Kommissär zerstreut und neigte seinen abgeplatteten Schädel zur Seite. „Richtig, Bürger Polycarpe.“

„Ich bin Bürgerdeputierter,“ protestierte Jean Baptiste, „und erhebe Widerspruch gegen die schändliche Behandlung“.

„Bürger Polycarpe, ich bin mir bewußt, was ich einem Vertreter des souveränen Volkes im Konvent schulde; Ihr seid auch nicht verhaftet — o . . .!“ Fouquiers Augen schillerten falsch, sein Mund lächelte dünn und seine Rechte strich das glattgeschabte Kinn. „Wer das behauptet, der hat es mit mir zu tun!“

Die Pikenmänner, die im Kreis herumstanden, grinsten und gröhlten: „Er hat uns ja freiwillig begleitet — mit einigen Nachhilfen.“

„Um so besser! — Ich bat Euch als Zeuge, gewissermaßen als Kronzeuge zu mir und bitte wegen der vorgerückten Tageszeit höflich um Entschuldigung.“ Er äugte boshaft auf die Uhr, deren kleiner Zeiger die Drei überquerte; grün und hinterlistig äugte er, ein feiges Raubtier, das seine Opfer im Schlaf abwürgt. „Die Wichtigkeit des Falles entschuldigt meine Zudringlichkeit.“ Und plötzlich zischelte er auf Polycarpe los: „In welchem Verhältnis steht Ihr zur Bürgerin Louise Antoinette de Blizzard?“

— Louise Antoinette de Blizzard! Jean Baptiste atmete freier; es war ein Mißverständnis, daß man ihn behelligte, und dessen Aufklärung bedeutete seine Freiheit. Eine Bürgerin dieses Namens kannte er wirklich nicht, hatte den Namen niemals gehört. „Deshalb hättet Ihr die Nachtruhe eines im Dienste des Staates abgearbeiteten Deputierten nicht zu stören brauchen“, sagte er gelassener. „Die Frau, um die Ihr Euch erkundigt, ist mir völlig fremd.“

„Völlig fremd — so, so . . .“ Die kurzsichtigen Augen verschwanden hinter quergefalteten Lidern. „Wir werden die Aussage zu Protokoll nehmen. — Der Bürgerdeputierte Jean Baptiste Polycarpe versichert, das Frauenzimmer Louise Antoinette Blizzard, fälschlich Artemis genannt, sei ihm völlig fremd. Völlig fremd!“

„Artemis!“ schrie Polycarpe. „Allerdings, Artemis . . .“

Volkswille, an dem niemand rütteln darf, niemand! Hört Ihr — niemand!" Fouquiers dünnes Lächeln verschwand, und das stärkte den Mut Jean Baptistes. „Ich habe schon zu lange Geduld gehabt und schäme mich dessen im Namen des Volkes, das Ihr in mir beleidigt. Ich werde die Sache im Konvent vorbringen. Versteht Ihr? Im Konvent — bei Robespierre — im Wohlfahrtsausschuß. Ihr überhebt Euch! Ihr überschreitet Euren Wirkungskreis und vergeßt die beschworene Pflicht! Verfahrt mit Artemis nach Gefallen — mich aber laßt aus dem Spiel!"

Den massigen Drohungen folgt eine Stille. Die Pikenmänner rückten enger zusammen und der Kommissär blinzelte kurzsichtig und unschlüssig. Die Berufung auf den Konvent, auf Robespierre, auf den Wohlfahrtsausschuß bedrückte ihn. Vorsicht! Vorsicht! dachte er und wackelte mit dem abgeplatteten Schädel. Eine Voreiligkeit konnte mehr kosten als nur das Amt. „Verzeiht!" flötete er, gegen früher sehr verändert. „Wir reden aneinander vorbei, wir mißverstehen uns. Wie kommt Ihr auf die Vermutung, daß ich Euch belästigen könnte? Bürger — jeder Deputierte ist mir heilig!" Der Speichel träufelte ihm aus den Mundwinkeln. „Ihr seid Zeuge, mein Kronzeuge, und mir daher wertvoll, daß ich Euch nur ein wenig bei mir behalten wollte ... Doch wenn es Euch nicht paßt ...."

„Ich gehe nach Hause!" sagte Jean Baptiste, der sich beinahe nicht mehr fürchtete, bestimmt.

„Schenkt mir nur ein paar Minuten Eurer kostbaren Zeit. Die Sicherheit des Staates beansprucht es, nicht ich. Das Protokoll mit Eurer Aussage bedarf noch Eurer Unterschrift. Bitte —." Fouquier-Tinville hielt eine zerkaute Gänsefeder hin.

Polycarpe weigerte sich: „Erst muß ich den Inhalt des Protokolls kennen."

Der Kommissär lächelte dünn und las laut, wobei er seiner Kurzsichtigkeit wegen die Papiere nahe an die Augen brachte: „Über die Witwe Louise Antoinette Blizzard, fälschlich Artemis genannt, beschuldigt, sich in die Wohnung des Bürgerdeputierten Orléans-Egalité eingeschlichen zu haben, um ihn meuchlings zu ermorden, woran sie jedoch durch die Wachsamkeit der Hausinsassen gehindert wurde, äußerte sich der Unterzeichnete wie folgt: Die Beschuldigte war meine Geliebte und ich unterstützte sie so reichlich, daß sie nicht darauf angewiesen erschien, noch andere Beziehungen anzuknüpfen, was sie aber dennoch tat, woraus allein schon ihre Verworfenheit hervorgeht. Ihr Charakter, den ich während unserer mehrmonatlichen Bekanntschaft zu Genüge kennen zu lernen Gelegenheit hatte, ist schlecht und lügnerisch, ihr Wesen bösartig und ihre Anlagen sind jedes Verbrechens fähig. Meine Bemühungen, sie auf den Weg des Rechtes und die Bahn der Tugend zurückzuführen, blieben ergebnislos und ich bedaure,

verängstigt, mit nassen Augen, und wischte sein feuchtes Gesicht mit einem großen rotgewürfelten Taschentuch.

Fouquier verschränkte die Arme und spießte seine Worte: „Ihr seid uns allerdings als Freund der Freiheit und der Republik bekannt, und ich schätzte bisher Euer Verhalten im Konvent, sonst müßte ich jetzt —."

Polycarpe faltete die Hände. „Ihr müßt nichts, Ihr müßt gar nichts, Bürger! Übereilt nichts! Die schändliche Person ist mir gleichgültig, widerlich, und findet Ihr sie schuldig, so muß sie geköpft werden — und ich will dabei in der ersten Reihe stehen. Artemis ist launisch und auch sonst —. Wer dürfte für die Lauterkeit eines Weibes einstehen — alle sind sie falsch, alle ohne Ausnahme, Herr Kommissär — alle, auf Ehrenwort! Ich stimme Euch bei, sie hat die Untat begangen und hat den Herzog ermordet."

Die Verworrenheit, die Bestürzung und die aristokratische Ausdrucksweise Polycarpes waren dem Staatsanwalt so verdächtig, daß er überlegte, ob er es verantworten konnte, den Mann sofort in Haft zu nehmen, der Konstitution zu Trotz, die es verbot. Aber die wahre Vaterlandsliebe kümmerte sich nicht um einen toten Buchstaben — und welch ein Triumph, einen Deputierten, der als Stütze des Staates galt, als Gegenrevolutionär zu entlarven! Durch einige geschickte Fragen wollte er seine Überzeugung von der Schuld des Verdächtigen noch festigen, um dann mit mutiger Selbstherrlichkeit die Verantwortung für einen patriotischen Verfassungsbruch zu tragen. „Ihr haltet also Louise Antoinette Blizzard der Ermordung eines Konventmitgliedes für fähig?"

„Unbedingt!"

„Hat sie Euch in ihren Plan eingeweiht?"

„O, Herr Kommissär, wie gesagt . . ." Seine Hände schlugen abwehrend durch die Luft. „Erinnert Euch, daß ich den Herzog sofort meinen Freund nannte! Ich wäre der erste gewesen, der sie dem Gerichte überlieferte. Aber Artemis ist wie eine heuchlerische Katze, falsch und tückisch, und hat mich belogen und wird Euch belügen und wird mich belasten wollen . . . Ich verteidige sie nicht, ich nehme sie nicht in Schutz und meine Entrüstung über die ruchlose Tat ist wirklich riesengroß."

Fouquier dachte lange nach; der Mann da redete viel zu viel, um unschuldig zu sein. Das machten alle so, die Ursache hatten, etwas zu verbergen. Er entschloß sich, ihn verhaften zu lassen und öffnete schon den Mund zu einem Befehl.

Jean Baptiste deutete die Gebärde des mageren Schakals richtig und trat knapp an den Tisch heran, stützte sich schwer auf die Kante und seine Stimme klang drohend, so drohend, daß er seine eigene Kühnheit bewunderte: „Wagt es nicht, mich einzusperren! Die Verfassung ist der

der lauernden Gefahr vorbeugen? Grübelnd, gedankenschwer, zufällig, näherte sich Polycarpe dem Palais. Es blitzte in ihm auf: Den Prinzen suchen, ihn aufklären, ihn um seinen Schutz bitten . . . Aber er empfand eine finstere Scheu: vielleicht war es gerade der Prinz gewesen, der ihn mit dem Mordversuch in Verbindung gebracht hatte! Oder zu Robespierre, der gleich nebenan in der Rue St. Honoré wohnte? Nein, nicht zu dem Moralfanatiker, der das Weib ärger haßte als nur je ein katholischer Pfaffe; und die engen Beziehungen zum roten Schmetterling ließen sich nicht gut verschweigen.

Zu Danton! Ja, zu Danton, dem weisen Begreifer menschlicher Schwächen und Mängel, der die Welt nahm, wie sie war, als etwas Unvollkommenes, Unvollendetes und Unzulängliches. Mit Rührung gedachte Jean Baptiste des Donnerers und bog zur nächsten Seinebrücke ab. Zu ihm! Von den Kirchen schlug es nacheinander erst sechs Uhr. Trotzdem beschleunigte Polycarpe seine Schritte: Wenn es das Leben gilt, kann man nie zu schnell sein.

Bei Danton verstellte eine beleibte Aufwärterin, den Scheuerlappen kriegslustig schwenkend, den Eingang zum Schlafzimmer. „Kommt später, in zwei, in drei Stunden, nicht zu nachtschlafender Zeit!"

„Ich muß ihn jetzt sprechen!"

„Niemand muß und Ihr müßt auch nicht." Die Beleibte stemmte den runden Rücken an die Tür, ein Sperrschiff, umfangreich genug, um einen kleinen Fluß im Lauf zu hemmen. „Kommt später, in drei, in vier Stunden!"

Niemals war Jean Baptiste hartnäckiger. „Ich bin Deputierter!" Und er log: „Ich bin in Staatsangelegenheiten da." Schließlich, war denn die Sicherheit eines Konventmannes keine Staatsangelegenheit?

Mißtrauisch gab die Beleibte gerade so weit Raum, daß er sich vorbeischieben konnte.

Danton schlief. Danton schnarchte.

„Kollege!" flüsterte Polycarpe; und lauter: „Kollege!" Bis er endlich brüllte: „Kollege!"

Dantons viereckiger Schädel hob sich aus zwei weichen Kissen. „Zum Teufel, was giebt's? Hat man nicht eine Minute Ruhe!" Seine unendliche Häßlichkeit erschreckte, der feiste Nacken, rotbraun und behaart, quetschte eine Falte und im Buldoggengesicht hingen die dicken Lippen schlaff herab.

„Ein Deputierter in Staatsangelegenheiten", meldete das Sperrschiff, bereit, mit einem raschen Satz aus dem Machtbereich der massigen Glieder des Donnerers zu entfliehen, falls der übel Gestörte in seiner Wut stoßen oder treten sollte.

„Ich bin's, lieber Kollege — Jean Baptiste Polycarpe."

meine Güte an einer Verstockten und Verlorenen vergeudet zu haben. Von ihrem mörderischen Plan, den Bürger Egalité zu beseitigen, war ich nicht unterrichtet, da ich es sonst nicht verabsäumt hätte, meinen Kollegen im Konvent rechtzeitig zu warnen und das Gericht anzurufen, um die Schuldige der verdienten Strafe zu überliefern."

Jean Baptiste, der die langen und geschlungenen Sätze nur teilweise erfaßte, aber so viel verstand, daß nichts darin ihm schaden konnte, nickte: „Und fügen Sie noch ausdrücklich hinzu, daß ich den Prinzen von Orléans verehre . . . und daß alle Anschuldigungen, die Artemis etwa gegen mich erhebt, Verleumdungen sind."

Der Gänsekiel schrie über das Papier und kritzelte den Nachsatz dazu. „Ist es jetzt zu unterschreiben gefällig?"

Mit einem großen Zug unterzeichnete Polycarpe seinen Namen und seinen Stand. Dann grüßte er und ging. Die Rotte, die ihn herbeigeschleppt hatte, kratzte sich; einerseits war der erwartete Spaß ausgeblieben und anderseits juckten die Läuse.

Der Kerl mit den braunen, angefaulten Zähnen grollte blöd: „Er ist also unschuldig!"

„Unschuldig oder nicht —". Der Kommissär, nicht in bester Laune, schlug auf die feuchte Unterschrift Polycarpes: „Er ist ein Deputierter und ein Freund Robespierres." —

Der Frühmorgen spannte seinen wasserblauen Himmel über Paris, als Jean Baptiste die Conciergerie verließ. Der Tag rang die Nacht nieder und die Sonne im Osten siegte rot und blendend über das Dunkel. Der Erbarmungslose fühlte sich unsagbar glücklich: Gerettet! Kein Gedanke an Artemis trübte die Seligkeit, die alles Mitleid auffraß.

„Gerettet! Gerettet!"

Die Straßen lagen einsam wie ein riesiges Spinnetz, in dem sich noch keine aberwitzige Fliege fing. Allmählich nur erwachte die Stadt. Verkäufer von Milch, Butter und Gemüse aus der Umgebung zogen beladene Handkarren; hie und da schwankte ein später Nachtschwärmer und summte stumpfsinnig vor sich hin; Wagen rollten, mit schläfrigen Gäulen bespannt, lärmten auf dem Pflaster und hielten an einer Ecke an; das Leben surrte seine Frühmelodie.

Gerettet!

Doch in die Seligkeit mengte sich ein Bangen. Gerettet — aber für wie lange? Wenn Artemis ihn beschuldigte, wenn man ihn wieder festnahm . . . Dann konnte er unrettbar verloren sein . . . Artemis, die Verbrecherin, die Heuchlerin, die Mörderin! Den Orléans erdolchen — und vielleicht sann sie sogar darauf, Jean Baptiste Polycarpe zu töten . . . Und rächte sich nun mit einer glühenden Denunziation. Vorbei war es nun mit seiner unsagbaren Seligkeit im Herzen. Wie

Einige Stunden später erreichte die Luft ihre Höhe. Wir hatten „Ball“ im „Frankopan“, so hieß unsere Dorfschenke, die der brave „Ivan mit der Nelke“, Wirt, Kaufmann, Postmeister und Fleischhauer zugleich, bewirtschaftete. Er war der einzige rundliche Mensch in ganz Mala, ungemein beweglich an Augen, Zunge und Gliedern, und hatte fortwährend eine rote Nelke im Munde. Diese Nelke war das Barometer seines Innenlebens. War der Ivan ruhig, so hing die Nelke an ihrem fingerlangen Stengel schräg im Mundwinkel. Waren seine Nerven irgendwie gespannt, so stand die Nelke senkrecht zu den festgeschlossenen Lippen mitten im Munde. Bei gewöhnlicher Konversation rutschte sie je nach innerer Anteilnahme mehr oder minder schnell hin und her und nur in den seltenen Momenten allergrößten Staunens nahm der Ivan die Nelke aus dem Munde, denn da stand dieser offen.

„Ivan mit der Nelke“ hatte festliche Vorbereitungen größeren Stiles getroffen. Der Platz vor dem „Frankopan“, an der Gegenseite vom Meere begrenzt, war reingefegt, das Bierfäßchen lag auf einem Stuhle neben der Haustüre und in gleichmäßiger Verteilung über den ganzen Platz waren drei Lampions aufgehängt, mehrfach angebrannt und wachsbetropft. Auf dem einen war das Bildnis des Kaisers von Österreich zu sehen, auf dem andern ein Sokol in rotem Hemde, der dritte war neutral in den Farben blau und gelb gehalten. Alles war darin einig, daß die Dekoration hervorragend wäre. Der Ivan war stolz darauf; seine Nelke spazierte von einem Mundwinkel in den anderen. —

Das Meer lag dunkel, wenig Sterne flimmerten, die Erde strahlte lebende Wärme aus; das war keine Nacht zum Schlafen. Das sahen auch alle ein, besonders wenn man dem Sturme entgangen und nach reichem Fischzuge heimgekehrt war. Sie waren auch alle da. Der starke, schweigsame Danko, der nur im Sturme am Steuer lebendig wurde, und Memi, der Sänger. Die braune Danica und mein Freund, die es am besten verstanden, was es heißt, jung sein und einander lieben, ohne Frage. Da war der dunkle Ive, der ein Bauer war und kein Fischer und drinnen auf der Insel so viele Mädchen hatte, daß es keine recht wußte. Einen alten Bauern hatten wir gefunden, der die Ziehharmonika beherrschte; Vinko brachte seine Tamburitza mit und ich die Mandoline; auch war einer da, der die Holzpfeife blies: noch nie war ein solches Quartett auf der Insel gehört worden.

Es tat denn auch seine Wirkung.

Der Sand knirschte auf den Steinfliesen unter den harten Schuhen der Inselmänner, die Mädchen bekamen heiße Augen. Die Paare wechselten während des Tanzes. Danko und Memi warfen sich gegenseitig ihre Mädchen zu und tauschten mit anderen, so daß das Bild

„Ach, Ihr!“ Danton blinzelte verschlafen. „Sind die Royalisten los? Steht die Gironde auf? Marschieren die Preußen ein?“ Er rieb sich die Augen und unterstützte den Oberkörper mit den Ellenbogen. „Nehmt Platz, wenn Ihr welchen findet, und redet.“

Polycarpe berichtete hastig und unklar; daß man seine Geliebte verhaftete, daß man Artemis eines Anschlages gegen den Bürger Egalité bezichtigte, daß man deshalb auch ihn um Mitternacht in die Conciergerie schleppte und daß Fouquier ihn zwar wieder freigab, aber vielleicht waren Gendarmen schon unterwegs, ihn neuerlich zu fassen. „Was kann ich denn dafür? Was kann denn ich dafür?“ jammerte er. „Was soll ich tun?“

Danton faßte den Fall weniger tragisch auf und hatte nur den einen Wunsch, auszuschlafen und zu diesem Zweck den störenden Eindringling schleunig zu entfernen. „Geht nur, geht!“ riet er gähnend. „Geht in den Konvent, wo Ihr todsicher seid. Wir Konventmitglieder sind unantastbar. Wenn Fouquier nochmals zudringlich wird, so haut ihm eine auf die Nase. Das tut Wunder.“ Der Donnerer wälzte sich zur Wand. „Gute Nacht!“

(Fortsetzung folgt.)

Mar' morto.

Erzählung von **Bruno Ertler.**

(Schluß.)

Das war ein bewegter Tag für Mala. Am Morgen war der Trabakel hereingekommen und hatte uns das Mädchen Mare dagelassen, und als er abends über ein Meer von tiefgelbem Wein in die untergehende Sonne hineinfuhr und wir noch immer die winzige Silhouette des Tonin am Steuer auf den flammengelben Himmel gezeichnet sahen, da fingen sich zugleich die tiefen Sonnenstrahlen in den Segeln der heimkehrenden Fischerbarken, die auf der anderen Seite unserer weiten Bucht eben vor der Punta Pelova standen. Da kam Leben in den Hafen und sprang von da ins Dorf, in jedes Haus. Alle Ruderboote waren plötzlich im Meere draußen und schossen um die Wette den Fischern entgegen, Weiber und junge Mädchen standen am Ufer und winkten, kleine Kinder schrieen lachend und streckten die Ärmchen aus und der Dorfwirt rollte ein Bierfaß aus dem Keller hervor. Langsam kam das Geschwader näher. Mit heller Freude wurden die einzelnen Segel erkannt: es fehlte keines, alle hatten den Sturm bestanden. Es wurde lauter, je näher die Schiffe kamen, und als sie heran waren, da gab es ein Fragen und Rufen, wie ich es noch nie bei den stillen Inselleuten gehört hatte. Es war eben ein besonderer Tag; ich fühlte es wie alle anderen. —

meisten Frauen und Mädchen der Insel, schwarzhaarig mit dunklen, heißen Augen, sinnlicher Stirn und starken Jochbögen. Die weichen roten Lippen leicht geöffnet, hatte sie den Kopf zurückgelegt, so daß ihre volle Brust dem Paolo entgegensprang. Er war größer als sie und jünger, in allem ihr Gegensatz. Hellgelbe Haare und ein blonder Bartflaum umrahmten sein dunkelgebranntes Gesicht, aus dem zwei strahlende Blauaugen, leicht lächelnd, wie in eine weite Ferne über alles wegsahen.

Bald sah ich nur noch den schlanken, blonden Paolo allein in den Armen seiner heißäugigen Tänzerin und immer mehr fiel es mir auf, wie fremd er ihr war und allen anderen.

Auch ihn hatte die wilde unbezähmbare Sucht nach dem Südmeere aus der deutschen Heimat gerissen, wie schon ganze Völker von blauäugigen, blonden Menschen. Und wie die Tausende in der schmeichelnden Glut zergingen und verbluteten, unfähig in dem schillernden, heißen Elemente eine Heimat zu finden, so sah ich diesen ewigen Kampf, dieses ewige Werben in den beiden Tanzenden verkörpert:

Sinnraubendes Drängen zueinander, ewige Gegensätze und lauernde Feindschaft tief drinnen. —

* * *

Aber noch einer sah nach den beiden mit einem scharfen, bösen Auge: Der alte Rac. Er stüzte ein Glas nach dem andern hinunter, hastig, immer schneller nacheinander. Jetzt erhoben sich die Alten nach und nach und gingen, ohne erst den Versuch zu machen, die wildgewordene Jugend zum Heimgehen zu bringen. Vielleicht sprach mancher ein Stoßgebet zum heiligen Antonius, Aloisius, zur Santa Barbara und anderen Patronen; sollten die zusehen und ihres Amtes walten! Dazu sind ja die Heiligen da, um einzutreten, wo die Menschen nichts mehr vermögen. Sie gingen in die Nacht hinein, die Alten.

Nur der Rac blieb stehen und sah nach seinem Weibe. Erst nachdem er sie mehrmals laut angerufen hatte, blieb sie im Arme ihres Tänzers einen Augenblick stehen. Sie solle mitkommen. Jetzt schon? Es tanzen ja noch alle. Sie solle nur kommen. Noch einmal herum . . . Und schon war sie wieder fort.

Der Alte knurrte, wankte zum Tische und trank noch einen Schnaps. Da nahmen ihn zwei Bauern in die Mitte und führten ihn langsam weg. Auch sein Weib und der Paolo waren plötzlich verschwunden; im Schatten der Weinlaube, die gegen das Meer hin stand, habe ich die beiden das letzte Mal beisammen gesehen. —

* * *

stets neu wär. Ich sah Mare neben dem Tische stehen, wo die Alten saßen und tranken. Hie und da blickte wohl einer nach ihr hin, da sie aber fremd war und wohl noch mehr wegen des ruhigen, fast abweisenden Ausdruckes ihrer Augen hatte sich noch keiner herangewagt. Jetzt wankte der Ive an den Tisch heran. Er hatte bereits „schwere See", trotzdem er kein Fischer war, nahm daher noch einen tüchtigen Schluck und sah mit gläsernen, rotunterlaufenen Augen schätzend nach einer neuen Tänzerin. Da bemerkte er Mare. Sie stand neben ihrem „Pflegevater" Niko, dem Bruder des Tonin, der eben eifrig auf den einäugigen Rac einredete, und schaute mit ruhigen Blicken dem Tanze zu. Der Ive prüfte mit den Augen ihre Gestalt, machte ein paar unbeholfene Schritte, nahm Mare in seine starken Arme und riß sie hinein in das Stampfen, Schleifen, Drehen und Drücken, wo heißer Atem und lodernde Blicke die schwüle Meernacht zu empfinden und zu verstehen begannen.

Ich sah ihr lichtblaues Kleid schimmern, ich merkte, wie sie der wilde Bursche, anderen ausweichend, an sich drückte, und als sie eben an mir vorbeikamen, versuchte er, sie zu küssen.

Da bekam er einen Schlag ins Gesicht. Mare wand sich blitzschnell aus seinen Armen und der Ive, sehr gewandt in solchen Dingen, hatte eben so schnell ein anderes Mädchen ergriffen, mit dem er weiterraste. Niemand hatte seine Schmach bemerkt; er selbst am wenigsten. Ich sah nach Mare. Sie saß in meiner Nähe auf einem gerollten Tau und ihre Augen waren so ruhig wie früher. Nur ein leichtes Zucken ihrer festgeschlossenen Lippen ließ mich ihre zornige Erregung erkennen. Der Memi wollte sie zum Tanze haben, sie wies ihn glatt ab. Erst sah er sie erstaunt an, dann lachte er. Sie blieb ruhig. —

Die Nacht war völlig schwarz geworden, das Meer streichelte die Steine, der Reigen wurde wilder. Niemand hörte noch darauf, wie jämmerlich die Harmonika quiekte, wie die Pfeife schrie, wie die Stahlsaiten schrillten. Niemand hörte auf das. Lust war aus der heißen Erde gesprungen, hielt die jungen Menschen umspannt und drängte sie aneinander, so daß diese Menschen aus Stein und Meer, die immer schwiegen und träumten, sich hinwarfen an die brünstige Nacht, tausend flammende Wünsche in den Augen, stammelnde Worte auf den durstig geöffneten Lippen.

Aber eine war, glühender als die anderen, wilder, begehrender. Es war, als wäre in ihr die Lust von allen, es war, als wäre die Erde in ihr, die heißatmende Erde, die Mutter der schillernden Sünde, die samtweiche Königin der Lüste. Eine war wie der schwärmende Geist dieser Nacht: Das war das junge Weib des alten Rac. Sie tanzte mit dem Paolo, sie tanzte nur mit ihm. Es war ein seltsames Paar. Kaum zwanzigjährig mochte sie sein, gedrungener und breiter als die

Mare antwortete nicht. Nach einer Weile fragte sie wieder ganz leise: „Warum reißt der Paolo den Alten von seinem Weibe weg?" „Weil er sie liebt und nicht will, daß einer sie schlägt." Wieder schwieg das Mädchen und ging nachdenklich neben mir her. Die andern hatten sich nach und nach verlaufen. Danica, mein Freund, Mare und ich standen vor dem Hause des Niko, welches neben dem unsern gleichfalls am Meere lag. Aus der Ferne hörten wir Memi singen, eine Stimme antwortete von der Insel herab. Der Mond war heraufgekommen und das Meer leuchtete; weit draußen auf der blausilbernen Fläche stand ein Boot. Die Ruder hingen im Wasser, der einsame Schiffer rührte sich nicht. Es war der Paolo. Und Mare flüsterte: „Warum ist er da draußen?" „Weil er sie liebt, Mare, weil er sie liebt."

* * *

Es kamen wieder die stillen Tage in denen nur Sonne und Meer war — aber anders sah ich die Tage, anders Sonne und Meer. Ein Schimmer lag über allem und alles sang. Liebe war vom Himmel gefallen wie ein Blütenregen und alles lebte: Die Steine am Ufer, die schattigen Zisternen, die Häuser am Strand und die Schiffe im Hafen. Ich machte mein Fenster auf und rief: „Guten Morgen!" und jedes antwortete mir in seiner Art.

Da waren spitze Klippen und breite Platten, feindliche Steine und gutmütige, solche, die nach den Schiffen stachen und andere, die einem einladend entgegenblinkten. Hie und da reckten Meergreise die Köpfe aus dem Wasser, würdevoll mit langen Bärten und halbgeschlossenen Augen, aber andere verhöhnten die Könige mit frechen Grimassen.

Diese Plebejer zogen die Mäuler schief, zwinkerten bösartig oder listig und hatten schrecklich verbogene Nasen. Ich kannte sie alle; es waren witzige Köpfe darunter.

Ich nickte auch vertraulich in den Hafen hinüber zu meinen lieben Bekannten. Da waren die Trabakel des alten Rac, breit und fest und selbstbewußt. Sie drängten die Boote einfach beiseite, die sich gekränkt in einer Ecke versammelten und schmollten. Da war auch die lange, schmale schwarze Gondel, die ich nicht leiden konnte. Sie glitt wie auf Öl durch den Hafen und schob sich zwischen die breiten gemächlichen Boote, wie ein streitbarer Jesuit in ein Konventikel wohlgenährter Klosterbrüder.

* * *

Ich ging die Bootstiege hinunter und rief meinen Kajic heran; ich rief ihn, wie man einen treuen Haushund ruft und sprach mit ihm, während ich losband und die Ruder einhängte.

Der Paolo saß mit mir und Mare auf dem gerollten Tau; ich hatte das Spielen schon längst aufgegeben, nur die Harmonika quiekte noch hie und da auf. Jvan mit der Nelke räumte den Tisch ab, zwei von den Lampions waren schon dunkel, jetzt fing der letzte Feuer und verbrannte schnell in einer hochlodernden Flamme. Wenige tanzten noch. Dort und da verschwanden im Dunkel flüsternde Paare. Der Memi lag auf der Erde und sang.

Mare lehnte leicht an mir und zupfte leise in den Saiten der Mandoline. Der Paolo hatte den blonden Kopf in beide Hände gestützt und schwieg. „Wo ist deine Tänzerin?“ fragte ich. „Daheim“, sagte er, ohne sich zu rühren. Mare sah ihn verwundert an. Jch stand auf. „Gehen wir!“ Es waren noch einige, die jenseits des Hafens wohnten. Die kamen mit. So waren wir bald ein ganzes Rudel, mein Freund, Danica, Danko, Jve und Vinco waren darunter. Memi schwankte laut singend hinten nach: er brachte ein Kriegslied zu Gehör, wo's drauf und dran ging, da war er mitten im Schlachtgewühl, fluchte mächtig, hieb um sich, stolperte über einen Stein und fiel lang hin, worauf er am Boden liegend weiterkämpfte. Allmählich verklang sein Heldenlied. Wir kamen am Hause des alten Rac vorbei, welches zum Teil in das steile Uferwasser des Hafens hineingebaut war; wenige Schritte neben der Haustüre war die Bootstiege. Es war noch Licht im Hause und als wir näher kamen, hörten wir Lärm. Der Alte fluchte und schrie da drinnen; wir blieben stehen.

Der Paolo war neben mir.

Wir hörten, wie der Rac sein Weib mit den schmutzigsten Worten beschimpfte, ein Stuhl fiel polternd um, er schlug nach ihr. Da sprang der Paolo mit einem Satz in das Haus, riß den Alten aus seiner Kammer und stieß ihn so wuchtig aus der Haustüre, daß der Rac rückwärts taumelte und ins Meer plantschte. Wie ein riesiger Krebs kroch er auf allen Vieren aus dem Uferschlamm ans Land zum johlenden Gaudium der betrunkenen Burschen und verschwand im Dunkel gegen das Dorf hinauf. Der kriegführende Memi, dem er zuletzt noch begegnete, hielt ihn für den Feind und versetzte ihm einen klatschenden Hieb, dessen Wucht ihn selbst fast niedergerissen hätte. Die Burschen lachten; nur der Danko schwieg und seine finsteren Blicke sagten deutlich, daß er allein die tiefe Schande des alten Einäugigen empfand. — —

Mare ging neben mir und schwieg. Jch hatte sie den ganzen Abend noch kein Wort sprechen hören. Plötzlich fragte sie mich, indem sie ihre Stimme zu einem Flüstern dämpfte: „Warum schlägt der Alte sein Weib?“

„Er ist eifersüchtig“, sagte ich. Das verstand sie nicht und ich suchte es ihr zu erklären: „Weil er sie liebt und nicht will, daß ein anderer die Hand nach ihr ausstreckt.“

Ich lachte. Aber sie schrie: „Du hast deine Prinzessin nie gesehen! Also lügst du, wenn du sagst, wie sie ausgesehen hat!“

An diesem Abend erzählte sie mir nichts mehr.

*
*   *

Es gab Abende, an denen ich meinen Freund nicht sah in dieser Zeit, in diesem Sommer, der voll Liebe war. Die Terrasse lag im Silberreich des Mondes, aber niemand tanzte dort. Jeder ging leise Wege im Schatten der Häuser; der Ive schlich ins Dorf hinauf, der Memi in den dunklen Hafen hinab und der schweigsame Danko ruderte ein stilles Boot die träumenden Klippen entlang.

Jeder kam erst mit der Sonne wieder und brachte Freude und Leben wie sie. Nur einen segnete der Sommer nicht. Nur einem folgte die lispelnde Schande, wo er vorüberging, bis er in einer Nacht, seine Habe unterm Arm, über die Insel wanderte, hinüber in die Stadt, wo der Eingang war in die Welt: Der blonde Paolo war auf ein Kriegsschiff gegangen. — Den alten Rac und sein junges Weib sahen wir selten. Und Mare fragte mich: „Warum geht er auf ein Kriegsschiff, warum geht er von ihr fort, wenn er sie liebt?“ „Man nennt es: entsagen.“

„Was ist das?“ fragte sie. Ich streichelte ihr übers Haar.

„Eine Tugend, Mare, die mörderische Tugend der Menschen mit blauen Augen und blondem Haar.“ Sie schüttelte den Kopf und schwieg.

*
*   *

Wie rote Karfunkel waren die Tage aneinander gereiht an der Silberkette der Nächte. Am Morgen rief ich nach dem Hause des Niko hinüber: „Heiho! Die Sonne ist da!“ Und es antwortete mir ein Trällerlied, wie wenn die kleinen Wellen über den Sand hüpfen. Ich stand auf dem Molo und rief: „Weißt du schon: Heute ist Jahrmarkt drüben in der Stadt!“ Sie kam aus dem Hause im meerblauen Kleid, dessen Stoff ein chinesischer Weber mit spitzen Fingern gefertigt hatte, irgendwo in Shanghai drüben. „Ich brauche es nur zu sagen, und sie bringen mir alles, was auf dem Meer erreichbar ist.“ Die Korallen, die sie um den Hals trug, hatte ein brauner Kerl aus dem roten Meere geholt und ihre Schuhe waren aus weichem, rotem Leder, wie es die arabischen Schuster in Alexandrien haben. „Kommst du mit? Wir gehen gleich mit den anderen.“

*
*   *

„Wie hast du geschlafen, Alter?“ oder „Wohin soll's nun gehen? Zur Punta Pelova? Das werden wir nicht machen können, lieber Alter.“

Hundert Jahre schwamm mein Kajic schon auf diesem Meere, er war der älteste in Mala; alle sagten es und es schien auch so, denn er knarrte bei jeder Wendung und hatte beständig eine Handbreit Wasser. „Wir werden also nach der Punta Chiaz fahren, Alter, das ist nicht so weit.“ Er war zufrieden damit.

* * *

Das Mädchen im blauen Kleide saß auf der Steuerbank und sang. Das war immer so, es gehörte einfach zum Schiffe und ich wäre nicht ohne sie gefahren. Ich erinnerte mich auch gar nicht, daß es jemals anders gewesen wäre. Tausend Lieder sang sie mit weicher, dunkler Stimme über das Meer hin, immer in gleicher Stärke mit den Wellen; schwieg das Meer, so war auch das Mädchen still und wenn die Brandung am wildesten tobte, so sang sie ebenso laut und schrie und jauchzte. Es waren Kinderlieder und Reigenmelodien, zuweilen auch ein schwermütiges Abschiednehmen zweier Liebender. Darüber lachte sie stets. Kraus und bunt waren die Geschichten, die sie mir halblaut erzählte, wenn wir abends an der Zisterne saßen; wer könnte sich das alles merken! Da war die unheimliche Geschichte von dem Weibe, das ihr Heimatsdorf an die Pest verriet, damit diese ihr einziges Kind verschone. Aber die Pest hat den Sohn der Verräterin zuerst umgebracht. Mare freute sich sehr darüber. Oder die seltsame Geschichte von dem lustigen Schuster. Der war stets betrunken, wenn er heimkam und befahl seinem Weibe zu tanzen. Tanzte sie nicht, so schlug er sie so lange, bis sie sich drehte. In der Küche liefen die Töpfe über, die Katze stahl das Fleisch und die Kinder schrien nach Brot. Aber der Schuster klatschte vor Vergnügen in die Hände und sein Weib mußte tanzen, immer tanzen.

* * *

Einmal wollte ich ihr zeigen, daß auch ich erzählen könne und gab die Geschichte von der armen Prinzessin Zora zum besten. Aber Mare lachte mich nur aus und schlug mich sofort mit einer wunderbaren Erzählung von einem schwarzen Schafe, das kleine Kinder fraß. „Schafe fressen keine Kinder“, wandte ich ein. „Deine Geschichte ist nicht wahr.“

„Sie ist wahr!“ rief Mare, „ich habe das Schaf selbst gesehen; es war groß und hatte schreckliche Zähne und Augen!“

Die Sonne will untergehen — siehst du?

Noch einmal sendet sie ihr schönstes Licht der Erde zu. Sie muß die Erde sehr lieb haben. Es ist, als strahlte Liebe aus einem leidenschaftlichen Herzen. Es ist, als weinte ein bohrender Schmerz tief drinnen, während der Mund lachende Abschiedsworte spricht. Es ist, als stürbe eine junge Mutter.

Die weiten, glühenden Steinfelder atmen, wie eine Menschenbrust am Abend einer heißen Leidenschaft. Ein spitzer Kirchturm weist zum Throne Gottes. Die Steinwüste sinkt ins Dämmerlicht, grau, violett, wie der Rauch einer weiten Brandstätte. Die verstreuten Bäume und Strauchgruppen sehen aus wie weidende Schafe. Sie ducken sich zusammen. Der große Baum dort ist der Hund, der Kirchturm ist der Hirte. — Die Sonne ist hinunter. Noch glüht der Himmel im ersten Scheideschmerz. Die Heide ist dunkel. Zwei Holzpfeifen locken, die Landleute tanzen im Scheine der Papierlaternen. Der Reigen wird wilder, je tiefer die Nacht sich senkt.

*
* *

Ein Eselfuhrwerk kam uns vor; auf dem Wägelchen schlief „Ivan mit der Nelke“. Wir setzten uns zu ihm, der kaum erwachte, und kamen so lange vor den andern nach Mala zurück. Der Esel brachte den schwerbetrunkenen Ivan sicher und gut in sein Haus. Das Dorf war still und die Häuser dunkel; die Leute von Mala kamen wohl erst morgen heim. Wir setzten uns auf die Terrasse; es war finster und schwül, kein Stern und kein Hauch. Nur selten schrillte eine Zikade, das Meer glitt über die Steine und gurgelte leise zurück. Mare stand vor mir, streckte den herben Körper und breitete die Arme aus.

„Ich möchte tanzen“, sagte sie. Da holte ich die Mandoline und spielte ganz leise unsern Tanz. Zurückgebeugt mit weit ausgestreckten Armen begann sich das Mädchen zu drehen, feierlich, als trete sie in ein Heiligtum, waren ihre ersten Schritte.

Plötzlich aber schoß eine Welle durch ihre Gestalt, sie schwang sich in wilder Lust um die Terrasse, streifte die Kleider ab, warf sie alle von sich und löste mit einem Griffe das schwere, braune Haar. Ich hatte zu spielen aufgehört. Mare bewegte sich jetzt in ruhigen, wunderbar schönen Rythmen. Sie tanzte mit dieser Nacht, mit dem Meere, frei und allverwandt, völlig eins mit der heißen, halberwachten Sehnsucht in Land und Volk und Lied am träumenden Strande. — Ein Wunder nennt dich der alte Tonin, ein Wunder? Du jubelst im Sturme, du lachst, wenn die Sonne scheint, du singst mit den Wellen und schweigst mit ihnen.

Das Dorf war menschenleer; alle waren schon zeitlich über die Insel gegangen. Die kleine, alte Stadt mit den vielen Kirchen, in denen Bilder alter italienischer Meister hingen war ein einziger, großer Markt. Aus allen Dörfern waren die Bauern und Fischer gekommen und jeder brauchte was. Auch die Franziskaner aus dem stillen Kloster waren da. Ich verlor mich in der Menge, kam immer mehr vom Markte fort und endlich in einen stillen, höher gelegenen Stadtteil, wo es prächtige alte Häuser gab, die fast alle noch den Löwen des hl. Markus über dem Tore trugen. Im innersten Winkel der Altstadt ist eine enge Gasse und ein kleiner Platz, wo nur Goldarbeiter sind. Es flimmert und gleißt in allen Fenstern: Lange Ketten, Reifen, Spangen, Ringe . . . Ich kaufte eine feingedrehte Goldkette, steckte sie in die Tasche und ging. Es kam mir selbst unvermutet und ich wunderte mich ein wenig darüber. Es gab noch Straßen, wo keine Menschen gingen, sie führten zur Kirche hinauf, die an der alten Festungsmauer steht. Der Vorplatz, von einem säulengetragenen Dache überdeckt, ist gegen das Meer hin von einer niederen, breiten Steinmauer umsäumt. Darauf sah ich Mare sitzen. Sie schälte eine Orange und warf die Schalen über die Festung hinab ins Meer. „Was machst du allein hier oben?“ fragte ich. „Nichts.“ „Was hast du dir drunten gekauft?“ Ich deutete gegen den Markt, dessen Lärm schwach heraufdrang. Mare hatte sich eben den Mund vollgestopft und wies als Antwort eine zweite Orange vor. „Sonst nichts?“ Sie schüttelte den Kopf. Ich holte meine Goldkette hervor. „Sieh her“, sagte ich, „ich habe dir was mitgebracht.“ Mare sah die Kette aufmerksam an.

„Sie ist schön“, sagte sie. „Komm, ich will sie dir umhängen.“

Mare beugte den Kopf und ich warf ihr die Kette über. Sie zitterte leicht. Ich bemerkte die Korallenschnur und sagte: „Willst du mir ein paar Korallen geben — — zum Andenken.“ Sie lachte kurz und sah aufs Meer hinaus. „Wenn du willst . . .“ Als ich den Faden lösen wollte, schob sie meine Hand weg und nestelte und zerrte daran herum; plötzlich riß die Schnur, die Korallen rannen flink an ihr herab und sprangen die Festungsmauer hinunter ins Meer. Nicht eine blieb zurück. Wir waren beide so erschrocken, daß wir kein Wort sagen konnten; mit einem Male aber barg Mare ihr Gesicht in beiden Händen und weinte bitterlich. Mare, Mare, warum hast du geweint?

*
* *

Wir gingen hinaus in die weiten Steinfelder. Wir hielten einander an der Hand und schwiegen. Alles war wunderbar tief und still, die Sonne, die Steine und das Meer.

*
* *

derte hinüber nach der Draga Haludova und weiter, immer weiter die Klippen entlang. Hinter den Bergen des Festlandes stand ein Gewitter. Ich kletterte die Klippe hinab zum Meere, sprang von Stein zu Stein, bis ich den letzten erreicht hatte, der, rings vom Wasser umgeben, sich wenig über dieses erhob und kaum für mich genug Platz hatte. Kein Schiff, kein Mensch weit umher, nur Stein und Meer und Sonne. Ich schöpfte Wasser mit beiden Händen und ließ es über meine Brust rieseln.

Ich sah in das Meer, ich sah auf das Meer, ich sah über das Meer weg zu den Bergen. Ich bin ein Berg. Du bist das Meer. Mare!

* * *

Als ich ins Dorf zurückkam, stand die Sonne tief. Ich war über die Steine gegangen, durch harte Dornsträucher, durch tote Dörfer, deren Bewohner vor vielen, vielen Jahren vor dem Fieber geflohen und ausgewandert waren. Ich saß lange Zeit auf der steinernen Treppe eines halbzerfallenen Hauses und dachte an die, die vor dem Fieber hatten fliehen können. Ich kam von der Insel herab ins Dorf. Der Ive kauerte auf dem Felde und riß Steine aus dem Boden. Er fluchte zornig bei seiner Arbeit.

Der alte Rac kam mir entgegen; er wich aus, als er mich sah. Es war ein schwerer Tag. Aus der Ferne sah ich Mare schnell in das Haus des Niko gehen. Hatte sie mich gesehen? Die Küche war leer, niemand war im Hause zu finden. Ich ging auf den Molo hinaus und Mare kam mir entgegen. Sie erschrak, als sie mich sah, aber ich ging auf sie zu und nahm ihre Hand. „Lebe wohl, Mare“, sagte ich. Sie sah mich nicht an. „Lebe wohl“, sagte ich noch einmal.

Da bemerkte ich, daß sie geweint hatte; wieder zuckte es um ihren festen Mund, ihre Augen blinkten. „Weine nicht, Mare . . .“ Da hatte sie sich zornig losgerissen und sprang in ein Boot hinab. Sie ruderte nach dem Trabakel hinüber, wo die Söhne des Tonin eben die langen Ruder einhängten. Der Alte kam aus dem Hause seines Bruders. „Wir müssen in den Wind hinausfahren“, sagte er, und gab mir die Hand. Wir sahen uns in die Augen und schüttelten einander fest die Hände. Dann fuhr auch er hinüber.

* * *

Sie hatten alle Leinwand aufgezogen, ruderten langsam ins offene Meer hinaus und sangen ein altes Lied.

Der Niko und seine Leute standen am Ufer und winkten, ich saß auf dem runden Steinblock und rührte mich nicht. Das Mädchen im

Und wenn die Nacht sich senkt und Farbe und Klang sich verbergen, dann flüsterst du selten ein scheues Wort. Wenn du es aber nicht sagen mehr kannst, nicht mehr singen und jauchzen das Leben und Drängen in deiner Brust, dann wirfst du die Arme hoch und schwingst dich im Tanze. — Du bist wie das Meer vor dem Sturme, das tote, lebende, das unberührte, das sehnsuchtsvolle. Du bist kein Wunder, Sturmschwalbe, Braunkind, du mit den ruhigen Augen, du mit der klaren Stirne, du bist kein Wunder.

*
*   *

Mare blieb stehen. Von der weißen Terrasse hob sich ihr dunkler, feingliedriger Leib, die Haare flossen ihr über die Schultern, die dünne Goldkette schimmerte an ihrem Halse. Plötzlich griff sie mit beiden Händen in die Kette, riß sie mit einem Ruck auseinander und schleuderte sie mit pfeifendem Schwung ins Meer hinaus, das sie glucksend verschluckte. Im selben Augenblicke war das Mädchen vor mir auf die Knie gefallen und barg den Kof auf ihren Armen in meinem Schoße. Meine Hand lag auf ihrem Haar, ich fühlte ihr kleines wildes Herz pochen. Schweigen war überall. Lange blieben wir so, bis mir ihr tiefer, ruhiger Atem sagte, daß Mare fest eingeschlafen war. Da hüllte ich sie leise in das weiche, blaue Kleid, nahm sie auf meine Arme und trug das schlafende Kind hinüber ins Haus des Niko, wo ich sie sanft in ihre Kammer bettete. Halb im Traume hatte sie die Arme fest um meinen Hals geschlungen. Als ich sie löste, wachte Mare ein wenig auf, sah um sich und sagte leise, indem sie die Augen wieder schloß: „Ich danke dir.“ „Gute Nacht, Mare . . .“

*
*   *

Fern von der Insel herab kam der trunkene Sang heimkehrender Fischer. Vor der Punta Chiaz weit draußen auf dem schlafenden Meere glühten zwei Lichter: grün und rot. Zwei Pfeile schossen in meine Brust; der eine war grün, der andere rot. Eine Schlange biß nach meinem Herzen; sie hatte zwei Augen — grün und rot.

*
*   *

Am Morgen war der Trabakel herinnen. Der alte Tonin ruderte ans Ufer. Er gab mir die Hand nnd fragte nach Mare. „Ich glaube, sie schläft noch; wir kamen gestern spät vom Jahrmarkt heim . . .“

Er sah mich fragend an. Ich gab ihm meine Hand und sagte: „Sie schläft noch, Tonin.“ Er ging zu seinem Bruder Niko, ich wan=

drückten dann in der Regel nicht nur ein, nein, sie drückten alle beiden Augen zu.

Anders wurde es erst, als Doktor Prantner die Klasse übernahm. Prantner hatte die Karpathenkämpfe mitgemacht und wurde dann bei Iwangorod mitsamt seinem Zug durch eine russische Granate im Schützengraben verschüttet; er trug eine Nervenerschütterung davon und einen doppelt gebrochenen Fuß, der so schlecht ausheilte, daß das linke Bein steif blieb und er, als dienstuntauglich heimgeschickt, Ordinarius der Klasse wurde. Der üblichen Abordnung, die um Nachsicht bat, antwortete er mürrisch, dazu fehle jeder stichhaltige Grund und er beanspruche unbedingt strengste Pflichterfüllung; der Krieg habe mit der Schule ganz und gar nichts zu tun. Mit erheblich vergrößerten Nasenlöchern begab sich die Abordnung auf ihre Plätze zurück und Mitterstiller grollte, einen solchen Schulfuchsen und Pedanten gebe es auf der weiten Welt nicht mehr.

Infolge der Nervenerschütterung war mit dem neuen Ordinarius auch sonst nicht gut Kirschen essen; reizbar und ungeduldig, begriff er nicht, daß die Herren Buben lieber die Kriegsberichte als Livius und Xenophon lasen. Da gab es nun manche Reibungen, sonderlich zwischen ihm und Mitterstiller, während sich Liborius Fischer wohl zu schicken wußte.

Einmal war Prantner nach einer zerquälten schlaflosen Nacht besonders schlechter Laune. Das linke Bein nachziehend, hinkte er in die Klasse, nickte stumm zu deren Morgengruß, kletterte mühselig aufs Podium und holte sein Notizbuch aus der Tasche: „Mitterstiller!"

Mit saurer Miene löste sich der Mitterstiller aus der Bank.

„Was hatten Sie bis heute zu memorieren?"

Mitterstiller betrachtete beklommen einen dunkelgrauen Fleck an der grauen Wand und schielte dann auf Fischer, um dessen Hilfe zu erbetteln, aber der Primus lächelte dünn und blätterte im Lesebuch.

„Na, wird's?" Und da keine Antwort kam, rief Prantner seinen Liebling: „Fischer, antworten Sie!"

„Wir hatten Ludwig Uhlands Gedicht ‚Des Sängers Fluch' zu memorieren."

„Gut. Mitterstiller, ich nehme an, daß Ihnen nur der Name des Gedichtes augenblicklich nicht gegenwärtig war, Sie sich aber das Gedicht selbst einprägten. Beginnen Sie."

Aber Mitterstiller hatte den fluchenden Sänger nicht einmal angeschaut.

Doktor Prantner zog die Augenbrauen hoch in die Stirn: „Sind Sie vorbereitet?"

„Nein, Herr Professor."

blauen Kleide lehnte, die Hände im Rücken, am Mastbaum, als wäre sie dort angebunden, und sah zu uns herüber, regungslos und still. —

Das Lied verklang, weiter und weiter glitt der Trabakel.

Jetzt stand er vor der Punta Haludova, dort, wo wir ihn vor einer Woche im Sturme besucht hatten. Nun fing ihn der Wind. Das gelbe Großsegel mit dem rostbraunen Fleck blähte sich — schnell ging es die weißen Klippen entlang. Noch sah ich das blaue Kleid flimmern — — — noch — — An der Punta Chiaz verschwand das Schiff. —

*
* *

Das Gewitter, welches den ganzen Tag hinter den Bergen gelauert hatte, stieg nun empor und lag drohend über uns. Es kam nicht. Es zog hinab in das Land Dalmatien.

Pflicht.

Von **Hans Ludwig Rosegger.**

Die Klasse war arg verwildert, denn seit Kriegsausbruch wurde die professorale Tyrannis durch die Demokratie der fünfzehnjährigen Herren Buben ersetzt. „Jetzt sind wir die Herren!" sagte bedeutsam Florian Mitterstiller, der zwar nicht der Klassenerste, aber was mehr bedeutete, der Klassenstärkste war. Seine Führerschaft machte ihm nur Liborius Fischer in der ersten Bank streitig, der Primus war und daher auf das „Geistige" das Hauptgewicht legte. Aber bei den Kameraden galt der Mitterstiller erheblich mehr. Daß die Verwilderung so um sich greifen konnte, daran war der ewige Professorenwechsel schuld: Zuerst rückte der Klassenvorstand Keller als Leutnant der Reserve ein, bei der Nachmusterung wurde auch dessen Stellvertreter Professor Gogg feldgrau, und Mitterstiller — wollte er sich einen guten Tag machen — ging zum Exerzierplatz der Landwehr, um Gogg unverschämt anzugrinsen, wenn er Gewehrgriffe übte. Und dabei beneidete er ihn doch furchtbar und hatte sich hinter dem Rücken seiner Mutter schon dreimal als Kriegsfreiwilliger gemeldet, war aber jedesmal wegen seiner Jugend zurückgewiesen worden. Nach Gogg kamen andere Lehrer in die Klasse, sie wurden berufen und wieder abberufen, sowie sie anderswo notwendiger waren. So oft ein „Neuer" erschien, um die „Tyrannis" neuerlich zu begründen, begab sich eine Abordnung der Klasse zu ihm und bat um Nachsicht, weil es in den unruhigen Zeiten unmöglich sei, sich ganz dem Studium zu widmen. Diese einfache Art, die Schullasten zu erleichtern, hatte Mitterstiller erfunden, und sie trug ihre Früchte. Die kurzlebigen Professoren

sein . . ." Doktor Prantner wollte noch hinzufügen, daß der leichtfertige Mitterstiller ohne Zweifel an der Front ebenso versagen würde, wie er bei Uhlands Gedicht versagte, aber ihn störte Liborius Fischer, der die Hand emporstreckte, damit anzeigend, er hätte etwas zu vermelden. „Sie wünschen, Fischer?"

Der Primus grinste: „Sie vergaßen zu erwähnen, Herr Professor, daß auch die Aussicht, ausgezeichnet zu werden, ein großer Ansporn für jeden Soldaten ist."

Prantner war peinlich berührt, daß gerade sein Liebling diese minderwertige Auffassung soldatischen Geistes vertrat.

Da stand Mitterstiller langsam auf. Von seiner Stirn perlte der Schweiß. Stockend und leise sagte er: „Herr Professor, ich sehe ein, daß ich meine Pflicht verletzte, und ich bitte Sie um Verzeihung . . . Aber gerade gestern hat mein Bruder geschrieben . . . Wir hielten ihn schon für tot, aber jetzt schreibt er, daß er bei Luck verwundet in russische Gefangenschaft fiel . . . Er lebt wenigstens . . . Und da hab' ich mich so gefreut, daß ich nicht lernen konnte — gar nichts lernen konnte . . . Ich mußte über die Felder in den Wald laufen und immer rufen: Er lebt! Gott sei Dank, er lebt!" . . . Liborius Fischer lächelte dünn. Aber um die Mundwinkel Doktor Prantners zuckte es, und er legte seine Hand leicht auf Mitterstillers Schulter; in ungewöhnlich mildem Ton sagte er: „Das ist etwas anderes, mein lieber junger Freund, das ist nun ganz was anderes . . . Tatsächlich, ich vergaß, bei meinen Ausführungen etwas besonders Wichtiges zu erwähnen. Allerdings haben wir große Pflichten gegen uns, gegen unsere Angehörigen und die Allgemeinheit, aber jeder Mensch hat noch eine Pflicht: er hat die Pflicht der Freude! Sie gibt uns Kraft und Mut, selbst dann den Kopf oben zu halten, wenn es ringsum trüb und grau aussieht. Diese große Pflicht haben Sie erfüllt, mein lieber Mitterstiller . . . Geben Sie mir Ihre Hand, wir wollen Freunde werden . . . So, und jetzt schlagen Sie Seite 38 Ihres Lesebuches auf und tragen Sie Schillers Lied ‚An die Freude' vor — aber nicht herableiern, wenn ich bitten darf!"

Berlin—Genf.

Eine Reisendenerlebnis von **Fritz Müller**.

Ich traf ihn auf der Eisenbahn zwischen Bern und Genf. Es war der typische tüchtige, vielleicht etwas draufgängerische Berliner Geschäftsreisende, redefröhlich zuversichtlich, nun ja, wir kennen ihn ja alle vom Frieden her. Im Frieden wäre er mir nicht weiter aufgefallen. Aber jetzt im Krieg?

Es folgte eine bange Stille; dann sagte der Ordinarius hart: „Setzen Sie sich, Sie sind pflichtvergessen, Mitterstiller!"

Der Gescholtene stieg tiefrot im Gesicht langsam vom Podium herab und begab sich zögernd auf seinen Platz. Pflichtvergessen... Das Wort brannte.

„Kommen Sie heraus, Fischer, sagen Sie uns das Gedicht auf!"

Liborius Fischer holte Atem und legte los:

„Es stand in alten Zeiten — — — —
— — — — — — — —
— — — — — — — —
— — — kann stürzen über Nacht!"

„Gut", lobte Prantner, aber er hatte nicht zugehört, sondern nur darüber gesonnen, wie er der Klasse Pflichtbewußtsein beibringen könnte, denn so wie der leichtsinnige Mitterstiller waren die meisten, Fischer bloß eine einzige, rühmliche Ausnahme. Er richtete sich gerade auf und begann: „Ich werde Ihnen jetzt etwas erklären und bitte Sie, aufzumerken — legen Sie den Bleistift weg, Murzegger, es gilt auch für Sie. — Was ich Ihnen zu sagen habe, ist fürs Leben bedeutsam . . . Jeder Mensch hat eine Reihe von Pflichten, die er unbedingt erfüllen muß, soll er Achtung verdienen, die Achtung anderer und seine eigene. Zuerst hat jedermann Pflichten gegen sich. Das heißt, er hat die Pflicht, alle ihm verliehenen Gaben mit Fleiß und Gewissenhaftigkeit auszubilden und Höchstmögliches zu leisten. Sie als Schüler des Gymnasiums zum Beispiel müssen bestrebt sein, die Ansprüche der Schule zu erfüllen. Das hat Mitterstiller *nicht* getan, indem er des „Sängers Fluch" nicht memorierte. — Huber, schwätzen Sie nicht! . . . Die Pflichten gegen die eigene Person sind die Voraussetzung für die Pflichterfüllung gegenüber seinen Angehörigen, die gleichfalls von Ihnen und unter allen Umständen verlangen können, daß Sie den vorgeschriebenen Lehrstoff Ihrer Klasse klaglos bewältigen. Auch dagegen fehlte Mitterstiller. Auch diese heiligen Pflichten gegen sich und seine Familie bilden wieder nur die Grundlage der Pflichten gegen die Allgemeinheit. Glauben Sie mir, unsere und die Armeen unserer Verbündeten hätten niemals einer so gewaltigen Übermacht, wie sie uns gegenüberstand, die Stirne zu bieten vermocht, wären nicht alle Soldaten, angefangen von den obersten Kriegsherren bis zum letzten Fahrkanonier herab, von eisernem Pflichtgefühl durchtränkt. Alle Begeisterung, aller natürlicher Heldenmut, aller Idealismus, wie ihn die klassische, an antiken Vorbildern geschulte Bildung verleiht, wären nicht ausreichend gewesen, um dem lähmenden Trommelfeuer, dem wütenden Ansturm neuer und immer neuer Russenschwärme und den sonstigen Unbilden standzuhalten. Das vermochten wir nur — ich spreche aus eigener Erfahrung — zufolge unseres geläuterten Pflichtbewußtseins, das zum Ausharren zwang, mag es zuweilen auch noch so hart gewesen

und zweitens, im Krieg belügt man einen Landsmann nicht, um keinen Preis. Gar wenn er nicht von der Konkurrenz ist, wissense."

„Sind Sie dessen auch ganz sicher?" sage ich lächelnd.

„Lieber Herr", sagte er fast mitleidig, „die Konkurrenz spüre ich in den Fingerspitzen. Ich will es Ihnen also sagen, wie's in Genf war: Dreiviertel meines Umsatzes vor dem Krieg habe ich gemacht.

„Aber das ist ja ganz unglaublich!" fuhr es mir heraus.

„Unglaublich? Sehense, ganz genau dasselbe haben auch meine alten Genfer Kunden gesagt, als sie mich unter der Tür sahen. Incroyable, sagten sie, sei es, daß ich es als deutscher Kindermörder, Kinderhändeabschneider und so weiter wage, mit meinen Musterkoffern vorzukommen."

„Zunächst erlaube ich mir zu bemerken", sage ich, „daß ich in dem Artikel abgeschnittene Kinderhände niemals gereist habe".

„Schon gut", sagt mir der Kunde, „aber Ihre Landsleute haben —"

„Was meine Landsleute haben und was sie nicht haben", sage ich, „das muß ich eigentlich ein wenig besser wissen, und ich halte auch Sie für viel zu gescheit, als daß Sie im Grunde an solchen gemischten Salat glauben".

„Aber die Zeitungen —", sagte er, jetzt schon in der Defensive".

„Ihre Zeitungen", falle ich ihm ins Wort, „haben Ihnen auch mitgeteilt, daß wir alle ausgehungert sind — sehen Sie einmal meine knapp zwei Zentner an — daß unsere ganze Volkswirtschaft zusammengebrochen sei und daß wir nichts mehr zu beißen, geschweige denn zu verkaufen hätten".

„Allerdings."

„Nun, ich offeriere Ihnen also meine alten Artikel, die wir nicht mehr zu verkaufen haben, und mit denen Sie immer so zufrieden waren."

„Geben Sie sich keine Mühe", sagt er, „ich habe — ich werde meinen Bedarf in Frankreich decken".

„Billiger und besser, nicht wahr?" sage ich freundlich.

„Nun, Sie werden auch teurer geworden sein in diesen Zeiten."

„Billiger, meinen Sie wohl — darf ich Ihnen einmal zeigen — ganz unverbindlich natürlich", sage ich und klappe sachte meine Koffer auf, „wenn Sie ein Stück mit schlechterer Qualität finden als vor dem Krieg, dann — dann gebe ich Ihnen meiner Treu die abgeschmackten, nein, die abgehackten Kinderhände zu." Aber da ist er schon mitten mang im Wühlen, wissense."

„Und Sie können also wirklich dieselben Artikel um fünf bis zehn Prozent billiger geben", sagte er, „aber wie können Sie das machen?"

„Das mache nicht ich", sage ich, „das macht zunächst ihr selbst und eure Freunde":

„Sie dürfen auch nicht fürs Vaterland kämpfen?“ fragte ich ihn. Das „auch“ galt mir.

„Natürlich kämpfe ich“, sagt er, „ich kämpfe für Deutschland mit ...“ Er nannte die Artikel seines Berliner Hauses.

„Und finden Sie Absatz in — in der deutschen Schweiz?“

„Nee, weil ich da gar nicht hingehe. Dahin lasse ich die andere deutsche Konkurrenz gehen. Die soll sich dort alleine drängeln.“

„Und Sie?“

„Ich gehe nach Genf.“

„Wie, nach Genf mit deutschen Waren? Jetzt?“

Nu eben, hab ich mir gesagt, da findste das Feld frei, hab ich mir gesagt. Da kannste den andern deutschen Reisefritzen mal wieder zeigen, daß die Wege noch lange nicht die schlechtesten sind, wo sie nichts als Warnungstafeln aufgerichtet haben, verstehense?“

„Wenn Sie sich da nur nicht täuschen, Landsmann! Gehen Sie das erste Mal nach Genf?“

„Nein, ich war vor dem Kriege regelmäßig dort, habe alte Kunden, wissen Sie —“

„Mit welchen Gefühlen gegen alles Deutsche aber diese alten Kunden seit Jahr und Tag von ihren Zeitungen gefüttert werden, das wissen Sie doch auch?“

„Ich bin noch immer mit einem alten Wahlspruch durchgekommen.“

„Und der heißt?“

„Schwierigkeiten sind dazu da, damit sie überwunden werden.“ —

Wie's der Zufall will, drei Tage darauf sehe ich ihn auf der Rückfahrt, als ich ins Abteil steigen will. Blitzschnell fällt mir ein: er wird sicher schlechte Geschäfte gemacht haben und verlegen sein, wenn er dich sieht. Also wieder herunter vom Trittbrett und in ein anderes Abteil.

„Heda, Landsmann“, schreit er, „kennen Sie mich nicht mehr — nur mal rin, wir fahren doch n Stück zusammen?“

Ich sitze ihm gegenüber. Vorsichtig vermeide ich die Frage, die mir doch die ganze Zeit im Kopfe stehen wird. Aber da spricht er sie selber ans.

„Na, wie ich in Genf abgeschlossen habe, möchten Sie wissen, nich?“

Ich nickte. Im Nicken aber kommt mir der Gedanke, er wird mich doch mit billigem „Reisendenaufschnitt“ bedienen wollen. Sonderbar, als ob er es erraten hätte, fängt er lachend an: „Wissense, ich könnte Ihnen ja 'ne Portion Havas vorsetzen, wie sie sogar hierzulande für kalten Aufschnitt sagen. Ich könnte Ihnen sagen, das Doppelte habe ich gemacht, wie vor dem Krieg. Aber erstens würden Sie's nicht glauben,

Blickes die Ursachen ergründen kann, die zu dem blutigen Kampfe zwischen den beiden großen Nationen geführt haben. Und nun sagt Renan weiter: „Es ist klar, daß, wenn es jemals eine berechtigte Bewegung in der Geschichte gab, es diejenige war, welche Deutschland seit 60 Jahren trieb, sich zu einer einheitlichen Nation zu gestalten. Wenn irgend jemand das Recht haben sollte, sich darüber zu beklagen, so ist es sicherlich nicht Frankreich, da Deutschland nur dem Beispiele gefolgt ist, das ihm Frankreich gegeben. Warum also Deutschland das Recht verweigern, das in seinem Hause zu tun, was wir in dem unseren getan haben und was mit unserer Hilfe Italien in dem seinen getan hat?" Renan gesteht zu, daß die Schuld an dem Kriege 1870 auf seiten Frankreichs lag; freilich verhüllt er dieses Geständnis wieder, indem er nach tiefer liegenden Ursachen forscht, aber er geißelt doch dabei das Treiben der französischen Chauvinisten, die mit dem törichten Worte von der „Revanche für Sadowa" die Gemüter aufreizten und dadurch die Hauptschuldigen an diesem Kriege wurden. Durch diese Worte des großen Gelehrten klingt eine Mahnung und Warnung, die leider keine Erhörung fand. Sie wurde ebenso wenig beachtet wie die Worte des großen Romandichters Flaubert, der am 3. August 1870, drei Tage vor den Schlachten von Wörth und Spichern, an George Sand schrieb: „Mir ist, als würde es schwarz um mich her! Das also ist der Naturmensch! Und wir preisen den Fortschritt, die Aufklärung, den gesunden Menschenverstand der Massen und die Sanftmut des französischen Volkes! Wer hier den Frieden predigte, den brächte man um. Die Massenkriege werden wieder beginnen. Im Verlauf eines Jahrhunderts wird man vielleicht Millionen von Menschen in einer einzigen Schlacht niedermetzeln."

Die eindringlichste Warnung hat seiner Nation der französische Major und nachmalige Abgeordnete Driant erteilt, der als Berichterstatter eines Pariser Blattes im Herbst 1907 den Kaisermanövern in Schlesien beiwohnte und der den Mut hatte, ein Buch zu schreiben, das den Titel führte: „Einem neuen Sedan entgegen." Hier finden sich die prophetischen Worte:

„Wenn man uns heute zu einem Kriege gegen Deutschland hetzt, so wird es ein Unglückskrieg sein. Wir werden geschlagen werden wie 1870. Noch vollkommener sogar wird die Niederlage sein; denn wir werden heute Beispiele von Panik und Feigheit erleben, wie sie unsere Väter nicht kannten."

Und weiter sagt Driant:

. . . „Die modernen Schlachten sind Kämpfe von sechs bis acht Tagen. Dazu braucht man nicht nur Führer mit starken, unerschrockenen Herzen, sondern auch vertrauensvolle, ausdauernde Soldaten, die zu Opfern bereit sind. Heute aber sind Tausende von Franzosen davon überzeugt, daß das Vaterland dieses Opfer nicht wert ist." . . . „Dort

„Wir?“

„Nun freilich“, sagte ich, „durch eure Geschichten von dem wirtschaftlichen deutschen Zusammenbruch drückt ihr den deutschen Markkurs, das heißt, ich kann Ihre Franken, die Sie mir für meine Waren zahlen werden, gegenwärtig in Deutschland um so und so viel Prozent teurer verkaufen als vor dem Kriege. Das gebe ich Ihnen als Extrakriegsrabatt, sind Sie zufrieden? Der Mann war starr, sage ich Ihnen, einfach baff. Er hat sich umgeschaut, ob niemand zuhörte, hat mich in sein Allerheiligstes hineingezogen und hat seinen Bedarf bei mir gedeckt. Der war im Kriege auch geringer, sonst hatte ich meinen alten Umsatz gemacht, verstehense?“

„Ja, ich verstehe“, sagte ich mit aufrichtigem Respekt, „aber was ich nicht verstehen kann: Hat der Mann denn gar keine Angst vor den andern Genfern gehabt?“

„Na und ob. Als ich fortging, hat er noch unter der Tür laut erklärt — so laut, daß es jeder seiner anwesenden Kunden hören mußte — daß er unter keinen Umständen Waren aus Deutschland kaufe, unter keinen Umständen, verstehense!“

Ich blinzelte vergnügt.

„Sehense“, sagte der Unerschütterliche, „sehense, geradeso hat er mir noch zuletzt nachgeblinzelt.“

Mahnende und warnende Stimmen in Frankreich.

Von **Wilhelm Rullmann-Schlüchtern.**

Unter den kleineren Schriften Renans befindet sich ein Aufsatz über „la guerre entre la France et l'Allemagne“, der zuerst in dem Hefte der „Revue des deux mondes“ vom 15. September 1870 veröffentlicht wurde. Als diese Betrachtungen niedergeschrieben wurden, waren bereits die Schlachten von Wörth, Spichern und Metz geschlagen und die siegreiche deutsche Armee hatte sich gegen die Hauptstadt des Landes in Bewegung gesetzt; als sie im Druck erschienen, war die Katastrophe von Sedan erfolgt, das Kaiserreich zertrümmert und die Republik gegründet. Die für den Patrioten Renan so schmerzlichen Ereignisse der ersten schweren Niederlagen finden in jener Studie über die Ursachen des deutsch-französischen Krieges nur einen schwachen Widerhall; der Mann der Wissenschaft sucht sich über den Jammer der Gegenwart zu erheben und sich von allen Eindrücken, die sein Urteil trüben könnten, so weit frei zu machen, daß er möglichst unbefangenen

österreichischen Patrioten. Hermann Bahr, dem man jetzt, wo die Schleuse von einem gewaltigen Schicksalsarm aufgerissen wurde, nicht das Verdienst schmälern darf, daß er ganz besonders und immer wieder hingewiesen hat auf das Unglück Altösterreichs (das junge Österreich wird gerade erst geboren!), Hermann Bahr hat den Herrn Hofrat sogar zu einer typischen Theaterfigur gemacht. Selbst unwandelbar, wandelt er durch die Komödien und durch die Zeiten.

Aber — verehrter Freund und Hofrat von Gnad: was geht Sie das an? Durchaus nichts, in der Tat! Es ist fast ein Witz, daß solch ein Mann ausgerechnet als Herr Hofrat angesprochen werden muß. O gewiß! Er konnte die Würde, die der Staat für treffliche Staatsdienste verlieh, mit ruhigem Selbstbewußtsein auf sich nehmen. Der Titel macht nur leider keinen Unterschied zwischen denen, die ihn erdienen, und denen die ihn verdienen. Er unterscheidet nicht zwischen dem Ersitzen und dem Besitzen von Verdiensten. Das liegt nun einmal nicht in der Natur von Titeln und Orden. Würde man grundsätzlich die Titel abstufen nach dem inneren Werte jedes Würdigen und nach dem spezifischen Gewicht seiner persönlichen Leistung, so müßte man ein dickes Titellexikon anlegen, und die „Kulturmenschheit" hat's schon heute schwer genug. Wer aber sollte berufen sein, die Wage zu halten? Auch unter den Hofräten — man kann doch nicht eine ganze Altersklasse höherer Staatsdiener über einen Kamm scheren! — gibt es Gegensätze, und gewiß nicht wenige, die, dem Hermann Bahrschen Typus zum Trotz, in segensreicher Fülle gewirkt haben; Vorbilder adeligen Sinns und großzügiger Pflichttreue, nützliche Stützen der Gemeinschaft, kluge Arbeiter im Gebiete fruchtbarer Amtstätigkeit, Meister der Wissenschaften, Ritter vom goldenen Herzen — Vollmenschen. Gibt es! Nicht viele zwar, die wie Dr. Ernst von Gnad auf ein so harmonisches Wirken unter besonders disharmonischen Verhältnissen zurückblicken, auf eine im Sturmwind gesäte und doch so ergiebige Ernte.

Gnad war Schulmann, österreichischer Schulmann in unseren damaligen lombardisch-venezianischen Provinzen. Auf dem heißen italienischen Boden, wo beständig die Verschwörung in allen Winkeln nistete, der Verrat lauerte, der Meuchelmord drohte. Wie es in Welsch-Österreich zuging, das schildert ein fesselndes Buch voll tiefer Einblicke und Erfahrungen, ein Buch, das in der geschichtlichen Literatur eine Lücke ausfüllt und dabei den vollen Reiz und Glaubenswert persönlicher Memoiren hat. Es heißt: „Aus dem österreichischen Italien", und sein Verfasser ist Ernst von Gnad. Auch Bücher können einen zweiten Lenz erleben. Die weltgeschichtlichen Begebenheiten unserer Tage, der ruchlose Treubruch Italiens, sein wie ein Geschwür aufgebrochener Erbhaß, der Dankesschuld mit ohnmächtiger Blut-

drüben weiß man zu befehlen; jedermann kennt ihn, den germanischen Cäsar. Und hinter ihm steht das ganze arbeitsame Deutschland wie ein Mann, bereit zu allen Anstrengungen, die er fordert. Bebels Sozialdemokraten liegen mit in den Reihen, den Finger am Abzug, und auch sie denken an nichts anderes als an das Heil des Vaterlandes." . . . „Der Zusammenbruch ist da, und diesen wird kein Zola mehr beschreiben, da es nicht mehr nötig sein wird, das französische Volk des letzten Restes von Mannhaftigkeit zu berauben, weil dies das Ende von Frankreich bedeuten wird." . . . „Wir werden uns nicht mehr von ihm erholen. Der Ausspruch Bismarcks wird die Devise von morgen werden: Im nächsten Kriege wird der besiegten Nation der letzte Blutstropfen ausgesogen werden (elle sera saignée à blanc)."

Es war ein Prophet, der so sprach. „Aber sie hörten ihn nicht."

Ernst von Gnad.

(Zu seinem 80. Geburtstag.)

Von **Hermann Kienzl-Berlin.**

Der Herr Hofrat ist viel älter als achtzig Jahre! Im österreichischen Vormärz und einige Jahrhunderte zuvor stand er schon in seinem Ansehen, das Jahr 1848 hat er gesund überstanden, und ziemlich ungeschwächt sahen wir ihn noch bis zum August 1914 im Amte. Er konnte nicht altern, weil er niemals jung gewesen war. Vertrocknet und verledert, nahm er nichtsdestoweniger in diesem Staate, dessen fruchtbare schöne Erde geschaffen ist, einen Frühling ohne gleichen hervorzubringen, die Stelle ein, von der die frischen Säfte durch das weite Geäder gepulst werden sollten. Kein Wunder, daß Österreich, während ringsum neue Jugend blühte, den Eindruck eines Sklerotikers machte. Die fremden Konsiliarärzte, mit scharfgeschliffenen Pinzetten in der Faust, meinten denn auch, dem Patienten sei nicht zu helfen, und sie waren bereit, ihm seine Leiden zu kürzen. Aber die Österreicher wollten von der unheilbaren Krankheit nichts wissen. Sie sagten: das Herz Österreichs ist gut, es sitzt bloß der Herr Hofrat drauf, der drückt es zusammen und läßt es nicht frisch-fröhlich schlagen! Und es ergriff die Österreicher, die an ihr Österreich glaubten, die es verjüngt emporrichten wollten, eine große Erbitterung gegen den Herrn Hofrat. Sie nannten ihn eine Konservenbüchse, die verschimmeltes und ranziges Zeug aufbewahre; sie behaupteten, er sei gar kein Mensch, sondern eine starre Überlieferung auf zwei knöchernen Beinen und mit einem langen, langen Zopf; aber sie sagten auch, er sei mächtiger als die Mächtigsten im Lande; und weder der gute Wille der Besten, noch die Ideen der Gescheitesten vermöchten etwas auszurichten wider die personifizierte Schleuse, die allen frischen Zufluß absperre. So steht's bunt zu lesen in den Büchern der

Schon wieder der Titel! Und verdient doch einer wie unser Gnad, daß wir ihm keinen anderen verleihen als den höchsten: den eines Menschen. Nur noch um des Gegensatzes willen ein Wörtchen: der typische Bureaukrat, so wurde gesagt, kann nicht altern, weil er keine Jugend zu verlieren hat. Der Landesschulinspektor und Hofrat Dr. Ritter Ernst von Gnad alterte nicht, weil er seine innere Jugend nicht verlor! Denn so kennen wir ihn. So kannte ich ihn in den Jahrzehnten gemeinsamer Grazer Staatsbürgerschaft, so traf ich ihn wieder nach mehr als einem Jahrzehnt räumlicher Trennung. Das Gratulantensprüchlein von der Jugendlichkeit, an siebzigsten, achtzigsten und neunzigsten Geburtstagen fast mechanisch abgehaspelt, ist gewiß eine fade Form des Wohlwollens. Vor diesem Achtzigjährigen aber wird's zur Wahrheit, und man muß es aussprechen. Kommt eines Dichters echtes Bedürfnis über die abgeklapperten Dilettantenreime „Herz—Schmerz", „Leben — Streben", „Liebe—Triebe", so werden sie wahr, werden lebendig. Im Zwang eines nicht zu fälschenden Ausdruckwillens durfte sie der Dichter an gebotener Stelle nicht vermeiden. Wie denn könnte man nun die in vielen Jahren beharrende Erscheinung der Gnadschen Persönlichkeit anders nennen, als unverwelkt und unverdorrt? Ja, der Nichtgealterte ist noch ganz der Alte: in Gelassenheit beweglich, in eigener Abgeklärtheit für alles empfänglich, was da ringt und braust, männlich in der inneren Abwehr des Kleinlichen, des gepredigten Aberglaubens und der gelehrten Vorurteile, warmherzig seinen Freunden, gütig gesinnt den mannigfachen Arten der menschlichen Gattung, heiter und gesellig, treu der Gewohnheit seines Daseins, die immer ihm der verfeinte Genuß des Schönen gewesen. Nicht einer, der das schöne Leben bloß von toten Buchstaben empfängt. Nein, einer, der selbst lebt und gelebt hat, durch dessen dauernd frische Erinnerungen Frühlingsblüten ihren Duft wehen, schlanke Amoretten tanzen, und der wohl auch in dunklen Stunden des Daseins Last an der stärkeren Widerstandskraft gemessen hat. — So kennen wir ihn. So sehen ihn die besseren Augen, die seine kunstkritischen Bücher recht zu lesen verstehen; so lieben ihn die Freunde, denen er eine gewiß nicht sturmbewegte, aber um so treuere Brust erschloß.

Sie sind selten geworden, die lieben alten Herren Altösterreichs, die man nur deshalb alt nannte, weil ihr Haar weiß war und ihre Erfahrenheit weit, weit zurückreichte. Sie mögen Artgenossen auch in anderen Ländern gehabt haben. Doch unter den linden Winden des Donaulandes, hier, wo ein quellender Frühling, ein wärmender Sommer, ein still glänzender Herbst, ein milder Winter und ein harmloses Volk sie zu behaglichem Genießen luden, hier gediehen sie gerne. Ihr Dasein war der Beschaulichkeit, aber auch der Vertiefung geweiht, und, immer freundlich, setzten sie die edlen Grundsätze der josefinischen Duldung in den alltäg-

schuld bezahlt — das alles wird unseren Zeitgenossen verständlich aus Gnads Schilderungen von wesenhaften Zuständen, die weiter als ein halbes Jahrhundert zurückliegen. Unähnlich den meisten Memoirenschreibern, ist sich dieser Verfasser dieses merkwürdigen Werkes nicht selbst das Objekt schmeichelhafter Betrachtung; er bleibt durchaus beobachtendes Subjekt. Seine subjektive Darstellung, die niemals den Spiegel wahrheitsliebender und gerechter Tatsächlichkeit trübt, gibt dem Buch künstlerischen Charakter. Auch hier haben wir ein Stück Welt, gesehen durch ein Temperament; durch ein wohlbeherrschtes, stillbewegtes Temperament! Scheut Gnads vornehme Denkungsart die Selbstbelobigung, so kann die Wahrheit der Berichte es doch nicht hindern, daß wir den Mann hinter seinem Werke erkennen. Was er nicht sagt, das wissen wir: in diesem Lehrer und Bildner war kein fürchterlicher Schulpedant mit dem Bakelstäbchen über die jugendlichen Rekruten gestellt. Nein, ein Mensch, der eigene Jugend mit den Jüngeren tauschte. Ein Freund, der selbst, gleich seinen Schutzbefohlenen, ein bildsames Herz hatte, geöffnet der besonnten Schönheit südlicher Natur und den geistigen Wonnen des Wissens und der Kunst. Er war ein lernender und liebender Lehrer, ein Kulturmensch wie sein Herr Kollege Robert Hamerling, der auch in einer Stadt des Südens, in Triest, Unterricht erteilte. Daß unserem Professor zuweilen die Buben aus der Schule liefen, um beim Revolutionsmachen mit dabei zu sein? Ländlich, sittlich! Fieber der Zeit! Und italienische Nationaltugend: Waren es doch auch im Frühjahre 1915 die unreifen Jungen, die im Bunde mit ausgepichten politischen Handwerkern („Handwerk hat einen goldenen Boden" . . .) die Politik der Straße machten und Italiens Schicksal bestimmten. Darum war der Samen, den der Freund der Jugend streute, doch nicht verweht. Gnad tat, was der Deutsche allzeit tut, was auch das große Österreich an seinen italienischen Provinzen getan hat, er spendete, um Undank einzuheimsen. Er hatte aber in seinem engeren Wirkungskreise zweifellos glücklichere Hände als die Lenker des Gouvernements. Das bezeugt unwillkürlich der Geist seines Buches. Denn, unbeschadet des Deutschtums und der Vaterlandsliebe des Verfassers, bekundet es auf jeder Seite ein freies, unvoreingenommenes Verstehen der fremdvolklichen Eigenart, ein regsames Bemühen um die höhere menschliche Gemeinschaft. Des Weltbürgers wahres Antlitz, das nicht dem eigenen Volke gefühllos abgewendet ist, blickt uns entgegen. Aus solcher Sinnesart gedieh auch Gnads Fähigkeit, den Deutschen ein kritischer Vermittler italienischer Dichtung und Literatur zu werden. Wäre seine Einfühlung vorbildlich für andere Amtswalter Österreichs geworden, wer weiß, ob manches sich nicht anders entwickelt hätte? Aber nicht jeder Hofrat ist ein Rat des Hofes.

daß er besser mit den Modernen Schritt zu halten verstand, als die Modernen mit ihm ... Klingt dies gleich paradox, so zögere ich nicht mit der Erklärung: Die Stürmer und Dränger schied von dem geruhigen, aber fühlsamen Kritiker der Gegensatz des Temperaments, während er selbst, über das Trennende hinweg, vorurteilslos seinen Anschluß an die Neuen fand, soweit die festumgrenzte eigene Persönlichkeit es ihm gestattete. Und das ist mindestens ein Charakterlob: er verleugnete die Grenzen nicht, kokettierte nicht mit dem, was seiner Natur entgegen war, buhlte nicht um den Schein übermäßiger Ausdehnsamkeit; er blieb er selbst und immer wahrhaft. Gedenke ich der Verdienste des Kritikers, so sei noch eines nicht übersehen: Er lenkte die Mit- und Nachwelt auf die kleinen Schätze, die so rasch die Vergeßlichkeit begrub. Er folgte nicht sklavisch dem Kompaß des Ruhmes, sondern schweifte mit seiner Wünschelrute durch die Fluren und schenkte uns manches wieder, das uns teuer bleibt.

Der echte Mensch und das echte Werk sind nicht voneinander zu scheiden. In den Büchern von Ernst Gnad ist für kommende Zeiten ein Teil seines Wesens aufgespart. Ein Teil nur, denn seine Persönlichkeit greift noch weiter aus, wiegt noch gewichtiger. Ihrer lebendigen Wärme freue sich noch lange die Mitwelt!

Schaffet Kriegerheimstätten!

Von **Karl Adam-Kappert.***

Mein trautes Heim ist mir und den Meinen
Das Glück, das All, die Welt im kleinen:
Ein Gärtlein, Schollenland dazu ein wenig
Und ich wäre ein stolzer König!

Wen haben nicht die Schlußworte eines bekannten Soldatenliedes in ihrer tieffühlenden Schlichtheit ergriffen: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiederseh'n!" Wer hat nicht in den Augen der heimgekommenen Verwundeten das „Glück der Heimat" leuchten gesehen? Wer hat nicht gefühlt, wie die Krieger nach dem größten Ringen der Weltgeschichte trotz der Beschwerden einer langen Heimfahrt und trotz der schmerzzuckenden Wunden mit heißen, sehnenden Herzen in die Heimat kehren, um an dem Zauberborne der Liebe Kraft, Gesundung, das Heil des Leibes und der Seele zu finden.

Die Liebe zur teuren Heimat beherrscht sie eben alle, seit sie um die Erhaltung derselben so hart und so lange ringen müssen. Die Schollensehnsucht unseres Volkes ist unter den Einwirkungen kriegerischer

* Es dünkt uns frohe Pflicht, diesen von der „Südmark" herausgegebenen Aufsatz weiter zu verbreiten. Die Schriftleitung.

lichen Verkehr um. Von den Wirrnissen und Leidenschaften um sie her befreite sie ein verstehendes Lächeln. Ihrer einer von der guten alten Garde ist unser Hofrat Gnad — doch mit einem bedeutsamen Unterschied: er ergab sich nicht wie jene der Selbstgenügsamkeit; er war nicht so selbstisch, die geistigen Freuden des Daseins nur für sich allein zu verzehren. Eine künstlerische Ader pochte und verlangte nach Mitteilung.

Und so hat Ernst Gnad die Früchte seines kunstsinnigen Schauens und Erlebens in drei Büchern gesammelt, die in ziemlich weitgedehnten Folgen erschienen sind: 1888, 1895 und 1901. Zwischendurch entstanden kleinere Schriften. Langsam gereift und wohlabgelegen, wie es sich für guten Wein ziemt, sind die „Literarischen Essays“. Was ein Kritiker schon nach dem ersten der Bücher schrieb, bleibt nach dem letzten aufrecht: „Wie ein geistvoller Mann in diese uns allen bekannte Welt sich einlebt, wie sich ihm Leben und Stoff gegenseitig befruchten, das alles gewahrt man mit Anteil und Freude und nicht ohne Frucht für sich selbst. Wohltuend berührt, wie der Verfasser an seine Gegenstände mehr von der Seite des Lebens herantritt als von der der Ästhetik, wie er überall aus den widersprechendsten Zügen das Positive der einzelnen Persönlichkeiten herauszufinden sich bemüht, und wie er vor dem, was Menschen einmal in ihrem innersten Wesen gefaßt hat und ihnen teuer war, mit der Pietät, die reiferen Männern so wohl ansteht, still stehen bleibt, um lieber etwas Allgemein-Menschliches als etwas Absonderliches, ja vielleicht Häßliches zu finden.“

Mehr aus dem Leben als aus dem Katechismus der Ästhetik geschöpft! Das ist es, was das geeichte Kathederliteratentum einem, den es „Außensteher“ nennt, nicht verzeihen kann! An Gnads Essays wird der Hochmut einigermaßen zu Schanden. Denn auch Gnad versteht alle Werkzeuge des medizinischen Instrumentenkastens zu handhaben, wenn er auch lieber von Gemüt und gesundem Menschenverstand als von den Messern und Zangen Gebrauch macht. Er übernimmt nicht ungeprüft die Axiome und Schlagworte der Wissenschaft, sondern sucht in jeder Dichtung das eigene Erlebnis. Sagt er auch allzu bescheiden, seine Schriften dienten nur populären Zwecken, so trifft ihn doch nicht der Vorwurf, er habe jemals das tiefere Erkennen der banalen Gemeinverständlichkeit aufgeopfert. Je weiter er aber den Kreis spannt, in den die Hörer von der Klarheit seiner Darstellung gezogen werden, um so größer scheint mir das Verdienst. Gnad ist immer des aufrichtigen Willens gewesen, auch den Meteoren und Fixsternen, die spät an seinem Horizont auftauchten, ein helles Auge zuzuwenden. Was er über Ibsen, über Hauptmanns Märchendramen, über Schiller und die Dramatik der Gegenwart schrieb, muß, Einsprüche abweichender Überzeugung vorbehalten, ernstlich gewürdigt werden. Es scheint mir,

einfachen, erhabenen Größe eine zündende, werbende Kraft: Schaffen wir den heimkehrenden Kriegern eine Heimstatt auf Heimaterde! Auf wucherfreiem Boden eine unverlierbare und unverschuldbare Heimstätte!

Ehe aber die Frage der Versorgung durch ein noch neu zu schaffendes Sondergesetz des Staates ausgebaut wird, tut rasche Hilfe not, und ein warmes, freies, flammendes Wort zur Sammlung der Geister hiefür wird gewiß nicht ungehört verhallen.

Wie der deutsche Kaiser und die deutsche Kaiserin bereits die Gutsherrschaft Kadinen zu einem Heime für Kriegsblinde dauernd gestiftet haben, wie der weit über die Grenzen seines Vaterlandes bekannte Fürst Esterhazy und der ungarische Edelmann Nikolaus v. Szemere je ein großes, lastenfreies Landgut für heimkehrende, verletzte ungarische, österreichische, deutsche und türkische Krieger zu Siedlungszwecken gewidmet haben, so sollen diese Beispiele wahrhaft Adeliger und Vornehmer auf die mächtigen Geld-, Land- und Bodenbesitzer Österreichs sowie auf die durch Kriegsgeschäfte Reichgewordenen anspornend wirken, ein gleiches zu tun. Ihr Reichen und Adeligen! Schafft oder schenkt unseren Kriegern Heimstätten!

Keiner unserer Krieger kämpft nach alter Landsknechtsitte im Solde eines Herrn, alle streiten für den geliebten Heimatboden. Treffend schreibt darüber Stabsarzt Dr. Abeling aus dem Felde: „Wer für Freihaltung des deutschen Bodens mit Einsetzung seines Leben eingetreten ist, der soll nicht als Enterbter im freien Vaterlande leben; jedem Kämpfer soll ein neues Gesetz einen Landanteil schaffen; dann wird die Frucht der Riesenerfolge nicht einzelnen Begünstigten in den Schoß fallen, sondern dem ganzen Volke, das jetzt wie ein Mann in Wehr und Waffen steht!"

Der Dank des Vaterlandes, das durch das Blut unserer Besten geheiligt worden ist und sich als fester Grund der Volksgemeinschaft erwiesen hat, kann in keiner besseren Form zweckmäßigeren Ausdruck finden, als daß wir den heimkehrenden Kriegern, wenn sie darnach begehren, ein Stück des verteidigten oder erkämpften Bodens als Vaterlandsanteil zu eigen geben, ihnen einen dauernden Wohnsitz mit hinreichender Erwerbsmöglichkeit schenken, damit sie, die alles für uns eingesetzt haben, dauernder Seßhaftigkeit im Schutze der Besitzsicherheit teilhaftig werden. Also nicht nur das Nützungsrecht, sondern auch die Unkündbarkeit der Heimstätte soll damit verbunden sein.

Mit Landgeschenken also sollte man die Krieger lohnen und zu diesem Zwecke durch das zielbewußte und einmütige Zusammenwirken von Staat, Land und Gemeinde Soldatensiedlungen schaffen; denn es gibt genug erobertes, volksloses Gebiet, viel fiskalischen Boden, viel Ödland in Privat- und Gemeindebesitz, das dem edlen Zwecke zugeführt

Erschütterungen, die falschen Tand und Flitter von uns gerissen und verkehrte Sinnesrichtungen in ihrer Nichtigkeit und Vergänglichkeit bloßgelegt haben, mächtig erregt worden. Nicht zuletzt in den Kriegern selbst, die monatelang auf scharfer Landwacht standen und den stillen Bund mit Erde und Natur im Herzen neu erlebt und befestigt haben. Sie sind nun wieder daheim! Vom Schollensegen ist ein glückhaft Teil in ihre Seelen geträufelt und hat sie mit neuen, starken Gefühlen erfüllt.

Was für ein Glück, einmal auf eigener Scholle leben und schaffen zu können! Raum wäre für viele frohe und tätige Geschlechter, die Gottes freien Odem lieben, nicht fremden Herren dienstbar sein wollen, die alle Kräfte einsetzen, um selbst Herr und Schöpfer zu sein, und die Eigenkraft zum Gestalter ihrer Daseins machen möchten.

Was wäre auch in diesen Riesenstürmen feindlichen Massenhasses aus uns geworden, hätten wir nicht mit einem Volksdrittel landwirtschaftlich fest im vaterländischen Boden gewurzelt? Diese Erkenntnis läßt es wie Schuppen von den Augen fallen: Wir dürfen nicht nach falscher Richtung ins Bodenlose steuern, die Behälter der Volkskraft nicht leichtsinnig verringern, sondern wir müssen die Basteien unseres Volksbodens besonders des neuerworbenen, volksdicht besetzen, um vor ähnlichen Überfällen gesichert zu sein.

Diese Wünsche steigen aus Tausenden zukunftbesorgter Herzen. Laßt uns sie achten und erfüllen, wenn uns friedliche Arbeit beschert ist. Laßt uns aber vor allem das Los der Krieger freundlich und erträglich gestalten, wenn sie in ihrer Gesundheit und Arbeitsfähigkeit Schaden gelitten haben; ihre Versorgung und Unterbringung sei uns vor allem angelegen, die wir zu würdigen wissen, was sie für uns getan und gelitten haben. Helfet, ihnen freie Heimstätten bereiten!

Wir, die wir mit ihnen Stunde um Stunde gebangt und gebebt haben, winken und jauchzen ihnen ehrerbietig und begeistert zu, begrüßen sie als Helden, pflegen sie und danken ihnen bewegt für die Verteidigung der heimatlichen Scholle. Aber unser Herzensdank reicht nicht für die Zukunft jener, die für uns siech und bresthaft wurden.

Zwar hat die Heeresverwaltung für halbinvalide und dauernd erwerbsunfähige Krieger Teil- und Vollrenten abgestuft festgesetzt; doch werden viele Kriegsverletzte, deren Rente nicht hinreichend ist, notwendigerweise umlernen und andere, neue Berufe und Arbeitsmöglichkeiten ergreifen müssen, denn der Mensch lebt schließlich nicht gern vom Gnadenbrote.

Die ernste Zeit ist reif für ernste Entschließungen. Die Schaffung von Kriegerheimstätten ist die Forderung des Tages, ist eine brennende, eine Gegenwartsfrage. Mit dem Gedanken müssen wir Erfolg haben, wenn wir ihn in alle Volksschichten werfen. Der Gedanke hat in seiner

Der Invalide kann ja ein leichtes Handwerk betreiben und den Gartenbau als zeitausfüllenden Nebenerwerb pflegen."

Das wären zunächst drei Formen von kleinen Eigensiedlungen, in denen der Dank des Vaterlandes zum beredtesten Ausdruck kommt, indem das Vaterland seine Krieger aus seinen eigenen Quellen versorgt; die Schaffung von Kriegerheimstätten würde daneben verhindern, daß die Invaliden — wie früher — zum Bettler oder zum Leiermann herabsinken und ohne Hab und Gut und Heimat volks- und staatsverdrossen werden. Das gäbe im gedachten Sinne einen bedeutenden Zuwachs an Volkskraft und eine ansehnliche Vermehrung des Volksvermögens; die erleichterte Siedlungsmöglichkeit würde eine nennenswerte Herabsetzung der durch ihre Folgen berüchtigten Landflucht bedingen und eine Befreiung und Erlösung von der steinernen Umklammerung der beengenden Mietskaserne bringen. Das genannte Siedlungssystem wäre bei vernünftiger Ausnützung von ruhsamer Beschaulichkeit, Luft und Licht die allerbeste Bekämpfung der Lungenschwindsucht, nicht nur durch die raschere Heilung der Kranken, sondern auch durch die Absonderung der Gesunden von den Leidenden, es wäre hygienisch, sittlich, sozial und organisatorisch das wirksamste Mittel, den gesellschaftslästigen Rentenempfänger in einen gesellschaftswürdigen Staatsbürger mit gleichen Rechten und gleichen Pflichten umzuwandeln. Nicht zuletzt würde ein gesunder, tüchtiger Nachwuchs erstehen, den wir zur Ausfüllung der Lücken und Abgänge so notwendig brauchen.

Kein Geringerer als Moltke hat noch kurz vor seinem Tode 1890 die Forderung eines Heimstättengesetzes gebilligt und den Entwurf mitgefertigt. Es ist klar, daß eine Wohlfahrtsverordnung, ein Kriegerheimstättengesetz geschaffen werden muß, wenn nach dem unermeßlichen Ringen, das schwere Opfer an Menschenkraft und an Volksvermögen erfordert, die Zeit der aufbauenden Friedensarbeit kommt, wenn wir die Schäden allmählich bessern und die Früchte des endlichen, glorreichen Sieges genießen wollen.

Es ist leicht begreiflich, daß sich österreichische Soldaten (Landwirte, Fuhrleute, Industriearbeiter von Beruf), als sie das eroberte, weitgedehnte Land in Russisch-Polen mit Wald, Wiese, Moor und Weide sahen, äußerten: Wie gut ist dieser Boden! Wie gerne würden wir die große Stadt verlassen, um uns hier anzusiedeln, wenn uns die Regierung das Land dazu gäbe! Wie schnell wäre bei dem Holzreichtum ein Haus gebaut und eine Wirtschaft begründet!

Trachten wir, die erwachende Schollensehnsucht unseres Volkes zu stillen. Es ist der beste, sicherste und dauerndste Schutz unseres Volkstums, an den Rändern und Grenzen draußen ein ackerfrohes Geschlecht stehen zu sehen. Briefe aus dem Felde und den Heilstätten bezeugen es, wie tief und weitverbreitet dies Wünschen unter den Kriegern ist,

und landwirtschaftlich nutzbar gemacht werden könnte. Bedenken wir auch, daß in Österreich täglich 30 Bauernhöfe unter den Hammer kommen!

Diese Bodenschenkung wäre überdies in Wahrheit nur eine teilweise Wiedereinsetzung uralten deutschen Rechtes; denn nach altarischer Anschauung ist der Volksboden gemeinsames, geheiligtes Volksgut und sozusagen Gotteslehen. Denken wir an die Heerführer Alexander und Cäsar, an die Volkskönige der germanischen Stämme. Sie belohnten ihre Legionen und Gefolgschaften mit dem eroberten Lande. Es ist also kein Zufall, daß der Gedanke schon damals bei Volk und Heer Anklang gefunden hat und der Kitt der Mannentreue war. Könnte man nicht auch heute einen Teil der eroberten, durch den Krieg in den meisten Fällen verwüsteten Ländereien mit solchen Siedlern bevölkern? Freilich herrschte damals noch nicht der tief bedauerliche Irrtum, daß Grund und Boden eine Ware sei, die man kaufen, verkaufen und verpfänden könne. Einen Bodenwucher gab es damals noch nicht.

Chamberlain spricht in seinem letzten prächtigen Kriegsbuche „Politische Ideale“ die Forderung aus, daß der freie Grund nur der unbelastete sei und daß diesen die deutsche Reform nach dem Kriege bringen müsse, wenn wir nicht mit Acker und Gerät zu Zinssklaven der Geldleiher herabgedrückt werden sollen.

Auch Goethe hat über diese deutsche Lebensfrage im Faust gegrübelt, ohne bis heute hierin verstanden worden zu sein. Als der sterbende Faust das Land erblickt, das er in nie rastendem Streben dem Meere abringen will, ruft er aus:

„Solch ein Gewimmel möcht ich seh'n,
Auf freiem Grund mit freiem Volke steh'n!“

Geben wir allen Soldatenfamilien, die genötigt sind, ihren Broterwerb in der Stadt zu suchen, gegen billige Abzahlung mit Zuhilfenahme der Versorgungsrente eine unkündbare Wohnstätte, in erreichbarer Nähe ihres Arbeitsplatzes ein kleines Eigenheim mit einem schmucken Gärtchen und einem Stalle für Kleintierzucht.

„Ein Garten ist ein kleines Königreich!“ So sagt ein persisches Sprichwort. Schenken wir allen, die sich der Landwirtschaft oder der Gärtnerei widmen wollen, in gleicher Weise ein kleines Häuschen — und sei es ein billiges Blockhaus — mit genügend Grund und Boden, einerseits für den landwirtschaftlichen Betrieb eingerichtet, anderseits zum Anbau von Gemüse und zur Obstbaupflege geeignet. Schon Goethe gab den goldenen Rat:

„Nimm Hack' und Spaten, grabe selber,
Die Bauernarbeit macht dich groß,
Und eine Herde goldner Kälber,
Sie reißet sich vom Boden los!“

Rußland; daher die stete Binnenwanderung und das Zuströmen zur Industrie, weil die Bodenverhältnisse einer dringenden Änderung bedürfen. Hoffentlich verbürgt die treue Waffenbrüderschaft der deutschen und österreichischen Bodenreformer auch in der Frage der inneren Gesundung bald einen vollen Erfolg. Im Deutschen Reiche ist es der große Verein der Bodenreformer, der für das Heimstättenwesen wirbt. Der Bund der Bodenreformer, der in Deutschland bereits eine Million Anhänger aus allen politischen und religiösen Parteien gewonnen hat und ständig neue Mitglieder gewinnt, tritt dafür ein, daß der Boden, diese Grundlage aller nationalen Existenz, unter ein Recht gestellt werde, das seinen Gebrauch als Werk- und Wohnstätte fördert, das jeden Mißbrauch mit ihm ausschließt und die Wertsteigerung, die er ohne die Arbeit des einzelnen erhält, möglichst dem Volksganzen nutzbar macht.

Mit jeder Hufe, die einen Pfleger und Nützer findet, wird der Volksboden und der Volksbestand gesichert und die Volksernährung, die so knapp geworden war, als wir durch den Aushungerungsversuch unserer Feinde im mitteleuropäischen Kriegsgefängnisse eingeschlossen waren, erleichtert. Bauern und Siedler, Schöpfer und Werker brauchen wir, muskel- und nervenstarke Gesundmenschen, nicht Händler, Mäkler, Nutznießer und körperlich und seelisch entartete Schöngeister.

In einer Grabrede, die ein Feldvikar anläßlich der Bestattung gefallener Krieger hielt, wurde das Elend des gemeinen Mannes also drastisch gekennzeichnet: „. . . Endlich erhalten die Braven, die Vaterlandstreue bis zum letzten Atemzuge gehalten haben, eine dauernde Ruhestätte, in fremder Erde, in Feindesland. Nie kam uns der schöne Klang des Wortes „Gottesacker“ so zur Vorstellung wie heute. Warum kommt erst die überwiegende Mehrzahl der Menschheit zu einem Stück Land, einem Stückchen Gotteserde erst dann, wenn das Herz ausgeschlagen hat, wenn es zur Grabesruhe geht? Erst nach dem Tode wird den Menschen ein Stückchen Erde zuteil, das ihnen selbst der Feind zum Eigentum gibt und gönnt.“ — Warum gibt es so viele, die außer der Erde im Blumenbeete auf dem Fensterbrette keinen Anteil an vaterländischem Boden haben?

In der Bibel heißt es: „Die Erde ist des Herrn!“ Ja, sie ist Gottesland, Gottesacker; doch wir Menschen sind die Sachverwalter der Erde. Wer sie verschuldet oder verschachert, der entweiht sie, wir müssen sie betreuen wie Gottesland.

Wie volkstümlich der Gedanke der Gründung von Kriegerheimstätten geworden und wie er in Millionen deutscher Herzen das reinste Dankgefühl entzündet hat, dafür ist die unglaublich rasche Anerkennung der Heimstättenforderung im Deutschen Reiche ein vielsagender Beweis. Der Vorsitzende des Bundes deutscher Bodenreformer A. Damaschke konnte dem 24. Bundestage in Bielefeld, der vom 1. bis 4. Wein-

nicht nur bei jenen, welche vom Dorfe stammen, sondern auch bei den Stadtgeborenen, von denen der falsche Firnis fiel und die Torheit verkehrten Strebens und unnatürlichen Lebens. Sie wollen in die Freiheit übersiedeln, weil sich ihr Sinn zum Einfachen und Natürlichen gewendet hat und uralte menschliche Triebkräfte wieder aus dem Inneren drängen. Im Schützengraben ist so manchem Krieger gleichsam ein neues Lebenslicht aufgegangen. Das gleiche Brot, der gleiche Tod vor Augen, die gleiche Pflicht, die gleichen Lebensbedingungen, bringen es mit sich, daß die Krieger die Bande des gegenseitigen, brüderlichen Verstehens und Erkennens wieder anknüpfen, die im sozialen Kampfe zerrissen worden sind. Arbeiter und Gebildete finden sich in echtem Menschentume wieder. Hier im Schützengraben haben viele angesichts des täglich drohenden Todes eine innere Einkehr mitgemacht, sind gläubig und geläutert worden; tausende, die aus der Fabriksstadt von den Maschinen kamen, können von dem durch Monate genossenen Segen der Sonne und der Luft nicht scheiden, sie sind abgehärtet, wetterfest geworden, sie freuen sich kindlich am ersten sprießenden Grün, das die Sonne aus dem Deckungswalle des zerschossenen Schützengrabens lockt, sie freuen sich an der bunten Pracht der blumigen Au vor ihrer Verteidigungslinie, bestaunen die erhabenen Wunder der Natur, dringen in das Wachsen und Weben des All und in die Zauber des Werdens, sie sehen die Natur sterben und erwachend wieder sich verjüngen. Kein Wunder, daß in allen Herzen eine ungeahnte Sehnsucht nach Sonne und Licht, nach Arbeit im Freien und nach einem eigenen Fleckchen Erde aufkeimt. So ist der Krieg der größte Umformer und Neuschöpfer. Schaffe darum jede Gemeinde, jeder Bezirk, sowie jeder Verein, der es vermag, eine Bodenfreistatt für ihre geschädigten Heimatsgenossen, wo sie einwurzeln und seßhaft werden können, sei es als Gärtner, Tierzüchter, Handwerker, Heim- oder Landarbeiter, allen, die Sehnsucht nach Land und Natur im Herzen spüren. Raum für alle hat die Erde, die sie pflegen und ihr dienen wollen. Die soziale Bedeutung unserer Siedlungsbestrebungen wird dann allgemeines Verständnis finden und jedes dahinzielende Streben auch von der Volksgemeinschaft gebilligt und gefördert werden.

Die „Deutsche Arbeiter-Presse" in Wien, das Organ der nationalen Arbeiterpartei Österreichs, hat als erstes Blatt Heimstätten gefordert und es bespricht in einer Ausgabe unter anderem auch die Aufgaben, die nach dem Kriege dringend der Lösung harren und sagt: Unter allen brennenden Fragen ist die Regelung des Bodenrechtes im Sinne der Bodenreform und inneren Besiedlung die wichtigste. Uns fehlt es an Land, zum Teile wegen des großen Besitzes einzelner. Daher wandern jährlich Tausende aus, um sich jenseits des großen Wassers auf freiem Boden anzusiedeln; daher auch die vielen verlorenen Siedlungen in

zurückkehrende Krieger Heimstätten finden können. Ein Teil der Bodenfläche ist für solche bestimmt, die sich durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet haben.

Während die Schweiz ein recht gutes Bodengesetz besitzt, hat — zu unserer Schande gesagt — Serbien das beste Heimstättenrecht in Europa. Als die alte südslawische Hauskommunion sich auch bei den Serben aufzulösen begann, wurde schon 1836 ein Gesetz geschaffen, das eine Verschuldung von Haus- und Stammgut verhinderte. Ein Besitz von zwei Morgen Land ist überhaupt von jeder Zwangsversteigerung ausgeschlossen. Das heute noch geltende Heimstättengesetz stammt vom Jahre 1873. Das Wohnhaus und fünf Morgen Land sind von jeder Zwangsvollstreckung ausgeschlossen, mit Ausnahme für Steuerrückstände. Eine Verschuldung ist nur bis zu 50 Prozent des gemeinen Wertes, und zwar nur bei einer staatlichen Hypothekenbank, möglich. Obwohl wir dieses fanatische Verbrechervolk verachten, müssen wir zugeben, daß die unleugbare kriegerische Tüchtigkeit der Serben auf ihr Verhältnis zum angestammten Boden und auf ihr gutes Heimstättenrecht zurückzuführen ist. Nicht minder verdankt Rußland seine unerschöpfliche Volkskraft (70.000 männliche Lebendgeburten wöchentlich!) dem altpatriarchalischen Bodenrechte der Bauerngemeinden, wodurch jede Verelendung des einzelnen hintangehalten wird. In den russischen Dörfern gibt es keine Besitzlosen, keine Armen, da jeder Anspruch auf das Gemeindeland hat, das von Zeit zu Zeit neu vermessen und nach der Kopfzahl den einzelnen Familien zugeteilt wird.

Freilich, die Errichtung von Pflegeanstalten wird bei der Menge von völlig arbeitsunfähigen Kriegern nicht zu vermeiden sein; hier wird unser Streben dahin zielen müssen, daß Invalidenhäuser nicht ausschließlich in den Großstädten erbaut werden, sondern daß sie womöglich samt ihren Insassen mit der Heimat in Bindung bleiben und so unserem Volkstum wenigstens wirtschaftlich nützlich werden.

Die Vorbedingungen zur Schaffung von Kriegerheimstätten sind überdies bereits teilweise gegeben. So hat zum Beispiel der „Deutsche und Österreichische Alpenverein" unter anderem 150.000 Mark für Kriegsfürsorge gewidmet, welche Summe bis heute noch nicht zur Verwendung gekommen ist. Der gewesene Geschäftsführer des Vereines, Dr. Johannes Emmer, hat in der Berliner Zeitschrift „Bodenreform" unter Zugrundelegung eines Kostenvoranschlages auf die Verwendung der Summe für Kriegerheimstätten hingewiesen und ist auf diese Weise ein willkommener Schrittmacher für diesen Gedanken geworden. Diese Anregung käme wie erwünscht, wenn der „Deutsche und Österreichische Alpenverein" als erster mit dem gewidmeten Gelde an den bedrohten Sprachgrenzen, gleichsam als Bollwerke des bedrohten Volkstums und als treue Wächter gegen

monds v. J. abgehalten wurde, hierüber berichten: „Die Entwicklung unseres Hauptausschusses für Kriegerheimstätten — am 20. Lenzmond 1915 — hat wohl kein Gegenstück in der Sozialgeschichte. Heute, nach sechs Monaten, haben sich rund 1750 Vereinigungen angeschlossen, die, ohne die behördlichen Körperschaften mitzuzählen, gegen drei Millionen Familien umfassen.“ (Diese Zahl ist laut Mitteilung der Berliner „Deutschen Warte“, des Organes der reichsdeutschen Hauptstelle, vom 19. Dezember v. J. auf 2257 Körperschaften mit drei Millionen Familien gestiegen.)

Dieser Erfolg war möglich, weil das Wort nur aussprach, was alle Kreise des Volkes fühlten. Durch das aufgetane Tor strömten also gewaltige Massen deutschen Volkes. Der Ausschuß ist zweifelsohne berufen, der Träger einer starken Volksbewegung zu werden, der für ein Reichsgesetz eintritt, das jedem Kriegsteilnehmer das Anrecht auf eine Heimstätte von reichswegen sichern soll; denn die Idee hat den sozialen Nerv des natürlichen Volksempfindens sichtbarlich mächtig angeregt, so daß wohl die Nationalschande von 1871 nicht wiederkehren wird, daß die heimkehrenden Sieger ihre Familien obdachlos vorfinden und mit ihnen, wie seinerzeit in Berlin allein 10.000, die freigewordenen Barackenlager beziehen müssen.

Es gibt wohl keine Familie, die nicht im engeren oder weiteren Kreise durch die Frage der Versorgung der zurückkehrenden Krieger berührt ist. Darum ist es notwendig, daß überall, in allen Vereinen, Gesellschaften, bei Zusammenkünften die Frage der Kriegerheimstätten besprochen werde, daß Anschauungen gesammelt, Vorschläge gemacht und veröffentlicht werden, solange in Österreich nicht ein Verein oder eine Körperschaft die geistige Führung dieser Anregung übernommen hat. Erwähnt sei, daß die deutsche Arbeiterpartei und der österreichische Städtetag die Schaffung von Kriegerheimstätten in ihren Arbeitsplan aufgenommen haben und diesbezüglich auch bei der Regierung vorstellig geworden sind.

Was würde ein solches Heimstättengesetz für uns bedeuten! Und welchen Segen bringen! Ein solches Gesetz würde ein gutes Stück sozialer Wohlfahrtsarbeit bedeuten, es würde die gesundheitliche und sittliche Stärkung unserer Volkskraft sichern, zur Erhöhung der Wehrkraft beitragen und schließlich einen Sieg der Daheimgebliebenen auf vaterländischem Boden in sich schließen.

Sehen wir nur unsere Feinde an! Von ihnen können wir manches lernen. Die Engländer sind in der Schlauheit voran. Sie wissen genau, daß sie den Kampfesmut ihrer Hilfstruppen nicht erfolgreicher anregen können als durch Inaussichtstellung von Heimstätten. So haben die Engländer jetzt schon die Lokalverwaltung von Pendschab in Indien veranlaßt, zunächst 72.000 Hektar Ansiedlungsfläche bereitzustellen, damit

Heimgärtners Tagebuch.

„Gheiratet wird jetzt, daß schon alls teufelt um und um!“ hatte damals unser Gemeindebote ausgerufen, halb entsetzt und halb belustigt. Die Kriegstrauungen waren aufgekommen. Der Soldat, der eine Liebste in der Nähe hatte, konnte sie vom Fleck weg heiraten; der eine in der Ferne hatte, konnte sie auf Entfernung heiraten. Er versprach's vor dem Amtmann auf ihren Namen einer andern, und sie gab auf seinen Namen einem andern die Hand — gut war's. Es geht alles, wenn man will, und oft sehr gut und glücklich.

Doch bisweilen gab auf solche Art das Standesamt Leute zusammen, die nicht zusammengehörten; mancher kam mit einer Erstbesten daher, weil er morgen einrücken mußte und heute keine Auswahl mehr möglich war.

So trat eines Tages ein Werksarbeiter ein, der hatte ein rundlich, rötlich strahlendes Frauenzimmer bei sich: „Mir taten bitten, Herr Doktor: kopulieren!“

„Getraut werden wollt ihr? Sind alle notwendigen Papiere zur Stelle?“

„Wohl wohl, Herr Doktor, die hätten mer da.“

Der Beamte fand die Papiere in Ordnung. „Und wo sind die Zeugen? Aber zur Trauung müssen ja zwei Zeugen sein.“

„Tät's es nit auch so?“ fragte der Arbeiter, „ma weiß frei nit, wo man auf der Stell zwei Zeugen sollt hernehmen.“

„Da kann ich nicht helfen, Zeugen müssen sein. Habt ihr in der Stadt denn keine Bekannten? fragt um. — Jetzt ist's elf Uhr, bis ein Uhr bin ich hier. Seid ihr bis dahin da, so können wir's nachher gleich machen.

Das Brautpaar ging Zeugen suchen. Etliche Minuten vor ein Uhr waren die Zeugen da, und auch das Brautpaar. Nur nicht ganz dasselbe. Der Werksarbeiter war's noch — aber die Braut, die er bei sich hatte, war — eine andere.

Nämlich — als er mit der rötlich Strahlenden in der Stadt umherging begegnete ihnen eine rührsame kleine Person, eine gute Bekannte von früher, die Anrecht auf ihn zu haben vorgab und just auf den Weg ins Standesamt war, um den Treulosen noch rechtzeitig abzufangen. Das gelang ihr schon auf der Straße. Der Herr Bräutigam zwischen den zwei Bräuten war in einer ganz verschwefelten Lage. Endlich hatte sich sein Gedächtnis doch so weit erholt, daß er sich für die Frühere entschied. Die rötlich Strahlende begann zwar einen sehr wirksamen Straßenskandal, aber der Arbeiter flüchtete mit der Kleinen ins Standesamt.

feindliche Einbrüche den Verteidigern der Alpen solche Kriegerheimstätten und Kleinsiedlungen mit Wirtschaftsbetrieben gründen würde! Das wäre auch ein Dank für die alpenländischen Soldaten, diese Kerntruppen der österreichischen Wehrmacht, von denen viele Tausende nach heldenmütigem Kampfe ihre Liebe zur Alpenheimat mit dem Herzblut besiegelt haben. Werden nicht die Steirer und Kärntner, die Tiroler Stand- und Landesschützengarden, die Edelweißregimenter als die tapfersten Streiterscharen genannt?

Die Älpler mögen für diesen Vorschlag eintreten und dahin wirken, daß die nennenswerte Summe im angedeuteten Sinne zur Erstarkung unserer Volkskraft und zum Heile der Kriegsbeschädigten verwendet werde.

Langsam sickert der Gedanke auch bereits in Österreich durch, wo für Volksaufklärung, Bodenschutz und Bodenreform eigentlich bisher erst wenig Streiter des Werkes und der Feder auf den Plan traten. Aber der Anfang ist gemacht. Zur freudigen Überraschung der Öffentlichkeit kam die Nachricht, daß unter dem Vorsitze des Bürgermeisters Dr. Weiskirchner der Wiener Stadtrat am 4. November v. J. einstimmig die Annahme der Anträge des Oberkurators Steiner auf Errichtung von Kriegerheimstätten beschlossen wurde. Auf dem blutgetränkten Schlachtfelde von Aspern, wo Napoleon zum erstenmale geschlagen wurde, wird die erste österreichische Invalidengemeinde erstehen. Die Reichshauptstadt widmete gemeinsam mit dem Ärar 135.000 Geviertmeter Boden und außerdem eine halbe Million Kronen Baubeitrag. Auf dieser Bodenfläche sollen 252 Häuser (Vier- und Zweifamilienhäuser) für 686 Familien errichtet werden. Dieses soziale Werk wird hoffentlich den Anstoß zu weiteren ähnlichen Anlagen geben.

In Graz ist für diesen Zweck auf Betreiben des Gutsbesitzers Dennig und des Statthaltereirates v. Kriehuber eine Genossenschaft zur Schaffung von Heimstätten in Steiermark in Bildung begriffen.

* * *

Nach diesen anspruchslosen Darlegungen ertöne also im Hinblick auf die bereits erfolgten Gründungen und Widmungen der Sammelruf.

Es ergeht also laut die Aufforderung, die in den Herzen der Berufenen lebendigen Widerhall finden möge:

„Ahmen wir das menschenfreundliche Wirken des deutschen Kaisers und der deutschen Kaiserin nach, nehmen wir uns an den hochherzigen Schenkungen der beiden ungarischen Edelleute ein Beispiel!

Herbei ihr Edlen des Herzens, ihr Fürsten der Menschenliebe! Helft Kriegerheimstätten bauen! Wer schenkt im neu erblühenden, verjüngten Österreich das erste Freiland für Kriegerheimstätten? Herbei, ihr wahrhaft Edlen, zur großzügigen Tat! Der Himmel wird es euch lohnen!

jedem Reich, das nach Macht strebt, muß England Feind sein; denn das allein betet England im Vaterunser mit Andacht: „Mein ist die Macht und die Herrlichkeit in Ewigkeit, Amen."

Augenblicklich muß England halt gut Komödie spielen. Erst sittliche Entrüstung über den deutschen Militarismus, der die Völker der Erde knechten will — während England alle Meere mit seinen Großschlachtschiffen besetzt hält. Dann ein bißchen Entrüstung über den deutschen Barbarismus — während England sich insgeheim vergnügt die Hände reibt, daß die Nachbarvölker einander ihre besten Männer morden, ihre Güter zerstören. Dann muß England sogar selbst Militarismus spielen, muß die Soldatenpflicht einführen, muß Armeen ausrüsten, „um den Verbündeten beizustehen". Aber das alles ist nicht so ernst gemeint, schließlich schiebt es doch am liebsten Wehrkräfte aus fremden Weltteilen vor den Feind, und auch die meist nur der Parade wegen. England hat zwar seinen Verbündeten schon mehrere hunderttausend Mann Verlust berechnet; doch ist man bei solcher Geschäftsfirma sicher, daß das Konto nicht falsch ist? — Englands Haupttätigkeit bei diesem Kriege besteht im Hetzen und im Lügen. Im übrigen schaut es behaglich zu, wie sich die Nachbarn, deren Entwickelung es stets gefürchtet hat, gegenseitig erwürgen. — So behält England „reine Hände", es vergißt kein Blut und ist schließlich für alle Fälle Sieger.

Aber könnte nicht doch schließlicher eine Zeit kommen, daß Europas Staaten, die sich jetzt so unerhört grausig bekriegen, gemeinsam gegen England gehen werden?

Friedrich Naumanns Buch „Mitteleuropa" habe natürlich auch ich gelesen. Wer hätte das nicht? Wer würde das nicht? Es ist weitaus das bedeutendste Werk, das bisher über die Notwendigkeiten nach dem Kriege geschrieben wurde. Es ist eine kleine Tat vor einer großen. Klar, klug, warm, verständnisvoll ausgreifend nach allen Seiten, und werbend um einen wirtschaftlichen, beziehungsweise militärischen Zusammenschluß der mitteleuropäischen Staaten. Vorläufig ist der Zusammenschluß Deutschlands und Österreich-Ungarns geplant. Naumann bespricht alle Notwendigkeit, die Vorzüge einer solchen Vereinigung, aber auch die riesigen Schwierigkeiten. Besonders fesselnd, wohl auch Widerspruch weckend, wird das Werk für den Geschäftsmann sein; lernen aber daraus, und viel lernen, kann jedermann. Wir sehen in dem Buche ein großes Bild der Zeit unserer Enkel; erst nur ein gedachtes, aber wir alle schreien nach Verwirklichung. — Wirtschaftlicher Zusammenschluß. Alle politischen, nationalen, konfessionellen Eigenarten jedes Staates sollen in ihren alten Rechten bleiben. Also was weiter? —

Ein Artillerist erzählte mir, daß an der Südfront zu kleinen Diensten bei Kanonen manchmal auch Infanteristen beigezogen wurden. Bei den Arbeiten an den Maschinen waren die derben Bauernhände just nicht die geschicktesten, so daß der Leutnant häufig etwelche Kasernblüten über die Mitarbeiter hinstreute. Einmal mußte ein stämmiger Tiroler-Jäger Geschosse herbeitragen unter strengstem Befehl, unterwegs keines fallen zu lassen. Der Bursche strengte sich gewissenhaft an, dieses Befehles, kein Stück fallen lassen, nicht zu vergessen, plötzlich stellte er sich stramm vor den Leutnant mit der Frage: „Därrf i wos sogn?“

„Nun?“

„Do tur i döchtn liaber an holbn Tog Hulz hockn, as wiar a Stund do geischtige Orrbat mochn!“

Bei uns herrscht jetzt große Not und viel Geld zugleich. Also zwei Dämonen auf einmal. Hier Mangel an Notwendigem, dort frevelhaftes Prunken mit Überflüssigem. Das letztere kann nur besser werden, wenn's noch schlechter wird. Jetzt verläßt man sich noch auf den Frieden, der seit anderthalb Jahren knapp vor der Tür steht. Der Friede wird einmal kommen, aber er wird anders aussehen, als man sich ihn heute vorzustellen pflegt. Selbst der siegreiche Frieden wird ein strenger Herr sein.

Mir scheint, England wird mißverstanden. Nicht von uns, vielmehr von seinen Verbündeten. Was hat England zu Beginn des Krieges gesagt? Deutschland müsse zugrunde gerichtet werden, weil es nach Herrschaft auf den Meeren strebe. — Ja, wenn England solches befürchtet, dann muß auch Rußland zugrunde gerichtet werden, das seine Pfoten immer gegen Indien und nach dem persischen Meerbusen ausstreckt. Muß ferner Frankreich mit seinen langen Küsten und seinem wilden Ehrgeiz zugrunde gerichtet werden. Und muß vernichtet werden das an wichtigstem Weltpunkt weit ins Meer hinausgebaute Italien. Und hernach kommen andere Reiche dran, die auch den Keim künftiger Weltherrschaft in sich tragen. All diese Länder hat England zu besiegen, und ist auch am Zeug dazu. Es braucht sie nicht unmittelbar zu bekriegen, es braucht sie nur aufeinander zu hetzen, daß sie sich selbst zerfleischen und zerreißen. Stoff zum Hetzen ist bei den Eifersüchteleien der Staaten stets vorhanden; je mehr sie einander mißtrauen, je leichter sind sie verhetzt und jeder Krieg trägt den Keim zu künftigen Kriegen in sich. England hetzt und braucht weiter keinen Finger zu rühren, es siegt. — So kann es ihm ziemlich gleich sein, welcher Teil in diesem Kriege unterliegt, sieht es doch in jedem seinen Feind. Und es ist wahr,

Wie sie so vor mir stand — das Bild einer deutschen Frau, einer Fürstin, und doch schlicht und fast vertraulich. Ihr blühendes Angesicht, von lichten Locken reich umrahmt, ihr lebhaftes Auge, gewohnt, dem Menschen kühn ins Innerste zu blicken. Ihre seelenvollen Poesien und meine einfältigen Schriften waren uns gegenseitig bekannt, so hat sich das Verstehen leicht gegeben. — Die Königin setzte sich am Schreibtisch in einen Lehnsessel, ich wurde eingeladen, ihr gegenüber Platz zu nehmen. Und nun begann ein Gespräch, wie ein gekröntes Haupt mit mir noch nie gesprochen. Um mir selber die Befangenheit zu nehmen und mir meinen Standpunkt klar zu machen, hatte ich gesagt: „Nicht der königlichen Majestät, wohl aber der Dichterin.“ Die Königin nickte auf dieses Wort mit dem Haupte. Schon lange hatte der Heimgartenmann den Wunsch, aus Carmen Sylvas „Heimat“ einige Lieder abdrucken zu dürfen. Als ich nun um diese Gewährung bat, sagte die Königin: „Ach, da will ich Ihnen doch einmal Originalgedichte geben. Sind Ihnen solche nicht lieber? Ich habe welche, die bisher noch nicht gedruckt worden sind.“

Aus einem Handkoffer ließ sie sich zwei Bücher tun. In das eine pflegte Carmen Sylva Aussprüche und Sentenzen von anderen Dichtern und Philosophen hineinzumerken, in das zweite schreibt sie eigene Poesien. Eine Anzahl der neuesten, noch ungedruckten las mir die Dichterin vor. — Wohl auf hoher Warte muß man stehen, um Welt und Leben so ernst und frei zu fassen, als es Carmen Sylva tat. Bei einigen dieser Poesien hielt es die Königin noch nicht an der Zeit, sie zu veröffentlichen. Dann berührte das Gespräch weitere Bereiche: Heimat, Kindheit, Jugend, Glaube, Zweifel und manche Mysterie der Menschenbrust, die den Poeten zu schaffen gibt. Auch Wald und Alpen, und besonders das Meer, dessen Geheimnisse Carmen Sylvas „Meerlieder“ uns bewegend verklären. Vorwiegend aber sah die hohe Frau die Tragik des Lebens. — Gegenüber solchen Bereichen kamen mir meine schwankhaften Vorlesungen trivial vor. Die Königin schien das zu erraten und bemerkte: „Sie wissen es vielleicht selbst nicht, welchen Genuß Sie durch Ihre Vorlesungen den Zuhörern bereiten. Es ist mehr als Schwank, was Sie geben, in jeder Ihrer heiteren Geschichten steckt ein ernster Gedanke; sogar im drolligen ‚Regenschirm‘ habe ich einen solchen gefunden.“

Darauf mein Geständnis, daß ich mich bei Vorlesungen nicht so geben könne, wie es meiner Wesenheit entspreche, das Publikum will sich unterhalten.

„Ich liebe das Ernste“, versetzte die Königin, „ich weiß, daß Sie zum Beispiel in den ‚Gottsucher‘ Ihre Seele gelegt haben, ich liebe dieses

In Wirtschafts- und Geldsachen mag ich nicht dreinreden, darin liegt nicht alles Heil. Mancher würde es lieber gehabt haben, wenn Naumann nebst Industrie und Verkehr, die in Mitteleuropa gesteigert werden sollen, auch die Landwirtschaft auf den hohen Tisch gestellt hätte. Aber der Zug der Zeit — es ist eigentlich der englische Kurs — verlangt, reich zu werden, und sei es auch auf Kosten der deutschen Seele mit ihrer Naturfreude, mit ihrer Freude an dem organischen Wachstum der Wesen und Früchte, mit ihrer feierlichen Beschaulichkeit und Verinnerlichung. — Es ist ja einzusehen, daß man, stets von tückischen Feinden bedroht, mit solch höherer Lebensführung nicht auskommt. In Kampfbereitschaft kann man kein idyllisches Leben führen. Jetzt sitzen wir eingeschlossen in einem Gefängnis, dann werden wir in der großen, sicheren Festung sitzen. Daß für Proviantierung gesorgt werden muß, es versteht sich ja und ist mit Hilfe des Bauers leicht zu machen.

Ob einer für oder gegen ein „Mitteleuropa" im Naumannschen Sinne ist, das Buch bringt jedem reichliche Anregung und tiefgehenden Unterricht über die Weltlage. Wir müssen jetzt schon anfangen, mit den Möglichkeiten der Zukunft uns vertraut zu machen. Heute ist noch alles dunkel.

Wenn auf den Tisch von „Mitteleuropa" alle Speisen und Getränke kommen, die in den vereinigten Ländern wachsen, so wird das eine sehr reiche und feine Tafel sein. — Was will ich damit sagen?

Die Landwirtschaft ist das erste, um für alle Fälle gesichert zu sein. Das zweite ist die Einigkeit. Aber der Ruf nach mehr Landwirtschaft führt bei uns gleich zur Uneinigkeit. Was ist da zu machen?

Der Tod der Königin Elisabeth errinnert mich an meinen Besuch bei ihr vor 20 Jahren in Abbazia. Gelegentlich meiner Vorlesungen dort war ich von der Königin eingeladen worden. Das rumänische Königspaar wohnte in der Villa Angiolina. Als ich hinkam, wies mich ein Diener in ein schmales Vorzimmer, wo ich warten solle, Ihre Majestät käme bald vom Hafen zurück. Kaum hatte ich mich in den Lehnstuhl gesetzt, trat ein Mann ein, etwa der Kammerdiener, oder gar der Hofmeister, und fragte, was ich wünsche. Meine Antwort, daß ich von Ihrer Majestät herbestellt worden sei. — „Ah, Rosegger, nicht wahr! Meine Frau wird den Augenblick erscheinen." Der König Carol selbst war's. „Auf Wiedersehen! Ich werde ja heute Ihre Vorlesung hören", sagte er und ging hinaus, während die Königin mich im anstoßenden Zimmer empfing.

habe schon zwei Generationen überleben müssen. Lebt denn auch nur ein einziger der alten Garde, mit der ich einst den „Heimgarten“ gegründet? Auch der letzte von ihnen ist nun gestorben — der liebe Vinzenz Chiavacci.

Zwei waren ihrer aus der Schule des alten Wiener Humors, die kurz nacheinander starben, der satirische, sarkastische Eduard Pötzl und der harmlos gemütliche Vinzenz Chiavacci. Der erstere war mitunter ein scharfer, wenn auch stets gerechter Sittenprediger, der letztere behandelte auch mit leicht spottendem Humor das Wiener Leben, war aber immer wohlgemut und milde. Die meisten seiner Schriften muten an wie Öl auf Wunden, die dem Volke von den Spießgesellen der modernen Zeit gerissen werden. Persönlich war er auch so. Ein echter Wiener der guten Sorte. Leben und leben lassen, keinen Spaß verderben und dem Unheil, wo es hervorgrinst, mit Humor ein Schnippchen schlagen. Man sah ihm die Behaglichkeit an, wie er einst im Anzengruber-Kreis oder im gastlichen Hause des Rechtsanwaltes v. Foregger so unter uns saß, immer klug, immer heiter, oft zu einer philosophischen Weiterung gerüstet, gerne zu einem frisch-fröhlichen Disputlein aufgelegt, im übrigen dankbar die Welt akzeptierend, so wie sie der Herrgott einmal gegeben hat.

Da wollte der Herrgott den Wiener Humoristen doch versuchen, wie weit sein Humor wohl gehen mochte. Er schickte ihm in vorgerückten Jahren ein schweres, furchtbares Leiden. Erst schrieb der Dichter mir von einer süßen Krankheit, die er genieße. Es war die Zuckerkrankheit, die ihm dann allmählich Glied um Glied raubte. Als ihm das eine Bein abgenommen werden mußte, schrieb er mir, sein linker Fuß sei ein Engerl worden. Nach Abnahme des zweiten Beines: „Jetzt ist auch der rechte Fuß seinem Kameraden nachgefolgt und mich lassen sie allein sitzen.“ So saß er Jahr und Tag in seinem Marterstuhl und schrieb den Freunden manchen fröhlichen Brief, der einem aber doch hart ans Herz ging, weil man sah, was er nicht sah, oder doch sah und in heldenhafter Klaglosigkeit ertrug. Als es ihm an die Hände ging, blieben seine Briefe aus, als es ihm ans Herz ging, wurde er schweigsam. Er sagte nichts mehr, es war ihm recht.

So muß es auch seinen Freunden recht sein. Hat er doch seine Seele, auf die er, nebenbei gesagt, nie schwören wollte, ihnen in seinen Büchern hinterlassen. — Seine Bücher haben uns oft ergötzt, von ihm selbst aber konnte man leben, leiden und sterben lernen.

Werk sehr, und doch hat auch Ihre heitere Vorlesung mir wohl getan. Ach, wie bin ich Ihnen dankbar."

„So möchte ich doch heute abends eine größere Anzahl ernster Stückchen lesen."

„Ach nein", sagte sie, „der König liebt das Heitere. Ernstes hat er in seinem Berufe mehr als genug. Er hat sich in letzterer Zeit so sehr angestrengt, daß die Ärzte nun für ihn Erholung verlangen, die er hier im schönen Abbazia zu finden hofft. Der König hat leider nur vierzehn Tage Urlaub. Dann müssen wir wieder fort."

Ferner kamen wir zu sprechen auf Unterschiede der Weltanschauung, die durch gesellschaftliche Sphären bedingt werden, auf die Religion des Volkes, der Gebildeten und der Philosophen. Für eine Königin bezeichnend war ihr Ausspruch über die Bestrebungen der Sozialdemokraten: „Es soll uns ja freuen, wenn sie uns die Sorge aus der Hand nehmen und sich selbst emporbringen wollen." — Als wir von den Mysterien und Symbolen des menschlichen Lebens sprachen, sagte die Königin: „Auch die Krone ist ein Symbol, und nichts als ein Symbol. Die schwerste Prüfung des Lebens ist die Krone. Wenn man die Not des Volkes sieht, und keine Macht, kein Reichtum ist groß genug, zu lindern! Das ist hart. Da möchte man am liebsten gleich selber unter die Armen gehen und mit leiden helfen. Ach, die Menschen, man muß sie lieb haben, weil sie so ringen, so hoffen, so zweifeln und so leiden!"

Ich sagte offen und unmittelbar meine Meinung über mancherlei heraus, darunter auch Ansichten, die so hoch oben sonst nicht immer gerne gehört werden. Sie teilte meinen Freimut. Ich habe vergessen, die Ansprache „Majestät" zu gebrauchen, oder habe sie im Sinne für seelische Würde gebraucht.

Schon früher hatte die Königin mich mit ein paar sehr warmen Briefen beehrt, von jetzt ab hatten wir einander öfter geschrieben. Einmal schickte sie ihr Bild mit der Unterschrift: „Den Zweifler hat Gott lieb!" über welchen Spruch dann ein Meinungsaustausch erfolgte. Wir waren anfangs darüber nicht gleicher Ansicht, bis wir uns dahin einigten, daß unter Zweifeln das beständige Forschen und Streben nach Wahrheit zu verstehen sei. — Nach jener Wahrheit, die diese gekrönte Gottsucherin jetzt gefunden hat.

———

Das Alter, wenn es kommt, macht uns reich an Jahren und arm an Freunden. Wenn der Greis von einem Spaziergang zurückkehrt und vom Schuh den Staub streift: Ist dieser Staub nicht vielleicht ein Beweis der Anhänglichkeit eines Jugendfreundes, der vor fünfzig oder vierzig Jahren beerdigt, und seither längst wieder enterdigt wurde? Ich

treuer Freund. Die unvergeßlichen Stunden in der altdeutschen Weinstube, wo sich ein kleiner Freundeskreis mit ihm gebildet, sind freilich längst vorüber, aber die Anhänglichkeit und das seelische und herzliche Mitleben miteinander ist geblieben, und der Achtzigjährige steigt flinker zu mir in den dritten Stock als der Jüngere zu ihm in den zweiten.

Nicht zu seinem achtzigsten Geburtstag — der auf den 19. April 1916 fällt — beglückwünsche ich ihn, sondern zu seiner Daseins- und Menschenfreudigkeit. Achtzig Jahre sind ein Zufall, man kann sie erleben, oder auch nicht. Aber so lange die Jugendlichkeit des Geistes und des Herzens zu bewahren, das ist eine Gnade, wenn nicht gar eine Tugend. Nicht selten im Stadtpark kann man sehen, wie ihn die Jugend begleitet — in Gestalt eines helläugigen, heiteren Mädchens. Er — artig und galant — hat's nicht verlernt, wie man Frauen ehrt, und die Begleiterin blickt munter und ehrerbietig zu ihm auf, wie zu einem geliebten Oheim oder Lehrer. Sie plaudern wahrscheinlich von Literatur, Kunst und anderen schönen Dingen; die Schülerin nimmt es für Ergötzung und ahnt kaum, daß sie auf der hohen Schule ist.

So ist er das geblieben, wozu die gütige Natur ihn bestimmt hat — ein Lehrer in vielfachen Formen. Besonders auch ein Lehrer in der Lebenskunst, wie man in sich geklärt und geruhigt und anderen zum Wohlgefallen ist. —

Das habe ich einmal sagen müssen. Verzeihe mir's, Freund Gnad, dein Achtzigster hat mich dazu verleitet. Manche Leute wollen nicht gern daran erinnert werden, aber bei dir hat der Achtziger noch nichts Bedenkliches. — Der Körper, meinst du, wolle es nicht mehr recht tun? — Ach, diese Körper! Diese widerspenstigen Knechte, die immer früher ausspannen wollen, obschon man ihnen Jahr um Jahr mit dem Lohn hinaufgeht. Aber — Herr ist die Seele! Und der deinen, Freund Gnad, rufe ich zu: Halt aus! Tu mit! Noch lange. Es wird anders in der Welt, möglicherweise sogar besser.

Und da sollen wir doch auch dabei sein.

„Ich wollte nur, der europäische Friede läge allein in meiner Hand. Ich wollte jedenfalls dafür sorgen, daß er nimmer gestört würde."

Wilhelm II. am 4. Mai 1891 in Düsseldorf.

„In aufgedrungener Notwehr, mit reinem Gewissen und reiner Hand ergreifen wir das Schwert." Wilhelm II. am 4. August 1914.

Vor fünfundzwanzig Jahren eines Tages, da habe ich ihn im Grazer Stadtpark wieder begegnet. Ich erkannte ihn fröhlich. Einige Zeit vorher hatte ich ihn in Triest kennen gelernt, im Schiller-Verein. Er war die Seele des Schiller-Vereins sowie der Schiller-Verein die deutsche Seele Triests war. Aber sein erfolgreiches amtliches Leben lag schon hinter ihm. Und nun in Graz sagte er mir, er habe Feierabend gemacht. Die stille Hauptstadt der grünen Steiermark habe er für seinen Nachsommer gewählt.

Ernst von Gnad war Landesschulinspektor in Tirol, in Salzburg, im Küstenland gewesen, auch im Venetianischen, als das noch zu Österreich gehörte. Es war damals und dort eine hochkritische Zeit, es galt, mit Mut und Klugheit die schweren nationalen Gegensätze in der Schule zu überbrücken so lange als möglich. Nach der Katastrophe, als die treuen Österreicher Venetiens auswanderten, wollten die italienischen Schulbehörden unsern Gnad nicht ziehen lassen; sie hatten in ihm den tüchtigen Fachmann längst erkannt und lockten ihn mit Versprechungen. — Was die für einen Begriff von Treue haben! mochte Gnad sich gedacht haben, während er sein Bündel schnürte.

Hernach, im Lande Tirol, gab es wieder andere Schwierigkeiten. Es war die Neuschule volkstümlich zu machen. Da hätte es kein Weichling und kein Polterer getan, mit ruhiger Energie und feinem Takt gelang es; auch den mächtigen Gegnern gewann er Achtung ab, wobei seine persönliche, stets ehrliche und freundliche Offenheit mitgeholfen haben mag. Das Vaterland war nicht undankbar, und reich mit Würden versehen trat Hofrat Dr. Ernst Ritter von Gnad in den Ruhestand.

Trotz der vielen und schweren Arbeitsjahre hatte er sich Frische und Jugendlichkeit bewahrt für eine schöne Nachsommerszeit, die wieder in anderer Weise gesegnet war. Als Literaturfreund und Kenner erster Güte schenkte uns der Schriftsteller einige wertvolle Bücher: „Literarische Essays“, „Hamerlings Lyrik“, „Im österreichischen Italien“, „Gabriele d'Annunzio“. Den unheiligen d'Annunzio, der seither ein „heiliger Egoismus“ geworden ist, hat Gnad schon vor Jahren richtig gekennzeichnet. Das Talent, aus dem eigenen Leben mit Humor zu erzählen, auch persönlich, ist eine glänzenden Eigenschaft dieses Autors. Daß es unsern lebensfrohen Pensionisten leicht zum Theater hinzog, war eine gute Fügung für unser Schauspiel und seine Künstler. Als Theaterreferent war er ja ebenfalls wieder der objektive, wohlwollende Lehrer, der er als Schulmann gewesen. „Das hat der Gnad g'sagt!“ hörte man und es wirkte auf das Publikum wie auf die Darsteller.

Noch mehr ist er mir geworden: Aus dem würdigen Schulinspektor ein guter Kamerad, aus diesem ein verständnisvoller,

„Dieses Programm ist nicht etwa von einem beliebigen ‚Schornalisten', sondern von Lord Cromer, und zwar in der bekannten englischen Monatsschrift des Herrn Maxse: ‚National Review' aufgestellt worden. Die Gefolgschaft dieser Zeitschrift ist weder klein noch unbedeutend. Wer nun in das Geheimnis des ‚Bluffs' nicht eingeweiht ist, könnte angesichts der wirklichen Kriegslage denken, im Kopfe seiner Lordschaft müßte nicht nur eine kleine Schraube locker geworden, sondern das ganze Getriebe bedenklich in Unordnung geraten sein. Durchaus nicht! Seine Lordschaft ist, wenn auch nicht sittlich, so doch geistig ganz gesund, und der Zweck seiner publizistischen Übung soll ein doppelter sein: erstens auf die Einheimischen und die Neutralen, zweitens auf die Feinde in gewissem Sinne einzuwirken. Erstere sollen denken: ‚Wenn Leute, die doch die Wahrheit wissen müssen, solche Forderungen stellen, dann kann es doch gar nicht so schlecht für den Vierverband stehen.' Die Neutralen werden also noch länger wohlwollend neutral und die Einheimischen noch länger geduldig und opferwillig bleiben. Letztere, d. h. also wir und unsere Verbündeten, sollen dadurch zu faulen Friedensverhandlungen geneigt gemacht werden; denn selbstverständlich würde, wie jeder eingeweihte Engländer so auch Seine Lordschaft nicht nur mit beiden Händen, sondern mit sämtlichen ihm etwa noch verbliebenen Zähnen zufassen, wenn England ein Friedensangebot auf der Grundlage des „status quo ante bellum“ gemacht würde. Er würde sogar noch Geld und ein großes Stück Kongo zugeben. Aber damit die Schwachen und Dummen bei uns einen solchen Frieden noch als besonderes Glück preisen, müssen eben derart unsinnige Forderungen wie oben gestellt werden.“

*

Scheinwerfer.

General Emmich ist an der Himmelspforte angelangt und läutet kurz und energisch. Der Schlüssel dreht sich im Schloß, das Tor öffnet sich, aber statt Petrus stehen zwei kleine Engel vor Emmich, die gemeinsam den schweren Schlüssel handhaben. Einigermaßen überrascht fragt der alte General, wie es komme, daß Petrus nicht da sei, und es entwickelt sich folgendes himmlische Gespräch:

Engel: „Petrus hat bald nach Kriegsbeginn die Himmelsschlüssel abgegeben und hat sich nach einem Posten an der Front umgesehen. Er hat jetzt den Schlüssel zu den Dardanellen in Verwahrung und sitzt auf Gallipoli.“

Emmich: „Dann melden Sie mich bitte dem lieben Gott.“

Engel: „Bedaure sehr, aber der liebe Gott befindet sich schon lange an der Westfront.“

Emmich: „Ja, wer besorgt denn dann die Geschäfte hier im Hause, wenn alle abwesend sind?“

Engel: „Oh, das geht ganz gut, die Geschäfte besorgen einstweilen unsre drei Erzväter Abraham, Isaak und Jakob.“

Emmich: „Merkwürdig — ganz wie bei uns daheim.“

(„Jugend.“)

Er liegt — bereit fürs Vaterland zum Tode —
Im bombensichern Unterstand;
Sie aber denkt nur an die Mode
In ihrem bombensichern Unverstand.

(„Meggendorfer.“)

Draußen im Felde ist Toten-Schau
Irgendwo anders ist Moden-Schau . . .

(„Jugend.“)

*

Kleine Laube

Aus unserer Zeit.

Englische Friedensbedingungen!

1. „Alle feindlichen Truppen sind von allen Gebieten der Verbündeten zurückzuziehen, bevor über irgendwelche Friedenseröffnungen verhandelt werden kann.

2. Belgien muß von Deutschland für alle Verluste voll entschädigt werden, die es direkt oder indirekt durch Deutschlands unprovozierten Angriff erlitten hat. Außer dem Betrag dieser Verluste, der durch Bevollmächtigte der Verbündeten zu bestimmen ist, hat Deutschland die Summe von 10 Milliarden Mark an Belgien zu zahlen.

3. Irgendeine weitere Form der Entschädigung Belgiens durch Deutschland ist festzusetzen, die für alle Zeit auf die Vorstellung der Menschheit wirken und ein dauerndes Zeugnis für das Verbrechen Wilhelms II. sein soll.

4. Frankreich ist im selben Maßstab zu entschädigen wie Belgien.

5. Elsaß-Lothringen ist an Frankreich zurückzugeben, dazu so viel weiteres Gebiet, als es für seine nationale Sicherheit für notwendig hält.

6. Rußland ist ähnlich zu entschädigen wie Belgien und Frankreich und soll ähnliche Sicherheit gegen künftigen Angriff erhalten.

7. Serbische Ansprüche sind durch die serbische Regierung aufzustellen.

8. Italien soll Triest und das Trentino erhalten.

9. Japans Ansprüche sind durch die japanische Regierung aufzustellen.

10. Mit Österreich-Ungarn ist so milde zu verfahren, wie es die russischen Interessen gestatten.

11. Mit der Türkei ist milde zu verfahren.

12. Kein von deutscher Herrschaft während des Krieges in irgendeinem Teile der Welt befreites Gebiet ist an Deutschland zurückzugeben.

13. Die deutsche Flotte ist an die Verbündeten auszuliefern und im Verhältnis unter sie zu verteilen.

14. Alle deutschen Schiffe in verbündeten Häfen sind zu konfiszieren.

15. Der Kieler Kanal ist zu internationalisieren.

16. Preußen ist für immer zu zerschmettern und zu verkrüppeln durch jedes Mittel, das sich den Verbündeten darbietet.

17. (Beschimpfungen, auf deren Wiedergabe wir verzichten.)

18. Da kein die deutsche Unterschrift tragender ‚Papierfetzen' irgendwelche Bedeutung hat, so haben sich die Verbündeten volle Gewalt vorzubehalten, um zu irgendwelchen etwa neu auftretenden Erfordernissen Stellung zu nehmen, oder irgendwelche der vorstehenden oder sonst noch festzusetzenden Bedingungen zu ändern.

19. Militärische Besetzung von Berlin bis zur Erfüllung des Vertrages.

20. Drakonische Beschränkung des deutschen Handels."

Zu den seltsamen Auslassungen, die in gar keinem Verhältnisse zu dem stehen, was England und seine Verbündeten bisher erreichten, schreibt Dr. Schmidt-Gibichenfels im Jännerheft der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift":

Sie ist eine Mutter, die freilich manchmal straft, aber auch oft sanft streichelt und immer ernährt. Sie ist eine unerschöpfliche Vorratskammer, ein Ölkrug, der nie leer wird. Aber sie bringt nichts allein hervor, nichts durch sich selbst, sie wartet auf die Hand, die Arbeit, den Schweiß des Bauern.

Wo gibt es eine Werkstätte, wie sie das schöne, freie blaue Himmelszelt ist? Der Gesang der Vögel, die reine, milde Luft, die herrliche Gottessonne fördern die Arbeit des Bauern, beglücken ihm Herz und Sinn. Und erst der ersehnte, strömende Regen und das drohende Gewitter, das am Himmel steht — sie haben eine beredte Sprache für den Landmann. Sie verkünden ihm Segen und Fruchtbarkeit, sie machen sein Herz zittern und beben und falten seine Hände zum Gebet. Und ist das Werk des Tages getan, wo gibt es einen Frieden, wie der Mann ihn empfindet, der in der Abendkühle auf der Hausbank sitzt und über die duftigen Wiesen hinschaut — bis der Vogelsang verstummt, bis der Mond hinter den Bergen heraufzieht und der letzte, der vorübergeht, ihm sein „Gute Nacht!“ zuruft! —

Der Bauer arbeitet mit den Kräften der Natur. Sie sind sein Segen, oft auch sein vernichtender Schaden. Er ringt mit ihnen um seinen Arbeitslohn. Arbeitet der Handwerker in seiner Werkstätte, er braucht nichts als die Kraft und Geschicklichkeit seiner Hände, nichts tritt ihm hindernd in den Weg, nichts Fremdes setzt den Erfolg seiner Tätigkeit in Frage. Anders beim Landmann. Wie viele Ereignisse, an denen er nichts ändern kann, können seine ganze Arbeit nutzlos machen.

Welche Befriedigung hat aber auch der Bauer, der zur Ernte ein Kornfeld abgemäht hat und nun am Abend stillsteht und über die liegende Frucht hinschaut. Bei all seinem Fleiß bleibt ihm noch immer zu hoffen und zu sorgen. Und gerade dieses Mitarbeiten mit einer höheren Kraft macht erst zum Arbeiter. Das ist innerliche Lebensarbeit und Lebensmühe! Wohl dem Menschen, der noch etwas zu hoffen und zu sorgen hat! Der Bauer hat das Schicksal immer um sich in vielerlei Gestalt. Und dieses Ringen mit dem Schicksal erhöht den inneren Wert seiner Arbeit, gibt ihr den eigenen Adel. — Und wenn der Dichter sagt: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“ von welchem Besitz gilt das mehr als vom bäuerlichen? Jedes Jahr muß er um seinen Besitz neu werben, das Leben neu locken und fördern, um seines Besitzes Frucht genießen zu können.

Der Bauerncharakter.

Der Charakter des Bauern ist schwer zu beurteilen. Es gibt Leute, die schnell fertig sind mit dem Urteil über den Bauern und seine Charakteranlage. Am leichtesten tut sich da der Großstädter im Absprechen. Und doch lebt der Bauer in einer ganz anderen Welt als dieser sein Kritiker. Natur aus erster Hand ist immer herbe, doppelt herbe für ein Jahrhundert, das so weit von ihr entfernt ist wie das unserige. Der Städter sieht beim Bauer manches Unschöne, manchen Schmutz, manche Grobheit und ist schnell zur Hand mit seinem vernichtenden Urteil. — —

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir zuerst mit heiligem Schrecken durch die Seele brausten: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland!

Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freude auf dem Schoße trug und dein Vater dir zuerst die Lehren der Weisheit ins Herz grub: da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland!

Der Mensch liebt das Land und das Volk, dem er entstammt. Die Vaterlandsliebe ist eine erweiterte Heimatliebe; denn das Vaterland ist die Heimat des

Die deutsche Jugend im Felde.

Diese Jugend hat in der Not der Gegenwart sich rascher gefunden, sich glänzender bewährt, als irgendeiner erhoffen konnte. Ich will nicht daran erinnern, daß das Gedächtnis der Tausende von Kriegsfreiwilligen, die bei Wytschaete unter dem Gesange von „Deutschland, Deutschland über alles“ in den Tod gingen, der Geschichte angehört, wie die Erinnerung an die Helden von Marathon oder an die Lützowsche Schar. Nicht weniger groß scheint mir ihr Verhalten im Stellungskriege, wie ich es tagtäglich beobachten kann: ihre unverdrossene Arbeit im Schützengraben, nicht nur als Schützen, sondern in der mannigfaltigen Mühsal des „Arbeitsdienstes“, bei den sich immer erneuernden Aufgaben des Lastentragens, Unterständebauens, Munitionschleppens. Die Verwöhntesten haben sich leicht den Lebensbedingungen der Mannschaft unterworfen, der Unbill des Wetters, schlechter Unterkunft, manchmal schmaler Kost, der nicht immer zu mildernden Härte des Befehles. Nicht alle können so regelmäßig befördert werden wie im Frieden. Die abgebrauchte Uniform, die gemeinsame Lagersitte läßt äußere Unterschiede unter der Mannschaft bald verschwinden. Aber abends im Unterstande oder in der Baracke sitzen irgend ein paar zusammen, lesen sich Goethes Gedichte vor oder verhandeln im Gespräche philosophische oder religiöse Fragen, oder enthüllen sonstwie die Seele in jener Wahrheit, die nur der Krieg möglich macht. Meine Erfahrungen im Kriege haben mir den Glauben an die deutsche Jugend nur bestärkt, den ich freilich schon in den letzten Jahren vor ihm mir gebildet hatte. Sie besitzt heute eine Wärme der kameradschaftlichen Freundschaft, eine Geradheit des soldatisch erzogenen Charakters, eine Wahrheit, Reinheit und Ritterlichkeit des kraftvollen Wesens, den ganzen Reichtum an Individualität der deutschen Stämme, kurz, einen Adel der Rasse, der das englische Erziehungsideal des „Gentleman“ weit hinter sich zurückläßt. Keines der uns feindlichen Völker, kein Volk der Welt hat desgleichen. Diese gebildete Jugend wird nach dem Kriege das deutsche Schicksal gestalten. Sie wird nicht kleinmütig zurückkehren. Sie ist gewohnt, freier, weiter, mutiger, weltfroher zu denken als die zu Hause gebliebene ältere Generation. Mit einer vertieften, einer unermeßlichen Liebe zum Vaterlande, zum Volke wird sie wieder die friedlichen Pflichten des Berufes ergreifen, mit einem neuen Bewußtsein, dem der Pflicht zur Arbeit am Staate.

L. Curtius.

Bauerntum.

Von Josef Weigert.

Das Bauernleben.

Der Bauer hat eine Heimat und heimatliche Erinnerung. Er kennt die Stätte, an der er groß geworden ist. Sie ist ein Stück von seinem Leben und von seiner Seele. Haus und Land wird erst zur Heimat durch die lebendige Beziehung zu ihnen, durch das Verwachsensein mit ihnen. Wenn eine altgesessene Familie Haus und Hof vom Vater auf den Sohn und Enkel vererbt, so birgt das Haus eine Menge von Erinnerungen. Die Geister der Abgeschiedenen wohnen mit im Hause. Die ererbten Grundstücke sind dem Bauern ein wirkliches Vaterland, nämlich Land vom Vater.

Die Bauernarbeit.

S e i n A r b e i t s o b j e k t i s t d i e E r d e. So rauh und unscheinbar sie ist, ist es doch um sie eine so köstliche Sache, daß alle Schätze der Welt neben ihr verschwinden. Sie heilt die Krankheiten des Leibes und die Verzweiflung der Seele.

noch ein Gewitter mit schwerem Wagenrollen über das Dorf. Das alles erzählt er den Kindern, und sie hören zu. Zuletzt fragt er: „Was sagt ihr nun dazu? War das nicht ein schöner Tag?“ — Da lachten die Kinder und sagten: „Mensch, meinst du, daß wir das glauben, was du uns erzählt hast? Das ist ja ein Märchen!“ Da kam er aus der Stube ganz traurig und verzweifelt und sagte: „Seht, was ein Dorfkind alle Tage erlebt, das nennen eure Kinder ein Märchen; in solchem Jammer sitzen sie!“

Der Gegensatz zwischen Stadt- und Landkind ist hier sehr gut wiedergegeben. Das Großstadtkind in den Mietskasernen hat keine Beziehung mehr zur Natur. Die düsteren Straßen der Stadt, die engen, sonnenlosen Höfe, die verhältnismäßig kleinen Spielplätze, wie können sie dem Kinde genügen! —

Das instinktmäßig Sichere des Daseins geht den in der Großstadt aufwachsenden Menschen verloren.* Wo der Landbewohner natürlichen Rates weiß in tausendfachen Wechselfällen des urwüchsigen Daseins, versagt das Urteil des Sohnes der Fabriken. Was er nicht in der Schule „gehabt“ oder aus Büchern gelernt hat, weiß er nicht. Alle Fühlung mit der Natur kommt ihm abhanden. Der Fluß seines Lebens wird nicht mehr bestimmt durch die ewigen Naturerscheinungen: Tag und Nacht, Sommer und Winter. Er lebt ein künstliches Leben, das nicht mehr das urwüchsige Dasein ist, sondern eine verwickelte Vereinigung von Schulunterricht, Taschenuhren, Zeitungen, Regenschirmen, Büchern, Kanalisation, Politik und elektrischem Licht.

*
* *

Ist die vorstehende Schilderung nicht aus dem Bauerntum der Alpen? — Wir entnahmen sie dem Werke: „Das Dorf entlang“ von Josef Weigert (Freiburg i. B. Herdersche Verlagsbuchhandlung 1915). Dieses Buch meint das deutsche Bauerntum überhaupt, das schwäbische und das preußische, das meklenburgische und das tirolische wie das steirische. Die Grundzüge dieser Menschenklasse sind gleich, im Süden und im Norden. Und auf diesem, just auf *diesem* natürlichen Grunde werden wir weiterbauen müssen, wenn wir eine kulturelle Zusammenschließung des deutschen Volkes durchsetzen wollen. Das Weigertsche Buch behandelt den ganzen deutschen Bauerncharakter wie er sich aus Urzeiten entwickelt hat, umfassend und ausführlich, und zwar ohne besondere Lust, ihn „fortschrittlich“ zu verändern. Der echte Bauer ist ihm gerade so recht, wie er ist. Aber die Großstädter könnten von diesem deutschen Bauern schon etwas lernen.

Erinnerung an Marie Tschampa.

Der vor kurzem verstorbenen steirischen Sängerin Marie Tschampa, deren Damenquartett in der Welt viel und mit Recht bejubelt worden ist, hat Goswina von Berlepsch die folgenden sinnigen Zeilen gewidmet:

Ein stilles Licht — ein sanfter Klang,
Erloschen — nun verklungen,
So schrittest du durchs Leben hin,
Halb lauschend, halb gesungen.

Nun bist du leis', dem Wölkchen gleich,
Im Abendschein entschwunden,
Hast ew'ges Licht und ew'gen Klang
In unsrem Sein gefunden.

Wien, 23. Februar 1916.

Goswina von Berlepsch.

---

* Sombart, Das Proletariat 9.

ganzen Volkes. Der Bauer nun liebt seine Heimat mit ihren Fluren und Wäldern, sein Dorf mit seinen Sitten und Gebräuchen. „Wo man geboren ist, gefällt einem jeder Grashalm." Und aus dieser Liebe zu seiner nächsten Umgebung wird leise und ganz von selbst die Liebe zum schönen und starken Vaterlande, das dem Bauern seinen Besitz gewährleistet und schützt, und zu unserem deutschen Volksstamm und seiner Geschichte. „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an; das halte fest mit deinem ganzen Herzen; da sind die starken Wurzeln deiner Kraft" (Schiller). Beim Bauern braucht man die Vaterlandsliebe nicht zu züchten; schon das Kind lernt seine Heimat lieben, und aus dieser Liebe wächst die zum Vaterlande.

„Dem Bauern fehlt der vaterländische Gedanke. Seine Interessen gehen nicht über den Misthaufen hinaus." Ist das wahr? Einen Hurrapatriotismus kennt der Bauer freilich nicht. Patriotische Festreden und Festessen findet man bei ihm wenig. Er tut nicht groß mit seinem Nationalgefühl. Das spricht aber für seine starke innerliche Vaterlandsliebe. Unser Bauer ist deutsch und bleibt es, wie der Apfelbaum ein Apfelbaum bleibt. Das Nationale liegt ihm im Blut, wenn er sich dessen auch nicht bewußt wird, so wenig wie etwa der Eisenstoffe, die ihm ebenfalls im Blute sitzen.

Die Bauernfamilie.

Bäuerliches Eheleben. Gefühlsüberschwänglichkeit und viel Zärtlichkeit kennt der Bauer in der Ehe nicht. Dazu ist sein Leben zu rauh. Selbst wenn bei Verheirateten gegenseitige Liebe vorhanden ist, so pflegen sie selbe nicht zu verraten, weder durch Worte noch durch das Benehmen. „Liebe" ist dem Bauern etwas Ungeziemendes, Albernes und Lächerliches, nämlich das Verliebtsein, Vernarrt-, Verrücktsein auf einen Mann oder eine Frau. Zärtlichkeiten weisen sie ab: Sei doch nicht so albern", „Geh weg", „Was sollen die Leute denken?" — Holt der Vater seinen „Soldaten" ab, gibt er ihm kaum die Hand. Scharf angeguckt wird der Junge, dann gehen die zwei zusammen heim und reden alltägliche Dinge, vom Wetter, vom Markt, vom Vieh und Acker. Wer's nicht weiß, denkt, die beiden wären keine Stunde getrennt gewesen, und doch hat der Vater einen Weg von vier Stunden zur Bahn gemacht. — „Gemäulert" (geküßt) werden ausnahmsweise die kleinen Kinder. —

Die Bauernkinder. Das Kind braucht Licht und Luft, Bewegung und kräftige, gesunde Nahrung. Es will spielen, springen, singen. „Die Wiese und die Blumen, das Feld und seine Ähren, der Wald und seine unschuldigen Tierchen sind die ersten und natürlichsten Gespielen und Erzieher des Kinderherzens" (Stifter). All das hat das Kind auf dem Lande. Wenn auch die väterliche Hütte noch so klein ist, wenn die Stube dürftig und arm, niedrig und vollgepfropft ist, das Dorfkind lebt nicht in der Stube, sondern draußen im Hof, im Gärtchen, im Feld, sonnenfroh und erdvertraut. Ein Schritt und es ist draußen; dann weht der frische Wind um seine Stirne, dann atmet die Lunge gesunde Luft. —

Kai Jans (G. Frenssen, „Hilligenlei") hatte fünf oder sechs Kinder in seiner Stube in Berlin, und die Tür stand offen. Da erzählte er ihnen lang und breit, wie ein Dorfjunge morgens in der Dämmerung aufsteht und mit seinem Vater eine Kuh forttreibt, und sie kommen über die Heide und die Sonne geht auf über dem Wald. Und sie kommen durch Dörfer und durch eine kleine Stadt und sie sehen dies und das, und dann kommen sie beide auf einem anderen Weg zurück. Dann geht der Junge einige Stunden in die Schule, wo sie durcheinander sitzen, Buben und Mädchen, groß und klein. Und am Nachmittag geht er mit seinen Kameraden an den Strand und sie sehen weit übers Meer, ferne Segel und suchen Krebse und Quallen. Und abends sitzen sie vor der Haustür, und ehe sie zu Bett gehen, zieht

Wir Kärntner halten Herrn v. Millenkovich noch in bester Erinnerung von jener Zeit her, da er bei uns im „Landlan" wirkte, uns „regieren" half und uns einen Teil seiner Jugend schenkte. Kärnten mag es ihm gelohnt haben, indem die harmonische Lieblichkeit und Großartigkeit der Natur dieses Alpenlandes seinem Wesen zur Harmonie: Liebenswürdigkeit und Großzügigkeit wurde.

Und wir Kärntner schulden Max Morold vielen Dank: Dank dafür, daß er, der Nicht-Kärntner, uns unsern Liedermeister erst ganz verstehen und würdigen gelehrt hat. — Im Jahre 1895 war's, als wir unseres Sängers 50. Lebens- und zugleich 25. Tondichterjahr feierten. Da kam Morolds gehaltvolle Abhandlung über „Thomas Koschat und das Kärntner Volkslied", und ich muß sagen, so treffend, und das obendrein in so wenigen Worten, hat keiner mehr den bedeutenden Kärntner und unser Volkslied geschildert. Und wie uns Kärntnern den Koschat, hat er den Steirern ihren Hugo Wolf gezeigt, wie ihn eben nur ein Mitdichtender, ein Mitsingender zeigen konnte. — Seit damals, seit dem August 1895, behielt ich Max Morold im Herzen. Aber es brauchte volle 20 Jahre, bis ich, im September 1915, den Ministerialrat v. Millenkovich persönlich kennen lernte und er wurde mir allsogleich ein Lieber, Trauter, wie es mir Max Morold schon längst gewesen war.

Ich hörte Herrn v. Millenkovich in der Wiener „Urania" sprechen; über „Italien und die deutsche Volksseele" — fünf Monate nach einem Treubruch, „dessengleichen die Weltgeschichte nicht kennt".

Max Morold war also in seiner Entwicklung wieder weiter fortgeschritten. Hatte er früher einzelne Größen besprochen, so ging er jetzt zur Größe eines ganzen Volkes, zur Größe seines Volkes, des deutschen Volkes, über. Er entführte die an dem frostigen Vorherbstabend erschienene, sehr erwählte Zuhörerschaft auf den Flügeln seiner melodischen Rede unter den heitern Himmel Italiens und wies nach, was im italienischen Volke wirklich Großes erstanden sei, hätte es vielfach den Deutschen, den in alten Zeiten dort der Glut der Sonne und schöner Frauen und welscher Tücke erlegenen Deutschen zu verdanken. Daher die Sehnsucht der Deutschen nach dem „Land, wo die Zitronen blüh'n." Sie suchen — und finden dort ein Stück ihres eigenen Wesens in einer alten Kultur wieder. — Ein chamberlainscher, hochragender Gedanke!

Es war echt Max Morold, was da Herr v. Millenkovich so geistreich ausführte. Das war echt Denker, Träumer, Ahner — Seher.

Das war der gleiche Mann, der uns als Buchdichter des genialen, liebenswürdigen Oberösterreichers Josef Reiter das Rütteln rauher Bauernkraft an Herrentyrannei („Bundschuh") vorführt und die Freiheitsfanfaren der Schweiz („Tell") schmettern läßt.

Dem guten Rechte hat ja immer sein Wort und sein Leben gegolten. Der Herr v. Millenkovich ist ein ganzer Mann, Max Morold ein ganzer Dichter. Und dieser beiden Wesenseinheit ist jener Weltbürger, der verstehend der Menschheit ganzen Jammer, der Menschheit ganze Lust zu ergründen sucht und, trotz seines fremd klingenden Namens, ein wackerer Deutscher ist.

Die allwaltende Huld erhalte ihn seinem Schaffen und uns und lege zu dem einen Fünfziger — noch einen zweiten dazu!

Karl Krobath.

An Ottokar Kernstock.

Die wehrhafte Nachtigall.

Zur Kernstockfeier des Vereines der deutschen Steirer in Wien am 29. Feber 1916.

Als noch die goldne Friedenssonne
Auf deine Steirerberge schien,
Da sangst du uns zur Herzenswonne
Die zauberschönsten Melodien.
Du sangst wie keiner in den Landen
Und hobest uns, den Besten gleich,
Uns lösend von des Alltags Banden
Ins lichte, schöne Himmelreich.

Du warst uns Deutschen in den Marken
Bei Gott! die wehrhaft Nachtigall,
Du hast mit deinem Sang, dem starken
Gescheucht uns manche völk'sche Qual.
Du warst ein Herold uns, ein freier,
Und schlugst für Deutschtums Herrlichkeit
Mit Meisterschaft die goldne Leier
In nie gehörter Innigkeit.

Es wird, solang in deutschen Gauen
Ein deutsches Menschenherz sich regt,
Solang die Steirerberge blauen
Und man das deutsche Eisen schlägt
Am Erzberg und im Lande Steier,
Geehrt sein und in Treu geliebt
Des Kastellans klangvolle Leier
Und er, der ihr das Leben gibt! —

Als noch die goldne Friedenssonne
Auf deine Steirerberge schien,
Da sangst du uns zur Herzenswonne
Die zauberschönsten Melodien.
Nun, da die wilden Feuer lohen
Des Krieges und der Menschen Wut,
Nun, da die Friedensengel flohen
Und Erd und Himmel raucht' vom Blut:

Da griffst du wiederum zur Saite,
Doch klang sie jetzt wie Erz und Stahl,
Und klang wie helles Kriegsgeläute
In deutschen Landen allzumal.
Das waren, Meister, wackre Klänge,
Die drangen in das Herz hinein!
Das waren starke, mut'ge Sänge,
Wie Erzbergeisen, fest und rein! —

Und heute, da es gilt, zu lindern
Die Not der Menschen und der Zeit,
Heut bist du zu den Steirerkindern
Hiehergekommen, tatbereit.
Denn immer, wo ein Werk zu schaffen
Der Lieb, des Herzens und der Treu,
Da leihst du deine goldnen Waffen,
Von Gott gesegnet, uns aufs neu!

Denn deutsch sein und zusammenhalten,
Das Wort, das starke, fandest du!
Ja, alles andre wird Gott walten
In Glück und Fahrnis immerzu!
Solange unserm Volk Propheten
Beschieden sind von deiner Art,
Solange deutsche Herzen beten
Zu Gott, zur Kunst und Väterart! —

Nun sei bedankt, hochedler Meister,
Daß du bei uns erschienen bist!
Du riefest alle guten Geister
Und wecktest, was uns teuer ist!
Du bist der Sangwart alles Schönen,
Des deutschen Ostlands Burgwardein.
Du wirst mit deinen edlen Tönen
Die spätsten Enkel noch erfreun!

Michel Röbauer

Max Morold — Max von Millenkovich.

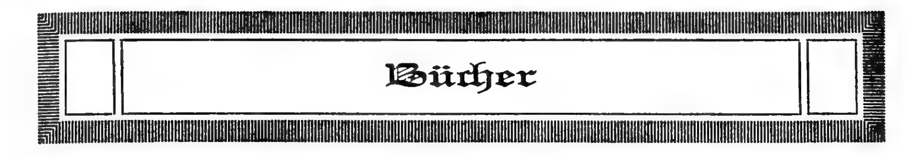
(Zu seinem 50. Geburtstage.)

Es gibt Menschen, die wir auf den ersten Blick liebgewinnen, die auf uns den Eindruck der Bedeutendheit machen und die uns unvergeßlich bleiben für immer. Herr von Millenkovich gehört zu diesen Erlesenen.

Und es gibt Schriftsteller — allerdings wenige unter einer Menge — deren Worte sich wie Tau in die Seelen senken, die uns mit allem Zauber ihrer Kunst gefangen nehmen und nicht mehr loslassen. Der Sohn des edlen Dichters Stephan Milow: Max Morold ist einer dieser Sieghaften.

Der Mann, Herr v. Millenkovich, ist ein Höhenmensch, den noch viel zu wenige verstehen in seiner Tiefe, Wahrhaftigkeit und Kraft: ein ganz Seltener!

Und der Schriftsteller Max Morold zählt zu jenen Reichen des Geistes, denen so viele schulden und zu denen alle wallfahren sollen, die aus einem reinen, tiefen Quell trinken wollen.



Bücher

Volk in Not. Ein deutsches Heldenlied von Karl Schönherr. (Leipzig. L. Staackmann. 1916.)

Dieses Heldenlied ist nicht zum Singen, sondern zum Spielen auf der Bühne. Da es aber einstweilen nicht aufgeführt werden soll, weil es zu rauh und erschütternd ist für diese Zeit der wunden Herzen, so kann man es nur lesen. — Und da wird mancher Leser sagen: So etwas hab' ich noch in keinem Buch gefunden. Der Stoff ist ja oft genug behandelt worden, es ist der Tiroler Befreiungskrieg 1809. Es ist die ineinander geflochtene Geschichte einiger Bauernfamilien, deren Männer, von Andreas Hofer geführt, die Schlacht am Iselberg mitschlagen. Eine solche Bauernschlacht wird noch nicht oft geschildert worden sein, mit solch herber Naturwahrheit gewiß noch nie. Das Heldentum ist so sehr auf die Spitze getrieben, daß es das Menschliche fast an die Wand drückt. Mit knapper, bäuerlicher, alltäglicher Redeweise werden nachtblitzartig tiefste Regungen und eherne Charaktergröße enthüllt. Die Gemütsangelegenheiten sind in die kalte Form gekleidet, so daß schon Bauernkenntnis dazu gehört, um hinter denselben die Rachgier, die glühende Liebe, das heiße Leid zu sehen. Es wird noch wenigen Dichtern gelungen sein, so zu schildern, wie der Bauer seine Leidenschaften hinter der Maske der Gleichgültigkeit, Stumpfheit oder Roheit zu verdecken weiß. Um so gewaltiger wirken die Augenblicke, in denen so etwas aufzuckt. Der Gesichts- und Gedankenkreis der im Stücke Handelnden ist auf das engste begrenzt, nur Heimat und Familie; aber ihr Handeln ist von antiker Heldengröße. — Gerade in unseren Tagen müßte „Volk in Not“ ganz verstanden werden.

Unsere Führer im Weltkrieg. Von Franz Weigl. Mit Buchschmuck von Albert Reich. (Kempten und München. Jos. Köselsche Buchhandlung.)

Von den gekrönten und den ungekrönten Helden aus Deutschlands großer Zeit berichtet das Buch und tut es in höchst ansprechender Form, indem es zumeist die Führer selbst sprechen läßt und uns dadurch eine echte Charakteristik gibt. Wieder ersieht man daraus, daß nur wahrhaft bedeutende Persönlichkeiten wahrhaft Großes zu leisten vermögen. Die Ansprüche, die unsere Zeit an Heerführer, Diplomaten, an alle Offiziere und Soldaten stellt, können einzig und allein von jenen befriedigt werden, die eine starke Seele, ein beherztes Gottvertrauen und unerschütterlichen Opfermut besitzen. Und am meisten dürfte in dem interessanten Buche die Gestalt Wilhelms II. — des „Großen“, wie wir ihn wohl mit Recht nennen dürfen — fesseln, dessen gewaltige Friedensliebe aus vielen seiner schwungvollen Reden seit seiner Thronbesteigung spricht; aber es war ihm nicht vergönnt, der „Friedenskaiser“ zu bleiben, der er sein wollte, sondern unsere Feinde zwangen ihm das Schwert in die Hand. Da bewies und beweist er, daß er auch dieses wie kein zweiter zu meistern vermag.

Manch schönes, dankbares Denkmal setzt dieses Buch auch jenen Helden, die nicht an der Spitze der Armee stehen, sondern schon im Frieden oder in treuer Pflichterfüllung bis zum Tode dem Vaterlande dienten.

V. E. S.

Krähwinkel. Ein Roman von Harald Tandrupp. (Berlin. Axel Juncker.)

Tandrupp scheint das dichterische Erbe des leider viel zu früh geschiedenen Gustav Wied antreten zu wollen, und er hat auch ganz das Zeug dazu, wenn auch sein Humor etwas harmloser ist als der des Meisters. Jedenfalls ist der Roman, der als Erstlingswerk bezeichnet wird, eine gelungene Kleinstadtidylle mit allen lustigen Eigenschaften eines Krähwinkels, bei dem es nicht darauf ankommt, ob es in Dänemark, Deutschland oder Deutschösterreich liegt. Und der Geist des Buches beweist wieder einmal den innigen inneren Zusammenhang, der zwischen den germanischen Völkern des europäischen Festlandes besteht, und der sich hoffentlich auch noch politisch und wirtschaftlich fühlbar machen wird ... Die Hauptfigur des Buches ist der Konsul Krejberg, ein rauher und dabei doch unendlich gutmütiger Patron, der seinen eigenen Vorteil bei aller Hilfsbereitschaft für andere wohl zu wahren weiß. Tandrupp ist ein ausgesprochener Anhänger einer „poetischen Gerechtigkeit“ und sorgt dafür, daß sie in seinem Roman unbedingt den Sieg davonträgt. So ist das Buch angenehm zu lesen, erheitert und befriedigt. Vom Verfasser erwarten wir aber noch eine Reihe ähnlicher, warmherziger Geschichten und dann wird er auch unter uns Deutschen bald das künstlerische Bürgerrecht erwerben.

Die Fürstin-Witwe. Roman von Hanns v. Zobeltitz. (Stuttgart. F. Engelhorns Nachf.)

Steirische Soldaten-Gsangeln.

Gesammelt und aufgeschrieben von **Viktor Zack.** *

Abschied des Rekruten.**

Wann der Brandvogl wischplt, wirds um und um rot
Und hiaz, Voda und Muada, hiaz bfüat enk brav Gott!
Gebts noh enkan Segn!
Gelts Gott, hiaz is gnua!
Und es tröpflt von Augna der Weichbrunn dazua.

Bfüat di Gott, liaber Bruada, und folg ma schön nach,
Und gib acht aufn Bodan, er wird halt schon schwach.
Den Deana laß unkeit***, bar, Hansl, sei gscheit!
Und wannst d man a prüglast, mir machast koa Freud.

Pfüat di Gott, liabe Nandl, hiaz muaß i halt gehn;
Für die Zeit, dös d mi gliabt hast, bedank i mi schön!
Der Hans auf der Leitn is a randiger Bua!
Tuan heiratn, kriagst zgleich an Mann und a Kuah.

Auf mi denk aft neama, i woaß schon warum.
I kann nix versprechn, ob i hoam wieder kumm.
Müaßts net a so woana, hanz, Muada, i bitt!
So gschwind, liabe Muada, derschiaßns mi nit.

*

Schnadahüpfln.

So fest wia die Berg für die ewige Zeit,
So stehn für ihr Landl die steirischen Leut.

Mir san halt ganz oanfache redliche Leut,
Drum hat halt der Kaisa an uns a a Freud.

Hirt san die Felsn und kloan is das Land,
Aber wach san die Herzen und stark is die Hand.

Der Kaisa hat einagschriebn, er brauchat Soldaten,
Die Deandl habn außigschriebn sie kenan koan gratn.

Der Kaisa hat einagschriebn, der Kaisa von Wean,
Die Deandl solln a mitkemm, aber nur die schean.

Soldat muaß i wern, weil s der Kaisa will habn,
Und mei Deandl muaß a mitgehn, Schnappsackerl tragn.

Hiaz muaß i Soldat wern oder Kriegsgeneral,
Und wer liabt den mei schwarzaugats Deandl dawal?

Soldat bin i gern und da kenn i mi aus
Und gar gern stand i Schildwach ban Deandl ihrn Haus.

Ös Mentscha, ha, ha, die Reserv is hiaz da,
San gar brave Leut, habn Geld und viel Schneid.

Dös Mentscha, tuats losn, wia knallen die Stuck,
Wann da Kriag an End hat, kemm ma all wieder zruck.

---

* Schuldirektor Zack, dem wir schon so manches ursprünglich Volkstümliches aus Obersteiermark verdanken, hat jetzt ein Büchlein „Steirische Soldaten-Lieder" ans Licht gebracht, die — mit Singnoten der echten Weise versehen — von der Weihnachts-Kriegsmesse 1915 in Graz herausgegeben wurden. Diese Lieder haben alle Eigenschaften des gewachsenen Volksliedes, gegenüber dem gemachten.

** Dieses sehr alte steirische Rekrutenlied wurde von Josefine Seidl in Eisenerz dem Verfasser mitgeteilt.

*** Ungeschoren. Der Gemeindediener, der die Rekruten aus den Häusern holte, wurde meistens von deren Brüdern später geprügelt.

An die Front zum Deutschen Kronprinzen. Von Rudolf Presber. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Rudolf Presber war es durch eine Einladung des Deutschen Kronprinzen vergönnt, erhebende Tage in unmittelbarer Nähe des Kaisersohnes verleben zu dürfen. Er kam nicht in der Absicht, das Gesehene schriftstellerisch verwerten zu wollen, aber was er hörte und miterlebte, versetzte ihn in eine so zuversichtliche Stimmung. Mit Freuden gab der Kronprinz die Erlaubnis zur Veröffentlichung der Aufzeichnungen. „Es ist keine Reisebeschreibung durch den Krieg geworden — so sagt der Verfasser im Vorwort — und kein eigentliches Tagebuch. Es gibt aus meinen Notizen nur ein paar Augenblicksbilder, die hier und dort erfreuen und interessieren können; und, dazwischengestreut, ein paar Gedichte, die auf dieser kurzen und doch so wunderreichen Frühlingsfahrt durch das Okkupationsgebiet ihre unmittelbare Anregung empfingen, die zum Teil auch dort geschrieben oder dort skizziert wurden." So ist ein Büchlein entstanden, das uns von der Schilderung der Ausfahrt an bis zu den Schlußworten in der gleichen Stimmung hält: ein Loblied deutscher Zuversicht, deutscher Ausdauer und deutscher Güte, wie sie sich in dem Kaisersohn verkörpern. V.

Kriegsfinanzen. Zweiter Teil. Reichstagsreden am 20. August und 14. Dezember 1915. Von Dr. Karl Helfferich, Staatssekretär des Reichsschatzamts. 69. Heft der von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg". (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Wie die erste Rede, die unser jetziger Reichsschatzsekretär am 10. März 1915 im Reichstag gehalten hat und die einen so wirkungsvollen und würdigen Auftakt für sein Zusammenarbeiten mit der deutschen Volksvertretung bildete, sind auch seine Reden vom 20. August und vom 14. Dezember des gleichen Jahres von der gesamten Öffentlichkeit als überaus bedeutsame Kundgebungen begrüßt worden. Auch die beiden letztgenannten Reden haben wegen ihres reichen sachlichen Inhaltes, wie durch die in ihnen sich aussprechende Gesinnung und durch die klare, fesselnde Form einen den Tag überdauernden geschichtlichen Wert, und so wird es vielen willkommen sein, daß auch diese Reden jetzt in einem schönen Sonderdruck vorliegen: sie sind als 69. Heft der bekannten, von Ernst Jäckh herausgegebenen Flugschriftensammlung „Der Deutsche Krieg" erschienen, deren 41./42. Heft schon die Rede vom 10. März gebracht hatte, so daß nun alle drei Reden in einheitlicher, gut ausgestatteter Ausgabe zu haben sind. V.

Ukraina und ihre nationale und politische Bedeutung. Von D. J. Puluj. (Prag. J. G. Calve.)

Das zeitgemäße Schriftchen orientiert über manches, was vielen heute noch unklar ist.

Der deutsche Wald. Von Professor M. Büsgen. 2., durchgesehene Auflage. 191 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und drei Tafeln. [Naturwissenschaftliche Bibliothek für Jugend und Volk.] (Quelle & Meyer in Leipzig.)

Das Buch gibt dem Leser eine anschauliche Darstellung vom Wesen und Werte des deutschen Waldes, es will ihn lehren, so manches Geheimnis, das er selbst beobachten konnte, zu lüften, so manche Frage, die er auf seinen Wanderungen sich selbst stellt, zu beantworten. Überall legt der Verfasser auf die lebendigen Beziehungen des Waldes zum Menschen das Hauptgewicht. Wir sehen den Forstmann in seiner Tätigkeit, den Köhler bei der Arbeit, wohnen dem Fällen, Transport und Verarbeiten der Bäume bei, bis uns ein Besuch des Mannheimer Hafens schließlich die Bedeutung des deutschen Holzhandels ahnen läßt.

Der Mensch der Zukunft. Von Wilhelm Bölsche. Mit einem farbigen Titelbild und Zierleisten von Willy Planck. (Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde [Franckh'sche Verlagshandlung] 1915.)

Ein neues Buch von Bölsche nimmt man stets mit besonderem Interesse in die Hand; auch das vorliegende schmucke Bändchen wird von den vielen Tausenden von Verehrern des geistvollen Forschers hochgeschätzt werden, denn in ihm finden seine Studien, die er in den Bändchen über „Abstammung des Menschen" und „Vorzeit des Menschen" niedergelegt hat, Abschluß und Krönung.

Büchereinlauf.

Karl Stielers Werke. Fünf Teile in einem Bande. Ausgewählt und herausgegeben von Karl Quenzel. (Leipzig. Hesse & Becker.)

Im Verlag Axel Juncker, Berlin-Charlottenburg, erschienen: **Ninon de Lenclos.** Von Gustav Erich Holstein. Bilder von Erich M. Simon; **Spanische Miniaturen.** Von Pio Baroja. Übertragen von Anton Büchner; **Das Teufelselixier.** Ein Legendenspiel nach E. T. A. Hoffmann, Text und Bilder von Emil Pirchan; **Lucinde.** Von Friedrich Schlegel. Mit acht Radierungen von M. E. Philitt; **Im Dunkel der Großstadt.** Von Fritz Wolff; **Gefangenlager.** Zeichnungen von Wilhelm Wagner; **Landsturm.** Lieder von der Front. Mit Zeichnungen von Wilhelm Wagner; **Das Orplid ABC.** Von Hans Bohn.

Bei Hanns v. Zobeltitz' Romanen fällt immer die Leichtigkeit der Form und des Aufbaues auf. Auch hier findet er mühelos den Übergang aus dem Gesellschaftsleben vor dem Krieg in die überlebensgroße Ungeheuerlichkeit der Gegenwart, ohne daß er Dingen und Menschen Gewalt antun müßte. Die fesselnde Geschichte knüpft scheinbar an eine wirkliche Begebenheit insofern an, als es vor nicht langer Zeit in Deutschland ein „Fürstenkonzern" gab, eine Vereinigung von Hocharistokraten, die sich auf dem Gebiete des Handels und der Industrie betätigen wollten. Das Unternehmen scheiterte aus verschiedenen Gründen, nicht zuletzt, weil es auf den harten Widerstand des Großkapitals stieß. Fürst Dagobert Falkenstein heißt bei Zobeltitz das Haupt des „Magnatentrustes", und es ist wirklich außerordentlich anregend, die Entwicklung des geplanten mächtigen Unternehmens zu verfolgen. Daneben spielt eine recht hübsche Liebesgeschichte, zart und fein gegliedert, deren Heldin die Fürstin-Witwe Maria Carola ist. So ist das Buch ein angenehmes Ereignis auf dem belletristischen Büchermarkt, das gleicherweise im Schützengraben und daheim auf Freunde und Freundinnen rechnen kann.
L. P.

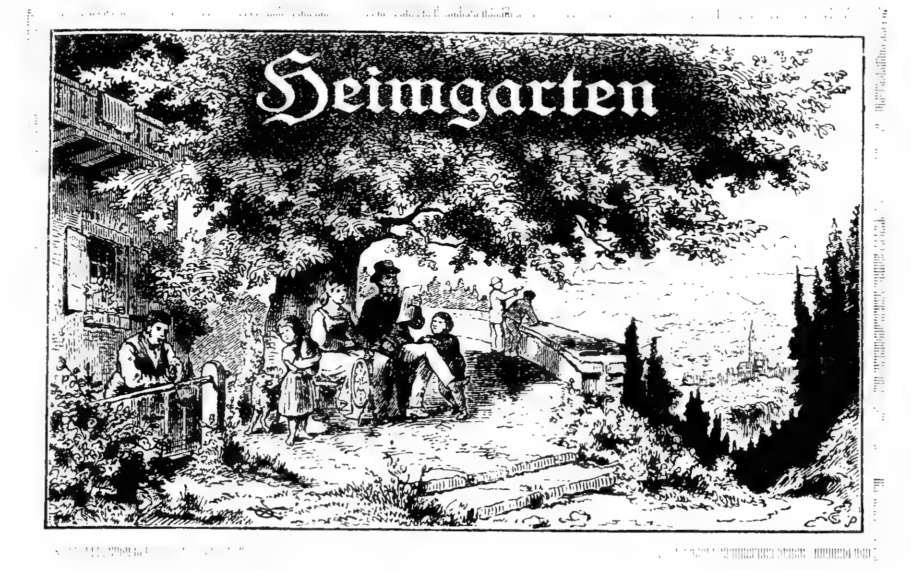
Ein alter Österreicher und Friedrich Naumanns „Mitteleuropa". Von General der Infanterie des Ruhestandes Eduard Freiherrn Succovaty von Vezza, k. u. k. wirklicher Geheimer Rat. A. E. I. O. U. 1916. (Kommissionsverlag „Leykam", Graz.)

Der glühendste österreichische Patriot, der sich am liebsten als „Österreich-Ungar" bezeichnen möchte, hat dieses gehaltvolle Schriftchen verfaßt, in dem er vom rein österreichischen Standpunkt wärmstens für die Schaffung eines „Mitteleuropa" eintritt. Besonders wertvoll ist das, was der Verfasser über die erwünschte Vereinheitlichung der österreichisch-ungarischen und der deutschen Armee sagt, welche schon in dem großen Krieg durch herrliche Eintracht zu einer wunderbaren Macht zusammengeschweißt wurden. Gar manchen mag der von Naumann und Sr. Exzellenz Succovaty angeregte Gedanke anfangs befremdend anmuten, aber daß gerade ein so hervorragender Offizier wie unser Autor dafür eintritt, muß jeden überzeugen, daß die Verbindung auch im Frieden ein Heil auch für unser Vaterland wäre. Am besten wird der Zweck der vorliegenden Werbeschrift durch den Satz auf Seite 6 charakterisiert: „Meiner Besprechung liegt ausschließlich die Absicht zugrunde, die weitesten Kreise in Österreich und in Ungarn anzuregen, Naumanns Buch aufmerksam zu lesen, und ich bin der Meinung, jeder gebildete Österreicher und Ungar sollte es besitzen oder doch gelesen haben." Und man kann hinzufügen, daß auch Succovatys klare und überzeugende Abhandlung diesseits und jenseits unserer Grenzen weitum bekannt und beherzigt zu werden verdient.
H. L. R.

Das Völkersterben des 20. Jahrhunderts. Von Dr. Joh. Ude. (Graz. Verlag „Volksheil". 1916.)

Es ist die priesterlich gehaltene, eindringliche Schrift gegen die Kinderhinterziehung in den modernen Ehen, deren Gefahr für unsere Völker immer bedenklicher wird. In erschreckenden Zahlen weist die Schrift den Geburtenrückgang der letzten Jahrzehnte nach und prophezeit, wenn das so fortgeht, ein baldiges Aussterben besonders der Franzosen, aber auch der Deutschen. Mit zornigen, glutvollen Worten verdammt der Verfasser die Ehen, die keine Kinder haben wollen, oder die sich mit einem oder zwei Kindern zufrieden geben. Die Kinderlosigkeit entschuldigt er nur dann, wenn die Eheleute enthaltsam leben, d. h. eine „Josefsehe" führen. Und dieses Umschwenken und Niedertauchen in die kirchliche Askese ist schade. Es handelt sich hier doch vor allem um die Gefahr des „Völkersterbens". Warum soll das, was unser Menschenfreund sonst so schwer verurteilt, gerade unter kirchlicher Norm gestattet, entschuldigt sein? Wer enthaltsam sein will, der soll nicht heiraten. — Ferner wird auch sonst nicht jedes kinderlose Ehepaar zu verdammen sein. Zählt nicht schon die Bibel eine Anzahl frommer Personen auf, die ohne „Josefsehe" unfruchtbar waren? — Grundsätzlich muß man der Udeschen Schrift gewiß aus ganzer Seele beistimmen, wie der „Heimgarten" ja schon wiederholt in dieser Sache gesprochen hat. Aber einen Unterschied hat man zu machen zwischen Eheleuten, die aus Eigennutz keine Kinder haben wollen, und solchen, die aus Armut keine ernähren, erziehen können. Erst müssen Staat und Gesellschaft das Ihre tun, daß es besser werde; es darf die Welt keine Mördergrube sein, und die Menschheit nicht wahnsinnig, wie sie jetzt ist. Erst dann können wir mit gutem Gewissen die Eheleute an ihre Pflicht erinnern.

Die Wacht am Donaustrand. Der beliebte Volksschriftsteller Josef Wichner in Krems hat ein prächtiges Lied „Die Wacht am Donaustrand" gedichtet und vertont. Wortlaut und Weise sind beide im besten Sinne volkstümlich und so leicht merk- und sangbar, daß das Lied, das bereits mehrfach in Schulen und selbst in Schützengräben mit Begeisterung gesungen wird, bald ein allgemein verbreiteter Volksgesang werden dürfte. Das Lied, ein- oder zweistimmig, kann um 10 h, für Schulen um 5 h, mit Klavier- oder Harmoniumbegleitung von Prof. W. Heybal um 40 h durch Professor Jos. Wichner in Krems a. D. gegen Einsendung des Betrages postfrei bezogen werden.



8. Heft Mai 1916 40. Jahrg.

Der Erbarmungslose.

Roman von **Hans Ludwig Rosegger**.

(Fortsetzung.)

Fouquier-Tinville entschuldigte sich mit seinem dünnsten Lächeln bei Jean Baptiste wegen seines unbedachten Übereifers. Danton hatte den eifrigen Kommissär gestriegelt und gebürstet und mit der Versetzung in ein Provinznest bedroht. „Die Vertreter des Volkes sind heilig!" donnerte er wüst. „Verstanden! Niemand ist für das Weibsbild verantwortlich, von dem er sich gern haben läßt. Er tut's gewiß nicht aus Politik! Oder ja, ausgeronnener Federfuchser? Und der Polycarpe soll konspirieren? Der Polycarpe! Wo habt Ihr Eure berühmte Menschenkenntnis, Mann mit der platten Stirn? Zum Konspirieren gehören Mut und Geist. Polycarpe — Mut — Geist . . . reimt sich das?"

Und Fouquier bat Jean Baptiste um Vergebung.

„Schon gut, schon gut", sagte der großmütig und empfand es wieder einmal, wie wichtig es war, einer der wilden Männer und ein Freund Dantons zu sein.

Der kleinmütig gewordene Staatsanwalt tat noch ein Übriges und erstattete Bericht: „Die Blizzard hat alles gestanden und Eure Aussage bestätigt. Morgen fährt sie im Karren. Um acht Uhr; nicht allzu zeitig. Wenn es Euch Spaß macht, dabei zu sein, so halte ich Euch einen ausgezeichneten Platz frei."

* * *

Das Herz von Jerusalem. Tragödie von Gerhard Gutherz. (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker.)

Grenzen der Seele. Von Emil Lucka. (Berlin. Schuster u. Loeffler.)

Nasreddin der Schelm. Fabeln, Meinungen und Fahrten des lachenden Philosophen Nasreddin Hodscha, des türkischen Eulenspiegels. Erzählt von Herm. Siegfried Rehm. (Berlin. Schuster u. Loeffler.)

Das hohe Lied der Farbe. Von Werner Alvo v. Alvensleben. Von demselben: **Gedanken und Stimmungen.** (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker.)

Durch meine Gärten. Gedichte von Kurt-Hans Willecke. (Berlin-Charlottenburg. Axel Juncker.)

Im blutigen Karst. Erinnerungen eines österreichischen Offiziers aus dem Kriegsjahre 1914. Von Rifat Gozdovic Pascha. Mit acht Tondruckbildern nach Originalen von Willy Planck. (Stuttgart. K. Thienemann.)

Kriegsbriefe deutscher Studenten. Herausgegeben von Prof. Dr. Philipp Wiskop. (Gotha. Fr. Andr. Perthes.)

Die eiserne Front im Westen. Aus der Mappe eines Kriegsberichterstatters im deutschen Großen Hauptquartier. Von Julius Hirsch. (Leipzig 1916, Hesse und Becker.)

Die deutsche Familie und der Krieg. Von Walter Classen, Hamburg. 149. Flugschrift des Dürerbundes. (München. Georg D. W. Callwey.)

Das erste Jahr des Kulturkrieges. Von Geh. Rat Dr. Woldemar v. Seidlitz, Dresden. 150. Flugschrift des Dürerbundes. (München. Georg D. W. Callwey.)

Die Ostmark. Österreich-Ungarns Mission in der Weltgeschichte von Dr. Lothar R. v. Wimmer. (Wien. Carl Fromme.)

Falsche Propheten. Ein Rückblick auf die Stimmungsmache der Entente im Herbst und Winter 1914/15. (Stuttgart und Berlin. Deutsche Verlagsanstalt.)

Politische Flugschriften. Herausgegeben von Ernst Jäckh. (Stuttgart-Berlin. Deutsche Verlagsanstalt. 70. Heft: **Ein Beitrag zum Bevölkerungsproblem.** Von Dr. med. H. Paull. 71. Heft: **Ansiedlung von Kriegsinvaliden.** Von Dr. Hanns Siegfried Weber.

Kriegerheimstätten. Von Johannes Lubahn. (Leipzig. Albert Otto Paul.)

Kleine Beiträge zur Land- und Heimliebe. Von Hermann Ricken. (Wolgast. Paul Christiansen. 1916.)

Heldenkränze. Gedächtnisbuch für die Gefallenen. Herausgegeben von Felix Lorenz. Buchschmuck von Karl Zander. (Berlin. Schuster u. Loeffler.)

Von der Hacke zum Pflug. Von Prof. Dr. Ed. Hahn. (Leipzig. Quelle & Meyer.)

Postkarten des „Heimgarten"

L. O. in Saarbrücken. Besten Dank für die freundliche Übersendung des Jännerheftes von „Ost und West", der Monatsschrift für das gesamte Judentum. Sie glauben und stützen Ihren Glauben auf den Aufsatz „Kriegspsychose und öffentliche Meinung", daß der im Feberheft des „Heimgarten" erwähnte „merkwürdige Aufruf gegen Deutschland" nicht von der „Alliance israélite" in Paris ausging, sondern die Auslassung einer jüdischen französisch-nationalen Vereinigung sei und nur persönlich vom Sekretär der „Alliance israélite" in Paris ohne Wissen und Willen der Leitung an einen Schweizer versendet wurde. Der Artikel, auf den Sie sich berufen, scheint aber doch nicht genügend überzeugend und macht mehr den Eindruck eines Ableugnungsversuches von Paris aus, als eines unzweideutigen Gegenbeweises. Fest steht bisher nur, daß eine große Zahl deutscher Juden schon den Entschluß faßte, ihre Beziehungen zur „Alliance israélite" zu lösen. — Nochmals vielen Dank für die interessante Zeitschrift und besten Gruß

H. L. R.

(Geschlossen am 20. März 1916.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Flecker.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

Polycarpe mit der Verbrecherin haben. Was hatte sie gegen Orléans gehabt? Unbegreiflich . . . Frauen sollen sich nicht in die Politik mischen, weder so noch so. Gründe genug, zuhause zu bleiben. Aber vielleicht würden Böswillige sein Fernsein falsch deuten und aus solchen falschen Deutungen erwuchsen wieder Unannehmlichkeiten. So hatte Jean Baptiste geschwankt.

Die Bicornous, Mutter und Tochter, erklärten einmütig, ihre Base sei eine lüderliche Person gewesen und verdiene das böse Ende, das sie ihr schon lange geweissagt hätten.

Michelle fragte: „Geht Ihr hin, Bürger?"

Eine plötzliche Eingebung antwortete: „Natürlich."

„Wir auch."

Aber die Mutter wurde frühmorgens zu einer Wöchnerin weggerufen und schickte die säuerliche Jungfrau allein als Vertreter der Familie.

Polycarpe litt unter einem Druck in der Magengegend, als er zu Füßen des hebräischen Buchstabens stand, doch der Gedanke, seine Kollegen im Konvent würden seine Standhaftigkeit loben, stärkte ihn ein wenig. Sie würden sagen: „Er ist ein prächtiger Mensch und treuer Patriot, der Erbarmungslose! Er stellt das Staatsinteresse über seine persönlichen Gefühle. Und keinen Finger rührte er für seine Geliebte, die doch ein verteufelt hübsches Weib war." Mit solchem Trost hielt er sich, obwohl die Beine schnappten, leidlich aufrecht und starrte die Maschine an, die Sanson, eine Pfeife qualmend, umkreiste, um die Wartezeit zu vertändeln.

Die Leute vertrieben sich die Langeweile mit Geplauder.

„Schönes Wetter heute."

„Ob es aber aushält? Die Wolken im Westen gefallen mir nicht."

„Hoffentlich hält es aus; ich will nachmittags mit meiner Frau ins Grüne."

„Das Brot wird von Tag zu Tag teurer."

„Unerhört!"

„Zu viele Fresser! Nur immer köpfen, damit die Nachfrage schwindet. Große Nachfrage, große Preise."

„He, he . . .", lachte einer.

„Wie sieht sie denn aus?"

„Passabel, vermutlich; war ja die Geliebte eines Konventmannes und die verstehen es schon."

Michelle stieß Polycarpe in die Weichen: „Hört Ihr?"

„Schweig!" hauchte er und spürte den Magendruck doppelt.

„Er soll ein rechter Kalbskopf sein."

„Kalbsköpfe gibt's viele im Konvent."

Die Hinrichtung von Artemis bekümmerte die Pariser nicht weiter. Es waren deren zu viele, die täglich in den Sack niesten, als daß man sich wegen eines galanten Mädchens, das sich hinreißen ließ, arg aufregte. Robespierre wünschte nicht, den Mordanschlag bekanntzumachen, und so glaubten die meisten, es handle sich um eine ganz gewöhnliche Hochverräterin. Eine Konspirantin, was weiter! Wer konspirierte denn nicht? Eigentlich tat es jeder und jeder so gut er's konnte. Nur daß die wenigsten dabei ertappt wurden. Und die wenigen, die etwas von dem Attentat wußten, fanden auch das nicht sehr interessant. Der Bürger Egalité war nicht sonderlich beliebt; einige beargwöhnten ihn sogar und die Ultras verziehen ihm sein königliches Blut nicht. Prinz blieb Prinz und die Jakobinergebärde gewöhnte sich einer über Nacht an — um dann, bei Gelegenheit nach dem herrenlosen Zepter Frankreichs zu langen. Wer bewies denn, daß ein Orléans besser sei als ein Bourbon? Und außerdem schien der Anschlag ziemlich unschuldig gewesen zu sein. Der Bürger Egalité ging nach wie vor wohlgefällig spazieren und sein breites Mondgesicht hatte nicht die kleinste Schramme. So murrten etliche Ultras sogar ein bißchen über das strenge Urteil; noch waren die Aristokraten nicht alle ausgetilgt und schon schlachtete man ein Frauenzimmer ab, das einen Prinzen außer Dienst beleidigte. Doch Marat schrieb in seine Flugblätter, die Nation dürfe es nicht dulden, daß sich ein Einzelner zum Richter eines Vertrauensmannes des Volkes aufwerfe — sei der Vertrauensmann auch nicht nach jedermanns Geschmack.

Wahrhaft untröstlich gebärdeten sich nur die Mädchen im Palais. Chloris heulte zum Steinerweichen und putzte zehnmal in der Minute ihre Stupsnase; Messaline fiel über die Nachricht von dem Unglück ihrer Freundin in Ohnmacht und hatte drei Tage lang ein häßliches Zucken im Gesicht; Cleopatra brütete düster vor sich hin und schlug vor, gemeinsam in den Konvent zu gehen und eine Bittschrift zu überreichen.

So wohnte dem Schauspiel auf dem Revolutionsplatz nur eine mäßige Menge bei; die Funktionäre, die anwesend sein mußten, und ein Dutzend Feinschmecker, die von dem Kitzel einer Köpferei nie genug bekamen — abgebrühte kahlköpfige Greise und verwüstete Jünglinge, die auf den Marquis de Sade schworen. Außerdem einige Neugierige, die den Karren anfahren sahen und stehen blieben.

Jean Baptiste hatte mit sich gerungen — sollte er sich verkriechen oder sollte er hingehen? Die rote Messe bot ihm nichts Neues mehr und seine Nerven ertrugen die Aufregung schon recht gut — aber heute! Heute war es etwas anderes. Artemis, die er gekost und geherzt und geliebt — nein, nicht geliebt . . . Gewiß nicht! Sie verschaffte ihm Bequemlichkeiten und Genüsse, die er bezahlte, teuer bezahlte, und die ihm beinahe auch den Kopf kosteten. Nicht einmal Mitleid konnte

gewiß nie mehr einen gleich schönen, gleich geduldigen und gleich erfahrenen Falter fand . . .

Sanson bastelte an dem Strick, der sein Opfer an das Brett fesselte, ehe sie ihm den Kopf ins Katzenloch steckten, durch das es in die Ewigkeit hinübersah. Und während die tolpatschigen Henkerfinger einen ungeschickten Knoten lösten, schaute Artemis noch einmal in die Welt diesseits, über die Menge, und sagte mit hoher, fremdklingender Stimme: „Franzosen, ihr seid Lügner! Es gibt keine Menschenrechte, von denen ihr faselt, denn das einzige dem Mann und dem Weib gemeinsame Recht ist das, unter der Guillotine zu enden. Männerrechte muß es heißen, was ihr proklamiertet . . . Hütet euch . . ."

„Was plappert sie für Unsinn! Sie soll schweigen!" Ohne Willen, schrill, stieß Jean Baptiste die Worte aus und da schaute Artemis auf ihn nieder, kaum erstaunt, flüchtig lächelnd, ein wenig mitleidig.

„Halt den Mund!" polterte sie Sanson an und packte derb zu.

„Grobian, du tust mir weh!"

Ein kleines eitles Frauenköpfchen kollerte in den Korb.

Zwei dünne Bächlein flossen aus dem verstümmelten Rumpf und ein Gehilfe faßte den blutigen Schädel beim Schopf und schlug ihm mit der flachen Hand auf die Wange.

Gellend schrie der Gemütsmensch: „Habt ihr's gesehen, wie sie unter dem Streich errötete . . ."

Grün im Gesicht wankte Jean Baptiste Polycarpe, schwer auf Michelle gestützt, über den Revolutionsplatz.

„Ihr Geliebter!" deutete der Brauer ihm nach.

„Der hat einen guten Magen; mir ist beinahe übel geworden. Nicht einmal wenn man meine Alte vierteilte, brächten sie mich mit vier Rössern hierher."

„Der, ihr Geliebter?" zweifelte der Gemütsmensch. „Das war ja der Egalité!"

„Schnecken, der Egalité!"

Sie zankten sich und jeder behauptete, recht zu haben. —

Orléans-Egalité saß derweilen in seinem Palais und verzehrte gutgelaunt das Frühstück; daß man seine Mörderin zur selben Stunde totmachte, daran dachte er nicht einmal.

* * *

Der dienstwillige Fouquier-Tinville erfüllte den Wunsch von Artemis und überbrachte Jean Baptiste den Brief, den sie in der Nacht vor der Hinrichtung an ihn geschrieben. Er lautete:

„Pſt!“

„Es iſt unſchicklich, uns ſo warten zu laſſen — bereits ein Viertel nach acht! Ich muß ins Geſchäft.“

„Frauen tun mir eigentlich immer ein bißchen leid, wenn ſie drankommen“, ſagte ein Gemütsmenſch. „Frauen ſind ſchließlich nicht dazu da.“

„Ach ſolche —“, und ein klotziger Brauknecht machte eine ſo unflätige Bemerkung, daß ſich Michelle ernſtlich Mühe gab, zu erröten.

Der Gemütsmenſch brauſte auf: „Du Hund!“

Der Brauer nahm das Wort übel: „Nimm dich in acht!“

„Iſt ſie allein?“

„Sie hat keine Komplizen.“

„Wer's glaubt! Den Egalité möchten manche aus dem Weg räumen. Ob nicht doch ihr Geliebter ſie anſtiftete?“

Jean Baptiſte ſpie den Biſſen Frühſtücksbrot wieder aus, an dem er gerade kaute; da hatte man's ja, wie die Leute verleumdeten!

„Da iſt ſie!“ Michelle trat einen Schritt vor und wippte ſich auf den Zehenſpitzen.

„Fein!“ Dem Gemütsmenſchen ſchnalzte die Zunge. „Schade um das Püppchen.“

„Ach Gott, ach Gott . . .“, winſelte eine Matrone.

„Halt den Mund, Hexe!“ dämpfte ein wackerer Tatſachenmenſch ab. „Kriech unter deinen Kittel, wenn du den Anblick nicht erträgſt.“

Jean Baptiſte mühte ſich, die Augen zuzukrampfen; es gelang ihm nicht. Die ſtarren Pupillen ſtierten weit offen.

Mit am Rücken gefeſſelten Armen ſtieg Artemis vom Karren. Ein junger Schmetterling, purpurrot bis auf die weißen Wangen. Die bronzebraunen Augen blickten unendlich kühl und gleichgültig auf das Lieblingsinſtrument des ſouveränen Volkes. Das ſchwarze Haar, friſch ſäuberlich geſcheitelt, war hochgeſteckt, ſo daß es Sanſon nicht zu kürzen brauchte, um den Nacken für das Meſſer zu entblößen, und rollte an den Schläfen Ringellöckchen. Leicht, flüchtig, elegant, königlicher als die königlichſte Prinzeſſin ſchritt Artemis die wackeligen Stufen hinauf. Polycarpe bebte und fürchtete nur das eine, ſie könnte ihn bemerken, ihn vor den Leuten anreden und beſchimpfen, und er verfluchte ſeinen ungedeckten Platz in der vorderſten Reihe. Aber die arme, blaſſe, purpurrote Sünderin, die ihr Verbrechen büßte, hatte keinen Blick für die Welt. Stolz und abweiſend und hochmütig machte ſie die paar Schritte zum Schaukelbrett.

Jean Polycarpe rannen die Tränen, er weinte um den bunten Schmetterling, der ihm entflatterte, der ins Dunkel hinüberflatterte — weinte aus Mitleid mit ſeinem eigenen beklagenswerten Selbſt, das

Ein probates Mittel, seine Schulden los zu werden. Nur daß ich nicht so gutmütig geartet bin wie das betörte Volk, das dazu jubelt, ungeachtet der Bedenklichkeit solcher im wahrsten Sinn des Wortes einschneidender Maßregeln, die bald keine Grenzen mehr kennen und schließlich jedermann bedrohen, der dem Staat, oder wer sich dafür ausgibt, unbequem wird. —

Ich wurde als die Tochter eines kleinen Beamten in Toulon geboren. Unter den Bourbonen hungerten wir zu sechst — die Eltern und vier Kinder. Sechzehnjährig verliebte sich der Chevalier de Blizzard in mich, heiratete mich und erlöste mich von dem häuslichen Elend. Wir lebten einträchtig und zufrieden, unbekümmert um die Greuel der Zeit, die sich die neue nennt, ohne eine bessere zu sein. Aber die Revolution verschlechterte unsere äußeren Verhältnisse, die Bauern verweigerten die Abgaben, die Regierung erhöhte die Steuern und endlich blieb meinem Gatten nichts übrig, als sich an den Prinzen von Orléans zu wenden und um die Rückgabe nicht unbeträchtlicher Vorschüsse zu bitten, die er ihm während des gemeinsamen Dienstes auf der Flotte gewährt hatte. Der Prinz beantwortete die Mahnung mit einer Denunziation wegen Hochverrats, der Chevalier wurde verhaftet und verurteilt. Ich erniedrigte mich in meiner Herzensangst, warf mich dem tückischen Schurken, der uns ins Unglück stürzte, zu Füßen und flehte ihn an, meinen Gatten zu retten. Der Prinz forderte von mir eine Bestätigung, daß er seine Schuld bar beglich — und ich gab die Bestätigung. Und dann machte er die Erfüllung meiner Bitte noch von einer Gefälligkeit abhängig — von der größten Gefälligkeit, die ein junges Weib zu gewähren vermag . . .

Und am nächsten Morgen töteten sie meinen Gatten d e n n o c h.

Festen Herzens und reinen Gewissens überliefere ich mich und Orléans dem Urteil der Nachwelt.

Der Tod des Chevaliers und der fürchterliche an mir verübte Betrug schmetterten mich nieder und ich dachte an eine schnelle Selbstbefreiung von meiner Schande, doch die Leidenschaft, den Schuldigen zu strafen, erhielt mich am Leben. Ihr werdet „Strafe“ — „Rache“ nennen, mich verwerfen und Euch im Rechte dünken.

Leben — ja, aber wovon leben? Den Rest unserer Güter zog der Konvent ein . . . Ihr habt mich im Palais kennen gelernt . . .

Ich m u ß t e leben, um mich zu rächen, und um zu leben, mußte ich mich demütigen. Die erste Demütigung lehrte mich das Scheusal Orléans.

Meint Ihr, ich hätte hingehen sollen und auf offener Straße den Schuft erdolchen? Nein, nein, ich war keine Heldin, ich hatte nicht den

Mein Herr!

Tatsachen überheben mich der Notwendigkeit, eine Komödie weiter zu spielen, die mir schon seit Wochen und Monaten einen schier unüberwindlichen Widerwillen einflößte. Artemis ist tot und die eiligen Stundenschläge der Nôtre Dame prophezeien, daß sie von Louise Antoinette de Blizzard nicht lange überlebt werden wird. Dafür sorgt Ihr im Konvent, im Wohlfahrtsausschuß, im Gemeinderat und beim Tribunal, daß alle Unbequemen verschwinden. Wer die Macht hat, hat das Recht auf seiner Seite. Ihr habt die Macht. Und ich sage Euch Dank für Euer Tun, denn ich habe das Leben gründlich satt. Mit jener Sattheit, die nie mehr hungrig wird. Der Prinz Louis Philippe, genannt Orléans, genannt Egalité, bleibt statt meiner der Nation erhalten. Wäre es mir vergönt gewesen, meinen guten Vorsatz auszuführen, so würde die Weltgeschichte vielleicht einen anderen Verlauf nehmen, als sie nimmt. Es ist mir nicht beschieden gewesen, große Geschichte zu machen und daher bete ich inbrünstig, ein anderer oder eine andere möge mein Werk vollenden. Gott erhört angeblich inbrünstige Gebete und das beruhigt mich. Auch die anderen Heuchler und Buben im Konvent sollten der verdienten Züchtigung nicht entgehen — aber darum bitte ich Gott nicht, um nicht unbescheiden zu sein. Darüber mag er nach eigenem Ermessen entscheiden. Ihr seid mir samt und sonders gleichgültig, Ihr habt mir persönlich kein Leid zugefügt, und da ich weder eine schrankenlose Menschenfreundin bin, noch den geringsten Sinn für Politik habe, so könnt Ihr es meinetwegen nach Belieben treiben. Nur mit dem Prinzen von Orléans hatte ich eine eigene Rechnung. Schade, daß ich sie unbeglichen hinterlassen muß.

Mein Herr, man hat Ihnen ohne Zweifel über mich und meine Tat viel Erlogenes mitgeteilt und aus angeborener Wahrheitsliebe, die mein Vater bei uns Kindern sorgsam pflegte, will ich die Unrichtigkeiten und gehässigen Phantasien, die sich nie mit dem Tatsächlichen bescheiden, auf das zurückführen, was wahr ist. Bei allem, was mir heilig ist — oder einmal heilig war — ich sage in diesem Brief nicht eine einzige Lüge. Ich mußte so oft und so schwer lügen, daß es mir ein Genuß ist, ohne Hehl und ohne Verdrehung meine letzten Worte zu setzen.

Deshalb und *nur* deshalb richte ich diese Zeilen an Sie.

Ich wollte Euren Bürger Egalité, den schändlichsten Menschen, den es gibt, der sein eigenes Blut schamlos verriet, ermorden. Dieser Egalité, den eine gerechtere Nachwelt verachten wird, hat meinen Mann, den Chevalier de Blizzard, dem er eine Summe Geldes schuldete, verhaften und töten lassen, um sich der lästigen Rückgabeverpflichtung für immer zu erledigen. Er tat damit allerdings nichts anderes im Kleinen, als Frankreich im Großen tut, da es die Staatsgläubiger guillotiniert.

lieben niemanden außer sich selbst. Damit ist auch nur Ihnen selbst geholfen. Aber fürchten Sie nichts — ich richte keine Bitte an Sie, die Ihnen Verlegenheit bereiten könnte. Ich will sterben. — Sie sind ja so dumm! Wie man mich retten könnte? Ach Gott, dadurch, daß man die Gesundheit meines Geistes anzweifelt, daß Robespierre oder Danton dies bestätigen und man mich in eine Irrenanstalt sperrt. Aber schon um diese Kleinigkeit zu erreichen, müßte man eine Persönlichkeit sein, und Sie, lieber Polycarpe, sind alles eher als eine Persönlichkeit.

Ich bitte also um nichts.

Es ist immerhin denkbar, daß mein Brief Sie rührt und daß Sie Danton oder Robespierre anrufen, aber da ich das nicht wünsche, so werde ich Sorge tragen, daß dieses Schreiben erst nach meinem Tod in Ihre Hände gelangt. Sie können sich seiner jederzeit als Beweis für Ihre volle Unschuld bedienen.

Ich lernte von meiner gottesfürchtigen Mutter, es sei üblich, vor seinem Sterben die Menschen um Verzeihung zu bitten, und in Erinnerung an meine Mutter tue ich es. Ich bitte Sie um Verzeihung, erbarmungsloser Jean Baptiste. Welcher Schrecken muß Sie erfaßt haben, als Sie meine Verhaftung erfuhren und selbst einvernommen wurden! Sie belasteten mich vor dem Kommissär wider besseres Wissen und erfanden Dinge, die nicht der Wahrheit entsprechen. Man las mir höhnisch das Protokoll vor, das Sie unterzeichneten. Ihr Benehmen war nicht edel, mein Herr, aber ich habe nichts anderes erwartet. Ich bin nicht etwa enttäuscht. Kleine Seelen werden in der Gefahr noch kleiner und schwache Charaktere verkommen vollends. Machen Sie sich keine Gewissensbisse über Ihre Schurkerei. Ich selbst gestand den Richtern meine feste Absicht, Orléans zu töten, offen, und so waren Ihre Lügen außerstande, mir noch zu schaden. Aber ich vergesse ganz auf die übliche Bitte um Verzeihung. Ja, wofür bitte ich denn? Ich bitte Sie, verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen Ungelegenheiten bereitete und Fouquier-Tinville Sie meinetwegen nachts aus dem warmen Bett holte. Das war ungemütlich, wie?

Nicht nur um Verzeihung zu bitten, ist Christensitte, ehe man stirbt, auch Reue und Leid soll man erwecken, lehrte meine Mutter; und deshalb bereue ich denn glühenden Herzens, daß es mir nicht vergönnt war, Louis Philippe zu töten. Gott weiß, wie ehrlich meine Reue ist, und wenn ich in wenigen Stunden vor ihm mein Bekenntnis ablege, so wird er mich verstehen — und wird mir verzeihen.

Mein lieber Freund, wie wird es Ihnen ohne mich ergehen? Darf ich Ihnen noch zum Abschied einen Rat geben? Verlassen Sie Frankreich. Fliehen Sie. Die Rache des Volkes wird schrecklich werden. Also fliehen! Und doch bin ich überzeugt, daß Ihnen auch dazu, wie immer

Mut, mich vom Pöbel zerreißen zu lassen. Ich suchte eine Gelegenheit, Egalité heimlich nahe zu kommen und ihn im Verborgenen zu strafen.

Die Gelegenheit, die Gelegenheit! Da sah ich Sie, mein Herr, im Palais. Sie saßen bekümmert an einem einsamen Tisch und fanden sich nicht zurecht. Sie erbarmten mir und das Erbarmen gab den Ausschlag. Aus Erbarmen sprach ich Sie an — denn daß Sie mich bei meinem Plane unterstützen könnten, vermochte ich nicht zu ahnen. Ein namenloser Provinzler, der in Paris umherirrte! Wahrhaftig, wie ein Konventmann sahen Sie nicht aus! Um so besser, als Sie sich als Deputierter entpuppten und es mir schien, die Schickung habe Sie mir zugeführt. Sie sollten mich zum Prinzen bringen, Sie schworen es mir, Sie brachen Ihren Schwur.

Um Sie meinem heißen Verlangen, mich zu rächen, willfährig zu machen, geschah alles, was zwischen uns geschah. Mein Herr, Sie dürfen nicht glauben, daß ich Sie auch nur einen einzigen Augenblick liebte! Sie sollten mein Werkzeug sein. Aber um die volle Wahrheit zu sagen: Manchmal taten Sie mir leid in Ihrer Schwäche und Feigheit. Da vergaß ich beinahe, wozu ich Sie brauchte.

Nehmen Sie meine Offenheit nicht übel. Menschen in meiner Lage reden nicht gern lang herum. Für Sie blieb es sich gleich, welche Gefühle ich für Sie hegte. Sie zogen reichlich Nutzen aus mir und genossen meine Schönheit. Ohne mich — täuschen Sie sich nicht! — lägen Sie bereits auf einem der hundert namenlosen Friedhöfe, auf denen die Revolution ihre Toten bestattet. Sie kamen als Royalist nach Paris und waren unvorsichtig genug, es nicht zu verbergen.

Und jetzt fragen Sie vielleicht: Warum ging sie denn schließlich ohne meine Einführung zu Egalité? Wäre auch der Anschlag gelungen, man hätte sie gefaßt und sie stünde jetzt ebendort, wo sie nun steht — vor dem roten Buchstaben! — Lieber Freund, das ist ganz richtig. Ich opferte mich schließlich sehenden Auges und hätte das schon viel früher tun können. Warum tat ich es erst so spät? Daran ist der deutsche Dichter Chillère schuld mit seinem schönen Theaterstück. Er lehrte mich, daß man um höherer Zwecke willen Verbrechen begehen dürfe, wenn man die Folgen auf sich nimmt. Verstehen Sie: Wenn man die Folgen auf sich nimmt!

Ich tat es.

Vermutlich erwarten Sie, mein Herr, daß ich Sie um Verwendung für meine Rettung anflehen werde. Einem Manne mit Ihren Verbindungen, berühmt durch seine Brutalität bei der Abstimmung über König Ludwig, wäre es leicht, mich aus den Krallen einer gefälligen Justiz zu befreien. Aber dazu gehörte ein Mann! Sind Sie ein Mann, Jean Baptiste Polycarpe? Ich glaube eigentlich, nein. Sie, mein Freund,

Doch Dumourieux war weit weg, General Dumourieux befehligte eine Armee fern von Paris, besiegte die Koalition, ohne sie zu zerschmettern, und wurde selbst bei Neerwinden geschlagen; zwar nicht aufs Haupt, aber immerhin fühlbar, und die Gefahr eines feindlichen Einfalls rückte wieder näher. Royalisten, Aristokraten, Pfaffen und Vendeer schöpften Mut.

„Frankreich, das heilige Frankreich, kann nur durch Verrat überwunden werden“, zischte Couthon, dieses erbärmliche Stückwerk eines zerstörten Menschen, und deutete auf die Bänke der Gironde: „Mitschuldige!“

„Mitschuldige!“ brüllte der Berg.

„Verleumdung, nichtswürdige Verleumdung!“ wieherten die Girondisten ohne die Gewalt einer ehrlichen Überzeugung.

Marat blähte sich, zog den Fetzen um sein krankes Ohr enger und beantragte zum zehnten- oder zwölftenmal die Ausräucherung der Gemäßigten, aber da er in seinem „Volksfreund“ die Plünderung aller habsüchtigen Händler empfohlen hatte, fand er keine rechten Anhänger und nur spärlichen Beifall. Es handelte ja ein jeder ein bißchen mit etwas. Der bewegliche Rebecqui von der Gironde erfaßte die Gunst des Augenblickes und häufte Anklagen auf Anklagen gegen den krummbeinigen Geiferer im Ripsschlafrock. „Er hetzt den rechtschaffenen Leuten die Verbrecher von ganz Frankreich auf den Hals!“ schrie er wild und zählte Marats endloses Sündenregister zungengewandt auf, daß auch der stumpfsinnige Sumpf erwachte und glaubte, es koste den Kopf.

Statt daß der Konvent die Gemäßigten austilgte, wozu er so viel Lust gezeigt hatte, klagte er Marat förmlich an; weshalb, das wußte eigentlich in dem Wirbel niemand genau, aber die Girondisten feierten einen Sieg.

Barbaroux feuerte den glimmenden Haß gegen den Haifisch zu heller Glut an und hielt eine heiße Rede, die den Jakobinern in den Ohren brannte: „Ein seltsames Freiheitssystem hat sich entwickelt. Es heißt: Du bist frei, aber denke wie wir, sonst überantworten wir dich dem Henker; du bist frei, aber opfere unseren Götzen, sonst überantworten wir dich dem Henker; du bist frei, aber geselle dich zu uns, teile mit uns, was du hast, verfolge die, die wir verfolgen, weil wir deren Redlichkeit und Einsicht fürchten, sonst überantworten wir dich dem Henker . . . Bürger, wir sind nahe daran, die Revolution zum Saturn zu machen, der nach und nach alle seine Kinder verschlingt. Das Mordsystem wird am Ende den Despotismus mit seinem Unheil neu gebären.“

„Nieder mit Marat!“

Marat schmähte, schäumte, wehrte sich.

und zu allem, der Mut fehlt. Begnügen Sie sich nicht etwa mit einer Halbheit — ziehen Sie nicht nach Chiron; es hätte keinen Zweck. Seien Sie überzeugt, es hätte wirklich keinen Zweck, weil das betrogene Volk auch außerhalb Paris seine Rache üben wird, vom Meer bis an den Rhein.

Wahrscheinlich bleiben Sie hier, wo sie jetzt auch ziemlich sicher sind — im Schatten Robespierres und Dantons. Aber Achtung, Danton schwankt bereits, der Koloß stürzt und wird seine Freunde unter den Trümmern begraben. Halten Sie sich daher lieber an Robespierre, dessen zähe Verschlagenheit noch eine Weile dem kommenden Sturm standhalten kann. Und wenn auch er stürzt —? Einem Klügeren als Ihnen, mein Herr, zum Beispiel Tallien, könnte es gelingen, den Augenblick zu erspähen, wo man sich am besten von ihm trennt und zu seinen Gegnern übergeht. Doch Sie mit Ihrer erstaunlichen Beschränktheit werden diesen heilsamen Augenblick gewiß versäumen und das Schicksal des trockenen Tyrannen teilen.

Ich bemitleide Sie nicht. Warum blieben Sie nicht in Chiron? Um zu essen und zu schlafen und Ihren Garten zu betreuen, als unschuldiger, unpolitischer Bürger.

Leben Sie wohl, mein Herr, leben Sie die kurze Spanne Zeit, die Ihnen zugemessen ist, im Vollgenuß des Daseins, an dem Sie hängen, wie die Mispeln an dem Baum, an dem sie schmarotzen.

Werden Sie meiner Hinrichtung beiwohnen? Der Gedanke beschäftigt mich — und ich glaube: ja. Wahrscheinlich, um den Leuten zu zeigen, daß Sie nur ein Freund meiner Schönheit, nicht ein Mitwisser meiner bösen Pläne gegen Egalité waren. Auch diese äußerste Gemeinheit, seien Sie versichert, nehme ich Ihnen nicht übel. Sie paßt zu Ihnen.

Adieu, mein Herr.

Louise Antoinette de Blizzard.

Geschrieben in der Conciergerie in der Nacht vom 1. auf den 2. April 1793."

* * *

„Dumourieux ein Verräter — ein Verräter — ein Verräter!" Der Ruf heulte durch die aufgeregten Vorstädte. Fünfhundert Journale bestätigten es: „Dumourieux ein Verräter!" Aus dem Stadthaus schallte der Alarm: „Wir klagen an!" Die Sektionen faßten Beschlüsse: „Nehmt ihn fest!" Aber der Konvent zögerte: „Was tun wir?" Fouquier-Tinville, zu allem bereit, sagte gleichgültig: „Stellt ihn mir vor Gericht und ich walte meines Amtes." Unter Amtswalten verstand er verurteilen.

„Nieder mit Orléans-Egalité!“

Und der Berg gab sein Mitglied preis.

„Der Vater büßt für den Sohn.“

Der alte Orléans rechtfertigte sich kümmerlich mit der Pose des gekränkten Ehrenmannes: „Wenn ich strafbar bin, muß ich gestraft werden, das versteht sich, aber ich werde beweisen, daß ich seit Monaten mit meinem Sohn nicht mehr in Verbindung stehe.“ Umständlich und wichtig zog er einen Brief Dumouriez aus der Tasche und las ihn vor, erhitzt darlegend, daß er seine Unschuld dartue.

Aber das gewundene Schreiben überzeugte niemanden.

„Einen solchen Wisch kriegt man alle Tage — wenn man sich ihn bestellt“, meckerte Couthon. „Was besagt er? Daß Ihr vorsichtig wart und eine schöne Hintertür offen ließet für den Fall, daß die Sache mit dem Herrn Sohn schief ging. Hintertüren sind ein königliches Vermächtnis; der gute Bürger hat nur eine ehrliche Haustür.“

Orléans verzweifelte, Orléans schwatzte in seiner Angst dummes Zeug und behauptete mit erhobenen Schwurfingern, er wäre gar nicht der rechtliche Sohn des verstorbenen Herzogs, sondern sein wahrer Vater sei ein gewöhnlicher Stallknecht gewesen.

Die Galerien johlten und Rebecqui, allzu klug, wollte den schwülen Tag für einen Sondersieg der Gironde ausnützen und bezichtigte Danton gleichfalls des Einverständnisses mit dem abtrünnigen General. „War der Donnerer nicht während des Prozesses gegen Louis Capet bei der Armee? Was tat er dort? Ermahnte er Dumouriez zum Gehorsam oder ermunterte er ihn zu schändlichen Handlungen?“

Danton hob seine massigen Schultern und brüllte: „Mich klagt man an — m i c h! Man bringe mir den kleinsten Teil eines Schuldbeweises und ich lege heute noch vor Sonnenuntergang den Kopf unter das Messer. Es gibt hier nur e i n e n Schuldigen — Egalité!“

Der Konvent beschloß die Verhaftung Egalités.

Der hatte sich inzwischen gedrückt und die Kommission, die nach ihm fahndete, erwischte ihn im Palais beim Einpacken seiner Sachen.

„Warte nur, Bürschchen, du reist auf Staatskosten, im Karren!“

Sie schleppten den Armen mit dem Mondgesicht, über dessen Backen Tränen träufelten, ins Stadthaus und er wimmerte und bettelte.

„Zum Teufel!“ sagte Fouquier ohne sein fatales dünnes Lächeln. „Zum Teufel, der Mann hat viele Freunde in Paris, die das Gericht bedrohen werden, so daß die Unabhängigkeit der Justiz darunter leiden könnte. Ich schlage vor, wir schicken den Angeklagten in die Provinz — wo wir deren guter Gesinnung sicher sind.“

Die wilden Männer zwinkerten verständnisinnig und beförderten Orléans-Egalité nach Marseille.

„Nieder mit Marat!“ Barbaroux’ tapfere Worte vollendeten den Sieg der Gironde und der Konvent vergaß des Verräters Dumourieux und lieferte statt dessen den unseligen Marat aus.

Jean Baptiste Polycarpe war völlig verwirrt und schlich sich leise davon.

Aber sonderbar, das Revolutionstribunal fand zum erstenmal seit seinem Bestande keinen Makel an einem Angeklagten, Fouquier sprach Marat frei und so durften die Maratisten ihren Herrn und Meister im Triumph zur Konvention geleiten. Die Lumpenbande drängte ungestüm an die Schranken und höhnte: „Wir bringen den unschuldig Verleumdeten und bitten um Erlaubnis, ihn hereinzuführen, daß ihn die Auserwählten der Nation begrüßen und beglückwünschen.“

„Ich habe nichts dagegen“, sagte der Präsident milde.

Hüpfend und springend, spöttisch tänzelten die Lumpen durch den Saal: „Hoch lebe Marat!“

„Hunde!“ knirschte die übertölpelte Gironde und merkte, daß sie letzten Endes auch diese Schlacht verloren hatte.

Polycarpe saß stumm hinter seiner gütigen Säule und grübelte darüber, wie schwierig die Politik doch zu handhaben sei.

Mit wackeligem Kopf wurde Marat auf lebendigen Schultern hereingetragen und eine Bürgerkrone umkränzte seine speckigen Haarsträhne.

Doch die Komödie streifte ans Lächerliche und nicht einmal die Galerie fand daran Gefallen, so daß St. Just einfiel und die Aufmerksamkeit der wachsamen Patrioten wieder auf Dumourieux lenkte, der von Tag zu Tag gefährlicher wurde, Manifeste erließ und den Jakobinerklub eine verbrecherische Sekte schalt, die den schlimmsten Tyrannen überbiete.

Der Konvent besann sich und schickte vier seiner Mitglieder ins Feldlager des ungebärdigen Generals; der sollte sich vor den Deputierten verantworten. Aber Dumourieux nahm die vier wilden Männer, die unter den noch wilderen Soldaten ganz sanftmütig wurden, gefangen und lieferte sie den Österreichern aus. Nur daß seine Rechnung nicht stimmte, denn die Truppen meuterten dagegen und so mußte der Generalissimus selbst zu den Kaiserlichen flüchten, begleitet vom jungen Orléans, dem Sohn des Bürgerdeputierten Orléans-Egalité.

Robespierre, der Unbestechliche, der Unerbittliche, dem Menschlichkeit niemals den Blick des Pedanten trübte, erklärte schaudernd von der Tribüne herab: „Dumourieux ist entlarvt — er wollte den jungen Egalité auf den Thron Frankreichs setzen. Die Verräter entwischten uns, aber ihre Helfershelfer in Paris werden der verdienten Strafe nicht entgehen.“

„Und habt sie jetzt doch vergessen — wenn es richtig ist, was man sich erzählt, daß Ihr wieder heiraten wollt?"

„Es ist richtig. Soll ich um Verlorenes bis an mein Ende trauern? Soll ich mit irgendwelchen Weibern verkommen? Das schadet mir und nützt der Toten nichts."

„Hm, ja", meinte Jean Baptiste.

„Ich hätte es nicht erlaubt, daß der greuliche Fouquier meiner Geliebten ohneweiters das Lebenslicht ausbläst. Ich nicht. Wozu hat man Macht? Doch nur, um seinen Willen durchzusetzen." In einer ungestümen Anwandlung zerbrach er seinen Stock und stieß die Stücke mit dem Fuß fort. „Ein paar Takte zu früh hat sie losgeschlagen. Alles zur rechten Zeit! Heute würde man sie dafür als republikanische Heilige feiern, denn die Übeltäter von gestern sind die Heiligen von morgen und umgekehrt; merkt Ihr, wie die Moral im Kreis lauft und die Ethik auf einer wandelbaren Skala gleitet? Egalité, der jetzt ein verabscheuenswürdiges Scheusal ist, war damals, als Artemis ihn ein wenig mit der Dolchspitze kitzelte, ein unantastbarer Heros." Danton hob ausholend den Arm, wie er es zu tun pflegte, wenn er im Konvent loslegte: „Vorgestern — morgen, damals — heute! Wir sind erstaunlich unbeständig, lieber Freund. Egalité war schon immer ein Schuft, den wir jetzt nur deshalb fallen lassen, weil wir seiner allmählich überdrüssig wurden — wie man auch unser allmählich überdrüssig werden wird."

Unverständig fragte Polycarpe: „Ihr laßt ihn also für immer fallen?"

„Natürlich, natürlich! Ein Ertrinkender reißt ja jeden, der ihm die Hand reicht, mit in die Tiefe. Erfahrene Leute geben Ertrinkenden einen Ruderhieb in den Nacken, damit sie schneller ersaufen. Und wir alle wollen ja aus unseren Erfahrungen Nutzen ziehen . . . Er hätte sich gern an mich geklammert, aber ich bin noch nicht zum Sterben aufgelegt." Eine schwermütige Bekümmernis grub Falten um Dantons Mund. „Man sollte stets zum Sterben aufgelegt sein, mein lieber Kollege aus Chiron — stets; und kluge Leute sind es auch. Die Wartezeit zermürbt mehr als die Katastrophe, auf die man wartet. Warum sich gegen Unabwendbares stemmen? Unterliegen unsere Armeen, so erwürgen uns die Royalisten; erwehren wir uns der Preußen leidlich, dann fährt die Konvention fort, sich zu zerfleischen, und ein siegreicher Feldherr, der seine Soldaten zu nehmen weiß, zieht durch die Pforte St. Denis in Paris als König ein und versetzt uns einen Fußtritt in den Hintern. Jede dieser Möglichkeiten kostet uns den Kopf. Und vielleicht stellen sich alle Möglichkeiten nacheinander ein, die Preußen und der Feldherr . . ."

Manche, die das Gras wachsen hörten, hoben den Zeigefinger: „Er kommt auf die Galeere!“ —

Während dieser Wirrnisse hockte Jean Baptiste im Verborgenen und haderte mit dem Schicksal, den Blick starr auf Robespierre gerichtet: und was der Unerbittliche tat und sagte, das tat und sagte auch der Erbarmungslose. Polycarpe stimmte gegen Orléans und für Danton.

*
* *

Eines Nachmittags begegnete Jean Baptiste im Luxembourggarten Danton. Auf den zertretenen Wiesenflächen übten junge Garden und daneben fällten Arbeiter alte Bäume; für Brennholz.

„Ach, Ihr!“ grüßte Danton. „Wir haben den gleichen Geschmack — St. Germains und Luxembourg; obwohl es hier niederträchtig ungemütlich ist. Das Schloß ein Gefängnis und der Park ein Exerzierplatz und ein Holzschlag. Die Franzosen sind doch eine sonderbare Nation, pietätlos und spekulativ wie die Juden.“ Der Donnerer lümmelte sich müde auf eine Bank. „Der Frühling hat sich herrlich durchgesetzt, wie? Er sieht schon dem Sommer gleich.“ Zerstreut zeichnete seine Stockspitze Figuren in den Sand. „Ich hätte Lust, Landmann zu werden und unter Bauern zu leben, die werktags ihre Felder bestellen, sonntags zur Messe laufen, sich besaufen und einen Pfifferling um Politik scheren.“

„Jawohl!“ bekräftigte Polycarpe überzeugt.

„In Paris weht eine schwüle Luft; im Sommer erstickt man und doch kann man nicht fort.“

Jean Baptiste betrachtete die Zeichen im Sand und gewahrte die Umrisse einer Guillotine. „Was macht Ihr da?“

Der andere wischte mit dem Stock ein paarmal darüber. „Wie geht's ohne Artemis?“

„O ganz gut . . . sehr gut . . .“ Der Erbarmungslose errötete und begann nun seinerseits eine Sandzeichnung.

„Schade um sie, schade!“

„Sie war eine Feindin des Vaterlandes.“ Der Deputierte von Chiron preßte zur Bekräftigung seiner patriotischen Überzeugung die Brust heraus.

„So, meint Ihr?“ fragte Danton ironisch. „Meine Ansicht ist, daß schöne Frauen, die uns liebhaben, in uns das Vaterland lieben. Aber man kann in diesem Punkt, wie in jedem, verschiedener Meinung sein . . . Als man meine Frau begrub, während ich auf Reisen war, scharrte ich sie mit eigenen Händen aus der Grube, um Abschied von ihr zu nehmen . . .“

Damit rettete Jean Baptiste die Hochachtung, die er vor sich haben wollte. —

Die Witwe Bicornou und die säuerliche Jungfer verübelten es dem Zimmerherrn, der die Miete so regelmäßig beglich und die kleinen Rechnungen nie nachprüfte, gar nicht, daß er ihrer Base nicht tapferer beistand. Die Frauenzimmer fanden die Vorsicht sehr klug. „Jeder ist sich selbst der Nächste", entschuldigte die Fischäugige.

„Sie war eine lüderliche Person", bekräftigte Michelle.

„Jetzt nimm du dich seiner an!" riet die Alte beutegierig und blinzelte.

„Ich weiß noch nicht."

„Er hat Geld und ist —" Dabei strich sich die Mutter mit einer deutlichen Anspielung über die Stirn.

„Man wird sehen", sagte die Tochter; „ich will mich mit dem Abbé Grossetête besprechen." —

Vorderhand kostete Jean Baptiste seine Verlassenheit trostlos aus und ging gern in den Konvent, wo der Trubel seine Mühsal verscheuchte, beinahe verscheuchte, denn oft und oft wanderten von dem schönen Platz hinter der aufgebauten Säule seine Augen über die Galerie und suchten . . . O Artemis! Aber kein roter Schmetterling, dem Goldstaub in der braunen Iris blinkte; nur alte, häßliche Weiber, die Robespierre anbeteten und dasaßen und unablässig strickten, bis der Unbestechliche erschien und zu reden anhub. Dann lauschten sie und klatschten ihm zu. In den langen Zwischenzeiten klapperten die Nadeln und kreiste die Schnapsflasche.

„Die Strickerinnen des Tugendhaften", taufte Danton die Vetteln. —

In der Not ermannte sich Polycarpe, faßte seinen Entschluß und suchte einen Ersatz für Artemis. Er hatte sie im Palais gefunden — mein Gott, das Palais wimmelte von ihresgleichen! Daran knüpfte er Hoffnungen. So näherte er sich unternehmend den gefälligen Mädchen und hielt sie frei. Am meisten Zutrauen flößte ihm Chloris mit der Stupsnase ein, doch traf er es schlecht, denn sie ging gerade mit dem rotblonden englischen Gent, der für einige Monate nach Paris gekommen war, und so erkor Polycarpe Messalina, deren schmale Hüften er bewunderte. Aber er vergriff sich im Ton und redete immerzu, nüchtern und betrunken, von Artemis. Messalina trank den geschenkten Wein und knabberte das wohlfeile Zuckerbrot und langweilte sich mit dem weinerlichen Alten. Einmal schnitt sie sein Gejammer kurz ab: „Wenn du so in deine Artemis verliebt warst, warum hast du ihr dann nicht geholfen, he?"

Jean Baptiste schwieg.

„Wollen wir wetten?" Spielerisch sammelte Danton die Stockteile und fügte ihre Bruchstellen aneinander. „Sie wachsen nicht mehr zusammen — die Glieder der zerstückelten Artemis. An ihr delektiert sich jetzt das Gewürm. Nur weil sie eine Woche zu früh mutig war. O, du unenträtselbares Geheimnis, Zeit genannt! Wer löst es? Wer beantwortet auch nur die eine Frage: Wo ist der Schnee des vergangenen Jahres . . . Man könnte darüber verrückt werden. Die Zeit macht Märtyrer und Imperatoren, Dirnen und Nonnen, je nach dem. Hm . . ." Er schüttelte seinen mächtigen Schädel: „So oft Ihr mir begegnet, ertappt Ihr mich in lyrischen Stimmungen und werdet bald glauben, daß ich in stillen Stunden, wo ich mich nicht zu schämen brauche, Verse drechsle . . . Arme Artemis, ziehen wir aus ihrem überflüssigen Tod wenigstens die gute Lehre, mein lieber Polycarpe, immer den richtigen Moment zum Zugreifen zu erhaschen. Wem's gelingt, der hat den Stein der Weisen in der Westentasche."

* * *

Wie der Storch ohne Störchin schlich Polycarpe durch die Tage. „Man hat ihm seine Amme abgestochen", höhnte Couthon, dem der absterbende Leib nur mehr das gequollene Hirn nährte.

In der Rue Crebillon lehnte der Erbarmungslose trübsinnig im offenen Fenster und starrte hinaus. Er sah Desmoulins, der seine Brille putzte und mit der wunderlieben Frau Loulou scherzte — oder das Ehepaar stritt sich zur Abwechslung, versöhnte sich wieder und war doppelt glücklich. Den Deputierten von Chiron freute nichts; er war auf Artemis ernstlich böse und haderte mit Danton, der ihm Unrecht gegeben hatte. Artemis! Daß sie ihm das antat! Hatte er sie nicht gut versorgt und behütet und bewacht und liebreich behandelt und reichlich beschenkt? Und sie vergalt seine Güte mit Undank; und schrieb den kränkenden Brief. Polycarpe gelangte aus Selbstachtung zu dem Schluß, daß der böse Brief eine Narretei war — die Narretei der Angst; der nahe Tod störte den Geist. Sicherlich! Eine Witwe mochte sie sein, in Gottes Namen, und Louise Antoinette de Blizzard mochte sie auch heißen — und gewiß hatte sie Ursache, den Orléans zu hassen, der ein Schurke war . . . aber daß sie deshalb ihn, Jean Baptiste Polycarpe aus Chiron, der ihr jeden Wunsch aus den bronzebraunen Augen las, zu einem verbrecherischen Zweck ausnützen wollte, das empörte ihn. Nein, nein, sie log ihn an, sie kritzelte das nur so hin, um ihn zu ärgern! Im Grunde liebte sie ihr Alterchen doch!

„In Ewigkeit Amen."

Von Fritz Müller.

Der Gaberl, das ist der Bauer Gabriel Maierhofer von Wambachhausen. Sein Anwesen ist das vorletzte, wenn man vom Dorfe herauskommt, und im Steuerkataster mit „Bonität 5" eingetragen. Bonität 5 ist die höchste Bodenertragsklasse in jener Gegend. Mehr als der Boden aber verdiente der Gaberl selber diese Bonität. Denn der Boden war miserabel, als ihn damals der Gaberl übernahm. Aber der Gaberl war ein Zäher und ruhte nicht eher, als bis er seine eigene Bonität dem Boden eingeackert hatte.

Aber noch zäher als der Gaberl war sein Vaterland, das den Gaberl einfach wegnahm. Jedoch, daß es ihn auch eingeackert hätte da draußen, wo die Kanonen brüllen, das gelang ihm nicht. Sondern so nach zehn Monaten kriegte der Gaberl seinen Urlaub. Ganz unversehens hatte er diese Handvoll freie Tage gekriegt, so daß er sich überlegte: Sollst schreiben, Gaberl, oder sollst net schreiben? Ah was, schreibst net, morgen abend bist ja sowieso dahoam, und kunt leicht sein, daß dei Kartn dann erst übermorgen kämet. Überhaupts, die Schreiberei! Hast Urlaub, Gaberl — fahrst, Gaberl — bist da, Gaberl, dös is alles nöttig, aber s Schreibn pfüatdigood, dös is grad a solchener Luxos, als wenn i meim Roß ein Sattel aufleget beim Pflügn . . .

„Bedarfshaltestelle Wambachhausen!" rief der Schaffner umständlich aus.

Kaum daß die rote Mütze in dem winzigen Stationszimmer sich vom Fenster rührte. Steigt ja doch niemand aus, dachte sie. Aber da knirschte der Kies. „Jesses a Soldat", murmelte die rote Mütze, „jesses, der Gaberl —. Jesses, Gaberl, wo kommst denn du her — ja, sag amal, Gaberl . . ."

Der Gaberl gab es auf, vor der braven, redseligen Rotmütze eine stramme Haltung einzunehmen. Mit dem Daumen wies er über die rechte Schulter. Denn da hinten stand der Schaffner und wartete ungeduldig auf das Abfahrtszeichen von Wambachhausen.

„Abfahren!" rief die Rotmütze und winkte hochdeutsch und majestätisch, um aber gleich darauf den Hebel wieder aufs Heimische einzustellen: „Na, jetzt so was, der Gaberl — ja, sag nur grad, wie hat's denn nacha ganga — und koa Wort wiss'ns im Dorf, daß d kommst — na, jetzt so was — jesses, da werst aber erzähl'n können, Gaberl und —"

„Ja im ‚Hirschen' vielleicht nach'm Ab'ndess'n, pfüatgood, Herr Vürstand."

„Ja . . . weil . . .“ Er wußte keine rechte Antwort.

Ungebildet und gierig auf meine Assignaten wie eine Elster ist sie, dachte Jean Baptiste; ein ordinäres Frauenzimmer! Und wurde grob. Da drehte Messalina ihm eine lange Nase und trollte sich. Noch nicht gänzlich entmutigt machte sich Polycarpe an eine breitbrüstige Mulattin heran, die von anderen wenig geschätzt wurde, und begleitete sie heim. Als ihm morgens die Brieftasche fehlte, wagte er es nicht, darnach zu fragen und ging wütend. Die Schokoladenbraune wäre imstande gewesen, auch einen Deputierten zu prügeln, wenn er sie des Diebstahls zieh.

„Pfui!“ überlegte er moralisch. „Der Umgang mit solchen lasterhaften Weibern ist eines Mitgliedes der Konvention unwürdig.“

Deshalb blieb er künftig oft traumverloren in seinem Zimmer hocken und fühlte die Schwere seines Unglücks wie nie zuvor.

Die Witwe Bicornou puffte ihre Tochter: „Geh doch — du weißt!“

Die schneiderte eben an einem blitzblauen Kleid à la Greque und blickte streng drein. „Dräng nicht; mit deinem Drängen wirst du alles verderben. Man pflückt die Pflaumen erst, wenn sie blaureif sind, nicht schon grün.“

„Bis du es versäumt hast!“ grollte die Fischäugige.

„Das verstehst du nicht, Mutter“, sagte Michelle und legte ihren Plan dar. „Artemis war schön, reizend und gebildet, ich bin häßlich, reizlos und ungebildet und kann mich mit ihr nicht vergleichen. Es muß erst Zeit verstreichen, bis er sie ein bißchen vergessen hat. Der Alte muß erst regelrecht verrückt werden aus Sehnsucht nach Gesellschaft. Dann werde ich da sein.“

Die Witwe Bicornou grinste über das ganze Gesicht: „Klug! Und die Klugheit hast du von mir geerbt; dein Vater war ein ausgesuchter Esel.“

„Ich bin gar nicht klug, aber ich habe den Abbé Grossetête um Rat gebeten und befolge ihn.“

(Fortsetzung folgt.)

ihn kritisch mit einem einzigen Blick. „Sauber“, murmelte er. „Hab mich do net täuscht im Großknecht“, dachte er still dazu.

Auch die Scheune war ein wenig offen. Ruhig ging er hinein. Die Geräte standen blitzsauber da in musterhafter Ordnung. Diesmal sagte der Gaberl gar nichts, nicht einmal denken tat er was. Aber sein Weib und dessen Tüchtigkeit, die fühlte er warm im eigenen Blut.

Da lag das Heu, das er nicht geerntet. Sachlich fuhr seine derbe Hand hinein. Sachlich schnupperte seine Nase. Sachlich nickte sein Kopf. Es war gut.

Da lag das Stroh gut aufgebündelt, blitzgelb noch. Wieder nickte der Kopf.

Da lag das Korn, was noch nicht abgegeben war. Zum dritten Male machte der Kopf seinen Nicker. Ganz hinten in einem Winkel seines gesunden Bauerngehirns klopfte ein kleiner harter Hammer der Selbstbescheidung: „Jaja, Gaberl, es ist einmal auch ohne dich gegangen.“

Seine Hände hoben eine Bodentür. Da ging eine Treppe in den Kartoffelkeller. Schon auf der halben Treppe wurden die großen aufgeworfenen Haufen sichtbar. Ein später Lichtstreif spielte über die Knollen. „Besser als zletzt“, murmelte der Gaberl und kehrte auf der halben Treppe wieder um.

Blieb noch der Stall. Der Gaberl ging durch die niedere Tür ins Dunkle und Warmdunstige. „Aah“, machte er mit einem tiefen Atemzug. Die Magd, die Zenz, war beim Abendfüttern. Sie glaubte, es sei Hias der Großknecht, und schaute gar nicht auf, als sie in den langen steinernen Futtertrog das Gsott schüttete. Nur brummen tat sie: „Jesses, Hias, brauchst di net zkümmern, i mach mei Sach scho vo selber recht.“

„Dös siech i“, sagte der Gaberl, und hat zum ersten Male gelacht, breit und herzlich, seit er unterwegs vom Schützengraben war.

„Jessesmarndjoosef, der Herr — da muß i glei der Frau —“, schrie die Zenz und ließ den Gsottkorb fallen.

„Halts Maul“, sagte der Gaberl freundlich und hob den Futterkorb auf, „i geh schon selber“.

Er ging auf die mittlere Tür zu, die ins Wohngebäude führte. Dabei mußte er an den wohlig fressenden Kühen und Ochsen vorbei. Allen gab er einen geruhigen Klaps auf die breite Stirn. Aber sie ließen sich nicht stören. Nur das Pferd im letzten Stand hatte den Kopf von der gefüllten Krippe rückwärts gedreht und wieherte halblaut.

„Jaja, Bräundl, is scho recht“, sagte der Gaberl und war im Gang vom Wohnhaus. Hinter ihm die Zenz mit dem leeren Futterkorb, die in einem fort nur sagen konnte: „Jessmarndjoosef — jessmarndjoosef — jessmarndjoosef . . .“

Die graue Uniform ging schon auf dem Fahrweg dahin. Stramm, wie er's gewohnt war, wenn er draußen auf Ablösung daherkam. Aber der Weg war schlecht und einen Bogen machte er auch. Also schnitt ihn der Gaberl ein wenig über den Acker ab.

Wie seine rindsledernen Soldatenstiefel in die dritte Furche tappten, tat es einen kleinen Krach im Knochenmechanismus des Gaberl —; bedächtig wurde der stramme Schritt, der Rücken rundete sich ein wenig, die langen Arme schlenkerten, als seien sie müde von der langen Pflugarbeit: der Gaberl war kein Soldat mehr, der Gaberl war wieder der Bauer vom vorletzten Anwesen in Wambachhausen, Bonität 5, laut Grundsteuerkataster.

Auf dem ganzen Wege begegnete dem Gaberl kein Mensch. Natürlich, Feierabend. Bald ist's dunkel. Der Herbst halt, man spürt ihn schon, dachte der Gaberl.

Auf einmal bei einer Wegbiegung lag Wambachhausen in seiner ganzen bescheidenen Breite da. In einem Roman hätte der Gaberl stehen bleiben müssen und, zumindest mit verhaltener Rührung, eine Ansprache an seine Heimat, an Mutter Erde oder dergleichen halten müssen, mit Tränen kämpfen müssen, und beim Glockenläuten, beim friedlichen, das jetzt der Wind zu ihm hertrug, eine wehmütige philosophische Bemerkung über den Zusammenhang zwischen Krieg und heimatlicher Scholle fallen lassen müssen.

Aber der Gaberl war Gott sei Dank in keinem Roman, sondern in Wambachhausen. Also konnte er leichten Herzens auf all den Schnickschnack verzichten. Vornehmlich auf die Tränen. Nur schneuzen hatte er sich müssen, während er ruhig weiterstapfte.

Am letzten Anwesen im Dorf, dem Untermeier seinen, ging er vorbei. Keine Seele auf dem Hof und hinterm Zaun. Doch, der Tyras, wofern ein Roman es zuläßt, daß er eine Seele hat. Nun, wenn auch keine Seele, so hatte er doch einen mächtigen schwarzen Schweif. Mit dem schlug er dreimal auf den harten Lehmboden, auf dem er ausgestreckt lag, und blinzelte den Gaberl an. Zum Bellen war er zu faul und zu alt. In einem Roman hätte ihm freilich diese Ausrede nichts genützt, da hätte er „schweifwedelnd, mit freudigem Gebell den glücklich wieder heimgekehrten Nachbar begrüßen“ müssen. Denn in solchen Sachen der Rührung, auch der hundlichen, erteilen Romane grundsätzlich keinen Dispens.

„Jaja, Tyras“, sagte im Vorbeigehen der Gaberl über den Zaun hinüber. Nicht mehr und nicht weniger hatte er auch vor dem Krieg gesagt.

Dann war sein eigener Hof da. Auch ganz still, wie ausgestorben. Ein Leiterwagen stand unterm offenen Schuppen. Der Gaberl umfaßte

Am andern Abend saß der Gaberl wirklich unter ihnen, feldgrau, bescheiden, stillvergnügt die Pfeife im Mund. Wie eine Bienentraube, eine vor Erwartung summende, saßen, standen, hingen sie alle um ihn herum. „Jetzt paß auf“, flüsterte der Badermichel dem alten Lederer zu, „jetzt werd er euch gleich a Schlacht verzälln.“

Und wirklich, der Gaberl tat die Pfeife aus dem Munde und sagte: „Also, dös muaß ma euch lassn, eine wunderbare Kartoffelernt habts ghabt in dem Jahr —“

„In Ewigkeit Amen“, läutete draußen die Dorfglocke die Abendvesper aus.

*
* *

Eine Woche später stand der Gaberl wieder im Schützengraben. Eben hatte er einen Kameraden abgelöst, den Lehrer Kapfhammer.

„Paß auf, Kamerad“, hatte der zu ihm gesagt, „da drüben auf der Tanne scheint mir einer zu sitzen, der uns auskundschaftet.“

„Is scho recht“, sagte der Gaberl und lugte mit angeschlagenem Gewehr unverwandt hinüber.

Unterdessen machte es sich der Lehrer Kapfhammer neben dem Gaberl im Schützengraben bequem, holte sich ein aufgespartes Frühstücksbrot aus der einen Tasche und aus der andern ein paar Zeitungen.

„Weißt, Gaberl“, sagte er, „das sind französische Blätter aus dem Schützengraben, den wir neulich stürmten, als du im Urlaub warst.“

„Aha“, sagte der Gaberl.

„Übrigens, wie ist es dir gegangen im Urlaub, Gaberl“, fuhr er weiter, während seine Blicke über die Zeitungsspalten gingen.

„Guat.“

„Soso, gut, das ist recht, nun, sie werden dich wohl mit Musik empfangen haben?“

Der Gaberl lugte.

„Und dein Haus werden sie bekränzt haben?“

Der Gaberl lugte.

„Und euer Bürgermeister wird wohl eine feierliche Rede gehalten haben?“

Der Gaberl lugte.

„Ha, paß mal auf, Gaberl, da lese ich gerade, wie sie s in Frankreich drüben machen, soll ich dirs vorlesen?“

„Versteh nix Franzäsisch.“

„Ich les es dir natürlich Deutsch vor, hör zu, Gaberl:

Elf Urlauber kehrten von der französischen Front in ihr Dorf Epicerie zurück. Man hatte einen Triumphbogen errichtet. Alle Häuser waren feierlich geschmückt. Der Kriegerverein holte sie mit Musik

„Seids scho beim Essn, Zenz?“

„Jessmarndjoosef, Herr, mitm Beten ham die andern scho angfangn — jessmarndjoosef, was werd d Frau sagn!“

Sie hielten beide den Schritt an. Durch die Tür hörte man das gewohnte Abendgebet vor dem Essen: „... der Herr ist mit dir — du bist gebenedeit unter den Weibern — und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus Christus ...“

Der Gaberl hatte leise die Tür aufgedrückt und schob sich mit der Magd herein. Er sah, wie sie alle um den dampfenden Tisch standen, betend, mit gesenkten Köpfen, sein Weib, seine Kinder, sein Gesinde. Niemand schaute auf, sie dachten alle: es ist die Zenz. Nur des Gaberls kleinstes Töchterl, das Katherl, schaute mit den großen Nußaugen nach dem Feldgrauen an der Tür. Es ist eine Erscheinung in der Kirche, dachte sie fromm und dunkel und tat kein'en Muckser.

Die alte Wanduhr schlug Viertel mit dem alten braven Klang. Der feldgraue Gaberl hatte die Soldatenmütze abgenommen, der schnaufenden Zenz noch mit einem Blick Schweigen geboten und betete ruhig mit „... und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus Christus — in Ewigkeit Amen.“

Die paar Gebetszeilen lang war es dem Gaberl, als sei er nie im Krieg gewesen, als ginge alles seinen alten, guten Gang. Und er betete nicht lauter als die andern, so daß seine Stimme in denen der andern unterging. Nur das „In Ewigkeit Amen“ sagte er jetzt so fest und laut wie niemals vor dem Krieg, so daß sie alle, erschreckt von dieser lange entbehrten Stimme, auffuhren.

„Grüaß Good beisammen“, sagte der Gaberl, „machts nur koa Gschrei“. Aber dann ging er doch auf sein zitterndes Weib zu und umfaßte einen Augenblick ihren Hals mit den langen knochigen Bauernarmen. In die krampfhafte Stille hinein hörte man das kleine Katherl sagen: „Vatter so allawei Tür standen.“

Aber dann brach doch das Begrüßungsgewitter los, das allgemeine. Ruhig ließ es der Feldgraue über sich ergehen, und nur dann und wann tat er einen tiefen kurzen Lacher. Als aber das „Jessmarndjoosef!“ gar kein Ende nehmen wollte, sagte er auf einmal sehr sachlich: „Aha, und zum Essen komm i aa grad recht — komm, setzts euch, sonst werds kalt.“

An diesem Abend ist der Gaberl doch nicht mehr in den „Hirschen“ gegangen, so daß der Herr Stationsvorstand und mit ihm eine ganze dicke Stube voll vergeblich warteten. Er käme morgen, hatte er spät genug sagen lassen. Der Wirt schmunzelte. Dann hatte er morgen nochmals alle Gäste.

Bauer friere in seiner Stuben und das Holz verfaule im Wald, aber der Wald gehöre den Herren. Ob der großen Ungerechtigkeit und der Beschwerungen hätten sich zuerst die im Unterland zusammengetan und wollten sich ihr Recht nehmen, wenn man es ihnen nicht freiwillig gebe, aber alle müßten sie einig sein, an der Sau, an der Drau, an der Mur, der Enns und der Mürz, sonst würde nichts erreicht. Alle sollten sie zusammenstehen zum Herrenderschlagen. An den Landeshauptmann, den Dietrichstein, hätten sie sich schon gewendet, daß er die Mißstände abschaffe, der aber habe nur den Feldhauptmann Herberstein mit Söldnern geschickt und die bedrängten die Bauern ärger als die Herren selber, die freilich nicht nachgeben, wo ihnen die Soldaten gegen die Bauern helfen. Lang und zerfahren und hastig, wie eine eingelernte Litanei, sagte das der Methud und legte dem Lipp die Hand auf die Schulter: „Ich bin mich geschickt, daß ich die, die was im Waldland sind, aufrufen tu zum Herrnderschlagen, weil es so weit ist. Der Kapfenberger und der Lichtenegger und der Hochenwanger sind sich auch Leutschinder — laßt es euch nicht gefallen, sag ich!"

Die Bäurin nickte: „Recht hat er, Lipp, recht hat er." Sie war resch und hatte die Hosen an auf dem Kluppeneggerhof.

Der Lipp strich sich mit den verarbeiteten Pranken über sein gelbes Strohdachl auf dem Kopf: „Wohl, wohl, wird schon recht haben, aber i versteh nix davon."

Der Windische redete wieder, doch wußte er nichts anderes, als was er bereits gesagt hatte, daß die Herren fett und die Bauern mager seien, daß sich das nicht gehöre und es Zeit sei, den Spieß umzukehren.

Die Bäurin hörte es gern ein zweites Mal.

Der Lipp murmelte: „Jo, jo", stand auf und ging in den Hof, die Sensen dengeln.

„Sagts ös ihm nochamal", flüsterte die Kluppeneggerin dem Methud zu. „Man muaß ihm alls zehnmal sagen."

Der schwarze Windische setzte sich neben den Bauern und begann geduldig: „Die fetten Herrn . . .", aber der Hammer schlug so hart auf die Sense, daß man die Worte nicht verstand. Der Methud verzog den Mund und schwieg. Dumm waren die Waldbauern, saudumm!

Zum Abendessen lud ihn die Bäurin ein, er sollte mithalten.

„Auf ein Löffl Suppen", meinte gelassen der Lipp. „Schlafen könnt s im Stadl und morgen, so lang s no schön küahl is, geht s dann stad weiter. Werd s wohl wissen, wohins ös wollts." Die Bäurin vermittelte, hätte den Fremden gern noch am Hof gehalten, und meinte, er könnte noch manches erzählen aus dem Unterland. Der Bauer sagte: „I versteh nix davon."

am Bahnhof ab. An der Ehrenpforte des Dorfes wurden sie von singenden Jungfrauen empfangen. Der Pfarrer hielt eine lateinische und der Amtmann eine französische Ansprache. Sie betonten die hohe Ehre, die der teuren Heimat durch ihre tapferen Söhne widerfahre, die gegen die Barbarei für das glorreiche Frankreich —"

„In Ewigkeit Amen", sagte der Gaberl sachlich und langsam, zwickte ein Auge zu und drückte ab: Pumm — drüben fiel eine dunkle Masse stoßweise von der Tanne.

„Herrn derschlagen!"

Von Hans Ludwig Rosegger.

Der Methud war aus dem windischen Untersteier zu den Waldbauern gekommen, war selbst ein Windischer mit steifen schwarzen Haaren und Pockennarben, mit spitzen Backen und springenden Blicken in den rasch zwinkernden Augen. Zuerst hatte er dem Steinbauern-Toni an der Straßen seine Geschichten erzählt, aber der Toni warf ihn hinaus, mitten hinein in einen Kuhfladen. Der Windische muckte nicht auf, denn der Steinbauer hatte so grobe Hände, sondern lief den Hang hinunter und keuchte die Leiten auf der anderen Seite hinauf, legte sich vor dem Ringhof des Kluppenegger unter die Schirmtannen und rastete. Bis die Bäurin zu ihm trat: „Tuats ös auf wem warten?" Nein, er wartete auf niemanden, aber Hunger hatte er. Da brachte sie ihm Brot und Milch.

Als es Feierabend war und der Kluppenegger-Lipp vom Rainacker heimkam, fragte auch er den Fremden, woher er sei, was er da heroben wolle und ob er Arbeit suche; einen Knecht könnte er gerade brauchen, wenn es auch schon Herbst sei; zum Erdäpfelgraben und zum Dreschen.

Der Methud schnitt ein unglückliches Gesicht und hüstelte; arbeiten könnte er wohl nicht, ihn habe es auf der Brust, aber er wüßte was, was mehr wert wäre, als ein paar ausgedroschene Schab.

Was er meine, erkundigte sich der Lipp.

Und der Windische berichtete in einem üblen Deutsch, und der Kluppenegger loste zu. Den Bauern gehe es schlecht, im Oberland nicht besser als im Unterland, die Herren, die selber im Fetten säßen, plagten ihre Untertanen, die an mageren Rinden nagten. Die Steuern, der Zehent, der Robot seien nicht mehr zu erschwingen, das Vieh im Stalle verhungere, weil die herrschaftlichen Hirschen die Wiesen abweideten, und wer einen solchen Hirschen fange, der kriege es mit den feisten Adeligen zu tun, bei denen ein Sechzehnender mehr gelte als ein Bauer. Der

Tanzmeister, der Steinbauer, der Granegger, der Zettelbauer und der Myrtl aus der Aue. Sie streckten sich ins Gras, tranken Most und warteten, was der Viertelrichter ihnen zu sagen hätte. Der preßte die Arme seitlich an die Brust und wiederholte die Mette des Windischen von den angefressenen Adligen und den verhungerten Bauern, die nichts zu beißen hatten, und zu guter Letzt stellte er die Forderungen, wie sie die im Unterland sich zurechtgelegt hatten: Weniger Steuern, weniger Zehent, weniger Robot; freie Jagd im Wald, freier Fischfang in den Bacheln, freie Holzung und freie Weide. Außerdem, darauf bestand der Methud, statt des Zehents vom Wein eine Abgabe vom Most.

Die Waldbauern sperrten die Mäuler, und zuerst stimmte der Granegger zu: „Wär schon recht, wär eh nit z viel verlangt.“ Die anderen nickten.

Nur der Kluppenegger-Lipp warf ein: „Und wenn sie nit nachgeben, die Herrn Ritter?“

„Dann werden s derschlagen!“ krähte der Windische.

„Halt s zsamm!“ brüllte der Steinbauer. „Du schaust mir nit aus, als ob du an Ritter derschlagerst. Bist viel z kleber dazua. I bin koa Ritter und han di beim Türl außiglahnt.“

Aber die Bauern wollten es probieren — nicht gleich mit dem Erschlagen, aber man sollte zum Hohenwanger gehen und ihn bitten, daß er es bewillige — die niedrigen Steuern und die Freiheiten im Wald und in den Bacheln und auf den Weiden.

„Man könnt den Herrn Pfarrer um Rat fragen“, schlug der Grabler vor; er war Kirchenpropst in St. Kathrein am Haustein.

Der Knüttler lehnte ab: „Die Pfaffen und die Herrn, die halten ja immer zsamm.“

Es wurde hin und dawider geredet, und als das Mostfaßl leer und die Köpfe voll waren, beschlossen die Waldbauern, nicht hinter denen im Unterland zurückzustehen, sondern auch das Gnack zu steifen und es den Herren zu zeigen. Rissige Hände ballten sich, und in gutmütig blauen Augen gloste es.

„Herrn derschlagen!“ —

In den stillen Adventwochen war der Methud mit den Beinen und mit dem Mundwerk fleißig und suchte die Höfe in weitem Kreis herum auf — den Irbauern, den Pechölbrenner, den Schirnitzbauern, den Wolfbauern und den Gölkbauern im Freßnitzgraben, den Alpsteiger und Ringhofer und Wackenberger und Koaser im Treibbach, den Narrnbauern, den Arzegger, Fuchsbauern und Oswaldbauern in der Massing; auf der Maleisten den Posegger, den Annerlbauern und Bandelkramer, dann noch in Rittis den Adambauern. Er bestellte überall einen schönen Gruß vom Knüttler auf der Alm und redete dann von den fetten

Der Vorknecht legte den Suppenlöffel hin: „Habernschneiden, wenn der Schwarze. mithelfen tat, habernschneiden.“

„Herrn derschlagen ...“ fing der Methud wieder an, aber der Lipp beutelte unwirsch den Kopf.

Nur der Sauhalter Franzl grinste: „He—herrn derschlagen ... de—der Bau—bauer is mei He—herr ...“ Dabei verschluckte er sich, daß ihn die Sauremilchsuppe aus der Nase herauskam, und die Bäurin langte schweigend mit ihrer breiten braunen Hand über den Tisch nach den Ohren des Franzl, die sie nicht eher freigab, als bis der Sauhalter ganz rot im Gesicht war.

Mißmutig schritt am nächsten Morgen, da es noch schön kühl war, der Windische durch den Wald, zwischen dessen Bäumen der Altweibersommer seine Netze auswarf. Erst ging's hinab, dann ging's wieder hinauf. Beim Knüttler sprach er vor, beim Viertelrichter, der anders war als der dalkete Lipp vom Kluppenegger. Der Knüttler maß sechs Fuß in der Länge, hatte Fäuste hart wie Feldsteine und spielte selbst gern den Herrn. Die Adligen mochte er nicht leiden, seit ihm der Vogt von Hohenwang wegen eines Bockes, den er sich mit der Schlinge im gräflichen Revier fing, sechs Wochen in den Kerker setzte.

Der Knüttler preßte die Arme, die dick wie Kalbsschlegel waren, an den Brustkorb und hörte dem Methud zu. Es paßte ihm, was der Kleine erzählte. Das konnte nicht schwer halten, die paar Burgen im Mürztal zu zerstören, wenn man zusammenhielt. Der Bauern waren viele und der Ritter waren wenige. Die im Unterland waren doch feste Kerle, wenn sie auch schwach und z'nichtig aussahen. Der Windische durfte auf dem Knüttlerhof bleiben und brauchte nichts zu arbeiten, sondern sollte nur immer berichten, wie sie es bei ihm daheim angestellt hätten — sie fielen über die Burgen her, räumten sie aus, brannten sie nieder, und die Adligen nahmen sie gefangen. Das sei keine Kunst, und nur ein bißl Mut gehöre dazu und ein starker Radelsführer ... so stark etwa wie der Knüttler, der mit einem Ruck seiner Schultern einen beladenen Heuwagen umwarf.

„Jo, jo“, grunzte der Viertelrichter und wollte es sich überlegen; es wurde Allerheiligen, bis er mit sich im Reinen war: Dann schickte er den Buben der Kuhdirn von Hof zu Hof und lud die Bauern ein, am nächsten Sonntag zur Beratung zu kommen; er habe ihnen was mitzuteilen, und sie sollten darüber schlüssig werden.

Derweilen stellte der Methud für den Knüttler Punkt für Punkt dieser Mitteilung zusammen.

Und am nächsten Sonntag waren sie richtig alle da — der Riegelbauer, der Grabler, der Thonhofer, der Ofenberger, der Höfelbauer, der vom Allitschhof, der Ließler, der Hoarnbauer, der Zuatrum, der

Die Weiberleut saßen daheim und hüteten die Höfe.

Der Knüttler war der Anführer der Schar und nicht wenig stolz darauf; an dem Abzeichen seines Namens, an einem knorrigen Knüttel baumelte mit Lederriemen angebunden ein braunschwarzer Schnürschuh.

„Jo, wozua denn dös?" fragte der Steinbauer und grinste. „Tragst ihn leicht zum Schuaster?"

Der Sauhalter Franzl, der hinterher lief, stagerzte: „He—he, Schua—schuaster . . ."

Der Viertelrichter belehrte den Steinbauern, das gehöre sich so, der Bundschuh sei das Abzeichen der Bauern, die sich von den Herren nichts mehr gefallen ließen. Der Windische hatte gar vorgeschlagen, er sollte als Radelsführer ein Wagenrad vor sich hertreiben, aber das tat der Knüttler doch lieber nicht. Das war unbequem; und ausspotten wollte er sich auch nicht lassen.

Ein halbes Hundert stolperten sie den Alpsteig hinab, und erst als sie durch den Treibbach heraus ins breite Mürztal zogen, lichtete sich der grauschwarze Nachthimmel im Osten über dem Wackenberger und wurde heller und heller, weißlich und gelblich.

Beim Holzkreuz vor dem Zenzbauern knieten einige nieder und beteten.

Der Knüttler schritt tapfer voran mit dem Stiefel an der Stange, der Sauhalter vom Kluppenegger trippelte hintennach und freute sich an dem Aufzug. Die Waldbauern stimmten einen Sang an, den einer erfunden oder gehört hatte:

„Ich bin von art ein bauwr
mein arbeit wird mir sauwr
trink waßer und iß grobes brot
wie denn der Herr Adam gebot."

Der Methud schlug das Kalbsfell und der Franzl juchzte: „Herrn derschlagen!" Grad, daß er noch Zeit hatte, sich unter die zugreifende Hand des Kluppeneggers zu ducken.

Die Bauern schlichen immer dasiger dahin, je näher sie Krieglach kamen, und beim Kreuz am Sandbühel beteten sie alle ein andächtiges Vaterunser, daß es gut ausgehen möchte.

Im Dorf angelangt drückten sich die Mehreren um die Kirche herum, sie wollten sich vom Herrn Pfarrer nicht sehen lassen, nur der Kluppenegger und der Grabler gingen hinein und knieten sich ganz vorn hin unter das Bildnis des heiligen Jakobus, das über dem Altar hing, und der Lipp, der seinen Sauhalter eben noch einfing, wie der Bub neben dem Knüttler der Tür zum Kirchenwirt zustrebte, gelobte der Jungfrau Maria eine Wallfahrt nach Mariazell, wenn kein Unglück geschah mit den Dreschflegeln, den Sensen und Sicheln.

Rittern und den mageren Kleinbauern, und daß es jetzt umgekehrt werden könnte, wenn sie zusammenstanden. Aber um Christi willen sollten sie es nicht voreh verraten und nur da und dort einem Nachbarn im Vertrauen mitteilen. Zu Heilig-Drei-König wollten sie sich in Krieglach nach der Messe beim Kirchenwirt sammeln und nach Hohenwang ziehen. Und die Waffen — ja, nur die Waffen nicht vergessen! Was einer mit einem Schwert in der Bratzen sage, das gelte mehr als die feinste Red bei unbewehrter Faust.

Nicht alle hörten gleicherweise zu; einige machten ernste Gesichter, einige lachten und einige krauten sich das helle Haar auf den Schädeln: „Kunnt mi eigentlich nit beklagen über den gnädigen Herrn Montfort in Hohenwang . . .“

Und alle wollten es sich erst überlegen — entweder halte man zu Heilig-Drei-König mit oder man halte nicht mit. Es sei noch viel Zeit bis dahin. Bloß den Weibern gefiel das „Herrnderschlagen!“ Dann würden sie Samt und Seide tragen wie jetzt die hochfahrigen Ritterinnen.

Die Waldbauern in Alpl kriegte der Knüttler allmählich alle herum, sogar den widerhaarigen Steinbauern und den friedlichen Kluppenegger. Dem Lipp setzte sein Weib arg zu, er sei eine Letfeigen. Da richtete er sich steif auf: „Na jo, i geh halt a mit . . .“

Zu Heilig-Drei-König um sechs Uhr in der Früh sammelten sich die Waldbauern und die vom Alpsteig am Höllkogel, wo vorzeiten unter Blitz und Donner ein alter Heidentempel in den Erdboden verschwunden war — „daß nur mehr s Kreuz außagschaut hat“, wie der Grabler Peter von seinem Ähndl gehört hatte, der es mit eigenen Augen gesehen haben wollte, das Kreuz; aber der Ähndl war in den letzten Jahren nicht mehr ganz recht im Kopf gewesen.

Der gefrorene Schnee knirschte unter den genagelten Bundschuhen der Bauern, und manchen hatte der vereiste Steig von seinem Hof herab tüchtig hingeschmissen. Es stand aber jeder wieder auf. Alle brachten sie Waffen mit, einen Dreschflegel, eine Sense, Sicheln an langen Stangen, Hämmer, eine dreizinkige Mistgabel oder einen blaugerösteten Bratspieß; der Tanzmeister schwang einen zackigen Morgenstern, der Höfelbauer sogar einen rostigen Türkensäbel, den sein Vater den Ungläubigen abgenommen hatte, als sie in der Gegend schwärmten und die Bauern die Türkenschanz verteidigten; der Riegelbauer tat sich auf eine Faustbirn viel zu gut und der Ofenberger schleppte sich mit einer alten Wagendeichsel — zum Einrennen des Burgtors von Hohenwang . . . Der Methud fror und sprang von einem Fuß auf den andern, dazu wirbelte er mit zwei Kochlöffeln auf einer Trommel, die er sich aus einem Milcheimer gemacht hatte, über den er ein trockenes Kalbsfell stramm spannte.

Maria und Josef — und die Bauern kommen und der Montforter bringts Maul nit auf! Bartl! Karl! Michl! Siedets das Pech und schleppts die Pfannen zur Pechnasen nauf und schüttets es nunter auf die Bauernlackeln, wenns heraufkommen! Gschwind! Gschwind! Zünd's Kreidfeuer an, daß die in Lichtenegg sehen und der Stadler Hilf schickt! Der Torwachtl soll sich nit unterstehen, die Brucken runter z'lassen!"

„Geh weiter, Urschl", sagte der Adamer und reckte seine massigen Glieder. „Was soll denn das heißen! Vogt, daß d mir das Zeug in der Waffenkammer nit anrührst! Ich könnt' mir die Sachnen dann alle wieder zsammsuchen! Werd es schon selber schaffen, wenns Zeit ist."

„Aber du . . .", stöhnte Frau Ursula. „Die Rotte Korah ist da, und du bist so . . . Die Bauern — haben die nit Rann g'stürmt und an die fufzig Herrn und Knecht derschlagen? Und haben sie nit unsern Vetter, den Thurn, im Craynischen derschossen?"

„Ist weiter schad um den Leutschinder", brodelte der Adamer. „Unsere Bauern tun das nit."

Der Roßknecht torkelte ins Zimmer und berichtete, schon wieder leidlich bei Atem, die Anrückenden hätten Schwerter und Flinten und eine Kanon bei sich.

„Heilige Jungfrau Maria — a Kanon . . ."

Der Montforter rollte seine mächtigen Schultern: „A geh du, Lapp, wo nehmaten denn die Rammeln a Kanon her!"

Frau Ursula weinte und schmierte sich mit den Händen beim Tränentrocknen das Gesicht über und über schwarz an; sie hatte früher Holzkohlen in den Ofen getan. „Aus ist's, aus ist's . . ."

Die Offmey wagte sich wieder aus dem Versteck hervor, denn vorläufig war die Mutter ungefährlich, und dann war es auch glühheiß hinter dem geladenen Kachelofen.

Der Turmhüter blies in sein Stierhörndl, daß es laut aufbrüllte; ein Zeichen, daß die Bauernhorde auf der Straße sichtbar wurde. Der Adamer stieß das mit einer blassen Darmhaut überspannte Fenster auf und schaute hinaus: „Stimmt, da sind s'."

Und seine Frau bekreuzte sich und jammerte aufs neue: „Montfort, dich werdens henken und mich werdens derwürgen und die Offmey auch . . . Vogt, die Feldschlangen . . ."

„Ob du nit stad bist!"

Der bärtige Vogt zitterte und wußte nicht, sollte er der gnädigen Frau gehorchen oder dem gnädigen Herrn; einmal glaubte er so und dann wieder so. Deshalb blieb er am Fleck stehen und wischte die Finger an der Lederhose.

„Ich geh selber abi zu den Bauern."

Beim Kirchenwirt hockten die Häuflein schockweis beieinander und die viereckige Kellnerin wunderte sich nicht schlecht über den guten Zuspruch während der Messe. Sie machte sich an Methud heran, den sie schon von mehrmaligen Besuchen her kannte, und fragte ihn leise, was denn los sei.

Der krähte: „Was wir da sind, gengen wir Herrn derschlagen ..."

Aber da schüttelte ihn der Steinbauer, daß es ihm die Red verschlug.

Auch recht viele aus den Gräben waren dazugekommen und schimpften auf die Adeligen, denen man es schon zeigen werde. Eine notige Burg nach der andern wollten sie über den Haufen rennen!

Nach einer tüchtigen Stärkung, die bei Methud so kräftig ausfiel, daß er gleich umfiel, wenn einer ihn anstieß, brachen sie auf und marschierten zur Straße, die durch den Wald nach Langenwang führte. Sie sangen wieder, aber sehr leise, sie redeten, aber nicht laut, und nur der Windische ließ seine Kalbshaut brüllen.

Der Knüttler großmächtig voran, den Schnürschuh hoch in der Luft, überdachte bei sich die Rede, die für den gnädigen Herrn von Montfort bestimmt war: „Wir wollen die Steuern gringer und den Zehent und den Robot und ..." Schön war sie, die Rede, und saftig, mit dem Schwarzen aus dem Unterland zusammen aussinniert. Der Lipp drängte sich an die Seite des Viertelrichters: „Michl, geh, sei gscheit, halt di zruck, s is a guater Herr, der Herr Adamer."

Der Knüttler gab ihm keine Antwort. Der Kluppenegger war ein Trauminit.

* * *

Als Frau Ursula die Magd um den Birkenbesen schickte, um die kleine Offmey zu stäupen, weil sie mit Kienspänen gezündelt und die Platte vom ahornen Tisch angebrandelt hatte, sprang in weiten Sätzen der Roßknecht vom Sprengzaun den Berg herauf und schrie, von der Hatz ganz atemlos den Torwächter an: „Die Bauern kemmen!"

„Die Bauern kemmen!" gab der Torwächter weiter, und die Kunde flog durch die Vorburg bis zu Frau Ursula, die nicht mehr nach dem Birkenbesen fragte, sondern ihrem Mann, dem Adam, eins in die Rippen stieß: „Hörst es, Montfort, die Bauern kommen!"

Die kleine Offmey benützte die Gelegenheit und verkroch sich hinter den Ofen, wo er zwei Spannen breit von der Wand abstand.

Der Adamer aber schaute recht einfältig drein.

Und weil er nur so dastand und nicht Zeter und Mordio schrie, schaffte Frau Ursula statt seiner an: „Vogt, tu die Armbrüst aus der Waffenkammer und die Bogen und die Bolzen! Teil die Flintnen aus und schau, ob die Feldschlangen mit g'hacktem Blei g'laden ist! Jessas

Die Strenge ärgerte den Knüttler und gab ihm wieder mehr Mut; er streckte sich und da überragte er den Montforter um einen ganzen Zoll. „Gnädiger Herr, wir lassen es uns neamer gefallen!“

„Was laßts euch neamer gefallen?“

Der Sauhalter platzte los: „Ne—neamer ...“ und tauschte dafür von seinem Bauern eine Tachtl ein. Der Methud krähte aus seinem Versteck: „Sinds die Steiern zu hoch und der Robot und tuans uns den Habern fressen, die Hirsch!“

„Das ist's.“ Der Adamer schien zufrieden und nickte schwer und nachdrücklich. „So wie die im Unterland wollts es machen. Da schau her! Aufstehen gegen die Herrn — na, mir kann's recht sein.“ Und weil der Knüttler seinen Stecken senkte und dem Hohenwanger dabei der Stiefel vor die Nase kam, fuhr er ihn an: „Tua den Schuach weg, Lali — ich schmier ihn dir nit mit Saufetten ein!“

„Sau—saufetten mukerzte der Sauhalter vom Kluppenegger; das war wieder was für ihn.

„Red, Knüttler, red!“ zischte der Windische.

Und der Viertelrichter gab sich einen Renner und legte los mit der Rede, die er eingelernt hatte, aber er kam damit nicht weit und verhaspelte sich, sagte das Meiste doppelt und das Wichtigste ließ er aus. Endlich stockte er, seine Wangen wurden blaurot und die Lippen bewegten sich hin und her, ohne daß man etwas hörte.

„Ist der Knüttler der Gscheiteste von euch?“ spottete der Adamer gutmütig. „Hättets doch euren Pfarrer mitbracht, Pfarrer wissen immer, was sie wollen, und das Predigen ist ihnen anglernt. Also, soll ein Gscheiterer sich melden.“

Da niemand der Gscheitere sein wollte, trat der Kluppenegger-Lipp vor und begann leise: „Gnädiger Herr, die Steuern sein halt a bißl hoch und der Zehent und der Robot a ... und da täten wir halt schön bitten, der gnädige Herr möcht ein Einsehn haben und was nachlassen.“

„Brav, brav, Lippl“, lobte der Montforter und klopfte ihm die Schulter. „Das hat Hand und Fuß, dabei kann man sich was denken, und wir werden uns leicht verständigen. Deshalb hättets nit mit euerm Krempl anrucken brauchen, daß sich die Krahen derschrecken — nur die Krahen! Die Steuern, der Zehent, der Robot, die passen euch nit?“

„Naaaa“, dehnte der Koaser. „Die passen uns nit.“

„Wenn s ein schlechtes Jahr gwesen ist, hab ich wen drängt?“

„Na“, sagte der Lipp.

„Hab ich einen eingsperrt oder anderswie bußt, wenn er sein Teil nit dermachen hat können?“

„Na“, sagte der Lipp wieder, und auch mehrere andere sagten „Na“.

„Heilige Anna, der Montfort ist mir narrisch worden! Ohne Rüstung und ohne Schwert will er abigehen. Adam, sie zerreißen dich!" Frau Ursula klammerte sich an ihn.

Er schüttelte sie ab: „Wen werdens zerreißen? Mich? Den möcht ich sehen, der mich zerreißt!"

Nur im Wams und mit dem Hirschfänger an der Seite preßte er sich durch das enge Mannsloch und draußen war er, bis zu den Knöcheln im Schnee. Ihm nach die kleine Offmey — es war doch sicherer beim Vater; die Mutter dachte leicht wieder an den angebrandelten Tisch und den Birkenbesen. Aber sie konnte mit seinen langen Sprüngen nicht gleichen Schritt halten, so kürzte sie den Weg ab und rutschte auf der Abachseiten den Hang hinab.

Von der Burg her zeterte Frau Ursula: „Schauts den Bankert an! Gleich kommst herauf!" Auch der Vater schaute sich um: „Was machst denn du da?" Aber die Offmey glitschte die steile Schneefläche hinunter.

Beim Sprengzaun hielten die Bauern Rat, und der Knüttler redete auf sie ein, sie sollten stürmen und die Burg überrumpeln, aber der Zießler widersprach: „Erst tuan ma unterhandeln, was ma mit Güete haben kann, das braucht ma sich nit im Bösen z nehmen." Der eine hatte Anhänger und der andere hatte auch seine Anhänger.

Der Sauhalter lachte: „Die Bu—burg stü—stürmen . . ."

Der Methud duckte sich hinter den breiten Buckel des Viertelrichters, und als ihm auch das zu unsicher wurde, verzog er sich in die letzte Reihe und hielt sich am Rockschoß vom Grabler fest.

Dabei hatten sie den Montforter übersehen, der plötzlich vor ihnen stand. „Grüaß Gott!"

„Ah . . . der gnädige Herr . . ." Der erste, der sein rundes Hütel vom Kopf riß, war der Windische und der letzte der Knüttler.

„Ja, was machts denn ihr da bei mir? Sensen habts mitbracht und Sicheln, schau, aber im Winter sind auch auf Hohenwang die Wiesnen verschneit. In ein paar Monaten, da könnt' ich euch schon brauchen. Und Dreschflegel — ja, meine lieben Leut, heuer hat bei uns der Herrgott selber das Treid droschen, wie's noch auf den Feldern gestanden ist. Der Hagel — bei euch auf der Alm hat's nit g'hagelt?"

„Na", antwortete der Grabler. Die Waldbauern wußten nicht, wie sie sich verhalten sollten, selbst dem Viertelrichter verschlug es die Red. Sie drängten näher aneinander. Die kleine Offmey langte mit der Linken nach der Hand ihres Vaters und mit der Rechten klopfte sie sich den Schnee vom Röckerl; es ging ihr naß durch bis auf die Haut.

Da schüttelte der Adamer mißbilligend den Kopf, als gewahrte er jetzt erst den Türkensäbel, den Morgenstern und die Faustbirn. Ganz streng fragte er: „Also, was soll das heißen?"

I? — o — i . . ." Der Methud schlich sich davon und setzte sich unter den Galgenhügel auf einen Schneehaufen, lauernd, wenn es schief ging, sich davon zu machen, denn oben auf der Burg legten die Knechte ihre Armbrüste auf die Zinnen, und Frau Ursula richtete eigenhändig die Feldschlange — grad auf ihn, wie es dem Windischen schien.

Dem Knüttler fiel eben noch zur rechten Zeit der Schluß seiner schönen Rede ein, und den wollte er anbringen: „Jo, und dann, gnädiger Herr . . . wegen den Wein . . . Wenn wir halt statt den Wein dürften ein Most liefern . . ."

„Waaaas?" Um den Mund des Adamer zuckte es. „Wein — Most, was soll denn das heißen?"

„Der Zehent vom Wein . . ."

Da konnte sich der Montforter nicht mehr halten und lachte, daß es ihn schüttelte: „Um und um wachst kein Wein, du Tollpatsch übereinand! Und euern Most könnts meintwegen selber saufen — mir ist er z sauer!"

Und nicht allein der Herr Adamer lachte, sondern alle die Bauern aus dem Waldland, dem Treibbach, dem Freßnitzgraben, aus Rittis, der Massing und von der Maleisten lachten mit ihm: am hellsten der Sauhalter.

Nur der Viertelrichter lachte nicht.

„Gehts, Bauern, was machts ihr mir für Geschichten, zottelts daher mit euerm Hausrat und stehts euch da die Füß in Leib eini. Wißt ihr nix Gscheiters zu Heilig-Drei-König? Ich verlang von euch nix Unrechts, und ihr dürfts von mir auch nix Unrechts verlangen. So, und jetzt gehts her und gebts mir eure Pratzen, einer nach dem andern — ich nehm euch die Maschkerad nit weiter übel."

Dasig schlichen sie heran und streckten dem Montforter ihre breiten harten Hände hin, und der drückte sie; nur dem Sauhalter gab er ein ausgiebiges Kopfstückl: „Dir soll dein Bauer einmal den Hintern aushauen!" Und als der Bub losheulte, erbarmte sich der Adamer seiner: „Offmey, gib ihm dein Handerl und sag ihm, daß er ein Rotzbub ist."

Der Kluppenegger säuberte sich die Rechte erst an der rauhen Joppen, ehe er sie hinhielt: „Nix für unguat, gnädiger Herr, wir haben s nit schlecht gmeint."

„Schlecht seid s nit, aber dumm, und das doppelt und dreifach."

Wie sie sich anschickten, still heimzuziehen, rief der Hohenwanger sie nochmals an: „Meine Bauern laß ich nit so gehn wie Bettelleut. Kommts eini zum Sprengzaun und trinkts ein Wein — wie er bei euch oben wachst. A Faßl Most spendier ich."

Nur den Knüttler wurmte der Ausgang und er trottete allein die Straße zurück; er giftete sich über die andern — alles hätte er durch-

„Wenn euch mein Pfleger plagt, so wißts es eh, daß zu mir kommen könnts, ich hör ein jeden an. Das mußt du bestätinger, Tanzmeister. Wie dir der Donnerkeil im letztn Fruhjahr die Ochsen auf der Weid derschlagen hat, hab ich da von dir den Zehent vom Vieh verlangt oder hab ich zu dir gsagt — Tanzmeister, das lassen wir heuer sein?"

„Wohl, wohl", bestätigte der Tanzmeister und schob seinen Morgenstern weit hinter sich.

„A—au!" jammerte der Sauhalter, der sich an den Zinken gestochen hatte.

Der Knüttler war um seinen Ruf als stärkster Bauer im Waldland besorgt, und jetzt führte statt seiner der notige Kluppenegger das Wort; so raffte er sich auf: „Aber was die Jagd anbelangt . . ."

Der Montforter unterbrach ihn: „Von der Jagerei sei ganz stad, mein lieber Knüttler! Ich hab nie nix gsagt, wenn einer das Wild auf sein Grund und Boden abschafft, weil s ihm über die Äcker kommt, denn mein Förstner kann nit jeden Tag zu euch auffisteigen — aber grad du, Knüttler, bist in mein Wald gangen, und da hab ich dich eingsperrt — nur eingsperrt hab ich dich und hätt dich gleich henken lassen können. Aber ich bin kein solchener."

Ganz, ganz still wurde es unter den Bauern, und wieder schoben sie sich enger aneinander, daß einer den andern beschützte. Langsam löste der Viertelrichter den Schnürschuh vom Stecken; er tat es aus Verlegenheit und wußte es gar nicht. Er stellte ihn vor die kleine Offmey hin, und weil dem Dirndl in den Füßen fror, so stapfte es mit beiden Füßen hinein.

Darüber lachte der Sauhalter.

„Habt ihr sonstwie Beschwerungen?"

Nur der Methud meldete sich: „Freies Fischeln in die Bacheln, freies Holzen im Waldl und freie Weid für die Viecher!"

„Was tut denn der Kloane bei euch? Den kenn ich ja gar nit, der ghört nit zu uns. Komm a wengerl füri, du Schwarzer. Wo bist denn du her?"

„Bitt ich, bin ich ein Windischer." Tief beugte sich der Methud und küßte dem gnädigen Herrn die Hand.

Der zog sie zurück: „Wisch dir deine Pappen bei ein andern ab, bei uns ist das nit Sitte, das Bratzenabschlecken." Aber dann brüllte der Adamer plötzlich: „Schamen tät ich mich an eurer Stell mit solchenen Dummheiten! Alle Bacheln fischt s mir aus, und ich sag kein Wort dazu, derfroren ist noch kein meiniger Bauer, und das Viech hat genug zu fressen um und um. Ihr ratschts auch nur nach, was euch andere vorratschen. Z gut bin ich mit euch, viel z gut, und da sticht euch der Haber. Du, Schwarzer, hast du eppa die Leut aufghetzt?"

Bey auf diese Weise der erste und einzige Uhrmacher von Damaskus wurde, lief jedermann, der ein krankes Uhrwerk besaß, zu ihm und er verdiente mächtig. Womit nicht gesagt sein soll, daß die Uhren nach der Reparatur besser gingen als vorher . . . Aber schließlich ist — so meinen manche — ein schlechter Uhrmacher gar keinem Uhrmacher vorzuziehen.

Deshalb gelangte Karl Maria Pointner in Damaskus zu einigen Ehren und wahrscheinlich hätte er sich hier eine dauernde Lebensstellung schaffen können, doch war im Hause leider ein junges Mädchen Fatme, die Tochter des Bey, der er nachstieg . . . Da Mahmud Fehdi ein kluger Mann war, erkannte er, daß ihm aus der Verbindung seiner Einzigen mit dem Europäer kein Vorteil erwachsen konnte, weil dieser im Grunde doch nichts taugte, und beschloß, sich des jungen Mannes wieder zu entledigen und lieber auf den Gewinn von dessen Uhrmacherei zu verzichten, als im eigenen Haus ein Familienunglück zu erleben.

Türkische Leute sind höfliche Leute, weshalb der Goldarbeiter von Damaskus seinem Gehilfen eine wunderschöne Rede hielt, in der er ihm in blumigen Worten mitteilte, er dürfe dessen Kunstfertigkeit nicht länger mehr in Anspruch nehmen, seiner Begabung stehe die ganze Welt offen und er rate ihm daher, sich anderswo eine Stelle zu suchen, die seinem Genie einen fruchtbareren Wirkungskreis eröffne. Karl Maria ärgerte sich ob dieser Anrede und wäre gern geblieben, hoffte er doch immer noch auf die reizende Fatme, aber Mahmud Fehdi blieb unter dem Deckmantel sorglicher Liebe unerbittlich und so mußte der Pointner sein Bündel schnüren. Zum Abschied reichte ihm der türkische Meister, der ehrwürdiger aussah, als er in Wirklichkeit war, einen Ring mit einem roten Stein, der angeblich einen Talisman enthielt. In den Stein — sagte der Bey — gravierte der Prophet eigenhändig einen Segensspruch, der da laute: „Dein ist der Sieg!" Wer dieses Kleinod beständig trage, dem bleibe das Glück treu.

Über den Besitz des Wunderringes vergnügt, empfahl sich Karl Maria ziemlich leichten Herzens von der Geliebten und schiffte sich wieder einmal ein. Aber bei Cypern strandete das Schiff und die ganze Besatzung mitsamt den wenigen Fahrgästen ertrank, bloß der Pointner rettete sich durch Schwimmen ans Land. Oft und oft glaubte er, die Kräfte müßten ihn verlassen, aber der Gedanke an den Ring mit der Siegesverkündigung verlieh ihm immer neue Kraft und so gelangte er glücklich ans Ufer. Der Segensspruch hatte sich bewährt — und bewährte sich auch in der Folgezeit. Als Karl Maria wieder in die Heimat kam, umarmte ihn sein Vater, der bürgerliche Uhrmachermeister Franz Xaver, verzieh ihm die Dummenjungenstreiche und war froh, den verlorenen Sohn wieder zu haben . . . Der trat ins väterliche Geschäft

gesetzt, hätten sie ihn nicht im Stich gelassen. Es ist kein Verlaß auf die Leut! Den Bundschuh warf er im Bogen fort — und holte sich ihn wieder ... Was machte er denn mit dem einschichtigen daheim! Wo der Weg in den Treibbach einbiegt, hockte der Methud und grinste den Viertelrichter vertraut an: „Herrnderschlagen! Ham s uns sitzen lassen, die dummen Bauern, was ...", aber er kam damit übel an, denn der Knüttler packte ihn beim Kragen und legte ihn über: „Damit i den Stecken nit umasunst mittragen hab, Windischer, verflixter!" Nach ein paar tüchtigen Hieben erbarmte ihm der meckernde Kleine, und er jagte ihn fort: „Daß dich nit mehr anschauen laßt auf mein Hof!"

Erleichtert stapfte er heimwärts.

Der Montforter war mit den Bauern in die Stube zum Most gegangen, und die kleine Offmey stand vergessen vor der Tür; hinein getraute sie sich nicht und zur Mutter getraute sie sich erst recht nicht wegen der Kienspäne und des Birkenbesens. Da schlich der Sauhalter daher und kramte in seiner Tasche: „Di—dirndl, nit wei—weinen, i schenk dir wa—was ..." Und drückte ihr einen klebrigen Patzen Pech in die Hand.

Durch den schönen Patzen Pech wieder ein bißchen zuversichtlicher gestimmt, stieg die kleine Offmey langsam den Burgberg hinauf.

Sie konnte ja eine Weile im Stall bei der Kuhdirn bleiben, bis die Frau Mutter besserer Laune wurde.

Der Ring.

Karl Maria Pointner war in seiner Jugend ein rechter Strick gewesen, und als das Maß seiner Sünden wieder einmal bis zum Rande vollief, entzog er sich dem väterlichen Zorn dadurch, daß er einfach durchbrannte. Sein Vater aber, der bürgerliche Uhrmachermeister Franz Xaver Pointner, dankte dem Herrgott für die Befreiung von dem nichtsnutzigen Sprößling.

Karl Maria stromerte durch halb Mitteleuropa und da sein Weizen nirgends blühte, wanderte er in die Türkei, die er für ein Paradies hielt — konnte man dort doch so viele Frauen haben, als man nur wünschte. Doch auch hier enttäuschte die Wirklichkeit und nach einigen hungrigen Wochen in Konstantinopel setzte er, als Matrose verdingt, nach Asien über, wo er endlich im ehrwürdigen Damaskus einen Unterschlupf fand; bei dem Goldarbeiter Mahmud Fehdi Bey, der sein Geschäft nach dem Eintritt des jungen Pointner insofern erweiterte, als er von nun an auch Uhren zur Reparatur übernahm. Weil Mahmud Fehdi

Der „ewige Friede“ und der „ewige Krieg“.

Versuch einer Beantwortung der Frage: Wie lange noch Krieg?

Von Wilhelm Rullmann.

I.

Friede auf Erden! — Kant und General Cadorna über den ewigen Frieden. — Das Friedensmanifest des Zaren Nikolaus II. — Die Kriegspartei am russischen Hofe. — Panslawisten und Chauvinisten. — „Poincarewitsch“ und „Vivianoff“. — Die Kriegsziele unserer Feinde.

Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden! Ein schönes Wort. „Und den Menschen ein Wohlgefallen“ — setzt die Schrift hinzu. Und welch ein Wohlgefallen erregt in uns schon der Gedanke, daß einmal eine Zeit kommen wird, in der der Friede wieder auf Erden herrschen wird. Aber wann wird das sein? Das ist die bange Frage, die uns jeder Tag vorlegt.

Es gab auch einmal eine Zeit, in der man vom ewigen Frieden geträumt hat. Nicht bloß unklare Köpfe haben einen so phantastischen Traum gehabt, auch große Denker haben etwas derartiges für möglich gehalten. Der Weise von Königsberg hat bekanntlich ein Buch über den ewigen Frieden geschrieben. Der Mann der Feder hat in einem Manne des Schwertes einen Nachfolger gefunden. Dieser Mann des Krieges, der einmal über den ewigen Frieden gegrübelt hat, ist kein anderer als der gegenwärtige Generalissimus der italienischen Armeen General Cadorna, dessen Kriegsbulletins die Blätter seines Vaterlandes so viel dichterischen Schönheitssinn nachgerühmt haben und der in der Tat in diesen von Feindesblut triefenden Berichten eine so erstaunliche Kraft der Erfindung und so viel Schwung der Phantasie betätigt hat. Vor nahezu zwei Jahrzehnten hat Cadorna, damals Generalmajor in Alessandria, auf Wunsch des Herausgebers der militärischen Zeitschrift „Waffen und Fortschritt“ seine Ansichten über das Verhältnis von Krieg und ewigem Frieden zur Menschlichkeit und zu menschlichem Fortschritt in einem Briefe dargelegt, den die italienischen Blätter nach seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber wieder hervorgezogen haben und der in etwas gekürzter Fassung in deutscher Übertragung in der „Frankfurter Zeitung“ mitgeteilt wurde. Dem Aufsatze Cadornas seien hier nur folgende Sätze entnommen:

„Die Vaterlandsliebe im allgemeinen kann ihrer Natur nach nicht dem menschenfreundlichen Weltfriedensgedanken feindlich sein, solange sie in Umständen lebt, die der humanitären Idee erlauben, im Sinne der Moral und der Gerechtigkeit zu wirken.“

und als Weitgereister, der einen Talisman besaß, errang er bald das Vertrauen der Bürger des Städtchens, die mit ihm gern über seine absonderlichen Erlebnisse in der Türkei plauderten und meinten, er habe sich im Orient in der Kunst der Uhrmacherei vervollkommnet.

So gedieh das Geschäft der Pointner, das Karl Maria nach dem Tode seines Vaters weiterführte und es zu Ehren und Reichtum brachte, wozu nicht wenig der Umstand beitrug, daß die sehr vermögende Tochter des Bürgermeisters, ein romantisches Mädl, das von dem türkischen Wunderring ganz begeistert war, sich in ihn verliebte. Die beiden heirateten. Herr Karl Maria Pointner lebte achtzig Jahre geehrt, glücklich und zufrieden, und wenn auch ihn zeitweise allgemein menschliches Leid heimsuchte, so brauchte er bloß den Ring des Propheten zu betrachten, dessen Spruch ihm stets neuen Mut gab: „Dein ist der Sieg!"

In seinem Testament vermachte er das Kleinod seiner Lieblingsenkelin, die sich den Ring wohl schätzte — auch ihr verlieh er ungebrochenen Lebensmut und eine Ausdauer, die fast stets von Erfolg gekrönt war.

Einmal in einer Gesellschaft von Professoren und Gelehrten, erzählte sie von dem Talisman, den ihr Großvater tief in der Türkei zum Geschenk bekam, und lobte seine zauberische Wirkung.

„Er trägt eine Inschrift?" fragte Doktor Gupf, Orientalist der Universität.

„Allerdings, und gerade diese Inschrift ist das Wunderbare an ihm!"

„Wissen Sie denn, wie sie lautet?"

„Dein ist der Sieg!"

Doktor Gupf bat sich das Geschmeide zu näherer Betrachtung aus und entzifferte mit auf die Stirn geschobener Brille die türkischen Kraxen der Inschrift; die hieß aber leider nicht so, wie die leichtgläubige Familie Pointner glaubte, denn Mahmud Fehdi Bey war gar kein gutmütiger Mensch, sondern haßte seinen Gehilfen, den Christenhund, der es wagte, seine Augen zu Fatme zu erheben. Daher gravierte er selbst in den Stein: „Allah verdamme dich!"

Doktor Gupf von der Universität überlegte einen Augenblick, ob er der Besitzerin die Wahrheit sagen sollte, beschloß aber, es nicht zu tun, sondern meinte lächelnd: „Wahrhaftig, es ist ein unbezahlbarer Talisman!"

Und auch in Zukunft brachte das Kleinod mit seiner türkischen Verfluchung allen Pointners, die ihn besaßen — und die an ihn glaubten, Glück und Segen . . .

P. L. M.

Der „ewige Friede“ und der „ewige Krieg“.

Versuch einer Beantwortung der Frage: Wie lange noch Krieg?

Von Wilhelm Rullmann.

I.

Friede auf Erden! — Kant und General Cadorna über den ewigen Frieden. — Das Friedensmanifest des Zaren Nikolaus II. — Die Kriegspartei am russischen Hofe. — Panslawisten und Chauvinisten. — „Poincarewitsch“ und „Vivianoff“. — Die Kriegsziele unserer Feinde.

Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden! Ein schönes Wort. „Und den Menschen ein Wohlgefallen“ — setzt die Schrift hinzu. Und welch ein Wohlgefallen erregt in uns schon der Gedanke, daß einmal eine Zeit kommen wird, in der der Friede wieder auf Erden herrschen wird. Aber wann wird das sein? Das ist die bange Frage, die uns jeder Tag vorlegt.

Es gab auch einmal eine Zeit, in der man vom ewigen Frieden geträumt hat. Nicht bloß unklare Köpfe haben einen so phantastischen Traum gehabt, auch große Denker haben etwas derartiges für möglich gehalten. Der Weise von Königsberg hat bekanntlich ein Buch über den ewigen Frieden geschrieben. Der Mann der Feder hat in einem Manne des Schwertes einen Nachfolger gefunden. Dieser Mann des Krieges, der einmal über den ewigen Frieden gegrübelt hat, ist kein anderer als der gegenwärtige Generalissimus der italienischen Armeen General Cadorna, dessen Kriegsbulletins die Blätter seines Vaterlandes so viel dichterischen Schönheitssinn nachgerühmt haben und der in der Tat in diesen von Feindesblut triefenden Berichten eine so erstaunliche Kraft der Erfindung und so viel Schwung der Phantasie betätigt hat. Vor nahezu zwei Jahrzehnten hat Cadorna, damals Generalmajor in Alessandria, auf Wunsch des Herausgebers der militärischen Zeitschrift „Waffen und Fortschritt“ seine Ansichten über das Verhältnis von Krieg und ewigem Frieden zur Menschlichkeit und zu menschlichem Fortschritt in einem Briefe dargelegt, den die italienischen Blätter nach seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber wieder hervorgezogen haben und der in etwas gekürzter Fassung in deutscher Übertragung in der „Frankfurter Zeitung“ mitgeteilt wurde. Dem Aufsatze Cadornas seien hier nur folgende Sätze entnommen:

„Die Vaterlandsliebe im allgemeinen kann ihrer Natur nach nicht dem menschenfreundlichen Weltfriedensgedanken feindlich sein, solange sie in Umständen lebt, die der humanitären Idee erlauben, im Sinne der Moral und der Gerechtigkeit zu wirken.“

und als Weitgereister, der einen Talisman besaß, errang er bald das Vertrauen der Bürger des Städtchens, die mit ihm gern über seine absonderlichen Erlebnisse in der Türkei plauderten und meinten, er habe sich im Orient in der Kunst der Uhrmacherei vervollkommnet.

So gedieh das Geschäft der Pointner, das Karl Maria nach dem Tode seines Vaters weiterführte und es zu Ehren und Reichtum brachte, wozu nicht wenig der Umstand beitrug, daß die sehr vermögende Tochter des Bürgermeisters, ein romantisches Mädl, das von dem türkischen Wunderring ganz begeistert war, sich in ihn verliebte. Die beiden heirateten. Herr Karl Maria Pointner lebte achtzig Jahre geehrt, glücklich und zufrieden, und wenn auch ihn zeitweise allgemein menschliches Leid heimsuchte, so brauchte er bloß den Ring des Propheten zu betrachten, dessen Spruch ihm stets neuen Mut gab: „Dein ist der Sieg!"

In seinem Testament vermachte er das Kleinod seiner Lieblingsenkelin, die sich den Ring wohl schätzte — auch ihr verlieh er ungebrochenen Lebensmut und eine Ausdauer, die fast stets von Erfolg gekrönt war.

Einmal in einer Gesellschaft von Professoren und Gelehrten, erzählte sie von dem Talisman, den ihr Großvater tief in der Türkei zum Geschenk bekam, und lobte seine zauberische Wirkung.

„Er trägt eine Inschrift?" fragte Doktor Gupf, Orientalist der Universität.

„Allerdings, und gerade diese Inschrift ist das Wunderbare an ihm!"

„Wissen Sie denn, wie sie lautet?"

„Dein ist der Sieg!"

Doktor Gupf bat sich das Geschmeide zu näherer Betrachtung aus und entzifferte mit auf die Stirn geschobener Brille die türkischen Kraxen der Inschrift; die hieß aber leider nicht so, wie die leichtgläubige Familie Pointner glaubte, denn Mahmud Fehdi Bey war gar kein gutmütiger Mensch, sondern haßte seinen Gehilfen, den Christenhund, der es wagte, seine Augen zu Fatme zu erheben. Daher gravierte er selbst in den Stein: „Allah verdamme dich!"

Doktor Gupf von der Universität überlegte einen Augenblick, ob er der Besitzerin die Wahrheit sagen sollte, beschloß aber, es nicht zu tun, sondern meinte lächelnd: „Wahrhaftig, es ist ein unbezahlbarer Talisman!"

Und auch in Zukunft brachte das Kleinod mit seiner türkischen Verfluchung allen Pointners, die ihn besaßen — und die an ihn glaubten, Glück und Segen . . .

P. L. M.

Balkanhalbinsel sich vollziehen könnte. Viele waren der Ansicht, daß man zunächst die Schaffung eines mitteleuropäischen Wirtschaftsverbandes ins Auge fassen könne, aus dem dann auch — bei voller Wahrung der staatlichen Selbständigkeit — eine politische Organisation — vielleicht mit einer österreichisch-ungarischen Delegation nachgebildeten Einrichtung — hervorgehen könnte, wie ja auch das Deutsche Reich aus dem Zollverein hervorgegangen ist."

Soweit kann man mit dem Verfasser des Aufsatzes im „Freien Wort" gehen. Aber nun heißt es weiter:

„Liegt nicht ganz in dieser Linie der Entwicklung der Gedanke, daß die zwischenstaatliche Rechtsorganisation dereinst noch viel weiter greifen, daß sie nicht an den Grenzen Mitteleuropas, weiterhin auch nicht an denen Europas Halt machen, ja schließlich auch die ganze Kulturwelt umfassen werde? Nichts anderes als dies aber bedeutet die Idee des ewigen Friedens im Sinne Kants."

„Hier stock' ich schon. Wer hilft mir weiter fort." Denn hier beginnt nach unserer Ansicht die Utopie. Ein Bund kleinerer Staaten unter der Führung eines großen und starken Staates, wie das Deutsche Reich, auf der Grundlage nationaler Zusammengehörigkeit errichtet, ist etwas anderes als ein Bund größerer Staaten von verschiedener Nationalität, der nur durch Verträge zusammengehalten wird. Hier wird immer der stärkere Staat geneigt sein, mehr Rechte zu beanspruchen als der schwächere, es wird von Zeit zu Zeit zur Bildung von Gruppen kommen, deren Interessen verschieden sind von den Interessen anderer Staaten oder anderer Gruppen, und da jeder von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugt ist, so wird er auch leicht dazu bereit sein, Berufung an die Entscheidung der Waffen einzulegen. Daß es auch innerhalb eines Bundesstaates zwischen Parteien oder Gruppen zu kriegerischen Zusammenstößen kommen kann, lehrt uns die Geschichte der Schweiz und der Vereinigten Staaten Nord-Amerikas.

* * *

Am 28. August 1898 veröffentlichte der St. Petersburger „Regierungsbote" ein Manifest des Zaren, das der Minister, Graf Muraview vier Tage vorher allen in St. Petersburg akkreditierten auswärtigen Vertretern überreicht hatte. In dieser kaiserlichen Kundgebung wurde „die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens und eine mögliche Herabsetzung der übermäßigen Rüstungen, die auf allen Nationen lasten" als das Ziel bezeichnet, auf dessen Erreichung die Bemühungen aller Regierungen gerichtet sein müßten. Das Manifest gab der Ansicht Ausdruck, „daß der gegenwärtige Augenblick äußerst günstig sei, auf dem Wege internationaler Beratung die

„Da der Abschaffung des Kriegs die Unterdrückung aller jener schlechten Leidenschaften vorangehen muß, die den Krieg veranlassen und und tief in der Menschennatur wurzeln, so scheint der Friedensgedanke zunächst nur eine Utopie zu sein. Jedoch liegen neben den Keimen des Bösen in der menschlichen Natur auch Keime des Guten, die, wenn sie durch die Erziehung gebührend entwickelt werden, die Herrschaft über die ersteren gewinnen und den Menschen für unendliche Besserung zugänglich machen. Außerdem mögen zwar im einzelnen Menschen infolge der Schwäche der Natur die bösen Triebe überwiegen, in der Gesellschaft aber streben eher die edlen Gefühle nach Betätigung, nachdem das Christentum die Grundsätze der Moral verkündet hat."

„Das Christentum ist noch weit davon entfernt, eine seinem moralischen Gehalt entsprechende Entwicklung gefunden zu haben. Wenn man also auch zugeben muß, daß die vollständige Abschaffung des Krieges ein *Ideal* ist, das wir vielleicht niemals erreichen werden, so müssen wir uns ihm doch *immer mehr zu nähern suchen*."

Inwiefern das vertragsbrüchige und beutegierige Italien sich in unserer Zeit diesem „Ideale genähert" hat — diese Frage mag sich der Herr General selbst vorlegen.

*
* *

Wie in aller Welt — so hat man gefragt — war es nur möglich, daß ein so großer und scharfsinniger Denker wie Kant eine Schrift verfassen konnte wie diese Abhandlung über den „ewigen Frieden"?

Auf diese Frage hat ein Berliner Schriftsteller, M. *Kronenberg*, in der Frankfurter Zeitschrift „Das freie Wort" eine Antwort zu geben versucht, in der er zur Verdeutlichung dessen, was Kant unter dem ewigen Frieden versteht, folgendes angeführt:

„Zwischen des Staaten des Deutschen Reiches besteht seit einem halben Jahrhundert der ewige Friede, das heißt die Beziehungen dieser Staaten sind durch eine feste Rechtsorganisation so geordnet und dauernd geregelt, daß der Krieg gänzlich ausgeschlossen ist. Es herrscht hier ein ewiger Friede, wobei das Beiwort „ewig" soviel wie „nach menschlichem Ermessen dauernd" bedeutet, da es ja ein Absolutes in menschlichen Dingen nicht gibt, vernünftigerweise auch vom Ewigen im absoluten Sinne nicht gesprochen werden kann. Dabei ist gerade im Zusammenhang mit dem gegenwärtigen Kriege der Gedanke aufgetaucht und viel besprochen worden, ob nicht eine ähnliche Staatenorganisation wie das Deutsche Reich zunächst Deutschland und Österreich-Ungarn umfassen könnte, und zwar so, daß die beiden Monarchien ihre Selbständigkeit bewahren würden und mit der Zeit auch der Anschluß kleinerer Staaten, wie der der

Im Herbste 1913 machte Nikolaus der Starke mit seiner Gattin Stana, einer montenegrinischen Prinzessin, eine Reise nach Paris, und nachdem man sich dort amüsiert hat, macht man einen Ausflug nach Lothringen zu den Manövern, die dort stattfinden. Dort, ganz nahe an der deutschen Grenze, wird das erlauchte Paar auf einen Aussichtspunkt geführt, von dem aus man in der Ferne die Türme von Metz sieht, und als sich die Großfürstin von den französischen Offizieren wieder verabschiedet, sagt sie mit einem reizenden Lächeln und mit einem bezeichnenden Winke ihrer erhobenen Hand: „Auf Wiedersehen dort — in dem befreiten Metz.“

* * *

Im Juli des nächsten Jahres — 1914 — machten der Präsident der französischen Republik, Herr Poincaré, und der damalige Kabinettchef Viviani ihre famose Reise nach St. Petersburg, von der sie mit dem Revanchekrieg in der Tasche zurückkehrten. Die Herren „Poincarewitsch“ und „Vivianoff“ — wie sich damals ein Pariser Witzblatt ausdrückte — hatten die beste Aufnahme gefunden und den Unterredungen mit dem Zaren hatte auch der kriegslustige Großfürst Nicolaj beigewohnt. Der englischen Mithilfe bei dem bevorstehenden Waffengange durfte man sicher sein. Möglich, daß man den Ausbruch des Krieges erst für das nächste Frühjahr in Aussicht genommen hatte und daß die Bluttat von Serajewo den Stein früher ins Rollen brachte, als beabsichtigt war. Aber das französisch-russische Bündnis hatte seine Früchte getragen, wie es der alte Tolstoi vorausgesehen hatte, als er die Worte schrieb:

„Da dieses Bündnis keinen anderen Zweck haben kann als Krieg oder Kriegsbedrohung, so kann es nur schädlich sein. Was die Bedeutung des Bündnisses anbelangt für die beiden verbündeten Nationen, ist klar, daß es, wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft für beide Teile ein positives Übel sein wird. Die französische Regierung, die Presse und alle Teile der französischen Gesellschaft, die dieses Bündnis loben, haben schon Zugeständnisse gemacht und werden mehr und mehr gezwungen sein, sie zu machen gegen die Traditionen eines freien und humanen Volkes, um ihre scheinbare oder wirkliche Zustimmung zu kennzeichnen mit den Absichten und Gefühlen einer Regierung, die despotischer, reaktionärer und grausamer ist als jede andere in Europa.“

* * *

wirksamsten Mittel zu suchen, um allen Völkern die Wohltaten wahren und dauernden Friedens zu sichern und vor allem der fortschreitenden Entwicklung der gegenwärtigen Rüstungen ein Ziel zu setzen." Am Schlusse des Manifestes heißt es dann:

„Diesen unaufhörlichen Rüstungen ein Ziel zu setzen und die Mittel zu suchen, dem Unheil vorzubeugen, daß die ganze Welt bedroht, das ist die höchste Pflicht, welche sich heutzutage allen Staaten aufdrängt. Durchdrungen von dem Gedanken, hat Se. Majestät geruht, mir zu befehlen, allen Regierungen, deren Vertreter am kaiserlichen Hofe akkreditiert sind, den Zusammentritt einer Konferenz vorzuschlagen, die sich mit dieser ernsten Frage zu beschäftigen hätte. Diese Konferenz würde mit Gottes Hilfe ein günstiges Vorzeichen des kommenden Jahrhunderts sein. Sie würde in einem mächtigen Bündnis die Bestrebungen aller Staaten vereinigen, die aufrichtig darum bemüht sind, den großen Gedanken des Weltfriedens triumphieren zu lassen über alle Elemente der Zwietracht und des Unfriedens. Sie würde zugleich ihr Zusammengehen besiegeln durch eine solidarische Weihe der Prinzipien des Rechts und der Gerechtigkeit, auf denen die Sicherheit der Staaten und die Wohlfahrt der Völker beruhen."

So das „Friedensmanifest" des Zaren. Kaum ein halbes Jahr später sah sich derselbe Zar veranlaßt, „durchdrungen von dem Gefühl für die Sicherheit seines 150-Millionenreichs", die verfassungsmäßig auf die Maximalstärke von 5000 Mann festgesetzte finnische Armee auf das Zehnfache zu erhöhen und Maßregeln für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Finnland anzuordnen!

Merkwürdig genug, daß dieser sogenannte „Friedenskaiser", wie man ihn genannt hat, die Verantwortung für die beiden größten Kriege der neueren Zeit zu tragen hat, den russisch-japanischen Krieg und den Krieg von 1914 —?

* * *

Es gab neben „Nikolaus dem Schwachen", wie man den gegenwärtigen Zaren genannt hat, noch einen zweiten Nikolaus, der in den Augen seiner Anhänger Nikolaus der Starke war, den Großfürsten Nicolaj Nicolajewitsch, der für die Phantastereien seines kaiserlichen Neffen nur ein verächtliches Lächeln hatte. „Sonderbarer Schwärmer!" — dachte das Haupt der sogenannten Großfürstenpartei. „Dauernder Frieden — Herabsetzung der Kriegsrüstungen — so träumt der Zar eines Reiches, das durch Kriege so groß geworden ist! Wozu haben wir diese Millionenarmee, an deren Organisation ich seit Jahren arbeite?"

vereinigt werden sollten. An die Herstellung eines autonomen polnischen Staates hat man gar nicht gedacht, denn der Gründer des Panslawismus, Katkow, hat die Polen ebenso gehaßt wie die Finnländer, weil sie es verschmähten, gute Russen zu sein. Erst jetzt, nach der Besetzung Warschaus durch die Deutschen, hat man aus der Not eine Tugend gemacht und der große Lügner, Herr Sasonoff, hat in seiner Rede bei Eröffnung der Duma die Frechheit gehabt, zu behaupten, es sei immer die Absicht Rußlands gewesen und sei es noch, die Wiederherstellung Polens auf der Grundlage eines autonomen Staates anzustreben, der unter russischem Protektorate stehen solle.

Von seiten Englands war man ganz damit einverstanden, daß Rußland auch Ost- und Westpreußen für sich in Anspruch nahm, da man dadurch einem der Kriegsziele, die man in London ins Auge gefaßt hatte, entgegenkam: der Absperrung Deutschlands vom Meere. In einer im Juli des vorigen Jahres erschienenen Nummer der „National Review", eines Organs der Hoch-Tories, wurde ausgeführt, daß Rußland gut daran tun würde, den Streifen seiner Eroberungen an der Ostseeküste bis nach Kiel auszudehnen. Im Westen würden dann Belgien und Holland im Bunde mit der Entente Deutschland von der Nordsee abschließen und es bliebe dann nur noch der Streifen an der deutschen Küste von der holländischen Grenze bis zum Kanal von Kiel. Man werde wahrscheinlich gezwungen sein, diesen Küstenstreifen zu annektieren, und zwar auf eine Länge hin, bis er den russischen Streifen treffen würde. Die beiden Streifen würden dann durch die dänische Grenze verbunden werden. Österreich-Ungarn vom Meere abzuschließen würde keine schwere Aufgabe sein, da ja das Ostgestade der Adria doch an Italien fallen werde. Das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn würden auf diese Art Binnenländer. aber auch Binnenländer könnten gedeihen und glücklich sein, wie das Beispiel der Schweiz zeigt. Aber wo bleibt die deutsche Flotte? Die nimmt England. Und was soll aus den deutschen Kolonien werden? Die nimmt gleichfalls England und hat sie zum Teil schon genommen. Der Verfasser dieses famosen Aufsatzes rechnet damit, daß durch ein derartiges Verfahren ein großer Haß in Deutschland entstehen werde, aber Deutschland werde auch ohne diese Annexionen von Haß erfüllt sein. Und dieser Haß werde für England weniger gefährlich sein, wenn Deutschland geschwächt sei, als wenn es noch stark sei. Und was für eine schöne Zeit wird es für Alt-England sein, wenn es einmal keinen deutschen Welthandel und keine deutschen Unterseeboote geben wird.

Ein anderes englisches Tory-Organ, „Nineteenth Century", malte sich die Zukunft folgendermaßen aus: „Wenn die triumphierenden Verbündeten erst einmal auf dem Boden der Zentralmächte stehen, dann

Welcher Art waren nun die Kriegsziele unserer Feinde, als sie ihre Millionenheere gegen die Grenzen des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns in Bewegung setzten?

Diese Frage müssen wir uns immer wieder vorlegen und dann erst recht, wenn wir am hoffentlich glücklichen Ausgang dieses opferreichen Krieges die Bedingungen zu erörtern haben, unter denen wir Frieden zu schließen bereit sind. Dann erst recht sollen wir uns gegenwärtig halten, was unser Schicksal gewesen wäre, wenn wir in diesem Kampfe unterlegen wären.

Zunächst also Rußland. Was wir von dieser Seite zu erwarten hatten, darüber konnte man nicht im Unklaren sein, da schon bald nach dem Ausbruch des Krieges von den panslawistischen Zeitschriften und Blättern die Umgestaltung der europäischen Landkarte mit einer Gründlichkeit erörtert wurde, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Einer der Hauptpunkte in dem Kriegsprogramme der Panslawisten, zu denen auch die Großfürstenpartei am kaiserlichen Hofe gehörte, war die Wiederherstellung des alten Deutschen Bundes. Schleswig-Holstein sollte zwar wieder an Dänemark fallen, aber Hannover, Kurhessen und Nassau sollten wieder selbständig werden und die Führung dieses verjüngten Deutschen Bundes sollte das durch die deutschen Provinzen Österreichs vergrößerte Bayern übernehmen! Auch das Königreich Sachsen sollte wieder die Grenzen erhalten, die es vor dem Wiener Kongreß gehabt hatte. Von Preußen sollte nicht viel mehr als die Mark Brandenburg übrig bleiben, da Ostpreußen und Pommern an Rußland fallen müßten. Die Existenz eines Österreich-Ungarn, das immer Rußland feindlich gewesen sei, müsse ganz ausgelöscht werden. Böhmen mit Mähren und Schlesien müßte ein selbständiger Staat unter russischem Protektorate werden und die südlichen Provinzen dieses Reiches, das sich längst überlebt hätte, sollten an Italien und Serbien fallen. Von Ungarn sollte der von Rumänen bewohnte südöstliche Bezirk an das Königreich Rumänien fallen. Galizien sollte selbstverständlich mit Russisch-Polen vereinigt werden.

Einmal schien es bekanntlich, als sei eine dieser Forderungen der Panslawisten in Erfüllung gegangen. Das war damals, als der Zar persönlich von dem eroberten Galizien Besitz ergriff und seinem Oheim, dem Generalissimus der russischen Heere, Großfürst Nicolaj Nicolajewitsch, einen kostbaren Ring überreichte, der die Inschrift trug: „Dem Befreier Galiziens“. Der Traum war schön, aber kurz, und es folgte ein fürchterliches Erwachen.

Damals, als der Zar seinen Ausflug nach Galizien machte, war es für die Herren Panslawisten eine ausgemachte Sache, daß alle von Polen bewohnten Gebiete Österreichs und Preußens mit Russisch-Polen

hassen" kann, gegen den man „nichts hat". Und in zahllosen Varianten konnte man in französischen und englischen Blättern immer und immer wieder Ausfälle und Brandreden gegen den deutschen Militarismus lesen, dessen Ausrottung eine Notwendigkeit sei. Nun ist es eine ganz alberne, durch nichts bewiesene Behauptung, daß in Deutschland der Militarismus die herrschende Regierungs- und Verwaltungsform und daß der ganze staatliche Organismus von militärischem Geiste getragen und erfüllt sei. Aber gesetzt auch, daß dies der Fall wäre, so ist doch die Frage berechtigt: was geht es euch an, welche Regierungs- und Verwaltungsform und welche gesellschaftliche Organisation sich Deutschland gegeben? Ist es Deutschland jemals eingefallen, Frankreich zu bekriegen, weil es eine Rupublik ist oder von Rußland die Einführung konstitutioneller Einrichtungen zu verlangen? Und weiter dürfte man dann fragen: hat dieser angeblich vorhandene Militarismus die kulturelle Entwicklung der Welt störend und hemmend beeinflußt oder hat Deutschland sie in dieser „militaristischen" Epoche nicht so wesentlich gefördert, daß die Nationen, die es jetzt bekriegen, in mancher Hinsicht bei ihm in die Schule gingen? Und hat dieses „in Waffen starrende" Deutschland nicht wesentlich dazu beigetragen, daß Europa vierundvierzig Jahre hindurch die Wohltaten des Friedens erhalten geblieben sind?

Also hört einmal auf mit diesem albernen, geradezu kindischen Märchen vom deutschen Militarismus! Die vernünftigen Leute unter euch — und es gibt immer einige — finden es abgeschmackt, immer noch mit dieser verbrauchten Phrase zu kommen. Der häufige Gebrauch dieser Phrase — sagt die „Libre Parole" vom 25. Februar — bezeichne nur „die Unfähigkeit der Verbandsminister, sich zur Höhe der Situation zu erheben". Das Blatt tadelt es, daß Asquith in seiner letzten großen Rede die „abgenutzte Formel vom preußischen Militarismus" wiederholt habe. Das sei Blödsinn! Dieses Wort sei, wenn auch in entstellter Form, nur „der gedankliche Ausdruck einer überlegenen militärischen Kraft". Bilde man sich denn ein — fragt das Blatt — eine Denkart umwerfen zu können? Auch englische Blätter bezeichnen diese Phrase als „verbrauchte Rhetorik" und ein russischer Sozialist nannte es in der Duma eine Dummheit und Unverschämtheit zugleich, wenn man im Lande der Knute und der Kosakenlanze vom deutschen Militarismus spreche.

In der Tat konnte die kürzlich aus St. Petersburg eingetroffene Zeitungsmeldung, daß den Gegenstand einer Beratung der „Kadetten"-Partei der Duma der „Preußische Militarismus" gebildet habe, jedem, der die russischen Verhältnisse kennt, nur ein mitleidiges Lächeln entlocken.

Noch einmal sei es gesagt: Der gegenwärtige Krieg ist kein Kampf gegen den „deutschen Militarismus" und für den „kulturellen Fortschritt

werden sie nicht zu konkurrieren versuchen in der Vergewaltigung von Frauen, dem Hinmetzeln von Kindern, dem Ermorden von Gefangenen und Verwundeten und dem Erschlagen friedlicher Bauern, dem Zerstören von Altären und Kulturstätten. Aber sicherlich werden diejenigen erschossen oder gehängt werden, die die Hauptanführer in diesem Verfahren und bei diesen Greueln gewesen sind, wenn sie in die Hände der Verbündeten fallen.“ — „Man wird“ — heißt es da weiter — „den Zentralmächten eine unerhörte Entschädigungssumme auferlegen, die sie für lange Jahre zur äußersten Armut verdammen wird. Ihre Flotte wird konfisziert werden.“

So äußern sich englische Zeitschriften, die von gebildeten Lesern gehalten werden. Und so äußern sich diese Zeitschriften, weil sie wissen, daß sie bei diesen gebildeten Lesern volles Verständnis und rückhaltlose Zustimmung finden.

Und mit welchen Hoffnungen und Ansprüchen ist Frankreich in diesen Krieg gezogen? Daß dieser Krieg der lang erwartete, von so vielen heißersehnte Krieg der Revanche sein sollte, dafür bürgte schon der Name des Präsidenten Poincaré, dieses wackeren Lothringers, den einmal ein russisches Blatt „einen direkten Nachkommen der Jungfrau (!) von Orleans“ genannt hat. Was man offen als Ziel dieser Revanche bezeichnete, war die Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens; „woran man im Stillen noch dachte und nur einige vorlaute Schwätzer öffentlich sprachen, war die Eroberung des linken Rheinufers. Außerdem beanspruchte man eine ausgiebige Kriegsentschädigung, die ein französischer Nationalökonom auf nicht weniger als zwanzig Milliarden Franks veranschlagte. Ein nettes Sümmchen, das die Kriegsentschädigung, die Frankreich im Jahre 1871 auferlegt wurde, um das Vierfache übertreffen sollte.

Was Italien als Lohn für seinen Vertragsbruch von Österreich-Ungarn fordert, ist bekannt genug: nach dem schönen Südtirol blickt es schon lange mit lüsternen Augen und die Adria sollte ein italienischer See werden — weiter nichts.

Dieser Krieg war in Wahrheit und ist es noch immer, was er von Anfang an war, ein ganz gemeiner Raubkrieg, der gemeinste, der seit den Tagen Ludwigs XIV. geführt worden ist. Um das Verbrecherische ihres Unternehmens zu beschönigen, haben die Mächte der Entente das unsäglich alberne Märchen von der Bekämpfung und Niederzwingung des deutschen oder preußischen Militarismus erfunden. „Wir haben nichts gegen den deutschen Kaiser, aber wir hassen ihn als die Verkörperung des deutschen und preußischen Militarismus, der die Ruhe und die Kultur des zivilisierten Europa bedroht.“ So war einmal in einem Pariser Blatte zu lesen, das die merkwürdige Entdeckung gemacht hat, daß man jemand

Verächterin des blasierten, frivolen Aristokratentums, dem jeder Idealismus lächerlich; aber die aristokratische Herkunft hat ihr nebst einem besonderen Erfahrungsschatz auch eine gewisse Großzügigkeit und die gebundene Anmut der Form verliehen, die als Reste abgestorbener Kulturen in manchem Enkel noch aufleben. Sie hielt es nicht, gleich gewissen Amazonen, für nötig, das Weib zu verleugnen und sich männisch zu verwandeln, um Vollmensch zu sein. —

Der Vater der Dichterin war der österreichische Major und Kammerherr Graf Dubsky, ein Sprosse aus altem Adel in Mähren; ihre Mutter eine Deutsche, eine Sächsin. Die Blutmischung erzeugt häufig besondere Regsamkeit im Kinde; sie befähigte zweifellos das Töchterchen, sich auch dem slawischen Volkstypus dichterisch einzufühlen, während ihre Kultur sie zur Deutschen prägte.

Bald nach der Geburt Maries (13. September 1830 auf dem Stammschloß Zdislavic in Mähren) starb ihre Mutter, und erst ihre zweite Stiefmutter nahm einen geistigen Einfluß auf das Kind. Marie erhielt die Erziehung junger Aristokratinnen: Unterricht in Sprachen und der Religion; ein Mehr galt in diesen Kreisen für — unschicklich. In der Novelle „Lotti, die Uhrmacherin" sagt der junge Baron, der sich mit geistigen Aufgaben beschäftigt: „Meinen Leuten — Bücher? Freund, ich frage mich manchmal, ob sie lesen können!" In dieser Komtessenerziehung war nur eines außergewöhnlich gut: Man ließ dem Kinde freie Zeit, man ließ es ungeschoren. Marie stürzte sich über die Bücher, ein ungeheurer Lesehunger begleitete sie von den ersten Mädchenjahren bis ins Greisenalter. Mit ihrer frühen Selbständigkeit erwarb sie sich die gründlichste Bildung in Geschichte, Literatur und Philosophie. Daneben ergab sie sich theoretisch und praktisch der Uhrmacherkunst.

Da war der stille Park des Schlosses, wo das Mädchen träumend ging und zur Dichterin erwachte. Und da war während des allwinterlichen Aufenthaltes in Wien die standesgemäße Loge im Burgtheater, wo ihrem Enthusiasmus die stärksten Schwingen wuchsen. Die Halbwüchsige schrieb Epen, Lust- und Trauerspiele, Novellen, Gedichte. Sehr mißbilligte die feudale Familie solche Entartung . . . Aber die vernünftigere Stiefmutter wandte sich, als der Sonderling 17 Jahre geworden, an Grillparzer und legte ihm Poesien des Mädchens zur Prüfung vor. Das Antwortschreiben des Dichters wird im Grillparzer-Archiv aufbewahrt: es war der Ritterschlag für den Knappen mit langen Haaren.

Mit 18 Jahren heiratete Marie den um 15 Jahre älteren Freiherrn Moritz von Ebner-Eschenbach. In der kinderlosen, ruhigen Ehe, die erst kurz vor der goldenen Hochzeit durch den Tod des Mannes gelöst wurde, erlangte die Dichterin volle geistige Bewegungsfreiheit. Ihr Gatte, zuerst Hauptmann und Lehrer an der militärischen Ingenieur-

der Menschheit“ — wie eine andere Phrase der Entente lautet — er ist nichts anderes als ein ganz gemeiner Raubkrieg, der von den russischen Panslawisten und den französischen Chauvinisten angezettelt worden war und zu dem England, zu dessen politischen Traditionen seit Eduard VII die Einkreisung Deutschlands und die Lähmung der deutschen Handels- und Flottenmacht gehörte, seinen Segen gegeben hatte.

Marie Ebner-Eschenbach.

Von Hermann Kienzl, Berlin.

Die Ehrwürdige hat Abschied genommen. Die dunkle Stunde schlug, in der wir ganz empfinden sollten, was sie gewesen — sie, noch im höchsten Greisenalter eine Lebendige unter den Lebenden, noch mit der Last von 85 Jahren eine Quelle jungen Lichtes. Österreichs Blutsgemeinschaft und Deutschlands Geistesgemeinschaft halten Totenwache und die Schwesternschaft aller guten Frauen weiht schuldigen Dank dieser Zierde des Geschlechts. Nie ist sie aus ihrer stillen Klause in die Arena gestiegen, sie war keine literarische Suffragette. Doch hat der Kampf um die Würde und die Freiheit der Frau in der Ebner-Eschenbach eine moralische Stütze gefunden; in ihrem persönlichen Sein und Wesen, das sich in ihren Büchern entfaltete. Sie selbst ist freilich auch über ihr Geschlecht hinausgewachsen, wie über ihr Land und ihren ererbten Stand. Ein Befreier kann nur werden, wer sich selbst befreit. Die ganze Entwicklung der Ebner-Eschenbach war ein ehrliches Überwinden, Sich-Befreien. Mit den drei Taufgeschenken des Schicksals: ihrer Landsmannschaft, ihrer Standesgenossenschaft und den Vorurteilen ihres Geschlechtes, hat sie immer wieder abgerechnet. Aber als Seherin und Dichterin, nicht als Kämpferin. Auch wo sie anklagte, tat sie es nicht im Namen einer Partei. Mit geweihten Händen riß und rüttelte sie an den Vorrechten und Grundpfosten des Erbadels, an den geistigen Mautschranken Österreichs, an der männlichen Doppelmoral und den Ketten der Frau. Sie eiferte nicht, sie gestaltete. Sie schrieb mit dem gleichen Verstehen Schloßgeschichten und Dorfgeschichten. Stieg nicht vom Schlosse „gnädig“ hinab ins Dorf; war da und dort eine demütige Menschensucherin.

Ja, noch wundervoller: die Zufallsgaben der Geburt verwandelte sie in sich zu Fähigkeiten. Das Enge des Aristokratischen, Altösterreichischen und des Frauenloses, all das, was sie sprengen half, nützte sie in ihren dichterischen Lebensbildern zu den intimen Reizen, die die Erfahrenheit verleiht. Marie Ebner-Eschenbach hat die Welt zum Vaterland, aber Wurzelkraft gibt ihr der österreichische Boden. Sie ist die

Zeit mitschreitend, zwar nicht lehrte und predigte, aber mit sittlichem Glauben gestaltete. Sie sagte nicht: Das sei Gesetz! Denn so modern dachte sie, daß sie von der Relativität der Dinge und Begriffe und auch des Guten und Bösen überzeugt war, aber sie gab Beispiele. Gottfried Keller schrieb an Auerbach über die Mission des Dichters: „Kurz, man muß, wie man schwangeren Frauen etwa schöne Bildwerke vorhält, dem allezeit tüchtigen Nationalgrundstock stets etwas Besseres zeigen, als es schon ist; dafür kann man ihn auch um so herber tadeln, wo er es verdient.“ Das ungefähr, bemerkt Necker, war auch Marie Ebner-Eschenbachs unvorsätzliches Programm. Daher war ihre Satire, die in den Künstlernovellen und in den „Aphorismen“ am lebhaftesten sticht, nie pessimistischer Natur. Sie sah den Keim besserer Zeiten auch im verlorensten Menschenkind.

Auch eine Entwicklungsstufe erklomm sie, als sie dem Drama, das der Traum ihrer Jugend gewesen, mit Energie entsagte und sich ihrem eigensten Elemente, dem Roman, der Novelle widmete. Manche ihrer Schauspiele sind aufgeführt worden. Länger gehalten hat sich nur das kleine, feine Gesellschafts-Lustspiel „Ohne Liebe“ und das beste der Schiller-Feststücke „Doktor Ritter“. In dieser dramatischen Episode, die den jungen Schiller auf dem Landsitz seiner Freundin Henriette von Wolzogen vor die Wahl stellt: Dichterberuf oder Liebe und Ehe — klingt, unbeeinflußt, der Gedanke von Ibsens „Komödie der Liebe“ durch: der Dichter muß entsagen, muß sich der Freiheit verloben.

Ein radikaler Liberalismus sprüht in dem kleinen Stück. Die Dichterin fühlt sich in die Entstehung von „Kabale und Liebe“ ein. Diesen Gefühlen ist sie immer treu geblieben, doch nahmen sie in der Klärung der Jahre einen sozialen Charakter an. Im „Gemeindekind“, wo sie den verachteten Betteljungen, den Sohn eines hingerichteten Raubmörders, der Gesellschaft und dem Abstammungshochmut zum Trotze, zum prächtigen Menschen werden läßt; in diesem sozialistischen Dorfroman, der sozusagen im Nebenamt die Pädagogik, die Klerisei, die Nonnenklöster und die Furcht vor der öffentlichen Meinung erledigt, fällt das Wort: „Ihr Geringen, ihr seid die Wichtigen, von euch geht aus, was Fluch oder Segen der Zukunft sein wird.“

Nie hat sich Marie Ebner-Eschenbach zu einer tendenziösen Sünde gegen die Wahrheit des Stofflichen verführen lassen, nie, wie Berthold Auerbach, die Bauern zu Lilienengeln gemacht. Sie hat den armen Leuten redlicher gedient als mit dem Schönfärbepinsel. Sie hat sie verstanden — auch im Häßlichen. In der Erzählung „Die Großmutter“ findet das arme alte Weib den ertrunkenen Enkel in der Leichenkammer. Und in allem Schmerz sagt sie zum Arzt: „Den guten Rock, den ich ihm erst machen ließ, den geben Sie mir mit! Der Junge braucht ihn

Akademie, zuletzt Exzellenzherr und Feldmarschalleutnant, war ein geistvoller militärwissenschaftlicher und Reise-Schriftsteller. Seine Frau zollte dem Verkehr mit der sogenannten „monde" nur den notwendigsten Tribut und schloß sich an das geistige Wien, an Grillparzer, Halm, Anastasius Grün, Betty Paoli und an die Weimarer Schriftstellerin Luise François an. Sie gehörte auch zu dem musenfreundlichen Kreise der gastlichen Frau Ida Fleischl.

65 Jahre — bis zu ihrem Tode! — lebte Marie Ebner-Eschenbach zu Wien in einem alten Hause der Rotenturmstraße. In den ihr wohlbekannten Wohnungen der kleinen Leute der gewerbefreundlichen Altstadt spielen ihre Wiener Novellen. Den Sommer verbrachte sie zumeist in Oberösterreich, den Herbst auf dem Heimatschloß Zdislavic in Mähren, da und dort mit den Bauern und Dörflern aufs innigste vertraut. Über die Grenzen Österreichs kam sie selten. Bei öffentlichen Festen und Schaustellungen sah man sie nie. Ihr Tag gehörte seit mehr als sechs Jahrzehnten der Arbeit und den weiblichen Pflichten: „Die Kinderlose hat die meisten Kinder", sagt sie im Gedicht.

Wie Marie Ebner-Eschenbach ihr äußeres Leben fest in die Hand genommen und geformt hat, so hat sie sich auch von geistiger Etappe zu Etappe ehrlich durchgerungen. Der Erfolg kam spät. Sie war fast 50 Jahre alt, als sie bekannt wurde. Das Vorurteil gegen die schriftstellernde Frau und die in früherer Zeit nicht unterscheidende Abneigung der freisinnigen geistigen Welt gegen den adeligen Namen standen ihr im Wege. Erst mit dem liebenswürdigen Spottroman „Komtesse Muschi" wurde sie einigermaßen populär. Heute haben es die Dichter weiblichen Geschlechtes nicht mehr so schwer.

Marie Ebner-Eschenbach hielt sich fern dem literarisch-geschäftlichen Rummel, den sie in der Künstlernovelle „Lotti, die Uhrmacherin" brandmarkte. Sie wurde von wenigen, deren Stimmen wiegen, früh erkannt; von Grillparzer, von Otto Ludwig und von Paul Heyse, der die klassische Humoreske „Die Freiherrn von Gemperlein" in seinen Musterschatz deutscher Novellen aufnahm. In den zwei letzten Jahrzehnten, in denen Marie Ebner-Eschenbach noch immer Werk auf Werk schuf, wurde der Meisterin allerdings eine allgemeine Verehrung zuteil. Zu ihrem 70. Geburtstag verlieh ihr, zum erstenmal einer Frau, die philosophische Fakultät der Wiener Universität die Würde des Ehrendoktors.

Der Biograph der Ebner-Eschenbach, Moritz Necker, sagt: So langsam, wie ihr Ruhm entdeckt wurde, habe sich Marie Ebner-Eschenbach selbst entdeckt. Der Literarhistoriker Richard M. Meyer nennt die Lieblingsform ihrer Erzählungen „Erziehungsgeschichte" — und das stimmt insofern auch, als die Ebner-Eschenbach, im sozialen Kampfe der

Den Mann setzt sie nicht grundsätzlich herab. Es genügt ihr, Frauen als innerlich starke, freie Menschen zu zeigen. Das tut sie mit derselben Natürlichkeit, die zwei heitere Aphorismen betonen: „Als eine Frau lesen lernte, trat die Frauenfrage in die Welt" und: „Eine gescheite Frau hat Millionen geborener Feinde: alle dummen Männer." In „Wieder die Alte" lernen wir eine Greisin kennen, die ihren verlotterten aristokratischen Gemahl mit ihrer Hände Arbeit, als Krawattennäherin, erhält. Die Standard-Frauengestalt der Ebner-Eschenbach ist die „Bozena" (im gleichnamigen Roman). Ein armer Dienstbote, ein schlichter, tüchtiger, selbstloser Mensch, ohne Bildung, aber mit gesundem Herzen und Verstand. Auf ihrem düsteren Leidensweg beschämt das hochherzige Weib die Herrschenden und Gebildeten, sie, die allein aufrecht steht und aufrichtet, wo die anderen verfallen und niederreißen.

Immer wieder in ihren Büchern setzte sich die Dichterin mit dem Stande auseinander, der ihr angeboren war. Zuerst war sie doch noch so befangen, daß sie den aristokratischen Müßiggängern zwar das Evangelium der Arbeit predigte, aber zwischen standesgemäßer und minder schicklicher Arbeit unterschied. In der Novelle „Ein Edelmann" endlich fordert sie, daß der Aristokrat schlechtweg arbeite und sich seiner Titel und Vorrechte entkleide; der Vater spricht zum Sohn: „Tritt in die Reihe deiner Brüder, ein Gleichheißender mit den Gleichseienden!" Marie Ebner-Eschenbach, die Aristokratin, die Arbeiterin, sagt: „Es gibt nur einen Aristokraten, den der Gesinnung . . ."

An Nietzsche und Ibsen hat sie sich nicht vergriffen: dagegen klopfte sie in ihren satirischen Künstlernovellen gern die mißverstehenden Jünger der Propheten aus; die „glücklichen Pessimisten, die solche Freude empfinden, wenn sie bewiesen haben, daß es keine Freude gibt"; die jungen Bilderstürmer und die dreikäsehohen Persönlichkeits-Schmöcke, zu deren einem sie sagen läßt: „Zuerst mache du dich, dann wirst du vielleicht etwas machen!"

Das Lebenswerk der Marie von Ebner-Eschenbach ist ein Entwicklungs- und ein Erziehungswerk. Aber nicht das Werk eines Philosophen oder Pädagogen, nein, das Werk einer Künstlerin. Denn all ihr Wille und Geist wurde Fleisch und Gestalt. Zwischen dem Lehrhaften und ihr standen die Schutzwächter des Schönen: Liebe und Heiterkeit. Eine milde Sonne verklärte den Abend der merkwürdigen Frau; die eine große realistische Dichterin war und eine an der Welt nie verzagende Enthusiastin.

nicht, und ich kann ihn verkaufen.“ Den Arzt schaudert's; doch dann denkt er: „O die Armut, die bittere, häßliche Not!“

1867 bekennt sich Marie Ebner-Eschenbach zum persönlichen Gott ihrer Christenlehre. Im „Gemeindekind“ (1886) und noch entschiedener im Roman „Glaubenslos“ steht sie auf dem Boden des modernen Bekenntnisses, ist sie zu der Ethik ohne Metaphysik, zur Moral ohne Glauben an den persönlichen Gott, zum Goetheschen Heidentum durchgedrungen. Einer ihrer Aphorismen lautet: „Je weiter unsere Erkenntnis Gottes dringt, je weiter weicht er von uns zurück.“

Allmählich, mit dem wachsenden Glauben an die selbständige Kraft der Frau, klärt sich das Verhältnis der Dichterin zu Liebe und Ehe. Die Erotik ist nicht die Dominante in ihren Dichtungen; wohl aber kennt sie ihre Macht. Sie hebt die Liebe über die Banalität der meisten Verliebten empor, indem sie sagt: „Die wahre, die furchtbare Liebe gehört zu den größten Seltenheiten und ihre Helden sind an den Fingern herzuzählen, wie überhaupt alle Helden.“ Und in „Nach dem Tode“ stehen die Worte: „Ich halte die Liebe für das grausamste aller Mittel, welche die zürnende Gottheit erfunden hat, um ihre Geschöpfe heimzusuchen.“ Hier ist eine merkwürdige Übereinstimmung mit einem Jugendwerk der Mite Kremnitz, das den Titel „Fluch der Liebe“ führt. Doch wie die jüngere Meisterin hat auch Marie Ebner-Eschenbach die Kraft des liebenden Herzens an ihren Frauen oft gepriesen. Der Gipfel des sozialen Romanes „Bozena“ ist es, daß das arme Mädchen seine heimliche Hingebung an den Geliebten tapfer und stolz vor den Sittsamen bekennt. Allerdings im Gegensatz zu solcher Auffassung steht in dem minder geratenen Roman „Unsühnbar“, daß die verführte Gräfin bis zum Tode ihren „Fehltritt“ büßt; aber für dieses strenge Gericht war der Druck des gesellschaftlichen Kreises maßgebend, der alles toleriert, nur nicht die Verletzung des äußeren Scheines. Geht doch das Unheil von einem feudalen Lebemann aus, der seinen verleugneten unehelichen Sohn als Schneeschaufler verderben läßt. Die freie Verantwortung vor dem eigenen Herzen ist die Forderung, die die Ebner-Eschenbach an der Seite Ibsens aufstellt. In „Lotti, die Uhrmacherin“ verurteilt sie das aristokratische Mädchen, das ihren Geliebten dem Wunsche ihrer Eltern opfert. Dort auch sagt sie, daß unverzeihlicher als alle Sünde die Tugend der Seelenarmen sei.

Der Charitas steht diese freigeistige Dichterin näher als der Erotik. Ihr stärkstes Empfinden ist das der Unerträglichkeit fremden Leides. Aus dem Herzen, nicht vom Katheder stammt ihr Sozialismus; und das Mitleid, die weiblichste Eigenschaft, machte sie auch zur Vorbildnerin kommender Frauen.

dem Feind, hin und her. Ob ich den Buben noch einmal sehen werde? — Die Suppe ist ausgelöffelt, noch die letzten Tropfen saugt sie von der Schüssel. Dann faltet sie die Hände und sagt halblaut das Dankgebet: „Himmlischer Vater, dir sei Lob und Dank für das liebe Speis' und Trank in Ewigkeit amen."

Geht rasch die Tür auf und hereintritt — der Fritzl: „Mutter!"

Sie tut einen lauten Schrei. Fast lähmt sie der Schreck. So blickt sie ihn an, den Liebling, der so plötzlich schön und stattlich mit ausgebreiteten Armen vor ihr steht. Frisch schaut er aus. Sie kann sich kaum fassen — erst langsam und leise murmelt sie: „Ja, wie kann denn das sein?"

„Acht Täg Urlaub!"

Sie reicht ihm die Hand und schaut ihn an, und schweigt. Ihre Freude kann nicht heraus, so groß ist sie. „Hunger wirst haben", sagt sie endlich.

„Und was für einen!" lacht er lustig.

Sie geht hinaus in die dunkle Küche, bleibt dort mit verschlungenen Händen stehen wie eine Säule und ist ratlos. Sie hat nichts zu essen.

Keine Post, die nicht mit Bitten kommt. Keine Not jetzt, die nicht des Schriftstellers Feder sucht, um nach Hilfe zu rufen. Was an den Fronten das Schwert tut, das soll im Hinterland die Feder tun. Und deren Beruf ist es nicht, Wunden zu schlagen, sondern Wunden zu heilen.

Eine unserer größten Sorgen ist die Not der armen Leute. Man hört klagen, daß Arme nicht mehr arbeiten wollen, weil sie sich auf die Kriegshilfe verließen. Es wird wohl mehr solcher geben, wie die Frau Soundso eine ist. Seit ihr Mann, ein Kohlenträger, im Felde steht, will sie nicht mehr Bedienerin in den Bürgershäusern sein, sie hat's nicht not. Sie kann jetzt mit gleichgesinnten Freundinnen Kaffeekränzchen geben und „pfeift auf die Dienerei". Das Publikum, das immer ungerecht ist, wirft zu diesen Frevlern auch die wirklichen, unschuldigen Armen in den Topf. Die müssen den Übermut der anderen büßen. Seht einmal hin: Der Ernährer ist im Krieg, das Weib arbeitet schier Tag und Nacht und die kleinen Kinder werden täglich blasser und welker. Sie haben nicht genug Nahrung.

Da kommt ein Vorschlag: Jede Familie, die sich jetzt täglich satt essen kann, soll Tag für Tag ein hungerndes Kind armer Leute zu ihrem Tisch ziehen. Wer das tun will und etwa kein hungerndes Kind weiß, der soll sich an Armenvereine, an Bezirksarmenväter, an

Heimgärtners Tagebuch.

Ein italienisches Ehepaar aus dem Küstenlande war, um den „Erlösern“ zu entfliehen, nach Graz gekommen. Es war gern im Stadtpark und mir fiel sein schönes Kind auf, ein etwa vierjähriges Mädchen, das sich — stets die Puppe im Arm — mit Glaskugelschieben auf dem Kiesweg ergötzte. Eines Tages beobachtete ich, scheinbar absichtslos hin- und herschlendernd, wie das Kind sich einer Bank näherte, auf der neben einer alten Frau ein Knabe saß, welcher mit der kleinen Italienerin ungefähr gleichaltrig sein konnte. Er spielte mit Bausteinen und tutete manchmal mit einem Trompetlein. Langsam hatte sich die Kleine der Bank genähert, war ein Weilchen davor gestanden und hatte endlich mit zärtlicher Miene dem Knaben eine Glaskugel hingehalten. Dieser, befremdet durch den Besuch, ergriff sie nur zögernd, aber bald spielten sie mitsammen so, daß sie die Glaskugeln zwischen sich auf der Bank hin- und herrollen ließen. Dann streichelte das Mädel mit seinem zarten Händchen den Arm des Knaben und er schaute ihr treuherzig ins Gesicht. Jetzt hielt sie ihm die Puppe hin, die er annahm. Dann faßte er das Blechtrompetchen, welches er an einer grünen Schnur umgehangen hatte und schmetterte damit der Spenderin einen schönen Dank ins Ohr. Dann lachten sie und spielten weiter. Die alte Frau betrachtete schweigend und mit Wohlgefallen die beiden Kinder. Auf einmal sagte der Knabe etwas, das Mädchen blickte auf und entgegnete. Und als sie noch ein paar Worte gesagt hatten, schauten sie einander verblüfft, fast erschrocken an, das Mädchen riß ihm die geschenkte Puppe aus der Hand und lief davon. Der Knabe schleuderte die auf der Bank zurückgebliebene Glaskugel auf die Erde, dann zog er seine Kindsfrau mit sich fort. Noch aus Entfernung blickten die Kinder aufeinander zurück, erregt und verstört.

Was hatte es zwischen den beiden nur gegeben? Das war's: Sie hatten zueinander gesprochen und hatten nicht verstanden. Es waren *fremde Sprachen* — da graute ihnen voreinander.

Es wird schon was dran sein, wenn ich sage: Nicht bloß die Kleinen, auch die Großen treiben es so, und die Leute würden einander leichter verstehen, wenn sie keine Sprache hätten.

Die *Berghäuslerin* hockt auf der Wandbank bei ihrem Mittagsmahl. Drei Erdäpfel in der Schale und eine braune Einbrennsuppe ohne Fettaugen. Nachher tuts es wieder für heute. Sie ist allein und ihre Hütte steht in der Einschicht. — Mein Gott, denkt sie, wie wird's dem Fritzl gehen? Ob er auch was hat. Oder nur das Schießen vor

Welcher unserer Feldherren ist bisher der volkstümlichste? Der am tiefsten in das Feindesland gedrungen, oder der den ins Vaterland eingebrochenen Feind hinausgetrieben hat? — Das Volk unterscheidet, vielleicht nicht immer bewußt, aber richtig zwischen Angriff und Abwehr.

In großer Zeit sollte man nur große Dichter lesen. Da versteht man sie am besten. Selbst die aus dem Altertume. Das Verhältnis des Menschen zur Not bleibt gleich in allen Zeiten, und je weniger ein Dichter sich an seine Zeit knüpft, je weniger er „modern" sein will, je mehr er das allgemeine Menschentum erfaßt, je weiter in die Jahrhunderte, Jahrtausende hinein wird er verstanden und nachgefühlt. Das gilt auch für die Form. Der moderne Stil ist erträglich, solange die Mode dauert. Die Klassiker haben eine Form, die gleichsam außerhalb der Zeit steht, wie der Dukaten im Gegensatz zur Banknote.

Wer nur wenig lesen kann, der soll sich das Beste auswählen. Ich habe jetzt „Hermann und Dorothea" und „Wilhelm Tell" wieder gelesen, nein erlebt. Erlebt! Diese Dichtungen stellen ja freilich Ereignisse vergangener Zeiten dar. Und doch sind sie wie gestern geschrieben für heute. Alles steht in Beziehung zu unserer gewaltigen Gegenwart, für alles hat unser gequältes Herz Verständnis und Gefühl. Und wir sind gestärkt, ermutigt, größer geworden. Wir schätzen die Bedeutungslosigkeit unserer Alltagsbestrebungen. Wir sehen in die Tiefe des Schicksals, wir empfinden die Kraft der menschlichen Seele. — Wenn man solche Dichtungen in sich aufnimmt, da erfährt man mehr davon, was in den Diplomatenkammern und auf den Kriegsschauplätzen jetzt seelisch vorgeht, als wenn man die Zeitungen liest. — Es ist einmal so: Die großen Dichter machen uns die Welt klarer, lichter, die Seele freier und reiner.

Vor kurzem hat meinen Freund E. ein Herr aus der besseren Gesellschaft besucht. Im Laufe des Gespräches fragte der Besucher, welche recht aktuelle Lektüre E. ihm anraten könne. Dieser nannte ihm: Goethe, Schiller und Grillparzer. Der Besucher hatte über diese „taktlose Bemerkung" ein gutmütig nachsichtiges Lächeln. Dann ging er ins Kaffeehaus und las Witzblätter.

Man hört jetzt oft fragen, welche Richtung die Literatur nach dem Kriege einschlagen werde. Viele vermuten: Die idyllische. — Es wäre möglich, die Gegensätze berühren sich gern. Also von der brutalen Wirklichkeitsdarstellung hinweg und ins märchenhafte Friedensleben hinein. Dann könnte man sagen: Was die Wirklichkeit schuldig

Lehrer und Lehrerinnen wenden, die werden ihn reichlich versorgen können mit Kindern, die daheim nicht genug Nahrung bekommen.

Wir hüten jetzt unser Vaterland für ein junges Geschlecht. So dürfen wir dieses junge Geschlecht auch nicht verkommen lassen.

Aber ein Bedenken. Die Erfahrung lehrt, daß man Armen nie eine Hilfe aufdrängen soll. Das heißt in vielen Fällen Bettler machen und erzeugt Ungenügsamkeit und Undank. Wenn sie aber selbst kommen, dann möglichst bereit sein zu helfen, sei es mit Arbeit, mit Brot, mit Rat und Trost. Immer dem Nächsten. Fernerstehende, Fremde sind die Nächsten anderer.

Das gute Herz — man erkennt es an der Marke!

Du mußt es dreimal sagen! sprach der Geist. Denn zweimal hatte ich es schon gesagt, und zwar recht laut: Wer Briefmarken braucht, der kaufe Kriegsbriefmarken. Viele sind dem Rufe gefolgt, aber ich hatte alle erwartet. Nach einer Schätzung des Postverkehrs in Österreich-Ungarn träumte ich von etwa sieben Millionen Kronen, die diese Kriegsmarke jährlich einbringen müßte. Da hatte der alte Poet wieder einmal eine zu hohe Meinung von der lieben Menschheit. Eine achtmal zu hohe. Jetzt bringt die Kriegsbriefmarke für das Rote Kreuz monatlich 70.000 Kronen ein. Es ist viel, aber — es ist zu wenig. Die Not der armen kranken, verwundeten, siechen Krieger ist allzugroß. Jeder einzelne sollte in seiner Weise mittun, daß der Staat die Aufgabe erfüllen kann.

Nun, so sage ich es halt das drittemal: Patrioten, Menschenfreunde, kauft die Kriegsbriefmarke. Sie ist auf jedem Postamte zu haben. Durch die Feldpost verkehren wir unentgeltlich mit unseren Lieben an den Fronten, schon das sollte uns zur Kriegsbriefmarke verpflichten. Lasset es nicht bloß Ehrensache, lasset es Herzenssache sein.

Jeder Brief, den ich erhalte, wird beschaut daraufhin, ob der Absender ein gutes Herz hat. Das erkennt man jetzt an der Marke. — Es ist freilich wahr, daß man hundertfach zu Kriegsopfern herangezogen wird. Die an Geld sind noch die geringsten. Möchten doch die Reichen, besonders jene Großfirmen, Banken, Händler und Lieferanten, die durch den Krieg so viele Vorteile erzielen, in jeder Stunde derer gedenken, die Gut und Blut für das Allgemeine wagen müssen!

Also: Wer Briefmarken braucht, er kaufe die Kriegsmarke. Es handelt sich um Opfer in Hellern. Die Heller werden zu Millionen, und diese zum Heile für die Empfänger, zum Segen für die Geber.

---

die Worte der fortgegangenen Mutter gehört hatte: Ich bitte dich, mein Robert, zerstreue dich. Du wirst mir ja krank! — Aber die Leute rümpfen die Nase. Ach, die Leute richten ihre Pietät immer dorthin, wohin sie nicht gehört, und wo sie sein soll, haben sie keine. Diese hartherzige, frivole Welt kann sentimental sein wie eine hysterische Vettel.

Ich hasse die Hartherzigkeit. Ich liebe auch jene „zarte Rücksichtnahme“ nicht, die kein lindes Wort, keinen Herzenston der Teilnahme für den leidenden Mitmenschen aufbringt, oder die es mit Absicht vermeidet, die Mitempfindung mit Wärme zu äußern. Was man fühlt, das sollte man auch aussprechen dürfen, Gemütswerte soll man auch mitteilen wollen. Der Wehschrei des Leidenden soll nicht mißverstanden werden. Sehr oft wird die Träne des Weibes zu leicht genommen und die Träne des Mannes für unmännlich gehalten. Wer es so meint, der hat noch keinen großen Schmerz erfahren, oder er ist seiner unfähig, unwürdig. Das treue Gefühl für unglückliche Mitmenschen soll nicht unterdrückt werden. Eine Gemütsbildnerin in diesem Sinne wäre die gesunde Idylle.

Aber wer schreibt sie? Wer kann sie schreiben? Nur der naive Dichter schreibt echte Idyllen. Wo aber ist heute der naive Dichter? Er wird zwar als solcher geboren, aber das Leben, die Schule, wie das halt einmal ist, macht ihn bald zu einem absichtlichen, zielbewußten. Während er sehr klar zu sehen glaubt, vertrocknet oder verduselt sein Gemüt, so daß er den Steig nicht mehr einzuhalten vermag zwischen kaltem Naturalismus und erkünstelter Sentimentalität.

Auch dem Hofschauspieler Lewinski soll es also auf dem Gastspiel in einer ungarischen Landstadt einmal ähnlich ergangen sein wie jenem Mimen der Schmiere, dessen künstlerischen Erfolg ich einst persönlich miterlebt habe. Gelegentlich eines Viehtriebes war ich von Alpel nach Birkfeld gekommen. Dort wurden auf dem Heuboden des Wirtes „Die Räuber“ aufgeführt von einer Wandertruppe. Ich war unter den ländlichen Zuschauern und teilte die Empörung des Hauses über den schandbaren Erzbösewicht, den Franz Moor. Im Laufe des Stückes hob sich über den Köpfen manche Faust gegen die Bühne: „Na wart, Galgenstrick!“ — Und als die Vorstellung zu Ende war, warteten unser etliche Burschen hinter dem Stadltor, bis die gräfliche Kanaille herauskommen würde. Sie kam spät, aber sie kam; wir erkannten sie kaum, so sehr hatte sie sich verändert zu einem ärmlich gekleideten, blassen, gutmütig dreinschauenden Jüngling. Aber das war nur Verstellung und einer von uns rief: „Los auf ihn, er ist es!“ — Bald war der Bösewicht

bleibt, das bezahlt die Poesie und man würde diese als die Freundin der Menschen erkennen.

Aber ich bezweifle, daß es so kommt. Man hat jetzt viel zu große Angst vor der „Sentimentalität". Denn es ist zu sehr mit ihr gesündigt worden. Nun wird Weichherzigkeit Sentimentalität genannt und man mißversteht die zarte Empfindung, die milde Güte, die leise Wehmut, die jeden tieferen Menschen manchmal beschleichen muß, und nennt derlei Sentimentalität. Selbst im Gutestun steckt der moderne Mensch eine gewisse Derbheit aus. Man gibt dem Dürftigen Almosen, „weil er ein armer Teufel" ist. Man sagt nicht ein armer Mensch, das würde zu gütig, zu brüderlich klingen; man muß ihn erniedrigen zum armen Teufel, dem man ein Bröcklein Wohltat hinwirft.

Sentimentalität, urtümlich verstanden, ist Empfindsamkeit — wäre an sich also nichts Schlimmes. Wer nicht empfindsam ist, der ist stumpfsinnig, und gerade das sind wir heutzutage am wenigsten. Wir sind im Gegenteil ganz außerordentlich sensitiv, feinfühlig, seelisch reizbar, überaus leicht verletzbar. Wollen aber nicht sentimental heißen. Denn was wir heute unter Sentimentalität verstehen, das ist unechte Empfindsamkeit, gekünstelte Rührseligkeit, die überall das Rührende, das Wehmütige und Weinerliche hervorkehrt, entweder um zu täuschen oder in solcher Stimmung zu schwelgen und die Wehmut zu einem Genuß zu machen. Wir hatten einst in Alpel einen alten Mann, der fehlte bei keinem Leichenbegängnis weitum und weinte dabei allemal mehr und heftiger als die Angehörigen, auch wenn er den Verstorbenen gar nicht persönlich gekannt hatte. Als einmal längere Zeit niemand starb, wurde er gemütskrank, und diesmal wirklich, denn es ging ihm die Zerstreuung, der Herzensgenuß ab, und als er starb, war keine Trauer. Um ihn, der um alle geweint, weinte niemand, aber noch lange war er in der Leute Mund unter dem Spitznamen „der röhrend Rocherl".

Es hat vor hundert Jahren sehr viele Bücher gegeben und heute noch gibt es einige, wovon man jedes den röhrenden Rocherl heißen könnte, Bücher, die sich aus dem Menschenleide gleichsam ein Vergnügen machen. Hol' sie der Teufel! Aber auch die andere, rohere Sentimentalitätsart, die bestrebt ist, überall das Elend und das Menschenleid aufzuwühlen, ohne mit ihm zu versöhnen, ohne einen befreienden und erhebenden Gegensatz aufzustellen, sei in den gleichen Wunsch einbezogen.

Ach, wie doch die Welt „pietätvoll" ist! Und sie duldet bei den Trauernden kein Ärgernis. Ein Student ging zwei Wochen nach dem Tode seiner Mutter ins Theater. Er wollte sich nur ein wenig zerstreuen. Das nahm ihm die Welt übel. Er ist doch in Trauer, da gehört sich's nicht, ins Theater zu gehen. Er hätte im einsamen Zimmer sitzen sollen, wo er tagelang in Betrübnis gesessen war, wo er immer

ist nicht viel abzugewöhnen; in meiner öffentlichen Taktik habe ich es so gemacht: Zuerst eiferte ich gegen die Trunksucht und verspottete die Besoffenen. Dann predigte ich gegen das viele Trinken überhaupt. Dann zog ich schon gegen das dritte Glas los. Hernach gegen das zweite. So konnte meine Gemeinde mir folgen und allmählich wachsen. Wenn ich zur Zeit auf dem Punkte bin, nur das eine Glas zu billigen, entweder als Medizin oder gerade nur für besonders feierliche Gelegenheiten, so hindert nichts, schließlich auch dieses für überflüssig zu halten. Dann sind wird im dritten Stock. Das ist nun aber gerade noch keine sittliche Höhe. Dazu müßten wir uns außer dem Alkohol sonst noch manches abgewöhnen.

Wenn alte Leute von ihrer Jugend erzählen, so muß man das nicht immer buchstäblich nehmen. Am wenigsten, wenn es Dichter und Phantasten sind. — Daran muß ich die Leser meiner „Waldheimat" immer wieder erinnern. Sie glauben mir zu viel. Das heißt, nicht im Großen und Ganzen, nur im Kleinen und Nebensächlichen. Die Waldheimatgeschichten wollen ja buchstäblich wahr sein, nicht gerade, als ob sie von meiner Person just allemal und genau so erlebt worden wären, sondern vielmehr wie sie bei den obwaltenden Zuständen und Verhältnissen erlebt werden konnten. Dafür stehe ich gut, erlebt sind meine Jugendgeschichten alle, viele tatsächlich, auch nach außen hin, einige nur innerlich. Ihren festen Grund, ihr Ereignis hat jede, nur daß sie mehr oder minder dichterisch zurechtgerückt sind, wie man das vom Poeten auch verlangt. — Die meisten Fragen kommen mir zu über die Erzählung: „Als ich den Kaiser Josef suchte." Die abenteuerliche Fußwanderung nach Wien ist freilich geschehen, nur vielleicht nicht so ganz glatt, wie's im Buche steht.

Vielleicht, sage ich, denn jene Vergangenheiten haben nachgedunkelt und an Stelle der Erinnerung herrscht die Phantasie — daß damals alles wirklich so einzig schön und gut war, das glaube ich selber kaum. Manche Leute bauen sich nachträglich ihre Vergangenheit so, wie sie es wünschen, daß sie gewesen sein möge. Und so wollen wir sie lassen stehen. Wenn die meine manchem, und nicht zuletzt mir selber zur Labe wird, dann braucht nichts weiter gerechtfertigt zu werden. —

Das Gute mit anderen zu teilen, das weniger Gute für sich selbst zu behalten, allemal bin ich solcher Großmut nicht fähig. Zum Beispiel:

Eines Tages kam mir plötzlich die Frage: Wie war es denn in deiner Jugend mit der Reinlichkeit. Was weiß das Gedächtnis? — Es weiß wenig: Das Kind wird auch in der Bauernschaft gebadet. Als Knabe werde ich kaum je ein anderes Bad genommen haben, als den Bach, in den ich beim Forellenfangen etwa ungefähr hineinfiel.

umringt und auf seiner rundlichen Abdachseite klatschten ein halb Dutzend flache Hände.

Bald war es vorüber, wir liefen lachend davon und der Komödiant lachte auch. Schließlich war dieses Händeklatschen doch ein Beifall, wenn auch einer eigener Art. — Zwanzig Jahre später habe ich denselben Schauspieler in Leoben wieder gesehen; er gab komische Väter. Ob er in diesem Fache jemals einen so ausgiebigen Erfolg errungen hat wie damals als Intrigant — ich weiß es nicht. —

Als ich diese Erinnerung einmal dem Lewinski erzählt hatte, teilte er mir mit, daß sein „Richard der Dritte" einst in Ungarn nahe daran war, einen ähnlichen Applaus zu ernten. Die Bauern rezensieren halt schon so.

Großmutter hielt unser halbjähriges Enkerl auf dem Arm. Die Tochter spielte auf dem Klaviere eine liebliche Weise. Erst hörte der Kleine ruhig zu, es war das erstemal, daß ihm so was ins Ohr klang. Mit stillem, ernstem Gesichtel hörte er zu und dann — machte er ein Krückerl. Und hatte in seinen Augen zwei Tränlein. — Bist du denn auch so, mein kleiner Peter Hans, wie dein Urgroßvater war? Mein Vater, der nie geweint hat: wenn er irgendwo einmal eine schöne Musik hörte, da wurde ihm das Auge feucht. „Es bedauert mich halt so", sagte er.

„Warum denn, Vater?" fragte ich einmal.

Da antwortete er leise: „Wenn schon das so schön ist, wie schön wird's erst im Himmel sein!"

Er konnte sich den Himmel wohl nicht anders denken, als daß dort Musik gemacht werde. Nie hatte ich aus seinem Munde ein Lob der Musik gehört, das feuchte Auge allein hat die Wirkung ausgesprochen, die die göttlichste der Künste auf seine sehnsüchtige Seele übte.

Ich habe in meinem Leben oft gesehen, daß mit Mäßigung und gelassener Beständigkeit mehr Bleibendes durchgesetzt wird, als mit fanatischer Leidenschaftlichkeit. Alles Lebendige entwickelt sich und reift langsam. Kulturhöhen werden nicht in Lifts, sondern auf Treppen erreicht. Sogar zu meiner Wohnung im dritten Stock kann ich einstweilen nur durch Stufen gelangen. Der Alkoholgenuß zum Beispiel ist eine Angewohnheit, die bloß durch Abgewohnheit aufgehoben werden kann. Wer plötzlich das Trinken sein läßt, wird in kurzem wieder rückfällig. Obschon man starke Menschen kennt, die es nicht werden, die Mehrzahl ist schwach und kindisch, muß wie ein Kind erzogen werden. So gehe ich im Kampf gegen den Alkohol stufenweise vor. An mir selbst

die an der Wand hängt, so sehe ich, wie das lichte Scheibchen des Zifferblattes sich sachte aufwärts bewegt. Es geht aufwärts, aufwärts und immer aufwärts — und bleibt doch an der gleichen Stelle. — Da fällt mir die Menschheit ein. Es scheint, auch sie steige sachte aufwärts, immer aufwärts und aufwärts — aber das ist nichts anderes als der Schwindel. Tatsächlich bleibt die Menschheit auf dem gleichen Flecke stehen.

Auch der Anschein, daß sie immer tiefer und tiefer sinke, ist eine Täuschung. Die Menschen bleiben, wie sie waren und wie sie sind. Sie mögen sich noch so sehr verkleiden und schminken und zeitweilig die außerordentlichsten Rollen spielen, das Schicksal schüttelt, und sie sinken allemal wieder in ihren Naturzustand zurück.

Also die verrückte Zeit! Ist sie von selbst verrückt geworden? Alle Achtung, was die Leute zuwege bringen! Sie machen, daß es am ersten Mai 1916 um eine ganze Stunde früher Tag wird als sonst. Und führen dieses Wunder den ganzen Sommer über durch. Eigentlich aber verschieben sie nicht die Zeit, sondern — sich selber. Weil so viele Leute, gerade in den Städten, auch im Sommer bis sieben Uhr im Bette liegen wollen, so besticht der Fleißige einfach die Uhren dahin, zu lügen, es sei schon sieben Uhr, da es doch erst sechs Uhr ist. Na, wenn es schon sieben Uhr ist, dann muß man doch aufstehen!

Eine Notlüge in allerbester Absicht. Man will die so unnatürlich gewordene menschliche Tagesordnung der Natur näher rücken, daß man nicht mehr ganz so unsinnig den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tage machen solle. — Nun sollte man aber glauben, daß es durch soziale, durch pädagogische, ja beziehungsweise für gedüngte Arbeiter durch Vorschriften und Verträge erreichbar wäre, um eine Stunde früher zur Arbeit zu gehen. — Aber nein, es muß gemogelt werden. Der vernünftig vorgetragenen Wahrheit, daß es vorteilhafter ist, des Morgens um eine Stunde früher aufzustehen und des Abends um eine Stunde früher schlafen zu gehen, wären die Leute nicht zugänglich. Sie wissen zwar, weil sie den Uhrzeiger ja selber vorgerückt haben, daß es nicht wahr ist, was er jetzt versichert. Sie wissen, daß es doch erst sechs Uhr ist, aber nun stehen sie willig auf, denn es ist „sieben Uhr".

So sind wir. Nur die Äußerlichkeit, der Schein ist uns maßgebend. Es wäre doch viel schöner, um sechs Uhr aufzustehen, als um sieben; aber — nobel soll das nicht sein. Das liebe Sonnenlicht am Morgen lassen wir umsonst leuchten, das armselige Öl- oder elektrische Licht am Abend zahlen wir mit schwerem Gelde. —

Wer nun ist verrückt, die Zeit oder wir?

Fußbad jeden Tag, wenn der Barfüßler in allen Lachen herumplätscherte. Der ganze Kopf wurde nur einmal im Jahr gewaschen, und zwar nach der Sitte am Heiligen Abend. Sonst machte man nicht viel Umstände. Des Morgens stand man auf, zog sich rasch an und eilte ins Freie. Dann kniete man auf ein paar Minuten zum Gebet hin und ging an die Arbeit. Und das Waschen? Weder im Elternhause noch später in den Bauernhöfen weiß ich von einem Waschbecken, das man mir in die Schlafstube gestellt hätte. Vor dem Hause sprudelte ja stets der Brunnen in den Trog, da konnte man sich waschen nach Herzenslust, im Winter wie im Sommer. Manchmal mußte die Eistafel zerschlagen werden, ehe man dazu konnte. Je kälter das Wasser, je rosiger wurden die Wangen. Als ich an einem kalten Jännertag behauptete, ich hätte mich schon gewaschen, antwortete mein Vater: „Das glaub ih nit. Deine Wangerln habn noh die Kasfarb!" Ich hatte mich vorher heimlich in der Küche mit lauem Wasser gewaschen, und das kann die Käsefarbe nicht vertreiben. „Kaltes Wasser, warmes Blut." — Man kam vom Brunnen mit nassem Gesicht in die Stube, um sich mit dem gemeinsamen Abwischtuch, das an der Wand über einer Rolle hing, abzutrocknen. Knapp nach der Jungdirn kam man am liebsten dazu, da gab's allemal Lavendel zu schmecken.

Unser alter Knecht Markus war der Meinung, das Waschen sei nur etwas für schmutzige Leute, die reinlichen brauchten es nicht. — Auch ein Standpunkt.

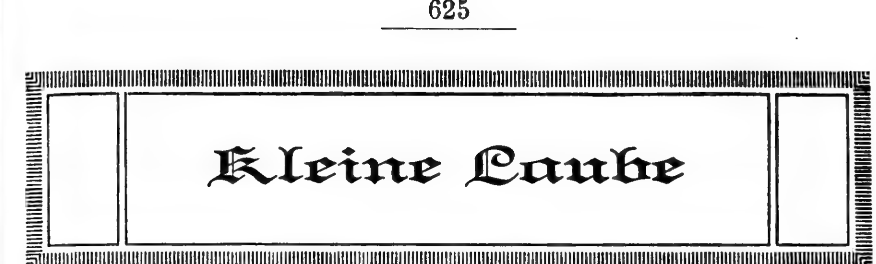
Auch jetzt in der Fastenzeit noch tanzt die Welt. Wenn ich nach beklemmender Nacht des Morgens den Kopf heben will — hei, wie's rund um und um geht! — Der eine sagt: Kongestion. Der andere sagt: Blutarmut. Der dritte sagt: Frühjahrszustände. Ich sage: Spätherbstzustände. Lassen wir's tanzen.

Draußen, die wahnsinnig gewordene Menschheit tanzt noch ganz anders. Das ist kein Tango mehr, das ist Totentanz.

Wie man anders wird in dieser Zeit! Wenn sie mit allen neuzeitigen „Errungenschaften" sich gegenseitig die Länder verwüsten, die Städte zerstören, einander hinmorden zu Hunderttausenden, da bleibt man gelassen. Kein Auge wird feucht. Nur kalter, starrer Haß. — Und wenn man liest, daß eine arme Schaffnerin im Wagen Geld findet und den Finderlohn der Kriegsnot zuwendet, da muß man weinen vor Glück. —

Kaum ich das schreibe, tanzt schon wieder das Zimmer mit mir. Tanzen, tanzen! — Der Mensch bleibt ewig jung, nicht wahr?"

Wenn ich manchmal bei Schwindelanfällen im dunklen Zimmer auf der Bank liege und den Blick auf die Taschenuhr richte,



Marie von Ebner-Eschenbach †.

Es ist von allen Dichterinnen
Mir keine so wie du vertraut!
Was du geschrieben, kam von innen
Und jeder Laut war Herzenslaut! —
Du selber gabst dir deinen Rang
Als du erzählt vom Zauberzwang,
Der echtem Lied nicht fehle —:
„Was liegt darin? Ein wenig Klang!
Ein wenig Wohllaut und Gesang
Und eine ganze Seele! —“

Eduard Adolf Kraus.

Aus unserer Zeit.

Wilhelm Fischer — siebzig Jahre.

Unser stiller heimischer Dichter Wilhelm Fischer hat es zuwege gebracht, daß wir seinen siebzigsten Geburtstag übersahen. Derselbe fiel auf den 18. April dieses Jahres. Als er — ein paar Tage vorher entdeckt — im Kreise der Verehrer einfach, würdig und herzlich gefeiert wurde, war es für den „Heimgarten“ schon zu spät, den gebührenden Festgruß darzubringen. Wir hätten übrigens kaum viel anderes zu sagen gewußt, als was gelegentlich der Erscheinungen von seinen Büchern gesagt wurde, daß W. Fischer einer der feinsten deutschen Erzähler und sinnigsten Denker ist, und daß er schlicht und bescheiden inmitten der Grazer lebt, die immer froh erstaunt sind, wenn von Wilhelm Fischer würdigende Kunde kommt — vom Ausland. Mancher beneidete ihn vielleicht um die stimmungsvolle Ruhe und Beschaulichkeit, mit der gerade der Poet bedeutsame Gedenktage genießen will. — Unsern herzlichen Glückwunsch! R.

*

Verschüttet!

Der Gefreite Haubenwallner war aus dem Feld zurückgekehrt, hatte Offensiven und Defensiven, den Schützengrabenkampf und den Bewegungskrieg mitgemacht; und auch einen kleinen Rückzug; das lernen auch andere gelegentlich kennen und diese Vorgänge sind schon oft und sehr lebendig geschildert worden. Doch der Gefreite Haubenwallner hatte noch etwas hinter sich, was nicht jedem zustößt: Er war durch einen feindlichen Volltreffer — durch einen „21er“ — mitsamt seinem Zug verschüttet worden, ohne jedoch dabei mehr abzubekommen als etliche Quetschungen und einen argen „Nervenchock“. Da der Haubenwallner ein intelligenter Mensch ist, so machte ich mich an ihn heran. Die gute Gelegenheit, mich zu unterrichten, durfte ich mir nicht entgehen lassen. Er sollte mir genau erzählen, wie alles sich zutrug, was er

Freund! Im Lande Utopie
Gibt es Satzungen wie die:
Nicht zu geistisch, nicht zu leibisch,
Nicht zu männisch, nicht zu weibisch,
Nicht zu bäurisch, nicht zu herrisch,
Nicht zu g'scheit und nicht zu närrisch,
Nicht zu hart und nicht zu weich.
Nicht gefräßig, nicht gehässig,
Nicht zu hastig, nicht zu lässig,
Nicht zu arm und nicht zu reich.
In Gesittung stetig steigen,
In der Arbeit jeder eigen,
Vor dem Rechte alle gleich. —
Räsonniert zwar, das wird weidlich,
Doch im ganzen geht es leidlich.
— — — — — — —
Sollten solchen Utopien
Nicht auch wir uns unterziehen?

Und unser junger Spielmann.

Und unser junger Spielmann,
Der blies wie ein Gebet,
Der blies mit ganzer Seele
Reveille und Retraite.

Die alten Krieger lauschen
Und Augen werden feucht
Und manchem wunden Bruder
Wird's junge Sterben leicht.

Ein einzigmal nur blies er
Mit heißer Kraft zum Sturm,
Der fuhr durch Mark und Kehle
Dem letzten Grabenwurm.

Und unserm jungen Spielmann,
Dem hat er's Herz zerweht —
Nun muß ein andrer blasen
Reveille und Retraite.

Karl Dankwart Zwerger, derzeit im Felde.

…rheiten zurückzuhalten und sie zu unserer ernsten Zeit entsprechender Schlichtheit in …er Kleidung zu veranlassen."

Ob dieser Hinweis wirklich genügen wird?! Die deutsche Kaiserin sieht man …war auf den neuesten Bildern in Kostümen alten Schnittes — aber irgendeine …umme Gredl muß mit den spärlichen Stoffen und Ledervorräten wüsten, und denkt …ich höchstens: „Was versteht denn so ein alter General von der Mode ..." Da …onnte und sollte und müßte man schon schärfere Saiten aufziehen — und nicht nur …m schönen Bayernlande! Gibt es doch auch sogenannte Männer, die jetzt in über…ohen, doppelfarbigen Knöpfelschuhen umherstelzen!! W.

*

„Der Preuß!"

Der „Preuß" ist für manche Süddeutsche und besonders für manche Öster…reicher noch immer der „Wauwau", der sich zwar mit uns verbündete, aber inner…lich dennoch unser „Feind" blieb. Es ist wahrhaft komisch, wie tief alte Vorurteile in uns wurzeln! Gerade jene, die den „Preußen" nicht kennen, die nie die engeren Grenzen ihrer Heimat verließen, sagen ihm das Allerschlimmste nach, wobei sie ihre Volkskenntnis mit Vorliebe aus Witzblättern schöpfen, als ob diese dazu da wären, Volkskunde zu lehren! Der Süddeutsche hat seine angestammte, unter Umständen auch recht derbe Mundart, die er mit Recht liebt — aber der Preuße hat in seinen Augen kein Recht, so zu reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Da gibt es oft die heitersten Verwicklungen, bei denen nicht stets der Preuße der Unliebenswürdige ist. Köstlich charakterisierte einst der „Simplizissimus" den Gegensatz zwischen Nord und Süd. Kommt ein Norddeutscher nach München, so heißt es da: „Schon wieder so a Saupreuß!" Während der Bayer in Berlin begrüßt wird: „Sieh mal, da ist ja ein bayrischer Bruder!"

Und die Verkörperung des herben Preußentums scheinen uns seine Garde…truppen zu sein — so eine Art Reinkultur des Nordens. Und auch die Garde beur…teilen wir nach den Scherzen satirischer Witzblätter. Da ist es nun empfehlenswert zu hören, wie der Schweizer Major Tanner* sein Zusammentreffen mit der preußischen Garde auf den Kampfplätzen in den Karpathen schildert. Er schreibt: „Abends lernte ich die Herren von der Garde näher kennen ... Wenn man im Ausland von der preußischen Garde spricht, so knüpfen sich daran die extremsten Begriffe von Militarismus, Feudalismus, Prussianismus. Das ganze Offizierkorps ist selbstverständlich von Adel und die Dienstbestimmung der Truppe bedingt höchste soldatische Eigenschaften. Ich war daher sehr gespannt und habe auch die Eigen…schaften alle vorgefunden, verkörpert in der größten Freundlichkeit und Bescheidenheit. Ich habe vorher und nachher keine liebenswürdigeren Deutschen im Raume der Süd…armee gefunden als die Herren von der preußischen Garde. Ja, es sind Ausnahms…leute — im gediegensten Sinn des Wortes. Schon der Ton, in welchem hier poli…tische Fragen erörtert werden und vom Gegner gesprochen wird, berührt angenehm und dürfte an manch anderer Stelle zum Exempel dienen. Unter diesen Kameraden fühlte sich auch der österreichische Verbindungsoffizier sichtlich wohl ... Ich habe bei der Garde das regste Interesse für die Außenwelt gefunden, die neuesten Nummern der besten Zeitschriften und besonders Neuerscheinungen politischer Natur. Wohl denen …abseits der Kultur, die für so lange Kriegszeit über einen Schatz des Wissens ver…

* **Major Tanner veröffentlichte bei August Scherl, Berlin, „Frontberichte eines Neutralen", 1. Band: „Polen und Karpathen"; 2. Band: „Galizien und Buko…wina"; 3. Band: „Im Osten" (dieser erscheint demnächst). Wir werden über das empfehlens…werte Werk noch eingehend berichten. Jeder Band kostet 3 Mark.**

dabei empfand und fühlte. Vielleicht — dachte ich selbstsüchtig — läßt sich der Vorfall gelegentlich „literarisch verwerten“ . . . Also trug ich dem Gefreiten Haubenwallner meinen Wunsch vor und er nickte Gewährung: „Das will ich Ihnen gern genau verzählen, Herr Doktor. Alsdann, es war so um drei nachmittag und i rach mir grad a frische Pfeifen an — na, und wie i wieder zu mir kemma bin, bin i im Spital glegen.“

Das waren die Gefühle und Empfindungen des Gefreiten Haubenwallner, als er verschüttet wurde . . .

*

Goldene Worte.

Der kommandierende General von Haugwitz in Kassel erließ eine Verfügung, die den Besuch von Lichtspielhäusern, Spezialitätentheatern und Kaffeehäusern den Jugendlichen bis zu 16, beziehungsweise 18 Jahren untersagt, sowie den Verkauf von Tabak an solche verbietet und das ziellose Bummeln auf den Straßen hindern soll. Daran knüpft von Haugwitz folgende mahnende, warmherzige Worte, die verbreitet zu werden verdienen:

„Eure Väter stehen im Dienste des Vaterlandes und vor dem Feinde. Für Euch opfern sie Gesundheit, Blut und Leben. Wollt Ihr Euch ihrer unwert erweisen und keine Opfer bringen? Deutschland erwartet Opfer auch von Euch. Ihr sollt verzichten auf leere Zerstreuungen und rohe Vergnügungen, verzichten auf ungeeignete Bücher, wie sie Eure Eltern Euch nicht geben würden, verzichten auf alles unsaubere Treiben, das Ihr vor den Augen Eurer Eltern verheimlichen müßtet. Dafür sollt Ihr lernen und arbeiten, damit Ihr Euren Müttern eine Stütze, Euren jüngeren Geschwistern ein Vorbild, dem Vaterland dermaleinst wertvolle Bürger werdet. Wenn Eure Väter heimkehren aus dem Kriege, sollen sie eine tätige und tüchtige Jugend vorfinden, nicht eine entartete und zuchtlose! Ihr aber, deren Väter den Heldentod starben, Ihr sollt doppelt eingedenk bleiben, Euch ihnen dankbar zu erweisen durch fleckenlose Sittenreinheit, Willensstärke und Pflichttreue! Ich weiß wohl, daß es unter Euch manche gibt, die nicht gehorchen, nicht arbeiten, nicht helfen, sondern nur gegen Ältere unehrerbietig sein, möglichst viel bummeln und großtun wollen. Gegen diese habe ich heute eine Verordnung erlassen und strenge Strafen angedroht bei Zuwiderhandlungen. Ich hoffe jedoch, daß es dieser Strafen nur selten bedürfen wird. Deshalb wende ich mich an die Tüchtigen unter Euch, an die, die ihre Eltern, ihre Verwandten, ihr deutsches Vaterland in Ehren halten wollen. Diese sind ohne Zweifel unter Euch in der überwiegenden Mehrzahl. Wenn die Tüchtigen zusammenhalten, wird der Faule und der Liederliche nicht aufkommen! Haltet also selbst untereinander auf Fleiß und Zucht und Ordnung; dann leistet auch Ihr Jugendlichen Kriegsdienste für unser deutsches Vaterland. Ihr seid das kommende Geschlecht unseres Volkes.“

*

General und Mode.

Zur gegenwärtigen Frauenkleidermode nimmt das stellvertretende Generalkommando des dritten bayrischen Armeekorps in Nürnberg mit folgender Bekanntmachung Stellung: „Den Stellen, die mit der Beschaffung von Rohstoffen für Heereszwecke befaßt sind, muß es auffallen, daß Frauen im schroffen Gegensatz zur vorhergehenden Mode weite, faltenreiche Röcke und übertrieben hohe Stiefel tragen zu müssen glauben. Hierdurch werden große Mengen Stoff und Leder verschwendet, die wichtigeren Zwecken zugeführt werden könnten. Es darf vom vaterländischen Sinn unserer Frauenwelt erwartet werden, daß dieser Hinweis genügt, sie vor Mode

Sachverständig.

Kommerzienrat Oppermann — Getreide en gros — kaufte seiner Tochter Sieglinde von erzielten Kriegsgewinnen eine Schloßherrschaft und Sieglinde widmete sich im Verein mit dem Verwalter Müller der Bewirtschaftung des Gutes. Einmal kam sie betrübt zu Papa Oppermann: „Denk nur, Pa, was mir der schreckliche Mensch, der Müller, angetan hat! Er wußte, daß ich die grünen Wiesen über alles liebe, und nun leert er alle übelriechenden Abfälle der Ställe und sogar die Jauchengrube auf diesen herrlichen Wiesen aus. Und hätte doch nur ein paar Schritte bis zum Fluß gehabt!“

*

Aber auch Kommerzienrat Oppermann zeigte tiefes Verständnis für das Wirtschaftsleben. Er ließ sich einmal bei einer kleinen Bauersfrau in der Nähe des Schlosses eine Eierspeis kochen, und während er sie mit Appetit verzehrte, beobachtete er, daß die Alte den Hühnern Körner streute. Ernst redete er sie an: „Aber, liebe Frau, das ist ja Mißwirtschaft! Wissen Sie denn nicht, daß Sie sich mit solcher Verschwendung schwer strafbar machen?“ Verständnislos starrte ihn die Bäuerin an: „Jo, wia soll i denn dann die Viecher füttern?“ — „Mit Heu, liebe Frau, mit Heu . . .“

*

Auch das Geklapper der Schuhe mit den hölzernen Kriegssohlen, welche die Kinder des Gesindes trugen, störte Kommerzienrat Oppermann, der gegen den überflüssigen Lärm Einspruch erhob. Als man ihm darlegte, man trage wegen des herrschenden Ledermangels Holzschuhe, meinte er überlegen: „Aber, liebe Leute, wenn schon zu wenig Leder da ist, so nehmt doch wenigstens Gummisohlen . . .“

—

Volkstümlichkeit.

Der Krieg hat manchen berühmt gemacht, um den sich bis dahin — mit Verlaub gesagt — keine Katz' gekümmert hatte. Das trifft besonders für die Generale zu, die heute von jedermann genannt und verehrt, im Frieden nur eine den Fachmännern bekannte und von diesen geschätzte Tätigkeit entfalteten. Ja, einer der jetzt meistgenannten und erfolgreichsten Heerführer galt in der Stadt, in der er kommandierte, beinahe als komische Figur, und als er zur Führung einer Armee berufen wurde, zuckten die guten Bürger die Achseln: „Na, der wird das Kraut fett machen!“ Und er **hat** das Kraut fett gemacht. Die mindere Einschätzung, die seine Persönlichkeit ehemals beim Zivil erfuhr, ist menschlich verständlich, denn der betreffende Militär zeichnet sich durch ein besonders kriegerisches Aussehen aus, was im tiefen Frieden, wo niemand an einen Krieg denkt, fast lächerlich wirkte. Drohende Feindesgefahr aber beseitigt mit einem Schlag die alten Werturteile und zeitigt neue erheblich verschiedene Wertmaßstäbe.

Es ist nun ganz interessant, zu untersuchen, welchen Generalen das Volk die größte Verehrung entgegenbringt und weshalb.

Der erste Name, der uns frohlockend in die Ohren klang, war der **Emmichs**. Mit der kühnen Erstürmung Lüttichs erzielte er den ersten großen Erfolg des Krieges. Die Waffentat hob die allgemeine Stimmung und mit Gier klammerte man sich an die Tat einer rasch zugreifenden Persönlichkeit, die eine Gewähr für ein gutes Fortschreiten des Angriffes im Westen zu bieten schien. Dann waren es die Österreicher **Auffenberg** und **Dankl**, die unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkten, denn auch sie waren „Erste“ im Kampfe gegen Rußland.

fügen, sie werden auch in den Hütten und Zelten nicht verkommen. Bildung ist sicher eine starke Stütze fürs Durchhalten . . . Die Karpathen sind der fünfte Kriegsschauplatz der Garde. Er ist ihr der liebste geworden. Jeder ist stolz auf das erlebte Schwere . . ."

Diese Worte eines „neutralen Demokraten", der alle deutschen Stämme im Kriege sah, sollten gerade wir Österreicher uns merken — damit wir gerechter werden gegen unsere Brüder im Norden, die viele zu einseitig und ohne sie recht zu kennen, absprechend beurteilen.

*

Gänse!

Der „Kleine Anzeiger" unserer Zeitungen blüht und gedeiht wie nie zuvor: die Zahl der jungen Damen, die die „ehrenhafte" Bekanntschaft älterer, gutsituierter Herren und der jungen Herren, welche die „ehrenhafte" Bekanntschaft hübscher junger Damen auf diesem Wege suchen, ist Legion. Auf das hübsche Beiwörtchen „ehrenhaft" besteht, wie man sagt, die Polizei . . . Aber vielleicht sprechen wir ein andermal von dieser Seite des „Kleinen Anzeigers", der schon manchem und mancher zum großen, tragischen Schicksal wurde. Diesmal seien nur ziemlich willkürlich die Annoncen zweier weiblicher Gänse herausgegriffen.

Vor etlichen Monaten suchte ein Fräulein einen Briefwechsel mit „Herren im Schützengraben", um sich damit ihre „Langeweile" zu vertreiben. Das arme Kind! Die halbe Welt brennt, Millionen kämpfen Tag und Nacht um den Bestand des Vaterlandes, andere Millionen, Männer und Frauen, dienen treu und uneigennützig hinter der Front in Spitälern, Fabriken, mit Handwerkszeug und Feder dem Staate, und so ein armes Mädel langweilt sich beinahe zu Tode, daß es sich endlich entschließt, ein paar Kämpfer zu bitten, ihr aus dem Trommelfeuer heraus und zwischen zwei Stürmen durch nette Brieflein doch die Zeit zu vertreiben. Es muß eine gewisse Pikanterie darinliegen, solche Mitteilungen von noch unbekannter Hand zu empfangen und dabei zu denken: „Ob er jetzt nicht auch schon gefallen oder mindestens schwer verwundet ist . . ."

Wie wäre es, diese junge, langweilige Dame von Staats wegen zu „requirieren", nicht etwa, um sie als Pflegerin zu verwenden — denn dazu taugt sie sicherlich nicht — sondern um ihr eine tüchtige Arbeit in irgendeinem Unternehmen zuzuweisen, wo sie sich bald nicht mehr langweilen soll!

Neuerdings bittet in einem „Kleinen Anzeiger" eine „junge Grazerin" um „hübsche Karten aus dem Feld" — zur „Kriegserinnerung"! Schickt dem Frauenzimmer doch Karten, damit es sich auch in späteren Jahren noch erinnert, daß es einmal einen großen Krieg gab; sonst vergißt es dessen und das wäre jammerschade! Und „hübsch" sollen die Karten auch noch sein, mit Ansichten. Wahrscheinlich gibt es in jedem Unterstand einen Ansichtskartenladen mit zeitgemäßen Bildchen; so meint wenigstens die „junge Grazerin".

Der Krieg löst die besten Eigenschaften in der Menschheit aus, aber auch alles Trübe und Gemeine und Alberne, das den Bodensatz der menschlichen Natur bildet. Gibt es kein Mittel, diesen widrigen Bodensatz mit einem Birkenbesen wegzufegen?

Oder sind die zwei erwähnten Gänse gar keine Gänse, sondern dient ihnen der „Kleine Anzeiger" nur dazu, in einer verabredeten, scheinbar dummen Form irgendjemandem wichtige Mitteilungen zukommen zu lassen? Man sagt, daß die Spionage oft die sonderbarsten Formen annehme! P. L. M.

*

wenige. Wem solche zuteil wurde, der verdiente sie auch redlich, aber mancher, der sie verdiente, ist „unberühmt“ geblieben. Das ist so das Schicksal. Wir werten so gern nach dem, was erreicht wurde, und übersehen leicht Mut und Tapferkeit, Genialität und Aufopferungsfähigkeit, denen kein glänzender Abschluß beschieden war.

Gewiß kann und wird jeder, den sein Volk liebt und bekränzt, darauf stolz sein, aber die Allerbesten gelüstet es nicht nach Auszeichnungen und Ruhm, sondern ihr schönster Lohn ist das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht und die Genugtuung, an der Rettung des Vaterlandes ihren Teil in Ehren beigetragen zu haben.

Ein Dichter des Alpenlandes.

Von Erwin H. Rainalter.

Es soll hier für einen deutschen Dichter plädiert werden, dessen Name noch wenigen geläufig ist, für einen neuen Mann also, wenn diese Bezeichnung auf einen Autor angewendet werden darf, der schon mit etlichen Werken vor die Öffentlichkeit getreten ist. Zwei Romane, eine umfangreiche Novelle und ein Drama — das ist nicht viel, wenn man in Betracht zieht, daß dieser Dichter schon rüstig der Scheitelhöhe seines Lebens zustrebt; immerhin aber sollte eine solche Produktion genügen, um dem Verfasser jene breite Beachtung zu verschaffen, nach der er strebt und die ihm noch nicht im vollen Umfange zuteil wurde. Franz Wolfram Scherer* — dies der Name — gehört zu der Schar jener Autoren, die zu allen Zeiten bewußt für ihr Volk und über ihr Volk schrieben. Das mag ihm heute, wo uns allen mit großer Eindringlichkeit der Wert deutscher Tatkraft und deutschen Geistes vor Augen geführt wird, von Vorteil sein, und vielleicht ist die Zeit nicht mehr so fern, die ihm die verdiente allgemeine Würdigung bringen wird. Aber bisher stand ihm diese Gesinnung und Eigenart einigermaßen hindernd im Wege, weil jene „guten Europäer“, die vor dem Kriege bei uns so zahlreich waren und die am liebsten alle Kunsterzeugnisse über die Grenzen herübergeholt hätten, von völkischen, durch und durch deutschen Dichtern nicht viel wissen wollten. Scherer, der wie wenige dazu geschaffen wäre, ins Volk zu wirken, mußte oftmals abseits stehen; die große, breite Straße, auf der man zu Ruhm und Ansehen gelangen kann, wenn man sich zu Konzessionen entschließt, führte an ihm vorbei. Und doch haben Männer, deren Wort wohl Geltung und Klang hat, mit großem Nachdruck für ihn ihre Stimme abgegeben. Paul Heyse und Hermann Bahr bekannten, daß dem Volke in Franz Scherer ein Dichter erstanden sei, der eine ernsthafte Beachtung wohl verdiene; und wahrscheinlich hätte sich auch die breite Menge auf ihn besonnen, wenn er es verstanden hätte, ihr jene landläufige Kost zu bieten, die sie nun einmal verlangt. Daß aber Scherer dies nie tat, das spricht vorerst für den Ernst, mit dem er seinen Beruf auffaßt und zudem für seinen harten eigensinnigen Kopf, der ihm als Sohn des Alpenlandes alle Ehre macht.

Scherer ist heute neunundvierzig Jahre alt und sein bisheriges Leben ist so fabelhaft reich und bunt, daß es fast amerikanisch anmutet. Er ist ein Self-made-man, einer, der alles aus sich heraus geworden ist, ohne äußere Führung und Hilfe. Geboren ist er in Salzburg, in drückend kleinen und ärmlichen Verhältnissen, und in seine Kindheit, der die Not ihr wehes Gepräge gab, fiel selten genug ein froher Sonnenstrahl. Früh mußte er sich auf eigene Beine stellen, um sich sein Brot selbst zu verdienen, und nun folgten Jahre, erfüllt von dem rastlosen Bestreben, sich durch-

* Scherers Werke erscheinen bei Hans Hübner in Hannover.

Dann erschien Hindenburg, der alte Pensionist aus Hannover, wie ein Komet. Die Moskowiterhorden waren eine halbe Million stark in Ostpreußen eingefallen, plünderten und brandschatzten, und das deutsche Hauptquartier konnte nur melden, eine kräftige Abwehr sei eingeleitet. Und wirklich, als nächstes hörten wir die furchtbare Niederlage der Russen in den masurischen Seen und den Rückzug des aus dem russisch-japanischen Krieg her bekannten Rennenkampf. Hindenburg war und ist ein ganz Gewaltiger, ein Stratege und Taktiker, den die Weltgeschichte nie mehr vergessen wird. Mit einer Mindermacht zertrümmerte er einen übermächtigen verhaßten Feind, und auch in der Folge erregte seine Kriegführung die allerhöchste Bewunderung. Es soll ja Kreise geben, die ihm — gerade wegen seiner Erfolge — nicht wohlgesinnt sind, aber das Volk und sein Kaiser wissen nur zu gut, was dieser Mann wert ist!

Des Generalobersten Kluck Volkstümlichkeit wurde durch seinen Sieg über die Engländer in Belgien und Flandern begründet, denn gegen das ränkesüchtige, ewig schürende England kehrt sich doch der Haß aller. Hoher Wertschätzung erfreuen sich auch Feldmarschall Bülow, der deutsche Kronprinz und Ruprecht von Bayern.

Der „alte Pensionist Beseler" erstürmte zugleich mit Antwerpen auch die Herzen der Deutschen und Österreicher, und was er wert ist, das bewies er später in Polen.

In der ersten Entwicklungsphase des großen Krieges gelangten in Österreich Boroevitsch, Pflanzer-Baltin, Erzherzog Josef Ferdinand, Erzherzog Josef, Kusmanek, der tapfere Verteidiger Przemysls, und Oberst Fischer zur Popularität, während der geniale Conrad v. Hötzendorf — das Los so manches wackeren Generalstabschefs teilend — erst später die verdiente Anerkennung fand. Es erging ihm wie dem alten Molke anno 1866, um den sich lange Zeit niemand kümmerte außerhalb der Armee.

Gleich Hindenburg tauchte dann Mackensen auf dem Kriegshimmel auf. Sein Oberbefehl am südlichen Teil des russischen Kriegsschauplatzes und in Serbien brachte ihm immergrüne Lorbeeren. Was er erreichte, war gewaltig und fiel ins Auge.

Je länger der Krieg währt, desto schwerer wird es den Generalen, sich beim Volke durchzusetzen. Man wird auch stumpf und abgehärtet gegen Heldentaten! Nur das Erstaunlichste vermag uns mehr mitzureißen. So kommt es, daß so mancher hochverdiente Soldat, den wir erst in Zukunft richtig einzuschätzen lernen werden, heute noch ein verhältnismäßig unbekanntes Dasein führt.

In der Marine waren es zuvörderst Einzelleistungen, die uns Bewunderung abnötigten. Der unvergeßliche Weddigen begnügte sich nicht etwa damit, einen Kreuzer Englands in die Tiefe zu schicken, sondern er harrte unter den Wellen aus und kehrte nicht früher heim, als bis er drei feindliche Schiffe binnen einer Stunde versenkt hatte. Gleich ihm erlangten Volkstümlichkeit der mutige Lerch und Trapp. Hersing nennt man als den willensstarken Tauchbootskommandanten, der sich durch die Meerenge von Gibraltar durchschlich und den Türken ersehnte Hilfe gegen die englisch-französische Flotte brachte, die sich seit seiner für sie verhängnisvollen Ankunft an den Dardanellen bedeutend bescheidener benehmen mußte — und die endliche Räumung der Dardanellen ist nicht zuletzt ein Erfolg des energischen Hersing . . .

Begeisterung erweckten Kapitän Müller-Emden und sein Genosse Mücke, der sich mit unerhörter Kühnheit von Indien her zu Wasser und zu Lande nach Deutschland durchkämpfte.

Noch manchen anderen als die Angeführten nennt man mit Stolz und Anerkennung, aber zu wirklicher Popularität brachten es doch nur verhältnismäßig

wieder spielt seine Erzählung im österreichischen Alpenlande, unter Menschen eines kräftigen gesunden Schlages, die Scherer in der trefflichsten Weise zu schildern versteht. Er ist innig verankert im Heimatboden, durch seine Bücher weht die klare richtige Luft der Schneeberge, und die eigentliche Heldin, an deren Schilderung er die größte Liebe und Sorgfalt verwendet, ist fast immer die gewaltige Natur. Über diesen engumzirkelten landschaftlichen Umkreis hat er sich als Dichter nie hinausgesehnt, und es mag ein kluges Selbstbescheiden darin liegen, daß er sich nicht zu Ausflügen ins Ungewisse verleiten ließ. Wir haben zahllose Autoren, die in ihrem Schaffen die drängende Unrast des großen weiten Lebens da draußen einfangen, und uns dünkt, daß diesen Dichtern eine viel zu kleine Schar solcher gegenübersteht, die uns von unserem Volke und seinem Werden erzählen. Darum haben wir Grund, uns über jeden, der dies unternimmt, zu freuen, und Scherer ist gewiß nicht der geringste unter ihnen.

Wunderkinder.

Unter den tausend neuen Büchern, die jährlich die Schriftleitung einer Zeitschrift überfallen, besprochen und — gelobt werden wollen, gibt es immer nur sehr wenige, die mit Freuden aufgenommen werden. Gar viele sind Belastungen, an denen niemand eine rechte Freude hat, schließlich auch Verleger und Verfasser nicht. Um so dankbarer ist man deshalb für jedes Werk, das durchzusehen nicht nur die Pflicht eines Schriftleiters, sondern auch sein Vergnügen ist, das ihn fördert. Dann hat er aber auch das starke Bedürfnis, ein solches Buch anderen warm zu empfehlen. So ist auch jetzt wieder, mitten im Kriege, doch noch im herrlichen Frieden geschrieben, ein Roman erschienen, der — und diesmal ist es keine Phrase — zu den besten gehört, die seit langem entstanden. Er heißt „Wunderkinder“ und sein Verfasser Hans Hart.* Eine wunderliebe Wärme und ein goldener Gehalt zeichnen das Buch aus, das man zum Schluß mit Bedauern aus der Hand legt — mit Bedauern, weil es zu Ende ist!

Die Wunderkinder sind Josef Italiener, seine Schwester Miriam und Karl Maria Tredenius, abgesehen von einigen anderen früh begabten und später verunglückten Menschen. Unheimlich früh schon zeigt sich in manchen eine geniale oder hochtalentierte Veranlagung, die aber oft verkümmern und verkommen muß, weil sie nicht gehegt und gepflegt, sondern gewissenlos vor der Zeit ausgebeutet zugrunde geht. Dieses Los trifft auch den jungen Geiger Italiener, während Miriam mit dem starken Willen sich allein durchsetzt und Karl Maria nach ersten Irrwegen doch noch in rechte Hände kommt, um das Ziel zu erreichen. Er schiebt sich nicht selbst in den Vordergrund, ins Licht, er wird geschoben und merkt es kaum, dankt es denen nicht, die ihn vor dem Niedergang retteten, ehe er noch die künstlerische Höhe erklomm.

Liebe, liebe Leute treten uns in dem Roman entgegen, die ganze Familie Williguth, deren Haupt, der regens chori Johann Sebastian, seine Brut ohne Ausnahme zu Musikkünstlern erziehen möchte, aber sie haben so gar kein Talent, die jungen Williguths, und Giacomo wird statt Geigenvirtuos — Ringkämpfer; und ist zufrieden damit, wie schließlich auch sein ehrgeiziger Erzeuger Johann Sebastian . . . Rührend ist die blonde Kundl, rettungslos in Karl Maria verliebt, der ihre Liebe kaum ahnt und sie oft und oft verletzt, aber Kundl ist sein guter Stern, der ohne Selbstsucht über den Geliebten strahlt. Das Besondere an dem Roman ist die

* Verlag L. Staackmann in Leipzig.

zusetzen und den Platz an der Sonne zu erringen. Nun, leicht ist es ihm nicht geworden, dies Wollen in die Tat umzusetzen, und es hat etwas Tragisches an sich, wie feind das Leben diesem Manne war, wie es ihm unentwegt Prügel zwischen die Beine warf und sich bemühte, ihn von seinem Geleise abzubringen. Scherer indessen ging durch dick und dünn, er war in zahllosen Berufen tätig, um sich fortzufristen, er biß die Zähne aufeinander, um sich zu behaupten. Dann endlich wurde er entschädigt und nach vielfachen Prüfungen widerfuhr ihm Heil. Er kehrte in seine Vaterstadt zurück und lenkte durch seine ersten Bücher die Aufmerksamkeit des Stadtoberhauptes auf sich, eines braven Mannes, der sich um den Gehetzten unverlöschliche Verdienste erwarb und ein Recht darauf hat, hier genannt zu werden: Max Otto heißt der Wackere, und er ließ es sich nicht verdrießen, über Scherers Schaffen ein Gutachten von Paul Heyse, Hermann Bahr und einem viergliedrigen Professorenkollegium einzuholen, um zu sehen, was von seinem Schützling zu halten wäre. Und als dies Gutachten einlief und in der schönsten Weise Scherers Begabung anerkannte, da war für den Dichter die Leidenszeit endgültig vorbei: man verlieh ihm ein Stipendium und er konnte nun in sorgloser Muse ganz seiner Kunst leben.

Scherer hat die Zeit gut genützt. Zwar ein Vielschreiber ist er nie geworden und seine spärlichen Werke, die in langen Zwischenräumen erschienen, waren zumeist von mäßigem Umfange. Solch sparsames Verausgaben zeugt von strenger, ernster Arbeit, und in der Tat darf man feststellen, daß er bislang noch mit jedem seiner Werke gewachsen ist. Und wenn heute Scherer seinen eigenen Ton gefunden hat, wenn er unbeirrt von fremden Vorbildern, seine Bilder stets zum Spiegel seiner Persönlichkeit zu machen weiß, so liegt zwischen dieser Vollendung und seinen Anfängen ein langer und beschwerlicher Weg.

Als er, vor fast zehn Jahren, mit einer Erzählung aus den Bauernkriegen in Salzburg und Gastein in die Literatur eintrat, da gehörte er noch durchaus zur Gefolgschaft Scheffels und Julius Wolffs; und bald darauf griff er mit seinem Drama „Der Theologe“ in jene Tendenzliteratur ein, die damals so üppig gedieh. Indes, diese Zeit unsicheren Tastens und Fühlens wurde überraschend schnell überwunden, und schon in seinem nächsten Buche, dem kulturhistorischen Roman „Minnedank“, gab er sich völlig als Eigener, als ein Dichter, der mit seltener Eindringlichkeit die deutsche Vorzeit wiedererstehen ließ. In dem mittelalterlichen Bilde, das er hier entwarf, fehlte kein wesentlicher Zug, nichts Nebensächliches machte sich störend breit, in knappen Umrißlinien traten Zeit und Milieu plastisch hervor, und die Personen, die vor diesem Hintergrunde gruppiert waren, fügten sich restlos in den großen Rahmen ein. Das Buch war „der deutschen Frau“ gewidmet, und in der Tat ist den deutschen Frauen noch nicht oft ein innigeres, liebenswürdigeres Loblied gesungen worden; aber darüber hinaus umfaßte dieser Roman mit fast inbrünstiger Verehrung alles, was deutsch heißt, der Dichter wurde nicht müde, seinem Volke von seinem namenlosen Reichtum, seiner Kraft und Schönheit zu erzählen. Und wenn wir heute unausgesetzt lesen müssen, wie unsere Gegner uns schmälern und verkleinern, dann mag es manchem eine Zuflucht sein, in diesem Buche zu blättern und sich in seiner warmen Begeisterung reinzubaden von dem Schmutze des Alltags.

„Minnedank“ ist bisher Scherers größtes und bestes Werk geblieben, und die Erzählung „Der Stainer am Stain“, die er folgen ließ, reichte nicht ganz daran heran. Indes blieb er auch hier seinem Bestreben, die deutsche Vergangenheit wiedererstehen zu lassen, treu, und im kleineren Rahmen bewies er neuerdings seine Vorzüge, seine scharfe Charakterisierungskunst, seine Fähigkeit, sich in den Geist verklungener Tage hineinzudenken, seine umfassenden historischen Kenntnisse. Auch verwendet er neuerdings den Schauplatz, den er schon für alle früheren Werke wählte:

Vollendung hören. Doch bedenkt man alles genau, so **konnte** Molo es eigentlich gar nicht recht anders gestalten. Er vermag nur die psychischen Vorgänge bis ins Kleinste zu schildern; den Dichter am schaffenden Werke zu zeigen, am Schreibtisch, das ist schriftstellerisch wahrscheinlich überhaupt undurchführbar. Hat es doch auch Schiller selbst in seiner Wallenstein-Gestalt nicht anders gemacht: Auch er zeigt den heldischen Tatenmenschen nur als Planenden und ist außerstande, die historischen Geschehnisse seines Willens auf die Bühne und sichtbarlich zu bringen. Hier sind der dichterischen Kunst eben Grenzen gezogen. Und Molo läßt uns doch auch den triumphierenden Schiller erkennen, dem der Wallenstein, der Tell und — wie die trefflich gezeichnete Berliner Aufführung beweist — die Jungfrau von Orleans von seinen Zweifeln an sich heilen. Vielleicht wäre es immerhin möglich gewesen, daß der „poeta **triumphans**“, also jener Dichter, den wir in Schiller zu sehen gewohnt sind, einen größeren Raum in dem vierbändigen Werk einnimmt. Freilich wäre dann eine künstlerisch nicht unbedenkliche Apotheose unvermeidlich geworden, die Molo wahrscheinlich deshalb vermied, weil dabei das Charakteristische des **Strebenden**, das ihm das Wichtigste schien, in den Hintergrund hätte treten müssen.

Dieses seltsame, eigenartige Schillerwerk eines tiefverstehenden Geistes mutet in einer Zeit, die zum Teil schon lange über Schiller hinaus zu sein glaubt, in einer Zeit des Kampfes um das Sein des Deutschen Volkes — in dem Schiller nach wie vor und gewiß unvergänglich weiterlebt! — wie ein gewaltiger Mahnruf an die Seelen an: **Ihm nach!** Wie ohne Goethe und ohne Kant, so auch ohne Schiller kein deutsches Volk, das aufrecht steht inmitten einer Welt von Feinden. Seltsam — so wurde aus Molos gewiß rein künstlerisch gedachtem Buche ein Weckruf von wirksamer Kraft. H. L. R.

Das Dorf entlang. Ein Buch vom deutschen Bauerntum von **Josef Weigert**. (Freiburg i. B. Herdersche Verlagshandlung. 1915.)

Das Volksbuch. Das Volksbuch glatthin könnte man dieses Werk nennen. In den Volksschulen müßte es, trotz seines starken Umfangs, mit wenigen Kürzungen, als Lesebuch eingeführt werden. Die Bauernvereine, die Dorfschaften aller deutschen Lande müßten es zu verbreiten suchen. Der Bauer liest nicht gern, aber in diesem Buche würde er lesen, denn es ist sein Ehrenbuch. Ein Lehr- und Wirtschaftsbuch, ein Unterhaltungsbuch. Zeitgemäß besonders in unserer Zeit, da man sich endlich hat besinnen müssen, was der Bauernstand bedeutet.

Der Titel „Das Dorf entlang“ deckt nicht, er ist zu enge. Das ganze Bauernwesen der deutschen Stämme wird in allen seinen Zweigen behandelt. Und da ist etwas, das besonders auffällt, nämlich, daß die Bauern in ihrem Typus alle gleich sind, sie mögen auf schwäbischer oder ostpreußischer, mecklenburgischer oder steirischer Erde stehen. Sie verstünden sich nicht in ihren Mundarten, und sind doch so eins in ihrem Grundcharakter, in ihrem Seelenleben, in ihrer Arbeitsfreude, in ihren Interessen, und besonders auch in ihren Standesfehlern. Ja, die gleichen Eigenschaften gehen über nationale und politische Grenzen hinweg, scheinbar die Rassenunterschiede ausgleichend. Und doch ist in jedem Volke gerade das Bauerntum der geeinigte Kern seines Rassencharakters. Wie urdeutsch unser Bauerntum ist, dessen wird man sich in diesem wirklich bedeutsamen Werke einmal so recht bewußt. Wenn ich gesagt habe, der Bauer soll dieses Buch lesen, so sei beigesetzt: der gebildete Großstädter **muß** es lesen. Wer das Bauerntum nicht kennt, dem fehlt das wichtigste Stück in der Erkenntnis. Dem Forschenden, dem Lebenswahrheitssucher, dem Menschengrübler, der das Bauerntum nicht kennt, dem stimmt es nirgends, alles ist verschoben und verdreht und er mißversteht die halbe Welt und das ganze Dasein. — Auf Landpartien und Sommerfrischen kann man den Bauer nicht kennen lernen, doch dieses Buch bringt ihn uns, soweit das Büchern möglich ist, näher mit all seinen Eigentümlichkeiten, Vorzügen, Fehlern und Lastern. Trotz des tiefen Ernstes sind es lebendige, reichlich mit Humor gewürzte Darstellungen; in oft überaus treffenden Sprüchen, kleinen Erzählungen und zahlreichen Anekdoten wird uns die deutsche Bauernwelt plastisch und lebendig, so daß das tief ethisch angelegte Werk gleichzeitig ergötzlich wirkt.

Es wird jetzt viel von Neuerstarkung des Bauerntums gesprochen, es wird viel über das deutsche Volk geschrieben. Ein besseres Werk darüber, als dieses Buch es ist, dürfte kaum zu finden sein. Man möge sich just einmal überzeugen, ob ich recht habe. R.

Karl Stielers Werke. Ausgewählt und herausgegeben von **Karl Quenzel**. (Leipzig. Hesse & Becker. 1916.)

Der Sänger der prächtigen „Hochlandslieder“ und der unter verschiedenen Titeln in so zahlreichen Auflagen verbreiteten Gedichte in oberbayrischer Mundart ist nun in einer volkstümlichen Ausgabe von Hesses Klassiker-Bibliothek wieder erstanden. Die schönsten seiner Lieder, die besten der zumeist dem Kulturleben seiner bayrischen Heimat gewidmeten wertvollen Prosaaufsätze erscheinen hier dem heutigen Geschlechte dargeboten. Stielers herrliche Poesien haben bis in die jüngsten

scharfe, liebevolle Zeichnung auch der Nebenfiguren, so daß auch diese lebendig und lebenswahr wirken. Man betrachte sich nur die Sängerin Ermattinger, den Grafen Achaz Rothenwolf, die „Trixl“, den seligen, unseligen Katzenkopf mit der gewaltigen Kunstsehnsucht im Herzen, während er Tanzmusik aufspielt . . . Und so gibt es in dem Buch noch etliche andere, denen man gut sein muß, verdienen sie die Güte vielleicht auch nicht ganz, aber ein wohlwollender, alles verstehender Künstler zeichnete sie mit Liebe und Herzlichkeit.

Entzückend ist auch Hans Harts Sprache; weder gewöhnlich noch übertrieben und gesucht eigenartig, doch in jeder Zeile klingend und singend, ein Meisterstück!

Obschon die „Wunderkinder“ gewissermaßen der erste Teil des Buches „Das Haus der Titanen“* sind, das vor drei Jahren erschien, so sind sie doch in sich abgeschlossen ein Ganzes und zwingen uns nur das Verlangen auf, auch „Das Haus der Titanen“ wieder zur Hand zu nehmen und es abermals zu lesen. Die Werke enthalten zwei Probleme, die sich kurz charakterisieren lassen: Hier Wolfgang Amadeus Mozart — das „Wunderkind“, dort Goethes Sohn, den der Schatten seines titanischen Vaters verdeckt . . . Hier ein endliches Durchringen, dort ein Untergehen.

Es ist kein einträgliches Geschäft, das „Prophezeien“, aber dennoch wird man kaum fehlgehen, wenn man den beiden jüngsten, innerlich verbundenen Romanen Harts einen dauernden, verdienten Ehrenplatz in der deutschen Literatur voraussagt!

H. L. R.

Warnung.

Will jemand einen Rat von dir,
So gib ihm keinen, folge mir!
Rätst du ihm ab, um seine Huld
Bist du im Augenblick gebracht;
Rätst du ihm zu, so bist du schuld
An jeder Dummheit, die er macht.
Drum rate nie und schweige still —
Es tut doch jeder, was er will.

Otto Sommerstorff.



Bücher

Den Sternen zu. Ein Schiller-Roman von Walter v. Molo. Letzter Teil. (Berlin und Leipzig. Schuster und Loeffler.)

Leibhaftig und lebhaft schreiten sie durch das Buch: Goethe, Fichte, Humboldt, Jean Paul und Hölderlin, Lotte Schiller, Frau von Stein, Frau von Kalb — und die anderen, Charakterfiguren und charakterlose Schwätzer und Schwätzerinnen, die Schillern mit ihrer Liebe und ihrer Abneigung, mit ihrer Bewunderung und ihrer Eitelkeit das Leben versauern. Molo ruft sie zurück aus dem Hades, bannt sie, belebt und gestaltet sie. Wohl noch selten ist es einem Künstler gelungen, Vergangenes so wahrhaftig und glaubhaft zu beseelen wie dem Verfasser dieses großangelegten und großzügigen Schiller-Romanes. Und nicht nur die menschliche, auch die dingliche Umwelt, oft bloß mit wenigen Strichen angedeutet, steht körperlich vor uns da. Nur die Schillergestalt selbst wird manchen, der es sich anders erwartete, befremden können: Es ist ein ewig zögernder, ewig an sich zweifelnder und ewig über die Form seiner Werke brütender und innerlich und äußerlich kranker, von Ehrgeiz gefolterter Schiller. Mit ihm erleben wir die Ängsten seiner Arbeit, ob sie wohl gelingen werde — und die Arbeit selbst vollbringt er im Verborgenen, so daß wir nur mehr von ihrer

* Verlag L. Staackmann in Leipzig.

gelesen werden. — Der Preis der sehr gefälligen Singerschen Ausgabe, die mit viel Geschick erfolgte, ist gering (3 Mk.), ohne daß darunter die Ausstattung irgendwie zu leiden hatte. Besonders sei noch auf die interessanten Bilderbeigaben hingewiesen. L.

Literarische Essays. Von Dr. Ernst Gnad. Vierte Folge. (Graz und Leipzig. Leuschner und Lubensky.)

Ob der Nestor der Grazer Denker nun literarisches Neuland pflügt — wie im Aufsatz „Karl Hauptmann" — oder auf altliterarischem Boden erntet — „Friedrich Schiller", immer hat er etwas zu sagen, was bisher noch nicht gesagt wurde. Mit der ganzen Feinheit des geläuterten Ästheten tritt Gnad an seine Aufgabe heran, ohne übertriebene Liebe und jedenfalls ohne spießbürgerliche Abneigung gegen fremdartige Schöpfungen, die von vielen abgelehnt werden, ohne daß sie sie genau kennen. Solche verständnisvolle Literarhistoriker sind selten geworden — an ihre Stelle setzten sich leider Dutzendkritiker, die auf ein „Prinzip" eingeschworen sind und alles über einen Leisten schlagen. Gnad sucht überall Schönheit und findet sie auch dort, wo sie sich im tristesten Naturalismus oft scheu verbirgt, als schäme sich ein Dichter des Pathetischen und Erhabenen, das in ihm emporwächst. So sind die tiefdurchdachten Essays gerecht, vielseitig und anregend und bilden den Geschmack, der in der literarischen Banalität des Tages unterzugehen droht. In diesem vierten Bändchen kommen außer Schiller und Karl Hauptmann noch Sudermann, Rosegger und der verlästerte d'Annunzio zu ihrem Recht. Allen weiß der Verfasser in die Tiefen ihres Schaffens zu folgen und das dort Gefundene aufzuweisen und zu beleuchten. Von Gnad wünschten wir uns eine allgemeine Literaturgeschichte — sie müßte sich vorteilhaft von den Werken anderer unterscheiden, die heute „maßgebende" literarische Werturteile fällen — zuweilen, ohne die Literatur genügend zu kennen . . .

H. L. R.

Vom Erzberg 1915. Von Fritz Oberndorfer. Die Zeichnungen von Marie Freiin Baselli. (Graz und Leipzig. Leuschner und Lubensky.) Der Reinertrag ist für den Steiermärkischen Witwen-, Waisen- und Invaliden-Kriegsschatz bestimmt.

Dem ersten Flugblatt „Zur Ernte 1915" hat nun Oberndorfer ein zweites folgen lassen — Tagebuchblätter von einer Fahrt auf den Erzberg. Eine klingende Sprache malt hier eigenartige Bilder, stimmungsreich und anschaulich, einnehmend durch geläuterte Form und tiefen Gehalt. Die Perle der kleinen Sammlung scheint mir das an die Spitze gestellte Gedicht „Fahrt im Tal", mit dem schönen Gleichnis: „Der Friede ruhte unten in den Feldern. Der ist nun aufgesprungen und ward Krieg und reitet wuchtig um des Reiches Grenzen." Das ist echt, kein hallendes Klimbim, in dem sich leider die zeitgemäße „Kriegslyrik" in der Regel gefällt.

Die Ausstattung durch Marie v. Baselli verdient besondere Beachtung.

Naturbilder und andere Dichtungen. Von Hans Baer. (Straßburg. J. Trübner.)

Es war vor Jahren in Heidelberg, da saß Hans Baer neben mir an der gemeinsamen Pensionstafel: ein junger interessanter Mann, nach einer lebensgefährlichen Operation, die er eben glücklich überstanden hatte Und obwohl die Nervosität noch bei jedem plötzlichen Geräusch über seine scharfen Züge blitzte, schwelgte seine Seele dennoch in Schönheit und lyrischen Melodien. Schon lange vor dem Krieg rückte Hans Baer zur ewigen Armee ein, deren Reich nicht von dieser Welt . . . Aber er hinterließ außer geistvollen philosophischen Abhandlungen eine Reihe von Gedichten und dichterisch empfundenen Gedanken, die jetzt von pietätvoller Hand veröffentlicht wurden. Nicht alles darin gedieh bereits zu köstlicher Reife, aber vieles ist Vollendung — und alles berechtigte zu den schönsten Erwartungen. Sie durften sich leider nicht erfüllen und zurück bleibt die Klage, daß ein Dichter zu früh von uns schied . . . Doch, was er uns gab, sind kleine, wertvolle Edelsteine, an denen man sich mit melancholischer Anteilnahme freut. H. L. R.

Der große Krieg. Dargestellt von Hanns v. Zobeltitz. Mit hunderten von Abbildungen und Kartenskizzen. (Bielefeld, Berlin u. Leipzig. Velhagen und Klasing.)

Die vorliegende erste, starke Abteilung dieses Werkes (Preis 3 Mk.) legt in lückenloser, logischer Übersichtlichkeit die wahren Ursachen des nun entbrannten Weltenkampfes klar, läßt uns, durch zahlreiche Belege aus bester Quelle bekräftigt, Einblick nehmen in die seit Jahren systematisch betriebene Einkreisungspolitik Englands und die diplomatische Ränkeschmiede der übrigen Ententemächte, schildert, das Herz jedes Patrioten mit gerechtem Stolz erfüllend, die in Deutschland und Österreich-Ungarn entflammte Kriegsbegeisterung und führt uns hierauf das siegreiche Ringen in Ost und West bis Ende September 1914 vor.

Die streng sachliche, auch dem Feinde gegenüber Gerechtigkeit bewahrende Darstellungsweise, die eingeflochtenen wirtschaftlichen und politischen Streiflichter, die formvollendete, von wahrer Vaterlandsliebe durchglühte Sprache erfüllen den Leser mit lebhaftem Interesse auch für die weiteren Fortsetzungen dieses im edelsten Sinne volkstümlichen Werkes aus der Feder des als einer unserer ersten Romanschriftsteller bekannten Offiziers. Zwerger.

Tage zahlreiche Verehrer inniger Dichtung erfreut, seine mundartlichen ernsten und scherzhaften Gedichte stellen sich den Dialektdichtungen Peter Roseggers würdig zur Seite. Zumal der in ihnen ausgesprochene Humor des Volkscharakters von des Dichters Landsleuten macht sich wie bei unseren geliebten Steirerpoeten oft in diesen launigen Versen geltend, aber auch die Tiefe des Gemüts, welche dem Bauernvolke wie dem Steirer innewohnt, gehören ja doch beide dem einen großen Volksstamme an. Und darum möge diese schöne Ausgabe den Lesern des „Heimgarten“ ganz besonders empfohlen werden. Den älteren derselben ist Karl Stieler auch als Persönlichkeit kein Fremder, da er im Jahre 1883 und 1884 der Einladung des Vereines „Grazer Concordia“ folgend, die steirische Hauptstadt besuchte und sie durch Vorträge seiner zumal mundartlichen Dichtungen erfreute. Noch mancher, der damals im geselligen Zusammensein der liebenswürdigen Gesellschaft des Dichters teilhaftig wurde, muß der männlich schönen Gestalt des heiteren Mannes mit dem blonden Vollbart und den freundlichen blauen Augen gedenken, die Stieler zum Schmerze seiner zahllosen Freunde schon im Jahre 1885 für immer geschlossen hat. Möge die vorliegende schöne Ausgabe des Schönsten und Besten, was er geschaffen, dem Unvergeßlichen wieder neue Freunde und Verehrer für seine poetischen Schöpfungen zuführen, die einen bleibenden Schatz unserer deutschen Dichtung für immer bilden werden. Dr. A. Schl.

Liebchen. Roman von Walter Angel. (Berlin. Schuster und Löffler.)

Mit viel Geschick hat es der Verfasser verstanden, das Treiben der letzten Freundin Ludwigs XV. von ihrem Eintritt ins Frauenleben an bis zu ihrer vom König gewünschten Verehelichung mit dem Grafen Du Barry zu schildern, und teilweise erinnert das Buch an die Art Dumas — dieselbe Leichtigkeit der Gestaltung und Buntheit der eingestreuten Episoden. Am gelungensten ist wohl der Schlußabschnitt mit der ersten förmlichen Vorstellung der amurösen Dame bei Hof nach ihrer Verheiratung. Stimmungswidrig mutet in dem Roman nur der nichtssagende und rokokofremde Titel „Liebchen“ an, ferner der Vorname der Du Barry: Marianne, wobei sich Angel zu der Schmeichelform „Mariannchen“, einem durchaus norddeutschen Kosewort versteigt, das, zur Zeit der Bourbonen in Frankreich angewendet, mindestens stark befremdet — zumal der Vorname der Gräfin „Jeanne Beçu“ lautete, so daß es im deutschen mindestens „Johanna“ heißen müßte. Aber abgesehen von diesen unbegründeten und störenden Merkwürdigkeiten kann der Roman als angenehme Unterhaltungslektüre für viele, die keine jungen Mädchen sind, gelten.

P. L. M.

Februar. Roman von Hans Freiherrn von Hammerstein. (Leipzig. C. F. Amelang.)

In einem Vorspruch sagt der Verfasser, das Buch sei vor dem Kriege geschrieben worden, aber dieser Versicherung bedarf es gar nicht, man merkt es dem Roman ohneweiters an, daß er nicht während des Krieges entstand — und ein ähnlicher auch nach dem Kriege lange nicht geschrieben werden wird. Diese Feststellung soll weder eine Anerkennung noch ein Mißfallen ausdrücken, sondern nur besagen, daß der „Februar“ mit unserer Gegenwart und dem, was ihr folgen wird, keinen Zusammenhang hat. — Der Roman bringt eine etwas unfrisierte Liebesgeschichte voll wilder Leidenschaftlichkeit und auch Leichtsinn, eine Geschichte, die trotzdem freundlich anmutet, denn beste Gefühle kommen darin zu ihrem Recht. Die Länglichkeit der Einleitung wird durch die zweite Hälfte des Buches und durch manche geistvolle Idee, die behandelt ist, reichlich wettgemacht. Die Schilderung eines Münchener Faschingsabends ist wirklich lebendig und mitreißend. Ja, das war einmal so, im Frieden ... denkt man fast wehmütig beim Lesen. Nur der Abschluß der Geschichte mutet nicht natürlich an und man hat das Gefühl, jetzt beginnt eigentlich erst der „Roman“. Der Verwicklungen sind zu viele, die mit einem Gewaltstreich des Verfassers gelöst werden. Eine solche Lösung läßt zwar ein Roman stets zu, ob aber auch das Leben? Darüber läßt sich sehr streiten. Aber wie dem auch sei, der „Februar“ ist, von dem belängenden ersten Teil abgesehen — ein unterhaltsames und bis zu einem gewissen Grad auch mutiges Buch.

Grimmelshausen: **Simplicius Simplicissimus.** Herausgegeben von Will Vesper. Mit Bildern der Zeit. (Straßburg u. Leipzig. Josef Singer.)

Diese erste große Prosaschöpfung unserer Sprache, die nun bald zweihundertfünfzig Jahre zählen wird, hat noch immer nichts von ihrem eigenartigen Reiz eingebüßt. Der Roman mit seinem besonderen Humor, der ebenso derb wie ursprünglich ist, gibt ein getreues Sittenbild des wilden dreißigjährigen Krieges, der die mitteleuropäische Kultur und den deutschen Wohlstand auf Jahrhunderte hinaus untergrub. Aber nicht allein als historisch wertvolles Werk hat der „Simplicius“ so manches andere überdauert, sondern auch als schriftstellerische Leistung behauptet er seinen Platz bis in die Gegenwart herauf und muß wohl zu jenen Büchern der Weltliteratur gezählt werden, die nicht nur ehrenhalber in den Schränken stehen, sondern auch wirklich

Büchereinlauf.

Unser Geist. Roman von Albert von Trentini. (Berlin. Schuster und Löffler.)

Nachdenkliche Geschichten. Von Alfred Friedmann. (Leipzig. Hessesche Volksbücherei, Hesse und Becker.)

Das Buch an die deutschen Frauen. Von Maria Theresia Baur. (Wien. Josef Lenobel.)

Lebensbilder aus der Tierwelt. Herausgegeben von H. Meerwarth und Karl Soffel. In Heften. (Leipzig. R. Voigtländer.)

Das deutsche Herz. Kriegsgedichte deutscher Lehrer 1914/15. Herausgegeben von H. Döhler. (Berlin. Concordia, Deutsche Verlagsanstalt.)

Schwert und Kelle. Kriegsgedichte 1914 bis 1916 von Wilhelm Idel. Neue Folge Kriegsgedichte. (Elberfeld. 1916. A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H.)

Annie Wall: **Ein irregeführtes Volk.** Eindrücke und Tagebuchaufzeichnungen einer Neutralen aus Rom im Winter und Frühjahr 1915. Aus dem Schwedischen übersetzt. (Wien u. Leipzig. Sallmayersche Buchhandlung M. Patkiewicz.)

In der politischen Flugschriftensammlung „Der deutsche Krieg", herausgegeben von Ernst Jäckh (Stuttgart u. Berlin. Deutsche Verlagsanstalt) erschienen neuerdings folgende Hefte: **Imperialismus und Pazifismus in volkswirtschaftlicher Beleuchtung.** Von Dr. Karl Rumpmann; **Ein neuer Staatenbund und das Ostjudenproblem.** Von Dr. M. J. Bodmer; **Kriegskosten und Deckung.** Von Ludwig Herz; **Der Vierbund und das neue europäisch-orientalische Weltbild.** Von Dr. v. Makay; **Die Stellung des Papsttums im Weltkriege.** Von Dr. J. Lulves; **Schweden und der Weltkrieg.** Von Dr. Adrian Molin.

Unsere Brüder da draußen. Ein Gedenkbuch sächsischer Taten. Von Georg von der Gabelentz. (Leipzig. L. Staackmann.)

Auf Posten, Jungdeutschland! Ein Wort an unsere liebe deutsche Jugend. Von Prof. Dr. Sellmann, Hagen. (Witten [Ruhr]. Verlag „Eckart" H. Nijhuis.)

Hoch in den Lüften. Dokumente aus großer Zeit. Von Franz Mahlke. (Berlin. Concordia. Deutsche Verlagsanstalt.)

Der Beruf der Kriegswitwe. Von Anna Behnisch-Kappstein. Mit einem Geleitworte von Rudolf Eucken. (Bielefeld u. Leipzig. Velhagen u. Klasing.)

Vater, du führe mich! Ein Konfirmandenbuch fürs Leben. Unter Mitarbeit von P. Dr. Huber und Schuldirektor Ulrich in Dresden. (Leipzig. Arnold Strauch.)

Das Leben nach dem Tode. Von Hermann Rudolph. (Leipzig. Theosophischer Kulturverlag.)

Gott mit uns! Dokumente religiöser Erhebung des deutschen Volkes im Kriegsjahre 1914. Herausgegeben vom Superintendenten Fiebig. In losen, gehaltvollen Heften. (Leipzig. Max Koch.)

Bügerkunde in der 1. Klasse der Frauengewerbeschulen und verwandter Lehranstalten. Ein Leitfaden für Lehrende und zum Selbstunterricht. Von Helene Rauchberg, k. k. Lehrerin an der k. k. Zentrallehranstalt für Frauengewerbe in Wien. (Wien u. Leipzig. Carl Fromme.)

Handbüchlein des künstlerischen Wandschmucks. 114 Seiten mit etwa 500 meist farbigen Probeabbildungen wertvoller Wandbilder (farbige Künstlersteinzeichnungen). (Leipzig. R. Voigtländers Verlag.)

Deutsche Sprachlehre. Ein Handbuch für Lehrer. Von Konrad Lindenthaler. 1. Teil. (Wien. A. Pichlers Witwe u. Sohn.)

Die Rote Kreuz-Woche.

(Vom 30. April bis 7. Mai 1916.)

Die Österreichische Gesellschaft vom Roten Kreuze und das Kriegshilfs-Büro des Ministeriums des Innern veranstalten in der Zeit vom 30. April bis 7. Mai d. J. in allen Städten und Orten Österreichs eine Rote Kreuz-Woche, deren Hauptzweck es ist, die Bevölkerung in möglichst eindringlicher Weise auf die Leistungen des Österreichischen Roten Kreuzes — der Gesellschaft sowohl als auch ihrer Landes- und Zweigvereine — und auf die Notwendigkeit der Schaffung von Jugendfürsorge-Anstalten aufmerksam zu machen. Jedermann soll das Liebeswerk für unsere im Felde verwundeten oder erkrankten Krieger und für deren Kinder nach seinen besten Kräften fördern. Das Protektorat über diese in ihrer Art und Ausdehnung bisher nie dagewesene Veranstaltung hat Seine k. u. k. Hoheit der Generalinspektor der freiwilligen Sanitätspflege Erzherzog Franz Salvator in huldvoller Weise übernommen. Während der Tage vom 30. April (Sonntag) bis 7. Mai

Unser heiliger Krieg. Von Prof. Ernst Barkowsky. 2. Teil. Mit 13 Holzschnitten von Prof. Walter Klemm, und 14 Karten. (Weimar. Gustav Kiepenhauer.)

Auch der zweite Band dieses Werkes bringt große Ereignisse auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen zusammenfassend in Einzeldarstellungen. Das ist übersichtlich und interessant und besonders die Kartenbeigaben sind zu loben. Die Darstellungen selbst scheinen hie und da nicht einwandfrei und fehlerhaft. Sonderlich was die österreichische Kriegführung in Galizien anlangt, übersieht der Verfasser einige Wichtigkeiten und es wäre ihm für eine Neuauflage des Buches das genaue Studium des kleines Werkes „Unser Conrad" (Verlag Hugo Heller in Wien) zu empfehlen. M.

Vier Monate mit Mackensen. Von Tarnow-Gorlice bis Brest-Litowsk von Erwin Berghaus. Preis 1 Mk. (Stuttgart. Julius Hoffmann.)

Einer der größten Siegeszüge, erlebt mit den empfangsfreudigen Sinnen und der unverwüstlichen Frische der Jugend, erzählt mit noch heißem Herzen, mit fliegendem Atem: so läßt sich dieses prächtige Büchlein kurz kennzeichnen. In sausendem Schwunge, wie von einer unermeßlichen Kraft auf genauer Bahn einem festen Ziel entgegengetrieben, rauschen die Ereignisse dahin: der herrliche „Auftakt zum galizischen Durchbruch", die große Schlacht selbst, der Kampf um Lemberg, um die Lubliner Bahn, um Brest-Litowsk. Man spürt den Drang, aus dem diese Schilderungen hervorgingen, „sich das Gewaltige von der Seele zu schreiben", wie der Verfasser selbst sagt. Mitten im Kriegsgebrause erklingt aber auch ein Dichtergemüt in zarten Stimmungen und Tönen, wie sie wohl auf flottem Marsch, in duftiger Morgenfrühe oder im Nebelglanz der Abendkühle sich einstellen. V.

In der Reihe der „Schwarzgelben Bändchen" des patriotischen Jugend- und Volksbildungswerkes „Österreichs Ruhmeshalle", das im Schulwissenschaftlichen Verlage von A. Haase in Prag, Wien, Leipzig erscheint, ist soeben herausgegeben worden: **„Wie Julchen den Krieg erlebte."** Von Hulda Mical. Für die Mädchen ist unter der Fülle der Kriegsbücher nur ganz wenig bestimmt, namentlich für die Kleinsten. Schon deshalb ist das Erscheinen des vorliegenden Bändchens wärmstens zu begrüßen. Es wird darin erzählt, wie der Krieg in die Lebensschicksale eines kleinen Mädchens, das in einer Provinzstadt des Hinterlandes daheim ist, eingreift. Die Verfasserin ist eine feine Kennerin des kindlichen Gemütes und weiß so spannend darzustellen, daß auch der Erwachsene das Buch mit Interesse liest.

Lebensvoller Sprachlehrunterricht. Ein Beitrag zur Verbesserung des Lehrverfahrens in diesem Gegenstande Von Hans Trunk. (Wien und Leipzig. Franz Deuticke. 1916.)

Einer, der sich sein Lebtag nie ernstlich mit der deutschen Sprachlehre beschäftigt hat, wird er wohl berechtigt sein, dieses Buch zu besprechen? — In meiner Volksschule hat es keine Sprachlehre gegeben. Auf dem Lande sprechen Leute, die in der Schule Grammatik getrieben haben, nicht um einen Hauch anders als die Analphabeten. Beide gleich in der Mundart. Ja, die Nichtgrammatiker pflegen die Mundart reiner, ausgeglichener, vertiefter und reichhaltiger zu sprechen, streng nach geheimen Gesetzen, die nie in Regeln gebracht worden sind. So bildet das Sprachtalent im Menschen sich selber aus durch den Gebrauch der Sprache, und der gescheite Mensch vervollkommnet sich in seiner Dialektik ganz von selber. Erfolge der Schulgrammatik fürs praktische Sprechen waren bisher auf dem Lande kaum zu spüren. Es muß wohl das System zu abstrakt, zu theoretisch gewesen sein. — Die Schulmänner unserer Zeit haben das erkannt und suchen den Unterricht in der Muttersprache zu heben. — In dieser Absicht ist auch das obengenannte Lehrbuch entstanden. Ein Lehrbuch für Lehrer. Es verlangt, daß der Sprachunterricht an der Volksschule weniger seiner selbst, des Unterrichtes wegen geleistet werde, als der praktischen Bedürfnisse halber. Weniger Regeln lernen, mehr Sprechübungen. Die Volksmundart berücksichtigen, teilweise von dieser Sprachquelle ausgehen, Mundart und Hochdeutsch miteinander vergleichen. Alles vom Vorstellungskreis der Schüler aus aufbauen und mit anschaulicher Lebendigkeit weiter entwickeln. Nicht wissenschafteln in der Volksschule. Nie zu vergessen der drei Hauptgebote: Einfachheit, Sachlichkeit, Zweckdienlichkeit. — Solcher Art sind die Anregungen, Vorschläge und Vorbilder, die Trunks vortreffliches Buch gibt. — Unsere alten Lehrer wollen wohl kaum mehr umlernen, um so eifriger sollten die jungen Schulmänner dran! R.

Einarm-Fibel. Ein Lehr-, Lese- und Bilderbuch für Einarmer, herausgegeben von Privatdozent Dr. Eberhard Freiherrn v. Künßberg und den Lehrern der Heidelberger Einarmschule (jetzt in Ettlingen bei Karlsruhe). (Karlsruhe. G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag.) Unter manchen ähnlichen Erscheinungen unserer Zeit gebührt der „Einarm-Fibel" ein hervorragender Platz; sie ist nicht nur geeignet, mutlose Einarmige mit neuer Tatkraft zu erfüllen, sondern gibt zugleich auch praktische Winke, unterstützt durch leichtfaßliche Bilder. Der Preis des Büchleins beträgt 1 Mark. Es ist sehr zu empfehlen. H.



9. Heft Juni 1916 40. Jahrg.

Der Erbarmungslose.

Roman von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Eines Abends, nach einem entsetzlichen Gewittertag, nahm in Jean Baptiste das Erbarmen mit sich so überhand, daß ihm der Kopf auf die Tischplatte plumpste und die rote Decke einen Tränenregen einsog.

Michelle lauschte eine Weile am Schlüsselloch dem Schluchzen, dann trat sie auf den Zehenspitzen ein und redete sanft: „Bürger . . .“

Polycarpe schluchzte nur um so erbärmlicher, wie ein kleines Kind, wenn es bedauert wird.

„Bürger . . .“ Knochige Finger berührten vorsichtig sein Haar. „Was ist Euch?“

„Mir ist so weh“, klagte er.

„Seid Ihr krank?“

„Nicht gerade krank . . .“ Er dankte ihr die Anteilnahme und schüttete sein Herz aus. „Ich bin ein Verlassener, einer, um den sich niemand kümmert, der nicht eine einzige Seele hat, die ihn tröstet.“

„Ihr übertreibt.“ Etwas herb stieß Michelle es heraus.

„Im Gegenteil. Mein Hut hat Fettflecken, meine Weste ist zerrissen, meine Beinkleider werden schleißig — und niemand trägt sie zum Schneider . . . Ich gehe spazieren und niemand begleitet mich . . . Ich speise zu Mittag und zu Abend und niemand leistet mir Gesellschaft. Da schmeckt das Essen nicht und bekommt der Wein nicht.“

d. J. wird an die gesamte Bevölkerung Österreichs die Bitte ergehen, das Rote Kreuz und die Jugendfürsorge durch Geldspenden, durch Beitritt als Mitglied zum zuständigen Zweig- oder Landesvereine vom Roten Kreuze, durch Anwerbung möglichst vieler Mitglieder, durch Erwerbung der während der Roten Kreuz-Woche zum Verkaufe gelangenden offiziellen Abzeichen, durch Ankauf von Gedenkblättern des Roten Kreuzes, durch Beteiligung an Wohltätigkeitsvorstellungen in Theatern, Konzertsälen, Varietees, Kinos usw. zu fördern. Zwei Drittel des Ergebnisses der während der Roten Kreuz-Woche durchgeführten Sammlungen fallen dem Roten Kreuze, ein Drittel der Jugendfürsorge zu. Dieses Drittel verbleibt dem bei der betreffenden politischen Landesstelle errichteten Kriegshilfs-Büro.

Die lange Dauer des Krieges hat es mit sich gebracht, daß die verhältnismäßig reichen Mittel, die der Österreichischen Gesellschaft vom Roten Kreuze, den Landes- und Zweigvereinen sowie dem Kriegshilfs-Büro zur Verfügung standen, als viel zu gering sich erwiesen haben, um so mehr, als auch die Spendentätigkeit im Laufe der Zeit sehr stark zurückging. Die Rote Kreuz-Woche soll zunächst das Rote Kreuz finanziell stärken, damit es die ungezählten Sanitätsanstalten, die im Etappenraume Tausenden verwundeter und kranker Krieger zugute kommen, auch weiterführen kann. Die Rote Kreuz-Woche soll weiter die Mittel beschaffen, die es dem Kriegshilfs-Büro des Ministeriums des Innern ermöglichen, an die Errichtung von Jugendheimstätten zu gehen, um die Kinder unserer im Felde kämpfenden Helden in Abwesenheit des Vaters vor der gerade jetzt vielfach drohenden Verwahrlosung zu schützen.

Postkarten des „Heimgarten“

Landwirt in K. Als Wiener Zeitung, gut deutsch-österreichisch und — so weit es die gegenwärtigen Verhältnisse gestatten — offenherzig, empfehle ich Ihnen die „Ostdeutsche Rundschau (Wien, VII., Bandgasse 32). Besonders die wirtschaftlichen Aufsätze und Hinweise unterscheiden sich vorteilhaftest von jenen anderer Blätter, die oft nicht so sehr die Belange des Volkes, als vielmehr die gewinnsüchtiger Kreise vertreten. H. L. R.

Fähnrich Gerhard B . . . . . l, im Felde. Die Franzosen, wenn sie nicht gerade ihren „Deutschenkoller“ haben, wie jetzt, wissen die Güte des germanischen Bluteinschlages in ihrem Volke sehr zu schätzen. Der Wert ihrer bretonischen Truppen ist bekannt! Und es fällt auf, daß zum Beispiel Zola, wenn er eine Gestalt einnehmend schildern will, sie helläugig und blondhaarig sein läßt. Auch auf Georg Ohnet muß man in dieser Beziehung verweisen. In seinem Roman „Die lichtscheue Dame“ heißt es: „Er (Marcel Baradier) war einer jener widerstandsfähigen und ausdauernden Blonden der Ostmark, die Frankreich von jeher seine besten Soldaten geliefert hat.“ — Aber, wie sich jetzt die Engländer aus Haß gegen Deutschland mit ihrem keltischen Bluteinschlag brüsten, so stellen sich derzeit auch die überschwänglichen Franzosen so, als gäbe es unter ihnen keine fränkischen Bestandteile! In Wahrheit aber stellt Joffre die stärkst germanischen Truppen überall dorthin, wo Tapferkeit und vor allem Ausdauer erforderlich sind.

Mr. W. H. Amerland, St. Louis. Ma. Wer zu uns mit einer Bitte kommt, der soll es nicht in der Sprache unseres Feindes tun.

An die Einsender von Beiträgen. Wir sind mit Beiträgen überreich versehen und bitten dringendst, Einsendungen zu unterlassen. Die Schriftleitung.

(Geschlossen am 20. April 1916.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Fleder.** — Druck und Verlag „Leykam“ in Graz.

Mißtrauisch faltete Jean Baptiste seine dürftigen Brauen: „Ihr habt es ihr doch verboten!"

„Natürlich . . ." Rasch suchte das säuerliche Mädchen eine glaubwürdige Ausrede. „Da . . . da sie es mit Euch nicht ehrlich meinte und bei uns in der Küche böse Worte über Euch sagte, erlaubte es die Mutter nicht . . . Nur deshalb. Um Euch eine Wohltat zu erweisen . . . Und glaubt ja nicht etwa das Märchen von dem Anschlag auf den Egalité — damit redete sie sich nur aus Angst vor Eurer Eifersucht aus, weil sie in seinem Schlafzimmer ertappt wurde."

Zuerst fand der Erbarmungslose die Geschichte recht glaubhaft. So eine also war Artemis, sein roter Schmetterling, der ihm jede Guttat mit einer verwerflichen Untreue lohnte! Er gedachte ihrer Zähigkeit, mit der sie ihn quälte, den Orléans herbeizuschaffen. Aber allmählich fielen ihm die Unsinnigkeiten in Michelles Darstellung auf — daß Artemis die Geschichte mit dem Attentat erfand, um ihr Verhältnis mit Orléans zu verbergen, und daß sie lieber starb, als die Wahrheit zu sagen, konnte ihm nicht eingehen. „Michelle!" mahnte er und ahmte den harten Inquisitor Fouquier nach: „Ist das auch alles wahr, was du mir mitteilst?"

Ihr schmales Gesicht lächelte grün: „Warum sollte ich lügen?"

„Sie hat mich beschwindelt?"

„Und wie!"

„Ausgebeutet?"

„Mächtig!"

„Und hat es nicht gut gemeint?"

„O ja — mit sich . . ." Michelle flüsterte: „Wie könnt Ihr noch zweifeln? Hat Euch ihr Streich nicht beinahe das Leben gekostet? Wäret Ihr nicht ein Konventmann und ein Freund Robespierres, Ihr läget heute mit den anderen im alten Steinbruch, wohin sie die Toten der Guillotine werfen. Schon um ein Geringeres, als Ihr verdächtig waret, fahren die meisten mit dem Karren."

Jean Baptiste graute es, er schlug die Hände vors Gesicht und klagte: „Wie schlecht ist die Welt! Und wie verworfen sind die Weiber!"

„Nicht alle", schränkte sie bedachtsam sein. „Ihr seid an eine falsche Katze geraten und verallgemeinert die üble Erfahrung. Es gibt viele, die Euch den Glauben an die Frauen wieder beibringen könnten." Und als er nicht gleich antwortete, wurde sie deutlicher: „Ein Mann allein taugt nichts, jeder Mann braucht eine Frau."

„Ich will nicht heiraten!" wehrte Polycarpe entschieden ab.

„Wer spricht vom Heiraten!" Michelle zog einen Sessel neben den seinen und kniete sich mit einem Bein darauf. „Nicht erst jetzt seid Ihr verwahrlost, ist Eure Kleidung zerschlissen, sondern schon bei Lebzeiten von

„Hm.“

„Artemis fehlt an allen Ecken und Enden.“

„Eure eigene Schuld“, behauptete Michelle steif und kraute ungeniert sein graugesprenkeltes Haar. „Schaut Euch um Ersatz um.“

„Hab ich, hab ich getan; tue ich noch — aber es gibt keinen Ersatz.“

„O ja!“

„Wo?“

„Hier!“ Mit Würde zeigte die säuerliche Jungfer auf sich. „Ihr stoßt mich nur immer zurück. Ich möchte Euch gern dienen, möchte Euch beistehen, für Euch sorgen und arbeiten und — es genau so mit Euch halten wie meine Base Artemis.“

„Du ... Du selbst?“ Polycarpes Wangen wurden schamrot und er drückte sein Staunen unumwunden aus: „Aber Artemis war so schön!“

„Schönheit ist nicht von Dauer, Schönheit schmilzt in der Zeit.“ Die Arme verschränkt, pendelte sie langsam zwischen Tür und Fenster hin und her. „Ihr fangt an, aus Artemis eine Heilige zu machen; das war sie nicht und Ihr habt Euch oft genug über sie geärgert. Strengt Euer Gedächtnis an und erinnert Euch an ihre Unverläßlichkeit und Unpünktlichkeit, Launenhaftigkeit und ihre Untreue — ja auch an ihre Untreue ... Es tut mir leid, das sagen zu müssen, denn schließlich war sie meine Base, wenn sie auch wenig Wert darauf legte, zu unserer Familie gerechnet zu werden. Ihr Mann war ein verarmter Krautjunker vom Land, mit einem kleinen Gut, kaum größer als ein Hühnerhof, er betrank sich jeden Tag und sie lebten wie Feuer und Eis miteinander. Er schlug sie und bekam dafür Hörner aufgesetzt — wohl ein Dutzend im Jahr. Aber als er für Emigranten um Geld spionierte und zur roten Messe fahren mußte, geriet Artemis außer Rand und Band und beschuldigte den Bürger Egalité, daß er sie ins Unglück stürzte. Weiß Gott, wieso! Sie bildete sich so mancherlei ein und ging damit hausieren, um Mitleid zu erwecken.“ Michelle erzählte gewandt und flüssig, haspelte die eingelernte Lektion ab und beobachtete lüstern die Wirkung. „Wir wunderten uns später gar nicht, daß sie sich mit den Damen im Palais Egalité gemein machte. Das entsprach ihrem Charakter. An Euch biederte sie sich nur an, weil sie Euch für vermögend, zutraulich und blind hielt. O, neben Euch hatte sie zehn, zwanzig — fünfzig Liebhaber, Nacht für Nacht einen anderen.“

Verzagt hob Polycarpe seine Arme: „Und warum habt Ihr mir nicht früher die Augen geöffnet?“

„Weil Ihr nicht wolltet, daß man sie Euch öffnet, weil ihr jedermann anschnaubtet, der Euch irgendwie widersprach oder ein Wörtchen gegen die liebe Artemis sagte ... Und um sich die Nächte freizuhalten, weigerte sie sich, zu Euch zu ziehen.“

Menge Platz und massenhaft sammelten sich dort die Strickerinnen und zweideutiges Gesindel an — oft nur, um sich zu wärmen.

„Hier wohnen die Repräsentanten des Volkes würdig!“ deklamierte der geckenhafte St. Just.

„Es geht vorwärts“, sagte Danton boshaft anspielend; „erst in der Reitschule, jetzt schon im Zirkus! Wann wird man uns ein Theater bauen?“

„Komödiant!“ rief schlagfertig Rebecqui und lachte selbst am lautesten über seinen Witz.

„Und welch unvergleichliche Aussicht!“ Couthon wies mit seinen dürren Armen gegen die weiten Fenster.

Vor den Fenstern schnitt der rote Buchstabe Menschenköpfe, mit einer Behendigkeit, als lernte er sein Handwerk so gut, daß er bald auf die Bedienung durch Sanson verzichten konnte.

Im neuen Haus herrschte der alte Geist. Die Parteien haßten einander und sammelten ihre Kräfte für die Entscheidung. Die Gironde blickte sehnsüchtig auf die Provinzen und die Provinzen blickten sehnsüchtig auf die Gironde; eins erwartete vom andern Mut. Der Berg bewaffnete seine Genossen in Paris und der Sumpf schien zu schlafen, zuwartend, niemals wagend, aus Feigheit tückisch.

Der Spitzkopf Tallien schlängelte sich mitten durch.

Es ging ums Ganze.

Robespierre rechnete und berechnete, daß der Augenblick da war, den Konvent von heimlichen Gegenrevolutionären und Schwächlingen zu säubern. Wollüstig, im Taumel der Macht, traf der schreckliche Henriot seine Vorbereitungen. Fast hunderttausend Mann umstellten die Tuilerien, hundert Geschütze glotzten gegen den Konvent und allerhand verdächtige Gendarmen besetzten seine Ausgänge.

„Wir sind gefangen!“ eiferte die überraschte Gironde.

„Man kehrt nur den Saal aus und wer ein reines Gewissen hat, hat nichts zu fürchten“, höhnte Marat, dem die Sache nach Geschmack verlief.

Aber vorderhand geschah nichts weiter; nur stellte ein gleichgültiges Mitglied des Berges den Antrag, zwanzig Abgeordnete und zwei Minister der Gironde auszuschließen, zu verhaften und unter den Drohungen der Kanonen fand sich eine erdrückende Mehrheit.

Jean Baptiste stimmte mit Robespierre. —

Frankreich, die eine und unteilbare Republik, brannte lichterloh und mit dem bedenklichen Brand entschuldigten die gewissenhaften Jakobiner lächelnd die Verletzung der Konstitution, die den Deputierten unbedingte Sicherheit gelobte. Wer gegen den Staat hetzte, verwirkte eben sein Vorrecht. Hatte man es nicht mit Louis Capet ebenso gehalten?

Artemis fing es damit an, denn sie duldete es nicht, daß man sich Eurer annahm und sie selbst kümmerte sich auch nicht darum. Lieber Himmel, wie oft machten Mutter und ich ihr deshalb Vorwürfe! Ihr speist im Palais, wo es teuer und schlecht ist, der Wirt kocht mit Schmalz statt mit Butter und verpanscht den Wein, den er ausschenkt. Die fade Kost schlägt Euch wahrlich übel genug an, Eure Gesichtsfarbe ist fahl und Eure Wohlbeleibtheit ist angeschwemmtes Wasser."

„Bin ich krank?" fragte er besorgt.

„Wenn auch nicht gerade krank, aber auf dem besten Weg, es zu werden. Nachts liegt Ihr stundenlang wach, statt zu schlafen, und das zehrt die Kräfte auf."

Polycarpe mißtraute der Sorgfalt und schüttelte den Kopf: „Ich danke dir für deine Ratschlage, ich will sie befolgen und besser auf meine Gesundheit achten."

Unbeirrt predigte die säuerliche Jungfer, mit dem Erfolg noch unzufrieden, und redete dem störrischen Zimmerherrn nach Gefallen: „Ein Deputierter muß mit dem Volk in enger Fühlung stehen — tut Ihr das? Nein, Ihr geht in den Konvent und habt im Palais Umgang mit lockerer Gesellschaft, aber um die wahre Meinung der Nation kümmert Ihr Euch viel zu wenig. Das wird Euch ins Unglück stürzen! Große Dinge bereiten sich vor und Ihr ahnt sie nicht — so werdet Ihr von ihnen überrascht und zerschmettert." Michelle prüfte die Wirkung der dunklen Andeutung und war damit zufrieden.

Der Konventmann schöpfte hörbar Atem. „Große Dinge, sagst du — und ich weiß nichts davon . . . Schnell, schnell, teile sie mir mit!"

Sie erinnerte sich der Ratschläge des klugen Abbé Grossetête, glitt an Jean Baptiste herab und kniend streichelte sie seine feisten Wangen: „Mut, Mut, Bürger Polycarpe, Mutter und ich wachen über Euch und solange Ihr uns habt, solang Ihr Vertrauen zu uns habt, seid Ihr sicher."

Eine aufwallende Dankbarkeit faßte ihre Hand und tätschelte sie, und Michelle hob mit ihrem verführerischsten Lächeln den Kopf. Als er blöd zurücklächelte, sank die Säuerliche ohne viel Umstände an seine Brust . . .

* * *

Die wilden Männer zogen um, aus der Reitschule in die Tuilerien, wo der Konvent von nun an in einem vornehmen Saal mit echten Steinsäulen, echten Beschlägen und echten Teppichen an den Wänden tagte. Sie hatten jetzt viel Raum und im Halbkreis, wie in einem Zirkus, stiegen die Bankreihen an; die Galerien boten einer großen

Und noch grimmiger als die angesäuerte Tochter verwünschte er die Mutter Bicornou, die sich blind und ahnungslos stellte und dabei lauerte und immer bei Wöchnerinnen war oder sich tiefschlafend stellte, wenn Michelle zu einer ungewöhnlichen Stunde in sein Schlafzimmer huschte. Und stets schüchterte ihn diese durch die Warnung ein: „Sie würde dich und mich töten!" Endlich einmal, bei einer der häufigen Szenen, kochte seine Wut über und er legte es darauf an, die Alte herbeizuschrecken, so laut brüllte er um Mitternacht: „Hinaus! Hinaus! Du lockst mir nur das Geld aus der Tasche! Ich mag dich nicht! Mir ist alles egal! Du gehörst in die Küche, nicht in mein Zimmer!" Und er lauschte nach der sittenstrengen Mutter, bereit, einen furchtbaren Krach zu machen und den Herrn zu zeigen.

Doch als einziges Ergebnis versetzte ihm Michelle eine Ohrfeige und die Fischäugige schnarchte zum Gotterbarmen durch zwei Wände hindurch.

Alles, alles, alles stieß Jean Baptiste an diesem streitlustigen Weib, das ihn behelligte, ab, aber weitaus am ärgsten war ihm noch die Gier, mit der Michelle zu den Hinrichtungen lief; und sie beredete ihn, zwang ihn förmlich, sie auf den Revolutionsplatz zu führen, wo Lumpen und lumpige Frauenzimmer zum Zischen des Messers und zum Quellen des Blutes kreischten. Da geriet sie in Verzückung und in ihr grünes Gesicht schoß Rot ein. „Furchtbar schön, nicht wahr?" fragte sie am Schluß und schmiegte sich an Jean Baptiste.

Er stieß sie von sich: „Abscheulich ist es und viehisch!" Der warme Geruch frischen Blutes drehte ihm den Magen um, daß er spie. „Ich verstehe dich nicht; wenn es notwendig ist, gehe ich auch hierher, aber niemals aus Passion wie du."

Die Säuerliche tanzte in der Erregung: „Fühlst du nicht den lustigen Kitzel im Nacken, wenn jemand geköpft wird?" Die wilde Sensation erhitzte ihre Sinne und dann gebärdete sie sich rasend, küßte Jean Baptiste bachanalisch, biß wie ein böses Tier und er konnte ihre Begierden kaum befriedigen.

Auch sonst verleitete Michelle den Erbarmungslosen zu Ungeheuerlichkeiten und benützte seinen Einfluß zu Untaten; er mußte Menschen, die ihr lästig waren, aus dem Weg räumen — so den Fleischer, bei dem die Bicornous einkauften und der die Begleichung einer längst fälligen Schuld forderte. „Er ist ein Royalist", legte sie scheinbar unparteiisch dar, „der uns übel will, weil wir Patrioten sind. Die Rechnung ist beglichen, aber ich habe die Quittung verloren. Schreib doch an das Revolutionstribunal, daß es den Schurken einsteckt." Sie blieb über seine Schulter gebeugt, während er an Fouquier-Tinville schrieb. Die Anzeige tat ihre Schuldigkeit und der Fleischer verschwand,

Frankreich glühte von einem Ende zum andern und der Feuerschein zuckte gespenstisch über die Nation. Die Vendée hielt an ihrem siebzehnten Ludwig fest, der noch immer im Temple gefangen saß, und die Fraktionen lieferten einander regelrechte Schlachten, ohne daß man bestimmt zu unterscheiden vermochte, ob sich Patrioten bekriegten oder Räuberbanden wechselweise metzgerten.

Nur Jean Polycarpe merkte von dem Krieg und der Metzelei in den Provinzen nicht viel und lebte, bemuttert von der Witwe Bicornou und betreut von Michelle, im neuesten Familienkreise der Rue Crebillon.

Obwohl geborgen, fühlte er sich nicht zufrieden; er besaß zwar wieder jemanden, der von der Galerie im Konvent her über ihn wachte und grinsend niederschaute, der sogar für ihn kochte — was Artemis nie getan hatte — und ihn von der ungesunden Kost im Palais erlöste, wo nebenbei unsittliche Mädchen Orgien feierten, und er hatte auch nachts jemanden, der ihn besänftigte, wenn tollwüste Träume blutige Bilder vorgaukelten — aber Michelle ersetzte den roten Schmetterling dennoch nicht und konnte sehr schroff werden, sobald er ihrem Willen den seinen entgegensetzte. Dann sagte sie immer giftig: „Du bist rücksichtlos, Jean, du denkst an dich und nur an dich, statt an mich, die du verführt hast."

Wollte Polycarpe aufbrüllen und mit Lärm wirken, so verschloß ihm eine knochige Hand kräftig den Mund: „Still! Mutter darf nicht merken, wie es zwischen uns steht — sie würde dich und mich töten."

Die Drohung schüchterte ihn jedesmal ein und er würgte den Zorn hinab, unglücklich, zermürbt, mit dem Schicksal hadernd und auf einen Weg zur Befreiung sinnend. Polycarpe verwünschte Michelle, die sich herrschsüchtig in alles mischte, die seine Ausgaben überwachte und ungeheure Summen für die Verköstigung einforderte, mit der unerwiesenen Angabe, die Lebensmittel seien höllisch teuer geworden und die Assignaten würden täglich wertloser. Wenn Jean Baptiste Zweifel äußerte, fuhr sie ihn pfauchend an: „Daß du mit *mir* roh bist, ist ganz zwecklos; wozu sitzt du im Konvent? *Dort* mach den Mund auf, Leisetreter! Beantrage die Bestrafung der Brotjuden und der Fleischwucherer, der Spekulanten, die das Vieh zurückhalten, um die Preise zu treiben, und der Drucker, die zu viel Papiergeld machen, daß es bald kein Hund mehr annimmt. *Mich* dafür zu beschimpfen, ist allerdings einfach, aber Abhilfe schaffst du damit nicht. Freilich, im Konvent bist du ein Stiller, der auf Robespierre schielt, als sei er dein Erzieher, der dich mit der Rute einschüchtert. O, wäre *ich* ein Mann, wäre ich wie du ein Repräsentant des Volkes, wie wollte ich den Konvent entflammen und den Wucherern das eigene Fell über die Ohren ziehen!"

„Da du weder ein Mann noch ein erwählter Repräsentant bist", entgegnete Polycarpe gereizt, „hast du leicht schwatzen!"

wieder sorgsam zu. Es war doch empfehlenswerter, von dem Wagnis abzustehen. Gewiß gab es ungefährlichere Mittel, sich loszuschrauben. Abermals pilgerte er in die Kirche St. Etienne, betete inbrünstig und abermals sandte die gütige Heilige eine Erleuchtung: War nicht seine Anwesenheit in Chiron notwendig? Wo es drunter und drüber ging; wo sie einen Berater brauchten; außerdem konnte er brieflich mit Doktor Renard über den Verkauf des hellgetünchten Häuschens nicht einig werden. Gründe, mehr als schwerwiegend, daß ein ehrenwerter Deputierter einen Paß verlangte, um seinen Wahlkreis zu bereisen. Vergnügt über den Einfall pfiff er sich ein Lied, das der Marseillaise bis auf einige falsche Töne zum Verwechseln ähnlich klang.

Michelle fragte beim Abendbrot mißtrauisch: „Warum bist du so heiter? Ist etwas Erfreuliches vorgefallen?"

„Mir kam eine ausgezeichnete Idee, die ich im Konvent vorbringen werde?"

Eine ausgezeichnete Idee — ja; von Chiron aus erreichte man in einigen Tagen die Grenze, und wenn er seine Kapitalien flüssig machte und das Haus günstig veräußerte, so besaß er einen Sack Geld, der ihn in Spanien oder England angenehm leben ließ.

* * *

Die Nationalkonvention beschloß eine neue Verfassung, die der findige Sieyés endlich als die allerbeste ausgeheckt hatte — eine unverfälscht republikanische Verfassung ohne das geringste Zugeständnis nach rechts, wo die Verwässerten saßen. Das Volk feierte den großen Tag. Klang doch schon die Einleitung zur Konstitution wie getragene Orgelmusik und süßes Flötengebläse: „Allgemeine Glückseligkeit ist der Zweck der Gesellschaft!"

Aber Robespierre nannte die sonnige Frühlingsschalmei verfrüht, wie eine Schwalbe im Februar, und schob ihre Wirksamkeit ins Ungewisse hinaus.

„Eine Diktatur wäre angebrachter?" forschte St. Just mit abgeknickten Augenbrauen den Meister aus.

„Es mag genügen, daß der Wohlfahrtsausschuß seine Machtvollkommenheit geltend macht", orakelte der Unbestechliche.

Und der Wohlfahrtsausschuß machte seine Machtvollkommenheit geltend und dekretierte kurzerhand die Entrechtung aller nicht rechtschaffenen Leute. Nicht rechtschaffen war jeder, der sich nicht zur jakobinischen Heilslehre bekannte. Dieses ungeschriebene, doch peinlich befolgte Dekret verdoppelte die Arbeitslast Fouquier-Tinvilles und schickte solche Massen

wie in Paris viele verschwanden. Und ihm folgten andere, die in der Rue Crebillon Mißfallen erregten. Die Witwe Bicornou spähte jede Woche einen neuen Feind aus und die säuerliche Tochter steckte sich hinter Polycarpe: „Der Schuster Stanislas sagt, unter den Königen sei es besser gewesen als unter dem Wohlfahrtsausschuß." — „Die Wäscherin in der Rue Perdue Nummer 45 hat im Keller einen flüchtigen Schweizersoldaten versteckt." — „Auch bei Ribot, dem Drechsler, scheint etwas faul; ich muß mich aber erst erkundigen."

Zuweilen gelang es Jean Polycarpe, eine seiner Denunziationen, die er unter Aufsicht abfaßte, wieder heimlich zu vernichten, und das tat er gern, wohl wissend, daß der Fleischer, der Schuster, die Wäscherin, der Drechsler irgendwie die Feindschaft von Mutter und Tochter auf sich gezogen hatten und deshalb, aus keinem anderen Grunde, beseitigt werden sollten.

Hatte der Deputierte von Chiron früher Ursache gehabt, über Vereinsamung zu klagen, so ließ ihn jetzt seine neue Geliebte keinen Augenblick allein, und er fühlte das Bedürfnis, sich manchmal zu sammeln und zu überlegen, wie er sich aus den Krallen der zwei Harpyen befreien konnte. So stahl er sich einmal in der Dämmerung unbemerkt davon und kroch in einem Winkel der Kirche St. Etienne unter, wo er denn auch erleuchtet wurde. Wie, wenn er Mutter und Tochter denunzierte, statt der zahllosen unschuldigen Leute? Daß sie den Konvent schmähten — und die Witwe Capet bedauerten — und die Rückkehr der Bourbonen wünschten . . . Derlei Kapitalverbrechen büßte man in dem freien Frankreich mit dem Kopf!

Fröhlich und erleichterten Herzens, unternehmungslustig, eilte der Erleuchtete heim und verfaßte das giftige Briefchen an den Sicherheitsausschuß. Aber als er es fertig hatte, stellte sich eine Ernüchterung ein. Michelle würde bei Gericht schamlos eingestehen, seine Geliebte zu sein, und Fouquier würde sich leicht erinnern, daß auch schon Artemis, die Hochverräterin, seine gute Freundin gewesen war. Das warf ein grelles Licht. Bösartigen drängte sich eine furchtbare Schlußfolgerung auf — daß Jean Baptiste Polycarpe, der Erbarmungslose genannt, ein Heuchler war, im Konvent den wilden Mann mimte und zuhause nur mit Gegenrevolutionären verkehrte. Kleinlaut zerknüllte er das bereits gesiegelte Billet; in der mystischen Kirche, unter dem Schutz der heiligen Genoveva, sah die Sache so einfach und selbstverständlich aus, doch in der Helle des nächsten Tages platzte die lockende Seifenblase. Er nahm Hut und Stock und schritt, bangend, beobachtet zu werden, in den Luxembourggarten, das zerballte Billet in der Faust, und wankte zu einer Bank hinter einem dichtbelaubten Busch. Dort wühlte er die Erde mit der Stockspitze auf, warf den Brief in die Grube und stampfte sie

Konstitution schürenden Priester, der sich bei einer Dirne verbarg, hoffend, dort zuletzt gesucht und gefunden zu werden! Und so müssen wir Apostel der Zukunft noch manche Motte aus dem Pelz der Freiheit klopfen, ehe die Republik ihre wahren Grundsätze des Fortschrittes ausnahmslos als oberste Richtschnur erklären darf, ohne Gefahr zu laufen, damit Parasiten zu züchten."

„Parasiten . . . ja, ja . . ." Polycarpe hörte Worte und erfaßte sie nicht.

„Die Vendée, Toulon, Lyon, die Brutstätten finsteren Aberglaubens, rebellieren, und das Tribunal von Marseille wagte es, die Verurteilung des Tyrannensprößlings Egalité, der seine schmutzigen Finger nach der Königskrone ausstreckte, zu verweigern."

Jean Baptiste nickte.

„Solche Tatsachen beweisen mit mathematischer Genauigkeit die Notwendigkeit des Reinigungsprozesses, zu dessen Durchführung der Wohlfahrtsausschuß erwählt wurde. Aber ihn müssen Männer von lauterstem Charakter mit unbeugsamer Energie und erfüllt mit erhabenen Tugenden leiten. Ihr seid ein Mann dieser Art, Ihr, der Ihr eine Frau, die Euch nahe stand, als sie sich am Gesetz der republikanischen Moral versündigte und eigenmächtig einen Menschen bestrafen wollte, über den sie niemand zum Richter stellte, der Gerechtigkeit des Staates auslieferte t."

„Artemis!" sagte Jean Baptiste voll späten Stolzes über seine Heldentat.

„Jedes Opfer verdient seinen Lohn, mag die höchste Belohnung des Philosophen auch schon in dem tugendhaften Verzicht selbst gelegen sein. — Ihr habt den Zweck meines Besuches bei Euch gewiß schon erraten: Die Nation, der Wohlfahrtsausschuß bedarf Eurer. Bisher hieltet Ihr Euch bescheiden im Hintergrund, aber es gebührt Euch ein Platz im Licht. Falsche Bescheidenheit schädigt die Allgemeinheit, die unsere Dienste beansprucht und beanspruchen kann."

Rascher als gewöhnlich arbeitete Polycarpes Hirn: In den Wohlfahrtsausschuß! Das bedeutete erhöhte Sicherheit, ein Geborgensein im Schoße der Republik, Schutz gegen Feinde, Neider und Spione, denn an ein Mitglied der höchsten Behörde wagte sich kein Tribunal! Er fragte nur: „Und Danton, wird auch Danton dem Ausschusse angehören?"

Wie eine Katze, die ihre Krallen einzieht, um mit weich gemachten Pfoten zu täuschen, antwortete Robespierre sanft: „Danton ist mit Geschäften überbürdet, Danton ist an Stellen unentbehrlich, die gleich bedeutungsvoll und wichtig sind . . . Das Präsidium des Ausschusses liegt in meinen Händen; doch von mir will ich nicht reden — Ihr seid Kollege von Männern, die mit Recht den Stolz des Staates bilden: Carnot, Lindet, St. Just, Barrère, Callot d'Herbois."

aufs Schafott, daß der Wohlfahrtsausschuß noch ein Übriges tun mußte und ein paar hundert neue Guillotinen bestellte.

Der Berg streifte seinen Radikalismus ab und wurde ultraradikal.

*
* *

Der allmächtige Robespierre schritt durch die Straßen.

Der allmächtige Robespierre, pedantisch und adrett wie immer, trocken, trüb und fahl wie immer, argwöhnisch und mit der Grimasse, die ein Lächeln ersetzte, wie immer. Die tyrannenblaue Weste über dem eingefallenen Bauch, wie immer. Einen Kutscher, der ehrerbietig den Hut zog, fragte er, wo der Deputierte von Chiron, Jean Baptiste Polycarpe wohne.

Die Bürgerin Bicornou und ihre säuerliche Tochter knickten ob des hohen Besuches ein und Polycarpe bekam dunkelrote Ohren.

Robespierre zeigte die leutseligste Miene und begann, den verschossenen Samt des Lehnsessels streichelnd, einleitend: „Ihr seid uns als opferfähiger Patriot bekannt, Kollege, der seine Person und sein Ansehen für die Verurteilung Louis Capets einsetzte. So sind leider nicht alle im Konvent, sonst stünde es um Frankreich anders. Ihr wißt, der Grundzug meiner Moral ist Milde und Nachsicht, und ich verabscheue zwecklose Gewalt, aber zu meinem Bedauern ist die Gegenwart für die von der Verfassung gewährleistete Glückseligkeit aller noch nicht reif, und wir sind daher gezwungen, die Laster mit glühenden Zangen aus dem Volkskörper zu reißen."

„In der Tat . . .", bestätigte Jean Baptiste und schwitzte.

„Deshalb hat die einsichtige Mehrheit im Konvent den Wohlfahrtsausschuß mit Vollmachten ausgestattet, die es ihm ermöglichen, die kriegerischen Angelegenheiten, die nicht so günstige Fortschritte machen, wie wir von unserer tapferen Armee erwarten dürfen, zu ordnen, und gleicherweise die notwendigen Verfügungen im Innern zu treffen. Dadurch nähern wir uns mit Riesenschritten dem Idealzustand, den uns Rousseau als erreichbares Ziel offenbarte. Bald werden wir eine Vernunftreligion haben, die das Glaubensbedürfnis der Menge befriedigt und an Stelle des barbarischen Christentums eine reinere Ethik lehrt. Der Mensch kann des Übersinnlichen nicht entbehren. Aber den Plan, den aufgeklärten Menschen neben dem Glück auf Erden das Vertrauen auf ein höchstes uns beherrschendes Wesen zu schenken, teile ich Euch nur im Vertrauen mit. Die Masse würde mich doch nicht verstehen, es fehlt ihr die Erziehung zur Vernunft. Bis wir an die Durchsetzung der höchsten Idee denken können, gilt es, Frankreich von allen üblen Elementen zu reinigen. Entdeckte man doch erst gestern einen gegen die

„Styx rudert ihn über den Charon."

„Der klagende Schatten des Verblichenen schwebt über Frankreich."

„Marat ist tot."

„Eine unsühnbare Freveltat geschah!"

„Ersinnt eine neue Strafe, die der Furchtbarkeit des Verbrechens angemessen ist!"

„Ein Frauenzimmer hat's getan!"

„Wo steckt die Hündin?"

„In der Abtei."

„Auf zur Abtei. Reißt sie in Stücke!"

„Stecht ihr die Augen aus!"

„Verbrennt sie bei lebendigem Leib!"

„Der beste Sohn der Nation verröchelte unter Mörderhänden!"

„Marat ist tot!"

„Marat ist ermordet!" —

Charlotte Corday gab bei Marat einen Brief ab: „Ich komme von Caën und habe Geheimnisse erfahren. Ihr Patriotismus muß die Komplotte kennen zu lernen wünschen, die ausgesponnen werden. Ich erwarte Ihre Antwort." Marat war faul, Marat war krank, und verweigerte den Empfang der Bittstellerin. Noch an demselben Abend gab sie einen zweiten Brief ab: „Ich habe Ihnen heute morgen geschrieben. Erhieltet Ihr meine Zeilen? Hat Marat, der Volksfreund, meine Zeilen erhalten, so kann er mich nicht abweisen, ist er so, wie er mir geschildert wurde. Die Sache ist zu wichtig! Schriftlich darf ich nicht mehr sagen und begnüge mich, Ihnen mitzuteilen, daß ich unglücklich genug bin, um ein Anrecht auf Ihre Hilfe zu haben."

Marat plätscherte in der Badewanne, weil der Arzt seinem Leiden laues Wasser verordnete, und wusch seine Krätze. „Ist die Person wenigstens hübsch?" fragte er die unwillige Wirtschafterin Nogait.

„Passabel."

„Dann führ' sie herein." Er bedeckte seine Blöße mit einem Laken.

Charlotte Corday hob kaum die Lider und verriet Komplotte der nach Caën geflüchteten Verschworenen.

Der Haifisch in seiner Wanne grinste: „Mit Komplotten kommt man nicht weiter als bis zum Schafott." Aber er fand die Besucherin niedlich.

Die Corday zögerte: „Und dann . . ." Als wollte sie ein großes Geheimnis flüstern, bog sie sich über den Rand der Badewanne und riß einen Dolch aus den Kleiderfalten. Quergestellt tauchte der Stahl in Marats Brust.

Der brüllte auf.

Polycarpe dachte immer nur: Dort bist du geborgen! Aber ein Einfall betrübte ihn: Vor den Verfolgungen Fouquier-Tinvilles war er sicher, doch wer verteidigte ihn gegen Michelle mit den Fischaugen? Sein Kleinmut, der ihm nicht die Wahrheit zu bekennen erlaubte, stammelte: „Werde ich die Erwartungen erfüllen können, die Ihr in mich setzt? Ich bin ein bescheidener Bürger, der sein Leben zurückgezogen in Chiron verbrachte . . .“

„Ich war Advokat in Arras!“ unterbrach ihn Robespierre. „Kennt Ihr Arras?“

„Nein.“

„Der Weg von Arras nach Paris ist nicht kürzer als der von Chiron. — Wenn das Eure gewichtigsten Bedenken sind! Handelt wie ich und votiert wie ich, und Ihr werdet die Nation nicht enttäuschen.“ Der Tugendhafte langte mit seinen mageren Händen nach dem Hut.

Jean Baptiste faßte Robespierres Ärmel: „Noch eins . . . Ich bin schonungsbedürftig, kränklich . . . ich beabsichtigte eigentlich, zur Erholung ein wenig meinen Wahlkreis zu bereisen . . . Man wünscht mich in Chiron . . . Und dann einige Meilen weiter, ans Meer, in die gesunde Seeluft. Wird das möglich sein?“

„Eure Krankheit wird Euch nicht töten. An der Auszehrung sterbt Ihr nicht.“

„Der Schlaf . . . der Appetit . . .“ ächzte Polycarpe. „Meine Fettleibigkeit kann Wassersucht sein . . .“

„Die Pariser Luft! Man muß sich erst an Paris gewöhnen.“ Und etwas Bedrohliches blitzte aus den fiebrigen Augen des Pedanten. „Ein Patriot entzieht sich wegen einiger schlafloser Nächte und weil ihm der Braten nicht schmeckt, niemals seinen Pflichten gegen das Vaterland. — Abgemacht, Bürger Polycarpe, und auf Wiedersehen im Wohlfahrtsausschuß! Wir sind in allem einig.“ —

Michelle, säuerlich wie eine unreife Zitrone, stürmte herein: „Was wollte Robespierre bei dir? Warum hast du ihm keinen Wein angeboten? Etwas zum Essen. Du hättest mich schon rufen können, daß ich dem Vater des Vaterlandes die Hand drücke. Du bist ungeschickt und vergeßlich.“

Jean Baptiste blähte großartig die Brust und sagte mit einer Dantons würdigen Pose: „Ich verbitte mir eine solche Sprache. Als Mitglied des allmächtigen Wohlfahrtsausschusses beanspruche ich Ehrerbietung.“

* * *

„Marat ist tot!“

Eine halbe Million heiser geschriener Kehlen heulte es.

„Das Volk hat seinen Freund verloren!“

deten kreischten die Frauen. Nur die ausgepichtesten Söldlinge des Jakobinerklubs gerieten in Verzückung: „Rache für den Heros!“

Wollüstig schilderte Michelle den seltsamen Trauerzug. —

In der Nationalkonvention hielt St. Just, der sich dazu ein schwarzseidenes Bündel umgeschlungen hatte, den pathetischen Nachruf: „Ein Augenaufschlag ist der Übergang vom Leben zum Tode. Marat ist nicht mehr . . . Volk, du hast deinen Freund verloren. Marat ist nicht mehr . . . Wir Kleinen sind nicht berufen, dein Lob zu verkünden, unsterblicher Gesetzgeber, Vorbild aller Bürgertugenden. Wir dürfen nur staunend bewundern und den schönen Handlungen deines Lebens huldigen. Du hast die Freiheit über alles geliebt — und das war dein Verbrechen . . . Marat ist nicht mehr . . .“

„Das hat man uns nun oft genug gesagt.“ Eine Hand, schwer und breit, drückte Polycarpes Schulter, daß er aufzuckte. Über die Achsel rückschauend blickte er auf Dantons Buldoggennase. Der Donnerer lachte: „Kollege aus Chiron, wundert Ihr euch nicht?“

„Worüber?“

„Über die Phantasie der Lobhudler, die dem Menschenfresser Ehrenhaftigkeit andichten.“

„Still, Danton, wenn man Euch hörte!“

Mit einer erhabenen Geste deutete der über die Versammlung und ließ seinen Baß anschwellen: „Ihr habt recht; wer seinen Kopf behalten will, schweige, denn — Marat est mort, vive le Marat! Ich beneide den toten Freund nur um die schönen Nachrufe und bitte meine lieben Mitbürger, mich seinerzeit nicht stiefmütterlicher zu behandeln.“ Und er zwinkerte zu Robespierre hinüber, der die Arme verschränkte und St. Justs Panegyrikon anhörte.

* * *

Jean Baptiste lag nachts in einer Schweißlache, als ob er die Schwindsucht hätte, und er hatte doch nur Angst. Wo gab es jetzt noch Sicherheit in Frankreich, wenn die Tollwut schon echte Jakobiner anfiel? War es nicht lebensgefährlich, ein Deputierter zu sein? Er beschloß jedenfalls, keine Besucher zu empfangen, da sogar junge Mädchen mit Messern im Kleid spazieren gingen. Und nach Chiron würde er gewiß nicht reisen — nein, nein, durchaus nicht. Das wäre Selbstmord. Vielleicht stieg eine schöne Dame in den Postwagen, heuchelte Liebe und erdolchte schließlich Jean Baptiste Polycarpe, den Erbarmungslosen.

Gehetzt, rasend, das Hemd offen, so war er aus dem Konvent heimgerannt, aufgewühlt von den Leichenreden, empört über Danton, der ihn mit seinen unpassenden Späßen bloßstellte, und zermalmt von

Die Nogait stürzte herein und schlug der Mörderin die Faust ins Gesicht. Dann eilte sie zu Marat, umfing ihn, stützte ihn unter den Armen. Er schnappte nach Luft wie ein Fisch, der im Sand dürstet; und neigte den Kopf und planschte ins blutrot gefärbte Wasser.

Marat war tot.

Weißglühende Flugblätter flatterten durch die Stadt wie Dezemberschneeflocken: „Pfaffen und Aristokraten morden." — „Die Gegenrevolution im Vormarsch." — „Kein Vaterlandsfreund ist seines Lebens sicher." — „Die Gironde speit Gift."

Den guten Bürgern gerann das Blut. Nur Danton sagte: „Diese talentlose Skribelei! Marat hätte für seine Ermordung ganz andere Worte gefunden!"

Vielfältig erzählte man den Hergang der Verhaftung und am erfinderischsten waren die gewiegten Stammgäste des Palais: „Der Pöbel umkreiste den Wagen, der Charlotte Corday ins Gefängnis führte, Burschen hieben auf die Gäule ein und Pikenmänner bohrten die Fäuste in die Glasfenster. Ein Ruf schallte aus tausend Mäulern: „Erwürgt sie!" Gendarmen trieben die Erbosten auseinander: „Sie darf ihrem ordentlichen Richter nicht entzogen werden!"

Im Konvent erstattete Santerre, der früher ein guter Schlächter gewesen war, Bericht: „Ich stieg zu ihr in die Kutsche, während das Volk seinem gerechten Zorn durch Schmährufe Ausdruck verlieh, und ich fürchtete, die große Schar der erregten Begleiter könnte sich in ihrer Vaterlandsliebe zu einer unüberlegten Tat hinreißen lassen, so daß ich die Bürger im Namen des Gesetzes aufforderte, sich zurückzuziehen. Voll Achtung gehorchte man. Die Mäßigung des Volkes übte eine überraschende Wirkung auf die unmenschliche Mörderin aus, sie fiel in Ohnmacht, und erwachend wunderte sie sich, noch am Leben zu sein. „Ich dachte, sie würden mich zerreißen", sagte sie mit gebrochener Stimme; „ich hielt die Pariser für Kannibalen und erkenne nun, daß sie fromme, ihrer Obrigkeit untertane Lämmer sind."

Der Konvent vernahm die Botschaft gerührt und befahl dem Maler David, zum ewigen Gedächtnis ein Bild des toten Volksfreundes zu malen.

Couthon, sich die gelähmten Beine massierend, schlug vor, den Leichnam nackt durch die Straßen zu tragen, aber der Wundarzt, der Marat einbalsamierte, sprach von entzündetem Blut und einem feuchten Aussatz; herumtragen — ja, aber man müsse den Körper mit einem Linnen bedecken . . .

Ein grotesker Aufzug schleppte den halbnackten, fleckigen Marat aus seiner Wohnung in die alte Kirche der Franziskaner. Beim Anblick der blaugelben, genarbten Leiche und des schlingernden Schädels des Ermor-

In der Nationalkonvention redeten fünfhundert wilde Männer und im Wohlfahrtsausschuß handelten zehn stille Männer: die Fünfhundert polterten mit den Absätzen und die Zehn schlichen auf Zehenspitzen; auf die lauten Fünfhundert blickte Europa und die Unhörbaren zogen die Schnürchen, an denen die Polternden strampelten.

Was die Dezemvirn gar kochten, servierte die Hundertschaft und das hungrige Volk schlang den Fraß hinab.

Und die zehn Männer hatten nur einen Kopf: Robespierre. Neun von ihnen waren Figuren, Statisten, der eine war Herr und Meister — der ungekrönte König von Frankreich.

Jean Baptiste saß am grünen Tisch genau so steifrückig und lautlos wie im Konvent hinter seiner braven Säule. Da aber auch acht seiner Kollegen schwiegen, so fiel sein Schweigen hier nicht besonders auf. Nur daß die anderen ihre Schweigsamkeit gegenseitig verstanden, während Polycarpe sie stets falsch deutete und aus halben Worten nie den ganzen Sinn erriet.

Dekret auf Dekret, hunderte, tausende, geheime und öffentliche, wurden in dem Verhandlungszimmer, dessen Fenster blasse Vorhänge gegen Sonnensenge bedeckten, ausgeklügelt, niedergeschrieben und befördert. Die stillen Männer verfaßten Proklamationen an die Armee, an die Magistrate der Provinzen und die Sektionen, die so aufrichtig klangen und so verschlagen waren; sie beschlossen auch Aufrufe, die gleich Fanfaren schmetterten, die Ohren zerrissen, das Blut befeuerten und die Fäuste zum Zuschlagen ballten. Und sie erteilten Winke, den Deputierten, den Beamten, und das Volk ahnte nichts davon.

Der Ausschuß hatte zwei Gesichter, eins für die Eingeweihten und eins für die Leichtgläubigen, die am Gängelband trotteten.

Callot d'Herbois betrieb die Politik mit seinem bewährten Komödiantentalent und wollte Paris mit denselben Ruten züchtigen, mit denen er Lyon blutig geschlagen hatte. Er erfand grausame Maßregeln und Robespierre schneiderte ihnen ein Mäntelchen, das ihr wahres Wesen verhüllte.

Teilten sich unter den Dezemvirn die Meinungen, so stritten sie nicht etwa, sondern vertagten die Abstimmung, und nicht selten fragte dann der Unerbittliche unergründlich: „Welcher Meinung ist Bürger Polycarpe?"

Der Bürger Polycarpe neigte demütig das Haupt: „Ich teile die Ansicht Robespierres."

Anrüchige Septembermänner, zweideutige Mitglieder von Sektionen, Offiziere in abgetragenen Röcken, um nicht als Soldaten erkannt zu werden, dunkle Gäste aus den Provinzen und lichtscheue Agitatoren, die jeweils von den Dezemvirn verleugnet wurden, huschten in den

Besorgnis, an der nächsten Ecke könnte ihm ein scharfes Eisen zwischen die Rippen zischen.

Michelle schalt seine Furcht: „Was bist du für ein Hasenfuß? In deiner Angst versäumst du das Interessanteste. Nicht einmal den Prozeß der Corday hast du dir angehört!“ Der Präsident fragte: „Warum töteten Sie Marat?“ — „Um hunderttausend Menschen zu retten, hab ich einen getötet.“ — Und er fragte weiter: „Wann faßten Sie den Plan?“ — „An dem Tag, da man die Vertreter des Volkes im Konvent verhaftete.“ O, sie war schlagfertig, die Furie!“

Polycarpe kroch unter die Decke und stopfte die Finger in die Ohren: „Verschon mich damit! Du quälst mich — Artemis hat mich nie gequält!“

Aber das säuerliche Mädchen verschonte ihn nicht mit der Schilderung der Hinrichtung: „Es war ein Fest, sag ich dir! Fünfzigtausend Menschen strömten zur Guillotine; war das ein Lärm, ein Schreien und Klatschen! Die Person in einem roten Hemd, wie sonst nur Elternmörder, stellte sich taub und lächelte. Sogar herausgeputzt hatte sie sich und eine frische Haube aufgesetzt — wahrscheinlich, um Sanson zu gefallen. Der machte seine Sache vortrefflich, er fing den losen Kopf im Rollen bei den Haaren und schwang ihn durch die Luft —“

Da knallte Polycarpes Rechte mächtig auf die Backen Michelles, rechts und links, und er bellte: „Du infames Weibsbild — da hast du zwei Maulschellen!“

Sie gellte: „Du! Das büßt du mir!“ Und rieb sich das feuerrote Gesicht.

Jean Baptiste raste, hämmerte mit den Fäusten auf den Tisch und ächzte: „Du Dirne, hab ich dir nicht verboten, mich zu quälen?“ Und weil sie immer noch dastand und die Wangen strich, packte er nacheinander die weißen goldgeränderten Zierschalen aus Porzellan und die Uhr mitsamt dem Glassturz und zerschmiß die Sachen an der Wand. „Hinaus!“

„Du! Du!“

Er holte den schwarzen Stock mit der Silberkrücke: „Na wart!“

Michelles Lippen schwabbten und brachten keinen Ton heraus. Den Rücken voran, um Gewalttätigkeiten zu entgehen, schlüpfte sie in die Küche.

Dort schalt die Mutter: „Das laßt du dir bieten! Dazu hättest du wirklich nicht seine Geliebte werden müssen.“

„Wart nur!“ Die Tochter war außer sich und zerriß ihre neue Schürze. „Er zappelt schon im Netz und wenn ich's zuziehe . . .“

Die Witwe Bicornou machte eine mißvergnügte Nase: „Daß du dich nur nicht verrechnest!“

* * *

„Wie findet Ihr Danton?“ Robespierre warf die Frage leichthin über den Tisch.

„Er ist launenhaft.“

„Er ist träge.“

„Er ist müde.“

„Müde Leute sind gefährliche Leute, solange nicht alle Arbeit getan ist. Müde Leute wünschen Frieden und alle Lauen leisten ihnen Gefolgschaft. Wir wollen ihn wecken und ermuntern.“

Der zerbrochene Couthon kniff die Lider: „Mir ist ein müder Danton lieber als ein munterer und gar kein Danton lieber als ein müder.“ Er spielte mit einem Federkiel. „Zehnmal bot Danton der Gironde die Hand zur Versöhnung und zehnmal schlug die Gironde nicht ein. Man ist gut unterrichtet. Auch sie mißtraut dem Unbeständigen. Ja, er ist unverläßlich, niemals der Freund seiner Freunde und selten der Feind seiner Feinde. Unberechenbar. Ich könnte noch einen schärferen Ausdruck gebrauchen. Er handelt zu wenig und verhandelt zu viel, bald mit den Royalisten und dem Hof, als es noch einen gab, bald mit den Gemäßigten im Sumpf. Immer gegen uns. Die Gironde ist dumm gewesen, ihn abzuweisen. Sie tat's, weil die Bürgerin Roland ihn haßt. Weiberherrschaft. Wer zugrunde geht, geht durch ein Weib zugrunde . . .“ Und betrübt betrachtete er seine lahmen Beine, die ihm ein gestörtes Schäferstündchen eintrug.

Die stillen Männer schwiegen und selbst Jean Baptiste ahnte, daß eine große Tragödie begann — daß sich vielleicht schon ihr letzter Akt vorbereitete. Die Nimmermüden schickten sich an, einen Immermüden zu verschlingen.

Robespierre warf Couthon ein einziges Wort zu: „Beweise!“

Der krümmte sich: „Danton ist zu klug, um Beweise gegen sich zu geben. Er paktiert hinter verriegelten Türen und schreibt seine Briefe mit sympathetischer Tinte, die über Nacht ausblaßt.“

„Gewäsch!“ rügte Robespierre. „Gewäsch ist nichts, nur Beweise überzeugen. Ich nenne Danton meinen Freund und wer ihn verdächtigt, muß Tatsachen bringen. Tatsachen, Couthon! Die Grundlagen des Staates bilden Gerechtigkeit und Sicherheit.“

Einzeln verließen die Dezemvirn den Sitzungssaal. In Polycarpe wirbelten die Eindrücke: Marats Andenken verächtlich beiseite geschoben und Danton überwacht! Die Grundlage der Republik war der Wankelmut.

Jean Baptiste fühlte, wie er täglich klüger wurde.

*   *
  *

Beratungssaal und erstatteten Berichte, die in kein Protokoll kamen, und empfingen Fingerzeige. Zettelchen, so rätselhaft beschrieben, das kein Spion den Inhalt erriet, gingen an Fouquier und er lächelte dünn, wenn er sie las. Dieser plattköpfige Staatsanwalt war das geschmeidige Werkzeug des Wohlfahrtsausschusses.

Der Wohlfahrtsausschuß aber herrschte. —

Zuweilen debattierte man ein wenig. Barrère, der ein Gewissen hatte, trauerte dem gelehrten Condorcet nach, der im Gefängnis Gift nahm, um der Guillotine zu entwischen, und lamentierte: „Mit ihm starb ein Philosoph . . .“

„Wir brauchen keine Philosophen“, murmelte Callot d'Herbois.

„Nicht? Wirklich nicht?“

„Unser Philosoph ist Rousseau“, entschied Robespierre.

„Man muß den Mann ausfindig machen, der Condorcet das Gift verschaffte, und ihn bestrafen.“ Das sagte Couthon und grinste ins Leere.

Carnots Augen wanderten in der Runde und prüften die Stimmung, sie lasen Gedanken, und dann erst übermittelte er einen Vorschlag des Gemeinderats: „Ein erzerner Marat soll vor dem Stadthaus emporragen. So wünscht es Paris.“

„Wünscht es Paris wirklich?“

Callot d'Herbois nannte einen jungen Bildhauer, der das Standbild ausführen konnte und riet: „Marat an der Arbeit bei einem seiner feurigen Artikel für den ‚Volksfreund‘ — oder im Konvent, eine Rede haltend — oder anderswie.“

„Im Bade“, witzelte Lindet und lachte.

Couthon übertrumpfte ihn: „Mit einem warmen Umschlag gegen das Bohren des Ohrwurms.“

Robespierre öffnete seine fiebrigen Augen weit: „Kein Denkmal. Der Personenkultus gebiert Heroen und aus Heroen wachsen Könige.“

„Tote Könige beißen nicht“, meinte selbstgefällig St. Just.

„Aber tote Könige können Nachfolger haben. Fürsten sind nie tot genug.“ Der Tugendhafte überlegte eine Weile. „Marat fiel, weil er ohne Zweck Menschenblut vergoß. Vielleicht müssen wir froh sein, daß die Rache dieses Mädchens uns der Notwendigkeit enthob, ihn durch ein Gericht auszumerzen. Ich töte Kollegen ungern. Zerstörer sind nur brauchbar, solange Zwingburgen stehen; liegen diese in Trümmern, bedarf man Aufbauender.“

— Merkwürdig, dachte Polycarpe, fast dieselben Worte sprach Danton in St. Germain. Und gleichwohl verstehen die beiden einander nicht, der Unbestechliche und der Donnerer.

Der Ausschuß lehnte das Denkmal Marats einhellig ab.

„Daß . . . daß . . .“ Er wußte wirklich nicht, was er eigentlich meinte und erblaßte vor der unermeßlichen Entschlossenheit dieser mütterlichen Entrüstung.

„Ihr habt meine Tochter zu einem sündhaften Lebenswandel gezwungen und sogar geohrfeigt! Das arme betörte Kind! Der Römer Virginius tötete sein Kind schon mit Rücksicht auf eine nur mögliche Kränkung ihrer Schamhaftigkeit, und ich werde . . .“

Papa Bon-Bon, durch die wiederholte Erwähnung eines ihm völlig gleichgültigen und fremden Römers erbost, schrie: „Von mir aus könnt Ihr Eure Tochter auch umbringen, wenn's gefällig ist. Sie hat —.“

„Wer hat? Sie hat? Nein, Ihr habt! Nicht zufrieden, meine liebe Base Artemis ins Unglück gestürzt zu haben — doch davon will ich nicht reden, denn sie war nicht ganz unschuldig an dem schlechten Ende . . . aber meine Michelle, meine liebe, gute, teure Michelle, die mir, ehe Ihr sie verdarbt, nie eine einzige Stunde Sorgen bereitete . . . Michelle . . . Michelle . . .“ Der mütterliche Schmerz löste sich in einer Tränenflut auf.

„Na ja . . .“ Jean Baptiste kraute sein Haar mit allen zehn Fingern. „Es läßt sich bis zu einem gewissen Grad nicht leugnen . . . Ich bin schließlich kein Barbar und bedaure . . . Ich bin weit davon entfernt, Eure bösen Anschuldigungen übel zu nehmen, obwohl . . .“ Er schöpfte dreimal tief und gründlich Atem: „Ich denke, es wird am besten sein, ich ziehe aus.“

Dieser Vorschlag, der ihm der beste schien, dämmte Frau Bicornous Tränenflut sofort ein und sie fiel wieder in die temperamentvolle Rolle der schwergekränkten Mutter zurück, der die Handlungsweise des unerbittlichen Virginius als anstrebenswertes Ideal vorschwebte: „Ihr nehmt die Angelegenheit auf die allzu leichte Achsel, Bürger Polycarpe; ausziehen habt Ihr gesagt? Ausziehen! Euch einfach davonstehlen? Ohne Genugtuung? Das wäre noch schöner! Damit werdet Ihr kein Glück haben.“

„Zum Kuckuck!“ Auch Jean Baptiste bediente sich wieder härterer Ausdrücke; „was erfrecht man sich einem Repräsentanten des Volkes gegenüber?“

„Wir sind das Volk — und Ihr seid unsertwegen da!“

„Meinetwegen, aber ich ziehe heute noch aus.“

Hohl und klagend schallte es aus einem zahnlosen Munde: „Für so bodenlos schlecht hätte ich Euch nicht gehalten. Mutter und Kind stoßt Ihr herzlos ins Elend.“

„Ich stoße Euch nicht ins Elend.“

Mich nicht — aber Michelle und das Kleine, das sie erwartet.“

Die Alte, die den Eindruck der Mitteilung blinzelnd erspähte, der Herd, der Küchenkasten, eine freundlich tickende Wanduhr und ein Dutzend

Michelle hatte ihre Mutter in ihre geheimsten Pläne eingeweiht, die der Abbé Grossetête ersonnen, und die Witwe Bicornou bat ihren Zimmerherrn zu einer Unterredung unter vier Augen in die Küche.

Der Deputierte von Chiron, das Mitglied des Wohlfahrtsausschusses, der Trabant Robespierres und der Freund Dantons, erwartete eine Steigerung des Mietzinses und wappnete sich zu geharnischtem Widerstand, bereit, den Anlaß auszunützen, die Wohnung zu kündigen, und sich die beiden Frauen vom Hals zu schaffen. Er träumte von einem lichten Zimmer im Faubourg Montmartre, an dem der Rue Crebillon entgegengesetzten Ende der Stadt, mit einer uralten tauben Vermieterin ohne Tochter.

Die Witwe Bicornou im Sonntagsstaat, das schüttere Haar zu einem dünnen Zöpfchen gedreht, das den Rundkopf umringelte, und die Fischaugen kalt und gestielt wie ein in Essig gesottener Karpfen, trug eine feierliche Miene zur Schau und tat sehr förmlich: „Nehmt Platz, Bürger Polycarpe."

Jean Baptiste wählte den wenigst wackeligen Sessel und kreuzte die Beine; so sah er dem Angriff auf seine Geldbörse entgegen.

Die Mitteilung, die ihm wurde, überraschte ihn: „Virginius tötete seine Tochter Virginia, um sie vor einer schändlichen Entehrung zu bewahren."

„Schon möglich", gestand Polycarpe, ohne den Zusammenhang dieser längst vergangenen Geschichte mit seinen eigenen Angelegenheiten zu ahnen. „Übrigens bin ich in der römischen Historie schlecht bewandert."

Plötzlich brach eine Flut von Schmähungen über ihn herein: „Bewandert oder nicht — ein Verführer seid Ihr, ein gewissenloser Schürzenjäger, ein Mädchenmörder, ein Don Juan und hartgesottener, niederträchtiger Einschleicher, der frommen Jungfrauen die Ehre raubt."

Der Erbarmungslose spähte angstzerrüttet nach dem Messer, von dem Michelle gesagt hatte, ihre Mutter würde damit ihn und sie abschlachten, wenn sie von der Liebelei erführe. Er verschanzte sich hinter seiner Würde, überdies hinter einem Küchenkasten, und zwang seiner Stimme eine herbe Festigkeit auf: „Bleibt eingedenk, mit wem Ihr sprecht!"

„Mit dem Räuber weiblicher Tugenden."

„Davon kann keine Rede sein . . ."

„Wollt Ihr etwa behaupten —" Die Fischäugige glotzte furchterregend.

„Ich behaupte nichts . . .", stammelte Jean Baptiste, als er merkte, mit seiner Festigkeit nur geringen Eindruck zu machen. „Ich meinte bloß . . ."

Die alte Wehfrau pustete aus aufgeblasenen Backen: „Was meint Ihr?"

Der Paß.

Von Hans Ludwig Rosegger.

„Der Übergang ist bis morgen früh, sagen wir, bis sechs Uhr, unbedingt zu halten, Herr Oberleutnant“, rieselte es dünn durch den Draht.

„Zu Befehl, Herr Oberst.“

„Also, bis sechs Uhr früh . . .“

Es war, als stecke noch mehr im Draht, und richtig rieselte es weiter: „Munition haben Sie genug? Genügend? Na, muß sich eben tun . . . Nur sparen . . . Ich vertraue auf Sie, Herr Oberleutnant, ebenso Seine Exzellenz — Sie verstehen, was ich damit sagen will . . .“ Dann verlor die Stimme aus der Ferne ihre dienstliche Härte: „Lieber Hüttenprenner, es wird höllisch heiß werden und ich kann Ihnen keine Verstärkungen versprechen. Womit sollten wir dann unsere Stellungen halten? Na ja . . . Und nun glückauf – und auf glückliches Wiedersehen, lieber Hüttenprenner!“ —

„Danke gehorsamst, Herr Oberst.“ Oberleutnant Hüttenprenner atmete tief; er hatte auch das verstanden, was unausgesprochen blieb.

Das Trommelfeuer der Russen setzte wieder ein, rechts und links vom Paß platzten die Granaten, zerwühlten die Erde, zerschmissen die Felsen, zerklatschten den schmutzigen Schnee in den schattigen Mulden. Hüttenprenner zog die Uhr — vier Uhr nachmittags. Also noch vierzehn Stunden . . . Und was dann? Danach fragte er vorderhand nicht. Bald würde es dämmern und dann setzten die Massenstürme der russischen Infanterie ein; man berechnet sich auch drüben, was der Übergang wert war! Trotz des umherspritzenden Eisens ging der Oberleutnant aufrecht bis zu den Schützengräben — er wußte, wem es bestimmt ist, den holt sich der Schnitter auch aus dem sichersten Unterstand. Und wem nicht . . .

Kadett Manninger äugte durchs Scherenfernrohr: „Du, Herr Oberleutnant, jetzt wird’s gleich losgehen! Herrschaft, ich möcht nit unter ihnen sein . . .“

Hüttenprenner unterrichtete ihn vom Befehl: „Unbedingt bis sechs Uhr früh halten!“

„Wird gemacht!“

Und auch alle die anderen sagten: „Wir werden’s schon dermachen.“ Vielleicht begriffen sie nicht, was es bedeutete, den Paß mit einer Kompanie gegen ein Regiment, gegen eine Division — gegen ein Korps zu verteidigen. Die Russen warfen ihre ganzen Reserven hinein. Und wenn es ihnen gelang, den Übergang zu nehmen . . .

Holzlöffel begannen sich irrsinnig um Jean Baptiste zu drehen. „Michelle erwartet . . . Michelle sollte . . .“

„Ja . . .“ bestätigte höchst befriedigt über den sichtbarlich überwältigenden Eindruck der Botschaft die Fischäugige. „Endlich habt Ihr erraten! Michelle wird Mutter und Ihr werdet Vater. Das ist immerhin ein erfreuliches Ereignis für Euch, der Ihr nun im Alter eine Stütze haben werdet.“

Da erschien das angesäuerte Mädchen selbst unter der Tür, und später, wenn Polycarpe die Szene in der Erinnerung nacherlebte, vermutete er, daß der ganze Auftritt eine abgekartete Komödie zwischen Mutter und Tochter gewesen war. Michelle benahm sich tragisch wie das Frauenzimmer in dem schrecklichen Stück von Chillère, sank in die Knie und faltete die Hände: „Verzeih mir, Mutter... Was wußte ich... in meiner Unschuld...“

Die Angeflehte stand dem alten Römer Virginius an Würde in nichts nach: „Hinweg, ungerates Kind; deine Sünden graben mir das Grab. Hinweg, aus meinen Augen, sonst vergesse ich, daß du Fleisch von meinem Fleische und Geist von meinem Geiste bist!“ Und sie tastete nach einem Küchenmesser.

„Nicht töten!“ kreischte die verstoßene Tochter.

„Es muß sein.“

„Hilf mir! Hilf mir!“ jammerte Michelle und umschlang die Beine des Erbarmungslosen. „Ich bin so jung und soll schon sterben . . .“

Sehr verblüfft stotterte Polycarpe: „Ich möchte ja . . . Ich bin überzeugt . . . Es fragt sich nur . . . Ich bin etwas überrascht . . . Ich werde mir die Sache überlegen — und werde dir Geld geben . . .“

Die Witwe Bicornou stieß einen erschütternden Entsetzensschrei aus: „Hörst du, Michelle! Abkaufen will er deine Ehre, deine Schande will er mit schmutzigen Assignaten bezahlen . . . Erst hintergeht er mich und verführt dich mit Schmeichelworten und nachher bietet er schnödes Geld.“ Sie schüttelte die Säuerliche bei den Schultern: „Komm, handle, du wirst Genugtuung erhalten; ich schwör's.“

„Mutter . . .“, seufzte Michelle gehorsam und ersterbend. „Wohin führst du mich?“

„Zu Robespierre, dem Tugendhaften, zum Hüter der öffentlichen Moral. Er wird den Verbrecher zur Rechenschaft ziehen!“

Jean Baptiste würgte und würgte, daß er im Gesicht tiefblau wurde: „Wa — was wollt Ihr? Euch beschweren, mich anklagen? Ist das möglich? Ja, was soll ich denn . . .“

„Heiraten!“

„Euch?“

„Michelle!“

„Nie! Nie!“ Polycarpe weigerte sich mit der heldenhaften Stärke seines Selbsterhaltungstriebes und wankte aus der Küche.

(Fortsetzung folgt.)

„Kümmern Sie sich darum nicht, Feldwebel, es wird nicht finster, es steht Vollmond im Kalender.“ Aber der Himmel überzog sich mit Wolken. Hüttenprenner hätte gern einen Brief geschrieben, doch bezwang er sich — jetzt war keine Zeit für so was. Sie würden es auch ohnedem erfahren — daheim . . .

Der Kadett war recht guter Laune: „Du, Herr Oberleutnant, dahier ist's fast so wie bei den Thermopylen!“

„Du bist größenwahnsinnig, mein lieber Manninger — wir und die alten Griechen! Dir steckt noch das Gymnasium in den Knochen!“

Russische Leuchtraketen spien in den Himmel, und der Gefreite Plochl juchzte: „Sakra, ist dös a Feuerwerk!“

Anschwellend lebte das Feuer wieder auf, alles setzten sie da drüben ein, was sie hatten, von den Feldgeschützen bis zu den schweren Haubitzen. Die Kompanie hatte arge Verluste.

Noch zehn Stunden.

Diesmal versuchten es die Russen mit einer Finte — noch während des eigenen Trommelfeuers stürmten sibirische Regimenter an, und als der Mond ein wenig aus den Wolkenvorhängen lugte, sah man die dunklen Gestalten auf vierzig Schritte vor sich. Grodinger tat seine Arbeit bei den Maschinengewehren. Auch Hüttenprenner und Manninger handhabten Mannlicher und schossen bedächtig, nur wenn sie ein Ziel sicher hatten. Knapp vor den Gräben der Kompanie zerschellten die Wogen . . .

Dem Oberleutnant schien's, als seien seine Leute nicht nur vom Mondlicht so fahl. Überallhin streute er seine Scherzworte, und allmählich erlernten sie auch das Lachen wieder.

Dem Kadetten fiel es ein: „Du, Herr Oberleutnant, wir müssen die Höhe 704 besetzen, sonst kommen uns die Kerln zuvor und wir haben den Dr . . .“

„Sie liegt ganz ungeschützt.“

„Laß mich mit vier Mann hinauf, Herr Oberleutnant.“

Hüttenprenner wollte dem Obersten eine telephonische Meldung über den bisherigen Verlauf des Kampfes machen. Nichts. Der Draht war zerrissen oder die Leitung sonstwie gestört.

Grodinger: „. . . ghorsamst, mit der Munition wird s bald hapern und i hab schon sechs Leut verloren.“

„Wozu sind denn die Bajonette da, lieber Grodinger? Wer wird denn immer unken! Mann, haben Sie denn Angst?“ Sofort reute ihn die Bemerkung: „Weiß schon, Sie halten es für Ihre Pflicht, mich auf dem Laufenden zu halten. Danke.“

Zwölf. Mitternacht.

Hüttenprenner ahnte, was davon abhing. Er ermunterte die Leute, fragte, ob sie genügend Munition, genügend zu essen hätten.

Sie waren alle fröhlich, zumeist junge Burschen aus den Alpen, von denen ein Großteil erst die Feuertaufe empfing.

Nur im Gesicht des alten Feldwebels Grodinger zuckte es: „Herr Oberleutnant, meld' gehorsamst, ob wir mit die paar Maschinengwehr ... Die Rußki lassen ihre schweren Stuck spielen!"

„Lieber Grodinger, wir werden mit den Maschinengewehren den Ansturm mit Leichtigkeit abwehren — mit Leichtigkeit! Man muß nur an sich glauben." Eine feindliche Granate erzielte einen Volltreffer — gellende Schreie, die aber in dem Gelärm ertranken.

„Jetzt noch nicht feuern, Grodinger, mit Munition sparen, Infanterieangriff abwarten!"

Seitlich auf der Höhe 704 zeigten sich erdbraune Gestalten. Kadett Manninger riß das Gewehr eines Gefallenen auf und er wie ein Dutzend anderer nahmen die Braunen aufs Korn. „Da droben dürfen sie sich nicht einnisten, das wäre gefehlt!"

Noch elfeinhalb Stunden ...

Die frühe Frühlingsdämmerung warf blaugraue Schatten über das steinige Vorgelände.

Da schwiegen mit einem Schlag die russischen Geschütze. Man hielt den Paß für sturmreif. Und nun wellten sie heran, die erdfarbigen Massen, ungezählt, fünf, sechs Glieder tief.

„Herankommen lassen! Nur feuern, wenn man einen sicher hat!" Erst auf hundert Schritte Entfernung knallten die Mannlicher, pufften die Maschinengewehre, die vordersten Reihen der Russen standen — wankten — fielen — doch eine neue und wieder eine neue Welle brandete heran, auf achtzig, auf sechzig Schritte, und trotz des Dämmerns konnte man schon die breiten, verzerrten, verschwitzten Gesichter ausnehmen. Die Kompanie warf ihr Blei in die braunen Massen und die Maschinengewehre säten. Da stockte der Angriff endgültig, und in ungeregelter Flucht verschwanden die Russen wieder, hinter Felsblöcken, hinter Bäumen, in ihren Gräben. Bewegte und nicht mehr bewegte Gestalten deckten das Vorfeld. — „Die kommen nit wieder!" frohlockte Kadett Manninger und brannte sich eine Zigarette an.

„D i e nicht", dachte Hüttenprenner.

Es folgte eine Ruhepause, in der sich die Augen derer am Paß wund und weh schauten.

Grodinger trat zu Hüttenprenner: „Meld gehorsamst, Herr Oberleutnant, was wird denn sein, wenn ma nix mehr sieht? Dann sein uns auf ja und na am Hals ..."

Verraten, umzingelt.

Manninger fiel, seine vier Mann fielen, Feldwebel Grodinger fiel. Alle, alle . . .

Ein zischendes Schrapnell streute seinen bleiernen Unsegen über Oberleutnant Hüttenprenner, und ein Kügelchen brachte auch seine Uhr zum Stillstehen. Sie zeigte siebeneinhalb Minuten nach sechs. — — — —

Ob man in den Schulen auch künftig immer nur den Griechen Leonidas feiern wird?

„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl."

Die zwanzig Gulden des Pferdinger Franzl.

Ein Altwiener Künstlerspaziergang von **Otto Kleinpeter.**

Der Maler war eben mit dem Rasieren fertig geworden. Er reinigte das Messer fein säuberlich und legte es sorgfältig und vorsichtig, damit nichts daran geschehe, in das Behältnis, das mit himmelblauem Samt gefüttert war. Dann strich er sich noch einmal prüfend über die Wangen und sah zum Fenster hinaus. Es war brauner Herbst in den Gärten und die Sonne blickte trübe durch feine Wolken.

Der Maler ging hinüber ins lichte Atelier, rückte den Spiegel zurecht und enthüllte dann den Rahmen, der auf der Staffelei mit einem Tuch verdeckt war. Von der Leinwand blickte dem Künstler sein eigenes Abbild entgegen, das gerade noch auf die letzten Pinselstriche zu warten schien.

Waldmüller nahm die Palette und begann zu arbeiten. Er mischte eine ganz zarte rosa Farbe mit leuchtendem Weiß und versuchte ein Detail im Gesicht besser zu gestalten, wahrer zu machen.

Doch plötzlich ließ er die Hand sinken, sah sinnend in den Spiegel und sinnend auf das Bild. Und da war ihm, als ob ihn das Gemälde mahne und frage, als ob es reden wollte und etwas von ihm verlangen, das er nicht geben konnte.

Die Sonne hatte die Wolken durchdrungen und das Zimmer, hoch oben in den Lüften, erschauerte in freudiger Lichtwonne und Sonnenwiderschein, obwohl der Raum gegen Norden lag.

Der Maler lächelte und verscheuchte die müden Gedanken. „Immer das Wünschen, immer das Weiterwollen!"

Er malte wieder, aber es litt ihn abermals nicht. „Ich seh' mich anders", dachte er.

Wie — wenn die Kraft der Russen erlahmte? Dann ... Aber sie erlahmte nicht. Nur gut, daß der Mond ein Einsehen hatte und die Gegend weitum erhellte. Auf der Höhe 704 hockte der Kadett mit seinen vier Mann, und auf die sammelte sich jetzt das Feuer der Rußki. Flach, wie tot, lagen er und die anderen. Ein neuer Sturm setzte an — die Höhe 704 wehrte sich... Hüttenprenner überblickte die Toten und Verwundeten; gut die Halbscheid der Kompanie war schon ausgeschieden.

Und die Hölle hagelte nieder, die Russen wollten den Paß um jeden Preis haben, und die Artillerie knallte und knatterte in die Gräben und auf die Höhe 704. Dann stießen die Garden in verschwenderischer Fülle vor. Lässiger und lässiger wurde die Abwehr der Kompanie — die Munition ... und die immer geringer werdende Zahl der Verteidiger ...

Die erste Russenkette erreichte die Gräben und stürzte sich in einem sinnlosen Siegesrausch hinein. Mit den Bajonetten wurden sie wieder hinausgeworfen — man rang Brust an Brust, Faust mit Faust, Zähne gegen Zähne. Grodinger schwang einen Eisenhaken, und das Metall klatschte sonderbar weich auf Menschenschädel. Hüttenprenner zog den Browning. Hilfe kam von der Höhe 704, da der Kadett Manninger den Garden Flankenfeuer gab. Die Erdfarbigen warfen die Gewehre weg und schleuderten die Arme hoch. Es gab aber keine Gefangene. — Im Morgengrauen zählte der Oberleutnant: Sechzig Mann ... Und die schauten übel genug aus ...

Manninger rief durch seine hohlen Hände: „Du, Herr Oberleutnant, gib mir noch zwei Manderln, ich hab' keinen einzigen mehr ..."

Der Osten färbte sich gelb — rot — gold. Ein neuer Tag. Man rastete, die Russen rasteten auch. Hüttenprenner erkletterte einen Block — die Rückzugslinie war noch frei ... der Weg in die Heimat ... In vierunddreißig Minuten achtundzwanzig Sekunden durfte er den Rest seiner Leute sammeln und abziehen. Für alle Fälle wollte er noch eine halbe Stunde zugeben. Sogar der Feldwebel Grodinger schmunzelte: „Guat is gangen ... meld' gehorsamst, Herr Oberleutnant ..."

„Na, sehen Sie, und Sie haben immer Bedenken gehabt. Die nächste Nacht schlafen wir in Federbetten oder wenigstens auf Streu — oder jedenfalls irgendwo. Geschlafen wird!"

Ein kurzes Geknatter von der Höhe 704, aber nicht gegen die Russenfront, sondern nach rechts und nach hinten. Der Kadett schrie Unverständliches.

„Herrgott, was gibt's denn ..."

Da tauchten sie auf, die Erdfarbigen, im Rücken des Passes, zu Hunderten krochen sie aus einer Lucke und schwärmten. Und zugleich Welle auf Welle gegen die Stirnseite der Gräben.

Er lachte ... Dann zog eine herbe Wehmut über sein zerfurchtes Gesicht: „Und was da drin im Herzen gwesen is, der ganze Himmel voller Träum, das is niemals in Erfüllung gangen. Gute Nacht, junger Herr ...“

Der Mann bog plötzlich mit seltsam raschen Schritten um die Ecke des Hauses und war verschwunden.

Waldmüller schüttelte nachdenklich den Kopf. Es war, als ob der Greis den vielen Gedanken, die dumpf gährend in der Seele lagen, eine bestimmte Richtung gegeben hätte. Der Maler vermeinte eine feste Linie vor sich zu sehen, die nur durch eine Krümmung abzuweichen drohte.

„Sollen sie mich den harten Trotzkopf heißen!“ dachte Waldmüller.

Auf dem Turm der Minoritenkirche ragte ein Kreuz und das Kreuz funkelte in der Sonne. Ein leiser Wind trieb Herbstblätter lässig vor sich her und übers Glacis wandelte ein junges Mädchen im weißen Kleid, gleichsam ein verirrter Gruß aus dem entschwundenen Sommer.

Auf den kargen Wiesen spielten Kinder und Waldmüller sah, wie sie einen Reigen bildeten und mit gelbroten Blätterkränzen auf dem Kopf nach dem Klang eines alten Liedes tanzten. Die Luft war von leichtem Nebel erfüllt, der das Bild entfernt, gleichsam nur halb tatsächlich erscheinen ließ und der Phantasie weiten Spielraum schenkte. Die Kinder wurden im Dämmerlicht des Abends zu antiken Satyren und Faungestalten und die Wiese des Glacis wandelte sich zu den Feldern Arkadiens. Das war schön und schwelgerisch in märchenhafter Unwahrheit.

„Aber es fehlt etwas zum Leben“, sagte der Künstler vor sich hin.

Er wischte sich über die Augen und da erschienen wieder Kinder mit roten Wangen, herbstlichen Blätterkränzen auf dem Kopf und wienerischer Freude in ihrem Lachen. Und sie sangen das alte Lied:

„Blau, blau Fingerhut
Steht der Jungfrau gar so gut.
Jungfrau, die muß tanzen ...“

Waldmüller sah ihnen eine Weile zu und da stieg, er wußte selbst nicht woher und wieso, eine heiße Welle durch sein ganzes Wesen. Ein zornrotes Feuer durchbrauste seine Seele und erfüllte ihn mit Widerstand. „So wie es das Leben gibt, so muß gemalt werden, haargenau so ...“ rief es ihm zu.

Er kam zum Schottentor und erstieg die Bastei. Die Sonne war versunken, die Lichter in der Stadt begannen sich langsam zu regen und der Wind wehte kühler.

Waldmüller kam ins Laufen. Der Harfenist und die tanzenden Kinder hatten einen Sturm in seinem Innern entfacht. Von fernher

Das Licht verblaßte. Eine Wolke trat vor die Sonne und ein leises Summen des Herbstes, ein ganz heimliches Rascheln von gelben Blättern drang aus dem Garten herauf.

Waldmüller legte den Pinsel weg und sagte laut mit leiser Verachtung: „So sich selbst bespiegeln!“

Er versank in dumpfes Brüten und sprang dann plötzlich auf. „Ich kann heut' nicht“, sagte er, nahm seinen Hut und rannte auf die Straße.

Aus der Einfahrt eines Hauses ließ sich die heisere Stimme eines Harfenisten hören. Waldmüller merkte, daß der Gesang zwar mißstörend, das Instrument aber voll und gewaltig klang, als ob ein wahrer Künstler in die Saiten griffe.

Der Maler blieb stehen. Auf das Bänkellied war ein Nachspiel gefolgt, offenbar eine Phantasie, die der Harfenist aus eigenem gab. In feierlichen Wellen schwang es sich wie ein Lobgesang zu den Herbstwolken empor und strahlte dann gleichsam in heller Lichterfreude über allen Schmerz der Tiefe. Dann brach es schrill ab, als ob eine Erinnerung alte Qual aufgewühlt hätte.

Waldmüller trat in das Haus und sah in dem kleinen Hof, an dessen Mauern ein uralter Weinstock seine Ranken spann, einen silberhaarigen, tiefgebückten Greis, der mit unbeholfenen Gebärden die in Papier gewickelten Kreuzer sammelte und dabei merkwürdiges Zeug in seinen grauen Bart brummte. Dann nahm der Mann schwerfällig die Harfe auf den Rücken und wandte sich zum Gehen.

Der Maler trat ihm entgegen und blickte in ein Gesicht, das ein Gemisch von lächelnder Freude und dumpfer Verzweiflung ausdrückte.

„Guten Tag!“ grüßte Waldmüller.

Der Alte nickte, griff zitternd in die Taschen seines abenteuerlich zerschlissenen Rockes, als ob er sich überzeugen wollte, daß alle seine Kreuzer gut untergebracht seien, und sagte: „Schön war die Welt. Guten Abend, junger Mann!“

„Wo habt Ihr die Harfe spielen gelernt?“ fragte Waldmüller.

„Von einem Hund, der am Grab seines Herrn verhungert ist“, erwiderte der Alte und lachte. Plötzlich begann er redselig zu plaudern: „Wissen S, damals vor sechzig Jahr, da is der Pferdinger Franzl zu mir kommen und hat gsagt: Sing Gstanzeln und ich gib dir zwanzig Gulden s Monat. Der Pferdinger Franzl war nämlich der Wirt „zum silbernen Mondschein“ und hat an Dudler braucht . . . No, zwanzig Gulden s Monat, so viel Geld . . . Ich hab meine Überzeugung lassen und hab s gnommen, die zwanzig Gulden . . . Aber es is bergab gangen . . . Bis zu die Kreuzerln . . . Schier a fünfafufzg Jahr freu ich mich auf die Kreuzerln alle Tag.“

gerade heute brieflich um ihren Besuch bitten. Es handelt sich um einen bedeutenden Auftrag für Sie."

Waldmüller verneigte sich und der Graf fuhr fort: „Ich möchte meiner Gemahlin eine Geburtstagsüberraschung bereiten, und zwar durch eine Reihe von Bildern aus der Antike, die sie so sehr liebt, als Maler habe ich Sie ausersehen."

Waldmüller verneigte sich wieder, aber in seiner Rocktasche wühlte eine geballte Faust.

„Sie wissen", sagte der Graf, daß ich angemessene Preise bezahle und frage Sie, ob Sie den Auftrag annehmen. Über den Gegenstand der Bilder werden wir sicher einig werden. Ich denke da namentlich an homerische Szenen und bin überzeugt, daß Sie sich Ihrer Aufgabe ebenso prachtvoll entledigen werden, wie als ob es Elfenbeinbilder wären, mit denen Sie mir schon so viel Freude gemacht haben."

Der Graf lächelte und fügte in seiner redseligen, gemütlichen Art noch bei: „Ich halte viel von Ihrer Kunst, lieben Waldmüller, und freue mich wie ein kleines Kind auf den Augenblick, wenn die Gräfin plötzlich die sechs Bilder erblicken wird. Ja, aber Sie reden gar nix, Waldmüller. Machen S doch auch Ihr Göscherl auf . . ."

Der Graf war ganz ins Wienerische geraten und lachte herzlich. Waldmüller stand verdutzt vor dem heiteren Aristokraten und bemerkte nur, daß sich der Nebel wie ein böser Feind durch die Straßen schlich.

„Dann sagte er langsam und ruhig: „Muß es aus der Antike sein?"

„Unbedingt, lieber Müllerwaldl. Es gibt nichts Schöneres und Edleres als so eine ernste Schöpfung aus der Odyssee zum Beispiel. In keiner Wesenheit finden Sie so viel Ereignisse, die packen und mitfortreißen wie in der Antike . . . Ich freu' mich schon drauf, wenn wir so recht zusammenarbeiten, die Modelle wählen können usw. Draußen im Schloß Osterberg soll die Werkstatt sein . . . Ich bin so glücklich, für die österreichische Kunst etwas tun zu können . . ."

Der Graf lächelte freudig erregt und nahm die Hand Waldmüllers, die er kräftig schüttelte. „Kriege gibt's jetzt keine", sagte er, „no und da müssen wir alten Soldaten für die friedliche Kunst etwas tun . . . Und morgen, Müllerwaldl, kommen S zu mir . . . da werden wir das erhabene Pathos der Bilder besprechen."

Er grüßte und ließ Waldmüller, der kaum ein Wort zu sagen vermocht hatte, allein.

Die Botschaft des leutseligen Grafen war aber nicht darnach gewesen, den Künstler freudiger zu stimmen. Im Gegenteil, der Sturm seiner Seele verursachte haushohe Wogen verschiedener Empfindungen. Waldmüller eilte durch die Straße, wieder hinaus aus der Stadt, durchs

mahnte das qualvolle Leid, das ihm seine junge Ehe gebracht hatte, und der Gedanke an nutzlos vergeudete Zeiten seiner Jugend rief nach Erlösung und Befreiung, nach der festen Linie, die er vorhin für kurze Augenblicke zu sehen vermeint hatte. Es war ein Trugbild gewesen und sein Wunsch ging jetzt nur einzig dahin, alle Schattengestalten zu zerstören und sich ins helle Sonnenlicht zu stellen. Wo war der Glanz des Tages aber? Der Maler sah von der Bastei auf die ganz in Abenddämmernebel gehüllten Vorstädte der großen Stadt, die bis an die geahnten Höhen des Wienerwaldes reichten.

Er schüttelte den Kopf. „Ich will keinen Nebel“, dachte er. Aber je tiefer er in das Häusergewirre eindrang, desto dichter wob der Nebel seine finsteren Schleier. Vor den Läden am Kohlmarkt, die jetzt gleichsam die einzigen Lichtquellen waren, staute sich eine bunte Menge von Damen und Herren und besah die Schaufenster.

Waldmüller ging weiter über den Graben und suchte die freie Sonne, obwohl es Abend war und ein feuchter Herbstnebel die Stadt verhüllte. Er dachte an Neuwaldegg und den uralten Forst, der sich im Park des Grafen Lacy gegen den Galitzinberg zog. Er sah ein Bild, wie die Sonne zwischen den Bäumen, die im süßen Anhauch des Frühlings standen, als die stolze Neukünderin der werdenden Schönheit strahlend ihr Gold verschwendete, wie sich zwei Kinder an der Wonne des neuen Tages freuten und auf dem lichtgrünen Waldboden nach Himmelsschlüsseln suchten.

Der Nebel fing die Lichter der Schaufenster und trug sie in kegelförmiger Gestalt matt und glanzlos in den kühlen Abend. Der Wind war still geworden.

Waldmüller stand in der Seilergasse vor der Auslage einer Buchhandlung, in die sich das Bild eines unbekannten Malers geflüchtet hatte, offenbar um trotz der Abweisung bei St. Anna die Öffentlichkeit auf sich lenken zu können. Das Gemälde stellte Marc Anton an der Leiche Cäsars dar. Es war in bunten Farben brav und ruhsam gemalt, aber es war etwas Starres und Gezwungenes in all den Gestalten. Es fehlte ihnen der unmittelbare Hauch des Lebens.

Waldmüller wurde noch zorniger, als er war. „Wann werden sich die Menschen von alten Idealen befreien? Wann werden sie die herrliche Antike ruhen lassen?“ dachte der Künstler.

„Ein stolzes Bild!“ sagte eine Stimme hinter ihm. „Nicht wahr, lieber Waldmüller?“

Der Angesprochene wandte sich um. Er sah in das feine, weichmütige Gesicht des Grafen Feuerburg.

Der Künstler grüßte und der Graf sagte in seiner liebenswürdigen, sinnenden Weise: „Ein glücklicher Zufall, daß ich Sie treffe. Ich wollte

wenn der Schwiegersohn ihn unterstützen könne, doch hoffentlich mehr Ruhe haben werde.

Waldmüller ließ den süßen Schmelz der Mandelsulz auf der Zunge zerfließen und sah sich das sanftmütige Bild des behäbigen Zimmers an.

Auf der Kommode tickte eine Uhr und an den Wänden hingen alte Stiche und buntgestickte Haussegen. Die Kerzen zuckten leise und warfen ihr Licht nur spärlich in die entfernteren Teile des großen Zimmers, so daß der Hintergrund in romantischer Dämmerung lag, was aber gerade dem Raum etwas ungemein Behagliches und Geborgenes schenkte.

Die Frau Schopfleuthner sprach, die Frau Gallbichler hörte zu, nickte von Zeit zu Zeit gnädig mit dem Kopfe und aus der Fensternische klang leises Flüstern und frohbewegtes, ganz nach innen gekehrtes Lachen.

Waldmüller lehnte sich zurück und fühlte ein wenig neidvoll die Geborgenheit im Hausstand, den freundlichen Zauber des Heims.

Plötzlich wandte sich Frau Schopfleuthner an die Frau Gallbichler: „Sie werden entschuldigen, wenn ich ein paar Worte mit Herrn Waldmüller allein spreche, aber es is was Wichtig's . . .“

Frau Gallbichler nickte gnädig, nahm ein Schokoladeplätzchen vom Teller und lehnte sich in ihrer ganzen Würde ernst und groß ins Kanapee zurück.

Die Frau Schopfleuthner zog den Maler in die zweite Fensternische und tat äußerst geheimnisvoll: „Ich möcht nämlich dem Gottlieb zu seinem Geburtstag ein Bild verehren . . . ein Bild von mir.“ Sie lächelte verschmitzt und senkte den Blick. „Aber grad so wie ich bin, müssen S mich malen . . . keine Schmeichlereien. Auch die Falten im G'sicht, lieber Waldmüller, und auch . . .“ Sie dämpfte ihre Stimme noch mehr. „ . . . auch den Blähhals, wenn's sein muß.“

Waldmüller blickte in das Gesicht der Frau Schopfleuthner und fand es köstlich. Es lag so viel Ausdruck, so viel wunderbare Pracht des Eigenen darin, daß der Künstler plötzlich ganz seltsam ergriffen war. Es schien ihm lockend und dankbar, dieses Frauenantlitz, das weder schön noch bedeutend war, das aber in seinem Übergang zur Greisenhaftigkeit noch ein letztes Verblühen der Jugend in sich barg, mit aller Kraft der Farbe und Plastik auf die Leinwand zu bannen. Er sah den seidenen Faltenwurf des grauen Kleides, das sich mit Bauschärmeln und einem bescheidenen Ausschnitt geziert, um die Achseln und den Busen schmiegte, und frohlockte.

„Ja, ja, tausendmal ja . . .“ rief er laut und leidenschaftlich.

„Pscht, niemand därfs wissen, denn wenn's die Frau Gallbichler erfährt, so weiß es heute noch ganz Schottenfeld und auch die Laimgrubn hat a Ahnung davon . . .“

Kärntnertor, schräg übers Glacis gegen die Vorstädte Mariahilf und Schottenfeld.

Hohnlachend murmelte er vor sich hin: „Aus der Antike! — 6000 Gulden sind's wenigstens. Aber just aus der Antike! Just die herrliche Odyssee! . . .“

Er bemerkte, daß der Nebel, die qualvolle Herbsttrauer, wie ein Gespenst über die baumbesetzten Wiesen floh.

Als er aber vor dem behäbigen Haus des Bandfabrikanten Gottlieb Schopfleuthner auf dem Schottenfeld stand, da huschte doch ein glückliches Lächeln über sein Gesicht.

Er sah, daß das letzte Zimmer des ersten Stockes beleuchtet war, also die Schopfleuthnerischen das Haus hüteten. Oben klopfte er und als ihm das „Hausmöbel“, die alte Rosl, geöffnet hatte, stimmte sie ein glückliches Freudengeschrei an, wie froh sie sei, daß „der Herr Künstler grad zurecht kommt“. Sie tat geheimnisvoll und flüsterte dem Zuhorchenden frohgemut ins Ohr: „Heut gibt's nämlich was Extras.“

Waldmüller tätschelte ihre Wange, worauf das ehrsame fünfzigjährige Fräulein züchtig errötete und den Blick senkte.

Dann trat er ein. Da saß die Frau Schopfleuthner großzügig auf dem Kanapee und neben ihr eine ebenso großzügige, wie vornehme und magere Dame, die Frau Gallbichler, die liebenswürdige Gemahlin des Herrn Elfenbeinstockgriffabrikanten Gallbichler von der Laimgrube.

Vorne aber, wo eine Stufe zum breiten Bauchfenster hinaufführte, wo geruhsam die lauschige Nähecke der Frau Schopfleuthner lag und wo es jetzt, durch die Vorhänge etwas verdunkelt, so recht heimlich und dämmerig war, dort flüsterten zwei Junge, Glückselige: Braut und Bräutigam.

Auf dem runden Tisch fanden sich die köstlichen Reste einer Jause: gelber Guglhupf, feine Bäckereien und die süßen Geheimnisse einer Mandelsulz.

„Jössas, der Herr von Waldmüller!“ rief die Frau Schopfleuthner. „Aber warum kommen S denn so spät? So nach der Jausn? Aber warten S, die Mandelsulz müssen S glei kosten . . . Die Tini hat's g'macht, sie lernt jetzt kochen bei der „Birn“, damit ihr zukünftiger Mann amal was Guats zum Papperln hat . . .“

„Aber ich bin ja gar nicht zum Essen kommen, Frau Schopfleuthner. Ich hab nur so herg'schaut, wie's Ihnen allen geht . . .“

Der Maler begrüßte noch das junge Paar in der Ecke und setzte sich dann. Die Frau Schopfleuthner sorgte dafür, daß er die Wunder den Mandelsulz kennen lernte und das Gespräch nicht stockte.

Sie redeten vom Nebel und von der Krones, vom Vater Schopfleuthner, der immer erst so spät aus der Fabrik käme, aber dann,

Wand. „Aber grad so wie ich bin, aber grad so wie ich bin . . .“ rief es mahnend.

Ein kleines boshaftes Männchen flüsterte dem Künstler dagegen immerfort ins Ohr: „Die Kunst muß Ideale haben. Nicht ‚grad so wie ich bin‘, sondern ‚so wie ich sein möchte‘ . . .“

„Pathos, Pathos! Die herrliche Antike!“ hörte er den Grafen sagen. Und eine alte dünne Stimme pfiff dazwischen: „Der Pferdinger Franzl hat an Dudler braucht . . . Zwanzig Gulden s Monat.“

Die Harfe klang in schweren, stolzen Tönen und die Kinder sangen: „Blau, blau Fingerhut . . . Fingerhut . . . Finger . . .“

Waldmüller entschlief.

Der Herbst ging seinen Weg und die Stadt fragte mit keinem Wort nach den Nöten eines Künstlers, der seinen schlechten Tag gehabt hatte. — —

Als Waldmüller erwachte, war es noch finster. Das Dunkel in seiner geheimnisreichen, angsterzitternden Stille lag ganz gleichmäßig in den Räumen und die Nacht fragte, fragte, wie der Tag sein werde.

Waldmüller streckte sich im Bett, aber er wurde der wohligen Ruhe nicht froh. Das Dunkel entmutigte ihn und aus dem Herzen kroch irgendetwas empor, langsam und leise, höher, bis in den Hals, kroch wieder zurück und wollte die Brust zersprengen.

Es war wie damals, als er seine Frau verließ, ebenso vergrämt in Sorgen, ob er das Rechte tue.

Dann wieder konnte er sich selbst nicht verstehen. Er war doch gestern schon im Hause Schopfleuthner zu einem Entschluß gekommen, dort schon war die Schaffensfreude an ihn herangetreten und hatte über sonnige Felder auf Berggipfel gewiesen. Welche Macht hatte ihm den Mut wieder genommen?

Es handelte sich nur um eine künstlerische Frage, aber sind künstlerische Fragen nicht große menschliche Fragen? Weben die Künstler nicht den Inbegriff der Schönheit? Und können Menschen ohne Schönheit sein?

Er sah einen Mann unterirdisch in einem Hummelnest und dieses Nest weitete sich zu einer Halle. Dabei hatte er ganz unbestimmt das Gefühl, daß dieser Mann unter der Erde sterben müsse, weil ihn die Hummeln mit ihren Stichen überwältigen werden. Die Todesangst quälte das Traumbild, kroch an den Erdwänden der seltsamen Halle dahin und wurde lastend wie ein ungeheurer Fels. Doch siehe, die Hummeln schleppten Muscheln daher, glatte weiße Muscheln und gerippte braune von abenteuerlichen Formen, schön gewunden in regelmäßigen Gestalten. Und in diesen Muscheln wohnte ein farbiger Glanz, der sich wie von schlummernden Perlen silberfreundlich in der ganzen Höhle verbreitete, lichter wurde, strahlender, tausendfach glitzernd und selig beglückend. Die Hummeln töteten nicht, sie brachten sogar niedliche

„No und weil ich von einem G'schäftsmann die Frau bin", fuhr sie fort, „so möcht ich gleich den Preis . . ."

„Ah was, Preis . . .", erwiderte Waldmüller hastig, „ich mal, mal, meinetwegen umsonst . . . oder um hundert Gulden . . . Das werden wir schon sehen. Nur morgen schon um zehne die erste Sitzung bei mir, Frau von Schopfleuthner . . ."

Er stürmte mit großen Schritten hinunter ins Zimmer, sang ein Lied vor sich hin und sagte zur Frau Gallbichler in lustig spöttischem Ton: „Ja, ja, in ganz Schottenfeld und auf der Laimgrubn . . . und draußen am Braunhirschengrund . . . Gehn wir zum Heurigen, Frau Gallbichler, oder naus nach Petersdorf zu einer Bauernhochzeit und sind wir einmal lustig . . . Mögn S, Frau Gallbichler vom Braunhirschengrund . . .?"

Die würdige Dame richtete sich auf und antwortete ein wenig spitz: „Ich bin inner der Linie zuhaus, Herr Waldmüller . . . Übrigens es ist spät, ich muß gehen."

Sie erhob sich, und während einige förmliche Abschiedsworte gewechselt wurden, eilte Waldmüller zu der Liebesfensternische und sagte munter zu dem jungen Paar: „Busselts nur, busselts, die Welt ist prachtvoll."

Dann reichte er mit höflicher Grandezza der Frau Gallbichler die Hand und flüsterte der Frau Schopfleuthner, wie ein heimlicher Liebhaber, ins Ohr: „Morgen um zehn!" Und dann war er noch vor der Frau Gallbichler draußen.

Der Nebel empfing ihn wieder. Es war ganz still und öde, die Menschen verkrochen in ihren Häusern, die Sterne verhüllt von den Herbstschleiern . . . Nur ein dumpfes Summen erzählte davon, daß in der Nähe noch mancher Webstuhl lief.

„Ein seltsamer Tag heute!" dachte Waldmüller. „Mein Spiegelbild, die Harfe, ‚blau, blau Fingerhut', der Graf, der Nebel, die Frau Schopfleuthner . . ."

„Der Graf! Der Graf!" tönte es von allen Seiten. Die Freude des Künstlers wich langsam den stürmenden Gedanken und Erwägungen. Es war ihm, als ob er nur eines von den beiden vollführen könne, entweder den Auftrag des Grafen rückhaltlos annehmen oder die Frau Schopfleuthner malen.

Und als er zuhause in seiner einfachen, schmucklosen Wohnung angekommen war, da hatte die plötzliche Zuversicht seines Schaffens wieder die Flucht ergriffen.

Müde zuckte das Kerzenlicht an den Wänden, wanderte gleichsam wogend auf und ab wie die Flamme, die mit dem Erlöschen kämpft und müde, blaß erschien das Bild der gemütlichen Frau Schopfleuthner an der

Der „ewige Friede“ und der „ewige Krieg“.

Versuch einer Beantwortung der Frage: Wie lange noch Krieg?

Von **Wilhelm Rullmann.**

II.

Der „psychologische Friedensmoment“. — Die Erklärungen des Deutschen Reichskanzlers. — Der unerbittliche Asquith. — Der „Krieg bis zum Äußersten“ in Frankreich und Italien. — Die Reparatur der russischen Dampfwalze. — Dauer des Weltkriegs. — Wilhelm I., Bismarck und Moltke über den Zukunftskrieg. — Der „ewige Krieg“ auf wirtschaftlichem Gebiete. — Mitteleuropa.

„O schöner Tag, wenn endlich der Soldat ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit“ — singt der Dichter. Aber wann wird dieser Tag kommen, an dem der heimkehrende Krieger den blutigen Lorbeer gerne hingibt „fürs erste Veilchen, das der Frühling bringt“?

Da auf einmal erklingt ein tröstliches Wort, das eine frohe Botschaft zu verkünden scheint. Es kommt aus der freien Schweiz, findet sich in einer dort erscheinenden Zeitung und verkündet uns, daß endlich der „psychologische Friedensmoment“ gekommen ist. Ja, jetzt ist die Zeit gekommen, daß die kriegführenden Mächte, insbesondere die beiden stärksten derselben, Deutschland und England, in Friedensverhandlungen eintreten können — so wird uns in einem Aufsatz erklärt, der „Zur Evolution des Weltkriegs“ betitelt und der der „Züricher Post“ von „ganz besonderer Seite“ zu Anfang Dezember des vorigen Jahres zugegangen war. Die „Evolution des Weltkriegs“ hatte ihr Ende erreicht: nach der Niederwerfung Serbiens und Montenegros und nach der wunderbar raschen Durchführung der Balkanaktion war der Feldzug zugunsten der Zentralmächte entschieden. Die Fortsetzung dieser Aktion nach Asien bedrohe England an seiner empfindlichsten Stelle, am Suez-

Kleinodien... Der Glanz zog berückend durch weite Hallen, türmte sich gleichsam über sich selbst, wuchs empor, durchbrach die Erde und vermählte sich in sieghaftem Jubel mit dem plötzlich hereinleuchtenden Himmel.

Was war das? Der Künstler strengte seine Augen an, der Glanz erfüllte flammend den Raum und malte tausend Lichter an den Wänden. Es war . . . es war Tag geworden.

Der Maler sprang aus dem Bett. In breiten Streifen legte sich das junge Sonnenlicht durchs Fenster und befreite den Raum von allen trüben Nachtgestalten. Der Künstler öffnete die Vorhänge und ließ den Glanz befreit und groß ins Zimmer fluten.

Und als er so die breiten Streifen des Morgens ohne Hemmnis leuchten sah, da begann sich die Wirklichkeit seltsam zu verklären. Im Augenblick sah er Landschaften, ganz grell im Tagesschein und doch im leisen Duft des Ahnungsvollen.

Er zog sich notdürftig an, lief ins Atelier hinüber und enthüllte sein Selbstbildnis. Er verglich Zug um Zug, es stimmte haargenau. Er zog zur Prüfung seinen Rock an und nahm den Schlips um den Hals. Das Gemälde war bis zur Brust nun vollständig dem Ebenbilde getreu, nur ein Geheimnis wallte von den Zügen, ein Etwas lag im Ausdruck, das nicht wirklich war und doch dem Bild nicht eine Spur seiner Ähnlichkeit nahm.

Waldmüller wußte es nun: es war die verklärte Innerlichkeit des Gemütes, die aus der Seele strömt, die nie gesehen wird und doch in starker Größe lebt. Es war das Ideal!

Man mußte malen getreu der Gegenwart und doch vergeistigt durch ein nie Geschautes.

Der Künstler tanzte vor dem Spiegel in dem abenteuerlichen Morgenanzug, in Unterwäsche bis zum Gürtel und von da ab in seinem Staatsrock, mit der Seidenbinde um den Hals, dachte daran, wie dankbar es auf diese Art wäre, ältere Frauen zu malen, die Frau Schopfleuthner zum Beispiel, und schrieb an den Grafen ein kurzes Billet:

„Euer Hochgeboren!

Da ich wegen anderweitiger umfangreicher Aufgaben stark in Anspruch genommen bin, bitte ich untertänigst, es mir nicht verübeln zu wollen, wenn ich den mir gestern gemachten Antrag auf Ausführung von sechs Bildern aus der Antike mit großem Bedauern ablehnen muß. Ehrfurchtsvoll verharrend Euer Hochgeboren untertänigst ergebener Waldmüller.“

„I nimm die zwanzig Gulden net von mein ‚Pferdinger Franzl‘“, sagte er mit Beziehung auf den Harfenisten und streckte sich behaglich nach dieser künstlerischen Reinigung in der kraftvoll dahinströmenden Morgensonne.

wäre jedes Friedensangebot von unserer Seite eine Torheit, die den Krieg nicht abkürzt, sondern verlängert. Erst müssen die Masken fallen. Noch wird der Vernichtungskrieg gegen uns betrieben. Damit müssen wir rechnen. Mit Theorien und Friedensäußerungen von unserer Seite kommen wir nicht vorwärts und nicht zu Ende. Kommen unsere Feinde mit Friedensvorschlägen, die der Würde und Sicherheit Deutschlands entsprechen, so sind wir allzeit bereit, sie zu diskutieren. In vollem Bewußtsein der erzielten unerschütterlich dastehenden Waffenerfolge lehnen wir die Verantwortung für die Fortsetzung des Elends ab, das Europa und die Welt erfüllt."

So der höchste Beamte des Deutschen Reiches. Und am Schlusse der Erklärung, die hierauf der Abgeordnete Spahn im Namen der sämtlichen Mitglieder des hohen Hauses mit Ausnahme der Interpellanten abgab, hieß es:

„Mögen unsere Feinde sich erneut zum Ausharren im Kriege verschwören, wir warten mit ruhiger Entschlossenheit die Stunde ab, die Friedensverhandlungen ermöglicht, bei denen dauernd die militärischen, wirtschaftlichen, finanziellen und politischen Interessen Deutschlands im ganzen Umfange und mit allen Mitteln einschließlich der dazu erforderlichen Gebietserwerbungen gewahrt werden müssen."

Dies war das von der gesamten deutschen Nation freudig begrüßte glorreiche Ergebnis der Beratung des Deutschen Reichstages vom 9. Dezember 1915. Und hier schließen wir die mannhaften Worte an, die der ungarische Ministerpräsident Graf Stephan Tisza in einer Rede über die politische Lage zu Ende des Jahres am 20. Dezember 1915 gegen jene richtete, die diesen entsetzlichen Krieg verursacht haben. Im Namen der Gesamtmonarchie sagte damals Tisza:

„Nicht wir haben den Angriff gegen in Frieden lebende Nationen und Staaten gerichtet. Nicht wir wollten aus dem Körper eines friedlichen Nachbarn mit räuberischen Händen ein lebendes Stück reißen. Wir aber werden diesen Krieg mit jener Entschlossenheit, die den Sieg an unsere Fahnen fesselt, zu Ende führen. Auf die Frage, wie lange dieser Krieg dauern wird, müssen gleichfalls jene antworten, die den Krieg veranlaßten. Wir werden den Krieg führen, solange alle gegen unsere Sicherheit, Unabhängigkeit und nationale Größe gerichteten Angriffe andauern." — „Heute ist bereits jede Fortsetzung des Krieges ein zweckloses Blutvergießen und eine nutzlose Kraftvergeudung. Jeder Tropfen Blut, der in diesem furchtbaren Ringen der Nationen noch vergossen wird, ist überflüssig und schreit zum Himmel. Dafür sind jene verantwortlich, die aus egoistischen Zwecken mit hypokritischen Schlagworten

kanal, und dieses sei somit an einem baldigen Friedensschluß am meisten interessiert. Der Verfasser schließt seine Ausführungen mit folgenden Sätzen:

„... Wir sind überzeugt, daß Deutschland im Bewußtsein seiner Stärke heute imstande wäre, über den Frieden ruhig und offen zu diskutieren, ohne ihn zu gefährden, da auf der anderen Seite England bereits begonnen hat, sich durch Stimmen einiger Lords vernehmen zu lassen. So ist doch wohl der psychologische Moment gekommen, die Evolution dieses grauenvollen Krieges nicht fatalistisch hinzunehmen und als Schraube ohne Ende zu betrachten, die unsere Kultur und unsere Friedenszukunft in unaufhörlicher Drehung durch und durch bohrt und Europa zum wirtschaftlichen Appendix Amerikas herabsinken läßt. London ist heute schon Neuyorks Schuldner geworden, die Amortisation der europäischen Kriegsschulden erfordert ein Säkulum angestrengter Arbeit, die Kulturaufgaben verwaisen, wahrlich es ist Zeit, ein Ende zu machen. Zwischen Deutschland und England liegt das Friedensproblem scheinbar begraben. Wer öffnet die Grube?“

Wie wurde nun diese Friedensanregung von den kriegführenden Mächten aufgenommen?

Von Berlin aus wurde schon wenige Tage nach dem Erscheinen dieses Artikels eine halbamtliche Erklärung mitgeteilt, daß die „besondere Seite“, von der dem Schweizer Blatte dieser Aufsatz zugegangen war, nicht etwa in deutschen Regierungskreisen zu suchen sei.

Eine klare und deutliche Antwort auf diese Anregung war in der großen und wirkungsvollen Rede enthalten, mit der der deutsche Reichskanzler am 9. Dezember vorigen Jahres die Friedensinterpellation der Sozialdemokraten beantwortete. Der Herr Reichskanzler hat in durchaus zutreffender Weise dargelegt, welcher Stimmung eine Anregung zu Friedensverhandlungen von deutscher Seite im Lager unserer Feinde begegnen würde. Er konnte dabei auf die Äußerungen der feindlichen Staatsmänner und die Stimmen der tonangebenden Zeitungen und Zeitschriften in den Ententeländern hinweisen, in denen von nichts anderem die Rede ist als von der Zertrümmerung Deutschlands und in denen die Phrase vom Krieg bis zum Äußersten noch ebenso häufig wiederkehrt, wie nach den ersten deutschen Siegen. Und dann sprach der Reichskanzler am Schlusse seiner Rede die schönen und kraftvollen Worte, die in unseren Herzen noch jetzt einen lebhaften Nachhall finden:

„Wenn einmal die Geschichte über die Schuld an diesem ungeheuerlichsten aller Kriege und seiner Dauer urteilen wird, wird sie das entsetzliche Unheil aufdecken, das Unkenntnis und Verstellung angerichtet haben. Solange diese Verstrickung von Schuld und Unkenntnis bei den feindlichen Staatslenkern besteht und ihre Geistesverfassung beherrscht,

Hier noch ein Kuriosum, das bezeichnend ist für die in England herrschende Verblendung. Der Sekretär der Warenbörse von Liverpool, ein Herr Crammond, hat vor einiger Zeit in der Londoner Handelskammer eine Rede gehalten, in der folgende Stelle vorkam:

„Wenn Deutschland besiegt wird, muß es an Kriegsentschädigungen zahlen: An Belgien 500 Millionen Lstr. (10 Milliarden Mark), an Frankreich 2500 Millionen (50 Milliarden), an England 2600 Millionen (52 Milliarden), an Italien 500 Millionen (10 Milliarden), an Rußland 2400 Millionen (48 Milliarden), an Serbien und Montenegro 100 Millionen (2 Milliarden), zusammen also 172 Milliarden. Dann wird weiter gefordert, daß die deutsche Flotte konfisziert und daß der deutsche Handel durch Zolltarife lahm gelegt werde. Sonst nichts.

Ein englischer Arzt war es, der die durch den Krieg hervorgerufene wahnsinnige Erregung als Bellitis bezeichnet hat. War diese Rede des Herrn Crammond vielleicht auch eine Äußerung der Bellitis? Aber der englische Arzt bezeichnet die von der Bellitis Ergriffenen als „halb Verrückte", dieser Handelsjammermensch gehört jedoch offenbar zu den „ganz Verrückten", die während dieses Krieges den letzten Rest von Verstand verloren haben.

Das ist die Stimmung in England. Solcher Art sind die Forderungen, die man bei Einleitung von Verhandlungen über die Beendigung des Krieges dort geltend machen wird. Und da soll Deutschland mit Friedensvorschlägen kommen?

* * *

Vollends entscheidend mußte für uns damals die Haltung der englischen Regierung sein. Mr. Asquith hatte in seiner Guildhallrede erklärt, die Kriegsziele Englands seien noch dieselben wie bei Beginn des Krieges. Am 23. Februar dieses Jahres fand nun Asquith Gelegenheit, auf jene Erklärung zurückzukommen. Er hatte im Unterhause den Abgeordneten Snowden und Trevelyan zu antworten, die beide die Regierung ersucht hatten, sie möge doch einmal, anstatt immer in unklaren Worten von der Niederwerfung Deutschlands zu reden, in bestimmter Form sagen, welches ihre Bedingungen für die Herstellung des Friedens seien. Der Abgeordnete Snowden sprach dabei wieder von dem „belgischen Unrecht Deutschlands", wandte sich dann aber energisch gegen den Gedanken einer Zerschmetterung Deutschlands. „Ihr hofft — so fuhr er dann fort — auf einen Sieg der Erschöpfung, aber was wird bis dahin aus den Ländern des Vierverbandes werden?" Snowden zitierte die Rede eines französischen Abgeordneten auf der Konferenz zu Bristol, in

ihre Eroberungsabsichten bemäntelten, diesen furchtbaren Schlag für die Kulturwelt heraufbeschworen und jetzt nicht locker lassen wollen."

Diese kernigen und mannhaften Worte waren aus dem Herzen aller Ungarn und Österreicher gesprochen, die ebenso denken und fühlen wie die Bürger des Deutschen Reiches und die sich sagen: wir wollen kämpfen bis zum Äußersten, aber wir wollen uns auch einen Frieden erkämpfen, in dem die Bürgschaft liegt, daß unsere Kinder und Enkel von den Schrecken eines Krieges, wie dieser ist, den wir jetzt führen, verschont bleiben.

*
* *

Der Begründer der Friedensinterpellation in jener denkwürdigen deutschen Reichstagssitzung hatte sich auf das Beispiel Englands berufen, wo auch bereits Stimmen laut geworden seien, die der Sehnsucht nach dem Frieden in der Öffentlichkeit Ausdruck gegeben hätten. Man kann nicht sagen, daß dieses Beispiel glücklich gewählt war. Gerade in England hat der Deutschenhaß sich in letzterer Zeit zum hellen Wahnsinn gesteigert und diejenigen, die von Frieden sprachen, hat man dort als Sonderlinge und Querköpfe bezeichnet, deren Meinungsäußerungen mit der nationalen Stimmung, die den Krieg bis zur Vernichtung der Feinde verlange, in direktem Widerspruche ständen. Wenn der Reichskanzler in seiner Rede sich äußerte: „Es mag sein, daß bei unseren Feinden einige nachdenkliche Männer, die sich von der militärischen Lage Rechenschaft geben, im Grunde ihres Herzens wünschen, daß dem großen Blutvergießen baldigst ein Ende gemacht werde, aber ich sehe nicht, daß diese Männer in den spärlichen Fällen, wo sie zu Worte kommen, auch durchdringen" — so ist dies durchaus zutreffend.

Der „New Statesman", auf den sich der Reichskanzler u. a. bezog, hat in einem Artikel die ganze Friedensbewegung und insbesondere die Reden Conways im Oberhause und Trevelyans im Unterhause besprochen. Schließlich hat dies „gemäßigte" Organ seine Wünsche in bezug auf den Friedensschluß in den nachfolgenden bescheidenen Forderungen zusammengefaßt:

1. Wiederherstellung des Königreichs Belgien.
2. Rückgabe Elsaß-Lothringens an Frankreich.
3. Wiederherstellung eines einigen Königreichs Polen unter dem Zepter des Zaren oder unter einem von diesem einzusetzenden König.
4. Vertreibung der Türken aus Europa.
5. „Rückgabe" Istriens und des Trentino an Italien.
6. Ausschluß Deutschlands von jedem Kolonialbesitz.
7. Bildung eines Großserbien mit Bosnien und der Herzegowina und — jetzt kommt der Hauptpunkt —
8. Vollständige Vernichtung des preußischen Militarismus!

englischen Parlamente eingebracht und begründet hat. Hat doch der nun auch verflossene Kriegsminister General Gallieni es in der Kammer öffentlich ausgesprochen: „Wer auf der Straße oder Arbeitsstätte das Wort Frieden ausspricht, ist als ein schlechter Bürger anzusehn."

„Krieg bis zum Äußersten" ist auch in der Presse, namentlich in der Pariser Presse, noch immer die Losung. Erst vor kurzem — Ende Februar — hat der „Temps", also ein verhältnismäßig noch gemäßigtes Blatt, einen Artikel gebracht, der „Falsche Manöver" betitelt war und in dem er zunächst an die Neutralen die Mahnung richtete, von ihren Vermittlungsversuchen abzustehn. Dann heißt es weiter:

„Wenn Deutschland verspricht, wirklich mit Wohlwollen alle Friedensvorschläge, die ihm die Alliierten machen würden, zu prüfen, so hat dies keine Bedeutung aus dem sehr einfachen Grunde, weil die Alliierten keine derartigen Vorschläge machen, sondern ihre Bedingungen den Mittelmächten diktieren werden, ohne daß es notwendig ist, sich danach zu erkundigen, ob Deutschland mehr oder weniger geneigt ist, sie zu erörtern oder anzunehmen." Der Artikel schließt:

„Weder Friede, noch Waffenstillstand, noch eine Vermittlung irgendwelcher Art, sondern Krieg bis zum Äußersten, so faßt man die Lage in den Ländern der Alliierten auf. Wenn man sie dort anders auffassen wird, dann wird es nur deshalb der Fall sein, weil unsere Heere ihr Ziel erreicht haben und Österreich-Ungarn und Deutschland sich besiegt erklären."

Das ist die Sprache eines „gemäßigten" Organes der öffentlichen Meinung Frankreichs. Und da sollen Deutschland und Österreich-Ungarn zuerst mit Friedensvorschlägen kommen?

* * *

Mittlerweile sind auch in Rußland Friedensstimmen laut geworden, und zwar aus der Mitte von Parteien ganz entgegengesetzter politischer Richtung, aus der reaktionären Gruppe der „Schwarzen Hundert", die ungefähr 50.000 Mann stark ist, und aus dem sozialistischen Lager, das nach Hunderttausenden zählt. Die „Schwarzen Hundert" befürchten Unruhen in Rußland, unter denen besonders sie, die reichen Grundbesitzer und Industriellen, zu leiden haben würden, und da braucht man die Truppen, um den Aufruhr zu bekämpfen. Also lieber eine friedliche Verständigung mit den feindlichen Nachbarmächten, als im Innern eine siegreiche Revolution, bei der alles drunter und drüber geht.

Auch für Rußland gilt, daß sich nur vereinzelte Stimmen für die Anknüpfung von Friedensverhandlungen ausgesprochen haben. Was

der dieser sagte, daß Frankreich 800.000 Tote, 1,400.000 Verwundete und 300.000 Gefangene verloren habe. Es sei verbrecherisch, den Selbstbetrug noch weiter zu ermutigen. Eine mitleidlose Niederwerfung Deutschlands wäre die schlechteste Vorbereitung für den Frieden, denn die Folge würde ein neuer Krieg sein. Der Abgeordnete Trevelyan nahm in seiner Rede Bezug auf die Worte des deutschen Reichskanzlers in seiner Erklärung vom 9. Dezember 1915, daß Deutschland bereit sei, über Friedensbedingungen, die mit der Würde und Sicherheit Deutschlands vereinbar seien, zu verhandeln.

Auf diese beiden Reden antwortete der Ministerpräsident in einem Tone, der sonst bei englischen Ministern im Parlamente nicht üblich ist. Asquith bezeichnete die Erklärung des deutschen Reichskanzlers, Deutschland sei kein Feind der kleinen Völker und diesen gehe es nicht zum besten, seit England sie in seinen Schutz genommen habe, „als eine ungeheure und schamlose Dreistigkeit" (a colossal and shameless audacity) und er fügte hinzu, es habe keinen Zweck, auf die angeblichen Friedensneigungen des deutschen Kanzlers einzugehen, solange sie sich auf „so ersichtlich heuchlerische und wertlose Argumente stützten". Mit einem Pathos, das nach dem Berichte der Reuterschen Agentur „das Haus tief rührte", erklärte darauf der Ministerpräsident:

„Ich habe klar, öffentlich und nachdrücklich auseinandergesetzt, auf Grund welcher Bedingungen wir bereit sind, Frieden zu schließen. Ich will sie heute wiederholen. Unsere Verbündeten kennen sie auch und der Reichskanzler weiß sehr wohl, was ich am 9. November 1914 gesagt habe. Ich wiederhole es nun: „Wir werden niemals das Schwert, das wir nicht leichtsinnig gezogen, in die Scheide stecken, bevor Belgien, und ich füge jetzt noch hinzu, auch Serbien alles und mehr als alles wieder zurückerhalten haben, bevor Frankreich gegen jeden Angriff gesichert ist, bevor die Rechte der kleinen Staaten Europas auf einer unerschütterlichen Grundlage sichergestellt sind und bevor die militärische Oberherrschaft Preußens vollständig und endgültig vernichtet ist."

Noch weniger als in England ist man in Frankreich geneigt, auf Friedensstimmen zu hören. Herr Asquith ist durch den Krieg so nervös geworden, daß der gereizte Ton, mit dem er sich gegen den deutschen Kanzler wandte, sich zu groben Beleidigungen steigerte, aber er war doch noch imstande, die Reden der Herren Snowden und Trevelyan ruhig anzuhören. In Paris aber kommt man in den Verdacht, im Solde der „Boches" zu stehn, wenn man nur das Wort Friede in den Mund nimmt. Wehe dem Abgeordneten, der eine Interpellation über die Ansichten der Regierung in Betreff von Friedensverhandlungen in der französischen Kammer in der Weise einbringen würde, wie sie Snowden im

Professor Binding in Leipzig, der bekannte Rechtslehrer, hat den Vorschlag gemacht, die Mittelmächte sollten dem Londoner Abkommen den festen Entschluß entgegensetzen, nur Sonderfrieden mit den einzelnen Feinden abzuschließen und auf gemeinsame Verhandlungen sich gar nicht einzulassen. Ganz recht, aber wenn diese Feinde nun bei ihrem vertragsmäßigen Abkommen verharren? Was dann? — Vielleicht würde Italien sich am leichtesten für einen Sonderfrieden gewinnen lassen, denn dieses Land ist das Brechen von Verträgen schon gewöhnt.

*

* *

Moltke, dieser Meister des Krieges, wollte nichts wissen vom „ewigen Frieden". An den bekannten Lehrer des Völkerrechts, Professor Bluntschli, der ihm das Handbuch des Internationalen Institutes für Völkerrecht übersandt hatte, schrieb er am 11. Dezember 1880:

„Der ewige Friede ist ein Traum und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung. In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen, Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt in Materialismus versumpfen."

Auch Moltke sah den Zukunftskrieg voraus und über die wahrscheinlich längere Dauer desselben äußerte er in einer Reichstagsrede am 14. Mai 1890 Worte, die uns zu denken geben. Hier sei nur folgende Stelle angeführt:

„Meine Herren, wenn der Krieg, der jetzt schon mehr als zehn Jahre über unseren Häuptern schwebt, wenn dieser Krieg zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer und sein Ende nicht abzusehen. Es sind die größten Mächte Europas, welche, gerüstet wie nie zuvor, gegeneinander in den Kampf treten; keine derselben kann in einem oder zwei Feldzügen so vollständig niedergeworfen werden, daß sie sich für überwunden erkärte, daß sie auf harte Bedingungen hin Frieden schließen müßte, daß sie sich nicht wieder aufrichten sollte, wenn auch erst nach Jahresfrist, um den Kampf zu erneuern. Meine Herren, es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden, und wehe dem, der Europa in Brand steckt, der zuerst die Lunte in das Pulverfaß schleudert!"

So damals Moltke. Und was erleben wir heutzutage? Das am Boden liegende, aus tausend Wunden blutende Rußland, das in zahllosen Schlachten besiegt wurde und dessen starke Festungen, man kann sagen dutzendweise in die Hände der Sieger fielen, es hat sich im Verlaufe des Winters so gesammelt und erholt, daß es wieder zur Offensive übergehen konnte. Wenn es auch mit blutigen Köpfen zurückgeworfen wurde,

Italien betrifft, so befindet sich dieses Volk nach den fünf Isonzoniederlagen in einer katzenjämmerlichen Stimmung, von der man annehmen konnte, daß sie für die Anregung von Friedensverhandlungen empfänglich sei. Aber dort haben die Helden der Gasse, die die Beteiligung an diesem Kriege verursacht haben, noch immer die Oberhand und sie schreien und hetzen ebenso wie ihre „lateinischen Brüder" in Paris, und sie wiederholen immer und immer denselben Schlachtruf: „Kampf bis zum Äußersten."

* * *

Wie lange wird dieser Krieg noch dauern? — Das ist die Frage, die auf allen Lippen schwebt.

Einen Anhaltspunkt zur Beurteilung dieser Frage bietet das famose Londoner Protokoll, das nach den englischen Blättern folgenden Wortlaut hat:

„Nachdem die italienische Regierung sich entschlossen hat, der am 7. September 1914 in London zwischen der englischen, französischen und russischen Regierung unterzeichneten Erklärung, der sich die japanische Regierung am 19. November 1915 anschloß, beizutreten, erklären die Unterzeichneten, die von ihren Regierungen dazu ermächtigt sind, folgendes:

Die britische, französische, italienische, japanische und russische Regierung verpflichten sich, in dem gegenwärtigen Kriege einzeln nicht Frieden zu schließen. Die fünf Regierungen vereinbaren, daß, sobald Friedensbedingungen zur Diskussion gelangen, keiner der Verbündeten Friedensbedingungen aufstellen wird, ohne vorher die Genehmigung eines jeden anderen Verbündeten zu erhalten.

Zur Bestätigung dieses unterschreiben die Unterzeichneten die Erklärung und heften daran ihre Siegel.

Gegeben in London am 30. November 1915, gezeichnet Grey, Cambon, Imperiali, Inouya, Benkendorff."

Das ist das berühmte oder berüchtigte Londoner Abkommen der fünf Mächte der Entente.

Setzen wir einmal den Fall, England wäre geneigt, unter gewissen Bedingungen mit den Mittelmächten Frieden zu schließen und es fände dabei die Billigung und Zustimmung Frankreichs, Italiens und Rußlands, so wäre Japan doch berechtigt, seine Zustimmung zu versagen und an diesem Einspruch der Mongolen könnte das ganze Friedenswerk scheitern, so daß die Fortsetzung des Krieges die Folge wäre.

Auf jeden Fall liegen in diesem Londoner Abkommen die Keime neuer Verwicklungen und ein schweres Hemmnis für eine friedliche Verständigung zwischen den beiden kriegführenden Mächtegruppen.

sches Reich und Österreich-Ungarn" schon hinausgewachsen. Alle wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse fordern auf Tod und Leben die Verkörperung des Begriffes „Mitteleuropa". Ein „unlöslicher, weltpolitischer und weltwirtschaftlicher Schutz- und Trutzbund" sollte dies Mitteleuropa werden und diesen Titel hat Friedrich Naumann seinem vielbesprochenen Buche gegeben, in dem er die Notwendigkeit einer Gemeinsamkeit der beiden mitteleuropäischen Reiche in ihrer Verteidigung, in ihrer auswärtigen Politik, in ihrer Vorratswirtschaft und in der Betätigung ihres Handels nach außen bei voller Wahrung ihrer staatlichen Selbständigkeit in überzeugender Weise darlegt. In einem Vortrage, den Naumann kürzlich in Frankfurt a. M. gehalten, hat er noch ganz besonders hervorgehoben, daß auch für die Wiederanknüpfung der Handelsbeziehungen mit unseren jetzigen Feinden eine wirtschaftliche Verbindung mit Österreich-Ungarn notwendig sei, um beim Friedensschlusse Versuchen zur Spaltung der mitteleuropäischen Staaten von vornherein die Spitze abzubrechen.

* * *

Wir müssen uns noch auf eine längere Fortdauer dieses furchtbaren Krieges gefaßt machen — das ist das Schlußergebnis unserer Betrachtungen.

Ein treuer Kamerad.

Wie es bisnun ein vergebliches Bemühen bleibt, einen klaren Überblick über das große Geschehnis des Weltkrieges zu gewinnen, so ist es auch undenkbar, zurzeit einen vollkommenen Überblick über die Hilfsmittel zu bekommen, deren sich die Armee zur Erreichung des einen großen Zieles, des endgültigen Sieges, bedient. Sie benötigt eben alle Berufszweige und hat sich auch alle dienstbar gemacht. Von einem dieser Hilfsmittel soll im Folgenden die Rede sein, von einem bescheidenen Helfer, welcher der Kriegsverwaltung wertvolle Dienste bei der Sicherung ihrer Truppen und bei der Sanität leisten muß, von dem sonst wenig beachteten, oft verprügelten, immer treuergebenen Freund des Menschen — dem Hund.

Vergegenwärtigt man sich manche Spielarten der Gattung Hund, wie den würdevollen Bernhardiner, die vornehme Dogge, den ruhelosen Foxterrier, den verschlossenen Pudel, den geschmeidigen Rattler, so muß man über die Menge von verschiedenartigen Gebilden staunen, welche die Natur an dieses Lebewesen, wie kaum an ein zweites, gewendet hat.

aber die Tatsache, daß das erschöpfte Zarenreich wieder Millionen von Streitkräften ins Feld schicken konnte, zeigt, wie recht der große Stratege mit seinen Vorhersagungen hatte.

* * *

Die Mächte der Entente wollen noch weiter Beratungen darüber veranstalten, in welcher Weise und durch welche Maßregeln sich die vollständige wirtschaftliche Niederwerfung der Mittelmächte, insbesondere Deutschlands, während des Krieges, vor allem aber auch nach dem Friedensschlusse erreichen läßt. Mit anderen Worten: man plant einem Boykott ähnliche handelspolitische Zwangsmaßregeln, die Deutschland auch nach dem Friedensschlusse die wirtschaftliche Existenz erschweren oder ganz unmöglich machen sollen. Dieser menschenfreundliche Plan geht von England aus. Dieses fromme, wahrhaft christliche Volk, das mit seiner Aushungerungspolitik während des Krieges nicht viel Glück gehabt hat, will sie auch im Frieden durch ein gegen Deutschland und Österreich-Ungarn gerichtetes Bündnis mit den Mächten der Entente fortsetzen und der „ewige Krieg“ soll somit auf wirtschaftlichem Gebiete an die Stelle des ewigen Völkerfriedens treten, den man vor zwei Jahrzehnten als ein anzustrebendes Ideal betrachtete.

Aber bange machen gilt nicht — heißt es auch hier. Es ist sehr leicht möglich, daß man mit diesem Handelskrieg nach Friedensschluß nur deshalb so viel Lärm macht, um die Zentralmächte einzuschüchtern, um von ihnen dafür Zugeständnisse dadurch zu erlangen, daß man bei den Friedensverhandlungen diese Drohung großmütig fallen läßt.

* * *

Merkwürdigerweise scheinen unsere Feinde bei der Diskussion über diesen höllischen Zukunftsplan eines „Aushungerungskrieges im Frieden“ gar nicht an die Möglichkeit zu denken, daß die von ihnen bedrohten Staaten in der Lage sind, ihnen mit Gegenmaßregeln zu kommen. Sie ignorieren überhaupt die Bestrebungen, die von deutscher und österreichischer Seite auf die Schaffung eines wirtschaftlichen Mitteleuropas gerichtet sind. Und doch ist dieses politisch und wirtschaftlich enger als bisher verbundene Mitteleuropa ein Gedanke, der nach Verwirklichung drängt und dessen Ausführung gerade durch diesen Krieg wesentlich gefördert wird. Schon im Jahre 1913 schrieb ein österreichischer Politiker Winterstetten (Dr. Albert Ritter) in einem damals erschienenen Buche die prophetischen Worte: „Die Gegenwart ist über die Begriffe „Deut-

viel früher, als der Mensch sie wahrnehmen kann. Man hat ihnen mit Erfolg beigebracht, daraufhin nicht etwa Lärm zu schlagen, sondern ihre Beobachtung durch Knurren oder sonstige Zeichen zu melden, die geheime Abmachungen zwischen Führer und Hund bilden. Diese Art der Verständigung ergibt sich mit der Zeit von selbst und je länger der Verkehr zwischen Mann und Hund andauert, um so reicher wird die Verständigungsmöglichkeit zwischen den beiden.

Man wäre versucht, an den Verstand des Hundes zu glauben, wenn man hört, daß er im Augenblick wirklicher Gefahr seinen eingeschlafenen Führer weckt und ihm die Richtung bezeichnet, aus der ein Angriff droht. Wie schlecht wäre es auch dann noch um den Posten bestellt, hätte er nicht die Möglichkeit, seinen Hund mit einer Meldung zurückzusenden, die ihm Verstärkung bringen soll. Hat der Hund endlich die Verstärkung herangeführt, so wartet er fiebernd auf den Moment, da ihm gestattet wird, einen Gegner zu fassen. Der Gegner mag fliehen — die schnelleren Füße hat der Hund und wen er einmal gefaßt hat, der schüttelt ihn nicht mehr los. Erst das Zauberwort, das der Herr spricht, läßt das Opfer den Zähnen des Hundes entgleiten. Argwöhnisch begleitet der Hund die Gefangenen, jede ihrer Bewegungen ist ihm verdächtig, wehe, wenn ein Gefangener sich zur Flucht wendet oder gar den Führer anfällt. Der Hund braucht keine besonderen Befehle, die Ungehörigkeit des Vorganges ist ihm ohneweiters klar und blitzschnell faßt er mit den Zähnen den Feind. Ist unterdessen ein anderer trotzdem entwichen, so weiß ihn der Hund, von seinem Geruchsinn geleitet, bald aufzuspüren. Der Hund vermag sich in manche Situation zu schicken. So darf ihm der Führer die Bewachung eines Gefangenen sorglos vertrauen. Die ganze Aufmerksamkeit des Hundes ist durch die Aufgabe in Anspruch genommen, die leiseste Regung des Bewachten zuckt in ihm nach und ein Fluchtversuch wird durch rasches Zufassen vereitelt. Mag sich jeder vorstellen, was es einem Soldaten gerade auf den gefährdetsten Posten, auf den gewagtesten Patrouillengängen bedeuten muß, einen so guten Kameraden zur Seite zu haben, der in seiner Art klug, ohne Einschränkung furchtlos und so treu ist, daß er zu allen Zeiten dem Menschen als Vorbild gegolten hat. Die Treue und Wachsamkeit muß der Hund auch im Hintertande bewähren, wenn er aus irgendeinem Grunde, meist, weil seine Nerven das Schießen nicht vertragen, zum Frontdienst untauglich, nur zu Wachdiensten geeignet ist. Auch in diesem Wirkungskreis hat er noch reichliche Gelegenheit, den Posten in Ausübung seiner Pflicht zu unterstützen und, je nach der Sachlage, die Annäherung Unberufener, anderseits die Flucht Gefangener zu verhüten, oder mit Hilfe seines unfehlbaren Geruchsinnes die Spur etwa Entflohener zu verfolgen.

Dazu hat sie den Hund mit Instinkten ausgestattet, die der Verstand des Menschen bald entdeckt und sich nutzbar gemacht hat. Er braucht den Hund zur Jagd, er läßt ihn schwere Lasten ziehen, im hohen Norden, wo jedes andere Lebewesen versagt, muß der Hund die Beförderung jeder Art übernehmen und insbesondere läßt der Mensch es sich gerne gefallen, daß der Hund ihn schützt oder zu schützen versucht, wozu auch der winzigste Seidenpintscher mit seinem Gekläff Anlage zeigt. Die Verwendung von Wachhunden für Gehöfte und Landhäuser ist eine uralte Einrichtung, neuer ist schon die Heranziehung des Hundes zu regelrechten Polizeidiensten. Hat man zunächst nur den Helfer in ihm gesucht, so ist er auf manchen Gebieten bald Meister geworden. Niemand weiß eine Spur besser zu finden und zu verfolgen, dem Verdächtigen mehr Respekt einzuflößen, den Fliehenden zu erreichen, ihn bei seiner Empfindlichkeit zu packen, als der Hund.

Dabei ist er von unbedingtem Gehorsam seinem Herrn gegenüber, kennt keine Bestechlichkeit und lebt nur seiner Pflicht. Es ist wahrhaftig ein Kompliment, wenn mancher seiner menschlicher Berufsgenossen als richtiger Spürhund bezeichnet wird. Zu diesem Dienst, der eine Einschränkung der Zahl der Polizeiorgane gestattet, ihnen dagegen außer einem wertvollen persönlichen Schutz ganz neue Möglichkeiten gegeben hat, Übeltäter zu entdecken und zu erreichen, eignen sich nach den gemachten Erfahrungen vor allem einige besondere Hunderassen.

Nach langjähriger Prüfung sind die Kynologen dahin übereingekommen, daß vier Rassen, die infolge ihrer Behendigkeit, Ausdauer, ihres scharfen Geruches und Gehöres, ihrer guten Auffassung und ihrer Widerstandsfähigkeit gegen Strapazen aller Art zum Polizeidienst herangezogen werden, einander völlig gleichwertig sind: Der deutsche Schäferhund, der Dobermannpintscher, der Airedale-Terrier und der Rottweiler.

Die Züchtung dieser Hunde hat insbesondere in Deutschland einen großen Aufschwung genommen, aber auch in unserer Monarchie feste Wurzeln gefaßt. Es war natürlich, daß gleich allen anderen Tätigkeitszweigen auch die Dienstbarmachung des Hundes bei Ausbruch des Krieges für Heereszwecke herangezogen wurde. Hat doch der Hund zu allen Zeiten im Kriege seinen Mann gestellt, womit natürlich der Gegner gemeint ist.

So ist es verständlich, daß diese Tiere, die heute in den Dienst der Armee gestellt werden können, über Fähigkeiten verfügen, welche manchmal die Grenzen des für möglich Gehaltenen weit überschreiten. Ihr feiner Geruch und ihr scharfes Gehör, Sinne, die den gleichartigen menschlichen bei weitem überlegen sind, befähigen sie außerordentlich zur Begleitung von Posten und Patrouillen. Sie merken eine nahende Gefahr

Anzahl von Hunden bedeutend mehr leisten kann, als dieselbe Zahl von Blessiertenträgern (da ja ein jeder Hund einen Mann für sich in Anspruch nimmt).

Zu diesem Zwecke verteilte ich in einem schwierigen Karstterrain in Ausdehnung von zirka 1 km^2 72 Verwundetenmarkierer, gut gedeckt, und ließ dann zuerst von 9 Hunden, nachher von 10 Mann je eine Stunde lang das Terrain absuchen.

Die Resultate waren folgende:

Von den Hunden wurden während dieser Zeitdauer 68 Verwundete aufgefunden, hingegen von den Blessiertenträgern nur 45. Die Hunde konnten bloß 4 Mann nicht auffinden, hingegen die etwas größere Anzahl von Blessiertenträgern bei 30.

Bei Nachtübungen waren diese Parallelversuche gänzlich überflüssig, da die Leistungen der Hunde so vorzüglich waren, daß die menschliche Arbeit denen nicht nahekommen kann."

Die Praxis hat in diesem Falle die Theorie reichlich gerechtfertigt. Nur durch Einstellung der Hunde, die den deutschen Truppen in reichem Ausmaße, den unseren auch schon in recht ansehnlicher Zahl beigegeben sind, ist die Rettung vieler Schwerverwundeter möglich.

Haben diese Hunde so viel Neues gelernt und sich dadurch ein wohlverdientes Plätzchen in der gigantischen Geschichte dieses Krieges gesichert, so haben ihre Brüder die alten guten Eigenschaften nicht vergessen.

Die Zughunde, die insbesondere in den Alpenländern und in den Sudeten jahraus, jahrein ihre Pflicht tun, mußten auch mithelfen, wo es das Wohl des Ganzen gilt. Mehrere hundert kleiner Fuhrwerke, mit einem oder zwei Hunden bespannt, befinden sich bereits im Felde und bewähren sich außerordentlich zur Beförderung von Material für Hindernisbauten, Deckungen und insbesondere zur Beschaffung von Munition und Proviant. Ein gut eingefahrenes und gut beschirrtes Gespann vermag eine Last von 145 kg auf weite Strecken bis zu 50 km pro Tag ohne Schaden zu fahren. Dabei bieten die Zughunde den besonderen Vorteil, daß sie auch schmale Feldwege passieren können, die für Pferdefuhrwerk unbenützbar sind.

Angesichts der vielseitigen, erfolgreichen Verwendung der Hunde ist es kein Wunder, daß sich das Interesse aller Kreise den Bestrebungen auf diesem Gebiete zuwendet. Die Tatsache, daß der Führer für den Hund denken und ihn lenken muß, ist zugleich eine nicht unwesentliche Anforderung an die Umsicht, Verläßlichkeit und Geistesgegenwart des Mannes. Es haben sich vortrefflich geeignete Leute in ansehnlicher Zahl als Sanitätshundeführer gemeldet und mit ausgezeichneten Hunden freiwillig in den Dienst der schönen Sache gestellt. Viele Besitzer geeigneter

Was hat der Hund nicht alles lernen und verlernen müssen, um seinem Herrn zu gefallen. Er muß sich jeder Führung anbequemen und auch ohne Leine zur Seite bleiben, wenn nichts anderes befohlen ist. Er hat zu schweigen, seinem Mitteilungsbedürfnis zum Trotz, und zu bellen, wenn es für nötig befunden wird. Er muß verstehen, Gegenstände zu bewachen und verlorene Sachen zur Stelle zu bringen und wenn er dem Führer aus irgendeinem Grunde zur Last wird, so muß er da, wo es dieser für gut findet, wie lange immer es auch dauern mag, ausharreu und darf sich durch keine Lockung eines anderen, und wenn dieser andere ein Hund wäre, zum Aufgeben des Platzes bewegen lassen. Seine Naschhaftigkeit, selbst seinen Hunger muß er überwinden und darf Futter aus fremder Hand nur dann entgegennehmen, wenn der Führer es ihm gestattet.

Und das alles tut der Hund, dankbar, wenn sein Herr ihn nicht schlägt oder zurückstößt, glücklich, wenn er mit einem Lobeswort oder mit einer freundlichen Berührung belohnt wird.

Denselben Hunderassen hat man noch eine viel größere Selbstverleugnung abgerungen und sie mit ungeahntem Erfolg zu einem Werk reinster Menschlichkeit herangezogen. Unter Verzicht auf alle ihre Instinkte, die sie zum Angriff, zur Verteidigung, zum Jagen glänzend befähigen, haben sie einzig darauf bedacht zu sein, die Unglücklichen aufzufinden, die verwundet oder ermattet sich aus eigenen Kräften nicht mehr helfen können.

Die Sanitätshunde tragen mit Recht das Rote Kreuz, das Symbol der Hilfeleistung im Kriege.

Es ist erschütternd zu denken, daß irgendwo weit draußen Menschen liegen, die den glimmenden Lebensfunken instinktiv im Verstecke zu retten versuchten, die dort allem menschlichen Suchen unerreichbar bleiben und elend, wie elend! verschmachten müßten, wenn der Hund sie nicht aufzufinden wüßte, der alsbald menschliche Hilfe heranführt. Zahllos sind die Berichte über die Erfolge der Hunde auf diesem Gebiete und man wird aufatmend gewahr, wieviele peinvolle Tragödien durch das rechtzeitige Erscheinen der Hunde die beglückende Wendung zum Leben genommen haben.

Unter Hintansetzung solcher Meldungen aus dem Felde, die der Situation folgend, immer ein wenig sentimental klingen, sei nur der Bericht eines Infanterie-Truppendivisions-Kommandos über eine Übung wiedergegeben, der in trockenen Zahlen außerordentlich interessante Angaben über den Wert der Hunde enthält:

„Um sich ein richtiges Urteil über die Berechtigung der Sanitätshunde zu bilden, bin ich von der Voraussetzung ausgegangen, daß von einer Berechtigung nur dann gesprochen werden kann, wenn eine gewisse

man aber wohl sagen, daß die Mehrheit jener, die unsere wirtschaftliche und politische Entwicklung ohne Scheuklappen zu betrachten gewohnt sind, einen engeren Anschluß Österreich-Ungarns an das Deutsche Reich für eine zwingende Notwendigkeit halten, soll unsere gemeinsame Zukunft auf eine feste und sichere Grundlage gestellt werden. Strittig ist dann nur die Form des „auf ewige Zeiten" gedachten Bündnisses.

Friedrich Naumann hat besonders durch dreierlei einen gewissen Widerspruch auch bei grundsätzlichen Anhängern eines „Mitteleuropa" erregt. Sie vermissen in dem hochinteressanten Buch fast jegliche Rücksichtnahme auf die deutsche Seele, doch das Fehlen eines eigenen Abschnittes über das angestammte deutsche Wesen und seine Stellung innerhalb eines neu gestalteten Mitteleuropa ist insofern noch begreiflich, als die ganze Abhandlung rein wirtschaftlich und politisch gedacht ist und ein Übergreifen auf das ausschließlich Psychische zu vielerlei Spekulationen geführt hätte, die nicht unmittelbar mit dem Thema zusammenhängen. Bedenklicher mutet schon Naumanns auffällige Interesselosigkeit für die künftige Landwirtschaft in Mitteleuropa an. Gerade der gegenwärtige Krieg beweist die überragende Bedeutung eines kräftigen und gesunden Bauerntums, das zu hegen und — wo es fehlt — zu erneuern, eine der hervorragendsten Aufgaben des kommenden Friedens sein muß. Eine ins Maßlose schweifende Industrialisierung Deutschlands und Österreich-Ungarns trüge alle Keime für einen baldigen unaufhaltsamen Verfall der Volkskraft in sich. Die industrielle Einseitigkeit des Naumannschen Buches drückt leider dessen praktischen Wert, aber es bleibt seine große Bedeutung als Werbeschrift für den Gedanken eines mitteleuropäischen Bündnisses, dessen Notwendigkeit und Nützlichkeit der Verfasser überzeugend dartut.

Der auf die Pflege des „Gemütes" vor allem bedachte Süddeutsche, sonderlich der Deutschösterreicher, hat noch seine eigenen Bedenken gegen eine an sich nicht wichtig scheinende Forderung Naumanns: Gegen die Änderung des Arbeitsrhythmus bei uns. Aber d i e s e Bedenken sind gewiß nicht gerechtfertigt, es handelt sich dabei um nichts, was nicht mit unserem Wesen vereinbar wäre. Wenn Naumann feststellt, daß im Süden „Mitteleuropas" der Arbeitserfolg stellenweise nicht unerheblich hinter dem des Nordens zurückbleibt, so sagt er damit durchaus nicht — wie manche herauslesen zu müssen glauben — daß bei uns zu w e n i g gearbeitet wird, sondern er meint nur, daß die Arbeitseinteilung verbessert werden könnte. Und hierin hat er zweifellos recht. Angehörige freier Berufe, Beamte, Fabriksarbeiter und Bauersleute arbeiten auch in Österreich, nach Stunden gemessen, nicht weniger als ihre Fachgenossen in Norddeutschland, doch fehlt es ihnen vielfach an einer praktischen Organisation, die den Aufwand von Mühen mit einem diesen entsprechenden wünschenswerten

Hunde haben ihre Lieblinge opferfreudig der Heeresverwaltung teils gespendet, teils für die Kriegsdauer überlassen, zuzeiten in so großer Zahl, daß vorübergehend die Abholung von Hunden eingestellt und auf einen späteren Zeitpunkt aufgeschoben werden mußte. Die weitere Anmeldung geeigneter Hunde ist nichtsdestoweniger dringendst erwünscht.

Viele Helfer, die keinen anderen Zusammenhang mit der Sache haben, als vielleicht den Gedanken an einen lieben Angehörigen im Felde, dem möglicherweise die Sicherung durch den Hund zugute kommen oder dem in der peinvollen Situation des Rettung ersehnenden Verwundeten durch einen Sanitätshund Hilfe werden könnte, stellten nach Kräften die Mittel bei, die zur Ausgestaltung des Werkes hochwillkommen sind.

In Deutschland ist aus privaten Zuwendungen schon am Anfang des Krieges eine Million Mark für die Sanitätshundesache eingegangen und der Spendenzufluß dauert an. Ja, er wurde zeitweise sogar sistiert, weil das Erfordernis gedeckt schien.

Auch in unserem Vaterlande hat sich das Interesse der Öffentlichkeit auf diesem Gebiete durch Geldzuwendungen ausgedrückt, die zweifellos an Ansehnlichkeit um so mehr gewinnen werden, als dem Publikum die Möglichkeit geboten wird, sich durch Augenschein von den Leistungen der Hunde zu überzeugen.

Möge jeder, der an dem klugen und frischen Gehaben der Hunde seine Freude hat, jeder, dem das glückliche Ineinanderfließen von Instinkt und Dressur zum Bewußtsein kommt, sich auch den Ernstfall vergegenwärtigen und sich fragen, ob er abseits stehen dürfe oder mithelfen müsse. Die Antwort der Menschlichkeit kann nicht zweifelhaft sein.

Anmeldungen von Hunden und Zuwendungen von Geldspenden wollen an das Kriegsfürsorgeamt des k. u. k. Kriegsministeriums Wien, IX. Berggasse 16, beziehungsweise an seine Zweigstellen oder an das Kommando des k. u. k. Kriegs- und Sanitätshundeführer-Kurses in Wien, XVIII. Bezirk, Herbeckstraße 66, gerichtet werden.

Arbeitsrhythmus.

Friedrich Naumanns Buch „Mitteleuropa“ hat unerwartet entschlossene Anhänger und erstaunlich geharnischte Gegner diesseits und jenseits der schwarz-gelben Grenzpfähle gefunden. Was nun die Gegner im besonderen anlangt, so verwarfen sie entweder den Plan „Mitteleuropa“ als solchen oder die Art und Weise, in der ihn Naumann durchführen will, oder endlich — und das taten auch manche Freunde des Verfassers — nimmt man Anstoß an Einzelheiten, die man für bedenklich oder gar undurchführbar hält. Im allgemeinen kann

selbst organisatorische Mängel aufzudecken und sie ohne äußeren Anstoß zu beseitigen. Freilich darf man es nicht immer wagen, in dieser Beziehung unverlangte Ratschläge zu erteilen, man kann damit auch an den Unrechten kommen, der sich jede Einmengung in seine Angelegenheiten verbittet.

Man sagt den italienischen Straßenverkäufern nach, der Handel im Umherziehen sei ihnen nur deshalb so teuer, weil sie dabei laufen und schreien können, und gleicherweise scheint es, daß mancher österreichische Geschäftsmann sein Unternehmen zum Teil sportlich auffaßt, so daß es nur dann seinen Zweck erfüllt, wenn sich jedes Rädchen darin genau so dreht, wie es ihm gefällt.

Anderseits beobachtet man auch, daß der wohlhabend gewordene Einzelunternehmer früher als anderswo seinen Betrieb zu vergesellschaftlichen, in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln trachtet, bei der er bloß mehr als distinguierter Aktionär und Verwaltungsrat tätig ist, der in der Hauptsache seinem Vergnügen lebt, obschon er alle Fähigkeiten besäße, die zu einem guten selbständigen Geschäftsmann gehören. Und diesen unwirtschaftlichen Zug sind viele geneigt, als Vorzug zu rühmen, im Gegensatz zur amerikanischen unersättlichen Erwerbsgier, die nie genug hat. Das „süddeutsche Gemüt" läßt es angeblich nicht zu, daß man sich für Geld „abschindet", wenn man es „nicht notwendig" hat, aber dieses nach dem Süden verlegt deutsche Gemüt ist oft nur eine Umschreibung für Bequemlichkeit und Faulheit. Der es zu hüten vorgibt, pflegt das Dreigestirn „Wein, Weib, Gesang", wobei er den Gesang durch Sport ersetzt. Für Kunst und Wissenschaft haben die großen Rentner zumeist nichts übrig und sie verwechseln mit Vorliebe „Kultur" mit „Zivilisation", wobei sie an der Spitze der Menschheit zu marschieren glauben, weil sie sich auch die Fußnägel „maniküren" und alles besitzen, was für Geld zu haben ist. Man wird fragen, wie diese Feststellung unter die Überschrift „Arbeitsrhythmus" paßt — sie paßt insofern, als sie beweist, daß in Österreich mehr als anderswo tüchtige Kräfte brachliegen, die Gutes leisten könnten und ihre Untätigkeit hinter dem „Gemüt" verschanzen, das nicht angetastet werden darf . . .

Allerdings kann niemand gehindert werden, sich von seinen Renten luxuriös zu nähren, und es gibt auch nicht wenige, was der Gerechtigkeit wegen erwähnt werden muß, die ihre ökonomische Freiheit für die Allgemeinheit nutzbringend verwenden, doch ebenso oft und öfter wird die Phrase vom „Gemüt" im Munde geführt, um fades Nichtstun zu rechtfertigen.

Ein erstrebenswertes Ziel ist es gewiß nicht, unermeßliche Reichtümer in den Händen einzelner aufzustapeln, wie es in Amerika Sitte ist,

Erfolg belohnt. Man braucht nur in unsere Arbeitsstätten, in die Kanzleien, Werkstätten und Bauernbetriebe zu blicken, um zu erkennen, daß nicht überall Zweckmäßigkeit herrscht. Oft würde es sich nur darum handeln, ererbte Zöpfe zu kürzen, verstaubte Einrichtungen zu beseitigen und durchdachte, bewährte Umordnungen vorzubereiten, um — ohne die Menschenkräfte zu überlasten oder auch nur mehr als bisher zu belasten — Ergebnisse herbeizuführen, die allen Beteiligten zum Vorteil gereichten. Der Süddeutsche tut sich auf seine natürliche Begabung viel zugute, die er höher einschätzt als die Durchschnittsbegabung des Norddeutschen, aber leider übersieht er dabei, daß ihm ein wichtiges Talent in nicht allzu reichem Maße verliehen ist: Das Organisationstalent. Das Organisationstalent gibt aber nicht nur, wie Tatsachen beweisen, in dem gegenwärtigen unerhörten Völkerringen mit den Ausschlag, sondern erst recht bei den Arbeiten an Friedenswerken. Wieviel Zeit, wieviel Kraft, wie viele Früchte gehen durch ungeschickte Einteilung, durch Kurzsichtigkeit und Unpünktlichkeit verloren! Ein lehrreicher Beweis: Die Löhne und Gehälter in Österreich sind durchschnittlich geringer als im Reich, an Stoffen der Urproduktion leiden wir wahrhaft nicht Mangel und trotzdem sind die Erträgnisse unserer Unternehmungen unverhältnismäßig nieder und die Preise aller Produkte ebenso unverhältnismäßig hoch. Und woran liegt das? An der Organisation! Und wie die Privatwirtschaft zu umständlich arbeitet, so auch der Staat in seinem Wirkungskreis. Auch er ist zu schwerfällig und bürokratisch, seine Maschine läuft zu langsam und zu ungenau. Wenn er mit einer Verordnung hervortritt — was ja nicht zu den Seltenheiten gehört — so ist sie in der Regel zwar lang, aber nicht leicht verständlich. Niemand kennt sich dabei recht aus, auch die Behörden nicht, es folgt ein Durcheinander, ein Zeit- und Arbeitsverlust, „Nachträge“ und „Erläuterungen“ werden notwendig, bis endlich das erreicht wird, was gleich anfangs zu erreichen möglich gewesen wäre, hätte die erste Verordnung jene Klarheit und Verständlichkeit gehabt, um sofort von der großen Menge derer erfaßt zu werden, die sie angeht.

Man findet in Österreich auch in sogenannten „gut geleiteten Betrieben“ nicht selten eine Einteilung, die sogar den Fernstehenden auf den ersten Blick befremdet. Daß zum Beispiel ein Geschäft ausgerechnet die marktgängigen Artikel, die täglich gefordert werden, in die finstersten Winkel seiner Magazine vergräbt, so daß die Angestellten tagtäglich kleine Reisen dahin unternehmen müssen, gehört nicht zu den Seltenheiten österreichischer Geschäftskunst. Da genügt es zuweilen, die umständlichen Leute, die dafür verantwortlich sind, nur einfach auf den Übelstand aufmerksam zu machen, um Abhilfe zu schaffen, denn an gutem Willen und an Verständnis fehlt es häufig nicht, nur an der Gabe,

Heimgärtners Tagebuch.

Wie die Dinge an sich sind, das wird uns nie offenbar werden, ist für uns auch ganz gleichgültig. Mancher hält etwas in der Hand, sagt es wäre ein Kieselstein — denkt nicht daran, daß das, was er leichtfertig Kieselstein nennt, ein abgrundtiefes Geheimnis ist. Für uns einzig wichtig ist nur, wie uns die Dinge scheinen, wie sie auf uns wirken. Auch die Wissenschaft hat nichts anderes zu tun, als dieses Scheinen und Wirken klar zu stellen, in ein System zu bringen und zu verbuchen. Einzig auf den Apparat kommt es an, den der Mensch in seinem Haupte trägt. Der eine Apparat zeigt ihm die Welt sonnig, der andere dunkel, der eine schön, der andere häßlich. Diesen Apparat so zu richten, daß er schön und sonnig zeigt, ist die Aufgabe aller Menschenkultur.

Das sind alte Sachen. Aber viele wissen es immer noch nicht. Und das jetzige Weltereignis ist auch anders, als wir es sehen.

Da hat mich nun der Matthias Kochbrunner aus Waldenbach wieder einmal besucht. Er ist seit unserem letzten Zusammensein ein schiefkantiges, verdorrtes Männlein geworden, hat aber immer noch seine Absonderlichkeiten. Ich besitze noch das „Mariazellerbildl“, auf dessen Rückseite mir der Kochbrunner vor 30 Jahren, als er heiratete, seine Eheordnung aufgeschrieben hatte, ein fermes Kinderprogramm. Da heißt es: „Mein erstes Kind Matthias soll geboren werden im Jahr 1888. Mein zweites Kind Katharina soll geboren werden im Jahr 1890. Mein drittes Kind Sebastian soll geboren werden im Jahr 1892 und mein viertes Kind Christof soll geboren werden im Jahr 1894. Vierspannig will ich fahren. Amen.“

Bei dem gestrigen Besuche nun erinnerten wir uns an alte Zeiten. Ich zeigte ihm das Mariazellerbildl, worüber der alte Matthias Kochbrunner fast gerührt war, und ich befragte ihn, ob alles programmmäßig vor sich gegangen sei.

„Schier, schier, aber nit ganz“, antwortete er.

„Ist der Matthias rechtzeitig angekommen?“

„Na. Die Kathrina hat nit derwarten mögen. Hats Erste sein müssen.“

„Was ist denn mit ihr?“

„Allerweil krank ist sie. Eine Stuben voll Kinder hat sie, und keinen Mann dazu.“

aber unser Ziel muß es sein, den allgemeinen Wohlstand zu fördern und durch eine reichlichere und gerechte Güterverteilung die wirtschaftliche Lage der Masse zu verbessern, so daß sie gesünder und auch sorgloser als bisher lebe und mehr für die kommenden Geschlechter aufzuwenden imstande ist. Nicht mehr soll im Durchschnitte gearbeitet werden, sondern praktischer, um die aufgewendeten Mühen mit dem Erfolg ins richtige Verhältnis zu bringen. Darunter wird nicht das deutsche Gemüt leiden, ganz im Gegenteil, der Einzelne, der größten Sorge ums tägliche Brot enthoben, wird dann Zeit und Muße finden, seine gemütlichen und kulturellen Anlagen, sofern ihm solche gegeben sind, auszubilden.

Ein kraß erfundenes Beispiel mag dartun, was schlechte Organisation zu verderben und gute zu leisten vermöchte: Ein schlechter Organisator wäre imstande, zwei starke Rösser dermaßen vor einen Wagen zu zu spannen, daß sie in entgegengesetzter Richtung ziehen, ihre Kräfte sich aufheben und der Wagen nicht vom Fleck käme; der gute Organisator brächte es durch richtigen Vorspann dazu, den Wagen mit einem Ziegenbock zu bespannen und damit leidlich zu kutschieren . . .

Allerdings ist Naumann der Ansicht, ausschließlich durch „Erziehung" ließe sich eine bessere Arbeitsorganisation erzielen; wie er die Rassen- und Stammeseigentümlichkeiten überhaupt zu wenig berücksichtigt, so schiebt er die Ursache für einen falschen Arbeitsrhythmus gleichfalls auf ein Nebengeleise, und das Wort „Schulung" besagt ihm alles — der Begriff „Natur" wenig. Der Süddeutsche, ganz zu schweigen von anderen Völkern, die gleichfalls im künftigen Mitteleuropa Aufnahme finden sollen, hat eine Menge keltischen Blutes in sich, das zu Leichtlebigkeit neigt. Von Goethes „sauren Wochen, frohen Festen" ist er nur allzu geneigt, die „sauren Wochen" zu streichen . . . Also besteht wohl ganz und gar keine Gefahr, daß wir nach der Naumannschen Forderung in eine Hetzjagd nach Gewinn und Verdienst verfallen — es besteht nur einzig und allein die Gefahr, daß wir um unseres „Gemütes" willen, an unserem „gemütlichen Arbeitsrhythmus" unbedingt festhalten . . .

Ketzerisch bin ich geneigt, das aus aller Munde fließende und oft mißbrauchte Wort „Gemüt", das dem Verdiensthunger um keinen Preis zum Opfer fallen darf, in einer großen Zahl von Fällen mit dem urwienerischen Seufzer „Verkaufts mein Gwand, i bin im Himmel" ins Österreichische zu übersetzen. Aber der glückhafte Stoßseufzer eines Heurigenschwärmers ist doch zu wenig klassisch, um berücksichtigt zu werden.

„Austriacus."

Am nächsten Tage vom Herrn Professor eine Dankeshymne, in der es unter anderem hieß:

„Hoch kling' das Lied vom braven Mann,
Der Hosenknopf einnähen kann."

„Sie wollen nicht mehr arbeiten!" rief mir jemand zu, nachdem er gehört, daß ich so viele Anforderungen, wie sie besonders jetzt wieder kommen, ablehnen muß. „Sie wollen nicht mehr arbeiten!"

„Mein guter Herr, ich kann nicht mehr arbeiten."

„Ist denn das Hinsitzen und Aufschreiben so schwer?"

„Ah, von dieser Gattung sind Sie. Nein, das Hinsitzen und Aufschreiben ist nicht schwer, das kann sogar Ihr zehnjähriges Söhnlein machen."

„Na na, mein Kleiner, der ist kein Dichter. Wer Phantasie und Gedanken hat, der braucht's ja nur aufzuschreiben."

„Mein Teurer!" sagte ich, „weil Sie schon so artig mit mir sprechen, so will ich Ihnen in aller Ruhe ein Bekenntnis tun, das Sie auch weitersagen dürfen. — Ich stehe in meinem achtzigsten Jahrzehnt. Aber die Gedanken wären noch vorhanden, nur sind sie längst schon alle gesagt, sogar hundertmal aufgeschrieben worden. Auch die Phantasie ist noch da, wie in der besten Zeit. Nicht aber das Gedächtnis, und daran liegt vieles. Zu jeder Stunde fällt mir was ein, doch im nächsten Augenblick ist's vergessen. Selbst wenn ich den Einfall sofort aufschreiben will, ist er mit seiner Stimmung momentan verschwunden, auf Nimmerwiedersehen. Momentaufnahmen, die nicht fixiert werden. Kein noch so angestrengtes Nachdenken bringt den Einfall mehr zurück. Und wenn er gelegentlich einmal selbst wieder kommt, der Einfall, so erkenne ich ihn nicht wieder, als sei er schon einmal dagewesen. So steht's mit dem Gedächtnis, wenn man alt wird. — Jener Aufsatz, den ich irrtümlich in den Ofen warf (vermeint war der Feuertod einem andern) mußte am nächsten Tage wieder geschrieben werden. Ich wußte fast gar nichts mehr von der verbrannten Schrift als das Thema; die Arbeit mußte ganz neu wieder produziert werden, was deshalb noch besonders anstrengend war, weil ich mich immer um das Erinnern nach der ersten Niederschrift plagte, anstatt unmittelbar und begeistert aus mir selber zu schöpfen. Ein zweitesmal ist man für dieselbe Sache nie mehr so gestimmt und begeistert. — In früherer Zeit hielt mir Stimmung und Begeisterung für eine Arbeit so lange an, als sie zur Vollendung des Werkes nötig war, und wäre es ein ganzes Jahr. Im Alter flackert das Nachtlicht unstet und jeder Lufthauch bläst es aus. — Ja, sich hinsetzen und schreiben, das kann man zu jeder Zeit. Die unge-

„Dann ist der Matthias gekommen?"

„Wohl, wohl."

„Hoffentlich geht's ihm gut."

Da berichtete der Alte: „Der Matthias liegt jetzt zerschossen in einem Lazarett. Der Sebastian hat schon über ein Jahr nix von sich hören lassen. Soll in Rußland gefangen sitzen. — Ist hart, ist hart."

„Und der letzte, der Christof?"

„Der hat mir noch am wenigsten Sorge gemacht."

„Aber viel Freude, was?"

„Der? Der Christof? Wissens, der ist überhaupt gar nit angekommen."

Einer meiner reichsdeutschen Berufsgenossen hat vor kurzem in seinem Kriegsaufsatz die Worte „Allmacht" und „Vorsehung" gebraucht. Ein Berliner Blatt, das jetzt nichts besseres zu tun weiß, schrieb gegen den Mann einen Schimpfartikel, in welchem es ihn unter anderem einen „Pietisten" nannte. Solches wurmte meinen Kollegen derart, daß er den Schimpfer züchtigen wollte. Und damit tat er sich mehr unrecht, als der Gegner ihm mit dem beabsichtigten Schimpf antun konnte, sich aber damit blamiert hat. Dieser Gegner meinte mit dem betreffenden Worte wohl einen Frömmler, einen Scheinheiligen; er versteht das Wort Pietät nicht. Die Grundelemente der Pietät sind Vertrauen und Dankbarkeit, zwei der erhabensten Eigenschaften des Menschenherzens.

Wenn man mich einen Pietisten nennen wollte, ich hätte nichts dagegen.

Aus einem Tagebuchblatt vom Jahre 1879.

Am ersten Mai war bei einem Nachbar, in der Familie des Herrn Professors H., Aufregung. In diesem Hause wird fortwährend gelernt und studiert. Alle Wände der Wohnung sind voller Bücher bis hinauf zur Decke, jedes Wort, das im Hause gesprochen wird, ist eine Offenbarung des Wissens und der Weisheit. Nebenbei treiben die Töchter fremde Sprachen, spielen Klavier und Geigen, die Mutter malt, studiert Chemie und Astronomie und so fort. Da wollte nun am ersten Mai das Söhnlein, der kleine Viktor, mit Schulkollegen den Ausflug mitmachen und zeigte es sich grauenhaft, daß an seinem einzigen brauchbaren Höslein zwei wichtige Knöpfe fehlten. Aufregung im Hause, der Knabe sollte zuhause bleiben? Die Köchin war auf dem Markte, und sonst niemand in der Lage, den Schaden zu schlichten. Das Geschrei schallte zu mir herüber, da ward Hilfe noch zu rechter Zeit.

„Filnbacher!“ schrie ihm der Hauptmann zu, „was machen Sie denn schon wieder da! Himmelsakerment! auf den Verbandplatz sollen Sie!“

Antwortete der Steirer gelassen: „Mein Tobakbeidl hon ih vagessen.“

In unserem Volke ist es gegendweise Brauch, daß zur Stunde, wann im Hause jemand gestorben ist, die Wanduhr abgestellt wird. Gleichsam: die Zeit ist aus, das Herz steht still. Manche lassen die Uhr dann bis über das Begräbnis hinaus stehen.

Die Maurer-Hansin in der Veitsch ließ sie viel länger stehen. Am Abende zuvor hatte ihr Mann die Schwarzwälderuhr, die in der Stube hing, noch aufgezogen, das Gewicht des Gehwerkes wie das des Schlagwerkes an der Schnur emporgezogen. Dann war er schlafen gegangen und nicht mehr aufgewacht. Am Morgen hatte sein Weib ihn tot gefunden. Und die Uhr ging langsam ihr Tick-tack, als wäre nichts geschehen. Sie sollte ja mit der ihr von dem nun Toten mitgeteilten Kraft wenigstens noch zwölf Stunden lang gehen. Von der Witwe hörte man keine Klage, aber den Pendel der Uhr stellte sie ab, da war es in der Stube ewigkeitsstill. Als das Begräbnis vorüber war, richtete sie die nur halb abgelaufene Uhr nicht wieder an. Und jedem im Hause verbot sie strenge, die Uhr anzurühren. So hing die Schwarzwälderin mit dem halb niedergegangenen Eisenklumpengewicht still und müßig viel Jahr und Tag. Die Witwe wurde alt und krank, und eines Tages, als sie in Ohnmacht dahingelegen war, rief sie plötzlich mit heller Stimme aus: „Jetzt richtet die Uhr an!“ — Sie taten es und wieder ging das Tick-tack wie in alten Zeiten. Noch ehe sie abgelaufen war, kurz nachdem sie die Mitternachtsstunde geschlagen, ist das Weib gestorben.

Da sagten die Leute: Ihr Mann holt sie ab. — Ein Nachdenklicher legte es sich so zurecht: Von ihrem Mann die letzte Tätigkeit, den Rest des Lebens hatte sie sich absichtlich aufbewahrt für ihre Sterbestunde, damit er in dieser durch den Gang des Uhrwerkes noch bei ihr sei.

In einem alten Buch,
Da steht der wilde Spruch:
„Die Arbeit ist ein Fluch!“
Doch wer den Glauben sich erkoren,
Daß er zum Müßiggang geboren,
Der ist verloren.

Nur der dich richtig weist,
Der dir die Arbeit preist
Für Leib und Geist.
Denn was mit Mut dein Haupt erdacht,
Mit Lust die starke Hand vollbracht,
Hat dich zum Herrn der Welt gemacht.

heuere Masse unseres Schrifttums beweist es. Nichts aber läßt sich weniger erzwingen als ein Wort oder ein Werk, das aus der Seele kommen soll."

So ungefähr hatte ich dem Jemand die Sache erklärt, da schwieg er ein Weilchen, um endlich langsam zu sagen: „Das hab' ich mir anders gedacht."

Zum Bezirksgericht kam ein altes Männchen und hocherregt verklagte es seinen Nachbar wegen Ehrenbeleidigung. Der Nachbar hätte ihn bei hitzigem Streit einen „Hund" geheißen.

Der Richter verneigte sich höflich: „Gratuliere!" Der Alte stutzte. Er verstand nicht. Und dann erzählte ihm der Richter das Folgende:

Mein Sohn, der Hauptmann, kam gestern auf Urlaub heim. Der weiß mancherlei. Eines Tages hatte seine Kompanie einen starken Marsch gehabt, der stellenweise von feindlichen Kugeln belästigt wurde. Nun, an Ort und Stelle gekommen, wurde die Mannschaft gezählt. Hernach streichelte der Hauptmann den einzigen Sanitätshund, den sie bei sich hatten und sagte zu ihm: Mein Lieber, ich sehe, du bist auch müde; aber ich muß dir noch einen Befehl geben. Uns fehlt ein Mann. Er muß unterwegs wo liegen geblieben sein. Geh, Waldl, laufe zurück und schau, daß du ihn findest und dann melde mir. Hallo, voran! — Der Hund schaut den Hauptmann noch treuherzig an und beginnt zu laufen, den weiten Weg, den sie gekommen. — Nach Stunden kommt er wieder zurück, pudelnaß vor Schweiß und erschöpft, in der Schnauze eine Soldatenmütze. — Nun also, wir sind den Mann suchen gegangen und finden ihn blutend und ohnmächtig in einem Straßengraben. — Das war der dreißigste Mann, den unser braver Waldl auf diese Weise gerettet hat. Das ist der „Hund". — Halten Sie die Klage gegen Ihren Nachbar aufrecht?

Das alte Männlein dämmerte ein wenig so vor sich hin und dann murmelte es: „Lassen wir's gut sein."

(Siehe in diesem Hefte: Ein treuer Kamerad.)

Einer von den Siebenundzwanzigern.

Er lehnte im Schützengraben und schoß. Sein Feldgrau war voller Blut, das ihm aus der Wunde sprudelte. Er wollte aber nicht vom Platz, bis ihm der Hauptmann zurief: „Aber Filnbacher, so gehen Sie doch nach dem Verbandplatz, Sie bluten ja sonst aus!"

Da senkte der Filnbacher mißmutig sein Gewehr und ging, vom Kugelregen umsungen, langsam in den Hintergrund. Aber nach fünf Minuten war er wieder da.



Wir Zwei.

Der an der Seite mir marschiert,
Mit rotem Kreuz uniformiert,
Verläßt mich keine Stund'.
Ich teile gerne Freud' und Not
Und, wenn's ein's gibt, das Mittagbrot
Mit meinem Hund.

In Busch und Strauchwerk, nach der Schlacht,
Sucht er in finst'rer, kalter Nacht,
Die Krieger, müd' und wund.
Wie viele hat er aufgespürt
Und so dem sichern Tod entführt,
Mein braver Hund.

Wie es uns weiter gehen mag?
Wir wagen alles, Tag für Tag.
Weiß Gott, das Glück ist rund.
'Leicht kehren beide wir zurück
Und sonnen uns im Friedensglück,
Ich und mein Hund.

Leo Rosenberg.

Aus unserer Zeit.

Vaterländische Fasten.

Was die Menschen sonst für den Himmel taten, sollen sie nun für ihr Vaterland tun. Die Verordnung der „fleischlosen Tage“ hat sicherlich eine tiefe symbolische Bedeutung für unsere Zeit. Künftigen Jahrhunderten wird sie aus der Masse der Paragraphen, die der Krieg uns brachte, neben der Ordnung des Getreide- und Mehlverbrauchs am kräftigsten und deutlichsten hervortreten. Man wird sagen: Damals, als unsre Väter für Deutschland Fasten hielten —

Rein auf das Praktische hin angesehn, hat die Verordnung einen zwiespältigen Charakter: sie ist teils Verbot, teils Wunsch, teils gesetzlicher, teils bloß moralischer Zwang. Als Gesetz wirkt sie für alle die Stätten, wohin der Arm des Staates reichen kann, für die Läden und Gasthäuser, als sittliche Forderung für die Familie. Man wird sich keiner Täuschung darüber hingeben, daß der bloße moralische Zwang natürlich nur so weit reichen kann, wie höchst persönliches sittliches Verantwortungsgefühl für das Volks- und Staatsganze lebendig ist. Und zwar so lebendig, daß es über die kleinen Lebensgenüsse siegt, die der Mensch am allerzähesten festzuhalten pflegt. Das ist immer nur bei einem Teil des Volkes der Fall. Immerhin scheint man anzunehmen, daß dieser Bruchteil groß genug ist, um — in Verbindung mit dem auf die Speisewirtschaften ausgeübten Zwang — einen solchen Rückgang des in den letzten Jahrzehnten stark gestiegenen Fleischverbrauchs zu erzielen, daß eine regelmäßige Fleischversorgung des Volkes zu angemessenen Preisen dauernd gesichert wird. Nach den Erfahrungen der ersten Tage läßt sich noch nicht übersehn, wieweit der moralische Zwang wirkt; eine Maßregel wie diese braucht einige Zeit, um sich einzubürgern. Es fragt sich, ob das Beispiel der Verantwortungsbewußten wirkt und sich

Die Uhr, die keine Unruh hat,
Die bleibt beizeiten träge stehn,
Und wenn sie, traun, kein Pendel hat,
So muß sie sinnlos, rasend gehn.
So braucht auch jeder gute Staat
Im ungestümen Vorwärtstrieb
Zur Mäßigung den klugen Rat.

Manches Menschen Herz ist mit einer Eiskruste überzogen, die erst schmilzt, wenn man auf seinem Haupt glühende Kohlen sammelt.

Der Mann ist der Frau ja in vielem „über", aber an Seelengröße reicht der beste Mann nicht an die beste Frau.

Der Kriegsbecher.

Stahl vom Schwert soll dieser Becher
Bote frohen Glückes sein,
Segnet Frieden euch, und Wein. —
Ruft zur Wehr die Heimatserden,
Muß der Becher wie der Zecher
Wieder Schwert und Streiter werden.

Für ein Wegkreuz an einer neuerbauten Straße in den Hochalpen:

Ob nach Norden, ob nach Süden,
Jede Straße führt zum Ziele.
Ob zum Kampfe, ob zum Frieden,
Das entscheidet Gottes Wille.

Kunstschule.

Wie drängen sie in dieses Haus,
Die kunstbeflissʼnen Rangen!
Geht ein Genie zum Tor heraus,
Das nicht hineingegangen?

Ach, wenn ein Buch per Vers ist,
Da liestʼs weder Frau noch Mann.
Doch, wenn ein Buch pervers ist,
Da will es jeder han.

Der Schmerz gebar in mir das Lied,
Das Glück, das hat mich stumm gemacht.
Die Selbstheit stärkte Glied um Glied,
Das Mitleid hat mich umgebracht.

... Keine Ader zuckt in dem schönen, marmorbleichen Gesicht, während sie ihr ...iges Kind dem grauen Krieger überliefert.

In Belgrad („Singidun“) empfängt den jugendlichen Thronfolger das Chaos. Der König hat dem Lande eine Verfassung gegeben; er will der mächtig aufstrebenden radikalen Partei durch die Gründung und Förderung einer starken modernen Regierungspartei das Wasser abgraben und so zugleich gegenüber der ausgesprochen antidynastischen, russenfreundlichen Stimmung im Volke einen festen Halt gewinnen. Aber die gegnerischen Kräfte bleiben nicht untätig. Der Gesandte von „Wostok“ (Rußland), wütend über den engen Anschluß der serbischen Politik an Österreich, scheut selbst vor dem Gedanken des Königsmordes nicht zurück, um die verhaßte Dynastie zu stürzen. Bis in die Vorzimmer des Königs laufen die Fäden seiner Intrige, und jenseits der Grenze lauert bereits, von russischem Gelde unterstützt, der Prätendent . . .

In diesen Wirrwarr fällt eine romantische Herzensgeschichte. Frau Jewremowitsch, die Witwe eines jener unglückseligen Offiziere, die den schweren Mißerfolg im ersten serbisch-bulgarischen Kriege mit dem kriegsgerichtlich verhängten Tode büßen mußten, läßt sich von der Verschwörerpartei zu einem Anschlag auf das Leben Milans gewinnen. Der König, der ihr die erbetene Audienz im vollen Bewußtsein der drohenden Gefahr bewilligt hat, entwindet ihr im kritischen Augenblick den Dolch und treibt den in die Verschwörung verwickelten Adjutanten mit vorgehaltenem Revolver zur Tür hinaus. In einer hochdramatischen Szene, die den tragischen Kern seines wahren Seins enthüllt, reißt der ritterliche Monarch die schöne Feindin mit sich fort, bis sie ihm am Ende, besiegt und im Innersten erschüttert, zu Füßen fällt.

Er hebt sie auf und spricht ihr Trost zu. Und nun ist e r es, der als Bittender vor ihr steht, der sie um Gnade, um Freundschaft, um Liebe anfleht. Er spricht zu ihr von dem Unglück seiner verlassenen Jugend, seiner zerstörten Ehe. Erzählt ihr von dem eitlen, liebeleeren Herzen der wunderschönen Natalie, die selbst in jenen Augenblicken, die höchste Verzückung sein sollten, nichts anderes war als Brüsseler Spitzen und Gros de Naples und Rüschenarrangement . . . Und die Frau, die soeben den Dolch nach dem Herzen des Königs gezückt hatte, wird seine Geliebte.

Nun nehmen die Ereignisse ihren stürzenden Verlauf. Der König ist des ewigen Kampfes gegen eine Welt der Anfeindungen und Widerstände müde. Herz und Krone werden ihm schwer. Er verdurstet nach einem Tropfen menschlichen Glücks, nach einer Stunde unverfälschten Daseins. Er beschließt, dem Throne zu entsagen, um an der Seite der angebeteten Frau diesen letzten Sonnenblick des lachenden Lebens sich zu erkämpfen. Aber er hat sich in ihr getäuscht: sie kann es ihrem Helden und König nicht verzeihen, daß er so klein geworden ist — nur Mensch sein zu wollen. In dem Augenblick, da sie die Abdankungsproklamation des Königs zu Gesicht bekommt, nimmt sie Gift.

Der König aber begibt sich auf die Reise nach Kleinasien — nach Golgatha.

In dem ungarischen Kloster Kruschedol modern nun seine Gebeine. Und sein unglückliches Kind hat ihn nur um wenige Jahre überlebt.

*

Ein Wort!

Hätte nach dem Mord in Serajewo, als Österreich-Ungarn von Serbien ausgiebige Genugtuung verlangte, der „Friedenszar“ ein Wort nach Belgrad gedrahtet — das Wort: „Nachgeben!“, der Krieg wäre vermieden worden. Oder hätte man

durchsetzt. Hier haben gerade die Gebildeten ein großes Erziehungswerk durch persönliches Beispiel zu leisten. Erschwert wird es ihnen immer wieder dadurch, daß eben so und so viele die sittliche Verpflichtung gegen die Gesamtheit auch in kleinen alltäglichen Dingen nicht empfinden und daß mancher fragt: Soll ich tun, was der andre nicht tut? Soll ich fasten, derweil der Wohlhabende weiterschwelgt? Rein praktisch wäre es sicherlich wirksamer gewesen, aus diesem Grunde die Verantwortung sogleich als gesetzlichen Zwang durch allgemeine Regelung des Fleischverbrauchs allen fühlbar zu machen.

Wer echte Vaterlandsliebe in sich trägt, wird sich dieser Fasten freuen. Schon längst vor dem Kriege wiesen einsichtige Männer auf den zunehmenden Speisenluxus hin, auf die immer mehr schwindende Einfachheit und Gediegenheit der Eßwaren, auf die Bevorzugung des Gaumenreizes vor der wirklichen Nahrung. Darum ist es den Verantwortungsbewußten geradezu eine Erleichterung, daß unser Volk jetzt zur Einfachheit in der äußern Lebenshaltung angehalten wird. Was jetzt Zwang, wenn auch nur moralischer Zwang, ist, sollte wieder Sitte werden, wie es einst Sitte war. Auch in Zukunft, wenn der Krieg vorüber ist, wollen wir aus freien Stücken allwöchentlich fleischlose Tage beibehalten. Es wäre zugleich ein Denkmal des großen Krieges: solange sein Gedächtnis in die Zukunft reicht, sollte es deutsche Volkssitte sein, am Dienstag und Freitag kein Fleisch zu essen: deutsche Fasten!

„Kunstwart.“

*

Milans Schatten.

Wenn auch nicht eine „Rettung“, so doch eine gerechtere Bewertung des Serbenkönigs Milan bringt Dr. Max Adler im zweiten Februarheft des von Freiherrn v. Grotthuß herausgegebenen „Türmers“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer):

Eine literarische Freundestat hat schon vor Jahren seinen Manen dies bessere Gedächtnis zu retten versucht. Heute, wo sein irregeleitetes Land röchelnd unter der Schicksalsfaust sich krümmt, sehen wir seine verblassende Gestalt im Lichte jener Verteidigung mit einem Male wieder ihr ursprüngliches Leben, ihre wahre Farbe zurückgewinnen. Wladan Georgewitsch, König Milans Erzieher und Leibarzt, Berater und Minister, hat in seinem Balkanroman „Golgatha“ das Bild des Vielgeschmähten aus seinem unmittelbaren Schauen und Erleben heraus mit Liebe und gerechterem Erkennen gezeichnet. Wohl stehen in seinem Werk Wahrheit und Dichtung eng beieinander. Aber die Phantasie wird nur so weit zu Rate gezogen, als das Interesse an der bewegt fortschreitenden Handlung es unbedingt erfordert. Im übrigen schildert der Roman, unter Benutzung sehr durchsichtiger Decknamen, historische Tatsachen — Tatsachen von einer erschütternden, nervenaufwühlenden Tragik.

Die Handlung setzt mit jener schicksalsschweren Konfliktszeit zu Ende der achtziger Jahre ein, in der sich der Untergang der Dynastie Obrenowitsch vorbereitete. König Milan — im Roman „Ämilian IV. von Morawien“ — strebt mit aller Macht, den Fesseln der unglückseligen Ehe mit der lieblosen Natalie („Königin Irene“) zu entrinnen; gegen den Wunsch des Kabinetts, gegen den Willen des Metropoliten gelangt er ans Ziel. Die denkwürdige Szene in Baden-Baden zieht an uns vorüber, da der serbische Kriegsminister in Begleitung des Polizeipräsidenten der Stadt vor die Exkönigin hintritt, um ihr den jungen Alexander, das arme Schlachtopfer heilloser verworrener politischer Verhältnisse, für den wankenden Serbenthron abzufordern. Sie erscheint, mehr Weltdame als Mutter, in ihrer blauen Samtrobe mit den Valenciennes, die ihre Gestalt so wunderbar zur Geltung bringt, geschmückt mit der kostbaren Rivière ihres Wiener Juweliers und dem Gürtel mit den dunklen Sibi-

...chen österreichischen und deutschen Kriegsgefangenen gemacht wird. Und mit Sehnsucht werden die Bücher erwartet. So schreibt ein kriegsgefangener Leutnant aus dem Gouvernement Nowgorod: „Für mich, der allein lebt, wäre das eine angenehme Erfrischung. Ein solcher Heimatgruß wird mit bestem Danke quittiert.“ Und eine Mutter schreibt von den Lieben, die sich, in russischer Kriegsgefangenschaft zu Tode langweilend, nach Büchern ihres Studiums sehnen.

Da gilt es zu helfen, so rasch und so ausgiebig als möglich. Bereits sind die ersten Sendungen unterwegs, weiteres Material harrt der Verwendung. Doch noch viele Tausende von Büchern werden benötigt, um die Herzen unsrer Lieben weit in der Ferne aufzurichten.

Möge keiner, der da Bücher oder Geld für Anschaffung von Büchern spenden kann, vergessen, daß er damit einen Gruß der Heimat unsern kriegsgefangenen Brüdern bringt, der ihnen sagt, daß wir sie nicht vergessen. Manches gute Buch wird wie ein Licht die dunkeln Stunden erhellen, mit denen sich die so weit von der geliebten Heimat Getrennten sonst schwerer abfinden würden. Helfe jeder nach Kräften, auch diese Liebesgaben reichlich zu ermöglichen! Alles Verwendbare geht nach erfolgter Durchsicht sofort an die einzelnen Kriegsgefangenenlager, die nicht verwendbaren Bücher werden den Soldaten im Felde überwiesen. Bücher und Geldspenden sind an die Sammelstelle des Roten Kreuzes für Kriegsgefangenenlektüre (zu Handen des Geschäftsführers Herrn k. k. Konzipisten der Technischen Hochschule Wilhelm Jahnl), 4. Bezirk, Karlsplatz Nr. 13, erbeten. Postpakete bis zu 10 Kilogramm mit Bücherspenden sind portofrei, wenn auf der Adresse der Zusatz „Militär-Unterstützungssache“ und Name und Wohnort des Absenders genannt sind. Dr. R. P.

Heilkräutersammeln!

Eine wichtige Mahnung!

Bei der unendlichen Menge Kranker jeder Art — denn auch Verwundete sind Kranke — die der Krieg aufs Schmerzenslager warf, sind alle Naturheilmittel neuerdings im umfangreichsten Maße zu Ehren gekommen. Leichte Beschaffbarkeit und Anwendung, Heilkraft und Billigkeit machen sie vielbegehrt, ja unentbehrlich. Richtig bereitete Kräutersalben bewirken erstaunlich rasche Heilung mancher Wunden oder stillen doch die brennendsten Schmerzen; verschiedenartige Teegattungen bringen den Kranken große Erleichterung, und endlich treten die aus den Pflanzen hergestellten Arzneien wieder deshalb in den Vordergrund, weil die chemischen Medikamente jetzt nicht in genügender Menge hergestellt werden können und ihr Preis naturgemäß außerordentlich hoch geworden ist. Auch kann die Verabreichung der letzteren nur auf Grund ärztlicher Verordnung gestattet werden, während jede tüchtige Pflegerin die Anwendung der einfachen Naturheilmittel richtig zu beurteilen vermag, wie es sorgsame Mütter und erfahrene Hausfrauen von altersher getan.

Aus dieser Übersicht ergibt sich die Notwendigkeit, für das hundertfältig gesteigerte Bedürfnis Vorsorge zu treffen und das Sammeln der Heilpflanzen, deren Wachstum schon im ersten Frühling beginnt, mit größtem Eifer und in systematischer Reihenfolge vorzunehmen. Jedes Pflänzchen will je nach Standort, Zeit und Art in besonderer Weise gepflückt sein — das eine birgt in den Blättern, das andere in den Blüten, das dritte in den Wurzeln sein wirksames Agens.

Nur die Wissenden oder gut Angeleiteten können richtige Sammler sein. Im Volke gibt es ihrer viele, deren Augenmerk und Erfahrung längst auf diese ziel-

von Paris aus nach St. Petersburg telegraphiert: „Nachgeben!“ oder hätte Sir Grey nach Paris depeschiert: „Nachgeben“, der Friede wäre uns erhalten geblieben. Man hat das Wort **nicht** gesprochen, nicht in Paris und nicht in London. Der Krieg war für uns unvermeidlich.

Wie viele Worte sind seitdem in Rußland, in Frankreich und in England hochtrabend hinausposaunt worden — wertlose, machtlose, tonlose Phrasen! Und wären alle überflüssig geworden, hätte der Draht zur rechten Zeit das eine, einzige, kleine Wörtel in die Welt hinausgeknistert: „Nachgeben . . .“

So werden schon Tausende gedacht haben und denken heute noch so. **Und irren.** Der Krieg wäre nicht im August 1914 ausgebrochen, aber er wäre auf die Dauer dennoch nicht vermieden worden. Denn Serbien war nur der Angestiftete, der die friedensliebenden Zweikaisermächte reizen sollte. Der Gegensatz zwischen uns und unseren Feinden liegt tiefer: Der Neid gegen das aufblühende Deutschreich und der Aberglaube an ein zerrüttetes Österreich schärften die Schwerter in Ost und West. Sie warteten nur auf den Anlaß, loszuschlagen. War's nicht wegen Serbien, so wäre es bald wegen eines anderen Vorwandes gewesen.

Und weil das mörderische Serbien nur ein Mittel in der Hand Größerer und Stärkerer war — **deshalb** konnte das Wort „Nachgeben!“ nicht aus Petersburg, nicht aus Paris und nicht aus London gedrahtet werden . . .

*

Kriegsgefangenenlektüre.

Eine neue Einrichtung des Roten Kreuzes.

Zu den vielen segensreich wirkenden Einrichtungen des Roten Kreuzes ist zu Beginn des Jahres eine neue gekommen. Es ist die Sammelstelle für Gefangenenlektüre. Von hier aus gehen die Bücher an die einzelnen Kriegsgefangenenlager, nachdem sie einer genauen Durchsicht unterzogen worden sind. Die einlaufenden Bücher werden zunächst dem Inhalt nach auf ihre Brauchbarkeit geprüft, dann nach Wissensgebieten und Materien geordnet. Fachgelehrte der Technischen Hochschule und der Universität wirken als Berater für die wissenschaftlichen Bücher mit, die als Spende sehr willkommen sind; insbesondere handelswissenschaftliche und medizinische Werke. Dagegen sind neue Geschichte und Atlanten aus begreiflichen Gründen ausgeschlossen. Alle Bücher werden von einem eigenen Komitee einer genauen Durchsicht unterzogen. In den Büchern darf kein handschriftlicher Vermerk stehen, und die mühsame Arbeit, jedes Buch Blatt für Blatt daraufhin durchzusehen, erfordert viel Zeit. Dann kommen die verwendbaren Bücher in die einzelnen Unterabteilungen. Nach Erbauungsbüchern der verschiedenen Konfessionen ist starker Begehr, dann nach Lese- und Wörterbüchern in den verschiedenen Sprachen. Gute belletristische Literatur ist erwünscht, besonders Klassiker, aber in reinem Zustand, und die kleinen handlichen Sammlungen, wie Reclam, Meyer, die Hessesche und die Wiesbadener Volksbücherei, doch nur Werke, die **vor** 1914 erschienen sind. Gehaltvolle humoristische Werke (Busch, Gotthelf, Reuter), sind willkommen, doch sind politische Satiren ausgeschlossen. Es werden auch für bestimmte Kriegsgefangenenlager Spenden angenommen, **aber nicht für bestimmte Personen.**

Sorgsam in Kisten verpackt, die früher Liebesgaben für die bei uns weilenden russischen Kriegsgefangenen gebracht hatten, wandern die möglichst verschiedenartig und reichhaltig zusammengestellten Büchersendungen den einzelnen Kriegsgefangenenlagern in Rußland zu, wo bei der Benützung der Lagerbibliotheken kein Unterschied

wendend seien ... Darüber muß ich erst nachdenken. Augenblicklich aber unterstrich ich den anderen Satz, daß die Wissenschaft der allgemeinen Sparsamkeit die Wege weise, und gleich ihr die Technik. Den größten Eindruck jedoch machte der Schluß des Aufsatzes, der noch eine Fortsetzung in der nächsten Nummer verspricht; es wird darin betont, daß die Sparsamkeit für die meisten Menschen eine Notwendigkeit wäre, für alle aber eine Pflicht!

Natürlich, das liegt auf der Hand; besonders jetzt im Kriege, wo die Rohstoffe schon mehr als knapp werden, wo es Brot- und Zucker- und Milchkarten gibt, wo wir an Stoffen und Leder keinen Überfluß haben, da ist es angebracht, die Leute darauf aufmerksam zu machen, daß sie sparen — sparen — sparen müssen, damit unsere Brüder im Felde soldatisch durchhalten können. Nichts wäre nun selbstverständlicher, als daß die vielgelesene und gern beherzigte „Wiener Mode" dem Grundgedanken ihres Leitaufsatzes Rechnung trägt und nur solche Kleider und Kostüme empfiehlt, deren Schnitte mit den Stoffen kargen. Aber weit gefehlt! Die dem Hefte beigegebenen Bilder zeigen durchwegs Modepuppen in endlos weiten Röcken und endlos hohen Schuhen; wenn dann dabei steht, daß im Sommer wieder Niederschuhe modern werden, so wird doch auch sofort hinzugefügt, dann müßten die Röcke länger werden — damit ja nicht beim Stoffverbrauch geknausert wird. Und überdies empfehle es sich, an den Kleidchen riesenhafte Bandmaschen anzubringen ...

Und da hatte ich plötzlich den auf den ersten Blick irrsinnig scheinenden Wunsch, ich möchte der Zensor sein! Hei, wenn ich der Zensor wäre! Mein Rotstift tilgte mit Vergnügen die weiträckigen und hochschuhigen Puppenkleider, die den Frauen und Mädchen ein so böses Beispiel geben. Ob ich dadurch nicht manche abhielte, bei ihrem nächsten Kostüm mit den Stoffen zu wüsten? Ich glaube schon. Die Menschen stammen nicht umsonst angeblich vom Affen ab, um das nachzuahmen, was sie sehen! Sollte aber meine Zensur nicht ganz den gewünschten Erfolg haben, dann ließe ich es nicht bei den Bildern bewenden, sondern ginge ins Leben hinaus, in die eleganten Geschäftsstraßen der Städte und konfiszierte aus den Auslagen und Läden die weiten Röcke und hohen Stiefelchen! Ich vermute, damit erreichte ich sehr, sehr viel. Und genügte auch das noch nicht, so hielte ich eine Razzia auf den Straßen selbst, in den Theatern und Konzertsälen — ich spräche die Damen, die mein Mißfallen erregen an (was ich mir als Zensor wohl gestatten könnte) und konfiszierte ihnen — vorderhand noch nicht die Röcke, um die öffentliche Sittlichkeit nicht zu verletzen, aber die blödsinnigen neumodischen Schuhe, die bis unter die Knie reichen. Von mir aus könnten die ehemaligen Trägerinnen dieser Lederverschwendung dann barfuß oder auf Seidenstrümpfen nach Hause laufen ...

Ich glaube, eine solche Zensur erreichte endlich ihren Zweck.

Ja, wenn ich jetzt Zensor wäre ...

Wenn ich der Zensor wäre — dann würden die Leute erst schimpfen!!! Aber es sollte mir nichts anhaben. P. L. M.

Wie es zugeht.

Auch die französischen Zeitungen haben es sich angewöhnt, jede ihrer Nummern, auch wenn auf den verschiedenen Kampfgebieten nichts Wesentliches vorfiel, mit großen, packenden Aufschriften zu versehen. Manchmal ist nun guter Rat teuer, was man hineindrucken soll, da sich doch gar nichts von Bedeutung ereignete, aber die Leser sind angeblich gewohnt, an der Spitze ihrer Zeitung etwas Sensationelles zu finden

bewußte Tätigkeit gerichtet war; ihnen kann heuer eine ergiebige Einnahme daraus erwachsen. Der Gebildete könnte manchen müßigen Spaziergang durch fleißiges Bücken und Pflücken nutzbringend gestalten, nachdem er sich aus den reizenden illustrierten Kräuterbüchlein die notwendige Unterweisung geholt. Allein all diese Einzelarbeit genügt nicht.

Es gälte also, im größten Maßstabe eine systematische Sammelorganisation zu schaffen. Wer aber könnte diese besser ins Werk setzen, als unsere opferwillige, durch Wissen und Tatkraft hervorragende Lehrerschaft?

Sie würde den Generalstab bilden, die Schuljugend ihre Armee, Wald und Feld, Berg und Tal den Schauplatz ihrer unblutigen Kriegsarbeit — Pflanzenstecher, Taschenfeitel, Botanisierbüchse und Körbchen die wohlfeile Bewaffnung des kleinen Heeres.

Die im letzten Herbst eingeleitete und durchgeführte Brombeersammlung war ein guter Anfang. Es versteht sich von selbst, daß die Kinder angeleitet und verhalten werden müssen, Äcker, Wiesen und Gärten nicht zu betreten, sonst brächte ihr Sammeln der Allgemeinheit mehr Schaden als Nutzen.

Noch während des laufenden Schuljahres könnten manche Lehrstunden, wie zum Beispiel jene für Turnen, Singen, die naturgeschichtlichen Spaziergänge der Klassen im Freien, für die durch die Not der Zeit gebotene Sammelarbeit verwendet werden. Ebenso könnten die Hitzferien benützt werden für Sammelausflüge und in den eigentlichen Sommerferien fände sich erst recht Gelegenheit, diese schöne Tätigkeit korporativ oder einzeln fortzusetzen.

Das Trocknen der Kräuter ließe sich auf den einzelnen Dachböden der Schulhäuser durchführen oder würde von Privaten unentgeltlich übernommen. Endlich kämen Drogisten und Apotheker als die Hauptabnehmer der gesammelten Pflanzen zweifelsohne selbst für das eigentliche Präparieren derselben auf und sollten sich sogar Zahlungen einstellen, so fielen sie den Ärmsten unter der Schuljugend zu.

Diese Anregung schließt mit dem Wunsche, daß sie besonders in unseren Alpenländern, wo die würzigsten und heilkräftigsten Kräuter sprießen, einen gedeihlichen Erfolg bringen möge! L. P.

Wenn ich der Zensor wäre . . .

Unsere Zeitungen leiden recht schwer am sogenannten weißen Flecktyphus, an einer Krankheit, die im Frieden schon ziemlich erloschen war, aber jetzt am liebsten zeitgemäße Aufsätze, einzelne Abschnitte davon oder sogar nur Wörter — am häufigsten Beiwörter — hinwegrafft. Man hat sich aber auch schon an den weißen Flecktyphus, wie an so vieles, gewöhnt und zuweilen wundert man sich sogar, daß nicht auch dieses oder jenes, das sichtbarlich den Keim der Epidemie in sich trägt, ihm zum Opfer fiel. Der Krankheitserreger heißt „Censor bellicus“, auf deutsch: Der Kriegszensor.

Es wird nun wohl selten vorkommen, daß sich einer wünscht, ein Bazillus, ein Krankheitserreger, zu sein — aber mir ist es jüngst doch passiart . . .

Den äußeren Anstoß dazu gab das Durchblättern von Nummer 15 der ansonsten unschuldigen Zeitschrift „Wiener Mode“. An der Spitze des Heftes fand ich eine recht ansprechende Plauderei über die „Sparsamkeit im Krieg und Frieden“ von Wilhelmine Wiechowski. Daraus merkte ich mir einige mehr oder weniger goldene Sätze. Zum Beispiel den, daß in der Regel die p. t. Dienstboten die größten Ver-

... schließlich aufgebraucht zu werden; das gelte für alle organischen und anorganischen Stoffe und nicht weniger für die Worte einer Sprache. Auch mit ihnen kann man Verschwendung treiben, so daß sie nicht mehr in gewünschter Masse zur Verfügung stehen. Das sei auch augenblicklich der Fall. Er ließ von einem Diener eine Tafel bringen, auf die er eine Reihe von Wendungen schrieb, mit denen man in den letztvergangenen zwei Jahren Raubbau trieb, was sich jetzt rächte. Die erstaunten Anwesenden lasen mit innerem Unbehagen eine Fülle von Phrasen, die durch Mißbrauch verschwendet waren: „Der Sieg unserer Waffen ist über jeden Zweifel erhaben"; „Die deutschen Boches nagen am Hungertuch, in Berlin herrscht Revolution, die Soldaten weigern sich, ihren Führern zu gehorchen, und der Hunnenfürst Wilhelm II. machte deshalb einen Selbstmordversuch"; „Österreich-Ungarn muß aufgeteilt werden"; „Bulgaren und Türken sehnen sich nach einem Sonderfrieden"; „England ist der Schutzherr aller kleinen Staaten, so Belgiens, Serbiens, Montenegros und Griechenlands . . ." Bei dieser Wendung ächzte sogar die geduldige Kreide und sprang Monsieur Miroir aus den Fingern. Er fügte seinen lichtvollen und jedermann verständlichen Aufzeichnungen bei, es sei unbedingt notwendig, solche und ähnliche, vielgebrauchte Worte mehr als bisher zu schonen, sie wenigstens nicht im Alltagsleben übermäßig zu gebrauchen und damit zu sparen, um den noch vorhandenen Rest ausschließlich im Dienste der Presse, der Regierungen und bei gemeinsamen Konferenzen zu verwenden. Theophil Miroir erbot sich, eine lückenlose Liste aller schonungsbedürftigen Worte zusammenzustellen, und beantragte „Wortkarten" auszugeben, wonach es künftig — wenigstens bis auf weiteres — nur Staatsmännern, Journalisten und Deputierten gestattet sein sollte, vom „Triumph der verbündeten Waffen", den „Greueltaten der Boches", den „ewigen Niederlagen der Deutschen, Österreicher, Bulgaren und Türken" sowie gleichartigen Erscheinungen zu sprechen, da man sonst Gefahr laufe, diese und ähnliche Wendungen völlig aufzubrauchen, wodurch es schlechterdings unmöglich würde, den Krieg auch in Zukunft so erfolgreich zu führen wie bisher. Theophile Miroir wurde von Sonnino unter Tränen geküßt, vom erschütterten Viviani beglückwünscht, jedoch von Asquith mit schnaubender Verbissenheit gerügt. Der englische Premier fragte, wie es denn unter der Herrschaft der Wortkarte möglich sein könnte, Siege zu erfechten. Er erklärte, die Einführung dieser unerhörten Neuerung käme für den Neunverband einer Katastrophe gleich, ärger als die Einnahme von Paris oder Petersburg wäre, und nur vergleichbar einem Zeppelinbesuch über London . . . Aber vom harten Muß der Notwendigkeit überzeugt, schickte auch er sich schließlich drein, lehnte aber alle Verantwortung für die entsetzlichen Folgen, die daraus entstehen könnten, ab.

Diesem Bericht fügte das Nachrichtenbüro Havas wörtlich bei: „Auch diese in der Weltgeschichte noch nie dagewesene Einschränkung, die härteste, die uns treffen konnte, werden die Völker Frankreichs, Englands, Rußlands, Italiens, Japans, Belgiens, Serbiens, Montenegros und Portugals mit gewohntem Heroismus ertragen, und zu höchstem Stolze gereicht es uns, daß ein französischer Gelehrter es war, der die Wortkarte erfand . . ."

Seit dieser Zeit also gibt es bei unseren Gegnern Wortkarten, die dazu dienen, ihren Sprachschatz zu schonen und seine Verkümmerung zu verhindern. Wenn aber „Havas" meint, solche Wortkarten seien eine französische und ganz neue Entdeckung, so irrt das Büro: Wortkarten sind schon längst bekannt und vielfach eingeführt, nur nannte man sie bisher: Zensur . . .

P. L. M.

Da soll nun der Hauptschriftleiter des „Matin“ besonders erfinderisch sein. Als sein Stellvertreter Pagoud zu ihm stürzte und mit romantischer Lebhaftigkeit rief, er sei verzweifelt, daß ihm keine rechte Überschrift einfiele, sagte der Chefredakteur lächelnd: „Schreiben Sie doch, mein Lieber — ‚Verzweiflung in Wien‘.“

Ein andermal jammerte Pagoud: „Nun habe ich bestimmt auf eine Revolution in Bulgarien gerechnet und statt dessen herrscht dort tiefste Ruhe . . . es is zum Wahnsinnigwerden!“ Der erfindungsreiche Leiter des „Matin“ meinte überlegen: „Verkünden Sie doch — ‚Sofia aus Angst vor den Alliierten dem Wahnsinn nahe!‘“

Aber bald erschien der unglückliche Pagoud abermals bei seinem Chef und hielt sich den Kopf: „Ruhe an allen Fronten — man kommt sich wie ein Dummkopf vor, wenn man da über eine effektvolle Überschrift nachdenkt; woher nehmen, wenn nicht stehlen!“ Der Chef zuckte die Achseln: „Da hat der Mann die besten Einfälle und ist nicht imstande, sie zu verwerten!“ Dann diktierte er ihm: „Der Dummkopf Bethmann-Holweg rät dem Staatssekretär der Finanzen Helfferich, die für die Fortführung des Krieges notwendigen Gelder einfach zu stehlen . . .“

Die Wortkarte.

Kürzlich meldete das französische Nachrichtenbüro Havas folgende recht merkwürdige Geschichte: Bei den letzten Beratungen der Alliierten in Paris, die den Tag des endgültigen Sieges des Neunverbandes bestimmen sollten, ereignete sich etwas, was sich anfangs niemand zu deuten vermochte, bis es dem zufällig anwesenden Sprachforscher Theophile Miroir gelang, die eigentümliche Erscheinung aufzuklären. Als der italienische Minister Sonnino unter dem Jubel der übrigen Beratungsteilnehmer versicherte, Cadorna werde binnen wenigen Wochen in Wien einziehen, fiel es schon auf, daß er in seiner Rede öfters stockte und wie nach Worten suchte, was um so verwunderlicher war, da man an ihm bisher noch nie etwas Ähnliches wahrgenommen hatte. Nur mit sichtlicher Anstrengung vollendete er seine packenden Ausführungen und fiel dann erschöpft in seinen Polstersessel zurück. Nach ihm sprach der französische Minister Viviani, der es überhaupt nicht mehr zuwege brachte, seine Rede zu beenden. Er rang nach Atem, stockte an den wichtigsten Stellen, tastete nach Wendungen, griff sich an den Kehlkopf und sank endlich völlig mutlos in sich zusammen, mit Gesten andeutend, daß er nicht mehr weiter könne. Um den unangenehmen Eindruck zu verwischen, erhob sich nun Asquith, um an Stelle seines unpäßlichen Kollegen die von jedermann gern gehörte Versicherung abzugeben, daß die Stunde des Triumphes über die Boches gewissermaßen schon vor der Türe stehe, doch auch er kämpfte mit einer rätselhaften Indisposition, würgte an den Worten, verdrehte die Augen, wurde rot im Gesicht, stotterte und tat es schließlich seinem Vorredner gleich — das heißt, er verzichtete darauf, die Erklärung zu vollenden, und trocknete sich den Schweiß auf der hohen Denkerstirn. Begreiflicherweise erregte der Vorgang unter den Anwesenden ebenso großes wie berechtigtes und peinliches Aufsehen, und schon dachte man an eine gefährliche, ansteckende Halskrankheit, welche die Minister des Neunverbandes ergriffen hatte — wenn sie nicht etwa gar das Opfer eines verbrecherischen Anschlages der furchtbaren und skrupellosen Deutschen wurden. In diesem Augenblick der höchsten Verwirrung und Verzweiflung erhob sich obgenannter Theophile Miroir und erbot sich, das seltsame Phänomen aufzuhellen. Er stellte auf Grund reicher Erfahrungen fest, daß alle Dinge des Weltalls, mögen sie auch noch so unerschöpflich scheinen, doch nur in beschränkter Menge vorhanden seien.

...rt, bis zum Pariser Gassenjungen herab, überzeugt ist, so beurteilt sich der ...erreicher selbst ungerecht und sucht sich nicht selten herabzusetzen. Nun ist ...er die erste Bedingung jeglichen Erfolges der Glaube an sich. ...itärische Rückschläge in den ersten Monaten des großen Krieges, die den Rück-...enden nicht durchwegs unvermeidlich scheinen, erzeugten einen Pessimismus, der ... durch die späteren ruhmvollen Taten auf drei Kriegsschauplätzen nicht wesentlich ...ndert wurde.

Da muß nun ein schweizerischer Oberst kommen, der als Kriegsberichterstatter ...natelang in Galizien und der Bukowina tätig war, um uns zu sagen, welch ...artige Leistungen die österreichisch-ungarische Armee an der Nida und in den Kar-...then gegen die russische Übermacht vollbrachte, ehe es mit vereinten Kräften möglich ...ar, den Feind in einem in der Geschichte unerhörten Siegeszug weit über seine Grenzen zurückzuwerfen.

Major Tanner hat ein mehrbändiges Werk geschrieben,* das jedermann lesen sollte. Der sachkundige Schweizer, ängstlich bestrebt, auch mit dem Gemüt „neutral" zu bleiben, verfaßte seine interessanten Berichte niemandem zuliebe und niemandem zuleid, was sie eben so besonders wertvoll macht. Gar manche Kritik — erscheint sie auch nur zwischen den Zeilen — müssen wir uns darin gefallen lassen, und tun es gern, denn sie ist ausnahmlos mit großem Verständnis und viel Takt abgegeben und gerade diese strenge Kritik hebt die Bedeutung des Lobes, das Tanner unserem Heer, den Soldaten, Offizieren und der Leitung zuteil werden läßt. Durch ihn erfahren wir erst aus dem Munde eines unbeteiligten Neutralen, was die tapferen, unerschütterlichen Truppen an Wundern der Zähigkeit und des Mutes leisteten. Stets wehrte sich eine Minderzahl gegen eine Überzahl, verteidigte sich nicht nur mit Erfolg, sondern griff auch immer wieder an, bis der große Augenblick da war, um Schulter an Schulter mit unseren deutschen Verbündeten den Schlag gegen Rußlands Armeen zu führen, der unser Vaterland von den Einbrechern befreite und die Front tief ins Zarenreich hinein verlegte.

In Tanners Büchern wechseln taktische und strategische Erwägungen, die auch dem militärischen Laien verständlich sind, mit Stimmungsbildern ab, die den österreichisch-ungarischen Soldaten als das zeigen, was er ist: als Helden, dem wir das ungeschmälerte Dasein unseres Vaterlandes verdanken. Der beigegebene reiche Bilderschmuck, von der Kamera des Verfassers gezeichnet, erhöht die Lebendigkeit der Darstellung. Besonders wir Gebirgler können und müssen auf Tanners Anerkennung stolz sein, die er den alpenländischen Truppen zuteil werden läßt, ohne daß seine Urteile die Taten der Madjaren, Kroaten, der Sudetenländler und der Bosnier übergehen.

Ich glaube nicht, daß man zu viel sagt, wenn man diese „Frontberichte eines Neutralen" zum Allerbesten zählt, was bisher über die physischen und psychischen Leistungen unserer Brüder im Feld geschrieben wurde. H. L. R.

---

* „Frontberichte eines Neutralen." 1. Band: „Polen und Karpathen"; 2. Band: „Galizien und Bukowina"; 3. Band (in Vorbereitung): „Im Osten." — Preis je 3 Mark. (August Scherl. Berlin.)

Der Hausmeister.

(Ein Charakterbild.)

Wie sich der Hausmeister Josef Bumms seiner Aufgabe unterzieht, den Parteien mitzuteilen, daß bis auf weiteres mit dem Wasser gespart werden müßte.

Im ersten Stock: „Sie, Johann, sagens der Fräuln Köchin, daß ma jetzt mitn Wasser sparen muß. Na, i bitt Sie, i kann ja nix dafür. Vorschrift is Vorschrift und i sag nur, was mir auftragen is. Es wird net lang dauern. Und dann kumm i s glei melden. Wissens, Johann, von mir aus könnens ja weiter pritscheln — i wer Ihnen net anzeigen. Sagens das der Fräuln Köchin. An Handkuß der gnä Frau ...“ — Im ersten Stock wohnen Hofrats.

Im zweiten Stock: „Sie Fanny, sparens mitn Wasser! I hab strengen Auftrag, daß i an jeden anzeig, der mitn Wasser wüasten tuat. I kann nix machen. Also, i habs Ihnen gsagt! Bitt schön, erinnerns die Gnädige, daß i mein Putzgeld in dem Monat no net kriagt hab.“ — Im zweiten Stock wohnen Bibliothekars.

Im dritten Stock: „Frau Walz, Sie müassen mitn Wasser sparen, sonst wird die Leitung abgsperrt! Grad da heroben wird am meisten gwüast!“ I zeig an jeden an, der was net folgt — meiner Seel! Sagens a Ihrem Madl, daß abends immer zuaspirt, wenns den Hund äußerl führt; die Schlampen laßt jedsmal das Haustor offen. Das duld i net! Also wegen Wasser, Frau Walz!“ Im dritten Stock wohnen Kaufmanns.

Unter dem Dach. Josef Bumms steht eine Weile zögernd an der Wohnungstür; dann seufzt er und ruft durch das Schlüsselloch: „Herr von Wurzinger! ... Herr von Wurzinger! ...“ Und als dieser nur brummt, ohne zu öffnen, sagt der Hausmeister sanft: „Herr von Wurzinger ... Mitn Wasser sollt ma halt a bisl sparen ... Vorschrift, i muaß weiter geben ... Herr von Wurzinger, regens Ihnen um Gottes willen net auf! Na ja, ma braucht sich um so dalkete Vorschriften net z kümmern. Recht haben S! Von mir seins sicher, i bin ka Polizeimann, daß i aufpaß ... Nur daß i s grad ausgricht hab ... Küß d Hand, Herr von Wurzinger, küß d Hand ...“ — Unter dem Dach wohnt der Meisterringer Ezechiel Wurzinger vom Athletenklub „Bizeps hoch!“

P. L. M.

Ein Schweizer Urteil.

Uns deutschen Österreichern mangelt es an Selbstvertrauen — und nur an der Behauptung, wir seien den übrigen Stämmen des deutschen Volkes künstlerisch überlegen, lassen wir nicht rütteln. Wir fühlen uns als die Dichter, die Musikanten und vielleicht auch als die Schauspieler der Germanen ... Eine solche, nicht nur in unserem Volkscharakter, sondern auch in den Wechselfällen unserer politischen Vergangenheit teilweise begründete Selbsteinschätzung hat manche böse Seite, die dem wirtschaftlichen und politischen Leben Österreichs nicht stets günstig war und ist. Allzu stolz auf unsere musische Begabung, vernachlässigen wir über Gebühr wichtige Lebens- und Entwicklungstatsachen, um dadurch nicht selten ins Hintertreffen zu geraten. Daran sind aber, bei Gott, nicht wir selbst — wie wir meinen und sagen — sondern immer „andere“ schuld! Dieser Krieg kann ein wunderbarer Lehrmeister zur richtigen Selbsteinschätzung werden, falls wir imstande sind, die Leistungen des österreichisch-ungarischen Staates und seiner Stämme entsprechend zu würdigen. Aber wie der Franzose von seiner Gottähnlichkeit, vom Advokaten an, der Frankre[illegible]

Die Liebe zu den Tieren im Welschland.

Von Franz Goldhann.

Zur Beleuchtung der Verhältnisse in Welschtirol will ich hier ein Selbsterlebnis wiedergeben. — Es war im Nachsommer des Jahres 1906, ich weilte damals im Eisenbade Levico und benützte die schöne Herbstzeit zu Spaziergängen und Ausflügen, deren es im Suganertale eine reiche Auswahl gibt. — So kam ich auch eines schönen Tages nach dem etwa eine halbe Stunde vom Städtchen entfernten St. Biagio. Der mäßige Hügel liegt westlich von Levico, prächtige Edelkastanien wachsen auf dem Wiesengrunde zu seinen Füßen, ein Mantel aus Fichtenbäumen legt sich über seinen Rücken, durch Weingärten führt der Hauptweg zur Höhe hinan. Etwas unter dem Gipfel steht ein Kirchlein aus dem 16. Jahrhundert, von wo aus sich bereits ein hübscher Blick auf das Suganertal mit Levico und dem Levicosee, sowie auf das aus der Cima dodici, dem Piz di Levico, den Monti di Savarone, dem Cornetto u. a. gebildete Bergrund auftut; nur die gezahnten Spitzen der Brentagruppe sind von hier aus noch nicht sichtbar, sie treten jedoch auf einem in nächster Nähe befindlichen, abgezäunten Gupf, vor dem eine Tafel mit der Aufschrift: „Entrata proibita" (Verbotener Eingang!) angebracht wurde, in den Gesichtskreis. Da ich heraufgekommen war, um den vollständigen Ausblick zu genießen, verstand ich als Deutscher einfach nicht der Worte Sinn, öffnete das „Türl" und stieg noch die paar Stufen bis zur Höhe hinan. Welches Schauspiel bot sich nun meinem Auge dar?! — Drüben, im Westen, ragte allerdings die wilde Brentagruppe majestätisch in den blauen Himmel hinein — viel näher aber mußte ich andere Dinge schauen, die mein gesteigertes Naturempfinden plötzlich in tiefe Empörung, Abscheu und Trauer verwandelten. Das Herz krampfte sich zusammen bei dem Anblicke . . .

Gewiß mehr als hundert unserer lieben, gefiederten Sänger waren hier in ein paar Dutzend Käfige hineingepfercht, auf dem Boden standen diese Marterkästen, auf den Bäumen hingen sie, kaum so viel Raum gebend, daß die armen Tierchen einen spannbreiten Sprung zu machen vermochten, und daneben und darüber, wohin man sah, spreizten glänzende Leimruten ihre drohenden Finger in die Luft. Die armen Geschöpfchen rangen vergeblich nach Freiheit und pipsten gar jämmerlich — ihre Rufe waren auch gehört, denn es kamen Väter, Mütter, Brüder und Schwestern herzu und gingen gerade so auf den Leim wie ihre Vorgänger. Es war das erstemal, daß ich, ohne es zu ahnen, eine solche Stätte des Barbarismus betrat. Hier konnte ich an Ort und Stelle sehen, wie die Welschtiroler unsere Poesie einfangen, um sie schließlich — aufzufressen.

Der Vogelfang und Vogelmord ist bei uns in Österreich verboten, es ist aber ein offenes Geheimnis, daß sich in Welschtirol alle Kreise, von oben bis unten, direkt oder indirekt, an diesem „Sporte" beteiligen. Selbst die junge Brut wird ausgehoben und aufgefüttert, um schließlich als „uccelli con polenta" den Tisch der welschen Leckermäuler zu zieren. Und was nicht gefangen wird, das fällt dem Pulver und Blei zum Opfer. Auf deinen Wanderungen begegnen dir allerorts „Schützen", halbwüchsige Burschen, alte und junge Männer, „Signori", mit umgehängten Flinten — bald knallt es da, bald knallt es dort, und die „Himmelsboten" fallen zu Tode getroffen in die Klauen gemütsroher Menschen. — Auf dem Markte kann man ganze Körbe voll toter Vögelchen sehen, das Stück, je nach Größe, zu 6 bis 8 Heller. Kein Wunder, wenn unter solchen Umständen die Obstkulturen von dem vielen Ungeziefer, das sich überall breit macht, arg mitgenommen werden.

Ignaz Zunder.

„Das Aushalten des kärntnerischen Infanterieregimentes 7 im enfilierenden, präzisest auftreffenden schweren russischen Schrapnellfeuer nach Durchwaten des Dnjestr bei Horodenka und Erklimmen des steilen jenseitigen Hanges bis zur Sturmstellung ohne Deckung, ist mein schönstes, bisher auf dem Schauplatz erlebtes Beispiel soldatischer Tapferkeit", depeschierte der Schweizer Major Tanner an die „Basler Nachrichten". Die so rückhaltslos anerkannten Kärntner Siebener dürfen sich dieser Worte eines Neutralen wohl rühmen, zumal Tanner den Charakter der Gebirgler, wie selten einer, zu beurteilen und zu schätzen weiß, wie folgende lustige Schilderung in seinen „Frontberichten" bezeugt:

„An der Straße Siemakowze—Dnjestr—Uscieczko steht als Brückenwache ein schwarzbärtiger Landsturmmann. Ganz wie wir ihn uns wünschen. Knorrig, still, etwas mißtrauisch und doch überlegen, der seine Leute schon von weitem erkennt, stumm mustert, lässig grüßt, keinen unnötigen Schritt tut oder veranlaßt, seinen Befehl kennt und handhabt, um keinen Zoll von seinem Posten wankt und, ein Bild der Kraft, Respekt einflößt. „Zunder" heißt er „Ignaz". Das ist schon recht. Solch ein währschafter Name gehört sicher auch einer kernigen Gegend an. Natürlich, ein Kärntner! Ich erzählte ihm, was ich gestern bei Iwanie an seinen jüngeren Kameraden erlebt. „Jo, jo", sagt er, breit, langsam, „werd scho stimma bei die Siebener". Sicher freut es ihn. Bis aber diesem Temperament die Gefühle Gesichtsausdruck geworden sind — so lange kann ich nicht warten, guter Mann von Röcking. Aber sei nur ruhig, lieber Kärntner, ich kenne das, auch unser Landsturm ist so. Und soll es bleiben."

Landwehr 3.

Bondone Berg, am 20. April 1916,

Wir wehrten im Norden im Eis und Schnee
Das Land dem gewaltigen Feinde
Und stürmte der noch so oft, so jäh,
Wir hielten: Nicht wahr Freunde?!
Stand's noch so verzweifelt, ganz einerlei,
Wir kämpften — und siegten: Hoch Landwehr 3!

Wir lagen im Schutt, hinter Felsen und Stein
Am Isonzo, auf scharfer Wache.
Da sah man die Feinde im Abendschein
In blutiger, schäumender Lache. —
Denn wir trotzten dem Hagel von Stahl und Blei
Gleich ehernen Mauern: Hoch Landwehr 3!

Nun ruft uns Tirol, die wir uns so bewährt
Im Norden wie im Süden;
Bald wird dieser Dieb eines andern belehrt:
Er kennt schon unser Wüten!
Seid getrost, schöne Berge, ihr werdet bald frei,
Wir verjagen die Feinde: Wir Landwehr 3!

Und nun Kameraden, stimmt mit mir ein
In den Ruf, der uns alle vereinigt,
Laßt klingen die Becher, laßt fließen den Wein,
Der die Lebenspulse beschleunigt. —
Über Berge, durchs Tal diesen Jubelschrei:
„Heil uns Befreiern, hoch Landwehr 3!"

W. K., Leutnant

Bücher

Österreichisches Beschwerdebuch. Einige Ein… …ungen von Adam Müller-Gutten… …n. (Konstanz. Reuß u. Itta.)

Das Büchlein beklagt sich, daß wir öster… …ischen Deutsche im Reich draußen nicht …mer richtig eingeschätzt werden. Müller-Guttenbrunn erinnert unsere deutschen Brüder, … wir, das deutsche Österreich, für die …tsche Geschichte und Kultur, für das deutsche Volks- und Schrifttum bedeuten. Er gibt …app und eindringlich gehaltene Bilder von Rudolf von Habsburg, von den Türkenein… …en und ihrer Besiegung, vom Kaiser Josef, …m Sozialreformer. (Ein überaus wichtiges Kapitel.) Es gibt Schilderungen von Land und Leuten, wie zum Beispiel eine landschaftl… …ch und geschichtlich höchst anziehende Donaufahrt von Linz nach Wien. — Wenn derlei Aufzeigungen unseres schönen, uralt deutschen Österreich nur fortgesetzt würden!

Die Sendung der Gräfin Marie Barbara. Ein Roman aus deutscher Vergangenheit von Paul Burg. (Mit einem farbigen Titelbild.) Einband von Felger, Berlin. (Leipzig. L. Staackmann.)

Diesmal führt der Dichter seine Leser zu den Anfängen des heute so machtvollen deutschen Volksheeres. Er schildert in überaus packenden Bildern die Geburt der allgemeinen Wehrpflicht, einer zugleich wirtschaftlichen Rüstung in deutschen Gauen und das Werden eines neuen Friedens nach dem verheerenden Siebenjährigen Kriege in Deutschland. Historisch und doch lebendig bringt dieser Roman den jungen Scharnhorst und den Vater Gleim, den jungen Herder; auch Goethe zeichnet er mit markigen Strichen. Das Edelste schuf aber Burg in der Gestalt der zartsinnigen Gräfin Marie Barbara Eleonore aus dem Hause Lippe-Biesterfeld. Zu beglücken und zu leiden, das ist ihres Lebens kurz bemessene Sendung. Reizvoll und anmutig schildert Burg aber auch die weiteren Frauengestalten. Das deutsche Leben ringt sich aus diesem echten Frauenbuche machtvoll zum Licht, zum Frieden in Werden und Wachsen, wie in unseren Tagen.

V.

Nonni. Erlebnisse eines jungen Isländers, von ihm selbst erzählt. Von Jón Svensson. Mit 12 Bildern. Dritte, verbesserte Auflage. Freiburg-Wien. 1916. Herdersche Verlagshandlung.)

Wer in der entzückenden Prosadichtung mit dem isländischen Jungen Nonni die innerlich reich bewegte Fahrt von seiner nordischen Insel nach Kopenhagen als Reisegenosse mitmacht, vollzieht eine doppelte Heimkehr. Er kehrt mit gerührtem Herzen zurück ins Jugendland des eigenen Lebens, ein einzelner, der noch einmal den Strom seines Daseins hinaufverfolgt bis ins Quellgebiet, wo das Kindergemüt die zahllosen unvergeßlichen Entdeckungen in schuldloser Schönheit macht. Er kehrt aber auch zurück als ein Teil eines Volkes, das auf den Schattenseiten einer materiell gerichteten Zivilisation den Zusammenhang mit den wahren Tragkräften der Kultur gelockert hat; er kehrt heim zu einem Volksleben, das mit seiner ewig jugendlichen und lärmfremden Kultur uns fast wie ein Rest eines verlorenen Paradieses vorkommen muß.

V.

Friedrich Wasmann. Ein deutsches Künstlerleben, von ihm selbst geschildert. Herausgegeben von Bernt Grönvold. (Leipzig. Inselverlag.)

Die Fälle, daß Künstler erst nach ihrem Tode die verdiente Anerkennung finden, werden immer seltener — ja das Umgekehrte, Überschätzung und Überfeierung, sind eher an der Tagesordnung. Friedrich Wasmann nun, der 1886 als Einundachtzigjähriger in Meran starb, gehört noch zu jenen, an denen ihre Zeit mit Unrecht achtlos vorbeiging. Aber es hat ihn das Leben nicht verdorben, das — wie seine hinterlassenen Aufzeichnungen beweisen — auch ohne äußeren Ruhm glücklich war; und nun scheint überdies der Tag der Anerkennung für seine Werke anzubrechen. Die zahlreichen, vortrefflich wiedergegebenen Nachbildungen Wasmannscher Studien und Skizzen müssen jedermann auf die großen Werke des Künstlers begierig machen. — Die Studien sind ungemein ansprechend und fleißig ausgeführt — insofern im besten Sinne „modern“, da sie lebendig, lebhaft und frisch anmuten, gleichgültig, ob sie Porträts oder Landschaften darstellen. — Und ein ganz besonderer Hauch von Innigkeit weht aus den Aufzeichnungen selbst: Wasmann war von jener herrlichen Naivität, die den wahren Künstler kennzeichnet. Als geborener Hamburger und Protestant fühlte er sich später zum Katholizismus seltsam hingezogen und trat in Rom denn auch über. Aber gleichwohl ist in seiner religiösen Auffassung keine Spur von Zelotismus zu finden. Sein Innenleben, seine tiefe Kindergläubigkeit und der reiche Verkehr mit den bedeutendsten Männern vom

Und die Behörden? —

Keine Hand rührt sich gegen den groben Unfug, kein Wächter des Gesetzes will die Fangstellen sehen, kein Ohr hört die sich hundertmal des Tages wiederholenden Schüsse — ja! Nun, mehr will ich nicht sagen . . .

Ich machte damals die maßgebenden Stellen, sowie auch die Tierschutzvereine aufmerksam auf das gesetz- und naturwidrige Vorgehen der Herren da unten im Trentino und ersuchte energisch um Abhilfe. Mein Notschrei verhallte nicht ungehört. Vorerst brachte Abgeordneter Wastian in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 28. November 1906 die Vogelmassenmorde und beständigen Verletzungen der landes- und reichsgesetzlichen Vogelschutzvorschriften in Welschtirol zur Sprache, und im Juli des darauffolgenden Jahres wurde von sämtlichen Tier- und Vogelschutzvereinen Österreichs eine Aktion für den Vogelschutz in Tirol eingeleitet, die vollen Erfolg versprach. Leider kam der Tiroler Landtag, angeblich wegen anderer wichtiger Angelegenheiten, nicht dazu, die Regierungsvorlage zu erledigen. — —

Da jetzt die Stadtvertretung von Trient aufgelöst wurde, erscheint, nach meinem Dafürhalten, auch der richtige Zeitpunkt gekommen, dem barbarischen Unfuge, vorerst in jenem Landesteile, ein Ende zu bereiten. Legt der Regierungskommissär — eine neue Zeit vorbereitend — entsprechend Energie an den Tag, dann ist es vielleicht noch möglich, unsere gefiederten Sänger vor der drohenden Vernichtung zu bewahren.

Schließlich noch eine Randbemerkung zur Herzenskultur der Reichsitaliener. — Vorvergangenen Sommer (1914) verbrachte ich mehrere Wochen an der Adria, in Cattolica, einem Badeorte südlich von Rimini. Land und Strand dortselbst sind entzückend, weniger gefielen uns gewisse „Sitten" der Eingeborenen. Jeden Abend wurde in einer Strandbude vor unserem Wohnhause getrunken, gesungen und gestrampft — nun das geschieht auch anderswo. Jeden Sonn- und Festtag aber gab es ein besonderes Vergnügen: Baumklettern. Dieser Volksbelustigung wohnte ein Großteil der heimischen Bevölkerung bei, jung und alt versammeln sich bald nach 12 Uhr mittags um den mit Fett bestrichenen, glatten Baum, zu dessen Spitze schon früh morgens volle Weinflaschen und ein Bund — lebender Hühner emporgezogen werden. Die armen Tiere, mit festzusammengebundenen Beinchen, mit den Köpfen gegen abwärts, hängen in der glühenden Tageshitze von 7 Uhr früh bis 7 Uhr abends am obersten Ende des Kletterbaumes. Bald nach 1 Uhr beginnen unter dem Hallo der Umstehenden die Kletterübungen der welschen Lausbuben. Natürlich kommen die Kletterer nie weit hinauf. Eine Partie folgt der andern. Um die Jungens anzueifern, läßt man den Hühnerbund etwas herabgleiten. Gelingt es dem einen oder dem andern, nach Stunden so weit hinaufzukommen, daß er einige Hühnerköpfe erhascht, schwups wird die Schnur angezogen und die gemarterten Tiere schnellen unter dem empörenden Gelächter der Rohlinge wieder nach oben. Diese „Volksbelustigung" wird so lange fortgesetzt, bis es endlich einem gelingt, die halbtoten Hühner mit derbem Griff an sich zu reißen. Das gleiche Schauspiel jeden Sonntag. — Versuche deutscher Gäste, derartige Tierquälereien abzuschaffen, wurden von der Ortsvertretung mit kaltem Lächeln abgelehnt. Das Tier ist bei den Welschen eben vollständig schutzlos.

eines eigenen Frontbesuches die Nerven. Dr. Floericke beginnt dann seine Schilderungen mit der „Schlacht bei Tannenberg“ und ihrem Vorspiel. Es folgen dann „Ostpreußens Befreiung“, „Russische Greueltaten in Ostpreußen“ und zum Schluß „Die Winterschlacht in Masuren“. Der Verfasser hat es meisterhaft verstanden, die gewaltigen Taten der Hindenburgschen Armee in das rechte Licht zu setzen. Was Dr. Floericke über die Greueltaten der Russen in Ostpreußen, über die Befreiung Ostpreußens und dann über die große Winterschlacht in den Masuren zu sagen weiß, das hat geschichtlichen Wert.

Schnurren und Schwänke aus Bayern. Ein lustiges Volksbuch für jung und alt von Paul Lang. (Würzburg. Curt Kabitzsch. 1916.)

Ein kecker, lachender Humor, in ernstester Zeit weniger als je zu verachten.

Die Gebote der Friedenszeit. Ein Kampfruf zur großen inneren Befreiung. Von Richard Muck. (Wien. Karl Gerolds Sohn. 1915.)

Bücher, wie dieses, werden der kommenden Zeit nottun. Sie wird sie anfangs nicht gerne sehen, ja, sie wird sie verfolgen. Aber die Not, die Gefahr des Unterganges der menschlichen Seele, wird uns zwingen, diesen Weg wieder zu betreten. Den Weg der Gerechtigkeit, der Güte, des Selbstvertrauens zu sich und seinem Volke und der hoffenden Ewigkeitssehnsucht.

Kriegs-Ratgeber über deutsches Schrifttum. Herausgegeben durch Ferdinand Avenarius vom Dürerbund. (München. Georg D. W. Callwey.)

Der Kriegs-Ratgeber über deutsches Schrifttum sei als zuverlässiger und reichhaltiger Berater Bücherkäufern empfohlen. Er verzeichnet nicht weniger als 2000 zeitgemäße Bücher, die geeignet erscheinen, das Verständnis unserer Weltkriegszeit zu fördern. Die mit Preisangabe verzeichneten Bücher findet der Benutzer in mehr als 45 Abteilungen außerdem von fachmännischer Seite nach Inhalt und Bedeutung besprochen, so daß das gediegene Werk auch für kommende Friedenszeiten seinen Wert behält. Hauptsächlich sind geschichtliche, weltpolitische, belletristische Literatur und Werke über Deutschland während des Krieges berücksichtigt.

V. V.

Kriegshilfe. Das Kriegshilfsbüro des Ministeriums des Innern gibt in Zeiträumen von ungefähr zwei Monaten fortlaufend eine Serie von je zehn Postkarten, unter dem Titel: **Aus dem goldenen Buche der Armee heraus.**

Wahrheitsgetreue Darstellungen ruhmgekrönter Waffentaten auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen sollen an Stelle malerischer Phantasien treten und Begeisterung für unsere heldenmütige Armee erwecken und erhöhen. Das Kriegshilfsbüro des Ministeriums des Innern bittet, dieses Unternehmen auch durch die Bestellung der folgenden Serien zu fördern.

Hausmusik. Karl Brachtel: Franz Schuberts musikalische Eigenart. (Friedek 1915. Im Selbstverlage, Preis 60 h).

In einem knappen Heftchen — der Stoff ist den Schubertbiographien von Heuberger und La Mara entnommen — bietet der Verfasser eine kurze, wohlgeordnete Übersicht über das musikalische Schaffen Franz Schuberts und flicht auch, insbesondere im Kapitel über das Lied, manche recht wertvolle Bemerkung allgemein musikalischer oder kunstästhetischer Natur in die reinliche und anschauliche Darstellung. Die Broschüre, die sich schon ihres Umfanges wegen nicht in Einzelheiten oder irgendwie in die Tiefe verlieren will — dazu sind wohl die obenerwähnten breiten und kostspieligeren Biographien und die sehr wertvollen Werke von Kreisle, Dahms, Deutsch, Bauer und selbst das kleine Reclambüchlein von Niggli da — ist als brauchbarer Behelf allen Musikfreunden, besonders aber der studierenden Jugend zu empfehlen, an die Prof. Brachtel ja in erster Linie gedacht haben wird.

Dr. B. P.

Berta von Pap-Stockert: **Stimmverlust und Klangfehler,** deren Ursache, Verhütung und Heilung. (Graz, „Leykam“, Kommissionsverlag. 1915.)

In dem kleinen Büchlein hat die Verfasserin viel Natürliches, Bemerkens- und Beherzigenswertes gesagt, was nicht nur Berufssängern, sondern allen, die durch ihre Beschäftigung eine Kräftigung der Stimmwerkzeuge anstreben, also Schauspielern, Predigern, Lehrern 2c., richtig aufgefaßt, von großem Nutzen sein kann. Es ist selbstverständlich, daß auf dreißig Druckseiten nur das Allernötigste über die Art, wie man's von Anfang an richtig anpacken soll, gesagt werden kann — und dies ist der Verfasserin gewiß klar und übersichtlich gelungen — über Heilung verdorbener Stimmen wird's indes wohl kaum ein vielbändiges Werk geben, das auch nur annähernd ausreichte. In tausend grundverschiedenen Fällen kann da eben nur der geübte Blick des erfahrenen Gesangslehrers entscheiden, was nötig und wie vorgegangen werden muß, ähnlich wie ein guter Arzt individuell behandelt. Dies wird Frau v. Pap-Stockert, die ja selbst praktische Gesangspäda-

Pinsel, die er sehr gut zu schildern wußte, muten freundlich und interessant an; gleicherweise die kleinen Beobachtungen und Erlebnisse, die er aus dem alten Italien, dem alten Tirol und dem Deutschland von einst überliefert. Das Werk fesselt durchwegs, wärmt durch den Ton des Inhaltes und führt uns in das Schaffen einer Persönlichkeit ein, die verdient, neben Schwind in Ehren genannt zu werden. H. L.

Deutschlands Frauen und Deutschlands Krieg. Ein Rat-, Tat- und Trostbuch. Gesammelte Blätter aus Frauenhand. Herausgegeben von Karl Jünger. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Lieben heißt opfern! Das ist das Wesen allen Frauentums. Unsere Helden zogen hinaus ins Feld — aber hinter jedem stand eine Frau und Mutter, die ihn mit ihren Wünschen begleitete. Fremd war ihr des Krieges Handwerk, nicht zu hassen und zu kämpfen, zu lieben und zu beten, zu warten und zu hoffen war sie da. Leben zu geben, zu nähren und zu pflegen war sie geschaffen — und sie legte ihren Mann und Sohn und Vater, ihren Bräutigam und Bruder als Opfer auf den Altar des Vaterlandes. Die gewaltige Woge der Zeit hat auch sie gefaßt, sie über sich selbst hinausgehoben. So wuchs ihr die Kraft täglich stärker und die Einsicht täglich klarer empor, durchzuhalten, zu helfen bis zum letzten Blutstropfen und zur letzten Brotkrume, in Rausch und Opferseligkeit fast, in himmelstürmender Kampfeslust und ahnender Siegesfreude — oft ein Gefühl, weit über alles Glück und allen Schmerz hinaus, die deutsche Erde bereitend für den Samen kommender Ernte. V.

Belgiens Vergangenheit und Zukunft. Eine geographisch-geschichtliche Bewertung von Josef Langhammer, k. k. Professor. (Ed. Strache. Verlag in Warnsdorf i. B.)

Die Zahl der Veröffentlichungen über Belgien ist kaum zu übersehen. Es gibt neben oberflächlichen tüchtige Arbeiten. Das Langhammersche Buch „Belgiens Vergangenheit und Zukunft“ wirkt aber trotzdem geradezu verblüffend, denn nie ist von einem Autor, der der Politik weltenfern steht, mit solcher Deutlichkeit aufgedeckt worden, wie Belgien von den Gegnern Deutschlands, die dessen ingrimmige Hasser waren und sind, bestimmt war, eine so gewaltige Rolle zu spielen. Nie ist so unmittelbar, so sachlich, klar und nüchtern der Beweis erbracht worden, daß Belgien weder neutral war, noch es sein könnte. Man darf behaupten, daß die belgische Frage hier restlos gelöst erscheint, ohne daß irgendwie mit großer Geste gehandelt wird. Das Buch beleuchtet mit Feuerzeichen die Vergangenheit dieses Staates und weist die Zukunft.

Die bekannte Sammlung: **„Aus den Tagen des großen Krieges“** (Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing) wurde soeben durch zwei neue Bände ergänzt. Der erste ist betitelt: „Mit dem Feldlazarett.“ Kriegserinnerungen eines Arztes. Von Professor Dr. Rudolf Lennhoff.

Der Leser erfährt durch den Verfasser, einer Autorität auf dem Gebiete der sozialen Hygiene und praktischen Medizin, wie trotz der schwierigsten Verhältnisse unter der äußersten persönlichen Anstrengung der Betrieb eines Feldlazarettes aufrecht erhalten wird, und bekommt Einblick in die ungeheuren Strapazen bei Verwundetentransporten auf den grundlosen Wegen Polens. Daneben sind reizende Episoden, die tief in das Seelenleben der deutschen Krieger schauen lassen. Viel Wissenswertes wird auch in bezug auf Sitten und Gebräuche der Bevölkerung in den verschiedenen Kriegsgebieten geboten. Gar mancher wird in dem Buche einen Trost finden, da es ihm sagt, mit welcher Hingabe und Liebe für das Wohl der verwundeten Vaterlandsverteidiger gesorgt wird.

Der folgende Band heißt: „Von der deutschen Westfront.“ Kriegsbriefe eines neutralen Offiziers. Von Karl Müller, Oberst der Schweizer Infanterie.

Ein vielen gewiß willkommenes Buch, das klaren Einblick gewährt in das gewaltige Ringen auf dem südwestlichen Kriegsschauplatze, den Leser die unübertreffliche Haltung und den todesverachtenden soldatischen Geist der deutschen Truppen kennen lehrt, ihn bei etwaigem Kleinmut die volle Siegeszuversicht gewinnen läßt und durch seine streng unparteiische Darstellungsweise das Interesse bis zur letzten Zeile gefangen hält.

Der mäßige Preis (der Band kostet Mk. 1·20) macht die neuen Kriegsbücher jedermann zugänglich. Zwerger.

Gegen die Moskowiter. 1. Halbband: **Die Masurenschlachten.** Von Dr. Kurt Floericke. Preis geheftet 1 Mk. Aus der Sammlung „Stuttgarter Kriegsbücher“. (Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung.)

Die gewaltigen Kämpfe in Masuren — mit der Schlacht von Tannenberg beginnend — schildert der bekannte Kriegsschriftsteller Dr. Kurt Floericke in einer Sammlung „Gegen die Moskowiter“. Wie Dr. Floericke in der Einleitung selbst sagt, wurde das Material zu den Schilderungen dieser Bändchenfolge, die dem heutigen Stand unsrer Kenntnisse entsprechen, sich aber dabei von einseitigem Chauvinismus frei halten und auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren lassen wollen, in mühseliger Kleinarbeit zusammengetragen. Die offiziellen Berichte des Hauptquartiers geben das Gerippe, die Tagespresse und Feldpostbriefe das Fleisch, die Erfahrungen



10. Heft Juli 1916 40. Jahrg.

Der Erbarmungslose.

Roman von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Zwei Wochen später traute ein auf die Verfassung vereidigter Priester an einem Seitenaltar der Kirche St. Etienne, die der heiligen Genoveva geweiht war, Jean Baptiste Polycarpe aus Chiron an der Chaise mit Michelle Bicornou. Beistände waren Maximilian Robespierre und St. Just.

Drohungen, die aus der Küche dumpf in sein Zimmer drangen, hatten ihn mürbe gemacht. Die Bürgerin Bicornou, von der sich bei der feierlichen Gelegenheit herausstellte, daß sie keinen Vater für ihre Tochter zu nennen hatte, zitierte noch des öfteren den grausamen Virginius und man hörte sie in allen Laden nach einem brauchbaren Mordwerkzeug kramen, während Michelle verzweifelte und heulte und vorschlug, lieber freiwillig in die Seine zu gehen. Langsam zu verbluten sei zu entsetzlich! Nach einigen dramatischen Hin- und Widerreden jammerte sie: „Gib mir den Dolch, Mutter, erst töte ich mich und dann ihn . . . Du sollst dich nicht mit meinem Blut beflecken und dafür zum Schafott fahren. Wir sind die Schuldigen und wir müssen büßen . . .“

Da hinkte Jean Polycarpe bleich und zitternd in die Küche: „Halt, bist du von Sinnen! Kaum ist Marats Ermordung gesühnt und schon wieder . . .“

gogin ist, gewiß zugeben und damit auch, daß der Titel des Büchelchens insoferne wohl ein wenig zu weit genannt werden muß.

Sh—l.

Neue Werke von Joseph Marx. Bei der Wiener Universal-Edition, welche die Werke von Joseph Marx verlegt, sind jüngst vier Bände seiner bekannten, früher nur einzeln erhältlichen, schönsten Lieder nach Stimmlagen geordnet erschienen. Den zahlreichen Freunden der Marxschen Muse wird diese erste, mit viel Geschmack und Umsicht ausgewählte Sammelausgabe gewiß Freude bereiten. Mit besonderem Nachdrucke sei aber auf die eben erschienenen „sechs Klavierstücke" unseres Tonsetzers hingewiesen, die zwar ganz in der alten poetischen Eigenart wurzelnd und im Klang immer wieder an seine Lieder erinnernd, doch in jeder Beziehung die Strecke Weges erkennen lassen, die ihr Schöpfer etwa seit dem italienischen Liederbuche zurückgelegt. Die Form bleibt immer angenehm und künstlerisch abgerundet, das Folgende entwächst überzeugend dem Gewesenen in schönen Steigerungen sich entfaltend und wieder stillgeklärt ausruhend, wie denn überhaupt alles die klare Luft einer schon erreichten Höhe zu atmen scheint. Es wäre müßig, ein oder das andere Stück in diesem beschränkten Rahmen gesondert zu nennen, sie verdienten alle ihre besondere Würdigung. Der Klaviersatz ist sehr heikel, besonders in klanglicher Hinsicht, wird aber dem, der ihn wirklich zu bemeistern versteht, die Mühe reich vergelten.

Dr. Bernhard Paumgartner

Büchereinlauf.

Scirocco. Dalmatinischer Roman von Alfred Maderno. (Karl Reißner. Dresden u. Leipzig.)

Wer die Heimat liebt wie du. Roman von Arthur Brausewetter. (Berlin. Braunschweig. Hamburg. George Westermann.)

Lacrimosa. Vier Erzählungen von F. W. Scherer. (Hannover. „Hans Hübner Verlag".)

Die deutsche Romantik. Von Christoph Flaskamp. Warendorf in Westfalen. J. Schnellsche Verlagsbuchhandlung.)

Jugend und Heimat. Erinnerungen eines Fünfzigjährigen. (Ebenhausen—München. Wilhelm Langewiesche-Brandt.)

Papstkirche und Nationalkirche. Von Dr. Johannes Heldwein. (Kempten. Verlag des Reichsverbandes altkatholischer Jungmannschaften.)

Von der Verantwortung in der Sittlichkeit. Von Ludwig Zoepf. (Tübingen. Dr. L. Zoepf, Hirschauerstr. 51.)

Fürsten ohne Krone. Von Heinrich Nienkamp. (Vita, Deutsches Verlagshaus. Berlin-Charlottenburg.)

Österreichs Landwirtschaftspolitik nach dem Kriege. Von Ferdinand Ritter v. Pantz, Reichsratsabgeordneter. (Graz. „Leykam.")

Todtrotzend kämpfen! Von Wilhelm Schwaner. (Potsdam. Verlag Neudeutschland.)

Österreichische Schriften. Weltbürgerliche Betrachtungen zur Gegenwart von Ernst Lothar. (München und Leipzig. R. Piper u. Co.)

Kriegszeit. Betrachtungen eines Deutschen von Willy Pastor. (Leipzig. Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase.)

Friedrich Schiller und der Weltkrieg 1914/16. Eine Denkschrift für unser Volk und Heer von Wilhelm Widmann. (Berlin. Stuttgart und Leipzig. W. Kohlhammer.

Kriegs- und Heimatchronik. Von Dr. Friedrich Naumann und Dr. Gerhard Baumer. 1. Band. August 1914 bis Juli 1915. (Berlin. Georg Reimer.)

Ein Heimatbuch. Worte des Trostes und der Mahnung von Augustin Wibbelt. (Warendorf in Westfalen. J. Schellsche Verlagsbuchhandlung. C. Leopold.)

Sturm und Stille. Kriegsdichtungen von Emil Hadina. (Wien. Selbstverlag des Deutschen Schulvereins.)

Neue Kriegslieder. Ergänzungsheft zu „Alte und neue Kriegslieder". Für den Schulgebrauch zusammengestellt von Dr. J. Stadtle. (Breslau. Ferdinand Hirt.)

Anno dazumal und heute. Anekdoten aus fünf Kriegen. Von E. H. Reinalter. (Hannover. „Hans Hübner Verlag".)

Erziehung zum Glück. Morgengedanken eines Menschenfreundes von Gustav Schl[illegible]n. (Wien und Leipzig. A. Hartlebens Verlag

---

Mit Beiträgen überreich versehen, bitten wir Einsendungen bis auf weiteres zu unterlassen.

(Geschlossen am 20. Mai 1916.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Fleder.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

Rebecqui, der ewig Bewegliche und ewig Erregte, der Paris haßte und den Paris haßte, wanderte verkleidet nach Marseille in die Heimat, aber auf dem Weg wurde er getötet; von Straßenräubern, sagten die einen; von Jakobinern, sagten die anderen.

Der gute alte Minister Roland, der Gatte seiner dicken Frau, ein liebenswürdiger Mann, nur ein bißchen dumm, flüchtete nach Rouen, wo er freiwillig starb, als er von dem Tod seiner Frau erfuhr . . . Die Bürgerin Roland, in die einst halb Paris verliebt war, schritt zur Guillotine, weil auch Jean Baptiste vor dem Tribunal bestätigt hatte, daß sie den Gemeingeist vergiftete, und im Angesicht der Köpfmaschine, blühweiß gekleidet und das schwarze Haar gelöst, seufzte sie: „O, Freiheit, wie viele Verbrechen werden in deinem Namen begangen!“

Ja, sie war immer klug und schlagfertig gewesen, die rundliche Bürgerin Roland! —

Sechstausend Gefangene harrten in den Pariser Gefängnissen ihres Schicksals, und so hastig das Revolutionstribunal auch Urteile fällte, es gelang ihm nicht, in den überfüllten Kerkern Raum für die zu schaffen, die von den hurtigen Hütern der öffentlichen Ordnung nachgeliefert wurden.

Philipp Egalité, gegen den nach seinem Freispruch in Marseille doch noch der dünn lächelnde Fouquier, und zwar mit gutem Erfolg, die Klage in Paris erhob, starb gleichgültig, die geschäftstüchtige Republik erklärte sein Palais als Nationaleigentum und benannte es in Palais National um. General Custine, der stählerne Haudegen, legte sich übereifrig auf das Schaukelbrett, und Sanson, der auch gemütlich sein konnte, fragte ihn, ob er nicht noch einmal aufstehen wolle. „Nein“, sagte der Soldat; „nicht eher als am Tage der allgemeinen Auferstehung. Hau zu!“

Bailly, Altbürgermeister von Paris, mit den schönstilisierten Zügen eines geistreichen Affen, mußte einen Balken seiner Guillotine auf den eigenen Schultern vom Märzfeld zur Seine tragen, weil es dem Pöbel so gefiel. Er stürzte und man bewarf ihn höhnend mit Schmutz. Da dem Alten die Knie schlotterten, hielt sich der Henker den Bauch vor Lachen: „Du zitterst ja, Bailly!“ — „Ja“, antwortete der, „vor Kälte . . .“

Michelle brachte täglich eine solche pikante Anekdote von den Marktweibern, dem Gemischtwarenhändler, der Wäscherin und dem Hausmeister heim; die Gäste im Palais National erfanden sie dutzendweise.

Die scharfe Sichel strich über die Nation und säbelte ab, was sich über das Mittelmaß hinausreckte, und wer sich geflissentlich duckte, den hackte sie mit ihrer gekrümmten Spitze eifrig aus seinem Versteck heraus.

Die Dubarry, die Geliebte eines Königs, auf die Robespierre nicht vergessen ließ, kratzte, biß und flennte, als man sie auf den

„Den Dolch!“ begehrte Michelle, „Mutter, den Dolch, er ist da . . .“ Und ein riesiges Brotmesser tauchte aus einer Lade auf.

„Nein, nein“, flehte Polycarpe und bezog wieder den gesicherten Platz hinter dem Küchenkasten. „Da will ich schließlich doch lieber . . .“

„Ihr habt Euch also Eurer Pflicht erinnert — und heiratet das arme Kind?“ fragte die Alte listig.

Man hörte das Ja des Bräutigams nicht, aber man konnte es von seinen weißlichen Lippen ablesen.

* * *

Die zehn stillen Männer, tatkräftig und genau, gedachten einer gealterten, verwitweten Königin, der im Temple die Haare grau und die Zähne morsch wurden und die das Dasein des Staates gefährdete.

Die Witwe Capet war an dem Tage gerichtet, an dem sie verklagt wurde. Fouquier-Tinville bezeichnete sie als Schande der Menschheit, als Auswurf des weiblichen Geschlechtes, als boshaft und unerschöpflich in schlimmen Ränken.

Jean Baptiste Polycarpe meldete sich freiwillig zur Zeugenschaft und wiederholte gemächlich den faden Tratsch aus dem Palais: Maria Antoinette schickte an ihren kaiserlichen Bruder in Wien Geld zum Krieg gegen Frankreich.

„Das ist recht glaubhaft“, sagte der öffentliche Ankläger und lächelte dünn.

Überhaupt drängten sich die Zeugen ungestüm heran und redeten mit Wollust. Hebert, der schamlose Hebert, bezichtigte die Angeklagte des ruchlosen Umganges mit ihrem Sohn und darauf entgegnete die blasse, häßlich gewordene Königin ganz, ganz leise: „Die Natur sträubt sich, auf eine solche einer Mutter gemachte Anschuldigung zu antworten. Ich appelliere an alle Mütter in diesem Saal.“

Michelle Polycarpe schluchzte laut und andere Frauen murrten.

„Hebert ist ein Dummkopf!“ Robespierre, der sich stets beherrschte, verlor diesmal seine Ruhe. „Aus einer Messalina muß man nicht zugleich eine Agrippina machen wollen. Antoinette soll Abscheu, aber nicht Mitleid erwecken.“

* * *

Abermals wurde der Konvent gesäubert.

Der hebräische Buchstabe auf dem Revolutionsplatze fraß wieder besonderes Futter. Maria Antoinette folgten zweiundzwanzig Girondisten und die reiche Nachlese nahm Barbaroux mit und Pethion, der immer so seltsam mit den Augen gezwinkert hatte, als wollte er jemanden herbeiwinken.

boshafte Couthon beißend sagte, es wäre wünschenswert, daß seine Kollegen mit der Vernunft ebenso vertraut würden, wie sie es mit der Göttin waren . . .

Zur Feier hatten ungläubige Architekten die Kirche neu ausgestattet und sie ersetzten das Bild der Maria durch ein gelungenes Konterfei Rousseaus; an Stelle der zwölf Apostel schauten die Enzyklopädisten nieder.

Dem Volk gefiel der hübsche Kultus und ihm gefiel die Gottheit aus Fleisch und Blut, die gern auf Gebete verzichtete und Opfer forderte, die man ihr lieber darbrachte. So ließen es manche Neugläubige an dem erwünschten Respekt fehlen und der eifersüchtige Momoro beklagte sich bei Robespierre über die freien Späße der Dandies, drohend, er werde seiner Frau künftig die Erlaubnis verweigern, den Leuten eine Göttin vorzumachen . . .

* * *

„Nach uns die Sündflut!" hatte einst die Dubarry gesagt und dem philosophischen Bürgertum sträubten sich darum die Scheitelhaare auf den Rundköpfen.

Könige, Fürsten Prinzen, Bischöfe, Grafen, Barone, Chevaliers hatte die Revolution schon ausgemerzt, das geschliffene Messer rasierte zopfige Aristokratenschädel und gepuderte Damenfrisuren mitsamt den Köpfen darunter und immer noch gab es in Frankreich zu viel Menschen, die den engen Pfad zur wahren Freiheit verstellten.

Freiheit! Gleichheit! Brudersinn! Wahrheit! Tugend! Volkswohl! Die Phrasen klingelten wie Jahrmarktsschellen.

Man stellte fest, es sei zu wenig damit getan, nur die Adeligen und Pfaffen auszurotten; alle — alle müßten daran, die sich nicht ins System der allgemeinen Glückseligkeit einfügten! Kapitalisten, Spekulanten, reaktionäre Deputierte, Männer und Weiber, endlich kleine Leute: Bäcker, die unanständig kleine Brote buken, Krämer, die eine falsche Elle ans Tuch anlegten, Namenlose, die einfach unbequem waren, sie alle schnitt das geübte Eisen des roten Buchstabens in zwei ungleiche Teile.

Großalmoseniers, echte Abbés und Kavaliere gab es schon lange keine mehr und so beschäftigten sich die arbeitsamen Tribunale mit Schustern, Schneidern, Selchern, Ladenschwengeln, Perückenmachern, Hausknechten und Bedienten.

Das Bürgertum büßte seine Philosophie ein und viele Bürger zugleich Kopf und Scheitelhaare.

„Nach uns die Sündflut!" gellte es wieder, aber diesmal aus trockenen Demokratenkehlen, und der Zynismus spielte mit den Worten Fangball.

Revolutionsplatz zerrte, und leugnete, die Freundin eines verwerflichen Ludwig gewesen zu sein. Das Messer hatte Mühe, ihren feisten Nacken zu zerschneiden.

Viele, viele mußten sterben, Berühmte und Unberühmte; auch jener Spitzfindige mit seinem genialen Einfall, die Luxusgärten zu verbieten und dafür Kartoffeln zu bauen...

Der lustig tänzelnde Anarchis Cloots, der Kindskopf und bombastische Redner des Menschengeschlechtes, der vor der Despotie seiner deutschen Heimat floh, um in Paris als Freiheitsfex abgeschlachtet zu werden, beschwor während der peinlichen Karrenfahrt zum Schafott seine gedrückten Leidensgenossen, sie sollten ja nicht an einen Gott glauben . . .

Weder Philosophen noch Narren verschonte die erhabene Gleichmacherei des Jakobinismus und Ehrgeizige wie Laue galten ihr gleicherweise als gefährlich . . .

Danton faltete die Brauen und redete im Konvent: „Wir haben hundert Ausschüsse für allerlei — Gnadenausschuß haben wir noch keinen. Ich schlage vor, einen solchen zu wählen. Die Gnade ist eine sehr demokratische Einrichtung.“ Der Berg lachte ihn aus; zum erstenmal lachte der Berg Danton aus; und obwohl der bebrillte Desmoulins ihn umarmte, reiste der Donnerer mit seiner jungen Frau überdrüssig nach Arcis-sur-Aube auf sein kleines Landgut.

„Ihr könnt mich gern haben!“ empfahl sich der Koloß.

Der Spitzkopf Tallien, dem sich sein Kinnbart von Tag zu Tag schöner ringelte, äußerte sich zu Dantons Antrag im Konvent: „Ein Gnadenausschuß? In der Tat, die Anregung wäre zu beherzigen, stünde nicht das Recht turmhoch über der Gnade; Barmherzigkeit gegen Verbrecher ist eine Sünde an der Gerechtigkeit.“

Im Ausschuß fragte Robespierre: „Danton?“ und nichts als: „Danton . . .“

„Man müßte . . .“, begann Jean Baptiste, aber der Satz verlor auf dem Weg vom Hirn zum Mund den Mut und blieb im Hals stecken. „Man müßte —.“

*　*
*

Frankreich warf den überflüssigen Ballast des Christentums über Bord, zog die Kirchengüter ein und verwandelte die Dome in Tempel der Vernunft.

Und die Göttin der Vernunft zeigte sich sogar persönlich in der Nôtre Dame, im weißen Kleid und himmelblauen Mantel, von schneeweißen eichenlaubbekränzten Kindern umdrängt. Im gewöhnlichen Leben war sie die schöne Frau des Buchdruckers Momoro und vielen Mitgliedern des Konventes in mehr als einer Hinsicht bekannt, so daß der

Auch Jean Baptiste steckte der Zynismus der Zeit an, der wie der Typhus grassierte, von dem die Medizi behaupteten, er dunste aus der Seine.

„Gegen den Wind kann man nicht blasen," monologisierte Polycarpe und betrank sich. Er betrank sich im Palais, weil die zwei Frauenzimmer daheim kein Verständnis für seine bald vierschrötigen, bald wehmütigen Seelenregungen besaßen. Angefüllt torkelte er dann lang nach Mitternacht die steilen Treppen in der Rue Crebillon hinauf und sang gröhlend Lieder, schlüpfrige Gassenhauer, die Marseillaise, politische Spottverse und fromme Kindertexte aus der Kirche von Chiron. Bei den gefühlvoll frommen Texten ließ er sich oft auf einer Stufe nieder und lamentierte katzenjämmerlich: „O, mein guter Pfarrer Rossignole, warum hast du mich verlassen . . ."

Michelle und die Alte empfingen ihn scheltend: „Jetzt besäuft er sich auch noch!"

Polycarpe schwang den schwarzen Stock mit der Silberkrücke: „Still, ihr Mäuschen, sonst erlebt ihr etwas! Ich bin der beliebteste Repräsentant der Nation . . . hup . . . ein unvergleichlicher Repräsentant des großen französischen Volkes . . . hup . . ." Im Überrock und mit beschmierten Stiefeln sank er ins Bett.

Am nächsten Morgen, schwer verkatert, hörte Jean Baptistes gedunsener Brummschädel die Vorwürfe geduldiger an und war froh, wenn ihm die Säuerliche grollend frisches Wasser für kalte Umschläge brachte.

Nüchtern argwöhnte er mancherlei — seine Frau schwieg bedenklich über ihre künftige Mutterschaft. Und nur darum hatte er sie geheiratet.

„Wird es dir nicht schaden", forschte der Erbarmungslose listig, „wenn du dich in deinem Zustand den Aufregungen der Hinrichtungen aussetzt? Wird das Kind darunter nicht leiden?"

Verlegen gebrauchte sie Ausflüchte und trat aus dem hellen Fensterlicht in eine dunkle Ecke: „Ich weiß nicht . . . manchmal glaube ich . . . Vielleicht habe ich mich getäuscht . . ."

Das Krachen zerschmissener Sessel holte die Bürgerin Bicornou aus der Küche ins Zimmer: „Was gibt es? Ist er schon wieder mit Wein angefüllt?"

„Wer ist angefüllt? Ich nicht und du nicht und sie nicht!" zeterte Jean Baptiste, schleuderte auch noch das Waschbecken und einige Leuchter. „Vettel! Betrügerin! Schwindlerin! Ihr habt mir einen Bären aufgebunden! Ich bin belogen, betrogen! Ich zeige euch an! Ihr kommt ins Zuchthaus — alle beide! Sofort gehe ich zu Fouquier-Tinville."

Die Mutter begriff nicht. „Was hat er? Warum wüstet er so? O, meine guten Möbel! Ist er toll?"

„Wenn sie mir den Kopf abschlagen, hab ich keine Nase mehr", sangen die Insassen und Insassinen der Gefängnisse. „Hab ich keine Nase mehr, schenk ich dir mein Taschentuch", versprach ein Liebhaber seiner Geliebten und alle, die morgen zur roten Messe gehen mußten, lachten sich darüber krank. Die Gefangenen veranstalteten am Abend vor ihrer erzwungenen Himmelfahrt in den Kerkern unterhaltsame Tänzchen, schlangen schöne rote Schärpen um den Hals, die gewisse Schnittlinien symbolisierten, und die Damen, die zum Kontre aufgefordert wurden, nickten mit einem kurzen Vorwerfen des Kopfes, als ob er schon in den Korb Sansons hüpfte.

Ein Eingeweihter erteilte Unterricht, wie man eine Blume elegant zwischen den Zähnen festhalte, denn es gehörte zum guten Ton, mit einer Rose im Mund zur Guillotine zu fahren.

Ein Marquis versprach jenem das gestickte Strumpfband der Marquise, der ihm eine Preisfrage richtig löste: „Wer sind die unzufriedensten Leute in Paris?"

Ein buckliger Zeitungsschreiber, der den Tugendhaften beleidigt hatte, gewann den Preis: „Die Haarkräusler sind die unzufriedensten Leute, denn gerade jetzt, wo Menschenhaar wohlfeil ist, fehlt es an Köpfen, die sich damit schmücken wollen."

Die Parole des Tages lautete: „Tötet, der kein Loch im Rock hat! Tötet, wer lesen und schreiben kann! Tötet, wer sich nicht in die Finger schneuzt!"

Wer sich noch amüsieren konnte, amüsierte sich; jeder in seiner Weise, der eine mit Grazie, die meisten mit Schindludern.

Man liebte, sang, musizierte, tanzte — tanzte, musizierte, sang, liebte überall; daheim, auf der Straße, auf den Gräbern der Totgemachten. Was lag daran? Morgen lag man selbst in der Grube und ein Kluger beeilte sich mit seiner Lustigkeit. Das Leben durchlief sich rasend und wer am schnellsten lief, erreichte das Ziel zuerst.

Niemand grämte sich darüber.

„Nach uns die Sündflut!"

Alle Schranken stürzten, alle Tugend war entwertet wie Assignaten; Männer nahmen Frauen — wahllos; Frauen gaben sich Männern hin — wahllos. Warum nicht? Warum denn nicht?

„Reißt dem Glück das allergrößte Stück ab! Der Magen wird es schon verdauen."

War einer einmal eingescharrt, so blieb es sich gleich, woran er starb, ob mit Arzt, ob ohne Arzt, wie er lebte und warum sie ihn erdrosselten...

„Nach uns die Sündflut?" philosophierte Danton in einer Anwandlung. „Wir waten durch eine Blutflut, wo sie am dicksten ist."

*
*   *

den Stoß gab, so tat er jetzt ein Übriges: Hinter verschlossenen Türen und mit verstellter Handschrift denunzierte er Menschen, die er nur dem Namen nach kannte, und lauerte an ihren Haustüren, bis die Kreaturen Fouquiers erschienen.

Dann trottete Jean Baptiste hinter dem Zug her.

Abends, nachts, zechte Polycarpe im Palais National mit Säufern und Dirnen, hielt sie frei und scherzte, leichtlebig und leichtfertig, nicht mehr der langweilige, grüblerische, bescheidene Deputierte von Chiron, den Paris betrübte, der vor Aufträgern errötete und in fortwährender Angst schwitzte.

Befriedigt, betrunken, johlend taumelte er morgens zurück in die Rue Crebillon und stolperte ins Zimmer, weckte Michelle, die prügelfurchtsam unter ihr Bett kroch, und drohte der Witwe Bicornou, sie zu stäupen, wenn sie ein Wort mehr sagte, als er ihr erlaubte.

* * *

Danton hatte gespottet: „Der Laffe St. Just trägt seinen Kopf wie der Priester das Allerheiligste!"

St. Just, der mit tausend fremden Ohren hörte, blieb die Antwort darauf nicht schuldig: „Gut, ich werde es einrichten, daß Danton seinen Kopf wie der heilige Dionys trägt — unter der Achsel."

Danton rollte dazu die Schultern.

Er saß müde in seinem Landhaus in Arcis-sur-Aube oder pflückte gelbe und lila Blumen, fütterte Finken, träumte Federwolken nach und scherzte mit seiner blutjungen Frau, die — ein schmales Häschen — den Löwen furchtsam bewunderte, der sie geheiratet hatte. An ihrer Seite schritt er mit seinen Säulenbeinen über die frisch geackerten Felder, musterte lange die aufgrünende Sommersaat, schälte die Rosenstöcke aus dem Strohgewand des Winters und nickte mit seinem roten Stiernacken, wenn ein Bauer, ein Gärtner, ein Weiblein um Fürsprache im Konvent bat, weil die Steuern unerschwinglich waren oder niemand die Füchse abschoß, die das Geflügel stahlen, oder weil ein Bursch schon drei Jahre als Soldat im Felde stand und nicht abgelöst wurde.

Und da Danton zerstreut schwieg, statt zu donnern, zu versprechen oder die Bittsteller davonzujagen, wie sie es von ihm gewohnt waren, murmelten die Leute: „Er ist unhörbar geworden und das ist bedenklich!"

Wie die kleingläubigen Bürger in Arcis, so zweifelten auch die wilden und die stillen Männer in Paris an ihm. Ein Wort Robespierres, ein pedantisches spitzes Wort, sickerte durch: „Danton ist kein rechtschaffener Mann" — und das Wort schwoll, wuchs, blähte sich ins Riesenhafte, so daß St. Just in der Nationalkonvention schon dünkel-

„Nichts hat er, nichts — nichts . . .“ äffte er sie. „Und Michelle hat auch nichts, kein Kind — nichts — nichts!“

Die Fischäugige hatte sich auf die endliche Entdeckung vorbereitet und war gewappnet: „Daran bist du schuld, nur du!“

„Hab ich gesagt, daß ich ein Kind kriege? Habe ich ein Kind auch nur verlangt? Ihr habt es mir aufgeschwatzt und eine Komödie vorgespielt, um mich einzufädeln. An den Galgen kommt ihr, aufs Rad — alle beide!“

Die zwei Frauen zogen es vor, ihn austoben zu lassen und flüchteten.

„Er getraut sich ja doch nicht, uns zu denunzieren“, tröstete die Alte und löffelte einen Kaffeerest aus.

Michelle kauerte am Herd und heulte.

Die Entdeckung des Betruges, der ihn zum Ehemann gemacht hatte, festigte Polycarpes häusliche Macht und die gewaltige Entladung seines aufgestapelten Grolles förderte sein leibliches Wohlbefinden. Er fühlte sich angenehm erleichtert. Seine Schwiegermutter drückte sich bei der einen Tür hinaus, wenn er bei der anderen eintrat, und Michelle diente schuldbewußt wie eine diebische Magd. Jean Baptiste züchtigte sie mit Blicken und hob warnend den Finger: „Ihr seid in meine Hand gegeben — wehe, wenn ihr aufmuckt!“

* * *

Jean Baptiste lernte ein absonderliches Gefühl kennen, das ihm bisher fremd gewesen war. Das Gefühl einer großen unüberwindlichen Gleichgültigkeit. Er konnte selbst nicht begreifen, wie es kam, daß er das Fürchten verlernte und ebenso ruhig seine Pfeife rauchend den saftigen Schnitten der Nationalmaschine zusah, wie einem Jungen, der Glaskugeln in die Grübchen kollerte. Anfangs vermutete er, seine Freundschaft mit Robespierre habe ihn in Sicherheit gewiegt, aber dann dachte er vernünftig, auch der Unbestechliche sei nicht unüberwindlich und gefeit, und sein Sturz mußte andere mitreißen. Hatte das nicht auch Artemis in ihrem letzten Brief geschrieben? Selbst vor solchen Vorstellungen empfand Polycarpe wenig Grauen. „Einmal stirbt jedermann . . .“ Seltsam, seltsam . . . Irgendeine klingende, klagende Saite in seinem zaghaften Herzen war zersprungen, die Saite, die ihn ans Dasein band, die im Rhythmus der Todesangst zu schwingen pflegte.

Und mit der großen unüberwindlichen Gleichgültigkeit wuchs die Tücke in ihm, eine Lust, Macht auszunützen, so lange er Macht hatte, die Gier zu zerstören und zu quälen. Wenn er früher, um sich zu schützen oder als guter Patriot zu gelten, Schuldigen und Unschuldigen

einen ähnlichen?“ Und wieder nach langem Schweigen: „Ich mißbillige den Mord um seiner selbst willen.“

„Danton, rette die angeborenen, unveräußerlichen Menschenrechte, die man antastet und deren Hüter du bist!“

„Es gibt nur ein einziges angeborenes, unveräußerliches Menschenrecht: so dumm zu sein, wie einen die Natur schuf; und damit treiben die Leute Mißbrauch.“

Eine Nacht und einen Tag bestürmten sie ihn zu dritt und endlich warf er sich den Reisemantel um: „Also nach Paris, um der Bestie Pöbel die Giftzähne auszubrechen.“

Und die Pariser zitterten, als Danton sie andonnerte . . .

Derweilen hielt die Guillotine Nachlese unter den lästigen Ungestümen und unter den Nachsichtigen, die meinten, eigentlich sei jetzt genug Blut geflossen.

Jean Polycarpe beschloß, der Weltgeschichte ins Handwerk zu pfuschen und lud Danton in den Wohlfahrtsausschuß ein: „Besucht uns, man ist über Euch verstimmt. Ihr bleibt neuerdings zu gern im Hintergrund und das macht Euch verdächtig. Sprecht mit Robespierre; Robespierre ist gut und edel. Ich meine es ehrlich.“ Dabei dachte der Erbarmungslose bei sich: Vielleicht ist Danton doch stärker als Robespierre; er hat noch manche Vorstadt für sich . . . Ich will mich zu ihm stellen. O, ich bin klüger, als Artemis glaubte!

Danton willigte ein: „Verplaudern wir mit Robespierre ein Stündchen!“ und fletschte seine gelben Eberzähne.

Zwei Köpfe, ein kleiner runder und ein großer klobiger, entwickelten ihre Programme. Der Unbestechliche faßte sich kurz: „Alle Gemäßigten müssen sterben.“

„Alle Schuldigen müssen sterben“, verbesserte Danton gähnend und hatte das alte Gewäsch satt.

„Wer sagt, daß wir nur e i n e n Unschuldigen umkommen ließen?“

Da fand der gewaltige Donnerer seine imposante Geste wieder und hob pathetisch die Arme: „Hörst du, Paris, kein Unschuldiger kam um . . .“ Grußlos warf er die Tür hinter sich zu.

Desmoulins jagte ihm nach: „Du stürzt uns!“

„Sie wagen es nicht, Hand an uns zu legen!“ Hinbrütend sank er auf eine Bank im Luxembourggarten und seine Freunde umringten ihn. Der Flieder setzte die ersten lila Dolden an und die Kastanien prunkten mit ihren Kerzenblüten.

„Verteidige dich!“

„Pack den Pedanten beim Genick!“

„Hunderttausend, die jetzt feig dahinschleichen, werden dir zujauchzen!“

haft sagen durfte: „Er hat mit dem König, der Königin, mit Lafayette und Mirabeau, den Girondisten, mit Orléans und Dumourieux verhandelt, um das Reich der Freiheit zu stürzen, um uns ans Ausland zu verkaufen.“ Und Jean Baptiste hielt erwartungsvoll den Atem ein, ob die offene Anklage folgen würde: „Ich beantrage die Verhaftung Dantons, des Hochverräters!“ aber St. Just setzte sich, ohne den Antrag zu stellen.

So weit war man noch nicht.

Doch Desmoulins, schwachsichtig, weil er seine Brille auf dem Nachttisch vergessen hatte, fuhr heftig in die Höhe: „Sagt es ihm ins Gesicht, Feiglinge! Er wird euch die Frechheit schon eintränken!“

Auf den Straßen, in den Kneipen, im Palais National, wo der Ultraradikalismus überschäumte, schrien sie ohne Hemmung, ohne Bändigung, ohne Vernunft: „Danton will die Monarchie wieder herstellen und wird der erste Minister eines siebzehnten Ludwig!“

„Danton hat gestohlen und betrogen!“

„Danton ist ein Trunkenbold, ein Weiberknecht, ein Verschwender!“ — und die ihm das nachsagten, leerten mit Schnaps gefüllte Wassergläser, umhalsten gefällige Mädchen und protzten mit Assignatenbündeln.

Sowie die Straße den Donnerer, der ihr nicht mehr schmeichelte, fallen ließ, eilte Desmoulins, der gutmütige Desmoulins, dem um Danton und noch mehr um sich selbst bangte, nach Arcis, mitsamt seiner wunderlieben Frau Loulou, und flehte: „Komm nach Paris, rechtfertige dich oder, besser noch, donnere sie nieder!“

Loulou lächelte reizend: „Kommt, Bürger Danton!“

Auch das schmale Häschen, obwohl es die Aufregung nicht ganz begriff, bettelte: „George . . . George, tu es!“

Aber Danton, der Unbeharrliche, war beharrlich wie nie: „Für das Vaterland will ich nicht nur meinen Leib opfern, sondern auch meinen Feind küssen, doch für die Sicherheit meines Lebens ist mir die kleinste Mühe zu groß geworden.“

Desmoulins weinte: „Komm, rette uns! Rette uns alle! Robespierre verschlingt uns!“

Auch Loulou weinte und das schmale Häschen, das sich leicht rühren ließ.

„Soll er uns verschlingen, ich mag nicht mehr raufen! Robespierre ist eine satanische Xantippe, für die die Wirklichkeit keine Bedeutung hat, St. Just ist ein wütender Hund und die anderen sind Ignoranten — tut nichts, sie sind allen Gegnern überlegen, denn auf ihrer Seite steht die Kanaille.“ Und nach einer Pause: „Schau, Desmoulins, den frommen Sonnenuntergang . . . Sahst du je in Paris

Die Säuerliche erschauerte: „Heute nicht . . . War er nicht dein Freund? Hat er uns nicht Wohltaten erwiesen?“

Der Erbarmungslose gebrauchte den Stock: „Gehorche! Was geschieht denn? Man befördert einen Verbrecher hinüber, um den Lauen Furcht einzuflößen. Ein Freund von mir, sagst du? Hüte dich! Ich hab keinen Freund, der die Freiheit verachtet, die Gleichheit verrät und die Brüderlichkeit schmäht.“ Er schob seine Frau vor sich her.

Danton rief über den weiten wimmelnden Platz zu den Tuilerien hinüber: „Robespierre, mein Souverän, auf Wiedersehen!“ Aber vor dem roten Schragen, der ein so sonderbar schiefes, in der Sonne blitzendes Kupferdach hatte, wankte der Koloß und riß an den Fesseln. „George, nicht schwach werden!“ ermahnte er sich selbst und neigte sich zu Desmoulins, dem die Glieder erschlafft hingen: „Gib mir einen Kuß, mein Freund!“ Sanson stieß ihn in die Seite und er rollte die Schultern: „Auch recht, so werden sich unsere Köpfe im Sack küssen.“

Jean Baptiste, dem es zu lang währte, brüllte: „Faßt ihn!“

„Hoch Polycarpe, der Erbarmungslose!“

„Tod Danton und den Dantonisten!“ schrien die waschechten Jakobiner.

Danton schleuderte seine Verdammung herab: „Ruhig, Canaillen!“

*
* *

Danton und die Dantonisten starben, und Robespierre lebte.

Die wunderliebe Frau Loulou irrte durch die Straßen und weinte bitterlich. Sie konnte es nicht begreifen. Ihr Hon-hon tot . . . Und mit dem verzweifelten Mut des Überdrusses am Dasein ließ sie einen König Ludwig leben; ob den sechzehnten oder den siebzehnten, das wußte sie nicht, das wußte niemand.

Aber ihren Zweck erreichte sie.

„Also auch eine Royalistin!“ meinte Fouquier.

Tags darauf folgte die Wunderliebe ihrem Gatten nach, in demselben Karren, unter dasselbe Messer, beneidet von dem unglücklichen schmalen Häschen, das nicht tapfer genug war, um einen Ludwig anzuhimmeln . . .

*
* *

Des Erbarmungslosen Wesen bekam etwas Krankhaftes, Zerrissenes, Zwiespältiges; daheim ein Despot, der mit dem Bakel regierte, im Palais National unter dem Pack der Gäste, die sich auf seine Kosten ansoffen, der liebenswürdige Bürger, der trank und trinken ließ; im Konvent unsichtbar, im Ausschuß der Affe Robespierres ohne Eigenwillen, und in seinem verriegelten Zimmer der arglistige, hämische Denunziant.

„Rette Frankreich! Rette dich!“ Die Freunde brachten einen Sack guter Ratschläge.

Müde antwortete Danton: „Ich bin der Menschheit überdrüssig. Mir ist es lieber, guillotiniert zu werden, als selbst zu guillotinieren. Haltet es wie ich!“

„Dann müssen wir fort“, entschied Desmoulins und wollte Loulou benachrichtigten, daß sie allesamt fliehen würden.

„Nach Deutschland!“

„Nach Spanien!“

„Nach England!“

Zornig stülpte Danton die Lippen: „Fort? Kann man das Vaterland an den Stiefelsohlen mitschleppen?“

* * *

Polycarpe blinzelte Robespierre zu: „Nun?“

Der Tugendhafte malte seinen Namen unter den Verhaftbefehl: „Ich grolle ihm nicht. Ich möchte mit ihm noch ein wenig spazieren fahren. Von einem alten Freund zu scheiden, tut weh.“

In derselben Nacht verhaftete Fouquier-Tinville Danton, Desmoulins, Lacroix, Herault de Sechelles.

* * *

Die Richter rückten die Sessel zurück und der Staatsanwalt kaute dünn lächelnd die Lippen, als Danton auf die geschäftsmäßige Frage nach seinem Namen und seiner Wohnung loslegte: „Meinen Namen findet ihr im Pantheon der Weltgeschichte und mein Wohnsitz wird bald das Nichts sein.“ Er reizte und höhnte: „Könnte ich Robespierre meinen Hintern und Couthon meine Waden vererben, so müßte der Wohlfahrtsausschuß triumphieren — aber alle zusammen haben sie nicht einmal den Heldenbauch Mirabeaus!“ Plötzlich wandelte sich der zynische Übermut in tönenden Ernst: „Ich lade die Memmen des Konventes vor das Tribunal des Hades und gebe ihnen vier Monate . . .“ Seine Stimme, rauh geschrien, schlug über und versagte; er machte gegen Desmoulins eine schwächliche, groteske Handbewegung an seine Kehle: „Ich bin heiser, mein Freund; wir sind verloren . . .“

Trotzdem hatte sein Pathos die Zuhörer mitgerissen und sie murmelten. Da schrieb Jean Baptiste ein kleines Zettelchen an die Richter: „Dem Angeklagten das Wort entziehen, er verwirrt die Leute!“ —

Mit dem Stock trieb Polycarpe Michelle, die einmal keine Lust hatte, zum Revolutionsplatz: „Vorwärts! Sieh dir an, wie der Hund stirbt!“

Die Bicornous, wenn sie allein waren, knirschten und sannen auf Erlösung. Der geheimnisvolle Abbé Grossetête schlich dann heimlich in die Küche und spendete Trost; vorerst meinte er, es sei nichts zu machen — noch sei nichts zu machen. „Zuwarten!" Und er flüsterte kaum verständlich: „Forscht das Scheusal aus, horcht, und wenn Ihr eine Wichtigkeit erschnappt, tragt sie mir schleunig zu. Fast alles kann uns und Euch von Nutzen sein, und gelingt es, den Ausschuß oder den Konvent zu sprengen, dann sind wir obenan und Ihr seid gerettet. Vielleicht ist der Tag der Vergeltung nahe — vielleicht!" Schlangenglatt deutete der Abbé die Möglichkeit eines großen Aufstandes der treu gebliebenen Provinzen an.

Deshalb liefen die Frauen mit jeder Nichtigkeit, die sie erlauschten, in die Kirche St. Eustache und der Pfaffe nahm alle Neuigkeiten freundlich entgegen, lobte und wiederholte seine Tröstungen: „Vielleicht ist der Tag nahe!"

Polycarpe merkte nichts von den Spürnasen, die ihn umschnupperten, lebte in seiner Art genußreich dahin, trank unmäßig Emigrantenwein und scherzte derb und ungeschlacht mit den gefälligen Mädchen, die ihn mehr und mehr schätzten, seit das Geld rarer und die hochherzigen Liebhaber von einst knauseriger geworden waren. Die Zahl der Hungrigen wuchs, neue Frauenzimmer tauchten auf: Venus, Agrippina, Belinde, Chrysanthème und wie sie alle mit ihren erlogenen Namen hießen. Ehrliche Arbeit nährte in Paris schlecht und unehrliche auch nicht sonderlich reichlich.

Und weil Jean Baptiste mit den Assignaten nicht sparte, wurden auch in seiner Kasse die feingestochenen Noten rarer und rarer. Hinterrücks lachten die Weiber ihn aus und wetteten, wer ihm am meisten herauslocken könnte; ihm aber war das Treiben ganz recht und er fühlte sich als Pascha. Als einmal ein junger Frechdachs in der Trunkenheit üppig wurde, Polycarpe einen alten Esel nannte und schimpfte, daß er Artemis abschlachten ließ, da sagte der Erbarmungslose gar nichts. Wie dann der Frechdachs von Fouquier wegen einer ganz unglaubwürdigen Verdächtigung abgefaßt wurde, ahnten zwar alle, wer dahinter steckte, aber niemand wagte die Vermutung laut zu äußern . . .

Nur selten, in einer nüchternen Stunde, stellte Jean Polycarpe für sich eine Frage, die sein Rückenmark wie mit Eiszapfen strich: „Was dann?" Und dieses „Was dann?" bedeutete, was geschehen würde, wenn es mit seinem Vermögen zu Ende war. Gewöhnlich ersäufte er den furchtbaren Gedanken in Wein oder Schnaps, aber den Räuschen folgte der Jammer, der bohrend die Frage wiederholte: „Was dann . . ."

Jean Baptiste wußte es manchmal einzurichten, daß er zugleich mit dem Tugendhaften den Wohlfahrtsausschuß verließ, und dann gingen sie ein Stück gemeinsam den Kai entlang. Wenn Vorübergehende grüßten, lüftete Robespierre mit einer gleichmäßigen Bewegung seinen runden Hut und Polycarpe nickte wohlwollend. Sie sprachen da nie von Staatsgeschäften, sondern vom Wetter, der Hitze und der Kälte, aber die Leute, die sie so sahen, vermuteten alles mögliche und die Vermutungen hoben das Ansehen Jean Baptistes, der als der Vertrauteste der Vertrauten galt. Damit brüstete er sich auch und erzwang eine scheue Ehrfurcht. Stets verabschiedete er sich vom Unbestechlichen mit einem Händedruck, und einen Augenblick lang lagen des Unerbittlichen magere Finger in der weichen, feisten Handfläche des Erbarmungslosen.

„Mein Freund Robespierre", betonte Jean Baptiste oft und seine Bekannten, denen er wohlwollte, hörten daraus Versprechungen; die ihn verlachten oder beleidigt hatten, nahmen die Worte als versteckte Drohung. In Überschätzung seines kleinen Einflusses umlagerten ihn Bittsteller und in sich gekehrt, die Zähne herb aufeinander gebissen, ließ er sich ihre Wünsche vortragen und antwortete vieldeutig, unverbindlich, und wenn sie Briefe schrieben, so las er sie nie, sondern gab sie Michelle, die damit nach Belieben verfahren sollte. „Was gehen mich die Angelegenheiten wildfremder Menschen an!" brummte Polycarpe; sie interessierten ihn nicht, sie störten bloß. Die Leute belästigten ihn wegen allerlei — in Not und Elend, enttäuscht, besorgt über die Verfolgung eines Angehörigen, empört über eine ungerechte Entscheidung oder winselnd vor Angst, weil ihnen der hebräische Buchstabe drohte. Die Bittenden lauerten Jean Baptiste auf der Straße, in der Rue Crebillon, auf, falteten die Hände, flehten und warfen sich abgewiesen flach auf den Boden, um mehr Mitleid zu erwecken. Das äußerste, was Polycarpe tat, war, daß er sagte: „Gut, gut, Euer Fall wird geprüft werden", und eine Stunde später erinnerte er sich nicht mehr daran, vergaß absichtlich und unterdrückte geflissentlich jede Fürsprache, wenn sich dazu zufällig Gelegenheit bot.

Wagte es die verprügelte Michelle, ihn an ein flüchtiges Versprechen zu mahnen, so schnappte er ein: „Kümmere dich nicht um Politik. Weiber gehören in die Küche." Mutter und Tochter mußten dienen, gehorchen und untertan sein. Der leiseste Widerspruch erregte Polycarpes Wut, daß er wie ein Rasender tobte und sinnlos erklärte, sie seien verkappte Royalistinnen, todeswürdige Gegenrevolutionärinnen und seiner Gnade ausgeliefert. Tausendmal rieb er ihnen ihren Betrug unter die Nase und fluchte.

Die Rolle des häuslichen Tyrannen paßte ihm und die Sklavenhälterei kitzelte seinen Größenwahn.

Der Erbarmungslose holte weit aus und stellte schließlich die wichtige Frage.

„Ha . . .“ St. Just seifte das Kinn frisch ein. „Ratet, woher diese wertvolle, marmorne Büste stammt! Sie stellt Apollo dar oder Zeus oder Pallas Athene; ich weiß selbst nicht genau. Und die Damastvorhänge und die persischen Teppiche, he?“

„Gekauft habt Ihr sie, wahrscheinlich.“

„Gekauft!“ Die Zumutung erheiterte den Besitzer. „Vom Marquis Noailles etwa, dem sie früher gehörte? Ein famoser Spaß, Kollege! Womit soll ich sie gekauft haben?“

„Darum frage ich eben.“

„Wollt Ihr mich ausholen? Seid Ihr beauftragt, mir auf den Zahn zu fühlen?“ Das Rasiermesser feierte und der Schatten Robespierres wurde unruhig und mißtrauisch. „Man muß heutzutage höllisch vorsichtig sein.“

„J wo!“ Jean Baptistes patschige Abwehr flößte Vertrauen ein.

St. Just klappte das Schabmesser ein und wusch sein sorgfältig geglättetes Hochstaplergesicht mit lauem Wasser, das über die blauseidenen Fauteuilüberzüge spritzte. „Hört — wenn ich das Volk von seinen unersättlichen Schmarotzern befreie, kann ich wohl eine Belohnung beanspruchen, die im Verhältnis zu meiner Leistung steht, wie? Der Marquis Noailles, der unsympathische Kerl, wurde durch mich des Einverständnisses mit den verfluchten Emigranten in Koblenz überführt und dafür bekam ich das Meublement seines Hotels in der Rue de Richelieu. Und ein bißchen mehr.“

„Von wem?“

„Vom Marquis doch.“

„Von ihm persönlich?“

„Das gerade nicht . . .“ St. Just trocknete die Wangen mit einem Damasthandtuch, das eine eingestickte Lilie zierte. „Ihr seid naiv. — Nimm dir was, so hast du was. Sind wir Hüter der öffentlichen Ordnung etwa Menschen, die von der Luft und schönen Grundsätzen leben?“

„Ach so . . .“

„In der Vorwoche entdeckte ich zwei Bürger in Vincenne, die mit Getreide wucherten, und legte den Halunken das Handwerk. Man hat ihre Magazine und die gefüllten Schränke ausgehoben und dafür — schuldete mir die Nation natürlich zehn Millionen Franken, leider nur in Assignaten.“

„Schuldete?“

„Gewiß; übrigens ist die Schuld bereits beglichen.“

„Und was sagt Robespierre dazu?“ erkundigte sich Polycarpe eifrig.

Paris fraß das Geld, fraß die Erbschaft der guten Tante Tomati aus Marseille und die Ersparnisse der bescheidenen Jahre in Chiron. Noch füllten die feingestochenen Assignaten, denen der Staatsdrucker schwindelnd hohe Ziffern aufklexte, eine ansehnliche Truhe, aber die Ziffern trogen und logen und die Papiere flogen hinaus, flatterten und schwanden, als hätten sie die Auszehrung. Die Preise stiegen ins Unglaubliche; der schläfrige Kutscher, der einen nachts in die Rue Crebillon schaffte, forderte für die Fuhre fünftausend papierene Franken und ein weinseliger Abend im Palais kostete leicht das Zehn- und Zwanzig- und Fünfzigfache. Jean Baptiste schloß schon feig die Augen, wenn er die Assignaten aus der Truhe holte, um das Hinschwinden wenigstens nicht zu sehen, aber bald umfaßte er die Reste mit einem zweimaligen Zulangen beider Hände.

Was dann, wenn die Truhe den leeren Boden zeigte . . . Michelle sollte arbeiten, Wäsche waschen, Strümpfe stricken, Kleider flicken. Die Geschäfte brachten zwar nicht viel ein — aber wozu war die Witwe Bicornou Wehfrau? Kinder wurden immer noch geboren und immer noch mehr. In der Beziehung leistete die Republik ihren Teil. Gut, gut — aber die übertriebensten Voranschläge rechneten gerade nur das kümmerlichste Dasein heraus. Wo blieben die Gelage, der Emigrantenwein, die kleinen Vergnügungen? Die Parasiten fraßen ihn arm; aber was war er ohne sie!

Polycarpe öffnete endlich die Augen, starrte verzweifelt in die geleerte Truhe und ergrimmte. Wie kam er, der tapfere Richter des Tyrannen, dazu, zu darben und zu dürsten? War das der Dank für den unermüdlichen Volksfreund? Hatte er nicht wacker geholfen, Frankreich von den bösesten seiner Zehrer zu befreien? Die Nation schuldete ihm klingenden Dank. Andere, minder Tüchtige, die keinen Franken zu eigen besaßen, als sie sich in die Politik wagten, häuften Reichtümer auf und pokulierten und durften üppig verschwenden, ohne Angst, sich auszuschöpfen. Wieso? Woher? Woraus sammelten sie? Dieser St. Just zum Beispiel, Robespierres Schatten, den seine Familie unter dem Königtum aus der Schuldhaft löste und der hinterrücks das Silber seiner Mutter verschacherte, derselbe St. Just praßte jetzt und streute aus und wurde nicht ärmer.

So faßte sich denn Jean Baptiste ein Herz und ging zu St. Just und klagte seine Not.

Der balbierte sich eben in seinem eleganten, häßlich verräumten Zimmer und verzog den Mund, um die Haut für das Rasiermesser glatt zu spannen. „Entschuldigt“, sagte er gemächlich, „ich kann meine Beschäftigung nicht unterbrechen“.

Der Unbestechliche fand die Absicht diesmal recht lobenswert: „Ihr könnt Euch zugleich über die Stimmung in der Provinz unterrichten und den Brudergruß der Nationalkonvention überbringen.“

Damit war Polycarpe ganz einverstanden und ließ sich aus der Staatskasse eine Summe zur Deckung der Reiseauslagen anweisen. Zur Erhöhung des Eindruckes, den er zu machen hoffte, bestellte er ein besonderes Kostüm, dessen Bezahlung er vorderhand nur in Aussicht stellte: Einen roten Schößelrock mit vergoldeten Knöpfen, eine Samtweste, grün in blau geblümt, und enganliegende graue Pantalons; ferner hohe Stiefel mit gelben Schäften, einen violett gefütterten schwarzen Radmantel und eine weiche Mütze, deren abgebogenen Zipfel eine dreifarbige Kokarde anheftete. Sogar einen Degen, und diesen gegen bar, erstand er in einem Trödlerladen am Kai und gürtete ihn mit Ehrfurcht um, obwohl er das Ausschreiten erschwerte und empfindlich an die Waden schlug. In dem eleganten Aufzug gefiel er sich über alles und verlangte von seiner Frau Anerkennung und Lob. Michelle biß die Zähne in die Lippen, um nicht herauszuplatzen. In der Küche beschrieb sie der Mutter boshaft: „Nicht wie ein Mensch sieht er aus, sondern wie ein Affe, den die Neapolitaner zum Dudelsack tanzen lassen. Hoffentlich trifft ihn der Schlag, wenn der Wagen stoßt und schleudert. Ich gönnte es dem Lumpen.“

„Meinetwegen“, knurrte die Fischäugige, „so ein Vieh stirbt aber nicht so schnell“.

Polycarpe entwarf einen vorzüglichen Reiseplan. Der Oberpostmeister stellte ihm eine ausgefahrene königliche Karosse zur Verfügung, silberweiß und bourbonenblau, die Speichen mit den drei republikanischen Farben frisch gestrichen. Der Oberteil hing in elastischen Bändern, die die Mühsalen der weiten Reise erleichterten. Jean Baptiste beschloß, in jedem größeren Ort zu halten, zu übernachten und sich gar nicht zu beeilen. Überall wollte er vornehm und auf Kosten des Staates wohnen, essen und trinken, hatte er doch Robespierres Auftrag auszuführen, die Stimmung des Landes zu erkunden und die Grüße der Nationalkonvention zu bestellen.

Die Vorbereitungen versprachen einen Triumphzug — mehr noch: einen Raubzug, und Jean Baptiste freute sich darauf. Welche Gelegenheiten mußten sich ergeben, die Leute zu schröpfen! Er hatte da geheime, wohlüberlegte und ganz bestimmte Absichten und Aussichten. Polycarpe bewarb sich um ein Ehrengeleite und es wurden vier uniformierte Gardereiter bewilligt. Wehmütig stimmte ihn nur der Gedanke, nicht schon früher einen ähnlichen Beutezug unternommen zu haben, und er berechnete, wie viel damit zu verdienen gewesen wäre.

„Wer nichts weiß, sagt nichts.“ St. Just knöpfelte das rosa Seidenhemd am Hals zu. „Fragt nicht zuviel. Man erscheint leicht einfältig, auch wenn man es ganz und gar nicht ist. Und überlegt lieber selbst. Von mir habt Ihr genug erfahren. Handelt nach dem Rat des alten Judenbuches: Gehe hin und tue desgleichen! — Aber schwatzt darüber nicht. Die Zunge ist der gefährlichste Körperteil.“ Er schlüpfte in einen funkelnagelneuen Frack und begutachtete sein Äußeres befriedigt im Spiegel. „Ach, das Rasieren ist eine lästige Beschäftigung, aber man kann sich ja keinem Balbierer anvertrauen. Seine Kehle einem Menschen hinhalten, dessen Onkel man vielleicht zur roten Messe schickte — pfui!“

Jean Baptiste dankte, schwatzte nicht, ging hin und sann. Zum Schluß seines angestrengten Nachsinnens bezichtigte er den Wechsler Simon Dreyfuß, der einen Laden am Palais National hatte, verbotenen Einverständnisses mit dem Herzog von Braunschweig und Fouquier-Tinville stürzte sich wollüstig auf dem Mann. Die bestimmte Anschuldigung eines berühmten Bürger-Deputierten genügte zur Verurteilung und achtundvierzig Stunden später kollerte der kraushaarige Schädel des armen Dreyfuß über die Kante. Gierig begehrte Polycarpe seine Belohnung für die Wohltat, den Verbrecher entlarvt zu haben, aber er erlebte eine bittere Enttäuschung. Der Wechsler hinterließ zwar Millionen Assignaten, doch falsche, von Spekulanten in London hergestellt, wertlos zum Verbrennen.

„Das Unglück heftet sich an meine Sohlen“, bedauerte sich Jean Baptiste und Michelle mußte seinen argen Zorn entgelten. Wie ein wildes Tier blinzelte er sie aus gekniffenen Augen an: „Ihr richtet mich zugrunde mit eurer Verschwendungssucht. Vielleicht wollt ihr das gerade, aber ihr rechnet ohne mich — Bestien!“

Stumm und geduckt schlich Michelle fort zu ihrem Abbé und berichtete und berichtete.

In seiner Bedrängnis, die größer war als damals, da ihn die lässigen Steuerzahler Chirons fast an den Bettelstab gebracht hatten, erinnerte sich der Erbarmungslose des hellgetünchten Häuschens mit den saftiggrünen Jalousien. Das besaß er ja noch! Renard schwieg seit Monaten und die Verkaufsverhandlungen waren eingeschlafen. Man mußte dazuschauen. Faßte man die Sache geschickt an, konnte noch ein nettes Sümmchen herausspringen. Persönlich wollte er die Angelegenheit ins Reine bringen und nach Chiron fahren.

Durch die offenherzige Unterredung mit dem geriebenen St. Just klüger geworden, teilte er Robespierre eine halbe unverdächtige Wahrheit mit: Er müsse seinen Wahlbezirk besuchen, denn dort scheine nicht alles so zu gehen, wie es sich gehörte; und außerdem habe er einige Familienangelegenheiten zu ordnen.

melten Gemeinderat strauchelte und hinfiel, stach Jean Baptiste mit der Säbelscheide nach ihr: „Du machst mich lächerlich, du!"

Spaßvögel erfanden kränkende Namen für den Bürgerkommissär aus Paris und seine Gattin: „Die Blutkirsche und die Orange", anspielend auf seinen roten Schößelrock und ihr dottergelbes Kleid.

Der Erbarmungslose tafelte und becherte stets mit den Honoratioren bis spät nach Mitternacht und brüstete sich mit seinen Heldentaten im Konvent, seinem Einfluß im Ausschuß und seiner Freundschaft mit Robespierre.

So bummelten sie langsam durch das mittägige Frankreich, von Stadttor zu Stadttor, von Ehrenpforte zu Ehrenpforte, von Gelage zu Gelage, und die Bürger, die der Reise des dicken Kommissärs hochpolitische Gründe unterschoben, himmelten ihn an.

Lange zögerte Polycarpe und endlich wagte er es, aus den Feierlichkeiten und den Anforderungen, die an ihn gestellt wurden, Kapital zu schlagen. Einem reichen verängstigten Kaufmann, dessen Sohn einer unbedachten Äußerung wegen verhaftet worden war, gab er zögernd zu verstehen, es sei unmöglich, ohneweiters für einen politischen Häftling etwas zu tun. Man müsse ein regelrechtes Gnadengesuch einreichen und dabei die gesetzlichen Taxen erlegen. Ferner ließ er nicht ungeschickt durchblicken, eine offene Hand beschleunige oft das Verfahren. Leider seien manche Unterbeamte bestechlich, leider, und so bedauerlich das auch wäre, man täte gut, darauf Rücksicht zu nehmen. Ein Geschenk am rechten Ort wirke zuweilen Wunder. Der Kaufmann begriff sofort und überreichte seine gespickte Brieftasche. „Eine Bestätigung erwünscht?" fragte Jean Baptiste nebenbei, überhörte die Antwort und schob die Tasche ein.

Durch diesen schönen Erfolg ermutigt, lenkte der Erbarmungslose bald jedes Gespräch auf die Teuerung, die die Sitten in Paris verderbe, und betonte die Notwendigkeit, den verschiedenen Ansuchen mit Geld Nachdruck zu verleihen. Das Verfahren war einträglich und die so erworbenen Assignaten beschwerten den Koffer Michelles. Die Wäsche und die Kleider, die sie darin eingepackt hatte, mußte der Kutscher in den Sack zum Hafer stecken.

Erst nach drei Wochen langte das Ehepaar in Chiron an und der Bürger-Deputierte verglich schmunzelnd seinen ehrenüberhäuften Einzug mit seiner betrüblichen Abfahrt vor beinahe zwei Jahren, als er aus Angst vor Nicolas Soufflet nach Paris abgereist war.

Er fand nicht mehr das alte Chiron; die Häuser und Gärten, die waren es noch, obwohl Jean Baptiste sie stattlicher und ansehnlicher in der Erinnerung trug, aber die Menschen hatten gewechselt. Kaum ein bekanntes Gesicht; Zugewanderte, die sich ankauften und hier wirtschaf-

Michelle mußte mit. Um Zeugin seiner Würde und seines Ruhmes zu sein — und um ihn zu bedienen. Anfangs sträubte sie sich; sie hatte gehofft, ein paar ungestörte Wochen für sich zu haben, aber dann gehorchte sie plötzlich willig den Befehlen ihres Mannes. Der Abbé riet dazu. In einem auffälligen, faltigen, orangefarbenen Taffetkleid, das ihre verwaschene, grünliche Gesichtsfarbe geradezu leichenhaft machte, saß sie eingeschüchtert neben ihm und wußte sich nicht zu benehmen.

„Halt dich gerade!“ rügte Jean Baptiste. „Du bist ein Haubenstock. Alle Pariserinnen würden sich ihre zehn Finger abschlecken, dürften sie mit dir tauschen, und du schneidest erbärmliche Jammermienen. Wie anders hätte sich Artemis an deiner Stelle benommen! Wir reisen als Fürsten, verstehst du? Gewissermaßen als republikanisches Prinzenpaar, auf das alle Welt blickt, und von uns ziehen die Provinzen Schlüsse auf das neue System in Frankreich. Pracht — Pracht — Pracht, will das Volk sehen.“

Sie hielten längere Rast in Melun, Fontainebleau, Montargis und Briare, überall vom Maire und den Gemeindeältesten feierlich empfangen; die Bürger, soweit sie eine gute Gesinnung hatten, standen Spalier und weißgekleidete niedliche Mädchen zirpten Begrüßungsgedichte und überreichten Frau Michelle Blumensträuße. Buben bestaunten die bärbeißigen Gardereiter, die eine solche Menge Wein vertilgen konnten und mit feurigen Schlagworten um sich warfen, die in Paris schon abgebraucht waren. Polycarpe nahm eine Masse von Gesuchen entgegen und antwortete den Bittstellern gleichlautend: „Der Wohlfahrtsausschuß wird den Sachverhalt prüfen und jeder, auch der Geringste, kann überzeugt sein, daß er Gerechtigkeit und Wohlwollen findet. Unsere große gemeinsame Mutter, unser unüberwindliches Vaterland, die unteilbare Republik, vergißt keinen ihrer treuen Söhne. Sie lebe hoch — hoch — hoch!“

„Vergißt sie auch die Töchter nicht?“ fragte in Fontenay eine abgehärmte Frau in Trauer.

„Die Töchter auch nicht ... selbstverständlich ... die Mütter unserer Söhne“, versicherte Jean Baptiste, den der Einwurf aus der Fassung brachte. „Fahr zu, Kutscher!“ Nur Michelles steifes Wesen hatte er oft zu tadeln: „Sitz nicht so blöd da, Gans! Mach dich beliebt! Gib den Bürgermeistern einen Kuß; die Leute haben das gern. Man hält dich sonst für hochmütig und läßt es mich entgelten. Repräsentiere, du Bohnenstange! Sonst bist du um Worte nie verlegen, wenn du mich sekkieren willst. Jetzt spielst du die Taubstumme.“

Und die Säuerliche repräsentierte und küßte den Maire von Neuvy, der dazu ein Gesicht schnitt, als bisse er in eine bittere Zitrone. Als sie bei einem besonders festlichen Empfang in Cosne vor dem versam-

melten Gemeinderat strauchelte und hinfiel, stach Jean Baptiste mit der Säbelscheide nach ihr: „Du machst mich lächerlich, du!“

Spaßvögel erfanden kränkende Namen für den Bürgerkommissär aus Paris und seine Gattin: „Die Blutkirsche und die Orange“, anspielend auf seinen roten Schößelrock und ihr dottergelbes Kleid.

Der Erbarmungslose tafelte und becherte stets mit den Honoratioren bis spät nach Mitternacht und brüstete sich mit seinen Heldentaten im Konvent, seinem Einfluß im Ausschuß und seiner Freundschaft mit Robespierre.

So bummelten sie langsam durch das mittägige Frankreich, von Stadttor zu Stadttor, von Ehrenpforte zu Ehrenpforte, von Gelage zu Gelage, und die Bürger, die der Reise des dicken Kommissärs hochpolitische Gründe unterschoben, himmelten ihn an.

Lange zögerte Polycarpe und endlich wagte er es, aus den Feierlichkeiten und den Anforderungen, die an ihn gestellt wurden, Kapital zu schlagen. Einem reichen verängstigten Kaufmann, dessen Sohn einer unbedachten Äußerung wegen verhaftet worden war, gab er zögernd zu verstehen, es sei unmöglich, ohneweiters für einen politischen Häftling etwas zu tun. Man müsse ein regelrechtes Gnadengesuch einreichen und dabei die gesetzlichen Taxen erlegen. Ferner ließ er nicht ungeschickt durchblicken, eine offene Hand beschleunige oft das Verfahren. Leider seien manche Unterbeamte bestechlich, leider, und so bedauerlich das auch wäre, man täte gut, darauf Rücksicht zu nehmen. Ein Geschenk am rechten Ort wirke zuweilen Wunder. Der Kaufmann begriff sofort und überreichte seine gespickte Brieftasche. „Eine Bestätigung erwünscht?“ fragte Jean Baptiste nebenbei, überhörte die Antwort und schob die Tasche ein.

Durch diesen schönen Erfolg ermutigt, lenkte der Erbarmungslose bald jedes Gespräch auf die Teuerung, die die Sitten in Paris verderbe, und betonte die Notwendigkeit, den verschiedenen Ansuchen mit Geld Nachdruck zu verleihen. Das Verfahren war einträglich und die so erworbenen Assignaten beschwerten den Koffer Michelles. Die Wäsche und die Kleider, die sie darin eingepackt hatte, mußte der Kutscher in den Sack zum Hafer stecken.

Erst nach drei Wochen langte das Ehepaar in Chiron an und der Bürger-Deputierte verglich schmunzelnd seinen ehrenüberhäuften Einzug mit seiner betrüblichen Abfahrt vor beinahe zwei Jahren, als er aus Angst vor Nicolas Soufflet nach Paris abgereist war.

Er fand nicht mehr das alte Chiron; die Häuser und Gärten, die waren es noch, obwohl Jean Baptiste sie stattlicher und ansehnlicher in der Erinnerung trug, aber die Menschen hatten gewechselt. Kaum ein bekanntes Gesicht; Zugewanderte, die sich ankauften und hier wirtschaf-

Michelle mußte mit. Um Zeugin seiner Würde und seines Ruhmes zu sein — und um ihn zu bedienen. Anfangs sträubte sie sich; sie hatte gehofft, ein paar ungestörte Wochen für sich zu haben, aber dann gehorchte sie plötzlich willig den Befehlen ihres Mannes. Der Abbé riet dazu. In einem auffälligen, faltigen, orangefarbenen Taffetkleid, das ihre verwaschene, grünliche Gesichtsfarbe geradezu leichenhaft machte, saß sie eingeschüchtert neben ihm und wußte sich nicht zu benehmen.

„Halt dich gerade!“ rügte Jean Baptiste. „Du bist ein Haubenstock. Alle Pariserinnen würden sich ihre zehn Finger abschlecken, dürften sie mit dir tauschen, und du schneidest erbärmliche Jammermienen. Wie anders hätte sich Artemis an deiner Stelle benommen! Wir reisen als Fürsten, verstehst du? Gewissermaßen als republikanisches Prinzenpaar, auf das alle Welt blickt, und von uns ziehen die Provinzen Schlüsse auf das neue System in Frankreich. Pracht — Pracht — Pracht, will das Volk sehen.“

Sie hielten längere Rast in Melun, Fontainebleau, Montargis und Briare, überall vom Maire und den Gemeindeältesten feierlich empfangen; die Bürger, soweit sie eine gute Gesinnung hatten, standen Spalier und weißgekleidete niedliche Mädchen zirpten Begrüßungsgedichte und überreichten Frau Michelle Blumensträuße. Buben bestaunten die bärbeißigen Gardereiter, die eine solche Menge Wein vertilgen konnten und mit feurigen Schlagworten um sich warfen, die in Paris schon abgebraucht waren. Polycarpe nahm eine Masse von Gesuchen entgegen und antwortete den Bittstellern gleichlautend: „Der Wohlfahrtsausschuß wird den Sachverhalt prüfen und jeder, auch der Geringste, kann überzeugt sein, daß er Gerechtigkeit und Wohlwollen findet. Unsere große gemeinsame Mutter, unser unüberwindliches Vaterland, die unteilbare Republik, vergißt keinen ihrer treuen Söhne. Sie lebe hoch — hoch — hoch!“

„Vergißt sie auch die Töchter nicht?“ fragte in Fontenay eine abgehärmte Frau in Trauer.

„Die Töchter auch nicht ... selbstverständlich ... die Mütter unserer Söhne“, versicherte Jean Baptiste, den der Einwurf aus der Fassung brachte. „Fahr zu, Kutscher!“ Nur Michelles steifes Wesen hatte er oft zu tadeln: „Sitz nicht so blöd da, Gans! Mach dich beliebt! Gib den Bürgermeistern einen Kuß; die Leute haben das gern. Man hält dich sonst für hochmütig und läßt es mich entgelten. Repräsentiere, du Bohnenstange! Sonst bist du um Worte nie verlegen, wenn du mich sekkieren willst. Jetzt spielst du die Taubstumme.“

Und die Säuerliche repräsentierte und küßte den Maire von Neuvy, der dazu ein Gesicht schnitt, als bisse er in eine bittere Zitrone. Als sie bei einem besonders festlichen Empfang in Cosne vor dem versam-

Trotzig verließ er das Gasthaus, das nicht mehr „Zum König von Frankreich“ hieß, sondern „Zur roten Republik“, und schritt durch die grün aufkeimenden Frühlingsfelder nach Champdivers. Er fand das Schloß nicht; er fand eine Ruine, Mauerwerk, Zerstörung, angebrannte Pappeln und verkohlte Trümmer. Nur die Flußauen der Chaise hatten sich nicht geändert — sie blieben unberührt, schweigsam, verschwiegen.

Michelle verbrachte in Chiron die schlimmsten Tage ihres schlimmen Ehelebens; Polycarpe wetterte und zeterte ohne Unterlaß, schaffte mit ihr herum, und obwohl sie aus Furcht sklavisch diente, schalt er sie faul und blöd und genußsüchtig, immer nur darauf aus, die Ehren einzuheimsen, die nur ihm — dem Heros der Revolution — gebührten.

Am tiefsten beleidigte Jean Baptiste, daß niemand sein Haus kaufen wollte; alle, denen er es antrug, wichen aus, lehnten ab, manche höflich, manche grob. Die Leute rechneten klug; es war gewinnbringender, eingesessenen Besitzern Prozeß zu machen, sie fortzuschaffen und unter der Hand, wenn auch ohne Rechtstitel die Toten zu beerben, statt seine paar Assignaten gegen einen Kaufbrief für eine zerlemperte Hütte hinzugeben. Und wenn Jean Baptiste aufbrauste und schrie, so lachten sie, daß er es vorzog, den nutzlosen Aufenthalt in dem undankbaren Nest abzukürzen.

So reiste der Erbarmungslose, von wenigen wenig feierlich geleitet, vor der ursprünglich festgesetzten Zeit ab und tippte dem Maire, dem dabei doch nicht ganz geheuer war, auf die Brust: „Beinahe hätte ich das Wichtigste vergessen. Wo habt Ihr das Staatsgefängnis?“

„Staatsgefängnis?“ dehnte Constant.

„Für die politischen Verbrecher.“

„Ja . . . das . . . das ist . . . gewöhnlich, wie es sich trifft . . .“, sagte der Bürgermeister unklar, da er nicht zugestehen mochte, daß sein Schweinestall das Staatsgefängnis ersetzte. Von dort gingen die Verbrecher nur über den halben Platz zur Guillotine.

Polycarpe faltete die Brauen und rollte die Schultern, wie er es bei Danton gesehen hatte: „Sind das Zustände! Unerhört!“ Er war ganz strenger Regierungsmann, Aufsichtsbehörde, Untersuchungskommissär. „Der Wohlfahrtsausschuß wird Euch tadeln, und mit Recht. Aber ich erwarte von Eurem Biedersinn schleunige Behebung der unstatthaften Mängel. Baut sofort ein Gefängnis, ein . . .“ Es schien ihm eine Erleuchtung zu kommen. „Wozu übrigens ein kostspieliger Neubau? Sparsamkeit! Mein Haus ist wie geschaffen für den Zweck, mein festes, solid eingerichtetes Haus, das ich Euch mit Rücksicht auf die patriotische Verwendung um ein Butterbrot überlasse — sagen wir, für dreißig Millionen Assignaten. Damit verschenke ich es geradezu und berechne den Wert des Gartens gar nicht. Doch keinen Dank, es geschieht gern

teten. Den neuen Bürgermeister Constant, der früher mit Schweinen im Umherziehen handelte, fragte er nach dem einen und dem andern und erhielt jedesmal die gleiche, gleichgültige Antwort: „Ein Verräter; die Guillotine fraß ihn.“ Der Maire zuckte die Achseln und brachte die Einladung zu einem Mittagmahl vor.

Mitten auf dem Marktplatz ragte derselbe rätselhafte Buchstabe wie in Paris und am Gerüst kletterten Kinder zum Zeitvertreib herum. Polycarpe rügte ihren Mangel an Achtung vor staatlichen Einrichtungen. In der Kirche, wo ein Tisch den Altar und Sesselreihen die Bänke ersetzten, amtierte das Revolutionstribunal von Fall zu Fall.

Das Ehepaar wohnte im hellgetünchten Häuschen mit den saftiggrünen Jalousien; eine muffige Luft erfüllte die Zimmer, Spinnen mit ausgesogenen Fliegen im Gewebe flochten ihre Netze zwischen den Möbeln und fingerdick häufte sich der Staub im Flur, auf den Dielen, auf den Gegenständen.

„Mach rein!“ befahl Jean Baptiste barsch und Michelle gehorchte.

Da und dort in den Ecken wucherten Schimmelpilze und die grünen Jalousien, verwaschen und von Sturm und Sonne mitgenommen, knarrten in den Angeln.

Noch trauriger sah der Garten aus. Die Wege im Gras erstickt, das Gras mit Lattich vermischt, das Buschwerk verwildert und in den einst sorglich gepflegten Blumenbeeten giftiges Unkraut, Wegerich, Brennesseln und Disteln. Aus den Rosenstöcken schnitten sich die Dorfjungen Holzschwerte zum Soldatenspielen. Und erst der Küchengarten! Eine Wüste, eine lehmige, erdige, unbrauchbare Wüste.

Polycarpe wünschte den Doktor Renard zu sprechen, der das Haus kaufen wollte. „Renard? Ach der!“ meinte Constant; „der ist weggezogen.“ Und machte einen Scherz: „Man stirbt neuerdings lieber ohne Arzt!“ Dabei wies er auf die Guillotine.

Die Heimat mißfiel dem Erbarmungslosen sehr und als er unter den neugebackenen Honoratioren das Bettelvolk der Kleinhäusler und Pächter von einst entdeckte, erwachte sein Bürgerstolz. Die neuen benahmen sich auch unangenehm zutunlich, frischten peinliche Erinnerungen auf und redeten von lächerlichen Geschehnissen während der Zeit der Steuerpächterei. Manche klopften ihrem Deputierten kameradschaftlich die Schultern und tranken ihm am offenen Gasthaustisch zu. Einmal verbat er sich die Hemdärmelvertraulichkeiten und kehrte den Staatsgewaltigen hervor, der Paris und Frankreich mit einem Stirnrunzeln Angst einzujagen gewohnt war. „Geh weiter!“ lachte ihn ein Bauer aus: „Sind wir nicht alle Bürger, einer wie der andere? Es gibt keine Herren und keine Knechte mehr. Wir sind es schließlich, die dich gewählt haben.“

„Hat sie sich beklagt, Herr Doktor?“ fragte Mutter erschreckt. Als ob die Tante hätte klagen können!

„Nein, das nicht. Aber wenn sie so weiterwurschtelt, arbeitet sie sich schnurgerad ins Grab“, sagte der Doktor ein wenig schroff. „Soviel ich weiß, hat sie Anspruch auf einen Platz im Altersheim Neukirchen —“

„Ach, Herr Doktor, da hält es unsre Tante Käthi niemals aus.“

„Gut, dann setzt sie bei euch selber in den Ruhestand; ’s ist Zeit jetzt, sollt’ ich meinen.“

So kam es, daß Tante Käthi zur Feier ihres Siebzigsten in den zwangsweisen Familienruhestand versetzt wurde. Sie ließ es sich gefallen, wie man sich ein Theaterstück gefallen läßt. Man sitzt ein paar Akte lang behaglich im bezahlten Sessel und schaut seinem eignen Leben zu, das sich hinter der Rampe abspielt. Nach dem letzten Akte aber reckt man sich, gähnt ein wenig und geht geschmeidig wieder an sein eignes Tagewerk.

Die vorgeschriebenen fünf Akte dauerten bei Tante knapp so viele Tage. Dann reckte sie sich in ihrem wohlverdienten Lehnstuhl, vergaß jedoch aufs Gähnen, machte das verwilderte Tintenzeug auf Vaters Schreibtisch zurecht, wischte die Kommode, ordnete die Zeitungen, rollte den Teppich fürs Klopfen zusammen, füllte das Wassertröglein im Vogelhaus frisch und hielt es gegen das Licht. „Mir scheint, das hat schon einen Sprung. Ich werde ein neues besorgen müssen.“ Und von da ab eroberte sie sich ihr altes Reich wieder und ging und werkelte in Amt und Würden den lieben, langen Tag bis in die späte Nacht.

„Aber Leute“, wiederholte der Doktor seinen Spruch, „sie arbeitet sich ja schnurgerad ins Grab!“

„Herr Doktor, gegen die Tante Käthi können wir nicht an.“

„Dann kann’s das Altersheim in Neukirchen, da hilft nun nichts!“ Sein schwerstes Geschütz fuhr er gegen Tante auf, er wetterte und schalt und hieß sie geradezu einen Neidhammel, der so in seine Arbeit verschossen sei, daß er sie keinem andern gönne — auch nicht, wenn die Zeit erfüllet sei. Hier sprach der Doktor biblisch. Einem erzürnten Moses gleich, der die Gesetzestafeln drohend hob, trieb er unsre Tante Käthi unerbittlich in das Altersheim Neukirchen.

Der Lehnstuhl vom siebzigsten Geburtstag wanderte mit ihr. Dann der Vogelkäfig mit dem Kanarienvogel. Dann noch dies und das, was man greifen, sehen oder wiegen konnte. Das war gut zu entbehren bei uns zu Haus. Was aber Unwägbares, Ungreifbares, Unsichtbares mit ihr fortgewandert war, das lastete auf uns wie in einem Trauerhause.

Gut, daß zwei Tage später der Weltkrieg ausbrach. Ich könnte das „Gut“ in diesem Satz auch weglassen, weil es gotteslästerlich erscheint, den Weltkrieg gegen eine in Pension gegangene Tante Käthi

und — wie erwähnt — mit Hinblick auf das allgemeine Beste, das mir höher steht als mein persönlicher Vorteil. Gehabt Euch wohl!“

Einsilbig und unbefriedigt trieb der Erbarmungslose den Kutscher an und befahl den Gardereitern wachsam zu sein; er traute seinen Mitbürgern in Chiron wohl zu, daß sie sich in den Hinterhalt legten, um ihren Deputierten, der ungnädig schied, mit einer gutgezielten Bleikugel wegzuputzen. Dann bekamen sie das hellgetünchte Häuschen wirklich billig.

Man wich sorglich den Städten und Ortschaften aus, die man auf der Hinreise besucht hatte, und ratterte die Straße über Orléans durch den kalten Aprilregen, der Polycarpes Laune keineswegs besserte.

„Ich werde mir einen Schnupfen holen“, raunzte er Michelle an; „und daran bist du schuld. Wo sind meine Unterleibchen? In Paris? Natürlich! Von deinem Kram hast du das Überflüssigste mitgeschleppt, aber ich kann erfrieren, wie?“ (Fortsetzung folgt.)

Die Tante.

Von **Fritz Müller**.

Unsre Tante Käthi muß schon als Tante auf die Welt gekommen sein. Solange ich denke, ist unsre Tante Käthi immer zwischen sechzig und siebzig Jahren alt gewesen. Immer hieß es, wenn Besuch kam oder wenn wir Briefe an die übrige Verwandtschaft schrieben: „Ja, ja, die Tante Käthi geht jetzt auch schon stramm auf die Siebzig zu . . .“ Das „stramm“ war keine Übertreibung. Sie schlich' nicht, sie schlurfte nicht, sie hatschte nicht, sie ging immer ihren festen Schritt durch ihren und unsern Alltag. Ein fester Schritt durch hochgemute Feste, feste Schritte durch den Widerhall von Unglücksschluchten sind schlecht und recht. Der Schritt jedoch, der durch den Alltag nicht zermürbt wird, der ist mehr.

Außer dem Schritt hatte die Tante Käthi noch etwas Besondres: die glatte Haut. Da war kein Fältchen. Sie duldete nichts Schlaffes. Machte das Alter aus dem Kopf ein Köpflein, so hatte sich die Haut dem anzupassen, immer glatt und straff. Auch die Haut hielt Schritt.

Dieser Schritt — manches junge Blut, das unsrer Tante Wege kreuzte, hatte Mühe, mit ihrem Schritte Schritt zu halten.

Aber wie das immer ist mit Leuten, die in unsrem Dienst für uns besorgt sind — wir sind's nicht genug für sie. So daß uns eines Tags der Hausarzt dran erinnern mußte: „Was ich sagen wollte — Fräulein Käthi wird nächstens siebzig, nicht wahr? Was halten Sie davon, ihr das Gewerkel nunmehr abzunehmen?“

„Ich meine eine Karte von der Neukirchner Umgegend."

„Ja, da ist eine kleine da, Fräulein Käthi."

Im Zimmer 117 studierte eine Greisin eine Karte, bis die Augen brannten. Auf den Anstaltsgängen tuschelte es lächelnd: „Die von Nummer 117 verfolgt den Weltkrieg auf der Neukirchner Umgebungskarte, hihihi . . ."

An diesem Tage prasselten in den Vogesen die ersten großen Schlachtenschläge der kämpfenden Völker aufeinander. Unterdessen ging im Altersheime alles seinen alten Gang. Der Kaffee dampfte wie sonst, das Geduldspiel versickerte im Zeitensand wie sonst, die Oberin machte ihren Abendrundgang wie sonst, klinkte wie sonst die Türen ein wenig auf: „Wünsche gute Nacht, Frau Rat . . ., wünsche gute Nacht, Frau Sekretär . . ., wünsche gute Nacht, Fräulein Käthi . . ."

Der Kanarienvogel in Fräulein Käthis Zimmer schmetterte eine Antwort, und beruhigt klinkte die Türe wieder zu. Ja, wenn die Oberin den Kanarienvogel verstanden hätte: „Ich bin allein — ganz allein — die Tante Käthi ist fort — fort bei Nacht und Nebel . . .!"

Unterdessen wanderte eben diese Tante Käthi mit festem Schritt ihre dritte Wegstunde ab.

Als die Anstaltstüre hinter ihr lag und sie daran denken mußte, daß sie heute abend dem Geduldspiel mit der Frau Rat ausgekommen war, besann sich die Zeit, strich im Gesicht der Tante die eilig aufgepappten sieben Jahre wieder aus, bügelte die eingeschlichene Falte wieder zurück.

Indessen ging der abendliche Weg durch Dörfer, wo des großen Krieges Opferflammen rein auf allen Gassen brannten. Die Kinder sah sie bis in die sinkende Nacht Soldaten spielen. Mit spät einrückenden Reservisten ging sie lange Strecken fest im Schritt.

„Na, Mütterchen, wohin die Reise?" — „Heim!"

Sie sangen Soldatenlieder. Die Siebzigjährige bewegte dazu die Lippen. Lächeln tat sie diese ganze Nacht nicht. Nur ihre Augen glühten von den Opferfeuern weitum im Land. Und es ward ihr unbeschreiblich wohl.

Niemand hielt sie auf. Alle Dinge der Natur bemühten sich zu ihren Diensten. Sacht schob sie der Wind im Rücken. Die Bäume gingen dunkelrauschend ihren Ehrenwachenweg zu beiden Seiten. Die Landstraßen rollten sich ihr von selbst entgegen. Die Brücken falteten, Ja und Amen sagend, ihre Hände unter den Füßen der Wandernden über den Gewässern. Die Sterne leuchteten mit Macht.

Die ganze Nacht ist sie durchgewandert. Am Morgen war sie so frisch wie der Morgen selber. Es war ein Wunder.

auszuspielen. Aber gedacht haben wir das schandbare „Gut" damals dennoch, als uns die Tante-Käthi-lose Leere gallig packte und wir die hereinbrechende weltgeschichtliche Brandung als einen Umstellhebel des Gemüts empfanden.

Neukirchen lag an keiner Bahn. Tante Käthi ist mit einem Wagen hingekommen, denn zu Fuß wär's an die dreizehn Stunden gut gewesen. Und von Neukirchen selber wieder ab im Zickzack lag das Altersheim.

„Ihr habt mich gut aus der Welt hinaus versteckt", sagte sie grimmig.

Im Altersheim hatte sie Zimmer Nummer 117. Ein Garten war da, Berge waren da, ein See war da, freie Vögel waren da — lauter Dinge, die Tante Käthi bei uns niemals hatte. Sie wurde gut empfangen und besser noch gehalten.

Die Oberin machte ihr am ersten Tage schon einen liebenswürdigen Besuch. Verneigende Schwestern wurden ihr vorgestellt. Die angesehensten Insassinnen des Heims lächelten mit milden Gesichtern ins Zimmer Nummer 117 herein. Alle Fingerlang gab es eine brave Mahlzeit oder einen noch braveren Kaffee. Gute Bücher, nicht nur geistliche, wurden ihr auf den Tisch gelegt. Und ganz am Ende hieß es: „Fräulein Käthi, wünschen Sie noch was?"

„Sonst noch was? Sonst noch was?" wiederholte sie wie träumend, richtete sich straff und sagte: „Ja, ein bißchen was zu arbeiten."

Die Arbeit machen die Schwestern, aber wenn Sie ein Geduldspiel mit Frau Rat von Nummer 43 machen wollen . . ."

Solches Leben hielt die Tante Käthi an die sieben Tage aus. Sie alterte dabei um sieben Jahre. Die ersten Runzeln meldeten sich im glatten Tantenangesicht. Den ersten schlürfenden Schritt tat sie zum Geduldspiel hin und vom Geduldspiel weg.

Am achten Tag erfuhr sie durch einen Zufall, daß der Weltkrieg ausgebrochen sei. Eins der allerletzten Wellchen dieser Flut hatte sich ins Altersheim Neukirchen verlaufen und machte sich daran, in den krümelig gewordenen alten Herzen, die mit der Welt da draußen abgeschlossen hatten, zu versickern, wie im gelben Gartenkies. Und war nicht wenig erstaunt, wie die Insassin von Nummer 117 aus dem müden Wellchen Gischt schlug, daß es zischte.

„Gibt mir eine Karte, Schwester!"

„Hier ist eine illustrierte Karte mit der Vorderansicht unseres Heims."

„Eine Landkarte will ich."

„Im Altersheim haben wir keine Landkarten von Frankreich und Rußland, Fräulein Käthi. Und bis wir sie angeschafft hätten, ist vielleicht der Krieg schon vorbei."

Der sterbenskranke Melchior Hasenschröck.

Von P. L. M.

Rechnungsrat i. P., Rentner, mittelgroß, untersetzt, kräftig, mit einem großen runden Kopf und einem Gesicht, uneben, als hätten schlimme Buben mit Bolzen danach geschossen, war Melchior Hasenschröck siebenvierzig Jahre, grießgrämig und sterbenskrank; es fehlte nämlich beim Herzen. Er pflegte zu sagen, die Natur hätte ihn besonders stiefmütterlich behandelt, da sie dem Menschen zwei Ohren, zwei Augen, zwei Nasenlöcher, je zwei Lungenflügel, Arme und Beine und sogar zweiunddreißig Zähne (welch letztere sie sogar einmal gratis nachliefere) gibt, aber nur ein einziges Herz. Und ausgerechnet er, M. H., sei an diesem Herzen krank — an diesem einen, einzigen Herzen! Es tockte ein bißchen langsam und unregelmäßig, sonderlich nach guten Mahlzeiten oder nach ein paar starken Zigarren, schon nach einem Liter ungarischen Wein und natürlich am liebsten in der Nacht, wenn er schlafen wollte. Es war ein Elend! Siebenundzwanzig Ärzte, Professoren, Medizinalräte, Primarien, der gesamten Heilkunde Doktores und auch Spezialisten, die Wasserpritschler gar nicht gezählt, hatte er im Laufe der Jahre befragt. Ja, Kuren aller Art verschrieben sie ihm — Jodkuren, Arsenkuren, Bromkuren; sie schickten ihn ans Meer, ins Hochgebirge; sie ließen ihn eiskalt und brühwarm übergießen; sie empfahlen Enthaltsamkeit von Alkohol und Nikotin oder von Fleisch und gewürzten Zuspeisen; sie rieten zu Bewegung und reichlichem Aufenthalt im Freien — aber alldas nützte nichts. Es konnte schließlich nichts nützen, denn Melchior befolgte die ärztlichen Ratschläge entweder gar nicht oder nur sehr unregelmäßig. Warum hätte er sich auch von diesen Ignoranten belästigen lassen sollen, da doch sein Herz verdorben war und gegen verdorbene Herzen gab es kein Mittel! Das wußte er schon von Kindesbeinen an. Herz ist Herz und ein hines Herz ist eben ein hines Herz. Und am meisten ärgerte er sich über die Verlogenheit der Ärzte, die ihn zu untersuchen pflegten, seine Leidensgeschichte anhörten, lächelten und versicherten, allerdings sei eine Kleinigkeit nicht Ordnung, aber das mache nicht sehr viel aus — Leute mit Störungen, wie er, würden — hielten sie sich ein bißchen — mit Leichtigkeit achtzig und auch hundert Jahre. Diese Idioten! Helfen konnten sie ihm nicht und seine Krankheit ließen sie ihm erst recht nicht gelten.

Da entfloh Hasenschröck der Stadt mit den zahllosen Bekannten, die ihn täglich fragten, ob es nicht schon besser gehe, und auf seine mürrische Antwort, es gehe nicht besser, im Gegenteil, schmunzelten und sagten, er sei ein Hypochonder. Diese infame Bande! In Dump-

„Ei, Mütterchen, was habt Ihr noch für rote Bäcklein!" sagte der Händler im Dorf, bei dem sie im Vorübergehen ein kleines Glasschüsselchen kaufte.

Als die Tante wieder in unsrer Stadt ankam, war es zehn Uhr morgens. Um neun Uhr war die neue Stütze fortgegangen. Sie müßte Knall und Fall zu ihren Eltern zurück, hatte sie gesagt, die brauchten sie jetzt selber. Und bald darauf kam ein Nachbar voller Freude: sie hätten ihn zuerst nicht nehmen wollen, trotzdem er doch schon siebzig mitgemacht habe, aber eben habe man ihm geschrieben, er solle sich auf der Regimentskanzlei einfinden. Sie hätten vielleicht doch etwas für ihn.

„Ja, ja, die Siebziger kommen doch wieder zu Ehren!" schloß er strahlend den Bericht gerade in dem Augenblick, als ein Bub von der Straße hereingelaufen kam: „Eire Dande kommt — eire Dande kommt wieder!"

Da stand sie schon im Türrahmen und hatte ein kleines Glasschüsselchen in der Hand.

„Grüß Gott, Kinder!" sagte sie. „Da bin ich wieder — ich habe ein neues Schüsselchen für den Käfig mitgebracht, weil das alte rinnt." Und schritt pfeilgerad auf die Stelle im Zimmer zu, wo sonst der Vogelkäfig war, der jetzt im Altersheim hing.

„Und die neie Stitze is auch fort, Dande Kädi", sagte unser Jüngster plötzlich.

Tante Käthi hielt auf ihrem Gang zum nicht vorhandenen Vogelkäfig ein.

„Na, das trifft sich ja dann gut, daß ich wieder eingerückt bin", sagte sie so gleichmütig wie möglich.

„Ja, ja, ich sag's ja", wiederholte der Nachbar, „jetzt kommen die Siebziger wieder zu Ehren".

Und nur Mutter hielt die Tante fest und doch fast angstvoll bei den alten Händen und sagte: „Ach, liebe Tante Käthi, aber der Doktor —"

„Was ist mit dem Doktor?"

„Der hat gesagt — hat gesagt, wenn du bei uns bliebest, so tätest du dich — tätest du dich ins Grab arbeiten."

„Aber Kinder, das tun wir ja im Grunde alle, wenn wir unsern Platz ausfüllen. Könntet ihr euch etwas Bessres wünschen?"

es höchstens um zehn oder auch zwanzig Jahre verlängern. Was aber sind zwanzig oder dreißig Jahre gegen den Erddurchmesser — gegen die Ewigkeit, wollte ich sagen, nicht wahr?"

Melchior schluckte und schluckte und stimmte endlich bei, sogar ein bißchen stolz auf seine Philosophie. Doch um Morphium bat er, um das schlimme Herz zu meistern, wenn es Sprünge mache.

Da wehrte Kugelmaier sanft ab: „Nein, nein, das nicht, mein lieber Herr — jetzt noch nicht. Eigentlich geht es Ihnen jetzt noch gar nicht so übel. Ach, das bißchen Schweratmigkeit und das Herzklopfen! Es kommt noch schlimmer, noch viel schlimmer, verlassen Sie sich darauf, und die guten Narkotika wollen wir uns für das Ende aufheben, nicht wahr?"

„Ja . . . für das Ende . . ." stotterte der Rechnungsrat i. P.

Der Doktor drückte ihm warm und wie es schien mitleidig die Hand und ging, nicht ohne das Versprechen zu hinterlassen, gelegentlich wieder herzuschauen.

Melchior Hasenschröck war tief, tief nachdenklich. Daß es so schlecht um ihn stand, das hatte er allerdings nicht gewußt; das nicht. Aber er war ein Philosoph, wie der Kugelmaier sofort erkannt hatte, und ein Philosoph regt sich über derlei Kleinigkeiten, wie das Sterben eine ist, nicht auf; gewiß nicht. Immerhin mundete ihm mittags weder der Kalbsbraten, noch der Apfelstrudel, noch der starke schwarze Kaffee, noch der Karlowitzer, noch die Viginia, sondern die Worte Doktor Kugelmaiers vergällten ihm jeglichen Genuß. Was hatte er gesagt? Sterbenskrank hatte er ihn genannt — aber dem Rholing immer noch nicht elend genug, so daß er das Morphium verweigerte . . . Wir wollen es uns für das Ende aufheben, hatte er wohlmeinend und zartfühlend gemeint. Der Rüpel! Melchior schauderte und tötete die Zigarre, erst halbgeraucht, im Aschenbecher ab. Nicht einmal zu seinem gewohnten süßen Nachmittagsschläfchen fühlte er Lust. Wie sollte man denn gemächlich ruhen, wenn der Tod mit Stundenglas und Hippe schon vor der Tür lauerte? Nein, diese Landärzte! Da waren die Professoren und Spezialisten noch besser, die es einem wenigstens nicht glatt ins Gesicht hineinsagten, daß es Matthä am letzten war.

Schwermütige Falten gruben sich in das gebolzte Gesicht des bedauernswerten Hasenschröck, und ob er wollte oder nicht, immer und immer wieder mußte er an die Worte des Baders denken . . . Dabei fiel ihm auch allmählich ein, was der sonst noch gesagt hatte — wenn man sich mäßige in Speise und Trank, beim Rauchen und auch sonst, so könnte man schon noch ein paar Jährchen mitmachen. Zehn Jahre oder gar zwanzig, vielleicht auch dreißig. Aber das stünde einem Philosophen nicht dafür! Dieser Dummkopf! Melchior war jetzt fest überzeugt,

dorf, wohin er mit seiner Wirtschafterin übersiedelte, hatte er keinen Bekannten, keine Freunde und hier gab es keine Professoren und Medizinalräte und er konnte in aller Ruhe sterben, ohne daß ihm jemand einzureden suchte, daß er kerngesund sei. Sein Herz besserte sich allerdings auch hier nicht und der Wein, die Zigarren, die Schweinsbraten und Mehlspeisen machten es nach wie vor rebellisch. „Ach", seufzte Melchior Hasenschröck, „mit mir ist es aus . . . Aber warum soll ich mich quälen? Ich will Morphium haben, um wenigstens für Stunden meine Leiden zu vergessen . . ." Deshalb berief er den Doktor von Dumpdorf, den alten Kugelmaier, zu sich; er sollte ihm das süße Gift verschreiben.

Der alte Kugelmaier saß bereits fünfunddreißig Jahre auf dem Lande und was er auf der Universität gelernt hatte, das vergaß er bereits zehnmal, um sich dafür einige Kenntnis der menschlichen Natur im allgemeinen anzueignen. Dieser Kugelmaier kam also zu Melchior, untersuchte ihn, ließ sich ausführlich die Krankengeschichte und den Krankheitsverlauf erzählen, hörte geduldig und wie boshaft lächelnd Hasenschröcks liebloses Urteil über die Professoren, Medizinalräte, Primarien und Spezialisten an und sagte dann mit bedauernder Stimme: „Sie haben ganz recht, mein lieber Herr, Ihre Ärzte bisher haben das Leiden nicht erkannt und Sie allein beurteilten es richtig. Nicht wahr, Sie wollen von mir die Wahrheit wissen?"

„Natürlich!" sagte der Rechnungsrat i. P. ein wenig beklommen und sein zerbolztes Gesicht wurde vor Erregung blaurot.

„Sie sind sterbenskrank, mein lieber Herr, sterbenskrank, das steht leider fest. Das Herz, ja das Herz . . . Sehen Sie, was man Ihnen verordnete, war ja keineswegs falsch, und würden Sie sich daran halten, so könnten Sie noch ein paar Jährchen mitmachen — aber welchen Reiz bietet denn das Leben, wenn man nicht nach Lust schwere Zigarren raucht, schwere Weine trinkt, schwere Speisen genießt, dafür den halben Tag herumläuft und womöglich noch im Garten arbeitet wie ein Taglöhner? Nicht wahr, hab ich nicht recht? Da bleibt man lieber seinen süßen Gewohnheiten treu und fährt lieber früher in die Grube. Nicht wahr? Wozu wäre man denn sonst Philosoph — Sie sind doch Philosoph, nicht wahr?"

Melchior Hasenschröck rang mit dem Atem und versicherte, er sei ein gar großer Philosoph, eine Mitteilung, die der Bader mit erheblicher Genugtuung zur Kenntnis nahm.

„Ja, dann ist ja alles in Ordnung, mein lieber, lieber Freund. Als Philosoph stirbt es sich leicht und angenehm, wie man mir schon oft versicherte. Man lacht die Welt und ihre Torheiten aus, genießt das Restchen seines dummen Lebens und verzichtet auf die Kuren, die

Als der Doktor wieder einmal vorsprach und sich erkundigte, ob das Leiden denn noch nicht für Morphium reif geworden wäre, verneinte der Rechnungsrat i. P. kühl und versicherte, es gehe ihm recht gut und eigentlich habe er über nichts zu klagen. Das hörte Kugelmaier gern, aber er wollte sich durch eine neuerliche Untersuchung überzeugen, ob sich sein Patient nicht hinsichtlich seines Gesundheitszustandes täusche.

Widerwillig legte Hasenschröck Rock und Weste ab und ließ sich abklopfen und abhorchen. Natürlich, der Bader würde seinen Stolz dareinsetzen, das Herz verschlechtert zu finden. Aber Kugelmaier schüttelte erstaunt den Kopf: „Schau, schau, lieber Freund, das ist ja ganz wunderbar! Sollte ich mich das letztemal so arg getäuscht haben? Das ist gar nicht mehr dasselbe Herz, das ich neulich untersuchte! Ich kann wirklich mit dem besten Willen nichts daran ausstellen. Wirklich, mit dem besten Willen nicht. Ja, ja, man kann sich leicht täuschen, nicht wahr, das begreifen Sie?“

Der Rechnungsrat i. P. begriff es nicht, aber nickte: „Ich hab mir damals gleich gedacht, daß es nicht so arg sein kann, wo doch die Professoren nichts fanden. Und Professor bleibt Professor, kalkuliere ich.“

„Solche augenblickliche Besserungen kommen vor“, sagte Kugelmaier vorsichtig und betonte das Wort „augenblicklich“ in unangenehmer Weise. „Das sind so Mogeleien der Natur, die aber einen Philosophen nicht irreführen können, nicht wahr?“ Mit diesem Trost empfahl er sich und gelobte noch unter der Tür, es würde schon wieder schlechter werden.

Melchior fletschte ihm wütend die Zähne nach: „Kalbskopf! Deine Unkenrufe sind mir völlig schnuppe! Ich weiß, was ich weiß, und ich werde mich selbst behandeln! So ein verdummter Landbader wäre mir nichts dir nichts imstande, einem einzureden, man sei sterbenskrank. Fällt mir nicht ein — ich bin pumperlgesund!“

Melchior Hasenschröck blieb seiner geänderten Lebensweise treu, arbeitete ein bißchen, aß genügend, trank und rauchte mit Maß und war mit seinem Herzen recht zufrieden.

Seit jener ersten Konsultation des Doktors Kugelmaier sind siebzehn Jahre verstrichen, der Rechnungsrat i. P. lebt immer noch und fühlt sich ganz wohl; hingegen ist der Kugelmaier auf einem mühsamen Gang zu einem Patienten ins Gebirge plötzlich einem Herzschlag erlegen. Wenn auf ihn die Rede kommt, schmunzelt Melchior überlegen und kann es sich nie versagen, ihm eine unchristliche Leichenrede zu halten: „Er war ja ein ganz guter Kerl, aber von der Medizin hat er nichts verstanden, meiner Seel! Mich hat er schon vor langer Zeit für todkrank erklärt — am Herzen sollte es fehlen! Und er war unlieb genug, mir es ins Gesicht zu sagen, daß ich am letzten Loch pfeif! Aber sehen Sie, so sind die Ärzte, nicht nur, daß sie nichts verstehen, sondern sie

daß er kein Philosoph war und Philosophen überhaupt aus tiefster Seele heraus haßte und verachtete. Nein, nein, der alte Kugelmaier war ein ausgewachsener Esel — und wahrscheinlich beurteilte er den Zustand des Herzens überhaupt ganz falsch. Die Ärzte in der Stadt verstanden sich zweifellos darauf besser als so ein ungebildeter Landdoktor, der sich auf seine Unkenntnis auch noch viel zugute tut! Was fehlte ihm denn eigentlich, wenn man es recht bedachte? Ein bißchen schlechter Puls und ein bißchen Atembeschwerden! Du lieber Himmel, war das denn so arg? Anderen ging es bedeutend schlechter und sie klagten nicht darüber.

Voll elender Bekümmernis nahm Melchior Hasenschröck einen Rechen aus der Holzlage und machte sich damit im Garten zu schaffen, ebnete den Kiesweg und strichelte in den Beeten. Dabei rann ihm der Schweiß von der Stirn und er ächzte. Aber er hielt wacker aus. Körperliche Arbeit, das hatte man ihm schon oft verschrieben und auch der Kugelmaier meinte nebenbei, damit könne man sich das Leben verlängern . . . An den Händen Blasen, die Arme zum Zerbrechen müde und das Rückgrat verbogen, so beendete Melchior nach einer Stunde seine neue Tätigkeit und ging zum Krämer, um sich Zigarren zu kaufen — leichte, unschädliche Zigarren statt der giftigen Virginia, und hernach begab er sich zum Wirt vom „Schwarzen Adler“, wo er einen leichten Tischwein verlangte. Während er sonst bis gegen elf Uhr abends aufsaß und eine Zigarre nach der andern qualmte und ein Glas nach dem andern hinabschüttete, fielen ihm heute nach der furchtbaren Arbeit im Garten schon um neun Uhr die Augen zu; aber nicht sehr zuversichtlich legte er sich zu Bett, denn jetzt würde es sich zeigen, daß die Überanstrengung dem Herzen nicht vorteilhaft war; er machte sich auf schreckliche Atemnot gefaßt und in ihrer Erwartung kroch er in die Federn. Doch ehe ihn noch das gefürchtete Übel heimsuchte, war er schon eingeschlafen und schnarchte volltönend. Morgens staunte Melchior nicht wenig, wie frisch und angenehm er sich fühlte. Da konnte er doch unmöglich sterbenskrank sein, wenn er imstande war, schwer zu arbeiten, ohne daß das Herz darüber rebellierte. So beschloß er denn, vormittags einen weiten Spaziergang zu machen, mittags gar keinen Wein zu trinken und nur eine leichte Zigarre zu rauchen, nachmittags wieder im Garten zu schuften und abends früh zur Ruhe zu gehen. Und so sauer ihm anfangs diese mühevolle Tageseinteilung auch wurde, allmählich gewöhnte er sich daran, gewann ihr sogar einigen Geschmack ab und stellte befriedigt fest, daß das Herz damit recht gut einverstanden war und seine Beschwerden nachließen. Darüber freute er sich gewaltig und mehr noch darüber, daß der Kugelmaier ein vollendeter Schafskopf war, der ihn für sterbenskrank und für einen Philosophen hielt, dem es um zwanzig oder dreißig Jahre nicht zu tun war!

werden die Bedingungen sein, unter denen wir uns bereit finden können, mit unseren Feinden Frieden zu schließen? Das war die Frage, die wir uns vorlegten. In Österreich-Ungarn sowohl wie im Deutschen Reiche hat man sich aus politisch-militärischen Gründen bei der Erörterung dieser Frage eine gewisse Zurückhaltung auferlegt, ganz im Gegenteil zu unseren Feinden, deren Anforderungen an eine den Krieg beendigende Neuordnung der Dinge in Europa umso mehr anschwollen, je stärker die Schläge waren, die ihnen versetzt wurden. Da kamen die denkwürdigen Erklärungen des deutschen Reichskanzlers in der Reichstagssitzung vom 5. April, die, ohne ins Einzelne zu gehen, doch scharf und bestimmt die Grundlinien für die Friedenspolitik der deutschen Reichsregierung kennzeichneten. Nun sollte kein Zweifel daran noch möglich sein, daß die leitenden Kreise Deutschlands und Österreichs Friedensziele anstrebten, in deren Erreichung zugleich die Bürgschaft einer längeren Dauer der Neuordnung der europäischen Dinge liegen sollte, mit anderen Worten, man war entschlossen, einen Zustand zu schaffen, der die Wiederholung eines derartigen ungeheuerlichen Krieges zur Unmöglichkeit machen sollte.

Auch der Reichskanzler ging in seiner Rede davon aus, daß wir — im Gegensatz zu dem Jahre 1870, in dem die Reichslande und das Kaisertum für jeden Deutschen den Sieg bedeuteten — diesmal nur das eine Ziel hatten, uns zu wehren, uns selbst zu behaupten, „den Feind von der Heimat fern zu halten und von dort, wo er seine Vernichtungs- und Zerstörungswut in so schauerlicher Weise betätigt hatte, wieder zu vertreiben". Auch er bezeichnete als Sinn und Ziel des ganzen Krieges „ein Deutschland, so fest gefügt, so stark beschirmt, daß niemand wieder in die Versuchung gerät, uns vernichten zu wollen, daß jedermann in der weiten Welt unser Recht auf Betätigung unserer friedlichen Kräfte anerkennen muß". Auch der leitende deutsche Staatsmann hatte der Ansicht Ausdruck gegeben, „der Kriegsgemeinschaft mit Österreich-Ungarn müsse eine Arbeitsgemeinschaft des Friedens folgen im Dienste der wirtschaftlichen und kulturellen Wohlfahrt der immer enger verbündeten Reiche".

Im Mittelpunkte der Ausführungen des deutschen Kanzlers stand ein Punkt, der Österreich-Ungarn ebenso berührt wie das Deutsche Reich: die Wiederherstellung Polens. Hier ließ seine Rede an Klarheit und Bestimmtheit nichts vermissen, hier zeigt es sich, welche bedeutungsvolle Wandlung in den Ansichten der Staatsmänner Mitteleuropas über das Schicksal Polens dieser Krieg hervorgerufen hatte. „Unsere und Österreich-Ungarns Absicht" — so äußerte sich der Kanzler — „ist es nicht gewesen, die polnische Frage aufzurollen, das Schicksal der Schlachten hat sie aufgerollt. Nun steht sie da und harrt der Lösung.

beunruhigen einen noch überdies mit ihrer Ignoranz. Wahrhaftig, hätt ich mich seiner Behandlung anvertraut, ich läg schon längst unter dem Rasen. Aber ich bin ein Philosoph und schwör's, mir kommt keiner mehr ins Haus, kein Professor, kein Medizinalrat, kein Internist schlechtweg, kein Spezialist und kein Landbader — es ist einer wie der andere!"

Der „ewige Friede" und der „ewige Krieg".

Versuch einer Beantwortung der Frage: Wie lange noch Krieg?

Von **Wilhelm Rullmann.**

1. Die Friedensziele der Mittelmächte.

Wir alle kannten die Kriegsziele unserer Feinde, als dieser Millionen an Menschenleben vertilgende und Milliarden an Werten zerstörende Krieg seinen Anfang nahm.

England hatte Belgien als Vorwand gebraucht, aber es hatte die Vernichtung der deutschen Handelsmacht fest im Auge und schon damals tauchte in den englischen Blättern die alberne Phrase von der Vernichtung des „deutschen Militarismus" auf.

In Frankreich sprach man offen von der Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens und man dachte dabei an die Besitzergreifung des ganzen linken Rheinufers.

In Rußland war die panslawistische Presse von besonderer Redseligkeit, wenn sie auf das Kapitel der Kriegsziele zu sprechen kam. Die vollständige Zertrümmerung Österreich-Ungarns war etwas Selbstverständliches, Preußen sollte Schlesien, Ost- und Westpreußen genommen werden und über Berlin und Wien sollte der Weg nach Konstantinopel führen.

Wie gesagt, wir kannten von vornherein die Kriegsziele unserer Feinde. Aber diese kannten die unseren nicht. Und warum nicht? Ganz einfach deshalb, weil wir keine Kriegsziele hatten. Denn der Kampf, den wir führen mußten, war ein Kampf der Verteidigung. Es war ein Kampf der Abwehr gegen einen räuberischen Überfall, der unser Vaterland bedrohte, gegen das sich Millionen in Bewegung setzten. Nur an die Abwehr dachte man in Deutschland und ebenso in dem uns verbündeten Österreich-Ungarn. In beiden Reichen lebte nur ein Gedanke: es gilt, die Grenzen unseres Vaterlands, es gilt, den heimischen Herd zu schützen!

Aber je länger dieser mörderische Krieg dauerte, desto mehr sahen wir uns veranlaßt, Friedensziele ins Auge zu fassen. Welcher Art

Mit der Bildung eines derartigen Staates wäre ja auch der Forderung des englischen Kabinettchefs Genüge geschehen, der für die Neuordnung Europas bei einem Friedensschlusse in erster Linie die Berücksichtigung der Nationalitäten verlangte. Denn die russischen Ukrainer bilden ein Volk, das sich von den Großrussen nicht nur durch Sprache und anthropologische Besonderheit unterscheidet, sondern das auch seine eigene Geschichte und nationale Kultur hat. Nur um die öffentliche Meinung in Europa irrezuführen und das ukrainische Volk als selbständige Nation zu unterdrücken, hat die russische Regierung mehrmals die ukrainische Sprache als ein „russisches Idiom" bezeichnet und das Land selbst in „Klein-Rußland" umgetauft. Sie hat sich damit in Widerspruch mit den angesehensten russischen Gelehrten gesetzt, denn in einem Berichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften wurde im Jahre 1904 bei der Beratung eines neuen Preßgesetzes ausdrücklich festgestellt, daß an der Selbständigkeit der urkrainischen Sprache nicht zu zweifeln sei und daß ihr Ursprung bis in die vortartarische Zeit zurückreiche.

Man hat der Ansicht Ausdruck gegeben, daß die Ukrainer als Anhänger der russischen Orthodoxie doch zum Zaren, dem geistlichen Oberhaupte gravitierten. Dagegen heißt es nun in der von der „ukrainischen Zentralorganisation" herausgegebenen Schrift „Die ukrainische Staatsidee und der Krieg gegen Rußland", Berlin, 1815:

„Die ukrainische, in abendländischer Kultur ausgebildete Geistlichkeit konnte nie die russische cäsaro-papistische Orthodoxie anerkennen und ganze Jahrzehnte weigerte sie sich hartnäckig, die Obergewalt des moskowitischen Patriarchen (nachher des Synods) über sich anzuerkennen, bis es Peter I. mit Hilfe des Sultans gelang, den Konstantinopeler Metropoliten zu zwingen, auf seine Oberhoheit über die ukrainische Geistlichkeit zu verzichten. Überhaupt hat der ukrainische Klerus nur unter der Bedingung das geistliche Oberhoheitsrecht Moskaus anerkannt, daß alle Geistlichen in der Ukraine durch Klerus und Zivilbevölkerung frei gewählt werden."

* * *

Weniger bestimmt und deutlich hat sich der deutsche Reichskanzler in jener denkwürdigen Rede vom 5. April über die Sicherung der Westgrenze Deutschlands bei dem Abschlusse des Friedens ausgesprochen. Er sprach nur im allgemeinen von der Schaffung von „Garantien dafür, daß Belgien nicht englisch-französischer Vasallenstaat, nicht militärisch und wirtschaftlich als Bollwerk gegen Deutschland ausgebaut wird". Aber er fügte ausdrücklich hinzu: „Auch hier giebt es keinen Status quo ante."

Deutschland und Österreich-Ungarn müssen und werden sie lösen. Den Status quo ante kennt nach so ungeheuren Geschehnissen die Geschichte nicht. Nach dem Kriege wird ein Neues sein: das Polen, auf das der russische Tschinownik unter Erpressungen nnd Ausraubungen seinen Fuß gesetzt, das der Kosak brennend und sengend verlassen hat, ist nicht mehr". Weiter sagte der Kanzler:

„Herr Asquith spricht in seinen Friedensbedingungen von dem Prinzip der Nationalität. Wenn er das tut und wenn er sich in die Lage des unbesiegten und unbesiegbaren Gegners versetzt, kann er dann annehmen, daß Deutschland die von ihm und seinen Bundesgenossen befreiten Völker zwischen dem Baltischen Meer und den wolhynischen Sümpfen freiwillig wieder dem reaktionären Rußland ausliefern wird, mögen es Polen, Balten, Litauer oder Letten sein? Nein, Rußland darf nicht zum zweiten Male seine Heere auf die ungeschützte Grenze Ost- und Westpreußens aufmarschieren lassen, nicht noch einmal mit französischem Geld Deutschland als Einfallstor benützen und in das ungeschützte Weichselland einrücken."

* * *

Es ist der polnische Pufferstaat, der nach den Absichten der leitenden Staatsmänner der mitteleuropäischen Mächte als Schutzwall gegen das nach dem Westen vordringende russische Riesenreich errichtet werden soll.

Hier sei eine Zwischenbemerkung gestattet.

Warum — so werden viele fragen — hat der deutsche Reichskanzler nicht noch von einem anderen Pufferstaat gesprochen, dem eine nicht minder wichtige Aufgabe zufallen würde wie dem wiederhergestellten Polen, da seine gesicherte Existenz dem Vordringen Rußlands nach dem Balkan und nach Konstantinopel ein für allemal den Weg verlegen würde?

Ein selbständiger, aus den ruthenischen Gebietsteilen Ostgaliziens und den ruthenischen Gouvernements Rußlands zusammengesetzter, an Österreich-Ungarn angeschlossener Staat, ein Königreich Kiew oder Ukraine, wie man es nun immer nennen möge, mit einem österreichischen Erzherzog an der Spitze, würde als weiterer Schutzwall gegen das russische Vordringen für den Frieden Europas nicht minder wichtig sein als ein Königreich Polen mit einem preußischen oder sächsischen Prinzen an der Spitze.

Das östliche Galizien zählt ungefähr vier bis fünf Millionen, Rußland mehr als 30 Millionen Ruthenen oder Ukrainer, zusammen also würde der neue Staat ungefähr 35 Millionen zählen.

wird England, das ihm früher Geld für den Krieg gegeben hat, nun auch so freundlich sein, ihm mit Geld für den Friedensschluß auszuhelfen. Aber wenn dann England selbst nichts mehr hat? Nun, dann mag sich England bei den reichen und durch diesen Krieg so überreich gewordenen amerikanischen Vettern Geld verschaffen, die es ja auch schon während des Krieges um eine halbe Milliarde angepumpt hat.

Die Friedensziele Deutschlands an der Ostsee.

Nach Osten hin hatte Rußland von je leichtes Spiel, bis es endlich doch mit Japan in einen kriegerischen Konflikt kam. Nach dem Westen hin dehnte sich das Zarenreich durch eine ununterbrochene Kette von Eroberungskriegen aus.

Im 18. Jahrhundert hatte Rußland 51, im 19. Jahrhundert 44 Kriegsjahre.

Um das Jahr 1600 hatte Rußland einen territorialen Umfang von ungefähr neun Millionen Quadratkilometer, zu Beginn dieses Jahrhunderts umfaßte es über 22 Millionen.

Die Bevölkerung Rußlands betrug zu Beginn des 19. Jahrhunderts 40 Millionen. Bei Ausbruch des gegenwärtigen Krieges wurde sie (von Hoetzsch in seinem bekannten Werke über Rußland) auf 153 Millionen geschätzt. Bliebe es bei den gegenwärtigen Verhältnissen, so würden im Jahre 2000 ungefähr 90 Millionen Deutschen 300 Millionen Russen gegenüberstehen.

Für das zivilisierte westliche Europa bedeutet dieses Vordringen Rußlands eine drohende Gefahr, die schon Vater Arndt erkannt hat. Zur Zeit des Krimkrieges forderte er auch den Anschluß Österreichs und Preußens an die Westmächte, um die Europa drohende Gefahr, von den Umarmungen des Kolosses erdrückt zu werden, ein- für allemal abzuwenden. Es soll — so meint Arndt — dem Zaren gewiß nicht zugemutet werden, national-russisches Land abzutreten, sogar die Krim soll ihm verbleiben, aber die Länder fremden Volkstums, die Rußland sich durch seine Übermacht angegliedert hat, die muß es wieder hergeben. Unter anderem forderte Arndt auch die Rückgabe Finnlands an Schweden. In demselben Sinne äußert sich Geheimrat M. v. Gruber in der Zeitschrift „Osteuropäische Zukunft" in einem Aufsatz über „Lostrennung der Fremdvölker von Rußland":

„Erst der Krieg hat allen klar gemacht, daß wir, um eine stetige, feste und erfolgreiche Welthandelspolitik führen zu können, uns zuerst aus unserer Heimat eine feste und unüberwindbare Burg machen müssen, die genug Lebensraum und Nahrungsraum bietet, um einen Millionen-

Daß der Kanzler Frankreich in seiner Rede nicht berührte, läßt sich begreifen. Denn mit welchem Frankreich soll Deutschland bei einem Friedensschlusse verhandeln? Es gibt da ein Frankreich, in dem sich nicht nur der Straßenpöbel, sondern auch die „führenden Geister" in einer wahnsinnigen Erregung befinden, die überhaupt jede vernünftige Erwägung und Überlegung ausschließt. Das ist das Frankreich, das die „Boches", die „Hunnen" und „Barbaren" und „Attila II" erfunden hat, dessen Stimmführer Anatole France und Barrère sind und dessen giftsprühende Wut in der Pariser Presse die verworrene Sprache eines Fieberkranken führt. Mit diesem Frankreich sollte man kein Mitleid fühlen, keine Schonung üben. Aber es gibt daneben noch ein zweites Frankreich, dem wir eine pietätvolle Achtung bewahrt, die das Erbteil der Vergangenheit ist. Das ist das Frankreich, das sich um den kulturellen Fortschritt so große Verdienste erworben hat. Das ist das Frankreich, von dem unser Goethe bekannte, daß er ihm den besten Teil seiner Bildung verdanke. Das ist das Frankreich, mit dem Deutschland noch vor zehn Jahren, ehe noch die Einkreisungspolitik Englands ihre Früchte trug, in so inniger Fühlung stand. Dieses Frankreich, das das Land der Arbeit und des Wohlstandes, des Geschmacks und der feinsten gesellschaftlichen Bildung war, ist das Opfer seiner chauvinistischen Hetzer geworden und es braucht zehn Jahre, um den Boden wieder ertragsfähig zu machen, den der Krieg verwüstet hat, und ein Vierteljahrhundert, um seinen früheren Wohlstand wieder zu erlangen. Mit diesem Frankreich ein schonungsvolles Übereinkommen zu treffen, empfindet man in Deutschland wie in Österreich-Ungarn als ein Bedürfnis und man wird hier wie dort geneigt sein, auch der Tapferkeit Rechnung zu tragen, mit der die Söhne der Republik für ihr Vaterland geblutet haben. Bei diesem Widerstreit der Empfindungen, die das Frankreich der Gegenwart in uns weckt, kann nur die Zeit eine gewisse Klärung bringen, aber höchstwahrscheinlich werden wir mit diesem Volke, mit dem wir seit Jahrhunderten so oft die Schwerter kreuzten, leichter zu einer Verständigung gelangen, als mit unseren liebenswürdigen Vettern jenseits des Kanals.

Auch von den Kriegsentschädigungen fiel in der Rede des deutschen Reichskanzlers vom 5. April nicht ein Wort. In der Tat tappen wir, was diesen Punkt betrifft, vollständig im Dunklen. Wenn dieser Krieg auch noch nur ein oder zwei Jahre dauert, werden sich die verbrauchten Summen in den sechs großen Reichen auf hunderte von Milliarden belaufen. Und doch, wie anders soll zum Beispiel Österreich-Ungarn sich von Italien für den Aufwand von Gut und Blut, den ihm dieser räuberische Überfall des beutegierigen Nachbarn verursachte, entschädigen lassen als durch die Zahlung von Geld, da Landerwerbungen ihm ja nur einen neuen Herd von Unruhen schaffen würden. Vielleicht

den ganzen baltischen Provinzen festen Fuß zu fassen und auch hier einen Schutzwall gegen Rußland zu errichten, der dann von Riga oder Reval über Warschau bis nach Odessa hin führen und an der Ostsee Länder umfassen würde, die früher schon einmal Glieder des Deutschen Reiches waren. Dabei würde Deutschland durch die Häfen von Libau, Windau, Riga, Pernau und Reval die Herrschaft über den östlichen Teil der Ostsee und zugleich fruchtbare Landschaften gewinnen, die bei besserer Bewirtschaftung für eine deutsch-bäuerische Siedelung Raum und gleichzeitig die Möglichkeit bieten, mit ihren Ernteergebnissen der Bevölkerung des Deutschen Reiches neue Ernährungsquellen zuzuführen. Die Ostseeprovinzen würden für Deutschland dasselbe bedeuten, was die Ukraine, diese „Kornkammer Europas", für Österreich-Ungarn bedeuten würde.

Auch einen Sitz deutscher Kultur würden wir damit wiedergewinnen — Dorpat. Diese Universität wurde vor drei Jahrhunderten von Gustav Adolf gegründet, „damit das martialische Livland zu Tugend und Sittsamkeit gebracht werde". Von Peter dem Großen aufgelöst, wurde die Dorpater Hochschule von Alexander I. wieder hergestellt. Sie zählte im ersten Jahre, 1802, nur 47 Hörer, aber bald wurde sie ein von vielen aufgesuchter Sitz der Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Bildung. Später verfiel auch sie der Russifizierung, sie wurde in „Jurjew" umgetauft und seit dem siegreichen Vordringen der Deutschen im Sommer 1915 irren die flüchtigen Überreste dieses russifizierten Bildungsinstitutes von einer Stadt zur anderen umher. Sie haben kürzlich dadurch von sich reden gemacht, daß sie an den General Kuropatkin eine Ergebenheitsadresse sandten, in der sie sich als „Vorkämpfer der Russischen Kultur" (sic!) bezeichneten.

Durchhalten.

Ein Nachwort.

Herr Asquith, der kürzlich bei seiner Anwesenheit in Rom eine Audienz im Vatikan hatte, soll dem Papste gegenüber geäußert haben: der Krieg werde seiner Ansicht nach noch über sechs Jahre lang dauern.

Das ist etwas viel gesagt. Aber immerhin dürfte dieser Krieg, nicht wie der bulgarische Minister des Äußern mit aller Entschiedenheit behauptete, „in diesem Sommer enden", sondern sich „noch etwas in die Länge ziehen".

Aber eines Tages wird das völlig erschöpfte und von der Macht eines beispiellosen Krieges zu Boden gedrückte Europa doch gezwungen sein, zu einer friedlichen Beilegung dieses gigantischen Völkerzwistes seine Zuflucht zu nehmen, um die Heilung der Wunden zu ermöglichen, die ihm dieser mörderische Krieg geschlagen hat.

nachwuchs in sicherer Hut großziehen zu können. Dies können wir aber nur dann erreichen, wenn wir die Macht Rußlands brechen, wenn wir Rußland so weit wie möglich nach dem Osten zurückwerfen und so zwingen, seine Entwicklungsmöglichkeiten in Asien zu suchen. Rußland ist unser weitaus furchtbarster Feind. Diese Ansicht muß in die deutschen Gehirne hineingehämmert werde. Rußland drängt zum westlichen Meer, weil es dann erst, wenn es hier Fuß gefaßt hat, in den Vollbesitz und freien Gebrauch seiner ungeheuren Kräfte käme, dann zum Beherrscher der östlichen Hemisphäre werden würde, wovon sein gewalttätiger Ehrgeiz träumt. Auf dem Wege zur Nordsee, wie auf dem zum Mittelmeer, findet es aber uns als unübersteigliches Hindernis. Nur über unsere Leiche kann es dahin gelangen, denn wir können dies unmöglich dulden, weil es mit unserem selbständigen Leben und unserer wirtschaftlichen und völkischen Entwicklung unvereinbar ist." — „Daher die unversöhnliche Feindschaft. Nur dann, wenn sich Rußland völlig vom Westen abwenden, auf das Ziel des Strebens von zwei Jahrhunderten verzichten würde, wäre eine Versöhnung zwischen uns möglich. Freiwillig wird es dies aber niemals tun. Sobald es sich erholt haben wird, wird es neuerdings über uns herfallen."

Und weiter sagt Gruber an der bezeichneten Stelle:

„Die Völker, welche das russische Joch nur gezwungen und widerwillig tragen, müssen wir von Rußland losreißen und auf unsere Seite zu bringen trachten. Finnland zählte im Jahre 1912 3·35 Millionen Einwohner, die Bevölkerung der drei baltischen Provinzen und jener russischen Gouvernements, die, um eine strategisch gute Grenze zu gewinnen, Rußland abgenommen werden müßten, wurde für 1914 auf etwa 13 Millionen geschätzt. Polen und das Gouvernement Grodno zusammen dürften etwa 12 Millionen beherbergt haben, Beßarabien etwa 2 Millionen. Das gibt zusammen ungefähr 30 Millionen, um welche Rußland schwächer und die Sache der Mittelmächte stärker würde. Sollte es gelingen, die Ukraine der russischen Herrschaft zu entreißen und auf unsere Seite herüberzuziehen, so stände ein weiteres Land mit ungefähr 25 Millionen auf unserer Seite."

Wird die Erwerbung Kurlands, die von deutscher Seite in Aussicht genommen ist, eine ausreichende Sühne für das Verbrechen sein, das mit der Anstiftung dieses furchtbaren Krieges von russischer Seite begangen wurde? Im Zarenreiche würde man einen derartigen Verlust leicht verschmerzen und man wird sich dort sagen: in jedem Monat werden bei uns ungefähr zwei Zukunfts-Armeekorps geboren und in zwanzig Jahren werden wir eine solche Übermacht haben, daß wir uns Kurland zurückgewinnen und noch das halbe Preußen dazunehmen können. Also mit dem Anschluß von Kurland an Preußen ist es nicht getan, es gilt, in

Das deutsche Volksheer.

Von **Ludwig Haas**, M. d. R.*

Meine Herren, die Schulbildung schafft ein gut Teil der Stärke unserer Armee. Aber noch etwas anderes hat ein Stück Stärke unserer Armee geschaffen: das ist die Tatsache, daß wir ein politisches Volk geworden sind. Draußen, meine Herren, steht keiner, der nicht weiß, für was er kämpft. Fragen Sie den einfachsten Musketier! Der weiß, warum dieser Kampf geführt werden muß, und er kennt ein Stück Entstehungsgeschichte dieses Krieges. Und nun meine ich: Fragen Sie in den russischen Regimentern den Russen, warum er kämpft, und prüfen Sie, ob er eine Antwort geben kann, und fragen Sie die Hilfsvölker Englands und die Hilfsvölker Frankreichs, fragen Sie meinetwegen auch den englischen Söldner, ob er die Antwort darauf geben kann, warum er nun in diesem schweren Kampfe steht! Diese klare Erkenntnis, die sich in der deutschen Truppe findet, erklärt sich dadurch, daß wir ein politisches Volk geworden sind.

Meine Herren, wir haben manchmal geklagt über die Volksversammlungen, und wir haben geklagt über die deutsche Presse, und wir haben wohl vielfach mit Recht geklagt; wir haben gemeint, daß die Art, wie die politischen Kämpfe geführt werden, nicht gut sei, aber wenn wir uns jetzt im Felde draußen umsehen, ja, da drängt sich uns die Überzeugung auf, daß alle Parteien, sie mögen heißen, wie sie wollen, wertvolle Kräfte in unser Volk hineingetragen haben. Draußen steht der Mann, der erfüllt ist von dem Gedanken konservativer Staatsanschauung und draußen kämpft der Mann mit den Ideen des Zentrums und der Mann mit dem liberalen Staatsgedanken, und draußen stehen die vielen Tausende, die von der Sozialdemokratie herkommen, und jeder bringt in seiner Art ein gutes Stück staatsbürgerliches Bewußtsein mit, und jeder bringt in seiner Art die Überzeugung mit, daß dieses Land von uns verteidigt werden muß, und daß es unsere Pflicht ist, für dieses Land zu kämpfen und für dieses Land zu bluten. Und diese Tatsache, daß Staasbürger draußen stehen, diese wertvolle Tatsache verdanken wir dem politischen Leben, die verdanken wir der politischen Arbeit aller Parteien. Deshalb wollen wir aber auch für den Frieden den Gedanken mitnehmen, daß wir uns gegenseitig versöhnlicher gegenüberstehen wollen, daß wir uns gegenseitig etwas mehr verstehen wollen. Meine Herren, wenn die politischen Führer diesen Gedanken nicht verstehen sollten, wenn die politischen Parteien die Neigung zu größerer

---

* Dieser Auszug aus der von Ludwig Haas im Deutschen Reichstag am 17. Jänner gehaltende Rede muß auch in Österreich Anklang finden, wo wir — augenblicklich — leider keine Abgeordneten haben, die so aus dem Volk heraus und zum Volk sprechen können.

Unsere Sache muß es sein, dafür zu sorgen, daß dieser Zwang sich bei unseren Feinden früher und stärker fühlbar machen wird als bei uns und unseren Verbündeten.

Wie sollen wir dies erreichen?

Zunächst dadurch, daß wir unserer Sehnsucht nach Frieden Schweigen gebieten und uns darauf gefaßt machen, daß dieser Krieg noch jahrelang andauern wird.

Zweitens: Daß wir die feindlichen Gebiete, die wir in unserer Gewalt haben, besetzt halten und noch weiter befestigen, wobei wir uns an der Westfront wie an der Ostfront wesentlich in Defensive halten, die uns ermöglicht, unsere Streitkräfte hier zu schonen.

Drittens: Daß wir um so energischer unsere militärische Aktion im Orient fortsetzen und als Endziel derselben die Besetzung des Suezkanals ins Auge fassen, da hier allein England besiegbar ist.

Viertens: Daß wir willig und freudig die Opfer auch weiter tragen, die uns der Krieg an Anstrengungen und Entbehrungen jetzt schon auferlegt hat.

Fünftens: Daß wir auf wirtschaftlichem Gebiete mit unseren Verbündeten Vereinbarungen treffen, die uns die Zufuhr von Lebensmitteln aus dem Orient und den Balkanländern ermöglichen, und uns zugleich in unsere Lebensführung die größte Sparsamkeit und Einfachheit auferlegen.

Endlich! Daß unsere Frauen in dem Umwandlungsprozeß, der sich schon jetzt in ihrem Erwerbs- und Wirtschaftsleben, in der Erweiterung ihrer Berufstätigkeit, und nicht zum letzten in ihrer einfacheren, sich den Verhältnissen anpassenden und von allem Luxus sich freihaltenden Lebensführung vollzieht, unermüdlich ausharren.

Wir müssen immer daran denken, daß es jetzt gilt, das Leben zu fristen und nicht es mit allen Reizen auszuschmücken, daß wir von der Notwendigkeit gezwungen sind, in unseren Gärten mehr Kohl und Kartoffeln zu pflanzen als Rosen und Nelken. Wir werden immer noch Zeit finden, einen Band Goethe zur Hand zu nehmen oder uns zu Beethoven oder Wagner in das Reich des Schönen zu flüchten. Im übrigen aber hat gerade dieser Krieg uns gelehrt, daß es nicht bloß schön ist, für das Vaterland zu sterben, daß es auch schön ist, für das Vaterland zu leben, indem wir uns, jeder nach dem Maße seiner Kräfte, an dem Handeln und Dulden beteiligen, dessen Zweck die Erhaltung unseres teuren Vaterlandes ist.

---

vosität entschuldigen. Nach meinen Beobachtungen sind draußen die Leute außerordentlich frisch und frei von Nervosität, und viel mehr Nervosität beobachte ich bei uns zu Hause als draußen im Felde. Aber, meine Herren, ein gut Teil Stärke unserer Armee beruht auch darin, daß das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen an der Front ein außerordentlich gutes ist. Gewiß gibt es Ausnahmen; aber ich möchte nach meinen Beobachtungen wiederholen, was ich im Haushaltsausschuß erklärt habe: das Verhältnis zwischen Offizier und Mann an der Front dürfen wir geradezu als ein ideales bezeichnen. Natürlich gibt es auch Ausnahmen. Aber wir wollen doch die Dinge im ganzen übersehen, und da wird mir jeder recht geben, wenn ich sage, daß die Dinge kaum besser sein können. Wenn ein Offizier oder auch ein Unteroffizier mit sozialem Hochmut an die Front gekommen ist, so wird er im Kriege sehr schnell von seinem Hochmut kuriert werden und wird sehr bald sehen, daß im Kriege nicht Geburt und Stand entscheidet. Er würde sehr schnell beobachten, wenn er durch den Schützengraben geht, daß unter den einfachen Musketieren sich genug Leute finden, die nach Stand und Bildung ihm durchaus ebenbürtig sind. Außerdem gibt es in der Welt nichts, was die Menschen einander näher bringt als Krieg und gemeinsame Gefahren. Das müßte ein sonderbarer Mensch sein, der auf einen anderen mißachtend heruntersieht, mit dem er gemeinsam in schwerer Not gelebt hat. Jeder, der draußen ist, sieht, wie gut, brav und lieb unsere Leute sind, und ich kann mir nicht vorstellen, daß dieser Eindruck nicht dafür sorgen sollte, daß die Untergebenen gut und freundlich behandelt würden. Wie oft hat mir nicht der eine oder andere Kamerad gesagt, der Vorgesetzter war: wenn ich einmal grob geworden bin — und wer würde nicht einmal grob? — habe ich es hinterher immer bereut und mir gesagt: ich weiß ja nicht, ob der Mann in wenigen Stunden oder Tagen nicht vor dem Feinde fällt, und dann würde ich die Reue nicht wieder los. Das ist mir so oft mitgeteilt worden, daß ich die Überzeugung habe, daß das das allgemeine Gefühl bei den Vorgesetzten ist.

Der Herr Kollege van Calker hat mit Recht von der Notwendigkeit der Disziplin gesprochen. Aber es ist gar nicht so sehr nötig, mit Strenge und harten Worten die Disziplin zu schaffen, weil in unserem Volke ein so starkes Gefühl für die Notwendigkeit der Disziplin vorhanden ist. Ja, meine Herren, diese freiwillige Disziplin ist vorhanden, und dieses Gefühl freiwilliger Unterordnung existiert bei den Angehörigen aller Parteien, gleichgültig, ob sie auf der rechten Seite stehen oder den Gewerkschaften angehören. Es steht draußen ein diszipliniertes Volk. Ich will nicht den Versuch machen, ein besonders schönes Idealbild zu entwerfen. Ich weiß, es wird auch draußen geklagt. Der Herr

Versöhnlichkeit nicht schaffen würden, o, wenn die Männer aus den Schützengräben heimkommen, die werden in den politischen Parteien dafür sorgen, daß dieser Gedanke der Verständigung, der Milde und des gegenseitigen Verstehens Raum findet in den politischen Parteien; denn der Sozialdemokrat, der mit dem Zentrumsmann zusammen im Schützengraben gelegen hat, und der Konservative, der sich mit dem Liberalen draußen im Schützengraben so gut verstand, der bringt eben den Gedanken mit nach Hause: wir sind alle miteinander brave Kerle gewesen, haben alle miteinander unsere Schuldigkeit getan; wir wollen nach dem Kriege wieder miteinander kämpfen, weil wir miteinander kämpfen müssen, weil das eine Notwendigkeit ist, weil Weltanschauungen und Staatsanschauungen miteinander ringen: aber verstehen werden wir uns gegenseitig, und wir wollen anerkennen, daß jeder sein Vaterland liebt, und daß wir nur darüber streiten, welcher Weg der richtige ist zum Wohle des Volkes; aber die Liebe zum Vaterlande, die wir alle miteinander haben, die wollen wir uns nicht bestreiten.

Und dann, wir haben vor dem Kriege darüber miteinander gestritten, ob die Landwirtschaft die guten Soldaten stellt oder die Industrie, und was haben wir gesehen, als wir draußen waren? Alle miteinander sind sie gute Soldaten gewesen, und jeder brachte so ganz besondere Kenntnisse, Erfahrungen, eine besondere Eigenart mit, die militärisch nützlich gewesen ist. Wir haben gesehen, wie gut sich der Industriearbeiter bewährt hat, und ich meine, das werden wir auch aufgeben, daß wir uns nach dem Krieg im Frieden die Hirnschädel darüber einschlagen, ob die eine Bevölkerungsschicht die guten Soldaten stellt oder die andere. Meine Herren! Wir haben befürchtet, daß wir ein entnervtes und dekadentes Geschlecht geworden seien. Ich glaube, nach den Erfahrungen dieses Krieges dürfen wir sagen: nie in der Weltgeschichte sind an die Nerven größere Anforderungen gestellt worden wie gerade in diesem Kriege, und wie haben die Nerven unseres Volkes diesen Anforderungen standgehalten! Ja, meine Herren, nervös waren wir mehr oder weniger alle miteinander; aber das war das Merkwürdige: wie wir draußen waren, waren mit einem Schlage unsere Nerven gut geworden, und ich glaube, wenn dereinst die Geschichte dieses Krieges in ihren Einzelheiten geschrieben werden wird, wird man feststellen können, daß viel mehr Menschen in ihren Nerven gesund geworden als daß Menschen in ihren Nerven durch den Krieg krank geworden sind.

Der Herr Kollege Schöpflin hat gesagt, er begreife ja, daß nach all diesen Strapazen und all dem Schweren ein Offizier oder Unteroffizier nervös werde und gelegentlich einem Manne ein böses Wort gebe. Gewiß, diese kleinen Formen der Nervosität treten auch auf. Ich möchte aber, wo etwas Böses und Übles vorkommt, es nicht mit Ner-

Ruhe bewahren, obwohl ich ja ein weitgehendes Verständnis für die unangenehmen Eigenschaften der Generale habe. (Große Heiterkeit.) Ich weiß, wie unangenehm die Herren werden können. Aber es gibt im Kriege noch unangenehmere Dinge als einen General (erneute Heiterkeit), und ein ruhiger Kompanieführer bewahrt seine Ruhe, auch wenn es heißt: demnächst wird eine Besichtigung abgehalten. Aber es mag zugegeben werden, daß manche Kompanie- und Bataillonsführer sich dazu haben verleiten lassen, etwas zu viel zu exerzieren, etwas zu viel zu drillen, und daß da gelegentlich wirklich berechtigte Klagen in die Erscheinung treten können.

Auf eines will ich aber aufmerksam machen: seien Sie gegenüber diesen Klagen, auch wenn sie von ganz verständigen Menschen erhoben werden, sehr vorsichtig. Im großen und ganzen wird der Soldat, der — sagen wir einmal — sechs Tage im Schützengraben war, dann sechs Tage in einer Bereitschaftsstellung, wo er aber an sich nicht angestrengt ist, wo er sich nur noch in der Feuerlinie befindet, die Neigung haben zu sagen: eigentlich sollte man uns doch die weiteren sechs Tage vollständig in Ruhe lassen. Das ist ein begreiflicher Gedanke. Aber wenn man auf den Gedanken eingehen würde, dann würde man einen großen Fehler machen. In den sechs Tagen soll sich der Mann bewegen. Es handelt sich nur immer darum, daß das rechte Maß eingehalten wird.

Ich darf in dem Zusammenhange noch auf etwas aufmerksam machen. Eine der großen Befürchtungen, die wir für die Zeit nach dem Kriege haben dürfen, ist die, ob wir uns nicht im Kriege ein wenig der regelmäßigen Arbeit entwöhnen. Das kommt besonders leicht im Positionskriege vor. Ich für meine Person mache gar keinen Hehl daraus: ich habe das Gefühl, daß ich im Kriege ein bißchen faul geworden bin. (Heiterkeit.) Vielleicht geht es dem einen oder anderen auch so, und wenn das nun eine Massenerscheinung worden würde, so wäre das ein großes Unglück. Es ist also schon gut, wenn während dieser Zeit für Bewegung und Anstrengung gesorgt wird.

Übrigens alle Dinge, die mit der Behandlung und dem Exerzieren, überhaupt mit der richtigen Führung der Kompanie zusammenhängen, sind letzten Endes Personenfragen. Es ist ein so enormer Riesenapparat, der während des Krieges aufgebaut worden ist, daß es ganz unmöglich ist, an die Spitze jeder einzelnen Kompanie die Person zu setzen, die alle Eigenschaften eines guten Kompanieführers hat. Ich bin überzeugt, daß, wenn die Sozialdemokratie ganz allein die Kompanieführer bestimmen würde, daß es da auch tüchtige und untüchtige, freundliche und unfreundliche Kompanieführer geben würde. Wenn ich die Reihen der Herren Sozialdemokraten überblicke, habe ich den Eindruck, daß Herr Kollege Geck ein freundlicher Kompanieführer sein würde —

Kollege Schöpflin hat darauf hingewiesen, daß die Truppen an der Front, wenn ihnen einige Tage Ruhe gegönnt werden, sehr stark mit Exerzieren und sonstigen Übungen in Anspruch genommen werden. Sehen wir uns die Dinge an, wie sie sich entwickelt haben. Am Anfang des Krieges, wenn die Truppe einige Tage Ruhe bekam, haben die Regimentsführer und die Brigadeführer es den einzelnen Kompanieführern ohne weiteres überlassen, mit ihrer Kompanie zu machen, was sie wollten. Jeder Kompanieführer war letzten Endes von selber so gescheit, daß er sich gesagt hat: irgendwie muß ich meine Kompanie beschäftigen, und jeder hat auch sehr schnell ein Verständnis dafür gehabt, daß es darauf ankommt, im Positionskrieg dafür zu sorgen, daß die im Schützengraben steif gewordenen Knochen wieder in Bewegung kommen. Die Leute waren sehr froh, wenn sie exerzieren konnten; sie haben es auch dankbar empfunden, wenn man Spiele veranstaltet hat, mit einem Wort: wenn das Blut wieder in Wallung kam.

Nun, meine Herren, je länger der Positionskrieg dauert, je mehr er organisiert worden ist, desto mehr kamen von hinten Anordnungen nach vorn, und die höheren Stäbe haben nun in der einen oder anderen Weise Bestimmungen getroffen, wie die Truppe während der Ruhetage beschäftigt werden soll. Daß diese Anordnungen ergingen, ist ein Beweis dafür, daß die hohen Stäbe durchaus von dem Gefühl der Verantwortung für die Truppen erfüllt sind, und daß sie ein volles Verständnis dafür haben, daß es nicht gleichgültig ist, wie die Truppe während der Ruhetage beschäftigt wird.

Aber dann kam noch etwas anderes: es sind von Zeit zu Zeit Besichtigungen abgehalten worden, und schließlich hat sich in manchen Truppenverbänden ein Zustand herausgebildet, daß fast jedesmal, wenn man in Ruhe war, auch eine Besichtigung stattfand, bald eine Zugbesichtigung, bald eine Kompaniebesichtiguug, eine Besichtigung im Felddienst, eine Besichtigung im Unterricht usw. Nun, meine Herren, die Besichtigungen haben gewisse Gefahren. Wenn der Bataillonsführer oder der Kompanieführer nicht ängstlich ist, dann ist es ihm ganz gleichgültig, daß eine Besichtigung abgehalten wird. Ich denke an einen frischen, fröhlichen, schneidigen Bataillonsführer, der einmal erklärt hat: Besichtigungen? — mein Bataillon macht die Sache ganz von selber gut, wir brauchen uns vorher nicht so sehr anzustrengen. In diesem Bataillon ging es auch immer gut. Dann gibt es wieder andere Bataillons- und Kompanieführer, die es mit der Angst zu tun bekommen, wenn es heißt: in 14 Tagen wird ein General erscheinen und wird die Kompanie besichtigen. Warum man nun diese nervöse Angst vor dem General auch noch im Kriege hat, wo man an dem anderen Tage totgeschossen sein kann, das habe ich nie recht verstehen können. Im Kriege kann man wenigstens seine

dieselben Worte, die ich vor 21 Jahren auf dem Neckarplatz in Heidelberg gehört habe. Es ist keine wesentliche Bereicherung des Sprachschatzes eingetreten; aber verringert hat er sich auch nicht. Es waren die alten Wendungen, die wir als Neunzehnjährige in Heidelberg auch gehört haben, und die wir nicht schwer genommen hatten, aber ein fünfunddreißiger, vielleicht schon ein verheirateter Mann nimmt das sehr ernst, und darauf müßte eben vom Ausbildungspersonal Rücksicht genommen werden. Der Ton, der einem Neuzehnjährigen gegenüber auch schon nicht recht ist, ist ein großes Unrecht, wenn er angeschlagen wird gegenüber einem Fünfunddreißigjährigen.

Aber noch etwas anderes. Zum Teil hat man die Ausbildung anvertraut und anvertrauen müssen jungen Unteroffizieren, die erst im Felde Unteroffiziere geworden sind, vielleicht verwundet worden waren und jetzt zur Ausbildung verwendet werden. Wenn nun so ein zwanzigjähriger Unteroffizier einen fünfunddreißigjährigen oder vierzigjährigen Mann ausbildet, so nimmt dieser das viel schwerer und will sich von dem jungen Unteroffizier nichts sagen lassen. Aber was nun tun? Die alten Unteroffiziere sind uns nicht recht und die jungen Unteroffiziere auch nicht; es ist doch recht schwer, ein System zu schaffen, welches wirklich Garantien bietet, daß nicht derartige Klagen erhoben werden.

Aber eines möchte ich auch sagen: Wir verdanken den alten aktiven Unteroffizieren unendlich viel. Sie haben in einzelnen Individuen ihre Mängel und ihre Schwächen; aber als ich draußen war, habe ich doch gesehen, was so ein alter aktiver Unteroffizier wert ist, und wenn man einen in seiner Kompanie gehabt hat, dann war man glücklich darüber. Die Leute kennen und wissen sehr viel und haben eine wertvolle Praxis.

Ich habe aber den Eindruck, besser als Klagen vorzubringen, ist die Erörterung, ob es nicht eine Möglichkeit gibt, daß gewissen, in der Sache liegenden Übelständen abgeholfen werden kann. Da habe ich nun die Meinung, daß viele Klagen verstummen würden, wenn jeder einzelne Mann bei den Ersatzbataillonen wüßte, daß er jederzeit seine Beschwerden formlos dem Kompanieführer vortragen kann. Wenn jeder Kompanieführer, sobald neue Rekruten kommen, ihnen sagte: Ihr braucht euch, wenn euch etwas drückt, nur an mich zu wenden, ihr könnt jeden Augenblick zu mir kommen, wir wollen uns dann zunächst einmal ganz freundschaftlich und kameradschaftlich über die Sache besprechen; wenn die Leute auf diese Weise Vertrauen zu ihrem Kompanieführer gewinnen, dann werden derartige Klagen nicht mehr vorkommen können. Der Kompanieführer soll eben der Vater seiner Leute sein.

Vielleicht wird auch bei den Ersatzbataillonen durch die Besichtigung gelegentlich eine gewisse Nervosität der Vorgesetzten großgezogen; viel-

er ist aus dem Badischen und wird die Sache schon recht machen — und vom Herrn Kollegen Scheidemann habe ich den Eindruck, daß er ein ungemütlicher Kompanieführer sein würde. Ich möchte nicht in seiner Kompanie sein. Ein Mittel kann uns nicht angegeben werden, wie man es machen soll, daß nur freundliche Menschen als Kompanieführer genommen werden, die die Kunst der Menschenbehandlung verstehen: gerade die Kunst der Menschenbehandlung ist das Wichtigste und Wertvollste beim Kompanieführer. Solange man das Mittel nicht gefunden hat, werden die Klagen auch nicht verstummen . . .

Meine Herren! Die Gründe, warum sehr viele Klagen aus der Ausbildungszeit kommen müssen, die kennen wir ja; sie sind ja auch schon von sämtlichen Vorrednern vorgetragen worden. Gewiß, es sind jetzt ältere Leute eingezogen, die viel schwerer zu behandeln sind als die jungen Rekruten, die wir im Frieden gehabt haben. Die Leute sind bequem, haben schon eine gewisse soziale Lebensstellung, sind vielleicht gewohnt, des Nachmittags auf einem Kanapee ihr Schläfchen zu machen — jetzt kommen sie plötzlich in die Kaserne. Ein junger 19jähriger Mann gewöhnt sich mit Schnelligkeit sofort an das Kasernenleben, einem 35jährigen oder noch älteren Mann fällt das unendlich viel schwerer. Er ist außerdem belastet mit häuslichen und geschäftlichen Sorgen. Da werden naturgemäß sehr viele Klagen vorkommen, die keinen berechtigten Grund haben. Ein derartiger Mann fühlt sich durch ein Wort verletzt, das ein jüngerer gar nicht schwer nehmen würde. Aber man hat doch den Eindruck, daß viele Fehler gemacht wurden. Zunächst ist es ja so: wir haben frühere aktive Unteroffiziere vielfach dazu verwendet, bei den Ersatzbataillonen die jungen und alten Rekruten auszubilden. Das waren alte Unteroffiziere oder Feldwebel, die schon viele Jahre im bürgerlichen Leben gestanden haben, und — seien Sie überzeugt — es waren ganz verständige Menschen. Ich kenne manchen alten Feldwebel, der jetzt Rekruten ausbildet, und zwar mit sehr starker und böser Stimme; aber wenn es ans Wählen geht, dann wählt er nicht dort (rechts), sondern bei Ihnen (auf die Sozialdemokraten weisend). Solch ein alter Feldwebel hat mir gelegentlich gesagt: „Was war ich für ein böser Mensch, als ich aktiv war; jetzt sehe ich das aber ein, nachdem ich in den Zeitungen gelesen habe, wie unrecht wir gehandelt haben.“ Nun ist so ein alter Unteroffizier wieder eingestellt worden; er kommt auf den Kasernenhof noch ganz voll mit den guten Vorsätzen; aber kaum ist er ein paar Tage auf dem Kasernenhof — ich weiß nicht, ob es die Luft oder der Staub des Kasernenhofs macht —: mit einem Mal stellt sich bei ihm der ganze alte Sprachschatz wieder ein, den er vor 20 Jahren gehabt hatte. Als im Hauptausschuß einzelne Äußerungen vom Kasernenhof vorgetragen worden sind, habe ich lachen müssen; denn es waren

Außerordentlich warm würden wir es begrüßen, wenn der Reichszuschuß für die Kriegsbeschädigtenfürsorge in reichem Maße gegeben würde. Wir wollen alles tun, was geschehen kann, daß wir die Verwundeten wieder arbeitsfähig machen.

Meine Herren! Daß die Krüppel arbeitsfähig werden, das wünschen wir nicht in erster Linie wegen der Entlastung der Reichskasse, sondern weil der ein unglücklicher Mensch ist und bleibt, der auf eine Rente angewiesen ist. Je mehr ein Mensch sich durch eigene Arbeit ernähren kann, um so glücklicher ist er. Wir wollen nicht zu viele Rentner haben, nicht aus finanziellen Rücksichten, sondern weil der Rentner an und für sich ein unglückliches Geschöpf ist.

Hier kann aber auch die Bevölkerung sehr viel mitwirken, und ich möchte da einmal folgendes aussprechen. Wir haben mit jedem, der verwundet oder schwer verwundet worden ist, aufrichtiges Mitleid, und wir wissen, welchen großen Dank das Vaterland ihm schuldet, und Pflicht des Vaterlandes wird es sein, in der großzügigsten Weise für die zu sorgen, die ihre Gesundheit für das Vaterland geopfert haben. Aber wenn man gegenüber dem einzelnen, der vielleicht mit einem verwandt oder befreundet ist, diesen Gedanken zu sehr betont, dann schädigt man seinen Freund. Man muß ihm sagen: „Streng dich an, daß du wieder arbeiten kannst! Das höchste Glück ist es, wenn du dir selber dein Brot verdienen wirst!“ Man soll nicht aus einem falschen Mitleid heraus den Leuten sagen: „Der Staat hat für euch zu sorgen.“ Ja, der Staat hat für sie zu sorgen, und der Staat muß für sie sorgen, und wir wären ein elendes, ein miserables Volk, wenn wir nicht in der weitestgehenden Weise für unsere Kriegsbeschädigten sorgten; aber dem einzelnen, der mit uns befreundet ist, wollen wir vor allen Dingen sagen: „Streng dich an, soviel du kannst, damit du wieder arbeitsfähig wirst, weil du ein unglücklicher Mensch sein wirst, wenn du als Rentner durchs Leben gehst!“

Des weiteren sind wir auch der Meinung, daß die Witwenrenten in einem gewissen Umfange weitergewährt werden sollen, wenn die Frau wieder heiratet. Sonst könnte es schließlich dazu führen, daß Ehen nicht geschlossen würden lediglich mit Rücksicht auf die Erhaltung der Witwenrente. Also man zahle die Witwenrente weiter. — Die Anträge in bezug auf die Zusatzrente unterstützen wir ebenfalls.

Damit bin ich am Schlusse meiner Ausführungen angelangt. Wir alle, die wir heute über militärische Dinge gesprochen haben, haben hier und da Kritik geübt; aber ich habe den Eindruck, als ob die Ausführungen seitens der Sozialdemokratie, diejenigen des Herrn van Calker und die meinigen sich doch im wesentlichen auf derselben Linie bewegt hätten, nämlich auf der: es ist viel, viel mehr zu loben als zu tadeln.

leicht wird bei den Ersatzbataillonen überhaupt etwas zu viel exerziert. Die Truppe soll möglichst kriegsmäßig beschäftigt und ausgebildet werden. Das macht den Truppen auch viel mehr Freude, während beim Exerzieren immer gelegentlich geschliffen wird und böse Worte fallen. Ich muß anerkennen: die Ersatzmannschaften, die man uns hinausgeschickt hat, waren namentlich in Anbetracht der kurzen Zeit vortrefflich ausgebildete Soldaten. Es waren Soldaten mit Disziplin; es waren Soldaten, die gut einexerziert waren; aber manchmal haben wir den Eindruck gehabt, sie hätten noch kriegsmäßiger ausgebildet sein müssen. Ich verkenne aber keineswegs die Schwierigkeiten, die in der Ausbildung bestehen.

Das Beste wäre, wenn wir durch diese Aussprache am heutigen Tage erreichen könnten, daß die Männer, in deren Händen die Ausbildung liegt, einsehen könnten, eine wie schwere Sünde sie am Vaterlande begehen, wenn sie eine schlechte Behandluug der Mannschaften zulassen. Wir brauchen vor allem eine gute Stimmung in der Armee, und das Schönste, was es auf der Welt gibt, ist ein fröhlicher Soldat. Ein Soldat, der nicht fröhlich ist, ist auch kein guter Soldat. Wenn ich weiß, welche Eigenschaften ich beim Soldaten brauche, dann muß ich ganz von selber dafür sorgen, daß die Fröhlichkeit in der Truppe erhalten bleibt. Wenn ich den stellvertretenden Herrn Kriegsminister frage, welche Kompanie in der deutschen Armee die beste sei, so sagt er mir vielleicht: es ist die Kompanie, die am besten schießt. Vielleicht sagt er: es ist die Kompanie, die die besten Marschleistungen aufzuweisen hat. Ich glaube: wir werden uns bald verständigen, wenn ich sage: die beste Kompanie ist die Kompanie, von der man sagen kann, es ist die fröhlichste und lustigste Kompanie die Kompanie, die am meisten singt, in der am meisten gelacht wird. Und diese lustigste Kompanie, sehen Sie, wenn es darauf ankommt, die schießt am besten und sie marschiert am besten, und diesem Geiste der Fröhlichkeit, diesem heiteren Geiste, der Gott sei Dank in unserer Armee lebt, dem Humor des deutschen Soldaten und seinem heiteren Sinn, verdanken wir ja so unendlich viel. Diese Fröhlichkeit muß bei den Ersatzbataillonen erhalten werden, und darum sagen wir von dieser Stelle aus den Bataillonsführern und Kompanieführern bei den Ersatzbataillonen: sorgt dafür, daß eure Leute fröhlich bleiben, und fröhlich können sie nicht sein, wenn man sie schlecht behandelt; fröhlich können sie nur sein, wenn sie gut behandelt werden, und es ist ein Unrecht gegenüber dem Vaterlande, und ihr belastet euch mit einer ungeheuren Verantwortung, wenn ihr nicht dafür sorgt, daß jeder Mann jetzt während des Krieges gut behandelt, freundlich behandelt wird. Der Geist der Kameradschaft, der draußen an der Front sich tagtäglich bewährt, soll auch bei uns daheim bei den Ersatzbataillonen vorhanden sein . . .

Kuh koste, dachte er: „Dir geb ich die Kuh nicht, du bist ein Maulmacher.“ So dachte er bei jedem, der ihn fragte, darum brachte er die Kuh nicht an den Mann. Auf dem Heimwege vom Jahrmarkte führte der Weg an der Kirche von St. Ägydi vorüber. In einer Nische stand eine Heiligenstatue, der heilige Ägydi. „Magst die Kuh?“ rief der Bub den Heiligen an. Weil dieser keine Antwort gab, band er die Kuh an und zog heimzu. „Das Geld“, dachte er, „werd' ich schon später kriegen“. Daheim angekommen, wurde er vom Vater befragt, wo er das Geld für die Kuh habe. Der Sohn erzählte den Viehandel. „Verfluachter Kerl“, rief der Bauer, „gleich bringst mirs Geld oder die Kuh.“ Der Bub zog fort und traf seine Kuh richtig nicht mehr. „Spitzbub, gib mir mein Geld“, rief der Sohn zur Heiligenstatue empor. Als keine Antwort erfolgte, schlug er die Statue herunter und aus ihrem Innern fielen Gold- und Silberstücke. „Gelt“, rief triumphierend der Bub, „hab' mir's gleich gedacht, reden muß man um die Kost, sonst wird man angschmiert. Handel und Wandel ist zwar frei, aber der sich anschmieren laßt, hat d Sünd'.*“ In Donnersbachwald vernahm ich auch den Spruch:

's Gwägene und gmessen(e)
Ist bald g'gessen.

Der Bauer, im Naturzustande lebend, hat eine Abneigung gegen alles, was gewogen oder gemessen werden muß.

Vor Zeiten, als sich die wirtschaftlichen Verhältnisse des Bauers noch nicht verschlechtert hatten, besaß man eine Abneigung gegen bestimmte Maße und Gewichte. Was man kauft, gibt nichts aus, dachte der Bauer. Eine Anekdote aus dem Ennstale lautet: Eine Bäuerin, die geizig war, setzte den Knechten immer Speisen, die mit Schweinfett zubereitet waren, auf den Tisch. Das Rindschmalz, das die Knechte gern aßen,** verkaufte sie um einen guten Preis. Das Schweinfett kam der Bäuerin billiger zu stehen. Dachte der Hansel: Wie gehen wir's denn an, daß wir die Bäuerin kurieren? Essen wir alles weg, denkt sie, es schmeckt ihnen, lassen wir die Kost stehen, tun wir ihr auch keinen Schund an. Also, was machen? Der Bauer hatte einen Hund, der immer hungrig war. Wirte und Hund, sagt der Volksmund, fressen alle Stund. Friß oder stirb, dachte aber die Bäuerin, die keine Ahnung hatte, welchen Plan der Hansel ausheckte; er gab dem Hund die Speisen, welche mit Schweinfett zubereitet waren, und die Bäuerin

---

* Volksglaube.

** Es gibt Bauersleute, die Rindschmalz gern essen, Schweinfett diesem nicht vorziehen. Als man im Waldlande am Ostersonntage beim Mahle den Braten auftrug, meinte der vulgo Beinstock: „Segens uns der liabe Gott, war's aber liaber a Schmalzkoch“. Das Schmalzkoch wäre ihm lieber gewesen als der Braten.

Manche Beschwerden bestehen da und dort — erklärlich bei dieser Armee von ungeheurer Größe —; aber wer das Ganze übersieht, der sagt: es sieht gut aus in der Armee! Und wir dürfen hinzusetzen — denn das lehren uns die bisherigen Erfahrungen —: es ist gut gegangen mit dieser Armee (lebhaftes Bravo), und das ist die Hauptsache! Dafür sagen wir Dank den Männern, die für diesen Verwaltungsapparat verantwortlich sind, dafür sagen wir Dank dem Deutschen Volke, das hinter dieser Armee steht; dafür sagen wir Dank vor allen Dingen unseren Truppen draußen im Felde, den kämpfenden Truppen und den Männern bei der Etappe. Ich meine: wer unsere Armee kennt, wer sie kennen gelernt hat im Kriege, der ist erfüllt von einem guten, frohen und sicheren Optimismus: mit dieser Armee geht's auch weiter gut; diese Armee schafft uns den Frieden, den wir brauchen, und diese Armee bringt uns aus dem Felde gute und wertvolle Gedanken, so auch den Gedanken, von dem ich schon sprach, den Gedanken des gegenseitigen Sichverstehens mit nach Hause! (Bravo!) Diese Armee erkämpft uns eine große und sichere deutsche Zukunft; und diese Armee wird dafür sorgen, daß auch unsere Gegner — wenn nicht nach Jahren, so nach Jahrzehnten — erkennen werden, daß der deutsche Sieg nicht nur ein Sieg ist des deutschen Vaterlandes, sondern daß der deutsche Sieg mehr ist: ein Sieg der europäischen Kultur! (Lebhafter Beifall.)

Alte Maße und Gewichte im Volksmunde.

Von **Karl Reiterer**, Wettmannstätten.

Maß und Gewicht, sagen die alten Waldbauern, geht vor Gottes Gericht, aber Handel und Wandel ist frei. Von einem betrügerischen Kaufmann, der im Ennstalerischen abgestraft wurde, meinte ein Bauer: „Wenn der nicht in d Höll kommen ist, heiß ich Spitzbub; sieden und braten muß er dafür, daß er uns betrogen hat." Kann der Bauer dagegen einen anderen beim Handel übervorteilen, so wird das nicht als Betrug aufgefaßt. Über das Gehaben des Bauers beim Viehhandel gibt nachstehende Anekdote Aufschluß. Ein Bauer hatte eine Kuh zu verkaufen. Beim nächsten Jahrmarkte bot sie sein Sohn, der ein wenig einfältig war, zum Verkaufe an. „Einem Maulmacher", belehrte der Alte den Jungen, „darfst du das Tier nicht verkaufen. Ein Maulmacher schmiert dich an. Weißt: Maß und Gewicht geht vor Gottes Gericht, aber Handel und Wandel ist frei." Dachte sich der Bub: „Werd' mich hüten". Als ihn einer auf dem Markte fragte, was die

von Alt-Irdning, welcher die Schmalzbutte trug, sagte zur alten Stögerwirtin: „Es ist ein großer Unterschied zwischen einst und jetzt. Früher haben die Waldbäuerinnen eine Brandschaufel* zum Schmalzausstechen genommen, jetzt ein Ahlörtl.“** Ja, ja, spottete die Wirtin, die Kloan sind nit größer und die Kurzen dauern nit länger. Ein Dodlg'wicht kennt man halt nicht mehr. Unter dem Dodlg'wicht verstanden die Waldbauern das alte Gewicht, was schwer wog, gleichsam: Die Dodl, die Geistesschwachen, sind in der Regel schwerfällig. Die Dodl fressen all' viel, heißt es, darum haben sie auch ein bedeutendes Gewicht. Um ein Pfund hat der z'viel, hört man im Waldlande von dem sagen, der nicht vollsinnig ist. Dazu sei noch erwähnt, das die Waldbäuerin von einem Guglhupf oder Kuchen, der nicht flaumig, sondern patzig ist, sagt: Der hats Dodlg'wicht. Vor Zeiten hat man auch im Tauschwege gehandelt. Es wurden nicht immer bestimmte Geldwerte angesetzt, sondern man gab für einen Gegenstand eine gewisse Menge. In der Ortschronik von Wettmannstätten heißt es: „Der Liebfrauenaltar wurde 1722 von den Franziskanern in Graz um zwei Halbstartin Wein im Werte von 24 Gulden erhandelt.“ Für Maße, Gewichte und Größenverhältnisse hat der Bauer auch manchen Spott. Der Riemermeister Gößner von Wohlsdorf bei Wettmannstätten teilte mir mit, man habe in seiner Jugend die Grötscher Buben gehöhnt: „Bei uns im Laßnitztale hängen die Kukuruzstritzel höher, wie bei euch Grötscher die Quirl.“ Man zog damit einen Vergleich zwischen dort und da, im Laßnitztale, meinten die Burschen, gedeihe der Kukuruz besser. Wer über den Durst trinkt, wird gehänselt: Der hat kein Maß und kein Ziel. Im Waldlande kennt man die Redensart: „Gib aussi den Hühnern eine Gaffen*** voll Weizen.“ Ebenso originell ist auch manches Zeitmaß der alten Waldbauern. Im Sommer heißt es, sagt der Bauer, auf drei Finger vor tags und abends ist's mit den Hühnern zum Aufsitzen (zeitlich zu Bette gehen, sehr früh aufstehen). Eine kurze Spanne Zeit bezeichnet der Älpler mit: Von elfi bis Mittag. Zum Beispiel, die Schuhe halten wohl nur von elfi bis Mittag, wird gesagt, wenn einer eine schlechte Schuhware kauft. Für einzelne Jahresabschnitte kennt man auf dem Lande die Ausdrücke: Um d Sonnawend, um s Kornschneid'n, um die Bauzeit,† um n großen Frau'ntag (8. August), um die Mahdzeit und dergleichen. Tageszeiten drücken aus: Vorm Suppenessen, um d Jausenzeit, ums Dusendwerd'n (Abenddämmerung). Der Stöger Patriz war einst über einen faulen Knecht ärgerlich und sagte von ihm: „So einen wie den, hack

* Herdschaufel.

** Schusterahle (auf einer Herdschaufel bleibt natürlich mehr Schmalz beim Herausstechen haften als auf einer Schusterahle).

*** Handvoll.

† Anbauzeit. Pflügen im Frühlinge.

wunderte sich nicht wenig, daß die Knechte jetzt immer die Schüssel leerten, nie ein Rest blieb. „Wie du gut kochst, Bäuerin“, heuchelte der Hansel. „Gibt halt nichts aus, wenn man's Schmalz kauft. 's Gwägen und Gmessen ist bald g'gessen . . .“ In einigen Tagen darauf verendete der Haushund und man spottete: 's Gwägene und gmessen(e), ist bald 'gessen.

Rindschmalz in der Pfann',
Lebt der Hund lan(g),
Is Schweinfetten drin,
Wird der Hund hin.

Von da an erhielten die Knechte kein Schweinfett mehr. Der Hund war jedoch nicht vom Schweinfett verendet, sondern der Hansel hatte ihm Gift verabreicht. Seine Bauernlist war gelungen. Bevor es zu Maß- und Gewichtsbezeichnungen kam, kannte der Bauer nur annähernde Ausdrücke für eine bestimmte Menge und ein bestimmtes Maß, zum Beispiel eine Handvoll, ein Maulvoll, groß wie eine Pfundbirn, eine Spanne lang, einen Finger breit und dergleichen, welche Ausdrücke sich bis auf unsere Zeit erhalten haben, wie nachstehende Beispiele zeigen. Wenn meine Frau in ihrem Vaterhause, dem Stögerwirte, die Bauern bediente, meinte der eine oder andere: „Lisel geh, gib mir ein Maulvoll Schnaps.“ Ein „Maulvoll“ war ein Achtelliter. Als das metrische Maß noch nicht Eingang gefunden hatte, begehrten die Waldbauern, wie meine Frau erzählte, ein Kuhmaulvoll Schnaps, das war ein Halbseidel. Das Kuhmaulvoll war größer als das „Maulvoll“. Als das metrische Maß und Gewicht eingeführt wurde, waren die Leute empört darüber, daß die Maße und Gewichte sich änderten, aber die Preise nicht. „Gelt, Lisel“, spotteten die Waldbauern, „jetzt tut man klein vorgeben und wohl vergunnen?“ Ein Vierzeiler beginnt: s Dirndl is kloa, is kloan, kunt s in a Gspatterl* toan. Ist der Einfall, ein Dirndl in ein „Gspatterl“ zu bringen, nicht eigenartig? Damit wollte man ausdrücken, daß eine Person sehr klein und niedlich sei, so klein, daß sie in einem Schächtelchen (Gspatterl) Platz finde. Was wägt's, das hat's, war bei den Waldbauern auch zu hören. Die Wage zeigt richtig, wollte man damit sagen. Freilich kam es dabei aber nicht selten vor, daß man sich Wagen „einrichtete“, um die Leute zu betrügen. In Weißenbach bei Liezen kennt man den Spruch: Wenn s Erllaub is kreuzerbroat, dann ist das größte Hohnagjoad, womit gesagt sein soll: Hat das Erlenlaub Kreuzerbreite erreicht, balzen die Auerhähne am besten. In der Waldgegend war es üblich, daß die Kapuziner von Irdning Schmalz sammeln gingen. Der alte Roanschneider

* Schächtelchen.

schon wieder gar". Man unterschied Bauernellen und Krämerellen. Die Bauernelle hatte fast die Länge zweier Krämerellen, sie war ungefähr so lang, wie ein normal gewachsener Mensch mit ausgespannten Armen messen konnte. 1886 sah ich in Donnersbachwald noch, wie Bäuerinnen die Hausleinwand mit ausgespannten Armen nach Bauernellen maßen, was mir damals ergötzlich erschien, weil ja die eine kürzere, die andere längere Arme hat. Doch in der „guten alten Zeit" war es nicht nötig, daß es der Bauer mit Maß- und Gewichtsbezeichnungen genau nahm. Wenn zum Beispiel Schweinehändler beim Bauern erschienen, dachte niemand daran, das Tier, welches verkauft wurde, auf die Wage zu geben. „Was kostet 's?" fragte der Händler. „Gibst mir halt, was es wert ist", darauf gutmütig der Bauer, „wir zwei werd'n uns wegen diesem Fadl (Schweinlein) nicht z'kratzen,* zwei Hühner kratzen einander die Augen nit aus". Oder man dachte: „Zwei Wessen (Wespen) tun einander nix", was besagen soll: „Selbst dann werden wir nicht uneins, wenn jeder von uns von der scharfen Seite ist. Die Hohlmaße waren seinerzeit „gupft" oder „gstrichen". Natürlich waren die Preise anders, beim „gupften" Maß war der Preis höher. Man fragte beim Handel daher: „Gupft oder gstrichen?" Selbstredend war beim Gupf das Maß ungenauer als beim Strich. Selten aber sagte man nach dem Handel: „G'handelt is g'handelt, aber der Handel reut mich." Man nahm es nicht so genau. Es wurde gescherzt: „Bei uns is nit so genau, wie bei n Bauern, bei dem die Henn' die beste Kuh ist." Heutzutage wird alles genau gemessen und wehe dem, der den andern um ein Deka übervorteilt, er lauft Gefahr, angezeigt zu werden. Bei den Gewichtsbestimmungen wird erwogen, ob ein Gegenstand wohl nicht hohl inwendig sei. Die Waldbauern kennen die Redensart: „Der ist hohl inwendig." Man will damit ausdrücken, daß diesem oder jenem nicht zu trauen sei, was auf folgendes zurückzuführen ist: Ein Bauer hatte, erzählte mir der Fleischer Schlamadinger in Liezen, eine Tristen Stroh. Was kostet diese? wurde er gefragt. Man wurde rasch handelseins. Als der Käufer aber das Stroh heimschaffte, fand er, daß die Triste inwendig hohl war, der Käufer also vom Verkäufer benachteiligt wurde. Ersterer dachte nicht daran, daß er von letzterem betrogen werden könne. Seitdem sagt man mißtrauisch von Leuten, die nicht ehrlich zu sein scheinen: „Der is hohl inwendig." Selbst slowenische Maßbezeichnungen kennt man in der sonst urdeutschen Weststeiermark. In St. Peter fiel mir die Maßbezeichnung Görz auf. Ein Görz ist ein krainerisches Maß und hat etwa die Größe eines Metzens. Es sind noch keine 50 Jahre her, seitdem mein Vater, ein alter Schulmeister

---

* zerzanken.

ich mir vorm Suppenſſen zua." Längenmaßbezeichnungen sind ebenfalls vielfach höchst eigenartig. Man hört: n Katzensprung weit, n Büchsenschuß weit, eine kleine Viertelstund lang. „Ja", erwidert der andere, „die hat wohl auch der Hund g'messen". Man will damit sagen: Nur ein Hund vermöge die bezeichnete Strecke in einer „kleinen Viertelstunde" zu durchlaufen, ein Mensch nicht. Auch hört man die Längenbezeichnungen: Fingerlang, das ist fingerbreit, es war um ein Zimmermannshaar gefehlt. Wie lang ist denn ein Zimmermannshaar? fragte einer schalkhaft. Neun Zoll, ist die spöttische Antwort. Weiters messen alte Bauern noch mit Spanne, Bauernelle, Schuh u. s. f. Bei Größenverhältnissen bedient man sich der Ausdrücke: „Er war so groß, wie ein mitters Knechtl." „Groß, wie eine Pfundbirn." „Klein wie eine Haselnuß." „Dick wie ein Kreuzerstück." „Dünn wie eine Zaunspelten" (Zaunlatte). Beim Zutrinken bedient sich der Waldbauer des Scherzspruches: Sollst leben, drei Tag nach der Ewigkeit (d. h. immer). Eine andere scherzhafte Maßbezeichnung hat der Waldbauer beim Essen, er sagt: „Segens uns Gott zweimal s Halberte (die Halbscheit), dann bleibt für die andern nix." Im Sulmtale, wo ich aufwuchs, kennt man das spate Troad (Wintergetreide) und s schneade Troad. Unter letzterem wird Roggen und Bauweizen gemeint. Die Temperatur messen die Waldbauern nach Röcken. Wie ich noch in Donnersbachwald lebte, vernahm ich von den Waldbauern, wenn sie vom Ennstale zurückkamen, die Redensart: Bei uns is s um n Rock wärmer wie auf n Land (in der Ebene) draußen. Man meinte: Im Waldlande genüge ein Rock, in der Ebene seien zwei anzuziehen, damit es einen nicht friert. Wird der Bauer gefragt, wie groß seine Strohfechsung sei, antwortete er: „A drei, a vier Tristen mach' ich." Oder: „A drei, a vier Hiefeln", was auf das gleiche hinauslauft. Es wird damit das Maß mit Meterzentnern umgangen. Beim Holzkubikmaß wird nach „Dreilingen" gemessen. Wohl wenige dürften wissen, was ein Dreiling ist: Ein Holzblock, der neun Schuh lang ist. Erinnerlich ist mir noch aus meiner Jugend die Maßbezeichnung Tagwerk. Ein Tagwerk hatte um 1748 1500 Quadratklafter, also ungefähr ein Joch. Wie schon eingangs angedeutet, waren den Bauern die alten Maße lieber als die neuen. Er verblieb lange Zeit bei der „Maß" und nicht beim Liter. „Gib her a Maß Bier!" hörte man. Das Lot zog man dem Dekagramm vor, den Eimer dem Hektoliter. Ein Waldbauernbub, der gern größere Branntweingläser gesehen hätte, äußerte sich beim Stögerwirt eines Tages scherzhaft: Wenn der Irlinger (Irdninger) Kirchturm ein wenig niedriger und die Schnapsglaseln dafür ein wenig höher wär'n, so wär's grad recht. Ein Bauernscherzspruch lautet: „Geh, erzähl was." Darauf der Angesprochene: „Ja, von der langen Ell'n und kurzen War', nachher is die G'schicht

werden, bei meinem Aufwachsen, in besten Jahren u. dgl. Ein Scherzsprüchel lautet:

Bei mein Aufwachsen
Gabs noch Viecher mit Haxen.

Oder:

Wie ih war a kloaner Bua
Hat's geben Enten und Gänſ' gnua.
Heut gibs ah noh Enten und Gänſ',
Aber neama so wuhlfeil sens (sind sie).

Heimgärtners Tagebuch.

„Seit fünfzig Jahren studiere ich die Menschen und heute sind sie mir unbegreiflicher denn am ersten Tage. Als Tiere verstehte man sie. Aber als Menschen? — Das Gesetz! Das führt eine doppelte Buchhaltung. Was ist dem einzelnen alles verboten? Was ist dem Staate alles erlaubt? Der einzelne soll zum Wohle aller leben. Wenn aber der Mensch in seiner Gesamtheit der Staat ist, dann wird es plötzlich umgekehrt, der Staat ist egoistisch bis aufs Messer. Der einzelne hat seinen Nachbarn als Bruder anzusprechen, der Staat sieht in seinem Nachbarn stets den Feind. Als einzelne haben die Größten für ihre Mitmenschen das Leben gelassen; des bedrohten Staates allergrößte und erste Pflicht ist es, den Nachbarstaat zugrunde zu richten, der etwa mit der gleichen Besorgnis für sein Bestehen gegen ihn Front macht.

Und das kann ich nicht fassen. Ist der Mensch für den Staat, oder umgekehrt? Wenn der Einzelne keinen Wert hat, warum ist der Staat da, um ihn zu beschützen? Und wieso verlangt der Staat von dem, den er beschützen will, daß er sich für ihn totschießen lasse? Ewig bleibt mir diese Frage ungelöst."

So schrieb ich noch vor wenigen Jahren. Logisch und doch falsch. So möchte ich jetzt vielleicht unlogisch, aber wahr sein. Der „Staat" an sich ist unschuldig. Wenn er Schlachten schlägt und Städte zerstört, so liegt die Ursache in den einzelnen. Wenn der einzelne so wäre, wie das Gebot es verlangt — so brauchte der Staat keinen solchen Krieg zu führen, wie er jetzt ist. — Die Herrschsucht, die Habgier! So wie vor allem diese Leidenschaften das echte Glück des einzelnen zerstören, so sind sie eine Grundursache der meisten Kriege. — Ich höre Widerspruch. Aber untersucht einmal den Zusammenhang. Ihr werdet bloß sagen können: Egoismus im kleinen wie im großen sei Natur. Das ist ja wahr, aber es ist ein Unterschied zwischen selbsterhaltendem Egoismus und menschenmordender Machtgier. Die Welt-

in St. Peter im Sulmtale, in seiner Eigenschaft als Regenschori und Küster Zehent einhob: Von jedem Bauer eine Gschuppn (ein Mandl) Korn, eine Gschaupp'n Bauweizen und ein Schaffel Wein. Die Keuschler gaben nur ein Maßel Wein, ein Schaffel Korn, der Bauweizen entfiel. War das Jahr ein gutes, fiel der Zehent gut aus. War die Fechsung der Bauern eine schlechte, fiel auch der Zehent mager aus. Drosch der Hagel den Bauern alles zusammen, hatten wir daheim im Schulhause leere Fässer und Getreidekästen, dafür aber ein paar Fuhren oder Füderl Heu. Die Hälfte einer Fuder war ein Füderl. Auch Wein maß man nach Fudern. Ein Fuder Wein damaliger Zeit hatte 32 Eimer, heute 1811 Liter. Eisen, Schmalz, Knoppern maß man einst nach Kübeln. Ein Kübel Schmalz enthielt 50 alte Pfund, ein Kübel Knoppern 185 $^1/_2$ Liter, ein Kübel Erz 3 $^3/_4$ Zentner. Im steirischen Ennstale vernimmt man für den Ausdruck Kübeln oder Zuben den Ausdruck Brenntel. Es gibt Schmalzbrenntln, Waschbrenntln, Gsottbrenntln, Kaspelbrenntln* u. dgl. Im Sulmtale trifft man heute noch die Bezeichnung Weingartjahnl. Ein Jahn, in Tirol Juhn genannt, ist eine bestimmte Fläche. Biefing sagt man bei Äckern. „Ich hab drei Biefing Bauwaz anbaut", hört man den Bauer sagen. Als die alte Kestnerin in Donnersbachwald gefragt wurde, wie groß der Kittelsack werden soll, meinte die Gefragte: „No, so groß halt, daß eine große Mannerfaust hineinkann", was der Leser gewiß eine eigenartige Größenbezeichnung nennen wird. Eine Tagmahd galt vor Zeiten als ein Flächenmaß, eine Wiese Tagmahd war ein Stück Land, das von einem Mäher an einem Tage abgemäht werden konnte. 1879 kam ich nach Kärnten. Im Gebirgsdorfe Zammelsberg bei Weitensfeld**, hörte ich die Bezeichnung Schober. „Ich hab 20 Schober Hafer droschen!" hieß es. Oder: „Wieviel Schober Roggen hast du g'fechsend?" Man unterschied Zahlschober, Steckschober; drei Steckschober bildeten einen Zahlschober. Auf jedem Schoberstecken hingen 20 oder 60 Garben. Im Ennstalerischen kennt man Hiefeln. Im Waldlande sagt man: „Ein Trieb Vieh ist vorbeigegangen." Ein Trieb hatte 10 bis 15 Stück. Über das Glatt- und Sölknerjoch wurde seinerzeit gesäumt. Ein Saum hatte zwei alte Zentner. In einem Urbarium zu Stainz aus dem Jahre 1627 steht: „Die Maß wird über dem Pögel gemessen." Bei der Innerberger Hauptgewerkschaft im steirischen Oberlande hatte ein „Fassel" 9·7 Kubikfuß Rauminhalt. Öfters hört man gegenwärtig noch den Ausdruck Hube. Eine Hube hatte ein Ausmaß von 36 Joch, was heute wenig mehr wissen. Ein Hübl hatte 18 Joch Ausmaß. Ein Hübler besaß ein Hübl. Zeitmaße für die Lebensdauer beim Menschen sind: Ums Grau-

* Gsott = Häckfel mit heißem Wasser vermischt. Kaspel = Spülicht.
** Gurktal. Auch „Vierlinge" kannte man dort. 1 Vierling = 2·6 Metzen.

bei aller Wirtschaftsklugheit ein gemeinnütziges Leben, jeder anständige Mensch konnte unter ihnen bestehen, auch wenn er arm war. Es waren Menschen; dagegen sehe man sich jetzt in der „guten Gesellschaft" die Hyänen der Kriegswucherei an; die lechzenden Genußkreaturen, die unbekümmert um die Not opferwilliger Mitmenschen allen Überfluß noch rasch vor dem jüngsten Tage in ihren Kadaver stopfen wollen, die Modeaffen, die dumm und herzlos ihre Eitelkeit aufmutzen als frechen Gegensatz zu dem grenzenlosen Elend ringsum.

Nicht unsere Fronten, wo die Helden stehen, bekümmern mich, aber diese Gesellschaft im Hinterland erfüllt mich oft mit Abscheu und Verachtung. Gestern hörte ich eine bekannte Persönlichkeit zu einer wahrscheinlich mehr untergeordneten sagen: „Ja, mein Herr, wenn Sie jetzt nicht zu Gelde kommen, dann bleiben Sie ihr Lebtag lang ein Lump!"

Aber ungalant sind die Schweizer. Da ist dort ein Polizeipräsident, der läßt alle Frauenzimmer, die auffällig, frech und verschwenderisch gekleidet sind, wie Halbweltdamen behandeln.

Möglich, daß manche damit einverstanden ist.

Eine der fortwährend in der Luft schwirrenden Rundfragen lautet: „Was war in Ihrem Leben Ihr größter Schmerz und Ihre größte Freude?

Derlei ist müßiges Zeug, aber man kann ja wieder einmal antworten. Vielleicht ist das, was ich weiß, anderen fremd. — In meiner Waldjugend waren Schmerz und Freude eine Einheit, eines gehörte zum andern, konnte ohne das andere nicht sein. Das müßte doch überhaupt so sein, denkt man. Aber durchaus nicht so war es in meinem Weltleben. Da sind Schmerz und Freude zumeist so scharf getrennt, daß sie zu einem Lebenszwiespalt werden. Anfangs hatte es mir Spaß gemacht, zu sehen, daß das Leben der Menge ganz anders war als jenes der wenigen im Waldlande. Allmählich kam ich drauf, daß die Art, wie die Weltleute leben, meiner ganzen Natur widerstrebt. Ich wußte nicht, aber ich empfand, daß, wie es da zugeht, nicht das Richtige ist, daß es ganz heillos, ganz unbegreiflich verrückt ist, wie die Leute denken, leben und wonach sie streben. Ich sah, daß das Leben der arbeitenden Landbevölkerung, so arm es sein mag, weitaus das Richtigere ist und im ganzen mehr Zufriedenheit, Würde und menschlichen Wert bietet, als das Stadtleben, welches für so Viele, Viele trotz seines Luxus leiblich hundertmal friedloser, seelisch hundertmal elender ist. Als ich vor diesem Zwiespalt stand — denn ich fühlte mich nach beiden Richtungen hingehörig — wollte ich ausgleichen, den Städtern zeigen, was sie vom

geschichte gibt uns Vorbilder und wir sehen es alle Tage, wie die Nimmersatten ruhelos hetzend und gehetzt sind, und wie gerade die Bescheidenen edelstes Erdenglück genießen und in Liebe und Opferwilligkeit die reinsten Freuden gefunden haben und finden, anstatt daran zugrunde zu gehen. — Solche Leute müßte man durch Zuchtwahl vermehren können. — Das wäre gezüchtete Degeneration! schreien sie. Den zufriedenen Menschen nennen sie degeneriert, nur in der Unzufriedenheit keime der Fortschritt. — Na, dann nur so fort.

Aber die Menschen, trotz ihrer „tierischen" Natur, sie könnten es besser haben.

Der Staat gibt viel Geld aus für die Erziehung seiner Leute. Alles Denkbare will er ihnen beibringen, vor allem aber Erwerbskraft, Geschäftssinn, die Mittel zum Reichwerden. Solange das in stets gesteigertem Maße die Nachbarstaaten tun, will und darf es keiner lassen. Doch ist es mir denkbar, daß allmählich alle erleuchteten Staaten und Länder erkennen, welcher Weg einzuschlagen wäre, um aus dem wahnsinnigen Elend und Jammer, der uns trotz allen „Fortschrittes" umgibt, etwas mehr hinauszukommen. Gut wird's ja nie werden, solange der Mensch einen Magen und zwei Arme hat; aber ein Besserwerden liegt in unserer Macht. Jetzt nur so viel: Solange das Reichwerden höchstes Ideal ist, wird sie nie aufhören die unselige wilde Jagd, die durch den Krieg zwischen einzelnen zum Völkerkrieg führt.

O nein, so wie es jetzt ist, muß es nicht bleiben. Einfachheit in der Lebensführung, Selbstbescheidung, Verträglichkeit und Wohlwollen. Was gäbe das für eine freie, lichte Seele für harmlosen Sinnengenuß und kindliche Naturfreude! — Hätten wir die Erziehung doch selbst besorgt, anstatt sie diesem ungeheuerlichen Schulmeister zu überlassen, der mit Mord und Brand um die Welt rast, dessen Erziehungsmethode nicht in Lehr und Vorbild, sondern in Strafe, Strafe und Strafe besteht. — Und erst noch eine Frage, ob er die Leute damit bessert. Nein, bloß bis zur Ohnmacht prügeln wird er sie. Haben sie sich dann wieder erholt, so fangen sie von vorne an.

Wenn ich jetzt diese Zeit und diese Menschen betrachte und zugleich zurückschaue auf die Leute von Krieglach Alpel, wie sie vor fünfzig oder sechzig Jahren waren. — Welch ein Niedergang! Jene armen Bergbauern, rauh, tölpelhaft, frevelhaft, eigennützig, einfältig und verschmitzt zugleich — wie viele Untugenden und Fehler! Und trotzdem! Wie hoch standen diese ungebildeten, ungewaschenen Leute an Lebensführung und Gesittung über gewissen Gesellschaftsklassen, wie sie in der Gegenwart die herrschende werden will und werden wird. Jene dort oben führten

und beunruhigen das Herz mit neuen Wünschen. Je mehr Bedürfnisse, je höher die Kultur! sagt der Agent, der als wahrer Kulturträger eingeschätzt sein möchte.

Er ist aber ein Ferment der Zersetzung und er hat seinen Anteil an dem Zerfall unseres Bauerntums.

Natürlich soll hier nicht die Industrie wichtiger und notwendiger Dinge gemeint sein. Ich rede da nur von den vielen Luxusfabriken, von der Übermenge der Fabriken überhaupt, die unehrliche Konkurrenzschliche brauchen, dem Nährstand erst das bißchen Geld, dann die Arbeiter entziehen und die Volksseele verderben. — Vielleicht wäre doch der Krieg so gut, diese Zweige und Arten der Industrie zugunsten nützlicherer Tätigkeit aufzulösen.

Naumanns sonst so ausgezeichnetes Buch „Mitteleuropa“ spricht in seinem Zukunftsplan viel von der weiteren Entwicklung der Industrie und des Volksreichtums, während es den Nährstand, der vor allem einer Hebung bedarf, nur flüchtig streift. Die Deutschen sind doch keine Engländer, die ihre Menschenseelen in Geld ersticken.

Jemand hat gesagt, wirtschaftliche Fragen seien keine Gefühlsfragen. So. Fühlt man die Armut, den Hunger nicht? Fühlen die Geldstreber die Leidenschaft nach Reichtum nicht? — Vielleicht könnte man sagen: die größten Gefühlsfragen sind nicht Geschäftsfragen. Und gerade die Gefühlsfragen entscheiden über den Wert des Lebens, über die Glücksempfindung, ohne die das Leben eine Pein ist. Nein, man sollte nicht alle Karten auf das Wirtschaftliche, das Geschäft setzen. Nicht jeder arme Spielmann, der sorglos durch Gottes freie Natur wandert, tauscht mit dem Millionär, der ein Sklave seiner Besitztümer ist. — Aber der Wunsch, nicht arm und nicht reich zu sein, ist fast zu schön, zu egoistisch, als daß ihn viele Menschen sollten teilen wollen . . .

Der Deutsche ist außer Volksgenosse, Staatsbürger, Soldat, Geschäftsmann auch ein wenig Mensch. Es zahlt sich ja sonst das Leben nicht aus. Die Deutschen sind geschaffen, um ein würdigeres Leben zu führen. Ein einfacheres, ruhigeres, frohes Leben, womöglich in frischer Gottesnatur. So weit sind wir denn doch auf redlichem Wege gekommen, daß wir die wirklichen Kulturwerte gerade so gut oder besser auf dem stilleren Landhofe genießen können als im lebenzersetzenden Stadthause. Die Eigenschaften und Tugenden der Deutschen, die wir angeblich doch so hoch halten, wollen sich zur Großstadt und zum Industriestaat nicht recht eignen. Dem Deutschen gehört das Land.

—

Man sollte sich öfter daran erinnern, daß unsere sozialen Parteien, die uns so viele Sorgen und Widerwärtigkeiten machen,

Lande brauchen könnten, und den Landleuten auf die Vorzüge der Gebildeten hinweisen. Das trieb ich über vierzig Jahre lang und wurde nicht müde. Ich war nicht Bauer und nicht Herr, nicht altweltisch und nicht modern, stand mit meiner Weltanschauung mutterseelen allein. Aber ich war insoferne glücklich. Und die Leute sah ich so friedlos und zerrissen, so tierisch gierig und falsch und boshaft, und alles grundsätzlich ausgesponnen und in schärferem Grade, als ich es auf dem Lande erfahren. Und diesen Unseligen soll nicht zu helfen sein? Die ganze Gesellschaftseinrichtung soll so verfahren sein, daß nichts mehr zu machen ist? — Wohl viele schauten auf mich und hörten mir zu und versuchten zeitweilig den schlichteren, stilleren Pfad; aber wenn der Ernst kam, war wieder die Kluft da zwischen ihnen und mir. Über ein halbes Jahrhundert in der Stadt und — Fremdling geblieben.

Wahrscheinlich war das mein größter Schmerz. — Was meine größte Freude war, davon ein andersmal.

Wenn dieser beispiellose Krieg eine Schickung ist, bestimmt, alles umzustürzen und neuzubauen, so wird er nicht eher aufhören, als bis die Menschen sich geändert haben. Solange es noch „in dieser Dicken" fortgeht, ist kein Ende des Krieges denkbar, oder er wäre rein umsonst gewesen.

Einst, als die Gewerbefreiheit aufkam, sagten die Leut: Jetzt wird's vorwärts gehen. Es wird ein großer Wettstreit anheben, denn wer die beste Ware macht, der macht auch das beste Geschäft.

Das ist gerade wieder einmal umgekehrt gekommen, wie so vieles, das der überstürzte „Fortschritt" einführte. Nicht wer die beste, sondern wer die schlechteste Ware erzeugte, der machte das beste Geschäft. Denn die schlechteste war natürlich zumeist auch die billigste und wurde also von der Menge gekauft. Aber Mühe kostete es manchen „Industriellen" schon, den Schmarn anzubringen. Ein Eisenbahnbeamter erzählte mir, daß zur Friedenszeit ein Drittel der auf unseren Bahnen Reisenden Handelsagenten wären, die alle Gegenden, auch die entlegensten, absuchen, um Käufer für ihre Ware zu ergattern. Kein Kaufmann, kein Krämer wird verschont, in alle Bürgershäuser dringen sie, in die Bauernhöfe und Hütten kommen sie, um den Leuten, auch den Armen, die Sachen anzuschwätzen. Da werden auf den Eßtischen ganze Ausstellungen von glanzvoll hergerichtetem Pofel veranstaltet, bis nach vielem Zureden und Anloben und Aufdrängen eins oder das andere den Geldbeutel zieht. Dinge, deren Mangel bisher niemand gespürt, werden zum Hausbedarf, belasten die Wirtschaft mit Auslagen, beschweren den Kopf mit Sorgen

ich. Sie reden — wenn du einmal zuhören willst — ganz steirisch und niederösterreichisch, und das Ungarische, sagen sie, wäre eine schöne Sprache, aber schwer zu erlernen. — Siehst du, Nachbar, und diesen deutschen Landstrich solltest du uns Österreichern geben. Laß mich nur ausreden. Du sollst ihn uns nicht schenken, wir wollen ihn auch nicht erobern und soll keine Feindschaft sein zwischen uns, denn wir brauchen einander zu notwendig.

Nun, so habe ich gedacht, ob wir nicht einen Tausch machen könnten. Schau dir einmal ein paar istrische Inseln an, die dir vielleicht passen könnten. Oder in Bosnien, vielleicht auch in Serbien was, oder im östlichen Mähren. Schöne Ländereien, sehr schöne und fruchtbare, und brave Leute. Oder — aber es reut mich schon — wolltest du gar von Galizien was? Unschätzbar! Aus Freundschaft möchte ich, weil du's bist, mit dem Ausmaß nicht sparsam sein. Das Galizien stünde dir besonders gut dazu zu deinem schönen großen Ungarland. Da wäre es auf einmal noch viel größer. Eine Freude wär das! — Weil die Hienzen schon einmal so wie so keine Madjaren sind, so könnte es dir ja ziemlich gleich sein, ob du anstatt ihrer Slaven oder Polen hättest. Und wir hätten dann nach unserer Seite hin die Sach beisammen, was für eine gute Nachbarschaft recht vorteilhaft wäre. — Überleg' dir's halt.

Dieser Brief ist mir vor kurzem zugeflogen. Aber ich bin ja nicht der Madjar Janosch, ich weiß mit dem merkwürdigen Schriftstück nichts anderes anzufangen, als es abzudrucken. Vielleicht findet es auf diesem Wege den richtigen Würdiger. Es ist ja erfreulich, daß während des Weltkrieges noch so gemütliche Lokalpolitik getrieben wird.

Man liest, daß im Reiche viele Pastoren sich nicht mehr Geistliche nennen wollen. Sie seien weltliche Leute wie alle andern und so, wie der Arzt für den Gesundheitszustand, der Jurist für die Rechtspflege zu sorgen hat, so hätten die Pastoren die religiösen Interessen ihrer Gemeinde zu vertreten, so mehr methodisch, mechanisch. Der Name Geistlicher ist ihnen wohl zu enge, zu kirchlich. — Mich deucht, er ist ein sehr weiter Begriff. Einen Geistlichen könnte man jeden heißen, der das geistige Wohl der Menschen fördern hilft, sei er ein Priester oder Pastor oder Pope oder Rabbi oder Lehrer oder Dichter. Nur in diesem Sinne erscheint es als richtig, den religiösen Lehrberuf als Seelsorge zu bezeichnen und den Pastor Seelsorger oder Geistlicher zu nennen, so wie es auch bei den katholischen Priestern der Fall ist.

Geistliche im großen Sinne sind wir alle, die beruflich für sich und andere geistig und seelisch tätig sind.

an sich notwendig, daher berechtigt sind. Sie bilden untereinander gleichsam ein Gegengewicht, eine Einheit. Wenn eine Partei wegfiele, ginge es noch schiefer, als es ohnehin geht.

Zum Beispiel die älteste dieser Parteien, die klerikale. Wäre die nicht, so würden die Menschen, besonders die der ungebildeten Stände, in tierischen Materialismus verfallen. Ohne eine liberale Partei würde alles in Vorurteilen, Aberglauben und Unduldsamkeit verrotten. Hätten wir die nationale Partei nicht, so müßten wir die moralischen Güter unserer Vorfahren verlieren, das Zusammengehörigkeits- und Heimatsbewußtsein — fruchtbare Gemütswerte, ohne die der Mensch zum haltlosen Weltvagabunden wird. Und die Sozialdemokraten helfen den Arbeitern der unteren Stände zu einer besseren Lebensstellung, soweit sie nicht terrorisieren.

Von den rohen und gewissenlosen Entartungen der Parteien, die uns allen so sehr dieses kurze Leben vergällten, will ich nicht sprechen. Sonst aber sage ich: Jede Partei, die existiert, hat ihre Entstehungsgründe und ihre Berechtigung. Und ich glaube, eine Partei würde für sich mehr ausrichten, wenn persönliche Befeindung ganz wegbliebe; der rein sachliche Kampf mit Vernunft geleitet, würde eine größere Kraftentwicklung und bessere Erfolge geben.

Eigennützig muß ja jede Partei sein. Aber dieser Eigennutz hat sich dem Ganzen zu fügen, dessen Glied die Partei ist, und ohne das sie weder Grund noch Ziel haben könnte. Die verschiedenen Parteien sind die gesondert arbeitenden Organe des großen Volkswillens, der die Vorteile aller Stände fördern und ins Gleichgewicht bringen soll.

Der deutsche Michel an Magyar Janosch.

Lieber Nachbar! Ich möchte dir heute einen guten Vorschlag machen. Zu dieser Zeit der Bodenreform. Wollten wir zwei nicht auch ein bissel reformieren? Wollen wir nicht Grund- und Bodentausch oder, wenn du willst, Ländertausch miteinander machen? Ich hab schon lange daran gedacht, fürchtete aber bei der zeitweiligen nachbarlichen Gespanntheit mißverstanden zu werden, so daß aus dem Kaufhandel ein Raufhandel hätte entstehen können. Aber bei unserer gegenwärtigen Freundschaftlichkeit wage ich es.

Du hast nämlich — schau, aber du mußt nicht bös werden — in deinem herrlichen Ungarland gegen die österreichischen Grenzen her einen Landstreifen, der nicht dir gehört. Laß mich nur ausreden. An deinen westlichen Grenzen hast du nämlich ein paar hunderttausend Deutsche, die schon tausend Jahre lang dort sitzen und den Boden bebauen, also sicher schon das Heimatsrecht haben. Die Hienzen meine

Einer, der schon in seinem achten Jahrzehnt steht, denkt wohl täglich an den Tod. Und nicht einmal ungern. Nicht so, wie man ängstlich und bangend an etwas Ungeheuerliches denkt, sondern ruhig und nüchtern, wie man an das Geschäft einer nächsten Zukunft denkt, oder an eine bevorstehende größere Reise. Was denn anders?

Als ob sterben das Ende wäre? Nicht die Spur. Ich sehe hinter dem „Sterben" nichts als Leben, unermeßliches Leben. Wer in jenem Leben steht, wird vieles sehen und begreifen, nur eins nicht, nämlich, wie der Erdenmensch all die Enge und Ungewißheit so gelassen hatte ertragen können. — Aus dem Geiste des Christentums hat sich in mir die Vorstellung entwickelt von einer das All sanft durchwehenden Weltseele. Vergleich: Der einzelne Mensch, das Individuum ist ein Apparat, der wie ein Funkentelegraph Teile der Weltseele in sich auffängt, konzentriert zum Ichbewußtsein, und sie dann selbständig weitergibt. Je besser ein Menschenhaupt organisiert ist, je mehr Seele fängt es auf, je tiefer läßt es sich beleben und je mehr Seele hat es abzugeben, wenn eines Tages der Apparat zerbricht. Dann vereinigt sich diese freigewordene Menschenseele wieder mit der Ganzheit, sie geht in Gott ein.

Man sollte jeden Tag so sein, fühlen und denken, als ob man am selben Morgen neu geboren worden wäre. Nichts Angelebtes haben, alles aus sich herausleben, als ob man der Einzige auf der Welt wäre — ganz eins mit sich selbst sein. — Wenn ich diese Weisheit der Minute aufschreibe, so wird die Kritik lauten: „Kindskopf!" und nicht ahnen, welchen großen Wert sie damit genannt hat.

Ich wunderte mich über die Ergebung, mit der ein alter Mann seine Erblindung erträgt. „Na ja", sagte er, „das Erblinden geht so nach und nach, so langsam, daß man's selber kaum wahrnimmt. Dann ist man so blind, daß man's gar nicht sieht, wie blind man ist."

Toast der Antialkoholiker.

So wollen wir das Glas erheben
Und auf Aller Wohl und langes Leben
Den Wein, den süßen,
Auf die Erde gießen.

—

In der Zeitung stand folgendes:

„(Das Dirndl.) Die Grundbesitzerin Josefa Schick in Mitterndorf hatte am 23. Nomember 1915 auf dem Sterbette auf die Frage einer der anwesenden vier Personen, wem sie ihr ganzes Vermögen hinterlassen wolle, nur geantwortet: „Dem Dirndl“, und war gleich darauf gestorben. Als erbberechtigtes „Dirndl“ meldete sich nun die Enkelin der Erblasserin, Ludmilla Pichlmaier, die der alten Frau seit vielen Jahren die Wirtschaft geführt hatte. Der einzige Sohn der Verstorbenen, der schon seit seinem vierten Lebensjahre nicht mehr bei der Mutter war, brachte jedoch gegen Ludmilla Pichlmaier eine Feststellungsklage des Inhaltes ein, es stehe ihr ein Erbrecht nicht zu, weil die Worte „Dem Dirndl“ keine hinlänglich bestimmte Erbeinsetzung bedeuten, denn „Dirndl“ sei auf dem Lande jedes Mädchen. Das Bezirksgericht Bad Aussee gab dieser Feststellungsklage Folge, weil die gesetzlich geforderte Bestimmtheit des erblasserischen Willens mangle. Gegen dieses Urteil brachte Ludmilla Pichlmaier die Berufung ein, in der sie geltend machte, die Erblasserin könne mit dem „Dirndl“ nur das ihr am nächsten gestandene Dirndl, und das sei eben sie gewesen, gemeint haben. Das Oberlandesgericht unter Vorsitz des Hofrates Stollowsky gab der Berufung Folge und entschied, daß der Ludmilla Pichlmaier das Erbrecht zustehe. In der Begründung wurde hervorgehoben, mit den letzten Worten der Erblasserin „Dem Dirndl“ könne nur ihre Enkelin, die sie gepflegt und betreut hatte, gemeint gewesen sein; die Willenserklärung sei also auch ohne Namensnennung deutlich genug erfolgt.“

Ich lege das ins Tagebuch und denke mir mein Teil, was manchmal herauskommen könnte, wenn das Gericht sich nur nach dem Buchstaben des Gesetzes hielte.

Zwischen dem Jägergehilfen M. und dem Werksarbeiter St. herrschte jahrelange Rachgier. Eines Frauenzimmers wegen natürlich. Der Jäger legte öfter als einmal seinen Finger an den Hahn. — Tu's nicht! mahnte eine innere Stimme. Und er tat's nicht. Eines Tages im Wirtshausstreit stieß ihm der Werksarbeiter das Messer ins Herz. Der Jäger war augenblicklich tot. Auf der Bahre hatte er ein äußerst freundliches Gesicht. Als ob es ihm angenehm wäre, daß er erstochen worden. Und noch zu rechter Zeit, ehe er selbst Mörder geworden. Oder war er so darüber zufrieden, auf eine bequeme Art über das Sterben hinweggekommen zu sein, das er wahrscheinlich immer gefürchtet hatte?

Glück und Freude. Im Rausche der Abreise ins schöne Rußland ist sie in heiterer Begleitung schon auf der Treppe, als sie erst an den Abschied denkt vom Vater, der oben auf dem Gange steht und ihr nachschaut. „Jess', der Papa! — Adieu, Papa!“ ruft sie fröhlich zurück. – Das ist alles. — Der Alte wankt gebrochen in seine einsame Wohnung . . .

In der Grazerstadt hat man vor kurzem ein großes neues Kaufmannshaus und ein in demselben befindliches neues Kaffeehaus nach meinem Namen benannt. Es gäbe für solche Anstalten vielleicht passendere Hausschilder als den Namen eines geschäfts- und weltabgewandten Waldpoeten. Was konnte ich in diesem mir fremden Kreis zu tun haben? Es müßte nur sein, daß die Herren in ihrem öffentlichen Berufe sich ein wenig an meine Lebensanschauung halten wollten. Da sie so unverbrüchlich auf ihrem Wunsche bestanden, so mußte ich es schier glauben und da sie mir schließlich dem Hausschild zur Gegengabe Unterstützungen für meine Waldschule in Aussicht stellten, so hing ich im Garn. Persönlich gedenke ich ja auf diese Hypotheken keine Schulden zu machen, über sie auch keinerlei Vormundschaft zu üben. Dem Kaffeehaus „Rosegger“ in Graz, das ja eine Erholungsstätte in bestem Sinne sein wird, widme ich mit Glückwünschen folgenden Leitspruch:

Nach treu erfüllter Bürgerpflicht
Versäum' auch frohe Erholung nicht.
Das Leben wird erst recht Genuß,
Wenn man's durch Arbeit verdienen muß.
Genuß, der wird erst dann Gewinn,
Wenn er dich stärkt an Geist und Sinn.
Und bist du frisch an Haupt und Brust,
Wird neue Arbeit wieder Lust.

Nach einer Vorlesung in Weimar war's. Ließ die Großherzogin (es war die Schwester Kaiser Wilhelms I.) mich ihr vorstellen und fragte mich, wo das Buch, aus dem ich vorgelesen, denn zu haben sei?

„In der nächsten Buchhandlung, kaiserliche Hoheit“, war meine bereitwillige Antwort. Nachdem die Großherzogin mich huldvoll entlassen hatte, flüsterte ein Komiteemitglied mir zu: „Aber, aber, aber! In solchem Falle spricht man doch: Wenn kaiserliche Hoheit die Gnade hätten, das Buch von mir anzunehmen! — In zwei Tagen hätten Sie Ihren Orden gehabt!“

Wenn ein junger Poet sein gedrucktes Büchlein herausgibt, so kommt ihm vor, jetzt wär's erreicht. So ein Buch, wenn es gut aufbewahrt wird, kann's Jahrtausende lang halten. — Wirklich? Ich glaub nicht. Wenn es auf das ankommt, aufs auswendige Halten, dann hält es, gut aufbewahrt, ein irdenes Tegerl länger als das unsterblichste Poetenbuch, das viel früher in Staub zerfällt, als die Dichter glauben. Von einem Buche, das heute in tausend Exemplaren gedruckt wird, ist nach wenigen Jahrzehnten nichts mehr aufzufinden, oder an Stellen, wo der Verfasser es am wenigsten gesucht hätte. Aber auch in der Zeit ihres kurzen Lebens haben die meisten Bücher der Durchschnittsart keine Wirkung. Wieso denn auch? Sie werden ja nicht gelesen, sie liegen in dem Magazin des Verlegers, günstigsten Falles in der Auslage eines Sortimentes. Es ist schon geschehen, daß der Verleger mehr Exemplare als „Krebsen" zurückbekommen hat, als er zum Verkaufe ausgeschickt. Es waren die Rezensionsexemplare dabei. Einige Exemplare werden allerdings fast immer verkauft, wegen persönlicher Beziehungen oder wegen einer ganz besonders feurigen Freundesbesprechung. Je besser die Kritik, je schlimmer oft für das Buch, das ihr nicht steht. Ein Weilchen spricht sich die Erscheinung gut oder schlecht herum, dann ist es still. Das Buch ist tot, wird verramscht, verkäst oder eingestampft und schon nach zehn Jahren wüßte man kein Exemplar mehr aufzutreiben. Es ist hin, als ob's nie gewesen wäre. So steht es mit der Unsterblichkeit des Gedrucktseins. In den meisten Fällen überlebt der Dichter sein Buch. Ausnahmen gibt's natürlich und aus diesen Ausnahmen wird die Literatur. Vielleicht stünde es um die besser, wenn wir die schwarze Kunst nicht hätten; das viele Gedruckte erstickt das wenige Gute. Die unsterblichen Werke werden vielleicht in Zukunft die Druckschwärze meiden und in Handschrift ihre Auserwählten suchen.

Einer, der nicht vergessen werden soll und doch schon halb vergessen ist — C. Karlweis. Mein Gedächtnis verstreut leicht alles, aber die zwei Dinge merkt es sich: „Das grobe Hemd", und die kleine einfache Geschichte „Adieu, Papa!" Das Theaterstück „Das grobe Hemd", wie der Vater den Kindern seine Wohlhabenheit verbirgt, um sie zu arbeitsamen, anspruchslosen Menschen zu erziehen, habe ich den Zuschauern immer recht von Herzen gegönnt, weil sie dabei möglicherweise auf vernünftige Gedanken kommen können. Und das „Adieu, Papa!" Ein Wiener Witwer, der nichts mehr hat als sein kleines, liebes Töchterl, und das heiratet plötzlich nach Rußland hinein. Bei der lustigen Hochzeitsfeierlichkeit, während dem alternden Vater vor stiller Trauer um sein hinziehendes Kind das Herz brechen will, schwimmt das Mädel in

Aus unserer Zeit.

Die Namen im Hochlande von Vielgereut.

Von Dr. Ferdinand Khull-Kholwald.

So fest und so hehr uns künftighin die Hochfläche von Vielgereut mit ihrem Ruhme der eben vorübergegangenen Tage in der Erinnerung bleiben wird, so trübe war sie es für jeden geschichtlich gebildeten Deutschen in den letzten fünfzig Jahren. Denn sie ist durch die bösen politischen Wandlungen seit dem großen Revolutionsjahre ein Grab blühenden Deutschtums geworden. Die alten Bauern zwischen der Etsch und dem Astachtal, dort, wo dies die berühmten sieben deutschen Gemeinden des verlotterten Regno begrenzt, wissen zwar auch heute noch, daß sie Deutsche von Herkunft sind, aber sagen können sie es nur mehr auf Welsch! Und das ist das Werk der lange so verzärtelten und einflußreichen „Lega nazionale". Von Rofreit und Trient aus wurde das Deutschtum vernichtet, Innsbruck bot dazu den Arm. Im 17. Jahrhundert war das ganze Land dort noch deutsch; trotzdem begannen die Bischöfe von Trient mit welschem Gottesdienst, im 19. verschwanden alle alten deutschen Namen amtlich, um die herzlieben Welschen nicht zu reizen, im 20. war die Irredenta Herrin der Lage und der Gegend. Was früher Mitterberg war, findet man jetzt nur als Mezzomonte in den Akten, der Lauterberg heißt nun Monte Scanupio, aus Wart wurde Guardia, aus Rad Serrada, aus Mittewald Mezzaselva, schließlich aus Halle Ala, aus Rovereit Roveredo, aus Vilgereut Folgaria usw. Seit dem Beginne des 17. Jahrhunderts sind die Namen der aus Trient hingesandten Pfarrer fast durchwegs welsch; ihr Wirken hat meist ihren Namen entsprochen. In der Cronaca di Folgaria (1860) berichtet der Verfasser Don Tomaso Bottna triumphierend, daß dank des Einflusses der Kirche und Schule die Stunde nahe ist, „daß alles allgemein den roveretanischen Dialekt spricht". Der deutsche Gemeindevorsteher Leitenberger hielt bis 1882 noch die deutsche Schule in Vielgereut aufrecht. Nach seiner Amtstätigkeit wurde sie in eine welsche verwandelt. Gleichzeitig wurde die deutsche Schule im großen Dorfe St. Sebastian geschlossen und den dort ansässigen Deutschen gelang es ebenso wenig wie allen benachbarten, die Bewilligung für eine deutsche Privatvolksschule zu erhalten: die Welschen hielten in Trient und Innsbruck das Heft allzu fest in Händen. Mit welchen Absichten, das zeigten die römischen Minister vor einem Jahre. Etwas weiter im Osten, über der sogenannten Hochleiten, in den Weilern Kimberland, Frising, Tichler, Haslach, Schnalzer, Zecke und Brankafort, sprach und verstand man noch zu Ende der Achtziger Jahre Deutsch, aber der Wunsch und die Bitte dieser Deutschen fand stets fest verschlossene Türen dort, wo sie hätten offen sein sollen. Wie deutsch das Land damals noch war, lehren sämtliche Tal-, Bach-, Weg- und Flurnamen der Gegend um Vielgereut, von denen Christian Schweller in seinen „Tirolischen Namensforschungen" nicht weniger als 307 aufzählen konnte, und die Namen der Bauernfamilien, wie zum Beispiel Reck, Kuel, Kramer, Tetzel, Plategger, Schier, Larcher, Mittenberger, Astacher, Höllriegel, Kerschbaumer, Fuchsenegger, Moser, Kosler, Oberhauser usw., in denen heute nur mehr Welsch verstanden wird. Selten hat jemand so recht gehabt und wahr gesprochen wie der Major R. Merkh in Innsbruck in seinem vortrefflichen Büchlein „Es war einmal". Hätte man dieses deutsche Volkstum an Tirols Südgrenze nicht verkommen lassen, „so wäre jetzt da unten ein breiter Gürtel voll treuer deutscher Volkskraft, eine verläßliche Grenzwacht. Wir haben die Dämme niedergerissen, die vor der

Kleine Laube

„King Stephen."

Ein Luftschiff wohl kam aus dem deutschen Land,
Es flog, flog hinüber nach Engelland.
Tat, wie ihm geheißen, stritt recht und brav,
Doch bald eine britische Kugel traf.
Es glitt aus der schwindligen Höhe schwer,
Trieb hilflos dahin auf dem weiten Meer.
Sank tiefer und tiefer. Noch ragt vom Rumpf
Des Schiffs aus der Flut nur ein kleiner Stumpf.
Das Wasser kroch näher, der Raum ward eng.
Dort preßte die Mannschaft sich im Gedräng
Und spähte mit irrendem Aug' umher,
Ob nirgends ein bergendes Fahrzeug wär'.
Das Grauen des Todes umfing sie da,
Doch siehe, es war schon der Retter nah.
„King Stephen", ein englisches, gutes Boot,
Läßt deutsche Schiffbrüchige nicht in Not.
Und William Martin, der Kapitän,
Läßt sicher nicht langsam sie untergehn.
Die Mannschaft des sinkenden Luftschiffs winkt,
Daß Rettung das englische Boot ihr bringt.
„In Seenot sind Leute! Kommt! Helft uns schnell!"
Hallt über die Wasser ihr Ruf so hell.
Doch William Martin, der Kapitän,
Läßt ruhig die englische Flagge wehn,
Als weigernd die Hilfe er lächelnd spricht:
„So helft euch doch selber, wir helfen nicht.
Und würdet ihr bitten mich tausendmal,
Ich nehm' euch nicht auf! Ihr seid mehr an Zahl."
Ihm recken die Deutschen die Fäuste nach:
„Die Rache bleibt Gott und auf England Schmach."
„King Stephen", das englische, gute Boot,
Läßt weiter sie treiben in Not und Tod.
Und lauschet dem Stöhnen mit kaltem Blut,
Bis alle versunken in dunkler Flut.
— Die Kunde der Schmach drang ins Deutsche Reich.
Ein jegliches Antlitz ward starr und bleich.
„Der Name des Schiffes ist uns bekannt.
Wir fahren hinüber nach Engelland
Und zeigen, was Deutschland vollbringen kann;
Wir holen das Schiff uns und auch den Mann!
Die Anker gelichtet! An Bord, an Bord!
Zu strafen den feige verübten Mord!"
Die Deutschen, sie fuhren nach Engelland.
Sie fuhren hinüber zum Themsestrand
Und holten „King Stephen" und seine Schar.
Laßt klingen die Glocken! Die Mär ist wahr.

Erich v. Schrötter (Graz) in den „Heimatgrüßen".

Welch ungünstigen Einfluß auf die Industrie der stete Wechsel der „Mode" hervorbringt, zeigt am besten die Verschlechterung der Erzeugnisse auf dem Gebiete der Stoffe-, Seiden- und Leinenerzeugnisse im Vergleiche zu früheren Jahrzehnten, da man noch gar nicht mit den Errungenschaften der neuzeitlichen Technik arbeiten konnte. Die Industrie war eben damals auf Beständigkeit eingerichtet und hat sich darin überboten, ein dauerhaftes Erzeugnis in den Handel zu bringen. Der Industrie bleibt durch den lächerlich raschen und durchgreifenden Wechsel der Mode vieles von ihren Erzeugnissen übrig und damit muß sie bei der Preisbestimmung rechnen, ebenso wie der Kaufmann, der mit diesen Erzeugnissen handelt; dieser Umstand hat zur natürlichen Folge, daß die Preise bedeutend höher angesetzt werden. Wohl gab es und soll es zu allen Zeiten eine Mode geben, aber sie soll sich wie früher in vernünftigen Grenzen bewegen und mag kleine Veränderungen in der Frauenkleidung hervorbringen, die es trotzdem ermöglichen, die Kleider auszunützen. Es ist nichts anderes als eine gedankenlose Verschwendung, wenn wir das, was vor sechs Monaten neu war, nicht mehr tragen können, weil es nicht mehr „modern" ist, und eine Entwertung des Volksvermögens, der man, was leider allzu wenig geschieht, große Beachtung schenken muß.

Wohl gibt es Menschen, die den Hang zum Leichtsinn damit bemänteln, daß sie behaupten, der Reichtum der Kleidung sei ein „Kulturbedürfnis". In gewissem Sinne sei dies zugegeben, nicht aber wenn dieser Gesichtspunkt auf die Mode der Frauenkleidung angewendet wird; denn auch der Mann ist mindestens ebenso ein Kulturmensch und doch treibt die Mode mit ihm nicht derart ihr Spiel. In ähnlichen Grenzen muß sich auch die Frauenmode bewegen.

Dabei zeigt die Erfahrung, daß Frauen, die große Summen für den Luxus ihrer Kleidung verausgaben, kein Geld haben, wenn es sich um die Anschaffung praktischer Neuerungen für den Haushalt handelt, wenn es darum geht, Volkswohlfahrtseinrichtungen zu gründen oder zu unterstützen, Einrichtungen, die allein geeignet sind, der Kultur der Zeit das Gepräge zu geben, in der wir leben. Frauenwürde, wohin bist du gekommen, wenn die Modetorheiten dein Denken so beherrschen und sogar ältere Frauen dazu verleiten, im kurzen Kleid umherzulaufen, auch wenn es sie entstellt.

Der Weltkrieg hat uns manches gelehrt und uns zum Nachdenken angeregt und wenn man sonst nicht den Mut hatte, der „Mode" den Krieg zu erklären, dann tun wir es entschlossen jetzt; auf eine Kriegserklärung mehr oder weniger kommt es jetzt wahrlich nicht mehr an. Wir haben in der Reichsorganisation der Hausfrauen eine wohlorganisierte tüchtige Kämpferschar, die Zeit ist reif und Angriffe auf die „Mode" gibt es gerade jetzt in Fülle.

Lassen wir weithin den Ruf erschallen: Frauen! Kleidet euch einfach! Geben wir ein Abzeichen heraus, das die Anhänger einer neuen Lehre kennzeichnet; einer Lehre, die verkünden soll, daß die große Zeit, in der wir leben, ein neues Frauengeschlecht gezeitigt hat, das es mit Frauenwürde unvereinbar hält, sich zum Schaden des Volkes und des einzelnen von der Mode tyrannisieren zu lassen.

Für ein solches Abzeichen könnte ein jeder nach seinen Verhältnissen einen Tribut entrichten und es ist anzunehmen, daß die meisten Männer ihren Frauen dieses Abzeichen kaufen werden. Der Kriegsfürsorge könnten dadurch Millionen bereitgestellt und für die Gründung von Einküchenhäusern für Kriegerwitwen und Kriegswaisen könnte ein ansehnlicher Fond geschaffen werden.

Hedwig Reich, Troppau.

*

Verwelschung schützten, die Schutzwehren zerstört, die unser Land sicherten". Da waren unsere Vorfahren denn doch gescheiter. In einer Urkunde vom 9. Oktober 1356 wegen der kleinen Festen Tenno, Riva und Landro setzten sie ausdrücklich den Satz hinein: „Jedoch sollen diese Festen keinem Welschen eingeantwortet werden." Unsere Weisheit war bescheidener. Wir haben ihnen tausendmal mehr eingeantwortet als drei feste Häuser!

Gar wundersam aber berühren die Namen der um den Gardasee im 13. Jahrhundert Ansässigen: Lanulf, Roland, Rudolf, Hugebert, Warimbert, Richgrand, Starkfried, Teutarich, Godofred, Musbard — ganz als ob wir uns im alten Königreich der Langobarden befänden. Ihre germanischen Träger und sie gingen mit dem alten Deutschen Reich zur Zeit der Lützelburger zu Grabe und was von den alten Langobarden nicht damals sterben wollte, ging in den Stürmen der Gegenreformation, die am Gardasee und Nonsberg die Form der Deutschenhetze annahm, spurlos unter. Die Deutschen an der Assach aber und auf der Hochfläche von Vielgereut und Lafraun gehen jetzt einer besseren, deutschen Zukunft dank der Tapferkeit unserer Helden entgegen, wenn wir so sind, wie wir nach den Erfahrungen dieser Tage sein sollen. „Grazer Tagblatt".

*

Frauenwürde und Luxus.

Nie konnte man größere Luxusentfaltung beobachten als jetzt während der Kriegszeit, vielleicht nie vorher ärgere Modetollheiten feststellen.

Trotz der Wollknappheit ist der fast doppelt so große Verbrauch an Stoffen für die neue Kleidermode wahrzunehmen. In einer Zeit, da die größte Sparsamkeit mit Schuhwerk notwendig wäre, wurde infolge des kurzen Rockes eine Pracht der Fußbekeidung entfaltet, die jeder Vernunft Hohn spricht: Stiefel, hohe Schuhe, Schuhe mit farbigen Einsätzen, zu jeder Toilette passende Fußbekleidungen.

Betritt man ein Kaffeehaus, den Konzertsaal, das Theater, sieht man nie dagewesenen Luxus und Eleganz. Keine Handschuhe, die Finger gleißend im Brillantschmuck, Nägel und Hände gepflegt, bis zur Lächerlichkeit. Wie kann man in der ernsten Zeit, in der wir leben, soviel Zeit zur Pflege seiner Hände verwenden? Zugreifen heißt es jetzt, zugreifen für alle: die Lebensweise vereinfachen und alles das, was man an Zeit und Geld erübrigen kann, auf dem Altar des Vaterlandes opfern! Warum wartet man, die Luxussteuer einzuführen? Hoch müßte sie sein und jede Frau, die mit ihrer Kleidung und ihrem Schmucke prunkt, müßte darüber Rechenschaft ablegen, ob sie auch entsprechend dem Luxus, den sie zur Schau trägt, für die Kriegsfürsorge geopfert hat.

Wir haben gegenwärtig eine wirtschaftliche Krise der schwersten Art zu überstehen, eine Zeit, die uns mahnt, uns auf allen Gebieten, auch bei dem Notwendigsten, einzuschränken und in unserer ganzen Lebensführung jene kriegsmäßige Sparsamkeit walten zu lassen, die notwendig ist, um einerseits Streckung der vorhandenen Waren (Stoffe, Leder) und anderseits durch die gesteigerte Nachfrage bei den ohnehin ungerechtfertigt hohen Preisen nicht noch eine weitere Preissteigerung hervorzubringen. Wohl gibt es Leute, welche dem Luxus und der Mode das Mäntelchen der Unentbehrlichkeit umhängen wollen, indem sie behaupten, daß dadurch das Geld ins Rollen gebracht, Tausenden Arbeit und Verdienst geschaffen, die Industrie belebt werde usw. Der Nutzen, der damit der Industrie erwächst, ist zum Teile trügerisch und steht in keinem Verhältnisse zu dem volkswirtschaftlichen Schaden, den die Vergeudung bestehender Werte durch Weglegung guter und noch jahrelang brauchbarer Kleidungsstücke, durch Neuanschaffung „modernerer" zeitigt.

dem Kinde im Mutterschoße, die Linien seiner Entwicklung angeboren: es ist der Geist, der sich den Körper bildet.

Wenn nur der Geist lebendig ist — an der Form kann und wird es ihm nicht fehlen. Der Geist aber — nun, Brüder, wir dürfen wohl auch heute, nur in ganz anderem Sinne noch, sagen und singen: „Der Geist lebt in uns allen!" Aus fernen schwarz-rot-goldenen Tagen klingt das Wort zu uns herüber, und es ist so wahr geblieben, wie die Wacht am Rhein heute und immerdar auch die Wacht an der Donau ist.

Fremdenverkehr.

Allzuviele Karten sollte man nicht auf den Fremdenverkehr setzen. Diese Sache ist unsicher, abgesehen von Kriegszeiten. Dieses fortwährende Hin- und Herreisen der Leute ist zum Teil Modesache. Einmal ist der Süden Mode, dann der Norden, einmal das Meer, dann die Alpen. Dann kommt wieder einmal eine Zeit, da man zu Hause hocken bleibt. Es ist kein Verlaß darauf. Wir können die Fremdenströmung nicht von Jahr zu Jahr voraussagen. Zudem wird stets in allen Ländern gearbeitet, um die Fremden herbeizuziehen, obschon gerade das die interessantesten und dankbarsten Länder wären, wo es nicht geschieht, wo noch der ursprüngliche Charakter von Land und Leuten bewahrt ist. Keinesfalls reicht das reisende Publikum aus, alle Länder, die sich für den Fremdenverkehr rüsten, zu entschädigen oder gar zu bereichern. Dann haben wir in den schönen Gebirgsgegenden die verkrachten Anstalten und die Hotelruinen. Daß das Fremdengeschäft leicht von der eigenen Berufswirtschaft abzieht, daß die Fremden auf dem Lande mitunter sogar bäuerliche Personen von der Scholle lockern und in die Stadt locken, ist weniger den Fremden, als der Rückgratlosigkeit unserer Leute zuzuschreiben.

Derlei Bedenken gegen den zu großen Fremdenzulauf können sich aber nicht auf unsere Steiermark beziehen, schon deshalb nicht, weil bei uns bisher eher zu wenig als zu viel für den Fremdenverkehr geschah; der Fremdenverkehrsverein, so tätig er ist, kann nicht alles allein machen. Wir in Steiermark richten unser Bestreben wohl auf gute Gasthöfe, leidliche Wege und möglichste Sicherheit; das sind wir uns selbst schuldig. Wenn Gäste kommen, so denken wir vor allem daran, es ihnen bei uns behaglich und heimlich zu machen; zu glänzen und zu prunken, darauf legen wir keinen Wert. Unsere Städte pariserisch, unsere Berge schweizerisch einzurichten, das liegt uns nicht. Wer nach Steiermark kommt, soll die Steiermark finden.

In diesem Sinne ist auch das steirische Reisebuch gehalten, das unter der Leitung unseres trefflichen K. Gawalowski vor einiger Zeit erschienen ist. Nach Bädekers vorbildlicher Art enthält es alles, was der Reisende wissen soll, um Land und Leute zu finden, zu verstehen. Und wäre es auch nur für die Steirer allein gestiftet, so hätte es den edlen Zweck der Heimatskunde. Es gibt nicht bloß die praktischen Ratschläge für den Touristen, es führt uns in die Geschichte und Volkskunde, in die Natureigenarten des Landes ein, nicht minder in seine Kunst, in Wirtschaft und Verkehr. Lange hat ein so umfassendes Handbuch auf sich warten lassen. Nun wird es nicht mehr entbehrlich sein, so wenig, als das Adreßbuch und das Kursbuch, wenn es der Landesverband für Fremdenverkehr immer neu revidiert auflegt.

Also seien wir fremdenbereit und fremdenfroh; vorausgesetzt, daß die richtigen kommen.

Deutschland und Österreich.

Daß aus dem einst von staatsmännischer Klugheit gewollten Bündnis ein notwendiges Zusammenwachsen geworden ist, zeigt Freiherr v. Grotthuß in seinem „Tagebuch" des „Türmers":

Wir alle, im Reiche wie in Österreich-Ungarn, wir wußten es auch vor dem Kriege, daß wir einander die Treue halten würden. Wir wußten es auch, daß unser Bündnis tiefer verankert war als nur in den Verträgen unserer Regierungen. Aber was dann über uns gekommen ist, als die Schicksalsstunde schlug, das war doch etwas ganz anderes, als nur das Bewußtsein gegenseitiger Pflichterfüllung, das war das Erleben einer heiligen Schicksalsgemeinschaft, die nicht mehr nach mein und dein fragte, die wie ein Naturgesetz nur noch sich selbst kannte.

War es nicht Deutschlands Schicksal, um das in Galizien und in den Karpathen, nicht Österreich-Ungarns Schicksal, um das in Belgien und Frankreich gerungen wurde? Es hat so wenig Sinn, hier nach mein und dein zu fragen, wie wenn eine Einzelperson mit sich selbst über ihre eigenen Rechte und Pflichten hadern wollte. Was uns heute bindet, das ist kein Vertrag mehr, mit Diplomatentinte gefertigt, das ist ein Pakt, den unsere Völker mit ihrem Blute geschrieben und gesiegelt haben, das ist Blutsbrüderschaft. Diese Schicksalsgemeinschaft, die so viele Jahre als blasse, nicht einmal unangefochtene Theorie in Zeitungen und Büchern vegetierte, sie ist uns ein Erlebnis geworden, wie es die Weltgeschichte zwischen staatlich nicht vereinten Völkern und Nationen nie gesehen hat. Ein Erlebnis und das will sagen: die Vollziehung einer Notwendigkeit.

Wenn das nun eine Notwendigkeit war und ist —: wo dämmert auch nur von ferne eine Möglichkeit, daß es nicht eine Notwendigkeit bleiben wird? Der kommende Frieden kann viele Möglichkeiten schaffen, nur die eine nicht: daß in immer nur übersehbarer Zukunft ein Zustand eintreten könnte, in dem des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns Bestand nicht genau so aufeinander angewiesen wäre wie heute. Alle Kunst der Diplomatie, alle Verträge, alles Völkerrecht sind machtlos gegen das Naturgesetz des Wettbewerbs der Kräfte, und immer wird nach dem Gesetze der Anziehungskraft das größere Machtgestirn die kleineren Sterne in seine Bahnen zwingen. Nur Staaten oder Staatengemeinschaften, die sich zu der Macht politischer Zentralsonnen vergrößern oder verdichten, dürfen hoffen, daß ihnen nicht Körperteile abgerissen werden, bis sie selbst ein Spiel der stärkeren werden.

So ist diese Schicksalsgemeinschaft für uns keine Frage mehr. Sie ist eine Tatsache, eine gebieterische Tatsache, deren eherne Gebote wir erfüllen müssen. Und eine brennende Tatsache, aus der wir unsere unzerbrechliche Rüstung für die Zukunft schmieden müssen, solange das Edelmetall noch im Glühfluß ist, soll es, erkaltet, nicht zu einem ungeheuren Sarge für unsere unerhörten Opfer werden. Wir dürfen es nicht bei dem Erlebnis bewenden lassen: das gemeinsame Erleben muß in eine Lebensgemeinschaft münden.

Ja, aber wie kann das geschehen?

Diese Frage nach dem Wie, nach der Form, ist für schwache Seelen und kleine Geister immer der Vater aller Hindernisse gewesen, wenn es galt, einen schöpferischen Gedanken beglückende Tat werden zu lassen. Würden wir aber auch nur ein großes Kunstwerk, auf welchem Gebiete immer, unser nennen, wenn die Künstler vor der Mühsal zurückgescheut wären, den spröden Stoff unter ihre Idee zu zwingen, bis es die strahlenden Züge der göttlichen trägt? Ich sage: der ist kein Künstler, den solche Mühsal schreckt und nicht mit heiligem Feuer erfüllt; und das ist kein Wille, dem um den Weg bange ist. Jedem echten Gedanken sind, wie



Bücher

Die Kristallkugel. Neue Novellen von Karl Hans Strobl. (Leipzig. L. Staackmann.)

Strobl gehört zu den vielseitigsten deutschen Schriftstellern; er versuchte sich im Lauf der Zeit auf jedem Gebiet der Schriftkunst und man muß sagen: mit Geschmack und Können. Der historische Roman gelingt ihm ebenso wie der humoristische oder der abenteuerliche. Allerdings liegt bei solch umfassender Begabung die Gefahr der Verflachung und Überproduktion nahe, eine Gefahr, die jedoch Strobl trotz seines unermüdlichen Fleißes immer glücklich vermieden hat. Und nun bringt er in der „Kristallkugel" Geschichten, die trotz der Formleichtigkeit einen äußerst gehaltvollen Inhalt aufweisen und zu dem Besten gehören, was er bisher veröffentlichte. Spannend und unterhaltend, wissen sie zu fesseln und zugleich so tiefe Gedanken zu verarbeiten, daß sie viel nachhaltiger wirken, als es in der Regel bei Novellen und Skizzen der Fall ist. Das Buch wird gerade in unserer Zeit seinen Freundeskreis finden, der das Kriegsfremde und Lebenswahre zu schätzen weiß. P. L. M.

Heimaterde. Ein Volksbuch von Mathilde zu Stubenberg. (Graz. Moser.)

Nicht leicht wird man in der Dichtung alte Romantik und Wirklichkeit des gegenwärtigen Krieges so glücklich vermählt finden als in diesem Roman. Ein obersteirischer Bauernbursche, der einstige Deserteursünden seines Vaters sühnen zu müssen glaubt, verläßt sein über alles geliebtes „Hoamatl" und wird als Soldat ein herrlicher Held im Streiten und Leiden. Wie er im Felde seinen totgeglaubten Vater als sterbenden Kämpfer wieder findet; wie ihm sein Dirndl nachfolgt in die Kriegsnot und im Lazarett als Krankenschwester den fuß- und augenlosen Soldaten pflegt, ohne daß er sie erkennt — das ist mit einer Geschicklichkeit und Kühnheit erzählt, die uns Unwahrscheinliches vergessen läßt. Prächtig sind auch die Naturschilderungen. — Der Ertrag des interessanten Buches ist Prothesenzwecken gewidmet.

Glücksucher. Erzählungen aus einem Abenteurerleben von R. P. Eichler. (Graz. „Leykam"-Verlag.)

Abenteuerlichen Geschichten haften in der Regel künstlerische Mängel an, so daß man ihrer zumeist nicht recht froh werden kann, aber die spannenden Erzählungen dieses Bändchens sind in eine in jeder Beziehung ansprechende Form gebracht, die auch kritische Leser befriedigen muß. So bedeutet das hübsch ausgestattete Buch ein paar Stunden freundlichster Anregung und Ablenkung. Ernst und Humor, Lebensweisheit und tiefstes Verständnis für Welt und Menschen sprechen aus acht wohlgelungenen Skizzen, von denen sich die meisten tiefer einprägen — man lese zum Beispiel nur den „Knochensammler im Goldgrubenlager" oder das feinsatyrische „Vive la France!" Der „Glücksucher" ist gewiß auch in den Schützengräben willkommen, wozu ihn auch sein Preis und die handliche Form der Ausgabe besonders eignen. H. L. R.

Scirocco. Dalmatinischer Roman von Alfred Maderno. (Dresden und Leipzig. Karl Reißner.)

Der Roman spielt im Lande Dalmatien, um das augenblicklich Serben und Italiener streiten — und das zu Österreich gehört und gehören wird. Er ist ein Hoheslied unserer schönen Küste, mit leidenschaftlicher Liebe gesungen und wohl geeignet, die Aufmerksamkeit vieler auf die herrliche Gegend zu lenken, die im künftigen Frieden gewiß in noch viel weiteren Kreisen als bisher geschätzt werden wird. Dieser neue Landschaftsroman knüpft schließlich an die Ereignisse der Gegenwart an, was vielleicht künstlerisch nicht notwendig war, aber manchem die Stimmung beim Lesen erhöhen wird. P. L. M.

Zwiegespräche über den Weltkrieg gehalten mit Fischen auf dem Meeresgrund von Heinrich Hansjakob. (Stuttgart. Adolf Bonz u. Comp.)

Von dieser erst vor wenigen Monaten verfaßten Schrift ist bereits das 25. Tausend ausgegeben. Das ist kein Wunder. Die „Zwiegespräche" gehören nicht bloß zu dem Besten, was der vor Kurzem heimgegangene badensische Prälat geschrieben hat, sondern auch zu dem Allerbesten, was bisher über den Krieg geschrieben wurde. Er redet diesmal zu den Fischen am Meeresgrund, die ihn, meint er, besser verstehen als die wahnsinnig gewordene Menschenwelt. Nachdem sich die Fische gewundert hatten, daß in neuester Zeit so viel Fleisch und anderer Proviant in die Meerestiefe sinkt, daß sie mit bestem Willen nicht damit fertig werden können, erzählt ihnen Hansjakob von der Ursache dieser auffallenden Erscheinung, und was auf Erden und den Wassern jetzt vorgeht. So beschreibt er den arglosen Kreaturen

Ich werde dich rufen in einer Nacht ...

Du, die mir so viel der Liebe gebracht,
Ich werde dich rufen in einer Nacht,
Ich werde dich rufen mit fieberndem Mund
Und werd' allein sein und arm und wund.
Doch naht meine Stunde mählich heran,
Dann weiß ich: Ich hab' meine Pflicht getan!
Dann wird meine Sehnsucht den Morgen seh'n
Und groß und leuchtend hinübergeh'n!
— — — — — — — — — —
Ich werde dich rufen in einer Nacht,
Dieweil du so viel der Liebe gebracht ...

K. D. Zwerger.

Tiroler Frühling.

Von Hermann Kienzl, Berlin.

Ein Maienlied aus dunklen Eisenschlünden —
Der Flieder blüht — es dröhnt zum blauen Zelt,
Die ewigen Berge schüttern in den Gründen
Und schmettern's widerhallend in die Welt.

Empor! Empor! Verlernt ist Furcht und Bangen!
An Wand und Zack und Felsenriff empor!
Dem Tod verlobt im Geben wie Empfangen,
Klimm auf zum Tod, du treues Grazer Korps!

Klimm auf zum Sieg! Die Zinnen dort im Äther,
Die noch der Räuber hält in böser Macht,
Sie sind, mein Volk, das Erbe deiner Väter,
Sind deiner deutschen Heimat eherne Wacht.

Hei! Wetzen tausend Tode tausend Sensen,
Hei! Wie die Gemse springt der Steirer an —
Hei! Wie das Feuerroß mit blut'gen Trensen,
So bricht er sich die ungehemmte Bahn.

Nun blüh'n im weißen Schnee die Alpenrosen,
Blüh'n viele rote Rosen — ach, im Mai!
Ihr Sterbenden, hört ihr den Jubel tosen?
Die Welschen fliehn'! Die Heimat, sie ist frei!

Auf Bergeshöh'n, im breiten Tal des Stromes
Klirrt „Sieg" der Würfel, der in Schlachten fällt,
Und wieder klingt im Raum des Himmelsdomes
Das Lied, das „von der Etsch bis an den Belt".

Verscheucht von unsrer Hürd' die fremde Herde:
Nun räche den Verrat, Alt-Österreich!
Schon tritt des Siegers Fuß ital'sche Erde —
Glück auf, mein Feldherr, führe jetzt den Streich!

die Herausgabe ermöglichten, werden darin manche Weisheit entdeckt haben, die dem Fernerstehenden ein ungehobener Schatz bleibt.
H. L.-R.

Die bei Velhagen und Klasing in Bielefeld und Leipzig erscheinende vielgelesene Sammlung **„Aus den Tagen des großen Krieges“** wurde vor kurzem durch einen neuen Band bereichert, dessen passend gewählter Titel **„Erlebtes und Erträumtes“** ist.

Joachim Mersmann führt uns in seinem „Jägerhauptmann“ in lebendigster und fesselndster Weise eine Episode aus dem blutigen Ringen gegen die Russen in Galizien vor, in welcher dem Leser die scharf charakterisierte, markige, todesverachtende, von der Mannschaft vergötterte Heldengestalt des Hauptmannes Miller gerechtfertigtes Interesse einflößt.

Die feine Skizzierung des unbehaglichen Gefühles der an das rauhe Schützengrabenleben gewöhnten Offiziere in den luxuriös eingerichteten Gemächern des „Châtelet de Madame“, des Damenschlößchens, in der Novelle von Friedrich Freksa, berührt äußerst sympathisch.

Vergnüglich liest sich die im humorvollen Tone gehaltene Novelle „Die Liebesgabe“ von Karl Freiherrn v. Berlepsch.

Tiefergreifend wirkt „Die Totenfeier“ von Kurt Küchler.

Für die Schwüle der Novelle „Desirée“ von Fr. W. v. Oesterén dürfte wohl der Mehrzahl der deutschen Frauen das Verständnis fehlen.

Ein Hauch von Schwermut durchzieht „Imago“ von M. E. delle Grazie.

So ist in diesem eigenartig und geschmackvoll ausgestatteten Büchlein eine Auslese verschieden abgetonter Kriegsnovellen aus der Feder namhafter Schriftsteller zu einem Ganzen vereint, das jeden Leser mit Befriedigung erfüllen wird.
Zwerger.

Welche großen Aufgaben stellt die Zukunft dem Unterrichte und der Erziehung? Ein Vortrag von Prof. Dr. Ed. Martinak. (Graz. Leuschner u. Lubensky. 1916.)

Vereinfachung des Unterrichtes besonders in den Volksschulen, weniger Theorie, mehr Sachlichkeit, mehr Gewicht legen auf die Ausbildung des Charakters, des Gemütes, gegenüber dem so oft fruchtlosen „Wissen“, mehr Rücksichtnahme auf den Bauernstand, Erziehung in der Familie. Solche Rufe werden auch in der Lehrerschaft immer lauter und hie wieder hat sie ein hervorragender Schulmann mit tiefem Ernst erhoben. Die kleine gehaltvolle Schrift berührt auch noch andere Fragen, die endlich spruchreif werden müssen, besonders die Lehrerbildung und die nimmer ... Selbsterziehung des Lehrers, der als Vorbild dazustehen hat. Die Zeichen mehren sich, wir stehen, wenn endlich der Friede kommen wird, vor einer großen Schulreform.

Österreichs Landwirtschaftspolitik nach dem Kriege. Von Ferdinand Ritter von Pantz, Reichsratsabgeordneter. (Graz. „Leykam“.)

Diese aus einem mündlichen Vortrag hervorgegangene Abhandlung verdient eine möglichst große Verbreitung, zumal sie nachweist, daß zwischen den Belangen der Landwirtschaft und der Industrie nicht jener Gegensatz herrscht, wie allgemein angenommen wird. Gestützt auf ein reiches Wissen, erteilt der Verfasser beherzigenswerte Vorschläge, macht dem Politiker vom Fach wie auch dem Landwirtschaftler selbst und dem gebildeten Außenstehenden von Wert sein können. Manches, was in Zukunft gesetzlich zu regeln sein wird, findet sich hier angeregt und angedeutet. K.

Ein irregeleitetes Volk. Eindrücke und Tagebuchaufzeichnungen einer Neutralen aus Rom im Winter und Frühjahr 1915. Von Annie Wall. (Wien und Leipzig. Sallmeyersche Buchhandlung M. Patkiewicz.)

Annie Wall schildert den seltsamen Taumel von Größenwahn und Volksbetrug, von dem Italien fortgerissen wurde, als es am Scheidewege stand und die Wahl hatte, entweder an der Seite seiner vertragsmäßigen Bundesgenossen oder verräterisch gegen diese im Weltkrieg das zu erringen, was es seit langem anstrebte: Die Verwirklichung seiner nationalen Ideale. Es schlug sich in seiner Verblendung zu England und Frankreich, damit nicht nur seine Ehre beschmutzend, sondern auch in Verkennung der wahren Machtverhältnisse. Annie Wall ist der Ansicht, daß die breiten Schichten überhaupt keinen Krieg wünschten und nur das Opfer ihrer Führer waren. Ob dies wirklich der Fall, das wird erst die Geschichte lehren. Wir haben den Eindruck, daß die Neurömer überwiegend im Trüben zu fischen gedachten, mochte auch eine Minderzahl den Frieden allem anderen vorziehen. Ein demokratisch regierter Staat kann schließlich nichts gegen den wahren oder scheinbaren Willen der Bevölkerungsmehrheit unternehmen. Jedenfalls aber ist das kleine Büchlein interessant und charakterisiert das Treiben der Hetzer in Rom, um den Krieg mit Österreich durchzusetzen, von dem sie sich verschiedene Vorteile — nicht zuletzt persönliche erwarteten.
K. Z.

Der große Krieg 1914 bis 1916. Dem deutschen Volke geschildert von Rektor F. Lauterbach. (Von Lüttich bis Semendria.) Mit 22 ganzseitigen Bildnissen und Zeichnungen von V. O. Stolz und 22 Kartenskizzen. (Leipzig. Otto Spamer.)

diesen unerhörten Krieg, charakterisiert die Feinde, auch die inneren, die Wuchererarmeen, und gibt dazu seine Meinung. Und diese Meinung des freimütigen Schwaben tut uns, tut jedem deutschen Leser von Herzen wohl. Viel tausend Stimmen rufen es heute aus, daß unsere moderne Kultur eine gründlich verfehlte ist, aber klarer und überzeugender kann das kaum dargetan werden, als es Hansjakob tut. Ein Heilverfahren, das er zum Schlusse angibt, dürfte zur Zeit noch nicht allgemein anerkannt werden, aber das Schicksal wird dafür sorgen, daß man sich besinnt. Jedenfalls ist es der Mühe wert, zu behorchen, was der Dichter zu den Fischen sagt.

Anno dazumal und heute. Anekdoten aus fünf Kriegen von E. H. Rainalter. (Hannover. „Hans Hübner-Verlag.")

Das Büchlein enthält nicht Anekdoten im landläufigen Sinn, sondern acht kleine, abgerundete Ausschnitte aus drei Jahrhunderten kriegerischen Geschehens. In seiner eigenartig ruhigen Form, die ja auch den Lesern des „Heimgartens" bestens bekannt ist, schildert und stellt Reinalter dar, so daß die Geschehnisse, die er aufzeigt, wie feine Miniaturen anmuten — wie Miniaturen, für die sonst unsere Künstler erstaunlich wenig Zeit mehr haben. Das gibt den Erzählungen einen eigenen Reiz und hebt sie heraus aus der Hast der Zeit. Manchmal glaubt man beinahe, in alten Chroniken zu lesen, wobei der Chronist beabsichtigt, alles genau so vorzubringen, wie er es selbst hörte oder erlebte. — Wenn ich nicht irre, so hat der Verfasser auch schon einen historischen Roman geschrieben, dessen Erscheinen leider der Kriegsausbruch hinausschob. Man darf darauf gespannt sein, denn er wird sich gewiß von den üblichen Vergangenheitsgeschichten vorteilhaft unterscheiden. Zu dieser Hoffnung berechtigt besonders der vorliegende Band, der vielerlei künstlerische Tugenden in sich vereinigt: Zeitgemäßheit, ohne an den fliehenden Eindrücken der Tage zu kleben, und eine geläuterte Form, die ihm literarischen Bestand zusichert.

H. L. R.

„Erzähle uns vom großen Krieg!" Wie oft werden Kinder und Enkel in künftigen Jahren uns mit dieser Bitte bestürmen — und manchen in nicht geringe Verlegenheit bringen! Denn, will er anfangen, dies oder jenes Ereignis vorzuführen, so merkt er zu seinem Verdruß, wie lückenhaft und unsicher sein Wissen ist, dem in der Tat nichts zugrunde liegt als ein flüchtiges Lesen der Tagesberichte und einiger Feldpostbriefe oder gelegentlicher Einzelschilderungen. Und doch wäre es so schön, erzählen zu können! Herrlich für die lauschenden Kinder, befriedigend für den Erzähler, der sich und andere damit geistig bereichert und beglückt! Zwar ist das Erzählen eine Kunst, aber bis zu einem gewissen Maße kann jeder sie sich aneignen. Wessen das Herz voll ist, davon läuft der Mund über — wovon man selber ganz durchdrungen ist, davon erzählt man mit Fluß und Schwung. Der Stoff muß in uns sein und leben. Wollen wir vom Krieg erzählen können, so müssen wir mit allem wohl vertraut sein, was zu einer wichtigen Kampfhandlung gehört: mit der Örtlichkeit, mit dem Verlauf der Operationen im ganzen und einzelnen, besonders aber, denn darauf kommt es beim Erzählen am meisten an — mit den Vorgängen, wie sie sich beim persönlichen Erleben abspielen. Von den zahlreichen Veröffentlichungen über den Krieg ist es besonders der im Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart erscheinende „Völkerkrieg" (herausgegeben von Dr. C. H. Baer), der seine Darstellungen in Schrift, Karte und Bild so ordnet und bietet, daß dem Leser der Krieg, soweit dies möglich ist, zum persönlichen Erlebnis wird. Der soeben erschienene 7. Band (Heft 61 bis 70) behandelt die inneren Verhältnisse Deutschlands, Frankreichs, Belgiens und der Schweiz während des zweiten Kriegshalbjahrs, ferner die gesamten Ereignisse an der Westfront vom Mai bis August 1915, also vorzüglich die großen Frühjahr- und Sommeroffensiven der Franzosen. Eine lückenlose, mit der Treue des Geschichtsschreibers gesammelte und gesichtete Feststellung der Tatsachen, Veranschaulichung durch fachmännische Aufsätze, durch vorzügliche Karten und photographische Bilder und Belebung durch die besten Einzelschilderungen schafft ein im ganzen und einzelnen zuverlässiges und packendes Bild der Geschehnisse. Wer einmal von den Kämpfen an der Lorettohöhe oder in den Argonnen seinen Kindern erzählen will, kann hier so recht aus dem Vollen schöpfen!

V.

Weltenwende. Von Michel Blümelhuber. (Wien. Christoph Reißers Söhne.)

An die Spitze des Büchleins stellt Blümelhuber den Satz: „Gewidmet einem kommenden Geschlecht und seinen Pfadsuchern ohne Anspruch auf einen Gegenwartserfolg und ohne jede Fessel an herkömmliche Lehrmeinungen und Kunstformen." Diese angekündigte Fessellosigkeit wird nicht jedermanns Gefallen finden — woran aber dem Verfasser nicht viel liegt, wie er ja selbst feststellt. Man kann seinem Denken und Streben nicht stets folgen und verliert sich in Vermutungen, was die Lektüre nicht gerade erleichtert. An und für sich mag das kein Nachteil eines Buches sein und der kluge Leser wird sich sagen, daß vielleicht nur er nicht imstande ist, dem Höhenflug eines schaffenden Künstlers zu folgen. Die Freunde des Dichters



11. Heft August 1916 40. Jahrg.

Der Erbarmungslose.

Roman von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Fortsetzung.)

Jean Baptiste fand Paris arg verwandelt. Eine eigentümliche Stille lag über der Stadt. Im Palais standen Tische und Stühle leer und Polycarpes Freunde und Freundinnen hatten sich irgendwohin verkrochen. Straßen und Gassen und Plätze schliefen. Scheu schlichen Bürger und Bürgerinnen an die Häusermauern gedrückt hin und Pikenmänner patrouillierten zu zwei und zwei. Nur die Unentwegtesten, die nichts berührte, zogen Arm in Arm betrunken durch die Rue St. Honoré und sangen Lieder; jeder ein anderes.

Polycarpe bestellte beim Aufträger im Café du Foy Emigrantenwein und auf den Zehenspitzen, als fürchte er er die heilige Stille zu stören, brachte der Alte eine Flasche und ein Glas.

„Was habt Ihr denn?“ fragte der Erbarmungslose.

„Ach Gott ...“, murmelte der Aufträger; sonst nichts, als das hoffnungslose: „Ach Gott ...“

Endlich zeigte sich Chloris mit der Stuppsnase, die Herumtreiberin, und leistete Jean Baptiste Gesellschaft; die erzählte leise, was sie wußte.

Die Angst kroch durch Paris. Das Gespenst der Gegenrevolution bewog den Ausschuß, die allerstrengsten Maßregeln zu treffen und Fouquier-Tinville im Tribunal arbeitete achtzehn Stunden im Tag, um den Gefahren,

Lauterbach hat es in überraschender Weise verstanden, das Wesentliche der vielverschlungenen Geschehnisse auf eine knappe Formel zu bringen und so auf bescheidenem Raum eine anschauliche, von warmer innerer Begeisterung getragene Darstellung zu bieten. Die Vorgeschichte des Krieges, seine tieferen Ursachen und letzten Ziele sind in lichtvoller, durchaus allgemeinverständlicher Weise behandelt, die Ereignisse selbst in ihrer gegenseitigen Wechselwirkung plastisch herausgearbeitet, und neben den unvergänglichen Ruhmestaten unserer Führer und Truppen ist auch die bescheidene, aber opfervolle Mitarbeit daheim nicht zu kurz gekommen. Etwas ganz besonders Gediegenes ist aber auch hinsichtlich der künstlerischen Ausstattung des Buches geboten. V.

Karte von Belgien und dem angrenzenden Frankreich. 20 Blatt in Schummerungsmanier gezeichnet. Maßstab 1 : 200.000. Mit alphabetischem Ortsverzeichnis. Blatt 2: Lille—Arras. Blatt 13: Verdun. Preis des Blattes 50 Pfg. (Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung.)

Die Karte, der noch ein alphabetisches Ortsverzeichnis beigefügt ist, ermöglicht durch den zweifarbigen Druck eine leichte Unterscheidung von Berg und Tal, Wald und Feld, Straßen und Flüssen usw. Auf der Karte ist jeder Weg und jede Ortschaft, die einigermaßen von Bedeutung ist, eingezeichnet. Die Karte ermöglicht also nicht nur ein genaues Verfolgen der kriegerischen Vorgänge, sie zeigt auch den „Daheimgebiebenen" Orte und Höhen, an denen Angehörige von ihnen als Soldaten gestanden oder vielleicht gar den Heldentod erlitten haben. — Ein weiteres Blatt der Karte von Belgien und Nordfrankreich — Blatt 2 Lille—Arras — zeigt die Gebiete in Flandern, in dem im vorigen Jahr so mörderische Kämpfe stattgefunden haben. V.

Büchereinlauf.

Semper der Mann. Eine Künstler- und Kämpfergeschichte von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staackmann.)

Die Fraue von Ingelheim. Ein Roman von Chiemsee aus der Zeit Karls des Großen. Von Franz Wolfram Scherer. (Hannover. Hans Hübner Verlag.)

Erwachte Steine, was sie uns von Feindesnot erzählen. Novellen von Peter Dörfler. (Kempten und München. Jos. Köselsche Buchhandlung.)

Gesegnete und Verfluchte. Novellen von Heinrich Steinitzer. (Berlin. Egon Fleischel u. Co.)

Lesebuch aus Friedrich Lienhards Werken. Ausgewählt und herausgegeben von P. J. Kreuzberg. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer.)

Eine Biedermeierreise. Albin Bukowskys Tagebuch vom Jahre 1835. Mit einem Vorwort veröffentlicht von Dr. V. O. Ludwig. (Wien. Hugo Heller u. Cie.)

Im Verlag Ullstein u. Co., Berlin, erschienen folgende wohlfeile Bändchen: **Berliner Novellen.** Von E. Th. A. Hoffmann: **Österreichische Novellen; Maria Theresia,** Familienbriefe; **Paris 1870/71,** Stimmen aus der belagerten Stadt; **Der junge Fritz in Rheinsberg; Orientalische Königsgeschichten.** Von Herodot.

Infolge andauernder Verteuerung des Papieres und der anderen Herstellungsstoffe ist leider auch der Heimgartenverlag gezwungen, bis auf weiteres den Preis um 10 Heller fürs Heft zu erhöhen.

(Geschlossen am 20. Juni 1916.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Flecker.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

hochtrabenden Ausdrücke benebelte seinen Kopf noch stärker als der schwere Emigrantenwein, den er trank. Er blätterte in der Zeitung weiter und entdeckte darin ein Pamphlet, das irgendeiner der Gäste eingeschmugelt hatte: „Was ist unser Ziel? Aristokraten tötet man im Namen der Gleichheit, Girondisten im Namen der Brüderlichkeit und die Gemäßigten im Namen der öffentlichen Wohlfahrt. Die Tugend dient dazu, alle Unbequemen zu erschlagen und die Rechtschaffenheit kostete Danton, die Freiheit Barrère und die Verehrung des höchsten Wesens, das früher Gott hieß, den Priestern ihre Köpfe — aber die Bescheidenheit verbietet es Robespierre, sich selbst zum Vorteil des allgemeinen Glückes guillotinieren zu lassen . . . Mord — Mord — Mord allerorts und um jeden Preis, systematischer Massenmord unter dem zerschlissenen Deckmantel der Moral, der Menschenliebe, der Staatsklugheit. Phrasen, um über den unstillbaren Blutdurst eines Einzelnen hinwegzutäuschen!" Und mit fetten roten Lettern stand am Schluß.

Robespierre hüte dich!
Orleans, Marat, Danton sind nicht mehr,
aber du lebst noch!
Wann schlägt deine Stunde?
Bald.

Ich werfe dir das Schlagwort, das dich einst so entzückte, ins Gesicht:
Nur die Toten kommen nicht wieder!"

Polycarpe zerballte den Fetzen und schleuderte ihn unter den Tisch. „So ein Hund! Aber ein Hund, der nur bellt und doch nicht beißt . . ." Damit sprach er sich Mut zu. Dann sagte er zu Choris, die unbeweglich kauerte, strafend: „Du bist ein dummes Frauenzimmer."

*
* *

Robespierre empfing den Heimgekehrten kalt und fremd: „Wie denken die Provinzen?"

„Sie sind friedlich und verehren uns."

„Wirklich?"

„Wirklich."

Dann hielt der Tugendhafte eine förmliche Rede, als übte er sich für den Konvent ein: „Die Moral schwindet hin, die Bürgertugenden welken ab, die Feinde Frankreichs an den Grenzen bedrängen die Freiheit und nichts wirkt dem Zerfall entgegen. Wie ist das möglich? Weil das Volk keine Religion hat. Die Vernunft stillt nicht den Durst nach Wahrheit und ersetzt nicht den einfältigen Glauben an den persönlichen Gott der Kirche." Grünlich, eingefallen spiegelte sich sein trockenes Antlitz in der Fensterscheibe. „Ich werde Rat schaffen und den Kult

die der Freiheit drohten, zu begegnen. Täglich verschlang die Guillotine Hekatomben und das Volk faselte von hundert, zweihundert, dreihundert Köpfen, die an einem einzigen Vormittag in den Sack rollten.

Chloris stierte aus schwimmenden, unglücklichen Augen: „Gerade vor einer Woche säuberten Gendarmen das Palais und viele der Stammgäste sind seitdem verschollen — in den Gefängnissen oder schon tot . . .“ Ihr dünnes Taschentüchlein suchte die Tränen zu trocknen, aber bald war das Tüchlein tropfnaß und noch immer rannen die salzigen Fluten aus den rotgeränderten Augen.

„Ja das ist doch . . .“, stammelte Polycarpe betroffen. „Ja das ist denn doch . . .“

Plötzlich kreischte das Mädchen schrill auf: „Man wird uns noch mit Kartätschen niedermachen wie in Marseille, oder erdrosseln wie in Toulon, oder ersäufen wie in Verdun . . . Es ist schrecklich . . . Ich möchte gleich sterben, heute, auf der Stelle. Lieber einen raschen Tod als das Warten auf ihn . . .“

Jean Baptiste fühlte das Grauen nicht mit; ihm war ja nichts geschehen und er gehörte zu den unantastbaren Männern des Ausschusses, mit denen er das Volk meisterte und mit Zuchtruten geißelte. Auch Fouquier, der Gefürchtete, war nur ein Werkzeug in der Hand Robespierres und der Freunde des Unbestechlichen.

Die Stuppsnase klagte: „Wer ist jetzt an der Reihe? Niemanden schonen sie . . . niemanden! Nicht Malesherbes, weil er den König verteidigte, nicht Lavoisier, von dem sie sagen, er habe die französische Chemie in der Welt berühmt gemacht, und nicht Barnave, der doch ein guter Patriot war . . .“

Bei der Nennung dieser Namen bekam Polycarpe doch einen bitteren Geschmack im Gaumen. Er spuckte und polterte: „Was heulst du so? Sei heiter! Ich schenke dir Wein und verlange dafür ein lustiges Gesicht.“

Chloris legte den Kopf zwischen die gekreuzten Arme auf den Tisch und schluchzte unnennbar weh.

— Mit der ist heute auch nichts anzufangen, dachte Jean Baptiste und forderte vom Aufträger die neueste Nummer des „Moniteur“. Darin verherrlichte der Zeitungsschreiber die letzte Rede Robespierres und druckte daraus einzelne Stellen wörtlich ab: „Freiheit und Gleichheit für das Volk! Unteilbarkeit für die Republik! Ein höchstes Wesen unserer Verehrung! Brüderlichkeit unter Brüdern! Tugend den Hütern des Staates und Rechtschaffenheit uns allen! Bescheidenheit im Dienste des allgemeinen Glücks!“ Welch eine geschwollene Sprache! fiel es Polycarpe auf, der einige Wochen lang nicht so tönend reden gehört hatte und sein Ohr erst wieder darauf einstellen mußte. Der Mystizismus der

Die Reste uneingestandener Dantonisten, die ihre Grundsätze verleugneten, scharten sich zu einem Häufchen, verkappte Girondisten, die nicht um eine Welt eingestanden, Girondisten zu sein, und den verlästerten Parteinamen abschworen, setzten über die Grimasse der Furcht unbefangene Mienen auf und sogar einige Mitglieder des Berges schnitten so unnatürliche Gesichter, daß Robespierre, dem nichts entging, bös dreinblickte.

Verstellung! Überall Verstellung! Er witterte einen Widerstand der eigenen Kerntruppen.

Manuel, der immer lustig tat, als hätte er einen guten Witz erzählt, und Tallien, der Spitzkopf mit dem prächtig gezwirbelten Kinnbart, lispelten miteinander, und der Schleicher St. Just, der überall Augen hat, trat wie von ungefähr in die Nähe, um zu lauschen; aber da schwiegen sie.

Der riesenhafte Gendarm, den die Republik eigens dafür bezahlte, hob Couthon auf die Rednertribüne, und der Krüppel, dem ein schmerzlicher Magenkrampf trotz des unschuldigen Kalbfleisches als Mittagmahl den Speichel in den Mund trieb, wartete gar nicht ab, daß ihm der Präsident das Wort erteilte, sondern krächzte eigenmächtig los: Anklagen, Beschuldigungen, Verdächtigungen, ungeheuerliche und anmaßende Behauptungen, die er herausbelferte, eingewickelt in Geschimpf und Geflunker. Paris sei verseucht, schrie er, von inneren Feinden verhetzt; niemand sei seines Lebens sicher und die Dolche der Royalisten, der Dantonisten, der Girondisten, der Anhänger Orléans zielten gegen die Brust eines jeden, der dem Vaterland ehrlich und uneigennützig diene.

„Jawohl! Jawohl!“ meldeten sich Stimmen vom Berg und auch die Galerien klatschten, als hörten sie solche Worte zum erstenmal.

Couthon richtete seinen abgezehrten Oberkörper auf und fistelte: „Selbst gegen Robespierre, den guten Genius der Menschheit, zuckten die Verschwörer ihre vergifteten Spieße!“

Der Konvent, der bisher zu schlafen schien, erwachte. Alle Nichtjakobiner ahnten, daß das Geschwätz nur darauf hinauslief, eine neue Liste Todeswürdiger durchzudrücken, und erschauerten. Rufe schwirrten durcheinander und im Trubel rollte der Wollknäuel einer Strickerin von der Galerie in den Saal.

„Beweise!“

„Couthon soll beweisen!“

„Laßt ihn ausreden!“

„Couthon hat das Wort!“

„Ruhe!“

Brust an Brust brüllten die Repräsentanten der Nation die Worte einander in die Nüstern und geballte Fäuste fuhren zum Einschlagen

des höchsten Wesens dekretieren. Ein höchstes Wesen fehlt uns noch, ein Kult, der den Sinnen der Masse schmeichelt. Nicht wahr, mein Freund . . ."

Unsicher und betrübt, zweifelnd und schwachherzig schlich Jean Baptiste davon. Gesenkten Hauptes trottete er durch die Gassen, über die Seinebrücke, ohne Lust, im Palais einen Schoppen zu trinken. Vor dem Luxembourgpalast schaute er zum erstenmal auf und der Stock mit der Silberkrücke entglitt ihm: An einem eisernen Fensterkreuz hing ein schlaffer Körper. Einer, der sich mit dem Strick vor der allgemein seligmachenden Republik und dem rätselhaften Buchstaben gerettet hatte. Ohne auf den schönen Kult eines höchsten Wesens zu warten.

*
* *

„Habt acht! Habt acht!"

Menschen, die eben die Straße überquerten, prallten bei dem kreischenden „Habt acht!" zurück. Ein ungewöhnliches Gefährte fuhr den Kai entlang und darin hockte ein grinsendes, blökendes Männchen, die abgebogenen Beine kantig unter einer übergebreiteten, verschabten Decke sichtbar. Das Männchen keuchte und schwitzte und blökte unablässig: „Habt acht! Habt acht!" Abgemagerte Finger umkrallten zwei Handkurbeln und drehten sie rasend; eine rasselnde Kettenübersetzung griff in die großen Holzräder ein und der zitronengelbe Fahrstuhl rollte dahin.

„Hab acht, du Tölpel!"

Auf ein Haar hätte die seltsame Kutsche einen lässigen Bummler umgerannt, der sich gerade in eine Merveilleuse verschaute und erst im letzten Augenblick beiseite sprang. „Donnerkeil!" schimpfte er aufgebracht: „Was will denn das schandbare Bruchstück eines Menschen?"

„Pst! 's ist doch Couthon, der gelähmte Couthon", erklärte liebenswürdig die zutrauliche Merveilleuse und der Zwischenfall führte ein Paar zusammen.

Couthon sauste mit dem Wind im Rücken den Tuilerien zu, den Körper in mühevoller Anstrengung vorgebeugt und die Spinnenarme in kreisender Bewegung, wie eine Köchin, die auf ihrer Maschine Kaffee mahlt.

Couthon eilte in den Konvent, Couthon war gehässig aufgelegt und beschloß, den Deputierten gehörig die Wahrheit zu sagen. Das nannte er „einen großen Tag machen". Vor dem Eingangstor lud sich ein riesenhafter Gendarm den Krüppel auf den Rücken und schleppte ihn huckepack in den Saal.

Da saß schon Jean Baptiste und wartete gespannt, zu erfahren, warum die Konvention in so schwüler und unbehaglicher Stimmung hindöste — schwüler und unbehaglicher denn je.

Masse, die Mut hat und mir helfen wird. Das Volk erkennt immer seine wahren Freunde. Von unten her wollen wir den angefaulten Staat säubern." Wieder schob Robespierre eine Pause ein; dann: „Nur mehr die Diktatur hilft und ich bin bereit, dem Vaterland auch dieses Opfer zu bringen."

Eine Diktatur, gestützt auf die mutige unverdorbene Masse des Volkes — Polycarpe starrte den zukünftigen Diktator an: Ein nichtiges, eigenwilliges pedantisches Männchen mit einem trüben, fahlen, trockenen Gesicht, in dem fiebrige Augen leuchteten, in der Tasche das Evangelium Rousseaus; einer, der mit einem Fallbeil regierte statt mit Zepter und Schwert. Ein Phantast, kein Held. Das wollte Jean Baptiste nicht eingehen; und er schaute auf das mutige unverdorbene Volk — auf ein Dutzend verschreckter Leute, die grußlos vorbeihuschten; er gedachte der Merveilleusen und Incroyables im Palais ... Die waren auch das Volk ...

Der Erbarmungslose dachte einen selten klaren Gedanken: Ja, die Masse gehorchte Robespierre, aber sie gehorchte unwillig — gehorchte noch; kuschte wie ein wehleidiger, verprügelter Hund, der aber vielleicht nur darauf lauert, nach der Hand des grausamen Bändigers zu schnappen.

... Dort ging einer, ein grobschlachtiger Kerl — etwa ein Packträger oder ein Fuhrknecht — und hielt sich die Nase zu. Warum? Kitzelte ihn der laue Blutgeruch, der vom Revolutionsplatz her die Rue St. Honoré, die Stadt, das ganze Land vergiftete, mit Miasmen durchsetzte und entvölkerte? ... Und dort, ein kleiner Offizier, dürr und fahrig, mit den Zügen eines ganz bösen Menschen; braungelb und fremdländisch. Er schaute starr herüber — und schaute gar nicht so aus, als wäre er mit der Diktatur eines anderen einverstanden ... Jean Baptiste hatte Visionen und wollte Robespierre fragen, wie er sich die Zukunft vorstellte, was er letzten Endes beabsichtige, was er mit der Diktatur erreichen würde.

Aber der Unbestechliche stand weit hinter ihm, an das Geländer gelehnt, das das Seineufer einplankte, und er beugte sich darüber und lauschte dem Gurgeln und Brodeln und Wispern der Wellen.

*
* *

Mit seinen Weibern hatte Polycarpe nach wie vor seine liebe Not; nicht mit Chloris und den anderen gefälligen Mädchen, die sich allmählich wieder im Palais einfanden, sondern mit den beiden Frauen zuhause. Die Witwe, die Geschäftslaufereien heuchelte und herumstrolchte, hatte er im Verdacht, daß sie Michelle gegen ihn aufwiegelte, denn Michelle tat ihm alles zu Trotz, in einer unausstehlich stummen widerspenstigen Art,

durch die Luft. Vor Polycarpes Nase fuchtelte eine unendlich große und schweißige Hand hin und her.

Robespierre stand allein bewegungslos da.

Couthon erklärte, Beweise für Tatsachen, die so offenkundig seien, zu verlangen, sei unpatriotisch und zeuge von einem aufrührerischen Geist. Was wollte er denn so Absonderliches? Ein kleines Gesetz, das die Rechtspflege vereinfache und den schleppenden Gang der Prozesse beschleunige, um den Lumpen, die sich der Neuordnung der Dinge nicht fügten, rascher das Maul zu stopfen.

„Mit Blut das Maul stopfen!" meldete sich eine Stimme aus der Ebene.

„Macht es noch kürzer!" quakte der Sumpf. „Lest die Namen derer ab, die ihr köpfen wollt!"

Trotz der Verwirrung nahm der Präsident die Abstimmung vor und der Antrag Couthons fand eine Mehrheit, obwohl den meisten vor den Folgen des Gesetzes bangte, das die Willkür zur Rechtsnorm erhob.

„Ach ja", sagte einer, „auf wen Fouquier künftig mit dem Finger weist, den wird Sanson ohne Federlesen den Hals abschneiden."

Furcht, Angst, Schrecken — der nackte Terror hielt die Opposition nieder, aber Robespierre berechnete die wahre Zahl seiner Anhänger und Widersacher. Er war mit dem Ergebnis nicht zufrieden.

Wenn er sie nicht mit dem Messer niederhielt . . .

Nach Schluß der Sitzung begleitete Jean Baptiste den Unbestechlichen. Der braune Abend sank auf Paris herab und aus der Seine krochen kranke Nebel. Robespierre trippelte mit kleinen Schritten und blickte stetig zu Boden, als bereite ihm das liederliche Straßenpflaster die allergrößten Sorgen.

„Man sieht Euch selten im Ausschuß, seltener im Konvent", begann Polycarpe. „Wir haben heute einen Sieg errungen. In zwei Wochen reinigt das neue Gesetz die Stadt von allem Geschmeiß."

„Glaubt Ihr?" Der Tugendhafte rannte im Vorbeischreiten an einen Baum an, der hart am Weg wuchs und den Stamm in die Straße hereinbog. „Die Akazie steht auf einem falschen Platz und wird zugrunde gehen. Schade um sie. — Der Konvent verweigert mir die Gefolgschaft. Vielleicht morgen schon geht er offen zu meinen Feinden über. Er ist feig und halb und zögert — wagt es nicht, eine Idee bis zum logischen Schluß auszudenken und das begonnene Werk zuende zu führen." Nach einer Weile: „Man muß ihn dezimieren, muß die verdorbenen Kreaturen entfernen. Daß er zu einer Selbstreinigung bereit ist, erwarte ich nicht. Ich werde ihn mit Gewalt retten. Meine Gewalt ist das Volk. Ich stütze mich auf das Volk, auf die unverdorbene

Ein ausdauernder Regen schüttete nieder und Polycarpe scheute den nassen Weg ins Palais National; lieber nahm er das Abendessen daheim, langweilte sich, lümmelte mit überquerten Beinen am Tisch, triefäugig und unwirsch, und umfaßte die tröstende Weinflasche. „Zum Kuckuck!“ begehrte er auf; „was für ein bitteres Gesüff setzt ihr mir vor! Ist das Wein? Nein, das ist Tinte.“

Michelle schnappte ihn ab: „Hab ich ihn gekeltert?“

„Du hast ihn eingekauft.“

„Mundet er dir nicht, so laß ihn stehen — Saufaus!“

Empört griff Jean Baptiste in die Ecke, wo der schwarze Stock mit der Silberkrücke lehnen sollte, um die Freche zu züchtigen, aber der Stock war nicht am gewohnten Platz, und als er ihn endlich unter dem Sopha gewahrte und mühsam hervorholte, hatte Michelle längst die Flucht ergriffen, und er zertrümmerte die Lampe, die Weinflasche und etliche Teller.

Hernach zog er es vor, das schlechte Wetter zu verachten und dennoch ins Palais zu gehen; er traf Chloris und ein paar angenehme Bekannte, die ein außerordentliches Fest feierten: Ein listiger Getreidehändler aus der Vorstadt, den Fouquier wegen seiner unmäßigen Preistreiberei festgenommen hatte und den man schon lange für erledigt hielt, hatte sich herausgelogen, erschien lächelnd im Palais und begoß seine Rückkehr ins Leben. Die Kneiperei zog sich in die Länge und erst früh morgens wankte Jean Baptiste in die Rue Crebillon, mit einem Schädel, in dem zehntausend Satane rumorten, mit einem Magen, der quabbelte, und mit einem Schlaf, der ihm die Augen zudrückte. Aber am hellen Vormittag erwachte er unter Krämpfen, die seine Eingeweide zerrissen. Stöhnend zerwühlte Polycarpe das Bett und lamentierte: „Mir ist zum Sterben übel! Mir ist entsetzlich! Ich berste.“

„Daran bist du selbst schuld“, erklärte Michelle ohne Mitleid, fast schadenfreudig. „Säufer!“

„Wart du . . .“ Mechanisch griff er um sich nach dem schwarzen Stock, aber viel zu elend, um sich zu erheben, fiel er in die Pölster zurück. „Wart, wenn ich erst wieder gesund bin . . .“

„Ich warte.“

Die Schmerzen wurden unerträglich, zu den zehntausend Satanen, die im Hirn bohrten, gesellten sich weitere zehntausend, die die Gedärme malträtierten, und der Magen brannte. So kroch Jean Baptiste zu Kreuz und bettelte: „Einen kalten Umschlag auf die Stirn, liebe, liebe Michelle, und warme Tücher auf den Unterleib und einen heißen Tee. Es wird mich sehr erleichtern.“

die scheinbar keiner seiner Anordnungen entgegenhandelte, sie aber wie aus Dummheit alle verkehrt ausführte. Die Morgenschokolade war angebrannt, die Kleider wurden nie gebürstet, im Waschwasser schwammen schmutzige Flocken, zum Mittagessen setzte man ihm nicht seine Lieblingsspeisen vor, sondern ausgesottenes Rindfleisch mit Kohl, den er verabscheute, und auf sein Schelten redete sich die Säuerliche darauf aus, das Wirtschaftsgeld reiche nicht für teure Braten. Und so ging es fort, bis er ins Bett mit der unsauberen Wäsche stieg, deren Falten ihn juckten. Da mochte Jean Baptiste schimpfen und grollen — vergeblich. Nicht einmal seine Drohung, er würde den Betrug mit dem falschen Kindbett anzeigen, wirkte mehr und die Fischäugige leistete höhnisch Widerstand: „Stellt uns vor Gericht, wenn's beliebt. Wir haben uns eben geirrt; ist das ein Verbrechen? Das passiert den berühmtesten Ärzten. Und wenn es ein Verbrechen ist, so sperrt man uns ein paar Wochen, höchstens ein paar Monate ein — was liegt daran? Nur daß Ihr zwei Dienstboten weniger habt." Der verschlagene Abbé Grossetête blies der Alten die Antwort ein und Polycarpe wütete. Er wußte, sie sprach im Ernst und hatte recht. Die Pariser Richter urteilten über derlei Schwindeleien sehr milde und spürten lieber den großen Missetätern nach, die ein Hoch auf den König ausbrachten oder eine Verfügung des Konventes belächelten.

Überall arbeitete der Pfaffe ihm entgegen — saß in der Küche und trank süßen Wein, während sich Jean Baptiste auswärts zerstreute, und tröstete seine Beichtkinder. Grossetête prophezeite, lange könne die Herrlichkeit der wilden und der stillen Männer unmöglich mehr dauern, das Volk murre und würde bald Ordnung schaffen. Auch sonst gab der Abbé üble Ratschläge, um Polycarpe zu quälen und dem Zornigen wichtige Geheimnisse zu entlocken.

Wirklich platzte der Erbarmungslose auch mit dem Allerwichtigsten heraus, als ihn eine Nachlässigkeit der Frauenzimmer zur Raserei brachte; er ballte die Faust über einen versalzenen Salat: „Büßen sollt ihr es! Ist Robespierre Diktator, dann werde ich sein Stellvertreter. Wehe, was euch geschieht!"

„Diktator!" frohlockte Grossetête, dem sie den Ausruf brühwarm zutrugen, und rieb seine feuchten Handflächen aneinander: „Robespierre strebt nach der Diktatur! Sieh da; also doch! Dieses Streben wird ihm eingetränkt, dem Heuchler!" Früher als gewöhnlich schickte er Michelle heim, reichte der Demütigen die Fingerspitzen zum devoten Kuß und benachrichtigte seine Freunde: „Der Wohlfahrtsausschuß will die Verfassung aufheben und Robespierre zum Imperator machen."

* * *

Eine Woche später stieg Polycarpe mit unsicheren Beinen aus dem Bett und Boisnet erklärte ihn gesund; nur der Schonung bedürfe er noch, Schonung und Ruhe und bekömmlicher Nahrung.

Diesmal hatte er dem zulangenden Tod ein Schnippchen geschlagen, aber er wollte sich die Mahnung merken.

Nur ein Wort beschäftigte den Erbarmungslosen: „Gift! Vergiftung!“ Darüber begehrte er vom Arzt genaue Auskunft: „Ihr meint also, daß ich etwas Unrechtes gegessen habe?“

„Gegessen, hm ja ... faules Fleisch; oder getrunken — gepanschten Wein.“ Boisnets ungeheuer wichtigte Miene paßte sich der Bedeutung des Falles an. „Um mich bestimmter ausdrücken zu können, müßte ich die Speisen und Getränke, die ihr an jenem Abend zu Euch nahmt, untersuchen. Wir haben da eigene Methoden.“ Da sich eine Untersuchung als unmöglich erwies, so erging sich der Arzt in weiteren Vermutungen: „Überlege ich alles, so stehe ich nicht an, zu sagen, daß wir es wahrscheinlich mit gefälschtem Wein zu tun haben. Bürger, die Konvention sollte den Winzern und Zwischenhändlern und Wirten schärfer auf die Finger schauen! — Oder aber ...“ Behutsam, als hätte er eine heiße Suppe zu blasen, spitzte Boisnet die Lippen.

„Oder aber?“

„Oder aber ... es hat jemand ein Interesse, daß Ihr Euch den — Magen verderbt, und der Betreffende oder die Betreffende mischte in ein Getränk oder eine Mahlzeit ein Pülverchen. Ihr versteht ... Ich brauche wohl nicht deutlicher zu werden ... Wie gesagt, ohne Untersuchung ...“

Mit diesem zweifelhaften Bescheid mußte Jean Baptiste zufrieden sein und beglich die ärztliche Rechnung mit dreihunderttausend Franken in Assignaten.

— Der oder die Betreffende mischte ein Pülverchen hinein ... ein Pülverchen ... Besaß er Feinde im Palais? Nein, keinen, denn alle zogen dort aus seinem Leben Vorteil — Tote machen keine Zeche und halten niemanden frei. Innerlich neigte der Erbarmungslose mehr dem Glauben zu, daß die Menge des genossenen Weines das Unheil anrichtete und nicht ein Pulver, das man kaum ahnte. Aber immerhin: Ein Pulverchen ... In Paris geschahen täglich die absonderlichsten Dinge! Und vielleicht hatte er doch Feinde, Menschen, denen er unbequem war ...

Er sprach mit Michelle darüber: „Boisnet ist überzeugt, daß meine Krankheit gar keine Krankheit war, sondern ein Anschlag auf mein Leben.“

Sie faßte die Mitteilung schief auf: „Meint er — meinst du, daß dich jemand wegräumen wollte?“

Die Witwe Bicornou steckte ihren unfrisierten Kopf durch eine Türspalte ins Zimmer: „Recht geschieht dem Lumpen!“ Und sie eilte zum Abbé, ihm schleunig zu melden, daß ihr Schwiegersohn sich zum Sterben anschicke.

Träge, absichtlich langsam kochte Michelle den Tee, wärmte Tücher und legte Taschentücher ins kalte Wasser. Die feuchte Kälte bändigte die eine Hälfte der Satanasse, die warmen Binden die andere Hälfte und der dampfende Tee besänftigte den wilden Magen. In der Schmerzenspause schlief Jean Baptiste wieder ein, aber erwachte bald mit einem gellenden Geheul: „Sie sind noch da, die Teufel . . . Das hält keiner aus . . . Ich sterbe!“

Die beiden Weiber wechselten Blicke: „Ach — sterben!“

„Einen Arzt — holt einen Arzt!“

Die Fischäugige fand das recht überflüssig: „Die Doktoren hätten viel zu tun, wollten sie zu jedem Betrunkenen laufen, der nachher Leibschmerzen kriegt.“

Aber da Polycarpe jämmerlich wimmerte, ging Michelle zu Doktor Boisnet: „Mein Mann hat sich überessen oder so etwas.“

Boisnet nahm den Fall nicht so leicht, stellte eine belegte Zunge fest, einen beschleunigten Puls und hohes Fieber. Er dämpfte seine Stimme: „Hm . . . Man sollte glauben . . . Man könnte beinahe annehmen . . .“ Mehr äußerte er nicht über seinen Glauben und seine Annahme; er liebte voreilige und falsche Diagnosen nicht, weil sie seinem Ruf schadeten.

„Muß ich sterben?“ forschte Polycarpe und riß die Augen weit auf.

„Noch nicht“, war Boisnets Trost. „Ich hoffe, es gelingt meiner Kunst, die Krankheit zu besiegen.“ Hierauf verordnete er Brechwurz und Rizinus zur Reinigung des Magens und der Gedärme. „Die Säfte sind verdorben und das Blut ist brandig.“ Und jetzt konnte er seinen Glauben und seine Annahme doch nicht unterdrücken: „Die Symptome lassen beinahe auf eine Vergiftung schließen.“ Die Vermutung schmückte er mit unaussprechlichen lateinischen Namen aus, was die Patienten stets mit Ehrfurcht vor seinem Wissen zu erfüllen pflegte.

„Vergiftung?“ Argwöhnisch hob Jean Baptiste den Kopf. „Ich bin also vergiftet?“

„So zu sagen, gewissermaßen.“

Brechwurz und Rizinus taten ihre Wirkung und erleichterten nach anfänglichem Unbehagen den Kranken beträchtlich, der wieder hoffte und nach einigen Tagen von seiner sicheren Genesung überzeugt war. Die Satanasse hatten sich verabschiedet und die Eingeweide murrten nur mehr leise, wie ein abziehendes Sommergewitter, das den ärgsten Groll entladen hat.

Du wärst bei Gott imstande, andere ins Unglück zu stürzen, nur um nicht einzugestehen, daß du einen Rausch hattest — daß du dein Geld vertrinkst, daß du es mit fremden Leuten zum Fenster hinauswirfst." Die Weiber waren wie toll.

Mit einem Fußtritt schaffte Polycarpe sie sich vom Leib: „Ihr, ihr! Ihr habt mich vergiftet! Ihr! Megären, ihr!" Seine volle Stimmkraft donnerte: „An euch hab ich gar nicht gedacht! Euer schlechtes Gewissen hat euch verraten. Jetzt ist alles klar. Giftmischerinnen! Meuchelmörderinnen! Gattenmörderin!"

Bestürzt wichen Mutter und Tochter zurück und Jean Baptiste verließ als Sieger das Zimmer.

* * *

Dünn lächelnd verfügte Fouquier-Tinville die Verhaftung der Bürgerin Bicornou und ihrer Tochter Michelle, verehelichten Polycarpe.

„Eheu! Des versuchten Meuchelmordes am Schwiegersohn, beziehungsweise Gatten dringend verdächtig", diktierte der Plattkopf dem Schreiber ins Aufnahmeprotokoll und zwinkerte kurzsichtig über die Schulter; „vom Betroffenen selbst dem Tribunal überstellt. Dem hartnäckigen Leugnen der Beschuldigten steht die bestimmte Aussage des Geschädigten, des Bürgerdeputierten und Mitgliedes des Wohlfahrtsausschusses Jean Baptiste Polycarpe gegenüber. Als Zeuge und Sachverständiger ist zu laden Doktor Charles Boisnet, Rue de Sorbonne . . ."

„Im Vertrauen", sagte der Bürgerdeputierte, „haltet die Frauenzimmer derweilen nur in sicherem Gewahrsam und unternehmt nichts ohne eine neue Weisung von mir. Ich habe meine Gründe dafür."

Fouquier nickte.

Polycarpe schwankte, ob er nicht gnädig verzeihen sollte, zumal Boisnet mit seinen Angaben immer vorsichtiger wurde. Man wußte nichts Bestimmtes und konnte noch weniger beweisen. Ja, wäre es ein politisches Fakt, da genügte die ungefähre Meinung eines Patrioten zur Verurteilung, aber wegen eines gemeinen Mordes aus unpolitischen Ursachen . . . Auch meinte Jean Baptiste, eine mehrwöchentliche Angst würde die feigen Weiber schon bändigen, und er bekam sie dann wieder, lammfromm, schmiegsam und dienstbar, ihm für seine Nachsicht zu Dank verpflichtet.

Mutter und Tochter saßen in einer vergitterten Zelle des Luxembourggefängnisses.

Die Abgeschlossenheit hatte für beide Teile ihre Annehmlichkeiten; sie störten einander nicht. Doch hatte sie auch ihre Schattenseiten. Die

„Natürlich!" Ihre Zweifel erregten ihn. „Natürlich wollte mich jemand wegräumen. Das steht fest."

Die Säuerliche ging hin und her und häkelte. „Was ist das wieder für ein blanker Unsinn! Boisnet ist ein ausgemachter Dummkopf! Du warst einfach betrunken, basta."

„Betrunken? Ich — betrunken! Der Arzt muß die Krankheiten besser kennen als du und deine Mutter. Betrunken — von fünf, sechs Gläsern Burgunder . . ." Rasch halbierte er die Zahl der geleerten Gläser.

„Von fünf, sechs Gläsern?" pfauchte Michelle, überreizt durch seine Nörgelei und die Hartnäckigkeit, mit der er, wie er es brauchte, alles abschwächte oder aufbauschte. „Ein Faß hast du ausgesoffen!"

„Ich werde dir . . .", aber für eine große Szene fühlte sich Jean Baptiste doch noch zu schwach und begnügte sich mit einer tragischen Gebärde: „Wer bist du, daß du es wagst, einen Repräsentanten der Nation zu beschimpfen!"

Die Säuerliche lachte grell: „O je!"

Er schwang einen Sessel: „Du . . ."

„Mutter hilf, er erschlägt mich!"

Wie eine Hexe sauste die Witwe Bicornou herein und zu zweit tanzten die Weiber um den Wütenden, seinen Hieben flink ausweichend: „Verrückt bist du!"

„Ein Esel ist er!"

„Wer wird sein Leben riskieren, um einen solchen Lumpen aus der Welt zu schaffen?"

„Was —!" Der Sessel in Polycarpes Hand beschrieb einen Bogen gegen die Fischäugige.

Aber da kam er übel an; die Alte verzerrte den Mund mitsamt der Nase, krallte die Finger und bellte: „Zuerst hast du dich bei uns mit Wein angeschlampt und dann bist du ins Palais zu deinen sauberen Weibsbildern gelaufen und hast weiter gesoffen — und jetzt willst du uns weißmachen, du hättest nur sechs Gläser getrunken! Warum nicht gar nur einen Tropfen! Sternhagelvoll besoffen warst du — der Hausmann und der Bäckerjunge sind Zeugen, daß du dich nicht aufrecht auf den Beinen halten konntest."

Daheim hatte er schon getrunken! Polycarpe ließ den Sessel auf die Diele niederpoltern. Bitteren Wein — schlechten Wein — verdorbenen Wein; er erinnerte sich des tintigen Geschmackes. Absichtlich verdorbenen Wein — in den die Alte ein Pulverchen mischte . . . Das — nur das meinte Doktor Boisnet mit seiner Andeutung.

Mutter und Tochter legten sein betroffenes Schweigen als Selbsterkenntnis aus und gedachten ihren Sieg auszubeuten. Die Fischäugige zischte ihn an: „Siehst du ein, wie dumm und verkommen du bist . . .

Robespierre zu begegnen, der sich bereits einmal nach dem Stand des Prozesses gegen Michelle und deren Mutter erkundigte. Was ging das den Unbestechlichen an? Nichts. Die Rechtspflege sollte unabhängig sein, und er war imstande, sich einzumischen.

In Polycarpes Heim ging es erst recht drunter und drüber, niemand räumte auf, niemand kochte die Morgenschokolade, niemand putzte die Lampe, niemand holte frisches Brot vom Bäcker.

Und niemand unterrichtete den Erbarmungslosen davon, daß der geknebelte Riese Frankreich die Glieder reckte und seine ungebärdigen Kräfte anspannte, satt der Hekatomben abgewürgter Menschen, satt des Pedanten und seiner Helfershelfer, die immer und immer wieder neue Todeskandidaten in ellenlange Listen eintrugen . . .

Gerade nur zum Wassertragen mietete Polycarpe die Hausbesorgerin, zahlte hohen Lohn und gab liebe Worte. Dabei bockte die Person noch und fragte oft ausdrücklich nach ihrer Freundin, der Witwe Bicornou. So watete der Deputierte von Chiron in Schmutz, hungerte, trug zerfranste Hemden, trauerte um die unentbehrlichsten seiner Hosenknöpfe und holte sich den Wein eigenhändig aus einer niederen Schenke um die Ecke.

Gern hätte Polycarpe Fouquier-Tinville, der eine Verständigung erwartete, aufgetragen, die inzwischen wohl gefügig gewordenen Frauenzimmer frei zu geben, doch jeden Tag verschob er die Mitteilung auf den nächsten und abermals auf den nächsten und zögerte und zauderte und fand die richtige Form nicht, die ein Vergeben und kein Nachgeben, die Gnade und nicht das Einbekennen eines Irrtums sein sollte. Ächzend unter den mannigfaltigen Mißhelligkeiten und Beschwernissen verwünschte Jean Baptiste die ganze Geschichte, die er auf die Spitze getrieben hatte, so daß er jetzt in einem ungemütlichen Zimmer hausen mußte.

Die Juliglut brannte nieder und Polycarpe verkroch sich in seine vier Wände; da die Sonne unentwegt hereinglühte und die geheizte Luft die Lungen austrocknete, wollte er die Vorhänge herablassen — aber es waren keine Vorhänge da . . .

Fluchend, empört über die Tücken, die ihn heimsuchten, setzte er den kommenden Samstag als Tag der Befreiung für die gräßlichen Frauenzimmer fest.

(Schluß folgt.)

Verhafteten fürchteten sich und bangten jeden Augenblick vor dem Urteil, so daß sie ein Billett verfaßten, das ein Gefängniswärter brummig und gegen allerhand lockende Versprechungen an seine Adresse zu befördern gelobte. So erfuhr der Abbé Grossetête von der verzweifelten Lage seiner ergebensten Beichtkinder und schrieb ein Flugblatt, in dem sich ein Ungenannter als Freund der Republik, der Freiheit und Gleichheit und des Brudersinnes gebärdete. Die Überschrift wurde mit fetten Lettern gedruckt:

Robespierre strebt nach der Diktatur
oder
Der Totengräber der gloriosen französischen Nation.

(Ein Mahnwort an alle Vaterlandsverteidiger. Nach den Geständnissen des Wohlfahrtsausschußbeisitzers J. B. P.) —

Und auch Jean Baptiste genoß die Befreiung von seinen zwei Megären nicht unbedingt; er speiste im Palais, aber die Speisen bekamen ihm nicht und er beargwöhnte jeden Bissen und jeden Schluck. Zum Teufel — wenn man ihn schon vergiften wollte, wovon er freilich nicht durchaus überzeugt war, konnte der Versuch gerade so gut hier gemacht werden, wie in der Rue Crebillon. Vielleicht war es der Koch, der Aufwärter, der Wirt selbst, dem er im Wege stand . . . Wer blickte den bösen Menschen in die Herzen? Solche Gedanken verdarben den Appetit. Sein Mißtrauen, über dessen Ursache er sich nicht äußerte, und seine neuerliche Knauserei, die mit dem immer noch nicht erfolgten Verkauf des Häuschens in Chiron zusammenhing, entfremdeten ihm die Freundinnen und Freunde im Palais; alte Zuneigungen erkalteten und oft saß er allein an einem großen nüchternen Tisch.

Die auf der Reise ergaunerten Assignaten flatterten dennoch fort, und die geschröpften Bittsteller, die vergebens auf einen günstigen Bescheid warteten, schickten ärgerliche Briefe, drängten, und einige äußerten die unbequeme Absicht, persönlich nach Paris zu kommen. Der Maire Constant in Chiron sandte ein langatmiges Memorandum, in dem er darlegte, die Gemeinde benötige das ihr vom Bürgerdeputierten Polycarpe freundlich angebotene Gütchen ganz und gar nicht und außerdem sei der Preis unmäßig. Da mußte sich Jean Baptiste umtun, hatte Sorgen und beschwor, Constant sei ein Eigennütziger, der einen ungenügenden Stall seiner Wirtschaft gegen hohen Zins als Kerker verwende und daher den überaus günstigen Erwerb des Häuschens zu hintertreiben suche.

Um die öffentlichen Angelegenheiten kümmerte sich der Erbarmungslose gar nicht mehr und vermeinte, man würde sich auch ohne ihn zurechtfinden. Den Konvent mied er, desgleichen den Ausschuß, um nicht

hoch oben weiße Wölklein hin und suchen mich zu erspähen, mich, den Käfer im Waldfilz, und wehen mir einen Gruß zu — von . . . Nein, sie ist geborgen unter stolzem Dach von Menschenhand; ihr Wolken habt sie nicht gesehen, oder habt ihr sie? — Ach, sie wehen von fernen Öden und Meeren.

Da flüstert es, da säuselt es; es sprechen miteinander die Bäume. Es träumt der Wald.

Eine schneeweiße, große Blüte weht heran; blühen die Nadelwälder denn nicht in den Blutstropfen ihrer purpurnen Zäpfchen? Woher die weiße Blüte? Es ist ein Schmetterling, der sich verirrt von seiner sonnigen Wiese und nun im Dunkel des Waldes angstvoll gaukelt.

Wer bricht aber in den verwachsenen Kronen die Äste entzwei, daß sie krachen und prasseln und in dürren Zweigen niedertänzeln? Ein Habicht braust dahin mit einem gellenden Pfiff und ein armes Waldhuhn muß sein Leben enden. Alle Wildtauben sind auf und girren ihr Sterbegebet — da knallt es, und nieder inmitten des schimmernden, wogenden Kranzes der Tauben stürzt der getroffene Raubvogel. Unterwegs zum Grab will seine Klaue noch ein Opfer haschen und in dem brechenden Auge funkelt lange noch die Raubgier.

All mein Lebtag hab' ich keine so merkwürdige Webematte gesehen, als dieses bunte, wunderbare Flechtwerk des Moosbodens. Das ist ein Wald im kleinen und in dem Schoße seines Schattens ruhen vielleicht wieder Wesen, die wie ich das ewige Gewebe der Schöpfung betrachten. Hei, wie die Ameisen eilen und rennen, wie sie mit ihren haardicken Armen der kleinen Dinge kleinste umklammern, mit ihrem ätzenden Saft alles Feindliche zu vergiften meinen; sie wollen gewiß auch noch die Welt gewinnen vor dem Jüngsten Tag.

Ein glänzender Käfer hat ihnen lange zugesehen, er denkt verächtlich über die mühsam Kriechenden, denn er selbst hat Flügel. Jetzt flattert er übermütig empor und funkelnd kreist er hin, und plötzlich ist er umgarnt und gefesselt in Stricken. Die Spinne hat an diesem Dinge schon lange still und emsig gearbeitet; ein Schleier, wie zarter keiner geflochten wird auf Erden, ist des strahlenden Käfers Leichenkleid geworden.

Die Vöglein im Geäste wollen auch ihr Kunstwerk stellen, sie flechten, wo das Reisig am dichtesten ist, aus Halmen und Zweigen ein Wiegenkörbchen für ihre liebe Jugend. Und wenn ihnen die Sonne just recht am Himmel steht, so singen und jauchzen sie bei ihrer Arbeit, daß es in allen Nadeln und Bäumen wiederklingt, sonst aber hocken sie im Nest und schnäbeln und legen die zarten, buntstreifigen Eier.

Urwaldfrieden.

Aus den Schriften des Waldschulmeisters von **Peter Rosegger.**

Mir ist es schon recht im Walde. Die wenigen Leute, die mich in den Wald gehen sehen, lugen mir nach und können es nicht verstehen, daß ich, ein junger Bursche, so in der Einschicht herumsteige. Ei ja freilich, ich werde von Tag zu Tag jünger und hebe an zu blühen. Ich genese. Das macht die urtümliche Schöpfung, die mich umwebt.

Gefühlsschwärmerei treibe ich nicht. Wie er einzieht durch die Augen und Ohren und all die Sinne, der liebe, der schöne Wald, so mag ich ihn genießen. Nur der Einsame findet den Wald; wo ihn mehrere suchen, da flieht er, nur die Bäume bleiben zurück.

Sie sehen den Wald vor Bäumen nicht. Ja, noch mehr, oder zwar noch weniger, sie sehen auch die Bäume nicht. Sie sehen nur das Holz, das zum Zimmern oder Verkohlen, das Reisig, das zum Besen dient. Oder sie machen die grauen Augen der Gelehrtheit auf und sagen: Der da gehört in diese Klasse, oder in diese — als wie wenn die hundertjährigen Tannen und Eichen lauter Schulbuben wären.

Mir ist schon recht im Walde. Ich will, solange ich ihn genieße, von seinem Zwecke, wie diesen Zweck die Gewinnsucht der Menschen versteht, kein Wort noch gehört haben; ich will so kindlich und unwissend sein, als wär ich erst heute vom Himmel gefallen auf das weiche, kühle Moos im Schatten.

Ein Netz von Wurzeln umgibt mich, teils saugt es aus der Erde seinen Bäumen die Muttermilch, teils sucht es den Moosboden und den Andreas Erdmann darauf mit sich zu verflechten. Ich ruhe sanft auf den Armen des Netzes — auf Mutterarmen.

Gerade empor ragt der braune Stamm der Fichte und reckt einen Kranz von knorrigen Ästen nach allen Seiten. Die Äste haben lange graue Bärte — so hängen die filzigen Flechtenfahnen nieder von Zweig zu Zweig. Wohl geglättet und balsamtriefend ist die silberig schimmernde Tanne. In den rauhen, furchigen, verschnörkelten Rinden der Lärchen aber ist mit den geheimnisvollen Zeichen der Schrammen die ganze Weltlegende eingegraben, von dem Tage an, als der verbannte Brudermörder Kain zum ersten Male unter dem wilden Astgeflechte der Libanonlärche geruht hat, bis zur Stunde, wo ein anderer, auch ein Heimatloser, den Wohlduft der weichen, hellgrünen Nadeln friedlich trinkt.

Dunkel ist's wie in einem gotischen Tempel; der Nadelwald baut den Spitzbogenstil. Obenhin ragen die hunderttausend Türmchen der Wipfel; dazwischen nieder auf den schattigen Grund leuchtet, wie in kleinen Täfelchen zerschnitten, die tiefe Himmelsbläue. Oder es segeln

vor ihnen, und meine Füße sind das Elementarunglück der Ameisen, und mein vordringender Körper ist die Geisel Gottes den Spinnen, deren Bau zugrunde geht an diesem Sommertage.

Es ist eine Lust, so in die Wildnis zu dringen, ins Dämmerige und Ungewisse hinein; was ich ahne, reizt mich mehr, als das, was ich weiß; was ich hoffe, ist mir lieber, als das, was ich habe. Vielleicht geht es anderen auch so.

Ich stehe am Rand einer Wiese, die von jungem Fichtenwalde umfriedet ist. In meiner nächsten Nähe, aus dem Dickicht, ist ein Tier aufgefahren, welches in Sprüngen über die Wiese hinsetzt und am jenseitigen Rande stehen bleibt. Es ist ein Reh. Dort steht es nun, hält seinen Kopf hoch und lauert. Ich halte mich wie ein Baumstrunk. Ich dürste sonst nicht nach Blut, es wäre denn bisweilen nach dem der Trauben — aber jetzt folge ich einer angeborenen Neigung des Menschen, hebe meinen Wachholderstock, lege ihn an die Wange, wie ein Gewehr, und ziele gegen die Brust des Wildes. Das steht dort, etwa hundertzwanzig Schritte von mir entfernt, und blickt zu mir herüber. Es weiß recht gut, daß ein Wachholderner nicht losgeht. Endlich hebt es zu grasen an. Ich setze den Stock wieder zur Erde und trete weiter auf die Wiese hinaus. Das Reh hebt rasch sein Haupt und ich meine, jetzt und jetzt werde es davonstieben. Aber es eilt nicht, es leckt an seinem Hinterkörper, und mit seinem Fuße graut es sich hinter den Ohren — dann sieht es mich wieder an und beginnt zu grasen.

„Rehlein“, sage ich, „du vergissest den schuldigen Respekt gegen den Menschen! Hältst du mich nicht für fähig, dir gefährlich zu werden? Mich wundert's, hierzulande streifen Jäger und Wildschützen. Du scheinst sonst kein heuriger Hase zu sein, stellst dich aber sehr unerfahren. Unter uns Leuten würde man ein solches Betragen Dummheit nennen.“

Das Tier grast allmählich gegen mich heran, hält nicht selten ein, um mich anzuschauen, wirft aber stets erschrocken den Kopf in die Höhe, so oft es von irgend einer andern Seite ein Geräusch hört, und bereitet sich zum Sprunge. Es muß was wittern, denn einmal macht es ein paar große Sprünge, wodurch es mir aber noch um mehrere Schritte näher kommt. Dann beruhigt es sich wieder und grast mit Hast und Lust. Die Ohren sind immer gespitzt und das ganze Wesen ist ein Bild ängstlicher Wachsamkeit und Fluchtbereitschaft.

„Du weißt es doch“, sage ich — „daß du in Feindesland bist? Keine Minute sicher vor dem Schuß — das muß wohl recht bange machen.“

Ich rücke ihm allmählich näher; das Reh beachtet es nicht und grast mir entgegen. Oft hält es ein und sieht mich an mit Ruhe und Vertrauen, während es jeder anderen Richtung mit ängstlichem Mißtrauen zu begegnen scheint.

Ob es denn wahr ist, daß sich derselbe eine rote Faden fortspinnt durch alle Geschlechter des Menschen- und Tierreiches bis hinab zum allerkleinsten Wesen? Ob denn alles nach dem einen und selben Gesetze geht, was der König Salomon getan auf seinem goldenen Throne, und was die träge sich wälzende Raupe tut unter dem Stein? Das möcht' ich wohl wissen.

Husch, dort hüpft ein Hase, bricht sich der gekrönte Hirsch Bahn durch das Gestrüppe. Jeglicher Strauch tut auch so geheimnisvoll, als ob er hundert Leben und Waldgeister in sich verberge. Jetzund höre ich das Läuten der Hummel. Wenn in diesen Wäldern einmal eine Kirche gebaut würde und eine Glocke auf den Turm käme — so müßte sie klingen. — Auf dem Erdgrunde liegen die scharf geschnittenen Schattengestalten und darüber hin spinnen sich die Saiten des Lichtes. Und die Finger des Waldhauches spielen in diesen Saiten.

Ich trete hinaus in die Lichtung. Ein zitternder Lufthauch rieselt mir entgegen, schmeichelt mit den Locken, küßt die Wangen, daß sie röten. Hellgrünes Haidegebüsch mit den roten Blütenglöckchen der Beeren hier, und dunkelglänzendes Preiselbeerkraut, der immergrüne Lorbeer unserer Alpen für den würdigen Dichter des Waldes, so einer zur Welt geboren wird. Die Waldbiene surrt herum auf den Sträuchern und jedes Blatt ist für sie ein gedeckter Tisch.

Und über dieser dämmernden, duftenden Flur erhebt sich ein schwarzer Strunk, mit dem gehobenen Arm seines kahlen Astes trotzig dem Himmel drohend, weil dieser durch einen nächtlichen Blitzstrahl ihm das Haupt gespalten. Und es erhebt sich dort graues, zerklüftetes Gestein, in dessen Spalten sich behendig die Eidechse birgt, und die schimmernde Natter, an dessen Fuße die zierlich durchbrochenen Blätter der Farnkräuter, und die blauen, allfort grußschwankenden Hütchen der Enziane wuchern. Weiterhin, wo sich die Quelle befreit und aus ihrem dunkelschattigen Grunde schimmert, wachsen an ihrem Ufer die tausend Herzen des Sauerklees und der heilsamen Wildkresse, die der Hirsch so gerne pflückt und das Reh, auf daß sie ihre Lunge nicht verlasse zur Stunde der Flucht.

An der Lehne neben Dornstrauch und wilden Rosen liegt vom Sturme hingeworfen seit vielen Jahren das Gerippe einer Fichte, schier weiß wie Elfenbein. Hoch ragen ihre Wurzeln auf, wie einst ihre Wipfel, und eine Schnecke hat sich verirrt in einen starren Zweig der Wurzel hinaus und kann ihren Weg zum Erdreich kaum finden.

Wo kein Weg geht, dort geht der meine — wo es am steilsten ist, wo das Gestrüpp der Erlenbüsche und Dornsträucher am dichtesten ist, wo die Hundsbeere wächst, wo die Natter raschelt im gelben Buchenlaub des vergangenen Jahres. Wildhühner erschrecken vor mir und ich

Mensch in Geist auf; dieser muß wieder vergehen, wie die Flamme stirbt, wenn Docht und Öl verzehrt ist. — Dann sind wir fertig und ihr kommt an unsere Stelle."

Der ganze, aschgraue Leib des Tieres ist schön, kräftig und geschmeidig; wenn es den Kopf recht hoch erhebt, ist es fast stolz und seine Augen sehen so klug und gutmütig auf mich her.

„Ich weiß nicht", sage ich, „ob du denn auch immer suchest, ohne zu wissen, was; ob du dich abmühest Tag und Nacht, um ein Gut zu erreichen, daß dich dann, wenn du es besitzest, doch nicht befriedigt. Ich weiß nicht, ob der Haß es ist, der dich belebt, der Ehrgeiz, der dich peitscht, die Liebe, die dich unglücklich macht, die Lust, die dich tötet. Bei uns ist es so. — Nun stehen wir beide uns gegenüber und blicken uns an. Bedauere ich dich oder bedauerst du mich? Du hast und genießest voll, was du haben und genießen kannst; uns werden die süßen Freuden des Herzens von der Erbarmungslosigkeit des Verstandes und auch der Vorurteile vergällt. Unser Fühlen artet in Denken aus, und das ist unser Unglück. Wollen wir noch was Gutes haben, so müssen wir uns euch nähern. — Was? Du schüttelst das Haupt, du verneinst es, Reh? Du möchtest am Ende gar auch ein Mensch sein? Nein, so weit bist du noch nicht vorgeschritten, daß du unzufrieden wärest. Deine Not ist der Jäger, so wie die unsere — der Mensch. Uns drohen die größten Gefahren von unseresgleichen. Ist dir das neueste Wochenblatt schon zu Gesicht gekommen? Ei so, du liesest keine Blätter, du frissest sie. Ist auch gesünder, nur vor Druckblättern hüte dich, die sind giftig. Sie wären es nicht, aber sie saugen das Gift aus dem Boden, auf dem sie stehen, aus der Luft, die sie umweht, aus der Zeit, der sie dienen. — Gottlob, daß sie in den Winkelwäldern nicht wachsen. Da wächst der Sauerklee und das ist was für dich, und der Pilzling, das ist was für mich. Übrigens, mein liebes Ricklein, wie lange werden wir denn hier stehen bleiben? Wie steht's mit dem Ausderhandfressen?"

Ich reiße Gras aus dem Boden, ein Geschäft, das mein Reh mit Kennerauge verfolgt.

— Knallt ein Schuß, ein kurzes Pfeifen ist durch die Luft gegangen, das Reh hat einen Sprung gemacht — und läuft nachher mit vollster Entfaltung seiner Schnellkraft über die Wiese und schnurgerade ins Dickicht hinein.

Im nahen Gestämme verzieht sich langsam der schwefelige Rauch. Ich eile, den Wildschützen zu suchen, um ihn dem Gericht zu überliefern, weil er geschossen, und um ihn freizubitten, weil er nicht getroffen. Ich sehe weder den Schützen noch das Reh, und ich bin rasend in dem Gedanken, das Reh könne mich für den Mitschuldigen, für den Ver-

„Mich freut es ungemein“, sage ich, „daß du mir nicht abgeneigt bist. Es läßt sich nicht leugnen, daß ich zu jenen Ungeheuern gehöre, die auf zwei Beinen gehen. Aber alle Zweibeinigen sind nicht gefährlich. Ich schon gar nicht. Ich habe vorhin ein oder zwei Verslein gedichtet, wenn ich sie dir vorsagen darf ...“

Da machte das Tier im Schreck einen weiten Sprung abseits.

„Es wäre nicht lang gewesen“, sagte ich bedauernd, daß ich das Reh verscheucht, aber es kommt mir grasend bald wieder näher.

„Es ist nicht schlau von dir, daß du mich kränkest. Das Lied ist für meinen Schatz gemacht. Es lebt irgendwo eine, die ich im Grunde des Herzens lieb habe, aber kein Mensch ahnt es und sie selber auch nicht. Da habe ich ihr denn diese Verse gedichtet. Sie müssen aber wieder vergessen werden. — Wie hältst du's in solchen Sachen? —

Das Tier tritt mir wieder um zwei Schritte näher und hebt zu schnuppern an. Da wird mir ganz vorwitzig zumute.

„Liebes Reh!“ sage ich und halte ihm die Arme entgegen. „Ich kann nicht sagen, wie du mich anmutest. Hätte ich was bei mir, ich schösse dich nieder. — Nein, vor mir fürchte nichts. Ich schieße nimmer. Du atmest dieselbe Luft wie ich, dein kleines Auge sieht denselben Sonnenschein wie ich — dein Blut ist so warm wie das meine — warum soll ich dich umbringen? — Einmal habe ich zwar zu mir gesagt: Bist ein niederträchtiger Bursch'! — 's ist schon lange vorbei und seither manches geschehen, was dafür, und manches, was dawider spricht. Aber aus Passion binge ich nichts um. In der Notwehr ist's was anderes, da achte ich kein Leben, außer das meine; und wenn ich Hunger habe und eine Büchse, so schieße ich dich doch nieder, da hilft dir alles nichts.“

Trotz alledem kommt das Rehlein immer näher auf mich zu. Ich stehe wie eine Säule da und zehn Schritte vor mir das Tier und sieht mich an. Es ist mir schier unheimlich. Das muß kein rechter Mensch sein, zu dem das Wild sich gesellt ...

„Du bist neugierig“, sage ich, „wie sich so einer von der Nähe anschaut. Nun, betrachte mich nur recht. Aber diese Lappen aus Leinwand und Wollenzeug gehören nicht dazu. In Wahrheit sehen wir anders aus. Und wenn du uns sähest so nackt und bloß, wie du selber bist, alle Angst und Furcht müßtest du vor uns verlieren. Von Haus aus können wir nicht schießen, können wir nicht so laufen wie du, können uns nicht nähren von diesem Kraute, können nicht wohnen im Dickicht. So armselig sind wir. Wir — so heißt es — hätten es wohl einmal gekonnt, aber in dem Maße, als unsere Vernunft gewachsen, sei unser Körper abhängig geworden, sei fein und empfindlich und verweichlicht und schwächlich geworden. Und wenn es so fortgeht, löst sich der ganze

Das Komma.

Von Fritz Müller.

Der Brückenbauingenieur Fritz Haberland hatte ein steifes Bein. Sonst hätten sie ihn sicher genommen, mit nach Rußland hinein. Nicht nur, weil er jung war, sondern weil er schon in Rußland war. Im Dienste einer deutschen Firma hatte er an mancher Brücke übern Njemen, übern Narew mitgerechnet: Zugfestigkeit, Druckfestigkeit, Winddruckskoeffizienten, Belastungskoeffizienten, Betonsockel von Wasserpfeilern mit dreieinhalbfacher Sicherheit gegen den Druck und die Benagungskraft der Narewwogen ums Frühjahr herum. Na ja, was eben so ein kleiner, junger Hilfsingenieur bei Brückenbauten berechnen muß. Die Formeln von der Schule hat er noch mit erfrischender Gutgläubigkeit im Kopfe, und die Praxis — ja, ja, die Brücke zu der Praxis ist schon schwerer als eine saubere und geduldige Schulbrücke im Polytechnikum, dessen Abschlußprüfung Fritz Haberland übrigens als Erster abgelegt hatte. Zur leisen Verwunderung der Professoren, die man freilich unterdrückte. Bis auf den alten Dickkopf, den Professor Schedelbauer, der dem Fritz Haberland beim Abschiedsbesuch rundheraus und mit einem leichten Knurren erklärte:

„Na, wissen Sie, Haberland, nichts für ungut, aber nach seinen Jahresleistungen hätte von Rechts wegen der Reutlinger als Erster durchs Ziel gehen müssen — nana, müssen nicht gleich beleidigt tun und davonlaufen — das Ertragenkönnen einer anderen Meinung gehört gewissermaßen auch zur Prüfung! Also, was ich sagen wollte: der Teufel muß den Reutlinger geritten haben, daß er den Belastungskoeffizienten mit einem Komma an der falschen Stelle eingesetzt hat — mit Verlaub, Herr Haberland, Sie haben dazubleiben, bis ein alter Mann seinen Satz vollendet hat, das darf ich wohl verlangen, wenn ich auch nicht mehr Ihr Professor bin — richtig, was ich sagen wollte: eine ganze Stelle zu weit nach links hat er's eingesetzt, der arme Reutlinger — sagt mir gestern mit einem verzogenen Gesicht, daß er sich's selber nicht erklären könne, das Komma müsse rein von selbst hinübergerutscht sein — haha, guter Witz, als ob ein Komma rutschen könnte! Was ist Ihnen denn, Haberland? — ganz blaß schauen Sie auf einmal aus — was? Examennachwirkung, wie? — nun, nun, Sie können schon zufrieden sein, mein Lieber, den Reutlinger zu schlagen. Aber freilich, es ging nicht anders, die vorgeschriebene Zehnfachsicherheit der Brücke hat das verfluchte Komma auf eine Einfachsicherheit herunterdividiert. Denken Sie mal, Haberland, wenn 'ne einzige Kartoffelkarre über die vorgeschriebene Maximalbelastung mal zufällig über diese Brücke knarrte, futsch war sie, einfach futsch — dem Komma ist sie nachgerutscht,

räter oder gar für den Meuchelmörder halten, und ich will in seinen Augen weder ein schlechter Freund noch ein schlechter Schütze sein.

— Was nützt all das? Der Schwärmer hält nicht vor; im Spätherbste, wenn mir, wie ich es verhoffe, der Rehbraten auf den Tisch kommt, werden die freundschaftlichen Gefühle sicherlich wieder erwachen, aber nicht aus dem Herzen werden sie kommen, sondern aus dem Magen. —

Der Mensch kann ein Schelm werden, und das ist bisweilen gut. Es hat ja nicht gar lange angehalten. Bald ist wieder was anderes da.

Das jauchzende Brüllen eines Stieres hallt heran, oder das Schellen und Meckern einer Ziege. Der Hirtenjunge hüpft herbei. Mit den Wacholdersträuchern mag er nichts zu schaffen haben, die Nadeln stechen, die blauen Beeren sind bitter. Aber Erdbeeren pflückt er in die Haube, oder was ihm lieber ist, in den Mund. Dann pflückt er das schmale, spitzige Blatt vom Bocksbartkraut, führt es zur Lippe und bringt durch dasselbe einen Pfiff hervor, der weithin hallt in den Hängen und den in der Ferne andere Hirtenjungen wieder zurückgeben. Das ist dem Völklein des Waldes das Zeichen seiner Brüderlichkeit.

Durch das Himbeergestrüppe windet sich ein Waldrauchsammler, der aus dem Ameisenhaufen die Harzkörner hervorschafft. Aus diesen Harzkörnern bereitet er den Weihrauch, das wundersame Korn, dessen Wolkenschleier der Sterblichen Augen bezaubert, daß sie hinsinken vor das Opferbrot und den Herrn sehen.

Am Rain bei purpurnen Eriken, unter Brombeerlaub wuchert die Süßwurzel; das ist des Hirtenknaben leckeres Gewürze, und auch die Sennin nascht gerne davon, auf daß sie eine klingende Stimme kriege zum Jodeln auf der Alm. Der Sennin — merk' ich — geht es oft sonderbar, wohl hat sie viele, gar rechtschaffen viele Worte auf der Zunge, aber das rechte für ihre Herzenslust ist nicht dabei, und so drückt sie sich denn anders aus und singt ein Lied ohne Worte, das sie hier, so weit es klingt, den Jodler heißen.

Ich ziehe durch einen von Wildwässern des Kares ausgerissenen Hohlweg abwärts. Bäume und Sträucher wölben ihn zu einer Laube. Ein kühler Lufthauch fächelt, da stehe ich am Ufer eines Waldsees. Finstere Gewände und schlanke braune Stämme des Urwaldes schließen ihn ein. O, so still — so still ist's über dem See. Das verlorene Blatt einer Buche oder Eiche raschelt heran, ich höre jenes ewige Klingen der tiefsten Lautlosigkeit.

Es ist wo ein Glöcklein im Weltenraum, wir wissen nicht im Erdengrund hienieden, oder im Sternenkranze — das ruft uns allerwege. Und zur geruhsamen Stund' erfaßt unsere Seele den traulichen Klang und sehnt sich . . . und sehnt sich — — — — — — — — —

— — — —

„Gut, daß Sie russisch können, wird Ihrem Vorgesetzten in Grodno passen — fünf, sechs Brücken lang übern Njemen und Narew werden Sie drüben bleiben müssen. Sie sind als Hilfskraft bei den Berechnungen engagiert, nehmen Sie 's genau, kommen Sie gesund wieder!"

„Gesünder," hatte der Teilhaber von Kampmann u. Co. eigentlich sagen wollen, denn als der Fritz Haberland draußen war, setzte er, zu Herrn Kampmann gewendet, hinzu:

„Sieht 'n bißchen zusammengerissen aus für Rußland, was?"

„Das macht die Zeichenluft im Polytechnikum, kenne das. Drüben in Rußland wird sich das schon geben. Haben Sie übrigens sein Abgangszeugnis angesehen? Ist famos. Wir haben den „Ersten" aus diesem Jahrgang gekriegt." „Na ja, Papierbildung —"

„Sagen Sie das nicht, unser Polytechnikum von heute steht mitten in der Praxis."

Fritz Haberland hatte seine dritte Brücke in Rußland hinter sich.

„Sollte mich wundern," sagte der alte Oberingenieur in Grodno, „sollte mich wundern, wenn sie uns die vierte noch fertigbauen lassen."

„Aber wer sollte uns denn daran hindern, Herr Schlump?"

„Wer uns daran hindern sollte? Ja, sehen Sie denn nicht, was seit Wochen um Sie vorgeht, Haberland?"

„Ah, Sie meinen die vielen Soldaten und Truppenübungen fürs Manöver?"

„Ja, hat sich was mit dem Manöver. Ich fürchte, ich fürchte, das wird 'n europäisches Manöver."

„Ich verstehe nicht recht, Herr Schlump. Meinen Sie, daß —?"

„Nein, Verehrter, ich meine nicht, ich weiß. Glauben Sie, ich sei umsonst dreiundzwanzig Jahre in Rußland gewesen, um jetzt nicht zu wissen, woher der Wind weht? Natürlich, Sie haben den ganzen Tag Ihren Kopf in Multiplikationen stecken, die in Rußland genau so sind wie in Deutschland, und meinen, es müsse überall so anständig und ehrlich zugehen wie in Deutschland. Sie merken so was nicht — gar, wenn man frisch aus einem deutschen Polytechnikum ausgeschlüpft ist, wo man auch keine Ahnung hat von den Hinterlistigkeiten und Heimtücken, die — na, schmeißen Sie doch die Tusche nicht vom Reißbrett runter, Haberland — es ist übrigens ein abscheulicher Gedanke, ein ganz abscheulicher Gedanke." Er schwieg sinnend.

„Welcher Gedanke?" stotterte Fritz Haberland aschfahl.

„Na, zu denken, daß man in diesem Lande Brücken bauen muß, über die morgen der Feind gegen unser Vaterland marschiert."

Haberland atmete auf. Das Blut schoß wieder in sein Gesicht zurück und gab seinem Hirn eine brave Antwort ein:

„Herr Schlump, es kann auch umgekehrt gehen."

die Brücke — bei den Fischen liegt sie drunten in der Donau, am Rhein oder wo sonst noch. Haberland, he, wo wollen Sie mal Brücken bauen?"

„Ich, ich bin von Kampmann u. Co. nach Rußland engagiert," stotterte Fritz Haberland.

„Na, also über die Wolga dann oder den Njemen oder den Narew — nichts für ungut, Haberland, ich wünsche Ihnen Glück."

Fritz Haberland war aus dem Konferenzzimmer des alten Polytechnikums herausgeschwankt mit klebrigen Schweißtropfen auf der kalten Stirn, über die ausgetretene Treppe war er fast hinabgetorkelt, hinaus zum Tore —

„Schau mal," sagte ein Student zum andern, „so sieht nun einer aus, der die Prüfung mit Eins bestanden hat. Sollte man nicht meinen — nicht meinen, er sei —"

„Betrunken, meinst du? Nun weißt du, einer mit der ersten Note darf sich so was leisten nach der Prüfung. Ich tät's meiner Seel' schon heut Abend, wenn ich Brief und Siegel hätte, daß ich im nächsten Jahr als Erster durch das Ziel ginge. Kennst du ihn übrigens?"

„Ja, oberflächlich. Sie sagen alle, er hätte kolossales Glück bei der Prüfung gehabt, weil dem Reutlinger was Dummes mit einem lumpigen Komma passiert war. Denn eigentlich hätte der Reutlinger Erster werden sollen — famoser Kerl, dieser Reutlinger, schafft aus dem Handgelenk, ist 'n Genie, sagen sie, während der Haberland 'n Streber ist —"

„Genie oder Streber, Streber oder Genie — wer Erster ist, ist Erster — das Abgangszeugnis geht mit ihm durch die ganze Welt, mein Lieber — auf der Stelle münzt es sich in Franken oder Mark um, mein Lieber —"

„Der Haberland kriegt für Rußland eine Stelle, höre ich."

„Nun gut, Rubel also. Ich gönn' ihm übrigens alles, das Zeugnis und die Rubel, 's ist 'n Pflaster für sein steifes Bein — so was ist immer etwas Mißliches für 'n Ingenieur, weißt du . . ."

Fritz Haberland nahm am gleichen Tage ein Bad. Er seifte sich fürchterlich gründlich. „Weg, weg damit!" murmelte er in einem fort. Dann stellte er sich unter die schärfste Spritzbrause und drehte ganz auf. „Weg, weg damit!" schnaufte er. Wahrhaftig, in die Abteilung „Dampfbad" ging er auch noch hinüber, schwitzte und schwitzte, murmelnd: „Weg, weg damit!" Und dann — nein, so was Komisches — nahm er eine blödsinnig große Dosis Rizinusöl vor dem Schlafengehen ein.

Am andern Tage hatte er sich bei der Brückenbaufirma Kampmann u. Co. vorzustellen. Dort hatten sie schon einen russischen Paß für ihn besorgt samt der Fahrkarte. Ein paar knappe Anweisungen bekam er mit auf den Weg:

„Und ich, Herr Schlump," fiel Fritz Haberland ein, „ich habe meine technischen Bücher nicht mehr in die Kiste packen können."

„Macht auch nichts, Haberland, die holen Sie sich wieder, wenn wir — wenn wir —" Er hatte sagen wollen: „wenn wir mit unsern Heeren siegreich in Grodno einziehen werden." Aber sein Blick war rechtzeitig auf Haberlands vorgestrecktes steifes Bein gefallen, so daß er sich noch freundlich korrigieren konnte: „— wenn wir nach dem Kriege mit unserm Brückenstabe wieder in Grodno einziehen werden."

Schweigen im Abteil. Dann verhaltene Gespräche vom kommenden Krieg, vom Vaterland, von den Freunden zu Hause. Dann wieder eine Pause, die Fritz Haberland unterbrach:

„Schade ist es doch, Herr Schlump, daß unsere vierte Brücke nicht mehr fertig werden soll."

„Wer sagt Ihnen das, Haberland? Ich habe die Pläne und Berechnungen dem Dimitrow übergeben."

„Auch die vom letzten Brückenbogen, Herr Schlump?" fuhr es dem Fritz Haberland heraus.

„Natürlich. Sie hatten sie ja fertiggerechnet und nachkalkuliert, Haberland, nicht wahr?"

Wieder wunderte sich Fritz Haberland, als in dem Abteil ein rasches „Ja" erklang. War das von ihm? Er log doch sonst nicht? Aber freilich, jetzt noch eingestehen: „Nein, Herr Schlump, die Nachkalkulation habe ich damals doch versäumt," nein, das ging nicht an, er wäre ja sonst unten durch gewesen. Und dann, was lag daran: Er, der fixe Rechner, hatte sich bis jetzt noch bei keiner Nachkalkulation bei einem Fehler ertappt. Ganz abgesehen davon, daß ja Herr Schlump die Pläne selbst mit heimgenommen hatte, um sie nachzurechnen, ging es in ihm um; wozu denn sonst hätte er sie gestern heimgenommen? Oder? Oder?

„Herr Schlump, bitte haben Sie —?"

„Bscht," sagte jemand, „sehen Sie denn nicht, daß er soeben eingeschlafen ist? Lassen Sie ihn, er hat sich doch den kleinen Nicker nach all der Aufregung verdient."

* * *

Fritz Haberland hatte Glück. Er wurde im Stammhause von Kampmann u. Co. auch während des Krieges weiterverwendet. Das war nicht selbstverständlich; manche technische Anstalt, der der Krieg als ein riesiger Sauger die Angestellten wegsog, hatte die Türe schließen müssen.

Eine Zeitlang hatten auch Kampmann u. Co. verdammt wenig Brücken zu bauen. Inzwischen half man sich mit Vorberechnungen für künftige Baupläne.

„Wie umgekehrt?“

„Nun, ich meine, daß wir über die von Kampmann u. Co. erbauten Russenbrücken einmal mit unseren Heeren rücken.“

Der alte Ingenieur schlug ihm kräftig auf die Schulter:

„Junger Mann, das haben Sie gut gesagt. Wenn Sie den letzten Brückenbogen unserer neuen Brücke gerade so gut auskalkulieren, dann, dann — oder haben Sie 's vielleicht gar schon fertig?“

„Jawohl, Herr Schlump, hier sind die Berechnungen und die Lichtpausen.“

„Famos, famos, auch schon nachgerechnet?“

„Ja.“

Fritz Haberland war selbst verwundert, wie er den Widerhall seines Ja von den Wänden der Zeichnungshalle auffing. Hatte er dies Ja gesagt? Wie war das nur herausgerutscht? Es stimmte doch gar nicht. Wer hatte nur dies Ja aus ihm herausgequetscht? Nachgerechnet war's ja gar nicht. Aber zurücknehmen konnte er's jetzt nicht mehr gut.

„Nun, mochte es sein. Er holte sich die Blätter doch heute Abend wieder, um sie in die Wohnung mitzunehmen und über Nacht nachzurechnen. Und außerdem, da war ja auch noch Herr Schlump selber, der zum zweiten Male kontrollierte.

„Haberland, Sie sind 'n fixer Kerl. Ich werde heute noch an Kampmann u. Co. schreiben. Was meinen Sie zu zwanzig Rubel Zulage monatlich, he?“

Als Herr Schlump an diesem Tage heimgegangen war, ging Fritz Haberland eilig an den Schreibtisch seines Vorgesetzten. Ei, der Teufel, die Berechnungsblätter waren nicht mehr da. Herr Schlump mußte sie selbst mit nach Hause genommen haben. „Nun, dann morgen eben,“ dachte Fritz Haberland.

Aber die Weltgeschichte dachte anders. Die politische Lage zwischen Rußland und Deutschland-Österreich hatte sich über Nacht unversehens zugespitzt, scharf und bedrohlich zugespitzt. Eine Depesche von Kampmann u. Co. war eingelaufen:

„Zurückkehret sofort mit deutschem Personal. Kampmannco.“

Herr Schlump war am Vormittag noch eilig bei einigen Behörden herumgelaufen, hatte noch feierlich mit dem russischen Hilfsingenieur gesprochen, der dableiben würde, und hatte dann innerhalb zwei Stunden das ganze deutsche Personal schonungslos für den Nachmittagsschnellzug über Warschau nach Deutschland zusammengetrommelt.

„Herr Schlump, ich habe meinen Bureauanzug liegen lassen,“ sagte ein junger Angestellter aufgeregt im Zug, der bereits angezogen hatte.

„Macht nichts, man muß auch Andenken mit Grazie zurücklassen können,“ sagte der alte Ingenieur.

„Ah, Fritz Haberland!“ Ein feldgrauer Soldat blieb mitten auf dem Gehsteig, auf seinen Stock gestützt, lächelnd stehen.

„Ah, Adolf Sturmband,“ begrüßte Haberland den alten Klassenkameraden überrascht, „von Rußland zurück?“

„Ja, kann aber bald wieder raus, wenn diese blöde Sehnenzerrung sich gelegt hat — komm, wir wollen langsam miteinander weitergehen.“

„Gerne, wo hast du dir die Fußgeschichte geholt, Sturmband?“

„Beim letzten Njemenübergang — greuliche Geschichte — sprech' nicht gern davon.“

„Nun, wie du willst, aber vielleicht interessiert es dich: über den Njemen hab' ich im letzten Jahre zwei Brücken bauen helfen, bei Kampmann u. Co., weißt du?“

„Was du sagst, und wo?“

„Eine zwischen Kowno und Olita und —“

„Nein, die war es nicht,“ murmelte der Feldgraue nachdenkend.

„Und eine zweite, die aber nicht ganz fertig wurde, weil der Krieg ausbrach.“

„Wo denn?“

„Mehr gegen Grodno zu, halbwegs etwa.“

„Wie sonderbar, Haberland, wie sonderbar — das war sie.“

„Was denn?“

„Das war unsere Brücke, über die wir marschiert sind, vor zehn Tagen etwa.“

„Nicht möglich, also haben sie sie doch damals noch fertiggebaut, die Russen, und ich dachte, sie würden ihn nicht mehr fertigkriegen, den letzten Brückenbogen.“

„Was sagst du da, den letzten Bogen? Mensch!“ Er war hart stehengeblieben und hatte seinen ehemaligen Studiengenossen am Rockknopf gefaßt: „Mensch, weißt du auch, daß dieser letzte Bogen daran schuld ist?“

„Woran?“ fragte Haberland, langsam bleich werdend.

„An meiner Sehnenzerrung — doch was liegt an der — wenn ich aber an den Reutlinger und seine Kompagnie denke —“

„An den Reutlinger, war der auch dabei?“

„Natürlich, weißt du denn das nicht, daß ich in der Kompagnie von Leutnant Reutlinger stand, unserm alten Studienfreund?“

„Nein, das wußte ich nicht — und — was geschah auf meiner — auf der Brücke?“

„Was auf der Brücke geschah? Eh, nicht eben viel. Der Reutlinger war mit seiner Kompagnie im Sturm hinübergerückt. Ich hatte mich verspätet und kam mit der zweiten Kompagnie nachgehastet. Auf der Brückenmitte waren wir, da geschah es.“

„Dafür taugt der Haberland ausgezeichnet, er rechnet fabelhaft sicher, habe ihm in Rußland niemals einen Fehler nachweisen können," sagte der alte Ingenieur Schlump zu Herrn Kampmann.

„Ja, ja, die neuen Polytechniken, das muß man ihnen lassen, rechnen lernen sie famos dort oben. Was meinen Sie, wir wollen dem Haberland die beantragten zwanzig Rubel mehr im Monat also doch in Mark umrechnen, trotz der flauen Zeit?"

* * *

Inzwischen ging der Krieg um. In fliegender Eile hatte er zuerst die Tage in dem Buche der Geschichte umgewendet. Mit rauschendem Getöse drehte er die Wochen um. Ruhiger ging er über die Monate. Zögernd feuchtete er die Jahresblätter mit dem Finger vor dem Wenden an.

Ein solches Jahresblatt war umgeschlagen, als der Rektor am Polytechnikum mit dem alten Professor Schedelbauer einmal über den alten Wall nach Hause ging:

„Herr Kollege," sagte der Rektor, „ich habe eine Statistik machen lassen: Dreiviertel vom obersten Semester sind eingerückt."

„Dachte mir's, und wie steht's mit den Semestern, die schon abgegangen sind?"

„Denken Sie, da ist eines vor zwei Jahren darunter, das vollzählig bei den Truppen eingerückt ist, bis auf einen — warten Sie, warten Sie — Fritz Haberland heißt der."

„Weiß schon, war unser Erster — komische Geschichte damals — eigentlich hätte es der Reutlinger werden sollen, aber da sei ihm das Komma beim Belastungskoeffizienten ausgerutscht —"

„Wie?"

„Ausgerutscht, sagte er. Ich kann's heute noch nicht verstehen, so wenig wie er. Er sagte mir noch selber, der richtige Belastungskoeffizient sei ihm so sicher gewesen wie das Amen in der Kirche. Hatte neulich wieder seine Prüfungsarbeit in der Hand, und, was denken Sie, daß ich entdecke? An der richtigen Stelle hatte er's gehabt, das Komma, aber es war ausradiert und eine Stelle weitergesetzt — 'n minimales Schwänzchen vom alten Komma ist stehengeblieben, das hat mich draufgebracht."

„Hm, das ist doch sonderbar Herr Kollege. Hätten wir dem Reutlinger nicht schreiben sollen, daß er zu einer Rücksprache kommen soll?"

„Habe ich, Herr Rektor, habe ich sofort getan. Aber sein Vater schrieb zurück, er marschiere schon seit einem halben Jahr in Rußland herum; zwischen Olita und Grodno sei er jetzt in der Nähe des Njemen —"

„Nun, nach dem Kriege also, so Gott will, Herr Kollege."

* * *

„Nein, nein, nicht nötig, habe schon wieder Atem, ich möchte —"

„Zunächst," sagte der Staatsanwalt bureaukratisch werdend und sein liniertes Tagebuch aufschlagend, „zunächst: gegen wen wollen Sie Klage erheben?"

„Gegen mich selbst, Herr Staatsanwalt! Ich klage mich an, den Tod eines deutschen Leutnants und seiner Kompagnie beim Übergang über den Njemen auf dem Gewissen zu haben," stieß Fritz Haberland heraus.

„Was? Wie? Sind Sie des Teufels? Daran wollen Sie schuld sein?"

„Wenn man's genau nimmt, Herr Staatsanwalt, eigentlich nicht ich, sondern ein Komma." Der Staatsanwalt sah in zwei brennende Augen.

„Ein Komma?"

„Ja, ein Komma, das ich meinem Nachbarn in seiner Prüfungsarbeit heimlich ausradierte und an eine andere Stelle setzte, als er auf einen Augenblick den Prüfungssaal verließ."

„Hm, und dieses Komma also?" Es blitzte halb ironisch auf in des Staatsanwalts Gesicht.

„Dieses Komma, dieses falsche, hat sich aus der Prüfung fortgeschlichen und — und hat sich in der Praxis eingenistet, an derselben falschen Stelle, Herr, auf der russischen Brücke, und — und hat den, den es zuerst betrog, um seinen Platz betrog, auch noch getötet in demselben Augenblick, als er jenen Brückenteil betrat. — Ein falsches Komma ist unerbittlich, Herr, bis zum Ende — und ich — ich habe das falsche Komma in die Welt geschleudert — und es wird nicht eher ruhen, ich weiß es, bis es auch mich — auch mich —"

„Lieber Herr, nehmen Sie mir's nicht übel, aber was Sie da reden, ist blanker Unsinn. Sie scheinen durch irgendein Sie nahe berührendes Ereignis dieses Krieges ein wenig aus den Fugen geraten zu sein. Sie sagen also, Ihr Freund, Ihr Studienkamerad —?"

„— ist in Rußland ertrunken, durch meine Schuld, Herr Staatsanwalt!"

„Nämlich, weil —?"

„Weil ich daran schuld bin, daß in seiner Prüfungsarbeit vor anderthalb Jahren das Komma an der falschen Stelle —"

„Schon gut, lassen Sie mich Ihnen sagen, daß nicht nur jenes Komma an der falschen Stelle war," zwinkerte der Staatsanwalt menschenfreundlich, „sondern Sie ebenfalls, mein Herr."

„Ich?"

„Ja, insofern, als derartige Schulkommageschichten die Staatsanwaltschaft blutwenig interessieren. Gar jetzt im Kriege, wo man

„Was denn, was?“

„Ein Teil der Kompagnie von Leutnant Reutlinger stand schon am andern Njemenufer, mit dem Rest kam Reutlinger hurrarufend über den letzten Brückenbogen gelaufen —“

„Sprich, sprich, was war?“

„Eingesunken ist der Brückenbogen, glatt unter seinen Füßen weg — schnapp, hat der Njemen nach dem Reutlinger gemacht, ihn eingeschluckt — drüben kämpfte der gelandete Kompagnieteil mit einer plötzlich hervorbrechenden Russenübermacht, und wir, wir standen fluchend, schreiend, schießend am abgebrochenen Brückenrande, mußten alles sehen, alles sehen und konnten doch nicht helfen, nicht helfen! — Mensch — Haberland, was hast du denn — bist denn verrückt geworden? He!“

Der Feldgraue schaute kopfschüttelnd einem Manne nach, der mit entsetzensvoll an die Schläfen gedrückten Händen quer durch die Menge davonrannte und hinkte . . .

* * *

Der Staatsanwalt unterdrückte ein leichtes Gähnen am Schreibtisch. Kein Wunder, die Akten waren wieder einmal zweieinhalb Stunden vor dem üblichen Ende seiner Bureauzeit glatt und überglatt erledigt. Und dabei hatte er sich Zeit gelassen, eine Menge Zeit. Hatte er seine Randverfügungen förmlich kalligraphisch hingemalt, während seine Feder vor dem Kriege nicht schnell genug über das Aktenpapier flitzen konnte. Ja, ja, der Krieg, der hatte kräftig aufgeräumt mit den Strafakten des Landesgerichts. Die Menschen begingen keine Verbrechen mehr. Nur Läppereien kamen. Wie sonderbar, dachte der Staatsanwalt, daß der Krieg auch die kriminellen Schlacken aufzehrt. Und dann gähnte er noch einmal kräftig und schonungslos, so daß er das erste Klopfen überhörte. Es klopfte nochmal.

„Herein!“ Und noch während des „Herein“ dachte er: „Gewiß wieder eine Milchverwässerung oder so was Ähnliches?“ Aber dann wurde er doch aufmerksam und vergaß auf das dritte Gähnen, das eben langsam und behaglich seine Speiseröhre heraufkommen wollte. Denn der Mann, der erregt auf ihn zuhinkte und jetzt mit flackernden Augen vor ihm stand, der sah nicht aus, als käme er wegen eines Liters verwässerter Milch.

„Sie wünschen?“

„Herr Staatsanwalt, ich möchte zu Protokoll geben — zu Protokoll geben —“ Er schnappte nach Luft. Er mußte offenbar hierhergelaufen sein.

„Nun, beruhigen Sie sich doch, setzen Sie sich einmal vor allem.“

„Aber im Grunde wäre damit niemandem gedient, am allerwenigsten dem toten Reutlinger — es gibt nur eines, Fritz Haberland."

„Was ist das, Herr Professor?" flehten seine Augen.

„Das ist Schweigen für Sie und mich, und für Sie allein den Kampf mit dem Komma, den ehrlichen, getreuen Kampf in einer schnurgeraden Lebensarbeit — gehen Sie hinaus an Ihr Reißbrett — arbeiten Sie, führen Sie den Kampf durch — und lassen Sie nach Jahren sich selbst und mir durch Ihr Gewissen sagen, ob Sie gesiegt haben über das Komma, oder ob Sie unterlegen sind. — Leben Sie wohl, Herr Haberland! . ."

Der rosa Saphir.

Von P. L. Münzer.*

Doktor Peter Florian vertiefte sich eben ins „Handbuch für Untersuchungsrichter" von Professor Hans Groß, als sein alter Schulkamerad und Freund Friedrich Neck, Privatdozent für Ethnologie und Ethnographie — auf deutsch: für Völkerkunde — an der Universität Heidelberg mit allen Merkmalen einer ungewöhnlichen Erregung ins Zimmer stürzte und dabei ganz vergaß, seinen Hut abzunehmen, um statt dessen alsogleich sein Anliegen hervorzusprudeln: „Du mußt mir helfen, lieber Peter, mir ist ganz Schreckliches passiert!"

Florian hob seinen Kopf mit dem seltsamen weißen Haar und dem jungen Gesicht von dem „Handbuch", in das er noch einen letzten Blick warf, weil er sich von dem fesselnden Abschnitt, den er gerade las, kaum zu trennen vermochte, und fragte: „Hast du ein Duell?"

„Ich, und ein Duell!"

„Oder ist dir Frau Liesl durchgegangen?"

Auch diese Vermutung wehrte Neck empört ab: „Was dir nicht einfällt! Aber mein rosa Saphir wurde mir gestohlen!"

„Dein ‚Rosa Saphir', dein neuer Roman?"

„Ach der! Der liegt bleischwer in den Buchhandlungen und keine Katz' fragt danach; der kann mir schon bald gestohlen werden, so große Hoffnungen ich auch auf ihn setzte. Nein — mein Stein, mein

* Der Verfasser dieser spannenden Geschichte ist den „Heimgarten"-Lesern kein Fremder mehr; er unterzeichnete bisher seine zuweilen etwas ironischen Beiträge mit „P. L. M." Wer die vorliegende Erzählung genau liest, wird sich mit der Überraschungen liebenden Art Peter L. Münzers leicht bekannt machen und daraus vielleicht insofern Vorteil ziehen können, als von Münzer im kommenden Jahrgang eine längere abenteuerliche Geschichte erscheinen wird, mit der wir ein kleines Preisausschreiben zu verbinden beabsichtigen.

Die Schriftleitung.

Besseres zu tun hat. Aber wenn Sie Ihr Herz unbedingt erleichtern müssen, Herr, wegen des Schulkommas, so gehen Sie in Gottesnamen zu Ihrem alten Schullehrer — Sie entschuldigen, Herr, aber wie Sie sehen — ich habe hier noch an meinen Akten zu arbeiten — guten Tag . . ." Und als er wieder allein an seinem Schreibtisch saß, holte er das vergessene dritte Gähnen von vorhin nach und murmelte: „Also doch ein Liter verwässerte Milch, nichts weiter."

Professor Schedelbauer hatte eben die Türe seines Maschinenlaboratoriums zugesperrt und wollte den Schlüssel in die Tasche stecken, als derselbe zerfolterte Mensch über die Treppe heraufgeweht kam:

„Herr Professor, Sie müssen mir helfen — Sie müssen mir — müssen mir meine Strafe geben dafür, daß ich — daß ich —"

„Nur immer langsam," sagte der alte Menschenkenner, „wenn ich mich nicht täusche, sind Sie der Fritz Haberland, der vor zwei Jahren bei uns absolvierte."

„Ja, Herr Professor, zusammen mit dem Reutlinger." Da übersah es der Professor mit dem seherischen Blick alter Leute:

„Und Sie kommen also wegen jenes unglückseligen Kommas?" sagte er langsam. Wie eine halbe Erleichterung war das für den erregten Menschen: Da war einer, der alles dies durchdrang, da war sein Richter.

„Kommen Sie, kommen Sie mit in den Saal," sagte der Professor ernst und sperrte auf, „hier, wo Sie mit Reutlinger zusammen gearbeitet haben, werden Sie mir alles sagen, nicht wahr?"

Und dann beichtete Fritz Haberland im Angesicht der alten Schultafel, die ihn dunkelglänzend ansah, und im Angesicht von Maschinenstücken, die an den Wänden standen und die ihr Gestänge erhoben wie schwörende Finger. Als die Beichte abgelegt war, sagte der Professor ruhig zu dem verstörten alten Schüler:

„Es ist nicht sicher, ob Sie damals an der Njemenbrücke einen Rechenfehler machten, durchaus nicht sicher — viel eher wahrscheinlich ist es, daß die Russen selber das Nötige besorgten."

„Oh, Herr Professor!"

„Aber was Sie sonst wegen des Kommas sagten, das ist richtig — Kommas sind unerbittlich und fordern ihre Sühne."

„Ich bitte um die meinige, Herr Professor," sagte Fritz Haberland demütig.

„Wir könnten ein Konzilium einberufen — wir könnten Ihr Zeugnis und das von Reutlinger feierlich vertauschen — ja, wir könnten Ihre Prüfung überhaupt für ungültig erklären und Ihnen einen Makel anhängen durchs ganze Leben —"

„Oh, Herr Professor!"

Florian schmunzelte: „Danke sehr! Ich werde die Gelegenheit beim Schopf packen, aber was du das „Auffinden gestohlener Gegenstände“ zu nennen beliebst, heißen wir vom Fach „Kriminalistik“ und die erstrebt viel mehr. Sie schmiedet die geistigen Waffen zum Aufdecken von Verbrechen und Entdecken von Verbrechern. — Warst du schon bei der gewerbsmäßigen Polizei, die zuweilen auch nicht ganz ungeschickt sein soll, wie manche behaupten?“

„O die . . . Ein Uniformierter war bereits bei uns, durchstöberte die Wohnung, kehrte das Unterste zu oberst, fragte das dümmste Zeug und schrie die Köchin und das Stubenmädchen, die er verdächtigte, wüst an, daß die beiden braven Mädchen auf einmal kündigten. Das fehlte noch, um unser Unglück voll zu machen!“

„Ich werde dir herzlich gern mit Rat und auch in der Tat beistehen, mein lieber Fritz . . .“

„Ja, passierte mir das in Indien, ich ginge zum nächstbesten Radschah und der verschaffte mir den Saphir durch seine Palastwache!“

„Glaubst du? Übrigens bist du nicht in Indien und der Stein ging dir in Heidelberg verloren, so daß deine Anrufung eines braunen Radschahs keinen praktischen Nutzen bringen kann. — Nein, so kommen wir nicht von der Stelle; du mußt schon so liebenswürdig sein und mit meinen schwachen Kräften vorlieb nehmen und deine recht allgemeinen Klagen durch eine möglichst eingehende Schilderung des Falles, soweit er dir bekannt ist, ersetzen. Also bitte!“

Der Ethnologe atmete dreimal tief und hörbar, und während Doktor Florian ihn kritisch durch seine scharfgeschliffenen Brillen betrachtete, erzählte er: „Du weißt, daß ich mich neben meinem eigentlichen Beruf seit Jahren mit schöngeistiger Schriftstellerei befasse, ohne rechten Anklang zu finden, daß Liesl in mir einen großen Dichter erblickt und dies auch durch Kritik und Publikum anerkannt haben will; du weißt ferner, daß ich erst kürzlich wieder einen Roman, den „Rosa Saphir“ in Buchform veröffentlichte, in dem ich — wie ich überzeugt bin und meine Frau versichert — sehr spannend die zweihundert Jahre zurückreichende Geschichte des Edelsteins, den mir der Radschah von Trawankur, der an mir, wie man so sagt, einen Narren gefressen hatte, zum Abschied verehrte, in wahrhaft künstlerischer Form schilderte.“

„Bitte kürzere Perioden, sonst kann ich nicht folgen, deine Begabung für weitreichende Satzbauten spare dir für deine wissenschaftlichen und schriftstellerischen Werke.“

„Unterbrich mich nicht! — Der Roman erschien und niemand kümmert sich darum und mein Verleger schreibt enttäuschte Briefe. Da hatte meine Frau einen ausgezeichneten Einfall. Wir sollten bei uns eine große Gesellschaft geben und dazu Geheimräte, Professoren aller

echter Edelstein, den mir der Radschah von Trawankur zum Geschenk machte, der für mich einen so großen Wert hat, daß ich ihn auch an Morgan, der eine Riesensumme dafür bot, nicht verkaufte, und der mir die schönsten Erinnerungen an meine indische Reise zurückruft, wenn ich ihn betrachte. Und der ist nun fort, verschwunden, gestohlen . . ."

„Willst du dich nicht deiner Kopfbedeckung entledigen?"

„Ich ließ sie im Vorzimmer", sagte der Dozent und nahm den breitkrempigen Schlapphut ab. „Der Saphir gestohlen . . . man sollte es nicht glauben — nein, es ist unglaublich!"

„Warum unglaublich? Ich glaube es gern. Wertsachen in jeder Preislage, allerorts und zu jeder Tages- und Nachtzeit, werden von geübten Dieben gestohlen und ich weiß nicht, warum dein Stein eine Ausnahme machen soll, wenn du ihn, wie es deine Art ist, herumliegen ließest. Hast du schon alles abgesucht?"

Neck antwortete zuerst nur mit einer Gebärde, die seine Trostlosigkeit verdeutlichte: „Spotte nicht, mein Lieber, diesmal handelt es sich leider nicht um Vergeßlichkeit, sondern es ist . . ." Er sprang auf und lief vom Fenster zum Ofen und vom Ofen zum Fenster. „Es ist zum Haarausraufen! Vor einer Woche bat mich noch meine Frau, ich sollte ihr den Stein schenken oder wenigstens leihen, sie wolle sich daraus eine Busennadel anfertigen lassen, ich schlug die Bitte ab und bedauere es heute schmerzlich. Der Edelstein befände sich jetzt bei einem Goldarbeiter und ich brauchte nicht über seinen Verlust die Hände zu ringen! O, was für ein habsüchtiger Quadratesel war ich — und wenn ich das Kleinod nicht mehr kriege, wenn ich es wirklich nicht mehr kriege . . ."

„So lernst du daraus, daß Frauen zuweilen klüger als Männer sind. Übrigens, wer bürgt dir dafür, daß der Saphir nicht auch beim Goldarbeiter hätte gestohlen werden können?"

„Hör auf! Du quälst mich."

Florian meinte ernsthaft: „Ich tröste dich ja. — Aber du jammerst mir vor, statt zu sagen, was du von mir wünschest, denn, daß du etwas von mir willst, steht fest, sonst wärst du nicht hergekommen."

„Komme ich denn nur, wenn ich etwas will?" fragte gekränkt der Dozent. „Wertest du meine Freundschaft so niedrig — dann werde ich besser gehen . . ." Aber er traf keine Anstalten dazu, sondern sank wieder in den Sessel, wobei er seinen Hut vom Tisch herabwarf.

„Du leugnest doch nicht, etwas von mir zu benötigen?"

„Nein, ganz und gar nicht. Du sollst mir nämlich behilflich sein, den Saphir wieder zu erhalten. Du beschäftigst dich ja mit dem Auffinden gestohlener Gegenstände, und wenn ich bisher deine Studien nach dieser Richtung auch nicht sehr schätzte, so hast du jetzt Gelegenheit, meine Achtung für deine sonderbare Arbeit zu erringen."

„Einerlei! Was liegt mir an dem Tischtuch. Baumwolle!"

„Leinen."

„Ich war sehr ermüdet, wir suchten gemeinsam unser Schlafzimmer auf und Liesl verwahrte den Saphir, den ich gewöhnlich in der eisernen Kasse eingeschlossen hatte, über Nacht in ihrer Schmuckschatulle. Ich war schon zu schläfrig, um die Kasse noch aufzuschließen und außerdem hatte ich den Schlüssel dazu verlegt."

„Natürlich; dazu sind ja die Schlüssel eiserner Kassen eigens bestimmt."

„Ich fand ihn übrigens heute morgens sofort wieder. Er stak in einem Werk über die älteste Kultur der Azteken als Lesezeichen — nebenbei bemerkt ein hervorragend lesenswertes Buch mit neuen Gesichtspunkten, das ich dir warm empfehle."

„Dahinein gehört ohne Zweifel ein Wertheimkassenschlüssel."

„Unterbrich mich nicht immer! — Meine Frau also legte in meiner Gegenwart den Edelstein in ihre Schmuckschatulle, ich stand selbst dabei, als sie den Kasten, wohin sie die Schatulle tat, abschloß, den Schlüssel abzog und in die erste Schreibtischlade legte. Ferner sperrte sie unser gemeinsames Schlafzimmer, wie sie es jeden Abend zu tun pflegt, zu, drehte den Schlüssel quer, damit er nicht von außen herausgestoßen werden könnte — sie ist nämlich ein wenig furchtsam vor Einbrechern — und hierauf begaben wir uns zur Ruhe."

„Sehr vernünftig und ich bin wahrhaftig gespannt, wie die Schlüsselgeschichte enden wird."

„Einmal in den Federn, schlief ich rasch ein und erwachte erst morgens, da meine Frau schon im Zimmer herumwirtschaftete — immer noch, wie ich hervorheben muß — bei versperrter Zimmertür, bis sie vor dem Schrank in ihrer Schmuckschatulle kramend plötzlich einen schrillen Schrei ausstieß: „Fritz, der rosa Saphir ist fort!" Hast du Worte, Peter?"

„Derweilen noch nicht. Erzähl weiter."

„Mit beiden Beinen zugleich sprang ich aus dem Bett, war mit einem einzigen Satz — du erinnerst dich von der Prima her, daß ich damals ein berühmter Turner war und das verlernt sich nicht so schnell — . . . war also mit einem Satz bei Liesl und konnte leider ebenfalls nichts anderes tun als festzustellen, daß der Stein fehlte" . . . Tiefbekümmert knickte der Dozent in sich zusammen.

„Bist du sicher, lieber Friedrich, daß Ihr den Saphir wirklich in der Schatulle unterbrachtet?"

„Ganz sicher."

„Und Ihr habt heute morgen alles genauestens untersucht?"

„Zehnmal — zwanzigmal — hundertmal!"

vier Fakultäten und einige bessere Journalisten aus Frankfurt, die ich flüchtig kenne, einladen ..."

„Die flüchtigen Journalisten werden aber über die unerwartete Einladung erstaunt gewesen sein — und sich ihr Teil gedacht haben!"

„Schweig! — Liesl wollte dann das Gespräch wie zufällig auf meinen neuen Roman lenken, ich sollte das Thema aufgreifen, wenn's kein anderer tat, und erwähnen, der interessante Stein, um den es sich drehe, befinde sich in meinem Besitz, worauf man ihn nun sehen werde wollen ..."

„Den Roman?"

„Nein, den Stein. — Ich müßte ihn zeigen, die Gesellschaft würde ihn bewundern, man würde natürlich am nächsten Tag mein Buch kaufen, die Journalisten würden lange Feuilletons darüber schreiben und der Erfolg des Werkes war gesichert."

„Und statt dessen hat dir ein Geheimrat, ein Professor der vier Fakultäten oder ein besserer Frankfurter Journalist das Kleinod gestohlen, nicht?"

„Aber Peter! Bei dem Souper ging alles wie gewünscht vor sich, und hätte ich nicht ein Glas Rotwein über unser feinstes Tischtuch für zwölf Personen geschüttet, könnte man nicht klagen. Meine Kollegen betrachteten den Stein und beabsichtigten dadurch angeregt selbstverständlich den Roman, der die Lebensgeschichte des Saphirs enthält, zu erwerben, und die Journalisten machten sich Notizen in ihre Taschenbücher. Aber weißt du, die Geschichte ist auch wirklich interessant. Das Juwel wurde ursprünglich einer indischen Königstochter als Tribut überbracht und ..."

„Verzeih, das gehört nicht hierher und überdies las ich vorgestern den Roman, und habe ihn genau in der Erinnerung. Er ist tatsächlich gut gelungen und verdient einen regen Absatz."

„Nicht wahr, das sagst du auch? Es freut mich." Necks Augen leuchteten glücklich.

„Bitte um Fortsetzung deines Berichtes über die Geschehnisse des gestrigen Abends."

„Gern. So um Mitternacht entfernten sich unsere Gäste und ich war mit dem vorläufigen Erfolg sehr zufrieden, ebenso Liesl, die mich zur glänzenden Reklame, die wir unauffällig gemacht hatten, beglückwünschte und nur wenig über das verdorbene Tischtuch greinte. Aber Rotweinflecke gehen in der Wäsche doch leicht heraus, nicht wahr? Meine Frau behauptet allerdings das Gegenteil und spricht von einer chemischen Putzerei, die ich bezahlen müßte."

„Da wird sie schon recht haben. Mach dich auf eine ausgiebige Rechnung gefaßt!"

„Genau so."

„Also stak auch der Schlüssel eurer Schlafzimmertür heute früh noch immer zugedreht und quer im Schloß? Denk, bitte nach, von der Antwort hängt viel ab."

„Ja, das sah ich selbst."

„Und du weißt ganz bestimmt, daß auch der Schrank mit der Schatulle abgesperrt war wie am Abend?"

„Meine Frau beschwört es, denn wie du dich erinnern wirst, sagte ich, daß Liesl vor mir aus dem Bett aufstand, um den Stein zu betrachten, den sie über alles liebt — und fand ihn nicht . . ."

„Da schrie sie?"

„Da schrie sie."

„Kein Wunder, ich hätte bei einer solchen Überraschung auch geschrien und bin nicht einmal ein empfindsames Frauenzimmer. — War der Saphir versichert gegen Einbruch und Diebstahl?"

„Nein; kann man denn das?"

„Ja, das kann man, Friedrich, und tut's auch als sorgsamer Hausvater."

„Ich hab' es nicht getan."

„Bedauerlich. — Und ihr hörtet in der Nacht nichts Auffälliges?"

„Ich habe einen berühmt tiefen Schlaf, daß man neben meinem Bett eine Kanone losschießen kann, ohne mich damit zu wecken, aber Liesl fährt sofort beim leisesten Geräusch auf. Doch auch sie nahm nichts wahr."

„Die Frauen sind doch die feiner organisierte Hälfte der Menschen." Peter Florian hob seinen Überrock vom Kleiderrechen, ergriff Hut und Stock und mahnte ungeduldig: „Na!"

„Was hast du vor?"

„In deine Wohnung zu gehen, deine Frau noch eingehend zu befragen, falls du eine Wichtigkeit vergessen haben solltest, und euer Schlafzimmer einer scharfen Untersuchung zu unterziehen. Für deine Begleitung wäre ich dir recht dankbar."

„Solche Umstände sind notwendig?" fragte klagend der Dozent; „ich dachte, ein gelernter Kriminalist wie du müßte ohne weiteres darauf kommen, wo das verfluchte Ding steckt."

„Du überschätzest mich", erwiderte Florian bescheiden.

„Indische Fakire pflegen noch größere Rätsel im Handumdrehen durch Gedankenübertragung zu lösen."

„Wie wäre es also, wenn du dir einen indischen Fakir verschriebest? Ich bin nämlich keiner."

Nach einer kurzen Verzögerung, weil der Ethnologe seinen Schlapphut im Vorzimmer suchte und ihn erst im Zimmer am Boden fand, marschierten sie ab.

„Und nichts?"

„Nichts."

„Wie groß ist der Saphir?"

„Kleinhaselnußgroß."

„Er wird irgendwo untergeschlüpft sein."

„Ja, wo denn?"

„Wüßte ich das, dann wäre ich ein Prophet und ließe mich mit meiner in der christlichen Gegenwart seltenen Begabung auf Jahrmärkten gegen Honorar bestaunen."

„Du nimmst auch gar nichts ernst!"

„O ja, mein lieber Freund, denn du hast mein Interesse oder meine Neugierde, was vielleicht dasselbe ist, durch deinen Bericht lebhaft erregt."

„Und sagst dazu?" Neck spießte Florian förmlich mit seinen Blicken.

„Sonderbar."

„Dasselbe Urteil fällte der Uniformierte von der Polizei."

„Wodurch er sich als umsichtiger Mann erwies, denn die Sache ist tatsächlich sehr sonderbar."

„Du mußt dir doch schon eine Meinung gebildet haben, lieber Peter, da der Fall ja in dein Fach schlägt, in dem du Jahr und Tag arbeitest."

Florian verzog leicht den Mund: „Ich kalkuliere, daß nachts einer deiner Geheimräte, deiner Professoren oder besseren Journalisten — sonderlich den Journalisten ist nie zu trauen — durchs Fenster einstieg und dich beraubte. Welchen der Herren hältst du am ehesten einer solchen Handlung für fähig?"

„Erstens gar keinen, zweitens schlafen wir nicht bei offenem Fenster und drittens wohnen wir bekanntlich im zweiten Stock."

„Waren morgens eure Fensterscheiben unversehrt?"

„Alle."

„Nun wollen wir aber die Späße beiseite lassen, Fritz, und ernsthaft überlegen und beraten; die Geschichte ist doch zu dumm und verdient aufgeklärt zu werden, einerseits wegen des kostbaren Steines, anderseits wegen des Problems, das darin steckt und mich sehr interessiert. — Erlaube mir, knapp zu wiederholen, was mir in deinem Bericht wesentlich scheint, und du sagst mir nachher, ob alles stimmt. — Demnach: Rosa Saphir in deinem Beisein von deiner Frau in ihre Schmuckschatulle gelegt, die Schatulle in den Schrank gestellt, den Schrank versperrt und Schrankschlüssel in Schreibtischlade getan. Zimmer abgeschlossen und Schlüssel quergedreht. Morgens Stein verschwunden, übrige Situation unverändert. Ist es so?"

ihn beiziehe, denn nun könne er einmal praktisch erproben, ob seine schönen angelernten und ausgeklügelten Theorien auch für die Praxis taugten. Er wünsche, das Vertrauen, das man ihm entgegenbringe, nicht zu enttäuschen. Zugleich bat er Frau Neck, ihm den Hergang des ganz sonderbaren Falles nochmals zu schildern. Unmöglich sei es ja nicht, daß ihr Gatte eine Wichtigkeit zu erwähnen versäumte.

Der Dozent knurrte etwas von „Mißtrauen", das sein Freund gegen ihn habe.

Der protestierte: „Zwei Zeugen sind immer besser als ein einziger, lieber Neck." Und er wandte sich wieder an Frau Liesl: „Und Sie sind sicher, gnädige Frau, den Saphir noch besessen zu haben, als die Geheimräte, Professoren und Journalisten das Haus verließen?"

„Ganz, ganz sicher!" Dann berichtete sie eifrig und sprudelnd, was schon der Ethnologe berichtet hatte, nur mit einem erheblichen Mehraufwand von Worten, Gesten und Ausrufen.

Die Darlegungen befriedigten Florian vollkommen und er bat, den „Tatort" in Augenschein nehmen zu dürfen. Das wurde gern gestattet und das Ehepaar führte ihn ins Schlafzimmer, wo Frau Liesel im Vorübergehen das verschobene Deckchen des Blumentisches zurechtrückte. Ihr Mann hob zu neuerlichen Erläuterungen an: „Hier der Schrank . . ."

„Bitte schweig und laß mich ungestört arbeiten!"

Das Schlafzimmer maß ungefähr sechs Meter im Geviert, hatte zwei Fenster gegen den Wredeplatz und eine Tür ins Speisezimmer nebenan. Die Einrichtung fiel in keiner Weise auf. Der Schrank, der das Schmuckkästchen mit dem Stein geborgen hatte, stand unschuldig an der Wand zwischen den Fenstern und eine Untersuchung seines und des Schlosses der Zimmertür ergab ein tadelloses Einschnappen. Ein nächtliches heimliches Eindringen mit Hilfe eines Nachschlüssels war ausgeschlossen und ein gewaltsames Öffnen der Tür hätte gewiß die Schläfer — wenigstens soweit diese weiblichen Geschlechtes waren — unbedingt wecken und überdies sichtbare Spuren am Holze zurücklassen müssen. Die Fenster hielten gleichfalls dicht und fest, ganz abgesehen, daß niemand wagen konnte, vom Wredeplatz her mitten in der Stadt, eine Leiter zum zweiten Stock eines Hauses anzulehnen. Durch den Kamin und das enge Ofenloch vermochte bestenfalls ein neugeborenes Kind zu kriechen und neugeborene Kinder, sagte sich Florian mit einiger Berechtigung, pflegen in der Regel keine Einbrüche auszuführen, um rosenrote Saphire zu stehlen.

„Rätselhaft", murmelte er. „Darf ich nun auch in das Innere des Schrankes und die Schmuckschatulle sehen?"

„Natürlich!" Die Hausfrau war eitel Zuvorkommenheit und verfolgte jede Bewegung Peter Florians aufmerksam.

Der Weg von Florians „möbliertem Zimmer“ unter dem Schlosse zu Necks Wohnung am Wredeplatz war nicht weit. Da der Dozent den Wohnungsschlüssel verlegt hatte — vermutlich in den Bücherkasten oder anderswohin — so mußte man klingeln und gleich hinter einem verheulten Stubenmädchen, das die Kränkungen des Polizeikommissärs sichtlich noch nicht überwunden hatte, erschien die Hausfrau selbst, jung, hübsch, niedlich und hurtig, in einem hellen Hauskleid und erklärte ihre auffällige Gesichtsröte mit dem unablässigem Bücken auf der Suche nach dem Saphir, der aber hartnäckig blieb und sich nicht finden ließ. Auch maulte Frau Liels ein wenig, übrigens nach einer warmen Begrüßung des Freundes ihres Mannes, weil er den Herrn Doktor Florian herbemüht hatte: „Ich habe die feste Überzeugung, daß der Stein nicht für immer verloren ist und ebenso plötzlich auftauchen wird, wie er verschwand.“

„Wir wollen es hoffen“, pflichtete Peter Florian höflich bei. „Es wäre doch jammerschade um das indische Kleinod. Rosenrote Saphire findet man in der Regel nicht auf der Straße. — Doch ich schließe aus Ihrer früheren Äußerung, verehrte gnädige Frau, daß Ihnen meine Abwesenheit bedeutend lieber wäre als meine Anwesenheit, und sollte das zutreffen, so werde ich natürlich . . .“

„Siehst du, siehst du Liesl“, klagte der Dozent, der wieder eine Anwandlung von Verzweiflung hatte, „jetzt ist er beleidigt!“

„Keine Spur, Fritz, ich meinte bloß . . .“

„Auch Frau Neck widersprach bestimmt: „Ich sagte ja nichts anderes, als daß es mir leid täte, hättest du Herrn Florian des Saphirs wegen aus einer wichtigen Arbeit gerissen, zumal wir ja schon die Polizei auf den Räuber gehetzt haben. Wozu ist denn die Polizei da, als um Staatsbürgern gegen Verbrecher beizustehen?“

„Freilich, wozu ist die Polizei da!“ wiederhohlte der Dozent mit einer seinem Wesen sonst fremden Ironie. „Der Uniformierte, der überall herumschnüffelte, machte mir ganz den Eindruck, als wisse er nicht ein und aus. Und wird es nie wissen. Er ging ebenso dumm weg, wie er kam.“

„Mir hat seine Art nicht übel gefallen“, erklärte Frau Neck, streckte jedoch sofort zum zweitenmal Florian ihre mollige Hand hin: „Mißverstehen Sie mich nicht, lieber Herr Doktor, Fritz und ich sind Ihnen ungeheuer für Ihre Bereitwilligkeit, sich mit der dummen Geschichte zu befassen, dankbar. Es täte mir furchtbar leid, kriegten wir das Kleinod nicht wieder, von dem ich nur hoffe, mein Mann schenkt es mir, falls es gefunden wird.“

Peter Florian drückte ihre Hand und gelobte, alles zu tun, was in seinen Kräften liege; er sei seinem Freunde sehr verbunden, daß er

gastlichen Haus ihres Kollegen bewundert. Wir werden über den Verlauf der mit gewohnter Rührigkeit durch unsere Polizei angestellten Untersuchung berichten und sprechen die sichere Erwartung aus, daß der geheimnisvolle Vorfall zur allgemeinen Befriedigung und zur Befriedigung des Herrn Dozenten Neck aufgeklärt werde . . ."

Der Ethnologe benagte einen Fingernagel: „Wer nur die Zeitung davon unterrichtet hat?"

Florian warf ein: „Dem Stil nach zu schließen, hat den Bericht sicherlich keiner deiner besseren Journalisten verfaßt."

Mit Eifer mischte sich Frau Liesl drein: „Gewiß hat die Polizei dem ‚Tagblatt' eine Nachricht zukommen lassen . . . und erwartet wahrscheinlich vom Bekanntwerden des Diebstahles von da oder dort Fingerzeige zur Ausforschung des Täters. Es müssen schließlich ja auch alle Juweliere verständigt werden, damit sie allenfalls jene Person anhalten, die ihnen einen rosa Saphir zum Kauf anbietet."

„Sehr richtig", bestätigte Florian; „nicht selten ist die breite Öffentlichkeit, das intelligente Publikum, imstande, der Polizei bei der Aufklärung eines dunklen Verbrechens gute Hilfsdienste zu leisten — und ohne Zweifel haben wir es hier mit einem wahrhaft dunklen Verbrechen zu tun, das uns manche Nuß zum Knacken geben wird." Er ging daran, den übrigen Inhalt der vier Fächer des Schrankes zu überprüfen. „Es ist doch erlaubt, gnädige Frau?"

„Wie können Sie noch fragen! Nur entschuldigen Sie bitte die Unordnung, aber Fritz und ich zusammen und hernach noch einmal ich allein, wir durchwühlten hastig den ganzen Kram und das sieht man an dem Durcheinander."

„Hofften Sie etwa, den Saphir außerhalb der Schatulle im Kasten zu finden?"

„Gott, man sucht eben . . ."

Neck rannte nervös hin und her: „Ach, die Umstände! Das Gefrage! Die Aufregungen!"

Auf der Schreibtischplatte, dem Blumentisch, auf dem Sofa und den Sesseln breitete Florian die Eingeweide des Schrankes aus: Schachteln mit Haarnadeln, Knöpfen, Maschen, Bändern, Spitzen, zuweilen in einem Wirrwarr, der nicht erst von heute stammte und jetzt sorgsamst gesichtet wurde, bis sich deutlich ergab, daß auch auf dem letzten Grund eines Kartons der ersehnte Stein nicht lag; auch nicht in dem Nerzmuff und der nachgeahmten Nerzstola, nicht in dem violetten Kästchen mit den alten Briefen, die sogar aus der neckischen roten Schleife herausmußten. Die Düte Bonbons wurde gezwungen, ihren Inhalt aufzuzeigen, weil sie im Verdacht stand, tückisch Wertvolleres als Süßigkeiten zu verstecken. Aber sie war unschuldig. So folgte ein Ding dem

Der griff zuerst nach der Schatulle, einem Kästchen aus Ebenholz mit eingelegten Halbedelsteinen. „Schöne venezianische Arbeit aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts."

„Ein Erbstück in meiner Familie", sagte Liesl Neck stolz.

Florian öffnete vorsichtig das Behältnis, nahm daraus Stück für Stück in die Hand und reihte die Ringe, Armbänder, Busennadeln und Kettchen sorgsam auf der Tischdecke nebeneinander. „Und es fehlt daraus nur der Saphir, den Sie, verehrte gnädige Frau, und Fritz gestern abend gemeinsam hineintaten?"

„Nur der Saphir; alles andere ist da."

„Bestimmt?"

„Ganz bestimmt! Ich weiß doch, was ich besitze und bei den paar Stücken könnte mir ein Abgang unmöglich entgehen. Es müssen im ganzen fünfzehn sein."

Florian zählte — es waren fünfzehn. Die Schatulle war innen weich gepolstert und mit himmelblauer, ein wenig verschossener und brüchiger Seide ausgeschlagen. „Hm", sagte er und nichts als: „Hm . . ."

Das Stubenmädchen brachte das „Heidelberger Tagblatt" und Frau Liesl riß ihr die Zeitung förmlich aus der Hand: „Ob schon etwas über den Diebstahl drinnen steht . . ." Unter den Lokalnachrichten entdeckte sie das Gesuchte und las laut: „Merkwürdiges und unerklärliches Verschwinden eines seltenen Juwels. Wie bekannt veröffentlichte das geschätzte Mitglied unserer alma mater Herr Dozent Friedrich Neck kürzlich einen Roman unter dem Titel „Der Rosa Saphir", der in den weitesten Kreisen berechtigtes Aufsehen erregte. Der Held des Buches, wenn man so sagen darf, ist ein seltsamer rosa Saphir — Saphire sind gewöhnlich blau — und befindet sich im Besitze des Gelehrten; er gehört einerseits zu seinen wertvollsten Schätzen, anderseits zu seinen schönsten Erinnerungen, da er ihn auf seiner letzten indischen Studienreise (der die wissenschaftliche Welt nebenbei bemerkt Necks klassisches Werk „Brahma" verdankt) von seinem Freunde, dem Radschah von Trawankur, zum Geschenk erhielt. Der Stein hat seine Vergangenheit wie so mancher Edelstein, an dem das Blut derer klebt, die es für seinen Besitz vergossen. Die wechselvolle Vergangenheitsgeschichte des Saphirs bildet den Kern obgenannten, bei Schuster und Löffler in Berlin verlegten Romanes — und eben dieser unersetzliche Saphir verschwand diese Nacht anscheinend spurlos aus dem versperrten Schrank im Schlafzimmer seines Eigentümers, ohne daß die nach der Entdeckung seines Verlustes rasch herbeigerufene Polizei auch nur den leisesten Anhaltspunkt fand, von dem aus sie bisher weitere Nachforschungen anstellen konnte. Das Kleinod wurde noch gestern Abend von einem auserlesenen Kreis von Angehörigen unserer Universität in dem

„Sie lautet ungefähr: Es gibt gar viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. — Nur müßte besagter chemischer Prozeß, der sich gewissermaßen nach dem ersten und vor dem zweiten Hahnenschrei vollzog, irgendwelche Restbestände hinterlassen haben, doch sah ich davon nichts in der Schatulle, aber auch schon gar nichts. Wie dem auch sei, ich werde den von der gnädigen Frau geäußerten Gedanken genau prüfen und einschlägige Werke zu Rate ziehen."

Frau Liesl nickte befriedigt: „Sie machen mich ganz stolz, lieber Doktor!"

Neck schüttelte entschieden den Kopf: „Diese Lösung halte ich für ganz ausgeschlossen und das ist mir auch lieb, denn sie bedeutete nicht weniger als den endgültigen Verlust des Steines."

„Der in Anbetracht des bisher unerforschten chemischen Phänomens kaum in die Wagschale fiele, lieber Fritz. Die Wissenschaft geht allem anderen voran. Wir wollen uns vor übereilten Urteilen hüten und ich für meine Person gestehe, daß die Erklärung deiner Frau die einzige ist, die sich mit dem hier Wahrnehmbaren halbwegs im Einklang befindet. Sollte sie sich als richtig herausstellen, so müßte für Frau Liesl eigens eine Ehrenstelle am hiesigen chemischen Institut ins Leben gerufen werden. Ja, ich sage es immer, nichts falscher und verfehlter, als dem weiblichen Geschlecht die Begabung für Neuschöpfungen abzusprechen — instinktiv erfaßt es zuweilen, was das männliche Hirn mit all seiner Logik nicht ergründen kann!" Peter Florian schritt einigemal im Zimmer auf und ab: „Fritz, bist du heute nachmittag zu Hause?"

„Jawohl."

„Und morgen?"

„Fahre ich schon mit dem Zug um halb acht nach Mannheim, wo ich einen Fortbildungskurs abhalte und bleibe auch über Mittag, wahrscheinlich sogar bis abends, da ich beim Oberbürgermeister eingeladen bin. Warum erkundigst du dich?"

„Weil ich möglicherweise von dir die eine oder andere Auskunft brauchen werde oder dir auch eine Nachricht zu geben habe."

„Mit dem Telephon Nummer 3452 erreichst du mich den ganzen Tag, doch kann dir auch Liesl jederzeit das Gewünschte mitteilen, sie weiß genau so viel wie ich. Daß du mir etwas Angenehmes zu melden haben solltest, glaube ich leider nicht." —

Florian Neck bummelte, die Hände in die Taschen gebohrt, langsam über den Wredeplatz, drehte sich einmal um und blickte zurück auf die zwei Fenster des Schlafzimmers der Neckschen Wohnung. Er war übler Laune; wegen der Verworrenheit des Falles, der kaum eine haltbare Vermutung zuließ, und auch wegen der Geringschätzung, mit der der

andern und verräumte das Zimmer: Hunderte von Ansichtskarten, eine angesplitterte Vase, ein runzeliger Apfel, eine geborstene Korallenkette, ein zerschmissener Bilderrahmen und ähnlicher Kleinkram.

„Nichts", sagte Peter Florian. „In diesem Kasten ist der Saphir nicht — ist er nicht mehr."

„Willst du die Untersuchung auf die übrigen Möbel und Laden dieses Zimmers ausdehnen?" fragte der Gelehrte übellaunig.

„Nein, ich danke. Ich bin außerstande, mir vorzustellen, daß der vertrackte Stein aus der Schatulle zum Beispiel in den Waschkasten übersiedelte, denn Beine hat er ja vermutlich keine."

Frau Liesl räumte die hunderterlei Dinge ohne Sorgfalt wieder ein. „Ich werde abends alles ordnen. Aber wo nur der Saphir steckt!"

Der Dozent rollte die Schultern: „Lieber Peter, welche Meinung bildetest du dir auf Grund des persönlichen Augenscheins?"

„Daß jemand, irgendjemand, in der Nacht, als Ihr schliefet, das Kleinod von seinem Platz nahm. Ein Wesen von Fleisch und Blut, da ich an Gespenster nicht glaube."

„Ausgeschlossen!" behauptete Neck. „Wie sollte ein fremder Mensch hereingekommen und, ohne gesehen oder gehört zu werden, wieder das Zimmer verlassen haben?"

„Also war es doch ein Gespenst!" meinte Doktor Florian leicht ungeduldig. „Aber Sie, verehrte gnädige Frau, werden gewiß einen Verdacht, die Spur eines Verdachtes hegen, nicht? Die Jugend und Damen — was hier dasselbe ist — pflegen mit Worten und Erklärungen rasch bei der Hand zu sein."

„Vielleicht . . . vielleicht . . ." sagte Frau Liesl zögernd. „Ich will es auch auf die Gefahr hin, mich schrecklich zu blamieren, aussprechen . . . Vielleicht zersetzte sich der Saphir chemisch, zerbröckelte, löste sich auf — und ist jetzt überhaupt nicht mehr vorhanden . . ."

„Das wäre der erste Fall dieser Art und jedenfalls noch seltener als der sehr, sehr seltene rosa Stein.

Sie fühlte Florians Spott und empfand unangenehm seinen forschenden Blick. Deshalb entschuldigte sie sich errötend: „Gott, ich verstehe ja nichts davon . . . und redete bloß, weil Sie mich um meine Ansicht befragten."

„Eine überaus originelle Ansicht, liebe Frau Dozent, die ich nicht durchaus aus dem Bereich des Möglichen ausschalten möchte, wenn sie mich auch im ersten Augenblick durch ihre Neuheit verblüffte... Alles, auch das Natürlichste war neu, als es entdeckt wurde, und ich kenne meinen Shakespeare gut genug, um ernstlich über die Richtigkeit Ihres Einfalls nachzudenken. Weißt du, Fritz, welche Shakespearestelle ich meine?"

„Keine Ahnung."

legte dar, das Ermittlungsverfahren schreite zwar befriedigend fort, aber Bestimmtes könne er leider noch nicht melden. Der Verdacht richte sich gegen eine berüchtigte Einbrecherbande, der man schon seit Wochen, insbesondere auf Betreiben von Neuyork, London und Berlin aus, nachspüre.

Als Florian zu Worte kam, sagte er dem Beamten zuerst einige Höflichkeiten, so, daß er überzeugt sei, es werde seinem Scharfsinn gelingen, das Rätsel zu lösen und den Saphir wieder zustande zu bringen, aber eigentlich wollte er — Dozent Neck — nur fragen, wer die Nachricht vom Verlust des Kleinodes ans „Tagblatt" und die „Frankfurter Zeitung" weitergab, denn es war erstaunlich, wie rasch die Blätter darüber berichteten.

Der Kommissär antwortete verbindlich: „Ihre Frau Gemahlin beauftragte mich, die Presse zu unterrichten und da diese uns vielleicht nützlich sein kann, so verständigte ich umgehend die hiesigen und die großen auswärtigen Zeitungen."

„O, ich danke sehr, Herr Kommissär!" rief Florian ins Telephon. „Verzeihen Sie, ich bemühte Sie ganz unnötigerweise, denn ich erinnere mich jetzt genau, daß Liesl, das heißt, meine Frau mir erzählte, sie hätte Sie um die Gefälligkeit ersucht. Ja, ja, ich bin wirklich zu vergeßlich! Besten Dank für die Mühe, die Sie sich geben!"

Eine Weile noch saß er im Kaffeehaus und sann, wobei weitere fünf Zigaretten in Rauch aufgingen.

In der Leopoldstraße faßte ihn der Geheimrat Habermann ab, schob seinen Arm kollegial unter und fing mit seiner rauhen Stimme vom rosa Saphir zu reden an: „Hören Se, das is aber eine Geschichte! Se wissen ja, der Edelstein vom Neck, nich? Da brat mir einer 'nen Storch! Ich sag Ihnen, ich hab sein neuestes Buch durchgeblättert und wollte nich recht ran, denn im Vetrauen, so sehr ich meinen Kollegen als Wissenschaftler schätze, für die Bücherschreiberei is er mir zu trocken. Da gehören Windhunde dazu! Meine Frau sagt auch. Aber jetzt is meine Frau wie doll auf den Roman; is sie. Und liest ohne Unterbrechung schon fünf Stunden. Zum Schluß wette ich, wird se den Saphir selbst haben wollen. Und wenn se fertig is, dann laß ich meine Abhandlung über Justinian als Gesetzgeber nen Tag liegen und schau mit eigenen Augen, was mit dem Buch los is. Es is natürlich fabelhaft interessant, die Lebensgeschichte von so nem Ding zu lesen, mit dem man persönlich bekannt is und daß sich dann auf französisch empfiehlt. Ja, noch etwas . . ." Der Geheimrat flüsterte Florian ins Ohr: „Ich kann mirs schon denken, wer den Saphir gestohlen hat!"

Peter horchte auf: „Wer denn?"

„Aus dem Keller meiner Villa — er is vom Wald her ein bißchen stark zugänglich — stehlen se mir jede zweite Nacht ein paar Hühner —

Dozent seine Untersuchungen beurteilte; er glaubte nicht, etwas Angenehmes von ihm zu erfahren — mit anderen Worten hieß das: Du kriegst doch nichts heraus. — Florian blieb stehen. Sollte er sich mit dem Polizeikommissär, der sich von Amts wegen mit der Angelegenheit beschäftigte, ins Einvernehmen setzen? Nein, es hatte keinen Zweck. Der Mann war sicher von seiner Gottähnlichkeit überzeugt und würde jede Einmengung eines Dritten als persönliche Beleidigung empfinden, obschon er selbst gewiß keine Ahnung hatte, wie er die Sache anpacken müßte, um den Täter zu fassen. Wie Florian die Polizei einschätzte, begnügte sie sich vorderhand mit der Verständigung der größeren Goldarbeiter in Mannheim, Frankfurt, Wiesbaden, Darmstadt, Karlsruhe und Straßburg, um dann ruhig zu warten, ob der Dieb so strafbar blöde war, ihnen seinen Raub anzubieten. Hernach brauchte sie bloß zuzugreifen und den Kerl zu verhaften. Ein sehr einfaches Verfahren, an die Methode, Löwen dadurch zu fangen, daß man die Wüste durch ein Sieb warf, erinnernd, aber leider nur selten von Erfolg begleitet. Hochwertige Beutestücke, wie zum Beispiel der rosa Saphir eins war, werden von Dieben gewöhnlich so lange zurückgehalten, bis über die Sache Gras wuchs und dann ins Ausland verschleppt, wo eine verzweigte, internationale Hehlerbande den Vertrieb geschickt und fast gefahrlos übernimmt. Und für den Saphir hatte doch Mister Morgan Interesse — Amerika ist weit und Mister Morgan nicht engherzig . . . Ihm werden kaum Edelsteine gestohlen werden! Ein Dummkopf, dem derlei passiert und der kein Bedauern verdient. Wie, wenn Morgan in die Geschichte verwickelt wäre? Warum in die Ferne schweifen . . .

Also die Polizei nicht, vorderhand nicht.

Peter Florian trat ins Café Häberlein und verlangte die „Frankfurter Zeitung“.

„Das Morgenblatt?“ fragte der Kellner.

„Nein, die zweite Tagesausgabe“. Die war noch nicht da, mußte aber angeblich jeden Augenblick eintreffen. Der Augenblick währte so lange, daß Florian indessen drei Schalen Kaffee trank und zehn Zigaretten rauchte, die seinen Hals kratzten. Endlich brachte der Kellner das Blatt; da stand es unter dem Strich; dem Sinn nach gleich der Notiz im „Heidelberger Tagblatt“ und nur ein wenig ausgeschmückt, da der Verfasser anscheinend zu den Gästen Necks am vergangenen Abend gehörte und die wunderbar morgenrosige Farbe des Steines herausstrich.

Doktor Florian überlegte es sich teilweise nun doch anders, schritt zum Telephon und klingelte die Polizei auf. Ob er den Beamten sprechen könne, der die Untersuchung wegen des gestohlenen Edelsteines leite. Man wollte wissen, wer anfrage und er gab Auskunft: „Dozent Doktor Neck“. Schon einige Minuten nachher meldete sich der Kommissär und

zu lesen! Und beim Geschäftsleiter erkundigte er sich so nebenbei nach dem Absatz des neuen Romanes vom Dozenten Neck.

„Nu“, meinte der, „bis heute morgen war es recht flau, recht flau, aber jetzt hab ich meinen ganzen Vorrat verkauft und noch immer fragen Leute danach. Ich hab auch schon nach Berlin telegraphiert und vier Pakete expreß bestellt. Ja, sehen Se, Herr Doktor, der Herr Dozent hat Glück; seitdem ihm der Stein gestohlen wurde, ist sein Buch aktuell und aktuelle Sachen reißen immer. Is das eine Reklame! Er müßt' eigentlich dem Dieb eine besondere Prämie zahlen.“

Peter Florian war ganz derselben Ansicht und setzte seinen Rundgang zu den Buchhändlern fort, bis er mit der fünffachen Bestätigung dessen, was er beim Winterschen Geschäftsleiter gehört hatte, und mit sechs Flugschriften, zum Preise von je fünfzig Pfennigen, beschwert nach Hause ging. Dabei kam er an der Villa des Geheimrates Habermann vorbei, lächelte ein wenig boshaft und rief der Bulldogge „Dickkopf“, die am hellen Tag jeden Spaziergänger ankläffte und nachts die Hühnerdiebe still arbeiten ließ, ein grobes „Kusch!“ zu. Und dachte: Hätte der Köter, wie es seine heilige Pflicht ist, die Einschleicher in den Keller rechtzeitig abgefaßt, Necks Saphir hätte von ihnen nicht fortgetragen werden können. Nach der Ansicht des Herrn Geheimrates Habermann.

Dann hinderte Florian nichts mehr, sich wieder zu seinen Studien zu setzen, von denen ihn der Besuch seines Freundes aufgestört hatte.

Vorher warf er bloß die sechs Flugschriften in den Papierkorb und trug drei Mark ins Verlustkonto seines Einschreibbuches ein.

(Schluß folgt.)

Im Eisenbahnabteil.

Von **Hermann Kienzl**, Berlin.

I.

Auf der Eisenbahnfahrt von Regensburg nach Berlin. Im Wagenabteil sieben Feldgraue und ein Mensch zweiter Ordnung. Trotz der Warnung vor Gesprächen waren sie zutraulich, die Urlauber. Sie mögen Recht behalten! Ich werde nichts von dem verraten, was sie, jeder in der Tonart seines Temperaments, von den Erfahrungen an der Front erzählten.

Aber das Erlebnis des munteren Berliners! Es war auf seinem vorletzten Urlaub im Spätherbst. Unendlich hatte er sich auf sein Berlin gefreut. Es besaß zwar in der großen Stadt nicht Kind noch Kegel. Aber das Wort Heimat klang ihm zum erstenmal wundersam. In Berlin — ei gewiß, merkwürdig war das Erwachen im guten Bett, wenn

so arbeitsscheues Gesindel oder wer — und nich einmal meine Bulldogge, der ‚Dickkopf‘, erwischt so nen Kerl beim Schlafittchen und is doch ein scharfer Bursch, der ‚Dickkopf‘! Müssen außerordentlich geriebene Jungens sein. Die hörten gewiß auch von dem wertvollen Stein und schlichen sich in Necks Wohnung ein und raubten nachts den Saphir aus der eisernen Kasse. Raubten ihn.“ Erwartend starrte Habermann seinen Begleiter an. „Na, was sagen Se dazu?“

„War denn der Stein nachts in der eisernen Kasse verwahrt?“

„Selbstverständlich! Kollege Neck hat ihn da herausgenommen wie er ihn uns zeigte und verwahrte ihn dann gewiß wieder darin. So was Kostbares läßt man doch nich irgendwo herumkugeln.“

„Das wäre wahrhaft Sünde.“

„Und Se haben noch nich Ihre Nase in die Sache ringesteckt, Doktorchen? Verzeihen Se die despektierliche Ausdrucksweise, aber Se sind ja Fachmann in abhanden gekommenen Wertgegenständen.“

„O Sie schmeicheln mir, Herr Geheimrat; an die Praxis wage ich mich noch lange nicht heran. Ich habe bisher nur flüchtig mit Neck und seiner Frau darüber gesprochen. Mir ist ein ähnlicher Fall, ich gestehe es offen, in der einschlägigen Literatur nicht untergekommen.“

„Ja, Theorie und Prax!“ meinte Habermann. „Weiß ich, kenn ich, denn ich war ein Jahr Referendar beim Amtsgericht in Charlottenburg, war ich. Wissen allein tut's nich. Unsere besten Detektivs hatten nen blauen Dunst von der Jurisprudenz und schnüffelten doch am ersten raus, wer was ausgefressen hatte. — Aber wer is denn hinter den Dieben her?“

„Unsere Polizei, Polizeikommissär Müller II.“

„Sehr vernünftig. Fachleute müssen ran, Fachleute mit Erfahrung. Was meinen Se, wenn ich der Polizei Mitteilung wegen meiner Hühnerdiebe machte? Die Jungens haben sicherlich auch den Edelstein gekrapst.“

„Die Polizei wird Ihnen für die Benachrichtigung zweifellos sehr dankbar sein, und erwischt sie damit auch nicht gerade die Kerle, die Neck bestahlen, die Hühnermarder sind auch nicht zu verachten, wenn man sie einsteckt. — Ich hab mir übrigens sagen lassen, der Polizeikommissär tappe noch völlig im Dunklen.“

„Na, da will ich aber eilen! Servus Herr Kollege.“

Florian pfiff halblaut einen Marsch. Noch einige Anfragen und dann konnte er wieder beruhigt zu seinem „Handbuch für Untersuchungsrichter“ zurückkehren. In der Winterschen Buchhandlung in der Hauptstraße kaufte er eine Flugschrift um fünfzig Pfennige, in der die soziale Frage auf sechsundvierzig Quartseiten ein für allemal gelöst wurde. Das war die halbe Mark reichlich wert. Man brauchte das Ding ja nicht

Baumblüte, an den heimlichen Frankennestern. Der Mann blickte nicht durchs Fenster. An den Gesprächen nahm er keinen Anteil.

Es frug ihn einer: „He, Kamerad! Wohin geht's?" — „Zurück nach Rußland." — „Wo bist du jetzt gewesen?" — „Urlaub. — Zu Hause. — Bei Passau." — Dann war er wieder stumm.

Ein anderer, auch ein älterer Knabe, einer, der im Innern was zu schleppen hatte, erzählte. Es sei recht traurig gewesen, das Daheimsein. Sein kleines Dirndl, die Mariandl, habe er nicht mehr gefunden. An der Diphtherie ist sie gestorben, während er bei Ypern auf Feldwache stand.

Der Schwarzbärtige in der Ecke regte sich. „Halt ja", begann er mit schwerer Zunge, „aber du hast's wohl gleich erfahren, han?"

„Sie haben mir's geschrieben", nickte der andere.

„G'schrieben . . . g'schrieben, wohl, wohl!" — Den Bayer würgte etwas im Halse. „Mei gut's Mutterl hat mir nix g'schrieben, wie's ihr schlechter gangen is von Tag zu Tag. Hat mir's ersparen wollen, wohl, wohl! Und die andern, ja freilich, die haben's nit der Müh' wert g'funden. Nit ein Sterbenswörtel . . . Sterbenswörtel . . . hat mir einer g'sagt. Ich schreib Karten auf Karten: Gut geht's mir, lieb's Mutterl, bald komm ich heim, auf Urlaub, das wird a Freud' sein, wann ih dich endlich wieder hab'! — So schreib' ich. Daweil hat das alte Leitl sein'n letzten Seufzer tan, hat sich g'streckt auf'm Totenbett, is eing'scharrt worden. ‚Mein Bub', war ihr letztes Wort g'wesen, und die Arm' hat's ausg'streckt nach mir. Sie hat mich gar so viel lieb g'habt . . . Na, halt ja: Eine Mutter . . . Und was für eine!"

Im Gesichte des bärtigen Mannes zitterte ein Muskel. Dann murrte er vor sich hin: „Heimgefahren . . . o je, die Freud'! . . . Nix g'wußt, gar nix! . . . Mutter, in sechs Stunden bin ich bei dir! . . . Kommen bin ich . . . Sie war nimmer da."

Er stierte wieder vor sich hin. Draußen flogen frisch grünende Hänge, Baumblüte und heimliche Frankennester vorüber.

III.

Im Wagenabteil zweiter Klasse sind wir unser drei. Die anderen beiden, ein junger Offizier, der dunkle Augengläser trägt, und eine Pflegeschwester in der Ordenstracht, sitzen sich am Fenster gegenüber. Der Offizier — gewiß sein Auge muß feurig sein, denn seine blassen Züge sind mannhaft schön! — spricht leidenschaftlich auf die Dame im schwarz-weißen Habit ein. Meine Anwesenheit scheint ihn nicht zu stören. Hat er mich nicht bemerkt? Aber die Schwester blickt immer wieder ängstlich nach mir um. 's ist ein alterndes Mädchen mit einem ver-

man just, im hellen Traum, seine Handgranate abgeschleudert hatte. Schön war's, zu rasten und einmal nichts weiter zu denken, als daß die Sonne scheint und die Lunge atmet. Nur allmählich fiel es ihm auf: Hier flutet doch alles wie sonst an dir vorbei! Du bist da und trägst das Ungeheure mit dir, den Weltkrieg mit allen seinen Schrecken, das Erdbeben des Trommelfeuers, das Stunde für Stunde das Gehirn dem Wahnsinn entgegenpeitscht, die Nässe und die Seelennot der Nächte, das Wimmern und das Todesröcheln der Zerschmetterten. Du bist da mit einem solchen Schicksal — und die Menschen eilen an dir vorüber, gehen ihren alltäglichen Geschäften nach. Berlin überwindet den Krieg . . .

Einmal in jenen Urlaubstagen war der Berliner aufs Dorf gegangen. Zwei Eisenbahnstationen von der Stadt. Da war es anders! Ein Kamerad, ein junger Pionier, die Brust mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, hielt gerade seinen Einzug. Ja, Einzug! Der Pfarrer wartete auf dem Marktplatz, um ihn die Alten und die Jungen des ganzen Dorfes — und die lieben Mädels. Die Glocken läuteten. Hoch! und Hurra! riefen die Leute, der Pfarrer sprach einen würdigen Willkomm, und ein altes Mütterchen schlang weinend seine Arme um die Brust des braungebrannten Jungen. Der, er war der Sohn eines Schusters, lachte und lachte und seine Augen glänzten glückselig. Die ganze Not des Schützengrabens war ihm versunken und vergessen.

„Ja, das war die Heimat!" — sagte mein Berliner. „Und die Mädels! Das hätten Sie sehen sollen! Die Mädels! Die einen rückten links, die anderen rechts, die einen vorne, die anderen hinten an den Schusterjungen ran! Jede hielt was Gutes für ihn bereit: ein Sträußchen oder eine Düte und noch bessere Süßigkeiten. Wie solche Weibsaugen blitzen können und was sie alles versprechen! Ein paar Burschen aus dem Dorfe, die der Stabsarzt daheim gelassen hatte, standen auch herum. Es mußte ihnen wohl ein gehöriger Zoll fehlen, so leicht läßt man keinen laufen — heute. Ungefähr angesehen schienen sie leidlich gewachsen, und in der Zeit des Kartoffelbrotes und anderer Genügsamkeiten mochten sie dem Frauenvolk schon was gelten. Heute freilich waren sie der reine Niemand. Der feldgraue Schusterjunge schlug sie bei Mine, Tine und Line mit einem einzigen Augenzwinkern aus dem Felde. Zehn Tage und zehn Nächte Heimatsurlaub hatt' er. Ach, wenn es dreißig gewesen wären, es hätte kaum gereicht!"

Die Kameraden im Eisenbahnabteil kicherten und kollerten ihren Beifall. Aber mein Berliner sagte bedächtig: „So n Krieg is n Vergnügen, wenn man nich aus Berlin is!"

II.

Ein bärtiger, bayerischer Landsturmmann saß still in der Ecke. Der Zug flog vorüber an frisch grünenden Hügeln, an der lieblichen

Er tastete mit seiner Hand zu ihrem Munde und legte den Finger auf ihre Lippen. Dann, mit einer plötzlichen Umschlingung, zieht er sie fast zu sich herüber, und seine heißen Worte fliegen.

„Ich weiß, wie du bist! Ich höre, höre, wie du schön bist, Geliebte! Sehe dein seelenvolles, großes Auge, deinen berauschenden Mund, ich atme deinen Atem, den Duft deines schlanken, bebenden Leibes! Die Gewänder, die um dich fließen, rauschen in Wonne, und meine Hände sind glücklich, dich zu fühlen!"

Der blinde Mann kniet zu den Füßen der häßlichen Pflegerin, zieht sanft ihr Haupt zu sich hernieder und bedeckt ihr Gesicht, ihre Brust mit glühenden Küssen.

Vom Lebenskampf eines Armlosen.

Von **Ignaz Engesser**.*

Eine Lebensbeschreibung zu verfassen, ist nicht jedermanns Sache, aber auf besonderes Verlangen hin will ich es doch versuchen, kurz und einfach zu erzählen, wie ich mich nun 30 Jahre lang ohne Arme durchs Leben gerungen habe. Ich will es tun, so gut oder so schlecht es mir eben möglich ist mit meiner kaum mittelmäßigen Volksschulbildung. Aber ich tue es gerne, den Kriegsinvaliden zu Liebe, und es soll mich gewiß freuen, wenn ich damit diesen meinen Leidensgenossen ein wenig Mut und Hoffnung machen kann. Also, meine lieben Leidensgenossen, vor allem Kopf hoch und den Mut nicht verlieren. Für euch mag auch nach dem Krieg der Spruch noch gelten:

Hab frischen Mut,
Du deutsches Blut!
Auf Gott vertraue
Und um dich haue!

Dem Mutigen gehört die Welt.

Der 22. August 1885 war mein Unglückstag; ich war 19 Jahre alt. In einer Kunstmühle in Aulfingen, Amt Engen, hatte ich das seltene Unglück, beim Schmieren des Räderwerkes beide Arme zu verlieren. Damals war das natürlich ein sehr seltener Fall und hat weit und breit von sich reden gemacht. Die körperlichen Schmerzen, so heftig sie auch waren, hatte ich ziemlich gut überstanden, denn ich war nichts weniger als wehleidig. Ich glaube, meinen betagten Eltern, die dort noch lebten, hat es weher getan als mir selber. Und mein Bruder

* Diese schlichten Aufzeichnungen eines Armlosen können gerade heute manchem Trost spenden.

grämten, verwelkten Gesicht, von dem man sich nicht vorstellen kann, daß es jemals jung und hübsch gewesen.

Ich drücke mich in die Kissen, stelle mich schlafend, suche mich unschädlich zu machen.

„Schwester“, flüstert der Offizier und beugt sich vor, „o ich sehe Sie, Schwester: Ganz genau seh’ ich Sie! Wissen Sie, schon am ersten Tage, im Feldlazarett, als mir noch das Hirn so brannte — alles war finster und wüst — aber Sie, Schwester, hab ich gleich gesehen. Ja, sogleich! Sie waren zu mir getreten, ganz licht, ganz weiß, Ihre leichten Füße berührten den Boden kaum, den Bretterboden, der so schmerzlich knarrte, wenn irgend ein anderer ihn betrat. Sie legten Ihre schmale, duftende Hand auf meine Stirn und Ihre Pirolstimme sang: ‚Es geht besser?‘ Ja, Schwester — lachen Sie nicht! Bitte, bitte, nicht lachen! — aber Ihre Stimme war nicht wie eine andere Stimme, war nicht bloß ein Klang, sie war ein Licht . . . Da hab’ ich Sie ganz genau gesehen . . .“

Das armselige Fräulein hat nun mit einem Male rote Backen. Die Schlitzäuglein glänzen. Unruhig dreht sich das hagere Kinn nach links, rechts und links. Dann greift ihre Hand, die ein wenig zittert, nach der Hand des Blinden und sanft über sie hinwegstreichelnd spricht sie: „Sie sind so gut! Sie haben eine liebevolle Vorstellungsgabe . . .“

„Nein, Schwester! Seien Sie mir nicht zu bescheiden! Sie wissen selbst, wie hold Sie sind! Die Menschen haben es ihnen oft genug gesagt. Welch ein wunderbares Glück, daß Ihre Barmherzigkeit gerade zu mir den Weg gefunden hat! Ich hätte Sie ja nicht suchen können. Ich kann nichts mehr suchen . . .“

Leise verhauchen seine Worte. Doch dann drückt er fest mit beiden Händen die dürre Hand der verblühten Dame und ruft: „O glauben Sie nur nicht, daß ich klage! Ich bin so in der Seele froh! So dankbar . . . ja, ja, dem Schicksal dankbar! Zuerst freilich, als die Granate mir den Leib zerriß, als es Nacht wurde — und als es Nacht geblieben ist, Tage, verzweifelte Tage und Wochen lang, da mag ich den Ärzten geflucht haben. Wer hat euch gestattet, ihr Kurpfuscher, mich in ein solches Leben zu retten?! Blind! Hilflos und blind! Aber dann, Schwester, dann sind Sie gekommen. Jetzt weiß ich nur das eine: Gut war alles, eine gesegnete Fügung!“

Stürmisch zieht er die Hand des Mädchens an seine Lippen und bedeckt sie mit tiefen Küssen. Die Pflegerin, bestürzt, erschreckt, halb selig, halb verzagt, blickt nach mir um. Ich schlafe . . . Sie bekämpft die Verwirrung, zwingt sich zu schüchterner Abwehr.

„Mein Freund, Sie rühren mich unaussprechlich! Aber glauben Sie nicht allzusehr ihrer freundlichen Phantasie. Ich bin wirklich nicht . . .“

habe ich mir zum Ziele gesetzt und ich ging nicht mehr davon ab, bis ich es erreicht hatte.

Ziel gekannt,
Kraft gespannt,
Pflicht getan,
Stets obenan.

Und nun begann ich mit den ersten Schreibversuchen. Anfänglich ging es natürlich sehr schwierig und mühsam, aber immer und immer wieder setzte ich an und sagte mir: Da mußt du unbedingt deinen Willen durchsetzen, mag es Mühe und Anstrengung kosten, so viel es will. Und siehe da, in kaum drei Wochen konnte ich schon den ersten Brief schreiben. Vorerst nur mit dem Bleistift, aber sofort ging ich daran und übte mich auch mit der Feder. Mit einer weichen Feder, in einem nicht zu langen Federhalter geht es am besten. Und:

Goldener Wille und eiserner Fleiß,
Alles erreichst du, wird's noch so heiß.

In kaum einem halben Jahre schrieb ich bereits für andere Briefe Das war mir natürlich lieber, als wenn ich die meinigen schreiben lassen müßte. Hier hatten wir Pfleglinge genug, die nicht schreiben konnten, die froh waren, wenn ihnen dies jemand besorgte, und ich war froh, wenn ich jemand einen Dienst erweisen konnte. Dies war also mein erster Erfolg und mit dem konnte ich wohl zufrieden sein. Das wirkte günstig auf mein Gemüt, nun war ich wieder ein ganz anderer geworden, ich hatte wieder Hoffnung und fand das Leben wieder erträglicher. Bald war es mir auch ein Leichtes, z. B. Frachtbriefe, Expreßgutscheine, Paketadressen und Postanweisungen vorschriftsmäßig auszufüllen und dann das Geld und die Pakete an die Post oder Bahn zu besorgen, und so war ich bald ein vielbeschäftigter Mensch, ich hatte wieder Freude am Leben. Meine ersten Malversuche machte ich an einem Bienenpavillon, da sollten die einzelnen Stöcke numeriert werden; ich erbot mich dies zu tun und habe dann mit schwarzer Farbe die Nummern von 1 bis 36 außen und innen an die Stöcke gemalt. Auch hier fand ich, daß Übung den Meister macht, denn bald war ich so weit, daß ich für meine Arbeiten bezahlt wurde. Ich malte kleine Firmenschilder, Grabinschriften, Fahrradnummern und zeichnete Fruchtsäcke, Vieh- und Pferdedecken. Das alles habe ich ganz aus mir selber gelernt, ich war völlig auf mich selbst angewiesen, niemand gab mir irgendwie eine Anweisung. Im Gegenteil, man sollte es kaum glauben, ein ganz gescheit sein Wollender sagte einmal: Das sei nicht mehr menschlich, wie ich es triebe; alles Mögliche und Unmögliche mit dem Mund zu machen, hieße den Menschen zum Tier herabwürdigen.

hat sich oft gewundert, daß ich bei solchen Schmerzen so ruhig sein konnte. Doktor Sch. in G. hat mich gut und sachgemäß behandelt, denn man muß bedenken, meine Arme wurden beide zwischen zwei schweren Kammrädern durchgedrückt, die Knochen waren völlig zersplittert. Es blieb also der ärztlichen Kunst nichts anderes übrig als die Amputation beider Arme, und zwar so weit oben, daß mir nur noch Stümpfe blieben, von der Achsel aus gemessen etwa 10 Zentimeter lang. Das war nun eine schöne Bescherung, man stelle sich vor, wie mir da zu Mute war! Nicht genug, ein freudloses und bis zur Unerträglichkeit langweiliges, zum Nichtstun verurteiltes Dasein zu fristen, sondern auch noch sein Leben lang hilflos wie ein Kind, andern und sich selbst zur Last. Das, meinte, ich, sei zum Wahnsinnigwerden. Wenn ich da an meine Zukunft dachte, spürte ich die Schmerzen an den Armen nicht mehr, da war ich oft daran, an Gott, an mir selbst und an allem zu verzweifeln. Das ließ ich mir aber nach außen hin nicht so anmerken, aus Rücksicht auf meine Eltern. Ich wollte ihnen nicht noch mehr Kummer und Sorgen bereiten; ein nutz- und zweckloses Jammern und Klagen hätte meine schlimme Lage ja auch nicht verbessern können. So habe ich mein schweres Unglück scheinbar so ziemlich ruhig hingenommen. Um so ärger kochte es aber in meinem Innern. Nun galt es an meine Zukunft zu denken. Dank der wohlwollenden Fürsprache des damaligen fürstlich Fürstenbergischen Hofrates W. und des fürstlich Fürstenbergischen Kabinettsrates G., beide in Donaueschingen, konnte ich für mein kleines Vermögen, 1800 M., im fürstlich Fürstenbergischen Landesspital in Hüfingen auf Lebzeit eingekauft werden. Also diese zwei Herren haben es sehr gnädig mit mir gemacht, und der Herrgott weiß, daß ich es ihnen ewig nicht vergesse. Meinen Eltern (die ja vor Kummer und Sorgen über mein Schicksal fast zusammengebrochen sind), war dadurch eine schwere Last vom Herzen genommen, nachdem sie mich hier so vorteilhaft untergebracht, wo sie mich für Lebenszeit gut versorgt wußten. Und auch ich war froh und dachte, nun doch über das Allerärgste hinweg zu sein. Aber da habe ich mich gründlich getäuscht, nun begann für mich eine bitterböse Zeit; ja an die ersten paar Jahre werde ich zeitlebens denken. Weil ich eben nichts anderes tun konnte — vielmehr meinte ich es damals noch —, so habe ich mich auf das Lesen verlegt; ich las und las bis zum Überdruß; das genügte mir bald nicht mehr. Auch so ein zweckloses nur Spazierenlaufen, besonders am hellen Werktag, war mir in der Seele zuwider, da kam ich mir vor wie der Faulenzer und Tagedieb, wie er im Buche steht. Von Jugend auf an Arbeit gewöhnt, war sie mir in Fleisch und Blut übergegangen, und Tag und Nacht grübelte und sinnierte ich, du mußt etwas tun, was man brauchen und womit man sich nützlich machen kann. Das

Wenn ich mit diesem Arm aber weder essen noch mich an- oder ausziehen kann, so muß man die Umstände in Betracht ziehen und das Unmögliche einsehen, zum Beispiel die allzu kurzen Stümpfe und das Fehlen beider Arme. Ich habe mir ja schon oft darüber den Kopf zerbrochen und manche schlaflose Nacht gegrübelt, aber immer mußte ich mich mit dem Sprüchwort trösten:

„Glücklich ist, wer vergißt,
Was doch nicht zu ändern ist!"

Dagegen kann ich mir beim Essen, ausgenommen das Fleischschneiden, auch sonst allein helfen. Hier hatte ich anfänglich eine gewisse Scheu und mochte es nicht leiden, daß mir beim Essen jemand, namentlich bloß neugierigerweise, zuschaute. Diese Scheu habe ich aber längst abgelegt. Es gibt ja immer noch Menschen, die ihre oft unverschämte Neugierde befriedigen wollen, aber vor solchen taktlosen geniere ich mich dann erst recht nicht. Zum Trinken gebrauche ich ein etwa 20 cm langes Glasröhrchen, wie sie in jeder Apotheke erhältlich sind. Wo Wasserleitung ist, kann ich mich auch selber waschen. An einem nassen Handtuch über eine Tischecke gelegt, kann ich mir gründlich die Augen ausreiben; ähnlich die Ohren reinigen und auf einem gewöhnlichen Stuhl oder einer Bank sitzend, das Taschentuch über beide Knie gelegt, kann ich mir selber die Nase putzen. Mit einer Waschklammer mit Federdruck klemme ich ein Streichholz fest, reibe es an, lege es so auf den Tisch, daß der brennende Teil über die Kante hinaussteht; unterdessen nehme ich die vorher zurechtgelegte Zigarre in den Mund und stecke sie selbst an.

Und so kann ich noch manche Kleinigkeiten ausführen, wie zum Beispiel eine Zigarrenspitze abschneiden, eine Freimarke auf einen Brief kleben, einen Bleistift spitzen usw. Auch da habe ich von der so berühmten amerikanischen Selbsthilfe immer Gebrauch gemacht. Sehr oft werde ich auch der Errichtung von Testamenten als Zeuge beigezogen; die Schrift mit dem Munde ist auch vor Gerricht genau so rechtsgültig wie die mit der Hand. Und seitdem ich nun so vielseitig beschäftigt bin, habe ich auch am Lesen wieder mehr Interesse gefunden, auch ein Spaziergang freut mich wieder. Längere Zeit habe ich auch ein Maschinenhaus beaufsichtigt und teilweise bedient. Am Dampfkessel konnte ich die Speisepumpe in Tätigkeit setzen und die Probierhähne und Dampfventile je nach Bedarf öffnen oder schließen. Die Pumpmaschine konnte ich in oder außer Betrieb setzen und an der Rohrleitung die Wechselhähne richtig stellen.

Nur eines hat mich schon oft verdrossen, nämlich, daß ich fünf oder sechs Jahre zu früh verunglückt bin, anno 1885, und das Rentengesetz besteht erst seit 1890, also habe ich nie einen Pfennig Rente

Diesen habe ich aber heimgeschickt: unter anderem sagte ich ihm: Sein Geschwätze sei auch nicht immer menschenwürdig und geschehe doch auch mit dem Munde.

Der Amerikaner sagt: Hilf dir selbst, dann hilft dir Gott! Diesen wahren Spruch habe ich sehr oft an mir selber erproben können. Gleich im ersten Jahre meines Hierseins hat sich Herr Hofrat W. darum bemüht, daß ich künstliche Arme erhalten sollte. Ich kam nach Freiburg, zuerst zum Instrumentenmacher F. Dieser lehnte ab mit der Begründung, die Stümpfe seien zu kurz, es sei unmöglich, etwas Praktisches daran anzubringen. Dann kam ich zum Instrumentenmacher N., aber auch dieser getraute sich nicht, etwas zu machen, und so mußte ich anstatt mit künstlichen Armen mit einer Enttäuschung wieder nach Hüfingen zurück. Zur selben Zeit war hier ein Mann, Schmied von Beruf, der hatte sich selber einen künstlichen Fuß gemacht. Und dieser hatte mir denn ein Jahr später zwei Holzarme mit aus Holz geschnitzten Händen hergestellt. Diese waren aber weder schön noch praktisch. In kaum drei Wochen waren die Finger abgebrochen, überhaupt war mir die ganze Sache so unbequem und lästig als nur möglich. Ich war förmlich in einen Panzer hineingespannt, in dem ich Sommerszeit fast verschmachten mußte. Auch hier war ich wieder auf meine Selbsthilfe angewiesen, ganz nach amerikanischem Muster. Einem Sattler gab ich Anweisung, wie er mir einen inwendig gefütterten Tragriemen um die Schultern machen solle, an dem dann über die Achsel der Arm an drei schmalen Riemen angenäht wurde. Und so ist dann alles viel biegsamer und beweglicher geworden und ich war froh, daß ich die widerwärtige Zwangsjacke wegschmeißen konnte. Einem Schmied in meinem Heimatsort machte ich eine Zeichnung, wie er mir an Stelle der Hand einen Haken ansetzen sollte, und jetzt konnte man die Holzhände ins Feuer werfen, denn nun hatte ich etwas, das ich wirklich gebrauchen konnte, mit dem ich wenigstens einigermaßen zu arbeiten imstande war. — Die Sache aber hielt nicht lang und bald war alles kaput. So wurde dann im Jahre 1903 in Freiburg dieser Arm, den ich jetzt noch trage, gemacht. Auch da wurde auf meine Anregung hin nochmals am Lederzeug und Haken einiges verbessert. Ja, ich darf wohl sagen: Das mit dem Haken und dem Riemenzeug ist meine Erfindung. Und wahrlich, dieser Arm, den ich jetzt schwer vermissen würde, hat mir schon die besten Dienste geleistet; ich habe schon Geld damit verdient, wenn auch nicht viel, aber unsereiner lernt auch mit wenigem zufrieden sein. An dem Haken trage ich in einem Korb oder als ein Paket bequem 10 bis 12 Pfund. In einem Rucksack 20 bis 25 Pfund, in einem Sportwagen ziehe ich mit Leichtigkeit bis zu einem Zentner ein bis zwei Stunden weit auf der Landstraße.

muß nun auch wieder manche Annehmlichkeit entbehren. Die meisten Pfleglinge hier sind altersgebrechliche Leute, die jüngeren sind gewöhnlich Halb- oder Ganzidioten und die meisten sind für sich selber sehr ungeschickt und unbeholfen. Ja, ich habe viel an meinem blinden Freunde verloren und gäbe gern einen Teil meines Lebens, wenn ich ihn jetzt noch haben könnte; er ist mir unersetzlich. Wir machten auch einigemal größere Reisen miteinander, um ein wenig von der Welt zu sehen. Einmal waren wir in Karlsruhe, mehrere Male in Freiburg, wo es uns immer am besten gefiel, und einmal machten wir in Zeit von drei Wochen eine Rundreise: Donaueschingen, Singen, bestiegen dort den Hohentwiel, Radolszell, Konstanz, von hier aus besuchten wir Meersburg, Überlingen, Schloß Heiligenberg, Kloster Saalem und die Insel Mainau. In Schaffhausen den Rheinfall und im dortigen Münsterhof die berühmte Schillerglocke, Waldshut, Säckingen, Basel, Freiburg. Von hier aus machten wir Ausflüge: auf den Schloßberg, Karthaus, Günterstal, Zähringen, Alt- und Neubreisach, Grozingen, Staufen und Münstertal und dann nach Tittisee und Neustadt. Ich muß aber erwähnen, daß hierzu unsere eigenen Barmittel nicht gereicht hätten. Diese Reise war uns nur möglich durch gütige Beihilfe unserer größten Wohltäterin, der Freifrau von Teuffel in Karlsruhe. Diese war es, die uns damals zu diesem Zweck großmütig mit dem nötigen Geld versah. Sie ist immer noch meine größte Wohltäterin, alljährlich beschenkt sie mich zu Weihnachten und schon manches schöne Buch habe ich ihr zu verdanken. Leider ist einer ihrer Söhne, deren sie zwei im Felde hat, als Offizier im letzten Winter in Rußland gefallen . . . Ja auf unserer Reise sahen und hörten wir viel Schönes und Interessantes und ich zähle sie zu den schönsten Tagen meines Lebens.

Mit Damenbrett, Neunmal und Dominospiel konnte ich mich auch gut unterhalten, mit einem 20 Zentimeter langen Holzstäbchen, in der Stärke eines Bleistiftes, schob ich die Steine. Auch mit Bilderrätseln habe ich mir oft die Zeit vertrieben, wie solche in Kalendern und Zeitschriften vorkommen, und habe mir dabei schon manchen Preis geholt. Aber auch Musik und Gesang liebte ich immer sehr. Wo immer Musik war, da ging ich hin, da konnte mich nichts daheim halten. Und wenn es meine Mittel erlauben würden, hätte ich schon längst einen Phonographen oder ein ähnliches Musikwerk angeschafft, um damit mir und andern hie und da eine fröhliche Stunde zu bereiten. Aber diese Dinge sind ja furchtbar teuer und so ist auch das, wie schon so vieles, ein frommer Wunsch geblieben. Alle paar Jahre wurden bei uns die Herbstmanöver abgehalten, da bin ich oft stundenweit gegangen, um eine Regimentskapelle zu hören, und oft habe ich lieber das Mittag- oder Abendessen im Stiche gelassen, als daß ich die Musik verpaßt hätte.

bekommen. Die meisten der Pfleglinge hier beziehen Alters- oder Invalidenrente. Viele von diesen machen freilich schlechten Gebrauch davon. Ich wollte mich früher selbst versichern, um im Alter, wenn ich gar nichts mehr verdienen kann, auch noch einen Notpfennig zu haben, denn wenn man so gar nichts besitzt, als knapp das, was einem die Anstalt bietet, dann ist man eben doch mehr als übel daran. Kost und Verpflegung sind ja ganz gut, und ich bin mehr als zufrieden damit, aber du lieber Gott, es gibt so manches, für das die Anstalt nicht aufkommt. Abgesehen davon, daß man sich dann und wann auch mal ein Glas Bier und eine Zigarre gönnen möchte, einen Brief schreiben oder einen Kalender kaufen will; auch der Schnupfer oder Raucher möchte ein Übriges haben. Und schließlich lebt der Mensch ja nicht allein vom Brot; unsereiner hat doch auch noch ein wenig Lesestoff nötig. Ich würde zum Beispiel lieber das ganze Jahr kein Glas Bier trinken, als daß ich keine Zeitung hielte. Und deshalb ging ich mit dem Gedanken um, mich fürs Alter zu versichern. Allein, es wäre zu schön gewesen, es hat nicht sollen sein. Nach Paragraph so und so viel konnte ich in die Versicherung nicht aufgenommen werden. Nun war ich wieder um eine Enttäuschung reicher. Aber Gott und gute Menschen haben mir bisher immer wieder über das Ärgste hinweggeholfen.

Noch möchte ich einiges sagen von meinem blinden Kollegen Friedrich G. aus Riedböhringen, denn der hat mir manche Rosen auf meinen sonst so dornigen Lebensweg gestreut. Ich habe ihm sehr vieles zu verdanken, mein Leben wäre ja oft ein Kreuzweg gewesen, hätte ich ihn nicht gehabt. G. war anno 1882 im 17. Lebensjahre erblindet, besuchte einige Jahre eine Blindenarbeitsschule in Freiburg, wo er Stroh- und Endschuhe machen und Strohflechten lernte. Als er dann auch hieher kam als Pflegling, lernten wir uns kennen und wertschätzen. G. hatte ein sehr feines Gefühl in den Fingern und konnte zum Beispiel die kleinste Nähnadel einfädeln und jede Geldmünze gut unterscheiden. er hatte ein fabelhaftes Gedächtnis, ich las ihm täglich die Zeitung vor und so konnte er oft noch von Weltereignissen erzählen, die sich schon vor zehn und zwanzig Jahren ereigneten, und zwar mit einer Genauigkeit, als hätte ich ihm das erst gestern vorgelesen. Ja, wir zwei haben uns prächtig ergänzt, ich ersetzte ihm die Augen und er mir die Hände. 25 Jahre teilten wir getreulich Freud und Leid miteinander. Und wenn ich anfänglich meinte, nun ein freudloses, elendes Leben vor mir zu haben, und jetzt aber trotz allem doch nicht sagen kann, daß ich nur ein solches hinter mir habe, so hat daran mein Freund G. das Hauptverdienst. Ich merkte das um so empfindlicher, als ich ihn plötzlich durch den Tod verlor. Am 1. Februar 1912 ist er gestorben. Seitdem habe ich wieder manches Bittere und Herbe erleben müssen und

einfachen Umstande glaube ich es zu verdanken, daß ich seit Jahren nie mehr von einem Schnupfen, Katarrh oder Husten geplagt wurde, trotzdem ich bei jedem, auch dem denkbar schlechtesten Wetter hinauskomme. Ja so ein Schnupfen ist schon für normale Menschen widerwärtig genug, aber erst für unsereinen! Um gesund zu bleiben, ist aber nicht nur Mäßigkeit erforderlich, sondern auch Tätigkeit. Man sorge ja dafür, daß man immer irgendeine Beschäftigung hat, sonst wird man melancholisch.

Schaffen und Streben
Ist Gottes Gebot,
Arbeit ist Leben,
Nichtstun ist Tod.

Hier möchte ich noch nachtragen, daß ich schon jahrelang fürs Haus zum Teil wichtige schriftliche Arbeiten mache, z. B. jeweils am Jahresschluß den Jahresbericht, eine genaue Übersicht des Personenbestandes, den der Arzt an die Verwaltung zu richten hat, ebenso einen ähnlichen Bericht, den die Schwester Oberin an das Mutterhaus nach Freiburg senden muß. Seit Ausbruch des Krieges bekam ich auch am hiesigen Postamt Beschäftigung durch Depeschenaustragen. Und nun möchte ich mir nur noch eine Bemerkung erlauben in religiöser und sittlicher Hinsicht. Jedem meiner Leidensgenossen würde ich raten, sich ja eines möglichst religiösen und sittlichen Lebenswandels zu befleißigen. Welcher Konfession er auch angehören mag, je gewissenhafter er seine Christenpflichten erfüllt, desto höher wird er in der Achtung und Liebe seiner Mitmenschen stehen!

Heimgärtners Tagebuch.

Jetzt ist die Notwendigkeit da, daß die Glocken von den Türmen steigen und Kanonen werden. Durch das ganze Reich. In der vaterländischen Geschichte steht solches noch nicht zu lesen. Klaglos ziehen die Männer ins Feld; die Glocken aber, wenn sie fortgehen, werden ein besonderes Gefühl in uns auslösen. Keine kommt je wieder zurück.

Der, dem etwa Symbol und Kultus ferne liegen, muß es aus Schillers Lied von der Glocke wissen, was die Glocke dem Menschen bedeutet. Und was es bedeutet, das Abschiedsgeläute, ehe die Glocken vom Turm am Seile niederschweben, eine nach der andern.

Die Kirche gibt ihr Kupferdach her, gibt ihre Glocken her — es bleibt ihr noch der Altar . . .

Bei solcher Musik konnte ich dann meine Armseligkeit vergessen. Auch Kino, Zirkus, Menagerien und Theater habe ich von jeher gern besucht und überhaupt war ich immer dort am liebsten, wo es gemütlich und in Ehren heiter und fröhlich zuging. Wegen dieser Vorliebe bin ich schon getadelt worden, ich konnte aber nichts Unrechtes daran finden und dachte an das Sprichwort:

Immer heiter,
Gott hilft weiter.

Ebenso ist mir auch das Rauchen schon sehr verübelt worden. Man wollte mir weiß machen: das schicke sich nicht für meinen Zustand, es stehe mir schlecht an, und es sei schon für andere Leute nur unnötiger Luxus und Verschwendung. Ich aber kann nicht begreifen, warum mir der Genuß einer guten Zigarre versagt sein soll. Wenn man sonst immer ein nüchternes und mäßiges Leben führt, so finde ich dann und wann eine Zigarre für einen durchaus erlaubten Genuß. Für uns Invaliden ist das beste, möglichst mäßig zu leben, man bleibt gesund und beweglich dabei.

Sei mäßig, schieß nicht übers Ziel,
Genug ist besser als zuviel.
Wer immer Maß hält in Speise und Trank,
Hat guten Humor und wird selten krank.
Es sind schon mehr durch Unmäßigkeit verdorben
Als Hungers gestorben.

Wenn ich üppig leben würde, so müßte ich naturgemäß korpulent werden und wäre dann ungelenkig und unbeholfen. Hier nur ein Beispiel: Auf einem Stuhle sitzend, das Taschentuch über beide Knie gelegt, kann ich mich gut selber schneuzen. Einem Dickleibigen würde das sicher unmöglich sein. Damit ist aber nicht gesagt, daß unsereins zuviel entbehren oder gar hungerleiden müßte; durchaus nicht. Aber hier gilt es, den goldenen Mittelweg zu gehen. Ein Naturarzt hat einmal den Satz aufgestellt:

„Mensch, iß und trink, was dich gut dünkt, aber nicht zuviel, halte es mit der Arbeit, der Ruhe und dem Vergnügen ebenso und du wirst deiner Lebtag nicht krank werden.“

Früher habe ich auch viel in Kneippbüchern gelesen, besonders die zwei Bücher: „Meine Wasserkur“ und „So sollt ihr leben“ sind für jedermann empfehlenswert. Da habe ich manches mir gemerkt und davon Gebrauch gemacht, was mir heute noch zum größten Vorteil gereicht, z. B. ich habe mir längst angewöhnt, nur durch die Nase zu atmen, besonders in der rauhen Jahreszeit und wenn man gegen den Wind laufen muß. Auch nachts schlafe ich mit geschlossenem Mund. Und diesem

und vorschlagen. Tausend Vorschläge, wie man dies und das anders machen, besser einteilen, richtiger verwerten könnte. Im Krieg gibt's auch allerhand Dinge, die wert sind, daß man sie für den Frieden herrichte und künftigen Zeiten aufbewahre.

Und das führt mich darauf, daß auch ich jetzt einen Vorschlag mache. Man hört, daß an den Fronten von den Soldaten, besonders von deutschen, allerhand Lieder gedichtet und gesungen werden, Kampflieder, religiöse Lieder, Schelmen- und Spottlieder, Heimatlieder usw. Die einen auf Persönlichkeiten, die andern auf Ereignisse und Zustände sich beziehend, so daß sie gleichsam klingende Denkmäler werden können. Man schreibt sie aber nicht auf. Sie gehen von Mund zu Ohr, oft rasch wie ein Lauffeuer verbreiten sie sich im Lager, werden gesungen, aber ein nächster Zufall, ein nächstes Neues bringt sie wieder in Vergessenheit.

Wir wissen nach früheren Kriegen, wie wertvoll solch spontane Volkspoesien sein können, wenn auch nicht gerade künstlerisch, vielmehr seelisch als Botschaften, wie es aussieht in dem Gemüt der Krieger, wenn sie an der heißen Markung stehen, vor sich den Feind, hinter sich das geliebte Vaterland. Wir Unerfahrenen daheim ahnen ja kaum, wie viel Lebensfreudigkeit und Humor und Weltüberlegenheit noch geltend wird, selbst im schrecklichen Ernst der Schlacht. Was der Geist, der Körper des Soldaten vollbringt, das bucht die Geschichte; was in seinem Herzen vorgeht, das würde uns und die Nachkommen auch innern.

So habe ich mir gedacht, ob man solche Felddichtungen, seien es Lieder, Sprüche, Anekdoten, Schlager und dergleichen, nicht sammeln sollte? Es wäre vielleicht nicht schwer zu machen, und im Deutschen Reich wird's schon gemacht. Während doch bei uns wahrscheinlich mehr gesungen wird. Bei uns werden Kunstlieder komponiert und in Marschliederbüchern den Soldaten in die Hand gegeben. Das ist natürlich nicht das Richtige.

In eine Sammlung, wie ich meine, wären Kriegslieder der Kunstdichter, die Reimereien der Dilettanten, die aus dem Hinterland, zumeist aus den Städten kommen, in die Sammlung nicht miteinzubeziehen — es würde sich nur um die naive Volksdichtung handeln.

Man denke nicht gerade an Lieder, wie das zu einem Heimatsehnsuchtlied umgebogene „Ich hatt' einen Kameraden", obschon dieses wegen seiner allgemeinen Beliebtheit merkwürdig ist und aufbewahrt zu werden verdient.

Hauptsache beim Lied ist wohl immer die Singweise und die ist beim Soldatenlied oft so ursprünglich und eigenartig, daß sie selbst dem banalen Text eine besondere Wirkung geben kann. Also müßten natürlich

Des Berghaldbauern kleines Büblein ließ sich Simon Mosebner schreiben. Und der sechsjährige Simon Mosebner lernte in seiner Dorfschule Latein, damit er Ministrant werden konnte. Ein kleiner Diener am Altar. Denn an den Altarsstufen stand ein silbernes Glöcklein, das hatte ein so süßes Klingen, und wenn er es schwang, da sang es fast Engelslieder. Und er dachte dabei an den lieben Gott im Himmel und an die Engelein, die ihn immer umfliegen. Als der Simon ein wenig größer wurde, hatte er auch die Aufgabe, vor der Messe die Turmglocke zu läuten, damit die Leute wüßten: der Gottesdienst fängt an. Später läutete er diese Glocke auch, wenn Prozession war, oder ein Begräbnis, oder eine andere Feierlichkeit. Sogar bei einem Brand eilte er unter den Turm, ergriff den Strick und die Glocke rief um Hilfe. Heftige Rufe tat sie in die Nacht hinaus, ganz anders, als wenn sie feierlich zum Hochamte einlud, oder bei Freudenfesten jubelte, oder bei Begräbnissen mit den Trauernden weinte. Sie hatte allemal, je nachdem, was sie meinte, einen andern Klang, wenn sie der Simon läutete. Denn es klang seine Seele mit. Und die Glocke mußte den Burschen liebhaben, weil sie ein so treuer Umton seiner Empfindungen war. Zeitweise, wenn andere läuteten, da hatte sie einen kalten herberen Ton; und wenn sie recht eindringlich und weich, feierlich oder lieblich klang, da wußten es die Leute gleich, der Simon läutet! Sie nannten ihn den Glockensimmerl.

Zur Stunde, als seine alte Mutter starb, da läutete die Glocke auch traurig, aber trostreich zugleich; er selber tat's nicht, die Leute sagten, sie habe ganz aus sich allein geläutet. Und als er seine Herzerwählte in die Kirche führte, das jauchzte sie fast. Und wenn er dann doch wieder selber zu ihr kam und seine Hände liebreich ans Glockenseil legte, da klang sie so hell und fröhlich, weil sie sah, daß der Freund ihr treu geblieben.

Nun kam aber eine Zeit, daß er oft ein trauriges Läuten hatte, der Simon. Aus der Ferne kamen Berichte heim von gefallenen Soldaten, die eine Weile früher jauchzend ins Feld gezogen waren. Die Glocke weinte mit der Gemeinde. — Und plötzlich wurde auch der Simon von Weib und Kind gezogen und einberufen zur Verteidigung des schwer bedrängten Vaterlandes. Da wurde die Glocke stumm . . . Schweigend stieg sie herab vom Turm, stieg in den wildwabernden Glutofen — der löste ihren schönen Leib auf. Die Zeit der Lieder war vorbei. Ihr heißes Blut härtete sich zur Kanone und als solche fuhr sie auf ächzendem Wagen dem Freunde nach, um ihn zu schützen.

-

Bei diesem Kriege will jeder mittun. Wer nicht bei den Soldaten ist, der will im Hinterland irgend etwas leisten oder wenigstens raten

hier seit Mitte Oktober statt in der Antarktis in Zentralasien. Mein Winter in den Karpathen war so schön und das Arbeiten mit meinem Skidetachement und den Eskimohunden so interessant, daß ich mich nach dem zweiten Winter gesehnt und neue Pläne geschmiedet. All die schönen Träume sind dahin. — Hier sitzt man, wird älter und vergeudet die Zeit. Intensive Arbeit ist mir hier nicht möglich mangels der notwendigen Bücher und Behelfe. Höre wenig von Wien und Graz und nichts von all dem, was mit der antarktischen Expedition im Zusammenhange steht. Und ich hoffe froh auf deren Flottwerden nach dem Kriege. Empfangen Sie, hochverehrter Herr Doktor, die Versicherung meines aufrichtigen herzlichen großen Vertrauens.

Ihr ergebener F. König.

Europa sagt, es müsse diesen Krieg jetzt führen, um für die Zukunft die Kriege zu verhindern? Mich deucht, so idealistisch einfältig könnte nur ein neugebackener Gymnasiast sprechen. Auf dieser Erde, bei dieser Menschheit den Krieg verhindern! Und durch welches Mittel? Durch den Krieg selbst! — Allerdings, da es nicht wahr ist, daß durch das Gerüstetsein, durch Kriegsbereitschaft die Kriege zu verhindern seien, wie man doch sonst vorgab, so könnte man es ja wohl mit dem Gegenteil versuchen. Völlige Schwächung, Lähmung der Staaten. Jawohl, wenn sie zerschlagen und lahm sind, dann werden sie untereinander freilich keinen Krieg führen, die Staaten Europas. Aber sind denn nicht andere Feinde da? Und starke Feinde? Im Osten und im Westen lauern sie nach dem leckeren Europa, das sie bloß an sich zu nehmen brauchen, wenn es ohnmächtig daliegt.

Will Europa auf der Hut sein vor den Feinden in Sonnenaufgang und Niedergang, so ist die innere Zerfleischung dafür nicht das rechte Mittel. — Ich fühle es wie eine persönliche Beleidigung, wenn die Zeitungen uns zumuten, zu glauben, daß durch diesen Krieg Zukunftskriege für absehbare Zeit verhindert werden können. Ganz im Gegenteil, der eine Krieg ist der Vater des nächsten.

O sprecht mir nur vom Frieden nicht!
Das Wort will ich nicht hören.
Es gibt mir doch den Frieden nicht,
Es will mich nur betören.

Wie ist, wenn's einen Frieden gibt,
Der Krieg nur zu ertragen?!
Ich bitt, solang es Kriege gibt,
Vom Frieden nichts zu sagen!

auch die Arien gesammelt werden, aufgenommen in Noten oder phonographisch. Auf solche Weise könnte das deutsche Volkslied eine Bereicherung erfahren, die für unsere Nachkommen von Wert wäre.

— —

Für ein Gedenkkreuz:

Dieses Heilands-Kreuzbild sage
Euch, den Kindern ferner Tage,
Wie wir all' in schwersten Zeiten
Mußten leiden, mußten streiten
Um der Heimat heilige Erde;
Daß der Väter großes Erbe
Deutschen Lebens, deutscher Sitten
Jedem euch erhalten werde.
— Dieser Heimat, die wir neu
Mit einem Meer von Blut erstritten,
Bleibt ihr treu!

Wir leben jetzt in der klassischen Zeit, wo die Helden stehen. Nach tausend Jahren noch werden wir in den Gymnasien die Lust der braven, und der Ärger der faulen Schüler sein. Jedenfalls müssen wir uns so aufführen, daß kein mieselsüchtiger Professor uns etwa als ein Beispiel brauchen kann, wie „die erhabene Epoche auch ihre Verderbnis und tiefe Gesunkenheit hatte." Wir, auch die Hinterländer jetzt, müssen uns annähernd so betragen, daß wir uns dort in der Walhalle zu Füßen der Helden sehen lassen können. Es wäre doch schade, wenn so ein ehrenwerter Staatsbürger, der aus Kriegsgewinn hier sich ein schönes Schloß kauft, vor den Augen der künftigen Geschlechter an dem Schandpfahl stehen müßte . . .

Die Herren Ephialtes, Catilina, Herostrat sind freilich auch unsterblich, aber ihre Gloriole besteht aus Fluch und Verachtung in Ewigkeit. So was möchten wir nicht.

Von unserem Landsmann Doktor Felix König, der vor Jahren an der deutschen Expedition nach dem Südpol teilnahm und seither eine zweite vorbereitete, erhielt ich am 2. Juni aus Russisch-Asien die folgende Karte, die für die vielen Freunde seiner Unternehmungen von Interesse sein wird:

Krasnojarsk Gefangenenlager, Ende Februar 1916.

Hochverehrter Herr Doktor.

Zehn Monate war mir das Kriegsglück in wechselvollsten Frontdiensten hold, da ward ich am 7. September v. J. am Sereth auf einem Patrouillenritt von Kosaken gefangen genommen. So sitze ich

leumdet man mich, so bin ich froh, daß es Verleumdung ist und nicht Wahrheit. — Wenn es möglich ist, Leidenden zu helfen, ohne mich selbst zugrunde zu richten, so tu' ich es; wenn nicht, so mache ich mir auch nichts draus. Freiwillig das Leiden anderer teilen, ohne dabei nützen zu können, ist eine Torheit. — Man kann auch aus Unglück Nutzen ziehen, Wohlgeschick und Mißgeschick sind meine zwei Hände, womit ich mir das Leben baue. — An den Leuten nörgle ich nicht, jeder mag meinetwegen bleiben, was er ist, so will auch ich bleiben, was ich bin. Wer sich aufgibt, um der Welt zu gefallen, der hat sich verspielt. — Erweisen mir die Leute nichts Gutes, so habe ich den Vorteil, nicht dankbar sein zu müssen. Was mir die Welt antun kann, ist mir zu nichtig, was sie mir geben kann, ist mir zu wenig. — Ich lasse mich von anderen weder erfreuen noch betrüben, ich will wetterfest sein und nicht ihr Spielball. — Den Leuten wende ich den Rücken zu, und Gott das Angesicht. Auf Gott verlasse ich mich, was er tut, ist recht; geschieht was immer, ich mache mir nichts draus. — Ich will nur wenig besitzen, damit ich nicht viel verlieren kann. — Im Lebensgenuß muß man sparsam sein, dann schmeckt er besser und dauert länger. — Die Kunst ist schön, aber nicht notwendig, weil die Natur für alles sorgt. Schöne Natur steht höher als die schönste Kunst. Damals, als ich in der Stadt war, habe ich das Theater nur einmal besucht, wer auf das Leben keinen großen Wert legt, kann den Abklatsch des Lebens noch weniger bewundern. — Ich rede nicht viel über Menschen und ihre Fehler, ich frage niemanden um Rat und gebe keinen. — Ich habe schon lange nicht mehr so viel gesprochen als jetzt zu dir, Bruder, und ich tat es auch nicht, um dich zu meinen Grundsätzen zu bekehren, sondern weil du mich gefragt hast, wie ich's ertrage."

Der Kaufmann Säckelpfropf ging kopfschüttelnd davon, eilte wieder dem Wahne der Welt zu, der Hetzjagd nach Geld, dem tausendfachen Ärger des Geschäftes und sagte: „Mein armer Bruder! Ganz verrückt ist er worden."

Der Gärtnerbursche meines Nachbars ist ein leidenschaftlicher Bergsteiger, der jeden wetterschönen Sonntag zu einer Gebirgstour in der Umgebung benützt. Weil er brav ist, so bekam er vor einem Jahre von seinem Dienstgeber einen Taschen-Barometer zum Geschenk, für geplante Touren zur Bestimmung des Wetters. — Von der Zeit an hatte der gute Kerl kein Wetterglück mehr. Es mochte Tag für Tag die schönste Witterung sein, sobald er sich auf den Weg machte in die Berge, begann der Barometer zu fallen. Je höher der Bursche stieg, je tiefer fiel der Barometer. Einmal, nach so auffallend heftigem Fallen kehrte der Tourist um, aber, kaum nach Hause gekommen, war das

Der Mensch im Wahn ist bös daran,
Seit Luzifer der Höll' entstieg;
Er haßt den Krieg und macht den Krieg,
Und stirbt am Krieg. Und — lebt vom Krieg.

Eines Tages ging der Kaufmann Säckelpfropf hinauf zu seinem Bruder, dem alten Förster in Heschelwald, der ein Philosoph ist.

„Matthias!" rief er ihm gleich im Kommen aufgeregt zu, „wie erträgst du diese Zeit?"

„Warum fragst du?" fragte der Förster.

„Weil ich 's wissen möcht', wieso du so ruhig und zufrieden dahinleben kannst."

„Schon vor grauen Jahren hast du mich einmal so gefragt. Ich sagte es dir, du lachtest dazu und sprachest: Da ist dir nicht zu helfen."

Darauf der Säckelpfropf: „So könntest jetzt vielleicht du mir helfen. Ich bin nahe der Verzweiflung."

„Verzweiflung ändert an der Zeit nichts und dir schadet sie. — Weil du der Bruder bist, so will ich dir mein Glaubensbekenntnis ins Gedächtnis rufen." So der Förster, dann begann er:

„Ich tue stets nur, was in meiner Macht steht, um anderes kümmere ich mich nicht. In meiner Macht steht der Wille und den leite ich nach dem Ziele, das mir gut dünkt. Würde ich nach deinem Reichtum hungern, so müßte mein Wille mich davon abwenden, sonst wäre ich unglücklich, denn ich kann den Reichtum nicht erwerben. Haßte ich die Armut und müßte sie doch ertragen, so wäre ich unglücklich; darum will ich sie achten und gern haben. Mir geht jeder Wunsch in Erfüllung, weil ich nur das wünsche, was leicht sein kann. — Habe ich einen schönen Krug, so weiß ich, daß er zerbrechen kann und betrübe mich nicht, wenn das, was ich wußte, eintrifft. — Habe ich Weib und Kind, so darf ich nicht einen Augenblick vergessen, daß sie sterben können, dann wird mich ein Verlust nicht in Verzweiflung bringen. Wer meint, daß sein Weib ewig leben, seine Kinder fehlerlos sein müßten, der ist ein Tor. — Nicht die Dinge selbst beunruhigen uns, vielmehr die Meinung, die wir von ihnen haben. Der Verlust der Güter ist nichts Schreckliches, denn sehr viele Menschen leben ohne Güter ganz zufrieden; aber die Einbildung, daß der Verlust schrecklich sei, macht uns Sorge und Angst. Eine Ohrfeige ist nichts Schlimmes, aber die Meinung, daß sie entehrend sei, peinigt uns. Gekränkt ist nur, wer sich für gekränkt hält. — Dann mein Knecht. Wenn ich meinen Forstjungen rufe und er kommt nicht gleich, so denke ich nicht, er sei ungehorsam oder boshaft; ich denke, er kann den Ruf nicht gehört haben. Wenn mich ein Knecht ärgern kann, wann er will, so ist er der Herr und ich der Knecht. — Ver-

„Wenn ich sie euch überzahle. Tausend Kronen auf die Hand."

Der Bauer rieb sein Kinn: „Nachher wohl. Möcht' wohl, darf aber nit. Mehr als achthundert is sie nit wert."

„Ihr seid ein gescheiter Mann. Ich geb', was sie wert ist."

„Ih gib's nit her." — Der Bauer schrie es zornig, ging ins Haus und schlug hinter sich die Tür zu. — Und zu seinem Weib sagte er: „Vermaledeit nohamal, is das a dumme Zeit! Sunst hat ma's Vieh nit hergeb'n kinna, weil ma schier nix kriagt hat dafür. Jetzt derf ma's nit hergeb'n, weil sie's z'guat zahl'n. Sunst wird ma eingsperrt ah noh. Weg'n Preistreiberei. Tausend Kronen hat er mir angfeilt für die Kua!"

„Warst nit gscheid!" schrie das Weib vor Staunen auf.

Der Händler ging um ein Häusel weiter. Beim nächsten notigen Kleinbauern kaufte er eine ähnliche Kuh um siebenhundert. Drei Tage später war große Nachfrage, der Händler hätte die Kuh um fünfzehnhundert Kronen verkaufen können, aber er verleugnete sie. Nur zurückbehalten, das Vieh steigt von Tag zu Tag im Preis. — Vierzehn Tage später verwertete er die Kuh um zweitausend Kronen.

Aber der Rocherl in Greuth wäre bestraft worden, wenn er das Rind um tausend verkauft hätte.

— — Jetzt weiß ich nicht, hat mir diese Geschichte geträumt oder ist sie irgendwo im Lande wirklich vorgefallen.

Wenn ich manchmal schimpfe und fluche — von meinem Vater habe ich's nicht gelernt.

Das halbe Jahrhundert meines Lebens mit ihm habe ich aus seinem Munde nicht ein unanständiges Wort gehört. Das ist buchstäblich wahr. „Du verhöllte Sau!" war das äußerste, was er einmal bei einer Überraschung halb belustigt ausstieß, womit er aber auch niemanden meinte, nicht einmal ein Schwein. Von den landesüblichen Schelt- und Fluchworten gebrauchte er nie eines. Dergleichen nannte er „das grob' Reden." Weil der Mensch unter seinesgleichen aber nie ganz ohne Fluchen und Schelten auskommen kann, so zähmte mein Vater die Worte, nahm ihnen das Wilde, Rohe und Beleidigende. Anstatt verflucht sagte er „verflixt" oder „verfluamascht". Anstatt dem in unserem Oberland so gebräuchlichen Saggra — ohnehin schon eine Abschwächung des heiligen Wortes, das man im Alltag nicht gebrauchen soll — sagte er „Sax'n", „Sappera"; anstatt höllisch „verhöllt"; anstatt Teufel „Deiga", oder „Ganggerl", oder „der bös' Feind",

Luder wieder gestiegen. Schon regelmäßig so — es war höchst ärgerlich. — Aber! Wenn allemal Regen gekommen wäre, der Junge hätte nie einen trockenen Faden nach Hause gebracht. Zum Glück blieb es zumeist schön, so daß er versicherte, „dem Wettermesser glaube ich auch nichts mehr“.

„Schenk' ihn mir!“ sagte der Gemeindeschreiber. Und als er ihn hatte, verriet er dem Gärtnerburschen das Geheimnis. Dann: „Willst ihn jetzt wieder zurückhaben?“

„Behalt ihn“, antwortete ärgerlich der Junge, „Dummheit muß bestraft werden“. Und gerade das war gescheit von ihm gesprochen.

Jemand ärgerte sich über den Barometer, daß kein Verlaß mehr auf ihn sei, „wenn er fällt, bleibt's schön, wenn er steigt, regnet's“.

„Gut“, sagte ein anderer, so kann man sich ja danach richten“.

„Aber es ist gegen das Naturgesetz!“

„Warum denn nicht? Wenn der vernünftige Mensch die Gesetze übertritt, weshalb nicht auch die vernunftlose Natur?“

„In der Natur, heißt es, liege doch die höchste Vernunft!“

„Na gut, so ist sie halt jetzt verrückt geworden.“

„Dann darf man sich nicht wundern, daß es die Menschen auch geworden sind.“ —

Ein törichtes Gespräch. Und doch möchte man darüber nachdenklich werden. Ob jetzt nicht doch etwas in der Natur, der äußeren, liegt, was ein Erreger des menschlichen Wahnsinns sein könnte?

Wir müssen trachten, durch energische Selbstsuggestion der Krankheit Herr zu werden. Was wir wünschen, das müssen wir glauben. Sonst kann es nicht kommen. Ohne Glauben wird der Mensch nicht leicht was finden — weil er nichts sucht.

Zum Rocherl in Greuth kam ein Viehhändler. Er war auf und auf im Steireranzug. Das gibt landsmännisches Ansehen. Als er im Hof des Bauers Kuh sah, rief er: „Na, was ist denn das für ein Verreckerl?“

„Das is ka Verreckerl“, antwortete der Bauer, „das is a Kua, is tragend!“

„Ist sie feil?“

„Ah na. De gib ih nit her.“

Meine Pappeln.

Von Josef Rößler (Warnsdorf).

Geh ich am Feierabend
Auf meiner Scholle umher,
So finde ich unter den Nachbarn
Fast keinen Bekannten mehr.

Die Alten sind meist gestorben,
Die Jungen liebten die Welt,
Und bracht's auch keiner zu Ehren
So brachten's die meisten zu Geld.

Die elterlichen Besitze,
Die haben sie eiligst verkauft
An Sachsen und Tschechen und Juden,
Getaufte und ungetauft.

Und soll ich den Kindern erzählen
Von meinem Jugendland,
So zeige ich ihnen zwei Pappeln,
Als einz'ges vom alten Stand.

Zu ihnen blicke ich täglich
Früh morgens, im Abendschein
Und bitte die grimmigen Blitze:
„Verschonet die Pappeln mein!"

Und doch gehören sie andern
Und stehen auf fremden Grund
Und sind doch mit mir verwachsen
Zu innigem Freundschaftsbund.

O Herr, erhalt mir die Pappeln
Und lenk des Besitzers Sinn
Auf andere Holzgeschäfte
Und gib ihm reichlich Gewinn!

oder „Toifel", und auch das nur, wenn in ruhig ernstem Sprachgebrauch gerade einmal vom Teufel die Rede war. Das Wort Donnerwetter hat der Bauer zur Sommerszeit sehr oft auszusprechen; mein Vater gebrauchte es nie im Sinne des Fluches. Uns Kindern verwies er Unarten oder Fehler (Bosheiten gab es wenige) nie mit einem groben Wort; mußte er doch einmal mit körperlicher Züchtigung drohen, so sagte er: „Werd enk wohl müassn streichn!"

Auch die sogenannten Spitznamen, die man Personen mit auffallenden Eigenschaften zu geben pflegt, z. B. der „krump Natzl", die „stinkend Kadl", der „Zodlfranz", respektierte mein Vater nicht, er nannte jeden bei seinem ehrlichen Namen oder Beruf. Wenn die Dienstleute schimpfen wollten, besonders über Abwesende, da wurde das gemütliche Gesicht des Vaters sehr ernst und leise sagte er: „Das mag ih nit leidn!" Da waren sie still, und der ruhige Ernst wirkte tiefer als die Spott- und Schimpfnamen, die sie einander gaben. — Die vornehme Sitte der Leutausrichterei ist auch im Bauernhaus daheim; mein Vater beteiligte sich nie an mißgünstigen Gesprächen über Abwesende; wenn etwas besonders Starkes vorkam, räusperte er sich vernehmlich und sagte leise: „Wird nit a so sein!" Na, da wußte man, das Gespräch war abzubrechen.

Noch unmöglicher waren ihm schamlose Ausdrücke, zweideutige Anspielungen, und manchen tüchtigen Knecht hat er abgelehnt, weil der solch „wilde Reden" tat.

Darum hatte er es auch nicht gern, wenn wir junge Leut uns feiertags mit den Nachbarschaften einließen. — Ich glaube, das Bücherlesen seines Ältesten hätte er kaum so willig geduldet, wenn er darin nicht eine Ablenkung von schlechter Gesellschaft gesehen hätte. Was in den Büchern manchmal stand, die ich wahllos zusammentrug, das ahnte er nicht; ahnte auch nicht, um wieviel der fünfzehnjährige Lecker schon mehr wußte von der lieben sündigen Welt, als er, der vierundvierzigjährige Mann. Nur ein Glück, daß der Geschmack an derlei Lesefutter bei mir nicht groß war. Das war alles erst später durchzuleben und zu überwinden, insoweit es überwunden werden kann. Aber etwas leichter gelingt es doch, wenigstens halbwegs, wenn Kinder von Haus aus ein gutes Vorbild haben.

Doch — ein richtiges, zorniges Fluchen — wer's vom Vaterhause nicht mitbringt, der lernt's in der Welt. Und kann's oft gut brauchen.

aus. Es ist die jüngere, mehr amerikanisierte Generation. Ich weise auch darauf hin, daß mehrere von den englisch-irischen Wochenblättern, die hier erscheinen, einen deutschfeindlichen Ton anschlagen, wenn auch nicht so scharf wie die englische Presse.

Die Polen sind wenigstens zu zwei Drittel deutschfeindlich gesinnt. Die polnischen Zeitungen sind meistens von russischen Polen redigiert und haben manchmal ganz slawisch-alberne deutschfeindliche Gemütsanwandlungen. Im Gegensatz zu den Iren scheint der Klerus fast ganz antideutsch zu sein. (Man weist besonders auf das Vorgehen der preußischen Regierung gegen die Polen in den preußischen Provinzen vor dem Kriege hin.)

Die anderen slawischen Völker, z. B. die Böhmen (Tschechen), sind alle zum größten Teil deutschfeindlich.

Die zahlreichen Italiener haben zwar keine ausgesprochen deutschfeindliche Gesinnung, wünschen aber natürlich ihrem Volke den Sieg, obwohl sie den Krieg italienischerseits als einen Fehlgriff der Regierung und die Engländer durchaus nicht als ihre Freunde ansehen.

Die bittersten Feinde Deutschlands finden sich in den Reihen der Angloamerikaner. Sie wünschen keinen Sieg der Zentralmächte, teils aus nationalen Gründen, teils aus politischen, teils aus kommerziellen. — Sie und mit ihnen das geringe französische Element und wenige von den anderen Nationalitäten, aber auch nur diese, sind unsere Kriegsschreier, unsere Jingos. Und hier ist es, wo der Eiertanz unserer amerikanischen Regierung beginnt. Ihre Organe rekrutieren sich aus dem anglophilen Element, die anderen Nationalitäten sind, ihrer großen Zahl entsprechend, nicht genügend berücksichtigt. Diese Regierung vertritt das amerikanische Volk und tut es auch wieder nicht. Es ist ja auch eigentlich nur die demokratische Partei, die regiert. Die republikanische geht mit ihr nur in gewissen Fragen und opponiert manchmal nur, um Schwierigkeiten zu machen und die Demokraten in Mißkredit zu bringen.

Steht das amerikanische Volk hinter der Regierung? Zu sehr haben sich unsere „Politicians“ schon kompromittiert. Sie haben keinen Griff an der Seele des Volkes. Das Volk behält sich selbst in den wichtigsten politischen Fragen sein Urteil vor. Als damals der „Lusitania“-Fall mächtig aufgebauscht und von der Presse mit vollen Backen in die Kriegstrompete gestoßen wurde, setzte beim Volke sofort eine Gegenströmung ein. Die „kleine Presse“, so möchte ich es wohl nennen, die vielen kleinen Organe der verschiedenen Nationalitäten, und noch mehr die religiösen Organe (die katholischen besonders), sprachen sich gegen diese Kriegshetze aus. Versammlungen wurden abgehalten, die Pazifisten regten sich mehr denn je; Klubs, hervorragende Persönlichkeiten taten Äußerungen, die die Kriegsmacher nicht im Zweifel ließen, daß nach ihrer Ansicht hier kein Casus belli vorliege. Wie oft konnte man damals nicht die Bemerkung hören: „Wären sie zu Hause geblieben.“ (In bezug auf jene gesagt, die beim Untergang der „Lusitania“ ihren Tod fanden.) Selbst Herr G. Plomandon, Bruder des Fabrikanten Ch. Plomandon, einer der hervorragendsten Passagiere an Bord der „Lusitania“, der ebenfalls verunglückte, machte einem Freunde von mir gegenüber die Bemerkung: „Ich habe ihn gewarnt, habe ihm geraten, daheim zu bleiben.“ Auf die Bemerkung, daß er aber jetzt jedenfalls die Deutschen hasse, antwortete er: „Nicht alle.“

Auch in bezug auf Vermehrung der Flotte und des Heeres hat die Regierung das Volk nicht hinter sich. Die einen wollen, daß nichts, die anderen, daß etwas geschehe, und schließlich viele, daß über Nacht unsere losgefügte Republik in eine Kriegsmacht verwandelt werde. Die letzteren werden nicht durchdringen. Etwas wird geschehen. Wer etwas Einsicht hat in die Verhältnisse der amerikanischen Flotte und

Kleine Laube

Das Kriegspatenkind.

Vorm Herrgott will ich niederknien,
Weil er so groß ist.
Vorm Kinde muß ich niederknien,
Weil es so klein ist.
Der schnöden Welt will ich entfliehn,
Weil sie so falsch ist.
Und hin zum Kinde will ich ziehn,
Weil es so rein ist.
Den Frieden — endlich hab' ich ihn
Gefunden bei dir, o liebes Kind,
Seitdem du mein bist.

Peter Rosegger.

Aus unserer Zeit.

Wie fühlt Amerika?

Der „Türmer" veröffentlicht in seinem ersten Juniheft die Zuschrift eines Deutschamerikaners, eines katholischen Geistlichen, die offensichtlich auf gründlichster Kenntnis und scharfer Beobachtung beruht und von allen deutschen Kreisen, vor allem den regierenden, beherzigt zu werden verdient. —

Meines Erachtens wird Amerika von der deutschen Presse nicht verstanden. Das deutsche Volk kennt das amerikanische Volk nicht.

Auf dem ganzen Erdenrunde gibt es auch wohl kein Land, das so schwer richtig zu beurteilen wäre wie Amerika. Hier haben wir nicht ein einziges und einiges Volk, sondern ein Konglomerat von allerlei Nationen. Nur wenige sind da, die wirkliche Yankees sind und ihre Vergangenheit, ihr altes Vaterland vergessen haben. Fast alle haben ihren Sparren, ihren Bindestrich — auch unser selbstgerechter Präsident. Sie alle urteilen als Amerikaner und als die, welche sie ihrer Abstammung nach sind. Tatsächlich sind daher während dieses Krieges die Sympathien des amerikanischen Volkes mit den kriegführenden Mächten nach den Nationen geteilt.

In bezug auf die Irländer sind unsere deutschen Brüder drüben zu optimistisch. Sie sind ja fast alle katholisch. Der katholische Priester sollte sie daher am besten kennen. Ich habe wiederholt mit Kollegen (Irländern) die Frage erörtert, wie die Irländer den Deutschen gegenüber gesinnt seien. Vielleicht ein Drittel von ihnen wünscht den Deutschen den Sieg. Zu diesen gehören die gebildeten Klassen und jene, die aus Irland einwanderten, dort das Elend gesehen, das englische Herrschaft über Irland brachte. Das zweite Drittel ist neutral — sie sähen es gern, daß John Bull einmal gezüchtigt wird, sympathisieren aber mit den Deutschen nicht, weil sie das Gespenst des Militarismus, Protestantismus und Preußentums fürchten. Sie wünschen, daß keine der Mächte entscheidend siege. Das letzte Drittel ist gegen

Millionen von Negern, die froh ihr Dasein genießen und uns Deutschen wenig grollen, man gedenke der kleineren strebsamen Geschäftsleute, denen Krieg und internationale Krisen ebenso zuwider sind wie ihren Kollegen da drüben, man gedenke der vielen, vielen redlichen Arbeiter — auch deren hat man hier — die nie daran geglaubt haben, daß das sozial so prächtig organisierte Deutschland auf einmal in Barbarei verfallen sei, man gedenke auch der Amerikaner im fernen Westen, die die gelbe Gefahr ernster nehmen als die Schreckgespenster des Prussianism, Militarism usw. Viele von all diesen mögen gerade nicht unsere Freunde sein, sie sind aber auch nicht unsere Feinde. Man verfahre gelinder mit den Pazifisten. Jetzt im Kriege helfen sie uns, was man auch sonst an ihnen auszusetzen haben mag. Edle Amerikaner gehören zu ihnen. Man verletze sie nicht unnütz, um sie nicht ins andere Lager zu treiben. Herrn Ford, der seine großartigen Fabriken nicht in den Dienst unserer Feinde stellen wollte, hätte man in Deutschland besser aufnehmen sollen, wir hätten hier einige einflußreiche Freunde mehr gewonnen. Man hat ihn aber beinahe ebenso verspottet, wie es die Engländer taten. Mit unseren Anglophilen dagegen, der englischen Presse, den Politicians und den Regierungsorganen, die aus ihnen hervorgingen, gehe man scharf ins Gericht.

*

Küsse und Tränen.

Wenn man früher durch Frankreich fuhr, so konnte man beinahe auf jeder Station dasselbe Schauspiel beobachten: Zwei Herren, von denen der eine abfuhr und vom andern umarmt und geküßt wurde. Und erkundigte man sich, wer diese wären und warum sie sich so ungemein herzlich verabschiedeten, dann bekam man zu hören, es seien der Herr Präfekt und der Herr Maire; der Herr Maire besuche die nächste Stadt und komme erst am nächsten Tag wieder heim . . . Aber es ist in Frankreich halt mal so Sitte, sich zu küssen, wenn man voneinander Abschied nimmt, und sei es auch nur für ein paar Tage. Ländlich — sittlich. Uns Deutschen kommt es fast komisch vor, wenn Männer bei jeder Gelegenheit so süß miteinander tun. Bei uns küssen sich höchstens gute Freunde oder ganz nahe Verwandte nur dann, wenn es sich um einen ernsten oder besonders langen Abschied handelt. Anders bei den Romanen; und am sonderbarsten bei den Italienern. Diese wissen oft gar nicht, was sie mit ihrem Gefühlsüberschwang anfangen sollen. Hält da zum Beispiel Sonnino im römischen Parlament eine seiner Kriegs- und billigen Siegesreden, bei denen er die verfl . . . Österreicher mit dem Mund vernichtet, so kann man ganz sicher sein, daß ihn der Kriegsminister oder mindestens der Justizminister umärmelt und abküßt. Und die begeisterten Abgeordneten klatschen dazu wie rasend Beifall. Wie würden sich wohl deutsche Reichstagsabgeordnete benehmen, wenn etwa der Kriegsminister von Wild den Herrn Kanzler Bethmann-Holweg so liebreich behandelte? Ich glaube, beide würden in einem Meer von Lächerlichkeit ertrinken. In Rom machen derlei Komödien Stimmung und sie gehören zum parlamentarischen Betrieb. Der Deutsche küßt überhaupt verhältnismäßig selten, und der „Handkuß" ist ganz und gar ungermanischer Herkunft und wurde von uns leider slawischen Gebräuchen entlehnt.

Und wie mit dem Küssen verhält es sich mit dem Weinen. Auch in dieser Beziehung sind die Italiener wieder allen anderen Völkern voraus. Kommt etwa ein Minister, gerade diese leisten darin Großartiges, zu einem halbwegs stimmungsvollen Abschnitt seiner Rede, so gehört es sich, daß er in Tränen ausbricht und niemand lacht dazu, sondern alle spenden Beifall, wenn sie es nicht vorziehen, gleichfalls loszuheulen. Im italienischen Charakter liegt nun einmal das Theatralische und Komödiantenhafte, auf das man nicht verzichten zu können glaubt. Wo Worte fehlen

Armee, weiß auch, daß dort etwas geschehen muß. Der Präsident und seine Regierung empfinden, daß sie nicht die Autorität haben, hier bestimmend durchgreifen zu können. Daher das Haschen und Tasten nach der Meinung des Volkes. Das Volk aber schmollt. Das Vertrauen in die demokratische Regierung ist zum guten Teil geschwunden. Was auch immer die Regierung in letzter Zeit tat, es wurde sofort kritisiert und mit wenig Wohlwollen aufgenommen. Man klagt den Präsidenten der politischen Frivolität an. Um für sich Stimmung zu machen, suche er sich von den deutschen Diplomaten Triumphe zu erzwingen. Aus eigenem und Parteiinteresse führe er das Land an den Rand des Krieges.

Die amerikanische Regierung ist nicht das amerikanische Volk. Aber nur zu sehr schließt die deutsche Presse von der Regierung auf das Volk.

Nichtsdestoweniger muß die amerikanische Regierung von jeder fremden Macht ernst genommen und mit Vorsicht angefaßt werden. Die Amerikaner sind sentimental patriotisch und sehr empfindlich auf ihre nationale Ehre. Selbst in einem Falle, in dem gar keine amerikanischen Rechte verletzt würden, könnte diese Eigenschaft geschickt ausgespielt und das ganze Volk zum Äußersten verleitet werden.

Mit Unrecht beurteilt man auch das amerikanische Volk nach der amerikanischen Presse. Die Presse ist kein treuer Spiegel der Stimmung des Volkes. Die Deutschen sollten die amerikanische Presse nicht ernster nehmen als die Amerikaner selbst. „Zeitungen lügen, wie Sie wissen", sagte gemütlich der Amerikaner und geht zur Tagesordnung über. Der Deutsche regt sich auf und begreift nicht, wie die Zeitungen solchen Unsinn berichten können. Man erinnere sich auch, daß die amerikanischen Zeitungen lediglich Geschäftsunternehmungen sind. Ihre Herausgeber haben durchaus nicht die wissenschaftliche Bildung, die man als selbstverständlich bei deutschen Redakteuren voraussetzt. Die amerikanischen Redakteure sind mehr Geschäftsleute, als solche oft recht gerieben, in bezug auf Wahrheit skrupellos. — Zu sehr schenkt man auch in Deutschland der Presse im Osten, den New England states, besonders den Neuyorker Zeitungen, Beachtung. Je weiter man in Amerika nach Westen kommt, um so mehr flaut die Begeisterung für unsere Feinde ab. Man wird daher das amerikanische Volk auch nicht recht verstehen, wenn man den großen Zeitungen Chikagos, St. Louis', San Franziskos nicht mehr Beachtung schenkt. In der bedeutenden „Chicago Tribune" z. B. sind oft Ansichten geäußert worden, die die deutsche Regierung bestärken müßten, auch nicht einen Zoll in der U-Bootfrage zurückzuweichen.

Man nehme auch mehr Bezug auf die „kleinere Presse". Besonders sollten amerikanische Korrespondenten deutscher Zeitungen mit ihr vertraut sein. Sie berichten aber fast nur, was sie in den großen englischen Zeitungen lesen.

Andererseits dürfen auch Berichte der Deutschamerikaner nicht ohne Kritik entgegengenommen werden. Manche von ihnen gehen, beeinflußt von den Verunglimpfungen, die wir durch die englische Presse erfahren, in ihrer Verurteilung alles Amerikanischen zu weit. Andere widerum, solche, die eingewandert sind, haben sich nur in deutschen Kreisen bewegt, und das amerikanische Volk ist ihnen fremd geblieben, oder sie haben in Amerika nicht gefunden, was sie erhofft, sie sind enttäuscht, mißgestimmt und nörgeln zu sehr. Am sachlichsten würden wohl Deutschamerikaner urteilen, die hier geboren sind. Diese melden sich leider zu wenig zu Worte, was hauptsächlich auf mangelhafte Kenntnis der deutschen Sprache zurückzuführen ist.

Wenn die Deutschen die Amerikaner kritisieren, sollen sie mehr der Deutschamerikaner und der anderen Freunde gedenken, die sie diesseits des Meeres haben. Man vergesse nicht, daß es hier Millionen von einfachen, guten Farmern gibt, die froh sind, daß sie in Frieden ihre Felder bestellen können, man gedenke der

und — sie angelten. Wahrhaftig, fast in Reihen standen sie rings um den See mit langen Angelruten, und andere, die Hände in den Hosentaschen, sahen ihnen zu. Über das alles der blaueste, sonnigste Himmel des Rosenmonats gespannt wie ein Luftzelt von lichter Seide. Und von diesem Himmel erscholl dabei unausgesetzt das zornige, erbitterte Schnarchen einer Flugmaschine, die irgendwo, verdeckt durch die Wipfel, aber nicht weit entfernt, umherkreiste; erscholl unablässig vom Horizont das dumpfe Poltern und Dröhnen schwersten Artilleriefeuers, das, nur etwa 20 Kilometer von hier, das schauerlichste, erbittertste, entscheidungsschwerste Ringen der Völker begleitete, das Trommelfeuer, das einen Sturmangriff mit Bajonett und Handgranate einleitet.

Das Geräusch des entfernten Trommelfeuers läßt sich treffend gar nicht beschreiben. Es ist neben dem Dröhnen des arbeitenden Bromovulkans auf Java das tiefste Tönen, das ich gehört habe; tiefer als der tiefste Baß einer großen Kirchenorgel, aber ihm sehr ähnlich. Wie du diesen Ton, wenn dein Fuß auf der äußersten Taste des Pedalregisters ruht, nicht als ein einheitliches Klingen, sondern ein dumpf-schütterndes Vibrieren hörst, bei dem die langsamen Schallwellen einzeln an dein Ohr zu schlagen scheinen, ja wie du den Ton fast mehr durch das körperliche Fühlen denn durch das Ohr wahrzunehmen meinst, so ist es hier. Das ferne Grollen des Trommelfeuers ist ein schweres, dunkles Schüttern, das alles rings erfüllt, das wie ein ungeheurer, endloser Orgelpunkt die Grundlage alles andern Klingens um dich herum bildet und das dir weniger durch die Luft und das Ohr als durch den erzitternden Erdboden vermittelt zu werden scheint. Nur nicht ganz so regelmäßig wie der Orgelton, sondern unruhiger, wilder; jetzt in sich überstürzenden polternden Schlägen, dann wieder einige Sekunden in langsameren, deutlich getrennten Tropfen, aufreizend bis in die Fingerspitzen.

Ich frage mich, ob alle diese Menschen hier, die das nun schon seit mehreren Wochen fast täglich zu gewissen Stunden erleben, das Dröhnen wirklich nicht mehr hören. Ob es allmählich unter ihr Bewußtsein hinabgeglitten ist, wie die Alten es von der Musik der Sphären dachten. Oder ob sie doch ebenso wie mich im Tiefsten nicht zur Ruhe kommen läßt, ihr ganzes Sein mit einer elektrischen Spannung erfüllt, mit einem geheimen oder unablässigen Erschauern in — je nachdem — Hoffnung, Ängsten, Kampflust, Stolz, Erbitterung u. s. w., jedenfalls aber alle in einer ungeheuren Erwartung, die sie ihr äußeres, scheinbar so unberührtes Tun und Treiben doch eigentlich nur wie einen Traum empfinden läßt.

Edisons Traum.

Zu Thomas Alva Edisons fünfundsechzigstem Geburtstag erschien beim erfolgreichsten aller Erfinder auch eine Abordnung der amerikanischen Hochschulen, die den Altmeister der Elektrizität beglückwünschte und feierte. Professor H. K. Wiston zählte auswendig die achthundertvierunddreißig Patente auf, die der Jubilar bis dahin erworben hatte, und charakterisierte dann auch noch kurz die gewaltige Bedeutung der wichtigsten Schöpfungen des praktischen Gelehrten. Er sprach in überschwänglichen Worten von dessen verbesserten telegraphischen und telephonischen Apparaten, vom Mimeographen, vom Phonographen, dem Edisonschen Glühlicht, dem Kinematographen, der sich die Welt eroberte, vom Dreileitersystem und den Dynamos von Gußeisen, die den Anstoß zum Bau von Dampfdynamos gaben. Außerdem erwähnte er die schon in ein vorgeschrittenes Stadium tretenden Pläne des Meisters zur Herstellung gegossener Häuser, die geeignet seien, die Wohnungsnot mit einem Schlag zu beseitigen.

oder nicht mehr ausreichen, um seine erhabenen Gefühle darzulegen, dort muß eben die Geste herhalten, entweder die herzliche, sich in Küssen äußernde, oder die tragische, die sich der Tränendrüsen bedient. Aber gebusselt und geschluchzt muß werden, um jeden Preis!

Den Höhepunkt erreichte aber kürzlich Graf Cadorna in seinem Kriegsbericht vom 20. Mai. Da meldet der redegewandte General der aufhorchenden Welt, die Österreicher verwendeten Granaten, die — „tränenerzeugende Gase" ausströmen . . . Ach, wie furchtbar sind diese österreichischen Granaten! Wenn sie in einen italienischen Schützengraben einschlagen, so brechen die tapferen Kanoniere nicht etwa tot zusammen, sondern in Tränen aus. Das ist unlauterer Wettbewerb; solche entsetzliche Geschosse setzen den Wert echt italischer Tränen herab. Diese müssen den Herren Ministern vorbehalten bleiben für ihre schönen Reden und dürfen nicht draußen an der Front durch allzu häufigen Gebrauch gewissermaßen banalisiert werden! Aber so sind die Österreicher, nichts ist ihnen heilig, mit allem treiben sie ihren Spott, und ihre Granaten haben sie sicherlich nur deshalb so tränenerzeugend gemacht, um eine echt römische Nationaltugend zu verhöhnen!

Die Tränen Cadornas, die Tränen der italienischen Soldaten, die Tränen aller Patrioten jenseits der Alpen — ob sie nicht gar bald so reichlich und ganz unerzwungen träufeln werden? Auch ohne die Gase der schrecklichen Granaten!

*

Trommelfeuer.*

Von Georg Wegener.

Aus: Wegener, Der Wall von Eisen und Feuer. Feldpostausgabe 1 M. (Leipzig, Brockhaus.)

Eigentlich ist dieser Krieg doch das Absonderlichste, was sich aussinnen läßt. Seit dem 2. Juni weile ich in Douai. Es ist Sonntag nachmittag. Ein Sonntagnachmittag von höchster, sonnig sommerlicher Schönheit. Ich kehre soeben von einem Spaziergang in dem städtischen Park zurück, der ungewöhnlich hübsch und mit großem gärtnerischen Geschmack angelegt ist: welliges Gelände, eine Fülle verschiedener Bäume mit wechselnden Laubfärbungen und Wipfelformen; dichte Gebüsche, die den Ausblick allenthalben abschließen und die Parkfläche noch größer erscheinen lassen, als sie ist; geschlängelte Wege durch dichte Schatten und zwischen besonnten Rasenflächen hindurch; ein hübscher See mit einer Insel und bunten Wasservögeln; Bachläufe mit Brückchen, eine tiefe Steingrotte, in die der See hineintritt. Und dieser Park wimmelte von Sonntagsnachmittagsvolk wie im tiefsten Frieden. Auf allen Wegen wandelten die jungen Mädchen in hellen Sommerblusen, mit großen Hüten und farbigen Sonnenschirmen. Von fern über den See herüber waren sie wie wandelnde Blumen auf den Parkflächen anzusehen. Im Schatten auf den Bänken saßen die Kinderfräulein mit ihren Kinderwagen und die Mütter und Tanten und lasen in Bibliotheksbüchern. Ältere Herren im Strohhut gingen langsam vorüber oder ließen sich im Wägelchen fahren. Die Kinder spielten auf dem Rasen. Ganz Douai schien unterwegs. Dazwischen allenthalben unsere abgelösten Feldgrauen. Ohne Waffen, auf dem Kopf die bequeme Feldmütze, Zigarre oder Pfeife im Mund, schlenderten sie auf allen Wegen, einzeln und in Gruppen; sie lagen auf den Rasenflächen auf dem Rücken, die Arme unter dem Kopf, die Mütze tief über die Augen und träumten oder blinzelten gen Himmel; sie saßen auf den Bänken zwischen den Mädchen, sie fütterten am Ufer die Schwäne

* Mit Erlaubnis des Verlags F. A. Brockhaus aus dem soeben zum Preise von **1 Mark** erschienenen Buche von Professor Dr. Georg Wegener, „Der Wall von Eisen und Feuer", das als ein echtes, künstlerisch erfaßtes und formvollendetes Denkmal deutschen Heldentums allen unsern Lesern empfohlen sei.

Bücher

Jakob Burckhardt und Paul Heyse. Als erste Veröffentlichung aus dem reichen, die wichtigsten literarischen Persönlichkeiten Deutschlands aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts umfassenden Briefnachlaß Paul Heyses ist soeben der Briefwechsel von Jakob Burckhardt und Paul Heyse erschienen (J. F. Lehmanns Verlag, München. Preis geheftet Mk. 4·—, geb. Mk. 5·—).

Er bietet einen bedeutsamen Ausschnitt aus Paul Heyses Jugendgeschichte mit bezeichnenden Ausblicken in eine spätere Zeit und bildet einen wesentlichen Beitrag zu wichtigen Grundzügen seiner Dichtung, zu seinem Verhältnis zu Italien und dem Formproblem der Kunst. Er enthält anläßlich einzelner Werke sehr bezeichnende grundsätzliche Bekenntnisse des Verfassers und weist durch die Urteile Burckhardts, eines der schärfsten und feinsinnigsten Kunstrichter aller Zeiten, dem Dichter mit klarer Bestimmtheit seine dauernde Stellung in der deutschen Literaturgeschichte an.

Wie die Briefe für die Kenntnis und das Verständnis Paul Heyses reiche Aufschlüsse bieten, so sind sie auch in ganz besonderem Maße geeignet, den großen Baseler Gelehrten uns menschlich näher zu rücken und den Zauber seiner geistsprühenden und herzenswarmen Persönlichkeit aufs lebendigste wirksam zu erhalten. V.

Unerwartete Geschichten. Von Hermann J. Losch. (Stuttgart. Wilhelm Meyer-Ilschen.)

Diese gelungenen Satiren aus Friedens- und Kriegszeiten sind von einer angenehmen Eigenart, die sie gewiß daheim und in den Schützengräben der Feldgrauen, denen sie gewidmet sind, in Kürze beliebt machen werden. Der Verfasser geißelt darin Unsinnigkeiten und Schwächen unseres Kulturbetriebes, aber während andere, die daran auch eine im Grunde berechtigte Kritik üben, oft mit Kanonen nach Spatzen schießen, durch welches Mißverhältnis sie sich selbst um den Erfolg bringen, weiß er mit kleinen Spitzen und boshaften Betrachtungen Auswüchse lächerlich zu machen, wodurch er sie — soweit dies möglich — gewiß erfolgreicher bekämpft, als es mit einem donnernden Ernst geschähe, der zuweilen nicht am Platze ist. Wer die Lacher auf seiner Seite hat, der hat den Sieg für sich! Und wahrhaftig, man lacht beim Lesen dieses abwechslungsreichen Büchleins!

Gesegnete und Verfluchte. Novellen von Heinrich Steinitzer. (Berlin. Egon Fleischel u. Co.)

Ernsthaft zu nehmende Geschichten mit zum Teil tiefem Gehalt, die vom Verfasser noch viel Gutes erwarten lassen. Scharfe Ausschnitte aus dem Leben der Vergangenheit und Gegenwart mit feinabgestimmten Pointen. Es ist kein mit dem Dasein Zufriedener, der das Buch schrieb, aber auch keiner, der damit schon fertig ist. Sturm und Drang sprüht daraus, der sich noch zur Harmonie klären wird.

Wie der Hirnhofer Jakl das schöne Mädchen von Lille kennen lernte. Und andere Geschichten von Jul. C. Brunner. (Augsburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H.)

Skizzen voll froher Heiterkeit und Übermut, voll Laune und Munterkeit, wie sie in unserer ernsten Zeit nur selten zu Papier gebracht werden dürften. Man lacht darüber und freut sich daran. Kleinigkeiten, die den Daheimgebliebenen ebenso viel Spaß machen können wie den Soldaten draußen, die für alles dankbar sind, was erheitert und freudig stimmt!

Fremdenlegionär Kirsch. Von Kamerun in den deutschen Schützengraben. Von Hans Paasche. (Berlin. August Scherl, G. m. b. H.)

An den Wechselfällen dieses wahrhaftigen Buches verblaßt Robinson Crusoe. Was Kirsch auf seiner abenteuerlichen Odyssee erlebte, ist so unerhört an Glücks- und sonstigen Zwischenfällen, daß man es kaum glauben kann! Er ließ sich bald nach Beginn des Krieges, da sich ihm keine Möglichkeit bot, ins Vaterland zurückzukehren, in der französischen Fremdenlegion anwerben und machte zwei mißglückte Desertionsversuche, bis es ihm endlich gelang, bei Rheims zu seinen Landsleuten überzugehen. Das eiserne Kreuz dankte ihm dafür. — Ob die psychischen Vorgänge, wie sie an Kirsch geschildert werden, zum Teil nicht das Ergebnis nachträglicher Ergründung und daher nicht stets ganz zuverlässig sind, das kann man wohl nicht mehr mit Bestimmtheit feststellen, aber jedenfalls sind diese Erlebnisse eines seltsamen Fremdenlegionärs an Merkwürdigkeit kaum zu überbieten. H. L. R.

Der Wald als Retter in der Not. Ein Bruchstück aus zeitgemäßer Forstbenutzung von Dr. Rudolf Jugowiz. (Graz. J. Meyerhoff. 1916.)

Der für die heimische Waldkultur so hochverdiente Oberforstrat Dr. Jugowiz hat uns wieder eine Schrift gegeben, die jeder Landwirt lesen sollte, weil sie so viel Lehr und Trost enthält. Ja, auch Trost, wenn

Edison dankte herzlich für die Ehrungen, die man ihm zuteil werden ließ, erklärte aber, er müsse sie wenigstens zum Teil ablehnen, denn was er erarbeitet und ersonnen, sei nur durch das unermüdliche Streben seiner Mithelfer möglich gewesen und baue auf den Werken vieler Vorgänger auf, die er nur verbesserte. „Wir alle", sagte er, „stehen auf den Schultern von Persönlichkeiten, die nicht mehr sind und ohne die es uns niemals möglich wäre, das zu erreichen, was wir erreichten."

Professor H. K. Wiston erhob gegen die übergroße Bescheidenheit des Jubilars Einspruch, worauf Edison bat, seinen Traum der letztvergangenen Nacht erzählen zu dürfen. Da alle damit einverstanden waren, begann er: Im Traume sah ich die Sphinx vor mir, bekanntlich ein Wesen halb Jungfrau, halb Katze — also die Verkörperung des Weibes in seiner Grundform — und ich dachte, sie würde an mich, wie sie es zu tun gewohnt ist, eine Frage stellen, um meinen Geist zu prüfen. Doch die Sphinx lächelte mich rätselhaft an und sagte: „Thomas Alva, auch ich will dich an deinem Festtage ehren und erlaube dir daher, mir ein Rätsel aufzugeben, das ich dir lösen will." Wahrscheinlich erwartete sie, ich würde ihr ein Problem vorlegen, das mich schon lange beschäftigt und das ich nicht zu ergründen vermag. Aber das tat ich nicht, sondern fragte knapp: „Was erreichte ich?"

Die Sphinx blickte mich durchdringend an und es zuckte leicht um ihre Lippen, als belustige sie sich an mir. Zugleich grub sie mit ihren Vordertatzen im Sande und wühlte mit der rechten Pranke einen riesenhaften Berg von Erde und Steinen auf, während ihre linke Pfote ein winziges Sandhäuflein aufwarf. Dann hielt sie still — und ihre wahre Natur brach durch, so daß sie nun doch von **mir** eine Antwort begehrte: „Siehe, Thomas Alva Edison, wie kein zweiter ergründetest du die Geheimnisse der Natur, nun beweise auch mir deinen vielgerühmten Scharfsinn und sag mir, was diese beiden Sandberge bedeuten — der übergroße und der zwerghaft kleine."

Ich dachte lang und angestrengt nach, so lang und angestrengt wie noch niemals, und dann antwortete ich: „Katzenjungfrau, die Massen, die deine rechte Tatze zusammenwühlte, stellen meine Pläne und Hoffnungen und Bestrebungen dar, die winzige Sandpyramide hingegen, die du mit deiner linken Pranke aufscharrtest, versinnbildlicht das, was ich davon erreicht."

Die Sphinx nickte und lächelte, doch so spöttisch und nachsichtig, daß ich nicht wußte, ob ich das Richtige traf oder nicht. Ich für meine Person bin aber überzeugt, daß meine Auslegung des Gleichnisses das Problem meines Lebens, wie ich es verstehe, löste."

Die Vertreter der amerikanischen Hochschulen machten lange Gesichter und meinten, Edison wollte sie mit seiner Traumerzählung zum besten halten. Was ging denn ihn, was ging sie die Sphinx an, die noch niemand gesehen, die weder mit Dampf noch mit Elektrizität betrieben wurde und die wahrscheinlich überhaupt nur in der Phantasie verrückter alter Egypter bestand? Sie hatten von dem großen Erfinder Mitteilungen über seine neueste, unerhörte Schöpfung erwartet; man munkelte ja, er habe einen Apparat gebaut, um Radium als treibende, unerschöpfliche Kraft für Motore auszunützen.

Und auf der Treppe sagte Professor H. K. Wiston zu seinem Kollegen Brighton von der Columbia-University: „Auch Edinson zollt der Natur seinen Tribut — er wird alt und schwachsinnig! Er grübelt bereits in Kindermärchen." H. L. R.



12. Heft September 1916 40. Jahrg.

Der Erbarmungslose.

Roman von **Hans Ludwig Rosegger.**

(Schluß.)

Schon wochenlang, Tag für Tag sengte eine ungetrübte Sonne über Paris und brütete Höllendünste aus. Das Straßenpflaster, die Häusermauern und die Steineinfassungen der Gärten sogen die unerträgliche Hitze ein, um sie nachts auszustrahlen. Die Menschen flüchteten in Keller, unter Baumschatten, in die Seine; Pferden und Hunden hingen die Zungen aus den dampfenden Mäulern und die ganze Erde lechzte, durchglüht, zerschmelzend, zerfließend.

Die leblosen Dinge erzitterten unter dem vibrierenden Dunst, der darüber lastete und wogte.

Auf den Märkten verdarb das Gemüse, von den Ständen der Fischverkäufer und aus den Fleischerläden wehte ein fauler Gestank, und wer nicht auf die Gasse mußte, der blieb gerne zuhause und steckte Arme und Beine in frisches Brunnenwasser. Nur in die Bäckerläden, um mürbes Gebäck zu kaufen, das fast so rar war wie Goldmünzen, stürmten die Leute; ungeduldig in langen Zeilen harrten sie aus, bis einer nach dem andern abgefertigt wurde, und die letzten, die nichts mehr oder nur altgebackene Brötchen bekamen, schimpften und zogen scheltend über die Mißwirtschaft ab.

„Am schlechten Brot stirbt die Revolution“, meinte der Spitzkopf Tallien.

wir inne werden, was der Wald uns alles ist oder sein könnte, wenn wir seiner richtig warteten. Bau-, Brennholz, Kohle, Harz, Gerbstoffe, Nährstoffe, Alkohol usw. Man ahnt gar nicht, was und wie alles am Walde zu verwenden ist. Anderseits verlangt der Verfasser auch Raum für Weide, Wiese und Acker — das Gleichgewicht zwischen Feld-, Vieh- und Waldwirtschaft, das uns in den letzten Jahrzehnten so verhängnisvoll abhanden gekommen ist. Eine zweite Schrift desselben Autors: „Die Bedeutung des Waldes" im Lesebuch für landwirtschaftliche Fortbildungsschulen (Wien. K. Graeser) sollte in allen Schullesebüchern abgedruckt werden, schon auch des schönen, einfachen Stiles und seiner ethischen Grundlage wegen.

Büchereinlauf.

Der Sämann. Gleichnisse und Reden nach Heilandsworten den deutschen Menschenkindern in großer Zeit wiedererzählt von Albert Espey. (Berlin, „Concordia", Deutsche Verlagsanstalt G. m. b. H.)

Aus der Kriegszeit für Friedenstage. Gesammelte Aufsätze von Dr. Robert Sieger, Professor an der Universität Graz. (Graz u. Leipzig. Leuschner u. Lubensky.)

Die Heimat des Todes. Empfindsame Kriegsberichte. Von Waldemar Bonsels. (München. Walter Schmidkunz.)

Neue Reden an die deutsche Nation. Nach Vorgang von J. F. Fichte durch Professor Dr. Ottmar Dittrich. (Quelle & Meyer in Leipzig.)

Das Deutschtum in Galizien. Von Dr. Theodor Zöckler. (Vereinigung Heimat und Welt. Geschäftsstelle: Alexander Duncker. Weimar.)

Seid der Väter wert! Ein Konfirmationsjahrbuch aus großer Zeit. Herausgegeben von Werner Eckart. (Elberfeld - Sonnborn, Friedr. Burchard.)

Von Serajevo bis Lodz. Kriegseindrücke von Géza Herczeg. (München. Georg Müller.)

Des Herrn Pepi Huber Kriegserlebnisse. Herausgegeben von Adolf Saager. (München. G. Müller.)

Aus deutschen Kriegsgefangenen-Lagern. Zweite Folge: Eindrücke eines Seelsorgers. Von Pfarrer Ch. Correvon. Dritte Folge: Mit 100 Originalaufnahmen. (Frankfurt a. M. Rütten u. Loening.)

Zum Urteil über den preußisch-deutschen Staat. Eine politisch-geographische Studie von Dr. Hermann Bächtold, Professor der Geschichte an der Universität zu Basel. (Basel. Kober C. F. Spittlers Nachfolger.)

Briefe in die Front. 2. Reihe. Von F. G. Cordes. Feldpostausgabe. (Leipzig. Paul Eger.)

Lieder eines Rittmeisters. Von Gottfried Doehler. (Leipzig. F. A. Barthel.)

Aus eiserner Zeit. Gedichte von Ida Maria Deschmann. (Jena. Frommannsche Buchdruckerei, Hermann Pohle.)

Sommerträume. Neue Gedichte von Heinrich Bredow. (Hamburg. Otto Bröcker u. Co.)

Silvio. Dramatische Dichtung von Wladimir Freiherrn von Hartlieb. (Wien u. Leipzig. Hugo Heller u. Cie.)

Heim zur Scholle. Ein Kriegerheimstättenstück von Paul Matzdorf. (Leipzig. Verlag von Arwed Strauch.)

Kein Überwinder außer Gott! Trauerspiel in fünf Aufzügen von Segesser v. Bruneck. (Dresden. E. Piersons Verlag.)

Friedrich Nietzsche, der Immoralist und Antichrist. Von Dr. Julius Reiner. (Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung.)

Hinterm Pflug zur Kriegszeit. Erlebnisse eines Stadtkindes. Von E. P. Herausgegeben vom Vaterländischen Frauenvereine Trier Stadt und Land. Mit Schattenrissen. (Karlsruhe 1916, Verlag der G. Braunschen Hofbuchdruckerei.)

Stammbaum der Insekten. Von Wilhelm Bölsche. Mit Abbildungen nach Zeichnungen von Prof. Heinrich Harder und Rud. Oeffinger. (Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Geschäftsstelle Franckhsche Verlagshandlung.)

Die Einheitsschule. Ein Vorschlag zu einer den Forderungen der Gegenwart entsprechenden Umgestaltung des gesamten Schulwesens von Leopold Lang. (Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase in Prag, Wien, Leipzig.)

Sommerfrischen der Steiermark. Herausgegeben vom Landesverband für Fremdenverkehr in Steiermark. Zusammengestellt von Josef Rükl. (Verlag des Landesverbandes für Fremdenverkehr in Steiermark. Graz, Hauptplatz 12.)

Die Schuhfürsorge im Weltkriege. Gebrauchsanweisung über die praktische Hilfe, wie man seine Schuhe erhalten, ausbessern und neu anfertigen kann, wie: Zeug- und Tuchschuhe, Kriegsschuhe mit Holzsohlen, Hausschuhe, Kinderschuhe, Bast- und Strohschuhe. Von Frau Luise Kautz, Leiterin der Flickschusterei vom Badischen Frauenverein Karlsruhe, Zähringerstraße 84. (Karlsruhe, Verlag der G. Braunschen Hofbuchdruckerei.)

(Geschlossen am 20. Juli 1916.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Fleck**er. — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.

Mitten in der Nacht, bei Sternenlicht langten sie am Ziel an und kehrten in den „Lilien“ ein. Die dicke Wirtin Marie schob den recht abgemühten, späten Gast resolut in ein freundliches Zimmer und wünschte einen geruhsamen Schlaf. Den guten Wunsch beabsichtigte Polycarpe redlich zu erfüllen, nannte auch seinen Namen — das heißt einen falschen Namen: Pierre Carpe, Kaufmann aus dem Quartier latin, und fiel abgemattet ins Bett.

Er atmete befreit, zufrieden, glücklich in der reinen Landluft und schlief darüber ein, traumlos und erquickend.

Der Schlaf erfrischte die Seele des Erbarmungslosen und die Morgenschokolade befriedigte auch die Gelüste des Leibes, so daß Mutter Marie einen gemütlichen Gast antraf, der gerne ein bißchen plauschte; Jean Baptiste wollte wissen wie es in Saint Germain gehe und das schmackhafte Butterbrot kauend warf er lobend ein: „Gute Butter, sehr gute Butter — und ein gutes, ein knuspriges Brot.“

„Freut mich“, bestätigte die Wirtin das Lob und beantwortete dann die Frage: „Man ist hier zufrieden, wenn es auch besser sein könnte. Aber wenigstens sind wir nicht in Paris.“

„Hoho — Ihr scheint Paris nicht zu lieben!“

„O nein!“ Abwehrend hob sie die gepolsterten Hände.

„Aber Paris . . .“, wollte er in Schutz nehmen.

„Erzählt mir nichts von dem Babel! Ich hasse es, ich bin selbst dort geboren, doch vier Rösser bringen mich nicht dahin zurück.“

„Warum nicht?“ Polycarpe bestrich eine zweite Brotschnitte dick mit Butter. „'s ist doch eine gefällige Stadt.“

„Geht mir weiter — eine gefällige Stadt! Sie riecht nach Blut.“

Darauf schwiegen beide. Der Erbarmungslose schob noch tüchtig ein und gesättigt bestellte er eine Flasche Wein.

„Wein? Jetzt Wein? In aller Morgenfrühe schon Wein? Trinkt Wasser, wir haben gesundes Wasser.“ Und sie brachte vom Brunnen einen gefüllten Krug. „Das stillt jeden Durst.“

Jean Baptiste trank den halben Krug leer und es mundete ihm vorzüglich.

„Wie steht es mit Euren Geschäften, Herr Carpe? Man sagt, die Kaufleute hätten heutzutage nichts zu lachen und nicht viel Ursache, die Zeiten zu loben. Womit handelt Ihr?“

„Mit — mit Tuch.“

„So, so, mit Tuch. Alles ist furchtbar teuer, auch das Tuch. Die Waren werden immer schlechter und dafür immer unerschwinglicher. Die Kunden gewöhnen sich das Einkaufen ab, wie?“

Polycarpe wünschte das geschäftliche Gespräch abzubrechen und fühlte sich als Regierungsmann verpflichtet, die schlechten Zeiten abzu-

Paris litt Mangel, Paris litt Hunger und erboste sich über die gewinnsüchtigen Mehlhändler und Schlächter; die Bäcker buken mit allzuviel Wasser und redeten sich auf die faulen Milchkühe aus.

Die Provinzen ließen die Hauptstadt im Stich: Sie könnten nichts liefern, die Dürre mache die Felder braun und fruchtlos, die Wiesen weigerten das Gras, und Einsichtige, die über den Tag hinausdachten, fürchteten nach Mißernten Rebellionen.

Unentwegt, unabhängig, erhaben über Hungersnot und Siedehitze arbeitete nur die Guillotine am Revolutionsplatze und erledigte ihr Tagespensum — fünfzig, achtzig, hundert Köpfe und darüber. Sanson und seine Gehilfen schwitzten und schalten die stillen Männer im Wohlfahrtsausschuß Knicker, die ein nützliches und mühsames Werk mit Hungerlöhnen bezahlten.

Die Seine floß als mageres Bächlein durch die Stadt und Kinder wateten mit hochgezogenen Höschen und geschürzten Röckchen plätschernd darin herum und freuten sich des seltenen Vergnügens, warfen flache Steine, die über die Lachen tanzten, und haschten Fische, die gierig Luft einschnappten.

Jean Baptiste Polycarpe wälzte sich halbnackt auf seinem Ripsdivan und seine Beleibtheit schnappte nicht weniger gierig nach Luft als die gequälten Seinefische. Michelle und die Schwiegermutter heimzuholen, verschob er nun zum zehntenmal und bestimmte dafür den neunten Termidor. Fast beneidete er sie in seinem ausgeglühten Zimmer um ihr Quartier im feuchtkühlen Gefängnis.

Und der Himmel blieb unsagbar blau und die Sonne leuchtete unsagbar blendend und kein Wölkchen, das ein Gewitter in Aussicht stellte, gelobte Erlösung.

„Warum schmore ich eigentlich in Paris?“ fragte sich der Erbarmungslose und tauchte den Kopf ins Waschbecken. „Pfui Teufel, wie lau es ist!“

Er plante einen Ausflug, eine kleine Reise, weg aus dem Steinhaufen, nach St. Germain, in den schönen, schattigen, grünen Forst von St. Germain. Die Kutscher, mit denen er um einen Wagen feilschte, steigerten die Preise und fertigten seine Einreden grob ab: „Geh zu Fuß, wenn du dir's nicht leisten kannst, Dickwanst!“ Durch Berufung auf seine hohe Würde und durch freigiebigere Zugeständnisse wurde er endlich mit ihnen handelseinig und fuhr gegen Abend, da sich die Luft doch ein wenig abkühlte, nach Saint Germain.

Anfangs, auf der weißen Landstraße, brannte die Sonne noch höllisch, aber mit der einbrechenden Dämmerung, zwischen Wiesen und unter den Bäumen, die längs des Weges kreideweiß verstaubt wuchsen, wurde es allmählich erträglicher und die Pferde griffen behender aus.

in ein anderes, in ein früheres, verlorenes, in ein ausgelebtes Leben. Die Jakobiner hatten es auf dem Gewissen, die Jakobiner, die alles umstülpten und das Gerade krumm bogen. Gewaltsam lenkte er die Gedanken von solcher Traurigkeit ab. Warum sollte er sich eine selten glückhafte Stunde verderben — kurze glückhafte Stunden, fern der Rue Crebillon, fern vom Konvent.

Im Forst glühte eine smaragdgrüne Finsternis, eine heilige Finsternis wie im Dom zu Rheims; irrlichternde Sonnenstrahlen schillerten durch Blätterlücken und warfen gleich spitzen Kerzen Lichtbänder über den Moosgrund.

Wohlig schloß Jean Baptiste die Augen . . .

Und als er sie wieder öffnete, hatte die Sonne schon das beste Stück ihres Tagesganges vollendet; er zog die Uhr: Sie tickte nicht. Von Westen her floß goldiges Abendlicht. „Ach!“ Polycarpe lächelte; mit dem Mittagessen war es nichts mehr. Das Versäumnis grämte ihn trotz seines Hungers und seines Durstes nicht sehr. Wie zur Belohnung seiner Geduld entdeckte er eine Quelle und schöpfte daraus mit der hohlen Hand. Hierauf stapfte er vergnügt durch hohe saftige Farne und riß ein Kräutlein ab, es zu betrachten, und staunte über die feinen Verästelungen und die biegsame Kraft des Schaftes . . . und rings schlängelten sich Brombeerranken — wahrhaftig! — und Heidelbeerbüschel und Erdbeerstauden, und daran hingen wie farbige süße Tropfen reife Früchte, rostbraune, saphirblaue und rosenrote. So gab es doch noch eine Mahlzeit und der Magen begnügte sich mit dem Dessert. Darauf studierte Jean Baptiste wieder die Pflanzen und Kräuter und Blumen. Sonderbar, daß er die Schönheiten bisher nicht beachtete, daß er daran gleichgültig vorbeigegangen war. Um die Quelle herum blühten Vergißmeinnicht, himmelfarbene, blasse und morgenrosige. Er gedachte flüchtig der nun toten Rosenpracht in seinem verwüsteten Gärtchen hinter dem hellgetünchten Häuschen mit den saftiggrünen Jalousien. Nein, er würde es nicht verkaufen, nicht an die Gemeinde und nicht an einen andern — er wollte es selbst behalten und den Garten wieder pflegen und seine Pracht wieder genießen. Ohne Geld? Es bedrückte ihn — ohne Geld . . . Was schadet es! Er würde einfach und sparsam hausen, Gärtner werden, Salat, Blumenkohl und Spargel pflanzen und hegen und damit Geld verdienen. Davon mußte man doch leben können. Glücklich über diese Lösung versenkte er sich abermals in die ungeahnten Wunder des Waldes und schälte eine blättrige Rinde von den weißen Birken, streichelte schmeichelnd die grauen Schlangenhäute der Buchen, schnitt eine Gerte von einer knorpeligen Esche und sammelte Eicheln, bis sein Hut gefüllt war. Was nun damit? Polycarpe lachte hell über das Kinderspiel und schüttelte die Eicheln in die

leugnen; das tat er, indem er eine glücklichere Zukunft prophezeite, wenn einmal die segensreichen Gesetze der Republik wirken würden.

„Geb's Gott — wer's glaubt."

Er rechtfertigte die Maßnahmen des Konventes und des Ausschusses, der sein Möglichstes tue, um das Volk zu beglücken. „Schützen uns nicht die festgesetzten Höchstpreise vor einer Ausbeutung durch die Spekulanten?"

„Die Höchstpreise — zum Lachen!" Mutter Marie stemmte beide Arme auf die Tischplatte und nahm sich kein Blatt vor den Mund: „Eine arme Hökerin, die für einen Krautkopf um einen Sous zu viel fordert, wird allerdings bestraft, aber die Großhändler machen Preise, wie sie wollen. An die wagt sich die Regierung nicht; ihr Mut reicht gerade nur für Äpfelfrauen und Weißfischverkäuferinnen. Mit anderen Worten — früher, als es weder einen Konvent noch einen Wohlfahrtsausschuß gab, als noch der König regierte, ging es besser. Wir in St. Germain sind klüger als ihr in Paris nnd wollen von all dem nichts wissen, was ihr anpreist. Haut uns ein Spekulant übers Ohr, dann laufen wir nicht zum Richter, sondern hauen den Spekulanten den Buckel voll. Das ist ein kürzerer Weg und ein wirksamerer. Wir danken für die Pariser Glückseligkeit. Seit Herr Danton ermordet wurde, ist's noch schlimmer. Der hatte noch ein Einsehen und war ein lieber Mann. Denkt nur, er übernachtete auch einmal bei mir." Sie blickte Polycarpe scharf an: „Euch müßte ich auch einmal hier gesehen haben, dünkt mich!"

„Allerdings; im Frühling des vergangenen Jahres war ich einen Nachmittag da . . ." Ihn wandelte Lust an, seinen wahren Namen und seinen Stand einzubekennen, um damit ein bißchen groß zu tun, aber er zweifelte ein wenig, ob Mutter Marie seine Herrlichkeit entsprechend einschätzen konnte; sie hatte etwas abweichende Ansichten.

Da wurde sie abberufen: „Ich muß in den Stall, die scheckige Kuh kalbt."

Jean Baptiste zündete ein Pfeifchen an und spazierte ins Freie.

Auch über Saint Germain spannte der Himmel seine fleckenloseste blaue Seide und die Hitze war fühlbar, aber doch recht erträglich im Vergleich zum Pariser Brodem.

Eine volle Seligkeit umschloß den Wald.

War das herrlich! Der Schatten! Das Dunkel! Die Kühle! Polycarpe streckte sich bäuchlings ins Moos und löste seine Glieder. Ach, war das ein Rasten und Ruhen — eine Behaglichkeit, so wie ehemals in Chiron nach dem Mittagmahl, wenn man sich zum genußfrohen Schläfchen hinlegte . . . O Chiron! Mit Wehmut dachte er wieder daran. Dieses Chiron von einst gab es nicht mehr; es gehörte

haften Lichtern und schnuppernder Schnauze. Bedachtsam, ganz stumm und ganz bewegungslos, harrte der Konventmann auf seinem Platze aus, um die Gazelle nicht zu verscheuchen. Das Tier forschte, zog die Luft ein und äste dann. Lange, lange rührte sich Polycarpe nicht und schaute nur, schaute auf das zage Wesen, das ihn nicht ahnte und nur zuweilen das kluge Köpfchen hob. Da — ohne sichtbaren Grund erschrak es, die schlanken Beine bebten, griffen zu weiten Sätzen aus — und fort war es.

Im grünen Walddom erloschen die sterbenden Sonnenkerzen und alle Farben dunkelten. Weit, weitum Ruhe, Abgeschiedenheit und Vertrauen.

Die Natur schlief ein. —

Mutter Marie setzte dem Gast Eierkuchen, Schinken, Salat und Kartoffeln vor, dazu eine Maß goldgelben Weines. „Die mischt kein Pulverchen hinein“, schmunzelte der vertrauende Zecher und wischte die Lippen trocken. „Wie das geschmeckt hat!“

„Nicht wahr, Herr Carpe? Die Eier legen meine Hühner, den Schinken haben wir aus unseren eigenen Schweinen geschnitten und im eigenen Rauchfang geräuchert, und der Salat und die Kartoffeln wachsen in unserm Garten und den Wein keltert mein Knecht. Das merkt man, wie?“

„Ja“, bestätigte der falsche Carpe. „Ausgezeichnet! Im Palais National speist man nicht feiner.“

Der Vergleich dünkte ihm ein hohes Lob für die Küche der „Lilien“, wurde aber nicht so aufgefaßt. „Das Palais National kennt Ihr auch? Seid Ihr etwa einer von den Lottern, die dort aus und ein strolchen?“ Streng fragte die Wirtin und kreuzte die Arme unter dem mächtigen Busen.

Da log er mutlos: „Geschäfte . . . Geschäfte . . . Wenn man sich um die Mittagszeit in der Nähe befindet, kehrt man eben gelegentlich ein.“

So redeten sie also wieder von Paris und Mutter Marie fällte harte Urteile: Über die Grausamkeit dort, über die Unsitten, über die vielen unnützen Gesetze, das schlechte Papiergeld, das kaum höherwertig war als die Nachahmungen, die die Engländer herstellten und die gar nichts galten, über die Regierung im allgemeinen und Robespierre im besonderen. Die herbe Predigt schloß: „Einer muß kommen, der Ordnung macht und bei euch gründlich ausmistet. Wir vom Lande helfen ihm gern, wenn's nottut, und rücken mit Sensen und Heugabeln und Dreschflegeln an.“

Polycarpe wagte keine gerade Antwort und war auch ein wenig mit den Klagen einverstanden; ja, wenn die Frau wüßte, zu wem sie

Quelle. Halt — hüpfte da nicht ein braunes haariges Eichhörnchen zierlich von Ast zu Ast? Ja, ein Eichhörnchen mit kleinen munteren Äuglein und einem buschigen Schweif; buschig wie die Fellmütze des Kommandanten der Nationalgarde, des bärbeißigen Henriot. Weg mit Henriot! Weg mit der Garde! Die störten den Gottesfrieden des Abends. „Tz . . . tz . . .“ lockte Jean Baptiste das Eichhörnchen und hielt ihm, den Arm vorstreckend, eine Eichel hin: „Tz . . . tz . . .“ Und das Tierchen saß mäuschenstill auf einem wippenden Zweig und lauschte. „Tz . . . tz . . .“ Das liebe Vieh zögerte — durfte es dem Elefanten im roten Frack trauen? „Tz . . . tz . . .“, machte der rote Elefant nochmals sanft, und überlegend huschte die Eichkatze den Buchenstamm herab — kam krabbelnd näher — spitzte die Öhrchen und besiegte ihre Bedenken — ein Sprung und sie legte ihre Vorderpfötchen um die dargebotene Frucht. Husch — fort damit, in die Sicherheit einer schützenden Baumkrone. Entzückt folgten die Augen des Erbarmungslosen dem flüchtigen Tier, wie es auf den Hinterbeinen stand und mit den Nagezähnchen an der harten Schale knabberte. Ein Habicht stieß nieder, seine Flügel pfiffen. Davor scheute das untapfere Eichkätzchen und sprang in den dichtesten Wipfel, der es verbarg.

„Schade!“ klagte Polycarpe laut und spähte vergebens dem braunen Liebling nach. Und er tauchte die verschütteten Eicheln aus dem Wasserdumpf und legte sie der Buche zu Füßen.

„Hol sie dir später, du liebe Katze!“

Jean Baptiste setzte die Forschungsreise durch das Tierreich fort und nahm noch manches wahr, was ihm auch nicht übel gefiel: Eine schwarze stichelhaarige Raupe kroch zeitlos über ein Lindenblatt und beschnobberte es; gleich daneben, auf einer Anemone, eine zweite, die ein gelbes Zickzackmuster auf dem Rücken trug. Darüberhin, wie verheißende Zukunft, schwebte ein bunter Falter, ohne Ziel, ohne Zweck, graziös mit schillernden Flügeln. Eine Eidechse, steingrün und gewandt, raspelte durch die dürren Blätter des letzten Herbstes, hastete, horchte, duckte das Köpfchen, als grüßte sie irgendetwas und kroch in eine winzige Höhle.

„Hübsch ist das niedliche Krokodil!“

Ein Specht klopfte eine rissige Fichte ab und hämmerte und zerrte Käfer aus der Borke; eine Amsel trällerte und Vögel aller Art, deren Namen Jean Baptiste nicht zu nennen wußte, zwitscherten, flatterten und entschwanden.

Stunden gingen hin, einsame Stunden.

Am Waldrand erschien ein neues Geschöpf und die Freude des Erbarmungslosen wuchs ins Riesenhafte: Ein Reh! Ein schlankes, hellbraunes Reh — hellbraun wie die Augen von Artemis mit tugend-

„Heute gibt's ein Donnerwetter", erklärte Mutter Marie und packte zu Polycarpes Imbiß noch ein großes Stück Brot; „frisch gebacken! — Die Bienen zeigen Regen an, weil sie so unruhig schwärmen. Lauft nicht ins Endlose, daß Ihr nicht gebadet werdet, wenn der Tanz losgeht. Es wird grob werden, Herr Carpe. Auf ja und nein hat man einen Schnupfen und in Eurem Alter kriegt einer leicht den Lungendampf dazu. Bleibt hübsch in der Nähe auf der Terrasse."

Der Lungendampf schreckte den Erbarmungslosen diesmal nicht, aber die grauschwarzen Wolken entzauberten den Wald und deshalb trippelte er gehorsam, den verdächtigen Himmel stets im Auge, die prächtige Terrasse ab. An einer Stelle machte er beklommen halt — da war es, wo er damals Danton begegnete. Danton, dem Koloß, dem Donnerer, dem Gewaltigen! Dem unüberwindlichen Recken, den das Volk anbetete und den Robespierre mit einem einzigen feigen Fußtritt umwarf. Und Jean Baptiste Polycarpe hatte mitleidlos geholfen, den Heros zur Strecke zu bringen Ein kaltes Grauen überlief ihn. Ja, da stand Danton — gerade da; und träumte über die Umrisse des fernen Paris, von dem man heute nichts sah. Dunst, Nebel, Wolken verschlangen es. Ein häßlicher brauner Brodem übermalte die Stadt, wo ein rasendes Volk seine Raserei ins Unermeßliche trieb . . .

Träg und bleiern floß die Seine in öden, ermüdenden Bogen.

Danton faulte zerhackt in der Erde. Und mit ihm viele, viele andere; unzählige. Der König, die Königin, der Orléans, Girondisten und Dantonisten, Ultras und Gemäßigte, Pfaffen, Aristokraten, Bürger, Bauern, Gelehrte, Gauner und Helden, gleichgültig ob Mann ob Frau; Dirnen, Mädchen, Kinder — eine namenlose Armee von Opfern, über die des Unbestechlichen Federmesser hinschnellte, daß die Schädel taumelten wie Mohnköpfe unter der Schnittersichel. Sie fielen, alle, auch die Bürger von Chiron, die nie jemandem ein Leid zufügten, die nur unklug, dumm und feig waren. Sie wurden abgeschlachtet nebst anderen Unschuldigen und Schuldigen in Paris und Lyon und Verdun und Toulon und Orléans und Marseille und Straßburg. Entzweigeschnitten, erdrosselt, ersäuft, erschossen, weil es einem Pedanten einfiel, Menschen auszutilgen.

Das Maß der Revolution quoll über.

Jean Baptiste begriff plötzlich nicht, daß so etwas möglich war, und Jean Baptiste erkannte schaudernd, daß eine überschwere Last von Mitschuld seine Schultern drückte. Gebückt schlich er hin.

Robespierre mordete für eine Idee, die ihm heilig schien. — „Aber warum mordete ich?" fragte leichenfahl Polycarpe und zuckte bei der herausgeschrienen Frage. Ein Echo antwortete wirr.

Da löste sich eine Gestalt aus dem Wesenlosen, eine Gestalt, der er bisher nie Gewalt über sich gegeben hatte, so oft sie sich auch rührte.

das sagte! Er brauchte es nur seinem Freund Fouquier zu erzählen und sie fuhr schnurstracks zum roten Buchstaben.

Er begann vom herrlichen Wald zu reden.

„Schön ist er — und schlagreif", versicherte die Wirtin und blickte durch die Tür in die Gaststube der gemeinen Leute, wo Fuhrknechte johlten. Ein paarmal rief sie gebieterisch: „Wenn ihr raufen wollt, rauft euch meinetwegen auf der Gasse, nicht bei mir herinnen. Ich leide es nicht."

„Hoo!" höhnte ein brummiger Baß; „halt deinen Schnabel, Dicke! Wir sind freie Bürger und lassen uns nichts verbieten und nichts befehlen, am wenigsten von einem Weibsbild."

Mutter Marie stemmte die Arme in die Hüften und trat zum Polterer: „Was hast du gesagt?"

Der Fuhrknecht lachte und antwortete mit einer zotigen Anspielung auf ihre Wohlbeleibtheit.

Da nahmen ihn die zehn Finger ihrer gepolsterten Hände tüchtig bei den Ohren und zerrten kräftig: „Lump, ich werd dich lehren, anständig zu sein!"

Der Baß gröhlte ein bißchen jämmerlich und war still.

Sie kam zu Polycarpe zurück, fröhlich und aufgeräumt: „So muß man mit den Brüdern umgehen!"

„Daß Ihr Euch getraut!"

„Was ist denn weiter daran! Als die Pariser eure neumodische Maschine mitten am Markt aufbauen wollten und alle Männer ausrissen, hab ich allein die windigen Kerle mit dem Spanischen davongejagt. Nach Saint Germain kommt keine Guillotine so lange ich lebe. — Courage muß man haben, sonst nichts."

Auch die zweite Nacht verbrachte Jean Baptiste köstlich und schlief mit dem Vorsatz ein, Paris — Paris sein zu lassen und nach Chiron . . . nein, nach Saint Germain zu übersiedeln. Nicht eher freilich, als bis er Michelle und die Alte aus dem naßkalten Gefängnis befreit hatte; die beiden erbarmten ihm. Was die ausstanden an Furcht und Ungewißheit . . .

Der nächste Tag im Wald sollte es dem ersten mindestens gleichtun, wünschte der Erbarmungslose, und zur Vorsicht versorgte er sich diesmal mit einer ausreichenden Wegzehrung und einem Fläschchen goldgelben Landweines.

Aber dieser Tag ließ sich nicht so an wie sein unvergleichlicher Vorgänger. Vom Westen her rollten düstere Wolkenkugeln ins Firmament und auch über die Sonne strichen schon fahrige, verschmierte Fetzen, die das helle Licht fraßen.

Moose, rührte sich nicht, Fluten begossen ihn und sein roter Frack soff sich an.

Was nun? überlegte er und kämpfte gegen die grauen Anklagen des Gewissens. Fürs erste Michelle und ihre Mutter befreien. Die armen Frauen! Ja, sie hatten ihn belogen und betrogen und bedrückt, aber wie leicht wogen ihre Sünden gegen die seinen! Und gegen die Taten des unbestechlichen Meisters, der bald Diktator, Heros, ungekrönter König von Frankreich sein würde.

Er haßte und verabscheute Robespierre.

Weg aus Paris! Das Häuschen in Chiron um einen bürgerlichen Preis losschlagen und mit dem bescheidenen Erlös ein bescheidenes gutes Leben in Saint Germain führen, geleitet von Mutter Marie, der er alles beichten wollte. Sie würde ihn anhören, in ihrer geraden Art schelten und dann helfen . . . Gewiß würde sie einem Bekehrten helfen. Büßen mußte er, sich läutern, sich vor der ewigen Strafe retten, die unausbleiblich war, gab es eine Gerechtigkeit. Und es gab eine Gerechtigkeit. An Orléans, an Marat erfüllte sie sich. Wie oft predigte Rossignole von den Mühlen Gottes, die langsam mahlten, aber sicher! Vielleicht sollte er gar in ein Kloster gehen, nach Rom pilgern, den Stellvertreter Christi um Barmherzigkeit anflehen . . . Darüber mußte Mutter Marie, die Kluge und Feste, entscheiden. Die Tränen des Erbarmungslosen versiegten. Die löblichen Vorsätze trösteten: Hinein in die strenge Klausur, sich kasteien und geißeln, gottgefällig beten und fern von den Anfechtungen des bösen Feindes das zerknirschte Dasein beenden . . .

Naß bis auf die Haut lag Jean Baptiste im Gras; vom Himmel herab, von der Erde herauf quoll das Wasser, sickerte in die Kleider und netzte den Körper, daß ihn fröstelte. Polycarpe erhob sich zitternd. „Du! Du!" ballte er die Fäuste gegen Paris, das unsichtbar tief in Nebeln und Regen steckte.

Mit gebeugtem Nacken schlich Jean Polycarpe zu den „Lilien".

Mutter Marie empfing ihn mit Vorwürfen: „Herr, wie seht Ihr aus? Warum habt Ihr nicht gehorcht? Hab ich Euch nicht vor dem Unwetter gewarnt? Ach, so ein Mann ist blind und dumm — dümmer als die kleinste Biene. Und was bildet er sich ein! Marsch ins Bett, bis zur Nasenspitze unter die Decke und geschwitzt — ich koche heißen Tee mit viel Rum."

Der Gescholtene nickte nachgiebig und ließ sich ins Zimmer schieben.

Die resolute Wirtin brachte dampfenden Tee und setzte sich an den Bettrand. „Man lernt nie aus! Hätte einer diesen Unverstand eines erwachsenen Menschen für möglich gehalten?" Gutmütig spottend fügte sie bei: „Ihr müßt öfter zur Göttin der Vernunft beten!"

Eine Frau, schön und zart, die ihm stets nur Güte spendete und die er mit einem rohen Stoß dem rätselhaften Buchstaben vorwarf: Artemis. Seine Zähne klapperten gegeneinander und er stöhnte und straffte die Sehnen, aber es half nichts. Das Gespenst war da.

Artemis ... Die Phantasie narrte ihn und die Schattengestalt hetzte ihn in den Wald. Er lief, redete sich ein, das Reh, das Eichhörnchen, die Raupen, die Eidechse, den Falter, die Vögel zu suchen, und fand doch nur ein schattenhaftes Wesen in einem roten Mantel ...

„Ich hab sie getötet ..." Jean Baptiste keuchte und sank in Farren und Moos. Sein Gesicht fiel auf Vergißmeinnicht und Anemonen. Und er begann zu weinen, schrecklich und schmerzhaft zu weinen über eine Tote und einen Lebenden; über den roten Schmetterling und über sich.

Die anderen wilden und stillen Männer, die Furchtbaren, die Häuptlinge des Konventes, des Ausschusses, des Gemeinderates, der Sektionen hatten Zwecke, Ziele, für die sie grausam waren, aber er: Jean Baptiste aus Chiron, dem es gleichgültig war, ob ein König regierte oder ein Diktator, der Hof oder der Pöbel, wenn es nur seiner Wehleidigkeit wohl erging — der war nicht gut und nicht böse, sondern furchtsam und eigennützig; er war kein Brennheißer und kein Eiskalter, sondern ein Lauer, den man anspie. Aus Angst und Bangen verarmte er in Chiron, unter dem Deckmantel der Nächstenliebe, während er in Wahrheit nur die Rachsucht der faulen Steuerzahler fürchtete; aus Eigennutz und Feigheit mißbrauchte er später seinen Einfluß in Paris. Besorgt um sein armseliges wertloses Dasein beging er alle Verbrechen.

Grollend kollerte der Donnerwagen des anziehenden Gewitters über den wolkenschweren Himmel. Ein frostiger Wind pfiff durch den Wald und schüttelte die Bäume.

Jean Baptiste lag im Moos und dachte.

Zuerst hatte er sich im Konvent von allem ferngehalten, was er nicht verstand oder was ihn anwiderte, aber bald hatte er mit den wilden Männern am gleichen Strang gezogen und überbot die wildeste Niedertracht. Zuguterletzt handelte er aus wollüstiger Grausamkeit, in einem blöden Trieb wahnwitziger Selbstüberhebung, erfüllt von krankem Machtdünkel, boshaft, bestrebt, hinter niemandem zurückzustehen und jeden zu überbieten. Ein Zäsarenwahn, scheußlich und skrupellos ...

Mit unheimlicher Deutlichkeit überschaute Jean Baptiste sein Leben; wie böse er die Menschen, gegen die irgendeine Meute wütete, dem Henker überlieferte. Eine endlose Reihe, vom König angefangen über Artemis hinweg bis zum Fleischer und Bäcker, die er denunzierte.

Ein Blitz zuckte auf, ein Donnerkeil zersprengte die Wolkenmauer und der entfesselte Sturzregen prasselte nieder. Polycarpe, platt im

Auf ein lustiges Wiedersehen!“ Ein schneeweißes Taschentuch winkte dem Wagen nach: „Auf Wiedersehen — bald!“

Das Gewitter des Vortages hatte die Landschaft gewaschen, und frisch und grün dehnte sich die sommerliche Welt unter einem reinen blauen Himmel, von dem die Sonne leuchtete, warm und strahlend, ohne zu glühen und zu stechen. Gräser und Blumen hoben sieghaft ihre erquickten Kelche, die Bäume an der Straße ragten neu belebt und auch die Ziegeldächer der Häuser und Meierhöfe färbte der Regen wieder neurot und blank.

Der Wagen klapperte durch Marly, durch Bonjuval an der Seine, am Schlößchen Malmaison vorbei und an Nanterre, wo die heilige Genoveva geboren wurde.

Polycarpe hing Gedanken nach, die noch immer ernst waren, aber lange nicht mehr so zerknischt wie tags zuvor. Er überprüfte seine Pläne, die Bicornous zu erlösen, auf sein Amt zu verzichten, seine sieben Sachen in der Rue Crebillon einzupacken und sich in die Heimlichkeit bei Mutter Marie zu verkriechen. Einfältig, kurzsichtig und hoffnungsdufelig, einzig darauf bedacht, einen beschaulichen Lebensabend zu genießen. Er schwelgte in rosenroten Zukunftsbildern, die ihn beglückten.

Die Kutsche rollte über die äußersten Linienwälle von Paris, die Häuser wurden größer und breiter, die Gärten schmäler und dürftiger und regelrechte Straßen zogen sich rechts und links von Platz zu Platz.

In den Kirchtürmen bimmelten die Glocken.

Eine Unruhe packte Polycarpe, ein Ahnung bedrückte sein Herz, eine Furchtsamkeit, daß er mühsamer atmete.

Die Leute, denen man begegnete, schauten ihn düster an, dünkte es ihn, und er blickte weg. Eine seltsame Bewegung, die er nicht zu deuten vermochte, war unter den Menschen. Zu Haufen standen sie beisammen und redeten heftig, zehn und mehr auf einmal, und warfen die Arme und hatten rote Köpfe. Oft mußten die Pferde halten und es verging eine Weile, ehe man dem Wagen Platz machte. Dann trabten sie wieder eine kurze Strecke bis zum nächsten Hindernis.

Die Luft summte und surrte und dröhnte — ein Rauschen wie von fernen Brandungen.

Die Sturmglocken flogen über Paris.

Schon tauchten die Tuilerien auf, die ihre Türme und Dächer als Schattenrisse in den Himmel zeichneten. Bewaffnete ungestüme Massen schwangen ihre Glieder, Knüttel und Waffen, Piken, Säbel, Flinten, Messer, Faustbirnen, Sicheln, Hämmer, sogar Scheren und Gabeln; Männer und Weiber durcheinander; zankend und begeistert, je nachdem, da singend und dort betrunken johlend. Fahnen flatterten — blau,

Polycarpe lächelte matt; ihre hausbackene Mütterlichkeit wohlte ihn. „Liebe Mutter Marie . . .“

Regsam wie ein sprudelnder Wasserstrahl plauschte sie: „Der Regen ist ein Segen für die Ernte. Unser Herrgott hat ein Einsehen und vergilt uns nicht, was wir an ihm freveln. Morgen scheint wieder die Sonne und Ihr seid hoffentlich gesund und hütet Euch vor neuen Dummheiten.“

Die sanften, wohlmeinenden Vorwürfe schläferten Polycarpe ein und im Halbschlummer lispelte er: „Morgen fahre ich nach Paris . . . ich habe Geschäfte . . .“

Mutter Marie besorgte einen Wagen, war aber sonst recht ungehalten: „Wieder eine Verkehrtheit, Herr Carpe, heute zu reisen, statt Euch zu erholen und abzuwarten, ob das Regenbad keinen Körperschaden anrichtete. O, die Mannsbilder!“

Jean Baptiste beglich die Rechnung und trennte aus dem Rockfutter den letzten seiner goldenen Louisdors. „Ich werde mich in Paris schonen.“

Die Wirtin wehrte ab: „Gold! Was fällt Euch ein! Behaltet es! Wo es so rar ist. Wie komme ich dazu?“

Gerührt streichelte er ihren weichen Arm: „Danke, danke, Mutter Marie; tut mir den Gefallen und nehmt den Goldfuchs an. Mir wird er nicht fehlen und Ihr habt ihn an mir verdient.“ Er wollte einer Regung nachgeben: „Ich komme bald wieder und dann bleibe ich da. Wenn Ihr inzwischen etwas benötigt, so schreibt mir in die Rue . . .“, aber der Satz blieb unvollendet; an wen sollte sie denn schreiben? So in der Eile konnte er sich unmöglich zu seinem wahren Namen bekennen. „Ich komme sehr, sehr bald wieder!“ sagte Jean Baptiste nochmals.

Mutter Marie aber argwöhnte: „Verheimlicht Ihr mir etwas, Herr Carpe? Habt Ihr mir eine Komödie vorgespielt? Seid Ihr etwa ein anderer, als Ihr mich glauben machtet?“

„O, wie denn . . .“, murmelte Polycarpe; „Kutscher, vorwärts!“

Doch sie hielt seine Hand fest: „Gut, Ihr mögt Eure Gründe haben . . . Nur noch eins, Herr, zum Abschied — wenn Ihr Robespierre begegnet, so richtet ihm aus, daß er in die Irre geht und den Staatsgaul beim Schweif aufzäumt. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit und alles das Zeug — ganz schön, obwohl ich nicht viel davon halte, aber das Volk will Ruhe, Freude, Frieden und genug zu essen; will arbeiten und verdienen. Das ist ihm die Hauptsache und es liebt jede Regierung, die diese Wünsche erfüllt. Die neuen Pariser Begriffe sind höchstens Mittel dazu. Der Konvent verwechselt Mittel und Zweck — und vergreift sich überdies noch bei der Ausführung. Und jetzt adieu, Herr Carpe oder wie Ihr wirklich heißt. Auf Wiedersehen!

Etliche Gardisten brachen sich mit Flintenkolben Bahn durch den Rummel und teilten rechts wie links gehörige Püffe aus. Jean Baptiste prasselte den nächstbesten Sergeanten an: „Was ist das für eine Wirtschaft! Im Konvent gehen wichtige Dinge vor und mich läßt man nicht hinein. Ich bin Deputierter und verlange Respekt!“

Der Sergeant lachte breit: „Gut, es wird schon zu machen sein.“ Und schob den Deputierten, der Respekt forderte, wie einen Mauerbrecher vor sich her, wodurch Polycarpe zwar vorwärts rückte, aber nicht ohne Insulten, Verfluchungen und Prügel von jenen, denen er die Zehen abtrat. Eine letzte Nachhilfe und der Erbarmungslose flog, durch eine mächtige Kraft getrieben, die Treppe aufwärts.

„Da wären wir!“ stellte der Sergeant mit berechtigtem Stolz fest. „War das eine Arbeit! Ihr seid auch nicht der Leichteste!“ Er schöpfte Atem. „Gut hab ich's gemacht, wie? Mein Name ist Faure, wenn Ihr meine Tüchtigkeit empfehlen wollt.“ Nicht zufrieden mit seiner bisherigen Leistung beförderte er seinen Schützling weiter, den Rest der Treppe hinauf, ungeachtet der Stufen, über die er strauchelte. „Beeilt Euch, Bürgerdeputierter, sonst habt Ihr das Nachsehen. Man hat den Halunken Robespierre und seine Bande geächtet und ich soll ihn mit meinen Leuten abführen. Weiß der Teufel, ob ich den Kerl ungeschoren ins Luxembourg bringe — die da drunten lauern schon und möchten ihm am liebsten die Knochen brechen.“

Darauf war Polycarpe nicht vorbereitet gewesen: Robespierre geächtet! Er strebte wiederum auf die Gasse hinaus, aber der Sergeant Faure mißverstand die Bewegung und half in der entgegengesetzten Richtung nach: „Vorwärts! Die Tür da! Nur wacker hinein!“

Der Saal rauschte, rauschte noch furchtbarer als die Straße. Man rang; das verzweifelte Ringen eines kleinen Häufleins mit einer schier unüberwindlichen Überzahl. Robespierre, St. Just und Couthon gegen alle die anderen, gegen wilde, heulende Tiere.

Der Spitzkopf Tallien, kenntlich trotz seiner blauen Wangenfärbung an dem schön geringelten Kinnbart, der Schwätzer Tallien, um eine leichtsinnige Frau, die den Tugendhaften geschmäht hatte, zu retten, betrieb das Kesseltreiben gegen Robespierre und mühte sich, den Tollhauswirbel mit einer feurigen Rede zu übertönnen, aber nur die Schlagworte hallten verständlich: „Tyrannei! . . . Diktatur! . . . Triumvirat! . . .“

Ein Haarkräusler hatte dem Tugendhaften beim Bartschaben über die Schultern geblickt und las von einem Zettel die Liste ab, die der Ausschuß für Fouquier entwarf — las den Namen Tallien am ersten Platz und plauderte seine Entdeckung aus. Liebe und Todesfurcht ver-

weiß, rot — Kokarden schimmerten — blaue und rote, aber auch weiße, sträflich weiß und sträflich royalistisch. Die einen jauchzten der Republik zu, die anderen einem König. Wachen zu Pferde rückten an, zogen blank, sollten Ordnung machen unter all den Blau-weiß-roten und Königsweißen, die gleicherweise gefährlich schienen, und hieben ein, flach und scharf, wie sich's traf.

Polycarpes Gefährte stak eingepfercht zwischen den Leuten und die Gäule schnaubten und der Kutscher zerrte ängstlich an den Zügeln: „Bezahlt und steigt aus! Hier gefällt es mir nicht."

Jean Baptiste besänftigte: „Geduld, mein Freund, Geduld!" und zitterte, was es denn eigentlich gab.

Niemand verstand, was die Menschen schrien, niemand schien zu wissen, warum man drängte und puffte und sich aufregte. Weitoffene Mäuler heulten, flatternde Haare wehten und runde Augen blitzten wütend. Aus den Seitenstraßen, vom Marsfeld, den elysäischen Feldern her strömten Horden und griffen an — oder eilten Angegriffenen zu Hilfe oder wehrten ab. Nichts war zu unterscheiden. Der Trubel vermengte Bürger und Soldaten, Freunde und Feinde, Entschlossene und Gaffer.

Der Kutscher erspähte ein Seitengäßlein und lenkte ein. „Hü! Hü! Braune!"

„Näher an die Tuilerien!" befahl Polycarpe. „Zum Konvent!" Er mußte doch erfahren, wem der Rummel galt.

Aber bald hemmte wieder ein wüster Auflauf, eine Balgerei den Weg und Jean Baptiste warf dem Kutscher eine Handvoll Assignaten zu. Zu Fuß konnte man sich vielleicht durchwinden. Doch auch das war nicht einfach, denn niemand gab Raum und jeder preßte sich selbst in das Gedränge.

Gegenüber der Eingangstür zum Konvent stand Polycarpe und vermochte keinen Schritt zu tun, sich kaum zu rühren. Das Gebrüll erregte ihn. Und was brüllten sie denn? Robespierre — Robespierre — Robespierre klang heraus. Also eine Ovation! Wahrscheinlich eine Ovation — gewiß; der Unbestechliche hatte eine zündende Rede gehalten ... die Diktatur verkündet und nun feierten sie ihn ... Im übrigen fühlte sich der Erbarmungslose recht unbehaglich, er wurde schonungslos hin und hergeworfen, erhielt Püffe und Rippenstöße und die Luft roch übel nach Wein, Schweiß und Tabak. Neben ihm wimmerte ein schwächliches Männchen, man drücke es tot. Polycarpe stemmte die Ellenbogen ein und pfauchte kurzatmig. Vor sich und neben sich sah er Köpfe, Arme, Rücken, grimassenschneidende Gesichter, und hinter sich hörte er Geschimpfe, Gejammer, Gebrüll.

Eine überstürzte Hast, die reinen Tisch machte, ehe Henriot, ehe die Jakobiner der Vorstädte ihre Kräfte sammelten, um den Häuptling zu befreien.

Robespierre stand im Karren und torkelte, weil die Räder über das Kugelpflaster stolperten; er krallte die mageren Finger in den fetten Arm Jean Baptistes: „Man wird uns retten . . .“

Polycarpe bezweifelte es.

Der Empfang im Luxembourg schien dem Tugendhaften recht zu geben. Die Kerkermeister murmelten etwas, murrten und weigerten sich, die Gefangenen aufzunehmen: „Daß es unsere Köpfe kostet!“ Bums — die eisenbeschlagene Tür schlug krachend zu.

Die Gardisten fluchten, beriefen sich auf den Befehl des Konvents und bearbeiteten das geschlossene Tor mit den Flintenkolben. Die Kolben zerspellten und das Tor blieb heil. Wohl aber steckten die mutigen Kerkermeister Pistolen aus den Fensterluken: „Schert euch, Gesindel!“

Sergeant Faure schäumte: „Pack, verfluchtes! Wir kommen wieder!“ Aber was tun bis zum Wiederkommen?

„Seht Ihr!“ sagte der Unbestechliche und seine fiebrigen Augen glänzten.

Jean Baptiste zuckte die Achseln, eigentlich nur neugierig, was geschehen würde.

Plötzlich umlagerte eine Menschenmenge den Karren und brüllte, daß die Gendarmen nicht begriffen, ob man Robespierre befreien, ob man ihn erschlagen wollte.

Der Tugendhafte mit den undurchsichtigen Augen und den blutleeren Lippen ergriff das Wort: „Patrioten! Brüder! Man vergewaltigt mich und die Freiheit. Ein schändliches Komplott rüttelt an den Grundfesten der einen und unteilbaren Republik, die unser aller Mutter ist. Schützt uns! Schützt euch! Schützt Frankreich!“

„Hoch Robespierre!“

„Hoch Frankreich!“

„Hoch die Republik!“

Sergeant Faure kratzte sich die Kopfhaut wund, als bissen ihn die Läuse. „Eine verflucht dumme Geschichte . . . Wenn Henriot auch noch kommt, bin ich geliefert.“

Polycarpe wischte sich den Schweiß von der Stirn und die Worte Dantons fielen ihm ein: „Sie werden siegen, denn sie haben die Kanaille hinter sich!“

Truppen rückten an, blaue Soldaten, und Sergeant Faure glotzte gierig: Sind sie für Robespierre oder sind sie gegen ihn . . .

Henriot war es, der General Henriot, der treue Henriot, der Jakobinerheld, das Stehaufmännchen Henriot, das der Konvent in ein

liehen dem Spitzkopf den Mut zu den Worten: „Tyrannei! ... Diktatur! ... Triumvirat! ..."

Drei Schritte vor ihm kauerte Couthon, geifernd und zerbrochen, und St. Just, der Taugenichts, in einem nagelneuen weißen Stutzerkostüm und einem kokett geknoteten Halsbündel, hob beschwichtigend, beschwörend die Hände — eine Pose, dem priesterlichen Sittenprediger seiner Jugend abgeguckt.

Vergeblich.

„Tyrannei! ... Diktatur! ... Triumvirat! ..."

Robespierre klebte mit dem Rücken an der Wand, die Knie eingedrückt, die Füße einwärts gestellt, und so lallte er: „Präsident! Präsident von Mördern ... ich verlange das Wort ... ich verlange zum letztenmal das Wort ..."

„Schweig Tyrann!" Tallien gebärdete sich wie ein ekstatischer Komödiant. „Fort mit dem Bluthund, in den Kerker, unter die Guillotine!"

Und Thuriot, der den Vorsitz führte, läutete und läutete, aber niemand hörte darauf.

„An euch, tugendhafte Männer der Ebene ...", begann Robespierre; „ich appelliere an euch ..."

Jean Baptiste machte sich klein, kleinwinzig, um nicht gesehen zu werden, doch da packte ihn eine harte Hand im Nacken: „Da ist noch einer — Polycarpe, der Erbarmungslose. Der gehört zum Kleeblatt!"

Der Spitzkopf zwinkerte und verkündete als Sprachrohr des Konventes: „Polycarpe, der Deputierte von Chiron, ist geächtet. Hat jemand etwas dagegen, Bürgerdeputierte?"

„Legt ihn zu den andern!"

„Hund!"

„Daß er uns nicht entwischt, der Fettklumpen!"

Und Sergeant Faure nahm seinen Schützling von früher fest: „Ah, du bist auch ein solcher ... und schleuderte ihn den Garden zu, die Jean Baptiste zur Tür hinausdrehten.

„Jetzt die anderen — Robespierre, die beiden Robespierre, St. Just und Couthon ..."

In ein paar Karren verladen fuhren die Geächteten von den Tuilerien ab. Robespierre und Polycarpe ins Luxembourggefängnis, St. Just zu den Ecossais und hernach die übrigen, getrennt, verteilt, damit sie nicht miteinander konspirierten. Couthon, das lächerliche Krüppelchen, setzten die Gendarmen auf sein Dreirad: „Kurbel selbst!" und rannten neben dem Wägelchen her, das sie zu einem alten Nonnenkloster lenkten.

Alle Glocken schwangen. Paris brodelte, kochte, sott: Mann gegen Mann, Idee gegen Idee. Man stach, schlug, schoß, und wer keine Waffe hatte, der kratzte mit den Fingernägeln.

Aber die Kanoniere überlegten immer noch.

Konventskommissäre schwenkten die Trikolore und forderten die Anerkennung des wahren Willens der Nation — die Anerkennung der Dekrete von fünfhundert ängstlichen Repräsentanten. Sie versicherten marktschreierisch: „Geächtet sind sie, außerhalb des Gesetzes, und die Menschenrechte wurden ihnen abgesprochen.“

Die angeborenen, ewigen, unveräußerlichen Menschenrechte.

Henriot umschmeichelte die Kanoniere, sie möchten doch endlich auf die Tuilerien feuern, und gab das Zeichen zum Trommelwirbel. Aber die Trommler rührten keinen Finger und die Kanoniere drehten die Geschütze gegen das Stadthaus.

Das entschied.

Und Jean Baptiste dachte: „Eine unphilosophische Kanone ist unter Umständen vernünftiger als die vernünftigste Philosophie.“

Der Konvent frohlockte und seine Truppen fegten durch die Straßen und griffen den hilflosen Henriot an. Man lieferte sich die seltsame Schlacht am alten Greveplatz.

„Sieg! Sieg! Sieg!“

Henriots Häuflein zersprengt, er selbst — ein General ohne Soldaten — gefangen, das Stadthaus erstürmt und die Triumvirn samt ihren gleichgültigen Anhängern zum zweitenmal dingfest gemacht.

„Dacht ich's doch!“ sagte der Sergeant Faure und nahm Polycarpe beim Kragen.

Robespierre schlug mit zerschmetterter Kinnlade langhin auf die Diele; irgendeine Kugel hatte ihn getroffen. Sein kleiner Bruder warf sich verzweifelt aus dem Fenster, Henriot ihm nach, aber sie stürzten zu weich, auf einen Düngerhaufen. Couthon kroch mit seinen welken Gliedern unter den runden Tisch, wo ihm der Stiefelabsatz Faures, der den Konvent hoch leben ließ, die Schneidezähne einstieß. Und St. Just beugte sich über den todwunden Meister: „Wie geht es dir? Kann ich helfen?“

*
* *

Der Konvent triumphierte über den Wohlfahrtsausschuß und im Konvent triumphierte der Spitzkopf Tallien, der aus Angst um sich und aus Liebe zu einer leichtlebigen Frau Weltgeschichte machte.

Tallien ordnete alles an: „Zurück in die Gefängnisse mit den Verhafteten. Im Stadthaus dürfen sie nicht bleiben. Prozesse sind über-

Zimmer gesperrt hatte, aus dem ihn seine Freunde heraushieben. Er umarmte Robespierre, er umarmte Polycarpe und lachte hellauf: „Zum Stadthaus, Bürgersoldaten, ins Stadthaus! Im Triumph! Das Vaterland ist gerettet — Robespierre lebt!"

„Hoch Robespierre!"

Sergeant Faure bemerkte geistesgegenwärtig, es sei schlechterdings gleichgültig, für wen man sich schlage und rief: „Ich habe ihm die Lumpen von ganz Paris vom Hals gehalten. Hoch Robespierre! Auf ins Stadthaus!"

Zum Stadthaus. Wie ein Regenwurm krochen Garden, Gendarmen und Volk zum Greveplatz und mitten unter ihnen der Unbestechliche und der Erbarmungslose.

„Nieder mit dem Konvent!"

„Wehe dem Konvent!"

„Hab ich es nicht gesagt?" fragte der Tugendhafte.

„Ja", antwortete Jean Baptiste; „Ihr habt es gesagt."

Im Stadthaus war das Triumvirat wieder vereinigt, dazu Fleuriot, Payan, Lebas, Dumas und auch der Schuster Simon, der schielte und bisher den Dauphin im Temple zu martern hatte.

Man schüttelte einander die Hände, man setzte sich um einen runden Tisch, der ehemals in Versailles stand, beriet und hielt Kriegsrat. Einen müden, zerfahrenen, unentschlossenen Kriegsrat, der Proklamationen verfaßte und das Volk aufrief. Der nicht mehr seegrüne, der schon leichenwächserne Robespierre, dem die blassen Mundwinkel zuckten, redete: „Freunde, man hat uns austilgen wollen; es ist nicht gelungen. Die Tugend geht nicht unter, das Volk verrät seinen Vater nicht." Ölig wie stets flossen die Phrasen.

Polycarpe dachte: „Danton fehlt uns; aber das läßt sich nicht mehr ändern."

Couthon kritzelte auf ein Stück Papier, das den Aufdruck „Der Stadtrat von Paris" trug; er kritzelte Namen — nur Namen; die Namen der Unzähligen, die er zur roten Messe schicken wollte; an der Spitze: „T a l l i e n."

Inzwischen kämpfte Paris wider Paris und Paris besiegte Paris. Für den Konvent, gegen den Konvent, für Tallien, gegen Tallien. Die Kräfte rissen hin und her, die Entscheidung schwankte und die Streiter schauten sich beiderseits nach Unterstützung um.

Henriot sprengte zu Pferde überall hin, belobte die Nationalgarden und beschwor die Kanoniere, die unentschlossen die Geschütze bald auf die Tuilerien, bald auf das Stadthaus richteten: „Steht zu Robespierre! Steht unentwegt zu ihm, meine tapferen Brüder! Wir vertrauen euch!"

sich ein greller Lichtbalken, in dem Staubflimmer wurlten, von der Sonne her in den Kerker.

Jean Baptiste reimte sich in den Stunden, die ihm dafür übrig blieben, mancherlei zusammen, über sein zerbröckeltes Leben und dergleichen, und er bedurfte keiner sonderlichen Gewissensforschung, da er schon während des tollen Gewitters in Saint Germain sein Herz umgewühlt hatte. Damals stülpte er Herz und Seele und Hirn um. Er weinte nicht einmal, so leicht er sonst weinte, er beschäftigte sich im Geist mit Artemis und den anderen, mit vielen, vielen anderen, die vorangingen, und nur die Vorstellung, es könnte jenseits ein Wiedersehen geben, machte ihm Bedenken. Aber selbst diese lästigen Bedenken wichen einer besseren Überlegung: Im Jenseits würde es nicht so dreist und frech und unerbittlich zugehen wie diesseits auf Erden, wie auf der schmutzigen Erde, die er gründlich satt hatte. Aug um Aug und Zahn um Zahn — ja, das stand in dem alten Judenbuch zu lesen, aber im Himmel galten sicherlich andere Gesetze, als Vergeltung und Rache. Im Himmel — Jean Baptiste kramte in den Resten seines Kindheitsglaubens, tat dazu ein Bißchen seines kargen Wissens und malte einen für sein trostloses Ende mildtätigen Himmel: Einen nachsichtigen, verzeihenden, gnädigen. Zweifel, die an einem solchen in ihm aufkeimen wollten, wies er weit, weit von sich ...

Robespierre stöhnte und phantasierte im Fieber, das in seinem Blut glühte. Polycarpe schob ihm mit weicher Hand den üblen Verband über der Wunde zurecht und netzte die heißen Schläfen mit kühlendem Wasser. Lange und ernst betrachtete er den Tugendhaften beim silbrigen Sternenschein: „Armer unglücklicher Advokat von Arras!“ Dann beugte er sich über den zerkrümmten Couthon, in dem Magenkrämpfe bohrten: „Habt Ihr Schmerzen?“ Keine Antwort. Melancholisch lächelte er St. Just zu, der durch die Luke in die unabsehbaren Fernen des Nachthimmels starrte, nicht ohne daß er vorher sein Halsbündel ordentlich geschlungen hätte. Henriot redete und niemand achtete darauf.

Jean Baptiste fühlte keine Furcht, vor gar nichts, am wenigsten vor dem Tod. Was in seinem schwachen Ich an Sterbensangst war, hatte sich in den Jahren aufgezehrt und zurückblieb eine unendliche Ruhesehnsucht. Was ihm einst am schrecklichsten dünkte, schien jetzt freundlich und erlösend: Das Auslöschen, das Ende, das unwandelbare Nichts.

Statt Angst Erlösung.

„Auf! Vorwärts!“

Die wilden Männer im Konvent besorgten, ihr wertvollstes Opfer könnte der Guillotine wegsterben und so beeilten sie sich, Robespierres Hals in die Scharte zu stecken.

flüssig. Geächtete gehören aufs Schafott. Fouquier-Tinville mag sich damit begnügen, ihre Identität festzustellen."

Die Garden, die immer dem gehorchten, der die größten Gesten und die lauteste Stimme hatte, nickten und handelten.

Es war Talliens Tag, es war Talliens großer Tag, es war Talliens einziger großer Tag.

Robespierre wurde vom Tisch, auf dem er beinahe starb, heruntergewälzt und auf eine Bahre geladen, mit der sich zwei Männer schleppten. Bloßfüßig, die Waden nackt, da die Strümpfe zerrissen waren, der schmutzige Fetzen um das zerschossene Kinn blutangesogen, das Hemd rot bespritzt, die höhnisch bourbonenblaue Weste und die Pantalons zerfetzt, so trug man den Unbestechlichen durch die Straßen; hinterher hinkte sein Bruder auf vom Fenstersturz verstauchten Beinen; hinterher Henriot, der seine treulosen Soldaten ehrlos und vertrottelt schalt; hinterher Couthon in seinem rollenden Krankenstühlchen und wiederum hinterher Simon, Dumas, Payan, Fleuriot — im ganzen zweiundzwanzig, darunter zum Schluß Jean Baptiste, dem wilde Girondisten, obschon er sich gar nicht zur Wehr gesetzt hatte, den roten Staatsrock bösartig auseinanderrissen, daß das schöne teure Tuch am Rücken klaffte.

Derweilen wurde es dunkel, Nacht, und die Kerkermeister im Luxenbourg, durch die Kanonen von der Schuld Robespierres völlig überzeugt, weigerten sich nicht mehr, ihn und seine Genossen aufzunehmen. Da sie eigentlich keinen Platz hatten, entließen sie nach Belieben und sehr eigenmächtig ein paar Dutzend längst Verhaftete; nun gab es genügend freien Raum.

Fouquier, der gleich seinem nachrichtenden Kollegen Sanson von der Guillotine die Ansicht vertrat, keine persönliche Meinung, sondern nur ein Amt zu haben, stellte sich mit Kommissären und Schreibern ein, lächelte dünn, blinzelte schwachsichtig nnd protokollierte, die Zwänglinge, die er vor sich habe, seien dieselben, die der Konvent ächtete: Robespierre, St. Just, Polycarpe; auf die übrigen kam es weniger an. Nach dieser Klarlegung und Feststellung entfernte er sich ungerührt mit dem Selbstgefühl gut getaner Arbeit.

— O, du . . .! dachte Jean Baptiste.

Die Gefangenen schickten sich drein, weil sie sich dreinschicken mußten. Paris gab sie auf, und wen Paris aufgab, der gehörte dem rätselhaften Buchstaben auf dem Revolutionsplatz. Nur unterdrückt ächzten und stöhnten sie, die Verwundeten, Zerschlagenen, Verprügelten; die heil Gebliebenen lagen still dahin. Sie lagen auf Brettern, auf Stroh, auf nackten Steinplatten, und durch das einzige Gitterfenster glitzerten zuerst Sterne, dann graute der Tag und am klaren Morgen stemmte

Paris war irrsinnig.

Über Couthon, über diese verkrüppelte Affenschande der Menschheit, spöttelten Spaßmacher: „Ist das ein Gerümpel! Und wie seine Beine fröhlich baumeln!“

Ein Bauer fragte höhnend: „Hast du Bauchweh, Zwerg? Nur Geduld — steckt einmal dein Kopf im Sack, dann hört auch das Leibschneiden auf.“

Ein Finger zielte mitten auf die Brust Polycarpes: „Da kommt er, der Erbarmungslose!“ Michelle, säuerlicher denn je, und ihre Mutter, die fischäugige Witwe Bicornou, standen auf einer umgekippten Bank, um besser zu sehen, und daneben ein Pfaffe, der Abbé Grossetête, schlecht rasiert und grinsend. Der Kerkermeister hatte die Frauenzimmer losgelassen, um für die Triumvirn Platz zu schaffen.

„Der Erbarmungslose ... der Erbarmungslose ...“

Auf einem Eckstein kniete Chloris mit der Stupsnase in einem kaum mehr anständigen Kostüm und tupfte mit dem Taschentuch je eine Träne aus den Augen. „Der arme Jean Baptiste ...“

„Weil er dich immer frei gehalten hat“, erklärte die schmale Messaline das ihr unverständliche Mitleid. „Er ist ein rechtes Scheusal.“

Polycarpe warf gleichgültige Blicke über Michelle und die Alte, über Chloris und Messaline und dachte nebenbei, daß die Mutter Marie nie erfahren würde, warum Pierre Carpe sie nicht mehr heimsuchte ... Dann starrte er geradeaus auf das viereckige rote Gerüst.

Nüchtern hob sich der hebräische Buchstabe vom Morgenhimmel ab.

Wie die Schlächter ihre Kälber rissen die Gendarmen die zweiundzwanzig Geächteten von den Karren; einen nach dem andern. Nur Robespierre und Couthon trugen sie.

„Den da nehmen wir zuerst“, sagte der Sergant Faure; „der geht allein und macht die geringsten Scherereien. Man muß immer mit dem Bequemsten anfangen.“ Er meinte Polycarpe.

Jean Baptiste, der Erbarmungslose, entgegnete höflich, würdig und schlagfertig, wie er es früher nie gewesen war: „Sehr gern, mein Herr Soldat, ich werde Ihre Zeit nicht lang in Anspruch nehmen. Das Sterben ist ja eine Leichtigkeit und nur das Leben bereitet fortdauernd Schwierigkeiten.“

„Die Gerechtigkeit bedarf seiner Hinrichtung“, deklamierte der unausstehliche Spitzkopf Tallien.

Wer noch gehen konnte, den trieben die Gardisten und Gendarmen aus dem Kerker vor sich her und die Kranken und Wunden luden sie gewalttätig auf Bahren.

Vor dem Tor wartete ein Karrenzug und Sergant Faure teilte die Gefangenen schockweise ein: „Ihr dahin — ihr dorthin!“ Robespierre, St. Just, Couthon und Polycarpe in die erste der roten Kutschen.

Eine unermeßliche Menge füllte alle Straßen und Gassen und Plätze, durch die der Wagenzug fuhr, eine unermeßliche Menge von Bürgern, Handschuhmachern, Bäckern, Schlossern, Ladenschwengeln, Kutschern, Selchern, Frauen, Hallendamen, gefälligen Mädchen und Kindern — ganz Paris. Und über die geschäftige Stadt flogen die Sturmglocken und übertönten den Lebenslärm der Neugierigen, die schwatzten und lachten. Zu beiden Seiten des Weges bis zum Revolutionsplatz aber formierten sich die Truppen und ein Haufen Bewaffneter begleitete die Karren noch besonders. Ihnen voran ritten Weiber im Herrensitz, so daß die Gassenjungen etwas zum Belachen hatten. Ein junges Mädchen mit ziemlich schlechtem Ruf rührte ohne Unterlaß die Trommel.

Sergant Faure tat ein Übriges und zeigte wie ein Marktschreier mit der Säbelspitze auf Robespierre, damit die Leute ihn nicht übersahen, was sonst leicht hätte geschehen können, denn der Tugendhafte, der Unbestechliche, der Mann von gestern war ein Bündel zerschlissener Kleider, ein eingemummelter Schädel, an dem der rotfleckige Verband nur eine schmale, bläulichweiße Nasenspitze freigab.

„Nieder mit dem Tyrannen!“ Das Geheul flog von Mund zu Mund. „Nieder mit dem Tyrannen!“

„Dein Tod beglückt mein Herz! O daß ich den Tag erleben darf!“ Ein Girondist frohlockte so.

Ein altes Weib kreischte: „Gib mir meinen Sohn wieder, Ruchloser! Fahr zur Hölle unter den Flüchen aller Mütter!“

„Nieder mit dem Tyrannen!“

Vor dem Wohnhaus Robespierres in der Rue St. Honoré stockte die Fahrt und aus der offenen Tür hallte die Stimme eines Unsichtbaren: „Dantons Blut fließt dir in den Rachen, Massenmörder! Daran erstickst du!“

Die bläulichweiße Nasenspitze zuckte.

Aus einem Fenster spuckten Übererregte herab, von den Balkons klatschten Frauen, auf den Dächern krabbelten Jungen und pfiffen. Lumpige Weibsbilder umtanzten den Wagen und winselten und jauchzten und strampelten wie Verrückte.

schönen Stadtherrenzimmern soll alles krachen, weil die Tischler nicht erwarten können, bis das Holz tot ist. Wenn der Mensch nur ein paar Tage auf der Bahre liegt, denken sie, so wird's beim Brett mit ein paar Monaten Abliegen genug sein. Unser Zimmermann im Eisluckengraben läßt die Laden sieben Jahre lang liegen, ehe er die Kästen macht — nachher stehen sie zweihundert Jahre lang und mucksen sich nicht. In der Stadt wäre das unnütz; dort steht kein Haus mehr zweihundert Jahre lang, weshalb erst ein Kasten? Die Stadtherrschaften sind so, daß sie derlei Zimmereinrichtungen auch nicht lange mögen. Alle zehn Jahre eine andere Mode, ein anderer Kasten. Die Häuser wechseln sie auch so, alle paar Jahre ein anderes, und aufgestapelt übereinander wie beim Kaufmann die Kisten.

Aber ein schönes Gewand haben sie. Die feinsten Herren kohlschwarz und schneeweiß; am Hintern Schwalbenschwänze, auf dem Kopf eine Butten aus Packpapier, mit schwarzem Seidenhaar überzogen. Die Frauen scheckig wie das Prozessionsfigürl am Fronleichnamstag. Bei Festlichkeiten, wo recht viele Leute zusammenkommen, decken die Weibsbilder ihre Finger ein, und den Arm bis ganz hinauf lassen sie nackend. Andere Sachen lassen sie auch noch nackend.

In den Gassen und Straßen haben sie an Pfähle große Stalllaternen gebunden und wenn die Sonne untergeht, hebt erst recht der Tag an. Nachher laufen sie in einen Stall zusammen, aber es ist keiner, sie heißen's Theaterhaus, setzen sich hin, eins ans andere, stockfremde Leute zusammen — denn in der Stadt kennen einander gar nicht alle — und lassen sich was vormachen. Lauter so Dummheiten, manchmal so ernsthaft, daß es zum totlachen ist. Keiner glaubt's und reden dann doch den ganzen Tag mit einer Wichtigkeit davon, als wäre alles wirklich wahr. Und das Gute ist: wenn ihrer mehrere so zusammen kommen und ihnen der Gedanken still steht, so reden sie vom Theater. Strohdreschen tun sie nicht, weil sie keins haben. Später in der Nacht gehen sie ins Kaffeehaus. Da wird Tag und Nacht Kaffee getrunken, aber nicht, als ob lauter alte Weiber herumhocken täten mit ihren Töpfeln. Fast lauter Mannsbilder, und damit sie die nötige Bewegung dazu machen, hüpfen sie um einen flachen, grünen Trog herum und tun Kugeln stoßen. Um die Zeit, wenn der Morgenstern aufsteigt, gehen sie heim, schlafen; vorher werden die Vorhänge niedergezogen, damit der helle Sonnenschein nicht stört. So um Mittag herum denken sie dann ans Frühstück.

Die körperliche Arbeit fürchten sie, wie den Hexenschuß; damit ihnen aber die Knochen nicht verschimmeln, tun sie turnen, schwimmen, kraxeln und lauter so Bubensachen; das entehrt nicht, die körperliche Arbeit tät entehren. Mit der Ehre haben sie ihr wahres Kreuz, die

Wie es die Stadtleute treiben.

Sie meinen, alter Freund, ich könnte es wissen, was der Alpenbauer sich von den Stadtleuten denkt. Bigott, das weiß ich in der Tat. Ist Ihnen ernstlich darum zu tun? Gut, ich will es Ihnen sagen, will aber nichts gesagt haben.

Doch kaum von jenen Bauern will ich sprechen, die schon mit Städtern Bekanntschaft gemacht haben, deren Urteil ist nicht mehr unbefangen, solche halten die Stadtbewohner wie andere auch sind, haben über sie teilweise sogar die richtige Meinung — und die interessiert uns diesmal weniger.

Ja, Steinhausen-Höhlengenosse, wenn wir Stadtleute so wären, wie das Gebirgsbäuerlein im hinteren Eisluckengraben uns sich vor Zeiten vorgestellt hat, wir könnten mit aufrichtigem Respekt voreinander die Zylinder ziehen — mit unaufrichtigem tun wir's auch so. Der dumme Bauer glaubte nämlich, die vornehmen und gebildeten Stadtherrschaften wären um ein paar Grade vollkommenere Menschen, als es deren im Eisluckengraben gibt. Und sie täten in ihrer güldenen Stadt ungefähr das, was er tun will, wenn er einmal im Himmel ist. Nur das Studieren und Bücherlesen und allerhand verdächtige Bogen vollschreiben, das nahm er aus, das wollte er nicht tun, einstmals da oben, wenn's Gott gibt. Aber man ist halt in der Stadt einmal so eingerichtet und sie lassen sich ja gut zahlen dafür. — Aufs Geld geht jeder Stadtmensch, umsonst, oder für ein Büschel Hafer tut keiner was. Sogar der Herr Pfarrer und der Herr Lehrer und der Herr Bader in Jörgendorf haben diesen Brauch mitgebracht. — Die übrige Zeit lassen sie sich gut geschehen da drinnen z' Graz oder z' Wien. Und denke dir, da hat einer, der einmal eine Weile in der Stadt gewesen, eine Beschreibung vollzogen, nach welcher unser Bäuerlein sich eines andern belehren kann. Und diese Beschreibung will ich wundershalber wieder einmal in Erinnerung bringen.

— Heißt es: „Auf dem Heu können sie nicht liegen, weil sie keines haben sollen. Die dürren Heublumen kaufen sie ums teure Geld und nennen sie russischen Tee. Dort trinken nicht die Kranken Tee, sondern die Gesunden, und zwar mit viel Zucker, so lang, bis sie krank werden. Sind sie krank, dann trinken sie ihn ohne Zucker. Viele legen sich, wenn sie krank werden, nicht ins Bett, sondern gehen weit fort in die Fremde, was man Bad heißt, und baden so lang, bis sie tot sind.

Also, daß ich wieder aufs Heu komme — auf dem liegen sie nicht, sondern auf rotsamtenen Pölstern; aber wenn sie sich fest draufwerfen, so kracht das Zeug unterhalb und bricht durch. Überhaupt, in den

gebackene Kinder fertig gemacht. Ist aber nur eine Halbheit. Die bisherige Einrichtung wird fallen und auch bei den Menschen das Eierlegsystem eingerichtet werden müssen. Das wird aber noch lange nicht werden, denn die Sache muß in den Reichsrat. — —

Das, meine Steinhaufen-Höhlenmitbewohner, ist nur ein kleiner Teil der infamen Frotzlerei, die ich in einer Hütte des Eisluckengrabens aufgefunden habe, und aus der die dortigen Bewohner ihre Weisheit über uns Stadtleute bilden.

Dann ist es kein Wunder, daß die Bauern dort oben denken, wir — die vornehmen, gebildeten Stadtherrschaften wären — ich will nicht sagen, was. R.

Die Flöte.

Von Karl Dankwart Zwerger.

Am Eingang stand groß „Villa Patria" zu lesen.

Sie lag tief in weißem Frieden. Sie lag auf einer freien Höhe, die im Hintergrunde von einem rauhbereiften Walde besäumt ward, der — weiß man's wie? — ein paar Sendboten vorgeschickt hatte, die als ein Grüppchen Jungholz ihre gleichfalls weißschimmernden Zweige in die Mittagsonne reckten, aber unweit der Villa.

Von ihren Bewohnern muß man sagen, daß sie Kunstsinn und Behaglichkeit sehr glücklich zu verbinden wußten. Die Herrschaftsräume waren rings mit Damast bekleidet und auf dem Boden lagen dicke, schwere Smyrnateppiche. An den Wänden eines Zimmers hing ein Kristallspiegel und bunte Bilder, Mädchengestalten, Schlachtengemälde und ein ganz kleines Bild des Kaisers, mit einem Fichtenreis schlicht geziert. Ein zartgeschnitzter Tisch an der Wand war voll Weingläsern und feinen Tellern und ein weißgedeckter in der Mitte trug eine hübsche Stehlampe in Matt-Messing, eine lila Vase mit etlichen Schneerosen und eine zierliche, bunte Kaffeekanne samt Schalen, in überaus duftigem Mohnmuster. In den blitzenden Silberlöffeln spiegelte sich goldig der Kognak, der aus den hellgeschliffenen Gläschen seine kleinen Lichter vergnüglich in die Runde sandte. Drei behagliche Lehnstühle warteten etwaiger Gäste und an einer Deckensäule tickte eine Wanduhr, die in schönen Gongtönen Viertelstunde um Viertelstunde wies. In der Ecke stand ein Öfchen mit Marienglasscheiben, daß man sich gleich, wenn man die Tür öffnete, an der warmen Traulichkeit und am frohen Prutzeln freuen mochte. In einem andern Zimmer wieder hatte man ein Pianino untergebracht und da ging's an den Abenden oft besonders munter zu.

Stadtherrschaften, die ist bei ihnen ein gar krepierlich Ding; ein schiefer Blick, ein krummes Wort — und hin ist sie, mausetot, und müssen ein paar zu einander fechten gehen, um doch wieder ein bissel Ehre zusammenzubringen.

Die Stadtherrschaften haben zumeist lange Beine, sie brauchen dieselben vor allem zum Sitzen, um den Rumpf in den Polsterstuhl zu spreizen, dann aber auch, um schöne Lackstiefel dranzustreifen. Zu Fuß gehen sie nicht gern, sie haben dazu nicht Zeit; die Stadtleut haben für nichts Zeit; da gibt es Kobelwägen, in die sich jeder hineinsetzen und abfahren kann. Beim Aussteigen muß er so viel Geld hergeben, als vorgeschrieben steht, und wenn er das tut, ist's in Wien immer zu wenig. Auf Straßen und Plätzen sind gläserne Stuben hergerichtet, da kann man sich auch hineinsetzen und wird mit Rössern fortgezogen. Es gibt auch solche Stuben, die ganz allein gehen, ohne Rösser. Das nennen sie elektrisch und wissen nicht, wieso. Namen haben die Stadtleut für alles und meinen, damit wüßten sie's schon. Zuwegbringen sie in manchen Sachen wohl viel mehr als unsereiner, und wegen der Landwirtschaft haben sie alles in ihren Bücheln, was wir im Kopf und in den Händen haben müssen. Einmal hat mich einer gefragt, ob ich den studierten Herren ihren großen Kopf sehen wolle. Und hat mich in ein kirchenbreites und turmhohes Haus geführt — lauter Bücher. Das ist den Gelehrten ihr Kopf, sie haben ihn gemeinsam. In ihren gewöhnlichen Köpfeln, die nicht größer sind wie die unserigen, hat gerade so viel Gescheitheit Platz, daß sie sich im gemeinsamen Kopf auskennen.

Alle Tage ein- oder zweimal kommt die neue Zeitung, die von der ersten bis zur letzten Seite gerüttelt voll Druck ist und in der nichts drinnen steht. Das ist, unter wenigen Ausnahmen, schon seit undenklichen Jahren so, aber der Stadtherr glaubt's nicht und hat keine Ruh' und Rast, bis er noch vor dem Frühstück seine Zeitung durchgeschaut und gesehen hat, das wirklich nichts drinnen steht. Wenn aber einmal, dann ist's zumeist ein Schrecken oder ein Ärger oder ein anderer Jammer, und jetzt steht was drinnen, jetzt kommt der Zeitungkäufer auf seine Kosten.

In der Stadt gibt's auch viele Kirchen, die sind aber nur für die gemeinen Leute. Der richtige Stadtherr geht nicht hinein. Der geht in einen großen Saal, wo Musik getrieben wird, oder andere Kurzweil; oder er geht in ein großes Wirtshaus. Dort steigt einer hinauf und hält eine Predigt über dies und das; gefällt sie, so schreien sie: Bravo! Gefällt sie nicht, so schreien sie: Pfui!

Können tun die Stadtleute alles, was sie wollen. In der Wienerstadt habe ich eine Kinderbrutanstalt gesehen. Da werden kleine, unaus-

Ein blankes Fünffrankstück kam geflogen. Die Deutschen wiederum schleuderten die Wurst und sogar noch zwei Mark hinüber. Das Geld kam an, die Wurst aber war zu kurz gefallen. Da hatten die Deutschen als Friedenszeichen ihre Gewehrkolben emporgehoben, bis einer der Franzosen vorsichtig herangekrochen war und den hübschen Kranz in Sicherheit gebracht hatte.

Ja, solche Barbaren sind wir . . .

O, ähnlicher Stücklein gab's da mehr. Es bestand eben kein persönlicher Haß, kein Rachedurst, es bestand nur die Feindschaft von Staat zu Staat. Vielleicht nicht einmal das. Vielleicht hatten die recht, die den Krieg gegen diesen Gegner mehr als notgedrungene Züchtigung auffaßten, wie etwa ein Vater seinen ungeratenen Sohn mal gehörig durchbläut, weil er's muß.

Anders gegen die Engländer. Gegen diese schurkischen Krämer brannte jeder einzelne Deutsche in wütendem Haß. Und wenn die Chargen ihre Leute musterten, so grüßten sie: „Gott strafe England!" und ein vielstimmiges: „Er strafe es!" scholl brausend zurück. Und von Mann zu Mann ging dieser Gruß des Hasses und ergriff Besitz von seiner Seele. Selbst die letzten Worte eines der Braven waren es jüngst.

Gott strafe England! Ja, das ging den Leuten wie Brand in den Herzen um und jeder wünschte im stillen, gegen die Briten kämpfen, sie niederschlagen zu dürfen. Ha, da wären sie nicht so lange in ihren Gräben gelegen. Sturm, Hurra und drauf! Und kostet's auch Blut, viel Blut — drüben noch mehr. Denn deutsche Bajonette und Kolben — Herrgott, du verdammtes Volk! Und weichen müßten sie, die —!

— — — — — — — — — — — — —

Sie wollen heute so gar nicht schießen, nur wachen . . . Wozu auch? In den Scharten drüben ist's ruhig, kein Käppi zeigt sich über der Deckung. Und nur Kugeln vergeuden . . .? Nein!

Sie wollen heute so gar nicht schießen, nur wachen . . . Still und gedankenvoll stehen, kauern, sitzen sie in den Gräben umher und alles Feindliche, aller Trotz ist aus ihrem Wesen gewichen. Selbst die Entschlossenheit, die sonst jedem aus den Augen funkelte, ist in versöhnliche Milde gewandelt und etwas glänzt in ihren Augen, das ist ein Traum. Das ist lauterste Güte, das ist Verstehen, das ist unendliche Sehnsucht und Liebe.

Sie wollen heute so gar nicht schießen . . . Und manch einer lehnt an der kalten Erdwand und zieht ein zerknülltes Papier hervor und liest . . . Und blickt auf, blickt hin auf die kahle Gegenwand, schweigend, lange. Aber er sieht nicht die lehmige Pölzung, er sieht nicht die eisigen Erdklumpen, er schaut durch sie hindurch, weit, weit

Die Höhe bot einen wundervollen Ausblick. Kein Millionär hätte sich ein schöneres Fleckchen erküren können. Das Tal, wo sich ein Flüßchen des öfteren in Arme teilte, kleine Inseln umrauschte und sich unter Brücken hindurchbückte, welche die zahlreichen Dörfer mit der Bahnlinie verbanden, war weithin zu überschauen. Wie sie nur alle hießen, diese Siedlungen — lauter fremde Namen auf y: Hart an einem Hufeisenbug der Aisne das stattliche Crouy, dann weiter her Missy, noch näher Vailly, südlich gegen die Bahn zu Chassemy, gegen Norden im Hintergrunde Pargny und ganz, ganz fern in den Waldbergen versteckt Allemany und Schloß Anizy. Dazwischen gab's freilich noch ein paar Orte anderer Endung: Chivres, Londe, Celles und hart am Fuße des ziemlich steil abfallenden Villengeländes das reizende kleine Soupir, umträumt von zwei sagenumwobenen Erleninseln.

Ja, solch köstlicher Ausblick war da und noch mehr, noch über Braye hin weit, weit ins Winterland und auf Türmchen und Weiler. Solch wundervolle Fernsicht hatte man, wenn man aus der „Villa Patria" ein paar Stufen emporklomm. Aber das tat man nicht, auch nicht als begeistertster Naturschwärmer. Drunten war's viel, viel gemütlicher . . . Und im übrigen hatten die Leute da doch andres zu tun als die Natur zu genießen, die sie ohnedies manchmal recht bitter zu kosten bekamen. Denn es hatten keineswegs alle Räume der „Villa" ihre Sprungfedermatratzen und Lehnstühle und Öfen und keineswegs in allen „Appartements" konnte man so fast bequem aufrecht stehen. Und in den seitlichen, hohen, schmalen Verbindungsgängen dieser Gemächer hing manch ein Eiszapfen von den Wänden und der niedergestampfte Schnee auf dem Boden — ein Parkett war das auch nicht. Ein Schloß wird so 'ne „Villa" halt doch nicht, wenn sie auch ihre Einrichtung von einem zusammengeschossenen Schlosse bezogen hat.

Zudem war in nächster Nähe, kaum über dreißig Meter, eine ähnliche „Villenanlage", welche beiden einander schon seit Wochen oftmals recht unangenehm wurden. Ein paar Hüglein, hüben und drüben, gaben hievon schweigend Kunde. Wenn man auch einander schon gewissermaßen kannte. Feind und Feind war man eben doch. Freilich! Sie waren eben Feinde.

Trotzdem aber türmte sich zwischen den beiden Schützengräben keine sonderliche Schranke des Hasses, ja in den letzten Tagen hatte sich sogar eine Art Freundschaftlichkeit und Rücksichtnahme angebahnt, indem man zuweilen eine kurze Waffenruhe vereinbart hatte, um die Gefallenen bestatten zu können.

Und neulich gar: Na, da schrien die Franzosen herüber, sie hätten Hunger, die Unsern sollten ihnen eine Wurst verkaufen.

„Erst das Geld, dann die Wurst!"

Auf das Kreuzlein hängen sie seinen Helm. Drunter aber flattert ein Damaststreifen: Held Wegener. 24. 12. 1914. Schlaf in Frieden!

In den Augen von Sechsen glitzert's. Aber sie sind ihrer traurigen Liebe gewohnt. Nein, nein — sie weinen ja nicht.

„Nur weil's grad heut hat sein müssen . . . grad heut!" meint der eine. „Gott strafe England!"

„Er strafe es!"

Dann gehen sie . . . Und die Sonne versinkt und rötet den weißen Frieden mit göttlichem Blute — ein wortlos ergreifendes Klagelied. — — —

Das Bäumerl aber haben sie geschmückt wie's eben in einem Schützengraben angeht. Den Schnee haben sie nicht erst kaufen müssen. Die Eiszapfen auch nicht. Die Ketten erst recht nicht — Damast ist weiß und Franzosenkäppis rot. Nun, und um Sterne hat ihnen auch nicht lang bange sein brauchen — die Splitter von Granatenkappungen glänzen wie die goldigsten Gestirne Also nur noch die Kerzen! Die machten wohl Kopfzerbrechen?! Lächerlich! Hammeltalg und die Wolle zerrissener Handschuhe — gibt das nicht die prächtigsten Kerzen ab? Und wenn dann noch 20 Mann die Liebesgaben herbeischleppen müssen — Herrgott, ist das nicht poesievoll? — — —

Die Lichter brennen.

Alles drängt heran, alles will nah sein. Der Oberleutnant hält eine zündende Ansprache. Die Augen vieler sind feucht — das Flinserl, das verflixte Flinserl! Aber sie sagen gar nicht erst: „Mir is was n'einkommen!" Tät's ja doch keiner glauben. Übrigens: Weinen tut ja keiner! Nein, nein! Sind doch Soldaten!

Dann aber setzt sich einer ans Pianino — und alle, alle singen sie's mit, das alte, liebe Weihnachtslied. So inbrünstig hat's noch keiner gesungen, nein, nie! Und wie sie geendet, da tönt von denen drüben eine Flöte herüber und die Flöte spielt es noch einmal, dieses rührend-reine Lied. O, und es klingt so wundervoll in die Nacht dieser fremden Erde und es klingt so inbrünstig und voll Sehnen und klingt als ein Gruß der Heimat um die jungen und um das jüngste Hüglein und klingt weiter in die Gräben der Unsern. Und jetzt, nun ist's kein Flinserl mehr! — jetzt weinen sie, weinen wie Kinder . . . Sind doch Deutsche!

— — — — — — — — — — — — —

„Gute Nacht, meine Lieben!" ruft der Oberleutnant. „Gott strafe England!"

„Er strafe es!"

---

in die Ferne. Er sieht sein Weib und sieht seine Kinder, er sieht sein Knäblein, das er noch nie geschaut, er sieht seine Liebste, er sieht seine Lieben und sieht Freunde und Genossen — und schaut doch nur auf die dunkle Erde. Aber fremde Erde tut Wunder und weckt der deutschen Seele Heimlichkeiten. O, und er sieht ein Licht werden aus dieser Erde ... und dann zwei und drei ... und dann viele, viele ... Und jetzt, jetzt zittern seine Hände ... und etwas, irgendetwas steigt heiß in ihm empor, würgt durch die Kehle und tritt glitzernd in sein Auge ...

„A Flinserl is mir n'einkommen", und wischt es fort. Aber die Kameraden lachen nicht.

Und sie wollen heute so gar nicht schießen ...

Fi! Fiii!

Wie eine Maus pfeift das Telephon. Die Meldung hört man nicht.

„Zugsführer Schönstadt mit 20 Mann an die Böschung gegen Soupir! Werden bereits erwartet!"

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant! — Gott strafe England!"

„Er strafe es! — Wegener! Sie ... Sie haben ja auch Schneid, was?"

„Zu Befehl!"

„Und Ihr Messer hoffentlich auch?"

„Zu Befehl!"

„Dann holen Sie uns mal ... ein Bäumerl, von dort!"

„Zu Befehl!" und er geht, strahlenden Auges.

„Kolben hoch!"

Und alle strecken die Kolben hoch, denen drüben zum Zeichen, daß auch sie nicht schießen sollen.

Die drüben, da gleich, die schießen auch wirklich nicht, aber die da irgendwo hinter Braye, die spielen just wieder mal mit ihren Röhren. Teufelskerle!

Und es pfeift und heult und saust und prasselt. Aber den Wegener beirrt das nicht. Der Wegener holt das Bäumerl.

Springt richtig zu auf das Baumgrüppchen, schneidet richtig eins ab, läuft richtig her damit, kommt näher, kommt nah — da packt's ihn. Strauchelt und fällt — das Bäumerl auf ihn. — — —

Sie kriechen mit der Genferflagge heraus und bringen beide heim. Dem Bäumerl riß es nur einen Arm, dem andern das Herz. Dasselbe Herz, aus dem vorhin ein Flinserl bis ins Auge kam ... in dasselbe Auge, das ein Knäblein gesehen hatte, das es noch nie geschaut ...

Das Schrapnellfeuer verstummt bald. Wahrscheinlich haben die drüben berichtet, daß sie selber in höchster Gefahr sind.

Da strecken sie bei uns wieder die Genferflagge hinaus. Und zwei tragen ein Zeltblatt und vier einen Spaten ...

Jahre alt und sie vererbte mir außer einem Wäschezuber nur einen Plättladen."

„Da haben wir es ja", triumphierte der Volkswirtschaftler.

„Ausreden lassen!" mahnte Doktor Knopf.

„Und dennoch war ich auch damals nicht mehr gänzlich mittellos, sondern besaß bereits ein kleines, sehr kleines Vermögen und hatte einen Freiplatz an der Gewerbeschule inne. Und von der Quelle dieses Vermögens — dieses Kapitals, will ich Ihnen näheres berichten . . . Als Junge war ich ein rechter Lausbub, der jedermann Sorgen und nichts als Sorgen machte. Ich lernte schlecht, trieb mich mit Altersgenossen auf der Straße herum, ging nicht einmal meiner Mutter beim Austragen der Wäsche an die Hand und allgemein sagte man mir ein schlimmes Ende voraus. Daß diese üble Prophezeiung nicht eintraf, daran ist ein — Diebstahl schuld."

„Aber, aber", murmelte Pfloderer und rückte ein wenig vom Baumeister ab.

„Sie brauchen deshalb nicht zu erschrecken, gar so arg war es nicht, was ich anstellte. Seit je war es meine höchste Sehnsucht gewesen, einmal mit der Elektrischen zu fahren, doch niemals gestatteten meine Mittel die Erfüllung des Herzenswunsches. Da befand ich mich einmal allein in unserer Kellerwohnung und machte mich hungrig auf die Suche nach einem Stück Brot, wobei ich in der Tischlade ein silbernes Zehnkreuzerstück entdeckte, ein so genanntes „Sechserl", und ich vermochte der Versuchung nicht zu widerstehen, es mir anzueignen, um damit auf der Elektrischen zu fahren . . . Endlich, endlich war es mir möglich! Bei der nächsten Haltestelle stieg ich stolz auf, das Sechserl in der Hand, und genoß in vollen Zügen das Vergnügen. Da der Wagen stark besetzt war, so kam der Schaffner lange nicht nicht zu mir. Nach einer Weile, da ich noch immer im Besitz des Geldstückes war, fuhr es mir durch den Kopf: „Steig hier aus, spar dir dein Sechserl und benütze damit die Zahnradbahn auf den Burgberg . . ." Nicht zu laut, damit es der Schaffner nicht etwa doch höre, verlangte ich nochmals eine Karte — und dann kletterte ich flugs vom Wagen herab . . . Ein dicker Herr auf der Plattform schien nicht übel Lust zu haben, den Schaffner auf mich aufmerksam zu machen, aber das sichtbare Sechserl zwischen meinen Fingern bewies ihm, daß ich kein gewerbsmäßiger Schwarzfahrer war, und so schloß er seinen für die Anzeige bereits geöffneten Mund wieder. Andernfalls hätte man mir wohl noch im letzten Augenblick mein Geld abgenommen.

An der Kasse der Zahnradbahn verlangte ich selbstbewußt eine Karte und das amtierende Fräulein reichte mir sie, aber als ich gerade

Kapital.

Professor Pfloderer, Nationalökonom an der Akademie, und Doktor med. Knopf, beides Mitglieder der regelmäßigen Tarockpartie im „Eisernen Affen“ — lagen sich nach Abschluß des Kartenspieles wieder einmal in den Haaren, während der dritte Teilnehmer des Triumvirates Baumeister Rollhuber rauchend und lächelnd zuhörte.

Man stritt sich leidenschaftlich über die Stellung, die das Kapital im modernen Wirtschaftsleben einnimmt, und Doktor Knopf, der als Frauenarzt eigentlich das Recht hatte, davon gar nichts zu verstehen, behauptete hartnäckig, ohne entsprechendes Anfangs- und Betriebskapital könne heutzutage kein Mensch, soferne er nicht ein begnadetes Genie oder vom Glück besonders begünstigt sei, wirtschaftlich etwas erreichen.

Dagegen setzte sich Pfloderer, gestützt auf sein reiches Wissen, kräftig zur Wehr: „Aber, lieber Freund, was Sie da sagen, ist ja blühender Unsinn — verzeihen Sie gefälligst meine Offenheit — denn hunderte von Beispielen beweisen tagtäglich das Gegenteil. Ein kluger Kopf, der beileibe kein Genie zu sein und den auch das Glück nicht sonderlich zu begünstigen braucht, kann durch Arbeit, Fleiß und Sparsamkeit allein emporkommen und darf sehr wohl auf die Unterstützung durch Kapital verzichten. Millionäre fangen in der Regel mit nichts an.“ Und da der Frauenarzt ungläubig die Achseln warf, wies Pfloderer endlich auf Baumeister Rollhuber hin: „Na, sehen Sie sich doch unseren gemeinsamen Freund hier an, den Sohn einer armen Wäscherin, der von zuhause gewiß keine Reichtümer mitbekam und es gleichwohl schon in jungen Jahren zu Ansehen und Wohlstand brachte, so daß er heute zu den vermögendsten Bürgern der Stadt zählt. Stimmt das, verehrter Herr Rollhuber?“

„Entschuldigen Sie, Professor“, erwiderte der Baumeister, „daß ich Ihnen da leider wiedersprechen muß. Ein gewisser Kapitalbesitz scheint auch mir unumgänglich notwendig, um ein Unternehmen, das Aussicht auf Gedeihen hat, ins Leben zu rufen.“

Pfloderer räusperte sich ungehalten: „Daß ausgerechnet Sie das sagen, nimmt mich wunder . . . Hinterließ Ihnen denn Ihre Frau Mutter ein namhaftes Vermögen oder machten Sie etwa gar einen Haupttreffer? Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wollten Sie uns die Entstehungsgeschichte Ihre Reichtums erzählen.“

„Sehr gern.“ Und Rollhuber begann: „Wie Sie mit Recht annahmen, Herr Professor, war meine gute Mutter nach dem frühen Tode meines Vaters allein auf den Ertrag ihrer kleinen Wäscherei angewiesen und verdiente genau so viel oder manchmal auch weniger, als wir zum Leben bedurften. Als sie starb, war ich sechzehn

gewissermassen als Entgelt für die Bewirtung, und machte die Herrschaften auf verschiedene Sehenswürdigkeiten aufmerksam. Mein Benehmen mußte einen sehr guten Eindruck hervorgerufen haben, denn in der Stadt angelangt, dankten mir die Damen freundlich und Herr Edgar griff in die Tasche: „Du bist in der Tat ein famoser kleiner Junge, bleib nur immer so brav und tüchtig wie du jetzt bist!“ Und drückte mir ein Geldstück in die Hand.

„Aber na“, wehrte ich errötend ab. „Sie haben mir ja eh erst zum Essen geben.“

„Nimm, nimm nur, kleiner Mann! Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert.“ Die Damen beugten sich nacheinander zu mir nieder und küßten mich . . . .

Da stand ich nun allein am Endpunkt meines Ausfluges und besaß trotz des Fahrens auf der Elektrischen, der Zahnradbahn und einer königlichen Jause nicht nur mein — besser gesagt, das Sechserl meiner Mutter, sondern noch überdies den redlich verdienten Silbergulden.

Sehr, sehr nachdenklich schlich ich heim; mir war nicht gut zumute. Alle Leute waren so lieb mit mir gewesen — und ich hatte doch meiner Mutter Geld gestohlen! Daheim schob ich das Sechserl wieder in die Tischlade und mich selbst setzte ich in eine Ecke, um zu überlegen, was ich mir für den Gulden kaufen sollte: Einen Ball, einen Bogen und eine Nickeluhrkette rangen miteinander um die Palme. Aber zugleich regte sich mein Gewissen und zwang mich, das Erlebnis eingehend zu überlegen. Da ich kein dummer, sondern nur ein leichtfertiger Bub war, erkannte ich bald, daß nur der wenn auch unrechtmäßige Besitz des Sechserls die Ursache meines Glückes war — ohne dieses Sechserl wäre ich nie auf die Elektrische gekommen, ohne dieses Sechserl hätte mich der Dicke auf der Plattform bestimmt dem Schaffner angezeigt, ohne dieses Sechserl wäre mir die Zahnradbahn verschlossen geblieben und ohne dieses Sechserl hätte mir der fremde Herr mit dem goldenen Kneifer keine Jause gezahlt, weil ich nie in den Gastgarten gegangen wäre. Und ohne dieses Sechserl hätte ich nicht den Silbergulden für die Führerdienste erhalten . . . Dies alles glückte mir nur, weil ich das Sechserl — weil ich Kapital besessen hatte . . . An diesem Tag entdeckte ich den hohen Wert des Geldes und erfaßte die an sich unfaßbaren Worte des Evangeliums: „Wer da hat, dem wird gegeben werden . . .“ Das ist nämlich kein moralischer Satz, sondern ein Satz der Erfahrung! — Den Silbergulden aber wollte ich als heimliche Buße für meinen kleinen Diebstahl meiner Mutter geben, der ich wahrheitsgetreu berichtete, ein fremder Herr auf dem Burgberg habe ihn mir für geleistete Dienste gegeben. Aber meine Mutter nahm den Gulden nicht für sich an, sondern legte damit den Grund in meiner Sparbüchse. Und mit der Erkenntnis des Geldwertes änderte sich meine Lebensauffassung

bezahlen wollte, mischte sich eine gutmütige ältliche Dame ein: „Laß das nur, Bub, ich werde statt deiner zahlen!"

„O!" sagte ich erstaunt über diesen zweiten Glücksfall; „ich hab ja selbst Geld."

Aber ich sah wohl sehr bedürftig aus, denn die Dame lächelte freundlich: „Steck das Sechserl nur wieder ein, du wirst es schon brauchen können."

Ich dankte, zog den Hut und stieg ein. Also konnte ich mit dem Geld im Gasthause auf dem Burgberg ein paar Semmeln kaufen — oder eine Düte Zuckerln! Auf der Höhe angelangt begab ich mich denn auch sofort in den Sitzgarten des Gasthauses und schaute mich nach einer Kellnerin um, da ich mich für die Kaisersemmeln entschieden hatte, die es daheim nie gab. Wie ich mich so zwischen den Tischen durchschlängelte, rief mich ein Herr mit einem goldenen Kneifer auf der Nase an, der mit zwei Damen an einem reichbesetzten Jausentisch saß: „Hör mal, Kleiner, was machste denn da?"

„I kauf mir a Semmel!"

„Hast du denn Hunger?"

„Jo."

Die zwei Damen machten mitleidige Gesichter: „Ach Edgar, den armen Jungen hungert wahrhaftig!"

Edgar deutete den Ausruf seiner Begleiterinnen richtig und packte mich am geflickten Ärmel meiner Joppe: „Komm mal her, setz dich zu uns, da gibt's noch eine Menge guter Dinge, die wir sonst übrig ließen. Greif zu und laß es dir schmecken!" Zugleich schoben mir die Damen den Semmelkorb, Butter und Honig zu und gossen eine Schale Kaffee zusammen.

Ich aber benahm mich recht zurückhaltend: „I bin net da, um zu betteln . . . i hab ja selber Geld!"

„Goldig!" rief die jüngere Dame; „Das ist ein Charakter!" die ältere.

Der Herr schmunzelte: „Du kannst ruhig annehmen, was wir dir bieten, mein braver Junge. Wir sehen ja, daß du nicht betteln willst und freuen uns, daß du unser lieber Gast bist."

Der liebe Gast aß, was eßbar war, und beantwortete kauend die Fragen, die man an ihn richtete. Ich erzählte von meiner Mutter und verschwieg die Herkunft meines Sechserls, um die sich auch niemand kümmerte, so daß ich als Ehrenjunge dastand.

Nachdem ich mehr als satt gefüttert hatte, zahlte der Herr mit dem goldenen Kneifer und ich wollte mich gerade mit einem schönen Danke davonmachen, als er fragte, ob ich den nächsten Weg in die Stadt hinab wüßte; sie seien hier fremd. Ich bot mich sofort als Führer an,

Der Auftrieb.

Von **Fritz Müller** (Zürich).

Der Josef Schramm war kein guter Schüler in der Physik. Der grüne Winter war ihm zuwider. Der grüne Winter war das seit einunddreißig Jahren an der Anstalt eingeführte Physikbuch. Es war ein dünnes Büchlein mit lauter nackten Gesetzen zum Auswendiglernen. Im vergangenen Jahre hätte an Stelle des dünnen grünen Winters der dicke braune Döderlein eingeführt werden sollen. Im dicken braunen Döderlein standen begeisterte Beschriebe und eine Menge Zeichnungen. Aber der braune Döderlein wurde durch Mehrheitsbeschluß des Lehrerkollegiums abgelehnt.

„Die Gesetze im grünen Winter sind genügend“, sagte der Physiklehrer, „ich bin froh, wenn ich ihnen diese eingehämmert habe, wenn die Prüfung da ist.“ Und dann: „Ich bin ein Feind der Überladung.“

Dem Josef Schramm war grün so viel wie braun, Döderlein so viel wie Winter. Er machte nie ein Buch auf. Er war der verschrobenen Meinung, daß der Lehrer lehren sollte, nicht die Bücher. Einmal wurden die Fallgesetze vom grünen Winter aufgesagt. Der Friedrich Höflmaier schnurrte sie herunter, daß man hätte meinen können, er sei selbst ein Fallgesetz. Zwischen dem dritten und vierten Fallgesetz machte der Höflmaier eine Atempause. Da hinein schob sich plötzlich eine Frage aus der zweitletzten Bank. Eine Frage, der nicht einmal der vorschriftsmäßig aufgehobene Zeigefinger vorausging.

„Herr Lehrer, warum haben wir eigentlich Physik?“ Es war natürlich der Josef Schramm. Nur der konnte solche Fragen aus solcher Haut heraus stellen. Der Lehrer war so überrascht, daß er, anstatt dem Schramm eine runterzuhauen, zwangsläufig antwortete:

„Weil es im Lehrplan so vorgeschrieben ist.“ Gleich hinter der Antwort tat es ihm leid. Er hätte dem Schramm doch lieber eine herunterhauen sollen. Aber jetzt ging es nicht mehr. Es hätte zusammenhanglos, ungesetzmäßig gewirkt.

Dann überlegte er, ob er den vorlauten Schramm hundertmal den Satz sollte abschreiben lassen: „Wir haben Physik, weil es im Lehrplan vorgeschrieben ist.“ Aber derartige Strafaufgaben waren seit einem Jahre abgeschafft. Und zwar auf Anregung desselben Kollegen, der vorgeschlagen hatte, den braunen Döderlein mit den begeisterten Beschrieben und den vielen Zeichnungen einzuführen.

Aber irgendeine Strafe mußte sein. Also rief er nach dem vierten Fallgesetz den Josef Schramm auf: „Schramm, sage das Gesetz vom Auftrieb auf.“

überhaupt — von da an lernte ich eifriger und war künftig i... ...rauf aus, etwas zu verdienen. Ich erbot mich freiwillig zu... ...agen der Wäsche und bekam dafür hin und wieder Trinkgelder, die ...lle in die Sparbüchse wanderten. Mein auch von den Lehrern beobachtetes ...eres Benehmen verschaffte mir endlich einen Freiplatz in der Gewerbeschule, und als ich diese hinter mir hatte, betrugen meine Sparpfennige siebzig Gulden, die ich als Maurerpolier durch Fleiß und Nüchternheit so weit vermehrte, daß ich hiedurch instand gesetzt wurde, erst fünfundzwanzig Jahre alt, eine Zimmerei zu kaufen — aus der allmählich mein Bauunternehmen erwuchs. Den Grund dazu legte jedoch das gestohlene Sechserl — das unumgänglich notwendige Betriebskapital."

Professor Pfloderer fühlte sich bemüßigt, einige Einwürfe zu machen: „Ganz recht, lieber Freund, damit ist aber nicht — sagen wir: Ihre tadelnswerte Anleihe bei Ihrer Frau Mutter entschuldigt!"

Rollhuber lächelte: „Die Herren haben mich ja nicht um eine moralische Geschichte ersucht, sondern wollten von mir wissen, ob zur Erreichung eines wirtschaftlichen Erfolges Kapital nötig sei oder nicht. Erfahrungsgemäß sage ich — ja!"

Da widersprach Doktor Knopf, der überhaupt immer widersprach, und sagte: „Entschuldigen Sie, ich fasse das Erlebnis doch ein wenig anders auf. Dabei spielen das unehrliche Sechserl und der ehrliche Silbergulden nur eine untergeordnete Rolle. Daß aus dem Lausbuben unser mit Recht hochgeschätzter Mitbürger wurde, hat seinen Grund nicht in der Reihe unverdienter Glücksfälle auf der Elektrischen, der Zahnradbahn und auf dem Burgberg, sondern in dem Verhalten des verständigen Herrn mit dem goldenen Kneifer. Das unverdiente Lob des „braven und tüchtigen Jungen", der in Wahrheit mit gestohlenem Gelde herumvagierte, beschämte den Lausbuben, in dessen Innerstem ein ausgezeichneter Kern steckte, und diese Beschämung zur rechten Zeit brachte ihn auf gute Wege. Aber er wäre auch ohne das Sechserl und den Silbergulden früher oder später ein tüchtiger Mann geworden!"

„Nein, nein", entgegnete Pfloderer, „der Herr Baumeister hat recht, das Anfangskapital begründete seinen Reichtum!" Die Herren merkten nicht, daß sie beide ihren ursprünglichen Standpunkt ausgetauscht hatten.

Aber der Baumeister verbeugte sich ein wenig spöttisch und ein wenig gerührt vor Doktor Knopf: „Ihre Lesart meines Dummenjungenstreiches, der für mich auch sehr übel hätte ausfallen können, ist jedenfalls für meine Wesensart bedeutend ehrenvoller als mein eigenes offenes Bekenntnis, und ich werde künftig nicht ermangeln, bei der Erzählung der Geschichte meine inneren Vorgänge so darzustellen, wie Herr Doktor Knopf sie aufgefaßt haben will!" H. L. R.

Der Klasse war es, als breite sich der See dort vorne am Katheder. Und als triebe ein Gesicht darauf, ähnlich dem von Josef Schramm.

„Dann freilich, Schramm," sagte der Lehrer milde. Und tröstend setzte er hinzu: Du mußt wissen, es ist eben ein Naturgesetz"

„Ja, Herr Professor."

„Dem wir uns alle unterwerfen müssen, Schramm."

„Ja, Herr Professor."

„So, und nun können wir wieder zum Fallgesetz kommen, nachdem — nachdem du das Naturgesetz vom Auftrieb verstanden hast."

„Nein, Herr Professor."

„Das ist denn doch —"

„Daß es so ist, versteh' ich schon, Herr Professor. Aber warum es so ist, versteh' ich nicht. Ich habe oft darüber nachgedacht am — am See. Wir haben viel hineingeworfen, was geschwommen ist. Aber warum ist es nur beim Wasser so? Warum wird nicht auch ein im Sand vergrabenes Holz hinaufgetrieben? Warum nicht auch ein — ein Kind im Federbett zum Beispiel?

„Sand und Federbetten sind eben kein Wasser, Schramm, verstehst du?

„Ja," sagte Josef Schramm nachgiebig und müde. —

Der Physiklehrer hat den Schramm nie wieder aufgerufen. Er gab ihm in den Zeugnissen ein für allemal einen Dreier.

„Einen Dreier gibt man", werden die frisch aus dem Seminar kommenden Lehrer von den älteren Kollegen belehrt, „wenn man nicht recht weiß, wie man mit dem Betreffenden daran ist."

Im übrigen hat der Höflmaier eine Woche darauf irgendwo den dicken braunen Döderlein erwischt. Er hat gleich die Lehre vom Auftrieb nachgeschlagen. Das Gesetz war dasselbe wie im grünen Winter. Nur daß es ausführlicher erklärt war und daß Bilderbeispiele gegeben waren.

Der Höflmaier wollte den braunen Döderlein schon wieder befriedigt zuschlagen. Aber halt, da war noch eine Anmerkung am Fuß der Seite.

„Wir dürfen uns aber dadurch nicht beirren lassen", hieß es da, „daß damit die seltsame Erscheinung des Auftriebs nicht wirklich erklärt ist. Sie ist nur beschrieben. Im Grunde gehört der Auftrieb zu den vielen wunderbaren Naturrätseln der scheinbaren Selbstverständlichkeiten, von denen wir umgeben sind. Wir müssen uns ehrfurchtsvoll mit dem Beschrieb bescheiden."

Der Höflmaier ist sehr nachdenklich geworden. Aber dann hat er den braunen Döderlein doch entschlossen zugeschlagen. Er war froh, daß der grüne Winter um so viel klarer war.

Der Schüler zögerte. Sie hatten sich zwei Wochen lang bis zum Hals herauf mit dem Aufsagen der Auftriebsgesetze herumgeschlagen und im grünen Winter einen Bleistifthaken gemacht. Der Haken bedeutete, der Auftrieb ist in Klasse II b für dieses Jahr erledigt.

„Wir haben den Auftrieb schon hinter uns, Herr Professor", sagte Josef Schramm.

„Weiß ich. Du hast ihn aber wegen deiner vorlauten Bemerkung vorhin extra aufzusagen."

„Der Auftrieb eines eingetauchten Körpers ist gleich dem Gewicht der durch ihn verdrängten Wassermasse", sagte Schramm mechanisch aus einer versunkenen Aufsageerinnerung.

„Na, das hast du also doch behalten. Aber verstehst du es auch?"

„Nein, Herr Professor."

„Das dachte ich mir. Höflmaier, erklär es ihm."

„Der Auftrieb, den ein Körper durch das Eintauchen in eine Flüssigkeitsmasse erfährt", sagte Höflmaier umständlich, „korrespondiert mit dem absoluten Gewicht der Flüssigkeit, deren Raum der eingetauchte Körper einnimmt." Das war wörtlich das erweiterte Auftriebsgesetz im grünen Winter auf Seite 39 siebente Zeile von unten.

„Gut", sagte der Lehrer. Und dann zum Josef Schramm: „Hast du's jetzt verstanden?"

„Nein, Herr Professor."

„Nun, es ist wenigstens ehrlich", sagte der Lehrer mitleidig und väterlich, „und nun sag uns mal, Schramm, was du am Auftrieb nicht verstehst."

„Den Auftrieb, Herr Professor."

Einen Augenblick war der Lehrer ratlos. Dann:

„Wie, Schramm, du willst uns also weismachen, daß du es nicht begreifst, warum ein ins Wasser geworfenes Holzstück wieder auftauchen muß, he?"

„Ja, Herr Professor."

„Aha, jetzt endlich verstehst du es?"

„Nein, Herr Professor." Der Lehrer wurde zornig.

„Schramm, Schramm, mir scheint, du willst uns zum besten haben!"

„Nein, Herr Professor."

„Nun aber heraus mit der Sprache, Schramm, sonst gibt's etwas, was du nicht vergessen wirst, mein Lieber."

Aber anstatt dessen sagte der Schramm etwas, was die Klasse nie vergaß:

„Wir haben früher an einem See gewohnt, Herr Professor. Mein Bruder ist dort ertrunken. Am zweiten Tage hat es ihn heraufgetrieben. Ich habe es nie begreifen können, Herr Professor."

Der Klasse war es, als breite sich der See dort vorne am Katheder. Und als triebe ein Gesicht darauf, ähnlich dem von Josef Schramm.

„Dann freilich, Schramm," sagte der Lehrer milde. Und tröstend setzte er hinzu: Du mußt wissen, es ist eben ein Naturgesetz"

„Ja, Herr Professor."

„Dem wir uns alle unterwerfen müssen, Schramm."

„Ja, Herr Professor."

„So, und nun können wir wieder zum Fallgesetz kommen, nachdem — nachdem du das Naturgesetz vom Auftrieb verstanden hast."

„Nein, Herr Professor."

„Das ist denn doch —"

„Daß es so ist, versteh' ich schon, Herr Professor. Aber warum es so ist, versteh' ich nicht. Ich habe oft darüber nachgedacht am — am See. Wir haben viel hineingeworfen, was geschwommen ist. Aber warum ist es nur beim Wasser so? Warum wird nicht auch ein im Sand vergrabenes Holz hinaufgetrieben? Warum nicht auch ein — ein Kind im Federbett zum Beispiel?

„Sand und Federbetten sind eben kein Wasser, Schramm, verstehst du?

„Ja," sagte Josef Schramm nachgiebig und müde. —

Der Physiklehrer hat den Schramm nie wieder aufgerufen. Er gab ihm in den Zeugnissen ein für allemal einen Dreier.

„Einen Dreier gibt man", werden die frisch aus dem Seminar kommenden Lehrer von den älteren Kollegen belehrt, „wenn man nicht recht weiß, wie man mit dem Betreffenden daran ist."

Im übrigen hat der Höflmaier eine Woche darauf irgendwo den dicken braunen Döderlein erwischt. Er hat gleich die Lehre vom Auftrieb nachgeschlagen. Das Gesetz war dasselbe wie im grünen Winter. Nur daß es ausführlicher erklärt war und daß Bilderbeispiele gegeben waren.

Der Höflmaier wollte den braunen Döderlein schon wieder befriedigt zuschlagen. Aber halt, da war noch eine Anmerkung am Fuß der Seite.

„Wir dürfen uns aber dadurch nicht beirren lassen", hieß es da, „daß damit die seltsame Erscheinung des Auftriebs nicht wirklich erklärt ist. Sie ist nur beschrieben. Im Grunde gehört der Auftrieb zu den vielen wunderbaren Naturrätseln der scheinbaren Selbstverständlichkeiten, von denen wir umgeben sind. Wir müssen uns ehrfurchtsvoll mit dem Beschrieb bescheiden."

Der Höflmaier ist sehr nachdenklich geworden. Aber dann hat er den braunen Döderlein doch entschlossen zugeschlagen. Er war froh, daß der grüne Winter um so viel klarer war.

Der Schüler zögerte. Sie hatten sich zwei Wochen lang bis zum Hals herauf mit dem Aufsagen der Auftriebsgesetze herumgeschlagen und im grünen Winter einen Bleistifthaken gemacht. Der Haken bedeutete, der Auftrieb ist in Klasse II b für dieses Jahr erledigt.

„Wir haben den Auftrieb schon hinter uns, Herr Professor", sagte Josef Schramm.

„Weiß ich. Du hast ihn aber wegen deiner vorlauten Bemerkung vorhin extra aufzusagen."

„Der Auftrieb eines eingetauchten Körpers ist gleich dem Gewicht der durch ihn verdrängten Wassermasse", sagte Schramm mechanisch aus einer versunkenen Aufsageerinnerung.

„Na, das hast du also doch behalten. Aber verstehst du es auch?"

„Nein, Herr Professor."

„Das dachte ich mir. Höflmaier, erklär es ihm."

„Der Auftrieb, den ein Körper durch das Eintauchen in eine Flüssigkeitsmasse erfährt", sagte Höflmaier umständlich, „korrespondiert mit dem absoluten Gewicht der Flüssigkeit, deren Raum der eingetauchte Körper einnimmt." Das war wörtlich das erweiterte Auftriebsgesetz im grünen Winter auf Seite 39 siebente Zeile von unten.

„Gut", sagte der Lehrer. Und dann zum Josef Schramm: „Hast du's jetzt verstanden?"

„Nein, Herr Professor."

„Nun, es ist wenigstens ehrlich", sagte der Lehrer mitleidig und väterlich, „und nun sag uns mal, Schramm, was du am Auftrieb nicht verstehst."

„Den Auftrieb, Herr Professor."

Einen Augenblick war der Lehrer ratlos. Dann:

„Wie, Schramm, du willst uns also weismachen, daß du es nicht begreifst, warum ein ins Wasser geworfenes Holzstück wieder auftauchen muß, he?"

„Ja, Herr Professor."

„Aha, jetzt endlich verstehst du es?"

„Nein, Herr Professor." Der Lehrer wurde zornig.

„Schramm, Schramm, mir scheint, du willst uns zum besten haben!"

„Nein, Herr Professor."

„Nun aber heraus mit der Sprache, Schramm, sonst gibt's etwas, was du nicht vergessen wirst, mein Lieber."

Aber anstatt dessen sagte der Schramm etwas, was die Klasse nie vergaß:

„Wir haben früher an einem See gewohnt, Herr Professor. Mein Bruder ist dort ertrunken. Am zweiten Tage hat es ihn heraufgetrieben. Ich habe es nie begreifen können, Herr Professor."

nicht wußte, wie Fritz darüber denken würde ... Mir fiel es eben ein und da gab ich dem Kommissär einige Winke."

„Ich lobe es. Das war sehr klug und wird dem Absatz des Buches zuträglich sein. Ich wette, die Nachfrage danach hat stark zugenommen und der Verleger veranstaltet schon eine Neuauflage."

Frau Neck wickelte die blaue Schleife von ihrem Daumen wieder ab und zeigte sich auch sonst nervös. Mühsam preßte sie die Worte heraus: „Wie lieb es mir auch ist, solches zu erfahren, besonders Fritzens wegen, der sich über den Erfolg des Buches sehr freuen wird — lieber wäre es mir noch, der Saphir wäre wieder da ..."

Florian rückte seine Brille auf dem Nasenrücken hin und her, räusperte die belegte Stimme klar und sagte möglichst freundlich: „Und jetzt, liebe gnädige Frau, da wir Mädchen unter uns sind und uns nicht zu genieren brauchen, wollen wir uns gegenseitig keine Komödie vorspielen, sondern hübsch bei der Wahrheit bleiben — wo haben Sie den Saphir? Bitte geben Sie ihn her."

Da schrie sie grell auf und hob entsetzt die Hände: „Mich halten Sie für den Dieb? Für eine Diebin? Ich soll ihn gestohlen haben?"

„Wer spricht von Diebstahl, meine verehrte Frau Liesl!" Peter Florian redete sanft und gut. „Diebstahl ist nach dem Deutschen Reichsstrafgesetz die Wegnahme einer fremden beweglichen Sache aus dem Gewahrsam eines andern, um sich diese rechtswidrig anzueignen, und wird als einfacher Diebstahl mit Gefängnis von einem Tag bis zu fünf Jahren — falls keine Milderungsgründe vorwalten — bestraft, als schwerer Diebstahl hingegen mit Zuchthaus. Erschrecken Sie nicht, denn erstens nahmen Sie nicht eine „fremde bewegliche Sache" aus dem „Gewahrsam eines andern", da Sie den Saphir geradezu im Auftrag des Eigentümers in Ihrer Schmuckschatulle verwahrten, und zweitens haben Sie ja nicht die Absicht, sich ihn rechtswidrig zuzueignen, sondern wollen ihn gelegentlich wieder rückerstatten, nicht? Höchstens kann es sich um eine Veruntreuung, eine Unterschlagung oder einen Betrug handeln, was ja auch keine Kleinigkeit sein soll, wenn man einen Juristen fragt. Aber auch zu den Tatbeständen dieser Vergehen und Verbrechen dürften wesentliche Momente fehlen."

Frau Liesl Neck saß ganz klein und gebrochen da, senkte den Blondkopf und atmete stoßweise. Einen plötzlichen Entschluß fassend, stand sie auf und verließ das Zimmer. Florian verknotete die Finger, sog an seiner Zigarette und wartete gespannt, was sich nun ereignen würde. Ob ihm die Hausfrau durch das Stubenmädchen sagen ließ, sie lege weiter kein Gewicht auf seine Anwesenheit in ihrer Wohnung? Das wäre allerdings sehr unklug von ihr gehandelt und triebe die unangenehme Geschichte auf die Spitze.

Der rosa Saphir.

Von P. L. Münzer. (Schluß.)

Der Oberkellner im Café Häberlein entschädigte Peter Florian für die angebrannte Morgenschokolade mit einer überreichen Beilage der allerneuesten Zeitungen und versicherte wohlwollend: „Eben erst eingetroffen, Herr Doktor; Herr Doktor sind der erste Leser in Heidelberg.“ Das „Tagblatt“ brachte abermals eine umfangreiche Notiz über den Saphir und auch alle übrigen Blätter enthielten längere oder kürzere Berichte, die sich mit dem geheimnisvollen Verschwinden des indischen Juwels beschäftigten, das der bekannte Schriftsteller und angesehene Gelehrte Dozent Friedrich Neck in Heidelberg, in seinem spannenden Roman „Der rosa Saphir“ (Verlag Schuster u. Löffler, Berlin) gewissermaßen zum Helden des Buches gemacht hatte. Das stand ebenso im „Berliner Tagblatt“ wie in der „Neuen Freien Presse“ und in der „Kölnischen“. Die Mannheimer und Straßburger Morgenblätter widmeten dem Vorfall je einige Spalten und ließen durchblicken, ein gefeiertes Mitglied der juridischen Fakultät, das früher selbst einmal beim Strafgericht tätig gewesen, habe der Polizei Angaben gemacht, die wohl geeignet seien, die Ergreifung des Diebes zu erleichtern. Florian wünschte dem Geheimrat Habermann gutmütig einen vollen Erfolg, den er nur mit dem rührigen Kommissär zu teilen haben würde.

War auch der Weg vom Kaffeehaus zu Necks Wohnung nicht weit, führte er auch nur über die unbeträchtliche Breite des Wredeplatzes, er kam Florian dennoch höllisch sauer an und er wollte lieber den Großglockner besteigen, als diesen Gang tun.

Frau Liesl empfing ihn im Arbeitszimmer ihres Mannes und bot Zigaretten an. „Sie bringen hoffentlich eine gute Nachricht, lieber Doktor, die wir sofort meinem Mann nach Mannheim zudrahten können?“

„Teilweise — und wie man es nimmt.“

Ängstlich blickte sie ihn an: „Also — den Stein selbst haben Sie noch nicht gefunden?“

„Noch nicht. Aber es wird Sie freuen zu hören, daß der Geheimrat Habermann hinter ihm her ist und daß die Zeitungen in Nord und Süd den Fall besprechen und dadurch vielleicht dazu beitragen, den Saphir wieder zu erlangen. Es war eine vorzügliche Idee von Ihnen, verehrte gnädige Frau, dem Kommissär nahezulegen, die Presse zu verständigen.“

Die Dozentin errötete und wickelte eine blaue Schleife, die ihr von der Taille herabbaumelte, etliche Male um ihren Daumen. „Nun ja . . .“, zögerte sie; „ich leugne es nicht, daß die Idee eigentlich von mir stammt, wenn ich Ihnen zuerst auch das Umgekehrte sagte, da ich

Geheimnis darum rankt. Übrigens sind die meisten Ochsen keine Propheten und wenn sie sich schon einmal entschließen, auf einen Berg zu steigen, so bleiben sie doch bestimmt beim ersten neuen Tor stehen, statt die paar Latten mit ihrem Gehörne einzurennen. — Aber jetzt weiter: Ihnen fiel eine originelle Reklame ein; Sie gaben ein Souper, zu dem Sie Geheimräte, Professoren und etliche bessere Journalisten einluden, ließen den Stein von Hand zu Hand gehen und wußten, daß Sie dadurch auch das Interesse für den Roman weckten; ist es nicht so?"

Sie stimmte stumm nickend zu.

„Alles sehr fein ausgeklügelt — aber ich an Ihrer Stelle hätte auch die Professoren-, Geheimrats- und Journalisten*gattinnen* miteingeladen, denn Frauenzungen sind die besten Träger der Tagesreklame, während Männer — angeblich – bedeutend weniger herumreden. Überdies sind nach Schätzung Eingeweihter achtzig von hundert Lesern belletristischer Bücher weiblichen Geschlechtes."

„Das wußte ich nicht", gestand sie ehrlich.

„Jetzt wissen Sie's — für ein andermal! — Und nach dem gelungenen Souper, das den Appetit nach dem „Rosa Saphir", ich meine den Roman, erregte, planten Sie einen zweiten, noch viel wirksameren Streich und wollten den Stein auf unerklärliche Art und Weise verschwinden lassen — was denn auch geschah."

„Nein, nein!" wehrte Frau Reck eifrig ab. „Der Einfall, den Saphir zu verbergen und dadurch die Leute noch neugieriger zu machen, kam mir erst in der Nacht darauf, ganz plötzlich, ohne weiteren Vorbedacht. Schon im Bett liegend dachte ich, daß, wenn auch die paar Herren das Buch nun kauften oder es sich ausliehen, damit noch so gut wie nichts erreicht war, und daß die Journalisten vielleicht gar nicht darüber schreiben würden. In meiner Betrübnis schoß mir eine Idee durch den Kopf: Der Stein soll *ganz* verschwinden . . . Die Polizei und die Zeitungen, wenn ich es geschickt anstellte, nahmen sich der Sache an und das erst gab eine herrliche Reklame!" Wieder träufelten die Tränen. „Aber Sie grauslicher Mensch haben meine Absichten und meine Freude vereitelt und bereiten mir schreckliche Unannehmlichkeiten . . . Ich hab mich gleich geärgert, als Fritz Sie herbeischleppte, weil ich Ihnen schon zutraute, Sie würden meinen Plan durchschauen und durchkreuzen. Der Polizeikommissär war so angenehm dumm!"

Gravitätisch verbeugte sich Florian: „Ich danke im eigenen und im Namen des abwesenden Polizeikommissärs für Ihre gute Meinung. Der Mann — ich meine den letztgenannten — ist wahrhaftig ein Dummkopf. Er mußte sich doch sagen, es sei nach der Lage der Dinge schlechterdings unmöglich, daß der Saphir durch zwei verschlossene Türen durch, aus einem Zimmer, in dem zwei Menschen schliefen, gestohlen

Aber nicht das Dienstmädchen trat ein, sondern Frau Neck erschien selbst, trat schwankend zu ihm und überreichte einen kleinen in gelbes Seidenpapier gewickelten Gegenstand. Dann brach sie in klägliches Schluchzen aus und die Tränen rannen gleich jämmerlichen Bächlein ins Batisttaschentuch.

Florian wickelte das gelbe Seidenpapier auf und hielt den Saphir in der Hand. „Na, sehen Sie!" Und erhob sich und näherte sich der jammernden Frau, der er seine Rechte auf ihren blonden Wuschelkopf legte: „Warum denn so unglücklich? Man muß ja froh sein, das schöne Stück wieder zu haben! Ja, ja, es gibt noch ehrliche Seelen, die Gefundenes dem rechtmäßigen Eigentümer zurückerstatten, sobald man es fordert."

Sie lächelte matt und betupfte ihre nassen Wangen, um sie zu trocknen: „Sie sind ein Scheusal, Peter Florian!"

„Was ich im allgemeinen nicht zu leugnen wage, aber diesmal bin ich ein rettender Engel für eine entsetzlich leichtsinnige junge Frau, die nicht über die nächsten vierundzwanzig Stunden hinausdenkt. Und weil nun die salzige Hochflut zu versiegen beginnt, bitte ich Sie, mir die verflixte Geschichte in aller Ruhe und offenherzig zu erklären, da ich zwar deren Hergang und Zweck zu verstehen glaube, aber ich möchte die Wahrheit aus Ihrem eigenen Mund hören. Und dann wollen wir gemeinsam beraten, wie wir den verfahrenen Karren wieder ins rechte Geleise schieben. Nicht wahr, Sie beabsichtigen den Saphir bei einer guten Gelegenheit Ihrem Manne wieder auszuliefern?"

Dankbar schaute sie ihn an; er war scheinbar doch nicht das Scheusal, das sie ihn genannt hatte und würde nicht die Handschellen aus der Tasche ziehen, um sie ins Gefängnis zu führen. Erst stockend, bald mit der angeborenen und sorgsam gepflegten Beredsamkeit brachte Frau Liesl ihre Beichte vor: „Sehen Sie, lieber Doktor, mein Mann schreibt Bücher, er hat eine solche Sehnsucht nach Anerkennung als Dichter und seine größten Hoffnungen setzte er auf den neuen Roman, den ich übrigens furchtbar nett finde — ich habe ihn schon dreimal gelesen und auch die Korrekturen besorgt — aber als er erschien, kümmerte sich keine Katz' darum und ich wußte, geschieht kein Wunder, so ist auch er eine Niete. Und weil Fritz darüber todunglücklich war — er zeigte es nur nicht, doch ahnte ich es — so . . ."

„So gingen Sie daran, das Wunder gewaltsam herbeizuführen!"

Frau Neck kaute verlegen am Zipfel ihres Taschentuches: „Wenn der Berg nicht zum Ochsen kommt, so muß der Ochs eben zum Berg . . ."

„Falls der Ochs ein Prophet ist und das Sensationsbedürfnis der Menschen kennt, denen alles doppelt lieb wird, sowie sich ein

„Bitte — es kommen die sonderbarsten Sachen in den allerbesten Familien vor. — Aber dann, als Sie sich auf die Zeitung stürzten und ich Ihr ungeheucheltes Interesse für die Notiz im „Tagblatt“ beobachtete, vermutete ich so ziemlich den Endzweck ihrer gelungenen Komödie und wurde vollends von der Richtigkeit meiner Vermutung überzeugt, sowie ich mit den Buchhändlern gesprochen hatte, die mir den Einfluß des Diebstahls auf den Absatz des Romans mitteilten.“

„Das Zusammentreffen konnte ein zufälliges sein.“

„Solche Zufälle sind sehr lobenswert und noch viel seltener. An wirklich gute Zufälle glaube ich nicht gern. Doch jetzt seien Sie noch ganz besonders liebenswürdig und sagen Sie mir, wie Sie den Saphir aus der Schatulle entfernten und wo Sie ihn versteckten.“

„Ungefähr um vier Uhr, Fritz schlief tief und fest . . .“

„So daß man ungefährdet eine Kanone neben seinem Bett abfeuern konnte!“

Frau Liesl lachte, verschluckte sich und hustete.

„Erholen Sie sich und lassen Sie mich fortfahren, verehrte gnädige Frau: Ungefähr um vier Uhr, es dämmerte bereits im Osten, krochen Sie behutsam aus den Federn (für alle Fälle behutsam, denn einem männlichen Schlaf ist niemals *ganz* zu trauen!), schlichen zum Schreibtisch, holten den Schrankschlüssel heraus, öffneten den Schrank, tasteten im Halbdunkel nach der Schatulle und kramten mit spitzen Fingern den Saphir hervor, den Sie in gelbes Seidenpapier, nämlich in eine Obstserviette wie ich sehe, wickelten und steckten ihn — ?“

„. . . in den Wäscheschrank unter die Dienstbotenleintücher . . .“

„Den Saphir so vieler indischer Radschahs ausgerechnet unter die Dienstbotenleintücher! Was wahr ist, ist wahr: Frauenzimmer haben keine Pietät. — Und brachten am eigentlichen Tatort alles wieder äußerlich in die frühere Ordnung, sperrten den Kasten ab und hinterlegten den Schlüssel in der Schreibtischlade.“

„So war es, genau so.“

„Es konnte nur so sein. Die Logik ist kein leerer Wahn, wenn sie auch nicht alle Rätsel löst. — Morgens zu einer bürgerlichen Zeit standen Sie dann regelrecht aus dem Bett auf, der ahnungslose Fritz schlief noch, wollten angeblich den hübschen Stein, die Sehnsucht ihrer Träume, betrachten, fanden ihn natürlich nicht in der Schatulle und schrien mit solcher Meisterschaft, daß der gutgläubige Gatte nicht den leisesten Verdacht schöpfte.“

„Ja, ja“, Frau Neck lächelte unbekümmert und sorglos. „Nur erwähnten Sie nicht, daß mein Mann schon *vor* meinem Schrei erwacht war!“

wurde. Also konnte nur Ihr Herr Gemahl oder Sie der Täter sein. Der arme rechtschaffene Fritz in einem solchen Verdacht! Ein berühmter Dozent der weltberühmten Universität stiehlt einen Edelstein — und ausgerechnet einen, der ihm schon gehört! Ausgeschlossen. Besonders wenn ein armer Polizeimann nicht entferntest ahnt, wie sonderbare Reklamen es gibt, falls man Einfälle und Kurage hat. In meinen Augen war dem lieben Fritz eine so raffiniert angelegte Geschichte niemals zuzutrauen. Demnach war er unschuldig und schuldig mußten Sie sein, verehrteste gnädige Frau. Der schon von Anfang an vorhandene Verdacht gegen Sie verdichtete sich in mir, als Sie von der chemischen Zersetzung des Juwels sprachen. Das konnten Sie unmöglich selbst glauben!"

„Und Sie, Doktor, stellten sich, als ob Sie es glaubten!"

„Man muß die — Verbrecher, die man überführen will, stets in Sicherheit wiegen."

„Ja, ich war sehr dumm!" gestand sie schmollend.

„Der Kommissär hätte auch das geschluckt. Man sei immer in der Wahl dessen, dem man etwas an die Nase binden will, höllisch vorsichtig! Sonst geht es unweigerlich schief. Alle Nasen eignen sich nicht für seltsame Angebinde ... Hernach ertappte ich Sie auf einer kleinen Unwahrheit, da Sie mir erklärten, der Polizei sei der Gedanke gekommen, die Zeitungen der halben Welt in die Affaire einzuweihen — damit ja der Dieb im nächsten Morgenblatt lesen kann, welche Fährten seine Gegner verfolgen. Und selbst angenommen, die Idee mit der Alarmierung der Presse wäre wirklich auf dem Mist des Herrn Polizeikommissärs gewachsen, der arme phantasielose Teufel hätte sicher nicht zugleich für den Roman Propaganda gemacht und jeder Schriftleitung gleich den Verleger genannt. Ich kenne meine Pappenheimer, am Neckar und anderswo. Hinter der Geschichte mußte jemand anderer stecken ..." Mit liebenswürdiger Gebärde wies Florian auf Frau Liesl.

„Sie sind gefährlich, gemeingefährlich!" äußerte sie ziemlich munter. „Und Sie glaubten, ich hätte mir den Saphir angeeignet, weil Fritz ihn mir nicht für eine Busennadel schenken wollte?"

„Was er jetzt zu tun gewiß nicht unterlassen wird."

„Sie hielten mich also für eine Diebin? Aber wie sollte ich meines heimlichen Besitzes froh werden, denn tragen konnte ich das Juwel ja nicht?"

Diese Fragen waren Florian peinlich. „Ursprünglich dachte ich freilich auch daran, daß Sie den Stein aus Leidenschaft oder um mit ihm heimliche Schulden ebenso heimlich zu begleichen, entwendeten ..."

„Danke sehr für Ihre gute Meinung!"

„Also, wie beschließen wir die Geschichte, die so wirkungsvoll einsetzte, am hübschesten . . . Warten Sie, ich habe es. Bitte bringen Sie mir Ihre Schmuckschatulle.“

Eine knappe Minute und das Kästchen stand vor Florian: „Hier.“ Neugierig lugte ihm Frau Liesl über die Schultern.

Er leerte es behändig um, daß Ringe und Armbänder, die Nadeln und Kettchen heraussprangen, und prüfte die Innenfütterung, die weiche Wattefüllung des Bodens und die verschossene brüchige himmelblaue Seide.

Und unvermutet, daß Frau Neck ob des Zerstörungswerkes aufschrie, bohrte Peter Florian den Zeigefinger der rechten Hand in die Polsterung, die alte Seide riß und es entstand ein schmaler Schlitz.

„Was tun Sie denn, Doktor, Sie machen es ja kaput!“

Er antwortete nicht, sondern drückte den rosa Saphir in den Riß und streifte die Seide darüber wieder glatt, so daß nur ein sehr genaues Hinsehen den Schaden wahrnehmen konnte. Das Juwel duckte sich gehorsam in die Wattefütterung — und wartete darauf, gefunden zu werden. „Na?“ fragte Florian und schmunzelte.

Da erriet Liesl Neck, was er bezweckte, und strahlte glückselig. „Sie Künstler! Und jetzt will ich sofort meinem Mann telephonieren, wir hätten den Saphir gefunden.“ Und eilte schon zur Tür.

Halt! Dageblieben! Ich denke, wir teilen es anders ein. Damit auch ich meinen Ruhm ernte, warten Sie geduldig, bis Fritz zurückkehrt, dann teilen Sie ihm gefälligst mit, ich hätte die feste Überzeugung, der Stein sei gar nicht gestohlen worden, sondern nach wie vor irgendwo in der Wohnung. Veranlassen Sie ihn, sich an einer neuerlichen Untersuchung zu beteiligen, wobei mir auch die Anwesenheit des Herrn Polizeikommissärs sehr lieb wäre. Dann hantieren Sie an der Schmuckschatulle herum und stoßen plötzlich einen Schrei aus — in dieser Kunst sind Sie ja Meisterin! — und krabbeln das Juwel mühsam — ich muß schon bitten: mühsam! — unter der schlissigen Seide hervor . . . Wie?“

„Herrlich!“ Wunderbar! Sie sind mein Retter!“

„Aus dem Neckar.“

„Gleich morgen in der Früh werde ich den Kommissäre berufen und nach Ihrem Rate handeln.“

Peter Florian dachte, sein lieber Freund Neck verdiene für seine Nichtachtung der Kriminalistik schon eine kleine Strafe, die er mit längerer Sorge abzahlen möge, und die Polizei könnte sich auch noch ein bißchen auf eigene Flaust plagen; daher sagte er: „Gleich morgen früh? Warum gleich morgen früh? Diese unziemliche Eile brächte Sie um einen halben Erfolg Ihrer so fein eingeleiteten Reklame für den Roman. Auch der Verleger wäre Ihnen dafür nicht dankbar. Ein

„Das scheint mir nebensächlich, mag jedoch immerhin festgestellt werden. Aber wir sind leider noch nicht fertig; das dicke Ende kommt erst.“

„Sie meinen den Polizeikommissär?“

„Keineswegs. Sie hatten die Absicht, das Kleinod, sobald es durch sein zeitweiliges Nichtvorhandensein das deutsche bücherkaufende Publikum hinreichend beschäftigt hatte, wieder erscheinen zu lassen.“

„Selbstverständlich.“

„Und wie sollte die Auferstehung vor sich gehen, ohne daß Sie Ihren — sagen wir schonend — Kniff eingestanden, was zu tun gewiß nicht in Ihrer Absicht lag?“

Frau Liesl zuckte die Achseln: „Ich dachte . . . ich . . . es würde mir davon schon zur rechten Zeit ein neuerlicher guter Gedanke kommen. Es eilte ja nicht.“

„Und kam er, der gute Gedanke? Ist er jetzt da? Jetzt eilt es nämlich!“

Bestürzt starrte sie Doktor Florian an und schwieg.

„Wir müssen doch den Stein wiederfinden und müssen auch erklären, wo er war und wie wir ihn entdeckten. Die Wahrheit vor der Polizei und der Öffentlichkeit zu bekennen, ist unmöglich. Man würde Sie, liebe gnädige Frau, mitleidslos verdammen und außerdem könnten Sie wegen Irreführung einer Behörde, die Anspruch erhebt, ernst genommen zu werden, in arge Verlegenheit geraten, die unter Umständen die Karriere Ihres Mannes zerstört und Sie selbst ins Strafhaus bringt.“

Zum zweitenmal und erheblich reichlicher flossen die Tränen aus den lichten Augen der Frau Dozentin: „Um Gotteswillen, das hab ich nicht überlegt, das ist ja furchtbar . . . .“ Sie faltete die Hände: „Lieber, lieber Herr Doktor, Sie müssen mir helfen oder ich gehe ins Wasser!“

„Das wäre das Allerschönste! Haben Sie dabei den Neckar im Auge? Er eignet sich nicht recht dazu. Erzählte doch schon Mark Twain, daß er einmal auf der „Alten Brücke“ stand und sah, wie ein Arbeiter sich todesmutig in die Fluten stürzte, um einen Jungen, der beim Spielen ins Wasser fiel, zu retten. Der gute Twain bewunderte den Tapferen, aber seine Bewunderung sank ein bißchen, als er gewahrte, daß die Fluten des Neckars dem wackeren Retter kaum bis ans Knie reichten. — Nein, nein, damit ist's nichts. Beruhigen Sie sich nur. Um Ihnen zu helfen, bin ich ja da und werde Ihnen genau so todesmutig wie Mark Twains köstlicher Arbeiter beistehen. Wäre das nicht meine Absicht, so hätte ich mich auf den Großartigen hinausgespielt, der statt mit Ihnen, verehrte gnädige Frau, unter vier Augen zu verhandeln, der Polizei oder Fritz mitteilte, Frau Elisabeth Neck habe lange Finger.“

„Herr Florian!“

würde es ihm besser gehen als jetzt. Verschwinden würde nur sein Elend. Dem ist nicht zuzustimmen, das Volksempfinden sträubt sich dagegen. Nach Selbständigkeit sehnt sich der freie Geist, der deutsche Mann mehr als jeder andere. Der selbständige Handwerker und Gewerbetreibende ist mehr interessiert an seiner Arbeit, die freie Arbeit macht ihn zufriedener, er wurzelt fester im Staate als der abhängige Industriearbeiter. Im Staatenleben dürfen wir nicht alles nach dem reinen Kosten- und Profitstandpunkte betrachten, sondern wir müssen auch mit dem wertvollsten Staatsgut, dem „Menschen“, rechnen. Unser Handwerker war allezeit ein verläßlicher Mitarbeiter an der Festigung des Gemeinwesens und des Vaterlandes. Der Staat erfüllt eine Notwendigkeit und handelt klug, wenn er das freie Handwerk fördert, wenn er es zu immer steigender Leistungsfähigkeit führt. Je mehr das Handwerk in genossenschaftlichem Wege zusammenarbeitet, desto besser und zweckmäßiger wird es erzeugen können. Auf diesem Wege wird sein Bestehen gesichert und der Wettbewerb ein erfolgreicher. Daß das Handwerk den Wettkampf mit der Industrie bestehe und neben ihr wirke und arbeite, daß ihm die Wege hiezu gewiesen werden, muß jeder Staatsmann wünschen und fördern. Ein Wunsch nach Untergang des Handwerkertums wird daher vom deutschen Volke allezeit als mit seinem Empfinden nicht übereinstimmend entschieden abgewiesen werden.

Nun zur Agrarfrage. Herr Professor sind der Ansicht, daß die agrarischen Schutzzölle schwer auf dem Volke und insbesondere auf der Arbeiterschaft lasten. Zudem hätten diese Zölle ihre Aufgabe nicht erfüllt, denn die Erträge seien nicht wesentlich gestiegen und stünden weit hinter denen Deutschlands zurück. Was ist darauf zu sagen? Der Hauptzweck der Agrarzölle ist, daß die Landwirtschaft und der Bauer überhaupt bestehen können, daß sie nicht von dem Auslande, das uns heute als Feind gegenübersteht, erdrückt werden. Wäre unsere Landwirtschaft nicht geschützt, so müßte sie untergehen. Das haben die Zölle zu verhindern. Nachdem durch sie der Bestand gefestigt und gesichert wurde, war es möglich, daß die Landwirtschaft an die Aufwendung größerer Mittel zur Hebung der Erzeugung gehen konnte, da diese Arbeit jetzt erst lohnend wurde. Jeder Landwirt und die meisten Volkswirtschaftler wissen, daß bei niedrigen Preisen kein intensiver, sondern nur ein extensiver landwirtschaftlicher Betrieb möglich ist. Einen wirklichen Zollschutz erhielt unsere Landwirtschaft erst im Jahre 1907. Seit dieser Zeit macht sich in den meisten Ländern ein befriedigender Fortschritt bemerkbar, der weit größer ist, als in der gleichen Zeitspanne vorher, obwohl die Jahre 1908 und 1909 zufolge Trockenheit Mißjahre waren, die die Entwicklung hemmten. Naturgemäß können in der Landwirtschaft in einigen Jahren nicht umwälzende Neuerungen und Riesenfortschritte

banal wiedergefundener Stein interessiert die Leute gar nicht mehr und sie sind imstande, das bereits bestellte Exemplar des „Rosa Saphir" wieder abzubestellen. Warten Sie noch etliche Tage. Ein weiser Papst — die meisten oder sogar alle Päpste sind nämlich weise — meinte: Mundus vult decipi, ergo decipiamus — auf gut deutsch: Die Menschen wollen bemogelt werden, also bemogle man sie! — Aber man darf nicht zu früh damit aufhören, sonst hat die Mogelei ihren Zweck verfehlt."

Liesl Neck sperrte ihren Mund vor Staunen weit auf: „Hören Sie . . . Aus Ihnen hätte kein schlechter Gauner werden können, Doktor, wären Sie früh genug in die rechten Hände geraten!"

„Ich lernte Sie leider erst vor einem Jahre kennen, verehrteste gnädige Frau", sagte rätselhaft Peter Florian und die dunkle Rätselhaftigkeit minderte ein wenig das Kränkende seiner Äußerung.

Der Bauernstand nicht mehr zeitgemäß.

Professor Schumpeter hat in einem öffentlichen Vortrag gesagt, daß Kleingewerbe und Bauernstand nicht mehr zeitgemäß sein. Dasselbe wird er wohl auch auf seiner Kanzel der Grazer Universität verkünden — mitten im Bauernland Steiermark. Professor Schumpeter soll sich nicht wundern, wenn seine Lehre zurückgewiesen wird.

Vom Landeskulturinspektoratsmitglied Leopold Stocker erlebte er im „Grazer Volksblatt" folgende Entgegnung:

Ich hatte das Vergnügen, Ihren öffentlichen volkstümlichen Vorlesungen über „Die Volkswirtschaft im Kriege und nachher" beizuwohnen. Da bei den Vorlesungen keine Aussprache gehalten wurde, so sei auf diesem Wege eine Darlegung gegenteiliger Ansicht über einige Fragen gestattet, die von größter staatswirtschaftlicher und vaterländischer Bedeutung sind. Es schwebt bei dieser Erörterung natürlich der Gedanke vor, der Sache zu dienen und den richtigen Weg für des Vaterlandes Wohl bauen zu helfen. Diesem hohen Ziele streben wir ja alle zu und widmen ihm unsere Kräfte. — In Ihren Ausführungen erörtern Sie, Herr Professor, daß sich der Staat in den Dienst überlieferter, unzeitgemäßer Betriebsformen, wie die der Handwerker und des Bauernstandes stellt, wobei er auf keinen grünen Zweig komme. Der Staat hätte nicht zu halten, was untergehen soll. Und zu den Betriebsformen, die untergehen sollen, zählen Sie die der Handwerker und Bauern. Was würde aus dem Handwerker und dem kleinen Gewerbsmann? Er würde, sagen Sie, Unterkunft finden in der Industrie, und im organisierten Arbeiterheer

vielleicht glauben, durch den Verzicht der Großgrundbesitzer wären die Agrarierzölle erledigt. Keinesfalls. Weit mehr als der Großgrundbesitz sind die Bauern an den Zöllen interessiert, in deren Händen sich in Österreich 84·5 Prozent des Ackerlandes befinden. Für den Bauern handelt es sich hiebei um eine Lebensfrage. Beim Großgrundbesitzer ist dies nicht so sehr der Fall. Er besitzt viel Bargeld, viele Waldungen und in der Regel Großindustrien, wie Zuckerfabriken, Brauereien, Brennereien usw. Wenn bei ihm die Landwirtschaft auch keinen Gewinn bringt, so fließen doch noch die anderen Quellen. Beim Bauer ist die Landwirtschaft die alleinige Erwerbsquelle, von der Preisgestaltung seiner Erzeugnisse hängt daher alles ab.

Herr Professor gehen aber noch weiter, denn Sie rechnen die Bauernbetriebe zu den überlieferten, unzeitgemäßen Betriebsformen, die nicht gehalten werden sollen. Das wird im 23. Monate des großen Weltkrieges behauptet, in dem Kampfe um das Sein von Österreich und Deutschland, bei dem fast die ganze Welt gegen uns ist, indem man uns von der Außenwelt abschloß und uns nicht nur mit Waffen, sondern auch durch Aushungern bezwingen will. Hätten wir unseren Bauernstand und unsere bäuerliche Landwirtschaft nicht gehabt, unsere Brüder, Väter und Söhne in Wehr und Waffen wären nach wenigen Monaten auf die Knie und unter das Joch gezwungen worden. Nicht der Feind, der Hunger hätte sie besiegt. Unser Vaterland und das Bruderreich wären zerfetzt und unter die Engländer, Franzosen, Italiener, Serben und Russen aufgeteilt worden. Bei der Erörterung über das Verschwinden des Bauernstandes fragten Sie, wie sich die Armee zu dieser Frage stelle, da man einen zahlreichen Bauernstand als wichtig für die Wehrkraft hinzustellen pflege. Da meinten Sie, Herr Professor, daß im heutigen Kriege die wichtigste Rolle der Industrie und den industriellen Mitteln zukäme, der Krieg werde immer mehr zum technischen Problem. Wenn nun diese Theorie sich weiterentwickelt, so werden künftige Kriege wohl überhaupt nur mit Maschinen geführt werden. Das wird dann das Zeitalter der Engländer sein, wenn sie ihre geheiligten Leiber nicht mehr zu Markte tragen müssen. Dieser Ausspruch vom „technischen Problem" wurde am Tage der größten Seeschlacht zwischen Deutschland und England getan. Haben dort nur die Maschinen gesiegt? Der Geist war es, der den an Maschinerie weit überlegenen Feind schlug. Das Wort vom „technischen Problem" wurde gesprochen im 23. Monate des Weltkrieges, in dem Millionenheere sich gegenüberstehen, wo die Männer vom 18. bis 50. Lebensjahre unter Waffen stehen. Also, Herr Professor, der Krieg ist nicht nur ein Kampf mit technischen Mitteln, sondern auch mit ungeheuren Menschenmassen. Zu dieser Masse stellt die Bauernschaft die größere Hälfte, da

gemacht werden, wie es in der Industrie leicht möglich ist. In der Landwirtschaft ist mit Hunderttausenden Einzelbetrieben zu arbeiten. Der Entwicklungs- und Steigerungsweg ist ein langsamer, da mit lebenden Betriebsmitteln zu arbeiten ist, die sich nur langsam entwickeln können. Überdies ist es grundfalsch, bei der Beurteilung der österreichischen Landwirtschaft alle Kronländer zusammenzuwürfeln, ohne Berücksichtigung des Kulturzustandes des Volkes oder der natürlichen Fruchtbarkeit, beziehungsweise Unfruchtbarkeit des Landes. Daß bei dem Gesamtbilde Länder wie Galizien, wo ein großer Teil des Volkes Analphabeten sind, oder Gebiete wie die Küstenlande mit ihrer Unfruchtbarkeit und ihrem Unfleiß das Bild drücken, ist klar. Steht nicht dort die industrielle Entwicklung auf ähnlicher Stufe wie die Landwirtschaft, obwohl ihr mehr auswärtige intelligente Kräfte zur Verfügung stehen? Daß die deutsche Landwirtschaft der österreichischen beträchtlich voraus ist, ist leicht erklärlich. Die deutsche Landwirtschaft genießt Schutz und Förderung bereits seit Bismarck, also schon zu Zeiten, wo unsere Landwirtschaft noch längst als Aschenbrödel behandelt wurde. Übrigens: Man stellt immer nur unsere Landwirtschaft mit der Deutschlands in Vergleich. Ja, hält unsere Industrie mit der deutschen einen Vergleich aus? Der Abstand ist hier ebenso groß wie bei der Landwirtschaft. Wenn man sachlich sein will, wenn man nicht einem Erwerbszweig unrecht tun und mithin Klassenzwiespalt fördern will, so muß das betont werden. Deutschland ist also auf allen Linien voran. Warum? Der nordische, arbeitsame Geist macht's. Die draußen arbeiten und denken um ein Menschenalter länger als wir. Ihr Geist ist vorausgeeilt. Es liegt im Blut.

Herr Professor scheinen zu meinen, daß der Feudaladel die Agrarzölle aufrecht erhalte, denn Sie sagen, es wäre der freiwillige Verzicht des Feudaladels auf die Agrarzölle das einzige Mittel, damit die Aristokratie ihre Stellung bewahre. So wäre es auch in England geschehen. Ein Hinweis auf England beweist das Gegenteil. Österreich und Deutschland sind keine Insellander, sondern Binnenländer, denen man leicht die Tore verschließen kann. England hat übrigens durch seine Handelspolitik den Bauernstand völlig vernichtet und bewirkt, daß es etwa 280 Tage des Jahres vom Auslande leben muß. Dazu braucht es seine Riesenflotte. Wie zittert aber das Land, wenn die Unterseeboote arbeiten. England wäre heute zu Tod froh, wenn es einen Bauernstand und eine leistungsfähige Landwirtschaft hätte. Was es durch seine Handelspolitik, die heute nur mehr einigen wenigen als Ideal erscheint, vernichtete, wird es nicht mehr erstehen sehen. Der Bauernstand und die Landwirtschaft können wohl rasch vernichtet werden, ein Wiederaufbau ist aber unmöglich. Herr Professor sind unrichtiger Meinung, wenn Sie

Heimgärtners Tagebuch.

„Von Humanität durch Nationalität zur Bestialität!“ rief Grillparzer entsetzt aus, als er den beginnenden Abstieg sah. — Nun sind wir so weit, daß wir denselben Weg wieder zurückmachen können, ja müssen. Durch mißverstandene Nationalität sind wir herabgekommen, durch wohlverstandene Nationalität müssen wir wieder hinauf.

Man hatte gemeint, die nationale Einigung und die völlige Entfaltung der nationalen Eigenschaften müsse das Endziel eines Volkes sein, und es gäbe dahinter weiter kein Ideal. — Wie so? Ist denn eine Familie nur der Familie wegen da? Ganz ihrer selbst willen? Dann würde sie bald das Übel der Gemeinde werden. Die Familie ist ein Glied der Gemeinde, des Ganzen, aber sie neigt zur Selbstsucht und muß doch zuweilen ihre Sonderinteressen aufopfern, um in der Gemeinsame leben, von ihr Nutzen ziehen und ihr nützlich sein zu können. So verhält sich ein Volk zur Menschheit. — Die Menschheit ist das Ziel, die Nationalität ist der Weg dahin. In der Familie die Erziehung, in der Nationalität die Übung, in der Menschheit das erlösende Vollbringen. Jeder einzelne Mensch muß seine angeborenen Fähigkeiten besonders ausbilden, dann wird er sich in der Allgemeinheit am besten verwerten. Jede Familie muß ihre guten Eigenschaften entwickeln, dann wird sie der Gemeinde am besten nützlich sein können. Jedes Volk muß seine besonderen Vorzüge auf das höchste zu entfalten suchen, um zu eigenem Vorteile der Menschheit damit zu dienen. Wie mißlich, wenn alle das Gleiche anstrebten, wenn jede Familie sich z. B. der Jurisprudenz widmen wollte, oder der Musik, oder dem Kartoffelbau? Ist es nicht besser, wenn die Familien verschieden geartet sind und sich so in der Gemeinde gegenseitig auslösen, einfügen, ersetzen? Und so ist es auch schön eingerichtet, daß die Völker in ihren Neigungen und Fähigkeiten unterschieden sind, und doch gleichsam als Einzelteile schon vorbereitet für ein harmonisches Ganzes.

Aber der Nationalismus, wie er zu werden drohte, will es anders. Er sagte: Ich bin ein Volk für mich allein, die übrigen Völker gehen mich nichts an, nur daß ich bei ihnen meinen Vorteil suche und daß ich mich feindlich gegen sie gerüstet halte, weil sie es ja auch gegen mich sind. — Und so ist der Nationalismus der Durchweg geworden von der Humanität zur Bestialität.

Wir haben uns vergangen, müssen umkehren und den Weg durch die Nationalität zurück machen

Jedes Volk soll seine Eigenart wahrnehmen, ehren und ausbilden, um hierin vollkommen zu werden. Wenn sich alle Völker nivellieren,

fast jeder Bauer Soldat ist. Von der städtischen Bevölkerung konnten viele nicht ins Feld ziehen, weil sie in öffentlichen Ämtern, in öffentlichen Verkehrsunternehmungen und in der Kriegsindustrie unentbehrlich sind. Es bleibt also doch bestehen, daß der Bauernstand nicht nur notwendig ist, um das Volk zu ernähren, sondern auch, um an der Verteidigung des Vaterlandes den Hauptanteil beizutragen. Wer heute die Notwendigkeit eines zahlreichen, kräftigen Bauernstandes nicht sieht, der wird diese Notwendigkeit nie mehr erfassen.

Herr Professor sind gegen Beschränkung der Auswanderung aus Gründen der Freiheit des menschlichen Handelns. Sollen wir also auch nach dem Kriege die Agenten gewähren lassen, welche mit allen erlaubten und ebensoviel unerlaubten Mitteln unsere Staatsbürger ins Ausland lockten? Sie meinen, statt der Beschränkung gebe es andere Mittel: Wir brauchen nur ermöglichen, billig zu leben, dann ziehen die Menschen nicht weg. Da finde ich einen Zwiespalt in der gebotenen Lehre. Wo sollen die Millionen Bauern (die Hälfte der Bevölkerung) Brot und Arbeit finden, wenn der Wunsch nach dem Zugrundegehen der bäuerlichen Betriebe erfüllt ist? Was soll aus dem Bauernlande werden? Würden die Arbeiter billiger leben können, wenn ein Arbeiter dem andern die Arbeitsstelle streitig macht? Wohin mit den Waren, wenn auch die 25 Millionen Bauern Industriearbeit leisten; um wieviel größer würde bei einer Massenerzeugung an Ausfuhrwaren der Neid und der Kriegsgrund für das Ausland sein? Was tun in Jahren der Geschäftskrisis? Woher dann das Brot nehmen, wenn es denen rings um uns beliebt, die Tore zuzuschieben?" So weit Stocker.

Die Einrichtung, die Professor Schumpeter zu seinem Ideal macht, gehört in das große, aber ferne Land Utopien. Freilich wäre es praktisch, wenn alles und jedes, was die Leute, die Völker, brauchen, gerade dort erzeugt würde, wo gerade für die betreffende Produktion — sei es Agrikultur oder Industrie — die besten Bedingungen sind. Aber dann müßten die Menschen andere sein, als sie sind. Sie müßten eine Einheit sein, die altruistisch füreinander lebt, so daß das Ganze gleichsam eine einzige Wirtschaft wäre. — Wie weit wir in unserer Zeit davon noch entfernt sind, braucht nicht erst erörtert zu werden.

Professor Schumpeter hat auf Stockers Ausführungen eine höfliche, wohlgesetzte Entgegnung veröffentlicht. Aber gegen, wenn auch noch so banale Wirklichkeiten kommt auch der geistreichste Theoretiker nicht auf.

---

winkte verheißend, aber errungen war er noch nicht. Über das weite Schlachtfeld flog ein Flieger dahin und ein Soldatenliedel singend in den blauen Himmel auf. Viele waren, wohl mit Zuversicht des Heldengreises gedenkend, geschmückt mit der Kornblume. Andere schauten nieder auf die Blüten des Mohns, sie glaubten die Sense des Schnitters rauschen zu hören . . .

Es ist das Kriegsheer des Hinterlandes — das Kornfeld. Dieses Heer mit den blonden Häuptern und den Lanzen, ohne das es auch in Friedenszeit kein Leben und kein Bestehen gäbe, dieses Heer des stillen, tapferen Durchhaltens, muß auch in diesem größten aller Kriege der endliche Sieger sein. Es ist buchstäblich wahr: sein Tod bringt uns das Leben und die Kraft; im nächsten Jahre stehen die Gefallenen wieder auf.

Generäle! Rekrutiert fleißig für diese Armee!

Warum gerade der Bauer als von Natur aus der gescheiteste Mensch gilt! Alle anderen Leute müssen lernen, um was leisten zu können. Dem Bauer gibt man keinerlei Berufsschule und doch wird von ihm die größte und wichtigste Leistung verlangt. Ein gewöhnlicher Mittelbauer braucht zur Leitung und Bearbeitung seines Hofes mindestens so viele Berufskenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten, als irgendein Gewerbsmann, der sein Handwerk jahrelang gelernt haben muß, um gelten gelassen zu werden. Von der allgemeinen Volksschule zieht der Bauer für seinen Beruf den kleinsten Gewinn; ja die Volksschule ist eher geeignet, das Bauernkind seinem Berufe zu entfremden. Der häusliche Unterricht vom Vater auf den Sohn genügt schon ganz und gar nicht mehr; es ist ja alles so anders geworden, seit der Bauer sich den modernen Verhältnissen anschließen muß. Ist der Nährstand nicht auch zum Wehrstand geworden, wie die Industrie? Leistet diese im Krieg die Munition, so wird vom Bauern der Proviant verlangt, die eigentliche Urkraft, ohne die sich andere Kräfte gar nicht entwickeln könnten.

Von allen Notschreien, die heute durch die Lüfte gellen, der wichtigste ist: Aufrichtung des Bauernstandes. Eben jetzt erheben Steiermarks Landwirtschaftslehrer den Ruf nach ländlichen Fortbildungsschulen in Österreich. In Deutschland sind solche pflichtmäßige Schulen schon eingeführt, wenn auch beinahe zu spät. Wird man sich nicht endlich auch bei uns an den Kopf greifen? Der Ruf allein ist freilich nicht genug, es müssen Pläne erprobt werden, wie nach unseren Verhältnissen draußen in Land und Dorf solche Schulen am praktischesten

entnationalisieren und gleichmachen wollten, das wäre so ziemlich das Verkehrteste, Unnatürlichste und Heilloseste, was geschehen könnte. Die Menschen würden verkommen, verarmen, verdummen; die Menschheit würde ein bewegungsloser, übelriechender Tümpel sein. Jedes zivilisierte Volk halte fest an der Kultur, die es von seinen Vorfahren, von seinem Heimatboden hat; was nicht Gemeingut wird, das bleibt ohnehin Privatgut. Zum Kriegführen wird immer Anlaß sein, aber man sollte sich nicht abschlachten wegen verschiedener Rassenabstammungen.

Mit der Nationalität wird es einmal gehalten werden wie mit der Weltanschauung, mit der Religion. Sie ist Privatsache. Und in dieser Privatsache liegt die Persönlichkeit. Jene Persönlichkeit, die dem Menschen den besonderen Wert gibt und auf der eine Geistes- und Seelenkultur beruht, die wir Humanität nennen. —

„Aber Tagebuchschreiber, was sind das für Gedanken? Wie wollen Sie das machen? Nationalität Privatsache! Da denken Sie wohl nur an das nationale Empfinden des Einzelnen. — Und das Zusammenwohnen verschiedener Nationen in einem Staate? Die Sprachenfrage? Die Schulfrage? Das spielt sich in der Wirklichkeit ganz anders ab als in Ihrem kleinen Köpfel. —"

Schwere Zurechtweisungen. Ich schweige. Es waren nur Gedanken. Ich sage bloß, der Slawe soll nach Belieben Slawe bleiben, der Franzose leistet als Romane sein Bestes und der Germane soll seine nationalen Tugenden mit größter Strenge pflegen. Nur muß das ganze nationale Leben und Streben in jene Gesittung einlenken, in der es nicht mehr zur Bestialität führt, sondern zur Humanität.

A. Dieser Krieg ändert die Welt. Wir werden gründlich umlernen müssen.

B. Umlernen mag ich nicht. Es kommt nichts Rechtes dabei heraus, es wird eine Stümperei. Man ist zu sehr mit den Bausteinen der Vergangenheit gebaut.

A. Was also wirst du tun in der neuen Zeit?

B. Ich? Ich werde als alter Mann ruhig abdanken und mich als Kind wiedergeboren werden lassen in die neue Zeit hinein. Dann geht's spielend.

Auch ich stand zur Frühsommerszeit im Felde und mein Blick flog staunend über das unabsehbare Heer von Lanzen. Millionen und Millionen Häupter im germanischen Blond. Etliche reckten sie stolz gegen Himmel, doch das Heer senkte die Häupter in Demut. Der Sieg

Journalist: Aber ich kann nicht mehr schweigen, ich kann nicht mehr.

Chef, die Hände über dem Bauch aneinanderklammernd: Du lieber Himmel! Erst können die Herren nicht schreiben, und dann können sie nicht schweigen.

Journalist: Für unsereinen ist das letztere jetzt zu schwer. Weil ich aber zum Schreiben und nicht zum Schweigen aufgenommen wurde, so verlange ich Lösung des Vertrags oder ein erhöhtes Gehalt.

Chef: Ah, darauf hinaus! Preistreiberei! Das will ich doch unseren Herrn Bezirksrichter wissen lassen. Dafür, daß Sie nichts zu schreiben brauchen, wollen Sie erhöhtes Gehalt?

Journalist nach einer Pause boshaft lispelnd: Manchmal wird doch auch — das Schweigen bezahlt.

Chef: — — — Ich will's überhört haben. — Wie hoch ist Ihr jetziges Monatsgehalt?

Journalist: Zweihundertfünfzig.

Chef: Gut. Machen wir rund zweihundert. —

Solches würde stets das Ergebnis sein, wenn auf einmal die Schreiberleute „preistreiben" wollten. — Der Journalist hatte eine Fleischkarte für drei Wochentage im Sack, die zerriß er an demselbigen Abend.

In einem kirchlichen Blatt las man Folgendes:

„Warum der berühmte Flieger Immelmann nicht katholisch eingesegnet wurde. Immelmann war Katholik. Im Felde segnete seine Leiche auch ein katholischer Priester ein. In der Heimat aber ein Pastor einer evangelischen Sekte. Der Grund hiefür lag im vorgefundenen Testamente. Der Fliegerheld hatte die Verbrennung seiner Leiche angeordnet. Nach den strengen Weisungen der katholischen Kirche darf in diesem Falle die kirchliche Einsegnung nicht stattfinden. Diese Vorschrift war durch ein gemeinsames Hirtenschreiben der deutschen Bischöfe noch besonders streng betont worden. Danach hat sich die katholische Geistlichkeit der Pfarre Immelmanns auch gehalten. Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses ist lediglich Strafe für die selbstgewollte Verbrennung der Leiche. Hierin gibt die Kirche nicht nach, auch wenn es sich um einen weltberühmten Helden, wie um Immelmann, handelt."

Justamentsstandpunkt. Da haben wieder einmal beide Teile gefehlt. Der eine, daß er auf dieser Zeremonie bestand, der andere, daß er sie verweigerte. Steht es denn dafür, daß man wegen konfessioneller Formalitäten die Gemüter verbittert, das bißchen Gottesfrieden stört, der im Christentum noch vorhanden ist?

Wenn man in den Kirchen immer um Frieden beten läßt, so — sollte man ihn auch selber geben.

---

errichtet werden können. Das Wort praktisch möchte ich vielfach unterstreichen und weiß warum. Theoretisch auf dem Papier haben wir ohnehin schon so viel Schönes und Gutes fix und fertig.

Wenn solche Anstalten auch ein Heimatschutz sein sollen, so dürfen sie nicht zu allgemein gehalten sein. Es muß dem Schüler vor allem das gelehrt werden, was er für die Heimatgegend braucht; im Ennstal z. B. anderes als auf dem Pettauerfeld. Außer der Landwirtschaft wird der Bauer mit den einschlägigen Rechtsverhältnissen vertraut werden, mit dem Versicherungswesen, selbst mit den Hauptsachen des Wechselrechtes usw. Alles in einfacher Form, stets mit Beispielen aus dem Leben, der ungeübten Auffassungsgabe des Schülers entsprechend. — Ich weiß in Obersteier eine kleine Bauernschule, da lernen die Kinder nebst den vorgeschriebenen Schulgegenständen praktisch etwas von Gartenwirtschaft, Waldkultur, Bienenzucht, Zimmerei, Tischlerei, Schlosserei, Maurerei, sie lernen das Organisieren solcher Tätigkeiten, so daß, wenn der Ernstfall herantritt, sie sich zu helfen wissen. Es ist ein Grabnerhof im kleinen, ohne viel Kosten. Dabei kommt es weniger auf die Vorschriften als auf die Eignung des Lehrers an. Das Wichtigste an einer Schule ist nicht das glänzende Programm, sondern der tüchtige Lehrer. Von allen Talenten, die jetzt überall aufstehen, sollten die des Lehrers am ausgiebigsten gepflegt werden. Aber werden auch genug Lehrertalente geboren?

Ins Kabinett des Chefredakteurs trat plötzlich der Journalist: Guten Morgen, Herr Chef! Heute komme ich mal mit etwas Unangenehmem!

Chef: Schlimme Nachrichten?

Journalist: Die Nachrichten sind immer gut. Aber ich werde schlimm.

Chef: Was hat's denn?

Journalist: Ich halt's nimmer aus, so. Ich bin geladen. Geladen zum Zerplatzen — wie ein Schrapnell. Ein solcher Dienst ist unerträglich.

Chef: Dienst? Ist Ihnen der Dienst zu schwer? Jetzt, wo Sie den ganzen lieben Tag bloß die Depeschen zu lesen, die Kriegskorrespondenzen zu redigieren haben?

Journalist: Gerade das ist's, Herr Chef. Ich will nicht lesen, ich will schreiben. Der Beruf des Journalisten ist schreiben, und just in dieser Zeit, wo so viel zu sagen wäre.

Chef: Ach Lieber, lassen wir die Zensur zufrieden, sie erspart uns Papier und Honorar.

ja nicht allein von der Kunst, er braucht unterweilen auch eine Schmiererei — und dafür sind die Schmieren.

Aber die Burschen der kleinen Stadt Tempersberg sind doch eines Abends mit Bündeln zur Kasse gekommen, um sich zur Aufführung des hochergötzlichen Lustspiels Karten zu holen. Die Direktrice als Kartenverkäuferin war sehr liebenswürdig, aber da sie bei den Burschen die Bündel sah, die sich auch der Nase ein wenig anmeldeten, wollte sie doch fragen, was sie Gutes in ihre Schnupftücher gebunden hätten?

Da antwortete einer: „Wenn die Komödiantenleut' wieder ihre Rollen nit gelernt haben, so wird ihnen heut' eine kleine öffentliche Aufmerksamkeit erwiesen."

„Rollen nicht gelernt haben!" brummte die Frau Direktor nach, „wie ist das zu verstehen? Das gibt's bei uns nicht."

Die Burschen pendelten mit ihren Bündeln in die Bude.

Die Scheuer war heute überfüllt, selbst die teuersten Plätze, wo man auf Strohschauben liegen konnte, waren vergriffen. — Schon klingelte es das erstemal; es wurde ruhig und die Burschen machten ihre vor den Bauch gebundenen Bündel handgerecht. — Es klingelte das zweitemal, der Vorhang rollte auf, aber statt einer Komödiengestalt trat ein schwarzgekleideter Herr auf; der schnellte seine Manschetten ein wenig vor und verkündete: „Da der Träger der Hauptrolle plötzlich unpaß geworden ist, kann heute die Vorstellung nicht stattfinden. Die Billets haben für nächstesmal Gültigkeit."

Mein kleiner Enkel Peter pflegt, wenn ich auf der Bank ruhe, so daneben zu stehen und mir das Haar zu strählen, was ihm lieber ist, als beim Schulbüchel zu sitzen. Beim Kämmen gibt es kleine Gespräche meinerseits, die dem Knaben stets unterhaltend sind, solange sie nicht ins absichtlich Lehrhafte übergehen. Im letzteren Fall unterbricht er.

Gestern eröffnete der Peter ein Gespräch: „Großvater, das muß doch langweilig gewesen sein auf der Welt, solange noch keine Zeit gewesen ist."

„Aber Kind, was denkst du, eine Zeit ist doch immer gewesen."

„Ich meine, Großvater, weil die Leute keine Uhren gehabt haben."

„Wenn auch keine Taschenuhren, wie die meine da, Zeitmesser hat man immer gehabt", entgegne ich und denke, da kann ich ihm vielleicht eine gute Lehre und Moral beibringen, ohne daß er's merkt und mich unterbricht.

Er strählt das schüttere Haar, und ich rede. „In früheren Zeiten hat man Sonnenuhren, Wasseruhren, Sanduhren gehabt. Die Zeit hat

Professor Hollein, der „dazumal" in der **Handelsakademie** das Wechselrecht und die kaufmännische Korrespondenz vortrug, wendete sich eines Tages nach dem Unterricht zu mir. „Nur nicht verzagt sein!" sagte er, „das wär' nicht schlecht, wenn Sie keinen korrekten Kaufmannsbrief schreiben könnten! Sie stellen sich das zu schwer vor. Ich werde Ihnen jetzt als Sonderthema nochmals den gestrigen Vorwurf aufgeben an Herrn Van Zanten in Hamburg. Und den machen Sie mir mal ganz nach Ihrer Auffassung, aber klar und bündig. Das Lehrbuch können Sie benützen, nur nicht klipp abschreiben. Es wird schon gehen."

Am nächsten Tage hatte ich die Aufgabe fertig und der kaufmännische Brief lautete so:

Dieses dem würdigen Herrn van Zanten in London. — Graz den neunzehnten Juni im Jahre des Heils neunundsechzig.

Wir haben die Ehr', Euch zu grüßen und Euch zu erinnern in Güte,
Nicht länger zu säumen mit Eurem Akzept unsrer Tratte,
Bevor Ihr dieselbe Herrn Ryburg in Wien remittieret;
Um was wir Euch bitten, wenn möglich bis Ende des Monats.
Auch geben wir heute Aviso vom Wechsel auf Duschka und Söhne,
Wie Not er gelitten und wir ihn zur Ehr' Eures Giros,
Berechnend wohlweislich die Spesen, intervenierten.
Auch bringen wir Nota von Provision und Courtage,
Vom ersten ein Viertel Prozent, vom andern ein Drittel Promille!
Wir hoffen, dafür zu erkennen uns baldigst im Credit,
Und uns in conformo das Contokorrent zu ermitteln. —
Zdekauers Söhne, die machen mit Glück jetzt in Knoppern,
Und ist ihnen wohl zu gewähren Credit von zweitausend.
Indem wir uns ferneren Aufträgen freundlich empfehlen,
Sind wir in Hochachtung
Peter Rosegger und Söhne.

Als Professor Hollein diese Sonderaufgabe durchgesehen, legte er sie schweigend hin, sein Gesicht war etwas ernsthaft geworden. Dann spitzte er einen Bleistift und endlich sagte er: „Ja ja. Wenn der Merkur, der ohnehin auch an den Fersen Flügeln hat, auf dem Pegasus reitet, da geht's freilich hoch." — Dann machte er in seinem Notizbuch ein Zeichen. Was für eins, das sage ich nicht.

Wenn in der Stadt Theaterferien sind, haben die auf dem Dorfe Theaterzeit. Die Schauspieler gehen auf Sommerfrische und hier heißen sie Komödianten, und wer sich bei ihren Komödien gewöhnlich am besten unterhält, das sind sie selber. Es ist ja Erholungszeit. Ein bissel schwimmen, ein bissel extemporieren oder sonstwie ulken; der Mensch lebt

Ein Dämchen aus München schickte mir als Probe ihres Dichtertalents die folgenden Verse:

Einst sagte ein junger Herr zu mir:
„Fesches Mädel, geh' mal her zu mir!“
Dann drängte er sich gar sehr zu mir.
— Ich komm' seitdem nicht mehr zu mir . . .

Was konnte man da machen? Ich schrieb ihr, das sinnige Poem zurücksendend, unten hin:

Komm, bitte, auch nicht mehr zu mir!

An einem Tische wurde viel und leidenschaftlich über die Leute losgezogen. Da sagte der Vorsitzende: „Kinder! Nicht so viel über liebe Abwesende schimpfen! Sagen wir ein für allemal: s is a Bagasch! Weiter lassen wir's gut sein.“

Dann ließen sie's „gut sein“, aber die Stunde war grauenhaft, als sie so, die Gesichter vor Wut verzerrt, schweigend wie Holzfiguren um den Tisch beisammen saßen. Plötzlich aber sprang ein Recke auf, schlug die Schüssel in Scherben, warf den Tisch um und in fünf Sekunden war die Stube ein Trümmerhaufen.

Nicht alle Löcher, aus denen es pfeift, sollte man verstopfen, sonst explodiert plötzlich einmal der ganze Plunder. — Und am Ende trifft eine solche Zerstörung doch immer weniger die „Leute draußen“ als das eigene Haus.

Der Geist im Wein
Ist oft gemein,
Der Geist im Buch
Nicht immer rein.
Der Geist im frohen, treuen Herzen
Wird der rechte sein.

Deutschen Sängern.

Soll, traun, uns deutsche Festesluft gelingen,
Was unter Brüdern immer etwas wert,
So ist's genug, harmonisch miteinander singen.

Doch wollen wir im europäischen Konzert
Erste Geigen spielen, tonangeben,
So müssen wir harmonisch miteinander leben.

---

man stets genau gemessen, weil sie sehr kostbar ist. Zeit ist Geld, sagt man, aber sie ist mehr als Geld, sie ist Leben. Daher soll jeder Augenblick benützt werden. Wenn jemand von der Arbeit ausruht, um sich neue Kräfte zu sammeln, so ist das auch eine gute Zeitbenützung. Wenn man aber manchmal so herumsteht und nichts Rechtes anzufangen weiß, so ist das Zeitvergeudung. Der Mensch soll immer eine nützliche Tätigkeit haben; schon die Kinder sollen sich angewöhnen —"

„Großvater, dir wachsen ja wieder neue Haare!" rief der Kleine aus. Da wußte ich, daß er in meiner Darlegung die Grenze des Zulässigen für überschritten hielt.

Das anpassungsfähigste unter allen Tieren ist der Mensch. Dadurch ist er über das Tier hinausgewachsen und zum Herrn der Erde geworden. Er kommt überall durch, in der kalten wie in der heißen Zone, in der Armut wie im Überfluß, er paßt sich allem so an, daß man sagen könnte: In der Nähe Gottes wird der Mensch göttlich, in der Nähe des Teufels — seinesgleichen. — Aber der Mensch darf ja nicht glauben, daß er, weil „Herr der Erde", die Verhältnisse lenke; er wird von den Verhältnissen gelenkt, geknetet, geformt; seine Anpassung vollzieht sich fast willenlos, ja unbewußt. Der Jüngling ist was ganz anderes als das Kind, aber er weiß nicht, wann er sich geändert hat, er hat die allmähliche Änderung kaum wahrgenommen. Der Mann ringt leidenschaftlich im tatenreichen Leben und wenn er einmal ans Sterben denken muß, da schaudert ihm; seine ganze Natur widersetzt sich vor dem Tode. Und siehe, er wird allmählich älter und älter und alt und endlich hockt das Greislein da, verlangt nichts als seine Ruhe und behaglich ist ihm die Vorstellung, wie er bald im ewigen Frieden ruhen wird.

Wir, die wir unser Lebtag lang keinen Krieg erfahren, haben uns in diesen paar Jahren nahezu dem Rauben, Zerstören und Morden angepaßt. Wir richten uns danach ein. Nie hätten wir gedacht, das so ertragen zu können, und es geht doch. Nur ganz anders als sonst. Und ich habe nicht gehört, daß jetzt aus Verzweiflung wegen des Krieges sich mehr Leute das Leben nehmen als in ruhigen Zeiten. Vielleicht im Gegenteil, ein rascher Wandel des Geschickes gibt mehr Aussicht auf ein Besserwerden als die dumpfe Stagnation des Friedens. Nur einem kann der anpassungsfähige, tatlustige Mensch sich so ganz und gar nicht anpassen — dem Frieden. Wahrscheinlich, weil ein verrotteter Frieden die meiste Ähnlichkeit mit dem Tode hat.

---

der Schafhalter, der Pflaumenbrocker und der Fischer, die angeblich nur dann das Schwert aus der Hand legen wollen, bis wir entrechtet und vernichtet am Boden liegen? Nein, sie kennen uns nicht; sie wissen von uns nicht mehr, als was sie aus ihrer Zeitung lasen, was die Zeitungsschreiber uns nachsagten. Diese hassen uns vielleicht, so weit ihre Feder nicht von Leuten gekauft ist, die Grund zu haben glauben, die Deutschen schlecht zu machen, um daraus Vorteile zu ziehen.

Das Deutsche Reich und sein Verbündeter, die österreichisch-ungarische Monarchie, sind den Nachbarn unbequem, von denen der eine unser Meer haben will, der andere eine strategische Grenze, der dritte Elsaß-Lothringen und so weiter. Sie sind unsere Feinde, weil sie uns berauben wollen und wir uns dagegen tüchtig wehren. Das deutsche Mitteleuropa war lange zerrüttet und zersplittert und so der Schauplatz für alle habsüchtigen Gelüste der Nachbarn. Mit dem Jahre 1870 wurde das anders, ein geeintes Reich entstand und schob den Neidern zur Rechten und Linken einen Riegel vor ihre räuberischen Pläne. Das, das allein zog uns die Feindschaft der halben Welt zu. Aber die breiten Schichten des Volkes wären zu keinem Krieg bereit, wüßten sie, daß nur politisch Ehrgeizige und profitgierige Kapitalisten ihn anzettelten. Deshalb war es notwendig, das Volk von Frankreich und England und Rußland und Italien gegen uns aufzubringen, und das geschah durch die Presse des Vierverbandes, die tagtäglich die abenteuerlichsten Absichten der Zentralmächte verkündete und ihre Leser das Gruseln lehrte. Man sagte uns das Schlechteste nach und das Schlechteste wird von der kritiklosen Menge gern geglaubt, und aus dem Glauben entstand jene gemachte Abneigung, die unsere Feinde als „Haß“ ausschreien — und wir glauben es!

Die überwiegende Masse unserer Gegner haßt uns gewiß nicht, sie plappert nur die Anwürfe und Vorwürfe ihrer Leibblätter nach und redet sich in eine Stimmung hinein, der aller Grund fehlt.

Man „haßt“ uns, weil man uns nicht kennt, weil man den Zeitungen traut, die das Deutsche verketzern.

Und hassen wir unsere Feinde? Zum Teil ja. Gewiß den Engländer, der mit vergifteten Waffen gegen uns kämpft, der durch seinen Minister, ohne Widerspruch zu finden, im Parlament erklärte, das deutsche Volk, Weiber und Kinder, müßte gedrosselt, ausgehungert werden! Und wir hassen Italien, das so lange unser Bundesgenosse war und in der Zeit der Not nicht nur nicht Beistand leistete, sondern sogar auf die Seite der Feinde abschwenkte. Freilich wendet sich unser Haß in erster Linie gegen die politischen Machthaber, die den Hexensabbat entfesselten, doch können wir auch das Volk nicht von jeder Mitschuld freisprechen. Der Verführte hat nur einen bedingten Anspruch auf Gnade.

Es wird nach dem Krieg vielleicht nicht lang dauern, bis der „Haß“ unserer Gegner abflaut, aber ob der berechtigte Haß in unseren und in den Herzen unserer Nachkommen so schnell verschwinden kann, das ist eine weitere Frage. P. L. M.

*

Das Lazarett als Volksbildungsstätte.

Wieviel Geld, Zeit und Mühe werden für Lazarettunterhaltung geopfert, aber wie wenig durchdacht ist oft dies Werk des guten Willens, wie blind scheint man immer noch zu sein für die Möglichkeiten, die hier für Volksbildungsarbeit gegeben sind.

Da kommt irgend jemand und liest ohne Erröten eigene Dichtungen vor, die eine klapperdürre Phantasie in Verbindung mit Feldpostanekdoten gezeugt hat, groteske komische Verzerrungen des furchtbaren Ernstes und des ebenso furchtbaren Humors da draußen. Was sollen wir denn sagen, wenn man uns möglichst getreu das



Und wenn die Fahnen des Sieges wehn!*

Und wenn die Fahnen des Sieges wehn,
Sich bauschend in leuchtenden Lüften: —
Dann werden im Lande viel Kreuze stehn
Auf blutigen Heldengrüften!

Und wenn die Fahnen des Sieges wehn
An allen Wegen und Straßen: —
Dann werden im Lande viel Krüppel gehn
Mit Wangen — hohlen und blassen! —

Und wenn die Fahnen des Sieges wehn —
Und glänzen und glasten und gleißen: —
Dann werden im Lande viel Mütter flehn
Um Brot für hungernde Waisen!

Und wenn die Fahnen des Sieges wehn
Ins Jubelglockengeläute: —
Dann wird man weinende Witwen sehn
Weitum — und jammernde Bräute! —

Und wenn die Fahnen des Sieges wehn,
Dann werden wir schluchzend sagen:
Es ist für den Kaiser, den Kaiser geschehn —
Und darum wollen wir's tragen!

Innsbruck. Br. Willram.

Aus unserer Zeit.

Warum haßt man uns?

Alle sagen es, daß uns alle Welt haßt und wir sagen es nach. Wie könnte es denn auch anders sein? Acht Feinde fielen über uns her und scheinen entschlossen, das Deutschtum politisch und, wenn möglich auch wirtschaftlich tot zu machen. Wir nun zerbrechen uns den Kopf, wodurch wir so viel Haß erregten, so daß der russische Bauer, der englische Arbeiter, der kleine französische Rentner, der italienische Maronibrater, der montenegrinische Schafhalter, der serbische Pflaumenbrocker und der japanische Fischer unseren Untergang wollen. Und vergessen dabei die Beantwortung der Vorfrage: Hassen diese vielen kleinen Leute, die in ihrer Gesamtheit so ziemlich ihr Volk ausmachen, die Deutschen wirklich? Ich glaube, nein. Um jemanden zu hassen, muß man ihn erst kennen, muß von seinen grundschlechten Eigenschaften überzeugt sein. Kennt uns der Bauer, der Arbeiter, der Rentner, der Maronibrater,

---

* Aus der im Herbst bei Tyrolia in Innsbruck erscheinenden Kriegsliedersammlung: „Der heilige Kampf" von Br. Willram.

Aber wo sind all die Gesellschaften, all die Vereine und Bewegungen, die diese und verwandte Ziele auf ihre Fahne geschrieben haben? Sonst wissen sie nicht, wie und wo sie die Massen packen sollen, um für sie arbeiten zu können, und hier haben sie nun alle beisammen, alle Stände, alle Stämme, alle Lebensalter — jetzt untätig sein, hieße eine Gelegenheit versäumen, die ganz sicher nie wiederkehrt. Und diese Versäumnis kann doch nicht allein durch die gewiß recht großen Lücken entschuldigt werden, die die ins Feld gezogenen Mitglieder hinterlassen haben. Noch ist es Zeit, noch werden unsere Lazarette lange nicht geleert sein: sollen wir in diesen hohen Zeiten, wo unser Volk tiefer und bewußter lebt als je zuvor, unsre geistigen Schätze tot und unfruchtbar in den Schatzkammern liegen lassen?

Vielleicht ließe sich in Verbindung mit der Zentralstelle vom Roten Kreuz ein Ausschuß für Volksbildungsarbeit in den Lazaretten ins Leben rufen, der sich eine Übersicht über die zu leistende Arbeit verschafft und die Verteilung der sich bereitstellenden Kräfte besorgt.

Seine Aufgabe wäre es auch, eine Versorgung der Lazarette mit Lesestoff zu übernehmen. Denn es genügt doch wohl nicht, wenn jemand einen Band „Vom Fels zum Meer“, Jahrgang 1889, mit einer großen Widmung versieht und damit genug für die geistigen Bedürfnisse der Verwundeten getan zu haben glaubt. Was sich in den Lazaretten herumtreibt, ist oft ein Durcheinander von allen möglichen alten Zeitschriftjahrgängen — sogar englische fand ich darunter — von unzähligen alten Bänden der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens“ und einem Haufen zweifelhafter Romane. Dabei herrscht ein Heißhunger wie nach anregender Unterhaltung so auch nach Lesestoff, und wie die Leute schließlich den unglücklichsten Vortrag beklatschen, so verschlingen sie zuletzt auch die erbärmlichsten Schmöker. Sollte es nicht möglich sein, statt der ewigen Zigarren auch einmal einen Stoß guter billiger Bändchen zu stiften?

Und sollte es nicht vielleicht auch möglich sein, daß eine ganze Reihe Vereine und Gesellschaften in dieser Zeit, wo die Zahl ihrer Mitglieder doch sehr stark zusammengeschmolzen ist, einen Teil ihrer Büchereien geschlossen den Lazaretten zur Verfügung stellt? Platz dafür ist sicher da, sobald die Bücher da sind, eine Schwester oder ein Krankenwärter wird gern das Amt des Bücherwarts übernehmen, und die Achtung vor dem Äußeren der Bücher wird mit ihrem inneren Wert wachsen.

Dies alles soll kein Notschrei ein, aber sein Weckruf an alle, denen die seelische Wohlfahrt unseres Volkes am Herzen liegt, ein Hinweis auf ein bisher arg vernachlässigtes Gebiet der Kriegsfürsorge. Dies Feld euch zu zeigen, hielt ich für meine Pflicht. Nun kommt und streut die Saat mit vollen Händen: Ihr dient dem Ewigen in unserm Volk, für das wir kämpfen.

„Kunstwart.“ Leonhard Hahn.

*

Eine Kleinigkeit.

Der „Münchener Zeitung“ wird aus dem Felde berichtet: „Am 30. Juni warf ein englisches Flugzeug für Immelmann einen Kranz aus frischen Blumen mit einer schwarzen Schleife nieder. Das Ganze war wasserdicht verpackt und in einer Blechhülse eingeschlossen. Dabei lag ein Schreiben in englischer Sprache, das in der Übersetzung folgenden Wortlaut hat: ‚Abgeworfen am 30. Juni 1916 über Schloß F. für Herrn Oberleutnant Immelmann, gestorben in der Schlacht am 18. Juni. — Zum Andenken an einen tapferen und ritterlichen Gegner. Vom kämpfenden Geschwader.‘“

Pfeifen der Gewehrkugeln und das Sausen der Granaten vorzumachen sucht? Oder was für ein Gesicht sollen wir dazu machen, wenn immer wieder Frauen und Mädchen meinen, sie müssen uns Kriegs- und Soldatenlieder vortragen? Und in schlechten Versen behaupten, sie möchten deutsche Jäger oder deutsche Reiter, jedenfalls also keine deutschen Mädchen und Frauen sein? Einige Verwundete meinten grimmig, sie wollten lieber das feindliche Feuer als diese Sündflut von Kriegspoesie ertragen!

Begreift ihr denn nicht, daß wir, wenn wir aus dem Felde kommen, wahrhaftig genug vom Kriege wissen, und daß solch kleinliche Darstellungen uns abstoßen müssen? Glaubt ihr nicht, daß es für uns nichts Wundervolleres gibt als den Frieden der Heimat, für den wir gekämpft haben? Ahnt ihr, was das heißen kann: zum erstenmal eine deutsche Frau wiedersehen, wo man wochen-, monatelang nichts als Feldgrau sah?

Wenn ihr aber meint, Soldaten müsse man vom Krieg und Soldatenleben erzählen, dann nehmt das Beste, das zu allen Zeiten darüber gesagt ist. Es braucht durchaus nicht das Allerneueste zu sein.

Verschont uns auch mit den ewigen Beteuerungen, daß wir Deutsche sind und bleiben wollen, und daß wir stolz darauf sind, Deutsche zu sein. Zeigt uns lieber, was das heißt: deutsch sein, zeigt uns, wie reich wir sind an unvergänglichsten Gütern, daß auch der einfachste, kindlichste Geist eine Ahnung bekommt, wie sehr es sich lohnt, für solche Werte zu bluten. Nun müßt ihr nicht denken, daß wir nur allerhöchste Kunst von allerersten Künstlern vorgesetzt haben möchten. So dankbar auch einzelne dafür sein werden, die Masse kann damit nichts anfangen, sie wird sich ausgestoßen fühlen aus dem Reich der Kunst und entmutigt wieder zu Puppchen und dem Kinodrama zurückkehren. Nein, was uns gewinnen kann, das ist anspruchslose, kindliche Kunst, und die sie uns bringen, sollen gern Dilettanten sein, aber solche, die mit ganzem Herzen dabei sein können und vor allem ihre Grenzen taktvoll und sicher innezuhalten wissen. In dieser Beschränkung kann Vollkommenes geleistet werden. Ist nicht ein echt und ausdrucksvoll vorgetragenes, gewissenhaft durchgearbeitetes mehrstimmiges Volkslied tausendmal besser als ein oberflächlich gespieltes „klassisches Vortragsstück“? Wenn ihr aber glaubt, es muß durchaus etwas „Klassisches“ sein, warum holt ihr dann die unbekanntesten ausländischen Komponisten aus irgendeinem Salonalbum hervor und übt eure Kräfte und unser Ohr nicht an den leichter zugänglichen unter unsern deutschen Meistern, die uns so unendlich viel Auswahl bieten?

Am sichersten geht ihr aber, wenn ihr an die Formen volkstümlicher Kunst anknüpft, deren Überlieferungen seit der Zeit unserer Großeltern so beklagenswert abrissen, und an die erst die allerjüngste Zeit überall wieder den Anschluß sucht. Viele Verwundete haben mir bestätigt, daß ihnen nichts so gut gefallen hat wie die Vorführungen einer Mädchenschule, die uns mit Kinderliedern, mehrstimmigen Volksliedern, volkstümlichen Balladen und Volkstänzen unterhalten hat. In dieser Richtung, glaube ich, liegen die echten Bedürfnisse der Masse unserer Verwundeten, die ihnen freilich selbst oft genug unbewußt sind, und hier könnte die Arbeit all derer einsetzen, die an eine ernsthafte Erneuerung unseres deutschen Volkes glauben. Lest ihm aus dem reichen Schatz unserer Märchen vor, singt ihm seine zahllosen, unendlich mannigfaltigen, immer schönen Lieder, führt ihm seine alten, ausdrucksvollen Tänze wieder vor Augen; wo es geht, zeigt ihm auch auf Lichtbildern die einfachen, echt künstlerischen Erzeugnisse des volkstümlichen Kunstgewerbes, macht ihm die Augen auf, wie schlicht und fein noch unsre Großeltern es verstanden, sich ihr Haus zu bauen und wohnlich einzurichten, helft ihm, zu erkennen, wie heimlich und zuinnerst schön unsre liebe deutsche Heimat ist.

„keusche Ohren nicht hören können, was keusche Herzen nicht entbehren können“. Und umschreibt man die derben Ausdrücke, so wird es leicht zweideutig und bekommt den Hauch der Lüsternheit. Reiterer hat mit vorsichtigstem Takte aus der Bauernerotik Einzelnheiten erzählt, die nicht oft behandelt werden. — Der größte Teil des Buches befaßt sich mit Wiedergabe des Volkswitzes bei verschiedensten Anlässen. Es ist erstaunlich, wie viele Schalkheiten und Satiren in den alten bäuerlichen Redensarten und Sprichwörtern niedergelegt sind. Sie vererben sich seit alten Zeiten und sind schon an sich ein Spiegel der Volksseele. Die Sammlung dieser zumeist bildlichen Redensarten ist ein Hauptverdienst des Verfassers. Bei solchen Redensarten sieht man auch, wie unerschöpflich reich die Bauernmundart an Ausdrücken ist, von denen die hochdeutsche Sprache nichts weiß. Für Germanisten ist Reiterers Buch eine lustige Fundgrube. Die Ärzte können aus dem Büchel lernen, wie der Bauer die Krankheiten zu behandeln pflegt, und die Naturgeschichte der Winkelärzte. Die Geistlichen pflegen wohl zu wissen, daß der Bauer abergläubisch ist, aber in welcher Tiefe, davon belehrt ihn diese Schrift.

Der Schreiber dieser Zeilen hat Reiterer einmal den Rat gegeben, bei seinen Schilderungen etwas systematischer und geordneter zu verfahren. Aber wenn der Verfasser mehr auf die Form verwendet, so hat er bei seinem ernsten Beruf als Lehrer weniger Zeit für die Sache, für das Suchen und Sammeln, und das ist hier die Hauptsache. Wir sehen, daß er lange noch nicht fertig ist, daß er uns noch viel zu bringen hat. Seine Aufzeichnungen beziehen sich nur auf wenige Täler, die deutsche Bauernschaft in den Alpen ist unerschöpfliches Volkstum. Aber stellenweise trüb.

Von den derben und lustig boshaften Bauern-Sprücheln des Buches hier einige Proben:

Ein Bauernbüblein bemerkte bei Tische, daß dem Vater ein Haar beim Munde hänge. „Voda, Ees habs a Haar bei der Fotzen!“ rief der Junge, worauf ihm ein anderer verwies: „Du, zum Voda seiner Goschen sagt man nit Fotzen.“

*

Ein Tauerner Pfarrer sagte bei einer Abschiedspredigt: „Meine lieben Zuhörer, wenn ich einst von dieser Erde abberufen werde, wird der Herrgott fragen:

Du, Pfarer von Tauern,
Wo hast deine Bauern?

Und was werde ich antworten müssen?

Gott Voda im Himmel,
Da hast deine Lümmel!

*

Als man den alten Resch in Loandschern, der 9000 Gulden in der Lotterie gewonnen hatte, fragte, was er nun tun werde, antwortete er: „Nix, weiter Mist auflegen.“ Der Mann war eben beim Düngeraufladen, als man ihm die Freudenbotschaft vom Lotteriegewinste überbrachte.

*

Eine Bäuerin, welche nicht am besten verheiratet war, betete zum lieben Gott, er möge ihr den Mann sterben lassen. Als ihr Wunsch nicht in Erfüllung ging, klagte sie ihr Leid der Nachbarin mit dem Beifügen: „'s Beten hat auch nix gnutzt.“

„Ja, zu wem hast denn bet?“ forschte die Angesprochene.

„No, zu unserm Herrgott.“

„Ha, Lopperl,“ versetzte die Nachbarin, „du hättst sollen zu unserer lieben Frau beten, denn d' Manner halten alle z'samm.“

*

Wir freuen uns, durch diesen Vorfall bestätigt zu erhalten, daß im englischen Heere jene Achtung des tapferen Gegners noch nicht ganz ausgestorben ist, die sich für den deutschen Soldaten von selbst versteht. Freuen kann man sich auch, daß in diesem Falle der Deutsche nachgeahmt wird. Man erinnert sich, daß ein deutscher Flieger dem gefallenen Pégoud einen Kranz spendete. Nur eins war verschieden. Die Kranzinschrift bei der deutschen Ehrengabe war französisch, bei der englischen natürlich englisch.

Eine Kleinigkeit, höre ich sagen.
Ist es wirklich eine Kleinigkeit?

„Türmer."

Dichtergebet.

Du, der mein Herz ins Licht gepflanzt,
Laß ihm das Leuchten, wenn du kannst,
Laß es vor Jugend höherglühn
Und in die blaue Freiheit blühn!

Du, der du mich ins Licht getan,
Laß mir den schönsten Menschenwahn,
Die Stunden, die mich heiligweihn:
Mein liebes, liebes Dichtersein!

Herr, alles was die Sehnsucht flicht,
Nur meine Harfe brich mir nicht!
Schlag mich zum letzten, ärmsten Knecht,
Mein Herz nur, Herr, mein Herz laß echt!

Wenn es die Sehnsucht nimmer hätt'
Und wenn's mir nimmer klingen tät,
Dann wär's von lauter Tod umschanzt —
Dieweil du's einst ins Licht gepflanzt!

K. Dankwart Zwerger.

Altsteirisches.

Volksbilder aus den Alpen, gesammelte Redensarten, Sprüchel, Sitten usw. Von Karl Reiterer (Graz, Deutsche Vereinsdruckerei und Verlagsanstalt. 1916).

Karl Reiterers literarisches Schaffen ist vergleichbar mit der Arbeit eines Bergknappen, der Material aus dem Berge bringt, aber im rohem Zustande und völlig ungeordnet. Wertvolles Mineral. Der Schmied soll später kommen; so auch der Schriftsteller, der die Dinge systemisiert und gelehrte kulturhistorische Aufsätze daraus herstellt; vielleicht auch der Künstler, der die Sachen in Gestalten bringt. Es ist wohl wert, daß die Akademie der Wissenschaften in Wien die Herausgabe der Schrift unterstützt hat. Was der Volksschullehrer Reiterer hier aus manchen Gegenden der Steiermark bringt, so aus den Tauern, dem Ennstale, dem Sulmtale, dem Laßnitztal usw., es ist das altbäuerliche Wesen im Denken, Wort und Leben. Blitzlichter in den Bauernhof, in seine Arbeiten und Sitten, in seinen Glauben und Aberglauben, alles urecht. Kapitel wie „Bei der Arbeit", „Bauernkost", „Die Herzelfresser", urtümlicher, als man es sonst in Volksbeschreibungen gewohnt ist. Schwierig sind Kapitel wie „Bauernliebe" zu schreiben. Nennt man die Dinge bei ihren natürlichen volkstümlichen Namen, so wird es manchem Leser ein Ärgernis, weil



Bücher

Bismarck. Des eisernen Kanzlers Leben in annähernd 200 Bildern nebst einer Einführung. Herausgegeben von Walther Stein. (Siegen, Hermann Montanus. 1915.)

Dieses im Jahre des 100. Geburtstages Bismarcks und des großen Krieges erschienene Bilderwerk ist ein Denkmal für das deutsche Haus. In manchem der Bilder tritt uns Bismarck fremd entgegen, weil wir im ganzen bisher eigentlich nur eines oder einige seiner Bilder kannten; und war diese Persönlichkeit doch so vielgestaltig, an Körper wie an Geist. Wenn wir all diese Bildnisse an uns vorübergehen ließen, dann ist uns, als wäre uns der Heros menschlich näher gerückt.

Heinrich Schön jun. Roman von Georg Hermann. (Berlin. Egon Fleischel und Comp.)

Wer nur des Verfassers Roman „Kubinke" gelesen, erkennt ihn in diesem Buche nicht wieder. Dieses wächst aus der Berliner Biedermeierzeit heraus, die Hermann besonders zu fesseln und anzuregen vermag. Und es unterscheidet sich vorteilhaftest von den üblichen Biedermeiergeschichten, gleichgültig, ob diese in eine süddeutsche oder mehr nördliche Umgebung verlegt werden. Gottlob ist keine Wein- und Gesangstimmung darin, die unsere Dichter im allgemeinen nicht von jener Epoche zu trennen vermögen. Die Leute haben es ja so gern, wenn Mamsell Biedermeier mit einer netten Gesellschaft ins Grüne zieht und es hier harmlos, sentimental verliebt zugeht. Als ob irgendeine Zeit sich darin erschöpfte! — In „Heinrich Schön jun." wird das „Don Carlos"-Problem, soweit dies weiblichen Geschlechts, behandelt, und ohne Zwang fühlen wir auch daraus, neben der ganzen Tragik des Stoffes, den uns seltsam anmutenden Zauber einer sonnigeren Periode, die noch nicht hastete, noch nicht eilte und in der neben dem „Verdienen" auch noch andere Beweggründe die Menschen leiteten. Und mitten hinein in eine Beschaulichkeit stellte Hermann eine Leidenschaft, die zeitlos ist und Menschen zu allen Zeiten packen konnte. Die Liebe des „Helden" zu seiner Stiefmutter Frau Antonie. Daneben die scharfumrissenen Gestalten des alten Herrn Schön, der sich das junge Weibchen nahm, des Spötters Maltitz und des kleinen, beschränkten, eigensinnigen Hannchens . . . Das muß schließlich zu einem bösen Ende führen — und dennoch! Georg Hermanns Eigenart liebt es, überschwere Abschlüsse zu ersinnen. In „Kubinke" ebenso wie hier. Und fast scheint es, als ob die Entwicklung des Ganzen nicht unbedingt einer solchen gewaltsamen Lösung des Konfliktes zustrebte. Aber das ist schließlich, wie fast alles in der Kunst, Auffassungssache. Jedenfalls gehört dieses Buch zu den interessantesten und feinst gearbeiteten der letzten Jahre. — Von demselben Verfasser erschien jetzt auch ein Bändchen Plaudereien im gleichen Verlag: **Vom gesicherten und ungesicherten Leben.** Hier kann man wohl nicht immer mitgehen und vielleicht hat Hermann gar kein Gewicht darauf gelegt, seine dauerndsten Auffassungen in dem Buche niederzulegen, sondern es enthält nur Stimmungen und Geistreichheiten, die von der Stunde diktiert und von der Stunde verschlungen werden. Dafür scheinen mir manche Widersprüche zu zeugen, die da und dort zu finden sind. Auch ihm ergeht es wie vielen anderen, die sich in den Geschehnissen der Welt nicht zurechtfinden, die kritisieren und nörgeln und sich gleichwohl außerstande fühlen, ihnen ein vernünftiges Bild gegenüberzustellen. Man liest die Plaudereien mit Spannung und Interesse, wird von ihnen bald angezogen, bald abgestoßen und legt sie zu guter Letzt nur halbbefriedigt aus der Hand, weil sie mehr einzureißen als aufzubauen bestrebt sind. — Beide Bücher aber haben ihren Wert, wenn auch in verschiedener Beziehung, und sind, sonderlich was den Roman anlangt, Oasen in der Gegenwartsliteratur, die vom Krieg so fasziniert ist, daß neben ihm kaum andere Stoffe Geltung zu haben scheinen.

P. L. M.

Der letzte Biedermeier. Frankfurter Roman aus dem Vormärz. Von Horst Wolfram Geißler. (Weimar. Alexander Dunker.)

Ich habe diesen Roman im Schützengraben gelesen. Zweimal. Und dann habe ich ihn mit Freude meinen Kameraden übergeben, die ihn nun begeistert lesen. Gestern verlangte ich ihn wieder. „Noch nicht fertig! So was liest man langsam und andächtig!" Das war die Antwort. Die richtige Antwort. Denn dieses herrliche Buch will genossen sein. Es ist geradezu unglaublich, welche Fülle von fesselnder Schönheit, anfeuerndem Elan und kerniger, gesunder, deutscher Kraft in dem Werke aufgespeichert ist. Gestalten wie die einer Babette van Hees, eines Wilhelm

Ein einfältiger Bauernbub begann beim Brautexamen zu weinen, worauf sich folgenges Zwiegespräch ergab:

Pfarrer: „Warum weinst?“

Bub: „Weil ih heiraten muß.“

Pfarrer: „Schau, hat ja dein Vater auch die Mutter genommen.“

Bub: „Das war ganz was anders: Der Vater hat die Mutter gheirat't, aber ich soll a Lutfremde* heiraten.“

*

Als ein Bauer Krautköpfe bergan trug, entglitt ihm der Korb und die Köpfe kollerten bergab, nach allen Richtungen. Der Bauer sah den Köpfen ruhig nach und meinte: Ja, ja, es heißt nit umsonst:

„Viel Köpf, viel Sinn,
Ein jeder will wo anders hin,
Beim Menschen ist es auch nicht gut:
Nicht zwei bringst unter einen Hut.“

*

Fremdwörtersprüche.

Christeleison.
Kehr die Läus' zsamm.

Pax tecum,
Warst eh kum,
Warst recht kum.

*

Wie die Mutter,
So die Töchter,
Oft noch a
Weani schlechter.

Liebesbote.

So selig können nur Akazien sein!
— Ja, deine Liebe macht mich träumen: —
Ganz sommerstill und duftend rein
Anhängen weiße Träuben jenen Bäumen;
Ein leichtes Schiffchen jede Blüte,
Von Honighauch das Segel geschwellt,
Entsteuert es meinem Gemüte
Zu dir, in die Welt — —

Hans Baer.

---

* Weltfremde.

nach Graz, der frohgemuten Hauptstadt der Steiermark.

Besonders aber gehen die Wanderungen nach dem Süden der habsburgischen Monarchie an gerade heute vielgenannte Orte. Von Tolmein folgen wir dem türkisblauen Isonzo; wir überschreiten die öden Hochflächen des Karsts, bewundern die unterirdische Pracht seiner Höhlen und lassen den Blick vom Karstrand aus über Triest und sein schimmerndes Meer gleiten. Aquileja erhebt sich aus der stillen, fieberschweren Lagunenlandschaft; Kreuz- und Querfahrten auf der Adria vermitteln die Kenntnis der istrianischen Küste von Capodistria und Pirano bis zum lachenden Archipel der Brionischen Inseln und zum Kriegshafen von Pola. Endlich erfüllt sich ein Jugendtraum des Verfassers mit einer Seereise von Triest durch die Dardanellen nach Konstantinopel.

Gegen Frankreich und Albion 2. Halbband: **Von der Marneschlacht bis zum Fall Antwerpens.** Von Anton Fendrich. Preis geheftet 1 Mk. Aus der Sammlung „Stuttgarter Kriegsbücher". (Stuttgart. Franckhsche Verlagshandlung.)

Fendrichs Darstellung, die sich auf die neuesten Quellen stützt, wird großes Aufsehen erregen. Von Wichtigkeit und geschichtlicher Bedeutung sind die Gründe, die damals die Armeen Kluck, Bülow, v. Hausen usw. zum Rückzug zwangen. Fendrich schreibt darüber: „Erst als der deutsche Rückzug vollendet war, zeigte es sich, warum dieser nötig gewesen war. Es erwies sich, daß das russische Heer auch durch die Riesenschlacht bei Tannenberg nur an einer leichten Stelle getroffen war. Neue Kolonnen wälzten sich sofort nach der Flucht Rennenkampfs vor Hindenburg gegen Schlesien und brachen in Galizien immer tiefer ein. Es sah dort nicht aus, als ob die Österreicher allein des Feindes Herr werden könnten. Von der italienisch-französischen Grenze kam die Nachricht, daß die Franzosen ihre Truppen dort wegnahmen. Italien ging schon auf den Wegen des Verrats. Was aber auch sonst noch erst nach Friedensschluß bekannt werden mag über die Gründe zum Rückzugsbefehl, das kann nichts ändern an der Tatsache, daß der Rückzug aus der Schlacht an der Marne ein geniales, strategisches Manöver größten Stils und der Sieg der Franzosen ein erst in allerletzter Stunde staunend entdeckter war. Dem „großen Sieg an der Marne" fehlt vor allem das Wesentliche eines wirklich großen Sieges, die überwältigende Zahl unverwundeter Gefangener. Der Jubel der Feinde konnte nur angesehen werden als die Freude über das nicht mehr erwartete Aufatmenkönnen. Und wem vom anderen durch diesen Rückzug das Gesetz des Handelns vorgeschrieben wurde, das beweist der nun bald zweijährige folgende Stellungskrieg aus einer fast unveränderten Front." V.

Weltkrieg und Aberglaube. Erlebtes und Erlauschtes von Amtsrichter Dr. Albert Hellwig, z. Z. im Felde. (Leipzig. Wilhelm Heims.)

Der Verfasser hat sich in seiner Schrift die Aufgabe gestellt, das nach mehr als einer Hinsicht hin interessante Hineinragen abergläubischer Vorstellungen in das gigantische Völkerringen unserer Tage zusammenfassend darzustellen. Er spricht über das Vorkommen von Amuletten und Himmelsbriefen an der Front, von Prophezeiungen allgemeiner Art und von Prophezeiungen über das Geschick der einzelnen Krieger. Er tritt der Frage nach der Entstehung abergläubischer Vorstellungsreihen näher, betrachtet sie nach ihrem psychologischen und sozialen Zusammenhang, gibt einen Beitrag zum Problem der Beziehungen zwischen Religion und Aberglauben, prüft die Einwirkung des Aberglaubens auf die staatliche Gemeinschaft und behandelt die Frage, wie man sich bestimmten abergläubischen Anschauungen gegenüber zu verhalten habe, ob man ihnen teilnahmslos und gleichgültig gegenüberstehen, oder sie gar begünstigen solle, oder ob man nicht den Versuch machen müsse, durch Aufklärung und unter Umständen mit staatlichen Zwangsmaßnahmen des Aberglaubens Herr zu werden. Er kommt am Schluß seiner Untersuchungen zu der Überzeugung, daß es die Pflicht des Staates sei, auch gegen das Wahrsageunwesen und gegen die abergläubische Schundliteratur schonungslos einzuschreiten.

Wilm Heinrich Berthold. Allerlei von der siebenjährigen Wanderfahrt eines jungen Lehrers in das neue Heimatland deutscher Jugend nach Tagebüchern erzählt von Karl Albert Schöllenbach. (Leipzig. Arwed Strauch.)

Ein hochsinniges Buch zur deutschen Wiedergeburt.

Büchereinlauf.

Im Feuerkreis des Karstes. Von Ernst Decsey. (Graz. „Leykam".)

Aus Forst und Flur. Tiernovellen von Hermann Löns. (Leipzig. R. Voigtländer.)

England. Ein Britenspiegel. Schlaglichter aus der Kriegs-, Kultur- und Sittengeschichte von Erwin Rosen. (Stuttgart. Robert Lutz.)

Der stählerne Schrei. Von Alfons Petzold. (Warnsdorf. Ed. Stracke.)

Neue Kriegs- und Soldatenlieder. Von Franz Mohaupt. (Wien, Prag. A. Haase.)

Meiner Mali. Ein Sträußlein von Wiener Liedern. Von Karl Lustig. (Wien.)

König, Peter Kraft, bringt nicht jeder zustande. Da muß ein Gestalter, ein Formbildner, da muß ein Dichter am Werke sein. Und Horst Wolfram Geißler ist ein Poet . . .

Rudolf Bernreiter.

Was die Schwalbe sang. Geschichten für jung und alt von J. C. Heer. (Stuttgart und Berlin. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.)

Heitere, von sonnigem Humor durchwehte Bilder überwiegen in diesen zwanglosen kleinen Erzählungen des Schweizer Dichters. Erinnerungsbilder sind es, geschöpft aus dem wechselreichen Leben eines Mannes, der sich aus engen Schranken herausarbeitete und emporstieg durch eigene Kraft.

Beginnend in der Kindheit des Dichters, berühren sich diese abgetönten Bilder in ihrer ersten Hälfte vielfach mit seinem „Joggeli", der „Geschichte einer Jugend", um dann darüber hinaus in die Reife des Mannes und ausklingend endlich in den Ernst der Gegenwart hineinzuwachsen.

Nicht nur den alten Freunden Heers wird dieses Buch herzlich willkommen sein: es wird ihm neue werben überall, wo man einen reinen Klang aus stillen Welten dankbar zu schätzen weiß. Z.

Theodor Storm, Briefe an seine Frau. Herausgegeben von Gertrud Storm. (Braunschweig, Berlin und Hamburg. George Westermann.)

Wenn die Briefe Theodor Storms an seine Braut ein einziges, heißes Ringen um die Seele des Geliebten sind, so erzählen uns die Briefe an seine Frau Constanze, daß sich ihre Seelen in vollkommener Lebensgemeinschaft gefunden haben, wie sie nur wenige Ehen aufzuweisen haben.

„Ich will die Geistesaristokratien geltend machen", überschreibt Theodor Storm einige Aussprüche, die er für seine Braut niedergeschrieben hat, „und da ist meiner Frau niemand ebenbürtiger als ich".

Als Braut hatte Constanze noch nicht Schmerz und Enttäuschungen genug erlebt, um ihre ganze Welt nur im geliebten Manne zu finden, sie wollte noch so vieles außer ihm.

Aber die Liebe, die nichts anderes will, als den anderen zum Teilnehmer des eigenen Lebens zu machen, lehrte den Dichter und seine Constanze ihre Ehe nicht als nun erreichtes Ziel zu betrachten, wo es gilt, auszuruhen und zu genießen, sondern sie als eine Lebensaufgabe zu fühlen, deren Lösung die beste Kraft erfordert.

Constanze stand ihm in allen schweren Nöten, die die Zeit (1853—64), in der diese Briefe geschrieben wurden, ihnen reichlich brachte, treu zur Seite.

Alle diese Briefe durchlebt nur heimliche Angst vor der Trennung, die eines Tages einen vom anderen unerbittlich reißen würde.

Niemals, wenn Theodor Storm von seiner Frau getrennt war, hat er außer einigen Versen auch nur eine Zeile geschrieben. Eine neue Arbeit wurde nur unter ihren Augen begonnen.

Wer den Dichter Storm lieb hat, wird auch den Menschen aus seinen Briefen an die Braut und an Frau Constanze, aus denen uns seine Persönlichkeit so klar und unmittelbar entgegentritt, von Herzen liebgewinnen und seine Dichtungen nur noch tiefer verstehen. V.

Kriegstagebuch eines Daheimgebliebenen nennt Adam Müller-Guttenbrunn (Ulr. Mosers Hofbuchhandlung [J. Meyerhoff] in Graz) sein jüngstes Buch, in dem er sich fortlaufend mit den Ereignissen des großen Krieges auseinandersetzt. Das schmale Bändchen, das er uns im vorigen Jahre unter dem Titel Völkerkrieg! vorlegte, behandelt den Beginn des Krieges bis Weihnacht 1914, der neue Band ist ganz dem Jahre 1915 gewidmet. In sich abgeschlossen, weist das Buch doch auf ein früheres hin und enthält zugleich das Versprechen auf ein folgendes. Man wird zuletzt ein Ganzes in Händen halten, das schon deshalb von großem Reiz sein wird, weil es uns alle Wandlungen, alle Stimmungen und seelischen Niederschläge, die dieses grandiose Völkerringen im Gemüt eines einzelnen hervorrief und zurückließ, in kraftvoller Weise widerspiegelt. Keine tagebuchartige Chronik des Krieges ist dieses Buch aus dem Hinterlande, nein, es ist in Liebe und Haß voll leidenschaftlicher Anteilnahme, es schlägt alle Schlachten mit, erklärt die Ereignisse und sucht Ausblicke in die Zukunft.

Scherz und Ernst. Eine kleine Gabe fürs Vaterland von Gustav Ritter. Es sind Schnurren und Geschichten plattdeutscher Mundart, und hochdeutsche vaterländische Weisen. Wer Fritz Reuters Mundart versteht, der soll sich diese heiteren Gedichte nicht entgehen lassen; aber auch die hochdeutschen Lieder mit ihrem warmen Patriotismus sind wert, daß man nach dem schönen Büchlein greift. Es erschien im Selbstverlag des Verfassers in Grabow in Mecklenburg. Der Ertrag ist der reichsdeutschen Kriegsfürsorge gewidmet.

Aus goldenen Tagen. Von Professor Dr. F. Zschokke. (Zürich. Verlag Rascher & Co.)

In farbenreicher Art schildert der Verfasser österreichisches Land und österreichische Leute. Er führt den Leser durch die Waldtäler und an die Bergseen Niederösterreichs, in das weltentlegene Tiroler Gebirgsdorf und

Jesus Christus, der Geistesmensch. Von Gottfried Schwarz. (Darmstadt, Selbstverlag des Verfassers. Anschrift: G. Schwarz, Darmstadt, Roßdörferstraße 73.)

Schillers Gedichtenentwurf Deutsche Größe. Von Friedrich Lienhard. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer.)

Fürs Vaterland. Kriegsskizzen von Karola Bassermann. 1916. (Berlin. Reichsverlag. W. 35, Lützowstr. 89/90.)

Heidekönigin. Märchenspiel in fünf Bildern von Elisabeth Schröder. (Georg Haack. Ribnitz i. M.)

Späte Rosen. Gedichte von Bertha Hallauer. (Zürich. Art. Institut Orel Füßli.)

Badisches Liederbuch für Schule und Familie. Sammlung von ein-, zwei- und dreistimmigen Liedern mit kurzer Gesangslehre und methodischem Lehrgang. Herausgegeben von Otto Authenrieth. Drei Bändchen. (Bühl-Baden. Konkordia A.-G.)

Weltkrieg und die Leibesübungen. Freie Bahn für deutsches Turnen, Spiel und Sport. Von Wilhelm Winter. (Leipzig und Wien. A. Pichlers Witwe u. Sohn.)

Kriegsernährung. Fleisch- und Pflanzenkost? Justus Liebig über Nahrung, Ernährung, Zubereitung und Zusammensetzung der Speisen und Getränke. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Dr. Albert Neuburger. (Leipzig. R. Voigtländers Verlag.)

An unsere Leser!

An der Schwelle seines einundvierzigsten Lebensjahres grüßt der „Heimgarten" alle seine Freunde. Genau vor zwölf Monaten hoffte er, in nicht allzu ferner Zeit den ersehnten Frieden feiern zu können — und wenn diese freundliche Hoffnung trotz der großen Erfolge unserer Heere auch bisher noch nicht in Erfüllung ging, so sprechen doch manche verheißungsvolle Anzeichen dafür, daß dieser neue Jahrgang nicht vollendet wird, ohne daß das Schwert wieder in die Scheide gleitet. Dann harren unser frohe Aufgaben. Sind jetzt auch noch alle Kräfte unentbehrlich, um den verbündeten Staaten und Völkern den endgültigen Sieg und segensreiche Entwicklungsmöglichkeiten zu sichern, so werden wir bald an neuen großen Werken des Aufbaues, Anbaues und Abbaues mitwirken dürfen. Aufbau des allerorts Zerstörten, Anbau des Landes, das uns über die Aushungerungspläne der Feinde hinweghalf, und Abbau mancher Gefühle, die im Kriege überwucherten und im Frieden wieder abwellen müssen.

Der „Heimgarten" wird vieles bringen, was der Schicksalsstunde unseres Volkes frommt, aber auch etliches, was jenseits von Kampf und Streit das Gemüt erhellt und es stärkt für die Lasten, die uns beschweren.

Peter Rosegger setzt sein Kriegstagebuch fort und auch alle anderen bewährten Mitarbeiter werden trachten, den „Heimgarten" vielfältig, wertvoll und erhebend auszugestalten.

Außerdem hoffen wir Gelegenheit zu haben, den neuen Jahrgang durch ein Sonderheft zu bereichern, das der Blutsbrüderschaft zwischen unserem Vaterland und dem Deutschen Reich gewidmet ist, hoffend, daß sie auch im Frieden — und gerade im Frieden — Früchte trage.

Hinweisen möchten wir auch noch auf die spannende Geschichte „Florians Meisterstück" von P. L. Münzer, an die ein kleines Preisausschreiben geknüpft wird, in dem unsere Leser ihren Scharfsinn beweisen können. Die genauen Bedingungen dieses Preisausschreibens bringt das Oktoberheft.

Zwar schon einundvierzigjährig, aber noch jung und beherzt, reicht der „Heimgarten" seinen Freunden die Hand, überzeugt, sich zu seinen alten Anhängern noch ebensoviel neue zu erwerben!

Die Schriftleitung.

(Geschlossen am 20. August 1916.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Hans Fleder.** — Druck und Verlag „Leykam" in Graz.



CONTINUED ON NEXT REEL

CONTINUED ON NEXT REEL